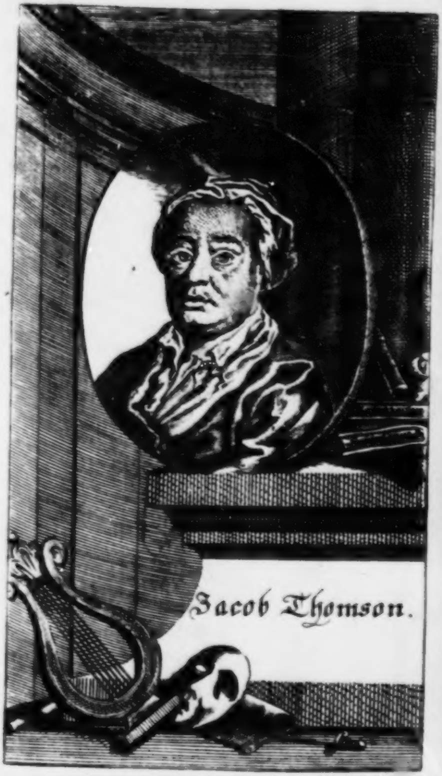
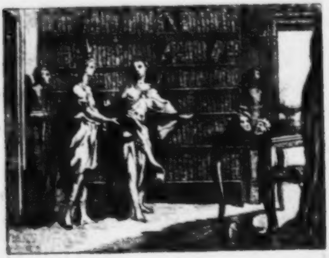

Jacob Thomson.

Gotth. Ephr. Leßings

Theatraliſche Bibliothek.



Erſtes Stück.

Berlin,
bey Chriſtian Friederich Voß, 1754.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorrede.

Man wird ſich der Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters erinnern, von welchen im Jahr 1750. vier Stück zum Vorſchein kamen. Nicht der Mangel der guten Aufnahme, ſondern andere Umſtände machten ihnen ein zu kurtzes Ende. Ich könnte es beweiſen, daß Leute von Einſicht und Geſchmack öffentlich die Fortſetzung derſelben gewünſcht haben. Und ſo viel man auch von dergleichen öffentlichen Wünſchen, nach Gelegenheit, ablaſſen muß, ſo bleibt doch noch immer ſo viel davon übrig, als hinlänglich iſt, mein gegenwärtiges Unternehmen zu rechtfertigen.

Man ſieht leicht, daß ich hiermit dieſe Theatraliſche Bibliothek als eine Folge gedachter Beyträge ankündigen will. Ich verliere mich, nach dem Sprichworte zu reden, nicht mit meiner Sichel in eine fremde Erndte; ſondern mein Recht auf dieſe Arbeit iſt gegründet. Von mir nehmlich ſchrieb ſich nicht nur der gantze Plan jener periodiſchen Schrift her, ſo wie er in der Vorrede entworfen wird; ſondern auch der größte Theil der darinn enthaltenen Aufſätze iſt aus meiner Feder gefloſſen. Ja ich kann ſagen, daß die fernere Fortſetzung nur dadurch wegfiel, weil ich länger keinen Theil daran nehmen wollte.

Zu dieſem Entſchuſſe brachten mich, Theils verſchiedene allzukühne und bittere Beurtheilungen, welche einer von meinen Mitarbeitern einrückte; Theils einige kleine Fehler, die von Seiten ſeiner gemacht wurden, und die nothwendig dem Leſer von den Verfaſſern überhaupt einen ſchlechten Begrif beybringen mußten. Er überſetzte, zum Exempel, die Clitia des Machiavells. Ich konnte mit der Wahl dieſes Stücks, in gewiſſer Abſicht, gantz wohl zu frieden ſeyn; allein mit ſeinem Vorberichte hatte ich Urſache, es gantz und gar nicht zu ſeyn. Er ſagte unter andern darinne: „Fragt „man mich, warum ich nicht lieber „ein gutes als ein mittelmäßiges „Stück gewählt habe? ſo bitte „ich, mir erſt ein gutes Stück „von dem italiäniſchen Theater zu nennen.„ ꞏ ꞏ ꞏ Dieſe Bitte machte mich ſo verwirrt, daß ich mir nunmehr beſtändig vorſtellte, ein jeder der in der welſchen Litteratur nur nicht gantz und gar ein Fremdling ſey, werde uns zuruffen: wenn ihr die Bühnen der übrigen Ausländer nicht beſſer kennt, als die Bühne der Italiäner, ſo haben wir uns feine Dinge von euch zu verſprechen!

Was war alſo natürlicher, als daß ich die erſte die beſte Gelegenheit ergrif, mich von einer Geſellſchaft los zu ſagen, die gar leicht meinen Entwurf in der Ausführung noch mehr hätte verunſtalten können? Ich nahm mir vor, meine Bemühungen für das Theater in der Stille fortzuſetzen, und die Zeit zu erwarten, da ich das allein ausführen könnte, von welchem ich wohl ſahe, daß es gemeinſchaftlich mit andern nicht allzuwohl auszuführen ſey.

Ich weis nicht, ob ich mir ſchmeicheln darf, dieſe Zeit jetzt erreicht zu haben. Wenigſtens kann ich verſichern, daß ich ſeit dem nicht aufgehöret habe, meinen erſtern Vorrath mit allem zu vermehren, was, nach einer kleinen Einſchränkung des Plans, zu meiner Abſicht dienlich war.

Dieſe Einſchränkung beſtand darinne, daß ich den Beyträgen, welche

che, ihrer erſten Anlage nach, ein Werk ohne Ende ſcheinen konnten, eine Anzahl mäßiger Bände beſtimmte, welche zuſammengenommen, nicht bloß einen theatraliſchen Miſchmaſch, ſondern wirklich eine critiſche Geſchichte des Theaters zu allen Zeiten und bey allen Völkern, obgleich ohne Ordnung weder nach den einen, noch nach den andern, enthielten. Ich ſetzte mir alſo vor, nicht alles aufzuſuchen, was man von der dramatiſchen Dichtkunſt geſchrieben habe, ſondern das beſte und brauchbarſte; nicht alle und jede dramatiſche Dichtern bekannt zu machen, ſondern die vorzüglichſten, mit welchen entweder eine jede Nation als mit ihren gröſsten pranget, oder welche wenigſtens Genie genug hatten, hier und da glückliche Veränderungen zu machen. Und auch bey dieſen wollte ich mich bloſs auf dieſe von ihren Stücken einlaſſen, welchen ſie den gröſsten Theil ihres Ruhms zu danken haben. Mein vornehmſtes Augenmerk blieben aber dabey noch immer die Alten, mit welchen ich das noch gewiſs zu leiſten hoffe, was ich in der Vorrede zu den Beyträgen verſprochen habe.

Zweyerley wird man daſelbſt auch noch verſprochen finden, womit ich mich aber jezt ganz und gar nicht abgeben will. Erſtlich werde ich es nicht wagen, die dramatiſchen Werke meiner noch lebenden Landsleute zu beurtheilen. Da ich mich ſelbſt unter ſie gemengt habe, ſo habe ich mich des Rechts, den Kunſtrichter über ſie zu ſpielen, verluſtig gemacht. Denn entweder ſie ſind beſſer, oder ſie ſind geringer als ich. Jene ſetzen ſich über mein Urtheil hinweg; und was dieſe ihre Leſer bitten, das muß ich die meinigen gleichfalls noch bitten:

- - - date creſcendi copiam
Novarum qui ſpectandi faciunt copiam
Sine vitiis - - -

Zweytens werde ich keine Nachrichten von dem gegenwärtigen Zuſtande der verſchiedenen Bühnen in Deutſchland mittheilen; Theils weil ich für die wenigſten derſelben würde ſtehen können; Theils weil ich unſern Schauſpielern nicht gern einige Gelegenheit zur Eiferſucht geben will. Sie brauchen, zum Theil, wenigſtens eben ſo viel Ermunterung und Nachſicht, als unſre Schriftſteller.

Was die äuſſerliche Einrichtung dieſer theatraliſchen Bibliothek anbelangt, ſo iſt weiter dabey nichts zu erinnern, als daß immer zwey Stück einen kleinen Band ausmachen ſollen. Der letzte Band, von welchem ich aber noch nicht beſtimmen

men kann, welcher es ſeyn wird, ſoll eine kurze chronologiſche Skiagraphie von allem, was in den vorhergehenden Bänden vorgekommen iſt, enthalten, und die nöthigen Verbindungen hinzuthun, damit man die Schickſale der dramatiſchen Dichtkunſt auf einmal überſehen könne. An keine gewiſſe Zeit werde ich mich dabey nicht binden; wohl aber kann ich verſichern, daß mir ſelbſt daran liegt, ſobald es ſich thun läßt, zu Stande zu kommen.

Inhalt des erſten Stücks.

I. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiele.

II. Leben des Herrn Jacob Thomſon.

III. Auszug aus dem ſpaniſchen Trauerſpiele Virginia, des Don Auguſtino de Montiano y Luyando.

IV. Auszug aus dem Schauſpieler des Herrn Remond von Sainte Albine.

V. Leben des Herrn Nericaut Destouches.

VI. Ueber das Luſtſpiel die Juden in dem 4ten Theile der Leßingſchen Schriften.

I.

Abhandlungen
von dem
weinerlichen oder rührenden
Luſtſpiele.

Neuerungen machen, kann ſowohl der Charakter eines groſſen Geiſtes, als eines kleinen ſeyn. Jener verläßt das alte, weil es unzulänglich, oder gar falſch iſt; dieſer, weil es alt iſt. Was bey jenem die Einſicht veranlaßt, veranlaßt bey dieſem der Eckel. Das Genie will mehr thun als ſein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anders.

Beyde laſſen ſich nicht immer auf den erſten Blick von einander unterſcheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit dieſen für jenes gelten läßt; und bald die hartnäckige Pedanterey, daß man, voll unwiſſenden Stolzes, jenes zu dieſem erniedriget. Genaue Beurtheilung muß mit der lauterſten Unpartheylichkeit verbunden ſeyn, wenn der aufgeworſene Kunſtrichter weder aus wollüſtiger Nachſicht, noch aus neidiſchem Eigendünkel fehlen ſoll.

Dieſe allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unſern Zeiten in der Dramatiſchen Dichtkunſt ſind gemacht worden. Weder das Luſtſpiel, noch das Trauerſpiel, iſt davon verſchont geblieben. Das erſtere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andre um einige herabgeſetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Luſtſpiele gelacht und abgeſchmackte Laſter ausgeziſcht habe; man kam alſo auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darinne weinen und an ſtillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu laſſen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standesperſonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken ſollten; man ſuchte ſich alſo aus dem Mittelſtande Helden, und ſchnallte ihnen den tragiſchen Stiefel an, in dem man ſie ſonſt, nur ihn lächerlich zu machen, geſehen hatte.

Die erſte Veränderung brachte dasjenige hervor, was ſeine Anhänger das **rührende Luſtſpiel**, und ſeine Widerſacher das **weinerliche** nennen.

Aus der zweyten Veränderung entſtand das **bürgerliche Trauerſpiel.**

Jene iſt von den **Franzoſen** und dieſe von den **Engländern** gemacht worden. Ich wollte faſt ſagen, daß ſie beyde aus dem beſondern Naturelle dieſer Völker entſprungen zu ſeyn ſcheinen. Der Franzoſe iſt ein Geſchöpf, das immer gröſſer ſcheinen will, als es iſt. Der Engländer iſt ein anders, welches alles groſſe zu ſich hernieder ziehen will. Dem einen ward es verdrüßlich, ſich immer auf der lächerlichen Seite vorgeſtellt zu ſehen; ein heimlicher Ehrgeitz trieb ihn, ſeines gleichen aus einem edeln Geſichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu laſſen; er glaubte bey ſich zu fühlen, daß gewaltſame Leidenſchaften und erhabne Gedanken nicht mehr für ſie, als für einen aus ſeinen Mitteln wären.

Dieſes iſt vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigſtens ein Gedanke iſt. —— Ich will für dieſesmal nur die erſte Veränderung zu dem Gegenſtande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweyten auf einen andern Ort ſparen.

Ich habe ſchon geſagt, daß man ihr einen doppelten Namen beylegt, welchen ich auch ſo gar in der Ueberſchrift gebraucht habe, um mich nicht durch die bloſſe Anwendung des einen, ſo ſchlecht weg gegen den Begrif des andern zu erklären. Das **weinerliche Luſtſpiel** iſt die Benennung derjenigen, welche wider dieſe neue

Gattung eingenommen ſind. Ich glaube, ob ſchon nicht hier, ſondern anderwärts, das Wort **weinerlich**, um das Franzöſiſche larmoyant auszudrücken, am erſten gebraucht zu haben. Und ich wüßte es noch jezt nicht beſſer zu überſetzen, wenn anders der ſpöttiſche Nebenbegrif, den man damit hat verbinden wollen, nicht verlohren gehen ſollte. Man ſieht dieſes an der zweyten Benennung, wo ihre Vertheidiger ihre Rechnung dabey gefunden haben, ihn gänzlich wegzulaſſen. Ein **rührendes Luſtſpiel** läßt uns an ein ſehr ſchönes Werk denken, da ein **weinerliches**, ich weis nicht was für ein kleines Ungeheuer zu verſprechen ſcheinet.

Aus dieſen verſchiedenen Benennungen iſt genugſam, glaub ich, zu ſchlieſſen, daß die Sache ſelbſt eine doppelte Seite haben müſſe, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, ſonſt würden ſich nicht ſo viel ſchöne und ſcharfſinnige Geiſter für ſie erklären: ſie muß aber auch eine ſchlechte haben, ſonſt würden ſich andre, die eben ſo ſchön und ſcharfſinnig ſind, ihr nicht widerſetzen.

Wie kann man alſo wohl ſichrer hierbey gehen, als daß man jeden von dieſen Theilen höret, um ſich alsdann entweder auf den einen, oder auf den andern zu ſchlagen, oder auch, wenn man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem ſie ſich gewiſſermaſſen beyde vereinigen

einigen laſſen? Zum guten Glücke finde ich, ſowohl hier als da, zwey Sprecher, an deren Geſchicklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, wenn ſie nicht beyde Recht haben.

Der eine iſt ein **Franzoſe** und der andre ein **Deutſcher**. Jener verdammt dieſe neue Gattung, und dieſer vertheidiget ſie; ſo wahr iſt es, daß die wenigſten Erfindungen, an dem Orte, wo ſie gemacht werden, den meiſten Schutz und die meiſte Unterſtützung finden.

Der Franzoſe iſt ein Mitglied der Akademie von Rochelle, deſſen Name ſich mit den Buchſtaben M. D. C. anfängt. Er hat Betrachtungen über **das weinerlich Komiſche** geſchrieben, welche bereits im Jahr 1749. auf fünf Bogen in klein Octav herausgekommen ſind. Hier iſt der völlige Titel: Reflexions ſur le Comique-larmoyant, par Mr. M. D. C. Tréſorier de France & Conſeiller au Preſidial, de l'Academie de la Rochelle; adreſſées à M. M. *Arcere* & *Thylorier* de la même Academie.

Der Deutſche iſt der Hr. Prof. **Gellert**, welcher im Jahr 1751. bey dem Antritte ſeiner Profeßur, durch eine lateiniſche Abhandlung pro Comœdia commovente, zu der feyerlichen Antrittsrede einlud. Sie iſt in Quart, auf drey Bogen gedruckt.

Die Regel, daß man das, was bereits gethan iſt, nicht noch einmal thun ſolle, wenn man nicht gewiß wüßte, daß man es beſſer thun werde, ſcheint mir ſo billig, als bequem. Sie allein würde mich daher entſchuldigen, daß ich jezt gleich beyde Aufſätze meinem Leſer überſetzt vorlegen will, wenn dieſes Verfahren eine Entſchuldigung brauchte.

Mit der Abhandlung des Franzoſen, die man alſo zuerſt leſen wird, bin ich ein wenig franzöſiſch verfahren, und beynahe wäre ich noch franzöſiſcher damit umgegangen. Sie iſt, wie man geſehen hat, an zwey Nebenmitglieder der Akademie zu Rochelle gerichtet; und ich habe es für gut befunden, dieſe Anrede durchgängig zu verändern. Sie hat verſchiedene Noten, die nicht viel ſagen wollen; ich habe alſo die armſeligſten weggelaſſen, und beynahe hätte ſie dieſes Schickſal alle gehabt. Sie hat ferner eine Einleitung von ſechs Seiten, und auch dieſe habe ich nicht überſetzt, weil ich glaube, daß ſie zu vermiſſen iſt. Beynahe hätte ich ſogar den Anfang der Abhandlung ſelbſt übergangen, wo uns mit wenigen die ganze Geſchichte der Dramatiſchen Dichtkunſt, nach dem Pater **Brumoi**, erzehlt wird. Doch weil der Verfaſſer verſichert, daß er dieſe Schritte zurück nothwendig habe thun müſſen, um deſto ſichrer und mit deſto mehr Kräften auf ſeinen eigentlichen Gegenſtand loßgehen zu können, ſo habe ich alles gelaſſen wie es iſt. Seine Schreibart übrigens ſchmeckt ein wenig nach der **koſtbaren** Art, die auch keine ne Kleinigkeit ohne Wendung ſagen will. Ich habe ſie größten Theils müſſen beybehalten, und man wird mich entſchuldigen.

Ohne weitre Vorrede endlich zur Abhandlung ſelbſt zu kommen; hier iſt ſie!

Betrachtungen
über das
weinerlich Komiſche,
aus dem Franzöſiſchen
des Herrn M. D. C.

Die Schaubühne der Griechen, das unſterbliche Werk des Pater **Brumoi**, lehret uns, daß die Komödie, nachdem ſie ihre bretterne Gerüſte verlaſſen, ihr Augenmerk auf den Unterricht der Bürger, in Anſehung der politiſchen Angelegenheiten der Regierung, gerichtet habe. In dem erſten Alter der Bühne grif man vielmehr die Perſonen, als die Laſter an, und gebrauchte lieber die Waffen der Satyre, als die Züge des Lächerlichen. Damals waren der Weltweiſe, der Redner, die Obrigkeit, der Feldherr, die Götter ſelbſt, den allerblutigſten Spöttereyen ausgeſetzt; und alles, ohne Unterſcheid, ward das Opfer einer Freyheit, die keine Grenzen kannte.

Die erſtern Geſetze ſchränkten dieſe unbändige Frechheit der Dichter einigermaſſen ein. Sie durften ſich nicht erkühnen irgend eine Perſon zu nennen; allein ſie fanden gar bald das Geheimniß, ſich dieſes Zwangs wegen ſchadlos zu halten. Ariſtophanes und ſeine Zeitgenoſſen ſchilderten unter geborgten Namen, vollkommen gleichende Charaktere; ſo daß ſie das Vergnügen hatten, ſo wohl ihrer Eigenliebe, als der Bosheit der Zuſchauer, auf eine feinre Art ein Gnüge zu thun.

Das dritte Alter der Athenienſiſchen Bühne war unendlich weniger frech. Menander, welcher das Muſter derſelben ward, verlegte die Scene an einen eingebildeten Ort, welcher mit dem, wo die Vorſtellung geſchah, nichts mehr gemein hatte. Die Perſonen waren gleichfalls Geſchöpfe der Erfindung, und wie die Begebenheiten erdichtet. Neue Geſetze, welche weit ſtrenger als die erſtern waren, erlaubten dieſer neuen Art von Komödie nicht das geringſte von dem zu behalten, was ſie etwa den erſten Dichtern konnte abgeborgt haben.

Das Lateiniſche Theater machte in der Art des Menanders keine Veränderung, ſondern begnügte ſich, ihr mehr oder weniger knechtiſch nachzuahmen, nach dem das Genie ſeiner Verfaſſer beſchaffen war. Plautus, welcher eine vortrefliche Gabe zu ſcherzen hatte, entwarf alle ſeine Schilderungen von der Seite des Lächerlichen, und wäre weit lieber ein Nacheiferer des Ariſtophanes als des Menanders geweſen, wenn er es hätte wagen dürfen. Terenz war kälter, anſtändiger und regelmäßiger; ſeine Schilderungen hatten mehr Wahrheit, aber weniger Leben. Die Römer, ſagt der Pater Rapin, glaubten in artiger Geſellſchaft zu ſeyn, wann ſie den Luſtſpielen dieſes Dichters beywohnten; und ſeine Scherze ſind, nach dem Urtheile der Frau Dacier, von einer Leichtigkeit und Beſcheidenheit, die den Luſtſpieldichtern aller Jahrhunderte zum Muſter dienen kann.

Die perſönliche Satyre und das Lächerliche der Sitten machten alſo, die auf einander folgenden Kennzeichen der Gedichte von dieſen verſchiedenen Arten des Komiſchen, aus; und unter dieſen Zügen einzig und allein ſuchten die Verfaſſer ihre Mitbürger zu beſſern und zu ergötzen. Doch dieſe letztre Art, welche ſich auf alle Stände erſtrecken konnte, ward nicht ſo weit getrieben, als ſie es wohl hätte ſeyn können. Wir haben in der That kein Stück, weder im Griechiſchen noch im Lateiniſchen, deſſen Gegenſtand unmittelbar das Frauenzimmer ſey. Ariſtophanes führt zwar oft genug Weibsbilder auf, allein nur immer als Nebenrollen, welche keinen Antheil an dem Lächerlichen haben; und auch alsdenn, wenn er ihnen die erſten Rollen giebt, wie zum Exempel in den **Rednerinnen**, fällt dennoch die Critik auf die Mannsperſonen zurück, welche den wahren Gegenſtand ſeines Gedichts ausmachen.

Plautus und Terenz haben uns nichts als das ſchändliche und feile Leben der griechiſchen Buhlerinnen vorgeſtellt. Dieſe häßlichen Schilderungen können uns keinen richtigen Begrif von der häuslichen Aufführung des römiſchen Frauenzimmers machen; und unſre Neugierde wird beſtändig ein für die Critik ſo weitläuſtiges und fruchtbares Feld vermiſſen. Die Neuern, welche glücklicher (oder ſoll ich vielmehr ſagen, verwegener?) waren, haben ſich die Sitten des andern Geſchlechts beſſer zu Nutze gemacht, und ihnen haben wir es zu danken, daß es nunmehr nicht anders, als auf gemeine Unkoſten lachen kann.

Das Jahrhundert des Auguſtus, welches faſt alle Arten zur Vollkommenheit brachte, ließ dem Jahrhunderte Ludewigs des XIV. die Ehre, die komiſche Dichtkunſt bis dahin zu bringen. Da aber die Ausbreitung des Geſchmacks nur allmälich geſchieht, ſo haben wir vorher tauſend Irrthümer erſchöpfen müſſen, ehe wir auf den beſtimmten Punkt gelangt ſind, auf welchen die Kunſt eigentlich kommen muß. Als unbehutſame Nachahmer des Spaniſchen Genies, ſuchten unſre Väter in der Religion den Stof zu ihren verwegenen Ergötzungen; ihre unüberlegte Andacht unterſtand ſich, die allerverehrungswürdigſten Geheimniſſe zu ſpielen, und ſcheute ſich nicht, eine ungeheure Vermiſchung von Frömmigkeit, Ausſchweifungen und Poſſen auf die öffentlichen Bühnen zu bringen.

Hierauf bemächtigte ſich, zufolge einer ſehr widerſinnigen Abwechſelung, der Geſchmack an verliebten Abentheuern unſrer Scene. Man ſahe nichts als Romane, die aus einer Menge Liebshändel zuſammen geſetzt waren, ſich auf derſelben verwirren und zum Erſtaunen entwickeln. Alle das Fabelhafte und Unglaubliche der irrenden Ritterſchaft, die Zweykämpfe und Entführungen ſchlichen ſich in unſre Luſtſpiele ein; das Herz ward dadurch gefährlich angegriffen, und die Frömmigkeit hatte Urſache darüber unwillig zu werden.

Endlich erſchien **Corneille**, welcher dazu beſtimmt war, die eine Scene ſowohl, als die andre berühmt zu machen. **Melite** brachte eine neue Art von Komödie hervor; und dieſes Stück welches uns jetzt ſo ſchwach und fehlerhaft ſcheint, ſtellte unſern erſtaunten Vorältern Schönheiten dar, von welchen man ganz und gar nichts wußte.

Unterdeſſen muß man doch erſt von dem **Lügner** die Epoche der guten Komödie rechnen. Der groſſe **Corneille**, welcher den Stof dazu aus einem ſpaniſchen Poeten zog, leiſtete damit dem franzöſiſchen Theater den allerwichtigſten Dienſt. Er eröfneten ſeinen Nachfolgern den Weg, durch einfache Verwicklungen zu gefallen, und lehrte die ſinnreiche Art, ſie unſern Sitten gemäß einzurichten.

Von dem **Lügner** muß man ſo gleich auf den **Moliere** kommen, um die franzöſiſche Scene auf ihrer Staffel der Vollkommenheit zu finden. Dieſem bewundernswürdigen Schriftſteller haben wir die ſiegenden Einfälle zu danken, welche unſere Luſtſpiele auf alle Europäiſche Bühnen gebracht haben, und uns einen ſo beſondern Vorzug vor den Griechen und Römern geben.

Nunmehr ſahe man alle Schönheiten der Kunſt und des Genies in unſern Gedichten verbunden: eine vernünftige Oekonomie in der Eintheilung der Fabel und dem Fortgange der Handlung; fein angebrachte Zwiſchenfälle, die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers anzufeuren; ausgeführte Charaktere, die mit Nebenperſonen in eine ſinnreiche **Abſtechung** * gebracht waren, um den Originalen deſto mehr Vorſprung zu geben. Die Laſter des Herzens wurden der Gegenſtand des hohen Komiſchen, welches dem Alterthume, und, vor Molieren, allen Völkern

---

* Durch dieſes Wort habe ich das Franzöſiſche Contraſte überſetzen wollen. Wer es beſſer zu überſetzen weis, wird mir einen Gefallen thun, wann er mich es lehret. Nur daß er nicht glaubt, es ſey durch Gegenſatz zu geben. Ich habe Abſtechung deswegen gewählt, weil es von den Farben hergenommen, und alſo eben ſo wohl ein mahleriſches Kunſtwort iſt, als das franzöſiſche. Ueb.

Europens unbekannt wär, und eine neue erhabne Art ausmacht, deren Reitze nach Maßgebung des Umfanges und der Zärtlichkeit der Gemüther empfunden werden. Endlich ſo ſahe man auch, in der von den Alten nachgeahmten Gattung, eine auf die Sitten und Handlungen des bürgerlichen und gemeinen Lebens ſich beziehende Beurtheilung; das luſtige und Spaßhafte wurde aus dem Innerſten der Sache ſelbſt genommen, und weniger durch die Worte als durch die wahrhaftig komiſchen Stellungen der Spiele ausgedrückt.

Bey Erblickung dieſes edeln Fluges konnte man natürlicher Weiſe nicht anders denken, als daß die Komödie auf dieſem Grade der Vortreflichkeit, welchen ſie endlich erlangt hatte, ſtehen bleiben, und daß man wenigſtens alle Mühe anwenden würde, nicht aus der Art zu ſchlagen. Allein, wo ſind die Geſetze, die Gewohnheiten, die Vergleiche, welche dem Eigenſinne der Neuigkeit widerſtehen, und den Geſchmack dieſer gebiethriſchen Göttin feſtſetzen könnten? Das Anſehen des Moliere, und noch mehr, die Empfindung des Wahren, nöthigten zwar einigermaſſen verſchiedne von ſeinen Nachfolgern, in ſeine Fußtapfen zu treten, und laſſen ihn auch noch jetzt berühmte Schüler finden. Doch der größte Theil unſrer Verfaſſer, und ſelbſt diejenigen, welchen die Natur die meiſten Gaben ertheilet hat, glauben, daß ſie ein ſo nützliches Muſter verlaſſen können, und beſtreben ſich um die Wette, einen Namen zu erlangen, den ſie, weder der Nachahmung der Alten noch der Neuern, zu danken hätten.

Ich will unter der Menge von Neuigkeiten, die ſie auf unſre Scene gebracht haben, nichts von jenen beſondern Komödien ſagen, worinne man Weſen der Einbildung zur wirklichen Perſon gemacht und ſie anſtatt dieſer gebraucht hat: es iſt dieſes ein feyenmäßiger Geſchmack, und nur die Oper hat das Recht ſich ihn zuzueignen. Auch von jenen Komödien will ich nichts gedenken, worinne die ſpitzige Lebhaftigkeit des Geſprächs anſtatt der Verwicklung und Handlung dienen muß; man hat ſie für nichts als für feine Zergliederungen der Empfindungen des Herzens, und für ein Zuſammengeſetztes aus Einfällen und Strahlen der Einbildungskraft anzuſehen, welches geſchickter iſt, einen Roman glänzend zu machen, als ein dramatiſches Gedicht mit ſeinen wahren Zierrathen auszuputzen. Ich will mich vorjezo blos auf diejenige neue Gattung des Komiſchen einſchränken, welcher der Abt Desfontaines den Zunahmen der **Weinerlichen** gab, und für die man in der That ſchwerlich eine anſtändigere und gemäßere Benennung finden wird. (1)

Damit

---

(1) Ich geſtehe es, nichts iſt lächerlicher, als über Namen zu ſtreiten; es iſt aber auch eben ſo lä-

cher-

Damit man mir aber nicht ein Unding zu beſtreiten, Schuld geben könne, ſo muß ich hier die Maximen eines Apologiſten der **Melanide**,* dieſer mit Recht ſo berühmten Komödie, von welcher ich noch oft in der Folge zu reden Gelegenheit finden werde, einrücken. „Warum wollte man, ſagt er, einem Verfaſſer verwehren, in eben demſelben Werke das Feinſte, was das Luſtſpiel hat, mit dem Rührendſten, was das Trauerſpiel darbiethen kann, zu verbinden. Es tadle dieſe Vermiſchung wer da will; ich, für mein Theil, bin ſehr wohl damit zufrieden. Die Veränderungen ſogar in den Ergötzungen lieben, iſt der Geſchmack der Natur : : : Man geht von einem Vergnügen zu dem anderen über; bald lacht man, und bald weinet man. Dieſe Gattung von Schauſpielen, wenn man will, iſt neu; allein ſie hat den Beyfall der Vernunft und der Natur, das Anſehen des ſchönen Geſchlechts und die Zufriedenheit des Publicums für ſich.

Von

---

cherlich, einen bekannten und beſtimmten Namen einer Sache beyzulegen, der er nicht zukömmt. Der Name einer Komödie kömmt dem weinerlich Komiſchen nicht beſſer zu, als der Name eines Epiſchen Gedichts den Abentheuern des Dom Quichott zukömmt : : Wie ſoll man alſo dieſe neue Gattung bezeichnen? Eine in Geſpräche gebrachte pathetiſche Declamation, die durch eine romanenhafte Verwicklung zuſammen gehalten wird ꝛc. Man ſehe Principes pour lire les Poetes im 2ten Theile.

* Lettres ſur Melanide. Paris, 1741.

Von dieſer Art ſind die gefährlichen Maximen, gegen die ich mich zu ſetzen wage; denn man merke wohl, daß ich von einer aufrichtigen Bewunderung des Genies der Verfaſſer durchdrungen bin, und niemals etwas anders als den Geſchmack ihrer Werke, oder vielmehr **das weinerlich Komiſche überhaupt genommen**, angreiffe. Ich habe mir beſtändig die Freyheit vorbehalten, den liebenswürdigen Dichtern tauſend Lobſprüche zu ertheilen, die uns durch ſehr wirkliche Schönheiten der Ausführung, durch die Entdeckung verſchiedner wahren und ſich ausnehmenden Schilderungen und Charaktere, durch die blendende Neuigkeit ihrer Farbenmiſchung, oft dasjenige zu verbergen wußten, was an dem Weſentlichen ihrer Fabel etwa nichtig oder fehlerhaft ſeyn konnte. Das Genie des Verfaſſers ſtrahlet allezeit durch, und kann ihm, ohngeachtet der Fehler ſeines Werks, ein gerechtes Lob erwerben: allein die Fehler ſeines Werks ſtrahlen gleichfalls durch, und können, Troz den Bezaubrungen, die das Genie des Werkmeiſters angebracht hat, mit Grund getadelt werden.

Nachdem ich alſo den hochachtungswürdigen Gaben der Künſtler in dieſer neuen Gattung, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſo laßt uns ohne Furcht den Geſchmack ihrer Stücke unterſuchen, und gleich Anfangs ſehen, ob ihnen das Alterthum Beyſpiele darbiethe, die ſie uns zur Rechtfertigung ihrer Wahl entgegenſetzen können.

Aus dem leichten Entwurfe, den wir eben jetzt betrachtet haben, iſt es klar und deutlich, daß ihnen das griechiſche Theater keine Idee, die mit dem weinerlich Komiſchen analogiſch wäre, geben konnte. Die Stücke des Ariſtophanes ſind eigentlich faſt nichts, als ſatyriſche Geſpräche; und aus den Fragmenten des Menanders erhellet, daß auch dieſer Dichter bloß die Farben des Lächerlichen, oder derjenigen allgemeinen Critik gebraucht habe, welche mehr den Witz erfreuet, als das Gemüthe angreift.

Die Art und Weiſe des lateiniſchen Theaters iſt eben ſo wenig für ſie. * Es iſt ganz und gar nicht die Weichmachung der Herzen, die Plautus zum Gegenſtand ſeiner Luſtſpiele gewählt hat. Keine einzige von ſeinen Fabeln, kein einziger von ſeinen Zwiſchenfällen, kein einziger von ſeinen Charaktern iſt dazu beſtimmt, daß wir Thränen darüber vergieſſen ſollen. Es iſt wahr, daß man bey dem Terenz einige rührende Scenen findet; zum Exempel diejenigen, wo Pamphilus ſeine zärtliche Unruhe für die Glycerium, die er verführt hatte, ausdrückt: allein die Stellung eines jungen verliebten Menſchen

---

* Man redet hier von dem lateiniſchen Theater bloß nach Beziehung auf die zwey Schriftſteller, die uns davon übrig ſind.

ſchen, der von der Ehre und von der Leidenſchaft gleich ſtark getrieben wird, hat ganz und gar keine Aehnlichkeit mit den Stellungen unſrer neuen Originale. Terenz findet unter der Hand bewegliche Stellungen, dergleichen die Liebe beſtändig hervorbringt; und er drückt ſie auch mit demjenigen Feuer und mit derjenigen ungekünſtelten Einfalt aus, welche die Natur ſo wohl treffen, und auf einen gewiſſen Punkt feſt ſtellen. Iſt aber dieſes der Geſchmack der neuen Schauſpielſchreiber? Sie wählen, mit allem Bedacht, eine traurige Handlung, und durch eine natürliche Folge ſind ſie hernach verbunden, ihren vornehmſten Perſonen einen klagenden Ton zu geben, und das Komiſche für die Nebenrollen aufzubehalten. Die Zwiſchenfälle entſtehen blos um neue Thränen vergieſſen zu laſſen, und man geht endlich aus dem komiſchen Schauſpiele mit einem von Schmerz eben ſo beklemmten Herze, als ob man die Medea oder den Thyeſt hätte aufführen ſehen.

Bey den Alten alſo können die Urheber der neuen Gattung ihre klägliche Weiſe nicht gelernt haben; und ihr Sieg würde nicht lange ungewiß bleiben, wenn er von ihren Beyſpielen abhinge, oder auch nur von den Beyſpielen der franzöſiſchen Dichter, welche bis zu Anfange dieſes Jahrhunderts auf unſerm Theater geglänzt haben. Der Zuſammenfluß ſo vieler wichtigen Exempel könnte ohne Zweifel eine ſiegende Ueberzeugung verurſachen; gleichwohl aber will ich dieſem Vortheile auf einen Augenblick entſagen, und unterſuchen, ob dieſe neue mit komiſchen und kläglichen Zügen vermiſchten Accente genau aus der Natur hergehohlet ſind. Ich räume es ein, daß der widrige Gebrauch, dem man zwanzig Jahrhunderte hindurch gefolgt iſt, die Vernunft nicht aus ihrem Rechte verdringen kann, und daß ein von ihm geheiligter Irrthum, deswegen nicht aufhöre ein Irrthum zu ſeyn. Ich gebe meinen Gegnern folglich alle mögliche Beqvemlichkeit, und ſie können, ohne ungerecht zu ſeyn, mehr Höflichkeit und Uneigennützigkeit von mir nicht fordern.

Nach den verſchiednen Rührungen des Herzens entweder lachen oder weinen, ſind, ohne Zweifel, natürliche Empfindungen: allein in eben demſelben Augenblicke lachen und weinen, und jenes in der einen Scene fortſetzen, wenn man in der andern dieſes thun ſoll, das iſt ganz und gar nicht nach der Natur. Dieſer ſchleinige Uebergang von der Freude zur Betrübniß, und von der Betrübniß zur Freude, ſetzet die Seele in Zwang und verurſacht ihr unangenehme und gewaltſame Bewegungen. *

---

* Es iſt nicht der Körper, welcher in dem Schauſpiele lacht oder weinet; es iſt die Seele, die von den Eindrücken, die man auf ſie macht, gerühret wird. Wann ſie, durch das Pathetiſche bewegt, und durch das Komiſche erfreut wird, ſo iſt ſie zu gleicher

Damit man dieſe Wahrheit in aller ſeiner Stärke empfinde, ſo wird man mir erlauben, ein verhaßtes Exempel anzuführen: denn wenn man nicht überreden kann, ſo muß man zu überzeugen ſuchen. In dem ungeheuren Luſtſpiele **Samſon**, reißt dieſer von einem muthigen Eifer erfüllte Held, nachdem er das höchſte Weſen angerufen, die Thore des Gefängniſſes ein, und trägt ſie auf ſeinen Schultern fort. Den Augenblick darauf erſcheint Harlequin und bringt einen Kalekutſchhahn, und ſchüttet ſich in komiſchen Poſſen aus, die eben ſo kriechend ſind, als die Empfindungen des Helden edel und großmüthig zu ſeyn geſchienen hatte. Ich bitte, was kann man wohl zu einer **Abſtechung** ſagen, die auf einmal zwey ſo widrige Stellungen zeiget, und zwey ſo widerſprechende Bewegungen verurſachet? Kann man noch zweifeln, daß Vernunft und Anſtändigkeit ihr gleich ſehr zuwider ſind? Kann man verhindern, daß nicht eine Art von Verdruß gegen den Zuſammenlauf nichtswürdiger Zuſchauer, welche ſolche widerwärtige Ungereimtheiten bewundern können, in uns entſtehen ſollte?

Ueber

---

cher Zeit ein Raub zweyer gegenſeitigen Bewegungen ‚ ‚ Wie erſtaunlich iſt es für den menſchlichen Geiſt, ſo ſchleunig und ohne Vorbereitung, von dem Tragiſchen auf das Komiſche über zu gehen, und von einer zärtlichen Erkennung, auf die Schäkereyen eines Mädchens und eines Petitmaiters ꝛc. Principes, eben daſelbſt.

Ueber eine ſo närriſche Vermiſchung läßt man ohne Zweifel die Verdammung ergehen: allein es giebt eine minder merkliche, welche eine edlere Wendung hat, und dieſe iſt es, der man wohl will, und zu deren Vertheidigung man bis zu den erſten Grundſätzen zurück geht.

Derjenige, ſagt man, der das Schauſpiel einer Komödie zuerſt aufführte, konnte nach keinem Muſter arbeiten; er machte ſich einen Plan nach ſeiner Einſicht, und das neue Werk bekam folglich ſeine Natur und ſeine Eigenſchaften aus dem Innerſten ſeiner Begriffe. Die, welche nachfolgten, glaubten eben ſo wohl ein Recht zum Erfinden zu haben; unter ihren Händen bekam die Komödie eine neue Form, welche gleichfalls der Veränderung unterworfen war. Dieſe Veränderungen wurden nicht als Neuerungen ausgeſchrien; man hatte es ſich noch nicht in Sinn kommen laſſen, daß es nicht erlaubt ſey, Aenderungen zu machen, und die Hirngeburth eines Verfaſſers anders zu bearbeiten, deren Natur ziemlich willkührlich ſeyn muß. Denn kurz, ſetzt man hinzu, das Weſen der Komödie, es mag nun beſtehen worinne es will, kann doch nimmermehr ſo unwandelbar feſtgeſetzt ſeyn, als es das Weſen der geometriſchen Wahrheiten iſt; und hieraus ſchließt man endlich, daß es unſern Neuern erlaubt ſeyn müſſe, die alte Einrichtung des komiſchen Gedichts zu ändern. Das Beyſpiel ihrer Vorgänger muntert ſie dazu auf, und die Natur der Sache erlaubt es.

So übertäubend als dieſer Einwurf zu ſeyn ſcheinet, ſo braucht es, ihn übern Haufen zu ſtoſſen, doch weiter nichts, als daß man die Grundſätze deſſelben zugiebt, und die daraus gemachte Folgerung leugnet. Es iſt wahr, daß alle Geburthen des Genies, ſo zu reden, ihr Tappen haben, bis ſie zu ihrer Vollkommenheit gelangt ſind; allein, es iſt auch eben ſo gewiß, daß verſchiedne von denſelben, ſie ſchon erreicht haben, als das epiſche Gedichte, die Ode, die Beredſamheit und die Hiſtorie. Homer, Pindarus, Demoſthenes und Thucydides ſind die Lehrmeiſter des Virgils, des Horaz, des Cicero und des Livius geweſen. Das vereinigte Anſehen dieſer groſſen Männer iſt zum Geſetze geworden; und dieſes Geſetz haben hernach alle Nationen angenommen, und die Vollkommenheit einzig und allein an die genaue Nachahmung dieſer alten Muſter gebunden. Wenn es alſo nun wahr iſt, daß das Weſen dieſer verſchiednen Werke ſo unveränderlich feſtgeſtellet iſt, als es nur immer durch die aller verehrungswürdigſten Beyſpiele feſtgeſtellet werden kann; aus was für einer beſondern Urſache ſollte es denn nur vergönnet ſeyn, das Weſen der Komödie zu ändern, welches durch die allgemeine Billigung nicht minder geheiliget iſt.

Und man glaube nur nicht, daß dieſe durchgängige Uebereinſtimmung ſchwer zu beweiſen ſey. Man nehme den Ariſtophanes, Plautus und Terenz; man durchlaufe das engliſche Theater und die guten Stücke des Italiäniſchen; man beſinne ſich hernach auf den Moliere und Regnard und verbinde dieſe thätlichen Beweiſe mit den Entſcheidungen der dramatiſchen Geſetzgeber, des Ariſtoteles, des Horaz, des Deſpreaux, des P. Rapins, ſo wird man die einen ſowohl, als die andern, dem Syſtem des kläglich Komiſchen gänzlich zuwider finden. Zwar wird man die nothwendigen Verſchiedenheiten zwiſchen den Sitten und dem Genie der Dichter eines jeden Volks bemerken; zwar wird man, nach Beſchaffenheit der Gegenſtände, in den Stücken, welche die Laſter des Herzens angreiſen, einen nothwendig ernſthaften Ton antreffen, ſo wie man in denen, welche mit den Ungereimtheiten des Verſtandes zu thun haben, eine Vermiſchung des Scherzes und des Ernſtes, und in denen, welche nur das Lächerliche ſchildern ſollen, nichts als komiſche Züge und Wendungen finden wird; zwar wird man ſehen, daß die Kunſt eben nicht verbunden iſt, uns zum Lachen zu bewegen, und daß ſie ſich oft begnügt, uns weiter nicht als auf diejenige innere Empfindung, welche die Seele erweitert, zu bringen, ohne uns zu den unmäßigen Bewegungen zu treiben, welche laut ausbrechen:

aber jenen traurigen und kläglichen Ton, jenes romanenhafte Gewinsle, welches vor unſern Augen der Abgott des Frauenzimmers und der jungen Leute geworden iſt, wird man ganz und gar nicht gewahr werden. Mit einem Worte, dieſe Unterſuchung wird uns überzeugen, daß es wider die Natur der komiſchen Gattung iſt, uns unſre Fehler beweinen zu laſſen, es mögen auch noch ſo häßliche Laſter geſchildert werden; daß Thalia, ſo zu reden, auf ihrer Maske keine andre Thränen, als Thränen der Freude und der Liebe duldet; und daß diejenigen, welche ſie quaſi-tragiſche Thränen wollen vergieſſen laſſen, ſich nur eine andre Gottheit für ihre Opfer ſuchen können.

Der Einwurf alſo, den man aus der willkührlichen Natur der Komödie hergenommen, ſcheint mir hinlänglich widerlegt zu ſeyn; weil alles, was die vornehmſte Wirkung, die ein Werk hervorbringen ſoll, vernichtet, ein weſentlicher Fehler iſt. Wollte man gleichwohl noch darauf dringen, daß die Komödie natürlicher Weiſe mehr, als irgend eine andre Geburth des Genies, dem Geſchmacke des Jahrhunderts, in welchem man ſchreibt, unterworfen ſey, und daß man dieſem Geſchmacke alſo folgen müſſen, wenn man darinne glücklich ſeyn wolle; ſo nehme ich dieſe Maximen ganz gerne an: allein was kann daraus zur Ehre des weinerlich Komiſchen flieſſen?

ſen? Weit gefehlt, daß der allgemeine Geſchmack ſich dafür erkläre; wenigſtens ſind die Stimmen getheilt. Es giebt ein auserwähltes Häufchen Zuſchauer, bey welchen das heilige Feuer der Wahrheit gleichſam niedergelegt worden, und deſſen ſichrer und unveränderlicher Geſchmack ſich niemals unter die Tyranney der Mode geſchmiegt, noch dieſen Götzen weniger Tage angebethet hat.

Dieſem erleuchteten Theile des Publicums hat man es zu danken, daß ſich noch in allen Gattungen jene ausgeſuchte Empfindung der Natur und jener vollkommene Geſchmack erhält, der, indem er wider die Blendungen gefährlicher Neuigkeiten eifert, zugleich den wirklich nützlichen Erfindungen ihren wahren Werth zu beſtimmen weis. Er iſt eben ſo einfach, als die Wahrheit ſelbſt; oder wenn man lieber dem Lehrgebäude des franzöſiſchen Odendichters * folgen will, ſo giebt es nur einen gedoppelten, deren Züge hier zu entwerfen nicht undienlich ſeyn wird, damit man den Unterſcheid ihrer Charaktere deſto beſſer empfinde.

---

* Der Verfaſſer zielt hier auf eine Stelle in des Rouſſeau Briefe an Thalien. Sie iſt ſo trocken ſchön, daß ich ſie nicht zu überſetzen wage. Wenn ich mich nicht irre, ſo iſt es eben die, welche der Herr von Voltaire an einem Orte ſehr ſcharf getadelt hat. Man ſehe, ob Rouſſeau mehr darinne ſagt als, daß es mit dem Geſchmacke eine kutzliche Sache

Der erſte giebt ſich mit den Laſtern ab, welche verächtlich machen, und mit den Ungereimtheiten, durch die man lächerlich wird: er belebt ſeine Bilder mit lachenden und ſatyriſchen Zügen; er will, daß ſich jeder in ſeinen Gemählden erkennen, und über ſeine eigne Abſchilderungen eben ſo boshaft lachen ſolle, als ob alles auf Koſten ſeines Nächſten gehe. Der andere hingegen greift nur gewiſſe Fehler an, oder beſſer zu reden, er greift ganz und gar keine an: er ſucht mühſam nichts, als traurige und außerordentliche Stellungen, und mahlt ſie mit den allerdunkelſten Farben. Der eine erfreut das Herz und vergnügt den Geiſt, durch ein lebhaftes und ſich ausnehmendes Spiel, welches allen Verdruß verjagt; der andere ſtürzt uns durch einen traurigen Ton wieder hinein, und giebt ſich alle Mühe eure Seele durch gehäufte Erzehlungen von Unglücksfällen zu betrüben. Nun wage man es, den Vorzug zu entſcheiden, oder leugne die Wahrheit dieſer Charaktere.

Meine

Sache ſey, und daß er nothwendig entweder gut oder ſchlecht ſeyn müſſe.

Tout inſtitut, tout art, toute police
Subordonnée au pouvoir du caprice,
Doit être auſſi conſequemment pour tous
Subordonnée à nos differens gouts
Mais de ces gouts la diſſemblence extreme,
A le bien prendre, eſt un foible probleme;
Et quoi qu'on diſe, on n'en ſauroit jamais
Compter que deux; l'un bon, l'autre mauvais &c.

Ueb.

Meine Gegner werden nunmehr unter ihren Einwürfen wählen müſſen; denn ob man ſchon, durch die Beantwortung aller und jeder, die Materie ergründen würde, ſo muß ich mich doch, zu Vermeidung der Weitläuftigkeit nur auf die ſcheinbarſten einſchränken.

„Die Komödie iſt das Bild der Handlungen des gemeinen Lebens, oder, wenn man lieber will, der gewöhnlichen Laſter oder Tugenden, die den Zirkel deſſelben erfüllen. In der Schilderung ſo wohl der guten, als ſchlechten Eigenſchaften, beſtehet daher ihre weſentliche Beſchaffenheit. Das Portrait der Menſchen mit Genauigkeit entwerfen, ihre Gemüthsneigungen und Geſinnungen auf das deutlichſte ausdrücken, und dieſe Gemählde zum Vortheile der Sitten anwenden; das heißt, auf einmal die groſſen Gegenſtände der Kunſt und des Künſtlers faſſen.

Obſchon dieſe Grundſätze, überhaupt betrachtet, wahr ſind, ſo können ſie doch nicht anders, als auf eine ganz indirecte Weiſe, auf die komiſche Dichtkunſt angewendet werden. Die Menſchen mahlen, und ihre Gemüthsarten mit Genauigkeit ausdrücken, iſt ein Zweck, den auch die la **Rochefoucaults** und die la **Bruyere** mit ihr gemein haben, die uns zwar Gemählde von Laſtern und Tugenden überhaupt, niemals aber dramatiſche Gedichte haben liefern wollen. Die Schilderungen der guten und böſſen Eigenſchaften macht alſo nicht an und für ſich ſelbſt das Weſen der Komödie aus; die Wahl und die Miſchung der Farben, die Stellung und der Ausdruck der Perſonen, dieſe ſind es, die ihr vornehmlich Namen, Form und Weſen ertheilt haben.

Man muß daher den Gegenſtand der Kunſt und die Pflicht des Künſtlers wohl unterſcheiden. Der erſtre iſt durch den Tadel des Laſters und durch die Anpreiſung der Tugend genugſam erfüllet. Der andern aber ein Genüge zu thun, muß der Poet ſich nothwendig ſolcher Farben bedienen, welche ſowohl den allgemeinen Laſtern, dergleichen die Leidenſchaften ſind, die ihren Urſprung aus dem Herzen haben, als den beſondern Lächerlichkeiten, dergleichen die thörigten Moden ſind, die ihre Quelle in dem Verſtande haben, eigenthümlich zukommen. Ferner muß er dazu eine anſtändige Handlung erwählen; er muß ſie ſo einzurichten wiſſen, daß ſie die vortheilhafteſten Wirkungen hervorbringen kann; und muß überall Moral, vermittelſt der ſpielenden Perſonen, mit einſtreuen, welche Vernunft und Erfahrung zu dieſer Abſicht einmüthig beſtimmt zu haben ſcheinen.

Nun iſt es aber ganz und gar keine Frage, ob dieſe Moral aus dem Helden des Stücks flieſſen ſoll, oder ob ſie vielmehr der Gegenſtand aller Züge des Tadels und des Scherzes ſeyn ſoll. Die neue Gattung ſcheint die erſtre

Methode angenommen zu haben: allein ſowohl die Grundſätze als die Beyſpiele ſind gleich ſtark darwieder. Nach den Grundſätzen iſt die Komödie beſtimmt, uns mehr Laſter und Ungereimtheiten, die wir vermeiden, als Tugenden, die wir nachahmen ſollen, vorzuſtellen; und nach den Beyſpielen, kömmt es den Nebenperſonen zu, die Maximen der Weisheit anzubringen. So hat **Moliere** dem Freunde des Miſanthropens, dem Schwager des Orgons, dem Bruder des Sganarelle ꝛc. die Sorge aufgetragen, uns die Grundſätze der Tugenden vorzulegen, die er zu dem Gegenſtande unſrer Nachahmung machen wollte; ſeine Originale aber hat er mit allen Zügen der Satyre, des Tadels und des Lächerlichen überhäuft, von welchen er glaubte, daß ſie ſowohl zu unſerm Ergötzen, als zu unſerm Unterrichte dienen könnten.

Aus dem, was ich jezt geſagt, folgt unwiderſprechlich, daß das Original einer wahren Komödie keine gänzlich tugendhafte Perſon ſeyn könne, wie es die Originale der neuen Gattung ſind, und daß dieſes ein eingewurzelter Uebelſtand iſt, vor dem uns alle Schönheiten der Ausführung niemals gänzlich die Augen verblenden können. Vergebens wirft man ein, daß die ſatyriſchen Züge, womit man die Originale überhäuft, nicht mehr zum Zwecke treffen; und daß ſie unſre Eigenliebe auf andre uns umgebende Gegenſtände abzuwenden wiſſe.[*] Umſonſt wird man uns zu überreden ſuchen, daß die neuen komiſchen Dichter eben darum deſto mehr Lob verdienten, weil ſie anſtatt der laſterhaften Charaktere lauter Perſonen, die voller Empfindungen der Ehre wären, eingeführet hätten; daß wir tugendhaften Maximen unſer Herz von ſelbſt aufſchlöſſen, und ſie mit Vergnügen uns einflöſſen lieſſen, wenn man nur ein wenig uns auf der rechten Seite zu faſſen wüßte. Alle dieſe Gründe ſind verfänglicher als wahr; blendender als gründlich. Laſſet ſie uns einmal aus ihren Wirkungen beurtheilen, denn dieſe ſind ſichrer, als alle Vernünfteley.

Was hat denn nun jene leichte und hochmüthige Auskrahmung ſchöner und groſſer Geſinnungen den Sitten genüßt? Was für Wirkungen hat denn jene glänzende Moral auf unſre Herzen und auf unſern Verſtand gehabt? Eine unfruchtbare Bewunderung, eine Blendung auf wenige Augenblicke, eine überhingehende Bewegung, welche ganz unfähig iſt, uns in uns ſelbſt gehen zu laſſen. So viele auf das allerfeinſte vorbereitete Sittenſprüche, ſo viel zierlich ausgekrahmte Vorſchriften ſind für die Zuſchauer völlig in Wind geſagt. Man bewundert **Melaniden**, und betauert ſie: allein ihr unaufhörlich kläglicher Ton, und die Erzehlung ihrer romanhaften Zufälle, machen auf uns keinen nützlichen Eindruck, weil ſie mit der Stellung, worinne wir uns befinden, ganz und gar keine Gemeinſchaft haben. Das Schickſal der Aufſeherin bewegt und rühret uns, allein ihre ganz beſondern Umſtände haben mit den unſrigen gar nichts gemein. (1) Wir treffen in uns ſelbſt nichts an, was wir mit den Abentheuern in Vergleichung bringen können, die blos unter die möglichen Dinge gehören, und alſo gar nicht für uns gemacht zu ſeyn ſcheinen. Man wird, wenn man es ja geſtehen muß, bey dem Anblicke ſo ſinnreicher Gemählde, ergriffen, durchdrungen, bewegt; allein man fühlet für uns ſelbſt, in dieſem Zuſammenfluſſe von Begebenheiten, mit welchen der ordentliche Lauf menſchlicher Dinge uns gewiß verſchonen wird, weder Reue, noch Scham, noch Furcht.

---

[*] Lettre ſur Melanide.

Ganz anders iſt es mit den Schilderungen bewandt, welche der Dichter von den Laſtern und von dem Lächerlichen macht; ſie finden bey uns allen Statt, und auch der vollkommenſte Menſch trägt ſowohl in ſeinem Verſtande, als in ſeinem Herzen beſtändig den Saamen gewiſſer Ungereimtheiten und gewiſſer Fehler, welche ſich bey Gelegenheit entwickeln. Wir finden uns alſo in dem Gemahlde ſolcher mit der Menſchheit verbundenen Schwachheiten getroffen, und ſehen darinne was wir ſind, oder wenigſtens ſeyn können. Dieſes Bild, welches zu dem unſrigen wird, iſt eines von den einnehmendſten Gegenſtänden, und erleuchtet unſre Seelen mit gewiſſen Lichtſtrahlen, die deſto heilſamer ſind, je fähiger ihre Urſache, die Furcht vor der Schande und dem Lächerlichen, zu ſeyn pflegt, uns zu heilſamen Entſchlieſſungen zu bewegen. So ward der ſtolze und unverſöhnliche Hauffe der Heuchler durch das Gemählde von den Laſtern des **ſcheinheiligen Betriegers** zu Boden geſchlagen. Tauſend Schuldige wurden in Harniſch gejagt, und beklagten ſich mit ſo viel gröſſerer Bitterkeit, je empfindlicher ſie waren getroffen worden. Bey den Vorſtellungen des **George Dandins** laſſen auch die verhärteſten Ehemänner auf ihren Geſichtern die Bewegung ſpüren, die ſie alsdenn empfinden, wenn ihre Umſtände mit den Umſtänden des Originals allzuſehr übereinſtimmen; dieſe Uebereinſtimmungen ſind nicht ſelten, ob ſie ſchon durch den Mangel der Bildung oder des Genies, durch den Geſchmack an Veränderungen und den Eigenſinn, ſo vielfältig gemacht werden, als ſie es durch die Verſchiedenheit der Geburth ſind. Die ohne Unterlaß wieder jung werdenden Schilderungen der **Diafoiren** haben vielleicht nicht wenig dazu beygetragen, daß die Aerzte ihren blinden Eigenſinn für die alte Methode verlaſſen haben, ohne daß ſie eben zu jenen kühnen Verſuchen wären gereizt worden, von welchen man ſchalkhaft genug vorgiebt, daß wir dann und wann derſelben Opfer ſeyn müßten. Und wem iſt endlich unbekannt, daß die muntern und beiſſenden Züge der **gelehrten Weiber** und der **koſtbar Lächerlichen**, auf das plötzlichſte das ſchöne Geſchlecht von dieſen zwey Unſinnigkeiten abgebracht haben?

---

(1) Der Stoff einer Komödie muß aus den gewöhnlichen Begebenheiten genommen ſeyn; und ihre Perſonen müſſen, von allen Seiten, mit dem Volke, fur das ſie gemacht wird, eine Aehnlichkeit haben. Sie hat nicht nöthig, dieſe ihre Perſonen auf ein Fußgeſtelle zu erhohen, weil ihr vornehmſter Entzweck eben nicht iſt, Bewundrung für ſie zu erwecken, damit man ſie deſto leichter beklagen könne; ſie will aufs hochſte, durch die verdrüßlichen Zufälle, die ihnen begegnen, uns fur ſie ein wenig unruhig machen. **Dubos kritiſche Betrachtungen Th. II. S. 225.**

Ich gebe zu, daß andre Charaktere, welche eben ſowohl getroffen waren, keine ſo merkliche Wirkungen gehabt haben. Der **eingebildete Kranke** hat nicht alle Orgons von ihren Dünſten befreyet; es ſind nicht alle **Menſchenfeinde** geſellſchaftlicher, noch alle **Grafen von Tufiere** beſcheidner geworden. Allein was iſt der Grund davon? Er iſt dieſer; weil die Fehler von dieſer Art das rechtſchafne Weſen nicht angreiffen, und weil man ſo gar in der Welt Leute antrift, die ſich eine Ehre daraus machen. Zärtliche Leibesbeſchaffenheiten ſetzen gemeiniglich zärtliche Seelen voraus. Eine ſtrenge und unwillige Gemüthsart iſt faſt immer mit viel Rechtſchaffenheit verbunden; der Herzog von Mantauſier hielt es nicht für ſeiner unwürdig, ein Menſchenfeind zu ſeyn. Und ein gewiſſer Stolz endlich, entſtehet nicht ſelten aus einer vernünftigen Empfindung ſeiner eignen überſehenden Größe. Das Vorurtheil ringet bey ſolchen Gelegenheiten glücklich mit den Spöttereyen des Tadels, da es Gegentheils gegen die komiſche Schilderung eines Laſters des Herzens, oder eine Lächerlichkeit im geſellſchaftlichen Leben, oder einer Ungereimtheit des Verſtandes, gewiß nicht beſtehen wird. Der Gegenſtand der beſchämenden Bemerckungen der Zuſchauer, will man durchaus nicht ſeyn, es koſte auch, was es wolle; und wenn man ſich auch nicht wirklich beſſert, ſo iſt man doch gezwungen ſich zu verſtellen, damit man öffentlich weder für lächerlich noch für verächtlich gehalten werde.

Und ſo wären wir denn endlich auf die lezte Ausflucht gebracht, welche über alle Beyſpiele und Gründe ſieget. Dieſe neue komiſche Gattung, ſagt man, gefällt; * das iſt genug, und die Regeln thun dabey nichts.

Man berufe ſich nicht zur Beſtätigung dieſer zu allgemeinen und eben deswegen gefährlichen Maxime auf den Einfall Sr. Hoheit des Prinzen über die regelmäßige aber verdrüßliche Tragödie des Abts von Aubignac. Die Anwendung der Regeln verurſachte den Fall dieſes Stücks gar nicht; ſondern die ſchlechte Colorite ſeines Pin-

---

* S. den Prolog des Luſtſpiels Liebe für Liebe.

ſels ſchlug es nieder. Doch weil ich mir vorgenommen habe meinen Gegnern nur ſolche Gründe entgegen zu ſetzen, von welchen ich ſelbſt überzeugt bin, ſo will ich es ihnen vorläufig einräumen, daß das kläglich Komiſche große Beweguingen und oft angenehme Empfindungen verurſache. Allein, wenn ich auf einen Augenblick die ganze Frage dahinaus lauffen laſſe, bey welcher Gattung das größere Vergnügen anzutreffen ſeyn, ſo behaupte ich, daß jene neuere uns kein ſo mannichfaltiges und natürliches Vergnügen verſchaffen könne, als die Gattung welche in dem Jahrhunderte des **Moliere** herrſchte.

Zuerſt findet man in den weinerlichen Komödien alle die rührungsloſen leeren Plätze, die man bey Leſung eines Romans findet. Sie ſind eben ſo wie dieſe mit erzwungnen Verwicklungen, mit auſſerordentlichen Stellungen, mit übertriebenen Charakteren angefüllt, welche oft wahrer als wahrſcheinlich ſind; und wenn ſie in unſrer Seele jene, nichts weniger als willkührliche, Bewegungen verurſachen, die ſie auf einige Augenblicke bezaubern, ſo kömmt es daher, weil wir bey dem Anblicke auch der erdichteſten Gegenſtände gerührt werden, wenn ſie nur mit Kunſt geſchildert ſind. Allein man merke wohl, daß die Rührungen weder ſo einnehmend ſind, noch eben dieſelbe Dauer und eben denſelben Charakter der Wahrheit haben, welchen die getreue

Nachahmung einer aus dem Innerſten der Natur geſchöpften Stellung hervorbringt.

In der That, wenn die dramatiſchen Erdichtungen uns um ſo viel lebhafter rühren, je näher ſie der Wirklichkeit kommen, ſo müſſen die Erdichtungen der neuen Gattung ſo viel ſchwächere Eindrücke machen, je entgegengeſetzter ſie der Wahrſcheinlichkeit ſind. Es iſt ein Wunderwerk der Kunſt nöthig geweſen, um uns die Abentheuer einer Frau annehmlich zu machen, die nach ſiebzehn Jahren einer heimlichen Vermählung und eines eingebildeten Gefängniſſes, auf einmal ſich aus dem Schooße ihrer Provinz aufmacht, und nach Paris kommt, einen untreuen Mann aufzuſuchen, der ſie, ob er ſie ſchon alle Tage zu ſehen bekommen könnte, doch nicht eher, als bey der Entwicklung findet. So und nicht anders iſt der romanenhafte Grund beſchaffen, auf welchen das Gebäude des weinerlich Komiſchen gemeiniglich aufgeführt iſt, oder vielmehr nothwendig aufgeführt ſeyn muß; und dieſen muß ſich der Zuſchauer gefallen laſſen, wenn er anders Vergnügen daran finden will. Die Oper ſezt bey weitem nicht ſo viel Triebfedern in Bewegung, um uns durch das Glanzende ihrer Auszierungen zu verblenden, als das kläglich Komiſche Täuſchungen anwendet, um eine ſchmerzhaft angenehme Empfindung in uns zu erwecken.

Die Eindrücke des Vergnügens, welche das wahre Komiſche hervorbringt, ſind von einer ganz andern Beſchaffenheit. Es geſchiehet allezeit mit einem ſtets neuen Vergnügen, ſo oft wir jene von der Natur erkannte Schilderungen, dergleichen der Menſchenfeind, der Geizige, der Stumme, der Spieler, der Mürriſche, der Ruhmredige und andre ſind, wieder vorſtellen ſehen, oder ſie aufs neue leſen. Oder, wenn wir uns in kleine Stücke einlaſſen wollen, wird man es wohl jemals ſatt, die wahren komiſchen Auftritte zu ſehen, zum Exempel die Auftritte des Harpagons mit der Euphroſine, des Valers mit dem Meiſter Jacob, des bürgerlichen Edelmanns mit ſeinem Mädchen und ſeinen verſchiednen Lehrmeiſtern, die pedantiſche Zänckerey des Triſſotins und des Vadius; oder auch in einer höhern Art, das feine und ſinnreiche Geſpräch des Merkurs mit der Nacht, die verleumdriſche Unterredung der Cölimene mit dem Marquis und ihre ſinnreiche Art, der ſpröden Arſinoe ihre ſpitzigen Anzüglichkeiten wieder zurück zu geben? Verurſachen uns wohl die am meiſten glänzenden Moralien, wann ſie auch bis zum Thränen getrieben werden, jemals ein ſo lebhaftes, ein ſo wahres und ein ſo daurendes Vergnügen?

Doch die Verringerung und Swächung unſeres Vergnügens, oder die Unnützlichkeit einer ernſthaften und traurig ſpruchreichen Moral, iſt der gegründeſte Vorwurf noch nicht, den man der neuen Art von Komödien machen kann: ihr vornehmſter Fehler iſt dieſer, daß ſie die Grenzen gar aufhebt, welche von je her das Tragiſche von dem Komiſchen getrennt haben, und uns jene ungeheure Gattung des Tragikomiſchen zurück bringet, welche man mit ſo vielem Grunde, nach verſchiednen Jahren eines betrieglichen Triumphs, verworffen hat. Ich weis wohl, die neue Art hat bey weitem nicht ſo viele und groſſe Ungereimtheiten; die Verſchiedenheit ihrer Perſonen iſt nicht ſo anſtößig, und die Bedienten dürfen darinne nicht mit Prinzen zuſammen ſpielen: allein im Grunde iſt ſie doch eben ſo fehlerhaſt, ob ſchon auf eine veſchiedne Weiſe. Denn wie die erſtre Art die heroiſchen Perſonen erniedrigte, indem ſie ihnen bloß gemeine Leidenſchaften gab, und nur die gewöhnlichen Tugenden aufführte, die zu dem heldenmäßigen der Tragödie lange nicht erhaben genug ſind; eben ſo erhöhnt die andre die gemeinen Perſonen zu Geſinnungen, welche Bewunderung erwecken, und mahlt ſie mit Zügen jenes reitzenden Mitleids, welches das unterſcheidende Eigenthum des Trauerſpiels ausmachet. Beyde ſind alſo dem Weſen, welches man dem komiſchen Gedichte zugeſtanden hat, gleich ſehr zuwider; beyde verdienen alſo einen gleichen Tadel, und vielleicht auch eine gleiche Verbannung.

Als das Tragikomiſche zuerſt aufkam, glaubte man, ohne Zweifel, das Gebiethe der komiſchen Muſe erweitert zu haben, und billigte alſo anfangs dieſe kühne Erfindung. Mit eben dieſer Einbildung geſchmeichelt, triumphiren auch jetzo die Anhänger der neuen Gattung; ſie ſuchen ſich zu überreden, der Weg der Empfindung ſey gleichfalls eine von den glücklichen Entdeckungen, welche der franzöſiſchen Scene den höchſten Grad der Ausſchmückung gegeben habe; ſie wollen durchaus nicht einſehen, daß die Empfindung, welche gewiſſen Gedichten, zum Exempel der Elegie und dem Hirtengedichte, ſo weſentlich iſt, ſich ganz und gar nicht mit der komiſchen Grundlage verbinden laſſe, welche das Theater nothwendig braucht, wenn ſie ihren Originalen denjenigen Ton geben will, der im Ergötzen beſſert. Man betriege ſich hier nur nicht: wir haben zwey ſehr unterſchiedne Gattungen; die eine iſt die nützliche, und die andre die angenehme: weit gefehlt alſo, daß das weinerlich Komiſche eine dritte ausmache; ſie ſchmelzt vielmehr beyde Gattungen in eine einzige, und machet uns ärmer, indem ſie uns reicher zu machen ſcheinet.

Wann die wirklich komiſchen Fabeln gänzlich erſchöpft wären, ſo könnte man die Erfindung der weinerlichen Charaktere noch eher vergeben, weil ſie wenigſtens, als eine Vermiſchung des Wahren und Falſchen, das Verdienſt haben,

ben, uns auf einen Augenblick zu rühren, wenn ſie uns auch ſchon durch die Ueberlegung verdrüßlich werden: allein es iſt derſelben noch eine ſehr große Menge übrig, welche alle neu ſind, und die man, ſchon ſeit langer Zeit, auf der Bühne geſchildert zu ſehen gewünſcht hat. Wir haben vielleicht nicht ein einziges getreues Gemählde von verſchiednen Sitten und Lächerlichkeiten unſrer Zeit; zum Exempel, von der gebiethriſchen Leutſeligkeit unſrer Hofleute, und von ihrem unerſättlichen Durſte nach Vergnügen und Gunſt; von der unbeſonnenen Eitelkeit und wichtigen Aufgeblaſenheit unſerer jungen Magiſtratsperſonen; von dem wirklichen Geitze und der hochmüthigen Verſchwendung unſrer großen Rentmeiſter; von jener feinen und manchmal ausgelaßenen Eiferſucht, welche unter den Hofdamen, wegen der Vorzüge des Ranges, und noch mehr wegen der Vorzüge der Schönheit, herrſchet; von jenen reichen Bürgerinnen, welche das Glück trunken macht, und die durch ihre unverſchämte Pracht den Geſetzen, dem Wohlſtande und der Vernunft Hohn ſprechen.

Auf dieſe Art würden ſich tauſend nützliche und glänzende Neuigkeiten dem Pinſel unſrer Dichter darbiethen, wenn ſie nicht von der Liebe zu dem Beſondern verführt würden. Sollten ſie wohl von der Schwierigkeit, ſolche feine Charaktere zu ſchattiren, welche nur eine ſehr leichte Auftragung der Farben erlauben, zurückgehalten werden? Allein könnten ſie nicht, nach dem Beyſpiele des Moliere, an den Nebenrollen dasjenige einbringen, was ihnen an der Unterſtüzung des Hauptcharakters abgehet? Und brauchen ſie denn weniger Kunſt darzu, wenn ſie uns in Komödien eingekleidete Romane wollen bewundern laſſen, oder weniger Genie, um ſich in dem engen Bezirke, in welchen ſie ſich einſchlieſſen, zu erhalten? Da ſie nur auf eine einzige Empfindung, des Mitleidens nehmlich, eingeſchränkt ſind, ſo haben wir vielmehr zu fürchten, daß ſie uns, durch die Einförmigkeit ihres Tones und ihrer Originale, Froſt und Eckel erwecken werden. Denn in der That, wie die Erkennungen beſtändig mit einerley Farben vorbereitet, herzugeführet, und aufgeſchloſſen werden, ſo iſt auch nichts dem Gemählde einer Mutter, welche ihr und ihrer Tochter Unglück beklagt, ähnlicher, als das Bild einer Frau, welche über ihr und ihres Sohnes Unglück Thränen vergießt. Flieſſen aber hieraus nicht nothwendig Wiederhohlungen, die nicht anders, als verdrüßlich ſeyn können?

Wie weit übertrift das wahre Komiſche eine ſo unfruchtbare Gattung! Nicht allein alle Charaktere und alle Stände, nicht allein alle Laſter und Lächerlichkeiten ſind ſeinen Pfeilen ausgeſetzt; ſondern es hat auch noch die Freyheit die Farben zu verändern, womit eben dieſelben Originale, und eben dieſelben Ungereimtheiten gemahlt werden können. Und auf dieſem Wege findet man nirgends Grenzen; denn obſchon die Menſchen zu allen Zeiten einerley Fehlern unterworfen ſind, ſo zeigen ſie dieſelben doch nicht immer auf einerley Art. Die Alten, in dieſer Abſicht, ſind den Neuern ſehr ungleich; und wir ſelbſt, die wir in den jetzigen Tagen leben, haben mit unſern Vätern ſehr wenig ähnliches.

Zu den Zeiten des **Moliere** und der **Corneillen**, beſonders zu Anfange ihres Jahrhunderts, konnte man die gelehrten und witzigen Köpfe von Profeßion mit griechiſchen und lateiniſchen Citationen ausgeſpickt, über ihre barbariſchen Schriftſteller verdüſtert, in ihren Sitten grob und unbiegſam, und in ihrem Aeuſſerlichen nachläßig und ſchmutzig vorſtellen. Dieſe Züge paſſen ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr. Das pedantiſche Anſehen iſt mit jener tiefen Gelehrſamkeit, die aus Leſung der Originale geſchöpft war, verſchwunden. Man begnügt ſich, wenn ich ſo reden darf, mit dem bloſſen Vernis der Litteratur, und den meiſten von unſern Neuern iſt ein leichtes und ſich ausnehmendes Mundwerk anſtatt der gründlichen Wiſſenſchaft, welche ihre Vorgänger beſaſſen. Ihre Erkenntniß, ſagt man, iſt mannigfaltiger, aber eben deswegen auch unvollkommner. Sie haben, wenn man will, mehr Witz; aber vielleicht deſto weniger wahres Genie. Kurz die meiſten von ihnen ſcheinen von den alten Gelehrten nichts beybehalten zu haben, als die beklagenswürdige Erbitterung, ihre Perſonen und ihre Werke unter einander zu verläſtern, und ſich dadurch in den Augen ihrer Zeitgenoſſen und der Nachwelt verächtlich zu machen.

Es iſt alſo nicht ſowohl die Erſchöpfung der Charaktere und des Lächerlichen, noch die Begierde nützlicher zu ſeyn, noch die Vorſtellung eines gröſſern Vergnügens, welche uns die Gattung des weinerlich Komiſchen verſchaft hat, ſondern vielmehr die Schwierigkeit, den Ton des Moliere zu erreichen, oder vielmehr die Begierde unſre Bewunderung durch die glänzenden Reitze der Neuigkeit zu überraſchen. Dieſe Krankheit, welche dem Franzöſiſchen Genie ſo eigen iſt, erzeugt die Moden in der Litteratur, und ſteckt mit ihren Sonderlichkeiten ſowohl alle Schreibarten, als alle Stände an. Unſre Neugierde will alles durchlaufen; unſre Eitelkeit will alles verſuchen; und auch alsdenn, wenn wir der Vernunft nachgeben, ſcheinen wir nicht ſowohl ihrem Reitze, als unſerm Eigenſinn gefolgt zu ſeyn.

Wann dieſe Betrachtungen wahr ſind, ſo iſt es leicht, das Schickſal des weinerlich Komiſchen vorher zu ſagen. Die Mode hat es eingeführt, und mit der Mode wird es vergehen, und in das Land des Tragikomiſchen verwieſen werden, aus welchem es gekommen iſt. Es glänzet vermöge der ſchimmernden Blitze der

Neuigkeit, und wird eben ſo geſchwind, als dieſer verlöſchen Das ſchöne Geſchlecht, welches der gebohrne Beſchützer aller zärtlichen Neuerungen iſt, kann nicht immer weinen wollen, ob es gleich immer empfinden will. Wir dürfen uns nur auf ſeine Unbeſtändigkeit verlaſſen.

Unter die Gründe, warum man den Geſchmack an dem weinerlich Komiſchen wird fahren laſſen, gehöret auch noch die äuſſerſte Schwierigkeit, in dieſer Gattung glücklich zu ſeyn: die Laufbahn iſt nicht von groſſem Umfange, und es wird ein eben ſo glänzendes und bearbeitetes Genie, als das Genie des Verfaſſers der Melanide iſt, dazu erfordert, wenn man ſie mit gutem Fortgange ausfüllen will. Der Herr von Fontenelle hat einen Ton, welcher ihm eigen iſt, und der ihm allein unvergleichlich wohl läßt; allein es iſt unmöglich oder gefährlich ihn nachzuahmen. Der Herr de la Chauſſee hat gleichfalls ſeinen Ton, deſſen Schöpfer er iſt, und dem es mehr in Anſehung der Art von Unmöglichkeit, ſeine Fabeln nicht nach zu copiren, als in Anſehung der Schwierigkeit, ſie mit eben ſo vieler Kunſt und mit eben ſo glänzenden Farben vorzutragen, an Nachahmern fehlen wird.

Doch alle Kunſt iſt unnütze, wenn die Gattung an und für ſich ſelbſt fehlerhaft iſt, das iſt, wenn ſie ſich nicht auf jenes empfindbare und allgemeine Wahre gründet, welches zu allen Zeiten und für alle Gemüther verſtändlich iſt.

Aus dieſer Urſache vornehmlich wird die Täuſchung des neuen Komiſchen gewiß verſchwinden; man wird es bald durchgängig überdrüßig ſeyn, die Auskrahmung der Tugend mit bürgerlichen Abentheuern verbunden zu ſehen, und romanenhafte Originale die ſtrengſte Weisheit, in dem nachgemachten Tone des Seneca predigen, oder mit den menſchlichen Tugenden, zur Nachahmung des berühmten Maximenſchreibers, ſinnreich zanken zu hören.

Laſſet uns daher aus dieſem allen den Schluß ziehen, daß keine Erfindungen vergönnt ſind, als welche die Abſicht zu verſchönern haben, und daß die Gattung des weinerlich. Komiſchen eine von den gefährlichen Erfindungen iſt, welche dem wahren Komiſchen einen tödlichen Streich verſetzen kann. Wenn eine Kunſt zu ihrer Vollkommenheit gelangt iſt, und man will ihr Weſen verändern, ſo iſt dieſes, nicht ſowohl eine in dem Reiche der Gelehrſamkeit erlaubte Freyheit, als vielmehr eine unerträgliche Frechheit. (1)

---

(1) Da alle Künſte aneinander grenzen, ſo laßt uns noch die Klagen hören, welche Hr. Blondel in ſeinem 1747 gedruckten Diſcours ſur l'Architecture führet. Es iſt zu befürchten, ſagt er, daß die ſinnreichen Neuerungen, welche man zu jetziger Zeit, mit ziemlichem Glück einführt, endlich von Künſtlern werden nachgeahmt werden, welchen die Verdienſte und die Fähigkeiten der Erfinder mangeln. Sie werden daher auf eine Menge un-

Die Griechen und die Römer unſre Meiſter und Muſter in allen Geburthen des Geſchmacks, haben die Komödie vornehmlich dazu beſtimmt, daß ſie uns, vermittelſt der Critik und des Scherzes, zugleich ergötzen und unterrichten ſoll. Alle Völker Europens ſind hernach dieſer Weiſe mehr oder weniger gefolgt, ſo wie es ihrem eigenthümlichen Genie gemäß war: und wir ſelbſt haben ſie in den Zeiten unſers Ruhmes, in dem Jahrhunderte angenommen, das man ſo oft mit dem Jahrhunderte des Auguſts in Vergleichung geſtellet hat. Warum will man jezt Thalien nöthigen die traurige Stellung der Melpomene zu borgen, und ein ernſthaftes Anſehen über eine Bühne zu verbreiten, deren vornehmſte Zierde allezeit Spiel und Lachen geweſen ſind, und beſtändig ihr unterſcheidender Charakter ſeyn werden?

> Verſibus exponi tragicis res comica non vult
>
> Horaz in der Dichtkunſt.

Hier

---

gereimter Geſtalten fallen, welche den Geſchmack nach und nach verderben, und werden ausſchweifenden Sonderlichkeiten den ſchönen Namen der Erfindungen beylegen. Wann dieſes Gift die Künſte einmal ergriffen hat, ſo fangen die Alten an unfruchtbar zu ſcheinen, die groſſen Meiſter froſtig, und die Regeln allzu enge ꝛc. ꝛc.

Hier iſt die Schrift des franzöſiſchen Gegners aus. Ob es nun gleich nicht ſcheint, daß ſie der Hr. Prof. **Gellert** gekannt habe, ſo iſt es dennoch geſchehen, daß er auf die meiſten ihrer Gründe glücklich geantwortet hat. Weil ſie dem Leſer noch in friſchem Andenken ſeyn müſſen, ſo will ich ihn nicht lange abhalten, ſich ſelbſt davon zu überzeugen. Nur habe ich eine kleine Bitte an ihn zu thun. Er mag ſo gut ſeyn, und es dem Hrn. Prof. **Gellert** nicht zuſchreiben, wann er finden ſollte, daß er ſich dieſesmal ſchlechter ausdrücke, als er ſonſt von ihm gewohnt iſt. Man ſagt, daß auch die beſten Ueberſetzer Verhunzer wären.

* * *

Des
Hrn. Prof. Gellerts Abhandlung
für das
rührende Luſtſpiel.

Man hat zu unſern Zeiten, beſonders in Frankreich, eine Art von Luſtſpielen verſucht, welche nicht allein die Gemüther der Zuſchauer zu ergötzen, ſondern auch ſo zu rühren und ſo anzutreiben vermögend wäre, daß ſie ihnen ſo gar Thränen auspreſſe. Man hat dergleichen Komödie, zum Scherz und zur Verſpottung, in der franzöſiſchen Sprache, comedie

die larmoyante,[*] das iſt die **weinerlich** genennt, und von nicht wenigen pflegt ſie als eine abgeſchmackte Nachäffung des Trauerſpiels getadelt zu werden. Ich bin zwar nicht Willens, alle und jede Stücke, welche in dieſe Klaſſe können gebracht werden, zu vertheidigen; ſondern ich will bloß die Art der Einrichtung ſelbſt retten, und wo möglich erweiſen, daß die Komödie, mit allem Ruhme, heftiger bewegen könne. **Dacier**[**] und andre, welche die von dem Ariſtoteles entworfene Erklärung weitläuftiger haben erleutern wollen, ſetzen die ganze Kraft und Stärke der Komödie in das Lächerliche. Nun kann man zwar nicht leugnen, daß nicht der größte Theil derſelben darauf ankomme, obgleich, nach dem **Voßius**,[***] auch dieſes zweifelhaft ſeyn könnte; allein ſo viel iſt auch gewiß, daß in dem Lächerlichen nicht durchaus alle ihre Tugend beſtehe.

---

[*] S. die Vorrede des Hrn. v. **Voltaire** zu ſeiner Nanine im IX. Theile ſeiner Werke, Dresdner Ausgabe.

[**] In den Anmerkungen zu des Ariſtoteles Dichtkunſt Hauptſt. V. S. 58. Pariſer Ausgabe von 1692. Ariſtote en faiſant la definition de la Comedie decide, quelles choſes peuvent faire le ſujet de ſon imitation. Il n'y a que celles qui ſont purement ridicules, car tous les autres genres de mechanceté ou de vice, ne ſçauroient y trouver place, parce qu'ils ne peuvent attirer que l'indignation, ou la pitie, paſſions, qui ne doivent nullement regner dans la Comedie.

[***] In ſeiner Poetik. lib. I. c. V. p. 123.

ſtehe. Denn entweder ſind die reizenden Stücke des Terenz keine Komödien zu nennen; oder die Komödie hat ihre ernſthaften Stellen, und muß ſie haben, damit ſelbſt das Lächerliche durch das beſtändige Anhalten nicht geſchwächt werde. Denn was ohne Unterlaß artig iſt, das rührt entweder nicht genug, oder ermüdet das Gemüth, indem es daſſelbe allzuſehr rührt. Ich glaube alſo, daß aus der Erklärung des Ariſtoteles weiter nichts zu folgern iſt, als dieſes, was für eine Art von Laſtern die Komödie vornehmlich durchziehen ſoll. Es erhellt nehmlich daraus, daß ſie ſich mit ſolchen Laſtern beſchäftigen müſſe, welche niemandem ohne Schande, obſchon ohne ſeinem und ohne andrer Schaden, anhängen können; kurz, ſolche Laſter, welche Lachen und Satyre, nicht aber Ahndung und öffentliche Strafe verdienen, woran ſich aber doch weder Plautus, noch diejenigen, die er unter den Griechen nachgeahmet hat, beſonders gekehrt zu haben ſcheinen. Ja man muß ſo gar zugeſtehen, daß es eine Art Laſter giebt, welche gar ſehr mit eines andern Schaden verbunden iſt, als zum Exempel die Verſchwendung, und dennoch in der Komödie angebracht werden kann, wenn es nur auf eine geſchickte und kunſtmäßige Art geſchieht. Ich ſehe alſo nicht, worinne derjenige Luſtſpieldichter ſündige, welcher, in Betrachtung der Nützlichkeit, die Regeln der

Kunſt dann und wann bey Seite ſetzt, beſonders wenn man von ihm ſagen kann:

> Habet bonorum exemplum: quo exemplo ſibi
> Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Es ſey alſo immer die ſinnreiche Verſpottung der Laſter und Ungereimtheiten die vornehmſte Verrichtung der Komödie, damit eine mit Nutzen verbundene Fröhlichkeit die Gemüther der Zuſchauer einnehme; nur merke man auch zugleich, daß es eine doppelte Gattung des Lächerlichen giebt. Die eine iſt die ſtammhafte und, ſo zureden, am meiſten handgreifliche, weil ſie in ein lautes Gelächter ausbricht; die andere iſt feiner und beſcheidener, weil ſie zwar ebenfalls Beyfall und Vergnügen erweckt, immer aber nur einen ſolchen Beyfall und ein ſolches Vergnügen, welches nicht ſo ſtarck ausbricht, ſondern gleichſam in dem Innerſten des Herzens verſchloſſen bleibt. Wann nun die ausgelaſſene und heſtige Freude, welche aus der erſten Gattung entſpringt, nicht leicht eine ernſthaftere Gemüthsbewegung verſtattet; ſo glaube ich doch, daß jene geſetztere Freude ſie verſtatten werde. Und wenn ferner die Freude nicht das einzige Vergnügen iſt, welches bey den Nachahmungen des gemeinen Lebens empfunden werden kann; ſo ſage man mir doch, worinne dasjenige Luſtſpiel zu tadeln ſey, welches ſich einen ſolchen Innhalt erwählet, durch welchen es, auſſer der Freude, auch eine Art von Gemüthsbewegung hervorbringen kann, welche zwar den Schein der Traurigkeit hat, an und für ſich ſelbſt aber ungemein ſüſſe iſt. * Da nun aber dieſes alsdann ſehr leicht geſchehen kann, wenn man die Komödie nicht nur die Laſter, ſondern auch die Tugenden ſchildern läßt; ſo ſehe ich nicht warum es ihr nicht vergönnt ſeyn ſollte, mit den tadelhaften Perſonen auch gute und liebenswürdige zu verbinden, und ſich dadurch ſowohl angenehmer als nützlicher zu machen, damit einigermaaſſen jener alten Klage des komiſchen Trupps bey dem Plautus abgeholfen werde.

Hujusmodi paucas Poetæ reperiunt comedias,
Ubi boni meliores fiant.

Wenigſtens ſind unter den Alten, wie **Scaliger** erinnert, ſowohl unter den Griechen als unter den Römern, verſchiedene geweſen, welche eine doppelte Gattung von Komödie zugelaſſen, und ſie in die **ſittliche** und **lächerliche** eingetheilet haben. Unter der **ſittlichen** verſtanden ſie diejenige, in welcher die Sitten, und

---

* Permagna enim, ſagt der vortreffliche Engländer, **Joſeph Trapp**, eſt diſcrepantia inter iſtam triſtitiam, quæ in tragœdia dominatur, & iſtam, quæ in comœdiam admittitur. Illa tanquam hiemalis tempeſtas, diem pene integrum nubibus & tenebris obvolvit; interſperſis tantum raris & brevibus lucis intervallis: hæc actionem dramaticam, tanquam cælum tempore æſtivo plerumque ſudum, nubibus non nunquam, ſed rarius, intercipit. *Prælect. Poet.* p. 323. edit. alt. Londini 1722.

unter der **lächerlichen**, in welcher das Lächerliche herrſchte. Doch wenn man nicht allein darauf zu ſehen hat, was in der Komödie zu geſchehen pflegt, ſondern auch auf das, was darinne geſchehen ſollte, warum wollen wir ſie nicht lieber, nach Maaßgebung des **Trapps**,* alſo erklären, daß wir ſagen, die Komödie ſey ein dramatiſches Gedicht, welches Abſchilderungen von dem gemeinen Privatleben enthalte, die Tugend anpreiſe, und verſchiedene Laſter und Ungereimtheiten der Menſchen, auf eine ſcherzhafte und feine Art durchziehe. Ich geſtehe ganz gerne, daß ſich dieſe Erklärung nicht auf alle und jede Exempel anwenden laſſe; allein, wenn man auch durchaus eine ſolche verlangte, welche alles, was jemals unter dem Namen Komödie begriffen werden, in ſich faſſen ſollte, ſo würde man entweder gar keine, oder doch ein Ungeheuer von einer Erklärung bekommen. Genug, daß dieſe von uns angenommene Erklärung von dem Endzwecke, welchen die Komödie erreichen ſoll, und auch leicht erreichen kann, abgeleitet iſt, und auch daher ihre Entſchuldigung und Vertheidigung nehmen darf.

Damit ich aber die Sache der rührenden Komödie, wo nicht glücklich, doch ſorgfältig führen möge, ſo muß ich einer doppelten Anklage entgegen gehen; deren eine dahinaus läuft, daß **auf dieſe Weiſe der Unterſcheid, welcher**

---

* An angef. Orte S. 314. und folglich.

cher zwiſchen einer Tragödie und Komödie ſeyn müſſe, aufgehoben werde; und deren andre darauf ankömmt, daß diejenige Komödie ſich ſelbſt zuwieder wäre, welche die Affecten ſorgfältig erregen wolle.

Was den erſten Grund anbelangt, ſo ſcheint es mir gar nicht, daß man zu befürchten habe, die Grenzen beyder Gattungen möchten vermengt werden. Die Komödie kann ganz wohl zu rühren fähig ſeyn, und gleichwohl von der Tragödie noch weit entfernt bleiben, indem ſie weder eben dieſelben Leidenſchaften rege macht, noch aus eben derſelben Abſicht, und durch eben dieſelben Mittel, als die Tragödie zu thun pflegt. Es wäre freylich unſinnig, wenn ſich die Komödie jene großen und ſchrecklichen Zurüſtungen der Tragödie, Mord, Verzweiflung und dergleichen, anmaaſſen wollte; allein wenn hat ſie dieſes jemals gethan? Sie begnügt ſich mit einer gemeinen, obſchon ſeltnen, Begebenheit, und weis von dem Adel und von der Hoheit der Handlung nichts; ſie weis nichts von den Sitten und Empfindungen großer Helden, welche ſich entweder durch ihre erhabne Tugend, oder durch ihre auſſerordentliche Häßlichkeit ausnehmen; ſie weis nichts von jenem tragiſchen hohen und prächtigen Ausdrucke. Dieſes alles iſt ſo klar, daß ich es nur verdunkeln würde, wenn ich es mehr aus einander ſetzen wollte. Was hat man alſo für einen Grund, zu behaupten, daß die rührende Komödie, wenn ſie dann und wann Erbarmen erweckt, in die Vorzüge der Tragödie einen Eingriff thue? Können denn die kleinen Uebel, welche ſie dieſer oder jener Perſonen zuſtoßen läßt, jene heftige Empfindung des Mitleids erregen, welche der Tragödie eigen iſt? Es ſind kaum die Anfänge dieſer Empfindung, welche die Komödie zuläßt und auf kurze Zeit in der Abſicht anwendet, daß ſie dieſe kleine Bewegung durch etwas erwünſchtes wieder ſtillen möge; welches in der Tragödie ganz anders zu geſchehen pflegt. Doch wir wollen uns zu der vornehmſten Quelle wenden, aus welcher die Komödie ihre Rührungen herhohlt, und zuſehen, ob ſie ſich vielleicht auf dieſer Seite des Eigenthums der Tragödie anmaaſſe. Man ſage mir alſo, wenn rühret denn dieſe neue Art von Komödie, von welcher wir handeln? Geſchicht es nicht meiſtentheils, wenn ſie eine tugendhafte, geſetzte und auſſerordentliche Liebe vorſtellet? Was iſt aber nun zwiſchen der Liebe, welche die Tragödie anwendet, und derjenigen, welche die Komödie braucht, für ein Unterſcheid? Ein ſehr großer. Die Liebe in der Komödie iſt nicht jene heroiſche Liebe, welche durch die Bande wichtiger Angelegenheiten, der Pflicht, der Tapferkeit, des größten Ehrgeitzes, entweder unzertrennlich verknüpfet, oder unglücklich zertrennet wird; es iſt nicht jene lermende Liebe, welche von eine Menge von Gefahren und Laſtern begleitet wird; nicht jene verzweifelnde Liebe: ſondern eine angenehm unruhige Liebe, welche zwar in verſchiedene Hinderniſſe und Beſchwerlichkeiten verwickelt wird, die ſie entweder vermehren oder ſchwächen, die aber alle glücklich überſtiegen werden, und einen Ausgang gewinnen, welcher, wenn er auch nicht für alle Perſonen des Stücks angenehm, doch dem Wunſche der Zuſchauer gemäß zu ſeyn pflegt. Es iſt daher im geringſten keine Vermiſchung der Kunſt zu befürchten, ſo lange ſich nicht die Komödie mit eben derſelben Liebe beſchäftiget, welche in der Tragödie vorkömmt, ſondern von ihr in Anſehung der Wirkungen und der damit verknüpften Umſtände eben ſo weit, als in Anſehung der Stärcke und Hoheit, entfernt bleibt. Denn ſo wie die Liebe in einem doppelten Bilde ſtrahlt, welche auf ſo verſchiedene Weiſe ausgedrückt werden, daß man ſie ſchwerlich für einerley halten kann; ja wie ſo gar die Gewalt, die ſie über die Gemüther der Menſchen hat, von ganz verſchiedner Art iſt, ſo daß, wenn der eine mit zerſtreuten Haaren, mit verwirrter Stirn, und verzweifelnden Augen herumirret, der andere das Haar zierlich in Locken ſchlägt, und mit lächelnd trauriger Mine und angenehm unruhigen Augen ſeinen Kummer verräth: eben ſo, ſage ich, iſt die Liebe, welche in beyden Spielen gebraucht wird, ganz und gar nicht von einerley Art und kann alſo auch nicht auf einerley, oder auch nur auf ähnliche Art rühren. Ja es fehlt ſo viel, daß die Komödie in dieſem Stücke die Rechte der Tragödie zu ſchmälern ſcheinen ſollte, daß ſie vielmehr nichts als ihr Recht zu behaupten ſucht. Denn ob ich ſchon denjenigen nicht beyſtimme, welche, durch das Anſehen einiger alten Tragödienſchreiber bewogen, die Liebe gänzlich aus der tragiſchen Fabel verbannen wollen; ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß nicht jede Liebe, beſonders die zärtlichere, ſich für ſie ſchickt, und daß auch diejenige, die ſich für ſie ſchickt, nicht darinne herrſchen darf, weil es nicht erlaubt iſt, die Liebe einzig und allein zu dem Innhalte eines Trauerſpiels zu machen. Sie kann zwar jenen heftigern Gemüthsbewegungen, welche der Tragödie Hoheit, Glanz und Bewunderung ertheilen, gelegentlich beygefügt werden, damit ſie dieſelben bald heftiger antreibe, bald zurückhalte, nicht aber, damit ſie ſelbſt das Hauptwerk der Handlung ausmache. Dieſes Geſetz, welches man der Tragödie vorgeſchrieben hat, und welches aus der Natur einer heroiſchen That hergehohlet iſt, zeiget deutlich genug, daß es allein der Komödie zukomme, aus der Liebe ihre Haupthandlung zu machen. Alles derohalben, was die Liebe, ihren ſchrecklichen und traurigen Theil bey Seite geſetzt, im Rührenden vermag, kann ſich die Komödie mit allen Recht anmaaſſen.

ſen. Der vortrefliche **Corneille** erinnert ſehr wohl, daß dasjenige Stück, in welchem allein die Liebe herrſchet, wann es auch ſchon in den vornehmſten Perſonen wäre, keine Tragödie, ſondern, ſeiner natürlichen Kraft nach, eine Komödie ſey *. Wie viel weniger kann daher dasjenige Stück, in welchem nur die heftige Liebe einiger Privatperſonen aufgeführet wird, das Weſen des Trauerſpiel angenommen zu haben ſcheinen? Das, was ich aber von der Liebe, und von dem Anſpruche der Komödie auf dieſelbe, geſagt habe, kann, glaube ich, eben ſo wohl von den übrigen Stücken behauptet werden, welche die Gemüther zu bewegen vermögend ſind; von der Freundſchaft, von der Beſtändigkeit, von der Freygebigkeit, von dem dankbaren Gemüthe, und ſo weiter. Denn weil dieſe Tugenden denjenigen, der ſie beſitzt, zwar zu einem rechtſchafnen, nicht aber zu einem groſſen und der Tragödie würdigen Manne machen, und alſo auch vornehmlich nur Zierden des Privatlebens ſind, wovon die Komödie eine Abſchilderung iſt: ſo wird ſich auch die Komödie die Vorſtellung dieſer Tugenden mit allem Rechte anmaaſſen, und alles zu gehöriger Zeit und an gehörigen Orte anwenden dürfen, was ſie, die Gemüther auf eine angenehme Art zu rühren, darbiethen können. Allein auf dieſe Art, kann

---

* S. die erſte Abhandlung des **P. Corneille** über das dramatiſche Gedicht.

man einwenden, wird die Komödie allzu froſtig und trocken ſcheinen; ſie wird von jungen Leuten weniger geliebt, und von denjenigen weniger beſucht werden, welche durch ein heftiges Lachen nur ihren Bauch erſchüttern wollen. Was ſchadet das? Genug, daß ſie alsdann, wie der berühmte **Wehrenfels** [*] ſaget, weiſe, gelehrte, rechtſchafne und kunſtverſtändige Männer ergötzen wird, welche mehr auf das ſchickliche, als auf das lächerliche, mehr auf das artige als auf das grimaſſenhafte ſehen: und wann ſchon die, welche nur Poſſen ſuchen, dabey nicht klatſchen, ſo wird ſie doch denen gefallen, welche, mit dem **Plautus** zu reden, pudicitiæ præmium eſſe volunt.

Ich komme nunmehr auf den zweyten Einwurf. Rührende Komödien, ſagt man, widerſprechen ſich ſelbſt; denn eben deswegen weil ſie rühren wollen, können entweder die Laſter und Ungereimtheiten der Menſchen darinne nicht zugleich belacht werden, oder, wenn beydes geſchieht, ſo ſind es weder Komödien noch Tragödien, ſondern ein drittes, welches zwiſchen beyden inne liegt, und von welchem man das ſagen könnte, was Ovidius von dem Minotaurus ſagte:

> Semibovemque virum, ſemivirumque bovem.

---

[*] In ſeiner Rede von der Komödie. S. 365. Diſſ. var. argum. Parte altera. Amſtelod. 1617.

Dieſer ganze Tadel kann, glaube ich, ſehr leicht durch diejenigen Beyſpiele nichtig gemacht werden, welche unter den dramatiſchen Dichtern der Franzoſen ſehr häufig ſind. Den wenn **Deſtouches, de la Chauſſee, Marivaux, Voltaire, Fagan** und andre, deren Namen und Werke längſt unter uns bekannt ſind, dasjenige glücklich geleiſtet haben, was wir verlangen, wann ſie nehmlich, mit Beybehaltung der Freude und der komiſchen Stärcke, auch Gemüthsbewegungen an dem gehörigen Orte angebracht haben, welche aus dem Innerſten der Handlung flieſſen und den Zuſchauern gefallen; was bedarf es alsdann noch für andre Beweiſe? Doch wenn wir auch ganz und gar kein Exempel für uns anführen könnten, ſo erhellet wenigſtens aus der verſchiedne Natur derjenigen Perſonen, welche der Dichter auf die Bühne bringt, daß ſich die Sache ganz wohl thun laſſe. Denn da, wie wir oben gezeugt haben, den böſen Sitten ganz füglich gute entgegen geſetzt werden können, damit durch die Annehmlichkeit der letztern, die Häßlichkeit der erſtern ſich deſto mehr ausnehme; und da dieſe rechtſchaffnen und edeln Gemüthsarten, wenn ſie ſich hinlänglich äuſſern ſollen, in ſchwere und eine Zeit lang minderglückliche Zufälle, bey welchem ſie ihre Kräfte zeugen können, verwickelt ſeyn müſſen: ſo darf man nur dieſe mit dem Stoffe der Fabel gehörig verbinden und kunſtmäßig einflechten, wenn diejenige Komödie, die ſich am meiſten mit Verſpottung der Laſter beſchäftiget, nichts deſtoweniger die Gemüther der Zuhörer durch ernſthaftere Rührungen vergnügen ſoll. Zwar iſt allerdings eine groſſe Behutſamkeit anzuwenden, daß dieſes zur rechten Zeit, und am gehörigen Orte und im rechten Maaſſe geſchehe; ja der komiſche Dichter, wenn er unſer Herz entflammen will, muß glauben, daß jene Warnung, nihil citius inarceſcere quam lacrumas, welche man dem Redner zu geben pflegt, ihm noch weit mehr als dem Redner angehe. Vornehmlich hat er dahin zu ſehen, daß er nicht auf eine oder die andere luſtige Scene, ſogleich eine ernſthafte folgen laſſe, wodurch das Gemüth, welches ſich durch das Lachen geruhig erhohlt hatte, und nun auf einmal durch die volle Empfindung der Menſchlichkeit dahin geriſſen wird, eben den verdrüßlichen Schmerz empfindet, welchen das Auge fühlt, wenn es aus einem finſtern Orte plötzlich gegen ein helles Licht gebracht wird. Noch vielweniger muß einer geſetzten Perſon alsdann, wenn ſie die Gemüther der Zuſchauer in Bewegung ſetzt, eine allzulächerliche beygeſellet werden; überhaupt aber muß man nichts von dieſer Gattung anbringen, wenn man nicht die Gemüther genugſam dazu vorbereitet hat, und muß auch bey eben denſelben Affecten ſich nicht allzulange aufhalten. Wenn man alſo die rührenden Scenen auf den bequemen Ort verſparet, welchen man alsdann, wann ſich die Fabel am meiſten verwirret, noch öftrer aber, wenn ſie ſich aufwickelt, findet: ſo kann das Luſtſpiel nicht nur ſeiner ſatyriſchen Pflicht genug thun, ſondern kann auch noch dabey dabey das Gemüth in Bewegung ſetzen. Freylich trägt hierzu der Stoff und die ganze Einrichtung des Stückes viel bey. Denn wenn dasjenige, was der Dichter, glückliches oder unglückliches, wider alle Hoffnung ſich ereignen läßt, und zu den Gemüthsbewegungen die Gelegenheit geben muß, aus den Sitten der Perſonen ſo natürlich fließt, daß es ſich faſt nicht anders hätte zutragen können: ſo überläßt ſich alsdann der Zuſchauer, deſſen ſich Verwundrung und Wahrſcheinlichkeit bemächtiget haben, er mag nun der Perſon wohl wollen oder nicht, willig und gern den Bewegungen, und wird bald mit Vergnügen zürnen, bald trauren, und bald über die Zufälle, derjenigen Perſonen, deren er ſich am meiſten annimmt, für Freuden weinen. Auf dieſe Art, welches mir ohne Ruhmredigkeit anzuführen erlaubt ſeyn wird, pflegen die Zuſchauer in dem letzten Auftritte **des Looſes in der Lotterie** gerührt zu werden. Damons Ehegattin, und die Jungfer Caroline haben durch ihre Sitten die Gunſt der Zuſchauer erlangt. Jene hatte ſchon daran verzweifelt, daß ſie das Looß wiederbekommen würde, welches für ſie zehn tauſend Thaler gewonnen hatte, und war auf eine anſtändige Art deswegen betrübt. Ehe ſie ſichs aber vermuthet, kömmt Caroline, und bringt ihrer Schwägerin mit dem willigſten Herzen dasjenige wieder, was ſie für verlohren gehalten hatte. Hieraus nun entſtehet zwiſchen beyden der edelſte Streit freundſchaftlicher Geſinnungen, ſo wie bald darauf zwiſchen Carolinen und ihrem Liebhaber ein Liebesſtreit; und da ſowohl dieſer als jener ſchon für ſich ſelbſt, als ein angenehmes Schauſpiel, ſehr lebhaft zu rühren vermögend, zugleich auch nicht weit hergehohlet, ſondern in der Natur der Sache, gegründet, und freywillig aus den Charakteren ſelbſt gefloſſen ſind: ſo ſtreitet ein ſolcher Ausgang nicht allein nicht mit der Komödie, ſondern iſt ihr vielmehr, wenn auch das übrige gehörig beobachtet worden, vortheilhaft. Mir wenigſtens ſcheint eine Komödie, welche, wenn ſie den Witz der Zuhörer genugſam beſchäftiget hat, endlich mit einer angenehmen Rührung des Gemüths ſchlieſſet, nicht tadelhafter, als ein Gaſtgeboth, welches, nachdem man leichtern Wein zur Gnüge dabey genoſſen, die Gäſte zum Schluſſe durch ein Glas ſtärkern Weins erhitzen und ſo auseinander gehen läßt.

Es iſt aber noch eine andre Gattung, an welcher mehr auszuſetzen zu ſeyn ſcheinet, weil Scherz und Spott weniger darinne herrſchen, als die Gemüthsbewegungen, und weil ihre vornehmſten Perſonen entweder nicht gemein und tadelhaft, ſondern von vornehmen Stande, von zierlichen Sitten und von einer artigen Lebensart ſind, oder, wenn ſie ja einige Laſter haben, ihnen doch nicht ſolche ankleben, dergleichen bey dem Pöbel gemeiniglich zu finden ſind. Von dieſer Gattung ſind ungefehr die **verliebten Philoſphen** des **Destouches**, die **Melanide** des **la Chauſſee**, das **Mündel** des **Fagan**, und der **Sidney** des **Greſſets**. Weil nun aber diejenige Perſon, auf die es in dem Stücke größten Theils ankömmt, entweder von guter Art iſt, oder doch keinen allzulächerlichen Fehler an ſich hat, ſo kann daher ganz wohl gefragt werden, worinne denn ein ſolches Schauſpiel mit dem Weſen der Komödie übereinkomme? Denn obſchon meiſten Theils auch luſtige und auf gewiſſe Art lächerliche Charaktere darinne vorkommen, ſo erhält doch genugſam aus der Ueberlegenheit der andern, daß ſie nur der Veränderung wegen mit eingemiſcht ſind und das Hauptwerk ganz und gar nicht vorſtellen ſollen. Nun gebe ich ſehr gerne zu, daß dergleichen Schauſpiele in den Grenzen, welche man der Komödie zu ſetzen pflegt, nicht mit begriffen ſind; allein es fragt ſich, ob man nicht dieſe Grenzen um ſo viel erweitern müſſe, daß ſie auch jene Gattung dramatiſcher Gedichte mit in ſich ſchlieſſen können.*

---

* Wenn der Endzweck der Komödie überhaupt eine anſtändige Gemüthsergötzung iſt, und dieſe

Wenn dieſes nun der Endzweck der Komödie verſtattet, ſo ſehe ich nicht, warum es nicht erlaubt ſeyn ſollte? Das Anſehen unſrer Vorgänger wird es doch nicht verwehren? Es wird doch kein Verbrechen ſeyn, dasjenige zu verſuchen, was ſie unverſucht gelaſſen haben, oder aus eben der Urſache von ihnen abzugehen, aus welcher wir ihnen in andern Stücken zu folgen pflegen? Hat nicht ſchon Horatius geſagt:

> Nec minimum meruere decus, veſtigia græca
> Auſi deſerere.

Wenn

---

durch eine geſchickte Nachahmung des gemeinen Lebens verſchaft wird: ſo werden ſich die verſchiednen Formeln der Komödie gar leicht erfinden und beſtimmen laſſen. Denn da es eine doppelte Art von menſchlichen Handlungen giebt, indem einige Lachen, und andre ernſthaftere Gemüthsbewegungen erwecken: ſo muß es auch eine doppelte Art von Komödie geben, welche die Nachahmerin des gemeinen Lebens iſt. Die eine muß zu Erregung des Lachens, und die andre zu Erregung ernſthaftrer Gemüthsbewegungen geſchickt ſeyn. Und da es endlich auch Handlungen giebt, die in Betrachtung ihrer verſchiednen Theile, und in Anſehung der verſchiednen Perſonen von welchen ſie ausgeübt werden, beydes hervorzubringen fähig ſind: ſo muß es auch eine vermiſchte Gattung von Komödien geben, von welcher der Cyclops des Euripides, und der Ruhmredige des Destouches ſind. Dieſes hat der jüngſt in Dennemark verſtorbene Hr. Prof. Schlegel, ein Freund deſſen Verluſt ich nie genug betauren

Wenn man keine andre Komödien machen darf, als ſolche, wie ſie **Ariſtophanes**, **Plautus** und ſelbſt **Terenz** gemacht haben; ſo glaube ich ſchwerlich, daß ſie den guten Sitten ſehr zuträglich ſeyn, und mit der Denkungsart unſrer Zeiten ſehr übereinkommen möchten. Sollen wir deswegen ein Schauſpiel, welches aus dem gemeinen Leben genommen und ſo eingerichtet iſt, daß es zugleich ergötze und unterrichte, als welches der ganze Endzweck eines dramatiſchen Stücks iſt; ſollen wir, ſage ich, es deswegen von der Bühne verdammen, weil die Erklärung, welche die Alten von der Komödie gegeben haben, nicht völlig auf daſſelbe paſſen will? Muß es deswegen abgeſchmackt und ungeheuer ſeyn? In Dingen, welche empfunden werden, und deren Werth durch die Empfindung beurtheilet wird, ſollte ich glauben, müſſe die Stimme der Natur von größerm Nachdrucke ſeyn, als die Stimme der Regeln. Die Regeln hat man aus denjenigen dramatiſchen Stücken gezogen, welche

---

kann, und ein Dichter der eine ewige Zierde der dramatiſchen Dichtkunſt ſeyn wird, vollkommen wohl eingeſehen. Man ſehe was in den Anmerkungen zu der deutſchen Ueberſetzung der Schrift des Herren **Batteux**, Les beaux Arts reduits à un même principe, welche vor einiger Zeit in Leipzig herausgekommen, aus einer von ſeinen noch ungedruckten Abhandlungen, über dieſe Materie angeführet worden. S. 316.

ehedem auf der Bühne Beyfall gefunden haben. Warum ſollen wir uns nicht eben dieſes Rechts bedienen können? Und wenn es, außer der alten Gattung von Komödie, noch eine andre giebt, welche gefällt, welche Beyfall findet, kurz welche ergötzt und nützt, übrigens aber die allgemeinen und unveränderlichen Regeln des dramatiſchen Gedichts nicht verletzet, ſondern ſie in der Einrichtung und Eintheilung der Fabel und in der Schilderung der menſchlichen Gemüthsarten und Sitten genau beobachtet; warum ſollten wir uns denn lieber darüber beklagen, als erfreuen wollen? Wenn dieſe Komödie, von der wir handeln, abgeſchmackt wäre, glaubt man denn, daß ein ſo abgeſchmacktes Ding ſich die Billigung, ſowohl der Klugen als des Volks, erwerben könne? Gleichwohl wiſſen wir, daß dergleichen Spiele, ſowohl in Paris, als an andern Orten, mehr als einmal mit vielem Glücke aufgeführet worden, und gar leicht den Weg zu den Gemüthern der Zuhörer gefunden haben. Wenn nun alſo die meiſten durch ein ſolches Schauſpiel auf eine angenehme Art gerühret werden, was haben wir uns um jene wenige viel zu bekümmern, welche nichts dabey zu empfinden vorgeben*? Es giebt Leute, welchen die luſtige Komödie auf keine Art ein Genüge thut, und gleichwohl hört ſie deswegen nicht auf, gut zu ſeyn. Allein, wird man ſagen, es giebt unter den ſo genannten rührenden Komödien ſehr viel trockne, froſtige und abgeſchmackte. Wohl gut; was folgt aber daraus? Ich will ja nicht ein jedes armſeliges Stück vertheidigen. Es giebt auch auf der andern Seite eine große Menge höchſt ungereimter Luſtſpiele, von deren Verfaſſern man nicht ſagen kann, daß ſie die allgemeinen Regeln nicht beobachtet hätten; nur Schade, daß ſie, mit dem **Boileau** * zu reden, die Hauptregel nicht inne gehabt haben. Es hat ihnen nehmlich am Genie gefehlt. Und wenn dieſer Fehler ſich auch bey den Verfaſſern der neuen Gattung von Komödie findet, ſo muß man die Schuld nicht auf die Sache ſelbſt legen. Wollen wir es aber gründlich aus-

---

* Es ſcheint als ob man auf unſere Komödie dasjenige anwenden könne, was Cicero von dem Werth einer Rede gegen den Brutus behauptet. Tu artifex, ſagt er, quid quæris amplius? Delectatur

---

audiens multitudo & ducitur oratione & quaſi voluptate quadam perfunditur. Quid habes quod diſputes? Gaudet, dolet, ridet, plorat, favet, audit, contemnit, invidet, ad miſerationem inducitur, ad pudendum, ad pigendum, iraſcitur, miratur, ſperat, timet: hæc proinde accidunt, ut eorum, qui adſunt, mentes verbis & ſententiis & actione tractantur. Quid eſt quod expectetur docti alicujus ſententia? Quod enim probat multitudo, hoc idem doctis probandum eſt. Denique hoc ſpecimen eſt popularis judicii, in quo nunquam fuit populo cum doctis intelligentibusque diſſenſio. *Cic.* in Bruto p. 569. ſ. edit. Elzev.

[*] In der Note zu dem erſten Verſe der Dichtkunſt.

machen, was man ihr für einen Werth zugeſtehen müßte, ſo müſſen wir ſie, wie ich ſchon erinnert haben, nach der allgemeinen Abſicht der dramatiſchen Poeſie beurtheilen. Ohne Zweifel iſt die Komödie zur Ergötzung erfunden werden, weil es aber keine kunſtmäßige und anſtändige Ergötzung giebt, mit welcher nicht auch einiger Nutzen verbunden wäre, ſo läßt ſich auch von der Komödie ſagen, daß ſie nützlich ſeyn könne und müſſe. Das erſtere, die Ergötzung nehmlich, wird theils durch den Inhalt der Fabel ſelbſt, theils durch die neuen, abwechſelnden und mit den Perſonen übereinſtimmenden Charaktere, erlangt. Und zwar durch den Inhalt; erſtlich, wenn die Erwartung ſowohl erregt als unterhalten wird; und hernach, wenn ihr auf eine ganz andere Art ein Genüge geſchieht, als es Anfangs das Anſehen hatte, wobey gleichwohl alle Regeln der Wahrſcheinlichkeit genau beobachtet werden müſſen. Dieſes hat ſo gewiß ſeine Richtigkeit, daß weder eine wahre noch eine erdichtete Begebenheit, wann ſie für ſich ſelbſt auch noch ſo wunderbar wäre, auf der Bühne einiges Vergnügen erwecken wird, wenn ſie nicht zugleich auch wahrſcheinlich iſt.

Reſpicere exemplar vitæ morumque jubebo
Doctum imitatorem.

Bey jeder Erdichtung nehmlich verurſacht nicht ſo wohl die Fabel ſelbſt, als vielmehr das Genie und die Kunſt, womit ſie behandelt wird, bey den Zuſchauern das Vergnügen. „Denn derjenige, ſagt **Wehrenfels**,* erlangt einen allgemeinen Beyfall, derjenige ergötzt durchgängig, welcher alle Perſonen, Sitten und Leidenſchaften, die er auf der Bühne vorſtellen will, „vollkommen, und ſo viel möglich, mit lebendigen Farben abſchildert; welcher die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu feſſeln, und ihrem „Buſen alle Bewegungen mitzutheilen weis, „die er ihnen mitzutheilen für gut befindet. Denn nicht nur deswegen gefällt die Komödie, weil ſie andrer abgeſchmackte und lächerliche Handlungen, den Augen und Gemüthern darſtellet; (denn dieſes thut eine jede gute Satyre) ſondern auch weil ſie eine einfache und für ſich ſelbſt angenehme Begebenheit ſo abhandelt, daß ſie überall die Erwartung des Zuſchauers unterhält, und durch dieſes Unterhalten Vergnügen und Beyfall erwecket. Denn wie hätten ſonſt faſt alle Stücke des **Terenz**, ſo viel wir deren von ihm übrig haben, und auch einige des **Plautus**, als zum Exempel die Gefangnen, in welchen durch die Darzwiſchenkunſt eines Simo, eines Chremes, eines Phädria, eines Hegio, ein großer Theil derſelben, nicht nur nicht ſcherzhaft, ſondern vielmehr ernſthaft wird;

---

* In angeführter Rede S. 367.

wie hätten ſie, ſage ich, ſonſt gefallen können? Wenn nun aber zu dem Ergötzen nicht nothwendig eine lächerliche Handlung erfordert wird; wenn vielmehr eine jede Fabel, die der Wahrheit nachahmet, und Dinge enthält, welche des Sehens und Hörens würdig ſind, die Gemüther vergnügt: warum ſollte man denn nicht auch dann und wann der Komödie einen ernſthaften, ſeiner Natur nach aber angenehmen Inhalt, geben dürfen? * „Auch alsdann empfinden wir eine wunderbare Wolluſt, wenn „wir mit einer von den Perſonen in der Komödie eine genaue Freundſchaft errichten, für ſie „bekümmert ſind, für ſie uns ängſtigen, mit ihr „Freund und Feind gemein haben, für ſie ſtille „Wünſche ergehen laſſen, bey ihren Gefahren „uns fürchten, bey ihrem Unglücke uns betrüben, und bey ihrer entdeckten Unſchuld und „Tugend uns freuen.„ Es giebt viel Dinge, welche zwar nicht ſcherzhaft, aber doch deswegen auch nicht traurig ſind. Ein Schauſpiel, welches uns einen vornehmen Mann, der ein gemeines Mägdchen heyrathet, ſo vor die Augen ſtellet, daß man alles, was bey einer ſolchen Liebe abgeſchmacktes und ungereimtes ſeyn kann, genau bemerket, wird ergötzen. Doch laßt uns dieſe Fabel verändern. Laßt uns ſetzen, der Entſchluß des vornehmen Mannes ſey nicht abgeſchmackt, ſondern vielmehr aus gewiſſen Urſachen

---

* Wehrenfels am angeführten Orte.

chen löblich, oder doch wenigſtens zu billigen; ſollte wohl alsdann die Seltenheit und Rühmlichkeit einer ſolchen Handlung weniger ergötzen, als dort die Schändlichkeit derſelben? Der Herr von **Voltaire** hat eine Komödie dieſes Inhalts, unter dem Titel **Nanine**, verfertiget, welche Beyfall auf der Bühne erhalten hat; und man kann auch nicht leugnen, daß man nicht noch mehr dergleichen Handlungen, welche Erſtaunen erwecken, und dennoch nicht romanenhaft ſind, erdenken und auf das gemeine Leben anwenden könne, als welches von dem Gebrauche ſelbſt gebilliget wird.

Wir müſſen uns nunmehr zu den guten Charakteren ſelbſt wenden, welche hauptſächlich in der Komödie, von welcher wir handeln, angebracht werden, und müſſen unterſuchen, auf was für Weiſe Vergnügen und Ergötzung daraus entſpringen könne. Die Urſache hiervon iſt ohne Zweifel in der Natur der Menſchen und in der wunderbaren Kraft der Tugend zu ſuchen. In unſrer Gewalt wenigſtens iſt es nicht, ob wir das, was gut, rechtſchaffen und löblich iſt, billigen wollen oder nicht. Wir werden durch die natürliche Schönheit und den Reiz dieſer Dinge dahin geriſſen: und auch der allernichtswürdigſte Menſch findet, gleichſam wider Willen, an der Betrachtung einer vortreflichen Gemüthsart, Vergnügen, ob er ſie gleich weder ſelbſt beſitzt, noch ſie zu beſitzen, ſich einige Mühe giebt. Diejenigen alſo, aus welchen eine große und zugleich geſellſchaftliche Tugend hervorleuchtet, pflegen uns, ſo wie im gemeinen Leben, alſo auch auf der Bühne werth und angenehm zu ſeyn. Doch dieſes würde nur ſehr wenig bedeuten wollen, wenn nicht noch andre Dinge dazu kämen. Die Tugend ſelbſt gefällt auf der Bühne, wo ſie vorgeſtellt wird, weit mehr als im gemeinen Leben. Denn da bey Betrachtung und Bewunderung eines rechtſchafnen Mannes, auch oft zugleich der Neid ſich mit einmiſchet, ſo bleibt er doch bey dem Anblicke des bloßen Bildes der Tugend weg, und anſtatt des Neides wird in dem Gemüthe eine ſüße Empfindung des Stolzes und der Selbſtliebe erweckt. Denn wenn wir ſehen, zu was für einem Grade der Vortreflichkeit die menſchliche Natur erhoben werden könne, ſo dünken wir uns ſelbſt etwas groſſes zu ſeyn. Wir gefallen uns alſo in jenen erdichteten Perſonen ſelbſt, und die auf die Bühne gebrachte Tugend feſſelt uns deſto mehr, je leichter die Sitten ſind, welche den guten Perſonen beygelegt werden, und je mehr ihre Güte ſelbſt, welche immer mäßig und ſich immer gleich bleibet, nicht ſo wohl die Frucht von Arbeit und Mühe, als vielmehr ein Geſchenke der Natur zu ſeyn ſcheint. Mit einem Worte, ſo wie wir bey den lächerlichen Perſonen, der Bühne uns ſelbſt freuen, weil wir ihnen nicht ähnlich ſcheinen; eben ſo freuen wir uns über unſere eigne Vortreflichkeit, wenn wir gute Gemüthsarten betrachten, welches bey den heroiſchen Tugenden, die in der Tragödie vorkommen, ſich ſeltner zu ereignen pflegt, weil ſie von unſern gewöhnlichen Umſtänden allzuentfernt ſind. Ich kann mir leicht einbilden, was man hierwieder ſagen wird. Man wird nehmlich einwerfen, weil die Erdichtung alltäglicher Dinge weder Verlangen, noch Bewunderung erwecken könne, ſo müßte nothwendig die Tugend auf der Bühne gröſſer und glänzender vorgeſtellet werden, als ſie im gemeinen Leben vorkomme; hieraus aber ſcheine zu folgen, daß dergleichen Sittenſchilderungen, weil ſie übertrieben worden, nicht ſattſam gefallen könnten. Dieſes nun wäre freylich zu befürchten, wenn nicht die Kunſt dazu käme, welche das, was in einem Charakter Maaß und Ziel zu überſchreiten ſcheinet, ſo geſchickt einrichtet, daß das ungewöhnliche wenigſtens wahrſcheinlich ſcheinet. Ein Schauſpiel, welches einem Mägdchen von geringem Stande, Zierlichkeit, Witz und Lebensart geben wollte, würde den Beyfall der Zuſchauer wohl nicht erlangen. Denn

> Si dicentis erunt fortunis abſona dicta,
> Romani tollent equites peditesque cachinnum.

Allein wenn man vorausſetzt, dieſes Mägdchen ſey, von ihren erſten Jahren an, in ein vornehmes

Haus gekommen, wo ſie Gelegenheit gefunden habe, ihre Sitten und ihren Geiſt zu beſſern: ſo wird alsdann die zuerſt unwahrſcheinliche Perſon wahrſcheinlich. Weit weniger aber können uns auserleſene Sitten und edle Empfindungen bey denjenigen anſtößig ſeyn, von welchen wir wiſſen, daß ſie aus einer anſehnlichen Familie entſprungen ſind, und eine ſorgfältige Erziehung genoſſen haben. Die Wahrſcheinlichkeit aber iſt hier, nicht ſo wohl nach der Wahrheit der Sache, als vielmehr nach der gemeinen Meinung zu beurtheilen; ſo daß es gar nicht darauf ankömmt, ob es wirklich ſolche rühmliche Leute, und wie viele es derſelben giebt, ſondern daß es genug iſt, wenn viele, ſo etwas zu ſeyn ſcheinen. Dieſes findet auch bey den tadelhaften Charakteren Statt, die deswegen nicht zu gefallen aufhören, ob ſie ſchon die Beyſpiele des gemeinen Lebens überſchreiten *. So wird der **Geitzige** in dem Luſtſpiele, ob er gleich weit geitziger iſt, als alle die Geitzigen, die man alltäglich ſieht, doch nicht mißfallen. Der **Thraſo** bey dem **Terenz** iſt ſo närriſch, daß er den **Gnatho** und ſeine übrigen Knechte, als ob es Soldaten wären, ins Gewehr ruft, daß er ſich zu ihrem Heerführer macht, und einem jeden ſeine Stelle und ſeine Pflicht anweiſet: ob nun aber gleich vielleicht niemals ein Soldate ſo großſprechriſch geweſen iſt, ſo iſt dennoch die Perſon des Thraſo, weil ſie ſonſt alles mit den Großſprechern gemein hat, der Wahrheit nicht zuwider. Eben dieſes geſchieht auch auf der andern Seite, wenn nehmlich die Vortreflichkeit einer Perſon auf gewiſſe Art gemäßiget, und ihr, durch die genaue Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit in den andern Stücken, nachgeholfen wird. Es finden ſich übrigens in uns verſchiedne Empfindungen, welche dergleichen Charaktere glaubwürdig machen, und das übertriebne in denſelben zu bemerken verhindern. Wir wünſchen heimlich, daß die rechtſchafnen Leute ſo häufig als möglich ſeyn möchten, geſetzt auch, daß uns nicht ſo wohl der Reitz der Tugend, als die Betrachtung der Nützlichkeit, dieſen Wunſch abzwinget; und alles was der menſchlichen Natur in einem ſolchen Bilde rühmliches beygeleget wird, das glauben wir, werde uns ſelbſt beygelegt, Daher kömmt es, daß die guten Charaktere, ob ſie gleich noch ſo vollkommen ſind, und alle Beyſpiele übertreffen, in der Meinung die wir von unſrer eignen Vortreflichkeit, und von der Nützlichkeit der Tugend haben, ihre Vertheidigung finden. Wenn nun alſo dieſe Charaktere ſchon des Vergnügens wegen, welches ſie verurſachen, billig in dem Luſtſpiele

---

* Hiervon haben die Verfaſſer der Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, S. 266. und fol. ſehr geſchickt gehandelt.

Die Abhandlung, welche der Herr Profeſſor hier mit ſeinem Beyfalle beehrt, iſt von dem ſeel. Hrn. **Mylius**.

ſpiele können gebraucht werden, ſo hat man noch weit mehr Urſache, ſie in Betrachtung ihrer Nützlichkeit anzuwenden. Die Abſchilderungen tadelhafter Perſonen zeigen uns bloß das Ungereimte, das Verkehrte und Schändliche; die Abſchilderungen guter Perſonen aber zeigen uns das Gerechte, das Schöne und löbliche. Jene ſchrecken von den Laſtern ab; dieſe feuern zu der Tugend an, und ermuntern die Zuſchauer, ihr zu folgen. Und wie es nur etwas geringes iſt, wenn man dasjenige, was übel anſtehet, kennet, und ſich vor demjenigen hüten lernet, was uns dem allgemeinen Tadel ausſetzt; ſo iſt es Gegentheils etwas ſehr großes und erſprießliches, wenn man das wahre Schöne erkennt, und gleichſam in einem Bilde ſieht, wie man ſelbſt beſchaffen ſeyn ſolle. Doch dieſe Kraft haben nicht allein die Reden, welche den guten Perſonen beygelegt werden; ſondern auch dasjenige, was in dem Stücke löbliches von ihnen verrichtet und uns vor die Augen geſtellet wird, giebt uns ein Beyſpiel von dem, was in dem menſchlichen Leben ſchön und rühmlich iſt. Wenn alſo ſchon dergleichen Schauſpiele, dem gewöhnlichen und angenommenen Gebrauche nach, ſich mit Recht den Namen der Komödien nicht anmaaßen können; ſo verdienen ſie doch wenigſtens die Freyheiten und Vorzüge der Komödie zu genießen, weil ſie nicht allein ergötzen, ſondern auch nützlich ſind, und alſo denjenigen

Dramatiſchen Stücken beygezehlt werden können, welche **Wehrenfels**, am angeführten Orte, mit folgenden Worten verlangt. „Endlich ſollen unſre Komödien ſo beſchaffen ſeyn, „daß ſie Plato in ſeiner Republick dulden, Cato „mit Vergnügen anhören, Veſtalinnen ohne „Verletzung ihrer Keuſchheit ſehen, und was „das vornehmſte iſt, Chriſten aufführen und, „beſuchen können.„ Diejenigen wenigſtens, welche Komödien ſchreiben wollen, werden nicht übel thun, wenn ſie ſich unter andern auch darauf befleißigen, daß ihre Stücke eine ſtärkere Empfindung der Menſchlichkeit erregen, welche ſo gar mit Thränen, den Zeugen der Rührung, begleitet wird. Denn wer wird nicht gerne manchmal auf eine ſolche Art in Bewegung geſetzt werden wollen; wer wird nicht dann und wann diejenige Wolluſt, in welcher das ganze Gemüth gleichſam zerfließt, derjenigen vorziehen, welche nur, ſo zu reden, ſich an den äußern Flächen der Seele aufhält? Die Thränen, welche die Komödie auspreſſet, ſind dem ſanften Regen gleich, welcher die Saaten nicht allein erquickt, ſondern auch fruchtbar macht. Dieſes alles will ich nicht darum angeführt haben, als ob jene alte fröhliche Komödie aus ihrem rechtmäßigen Beſitze zu vertreiben wäre; (ſie bleibe vielmehr ewig bey ihrem Anſehen und ihrer Würde!) ſondern bloß darum, daß man dieſe neue Gattung in ihre Geſellſchaft aufnehmen

men möge, welche, da die gemeinen Charaktere erſchöpft ſind, neue Charaktere, und alſo einen reichern Stof zu den Fabeln darbiethet, und zugleich die Art des Vortrags ändert. Wenn es Leute giebt, welche nur deswegen den Komödien beywohnen wollen, damit ſie in laute Gelächter ausbrechen können, ſo weis ich gewiß, daß ſich die **Terenze** und die **Destouches** wenig um ſie bekümmern werden. Denjenigen aber zu mißfallen, welche nichts als eine ausgelaſſene und wilde Poſſenluſt vergnügt, wird wohl keine allzugroſſe Schande ſeyn. Es werden auch nach uns einmal Richter kommen; und auch auf dieſe ſollten wir ſehen. **Flaccus** hat ſchon einmal ſein critiſches Anſehen gebraucht, und den Ausſpruch gethan:

> At proavi noſtri Plautinos & numeros &
> Laudavere ſales; nimium patientèr utrumque
> (Ne dicam ſtulte) mirati.

Vielleicht werden ſich auch einmal welche finden, die uns darum tadeln, daß wir bey Annehmung des rührenden Luſtſpiels, uns allzuunleidlich, ich will nicht ſagen, allzuhartnäckig erwieſen haben.

* * *

So weit der Hr. Prof. **Gellert**! Ich würde meinen Leſern wenig zutrauen, wenn ich nicht glaubte, daß ſie es nunmehr von ſelbſt wiſſen könnten, auf welche Seite die Wage den Ausſchlag thue. Ich will zum Ueberfluſſe, alles, was man für und wider geſagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal überſehen kann. Ich will ſie ſo einrichten, daß ſie, wo möglich, alles Mißverſtändniß heben, und alle ſchweifende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine ſolche darunter verſtanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspreſſende Scenen hat; oder eine ſolche, welche aus nichts als dergleichen Scenen beſteht? Meinet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Charaktere mit ungereimten verbunden ſind, oder eine, wo nichts als edle Charaktere vorkommen?

Wider die erſte Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernſt abwechſeln, iſt offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals darwieder etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beyſpiele der alten Dichter vertheidigen ſie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichſte iſt, und Lachen zu erregen nicht ſelten Witz und Anſtändigkeit, wie man ſagt, bey Seite geſetzt hat, **Plautus** hat die **Gefangen** gemacht und, was noch mehr iſt, dem **Philemon** ſeinen

Schatz, unter der Aufſchrift **Trinummus** abgeborgt. In beyden Stücken, und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen koſten müſſen. Im **Moliere** ſelbſt, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzugewöhnlich macht. Was man von dem ſchleinigen Uebergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem unnatürlichen deſſelben geſagt hat; betrift nicht die Sache ſelbſt, ſondern die ungeſchickte Ausführung. Man ſehe das Exempel, welches der Franzoſe aus dem Schauſpiele, **Simſon**, anführt. Freylich muß der Dichter gewiſſe Staffeln, gewiſſe Schattirungen beobachten, und unſre Empfindungen niemals einen Sprung thun laſſen." Von einem Aeuſſerſten plötzlich auf das andre geriſſen werden, iſt ganz etwas anders, als von einem Aeuſſerſten allmälig zu dem andern gelangen.

Es muß alſo die andre Gattung ſeyn, über die man hauptſächlich ſtreitet; diejenige nehmlich, worinne man gar nicht lacht, auch nicht einmahl lächelt; worinne man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kan man eine doppelte Frage thun. Man kann fragen, iſt ein ſolches Stück dasjenige, was man von je her unter dem Namen Komödie verſtanden hat? Und darauf antwortet Hr. **Gellert** ſelbſt Nein.

Iſt es aber gleichwohl ein Schauſpiel, welches nützlich und für gewiſſe Denkungsarten angenehm ſeyn kann? Ja; und dieſes kann der franzöſiſche Verfaſſer ſelbſt nicht gänzlich in Abrede ſeyn.

Worauf kömmt es alſo nun noch weiter an? Darauf, ſollte ich meinen, daß man den Grad der Nützlichkeit des neuen Schauſpiels, gegen die Nützlichkeit der alten Komödie beſtimme, und nach Maaßgebung dieſer Beſtimmung entſcheide, ob man beyden einerley Vorzüge einräumen müſſe oder nicht? Ich habe ſchon geſagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß man den **Destouches** niemals mit dem **la Chauſſee** in eine Klaſſe geſetzt hat, und daß die hartnäckigſten Feinde des letztern, niemals dem erſtern den Ruhm eines vortreflichen komiſchen Dichters abgeſprochen haben, ſo viel edle Charaktere und zärtliche Scenen in ſeinem Stücke auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieſes allein wahre Komödien ſind, welche ſo wohl Tugenden als Laſter, ſo wohl Anſtändigkeit als Ungereimtheit ſchildern, weil ſie eben durch dieſe Vermiſchung ihrem Originale, dem menſchlichen Leben, am nächſten kommen. Die Klugen und Thoren ſind in der Welt untermengt, und ob es gleich gewiß iſt, daß die erſtern von den letztern an der Zahl übertroffen werden, ſo iſt doch eine Geſellſchaft von lauter Thoren, beynahe eben ſo unwahrſcheinlich, als eine Geſellſchaft von lauter Klugen. Dieſe Erſcheinung ahmet das Luſtſpiel nach, und nur durch die Nachahmung derſelben iſt es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das, was es beobachten muß, ſondern beydes zugleich in einem Lichte vorzuſtellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man ſieht leicht, daß man von dieſem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man ſchon längſt den Namen des **Poſſenſpiels** gegeben, deſſen charakteriſtiſche Eigenſchaft darinne beſteht, daß es nichts als Laſter und Ungereimtheiten, mit keinen andern als ſolchen Zügen ſchildert, welche zum Lachen bewegen, es mag dieſes Lachen nun ein nützliches oder ein ſinnloſes Lachen ſeyn. Edle Geſinnungen, ernſthafte Leidenſchaften, Stellungen, wo ſich die ſchöne Natur in ihrer Stärke zeigen kann, bleiben aus demſelben ganz und gar weg; und wenn es auſſerdem auch noch ſo regelmäßig iſt, ſo wird es doch in den Augen ſtrenger Kunſtrichter dadurch noch lange nicht zu einer Komödie. Worinne wird alſo die andre Abweichung beſtehen? Ohnfehlbar darinne, wenn man nichts als Tugenden und anſtändige Sitten, mit keinen andern als ſolchen Zügen ſchildert, welche Bewunderung und Mitleid erwecken, beydes mag nun einen Einfluß auf die Beßrung der Zuhörer haben können, oder nicht. Lebhafte Satyre, lächerliche Ausſchweifungen, Stellungen, die den Narren in ſeiner Blöße zeigen, ſind gänzlich aus einem ſolchen Stücke verbannt. Und wie wird man ein ſolches Stück nennen? Jedermann wird mir zuruffen: das eben iſt die weinerliche Komödie! Noch einmal alſo mit einem Worte; das **Poſſenſpiel** will nur zum Lachen bewegen; das **weinerliche Luſtſpiel** will nur rühren; die **wahre Komödie** will beydes. Man glaube nicht, daß ich dadurch die beyden erſtern in eine Klaſſe ſetzen will; es iſt noch immer der Unterſcheid zwiſchen beyden, der zwiſchen dem Pöbel und Leuten von Stande iſt. Der Pöbel wird ewig der Beſchützer der Poſſenſpiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungne Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten ſuchen, wo andre ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein iſt für das Volk, und allein fähig einen allgemeinen Beyfall zu erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu ſtiften. Was ſie bey dem einen nicht durch die Schahm erlangt, das erlangt ſie durch die Bewunderung; und wer ſich gegen dieſe verhärtet, dem macht ſie jene fühlbar. Hieraus ſcheinet die Regel des **Contraſts**, oder der **Abſtechung**, gefloſſen zu ſeyn, vermöge welcher man nicht gerne eine Untugend aufführt, ohne ihr Gegentheil mit anzubringen; ob ich gleich gerne zugebe, daß ſie auch darinne gegründet iſt, daß ohne ſie der Dichter ſeine Charaktere nicht wirkſam genug vorſtellen könnte.

Dieſes nun, ſollte ich meinen, beſtimme den Nutzen der weinerlichen Komödie genau genug. Er iſt nehmlich nur die Hälfte von dem Nutzen, den ſich die wahre Komödie vorſtellet; und auch von dieſer Hälfte geht nur allzuoft nicht wenig ab. Ihre Zuſchauer wollen ausgeſucht ſeyn, und ſie werden ſchwerlich den zwanzigſten Theil der gewöhnlichen Komödiengänger ausmachen. Doch geſetzt ſie machten die Helfte derſelben aus. Die Aufmerkſamkeit, mit der ſie zuhören, iſt, wie es der Herr Prof. **Gellert** ſelbſt an die Hand giebt, doch nur ein Kompliment, welches ſie ihrer Eigenliebe machen; eine Nahrung ihres Stolzes. Wie aber hieraus eine Beßrung erfolgen könne, ſehe ich nicht ein. Jeder von ihnen glaubt der edlen Geſinnungen, und der großmüthigen Thaten, die er ſiehet und höret, deſto eher fähig zu ſeyn, je weniger er an das Gegentheil zu denken, und ſich mit demſelben zu vergleichen Gelegenheit findet. Er bleibt was er iſt, und bekömmt von den guten Eigenſchaften weiter nichts, als die Einbildung, daß er ſie ſchon beſitze.

Wie ſteht es aber mit dem Namen? Der Name iſt etwas ſehr willkührliches, und man könnte unſerer neuen Gattung gar wohl die Benennung einer Komödie gäben, wenn ſie ihr auch nicht zukäme. Sie kömmt ihr aber mit völligem Recht zu, weil ſie ganz und gar nicht etwas anders als eine Komödie, ſonder bloß eine Untergattung der Komödie iſt.

Ich wiederhohle es aber noch einmal, daß dieſes alles nur auf diejenigen Stücke gehet, welche völlig den Stücken des **la Chauſſee** ähnlich ſind. Ich bin weit entfernt, den Herrn **Gellert** für einen eigentlichen Nachahmer deſſelben auszugeben. Ich habe beyde zu wohl geleſen, als daß ich in den Luſtſpielen des letztern, nicht noch genug lächerliche Charaktere und ſatyriſche Züge angetroffen haben ſollte, welche aus den Luſtſpielen des erſtern ganz und gar verwieſen ſind. Die rührenden Scenen ſind bey dem Herrn **Gellert** nur die meiſten; und ganz und gar nicht die einzigen. Wer weis aber nicht, daß das mehrere oder wenigere, wohl die verſchiedne Gemüthsart der Verfaſſer anzeigt, nicht aber einen weſentlichen Unterſcheid ihrer Werke ausmacht?

Mehr braucht es hoffentlich nicht, meine Meinung vor aller Mißdeutung zu ſichern.

* * *

II.

Leben
des
Herrn Jacob Thomſon.

Thomſon iſt auch in Deutſchland als ein großer Dichter nicht unbekannt. Seine **Jahrszeiten** ſind von denen, welche ihn in ſeiner Sprache nicht leſen können, in der Ueberſetzung des Herrn **Brockes** bewundert worden, ſo viel ſie auch von ihrer Schönheit darinne verlohren haben. Vor einiger Zeit haben wir auch eine Ueberſetzung ſeines **Agamemnons** erhalten, deren ich weiter unten mit mehrern gedenken werde. Es wäre ſchlecht, wenn beydes ſeine Leſer nicht ſollte begierig gemacht haben, nähere Umſtände von dem Verfaſſer zu wiſſen. Man erlaube mir alſo, daß ich mir ſchmeicheln darf, ihnen durch die Mittheilung derſelben einen Gefallen zu erzeigen.

Es wird nöthig ſeyn vor allen Dingen meine Quelle anzuzeigen. Dieſe ſind die **Lebensbeſchreibungen der Dichter Großbritanniens und Irrlands**,* welche im vorigen

Jahren

---

* The Lives of the Poets of Great Britain and Ireland, by Mr. Cibber and other hands.

Jahre in fünf Duodezbänden zu London herauskamen. Es haben verſchiedene daran gearbeitet, der vornehmſte Verfaſſer aber, der auf dem Titel genennt wird, iſt Herr **Cibber**, welcher auch die Leben der berühmteſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen Englands heraus gegeben hat.[*] Aus dieſem Werke alſo, welches Lobſprüche genug erhalten hat, will ich dasjenige ziehen, was den Herrn **Thomſon** angehet, und zwar vornehmlich von der Seite eines theatraliſchen Dichters betrachtet.

Jacob Thomſon war der Sohn eines Geiſtlichen der Schottiſchen Kirche, in dem Presbyteriate von **Jedburgh**.

Er ward an eben dem Orte gebohren, wo ſein Vater Prediger war, und zwar im Anfange des jetzigen Jahrhunderts. Seine erſte Erziehung genoß er in einer Privatſchule der daſigen Gegend. In ſeinen erſten Jahren zeigte er ſo wenig ein beſonders Genie, daß ihn vielmehr ſein Lehrmeiſter, und alle die mit ſeiner Erziehung zu thun hatten, kaum die gewöhnlichſten und ſchlechteſten Gaben zutrauten.

Als er auf gedachter Schule die lateiniſche und griechiſche Sprache lernte, beſuchte er oft einen Geiſtlichen, deſſen Kirchſpiel mit dem Kirchſpiele ſeines Vaters in eben demſelben Pres-

---

[*] The Lives and Characters of the moſt eminent Actors and Actreſſes of Great Britain, and Ireland, from Shakeſpear to the preſent Time &c.

Presbyteriate lag. Es war dieſes der Herr **Rickerton**, ein Mann von ſo beſondern Eigenſchaften, daß ſehr viel Leute von Einſicht, und Herr **Thomſon** ſelbſt, welcher mit ihm umumging, erſtaunten, ſo große Verdienſte an einem dunkeln Orte auf dem Lande vergraben zu ſehen, wo er weder Gelegenheit hatte ſich zu zeigen, noch ſonſt mit Gelehrten umzugehen, außer etwa bey den periodiſchen Zuſammenkünften der Geiſtlichen.

Ob nun ſchon der Lehrmeiſter unſers **Thomſons** ſeinen Schüler kaum mit einem ſehr geringen Verſtande begabt zu ſeyn glaubte, ſo konnte ſich doch den Augen des Hrn. **Rickerton** deſſen Genie nicht entziehen. Er bemerkte gar bald eine frühzeitige Neigung zur Poeſie bey ihm, wie er denn auch nach der Zeit noch verſchiedne von den erſten Verſuchen, die Hr. **Thomſon** in dieſer Provinz gemacht hatte, aufhob.

Ohne Zweifel nahm unſer junge Dichter, durch den fernern Umgang mit dem Hrn. **Rickerton** ſehr zu, welcher ihm die Liebe zu den Wiſſenſchaften einflößte. Und die Einſicht in die natürliche und ſittliche Philoſophie, welche er hernach in ſeinen Werken zeigte, hatte er vielleicht nur den Eindrücken dieſes Gelehrten zu danken.

So wenig nun aber Hr. **Rickerton** den jungen **Thomſon** für einen Menſchen ohne alle

Gabe hielt, ſondern vielmehr ein ſehr feines Genie an ihm wahrnahm: ſo hätte er ſich doch, wie er oft ſelbſt geſtanden, niemals eingebildet, daß er es ſo weit bringen und auf eine ſo erhabne Staffel unter den Dichtern gelangen ſollte. Als er daher zuerſt **Thomſons Winter** zu ſehen bekam, welches in einem Buchladen zu **Edinburgh** geſchah, erſtaunete er ganz, und ließ, nachdem er die erſten Zeilen deſſelben, welche nicht erhabener ſeyn könnten, geleſen hatte, das Buch vor Verwundrung und Entzücken aus den Händen fallen.

Nachdem Hr. **Thomſon** die gewöhnliche Zeit mit Erlernung der todten Sprachen auf der Schule zugebracht, ward er auf die Univerſität nach **Edinburg** geſchickt, wo er ſeine Studien enden und ſich zu dem geiſtlichen Amte tüchtig machen ſollte. Hier machte er eben ſo wenig als auf der Schule eine groſſe Figur; ſeine Mitſchüler dachten ſehr verächtlich von ihm, und die Lehrer ſelbſt, unter welchen er ſtudirte, hatten keinen beſſern Begrif von ſeiner Fähigkeit, als ihre Untergebenen. Nachdem er endlich die philoſophiſchen Klaſſen durchgegangen war, ward er als ein Candidat des h. Predigtamts, in das theologiſche Collegium aufgenommen, in welchem die Studierenden ſechs Jahr verziehen müſſen, ehe ſie ihre Probe ablegen dürfen.

Er war zwey Jahr in dieſem theologiſchen Collegio, deſſen Profeſſor damals Hr. **William**

liam **Hamilton** war, als ihm von dieſem eine Rede über die Macht des höchſten Weſens auszuarbeiten, aufgetragen ward. Als es ſeine Mitſchüler erfuhren, hielten ſie ſich nicht wenig über die ſchlechte Beurtheilungskraft des Profeſſors auf, eine ſo fruchtbare Materie einem jungen Menſchen aufzugeben, von dem man ſich ganz und gar nichts verſprechen konnte. Doch als Herr **Thomſon** ſeine Rede ablegte, fanden ſie Urſache, ſich ihre eigene ſchlechte Beurtheilungskraft vorzuwerfen, daß ſie einen Menſchen verachtet hatten, der dem größten Genie unter ihnen überlegen war. Dieſe Rede war ſo erhaben, daß ſowohl der Profeſſor als die Studierenden, welche ſie halten hörten, darüber erſtaunten. Sie war in reimloſen Verſen abgefaßt, welches aber Hr. **Hamilton** daran ausſetzte, weil es ſich zu dieſer Materie nicht ſchicke. Verſchiedne von den Mitgliedern des Collegii, welche ihm den durch dieſe Rede erlangten Ruhm nicht gönnten, glaubten, er müßte einen gelehrten Diebſtahl begangen haben, und gaben ſich daher alle Mühe, ihn zu entdecken. Doch ihr Nachforſchen war vergebens, und Hr. **Thomſon** blieb in dem unverkürzten Beſitze ſeiner Ehre, ſo lange er ſich auf der Univerſität aufhielt.

Man weis eigentlich nicht, warum Herr **Thomſon** den Vorſatz, in das heilige Predigtamt zu treten fahren ließ. Vielleicht glaubte er, dieſer Stand ſey zu ſtrenge, als daß er ſich mit der Freyheit ſeiner Neigung vertragen könne; vielleicht fühlte er ſich auch ſelbſt und glaubte, daß er ſich, in Anſehung ſeiner Gaben, auf etwas gröſſers Rechnung machen könnte, als ein Presbyterianiſcher Geiſtlicher zu werden: denn ſelten pflegt ſich ein groſſes Genie mit einer dunkeln Lebensart, und mit einer jährlichen Einkunft von ſechzig Pfund in dem entfernten Winkel einer ſchlechten Provinz, zu begnügen, welches doch gewiß das Schickſal des Herrn **Thomſon** geweſen wäre, wenn ſich ſeine Abſichten nicht über die Sphäre eines Predigers der ſchottiſchen Kirche erſtreckt hätten.

Nachdem er alſo alle Gedanken auf den geiſtlichen Stand aufgegeben hatte, ſo war er mit mehr Sorgfalt darauf bedacht, ſich zu zeigen und ſich Gönner zu erwerben, die ihm zu einer vortheilhaften Lebensart behülflich ſeyn könnten. Weil aber der Theil der Welt, wo er ſich jetzo befand, ihm ganz und gar keine Hofnung hierzu machen konnte, ſo fing er an, ſein Augenmerk auf die Hauptſtadt zu richten.

Das erſte Gedicht des Hrn. **Thomſons**, welches ihm einiges Anſehen bey dem Publico erwarb, war ſein **Winter**, deſſen ſchon gedacht worden; doch hatte er auch ſchon wegen verſchiedner andern Stücke, noch ehe er ſein Vaterland verließ, den Beyfall deren, welchen ſie zu Geſichte gekommen waren, erhalten. Er machte eine Paraphraſin über den 104ten Pſalmen, welche er ſeinen Freunden abzuſchreiben erlaubte, nachdem ſie vorher von dem Hrn. **Rickerton** war gebilliget worden. Dieſe Paraphraſis kam endlich durch verſchiedne Wege in die Hände des Hrn. **Auditor Benſon**, welcher ſeine Verwunderung darüber entdeckte, und zugleich ſagte, wenn der Verfaſſer in London wäre, ſo würde es ihm ſchwerlich an einer ſeiner Verdienſte würdigen Aufmunterung mangeln. Dieſe Anmerkung ward dem Hrn. **Thomſon** durch einen Brief mitgetheilt, und machte einen ſo ſtarken Eindruck bey ihm, daß er ſeinen Aufenthalt in der Hauptſtadt zu nehmen, beſchleunigte. Er machte ſich alſobald nach **Newcaſtle**, wo er zu Schiffe ging, und in **Billingsgate** anlandete. Als er angekommen war, ließ er ſeine unmittelbare Sorge ſey, den Herrn **Mallet**, ſeinen ehemaligen Schulkameraden zu beſuchen, welcher jetzo in **Hannover-Square** lebte, und zwar als Hofmeiſter bey dem Herzoge von **Montroſe** und ſeinem verſtorbnen Bruder dem Lord **Graham**. Ehe er aber in **Hannover-Square** anlangte, begegnete ihm ein Zufall, der ein wenig lächerlich iſt. Er hatte von einem vornehmen Manne in **Schottland** Empfehlungsſchreiben an verſchiedne Standesperſonen in **London** mitbekommen, die er ſehr ſorgfältig in ſein Schnupftuch eingewickelt hatte. Als er nun durch die Gaſſen ſchlenderte, konnte er die Gröſſe, den Reichthum und die verſchiednen Gegenſtände, die ihm alle Augenblicke in dieſer berühmten Hauptſtadt vorkamen, nicht genug bewundern. Er blieb oft ſtehen, und ſein Geiſt war mit dieſen Scenen ſo erfüllt, daß er auf das beſchäftigte Gedrenge um ſich herum wenig Achtung gab. Als er nun endlich den Weg nach **Hannover-Square**, in einer zehnmahl längern Zeit, als er ordentlich nöthig gehabt hätte, zurück gelegt hatte, und daſelbſt ankam, fand er, daß er ſeine Neugierde habe bezahlen müſſen; man hatte ihm nehmlich das Schnupftuch aus dem Schupſacke gezogen, in welches die Briefe eingewickelt waren. Dieſer Zufall würde einem, der weniger philoſophiſch geweſen wäre, als Hr. **Thomſom**, ſehr empfindlich geweſen ſeyn; doch er lächelte darüber, und brachte hernach oft ſelbſt ſeine Freunde durch die Erzehlung deſſelben zum lachen.

Es iſt natürlich, daß Hr. **Thomſon**, nach ſeiner Ankunft in die Stadt, verſchiednen von ſeinen Bekannten das Gedichte auf den **Winter** zeigte. Es beſtand Anfangs aus abgeriſſenen Stücken und gelegentlichen Beſchreibungen, die er auf des Hrn. **Mallets** Rath hernach in ein Ganzes zuſammenbrachte. So vielen Beyfall es nun auch etwa fand, ſo wollte es ihm doch zu keiner hinlänglichen Empfehlung bey ſeinem Eintritte in die Welt dienen. Er hatte den Verdruß, es verſchiednen Buchhändlern ver-

vergebens anzubiethen, welche die Schönheit deſſelben ohne Zweifel nicht zu beurtheilen vermochten, noch ſich eines unbekannten Fremdlings wegen, deſſen Name keine Anpreiſung ſeyn konnte, in Unkoſten ſetzen wollten. Endlich both es Hr. **Mallet** dem Hrn. **Millan**, jetzigem Buchhändler in **Charing-croß** an, der es auch ohne Umſtände übernahm, und drucken ließ. Eine Zeitlang glaubte Hr. **Millan** ſehr ſchlecht gefahren zu ſeyn; es blieb liegen und nur ſehr wenige Exemplare wurden davon verkauft, bis endlich die Vortreflichkeit deſſelben durch einen Zufall entdeckt ward. Ein gewiſſer Herr **Whatley**, ein Mann von einigem Geſchmacke in den Wiſſenſchaften, der aber die Bewunderung alles deſſen, was ihm gefiel, bis zum Enthuſiasmus übertrieb, warf ungefehr die Augen darauf; und weil er verſchiednes fand, was ihn vergnügte, ſo las er es ganz durch und erſtaunte nicht wenig, daß ein ſolches Gedicht eben ſo unbekannt, als ſein Verfaſſer ſey. Er erfuhr von dem Buchhändler die jezt gedachten Umſtände, und in der Entzückung ging er von einem Kaffehauſe auf das andre, poſaunte die Schönheiten ſeines Dichters aus, und both alle Leute von Geſchmack auf, eines von den größten Genies, die jemals erſchienen wären, aus ſeiner Dunkelheit zu retten. Dieſes Verfahren hatte eine ſehr glückliche Wirkung; die ganze Auflage ward in kurzer Zeit verkauft, und alle, die das Gedichte laſen, glaubten den Hrn. **Whatley** keiner Uebertreibung beſchuldigen zu dürfen, weil ſie es ſelbſt ſo vortreflich fanden, daß ſie ſich glücklich ſchätzten, einem Manne von ſolchen Verdienſte Gerechtigkeit wiederfahren zulaſſen.

Das Gedicht auf den Winter iſt ohne Zweifel das am meiſten vollendete und zugleich das mahleriſchſte von ſeinen Jahrszeiten. Es iſt voll groſſer und lebhafter Scenen. Die Schöpfung ſcheinet in dieſer Jahrszeit in Trauer zu ſeyn, und die ganze Natur nimmt eine melancholiſche Bildung an. Eine ſo poetiſche Einbildungskraft, als des **Thomſons** ſeine war, konnte alſo keine andre, als die grauſeſten und ſchrecklichſten Bilder darbiethen, welche die Seele mit einem feyerlichen Schauer über die **Dünſte, Stürme und Wolken**, die er ſo ſchön ſchildert, erfüllen. Die Beſchreibung iſt die eigene Gabe des **Thomſons**; wir zittern bey ſeinem Donner im Sommer; wir frühren bey der Kälte ſeines Winters; wir werden erquickt, wenn ſich die Natur bey ihm erneuert, und der Frühling ſeinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Eine kleine Anekdote iſt hier mitzunehmen. Sobald der **Winter** gedruckt war, ſchickte Hr. **Thomſon** ſeinem Landsmanne und Bruder in Apollo, dem Hrn. **Joſeph Mitchel** ein Exemplar zum Geſchenke. Dieſer fand ſehr wenig darinne, ne, was nach ſeinen Gedanken zu billigen wäre, und ſchickte ihm folgende Zeilen zu:

Beauties and faults ſo thick lie ſcatter'd here,
Thoſe i could read, if theſe were not ſo near.

d. i. Schönheiten und Fehler liegen hier ſehr dicke unter einander. Ich könnte jene geleſen haben, wenn dieſe ihnen nicht ſo nahe wären. Hr. Thomſon antwortete hierauf aus dem Stegreife:

Why all not faults, injurious Mitchell; why
Appears one beauty to thy blaſted eye;
Damnation worſe than thine, if worſe can be,
Is all i aſk, and all i want from thee.

d. i. Warum ſieheſt du nicht überall Fehler, ehrenrühriger Mitchell? Warum entdeckt ſich deinem verdorbenen Auge auch einige Schönheit? Noch eine ungerechtere Verdammung, wenn es eine ungerechtere giebt, iſt alles, was ich von dir verlange, und alles was ich von dir erwarte. Auf die Vorſtellung, die ein Freund dem Hrn. Thomſon that, daß man den Ausdruck blaſted eye (verdorbenes Auge)

Auge) für eine perſönliche Anzüglichkeit annehmen könnte, weil Herr **Mitchell** wirklich dieſes Unglück hatte, änderte er das Beywort blaſted in blaſting. (**verderbend.**)

Weil der **Winter** einen ſo allgemeinen Beyfall fand, ſo ward Herr **Thomſon**, beſonders auf das Anrathen des Herrn **Mallet** bewogen, auch die andern drey Jahrszeiten auszuarbeiten, mit welchen es ihm eben ſo wohl glückte. Die, welche davon zuerſt ans Licht trat, war der **Herbſt**; hierauf folgte der **Frühling** und endlich der **Sommer**.

Von jedem dieſer vier Stücke, als ein beſonders Gedicht betrachtet, hat man geurtheilet, daß es in Anſehung des Plans fehlerhaft ſey. Nirgends zeigt ſich ein beſonderer Zweck; die Theile ſind einer den andern nicht untergeordnet; man bemerkt unter ihnen weder Folge noch Verbindung: doch dieſes iſt vielleicht ein Fehler der von einer ſo abwechſelnden Materie untrennbar war. Genug, daß er ſich keiner Unfüglichkeit ſchuldig gemacht, ſondern durchgängig lauter ſolche Scenen geſchildert hat, die jeder Jahrszeit beſonders zukommen.

Was den poetiſchen Ausdruck in den Jahrszeiten anbelangt, ſo iſt dieſer dem Herrn **Thomſon** gänzlich eigen: er hat eine Menge zuſammengeſetzter Worte eingeführt, Nennwörter in Zeitwörter verwandelt, und kurz, eine Art einer neuen Sprache geſchaffen. Man hat ſeine

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Schreibart als ſonderbar und ſteif getadelt, und wenn man dieſes auch ſchon nicht gänzlich leugnen kann, ſo muß man doch zugeſtehen, daß ſie ſich zu den Beſchreibungen vortreflich wohl ſchicket. Der Gegenſtand, den er mahlet, ſtehet ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem ſeinen Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergröſſerungsglas, welches alle kleine Schönheiten deſſelben zu entdecken fähig iſt, betrachten, ob es gleich noch ſo ſchlecht gefaßt iſt, als durch ein anders, welches zu dieſer Abſicht nichts taugt, aber ſonſt mit vielen Zierathen verſehen iſt? **Thomſon** iſt in ſeiner Manier ein wenig ſteif; aber ſeine Manier iſt neu; und es iſt niemals ein vorzügliches Genie aufgeſtanden, welches nicht ſeine eigene Weiſe gehabt hätte. So viel iſt wahr, daß ſich die Schreibart des Herrn **Thomſons** zu den zärtlichen Leidenſchaften nicht allzuwohl ſchickt, welches man näher einſehen wird, wenn wir ihn bald als einen dramatiſchen Dichter betrachten werden; eine Sphäre, in welcher er zwar ſehr, aber doch nicht ſo ſehr, als in andern Gattungen der Dichtkunſt geglänzet hat.

Die Vortreflichkeit dieſer Gedichte hatte unſerm Verfaſſer die Bekanntſchaft verſchiedner Perſonen erworben, die theils wegen ihres vornehmen Standes, theils wegen ihrer erhabnen Talente berühmt waren. Unter den letztern befand ſich der **Dr. Rundle**, nachheriger Biſchof von **Derry**, welchem der Geiſt der Andacht, der überall in den Jahrszeiten hervorſtrahlet, ſo wohl gefallen hatte, daß er ihn der Freundſchaft des verſtorbenen Kanzlers **Talbot** empfahl, der ihm die Aufſicht über ſeinen älteſten Sohn anvertraute, welcher ſich eben zu ſeiner Reiſe nach Franckreich und Italien fertig machte.

Mit dieſem jungen Edelmanne hielt er ſich drey Jahr lang in fremden Ländern auf, wo er ohne Zweifel ſeinen Geiſt durch die vortrefflichen Denkmahler des Alterthums, und durch den Umgang mit gelehrten Ausländern bereicherte. Die Vergleichung die er zwiſchen dem neuen **Italien** und dem Begriffe anſtellte, den er von den alten **Römern** hatte, brachte ihn ohne Zweifel auf den Einfall ſeine **Freyheit**, in drey Theilen zu ſchreiben. Der erſte Theil enthält die Vergleichung des alten und neuen **Italiens**; der zweyte **Griechenland**, und der dritte **Britannien**. Das ganze Werk iſt an den älteſten Sohne des Lord **Talbots** gerichtet, welcher im Jahre 1734. auf ſeinen Reiſen ſtarb.

Unter den Gedichten des Herrn **Thomſons** findet ſich auch eines zum Andenken des **Iſaac Newtons**, von welchem wir nichts mehr ſagen wollen, als dieſes, daß er durch dieſes Stück allein, wenn er auch ſonſt nichts mehr geſchrieben hätte, eine vorzüglichen Stelle unter den Dichtern würde verdient haben.

Um das Jahr 1728. ſchrieb Herr **Thomſon** ein Gedicht, welches er **Britannia** nennte. Sein Vorſatz war darinne, die Nation zu Ergreifung der Waffen aufzumuntern, und in den Gemüthern des Volks eine edle Neigung anzuflammen, das von den Spaniern erlittene Unrecht zu rächen. Dieſes Gedicht iſt bey weiten nicht eines von ſeinen beſten.

Auf den Tod ſeines großmüthigen Beförderers des Lord **Talbots**, welchen die ganze Nation mit dem Herrn **Thomſon** zugleich aufrichtig betauerte, ſchrieb er eine Elegie, welche ihrem Verfaſſers, und dem Andenken des großen Mannes, den er darinne geprieſen hatte, Ehre machte. Er genoß, bey Lebzeiten des Kanzler **Talbots**, eine ſehr einträgliche Stelle, die ihm dieſer würdige Patriot als eine Belohnung für die Mühe, den Geiſt ſeines Sohnes gebildet zu haben, zugetheilt hatte. Nach ſeinem Tode behielt der Nachfolger deſſelben dieſe Stelle dem Hrn. **Thomſon** vor, und wartete nur darauf, bis dieſer zu ihm kommen, und durch Beobachtungen einiger kleinen Formalitäten, ſie in Beſitz nehmen würde. Doch dieſes verſäumte der Dichter durch eine unverantwortliche Nachläßigkeit, ſo daß zuletzt ſeine Stelle, die er ohne viele Mühe länger hätte behalten können, einem andern zufiel

Unter die letzten Werke des Hrn. **Thomſons** gehöret ſeine **Burg der Trägheit**, (Caſtle of Indolence) ein allegoriſches Gedicht von ſo auſſerordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieſes einzige Stück zeige mehr Genie und poetiſche Beurtheilungskraft, als alle ſeine andern Werke. Es iſt in dem Stile des **Spencers** geſchrieben, welchen die Engländer in den allegoriſchen Gedichten eben ſo nachahmen, als die Franzoſen den Stil des **Morots** in den Erzehlungen und Sinnſchriften.

Es iſt nunmehr Zeit den Hrn. **Thomſon** auf derjenigen Seite zu betrachten, welche mit unſrer Abſicht eine nähere Verwandtſchaft hat; nehmlich auf der Seite eines dramatiſchen Dichters. Im Jahre 1730, ungefehr in dem ſechſten Jahre ſeines Aufenthalts in London, brachte er ſeine erſte Tragödie, unter dem Titel **Sophonisbe**, auf die Bühne, die ſich auf die Karthaginenſiſche Geſchichte dieſer Prinzeßin gründet, welche der bekannte **Nathaneel Lee** gleichfalls in ein Trauerſpiel gebracht hat. Dieſes Stück ward von dem Publico ſehr wohl aufgenommen. Die Mad. **Oldfield** that ſich in dem Character der **Sophonisbe** ungemein hervor, welches Hr. **Thomſom** ſelbſt in ſeiner Vorrede geſtehet. „Ehe ich ſchlieſſe, ſagte er, „muß ich noch bekennen, wie ſehr ich denjenigen, welche mein Trauerſpiel vorgeſtellt haben, verbunden bin. Sie haben in der That „mir mehr als Gerechtigkeit wiederfahren laſ-

„ſen. Was ich dem **Maſiniſſa** nur liebenswürdiges und einnehmendes gegeben hatte, alles dieſes hat Hr. **Wilk** vollkommen ausgedrückt. Auch die **Mad. Oldfield** hat ihre „**Sophonisbe** unverbeſſerlich geſpielt; ſchöner „als es der zärtlichſte Eigenſinn eines Verfaſſers „verlangen, oder ſich einbilden kann. Der Reitz, „die Würde und die glückliche Abwechslung aller „ihrer Stellungen und Bewegungen hat den „durchgängiſten Beyfall erhalten, und ihn auch „mehr als zu wohl verdient.

Bey der erſten Vorſtellung dieſes Trauerſpiels fiel eine kleine lächerliche Begebenheit vor. Hr. **Thomſon** läßt eine von ſeinen Perſonen gegen die **Sophonisbe** folgende Zeile ſagen:

O Sophonisbe, Sophonisbe O!

Dieſe Worte waren kaum ausgeſprochen, als ein Spötter aus dem Parterre laut ſchrie:

O Jacob Thomſon, Jacob Thomſon O!

So ungeſittet es nun auch war, die Vorſtellung durch einen ſo lächerlichen Einfall zu unterbrechen, ſo kann man doch das falſch Pathetiſche dieſer getadelten Zeile nicht leugnen, und ein tragiſcher Dichter muß es ſich zur Warnung dienen laſſen, ja wohl auf ſich Acht zu haben, daß er nicht ſchwülſtig wird, wenn er erhaben ſeyn will . . Hr. **Thomſon** mußte nothwendig an dem erſten Tage ſeines Trauerſpiels alle die Bewegungen und Beſorgniſſe eines jungen Schriftſtellers empfinden; er hatte ſich daher an einen dunkeln und abgelegenen Ort auf der oberſten Gallerie gemacht, wo er die Vorſtellung ungehindert abwarten könnte, ohne für den Dichter erkannt zu werden. Doch die Natur war viel zu ſtark bey ihm, als daß er ſich hätte enthalten können, die Rollen den Schauſpielern nachzuſagen, und manchmal bey ſich zu murmeln: „nun muß die Scene kommen; nun muß das „geſchehen.„ Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande, welcher wegen des groſſen Gedrengs keinen Platz, als auf der Gallerie, hatte finden können, als der Verfaſſer entdeckt.

Nach einem Zwiſchenraume von vier Jahren brachte **Thomſon** ſeine zweyte Tragödie, den **Agamemnon**, zum Vorſcheine. Hr. **Pope** gab bey dieſer Gelegenheit einen ſehr merklichen Beweis ſeiner groſſen Gewogenheit gegen den Hrn. **Thomſon**; er ſchrieb ſeinetwegen zwey Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erſte Vorſtellung mit ſeiner Gegenwart. Weil er ſeit langer Zeit in kein Schauſpiel gekommen war, ſo wurde dieſes für ein Zeichen einer ganz beſondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun ſchon an dem Hrn. **Thomſon** ausſetzte, daß er in dieſem Trauerſpiele die Handlung allzuſehr verkürzt habe; daß verſchiedne Theile deſſelben zu lang, und andre ganz und gar überflüßig wären, weil nicht die Perſon, ſondern der Dichter darinne rede; und obſchon die Aufführung ſelbſt erſt in dem Monate April vor ſich ging, ſo ward ſie doch zu verſchiednenmalen mit Beyfall wiederhohlt.

Einige Kunſtrichter haben angemerkt daß die Charaktere in ſeinen Tragödien mehr durch Beſchreibungen, als durch thätige Leidenſchaften ausgedrückt werden; daß ſie aber alle einen Ueberfluß an den ſeltenſten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken, und an edeln Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdrucke geſchrieben ſind. Seine Reden ſind oft zu lang, beſonders für ein engliſches Auditorium, dem ſie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es iſt überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unterredung öftrer gebrochen wird; doch wird die angeſtrengtre Aufmerkſamkeit deſſelben wohl in keinem Stücke des **Thomſons** beſſer belohnt, als in dem **Agamemnon**, und beſonders in der beweglichen Erzehlung, welche **Meliſander** von ſeiner Ausſetzung auf die wüſte Inſel macht.

. . . Als ich im Schoos der Schatten,
Von Furcht und Argwohn frey, in ſtillem Schlummer lag,
Brach ein vermummter Schwarm, von des **Aegiſthus** Bande

Schnell in mein Zimmer ein: vermuthlich weil er mich
Für eine Hinderniß der Abſicht angeſehen,
Die ich errathen kann, und die vielleicht Mycenen,
Jetzt beſſer weis als ich. Man riß mich zu der See.
In meinem Sinn war ich ſchon die beſtimmte Speiſe
Der Fiſche, als das Schiff vom Ufer ſtieß: die Fluth,
Die brauſend klatſchete, entdeckte mir mein Schickſal.
Es ſchien, der Tod war ſelbſt ein allzumilder Lohn
Für meine Redlichkeit: ein unbewohnter Fels,
An deſſen rauhen Fuß die ſtärkſte Brandung zürnte,
War mir beſtimmt, daß ich von Freund und Feind entfernt
Und hülflos, alle Pein des Todes fühlen möchte.
Oft muß das Unrecht ſelbſt ſein eigner Rächer ſeyn:

Stumm klagt ſichs an, und ſchreit um die verdiente Strafe!
Du öfneſt ihm den Mund, unwandelbarer Rath
Der Götter . . Dieſer Schwarm ſetzt mich die nächſte Nacht
(Die mir noch ſchrecklich iſt) an das betrübte Ufer
Der wildſten Inſel: nie hat auſſer mir ein Menſch
Auf ſie den Fuß geſetzt. Allein die Menſchenliebe
(Das glaube) iſt ſo tief in unſre Bruſt gepflanzt
Und unſer menſchlich Herz iſt ſo mit ihr durchwachſen,
Daß ich im Leben nichts erſchrecklichers gehört,
Als den betrübten Schall, da mich ihr Bot verließ.
Ich ſeufzte ihnen nach! . . Die fürchterlichſte Stille
Umſchloß mich nun, die bloß das brauſende Geräuſch
Der nimmer müden Fluth mit einem Laut durchbrach.

Bisweilen bließ ein Wind durch den betrübten Wald,
Und ſeufzte faſt wie ich. Hier ſetzt ich mich im Schatten,
Mit einem Kummer hin, den ich noch nicht gefühlt,
Und klagte mir den Gram. Die Muſe die die Wälder
Bewohnt, und (ich weis nicht ob faſt aus gleichem Triebe
Als wir?) die Menſchen ſucht, ſang über meinem Haupte
Ihr unvergleichlichs Lied; ihr klagend ſchöner Ton
Betrog mich faſt, als ob ſie meine Noth beſänge,
Ich hört ihr traurig zu, und dichtete ein Lied
Zu ihrem Ton, bis daß der Schatten ſein Geſchenk,
Das er dem ärmſten giebt, den angenehmen Schlummer
Mir gönnete. Sobald das frühe Morgenroth
Der Vögel Dank empfing, ſo weckt mich ihr Lied;

Das Auge ſchloß ſich auf; vermiſſend ſuchte es
Den alten Gegenſtand, und fand doch nichts als Wellen
Darauf der Himmel lag, und hinter mir den Fels
Und einen grauſen Wald. In einem Augenblick,
Indem ich mich vergaß, entzückte mich das Schrecken;
Ich ſchien mir nicht mehr Ich. Doch eben ſo geſchwind
War dieſer Traum vorbey, mein nagendes Gedächtniß
Erneurte meine Noth ..

Ich habe mich nicht enthalten können, dieſe Stelle abzuſchreiben; und zwar nach der obgedachten Ueberſetzung, Sie iſt in Göttingen im Jahr 1750 auf 7 Bogen in Octav ans Licht getreten. Ihren Urheber weis ich nicht zu nennen; zwar könnte ich mit einem **vielleicht** angezogen kommen; doch dieſes **vielleicht** könnte ſehr leicht falſch ſeyn. Wie man wird gemerkt haben, ſo iſt ſie, gleich dem engliſchen Originale, in reimloſen Verſen abgefaßt. Nur bey der Rolle der **Caſſandra** iſt eine Ausnahme beobachtet worden; als eine Prophetin redet dieſe in Reimen, um ſich von den übrigen Perſonen zu unterſcheiden. Der Einfall iſt ſehr glücklich; und er würde gewiß die beſte Wirkung von der Welt thun, wann wir uns nur Hofnung machen dürften, dieſe Ueberſetzuug auf einer deutſchen Bühne aufgeführt zu ſehen. Sie iſt, überhaupt betrachtet, treu, flieſſend und ſtark. Ihr Verfaſſer aber geſtehet, daß er die zweyte Hand nicht daran habe legen können, ſondern daß er dem erſten Entwurf dem Drucker ohne Abſchrift habe ausliefern müſſen. Dieſem Umſtande alſo müſſen wir nothwendig einige kleine Verſehen zuſchreiben, die ich vielleicht ſchwerlich würde gemerkt haben, wenn ich nicht ehmals ſelbſt an einer Verdolmetſchung dieſes Trauerſpiels gearbeitet hätte. Zum Exempel; in der erſten Scene des erſten Aufzuges werden die Worte given to the Beaſts a Prey, or wilder famine überſetzt: **dich gab ich den Thieren Preis: ihr wilder Hunger hat längſt meinen Freund verdauet.** Ich will hier nicht erinnern, daß zwar **Aegiſthus** aber nicht **Klytemneſtra** den **Meliſander** auf die wüſte Inſel ſetzen laſſen; auch nicht daß der Ausdruck, **der wilde Hunger der Thiere hat ihn ſchon längſt verdaut,** der ſchönſte nicht ſey: ſondern nur dieſes muß ich anmerken, daß wilder famine gar nicht auf Beaſts gehet, und daß der Dichter die **Klytemneſtra** eigentlich ſagen läßt: **entweder die Thiere haben ihn umgebracht,**

gebracht, oder er hat verhungern müſſen. Auch gewiſſe kleine Zuſätze würde der Verfaſſer hoffentlich ausgeſtrichen, und einige undeutſche, wenigſtens nicht allen verſtändliche Worte mit gewöhnlichern vertauſcht haben, wenn ihm eine Ueberſehung ſeiner Arbeit wäre vergönnt geweſen. Zum Exempel, am Ende des zweyten Auftritts im erſten Aufzuge, giebt er die Worte: and as a Greeck rejoic'd me ſehr gut und poetiſch durch: **es ſchwoll mein treu und griechiſch Herz**; allein der Anhang, den er dazu macht, **und drohete dem überwundnen Troja**, taugt gar nichts. Der Engländer ſchildert ſeine Perſon, als einen Mann, der ſich über die Siege ſeines Vaterland erfreut; der Ueberſetzer aber bildet ihn durch den beygefügten Zug als einen Poltron. Denn was kann das für eine Tapferkeit ſeyn, einer überwundne Stadt zu drohen? ⸗ Zur Probe der undeutlichen Worte berufe ich mich auf das Wort **Brandung** in der angeführten Stelle. ⸗ ⸗ Doch ich bekenne es nochmals, alles dieſes ſind Kleinigkeiten, die ich vielleicht gar nicht einmal hätte anführen ſollen. Wo das meiſte glänzt, da ward auch **Horaz** durch wenige Flecken nicht beleidiget. Wollen wir eckeler ſeyn als **Horaz**?

Ich komme wieder zu unſerm Dichter ſelbſt. Im Jahr 1736. both Herr **Thomſon** der Bühne ein Trauerſpiel an, unter dem Titel **Edward und Eleonora**, deſſen Vorſtellung aber, aus politiſchen Urſachen, welche nicht bekannt geworden, unterſagt wurde.

Im Jahr 1744 ward ſein **Tancred und Sigismunda** aufgeführt; welches Stück glücklicher ausfiel, als alle andre Stücke des **Thomſons**, und noch jezt geſpielet wird. Die Anlage dazu iſt von einer Begebenheit in dem bekannten Roman des **Gil Blas** geborgt. Die Fabel iſt ungemein anmuthig; der Charaktere ſind wenige, aber ſie werden alle ſehr wirkſam vorgeſtellt. Nur den Charakter des **Seſſredi** hat man mit Recht als mit ſich ſelbſt ſtreutend, als gezwungen und unnatürlich getadelt.

Auf Befehl Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Wallis verfertigte Herr **Thomſon**, gemeinſchaftlich mit dem Herrn **Mallet**, **die Maſke des Alfred**, welche zweymal in dem Garten Sr. Hoheit zu **Cliffden** aufgeführet ward. Nach dem Tode des Herrn **Thomſons** ward dieſes Stück von dem Herrn **Mallet** ganz neu umgearbeitet, und 1751. wieder auf die Bühne gebracht.

Die lezte Tragödie des Herrn **Thomſons** iſt ſein **Coriolanus**, welcher erſt nach ſeinem Tode aufgeführet ward. Die dem Verfaſſer davon zukommenden Einkünfte wurden ſeinen Schweſtern in **Schottland** gegeben, davon eine mit einem Geiſtlichen daſelbſt, und die andre mit einem Manne von geringem Stande in **Edinburgh** verheyrathet iſt. Dieſes Trauerſpiel,

ſpiel, welches unter allen Trauerſpielen des **Thomſons**, ohne Zweifel, das am wenigſten vollkommne iſt, ward zuerſt dem Herrn **Garrik** angebothen, der es aber anzunehmen nicht für gut befand. Der Prologus war von dem Herrn **George Lyttleton**, verfertiget worden, und von dem Herrn **Quin** wurde er gehalten, welches einen ſehr glücklichen Eindruck auf die Zuhörer machte. Herr **Quin** war ein beſonder Freund des Herrn **Thomſon** geweſen, und als er folgende Zeilen, die an und für ſich ſelbſt ſehr zärtlich ſind, ausſprach, ſtellten ſich ſeiner Einbildungskraft auf einmal alle Annehmlichkeiten des mit ihm lange gepflogenen Umganges dar, und wahrhafte Thränen floſſen über ſeine Wangen.

He lov'd his friends (forgive this guſhing tear:
Alas! I feel i am no actor here)
He lov'd his friends with ſuch a warmth of heart,
So clear of int'reſt, ſo devoid of art,
Such generous freedom, ſuch unshaken zeal,
No words can ſpeak it, but our tears may tell.

D. i. Er liebte ſeine Freunde ‒ ‒ verzeiht den herabrollenden Thränen: Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauſpieler mehr ‒ ‒ Er liebte ſeine Freunde mit einer ſolchen Inbrunſt des Herzens, ſo rein von allem Eigennuze, ſo fern von aller Kunſt, mit einer ſo großmüthigen Freyheit, mit einem ſo ſtandhaften Eifer, daß es mit Worrten nicht auszudrücken iſt. Unſre Thränen mögen davon ſprechen! Die ſchöne Abbrechung in dieſen Worten fiel ungemein glücklich aus. Herr Quin übertraf ſich ſelbſt, und er ſchien niemals ein größerer Schauſpieler, als in dem Augenblicke, da er von ſich geſtand, daß er keiner ſey. Die Pauſe, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung, und alles das übrige war ſo voller Rührung, daß es unmöglich ein bloßes Werk der Kunſt ſeyn konnte; die Natur mußte dabey das beſte thun.

Auch der Epilogus, welcher von dem Herrn Woffington mit außerordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Dieſe Umſtände nun, nebſt der Ueberlegung, daß der Verfaſſer nunmehr dahin ſey, verſchaften dieſem Trauerſpiele eine neunmalige Vorſtellung, die es an und vor ſich ſelbſt ſchwerlich würde gefunden haben. Denn, wie geſagt, es iſt bey weitem nicht, irgend einem von den Thomſonſchen Werken, an Güte gleich. Er hatte als ein dramatiſcher

Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wenn er aufhören müſſe; er läßt jeden Charakter reden, ſo lange noch etwas zu ſagen iſt; die Handlung ſteht alſo, während dieſer gedehnten Unterredungen, ſtill, und die Geſchichte wird matt. Nur ſein **Tancred und Sigismunde** muß von dieſem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber ſind auch die Charaktere darinne nicht genug unterſchieden, welche ſich faſt durchgängig auf einerley Art ausdrücken. Kurz, **Thomſon** war ein gebohrner mahleriſcher Dichter, welcher die Bühne nur aus einem Bewegungsgrunde beſtieg, der allzubekannt iſt, und dem man allzuſchwerlich widerſteht. Er iſt in der That der Aeltſtgebohrne des **Spenceres**, und er hat es ſelbſt oft bekannt, daß er das beſte, was er gemacht habe, der Begeiſterung verdanken müſſe, in die er ſchon in ſeinen jüngſten Jahren durch die Leſung dieſes alten Dichters ſey geſetzt worden.

Im Auguſt 1748 verlohr die Welt dieſe Zierde der poetiſchen Sphäre durch ein heftiges Fieber, welches ihn im 48ten Jahre ſeines Alters dahin riß. Vor ſeinem Tode ward ihm von dem Herrn **George Lyttelton** die einträgliche Stelle eines **Controlleurs von America** verſchaft, deren wirklichen Genuß er aber kaum erlebte. Herr **Thomſon** ward von allen, die ihn kannten ſehr geliebt. Er war von einer offnen und edelen Gemüthsart; hing aber dann und wann den geſellſchaftlichen Ergötzungen allzu ſehr nach; ein Fehler, von welchem ſelten ein Mann von Genie frey zu ſeyn pfleget. Sein äußerliches Anſehen war nicht ſehr einnehmend, es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umging. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringſte erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu ſeyn bereit war; er vergaß, der langen Abweſenheit, der neuen Bekanntſchaft und des Zuwachſes eigner Verdienſte ungeachtet, ſeine alten Wohlthäter niemals, welches er bey verſchiednen Gelegenheiten gezeigt hat. Es iſt eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig iſt; wie ihm Gegentheils, wenn dieſe großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenſchaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und ſo war das Herz unſers vortrefflichen Dichters beſchaffen, deſſen Leben eben ſo untadelhaft als lehrreich ſeine Muſe war: denn von allen engliſchen Dichtern iſt er derjenige, welcher ſich von allem, was unanſtändig war, am meiſten entfernte, welches Zeugniß ihm unter andern auch Herr **Lyttleton** in dem angeführten Prologo ertheilt hat.

— His chaſte Muſe employ'd her heav'n-
taught lyre
None but the nobleſt paſſions to inſpire,
Not one immoral, one corrupted thought,
One line, which, dying, he could wish to
blot.

d. i. Seine keuſche Muſe brauchte ihre himmliſche Leyer zu nichts, als zu Einflößung der edelſten Geſinnungen. Kein einziger unſittlicher, verderbter Gedanke, keine einzige Linie, die er ſterbend ausſtreichen zu können, hätte wünſchen dürfen.

Zum Schluſſe muß ich noch erinnern, daß ſein Bildniß, welches man vor dieſem Stücke findet, nach demjenigen getreulich geſtochen iſt, welches vor ſeinen ſämtlichen Werken ſtehet, deren wir hoffentlich noch einmal gedenken werden.

* * *

III.

Auszug aus dem Trauerſpiele Virginia des Don Auguſtino de Montiano y Luyando.

Die Schriften der Spanier ſind diejenigen, welche unter allen ausländiſchen Schriften am wenigſten unter uns bekannt werden. Kaum daß man einige ihrer jetztlebenden Gelehrten in Deutſchland dem Namen nach kennt, deren nähere Bekanntſchaft uns einen ganz andern Begrif von der Spaniſchen Litteratur machen würde, als man gemeiniglich davon zu haben pflegt. Ich ſchmeichle mir, daß ſchon die gegenwärtige Nachricht ihn um ein großes erhöhen wird, und daß meine Leſer erfreut ſeyn werden, den größten tragiſchen Dichter kennen zu lernen, den jezt Spanien aufweiſen und ihn ſeinen Nachbarn entgegen ſtellen kann. Es iſt dieſes **Don Auguſtino de Montiano y Luyando**, von deſſen Lebensumſtänden ich, ohne weitre Vorrede, einige Nachricht ertheilen will, ehe ich von einem der vorzüglichſten ſeiner Werke einen umſtändlichen Auszug vorlege.

Don Auguſtino de Montiano y Luyando iſt den erſten März im Jahre 1697 gebohren, und alſo jezt in einem Alter von 57 Jahren. Sein Vater und ſeine Mutter ſtammten aus adlichen Familien in **Biscaya,** und zwar aus den allervornehmſten dieſer Provinz. Seine Erziehung war ſeiner Geburth gemäß. Nachdem er die Humaniora wohl ſtudiret, und die gewöhnlichen Wiſſenſchaften eines jungen Menſchen von Stande begriffen hatte, that er ſich als ein geſchickter Weltweiſer und Rechtsgelehrter vor. Er verſteht übrigens die franzöſiſche und italiäniſche Sprache, und hat auch einige Kenntniß von der engliſchen. Er fand, ſchon in ſeiner zarteſten Jugend, einen beſondern Geſchmak an der Dichtkunſt und den ſchönen Wiſſenſchaften, ſo, daß er bereits in ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre, nehmlich im Jahre 1719, eine Oper zu Madrid, ohne ſeinem Namen, unter dem Titel die **Leyer des Orpheus,** (la Lira de Orfeo) in 8vo drucken ließ, welche zu verſchiednen Zeiten zu Palma oder Majorca, der Hauptſtadt dieſer Inſel, geſungen ward. Im Jahr 1724 gab er in eben derſelben Stadt eine proſaiſche und poetiſche Beſchreibung der bey der Krönung **Ludewigs** des I. angeſtellten Feyerlichkeiten, in Quart heraus. Fünf Jahr hernach entwandte man ihm ein kleines Werk in Verſen über die Entführung der Dina, der Tochter des Jacobs, da er es eben noch ausbeſſerte, und ſtellte es in eben dem 1729. Jahre zu Madrid in Quart ans Licht. Dieſes Gedicht iſt nachher weit vollkommner in Barcellona in Octav, doch ohne Jahrzahl und ohne Erlaubniß, ans Licht getreten. Es führet den Titel: El robo de Dina.

Die Verdienſte des Don Auguſtino bewegten den König Philipp den Vten ihn im Jahre 1732. zum Secretär bey den Conferenzen der ſpaniſchen und engliſchen Commiſſare zu ernennen. Im Jahre 1738. ward er in der Kanzeley der allgemeinen Staatsangelegenheiten gebraucht. Das Jahr darauf trat er in die Königl. ſpaniſche Akademie; und als einer von den Stifter und älteſten Mitgliedern der Königl. Geſellſchaft der Geſchichte, ward er von der erſtern in eben dem Jahre, als ſie unter Königl. Schutz genommen ward, zu ihren Director ernennt, welche Stelle ihm 1745. auf Zeitlebens aufgetragen ward. Im Jahre 1746 beehrte ihn Se. Majeſtät mit der Stelle eines Secretärs bey der Begnadigungs- und Gerichtskammer und dem Staate von Caſtilien. Auch war er im Jahre 1742. in die Geſellſchaften der ſchönen Wiſſenſchaften zu Barcellona und Sevilien aufgenommen werden.

Auſſer den angeführten Werken gab er auch im Jahr 1739. zu Madrid eine Vergleichung der Aufführung des Königs von Spanien mit der Aufführung des Königs von England, in

Quart heraus: (El cotejo de la conducta de S. M. con la del Rey Britannico) desgleichen in eben dieſem Jahre **eine Rede an die Königl. Akademie der Geſchichte**; und im Jahre 1740 eine **Rede an den König Philipp** den V. im Namen gedachter Akademie, über eine Anmerkung die dieſer Monarch gemacht hatte. Beyde Reden ſind in Octav gedrukt, und befinden ſich in dem erſten und zweyten Theile der Schriften dieſer Akademie. Ferner hat man von ihm eine **Rede im Namen der Spaniſchen Akademie an den König**, bey Gelegenheit der Vermählung der Infantin Donna Maria Antoinetta Ferdinanda mit dem Herzoge von Savoyen, in Quart; und eine **Lobſchrift auf den Doctor Don Blaſio Antonio Naſſarra y Ferriz**, die er auf Verlangen der Spaniſchen Akademie machte, und 1751. zu Madrid in Octav drucken ließ.

Doch das vornehmſte von ſeinen Werken ſind unſtreitig zwey Tragödien, deren eine 1750. und die andre gegen das Ende des Jahres 1753. gedruckt ward. Die eine führet den Titel **Virginia**, und die andre **Athaulpho**. Beyden iſt eine **Abhandlung von den ſpaniſchen Tragödien vorgeſezt**, in welchen er beſonders gegen den Herrn **du Perron de Caſtera** beweiſet, daß es ſeiner Nation ganz und gar nicht an regelmäßigen Trauerſpielen fehle. Wir werden ein andermal dieſer Abhandlung mit mehrern gedenken, oder ſie vielmehr ganz mittheilen; vorjetzo aber wollen wir uns an das erſte der gedachten Trauerſpiele machen, und dem Leſer das Urtheil überlaſſen, was für einen Rang unter den tragiſchen Dichtern er dem Verfaſſer einräumen will.

Vor allen Dingen muß ich noch eine kleine Erklärung vorweg ſchicken. Ich habe nicht ſo glücklich ſeyn können das Spaniſche Original der **Virginia** zu bekommen, und bin alſo genöthiget geweſen mich der Franzöſiſchen Ueberſetzung des Herrn **Hermilly** zu bedienen, die in dieſem Jahre in zwey kleinen Octavbänden in Paris an das Licht getreten iſt. Der eine Band enthält die erſte der angeführten Abhandlungen über die Spaniſchen Tragödien, und der andre eine abgekürzte Ueberſetzung der **Virginia**; beyden iſt ein hiſtoriſches Regiſter der in der Abhandlung erwähnten Verfaſſer zur Helfte beygefügt, welches eine Arbeit des Herrn **Hermilly** iſt. Eben dieſem habe ich auch die angeführten Lebensumſtände des Spaniſchen Dichters zu danken, die ihm dieſer ſelbſt überſchrieben hat. Er hat die **Virginia** deswegen lieber in einen Auszug bringen, als ganz und gar überſetzen wollen, weil die Franzoſen keine proſaiſche Trauerſpiele leſen mögen. Ich kann keine ähnliche Urſache für mich geltend machen, ſondern muß mich lediglich mit der Nothwendigkeit ent=

entſchuldigen, meinen Leſern eine ſo angenehme Neuigkeit entweder gar nicht, oder durch die Vermittelung des franzöſiſchen Ueberſetzers mitzutheilen. Es iſt kein Zweifel, daß dieſes nicht noch immer beſſer ſeyn ſollte, als jenes.

Die Geſchichte der **Virginia** iſt aus dem **Livius** und andern zu bekannt, als daß ich mich hier mit Erzehlung ihrer wahren Umſtände aufhalten dürfte. Man ſehe, wie ſich der Dichter dieſelben zu Nutze gemacht hat.

Virginia.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Virginia und **Publicia** eröfnen die Scene. Sie wollen ſich nach dem Foro begeben, um der Feyerung des Feſtes der Göttin Pales mit beyzuwohnen. Weil es aber noch allzu früh iſt, ſo will **Virginia** wieder zurück gehen, aus Furcht, ſie möchte den Decemvir **Appius** antreffen. Im hereintreten ſpricht ſie: „Ja, „**Publicia**, ich gebe es zu. Die Römerinnen, „welche an der freudigen Verehrung unſerer alten Göttin Pales Theil nehmen ſollen, werden „mich ungeſäumt abhohlen, ſo wie ſie mir es verſprochen haben; allein mein Herz werden ſie „wegen der Furcht, in der es ſtehet, nicht beruhigen noch die traurigen Bilder auslöſchen können,

„nen, die in demſelben eingeprägt ſind und es „betrüben. Weil wir uns in der Stunde geirret haben, und zu früh hergekommen ſind; ich „aber wegen des Gewühls und der Menge Menſchen, die auf dem Platze auf und nieder gehen, „leicht wieder zurück kehren kann, ohne daß „man es merkt, ſo widerſetze dich meinem Willen nicht länger. Laß mich dieſen Ort fliehen, „wo der unverſchähmte Decemvir Appius ſein „Tribunal hat, und ſich ſo oft befindet.

Ihre Sorgfalt den Appius zu vermeiden ſcheinet der Publicia ſehr löblich; gleichwohl aber beſteht dieſe darauf, ſie dazubehalten, und ſtellt ihr vor, daß ſie, wenn ſie wider die Gewohnheit dem Feſte nicht beywohne, ſelbſt zu dem Verdachte deſſen, was ſie vermeiden wollte, Gelegenheit geben und ſich in die Umſtände ſetzen würde, daß man ihr ein Verbrechen daraus mache. „Die Gefahr, ſetzt ſie hinzu, iſt übrigens nicht „ſo groß, als du dir einbildeſt. Wenn die „Antwort, die ich in deinem Namen dem Appius wegen ſeiner Forderung, wegen ſeiner Anerbiethungen und ſeiner Drohungen gegeben „habe, ihm ſeinen Irrthum auch nicht gänzlich „benommen hat, ſo wird ſie doch wenigſtens „ſeinen Eifer erkältet haben. Eine Liebe, welche nur den Eigenſinn zum Grunde und nur „die Sinne zum Sporen hat, iſt niemals von „langer Dauer.

Ob nun ſchon **Virginia** zugeſteht, daß ihre Ehre einige Gefahr laufen könne, und daß ſie ſorgfältig alles vermeiden müſſe, was ihr irgend nachtheilig ſeyn dürfte; ſo überredet ſie ſich doch, daß es weit gefährlicher ſey, dem Rathe der **Publicia**' zu folgen. Nicht zwar, als ob ſie ſich fürchte, ſich von dem **Appius** endlich erweichen zu laſſen; nein, ihr Herz iſt einzig und allein mit dem, was ſie dem **Icilius**, dem ſie von ihrem Vater zur Ehe verſprochen werden, ſchuldig iſt, erfüllet und gänzlich unfähig, irgend einen andern Eindruck anzunehmen. Sie befürchtet nur, ihr Widerſtand möchte die blinde Liebe des **Appius** noch mehr erhitzen, und ihr noch empfindlichere Verfolgungen von Seiten dieſes Decemvirs zuziehen. „Sein Stolz, ſpricht ſie, ſeine unverſchähmte Kühnheit, ſeine natürliche Treuloſigkeit laſſen mich es glauben.

Publicia lobt die Ergebung der **Virginia** in den Willen ihres Vaters, ihre Ueberlegung, ihre Tugend, und ihre Klugheit. Sie erkennt ſie an dieſen Zügen für eine würdige Tochter des **Virginius** und der **Numitoria**, und ſich ſelbſt ſchätzt ſie glücklich, ihr ſo zärtliche Empfindungen beygebracht zu haben. Gleichwohl will ſie ſie noch immer da behalten, und ſagt: „lege alle Furcht bey Seite. **Appius** muß nothwendig gegen den Stand, gegen das Anſehen und gegen die Thaten deines Vaters Achtung haben. Sey zugleich überzeugt, daß ihn

„wichtigere und für ihn ſchmeichelhaftere Gegenſtände von ſeinen Verfolgungen abziehen werden. Es iſt auch nicht möglich, daß er ſich „ohne Schauer alle dem überlaſſen ſollte, was „ihm etwa ſeine ſträfliche Leidenſchaft eingeben „könnte.

Doch weit gefehlt, daß ſich **Virginia** durch dieſe Gründe ſollte verblenden laſſen; ſie beſteht vielmehr darauf, daß ſie alles von einem ſo niederträchtigen Manne befürchten müſſe. „Wie „ſehr betriegſt du dich, antwortet ſie der **Publicia**, wenn du glaubſt, daß ein Mann, der „nicht den geringſten Schein der Tugend auch „nicht bey der kleinſten ſeiner Handlungen beybehält, fähig ſey, des Böſen überdrüßig zu „werden. Haſt du nicht geſehen, daß ſich dieſer **Appius**, wider die Erwartung des Senats, ſelbſt zum Decemvir ernennte? Haſt du „nicht geſehn, daß er der Geſetze ſpottete, unter „dem Vorwande ſie zu erweitern? Haſt du ihn „nicht die Conſuls und Tribune unterdrücken „ſehen, welche die Stütze und der Schutz des „Adels und des Volks waren? Haſt du nicht geſehen, bis zu welchem Grade er ſeine Tyranney und Grauſamkeit gegen ſein eigen Vaterland getrieben? Wie kannſt du dir denn alſo „einbilden, daß er von ſeiner Ausſchweifung wieder zu ſich ſelbſt kommen werde, wenn ihn nichts „dazu zwingt? Geſetzt auch, daß er mich nicht „als ein ungerechter Liebhaber verfolgen ſollte;

„ſo wird er mich doch immer als die Geliebte des **Icilius** zu beleidigen ſuchen? Er hat dieſen Römer bey der heftigen Streitigkeit wegen des Tribunats zum Gegner gehabt, und ſein Groll wird die ganze Laſt ſeiner Wuth auf mich fallen laſſen, weil ich für die Freyheit und für den bin, welcher ſie vertheidiget.

Da endlich **Publicia** der Stärke dieſer Gründe nachgeben muß, ſo thut ſie den Ausſpruch, daß bey gegenwärtigen Umſtänden die Gegenwart des **Virginius**, unumgänglich nöthig ſey, „welcher ſich auf dem **Algido** einzig und allein beſchäftiget, ſeine Tapferkeit zu üben, und der kleinen Entfernung von Rom ungeachtet, von dem Schimpfe, den man ihm drohet, nichts weis.

Virginia giebt ihr hierauf zu verſtehen, daß dieſes für ſie eine neue Urſache zur Unruhe ſey. „Wenn ich erwäge, ſagt ſie, wie eyferſüchtig mein Vater auf ſeine Ehre iſt; mit was für Hitze er alle Gefahren verachtet, um den Ruhm, den er ſich in Rom durch ſeine Tapferkeit erworben hat, zu erhalten; wie auſſerordentlich argwöhniſch und zugleich unbeweglich er iſt; und kurz, daß ich mit wenigen alles ſage, wenn ich erwäge, daß er mein Vater iſt, welcher mich auferzogen hat und mit der äußerſten Zärtlichkeit liebt: ſo ſtellen ſich tauſend verwirrte Gedanken auf einmal meiner Einbildungskraft dar. Wozu würde er in der That

„nicht fähig ſeyn, wenn der Decemvir mich zu verfolgen fortführe, und er auf eine nicht allzugenaue Art oder durch einen fremden Kanal davon Nachricht bekäme?

Bey Erblickung dieſer Gefahr ſcheint **Publicia** ſelbſt vor Furcht auſſer ſich zu ſeyn; und damit ihre junge Gebietherin zu dem, was ſich etwa gefährliches ereignen könnte, durch ihr Stillſchweigen nichts beytrage, ſo iſt ſie der Meinung, daß ſie ihren Vetter **Numitor** und den **Icilius** von allem unterrichten ſolle. „Wenn du, fügt ſie hinzu, dieſer ihrem Rathe folgeſt, ſo darfſt du nicht fürchten, dich zu verirren. Erlaube mir, ſie ſogleich aufzuſuchen. Andacht und Liebe werden ſie, ohne Zweifel, ſchon beyde auf dieſen Platz gebracht haben.

Durch dieſen Vorſchlag fühlt ſich **Virginia** ein wenig beruhiget; ſie ergreift ihn mit Eifer und Entzücken und läßt die **Publicia** mit dem Befehle von ſich, nur dem **Numitor** etwas zu entdecken, dem **Icilius** aber, wenn ſie ihn antreffen würde, bloß zu ſagen, daß er zu ihr kommen ſolle. „Wenn wir alle beyſammen ſind, ſpricht ſie, ſo werden wir ſeine Heftigkeit leichter mäßigen können, indem er dasjenige erfährt, was ich ihm mit Recht nicht länger verbergen kann, und was er endlich wiſſen muß.

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Nachdem **Publicia** weg iſt, beklaget **Virginia** ihr Schickſal, welches ſie ihrem Vaterlande zu einem traurigen Schauſpiele mache, ohne daß ſie ſich gleichwohl das geringſte in ihrer Liebe für den **Icilius**, in ihren Gedanken und Handlungen vorzuwerfen habe. Was ihren Verdruß noch mehr vermehret, iſt dieſes, daß ſie vorher ſieht, ihre Aufopferung werde dem Vaterlande, welches von einem Wüthriche beherrſcht werde, nicht einmal etwas nützen; der tödtliche Schlag werde ſie nicht allein treffen, ſondern ihr geliebter **Icilius** werde die ganze Laſt deſſelben mit ihr zu theilen haben. Sie fühlt ſich ſtark genug, den Tod zu erleiden, und aller der Wuth ihres Verfolgers mit Standhaftigkeit zu widerſtehen. Selbſt der Verluſt ihres Lebens würde ihr angenehm ſeyn, wenn alles Uebel in dem Staate mit demſelben aufhörte; wenn ihre Beſiegung der Republik zum Vortheil gereichte, deſſen Ruhm man allen andern vorziehen müſſe. Aber wird dieſes geſchehen? Werden ihr Vater, ihr Geliebter deswegen glüklicher ſeyn? Dieſes iſt es, deſſen ſich zu ſchmeicheln ihr die Betrübniß nicht erlaubt; dieſes iſt es, was ihrem Kummer aufs höchſte bringt. In dieſer traurigen Stellung ruft ſie aus: „Warum gabſt du mir, groſſer „Jupiter, eine römiſche Seele, zu einer Zeit, „da man nichts als Unrecht verübt, wenn ſie

„nicht die Beſchimpfung zu rächen dienen ſoll, „die man der Stadt erweiſet, welche dein Thron „iſt, und welche du auf eine ſo beſondre Art „ſchützeſt? War es nur deswegen, um auch an „mir kund zu machen, daß in dem großen Rom „nichts kleines iſt? Haſt du in meiner Perſon nur „zeigen wollen, daß, wie die Glieder des Römiſchen Senats alle Monarchen an Würde und „Glanz überträffen, alſo auch das Herz einer „Plebejin dem erhabenſten Herze in der ganzen Welt gar wohl gleich kommen könne? „Vielleicht! doch, gerechter Himmel, nicht meine heroiſchen Geſinnungen machen mich unglücklich. Das, was man an mir als Schönheit erhebet, und ich als ein vergängliches Geſchenke betrachte, iſt die wahre Quelle meiner „Noth. Dieſes nur iſt die eigentliche Urſache „meines Verdruſſes. Das, was ich am wenigſten ſchätze, iſt das, was den **Appius** am „meiſten erhitzt; und das worauf ich alle meine „Sorge, alle meine Aufmerkſamkeit wende, iſt „das, was von den Göttern verlaſſen zu ſeyn „ſcheinet. Weſſen kann ich mich noch getröſten, „da ich der Hülfe der Götter und der Menſchen beraubt bin?

Dritter Auftritt.

Mittlerweile kömmt **Icilius** herzu, welcher die **Virginia** nicht zu Hauſe gefunden hatte, und alſo auf den Markt geeilt war, ſie da zu ſuchen. Er iſt erfreut, ſie anzutreffen, und ſagt ihr gleich Anfangs alles, was die verbindlichſte und zärtlichſte Liebe nur eingeben kann. **Virginia** antwortet ihm nichts; **Icilius**, welcher über ihr Stillſchweigen, und noch mehr darüber erſtaunt, daß er ſie in Thränen zerflieſſen, und das Geſicht von ihm abwenden ſieht, kömmt zuerſt auf den Verdacht, ob dieſes nicht die Wirkung der Unbeſtändigkeit ſey? Doch er läßt dieſen Gedanken gar bald fahren, und fragt ſie, wer der Verwegne ſey, der ſich unterſtehe, ihr Verdruß zu verurſachen, und dadurch die erſte Schönheit Rom zu verdunkeln? „Kann es wohl, „ruft er aus, eine ſo ungerechte Seele geben, „welche für eine ſo vollkommene Perſon nicht „Achtung haben ſollte? Kann wohl jemand „ſeyn, der ſein Leben ſo geringe ſchätzet, daß er meine „Wuth aufbringt, ohne ſie zu fürchten? Bin „ich es nicht, der ſich, unter dem Schutze des „Volks, zu einem Schrecken der Tyrannen Roms „zu machen gewußt hat? Bin ich es nicht, welcher „Tribun eben dieſes Volks geweſen iſt? Habe „ich nicht noch Hofnung, es wieder zu werden? „Wenn du einige Urſache haſt, dich zu beklagen, glaubſt du nicht, daß ich vermögend ſey, „dich zu rächen? Bekümmre mich alſo nicht „länger. Eile, mir den Grund deines Verdruſſes zu entdecken, oder fürchte; daß ein längers „Zögern mein Tod ſey!

Virginia antwortet hierauf bloß durch eine Betheurung ihrer Liebe, welche fähig iſt, ihn wegen der Aufrichtigkeit ihrer Geſinnungen zu beruhigen. Sie ſagt ihm, daß er allein ihr Herz beſitze, daß es ihm nie ein andrer rauben ſolle, und daß es ihr unanſtändig ſeyn würde, einer neuen Leidenſchaft nachzuhangen. Sie geſteht es zu, daß, ehe ihr Vater ihre Liebe gebilliget habe, ihr ein jeder Gegenſtand habe gleichgültig ſeyn können. „Aber jezt, ſetzt ſie hinzu, verbin„den Pflicht und Vergnügen unſre Herzen auf „ewig.

Ein ſo ſchmeichelhaftes Bekenntniß erfüllet den **Icilius** mit Freude, und macht daß ihn ſein erſter Verdacht reuet. Gleichwohl aber iſt dieſes für ihn noch nicht genung. Er will durchaus die Urſache des Kummers ſeiner geliebten **Virginia** wiſſen, damit er ihn wenigſtens mit ihr theilen könne. Er dringt aufs neue in ſie, ihm denſelben zu entdecken; doch **Virginia** ſucht ſich zu entſchuldigen, und wendet vor, die Urſache ſey ſo groß, daß ſie keine Worte finde, ſie auszudrücken, beſonders, wenn ſie überlege, daß ſie ihm, ihrem **Icilius**, die Erzehlung davon machen ſolle. „Fordre alſo, ſchließt ſie, „nicht von mir, dir etwas zu ſagen, das ich nicht „weis, wie ich dir es ſagen ſoll.

Dieſe abſchlägliche Antwort bringt den **Icilius** auf den Verdacht, daß es etwas ſehr wichtiges ſeyn müſſe, und daß vielleicht ſeine eigne

Ehre daran Theil nehme. Umſonſt ſucht **Virginia** ihn wegen des letztern Puncts zu beruhigen; umſonſt verſichert ſie ihn, daß wenn ſeine oder ihre Ehre wäre beleidiget worden, ſie den Schimpf, ſollte es auch mit ihrem Blute ſeyn, ſchon würde gerächet haben: **Icilius** iſt darum nichts ruhiger. „Aber, ſagt er, wenn es weder „die Liebe, noch die Ehre betrift, was iſt denn ſonſt „auf der Welt, was dich betrüben, und dir „Thränen auspreſſen könne? Was kann dich „bewegen, mich als einen Fremden zu betrachten? Ach, **Virginia**, entweder du kennſt die „Urſache deines Verdruſſes nicht, oder du hintergeheſt meine Geduld!

Die gewöhnliche Aufrichtigkeit der **Virginia** wird durch dieſen Vorwurf beleidiget. Sie weis, daß ſie unfähig iſt, irgend eine Wahrheit zu verbergen, und läßt alſo den **Icilius** von der Gewalt urtheilen, die ſie ſich beſonders mit ihm anthun müſſe. Ihr Herz kennet keine Verſtellung. „Aber fügt ſie hinzu, es giebt Fälle, welche eine kluge Behutſamkeit erfordern, damit man ſich nicht, „aus Mangel der Ueberlegung, allem, was Leidenſchaft und Zorn eingeben können, blindlings „überlaſſe. Vielleicht würden ich und du dieſer „Gefahr ausgeſetzt ſeyn.

So viel Zurückhaltung macht den **Icilius** ungeduldig, welcher nichts mehr hören will, wenn es nicht eine Erläuterung auf ſeine Frage ſey. **Virginia** fürchtet ſich ihn allzuſehr zu erbittern,

tern, und macht ſich eben gefaßt, ſie ihm zu geben, als **Publicia** mit dem **Numitor** dazu kömmt.

Vierter Auftritt.

Numitor erſtaunt, den **Icilius** zornig, und die **Virginia** in Bewegung zu finden, und fragt, was ſie beyde mit einander haben. „Was „giebt es denn? Wie? Ihr ſeyd beyde ſtumm? **Icilius** überläßt es der **Virginia** die Urſache ihrer Verwirrung zu erzehlen; die Römerin nimmt alſo das Wort, und ſpricht: „**Icilius** „ſahe einige Thränen aus meinen Augen flieſſen, „und ich konnte keinen Ausdruck finden, ihm die „Urſache davon zu ſagen. Mußte er ſich deswegen wohl erzürnen? Urtheile ſelbſt, **Numitor**, und weil dir **Publicia** doch ſchon etwas wird geſagt haben, ſo bringe ihn doch, ich „bitte dich, meinentwegen aus ſeinem Irrthume.

Numitor billiget die kluge Zurückhaltung ſeiner Muhme, und weil **Icilius** in ihn dringt, ihm den Handel zu entdecken, ſo giebt er gleich Anfangs dem jungen Römer zu verſtehen, daß es beſſer für ihn ſeyn würde, wenn er in ſeiner Unwiſſenheit bliebe, als wenn man ihn daraus zöge und er ſeine natürliche Hitze weder zurück zu halten, noch ſich einer ſo nöthige als klugen Verſtellung zu bedienen wüßte. Er kömmt hierauf ſogleich zur Sache ſelbſt, und fügt hinzu: „Ap-

„pius, der Tyrann **Appius**, begehret der Schönheit, die du, **Icilius**, verehreſt. Er hat ſich deswegen der **Publicia** entdeckt, welche ihm mit aller Verachtung, und mit allem Abſcheu, den er verdient, und den ſeine ſträflichen Abſichten werth waren, geantwortet hat, Sie iſt ihm wirklich ſo hart begegnet, daß ich ihn weder für ſo blind, noch für ſo verwegen halte, einen neuen Verſuch zu wagen. Ich bin vielmehr gewiß, daß er nach dieſer Abfertigung, weder Güte noch Drohungen mehr anwenden wird.

Auf dieſe Erzehlung kann ſich **Icilius** nicht enthalten, das Stillſchweigen der **Virginia** zu billigen. „Wie wohl haſt du gethan, ruft er aus, indem er ſich gegen ſie wendet, daß du mir eine ſolche Beſchimpfung verſchwiegen haſt! Wie klüglich haſt du gehandelt! Heiligſten Götter! Wo iſt das Herz, das ſie erdulden könnte? Welcher Menſch iſt ſo niederträchtig, daß er ſich hierbey halten könne? Kann es eine ſo nichtswürdige und unempfindliche Seele geben, welche hier nicht nach Blut und Rache dürſte? Was hat man noch zu verlieren, wenn Ehrgeiz, Grauſamkeit und Gierde, uns Güter, Ehre, Freyheit und Vergnügen geraubet haben? Den Feind hinrichten und ſterben, das iſt das beſte, was unſer Unglück vergönnet. Lebe wohl, **Virginia**, lebe wohl! Ich eile mich für mein Vaterland, für meine Liebe, für meine Wuth,

„für meine Eyferſucht, aufzuopfern. Großer „Jupiter, nimm das Opfer, das ich dir bringen „will, geneigt an! Nimm Theil an der Handlung, auf die ich ſinne. Wann ich dich beleidige, ſo laß mich umkommen; wann ich dir „diene, ſo verleihe mir Sieg!

Indem er dieſe lezten Worte ſagt, will er fortgehen; doch er wird von dem **Numitor** zurückgehalten, welcher ihm, ſeine Hitze zu mäßigen, verſchiedne ſeiner Urtheilskraft würdige Vorſtellungen macht. Die Gefahr, in welche **Virginia** geſtürzt würde, wenn ihm ſein Anſchlag mißlänge, iſt ein Grund, welchen der Alte am meiſten treibet. **Virginia** ſteht ihm bey, und beſchwöret ihren Liebhaber, ſie nicht zu verlaſſen. Ohne ihm würde ſie das Leben verachten, aber ſeitdem ſie es ihm ganz geweiht habe, ſey es für ſie ein koſtbarer Schatz, auf deſſen Erhaltung ſie bedacht ſeyn müſſe. „Wenn ich deinen „Schutz habe, ſagt ſie, und dennoch in Gefahr „bin, wie würde es nicht mit mir werden, wenn „ich dich nicht mehr hätte? Habe doch alſo Mitleiden mit mir. Halte deinen Arm zurück. „Du wirſt ihn mit größerm Ruhme brauchen, „wenn du warteſt, bis er keinen zweifelhaften „Stoß thun darf.

Solche kluge und vernünftige Gründe machen bey dem **Icilius** Eindruck, und bringen ihn wieder zu ſich ſelbſt. Doch weil er allzu aufgebracht iſt, als daß er einigen Entſchluß faſſen könnte, ſo bittet er die **Virginia** und den **Numitor**, ihm die Aufführung, die er beobachten ſolle, vorzuſchreiben. Dieſer giebt ihm daher verſchiedne heilſame Anſchläge, nehmlich, ſeine erſte Bewegung zu unterdrücken, ſich durch ſie zu keinen Ausſchweifungen bringen zu laſſen, ſeinen Schmerz zu verbergen, damit er dem kühnen **Appius** keinen Verdacht erwecke, ſondern ihn überraſchen könne, wenn er am ſicherſten zu ſeyn glaube, und am wenigſten auf ſeiner Hut ſtehe. Die **Virginia** aber ermahnt er, an den Feyerlichkeiten des Feſts der Pales Theil zu nehmen. Er verſpricht ihr, für ihre Sicherheit zu wachen, dem **Virginius** von allen Nachricht zu geben, und ihn zu nöthigen, ſogleich nach Rom zu kommen. „Weil er ſo nahe iſt, fährt er fort, ſo beruhige dich nur unterdeſſen. Fürchte unter der Aufſicht des **Icilius** nichts. Die Gegenwart eines Ehegatten iſt immer von großem Gewichte.

Valerius und **Horatius** ſind noch zwey Stützen, welche **Icilius** ſeiner verfolgten Freundin geben will. Dieſe zwey Rathsherren, welche ſeit langer Zeit mit ihm verbunden, und heftige Feinde des **Decemvirats** ſind, erwarten ihn eben, ſich wegen der gemeinen Noth mit ihm zu berathſchlagen; des **Icilius** Begierde alſo, ſich zu rächen, wird gewiß für ihn ein neuer Bewegungsgrund ſeyn, ihre Anſchläge, ſo bald als möglich ausbrechen zu laſſen. Die Umſtände ſcheinen ihm übrigens vortheilhaft. Der tapfre **Siccius** iſt, nach der Ausſage der ganzen Armee, durch die allerſchimpflichſte Verrätherey umgekommen. Man iſt deswegen in Rom in der äuſſerſten Bewegung. **Icilius** ſchmeichelt ſich, das Volk werde vielleicht ſeinen Groll ausbrechen laſſen, und das ſchimpfliche Joch, das man ihm auflege, abzuſchütteln ſuchen. Alle dieſe Betrachtungen ſcheinen ihm für **Virginien** eben ſo viel Gründe, ſich zu beruhigen, zu ſeyn; und nachdem er ſie ihr alſo alle vorgelegt, ſetzt er hinzu: „Geh nur **Virginia**, und ſey ohne Sorgen. So große und ſo entſchloßne Seelen ſind fürchterlich genug, wenn ſie die Wuth belebet.

Gleichwohl beruhigen alle dieſe ſchöne Hoffnungen **Virginien** nicht völlig. Doch ohne ihre Furcht zu verrathen, begnügt ſie ſich, für den **Icilius** und ſich, um den Schutz der Götter zu flehen, und ſie zu bitten, daß **Appius** umkommen, Rom ſeine Freyheit wieder erlangen, und ſie ſelbſt ihre Pflicht erfüllen möge. **Icilius** und **Numitor** begeben ſich hierauf weg; dieſer aber, welcher ein eben ſo eifriger Patriot, als guter Vetter iſt, giebt jenem bey dem Weggehen noch zu überlegen, daß er ſo viel als nichts würde gethan haben, wenn aus dem kühnen Anſchlage, den er etwa im Sinne habe, der Republik einiger Schaden erwüchſe, oder wenn er nicht mit ſeiner eignen Rache die Rache des Vaterlandes verknüpfe.

Fünfter Auftritt.

Virginia und **Publicia** bleiben alſo allein, und dieſe thut ihr möglichſtes, ihrer Gebietherin zu beweiſen, daß ſie nichts zu fürchten habe, weil ſie ſich ſchmeicheln könne, daß Rom ſelbſt ihre Vertheidigung auf ſich nehmen werde; doch **Virginia** behauptet, daß ſie deswegen nichts ruhiger zu ſeyn Urſache habe. So lange ſie ihr Vaterland unterdrückt ſehe, ſo lange ihre Ehre und ihr Geliebter in Gefahr ſey, könne ſie nicht anders, als in Furcht und Betrübniß leben. Unterdeſſen zweifle ſie weder an der Macht der Götter, noch an ihrer Liebe zur Gerechtigkeit; es ſey ihr aber auch nicht unbekannt, daß nach verehrungswürdigen Rathſchlüſſen, deren Weisheit man nicht ergründen könne, es oft geſchehe, daß die Tugend unterliege, und das Laſter ungeſtraft bleibe. Und dieſes ſey es, weswegen ſie zittere.

Sechſter Auftritt.

Indem **Virginia** noch redet, kommen verſchiedne Römerinnen, welche ſie zu dem Feſte der **Pales** abhohlen wollen, und nach einigen verbindlichen und beſcheidenen Reden von beyden Theilen, gehen ſie alle unter Begleitung der **Publicia** ab.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Appius tritt allein auf, und beklagt ſich, daß er bey Virginien, welche er anbethe, ein Herz finde, das ſich ſeiner Neigung widerſetze. Ohne dieſes würde ſein Glück vollkommen ſeyn. Er ſieht ſich als Herrn von Rom, wo alles nach ſeinem Willen gehet; er ſieht ſich von den andern neun Decemvirs, welche ihren Namen und ihre Würde bloß ihm zu danken haben, weil er durch ſein Anſehen die Comitialerwehlungen abgeſchaft, verehret und befolgt; er ſiehet die Kriegsheere in ſeiner Gewalt, die nichts ohne ſeinen Befehl thun dürfen: was fehlet alſo noch ſeiner Größe? Auf den höchſten Gipfel der Ehre erhaben, und mit der höchſten Gewalt verſehen, konnte er wohl vermuthen, daß ihm etwas widerſtehen werde? Gleichwohl unterſtehet ſich ein Weibsbild ſeine Anerbiethungen auszuſchlagen, über ſeine Drohungen zu lachen, ihn ſelbſt zu verachten, und auf dieſe Art den Lauf ſeines Glücks zu unterbrechen. Da er ſich eben ſchmeichelt, Rom zu ſeinen Füßen zu ſehen, will ſich das Herz einer Plebejin ihm nicht unterwerfen, und ein Plebejus iſt Urſache daran. Welche Erniedrigung! Alles was er unternimmt, hat den guten oder ſchlechten Ausgang, den er ſich vorſetzt, und nur die Liebe muß ihm ihre Widerwärtigkeiten entgegen ſtellen. Es war für den Icilius

lius nicht genug die Stimmen des Raths gegen ihn im Gleichgewichte gehalten zu haben; er mußte auch hier ſein Nebenbuhler ſeyn, und ihm mit größerm Glücke den vornehmſten Gegenſtand ſeiner Begierden entreißen. Was kann die Wuth eines hochmüthigen Liebhabers mehr aufbringen? Aus Höflichkeit gegen eine Plebejin ſoll **Appius** ſeinen Zorn, und das grauſame Feuer, das ihn verzehret, auslöſchen? „Nein, „ruft er aus, das iſt nicht möglich. Meine Lei„denſchaft iſt zu ſtarck, mein Schmerz zu heftig, „als daß ich die Schönheit, die ich anbethe in „eines andern Armen ſollte ſehen können. Aber, „gerechter Himmel, wenn die Maaßregeln, die „ich genommen habe, nicht anſchlagen; wenn ich „nicht darauf beſtehen kann, ohne daß man mei„nen Ehrgeiz als eine Tyranney verflucht, wenn „meine großen Anſchläge zu nichte werden, ehe „alles zu meinem Vortheile eingerichtet iſt, und „wenn ein gegenſeitiger Nutzen . . .

Zweyter Auftritt.

Hier wird er durch die Ankunft des **Claudius** ſeines Lieblings unterbrochen, welcher ſeine heftige Bewegung bemerkt, und ihm den Rath giebt, ſich zu mäßigen, ſo wohl um ſeine Geſundheit zu ſchonen, von welcher er verſichert, daß ſie dem ganzen Volke koſtbar ſey, als auch um an einem Tage, an welchem er öffentlich erſcheinen ſolle, und eine Menge von Leuten die Augen auf ihn heften würden, keinen Verdacht zu erwecken.

So klug dieſer Rath iſt, ſo bedarf doch **Appius** deſſelben ganz und gar nicht. Er iſt in der Kunſt, ſich zu verſtellen, vollkommen unterrichtet, er hat ſeine Minen in ſeiner Gewalt, er weis ſeine Gedanken zu verbergen; er weis ſeine Handlungen und ſeine Worte zu verſtecken, nur das weis er nicht, wie er ſein Herz gegen die Reize der **Virginia** ſchützen ſoll. Dieſes Geheimniß möchte er gerne erfinden, und dieſes verlangt er von ſeinem Lieblinge zu wiſſen.

Claudius erkennt die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit deſſelben, wenn die Liebe auſſerordentlich ſtark iſt. Das einzige Mittel, welches ihm einfällt und ſeiner würdig iſt, beſtehet darinne, daß er ihm räth, ſeine Leidenſchaft zu ſättigen, wenn er ſie nicht erſticken könne.

Ob nun gleich den **Appius** ſeine eigne Gemüthsart, dieſen Schluß zu ergreifen, geneigt macht, ſo glaubt er doch, daß er noch vorſichtig gehen müſſe. Weil er ſelbſt die Geſetze gegeben habe, ſo ſcheint es ihm allzuverwegen zu ſeyn, wenn er ſie ſo bald, ohne einem anſtändigen und ſcheinbaren Vorwande, ſelbſt übertreten wollte; doch **Claudius**, welcher noch ein größer Böſewicht iſt als er, denkt ganz anders. „Es gehört „gemeinen Seelen, ſagt er, ſich den Regeln der „Tugend zu unterwerfen. Große Leute und Helden ſind über alles erhaben, und ſcheuen ſich für

„nichts, wenn ihnen das Laſter gefällt. Als Römer muß zwar **Appius** ſeine Handlungen im Zaume halte; aber als Decemvir, als Herr des Volks, der Patricier und der Kriegsheere, kann **Appius** ſeine eigenſinnigſten Begierden zu Geſetzen machen. Gnade und Mäßigung hören, wie er ſagt, auf, Tugenden zu ſeyn, wenn es auf die Befeſtigung einer neuen Herrſchaft ankömmt.

Dieſe Reden ſchmeicheln dem Stolze und der Eitelkeit des **Appius** ungemein; gleichwohl aber hält er für gut, ehe er die Larve ganz und gar ablege, mit aller Klugheit und ohne Anſtand die beſten Maaßregeln zu ergreifen, die ihn zu ſeinem Zwecke führen und alle Hinderniſſe aus dem Wege räumen können. **Claudius** überläßt dieſen Punct der Klugheit des Decemvirs, und verſichert ihn bloß, daß er allen ſeinen Befehlen, als einer der ihm weit mehr, als irgend ein anderer ergeben ſey, blindlings folgen will. **Appius** zweifelt daran nicht. Er hat ſchon ſo viel Beweiſe von ſeiner Treue, von ſeinem Eifer, von ſeinen Gaben, daß er ihn ganz beſonders hochſchätzet; weil er aber jezt die Rathsherren **Valerius** und **Horatius**, zwey von ſeinen hartnäckigſten Feinden, und die größten Anhänger des Volks, auf ſich zukommen ſieht, ſo läßt er ihn von ſich, und verſchiebt es bis auf eine andre Zeit, ſich umſtändlicher mit ihm zu berathſchlagen.

Dritter Auftritt.

Die zwey Rathsherren, welche ſchlau und geſchmeidig ſind, und ſich vortreflich zu verſtellen wiſſen, reden ihn an. **Valerius** führt das Wort, und verſichert ihn gleich Anfangs, daß ſie in der beſten Abſicht, voller guten Vertrauens zu ihm kämen, ohne ſich an den Ort, wo er jezt ſey, noch an die Streitigkeiten zu kehren, welche ſie mit einander im Senate gehabt hätten, weil ſie befürchten müßten, ihre Trennung möchte dem Vaterlande, beſonders bey ſo dringenden Gefahren, ſchädlich ſeyn. Er ſetzt voraus, daß **Appius** ein Römiſches Herz und eine aufrichtige Liebe für Rom habe, und ſtellt ihm hierauf vor, daß das Volk den Tod des **Sicius** erfahren habe, und ihn durchgängig dem Decemvir und General **Cornelius** zuſchreibe, daß es dieſe That grauſam und tyranniſch ſchelte, daß es neue Beleidigungen von dieſer Art fürchte, ſeufze und ſich beklage; daß auch der Adel nicht weniger beunruhiget und aufgebracht ſey, und daß es die äußerſte Nothwendigkeit erfordre, ſie insgeſammt zufrieden zu ſtellen, ehe ſie einerley Geiſt des Verdachts und der Wuth vereinige, und alle Hülfsmittel vergeblich mache.

Horatius erſucht den **Appius** auf dieſe Vorſtellung wohl Acht zu haben, und den traurigen Folgen eines allgemeinen Mißvergnügens durch eine ſchleunige Gerechtigkeit zuvorzukommen,

men, und ſich ihres Beyſtandes, wenn er das Laſter beſtrafen wolle, zu verſprechen, ja, wenn ihm dieſer nicht genug ſey, des Beyſtandes des Volks, der Ritterſchaft und des Senats. „Da „alle Wünſche, ſagt er, nur auf die gemeine „Ruhe abzielen, ſo wird ein jeder, ſo bald es „darauf ankömmt, ſie zu rächen, mit Vergnügen dazu bereit ſeyn; und gleichwohl wirſt du „allein die Ehre der Erleichterung, nach welcher „wir ſeufzen, genießen.

Weit gefehlt, daß Appius gegen die Reden der zwey Rathsglieder Achtung haben ſollte; er erſtaunt vielmehr, wie er ſie mit ſo vieler Geduld habe anhören können. Er behauptet, daß das, was ſie ihn jezt geſagt hätten, eine ſchändliche Verleumdung ſey; und erklärt ſich, daß er es ganz wohl wiſſe, daß nicht ſowohl der Tod des Siccius als die Begierde, die Decemvirs unter ſich uneins zu machen und ihre Gewalt zu ſchwächen, ihr Geſchrey veranlaſſe. „Aber wißt, „ſagt er zu ihnen, daß ich, noch ehe euer falſcher „Eifer den Endzweck, auf welchen euch eure „Kühnheit und Untreue zielen laſſen, wird erlangt haben, das Volk durch Strenge zu bändigen, den Adel durch exemplariſche Strafen zu „beſſern, und beyde durch Furcht zurück zuhalten „wiſſen werde, weil es doch unmöglich iſt, ihnen „Liebe einzuflöſſe und die Gelindigkeit zu nichts „taugt.

Gleichwohl weis es die ganze Welt, auf was für Weiſe **Siccius** iſt umgebracht worden. Heftigkeit und Grauſamkeit werden die Gemüther nur noch mehr aufbringen. Das Volk iſt ſchon in der Wuth. Die Truppen ſtehen in der Nähe des Berges Vellejus, und man muß fürchten, daß ſie das Andenken des **Siccius** aufmuntern werde, zu zeigen, was die angeerbte Liebe zur Freyheit vermögend ſey. Dieſes iſt es, was **Valerius** dem Decemvir noch vorſtellet, und **Horatius**, welcher dieſe klugen Vorſtellungen unterſtützt, giebt ſich alle Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß dieſe Dinge wohl noch weiter gehen könnten; daß er ſelbſt, wenn es das Volk erführe, wie wenig er nach den allgemeinen Trangſalen frage, und deswegen einen Aufſtand machte, gar leicht das Opfer ſeines unverſöhnlichen Zornes werden, und die Gefahr für ihn allein weit größer, als für alle ſeine Anhänger ausfallen könnte. Doch nichts vermag den hochmüthigen **Appius** zu bewegen. Er glaubt vielmehr es ſey gut, wenn er nie aufhöre, ſich feſt und hart zu zeigen, und drohet dem erſten den beſten vom Tarpejo herabſtürzen zu laſſen, welcher ſich unterſtehen würde, das Volk in Bewegung zu ſetzen. „Denn, ſagt er, die kluge Aufführung des Magiſtrats ſtören, iſt kein geringer Verbrechen, als die Freyheit Roms durch eine ſchändliche Unterdrückung mißhandeln. Mit dieſen Worten geht er ab.

Vierter Auftritt.

Des **Appius** Vermuthung, als ob **Valerius** und **Horatius** ſeine Gewalt zertheilen und ihn hernach den Geſetzen ihres Eigenſinnes unterwerfen wollten, iſt für dieſe zwey Rathsglieder eine Art von Genugthuung. Aus ſeinem Abſcheu vor allem Zwange, aus ſeinem heftigen Charakter ſchlieſſen ſie, daß er fähig ſeyn werde, ſich noch größerer Verbrechen ſchuldig zu machen, von einer verwegnen Unternehmung auf die andre zu fallen, und dadurch die Zahl ſeiner Gegner zu vermehren, und ſie in Stand zu ſetzen, das Vaterland aus ſeiner Unterdrückung zu retten, und zugleich dem **Icilius** und der **Virginia** nützlich zu ſeyn. Sie reden es mit einander ab, die erſte Gelegenheit zum öffentlichen Ausbruche zu ergreifen. Beyde haben ihre Anverwandten und Freunde auf dem Markte verſtreuet, welche bereit ſind, ſich auf das geringſte Zeichen thätig zu erweiſen. Es kommt nur darauf an, ein Wort auszumachen, an welchem ſie ſich alle erkennen, ſich vereinigen und gemeinſchaftlich beyſtehen können. Dieſes iſt es, was ſie thun müſſen. Die Unterſtützung des **Icilius** ſcheinen ſie noch nöthig zu haben, weil dieſer eine große Menge Anhänger hat; ſie machen ſich alſo gefaßt, ihn aufzuſuchen, als ſie ihn eben mit einem Eifer herbey kommen ſehen, welcher ſeine Abſichten und die Stärke ſeiner Liebe genugſam an-

anzeigt. **Valerius** ſchlägt ſogleich vor, ihm mit wenig Worten das, was zwiſchen ihnen und dem **Appius** vorgefallen, zu erzehlen, und ihn dadurch zu ihrem Vertrauten zu machen.

Fünfter Auftritt.

Die Neugierde iſt es, welche den **Icilius** herzuführet. Er hatte den Decemvir die beyden Rathsglieder zornig verlaſſen ſehen, er iſt alſo begierig zu erfahren, wie er ihre friedſamen Reden, und ihre klugen Rathſchläge aufgenommen habe. **Valerius** läßt ihn nicht lange warten. Er ſagt ihm ſogleich; daß **Appius** nur ſeinem Ehrgeize folge, daß er ſeinen Zorn nirgends verberge, daß er ſie kaum gewürdiget habe, ihre Vorſtellungen anzuhören, und daß ihn alles in Grimm und Wuth bringe. „Er behauptet, ſezt **Valerius** hinzu, daß **Siccius** „nicht vorſetzlich ſey ermordet werden; daß „der Unwille des Volks erdichtet und unſer Eifer eine Treuloſigkeit ſey. Kurz, nach ſeinem „ausgelaßnen Betragen zu urtheilen, ſcheint er „kein Geſetz, als ſeinen Eigenſinn zu erkennen, „und Leben und Ehre ſind bey ihm in Gefahr.

Hier unterbricht ihn **Horatius**, und wendet das Geſpräch auf eine geſchickte Art auf das, was für **Virginien** zu fürchten ſey, und fragt, wer ſie ſchützen werde? Auf dieſe Frage antwortet der eben ſo unerſchrokne als verliebte **Icilius** hitzig: „mein Degen! Ich werde ihn brauchen

„ſo bald ich ſehe, daß mir keine andre Hülfe übrig bleibt. In einer ſo dringenden Noth werden meine Anhänger thun, was ich ihnen befehlen werde. Wer wird aus dem Volke mir dieſe Schöne nicht vertheidigen helfen, wenn ihr beyde ſelbſt, aus Mitleid gegen ſie, euch ihrer annehmt?

Valerius verſpricht es ihm in beyder Namen; allein er glaubt, daß man keine Zeit zu verlieren habe. Es ſey von der äußerſten Wichtigkeit, die Wuth eines Ungeheuers, als **Appius**, ſo bald als möglich zu hemmen, und dem tödtlichen Gifte, welches er aushauche, ein Ende zu machen. Man müſſe daher die erſte Gelegenheit, die ſich darbieten werde, nicht aus den Händen laſſen. **Icilius** denkt in dieſem Stücke wie **Valerius**, und verſichert ihn, daß, ſo bald es darauf ankommen werde, mit einer rächenden Hand ſeinen Degen mit dem Blute des Tyrannen zu benetzen, und die abſcheuliche Brunſt zu zerfleiſchen, in welcher ſo viel barbariſche Anſchläge verſchloſſen lägen, er nicht einen Augenblick anſtehen wolle.

So viel Entſchloſſenheit iſt gleichwohl nicht nach dem Geſchmacke des **Horatius**. Es ſcheint ihm, der Muth müſſe mit mehr Ueberlegung angewendet werden. Alles, was er von dem **Icilius** verlangt, iſt dieſes, daß er ſeine Leute berede, ſich den Verſchwornen zuzugeſellen, und daß er die **Virginia** dahin vermöge, daß ſie bloß ihren Namen hergebe, damit man überall, wo es die Nothwendigkeit erfordern werde, zuſammenkommen könne. **Icilius** giebt ſein Wort darauf, und weil die Umſtände der Zeit ihrem Anſchlage, in Betrachtung der Menge Volks, welche das Feſt der Pales auf dem Markte verſammelt, vortheilhaft ſind, ſo begeben ſich die Rathsglieder weg, um alles zur Ausführung fertig zu halten.

Sechſter Auftritt.

So bald ſie weg ſind, ſpricht **Icilius** „Ha! erlauchte Patricier, welche Ehre habt ihr euch nicht ehedem erworben, als die Maaßregeln, die ihr zu Stürzung eines tyranniſchen Königs nahmt, ſo glücklich von Statten gingen! Möchte doch Rom, eure Mutter, euch, ſo wie euren berühmten Vorfahren, den Tod oder die Verbannung dieſes neuen Tarquins, bald zu danken haben. Möchte doch das Volk, welches edelmüthig nach der ihm geraubten Freyheit ſeufzet, aus einer ſo harten Knechtſchaft geriſſen werden! Laſſet uns, durch die gerechten Bewegungsgründe, die uns vereinigen, ſelbſt das Werkzeug dazu ſeyn! Und du **Virginia**, du, mein höchſtes Gut, und Gebietherin dieſes entbrannten Herzens, welches nur dich bey allem, nach dem es ſtrebt, zur Abſicht hat; erfülle dieſes Herz dergeſtalt, daß es ſich nichts vorſetze, und nach keiner andern Ehre geize, als deinet-

„wegen unbeſorgt ſeyn zu können. Sollte man „mir auch vorwerfen, daß ich von allen Römern, „die dieſes großen Namens wirklich werth wä„ren, der erſte ſey, welcher der Liebe den Vorzug „gegeben habe, der dem Vaterlande gehöre! „Dennoch ſoll alles, was in mir iſt, nur durch „meinen Verdruß belebt werden. Meine „wüthende Eiferſucht will ſich nicht länger in „meiner Seele verſchließen laſſen, und ſchon ei„le ich, alle meine Anhänger aufzubringen. O „gieb nicht zu, großer Jupiter, daß der grau„ſame **Appius**, einer ſo ſtarken Verſchwörung „entkomme.

Siebender Auftritt.

In dieſer Gemüthsbewegung wird er von dem klugen **Numitor** überraſcht, welcher es ihm verweiſet, daß er ſich nicht beſſer mäßigen könne. Er ſtellte ihm vor, daß ihn ſein Geſicht und ſeine Handlungen verriethen, welches dem Fortgange ſeiner Anſchläge ſehr nachtheilig ſeyn könnte. Er ermahnt ihn folglich, ſich den zwey Rathsgliedern gleich zu ſtellen, welche viel zu klug und viel zu verſchlagen wären, als daß ſie ihr Vorhaben merken ließen; ſie zwängen ſich vielmehr in Gegenwart des Tyrannens, und verbärgten dem **Icilius** ſelbſt den ganzen Umfang ihrer Abſichten, indem ſie bloß mit ihm von der Urſache ſeines Verdruſſes offenherzig ſprächen.

Dieſe vernünftigen Rathſchläge gehen Anfangs dem **Icilius** ſehr ſchwer ein, weil der Decemvit gegen alle Klagen und Erinnerungen ſich zu verhärten geſchienen, und er alſo keine Hoffnung hat, **Virginien** auſſer Gefahr zu wiſſen. Er glaubt ſo gar, es ſey keine andre Hülfe übrig, als daß ſie bey dem geringſten Vergehen des treuloſen **Appius** alle zu den Waffen grieſſen, um die Freyheit zu vertheidigen, und die allgemeine Sicherheit für Kränkungen zu ſchützen. Doch da er endlich die tiefere Einſicht des klugen **Numitors** zu erkennen genöthiget wird, ſo giebt er nach. Er verſpricht, ſo lange es für **Virginien** nicht gefährlich ſey, dem Beyſpiele der zwey edeln Senatoren zu folgen, und ihnen zur Reifung ihres Entſchluſſes alle Zeit zu laſſen, damit ſie bey ihren Unternehmungen eines glücklichen Ausganges könnten verſichert ſeyn, aus welchem ſeine Liebe den größten Vortheil ziehen werde. „Dem Proteus gleich, ſpricht „er, will ich alle Geſtalten, nach dem es nöthig „ſeyn wird, anzunehmen wiſſen. Als ein andrer „Janus mit zwey Geſichtern, will ich mir die „vergangnen Fehler zu Nutze machen, um mich „in Zukunft deſto vorſichtiger aufzuführen.

Numitor erfreut ſich über dieſen Vorſatz und berichtet ihm, daß er dem **Virginius** von allem habe Nachricht geben laſſen, daß er ihn alle Augenblicke erwarte, und daß er ſelbſt entſchloſſen ſey, den Verſchwornen durch ſeine Anhänger beyzuſtehen, welche weder an Menge noch an Tapferkeit den Anhängern irgend einer Parthey nachzuſetzen wären. Dieſes beſtärkt die Hofnung des **Icilius**, der ſich nunmehr im Stande ſieht, den größten Gefahren Troz zu biethen; doch ungeachtet deſſen, was er ſich von einer ſo mächtigen Verſchwörung verſprechen kann, wird ſein Herz gleichwohl von einer heimlichen Ahndung beunruhiget, als ob ihn an dieſem Tage ein ganz beſonders Unglück bevorſtehe. Unterdeſſen verlaſſen ſich beyde in ihren erſten Entſchließungen, und machen dem zweyten Aufzuge ein Ende.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Appius und **Claudius** treten mit einander auf, und unterreden ſich von dem, was die zwey Senatores dem Decemvir geſagt haben. Dieſer lobt den **Appius** ungemein, daß er ſich nicht an ſie gekehrt, noch ſeinem Anſehen, durch Annehmung ihrer Rathſchläge etwas vergeben habe. Unterdeſſen iſt es doch nicht ſehr zu verwundern. Der Decemvir hat Urſache dem **Valerius** und **Horatius** nicht zu trauen; und auch außer ſeinem Stolze, welcher ihm nicht erlaubt, in ſeiner angemaaßten Herrſchaft ſich irgend Grenzen ſetzen zu laſſen, iſt ſeine Liebe zu **Virginien** ſo ſtark, daß er den Tod der geringſten

ſten Verkürzung ſeiner Macht vorziehen würde. Alles was ſich ſeiner heftigen Leidenſchaft zu widerſetzen ſcheinet, dienet bloß ſie zu unterhalten, und der Verluſt ſeines Anſehens ſelbſt würde ſeine Begierden nur mehr reitzen, indem er ihn von dem Gegenſtande, nach welchem er ſeufzet, entfernte.

Claudius, der ihn in dieſer Verfaſſung ſieht, bezeigt ihm ſein Erſtaunen über ſeine Mäßigung. Umſonſt ſucht **Appius** ſie unter dem Vorwande, daß die Strenge und die Verachtung der **Virginia** für ihn eine Art von Bezauberung ſey, zu rechtfertigen; ſein Liebling giebt ſich alle Mühe, ihn zu überreden, daß er im geringſten nicht verzweifeln müße, ſo lange er mit dieſer Römerin noch nicht ſelbſt geſprochen habe. „Iſt ſie nicht ein Weibsbild? fügt er „hinzu. Sollten Lobſprüche, Schmeicheleyen, „Eitelkeit, Eigennutz, die Ehre dich zu ihren „Füſſen zu ſehen, nicht fähig ſeyn, den Eigenſinn „zu verführen, geſetzt auch, daß ſie das Herz „nicht gewinnen könnten? Sollte bey ihrem „Geſchlechte alles vergebens ſeyn? Entſchließe „dich nur, mit ihr zu ſprechen. Dieſer Tag iſt „ohne Zweifel der vortheilhafteſte, den du nur „dazu ausſehen könnteſt.

Der Decemvir geſteht zu, daß er alles anwenden müſſe, um ſein Uebel zu erleichtern, allein er glaubt, daß es ſich für ihn nicht ſchicke, öffentlich etwas zu verſuchen. Seine Leidenſchaft würde gar bald allen bekannt werden, und wenn ihm ſein Unternehmen mißlingen ſollte, ſo wäre er vor der ganzen Welt zum Gelächter gemacht. Ehe er ſich einer ſo großen Beſchimpfung ausſetzte, wolle er lieber **Virginien** aus dem Hauſe ihres Vaters oder ihres Gemahls zu entführen und ſie aus dem Schooße der Glückſeligkeit zu reißen trachten.

Ob nun gleich **Claudius** der Mann gar nicht iſt, der dieſen letztern Anſchlag mißbilligen ſollte, ſo beſteht er doch auf ſeinem erſten Rathſchlage und muntert den Decemvir durch Gründe auf, die ſeiner Ruchloſigkeit würdig ſind. „Wenn es, ſagt er, darauf ankömmt, dasjenige was man begehrt, zu erlangen, ſo ſetzt man „alles Bedenken und alle Beſorgniß bey Seite. „Ein Mann, der die Gewalt in ſeinen Händen „hat, kennet weder Furcht noch Ueberlegung. „Wenn man ſein Glück durch ein Laſter erlangen kann, ſo iſt die Tugend unnütze. Unterlaß alſo ja nicht, dich der gelegenen Zeit eines „Feſttags zu bedienen. Es iſt natürlich, daß „ſich **Virginia**, bloß in Begleitung der **Publicia**, dabey einfinden wird. Suche ſie auf, „und wenn du ſie findeſt, ſo laß es ſie aus deinem eignen Munde hören, wie viel du für ſie „empfindeſt. Wenn ſie dich anhört, geſetzt auch, „daß ſie dich mit keiner Gegenliebe belohnt, ſo „muß ſie dir doch wenigſtens dafür verbunden „ſeyn, und ſchon dieſes wird für dich eine Art

„von Erleichterung ſeyn, die dir noch bis jezt ge„fehlt hat.

Endlich entſchließt ſich **Appius**, ſo hart es ihm auch fällt, dieſem Rathe zu folgen; und weil er in eben dem Augenblicke **Virginien** mit der **Publicia** herbey kommen ſieht, ſo macht er ſich ein wenig bey Seite, damit ſie, wenn ſie ihn erblickten, nicht wieder zurück gehen möchten; **Claudius** aber geht noch weiter zurück, um ihm völlige Freyheit zu laſſen.

Zweyter Auftritt.

Virginia iſt ihres geliebten **Icilius** wegen beſorgt. Weil ſie fürchtet, daß ihn ſeine natürliche Hitze allzuweit treiben, und er ſeine Perſon der Gefahr allzuſehr ausſetzen dürfte, ſo betauert ſie es, daß ſie ihm nicht alle ihre Furcht entdeckt habe, um ihn dadurch zurück zu halten. Sie möchte ihm gerne antreffen, um es nach zu thun, und dieſes iſt es, was ſie hierher bringt. **Publicia** hat ihrer Ungeduld nachgegeben; allein ſie fürchtet ihr Nachgeben könne ihrer jungen Gebietherin nachtheilig ſeyn, wenn ſie **Appius** etwan antreffen ſollte. Sie findet ihre Treue dadurch beleidiget, und erkennt, daß es der bitterſte Vorwurf ſeyn würde, den ſie ſich ſelbſt machen könnte. Dieſem Unglücke vorzukommen, nöthiget ſie **Virginien**, mit ihr wieder fortzugehen; doch in eben dem Augenblicke entdeckt ſie den Decemvir. Voller Beſtürzung ruft ſie ſogleich aus: „gerechter Himmel! Meine Beſorgniß trift ein. Ich ſehe den **Appius.**

Bey dieſem Namen erkaltet das Herz der **Virginia,** und dieſe tugendhafte Römerin ſtellt ihre Aufſeherin zwiſchen ſich und den Decemvir, um ihr gleichſam zur Schutzwehr zu dienen. Doch dieſes verhindert den **Appius** nicht, ſich ihr zu nähern, und ihr alles zu ſagen, was die Liebe nur zärtliches und lebhaftes einflöſſen kann. **Publicia** welche beſtändig ihrer Pflicht auf das genaueſte nachzukommen ſucht, erinnert den Decemvir an die Antwort, die ſie ihm ſchon im Namen ihrer jungen Gebietherin gegeben habe, und ſetzt hinzu: „Schmeichle dir nicht, daß **Virginia** deinem Verlangen heut geneigter ſeyn werde. Sie iſt kein Weibsbild, welches gewohnt iſt Reden anzuhören, die ihre Tugend beleidigen. Wende dich damit zu andern, die ſie anhören wollen, wenn du dich durch ihr Stillſchweigen nicht einer neuen noch größern Kränkung ausſetzen willſt.

Der Decemvir iſt zu verliebt, als daß er ſich ſo plötzlich ſollte abſchrecken laſſen, und beſchwört ſie, daß ſie ihm erlauben wolle, **Virginien** alle die Stärke ſeiner Leidenſchaft zu erkennen zu geben, oder daß ihm wenigſtens dieſe anbethenswürdige Schöne mit ihrem eignen Munde die abſchlägliche Antwort ertheilen dürfe. Doch die Aufſeherin erklärt ihm, daß es umſonſt ſeyn würde, wenn ſie es auch erlaubte, ja wenn auch **Virginia** ſelbſt darein willigte.

Um ſo wohl die eine als die andre zu gewinnen, zeigt **Appius** beyden die Vortheile, die ſie aus dem Opfer ſeines Herzens und ſeines Anſehens ziehen könnten. „Fragt ihr denn, ſpricht „er zu ihnen, ſo wenig nach dem Glücke, daß ihr „es ſo verächtlich von euch ſtoſſet? Und du **Vir**„**ginia**, kannſt du mit einem gleichgültigen Auge „denjenigen zu deinen Füßen ſehen, welchem als „Herrn von Rom, alles zu Gebothe ſteht? „Schmeichelt es dir ſo gar wenig, daß er dir nicht „einmal des geringſten Zeichens der Erkenntlich„keit werth zu ſeyn ſcheinet? Ich halte dich für „zu klug, als daß du dein Glük ſo haſſen, und „den **Appius** verachten ſollteſt, der dir ſeine „Hoheit anbiethet und aufopfert.

Unterdeſſen kömmt er damit nicht weiter. **Virginia** und **Publicia** halten es für ihrer unwürdig, ſich durch die Reizungen des Eigennutzes und des Glückes verführen zu laſſen. Der Decemvir geräth darüber in Wuth, er kann ſich nicht länger halten, und drohet der **Virginia**, ihr und ihrem Geliebten die Wirkungen ſeines Zorns und der Macht, die ſie verachtet, empfinden zu laſſen. „Ich will dich, ſpricht er, „die Güter die du verachteſt, hoher ſchätzen „lehren. Ich will . . .

Publicia will ihn hier unterbrechen, doch **Virginia** legt ihr Stillſchweigen auf, und ergreift

greift das Wort ſelbſt. Wenn es Klugheit und Anſtändigkeit von ihr forderten, bey verliebten Schmeicheleyen taub zu ſeyn, ſo iſt es mit Drohungen ganz anders beſchaffen. Es würde eine Niederträchtigkeit ſeyn, ſie ruhig zu ertragen, und ihr edler Stolz erlaubt es ihr nicht. Was kann ſie auch mehr beleidigen, als daß man ſie zu der geringſten unanſtändigen Schwachheit für fähig hält? Ob ſchon ihre Familie geringer als die Familie des Decemvirs iſt, ſo weicht ſie ihr doch nicht an Verdienſten. Niemanden iſt der Ruhm unbekannt, den ſie erhalten hat, und den ſie noch jezt, ohne dem geringſten Fleck, behauptet. Sollte **Appius** allein keine Kenntniß davon haben? Und weis er denn übrigens nicht, daß **Virginia** ihr Herz nicht mehr in ihrer Gewalt hat? Weis er denn auch nicht, daß er kein Recht hat, einigen Anſpruch darauf zu machen? Warum wagt er es dennoch? Auf was gründet er ſich, da er das untadelhafte Band, welches den **Icilius** und die **Virginia** verbindet, zertrennen will? Iſt er es nicht ſelbſt, welcher das Geſetz bekannt gemacht hat, das die Heyrathen zwiſchen Patriciern und Plebejern verbiethet? Wie kann er die Unverſchämtheit haben, ſich von demſelben auszuſchließen? Sollte nicht ſchon das genug ſeyn, ihn zurück zu halten, wenn ihm die Tugend der **Virginia** auch nicht bekannt wäre? Darf er ſich wohl ſchmeicheln, dieſe Tugend zu verführen? Heißt nicht, nur ſo etwas zu denken, ſie beleidigen? Daran zu zweifeln, und es zu verſuchen, heißt dieſes nicht, ſich ſelbſt ſchuldig machen? Was für ſtarke Gründe können nicht dem Decemvir vorgelegt werden, um ihm die Ungerechtigkeit und die Abſcheulichkeit ſeines kühnen Unternehmens zu zeigen! **Virginia** vergißt keinen einzigen, und nachdem ſie ſogar dem Decemvir einen ewigen Groll geſchworen, ſagt ſie zum Schluſſe: „Mäſſige alſo deine nichtswürdige, blinde und eitle „Kühnheit, mit der du nichts ſuchſt, als mich „zu beleidigen. Befürchte, daß mich die Götter entweder ſelbſt, oder durch die Hand eines „Sterblichen, vielleicht rächen werden.“ Mit dieſen Worten geht ſie zugleich mit ihrer Aufſeherin, ab.

Dritter Auftritt.

Appius will ſie zurück halten, er ruft ſie, aber es iſt umſonſt. Bald aber ſieht er auf ſich ſelbſt zurück, und ſchähmt ſich einer ſolchen Schwachheit. Er hält es für ſeiner unwürdig, wie der Pöbel zu lieben und ſich den Geſetzen dabey zu unterwerfen. Wenn ſeine Liebe dergleichen erkennen müßte; ſo würde er glauben, daß ſein Anſehen dadurch eingeſchränkt wäre. Er vermeint, daß ſeine Ehre darauf beruhe, ſich überall Gehorſam zu verſchaffen. Er faßt hierauf den Entſchluß, ſeine Wuth zu verbergen, ein ruhiges und freudiges Anſehen anzunehmen, um ſeine Abſichten deſto gewiſſer zu erreichen, in der That aber Gewalt, Liſt, Betriegerey, und alles anzuwenden, wodurch er über das hartnäckige Weigern der **Virginia** ſiegen könne. „Es „empfinde dieſes Weibsbild, was derjenige vermag, welcher Rom beherrſcht, und keinen Höhern erkennt; derjenige, welcher nur deswegen „Geſetze gegeben hat, damit er deſto freyer leben „könne; kurz derjenige, welcher durch ſeine „Standhaftigkeit ſelbſt die Religion wird zu „zwingen wiſſen, ſich nach ſeinem Gutdünken zu „bequemen.

Vierter Auftritt.

Hier wird er durch die Zurückkunft des **Claudius** unterbrochen, welchem er den ſchlechten Fortgang ſeines Unternehmens erzehlt. Ob er gleich ſchon entſchloſſen iſt, ſich an nichts ferner zu kehren; ob er gleich bereits einen Anſchlag ausgedacht, dem zu Folge er dem **Cornelius** einen Befehl zugeſchickt, den **Virginius** nicht aus dem Lager zu laſſen, ſondern auf alle ſeine Handlungen ſorgfältig Acht zu haben; und ob er gleich verſichert, daß er die Gegenbemühungen des **Icilius** und des **Numitors**, welche einzig und allein im Stande wären, ſich ihm mit ihren Anhängern zu widerſetzen, auf keine Weiſe fürchte: ſo geſteht er doch dem **Claudius**, daß die Liſt, welche er erdacht habe, ſo ſonderbar ſey, daß er ſie noch vorher überlegen wolle, ehe er ſie zur Ausführung brächte.

Claudius, der würdige Liebling eines ſolchen Herren, mißbilliget dieſe Langſamkeit. Bey gegenwärtigen Umſtänden, ſcheinet ihm die Eilfertigkeit unumgänglich nöthig zu ſeyn, und da er überzeugt iſt, daß man keine Zeit zu verlieren habe, ſo dringt er in den **Appius**, auf das ſchleunigſte ſeinen Entſchluß zu faſſen. „Entſchließe dich noch heut, ſpricht er, entſchließe „dich noch in dieſem Augenblicke. Fange an, „meine Treue zu beſchäftigen. Bediene dich „meiner; befiehl!

Der Decemvir zweifelt an ſeinem Eifer nicht, und weil er endlich ſeiner Meinung nachgiebt, ſo will er ihm eben ſein Vorhaben entdecken, als er durch die Ankunft des **Icilius** daran verhindert wird.

Fünfter Auftritt.

Dieſer macht ſich die Gelegenheit zu Nutze, um ihm ſeine Aufwartung zu machen, und ihm mit dem verbindlichſten und ehrfurchtsvollſten Bezeigen ſeine Dienſte anzubieten. Allein **Appius** kehrt ihm den Rücken zu, und begiebt ſich mit ſeinem Lieblinge fort, nachdem er hochmüthig zur Antwort gegeben: „Wenn ich mir auch ſelbſt „nicht genug wäre, ſo ſind doch ſchon die Schergen, „auch alsdann, wenn ich allein zu ſeyn ſcheine, „ſo nahe um mich, daß alle Geſellſchaft für mich

„unnöthig iſt; beſonders weil ich bey ihnen, „**Icilius**, nichts zu fürchten habe, und verſichert „ſeyn kann, daß man mir gehorcht.

Sechſter Auftritt.

Es ſcheint als ob der Anblick und die hochmüthige Antwort dieſes Tyrannen die Wuth des **Icilius** aufs neue angeflammt habe. Bey der Verzweiflung, Rom von ſeiner Höhe herab geſtürzt, den Adel und das Volk unterdrükt, und die Hitze und den Eifer der Römer für die Freyheit faſt ganz erkaltet zu ſehen, erſtaunt er eben ſo ſehr über ſich ſelbſt, daß er, der ſo viele andre durch ſeinen Widerſtand, ſich unter das ſchimpfliche Joch zu biegen, übertroffen habe, nunmehr ſelbſt ſo geduldig die ſchimpflichen Reden dieſes verhaßten Ungeheuers anhören könne, „**Numitor**, ruft er aus, indem er ſich des „Raths dieſes klugen Alten erinnert, das alſo „iſt die Frucht, die man von der Zurückhaltung „ſeines Zornes hat? Was gewinne ich, wenn „mich der Grauſame beleidiget, und ich mich nicht „den Augenblick räche? Soll ich lieber warten, „bis der Eigenſinn des Schickſals mir die Ge„legenheit verſagt, die es mir heute anbiethet? „Ich ſchwöre bey dem allmächtigen Vater der „Götter, welcher in unſerm alten **Latium** ver„ehret wird, daß, wenn wir jemals die Zeit „loszubrechen erlaubet, dieſer abſcheuliche Bar„bar, dieſer grauſame Feind meiner Ruhe, zu

„ſeinem Unglücke erfahren ſoll, daß noch unter „den Ruinen des Vaterlandes ein Römiſches „Herz zu finden ſey.

Siebender Auftritt.

Icilius läßt ſeine Wuth austoben, als eben **Virginia**, die ihn, in der Abſicht ihn ſelbſt anzufeuern, aufſucht, mit der **Publicia** weinend herzukömmt. So bald ſie den **Icilius** gewahr werden, räth **Publicia** ihrer jungen Gebietherin ihre Thränen zu hemmen; doch es iſt umſonſt. Das Herz der **Virginia** iſt allzuempfindlich verwundet, und von der kühnen Beleidigung des Decemvirs allzuſchmerzlich durchdrungen. Sie muß ihnen, wider ihren Willen freyen Lauf laſſen. Ihr Geliebter ſieht es, wird darüber unruhig und fragt nach der Urſache. „So lange **Icilius** lebt, ſprich, was kann dich „betrüben? Sollte dich ſein brennender Eifer, „ſeine Liebe nicht gegen alles beruhigen? Rede „doch, und verbirg mir die Urſache deines Verdruſſes nicht länger. Du haſt jezt ohne Zweifel eine neue und eine empfindlichere als „die iſt, die ich ſchon weis.

Virginia läßt nicht ſehr in ſich dringen. Ihre Thränen haben angefangen, ihren Schmerz zu entdecken, und ihr Mund zaudert nicht, das übrige hinzu zu thun. Nachdem ſie ihrem Geliebten zu verſtehen gegeben, daß ſie den **Appius** geſehen habe, und nicht länger ſeinen unverſchähmſchähmten Reden ausgeſetzt ſeyn wolle, ſo entdeckt ſie ihm, ohne allem Umſchweif, ihr Verlangen. Sie iſt nicht mehr die zärtliche Liebhaberin, die für das Leben ihres Liebhabers und ihr eignes zittert, und den Zorn ihres theuren **Icilius** zu mäßigen ſucht. Sie iſt nunmehr ein wüthendes Weibsbild, welches nach nichts als Rache dürſtet. Keine Gefahr iſt fähig, ſie zu erſchrecken. Ihr Geliebter, ſo werth er ihr iſt, ſoll alles wagen. Sie will, daß er nebſt ihrem Vater, den ſie alle Augenblicke erwarte, nebſt dem **Numitor** und den zwey Rathsgliedern, auf das ſchleunigſte die nöthigen Maaßregeln ergreife, um den Tyrannen zu ſtürzen, und ſein Vaterland indem er ſie räche, aus der ſchimpflichen Knechtſchaft, in welcher es ſeufze, zu retten. „**Icilius** beſonders, ſetzt ſie hinzu, darf „ſich an nichts weiter kehren. Was haben wir „noch zu verlieren, wenn man uns die Freyheit „ſogar in den Geſetzen und in der Liebe raubet?

So viel war nicht einmal nöthig, um den **Icilius** aufzumuntern, das alleräußerſte zu wagen. Es tauert ihn nur, daß er nicht in dem Augenblicke alle Verſchworne verſammeln, und mit ihnen eilen kann, ſeine Hand in das Blut des grauſamen **Appius** zu tauchen. Seitdem er weis, daß ſeiner geliebten **Virginia** ſelbſt daran gelegen iſt, ſind ihm alle Augenblicke koſtbar. Er will ſich einen jeden derſelben ſogleich zu Nutze machen, um alles zu einer ſchleunigen

Ausführung ſeines Anſchlages zu veranſtalten. Unterdeſſen räth er der **Virginia**, ſich ohne Anſtand wieder zu ihren Römerinnen zu begeben, welche ſie bereits zur Feyerung des Feſtes der Pales ſuchten; er verſpricht ihr zugleich, daß er ſie nicht aus dem Geſichte verlieren, ſondern auf ihre Sicherheit äußerſt bedacht ſeyn wolle.

Nach dieſen Verſicherungen befürchtet **Virginia** weiter nichts. Sie iſt an Geiſt und Herz mit dem **Icilius** vereint, und ſcheuet weder den verhaßten Namen, noch ſelbſt die Gegenwart des Tyrannen. Die zwey Verliebten nehmen hierauf auf das zärtlichſte von einander Abſchied, verſprechen ſich eine beyderſeitige Liebe, welche ſelbſt der Tod nicht auslöſchen ſoll, und **Publicia** ſchließt dieſe letzte Scene des dritten Aufzuges mit folgenden Worten: „Möchten doch „die Götter an euch beyden zeigen wollen, daß ſie „die Tugend beſchützen und belohnen, ob ſie dieſelbe gleich manchmal zu verlaſſen ſcheinen.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Anſchlag des **Appius** in Anſehung der **Virginia** iſt dem **Claudius** kein Geheimniß mehr. **Appius** ſelbſt hat ihn davon unterrichtet, und ihm die gehörigen Befehle ertheilet. Man kann es aus den Worten ſchließen, die er im hereintreten zu dem **Claudius** ſagt.

„Dieſes, **Claudius**, dieſes iſt das letzte Hülfs„mittel, welches mir meine unumſchränkte Herr„ſchaft anbiethet, um meinen brennenden Be„gierden Genüge zu thun. Du, der du die „Seele des ganzen Unternehmens ſeyn mußt, „mache dich fertig, alles, was ich dir geſagt ha„be, zu vollziehen.

Claudius entdeckt nunmehr vollends ſeinen verhaßten Charakter, und zeigt wie viel ähnliches er mit dem **Appius** habe. „Wenn man, ſpricht „er, ſo glücklich iſt, eine Creatur von dir zu ſeyn, „ſo weis man nichts zu antworten. Der Ge„horſam ſpricht allein. Bis hierher ſind weder „Laſter noch Schwierigkeiten fähig geweſen, mich „zurück zu halten. Die Gewohnheit und das „Vergnügen dir zu dienen, zerſtreuen alle Be„denklichkeiten.

Noch mehr wird er durch die ſchmeichelhaften Verſprechungen aufgemuntert, welche ihm der Decemvir macht. Er will ihm zum Lohne in allen behülflich ſeyn, wornach ſeine Begierde nur ſtreben werde, und ſeine Unterſtützung ſoll ihm in keiner Sache mangeln.

Zweyter Auftritt.

Nachdem aber **Appius** weg iſt, ſo ſcheint es doch, als ob er beynahe unentſchloſſen ſey, was er eigentlich thun ſolle. So lange er die Gefahr nur von weiten geſehen hat, ſo lange hat ihm ſeine Verblendung nicht erlaubt, ſie in ihrer ganzen Größe und nach allen ihren Eigenſchaften zu entdecken; jezt aber, da er ſie in der Nahe betrachtet, und ſich ihr eben ausſetzen ſoll, iſt es ganz etwas anders. Ihr Anblick ſcheint ihn zu erſchrecken. Die Ungewißheit des Ausganges, die traurigen Folgen, welche dieſes Unternehmen haben kann, bewegen ihn einige kluge Betrachtungen anzuſtellen; und ob ihn dieſe Betrachtungen gleich nicht anders Sinnes machen, ſo halten ſie ihn doch einige Zeit in Ungewißheit und ſeine Kühnheit geht faſt verlohren. Unterdeſſen ſind ſie viel zu ſchwach, als daß ſie einen allzudauerhaften Eindruck auf ein verderbtes Herz machen ſollten, und es währt nicht lange, ſo hat er ſie gänzlich aus ſeiner Einbildung verjagt. Das Glück iſt viel zu reizend für ihn, als daß er es nicht zu erhalten ſuchen ſolle, wenn es ihm auch noch ſo theuer zu ſtehen käme. Die allerabſcheuligſten Laſter ſind bey ihm gerechtfertiget, wenn ſie geſchickt ſind, glücklich zu machen. Was liegt ihm daran, daß die That die er begehen ſoll, ihres gleichen nicht habe? Wenn er keine Ehre dabey einlegt, ſo wird er doch Nutzen daraus ziehen, welches ſeine Eitelkeit eben ſo ſehr ſchmeicheln muß. Dieſes iſt ihm genug, und in dieſem Entſchluſſe begiebt er ſich bey Seite, weil er **Virginien** nebſt der **Publicia** und andern Römerinnen gewahr wird.

Dritter Auftritt.

Unter dem Vorwande einer kleinen Unbäßlichkeit, die ihr in der ungeſunden Luft zugeſtoſſen ſey, bittet **Virginia** die Römerinnen, es nicht übel zu nehmen, daß ſie ſich nach Hauſe begeben müſſe. Die Römerinnen ſind wegen ihre Geſundheit beſorgt und wollen ſie begleiten, worein **Publicia** auch williget, als plötzlich der treuloſe **Claudius** erſcheint, auf **Virginien** los gehet, ſie bey der Hand ergreift und gebiethriſch ſpricht. „Du mußt mir vorher folgen, weil es „erlaubt iſt, das Seine wieder zu nehmen, wo „man es findet.

Virginia erſtaunt über dieſe Gewaltſamkeit, und ruft aus: „Was ſoll dieſes ſagen, mächtige „Götter!“ Aber **Claudius** antwortet ihr mit Ungeſtüm. „Es will ſagen, daß du nicht als „diejenige gebohren biſt, die du dir zu ſeyn einbildeſt; ſondern du biſt die Tochter einer Sklavin, die mir zugehört, und jezt will ich mich, „da es mir der Zufall erlaubet, meines Rechts „bedienen.

Auf dieſe Rede nimmt das Erſtaunen der **Virginia** noch mehr zu; und indem ſie ſich mit Gewalt aus den Händen ihres ungerechten Räubers losreißen will, ruft ſie den Beyſtand der Götter an, welchen die Abſcheulichkeit dieſer Verleumdung bekannt ſey. **Publicia** die, wie es ihre Pflicht erfordert, bey ihrer Gebietherin feſt hält, iſt über eine ſo gräßliche Beleidigung nicht weniger betroffen. Sie iſt bey der Geburth der **Virginia** gegenwärtig geweſen, allein ihr Zeugniß kann hier von keinem Gewichte ſeyn. Uebrigens fehlt ihr auch die Stärke, es geltend zu machen. Was kann ſie alſo thun? Nichts, als um Rache zu ſchreyen, und die andern Römerinnen zu erſuchen, ein gleiches zu thun, weil ihre eigne Freyheit in der Entführung der **Virginia** angegriffen ſey. Dieſes iſt ihre einzige Hülfe. Eine von ihren Gefehrtinnen erhebt auch ſogleich die Stimme und ruft: „Römer, wann ihr für die Ehre einer Weibsperſon empfindlich ſeyd, ſo eilet ſchleunig herzu, ihr „beyzuſtehen.

Vierter Auftritt.

Sie findet auch ſogleich einen Vertheidiger an dem **Numitor**, welchen ſeine groſsmüthige Geſinnung den Augenblick herbey bringt. Aber wie erſtaunt dieſer Römer, als er **Virginien** in den Händen des **Claudius** gewahr wird! „Was ſeh ich! ruft er. **Virginien** beleidiget „man! Wie kannſt du dich **Claudius** einer „ſolchen Ausſchweiſung unterfangen?

Doch **Claudius** läßt ſich durch dieſe Frage nicht abſchrecken, ſondern beſtehet auf ſeinem Vorgeben, und antwortet mit Uebermuth: „Weil „eben daſſelbe Geſetz, **Numitor**, welches mich „berechtiget, das Meine zu vertheidigen, mir

„zugleich die Macht giebt, es dem, der ſich deſſen anmaaßen will, wieder zunehmen.

Umſonſt wirft ihm **Numitor** ſeine Ungerechtigkeit vor; umſonſt nimmt er **Virginien** bey der Hand, um ſie ihm zu entreißen, und räth ihm ſie fahren zu laſſen; umſonſt ermuntert **Virginia** ſelbſt durch Reden und Thränen ihren Vetter, ſie zu befreyen; der Betrieger **Claudius** iſt unbeweglich. In der Gewißheit, daß er den Richter bey dieſer Streitigkeit für ſich haben werde, ſagt er zu dem **Numitor**. „Es „iſt ſo leicht nicht, ſie mir wieder zu nehmen. Und zu **Virginien** ſpricht er: „Und du, ſchmeichle dir nur nicht, das geringſte durch deine „verſtellten Thränen zu erlangen. Der, fährt „er gegen beyde fort, welcher uns richten muß, „wird meine Gründe gewiß hören.

Unterdeſſen beſtehet **Numitor** darauf, **Virginien** zu haben, und **Claudius**, welcher durchaus nicht nachgiebt, ſpricht: „Brauche „keine Gewalt bey einer Sache, die durch einen „Rechtsſpruch muß entſchieden werden. Höre „nicht auf das unſinnige Geſchrey eines Weibes. Spare deine Mühe, oder . . . . Hier machen ſie beyde eine Bewegung, der eine um **Virginien** zu befreyen, und der andre, um ſie zu behalten, bis ſie endlich den **Appius**, mit ſeinen Schergen herbey kommen ſehen, da ſie denn **Claudius** fahren läßt.

Fünfter Auftritt.

Appius thut als ob er von nichts wiſſe, und fragt indem er herzukömmt, mit einer angenommenen frommen Mine, woher das Geſchrey, das er gehört habe, entſtanden, und welches der Unheilige ſey, der die Begehung eines ſo feyerlichen Tages beunruhige? „Sollte man etwa vergeſſen haben, ſetzt er hinzu, daß es in Rom einen Beſchützer der Freyheit des Volks und ſeiner Andacht giebt? Gleich, entdeckt mir die Urſache einer ſo großen Unordnung, oder mein Zorn wird ‒ ‒

Claudius fällt ihm ins Wort, und mit einer Mine, die allen Verdacht einiges Verſtändniſſes unter ihnen vernichtet, bittet er ihn vor allen Dingen, ſeinen Zorn zu mäßigen. Hierauf entdeckt er ohne Schwierigkeit, daß er ſelbſt der vornehmſte Urheber dieſes Lerms ſey, und bemüht ſich, ihm durch folgende Erzehlung die Urſache davon anzugeben. „Dieſes arme Weibsbild, welches ſich einbildet, die Tochter des **Virginius** und der **Numitoria** zu ſeyn, hat zu ihrer Mutter eine elende Sklavin, Namens **Servilia** gehabt, die ich gekauft habe, und die mir zugehört. Ihre vorgegebene Mutter kaufte ſie gleich nach der Geburth, und gab ſie für ihre Tochter aus, um durch dieſe Unterſchiebung ihre Unfruchtbarkeit zu verbergen. Ich habe ſie hier angetroffen, und da ich gewiß

„weis, daß ſie mir zugehört, und glaubte, die
„Römerinnen würden meinem unleugbaren
„Rechte nur ſchwach widerſtehen können, ſo
„wollte ich mir ſie wieder zueignen. **Numi-**
„**tor**, der auf das Geſchrey herbey kam, ſetzte
„ſich ohne Grund darwider. Und mittlerweile
„kamſt du dazu, da ich dann ſogleich aus Ehr-
„furcht von meinem Unternehmen abſtand.

Der Decemvir ſcheinet ſich wieder zu beſänftigen, und will von dem **Numitor** wiſſen, was er hierauf zu antworten habe. **Numitor** verſichert, daß dieſes die ſchändlichſte Betriegerey ſey, die jemals ein Menſch erfunden habe. Ganz Rom iſt für ihn, und **Publicia** insbeſondre, welche allezeit **Numitorien** die **Virginia** an ihrer Bruſt habe ſäugen ſehen. „Was
„kannſt du für dich anführen, Nichtswürdiger?
„ſagt er zu dem **Claudius**. Was kannſt du
„einem ſo klaren Zeugniſſe entgegen ſetzen?

Der Betrieger **Claudius** iſt nichts weniger als betroffen. Er verwirft **Publicien** als verdächtig; und wenn ihm **Numitor** nicht den Augenblick **Virginien** wiedergeben wolle, ſo erbiethe er ſich, ſogleich glaubwürdige Zeugen, die aller Partheylichkeit unfähig wären, darzuſtellen.

Doch **Appius** will dieſer Erleuterung ausweichen. Die Angelegenheit iſt allzuwichtig, und die Unterſuchung würde allzulang ſeyn. Weder Zeit noch Ort ſind dazu bequem. Es ſind auf
dem

dem Markte eine Menge Perſonen in Bewegung, und er muß ſich durchaus nicht von dem vornehmſten Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit abziehen laſſen. Alle Sorgfalt der Obrigkeit muß dem andächtigen Eyfer des Volks gewidmet ſeyn. Und dieſes iſt für dem Decemvir der ſcheinbare Vorwand, warum er ſich jezt die Zeugen zu hören, weigert. Alles was er thun kann, iſt, daß er die Entſcheidung dieſes Handels auf den Nachmittag verſchiebt. Die Hitze des Volks wird ohne Zweifel ein wenig nachgelaſſen haben, und der Zulauf deſſelben wird nicht ſo beträchtlich ſeyn. Durch dieſen Aufſchub werden beyde Theile Zeit haben, ſich zur Führung ihrer Beweiſe vorzubereiten. Sie können alsdenn vor dem Tribunale des Decemvirs erſcheinen, und daſelbſt ihre Rechte vortragen und vertheidigen, und bey der höchſten Macht, welche Rom verehret, Gerechtigkeit ſuchen. Unterdeſſen aber, behauptet **Appius**, müſſe man ſich der **Virginia** verſichern. Er kann nicht umhin, für denjenigen eingenommen zu ſeyn, welcher ſich ſeinen Sklaven wieder zueignen will. Das Recht ſcheint ihm einigermaaßen durch die That ſelbſt gerechtfertiget zu ſeyn, und er hat auch ſonſt noch für ſich einige geheime Bewegungsgründe, welche ihn ſo zu denken nöthigen. Was kann er alſo bey dieſen Umſtänden thun? Er muß vorläufig befehlen, daß dieſe Unglückliche (das ſind ſeine eigne Worte) in die Hände des

Claudius, oder einer andern ſichern Perſon, die dieſer Römer erwählen würde, geliefert werde.

Numitor bezeigt dem Decemvir ſein Erſtaunen, daß er ihn wider alle Gerechtigkeit einem Betrieger, einem Nichtswürdigen, auf ein bloſſes Vorgeben, das nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit habe, den Beſitz desjenigen, was er verlangt, zuſprechen höre, ohne ſich an ſo viel rechtſchafne Perſonen, welche wider ihn zeugen, zu kehren. Iſt es erlaubt, die Ehre eines angeſehenen Bürgers ſo zu erniedrigen? Will man ihm das Seinige, ohne ihn zu hören, rauben? Soll dieſes der Lohn für die ausnehmenden Dienſte ſeyn, die er dem Vaterlande leiſtet? Wird man ihm nicht erlauben, da er Rom ſo nahe iſt, ſeine eigene Sache zu vertheidigen? Kann man ſich weigern, einen Termin, zu ſeiner Verhörung anzuſetzen? Wird man ihn zu Rom ſo verächtlich mißhandeln, jezt da er eben das ſeine dazu beyträgt, die ſiegenden Adler dem Feinde fürchterlich zu machen? Sollte ſich **Appius** zu ſolchen Ausſchweifungen verleiten laſſen? **Numitor** thut, als ob er ſich dieſes nicht überreden könne, und beſchwört daher den Decemvir, ſein geſprochnes Urtheil zu wiederrufen.

Appius geſteht, daß **Virginius** in Anſehung ſeiner und ſeine Vorfahren viel Achtung verdiene; allein dieſes ſey nicht Grundes genug, den Lauf der Gerechtigkeit aufzuhalten. Je nützlicher dieſer Römer dem Vaterlande ſey, deſtoweniger ſchicke es ſich, ihn zurück zu rufen. Wäre es wohl gerecht, ihn, der der allgemeinen Mutter diene, für die man alles aufopfern müße, wegen eines zweifelhaften Handels zurück kommen zu laſſen, beſonders da es ſo viele Rechtsgelehrte giebt, welche ihn unterſuchen, und aufs reine bringen können? Wenn **Claudius** die Ausführung ſeines Rechts bis zu Ende des Krieges verſparen wolle, ſo ſey es der Decemvir ganz wohl zufrieden. Außerdem aber, könne er ſich, aller ſeiner Gewalt ungeachtet, nicht entbrechen, ihm, ſobald er es verlange, Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Claudius nimmt ſich wohl in Acht, einen ſolchen Vorſchlag anzunehmen. Er ſetzt ſich feyerlich darwieder, daß man den **Virginius** erwarten wolle. „Die Anhänger dieſes Gegners, ſagt er, könnten vielleicht vermögend ſeyn, „alsdann mit Gewalt das Urtheil zu verhindern, „welches ſein ungegründetes Recht nicht aufhalten kann.

Dieſer abſchläglichen Antwort ungeachtet, beharrt **Numitor** darauf; er ſtützt ſich auf die Feyerlichkeit des Tages, und auf die notoriſche und empfindliche Beſchimpfung, die den **Virginius** in Gegenwart einer ſolchen Menge Menſchen treffen würde, und ſucht durch dieſe Vorſtellungen den **Claudius** zu bewegen. Doch **Appius**, dem daran gelegen iſt, das, was er gethan hat, zu behaupten, antwortet, es ſey ſeine eigentlichſte Pflicht, die Streitigkeiten, welche unter dem Volke entſtehen, beyzulegen; auch die allerheiligſte Beſchäftigung müſſe ihn nicht davon abhalten, und der Schimpf, wenn anders einiger damit verknüpft ſey, könne demjenigen nicht zugerechnet werden, der aus Unwiſſenheit in der Sache nicht eher habe verfahren können.

Da **Numitor** ſieht, daß alles, was er vorbringt oder einwirft, nichts nützen will, ſo verlangt er, daß man wenigſtens ihm die **Virginia** aufzuheben geben ſolle, weil er ihr nächſter Anverwandter ſey, und ſelbſt durch die Geſetze, welche **Appius** auf die zwölf Tafeln habe graben laſſen, dazu berechtiget werde. Doch eitle Zuflucht! **Appius**, der die Geſetze gemacht hat, weis ſie auch nach ſeinem Willen auszulegen. Ihr Wille iſt, noch ſeiner Meinung gar nicht, einem Vetter dasjenige zu vergönnen, was man einem Vater, wenn er es als Vater begehrte, ohne Grauſamkeit nicht verſagen könnte. Die Umſtände ſind hier ganz anders. Der Decemvir verlangt alſo, daß man ſeinem Befehle ohne Aufſchub nachkommen ſolle, weil er jezt unumgänglich Angelegenheiten des Staats beſorgen müße, und alſo nicht länger überläſtige Reden anhören könne, die zu nichts taugten.

Sein unwürdiger Liebling ſcheint darüber vergnügt; **Virginia** aber, welche bis hieher ein finſtres Stillſchweigen beobachtet hatte, glaubt nunmehr, es brechen zu müſſen. Sie will die Liſt dieſes ſchändlichen Urtheils entdecken, und der ganzen Welt offenbaren, warum die Bosheit ein ſo gräßliches Verfahren wider ſie beginne. Sie iſt auf das äuſſerſte gebracht, und hat ſich für nichts mehr zu ſcheuen. Die Menſchen hören ſie ohne Erbarmung an, ſie muß alſo die Götter zu ihrem Beyſtande anrufen, ehe **Appius** ſie ohne Vertheidigung finde, und ſeine ſchändliche Begierden zu ſtillen, vermögend ſey. „So mache ich dann kund, ſagt ſie zu dem Decemvir mit erhabner Stimme, daß die viehiſche und ſtrafbare Leidenſchaft die einzige Urſache iſt — — Hier fällt ihr **Appius** ins Wort und ſagt: „mach ein Ende, nichtswürdige Sklavin.„ Und hierauf befiehlt er dem **Claudius** die Kühnheit dieſes Weibsbildes zurück zu halten, und ſeinen Schergen, an die Vollſtreckung ſeines Befehls Hand anzulegen.

Der Liebling ergreift **Virginien** ſogleich bey der Hand, und dieſe unglückliche Römerin, deren Klagen nichts verhindern kann, bemüht ſich, ſich mit Gewalt loszureiſſen, und ruft aufs neue: „Römer! Icilius!

Hierdurch ſcheint ſie den Zorn des **Claudius** erregt zu haben, welcher ihr den Mund zuhalten will, und ihr zu ſchweigen befiehlt, oder zu fürchten, daß er ſie mit Gewalt dazu nöthigen werde.

Dieſe Härte bringt endlich den **Numitor** auf; er ermahnt den **Claudius** die Ehre der **Virginia** auf ſolche Art nicht zu beleidigen, ſondern er und ſein Herr möchten ſich ſo lange mäßigen, bis man ſie angehöret habe; doch **Virginia** läßt ihn nicht weiter reden. Sie iſt in ihrer Verwirrung allzu aufgebracht, und glaubt feſt, daß ſie in ihrem geliebten **Icilius** einen hitzigern und ſtandhaftern Vertheidiger finden werde, und fährt daher fort, zu rufen: "Komm! „fordre deine Gattin wieder! Wo biſt du? „Warum hörſt du mein Geſchrey nicht?

Sechſter Auftritt.

Sie wird in ihrer Erwartung nicht betrogen. **Icilius** hört ſie, antwortet ihr, erſcheint den Augenblick, reißt ſie mit Gewalt aus den Händen des **Claudius**, und ſpricht zu dieſem Treuloſen: „Weg, Barbar! Du mußt keine Hand „entheiligen, die mir ſelbſt nicht erlaubt iſt, zu „berühren! Dein ſcheußliches Unternehmen iſt „gar bald, von Mund zu Mund, bis zu meinen „Ohren gelangt. Das Volk breitet es bereits „als das abſcheulichſte deiner Verbrechen aus, „und die Neugierde hält noch diejenigen auf dem „Markte zurück, die du hier und da zerſtreut „ſiehſt. Deine Forderung ſcheint ihnen ſo ſonderbar, daß ſie dir ſie kaum zu trauen. Sie „warten voll Schahm und Wuth, daß man ſie „ihnen bekräftige. Du allein biſt bey deiner

„frechen Unternehmung blind, und beſtehſt darauf, „eine Perſon zu mißhandeln, die dir nichts „als Ehrerbiethung einflöſſen ſollte. Umſonſt, „Tollkühner, ſchmeichelſt du dir, ſie zu erhalten. „Wie haſt du dir einbilden können, daß ſie dir „jemand zuſprechen werde, ſo lange **Icilius** „noch lebt?

Durch dieſe Frage fühlt ſich der Decemvir beleidiget, und ergreift ſogleich das Wort, und ſagt: „Wenn Rom einen oberſten Richter erkennt, kann die Gerechtigkeit wohl noch durch „die Furcht aufgehalten werden? Dieſes zu verſuchen, kömmſt du zu ſpät, **Icilius**. Deine „Drohungen werden mich nicht bewegen, dasjenige zu wiederrufen, was ich einmal geſprochen habe.

Doch dieſe hochmüthige Antwort iſt auch eben ſo wenig vermögend, den muthigen **Icilius** abzuſchrecken. Er iſt ganz anders als **Numitor**, und erklärt dem Decemvir, daß er ſich nicht werde begnügen laſſen, ſich ſeinem ungerechten Urtheile durch bloſſe Worte zu widerſetzen. Er hat noch in ſeinem Arme Stärke genung, die grauſame Wuth des **Appius** und ſeiner Anhänger zurück zu halten. So lange er lebet, wird er es zu verwehren wiſſen, daß ihm **Claudius** ſeine Gattin entreiſſe, und ſie zu einer Beute der viehiſchen Luſt des Decemvirs mache. War es für den grauſamen **Appius** nicht genug, daß er die Conſuls und Tribune, welche eine ſichre Zuflucht für den Adel und für das Volk waren, aufhob? Hätte er ſich nicht damit ſollen begnügen laſſen, daß er den Römern die ſtärkſte Stütze ihrer Freyheit geraubet, indem er dem Volke, durch ſeine Treuloſigkeit, die Berufung auf die allgemeinen Verſammlungen benommen? Will er noch durch eine andre abſcheuliche Liſt die Ehre der keuſchen Römerinnen kränken, und ſie zu ſeinen Ausſchweifungen mißbrauchen? Mag er doch mit allem, was er als Reichthum anſieht, den Durſt, der ihn verzehret, löſchen. Mag er ihn doch, wenn dieſes nicht genug iſt, in dem reinen und edeln Blute der Römer kühlen: nur verehre er wenigſtens ihre Gattinnen, und ſuche ſie nicht zu Opfern ſeiner wüthenden Wolluſt zu machen. Es ſchickt ſich für römiſche Seelen nicht, ſich bis zur Erduldung einer ſolchen Entehrung herabzulaſſen. Als Erben der Keuſchheit ihrer Vorfahren, bewahren ſie in dieſer Tugend das Andenken ihrer erſten Stifter. **Appius**, wenn er es darauf ankommen läßt, ſoll erfahren, daß es noch Männer giebt, welche dem Beyſpiele des **Brutus** zu folgen, fähig ſind. Er ſoll wiſſen, daß obgleich die Furcht die Bewegungen, die unter den Volke entſtehen, unterdrückt, er dennoch deswegen nichts mehr geſichert iſt. Der, der den **Brutus** in der Liebe nachahmet, wird es ihm auch an Entſchloſſenheit und Muthe gleich thun. Wie? **Icilius** ſollte von der Hand des nichtswürdigen Unterhändlers der unreinen Lüſte des Decemvirs, die anbetenswürdige Schönheit empfangen, die ihm von ihrem Vater ſelbſt verſprochen iſt. Nein, nein. Appius ſchmeichle ſich deſſen nur nicht. Er lege dieſen Wahn ab, und laſſe ſich von ſeiner Leidenſchaft nicht verblenden. Die Römer, welche den Icilius begleiten, und mit einem ſcharfen Blick alles, was vorgehet, bemerken, werden ſein unbilliges Urtheil niemals unterſchreiben. Die Soldaten kennen gleichfalls die Tapferkeit und Verdienſte des Virginius allzugut, als daß ſie bey dergleichen Gelegenheit einem ſo großen Manne entſtehen ſollten. Wenn ſich aber auch niemand dieſer Ungerechtigkeit widerſetzen, noch ſich der Ehre des Schwiegervaters und des Eidamms annehmen ſollte, ſo ſind die zwey Verliebten allein vermögend genug, die ſträflichen Anſchläge des Decemvirs fehl ſchlagen zu laſſen.

Durch die Entſchloſſenheit, mit welcher Icilius dieſes ſpricht, wird einer von den Römern aus ſeinem Gefolge dreuſte gemacht, und erklärt öffentlich, daß er bey einem ſo gerechten Unternehmen auf den Beyſtand aller ſeiner Mitbürger, ſo bald er ihn nöthig haben werde, Rechnung machen könne.

Alle dieſe Reden werden von dem Appius frech und unverſchähmt geſcholten; gleichwohl aber machen ſie einigen Eindruck bey ihm. Er thut, als ob er ſie nicht ſo wohl für eine Folge der Liebe des **Icilius** gegen **Virginien**, ſondern für eine Wirkung des boshaften Neides dieſes Römers hielte, welcher gerne einen Aufſtand unter dem Volke anſpinnen, und vermittelſt deſſelben das Anſehen des Tribunats, nach dem er ſtrebe, wieder herſtellen möchte. Unter dem Vorwande alſo, daß er mehr Klugheit als Rache zeigen wolle, um ſeine Aufführung zu rechtfertigen und dem **Icilius** alle Gelegenheit zu einem Aufruhre zu benehmen, iſt er es zufrieden, daß **Virginia** ihre Freyheit ſo lange wieder erhalte, bis der Handel vor ſeinem Richterſtuhle geſchlichtet ſey. „Ich befehle, ſpricht er, daß „dieſe Unglückliche, deren Namen ich noch nicht „einmal weis, frey bleibe, und ich hoffe, daß „**Claudius**, aus Liebe zur Ruhe des Vaterlan„des, darein willigen werde.

Claudius findet keine Urſache ſich darwider zu ſetzen. Die vorgegebene Gerechtigkeit, die er begehrt, iſt bloß aufgeſchoben. Alles was er verlangt, iſt dieſes, daß **Icilius Virginien** nicht ohne Gewehrleiſtung überkomme. Ein Römer von dem Gefolge des **Icilius** erbiethet ſich, mit allen ſeinen Gefehrten dafür zu ſtehen; doch **Icilius**, welche ihre Dienſte auf eine wichtigere Gelegenheit verſparen will, wenn ſich dergleichen zeigen ſollte, dankt ihnen, und ſchlägt ſich mit den Anverwandten der **Virginia** ſelbſt als hinlänglich ſichere Gewehrleiſter vor, die **Appius** in Anſehung ihrer Perſonen, und des Ranges, den ſie bekleiden, nicht ausſchlagen könne.

Der Decemvir, welcher genöthiget iſt, ſich in die Zeit zu ſchicken, macht auch nicht die geringſte Schwierigkeit ſie anzunehmen, und wendet dieſes zur Urſache vor, daß er dadurch ſeine Redlichkeit rechtfertigen, und ſeine größere Neigung zur Gnade als Strenge, an den Tag legen wolle, ob er gleich, dem Rechte nach, befugt ſey, ſie nicht anzunehmen, wenn er nicht wolle, wie er den **Numitor** davon überzeugt zu haben, ſich ſchmeichle.

Siebender Auftritt.

Nachdem ſich **Appius** und ſein Liebling hierauf wegbegeben haben, ſo drückt **Virginia** ihrem Befreyer alle ihre Dankbarkeit aus. Sie iſt ihm ihre Ehre und ihre Freyheit ſchuldig; zwey Schätze, die ſie für koſtbarer hält, als ihr Leben. Sie wollte daher faſt, daß ſie ihn noch nicht zu ihrem Gemahl erwählt hätte, damit ſie ihm ſo große Wohlthaten durch das Geſchenk ihres Herzens bezahlen könne. Alles was ſie thun kann, iſt, ihm auf ewig dieſe Freyheit, die ſie von ihm habe, zu weihen, wenn er ſie, als ein Gut, das ihm ohnedem zugehöret, annehmen will.

Dieſe Belohnung iſt allzuſchmeichelhaft, als daß ſie **Icilius** nicht mit dem größten Eifer annehmen ſollte. Je reizender ſie ihm aber vorkömmt, deſto mehr bedauert er es, daß er nicht alle ſeine Anhänger bey ſich habe, um **Virginien** von aller Unruhe durch die gänzliche Stürzung ihres Feindes befreyen zu können; allein er hat derſelben nur eine Handvoll aufraffen können, und auch die zwey Rathsglieder mangeln ihm, weil ſie entweder, was ihm begegnet ſey, nicht erfahren haben, oder, wie er vermuthet, ſo ſchleunig ihm nicht zu Hülfe haben kommen können. In Anſehung ſeiner wenigen Kräfte hat er ſich alſo noch Glück zu wünſchen, daß er dem ungerechten **Appius** nur ſo viel Furcht eingejagt, daß er nicht nach aller Härte ſeiner Gewaltſamkeit verfahren.

Virginia giebt dem **Icilius** zu verſtehen, daß ſie, was den **Valerius** und **Horatius** anbelange, ganz anders denke; ſie verſpart es aber bis auf eine andre Zeit, ſich deutlicher zu erklären, weil jezt keine vortheilhafte Gelegenheit dazu iſt, und ſie übrigens beyde herzu kommen ſieht.

Achter Auftritt.

Valerius und **Horatius** rennen eiligſt herbey, und verſichern den **Icilius**, daß ſie, ſobald ſie das, was vorgegangen ſey, erfahren hätten, auf das ungeſäumteſte zu ihm geeilet wären, ſogar, daß ſie ſich nicht einmal Zeit genommen, ihre Leute davon zu unterrichten.

Icilius antwortet ihnen, daß die Eilfertigkeit ſehr wichtig hätte ſeyn können, wenn der kühne **Appius** auf ſeiner gräßlichen Treuloſigkeit beſtanden wäre; daß er aber auf ihre Tapferkeit Rechnung mache, im Fall dieſen Nachmittag die ungerechten Forderungen des **Claudius**, über welche der Decemvir alsdann ſprechen werde, über das Recht ſiegen ſollten.

Ob ihm nun ſchon die zwey Rathsglieder ihr Wort geben, daß ſie ihm mit allen ihren Leuten beyſtehen wollen, ſo ſcheint doch **Virginia**, welche noch immer mißtrauiſch iſt, ihnen nicht viel Glauben beyzumeſſen. Sie bemüht ſich daher, durch Vorſtellungen, wie ſie nur immer, ihren Ehrgeiz rege zu machen, fähig ſeyn können, ſich der Wirkungen dieſes Verſprechens zu verſichern, und dringet ihnen eine neue Bekräftigung ab, daß ſie ſie nicht verlaſſen wollen.

Nach ſo oft wiederhohlten Angelobungen, glaubt **Icilius**, daß er nichts mehr zu fürchten habe, und legt alles Mißtrauen bey Seite. Endlich iſt **Numitor** der Meinung, daß man zuſehen müſſe, ob **Virginius**, welchen man erwarte, angekommen iſt, um mit ihm zu überlegen, was nunmehr zu thun ſey. Es gehet alſo ein jeder ab, ausgenommen **Valerius** und **Horatius**.

Neunter Auftritt.

Dieſe zwey ſind erfreut, daß ſie alle Gemüther zur Rache geneigt ſehen, und die Geſchicklichkeit gehabt haben, dem **Icilius** ihre wahre Triebfeder zu verbergen. Sie argwohnen zwar, daß **Virginius** und **Numitor** viel zu ſcharfſichtig ſind, als daß ſie ſich hinters Licht ſollten führen laſſen. Aber was verſchlägt es ihnen, wenn einem jeden für ſich daran gelegen iſt, die Sache zu treiben, und ein jeder ſeinen beſondern Vortheil in der Verſchwörung findet. Sie beſchlieſſen alſo, ehe ſie abgehen, daß ſie fortfahren wollen, die Hofnung dieſer zwey Alten zu unterſtützen, ihren Zorn in Gluth zu erhalten, und alles zu einem glücklichern Ausgange vorzubereiten. "Das hieſſe nicht ſiegen, ſagt **Horatius**, „wenn **Virginia** frey und Rom in Knechtſchaft bliebe.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Nachdem **Virginius** aus dem Lager angelangt, begiebt er ſich auf den Markt, in Begleitung des **Icilius**, des **Numitors**, der **Virginia**, der **Publicia** und eines Trupps von Römern und Römerinnen. Hier nun beklagt er ſich gleich Anfangs, ſeine Ehre den viehiſchen Lüſten des **Appius**, und der Betriegerey des **Claudius** zum Raube ausgeſetzt zu ſehen. Da ihm die Götter **Numitorien** genommen, ſo hätten ſie ihm wenigſtens **Virginien** gelaſſen, um ihm in ſeinem Alter zum Troſte zu dienen; aber nun muß dieſe unſchuldige Schöne die Leidenſchaft eines ehrloſen Wollüſtlings erwecken, und dadurch ihrem Vaterlande zu einem Gegenſtande des Aergerniſſes werden. Was für Kränkung iſt dieſes nicht für ihn! Wenn er nur noch einige Hofnung, einige Zuflucht vor ſich ſähe! Aber ſo fehlt ihm alles. So viel Eifer **Valerius** und **Horatius** zu haben, ſich auch ſtellen, ſo glaubt er doch nicht, daß er groſſe Rechnung auf ſie machen dürfe. Hat man ihm nicht geſagt, daß ſie ſich nicht eher gezeigt hätten, als bis **Icilius Virginien** ſchon wieder frey gemacht, und daß ſie noch darzu ganz allein geweſen? Hätten ſie eine vorſichtigere Aufführung beobachten können? **Virginius** kennt ihre Maximen. Sie mögen ſagen oder thun, was ſie wollen, ſo weis er doch, daß ſein Nutzen dasjenige gar nicht iſt, was ſie zur Abſicht haben. Ihre verſchlagne Staatsklugheit hat ſie die Ausführung hochmüthiger Anſchläge, die ſie gemacht haben, bis jezt verſparen laſſen. Dieſe zu Stande zu bringen, iſt das einzige, worauf ſie ſinnen; ſie ſuchen nichts als die Gemüther zu erbittern, und alsdann ſich die Gelegenheit zu Nutze zu machen. Sobald die Sachen ſo beſchaffen ſeyn werden, daß ſie nichts mehr zu fürchten haben, werden ſie ſich aller Heftigkeit ihrer herrſchſüchtigen Wuth überlaſſen. Was wird die Frucht des glücklichen Ausganges ihrer Unternehmungen ſeyn? Die Wiederherſtellung der Conſuls. Sie werden die Namen der Obrigkeit ändern, in der That aber wird die Unterdrückung immer eben dieſelbe bleiben. Auf das Volk darf man auch keine Rechnung machen, weil ein Nichts es in Bewegung ſetzt, und ein Nichts es auch beruhiget. Wenn es einmal aufgebracht iſt, ſo wird es ſich der Gefahr mit Ungeſtüm ausſetzen, ſo lange es ſich nehmlich einbildet, daß man ihm nur wenig wiederſtehe, oder gar vor ihm fliehe; merkt es aber, daß man ſich nicht vor ihm ſcheuet, ſo wird es gar bald ſeiner natürlichen Furchtſamkeit nachgeben. Man muß ſich übrigens nicht einbilden, daß **Appius** noch einmal ſein tyranniſches Anſehen brauchen werde, ohne vorhero alle nöthige Maaßregeln genommen zu haben. Die ungerechten Urthelsſprüche ſeiner Leidenſchaft vollziehen zu laſſen, wird er ohne Zweifel die Truppen zu Hülfe nehmen, deren eine groſſe Anzahl in dem Capitolio iſt. Er läßt gemeiniglich nichts auf den Zufall ankommen. Er thut alles mit Vorſichtigkeit. Hat man nicht einen Beweis von ſeiner Liſt an dem Befehle, welchen er an den **Cornelius** ſtellte, daß er den **Virginius** nach Rom zu kommen verhindern ſolle? Dieſer Befehl kam zu eben der Zeit im Lager an, als **Virginius** von dem **Numitor** Bericht erhielt;

ſpielt; und es war bereits alles ſowohl veranſtaltet, daß er ſchwerlich würde haben durchkommen können, wenn er nicht die allerunbekannteſten Schleifwege genommen hätte. Kurz, alles bringt ihm das größte Mißtrauen gegen den Decemvir bey. **Virginius** ſieht nichts, was ſeine Verwirrung und ſeine Unruhe nicht vermehre. Je mehr er nachdenkt, deſto beſtürzter wird er. Er fürchtet zwar nicht, daß es ihm an Muthe, allem zu widerſtehen, fehlen werde; aber **Virginiens** Zuſtand zerreißt ihm das Herz. Geſetzt auch, daß die gute Sache ſiege, ſo wird es doch gewiß nicht anders, als durch die Gewalt die Waffen geſchehen können, und ſeine geliebte Tochter wird allzeit Gefahr laufen, entweder die Ehre oder das Leben zu verlieren. „So habt ihr mich, mächtige Götter, ruft er „aus, keiner andern Urſache wegen ſo vielen Gefahren, in welchen ich mich befunden habe, entriſſen, als um mich heut ſolchen Widerwärtigkeiten Preis zu geben? Habt ihr nur deswegen „die Dauer meines hohen Alters verlängert? „Habt ihr nur deswegen — — —

Hier unterbricht **Virginia** ihren Vater, und will ſeinen Schmerz zu lindern, verſuchen. Sie bemüht ſich, ihm die Hofnung einzuflöſſen, daß das Glücke vielleicht Mitleiden mit ihr haben, oder auch nach ſeiner eignen Unbeſtändigkeit, ſich für ſie erklären werde. Allenfalls aber, verſichert ſie, lieber das edle Blut, welches in ihren Adern rinne, zu vergieſſen, als entehren zu laſſen. Dieſer heldenmüthige Entſchluß thut dem Alten Genüge, welcher, ſo lange ſeine Tochter darinne beharren werde, kein widriges Schickſal fürchten zu dürfen verſichert.

Numitor will ihn des **Valerius** und **Horatius** wegen beruhigen. Ob er ſchon ſelbſt in ihre Treue ein Mißtrauen ſetzt, ſo behauptet er doch, daß ſie bey gegenwärtiger Gelegenheit, ihren Beyſtand nimmermehr verſagen können. Es ſcheint ihnen zu viel daran gelegen zu ſeyn, daß **Appius** über den Widerſtand des **Virginius** und des Volkes, auf welchen ſie alle ihre Hofnung gründen, nicht ſiege.

Icilius geht noch weiter. Wenn auch alle beyde, **Valerius** und **Horatius** ausbleiben ſollten, ſo verſichert er doch, daß **Virginius Numitor** und er, unter dem Beyſtande der jungen Mannſchaft, welche ihn begleite, und deren Tapferkeit ſchon bekannt ſey, über die Gewalt und den Stolz des Decemvirs lachen könnten. Unterdeſſen iſt er aber noch immer für dieſe zwey Patricier eigenommen, und iſt nicht damit zufrieden, daß man ſie durch einen ſchimpflichen Verdacht beleidige. Sie ſind nur noch vor einem Augenblicke bey ihm geweſen, und haben ihm die Verſicherungen ihrer Treue und ihrer Freundſchaft erneuret. Dieſes iſt, nach ſeiner Meinung genug, blindlings auf ſie und ihre Anhänger,

hänger, welche zahlreich, tapfer und entſchloſſen ſind, zu trauen.

Auf dieſe Rede verſichert **Virginius**, daß es gar nicht ſein Wille ſey, dieſe zwey Rathsglieder zu verſchreyen. Sein hohes Alter und ſeine lange Erfahrung haben ihn gelehrt, daß ſie es nicht für ſchimpflich halten, ihren eignen Nutzen dem zufälligen Vortheile ihrer Freunde vorzuziehen. Er zweifelt auch eben ſo wenig an der Tapferkeit und Entſchloſſenheit der Anhänger des **Icilius**; er befürchtet nur, daß nicht alle, die ſich einlaſſen möchten, eben dieſelbe Tapferkeit zeigen, und daß ſie nicht ſowohl Vertheidiger abgehen, als bloß die Zahl vermehren werden. Wollte ſich wohl **Icilius** unterfangen, ihm dieſen Argwohn zu benehmen? Oder wollte er ihm wohl beweiſen, daß dieſes weder natürlich, noch glaublich, noch wahrſcheinlich wäre? Uebrigens laſſen den **Virginius** ſein Alter, ſeine Gemüthsart, ſeine väterliche Liebe nichts glückliches vorausſehen. Er ſetzt alle ſeine Hofnung auf die jungen Römer, welche ihm **Icilius** ſo ſehr rühmet. Ihnen kömmt es zu, die Vertheidigung eines unglücklichen und betrübten Alten über ſich zu nehmen. Ihnen kömmt es zu, **Virginien**, dieſe traurige Schöne von einem Schickſale zu befreyen, von welchem die Freyheit der keuſchen Römerinnen abhängt. Alles, was **Virginius** von ihnen verlangt, um die Frucht eines ſo wichtigen Unternehmens nicht zu verlieren,

lieren, iſt dieſes, daß ſie alle ihre Thaten nach dem Plane, den er ihnen durch ſein Beyſpiel zeigen werde, einrichten möchten. Er will auch, daß **Icilius** die Klugheit allem vorziehe, und ſo lange an ſich halte, bis er den Dolch in ſeiner Hand ſehen werde.

Ob nun gleich ſo viel Mäßigung gar nicht nach dem Geſchmacke des **Icilius** iſt, ſo bequemt er ſich doch, aus Achtung und Ehrfurcht gegen den alten **Virginius**, nach deſſen Willen. Die Römer folgen ſeinem Beyſpiel, und nachdem **Virginius** verlangt, daß ſie ſich durch einen Eid anheiſchig machen ſollen, ſo willigen **Icilius** und die übrigen darein. Endlich muß ihm auch **Virginia** verſprechen, ihre Thränen und ihr Geſchrey nach ſeinem Befehle einzurichten.

Zweyter Auftritt.

In dem Augenblicke kömmt der Decemvir in Begleitung des **Claudius**, und unter Bedeckung der Schergen und Soldaten dazu, welche ſich um den Richterſtuhl, auf den er ſich ſetzt, ſtellen. Er thut gleich Anfangs, als ob er von allen Bemühungen, die man, das Volk aufzubringen, angewendet habe, hinlänglich unterrichtet ſey, und drohet daher alle ſeine Gewalt und Entſchloſſenheit anzuwenden, diejenigen zurück zu halten und zu beſtrafen, welche kühn genug ſeyn würden, die öffentliche Ruhe zu ſtören, und die Gerechtigkeit zu verhindern, welche in dem Staate die Grundfeſte der Freyheit ſey. Er wirft hierauf dem **Virginius** vor, daß er aus dem Lager entlauſen und nach Rom ohne Urlaub, ſeinem Eide zuwider, gekommen ſey. Er ſeßt voraus, daß er von dem **Cornelius** Nachricht davon müſſe bekommen haben, und will, daß eine weit wichtigere Sache darunter verborgen ſey, als der Handel mit **Virginien**. Damit er unterdeſſen zeige, wie wenig er ſich deswegen beunruhige, ſo befiehlt er dem **Claudius**, ſogleich ſeine Forderung vorzutragen, und dem **Virginius**, ſeine Sache zu vertheidigen.

Claudius gehorcht ohne Anſtand; und behauptet zu Unterſtützung ſeines Vorgebens, daß **Numitoria** unfruchtbar geweſen ſey, und erbiethet ſich, ſeine Sklavin **Servilia** und verſchiedne andre Perſonen abhören zu laſſen, welche an dem Verkauſe und an der Unterſchiebung Theil gehabt hätten.

Virginius hebt damit an, daß er ſeine Zurückkunſt nach Rom vertheidiget. „Auf die Nachricht, ſagt er zu dem Decemvir, die man mir von dem, was **Virginien** zugeſtoſſen, ertheilte, und von deren Wahrheit ich jezt durch die Gefahr, welcher ſie deine Leidenſchaft ausſetzet, nur allzuwohl überzeugt werde, habe ich das Lager verlaſſen, um zu ihrem Beyſtande herzuzueilen. Was die Erlaubniß des **Cornelius** anbelangt, von welcher du vorgiebſt, daß ſie unumgänglich

„nothwendig geweſen ſey, wenn man mich nicht
„als einen treuloſen Ueberläufer betrachten ſolle,
„ſo glaube ich, daß ich ſie deswegen ganz wohl
„habe entbehren können, weil man noch zweifelt,
„ob das Anſehen dieſer obrigkeitlichen Perſon
„rechtmäßig iſt. Vorausgeſetzt alſo, daß mich
„bloß meine Ehre, und nicht das, was du etwa
„erdenken willſt, nach Rom gebracht habe; ſo
„laß uns nunmehr zu der Sache ſelbſt kommen,
„welche dieſer Rechtshandel betrift.

Er wendet ſich hierauf gegen den **Claudius** und beſtreitet deſſen Vorgeben bis auf den erſten Grund. „Weit gefehlt, fährt er fort, daß
„**Numitoria** unfruchtbar geweſen iſt; ich habe
„vielmehr von ihr eine zahlreiche Nachkommenſchaft
„erhalten, die mir aber, bis auf die
„ſchöne **Virginia**, das genaueſte Ebenbild aller
„meiner übrigen Kinder, der Tod entriſſen
„hat. Dieſes werden verſchiedne von denen, die
„mich jezt hören, bezeugen können. Doch wenn
„auch niemand etwas davon wüßte, iſt es wohl
„wahrſcheinlich, daß ſie ihrer Unfruchtbarkeit
„durch die Tochter einer Sklavin würde haben
„aushelfen wollen? Sollte ſie ſich nicht viel eher
„an eine Freygebohrne gewendet, und von dieſer
„etwa einen Sohn zu erhalten geſucht haben,
„welcher den Glanz ſeiner ehrlichen Herkunft
„nicht verleugnet hätte? Und wenn auch noch
„dieſes einigen Zweifel litte, und die Lügen dieſes
„nichtswürdigen Betriegers noch nicht deutlich

„genug an den Tag legte; kann man wohl glauben, daß dieſer Elende es ſo lange ſollte haben anſtehen laſſen, ein Gut, das ihm zugehöre, wieder zurück zu fordern? Iſt es wohl zu glauben, daß er ſo lange werde gewartet haben, bis die ganz beſondere und vollkommene Schönheit der **Virginia**, welche von dem Neide ſelbſt geprieſen wird, ein Gegenſtand ſeiner Unverſchämtheit, welche das Eigenthum aller Laſterhaften iſt, geworden wäre? Beweiſet dieſe Aufführung nicht, daß in Ermangelung eines gegründeten Rechts, die Urſache, die ihm ſeine böſe Gemüthsart dargebothen, falſch und erdichtet ſey?

Ein jeder andrer, als **Appius**, würde vielleicht nicht wiſſen, was er auf ſo triſtige Vertheidigungen antworten ſolle; ihm aber, der in allen Ränken ſo geübt iſt, fehlt es an Ausflucht gar nicht. Er iſt es ſelbſt, der für den **Claudius** antworten will. Er iſt, ſeines Gewiſſens wegen dazu verbunden. Jedermann weis, wie ergeben ihm **Claudius** ſey, und kann ſich alſo leicht einbilden, daß er bey aller vorfallenden Noth ſeine Zuflucht zu ſeinem Beſchützer werde genommen haben. Er nimmt alſo daher den Vorwand zu verſichern, daß ihm **Claudius** ſchon vor vielen Jahren inſtändigſt gebeten habe, ihn zu dem Eigenthume derjenigen wieder zu verhelfen, welche **Virginius** für ſeine Tochter halte. Er betheuert es, daß dieſer Römer beſtändig wegen ſeines Rechts bey einerley Gründen geblieben ſey, und ſich allezeit auf eben dieſelben Zeugen beruffen habe, auf die er ſich heut beruffe. „Die öffentlichen Angelegenheiten, ſetzt „er hinzu, und die vorgefallenen Veränderungen „der Regierung, ſind wegen der vielen Beſchäftigungen, die ich dabey gehabt, die Urſache „dieſes langen Aufſchubes. Nun aber, da „**Claudius** auf ſeiner Forderung beſteht, kann „ich mich nicht weigern, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

„Wie? ruft **Virginius**. Iſt es möglich, „**Appius**,' daß dich deine Blindheit, der offenbaren Wahrheit ungeachtet, ein ſolches Urtheil „fällen läßt? Bemerkſt du denn nicht, daß ſich „dieſer Betrieger auf Zeugen beruft, und doch „keine vorſtellt? Willſt du das Volk aufs neue „zu ſchreyen bewegen? Willſt du ſeine Ruhe „nochmals auf das Spiel ſetzen? Verdienen die „Töchter der Römer, daß du ihnen ohne Unterſuchung, mit ſo vieler Härte und Verachtung „begegneſt? Nimm dich in Acht, daß ein ſolches Verfahren . .

Dieſe Rede beleidiget den **Appius** zu ſehr, als daß er ſie nicht unterbrechen ſollte. Er ſteht zornig auf und ſpricht: „Meine Wuth „wird aufgebracht, da ich die Vollziehung meines „Urtheils durch deine boshaften Ausflüchte ſo „lange verzögern ſehe. Du willſt ohne Zweifel die Anhänger des **Icilius** dadurch Zeit

„gewinnen laſſen, ſich zu verſammlen; doch
„meine Wache ſoll mir bald Gehorſam verſchaf-
„fen. Gleich, Schergen und Soldaten, macht,
„daß dem Eigenthümer ſeine Sklavin wieder
„zugeſtellt werde.

Dieſe ſetzen ſich hierauf ſogleich in Bewegung; doch **Virginius** hält ſie zurück, indem er vorſtellt, daß die Gewalt gegen ein Weibsbild, welche nichts als ihre Thränen entgegen ſtellen könne, ganz unnöthig ſeyn würde. Es ſcheint ihm übrigens, daß **Claudius**, ohne etwas zu befürchten, warten, und **Appius** einige Vorſchläge, die er thun wolle, anhören könne, weil ſie doch die Macht in Händen hätten. Dieſer unglückliche Vater will noch einen neuen Verſuch wagen, **Virginien** zu retten. Es iſt ihm nicht möglich die natürliche Zärtlichkeit abzulegen, er will alſo lieber ſein ganzes Vermögen hingeben, wenn man ihm nur dieſe geliebte Tochter laſſen wolle. Er will nichts als die Waffen behalten, das Eigenthum eines jeden würdigen Bürgers. Seine langen Dienſte, ſeine bekannten Thaten, ſeine Lorbeern, ſeine Wunden, ſein hohes Alter, ſein durch die Laſt und Beſchwerlichkeiten des Krieges entkräfteter Körper, ſind die Gründe die er zur Genehmhaltung dieſes Vergleichs anführt. Er beſchwört den Decemvir einige Achtung davor zu haben, und nicht zuzugeben, daß ein ſo ſchlechtes und unſchuldiges

Mittel die Partheyen zu vereinigen, fruchtlos bleibe.

Doch **Claudius** will von keinem Vergleiche hören. „Kein Vortheil, ſagt er, kann die Beſchimpfung wieder gut machen, die man meiner Redlichkeit erwieſen hat.

Und **Appius** ſeines Theils behauptet, daß dieſe Betrachtung, welche die Ehre zum Grunde habe, ihm den Mund ſchließe, und die Hände binde.

Umſonſt beſtehet **Appius** ſowohl bey dem einen als bey dem andern darauf. **Claudius** verſichert, daß ſeine eigne Ehre ihn einen ſo vortheilhaften Vergleich auszuſchlagen nöthige; und der Decemvir ſchützt ſeine Unpartheylichkeit vor, ihn zu befehlen. Alles, was der verzweifelnde Vater erhalten kann, iſt, daß er mit ſeiner Tochter noch insgeheim reden darf, und zwar unter dem Vorwande, wo möglich, einige Erläuterungen von ihr zu erhalten, die ſeinen Schmerz etwa lindern könnten. **Appius** legt ihm aber gleichwohl die Bedingung auf, daß ſie **Claudius** nicht aus dem Geſichte verlieren ſolle, worein **Virginius** auch willigen muß, und es verſpricht. Der Vater und die Tochter begeben ſich alſo zuſammen weg, und **Claudius** folgt ihnen.

Dritter Auftritt.

Nachdem ſie weg ſind, befiehlt der Decemvir allen übrigen ſich gleichfalls fortzubegeben, weil, wie er ſagt, der Proceß aus ſey, und ſein Urtheil nicht aufgehoben werden könne. Er droht ſo gar, ſie mit Gewalt dazu zu zwingen; doch der muthige **Icilius**, welcher bis jezt ein tiefes Stillſchweigen beobachtet hat, antwortet ihm. „Deine Befehle, **Appius**, erſchrecken mich nicht. „In Erwartung andrer, kann ich mich noch nicht „von hier begeben.

„Wie? verſezt **Appius**; ſo iſt mein Zorn „nicht vermögend deine Kühnheit im Zaume zu „halten. Auf dann, Schergen und Soldaten - -

Vierter Auftritt.

Hier wird er durch die Ankunft des **Valerius** und **Horatius** unterbrochen, welche an der Spitze einer Menge Römer herbey eilen. Dieſe zwey Rathsherren brauchen weiter keine Mäßigung. Sie werfen dem Decemvir öffentlich ſeine Tyranney und ſeine Ausſchweifungen vor. Sie dringen darauf, daß er **Virginien** ihrem Vater zurückgeben, oder des Mißvergnügens ſo vieler rechtſchafnen Leute, die ſie zurück verlangen, und die ihn ohne dieſes Verbrechen ſchon verabſcheuen, gewärtig ſeyn ſolle. Doch **Appius** beharrt halsſtarrig bey ſeiner Verirrung und antwortet mit zuverſichtlicher Miene:

„Ob ich gleich den ungeſtümen Lerm ſehe, auf
„welchen ſich eure Kühnheit ſtützet, ſo werden
„die Drohungen meinen Arm doch nicht abwen-
„den, ſo lange ihn die Gerechtigkeit ſelbſt lenket.

Fünfter Auftritt.

In dieſem Augenblicke erſcheint **Virginius** wieder, mit einem blutigen Dolche in der Hand, und ſpricht einige abgebrochne Worte, welche ſeine Verwirrung, ſeinen Schmerz und ſeine Verzweiflung ausdrücken. Alle die ihn ſehen ſind in der größten Erwartung, und einen jeden ſchauert, als endlich der unglückliche Greis anhebt: „Es iſt geſchehen, Barbar; es iſt ge-
„ſchehen. Ich habe für meine Ehre nichts mehr
„zu fürchten. Dieſer Dolch hat eben der ſchö-
„nen **Virginia** das Leben genommen, welche
„mit Vergnügen ihre Jugend und ihre Reize
„aufgeopfert, um ihre Tugend zu retten und ſie
„gegen deine ſtrafbaren Begierden in Sicher-
„heit zu ſetzen. Auch der nichtswürdige **Clau-**
„**dius** iſt durch mein Schwerd umgekommen.

„Nun aber, liebſten Freunde, . . welche
„Wuth bemeiſtert ſich meiner! . . Wenn meine
„grauen Haare einigen Troſt von euch hoffen
„können; wenn das ſchöne und unſchuldige
„Opfer, welches ich habe ſchlachten müſſen, die
„unbeweglichſten Herzen rühren kann; wenn
„die mächtige Liebe des Vaterlandes ihre Rech-
„te zurück heiſcht; wenn der offenbare Mißbrauch

„der oberſten Gewalt, eure alten Geſinnungen „wieder erwekt; wenn euch die Knechtſchaft „ſchimpflich und entehrend ſcheinet: ſo ſteht mir „wider dieſes Ungeheuer bey. Halte nicht länger an dich, tapfrer Icilius. Und ihr, edle „Rathsglieder, verbindet euch mit mir. Ob „ihr ſchon bis jezt, uns zu Hülfe zu kommen, „gezaudert habt, ſo erlaubt euch doch noch die „Zeit, an der gemeinen Rache Theil zu nehmen.

„Die erniedrigte Vernunft verlangt den Tod „des Tyrannen. Das Blut einer unglücklichen „Römerin verlangt ihn.

Welchen Streich verſeßt dieſe Nachricht dem verliebten Icilius! Sein Haß, ſeine Wuth, ſein gerechter Zorn gegen den Decemvir kennen weiter keine Grenzen. Er zieht ſo gleich den Degen, und da die übrigen alle ein gleiches thun, ſo ſtürzen ſie insgeſammt auf den Appius und ſeine Wache. Die zwey Rathsglieder treten auf ihre Seite, und der ſtolze Appius, welcher viel zu ſchwach iſt, einen ſo harten Anfall auszuhalten, iſt genöthiget mit ſeinen Leuten in das Capitolium zu fliehen.

Sechſter Auftritt.

Indem man ihn verfolgt, beklagt Publicia mit den andern Römerinnen das traurige Schikſal der Virginia, und die unglücklichen Umſtände, in welchen ſie ſich ſelbſt befinden. Sie ſehen überall nichts als Grauß, Verwirrung und

Schrecken. Und indem ſie ſo zwiſchen Furcht und Hofnung ſchweben, bitten ſie die Götter das Leben der tapfern Verſchwornen zu erhalten, und ihren Waffen Sieg zu verleihen.

Siebender und lezter Auftritt.

Unterdeſſen verbleiben ſie nicht lange in dieſer grauſamen Ungewißheit. **Icilius** kömmt, mit ſeinem vom Blute rauchenden Degen in der Hand, zurück, und meldet ihnen den Tod des verhaßten **Appius**.

Dieſe Nachricht lindert ein wenig den Schmerz der **Publicia**; doch iſt dieſes für ſie, deren Herz von dem Verluſte ihrer Gebietherin auf das empfindlichſte durchdrungen iſt, und die nach nichts als nach Rache dürſtet, noch nicht genug. Sie muß zu ihrer Tröſtung noch wiſſen, wie der Barbar umgekommen iſt. Sie erſucht den **Icilius**, es ihr zu erzehlen, damit ſie an der Ehre dieſes Ausganges Theil nehmen könne; und **Icilius** thut ihr mit folgenden ein Genüge.

„Kaum waren wir, **Publicia**, über ihn her „gefallen, als ihn ſeine Schergen und ſeine Sol„daten verlieſſen. Sie flohen und zerſtreuten „ſich, ohne einen Streich zu wagen, die einen „aus Haß, die andern aus Furcht. Als der „Tyrann ſich von Schwerdtern umringt ſahe, und „gewahr ward, daß ich bereits den Arm erho

„ben hatte, ihn ohne Erbarmen zu durchſtoſſen, ſo ſtieß er ſich ſein eigen Schwerd durch die nichtswürdige Bruſt, faſt in eben dem Augenblicke, als er von dem meinigen durchbohrt ward. Der Geſchwindigkeit alſo ungeachtet mit welcher er ſich den Streich verſetzte, kann ich ſagen, daß ich zu ſeinem Tode etwas beygetragen habe, ob ich ihn ſchon nicht zuerſt verwundet. So bald man ihn in ſeinem Blute ſchwimmend, auf den Boden geſtürzt, und unter ſchrecklichen Gebrülle den Geiſt aufgeben ſahe, beſchloſſen alle Verſchworne, ein ſo groſſes Werk nicht unvollendet zu laſſen, ſondern gingen einmüthig, auch die übrigen Tyrannen, die an ſeinen Gewaltthätigkeiten Theil gehabt, aufzuſuchen und zu beſtrafen. Ich aber, als ein betrübter und aufrichtiger Liebhaber, dem kein andrer Gegenſtand von dem koſtbaren Gute, das ich verlohren habe, ſo leicht abwendig machen kann, eile, meiner geliebten **Virginia** mit gefälligen Händen die letzte Ehre zu erweiſen. Ich will, ihr Gedächtniß zu verewigen, ihrer Aſche ein Grabmahl errichten, welches ſie den ſpäteſten Jahrhunderten überliefern ſoll. Kommt, begleitet mich, ihr getreueſten Freundinnen meiner Geliebten! Ihr Verdienſt und meine Liebe heiſchen es. Ihr werdet meine Thränen rechtfertigen, und ſie eines ſo groſſen Gegenſtandes würdig machen helfen.

Publicia iſt über das, was ſie gehört hat, vergnügt, und beſchließt das ganze Stück mit folgenden Worten: „Komm, Icilius, komm; „und vergiß nicht, dadurch, daß die zwey Böſewichter unbegraben liegen bleiben, und durch „das prächtige Leichenbegängniß, welches du „für Virginien vorhaſt, der Welt zwey Beweiſe zu geben, daß die Tugend niemals ohne „Belohnung, und das Laſter niemals ohne „Strafe bleibe!

IV.

Auszug aus dem
Schauſpieler
des
Herrn Remond von Sainte Albine.

Ich habe lange Zeit vorgehabt, dieſes Werk des Herrn von Sainte Albine zu überſetzen. Doch Gründe, die ich am Ende anführen will, haben mich endlich bewogen, die Ueberſetzung in einen Auszug zu verwandeln. Ich werde mich bemühen, ihn ſo unterrichtend, als möglich, zu machen.

Unſre Schrift iſt ſchon im Jahr 1747. zu Paris auf zwanzig Bogen in Octav unter folgendem Titel ans Licht getreten: Le Comedien. Ouvrage diviſé en deux Parties; par M. *Remond de Sainte Albine*. Ich kann von ihrem Verfaſſer weiter keine Nachricht geben, als daß er ſelbſt kein Schauſpieler iſt, ſondern ein Gelehrter, der ſich auch um andre Dinge bekümmert, welche die meiſten, ohne Zweifel, wichtiger nennen werden. Ich ſchlieſſe dieſes aus ſeinem Aufſatze ſur le Laminage (**vom Blechſchlagen**) wovon ich bereits die dritte Ausgabe habe angeführt gefunden.

Sein **Schauſpieler** iſt, wie gleich auf dem Titel geſagt wird, ein Werk, welches aus zwey Theilen beſteht. Zu dieſen kommt noch eine Vorrede und eine kurze Einleitung.

In der **Vorrede** wundert ſich der Verfaſſer, daß noch niemand in Frankreich darauf gefallen ſey, ein eigentliches Buch über die Kunſt Tragödien und Komödien vorzuſtellen, zu verfertigen. Er glaubt, und das mit Recht, ſeine Nation habe es mehr als irgend eine andre verdient, daß ihr ein philoſophiſcher Kenner ein ſolches Geſchenk mache. — — Was er ſonſt in der Vorrede ſagt, ſind Complimente eines Autors, die eines Auszuges nicht wohl fähig ſind. Man läßt ihnen nichts, wenn man ihnen die Wendungen nicht laſſen will.

Die **Einleitung** fängt mit einer artigen Vergleichung der Mahlerey und Schauſpielkunſt an. Dieſe erhält den Vorzug. „Umſonſt „rühmt ſich die Mahlerey, daß ſie die Leinewand „belebe; es kommen aus ihren Händen nichts „als unbelebte Werke. Die dramatiſche Dicht„kunſt hingegen, giebt den Weſen, welche ſie „ſchaft, Gedanken und Empfindungen, ja ſo gar,

„vermittelſt des theatraliſchen Spiels, Sprache „und Bewegung. Die Mahlerey verführt die „Augen allein. Die Zauberey der Bühne feſſelt die Augen, das Gehör, den Geiſt und das „Herz. Der Mahler ſtellt die Begebenheiten „nur vor. Der Schauſpieler läßt ſie auf gewiſſe Weiſe noch einmal geſchehen. Seine „Kunſt iſt daher eine von denjenigen, welchen es „am meiſten zukömmt, uns ein vollſtändiges Vergnügen zu verſchaffen. Bey den übrigen „Künſten, welche die Natur nachahmen, muß „unſre Einbildungskraft ihrem Unvermögen faſt „immer nachhelfen. Nur die Kunſt des Schauſpielers braucht dieſe Nachhülfe nicht; und „wenn ihre Täuſcherey unvollkommen iſt, „ſo liegt es nicht an ihr, ſondern an den Fehlern „derjenigen, welche ſie ausüben. — — Hieraus folgert der Verfaſſer, wie unumgänglich nöthig es ſey, daß ſich diejenigen, die ſich damit abgeben wollen, vorher genau prüfen. Sie müſſen unterſuchen, ob ihnen nicht diejenigen natürlichen Gaben fehlen, ohne welche ſie nicht einmal dem allergemeinſten Zuſchauer gefallen können. Beſitzen ſie dieſe, ſo kömmt es darauf an, diejenigen Vollkommenheiten zu erlangen, welche ihnen den Beyfall der Zuſchauer von Geſchmack und Einſicht erwerben. „Die Natur „muß den Schauſpieler entwerfen. Die Kunſt „muß ihn vollends ausbilden.

Nach dieſen zwey Puncten iſt das ganze Werk geordnet. In dem **erſten Theile** nehmlich wird von den vorzüglichſten Eigenſchaften geredet, welche die Schauſpieler von der Natur müſſen bekommen haben. In dem **zweyten Theile** wird von dem gehandelt, was ſie von der Kunſt erborgen müſſen.

Der **erſte Theil** ſondert ſich wiederum in zwey Bücher ab. Das **erſte** Buch macht verſchiedne Anmerkungen über die natürlichen Gaben, welche allen Schauſpielern überhaupt unentbehrlich ſind. Das **zweyte** Buch betrachtet diejenigen natürlichen Gaben, welche zu dieſer oder jener Rolle insbeſondere erfordert werden.

Wir wollen das **erſte Buch** näher zu betrachten anfangen. Es beſteht aus vier Hauptſtücken und zwey angehängten Betrachtungen. Gleich das erſte Hauptſtück unterſucht, **ob es wahr ſey, daß es vortreflichen Schauſpielern an Witze gefehlt habe?** Man glaubt zwar faſt durchgängig, daß man ſich auch ohne Witz auf der Bühne Ruhm erwerben könne; allein man irrt gewaltig. Kann ein Schauſpieler wohl in ſeiner Kunſt vortreflich ſeyn, wenn er nicht, in allen verſchiednen Stellungen mit einem geſchwinden und ſichern Blicke dasjenige, was ihm zu thun zukömmt, zu erkennen vermag? Eine feine Empfindung deſſen, was ſich ſchickt, muß ihn überall leiten. „Doch nicht genug, „daß er alle Schönheiten ſeiner Rolle faßt. Er „muß die wahre Art, mit welcher jede von dieſen Schönheiten auszudrücken iſt, unterſcheiden. „Nicht genug, daß er ſich bloß in Affect ſetzen „kann; man verlangt auch, daß er es niemals „als zur rechten Zeit, und gleich in demjenigen „Grade thue, welchen die Umſtände erfordern. „Nicht genug, daß ſich ſeine Figur für das „Theater ſchickt, daß ſein Geſicht des Ausdrucks „fähig iſt; wir ſind unzufrieden, wenn ſein Ausdruck nicht beſtändig und genau mit den Bewegungen zuſammen trift, die er uns zeigen „ſoll. Er muß nicht bloß von der Stärke und „Feinheit ſeiner Reden nichts laſſen verlohren gehen; er muß ihnen auch noch alle die Annehmlichkeiten leihen, die ihnen Ausſprache und „Action geben können. Es iſt nicht hinreichend, „daß er bloß ſeinen Verfaſſer treulich folgt; er „muß ihm nachhelfen; er muß ihn unterſtützen. „Er muß ſelbſt Verfaſſer werden; er muß nicht „bloß alle Feinheiten ſeiner Rolle ausdrücken; „er muß auch neue hinzuthun; er muß nicht bloß „ausführen, er muß ſelbſt ſchaffen. Ein Blick, „eine Bewegung iſt zuweilen in der Komödie „ein ſinnreicher Einfall, und in der Tragödie „eine Empfindung. Eine Wendung der Stimme, ein Stillſchweigen, die man mit Kunſt „angebracht, haben zuweilen das Glück eines „Verſes gemacht, der nimmermehr die Aufmerk-

„ſamkeit würde an ſich gezogen haben, wenn ihn „ein mittelmäßiger Schauſpieler, oder eine gemeine Schauſpielerin ausgeſprochen hätte. - - Der Witz iſt ihnen alſo eben ſo unumgänglich nöthig, als der Steuermann dem Schiffe. Eine lange Erfahrung auf der Bühne kann zwar dann und wann den Mangel deſſelben verbergen, und ein Schauſpieler ohne Witz kan andre Gaben in einem hohen Grade haben, und ſie oft zufälliger Weiſe ſo glücklich anwenden, daß wir ihm Beyfall geben müſſen. Doch es währt nicht lange, ſo erinnert uns wieder ein Mißverſtand in dem Tone, in der Bewegung, in dem Ausdrucke des Geſichts, daß wir ſeiner Organiſation, und nicht ihm den Beyfall ſchuldig ſind. — — Sonſt hat man noch bemerkt, daß man die tragiſchen Schauſpieler weit öftrer, als die komiſchen des Mangels am Witze beſchuldiget hat. Dieſer Unterſchied kömmt ohne Zweifel daher, weil das Feine in dem Spiele der letztern von den gemeinen Zuſchauern leichter kann erkannt werden, als das Feine in dem tragiſchen Spiele. Der Witz in der Tragödie muß ſich größten Theils, ſowohl bey dem Verfaſſer als bey dem Acteur, unter der Geſtalt der Empfindung zeigen, und man hat Mühe ihn unter dieſer Verkleidung zu erkennen. Und überhaupt geht man nicht ſowohl in die Tragödie ſeinen Witz, als ſein Herz zu brauchen. Man überläßt ſich den Bewegungen, die der Schauſpieler erweckt, ohne zu überlegen, durch welchen Weg er dazu gelangt iſt. — — Man muß aber nur hier merken, von was für einem Witze die Rede iſt. An dem leichten Witze, welcher nur zur Prahlerey dienet, und uns nur in Kleinigkeiten und unnützen Dingen ein Anſehen giebt, kann es ganz wohl groſſen Schauſpielern gemangelt haben: aber niemals an dem gründlichen Witze, welcher uns das verborgenſte an einem Dinge entdeckt, und es uns anzuwenden lehret — — Von dem Witze kommt der Verfaſſer im **zweyten Hauptſtücke** auf die Empfindung. Er unterſucht, **was die Empfindung ſey, und ob ſie bey dem tragiſchen Schauſpieler wichtiger ſey, als bey dem komiſchen.** Unter der Empfindung wird hier nicht bloß die Gabe zu weinen verſtanden, ſondern dieſes Wort hat einen gröſſern Umfang, und bedeutet bey den Schauſpielern die Leichtigkeit in ihren Seelen die verſchiedenen Leidenſchaften, deren ein Menſch fähig iſt, auf einander folgen zu laſſen. Aus dieſer Erklärung iſt das übrige zu entſcheiden. In den Bezirk des Trauerſpiels gehören nur ſehr wenig Leidenſchaften, Liebe, Haß, Ehrgeiß, welche noch dazu in dem Schrecklichen und Traurigen alle mit einander übereinkommen. Die Komödie hingegen ſchließt keine einzige Leidenſchaft aus; und dieſe alle muß der Schauſpieler annehmen und von einer auf die andre überſpringen können. Weil aber die Leidenſchaften in der Komödie nicht ſo gewaltſam ſind, als in der Tragödie: ſo muß der komiſche Schauſpieler zwar die **Empfindung** in einem größern Umfange, der tragiſche aber in einem männlichern Grade beſitzen. — — Mit der Empfindung hat das **Feuer** einige Verwandtſchaft, und von dieſem unterſucht der Verfaſſer im **dritten Hauptſtücke, ob ein Schauſpieler deſſen zu viel haben könne?** Das Feuer beſteht nicht in der Heftigkeit der Declamation, oder in der Gewaltſamkeit der Bewegungen, ſondern es iſt nichts anders als die Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Theile, die einen Schauſpieler ausmachen, zuſammen treffen, um ſeiner Action das Anſehen der Wahrheit zu geben. In dieſem Verſtande nun iſt es unmöglich, daß eine ſpielende Perſon allzuviel Feuer haben könne. „Man wird ſie zwar mit Recht tadeln, „wenn ihre Action mit ihrem Charakter, oder „mit der Stellung, in welcher ſie ſich befindet, „nicht überein kömmt, und wenn ſie, anſtatt „**Feuer** zu zeigen, nichts als convulſiviſche Ver„zückungen ſehen, und nichts als ein überläſtiges „Geſchrey hören läßt. Allein alsdenn werden „Leute von Geſchmack ihr nicht allzuviel **Feuer** „Schuld geben, ſondern ſie werden ſich vielmehr „beklagen, daß ſie nicht Feuer genug hat; ſo „wie ſie, anſtatt mit dem Publico bey gewiſſen „Schriftſtellern allzuviel Witz zu finden, vielmehr „finden, daß es ihnen daran fehlt. Ein Schrift

„ſteller leihet zum Exempel in einem Luſtſpiele „dem Bedienten oder dem Mägdchen die Spra„che eines witzigen Kopfes; er legt einer Perſon, „welche von einer heftigen Leidenſchaft getrieben „wird, Madrigale oder Sinnſchriften in Mund: „und alsdenn ſagt man, er habe allzuviel Witz. „Genauer zu reden, ſollte man vielmehr ſagen, „er habe nicht Witz genung, die Natur zu er„kennen, und ſie nachzuahmen. So auch mit „dem Schauſpieler; kömmt er bey Stellen außer „ſich, wo er nicht außer ſich kommen ſoll, ſo iſt „dieſes unnatürlich. Allein er verfällt in dieſen „Fehler nicht aus Ueberfluß, ſondern aus Man„gel der Hitze. Er empfindet alsdenn nicht „das, was er empfinden ſollte; und drückt das „nicht aus, was er ausdrücken ſollte. Es iſt „daher kein **Feuer**, was wir bey ihm gewahr „werden, ſondern es iſt Ungeſchicklichkeit; es iſt „Unſinn — — Aus dieſem wird man leicht urtheilen können, ob ein Schauſpieler des **Feuers** ganz und gar überhoben ſeyn könne. Unmöglich; wenn man anders das, was wir angeführt haben, und nicht die bloſſe äußerliche Heftigkeit in der Stimme und in den Bewegungen darunter verſteht — — Bis hierher hat der Verfaſſer die innerlichen natürlichen Gaben betrachtet, nur kömmt er auf die äußerlichen, und unterſucht in dem **vierten Hauptſtücke, ob es vortheilhaft ſeyn würde, wenn alle Perſonen auf dem Theater von ausnehmen-**

der Geſtalt wären: „Gewiſſe Zuſchauer, „welche das ſinnliche Vergnügen dem geiſtigen „vorziehen, werden mehr durch die Schauſpielerinnen, als durch die Stücke vor die Bühne „gelockt. Als Leute, die nur gegen die Geſtalt „empfindlich und immer geneigt ſind, ein liebenswürdiges Geſicht für Talente anzunehmen, „wollten ſie lieber gar, daß auch die alte Mutter „des **Orgons** im **Tartüff**, die Madam „**Pernelle**, reitzend wäre. — — Doch dieſe Herren verſtehen den Vortheil der Zuſchauer ſehr ſchlecht, und noch ſchlechter verſtehen ſie das, was die Einrichtung der Komödie ſelbſt erfordert. Den erſtern verſtehen ſie deswegen nicht, weil, wenn es wahr wäre, daß nur ausnehmend ſchöne Geſtalten auf dem Theater erſcheinen dürften, das Publicum nicht ſelten die vortreflichſten Schauſpieler entbehren würde, denen es ſonſt an keiner Art von Geſchicklichkeit mangelt. Noch ſchlechter, wie geſagt, verſtehen ſie das, was die Einrichtung der Komödie erfordert, nach welcher die äuſſerlichen Vollkommenheiten unter die Acteurs nicht gleich vertheilt ſeyn müſſen, ja nach welcher es ſo gar oft gut iſt, wenn gewiſſe Acteurs einige von dieſen Vollkommenheiten ganz und gar nicht beſitzen. „Regelmäßige „Geſichtszüge, ein edles Anſehen nehmen uns „freylich überhaupt für eine Perſon auf dem Theater ein; allein es giebt Rollen, welche ihr weit „beſſer anſtehen, wenn ihr die Natur dieſe Vor-

„züge nicht ertheilt hat. Ich weis wohl, daß „man, ohne von dem Mangel der Wahrſcheinlichkeit beleidiget zu werden, ja daß man ſogar „mit Vergnügen eine junge Schöne die Perſon „einer Alten, und einen liebenswürdigen Schauſpieler einen groben und tölpiſchen Bauer vorſtellen ſieht. Ich weis wohl, daß wir nicht in „die Komödie gehen, die Gegenſtände ſelbſt, „ſondern blos ihre Nachahmung zu ſehen = = „Gleichwohl aber muß man doch unter den Gattungen der komiſchen Rollen einen Unterſchied „machen. Einige ergötzen uns durch die bloſſe „Nachahmung gewiſſer lächerlichen Fehler. „Andre aber ergötzen uns durch die **Abſtechung,** die ſich entweder zwiſchen dem Vorgeben der Perſon und den Beweiſen, auf welche „ſie daſſelbe gründet, oder zwiſchen dem Eindrucke befindet, den ſie bey denjenigen Perſonen, die mit ihr ſpielen, machen ſollte, und „zwiſchen dem Eindrucke, welchen ſie wirklich „bey ihnen macht. Je mehr ein Schauſpieler, in „den Rollen von der erſten Art, die Vollkommenheiten hat, die den Fehlern, welche er nachahmt, entgegen geſetzt ſind; deſto mehr wiſſen „wir es ihm Dank, wenn er uns gleichwohl eine vollkommene Abſchilderung von dieſen Fehlern macht. Je weniger aber, in den Rollen „von der zweyten Art, ein Schauſpiel die Vollkommenheiten hat, welche die Perſon, die er „vorſtellt, haben will, oder welche ihm die an-

„dern ausſchweifenden Perſonen des Stücks beylegen, deſto lächerlicher macht er die närriſche Einbildung des einen und das abgeſchmackte Urtheil der andern, und deſto komiſcher folglich wird ſeine ganze Action. Die Rolle eines Menſchen, der nach der Meinung des Verfaſſers, mit aller Gewalt den Titel eines Schönen haben will, wird weit weniger belacht werden, wenn ſie von einem Komödianten geſpielt wird, der ſich dieſes Titels in der That anmaaßen könnte, als wenn ſie einer vorſtellt, der der Natur in dieſem Stücke weniger zu danken hat. Der Irrthum eines albernen Tropps, welcher einen Bedienten für einen Menſchen von Stande anſieht, wird uns weniger ergötzen, wenn das gute Anſehen des Bedienten den Irrthum entſchuldigen kann, als wenn er ganz und gar nichts an ſich hat, das ihn rechtfertigen könnte. Weit gefehlt alſo, daß es gut ſeyn ſollte, wenn alle Schauſpieler von reizender und ausnehmender Geſtalt wären; es iſt vielmehr unſerm Vergnügen zuträglicher, wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet ſind. Unterdeſſen aber muß man dieſe Maxime nicht allzuweit ausdehnen. Wir erlauben ihnen zwar, gewiſſe Vollkommenheiten nicht zu haben; aber die gegenſeitigen Fehler zu beſitzen, verſtatten wir ihnen durchaus nicht. Sie müſſen ſo gar völlig von gewiſſen Mängeln frey ſeyn, die uns bey andern Perſonen, die ſich

„dem Schauſpiele nicht widmen, wenig oder gar „nicht anſtößig ſeyn würden. Dergleichen ſind, „zu lange oder kurze Arme, ein zu großer Mund, „übelgeſtaltene Füße ꝛc. . . Zu dieſen vier Hauptſtücken fügt der Verfaſſer noch zwey Anmerkungen, die mit dem Inhalte des erſten Buchs genau verbunden ſind. Die erſte iſt dieſe: **Die Schauſpieler können in den Nebenrollen, des Witzes, des Feuers und der Empfindung eben ſo wenig entübrigt ſeyn, als in den Hauptrollen.** Die Urſache iſt, weil in guten Stücken auch die Nebenrollen, nicht etwa zum Ausflicken da ſind, ſondern einen Einfluß in das Ganze haben, und ſich oft eben ſo thätig erweiſen, als die allervornehmſten Perſonen. Die Vertrauten, zum Exempel, in den Trauerſpielen, habe oft ſo vortrefliche Stellen, beſonders in den Erzehlungen, die ihnen meiſten Theils aufgetragen werden, zu ſagen, daß ſie ohne Witz, ohne Feuer und ohne Empfindung gewiß alles verderben würden. Die zweyte Anmerkung iſt dieſe: **Wenn man auch ſchon die vornehmſten Vollkommenheiten hat, die zu einem Schauſpieler erfordert werden, ſo muß man doch in einem gewiſſen Alter zu ſpielen aufhören.** Denn in den Schauſpielen beleidiget uns unumgänglich alles dasjenige, was uns Gelegenheit giebt, die Schwachheiten der menſchlichen Natur zu überlegen, und auf uns ſelbſt verdrüßliche Blicke zurück zu werfen. Es werden hier bloß diejenigen Rollen ausgenommen, deren Lächerliches durch das wahre Alter des Schauſpielers vermehrt wird, zum Exempel, die Rollen der Alten, die mit aller Gewalt noch jung ſeyn wollen; auch muß man gegen Acteurs von auſſerordentlichen Gaben einige Nachſicht haben; nur werden dieſe alsdann ſo billig ſeyn, wenn es in ihrer Gewalt ſtehet, keine andre als ſolche Rollen zu wählen, welche mit ihrem Alter nicht allzuſehr abſtechen. Frankreich hat es ſelbſt ſeinem **Baron** nicht vergeben, daß er noch in ſeinen letzten Jahren ſo gern junge Prinzen vorſtellte. Es konnte es durchaus nicht gewohnt werden, ihn von Schauſpielerinnen Sohn nennen zu hören, deren Großvater er hätte ſeyn können.

In dem **zweyten Buche** des **erſten** Theils handelt der Verfaſſer von einigen Vorzügen, welche gewiſſe Schauſpieler insbeſondere haben müſſen. Dieſe Schauſpieler ſind **erſtlich** diejenigen, welche man in der Komödie Vorzugsweiſe, die komiſchen nennt; **zweytens** diejenigen, welche ſich in der Tragödie durch ihre Tugenden unſere Bewunderung, und durch ihre Unglücksfälle unſer Mitleiden erwerben ſollen; und **drittens** diejenigen, welche ſo wohl in der Tragödie als Komödie die Rollen der Liebhaber vorſtellen. Alle dieſe haben gewiſſe beſondere Gaben nöthig, welches Theils innerliche, Theils

äußerliche ſind. Dieſer Eintheilung gemäß
macht der Verfaſſer in dieſem zweyten Buche
zwey Abſchnitte, deren **erſter** die innerlichen, und
der **zweyte** die äußerlichen Gaben unterſucht.
Wir wollen uns zu dem **erſten Abſchnitte**
wenden, welcher aus fünf Hauptſtücken beſteht.
In dem **erſten Hauptſtücke** zeigt er, daß
die Munterkeit denjenigen Schauſpielern,
welche uns zum lachen bewegen
ſollen, unumgänglich nöthig ſey. ,,Wenn
,,man, ſind ſeine Worte, eine komiſche Perſon
,,vorſtellt, ohne ſelbſt Vergnügen daran zu haben,
,,so hat man das bloße Anſehen eines gedungenen
,,Menſchen, welcher nur deswegen
,,Komödiant iſt, weil er ſich ſeinen Lebensunterhalt
,,auf keine andre Art verſchaffen kann.
,,Theilt man aber das Vergnügen mit dem Zuſchauer,
,,ſo kann man ſich allezeit gewiß verſprechen,
,,zu gefallen. Die Munterkeit iſt der
,,wahre Apollo der komiſchen Schauſpieler.
,,Wenn ſie aufgeräumt ſind, ſo werden ſie faſt
,,immer Feuer und Genie haben. ⸗ ⸗ Es iſt
aber hierbey wohl zu merken, daß man dieſe
Munterkeit mehr in ihrem Spiele als auf ihren
Geſichtern zu bemerken verlangt. Man giebt
tragiſchen Schauſpielen die Regel: **weinet**
wenn ihr wollt, daß ich weinen ſoll;
und den komiſchen Schauſpielern ſollte man die
Regel geben: **Lachet faſt niemals, wenn**
ihr wollt, daß ich lachen ſoll. ⸗ ⸗ Das

zweyte Hauptſtück zeigt, **daß derjenige, welcher keine erhabne Seele habe, einen Helden ſchlecht vorſtelle.** Unter dieſer erhabnen Seele muß man nicht die Narrheit gewiſſer tragiſchen Schauſpieler verſtehen, welche auch außer dem Theater noch immer Prinzen zu ſeyn ſich einbilden. Auch nicht das Vorurtheil einiger von ihnen, welche große Acteurs den allergrößten Männern gleich ſchätzen, und lieber gar behaupten möchten, es ſey leichter ein Held zu ſeyn, als einen Helden gut vorzuſtellen. Die Hoheit der Seele, von welcher hier geredet wird, beſteht in einem edeln Enthuſiasmo, der von allem was groß iſt in der Seele gewirkt wird. Dieſer iſt es, welcher die vortreflichen tragiſchen Schauſpieler von den mittelmäßigen unterſcheidet, und ſie in den Stand ſetzt, das Herz des gemeinſten Zuſchauers mit Bewegungen zu erfüllen, die er ſich ſelbſt nicht zugetrauet hätte ⸗ ⸗ Mit dieſem Enthuſiasmo, welcher für diejenige Perſon gehöret, die Bewunderung erwecken ſoll, muß derjenige Theil der **Empfindung** verbunden werden, welchen die Franzoſen unter dem Namen des **Eingeweides** (d'Entrailles verſtehen, wenn eben dieſelbe Perſon unſer Mitleiden erregen will. Hiervon handelt das **dritte Hauptſtück.** „Wollen die „tragiſchen Schauſpieler, ſagt der Verfaſſer, uns „täuſchen; ſo müſſen ſie ſich ſelbſt täuſchen. „Sie müſſen ſich einbilden, daß ſie wirklich das

„ſind, was ſie vorſtellen; eine glückliche Raſerey muß ſie überreden, daß ſie ſelbſt diejenigen „ſind, die man verräth, die man verfolgt. „Dieſer Irrthum muß aus ihrer Vorſtellung in „ihr Herz übergehen, und oft muß ein eingebildetes Unglück ihnen wahrhafte Thränen auspreſſen. Alsdann ſehen wir in ihnen nicht mehr „froſtige Komödianten, welche uns durch gelernte Töne und Bewegungen für eingebildete „Begebenheiten einnehmen wollen. Sie werden zu unumſchränkten Gebiethern über unſre „Seelen; ſie werden zu Zaubrern, die das unempfindlichſte empfindlich machen können . . „Und dieſes alles durch die Gewalt der Traurigkeit, welche Leidenſchaft eine Art von epidemiſcher Krankheit zu ſeyn ſcheinet, deren Ausbreitung eben ſo ſchnell als erſtaunlich iſt. Sie „iſt von den übrigen Krankheiten darinne unterſchieden, daß ſie ſich durch die Augen und durch „das Gehör mittheilet; wir brauchen eine mit „Grund wahrhaft betrübte Perſon nur zu ſehen, „um uns zugleich mit ihr zu betrüben. Der „Anblick der andern Leidenſchaften iſt ſo anſteckend nicht. Es kann ſich ein Menſch in „unſrer Gegenwart dem allerheftigſten Zorne überlaſſen; wir bleiben gleichwohl in der vollkommenſten Ruhe. Ein andrer wird von der lebhafteſten Freude entzückt, wir aber legen unſern „Ernſt deswegen nicht ab. Nur die Thränen, „wenn es auch ſchon Thränen einer Perſon ſind,

„die uns gleichgültig iſt, haben faſt immer das „Vorrecht uns zu rühren. Da wir uns zur Mühe „und zum Leiden gebohren wiſſen, ſo leſen wir „voll Traurigkeit unſere Beſtimmung in dem „Schickſale der Unglücklichen, und ihre Zufälle „ſind für uns ein Spiegel, in welchem wir mit „Verdruß das mit unſerm Stande verknüpfte „Elend betrachten. = = Dieſes bringt den Verfaſſer auf eine kleine Ausſchweifung, welche viel zu artig iſt, als daß ich ſie hier übergehen ſollte. = = „Es iſt nicht ſchwer, ſpricht er, von „unſrer Leichtigkeit uns zu betrüben einen Grund „anzugeben. Allein deſto ſchwerer iſt es die „Natur desjenigen Vergnügens eigentlich zu „beſtimmen, welches wir, bey Anhörung einer „Tragödie, aus dieſer Empfindung ziehen. „Daß man in der Abſicht vor die Bühne geht, „diejenigen Eindrücke, welche uns fehlen, daſelbſt „zu borgen, oder uns von denjenigen, die uns „mißfallen, zu zerſtreuen, darüber wundert man „ſich gar nicht. Das aber, worüber man erſtaunt, iſt dieſes, daß wir oft durch die Begierde Thränen zu vergießen dahin geführt „werden. Unterdeſſen kann man doch von dieſer wunderlichen Neigung verſchiedne Urſachen „angeben, und die Schwierigkeit dabey iſt bloß, „die allgemeinſte davon zu beſtimmen. Wenn „ich geſagt habe, daß das Unglück andrer ein „Spiegel für uns ſey, in welchem wir das „Schickſal, zu dem wir verurtheilet ſind, „be-

„betrachten, ſo hätte ich einen Unterſcheid dabey machen können. Dieſer Unterſchied kann hier ſeine Stelle finden, und er wird uns eine von den Quellen desjenigen Vergnügens, deſſen Urſprung wir ſuchen, entdecken. Der Anblick eines fremden Elends iſt für uns ſchmerzlich, wenn es nehmlich ein ſolches Elend iſt, dem wir gleichfalls ausgeſetzt ſind. Er wird aber zu eine Tröſtung, wenn wir das Elend nicht zu fürchten haben, deſſen Abſchilderung er uns vorlegt. Wir bekommen eine Art von Erleichterung, wenn wir ſehen, daß man in demjenigen Stande, welchen wir beneiden, oft grauſamen Martern ausgeſetzt ſey, für die uns unſre Mittelmäßigkeit in Sicherheit ſtellet Wir ertragen alsdenn unſer Uebel nicht nur mit weniger Ungeduld, ſondern wir wünſchen uns auch Glück, daß wir nicht ſo elend ſind, als wir uns zu ſeyn eingebildet haben. Doch daher, daß uns fremde Unglücksfälle, welche gröſſer als die unſrigen ſind, unſrer geringen Glücksumſtände wegen tröſten, würde noch nicht folgen, daß wir in der Betrübniß über dieſe Unglücksfälle ein Vergnügen finden müßten, wenn unſre Eigenliebe, indem ſie ihnen dieſen Tribut bezahlt, nicht dabey ihre Rechnung fände. Denn die Helden, welche durch ihr Unglück berühmt ſind, ſind es zugleich auch durch auſſerordentliche Eigenſchaften. Je mehr uns ihr Schickſal rührt, deſto deutlicher zeigen wir,

„daß wir den Werth ihrer Tugenden kennen, und der Ruhm, daß wir die Größe gehörig zu ſchätzen wiſſen, ſchmeichelt unſerm Stolze. Ubrigens iſt die Empfindlichkeit, wenn ſie von der Unterſcheidungskraft geleitet wird, ſchon ſelbſt eine Tugend. Man ſetzt ſich in die Klaſſe edler Seelen, indem man durchlauchten Unglücklichen das ſchuldige Mitleiden nicht verſaget. Auf der Bühne beſonders läßt man ſich um ſo viel leichter für vornehme Perſonen erweichen, weil man weis, daß dieſe Empfindung durch die allzulange Dauer uns nicht überläſtig fallen, ſondern eine glückliche Veränderung gar bald ihrem Unglücke, und unſrer Betrübniß ein Ende machen werde. Werden wir aber in dieſer Erwartung betrogen, und werden dieſe Helden zu Opfern eines ungerechten und barbariſchen Schickſals; ſo werfen wir uns alsdann zwiſchen ihnen und ihren Feinden zu Richtern auf. Es ſcheint uns ſogar, wenn wir die Wahl hätten, entweder wie die einen umzukommen, oder wie die andern zu triumphiren, daß wir nicht einen Augenblick in Zweifel ſtehen würden, und dieſes macht uns in unſern Augen deſto größer. Vielleicht würde die Unterſuchung, welche von dieſen Urſachen den meiſten Einfluß in das Vergnügen habe, mit dem wir in einem Trauerſpiele weinen, ganz und gar vergebens ſeyn. Vielleicht wird jede von denſelben nach Beſchaffenheit derjenigen Seele

„auf welche ſie wirken, bald die vornehmſte, bald „die geringſte . . . Wir kommen von dieſer Ausſchweifung wieder auf den geraden Weg. **Das vierte Hauptſtück** beweiſet, daß **nur diejenigen Perſonen allein, welche gebohren ſind zu lieben, das Vorrecht haben ſollten, verliebte Rollen zu ſpielen.** „Eine gewiſſe Sängerin, erzehlt der Ver„faſſer, ſtellte in einer neuen Oper eine Prin„zeßin vor, die gegen ihren Ungetreuen in einem „heftigen Feuer iſt; allein ſie brachte diejenige „Zärtlichkeit, welche ihre Rolle erforderte, gar „nicht hinein. Eine von ihren Geſellſchafterin„nen, die der Urſachen ungeachtet, warum zwey „Perſonen von einerley Profeßion und von ei„nerley Geſchlecht einander nicht zu lieben „pflegen, ihre Freundin war, hätte gar zu „gerne gewollt, daß ſie dieſe Rolle mit Beyfall „ſpielen möchte. Sie gab ihr daher verſchiedene „Lehren, aber dieſe Lehren blieben ohne Wir„kung. Endlich ſagte die Lehrerin einmal zu „ihrer Schülerin: **Iſt denn das, was ich „von ihnen verlange, ſo ſchwer? Se„tzen ſie ſich doch an die Stelle der ver„rathenen Geliebte! Wenn ſie von ei„nem Menſchen, den ſie zärtlich lieb„ten, verlaſſen würden, würden ſie „nicht von einem lebhaften Schmerze „durchdrungen ſeyn? Würden ſie nicht „ſuchen — — Ich?** antwortete die Ac-

„trice, an die dieſes gerichtet war; ich würde auf das ſchleunigſte, einen andern Liebhaber zu bekommen ſuchen. Ja, wenn das iſt, antwortete ihre Freundin, ſo iſt ihre und meine Mühe vergebens. Ich werde ſie ihre Rolle nimmermehr gehörig ſpielen lehren. Dieſe Folge war ſehr richtig; denn eine wahre Zärtlichkeit auszudrücken, dazu iſt alle Kunſt nicht hinlänglich. Man maz ſich auch noch ſo ſehr beſtreben, das unſchuldige und rührenden Weſen derſelben zu erreichen; es wird doch noch immer von der Natur eben ſo weit unterſchieden ſeyn, als es die froſtigen Liebkoſungen einer Buhlerinn, von den affektvollen Blicken einer aufrichtigen Liebhaberin ſind. Man ſtellt alle übrige Leidenſchaften unvollkommen vor, wenn man ſich ihren Bewegungen nicht überläßt, aber wenigſtens ſtellt man ſie doch unvollkommen vor. Man ahmet mit kaltem Blute den Ton eines Zornigen ſchlecht nach, allein man kann doch wenigſtens einige von den andern äuſſerlichen Zeichen, durch welche er ſich an den Tag legt, entlehnen; und wenn man in verſchiedenen Rollen ſchon nicht die Ohren betriegt, ſo betriegt man doch wenigſtens die Augen. In den zärtlichen Rollen aber kann man eben ſo wenig die Augen, als die Ohren betriegen, wenn man nicht von der Natur eine zur Liebe gemachte Seele bekommen hat. — — Will „man, fährt der Verfaſſer fort, die Urſache wiſſen,

„ſen, warum man zwar die Larve der andern Leidenſchaften borgen, die Entzückungen der Zärtlichkeit aber nur auf eine ſehr ungetreue Art nachbilden kann, wenn man nicht ſelbſt liebt, oder „wohl gar zu lieben nicht fähig iſt, ſo will ich es wagen eine Vermuthung hierüber vorzutragen. „Die übrigen Leidenſchaften mahlen ſich blos dadurch auf dem Geſichte, daß ſie in den Zügen „eine gewiſſe Art von Veränderung verurſachen; „die Zärtlichkeit hingegen hat, ſo wie die Freude, das Vorrecht, der Geſichtsbildung neue „Schönheiten zu geben und ihre Fehler zu verbeſſern. Daher alſo, daß man uns von gewiſſen „Leidenſchaften ein unvollkommenes Bild vorſtellen kann, ohne von ihnen ſelbſt beherrſcht zu „werden, folgt noch nicht, daß man auch die „ſanfte Drunkenheit der Liebe auch nur unvollkommen nachahmen könne, ohne ſie ſelbſt zu „fühlen. — — Aus allem dieſen zieht der Verfaſſer in dem **fünften Hauptſtücke** die Folgerung, daß man ſich nicht mehr mit dieſen Rollen abgeben müſſe, wenn man nicht mehr in dem glücklichen Alter zu lieben ſey. Die Wahrheit dieſer Folgerung fällt zu deutlich in die Augen, als daß es nöthig wär, ſeine Gründe anzuführen, die ohnedem auf das vorige hinaus lauffen. — — Wir kommen vielmehr ſogleich auf den **zweyten Abſchnitt** dieſes zweyten Buchs, worinn, wie ſchon geſagt, die äuſſerlichen Gaben abgehandelt werden, welche zu gewiſſen Rollen insbeſondere nöthig ſind. Es geſchieht dieſes in vier Hauptſtücken, wovon das erſte die Stimme angeht, und zeiget, daß **eine Stimme, welche in gewiſſen Rollen hinlänglich iſt, in andern Rollen, welche uns einnehmen ſollen, es nicht ſey.** Bey komiſchen Schauſpielern iſt es faſt genug, wenn wir ihnen nur alles, was ſie ſagen ſollen, hinlänglich verſtehen können, und wir können ihnen eine mittelmäßige Stimme gar gern überſehen. Der tragiſche Schauſpieler hingegen muß eine ſtarke, majeſtätiſche und pathetiſche Stimme haben; der, welcher in der Komödie Perſonen von Stande vorſtellt, eine edle; der, welcher den Liebhaber macht, eine angenehme, und die, welche die Liebhaberin ſpielt, eine bezaubernde. Von der letztern beſonders verlanget man diejenigen überredenden Töne, mit welchen eine Schöne aus dem Zuſchauer, alles was ſie will, machen und von ihrem Liebhaber, alles was ſie begehrt, erlangen kann. Eine reitzende Stimme kann anſtatt vieler andern Vorzüge ſeyn. Bey mehr als einer Gelegenheit hat die Verführung der Ohren über das Zeugniß der Augen geſiegt, und eine Perſon, der wir unſere Huldigung verweigerten, wenn wir ſie blos ſahen, hat ſie vollkommen zu verdienen geſchienen, wenn wir ſie gehöret haben — — Von der Stimme kommt der Verfaſſer auf die Geſtalt und zeigt in dem **zweyten Hauptſtücke, daß die Liebhaber** in der Komödie eine liebenswürdige, und die Helden in der Tragödie eine anſehnliche Geſtalt haben müſſen. Weil es wahrſcheinlich iſt, daß die erhabenen Geſinnungen einer Prinzeßin ſie bewegen können, bey einem Helden die nicht allzu regelmäſſige Bildung ſeines Geſichts in Anſehung ſeiner übrigen groſſen Eigenſchaften, zu vergeſſen: ſo iſt es eben nicht ſo unumgänglich nöthig, daß der Liebhaber in der Tragödie von einer durchaus reitzenden Geſtalt ſey, wenn ſeine Rolle ſich nur ungefehr zu ſeinem Alter ſchikt. In der Komödie aber pflegen wir ſtrenger zu ſeyn. Weil dieſe uns in den Geſinnungen und Handlungen ihrer Perſonen nichts als das Gemeine zeigt, ſo bilden wir uns ihre Helden auch von keinen ſo ausnehmenden Verdienſten ein, daß ſie über das Herz ſiegen könnten, ohne die Augen zu reitzen, und ihre Heldinnen ſtellen wir uns nicht ſo gar zärtlich vor, daß ſie bey dem Geſchencke ihres Herzens nicht ihre Augen zu Rathe ziehen ſollten. Die Geſtalt des Liebhabers muß die Zärtlichkeit derjenigen, von welcher er geliebet wird, rechtfertigen; und die Liebhaberin muß uns ihre Liebe nicht blos mit lebendigen Farben abſchildern, ſondern wir müſſen ſie auch nicht für unwahrſcheinlich halten, noch ihren ſchlechten Geſchmak dabey tadeln können. Man wirft zwar ein, daß man im gemeinen Leben oft genug eine Schöne nach einen gar nicht liebenswürdigen Menſchen ſeufzen

zen ſehe, und daß uns daher ein klein wenig Ueberlegung gleiche Ereignungen auf dem Theater erträglich machen könne. Hierauf aber iſt zu antworten, daß man in der Komödie das Vergnügen durchaus nicht von der Ueberlegung will abhangen laſſen. Bey den Liebhaberinnen iſt dieſe Bedingung noch nothwendiger, als bey den Liebhabern. Es iſt zwar nicht eigentlich Schönheit, was ſie beſitzen müſſen; ſondern es iſt etwas, was noch mehr als Schönheit iſt, und welches noch allgemeiner und noch mächtiger auf die Herzen wirkt; es iſt ein ich weis nicht was, wodurch ein Frauenzimmer reitzend wird, und ohne welches ſie nur umſonſt ſchon iſt; es iſt eine gewiſſe ſiegende Anmuth, welche eben ſo gewiß allezeit rührt, als es gewiß iſt, daß ſie ſich nicht beſchreiben läßt. — — Gleiche Bewandniß hat es auch mit denjenigen Perſonen, welchen der Verfaſſer in Anſehung ihres Standes und ihrer Geſinnungen über das Gemeine hinaus ſetzt; ihre äuſſerliche Geſtalt muß ihre Rolle nicht erniedrigen. Obgleich die Natur ihre Gaben nicht allezeit dem Glanze der Geburth gemäß einrichtet, und obgleich oft mit einer ſehr ſchlechten Phyſiognomie ſehr ehrwürdige Titel verbunden ſind: ſo iſt es uns doch zuwider, wenn wir einen Schauſpieler von geringen Anſehen eine Perſon von Stande vorſtellen ſehen. Seine Geſtalt muß edel, und ſeine Geſichtsbildung muß ſanft und glücklich ſeyn, wenn er gewiß ſeyn will, Hochachtung und Mitleiden in uns zu erregen. Man weis in Paris noch gar wohl, was einem gewiſſen Schauſpieler wiederfuhr, welcher ſeine Probe ſpielen ſollte. Es fehlte ihm weder an Empfindung, noch an Witze, noch an Feuer; nur ſein äuſſerliches war gar nicht heldenmäßig. Einsmals ſtellte er die Perſon des **Mithridats** vor, und ſtellte ſie ſo vor, daß alle Zuſchauer mit ihm hätten zufrieden ſeyn müſſen, wenn er lauter Blinde zu Zuſchauern gehabt hätte. In dem Auftritte, wo **Monime** zu dem Könige ſagt: **Herr, du änderſt dein Geſicht**, rufte ein Spottvogel aus dem Parterre der Schauſpielerin zu: **Laßt ihn doch ändern.** Auf einmal verlohr man alle Gaben des Schauſpielers aus den Augen, und dachte bloß und allein an die wenige Uebereinſtimmung, die ſich zwiſchen ihm und ſeiner Perſon befände. — — In dem **dritten Hauptſtücke** kömmt der Verfaſſer auf das **wahre oder anſcheinende Verhältniß, welches zwiſchen dem Alter des Schauſpielers und dem Alter der Perſon ſeyn muß.** Ein Portrait, das wegen ſeiner Zeichnung und ſeiner Farbenmiſchung auch noch ſo ſchätzbar iſt, wird doch mit Recht getadelt, wenn es diejenige Perſon, die es vorſtellen ſoll, älter macht. Eben ſo wird uns auch ein Schauſpieler, wenn er auch ſonſt noch ſo vollkommen ſpielt, nur mittelmäßig gefallen, wenn er für ſeine Rolle allzu alt iſt. Es iſt nicht genug, daß man uns **Iphigenien** nicht mit Runzeln und den **Britannicus** nicht mit grauen Haaren zeiget; wir verlangen beyde in allen Reizungen ihrer Jugend zu ſehen. Einige Jahre zwar kann der Acteur älter als ſeine Perſon ſeyn, weil er uns alsdann, wenn er dieſen Unterſcheid wohl zu verbergen weis, das Vergnügen einer doppelten Täuſchung verſchaft, welches wir nicht haben würden, wenn er in dieſem Falle nicht wäre. — — Dieſes iſt zu deutlich, als daß der Verfaſſer nöthig haben ſollte viel Worte damit zu verſchwenden. Er thut es auch nicht, ſondern eilt mit dem erſten Theile ſeines Werks zu Ende, indem er nur noch ein kleines **Hauptſtück**, welches das **vierte** iſt, und beſonders die **Mägdchen und die Bedienten angehet**, hinzu thut. Bey einigen Rollen iſt es gut, wenn die Schauſpielerinnen, welche die Mägdchen vorſtellen, nicht allzu jung mehr ſind; bey einigen aber müſſen ſie nothwendig jung ſeyn, oder wenigſtens jung ſcheinen, um ihre Jugend zu einer Art von Entſchuldigung für die unbedachtſamen Reden, welche ſie meiſtentheils führen, oder für die nicht allzuklugen Rathſchläge, die ſie ihren Gebietherinnen oft bey Liebeshändeln geben, zu machen. Wenn aber das Mägdchen eben nicht allezeit jung ſeyn darf, ſo muß ſie doch immer eine auſſerordentliche Flüchtigkeit der Zunge beſitzen. Dieſe Eigenſchaft iſt beſonders in den Luſtſpielen des

Regnards ſehr nöthig, wo ohne dieſelbe bey verſchiednen Rollen alle Anmuth wegfällt. Auch fordert man von den Mägdchen eine ſchalkhafte Mine, und von den Bedienten Geſchwindigkeit und Hurtigkeit. Ein dicker Körper ſchickt ſich daher für die Bedienten eben ſo wenig, als ſich für die Mäzdchen das Stottern ſchicken würde.

Dieſes alſo wäre der Inhalt des **erſten Theils.** Er handelt, wie man geſehen hat, nichts anders ab, als diejenigen natürlichen Gaben, ohne welche es nicht einmal möglich iſt, ein guter Schauſpieler zu werden. Wie viel häßliche Gegenſtände würden wir unter ihnen entbehren, wenn ſie alle ſo billig geweſen wären, ſich darnach zu prüfen. Noch weniger Stümper aber würden wir ſehen, wenn diejenigen die dieſe Prüfung vorgenommen, und darinne beſtanden haben, nicht geglaubt hätten, daß ſie nunmehr ſchon vollkommne Schauſpieler wären, und nichts mehr als dieſe natürlichen Vorzüge nöthig hätten, um den Beyfall der Zuſchauer zu erzwingen. Sie mögen ſich ja nicht betriegen; ſie haben aufs höchſte nur die Anlage von dem, was ſie ſeyn müſſen, und wenn ſie ſich nicht durch Kunſt und Fleiß ausarbeiten wollen, ſo werden ſie zeitlebens auf dem halben Wege ſtehen bleiben. Wie dieſes aber geſchehen müſſe und worauf ſie insbeſondere zu ſehen haben, handelt unſer Verfaſſer in ſeinem **zweyten Theile** ab, welcher, ohne einige Unterabtheilungen, aus **neunzehn** Hauptſtücken beſteht, deren Inhalt ich gleichfalls anzeigen will.

Das **erſte Hauptſtück** unterſucht **worinne die Wahrheit der Vorſtellung beſtehe?** Dieſe **Wahrheit** beſtehet in dem Zuſammenfluße aller Wahrſcheinlichkeiten, welche den Zuſchauer zu betriegen geſchickt ſind. Sie theilen ſich in zwey Klaſſen. Die einen entſtehen aus dem Spiele des Acteurs; und die andern aus gewiſſen Modificationen des Schauſpielers, in Anſehung ſeiner Verkleidung oder der Auszierung des Orts, wo er ſpielt. Die Wahrſcheinlichkeiten von der erſten Art gehören vornehmlich hierher, und beſtehen in der genauen Beobachtung alles deſſen, was ſich geziemt. Das Spiel des Acteurs iſt nur alsdann **wahr**, wenn man alles darinne bemerkt, was ſich für das Alter, für den Stand, für den Charakter und für die Umſtände der Perſon, die er vorſtellt, ſchicket. Dieſe Wahrheit aber theilt ſich in die Wahrheit der Action, und in die Wahrheit der Recitation.

Von der erſten handelt das **zweyte Hauptſtück.** Dieſe Wahrheit iſt oft diejenige gar nicht, welche dem Schauſpieler zuerſt in die Gedanken kömmt. **Agamemnon** zum Exempel, **(Iphigenia Aufz. II. Auft. 2.)** als ihn Iphigenia fragt, ob er ihr erlauben werde, dem Opfer, das er vorhabe, beyzuwohnen, antwortet ihr: **Du biſt dabey, mein Tochter.**

Verſchiedne Schauſpieler glauben dieſe Stellung recht pathetiſch auszudrücken, wenn ſie Blicke voll Zärtlichkeiten auf Iphigenien heften, allein dieſe Action iſt ganz wider die Wahrſcheinlichkeit, weil **Agamemnon**, indem er dieſes zu ſeiner Tochter geſagt, die Augen gewiß wird abgewendet haben, damit ſie den tödlichen Schmerz, der ſein Herz zerfleiſchte, nicht darinne leſen möge. Die Schwierigkeit alle kleine Schattirungen zu bemerken, aus welchen die Wahrheit der Action beſtehet, zeigt ſich beſonders in dem **verwickelten Stellungen.** Der Verfaſſer verſtehet unter dieſer Benennung diejenigen Stellungen, in welchen die Perſon entgegengeſetzten Abſichten ein Genüge thun muß. In dieſem Falle iſt **Iſabelle** in der Männerſchule, wenn ſie ſich zwiſchen dem **Sganarelle** und **Valere** befindet, und den einen umfaßt indem ſie dem andern die Hand giebt, und zu den einen etwas ſpricht, was ſich der andre annehmen ſoll. Die Schauſpielerin, die dieſes ſpielt, hat ſehr viel Genauigkeit anzuwenden, damit ihr die Zuſchauer weder allzuwenige Vorſicht in Anſehung ihres Eiferſüchtigen, noch allzuwenig Zärtlichkeit gegen ihren Liebhaber Schuld geben können.

In dem **dritten Hauptſtücke** betracht der Verfaſſer die zwey vornehmſten Stücke der Action; die Minen nehmlich und die Geſtus. Beyde müſſen hauptſächlich wahr ſeyn. Der Schauſpieler muß die Leidenſchaften nicht allein in ſeinem Geſichte ausdrücken, ſondern er muß ſie auch lebhaft ausdrücken können. Nur muß es nicht ſo weit gehen, daß er ſein Geſicht dadurch verſtellet. Gemeiniglich aber fällt man in dieſen Fehler nur alsdenn, wenn man nicht wirklich, nachdem es die Stellung der Perſon erfordert, aufgebracht oder gerührt iſt. Empfindet man wirklich eine von dieſen beyden Eindrücken, wie man ſie empfinden ſoll, ſo wird ſie ſich ohne Mühe in den Augen abmahlen. Muß man aber ſeine Seele erſt mit aller Gewalt aus ihrem Todenſchlafe reiſſen, ſo wird ſich der innere gewaltſame Zuſtand auch in dem Spiele und in den Minen verrathen. — — Die Geſtus theilt der Verfaſſer in zwey Arten; einige, ſpricht er, haben eine beſtimmte Bedeutung, andre aber dienen bloß die Action zu beleben. Die erſtern ſind nicht willkührlich, ſondern ſie machen eine gewiſſe Sprache aus, die wir alle reden, ohne ſie gelernt zu haben, und durch die uns alle Nationen verſtehen können. Die Kunſt kann ſie weder deutlicher noch nachdrücklicher machen; ſie kann ſie aufs höchſte nur ausputzen, und den Schauſpieler lehren, ſich ihrer ſo zu bedienen, wie es ſich für ſeine Rolle ſchickt. Sie kann ihn zum Exempel lehren, daß das edle Komiſche wenigere heftige Geſtus erfordert, als das niedrig Komiſche; und das Tragiſche noch wenigere, als das edle Komiſche. Die Urſache hiervon iſt leicht zu errathen.

rathen. Die Natur nehmlich macht, wenn ſie ſich ſelbſt gelaſſen iſt, weit unmäßigere Bewegungen, als wenn ſie von dem Zaume der Erziehung, oder von der Ernſthaftigkeit eines zu beobachtenden Anſehens zurück gehalten wird. Was die andre Art der Geſtus anbelangt, ſo müſſen ſie wenigſtens eine Art des Ausdruckes haben; ſie müſſen nicht ſtudirt ſeyn, und müſſen oft abgewechſelt werden. Bey denjenigen komiſchen Rollen, bey welchen man gewiſſer Maaſſen die Natur nicht vor ſich haben kann, dergleichen die erdichteten Rollen der **Criſpins**, der **Pourceaugnacs** und andre ſind, thut man wohl, wenn man ſeinen Vorgänger in denſelben, deſſen Art Beyfall gefunden hat, ſo viel wie möglich nachahmt. Vielleicht iſt es gut, wenn man manchmal auch ſogar deſſen Fehler nachahmt, um den Zuſchauern die Action deſto wahrer ſcheinen zu laſſen.

Von der Action kömmt nunmehr der Verfaſſer in dem **vierten Hauptſtücke** auf die **Recitation und derſelben Wahrheit.** Nach einigen Stellen bey den Alten muß man glauben, daß ſie die Declamation ihrer dramatiſchen Werken nach Noten abgemeſſen haben. Wenn dieſes harmoniſche Noten geweſen ſind, ſo haben ſich ihre Schauſpieler in eben den Umſtänden befunden, in welchen ſich die heutigen Operſänger in Anſehung der Recitative befinden, allein die Wahrheit der Recitation kann dabey nichts gewonnen haben, weil die Muſik keine an und vor ſich beſtimmten Mittel hat, die verſchiednen Leidenſchaften auszudrücken. Sollen aber dieſe Noten bloß die Töne der gemeinen Unterredung angegeben haben, wie der Abt du Bos behauptet, ſo muß man vorausſetzen, daß ſich dergleichen Töne, in Vergleichung mit andern gegebenen Tönen wirklich ausdrücken laſſen, und daß jede Empfindung nur einen Ton habe, welcher ihr eigentlich zukomme. Allein beydes iſt falſch. Die verſchiednen Veränderungen der Stimme, welche aus einerley Eindrücken entſtehen, haben zwar mit einander etwas gemein; allein ſie ſind auch wegen der verſchiednen Sprachwerkzeuge nothwendig unterſchieden. Wer daher die Kunſt zu recitiren methodiſch abhandeln wollte, der müßte eben ſo vielerley Regeln geben, als Arten von Stimmen ſind. Kurz, es gehört allein der Natur zu, die Töne, welche ſich am beſten ſchicken, vorzuſchreiben, und die Empfindung iſt die einzige Lehrerin in dieſer bezaubernden Beredſamkeit der Schalle, durch welche man in den Zuhörern alle beliebige Bewegungen erregen kann. Das vornehmſte Geheimniß iſt dabey dieſes, daß man diejenigen Töne, welche dem Anſcheine nach einerley ſind, in der That aber unterſchieden werden müſſen, nicht unter einander verwechſele, und die einen für die andern brauche. Man betrachtet zum Exempel den naifen Ton und den aufrichtigen Ton als zwey Töne, die unter einerley Art gehören, allein es würde ganz unrecht gethan ſeyn, wenn man den einen anſtatt des andern nehmen wollte. Der eine gehört derjenigen Perſon zu, welche nicht Witz oder Stärke genug hat, ihre Gedanken und ihre Geſinnungen zu verbergen, ſondern die Geheimniſſe ihrer Seele wider ihren Willen, und wohl gar zu ihrem Schaden, entwiſchen läßt. Der andre iſt vielmehr das Zeichen der Redlichkeit, als der Dummheit oder Schwachheit, und gehört für diejenigen Perſonen, welche Geſchicke und Herrſchaft über ſich ſelbſt genug hätten, um ihre Art zu denken und zu empfinden zu verbergen, gleichwohl aber ſich nicht entſchlieſſen können, der Wahrheit Abbruch zu thun. Es giebt übrigens auch Töne, welche zu mehr als einer Art gehören. Die Ironie kann, zum Exempel, aus Zorn, aus Verachtung, und aus bloſſer Munterkeit gebraucht werden. Allein der ironiſche Ton, welcher ſich bey dem einen Falle ſchickt, ſchickt ſich ganz und gar nicht bey dem andern, und ſo weiter.

Dieſes war von der Recitation überhaupt. In dem **fünften Hauptſtücke** handelt der Verfaſſer mit wenigen, **von der Art, wie die Komödie recitirt werden müſſe.** Sie muß durchaus nicht declamirt werden; wenige Stellen ausgenommen, die man, um ſie den Zuhörern deſto lächerlicher zu machen, declamiren kann. „Es iſt überhaupt ein unverbrüchliches Geſetz für die komiſchen Schauſpieler,

„ſpieler, daß ſie eben ſo recitiren müſſen, als ſie „außer dem Theater reden würden, wenn ſie „ſich wirklich in den Umſtänden befänden, in wel„chen ſich die Perſon, die ſie vorſtellen, befindet. „In den proſaiſchen Komödien wird es ihnen „eben nicht ſchwer, dieſer Regel zu folgen; al„lein in den Komödien in Verſen haben ſie „ſchon mehr Mühe damit. Sie ſollten daher „wünſchen, daß ſie alle in Proſe möchten ge„ſchrieben ſeyn. Dennoch aber, ob ſchon oft in „ganzen Geſellſchaften von Komödianten kaum „eine Perſon Verſe gehörig herzuſagen weis, zie„hen ſie die Stücke in Verſen vor, weil dieſe „ſich leichter lernen und behalten laſſen. Der „größte Theil der Zuhörer giebt dieſen Stücken „gleichfalls den Vorzug. Ohne hier zu unter„ſuchen, ob ſich die Sprache der Poeſie für die „Komödien ſchickt, und in welchem Falle ſie zu „dulden ſey, will ich nur anmerken, daß man ſich „ihrer gewiß ſeltner bedienen würde, wenn man „nicht in Proſe mehr Witz haben müßte; daß „das Sylbenmaaß und der Reim die Wahrheit „der Unterredung nothwendig verringert, und „daß folglich die Schauſpieler ſich nicht Mühe „genug geben können, das eine zu unterbrechen, „und den andern zu verſtecken.

In dem ſechſten Hauptſtücke unterſucht der Verfaſſer, ob die Tragödie declamirt werden müſſe? Man iſt dieſer Frage wegen nur deswegen ſo ſehr uneinig, weil man ſich allzu verſchiedne Begriffe von der **Declamation** macht. Einige verſtehen darunter eine gewiſſe ſchwülſtige und prahlende Recitation, ein gewiſſes unſinniges und monotoniſches Singen, woran die Natur keinen Antheil nimmt, und welches bloß die Ohren betäubt, und niemals das Herz angreift. Eine ſolche Declamation muß aus der Tragödie verbannt ſeyn; nicht aber die Majeſtät des Vortrags, welche bey einer natürlichen Recitation ganz wohl beſtehen kann. Dieſer prächtige Vortrag ſchickt ſich beſonders an gewiſſe Stellen in den Tragödien, deren Begebenheiten aus den fabelhaften Zeiten erborgt ſind. Man muß zwar auch da die Natur nicht übertreiben; allein man muß ſie doch in aller ihrer Gröſſe und in allen ihrem Glanze zeigen. Von einer mächtigen Zauberin glaubt man, daß ſie etwas mehr als menſchliches beſitze. Wenn daher Medea nichts als ihren untreuen Gemahl zurückrufen will, ſo kann ſie ganz wohl als eine andre Weibsperſon reden. Wenn ſie aber die dreyförmige Hecate citirt, wenn ſie mit ihren geflügelten Drachen durch die Luft fährt, alsdann muß ſie donnern.

In dem **ſiebenden Hauptſtücke** werden einige **Hinderniſſe angegeben, welche der Wahrheit der Recitation ſchaden.** Eine von den vornehmſten iſt die Gewohnheit verſchiedener Schauſpieler, ihre Stimme zu zwingen. So bald man nicht mehr in ſeinem natürlichen

lichen Tone redet, iſt es ſehr ſchwer, der Wahrheit gemäß zu ſpielen. Eine andere Hinderniß iſt die Monotonie, deren es dreyerley Arten giebt. Die eine iſt die Verharrung in eben derſelben Modulation, die zweyte die Gleichheit der Schlußtöne, und die dritte die allzuofte Wiederhohlung eben derſelben Wendungen der Stimme. Der erſte von dieſen Fehlern iſt den tragiſchen und comiſchen Schauſpielern gleich gemein. Verſchiedene von ihnen bleiben ohn Unterlaß in einem Tone, ſo wie die kleinen Inſtrumente, mit welchen man gewiſſe Vögel abrichtet. In den zweyten Fehler fallen die tragiſchen Acteurs öfterer als die komiſchen; ſie ſind gewohnt, faſt immer mit der tiefen Octave zu ſchlieſſen. Eben ſo iſt es mit dem dritten Fehler, welchen man gleichfalls den komiſchen Schauſpielern weit ſeltner als den tragiſchen vorzuwerfen hat, die beſonders durch die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit eine lange Reihe von Verſen majeſtätiſch auszuſprechen, dazu verleitet werden. Man würde auch dem geringſten Anfänger unter ihnen Unrecht thun, wenn man ihn noch rathen wollte, ſo viel möglich den Ruhepunct der Cäſur zu vermeiden. Es iſt dieſes blos ein Anſtoß für diejenigen Komödianten, welche ohne Verſtand und ohne Geſchmack mehr auf die Zahl der Sylben, als auf die Verbindung der Gedanken Achtung geben. Weil aber die Poeſie die natürliche Sprache der Tragödie iſt, ſo ſind die tragiſchen Acteurs nicht ſo wie die komiſchen verbunden, den Reim allezeit zu verſtecken. Gemeiniglich würde es auch nicht einmal angehen, wenn ſie auch gerne wolten. Der Abſchnitt des Verſtandes zwingt ſie oft, bey dem Schluſſe eines jeden Verſes inne zu halten, und dieſes verurſacht eine Art von Geſang, welchem man am beſten dadurch abhilft, wenn man dieſen Abſchnitt nach Beſchaffenheit der Umſtände entweder verkürzt oder verlängert, und nicht alle Verſe in einerley Zeit ausſpricht. — — Ferner gehöret unter die Hinderniſſe der vorherrſchende Geſchmak, welchen gewiſſe Schauſpieler für eine beſondere Art zu ſpielen haben. Beſitzen ſie zum Exempel die Kunſt zu rühren, ſo wollen ſie dieſe Kunſt überall anwenden, und weil ihnen der weinende Ton wohl läßt, ſo ſind ſie faſt nie daraus zu bringen.

Das **achte Hauptſtück** unterſucht **in welcher Vollkommenheit die Schauſpieler ihre Rollen auswendig wiſſen ſollen, damit die Wahrheit der Vorſtellung nichts darunter leide?** Die Antwort hierauf iſt offenbar: in der allermöglichſten. „Denn „die vornehmſte Aufmerkſamkeit des Schauſpielers, ſagt der Verfaſſer, muß dahin gerichtet „ſeyn, daß er uns nichts als die Perſon, die er „vorſtellt, ſehen laſſe. Wie iſt dieſes aber möglich, wenn er uns merken läßt, daß er blos das „wiederhohlt, was er auswendig gelernt hat? „Ja noch mehr. Wie kann er uns nur den

„bloſſen Schauſpieler zeigen, wenn ſein Gedächtniß arbeiten muß? Wenn der Lauf des Waſſers, das durch ſeine Erhöhung oder durch ſeinen Fall eine Fontaine zu verſchönern beſtimmt „iſt, in ſeinen Kanälen durch etwas aufgehalten „wird, ſo kann es unmöglich die verlangte Wirkung thun. Wenn dem Schauſpieler ſeine „Rede nicht auf das ſchleunigſte beyfällt, ſo kann „er faſt nicht den geringſten Gebrauch von ſeinen „Talenten machen. — — Ja, der Verfaſſer geht noch weiter und behauptet, daß die Schauſpieler nicht allein ihre eigne Rolle, ſondern auch die Rollen aller andern, mit welchen ſie auf der Bühne zuſammen kommen, wenigſtens zum Theil, wiſſen müſſen. Man muß faſt immer auf dem Theater, ehe man das Stillſchweigen bricht, ſeine Rede durch einige Action vorbereiten, und der Anfang dieſer Action muß, nach Beſchaffenheit der Umſtände, eine kürzere oder längere Zeit vor der Rede vorhergehen. Wenn man aber nichts als die letzten Worte von der Rede, auf die man antworten ſoll, weis, ſo iſt man oft der Gefahr ausgeſetzt, ſeine Antwort nicht gehörig vorbereiten zu können.

Bis hieher hat der Verfaſſer die Wahrſcheinlichkeiten betrachtet, die der Schauſpieler in ſeinem Spiele beobachten muß, wenn die Vorſtellung wahr ſcheinen ſoll. In dem **neunten Hauptſtücke** betrachtet er nunmehr **diejenigen Wahrſcheinlichkeiten, welche von den äuſſer-**

äuſſerlichen Umſtänden, in welchen ſich der Schauſpieler befindet, abhangen. Es muß zum Exempel der Ort der Scene allezeit dem Orte ähnlich ſeyn, in welchem man die Handlung vorgehen läßt. Die Zuſchauer müſſen ſich nicht mit auf dem Theater befinden, welches in Paris beſonders Mode iſt. Die Schauſpieler müſſen gehörig gekleidet ſeyn; wenn ſie ihre Rolle in einem prächtigen Aufzuge zu erſcheinen verbindet, ſo müſſen ſie nicht in einem ſchlechten erſcheinen; auch diejenigen Schauſpielerinnen, welche die Mägdchen vorſtellen, müſſen ſich nicht allzuſehr putzen, ſondern ihrer Eitelkeit ein wenig Gewalt anthun. Beſonders müſſen die Schauſpieler die Wahrſcheinlichkeit beobachten, wenn ſie ſich den Zuſchauern nach einer That zeigen, die ihre Perſon nothwendig in einige Unordnung muß geſetzt haben. **Oreſt**, wenn er aus dem Tempel kömmt, wo er, **Hermionen** ein Gnüge zu thun, den **Pirrhus** umgebracht hat, muß nicht in künſtlich friſirten und gepuderten Haaren erſcheinen. = = Noch eine gewiſſe Gleichheit muß zwiſchen dem Schauſpieler und der Perſon, die er vorſtellt, auſſer der, deren wir oben gedacht haben, beobachtet werden. Derjenige Acteur, welcher zuerſt den verlohrnen Sohn vorſtellte, ſchien ſeiner Vortreflichkeit in dem hohen Komiſchen ungeachtet, dennoch an der unrechten Stelle zu ſeyn, weil man ihn unmöglich für einen jungen Unglücklichen halten konnte, der

der ſich durch ſeine üble Aufführung in die äuſſerſte Armuth geſtürzt, und das härteſte Elend erduldet habe. Hingegen war das geſunde Anſehen des **Montmeny**, welcher den eingebildeten Kranken vorſtellte, in dieſer Rolle gar nicht anſtößig, ſondern um ſo viel angenehmer, je lächerlicher es war, daß ein Menſch, dem alles das längſte Leben zu verſprechen ſchien, ſich beſtändig in einer nahen Todesgefahr zu ſeyn einbildete.

Aus den jetzt angeführten Betrachtungen über die Wahrheit der Vorſtellung flieſſen einige andere Betrachtungen, welche das **zehnte Hauptſtück** ausmachen. Sie betreffen die Vorbereitung groſſer Bewegungen, das ſtuffenweiſe Steigen derſelben und die Verbindung in dem Uebergange von einer auf die andre. Ein dramatiſcher Dichter, welcher ſeine Kunſt verſtehet, läßt die Zuſchauer mit Fleiß nicht merken, wohin er ſie führen will. Der Schauſpieler muß ſich hierinne nach dem Verfaſſer richten, und muß uns das letzte nicht eher ſehen laſſen, als bis wir eben darauf kommen ſollen. Allein, wie wir das, was uns vorbehalten wird, nicht gern errathen mögen, ſo mögen wir auch eben ſo wenig uns gern betriegen laſſen. Es iſt uns lieb, wenn wir das zu ſehen bekommen, was wir nicht erwarteteten, allein mißvergnügt ſind wir, wenn man uns etwas anders hat erwarten laſſen, als das, was wir ſehen. Dieſes erläutert der Verfaſſer durch eine Stelle aus der **Phädra**, wo dieſe den Hippolyt zu einer Liebeserklärung vorbereitet. Das ſtuffenweiſe Steigen beſteht darinne, daß ſich die heftige Bewegung immer nach und nach entwickle, welches eben ſo nothwendig als die Vorbereitung iſt, weil jeder Eindruck, welcher nicht zunimmt, nothwendig abnimmt. Die fernere Folge der angeführten Stelle aus der **Phädra** muß auch dieſes erläutern. — — Was aber die Verbindung verſchiedner Bewegungen, beſonders diejenigen, die einander vernichten, anbelangt, ſo wird die Stelle aus der Zaire zum Muſter angeführt, wo **Orosman** bald Wuth, bald Liebe, und bald Verachtung gegen den unſchuldigen Gegenſtand ſeines Verdachts äuſſert. Ich müßte ſie ganz herſetzen, wenn ich mehr davon anführen wollte.

Ein Schauſpieler kann die meiſten der nur gedachten Bedingungen beobachten, und dennoch nicht natürlich ſpielen. Der Verfaſſer unterſucht alſo in dem **eilften Hauptſtücke, worinne das natürliche Spiel beſtehe**, und ob es auf dem Theater allezeit nöthig ſey. Wenn man unter dem natürlichen Spiele dasjenige meint, welches nicht gezwungen und mühſam läßt, ſo iſt es wohl gewiß, daß es überhaupt alle Schauſpieler haben müſſen. Verſteht man aber eine durchaus genaue Nachahmung der gemeinen Natur darunter, ſo kann man kühnlich behaupten, daß der Schauſpieler unſchmackhaft werden würde, wenn er beſtändig natürlich ſpielen wollte. Der komiſche Schauſpieler darf nicht nur, ſondern muß auch dann und wann ſeine Rolle übertreiben. Allein man merke wohl, daß unter dieſem **Uebertreiben** nicht die Heftigkeit der Declamation eines tragiſchen Acteurs begriffen iſt, und daß man ſie nur dem komiſchen Acteur erlaubet, um etwas lächerliches deſto ſtärker in die Augen fallen zu laſſen. Doch auch hier müſſen gewiſſe Bedingungen und Umſtände beobachtet werden. Der Schauſpieler muß noch immer bey ſeinem Uebertreiben eine Art von Regeln beobachten; er kann wohl weiter gehen, als die Natur geht, aber keine Ungeheuer muß er uns deswegen nicht vorſtellen. So erlaubt man zum Exempel wohl einem Mahler, daß er, in der Hitze einer luſtigen Raſerey, eine Figur mit einer außerordentlich langen Naſe mache; aber dieſe Naſe muß doch ſonſt mit den andern Naſen übereinkommen, und muß ſich an der Stelle befinden, welche ihr die Natur angewieſen hat. Gleichfalls muß der Schauſpieler, wenn er übertreiben will, zuerſt eine Art von Vorbereitung anwenden, und es nicht eher wagen, als bis er den Zuſchauern in eine Art von freudiger Trunkenheit verſetzt hat, welche ihn nicht ſo ſtrenge zu urtheilen erlaubt, als wenn er bey kaltem Blute wäre. Außer dieſen zwey Bedingungen muß das Uebertreiben auch nicht allzuhäufig und auch nicht am falſchen Orte angebracht werden. Am falſchen Orte würde es zum Exempel angebracht ſeyn, wenn es diejenigen Acteurs brauchen wollten, die das, was man in der Welt rechtſchafne ehrliche Leute nennt, vorzuſtellen haben, und uns für ſich einnehmen ſollen. Ein deutliches Exempel übrigens daß das Uebertreiben durchaus nothwendig ſeyn könne, kömmt in den **Betriegereyen des Scapins**, (Aufz. 1. Auft. 3.) vor, wo Scapin den Argante nachmacht, um den Octavio die Gegenwart eines aufgebrachten Vaters aushalten zu lehren. Der Acteur kann hier übertreiben ſo viel als er will, weil die Wahrſcheinlichkeit dadurch mehr aufgeholfen, als verletzet wird. Es würde nehmlich weniger wahrſcheinlich ſeyn, daß Octav ganz betäubt wird, und nicht weis, was er ſagen ſoll, wenn nicht die außerordentliche Heftigkeit des Scapins und die Gewaltſamkeit ſeines Betragens, dieſen jungen Liebhaber ſo täuſchte, daß er wirklich den fürchterlichen Argante in dem Scapin zu ſehen glaubte.

Alles was unſer Verfaſſer bisher angeführt hat, thut, wenn es von dem Schauſpieler beobachtet wird, nur denjenigen Zuſchauern Genüge, welche das Gute, was ſie ſehen, empfinden, und damit zufrieden ſind, nicht aber denen, welche zugleich unterſuchen, ob das Gute nicht noch beſſer hätte ſeyn können. Für dieſe hat der Schauſpieler gewiſſe **Feinheiten** von Nöthen,

die der Verfaſſer in den folgenden drey Hauptſtücken erklärt. In dem **zwölften Hauptſtücke** handelt er **von dieſen Feinheiten überhaupt.** Eine von den größten beſtehet darinne, daß er dem Verfaſſer nachhilft, wo er etwa durch Unterdrückung eines Worts, oder durch ſonſt eine kleine Unrichtigkeit, die er vielleicht aus Nothwendigkeit des Reims begangen hat, einen ſchönen Gedanken nicht deutlich genug ausgedrückt hat. „Wenn zum Exempel Sever
„nach dem Tode des Polieuct (**Aufz. 5. letzter
„Auftritt**) zu dem Felix und zu der Paulina
„ſagt:

Servez bien votre Dieu, ſervez votre Monarque,

„ſo bekümmert er ſich wenig darum, daß ſie bey
„ihrer Religion bleiben, allein die Treue gegen
„den Kayſer betrachtet er, als eine Schuldigkeit,
„deren ſie ſich auf keine Weiſe entbrechen können.
„Daher ſprach auch **Baron**, welcher
„dasjenige, was die Verfaſſer nicht ſagten, aber
„doch gerne ſagen wollten, ungemein glücklich
„zu errathen wußte, die letztern Worte: **dienet
„eurem Monarchen** auf eine ganz andre
„Art aus, als die erſtern **dienet nur eurem
„GOtt.** Er ging über die erſte Helfte ganz
„leicht weg, und legte allen Nachdruck auf die
„andere. In der erſten nahm er den Ton eines
„Mannes an, welcher von den Tugenden der
„Chriſten zwar gerühret, aber von der Wahrheit

„ihrer Religion noch nicht überzeugt iſt, und alſo „ganz wohl zugeben konnte, daß man ihr anhing, „aber es gar nicht für nöthig hielt, ſie ſelbſt zu „ergreifen. In der andern aber gab er durch „eine ſehr feine Bewegung und durch eine ſehr „künſtliche Veränderung der Stimme zu verſtehen, daß ihm der Dienſt des Kayſers ein „weit wichtigerer Punct zu ſeyn ſcheine, als die „genaueſte Beobachtung des Chriſtenthums. — — Eine andre Art von den Feinheiten des Schauſpielers kommt auf die Verbergung der Fehler eines Stücks an. Läßt, zum Exempel, der Verfaſſer, eine Perſon, mit der er in Unterredung iſt, allzulange ſprechen, ſo macht er es nicht, wie es wohl oft gewiſſe Schauſpielerinnen machen, und läßt ſeine Augen unterdeſſen unter den Zuſchauern herumſchweifen, ſondern er bemüht ſich, durch ein ſtummes Spiel auch alsdenn zu ſprechen, wenn ihm der Dichter das Stillſchweigen auflegt.

In dem **dreyzehnten Hauptſtücke** nimt der Verfaſſer, um die **Feinheiten** des Schauſpielers näher zu betrachten, diejenigen vor, **welche dem Tragiſchen insbeſondere zugehören.** „Man glaubt mit Recht, daß die „Tragödie groſſe Bewegungen in uns erregen „müſſe. Wenn man aber daraus ſchließt, daß „ſich folglich der Schauſpieler dieſen Bewegungen nicht ununterbrochen genug überlaſſen könne, ſo betriegt man ſich. Oft iſt es ſehr gut,

„wenn er in denjenigen Augenblicken, in welchen
„gemeine Seelen denken, daß er ſich in
„der allergewaltſamſten Bewegung zeigen werde,
„ganz vollkommen ruhig zu ſeyn ſcheinet.
„In dieſer Abſtechung liegt der größte und vornehmſte
„Theil der Feinheiten, welche in dem
„tragiſchen Spiele anzubringen ſind. Ein Paar
Exempel werden dieſes deutlicher machen. „Die
„ausnehmende Gunſt, womit **Auguſtus** den
„**Cinna** beehrte, hatte den letztern doch nicht
„abhalten können, ſich in eine Verſchwörung
„wider ſeinen Wohlthäter einzulaſſen. Das
„Vorhaben des Cinna wird entdeckt. Auguſtus
„läßt ihn vor ſich fordern, um ihm zu entdecken,
„daß er alle ſeine Untreue wiſſe. Wer ſieht nicht
„ſogleich ein, daß dieſer Kayſer um ſo vielmehr
„Ehrfurcht erwecken muß, je weniger er ſeinen
„Unwillen auslaſſen wird? Und je mehr er Urſache
„hat über die Undankbarkeit eines Verräthers
„erbittert zu ſeyn, den er mit Wohlthaten
„überſchüttet hat, und der ihm gleichwohl nach
„Thron und Leben ſteht, deſto mehr wird man
„erſtaunen, die Majeſtät eines Regenten, welcher
„richtet, und nicht den Zorn eines ſich rächenden
„Feindes in ihm zu bemerken. — —
„Eben ſo deutlich fällt es in die Augen, daß je
„weniger man über die Gröſſe ſeiner entworfnen
„Unternehmungen erſtaunt ſcheint, deſto gröſſer
„der Begrif iſt, den man bey andern von ſeinen
„Vermögen, ſie auszuführen, erweckt. **Mithri-**

„dat muß daher einen weit gröſſern Eindruck
„machen, wenn er ſeinen Söhnen die Entwürfe,
„die er den Stolz der Römer zu erniedrigen
„gemacht hat, mit einer ganz gelaſſenen und einfältigen
„Art mittheilet, als wenn er ſie mit
„Schwulſt und Pralerey auskrahmet, und in
„dem Tone eines Menſchen vorträgt, welcher
„den weiten Umfang ſeines Genies und die
„Gröſſe ſeines Muths gern möchte bewundern
„laſſen. — — Wenn man dieſes gehörig überlegt, ſo wird man hoffentlich nicht einen Augenblick länger daran zweifeln, daß groſſe Geſinnungen zur Vorſtellung einer Tragödie nothwendig erfordert werden. Ein Acteur, welcher keine erhabene Seele hat, wird dieſe verlangten Abſtechungen auf keine Weiſe anbringen können; kaum daß er fähig ſeyn wird, dieſelben ſich vorzuſtellen.

Das **vierzehnte Hauptſtücke** handelt **von denjenigen Feinheiten insbeſondere, welche für das Komiſche gehören.** Dieſe ſind zweyerley. Entweder der komiſche Schauſpieler macht uns über ſeine eigne Perſon zu lachen, oder über die andern Perſonen des Stücks. Das erſte zu thun, ſind eine unzählige Menge Mittel vorhanden. Das vernehmſte aber beſteht darinne, daß man ſich der Umſtände zu Nutze macht, welche den Charakter der Perſon an den Tag legen können. Iſt zum Exempel dieſe Perſon ein Geiziger und es brennen zwey Wachslichter in dem Zimmer, ſo muß er nothwendig das eine auslöſchen. Auch bey den Leidenſchaften kann man viel komiſche Feinheiten von dieſer Art anbringen; wenn man nehmlich thut, als ob ſie ſich wider Willen der Perſon, die ſie gerne verbergen will, verriethen. Ferner kann man über ſeiner Perſon zu lachen machen, wenn man ſie etwas thun läßt, was ihren Abſichten zuwider iſt. Ein Liebhaber, der wider ſeine Schöne in dem heftigſten Zorne iſt und ſie fliehen will, ergötzt uns allezeit, wenn wir ihn aus Gewohnheit den Weg zu dem Zimmer ſeiner Geliebten nehmen ſehen; desgleichen ein unbedachtſam Dummer, wenn er dasjenige, was er gerne verſchweigen möchte, ganz laut erzehlt. — — Unter den komiſchen Feinheiten, von der andern Art, wodurch man nehmlich andre Perſonen lächerlich zu machen ſucht, gehöret der rechte Gebrauch der Anſpielungen, und beſonders das Parodiren, welches entweder aus Unwillen, oder aus bloſſer Munterkeit geſchieht. Gleichfalls gehören die Hinderniſſe hierher, die man der Ungeduld eines andern in Weg legt. Zum Exempel ein Herr glaubt den Brief, den ihm der Bediente bringt, nicht hurtig genug leſen zu können; und dieſer zieht ihn entweder durch die Langſamkeit, mit welcher er ihn ſucht, oder durch die Unvorſichtigkeit, ein Pappier für das andre zu ergreifen, auf.

In dem **funfzehnten Hauptſtücke** fügt der Verfaſſer zu dem, was von den Feinheiten geſagt werden, einige Regeln, die man bey Anwendung derſelben beobachten muß. Sie müſſen vor allen Dingen diejenige Perſon nicht witzig machen, welche entweder gar keinen oder nur ſehr wenig Witz haben ſoll. Sie müſſen auch alsdenn nicht gebraucht werden, wenn die Perſon in einer heftigen Bewegung iſt, weil die Feinheiten eine völlige Freyheit der Vernunft vorausſetzen. Ferner muß man ſich lieber gar nicht damit abgeben, als ſolche anzuwenden wagen, von deren guten Wirkung man nicht gewiß überzeugt iſt; denn in Abſicht auf angenehme Empfindungen, wollen wir lieber gar keine, als unvollkommene haben.

Alle dieſe Feinheiten ſind von der Art, daß ſie faſt immer ſo wohl geſehen als gehöret werden müſſen. Es giebt deren aber auch noch eine Art, welche blos geſehen werden dürfen, und dieſe ſind das, was man **Theaterſpiele** nennt. Der Verfaſſer widmet ihnen das **ſechszehnte Hauptſtück**. Sie helfen entweder die Vorſtellung blos angenehmer, oder wahrer machen. Die letztern, welche die Vorſtellung wahrer machen, gehören für die Tragödie ſo wohl, als für die Komödie; die andern aber, insbeſondre nur für die Komödie. Ferner hangen ſie entweder nur von einer Perſon, oder von allen Perſonen, die ſich mit einander auf der Bühne befinden, zuſammen ab. Die letztern müſſen ſo eingerichtet ſeyn, daß in aller Stellungen und Bewegungen eine vollkommene Uebereinſtimmung herrſche. Wenn Phädra dem Hippolyt den Degen von der Seite reißt, ſo müſſen der Schauſpieler und die Schauſpielerin ſich wohl vorgeſehen haben, damit ſie ſich in dem Augenblicke nicht allzuweit von einander befinden, und damit die Schauſpielerin nicht nöthig hat, das Gewehr, deſſen ſie ſich bemächtigen will, erſt lange zu ſuchen. — — Ueberhaupt muß in den **Theaterſpielen** eine groſſe Abwechſelung zu bemerken ſeyn; und von dieſer handelt der Verfaſſer

In dem **ſiebzehnten Hauptſtücke**. Die Abwechſelung gehöret nicht allein für diejenigen Schauſpieler, welche ſich zugleich in der Tragödie und Komödie zeigen wollen; auch nicht für die alleine, die nur in der einen oder in der andern ſpielen: ſondern auch für die, die ſich nur zu gewiſſen Rollen beſtimmen, die alle einigermaaſſen mit einander übereinkommen. Die Urſache davon iſt dieſe, weil auch diejenigen Perſonen, die einander am meiſten ähnlich ſind, dennoch gewiſſe Schattirungen haben, die ſie von einander unterſcheiden. Dieſe Schattirungen muß der Schauſpieler aufſuchen, und ſeine Rolle genau zergliedern, wenn er nicht alles unter einander mengen, und ſich nicht einer eckeln Einförmigkeit ſchuldig machen will. — — Doch auch nicht einmal in den ähnlichen Rollen allein muß der Schauſpieler ſein Spiel abwechſeln; er muß es auch alsdann abwechſeln, wenn er eben dieſelben Rollen ſpielt. Die wenige Aufmerkſamkeit, die man auf dieſen Artickel richtet, iſt eine von den vornehmſten Urſachen, warum wir nicht gerne einerley Stück mehr als einmal hintereinander ſehen mögen. —— Meiſtentheils ſind die Schauſpieler aber nur deswegen ſo einförmig, weil ſie mehr nach dem Gedächtniſſe, als nach der Empfindung ſpielen. Wenn ein Acteur, der Feuer hat, von ſeiner Stellung gehörig eingenommen iſt; wenn er die Gabe hat, ſich in ſeine Perſon zu verwandeln, ſo braucht er auf die Abwechſelung weiter nicht zu denken. Ob er gleich verbunden iſt, ſo oft er eben dieſelbe Rolle ſpielt, eben derſelbe Menſch zu bleiben, ſo wird er doch immer ein Mittel finden, den Zuſchauern neu zu ſcheinen.

Geſetzt nun, daß das Spiel eines Komödianten vollkommen wahr iſt; geſetzt, daß es natürlich iſt; geſetzt, daß es fein und abwechſelnd iſt: ſo werden wir ihn zwar bewundern, wir werden aber doch immer noch etwas vermiſſen, wenn er nicht die Anmuth des Vortrags und der Action damit verbindet. Von dieſer Anmuth handelt das **achtzehnte Hauptſtück**. Bey Vorſtellung der Tragödie, iſt ſie mit unter der Majeſtät begriffen, welche überall darinne herrſchen muß. Was aber die Anmuth in dem Komiſchen ſey, beſonders in dem hohen Komiſchen, das läßt ſich ſchwer erklären, und eben ſo ſchwer laſſen ſich Regeln davon geben; überhaupt kann man ſagen, daß ſie darinne beſtehe, wenn man der Natur auch ſo gar in ihren Fehlern Zierde und Reitz giebt. Man muß närriſche Originale nachſchildern, aber man muß ſie auf ihrer ſchönſten Seite nachſchildern. Ein jeder Gegenſtand iſt einer Art von Vollkommenheit fähig, und ein jeder, den man auf der Bühne zeigt, muß ſo vollkommen ſeyn, als er nur immer ſeyn kann. Ein Landmägdchen, zum Exempel, iſt auf dem Theater diejenige gar nicht, die es auf dem Dorfe iſt. Es muß unter ihrem Betragen und dem Betragen ihres gleichen, eben der Unterſchied ſeyn, welcher zwiſchen ihren Kleidern und den Kleidern einer gemeinen Bäuerin iſt.

Das **neunzehnte Hauptſtück**, welches das letzte unſers **Schauſpielers** iſt, enthält nichts als einen kurzen Schluß, welcher aus einer Betrachtung beſteht, der die natürliche Folge aus den vorhergemachten Anmerkungen iſt. „Je „ſchwerer nun, ſagt der Verfaſſer, die Kunſt iſt, „deſto mehr Nachſicht ſollten wir gegen die jungen Schauſpieler haben, wenn ſie mit den natürlichen Gaben, die ihnen nöthig ſind, auch „den gehörigen Eifer, in ihrem Werke vortreflich zu werden, verbinden. Wenn es aber unſer Nutzen erfordert, mit dieſen nicht allzuſtrenge zu verfahren, ſo erfordert es auch unſre

„Billigkeit, vortreflichen Schauſpielern alle die „Achtung wiederfahren zu laſſen, welche ſie verdienen. — — —

Ich bin überzeugt, daß meine Leſer aus dieſem Auszuge eine ſehr gute Meinung von dem Werke des Herrn **Remond von Sainte Albine** bekommen werden. Und vielleicht werden ſie mir es gar verdenken, daß ich ſie mit einem bloſſen Auszuge abgefertiget habe. Ich muß alſo meine Gründe entdecken, warum ich von einer förmlichen Ueberſetzung, die doch ſchon faſt fertig war, abgeſtanden bin. Ich habe deren zwey. Erſtlich glaube ich nicht, daß unſre deutſchen Schauſpieler viel daraus lernen können; zweytens wollte ich nicht gerne, daß deutſche Zuſchauer ihre Art zu beurtheilen daraus borgen möchten. Das erſte zu beweiſen berufe ich mich Theils darauf, daß der Verfaſſer ſeine feinſten Anmerkungen zu erläutern ſehr oft nur ſolche franzöſiſche Stücke anführt, die wir auf unſrer deutſchen Bühne nicht kennen; Theils berufe ich mich auf die ganze Einrichtung des Werks. Man ſage mir, iſt es wohl etwas mehr, als eine ſchöne Methaphyſik von der Kunſt des Schauſpielers? Glaubt wohl jemand, wenn er auch ſchon alles, was darinne geſagt wird, inne hat, ſich mit völliger Zuverſicht des Beyfalls auf dem Theater zeigen zu können? Man bilde ſich einen Menſchen ein, dem es an dem äußerlichen nicht fehlt, einen Menſchen, der Witz, Feuer und Empſindung hat, einen Menſchen, der alles weis, was zur Wahrheit der Vorſtellung gehört: wird ihn denn deswegen ſogleich ſein Körper überall zu Dienſten ſeyn? Wird er deswegen alles durch äußerliche Merkmahle ausdrücken können, was er empſindet und einſieht? Umſonſt ſagt man: ja, wenn er nur alsdenn Action und Ausſprache ſeiner Perſon gemäß, natürlich, abwechſelnd und reitzend einrichtet. Alles dieſes ſind abgeſonderte Begriffe von dem, was er thun ſoll, aber noch gar keine Vorſchriften, wie er es thun ſoll. Der **Herr Remond von Sainte Albine** ſetzet in ſeinem ganzen Werke ſtillſchweigend voraus, daß die äußerlichen Modificationen des Körpers natürliche Folgen von der innern Beſchaffenheit der Seele ſind, die ſich von ſelbſt ohne Mühe ergeben. Es iſt zwar wahr, daß jeder Menſch ungelernt den Zuſtand ſeiner Seele durch Kennzeichen, welche in die Sinne fallen, einigermaaßen ausdrücken kann, der eine durch dieſes, der andre durch jenes. Allein auf dem Theater will man Geſinnungen und Leidenſchaften nicht nur einigermaaſſen ausgedrückt ſehen; nicht nur auf die unvollkommene Weiſe, wie ſie ein einzelner Menſch, wenn er ſich wirklich in eben denſelben Umſtänden beſände, vor ſich ausdrücken würde; ſondern man will ſie auf die allervollkommenſte Art ausgedrückt ſehen, ſo wie ſie nicht beſſer und nicht vollſtändiger ausgedrückt werden können. Dazu aber iſt kein ander Mittel,

tel, als die beſondern Arten, wie ſie ſich bey dem und bey jenem ausdrücken, kennen zu lernen, und eine allgemeine Art daraus zuſammen zu ſetzen, die um ſo viel wahrer ſcheinen muß, da ein jeder etwas von der ſeinigen darinnen entdeckt. Kurz, ich glaube, der ganze Grundſatz unſers Verfaſſers iſt umzukehren. Ich glaube, wenn der Schauſpieler alle äußerliche Kennzeichen und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus der Erfahrung gelernet hat, daß ſie etwas gewiſſes ausdrücken, nachzumachen weis, ſo wird ſich ſeine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf ſie geſchieht, von ſelbſt in den Stand ſetzen, der ſeinen Bewegungen, Stellungen und Tönen gemäß iſt. Dieſe nun auf eine gewiſſe mechaniſche Art zu erlernen, auf eine Art aber, die ſich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Daſeyn man durchgängig zweifelt, iſt die einzige und wahre Art die Schauſpielkunſt zu ſtudiren. Allein was findet man hiervon in dem ganzen Schauſpieler unſers Verfaſſers? Nichts, oder aufs höchſte nur ſolche allgemeine Anmerkungen, welche uns leere Worte für Begriffe, oder ein ich weis nicht was für Erklärungen geben. Und eben dieſes iſt auch die Urſache, warum es nicht gut wäre, wenn unſer Zuſchauer ſich nach dieſen Anmerkungen zu urtheilen gewöhnen wollten. **Feuer, Empfin-**

dung, **Eingeweide, Wahrheit, Natur, Anmuth** würden alle im Munde führen, und kein einziger würde vielleicht wiſſen, was er dabey denken müſſe. Ich hoffe eheſtens Gelegenheit zu haben, mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehmlich dem Publico ein kleines Werk **über die körperliche Beredſamkeit** vorlegen werde, von welchem ich jetzt weiter nichts ſagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derſelben eben ſo ſicher, als leicht zu machen.

V.

Leben des Herrn Philipp Nericault Destouches.

Der nur vor kurzen erfolgte Tod dieſes berühmten komiſchen Dichters hat die Vorſtellung ſeiner Vollkommenheiten bey mir ſo lebhaſt gemacht, daß ich nicht umhin kann, in dieſer Bibliothek ſeiner unter allen Franzoſen am erſten zu gedenken. Vor jezt will ich nur einige hiſtoriſche Umſtände ſeines Lebens mittheilen, und die nähere Bekanntmachung ſeiner Werke, deren vornehmſte ich mit allem Fleis zergliedern werde, auf die nächſte Fortſetzung verſparen.

Philipp Nericault Destouches, Herr von Fortoiſeau, von Voſves, von Vives-Eaux, ꝛc. Gouverneur der Stadt und des Schloſſes Mielun, und eines von den vierzig Gliedern der franzöſiſchen Akademie, war im Jahr 1680 gebohren. In ſeinem neunzehnten Jahre kam er zu dem Marquis von **Puyzieulx**, damaligen Generallieutenant der franzöſiſchen Armeen, und

Gouverneur von Hünningen, in deſſen Dienſten und unter deſſen Aufſicht er ſich ganzer ſieben Jahr zu öffentlichen Angelegenheiten geſchickt machte. Dieſer Herr hatte ſich ehedem nicht nur im Felde einen groſſen Ruhm und das Vertrauen des **Turenne** erworben, ſondern war auch königlicher Abgeſandter bey den Schweizeriſchen Cantons geweſen. Er beſas ſehr beſondere Verdienſte, und wußte zwey ganz entgegen geſetzte Eigenſchaften, die Klugheit nehmlich und das Phlegma eines Staatsmanns mit der Kühnheit und Thätigkeit eines Soldaten zu verbinden. Der junge **Deſtouches** befand ſich noch in dem Hauſe des Marquis, als er ſeine erſte Komödie ans Licht ſtellte. Es war dieſes der **unverſchämte Neugierige** (le Curieux impertinent) in Verſen und fünf Aufzügen. Sie hatte Beyfall gefunden, und er glaubte verbunden zu ſeyn, ſie ſeinem Wohlthäter zuzueignen; ja, wenn er in dieſer Zueignungsſchrift nicht ſo wohl die Sprache der Schmeicheley, als der Wahrheit geredet hat, ſo war er es auch in der That. Er und ſeine Familie hatten ihm den löblichen Ehrgeiz, ſich auch in der gelehrten Republik einen Rang zu erwerben, beygebracht; unter ihm hatte er ſeinen Geiſt gebildet und ſein Herz gebeſſert, ja von ihm hatte er ſo gar manche vortrefliche Einſicht in die Kunſt, in welcher er ſich zu zeigen anfing, erlangt. So viel iſt gewiß, daß unſer Dichter ſchon in ſeinem erſten Stücke eine beſondre Kenntniß der groſſen Welt und der Art, durch welche ſich das Lächerliche derſelben von den Lächerlichkeiten des Pöbels unterſcheidet, zeigte, und überall diejenige Anſtändigkeit auch bey Schilderung der Laſter blicken ließ, die faſt nur denen, die unter Leuten von Stande aufgewachſen ſind, natürlich zu ſeyn ſcheinet. Nachdem er das Haus des Marquis von **Puyzieulx** verlaſſen, ward er nach und nach in verſchiedenen Staatsunterhandlungen gebraucht, in welchen er immer glücklich war. Er unterließ dabey nicht, ein vortrefliches Stück nach dem andern dem Theater zu liefern, und wiederlegte durch ſein Beyſpiel auf eine ſehr nachdrückliche Art das Vorurtheil, daß ſich ein Dichter zu weiter nichts als zum Dichten ſchicke, und beſonders die geringſten öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten unfähig ſey. Die Belohnungen ſeiner Verdienſte blieben nicht aus. Im Jahr 1723 machte ihn die franzöſiſche Akademie zu ihrem Mitgliede, und einige Jahre darauf erhielt er das gedachte Gouvernement von Melun. Er hörte auch in ſeinem höchſten Alter nicht auf, ſich immer neue komiſche Lorbeerkränze zu flechten, und trieb dieſe ſeine gelehrte Beſchäftigung mit dem mühſamſten Fleiſe. Er arbeitete unter andern ganzer zehn Jahr an dramatiſchen Commentariis über alle tragiſche und komiſche, ſo wohl alte als neue Dichter, ohne die Spaniſchen, Engliſchen und Italiäniſchen auszunehmen. Er machte über jeden derſelben kritiſche Anmerkungen, und der erſte Theil, welcher Verſuche über den **Sophokles**, **Euripides**, **Ariſtophanes**, **Plautus** und **Terenz** enthält, iſt bereits vor verſchiedenen Jahren fertig geweſen. In dem andern Theile war er auch ſchon bis auf die beyden **Corneilles** gekommen, und fand den jüngern, jemehr er ihn unterſuchte, beſonders in Anſehung der Erfindung und Einrichtung ſeiner Stücke, immer ſchätzbarer, als man ſich ihn gemeiniglich einbildet. Ob der Verfaſſer dieſes Werk noch vor ſeinem Tode zu Stande gebracht, und ob es das Licht ſehen werde, wird die Zeit lehren. Niemand kann über groſſe Meiſter beſſer urtheilen, als wer ſelbſt ein groſſer Meiſter iſt, und zugleich die edle Beſcheidenheit beſitzt, welche den Herrn Destouches allezeit liebenswerth gemacht hat. Er ſtarb zu Melun, den 5ten Julius dieſes Jahres.

Seine dramatiſchen Stücke ſind zu verſchiedenen malen zuſammen gedruckt worden. Die neuſte Ausgabe davon iſt ohne Zweifel die, welche ich vor mir habe und zu Haag 1752 in vier Theilen in Duodez gedruckt iſt. Der Buchhändler **Benjamin Gibert** hat ſie dem Herrn **Destouches** ſelbſt zugeeignet, und bittet ihn in der Zueignung um Verzeihung, daß er ohne ſeine Erlaubniß alles, was er von ſeiner Arbeit auftreiben können, zuſammen gedruckt, und der

Welt mitgetheilt habe. Ich glaube eine Zueignungsſchrift iſt in ſolchen Fällen die geringſte Genugthuung, die der gewinſüchtige Buchhändler dem beſchämten Verfaſſer kann wiederfahren laſſen. Doch ohne mich um die Rechtmäßigkeit dieſer Ausgabe viel zu bekümmern, will ich mir vielmehr ihre Vollſtändigkeit zu Nutze machen, und den Inhalt daraus anzeigen.

Der erſte Theil enthält ſechs Stück. Das erſte iſt der **unverſchämte Neugierige**, deſſen ich ſchon gedacht habe. Der Prolog, den ihm der Dichter vorgeſetzt hat, iſt erſt lange nach der Zeit dazu gekommen, und iſt auf die Feyerlichkeit gerichtet, bey welcher er von einer Geſellſchaft Freunde auf dem Lande vorgeſtellet ward. Das zweyte Stück iſt der **Undankbare** (l'Ingrat) in Verſen und fünf Aufzügen. Dieſes folgte in der That gleich auf das erſte, wie denn überhaupt alle folgende Stücke nach der Zeitrechnung geordnet ſind. Das dritte Stück iſt der **Unentſchlüßige** (l'Irreſolu) auch in Verſen und fünf Aufzügen. Der Verfaſſer hat es dem **Marquis von Courcillon** zugeeignet, welcher zu eben der Zeit das Gouvernement von Touraine, der Provinz in welcher unſer **Deſtouches** gebohren war, erhalten hatte. Das vierte Stück iſt der **Verleumder**, (le Mediſant) gleichfalls in Verſen und fünf Aufzügen. Das fünfte Stück iſt nur in einem Aufzuge, in Proſa, und heißt: **Die dreyfache Heyrath** (le triple

Mariage.) Das ſechſte Stück iſt auch nur in einem Aufzuge, aber in Verſen, und führt den Titel: **Die ſchöne Stolze, oder das verwöhnte Kind** (la belle Orgueilleuſe ou l'Enfant gaté.)

Der zweyte Theil beſtehet aus fünf Stücken. Erſtlich aus der **unvermutheten Hinderniß, oder der Hinderniß ohne Hinderniß,** (l'obſtacle imprevu ou l'obſtacle ſans obſtacle) einem Luſtſpiele in Verſe und fünf Aufzügen. Dieſes Stück iſt dem Herzoge von **Orleans,** damaligem Regenten von Frankreich zugeeignet. Zweitens aus dem **Verſchwender oder der ehrlichen Betriegerin,** (le Diſſipateur ou l'honnete friponne) in Verſen und fünf Aufzügen. Drittens aus dem **Ruhmredigen** (le Glorieux) auch in Verſen und fünf Aufzügen. Dieſes iſt ohne Zweifel dasjenige Stück, welches dem Herrn **Deſtouches** den meiſten Beyfall erworben hat. Er iſt ſo beſcheiden einen groſſen Theil dieſes Beyfalls, den Schauſpielern zuzuſchreiben, welche ſich alle mögliche Mühe gegeben hatten, ihren Rollen ein Genüge zu thun. Wie glücklich iſt der dramatiſche Dichter, der ſich eines ſolchen Schickſals rühmen kann, und dem nicht das Herz brechen darf, ſeine Arbeit durch Eigenſinn und Unwiſſenheit verhunzt zu ſehen! Der ältere **Quinault** hatte die Rolle des Licanders darinne gemacht, und ſich als der unglückliche Vater des Grafen Tuſiere und der Liſette die Hochachtung und die Bewunderung aller Zuſchauer erworben. Der Herr **Dufresne** hatte den Ruhmredigen vorgeſtellt, und ſeinen Charakter, noch ehe er ein Wort geredet, durch die bloſſe Art, ſich auf der Bühne zu zeigen, auszudrücken gewußt. Solche Leute können auch das ſchlechteſte Stück aufrecht erhalten; doch ſollten nur diejenigen Verfaſſer das Vorrecht haben, ſie für ihre Geburthen zu finden, die auch die ſchlechteſten Schauſpieler nicht ſo vorſtellen können, daß ſie nicht noch immer Schönheiten genug behalten ſollten. — Das vierte Stück in dieſem Theile ſind **die verliebten Philoſophen** (les philoſophes amoureux) gleichfalls in Verſen und fünf Aufzügen; und das ſechſte Stück iſt der **poetiſche Dorfjuncker** (le poete Campagnard). Dieſes letztere hat einen beſondern Prolog, welcher der **Triumph des Herbſtes** (le Triomphe de l'Automne) heißt.

Der dritte Theil begreift ebenfalls fünf Schauſpiele, und einige Kleinigkeiten. Das erſte Stück iſt **das Geſpenſt mit der Trommel,** (le Tambour nocturne) in Proſa und fünf Aufzügen. Es iſt eigentlich nicht von der Erfindung des Herrn **Destouches**, ſondern eine Nachahmung eines engliſchen Stückes des Herrn **Addiſons**, welches in ſeiner Sprache The Drummer heißt, und auch in Deutſchland bekannt genug iſt. Unſer Dichter war in England geweſen,

ſen, und hatte den Herrn **Addiſon** perſönlich kennen lernen. Er giebt ihm das Zeugniß, daß er unter allen ſchönen Geiſtern ſeiner Nation die wenigſte Entfernung für das franzöſiſche Theater gehabt habe, und mit den regelloſen Unanſtändigkeiten der engliſchen Bühne gar nicht zufrieden geweſen ſey. Er hatte auch ſeinen **Drummer** in keiner andern Abſicht geſchrieben, als ſeinen Landsleuten zu zeigen, daß ſich Regeln und Witz, Anſtändigkeit und Satyre ganz wohl vertriegen. Gleichwohl aber behielt ſein Stück noch allzuviel Engliſches, als daß es ohne Veränderungen auf dem franzöſiſchen Theater hätte gefallen können. Dieſe nun machte der Herr **Deſtouches** mit aller möglichen Geſchicklichkeit, und wenn er die ſtolze Treuloſigkeit der engliſchen Schriftſteller, beſonders **Drydens** hätte nachahmen wollen, ſo hätte er ganz wohl das ganze Schauſpiel für ſein eigen ausgeben, und in der Vorrede noch dazu auf den engliſchen Urheber ſchimpfen können. — — **Der verheyrathete Philoſoph** (le Philoſophe marié) iſt das zweyte Luſtſpiel im dritten Theile. Es iſt in Verſen und fünf Aufzügen. Auch dieſes fand ungemeinen Beyfall, und ſein Verfaſſer ſchrieb es dem Miniſter und Staatsſecretair Grafen **von Morville** zu. Das dritte Stück iſt eigentlich nichts als eine dramatiſche Satyre über die unbilligen Urtheile, welche einige neidiſche Kunſtrichter über das vorhergehende Stück gefällt hatte. Es iſt in Proſa abgefaßt, hat nur einen Aufzug und heißt der **Neidiſche.** (l'Envieux) Der Kürze ungeachtet iſt der Charakter darinne vortreflich ausgedrückt. — — Das vierte Stück nennt der Verfaſſer eine **Tragikomödie.** Es führt den Titel: **Der Ehrgeizige und die Unbeſonnene.** (l'Ambitieux & l'Indiſcrete) Er hat ihm deswegen den Namen eines bloſſen Luſtſpiels nicht geben wollen, weil alle Perſonen darinnen von einem gewiſſen Range ſind, und er die Scene bey Hofe hat annehmen müſſen, wollte er anders ſeine Helden in die vortheilhafteſten Umſtände für die Entwickelung ihrer Charaktere ſetzen. Es iſt ein Prolog bey dem Ehrgeizigen, der die innre Einrichtung des Stücks betrift, und worinne verſchiedene Perſonen aufgeführet werden, die dafür oder dawider reden. Das fünfte Schauſpiel in dieſem Theile iſt die **abgenutzte Liebe,** (l'Amour uſé) ein proſaiſches Luſtſpiel in fünf Aufzügen. Mit dieſem Stücke ging es dem Verfaſſer ein wenig unglücklich. Feinde und unbillige Richter brachten es bey der erſten Vorſtellung um allen Beyfall. Er beklagt ſich deswegen in einem Briefe an den Grafen von L * *, welcher dem Luſtſpiele vorgedruckt iſt, ſehr empfindlich darüber, und es ſchmerzte ihm, daß eine fünf und dreyßigjährige Bemühung für das Vergnügen des Publici, ihm vor dieſer Beſchimpfung nicht habe ſichern können. — —

Auſſer dieſen fünf Stücken findet man noch in dem dritten Theile drey kleine Divertiſſements, welche aber durchaus nichts ſagen wollen, und beynahe ihres Verfaſſers unwerth wären, wenn ſie vielleicht nicht in dem Zirkel der Freunde, in welchem ſie geſpielt worden, gewiſſe geſellſchaftliche Vollkommenheiten gehabt hätten, die für fremde Leſer durchaus unmerklich ſind.

Der vierte Theil enthält nur drey ganze Stücke. Das erſte iſt der **Sonderling** (l'Homme ſingulier) ein Luſtſpiel in Verſen und fünf Aufzügen. Es iſt eher gedruckt als aufgeführt worden. Der Verfaſſer bezeigt eine beſondre Liebe für daſſelbe und ſchmeichelt ſich ſelbſt, daß man nicht allein das hohe Komiſche und die lebhafte und männliche Moral, welche ſeinen übrigen Stücken ſo viel Beyfall erworben, ſondern auch einen ziemlich neuen und ſehr lehrreichen Charakter, darinnen antreffen werde. Das zweyte Stück iſt die **Stärke des Naturells**, (la force du naturell) ebenfalls in Verſen und fünf Aufzügen. Man iſt mit dem Inhalte dieſes Luſtſpiels nicht zufrieden geweſen, und kann es auch gewiſſermaaſſen nicht wohl ſeyn, wie wir ein andermal zeigen wollen. Es iſt gleich das Gegenſpiel von der **Nanine** des Herrn von **Voltaire**, welcher wenigſtens in dieſem Stücke ein beſſerer Kenner der Natur als der alte **Destouches** geweſen iſt. Das dritte Stücke endlich heißt le jeune homme à l'epreuve, der junge

Menſch, der die Probe aushält; es iſt in Proſa und in fünf Aufzügen. Wenn auch dieſes gleich die Frucht des Alters iſt, ſo iſt es doch die Frucht des Alters eines **Destouches**, und würde der Blüthe eines andern Schriftſtellers Ehre machen. Der übrige Inhalt des vierten Theils beſtehet aus den erſten Auftritten verſchiedener Luſtſpiele, die der Verfaſſer ohne Zweifel noch hat ausarbeiten wollen, ob er ſie gleich für nichts, als für bloſſe Entwürfe ausgiebt, die er für einen jungen Chevalier von B. der ſich in der komiſchen Dichtkunſt üben wollen, gemacht habe. Die vornehmſten davon ſind Anfangsſcenen zu einem Luſtſpiele, welches der **liebenswürdige Alte** heiſſen ſollen; desgleichen zu einem über den Charakter des **Rachſüchtigen.** Auch iſt der Anfang zu einem Luſtſpiele **Protheus** da, worinne der Dichter einen Betrieger aufführen wollen, der jeden Charakter anzunehmen fähig iſt. Wird wohl jemand ſo kühn ſeyn, und dasjenige auszuführen wagen, was ein ſolcher Dichter entworfen hat? — — Noch findet man in dieſem vierten Theile eine Sammlung von hundert und drey und ſiebenzig Sinnſchriften, und ein poetiſches Schreiben an den König über ſeine Geneſung. Nur die Lieder des Hrn. **Destouches**, deren er verſchiedene und gewiß ſehr artige gemacht hat, vermiſſe ich in dieſer ganzen Sammlung ſeine Werke. Sie iſt übrigens noch mit dem in Kupfer geſtochnen Bilde unſers

ſers Dichters geziert, von welchem der Verleger verſichert, daß er es nicht ohne Mühe erhalten habe. Ich weis nicht ob es ähnlicher iſt als das, welches **Petit** bereits 1740, nach dem Gemählde eines **Largilliere** geſtochen hat; ſo viel weis ich, daß dieſes von beſſern Geſchmack iſt.

VI.

Ueber das Luſtſpiel die Juden,

im vierten Theile der Leßingſchen Schriften.

Unter den Beyfall, welchen die zwey Luſtſpiele in dem vierten Theile meiner Schriften gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, **die Juden**, werth geſchätzt hat. Ich bitte ſehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuſchreibe, wenn ich mich eben jezt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich ſie nicht mit Stillſchweigen übergehe, iſt vielmehr ein Zeichen, daß ſie mir nicht zuwider geweſen ſind, daß ich ſie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünſche, als billige Urtheile der Kunſtrichter zu erfahren, die ich auch alsdenn, wenn ſie mich unglücklicher Weiſe nicht überzeugen ſollten, mit Dank erkennen werde.

Es ſind dieſe Anmerkungen in dem 70ten Stücke der Göttingſchen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieſes Jahres, gemacht worden, und in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beygepflichtet. Ich muß ſie nothwendig herſetzen, wenn ich denjenige von meinen Leſern,

welchen ſie nicht zu Geſichte gekommen ſind,
nicht undeutlich ſeyn will. ,,Der Endzweck dieſes
,,Luſtſpiels, hat mein Hr. Gegner die Gütigkeit
,,zu ſagen, iſt eine ſehr ernſthafte Sittenlehre,
,,nehmlich die Thorheit und Unbilligkeit
,,des Haſſes und der Verachtung zu zeigen, womit
,,wir den Juden meiſtentheils begegnen.
,,Man kann daher dieſes Luſtſpiel nicht leſen,
,,ohne daß einem die mit gleichem Endzweck gedichtete
,,Erzählung von einem ehrlichen Juden,
,,die in Hrn. Gellerts Schwediſcher Gräfin ſtehet,
,,beyfallen muß. Bey Leſung beyder aber
,,iſt uns ſtets das Vergnügen, ſo wir reichlich
,,empfunden haben, durch etwas unterbrochen
,,werden, das wir entweder zu Hebung des
,,Zweifels oder zu künftiger Verbeſſerung der
,,Erdichtungen dieſer Art bekannt machen wollen.
,,Der unbekannte Reiſende iſt in allen
,,Stücken ſo vollkommen gut, ſo edelmüthig, ſo
,,beſorgt, ob er auch etwann ſeinem Nächſten
,,Unrecht thun und ihn durch ungegründeten
,,Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es
,,zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrſcheinlich
,,iſt, daß unter einem Volke von den
,,Grundſätzen, Lebensart und Erziehung, das
,,wirklich die üble Begegnung der Chriſten auch
,,zu ſehr mit Feindſchaft, oder wenigſtens mit
,,Kaltſinnigkeit gegen die Chriſten erfüllen muß,
,,ein ſolches edles Gemüth ſich gleichſam ſelbſt
,,bilden könne. Diſe Unwahrſcheinlichkeit ſtört

„unſer Vergnügen deſto mehr, jemehr wir dem
„edeln und ſchönen Bilde Wahrheit und Da-
„ſeyn wünſcheten. Aber auch die mittelmäßige
„Tugend und Redlichkeit findet ſich unter die-
„ſem Volke ſo ſelten, daß die wenigen Beyſpie-
„le davon den Haß gegen daſſelbe nicht ſo ſehr
„mindern, als man wünſchen möchte. Bey
„den Grundſätzen der Sittenlehre, welche zum
„wenigſten der größte Theil derſelben angenom-
„men hat, iſt auch eine allgemeine Redlich-
„keit kaum möglich, ſonderlich da faſt das ganze
„Volk von der Handlung leben muß, die mehr
„Gelegenheit und Verſuchung zum Betruge
„giebt, als andre Lebensarten.„

Man ſieht leicht, daß es bey dieſen Erinnerungen auf zwey Puncte ankömmt. Erſtlich darauf, ob ein rechtſchafner und edler Jude an und vor ſich ſelbſt etwas unwahrſcheinliches ſey; zweytens ob die Annehmung eines ſolchen Juden in meinem Luſtſpiele unwahrſcheinlich ſey. Es iſt offenbar, daß der eine Punct den andern hier nicht nach ſich zieht; und es iſt eben ſo offenbar, daß ich mich eigentlich nur des letztern wegen in Sicherheit ſetzen dürfte, wenn ich die Menſchenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bey dieſem, als bey dem erſtern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den letztern zuerſt erklären.

Habe ich in meinem Luſtſpiele einen rechtſchaffnen und edeln Juden wider die Wahrſcheinlichkeit angenommen? — — Noch muß ich dieſes nur bloß nach den eignen Begriffen meines Gegners unterſuchen. Er giebt zur Urſache der Unwahrſcheinlichkeit eines ſolchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieſes Volk ſeufzet, und die Nothwendigkeit an, in welcher es ſich befindet, blos und allein von der Handlung zu leben. Es ſey; folgt aber alſo nicht nothwendig, daß die Unwahrſcheinlichkeit wegfalle, ſo bald dieſe Umſtände ſie zu verurſachen aufhören? Wenn hören ſie aber auf, dieſes zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn ſie von andern Umſtänden vernichtet werden, das iſt, wenn ſich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Chriſten weniger zu fühlen, und ſich nicht gezwungen ſieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichthum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieſes Reichthums wird dazu erfordert. Man ſehe nunmehr, ob ich nicht beydes bey dem Charakter meines Juden angebracht habe. Er iſt reich; er ſagt es ſelbſt von ſich, daß ihm der GOtt ſeiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche: ich laſſe ihn auf Reiſen ſeyn; ja, ich ſetze ihn ſo gar aus derjenigen Unwiſſenheit, in welcher man ihn vermuthen könnte: er lieſet, und iſt auch nicht einmal auf der Reiſe ohne Bücher. Man ſage mir, iſt es alſo nun noch wahr, daß ſich mein Jude hätte ſelbſt bilden müſſen? Beſteht man aber darauf, daß Reichthum, beſſere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verſtand nur bey einem Juden keine Wirkung haben könnten: ſo muß ich ſagen, daß dieſes eben das Vorurtheil iſt, welches ich durch mein Luſtſpiel zu ſchwächen geſucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß flieſſen kann, und die Juden nicht blos zu rohen Menſchen macht, ſondern ſie in der That weit unter die Menſchheit ſetzt. Iſt dieſes Vorurtheil nun bey meinen Glaubensgenoſſen unüberwindlich, ſo darf ich mir nicht ſchmeicheln, daß man mein Stück jemals mit Vergnügen ſehen werde. Will ich ſie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtſchaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meiſten dafür gelten zu laſſen? Ich ſage es gerade heraus; noch alsdenn, wenn mein Reiſender ein Chriſt wäre, würde ſein Charakter ſehr ſelten ſeyn, und wenn das Seltene blos das Unwahrſcheinliche ausmacht, auch ſehr unwahrſcheinlich. — —

Ich bin ſchon allmälich auf den erſten Punkt gekommen. Iſt denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor ſich ſelbſt unwahrſcheinlich? Und warum iſt er es? Man wird ſich wieder auf die obigen Urſachen berufen. Allein, können denn dieſe nicht wirklich im gemeinen Leben eben ſo wohl wegfallen, als ſie in meinem Spiele wegfallen? Freylich muß man, dieſes

ſes zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem lüderlichen Geſindel, welches auf den Jahrmärkten herumſchweift. — — Doch ich will lieber hier einen andern reden laſſen, dem dieſer Umſtand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieſer Nation ſelbſt. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben ſo witzigen, als gelehrten und rechtſchafnen Mannes verſagen könnte. Folgenden Brief hat er bey Gelegenheit der Göttingiſchen Erinnerung, an einen Freund in ſeinem Volke, der ihm an guten Eigenſchaften völlig gleich iſt, geſchrieben. Ich ſehe es voraus, daß man es ſchwerlich glauben, ſondern vielmehr dieſen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiethe mich, demjenigen, dem daran gelegen iſt, unwiderſprechlich von der Authenticität deſſelben zu überzeugen. Hier iſt er.

Mein Herr,

„Ich überſchicke Ihnen hier, das 70 Stück
„der Göttingſchen gelehrten Anzeigen. Leſen Sie
„den Artickel von Berlin. Die Herren Anzei-
„ger recenſiren den 4ten Theil der Leßingſchen
„Schriften, die wir ſo oft mit Vergnügen gele-
„ſen haben. Was glauben Sie wohl, daß ſie
„an dem Luſtſpiele, die Juden, ausſetzen? Den
„Hauptcharakter, welcher, wie ſie ſich ausdrücken,
„viel zu edel und viel zu großmüthig iſt. Das
„Vergnügen, ſagen ſie, daß wir über die Schön-
„heit

„heit eines ſolchen Charakters empfinden, wird „durch deſſen Unwahrſcheinlichkeit unterbrochen, „und endlich bleibt in unſerer Seele nichts, als „der bloſſe Wunſch für ſein Daſeyn übrig. „Dieſe Gedancken machten mich ſchamroth. „Ich bin nicht im Stande alles auszudrücken, „was ſie mich haben empfinden laſſen. Welche „Erniedrung für unſere bederngte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine „Volck der Chriſten hat uns von je her als den „Auswurf der Natur, als Geſchwüre der menſchlichen Geſellſchaft angeſehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; von dieſen vermuthete ich „die uneingeſchränckte Billigkeit, deren Mangel „uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. „Wie ſehr habe ich mich geirrt, als ich einem „jeden Chriſtlichen Schriftſteller ſo viel Aufrichtigkeit zutrauete, als er von andern fordert.

„In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein „Menſch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit „in ſich hat, einer ganzen Nation die Wahrſcheinlichkeit abſprechen, einen einzigen ehrlichen „Mann aufweiſen zu können? Einer Nation, „aus welcher, wie ſich der Verfaſſer der Juden „ausdrückt, alle Propheten und die gröſſeſten „Könige aufſtanden? Iſt ſein grauſamer Richterſpruch gegründet? Welche Schande für das „menſchliche Geſchlecht! Ungegründet? Welche „Schande für ihn!

„Iſt es nicht genug, daß wir den bitterſten Haß der Chriſten auf ſo manche grauſame Art empfinden müſſen; ſollen auch dieſe Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertiget werden?

„Man fahre fort uns zu unterdrücken, man laſſe uns beſtändig mitten unter freyen und glückſeligen Bürgern eingeſchränckt leben, ja man ſetze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Troſt bedrengter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlaſſenen, ſuche man uns nicht gänzlich abzuſprechen.

„Jedoch man ſpreche ſie uns ab, was gewinnen die Herren Recenſenten dabey? Ihre Kritik bleibet dennoch unverantwortlich. Eigentlich ſoll der Charakter des reiſenden Juden (ich ſchäme mich, wann ich ihn von dieſer Seite betrachte) das wunderbare, das unerwartete in der Komödie ſeyn. Soll nun der Charakter eines hochmüthigen Bürgers der ſich zum türkiſchen Fürſten machen läßt, ſo unwahrſcheinlich nicht ſeyn, als eines Juden, der großmüthig iſt? Laßt einen Menſchen, dem von der Verachtung der jüdiſchen Nation nichts bekannt iſt, der Aufführung dieſes Stückes beywohnen: er wird gewiß, während des ganzen Stückes für lange Weile gähnen, ob es gleich für uns ſehr viele Schönheiten hat. Der Anfang wird ihn auf

„die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß getrieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müſſen. Die guten Leute, wird er bey ſich denken, haben doch endlich die groſſe Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menſchen ſind. So menſchlich denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen gereinigt iſt.

„Nicht daß ich durch dieſe Betrachtung dem Leßingſchen Schauſpiele ſeinen Werth entziehen wollte; keines weges! Man weis daß ſich der Dichter überhaupt, und ins beſondere wenn er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrſchenden Meinung zu richten habe. Nach dieſer aber muß der unvermuthete Charakter des Juden eine ſehr rührende Wirkung auf die Zuſchauer thun. Und in ſo weit iſt ihm die ganze jüdiſche Nation viele Verbindlichkeit ſchuldig, daß er ſich Mühe giebt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für ſie von groſſer Wichtigkeit ſeyn muß.

„Sollte dieſe Recenſion, dieſe grauſame Seelenverdammung nicht aus der Feder eines Theologen gefloſſen ſeyn? Dieſe Leute denken der Chriſtlichen Religion einen groſſen Vorſchub zu thun, wenn ſie alle Menſchen, die keine Chriſten ſind für Meuchelmörder und Straſſenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der Chriſtlichen Religion ſo ſchim-

„pflich zu denken; das wäre ohnſtreitig der ſtärkſte Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man ſie feſtzuſtellen alle Menſchlichkeit aus den Augen ſetzen müßte

„Was können uns unſere ſtrengen Beurtheiler, die nicht ſelten ihre Urtheile mit Blute verſiegeln, erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre Vorwürfe auf den unerſättlichen Geiz hinaus, den ſie vielleicht durch ihre eigene Schuld, bey dem gemeinen jüdiſchen Haufen zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen dieſen zu; wird es denn deswegen aufhören wahrſcheinlich zu ſeyn, daß ein Jude einem Chriſten der in räuberiſche Hände gefallen iſt, das Leben gerettet haben ſollte? Oder wenn er es gethan, muß er ſich nothwendig das edle Vergnügen, ſeine Pflicht in einer ſo wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Belohnungen verſalzen laſſen? Gewiß nicht! Zuvoraus wenn er in ſolchen Umſtänden iſt, in welche der Jude im Schauſpiele geſetzt worden.

„Wie aber, ſoll dieſes unglaublich ſeyn, daß unter einem Volke von ſolchen Grundſätzen und Erziehung, ein ſo edles und erhabenes Gemüth ſich gleichſam ſelbſt bilden ſollte? Welche Beleidigung! ſo iſt alle unſere Sittlichkeit dahin! ſo regt ſich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! ſo iſt die Natur ſtiefmütterlich gegen uns geweſen, als ſie die edelſte Gabe unter den Menſchen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Gu-

„ten! Wie weit biſt du, gütiger Vater, über „ſolche Grauſamkeit erhaben!

„Wer ſie näher kennt, theuerſter Freund! „und ihre Talente zu ſchätzen weis, dem kann es „gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht ſich „glückliche Geiſter, ohne Vorbild und Erziehung „empor ſchwingen, ihre unſchätzbaren Gaben „ausarbeiten, Geiſt und Herz beſſern, und ſich „in den Rang der größten Männer erheben „können. Ich gebe einem jeden zu bedenken, „ob ſie, großmüthiger Freund! nicht die Rolle „des Juden im Schauſpiel übernommen hätten, „wenn ſie auf ihrer gelehrten Reiſe, in ſeine „Umſtände geſetzt worden wären. Ja ich wür„de unſere Nation erniedrigen, wenn ich fort„fahren wollte, einzelne Exempel von edlen Ge„müthern anzuführen. Nur das ihrige konnte „ich nicht übergehen, weil es ſo ſehr in die Au„gen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewun„dere.

„Ueberhaupt ſind gewiſſe menſchliche Tugen„den den Juden gemeiner, als den meiſten „Chriſten. Man bedenke den gewaltigen Ab„ſcheu, den ſie für eine Mordthat haben. Kein „einziges Exempel wird man anführen können, „daß ein Jude, (ich nehme die Diebe von Pro„feßion aus) einen Menſchen ermordet haben „ſollte. Wie leicht wird es aber nicht manchem „ſonſt redlichen Chriſten ſeinem Nebenmen„ſchen für ein bloßes Schimpfwort das Leben zu

„rauben? Man ſagt, es ſey Niederträchtigkeit bey den Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit Menſchenblut verſchont; ſo iſt Niederträchtigkeit eine Tugend.

„Wie mitleidig ſind ſie nicht gegen alle Menſchen, wie milde gegen gegen die Armen beyder Nationen? Und wie hart verdient das Verfahren der meiſten Chriſten gegen ihre Arme genennt zu werden? Es iſt wahr, ſie treiben dieſe beyden Tugenden faſt zu weit. Ihr Mitleiden iſt allzu empfindlich, und hindert beynah die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit iſt beynah Verſchwendung. Allein, wenn doch alle, die ausſchweifen, auf der guten Seite ausſchweifeten.

„Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewundernswürdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzuſetzen. Doch ſchon ihre geſellſchaftliche Tugenden ſind hinreichend genug, die Göttingſche Anzeigen zu widerlegen; und ich betaure den, der eine ſo allgemeine Verurtheilung ohne Schauern leſen kann. Ich bin ꝛc.

⁂

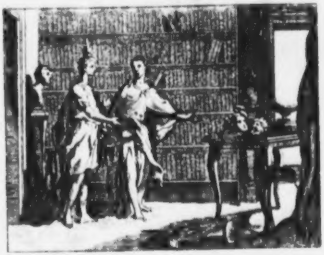
Ich habe auch die Antwort auf dieſen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, ſie hier drucken zu laſſen. Sie iſt mit zuviel Hitze geſchrieben, und die Retorſionen ſind gegen die Chriſten ein wenig zu lebhaft gebraucht.

Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beyde Correſpondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrſamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß ſie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Chriſten nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. — —

Der übrige Theil der Göttingſchen Erinnerungen, worinne man mich zu einem andern ähnlichen Luſtſpiele aufmuntert, iſt zu ſchmeichelhaft für mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederhohlen könnte. Es iſt gewiß, daß ſich nach dem daſelbſt angegebnen Plane, ein ſehr einnehmendes Stück machen lieſſe. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdenn bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Abſichten, die ich bey Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größten Theils wegfallen würden.

Gotth. Ephr. Leßings

Theatraliſche
Bibliothek.



Zweytes Stück.

Berlin,
bey Chriſtian Friederich Voß, 1754.

VII.

Von den lateiniſchen Trauerſpielen welche unter dem Namen des Seneca bekannt ſind.

Die einzigen Ueberreſte, woraus man die tragiſche Bühne der Römer einigermaſſen beurtheilen kann, ſind diejenigen zehn Trauerſpiele, welche unter dem Namen des **Seneca** geleſen werden.

Da ich jetzt vorhabe, ſie meinen Leſern bekannter zu machen, ſo ſollte ich vielleicht verſchiedene hiſtoriſchkritiſche Anmerkungen und Nachrichten voraus ſchicken, die ihnen die Meinungen der Gelehrten von den wahren Verfaſſern dieſer Trauerſpiele, von ihrem Alter, von ihrem innern Werthe ꝛc. erklären. Doch weil ſich hiervon ſchwerlich urtheilen läßt, wenn man die Stücke nicht ſchon ſelbſt geleſen hat, ſo will ich in dieſer meiner Abhandlung eben der Ordnung folgen, die jeder wahrſcheinlicher Weiſe beobachten würde, der ſich ſelbſt von dieſen Dingen unterrichten wollte. Ich will alle zehn Trauerſpiele nach der Reihe durchgehen, und Auszüge davon mittheilen, in welchen man die Einrichtung und die vornehmſten Schönheiten derſelben erkennen kann. Ich ſchmeichle mir, daß dieſe Auszüge deſto angenehmer ſeyn werden, je gröſſer die Schwierigkeiten ſind, mit welchen die Leſung der Stücke ſelbſt verbunden iſt.

Es ſind, wie ſchon geſagt, deren zehne, welche folgende Ueberſchriften führen. I. **Der raſende Herkules.** II. **Threſt.** III. **Thebais.** IV. **Hippolytus.** V. **Oedipus.** VI. **Troas.** VII. **Medea.** VIII. **Agamemnon.** IX. **Herkules auf Oeta.** X. **Octavia.** Ich will mich ſogleich zu dem erſten Stücke wenden.

I.

Der raſende Herkules.

Inhalt.

Herkules hatte ſich mit der **Megara**, der Tochter des **Creons**, Königs von Theben vermählt. Seine Thaten und beſonders ſeine Reiſe in die Hölle nöthigten ihn, lange Zeit von ſeinem Reiche und ſeiner Familie abweſend zu ſeyn. Während ſeiner Abweſenheit empörte ſich ein gewiſſer **Lycus**, ließ den **Creon** mit ſeinen Söhnen ermorden und bemächtigte ſich des

Thebaniſchen Scepters. Um ſeinen Thron zu befeſtigen, hielt er es vor gut, ſich mit der zurückgelaſſenen Gemahlin des **Herkules** zu verbinden. Doch indem er am heftigſten darauf dringt, kömmt **Herkules** aus der Hölle zurück, und tödtet den tyranniſchen **Lycus** mit allen ſeinen Anhängern. **Juno**, die unverſöhnliche Feindin des **Herkules**, wird durch das beſtändige Glück dieſes Helden erbittert, und ſtürzt ihn durch Hülfe der Furien, in eine ſchreckliche Raſerey; deren traurige Folgen der eigentliche Stof dieſes Trauerſpiels ſind. Auſſer dem Chore kommen nicht mehr als ſechs Perſonen darinne vor: **Juno, Megara, Lycus, Amphitryo, Herkules, Theſeus.**

Auszug.

Juno eröfnet die Scene. **Herkules** iſt in den zwey erſten Acten zwar noch nicht gegenwärtig. Als **Juno** aber weis ſie doch ſchon, daß er gewiß erſcheinen werde, und ſchon bereits ſiegend die Hölle verlaſſen habe. Man muß ſich erinnern, daß **Herkules** ein Sohn des Jupiters war, den er mit der **Alcmene** erzeugt hatte. Sie tobt alſo in dieſem erſten Auftritte wider die Untreue ihres Gemahls überhaupt, und wider dieſe Frucht derſelben insbeſondere. Endlich faßt ſie wider den **Herkules** den allergrauſamſten Anſchlag. — — Wir wollen ſehen, wie dieſes der Dichter ungefehr ausgeführt hat.

Sie ſagt gleich Anfangs, daß ſie, die Schweſter des Donnergotts -- — denn nur dieſer Name bleibe ihr noch übrig — — die ätheriſchen Wohnungen, und den von ihr immer abgeneigten Jupiter verlaſſen habe. „Ich muß auf der Erde „wandeln, um den Kebsweibern Platz zu machen. Dieſe haben den Himmel beſetzt! Dort „glänzt von dem erhabenſten Theile des eisreichen Pols **Calliſto** in der Bärin, und regieret argoliſche Flotten. Da, wo in verlängerten Tagen der laue Frühling herab fließt, „ſchimmert der ſchwimmende Träger Europens. „Hier bilden des Atlas ſchweiſende Töchter das „den Schiffern und der See furchtbare Geſtirn; „dort ſchreckt mit drohendem Schwerd **Orion** „die Götter. Hier hat der güldne **Perſeus** „ſeine Sterne; dort **Caſtor** und **Pollux** ꝛc. „Und damit ja kein Theil des Himmels unentehrt bleibe, ſo muß er auch noch den Kranz „des Cnoßiſchen Mädchens tragen. Doch was „klage ich über alte Beleidigungen? Wie oft haben mich nicht des einzigen gräßlichen Thebens „ruchloſe Dirnen zur Stiefmutter gemacht! Ersteige nur den Himmel, Alcmene; bemächtige dich nur ſiegend meines Sitzens; und du, „ihr Sohn, um deſſen Geburth die Welt einen „Tag einbüßte und der langſame Phöbus ſpäter „aus dem Eoiſchen Meere aufſtieg, nimm die „verſprochnen Geſtirne nur ein! Ich will meinen Haß nicht fahren laſſen; mein raſender

„Schmerz, mein tobender Zorn ſoll mich zu ewigen Kriegen reitzen — — Aber, zu was für Kriegen? Was die feindſelige Erde nur ſcheusliches hervorbringt; was Meer und Luft nur ſchreckliches, gräßliches, wildes und ungeheures tragen, alles das iſt von ihm gebändigt und beſiegt. Das Ungemach ſtärkt ihn; er nützet meinen Zorn; er verkehret meinen Haß in ſein Lob, und je härtere Dinge ich ihm auflege, je mehr beweiſet er ſeinen Vater! — — Die Göttin berührt hierauf die Thaten des **Herkules** näher, der als ein Gott ſchon in der ganzen Welt verehrt werde, und der ihre Befehle leichter vollziehe, als ſie dieſelben erdencke. Die Erde ſey ihm nicht weit genug geweſen; er habe die Pforten der Hölle erbrochen, den Weg aus dem Reiche der Schatten zurück gefunden, und ſchleppe, über ſie triumphirend, mit ſtoltzer Fauſt den Höllenhund durch die Städte Griechenlands zur Schau. „Der Tag, fährt ſie fort, erblaßte, die Sonne zitterte, als ſie den Cerberus erblickte; mich ſelbſt überfiel ein Schauer, da ich das überwältigte dreyköpfigte Ungeheuer ſahe, und ich erſchrak über meinen Befehl. — — Sie fürchtet, Herkules werde ſich auch des obern Reichs bemächtigen, da er das unterirrdiſche überwunden habe; er werde ſeinem Vater den Scepter entreiſſen, und nicht, wie **Bacchus**, auf langſamen Wegen ſich zu den Sternen erheben; er werde auf den Trümmern der Welt ſie erſteigen und über den öden Himmel gebiethen wollen. — „Wüthe nur alſo fort, mein Zorn; wüthe fort! „Unterdrücke ihn mit ſeinem groſſen Anſchlage; „falle ihn an, Juno, zerfleiſche ihn mit deinen „eignen Händen. Warum überträgſt du an„dern deinen Haß? — — Welche Feinde „kannſt du ihm erwecken, die er nicht überwun„den habe? Du ſuchſt einen, der ihm gewach„ſen ſey? Nur er ſelbſt iſt ſich gewachſen. So „bekriege er ſich dann alſo ſelbſt! Herbey ihr „Eumeniden! Herbey aus dem tiefſten Abgrun„de des Tartarus! Schüttelt das flammende „Haar; ſchlagt ihm mit wüthenden Händen „vergiftete Wunden! — — Nun, Stolzer, „kannſt du nach den himmliſchen Wohnungen „trachten! — — Umſonſt glaubſt du dem Styx „entflohen zu ſeyn! Hier, hier will ich dir die „wahre Hölle zeigen! Schon rufe ich die Zwie„tracht aus ihrer finſtern Höhle, noch jenſeits „dem Reiche der Verdammten, hervor! Was „du noch ſchrekliches da gelaſſen haſt, ſoll er„ſcheinen. Das lichtſcheue Verbrechen, „die wilde Ruchloſigkeit, die ihr eigen Blut „leckt, und die irre ſtets wieder ſich ſelbſt bewaf„nete Raſerey; dieſe, dieſe ſollen erſcheinen und „Rächer meines Schmerzes ſeyn! Fanget dann „alſo an, ihr Dienerinnen des Pluto! Schwin„get die lodernden Fackeln! Strafet des Styx „kühnen Verächter! Erſchüttert ſeine Bruſt und „laßt ſie ein heftiger Feuer durchraſen, als in den

„Höhlen des Aetna tobet! — — Ach, daß „Herkules raſen möge, muß ich vorher erſt ſelbſt „raſen. Und warum raſe ich nicht ſchon? — — Auf dieſe Art beſchließt Juno, daß ihr Feind immerhin aus der Hölle unverletzt und mit unverringerten Kräften zurückkommen möge; ſie wolle ihn ſeine Kinder geſund wieder finden laſſen, aber in einer plötzlichen Unſinnigkeit ſolle er ihr Mörder werden. „Ich will ihn ſelbſt die „Pfeile von der gewiſſen Senne ſchnellen helfen; „ich will ſelbſt die Waffen des Raſenden lenken, „und endlich einmal ſelbſt dem kämpfenden Her„kules beyſtehen. Mag ihn doch nach dieſer „That ſein Vater in den Himmel aufnehmen — Mit dieſem Vorſatze begiebt ſich Juno fort, weil ſie den Tag anbrechen ſieht.

Dieſen Anbruch des Tages beſchreibt der darauf folgende Chor. Er beſchreibt ihn nach den Veränderungen, die an dem Himmel vorgehen, und nach den verſchiedenen Beſchäftigungen der Menſchen, welche nun wieder ihren Anfang nehmen. „Wie wenige, fügt er hinzu, beglückt die „ſichere Ruhe! Wie wenige ſind der Flüchtig„keit des Lebens eingedenck, und nützen die nie „wieder zurückkehrende Zeit. Lebt, weil es noch „das Schickſal erlaubt, vergnügt! Das rollende „Jahr eilt mit ſchnellen Tagen dahin, und die „unerbittlichen Schweſtern ſpinnen fort, ohne den „Faden wieder aufzuwinden. — — Er tadelt hierauf diejenigen, welche gleichwohl freywillig ihrem Schickſale entgegen eilen, und wie Herkules das trübe Reich der Schatten nicht bald genug erblicken können. Er verlangt die Ehre, die dieſe treibt, nicht, ſondern wünſcht ſich, in einer verborgenen Hütte ruhig zu leben, wo das Glück auf einem zwar niedrigen aber ſichern Orte feſt ſtehe, wenn die kühne Tugend hoch herab ſtürzet. — — Hier ſieht er die traurige **Megara**, mit zerſtreuten Haaren näher kommen, welcher der alte **Amphitryo**, der Halbvater des Herkules, langſam nachfolgt. Er macht ihnen alſo Platz und **Megara** eröſnet den

Zweyten Aufzug.

Sie bittet den Jupiter, ihren und ihres Gemahls Mühſeligkeiten endlich einmal ein Ende zu machen. Sie klagt, daß noch nie ein Tag ſie mit Ruhe beglückt habe; daß immer das Ende des einen Uebels der Uebergang zu dem andern ſey; daß dem Herkules nicht ein Augenblick Ruhe gelaſſen werde; daß ihn **Juno** ſeit der zarteſten Kindheit verfolge, und ihn Ungeheuer zu überwinden genöthiget habe, noch ehe er fähig geweſen ſey, ſie zu kennen. Sie fängt hierauf von den zwey Schlangen an, die er ſchon in der Wiege, ſo feſt ſie ihn auch umſchlungen hatten, mit lächelnden Blicke zerquetſchte, und berührt alle ſeine übrigen Thaten mit kurzen mahleriſchen Zügen, bis auf die ſchimpfliche Arbeit im Stall des **Augias**. „Aber, fährt ſie fort, was „hilft ihn alles dieſes? Er muß der Welt, die

„er vertheidigte, entbehren. Und ſchon hat es die Erde empfunden, daß der Urheber ihres Friedens nicht zugegen ſey! Das glückliche Laſter heißt Tugend; die Böſen herrſchen über die Guten; Gewalt geht vor Recht und die Geſetze verſtummen vor Furcht. — — Zum Beweiſe führt ſie die Grauſamkeiten des **Lycus** an, welcher ihren Vater den **Creon** und ihre Brüder, deſſen Söhne, ermordet und ſich des Thebaniſchen Reichs bemächtiget habe. Sie bedauret, daß dieſe berühmte Stadt, aus welcher ſo viel Götter entſproſſen, deren Mauern **Amphion** mit mächtigen Melodien aufgeführt, und in welche ſelbſt der Vater der Götter ſich ſo oft herab gelaſſen habe, jezt einem nichtswürdigen Verbannten gehorchen müſſe. „Der, welcher zu Waſſer und Land die Laſter verfolgt, und tyranniſche Scepter mit gerechter Fauſt zerbrochen hat, muß ſelbſt abweſend dienen, und das Joch tragen, wovon er andre befreyet. Dem Herkules gehöret Theben und Lycus hat es inne. Doch lange wird er es nicht mehr inne haben. Plötzlich wird der Held an das Tageslicht wieder hervor dringen; er wird den Weg zurück entweder finden, oder ſich machen. — — Erſcheine denn, o Gemahl, und komm als Sieger zu deinem beſiegten Hauſe zurück! Entreiſſe dich der Nacht, und wann alle Rückgänge verſchloſſen ſind, ſo ſpalte die Erde, ſo wie du einſt das Gebirge ſpalteteſt, und dahin den Oſſa und

„dort

„dorthin den Olympus warfſt und mitten durch den Theſſaliſchen Strom einen neuen Weg führteſt. Spalte ſie; treibe was in ewigen Finſterniſſen begraben war, zitternde Schaaren des Lichts entwöhnter Schatten, vor dir her, und ſo ſtelle dich deinen Aeltern, deinen Kindern, deinem Vaterlande wieder dar! Keine andre Beute davon bringen, als die man dir befohlen hat, iſt deiner unwürdig! — — Doch hier beſinnt ſich **Megara**, daß dieſe Reden für ihre Umſtände zu großſprechriſch ſind; und wendet ſich lieber zu den Göttern, welchen ſie Opfer und heilige Feſte verſpricht, wenn ſie ihr den Gemahl bald wieder ſchencken wollen. „Hält dich aber, fügt ſie hinzu, eine höhere Macht zurück; wohl, ſo folgen wir! Entweder ſchütze uns durch deine Zurückkunſt alle, oder ziehe uns alle nach dir! — — Ja, nachziehen wirſt du uns dir; denn uns Gebeugte vermag auch kein Gott aufzurichten.

Hier unterbricht ſie der alte **Amphitryo**. „Hoffe ein beſſeres, ſpricht er, und laß den Muth nicht ſinken. Er wird gewiß auch aus dieſer Mühſeligkeit, wie aus allen, gröſſer hervorgehen!

Meg. Was die Elenden gern wollen, daß glauben ſie leicht.

Amphil. Oder vielmehr, was ſie allzuſehr fürchten, dem vermeinen ſie auf keine Weiſe entgehen zu können.

Meg. Aber jezt, da er in die Tiefe verſenkt und begraben iſt, da die ganze Welt auf ihm liegt, welchen Weg kann er zu den Lebendigen zurückfinden?

Amph. Eben den, welchen er durch den brennenden Erdſtrich, und durch das trockne Meer ſtürmender Sandwogen fand ꝛc.

Meg. Nur ſelten verſchonet das unbillige Glück die größten Tugenden. Niemand kann ſich lange ſo häufigen Gefahren ſicher blos ſtellen. Wen das Verderben ſo oft vorbey gegangen iſt, den trift es endlich einmal.

Hier bricht **Megara** ab, weil ſie den wüthenden **Lycus** mit drohendem Geſicht, und mit Schritten, die ſeine Gemüthsart verrathen, einhertreten ſieht. Er redet die erſten zwanzig Zeilen mit ſich ſelbſt, und ſchildert ſich als einen wahren Tyrannen. Er iſt ſtolz darauf, daß er ſein Reich nicht durch Erbſchaft beſitze, daß er keine edeln Vorfahren, kein durch erhabne Titel berühmtes Geſchlecht aufweiſen könne. Er trozt auf ſeine eigene Tapferkeit, und findet, daß ſeine fernere Sicherheit nur auf dem Schwerde beruhe. „Nur dieſes, ſagt er, kann bey dem „ſchützen, was man wider Willen der Unterthanen beſitzt — — Unterdeſſen will er doch auch nicht unterlaſſen, einen Staatsgriff anzuwenden. Er bildet ſich nehmlich ein, daß er ſein neu erobertes Reich durch nichts mehr befeſtigen könne, als wenn er ſich mit der **Megara** vermählte. Er kann ſich nicht vorſtellen, daß ſie ſeinen Antrag verachten werde: ſollte ſie es aber thun, ſo hat er bereits den feſten Entſchluß gefaßt, das ganze Herkuliſche Haus auszurotten. Er fragt nichts darnach, was das Volk von ſo einer That urtheilen werde; er hält es für eines von den vornehmſten Stücken der Regierungskunſt, gegen die Nachreden des Pöbels gleichgültig zu ſeyn. In dieſer Geſinnung will er ſogleich den Verſuch machen, und geht auf die **Megara** los, die ſich ſchon im voraus von ſeinen Vorhaben nichts gutes verſpricht. Seine Anrede iſt nicht ſchlecht; er macht ihr eine kleine Schmeicheley wegen ihrer edeln Abkunſt, und bittet ſie, ihn ruhig anzuhören. Er ſtellt ihr hierauf vor, wie übel es um die Welt ſtehen würde, wenn Sterbliche einander ewig haſſen wollten. „Dem Sieger und dem Beſiegten liegt daran, daß der Friede endlich wieder hergeſtellet werde. Kommt alſo und theile das Reich mit mir; laß uns in ein enges Bündniß treten, und empfange meine Rechte, als das Pfand der Treue. — — **Megara** ſieht ihn mit zornigen Blicke an. „Ich, ſpricht ſie, ſollte deine Rechte annehmen, an welcher das Blut meines Vaters, und meiner Brüder klebt? Eher ſoll man die Sonne im Oſt untergehen, und im Weſt aufgehen ſehen; eher ſollen Waſſer und Feuer ihre alte Feindſchaft in Friede verwandeln ꝛc. Du haſt mir Vater, Reich, Brüder und Götter

„geraubt. Was blieb mir noch übrig? Eins
„blieb mir noch übrig, welches mir lieber als
„Vater, Reich, Brüder und Götter iſt: das
„Recht dich zu haſſen. Ach! warum muß auch
„das Volk dieſes mit mir gemein haben. — —
„Doch herrſche nur, Aufgeblaſener; verrathe
„nur deinen Uebermuth! Gott iſt Rächer und
„ſeine Rache folget hinter dem Rücken der Stolzen.„
Sie ſtellt ihm hierauf vor, was für
ein ſtrenges Schickſal faſt alle Thebaniſche Regenten
betroffen habe. Agave und Jno, Oedipus
und ſeine Söhne, Niobe und Cadmus ſind
ihre ſchrecklichen Beyſpiele. „Sieh, fährt ſie
„fort, dieſe warten deiner! Herrſche wie du willſt,
„wenn ich dich nur endlich in eben das Elend,
„das von unſerm Reiche ſo unzertrennlich iſt,
„verwickelt ſehe. — — **Lycus** wird über dieſe
Reden unwillig, und giebt ihr auf eine höhniſche
Art zu verſtehen, daß er König ſey, und
ſie gehorchen müſſe. „Lerne, ſagt er, von deinem
Gemahl, wie unterwürfig man Königen
„ſeyn müſſe.„ Er zielet hiemit auf die Befehle
des Euryſtheus, die ſich Herkules zu vollziehen
bequemte. „Doch, ſpricht er weiter, ob ich
„ſchon die Gewalt in meinen Händen habe, ſo
„will ich mich doch ſo weit herablaſſen, meine
„Sache gegen dich zu rechtfertigen. Er bemüht
ſich hierauf, den Tod ihres Vaters und ihrer
Brüder von ſich abzuwelzen. „Sie ſind im
„Streite umgekommen. Die Waffen wiſſen
„von

„von keiner Mäßigung; und die Wuth des gezückten Schwerdes kennet kein Schonen. Es iſt wahr, dein Vater ſtritt für ſein Reich, und mich trieben ſträfliche Begierden. Doch jetzt kömmt es nicht auf die Urſache, ſondern auf den Ausgang des Krieges an. Laß uns daher an das geſchehene nicht länger denken. Wenn der Sieger die Waffen ablegt, ſo geziemet es ſich, daß auch der Beſiegete den Haß ablege. Ich verlange nicht, daß du mich mit gebogenem Knie verehren ſollſt. Es gefällt mir vielmehr, daß du deinen Unfall mit ſtarken Muthe zu tragen weißt. Und da du die Gemahlin eines Königs zu ſeyn verdieneſt, ſo ſey es denn an meine Seite. **Megara** geräth über dieſen Antrag auſſer ſich. „Ich deine Gemahlin? Nun empfinde ich es erſt, daß ich eine Gefangene bin — — Nein, Alcides, keine Gewalt ſoll meine Treue überwinden; als die Deinige will ich ſterben.

Lycus. Wie? ein Gemahl, der in der Tiefe der Hölle vergraben iſt, macht dich ſo kühn?

Megara. Er ſtieg in die Hölle herab, um den Himmel zu erſteigen.

Lycus. Die ganze unendliche Laſt der Erde liegt nun auf ihn.

Megara. Kann eine Laſt für den zu ſchwer ſeyn, der den Himmel getragen hat?

Lycus. Aber du wirſt gezwungen werden.

Megara. Wer gezwungen werden kann, weis nicht zu ſterben.

Lycus. Kann ich dir ein königlicher Geſchenk anbieten, als meine Hand?

Megara. Ja; deinen oder meinen Tod.

Lycus. Nun wohl; du ſollſt ſterben.

Megara. So werde ich denn meinem Gemahl entgegen gehen.

Lycus. So ziehſt du meinem Throne einen Knecht vor?

Megara. Wie viel Könige hat dieſer Knecht dem Tode geliefert!

Lycus. Warum dient er denn aber einem Könige?

Megara. Was wäre Tapferkeit ohne harte Dienſte?

Lycus. Wilden Thieren und Ungeheuern vorgeworfen werden, nennſt du Tapferkeit?

Megara. Das eben muß die Tapferkeit überwinden, wofür ſich alle entſetzen.

Dieſe kurzen Gegenreden, welche gewiß nicht ohne ihre Schönheiten ſind, werden noch einige Zeilen fortgeſetzt, bis **Lycus** zuletzt auch die Abkunft des **Herkules** antaſtet, und den alten **Amphitryo** alſo nöthiget, das Wort zu ergreifen. „Mir ſpricht er, kömmt es zu, ihm ſeinen wahren Vater nicht ſtreitig machen zu laſſen.„ Er führt hierauf ſeine erſtaunlichen

Thaten an, durch die er den Frieden in der ganzen Welt hergeſtellet, und die Götter ſelbſt vertheidiget habe. „Zeigen dieſe nicht deutlich genug, daß Jupiter ſein Vater ſey, oder muß „man vielmehr dem Haſſe der **Juno** glauben? „Was läſterſt du den Jupiter, erwiedert **Lycus**? Das ſterbliche Geſchlecht iſt keiner Verbindung mit dem Himmel fähig. — — Er ſucht hierauf alles hervor, was die göttliche Herkunft des **Herkules** verdächtig machen könne. Er nennt ihn einen Knecht, einen Elenden, der ein unſtätes und flüchtiges Leben führe, und alle Augenblicke der Wuth der wilden Thiere Preis gegeben werde. Doch **Amphitryo** ſetzt dieſen Beſchuldigungen das Exempel des Apollo entgegen, der ein Hirte geweſen ſey, der auf einer herumirrenden Inſel ſogar gebohren worden, und mit dem erſten Drachen gekämpft habe. Er fügt hierzu noch das Beyſpiel des **Bacchus**, und zeigt auch an dieſem, wie theuer das Vorrecht, als ein Gott gebohren werden, zu ſtehen komme.

Lycus. Wer elend iſt, iſt ein Menſch.

Amph. Wer tapfer iſt, iſt nicht elend.

Lycus will ihm auch dieſen Ruhm zu Schanden machen, und erwähnt mit einer ſehr ſpöttiſchen Art ſeines Abentheuers mit der **Omphale**, bey welcher **Herkules** die Rolle eines Helden in die Rolle eines Weichlings verwandelte. Doch auch hier beruft ſich **Amphitryo** auf den **Bacchus**, welcher ſich nicht geſchämt habe, das Haar zierlich fliegen zu laſſen, den leichten Thyrſus mit ſpielender Hand zu ſchwenken, und im ſanften Gange den güldnen Schweif des herabfallenden Kleides hinter ſich her zu ziehen. Nach vielen und ſchweren Thaten fügt er hinzu, iſt es der Tapferkeit ganz wohl erlaubt, ſich zu erhohlen. — —

Lycus. Dieſes beweiſet das Haus des **Theſpius**, und die nach Art des Viehes durch ihm befruchtete Heerde von Mädchen. Dieſes hatte ihm keine **Juno**, kein **Euryſtheus** befohlen; es waren ſeine eigne Thaten.

Auf dieſe höhniſche Anmerkung erwiedert **Amphitryo**, daß **Herkules** auch noch andre Thaten ungeheiſſen verrichtet habe. Er gedenkt des **Eryx**, des **Antäus**, des **Buſiris**, des **Geryon**. „Und auch du, **Lycus**, wirſt noch unter die Zahl dieſer Ermordeten kommen, die „doch durch keine Schändung ſein Ehebette zu „beflecken geſucht.

Lycus. Was dem Jupiter erlaubt iſt, iſt auch dem Könige vergönnt. Jupiter bekam von dir eine Gemahlin; von dir ſoll auch der König eine bekommen ꝛc. — — Hier treibt **Lycus** ſeine Ruchloſigkeit auf das höchſte. Er wirft dem guten Alten ſeine gefällige Nachſicht gegen den Jupiter vor, und will, daß ſich **Megara** nur ein Exempel an der **Alcmene** nehmen ſolle. Er droht ſogar Gewalt zu brauchen, und ſagt, was ich keinem tragiſchen Dichter jetziger Zeit zu ſagen rathen wollte: vel ex coacta nobilem partum feram. Hierüber geräth **Megara** in eine Art von Wuth, und erklärt ſich, daß ſie in dieſem Falle die Zahl der **Danaiden** voll machen wolle. Sie zielet hier auf die **Hypermneſtra**, welches die einzige von den funſzig Schweſtern war, die in der blutigen Hochzeitnacht ihres Mannes ſchonte. Auf dieſe Erklärung ändert **Lycus** die Sprache. „Weil du denn alſo unſre Verbindung ſo hart„näckig ausſchlägſt, ſo erfahre es, was ein Kö„nig vermag. Umfaſſe nur den Altar; kein „Gott ſoll dich mir entreiſſen; und wenn auch „Alcides ſelbſt triumphirend aus der Tiefe zu„rückkehrte. — — Er befiehlt hierauf, daß man den Altar und den Tempel mit Holz umlegen ſolle. Er will das ganze Geſchlecht des Herkules in ſeinem Schutzorte, aus welchem er es nicht mit Gewalt reiſſen durfte, verbrennen. **Amphitryo** bittet von ihm weiter nichts als die Gnade, daß er zuerſt ſterben dürfe. „Sterben? „ſpricht **Lycus**. Wer alle zum Sterben ver„dammt, iſt kein Tyrann. Die Strafen müſ„ſen verſchieden ſeyn. Es ſterbe der Glückliche; „der Elende lebe. Mit dieſen Worten geht **Lycus** ab, um dem **Neptunus** noch vorher ein Opfer zu bringen. **Amphitryo** weis weiter nichts zu thun, als die Götter wider dieſen Wütrich anzurufen. „Doch was flehe ich umſonſt die Göt-

„ter an. Höre mich, Sohn, wo du auch biſt! —
„Welch plötzliches Erſchüttern? Der Tempel
„wankt; der Boden brillet! Welcher Donner
„ſchallt aus der Tiefe hervor — — Wir ſind
„erhört! — — Ich höre, ich höre ſie, des
„**Herkules** nahende Tritte.

Hier läßt der Dichter den Chorus einfallen. Der Geſang deſſelben iſt eine Apoſtrophe an das Glück, welches ſeine Wohlthaten ſo ungleich austheile und den **Euryſtheus** in leichter Ruhe herrſchen laſſe, während der Zeit, da **Herkules** mit Ungeheuern kämpfen müſſe. Hierauf wird die Anrede an dieſen Held ſelbſt gerichtet. Er wird ermuntert, ſiegend aus der Hölle hervor zu gehen, und nichts geringers zu thun, als die Banden des Schickſals zu zerreiſſen. Das Exempel des Orpheus, welcher durch die Gewalt ſeiner Saiten, Eurydicen von den unerbittlichen Richter, obſchon unter einer allzuſtrengen Bedingung, erhalten, wird ziemlich weitläuftig berührt, und endlich wird geſchloſſen, daß ein Sieg, der über das Reich der Schatten durch Geſänge erhalten worden, auch wohl durch Gewalt zu erhalten ſey.

Dritter Aufzug.

Die erwünſchte Erſcheinung des **Herkules** erfolgt nunmehr. Er eröfnet den dritten Aufzug, welcher von dem zweyten durch nichts als durch den vorigen Chor unterſchieden wird.

Megara und **Amphitryo** ſind nicht von der Bühne gekommen.

Herkules redet die Sonne an, und bittet ſie um Verzeihung, daß er den Cerberus ans Licht gebracht habe. Er wendet ſich hierauf an den **Jupiter**, an den **Neptun** und an alle andere Götter, die von oben auf das Irrdiſche herabſehen. Dem Jupiter giebt er den Rath, wenn er dieſes Ungeheuer nicht ſehen wolle, ſich unterdeſſen den Bliz vor die Augen zu halten: viſus fulmine oppoſito tege; den Neptun, auf den Grund des Meeres herabzufahren, und den übrigen, das Geſicht wegzuwenden. „Der Anblick „dieſes Scheuſals, fährt er fort, iſt nur für „zwey; für den, der es hervorgezogen, und für „die, die es hervorzuziehen befohlen.„ Dieſer, der **Juno** nehmlich, ſpricht er hierauf förmlich Hohn. Er rühmt ſich das Chaos der ewigen Nacht, und was noch ärger als Nacht ſey, und der Finſterniß ſchreckliche Götter, und das Schickſal überwunden zu haben. Er fordert ſie, wo möglich, zu noch härtern Befehlen auf, und wundert ſich, daß ſie ſeine Hände ſo lange müßig laſſe. — — Doch in dem Augenblicke wird er die Anſtalten gewahr, die **Lycus** in dem vorigen Aufzuge machen laſſen. Er ſieht den Tempel mit bewafneter Mannſchaft umſezt, und da er noch darüber erſtaunt, wird er von dem **Amphitryo** angeredet.

„Dieſer zweifelt noch vor Freuden, ob es auch der wahre Herkules, oder nur der Schatten deſſelben ſey. Doch endlich erkennt er ihn. **Herkules** fragt ſogleich, was dieſe traurige Tracht ſeines Vaters und ſeiner Gemahlin, und der ſchmutzige Aufzug ſeiner Kinder bedeute. „Welch „Unglück drückt das Haus? **Amphitryo** antwortet auf dieſe Frage in wenig Worten, daß **Creon** ermordet ſey, daß **Lycus** herrſche, und daß dieſer Tyrann Kinder, Vater und Gemahlin hinrichten wolle.

Herkules. Undanckbare Erde! So iſt niemand dem Herkuliſchen Hauſe zu Hülfe gekommen? So konnte die von mir vertheidigte Welt ſolch Unrecht mit anſehen? Doch was verliere ich die Zeit mit Klagen? Es ſterbe der Feind!

Hier fällt ihm **Theſeus**, den er aus der Hölle mit zurück gebracht, und der mit ihm zugleich auf der Bühne erſchienen, ins Wort. „Dieſen Fleck ſollte deine Tapferkeit tragen? **Lycus** „ſollte ein würdiger Feind **Alcidens** ſeyn? „Nein; ich muß ſein verhaßtes Blut vergieſſen.

Doch **Herkules** hält den **Theſeus** zurück, entreißt ſich den Umarmungen ſeines Vaters und ſeiner Gemahlin, und eilet zur Rache. „Es bringe **Lycus** dem Pluto die Nachricht, „daß ich angekommen ſey — — So ſagt er und geht ab. **Theſeus** wendet ſich hierauf gegen den **Amphitryo**, und ermuntert ihn, ſein

Geſicht aufzuheutern, und die herabfallenden Thränen zurück zu halten. „Wenn ich, ſagt er, „den Herkules kenne, ſo wird er gewiß an dem „**Lycus** des ermordeten **Creons** wegen Rache „üben. Er wird? Nein er übt ſie ſchon. Doch „auch dieſes iſt für ihn zu langſam: er hat ſie bereits „geübt. — — Hierauf wünſcht der alte **Amphitryo**, daß es Gott alſo gefallen möge, und wendet auf einmal die Aufmerkſamkeit der Zuhörer auf eine andere Seite. Er verlangt nehmlich von dem Gefehrten ſeines unüberwindlichen Sohnes nähere Umſtände von dem unterirrdiſchen Reiche und dem gebändigten Cerberus zu wiſſen. **Theſeus** weigert ſich Anfangs; endlich aber, nachdem er die vornehmſten Gottheiten um Erlaubniß gebethen, fängt er eine lange und prächtige Beſchreibung an, welche an einem jeden andern Orte Bewunderung verdienen würde. Das letzte Stück derſelben beſonders, welches den Kampf des Herkules mit dem hölliſchen Ungeheuer ſchildert, iſt von einer auſſerordentlichen Stärke. Die gantze deutſche Sprache, — — wenigſtens ſo wie ich derſelben mächtig bin, — — iſt zu ſchwach und zu arm, die meiſterhaften Züge des Römers mit eben der kühnen und glücklichen Kürze auszudrücken. Das ſtarrende Waſſer des Styx, der darüber hangende fürchterliche Fels, der alte ſcheusliche Fuhrmann ſchrecken in den traurigſten Farben — — Charon war eben an dem dißeitigen Ufer mit dem leeren Nachen angelangt; als ſich **Herkules** durch die Schaar wartender Schatten drengte, und zuerſt hinüber geſetzt zu werden begehrte. „Wohin Verwegener? ſchrie der gräßliche Charon. Hemme die „eilenden Schritte! Doch nichts konnte den Alcides aufhalten; er bändigte den alten Schiffer mit dem ihm entriſſenen Ruder, und ſtieg ein. Der Nachen, der Völkern nicht zu enge, ſank unter der Laſt des einzigen tiefer herab, und ſchöpfte überladen mit ſchwankendem Rande letheiſche Fluth — — Endlich näherten ſie ſich den Wohnungen des geitzigen Pluto, die der Stygiſche Hund bewacht. Die Geſtalt dieſes dreyköpfigten Wächters iſt die gräßlichſte, und der Geſtalt gleicht ſeine Wuth. Fähig auch den leiſen Schritt wandelnder Schatten zu hören, horcht er mit geſpitzten Ohren auf das Geräuſche nahender Füſſe. Er blieb ungewiß in ſeiner Höle ſitzen, als der Sohn des Donnergottes vor ihm ſtand; und beyde furchten ſich. Doch jezt erhebt er ein brüllendes Bellen, die Schlangen umziſchen das dreyfache Haupt, die ſtillen Wohnungen ertönen und auch die ſeeligen Schatten entſetzen ſich. **Herkules** löſet unerſchrocken den cleonäiſchen Raub von der linken Schulter, und ſchützt ſich hinter dem noch ſchreckenden Rachen des Löwen. Er ſchwingt mit ſiegender Hand die Keule, und Schlag auf Schlag trifſt das endlich ermüdende Ungeheuer. Es läßt ein Haupt nach dem andern ſincken, und räumet ſeinem Ueberwindern den Eingang. Die unterirrdiſchen Gottheiten entſetzen ſich, und laſſen den Cerberus abfolgen, und auch mich, ſpricht Theſeus, ſchenkte Pluto dem bittenden Alciden. Dieſer ſträuchelt des Ungeheuers gebändigte Nacken und feſſelt ſie mit diamantenen Ketten. Es vergaß, daß es der Wächter der Höllen ſey, ließ furchtſam die Ohren ſinken, und folgte dem Bändiger demüthig nach. Doch als es an den Ausgang des Tänarus kam, und der Glatz des ihm unbekannten Lichts die Augen traf, ſträubet es ſich, faßte neue Kräfte, ſchüttelte wüthend die tönenden Ketten, und faſt hätte es den Sieger zurück geſchleppt. Doch hier nahm Herkules die Fäuſte des Theſeus zu Hülſe, und ſo riſſen beyde den vergebens raſenden Cerberus auf die Welt heraus. Noch einen Zug ſetzt der Dichter zu dieſem Bilde, der gewiß wenige ſeines gleichen hat. Er ſagt nehmlich, der Höllenhund habe die Köpſe in den Schatten des Herkules verborgen, um das Tageslicht ſo wenig als möglich in die verſchloßenen Augen zu laſſen:

— — — Sub Herculea caput
Abſcondit umbra.

Die nahende Schaar des über die Zurückkunſt des Herkules frohlockenden Volckes mache der Beſchreibung ein Ende. Mit viel mattern Beſchreibungen und ziemlich kalten Sittenſprüchen iſt der Chorus angefüllt. Sie betreffen das unterirrdiſche Reich und die traurige Nothwendigkeit, daß alle und jede einmal dahin abſteigen müſſen. „Niemand, heißt es, kömmt „dahin zu ſpät, von wannen er, wenn er einmal „dahin gekommen iſt, nicht wieder zurück kann. — „Schone doch, o Tod, der Menſchen, die dir „ohne dem zueilen. — — Die erſte Stunde, „die uns das Leben ſchenkte, hat es auch wieder „genommen ꝛc. Und andere dergleichen Blümchen mehr.

Vierter Aufzug.

Es iſt geſchehen. **Herkules** hat den **Lycus** mit allen ſeinen Anhängern ermordet, und macht ſich nunmehr gefaßt, den Göttern ein Opfer zu bringen. Er ruft ſie insgeſamt dazu an, und nur die Kinder der Juno ſchließt er davon aus. Er will ganze Heerden ſchlachten, und ganze Erndten von Weyhrauch anzünden. Amphitryo der noch das Blut an den Händen ſeines Sohnes kleben ſieht, erinnert ihn, ſie vorher zu reinigen; doch Herkules antwortet: „ich wünſchte, „ſelbſt das Blut des verhaßten Hauptes den „Göttern opfern zu können. Kein angenehmeres Naß würde je den Altar benetzt haben; „denn dem Jupiter kann kein fetteres Opfer ge„ſchlachtet werden, als ein ungerechter König.— Hierauf will er ſelbſt das Opfergebeth anfangen, ein Gebeth, das, wie er ſagt, des Jupiters und ſeiner würdig ſey. Er fängt auch wircklich an, und bittet nichts geringeres, als daß der Himmel und die Erde auf ihrer Stelle bleiben, und die ewigen Geſtirne ihren Lauf ungeſtört fortſetzen mögen; daß ein anhaltender Friede die Völcker nähre, daß kein Sturm das Meer beunruhige, daß kein erzürnter Blitz aus der Hand des Jupiters ſchieſſe, daß kein ausgetretener Fluß die Felder überſchwemme, und daß nirgends ein wilder Tyrann regiere ꝛc. Schon dieſes Gebet iſt unſinnig genug, um der Anfang zu einer förmlichen Raſerey zu ſeyn. Dieſe äuſſert ſich nunmehr auch auf einmal. „Doch wie? Welche „Finſterniſſe umhüllen den Mittag? Warum „ſchießt Phöbus ſo trübe Blicke, ohne von einer „Wolke verdunkels zu ſeyn? Wer treibet den „Tag zu ſeiner Demmerung zurück? Welche „unbekannte Nacht breitet ihr ſchwarzes Gefieder „aus? Woher dieſe zu frühen Sterne, die den „Pol erfüllen? Seht, dort durchglänzet das erſte „der von mir gebändigten Ungeheuer, der Löwe, „ein weites Gefielde! Er glüet vor Zorn, und „drohet tödliche Biſſe. Er ſpeiet aus dem „offenen Rachen Feuer, und ſchüttelt die röthliche Mähne. Jezt wird er ein Geſtirn herab „reiſſen; jezt wird er des harten Herbſtes und „des froſtigen Winters breite Zeiche überſpringen, „den Stier im Felde des Frühlings anfallen, „und ſeinen Nacken zermalmen. — — **Amphitryo** erſtaunet über dieſen plötzlichen Wahnwitz, doch **Herkules** fährt fort. Er kömmt auf ſeine Thaten, und will ſich mit Gewalt den Eingang

gang in den Himmel eröfnen. Er drohet, wenn Jupiter geſchehen laſſe, daß ihm Juno noch länger zuwider ſey, den Saturn zn befreyen, die Rieſen zu neuen Kriegen aufzufriſchen und ſie ſelbſt anzuführen. Dieſe Kriege glaubt er bereits mit allen ihren ſchrecklichen Verwüſtungen zu ſehen, bis er endlich ſeine eigne Kinder, die mit der **Megara** bey den Opfer gegenwärtig ſeyn ſollten, gewahr wird, und ſie für die Kinder des **Lycus** anſieht. Dieſer Wahn bringt ſeine Wuth aufs höchſte. Er ſpannt ſeinen Bogen und durchſchießt das eine, und das andere, welches ſeine Knie mit den kleinen Händen umfaßt, und mit erbärmlicher Stimme bittet, ergreift er mit gewaltiger Fauſt, ſchwenkt es in der Luft herum, und zerſchmettert es gegen den Boden. Indem er das dritte verfolgt, welches ſeine Zuflucht zu ſeiner Mutter nimt, ſieht er dieſe für die **Juno** an. Erſt richtet er das Kind hin, und alsdann ſeine Gemahlin. — — Alles dieſes, wird man ſagen, müſſe einen ſehr gräßlichen und blutigen Anblick machen. Allein der Dichter hat, durch Hülfe der römiſchen Bühne, deren Bauart von den unſrigen ganz unterſchieden war, ein vortrefliches Spiel hier angebracht. Indem nehmlich Herkules ſeine Kinder und ſeine Gemahlin verfolgt, und von Zeit zu Zeit den Zuſchauern aus dem Geſichte kömmt, ſo gehen alle die Ermordungen hinter der Scene vor, wo ſie nur von den übrigen Perſonen auf der Bühne können geſehen

ſehen werden. Von dem **Amphitryo** vornehmlich, welcher alles was er ſieht in eben dem Augenblicke ſagt, und die Zuſchauer alſo eben ſo lebhaft davon unterrichtet, als ob ſie es ſelbſt geſehen hätten. Zum Exempel, wenn **Herkules** dem dritten Kinde nachgeht, ſo ſchreyt Megara: „Wohin, Unſinniger? Du vergießeſt dein eigen „Blut. Mit dieſen Worten eilt ſie beyden nach, daß ſie alſo bereits hinter der Scene iſt, wenn Amphitryo folgende Erzehlung macht: „das zitternde Kind ſtirb vor dem feurigen Blicke „des Vaters, noch ehe es verwundet werden. „Die Furcht hat ihm das Leben genommen. „Und nun, nun ſchwenkt er die tödlichen Keule „auf ſeine Gemahlin. Sie iſt zermalmt, und „nirgends ſieht man den Kopf des zerſtümmelten Körpers. — — **Amphitryo** geräth hierüber auſſer ſich, er verwünſcht ſein Alter, das ihn zu dieſem Unglücke geſpart; er will nicht länger leben, ſondern eilt den Pfeilen und der Keule des unſinnigen Mörders entgegen. Doch **Theſeus** hält ihn zurück, und beſchwört ihn, dem **Herkules** das letzte und größte Verbrechen zu erſparen. Dieſer kömmt unterdeſſen allmälig wieder zu ſich, und **Amphitryo** erſtaunt ihn in einen tiefen Schlaf fallen zu ſehen. Er zweifelt zwar Anfangs, ob es nicht ein tödtlicher Schlaf ſey, und ob ihn nicht eben die Wuth, welche die Seinigen umgebracht, hingeraft habe; doch das ſtarke Athemhohlen überzeugt

zeugt ihn von dem Gegentheile. Er findet es alſo für gut, ihn ruhen zu laſſen; nur läßt er vorher von den Dienern die Pfeile wegnehmen, damit er ſie nicht in einer neuen Raſerey brauchen könne.

Der nunmehr einhertretende Chor, wie man leicht errathen kann, beklaget die dem **Herkules** zugeſtoſſene Unſinnigkeit. Er flehet die Götter an, ihn davon zu befreyen, und wendet ſich beſonders an den Schlaf, den er zur Unzeit allzu poetiſch apoſtrophirt. „Beſänftige die raſenden Aufwallungen ſeines Gemüths; und gieb dem Helden Frömmigkeit und Tugend wieder. Wo nicht, ſo laß ihn fortraſen, und in ſteter Unſinnigkeit dahin leben. In ihr allein beruhet jetzt ſeine Unſchuld. Reinen Händen kommen diejenigen am nächſten, die ihr Verbrechen nicht kennen. — — Er beſchreibt nunmehr, wie verzweifelnd ſich **Herkules** anſtellen werde, wenn er wieder zu ſich ſelbſt kommen, und ſein Unglück erfahren ſollte. Und zuletzt beweinet er noch den zufrühzeitigen Tod der Kinder.

Fünfter Aufzug.

Herkules erwacht, und **Amphitryo** und **Theſeus** ſtehen ſchweigend von ferne. „Wo bin ich? In welchem Lande? Unter welchem Himmelsſtriche? ꝛc. Welche Luft ſchöpfe ich? Ich bin doch wenigſtens aus der Hölle wieder

„zurück? Aber, welche blutige Leichname ſehe ich hier geſtreckt? Welche hölliſchen Schattenbilder ſchweben mir noch vor den Augen? Ich ſchäme mich, es zu ſagen: ich zittere. Ich weis nicht, welcher ſchreckliche Unfall mir ahndet. Wo iſt mein Vater? Wo meine Gemahlin, die auf die kleine Heerde ihrer muthigen Kinder ſo ſtolz iſt? Warum vermiſſe ich an meiner Linken die Beute des überwundenen Löwens? — — Wo ſind meine Pfeile? Wo der Bogen? Ich lebe, und man hat mir meine Waffen abnehmen können? Wer hat dieſen Raub davon getragen? Wer hat auch den ſchlafenden Herkules nicht geſcheuet? Ich muß ihn doch ſehen, meinen Sieger; ich muß ihn doch ſehen. Stelle dich, Sieger, den zu zeugen, der Vater den Himmel nochmals verlaſſen, und dem zu gefallen die Nacht länger, als mir, ſtille geſtanden — — Was ſehe ich? Meine Kinder? ermordet? Meine Gemahlin todt? Welcher zweyte **Lycus** hat ſich des Reichs bemächtiget? Herkules iſt wieder gekommen, und doch erkühnt man ſich zu Theben ſolcher Verbrechen? Herbey Boeotier, Phryger ꝛc. Zeiget mir den Urheber dieſer gräßlichen Morde! — — So breche denn mein Zorn auf meine Feinde los! Alle ſind meine Feinde, die mir meinen Feind nicht zeigen. — — Du verbirgeſt dich, Alcidens Sieger? Erſcheine ꝛc. laß uns ohne Anſtand kämpfen. Hier ſtehe

„ich frey und bloß; auf! greiſe mich mit meinen eigenen Waffen an. — — Doch warum entziehet ſich Theſeus, warum entzieht ſich der Vater meinen Blicken? Warum verbergen ſie ihr Antlitz? Hemmet dies Winſeln! Saget, wer hat meine Söhne ermordet? Vater, warum ſchweigſt du? Rede, Theſeus; aber rede ſo, wie ichs vom Theſeus gewohnt bin. Schweigt ihr noch? Noch wendet ihr voll Scham euer Geſichte weg? Noch fallen verſtohlne Thränen herab? — — Weſſen hat man ſich bey ſolchem Unglücke zu ſchämen? Iſt es **Euryſtheus**; iſt es das feindliche Heer des ermordeten **Lycus**, von dem dieſe Niederlage kömmt? Ich bitte dich, Vater, bey allen meinen ruhmvollen Thaten bitte ich dich, ſage, wer iſt der Mörder meines Geſchlechts? Als weſſen Beute habe ich untergelegen?

Amph. Laß uns dies Unglück mit Stillſchweigen übergehen.

Herkules. Und ich ſollte ungerochen ſeyn?

Amph. Schon oft iſt die Rache ſchädlich geweſen.

Herkules. Wer war je träge genug dergleichen Unglück zu erdulden?

Amph. Der, welcher noch gröſſer Unglück zu fürchten hatte.

Herkules. Kann wohl ein gröſſeres Unglück zu fürchten ſeyn, als dieſes?

Amph. Was du davon weißt, ach! was für ein kleiner Theil iſt es.

Herkules. Erbarme dich, Vater. Flehend ſtrecke ich meine Hände gegen dich aus.„ — — Indem Herkules dieſes thut, wird er gewahr, daß ſeine eigenen Hände voller Blut ſind. Er wird gewahr, daß es ſeine eigenen Pfeile ſind, an welchen das Blut der Kinder klebt. In der Gewißheit, daß niemand, als er ſelbſt, ſeinen Bogen habe ſpannen können, iſt er genöthiget ſich ſelbſt für den Mörder zu erkennen. „Wie? Vater, „Freund, ſo bin ich es ſelbſt der dieſes Verbrechen begangen hat? Ach! ſie ſchweigen; ich „bin es.„ **Amphitryo** will ihn tröſten, und ſchiebt alle Schuld auf die **Juno**. Doch umſonſt; er geräth in eine ſo wüthende Verzweiflung, daß es ſcheint, die Raſerey habe ihn nicht ſowohl verlaſſen, als nur ihre Richtung verändert und ſich gegen ihn ſelbſt gewendet. Er bittet ſeinen wahren Vater, den Jupiter, daß er ihn vergeſſen, und zornig von dem geſtirnten Pole auf ihn donnern möge. Er will an des Prometheus Statt an den leeren Caucaſus gefeſſelt, oder zwiſchen den Symplegaden zerſchmettert ſeyn. Er will Wälder zuſammen häufen, und ſich, befleckt von ſtärflichen Blute, in den brennenden Holzſtoß ſtürzen. Er will den Herkules der Hölle wieder zurück geben. Dieſe ſoll ihn, wo möglich, an einem Orte, welcher noch jenſeits dem Erebus liege, verberge; an einem Orte, der ihm und dem Cerberus unbekannt ſey. — — Er beklagt, daß ſein Geſicht zu verhärtet ſey, und keine Thränen kenne, welche um den Tod ſeiner Kinder nicht reichlich genug fließen könnten. Er will ſein Schwerd, ſeine Pfeile, ſeinen Bogen zerbrechen; er will ſeine Keile, er will ſeine Hände, die ſie geführt haben, verbrennen. — — Hier wagt es **Theſeus**, ihm zuzureden.

Theſ. Wer hat dem Irrthume jemals den Namen des Verbrechens gegeben?

Herk. Oft iſt ein zu groſſer Irrthum anſtatt des Verbrechens geweſen.

Theſ. Hier iſt Herkules nöthig. Ertrage dieſe Laſt von Uebeln!

Herkules. Noch habe ich in der Raſerey nicht alle Scham verloren, daß ich meinen abſcheuligen Anblick nicht vor allen Völkern verbergen ſollte, die ihn ohnedem fliehen müßten. Meine Waffen, Theſeus, meine Waffen, die man mir ſo ſchimpflich genommen hat, verlange ich wieder. Raſe ich nicht mehr; ſo gieb mir ſie zurück. Raſe ich aber noch, ſo entferne dich, Vater. Ich will ſchon einen Weg zum Tode finden.

Amphitryo fängt nunmehr an, den **Herkules** auf das zärtlichſte zu bitten. Er beſchwört ihn bey allen den Verbindungen, die zwiſchen ihnen beyden obwalteten; es ſey nun, daß er ihn als ſeinen Vater, oder als ſeinen Pfleger betrachte. Er ſtellt ihm vor, daß er die einzige

Stütze ſeines Hauſes ſey; daß er ihn noch nie genoſſen habe, ſondern immer in der äuſſerſten Furcht ſeinetwegen habe leben müſſen.

Herkules. Und warum ſollte ich noch länger leben? Habe ich nicht alles verlohren? Sinnen, Waffen, Ruhm, Gemahlin, Kinder, meine Raſerey ſelbſt, habe ich verloren. Es iſt kein Rath für meine befleckte Seele. Mit dem Tode muß ich mein Verbrechen büſſen.

Theſeus. Du wirſt deinen Vater ums Leben bringen.

Herk. Damit ich es nicht etwa thue, eben deswegen will ich ſterben.

Theſ. In Gegenwart des Vaters?

Herk. Solchen Gräul anzuſehen, habe ich ihn ſchon gelehrt.

Amph. Siehe doch vielmehr auf deine andern rühmlichen Thaten zurück,- und verzeihe dir ſelbſt dieſe einzige Schuld.

Herk. Der ſollte ſich etwas verzeihen, der niemanden verziehen hat? Was ich löbliches gethan habe, that ich auf Befehl. Dieſes einzige that ich von mir ſelbſt — —

Kurz, er dringt mit aller Gewalt darauf, daß man ihm ſeine Waffen wieder zurück geben ſolle. Umſonſt verbindet **Theſeus** ſeine Bitten mit den Bitten des Vaters, und erinnert ihn, daß es dem **Herkules** unanſtändig ſey, irgend einem Unglücke unterzuliegen. Er aber antwortet: „Ich habe meine Verbrechen nicht freywillig,

„ſondern gezwungen gethan. Jenes würde man
„glauben, wenn ich leben bliebe; dieſes kann nur
„meinen Tod bekräftigen. — — Der Dichter hat dieſes in wenig Worten auszudrücken gewußt: Si vivo, feci ſcelera; ſi morior, tuli. — **Herkules** fährt alſo fort, ſich als ein Ungeheuer anzuſehen, von welchem er die Welt reinigen müſſe. Er drohet, wenn ihm die Waffen nicht wieder gegeben würden, die Wälder des Pindus und die dem Bacchus geheiligten Hayne auszurotten, und ſich mit ihnen zu verbrennen; oder auch die Häuſer mit ihren Einwohnern, die Tempeln mit ihren Göttern auf ſich zu reiſſen, und ſich unter dem Schutte der ganzen Stadt zu begraben. Sollte aber auch dieſe Laſt ihm zu leicht ſeyn, ſollten ſieben Thore noch nicht ſchwer genug auf ihm liegen: ſo ſoll die halbe Welt auf ſein Haupt ſtürzen, und ihn in dem Mittelpuncte der Erde erdrücken. — — Dieſe Hartnäckigkeit des **Herkules** bringt endlich den alten **Amphitryo** gleichfalls zur Verzweiflung, und die Stellungen werden numehr ungemein rührend. Es iſt nur zu bedauren, daß der Text hier eine ſehr merkliche Verwirrung der Perſonen gelitten hat. Bald wird der einen etwas in den Mund gelegt, was wahrſcheinlicher Weiſe die andre ſagen ſoll; bald hat man aus zwey Reden eine, und bald aus einer zwey Reden gemacht. Was man noch zuverläßiges daraus erkennen kann, iſt dieſes, daß **Amphitryo** ſelbſt ſich einen von den Pfei-

len an die Bruſt ſetzt, und ſich zu durchſtechen drohet, wenn **Herkules** ſeinen Schluß nicht ändern wolle. „Entweder, ſpricht er, du lebſt, oder „du wirſt auch an mir zum Mörder. Schon „ſchwebt meine durch Unglück und Alter ge„ſchwächte Seele auf den äuſſerſten Lippen. „Wer überlegt es ſo lange, ob er ſeinem Vater „das Leben ſchenken wolle? Jezt drüke ich, des „Verzögerns ſatt, das tödliche Eiſen durch die „Bruſt. Hier, hier wird des vernünftigen **Her„kules** Verbrechen liegen.„ Und hiermit gelingt es dem **Amphitryo** den **Herkules** ſo zu erweichen, daß er ſich zu leben, und dieſen Sieg über ſich ſelbſt zu ſeinen übrigen Siegen hinzu zu thun, entſchließt. Er iſt nun weiter auf nichts bedacht, als Theben zu verlaſſen. „Doch wohin „ſoll ich fliehen? Wo werde ich mich verber„gen? Welcher Tanais, welcher Nil, welche „gewaltige Tigris, welcher wilde Rhein wird „meine Rechte abwaſchen können? Und wenn „auch der ganze Ocean über meine Hände dahin „ſtrömte, ſo würden doch noch die gräßlichen „Morde daran kleben. — — Er erſucht hierauf den **Theſeus** ihn in dieſer Noth nicht zu verlaſſen, einen Ort, wo er verborgen ſeyn könnte, für ihn auszuſuchen, oder, wo möglich, ihn in das unterirrdiſche Reich wieder zurück zu bringen. „Da, da will ich mich verborgen halten. „Doch auch da bin ich bekannt. — — **Theſeus** ſchlägt ihm ſein eigen Land, Athen, zum

Zufluchtsorte vor, und zwar deswegen, weil es das Land ſey, wo Mars ſelbſt wegen Ermordung ſeines Sohnes, losgeſprochen worden. „Dieſes Land, welches die Unſchuld der Götter „richtet; dieſes Land, Alides, rufet dich.

Und ſo ſchließt der **raſende Herkules.** Ohne Zweifel erwartet man nun eine kurze

Beurtheilung deſſelben.

Ueberhaupt werde ich mich hoffentlich auf die Empfindung der Leſer zum Vortheile meines Dichters berufen können. Starke Schilderungen von Leidenſchaften können unſre Leidenſchaften unmöglich ganz ruhig laſſen. Und dieſe wollen wir vornehmlich in den Trauerſpielen erregt wiſſen. Hat man den Zorn der **Juno**, die Drohungen des **Lycus**, den edlen Stolz der **Megara**, den kühnen Uebermuth des **Herkules**, das Unglück einer blinden Raſerey, die Verzweiflung eines Reuenden, die Bitten eines Vaters gefühlt, ſo kann der Dichter gewiß ſeyn, daß man ihm ſeine Fehler willig vergeben wird. Und was ſind es denn endlich auch für Fehler? Er iſt mit den poetiſchen Farben allzuverſchwenderiſch geweſen; er iſt oft in ſeiner Zeichnung zu kühn; er treibt die Gröſſe hier und da bis zur Schwulſt; und die Natur ſcheinet bey ihm allzuviel von der Kunſt zu haben. Lauter Fehler, in die ein ſchlechtes Genie niemals fallen wird! Und wie klein werden ſie, wenn man ſie nach dem Stoffe des Trauerſpiels beurtheilet, welcher, wie man geſehen hat, gänzlich aus der Fabel entlehnt iſt. Die Thaten des **Herkules** ſind für uns unſinnige Erdichtungen, und bey den Heiden waren ſie Glaubensartikel. Sie überfiel ein heiliger Schauer, wenn ſie hörten, daß er Gebirge zerriſſen, daß er die Hölle geſtürmt, daß er den Himmel getragen: und wir wollen uns kaum des Lachens dabey enthalten können. Allein, iſt es billig einen Dichter anders, als nach den Umſtänden ſeiner Zeit zu beurtheilen? Iſt es billig, daß wir das, was ſeine Zeitverwandten in den Munde des Herkules für ſchreckliche Drohungen hielten, für unſinnige Großſprechereyen halten, und ſie als ſolche, mit ſamt dem Dichter, auspfeiſen wollen? Ich will auf dieſen Umſtand nicht weiter dringen, weil man ſchon zu oft darauf gedrungen hat. Daß unſer Verfaſſer ſonſt die Regeln der Bühne gekannt, und ſich ihnen mit vieler Klugheit zu unterwerfen gewußt habe, iſt nicht zu leugnen. Er hat die Einheit der Zeit genau beobachtet. Die Handlung fängt kurz vor Tage an, und endet ſich noch vor einbrechendem Abend. Daß dem alſo ſey, beweiſet die Stelle der **Juno** im erſten Aufzuge. Z. 124.

clareſcit dies
Ortuque Titan lucidus croceo. ſubit.

und die Stelle im vierdten Aufzuge: Z. 930.

Sed quid hoc? medium diem
Cinxere tenebræ.

Wenn es alſo da noch Mittag iſt, ſo bleibt für den Schlaf des Herkules Zeit genug übrig, daß er noch vor Abend aufwachen kann. Auch die Einheit des Orts wird man nicht unterbrochen finden. Die Scene iſt bey dem Altare, welcher dem Jupiter vor dem Pallaſte des Herkules aufgebauet war. Zu dieſem nehmen **Amphitryo** und **Megara** nebſt ihren Kindern mit Anbruch des Tages ihre Zuflucht. An dieſem wollte ſie **Lycus** verbrennen laſſen, weil er ſie nicht mit Gewalt davon wegreiſſen durfte. Bey dieſem findet ſie Herkules, als er plötzlich erſcheinet. Auf dieſem will er den Göttern ein Dankopfer anzünden ꝛc. Endlich iſt auch die Einheit der Handlung ohne Tadel. Die Ermordung des **Lycus** iſt eine bloſſe Epiſode, welche mit vieler Kunſt in das Ganze eingewebt worden. Sie iſt nicht die Haupthandlung, ſondern bloß die Gelegenheit zu derſelben. — — Dieſer Umſtand führt mich auf eine

Vergleichung mit des Euripides raſendem Herkules.

Der Ἡρακλης μαινομενος iſt das achtzehnte unter den übrig gebliebenen Trauerſpielen des Griechen. Daß ſich der Römer daſſelbe zum Muſter vorgeſtellet habe, iſt nicht zu leugnen. Allein er hat nicht als ein Sklave, ſondern als ein Kopf, welcher ſelbſt denkt, nachgeahmt, und verſchiedne Fehler, welche in dem Vorbilde ſind, glücklich verbeſſert. Ich kann mich hier in keinen weitläuftigen Auszug des griechiſchen Stücks einlaſſen, ſo viel aber muß ich anmerken, daß Euripides die Handlung offenbar verdoppelt hat. Bey ihm eröfnet **Amphitryo** das Stück, welcher die Zuhörer von den nöthigſten hiſtoriſchen Umſtänden unterrichtet. **Megara** kömmt dazu, und beyde beklagen ihr Unglück. **Lycus** eröfnet ihnen ihr Todesurtheil, mit den bitterſten Verſpottungen des **Herkules**. **Megara** und **Amphitryo** ergeben ſich in ihr Schickſal, und bitten nur noch um eine kurze Friſt, unter dem Vorwande, den Kindern ihre Todtenkleider anzulegen. Als dieſes geſchehen, und ſie vor dem Altar auf die Hinrichtung warten, erſcheinet **Herkules**, welcher unerkannt in die Stadt gekommen war. Er erfährt das Unglück, welches ſeinem Hauſe drohe, und ermordet den **Lycus**. Was erwartet man nunmehr noch weiter? Nichts, ohne Zweifel. Doch ehe man ſichs verſieht erſcheinen mitten in dem dritten Aufzuge Iris und eine Furie. Die Furie ſoll dem **Herkules** auf Befehl der **Juno** den Verſtand verrücken; die Furie weigert ſich, doch endlich muß ſie wider ihren Willen gehorchen. Hierauf werden im vierten Aufzuge die Wirkungen der Raſerey des Herkules nur erzehlt, und in den fünften kömmt **Theſeus** dazu, welcher ſeinen Freund, der ſich aus Verzweiflung durchaus das Leben nehmen will, wieder zurechte bringt. — — Nun ſehe man, wie geſchickt der römiſche Dichter durch eine kleine Veränderung ein zuſammenhangendes Stück daraus gemacht hat, in welchem die Neubegierde keinen ſolchen gefährlichen Ruhepunkt findet, ſondern bis ans Ende in einem Feuer erhalten wird. Er fängt nehmlich mit dem grauſamen Entſchluſſe der **Juno** an, und bereitet dadurch alles vor, was er in der Folge den Zuſchauern zeigen will. Es iſt wahr, daß er den Ausgang dadurch ein wenig zu ſehr verräth; doch verräth ihn **Euripides** in dem dritten Aufzuge nicht gleichfalls? — — Einen andern Kunſtgrif des lateiniſchen Dichters habe ich bereits angemerkt; die Art nehmlich, wie er die Grauſamkeiten des **Herkules** zugleich zeigt, und auch nicht zeigt. **Euripides** läßt ſie bloß erzehlen, und unterrichtet den Zuſchauer nicht einmal ſo lebhaft davon, als er ihn von dem Tode des **Lycus** unterrichtet, deſſen Geſchreyn, da er auſſer der Bühne ermordet wird, man doch wenigſtens vernimt. Wie viel beſſer läßt der Römer bloß den Tod des **Lycus** erzehlen, und ſpart ſeine Theaterſpiele auf den Tod derjenigen, für die er uns vornehmlich einnehmen will. — Dieſes aber, was ich jezt geſagt habe, muß man nicht ſo auslegen, als ob ich dem **Euripides** auch in andern Stücken eben ſo wenig, als in dieſen mechaniſchen Einrichtungen, den Vorzug zugeſtehen wollte. Er hat eigenthümliche Schönheiten, welche Seneca, oder wer ſonſt ſein Nachahmer iſt, nur ſelten gekannt zu haben ſcheinet. Der Affect drückt ſich bey ihm allezeit in der Sprache der Natur aus; er übertreibt nichts, und weis nicht was es heißt, den Mangel der Empfindung mit Witz erſetzen. Aber glücklich ſind die, welche ihn noch ſo erſetzen können! Sie entgehen doch wenigſtens der Gefahr, platt, eckel und wäßrigt zu werden.

Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy.

Ich glaube, es wird hier noch meine Pflicht ſeyn, einige unbillige Urtheile des Pater **Brumoy** zu widerlegen. Man kennet das Verdienſt dieſes Jeſuiten um die Bühne der Griechen. Er hat überall, wo es möglich geweſen, ſeinen Auszügen aus den griechiſchen Trauerſpielen, Auszüge aus den ähnlichen römiſchen Tragödien beygefügt. Man kann alſo leicht glauben, daß er auch unſern **raſenden Herkules**, bey Gelegenheit des Euripidiſchen, nicht werde vergeſſen haben. Ich habe nichts darwider, daß er dieſen weit vorzieht; allein daß er jenen durch nichtswürdige Einfälle lächerlich zu machen ſucht, wo er es nicht iſt, dieſes kann ich unmöglich ſo hingehen laſſen. Ich muß einige Proben anführen, um zu zeigen, wie lächerlich der Jeſuit ſelbſt iſt. Man wird ſich der Stelle erinnern, die ich oben auf der 24 Seite, aus dem dritten Aufzuge angeführt habe:

— — — — ſi novi Herculem
Lycus Creonti debitas pœnas dabit.
Lentum eſt, dabit; dat: hoc quoque eſt lentum; dedit.

Theſeus will dem **Amphitryo** damit Troſt zuſprechen. Ich habe ſchon ſo viel Zutrauen zu meinem Geſchmacke, daß ich mich nicht zu geſtehen ſchäme, dieſe Zeilen allezeit für ſehr ſchön gehalten zu haben. Mußte ich alſo nicht erſtaunt ſeyn, als ich folgendes Urtheil des **Brumoy** las. „Das **ich ſterbe, ich bin tod, ich bin begraben,** des Geitzigen bey dem Moliere (Aufz. 4. Auft. 7.) iſt ohne Zweifel aus dieſer Quelle entſprungen. Allein dieſes ſagt ein Narr, welchen der Dichter in einer lächerlichen Unſinnigkeit ſeinem Charakter gemäß ſprechen läßt; und **Theſeus** hätte ſich, wo nicht als ein König, doch wenigſtens als ein vernünftiger Mann ausdrücken ſollen. — — Wenn es auch wahr wäre, daß **Moliere** bey Gelegenheit dieſer Stelle auf ſeinen Einfall gerathen ſey, ſo würde dieſes doch nichts mehr beweiſen, als ſo viel, daß kein ernſthafter Gedancke, keine Wendung ſo ſchön ſey, die ſich nicht ziemlich luſtig parodiren laſſe. Hieraus aber zu ſchlieſſen, daß die Parodie, und die parodirte Stelle gleich ungereimt ſeyn müßten, iſt eine ſehr kindiſche Uebereilung. Das Ungereimte in der Stelle des

Moliere liegt eigentlich nicht in dem Klimax ſelbſt, ſondern darinne, daß er einen Narren von ſich etwas ſagen läßt, welches gleich dadurch, daß er es noch von ſich ſagen kann, widerlegt wird: nicht darinne, daß der Tod ſo geſchwind auf das Sterben, und das Begräbniß ſo geſchwind auf den Tod folgt; ſondern darinne, daß er einen Menſchen vorgeben läßt, dieſes alles wiederfahre ihm bey lebendigem Leibe. Was hat denn nun alſo die Rede des **Theſeus**, auſſer dem dreyfachen Steigen, hiermit für Gleichheit? Oder iſt ſie an und vor ſich ſelbſt abgeſchmackt? Hätte doch der Pater dieſes gezeigt; hätte er doch auch beyläufig gezeigt, wie es der Dichter ſchöner ausdrücken ſollen, daß **Herkules** den **Lycus** ganz gewiß, und ganz gewiß unverzüglich ſtrafen werde. — — Mit eben ſo wenig Grunde tadelt **Brumoy** diejenigen Stellen, in welchen Herkules raſet. „Herkules, ſagt er, bildet ſich ein den himmliſchen Löwen, den er in dem Nemeäiſchen Walde überwunden, zu ſehen, wie er eben bereit iſt, die Zeichen des Herbſtes und des Winters zu überſpringen, um den Stier zu zerreiſſen, welcher ein Zeichen des Frühlings iſt. Das iſt wahrhaftig eine gelehrte Raſerey! — — Wie artig der Jeſuit ſpottet. Aber warum iſt ſie denn gelehrt? Ohne Zweifel darum, weil ein Jeſuiterſchüler nicht ganz und gar ein Ignorante ſeyn muß, wenn er wiſſen will, daß **Herkules** einen Löwen umgebracht habe. Aber was für eine Gelehrſamkeit braucht denn **Herkules**, dieſes von ſich ſelbſt zu wiſſen? Oder ſteckt etwa die Gelehrſamkeit in der Kenntniß der Zeichen des Thierkreiſſes? Wenn das iſt, ſo werden ziemlich alle Bauern gelehrt ſeyn. — — Ich muß noch einen Tadel dieſes franzöſiſchen Kunſtrichters anführen, welcher entweder ſehr viel leichtſinnige Uebereilung, oder ſehr viel Bosheit verräth. In dem fünften Aufzuge, wie man geſehen hat, kömmt Herkules wieder zu ſich ſelbſt, und geräth in die äuſſerſte Verzweiflung, als er erfährt, was er in ſeiner Raſerey begangen. Man könnte ſagen, er werde aufs neue raſend; ſo ſchreckliche Dinge erbittet er über ſich ſelbſt, „Allein; ſagt **Brumoy**, ſeiner Gewohnheit gemäß, mengt er auch „lächerliches Zeug darunter. Er will ſeine „Keule, ſeine Pfeile, und ſelbſt die Hände der „**Juno**, die ſie ſo unglücklich geführt haben, „verbrennen. — — Nun ſehe man, ob es wahr iſt, daß ihn der Dichter dieſes ſagen läßt. Die Stelle iſt dieſe:

Tibi tela frangam noſtra, tibi noſtros puer
Rumpemus arcus, ac tuis ſtipes gravis
Ardebit umbris: ipſa Lernæis frequens
Pharetra telis in tuos ibit rogos.
Dent arma pœnas: vos quoque infauſtas meis
Cremabo telis, ô *novercales manus.*

Er redet die ermordeten Kinder, eines nach den andern an, und will zu deſſen Genugthuung die Pfeile, zu deſſen den Bogen, zu deſſen Keule und Köcher zerbrechen und verbrennen. „Auch „euch, ſpricht er, auch euch, unſelige ſtiefmütterliche Hände, will ich mit meinen Pfeilen „verbrennen. — — Wer heißt denn nun hier den Jeſuiten, unter novercales manus die Hände der Juno verſtehen? Warum können es denn nicht die eignen Hände des **Herkules** ſeyn? Ja freylich wäre alsdann die Stelle nicht mehr lächerlich! Aufs höchſte liegt in dem Worte novercales blos eine Anſpielung auf die Juno, und er nennt ſeine Hände bloß darum ſtiefmütterlich, weil ſie nicht minder grauſam gegen ſeine Kinder geweſen waren, als die Juno gegen ihn zu ſeyn pflegte. — . — Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten.

Von neuern Trauerſpielen auf den raſenden Herkules.

Es fehlt an neuern Dichtern nicht, welche gleichfalls dieſen Stof bearbeitet haben. Bey den Franzoſen führen eine Menge Tragödien den Titel **Herkules**; ich kann es aber jezt nur von zweyen mit Gewißheit ſagen, daß ſie den **raſenden Herkules** angehen. Die mehreſten werden ohne Zweifel den **ſterbenden Herkules** aufſtellen. **Roland Briſſet** iſt der erſte, von

welchen

welchem ich einen Hercule furieux anzugeben weis. Sein Theater iſt zu **Tours** 1589. in 4to gedruckt, und enthält auſſer genanntem Stücke, noch folgende: Baptiſte; Agamemnon; Octavie; und Thieſte. Der zweyte Franzoſe iſt **Nicolas L'Heritier Nouvellon**, welcher 1638. ein Trauerſpiel unter der Aufſchrift: Amphitrion ou Hercule furieux, verfertigte. Ich habe jezt weder des einen noch des andern Arbeit bey der Hand, und kann alſo nicht urtheilen, wie ſie zu Werke gegangen ſind; ob ſie mehr den **Euripides** oder den **Seneca** nachgeahmt, oder ob ſie gar nur einen von beyden überſetzt haben. Auf dem italiäniſchen Theater finde ich einen Ercole furioſo vom **Lodovico Dolce**; allein von dieſem weis ich es zuverläſſig, daß es bloß eine poetiſche Ueberſetzung des **Seneca** iſt. **Dolce** hat noch ſieben Trauerſpiele unſers lateiniſchen Dichters überſetzt, die ich an ihrem Orte anführen will.

Da ich alſo nicht eigentlich ſagen kann, mit wie viel Glück man in den neuern Zeiten den **raſenden Herkules** auf die Bühne gebracht habe: ſo will ich wenigſtens meine Gedanken entdecken, wie er am beſten darauf zu bringen ſey.

Vorſchlag für einen heutigen Dichter.

So viel iſt augenſcheinlich, daß aus dem Stücke des **Seneca**, mit kleinen Veränderungen, eine vollkommene Oper zu machen ſey. Die

Maſchinen finden ihren natürlichen Platz darinne, und wenn die bloſſe Erſcheinung der **Juno** für die Verzierung des Theaters zu einfach wäre, ſo könnte man die Erſcheinungen aus dem Euripides borgen. Dieſer nehmlich, wie ich ſchon angemerkt habe, führt anſtatt der **Juno** ſelbſt, die **Iris**, ihre Bothſchafterin, und eine **Furie** auf. Zwey Gegenſtände, an welchen Maſchinenmeiſter und Mahler ihre Kunſt hinlänglich zeigen könnten. Auch der Tonkünſtler würde ſich nicht beſchweren dürfen, daß man ſeine Kunſt durch eine verhaßte Mouotonie der Leidenſchaften einſchränkte. Sie ſind durchgängig in dem ſtärckſten Spiele. Das Zornige, das Klagende, das Stolze, das Erfreute, das Raſende, das Zärtliche, das Geſetzte, das Freundſchaftliche, wechſelt unaufhörlich ab, und oft treffen ſie ſo glücklich zuſammen, daß ſie der ſchönſten Abſtechungen unter einander fähig ſind. Auch die Erfindung des Balletmeiſters würde ſich hier nicht auf dem Trockenen befinden, auf welchen man in einem Schauſpiele, das ſo vorzüglich zum Vergnügen des Geſichts und des Gehörs beſtimmt iſt, billig auch mit ſehen muß. Doch da die Oper mehr in das muſikaliſche, als in das poetiſche Fach gehöret, ſo will ich mich nicht weiter damit einlaſſen. Ich will vielmehr meine Abſicht auf ein regelmäßiges Stück richten. Die mechaniſche Einrichtung deſſelben würde man gänzlich dem **Seneca** abſehen können. Nur mit der **Juno**, welche bey ihm ziemlich das Anſehen eines Prologen hat, müßte man eine Aenderung treffen. Unſere neuere tragiſche Bühne will die Gottheiten nicht mehr leiden. Man hat ſie in die allegoriſchen Stücke verwieſen, und das mit Recht. Was alſo zu thun? Ich wollte rathen die perſönliche Erſcheinung der **Juno** in einen göttlichen Traum eines Prieſters zu verwandeln. Er müßte ſelbſt kommen, und es dem Herkuliſchen Hauſe erzehlen, was er in ſeiner Entzückung geſehen, und welche ſchreckliche Drohungen er gehöret. Dieſe Drohungen aber müßten in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt ſeyn; ſie müßten etwas orakelmäßiges haben, damit ſie den Ausgang ſo wenig, als möglich verriethen, und den **Amphitryo** und die **Megara** nicht verhinderten, den **Herkules** bey ſeiner Zurückkunft mit aller Zärtlichkeit zu empfangen. In Anſehung der Sitten, wollte ich, daß ſich der neuere Dichter den Euripides zum Muſter vorſtellte; doch mit Beybehaltung des Senecaſchen **Lycus**. Dieſer iſt bey den Griechen viel gröber und grauſamer geſchildert. Er ſagt es gerade heraus, daß er die ganze Familie des **Herkules** umbringen müſſe, wenn er ſicher herrſchen wolle, und thut der **Megara** den Vorſchlag nicht, den ihn der Römer thun läßt. Dahingegen ſind in dem Griechiſchen der **Herkules** weit menſchlicher, die **Megara** weit zärtlicher, und **Theſus** weit freundſchaftlicher gebildet. Das

Abentheuerliche des erſtern iſt da ungemein verſteckt, und aller ſeiner Thaten wird nur mit ganz kurzen Zügen in einer Entfernung gedacht, in welcher ihre Unglaubligkeit nicht ſo ſehr in die Augen fällt. Die prachtige Beſchreibung des Kampfes mit dem Cerberus müßte, als eine unnöthige Zierrath, wegbleiben. Der Römer hatte noch einigen Grund ſie zu wagen, ob er gleich freylich beſſer gethan hätte, wenn er hier der vorſichtigen Anſtändigkeit ſeines Muſters gefolgt wäre. Seine Stärke war im Schildern, und welcher Dichter läßt ſich nicht gerne von der Begierde, ſeine Stärke zu zeigen, dahin reiſſen? Was die Perſon des **Theſeus** anbelangt, ſo würde man auch bey dieſer beſſer der Einrichtung des lateiniſchen als des griechiſchen Dichters folgen. Jener bringt ihn gleich mit dem **Herkules** auf die Bühne; dieſer aber läßt ihn erſt in dem fünften Aufzuge darzu kommen, wo er recht vom Himmel fällt. Wenn der neue Dichter übrigens eine Vermehrung der Perſonen vorzunehmen für nöthig befände, ſo würde er, vielleicht nicht ohne Glück eines von den Kindern des **Herkules**, welche ſeine beyden Vorgänger nur ſtumm aufführen, mündig machen können. Er müßte den Charakter deſſelben aus Zärtlichkeit und Unſchuld zuſammen ſetzen, um unſer Mitleiden deſto ſchmerzlicher zu machen, wenn wir es von den blinden Händen ſeines geliebten Vaters ſterben ſehen. Doch würde es wohl unſre Bühne zulaſſen, in Anſehung der Ermordung ſelbſt, das Kunſtſtücke des Römers anzubringen? In ſeinem ganzen Umfange möchte ſie es wohl ſchwerlich zu laſſen, doch wollte ich auch nicht, daß man dem Zuſchauer deswegen dieſen ganzen ſchrecklichen Anblick zu entziehen ſuchte. Wenigſtens müßte den **Herkules** auf der Bühne die Raſerey befallen; voller Beſtürzung müßten Gemahlin und Kinder furchtſam von ihm fliehen, er ihnen nacheilen, und ſie auſſer dem Geſichte des Zuſchauers tödten. Dieſes würde das Mittel zwiſchen dem, was der römiſche und was der griechiſche Dichter geſchehen laſſen, ſeyn. **Amphitryo** könnte alsdann den folgenden Aufzug mit der traurigſten und lebhafteſten Beſchreibung anfangen; er könnte ſich mit dem **Theſeus** berathſchlagen, wie ſie ſich gegen den ſchlafenden **Herkules** verhalten ſollten, und während der Berathſchlagung könnte der erwachte **Herkules** dazu kommen, und die Rolle, die ihn der Römer ſpielen läßt, ausführen. — — Doch, wird man nunmehr fragen, iſt denn überhaupt ein Held, den eine haſſende Gottheit, in einer plötzlichen Raſerey, Grauſamkeiten begehen läßt, ein würdiges Schauſpiel? Iſt es lehrreich, oder enthält es nicht vielmehr eben ſo abſcheuliche und die Menſchen zur Verzweiflung bringende Grundſätze als der **Oedip**? Dieſer iſt zu den ſchrecklichſten Verbrechen beſtimmt, und kann ihnen, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht entgehen. Jener thut alles mögliche, ein tugendhafter und der Welt nützlicher Mann zu ſeyn, und wird mitten unter dieſen Beſtrebungen, durch die Eiferſucht einer obern Macht, der Elendeſte. Soll dies das Schickſal derer ſeyn, die auf dem ſauren Wege zu der Ewigkeit wandeln? Eine ſchöne Ermunterung für die, welche als neue **Alciden** die Laſter überwinden, und die Ungeheuer ausrotten wollen; — — Dieſen Einwurf wegzuſchaffen, muß ich nothwendig

Die Moral des raſenden Herkules

unterſuchen; ſo wohl die, welche jezt darinne liegt; als die, welche darein gelegt werden kann. Eigentlich halte ich es eben für keine Nothwendigkeit, daß aus der Fabel eines Trauerſpiels eine gute Lehre flieſſen müſſe, wenn uns nur einzelne Stellen von nützlichen Wahrheiten unterrichten. Allein ſo viel wird doch wenigſtens nothwendig ſeyn, daß man auch keine böſe Lehre daraus folgern könne. Und dieſe, — — ich mag es ſo ungern geſtehen, als ich will — — liegt allerdings in dem **raſenden Herkules.** Es liegt, ſage ich, eine böſe Lehre darinne, oder eine abgeſchmackte. Entweder die Lehre, daß Tugenden und Heldenthaten eine erzürnte Gottheit ſo wenig verſöhnen, daß ſie vielmehr dieſelbe noch heftiger aufbringen: oder die Lehre, daß man ſich hüten müſſe, von dem **Jupiter** aus verſtohlener Ehe erzeugt zu werden, wenn man allen den grauſamen Verfolgungen der Juno entgehen wolle. Bey dem **Euripides** zwar, deſſen Fabel gleichwohl von dem Weſentlichen der lateiniſchen Fabel um nichts unterſchieden iſt, will der Pater **Brumoy** eine ganz andere Moral entdeckt haben. Weil bey dem Griechen **Herkules**, der durch die Freundſchaft des **Theſeus** gerühret worden, das ganze Stück mit den Worten ſchlieſſet: „Unglücklich iſt der, welcher „Güter oder Ehre einem wahren Freunde vorzieht; ſo ſetzt der Jeſuit hinzu: „Dieſer Gedanke iſt, wie mich dünkt, die Moral dieſes Trauer„ſpiels, weil alles darinnen auf die Entwicklung „des **Theſeus** abzuzielen ſcheinet. — — Doch es iſt offenbar, daß **Brumoy** den letzten Sittenſpruch für die Hauptlehre genommen hat. Wenn ſeine Meinung wahr wäre, ſo hätte **Euripides** wahrhaftig den Werth eines wahren Freundes durch keine weniger paſſende Fabel, als durch dieſe, erleutern können. Die ganzen vier erſten Aufzüge würden in dieſer Abſicht umſonſt geſchrieben ſeyn. Alles, was man alſo zur Entſchuldigung dieſer beyden alten Muſter anführen kann, iſt dieſes, daß ſie es für ganz unnöthig gehalten haben, an die Moral des Ganzen zu denken, und daß ſie ihre Tragödien nicht ſo gemacht haben, wie ſie uns eine ſogenannte **critiſche Dichtkunſt** zu machen lehret. Erſt eine Wahrheit ſich vorzuſtellen, und hernach eine Begebenheit dazu zu ſuchen, oder zu erdichten, war die Art ihres Verfahrens gar nicht. Sie wußten, daß bey jeder Begebenheit unzählige Wahrheiten anzubringen wären, und überlieſſen es dem Strome ihrer Gedanken, welche ſich beſonders darinne ausnehmen würde. Da ſie übrigens in gewiſſen Fällen ziemlich genau bey der hergebrachten Geſchichte zu bleiben gezwungen waren, ſo mußte es ihnen entweder gleichgiltig ſeyn, ob die moraliſche Folge aus der Begebenheit ſelbſt gut oder böſe ſey, oder ſie mußten überhaupt von der Aufführung gewiſſer Begebenheiten abſtehen. Allein kann ein neuer Dichter eben dieſe Entſchuldigung haben? Und iſt ſeine Freyheit eben ſo eingeſchränkt? Gewiß nicht; er kann ändern was er will, und es liegt nur an ihm, wenn das Ganze bey ihm nicht eben ſo lehrreich iſt, als die beſondern Theile. — — Nun kömmt es darauf an, was er in dieſer Abſicht mit dem **raſenden Herkules** thun müßte. Ohne Zweifel würde es auf eine feinere Bearbeitung dieſes Charakters ſelbſt ankommen. Seine Raſerey müßte eine **natürliche** Folge aus demſelben werden. **Juno** müßte ſich daran nur erfreuen, nicht aber ſie ſelbſt bewirken. Und dieſes iſt leicht: denn was iſt näher verbunden als Tapferkeit und Uebermuth, als Uebermuth und Wahnwitz. Man ſchildre also den **Herkules** als einen Helden voll Muth und Tapferkeit; man laſſe ihn die größten Thaten glücklich ausgeführt haben; man laſſe ihn noch gröſſere ſich vorſetzen. Allein ſein allzugroſſes

ſes Vertrauen auf eigene Kräfte bringe ihn zu einer ſtolzen Verachtung der Götter. Man laſſe ihn nach und nach ſich in ſeine eigne Anſchläge verwickeln; man gebe ihm einen Schmeichler zu, der durch übertriebene Lobſprüche das ohnedem geringe Gefühl ſeine Menſchheit unterdrückt. Wenn der Dichter alle dieſe Stafeln glücklich hinan zu gehen weiß, ſo bin ich gewiß, der Zuſchauer wird endlich geneigt ſeyn, die völlige Raſerey des Herkules als einen ganz natürlichen Erfolg anzuſehen. Ich habe ſchon angemerkt, daß das Gebet, welches ihm der Römer in den Mund giebt, eine ſehr feine Vorbereitung iſt; und wenn man auch das Gebet wieder vorbereitet, ſo wird ſich eines aus dem andern ungezwungen ergeben. — — Welche ſchreckliche Lection würde dieſes für unſre wilden Helden; für unſre aufgeblaſenen Sieger ſeyn!

Ehe ich dieſes Trauerſpiel ganz verlaſſe, will ich vorher noch einen

Verſuch über das in Unordnung gebrachte Stück des lateiniſchen Dichters,

deſſen ich auf der 37ten Seite gedacht habe, wagen. Er gehet von der 1295ſten Zeile bis zu der 1315ten. Ich ordne die Perſonen darinne folgender Geſtalt.

Am. Redde arma. *Her.* Vox eſt digna genitore Herculis.
Am. Hoc en peremptus ſpiculo cecidit puer:
Hoc Juno telum manibus emiſit tuis:
Hoc nunc ego utar. *Th.* Ecce, jam miſerum metu
Cor palpitat, corpusque ſollicitum ferit.
Am. Aptata arundo eſt: ecce jam facies ſcelus
Volens, ſciensque. Pande quid fieri jubes?
Her. Nihil rogamus, noſter in tuto eſt dolor.
Am. Natum potes ſervare tu ſolus mihi,
Eripere nec tu: maximum evaſi metum.
Miſerum haud potes me facere, felicem potes.
Sic ſtatue quidquid ſtatuis, ut cauſam tuam
Famamque in arcto ſtare & ancipiti ſcias.
Aut vivis aut occidis. Hanc animam levem
Feſſamque ſenio, nec minus quaſſam malis
In ore primo teneo. Tam tarde patri
Vitam dat aliquis? Non feram ulterius moram,
Letale ferro pectus impreſſo induam.
Hic, hic jacebit Herculis ſani ſcelus.
Her. Jam parce, genitor &c.

Herkules will kurz vor dieſer Stelle, wie man geſehen hat, durchaus ſterben. Er verlangt ſeine Waffen mit Ungeſtimm zurück. Die gemeinſten Ausgaben laſſen daher ihn ſelbſt redde arma ſagen und legen das folgende Vox eſt &c. dem **Amphitryo** in dem Mund. Doch wenn man dieſen letztern Worten weder eine abgeſchmackte noch eine zu weit hergehohlte Erklärung geben will, ſo muß ſie kein ander als **Herkules** ſagen, zu Bezeigung nehmlich ſeiner Zufriedenheit über das redde Arma ſeines Vaters. **Gronov** hat dieſes durch Hülfe ſeiner Handſchriften ſehr wohl eingeſehen, nur daß er das redde in reddo verwandelt. Er glaubt nehmlich, daß **Amphitryo** hier wirklich dem **Herkules** ſeine Waffen wiedergebe, und dieſer Irrthum hat gemacht, daß er alles das andere unrecht, obgleich ſchärfſinnig genug erklärt hat. Ich ſchmeichle mir den rechten Punct getroffen zu haben. Da nehmlich **Amphitryo** ſieht, daß **Herkules** unbeweglich iſt, ſo ſagt er endlich voller Unwillen zu einem von den Dienern: redde arma. Daß er dieſes zu einem Diener ſagen könne, beweiſe ich aus einer vorhergehenden Stelle, in welcher er dem ſchlafenden **Herkules** die Pfeile wegnehmen läßt:

Removete *famuli* tela, ne repetet furens.

Wer das Theater ein wenig verſteht, wird nunmehr gleich einſehen, daß die Zweydeutigkeit des *redde arma* ein vortrefliches Spiel ausmache.

Herkules glaubt, der Bediente werde ihm die Waffen wiedergeben und ſagt daher ſich und dem **Amphitryo** die Schmeicheley: vox eſt digna genitore Herculis. Allein der Bediente hat den Befehl entweder genauer verſtanden und giebt den Pfeil dem **Amphitryo**, oder indem der Bediente dem **Herkules** den Pfeil geben will, reißt ihn **Amphitryo** denſelben weg, und ſezt ihn mit den Worten an ſeine eigne Bruſt: Hoc en peremptus ſpiculo &c. „Dieſer Pfeil „war es, durch den dein Sohn fiel; dieſer war „es, den Juno ſelbſt durch deine Hände abſchoß: „dieſer ſoll es ſeyn, den ich nun gegen mich ſelbſt „brauchen will. Die folgenden Worte ecce jam miſerum bis ſollicitum ferit, kann weder **Herkules** noch **Amphitryo** ſagen. Sie müſſen dem **Theſeus** zugehören, und ich nehme ſie ſo an, daß ſie den erbärmlichen Anblick des ſich zu erſtechen drohenden Alten ſchildern, und den **Herkules** zur Barmherzigkeit bewegen ſollen. Doch weil dieſer ſchweigt, ſo fährt der Vater fort: aptata arundo eſt &c. „Der Pfeil iſt „angeſeßt. Siehe, dieſes Verbrechen wirſt du „mit Wiſſen und Willen begehen. Sprich; „was ſoll ich thun? Ich ſchreibe dir nichts vor, „antwortet ihm **Herkules**. Mein Schmerz iſt „geſichert. Alles das übrige laſſe ich nunmehr den **Amphitryo** ſagen. Des Eripere nec tu iſt eine Verbeſſerung welche **Gronov** aus ſeiner Handſchrift vorgebracht hat, und ohne Widerrede angenommen zu werden verdient. Da **Amphitryo** faſt entſchloſſen iſt, ſich zu durchſtechen, wenn **Herkules** bey dem Vorſatze zu ſterben, bleiben ſollte, da er ſich auf keine Weiſe von ihm will trennen laſſen: ſo kann man leicht einſehen, was er mit folgenden Worten ſagen will: „Den Sohn mir erhalten, das kannſt du „allein: aber mir ihn rauben, kannſt du nicht. „Der größten Furcht bin ich entledigt. Elend „kannſt du mich nicht machen; glücklich machen „kanſt du mich ꝛc. D. i. da ich einmal beſchloſſen haben dir zu folgen, ſo kannſt du dich mir zwar erhalten, aber nicht rauben. Du kannſt mich glücklich machen, wenn du leben bleibſt; aber nicht elend, wenn du ſtirbſt, weil du ohne mich nicht ſterben ſollſt ‥ Die folgenden Zeilen paſſen in dem Munde des **Amphitryo** eben ſo wohl. Sollte aber ſeine Rede ein wenig zu lang ſcheinen, ſo könnte man ſie durchſchneiden, und die Worte Tam tarde patri vitam dat aliquis? den **Theſeus** ſagen laſſen. Auf dieſe nun müßte **Amphitryo** weiter fortfahren: non feram ulterius moram &c. bis endlich **Herkules** jam parce genitor, ſaget. Das jam, welches in eben dieſer Zeile nochmals wiederhohlt wird, zeigt gnugſam wider **Gronoven**, daß **Amphitryo** ſich nicht erſt in den gleich vorhergehenden zwey Zeilen zu erſtechen gedroht, ſondern daß er es gleich von Anfange dieſer Stelle gethan, und daß man alſo ihm und nicht dem **Herkules** das hoc nunc ego utar, und des aptata arundo eſt müſſe ſagen laſſen. Leſer von Geſchmack werden mir gewiß recht geben, wenn ſie ſich die Mühe nehmen wollen, auch in den übrigen Stücken meine Ordnung der Perſonen mit der ſeinigen zu vergleichen. Andere Kunſtrichter haben noch weniger zum Ziele getroffen. — — Ich komme zu dem zweyten Trauerſpiele.

II.

Thyeſt.

Innhalt.

Atreus und **Thyeſt**, die Söhne des **Pelops**, regierten beyde zu Argos, ein Jahr um das andre. **Thyeſt** verliebte ſich in die Gemahlin ſeines Bruders, in die **Aerope**, und entwendete durch deren Hülfe den güldnen Widder, mit deſſen Beſitze das Schickſal des Reichs verknüpft war. Er flohe davon, und entging auf einige Zeit der Rache des **Atreus**. Doch dieſer dachte unaufhörlich auf die Vollziehung derſelben, und hielt endlich eine verſtellte Verſöhnung für das ſicherſte Mittel. Seine eignen Kinder mußten den **Thyeſt** bereden, daß er ſicher zurückkommen könne, weil ſein Bruder alle Feindſchaft bey Seite gelegt habe. Er kam. **Atreus** empfing ihn mit aller Freundlichkeit, deren die Bosheit fähig iſt, wenn ſie eine leichtgläubige Beute in ihr Netz lockt. Allein wie unmenſchlich waren die Folgen. **Atreus** ermordete die Kinder ſeines Bruders am Altare; und machte ſeinen Bruder ein Mahl daraus, über welches die Welt nicht aufhören wird, ſich zu entſetzen — —. Mehr braucht man hoffentlich, zur Einleitung in das Stück ſelbſt, nicht zu wiſſen!

Auszug.

Die Bühnen eröffnen der Schatten des **Tantalus** und die Furie **Megära**. **Tantalus** war der Großvater des **Atreus** und des **Thyeſt**. Man kennet ſeine Verbrechen, und ſeine Strafe in der Hölle. Jezt bringt ihn **Megära** auf die Oberwelt. Er erſtaunt und glaubt, daß man eine Veränderung der Quaalen mit ihm vornehmen wolle. Doch **Megära** entdeckt ihm gar bald, daß er ſeine Familie mit Wuth und Haß anſtecken und zu den grauſamſten Verbrechen geneigt machen ſolle. „In dieſen werde um den „Vorzug gekämpft, und wechſelsweiſe zücke man „den Dolch. Der Zorn kenne weder Maaß „noch Scham, und blinde Raſerey reitze die Gemüther. Die Wuth der Aeltern daure fort, „und anhaltende Bosheit pflanze ſich von einem „Enkel auf den andern. Ohne jemandem Zeit „zu gönnen, ſein Verbrechen zu haſſen, fehle es „nie an einem neuen, und nie ſey eines allein in „einem allein. Es wachſe, indem es geſtraft „wird. Den übermüthigen Brüdern entfalle der

„Scepter, und ein zweifelhaftes Glück ſcheine ſich ihrer im Elende anzunehmen. Es wanke betriegriſch zwiſchen ihnen, und mache jezt aus dem Machtigen den Unglücklichen, und jezt aus dem Unglücklichen den Mächtigen. Ein beſtändiger Wechſel treibe ihr Reich umher. Abſcheulicher Laſter wegen mögen ſie vertrieben werden, und in eben ſo abſcheuliche Laſter mögen ſie wieder fallen, wenn ſie Gott in ihr Vaterland zurück bringt. Allen müſſen ſie ſo verhaßt ſeyn, als ſich ſelbſt. Nichts halte ſich ihr Zorn vor unerlaubt. Der Bruder fürchte den Bruder, den Sohn der Vater, und den Vater der Sohn. Böſe ſollen die Kinder umkommen, und noch böſer erzeugt werden. Die feindſelige Gattin laure auf ihren Mann. Man führe den Krieg über das Meer; vergoßnes Blut überſchwemme die Länder, und die ſiegende Wolluſt triumphire über mächtige Führer der Völker. Unzucht ſey in dem gottloſen Hauſe das geringſte ꝛc. Alle dieſe Verwünſchungen, und noch mehrere, ſind prophetiſch und beziehen ſich weit auf das zukünftige hinaus; auf das, zum Exempel, was ſich mit der **Clytemnäſtra**, mit dem **Oreſt**, mit dem **Agamemnon** und **Menelaus** und andern Verwandten des Pelopejiſchen Hauſes zutragen ſollte. Endlich kömmt **Megära** auf die nähern Gräuel mit mehrer Deutlichkeit, und verkündiget dem **Tantalus** das grauſame Mahl, vor welchem ſich die

Sonne zurück ziehen werde. „An dieſem ſollſt „du deinen Hunger ſtillen. Vor deinen Augen „ſoll der mit Blut gemiſchte Wein getrunken „werden. Endlich habe ich die Speiſen gefunden, „die du ſelbſt fliehen wirſt. — — Auf dieſe ſchrecklichen Worte, will der Schatten davon eilen, und alle ſeine hölliſchen Strafen ſcheinen ihm dagegen geringe. Doch die Furie zwingt ihn, mit Streit und Mordluſt vorher das Haus und die Gemüther der Könige zu erfüllen. Umſonſt wendet er ein, es ſey zwar billig, daß er Strafe leide, aber nicht, daß er andern zur Strafe diene. Umſonſt beklagt er ſich, daß er gleichſam, als ein giftiger Dampf aus der geborſtenen Erde geſchickt werde, welcher Peſt und Seuchen unter die Völker bringen müſſe. Umſonſt will er es wagen, nochmals ſchwazhaft zu ſeyn, und ſeine Enkel vor allen Verbrechen vielmehr zu warnen. Doch die Furie droht und vermehrt in dem Schatten das innere Gefühl ſeine Quaalen ſo heftig, daß er ihr in den Pallaſt folgen muß, wo er überall Raſerey und Blutdurſt verbreitet. — — Man muß ſich einbilden, daß dieſes ſogleich geſchicht, ſobald er über die Schwelle getreten. Der Pallaſt empfindet es, daß er von einem unſeligen Geiſte berührt wird, und zittert. Die Furie ruft ihm zu, daß es genug ſey, und befiehlt ihm, in die unterirdiſchen Höhlen zu ſeinen Martern zurückzukehren, weil die Erde ihn nicht länger tragen wolle, und die ganze Natur ſich über ſeine Gegenwart entſetze. Sie beſchreibt dieſes Entſetzen in ein Dutzend ſchönen Verſen, die ſie hier hätte erſparen können, und macht dem **Chore** Platz. Der Inhalt ſeines Geſanges iſt eine Bitte an die Götter, alle Verbrechen von dem königlichen Hauſe abzuhalten, und nicht zuzugeben, daß auf einen böſen Grosſvater ein ſchlimmrer Enkel folge. Er ſagt, es ſey bereits genug geſündiget worden; und führt dieſes zu beweiſen, die Geſchichte des **Myrtilus** und die blutige Mahlzeit an, welche **Tantalus** den Göttern vorgeſetzt. Von der Strafe des letztern macht er ein ſehr künſtliches Gemählde, welches aber den Leſer kalt läßt, und beſchließt es ſo abgebrochen, daß einige Kunſtrichter zu glauben bewogen worden, es müſſe das eigentliche Ende hier fehlen.

Zweyter Aufzug.

Auch dieſer Aufzug beſteht nur aus einer einzigen Scene, zwiſchen dem **Atreus** und einem **Vertrauten**. **Atreus** iſt gleich Anfangs gegen ſich ſelbſt unwillig, daß er noch bis jezt, wegen den ſchimpflichen Beleidigungen ſeines Bruders, ungerochen ſey. Er tadelt ſich, daß er nicht ſchon längſt alles in Blut und Flammen geſetzt. Wie gern hätte er ſich wollen unter dem einſtürzenden Pallaſte begraben laſſen, wenn er nur zugleich auch den Bruder zerſchmettert hätte. „Auf **Atreus**, beginne etwas, was keine Nach-

„welt billige, aber auch keine verſchweige. Auf! „erkühne dich einer blutigen gräßlichen Schandthat; einer Schandthat, auf die mein Bruder „neidiſch werde; die er ſelbſt begangen zu haben „wünſchen möchte. Du kannſt ſeine Verbrechen nicht rächen, ohne ſie zu übertreffen. „Doch durch welche Abſcheuligkeit werde ich ihm „überlegen ſeyn können? Auch in ſeinem Elende „ruhet er nicht. Das Unglück macht ihn eben „ſo hartnäckig, als übermüthig ihn das Glück „macht. Ich kenne ſeinen ungelehrigen Geiſt. „Biegen läßt er ſich nicht, aber brechen läßt er „ſich. Ehe er ſich alſo wieder erhohlt, ehe er „neue Kräfte ſammelt, muß ich ihn angreifen: „denn bleib ich ruhig, ſo greiſt er mich an. Ich „komme durch ihn um, oder er muß durch mich „umkommen. Das Verbrechen iſt mitten zwiſchen uns, gleich einem Preiſe, aufgeſtellt, welcher dem gehört, der es zuerſt unternimt.

Der Vertraute. So kann dich das widrige Urtheil des Volks nicht ſchrecken?

Atreus. Das iſt eben das beſte an einem Reiche, daß das Volck die Thaten ſeines Beherrſchers eben ſowohl dulden als loben muß.

Der Vertraute. Die, welche man aus Furcht loben muß, eben die haßt man auch aus Furcht. Der aber, welcher nach dem Ruhme einer wahren Liebe ſtrebt, will ſich lieber von den Herzen, als von den Stimmen loben laſſen.

Atreus. Ein wahres Lob kann auch oft einem geringen Manne zu Theile werden; aber ein falſches nur dem Mächtigen. Die Unterthanen müſſen wohl wollen, was ſie nicht wollen.

Der Vertraute. Wenn der König, was recht iſt, will, ſo wird ſein Wille gern aller Wille ſeyn.

Atreus. Derjenige König iſt nur halb König, welcher nur das, was recht iſt, wollen darf.

Der Vertraute. Wo weder Scham, noch Liebe zum Recht, weder Frömmigkeit noch Treue und Glaube iſt, da ruhet das Reich auf ſchwachem Grunde.

Atreus. Scham, Liebe zum Recht, Frömmigkeit, Treu und Glaube ſind kleine Tugenden für Bürger. Ein König thue, was ihm nützt.

Der Vertraute. Auch einem böſen Bruder zu ſchaden, mußt du für Unrecht halten.

Atreus. Alles iſt gegen ihn billig, was gegen einem Bruder unbillig iſt. Denn welcher Verbrechen hat er ſich enthalten? Von welcher Schandthat iſt er abgeſtanden? Durch Schändung hat er mir die Gemahlin, und durch Liſt das Reich entriſſen. — — Mit dieſem letztern zielet **Atreus** auf die ſchon erwehnte Raubung des goldnen Widders, mit deſſem Beſitze das Reich verbunden war. Es gehen verſchiedene Zeilen auf die Beſchreibung deſſelben, bis er endlich

lich wieder ſchließt: „Meine Gemahlin iſt ver„führt; die Sicherheit des Reichs iſt untergra„ben; das Haus iſt beſchimpft; das Blut iſt „ungewiß worden. Und nichts iſt gewiß, als „daß mein Bruder mein Feind iſt.„ Du zit„terſt? — — fährt er zu dem Vertrauten fort. — — „Sich auf den **Tantalus** und **Pelops**. „Dieſer ihren Beyſpielen zu folgen, werden meine „Hände aufgebothen. Sprich, wie ſoll ich das „verhaßte Haupt verderben?

Der Vertraute. Ein tödlicher Stahl vergieſſe ſein feindſeliges Blut.

Atreus. Du redeſt von dem Ende der Strafe, und ich will von der Strafe ſelbſt hören. Ein ſanftmüthiger Tyrann mag umbringen laſſen. In meinem Reiche wird der Tod als eine Gnade erlangt.

Der Vertraute. So iſt alle Frömmigkeit bey dir hin?

Atreus. Fort, Frömmigkeit! wenn du anders jemals in unſerm Hauſe geweſen biſt. Das wüthende Heer der Furien, die zwiſtliebende **Erynnis**, und ſie, die in beyden Händen ſchreckliche Fackeln ſchüttelt, **Megära**, ziehe dafür ein. Ich brenne vor Wuth, und dürſte nach unerhörten unglaublichen Verbrechen. — — Der **Vertraute** fragt ihn, worinne dieſe Verbrechen beſtehen ſollen, und ob er ſich des Schwerds oder des Feuers zu ſeiner Rache bedienen werde. Doch beydes iſt ihm zu geringe; **Thyeſt** ſelbſt ſoll das Werkzeug ſeiner Rache ſeyn. Er entdeckt hierauf ſein unmenſchliches Vorhaben, und ermuntert ſich von Zeit zu Zeit ſelbſt, den Muth darüber nicht ſinken zu laſſen, ſondern es, ſo gräßlich es auch ſey, unerſchrocken auszuführen. Auf den Einwurf, welchen ihm der Vertraute macht, daß es ſehr ſchwer halten werde, ſeinen Bruder in das Netz zu locken, antwortet er, daß er ihn ſchon durch das anzukörnen wiſſen werde, was ihm wichtig genug ſcheine, ſich der äuſſerſten Gefahr deswegen auszuſetzen. Nehmlich durch die Hofnung zu regieren. „Voll von „dieſer Hofnung, wird er dem Blitze des drohenden Jupiters entgegen zu eilen kein Bedenken tragen. Voll von dieſer Hofnung, wird „er, was er für das größte Ubel hält, ſelbſt den „Bruder zu ſehen, nicht anſtehen. — — Und dieſe Hofnung will er ihm durch ſeine eignen Söhne machen laſſen, durch den **Agamemnon** und **Menelaus** nehmlich, die er mit der **Aerope** noch vor ihrer Untreue erzeugt hatte. Der Vertraute räth ihm, andre Mittelsperſonen darzu zu erwehlen, damit die Kinder nicht einmal das an dem Vater thun möchten, was er ſie jezt an dem Vetter zu thun lehre. Doch Atreus iſt von der Ruchloſigkeit ſeines Bluts ſchon ſo überzeugt, daß er zur Antwort giebt: „Wenn ſie „auch niemand die Wege des Betrugs und der „Verbrechen lehret, ſo wird ſie doch das Reich „dieſelben lehren. Du fürchteſt, ſie möchten

„böſe werden? Sie werden böſe gebohren. — — **Der Vertraute** macht ihm noch eine Einwendung, und giebt ihm zu überlegen, ob er ſich auch wohl auf die Verſchwiegenheit ſo junger Leute verlaſſen dürfe? „Oder, ſpricht er, willſt „du ſie etwa ſelbſt hintergehen, und ihnen deine „wahre Abſicht nicht entdecken? Ja, antwortet „**Atreus**; ſie ſollen keinen Antheil an meinem „Verbrechen haben. Und was iſt es auch nöthig, daß ich ſie zu Mitſchuldigen machen will? — — Doch den Augenblick beſinnt er ſich, daß dieſes für ihn zu gut gedacht ſey. Er ſchilt ſich ſelbſt feig, und vermuthet, daß wenn er ſeiner Kinder hierinne ſchonen wolle, er auch ſeines Bruders ſchonen werde. **Agamemnon** und **Menelaus** ſollen es wiſſen, wozu er ſie brauche, und eben daran will er es zugleich erkennen, ob ſie auch wirklich ſeine Kinder ſind. „Wenn ſie „ihn nicht verfolgen, wenn ſie ihn nicht haſſen „wollen; wenn ſie ihn Vetter nennen: ſo iſt er „ihr Vater. — — Er will eben fortgehen, als er ſich gleichwohl noch plötzlich anders beſinnet. „Ein ſchüchtern Geſicht, ſagt er, pflegt „manches zu entdecken, und groſſe Anſchläge „verrathen ſich wider Willen. „Nein; ſie ſollen „es nicht wiſſen, zu welcher That ſie die Werkzeuge werden. Und du — — (**zum Vertrauten**) halte unſer Vorhaben geheim! — — Dieſer verſichert, daß er ſowohl aus Furcht, als aus Treue verſchwiegen ſeyn werde, und gehe mit dem **Atreus** ab.

Der **Chor**, welcher zu dieſem Aufzuge gehöret, nimmt von der Herrſchſucht der zwey Brüder Gelegenheit, eine Menge Sittenſprüche über den falſchen Ehrgeitz anzubringen, und mehr ſpitzig als gründlich zu beſtimmen, worinne das wahre Königreich beſtehe. „Ihr wißt es nicht, „die ihr nach Schlöſſern geitzet! Nicht der „Reichthum, nicht der Glanz des Tyriſchen „Purpurs, nicht das ſtrahlende Diadem macht „den König. Nur der iſt König, welcher alle „Furcht abgelegt, und alles Böſe aus der wilden Bruſt vertrieben hat. Nur der, welchen „nicht der ohnmächtige Ehrgeitz, welchen nicht „die immer wankende Gunſt des Pöbels bewegt. — — Nur der, welcher von ſeiner „ſichern Höhe alles weit unter ſich ſieht. Nur „der, welcher ſeinem Schickſale willig entgegen eilt, „und ohne zu klagen ſtirbt. — — Es erſteige, „wer da will, die ſchlüpfrige Spitze des Hofes; „mich ſoll die ſüſſe Ruhe ſättigen, und verborgen will ich in ſanfter Stille dahin leben. „Allen Quiriten unbekannt, ſollen meine Jahre „ſachte vorüber flieſſen. Und wenn meine Tage „ohne Geräuſche verſchwunden ſind, will ich „Lebens ſatt und ohne Titel erblaſſen. Auf den „wartet ein harter Tod, der, wenn er ſterben „muß, allen viel zu bekannt iſt, ſich ſelbſt aber „nicht kennet.

Dritter Aufzug.

Dieſen eröfnet **Thyeſt** mit ſeinen Söhnen, und unter dieſen führet **Pliſthenes** das Wort. Sie langen auf die betriegeriſche Einladung des **Atreus**, an. **Thyeſt** erfreuet ſich Anfangs, daß er endlich ſeine Vaterſtadt, und die Götter ſeiner Väter, wenn anders, ſetzt er hinzu, Götter ſind, wieder ſiehet. „Bald, ſpricht er, „wird mir nun das Volk aus **Argos** fröhlig entgegen kommen. Doch auch **Atreus** wird „mit kommen. O fliehe **Thyeſt**, und ſuche die „dunkeln Wälder wieder, wo du unter dem „Wilde ein ihm ähnliches Leben führteſt. Laß „dich nicht den falſchen Glanz des Reiches blenden. Wenn du auf das ſieheſt, was dir angebothen wird, ſo ſiehe auch auf den, der dir „es anbietet. Unter den härteſten Beſchwerlichkeiten bin ich bisher muthig und frölich geweſen. Doch nun falle ich in marternde Furcht „zurück; der Geiſt iſt in banger Erwartung, „und möchte den Körper nur allzugern zurück „bewegen. Jeder Schritt ſtockt, den ich thun „will. — — **Pliſthenes** erſtaunt über die Unentſchloſſenheit ſeines Vaters, doch **Thyeſt** fährt fort: „Warum ſtehe ich noch an? Warum quäle ich mich noch über einen ſo leichten „Entſchluß? Da ich niemanden trauen darf, ſoll „ich meinem Bruder, ſoll ich der Hofnung zu „regieren trauen? Was fürchte ich ſchon überwundene, von mir ſchon gebändigte Uebel?

„Warum fliehe ich Trübſalen, in die ich mich
„bereits geſchickt? Ich will, ich will elend ſeyn.
„Zurück alſo, Thyeſt, zurück, und rette dich,
„da es dir noch vergönnt iſt.

Pliſthenes. Was bewegt dich, o Vater, deinen Schritt von der nun wieder erblickten väterlichen Burg zurück zu wenden? Warum willſt du dich ſelbſt ſo groſſen angebothenen Gütern entziehen? Dein Bruder hat ſeinen Zorn abgelegt, und wird aufs neue dein Bruder. Er giebt dir deinen Antheil an dem Reiche zurück, ſammelt die Glieder des zerrütteten Hauſes, und ſetzt dich wieder in den Beſitz deiner ſelbſt.

Thyeſt. Du willſt die Urſache der Furcht wiſſen, die ich ſelbſt nicht weis. Ich ſehe nichts, wovor ich mich fürchten ſollte, und fürchte mich dennoch. Ich will gern gehen, aber die Knie ſinken unter mir zuſammen, und ich werde mit Gewalt von dem Orte zurück getrieben, zu dem ich doch will. — —

Pliſth. O ſchlage alles nieder, was dein Gemüth ſo unentſchlüßig macht, und betrachte, was für Belohnungen deiner warten. Du kannſt regieren, Vater — —

Thyeſt. Unter beſtändiger Furcht des Todes.

Pliſth. Du ſollſt die höchſte Gewalt erlangen. — —

Thyeſt. Die höchſte Gewalt iſt die, nichts zu begehren.

Pliſth. Du kannſt nun deinen Kindern ein Reich laſſen.

Thyeſt. Kein Reich faſſet zwey Regenten.

Pliſth. Wer will wohl elend ſeyn, wenn er glücklich ſeyn kann?

Thyeſt. Glaube mir; das Groſſe gefällt nur durch die falſchen Namen, die wir ihm beylegen. Mit Unrecht fürchtet man ein geringes und hartes Schickſal. So lange ich auf der Spitze der Ehren ſtand, habe ich nicht einen Augenblick zu zittern aufgehört, und mich ſelbſt für mein eignes Schwerd an meinen Lenden gefürchtet. O welch ein Glück iſt es, niemanden im Wege zu ſtehen, und auf dem Boden hingeſtreckt, ſichre Speiſen zu genieſſen! Kein Verbrechen ſchleicht ſich in ſchlechte Hütten, wo man ſich an einem geringen Tiſche ſorglos ſättigen kann. Das Gift wird aus Golde getrunken; und ich weis es aus der Erfahrung, wie weit das ſchlechte Glück dem guten vorzuziehen iſt. — — Hier verirrt ſich Thyeſt in eine poetiſche Beſchreibung der ausſchweifenden Pracht und Uippigkeit der Groſſen. Sie iſt ſchön und paßt ſehr wohl auf die damaligen Zeiten der Römer; aber auch deswegen verliert ſie in dem Munde des Thyeſt ſehr vieles von ihrer Schönheit. Endlich ſchließt er mit den Worten: „Es iſt ein Reich über alle Reiche, „das Reich entbehren zu können.

Pliſth. Man muß das Reich nicht ausſchlagen, wenn es Gott giebt.

Thyeſt. Noch weniger muß man darnach trachten.

Pliſth. Dein Bruder bittet dich ja, zu regieren.

Thyeſt. Er bittet und das iſt ſchrecklich: Hier muß eine Liſt verborgen liegen.

Pliſth. Die brüderliche Liebe kann ja wohl das Herz, woraus ſie vertrieben worden, wieder einnehmen, und neue Kräfte, anſtatt der verlohrnen, ſammeln.

Thyeſt. Wie? **Atreus** ſollte ſeinen Bruder lieben? — — Eher wird die Nacht die Erde erleuchten; eher wird das Feuer mit dem Waſſer, der Tod mit dem Leben, der Wind mit der See Bündniß und Friede ſchlieſſen.

Pliſth. Vor welchem Betruge fürchteſt du dich denn aber?

Thyeſt. Vor allem? Und was kann ich meiner Furcht für Grenzen ſetzen, da ſeine Macht ſo groß iſt, als ſein Haß?

Pliſth. Was kann er gegen dich vermögen?

Thyeſt. Für mich fürchte ich auch nichts, ſondern ihr allein, meine Kinder, macht, daß ich den **Atreus** fürchte.

Pliſth. Aber du biſt ſchon gefangen, und fürchteſt dich, gefangen zu werden? Mitten in der Noth iſt es zu ſpät, ſich dafür zu hüten.

Thyeſt. So kommt denn. Nur dieſes einzige will ich, euer Vater, noch betheuern: Ich folge euch, nicht ihr mir.

Pliſth. Gott wird unſere gute Abſicht gnädig anſehen. Setze den zweifelhaften Fuß nur weiter.

Hier kommt **Atreus** darzu und macht durch ſeine Erſcheinung die zweyte Scene dieſes Aufzuges. In den erſten Zeilen, welche er in der Entfernung vor ſich ſagt, freut er ſich, daß er ſeinen Bruder nunmehr im Netze habe; und zwar ganz, mit allen ſeinen drey Söhnen. Der zweyte dieſer Söhne hieß **Tantalus**, wie wir weiter unten hören werden; der Name des dritten aber kömmt in dem Stücke nicht vor. „Kaum, ſagt **Atreus**, daß ich mich mäßigen, „und die ausbrechende Wuth zurücke halten kann. „So wie ein Spierhund, der an dem langen „Leitbande das Wild ausſpürt, und mit gebückter Schnauze die Wege beſchnaubert. So lange „er noch durch den ſchwachen Geruch ſich weit „von dem Eber merkt, iſt er folgſam, und durchirret ſchweigend die Spur. Doch kaum fühlt „er ſich der Beute näher, ſo ſtemmt er ſich, „kämpfet mit dem unbändigen Nacken, und ruft „winſelnd ſeinen ſäumenden Führer, bis er ſich „ihm entreißt. Wenn der Zorn Blut wittert, „wer kann ihn verbergen? Und doch muß ich „ihn verbergen. — — In dem Munde des Dichters würde dieſes Gleichniß ſehr ſchön ſeyn, aber in dem Munde der Perſon ſelbſt, welche dieſe ſchwer zu zähmende Wuth fühlet, iſt es ohne Zweifel zu geſucht und zu unnatürlich. —

Je näher **Atreus** ſeinem Bruder kömmt; deſto mehr verändert er ſeine Rede. Jetzt, da er ungefehr von ihm gehört werden kann, beklagt er ihn ſchon, und erſtaunt über ſeinen armſeligen Aufzug. „Jch will mein Wort halten, fährt „er fort. Und wo iſt er denn, mein Bruder? — — Hier geht er endlich auf ihn los: „Umarme mich, ſehnlichſt gewünſchter Bruder! „Aller Zorn ſey nunmehr zwiſchen uns vorbey. „An dieſem Tage feyre man den Sieg des Bluts „und der Liebe. Weg mit allem Haſſe aus unſern Gemüthern.

Theſeus. Ach, Atreus, ich könnte alles rechtfertigen, wenn du dich jezt nicht ſo erzeigteſt! Ja, Bruder, ich geſtehe es; ich geſtehe es, ich habe alles verbrochen, deſſen du mich ſchuldig gehalten. Deine heutige Liebe macht meine Sache zur ſchlimmſten Sache. Der muß ganz ſchuldig ſeyn, den ein ſo guter Bruder hat für ſchuldig halten können. Zu den Thränen muß ich nunmehr meine Zuflucht nehmen. Siehe mich hier zu deinen Füſſen! Laß dieſe Hände, die noch keines Knie umfaßt haben, die deinigen umfaſſen. Laß uns allen Zorn bey Seite legen; laß uns allen Unwillen aus den Gemüthern verbannen. Empfange dieſe Unſchuldigen als die Unterpfänder meiner Treue.

Atreus. Verlaß dieſe erniedrigende Stellung, und umarme mich, mein Bruder. Und auch ihr, ihr Stützen unſers Alters, edeln Jünglinge laßt euch an meine Bruſt drücken. Lege das ſchmutzige Kleid ab; verſchone meine Augen mit einem ſolchen Anblicke; laß dir einen Schmuck reichen, der dem meinen gleich iſt; und tritt freudig in den Beſitz deines Antheils an dem brüderlichen Reiche. Ich will mich des gröſſern Lobes erfreuen, meinen Bruder unverletzt der väterlichen Würde wieder hergeſtellt zu haben. Ein Reich beſitzen, iſt Zufall; ein Reich ſchenken, iſt Tugend.

Thyeſt. Möchten dir doch, Bruder, dieſe deine Wohlthaten die Götter würdig vergelten. Meine Armſeligkeit ſchlägt es aus, die königliche Binde anzunehmen, und die unglückliche Hand ſcheuet ſich vor dem Scepter. Erlaube mir, daß ich mitten unter dem Volke verborgen leben darf.

Atreus. Unſer Reich leidet zwey Regenten.

Theſeus. Was du haſt, ſoll mir ſo gut ſeyn, als ob ich es ſelbſt hätte.

Atreus. Wer wollte die freywillig zuflieſſenden Güter des Glücks verſchmähen?

Theſeus. Der, welcher es erfahren hat, wie ſchnell ſie wieder dahin ſind.

Atreus. So willſt du deinen Bruder die unſchätzbarſte Ehre nicht erlangen laſſen?

Thyeſt. Deine Ehre hat bereits die erhabenſte Staffel erreicht, und nun iſt es nur noch um meine zu thun. Ja, ich habe es feſt beſchloſſen, das Reich auszuſchlagen.

Atreus. Wenn du deinen Antheil nicht wieder nimmſt, ſo will ich meinen verlaſſen.

Theſeus. Wohl ich nehme ihn. Ich will den Namen der mir aufgelegten Herrſchaft führen; dir aber allein ſollen Geſetze und Waffen mit mir dienen.

Atreus. So laß dir denn um die ehrwürdige Stirne das Diadem binden. Ich will gehen, und den Göttern die verſprochnen Opfer bringen.

Hiermit gehen beyde Theile ab, und der zu dieſem Aufzuge gehörende Chor erhebt die brüderliche Liebe des **Atreus**, dem man kaum einen Funken derſelben hätte zutrauen ſollen. Er vergleicht dieſe nach langen Verfolgungen wieder hergeſtellte Freundſchaft, einer angenehmen Meerſtille, welche auf einen ſchrecklichen Sturm folgt. Er macht dabey Schilderungen über Schilderungen, welche keinen andern Fehler haben, als daß ſie die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers zerſtreuen. Vielleicht zwar, daß ſie dieſen Fehler nicht geäuſſert haben, wenn die Alten anders die Kunſt, etwas ſo zierlich herzuſingen, daß man kein Wort davon errathen kann, eben ſo gut verſtanden haben, als wir Neuern ſie verſtehen. — — Der Schluß dieſes Chors ſind abermals einige moraliſche Anwendungen über das veränderliche Glück, beſonders der Groſſen. „O ihr, welchen der Herrſcher über Erd und „Meer, das groſſe Recht des Lebens und des „Todes anvertrauet hat, entſaget den ſtolzen

„aufgeblaſenen Gebehrden. Was der Geringere „von euch fürchtet, eben das drohet euch ein „größrer Herr. Jedes Reich ſtehet unter einem „noch mächtigern Reiche. Oft ſahe einen, den „der anbrechende Tag im Glanze fand, der un„tergehende im Staube. Niemand traue dem „ihn anlachenden Glücke; niemand verzweifle, „wenn es ihm den Rücken zukehret. **Clotho** „miſcht gutes und böſes, und treibt unaufhörlich „das Rad des Schickſals um ꝛc.

Vierter Aufzug.

In dem Zwiſchenraum dieſes und des vorhergehenden Aufzuges, muß man ſich vorſtellen, daß **Atreus** ſeine Grauſamkeiten begangen habe. Sie waren zu ſchrecklich, als daß ſie der Dichter, der ſich der Regel des Horaz ohne Zweifel erinnerte:

Nec pueros coram populo Medea trucidat:
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus.

dem Zuſchauer hätte zeigen ſollen. Er läßt ſie alſo blos erzehlen; und giebt ſich, dieſe Erzehlung mit dem Ganzen auf eine kunſtmäßige Art zu verbinden, ſo wenig Mühe, daß er weiter nichts thut, als einen Mann, den er Nuncius nennt, herauskommen und dem **Chore** von dem, was er geſehen hat, Nachricht geben läßt. Der Chor wird alſo hier zu einer ſpielenden Perſon, welches in den alten Trauerſpielen nichts ungewöhnliches iſt. Gemeiniglich führte alsdann der **Coryphäus** das Wort, der entweder mit dem ganzen Chore, oder nur mit einem Theile deſſelben zurück blieb, nachdem es die Umſtände erforderten. Wir werden unten ſehen, warum man annehmen müße, daß er hier nur mit einem Theile zurück geblieben ſey. Seine Reden ſind ſehr kurz, und geben blos dem **Erzehler** Gelegenheit, ſo umſtändlich, als es nöthig iſt, zu ſeyn. Dieſer nun tritt voller Schrecken und Entſetzen hervor, und wünſcht von einem Wirbelwinde durch die Lüſte geriſſen und in eine finſtre Wolke gehüllet zu werden, damit er dem Anblicke eines ſo gräßlichen Verbrechens entkommen möge. „O Haus, deſſen ſich „ſelbſt **Pelops** und **Tantalus** ſchämen müſſen.

Der Chor. Was bringſt du neues?

Der Erzehler. Wo bin ich? Iſt dieſes das Land, in welchem **Argos**, **Corinth** und das durch die frommen Brüder berühmte **Sparta** liegt? Oder bin ich an dem Iſter unter den wilden Alanen? Oder bin ich unter dem ewigen Schnee des rauen Hircaniens? Oder unter den ſchweifenden Scythen? Was iſt es für eine Gegend, die zur Mitſchuldigen ſo abſcheulicher Verbrechen gemacht wird?

Der Chor. Welcher Verbrechen? Entdecke doch — —

Der Erzehler. Noch ſtaunet meine ganze Seele, noch iſt der vor Furcht ſtarrende Körper ſeiner Glieder nicht mächtig. Noch ſchwebt das Bild der gräßlichen That vor meinen Augen ꝛc.

Der Chor. Du marterſt uns durch die Ungewißheit noch mehr. Sage, wovor du dich entſetzeſt, und nenne den Urheber. Einer von den Brüdern muß es ſeyn, aber welcher? Rede doch — — Nunmehr wäre es ohne Zweifel billig, daß der **Erzehler** ſogleich zur Sache käme, und dieſe geſchwind in wenig kurzen und affectvollen Worten entdeckte, ehe er ſich mit Beſchreibung kleiner Umſtände, die vielleicht ganz und gar unnöthig ſind, beſchäftige. Allein was glaubt man wohl, daß er vorher thut? Er beſchreibet in mehr als vierzig Zeilen vor allen Dingen den heiligen Hayn, hinter der mitternächtlichen Seite des Pelopeiſchen Pallaſts, in welchem **Atreus** die blutigen Opfer geſchlacht hatte, ohne dieſer mit einer Sylbe zu gedenken. Er ſagt uns, aus was für Bäumen dieſer Wald beſtehe, zu welchen Handlungen ihn die Nachkommen des **Tantalus** geweihet; mit was für gelobten Geſchenken und Denkmählern er ausgeziert und behangen ſey. Er meldet, daß es darinne umgehe, und mahlt faſt jede Art von Erſcheinungen, die den Tag ſowohl als die Nacht darinne ſchrecklich machten. — — Ich begreife nicht, was der Dichter hierbey muß gedacht haben; noch vielweniger begreife ich, wie ſich die Zuſchauer eine ſolche Verzögerung können gefallen laſſen. Eine kleine Vorbereitung, wenn etwas ſehr wichtiges zu erzehlen iſt, wird gar wohl erlaubt; ſie reizt die Zuhörer, ihre Aufmerkſamkeit auf das, was folgen ſoll, gefaßt zu halten. Allein ſie muß dieſe Aufmerkſamkeit nicht vorweg ermüden; ſie muß das, was in einer Zeile eine ſehr gute Wirkung thun würde, nicht in vierzig ausdehnen. — — Doch damit ich auch meinen Tadel nicht zu weit ausdehne, ſo will ich das Gemählde des Hayns an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen, und mit dem Dichter wieder weiter gehen. „Als nun, läßt er den Erzehler fort„fahren, der raſende **Atreus** in Begleitung der „Kinder ſeines Bruders in den Hayn gekommen „war, wurden die Altäre ſogleich geſchmückt. „Aber nun, wo werde ich Worte finden? — „Die Hände werden den edlen Jünglingen auf „den Rücken gebunden, und um ihre Stirne „wird die traurige Opferbinde geſchlagen. Da „fehlt kein Weihrauch, kein geheiligter Wein; „das Opfer wird mit Salzmehl beſtreuet, ehe „es das Schlachtmeſſer berühren darf. Alle „Ordnung wird beybehalten, damit ja eine ſolche „Laſterthat nicht anders als auf die beſte Weiſe „geſchehe.„

Der Chor. Und weſſen Hand führts das Eiſen?

Der Erzehler. Er ſelbſt iſt Prieſter; er ſelbſt hält das blutige Gebeth, und läßt aus ſchrecklichem Munde das Sterbelied tönen. Er ſelbſt ſtehet am Altare, befühlt die dem Tode Geweihten, legt ſie zurechte, und ergreift den Stahl. Er ſelbſt giebt Acht, und kein einziger

Opfergebrauch wird übergangen. Der Hayn erzittert; der ganze Pallaſt ſchwankt auf dem durchſchütterten Boden, und drohet bald hier bald dahin zu ſtürzen. Oben zur Linken ſchießt ein Stern durch den Himmel, und ein ſchwarzer Schweif bemerkt ſeine Bahn. Der in das Feuer geſpritzte Wein wird Blut; dreymal entfällt dem Haupte das Diadem; die Bildſäulen weinen, und ein jeder wird von dieſen Vorbedeutungen gerührt. Nur **Atreus** allein bleibt unbeweglich und ſich ſelbſt gleich, und hört nicht auf die drohenden Götter zu ſchrecken. Länger will er nicht verweilen, er ſpringt wieder zu dem Altare, und ſchielet mit grimmigen Blicken um ſich. So irret ein hungriges Tiegerthier in den Gangetiſchen Wäldern zwiſchen zwey jungen Stieren. Es iſt auf den einen Raub ſo begierig, wie auf den andern, und nur ungewiß, welchen es zuerſt zerreiſſen ſolle. Jezt bleckt es den Rachen auf dieſen; jezt bleckt es ihn auf jenen zurück, und hält ſeinen Hunger in Zweifel. Nicht anders betrachtet der ruchloſe **Atreus** die Schlachtopfer ſeines verfluchten Zornes, und ſieht bey ſich an, welches er zuerſt, und welches er hernach abthun wolle. Es wäre gleichviel, aber doch ſieht er bey ſich an, und freuet ſich, über ſeine verruchte That zu künſteln.

Der Chor. Aber gegen wen braucht er endlich den Stahl zuerſt?

Der Erzehler. Das erſte Opfer — — damit man, ohne Zweifel, die kindliche Ehrfurcht nicht vermiſſen möge — — wird dem Großvater geweihet. **Tantalus** iſt dieſes erſte Opfer.

Der Chor. Mit welchem Muthe, mit welchem Geſichte duldete der Jüngling den Tod?

Der Erzehler. Unbeſorgt für ſich ſelbſt ſtand er da, und verſchwendete keine Bitte vergebens. Aber der Wütrich ſtieß und drückte ſo lange nach, bis ſich der Stahl in der Wunde verlohr, und die Hand an die Gurgel traf. Da er das Eiſen zurückzog, ſtand der Leichnam; und als er lange gezweifelt hatte, ob er auf dieſe oder auf jene Seite fallen ſollte, fiel er endlich auf den Vetter. Voller Wuth riß dieſer hierauf den **Pliſthenes** zum Altare, und ſchickte ihn dem Bruder nach. Er hieb ihm den Hals ab; der Rumpf fiel vor ſich nieder, und der Kopf rollte mit einem unverſtändlichen kläglichen Murmeln auf den Boden hin.

Der Chor. Nachdem er dieſen doppelten Mord vollbracht, was that er alsdann? Schonte er des Knabens? Oder häufte er Verbrechen auf Verbrechen?

Der Erzehler. So wie ein Löwe in Armeniſchen Wäldern mit ſiegender Wuth unter den Rindern tobet, und mit blutigem Rachen, auch nach geſtilltem Hunger, ſeinen Grimm nicht ableget; ſondern noch hier einen Stier und noch da einen anfällt, bis er mit müden Zähnen endlich auch den Kälbern drohet: eben ſo wüthet **Atreus** und ſchwellet vor Zorn. Er hält das vom doppelten Morde blutige Eiſen, vergißt was für ein ſchwaches Kind er zu durchſtoſſen habe, und hohlt weit von dem Körper aus. (*) Der Stahl drang in der Bruſt ein, und fuhr durch den Rücken heraus. Das Kind fiel, löſchte mit ſeinem Blute das Feuer auf dem Altar, und ſtarb an der zwiefachen Wunde.

Der Chor. Abſcheuliche Laſterthat!

Der Erzehler. Ihr entſetzet euch? Wenn er hier inne gehalten hätte; ſo wäre er noch fromm.

(*) Die Worte heiſſen in dem Originale:

Ferrumque gemina cæde perfuſum tenens,
Oblitus in quem rueret, infeſta manu
Exegit ultra corpus - - -

Alle Ausleger übergehen dieſe Stelle, und gleichwohl zweifle ich, ob ſie von allen gehörig iſt verſtanden worden. Das exigere corpus iſt mir ungemein verdächtig. Ich weis wohl, was bey dem Virgil exigere enſem per corpus heißt; allein ob ſchlechtweg exigere corpus eben dieſes heiſſen könne, daran zweifle ich, und glaube nicht, daß man bey irgend einem Schriftſteller ein ähnliches Exempel finden werde. Ich erkühne mich daher, eine kleine Veränderung zu machen, und anſtatt infeſta manu zu leſen infeſtam manum; ſo daß ultra, welches man vorher adverbialiter nehmen mußte, nunmehr zur Präpoſition wird, die zu corpus gehöret. Was aber manum exigere heiſſe, und daß es gar wohl ausholen heiſſen könne, wird man leicht einſehen. Vielleicht könnte auch die Bedeutung, da exigere verſuchen, probiren heißt, hier zu Statten kommen.

Der Chor. Was kann noch verruchters in der Natur gefunden werden?

Der Erzehler. Ihr glaubt, es ſey das Ende ſeines Verbrechens? Es iſt nur eine Staffel deſſelben.

Der Chor. Aber was hat er weiter thun können? Er hat vielleicht die Leichname den wilden Thieren zu zerreiſſen vorgeworfen, und ihnen den Holtzſtoß verſagt.

Der Erzehler. Wäre es doch nichts als das! — — — Nunmehr folgt eine ſehr gräßliche Beſchreibung, die aber ſo eckel iſt, daß ich meine Leſern damit verſchonen will. Man ſieht darinne, wie **Atreus** die todten Körper in Stücken zerhackt; wie er einen Theil derſelben an die Spieſſe geſteckt, und den andern in Keſſel geworfen, um jene zu braten und dieſe zu kochen; wie das Feuer dieſen grauſamen Dienſt verweigert, und wie traurig der fette Rauch davon in die Höhe geſtiegen. Der **Erzehler** fügt endlich hinzu, daß **Thyeſt** in der Trunkenheit wirklich von dieſen abſcheulichen Gerichten gegeſſen; daß ihm oft die Biſſen in dem Schlunde ſtecken geblieben; daß ſich die Sonne, obgleich zu ſpät, darüber zurück gezogen; daß **Thyeſt** ſein Unglück zwar noch nicht kenne, daß es ihm aber ſchwerlich lange verborgen bleiben werde.

Mehr hat der **Erzehler** nicht zu ſagen. Er geht alſo wieder fort und die vorhin abgegangene Helfte des Chors tritt herein, ihren Geſang anzuſtimzuſtimmen. Er enthält lauter Verwunderung und Entſetzen über das Zurückfliehen der Sonne. Sie wiſſen gar nicht, welcher Urſache ſie daſſelbe zuſchreiben ſollen, und vermuthen nichts geringers, als daß die Rieſen einen neuen Sturm auf den Himmel müßten gewagt haben, oder daß gar der Untergang der Welt nahe ſey. Hieraus alſo, daß ſie nicht wiſſen, daß die Sonne aus Abſcheu über die Verbrechen des **Atreus** zurückgeflohen, iſt es klar, daß ſie bey der vorhergehenden Unterredung nicht können gegenwärtig geweſen ſeyn. Da aber doch allerdings der Chor eine unterredende Perſon dabey iſt, ſo muß man entweder einen doppelten Chor annehmen, oder, wie ich gethan habe, ihn theilen. Es iſt erſtaunend, daß die Kunſtrichter ſolcher Schwierigkeiten durchaus nicht mit einem Worte gedencken, und alles gethan zu haben glauben, wenn ſie hier ein Wörtchen und da einen Umſtand, mit Auskrahmung aller ihrer Gelehrſamkeit, erklären — — Vielleicht könte man auch ſagen, daß der einzige **Coryphäus** nur mit dem **Erzehler** geſprochen, und daß auſſer ihm der gantze Chor abgegangen ſeye. Vielleicht könnte man ſich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß der **Erzehler** ſelbſt ihn als eine einzelne Perſon betrachtet und in der einfachen Zahl mit ihm ſpricht; als Zeile 746.

— — — Sceleris hunc finem putas?

Kurz vorher redet er ihn zwar in der vielfachen

Zahl an, wenn er ihn in der 744. Zeile fragt: exhorruiſtis? Allein dieſes exhorruiſtis wäre ſehr leicht in exhorruiſti zu verwandeln, welches ohnedem der Gleichförmigkeit wegen höchſt nöthig iſt. — — Von dem Chore ſelbſt will ich nicht viel ſagen, weil er faſt aus nichts, als aus poetiſchen Blümchen beſtehet, die der befürchtete Untergang der Welt, wie man leicht vermuthen kann, reichlich genug darbiethet. Unter andern geht der Dichter den ganzen Thierkreiß durch, und betauert gleichſam ein jedes Zeichen, das nunmehr herabſtürzen und in das alte Chaos zurück fallen würde. Zum Schluſſe kömmt er wieder auf einige moraliſche Sprüche. „So ſind wir „denn, nach einer unzehligen Menge von Sterb„lichen, die, welche man für würdig erkannt „hat, von den Trümmern der Welt zerſchmettert „zu werden? So ſind wir es, die auf die lezten „Zeiten verſpart wurden? Ach, wie hart iſt „unſer Schickſal; es ſey nun, daß wir die Sonne „verlohren, oder ſie vertrieben haben! Doch, „weg ihr Klagen! weg Furcht! Der iſt auf das „Leben zu begierig, der nicht einmahl ſterben „will, wenn die Welt mit ihm untergeht.

Fünfter Aufzug.

Die grauſame Mahlzeit iſt vorbey. Atreus kann ſeine ruchloſe Freude länger nicht mäßigen, ſondern kömmt heraus, ſich ſeinen abſcheuligen Frolockungen zu überlaſſen.

Dieſe ſind der vornehmſte Inhalt des erſten Auftritts in dieſem Aufzuge. Aber doch iſt er noch nicht zufrieden; er will den **Thyeſt**, zum Schluſſe der Mahlzeit, auch noch das Blut ſeiner Kinder zu trincken geben. Er befiehlt daher ſeinen Dienern, die Thore des Pallaſts zu eröfnen, und man ſieht in der Entfernung den **Thyeſt** am Tiſche liegen. **Atreus** hatte bey Zermetzlung der Kinder, ihre Köpfe zurücke gelegt, um ſie dem Vater, bey Eröfnung ſeines Unglücks, zu zeigen. Er freuet ſich ſchon im voraus über die Entferbung des Geſichts, mit welcher ſie **Thyeſt** erblicken werde. „Das, ſpricht er, muß ich mit anſehe. Ich „muß es mit anhören, welche Worte ſein „Schmerz zuerſt ausſtoſſen wird. Ich muß „dabey ſeyn, wenn er ſtarr und für Entſetzen „wie entſeelt da ſtehen wird. Das iſt die Frucht „meiner That! Ich mag ihm nicht ſowohl elend „ſeyn, als elend werden ſehn. — — Er wird mit Vergnügen gewahr, daß **Thyeſt** ſchon faſt truncken ſey, und hoſt daher, daß ihm ſeine Liſt mit dem Blute, welches er unter alten Wein von einer ſtarcken Farbe miſchen wolle, deſto eher gelingen werde. — — „Ein ſolches „Mahl muß mit einem ſolchen Truncke beſchloſſen werden.“ Er, der lieber mein Blut getruncken hätte, ſoll das Blut der Seinen trincken. Hört, ſchon ſtimmt er feſtliche Geſänge „an, und iſt ſeines Verſtandes kaum mehr „mächtig.

Hier nun kömmt **Thyeſt** langſam hervor, und ſein Geſang iſt eine Ermunterung ſeiner ſelbſt, alle traurige Vorſtellungen fahren zu laſſen. „Heitere deine Blicke zur gegenwärtigen Freude „auf, und verjage den alten **Thyeſt** aus deinem „Gemüthe! Aber ſo ſind die Elenden! Sie „trauen dem Glücke nie, wenn es ſie gleich wieder anlacht, und freuen ſich mit Widerwillen. „Welcher ohne Urſache erregter Schmerz verbeuth „mir dieſen feſtlichen Tag zu feyern, und befiehlt „mir, zu weinen? Was iſt es, das mir mein „Haupt mit friſchen Blumen zu kränzen nicht „erlauben will? Es will nicht; es will nicht! — „Unerwartete Thränen rollen die Wangen herab, „und mitten unter meine Worte miſchen ſich „Seufzer — — Ach, der ſein Unglück ahndende Geiſt verkündiget mit dieſen Zeichen ein „nahes Leiden! — — Doch mit was für traurigen Erwartungen quälſt du dich, Unſinniger? „Ueberlaß dich deinem Bruder voll leichtgläubiger Liebe! Es ſey nun was es ſey, ſo fürchteſt „du dich entweder ohne Grund, oder zu ſpät. „Gern wollt ich Unglücklicher mich nicht fürchten, „aber mein Innerſtes bebet vor Schrecken. „Schnell ſtrömet aus den Augen eine Fluth von „Zehren, und ſtrömet ohne Urſache. Iſt es „Schmerz, oder iſt es Furcht? Oder hat auch „eine heftige Freude ihre Thränen?

Nunmehr redet ihn **Atreus** an: „Laß uns, „Bruder, unſere Freude verbinden, dieſen

„glücklichen Tag würdig zu begehen. Heute „wird mein Thron befeſtiget; heute wird ein „Friede geſtiftet, wie er unſerer brüderlichen „Treue geziemet.

Thyeſt. Die reiche Tafel hat mich genung geſättiget; ich glühe vom Weine. Aber wie unendlich könnte meine Freude vermehret werden, wenn ich mich mit den Meinigen freuen dürfte.

Atreus. Glaube, daß ſie ſo gut verwahrt ſind, als ob du ſie in deinen Armen hielteſt. Sie ſind hier, und werden hier bleiben. Von deinen Kindern ſoll dir nichts verlohren gehen. Ich will dich ihre Geſichter, die du ſo ſehnlich verlangſt, ſehen laſſen; ich will ſie dich alle genieſſen laſſen. Deine Begierde ſoll geſättiget werden; fürchte nichts. Sie liegen noch jetzt, mit meinen Kindern zugleich, an dem frohen Tiſche; aber man ſoll ſie gleich herhohlen. Nimm nur unterdeſſen dieſen unſern Geſchlechtsbecher, mit Bachus Gaben erfüllet, aus meiner Hand —

Thyeſt vermuthet bey dieſen zweydeutigen Reden, noch nichts arges. Er greift mit Dancksagung nach dem Becher, ihn vor dem Angeſichte der väterlichen Götter auf eine ewige Liebe auszuleeren, und iſt eben in der Stellung, ihn an den Mund zu führen; als ſeine fürchterliche Ahndungen zunehmen. „Was iſt das? die „Hand will nicht gehorchen? die Schwere des „Bechers wächſt und ziehet die Rechte mit nieder? „Ich bringe ihn dem Munde näher, und ver-

„gieſſe zitternd den Wein, ohne die betrogenen „Lippen zu netzen. Sieh! ſelbſt der Tiſch ſpringt „von dem erſchütterten Boden in die Höh! Kaum „leuchtet das Feuer! Die ſchwere öde Luft erſtarret ſchrecklich zwiſchen Tag und Nacht! „Das krachende Gewölbe des Himmels drohet „zu ſtürzen! Schwartze Schatten verdicken „die Finſterniß, und die Nacht verbirgt ſich in „Nacht! Alles Geſtirne flieht! Es drohe, was „uns auch drohe; nur daß es meinen Bruder, „nur daß es meine Kinder verſchone! Auf mein „unwürdiges Haupt allein breche das Wetter „los. Ach, jezt, jezt gieb mir meine Kinder „wieder.

Atreus. Ich will ſie dir geben, und kein Tag ſoll ſie dir jemahls wieder rauben. — — Hier muß man ſich vorſtellen, daß **Atreus** einen Winck giebt, und die zurück gelegten Häupter und Hände der Kinder herbey bringen läßt, unterdeſſen daß **Thyeſt** in dem vorigen Tone fortfährt: „Welch ein Aufruhr durchwühlet „mein Eingeweide? Was zittert in meinem „Innern? Ich fühle eine ungeduldige Laſt, und „aus meiner Bruſt ſteigen Seufzer auf, die „nicht meine ſind. Kommt doch, meine Söhne! „Euer unglücklicher Vater ruft euch. Kommt „doch! Euer Anblick wird dieſen Schmerz verjagen. Hörte ich ſie nicht? Wo ſprachen „ſie? — — Nunmehr ſind ihre traurigen

Ueberbleibſel hier, und **Atreus** ſiehet ſich an ſeinem erwünſchten Augenblicke.

Atreus. Halte deine väterlichen Umarmungen bereit! Hier ſind ſie! (**indem er ſie ihm zeigt,**) Erkennſt du deine Söhne?

Thyeſt. Ich erkenne den Bruder! Erde! und ſo eine Schandthat konnteſt du auf dir dulden? — — Dieſes iſt der Anfang von den gräßlichſten Verwünſchungen ſeines Bruders und ſeiner ſelbſt. Das **ich erkenne den Bruder** iſt ohne Zweifel ein Meiſterzug, der alles auf einmal dencken läßt, was **Thyeſt** hier kann empfunden haben. Er ſcheinet zwar etwas von einer ſpitzigen Gegenrede an ſich zu haben, aber gleichwohl muß ſeine Würckung in dem Munde des Schauſpieles vortreflich geweſen ſeyn, wenn er das dazu gehörige ſtarrende Erſtaunen mit gnug Bitterkeit und Abſcheu hat ausdrucken können. — — Es fehlt ſo viel, daß **Atreus** von den Verwünſchungen ſeines Bruders ſollte gerührt werden, daß er ihn vielmehr auf die ſpöttiſchſte Art unterbricht:

Atreus. Nimm ſie doch lieber hin, die ſo lange begehrten Kinder. Dein Bruder verwehrt es dir nicht länger. Genieſſe ſie; küſſe ſie; theile unter alle drey die Zeichen deiner Liebe.

Thyeſt. War das der Bund? War das die Ausſöhnung? Iſt das die brüderliche Treue? So legſt du deinen Haß ab? Ich kann dich nun nicht bitten, mir meine Kinder unverlezt zu laſſen; aber das muß ich dich bitten, ein Bruder den Bruder, was du mir, deinem Verbrechen, deinem Haſſe unbeſchadet, verſtatten kanſt. Erlaube mir, ihnen die lezte Pflicht zu erweiſen. Gieb mir ihre Körper wieder, und du ſollſt ſie ſogleich auf dem Scheiterhauſen brennen ſehen. Ich bitte dich um nichts, was ich beſitzen, ſondern um etwas, was ich verlieren will.

Atreus. Was von deinen Söhnen übrig iſt, ſollſt du haben; was von ihnen nicht mehr übrig iſt, das haſt du ſchon.

Thyeſt. Haſt du ſie den Vögeln zur Speiſe hinwerfen laſſen? Oder werden ſie zum Fraſſe für wilde Thiere geſpart?

Atreus. Du ſelbſt haſt deine Söhne in ruchloſen Gerichten genoſſen.

Thyeſt. Das war es, wovor ſich die Götter entſezten! Das trieb den Tag in ſein öſtliches Thor zurück! In welche Klagen ſoll ich Elender ausbrechen? Welche Worte ſoll mein Schmerz wählen? Hier ſeh ich ſie, die abgehauene Köpfe und die vom zerſchmetterten Arme getrennten Hände! Das war es, was dem hungrigen Vater nicht herab wollte! Wie welzet ſich das Eingeweide in mir! Der verſchloſſene Greuel tobet und ſuchet einen Ausgang. Gib mir, Bruder, das von meinem Blute ſchon trunckene Schwerd, um mit dem Eiſen meinen Kindern den Weg zu öfnen. Man verſagt mir das Schwerd? So mag denn die hohle Bruſt von traurigen Schlägen ertönen. Halt ein, Unglücklicher! Verſchone die Schatten. Wer hat dergleichen Abſcheuligkeit geſehen? Welcher Henioche auf den rauhen Felſen des unwirthbaren Caucaſus? Welcher **Procruſtes**, das Schrecken der attiſchen Gegenden? Ich Vater drücke die Söhne; und die Söhne den Vater. So kannteſt du denn bey deinem Verbrechen keine Maaß?

Atreus. Maaß muß man in den Verbrechen halten, wenn man ſie begehet, nicht aber wenn man ſie rächet. Auch das iſt mir noch zu geringe. Aus den Wunden ſelbſt hätte ich das warme Blut in deinen Mund ſollen flieſſen laſſen, damit es aus ihren lebendigen Leibern in deinen gekommen wäre. Mein Zorn hat mich hintergangen. Ich war zu ſchnell; ich that nichts, als daß ich ſie mit dem Stahle am Altare niederſtieß, und die Hausgötter mit dieſem ihnen gelobten Opfer verſöhnete. Ich trennte die Glieder von den todten Körpern und hieb ſie in kleine Stücken. Dieſe warf ich in ſiedende Keſſel, und jene ließ ich am langſamen Feuer braten. Ich hörte ſie an dem Spieſſe ziſchen; ich wartete mit eigener Hand das Feuer. Alles dieſes hätte ihr Vater weit beſſer thun können. Meine Rache iſt falſch ausgeſchlagen. Er hat mit ruchloſem Munde ſeine Kinder zermalmt; aber er wußte es nicht; aber ſie wußten es nicht. — — **Thyeſt** hebt hierauf neue Verwünſchungen an, und alles was er von dem Beherrſcher des Himmels bittet, iſt dieſes, daß er ihn mit dem Feuer ſeines Blitzes verzehren möge. Auf dieſe einzige Art könne ſeinen Kindern der letzte Dienſt, ſie zu verbrennen, erwieſen werden. Oder wenn keine Gottheit die Ruchloſen zerſchmettern wolle, ſo wünſcht er, daß wenigſtens die Sonne niemals wieder zurückkehren, ſondern eine ewige Nacht dieſe unmenſchlichen Verbrechen bedecken möge.

Atreus. Nun preiſe ich meine Hände! Nun habe ich die Palme errungen! Meine Laſter wären umſonſt, wenn es dich nicht ſo ſchmerzte. Nun düncket mich, werden mir Kinder gebohren. Nun düncket mich, dem keuſchen Ehebette die verletzte Treue wiedergegeben zu haben.

Thyeſt. Was hatten aber die Kinder verbrochen?

Atreus. Daß ſie deine Kinder waren.

Thyeſt. Dem Vater ſeine Söhne — —

Atreus. Ja, und was mich freuet, ſeine gewiſſen Söhne.

Thyeſt. Euch ruf ich an, ihr Schutzgötter der Frommen — —

Atreus. Warum nicht lieber die Schutzgötter der Ehen?

Thyeſt. Wer vergilt Verbrechen mit Verbrechen?

Atreus. Ich weiß, worüber du klagſt. Es ſchmerzt dich, daß ich dir mit dem Verbrechen zuvorgekommen bin. Nicht das geht dir nahe, daß du dieſe gräßliche Mahlzeit genoſſen, ſondern daß du ſie nicht zubereitet. Du hatteſt im Sinne, deinen unwiſſenden Bruder gleiche Gerichte vorzuſetzen, und mit Hülfe der Mutter, meine Kinder eines ähnlichen Todes ſterben zu laſſen; wenn du ſie nur nicht für deine gehalten hätteſt.

Thyeſt. Die Götter werden Rächer ſeyn; und dieſen übergeben dich meine Wünſche zur Straſe.

Atreus. Und dich zu ſtraſen, will ich deinen Kindern überlaſſen.

Beurtheilung des Thyeſt.

So ſchließt ſich dieſes ſchreckliche Trauerſpiel, deſſen bloſſer Inhalt, wenn er auch noch ſo trocken erzehlt wird, ſchon Entſetzen erwecken muß. Die Fabel iſt einfach, und ohne alle Epiſoden, von welchen die alten tragiſchen Dichter überhaupt keine Freunde waren. Sie führten den Faden ihrer Handlung gerade aus, und verlieſſen ſich auf ihre Kunſt, ohne viele Verwicklung, fünf Acte mit nichts zu füllen, als was nothwendig zu ihrem Zwecke gehörte.

Atreus will ſich an ſeinem Bruder rächen; er macht einen Anſchlag; der Anſchlag gelingt, und **Atreus** rächet ſich. Das iſt es alle; aber bleibt deswegen irgendwo unſere Aufmerckſamkeit müßig? Es iſt wahr, der Alte macht wenig Scene; allein wer hat es uns denn befohlen, derſelben in jedem Aufzuge ſo eine Menge zu machen? Wir ſtrengen das Gedächtniß unſerer Zuhörer oft auf eine übermäßige Art an; wir häuſen Verwirrung auf Verwirrung, Erzehlung auf Erzehlung, und vergeſſen es, ſo zu reden mit Fleiß, daß man nicht viel dencken muß, wenn man viel empfinden ſoll. Wenn der Verſtand arbeitet, ſo ruhet das Herz; und wenn ſich das Herz zu zeigen hat, ſo muß der Verſtand ruhen können. — — Die Rache des **Atreus** iſt ſo unmenſchlich, daß der Dichter eine Art von Vorbereitung nöthig befunden hat, ſie glaubwürdig genug zu machen. Aus dieſem Geſichtspuncte muß man den ganzen erſten Aufzug betrachten, in welchem er den Schatten des **Tantalus** und die Furie nur deswegen einführet, damit **Atreus** von etwas mehr, als von der Wuth und Rachſucht ſeines Herzens, getrieben zu werden ſcheine. Ein Theil der Hölle und das Schickſal des Pelopeiſchen Hauſes muß ihn zu den Verbrechen gleichſam zwingen, die alle Natur auf eine ſo gewaltige Art überſchreiten. Zu der Handlung ſelbſt trägt dieſer Aufzug ſonſt gar nichts bey, und das Trauerſpiel würde eben ſo vollſtändig ſeyn, wenn es auch erſt bey dem zweyten Aufzuge ſeinen Anfang nähme. Ich werde weiter unten noch eine andere Anmerckung hierüber machen — — Die Einheit des Orts hat der Dichter glücklich beobachtet. Es läßt alles vor dem königlichen Pallaſte vor ſich gehen, und nur in dem letzten Aufzuge wird dieſer Ort gleichſam erweitert, indem ſich der Pallaſt ſelbſt öfnet, und den **Thyeſt** an der Tafel zeiget. Es muß dieſes ein ganz anderer Anblick geweſen ſeyn, als wenn ein jetziger Dichter in gleichen Fällen den hintern Vorhang muß aufziehen laſſen. Nur wolte ich, daß der Römer bey dieſer prächtigen Ausſicht in einen ſtarck erleuchteten Speiſeſaal des Pallaſts, ein wenig mehr Kunſt angebracht hätte. **Atreus** iſt drauſſen vor dem Pallaſte, und giebt ſelbſt den Befehl ihn zu öfnen: (Z. 901.)

turba famularis fores
Templi relaxa; feſta pateſiat domus.

Warum befiehlt er aber dieſes? Der Zuſchauer wegen, ohne Zweifel, und wenn keine Zuſchauer da wären, ſo würde er vielleicht ohne dieſe weite Eröfnung zu ſeinem Bruder hinein gegangen ſeyn. Ich würde es viel lieber ſehen, wenn der Pallaſt gleich vom Anfange des Aufzuges geöfnet wäre; **Atreus** könte in der Entfernung doch wohl noch ſagen, was er wollte, ohne von dem Thyeſt gehört zu werden. So gut ſich dieſes bey der letzten Helfte ſeiner Rede thun ließ, eben ſo gut hätte es auch bey der erſten geſchehen können. — — Es wäre gut, wenn ich bey der Einheit der Zeit, weiter nichts als nur eben ſo eine Kleinigkeit zu erinnern hätte. Allein hier wird man mit dem Dichter weniger zufrieden ſeyn können. Er ſetzt den Anfang ſeines Stücks noch vor den Anbruch des Tages, und mußte nothwendig einen Theil der Nacht zu Hülfe nehmen, weil er Geiſter wollte erſcheinen laſſen, und dieſe, nach der Meinung der Helden, am Tage nicht erſcheinen durften. Die letzten Worte, welche die Furie zu den Schatten des **Tantalus** ſagt, zeigen es deutlich genug:

En ipſe Titan dubitat, an jubeat ſequi,
Cogatque habenis ire periturum diem.

Die Sonne alſo geht eben auf, als die Geiſter von der Bühne verſchwinden, und die Berathſchlagungen des **Atreus** in dem zweyten Aufzuge fallen am früheſten Morgen vor. Alles dieſes hat ſeine Richtigkeit. Aber nunmehr kömmt ein Punct, bey welchem es mehr wird zu bedencken geben. Am Ende des zweyten Aufzuges beſchließt **Atreus** ſeine Söhne, den **Menelaus** und **Agamemnon**, an den **Thyeſt** abzuſchicken; und zu Anfange des dritten Aufzuges erſcheinet **Thyeſt** bereits mit ſeinen Söhnen. Was muß alſo in dem Zwiſchenraume vorgefallen ſeyn? **Atreus** hat ſeinen Söhnen das Geſchäfte aufgetragen; ſie haben es über ſich genommen; ſie haben den **Thyeſt** aufgeſucht; ſie haben ihn gefunden; ſie haben ihn überredet; er macht ſich auf den Weg; er iſt da. Und wie viel Zeit kan man auf dieſes alles rechnen? Wir wollen es gleich ſehen. Im vierten Aufzuge, nachdem **Atreus** den **Thyeſt** empfangen, nachdem er ihm alle Schmeicheleyen einer verſtellten Ausſöhnung gemacht, nachdem er ihm den königlichen Purpur umlegen laſſen, nachdem er ſein grauſames Opfer vollzogen, nachdem er das unmenſchliche Mahl zubereitet, nach allem dieſen, ſage ich, iſt es, wenn die Sonne vor Entſetzen zurücke flieht, eben Mittag. Der Dichter giebt dieſen Zeitpunct in der 777ten Zeile:

O Phœbe patiens, fugeris retro licet,
Medioque ruptum merſeris *cælo* diem &c.

und in der 79[illegible]ten

— — quo vertis iter
Medioque diem perdis Olympo?

ſelbſt an. Iſt es nun aber da Mittag, ſo muß **Thyeſt** noch einige Stunden vor Mittage angekommen ſeyn. Einige Stunden nach Sonnen-Aufgang ward er geholt; und nun urtheile man ſelbſt, wie viel Stunden zu obigem Zwiſchen-Raume übrig bleiben. Die natürlichſte Entſchuldigung, die einem hiebey einfallen kann, iſt dieſe, daß man ſagte, **Thyeſt** müſſe ſich ganz in der Nähe aufgehalten haben; aber auch mit dieſer Nähe wird nicht alles gehoben ſeyn. Und wie nahe iſt er denn würcklich geweſen? Ich finde in dem ganzen Stücke zwey Stellen, aus welchen ſich dieſer Umſtand einigermaſſen beſtimmen läßt. Die erſte ſind die Worte des **Atreus**, Z. 297.

— — relictis exul hoſpitiis vagus
Regno ut miſerias mutet &c.

Wenn hier hoſpitia einen Aufenthalt in ganz fremden Ländern, und exul einen, der ſich auſſer ſeinem Vaterlande aufhält, bedeuten ſoll, ſo wird die vorgebrachte Schwierigkeit nicht verringert, ſondern unendlich vergröſſert. Nicht Argos allein; der ganze Peloponneſus gehörte dem Atreus, und hatte dem Thyeſt gehört, ſo lange er mit ſeinem Bruder zugleich regierte. Soll ſich dieſer alſo auſſerhalb demſelben befunden haben, ſo konnte er nicht in einigen Stunden, ſondern kaum in einigen Tagen herbey geſchaft werden. Doch die andere Stelle (Z. 412. u. f.) wird zeigen, daß man die erſte in einem engern Verſtande nehmen müſſe. Thyeſt ſagt zu ſich ſelbſt:

— — — repete ſylveſtres fugas,
Saltusque denſos potius, & mixtam feris
Similemque vitam. — —

Er hielt ſich alſo nur in Wäldern verborgen, die freylich nicht allzuweit, aber auch nicht allzunahe ſeyn durften. Und in dieſen mögen ihn die Söhne des Atreus geſucht und auch ſogleich gefunden haben, ſo unwahrſcheinlich es auch iſt, daß ſich ein Mann, der ſich einmal verbergen muß, nicht beſſer verbergen werde. Dennoch wird man ſchwerlich die ſchleunige Ankunft deſſelben ſo leicht begreifen können, als man ſie, ohne anſtößig zu ſeyn, begreifen ſollte. Ich will mich hierbey nicht länger aufhalten, ſondern nur noch ein Wort von den Charakteren ſagen. — — Sie ſind ohne Zweifel ſo vollkommen ausgedruckt, daß man wegen keines einzigen in Ungewißheit bleiben kann. Die Abſtechungen, in welche übrigens der Dichter die beyden Brüder geſetzt hat, iſt unvergleichlich. In dem Atreus ſieht man einen Unmenſchen, der auf nichts als Rache denckt, und in dem Thyeſt eines von den rechtſchaffenen Herzen, die ſich durch den geringſten Anſchein von Güte hintergehen laſſen, auch wenn ihnen die Vernunft noch ſo viel Urſachen, nicht allzuleichtgläubig zu ſeyn, darbiethet. Was für zärtliche und edele Gedancken äuſſert er, da er ſich auf einmal blos deswegen für ſchuldig erkennet, weil ſein Bruder ſich jetzt ſo gütig gegen ihm erzeige. Und was für eine beſorgte Liebe für dieſen ruchloſen Bruder verräth die einzige Wendung, da er eben ſein Unglück erfahren ſoll, welches durch die ganze Natur ein ſchreckliches Entſetzen verbreitet, und noch ſagt:

— — quicquid eſt, fratri precor
Gnatisque parcat; omnis in vile hoc caput
Abeat procella — —

Aber nun möchte ich wiſſen, warum der Dichter dieſen vortreflichen Charakter durch einen Zug hat ſchänden müſſen, der den Thyeſt zu nichts geringern, als zu einen Gottesleugner macht?

— — & patrios deos
(Si ſunt tamen dii) cerno — —

Dieſes ſind faſt ſeine erſten Worte, und ich geſtehe es ganz gern, daß, als ich ſie zuerſt las, ich mir einen ſehr abſcheulichen Thyeſt verſprach.

Von andern alten Trauerſpielen dieſes Inhalts.

Das Alterthum hat mehr als eine Tragödie von der abſcheulichen Rache des **Atreus** gehabt, ob gleich nicht mehr als dieſe einzige auf uns gekommen iſt. Unter den Griechen hatten **Agathon**, **Nikomachus** von Athen, **Theognis**, (nicht aber der Sittendichter,) **Kleophon**, und andere dieſen Stof bearbeitet; vornehmlich aber **Euripides**, welchen ich zuerſt hätte nennen ſollen. Wenn uns das Stück dieſes Meiſters übrig geblieben wäre, ſo würden wir vielleicht ſehen, daß ihm der Römer verſchiedenes abgeborgt habe. Doch auch in ſeiner eigenen Sprache hat es ihm hier nicht an Muſtern, wenigſtens nicht an Vorgängern gefehlet, deren vielleicht jeder einen von den Griechen nachgeahmet hatte. **Nonius** und **Feſtus** führen einen Thyeſt des **Ennius** an; **Fulgentius**, einen Thyeſt des **Pacunius**; **Cenſorinus** einen Thyeſt des **Junius Gracchus**; und **Quintilian** einen von dem **L. Varius**. Wenn man dem **Donat** und **Servius** glauben darf, ſo iſt der eigentliche Verfaſſer dieſes letztern **Virgil** geweſen. Er ſoll mit der Frau des **L. Varius** ein wenig vertraut gelebt, und ihr ſein Stück gegeben haben. Von der Frau habe es der Mann bekommen, und dieſer habe es alsdann unter ſeinem eigenen Namen öffentlich abgeleſen. **Virgil** ſelbſt ſoll auf dieſe

Begebenheit mit folgende Zeilen in ſeinen Hirtengedichten zielen:

> Quem mea carminibus meruiſſet fiſtula caprum.

Wenn aber die Begebenheit eben ſo ungewiß iſt, als die Anſpielung, ſo kann man ſie ganz ſicher unter diejenigen Mährchen rechnen, welche der Neid ſo gar gern auf die Rechnung groſſer Geiſter ſchreibet. — — Doch nicht diejenigen Stücke allein, welche den Namen **Thyeſt** führen, gehören hieher, ſondern auch diejenigen, welche man unter der Benennung **Atreus** angezogen findet, und vielleicht auch wohl die, welche **die Pelopiden** überſchrieben waren. Unter dem erſtern Titel hat unter andern **L. Attius** ein Trauerſpiel verfertiget, deſſen **Nonius** und **Priſcian** gedencken. Aus den wenigen Zeilen, die ſie daraus anführen, kann man nicht undeutlich ſchlieſſen, daß es mit unſerm **Thyeſt** viel Gleichheit gehabt haben müſſe. Ueber eine Stelle aber daraus kann ich nicht unterlaſſen, hier eine Anmerckung zu machen. Sie kömmt bey dem **Nonius** unter dem Worte *veſci* vor, und iſt dieſe:

> Ne cum Tyranno quisquam epulandi gratia
> Accumbat menſam, aut eandem veſcatur dapem.

Ich weiß nicht, ob ich der einzige ſeyn werde, dem es ein wenig wunderbar vorgekommen, daß **Thyeſt** bey einem öffentlichen Mahle ganz allein von den abſcheulichen Gerichten habe eſſen können. Haben andere mit ihm zu Tiſche gelegen, und ſie ſind ihm nur allein vorgeſetzt worden, ſo hat er ja natürlicher Weiſe müſſen Verdacht faſſen. Hat ihm aber niemand an der Tafel Geſellſchaft geleiſtet, wie es in unſerm obigen Stücke zu ſeyn ſcheinet, wo nicht einmal **Atreus** mit ihm ſpeiſet, ſo hat ja dieſe Abſonderung nothwendig auch Gedancken erregen müſſen. Dieſe Schwierigkeit alſo hatte der alte **Attius** vielleicht, wer weiß durch welchen glücklichen Einfall, gehoben. Wenigſtens ſind die angeführten Worte ein ausdrücklicher Befehl, daß ſich niemand mit dem **Thyeſt** zu Tiſche legen, noch mit ihm von eben denſelben Gerichten eſſen ſolle. Eine Urſache dieſes Befehls wird er ohne Zweifel auch angeführet haben, und zwar eine ſolche, die allem Argwohne wegen der wahren Urſache vorzubeugen fähig war. Denn ohne dieſe wäre der bloſſe Befehl noch weit ſchlimmer, als das völlige Stillſchweigen über den bedencklichen Umſtand geweſen; wie ein jeder auch ohne mein Erinnern leicht einſehen wird.

Wahrſcheinlicher Beweis, daß der raſende Herkules und der Thyeſt einen Verfaſſer haben.

Es iſt hier noch nicht der Ort, zu zeigen, wem eigentlich das eine und das andere dieſer zwey Trauerſpiele von alten Schriftſtellern beygelegt worden. Ich will thun als ob man gar keine Zeugniſſe hätte, und bloß aus ihren innern Kennzeichen ſo viel zu ſchlieſſen ſuchen, als in der Folge nöthig ſeyn wird, ein jedes von den zehn Stücken kenntlich genug zu machen, um es mit Einſicht dieſem oder jenem beylegen zu können. Drey Stücke ſind es, welche im **Thyeſt** eben denſelben Verfaſſer verrathen, den man im **raſenden Herkules** hat kennen lernen; die Schreibart, die Kunſt, die Fehler. Die Schreibart iſt in beyden Stücken gleich kurz, gleich ſtarck, gleich kühn, gleich geſucht. Es herrſcht durchaus einerley tragiſcher Pomp darinne; einerley Wohlklang und einerley Art der Fügung. Alles dieſes läßt ſich ohne Mühe entdecken, und will man dieſe Unterſuchung ins Kleine treiben, ſo wird man auch gar leicht gewiſſe Worte antreffen, die dem Verfaſſer ſo eigenthümlich ſind, daß man ſie ſchwerlich anderwärts wiederhohlt finden kann, ohne ſich zu überreden, daß ſie wohl das einemal wie das andere aus eben derſelben Feder könnten gefloſſen ſeyn. Ich will eine einzige Probe von ſolchen Worten anführen. Man halte den 1193ten Vers des **Herkules**:

Quid hoc? manus refugit: hic *errat* ſcelus.

gegen den 473ten des **Thyeſt**:

Rogat? timendum eſt: *errat* hic aliquis dolus.

Findet man nicht in beyden Stellen ein ſehr gewöhnliches Wort in einer ſehr ungewöhnlichen Bedeutung gebraucht? Errare iſt hier beydesmal ſo viel als ſubeſſe, und ich wenigſtens kann mich nicht erinnern, es bey irgend einem andern Schriftſteller in eben dieſem Verſtande geleſen zu haben. Jedoch ich will dergleichen grammatiſche Anmerckungen denjenigen überlaſſen, welchen ſie eigentlich zugehören, und mich zu dem zweyten Puncte wenden. Ueberhaupt zwar wird man die Anmerckung ſchon oben mit mir gemacht haben, daß ſich in der Oekonomie des **Thyeſt** weniger Kunſt zeigt, als in dem **raſenden Herkules**; gleichwohl aber iſt in beyden ein gewiſſer Kunſtgrif angebracht, an welchen man die Hand ihres Meiſters erkennet. Ich finde dieſen Kunſtgrif in dem erſten Aufzuge ſowohl des eines, als des andern, und hier iſt es, wo ich die oben verſprochene Anmerckung darüber beybringen will. Die **Juno**, welche in dem **Herkules** die Bühne eröfnet, hat ungemein viel ähnliches mit dem **Tantalus** und der **Megära**, welche es im **Thyeſt** thun. Beyde ſind als eine Art von Prologen anzuſehen; ich ſage als eine Art, um ſie von den gewöhnlichen Prologen bey den Alten zu unterſcheiden, die zu nichts als zur Erklärung des Inhalts beſtimmt waren, und mehr den Mangel der Kunſt, als die Kunſt verrathen. Der römiſche Dichter hatte ſeine Stücke ſo eingerichtet, daß ſie aus ſich ſelbſt ſattſam verſtändlich waren, und jener einleitenden Voreinnerungen gar wohl entbehren konnten; wie es denn öffenbar iſt, daß das eine wie das andre auch ohne die erſten Aufzüge ganz ſeyn würde. Nur gewiſſe Wahrſcheinlichkeiten würden beyden ohne dieſelben fehlen, die ihnen zwey verſchiedene Schriftſteller wohl ſchwerlich auf eine und eben dieſelbe Art möchten gegeben haben. In dem **Herkules** würde, wie wir ſchon geſehen, ohne die vorläufige Einführung der **Juno** die Einheit der Handlung gelitten haben; und im **Thyeſt**, ohne die Vorbereitung der Furie, die innere Wahrſcheinlichkeit der Handlung, ſo ſehr auch die Wahrheit derſelben durch die Geſchichte auſſer allem Zweifel geſetzt ſeyn konnte. Dieſe Gleichheit nun, die erſten Aufzüge zu etwas mehr als zu bloſſen trocknen hiſtoriſchen Einleitungen, welches ſie in den meiſten alten Trauerſpielen ſind, zu machen, und durch ſie einem etwanigen Tadel zuvorzukommen, beweiſet, ſollte ich meinen, ſo ziemlich einerley Denkungsart, die ſich in beſondern Vergleichungen noch deutlicher zeigen muß. Zum Exempel, in Schilderung der Charaktern iſt der Verfaſſer des **Herkules** vollkommen der Verfaſſer des **Thyeſt**. Man erinnere ſich aus jenem des **Lycus** und aus dieſem des **Atreus**. Es ſind nicht nur beydes Tyrannen, ſondern auch beydes Tyrannen von einerley Grundſätzen, welches ſie ſchwerlich ſeyn würden, wenn es nicht die wiederholten Einfälle eben deſſelben Dichters wären. **Lycus** ſagt:

> Qui morte cunctos luere ſupplicium jubet
> Neſcit Tyrannus eſſe. Diverſa irroga,
> Miſerum veta perire, felicem jube.

Und **Atreus** ſagt:

> De fine pœnæ loqueris, ego pœnam volo,
> Perimat tyrannus lenis: in regno meo
> Mors impetratur.

Dieſe Gedanken könnten, ohne Zweifel, einander nicht gleicher ſeyn, und nur der Verfaſſer ſelbſt kann das Recht haben, ſich auf eine ſolche Art auszuſchreiben. Ein Nachahmer aber läßt ſich hier, auch um deswillen, nicht vermuthen, weil auſſerdem weder der Dichter des **Herkules** noch der Dichter des **Thyeſt**, als zwey verſchiedene Dichter betrachtet, an Sinnſprüchen und ſchönen Gedanken ſo arm ſind, daß einer dem andern ein ſolches Blümchen hätte ſtehlen dürfen — — Der dritte Punct, in welchem ich beyde Stücke ſehr ähnlich finde, ſind ihre Fehler. Als einen der gröſſten hat man die häufigen Beſchreibungen bereits angemerkt. Man vergleiche aber nur die Beſchreibung des unterirdiſchen Reichs und der Thaten des Herkules, in dem dritten Aufzuge dieſes Trauerſpiels, etwas umſtändlicher mit der Beſchreibung des geheiligten Hayns, im vierten Aufzuge des Thyeſt, ſo wird man ohne Schwierigkeit in beyden Schildereyen eben denſelben Pinſel, eben dieſelben Farben entdecken. Beyde übrigens ſtehen auch vollkommen, die eine ſo wohl als die andre, ganz an der unrechten Stelle, und die Begierde zu mahlen muß bey dem Dichter auſſerordentlich groß geweſen ſeyn, daß er ſie wenigſtens nicht bis zur gelegenen Zeit hat mäßigen können. Ein andrer Fehler in unſern zwey Trauerſpielen, iſt die öftere Auskrahmung einer zimlich geſuchten geographiſchen und aſtronomiſchen Gelehrſamkeit. An einem Orte in dem **Herkules** habe ich den Dichter zwar dieſerwegen gegen den P. **Brumoy** vertheidiget; (ſiehe oben S. 46. 47.) allein man muß nicht glauben, daß ich das, was einmal ſehr wohl zu entſchuldigen war, auch an allen andern Orten gut heiſſen wolle. Ich brauche dieſes hier nicht weitläuftiger auszuführen, weil ich mich, in einer ſo deutliche Sache, ſicher auf die Unterſcheidungskraft der Leſer verlaſſen kann, und weil es überhaupt hier bloß auf die Gleichheit der Stellen, nicht aber auf ihren innern Werth ankömmt. Man halte alſo folgendes aus dem **Herkules**:

Quis Tanais, aut quis Nilus, aut quis Perſica
Violentis unda Tigris, aut Rhenus ferox
Tagusve Ibera turbidus gaza fluens
Abluere dextram poterit?

gegen folgende aus dem **Thyeſt**:

Quænam iſta regio eſt, Argos & Sparte pios
Sortita fratres? & maris gemini premens
Fauces Corinthus? an feris Iſter fugam

Præbens Alanis? an ſub æterna nive
Hyrcana tellus? an vagi paſſim Scythæ?

beſonders aber den Chor des vierten Aufzuges im **Thyeſt** gegen den Anfang des **Herkules**; und man wird ſich hoffentlich, alle angeführte Umſtände zuſammen genommen, kein Bedenken machen, beyde Trauerſpiele einem Verfaſſer zuzuſchreiben.

Von neuern Trauerſpielen, welche die Aufſchrift Thyeſt führen.

Auf dem italiäniſchen Theater ſtößt uns hier abermal **Lud. Dolce** auf, welcher den lateiniſchen **Thyeſt** nach ſeiner Art in Verſen überſetzt hat. **Delrio** ſagt von ihm: italice tragœdiam Thyeſtem non inelaganter Ludovicus Dulcis compoſuit; und ſcheint alſo die Arbeit des Italiäners mehr für etwas ihm eignes, als für eine Uberſetzung zu halten. Als eine ſolche mag ſie auch wohl ſehr untreu gerathen ſeyn, indem ihm, wie **Brunoy** anmerkt, ſo gar das oben gerühmte agnoſco fratrem entwiſcht iſt; deſſen Nachdruck er entweder nicht eingeſehen, oder in ſeine Sprache nicht überzutragen gewuſt hat. — — Von der franzöſiſchen Bühne haben wir ſchon bey Gelegenheit des Herkules, auch den Thyeſt des **Roland Briſſet** angeführet; er iſt mit Chören, und wird alſo ſchwerlich etwas anders ſeyn, als eine ſchlechte Uberſetzung, wie ſie es zu ſeiner Zeit alle waren. Außer dieſem hat auch ein gewiſſer **Montleon** 1633 eine **Thyeſt** drucken laſſen. Deßgleichen will man von einem **Thyeſt** des **Pouſſet de Montauban** wiſſen, der ſich aber nicht in der Sammlung ſeiner Schauſpiele (von 1654 in 12mo) befindet. Man kennt dieſen **Montauban** als einen Freund des **Racine**, des **Deſpreaux** und **Chapelle**, und behauptet ſo gar, daß er mit an des erſtern Luſtſpiele les Plaideurs arbeiten helfen. Doch alle dieſe drey franzöſiſchen Schriftſteller haben des Ruhms verfehlt, den ein neuer Dichter aus ihrem Volke in dieſen Schranken erwerben ſollte. Ich würde mir daher einen groſſen Fehler der Unterlaſſung vorzuwerfen haben, wenn ich nicht

Von dem Atreus und Thyeſt des ältern Hrn. von Crebillon

etwas umſtändlicher handelte. Dieſer ſchöne Geiſt, welcher, ſo zureden, mit dem Hr. von **Fontenelle** um die Wette lebt, kann, wenn er will, auf den 29ten December dieſes Jahres, ſein theatraliſches Jubiläum feyern. An dieſem Tage nehmlich, vor funfzig Jahren, ward ſein erſtes Trauerſpiel in Paris zum erſtenmale aufgeführt. Es war dieſes ſein **Idomeneus**, mit welchem er Beyfall genug erhielt, um ſich aufmuntern zu laſſen, der Tragödie, die damals in einer Art von Entkräftung ganz darnieder lag, in ſeiner Perſon einen neuen würdigen Dichter zu verſchaffen. Die unnachahmlichen Wercke des

Corneille und des **Racine** brachten alle, welche eben dieſe Bahn durchlaufen wollen, zur Bewunderung nicht minder, als zur Verzweiflung. Sie waren unfähig dieſen groſſen Meiſtern zu folgen, und gaben ſich alſo nur mit den kleinen Theilen dieſer Dichtungsart ab. Einige mehr ſchimmernde als natürliche Stellungen, einige ziemlich wohl ausgedrückte Verſe, machten den ganzen Werth ihrer Gedichte aus. Uebrigens war weder glückliche Wahl des Stofs, noch kunſtreiche Einrichtung darinnen zu ſpüren; die Charaktere waren entweder falſch, oder verfehlt; die Verſification war hart und proſaiſch. Das iſt der wahre Abriß der Stücke, welche eine Mademoiſelle **Barbier**, ein **la Grange-Chancel**, ein **Belin**, ein **Pellegrin**, ein **Nadal**, und andere von dieſem Schlage, lieferten. Unter dieſen war alſo **Crebillon** gleich Anfangs eine ſehr wichtige Erſcheinung, und man muß es ihm zugeſtehen, daß er die Erwartung, die man von ihm hatte, nicht täuſchte. Man will ſogar behaupten, daß er ſich auf dem neuen Wege, welchen er erwehlte, kühnlich zwiſchen den **Corneille** und **Racine** zu ſetzen gewußt habe. Es iſt mein Vorſaz nicht, dieſen Lobſpruch hier zu unterſuchen, wo ich mich allein mit ſeinem **Atreus** und **Thyeſt** beſchäftigen will. Dieſem Trauerſpiele hat er zum Theil dasjenige Beywort zu dancken, durch welches ihn ſeine Landsleute vorzüglich zu charakteriſiren pflegen. So wie ihnen **Corneille** der groſſe, **Racine** der zärtliche; **Voltaire** der prächtige heißt: ſo heißt ihmen **Crebillion** der **ſchreckliche**. Wer ſollte alſo nicht vermuthen, daß er ein ſehr ſtarcker und kühner Copiſte des lateiniſchen **Thyeſt** ſeyn werde? Unter ſeiner Nation wenigſtens mangelt es an Schriftſtellern nicht, (z. E. der Verfaſſer des Dictionaire portatif des Theatres,) welche mit ausdrücklichen Worten ſagen: Ce cruel ſujet, traité par *Seneque*, n'a pas été adouci par Mr. de *Crebillon*. Wie ſehr ſich dieſe Herren aber betriegen, werden wir bald ſehen. Es iſt wahrſcheinlich genug, daß ſie das lateiniſche Original gar nicht mögen geleſen haben; aber auch alsdenn hätten ſie nicht nöthig gehabt, die Wahrheit ſo weit zu verfehlen, wenn ſie nur bey dem eignen Geſtändniſſe des Hrn. **Crebillon** geblieben wären. Er iſt mit dem ganzen Stoffe auf eine ſehr eigenmächtige Art umgegangen, und hat ſo viel Veränderungen damit vorgenommen, daß ich ſie nothwendig vorher anzeigen muß, ehe man einen kleinen Auszug aus ſeinem Stücke wird verſtehen können. Die Zeit der Handlung ſetzt er zwanzig Jahr nach dem Verbrechen des **Thyeſt**, welcher die **Aerope** ſeinem Bruder, vor dem Altare weg, muß geraubt haben. Er nimt an, **Atreus** habe zwar ſeine entwandte Gemahlin durch Gewalt wieder bekommen, und ſey entſchloſſen geweſen, ſie dem ohngeachtet einer Liebe zu würdigen. Allein dieſe habe ſich mit dem **Thyeſt** ſchon zu weit eingelaſſen gehabt und einen Sohn zur Welt gebracht, den ſich jener nicht zueignen können. Der erzürnte **Atreus** habe ihr darauf Gift beybringen laſſen, und es ſelbſt aus einem ihrer Briefe erſehen, daß **Thyeſt** der Vater ihres Sohnes ſey, welchen der Dichter, nach Maßgebung der Geſchichte, **Pliſthenes** nennet. Gleichwohl habe **Atreus** dieſen Prinz als ſein eignes Kind auferziehen laſſen, in dem feſten Vorſatze, ihn künftig zu dem Werckzeuge ſeiner Rache zu machen. **Thyeſt** ſey unterdeſſen nach **Athen** geflohen, wo er Schutz gefunden und eine andre Gemahlin genommen habe, mit welcher er eine Tochter, Namens **Theodamia**, gezeugt. **Atreus**, der nunmehr geglaubet, daß **Pliſthenes**, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, der ſich in verſchiedenen Feldzügen ſchon rühmlich hervor gethan, reif genug ſey, der Mörder ſeines Vaters zu werden, habe mit dem Könige von **Athen** heimliche Unterhandlung gepflogen, und das Verſprechen von ihm erhalten, daß er ſeinen Bruder ausgeliefert bekommen ſolle, nur müſſe er ſelbſt vor **Athen** kommen, und mit Gewalt darauf zu dringen ſcheinen. **Atreus** geht alſo ſogleich mit einer Flotte von **Argos** aus, die er den Lauf auf die Inſel **Euböa** nehmen läßt, damit **Thyeſt** nicht zu zeitig von ſeinem Vorhaben Nachricht bekommen, und ſich aus dem Staube machen möge. Von **Euböa** aus will er alsdenn plötzlich wieder zurückſegeln und vor **Athen** ſeyn, ehe es ſich jemand verſehen könne. Doch dieſer Vorſicht ungeachtet, erfährt **Threſt** das ihm drohende Unglück; flüchtet nebſt ſeiner Tochter auf einem Schiffe aus **Athen** fort, und will ſich während der Abweſenheit ſeines Bruders, wieder in **Argos** feſt ſetzen, um den **Atreus** durch dieſe Diverſion wenigſtens zu nöthigen, von der Belagerung **Athens** abzuſtehen. Allein das Unglück verfolgt ihn, und wirft ihn durch Sturm zu eben der Zeit gegen die Inſel **Euboea**, als **Atreus** wegen wiedrigen Windes mit ſeiner Flotte noch vor derſelben liegen muß. Hier wird er und **Theodamie** von dem **Philiſthenes** ſelbſt, unerkannter Weiſe, aus dem Waſſer gerettet; und nun müßte man die franzöſiſche Tragödie ganz und gar nicht kennen, wenn man etwas anders vermuthen könnte, als daß ſich der Bruder in ſeine Stiefſchweſter werde verliebt haben. Richtig! Unter dieſen Umſtänden fängt das **Trauerſpiel** an, welches, Danck ſey unter andern dem Schiffbruche, nunmehr zu **Chalcis**, einer Stadt in **Euboea** vorgehen kann, da man doch ganz gewiß vermuthen ſollte, es werde entweder in **Argos**, oder doch in **Mycen** vorgehen. Von dieſer Erzehlung, ſieht man alſo wohl, ſtimmt das allerwenigſte mit der Geſchichte überein. Doch da man dem tragiſchen Dichter nie ein Verbrechen daraus gemacht hat, dieſe zu verändern; ſo würde es mir ſehr übel ſtehen, wenn ich den Herrn **Crebillon** deswegen tadeln wollte. Aber einer andern Kleinigkeit wegen könnte ich ihn vielleicht mit mehrerm Rechte tadeln; deswegen nehmlich, daß er die geographiſche Wahrſcheinlichkeit hin und wieder gar mercklich verletzt habe. Denn man darf nur die Charte von Griechenland vor ſich nehmen, ſo wird man ſich gar bald wundern, was **Thyeſt**, der von **Athen** nach **Argos** ſchiffen wollte, in dem **Euripus** zu ſuchen gehabt? und wie ihn ein Sturm bis nach **Chalcis** habe verſchlagen können? Man kann wohl die Geſchichte ändern; aber die Erdbeſchreibung muß man ungeändert laſſen. Zwar wie hat Herr **Crebillon** wohl vermuthen können, daß ein ängſtlicher Deutſcher ſeine Wercke ſo genau betrachten werde? Kein Wort alſo mehr davon. Man wirft denen, die ſich an ſolche Schwierigkeiten ſtoſſen, nur allzuoft vor, daß ſie unfähig wären, weſentlichere Schönheiten zu empfinden. Dieſen Vorwurf möchte ich nicht gern zu verdienen ſcheinen. Ich komme auf den Auszug des Stückes ſelbſt:

Erſter Aufzug. **Atreus** giebt Befehl, daß ſich die Flotte fertig halten ſolle, wieder unter Segel zu gehen. Er bleibt hierauf mit ſeinem Vertrauten, dem **Euriſthenes**, allein, und entdeckt ihm ſein Vorhaben; daß **Pliſthenes** ſein Sohn nicht ſey, ſondern daß er ihn nur deswegen ſo lange dafür ausgegeben, um ſich an den **Thyeſt**, durch die eigne Frucht ſeiner laſterhaften Liebe, rächen zu können. Dieſe Scene iſt zum Theil eine Nachahmung des zweiten Acts des lateiniſchen Dichters. In der folgenden erſcheint **Pliſthenes**, welchen ſein vermeinter Vater vor ſich kommen laſſen, um einen Eid von ihm zu nehmen, daß er ihn nach Gefallen an ſeinem Feinde rächen wollen. **Pliſthenes** iſt ſo unvorſichtig, dieſen Eid zu thun, ehe er es noch weis, wer der Feind des **Atreus** ſey. Er hört endlich, daß es **Thyeſt** ſey, auf welchen dieſe ganze Zurüſtung ziele; er erſchrikt und will ſein Wort wieder zurük nehmen. Er verſpricht zwar, allenfalls der Sieger ſeines Vetters zu ſeyn; aber nicht ſein Henker. Doch **Atreus** hält ihm bey ſeinem Eide, und geht ab. **Pliſthenes** beklagt ſich gegen ſeinen Vertrauten den **Theſſander**, und tröſtet ſich einzig damit, daß er vor **Athen** ſchon den Tod wolle zu finden wiſſen. Endlich erkläret er ihm auch ſeine Liebe gegen die unglückliche Unbekannte, die er nebſt ihrem Vater aus den Wellen errettet habe. Sie iſt es ſelbſt die dieſen Auftritt unterbricht. **Theodomia** kömmt mit ihrer Vertrauten der **Lonide**, und bittet den Prinzen um ein Schif für ihren Vater, weil ſie gehört habe, daß die Flotte noch heut von **Euboca** abſtoſſen ſolle. Der Prinz betauert, daß er für ſich nichts thun dürfe, und verweiſet ſie an den **Atreus**, von dem ſie die Erfüllung ihres Wunſches um ſo viel eher erwarten könne, da er ſie ſchon bereits den erſten Tag ſehr gnädig empfangen, und ihr allen Beyſtand verſprochen habe. Er ſpricht ihr hierauf von ſeiner Liebe, und will verzweifeln, weil er ſie vielleicht nie wieder werde zu ſehen bekommen. Er erkundiget ſich nach ihrem Vaterlande, nach der Urſache ihrer Reiſe, und fragt ſehr galant, ob ihre Reize nur das einzige ſeyn ſollten, was er von ihr kennen dürfe? **Theodamie** giebt ihm eine kurze Antwort; er ſieht, daß ſie ihm ein Geheimniß daraus machen wolle; verſpricht aber dennoch bey ſeinem Vater für ſie zu ſprechen, ſo nachtheilig es auch ſeiner Liebe ſeyn möge. Er geht ab und läßt die beyden Frauenzimmer allein. In dieſer Scene nun erfährt es der Zuhörer wer **Theodamie** und ihr Vater ſind, und erfährt auch zugleich, daß die erſtere gegen die Liebe des **Pliſthenes** nicht eben unempfindlich ſey. Sie bittet die Götter, den **Thyeſt** vor dem **Atreus** zu verbergen, und hält es ſchon für Unglük genug, daß die Tochter des **Thyeſt** den Sohn des **Atreus** liebe, für welchen ſie ihren Prinz nicht anders als noch halten kann. Sie begiebt ſich weg, ihrem Vater von der Wirkung ihrer gethanen Bitte, Nachricht zu geben. **Zweyter Aufzug.** **Thyeſt** und **Theodamie** eröfnete ihn. Der Vater dringt in ſeine Tochter, daß ſie bey dem **Atreus** um ein Schiff bitten ſoll, und alle ihre Einwendungen von der Gefahr, die dabey zu beſorgen ſey, ſind umſonſt.

Er will auf dem Schiffe, wenn er es bekommen ſollte, nach **Athen** wieder zurük gehen, damit ihn die feindliche Flotte nicht verhindere, dieſem ſeinen einzigen Zufluchtsorte mit Rath und Hülfe beyzuſpringen. Er ſieht ſeinen Bruder kommen und entfernt ſich. Ehe **Atreus** noch die **Theodamie** anredet, meldet ihm **Alcimedon**, einer von den Officieren der Flotte, daß ein von Athen kommendes Schif die Nachricht mitgebracht, daß ſich **Thyeſt** ſchon ſeit einem Monate nicht mehr daſelbſt aufhalte. Er will den Patron des Schiffes ſelbſt ſprechen, und nachdem er Befehl gegeben, ihn herbey zu bringen, fragt er die **Theodamie**, was ihr Begehren ſey? Sie trägt ihre Bitte vor, und antwortet ihm auf verſchiedene Fragen, die er ihr wegen ihres Unglüks, wegen ihrer Reiſe, wegen ihres Vaters vorlegt. Endlich erinnert er ſich, daß er dieſen leztern noch nicht geſehen, und will wiſſen, warum er ſich vor ihm verborgen halte? Die Tochter entſchuldiget ihn, mit ſeinen kränklichen Umſtänden; doch dieſer Entſchuldigung ohngeachtet ſchickt er einen von ſeiner Wache ab, und will den unglücklichen Fremdling mit aller Gewalt ſehen. Die Wache bringt ihn. Er thut eben die Frage an ihn, die er an ſeine Tochter gethan hatte; bekömmt aber ganz widerſprechende Antworten darauf. Endlich erkennt er den **Thyeſt** an der Stimme, und noch mehr, wie er ſagt, an den plözlichen Aufwallungen ſeines Zornes. **Thyeſt** verleugnet ſich nicht lange, und **Atreus** will ihn ſogleich durch ſeine Trabanten ermorden laſſen, als er ſich noch beſinnt, daß er dem **Pliſthenes** dieſen Mord verbehalten müßte. **Pliſthenes** erſcheint; erfährt, daß der Vater ſeiner Geliebten **Thyeſt** ſey, und nimmt ſich deſſelben mit ſolchem Nachdrucke an, daß **Atreus** genöthigt iſt, ſeinen Zorn zu verbergen, und ſich verſöhnt zu ſtellen. Auf dieſe erfreuliche Veränderung gehen alle ab; im Abgehen aber giebt **Atreus** dem **Euriſthenes** noch Befehl, diejenigen von den Soldaten bey Seite zu bringen, welche dem **Pliſthenes** etwa am meiſten ergeben ſeyn könnten, und ſich ſelbſt an dieſem Orte wieder bald bey ihm einzufinden. **Dritter Aufzug.** **Atreus** freuet ſich, daß er den **Thyeſt** nunmehr in ſeiner Gewalt habe. Er hat es gemerkt, daß **Pliſthenes** die **Theodamie** liebe, und iſt entſchloſſen beyde dieſer Liebe zu überlaſſen, von der er es faſt nur allein wußte, wie laſterhaft ſie ſey. Ja dieſe laſterhafte Liebe ſoll ihm ſo gar das Mittel werden, wodurch er den **Pliſthenes** deſto eher zur Ermordung des **Thyeſt** zu bringen denkt. Er hatte ihn durch den **Euriſthenes** vor ſich fordern laſſen; er führt ihm ſeinen gethanen Eid zu Gemüthe und läßt ihm die Wahl, ob er den **Thyeſt** ſogleich ſelbſt ermorden oder ſeine Geliebte vor ſeinen Augen ſterben ſehen wolle. Vergebens beruft ſich der Prinz auf die geſchehene Ausſöhnung, und will lieber ſelbſt ſterben, als das

Werkzeug zu einer ſo unmenſchlichen That ſeyn: **Atreus** ſieht den **Threſt** kommen, wiederhohlt ſeinen drohenden Befehl nochmals, und läßt ihn mit ihm allein. Dieſer dankt dem **Pliſthenes** für ſeine ihm erwieſene Freundſchaft, und verſichert ihn einer Liebe, die ſeiner väterlichen Liebe gegen ſeine Tochter gleich komme. **Pliſthenes** thut desgleichen, und geſteht, gegen den **Threſt** eine Zuneigung zu fühlen, die ſein Herz mit ganz unbekannten Regungen erfülle. Er giebt ihm von weiten alle das Unglück zu verſtehen, das über ſeinem Haupte hänge, und giebt ihm eben den Rath zu fliehen, als **Atreus** wieder herein tritt. Er ſagt ihm mit wenig Worten, daß er ſeinen Ungehorſam ſchon zu beſtrafen wiſſen wolle, und ſchickt ihn fort. **Threſt** erſtaunt über dieſe Drohungen, wird aber auf eine gebietheriſche Art von ſeinem Bruder erinnert, daß er ſich deswegen zufrieden ſtellen ſolle, weil ſie nichts beträffen, was ihn angehen könne. Sobald **Atreus** allein iſt, läßt er ſeinen Verdruß über die verzögerte Rache aus, und entſchließt ſich, den **Threſt** zwar leben zu laſſen, aber ihn ſonſt auf eine weit ſchreklichere Art zu ſtrafen. **Vierter Aufzug.** **Pliſthenes** erſcheint, mit ſeinem Vertrauten, voller Wuth, nachdem er alle Anſtalten zu einer plötzlichen Flucht nehmen laſſen. Er kann weder den **Threſt** noch die **Theodamie** finden, und iſt beſonders wegen der letztern in der grauſamſten Unruhe, als er ſie zitternd und weinend auf ſich zu kommen ſieht. Sie ſagt ihm, daß ſie wegen ihres Vaters in den äuſſerſten Sorgen ſey, welcher wie raſend in dem Pallaſte herum irre, u. dem **Atreus** den Dolch in das Herz ſtoſſen wolle, weil er gewiß glaube, daß der Tyrann ſowohl ſeinen als des **Pliſthenes** Tod geſchworen habe. Der Prinz will ihn aufſuchen, aber **Thyeſt** erſcheinet ſelbſt, und erfreut ſich, daß ſeine Furcht vergebens gewesen, in der er den **Pliſthenes** ſchon für ermordet gehalten. Dieſer dringt mit aller Gewalt in ihn, ſich ſogleich auf die Flucht zu machen, und will ihm ſeinen Vertrauten mitgeben, welcher ihn bis in den Hafen bringen ſolle. Doch **Thyeſt** hält es für ſeiner Ehre unanſtändig, ſich zu retten, und denjenigen, dem er dieſe Rettung würde zu danken haben, der größten Gefahr ſeinetwegen ausgeſetzt zu wiſſen. Während dieſem großmüthigen Weigern kömmt **Atreus** dazu. Er ſieht ihre Beſtürzung, und nimt von derſelben Gelegenheit, auf einmal ſich als eine ganz veränderte Perſon zu zeigen. Er ſagt, der Himmel habe ſein Herz verändert, und alle Rache daraus vertilget; und damit er ſeinen Bruder von der Aufrichtigkeit dieſes Bekenntniſſes überzeugen möge, entdeckt er, wer **Pliſthenes** ſey, und zu was für einer grauſamen That er ihn beſtimmt gehabt habe. Die Erkennung iſt rührend, und **Pliſthenes** ſieht mit Entſetzen auf die Laſter zurück, in die ihn ſein grauſames Schickſal beynahe geſtürzt hätte. Faſt wäre er ein Vatermörder und ein Blutſchänder geworden! Doch **Atreus** will dieſes, daß er den **Thyeſt** ſeinen Sohn wiederſchenkt, nicht die einzige Verſicherung ſeiner völligen Ausſöhnung ſeyn laſſen; ſondern erbietet ſich auch, mit ſeinem Bruder aus dem väterlichen Becher zu trinken, welcher für die Söhne des **Tantalus** eben das ſey, was den Göttern der Schwur bey dem Styx zu ſeyn pflege. **Thyeſt** nimmt dieſes Erbieten an, und es gehen alle mit einem Scheine von Zufriedenheit ab; nur **Pliſthenes** behält Verdacht, und giebt ſeinem Vertrauten Befehl, die Schiffe im Hafen noch immer in Bereitſchafft zu halten. **Fünfter Aufzug.** Auch zu Anfange dieſes Aufzuges kämpfet er noch mit ſchrecklichen Ahndungen. **Theſſander** will ihn beruhigen, und räth ihm, nicht zu entfliehen, weil dieſe Flucht den **Atreus** aufs neue aufbringen möchte, welcher ſich jezt gegen den **Thyeſt** ganz ausnehmend freundſchaftlich bezeige, und ein prächtiges Feſt ihm zu Ehren anſtellen laſſe. Doch dem ohngeachtet hört **Pliſthenes** nicht auf, zu fürchten, und ſchickt den **Theſſander** fort, die **Theodamie** abzuholen, und ſich mit ihr nach den Hafen zu begeben. Er ſelbſt will den **Thyeſt** in gleicher Abſicht aufſuchen, und eben fortgehen, als **Atreus** mit ſeiner Wache herein tritt, und ihm aus der vorgeſetzten Flucht, die er erfahren habe, ein Verbrechen macht, unter deſſen Vorwande er ihn zum Tode verdammt.

Pliſthenes entſchuldiget ſich nur wenig, und iſt bloß für ſeinen Vater und ſeine Schweſter beſorgt, von welchen er verſichert, daß ſie keinen Antheil an ſeiner Veranſtaltung zur Flucht gehabt hätten. Er bittet für ſie; doch der Tyrann läßt ihn von der Wache fortſchleppen, um ihn in der ſchmerzlichſten Ungewißheit von dem Schickſale dieſer geliebten Perſon hinrichten zu laſſen. Nunmehr frohlocket **Atreus** vor ſich ſelbſt, und kitzelt ſich im voraus mit der Rache, die er durch das Blut des Sohnes gegen den Vater ausüben wolle. Beynahe erſchrickt er zwar ſelbſt, über ſeinen grauſamen Anſchlag; doch er erinnert ſich gar bald wieder, daß er **Atreus** ſey, und den **Thyeſt**, wenn er ihn ſtrafen wolle, nicht anders als auf eine unerhörte Art ſtrafen müſſe. Der unglückliche Bruder erſcheint mit einem Geſichte, auf welchem ſich Furcht und Traurigkeit zeigen. Er bittet, um wieder ruhig zu werden, daß man ſeine Kinder zu ihm laſſe, und **Atreus** hält ihn ſo lange mit zweydeutigen Tröſtungen auf, bis der väterliche Becher herbey gebracht wird. **Thyeſt** ergreift ihn, und will ihn an den Mund bringen, als er das Blut darinne gewahr wird. Er erſchrickt; ſeine Tochter kommt dazu und meldet den Tod ihres Bruders; er merkt, daß es das Blut ſeines Sohnes ſey, und bricht gegen den **Atreus** in Vorwürfe und Verwünſchungen aus. Er verlangt nicht länger zu leben; doch eben darum, weil ihm das Leben nunmehr zur Laſt ſey, will es ihm der Tyrann laſſen. Doch Thyeſt verſchmähet dieſe grauſame Gnade, und erſticht ſich ſelbſt. Sterbend beruhiget er noch ſeine Tochter, und läßt ſie auf die Rache des Himmels hoffen. **Atreus** geht mit ſeiner Bosheit zufrieden ab, und das Stük ſchließt . . . Ich habe dieſen troknen Auszug nicht in der Abſicht vorgelegt, den Werth des Dichters daraus zu beſtimmen; ich würde ſonſt eben ſo thörigt ſeyn, als derjenige, welcher nach einem Skelet die völlige Schönheit beurtheilen wollte, welche der ganze Körper könne gehabt haben. Wie man aber doch aus dem Skelet wenigſtens auf etwas ſchlieſſen kann, nehmlich auf den regelmäſſigen Bau der Glieder; ſo wird auch mein Auszug wenigſtens darzu nützen können, daß man ohngefehr die Art und Weiſe ſieht, mit welcher ein neuer Dichter einen ſo alten und von den Sitten unſrer Zeit ſo abweichenden Stof, habe bearbeiten können. Nach meinem Urtheile kann man dem Hrn. **Crebillon** wohl weiter nichts vorwerfen, als daß er ſeinen **Atreus** und Thyeſt ein wenig gar zu neumodiſch gemacht; daß er die Haupthandlung mit einer unnöthigen Epiſode, und zwar mit einer verliebten Epiſode, geſchwächt, und das Ganze durch die Einführung ſo vieler Vertrauten, welches immer nichts anders als ſehr froſtige Perſonen ſind, die bloß die Monologen müſſen vermeiden helfen, matt gemacht habe.

Wie weit er aber überhaupt unter dem Schrecklichen des lateiniſchen Dichters geblieben ſey, wird man ſchon von ſich ſelbſt abgenommen haben. Er hat die ſtärkſten Züge in ſeinem Muſter unberührt gelaſſen, und auſſer dem ſo gelinderten Hauptinhalte, kaum hier und da einige glänzende Gedanken von demſelben erborgt. Doch auch dieſe hat er oft ziemlich gewäſſert, und die Stärcke gar nicht gezeigt, mit welcher der ältere **Corneille** die ſchönſten und prächtigſten Gedanken der römiſchen Trauerſpiele in ſeine. überzutragen wußte. Einigemal iſt es ihm ſo ziemlich gelungen; beſonders bey dem agnoſco fratrem, welches er durch folgende Zeile ausgedrückt hat:

A. Meconnois-tu ce ſang? *Th.* Je reconnois mon frere.

Auch noch eine Stelle hat er ſehr wohl anzuwenden gewußt, und zwar eine ſolche, welche manchem Ausleger des alten Dichters ſelbſt nicht recht verſtändlich geweſen iſt. Ich meine die 1052te Zeile:

Sceleri modus debetur, ubi facias ſcelus,
Non ubi reponas — —

welche er ſehr kurz und ſchön ſo überſezt hat:

Il faut un terme au crime, & non à la vengeance.

Ich will zum Schluſſe noch das mittheilen, was Herr **Crebillon** ſelbſt von dieſem ſeinem Stücke ſagt. Es iſt ein Theil der Vorrede, in welchem man verſchiedene hieher gehörige Gedanken finden wird. „Faſt ein jeder, ſagt er, hat ſich wieder den Inhalt dieſes Trauerſpiels empört. Ich kann weiter nichts darauf antworten, als dieſes, daß ich nicht der Erfinder davon bin. Ich ſehe wohl, daß ich Unrecht gethan habe, mir die Tragödie allzuſehr als eine ſchrekliche Handlung vorzuſtellen, die den Zuſchauern unter rührenden Bildern müſſe gezeigt werden, und die ſie zum Mitleiden und Schrecken bewegen ſolle, doch ohne Züge, welche den Wohlſtand und die Zärtlichkeit beleidigen könnten. Es kömmt alſo nur darauf an, ob ich dieſen ſo nöthigen Wohlſtand beobachtet habe. Ich glaube mich deſſen ſchmeicheln zu dürfen. Ich habe nichts vergeſſen, was meinen Stof lindern und unſern Sitten gemäß einrichten könne. Um den Atreus unter keiner unangenehmen Geſtalt zu zeigen, laſſe ich die Aerope von dem Altare ſelbſt entführet werden, und ſetze dieſen Prinz, (wenn ich hier dieſe Vergleichung brauchen darf,) gerade in eben den Fall des bezauberten Bechers bey dem la Fontaine.

L'etoit-il? ne l'etoit-il point?

„Ich habe durchaus die Fabel verändert, um ſeine Rache weniger ſchrecklich zu machen, und mein Atreus iſt bey weiten nicht ſo grauſam, als der Atreus des Seneca. Ich habe mich begnügt, für den Thyeſt alle den Greuel

„des von ſeinem Bruder ihm beſtimmten Bechers, fürchten zu laſſen, und er bringt nicht einmal ſeine Lippen daran. Ich geſtehe es zwar, daß mir dieſe Scene ſelbſt ſchrecklich ſchien. Es überfiel mich ein Schauder; aber nichts deſtoweniger glaubte ich, daß ſie ſich in ein Trauerſpiel ſehr wohl ſchicke. Ich ſehe nicht, warum man ſie mehr davon ausſchlieſſen ſolle, als die Scene in der **Rodogune**, wo **Cleopatra**, nachdem ſie einen von ihren Söhnen ſchon ermordet, den andern vor den Augen der Zuſchauer vergiften will. So unwillig man auch gegen die Grauſamkeit des **Atreus** geweſen, ſo glaube ich doch nicht, daß man ein vollkommener Bild auf die tragiſche Scene bringen könne, als das Bild von der Stellung des unglücklichen **Thyeſt**, welcher ſich ohne Hülfe der Wuth des barbariſchſten unter allen Menſchen ausgeſetzt ſieht. Ob man ſich nun aber ſchon von ſeinen Thränen und ſeinem Jammer erweichen ließ; ſo blieb man mir dennoch deswegen aufſätzig. Man hatte die Güte, mir alle Abſcheulichkeit der Erfindung zu laſſen, und rechnete mir alle die Laſterthaten des **Atreus** an. An einigen Orten betrachtet man mich auch noch als einen fürchterlichen Menſchen, bey welchem man nicht recht ſicher ſey; gleich als ob alles, was der Witz erdenket, ſeine Quelle in dem Herzen haben müſſe. Eine ſchöne Lection für die Schriftſteller, welche ſie

„nicht nachdrücklich genug wird lehren können,
„mit wie vieler Behutſamkeit ſie vor dem
„Publico erſcheinen müſſen. Ein artiges
„Frauenzimmer, welches ſich in Geſellſchaft
„mit ehrbaren Scheinſpröden befindet, darf ſich
„lange nicht mit ſo vieler Sorgfalt beobachten.
„Und endlich hätte ich mir es nimmermehr vor-
„geſtellt, daß in einem Lande, in welchem es
„ſo viel gemißhandelte Ehemänner giebt,
„**Atreus** ſo wenig Vertheidiger finden ſollte.
„Was die doppelte Ausſöhnung, die man mir
„vorwirft, anbelangt, ſo erkläre ich gleich vor-
„aus, daß ich mich in dieſem Puncte niemals
„für ſchuldig erkennen werde. **Atreus** erziehet
„den **Phliſthenes**, um einmal den **Thyeſt**
„durch die Hände ſeines eigenen Sohnes um-
„bringen zu laſſen; er erſchleicht von dieſem
„jungen Prinzen einen Eid, welcher aber gleich-
„wohl bey Erblickung des **Thyeſt** nicht gehorchet.
„**Atreus** kann alſo zu nichts andern ſeine Zu-
„flucht nehmen, als zur Verſtellung; er erdich-
„tet ein Mitleiden, welches er nicht fähig iſt,
„zu empfinden; er bedient ſich hierauf der aller-
„gewaltſamſten Mittel, den **Pliſthenes** zur
„Vollziehung ſeines Eides zu vermögen, von
„welcher dieſer aber durchaus nichts wiſſen will.
„**Atreus**, welcher ſich an dem **Thyeſt** auf
„eine ſeiner würdige Art rächen will, muß alſo
„nothwendig zu einer zweyten Verſöhnung
„ſchreiten. Ich getraue mir zu ſagen, daß

„dieſer grauſame Prinz alle Geſchicklichkeit anwendet, die ein Betrieger nur immer anwenden „kann. Es iſt unmöglich, daß Thyeſt dieſer „Falle entgehen ſollte, wenn er auch ſchon ſelbſt „ein eben ſo groſſer Betrieger wäre, als ſein „Bruder. Man darf das Stück nur ohne Vorurtheil leſen, ſo wird man finden, daß ich „nicht Unrecht habe. Je betriegeriſcher aber „Atreus iſt, deſto beſſer habe ich ſeinen Charakter ausgedrückt; weil Verrätherey und Verſtellung faſt immer von der Grauſamkeit „unzertrennlich ſind ꝛc.“

Von den übrigen lateiniſchen Trauerſpielen in den folgenden Stücken.

VIII.

Des Hrn. Ludewig Riccoboni Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne.

⁂

Nachricht von dem Verfaſſer.

Ludewig Riccoboni war ein Modeneſer von Geburt, welche ohngefehr in die Jahre 1682 oder 83 fällt. Er mochte aus einer ganz guten Familie ſeyn, weil er ſelbſt, an einem Orte ſeiner Schriften, den **Antonius Riccoboni**, einen Profeſſor zu Padua, aus der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts, für einen ſeiner Vorfahren wahrſcheinlicher Weiſe hält. Er mußte aber ſehr jung diejenige Lebensart ergriffen haben, in welcher er ſich hernach auf eine doppelte Art ſehr rühmlich hervorthat. Denn ſchon in ſeinem zwey und zwanzigſten Jahre, wie man es weiter unten aus ſeinem eignen Munde hören wird, war er das Haupt einer Geſellſchaft von Schauſpielern, die in den Städten der Lombardey und beſonders zu Venedig mit vielem Beyfalle ſpielte. Er gab ſich ganzer zehn Jahr lang in ſeinem

Vaterlande ſehr viel Mühe, die Bühne aus ihrem damaligen Verfalle wieder in die Höhe zu bringen, und ſie beſonders von dem unregelmäßigen Wuſte zu reinigen, welcher damals auf derſelben herrſchte. Doch weil ihm dieſe Bemühungen ſo glücklich nicht ausſchlagen wollten, als ſie es wohl verdient hätten, ward er es überdrüßig, unter einem Volke nur Undank damit zu verdienen, deſſen Hauptgeſchmack auf nichts als Poſſen ging. Er nahm alſo den Vorſchlag an, den man ihm damals that; nehmlich eine Geſellſchaft italiäniſcher Schauſpieler für den König von Frankreich zuſammen zu bringen, und mit derſelben nach Paris zu gehen. Er langte daſelbſt im May 1716 an. Sein Theatername, unter welchem er ſich bekannt machte, war **Lelio**. Als Acteur fällte man das Urtheil von ihm, daß ihm zwar das Anmuthige und Reitzende fehle, daß ſich aber ſein finſtres Anſehen vollkommen wohl ſchicke, traurige und übertriebene Leidenſchaften auszudrücken, die auch in der That niemand beſſer und wahrſcheinlicher vorgeſtellt habe, als er. Er blieb auf dem italiäniſchen Theater zu Paris bis 1729, in welchem Jahre er daſſelbe mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne, verließ, und eine Haushofmeiſterſtelle bey dem Herzoge von Parma annahm. Nach dem Tode dieſes Herzogs kam er zwar wieder nach Paris, nicht aber wieder auf das Theater, von welchem er für ſich und ſeine Frau eine doppelte Penſion, jede von 1000 Livres, beybehalten hatte. Er ſtarb den 6ten December 1753. Als einen Theatraliſchen Schriftſteller hatte er ſich ſchon bekannt gemacht, ehe er aus ſeinem Vaterlande ging; doch hat er ſeine vornehmſten Werke in Frankreich, und zwar auch franzöſiſch, geſchrieben. Unter die erſtern, die er italiäniſch abgefaßt, gehören verſchiedne Luſtſpiele, und ein Gedicht über die Kunſt zu declamiren, welches den Titel l'Arte repreſentativa führet. Auch hat er eine Sammlung alter italiäniſcher Stücke beſorgt, welche er für geſchickt hielt, den Ausländern eine beſſere Meinung von der eigentlichen dramatiſchen Poeſie ſeiner Landsleute beyzubringen. Diejenigen Luſtſpiele, welche er in Paris für das italiäniſche Theater machte, ſind weder ganz welſch, noch ganz franzöſiſch, ſondern die Scenen ſind aus beyden Sprachen vermengt. Dergleichen ſind ſeine Pere partial, ſeine Diana & Endymion und ſein Italien marié à Paris, welche Stücke er ganz allein, ſo wie folgende, la Deſolation des deux Comedies; le Procès des Theatres, und la Foire renaiſſante, in Geſellſchaft mit dem Hrn. **Dominique** verfertiget hat. Diejenigen Werke aber, die er ganz franzöſiſch geſchrieben hat, und die man ohne Zweifel für ſeine beträchtlichſten halten muß, ſind ſeine Hiſtoire du Theatre Italien, und ſeine Reflexions hiſtoriques & critiques ſur les differens Theatres de l'Europe. Die erſtere beſtehet aus zwey Theilen in groß Octav, deren erſter 1727 und der zweyte 1731 zu Paris an das Licht getreten ſind. Jener enthält die Geſchichte des italiäniſchen Theaters, wovon nachſtehendes eine Ueberſetzung iſt; ein Verzeichniß aller welſchen Komödien und Tragödien, und eine Abhandlung über das Trauerſpiel der Neuern. Dieſer beſtehet aus Auszügen aus fünf der beſten italiäniſchen Tragödien, und eben ſo vielen Komödien, welchen noch ein Brief des **Rouſſeau** an den Verfaſſer, nebſt der Antwort vorgeſetzet, und die in Kupfer geſtochenen Charaktere der welſchen Bühne, nebſt einer Erklärung, beygefügt worden. Die Reflexions des Hrn. **Riccoboni** kamen das erſtemal 1738 heraus, und betreffen die italiäniſche, die ſpaniſche, die franzöſiſche, die engliſche, die holländiſche und die deutſche Bühne. Am Ende hat der Verfaſſer noch Penſées ſur la Declamation hinzugethan, welche man aber nicht mit dem oben angeführten Gedichte vermengen muß.

Ich verſpare es auf ein andermal von dieſem oder jenem genannter Aufſätze nähere Nachricht zu geben, wie man denn auch ſeiner Frau und ſeines Sohnes, welche beyde noch leben, bey einer andern Gelegenheit ſoll gedacht finden.

Erſtes Hauptſtück.

Von dem Verfalle der lateiniſchen Komödie, und von dem, was uns von derſelben übrig geblieben iſt.

Rom, welches vor den Kayſern die Künſte und Wiſſenſchaften auf den höchſten Grad getrieben hatte, that ſich in der Pracht der Schauſpiele und öffentlichen Ergötzlichkeiten, die es dem Volke gab, nicht minder hervor.

Die Circi, die Theater und Amphitheater, wovon noch einige Spuren auf uns gekommen ſind, können uns nicht ohne Bewunderung an die Pracht und an den Geſchmack der Römer denken laſſen. Ich will hier bloß von dem reden, was zu der Sache, die ich mir abzuhandeln vorgenommen, näher gehöret.

Es iſt ausgemacht, daß die Stücke, welche auf dem Theater aufgeführet wurden, von dreyerley Art waren. Die Tragödie, die ordentliche Komödie, und diejenige Komödie, welche von den Mimen und Pantomimen geſpielt wurde. Ich mache aus dieſer leztern nur eine Art, ungeachtet das Spiel der Mimen von dem Spiele der Pantomimen eben ſo wohl unterſchieden war, als die beſondern Unterabtheilungen der Komödie, die Togata, die Palliata, die Tabernaria und Attellana, von einander unterſchieden ſind, und gleichwohl insgeſamt unter dem allgemeinen Namen der Komödie begriffen werden.

Die lateiniſche Komödie nahm mit dem römiſchen Reiche ihr Ende; wenigſtens hatte ſie nur noch eine ſehr kurze darauf folgende Zeit einen etwannigen Beſtand.

Der heilige **Hieronymus**, **Auguſtinus**, **Tertullianus**, **Lactantius** und andre Väter der Kirche, wandten alle ihre Kräfte an, ein Schauſpiel zu unterdrücken, welches unſerer Religion gerade zuwider war. Die Komödie war damals eine Art von Verehrung der falſchen Götter, und ſo zu reden ein Opfer. Dieſer Gebrauch nun mußte nothwendig abgeſchaft werden, um die Gemüther auf eine andre Seite zu lenken, und ſie zu lehren, wie ſie dem wahren Gott auf eine ganz andre Art dienen ſollten Die Ermahnungen und Verweiſe der heiligen Väter hatten ihre Wirkung. Die lateiniſche Komödie verfiel immer mehr und mehr, und endlich machten ihr der Untergang des römiſchen Reichs und der Einfall der Barbaren, den Garaus.

Wie die Bühne in Italien, von den Zeiten dieſer Veränderungen bis auf die Zeiten Carls des Groſſen, beſchaffen geweſen, davon iſt kein einiges Denkmahl auf uns gekommen. Man weis, wieviel koſtbare Handſchriften vor Erfindung der Buchdruckerey verlohren gegangen; und es iſt daher nicht zu verwundern, daß keine von denjenigen übrig geblieben iſt, die uns von dem, was auf den italiäniſchen Theatern vorging, hätten Nachricht geben können. Gleichwohl kann man mit Grunde vermuthen, daß von allen Schauſpielen, welche bey den Römern bekannt waren, ſich diejenigen, mitten unter der Barbarey der auf den Verfall des Reichs folgenden Jahrhunderte, am längſten werden erhalten haben, welche des Beyſtandes der ſchönen Wiſſenſchaften am wenigſten bedurften. Und dieſes waren die Spiele der Mimen und Pantomimen, ferner die Spiele der Seiltänzer auf den öffentlichen Märkten, und die Bacchanalien, deren Andenken Italien noch bis jezt zu der Zeit des Carnevals erneuert. Sollte es alſo wohl zu verwundern ſeyn, wenn dieſe Schauſpiele noch einige von den Kleidungen und Spielen der alten Mimen und Pantomimen, von welchen wir keine Kenntniß mehr haben, auf uns gebracht hätten?

Wenn man heut zu Tage die Kleidung des Harlequins, als eine neue Erfindung unterſuchen wollte, ſo würde uns derjenige, der ſie erdacht hat, der abgeſchmackteſte Menſch von der Welt zu ſeyn ſcheinen. Die Kleidung des Harlequins iſt niemals Mode, und nirgends einer Nation eigen geweſen. Stückchen von rothen, blauen, gelben und grünen Tuche, welche dreyeckicht geſchnitten, und nach der Form eines Wamſtes zuſammen genähet ſind; ein kleiner Hut, welcher den geſchornen Kopf kaum bedeckt; kleine Schlurfen ohne Abſätze und eine ſchwarze Larve, welche keine Augen hat, ſondern bloß zwey kleine Löcher zum Durchſehen: was für eine närriſche Erfindung!

Gleichwohl glaube ich über dieſe Kleidung gewiſſe Muthmaſſungen zu haben, die man gegründet finden wird. Ich meine nehmlich, daß ich Urſache habe, die Kleidung des Harlequins für die Kleidung derjenigen Mimen zu halten, welche mit geſchornem Kopfe gingen, und die man Planipedes nannte. Ich werde in meiner Vermuthung durch folgende Stelle des **Apulejus** (*) beſtärkt: Quid enim ſi choragium thimelicum poſſiderem? num ex eo argumentarere etiam uti me conſueſſe Tragœdi Syrmate, Hiſtrionis crocota, Mimi centunculo?

In dem einzigen Worte Mimi centunculo iſt die Kleidung des Harlequins ausgedrückt.

Es kommen noch einige andere Umſtände bey der Kleidung des Harlequins vor, welche beweiſen, daß er ſeinen Urſprung von den Kleidern der Mimen haben müſſe. Zum Exempel ſeine Larve ſtellet uns jene alte Mimen vor, fuligine faciem obductos.

Die Gewohnheit mit geſchornem Kopfe zu gehen kömmt daher, weil Sanniones Mimum agebant raſis capitibus. (**)

Und

(*) Apulejus in ſeiner Schutzſchrift.

(**) Voſſ. Inſt. Poet. l. II. §. 4. cap. XXXII

Und damit ganz und gar nichts fehle, ſo wollen wir noch dieſe Stelle betrachten: (*) Planipes græce dicitur Mimus, ideo autem latine Planipes, quod actores planis pedibus, id eſt nudi Proſcenium introirent. Iſt der untere Anzug des Harlequins nicht hiedurch angezeigt? Seine Füſſe ſind bloß mit Leder umwickelt und ohne Abſätze. Vom Kopf an bis auf die Füſſe iſt alſo die Kleidung des Harlequins nichts anders als die Kleidung der Mimen bey den Lateinern.

Zweytes Hauptſtück.

Von der Bedeutung des Worts *Zanni* und dem Urſprung, der lateiniſchen Komödie.

Ich glaube von der Kleidung des Harlequins genung geſagt, oder eigentlich hinlänglich bewieſen zu haben, daß die Kleidung der Mimen niemals in Italien verlohren gegangen. Nun wird es nöthig ſeyn, zu unterſuchen, ob der Charakter unſers Harlequins mit dem Charakter der Mimen übereinkömmt.

Ich ſchmeichle mir, zeigen zu können, daß beyde einander nicht bloß ähnlich, ſondern ganz und gar gleich und folglich eben dieſelben ſind. Und dieſes wird meine Meinung um ſo vielmehr beſtärcken.

Den

(*) Diomed. lib. III.

Den Harlequin und den Scapin nennt man in Italien Zanni. Kein einziger guter italiäniſcher Schriftſteller hat ſie anders genennet.

In dem Wörterbuche der Cruſca heiſſet es: Zannata, coſa da Zanni, coſa frivola. *Tacito del Davanſati.* Und weiter 450. Mattacini o' Zanni &c. che come gli antichi Oſci e Atellani ancora oggi con goffiſſima lingua Bergamaſca o Norcina &c. fanno l'arte del far ridere. *Canti Carnaſcialeſchi.* E Zanni tutti ſiamo Recitatori eccellenti e perfetti. Und anderwärts: Digrazia udite un pò che ciarleria inſieme fanno que valenti Zanni. *Demetrio Falero volgarizato da Pier Segni Academico della Cruſca*: ma tali coſe hanno piu del Zanni.

Ich habe unterſucht, woher der Name Zanni ſeinen Urſprung haben könne, und ich glaube, daß die Veränderung des erſten Buchſtabens die ganze Schwierigkeit dabey macht. Wir ſehen, daß ſich unſere Vorfahren ſehr oft an ſtatt des S des Z bedient haben. Man ſagt Zmirne für Smirne. Alle Schriftſteller der italiäniſchen Sprache, und ſelbſt die angeſehenſten, haben Zambuco für Sambuco, Zampogna für Sampogna, Zanna für Sanna und ſo weiter geſagt.

Ich glaube alſo, wenn man an ſtatt Zanni, Sanni ſagte, ſo würde man nicht im geringſten mehr anſtoſſen. Sanna, ſannæ heißt in der lateiniſchen Sprache eine Spötterey, eine beiſſende Scherzrede; und ſannio, ſannionis ein Spötter, ein Luſtigmacher.

Wenn man alſo den Harlequin und den Scapin Sanni nennte, ſo würde man gar leicht einſehen, was dieſes Wort ſagen wolle, weil Sannio nichts anders als einen Luſtigmacher bedeutet. Und dieſes iſt auch in der That der Charakter dieſer beyden Schauſpieler, welche in unſerer Komödie ausdrücklich dazu beſtimmt ſind, daß ſie Lachen erregen ſollen. Auch der Charakter der Mimen war nichts anders, welches durch folgende Stelle des Cicero bekräftiget wird: (*) Quid enim poteſt tam ridiculum quam Sannio eſſe? qui ore, vultu, imitandis motibus, voce, denique corpore ridetur ipſo, Es iſt gewiß kein Menſch, der in dieſen Worten unſern Harlequin nicht nach dem Leben geſchildert finden ſollte. Herr **Menage** hat in ſeinem etymologiſchen Wörterbuche Anfangs ſehr gute Gedanken gehabt; hernach aber hat er ſeine Meinung geändert, und ſehr Unrecht daran gethan.

Er ſagt, dieſer italiäniſche Name komme von dem barbarogriechiſchen Worte Zannos her. Er beſtärkt ſich in ſeiner Vermuthung durch das Anſehen des **Salmaſius**, und führt eine Stelle aus dem **Nonius Marcellus** an, die ich gleichfalls anführen will. Hier iſt ſie: Sanniones dicuntur a Sannis qui ſunt in dictis fatui, & in moribus & in ſchemis, quos moros vocant Græci;

(*) Cicero lib. II. n. 61. de Oratore.

und hierauf fügt er noch den halben Vers aus dem **Terenz** hinzu: (*) Solus Sannio ſervat domi. Ich will über dieſe Anführung aus dem Terenz eine kleine Anmerkung machen; und wenn ich mich nicht irre, ſo kann ſie nur in einer etwas entfernten Bedeutung zu unſerer Sache dienen. Solus Sannio ſervat domi. Sannio iſt der eigenthümliche Name eines Knechts in dieſer Komödie, und in ſoweit kann er uns zu nichts dienen; aber nach der Bedeutung des Worts kann er uns ſehr viel dienen. Wenn Sannio einen ſpaßhaften, drolligten, komiſchen Menſchen bedeutet, ſo iſt es gleich das, was wir ſuchen: und er kan auch in der That nach der Stelle des Cicero unmöglich etwas anders bedeuten.

Sowohl in Franckreich als in Italien charakteriſirt man gleichfalls die Perſonen durch ihre Namen; zum Exempel le Divertiſſant, le Plaiſantin, und in Italien il Traſtullo, welche alle, in dem einem Lande ſowohl als in dem andern, die Luſtigmacher der niedrigen Komödie ſind. Nachdem Herr **Menage** verſchiedene Stellen aus griechiſchen Verfaſſern, die aber in weit neuern Zeiten gelebt haben, angeführet, und welche Stellen ich deswegen hier nicht wieder anführen will, weil ich kein Griechiſch verſtehe; ſo führt er auch die Stelle aus dem **Nonius Marcellus** und aus dem Cicero an,

---

(*) Terentius in Evnucho.

an, die ich eben angeführt habe. Kann man nunmehr noch einen Augenblick zweifeln, daß Zanni von Sannio komme? Auch Voßius berechtiget uns, es zu glauben. (*)

Dieſem ohngeachtet hat Herr **Menage** ſeine Meinung geändert, und zwar zu Folge eines Briefes des Herrn **Carlo Dati**, eines berühmten Mitgliedes der Cruſca, welcher ſeiner Meinung nicht war, ſondern den Namen Zanni eine ganz andere Ableitung gab. Herr **Menage** hat ſeine Höflichkeit gegen die Italiäner allzuweit getrieben; ich weiß, daß er mit den Gelehrten in Italien in einem groſſen Briefwechſel ſtand; ich weiß auch, daß er ihnen viele Verbindlichkeit hatte, weil er durch die Beyträge der gelehrteſten damals lebenden Mitglieder der Cruſca, alle ſeine Werke, die er über dieſe Sprache geſchrieben hatte, vollkommen machte, Theils in Anſehung der Ueberſetzung einiger der ſchönſten Stücke unſerer Poeten, Theils in Anſehung ſeines Buchs von dem Urſprunge der italiäniſchen Sprache: aber mußte er deswegen die Schmeicheley bis zur Verleugnung der Wahrheit und ſeiner Meinung treiben? Ich für mein Theil bin völlig überzeugt, daß ſich Herr **Carlo Datti** in der Abſtammung des Worts Zanni

---

(*) Voſſius Inſtitutione Poetica lib. II. *cap.* 32. §. 4. Sanniones mimum agebant raſis capitibus & *cap.* 31. §. 6. *ſub fine*, aliqua modulati ſannionum inſtar obvium quemque atque id ſtantes irridebant.

betrogen habe. Ich will den ganzen italiäniſchen Brief des Herrn **Datt**, ſo wie ihn **Menage** angeführt hat, aus zwey Urſachen nicht anführen; erſtlich weil es für diejenigen unnöthig ſeyn würde, welche das etymologiſche Wörterbuch des **Menage** kennen, und zum andern, weil ich diejenigen verdrüßlich machen würde, welche kein italiäniſch verſtehen. Ich will blos die Meinung des italiäniſchen Verfaſſers und die Gründe herausziehen, durch die er zeigen will, daß Zanni weder von dem griechiſchen Zannos, noch von dem lateiniſchen Sannio herkomme.

Herr **Dati** behauptet Zanni bedeute nichts anders als Gioanni, weil man in der Toſcaniſchen Sprache dieſes Wort durch Gianni verkürzt ausſpreche. Er ſagt, es wären die Longobarden geweſen, welche den Namen Gianni in Zanni verändert hätten, weil ſie in ihrer verworrenen Sprache anſtatt Gian Carlo, Giam Piero, zu ſagen pflegten Zancarlo, Zampiero. Wenn dieſe Verſtümmlung von den Longobarden gekommen wäre, ſo würden die Florentiniſchen Poeten, und die guten Mitglieder der Cruſca die Barbarey eines ſo lächerlichen longobardiſchen Worts wohl nicht angenommen haben. Iſt es wohl wahrſcheinlich, daß **Bernardo Davanzeti**, **Piet Segni** und die Canti Carnaſcialeſchi, die ich zu Anfange dieſes Hauptſtücks angezogen habe, Zanni an ſtatt Gianni würden geſezt haben? Ich kenne die Akademie zu Florenz aus allen Werken, die uns die Denkungsart der Herren Florentiner in ſolchen Dingen lehren können.

Wir wiſſen, was ſie von dem Grafen **Baldaſſar Caſtiglioni** geurtheilt haben, welcher in dem Briefe und in dem erſten Buche ſeines **Hofmannes** von ſich geſagt hatte, er habe in Lingua commune Italiana und nicht in Lingua Toſcana geſchrieben.

Auch kennet man die Schriften, welche die Glieder der **Cruſca** bey Gelegenheit des Streits über den Geſang des **Annibal Caro**: Venite à l'ombra de bei Gigli d'oro &c. wieder den **Caſtelvetro** ausgefertiget, und worinnen **Taſſo** ſelbſt, nebſt noch vielen andern, nicht verſchont geblieben.

Alle dieſe Schriften der Florentiniſchen Akademie hatten keine andere Abſicht, als die Florentiniſche Sprache feſt zu erhalten, und gewiſſe lombardiſche Worte davon auszuſchlieſſen, welche durch ganz Italien im Gebrauch ſind.

Wie hat nun Herr **Menage**, welcher dieſes alles nothwendig wiſſen mußte, und auch alle dieſe Werke geleſen hatte, weil ſie ihm bey ſeiner Arbeit über die Italiäniſche Sprache unentbehrlich waren, ſich überreden können, daß die Glieder der **Cruſca** ein von beyden Lombardeyen ſo verderbtes Wort angenommen hätten?

Bernardo Davanzati ſagt in der eben angeführten Stelle, daß gli Zanni Schauſpieler wären, welche die Kunſt beſitzen con Lingua Bergamaſca o Narcina zum Lachen zu bewegen. Es gab alſo im Toscaniſchen, und wie er verſichert noch zu ſeinen Zeiten, ſolche Zanni, welche nicht Bergamaskiſch, das iſt, nicht die Sprache einer Stadt in der Lombardey, ſondern die Sprache von **Norcia** redeten, welches eine Stadt nicht weit von dem Toscaniſchen iſt. Warum wurden nun von den Toscanern die Zanni nicht Gianni genannt? Weil, wie ich glaube, die Toscaner ſelbſt dieſes Werk zuerſt verfälſcht, und den Buchſtaben S in Z verwandelt haben. Ihre Nachkommen ſind ihnen darinne gefolgt, und ganz Italien hat ein gleiches gethan; anſtatt daß die Veränderung des Buchſtabens G in den Buchſtaben Z eine der Lombardey eigenthümliche Verfälſchung iſt, welche die Toscaner allezeit gemißbilliget haben. Sie haben wohl Zanni anſtatt Sanni ſagen können; niemals aber werden ſie Zanni anſtatt Gioanni geſagt haben, oder noch ſagen. Der Name Gioanni mag in Italien ſo verächtlich und lächerlich geworden ſeyn, als es Herr **Carlo Dati** nur immer will; er kann daraus doch noch nicht ſchlieſſen, daß die Toscaner die Ausſprache deſſelben verändert haben.

Della Caſa, deſſen burlesque Gedichte Herr **Carlo Dati** anführt, findet zwar das Wort Gioanni unedel, allein er ſagt nichts, was die geringſte Beziehung auf die theatraliſchen Zanni haben könne. Der arme Name Johann hat ein gleiches

ches Unglück in Frankreich gehabt, und man weis weder wie, noch warum? Kann man wohl mit Gewißheit die Urſache angeben, warum man in Frankreich einen albern Gümpel einen Nicodemus nennt?

Hauteroche nennt in ſeinem Luſtſpiele, die **Trauer**, eine alberne Perſon, die er darinn einführt, Nicodemus; und vielleicht war er der erſte, welcher dieſen Namen auf das Theater brachte, und dadurch Gelegenheit gab, daß die Anwendung deſſelben zu einem Sprichworte wurde. Herr **Dati** ſtützt ſich auf eine gleiche Gedanke, und ſagt, es könne leicht ſeyn, daß einer von den erſten Harlequins Gioanni geheiſſen habe, und daß hernach alle folgende Harlequins dieſen Namen behalten hätten. Es ſey; aber alsdenn würden die Toscaner, deren Harlequins die ſchlechte Sprache von **Norcia** redeten, ihn nicht Zanni ſondern Gianni genennt haben. Und noch über dieſes; warum hat denn keiner von denjenigen, welche in der Lombardey die Rolle des Harlequins geſpielt, dieſen Namen behalten? In dem ganzen Theater des **Flaminio Scala**, welches der erſte iſt, der uns gedruckte Entwürfe geliefert hat, finden wir nichts als Arlechino, Pedrolino, Buratino, und nach ihm Frittelino, Bertolino, Trufaldino, Trivelino, und eine Menge andre. Der Muthmaſſung des Hrn. **Carlo Dati** widerſprechen alſo die Regeln der guten Ausſprache, und alle Denkmähler, die uns von der alten Komödie übrig geblieben ſind.

Sonſt beruft ſich **Dati** noch auf das Anſehen des **Varchi**, welcher in ſeinem Buche Hercolano anſtatt Zanni, Gianni geſagt habe. Hierdurch ward ich Anfangs ein wenig betroffen; nicht zwar, weil mich das Anſehen des **Varchi** meine Meinung zu ändern, hätte bewegen können, ſondern weil ich mich nicht erinnerte, es bey der ganz neuern Durchleſung des Hercolano angemerkt zu haben; wenn ich anſtatt Zanni, Gianni gefunden hätte, ſo würde ich es ſchwerlich ſo unachtſam vorbey gelaſſen haben. Ich wollte alſo die Wahrheit dieſes Vorgebens ergründen, und lief ſogleich das Hercolano del Varchi aufs neue durch. Wenn er von den Diminutivis der eigenthümlichen Nennwörter handelt, ſagt er, (auf der 256ten Seite der Ausgabe von 1570.) daß der Name Giovanni folgende Diminutiva habe: Giovannino, Giannino, Gianni und Nanni. Hierwider iſt nicht das geringſte einzuwenden: Gianni iſt ein Diminutivum von Giovanni; allein iſt denn hier die Rede von dem Beynahmen des Harlequins, Zanni? Wenn er auf dieſes unſer Zanni kömmt, ſo ſagt er auf der 259te Seite: Ma ſe alle conghietture ſi puo preſtar fede e anche parte alla ſperienza, coedo che i noſtri Zanni facciano piu ridere che i loro Mimi non facevano, e che le Comedie del Ruzante di

Padoua coſi contadine avanzino quelle che della citta' d'Attella ſi chiamavano Attelane.

Meine Ausgabe des Hercolano iſt die erſte vom Jahre 1570. Ich wollte auch die andre von 1580 nachſehen, und fand auf der 216ten Seite, eben dieſelben angeführten Worte, in welchen das Zanni ſehr deutlich gedruckt war.

Ich kann es alſo nicht begreifen, woher es Herr **Carlo Dati** haben muß, daß **Varchi** Gianni anſtatt Zanni ſage.

Nachdem Herr **Menage** den Brief des **Dati** beygebracht, fügt er auch noch eine ſpaniſche Stelle aus dem **Covaruvias** hinzu. Ich will ſie nicht ganz, ſondern nur zwey Zeilen daraus anführen, welche, ſollte ich meinen, der üblen Parthey, die Herr **Menage** ergriffen, ſo wenig günſtig ſind, daß ſie dieſelbe vielmehr gänzlich vernichten. **Covaruvias**, ein ſpaniſcher Schriftſteller, ſagt in ſeinem Caſtilianiſchen Sprachſchatze, indem er von den Marktſchreyern redet: y acoſtumbran a traer con ſigo un Sane que es como en Eſpana el Bobo Juan.

Herr **Menage** glaubt, daß dieſes genug ſey, die Meinung des Hrn. **Carlo Dati** zu beweiſen; allein er betriegt ſich ſehr. Ich, meines Theils, glaube, daß der gelehrte ſpaniſche Schriftſteller, es ſehr wohl mochte unterſucht haben, woher der Name Zanni komme, und daß er überzeugt geweſen, er komme von Sannio, weswegen er ihn auch mit einem S, Sane, und nicht mit einem

nem Z geſchrieben, welches er ſonſt wohl würde gethan haben.

Herr **Carlo Dati** führt auch eine Stelle aus einem Buche an, welches in der Schreibart des **Merlin Coccai** abgefaßt iſt, wo der Verfaſſer, indem er von einem ſagen will, daß er die Rolle des Zanni in der Komödie geſpielt habe, ſagt: fecerat Joannem. Wenn der unbekannte Verfaſſer dieſer Narrenspoſſen nur ein klein wenig Anſehen hätte, ſo wollte ich ſeine Anführung noch hingehen laſſen; allein wie kann man ſolch elendes Latein, in eben derſelben Sache, dem entgegenſetzen, was **Cicero** mit ſo genauen und deutlichen Worten lehret. Wahrhaftig Herr **Dati** nimmt zu Behauptung ſeiner Meinung ſeine Zuflucht zu ſehr ſchwachen Stützen. Ich will hiervon nichts mehr ſagen, und glaube ohne Gefahr ſchlieſſen zu können, daß Herr **Menage** Anfangs völlig Recht gehabt, hernach aber ſich hat verführen laſſen. Zanni kömmt alſo, ohne allen Zweifel von Sannio, und Sannio war, wie **Cicero** ſagt, ein Mime, welcher mit dem Munde und mit dem Geſichte, mit den Bewegungen, mit der Stimme und mit dem ganzen Körper die Zuſchauer zum Lachen bewegte.

Aus dem alſo, was man in dieſem und dem vorhergehenden Hauptſtücke geſagt hat, erhellet deutlich, daß eine Art von der lateiniſchen Komödie ſich in Italien beſtändig fortgepflanzt habe, und noch bis jezt unter dem Namen der italiäniſchen

ſchen Komödie beſtehe; anſtatt daß andre Nationen lange Zeit ohne alle Komödie geweſen, und daß diejenigen Komödien, welche ſie jezt haben, nichts als Nachahmungen der ernſthaften Komödien der Lateiner ſind, ſich aber nicht rühmen können, ihren Urſprung unmittelbar aus der Komödie der Lateiner genommen zu haben.

Drittes Hauptſtück.

Von welcher Zeit die italiäniſche Komödie eine Geſtalt gewonnen, und warum ſie *ars hiſtrionatus* genennet worden.

Wir wiſſen aus dem Zeugniſſe des **Caßiodors** (*), im zwanzigſten Briefe, daß zu Zeiten des **Theodoricus** das Theater in Italien noch beſtand. **Caßiodor** ſtarb gegen das Jahr 560. Wenn alſo in dem ſechſten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt die Spiele der Mimen und Pantominen noch blühten, ſo iſt zu vermuthen, daß ſie ihr Anſehen bey den italiäniſchen Völkern beſtändig erhielten, und bloß den verſchiednen Veränderungen ausgeſetzt waren, welche ſich in den Sitten und in dem Geſchmacke dieſer Völker äuſſerten. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß der h. **Thomas Aquinas**, welcher um 1280 lebte, von der Komödie ſeiner Zeit als von einem

---

(*) Conſtituatur a vobis Praſini Pantomimus; quatenus ſumtum, quem pro ſpectaculo civitatis impendimus, electis contuliſſe videamur. *Caſſ. lib. I. Epiſt. XX.*

einem Schauſpiele redet, welches viele Jahrhunderte vor ihm im Schwange geweſen.

Zu den Zeiten des **Thomas Aquinas**, war in Italien nicht der geringſte abgöttiſche Dienſt mehr übrig; die chriſtliche Religion war die einzige, und hatte aufs höchſte nichts als Ketzereyen zu beſtreiten. Da alſo die Spiele und Schauſpiele der Lateiner untergegangen waren, ſo mußte die Komödie ſeiner Zeit nothwendig von Chriſten aufgeführet werden; und an dieſem Umſtande darf man nicht im geringſten zweifeln, weil der **H. Thomas** aus keiner andern Abſicht davon redet, als zu unterſuchen, ob man dieſe Kunſt ohne Sünde treiben könne.

Sobald man einmal überzeugt iſt, daß das Theater in Italien, bis auf die Zeiten des **H. Thomas**, von den Nachfolgern der alten Mimen beſetzt geweſen; ſobald darf man ſich auch gar nicht mehr wundern, wenn man ſieht, daß verſchiedne von ihren Kleidungen und Perſonen auf dem Theater beybehalten werden.

Zu den Zeiten der Römer wurden ſie von Ungläubigen aufgeführt; hernach aber, als ſich dieſe Spiele nach den Regeln der chriſtlichen Religion ſo bequemet hatten, daß ſie konnten geduldet werden, von Chriſten. Wenn ſich aber eigentlich dieſe Veränderung ereignet hat, will ich nicht zu beſtimmen wagen, und ich glaube auch nicht, daß es jemand wird beſtimmen können. Ueberhaupt aber kann man wohl ſo viel verſichern, daß ſich dieſe Veränderung nach und nach, ſo wie die chriſtliche Religion die Oberhand gewann, werde zugetragen haben.

Um dasjenige, was ich jezt geſagt habe, noch mehr aufzuklären, wird es nicht undienlich ſeyn, anzumerken, daß der **Thomas Aquinas** die Komödie ſeiner Zeit allezeit artem Hiſtrionatus, ſo wie die, welche ſie ſpielten, Hiſtriones nennt, und zu unterſuchen, warum er ſie nicht Comœdiam oder Comœdos nennt. Es wird nicht ſchwer fallen, eine Urſache hiervon anzugeben, wenn man ſich erinnert, daß es bey den Römern, wie wir oben geſagt haben, verſchiedne Arten von Komödien gegeben; ernſthafte und regelmäßige Komödien, wie die Stücke des **Plautus** und **Terenz** ꝛc. welche den Namen der Komödien vorzüglicher Weiſe behielten, und Komödien, welche der Schwänke und Poſſen fähiger waren, worunter beſonders diejenigen gehörten, welche die Römer Attellanæ hieſſen, weil ſie dieſelben von dem Theater der Stadt **Attella** erborgt hatten. Dieſe Spiele wurden vor Alters auch Komödien genannt, allein ſie verloren dieſen Namen, und zwar auf folgende Art. Weil die Spiele der Mimen und Pantomimen, welche Anfangs in nichts als in Tänzen und Stellungen beſtanden, zu ihrer Unterſtützung endlich der Sprache bedurften, ſo fielen dieſe Schauſpieler, welche man Hiſtriones nannte, auf die Vorſtellung ſolcher Komödien, welche ihrem Charakter am gemäſſeſten waren; und weil ſie keine andere hierzu dienlicher fanden, als die **Attellaniſchen**, ſo wurden dieſe Stücke, nachdem ſie in ihre Hände gefallen, nicht mehr Komödien genennt. Der H. **Thomas** hat ſich alſo der Ausdrücke Hiſtriones und Hiſtrionatus ars mit Grunde bedient, wenn er von den Komödien und den Komödianten ſeiner Zeit redet, weil diejenigen Spiele, die ſich in Italien bis auf das Jahrhundert dieſes Lehrers fortgepflanzt hatten, in der That diejenigen Spiele waren, die von den Mimen, welche man **Hiſtrionen** nannte, aufgeführet wurden; und dieſe Ausdrücke des **Aquinas**, die er nicht ohne Vorſatz gebraucht hat, ſind ein neuer Beweis für meine Muthmaſſung. Wenn die franzöſiſche Komödie, ſo wie ſie jezt geſpielt wird, zu den Zeiten des **Aquinas** geherrſcht hätte, ſo würde er ſie gewiß nicht unter dem Namen Hiſtrionatus ars mit begriffen haben, und er würde die franzöſiſchen Komödianten nicht Hiſtriones ſondern Comœdos, und die Stücken, welche ſie ſpielten, Comœdias genennt haben. Eben dieſes kann man von der geſchriebenen italiäniſchen Komödie, von der ich hernach reden will, ſagen, welche, weil ſie keinen Harlequin zuläßt, und eine Nachahmung der guten Komödien der Lateiner iſt, gleichfalls nicht Hiſtrionatus ars kann genennt werden. Ob nun aber ſchon **Thomas Aquinas** die Komödianten ſeiner Zeit Hiſtriones nennt, weil ſie von den alten Mimen abſtammten, und weil ihre Spiele denjenigen ähnlicher waren, welche ehedem von den Mimen, als denen, welche von den Comœdis aufgeführt wurden; ſo enthielten ſich doch dieſe Hiſtriones, weil ſie Chriſten geworden waren, alles deſſen, was ihre Spiele ärgerlich machen konnte. **Thomas Aquinas** fällt daher ein ganz ander Urtheil von ihnen, als die Väter der erſten Jahrhunderte von den Hiſtrionen ihrer Zeit gefällt hatten. Wenn dieſe Väter von den regelmäßigen Komödien der Heiden ſprachen, ſo ſagten ſie: (*) Comœdiæ & Tragœdiæ horum meliora Poemata. (**) Et hæc ſunt ſcenicorum tolerabiliora ludorum, Comœdiæ ſcilicet & Tragœdie. Wenn aber von den Spielen der Hiſtrionen die Rede war, ſo eiferten ſie ſehr heftig wieder die darinn herrſchenden Mißbräuche: (***) Hiſtrionum impudiciſſimi motus quid aliud niſi libidines docent & inſtigant — — Hiſtrionum impudici geſtus in quibus infames feminas imitantur, libidinesque quas ſaltando exponunt, docent.

Allein der H. **Thomas** erſahe aus den Spielen der Hiſtrionen ſeiner Zeit, daß ſie von dieſen ſchändlichen Ausſchweifungen frey ſeyn könnten, und drückt ſich daher, wenn er unterſucht, ob die Profeßion der Hiſtrionen als erlaubt angeſehen

---

(*) Tert. de ſpect.

(**) S. Auguſt. de civit. lib. 2. cap. 8.

(***) Lact. lib. 6. divin. Inſtitut. cap. 20.

ſehen werden könne, folgender Geſtalt aus: (*) Ludus, ſicut dictum eſt ſupra, eſt neceſſarius ad converſationem vitæ humanæ: ad omnia autem, quæ ſunt utilia converſationi humanæ deputari poſſunt aliqua officia licita, & ideo etiam officium Hiſtrionum, quod ordinatur ad ſolatium hominibus exhibendum, non eſt ſecundum ſe illicitum nec ſunt in ſtatu peccati, dummodo moderate ludo utantur, id eſt non utendo aliquibus illicitis verbis, vel factis ad ludum, & non adhibendo ludum negotiis & temporibus indebitis, unde illi qui moderate eis ſubveniunt, non peccant, ſed juſte faciunt mercedem miniſterii eorum eis tribuendo. Et licet D. Auguſt *ſuper Joan.* dicat, quod donare res ſuas hiſtrionibus, vitium eſt innane, hoc intelligi debet de illis qui dant hiſtrionibus, qui in ludo utuntur illicitis, vel de illis qui ſuperflue ſua in tales conſumunt, non de illis hiſtrionibus qui moderate ludo utuntur. Dieſe lezte Worte des heiligen **Thomas** zeigen deutlich, daß es zu ſeiner Zeit Hiſtrionen gegeben, qui moderate ludo utebantur.

Der h. **Antoninus**, welcher eben dieſe Frage unterſucht hat, bedient ſich des Anſehens des h. **Thomas**, um ſie der Meinung dieſes

leh-

(**) Divus Thomas 2. 2. quæſt. 168. art. 3. in reſponſione ad tertium.

Lehrers gemäß zu entſcheiden. (*) Hiſtrionatus ars, quia deſervit humanæ recreationi, quæ neceſſaria eſt vitæ hominis ſecundum *D. Thom. Quæſt.* 165. *art.* 3. *in Reſp. ad* 3. de ſe non eſt illicita, unde & de illa arte vivere non eſt prohibitum, ita tamen quod fiat, obſervatis debitis circumſtantiis locorum, temporum & perſonarum; non enim decet Clericum talia exercere. *De conſec. diſt.* 5. Non oportet nec in Eccleſia, nec tempore pœnitentiæ ut quadrageſimæ.

Es beſtärkt uns daher alles in der Meinung, die wir angenommen haben, daß die italiäniſche Komödie zu den Zeiten des h. **Thomas** ihren Urſprung von den Spielen der alten Mimen hergeleitet. Seit der Zeit ſind die Rollen des Harlequins und der andern Mimen, die das italiäniſche Theater beſetzt hielten, noch weit mehr gereiniget worden, ſo daß ſie ganz und gar nichts haben, was dem Wohlſtande zuwieder laufe.

Die italiäniſchen Komödien des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts gaben dem Harlequin den Charakter eines **Tölpels**, eines **Vielfraſſes**, und eines **boßhaften Schalks**; indem ſie ihm auf eine ſinnreiche Art die Bewegungen und die Spiele der Mimen lieſſen. Weil aber alles mit der Zeit vollkommen wird, ſo haben ihn die franzöſiſchen Schriftſteller,

---

(*) Sanct. Antoninus in 3. parte ſuæ ſummæ tit. 3. cap. 4. ſect. 12.

welche für unſere Vorfahren auf der italiäniſchen Bühne in Paris, Stücke verfertigten, Witz gegeben, und ihn oft ganz gelehrt reden laſſen. Seit kurzen aber hat ihn ein berühmter Verfaſſer mit allgemeinem Beyfalle moraliſiren laſſen, und ich weiß nicht, was unſere Nachkommen davon denken, und was dieſe ihm für einen neuen Charakter beylegen werden.

Viertes Hauptſtück.

Was für eine Art von Komödie beyden Komödianten des zehnten, eilften und zwölften Jahrhunderts üblich gewesen. Die geſchriebene Komödie des 13ten und 14ten Jahrhunderts. Die Tragödien und Komödien des ſechzenhten Jahrhunderts.

Das, was man in dem vorhergehenden Hauptſtücke geſagt hat, um zu erweiſen, daß die Mimen beſtändig im Beſitze des italiäniſchen Theaters geblieben ſind, kann uns behülflich ſeyn zu entdecken, was für eine Art von Komödien ſie in den Jahrhunderten vorſtellten, welche vor dem funfzehnten vorhergingen.

Weil die alten Mimen die Attellaniſchen Komödien, welches die Poſſenſpiele der Lateiner waren, angenommen hatten; ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die neuen Mimen vielmehr dieſe Art von Stücken, als die regelmäßigen Komödien des Terenz uud Plautus, nachahmten, und daß ſie dieſe Art von Poſſenſpielen ohne Zweifel aus dem Stegreiſe ſpielten.

Wir finden das Spielen aus dem Stegreiſe auf unſerm Theater: aber wie mag es wohl auf demſelben ſeyn eingeführt worden? Da wir ſehen, daß es bey den Nachfolgern der alten Mimen im Gebrauch iſt, iſt es nicht ganz natürlich zu vermuthen, es müſſe bey ihnen ein altes Herkommen ſeyn, eine Art von Komödie aus dem Stegreiſe zu ſpielen, die des Extemporirens fähig ſey, und deren Anmuth und Lebhaftigkeit durch daſſelbe vermehret werde. Es iſt zwar wahr, daß die Entwürfe dieſer alten Stücke, die wir im Italiäniſchen Scenarii nennen, nicht bis auf uns gekommen ſind. Ich beſitze einen, welcher ungefehr hundert Jahr alt iſt; allein man kann nicht daraus klug werden, weil jede Scene nicht mehr als drey oder vier Worte enthält. Die Barbarey der Jahrhunderte vor dem vierzehnten, war ganz und gar nicht geſchickt, Komödien nach Art des Plautus und Terenz hervor zu bringen, welche nicht eher als gegen das Jahr 1300 wieder hervor gezogen wurden; denn ich bin gewiß überzeugt, daß man ſchon vor der Erfindung der Druckerey regelmäßige Stücke verfertiget hat, und folglich lange Zeit vor den gedruckten Ausgaben, die man uns davon geliefert hat. So ward z. E. die Floriana zum erſten male 1523. gedruckt, allein der Titel des zweyten Drucks von 1526. lehret uns, daß ſie lange Zeit vorher verfertiget werden: Comedia antica heißt es auf demſelben, emendata col Exemplare del proprio Autore, in terza Rima.

Ich vermuthe, daß dieſe Komödie wenigſtens hundert Jahr vor Erfindung der Druckerey erſchienen ſey, und vielleicht wohl gar zu den Zeiten, in welchen Dantes lebte. Es iſt unwiederſprechlich, daß die Sprache dieſer Komödie weit rauher iſt, als die Sprache des **Dantes**; ſie iſt in terza Rima geſchrieben, mit untermiſchten Strophen von acht eilfſylbigen Verſen, und andern Strophen aus kleinen Verſen, nach Art der alten Ballate Carnaſcialeſche der Stadt Florenz. Nun aber kann dieſe Art, eine Komödie abzufaſſen, aus dem funfzehnten Jahrhunderte nicht ſeyn, und die Komödie Floriana kann daher ſchwerlich ſpäter als gegen 1400 ſeyn verfertiget werden.

Die Calandra di Bernardo Divitio da Bibiena, poi Cardinale, iſt gleichfals 1523. gedruckt, obgleich der Druck des Exemplars, welches ſich in der Bibliothek des Vaticans befindet, nach dem Verzeichniſſe des **Allatius** von 1524. iſt. Allein ich kann mich in dieſem Puncte unmöglich irren, weil ich ſelbſt den Druk von 1523. unter meinem Vorrathe beſitze.

Die **Calandra** iſt in Proſe und einer zierlichen Schreibart abgefaßt. Der Cardinal **Bibiena** ſtarb im Jahre 1520, und ich bin gewiß überzeugt, daß es ein Werk ſeiner erſten

Jugend geweſen ſey, denn er gelangte gar bald zu wichtigen Bedienungen, welche ihm keine Zeit übrig lieſſen, ſich mit ſolchen Beſchäftigungen abzugeben. Ich vermuthe alſo, daß er dieſe Komödie, zum ſpäteſten, gegen das Jahr 1490 geſchrieben habe, zu welcher Zeit er Secretair des Laurentius de Medicis war, der ihm die Aufſicht über den jungen Kardinal Johann de Medicis, ſeinen Sohn, aufgetragen hatte. Indem uns der Kardinal **Bibiena**, in dem Vorredner zu ſeinem Stücke, die Urſachen anzeigt, derentwegen er es in Proſe geſchrieben, ſo ſagt er zugleich deutlich, daß es vor ihm verſchiedene Komödien gegeben habe, welche in italiäniſchen Verſen, oder auch wohl gar in lateiniſchen, geſchrieben geweſen. Ein gleiches lehrt uns auch das Verzeichniß des **Allatius**, und gleichwohl giebt man der **Calandra** die Ehre, ſie die erſte von unſern Komödien zu nennen. Alle übrigen, die in dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte geſchrieben ſind, werden von einigen italiäniſchen Schriftſtellern in die Klaſſe der Poſſenſpiele geſetzt. Ich weiß nicht, ob ſie Recht haben.

Seit 1300. bis 1500. gewann die italiäniſche Sprache eine ſchönere Geſtalt. **Dantes** fing an, und **Petrarcha**, **Boccacio** und andere gaben ihr eine weit gröſſere Vollkommenheit. Zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts beehrten verſchiedene groſſe Männer Italien mit einer Menge von Werken; und die, welche für das Theater gemacht wurden, glänzten ungemein. Die Calandra del Cardinal Bibiena wird als die erſte Komödie angeführt.

Kurze Zeit nach dem Abdrucke der **Calandra** erſchienen die vier Komödien des **Arioſt**, die er Anfangs in Proſe ſchrieb, hernachmals aber in Verſe brachte. Was die **Scholaſtica** anbelangt, welches ſeine fünfte iſt, ſo verfertigte er ſie gleich Anfangs in Verſen, allein er hinterließ ſie unvollkommen, und nach ſeinem Tode brachte ſie ſein Bruder zu Stande.

Zu eben der Zeit gab **Gio Giorgio Triſſino** ſein Luſtſpiel i Similimi heraus, welches in Verſen abgefaßt iſt. Dieſen zwey geſchickten Männern folgte eine groſſe Anzahl von Dichtern, welche vortrefliche Komödien, Theils in Proſa, Theils in Verſen, verfertigten, und von welchen man mein Verzeichniß nachſehen kann. *

Man muß hierbey anmerken, daß obgleich verſchiedner dieſer Komödien in Proſa geſchrieben ſind, ſie dem ohngeachtet doch hochgeachtet werden.

Die Stücke des **Firenzuola**, des **Salviati**, des **Domenichi**, des **Lorenzino de Medici**

---

*) Ich will aus dieſem Verzeichniſſe, welches in eben dieſem Theile der Geſchichte der italiäniſchen Bühne vorkömmt, ein andermal die vornehmſten anführen. Uber.

dici, des **Ambra**, und verſchiedne andere, werden als klaßiſche Schriften wegen der Reinigkeit der Sprache betrachtet.

Alle dieſe Schriftſteller, und eine groſſe Anzahl andrer, welche gute Luſtſpiele verfertiget haben, haben alles, was uns die Lateiner hinterlaſſen, entweder in die italiäniſche Sprache überſetzt, oder doch nachgeahmt, und dadurch genugſam gezeigt, **daß die Söhne die Kunſt ihrer Väter gar nicht vergeſſen hatten**, wie es ſich Herr **d'Aubignac** eingebildet hat.

Eben ſo verhält es ſich mit der Tragödie. **Trißino** gab zuerſt ſeine **Sophonisbe**, und zu eben der Zeit **Ruccelai** ſeine **Rosmonda** heraus.

Man kann es nicht ohne Erſtaunen bemerken wie vollkommen die dramatiſchen Gedichte der Italiäner gleich von ihrer erſten Geburt an, waren. Es iſt wahr, die Beyſpiele der Griechen und Lateiner bewahrten ſie vor den Fehltritten, die ſie in ihren erſten Verſuchen hätten begehen können.

Alle, die auf den **Trißino** und **Ruccelai** gefolgt ſind, haben ſich es niemals in den Sinn kommen laſſen, Tragödien in Proſa oder in drey Aufzügen zu verfertigen, in welchen das Erhabene und Poſſenhafte vermiſcht wäre, wie Herr **d'Aubignac** ſagt; ſondern lauter Tragödien in Verſen und fünf Aufzügen, und zwar faſt alle mit Chören.

Alle dieſe Tragödien folgen den vorgeſchriebenen Regeln ſo genau, daß man ihren Verfaſſern faſt verwerfen ſollte, ſie hätten ſich allzuſklaviſch daran gebunden, und die griechiſchen Originale allzu buchſtäblich nachgeahmet. Daher iſt es auch gekommen, daß man die ohngefehr von 1500 bis 1600 verfertigten Tragödien in Italien für allzu grauſam gehalten, und kein Vergnügen daran gefunden hat. Endlich machte das allzuweit getriebne Schreckliche den Italiänern ein ſolches Schauſpiel eckel; denn die Poeten begnügten ſich nicht damit, daß ſie die Söhne ihre Mütter, und die Väter ihre Kinder umbringen lieſſen; die Urnen, worinne die Glieder dieſer ermordeten Kinder aufbehalten waren, wurden ſogar auf die Scene gebracht, aus welchen man Stück vor Stück alles heraus zog, ume die Zuſchauer ſehen zu laſſen.

Die italiäniſche Tragödie hätte ſich ſehr leicht in dieſem Stücke beſſern können, ſo wie es bey andern Nationen geſchehen iſt; allein es wurde ihr die Zeit dazu nicht gelaſſen; ſie fiel nicht allein aus eben dieſer Urſache, ſondern ſie verſchwand auch ganz und gar bey dem Verfalle der ſchönen Wiſſenſchaften in Italien.

Fünftes Hauptſtück.

Was für eine Art von Komödien bey den Schauſpielern zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts im Gebrauche war. Verfall der ſchönen Wiſſenſchaften in Italien. Verſchlimmerung der guten Tragödie und guten Komödie.

Obgleich die regelmäßige Komödie ſeit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts in Italien wieder zum Vorſcheine zu kommen angefangen hatte; ſo gaben dennoch diejenigen, welche die Profeßion der Schauſpieler trieben, ihre alten Stücke deswegen nicht auf, ſondern fuhren fort, aus dem Stegreiſe zu ſpielen. Ich habe die Beweiſe hiervon in meiner Sammlung an den, Theils gedruckten, Theils geſchriebenen Entwürfen ſolcher Stücke. Allein ſeit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts, als es Italien allen Nationen in den ſchönen Wiſſenſchaften zuvorthat, ſtiftete die Nacheiferung und der Geſchmack an den Wiſſenſchaften verſchiedne gelehrte Geſellſchaften, und viele von den Gliedern derſelben verſuchten, es ſey nun zum Zeitvertreib oder in der Abſicht das Publicum an eine regelmäßigere Art von Schauſpielen zu gewöhnen, die geſchriebnen Komödien der beſten Schriftſteller, ſo wie ſie nach und nach zum Vorſchein kamen, aufzuführen. Die gemeinen Komödianten

ten aber nahmen ſich wohl in Acht, ein gleiches zu wagen, und ſie würden auch gewiß Mühe und Zeit dabey verlohren haben.

Flaminio Scala, genannt **Flavio**, welcher ein berühmter Komödiant und das Haupt einer Bande war, ſpielte keine andre Komödien, als die, welche vor ihm beſtändig auf dem Theater geweſen waren; nehmlich Fabeln aus dem Stegreife mit unſerm Harlequin; und dieſes zwar zu einer Zeit, da die Mitglieder der Akademien die regelmäßigen Komödien aufführten, welche in Italien ſeit einem Jahrhunderte zum Vorſchein gekommen waren. Eben dieſer **Flaminio Scala** ließ im Jahr 1611 ſein Theater drucken, worinne er, ohne alle Abwechslung der Reden, bloſſe Entwürfe von ſeinen Stücken giebt, die zwar nicht ſo gar kurz ſind, als diejenigen, die wir noch brauchen, und hinter den Scenen, während dem Stücke, zur Nachricht für die ſpielenden Perſonen, anſchlagen, aber auch nicht ſo weitläuftig, daß man ſich den geringſten Begrif von dem Geſpräche daraus machen könne. Sie merken bloß und allein das an, was der Schauſpieler auf der Scene zu thun hat, die Handlung auf die es ankömmt, und weiter nichts.

Flaminio Scala war der erſte, welcher Entwürfe zu Komödien verfertigte und ſie drucken ließ. Die Einrichtung ſeiner Fabeln iſt ſehr ſchwach, und ich wollte faſt ſagen, ſchlecht; überhaupt aber iſt der größte Theil derſelben ärgerlich.

lich. Da ihn aber dennoch das Verdienſt der Erfindung gehörte, ſo erwarb er ſich auch die Lobſprüche der beſten Poeten ſeiner Zeit, deren Sonnete vor ſeinem Buch befindlich ſind, und die dieſen Verfaſſer bis auf die höchſte Staffel der Ehren in ſeiner Gattung erheben, weil er die beſten Komödien, die man noch jemals geſehen, auf den Schauplatz gebracht habe.

Man wird ſich hoffentlich nicht einbilden, daß dieſe geſchickten Leute durch die groſſen Lobſprüche, welche ſie dem **Flaminio Scala** ertheilten, ihn über die vortreflichen Schriftſteller haben hinaus ſetzen wollen, welche zu den Zeiten dieſes Komedianten lebten, oder daß ſie auch nur zwiſchen ſeinen elenden aus dem Stegreiſe geſpielten Fabeln und den ſchönen geſchriebenen Komödien eines **Lasca**, eines **Secchi** und ſo vieler andern, die damals lebten, eine Vergleichung anſtellen wollen. Dieſes würde eine unverantwortliche Ungereimtheit ſeyn. Nein; es kam hier gar auf keine Vergleichung an; ſondern die Dichter, welche dem Theater des **Flaminio Scala** ihren Beyfall ertheilten, erklären ſich deutlich genug, wenn ſie ſagen, daß bis auf ihn die Komödianten nichts aufgeführt hätten, was mit ſeinem Theater könne verglichen werden; das iſt, auf dem komiſchen Theater der für Geld ſpielenden Komödianten. Die guten gedruckten Komödien, welche zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts erſchienen waren, hatten dem

Flaminio Scala die Augen eröfnet, und ihn gelehrt ſeinen extemporirten mimiſchen Spielen eine leidlichere Form zu geben, welche übrigens in Anſehung der Action und des Komiſchen vortreflich ſeyn konnten, nur daß ihnen ganz und gar die Einrichtung fehlte, welche der theatraliſchen Handlung eine gewiſſe Harmonie giebt, und ſie auf den Staffeln, welche die geſunde Vernunft vorſchreibt, hinauf führet.

Man wird ohne Zweifel hier nicht ohne Vergnügen angemerkt finden, daß es um die Zeit des **Flaminio Scala** war, als die Weibsperſonen auf die Bühne gebracht wurden, nehmlich gegen das Jahr 1560. Wenn **Scala** auch damals noch nicht Komödiant war, als dieſes geſchah, ſo hat er doch wenigſtens ein Augenzeuge von dieſer Neuigkeit ſeyn können. Ich gründe mich hierinne auf das Zeugniß des **Pietro Maria Cecchini**, genannt **Fritellino**, welcher die Rolle des Harlequins ſpielte, und uns in einem kleinen Werke, welches er über die Komödie geſchrieben, meldet, daß die Frauensperſonen erſt ſeit funfzig Jahren auf die Bühne gebracht worden. Sein Werk aber hat er ſelbſt im Jahr 1616 drucken laſſen, und es dem Kardinal **Burgheſe** zugeeignet. Da er alſo ein Zeitgenoſſe des **Flaminio Scala** war, ſo ſieht man leicht, daß beyde von dieſer Epoche nicht weit entfernt geweſen, und man kann ohne Gefahr behaupten, daß ſie die Komödiantinnen werden gekannt haben, die das Theater zuerſt betraten. Eben dieſer Cecchi meldet uns auch, daß vorher die weiblichen Rollen von jungen verkleideten Mannsperſonen wären geſpielt worden.

Aus allen dem nun, was ich jezt geſagt habe, ſollte man mit Grunde ſchlieſſen können, daß die geſchriebenen Komödien von den Komödianten von Profeßion nicht gebraucht worden. Es iſt wahr, ſie ſtunden lange Zeit an, dergleichen Stücke dem Publico vorzuſtellen, deſſen Geſchmak an Poſſen und an einer Art des Komiſchen, deren die geſchriebenen regelmäßigen Luſtſpiele nicht fähig ſind, ihnen nicht unbekannt war; ſie begnügten ſich lange Zeit, nichts als Stücke aus dem Stegreife zu ſpielen: endlich aber wagten es doch einige von ihnen, welche mehr Herz hatten, geſchriebene Komödien aufzuführen, und ich kan verſichern, daß der größte Theil der beſten, nachdem ſie von den Gliedern der Akademie vorgeſtellet worden, auch von den Komödianten vorgeſtellet wurden. Cecchini verſichert uns deſſen in ſeiner kleinen Abhandlung von der Komödie. Verſchiedene Stücke wurden ſogar in der Folge für die Komödianten verfertiget, welche ſie zu allererſt öffentlich aufführten. Um nicht verdrießlich zu fallen, will ich bloß drey Beyſpiele anführen. Comedia di Agoſtino Ricchi da Lucca, intitolata: itre Tiranni recitata in Bologna a N. Signore, & a

Ceſare il Giorno della comemoratione dalla Corona di ſua Maeſta. Ein anderes Exempel: Gli Inganni Comedia del Signor Nicolo Secchi, recitata in Milano, l'anno 1547. Dinanzi a la Maeſta del Re Filippo. Und das dritte: Le due Perſilie. Comedia di Gioanni Fedini, pittore Fiorentino, fatta recitare da gli illuſtri Signori, il Signor Gerolamo el il Signor Giulio Roſſi de Conti di ſan Secondo, alla preſenza delle Gran Principeſſe di Toſcana, il di 16 di Febraio 1582 in Firenze.

Auf dem Titel dieſer drey Komödien lieſet man es nicht, von welcher Akademie ſie wären vorgeſtellet worden, welches man bey ſo ruhmvollen Gelegenheiten gewiß nicht würde verſchwiegen haben. Es iſt alſo zu vermuthen, daß ſie von Komödianten geſpielt worden, welche ihren Harlequin, im Falle ſie ihn nicht brauchten, ruhen lieſſen. Dieſe Muthmaßung iſt um ſo viel wahrſcheinlicher, weil der Paſtor fido del Guarini, von dem Tage an, da er an das Licht trat, allezeit von Komödianten iſt geſpielt worden; und zwar von eben den Komödianten, welche des Tages vorher **Harlequin der dumme Bediente** geſpielt hatten, und des Tages darauf **Harlequin der Meiſter in der Liebe** ſpielten, zwey alte Komödien aus dem Stegreife, welche ſehr mimiſch, aber gar nicht regelmäßig ſind, und noch bis jetzt auf dem Theater gebraucht werden. Zu meiner

Zeit hat man ein gleiches bey den Vorſtellungen in Verſen oder in Proſe gethan, in welchen Harlequin keine Rolle haben konnte.

Wir dürfen daher nicht zweifeln, daß die Komödianten nicht zu gleicher Zeit Komödien aus dem Stegreife, nach der alten Art, und geſchriebene Komödien und Tragödien ſollten geſpielt haben; wodurch denn ihr Theater die gedoppelte Eigenſchaft bekam, daß es ſowohl das Groſſe und Gute, als das Poſſenhafte und Komiſche vorſtellte. Dieſe Methode hat beſtändig bis auf meine Abreiſe aus Italien fortgedauert, ohne daß einer von den Komödianten meiner Zeit, oder der Zeiten meiner Vorfahren, es zuerſt gethan zu haben, hätte vorgeben können; ſondern man iſt beſtändig hierinne dem eingeführten Gebrauche gefolgt.

Nach dem ſechzehnten Jahrhunderte, um 1620. geriethen die ſchönen Wiſſenſchaften in Italien, in einen ſehr groſſen Verfall: und es wäre in der That ein Wunder geweſen, wenn ſich das Theater, dieſes Verfalls ohngeachtet, in ſeiner Regelmäßigkeit erhalten hätte. Die Tragödien bekamen eine andere Geſtalt und man führete, an ihrer Statt, ſpaniſche Komödien oder Tragikomödien auf, die man entweder überſetzte, oder zu ihrer Nachahmung verfertigte. Der Kayſer Karl der fünfte ließ in den Königreichen Neapolis und Sicilien, in dem Herzogthum Meyland und in andern Provinzen, verſchiedene Höfe Spaniſcher

Herren und hiedurch ward zu dem Verderben des Theaters Gelegenheit gegeben.

Es iſt wahr, auch mitten in dieſem Verfalle fand ſich von Zeit zu Zeit noch ein glückliches Genie, welches eine Tragödie in Verſen und nach den Regeln, an das Licht ſtellte; allein dieſe Verfaſſer lieſſen bloß ihre Arbeit drucken, ohne ſie den Komödianten zu geben.

Man ſahe ſie auch ſehr ſelten auf den beſondern Bühnen der Akademien, welche bereits in verſchiedenen Städten Italiens, unterzugehen anfingen, erſcheinen; und endlich war der Name einer Tragödie in unſern Landen ganz fremd geworden. Die Ungeheuer, welche auf die Tragödien gefolgt waren, führten den glorreichen Namen derſelben nicht, es ſey nun, weil ein böſer Geiſt ihn gänzlich aus dem Gedächtniſſe der Menſchen verbannt hatte, oder weil ſich die Verfaſſer ſchämten, ihn zu brauchen. Man nennte ſie Opere Tragiche, Opere Regie, Opere Tragicomiche, Opere Tragiſatirocomiche &c. und machte ſie in Proſa und drey Aufzügen. Der Harlequin und alle übrige verlarvte Schauſpieler wurden darinne aufgeführt, und unſere tragiſche Bühne wurde dadurch vollends zu Grunde gerichtet. Die geſchriebene Komödie wich gleichfalls der Komödie aus dem Stegreife, welche nochmals einzig und allein das Feld behielt. Die aus dem Spaniſchen überſetzten Tragikomödien, als das Leben iſt ein **Traum**, das **Gaſtmahl des Don Pedro** und andre Stücke von dieſer Art waren die größten Zierden des italiäniſchen Theaters.

Von ſolchen Werken, ohne Zweifel, hat Herr **d'Aubignac** reden wollen, welches die einzigen waren, die er kannte, und von welchen er glaubte, daß ſie die Italiäner für Tragödien hielten. Ich bin vollkommen ſeiner Meinung, daß ſie nichts taugen.

Sechſtes Hauptſtück.

Von Einführung der verſchiedenen Mundarten der verlarvten Schauſpieler in der italiäniſchen Komödie. Berühmte Schauſpieler damaliger Zeit. Von der Art die Komödie aus dem Stegreife zu ſpielen. Von der Bedeutung des Worts *Lazzi*.

In dem vorhergehenden Hauptſtücke haben wir geſehen, daß **Flaminio Scala**, genannt **Flavio**, der erſte geweſen, welcher bloſſe Entwürfe von Komödien, anſtatt der geſchriebenen Komödien, drucken laſſen. In den funfzig Entwürfen ſeines Theaters bemerkt man, daß Harlequin nicht der einzige verlarvte Schauſpieler geweſen, ſondern daß es auch einen **Pantalon**, einen **Burattino**, einen **Gratiano Dottore**, einen **Capitan Spavento**, einen **Cavicchio**, einen **Pedrolino** und verſchiedene andere gegeben. Unter dieſen Namen finden wir die vier verlarvten Schauſpieler unſers jetzigen Theaters, wovon der eine nach der **Venetianiſchen**, der andere nach der **Bologneſiſchen**, und die zwey Zanni, Harlequin und Scapin, nach der **Bergamiſchen**, oder **Lombardiſchen** Mundart ſprechen. Wenn wir den einzigen Harlequin ausnehmen, der, wie man geſagt hat, aus den Mimen der Lateiner entſprungen iſt; ſo ſind die übrigen ganz gewiß von der neuen Erfindung der damaligen Zeit. **Flaminio Scala** zwar iſt der Erfinder nicht geweſen, weil er ſonſt ſchwerlich würde unterlaſſen haben, es uns zu melden; und wenn er ja aus Beſcheidenheit davon hätte ſchweigen wollen, ſo würde uns doch **Franceſco Andreini**, genannt il Capitano Spavento, welches einer von ſeiner Geſellſchaft war, und die Vorrede zu dem Buche ſeines Freundes gemacht hat, davon Nachricht gegeben haben. Eben ſo wenig glaube ich, daß die Maſkeraden in den Städten Italiens die Komödianten auf den Einfall gebracht, die Alten ihres Theaters und überhaupt alle Bedienten zu verlarven, und jedem derſelben eine beſondere Mundart zu geben. Wir müſſen uns alſo mit unſern Muthmaſſungen auf eine andere Seite wenden.

Ruzante, welcher von Padua gebürtig war, gab gegen 1530. ſechs geſchriebne Komödien in Proſa und fünf Aufzügen heraus. Alle

Perſonen haben darinne eine eigene Mundart; das Venetianiſche, das Bologneſiſche, das Bergamiſche, die Bauerſprache um Padua, das Florentiniſche, und ſogar Neugriechiſch mit Italiäniſchem vermiſcht, kömmt darinne vor.

Ich glaube **Ruzante** iſt von dem **Plauto** auf den Einfall gebracht worden, verſchiedene Mundarten in ſeine Komödie zu bringen, und die Maſkeraden des Carnevals haben ihm vielleicht die Kleidungen und Charaktere ſeiner Perſonen an die Hand gegeben. **Plautus** führt in ſeinem Luſtſpiele, **Pönulus**, einen Karthaginenſer auf, welcher ſeine Sprache redet, und damit zu Wortſpielen in der lateiniſchen Sprache Gelegenheit giebt; welches ungemein luſtig ausfallen mußte. **Ruzante** hat ein gleiches gethan, indem er einer von ſeinen Perſonen das Neugriechiſche in den Mund gelegt, welches zu Wortſpielen in dem Italiäniſchen Anlaß geben muß.

Dieſer Dichter iſt auf Mittel bedacht geweſen, auch ſogar ſeine Alten komiſch zu machen, welches ſonſt ſehr froſtige Perſonen ſind, wenn man ihre Charaktere nicht ein wenig übertreibt. Er verkleidete ſie daher und zwar den einen in einen Pantalon, welchem er venetianiſche Kleidung und Mundart gab, und den andern in einen Bologneſiſchen Doctor. Die Bergamiſche Mundart legte er den Bedienten bey, und wählte lieber dieſe als eine andere, weil die Stadt **Bergamo** in dem Ruffe ſteht, daß es entweder dumme Gecken, oder Betrieger ſind, welche den gemeinen Pöbel derſelben ausmachen. Der Bergamiſche Harlequin bekam alſo den Charakter eines dummen Gecken, und der Bergamiſche Scapin den Charakter eines Betriegers. Was aber die Masken dieſer Perſonen anbelangt, ſo können ſie ganz auf einmal aufgekommen ſeyn, indem die Masken allezeit in Italien ſehr gewöhnlich geweſen; oder können ſich auch mit der Zeit verbeſſert haben.

Die Komödien des **Ruzante** ſtehen in groſſem Anſehen; allein man kann nicht leicht einen Geſchmack daran finden, weil es ſehr ſchwer iſt, ſo viel verſchiedene Mundarten zu verſtehen. **Bernardinus Scardeonius** ſagt in ſeinem Werke de antiq. Urbis Patavii, auf der 255ten Seite, von dieſem Dichter, welcher mit ſeinem eigentlichen Namen **Angelus Beolcus** hieß, erſtaunliche Dinge; denn, wenn es nach ihm geht, ſo hat **Ruzante** den Plautus in Verfertigung der Komödie, und den Roſcius in Vorſtellung derſelben übertroffen. Ich will bloß den Schluß von dem, was **Scardeonius** von ihm ſagt, nebſt ſeiner Grabſchrift hier anführen: Sepultus eſt Patavii in æde divi Danielis, juxta pratum Vallis, anno Domini MDXLII Mart. Cui Joannes Baptiſta Rota noſter ei ſummopere affectus hanc Monumenti Inſcriptionem conſtituit.

V. S.
ANGELO BEOLCO RUZANTI
PATAVINO
Nullis in ſcribendis agendisque Comœdiis
Ingenio, facundia, aut arte ſecundo
Jocis & ſermonib. agreſt.
Applauſu omnium facetiſſ.
Qui non ſine amicorum mœrore vita
Deceſſit ann. Domini MDXLII
Die XVII. Martii
Ætatis vero XL.
Jo. Bapt. Rota Patavinus tantæ præſtantiæ
Admirat. pign. hoc ſempit. in teſtimonium
Famæ ac Nominis
P. C.
Anno a mundo redempto MDLX.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich vermuthe, **Ruzante** habe den Komödianten den Weg eröfnet, in ihren Stücken alle die Mundarten und alle die Kleidungen einzuführen, die er in ſeine Komödien gebracht hatte. Hierdurch bereicherten ſie ihr Theater mit einer beſtändigen Maskerade, welche dem italiäniſchen Theater einen groſſen Glanz giebt. Ich tadle ſie daher nicht, daß ſie in dem ſechzehnten Jahrhunderte, in welchem das geſchriebene Theater ſo ſchön und regelmäßig war, den Harlequin und die übrigen verlarvten Schauſpieler nicht aufgegeben, noch die ganze Komödie aus dem Stegreiſe vertilgt haben, um ſich einzig und allein an die guten in Proſa oder in Verſen geſchriebenen Komödien zu halten, welche, wie die Komödien des Plautus und Terenz, die ſchöne Natur nachahmen, und worinne alle Schauſpieler einerley Mundart reden.

Dieſe Komödianten thaten eben das, was ein guter Wirth thut, der, ob er ſich gleich ein neues Kleid machen laſſen, dennoch das alte ſorgfältig aufhebt, um ſich deſſelben im Falle der Noth bedienen zu können. Wenn ſie ein ganzes Jahkhundert hindurch den Harlequin und ihre Komödie aus dem Stegreiſe aufgegeben hätten, um ſich einzig und allein an die gute geſchriebene Komödie zu halten, ſo würden ſie ihrem gänzlichen Untergange gewiß ſehr nahe geweſen ſeyn, als der gute Geſchmak ſich in Italien verlohr, und die Bühne durch die ſpaniſchen Stücke, welche man naturaliſirte, ganz und gar umgekehrt wurde. Sie befanden ſich ſehr wohl dabey, die guten geſchriebenen Komödien mit ihren alten Komödien abzuwechſeln; ſie verlohren zwar vielleicht auf zwey oder drey Tage in der Woche ihren Harlequin, Pantalon, Doctor und andere verlarvten Perſonen; allein dafür lieſſen ſie ſie auch die übrigen Tage mit deſto mehrerm Glanze erſcheinen, und dieſes zwar wegen des kleinen Zwiſchenraums, den die gute geſchriebene Komodie eingenommen, welche von den Zuſchauern für froſtig gehalten wurde, weil ſie an das Spiel und die Maske des Harlequins gewöhnt waren, welcher damals gefiel, noch gefällt und beſtändig gefallen wird.

Wir haben alſo gewieſen, daß **Ruzante** die verlarvten Perſonen auf das italiäniſche Theater gebracht. Die Entwürfe des **Flaminio Scala**, welcher ſie bereits auf der Bühne fand, zeigen, daß ſie während der Zeit von dem **Ruzante** bis auf ihn, ſich auf derſelben feſtgeſetzt und ſich der vornehmſten Rollen bemächtiget hatten. Die verſchiedenen Mundarten, welche dieſe Perſonen redeten, verſchaften ohne Zweifel, eine neue Art von Vergnügen, weil alle die verſchiedenen Völker Italiens einen Geſchmak daran fanden, und ſie auf ihren Bühnen mit einander um die Wette einführten. Bologna hat, auſſer dem Doctor, einen **Narciſino** Deſſevedo de Malalbergo, erſcheinen laſſen; Romagna einen Packträger, welcher ſeine ſchlechte Pöbelſprache redet; Meyland einen **Beltrame**; Neapolis den **Scaramouche** und **Polichinel**; Calabrien, die Giangurgoli; und auch Genua hat, eben ſo wohl als die andern Städte Italiens, ſeine Sprache auf die Bühne gebracht.

Die Herrſchaft der Spanier in Italien zog verſchiedne Komödianten ihrer Nation in dieſes Land, und das Theater bekam dadurch Capitaine, welche entweder nichts als ſpaniſch, oder einen Miſchmaſch von beyden Sprachen redeten. Unter dieſen Capitains ſind einige ſehr vortrefliche geweſen, und noch bis jetzt ſind die Capitains Spavento, Matamors & Sangre & Fuego nicht ganz vergeſſen. Dieſer Charakter iſt in den letzten zwanzig Jahren des vergangenen Jahrhunderts ganz und gar weggefallen.

Seit dem Jahr 1600 bis 1700 verlohr das italiäniſche Theater unendlich viel durch die ſchlechten ſpaniſchen Komödien und Tragikomödien, welche häufig auf der Bühne erſchienen, und die Hoffnung immer mehr und mehr entfernten, die gute Tragödien und gute Komödien in Italien einmal wieder zu ſehen. Deſtomehr aber gewann es von Seiten der guten Schauſpieler, welche die Stücke vorſtellten, und ihre Kunſt auf einen ſo hohen Grad der Vollkommenheit trieben, daß ſie an alle Europäiſche Höfe berufſen wurden. Der Kayſer und der König von Frankreich überſchütteten ſie mit Ehre und Gnadenbezeugungen. Ich beſitze eine gedruckte Copie von den Briefen des Kayſers Matthias, durch die er den **Pietro Maria Cecchini**, einen witzigen und gelehrten Mann, welcher die Rolle des Harlequins ſpielte, in den Adelſtand erhob.

Um zu beweiſen, daß ehrbare Komödianten, welche die Wohlanſtändigkeit weder durch ihre Worte noch durch ihre Handlungen verletzen, der Achtung der größten Fürſten würdig ſind, berichtet uns **Nicolao Barbieri**, (genannt

Beltrame, in ſeinem Buche, welches den Titel Suplica führet, und eine Abhandlung von der Komödie iſt, daß der König Ludewig XIII. ihn mit ſeinem Schutze beehrt und mit Wohlthaten überhäuft habe. **Johann Baptiſta Andreini**, welcher die Rolle des Liebhabers ſpielte, wurde gleichfalls der Hochachtung dieſes groſſen Monarchen gewürdiget. Ich habe bishieher eine gelehrte Anekdote verſparen wollen, die zur Geſchichte unſers Theaters gehört, und nicht unnütze ſeyn wird.

Der h. **Carolus Borromäus**, Kardinal und Erzbiſchof von Meyland, wollte wiſſen, was man für Komödien zu ſeiner Zeit ſpielte. Er ernennte daher eine Perſon, welche die Entwürfe derſelben unterſuchen mußte, und wenn weder in der Handlung noch in der Ausführung des Stücks etwas zu finden war, das der unſchuldigen Jugend anſtößig, oder chriſtlichen Zuſchauern ärgerlich ſeyn könnte, ſo ertheilte der heilige Kardinal ſeine Billigung und unterzeichnete den Entwurf mit ſeiner eignen Hand. In meiner erſten Jugend habe ich eine alte Komödiantin gekannt, welche auf dem Theater **Lavinia** hieß, und in ihrer väterlichen Erbſchafft eine ziemliche Anzahl ſolcher von dem h. Carolus Borromäus unterzeichnete Entwürfe überkommen, nach und nach aber dieſelben unter Gelehrte vertheilt hatte, von welchen ſie inſtändig darum gebeten wurde.

Agata Calderoni, genannt **Flavinia**, meiner Frauen Großmutter, hat dieſe Entwürfe geſehen und unterſucht, und mich verſichert, daß ſie lange Zeit gegen ihre gute Freundin **Lavinia** unwillig geweſen, weil ſie keinen einzigen davon aufgehoben. Aller dieſer Verſicherungen aber ohngeachtet, war ich noch nicht damit zufrieden, ſondern hätte lieber ſelbſt einen derſelben ſehen mögen.

Faſt ganzer zwanzig Jahr, habe ich in den vornehmſten Städten Italiens, welche ich von Zeit zu Zeit mit meiner Geſellſchaft beſuchte, in den Kabinetern und Bibliotheken berühmter Männer nachgeſucht, ob ich keinen von dieſen Entwürfen wieder auftreiben könnte; aber meine Mühe war vergebens. Ich erkundigte mich überall darnach, und niemand konnte mir Nachricht davon geben. Endlich ſagte mir Herr **Angelo Conſtantini**, welcher ehedem unter dem Namen Mezetin, in der Geſellſchaft italiäniſcher Komödianten, die von den unſrigen in Paris geſpielt hat, ganz Frankreich ſo viel Vergnügen gemacht, daß er zwey dergleichen Entwürfe in der Gallerie des Herrn Canonicus **Settala** zu Meyland geſehen habe, die wahrſcheinlicher Weiſe von der Anzahl derer möchten geweſen ſeyn, welche die gedachte **Lavinia** hier und da verſchenkt. Ich ſchrieb ſogleich an einen guten Freund nach Meyland, um eine Abſchrift davon zu haben. Man antwortete mir, daß man zwar dieſe Entwürfe in dem Verzeichniſſe von dem koſtbaren Kabinete des verſtorbenen Canonicus **Settala** genannt und eingetragen finde, daß man aber die Originale ſelbſt, der genaueſten Unterſuchung ungeachtet, nicht habe finden können. Mein Freund hat ſich hiermit noch nicht begnügt, ſondern auch in der Ambroſianiſchen Bibliothek nachgeſucht, und unter den Handſchriften eine gefunden, in welcher gemeldet wird, daß der h. **Carolus Borromäus** es bey der Regierung dahin gebracht habe, daß die Entwürfe der Komödie, ehe ſie öffentlich vorgeſtellet worden, vorher von dem Probſte von S. Barnabas hätte müſſen unterſucht werden. Hieraus nun läßt ſich hinlänglich muthmaſſen, daß dieſe Entwürfe, nachdem ſie der Probſt von S. Barnabas unterſucht, zu dem h. Kardinal gebracht worden, welcher ſie mit eigner Hand unterſchrieben und hernach den Komödianten ausgeliefert hat. Das Verzeichniß von dem Settalaſchen Kabinete bemerket auch noch, daß dieſe Entwürfe unter die Seltenheiten dieſes berühmten Kabinets gelegt geweſen, und daß ſie vielleicht von jemand entwendet worden, welcher ſie gern ſelbſt beſitzen wollen.

Wenn mein Buch das Glück hat, geleſen zu werden, und einigen von denen unter die Hände fallen ſollte, welche dergleichen Entwürfe noch aufbewahren, ſo hoffe ich, daß ſie ſich ſelbſt entdecken werden, und ich erſuche ſie zugleich auf das gehorſamſte, die Gütigkeit zu haben, und mir eine Abſchrift von dieſen Originalen zukommen zu laſſen.

Nachdem ich den Anfang und den Fortgang der italiäniſchen Komödie aus dem Stegreiſe gezeigt, ſo hoffe ich, daß es meinen Leſern nicht unangenehm ſeyn wird, wenn ich ihnen ſage, was ich von dieſer Italien eigenthümlichen Art der Schauſpiele denke. Man kann ihr gewiſſe Annehmlichkeiten nicht abſprechen, die ihr eigen ſind, und deren ſich die geſchriebene Komödie niemals rühmen kann. Das Extemporiren giebt Gelegenheit zur Abwechslung des Spiels, ſo daß, wenn man eben denſelben Entwurf verſchiedenemal wieder ſieht, man jedesmal faſt ein anderes Stücke ſehen kann. Der Acteur, welcher aus dem Stegreiſe ſpielt, ſpielt lebhafter und natürlicher, als der, welcher eine gelernte Rolle ſpielt; dasjenige was man ſelbſt hervor bringt, empfindet man beſſer, und ſagt es alſo auch beſſer, als das, was man durch Hülfe des Gedächtniſſes von andern erborgt. Allein dieſe Vortheile der extemporirten Komödie, werden durch ſehr viele Unbequemlichkeiten erkauft; ſie ſetzt ſinnreiche Schauſpieler voraus, welche an Talenten einander faſt gleich ſeyn müſſen; denn das Unglücklichſte bey dem Extemporiren iſt dieſes, daß das Spiel des beſten Acteurs zugleich von dem Spiele desjenigen abhängt, mit welchem er redet. Wenn er mit einem zuſammen kömmt, welcher nicht gleich den rechten Punct, wenn er antworten muß, zu treffen weis, oder welcher ihn zur unrechten Zeit unterbricht, ſo wird ſeine ganze Rede matt werden, und ſeinen Gedanken wird die gehörige Lebhaftigkeit fehlen. Die Geſtalt, das Gedächtniß, die Stimme, und ſelbſt die Empfindung ſind daher zu einem Komödianten noch nicht zureichend, welcher aus dem Stegreife ſpielen will. Wenn er keine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft beſitzt; wenn er ſich nicht mit aller Leichtigkeit auszudrucken weiß; wenn er nicht alle Annehmlichkeiten der Sprache in ſeiner Gewalt hat; wenn er nicht mit allen nöthigen Kenntniſſen verſehen iſt, welche die verſchiedenen Stellungen ſeiner Rolle erfordern können: ſo wird er es nimmermehr zu etwas darinne bringen. Was für eine Erziehung wird nicht erfordert, einen ſolchen Schauſpieler zu bilden? Und was für Hinderniſſe finden nicht diejenigen, welche zu dieſer Profeßion beſtimmet werden, eine dergleichen Erziehung zu erhalten? Die Seltenheit der Schauſpieler alſo, welche mit ſo vielen Talenten alle Gelehrſamkeit verbinden, die ſie bey ihrer Kunſt brauchen können, hat oft verurſacht, daß die *extemporirte* Komödie ſchlecht ausgefallen. Um ſie nun aufrecht zu erhalten und in den Stand zu ſetzen, daß ſie auch von mittelmäßigen Acteurs könne geſpielt werden, iſt man genöthiget worden, ſeine Zuflucht zu den Monologen und zu einer

Art von Topiſchen Fächern zu nehmen, welche die Italiäner Robbe generiche nennen, und deren ſich die Schauſpieler nach Maaßgebung des Inhalts und der Stellung einer jeden Scene bedienen. Dieſe Art die Unterredung zu unterhalten taugt nichts; denn es geſchieht oft, daß dadurch die ſchönſten Maximen ſo übel angebracht werden, daß ſie ſich zu dem gar nicht ſchicken, was der Acteur vor ſich ſagen ſoll, und alſo durchaus abgeſchmackt werden. Dieſe Unbequemlichkeit verurſacht noch eine andere. Wenn derjenige Komödiant, welcher nichts anders als das weiß, was er auswendig gelernt hat, und oft auch nicht einmahl verſteht, was er ſagt, nach einer Scene, in welcher er die ſchönſten Gedanken, die er dem Dichter, nicht aber ſeiner Einbildungskraft ſchuldig iſt, ausgekrahmt und den Zuhörer durch dieſen erborgten Schimmer gerührt hat; wenn, ſag ich, dieſer Komödiant ſeine Gebietherin oder ſeinen Freund nun verlaſſen hat, und mit ſeinem Bedienten extemporiren ſoll, deſſen Lazzis und Theaterſpiele nothwendig erfordern, daß er aus dem Stegreife darauf antworte; ſo werden ihn ſeine Topiſchen Fächer zu nichts nützen, und er wird ſich in ſolcher Verwirrung befinden, daß man ihn gar bald für das erkennen wird, was er iſt. Wenn er ſich in der vorhergehenden Scene durch eine edle und prächtige Rede die Aufmerckſamkeit der Zuhörer erworben hat, ſo wird man ihn nunmehr

mehr ſo gemeine Ausdrücke brauchen, und eine ſo niedrige Sprache führen hören, daß er eben demſelben Publico unerträglich wird, deſſen Beyfall er ſich einen Augenblick vorher erwarb. Dieſes iſt die ſchlimme Seite der italiäniſchen Komödie aus dem Stegreiſe; ein Fehler, welcher in den vierzig Jahren, als ſo lange ich das Theater kenne, beſtändig geherrſcht hat.

Die gewöhnlichſte Zuflucht derjenigen Komödianten, welche es ſelbſt merken, daß ſie zur gehörigen Unterhaltung des Geſprächs nicht geſchickt genug ſind, (eine Zuflucht, deren ſie ſich oft ohne alle Ueberlegung bedienen) iſt ein gewiſſes Theaterſpiel, welches wir Lazzi nennen. Weil der wahre Sinn dieſes Worts nicht eben ſehr bekannt iſt, ſo wollen wir uns bemühen, den gehörigen Begrif davon feſt zu ſetzen, damit man einſehe, bey welcher Gelegenheit man ſich deſſelben bedienen könne.

Wir nennen Lazzi dasjenige, was der Harlequin oder die andern verlarvten Acteurs mitten in einer Scene thun, die ſie durch Zeichen des Erſtaunens oder durch Poſſen unterbrechen, welche mit der Sache, von welcher gehandelt wird, gar nichts gemein haben, und zu welcher man doch immer wieder zurück kommen muß. Dieſe Unnützlichkeiten alſo, welche bloß in dem Spiele beſtehen, das der Acteur nach ſeinem Genie erfindet, ſind es, welche die italiäniſchen Komödianten Lazzi nennen. Ich habe mich bey alten Komödianten um die wahre Bedeutung dieſes Worts erkundiget, allein ſie haben meiner Neugierde keine Genüge thun können. Endlich habe ich in den alten Entwürfen nachgeſucht, welche jetzt bey der Profeßion von gar keinem Nutzen ſind, weil ſie nicht umſtändlich genug ſind, und man ganz und gar nicht daraus klug werden kann; und glaube, daß die Bedeutung dieſes Ausdrucks ganz ohnfehlbar durch das Wort ſelbſt angezeiget werde.

Die Komödianten unſere Vorfahren, welche es ohne Zweifel vergeſſen und dadurch verſtümmelt hatten, daß ſie es mit einem einzigen z ausſprachen, Lazi, haben vielleicht geglaubt, daß es in den alten Entwürfen ein orthographiſcher Fehler ſey, wenn ſie es mit einem doppelten z geſchrieben gefunden, und haben daher bey dem Abſchreiben manchmal ein einfaches z daraus gemacht. Ich habe gleich Anfangs gedacht, daß die Alten wohl Recht könnten gehabt haben, und unterſuchte daher, was das Wort Lazzi ſagen wolle. Weil die italiäniſchen Komödianten gemeiniglich die lombardiſche Sprache, mit einigen Toſcaniſchen Worten untermengt, reden; ſo kann man gar wohl Lazzi, welches ein lombardiſches Wort iſt, an ſtatt Lacci geſagt haben, welches ein Toſcaniſches iſt. Lazzi oder Lacci aber heißt auf deutſch **Bänder**. Wir wollen nunmehr ſehen, ob dieſe Bedeutung ſich zu dem, was unſerer Profeßion angehet, ſchickt.

Es iſt gewiß, daß wenn Harlequin ſeinen Herrn mit ernſthaften Angelegenheiten beſchäftiget findet, und deſſelben Reden und Handlungen durch ſeine Poſſen unterbricht, er den Lauf der Scene gleichſam aufhält, und den Faden eines Werks, welches ſein Herr angefangen hatte, zerſchneidet. Da er aber gleichwohl wieder auf den Inhalt der unterbrochenen Scene zurückkommen muß, ſo iſt es nöthig, daß ſeine Poſſen, die zur Sache ſelbſt nicht gehören, die Handlung wieder ſo verknüpfen, daß ſie ein Theil der angefangenen Materie, die man nun wieder fortſetzet, zu ſeyn ſcheinen. Und daher kömmt es denn, daß man Poſſen Lazzi oder Lacci genennet hat.

Ich will ein Beyſpiel von dieſer Kunſt geben, welches den Komödianten, die ſie nicht verſtehen, zur Regel, und den Zuſchauern zum Unterrichte dienen kann, wenn ſie davon urtheilen wollen. Ich will eine von den allerälteſten Komödien unſers Theaters nehmen.

In dem Stücke Arlequin Devaliſeur de Maiſons ſind Harlequin und Scapin Bediente der Flaminia, welches ein armes von ihren Eltern entferntes Mädchen iſt, das in die äuſſerſte Dürftigkeit verfallen. Harlequin beſchweret ſich gegen ſeinen Kameraden über die verdrüßlichen Umſtände und über den Mangel, in welchem er ſich ſeit langer Zeit befindet. Scapin tröſtet ihn, und verſpricht, Rath zu ſchaffen; unterdeſſen aber beſiehlt er ihm, einen Lerm vor dem Hauſe zu erregen. **Flaminia** kömmt auf das Geſchrey des Harlequins heraus und fragt ihn um die Urſache; Scapin entdeckt ihr die Urſache ihres Streits, und Harlequin ſchreyt beſtändig, daß er ſie verlaſſen wolle. **Flaminia** bittet ihn, ſie nicht zu verlaſſen, und empfiehlt ſich dem Scapin, welcher ihr einen Vorſchlag thut, um ſich aus ihrem Elende auf eine anſtändige Weiſe zu reiſſen. Mittlerweile aber Scapin der **Flaminia** ſeinen Anſchlag mittheilet, unterbricht Harlequin die Scene durch verſchiedene Lazzi. Bald bildet er ſich ein, als ob er in ſeinem Huthe Kirſchen habe, und thut als ob er ſie eſſe und die Kerne dem Scapin ins Geſicht werfe; bald thut er, als ob er eine Fliege erhaſchen wolle, ihr auf eine komiſche Art die Flügel ausreiſſe und ſie eſſe; bald macht er andere Streiche, und dieſes eben iſt das Theaterſpiel, welches man Lazzi nennt. Dieſe Lazzi unterbrechen zwar beſtändig die Rede des Scapins, zugleich aber geben ſie ihm auch Gelegenheit, ſie deſto lebhafter fortzuführen. Sie müſſen zwar nicht nothwendig in der Scene ſeyn, denn wenn ſie Harlequin nicht machte, ſo würde die Handlung doch beſtändig fortgehen, ohne daß etwas daran fehlte; gleichwohl aber entfernen ſie ſich nicht von der Abſicht der Scene, denn wenn ſie dieſelbe ſchon verſchiedene mal unterbrechen, ſo verbinden ſie ſie doch auch wieder, und zwar durch eben die Schwäncke, welche aus dem Innerſten der Materie ſelbſt hergeleitet ſeyn müſſen.

Dieſe der Hauptſache beygefügten Unnützlichkeiten, durch welche ſie getrennt und wieder verbunden wird, wurden mit Recht von unſern Vorfahren Lazzi mit einem gedoppelten z genennet, weil Lazzi in der Lombardiſchen Mundart ſo viel bedeutet als das gute Toſcaniſche Lacci, welches auf deutſch **Bänder** heiſſet. Man hat daher durch dieſes Wort andeuten wollen, daß wenn die Handlung durch dieſe Lazzi unterbrochen wird, ſie durch eben dieſe Lzzi auch wieder verbunden werde, ſo daß der Zuſchauer dieſe Unterbrechung gar nicht mercken muß. Alle heutigen Lazzi ſind nicht mit eben ſo viel Grunde und ſo guter Ueberlegung erdacht; denn ſie ſind meiſten Theils von der abzuhandelnden Sache ſo weit entfernt, daß es unmöglich iſt, die durch ſie unterbrochene Handlung, auch durch ſie wieder zu verbinden.

Siebendes Hauptſtück.

Von dem Verfalle der italiäniſchen Komödie, ſo wie er ſeit 1600. geweſen. Angewendete Verſuche, ihr wieder aufzuhelfen. Einführung der Tragödie auf der Bühne.

Zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts befanden ſich die Komödianten, welche weder ihre extemporirte Komödie, noch ihre verlarvten

Schauſpieler aufgegeben hatten, im Stande, Schauſpiele aufzuführen, die dem ſchlechten Geſchmacke ihres Jahrhunderts gemäß waren, welcher die Tragödie und regelmäßige Komödie von der Bühne gänzlich verbannt hatte. Auſſer den Spaniſchen Tragikomödien führten die italiäniſchen Komödianten auch einige geſchriebene Komödien auf, und **Gio. Battiſta Andreini**, genannt **Lelio**, verfertigte derſelben allein, nach der Sammlung der Dramaturgia del Allacci, an die achtzehn. Ich habe ſie nicht in mein Verzeichniß gebracht, weil ich nur die guten regelmäßigen Komödien des guten Jahrhunderts hinein bringen wollte, und die Stücke des **Andreini** unmöglich einen Platz unter den guten Werken finden konnten. Sie zeigen alle von dem Verfalle des Geſchmaks und einige, welche ich beſitze, ſind auſſerordentlich unfläthig. Dem aber ſey wie ihm wolle, ſo war **Gio. Battiſta Andreini** doch ein witziger und gelehrter Mann, und ich bin gewiß verſichert, daß wenn er funfzig Jahr eher gelebt hätte, er der Bahne der andern gefolgt wäre, und uns einige gute Komödien hinterlaſſen hätte. Allein er war Verfaſſer und Komödiant zugleich, und konnte alſo nicht anders ſchreiben, als die witzigen Köpfe ſeiner Zeit ſchrieben, und ſein Vortheil es ihm anrieth. Zu eben der Zeit wurden verſchiedene gute Komödien von den Komödianten metamorphoſirt. Damit ſie nehmlich ihre verlarvten Schauſpieler brauchen könnten, ſo zogen ſie die bloſſe Anlage heraus und ſpielten nach einigen Veränderungen dieſe guten urſprünglich in Verſen oder in Proſa geſchriebenen Komödien, aus dem Stegreife mit dem Pantalon und dem Doctor, an ſtatt der zwey alten Bürger, und mit dem Harlequin und Scapin, an ſtatt der Bedienten.

Von dieſen ausgezogenen Anlagen werden noch bis jetzt einige gebraucht; zum Exempel die Emilia di Luiggi Groto Cieco d'Adria wird noch immer aus dem Stegreife geſpielt, und ich beſitze den Entwurf davon, welcher älter iſt, als ich. Gleichwohl iſt dieſe Komödie in Verſen geſchrieben und gehört unter die beſten Stücke ihres Jahrhunderts. Wahrſcheinlicher Weiſe muß ſie auch in Franckreich Beyfall gefunden haben, weil ich eine Pariſer Ausgabe davon beſitze, in welcher die franzöſiſche Ueberſetzung dem Italiäniſchen gegen über gedruckt iſt. Ich ſelbſt habe von dem Entwurfe dieſer Komödie Gebrauch gemacht, in welcher **Luiggi Groto** den Epidicus des Plautus nachgeahmet hatte, und ſie zu Paris unter der Aufſchrift **die Betriegereyen des Scapin** mit Beyfall aufgeführt.

Die gute geſchriebene Komödie in einen verſtümmelten extemporirten Auszug gebracht; einige Ueberbleibſel von den uralten Entwürfen; die ſpaniſchen Komödien; einige von den Entwürſen des **Flaminio Scala**, des **Gio. Battiſta Andreini** und andrer, machten die Komödie des ſiebzehnten Jahrhunderts aus. Wenn eine ſolche Komödie ſchon an und für ſich ſelbſt nicht gut war, ſo war ſie es doch wegen der Vortreflichkeit der Komödianten. Man hätte nicht glauben ſollen, daß die italiäniſche Bühne noch in einen tiefern Verfall gerathen könne, weil alles auf derſelben ſchon in gar zu ſchlechten Umſtänden war; gleichwohl aber traf ſie noch ein neues Unglück, und zwar das ſchrecklichſte von allen.

Gegen das Jahr 1680. fehlte es gänzlich an guten Schauſpielern. Man fand keine mehr, welche die erſten Rollen der Verliebten ſpielten und einige Wiſſenſchaft und Geſchmack beſaſſen; keine Frauenzimmer mehr, die ſich mit der Gelehrſamkeit ein wenig abgegeben hätten, und auch keine Harlequins mehr, die mit natürlichen Gaben etwannige Kenntniſſe verbanden. **Zaccagnino** und **Trufaldino** waren die letzten guten Harlequins in Italien, welche gleichſam das Thor hinter ſich zuſchloſſen; und in Franckreich waren es **Trivelin** und **Dominico Biancoleli**. **Cinkhio Romagneſi**, welcher gleichfals unter der Pariſiſchen Bande war, war der letzte, welcher die Rolle der Verliebten ſpielte, und Witz und Gelehrſamkeit beſaß.

Als ich im Jahre 1690, in einem Alter von dreyzehn Jahren (*), die Bühne zu beſuchen anfing, waren faſt alle Komödianten der damaligen Zeit unwiſſende Leute, und auſſer dem **Gio. Battiſta Paghetti**, welcher die Rolle des Doctors ſpielte, und dem **Galeazzo Savorini**, welcher nach ihm eben dieſe Rolle ſpielte, wüßte ich keinen einzigen zu nennen, welcher ſtudirt gehabt hätte. Diejenigen, welche die Verliebten machten, waren entweder Söhne von Komödianten, welche ohne Erziehung aufwachſen müſſen, oder junge Leute, welche die Profeßion eines Komödianten aus Lüderlichkeit ergriffen; und die guten Harlequins, welche ausgeſtorben waren, ſetzten die Komödianten in die traurige Nothwendigkeit, ſie unter den Seiltänzern auf den öffentlichen Märckten aufzuſuchen. Nun kann man ſich einbilden, was für eine Komödie zu dieſen Zeiten müſſe geherrſcht haben. Die alten Komödianten, welche den Schlendrian der Kunſt und die Theaterſpiele, die wir Lazzi nennen, ungefehr inne hatten, zogen Lehrlinge, und wenn ſich ſchon unter dieſen, von Zeit zu Zeit, einige fanden, die das Publicum vergnügten,

---

(*) Hier wird eben der rechte Ort ſeyn, einen Fehler wieder gut zu machen, den ich, oben auf der 135. Seite, in meiner Handſchrift zu verbeſſern vergeſſen hatte. Es erhellt nehmlich aus den Datis, welche Herr Riccoboni hier einflieſſen laſſen, daß er 1677. und nicht 1682. oder 83. wie ich aus einem andern Umſtande geſchloſſen habe, müſſe ſeyn gebohren worden. Ueberſ.

ſo war es doch nichts als eine leichte Schminke, die man auf ein heßliches Geſicht legte, und die die Unwiſſenheit der Schauſpieler gar bald wieder in Verfall brachte, ſo daß Leute von Geſchmack, welche das Elende davon einſahen, unmöglich damit zufrieden ſeyn konnten.

Man ſahe keine neue Komödien mehr, welche die Neugierde eines ehrlichen Mannes hätte reitzen können, ſondern nichts als Poſſenſpiele, welche nur allzuoft mit den ſchrecklichſten Ungereimtheiten angefüllet waren. Die Komödianten waren Ignoranten, welche weder Witz, noch Talente, noch Sitten hatten, und ſich an nichts, als an die unerſchöpfliche Quelle lüderlicher Schwäncke halten konnten.

Eine einzige Bande behielt bey dieſem ſchreklichen Verfalle noch die Anſtändigkeit auf dem Theater bey; allein dieſes gute Exempel dauerte nicht lange genug, um die übrigen wieder auf den rechten Weg zu bringen. Sie verließ Italien und zog nach Deutſchland, in die Dienſte des Churfürſten von Bayern nach München und nach Brüſſel, und von da ging ſie nach Wien, in die Dienſte des Kayſers Leopold und des römiſchen Königs Joſeph. An der Spitze dieſer Bande befand ſich **Franceſco Calderoni**, genannt **Silvio**, und **Agata Calderoni**, genannt **Flaminia**, deſſen Frau, von welcher meine Frau eine Enckelin iſt. Dieſes nun war ein Verfall, welchem man abzuhelfen gar nicht hoffen konnte, weil nicht allein die gute Komödie, ſondern auch zugleich die guten Komödianten verſchwunden waren. Gleichwohl aber gab man ſich deswegen alle Mühe, und wir wollen gleich ſehen, auf was für Weiſe.

So wie ſich in allen Profeßionen oft ein Menſch von Geiſt und Geſchmack findet, der ſich von andern unterſcheidet, ſo entſchloß ſich auch in den letztern Zeiten, als die Komödianten noch die Freyheit hatten, nach Rom zu gehen, und während dem Carneval daſelbſt zu ſpielen, ein junger Menſch aus dieſer Stadt, Komödiant zu werden, und begab ſich unter eine Bande. Er war ſo glücklich dem **Franceſco Calderoni** und der **Agata Calderoni**, ſeiner Frau, in die Hände zu gerathen, die ich eben genannt habe, und die ihm, als die einzigen, bey welchen ſich noch ein Reſt von dieſer Kunſt und beſonders die Anſtändigkeit erhalten hatte, ein gutes Thor eröfnen und den wahren Weg zeigen konnten.

Dieſer junge Menſch, welcher bloß darauf bedacht war Ehre einzulegen, ging alle Staffeln der Komödie durch, und gelangte endlich durch ſeine Anſtrengung und ſeinen Fleiß dahin, daß er das Haupt einer Bande und der größte Schauſpieler ſeiner Zeit ward. Sein Name war **Pietro Cotta** und ſein Theatername **Celio**. Er iſt allezeit für einen ſehr rechtſchafnen Mann gehalten worden, welcher ſich als einen abgeſagten Feind aller zweydeutigen Gedanken und aller unanſtändigen Freyheiten erklärt hatte, die am Ende des vergangnen Jahrhunderts auf unſern unregelmäßigen Bühnen ſo ſehr im Schwange waren. Er war der erſte, welcher das Theater wieder zu reinigen anfing, und wandte alle mögliche Aufmerkſamkeit an, es mit den beſten Stücken zu bereichern. Er ſpielte ſehr oft den **getreuen Schäfer des Guarini**, und machte auch einen Verſuch mit des **Taſſo Amintas**. Der Name der Tragödie, welcher von Zeit zu Zeit von jenſeits der Gebürge zu uns kam, brachte ihn auf den Einfall eine Tragödie aufzuführen. Er wehlte dazu eine von den allerneuſten, die einen Mann zum Verfaſſer hatte, der bereits wegen andrer Werke in einem groſſen Anſehen ſtand. Es war der **Ariſtodemus** des **Dottori**, eines Edeln von Padua, welcher ohngefehr vierzig Jahr vorher geſtorben war. Dieſe Tragödie iſt in Verſen und nach allen Regeln abgefaßt. Er ſtellte ſie zu Venedig das erſtemal vor, und brauchte die Vorſicht, es bey Ankündigung derſelben, den Zuſchauern gleich vorher zu ſagen, daß in dem Stücke kein Harlequin vorkomme, daß der Inhalt dieſer Tragödie ſehr rührend ſey, und daß ihnen die Vorſtellung Thränen auspreſſen werde; kurz, er vergaß in ſeiner vorläufigen Nachricht nichts, was die Zuſchauer, welche ſeit langer Zeit von der Tragödie ganz und gar nichts gehört hatten, vermögen konnte, ſich nach dieſem neuen dramatiſchen Gedichte zu bequemen, welches von denen, die ſie bisher geſehen hatten, ganz und gar unterſchieden war. Dieſe Tragödie ward mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Zu eben der Zeit hatten verſchiedne Schulen zu Rom und Bologna, und nicht weniger verſchiedne Vornehme dieſer liebenswürdigen und gelehrten Stadt, den größten Theil der Tragödien beyder **Corneilles** und auch einige des **Racine**, überſetzt; die erſtern in der Abſicht, ſie von den jungen Koſtgängern ihrer Schulen aufführen zu laſſen, und die andern, um ſich während des Carnevals eine Ergötzung zu machen. Dieſe Tragödien gefielen der kleinen Anzahl von Kennern ungemein; allein die andern, welche ſeit langer Zeit daran gewöhnt waren, nichts als das niedrig Komiſche und lauter ſolche Tragiſche Stücke zu ſehen, die, mit poſſenhaften Scenen untermengt, bey den rührendſten Stellen zum Lachen bewegten, und eben diejenigen waren, welche der Herr **d'Aubignac** in ſeiner Anleitung zur theatraliſchen Dichtkunſt, italiäniſche Tragödien nennt: dieſe andern Zuſchauer, ſag ich, welche noch immer den größten Theil des Schauplatzes ausmachten, behaupteten, es ſey nichts verdrießlicher, als ewige Scenen zu hören, worinne nichts als Worte vorkämen. Doch dieſe lächerlichen Ausſprüche hielten das Unternehmen des **Pietro Cotta** nicht zurück; denn da er eines Theils alle die Urtheile der Leute ohne Geſchmack und Wiſſenſchaft verachtete,

achtete, andern Theils aber durch die Aufmunterungen der Liebhaber guter Werke Muth bekam: ſo fuhr er fort die **Rodogune**, die **Iphigenia in Aulis** und andre Trauerſpiele aufzuführen, und ſie, der getheilten Meinung der Zuſchauer ungeachtet, auf der Bühne zu behaupten.

Er hatte zwar gegen die Stadt Venedig einige Achtung, weil er mit allem Fleiß behutſam mit ihr verfahren wollte, und führte daher nur ſehr ſelten Tragödien auf. Unterdeſſen aber folgten die übrigen Komödiantenbanden dem Beyſpiele, welches ihnen **Pietro Cotta** gab, entweder ganz und gar nicht, oder verlieſſen doch wenigſtens dieſe Bahn gar bald wieder, nachdem ſie den Geſchmack des Publicums in Anſehung ſolcher Stücke auf die Probe geſtellt hatten. Kurz, das Theater war in Verwirrung; denn wenn einer die Komödianten antrieb, Tragödien aufzuführen, ſo brachte ſie ein andrer wieder davon ab, indem er ſie erſuchte, ihnen nicht darmit zur Laſt zu fallen. Was war alſo zu thun? Mittlerweile verließ **Pietro Cotta** das Theater und begab ſich zur Ruhe.

Die Tragödie ſahe ſich abermals in Gefahr, von der italiäniſchen Bühne verbannt zu werden; die Komödianten dachten nicht mehr daran, und der größte Theil der Zuſchauer bekümmerte ſich eben ſo wenig darum. Was war nunmehr für ein Entſchluß zu faſſen? Man mußte wenigſtens die Wahrheit an den Tag bringen, und entweder den Komödianten oder den Zuſchauern ihr Unrecht zeigen. Hierzu zu gelangen hätte man einen Komödianten aufſuchen müſſen, welcher thöricht genug geweſen wäre, auf ſeine Unkoſten Erfahrungen davon anzuſtellen; denn ſo viel war gewiß, daß die Tragödien nichts einbrachten. Das gute Beyſpiel des **Pietro Cotta** munterte einen andern Komödianten auf, ſich mit eben dieſem Unternehmen, zum Nachtheile ſeines Vortheils, ſeiner Arbeit und ſeiner Ruhe abzugeben, wie wir in dem folgenden Hauptſtücke ſehen werden.

Achtes Hauptſtück.

Das Theater wird in Anſehung der Tragödie wieder auf einen beſſern Geſchmack gelenkt. Eine neue Art von Komödien. Verſuch mit der guten Komödie in Verſen aus dem ſechzehnten Jahrhunderte.

Der Mangel an guten Schauſpielern und einige natürliche Gaben, welche meine Kameraden an mir zu bemerkten glaubten, vermochten ſie, mir anzuliegen, daß ich mich an ihrer Spitze ſtellen möchte, ob ich gleich damals nicht älter als zwey und zwanzig Jahr war. Ich ward genöthiget, nachzugeben, und mich einer Arbeit zu unterziehen, welche weit über meine Kräfte war. In den erſten zwey Jahren meines Amtes folgte ich muthig den Jdeen des **Pietro Cotta**, und befeſtigte mich in dem Geſchmacke an Tragödien: doch da kurze Zeit darauf **Pietro Cotta**, deſſen Beyſpiel mich einzig und allein aufmuntern und zugleich mein Unternehmen rechtfertigen konnte, das Theater verließ, ſo ſtand ich eine Zeitlang bey mir an, ob ich fortfahren ſollte. Während meiner Ungewißheit rieth mir der Herr Marquis **Scipio Maffei**, ein Mann, welcher in der gelehrten Welt bekannt genug iſt, mit unſern alten Tragödien einen Verſuch zu wagen, weil er bemerkt hatte, daß ich von Zeit zu Zeit überſetzte franzöſiſche Tragödien aufführte. Jch überließ mich der Führung dieſer weiſen Anſchläge, und brachte die **Sophonisbe** des **Trißino**, die **Semiramis** des **Manfredi**, den **Oedip** des **Sophocles** vom **Orſato Giuſtiniano**, die **Jphigenia in Tauris** vom **Ruccelai**, den **Torismondus** vom **Torquato Taſſo**, die **Cleopatra** vom Kardinal **Delfino**, und andre aus dem guten und ſchlechten Jahrhunderte auf die Bühne. Hierauf wandte ich mich zu den Neuern, und machte einen Verſuch mit der **Jphigenia in Tauris** und der **Rachel** des Herrn **Martelli**, welche er ganz kürzlich in dem erſten Theile ſeines Theaters hatte drucken laſſen, und ſehr wohl aufgenommen wurden. Auch führte ich die **Merope** des gedachten Herrn Marquis **Maffei** auf, und man kann ſich das Aufſehen, welches ſie machte, und den Beyfall, welchen ſie erhielt, kaum vorſtellen. Es wurden in eben demſelben Jahre vier Ausgaben davon veranſtaltet. Endlich hatte ich in den Städten der Lombarden und ſelbſt zu Venedig die Tragödie auf einen ſo guten Fuß geſetzt, daß ich mich wegen der zehn Jahr Arbeit, die es mir gekoſtet hatte, zufrieden geben konnte. Ich hatte unwiderſprechlich einen ſehr groſſen Punct gewonnen; allein das, was mir noch zu thun übrig war, war das allermühſamſte; die Komödie nehmlich. Den Tag darauf, wenn ich eine gute Tragödie aufgeführt hatte, ſtellte ich eine von unſern gewöhnlichen Komödien vor, in welchen die Einrichtung der Fabel ganz unregelmäßig iſt, und die Theaterſpiele durchaus oft ganz ohne Verſtand angebracht ſind. Ich durfte nicht hoffen, einen einzigen von den Schriftſtellern dahin zu vermögen, daß er für uns eine regelmäßige Komödie gemacht hätte; die vier verlarvten Schauſpieler unſers Theaters würden den allerkühnſten Kopf abgeſchreckt haben.

Ich mußte daher auswertige Hülfe ſuchen, um Italien eine wohl eingerichtete Komödie von wohl ausgeführten Charakteren zu zeigen; ein Werk, wovon man ſeit länger als einem Jahrhunderte ganz und gar keine Kenntniß mehr hatte. Ich bediente mich der franzöſiſchen Bühne. Aus den Alten in ihren Komödien machte ich den Pantalon und den Doctor, und aus den Bedienten den Harlequin und Scapin. Ich will ihre

Titel nicht anführen, weil das Verzeichniß davon allzugroß ſeyn würde. Ich ſetzte allerley zuſammen, welches ſehr wohl gefiel, und verlängerte kleine Stücke von einem Aufzuge, wenn ihr Inhalt fähig war, in groſſe Stücke ausgedehnt zu werden. Oft machte ich aus zwey verſchiednen Komödien nur eine, als aus dem Chevalier à la mode und dem Homme à bonnes fortunes, wozu ich durch den Geſchmack der Nation gezwungen ward, welche lange und mit Handlung überhäufte Schauſpiele verlangt. Ein glücklicher Fortgang belohnte meine Mühe; doch verſteht ſich wohl, daß alle dieſe franzöſiſche Komödien aus dem Stegreiſe geſpielt wurden, einige überſetzte Scenen ausgenommen, von welchen ich glaubte, daß ſie von Wort zu Wort müßten beybehalten werden.

Was aber den **Lüger des Corneille**, die **Prinzeßin von Elis** und **Pſyche** anbelangt, ſo hatte ich vollſtändige Ueberſetzungen davon gemacht, welche recitirt wurden.

Dieſe Menge von franzöſiſchen Komödien, welche ich auf unſre Bühne brachte, und die Unterſuchung, die ich über den größten Theil der guten italiäniſchen Komödien des ſechzehnten Jahrhunderts anſtellte, brachten mir groſſe Vortheile zuwege. Mein Theater war an Neuigkeiten ſo reich, daß der Nutzen und der gute Ruf mich hinlänglich wegen der Mühe ſchadlos hielt, die ich auf die Verbeſſerung deſſelben gewandt hatte.

Dieſes brachte auch noch eine andre Wirkung hervor, welcher ich gar nicht gewärtig war. Ich bekam Luſt, ein Schriftſteller zu werden, und eine Komödie zu machen, doch mit dem feſten Entſchluſſe meine Arbeit niemand, als meinem Cabinete und meiner Frau zu vertrauen. Mein erſter Verſuch war die eyferſüchtige Frau, welche hernach das Glück hatte in Frankreich eben ſowohl aufgenommen zu werden, als ſie es in Italien ward. Hierauf brachte ich noch andre Stücke zu Papiere; gleichwohl aber war ich noch nicht zufrieden.

Ich ſetzte mein Augenmerk noch weiter. Ich hatte mit meiner Eiferſüchtigen einen Verſuch gewagt, und ſie gefiel, obgleich keine Liebe darinne vorkam. Warum ſollte alſo das Publicum, fragte ich bey mir ſelbſt, nicht auch eine Komödie ohne Harlequin leiden? Warum ſollte es nicht an guten Komödien in Verſen oder Proſa einen Gefallen finden? Das Unternehmen war kühn; wann es mir aber auch damit gelungen wäre, was wäre es nicht für ein Glück für unſre Bühne geweſen! Die überſetzten franzöſiſchen Trauerſpiele, unſre alten und neuen Tragödien, unſre Komödien aus dem guten Jahrhunderte, die alte italiäniſche Komödie aus dem

Stegreiſe, die neue desgleichen, und die von der franzöſiſchen Bühne übergetragenen Komödien, würden unſer Theater mit einer erſtaunlichen Menge bereichert haben; die Schriftſteller würden nicht länger angeſtanden haben, Komödien zu verfertigen; und die Schwierigkeit wegen der verlarvten Schauſpieler würde ſie nicht länger abgeſchreckt haben. Dieſes groſſe Unternehmen nun, die gute Komödie des ſechzehnten Jahrhunderts, in welcher kein Harlequin vorkömmt, auf dem Theater wieder einzuführen, deſto glücklicher von Statten gehen zu laſſen, wollte ich mich auf einen groſſen Namen ſtützen, um den Zuſchauern durch das Anſehen des Verfaſſers Achtung beyzubringen. Ich entſchloß mich alſo für die Scoolaſtica di Lodovico Arioſto. Dieſer Dichter hat fünf Komödien verfertiget, die er Anfangs in Proſe ſchrieb, einige Zeit hernach aber in Verſe brachte.

Ich wehlte die, welche in Verſen geſchrieben war; denn wenn es auf eine Verbeſſerung abgeſehen iſt, ſo iſt es nicht immer ſehr klug gehandelt, ſo gelinde wie möglich zu verfahren, weil man noch immer Zeit behält, etwas nachzulaſſen. Ich nahm alſo die Scolaſtica, warf einen Mönch heraus, an deſſen Stelle ich eine andre Perſon einſchob, und kurz, ich ſetzte dieſe Komödie, nachdem ich hundert und funfzig Verſe geändert hatte, in den Stand, daß ſie ohne wider die guten Sitten anzuſtoſſen, auf dem Theater erſcheinen konnte. Es war zu Venedig, wo ich ſie das erſtemal aufführte, und ich vergaß nicht, meinen Anſchlagzettel mit dem Namen des Verfaſſers zu verzieren. Bloß der Name des Arioſt war hinlänglich, die Zuſchauer häufig herbey zu locken, allein was für unvermuthetes Unglück! Faſt kein einziger von den Zuſchauern wußte, daß Arioſt Komödien gemacht habe, und ehe noch das Stück anging, hinterbrachte man mir, daß man in dem Parterr von der aufzuführenden Komödie als von einem Stücke ſpreche, welches aus dem **raſenden Roland** eben deſſelben Verfaſſers, gezogen ſey. Nun ſah ich, daß ich verlohren war. Die Komödie nahm ihren Anfang, und da man keine **Angelique**, keinen **Roland**, keinen **Bradamante** erſcheinen ſah, fing das Publicum gleich in der erſten Scene an, zu murren, und nachdem ich den Unwillen eines verdrüßlich gewordnen Parterrs lange genug ausgehalten hatte, ward ich am Ende des vierten Aufzugs genöthiget, den Vorhang niederfallen zu laſſen. Es iſt nicht auszuſprechen, wie ſehr mich dieſes verdroß, und faſt wäre ich krank geworden; endlich aber, da ſich meine Freunde, mich zu tröſten, bemühten, tröſtete ich mich auch in der That, doch ſo, daß mein Unwille gegen den ſchlechten Geſchmack beſtändig fortdauerte. Kurze Zeit darauf erwies mir ein groſſer italiäniſcher Prinz, welchem es aufgetragen worden, eine Bande italiäniſcher Komödianten für den König von Frankreich zuſammenbringen zu laſſen, die Ehre, ſich wegen der Wahl der Schauſpieler an mich zu wenden; ich ließ mich mit ihm ein, und reiſete fort. Vielleicht trug der Strich, der mir durch meine Abſicht, die gute Komödie in Italien wieder herzuſtellen, war gemacht worden, nicht wenig dazu bey, daß es mir minder ſauer ankam, mein Vaterland zu verlaſſen.

Dieſes iſt die Geſchichte des italiäniſchen Theaters bis auf die letzten Zeiten (*). Ich will nichts mehr davon ſagen, und ich würde gegen das Ende nicht einmal ſo viel davon geſagt haben, wenn mich nicht der unglückliche Ausgang der Komödje des Arioſt, welcher nicht zu vergeſſen war, genöthiget hätte, auch von dem zu reden, was ich zum Nutzen unſers Theaters gethan habe.

Uebrigens will ich, auch nicht ein Wort, von der Komödie ſagen, ſo wie ſie jetzt in Italien geſpielt wird. Ich überlaſſe ſie dem Herrn d'Aubignac und allen, die ſie verachten wollen, ohne daß ich ſie zu vertheidigen wagen ſollte, weil ich glaube, daß ich ſchwerlich mit Ehren damit zu Stande kommen dürfte.

Aus

(*) Bis auf das Jahr 1727. verſteht ſich.

Aus dem alſo, was bisher geſagt worden, ſieht man, daß die italiäniſche Komödie ihren Urſprung von den alten Spielen der Mimen hat, und daß ſie in dem achten Jahrhunderte ſich zu bilden angefangen. Sie beſtand damals in einer Art von Spielen, welche ohne Zweifel ſehr vieles von den Spielen der Mimen hatten, deren ſich einige auf unſerm Theater immer weiter fortgeflanzt haben. In dieſem Zuſtande erhielt ſie ſich bis auf das funfzehnte Jahrhundert; gegen welche Zeit ſie die Geſtalt einer Komödie gewann, oder welches einerley iſt, man eine Handlung darinne zu bemerken anfing, die zu einem Ende abzielte.

Während dem ganzen ſechzehnten Jahrhunderte, bis zu Anfange des ſiebzehnten, werden wir zwey verſchiedne Theater gewahr. Das eine war von den Komödianten von Profeßion beſetzt, welche aus dem Stegreiſe mit ihrem Harlequin und andern verlarvten Perſonen ſpielten; und das andre hatten die Glieder der Akademien inne, welche geſchriebne und regelmäßige Stücke aufführten, die dann und wann auch auf das Theater der Komödianten hinübergenommen wurden. Zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts verfiel das gute Theater in Italien zugleich mit den Wiſſenſchaften, und die Komödianten von Profeßion, welche von ihren Extemporien und ihren verlarvten Perſonen niemals

mals abgekommen waren, ergaben ſich in dieſen Verfall, indem ſie die Tragödie und gute Komödie gänzlich von ihrem Theater entfernten. Gegen das Ende des ſiebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, hat man die italiäniſche Bühne wieder in die Höhe zu bringen, und die Tragödie und gute Komödie wieder einzuführen geſucht, allein ſie iſt gar bald wieder verfallen, und vielleicht befindet ſie ſich jetzt in dem elendeſten Zuſtande, in welchem ſie ſich jemals befunden hat.

IX.

Auszug aus der Sophonisba des Trißino und der Roſemonda des Ruccelai.

In dem vierten Hauptſtücke der vorhergehenden Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne, wird man angemerkt haben, daß die **Sophonisba** des **Trißino** und die **Roſemonda** des **Ruccelai** für die erſten italiäniſchen Trauerſpiele anzuſehen ſind, welche nach den Regeln und in dem Geſchmacke der Alten in dieſer Sprache verfertiget worden. Ich vermuthe daher, daß man begierig ſeyn wird, ſie näher kennen zu lernen, und in dieſer Vermuthung will ich die Auszüge mittheilen, welche eben der Herr **Riccoboni**, in dem zweyten Theile ſeiner Geſchichte, davon geliefert hat. Sie werden in dieſer Bibliothek ſchwerlich einen beſſern Platz finden können.

Sophonisba.

Ein Trauerſpiel des Gio. Giorgio Trißino.

Die Perſonen ſind: **Sophonisba**, **Herminia**, ein Chor Weiber, ein Bothe, **Maßiniſſa**, **Lälius**, ein anderer Bothe, **Cato**,

Scipio, **Syphar**, ein Bedienter der Sophonisbe und eine von ihren Kammerfrauen. Die Scene iſt in dem königlichen Pallaſt zu Cirta einer Stadt in Numidien.

Das Stücke eröfnen **Sophonisbe** und **Herminia**. Nachdem Sophonisbe des Urſprungs der Stadt Karthago, der verſchiedenen Kriege zwiſchen den Karthaginenſern und Römern und der Urſachen ihrer Verheyrathung mit dem Syphar, ohngeachtet ihrer vorhergehenden Verſprechungen mit dem Maßiniſſa, erwähnt; bezeigt ſie ihre Furcht wegen des Ausganges der Schlacht, die vor den Mauern der Stadt Cirta gehalten wird. Sie iſt durch einen Traum erſchreckt worden; **Herminia** ſpricht ihr Muth ein und begiebt ſich weg, um ein Opfer anordnen zu laſſen.

Es kommt ein Bothe, welcher die Niederlage der karthaginenſiſchen Armee meldet. Er ſagt, daß Syphar von den Römern gefangen genommen worden, daß Maßiniſſa in die Stadt eingedrungen und ſich dem Pallaſte nahe. Sophonisbe will ihn ſehen.

Maßiniſſa kömmt. Sobald ihn Sophonisbe ſieht, wirft ſie ſich zu ſeinen Füſſen, und bittet ihn um die Gnade, ſie von der Knechtſchaft der Römer zu erretten, welche für ſie, in Anſehung ihrer Würde und des Haſſes, den ſie wider dieſe Republik mit der Milch eingeſogen, das alleräuſſerſte Unglück ſeyn würde. Maßiniſſa, der eine Königin, die er ehedem geliebt, weinend zu ſeinen Füſſen ſieht, wird gerührt, und verſpricht ihr alle Hülfe, die in ſeinen Kräften ſtehen werde. Sophonisbe wiederholt ihre Bitte, und wirft ſich aufs neue zu ſeinen Füſſen. Maßiniſſa endlich faſſet den Entſchluß, ſie zu vertheidigen, giebt ihr ſein Wort und ſchwöret darauf, daß die Römer, ſo lange er noch lebe, niemals Herren über ihre Freyheit werden ſollten. Hierauf gehen ſie zuſammen in den Pallaſt. Der Chor beweinet das vergangene Unglück und wünſchet glücklichere Tage.

Lälius tritt auf, und nachdem er die Pracht der Stadt bewundert, fragt er den Chor, wo Maßiniſſa ſeyn möge. Ein Bothe kömmt aus dem Pallaſte heraus, und meldet, daß Maßiniſſa die Sophonisbe geheyrathet habe; daß dieſe Prinzeßin zwar Anfangs wegen ihrer Pflicht, die ſie an den Syphax, ihren Gemahl, verbinde, Schwierigkeiten gemacht und durch die Erinnerung des Kindes, welches ſie von ihm habe, ſey zurück gehalten werden; daß ſie aber endlich doch darein gewilliget, weil ſie Maßiniſſa verſichert, daß ſie durch kein ander Mittel von der Knechtſchaft der Römer errettet werden könne. **Lälius** erſtaunet über dieſe Nachricht, und wird den Maßiniſſa gewahr. Er thut nicht, als ob er ſeine Heyrath erfahren habe, ſondern ſagt ihm bloß, daß alle Gefangene, und beſonders die Königin Sophonisbe nach Rom geſchickt werden müßten. **Maßiniſſa** bringt einige Gründe vor, um die Königin davon auszunehmen; doch weil ſie dem **Lälius** keine Genüge thun, ſo geſteht er es endlich, daß er die Prinzeßin geheyrathet habe. **Lälius** verweiſet ihm ſeine Kühnheit, und läßt ihm das Unglück, dem er ſich durch dieſe Verbindung ausſetze, aus demjenigen ſchlieſſen, in welches dieſe Prinzeßin ihren erſten Gemahl den **Syphax** geſtürzt habe. **Maßiniſſa** zeiget ihm, was er für ein Recht auf die **Sophonisbe** habe und ſtützet ſich auf die Dienſte, die er der Republik geleiſtet. Er ſage, daß bey dem Bunde, den er mit den Römern geſchloſſen, dieſe ſich anheiſchig gemacht, ihn in ſeine Staaten und in alle ſeine Rechte wieder einzuſetzen, von welchem Verſprechen ſie gleich denjenigen Punct unerfüllet laſſen würden, der ihm am meiſten am Herzen liege, wenn ſie ihm ſeine Gemahlin entziehen wollten. **Lälius** findet auch dieſe Gründe noch nicht zureichend, und der Wortwechſel wird lebhafter.

Cato kömmt darzwiſchen, welcher alles mit angehört und den Rath giebt, es auf die Entſcheidung des Scipio ankommen zu laſſen. Sie ſind es zufrieden und gehen ab. Der Chor ſchmeichelt ſich, daß Scipio der Königin geneigt ſeyn werde.

Man ſieht den **Scipio**, von den Häuptern ſeiner Armee und den Gefangenen beleitet, auftreten, unter welchen letztern ſich Syphar befindet. Dieſer geſtehet dem Scipio, daß ihn ſeine Heyrath mit der Sophonisbe von den Römern abſpännſtig gemacht habe, und hofft ſeinen Troſt und ſeine Rache in den Urſachen ſeines Unglücks zu finden; denn da Sophonisbe den Maßiniſſa geheyrathet, ſo iſt er ſchon ganz gewiß davon überzeugt, daß ſie ihn in eben dieſen Abgrund mit ſich hinein ziehen werde. Nachdem ihm Scipio ſeine Hochachtung zu erkennen gegeben, befiehlt er, daß man ihm die Ketten abnehmen und ihn in ſein Zelt führen ſolle. **Scipio** ſagt zu dem **Cato**, man müſſe ſich in Acht nehmen, daß die Königin aus dem Maßiniſſa nicht einen neuen Feind der Römer mache. **Cato** hinterbringt ihm die Verbindung des Maßiniſſa mit dieſer Prinzeßin, desgleichen die Vorwürfe, die ihm Lelius deswegen gemacht, und den Schluß, den ſie gefaßt, es auf ſeine Entſcheidung dieſer Sache ankommen zu laſſen.

Maßiniſſa kömmt darzu, und Scipio läßt ſein ganzes Gefolge abtreten. Er empfängt ihn ſehr gütig, er rühmt ſeinen Muth und die Dienſte, die er der Republik erwieſen, und verſpricht ihm wirkliche Proben von der Danckbarkeit des Senats. Zugleich aber räth er ihm auch, weil doch die Königin Sophonisbe als eine Gefangene nach Rom geführet werden müſſe, ſeine Leidenſchaften zu überwinden, und ſo viel Tugend durch die Schwachheit ſeiner Liebe nicht zu vernichten. Nachdem **Maßiniſſa** allen möglichen Widerſtand gethan, weicht er endlich dem Anſehen des Senats und den Vorſtellungen des Scipio. Nur bittet er noch um einige Friſt, um ſich zu entſchlieſſen, auf was für Art und Weiſe er der Königin Sophonisbe ſein ihr gegebenes Wort halten könne, daß ſie, ſo lange ſie lebe, den Römern nicht ausgeliefert werden ſolle. **Scipio** verwilliget ihm dieſe Friſt, und Maßiniſſa begiebt ſich weg, um darüber nachzudenken.

Der Chor von Weibern tritt wieder auf, und nachdem er ſeine Unruhe über das Schikſal der **Sophonisbe** bezeigt, erſcheint eine von den Kammerfrauen dieſer Prinzeßin, und meldet, daß weil **Maßiniſſa** ſie von der Knechtſchaft der Römer nicht habe erretten können, er ihr Gift zugeſchickt habe, um ſeinem Verſprechen ein Genüge zu thun, ſie nicht lebendig in die Hände der Römer zu liefern. Die Königin habe geantwortet, daß ſie dieſes erſte Unterpfand der Zärtlichkeit ihres Gemahls mit Vergnügen annähme; ſie habe hierauf die Juno um ihren Schuß für ihr Vaterland und ihren Sohn angeruffen und endlich das Gift verſchlungen. **Herminia** ihre Anverwandte habe nichts davon gewußt; ſondern weil ſie mit Anordnung des Opfers beſchäftiget geweſen, ſo habe ſie es allzuſpät erfahren.

Die Königin erſcheint mit ihrem Sohne an der Hand, und ihr folgt die weinende **Herminia**.

Das Gift fängt an zu wircken; die Königin tröſtet die **Herminia** wegen ihres Todes und vertraut ihr ihren Sohn. Sie befiehlt ihr, dann und wann mit ihm von ſeiner Mutter zu reden, und ihm zu ſagen, auf was für Art ſie geſtorben und wie ſie den Tod der Knechtſchaft vorgezogen habe. Sie ſtirbt und man ſchaft ſie weg.

Maßiniſſa kömmt in aller Eil und will die Königin noch verhindern, das Gift zu ſich zu nehmen, weil er Hofnung habe, ſie des Nachts ohne Vorbewußt des Scipio nach Karthago ſchicken zu können. Er erfährt ihren Tod, verlangt ſie noch zu ſehen, ſieht ſie, wird gerührt und verſpricht der Herminia ſeinen Beyſtand.

Beurtheilung der Sophonisbe.

Die Gelehrten in Italien wollen von keinen andern Tragödien vor dieſer wiſſen, und geben ſie für die erſte aus. In der That müßte man auch in Anſehung der innern Einrichtung und der Beſchaffenheit der Verſe, von dem zärtlichſten Geſchmacke nicht ſeyn, wenn man ältere Tragödien anführen wollte, als dieſe. Weil dieſes alſo ausgemacht iſt, ſo muß man ſich billig nach der allgemeinen Meinung richten.

Sophonisbe ward im Jahr 1524. gedruckt, ſie war aber wenigſtens zehn Jahr vor ihrem Abdrucke ſchon aufgeführt worden. Ich kann den Zeitpunct auf das genaueſte nicht angeben, ſondern weiß nur, daß ſie das erſtemal zu Vicenz, auf dem groſſen Saale des Rathhauſes, mit prächtigen Verzierungen des Theaters und der Sitze der Zuſchauer, aufgeführt worden, und zwar alles auf Koſten des Senats dieſer Stadt. Die **Roſemonda** des **Ruccelai**, welches die zweyte Tragödie war, die in Italien gemacht wurde, ſo wie wir hernach ſehen werden, ward 1516. zu Florenz in Gegenwart Leo des zehnten aufgeführet. Sophonisbe muß alſo noch vor dieſer Zeit ſeyn aufgeführt worden.

Es ſind folglich an die drittehalbhundert Jahr, als dieſe Tragödie in Italien zuerſt erſchien. Was die Einrichtung, den Ausdruck und alle die übrigen Theile ſeines Werks anbelangt, ſo muß man geſtehen, daß ſich **Trißino** von den Muſtern der griechiſchen Tragödien nicht entfernt habe. Der Tod der Sophonisbe iſt faſt eine Ueberſetzung von der Scene der ſterbenden Alceſte, in der Tragödie des Euripides dieſes Namens.

Während der Zeit, als ich (**Riccoboni**) den italiäniſchen Zuſchauern einen Geſchmack an den Trauerſpielen beygebracht und ſie gewöhnt hatte, die Stücke des **Corneille** und des **Racine** vorſtellen zu ſehen, habe ich die **Sophonisbe** des **Trißino** aufgeführt, ohne daß ſich jemand beklagt hätte, ſie ſchmecke nach dem Alterthume. Unſer Verfaſſer denkt edel, und drückt ſich angenehm aus; die Peripetie iſt in ſeinem Stücke vollkommen. Nichts kann trauriger ſeyn, als die Stellung der **Sophonisbe**, da ſie ſich am Schluſſe des zweyten Aufzuges zu einer Sklavin der Römer gemacht ſieht; nichts kann tröſtlicher für ſie ſeyn, als die Verſprechungen des Maßiniſſa und ihre Vermählung mit ihm, welche alle ihr Furcht und ihr Schrecken vor der gedrehten Knechtſchaft vertreibet; nichts kann endlich ſchrecklicher ſeyn, als daß ſie genöthiget wird das Gift zu nehmen, welches ihr ihr neuer Gemahl ſchickt. **Livius** hat die ganze Handlung dazu hergegeben, und der Dichter iſt ihm ſehr genau gefolgt. Ich wenigſtens halte dieſe Tragödie für vollkommen, und wenn unſre tragiſchen Dichter aus dem ſechzehnten Jahrhunderte in dem Geſchmacke des **Triſſino** geſchrieben hätten, ſo würden wir jetzt weiter keine Mühe haben, als die Auftritte und Aufzüge zu bemerken, ſo wie ich es that, als ich das Stück aufführte, und Italien würde Griechenland glücklich gefolgt ſeyn.

Diejenigen, die dieſe Tragödie kennen und ſie als ein Werk, das ganz neulich oder nur vor funfzig Jahren gemacht worden, beurtheilen wollen, werden ſelbſt in den Schönheiten derſelben Fehler finden. Sie werden den Ort der Handlung nicht billigen, welches ein Platz vor dem Thore des königlichen Pallaſts iſt, und werden wünſchen, daß es lieber ein Saal in dem Pallaſte ſelbſt ſeyn möchte. **Sophonisbe**, werden ſie ſagen, würde alsdenn nicht genöthiget ſeyn, ihren Pallaſt und ihr Zimmer zu verlaſſen, um auf dem öffentlichen Platze zu ſtreben, und man würde die Schönheiten dieſer Scene beſſer empfinden, weil mehr Anſtändigkeit dabey ſeyn würde. Sie werden verlangen, daß die Bothen ihre gewiſſe Namen haben ſollten, ſo wie ihnen andre Dichter dergleichen gegeben haben; und obgleich dieſe beſondern Namen ihnen kein ander Amt geben könnten, als das Amt, Nachrichten zu bringen, welches die gewöhnlichen Bothen in der Tragödie thun, ſo würde man doch wenigſtens den königlichen Perſonen ſich keine andre Leute, als Leute vom Stande, nähern ſehen. Kurz, ſie werden noch eine Menge andre Anmerkungen machen, die ich nicht tadeln würde, wenn ich nicht ganz anders dächte. Ich habe es geſehen, was für ein Unterſcheid zwiſchen einem beſondern und einem öffentlichen Platze, zwiſchen der Einfalt der Handlung und dem Reichthum der Epiſoden, zwiſchen bloſſen Bothen und ähnlichen Perſonen iſt, die man prächtig ausgekleidet und mit einem groſſen Namen verſehen hat.

Ob nun gleich die Sophonisbe vor drittehalb Jahrhunderten erſchienen iſt, ſo bin ich doch überzeugt, daß die Griechen zu den Zeiten des Sophocles und Euripides ſie ohne Befremdung würden haben können aufführen ſehen; und ich bin ein Augenzeuge, daß auch Zuſchauer aus den jetzigen Zeiten einen Gefallen daran gefunden haben, ohne etwas ſehr anſtößiges darinne zu bemerken.

Roſemonda

Roſemonda

Ein Trauerſpiel des Ruccelai.

Die Perſonen dieſes Trauerſpiels ſind **Roſemonde**, die Pflegemutter, der Chor, **Falisco**, der König **Alboinus**, Bothen, **Almachilde**, eine Bediente.

Erſter Aufzug.

Roſemonde eröfnet die Bühne mit ihrer Pflegemutter. Ihr Vater **Kunamundus**, König der Gepiden, iſt vor drey Tagen in einem Treffen geblieben, daß er mit dem **Alboinus**, Könige der Longobarden gehalten. Dieſe beyden vereinten Völker hatten ſich unter den Römern Italiens bemächtiget; nachdem aber die beyden Könige wegen Theilung der Provinzen uneins geworden, war es zu einem Kriege zwiſchen den Gepiden und Longobarden gekommen. **Roſamonda**, die Tochter des **Kunamundus**, war nach dem Treffen mit ihrem Gefolge von Frauenzimmern in die Wälder geflüchtet, aus welchen ſie alle Nächte hervor kam, um den Körper ihres Vaters zu ſuchen und ihn zur Erde zu beſtatten.

Das Stücke fängt in der Nacht an, und dieſe Nacht iſt die vierte, welche **Roſemonda** mit dieſem Aufſuchen zubringt. Ihre Pflegemutter ſtellt ihr die Gefahr vor, der ſie ſich in Anſehung ihres Alters und ihres Ranges ausſetze, und **Roſemonde** ſagt es ſelbſt, daß ſie nicht älter als 16 Jahr ſey. Ihre Pflegemutter ermahnt ſie, ſich zu den Gepiden an die Donau zu begeben und Anſtalt zu machen, daß ſie ihren Vater rächen könne.

Roſemonda kann ſich nicht entſchlieſſen den Körper ihres Vaters unbegraben zu laſſen; ſie erzehlt einen Traum, in welchem ihr Vater mit ihr geſprochen habe, und ſagt, daß ſie ſich entſchlieſſen müſſe, zu ſterben. Denn weil der tapfre **Almachilde**, den ſie liebe, nicht in dem Lager der Longobarden ſey, und ſie ganz allein mit ihrem Gefolge von Frauenzimmern nichts unternehmen könne, ſo ſey nur der Tod für ſie noch übrig; vorher aber wolle ſie durchaus ihrem Vater noch die letzte Pflicht erweiſen, und mit dieſem Vorſatze geht ſie ab.

Ein Chor Gepidiſcher Mädchens, die ſich in dem Gefolge der **Roſemonda** befinden, erfüllen nunmehr die Bühne, und ſtellen Betrachtungen über die Gröſſe ihres Unglücks an, welches ſie dahin bringe, den Tod als etwas gutes zu begehren.

Zweyter Aufzug.

Die Pflegemutter tritt mit der **Roſemonde** auf, welche ihre Oberkleider abgelegt hat, um ihren Vater zu begraben.

Der Tag fängt an zu erſcheinen und die Pflegemutter fürchtet ſich, von den Leuten des **Alboinus** entdeckt zu werden.

Die Frauenzimmer des Chors kommen und melden der **Roſemonda**, daß der Wald mit Soldaten angefüllt ſey, und dieſe Prinzeßin ermahnt ihre Geſpielinnen, ſich zum Tode gefaßt zu machen.

Faliſco, einer von den Longobardiſchen Generalen, tritt in Begleitung ſeiner Soldaten auf und fragt die Frauenzimmer, welche von ihnen ſich unterſtanden habe, den Befehlen des **Alboinus** zuwider zu handeln und einen von ſeinen Feinden zu begraben. Er giebt einigen von ſeinen Soldaten den Befehl, den **Kunamundus** wieder aufzugraben, und das Haupt in einer Schale herzubringen. **Roſemonda** erinnert den **Faliſco**, um ihn zu rühren, an die Dienſte, die ſie und ihre Mutter ihm erzeigt hätte, als er ein Gefangener der Gepiden geweſen wäre. **Faliſco** antwortet, daß er dieſe Dienſte nicht vergeſſen habe, daß er aber den Befehlen des Königs nothwendig folgen müſſe, wenn er weiter im Stande ſeyn wolle, ſie bey ihrem Ueberwinder zu vertreten, und ihr ſeine Danckbarkeit zu beweiſen.

Die Soldaten kommen mit dem Kopfe des **Kunamundus** wieder, und **Faliſco** führet **Roſemonden** mit ſich ab.

Die Frauenzimmer des Chors beweinen ihr Unglück, flehen den Himmel um Schutz und um die Erhaltung ihrer Ehre, wenn ſie auch mit dem Verluſte ihres Lebens verknüpft ſeyn ſollte.

Dritter Aufzug.

Der Reſt von der Handlung geht vor dem Zelte des **Alboinus** vor.

Alboinus tritt auf und iſt unruhig, keine Nachricht von dem **Faliſco** zu haben.

Ein Bothe kömmt mit dem Kopſe des **Runamundus**. **Alboinus** befiehlt, daß man aus der Hirnſchaale ein Trinkgeſchirr machen ſolle, welches an groſſen Feſttägen zum Denkmahle ſeines Sieges dienen könne.

Faliſco kömmt mit der **Roſemonde**. **Alboinus** erzürnet ſich über ſie, und ſie antwortet ihm mit einem edeln Trotze. **Alboinus** drohet ihr, ſie ihrem Vater nachzuſchicken, und läßt ſie mit der Pflegemutter in einem von den nahen Zelten bewachen.

Faliſco bleibt mit dem Könige allein, und durch ſtaatskluge Betrachtungen bringt er den **Alboinus** zu minder wilden Geſinnungen. **Alboinus** verdenkt es ſich ſelbſt, ein hülfloſes Frauenzimmer gemißhandelt zu haben. **Faliſco** ſtellt ihm auf eine geſchickte Art vor, wie viel Vortheile für ihn daraus entſtehen würden, wenn er mit den Rechten des Sieges auch diejenigen verbände, die ihm über die Gepiden eine Vermählung mit ihres Königes Tochter geben könnte. **Alboinus** ſcheinet Anfangs weit davon entfernt zu ſeyn, endlich aber entſchließt er ſich dazu und trägt dem **Faliſco** auf, die Prinzeßin darauf vorzubereiten und begiebt ſich weg.

Faliſco läßt die **Roſemonde** rufen und ſchlägt ihr vor, den König zu heyrathen. **Roſemonda** ſchlägt es mit Schauder aus. **Faliſco** ſtellt ihr verſchiedne Urſachen vor, die ſie dazu bewegen könnten und geht endlich fort, um zu hören, ob man von der Rückkunſt des **Almachilde** keine Nachricht habe. Er will wiederkommen und den endlichen Entſchluß der Prinzeßin erwarten.

Die Pflegemutter überredet die **Roſemonda** in die Heyrath mit dem **Alboinus** zu willigen, und bittet ſie unter andern Urſachen auch deswegen darum, damit ſie die Frauenzimmer von ihrem Gefolge retten könne. **Roſemonda**, die es beſtändig ausgeſchlagen, wird gerührt, und als **Faliſco** wieder zurück kömmt, ſagt ihn die Pflegemutter, daß **Roſemonde** darein willige. Er verläßt ſie, um dem Könige die Nachricht davon zu bringen, und **Roſemonde** geht mit ihrer Pflegemutter ab.

Vierter Aufzug.

Almachilde tritt auf und erkundiget ſich bey dem Chore nach der Prinzeßin. Er will ſich bey ihr melden laſſen. Der Chor meldet ihm, daß ſie den **Alboinus** heyrathen ſelle, und erzehlt ihm alles, was vorgegangen iſt. **Almachilde** überläßt ſich ſeinem Schmerze, und da er ſich eben ums Leben bringen will, kömmt eine von den Kammerfrauen aus dem Zelte des Königs. Voller Entſetzen erzehlt ſie, daß **Alboinus** am Ende der Mahlzeit das aus der Hirnſchale des Königs der **Gepiden** verfertigte Trinkgeſchirr herbey bringen laſſen, und die Königin genöthiget habe, daraus zu trincken. Sie fügt hinzu, daß **Alboinus** und **Roſemonde** von der Tafel aufgeſtanden wären, und daß man ſie zu dem Brautbette begleitet habe.

Roſemonde kömmt mit ihrer Pflegemutter dazu. Die Prinzeßin wird den **Almachilde** vor tiefer Traurigkeit nicht gewahr, und beſchäftiget ſich bloß mit dem, was bey der Tafel vorgegangen. Sie ſagt zu ihrer Pflegemutter, daß ſie ſich dem Tode nahe fühle, und befiehlt ihr, ihre Aſche aufzubewahren, und ſie dem **Almachilde** mit der Bitte zu überbringen, daß er ſie in das Begräbniß der Könige der **Gepiden** ſtellen möge. Indem ſie dieſe Worte ſagt, fällt ſie in Ohnmacht, und wird von den Frauenzimmern des Chors gehalten. **Almachilde** nähert ſich, und da er einen ſolchen Anblick nicht aushalten kann, geräth er in Wuth und will den **Alboinus** zu erſtechen gehen. Die Pflegemutter hält ihn zurück, und ermahnet ihn, während der Ohnmacht der **Roſemonde**, die Klugheit mit ſeinem Muthe zu verbinden, damit er ſie deſto ſichrer rächen könne. Sie ſchickt ihn in das Zelt der Frauenzimmer der **Roſemonde** und folgt ihm dahin nach.

Der Chor bleibt mit der in Ohnmacht liegenden **Roſemonde** zurück, beweint das Unglück dieſer Prinzeßin, und bittet den Himmel, das Unternehmen wider den **Alboinus** wohl ausſchlagen zu laſſen.

Fünfter Aufzug.

Die Kammerfrau, welche im Vorhergehenden ſchon erſchienen, kömmt eilig auf die Bühne, und da ſie **Roſemonden** wieder aus ihrer Ohnmacht zu ſich ſelbſt gekommen zu ſeyn findet, meldet ſie ihr, daß ſie gerochen ſey. Sie ſagt ihr, daß die Pflegemutter den **Almachilde** Weibskleider anziehen laſſen und ihn unter dieſer Verkleidung in das Zelt des **Alboinus** geführt habe. **Almachilde** habe ihm das Leben genommen, und werde ihr den Kopf des Tyrannen bringen. **Roſemonde** danket dem Himmel für den verliehenen Schutz, begiebt ſich in ihr Zelt zurück, den **Almachilde** daſelbſt zu treffen, und die Tragödie hat ein Ende.

Beurtheilung der Roſemonde.

Der Verfaſſer dieſes Trauerſpiels iſt wegen ſeiner vornehmen Geburth, wegen ſeiner Bedienungen und wegen ſeiner Gelehrſamkeit berühmt. In dem erſten Theile der auserleſenen Verſuche italiäniſcher Tragödien des ſechzehnten, ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, welcher zu Verona 1723. gedruckt iſt, findet man einen **Oreſt**, welches das zweyte Trauerſpiel des

Ruccelai iſt. Es ward zwey hundert Jahr nach dem Tode des Verfaſſers zuerſt gedruckt, und aus dem Vorberichte an den Leſer wird man die Vortreflichkeit des Dichters kennen lernen.

Ob nun gleich der **Oreſt** für vollkommner als die **Roſemonde** gehalten wird, ſo habe ich doch lieber aus dieſer, als aus jener einen Auszug mittheilen wollen, weil ſie unmittelbar auf die **Sophonisbe** des **Trißino** gefolgt, und alſo die zweyte italiäniſche Tragödie iſt. Ich habe auch deswegen lieber einen Auszug aus der **Roſemonde** geben wollen, weil die ganze Einrichtung der Fabel aus dem Genie des Verfaſſers gefloſſen iſt; **Oreſt** hingegen iſt nichts als eine Ueberſetzung von des **Euripides Iphigenia in Tauris** — —

Ruccelai iſt ein groſſer Freund des **Trißino** geweſen. Als dieſer letztere ſeine **Sophonisbe** ans Licht treten ließ, ſo erſchien auch faſt zu eben der Zeit die **Roſemonde** des erſtern. **Ruccelai** hatte ſie gleichſam zur Nacheiferung ſeines Freundes verfertiget; allein dieſe Nacheiferung ſchadete dem guten Verſtändniſſe dieſer zwey Freunde ſo wenig, daß ſie daſſelbe vielmehr befeſtigte.

Ammirato il Vechio ſagt in dem zweyten Theile ſeiner kleinen Werke, daß ſich **Trißino** und **Ruccelai** oft in zahlreicher und vornehmer Geſellſchaft mit einander befunden und zum Spaſſe Stücken aus ihren Trauerſpielen hergeſagt

ſagt hätten, um die Zuhörer urtheilen zu laſſen, welcher von ihnen den Vorzug verdiene. Dieſer Beweis von der Freundſchaft dieſer zwey groſſen Männer könnte noch zweydeutig ſeyn, allein der folgende wird es ganz und gar nicht ſeyn.

Rucelai ſtarb zu Rom in der erhabnen Bedienung, welche ihm der Pabſt ſein Oheim anvertrauet hatte. Vor ſeinem Tode befahl er noch ſeinem Bruder, ſeinem guten Freunde, dem **Trißino**, wenn er von Venedig, wohin er als Geſandter gegangen war, wieder zurückkommen würde, ſein Trauerſpiel **Oreſt** anzuvertrauen, welches der ganzen Welt damals noch unbekannt war, und ihn in ſeinem Namen zu bitten, daß er es verbeſſern und herausgeben wolle, wenn er es für würdig hielte, in der gewiſſen Zuverſicht, daß ſein Freund ſo damit umgehen werde, als ob es ſein eigen Werk wäre.

Die **Roſemonde** ward das erſtemal zu Florenz im Jahr 1516, in Gegenwart **Leo** des zehnten, aufgeführt. Gedruckt ward ſie zu Siena 1525, zu Venedig 1550 und 1582, und zu Florenz 1593. Dieſe letzte Ausgabe iſt die richtigſte unter allen. In den drey letztern iſt das Trauerſpiel nach den Aufzügen abgetheilt, allein die Auftritte ſind nicht angemerkt, ſo daß es ſcheinet, als ob jeder Aufzug nur einen einzigen Auftritt enthalte, ob gleich die ſpielenden Perſonen von dem Theater abgehen, und andre dazu kommen. In der Ausgabe aber von 1525, die ich ehedem gehabt, ſind, wo ich mich nicht irre, die Aufzüge nicht angemerkt, und es iſt auch ganz natürlich zu glauben, daß der erſte Abdruck der **Roſemande** in einem fort gegangen, ohne von den Aufzügen und Auftritten unterbrochen zu ſeyn, ſo wie die **Sophonisbe** des **Trißino**, und die griechiſchen Tragödien, welche ihnen zu Muſtern gedienet. Es iſt ohne Zweifel eine Erfindung der Buchdrucker, welche dreyßig Jahr darauf es für nöthig werden gehalten haben, wenigſtens die Aufzüge von einander zu unterſcheiden.

Obgleich der hiſtoriſche Inhalt der **Roſemonde** aus der neuern Geſchichte iſt, ſo hat doch der Verfaſſer die Griechen in Einrichtung der Handlung ſehr ſtreng nachgeahmt. In den damaligen Zeiten konnte man es auch wohl nicht anders thun, wenn man ſich nicht den bitterſten Critiken ausſetzen wollte. Die griechiſche Tragödie war die einzige bekannte Tragödie, und da man aus ihr allein ſich einen Begrif von dergleichen Werken machen konnte, ſo mußte man ihr auch folgen. Die italiäniſchen Poeten haben in den nachfolgenden Zeiten es nur allzuwohl gewieſen, daß ſie Einbildungskraft genug beſeſſen, die Grenzen zu überſchreitrn.

Die Handlung der **Roſemonde** iſt mit aller gehörigen tragiſchen Anſtändigkeit bearbeitet, und ich glaube ſo gar, daß man, mit ganz kleinen Vermehrungen nach dem heutigen Geſchmacke, aus dieſem Stücke, ſo wie es iſt, eine vortrefliche Tragödie für unſer Jahrhundert machen könne. Die Stellung der **Roſemonde** iſt ungemein rührend, und die Peripetie iſt vollkommen. Nur wird man dem Verfaſſer vielleicht vorwerfen, daß er die Sitten der **Longobarden** allzugenau beobachtet, u. den Kopf des **Runamundus** auf die Scene gebracht habe. Es iſt wahr die Longobarden, welche aus dem Innerſten von Deutſchland hervorkamen, waren noch weit barbariſcher als die durch einen langen Umgang mit den Römern geſitteter gewordenen Franzoſen, die allezeit derſelben Nachbarn geweſen waren. Und gleichwohl ſieht man aus den Geſetzen der Franzoſen, daß es ein gemeiner Gebrauch unter dieſen Völkern geweſen, nicht allein den Feinden, welche ſie im Treffen getödtet, den Kopf abzuhauen, ſondern auch dieſe Köpfe aufzubewahren, um die Auſſenſeiten ihrer Häuſer damit zu verzieren. Das Saliſche Geſetz hat ſogar einen ausdrücklichen Artickel wider diejenigen, welche dergleichen Köpfe von den Pfoſten wegnehmen würden, auf welche ſie von dem Eigenthümer der Häuſer geſetzt worden.

Der Umſtand mit dem Kopfe des **Runamundus**, aus welchem ein Trinkgeſchirr gemacht worden, iſt in der Hiſtorie gegründet, und den wilden Sitten dieſer barbariſchen Jahrhunderte gemäß.

Wenn man ſich einen Stof zu einem Trauerſpiele wehlt, ſo muß man überhaupt nicht die wahren Sitten der Geſchichte verſtellen, um ſich nach den Sitten ſeiner Zeit zu richten; man muß vielmehr das ganze Unternehmen fahren laſſen und ſich einen bequemern Stof ausſuchen.

Seit einem Jahrhunderte haben nicht alle Nationen ſo gedacht als ich, und man wird mich ganz gewiß für einen Ausſchweifenden halten. Ich glaube aber, daß es doch wenigſtens erlaubt ſeyn wird ſeine Meinung zu ſagen, beſonders wenn man eben nicht Willens iſt Regeln zu geben, ſondern ſich vielmehr der Entſcheidung andrer unterwirft.

Man iſt ſchon ſeit langer Zeit gewohnt, die Helden der Fabel in dem Trauerſpiele zu verſchönern, und wider die Geſetze und wilden Sitten der Nationen, entweder geſittete Hofleute oder irrende Ritter aus ihnen zu machen. Es iſt dieſes ein vortreflicher Kunſtgrif, allen denen zu gefallen, welche weder von der Geſchichte, noch von der Fabel, noch von dem Theater etwas wiſſen, und nichts älters kennen, als ihre Grosältern. Dergleichen Werke ſind daher nicht nur allen denen anſtößig, welche Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit beſitzen, ſondern ſie ſind auch der Ehre ihrer zeitverwandten Schriftſteller nachtheilig, und es wäre zu wünſchen, daß ſie durch den Druck ganz und gar nicht bekannt gemacht würden, und ſich ihre Dichter mit dem Beyfalle der Vorſtellung begnügten.

Wenn die Italiäner drey Viertheile von ihren Tragödien aus den vergangenen Jahrhunderten weniger hätten drucken laſſen, ſo würden ſie zwar in Betrachtung der Anzahl ärmer, an Ehren aber deſto reicher ſeyn.

Um wieder auf die **Roſemonde** zurück zu kommen, ſo finde ich ſo wenig daran auszuſetzen, daß ich, wenn ich ſie während meines Aufenthalts in Italien auf das Theater gebracht hätte, nicht mehr als zehn Zeilen darinne würde verändert haben, in welchen ich von dem Kopfe des **Kunamundus** bloß geſprochen hätte, ohne ihn ſelbſt auf die Scene zu bringen. Und auf dieſe Art hätte ich mich nicht fürchten dürfen, zärtlichen Zuſchauern eckel zu werden.

Zu Ende des vierten Aufzuges fällt **Roſemonde** ohnmächtig in die Arme der Frauenzimmer vom Chore, und bleibt in dieſer Stellung bis zu Anfange des fünften Aufzuges. Heut zu Tage würde es lächerlich ſeyn eine Perſon von einem Aufzuge zum andern, unterdeſſen daß die Muſik im Orcheſter gehet, ohnmächtig liegen zu laſſen.

Wenn wir aber überlegen, daß, wie ich ſchon geſagt, die Tragödie **Roſemonde** durch nichts anders in Aufzügen unterſchieden iſt, als durch die Unterbrechung des Chors, daß alſo, nach dem Muſter der griechiſchen Tragödien, die

Handlung in einem Stücke darinne fortgehet, und der Schauſpieler mit dem letztem Worte des Chors wieder auftritt: ſo wird man leicht einſehen, daß **Roſemonde** gar wohl ohnmächtig auf der Scene liegen bleiben kann.

Der Verfaſſer hat hierinne dem **Euripides** nachgeahmet. Dieſer Grieche läßt nehmlich in ſeiner Hecuba dieſe unglückliche Königin, welche den Tod der **Polyrene** beweint, dem Schmerze ſo unterliegen, daß ſie ſich in ihr Kleid eingehüllet auf die Erde wirft, und weinend auf der Bühne liegen bleibt, bis der Chor zu Ende iſt, und durch ſeine Betrachtungen den Schluß des Aufzuges bemerkt. **Talthybius** kömmt darzu, und ſagt den Weibern des Chors, daß er mit der **Hecuba** ſprechen wolle. Sie zeigen ſie ihm auf der Erde liegend und in ihre Kleidung eingehüllt, in welcher Stellung ſie die ganze Zeit über geblieben, da der Chor ſich hören laſſen, das iſt, nach unſrer Art zu reden, von einem Aufzuge bis zum andern.

Was den Ausdruck des Trauerſpiels Roſemonde anbelangt, ſo muß man geſtehen, daß er vollkommen ſchön iſt.

Man könnte ihm, nach dem heutigen Geſchmacke, vorwerfen, daß einige allzugemeine oder allzunatürliche Ausdrücke darinne vorkommen; denn jetziger Zeit koſtet es auf allen Theatern von Europa ſehr viel Mühe, mit dem Natürlichen glücklich zu ſeyn. Unterdeſſen kann man aber doch nicht ſagen, daß ſich der Verfaſſer niedriger und unanſtändiger Ausdrücke bedient habe; er ſpricht allezeit edel, und wenn ich ſeine Sache hierinne vertheidigen wollte, ſo könnte ich, glaub ich, ſagen, daß wenn ein König nur groß denke, und nicht gantz und gar unedle Ausdrücke brauche, der Ausdruck der königlichen Würde nicht unanſtändig ſeyn und ſich ſo vielmehr derjenigen Natur und derjenigen Wahrheit nähern werde, mit welcher heut zu Tage ſo viele verunglücken. Ich will nicht behaupten, daß man die prächtigen Ausdrücke gänzlich vermeiden müſſe, um der ſimpeln Natur Platz zu machen; man muß vielmehr der Gewohnheit folgen, welche ſeit langer Zeit unſre Ohren gewöhnt hat, groſſe Worte und rauſchende Gedanken zu hören. Vor zwey hundert Jahren aber war unſer Gehör beſcheidner, und **Ruccelai** hat Ueberlegung genug gehabt, das Edle der Geſinnungen mit dem Emphatiſchen des Ausdruckes nicht zu verbinden, ſondern hierinne vielmehr den Griechen, als Lateinern zu folgen.

Hundert Jahr nach ihm haben die Italiäner auf dieſer Seite nur allzuſehr verſtoſſen, und nach und nach ſind ſie zu dem gekommen, was die benachbarten Völker unter dem Namen Concetti an ihnen verlachen, und ihre Landsleute ſelbſt am allererſten.

Es ſcheint mir, als ob zum Schluſſe des Trauerſpiels Roſemonde noch etwas fehle. Al-

machilde tödtet den **Alboinus**, und die Prinzeßin iſt gerächet. Dieſes iſt unſtreitig das Ende der Handlung, welches ſich der Dichter vorgeſetzt hat, und über welches er hinaus zu gehen nicht verbunden, ja auch nicht einmal befugt iſt. Gleichwohl aber ſcheinen mir die Ungewißheit in welcher der Zuſchauer wegen der Roſemonde bleibt, die Folgen von der Ermordung des **Alboinus**, und die Geſinnungen der Häupter der Armee in Anſehung der Wahl eines neuen Königs, Dinge zu ſeyn, die man dem Zuſchauer in acht oder zehn Zeilen ſollte voraus ſehn laſſen; und dieſe Zeilen hätte **Almachilde**, oder die Pflegemutter oder ein Bothe, ganz am Ende der Tragödie, ſagen können. Kenner, welche weiter ſehen als ich, mögen dieſen Punct unterſuchen und ihr Urtheil darüber fällen.

Ich glaube, daß dieſe zwey erſten italiäniſchen Tragödien in der That von der Beſchaffenheit ſind, daß Italien darauf ſtolz ſeyn kann, und es wäre ſehr gut, wenn ſich unter den nachfolgenden Stücken viele von dergleichen Beſchaffenheit fänden.

* * *

X.

Auszug aus der Calandra
des
Kardinal Bernardo da Bibiena.

Auch aus dieſem Stücke, welches man in dem vierten Hauptſtücke der obigen Geſchichte, als das erſte regelmäßige italiäniſche Luſtſpiel hat kennen lernen, wird man hoffentlich einen Auszug hier nicht ungern finden. Er iſt gleichfals von dem Herrn **Riccoboni**.

Inhalt.

Demetrius, ein Edler von Modon, hatte zwey Zwillinge, **Lidio** und **Santilla**, die einander ſo ähnlich waren, daß ſie ihre Eltern ſelbſt, ohne die Verſchiedenheit der männlichen und weiblichen Kleidung, nicht von einander würden haben unterſcheiden können. **Lidio** und **Santilla** verlieren im ſechzehnten Jahre ihres Alters ihren Vater und ihre Mutter. Die Türcken nehmen Modon ein, ſtecken die Stadt in Brand, und ermorden faſt alle Einwohner. Der Knabe rettet ſich mit ſeinem Hofmeiſter und ſeinem Bedienten. Das Mädchen wird von ihrer Pflegemutter als ein Knabe verkleidet, und beyde werden, nebſt einem Bedienten, vom Hauſe zu Sklaven gemacht, und nach Conſtantinopel geführet.

Perillo, ein Florentiniſcher Handelsmann, kauft ſie alle drey los, führt ſie mit ſich nach Rom, wo ſie während eines Aufenthalts von zehn bis eilf Jahren, die Sprache und die Sitten des Landes lernen. An eben dem Tage, da die Handlung der vorzuſtellenden Fabel ihren Anfang nimt, will **Perillo** ſeine einzige Tochter mit der **Santilla** verheyrathen, die er für einen Knaben hält, und als einen ſolchen auch auferzogen hat. Sie heißt **Lidio**, nach dem Namen ihres Bruders, und **Perillo** liebt ſie ungemein. Der wahre **Lidio** aber, der Bruder der **Santilla**, der ſich in das Toscaniſche gerettet hatte, kommt in dem achtzehnten Jahre ſeines Alters nach Rom, wo er die Römerin **Fulvia**, eine Frau vom Stande, liebt, die er verſchiednemal in der Kleidung eines Frauenzimmer beſucht hat.

Die Perſonen, welche in dem Stücke vorkommen, ſind alſo: **Teſſenio**, ein Bedienter; der Hofmeiſter **Polinicio**, **Lidio**, **Calandro**, **Samia** eine Bediente, ein Zaubrer **Ruffo**, **Santilla**, **Tannio** ein Bedienter, **Fulvia**, die Frau des **Calandro**, eine Buhlerin, ein Packträger, Schergen vom Zollhauſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Teſſenio, allein.

Indem er über die Schickſale der Menſchen und über den Eigenſinn des Glücks, ſeine Betrachtungen angeſtellt, erinnert er ſich an die Begebenheiten ſeines Herrn, des **Lidio** und der **Santilla**, dieſer ſo ähnlichen Zwillinge, daß ſie niemand von einander unterſcheiden konnte. Er ſagt, ſein Herr habe ſich, nachdem die Türken die Stadt Modon, eingenommen, nach Bologna begeben; weil er aber einige Nachricht bekommen, daß ſeine Schweſter noch am Leben ſey, ſo habe er ſich vorgeſetzt, ſie durch ganz Italien zu ſuchen. Seit einem Monat befinde er ſich in Rom, wo er ſich eine Gebieterin zugelegt, Namens **Fulvia**. Er habe ihn bey dem **Calandro**, dem Manne der **Fulvia**, in Dienſte treten laſſen, um jemanden zu haben, die ihm bey ihr gute Dienſte thun könne. Er ſagt, daß er ſeinen Herr auch ſo wohl gedient habe, daß **Fulvia** außerordentlich in ihn verliebt worden, und **Lelio** verſchiednemal in Frauenzimmerkleidern, unter dem Namen ſeiner Schweſter, **Santilla**, bey ihr geweſen ſey. Weil aber ſein Herr befürchte, daß dieſer Handel endlich heraus kommen dürfte, ſo vernachläßige er ſeit einigen Tagen die **Fulvia**, und thue, als ob er von Rom weggehen wolle. **Fulvia** habe daher in der Raſerey ihrer Liebe ihre Zuflucht zu ihm, den **Teſſenio**, und zu ihrer Magd der **Samia**, welche um das Geheimniß wiſſe, genommen, um ihr ihren Liebhaber wieder zurück zu bringen. Uebrigens ſuchen ſie auch von allen Seiten Hexenmeiſter und Schwarzkünſtler zuſammen, um den **Lelio** mit Gewalt wieder an ſich zu ziehen, dem ſie außerdem verſichern laſſen, daß ſie ihren einzigen Sohn ſeine Schweſter wolle heyrathen laſſen, wenn er ſo glücklich wäre, ſie wieder zu finden.

Er fügt noch hinzu, die arme Frau thue alles dieſes auf eine ſolche Art, daß es ihr Mann ſchon tauſendmal müſſe gemerkt haben, wenn er nicht der albernſte und dümmſte Mann von der Welt wäre. Er übertreibt die Verwirrungen, in die ihn dieſer Liebeshandel ſeines Herrn ſetze, und ſagt, daß ein andrer im Werke ſey, von welchem er gern dem **Lidio** je eher je lieber Nachricht geben möchte. Er ſieht ihn kommen, weil er aber von ſeinem Hofmeiſter begleitet wird, tritt er bey Seite.

Zweyter Auftritt.

Polinicio der Hofmeiſter, **Lidio** und **Teſſenio**.

Der Hofmeiſter giebt dem **Lidio** Verweiſe, und ſagt ihm, daß er alle ſeine Liebeshändel wiſſe, und auch den, welchen er mit einer von den vornehmſten Damen in Rom habe. Er giebt ihm zu bedenken, was für Gefahr er lauffen müſſe, wenn es herauskommen ſollte. **Lelio** entſchuldiget ſich mit der Heftigkeit der Liebe, mit dem Feuer der Jugend und mit tauſend andern ſolchen Ausflüchten. Der Hofmeiſter greift endlich den **Teſſenio** an, und wirft ihm vor, daß er an den Ausſchweifungen ſeines Herrn einzig und allein Urſache ſey. Der Bediente mengt ſich mit darein, und es fällt ein ſehr luſtiger Auftritt zwiſchen ihnen vor.

Dritter Auftritt.

Lidio. Teſſenio.

Teſſenio ſagt ſeinem Herrn, daß, als er das letztemal in Weibskleidern zu der **Fulvia** gegangen, der arme **Calandro**, ihr Mann, ihn für ein wirkliches Mädchen gehalten, und ſich ſterblich in ihn verliebt habe. Er habe ihn erſucht, ihm in ſeiner Liebe behülflich zu ſeyn, und er ſeines Theils habe ihn die beſten Verſprechungen von der Welt gemacht, und ihm geſchmeichelt, daß er mit ſeiner Liebe willkommen ſeyn werde. **Lidio** lacht über dieſes Abentheuer, und bittet ihn, fortzufahren. **Teſſenio** ſagt, daß die Dummheit des **Calandro** ihnen reichen Stof, ſich luſtig zu machen, geben könne; er ſieht ihn aber kommen, und läßt ſeinen Herrn bey Seite gehen.

Vierter Auftritt.

Calandro. Teſſenio.

Es fällt eine ſehr komiſche Scene zwiſchen ihnen vor. **Teſſenio** beredet ihm, daß er mit der **Santilla** ſeinetwegen geſprochen habe und zwar mit ſo gutem Erfolge, daß ſie vor Liebe gegen ihn faſt ſterbe. Er verſpricht ihm, daß er ihn bald zu ihr führen wolle, und **Calandro** geht vergnügt ab.

Fünfter Auftritt.

Teſſenio. Samia.

Der Bediente ſagt dem **Teſſenio** in größter Bewegung, daß ſich ihre Gebietherin ſehr übel befinde, daß ſie den **Lidio** zu ſehen verlange, und daß ſie auf ihren Befehl zu einem Schwarzkünſtler gehe, welcher ihn durch ſeine Zaubereyen mit Gewalt wieder zu ihr bringen ſolle. **Teſſenio** geht ab.

Sechſter Auftritt.

Samia. Ruffo.

Weil **Samia** den **Ruffo** von weiten ſieht, ſo ruft ſie ihn, und heißt ihn zu ihrer Gebietherinn gehen, welche mit ihn ſprechen wolle. **Ruffo** ſagt, ſie ſolle nur voran gehen, er wolle ihr von weiten folgen. **Ruffo** bleibt allein und ſagt, er glaube, daß ihn ohne Zweifel dieſe Dame in der Meinung zu ſich ruffen laſſe, er ſey ein Schwarzkünſtler, ſo wie es die ganze Welt von ihm meine; ſie werde ſich ſeiner Hülfe vielleicht bedienen wollen, und er hoffe nichts dabey zu verlieren. Weil er jemanden kommen ſieht, ſo folgt er der **Samia**.

Siebender Auftritt.

Teſſenio. Calandro.

Teſſenio kömmt allein auf die Bühne, und **Calandro** kömmt nach, und fragt ihn ſehr eifrig, ob er die **Santilla** wieder geſehen habe. **Teſſenio** ſagt ja. Sie ſprechen von der Art, wie er ſie bey der erſten Unterredung gegen ſie bezeigen wolle, und nach einer ſehr lächerlichen Scene, dringt **Calandro** darauf, daß **Teſſenio** ſeine Sache ja bald zu Stande bringen ſolle, und gehen ab.

Achter Auftritt.

Ruffo allein.

Er ſagt **Fulvia** habe ihn gebeten, durch ſeinen dienſtbaren Geiſt ihren Liebhaber mit Gewalt wieder zu ihr zu bringen. Er ſpricht, daß er glücklicher Weiſe dieſen Liebhaber kenne, daß er ein Grieche von Geburth ſey, Namens **Lidio**, und daß er auch ſeinen Bedienten, den **Tannio**, kenne. Er habe der **Fulvia** zwar nichts gewiſſes verſprochen, er wolle aber zu dem Florentiniſchen Kaufmann **Perillo** gehen, bey welchem **Lidio** wohne, und wolle ihn bereden, die Dame zu beſuchen.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der weibliche Lidio, Tannio und die Pflegemutter.

Dieſes in einen Knaben verkleidete Mädchen kömmt, und ſpricht mit ihrer Pflegemutter und ihrem Bedienten, von den Vorzügen welche die Mannsperſonen vor dem Frauenzimmer genieſſen. Sie wiederhohlt in wenig Worten ihre Modonſche Begebenheit, und ſagt, daß ſie ſo glücklich nicht würde geweſen ſeyn, wenn man gewußt hätte, daß ſie ein Mädchen wäre; die Türcken würden ſie nicht verkauft, und **Perillo** würde ſie vielleicht nicht gekauft haben. Sie beklagt ſich über ihr Unglück, denn wenn ſie ein Knabe wäre, ſo würde **Perillo** ſein und ihr Glück machen. Der gute Mann ſey, in der Meinnng, daß ſie einer wäre, ſo wohl mit ihr zufrieden, daß er ihr ſeine einzige Tochter und die Erbin ſeines ganzen Vermögens zur Ehe geben wolle. Die Heyrath ſolle in einigen Tagen vor ſich gehen, und eben deswegen habe ſie ihren Bedienten und ihre Pflegemutter aus dem Hauſe geführet, um mit ihnen zu überlegen, was bey dem Unglücke, das ihnen drohe, zu thun ſey. Sie will fortfahren, Tannio aber heißt ſie ſchweigen, weil er eine Magd auf ſie zukommen ſieht.

Zweyter Auftritt.

Samia und die Vorigen.

Samia kommt ganz athemlos aus dem Hauſe, und beklagt ihre arme Gebietherin, welche ihren Geliebten durch das Fenſter auf der Gaſſe geſehen habe, und ſie ihm nachſchicke. Sie nimmt die **Santilla** für ihren Bruder **Lidio**, und redet ihr von der **Fulvia** vor. Sie verſtehen einander nicht, und **Lidio** will ihre Gebietherin weder ſehen noch ſprechen. **Samia** erzürnt ſich, und ſagt, daß ſie ſogleich zu einem Schwarzkünſtler gehen wolle, der ſie ſchon mit Gewalt zu ihr zu bringen wiſſen werde. **Tannio** tadelt ſeine Gebietherin, die **Santilla**, daß ſie die Magd nicht genug ausgefragt, damit ſie es hätten erfahren können, für wen ſich denn eigentlich die **Fulvia** ſo öffentlich erkläre. **Santilla** iſt ſelbſt darüber verdrießlich, und ſagt, daß ſie ein andermal geduldiger zuhören wolle.

Dritter Auftritt.

Ruſſo. Das Mädchen Lidio. Tannio.

Ruſſo tritt auf, und indem er ſie gewahr wird, ſagt er zu dem **Lidio**, daß er ihn ſchon eine lange Weile ſuche. **Lidio** ſagt ihrer Pflegemutter, daß ſie nur wieder zu dem **Perillo** ihrem Herrn hinein gehen, und ihn durch den **Tannio**, wenn er nach Hauſe gekommen ſeyn würde, von dem, was vorgehe, Nachricht geben ſolle; ſie für ſich ſey entſchloſſen, den ganzen Tag nicht wieder nach Hauſe zu kommen, damit ſie ihr Unglück ſo lange als möglich vermeiden könne. **Ruſſo** ſagt ihr, daß ihn eine von den vornehmſten Damen in Rom, die ihn für einen Schwarzkünſtler halten, gebeten habe, den **Lidio** mit Gewalt zu ihr zu bringen, weil ſie ganz närriſch in ihm verliebt ſey. **Lidio** und **Tannio** erzehlen ihm, was mit der Magd vorgefallen. **Ruſſo** billiget die Abfertigung derſelben, er räth ihnen aber auch zugleich, das erſtemal anders zu verfahren. **Lidio** verſpricht es ihm, und fragt, wenn er zu zu der **Fulvia** gehen ſolle. **Ruſſo** ſagt ihm, ſie habe ihn gebeten, daß er ihren Liebhaber noch heute, durch die Macht ſeines dienſtbaren Geiſtes, zu ihr bringen wolle, und zwar in der Geſtalt eines Frauenzimmers. Er fügt hinzu, er bilde ſich ein, **Fulvia** habe damit ſagen wollen, in der Verkleidung eines Frauenzimmers. **Lidio** verſpricht ihm, bald Antwort zu geben, und **Ruſſo** geht ab.

Vierter Auftritt.

Tannio. Der weibliche Lidio.

Der Bediente überredt ſeine Gebieterin, den Vorſchlag des **Ruſſo** auszuführen, wenn es auch in keiner weitern Abſicht geſchehen ſollte, als ſich eine Luſt zu machen. **Lidio** iſt es zufrieden, und befiehlt ihm nach Hauſe zu gehen, um ihm von dem, was daſelbſt vorgehe, Nachricht zu bringen und ein Frauenzimmerkleid für ihn zu ſuchen. Er beſtellt ihn an einen gewiſſen Ort, wo ſie den **Ruffo** wiederſehen und ſich mit ihm entſchlieſſen wollen. Weil ſie Leute kommen ſehen, ſo gehen ſie ab.

Fünfter Auftritt.

Teſſenio. Fulvia.

Teſſenio tritt auf, und weil er die Fulvia an der Thüre ihres Hauſes gewahr wird, ſo nähert er ſich ihr und will ſie bereden, daß **Lidio** bald abreiſen müſſe, um zu ſehen, wie ſie dieſe Nachricht aufnehmen werde. **Fulvia** ſpricht mit ihm vom **Lidio**, und **Teſſenio** ſagt ihr, daß er weiter reiſen wolle, um ſeine Schweſter aufzuſuchen. **Fulvia** bittet ihn, den **Lidio** zurück zu halten und verſpricht ſeine Schweſter in ganz Italien ſuchen zu laſſen, mit der Verſicherung, wenn man ſie fände, ſie mit ihrem einzigen Sohne, dem **Flaminio**, zu verheyrathen. **Teſſenio** verſpricht ſein beſtes zu thun, und **Fulvia** begiebt ſich wieder hinein.

Sechſter Auftritt.

Calandro. Teſſenio.

Calandro kömmt und **Teſſenio** wünſcht ihm Glück, weil, wie er ſagt, **Santilla** ihn ſo gütig angehört habe, daß ſie ſich weit mehr nach ihm, als er ſich nach ihr ſehne. **Calandro** will ſogleich zu ihr gehen; **Teſſenio** aber ſagt ihm, daß ſich dieſes nicht thun laſſe, daß man gewiſſe Maaßregeln dabey beobachten müſſe und er nicht anders, als im Verborgnen zu ihr kommen könne. Er ſagt, ſie haben ihm den Vorſchlag gethan, ihn in einen Koffer einzuſchlieſſen und auf dieſe Weiſe in ihr Zimmer zu bringen, weil ſie ihn anders nicht wohl herein laſſen könne. **Calandro** ſagt, man werde nimmermehr einen ſo groſſen Koffer finden, daß er der Länge nach darinne liegen könne. **Teſſenio** antwortet, daß jeder Koffer hierzu gut ſey, denn wenn er ſchon nicht ganz hinein gehe, ſo könnte man ihn doch Stückweiſe hinein legen. Hier wird die Scene ungemein komiſch, indem **Teſſenio** ihn überredet, daß er ihm alle Glieder ausrencken, und ſie hernach, wenn er aus dem Koffer hervor wollte, wieder in ihre Stelle einſetzen könne. Nachdem er einen Verſuch von dieſem ſeinem Geheimniſſe gemacht, bey welchem es, wie er ſagt, auf gewiſſe Worte aus der ſchwarzen Kunſt ankomme, thut er, als ob **Calandro** alles verdorben habe, und man nothwendig einen groſſen Koffer ſuchen müſſe, in welchem er ganz und gar Raum habe. **Calandro** beſtellt ihn an einen gewiſſen Ort und begiebt ſich weg. **Teſſenio** ſieht die **Samia** kommen und geht ab.

Siebender Auftritt.

Samia. Fulvia.

Samia kömmt ganz allein und redet von der Unhöflichkeit des **Lidio** gegen ihre Gebieterin;

ſie fürchtet die **Fulvia** möchte endlich damit herausplatzen, und die Brüder des **Calandro** möchten es merken, wenn ſie ſie alle Augenblicke von dem **Lidio** reden hörten. **Fulvia** ruft in dem Hauſe die **Samia**, und dieſe begiebt ſich hinein, weil ſie ohnedem jemand kommen ſieht.

Achter Auftritt.

Der weibliche Lidio. Tannio.

Das Mädchen **Lidio** erfährt von ihrem Bedienten, daß in dem Hauſe des **Perillo** ihres Herrn alles zu ihrer Verheyrathung mit ſeiner Tochter zurechte gemacht werde, daß die Braut ſehr vergnügt ſey, und daß man glaube, der Bräutigam werde es nicht weniger ſeyn. **Santilla** will verzweifeln und wünſcht ſich den Tod, welchen ſie ohnedem nicht entfliehen könne, weil der Vater und die Murter ſeiner Braut, wenn ſie die Wahrheit erfahren ſollten, ihn gewiß würden tödten laſſen. **Tannio** tröſtet ſie, und beſtärkt ſie zugleich in dem Vorſatze, ſich den ganzen Tag über in dem Hauſe nicht ſehn zu laſlaſſen. Er fügt hinzu der Liebeshandel mit der Dame, zu welcher ſie in Frauenzimmerkleidern gehen ſolle, komme gleich zu gelegener Zeit, ſie den Tag über zu verbergen. Er hat die Kleider bereits zu rechte gelegt; **Santilla** billiget alles und ſie begeben ſich weg, um den **Ruffo** aufzuſuchen, und den Herbeykommenden aus dem Wege zu gehen, weil ſie immer befürchten, es möchte jemand aus dem Hauſe des **Perillo** ihres Herren ſeyn.

Neunter Auftritt.

Teſſenio. Calandro.

Teſſenio kömmt ganz allein und ſagt, daß er ſeinen Herrn den **Lidio** als ein Frauenzimmer verkleidet habe. Er habe ihm eben die Kleider angelegt, die er zu tragen gewohnt geweſen, wenn er die **Fulvia** beſucht, und habe ihn in ein Zimmer des unterſten Stockwerks gebracht. Da nun ſolle er den **Calandro** empfangen, und es ſey bereits alles ſchon ſo eingerichtet, daß er, wenn die Fenſter zugemacht würden, ſich davon machen und an ſeiner Statt ein Weibsbild hineinlaſſen könne, die er ſchon dazu bereit halte. **Calandro** ſey ſo albern, daß er den Betrug gewiß nicht merken werde. **Calandro** kömmt dazu und fragt, ob er einen Koffer gefunden habe; **Teſſenio** ſagt ja, und verſichert ihn, daß er ſo groß ſey, daß er vollkommen Raum darinne habe, ohne ſich die Glieder ausrenken zu laſſen. **Calandro** fragt ihn, ob er in dem Koffre wache bleiben müſſe, oder ob er ſchlafen könne. **Teſſenio**, um ſich mit ſeiner Dummheit eine Luſt zu machen, ſagt ihm, daß man wachen müſſe, wenn man zu Pferde ſey, daß man auf den Gaſſen gehe, am Tiſche eſſe, auf den Stühlen ſitze, in dem Bette ſchlafe, und in den Koffern ſterbe. **Calan-**

dro fragt ihn, wie dieſes zugehe, und **Teſſenio** zeigt ihm auf eine komiſche Art, wie man es machen müſſe, wenn man ſterben und wieder lebendig werden wolle. **Calandro** macht einen Verſuch damit und findet es auſſerordentlich ſchön. **Teſſenio** giebt ihm den Rath bey ſeiner Frau vorzugeben, er reiſete auf einen Tag auf das Land, damit ſie ihn nicht erwarte, und geht ab.

Zehnter Auftritt.

Calandro. Fulvia.

Calandro ruft ſeine Frau, und ſagt ihr, daß er aufs Land zu ſeinem Sohne reiſen wolle, und noch den Abend vielleicht wieder kommen werde. **Fulvia** wünſcht ihm glückliche Reiſe, bey Seite aber wünſcht ſie ihm alles nur endenkliche Unglück, und der Aufzug ſchließt ſich.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Teſſenio, allein.

Teſſenio kömmt mit den Kleidern des **Calandro**, der er, wie er ſagt, in einem weiten Oberkleide in den Koffer geſchloſſen habe. Er ſagt, **Lidio** ſey auch ſchon als Frauenzimmer verkleidet, und eben wird er den Pakträger mit dem Koffer von ferne gewahr und zugleich das Weibsbild, welche des **Lidio** Stelle vertreten ſoll.

Zweyter Auftritt.

Teſſenio. Ein Weibsbild. Ein Paktträger. **Calandro.** Die Schergen vom Zollhauſe.

Das Weibesbild zeigt ſich dem **Teſſenio**, der ihr ihre Lection lernt. Indem aber der Paktträger mit dem Koffer anlangt, halten ihn die Schergen vom Zollhauſe an, und fragen, was darinne ſey. Nach einigem Wortwechſel ſagt der Paktträger, man habe ihm geſagt, es wären ſeidene Waaren darinn. Man fragt ihn, ob ſie in dem Zollhauſe frey gemacht wären, und endlich wollen die Schergen den Koffer viſitiren. **Teſſenio** will über dieſen Queerſtrich raſend werden, und um den Handel wieder gut zu machen, bittet er das Weibsbild, recht ſtark zu weinen. Weil die Schergen ſehen, daß der Koffer mit keinem Schlüſſel verſchloſſen iſt, ſo machen ſie ihn auf, und glauben, es ſey ein todter Menſch. **Teſſenio** miſcht ſich in das Geſpräch, und fragt ſie, was ſie machen. Die Schergen ſagen, ſie hätten einen Koffer mit Waaren zu viſitiren geglaubt, und einen todten Menſchen darinne gefunden. **Teſſenio** ſagt, es ſey der Mann dieſes Weibsbildes, welches ſo ſehr weine. Die Schergen fragen ſie, warum man den Todten auf dieſe Art in einem Koffer fortſchaffe, und **Teſſenio** antwortet, es geſchehe aus Vorſicht; der gute Mann ſey an der Peſt geſtorben, er habe ihn alſo in den Koffer legen laſſen, und wolle ihn, ſo wie er iſt, in den Fluß werfen. **Calandro** macht die gelernte Ceremonie des Auferſtehens, und ſpringt aus dem Koffer. Die Schergen, der Paktråger und das Weibesbild laufen erſchrecken davon. **Calandro** zankt mit dem **Teſſenio**, weil er ihn in den Fluß werfen wollen, und ſchlågt ihn mit der Fauſt. **Teſſenio** entſchuldiget ſich auf eine komiſche Art, und überredt ihn, daß er es zu ſeinem Beſten gethan habe. Er ſagt ihm zugleich, daß dieſer Queerſtrich ihn verhindern werde, die Santilla heute noch zu ſehen, und **Calandro** verſichert, daß er in allem Ernſte ſterben werde, wenn er nicht bald zu ihr kommen könne. **Teſſenio** ſchlågt ihm alſo vor, an die Stelle des Paktrågers zu treten, den Koffer auf den Buckel zu nehmen, und ihn in das Haus der Santilla zu tragen; er wolle mit ihm gehen, und ihn vor den Kiſtenmacher ausgeben, welcher den Koffer gemacht habe, und unter dieſem Vorwande könne er in das Zimmer der Jungfer kommen. **Calandro** nimmt den Koffer auf den Rücken und **Teſſenio** ſagt ihm, er ſolle nur vorangehen, und ihn an der Haußthüre der **Santilla** erwarten. **Calandro** geht fort, und weil **Teſſenio** die **Samia** kommen ſieht, ſo will er einen Augenblick mit ihr ſchwatzen, um ſich über den **Calandro** mit ihr aufzuhalten, welchen er lange mit den Koffer auf den Buckel, warten laſſen wolle.

Dritter Auftritt.

Samia. Téſſenio.

Samia ſagt dem **Teſſenio**, ſie komme von dem Schwarzkünſtler, welcher ihr nichts gutes geſagt habe. Endlich geht **Teſſenio** ab, und ſagt er wolle den **Lidio** aufſuchen, um das zu thun was ihm ihre Gebieterin die **Fulvia** befohlen habe.

Vierter Auftritt.

Samia. Fulvia.

Samia erſtattet ihr von dem Bericht, was ihr der Schwarzkünſtler geſagt habe, welcher keine gewiſſe Antwort habe geben wollen. Sie fügt hinzu, ſie habe dem **Lidio** geſehen, und ſey ſehr übel von ihm empfangen worden; er habe Uebels von der **Fulvia** geſprochen; und gethan, als ob er ſie niemals geſehen hätte und ganz und gar nicht kenne. **Fulvia** will verzweifeln, und nach verſchiednen ſtürmiſchen Ueberlegungen, faßt ſie endlich den Entſchluß, nach Hauſe zu zu gehen, Mannskleider anzulegen und verkleidet den **Lidio** in ſeinem eigenen Hauſe aufzuſuchen.

Fünfter Auftritt.

Samia.

Samia bleibt zurück, und mittlerweile, daß ſie ihre Frau erwartet, ſtellt ſie über den Entſchluß, den ſie genommen, Betrachtungen an.

Sechſter Auftritt.

Fulvia. Samia.

Fulvia kommt in Mannskleidern aus dem Hauſe, giebt der **Samia** ihre Befehle und geht nach dem Hauſe des **Lidio**.

Siebenter Auftritt.

Samia, allein.

Nachdem ſie die Sache hin und wieder überlegt, billiget ſie endlich den Entſchluß ihrer Frau, ihren Liebhaber ſelbſt aufzuſuchen, geht in das Haus, und ſchlieſt die Thüre nach ſich zu.

Achter Auftritt.

Teſſenio.

Er ſagt er habe den **Calandro** zu ſeinem Herrn dem **Lidio** gebracht, und das Weibsbild, das davon gelaufen, gefunden. Er habe ſie mit ſich hinein geführt und komme nunmehr der Fulvia davon Nachricht zu geben, um mit ihr darüber zu lachen. Er klopft an.

Neunter Auftritt.

Samia. Teſſenio.

Nach einer komiſchen Scene, und noch verſchiednen Lazzi, welche **Teſſenio** auſſerhalb, und **Samia** innerhalb dem Hauſe machen, geht endlich die Thüre auf. **Samia** ſagt ihm, daß ihre Frau in Mannskleidern zu dem **Lidio** gegangen ſey. **Teſſenio** wird über dieſe Nachricht ganz verwirrt, und ſtellt ſich geſchwind, als ob er etwas zu thun habe, und noch nicht hinein kommen könne. **Samia** geht wieder hinein und ſchließt die Thüre nach ſich zu, ſo wie es ihr ihre Frau befohlen.

Zehnter Auftritt.

Teſſenio, allein.

Er weiß nicht, was er thun ſoll, und befürchtet die Frau und der Mann möchten ſich beyde einander treffen; der Mann möchte wegen der Verkleidung der Frau argwöhniſch werden, und ſie zu ihren Freunden führen, um ſie dafür abſtrafen zu laſſen. Mittlerweile aber ſieht er die **Fulvia** kommen, welche den **Calandro**, als einen Gefangnen hinter ſich herſchleppt. Er trit bey Seite, um ſie zu beobachten.

Eilfter Auftritt.

Fulvia. Calandro.

Fulvia kömmt und reißt den **Calandro** mit Gewalt mit ſich fort. Sie macht ihn tauſend Vorwürfe, und rühmt ihre ſo übel belohnte Tugend. Sie ſagt, ſie wiſſe alles, und habe bloß deswegen Mannskleider angezogen, um ihn mit ſeiner artigen Gebieterinn zu ertappen, ſo wie es auch geſchehen ſey. Noch mancherley Betheurungen ſchwöret ſie, ſich an allen beyden zu rächen. **Calandro** entſchuldiget ſich auf eine ſehr komiſche Art, doch ſagt er auch zugleich, ſie ſolle es ſich ja nicht einkommen laſſen, dieſem

Mädchen übel zu begegnen. **Fulvia** läßt die Thüre aufmachen, und zieht ihren Mann hinein.

Zwölfter Auftritt.

Teſſenio.

Er bewundert die Verſchlagenheit der **Fulvia**, und weil er ſie wieder herauskommen ſieht, bleibt er da.

Dreyzehnter Auftritt.

Fulvia. Teſſenio. Samia.

Fulvia beklagt ſich, daß ſie, anſtatt ihres Liebhabers, ihren Mann gefunden habe. **Teſſenio** ſagt ihr, daß **Lidio** nunmehr nicht abreiſen werde, und daß er ſein möglichſtes thun wolle, ihn wieder zu ihr zu bringen. **Fulvia** befiehlt der **Samia**, nochmals zu den Schwarzkünſtler zu gehen. **Teſſenio** geht fort, den **Lidio** aufzuſuchen, und **Fulvia** geht wieder ins Haus.

Vierzehnter Auftritt.

Samia. Ruffo.

Ruffo ſagt der **Samia**, er habe eine neue Zauberey verſucht, und hoffe, **Lidio** werde gelehriger ſeyn. Man ſieht ihn kommen und **Ruffo** tritt bey Seite.

Funfzehnter Auftritt.

Der weibliche Lidio. Tannio. Samia.

Samia unterredt ſich mit dem **Lidio**, der ſie höflich empfängt, und ihre Frau zu beſuchen verſpricht. **Samia** geht in das Haus, um der **Fulvia** eine ſo gute Nachricht zu bringen.

Sechzehnter Auftritt.

Ruſſo. Der weibliche Lidio. Tannio.

Tannio ſagt zu dem **Ruffo**, daß ſich dieſe Dame ohne Zweifel betriege, und ſeinen Herrn für einen andern halte. Er giebt daher dem Schwarzkünſtler den Rath, der **Fulvia** im Namen ſeines dienſtbaren Geiſtes zu ſagen, daß ſie gegen den **Lidio** durchaus nicht an das gedenken ſolle, was ehedem zwiſchen ihnen vorgegangen, damit die Betriegerey nicht an den Tag komme. **Ruſſo** billigt es und **Lidio** geht ab, um ſich als Frauenzimmer zu kleiden. **Tannio** bleibt einen Augenblick mit dem **Ruſſo** allein, und ſagt ihm in Vertrauen etwas von dem Zuſtande ſeines Herrn. Sie ſtellen ihre Betrachtungen darüber dem Befehle gemäß an, den ihm **Fulvia** gegeben, daß er nehmlich durch die Gewalt ſeines Geiſtes den **Lidio** nöthigen ſolle, in Geſtalt eines Frauenzimmers zu erſcheinen. Dieſes nun, hoffen ſie, werde ihnen Gelegenheit geben,

ben, wieder vom neuen anzufangen und ihren Nutzen daraus zu ziehen.

Siebzehnter Auftritt.

Samia. Ruſſo.

Samia heißt den **Ruſſo** hineingehen; ihre Frau, ſagt ſie, ſey in dem Zimmer gleich an der Thüre, nachdem ſie ihren Mann in einem andern gelaſſen.

Achtzehnter Auftritt.

Samia. Teſſenio.

Teſſenio will ins Haus gehen, um mit der **Fulvia** zu ſprechen. **Samia** hindert ihn daran, weil der Schwarzkünſtler bey ihr ſey, und geht wieder hinein. **Teſſenio** ſagt, **Lidio** habe plötzlich Luſt bekommen, die **Fulvia** zu beſuchen, er wolle ihr daher gern zuerſt Nachricht davon bringen. Er ſieht den **Ruſſo** herauskommen und geht hinein.

Neunzehnter Auftritt.

Ruſſo allein.

Er geht vergnügt über die Unterredung, die er mit der **Fulvia** gehabt, fort. Er ſieht ein Weibsbild, die auf ihn zukömmt und ihm winkt.

Zwanzigſter Auftritt.

Tannio, als ein Frauenzimmer verkleidet. Ruſſo.

Tannio, nach einer ſehr komiſchen Scene, giebt ſich zu erkennen, und ſagt ihm, daß ſich auch **Lidio** als ein Frauenzimmer gekleidet habe, und gleich kommen werde. Sie werden die **Fulvia** an der Hausthüre gewahr, und verbergen ſich.

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Fulvia. Teſſenio.

Fulvia ſagt zu dem **Teſſenio**, daß ſie wieder herein gehen und ihren Mann aus dem Hauſe ſchaffen wollte, damit ſie mit ihrem Liebhaber deſto freyer ſeyn könne. **Teſſenio** bleibt einen Augenblick allein, und freuet ſich über das Glück ſeines Herrn, beſonders wegen ſeiner Schweſter, wenn er ſie einmal wiederfinden und dem Verſprechen der **Fulvia** gemäß, mit ihrem Sohne verheyrathen könnte. Er ſieht den **Calandro** zum Hauſe herauskommen, und weil er aufgehalten zu werden befürchtet, begiebt er ſich weg, ſeinem Herrn Nachricht zu bringen.

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Calandro. Der weibliche Lidio. Der wahre Lidio. Beyde als Frauenzimmer gekleidet.

Indem **Calandro** aus dem Hauſe gehet, wird er gleich Anfangs einen von den zwey Lidios gewahr, und glaubt es ſey ſeine Gebieterin. (**Hier iſt ein Theaterſpiel angebracht, welches ſich auf dem Papiere nicht erklären läßt.**) Die beyden Lidios ſtehen, der eine auf dieſer und der andere auf der an-

andern Seite des Theaters. **Calandro** ſtehet in der Mitte und ſpielt die Scene und wenn er mit dem einen von ihnen redet, ſo geſchieht es oft, daß er den andern ins Geſicht bekömmt. Er glaubt ſich zu betriegen und gehet bald zu dem einen, bald zu dem andern, ohne daß ſich die beyden **Lidios** einmahl zu ſehen bekommen. Endlich ergreift der wahre **Lidio**, welchen die Gegenwart des **Calandro** ſtutzig macht, den Entſchluß, wieder nach Hauſe zu gehen, ſich wieder auszuziehen, und die **Fulvia** ein andermal zu beſuchen. **Calandro** wird durch ſeine Ungewißheit unruhig gemacht und glaubt endlich, ſeine Gebieterin ſey diejenige, welche eben abgegangen iſt, und folgt ihr nach. Der weibliche **Lidio** ſieht ſich nunmehr allein und geht in das Haus der **Fulvia**, welche wie er ſagt, innerhalb der Thüre ſtehe und ihm winke. Ende des Aufzuges.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Fulvia. Samia.

Fulvia kömmt zum Hauſe heraus und ruft die **Samia** in größter Eilfertigkeit. **Samia** erſcheinet und bekömmt Befehl ſogleich zu dem Schwarzkünſtler **Ruffo** zu gehen, und ihn herzuhohlen. Sie begiebt ſich eiligſt fort, und **Fulvia** bleibt allein, und beklagt ſich heftig über das ihr zugeſtoſſene Unglück. Nach vielen Ausrufungen ſieht ſie endlich den **Ruſſo** kommen.

Zweyter Auftritt

Ruſſo. Fulvia.

Fulvia redet ihn weinend an, und ſagt, ſie wiſſe nicht, über wen ſie ſich eigentlich beklagen ſolle, ob über ihre eigene Unwiſſenheit, oder über ihn, weil ſie ſein Geiſt betrogen und zu Grunde gerichtet habe. Sie ſagt ihm, ſie habe während der Unterredung mit dem **Lidio** wahrgenommen, daß er eben ſo ſtarcke Brüſte habe, als ſie, und endlich habe er es ihr ſelbſt geſtanden, daß er ein Mädchen geworden ſey. **Ruſſo** tröſtet ſie und verſpricht ihr den **Lidio**, wenn ihn der Geiſt ganz und gar in ein Frauenzimmer ſollte verwandelt haben, wieder in ſeinen erſten Zuſtand zu ſetzen. **Fulvia** verſpricht ihm eine groſſe Belohnung, wenn er ihr ſein Wort halte. Sie erklärt ſich deutlich, daß ſie verlange, **Lidio** ſolle ſie in Frauenzimmerkleidern, nicht aber als ein Frauenzimmer, beſuchen. **Ruſſo** ſtellt ſie aufs neue zufrieden, und ſie geht wieder in das Haus. **Ruſſo** bleibt allein und lacht über die Leichtgläubigkeit der **Fulvia**, indem er den weiblichen **Lidio** und den **Tannio** kommen ſieht.

Dritter Auftritt.

Ruſſo. Der weibliche Lidio. Tannio.

Indem ſie **Ruſſo** ſieht, beklagt er ſich, daß ſie nicht als Frauenzimmer gekleidet ſind, und erzehlt ihnen alles, was ſich mit der **Fulvia** zugetragen. Er dringt in den **Lidio**, wieder zu ihr zu gehen; **Lidio** verſpricht es ihm ganz kaltſinnig; **Tannio** aber verſichert ihn, daß ſie ſich bald wieder bey ihr einfinden würden. **Ruſſo** geht ab; die andern zwey bleiben, und weil ſie die **Samia** kommen ſehen, ſo verſtecken ſie ſich, um ſie zu behorchen.

Vierter Auftritt.

Samia. Tannio. Der weibliche Lidio.

Samia kömmt zum Hauſe heraus, und redet von dem Zufalle, der dem **Lidio** begegnet ſey. Sie ſagt, ihre Frau ſchicke ſie zu dem Schwarzkünſtler, und habe ein groſſes Geſchenck an Silber und Edelgeſteinen bereit geleget, welches ſie dem **Lidio** geben wolle, wenn der Geiſt die Sache wieder gut mache. Hiermit geht ſie ab. **Tannio** aber ſagt zu dem Frauenzimmer, ſie ſolle nur wieder hingehen, und ſchlägt ihr ein Mittel vor, welches ſie beruhiget. **Santilla** billiget es, und verſpricht wieder zur **Fulvia** zurück zu kehren. Sie befiehlt unterdeſſen dem **Tannio**, nach Hauſe zu gehen, und ihr von dem, was daſelbſt vorfalle, Nachricht zu bringen.

gen. Weil **Tannio** und **Santilla** jemand kommen ſehen, ſo gehen ſie ab.

Fünfter Auftritt.

Teſſenio. Samia.

Es fället eine ſehr komiſche Scene über die Verwandlung des **Lidio** zwiſchen ihnen vor. **Samia** zeigt ihm, was der Schwarzkünſtler ihrer Frau ſchreibe, und daß er ihr verſpreche, ihn in ſeinen erſten Stand wieder zu ſetzen. Sie geht hierauf in das Haus, der **Fulvia** eine ſo gute Nachricht zu bringen. **Teſſenio** macht ſeine Betrachtungen über das was er gehört, und weil er es gar nicht glauben kann, ſo will er ſeinen Herrn ſuchen, um davon gewiß zu ſeyn. Der Aufzug ſchließt ſich.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Samia. Der weibliche Lidio. Der wahre Lidio.

Samia kömmt mit einem Beutel voll Geld aus dem Hauſe, den ſie auf Befehl der **Fulvia** dem **Lidio** geben ſolle. Sie ſieht ihn, und geht auf ihn los, ihm denſelben zu geben; weil ſie ſich aber auf einmal zwiſchen beyden ſieht, ſo wird ſie durch die vollkommne Gleichheit ganz verwirrt gemacht, und begiebt ſich nach einer komiſchen

Scene wieder in das Haus, ohne den Beutel weder dem einen noch dem andern zu geben. Der wahre **Lidio** erſtaunt über die Gleichheit ſeiner ſelbſt, die er an dem andern bemerkt; weil er aber die Gelegenheit, bey der **Fulvia** zu ſeyn, nicht verlieren will, verſchiebt er es auf ein ander mal, mit ihm zu reden, und ſich nach ſeinem Stande zu erkundigen, und geht ab, um ſich als Frauenzimmer anzukleiden. Der weibliche **Lidio** ſagt, daß dieſes der Liebhaber der **Fulvia** ſeyn müſſe, für den man ſie, wegen der groſſen Aehnlichkeit, angeſehen habe. Sie wird wegen des langen Auſſenbleibens des **Tannio** ungeduldig, weil ſie gern wieder zur **Fulvia** gehen möchte.

Zweyter Auftritt.

Teſſenio. Der weibliche Lidio.
Und hernach **Tannio.**

Teſſenio kömmt und ſucht ſeinen Herrn. Er ſieht die Santilla, die er für den Lidio hält, und bemerkt, daß er gedankenvoll auf und nieder gehe. Er macht verſchiedne Betrachtungen, die ihm das, was ihm Samia geſagt hat, glaublich machen. Endlich hört er, daß **Lidio** ſagt, ſie ſey ein Mädchen und fürchte ſich, erkannt zu werden. **Teſſenio** iſt darüber ganz erſtaunt, zeigt ſich und hat eine Scene mit ihm, der ihn für ſeinen Bedienten gar nicht erkennen will. Endlich ſagt ihm **Teſſenio**, er wiſſe wohl, daß er ein Frauenzimmer

zimmer ſey. **Lidio** leugnet es, und **Tannio** kommt dazu, mit welchem er eine ſehr zweydeutige Scene hat. Weil **Lidio** den **Teſſenio** nicht für ſeinen Bedienten erkennen will, ſo wird dieſer zornig, und erwehnt alles deſſen, was ſich mit ſeiner Familie zu Modon zugetragen. Der weibliche **Lidio** und **Tannio** machen bey Seite ihre Anmerkungen darüber.

Dritter Auftritt.

Der wahre Lidio in Frauenzimmer Kleidern, und die Vorigen.

Der wahre **Lidio** ruft den **Teſſenio**, welcher zu ihm kömmt und ihn erkennt; und endlich geht jener mit ihm zu der **Fulvia** hinein. Der weibliche **Lidio** und **Tannio** ſprechen mit einander von dem, was ſie gehört haben; **Teſſenio** kömmt wieder zu ihnen, und in der Scene, die ſie mit einander haben, geht die Erkennung vor ſich.

Vierter Auftritt.

Samia, und die Vorigen.

Samia kömmt weinend aus dem Hauſe; **Teſſenio** redet ſie an, und ſie ſagt ihm, daß die Brüder des **Calandro** die **Fulvia** mit dem **Lidio** getroffen, und beyde in ein Zimmer des unterſten Stockwerks verſchloſſen hätten. Sie wären hierauf fortgegangen, den **Calandro** zu ſuchen, ihm ſeine Beſchimpfung zu entdecken, und den **Lidio** vielleicht zu tödten. **Fulvia** kim ihre Ehre zu retten, habe ihr befohlen zu dem Schwarzkünſtler zu gehen, welcher den **Lidio** ſogleich noch einmal in ein Frauenzimmer verwandeln ſolle, damit man ſie, wenn ihr Mann mit den Brüdern zurück käme, unſchuldig finden möchte. **Samia** geht ab, und **Teſſenio** verſpricht dem Handel abzuhelffen. Er ſchlägt dem weiblichen **Lidio** vor, mit dem **Tannio** die Kleider zu verwechſeln, und mit ihm zu gehen, um ſeinem Bruder das Leben zu retten. **Lidio** iſt dazu bereit, verwechſelt die Kleider mit dem **Tannio** und **Teſſenio** führt ihn in größter Eil zur **Fulvia**. **Tannio** bleibt allein, und iſt über die Gefahr, in der ſich Bruder und Schweſter befinden, ganz erſchrocken. Er höret Lermen und verbirgt ſich, um zu ſehen, was es giebt.

Fünfter Auftritt.

Der wahre Lidio in den Kleidern des Tannio.

Lidio kömmt in den Kleidern des **Tannio** aus dem Hauſe. Er ſagt, **Teſſenio** habe ein Fenſter in dem Zimmer, in welchem er mit der **Fulvia** eingeſchloſſen geweſen, eröfnet, und einen jungen Menſchen durch das Fenſter hinein ſpringen laſſen. Er habe dieſen jungen Menſchen ausgezogen, und ihn die Weibskleider, die er angehabt, anziehen laſſen, er ſelbſt aber, **Lidio**, habe die Kleider des jungen Menſchen anziehen müſſen. Nach dieſer Vertauſchung, ſey er zu dem Fenſter hinausgeſprungen, und, wie es ihm **Teſſenio** geheiſſen habe, zum Hauſe hinausgegangen. Der junge Menſch ſey in der Stube geblieben, und **Teſſenio** rede noch mit der **Fulvia** am Fenſter. Er ſey ſehr begierig zu ſehen, wo dieſes alles hinaus wolle; und weil er ſieht, daß **Fulvia** an der Hausthüre erſcheint, tritt er zurück.

Sechſter Auftritt.

Fulvia allein.

Sie kömmt an die Hausthüre und wünſcht ſich Glück aus einer ſo groſſen Verwirrung geriſſen zu ſeyn.

Siebender Auftritt.

Fulvia. Calandro. Die Brüder der Fulvia.

Calandro lermt wieder ſeine Frau, und befiehlt ſeinen Brüdern hinein zu gehen, und zu ſehen, was an der Sache ſey. Sie bittet ſie ſelbſt herein zu kommen, und Augenzeugen zu ſeyn, was für Geduld ſie bis auf den heutigen Tag mit ihrem Manne müſſe gehabt haben. Sie gehn alle hinein.

Achter Auftritt.

Der wahre Lidio allein.

Er weis noch nicht, was daraus werden wird, und hält ſich gefaßt, ſo gleich wieder in das Haus hinein zu gehen und ſeiner Gebieterin auf das geringſte Lermen, das er hören werde, beyzuſtehen.

Neunter Auftritt.

Tannio. Der wahre Lidio.

Tannio, welcher den **Lidio** für die **Santilla** anſieht, nähert ſich ihm, kleidet ſich aus und verlangt ſeine Kleider wieder. **Lidio** verſteht ihn nicht, und unter ihren zweydeutigen Reden kömmt **Teſſenio**.

Zehnter Auftritt.

Teſſenio allein.

Er kömmt luſtig und lachend aus dem Hauſe und ſagt, daß man den **Lidio** für ein Frauenzimmer erkannt habe, daß **Calandro** wacker ausgelacht worden, und die **Fulvia** die tugendhafteſte Frau von der Welt zu ſeyn ſcheine. Er ſieht den weiblichen **Lidio** aus dem Hauſe kommen, welche gleichfalls ganz zufrieden iſt und ſich von der Geſellſchaft darinnen beurlaubet hat. Zugleich wird er auf der andern Seite den wahren **Lidio** gewahr.

Eilfter Auftritt.

Santilla. Teſſenio. Lidio. Tannio.

Santilla fragt den **Teſſenio** wegen ihres Bruders, und dieſer zeigt ihr den **Lidio**. Die Erkennung geht mit auſſerordentlichen Freudensbezeugungen vor ſich. **Teſſenio** erzehlt ihnen, daß er, nachdem er ſie zu dem Fenſter heraus und herein ſteigen, und die Kleider verwechſeln laſſen, der **Fulvia** heimlich geſagt habe, der junge Menſch, den er zu ihr bringe, ſey die ſo lange geſuchte Schweſter, **Santilla**, und daß ihm die **Fulvia** geantwortet habe, es ſey ihr ſehr angenehm, und ſie bleibe dabey, daß ſie ihren Sohn mit ihr verheyrathen wolle. **Santilla** ſpricht, nunmehr verſtehe ſie erſt die Rede der **Fulvia**, die ſie zärtlich umarmt und zu ihr geſagt habe; **Lidio** hat eine Schweſter, ich habe eine Tochter und du haſt einen Mann gefunden. **Lidio** hält die Sache für ſchon ſo gut als richtig. **Tannio** ſetzt hinzu, daß eine andre gleichfalls ſo gut als richtig ſeyn könne, und erklärt ſich dahin, daß man, wegen der vollkommnen Aehnlichkeit beyder Geſchwiſter noch eine Heyrath mit einem einzigen Worte ſchlieſſen könne. **Santilla** verſpricht ihrem Bruder mehr Licht davon zugeben, damit er bey dem **Perillo** an ſeine Stelle treten, und deſſelben für ſie beſtimmte Tochter heyrathen könne. Sie begeben ſich weg, um dieſe Anſchläge auszuführen; **Teſſe-**

nio beurlaubet die Zuſchauer, und die Komödie hat ein Ende.

Beurtheilung der Calandra.

Der Verfaſſer dieſer Komödie, wie man ſchon weis, iſt **Bernardo da Bibiena**, welcher hernachmahls Kardinal ward. Von ihr rechnet man die Epoche der erſten italiäniſchen Komödie, und meinen Anmerkungen zufolge, muß ſie gegen das Jahr 1480 geſchrieben ſeyn. Die **Ariſtipia**, die **Floriana**, **Timon**, und alle übrigen, welche noch vor der **Calandra** hergegangen ſind, werden in die Klaſſe der Poſſenſpiele geſetzt und man beehrt ſie mit dem Namen der Komödien nicht. Unſre Italiäner haben hierinne ſehr richtig gedacht, und wir ſind ſehr glücklich, daß wir eine ſo rühmliche Epoche mit einem Werke, als die **Calandra** iſt, anfangen können.

Ich meines Theils glaube, daß weder die griechiſchen komiſchen Dichter, welche wir weiter nicht als aus den hinterlaſſenen Stücken des **Ariſtophanes** und aus den Luſtſpielen kennen, welche **Terenz** von ihnen geborgt hat, daß, ſag ich, weder die Griechen, noch die Lateiner, noch die Neuern, die Italiäner vor und nach dem **Bibiena** ſelbſt nicht ausgenommen, eine ſo vollkommne Komödie, als die **Calandra** iſt, weder gemacht haben, noch vielleicht jemals machen werden. Kurz nach meiner Einſicht iſt die **Calandra** das Muſter einer guten Komödie.

Die Einrichtung der Fabel iſt zum Erſtaunen ſchön, und das Komiſche, welches überall vielmehr in der Sache, als in den Worten liegt, herrſcht ſo ſtark darinn, daß man ſich nicht genug darüber verwundern kann. Die Sprache iſt vollkommen, die Charaktere ſind vortreflich. Aus der Erfindung leuchtet ein groſſes Genie, und aus der Oekonomie eine groſſe Klugheit.

Ich erſuche alle Gelehrte und alle, die an dem Theater einen Geſchmack haben, dieſes Stück zu leſen und genau zu unterſuchen. Ich ſchmeichle mir, daß ſie gewiß meiner Meinung ſeyn werden.

Aus der **Calandra** werden es die Dichter erkennen lernen, wie weit die Einbildungskraft in Aufſuchung des Komiſchen gehen könne. **Bibiena** findet es überall.

Aus der **Calandra** werden ſie lernen können, wie man eine Begebenheit verwickeln, und mit der gehörigen Genauigkeit ſo wieder aufwickeln ſolle, daß überall das Wunderbare, das Intereſſante, das Komiſche beybalten werde, welches ſich bey den Entwicklungen aller Stücke finden ſollte. In der **Calandra** werden ſie ſehen, was das heiſſe, das Auftreten und Abgehen der Perſonen mit aller möglichen Ueberlegung und geſunden Vernunft anordnen. In der **Calandra** werden ſie finden, wie man die verſchiednen Arten zu denken und zu reden beobachten, und weder bey den Alten noch bey den Weibsperſonen, weder bey den jungen Leuten noch bey den Bedienten, ihren Charakter aus den Augen laſſen müſſe.

Kurz, wenn man eine komiſche Dichtkunſt ſchreiben wollte, welche uns bey allen den Muſter, die wir darinne haben, noch fehlt, ſo bin ich gewiß überzeugt, daß man die **Calandra** alle Augenblick anführen könne, ſo wie Ariſtoteles, wenn er von der Tragödie Regeln giebt, bey jedem Schritte den **Oedip** des **Sophocles** anführt.

Diejenigen, welche dieſe Komödie kennen, oder wenigſtens kennen wollen, werden vielleicht ſagen, daß wenn ſie ſchon unvergleichliche Schönheiten hat, ſie auch einen ſehr groſſen Fehler habe. Ich weis es, allein dieſer Fehler kann das Verdienſt des Poeten um nichts verringern, und um die Sprache einmal zu verändern, will ich einen Augenblick auf ſeine Seite treten.

Man muß über die Frechheit der Sitten, welche in den erſten Komödien herrſcht, nothwendig erſtaunen. Ich weis nicht, ob die vergangangenen Jahrhunderte einfältiger oder verderbter waren, als das unſrige; das aber weiß ich nicht, daß man die **Calandra** an dem Hofe zu Urbino in Gegenwart verſchiedener tugendhafften Prinzeßinnen aufgeführet hat.

Aus dieſem Grunde könnte man mir alſo einwenden, daß, wenn ein Dichter ſich nicht zwingen, ſondern die ganze Natur brauchen dürfe, das Komiſche ſehr leicht zu finden ſeyn. Allein man kann, glaube ich, antworten, daß man in dergleichem Falle das ſittlich Anſtößige bey Seite ſetzen, und von den Werken nach dem wahren Werthe der Erfindung, der Ausführung und des Witzes urtheilen müſſe; und in dieſem Verſtande rede ich jetzt von der **Calandra**. Man bemerke die Stärke des Genies und alle die übrigen Vollkommenheiten, welche der Dichter gezeigt hat, ohne ſich bey der Frechheit der Sitten aufzuhalten; und in dieſer Geſinnung unterſuche ich die Komödie des **Bibiena**, und finde, daß ſie unvergleichlich iſt.

Unterdeſſen will ich doch nicht unterlaſſen, einige Fehler in dieſem Wercke anzumercken und einige Stellen darinn zu critiſiren.

In dem erſten Auftritte des fünften Aufzuges kommen der weibliche **Lidio**, und der wahre **Lidio**, beyde als Mannsperſonen gekleidet, auf das Theater, wo ſie von der Magd mit dem Geldbeutel, den ſie dem **Lidio** geben ſoll, angetroffen werden. Sie ſtehet zwiſchen beyden, und alle drey zuſammen ſpielen eine Scene, in welcher die zwey junge Leute Dinge ſagen, welche bey dem weiblichen **Lidio** Gedanken erregen und ſogleich zur Erkennung Gelegenheit geben ſollten. Daß der wahre **Lidio** über die groſſe Gleichheit welche er an dem andern findet, ſeine Betrachtungen nicht anſtellet, noch darauf fället, daß es wohl ſeine Schweſter ſeyn könne, iſt nicht zu verwundern, weil er ein Mädchen ſucht und gar keine Urſache zu vermuthen hat, daß er ſie in Mannskleidern finden werde. Allein der weibliche **Lidio**, weil ſie ſich der groſſen Gleichheit, die ſie mit ihrem Bruder gehabt, noch ſehr wohl erinnert, ſollte einige Ueberlegung machen, da ſie einen jungen Menſchen ſieht, der ihr ſo ähnlich iſt. Es iſt zwar wahr, um ſie nicht daran denken zu laſſen, hat der Verfaſſer den ſcharfſinnigen Kunſtgrif gebraucht, daß er den weiblichen **Lidio** durch das ganze Stück von ihrem Bruder nicht anders, als von einem Verſtorbenen reden läßt, und ihr alſo der Gedanke, es könne wohl ihr Bruder ſeyn, nicht ſo plötzlich einfallen kann. Sie bildet ſich bloß ein, daß es der wahre Liebhaber der **Fulvia** ſey, mit dem man ſie wegen der groſſen Gleichheit verwechſelt habe. Der Verfaſſer thut auch auch noch das, daß er den weiblichen **Lidio** ihre Neubegierde verrathen läßt, es näher zu wiſſen, wer eigentlich dieſer ihr ſo ähnliche junge Menſch ſey; nur fügt er hinzu, daß er es bis auf ein andermal verſchieben wolle, weil er ſich jetzt geſchwind als Frauenzimmer kleiden und zu der **Fulvia** gehen müſſe.

Nach dieſen critiſchen Anmerkungen, dürfte ich nun wohl zu behaupten wagen, daß das, was der Verfaſſer gethan hat, zu ſeiner Vertheidigung hinlänglich ſey, und daß er der Gefahr, in die er ſeine zwey Perſonen wegen einer zu frühzeitigen Erkennung geſetzt hat, ſehr wohl ausgewichen iſt. Ich will es unterdeſſen doch auf das Urtheil der Leſer ankommen laſſen; und wenn das, was der Dichter zu ſeiner Rettung gethan hat, dennoch nicht zureichen ſollte, ſo wird man ihn wenigſtens nicht als einen dummen Idioten verdammen, welcher den Fehler begangen habe, ohne ihn zu merken. Er hat alle die Gefahr, die dabey iſt, geſehen, und alle mögliche Mittel, ihr zu entgehen, angewendet.

Was die andre Scene zwiſchen dem **Calandro** und den beyden als Frauenzimmer gekleideten Geſchwiſtern, anbelangt, kann man dem Verfaſſer nichts vorwerfen, weil die Geſchwiſter eines von dem andern weit genug entfernt ſind, und **Calandro** bald zu dem einen, bald zu dem andern geht, ſo daß ſie alle beyde vom Theater abtreten, ohne daß ſie einander ins Geſicht geſehen, oder ein Wort zuſammen geſprochen hätten. Wenn die Stelle, die ich critiſirt habe, auch ſchon mit andern tüchtigen Gründen, auſſer den angeführten, zu retten wäre, ſo wird man doch folgende weit weniger zu entſchuldigen finden.

In der Mitte des fünften Aufzugs erzehlt die Magd, daß die Brüder des **Calandro** ihre Frau bey einem jungen Menſchen getroffen und ſie beyde in ein Zimmer eingeſchloſſen hätten; daß ſie hierauf weggegangen wären, um ihren Bruder zu hohlen, und ihm ſeine Frau mit ihrem Liebhaber zu zeigen. Auf dieſe Nachricht bringt **Teſſenio** das als eine Mannsperſon gekleidete Mädchen durch das Fenſter in das Zimmer der **Fulvia**, läßt die Kleider wechſeln, und ſagt der **Fulvia**, daß ſie nunmehr ihren Mann erwarten und zu Schanden machen könne.

Dieſer Urſachen und der von dem **Teſſenio** erſonnene Betriegerey wegen, ſollte **Fulvia**, wenn ſie ſchon aus dem Zimmer kommen könnte, dennoch darinn bleiben, weil ihre Ehre in Sicherheit iſt, und ſie ruhig die Ankunft ihres Mannes erwarten kann. Einen Augenblick zuvor aber, ehe **Calandro** mit ſeinen Brüdern kömmt, erſcheinet **Fulvia** an der Hausthüre, empfängt ihren Mann, und führt, unter Klagen über ihn, die Brüder deſſelben hinein, um ihnen zu zeigen, von welcher Art ihr Liebhaber ſey.

Ich glaube, **Fulvia** ſollte gar nicht aus dem Zimmer herauskommen, um nicht argwohnen zu laſſen, daß ſie eben ſo leicht, als ſie ſelbſt herausgekommen, auch ihren Liebhaber hätte heraus, und ein Mädchen an ſeine Stelle hinein ſchaffen können. **Teſſenio** hätte, ohne daß ſie herauskommen dürfen, von allem, was vorgegangen ſey, Rechenſchaft geben können, ſo wie er es auch in der That thut. Die Erſcheinung der **Fulvia** verurſacht daher nicht bloß die gedachte Unbequemlichkeit,, ſondern iſt auch ganz und gar unnütze.

Ob ich nun aber gleich überzeugt bin, daß der Fehler von welchen ich jezt geſprochen habe, ein wirklicher Fehler iſt, ſo iſt er doch keiner von den Hauptfehlern, den man nicht anders als mit Umwerfung des ganzen Stücks verbeſſern könne, ſondern man braucht weiter nichts, als die wenigen Zeilen, welche **Fulvia** unter der Hausthüre ſagt, und die kleine Scene, die ſie auf der Straſſe mit dem **Calandro** hat, wegzuſtreichen, wenn alles

es, ohne weitere Aenderung ſeine Richtigkeit
ben ſoll.

Man könnte wider die **Calandra** einwenden,
ß ſie allzuverwickelt ſey, und daß bey gewiſſen
legenheiten die Fruchtbarkeit der Einbildungs-
ſt ein Fehler werde. Ich gebe dieſes zu; al-
wenn eine Komödie aus allzuvielen Begeben-
ten zuſammengeſetzt iſt, ſo muß man unterſu-
n, ob die häufigen Zufälle die Aufmerkſam-
t nicht allzuſehr ermüden, und ob alles mit
gehörigen Genauigkeit und Wahrſcheinlich-
t angeordnet iſt. Wenn eine Sache auf die
dre leicht und deutlich folgt, wenn jede von
Perſonen für ihr Theil nicht mehr thut,
ſie thun ſoll, und wenn man alles verſtanden
, ohne daß man ſich lange auf alles vorher-
hende beſinnen muß; alsdenn muß man zuge-
, daß das Stück vollkommen ſey. Man
rf die **Calandra** nur leſen, um zu ſehen, daß ſich
ſe Vollkommenheiten darinn finden. Sonſt
es freylich wahr, daß die erhizte Einbildungs-
ſt der Italiäner, und die allzugroſſe Frucht-
rkeit ihres Witzes, wegen des allzureichen
tofs, den ſie ohne Klugheit angewendet, nicht
ten ſehr ſchlechte Stücke hat hervorbringen müſ-
; allein **Bibiena** hatte das Ebenmaaß all-
wol inne, als daß er in einem dergleichen Feh-
hätte fallen können.

Einen einzigen Punct will ich noch ausnehmen; ich glaube nehmlich nicht, daß die von den Regeln vorgeſchriebene Zeit der zwölf Stunden, weil keine Nacht darinn vorkömmt, zu allen den Verrichtungen, die bey der Handlung der **Calandra** vorkommen, hinlänglich ſey; was aber die andern Regeln der Kunſt anbelangt, dieſe ſind gewiß insgeſamt vortreflich beobachtet worden.

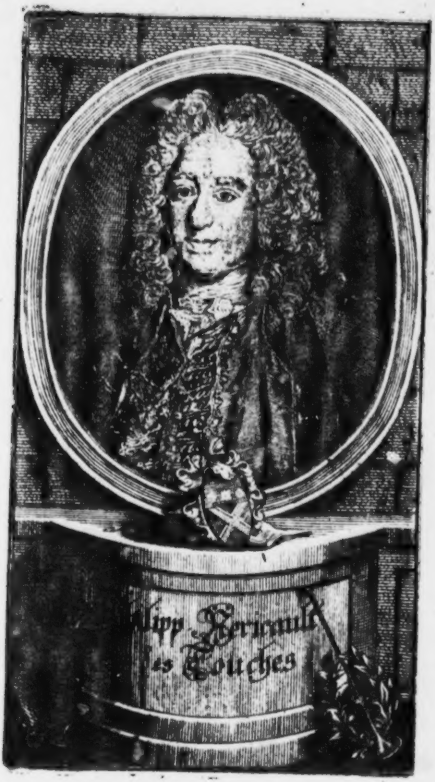
Inhalt des zweyten Stücks.

VII. Von den lateiniſchen Trauerſpielen, welche unter dem Namen des Seneca kannt ſind. S. 1.
1. Der raſende Herkules — 4.
Auszug aus demſelben — 5.
Beurtheilung deſſelben — 39.
Vergleichung mit des Euripides raſendem Herkules — — 41.
Unbilliges Urtheil des Pater Brumoy — — — 44.
Von neuern Trauerſpielen auf den raſenden Herkules — 48.
Vorſchlag für einen heutigen Dichter — — — 49.
Die Moral des raſenden Herkules 54.
Verſuch über ein in Unordnung gebrachtes Stück des lateiniſchen Dichters — — — 57.
2. Thyeſt — — 62.
Auszug aus demſelben — 63.
Beurtheilung deſſelben — 99.
Von andern alten Trauerſpielen dieſes Inhalts — — 106.

Wahr-

  - Wahrſcheinlicher Beweis, daß der raſende Herkules und der Thyeſt einen Verfaſſer haben S. 108.
  - Von neuern Trauerſpielen, welche den Namen Thyeſt führen 114.
  - Insbeſondre von dem Atreus und Thyeſt des ältern Crebillon. 115.
- VIII. Des Herrn Ludewig Riccoboni Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne — 135.
  - Nachricht von dem Verfaſſer ebd.
  - Die Geſchichte ſelbſt — 139.
- IX. Auszug aus den italiäniſchen Trauerſpielen Sophonisbe und Roſemonde — — 215.
- X. Auszug aus der Calandra des Bernardo da Bibiena. — 241.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN


lipp Nericault
es Touches

Gotth. Ephr. Leßings

Theatraliſche Bibliothek.

Drittes Stück.

Berlin,
bey Chriſtian Friederich Voß, 1755.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

XI.

Des Abts du Bos Ausſchweifung von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten.

Vorbericht.

Der Abt **du Bos** war einer von den „Vierzigern, und beſtändiger Sekretär der franzöſiſchen Akademie. „Der Herr **von Voltaire** hat ihn mit unter „die Schriftſteller gezehlet, welche das Jahrhundert Ludewigs des XIV. erleuchtet haben. „Er hat ſich der Welt als ein Geſchichtſchreiber „und als ein Kunſtrichter gezeigt. Als jener „in ſeiner Hiſtoire de la ligue de Cambrai, wel-

„cher der Herr **von Voltaire** das Lob zugeſtehet, „daß ſie ein Muſter in ihrer Art ſey. Als „dieſer, in ſeinen **critiſchen Betrachtungen** „**über die Dichtkunſt und Mahlerey,** „(Reflexions critiques ſur la Poeſie & ſur la „Peinture) von welchen ich hier etwas mehrers „melden muß. Ich kann es jetzt nicht gleich „wiſſen, in welchem Jahre ſie zu erſt ans Licht „traten. Ich habe blos die fünfte Ausgabe vor „mir, welche von 1746 iſt. Es iſt die letzte, „meines Wiſſens, und auf den Titel wird geſagt, „daß ſie von dem Verfaſſer ſelbſt durchgeſehen, „verbeſſert und vermehrt worden. Sie „iſt in Paris in groß Duodez gedruckt, und beſtehet „aus drey Theilen, deren ſtärkſter ein Alphabet „hat. Der Inhalt, wie ihn der Verfaſſer „ſelbſt entwirft, iſt kurz dieſer. In dem „**erſten** Theile erklärt er, worinn die Schönheit „eines Gemähldes und die Schönheit eines „Gedichts vornehmlich beſtehe; was für Vorzüge „ſo wohl das eine, als das andere, durch „die Beobachtungen der Regeln erlange, und „endlich was für Beyſtand ſowohl die Werke „der Dichtkunſt, als der Mahlerey, von andern „Künſten erborgen können, um ſich mit

„deſto gröſſern Vortheile zu zeigen. In dem „**zweyten** Theile handelt er von den Theils natürlichen, Theils erworbenen Eigenſchaften, welche ſowohl groſſe Mahler, als groſſe Dichter, „haben müſſen, und forſcht den Urſachen nach, „warum einige Jahrhunderte ſo viele, und einige „faſt gar keine berühmte Künſtler geſehen haben. Hierauf unterſucht er, auf welche Weiſe „die Künſtler zu ihrem Ruhme gelangen; an „welchen Kennzeichen man es vorausſehen könne, „ob der Ruhm, in welchem ſie zu ihren Zeiten „ſtehen, ein wahrer Ruhm ſey, oder ob ſie nur „ein flüchtiges Aufſehen machen; und endlich „aus welchen Merkmalen man es zuverläßig „ſchlieſſen dürfe, daß der Name eines von ſeinen Zeitgenoſſen gerühmten Dichters oder „Mahlers, immer mehr und mehr wachſen, „und in den folgenden Zeiten noch gröſſer seyn „werde, als er ſelbſt zu ſeiner Zeit geweſen iſt. „In dem **dritten** Theile endlich trägt unſer Abt „verſchiedene Entdeckungen vor, die er in Anſehung der theatraliſchen Vorſtellungen der Alten gemacht zu haben glaubet. In den erſten „Ausgaben ſeines Werks, war dieſe Materie „dem erſten Theile mit eingeſchaltet. Weil ſie

„aber doch nichts anders als eine Ausſchweifung „war, durch die man die Hauptſache allzulange „aus den Augen verlohr, ſo folgte er dem Rathe einiger Freunde, und machte einen beſondern Theil daraus. Dieſer beſondre Theil nun, „oder dieſe Ausſchweifung iſt es, welche ich hier „meiner theatraliſchen Bibliothek einverleiben „will. Ich werde aber dabey für dieſesmal „nichts, als die Pflichten eines getreuen Ueberſetzers beobachten; und meine Gedanken über „verſchiedene beſondere Meinungen des Verfaſſers auf eine andere Gelegenheit verſparen„.

Du Bos
von den
theatraliſchen Vorſtellungen
der Alten.

Eingang.

Die Muſik der Alten war eine Wiſſenſchaft, die einen weit gröſſern Umfang hatte, als unſre Muſik. Heut zu Tage lehret die Muſik blos zwey Dinge; die Compoſition der muſikaliſchen, oder eigentlich ſo genannten Geſänge, und die Ausübung dieſer Geſänge, es ſey nun vermittelſt der Stimme, oder vermittelſt der Inſtrumente. Bey den Griechen und Römern aber hatte die Muſik ein weit gröſſers Feld. Sie lehrte nicht allein das, was unſere noch lehrt, ſondern ſie lehrte auch noch weit mehr Dinge, welche unſere nicht lehrt; es ſey nun, weil man heut zu Tage einen Theil dieſer Dinge nicht mehr ſtudirt, oder weil man die Kunſt, welche den andern Theil dieſer Dinge lehrt, zur Muſik nicht rechnet, und denjenigen alſo, der ſie treibt, den Namen eines Muſicus nicht beylegt. In dem Alterthume war die Dichtkunſt eine von den Künſten, welche mit unter der Muſick begriffen wurden, und die Muſik war es folglich, welche, Verſe von einer jeden

Art zu machen, lehrte. Die Tanzkunſt, oder die Kunſt der Bewegungen, war gleichfalls eine von den Muſikaliſchen Künſten. Diejenigen alſo, welche die Schritte und Stellungen unſers Tanzens, oder des eigentlich ſo genannten Tanzens lehrten, welches ein Theil von der Kunſt der Bewegungen war, wurden Muſici genannt. Endlich lehrte auch die Muſik der Alten die bloſſe Declamation in Noten zu ſetzen und zu ſchreiben, welches man heut zu Tage nicht mehr verſtehet. **Ariſtides Quintilianus** hat uns ein vortrefliches Buch über die Muſik, in griechiſcher Sprache, hinterlaſſen. Er lebte unter der Regierung des Domitianus oder Trajanus, wie **Meibom**, welcher das Werk, wovon ich rede, mit der lateiniſchen Ueberſetzung drucken laſſen, aus guten Gründen ſchließt. Dieſem **Ariſtides** zu Folge, erklärten die meiſten Schriftſteller, welche vor ihm geſchrieben hatten, die Muſik als eine Kunſt, welche die Stimme zu brauchen, und alle Bewegungen des Körpers mit Anmuth zu machen lehre. (*) Τεχνη πρεποντος ἐν φωναις και κινησεσι.

Da man gemeiniglich von der Muſik der Griechen und Römer den Begrif nicht hat, den ich davon gegeben, und vielmehr glaubt, daß ſie mit der unſrigen in gleiche Grentzen eingeſchloſſen geweſen, ſo findet man ſich in ziemlicher Verle-

---

(*) Ariſtides im erſten Buche. S. 6. Meibomiſchen Ausgabe.

Verlegenheit; wenn man alles das, was die alten Schriftſteller von ihrer Muſik, und von dem zu ihrer Zeit üblichen Gebrauch derſelben, ſagen, erklären will. Daher iſt es gekommen, daß die Stellen in der Dichtkunſt des Ariſtoteles, die Stellen im Cicero, im Quintilian und in andern guten Schriftſtellern des Alterthums, wo ihrer Muſik gedacht wird, von den Auslegern übel verſtanden worden, weil ſie ſich eingebildet, daß in dieſen Stellen von unſerm Tanze und und unſerm Singen, das iſt, von dem eigentlich ſo genannten Tanzen und Singen, geſprochen werde. Die Auslegung, die ſie davon geben, taugt faſt immer zu weiter nichts, als die Sache noch dunckler zu machen, und uns von der wahren Art, wie wir uns vorſtellen ſollten, daß die dramatiſchen Stücke auf den Theatern der Alten aufgeführet worden, ganz abzubringen.

Ich unterſtehe mich, alle dieſe Stellen auf eine verſtändliche Art zu erklären, und beſonders diejenigen, welche von den theatraliſchen Vorſtellungen handeln. Folgendes iſt der Plan meines Werks.

Anfangs will ich einen allgemeinen Begrif von der ſpeculativiſchen Muſik, und den muſikaliſchen Künſten, das iſt, denjenigen Künſten geben, welche bey den Alten der Wiſſenſchaft der Muſik untergeordnet waren. Von derjenigen Wiſſenſchaft, welche die Grundſätze von allen Arten der Accorde, und allen Arten der Harmonie lehret, werde ich wenig oder nichts ſagen, weil es mir nicht zukommt, in den Auslegungen, welche **Meibom**, **Broſſard**, **Burette** und andre neue Schriftſteller, von den uns übrig gebliebenen Werken der Alten über die Harmonie, gemacht haben, etwas zu ändern, oder etwas hinzu zu thun.

Zweytens will ich zeigen, daß die Alten ihre theatraliſche Declamation in Noten geſetzt und geſchrieben, ſo daß diejenigen, die ſie recitirten, durch ein Accompagnement unterſtützet werden konnten, und auch wirklich unterſtützet wurden.

Drittens will ich darthun, daß die Alten die Kunſt der Bewegungen, oder die **Saltation**, welche eine von den der Muſik untergeordneten Künſten war, ſo vollkommen wohl in eine ordentliche Methode gebracht hatten, daß ſie, bey Ausführung verſchiedener Scenen, die theatraliſche Declamation, zwiſchen zwey Schauſpieler theilen konnten, und auch wirklich theilten, deren einer recitirte, und der andere Bewegungen machte, wie ſie ſich zu den recitirten Verſen ſchickten; und daß ſogar ganze Banden von Pantomimen oder ſtummen Schauſpielern entſtanden, welche aneinander hangende Stücke, ohne zu reden, ſpielen konnten.

Endlich will ich mein Werk mit einigen Anmerkungen über die Vortheile und Unbequemlichkeiten ſchlieſſen, welche aus dem Gebrauche der Alten entſtehen konnten.

Erſter

Erſter Abſchnitt.

Allgemeiner Begriff von der Muſik der Alten, und den muſikaliſchen Künſten, welche dieſer Wiſſenſchaft untergeordnet waren.

Man kann das Werk über die Muſik, welches **Ariſtides Quintilianus** in griechiſcher Sprache geſchrieben, und **Meibom** ins Lateiniſche überſetzt hat, als das allerlehrreichſte anſehen, welches uns über dieſe Wiſſenſchaft aus dem Alterthume übrig geblieben iſt. Es iſt, meinem Bedünken nach, das methodiſchſte unter allen dieſen Werken; und da deſſelben Verfaſſer, ein Grieche von Geburth, täglich mit den Römern umging, weil er in den Zeiten lebte, da alle von den Griechen bewohnte Länder den Nachfolgern des Auguſtus unterworffen waren, ſo konnte er gar wohl den Gebrauch wiſſen, den man zu Rom und in Griechenland von der Muſik machte. Aus ſeinem Buche alſo wollen wir den allgemeinen Begrif von der Muſik der Alten hohlen. Die Muſik der Römer übrigens war mit der Muſik der Griechen, von welchen ſie dieſe Wiſſenſchaft gelernt hatten, einerley. Ihr Umfang und ihre Grundſätze waren bey den einen eben die, die ſie bey den andern waren, ſo daß man ſich, bey Erklärung des Umfanges und des Gebrauchs der Muſik der Alten, mit gleichem Rechte bald der griechiſchen, bald der lateiniſchen Schriftſteller bedienen kann. **Ariſtides Quintilianus** (im erſten Buche) erkläret die Muſik als eine Kunſt, aber als eine Kunſt, welche die Grundſätze, nach welchen ſie verfähret, beweiſe, und alles lehre, was den Gebrauch betreffe, den man von der Stimme machen könne, zugleich auch alle Bewegungen, deren der Körper fähig ſey, mit Anmuth zu bewerkſtelligen, zeige. Unſer Verfaſſer führet noch einige andere Erklärungen von der Muſik an, die von der ſeinigen zwar ein wenig unterſchieden ſind, überhaupt aber doch durchgängig voraus ſetzen, daß dieſe Wiſſenſchaft den Umfang wirklich gehabt habe, den wir ihr beylegen.

Die lateiniſchen Schriftſteller ſagen eben dieſes. Die Muſik, ſpricht **Quintilian** der Redner (*), lehret nicht allein alle Veränderungen, deren die Stimme fähig iſt, ſondern auch alle Bewegungen des Körpers gehörig einrichten. Dieſe Veränderungen und dieſe Bewegungen aber wollen nach einer gewiſſen und vernünftigen Methode gemacht und vorgenommen werden. Numeros muſices duplices habet, in vocibus & in corpore, utriusque enim rei aptus quidam motus deſideratur. Einige Zeilen weiter

(*) Inſt. lib. pr. c. 12. de muſic. & ejus laudibus.

weiter fügt unſer Verfaſſer hinzu: „Eine anſtändige und ſchickliche Bewegung iſt dem Redner durchaus nothwendig, und kann durch nichts anders als durch die Muſik erlernt werden. Corporis quoque decens & aptus motus, qui dicitur Eurithmia, eſt neceſſarius, nec aliunde peti poteſt.

Der H. Auguſtinus ſagt in dem Werke, welches er von der Muſik geſchrieben hat, eben das, was Quintilian ſagt. Er ſchreibt daſelbſt, die Muſik ertheile von allen den Bewegungen des Körpers lehren, deren Theorie ſich in eine Wiſſenſchaft, und deren Ausübung ſich in eine Methode bringen lieſſen. Quicquid numeroſitatis, quæ temporum atque intervallorum dimenſionibus movetur - - - Muſica eſt ſcientia bene movendi. (*) Die Muſik der Alten hatte alſo alle Bewegungen des Körpers gewiſſen Regeln unterworfen, ſo wie es jetzt die Bewegungen der Füſſe unſrer Tänzer ſind.

Die Wiſſenſchaft der Muſik, oder wenn man ſie lieber die ſpeculativiſche Muſik nennen will, hieß die harmoniſche Muſik, weil ſie die Grundſätze aller Harmonie, und die allgemeinen Regeln von allen Arten der Accorde lehrte. Von ihr alſo lernte man dasjenige, was wir die **Compoſition** nennen. Weil damals der Geſang, welcher das Werk der Compoſition iſt, manchmal **Muſik** im engen Verſtande genennt wurde,

---

(*) De muſica libro primo

de, ſo theilten die Alten die Muſik, nach dieſer Bedeutung genommen, in drey Arten, in die Diatoniſche nehmlich, in die Chromatiſche und in die Enharmoniſche. Der Unterſchied dieſer drey Arten beſtand darinn, daß die eine in ihrem Geſange Töne verſtattete, welche die andre nicht verſtattete. In der Diatoniſchen Muſik konnte der Geſang durch keine geringern Intervalle, als durch die Semitonia majora fortſchreiten. Die Modulation der Chromatiſchen Muſik brauchte die Semitonia minora; in der Enharmoniſchen Muſik aber konnte die Fortſchreitung des Geſanges durch die halben Semitonia geſchehen. Auch theilen die Alten ihre muſikaliſchen Compoſitionen in verſchiedene Arten in Anſehung des Modi oder des Tones, aus welchem ſie gingen, und nennten dieſe Modos nach den Ländern, in welchen ſie am meiſten waren gebraucht worden. Den einen nennten ſie alſo den Phrygiſchen Modus, den andern den Doriſchen und ſo weiter fort. Doch ich will meine Leſer in dieſer Materie auf diejenigen Neuern verweiſen, welche ausdrücklich die harmoniſche Muſik der Alten abgehandelt haben, damit ich deſto geſchwinder auf dasjenige kommen kann, was ich von den muſikaliſchen Künſten zu ſagen habe, die der vornehmſte Gegenſtand meiner Abhandlung ſind.

Sobald das Feld der Muſik von einem ſo weitläuftigen Umfange war, ſobald war es natürlich,

türlich, daß ſie verſchiedene Künſte in ſich ſchlieſſen mußte, deren jede ihr beſonderer Gegenſtand war. Wir ſehen auch in der That, daß Ariſtides Quintilianus bis auf ſechs der Muſik untergeordnete Künſte zehlet. Von dieſen ſechs Künſten lehrten drey alle Arten von Compoſitionen, und drey alle Arten von Ausübung. Porro activum ſecatur in uſuale quod prædictis utitur, & enuntiativum. Uſualis partes ſunt Melopæia, Rithmopæia, Poeſis; Enuntiativi, Organicum, Odicum, Hypocriticum. (*)

In Anſehung der Compoſition theilte ſich alſo die Muſik in die Melopäie, oder in die Kunſt den Geſang zu verfertigen, in die Rithmopäie und in die Poetik. In Anſehung der Ausübung theilete ſich die Muſik in die Kunſt die Inſtrumente zu ſpielen, in die Kunſt zu ſingen, und in die hypocritiſche Kunſt oder in die Kunſt der Bewegungen.

Die Melopäie, oder die Kunſt die Melodie zu verfertigen, war die Kunſt alle Arten von Geſängen in Noten zu ſetzen und zu ſchreiben; das iſt, nicht allein den muſikaliſchen oder den eigentlich ſo genannten Geſang, ſondern auch jede Art von Recitation oder Declamation.

Die Rithmopäie gab Regeln, alle Bewegungen des Körpers und der Stimme einer gewiſſen Menſur zu unterwerfen, ſo daß man den Tact dazu ſchlagen, und ihn mit einer ſchicklichen und der Sache gemäſſen Bewegung dazu ſchlagen konnte.

(*) Ariſtides libro pr.

Die Poetik lehrte das Mechaniſche der Poeſie, und zeigte alſo, wie man alle Arten von Verſen gehörig machen ſolle.

In Anſehung der Ausübung, haben wir geſehen, daß ſich die Muſik gleichfalls in drey Künſte theilte; in die Kunſt die Inſtrumente zu ſpielen, in die Kunſt zu ſingen, und in die Kunſt der Bewegungen.

Man kann leicht errathen, was das für Unterricht müſſe geweſen ſeyn, den die Organiſche Muſik, welche die Inſtrumente zu ſpielen lehrte, und diejenige Muſik ertheilte, welche die Singekunſt genennt wird. Was die hypocritiſche, oder die **nachäffende** Muſik anbelangt, die deswegen ſo hieß, weil ſie eigentlich die Muſik der Komödianten war, die bey den Griechen gemeiniglich Hypocriten oder Nachäffer hieſſen, ſo lehrte ſie die Kunſt der Bewegungen, und zeigte, wie man dasjenige nach den Regeln einer feſten Methode, und nach gewiſſen Grundſätzen in Ausübung bringen ſolle, was wir heut zu Tage bloß durch Hülfe des natürlichen Triebes, oder aufs höchſte, vermittelſt eines Schlendrians verrichten, der ſich nur auf wenige Anmerckungen ſtützt. Die Griechen nennten dieſe Muſikaliſche Kunſt Ορχησις und die Römer Saltatio.

Porphyrius, welcher ohngefehr zweyhundert Jahr nach dem Ariſtides Quintilianus lebte, und uns einen Commentar über des Ptolemaus drey Bücher ἁρμονικῶν hinterlaſſen hat, theilet die muſikaliſchen Künſte nur in fünf verſchiedene Künſte, nehmlich in die metriſche, in die rithmiſche, in die organiſche, in die poetiſche nach ihrem weiteſten Umfange, und in die hypocritiſche. Man findet alſo, wenn man die Eintheilung des Ariſtides mit der Eintheilung des Porphyrius vergleicht, daß Porphyrius zwey Künſte weniger zehlet als Ariſtides. Dieſe zwey Künſte ſind die Melopäie und die Singekunſt. Wenn aber, der Verſchweigung dieſer zwey Künſte ungeachtet, Porphyrius gleichwohl fünf muſikaliſche Künſte zehlet, an ſtatt daß er, nach dieſer Verkürzung, derſelben nur viere zehlen ſollte; ſo kömmt es daher, weil er unter dieſe Künſte auch die metriſche Kunſt rechnet, deren Ariſtides gar nicht gedenkt. Allein dieſe Verſchiedenheit in der Zahl der muſikaliſchen Künſte hindert im geringſten nicht, daß nicht beyde Schriftſteller im Grunde einerley ſagen ſollten. Wir wollen uns bemühen die Schwierigkeit dabey zu erklären.

Sobald Porphyrius ſagte, daß er die poetiſche Kunſt nach ihrem weiteſten Umfange annehme, wie er es denn ausdrücklich ſagt, ſo konnte er der Melopäie, oder der Kunſt die Melodie zu verfertigen, als einer beſondern muſikaliſchen Kunſt durchaus nicht gedenken, weil dieſe letztere Kunſt unter der poetiſchen Kunſt, in ihrem weiteſten Umfange genommen, begriffen war. Die Kunſt die Melodie zu verfertigen war auch in der That, nach dem Gebrauch der Griechen, ein Theil der Poetik. Man wird es unten ſehen, daß die griechiſchen Poeten die Melodie zu ihren Stücken ſelbſt verfertigen. Wenn aber Gegentheils Ariſtides aus der Poetik und aus der Melopäie zwey verſchiedene Künſte macht, ſo ſahe er damit auf die Gewohnheit der Römer, nach welcher die dramatiſchen Dichter die Declamation ihrer Verſe nicht ſelbſt componirten, ſondern ſie durch beſondre Künſtler, welche Compoſiteurs von Profeßion waren, und vom Quintilian Artifices pronunciandi genennet werden, componiren lieſſen. Wir werden in der Folge weitläuftiger hiervon handeln.

Aus eben dieſem Grunde iſt Porphyrius dem Ariſtides auch hierinn nicht gefolgt, daß er aus der Singekunſt eine beſondere muſikaliſche Kunſt gemacht hätte. Diejenigen welche in Griechenland die Poetik in ihrem ganzen Umfange lehrten, lehrten wahrſcheinlicher Weiſe auch die Kunſt, alle Arten des Geſanges oder der Declamation wohl auszuüben.

Wenn aber Porphyrius ſeines Theils aus der rithmiſchen Kunſt, aus welcher Ariſtides nur eine einzige Kunſt macht, zwey verſchiedene Künſte macht, und ſie in die metriſche und in die eigentlich ſo genannte rithmiſche Kunſt eintheilet, welche Ariſtides beyde unter dem Namen der Rithmopäie begriffen; ſo kömmt es wahrſcheinlicher Weiſe aus folgender Urſache her. Die Kunſt der Pantomimen, welche unter der Regierung des Auguſtus entſtand, hatte vielleicht in den zwey Jahrhunderten, die von der Zeit des Ariſtides bis auf die Zeit des Porphyrius verſtrichen, ſo groſſe Progreſſen gemacht, daß die Schauſpieler gleichſam genöthiget wurden, die rithmiſche Kunſt zu zertheilen, und zwey verſchiedene Künſte daraus zu machen. Die eine von dieſen Künſten, die metriſche oder **meſſende** nehmlich, lehrte, wie man eine jede Art von Bewegungen (Geſtus) in jeder Art von Tönen, die in einen gewiſſen Takt zu bringen waren, einem ordentlichen beſtimmten Maaſſe unterwerfen ſolle; die andre Kunſt aber, nehmlich die rithmiſche, lehrte bloß und allein, wie man dieſen Tact gehörig ſchlagen, und zwar mit einer anſtändigen Bewegung ſchlagen müſſe. Wir werden weiter unten ſehen, daß nach der Meinung der Alten, die **Bewegung** (des Takts) bey der Ausübung der Muſik das allerwichtigſte war; und die Erfindung der Kunſt der Pantomimen wird ſie ohne Zweifel angetrieben haben, alles dasjenige noch genauer zu unterſuchen, was die Kunſt dieſer Bewegung vollkommener machen könne. So viel iſt, wie wir zeigen werden, gewiß, daß ſeit der Regierung des Auguſtus bis auf den gänzlichen Verfall des abendländiſchen Reichs, die Vorſtellungen der Pantomimen dem römiſchen Volcke das aller angenehmſte Vergnügen waren.

Ich ſchlieſſe alſo, daß der Unterſchied, welcher ſich unter der Zahl der muſikaliſchen Künſte, ſo wie ſie Ariſtides Quintilianus angiebt, und unter der, welche Porphyrius davon feſte ſetzt, findet, nur ein ſcheinbarer Unterſchied ſey, und daß ſich dieſe zwey Schriftſteller im Grunde nicht widerſprechen.

Ich will mich hier unterbrechen, um eine Anmerckung zu machen. Da die Muſik der Alten von ſo viel Dingen methodiſche Lehren ertheilte, da ihre Vorſchriften den Sprachkundigen eben ſo nützlich, als nothwendig den Poeten, und allen denen waren, welche öffentlich zu reden hatten; ſo darf man ſich gar nicht mehr wundern, daß ſie die Griechen und Römer (*) für eine nothwendige Kunſt gehalten und ihr ſo viel Lobſprüche ertheilt haben, welche der unſrigen gar nicht zukommen. Man darf gar nicht erſtaunen, daß Ariſtides Quintilianus (**) geſagt hat, die Muſik ſey eine allen Altern des menſchlichen Lebens nöthige Wiſſenſchaft, weil ſie nicht allein das, was Kinder, ſondern auch das, was erwachſene Perſonen wiſſen müßten, lehre.

Quintilian ſchreibt aus eben dieſer Urſache, daß man nicht allein die Muſik verſtehen müſſe, wenn man ein Redner ſeyn wolle, ſondern daß man auch nicht einmal ein guter Sprachkundige ſeyn könne, ohne ſie gelernt zu haben, weil man

die

(*) Quint. Inſt. Lib. I. cap. 11.
(**) de Muſic. libro I.

die Sprachkunſt nicht lehren könne, ohne den Gebrauch des Metri und Rithmi in derſelben zu zeigen. (*) Nec citra Muſicam Grammatica poteſt eſſe perfecta, cum ei de rithmis metrisque dicendum ſit. Dieſer ſcharfſinnige Schriftſteller bemerkt auch noch an einem andern Orte, (**) daß in den vorhergehenden Zeiten die Profeſſion die Muſik zu lehren, mit der Profeſſion die Grammatik zu lehren, verbunden geweſen, und von einem und eben demſelben Lehmeiſter getrieben worden.

Endlich ſagt auch Quintilian in dem Hauptſtücke ſeines Buchs, wo er beweiſen will, daß ein Redner wenigſtens etwas von der Muſik zu erlernen verbunden ſey: „Man wird ſich nicht entbrechen, mir dieſes einzuräumen, daß diejenigen, welche die Profeſſien eines Redners treiben wollen, die Poeten leſen und verſtehen müſſen. Können aber wohl die Gedichte, von was für Art ſie auch ſeyn mögen, ohne Muſik verfertiget werden? Wenn aber einer ſo unverſtändig ſeyn, und ſagen wollte, daß die Regeln überhaupt, welchen der Poet bey Verfertigung ſeiner Verſe folge, von der Muſik nicht abhingen, ſo wird er es wenigſtens von den Regeln derjenigen Verſe nicht ſagen, die ausdrücklich dazu gemacht ſind, daß ſie von der Muſik begleitet werden ſollen.“ Poetas certe legendos

---

(*) Inſt. libr. pr. cap. 3.
(**) Ibid. cap. 6.

futuro Oratori conceſſerint. Num hi ſine Muſica? At ſi quis tam cæcus animi eſt ut de aliis dubitet, illos certe qui carmina ad lyram compoſuerunt &c. (*) Dieſe Stelle wird noch weit deutlicher erſcheinen, wenn man das wird geleſen haben, was ich vom carmine und von der notirten Declamation der zur Muſik beſtimmten Verſe ſagen werde.

Mit einem Worte, alle Schriften der Alten bezeugen es, (**) daß die Muſik zu ihren Zeiten, für eine, geſitteten Perſonen nothwendige, Kunſt gehalten worden, und daß man diejenigen, welche nichts davon verſtanden, als Leute ohne Auferziehung betrachtet, ſo wie wir heut zu Tage diejenigen, welche nicht leſen können. Ich komme zu den muſikaliſchen Künſten wieder zurück.

Zu unſerm Unglücke, iſt keine einzige von den Methoden auf uns gekommen, nach welchen die Ausübung dieſer Künſte, die in Griechenland und in Italien ſo viele Lehrer hatten, beygebracht wurde. Uebrigens haben diejenigen alten Schriftſteller, welche von der Muſik geſchrieben haben, und deren Werke übrig geblieben ſind, von dem Mechaniſchen der der Muſik untergeordneten Künſte nur ſehr wenig beygebracht, weil ſie dieſelben als leichte und gewöhnliche Sachen angeſehen, mit denen ſich nur die gemeinen Lehrmeiſter um Geld abzugeben hätten. Der hl. Auguſtinus,

zum

(*) Inſt. lib. I. cap. 12.

(**) Luciani Gymnaſt. Plutar. de Muſica.

zum Exempel, welcher von der Muſik ein Werk in ſechs Büchern geſchrieben hat, ſagt, daß er von allen dieſen geringern Künſten nicht reden werde, weil es Dinge wären, die auch die allermittelmäßigſten Schauſpieler zu wiſſen pflegten. Non enim tale aliquid hic dicendum eſt, quale quilibet Cantores Hiſtrionesque noverunt. (*)

Die Schriftſteller, von denen ich rede, haben alſo mehr als Philoſophen geſchrieben, welche über die allgemeinen Grundſätze einer Kunſt, deren Ausübung allen ihren Zeitgenoſſen bekannt war, Betrachtungen anſtellen; als daß ſie als Schriftſteller ſollten geſchrieben haben, welche verlangten, daß man aus ihren Büchern, die Kunſt, wovon ſie handeln, ohne alle andere Beyhülfe ſollte erlernen können.

Unterdeſſen hoffe ich dennoch, durch Hülfe desjenigen, was die alten Schriftſteller bey Gelegenheit von ihren muſikaliſchen Künſten geſagt haben, einen, wo nicht vollſtändigen, wenigſtens deutlichen Begrif davon geben zu können, und die Art und Weiſe zu erklären, wie die Dramatiſchen Stücke auf den Bühnen der Alten vorgeſtellet worden.

Man hat geſehen, daß Ariſtides Quintilianus ſechs muſikaliſche Künſte zehlte; die Rithmopäie nehmlich, die Melopäie, die Poetik, die Kunſt die Inſtrumente zu ſpielen, die Singekunſt,

---

(*) De Muſica, lib. I.

kunſt, und die Kunſt ſich zu bewegen: wir aber wollen dieſe ſechs Künſte auf viere bringen, und die Poetik nebſt der Melopäie und der Singekunſt nur als eine und ebendieſelbe Kunſt betrachten. Man hat bereits geſehen, daß dieſe drey Künſte auch in der That in einer ſo nahen Verwandtſchaft geſtanden, daß ſie Porphyrius zuſammen nur für eine Kunſt genommen, die er die Poetik in ihrem weitläuftigſten Umfange nennt.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Rithmiſchen Muſik.

Wir haben es bereits geſagt, daß die rithmiſche Muſik Regeln gegeben, wie man alle Bewegungen des Körpers und der Stimme ſolcher Geſtalt in eine gewiſſe Menſur bringen ſolle, daß man den Takt dazu ſchlagen könne. Der Muſikaliſche Rithmus, ſagt Ariſtides, (*) regieret eben ſo wohl die Geſtus, als die Recitation. Es lehrte alſo dieſe Kunſt den groſſen Nutzen des Takts und der Bewegung deſſelben; und man wird aus dem, was wir in den Folgen anführen werden, ſehen, daß ſie bey den Alten in ſehr groſſem Anſehen geſtanden. Der h. Auguſtinus ſagt an dem Orte ſeiner Retractationen, wo er von ſeinem Buche über die Muſik redet, daß er vornehmlich

---

(*) De Muſica libro. pr.

lich darinnen zeigen wollen, was für eine wunderbare Hülfe der Takt und die Bewegung deſſelben, leiſte. (*) Et de Muſica ſex volumina quantum attinet ad eam partem, quæ rithmus vocatur.

Die Griechen erkannten eben ſo wohl, als wir, vier Dinge in der Muſik. Die Progreſſion der Töne in dem Hauptſatze, oder den Geſang; die Harmonie, oder die Uebereinſtimmung der verſchiedenen Partieen; den Takt und die Bewegung deſſelben, oder das Tempo. Die letztern zwey alſo lehrte die Rithmopäie, welche, wie wir ſchon angemerkt haben, von dem Porphyrius in die metriſche Kunſt, das iſt, in die Kunſt des Takts, und in die rithmiſche, oder in die Kunſt der Bewegung, eingetheilt wird.

Wenn Plato ſagen will, daß die Bewegung die Seele eines abgemeſſenen Geſanges ſey, ſo ſpricht er, der Rithmus ſey die Seele des Metrums. (**) Das Metrum, ſchreibt Ariſtoteles, (***) iſt nichts als ein Theil des Rithmus. Man lieſet beym Quintilian, wenn ich ihn recht verſtehe, daß ein Takt nicht in den andern eingreiffen müſſe, wohl aber, daß derjenige, welcher den Takt ſchlage, die Freyheit habe, die Bewegung deſſelben entweder zu beſchleinigen oder anzuhalten. Rithmis ſpatia libera, metris finita ſunt. (****) Ariſtides Quintilianus ſchreibt, daß,

---

(*) Libr. primo.

(**) Plato de Legibus l. 2.

(***) Poet. cap. 1.

(****) Inſt. lib. 9. c. 4.

daß, nach der gewöhnlichſten Meinung, das Metrum von dem Rithmus, ſo wie das Ganze von ſeinen Theilen unterſchieden ſey. (*) Porro & pedibus conſtant metra — — differre autem metra a rithmo ajunt alii ut à toto partem. So wie wir aber manchmal ſchlecht weg die Bewegung ſagen, und ſo wohl den Takt als die Bewegung deſſelben darunter verſtehen; ſo ſagten auch die Griechen manchmal ſchlecht weg, der Rithmus, und verſtunden beydes, ſo wohl den Rithmus als das Metrum darunter. Und in dieſer Bedeutung hat auch Ariſtoteles das Wort Rithmus genommen, wenn er in ſeiner Poetik ſagt, daß die Muſik ihre Nachahmungen vermittelſt des Geſanges, der Harmonie, und des Rithmus mache; ſo wie die Mahlerkunſt vermittelſt der Züge und der Farben.

Die Römer welche nicht ſelten die griechiſche Terminologie brauchten, wenn ſie von der Muſik ſprachen, kannten ohne Zweifel die Abſtammung derſelben, und wußten, was ein eingeführter Gebrauch in der eigentlichen Bedeutung dieſer Kunſtwörter geändert habe. Nun ſagt aber der h. Auguſtinus ausdrücklich, (**) daß man zu ſeiner Zeit alles mit dem Namen des Rithmus belegt habe, was die Dauer bey Ausführung der Compoſition angegangen. Rithmi enim nomen in Muſica usque adeo patet ut hæc

---

(*) Ariſt. libr. pr.
(**) De Muſica libr. II.

hæc tota pars ejus quæ ad diu & non diu pertinet, rithmus nominata ſit.

Nichts iſt in allen Sprachen gewöhnlicher, als daß, auch im gemeinen Reden, der Name der Art der Gattung, und der Name der Gattung der Art beygeleget wird. Ohne uns von unſerer Materie zu verlieren, wollen wir zeigen, daß die Römer dem Worte modulatio eine viel weitere Bedeutung gegeben haben, als es ſeinem Urſprunge nach haben kann. Die Römer nennten ſoni oder voces den Geſang; die Harmonie concentus, und den Takt numeri.

Wenn Virgil in einer ſeiner Eklogen den Lycidas ſagen läßt: Wiederhohle mir doch die Verſe, die ich dich an einem Abende ſingen hörte. Auf die Zahlen (numeros) wollte ich mich wohl beſinnen, wenn ich nur die Worte davon wüßte.

> Quid, quæ te pura ſolum ſub nocte canentem
> Audieram, numeros memini, ſi verba tenerem. (*)

So will er den Lycidas nichts anders ſagen laſſen, als, daß er zwar die Worte, aus welchen die Poeſie beſtanden, vergeſſen habe, gleichwohl aber ſich erinnere, nach welchen Füſſen ſie abgemeſſen, oder in welchem Takte ſie componirt geweſen. So auch bedeutet modi, ein Wort, welches die Lateiner oft brauchen, wenn ſie von ihrer Muſik

---

(*) Ecloga IX. v. 44. 45.

Muſik reden, eigentlich nichts als die Bewegung des Takts. Gleichwohl belegten ſie beydes den Takt und die Bewegung deſſelben mit dem einzigen Namen modi; und gaben auch ſo gar den Namen modulatio der ganzen Compoſition, ohne ſich an die Ableitung des Worts zu kehren.

Man laſſe uns alſo zuerſt zeigen, daß modulatio eigentlich nichts als den Takt und die Bewegung bedeutet, und alſo weiter nichts als dasjenige, was Porphyrius den Rithmus nennet. Zweytens aber laſſe man uns zeigen, daß die Römer dem ohngeachtet oft die ganze muſikaliſche Compoſition die **Modulation** genennt haben. Wir werden die Anmerkung mehr als einmal brauchen, daß ſich die Alten dergleichen Unrichtigkeiten vergönnt haben.

Quintilian meldet, daß Ariſtoxenus, (welcher, nach des Suidas Bericht, einer von den Schülern des Ariſtoteles geweſen, und ein Buch über die Muſik geſchrieben hat, das ſich in der Meibomiſchen Sammlung befindet,) die Muſik, welche durch die Stimme ausgeübet wird, in den Rithmus und in den Geſang getheilet habe. Der Rithmus, ſetzt Quintilianus hinzu, iſt dasjenige, was wir modulatio nennen und der notirte Geſang das, was canor und ſonus genennet wird. Vocis rationes Ariſtoxenus Muſicus dividit in rithmum & melos emmetrum, quorum alterum modulatione, canore alterum ac ſonis conſtat. (*)

Wenn Quintilianus ſagen will, daß ſein Redner die Muſik eben nicht aus dem Grunde verſtehen darf, ſo ſagt er: er braucht die Modulation eben nicht ſo vollkommen zu verſtehen, daß er auch den Takt zu den Canticis und Monologen zu ſchlagen wiſſe. Dieſes waren, wie wir weiter unten ſagen werden, diejenigen Scenen der theatraliſchen Stücke, deren Declamation dem muſikaliſchen Geſange am nächſten kam. (**) Nam nec ego conſumi ſtudentem his artibus volo, nec moduletur ut muſicis modis cantica excipiat.

Gleichwohl, und dieſes iſt es, was ich zum zweyten anzumerken habe, nennt Quintilian oft die ganze Compoſition eine Modulation, und begreift unter dieſem Namen den Geſang, die Harmonie, den Takt, und das Mouvement. So ſagt er, zum Exempel in dem dritten Hauptſtücke ſeines zweyten Buches, wo er ſo beſondere Lehren von der Pronunciation, und der Sorgfalt, die ein Redner auf ſeine Stimme zu wenden habe, giebt, indem er von verſchiedenen übeln Arten zu pronunciren redet: „Nichts „kann mir in der Pronunciation widerwärtiger „klingen, als wenn ich in den Schulen und Ge„richtsplätzen nach der **Theatraliſchen Modula-**

(*) Inſtit. lib. I. cap. 12.
(**) Inſt. lib. I. cap. 13.

„**dulation** ſingen höre. Dieſer Fehler iſt Mode, ich geſtehe es; aber eben ſo wohl muß man auch geſtehen, daß er einem Redner höchſt unanſtändig ſey.„ Sed quodcunque ex his vitiis magis tulerim quam quo nunc maxime laboratur, in cauſis omnibus ſcholisque cantandi, quod inutilius ſit an fœdius ignoro. Quid enim Oratori minus convenit quam modulatio ſcenica? (*) Man ſiehet leicht, daß Quintilian hier unter Modulation den Geſang oder die componirte Declamation begreift, und alſo die ganze Compoſition Modulation nennet.

In den Ueberſchriften, welche zu Anfange der Komödien des Terenz ſtehen, wird geſagt, daß Flaccus die **Modos** dazu gemacht, oder ſie modulirt habe; anſtatt daß man hätte ſagen ſollen, Flaccus habe die Declamation componirt. Modos fecit, modulavit Flaccus.

Der h. Auguſtinus giebt einigermaſſen den Grund von dieſem Gebrauche an, indem er ſagt, daß faſt alles, was ein Muſicus zu thun habe, unter dem einzigen Worte Modulation begriffen ſey. Modulatio, quo uno pene verbo tantæ diſciplinæ definitio continetur. (**)

Ich könnte noch verſchiedene Stellen aus den alten lateiniſchen Verfaſſern anführen, in welchen die Worte modi und modulatio in einer ſo weiten Bedeutung genommen werden; um aber

---

(*) Inſt. lib. XI. cap. 3.

(**) Di Muſica libr. prim.

aber den Leſer davon zu überzeugen, daß man gemeiniglich die ganze Compoſition darunter verſtanden, wird es genug ſeyn, nur noch die Erklärung anzuführen, welche der Sprachlehrer **Diomedes**, der vor dem Verfalle des römiſchen Reichs gelebt hat, von dem Worte modulatio giebt. Die Modulation, ſagt dieſer Schriftſteller, iſt die Kunſt die Ausſprache einer auf einander folgenden Rede angenehmer, und zu einem dem Ohre ſchmeichelhaften Getöne zu machen. (*) Modulatio eſt continuati ſermonis in jucundiorem dicendi rationem artificialis flexus, in delectabilem auditui formam converſus.

Kurz das Wort modulatio hatte unter den Römern eben die Bedeutung, welche das Wort carmen hatte; ein Wort welches wir nach der eigentlichen Bedeutung nicht überſetzen können, nach welcher es die Abmeſſung und die in Noten gebrachte Ausſprache der Verſe bedeutete; denn da wir die Sache ſelbſt nicht haben, ſo fehlt uns auch das eigentliche Wort, wodurch wir ſie ausdrücken könnten. Wir werden bald von dieſem carmen reden. Jezt wollen wir wieder auf die Rithmopäie, oder auf die eigentlich ſo genannte Modulation zurückkommen.

Wir wiſſen, wie die Alten ihre Vocalmuſik, oder ihre über gewiſſe Worte componirte Muſik abzu-

---

(*) De Arte Grammatica lib. 2. cap 4.

abzumeſſen pflegten. Die Sylben in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache hatten ihren beſtimmten Werth, und dieſer beſtimmte Werth war ſo gar auch relativiſch; das iſt, zwey kurze Sylben durften in der Ausſprache nicht länger dauern, als eine lange, und eine lange mußte ſo lange dauern, als zwey kurze. Die kurze Sylbe galt in der Abmeſſung eine Zeit, und die lange galt zwey Zeiten. Auch den Kindern, ſagt Quintilian, iſt es nicht unbekannt, daß die lange Sylbe von zwey Zeiten, und die kurze nur von einer iſt. Longam eſſe duorum temporum, brevem unius, etiam pueri ſciunt. (*)

Dieſes Verhältniß zwiſchen den langen und kurzen Sylben, war eben ſo unwandelbar als heut zu Tage das Verhältniß zwiſchen den Noten von verſchiedenem Werthe iſt. So wie in unſerer Muſik zwey Viertelnoten eben ſo lange dauern müſſen als eine halbſchlägige, eben ſo dauerten auch in der Muſik der Alten zwey kurze Sylben nicht länger und nicht kürzer, als eine lange. Wenn alſo die griechiſchen oder römiſchen Tonkünſtler etwas, was es nun auch ſeyn mochte, componirten, ſo durften ſie ſich nur nach dem Werthe der Sylben richten, über welche ſie eine jede Note ſetzten. Der Werth der Note war bereits durch den Werth der Sylbe beſtimmt. Und nun wird man es einſehen, warum **Boethius**, welcher unter der Regierung des

Theo-

(*) Inſtitut. lib. 9. cap. 4.

Theodoricus, Königs der Oſtgothen, als die Schaubühnen in Rom noch offen waren, lebte, indem er von einem Componiſten, welcher Verſe in einen Geſang bringt, ſagt: daß dieſe Verſe ſchon ihre Abmeſſung, vermöge ihrer Einrichtung, haben; das iſt, vermöge der Verbindung der langen und kurzen Sylben, aus welchen ſie beſtehen. Ut ſi quando melos aliquod Muſicus voluiſſet adſcribere ſupra verſum rithmica metri compoſitione diſtentum &c. (*)

Da nun aber, bey den Griechen und Römern jedermann von Kindheit an den Werth einer jeden Sylbe wußte, ohne eine beſondere Bemühung darauf verwendet zu haben, ſo wußte er auch zugleich den Werth einer jeden Noten, weil dieſer mit jenem einerley war.

Wie viel Zeiten brachten nun aber die Griechen und Römer in die Abmeſſung der Geſänge, die ſie auf gewiſſe Worte componirt hatten, dieſe Geſänge mochten nun von einer Art ſeyn von welcher ſie wollten? Ich antworte. Was die Geſänge anbelangt, die über Verſe componirt wurden, ſo war die Abmeſſung dieſer Geſänge, und die Zahl der Zeiten in jedem Takte bereits durch die Figur des Verſes beſtimmt. Ein jeder Fuß des Verſes machte ein Maaß oder einen Takt aus. Man wird auch wirklich in folgenden finden, daß das Wort pes, welches einen Fuß bedeutet, vom Quintilian, und von andern, für das Wort Takt

---

(*) De Muſica libr. 4. cap. 3.

gebrauchet worden. Gleichwohl kann man wider dieſe Erklärung eine Einwendung machen; dieſe nehmlich, daß wegen der Beſchaffenheit des Fuſſes, die Takte eben deſſelben Geſanges von verſchiedener Dauer müßten geweſen ſeyn, weil die Füſſe in eben demſelben Verſe einander nicht alle gleich waren. Einige hatten nicht mehr als drey Zeiten, da andre hingegen derſelben viere hatten. Denn in der That enthielten die Füſſen, welche nur aus einer langen und einer kurzen Sylbe, oder aus drey kurzen Sylben beſtanden, nicht mehr als drey Zeiten, anſtatt daß die Füſſe, welche aus zwey langen oder aus einer langen und zwey kurzen Sylben beſtanden, vier Zeiten hatten. Ich räume es ein, daß dieſes nicht anders ſeyn konnte. Gleichwohl aber hinderte dieſes nicht, daß der, welcher den Takt ſchlug, ihn nicht mit der vollkommenſten Genauigkeit hätte ſchlagen können.

Was die Geſänge anbelangt, welche über Proſa componirt wurden, ſo ſieht man wohl, daß der Werth einer Note gleichfalls von dem Werth der Sylbe abhieng, über welcher ſie ſtand. Vielleicht maaſſen die Alten die Geſänge von dieſer Art ganz und gar nicht ab, ſondern lieſſen demjenigen, welcher nach den Grundſätzen der rithmiſchen Kunſt den Takt ſchlug, die Freyheit, die Cadence nach jeder beliebigen Anzahl von Zeiten, die er zuſammen zu nehmen, und gleichſam unter ein gewiſſes Maaß zu vereinigen, für gut befand, zu bemerken. Und ſeit wenn ſchreiben wir denn den Takt in unſere Muſik? Dieſes nun iſt die Urſache, warum die Alten die Poeſie unter die Zahl der muſikaliſchen Künſte rechneten. Dieſes iſt die Urſache, warum die meiſten griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller, welche von der Muſik geſchrieben, weitläuftig von dem Werthe der Sylben, von den Füſſen und den Versarten, ſo wie auch von derſelben Gebrauche handeln, um einer Rede mehr Anmuth und Nachdruck dadurch zu geben. Wer es gern wiſſen will, wie tief die Alten dieſe Materie ergründet haben, mag dasjenige leſen, was der h. Auguſtinus in ſeinem Buche von der Muſik davon geſchrieben hat.

Ubrigens lernen wir von dem Ariſtides Quintilianus, und ſehen es auch aus dem, was andre Schriftſteller davon geſagt haben, daß die Alten einen Rithmus gehabt, in welchem jeder Fuß des Verſes nicht immer einen Takt ausgemacht, weil es Takte gegeben, die aus acht ſyllabiſchen Zeiten zuſammen geſetzt geweſen, das iſt, aus acht kurzen Sylben, oder derſelben Werthe. Es war dieſes ein Mittel, der Unbequemlichkeit abzuhelfen, die aus der ungleichen Dauer eben deſſelben Verſes, entſtand. Weil aber dieſes die eigentlich ſo genannte Muſik angehet, ſo will ich meinen Leſer auf das verweiſen, was ein gelehrter Mann, der mit einer tiefen Kenntniß dieſer Wiſſenſchaft, eine weitläuftige Beleſenheit verbindet, davon geſchrieben hat. *)

Wie zeigten aber die Alten den Werth der Noten in ihrer organiſchen oder inſtrumental Muſik an, wo der Werth dieſer Noten durch den Werth der Sylben, über welchen ſie ſtehen könnten, nicht beſtimmt werden konnte? Das weis ich nicht; ich bilde mir aber ein; daß man in der inſtrumental Muſik jedem σημειον oder jeder organiſchen Note ihren gewiſſen Werth vielleicht durch Puncte, die man bald darüber, bald darunter, bald auf die Seite geſetzt, vielleicht auch durch die beyden Zeichen gegeben habe, durch die man den Werth der Sylben, ob ſie lang oder kurz wären, anzudeuten gewohnt war, und deren Figur man gleich in den allerunterſten Klaſſen kennen lernte. Von dieſen σημειοις werden wir weitläuftig handeln, wenn wir die Art und Weiſe erklären werden, wie die Alten ſo wohl ihren muſikaliſchen oder eigentlich ſo genannten Geſang, als auch denjenigen Geſang welcher nichts als eine Declamation war, in Noten verzeichnet haben.

Weit neugieriger wird man ſeyn, noch etwas anders zu wiſſen; die Art nehmlich, wie die metriſche Muſik in jeder Art von Bewegungen des Körpers den Takt angezeiget habe. Wie konnten die Alten, wird man gleich Anfangs fragen,

die

(*) Hr. Burette, Mitglied der Königl. Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften; im 5ten Theile ihrer Geſchichte.

die Gebehrden in Noten bringen? Wie fiengen ſie es an, jede Bewegung der Füſſe und Hände, jede Stellung, jeden Gang durch eine beſondere Figur auszudrücken, die jede von dieſen Bewegungen deutlich bezeichnete? Auf dieſe Fragen will ich hier bloß antworten; daß die Kunſt die Gebehrden mit Noten auszudrücken, oder, wenn man ſo ſagen will, die Wörterbücher der Gebehrden (denn wir werden ſehen, daß die Alten wirklich dergleichen Wörterbücher hatten, wenn man ſich anders dieſes Ausdrucks hier bedienen darf) kein Werk der rithmiſchen Muſik, von welcher wir gegenwärtig handeln, waren. Sie ſetzte die Kunſt, die Gebehrden in Noten auszudrücken, als eine ſchon erfundene und in Ausübung gebrachte Kunſt voraus; welche von der hypocritiſchen Muſik, oder der Saltation, gelehret wurde. Von ihr weiter zu reden, wollen wir alſo bis dahin verſparen, wo wir von derjenigen muſikaliſchen Kunſt handeln werden, welche die Griechen Ορχησις, und die Römer ſaltatio nannten. Wie aber, wird man verſetzen, fieng es die rithmiſche Muſik an, daß ſie den Schauſpieler, welcher recitirte, und den Schauſpieler, welcher die Gebehrden machte, in einerley Falle erhalten und beyde mit einerley Takte regieren konnte? Ich antworte, daß dieſes eines von den Dingen geweſen ſey, von welchen der h. Auguſtinus ſagt, ſie wären einem jeden bekannt, der ſich mit der Schaubühne zu thun mache, und eben deswegen halte er es nicht für werth, ſie lange zu erklären. Weil wir aber die Sachen, worauf es hier ankömmt, nicht mehr vor Augen haben, ſo kann man ſich nun das ſo leicht nicht vorſtellen, wovon der h. Auguſtinus ſagt, daß es jedermann zu ſeiner Zeit gewußt habe. Die Stellen, die wir weiter unten aus den alten Verfaſſern anführen werden, beweiſen zwar, daß der Schauſpieler, welcher recitirte, und der, welcher die Gebehrden machte, ſehr wohl mit einander übereinſtimmten, und mit der vollkommenſten Genauigkeit einerley Takt hielten; allein die Art, wie dieſes geſchah, erklären ſie nicht. Doch aber findet man bey dem Quintilian etwas von den Grundſätzen, auf welche die Art und Weiſe, beyde Schauſpieler zu vereinigen, war gebauet worden.

Aus einer Stelle des Quintilian erhellet alſo, daß man, um die Action gleichſam abzumeſſen, und denjenige, welcher die Gebehrden machte, in den Stand zu ſetzen, daß er dem, welcher recitirte folgen konnte; daß man, ſage ich, hierzu eine Regel erdacht habe, welche darinn beſtand, daß drey Worte allezeit eine Gebehrde gelten ſollten. Da nun aber dieſe Worte eine beſtimmte Dauer hatten, ſo mußte die Gebehrde gleichfalls eine beſtimmte Dauer haben, und konnte alſo abgemeſſen werden. Hier iſt die Stelle: hic veteres Artifices illud recte adjecerunt, ut manus cum ſenſu & deponeret & inciperet; alioqui

enim aut ante vocem erit geſtus, aut poſt vocem, quod eſt utrumque deforme. In illo lapſi nimia ſubtilitate ſunt, quod intervallum motus tria verba eſſe voluerunt, quod nec obſervatur, nec fieri poteſt; ſed illi quaſi menſuram tarditatis celeritatisque aliquam eſſe voluerunt: nec immerito, ne aut diu otioſa eſſet manus, aut, quod multi faciunt, actionem continuo motu conciderent. (*) „d. i. Diejenigen, welche zuerſt Profeſſion davon gemacht
„haben, die Declamation der theatraliſchen Stücke
„zu componiren, und ſie auf der Bühne aufführen
„zu laſſen, haben ſehr weislich daran gethan,
„wenn ſie feſtgeſetzt, daß jeder Geſtus mit
„einem Verſtande anfangen, und ſich mit demſelben
„auch zu gleicher Zeit ſchlieſſen ſolle. Sie
„haben Grund gehabt, dieſe Regel vorzuſchreiben,
„denn beydes ein Gebehrde zu machen, ehe man
„noch den Mund aufgethan, und die Gebehrde
„noch fortzuſetzen, wenn man ſchon zu reden aufgehört
„hat, iſt gleich unanſtändig. Es iſt wahr,
„unſre Künſtler, weil ſie gar zu ſinnreich haben
„ſeyn wollen, haben ſich darinne geirret, wenn ſie
„feſtgeſetzt, daß die Dauer der Ausſprache von
„drey Worten, auch die Dauer einer Gebehrde
„ſeyn ſolle. Dieſes geſchieht natürlicher Weiſe
„nicht, und es gehörig in Ausübung zu bringen,
„kann auch keine Kunſt lehren. Doch unſre
„Künſtler haben geglaubt, daß ſie nothwendig,

(*) Inſt. lib. XI. cap. 4.

„es möge anch koſten, was es wolle, eine Methode vorſchreiben müßten, durch die das Maaß „eines Geſtus beſtimmt werde, welcher beydemal, „ſowohl wenn er zu langſam, als wenn er zu „übereilt geſchieht, gleich ſehr mißfällt; und der „Grundſatz, welchen ſie deswegen feſtgeſetzt haben, iſt das beſte, was ſie haben erdenken können.„

Ich habe das Wort Artifices, deſſen ſich Quintilian bedient, durch **diejenigen, welche Profeſſion davon machen, die Declamation der theatraliſchen Stücke zu componiren, und ſie aufführen zu laſſen,** überſetzt, und mich dabey auf zwey Gründe geſtützt. Der erſte iſt dieſer, weil Quintilian hier nicht von den Lehrern der Beredſamkeit reden will, denen er in ſeinen Inſtitutionen andre Namen beylegt. Der andre iſt, weil in eben dem Hauptſtücke, aus welchem die angeführte Stelle genommen iſt, Quintilian ſehr oft von den bey den Komödianten üblichen Gebräuchen redet, und diejenigen Artifices, oder Artifices pronuntiandi nennet, welche Profeſſion davon machten, die theatraliſchen Stücke aufführen zu laſſen. Wir werden eine von dieſen Stellen weiter unten anführen, in welcher Quintilian weitläuftig von der Sorgfalt redet, mit welcher die Artifices pronuntiandi einem jeden Komödianten diejenige Maske austheilten, die ſich zu dem Charakter der Perſon, die er vorſtellte, ſchickte.

Hier iſt noch eine andre Stelle des Quintilian, aus welcher man einiges Licht in Anſehung der Regeln nehmen kann, welche die rithmiſche Kunſt, um die Zeiten der Gebehrden abmeſſen zu können, vorſchrieb. „Nach jedem Theile des Takts, vor ſich beſonders genommen, muß ſich nur der, welcher recitirt, richten, denn dieſer iſt verbunden, wenn man ihm einen Theil des Takts ſchlägt, diejenige Sylbe auszuſprechen, die er unter dieſem Theile des Takts ausſprechen ſoll; der Rithmus aber regieret alle Bewegungen des Körpers. Derjenige, welcher die Gebehrden macht, muß bey dem Schluſſe eines jeden Takts, den Fall beobachten, ob es ihm gleich erlaubt iſt, einige Theile oder Noten dieſes Takts, vorbeygehen zu laſſen, ohne eine Gebehrde zu machen, und ob er gleich in ſein ſtummes Spiel dergleichen Stilleſchweigen oder Ruhen, die in der Partie desjenigen, welcher recitirt, ſehr ſelten vorkommen, ſo viele bringen kann, als er will. Der Rithmus läßt dem Gebehrdenmacher dieſe Freyheit, und dieſer, wenn er ſich derſelben bedient, zählet bloß die Theile des Takts, die er, ſo zu reden leer läßt, und bemerkt ſie wohl gar, um ſie deſto ſicherer zu zählen, bald mit einer Bewegung des Fingers, bald mit einer Bewegung des Fuſſes; und auf dieſe Art läßt er vier bis fünf Noten vorbey gehen, ohne einige Bewegung zu machen. Und daher ſagt man auch, eine Pauſe, oder eine Ruhe von

„vier Noten, eine Ruhe von fünf Noten. Auſſer dieſem kann man auch zum Vortheile deſſen, welcher die Gebehrden macht, ohne Nachtheil, die Bewegung des Taktes anhalten, weil dieſes Anhaltens ohngeachtet, dennoch jede Note, jeder Schlag, jedes Aufheben „des Taktſchlägers eine Zeit gilt.„ Et quod metrum in verbis modo, rithmus etiam in corporis motu eſt. Inania quoque tempora rithmi facilius accipiunt, quamquam hæc & in metris accidunt. Major tamen illis licentia eſt, ubi tempora etiam animo metiuntur & pedum & digitorum ictu intervalla ſignant quibusdam notis, atque æſtimant quot breves illud ſpatium habeat; inde Tetraſemeion & Pentaſemeion. Deinde longiores ſunt percuſſiones: nam ſemeion tempus eſt unum.

Ob nun gleich, wie ich ſchon geſagt habe, die Sache ſelbſt gewiß iſt, ſo iſt es mir doch nicht möglich, die Methode hinlänglich zu erklären, welche die rithmiſche Muſik lehrte, um den Schauſpieler, welcher redte, und den, welcher die Gebehrden machte, in eine ſo vollkommen Uebereinſtimmung zu erhalten. Vielleicht verband man mit dem Zeichen, welches die Gebehrde, die der Schauſpieler machen ſollte, bemerkte, noch ein ander Zeichen, welches die Zeit, wie lange die Gebehrde dauern ſollte, anzeigte.

Was die Bewegung des Takts anbelangt, die von den Alten eben ſo hoch geſchäzt wurde, als von dem **Lulli**, dem **la Lande** und andern guten franzöſiſchen Tonkünſtlern; ſo ſcheint es mir unmöglich zu ſeyn, daß ihm die Griechen und Römer, ſo zu reden, in Noten hätten ſchreiben können, oder daß ſie, vermittelſt eines gewiſſen Zeichens, die eigentliche Dauer, welche jeder Takt haben ſollte, hätten beſtimmen können. Sie mußten ſich ohne Zweifel hierinn, ſo gut wie wir, auf den Geſchmack und die Beurtheilungskraft desjenigen verlaſſen, welcher den Takt ſchlug, auf denjenigen, welcher aus der rithmiſchen Kunſt ſeine beſondere Profeſſion machte. Zwar haben einige Neuern geglaubt, man könne noch auf eine andre Art, als durch den mündlichen Unterricht, die Dauer, welche eine Arie haben ſolle, lehren, und alſo auch der Nachwelt die Bewegung, mit welcher man ſie ſpielen müſſe, hinterlaſſen; allein ihr Geheimniß beſtand in dem Gebrauche einer Taſchenuhr, durch welche ſie zu ihrem Zwecke zu kommen gedachten. Indem ſie, zum Exempel beſtimmten, wie viel Secunden die erſten zwanzig Takte in der Chaconne des Phaetons dauern ſollten, ſo vermeinten ſie dadurch die Bewegung, mit welcher der Takt in dieſem Stücke zu ſchlagen ſey, lehren zu können. Doch ohne mich viel in die Unterſuchung der Möglichkeit dieſes Anſchlags einzulaſſen, will ich bloß anmerken, daß die Alten auf keine Weiſe darauf fallen konnten, weil ihre Uhrmacherkunſt viel zu unvollkommen war, ſie auf einen ſolchen Gedanken cken zu bringen. –Sie hatten nicht einmal Uhren mit Rädern, geſchweige, daß ſie Secundenuhren hätten haben ſollen; und es iſt ganz bekannt, daß ſie ihre Zeit bloß vermittelſt der Sonnenuhren, oder der Sanduhren und Waſſeruhren abzumeſſen pflegten.

Wir wiſſen, daß die Alten den Takt auf ihren Theatern ſchlugen, und auf dieſe Art den Rithmus bemerkten, dem der Schauſpieler, welcher recitirte, der Schauſpieler, welcher die Gebehrden machte, die Chöre und ſo gar die Inſtrumente, als einer ihnen allen gemeinen Regel folgen mußten. Nachdem Quintilian geſagt, daß die Gebehrden dem Takte eben ſo wohl unterworfen wären, als die Geſänge ſelbſt; ſo fügt er hinzu, daß die Schauſpieler, welche die Gebehrden machen, den Zeichen, welche mit den Füſſen gegeben würden, das iſt, dem Schlagen des Takts, eben ſo genau folgen müßten, als ihm diejenigen folgen, welche die Modulation ausführen. Unter dieſen verſteht er die Schauſpieler, welche recitiren, und die Inſtrumente, welche ſie accompagniren. Atqui corporis motui ſua quædam tempora, & ad ſigna pedum non minus ſaltationi quam modulationibus adhibet ratio muſica numeros.

Andern Theils ſehen wir aus zwey Stellen in dem Buche des **Lucians**, welches Ορχησις überſchrieben, und eine Lobrede auf die Kunſt der Pantomimen iſt, daß bey dem Schauſpieler ein Mann in eiſernen Schuhen geſtanden, welcher mit dem Fuſſe auf das Theater ſtampſte. Nach allen Umſtänden ſollte man glauben, daß eben dieſer Mann den Takt mit dem Fuſſe ſo ſtark geſchlagen habe, daß ihn alle diejenigen, welche ſich darnach richten mußten, hören können.

Dritter Abſchnitt.

Von der organiſchen oder inſtrumental Muſik.

Es würde ſehr unnütze ſeyn, allhier von der Structur ſo wohl der Blasinſtrumente als Sayteninſtrumente zu handeln, deren ſich die Alten bedienten. Dieſe Materie iſt beynahe erſchöpft, Theils von dem jüngern **Caſpar Bartholin** in ſeinem Werke von den Blasinſtrumenten der Alten, Theils von andern Gelehrten. Ich glaube ſogar, es wird gut ſeyn, dasjenige, was ich von dem Gebrauche zu ſagen habe, dem zu Folge die Alten den Schauſpieler, welcher declamirte, mit Inſtrumenten accompagnirten; bis dahin zu verſparen, wo ich von der Ausführung der componirten und in Noten geſchriebnen Declamation handeln werde. Denn da einer von meinen überzeugendſten Beweiſen, daß die Alten ihre theatraliſche Declamation in Noten müſſen geſchrieben haben, eben das Accompagnement iſt, mit welchem ſie dieſelbe unterſtützten: ſo würde ich nothwenwendig, wenn ich auf die Ausführung dieſer Declamation käme, eben dieſelben Stellen wieder vorlegen und eben dieſelben Betrachtungen wiederhohlen müſſen, die ich bereits gebraucht hätte, wenn ich allhier von dem Accompagnement reden wollte. Ich will alſo bloß von den muſikaliſchen Compoſitionen der Alten etwas ſagen, welche über keine Worte gemacht waren, und bloß durch Inſtrumente ausgeführet wurden.

Die Alten hatten von der Vollkommenheit der Muſik, und von dem Gebrauche, den man möglicher Weiſe davon machen könne, eben die Begriffe, die wir davon haben. Wenn Ariſtides Quintilianus von den mancherley Eintheilungen der Muſik bey den Alten, ſo wie ſie dieſelbe bald von dieſer, bald von einer andern Seite betrachteten, redet; ſo ſagt er: der Geſang, die Muſik könne, in Anſehung des Geiſtes, in welchem ſie componirt worden, und des Zwecks, den man durch ſie erreichen wollen, eingetheilet werden, in Muſik, welche uns betrübt mache, in Muſik welche uns luſtig mache und aufmuntre, und in Muſik, welche uns beruhige, indem ſie unſre Gemüthsbewegungen ſtille. Wir werden weiter unten die Stelle des Ariſtides anführen.

Die Symphonien der Alten mußten eben ſowohl, als die über gewiſſe Worte componirten Geſänge, eines beſondern Charakters fähig ſeyn, durch den ſie das Vermögen bekamen, verſchiedentlich auf uns zu wirken, und bald Freude, bald Traurigkeit, bald eine martialiſche Hitze, bald Empfindungen der Andacht in uns erwecken. „Der Klang der Inſtrumente, ſagt Quintilian, der geſchickteſten Schriftſteller, von dem Geſchmacke des Alterthums Rechenſchaft zu geben, „rührt uns, und ob er uns gleich keine Worte „vernehmen läßt, ſo flößt er uns dennoch verſchiedene Empfindungen ein.„ Cum organis quibus ſemo exprimi non poteſt, affici animos in diverſum habitum ſentiamus. (*)

„Es geſchieht vermöge der Geſetze der Natur, ſagt eben derſelbe Verfaſſer, den wir jezt angeführt haben, an einem andern Orte, „daß „die Töne und der Takt einen ſolchen Eindruck auf uns machen. Wenn dieſes nicht wäre, wie könnten die Symphonien, bey welchen „wir gar kein Wort zu hören bekommen, uns „gleichwohl nach ihrem Willen bewegen, ſo wie „ſie es wirklich thun? Will man es einem bloſſey Zufalle zuſchreiben, wenn an fäſtlichen Tage gewiſſe Symphonien die Einbildungskraft „erhitzen, und die Geiſter in Bewegung bringen, „anſtatt daß andre ſie beſänftigen und ſtillen? „Iſt es nicht augenſcheinlich, daß dieſe Symphonien nur deswegen ſolche verſchiedene Wirkungen hervorbringen, weil jede derſelben von „einem beſondern Charakter iſt? Die einen „wurden gemacht, damit ſie dieſe, und die andern,

---

(*) Inſtit. lib. I. cap. 12.

„dern, damit ſie eine andre Wirckung hervorbrächten. Wenn die Truppen im Kriege anrücken ſollen, ſo ſpielen die Inſtrumente ein „Stück von einem ganz andern Charakter, als „ſie ſpielen, wenn ſie ſich zurückziehen ſollen. „Das Stück, welches unſre militariſchen Inſtrumente alsdenn ertönen laſſen, wenn um Gnade „gebeten werden ſoll, gleicht demjenigen gar nicht, „welches alsdenn erklingt, wenn der Anfall vor „ſich geht.„ (*) Natura ducimur ad modos, neque aliter enim eveniret ut illi quoque organorum ſoni, quamquam verba non exprimunt, in alios atque alios ducerent motus auditorem. In certaminibus ſacris, non eadem ratione concitant animos & remittunt, nec eosdem modos adhibent cum bellicum eſt canendum, aut poſito genu ſupplicandum, nec idem ſignorum concentus eſt procedente ad prælium exercitu, idem receptui canente. Da die Alten kein Feuergeſchoß hatten, durch deren Knall die Soldaten wären verhindert worden, während dem Treffen, den Klang der Inſtrumente zu hören, deren man ſich in gedoppelter Abſicht, Theils ihnen das Kommando dadurch zu wiſſen zu thun, Theils ſie aufzumuntern, bediente; ſo wendeten die Alten auf dieſen Theil der Kriegskunſt eine beſondere Aufmerkſamkeit, und ſtellten Unterſuchungen darüber an, die heut zu Tage völlig unnütze ſeyn würden. Der Knall der Kanonen

---

(*) Inſt. lib. IX. cap. 4.

des kleinen Geſchützes verhindert oft, das Zeichen zu hören, welches eine Menge ſchlagender Tambours, und eben ſo viele blaſende Trompeter mit vereinten Kräften geben. Die Römer vornehmlich lieſſen es ſich ganz beſonders angelegen ſeyn, in der militairiſchen Muſik etwas vorzügliches zu leiſten.

Nachdem Quintilian geſagt, daß ſelbſt groſſe Generale ſich nicht geſchähmt hätten, militariſche Inſtrumente zu ſpielen, und daß beſonders bey den Lacedemoniſchen Armeen die Muſik ſehr gebraucht worden; ſo fügt er hinzu: „Dienen „die Trompeten und Hörner, welche bey unſern „Legionen gebraucht werden, zu etwas andern? „Und iſt es nicht erlaubt zu glauben, daß wir einen Theil des Ruhms, in welchem die römiſche „Militz ſtehet, dem Gebrauche der kriegeriſchen „Inſtrumente zu danken haben, auf welchen wir „uns mehr als alle Nationen verſtehen?„ Duces maximos & fidibus & tibiis ceciniſſe traditum, & exercitus Lacedemoniorum muſicis accenſos modis. Quid autem aliud in noſtris Legionibus cornua ac tubæ faciunt, quorum concentus quanto eſt vehementior, tanto Romana in bellis gloria cæteris præſtat. (*)

Livius erzehlet eine Begebenheit, die ungemein geſchickt iſt, dasjenige, was Quintilian ſagt, zu beſtärken. Als Hannibal die Stadt Tarent überrumpelt und den Römern abgenommen

---

(*) Inſt. libr. pr. cap. 10.

men hatte, wollte er durch eine Kriegsliſt verhindern, daß ſich die Beſatzung nicht in das Caſtell werfen könne, ſondern ſich zu Kriegsgefangenen ergeben müſſe. Er hatte entdeckt, daß ſich die Römer, im Fall einer unverſehenen Ueberraſchung, in dem Theater der Stadt zu verſammeln pflegten, und ließ daher eben daſſelbe Stück blaſen, welches von den Römern geblaſen wurde, wenn ſie ſich verſammeln ſollten. Allein die Soldaten von der Beſatzung erkannten gar bald aus der ſchlechten Art, mit welcher die Trompete geblaſen wurde, daß ſie kein Römer blaſen müſſe; ſie vermutheten alſo eine Liſt des Feindes und warfen ſich in das Caſtell, anſtatt ſich auf den Sammelplatz zu begeben.

Longinus (*) redet von der Organiſchen Muſik, ſo wie wir von unſrer inſtrumental Muſik reden können. Er ſagt, die Symphonien rühren, ob ſie gleich nichts als bloſſe Nachahmungen eines unarticulirten Geräuſches und gleichſam nur Töne wären, die mehr nicht, als ihr halbes Leben und ihr halbes Weſen hätten. Dieſer Schriftſteller verſtand unter den **vollkommnen Tönen**, welchen er die Töne der Symphonien entgegen ſetzt, die nur ihr **halbes Weſen** haben, die Töne der muſikaliſchen Recitative, wo der natürliche Ton, indem er gewiſſen Worten angemeſſen wird, mit dem articulirten Tone verbunden iſt. Zu der Stelle, die wir

---

(*) Vom Erhabnen Haupt 32.

wir jetzt angeführt haben, fügt Longin folgendes hinzu. Und ſehen wir nicht in der That, daß der Klang der Blasinſtrumente, die Seelen der Zuhörer bewegt, ſie aus ſich ſelber ſetzt, ja wohl gar ſie manchmal zu einer Art von Raſerey bringt? Sehen wir nicht, daß er ſie, die Bewegungen ihrer Körper nach der Bewegung des Takts zu richten, zwinget, und ihnen Bezeigungen abnöthiget, an welchen ihr Wille keinen Theil hat? Die inſtrumental Muſik wirkt alſo ſehr merklich auf uns, indem wir ſie den Zweck erreichen ſehen, den ſich der Componiſt damit vorgeſetzt hatte. Ob gleich die unarticulirten Töne dieſer Muſik uns keine Worte vernehmen laſſen, die ihre gewiſſen Begriffe in uns erwecken könnten, ſo erregen ſie doch durch ſich ſelbſt, durch ihre Accorde und ihren Rithmus verſchiedene Empfindungen in uns. Dieſe unarticulirten Nachahmungen bewegen uns eben ſo ſtark, als uns die Ausdrücke eines Redners bewegen würden.

Ich will noch eine Stelle aus dem Macrobius anführen, welche, weil ſie nichts anders ſagt, als die angeführten Stellen aus dem Quintilian und Longin ſagen, unnöthig ſcheinen könnte, wenn ich nicht glaubte, daß ſie vollends denjenigen den Mund ſtopfen könne, welche gerne daran zweifeln möchten, daß die Alten ihrer Muſik eben die Ausdrücke gegeben, die wir ihr geben, und überhaupt von dieſer Kunſt eben die Begriffe gehabt haben, die **Lulli** und la **Lande** davon hatten. Da wir keine von dem Symphonien der Alten aufweiſen können, und ſie alle verlohren gegangen ſind, ſo können wir von denſelben nicht anders als nach der Erzehlung derjenigen urtheilen, die ſie alle Tage hören konnten, die die Wirkungen, die ſie hervorbrachten, mit anſahen, und wußten, in was für einem Geiſte ſie waren componirt worden.

„Die Gewalt, ſagt **Macrobius**, welche der „Geſang über uns hat, iſt ſo groß, daß man „auf den militariſchen Inſtrumenten, wenn der „Angrif geſchehen ſoll, ein Stück ſpielen läßt, „welches zu erhitzen fähig iſt; anſtatt, daß man „ein Stück von einem ganz entgegen geſetzten „Charakter ſpielen läßt, wenn die Truppen ſich „zurück ziehen ſollen. Die Symphonien wirken „auf uns; ſie machen uns luſtig und unruhig; „ja ſie ſchläfern uns auch wohl ein. Sie beruhigen uns, und erquicken uns ſo gar bey den „Krankheiten des Körpers.„ (*) Ita denique omnis habitus animæ cantibus gubernatur, ut & ad bellum progreſſui, & item receptui canatur cantu & excitante, & rurſus ſedante virtutem. Dat ſomnos adimitque, nec non

curas

(*) In Somnio Scipion. lib. 2. cap. 3.

curas immittit & retrahit, iram ſuggerit, clementiam ſuadet. Corporum quoque morbis medetur.

Da die Krankheiten des Körpers nicht ſelten aus den Beunruhigungen des Geiſtes entſpringen, ſo darf man ſich eben nicht ſo ſehr verwundern, daß die Muſik, indem ſie das Leiden des Geiſtes vermindert, eben dadurch die Krankheiten des Körpers gelindert, und bey gewiſſen Umſtänden wohl gar gehoben habe. Daß die Muſik unſern Verdruß und unſre böſe Laune zerſtreue, davon iſt jedermann durch ſeine eigne Erfahrung überzeugt. Ich weis wohl, daß die Umſtände, unter welchen die Muſik auf die Krankheiten eine gute Wirkung haben kann, rar ſind, und daß es lächerlich ſeyn würde, wenn man Arien und Lieder eben ſo vorſchreiben wollte, wie man Purganzen und Aderlaſſe vorſchreibt. Daher reden aber auch nur die Alten von den Geneſungen, die durch Kraft der Muſik bewirket worden, als von auſſerordentlichen Kuren.

Und da auch noch zu unſern Zeiten Wunder von dieſer Art dann und wann geſchehen ſind, ſo ſind die Alten auſſer allem Verdachte, als hätten ſie, in Anſehung der Geneſungen, wovon wir reden, etwas geglaubt, was ſich nie ſo befunden, oder als hätten ſie uns gar Fabeln für wahre Geſchichten verkauft. Im vorbeygehen zu ſagen: dieſer Punct iſt nicht der einzige, in welchen ſie unſere eigne Erfahrung wider die Beſchuldigung des Betrugs und der Leichtgläubigkeit vertheidiget hat. Iſt der Geſchichtſchreiber Plinius nicht wegen verſchiedner Beſchuldigungen dieſer Art, welche die Kunſtrichter des ſechzehnten Jahrhunderts wider ihn erhoben hatten, gerechtfertiget worden? Um wieder auf die durch die Muſik bewirkte Geneſung von verſchiednen Krankheiten, zu können; ſo erwehnen auch die Denkſchriften der Akademie der Wiſſenſchaften, an welchen gewiß keine leichtgläubige Perſonen arbeiten, unter dem Jahre 1701 und dem Jahre 1707, ſolcher Kuren, die noch ganz neulich durch die Muſik verrichtet worden.

Man findet bey dem **Athenäus**, bey dem **Martianus Capella** und bey verſchiednen andern alten Schriftſtellern, die erſtaunlichſten Erzehlungen von den wunderbaren Wirkungen, welche die Muſik der Griechen und Römer gehabt. Verſchiedne Neuern, als **Meibom** und der jüngere **Caſpar Bartholin**, haben dieſe Erzehlungen in ihren Werken zuſammen getragen; jener in der Sammlung alter Muſikaliſcher Schriftſteller, die er herausgegeben und mit Anmerkungen erläutert hat, und dieſer in ſeinem Buche de tibiis veterum. Wenn Herr **Tanaquill Faber** dieſes letzte Buch, ehe er ſeine Anmerkungen über den Terenz drucken laſſen, hätte ſehen können; ſo würde er ohne Zweifel die ſchönen lateiniſchen Verſe weggelaſſen haben, die er wider die alte Flöte und wider diejenigen gemacht hatte, welche die Structur und den Gebrauch derſelben zu erklären wagen wollten.

Nur muß man, wenn man die angeführten Werke lieſet, nie aus der Acht laſſen, daß es die Griechen und ihre Nachbarn geweſen, bey welchen die Muſik ſo wunderbare Wirkungen geäuſſert. Man weis, daß in dieſen Ländern die Werkzeuge des Gehörs weit empfindlicher ſind, als in denjenigen Ländern, wo Kälte und Näſſe durch ganze acht Monate des Jahres regieren. Und da die Empfindlichkeit des Herzens, gewöhnlicher Maaſſen der Empfindlichkeit des Gehörs gleich iſt, ſo laſſen ſich die Einwohner der Länder, welche an dem Aegäiſchen und an dem Adriatiſchen Meere liegen, von Natur weit leichter in Bewegung ſetzen, als wir. Aus Isle de France bis nach Italien iſt nicht weit. Gleichwohl bemerkt ein Franzoſe, wenn er in Italien iſt, ſo gleich, daß man bey den ſchönen Stellen in den Opern mit einer Entzückung klatſcht, welche in ſeinem Lande die Ausſchweifung einer Menge unſinniger Leute zu ſeyn ſcheinen würde.

Dargegen aber haben wir, auf der Seite gegen Norden, Nachbarn, die von Natur für das Vergnügen, welches die Muſik gewehrt, noch weniger empfindlich ſind, als wir. Nach den Iſtrumenten zu urtheilen, welche ihnen die liebſten, und uns bey nahe, Theils wegen des allzugroſſen Geräuſches, Theils wegen ihrer wenigen Genauigkeit, oder ihres allzugeringen Umfanges, ſanges, unerträglich ſind; müſſen dieſe unſre Nachbarn noch ein weit härtres Ohr haben, als wir. Würden wir wohl ein Concert mit Trompeten, welches an eben dem Orte, wo wir äſſen, aufgeführet würde, für ein angenehmes Geräuſche halten? Würde uns wohl in einem Zimmer ein Clavier ſehr vergnügen, deſſen Tangenten, anſtatt Drathſayten ertönen zu laſſen, kleine Glocken anſchlagen lieſſen? Ich ſage **größten Theils**; denn da wir zwiſchen Italien und den Ländern, von welchen ich jetzt geredet habe, liegen, ſo iſt es ganz natürlich, daß ein Theil unſerer Landesleute mehr von den Italiänern, und der andre mehr von den nordlichen Völkern haben müſſe.

Vierter Abſchnitt.

Von der poetiſchen Muſik.

Von der Melopäie. Daß es eine Melodie gegeben, welche kein Muſikaliſcher Geſang geweſen, ob ſie gleich in Noten geſchrieben worden.

Wir haben oben bey der Eintheilung und der Erklärung der muſikaliſchen Künſte geſehen, daß bey den Griechen die poetiſche Muſik, in ihrem ganzen Umfange genommen, nicht mehr als eine einzige Kunſt ausgemacht habe; daß ſie hingegen bey den Römern in zwey verſchiedne

Künſte getheilet worden, deren eine alle Arten metriſcher Verſe zu verfertigen, und die andre die Melodie zu componiren lehrte. Von der erſtern, nehmlich von den Regeln, nach welchen die Alten ihre Verſe machten, habe ich in meinem erſten Theile weitläuftig gehandelt; wir wollen alſo hier bloß von der andern reden, nehmlich von der Melopäie, oder von der Kunſt, welche die Melodie zu verfertigen, und dieſe Melodie auszuführen lehrte.

Ariſtides Quintilianus ſagt in ſeinem Werke, wo er von der Melopäie handelt, daß ſie den Geſang zu componiren lehre, und nach Beſchaffenheit des Tones, in welchem dieſer Geſang componirt worden, verſchiedne Beynamen habe. Nach dieſem Tone nun hieß die Melopäie entweder die tiefe, oder die mittlere, oder die hohe. Melopæia eſt facultas conficiendi cantum. Hujus alia eſt Hypatoides, alia Meſoides, alia Netoides, ſecundum prædictas vocis proprietates. (*) Die Alten theilten das allgemeine Syſtem ihrer Muſik nicht, wie wir, nach Octaven ab. Ihr Gamma war aus achtzehn Klängen zuſammengeſetzt, deren jeder einen beſondern Namen hatte, wie wir weiter unten werden anführen müſſen. Einer von den tiſſten dieſer Klänge hieß ὑπατη; und einer von den höchſten νεατη oder νητη. Und dieſes iſt die Urſache warum

von

(*) Libro primo p. 28

von dem Ariſtides die tiefe Melopäie Hypatoides und die hohe Netoides genennt worden.

Nachdem unſer Schriftſteller einige allgemeine Regeln von der Compoſition gegeben, die eben ſo wohl auf diejenigen Geſänge, welche, ſo zu reden, nicht geſungen werden, das iſt, auf die bloſſe Declamation, als auf die eigentlichen muſikaliſchen Geſänge paſſen; ſo fügt er hinzu: differt autem Melopæia a Melodia, quod hæc ſit cantus indicium, illa habitus effectivus. Modi Melopæiæ genere quidem ſunt tres, Dithyrambicus, Nomicus, Tragicus, quorum Nomicus modus eſt Netoides, Dithyrambicus Meſoides, Tragicus Hypatoides; ſpecie vero reperiuntur plures, qui ob ſimilitudinem generalibus ſubjicii poſſunt. Amatorii enim quidam vocantur ad quos pertinent Nuptiales, & Comici & Encomiaſtici. (*) „Der Unterſchied zwiſchen der Melopäie und der „Melodie beſtehet darinn, daß die Melodie der „in Noten geſchriebene Geſang ſelbſt iſt; und „die Melopäie die Kunſt, dieſen Geſang zu „componiren. Die Melopäie kann nach dem „Tone, in welchem ſie componirt, eingetheilet „werden; in die Dithyrambiſche Melopäie, „in die Nomiſche Melopäie und in die Tragiſche Melopäie. Die Nomiſche Melopäie, „(das iſt, diejenige, wie wir ſehen werden, „die bey Publication der Geſetze gebraucht „ward)

(*) Ibid. pag. 29.

„ward) componirte in den hohen Tönen; die „Dithyrambiſche in den mittlern Tönen, und „die Tragiſche in den tiefen Tönen. Dieſes ſind „die drey Arten der Melopäie, welche wieder in „verſchiedne Gattungen abgetheilet werden können, weil zwiſchen den Melopäien, die unter „einer Art begriffen ſind, noch immer einiger „Unterſchied anzutreffen iſt. Dergleichen iſt die „Melopäie der zärtlichen Verſe, worunter die „Hochzeitgeſänge gehören; dergleichen iſt auch „die Melopäie der komiſchen, und die Melopäie „der panegyriſchen Verſe.„ Nach dem Buchſtaben bedeutet Melopäie die **Compoſition der Geſänge**, ſie mögen ſeyn, von welcher Art ſie wollen; und Melodie **componirte Geſänge.** Man darf ſich alſo nicht wundern, nicht ſelten **Melopäie** zu finden, wo **Melodie** hätte ſtehen ſollen. Die Urſache wird in ſolchen Stellen für die Wirkung geſetzt.

Um die angezogene Stelle des Ariſtides zu erklären, wollen wir gleich Anfangs einige Stellen aus dem Werke des **Martianus Capella** anführen, welches er in lateiniſcher Sprache von den Künſten und der Muſik geſchrieben hat. (*) Dieſer Schriftſteller hat wirklich nach dem Quintilianus Ariſtides gelebt; allein er hat vor dem Boethius gelebt, welcher ihn anführt, und dieſes iſt genug, ſeinen Zeugniſſen in der vorhabenden Sache das gehörige Gewicht zu geben.

Nach

(*) De Nuptiis Philologiæ.

Nach dem Capella iſt Melos, von welchem ſowohl Melopäie als Melodie herkommen, nexus acutioris & gravioris ſoni. (*) Ich führe den Text des Capella nach den Verbeſſerungen an, die man, nach des **Meibomius** Meinung, darinn machen muß. Da die bloſſe Declamation, eben ſo wohl als der eigentlich ſo genannte Geſang, in einer Folge von Tönen beſteht, die ſchärfer oder gelinder, als ihre vorhergehenden ſind, und unter einander künſtlich verbunden werden; ſo muß es in der bloſſen Declamation eben ſo wohl Melodie geben, als in dem eigentlich ſo genannten Geſange; und folglich auch eine Art von Melopäie, welche die Verbindung, von welcher Capella redet, wohl zu machen, das iſt, die Declamation wohl zu componiren lehret. Wir müſſen ſogleich die ganze Stelle anführen, in welcher die angezognen Worte vorkommen. Melopæia eſt habitus modulationis effectivus. Melos autem ex nexus acutioris vel gravioris ſoni. Modulatio eſt ſoni multiplicis expreſſio. Melopæiæ ſpecies ſunt tres, Hypatoides, Meſoides, Netoides. Et Hypatoides eſt quæ appellatur Tragica, quæ per graviores ſonos conſtat; Meſoides quæ Dithyrambica nominatur, quæ tonos æquales mediosque cuſtodit. Netoides quæ & Nomica conſuevit vocari, quæ plures ſonos ex ultimis recipit. Sunt etiam & aliæ diſtentiæ, quæ tropica Mela di-

---

(*) In notis ad Ariſti. p. 249.

cuntur, aliæ Comiologicæ, ſed hæc aptius pro rebus ſubrogantur, nec ſuas magis poterunt diviſiones afferre. Hæ autem ſpecies etiam tropi dicuntur. Diſſentiunt autem Melopæiæ ipſæ modis pluribus inter ſe; & genere, ut alia ſit Enarmonica, alia Chromatica, alia Diatonica. Specie quoque, quia alia eſt Hypatoides, alia Meſoides, alia Netoides. Tropis ut Dorio, Lydio vel cæteris. (*) „Die „Melopäie iſt die Kunſt, die Melodie zu componiren. Das Melos iſt die Verbindung der „ſcharfen Töne mit den gelinden. Die Modulation iſt ein abgewechſelter componirter und in „Noten geſchriebener Geſang. Es giebt drey „Gattungen der Melopäie. Die Tragiſche oder „die Hypatoidiſche, welche gemeiniglich die „tiefſten Töne braucht; die Dithyrambiſche oder „die Meſoidiſche, welche die mittlern Töne „braucht und in welcher meiſtentheils die Fortſchreitung des Geſanges durch gleiche Intervalle geſchieht; und die Nomiſche oder Netoidiſche, welche verſchiedne von den höchſten Tönen braucht. Es giebt auch noch einige andre „Gattungen der Melopäie, zum Exempel die „Komiſche; allein ſie können füglich unter die „drey jetzt erwehnten Arten gezogen werden, obgleich jede Gattung ihren eignen Ton hat. „Doch nicht bloß nach Beſchaffenheit des Tons „können die Melopäien in verſchiedene Arten ein-

„gethei-

(*) Siehe die Noten des Meiboms p. 359.

„getheilet werden; denn ſo wie man ſie, nach „Beſchaffenheit dieſes Tones, in die tiefen, mitt„lern und hohen eintheilet, eben ſo kann man „ſie, in Anſehung der Intervallen, welche ſie „beobachten, in die Diatoniſche, Chromatiſche „und Enharmoniſche eintheilen; und in Anſehung „der **Modorum**, in Doriſche, Lydiſche und „dergleichen.„

Nachdem unſer Schriftſteller demjenigen, was wir jetzt geleſen haben, einige Lehren wegen der Compoſition beygefügt, ſo geht er ſo gleich, als ob er alles geſagt habe, was man von der Melodie ſagen könne, weiter zu dem fort, was er von dem Rithmus zu ſagen hat.

Um aber wieder auf den Quintilianus Ariſtides zu kommen, ſo ſetzt er, ehe er auf den Rithmus kömmt, zu dem, was er ſchon von der Melopäie geſagt hatte, noch folgendes hinzu: Porro Melopæiæ inter ſe differunt genere, ut Chromatico, Enormonico, Diatonico; Syſtemate ut Hypatoides, Meſoides, Netoides; Tono ut Dorius, Phrygius, Lydius; Modo ut Nomico, Dithyrambico, Tragico; More, cum dicimus aliam eſſe Syſtalticem, per quam triſtes animi affectus movemus, aliam Diaſtalticem per quam animum excitamus, aliam mediam, per quam animum ad quietem adducimus. „Die Melopäien können auf mehr als eine Weiſe in ver„ſchiedne Arten getheilet werden. Es giebt „Diatoniſche; es giebt Enharmoniſche; es

„giebt Chromatiſche. In Anſehung des Tons
„des allgemeinen Syſtems, in welchem ſie com-
„ponirt werden, theilen ſich die Melopäien in
„Melopäien, deren Modulation hoch iſt; in Me-
„lopäien, deren Modulation tief iſt, und in
„Melopäien von mittler Modulation. In An-
„ſehung des Modus, ſind einige Phrygiſch, ei-
„nige Doriſch, einige Lydiſch ꝛc. In Anſehung
„der Art, mit welcher der Modus bearbeitet
„wird, theilen ſich die Melopäien in Nomiſche,
„in Tragiſche und in Dithyrambiſche Melopäien.
„Endlich können ſich auch die Melopäien, in An-
„ſehung der Abſicht des Componiſten, und der
„Wirkung, welche ſie hervor bringen ſollen, ein-
„theilen in die Syſtaltiſche Melopäie, welches
„diejenige iſt, die uns traurig macht; in die
„Diaſtaltiſche Melopäie, welches diejenige iſt,
„die uns belebet, und unſere Einbildungskraft
„ermuntert; und in die mittlere Melopäie, wel-
„che ſolche Melodien componirt, die unſern Geiſt
„beruhigen und die Gemüthsbewegungen ſtillen.„

Von allen dieſen verſchiedenen Eintheilungen der von verſchiedenen Seiten betrachteten Melopäie, gehört nur eine einzige zu unſerm gegenwärtigen Zwecke; dieſe nehmlich, nach welcher ſie in die tiefe oder tragiſche Melopäie, in die mittlere oder dithyrambiſche, und in die hohe oder nomiſche eingetheilet wird; und welche alſo auch die Melodien in drey Gattungen von gleicher Natur unterſcheidet. Denn wie Quintilianus Ariſtides ſagt, und wie wir ſchon angemerkt haben, ſo iſt die Melopäie als die Urſache, und die Melodie als die Wirkung anzuſehen; und es muß folglich eben ſo viel Gattungen der Melodie geben, als es Gattungen der Melopäie giebt.

Wenn man die Stellen des Ariſtides und des Capella, wo die Melopäie in die Nomiſche, Dithyrambiſche und Tragiſche eingetheilet wird, mit einiger Aufmerkſamkeit lieſet; ſo wird man ſogleich wahrnehmen, daß alle ihre Melodien nicht muſikaliſche Geſänge ſeyn konnten, ſondern daß verſchiedene derſelben nichts als eine bloſſe Declamation ſeyn mußten. Man ſieht, daß bloß und allein die Dithyrambiſche Melopäie eigentlich ſo genannte Geſänge componirt habe.

Vors erſte; geſetzt, daß einige von den Melopäien, die als Gattungen der Tragiſchen Art anzuſehen waren, eigentlich ſo genannte Geſänge componirten; ſo kann man doch wenigſtens nicht in Abrede ſeyn, daß einige von dieſen Gattungen nicht auch eine bloſſe Declamation ſollten componirt haben. Es iſt gar nicht wahrſcheinlich, daß der Geſang der Panegyriſten, welcher eine von den Gattungen der Melodie war, die von der tragiſchen oder tiefen Melopäie componirt wurden, ein muſikaliſcher Geſang geweſen ſey. Was den Geſang der Komödien anbelangt, welcher eine andre Art von tragiſcher Melodie war; ſo werden wir weiter unten unwiderſprechlich darthun, daß der Geſang der komiſchen

Stücke bey den Alten, ob er gleich in Noten geſchrieben wurde, und obgleich den Schauſpieler, welcher ihn recitirte, Inſtrumente accompagnirten, in der That doch nichts als eine Declamation, und zwar eine von den aller einfachſten Declamationen geweſen ſey. Ja noch mehr. Ich hoffe ſo gar zu zeigen, daß auch die Melodie der tragiſchen Stücke bey den Alten, kein muſikaliſcher Geſang, ſondern eine bloſſe Declamation geweſen ſey. Alſo war vielleicht unter der Art der tragiſchen Melopäien keine einzige Gattung, welche einen muſikaliſchen Geſang componirte.

Vors zweyte konnte auch die Nomiſche Melodie kein muſikaliſcher Geſang seyn. Den Namen des **Nomiſche**, oder des geſetzlichen, wird ſie ohne Zweifel deswegen bekommen haben, weil man ſich ihrer vornehmlich bey Bekanntmachung der Geſetze bediente; denn νομος heißt ein Geſetz. Der Ton übrigens, in welchem die hohe oder Nomiſche Melopäie componirte, war ſehr wohl dazu geſchickt, den öffentlichen Ausrufer, wenn er ein Geſetz herſagte, deutlich und ſo ſprechen zu laſſen, daß er von einer groſſen Menge konnte verſtanden werden.

Wenn man weis, wie groß die Zärtlichkeit der Griechen in der Beredſamkeit geweſen, und beſonders wie ſehr ſie durch eine ſchlechte Ausſprache beleidiget wurden, ſo wird man ſich ohne viel Mühe vorſtellen können, daß einige von ihren Städten gar leicht auf die Ehre, in allen

Dingen keine andre als die beſten und anſtändigſten Manieren zu haben, ſo eiferſüchtig können geweſen ſeyn, daß ſie dem öffentlichen Ausrufer, welcher die Geſetze bekannt machen mußte, durchaus die Freyheit nicht laſſen wollten, ſie nach ſeiner Weiſe herzuſagen, weil er gar leicht auf einen Ausdruck, oder auf ein Wort, einen Ton hätte legen können, der die Zuhörer, die ohnedem gebohrne Spötter waren, zum Lachen bewegt hätte. Aus Furcht alſo, die Fehler der Ausſprache, in welche der Ausrufer fallen könne, möchten eine Art von Lächerlichkeit auf die Geſetze ſelbſt zurückwerfen, brauchten dieſe Republicken die Vorſicht, die Declamation ihrer Geſetze componiren, und denjenigen, welcher ſie herſagte, mit Inſtrumenten accompagniren zu laſſen, die ihn aus dem gehörigen Tone nicht fallen lieſſen. Sie wollten alſo, daß er die Geſetze mit eben der Hülfe, und eben der Unterſtützung, die der Schauſpieler auf dem Theater bey ſeiner Ausſprache hatte, kund machen ſollte. **Martianus Capella**, indem er die Muſik erheben will, ſagt, daß in verſchiedenen Städten Griechenlandes derjenige, welcher die Geſetze publicirte, von einer Leyer ſey accompagnirt worden. Quid pacis munia? Nonne noſtris cantibus celebrata? Græcarum quippe urbium multæ leges ad lyram recitabant (*) Es verſteht ſich aber, daß der Redner und das Inſtrument nimmer-

---

(*) In Nupt. Philolog.

mehr hätten können zuſammen treffen, wenn die Declamation des erſteren willkührlich geweſen wäre. Sie mußte nothwendig beſtimmt, und folglich componirt ſeyn. Es würde nicht unmöglich ſeyn, bey den alten Schriftſtellern von dem Gebrauche, deſſen Capella erwehnet, noch Spuren anzutreffen. Bey dem Plutarch, zum Exempel, lieſet man, daß Philippus, König von Macedonien, als er die Athenienſer bey Chäronea geſchlagen, und das Geſetz lächerlich machen wollte, welches ſie wider ihn gegeben hatten, daß er, ſag ich, auf dem Schlachtfelde ſelbſt, den Anfang dieſes Geſetzes recitirt, und zwar nach einer abgemeſſenen und beſtimmten Declamation recitirt habe. (*) „Als nun, ſagt Plutarchus, „Philippus die Schlacht gewonnen hatte, ward „er ſo auſſerordentlich vergnügt darüber, daß ihn „ſeine Freude bis zu Ausſchweifungen brachte. „Denn nachdem er mit ſeinen Freunden wacker „getrunken hatte, begab er ſich in ihrer Geſellſchaft auf das Schlachtfeld, und fieng aus „Spötterey den Anfang des Decrets an zu ſingen, welches Demoſthenes wider ihn herausgebracht, und dem zu Folge die Athenienſer den „Krieg wider ihn beſchloſſen hatten: „**Demoſthenes, der Sohn des Demoſthenes „aus Päanea** ꝛc. wobey er ſeine Stimme „erhob, und den Takt bey jedem Abſchnitte dazu ſchlug. Als er aber wieder nüchtern worden

---

(*) Im Leben des Demoſthenes, Hauptſt. 1.

„war, und der Gefahr, in welcher er ſich be-
„funden, ein wenig nachgedacht hatte, ſtanden
„ihm die Haare zu Berge.„ Diodorus von Sicilien (*) ſchreibt, es habe Philippus an dem Tage, von welchem wir reden, nachdem er ſich im Trunke allzuſehr überladen, auf dem Schlachtfelde verſchiedene unanſtändige Dinge begangen; die Vorſtellungen des Athenienſers Demades aber, hätten ihn wieder zu ſich ſelbſt gebracht, und die Reue über ſeine Ausſchweifungen hätte ihn hernach viel nachgebender gemacht, als er mit dem überwundnen Feinde in Unterhandlung getreten wäre.

Ganz gewiß aber werden Athen, und die übrigen Städte Griechenlandes, welche mit den Athenienſern, hierinn einerley Gebrauch hatten, ihre Geſetze, bey Kundmachung derſelben, nicht ſo haben ſingen laſſen, als wir das Wort **ſingen**, nach der Bedeutung, welche es gemeiniglich in unſerer Sprache hat, zu nehmen pflegen.

Ich glaube alſo, daß von den drey Arten in welche ſich die Melopäie in Anſehung der Manier, mit der ſie ihren Modus bearbeitete, theilte, nicht mehr als die einzige, nehmlich die Dithyrambiſche, eigentlich muſikaliſche Geſänge componirt habe; aufs höchſte gab es nur einige Gattungen der tragiſchen Melodie, welche eigentliche Geſänge geweſen wären. Die übrigen waren

---

(*) Diod. Sicul. lib. 16. p. m. 476.

waren nichts als eine componirte und in Noten geſchriebene Declamation.

Da dieſe meine Meinung in der gelehrten Welt eine Neuigkeit iſt, ſo muß ich nichts vorbey laſſen, was mich einigermaaſſen wegen ihrer Behauptung rechtfertigen kann. Ehe ich alſo die Stellen aus den Griechen und Lateinern anführe, die, wenn ſie gelegentlich ihrer Muſik gedacht, Dinge geſagt haben, welche, ſo zu reden, die Exiſtenz einer Melodie, die nichts als eine bloſſe Declamation geweſen, beweiſen; will ich, mit Erlaubniß meiner Leſer, ihnen einige Stellen aus denjenigen alten Verfaſſern vorlegen, die von ihrer Muſik dogmatiſch gehandelt haben, und welche dieſe Exiſtenz beweiſen.

Wallis, dieſer ſowohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit als auch deswegen berühmte Engländer, weil er unter allen Gelehrten zu unſerer Zeit am längſten gelebt hat, ließ im Jahr 1699. in dem dritten Theile ſeiner mathematiſchen Werke, des Porphyrius griechiſchen Commentar über des Ptolemäus Bücher *ἁρμονικῶν* drucken, welchem er eine lateiniſche Ueberſetzung und Anmerkungen beyfügte. Wenn man dieſen Commentar lieſet, ſo ſieht man, daß die Alten überhaupt alle Wirkungen, deren die Stimme fähig iſt, in zwey Arten eingetheilet haben. Proximo ſtatim loco exhibet ipſas vocis differentias. Duplex enim eſt hujusce motus, continuus qui dicitur, & Diaſtematicus. Continuus quidem, quo inter

ter nos colloquimur, qui & eodem ſenſu ſermocinalis dicitur. Diaſtematicus vero quo canimus & modulamur, tibiaque & cithara ludimus, unde Melodicus dicitur. (*) „Hierauf handelt der Verfaſſer von dem Unterſchiede, der ſich in dem Klange der Stimme befindet. Der eine Klang der Stimme iſt der ſtetige, (continuus) derjenige nehmlich, welchen die Stimme im gemeinen Reden formiret, und den man auch deswegen den geſprächmäßigen nennet. Der andre heißt der melodiſche, welcher nach gewiſſen Intervallen eingerichtet iſt, und iſt derjenige, den die hören laſſen, welche ſingen oder eine Modulation ausführen, und den diejenigen nachahmen, welche Inſtrumente blaſen ober ſpielen.„ Hierauf erklärt Porphyrius den Unterſchied weitläuftig, welcher ſich unter dieſen beyden Arten der Stimme befindet, und fügt endlich hinzu. „Dieſes iſt der Grundſatz, welchen Ptolemäus zum Anfange ſeiner Betrachtungen über die Harmonie feſtſetzt, und welcher, überhaupt zu reden, eben derſelbe iſt, den die Schüler des Ariſtoxenus angeben.„ Cum igitur ab Ariſtoxeneis prope omnibus hæc tradantur, ſtatim ab initio tractationis de Harmonica Ptolemæus eadem poſtulat. Wir haben ſchon geſagt, wer Ariſtoxenus geweſen. Und alſo war die Eintheilung der Stimme in die ſtetige, und in die melodiſche, oder

---

(*) Porph. in Hypomnem. ad Harm. Ptol. cap. I. p. 149.

oder in die abgemeſſene und in ihrer Fortſchreitung gewiſſen Intervallen unterworffene Stimme, einer von den erſten Grundſätzen der muſikaliſchen Wiſſenſchaft. Und nun wollen wir ſehen, daß dieſer melodiſche Klang der Stimme, oder die Melodie wiederum in zwey Gattungen getheilt ward, nehmlich in Melodie, die ein eigentlich ſo genannter Geſang war, und in Melodie, die nichts als eine bloſſe Declamation war. **Martianus Capella** ſagt: „der Klang der „Stimme kann in zwey Arten eingetheilet werden; nehmlich in den ſtetigen und in den nach „gewiſſen Intervallen abgetheiten Klang. Der „ſtetige iſt der Klang der einfachen Ausſprache „bey gewöhnlichen Unterredungen. Der abgeſonderte aber iſt der Klang der Ausſprache eines Menſchen, welcher eine Modulation ausführet. Zwiſchen dieſen zwey Arten iſt noch „eine mittlere Art, welche etwas von der ſtetigen „und etwas von der abgetheilten hat. Dieſer „Mittelklang der Stimme iſt nicht ſo unterbrochen als der Geſang; er fließt aber auch nicht „ſo in einem fort, als der Klang eines gemeinen „Geſprächs. Die Stimme macht dieſen Klang „alsdenn, wenn ſie dasjenige ausſpricht, was „wir *Carmen* nennen.„ (*) Nun aber, wie wir weiter unten ſagen werden, bedeutete *Carmen*, eigentlich die abgemeſſene Declamation der Verſe, die nicht geſungen wurden, wenn

---

(*) Siehe die Noten des Meiboms. S. 351.

man nehmlich ſingen in der Bedeutung nimt, die es unter uns hat. (*) Nunc de prima voce velut de ſonitus totius parente, dicemus. Omnis vox in duo genera dividitur, continuum atque diviſum. Continuum eſt velut juge colloquium. Diviſum quod in modulationibus ſervamus. Eſt & medium quod ex utroque permixtum, ac neque alterius continuum motum ſervat, nec alterius frequenti diviſione præciditur, quo pronuntiandi modo carmina recitantur.

Beſſer könnte man unſre Declamation, welche zwiſchen dem muſikaliſchen Geſange und der einfachen Sprechart in gemeinen Reden das Mittel hält, nicht beſchreiben, als ſie Capella unter dem Namen eines **mittlern Klanges** beſchreibt.

Ich will nicht hoffen, daß man mir vorwerfen werde, ich lieſſe hier das Wort Modulation weiter nichts als den muſikaliſchen Geſang bedeuten, ob ich ihm gleich anderwerts eine viel weitere Bedeutung gegeben und alle Arten von componirten Geſängen darunter verſtanden hätte. Denn da Capella dem Worte *Modulatio* das Wort *Carmen* entgegen ſetzt, ſo iſt es klar genug, daß er das erſtere in keiner andern Bedeutung nehmen könne, als in welcher ich es genommen habe, und daß er den eigentlich ſo genannten muſikaliſchen Geſang darunter verſtanden wiſſen wolle.

(*) Martianus Capella in Nupt. Philol. 9.

Bryennius lehret uns ſogar, wie dieſer mittlere Klang, oder die Declamation, componirt worden. Dieſer griechiſche Schriftſteller iſt einer von denjeninigen, welche **Wallis**, nebſt einer lateiniſchen Ueberſeßung, dem dritten Theile ſeiner mathematiſchen Werke einverleibt hat. Er ſagt aber folgendes. „Es giebt zwey Arten des Geſanges oder der Melodie. Die eine iſt diejenige, deren die gewöhnliche Art zu ſprechen fähig iſt, und die andre iſt der muſikaliſche Geſang. Der Geſang, deſſen die gewöhnliche Art zu ſprechen fähig iſt, wird durch die Accente componirt; denn naturlicher Weiſe erhebt man bald die Stimme im Reden, bald läßt man ſie fallen. Der eigentlich ſo genannte Geſang aber, von welchem in der harmoniſchen Muſik gehandelt wird, iſt gewiſſen Intervallen unterworfen. Er wird durch Töne und Intervalle componirt.„ Eſt autem melos, id eſt cantus, aliud ſermocinale, aliud muſicum. Sermocinale enim eſt illud, quod componitur ex vocum proſodiis, naturale enim eſt inter loquendum intondere & remittere vocem. Muſicum autem melos de quo agit Harmonia, eſt Diaſtematicum, illud ex Phtongis & Diaſtematis compoſitum. (*)

Der Leſer wird hier ſchon vor ſich ſelbſt bemerken, daß in der Declamation die Fortſchreitung auch durch die allerkleinſten Intervalle, deren die Töne fähig

---

(*) Lib. III. cap. 10. de Melopœia.

fähig ſind, geſchehen könne; welches in der Muſik nicht angeht. Selbſt die Enharmoniſche Art erlaubt aufs höchſte nur halbe Semitonia.

Die angeführte Stelle des Bryennius lehrt uns nicht allein, wie die Melodie, welche nichts als eine bloſſe Declamation war, componirt wurde; ſondern ſie lehrt uns auch, wie ſie konnte in Noten geſchrieben werden. Ehe wir uns aber in dieſe Unterſuchung einlaſſen, wird es nicht undienlich ſeyn, eine Stelle aus dem Boethius anzuführen, weil es ausdrücklich darinn geſagt wird, daß die Declamation, eben ſo wohl als der muſikaliſche Geſang, in Noten geſchrieben worden.

„Die Tonkünſtler des Alterthums, ſagt Boe-
„thius, damit ſie ſich die Mühe erſparen möch-
„ten, den ganzen Namen einer jeden Note zu
„ſchreiben, hoben gewiſſe Zeichen erfunden,
„deren jedes einen beſondern Ton bedeutet, und
„dieſe Monogrammata haben ſie nach Geſchlech-
„tern und Arten eingetheilt. Wenn alſo ein
„Componiſt einen Geſang über Verſe ſchreiben
„will, deren Abmeſſung durch den Werth der
„langen und kurzen Sylben, aus welchen die
„Füſſe derſelben beſtehen, bereits beſtimmt iſt;
„ſo hat er weiter nichts zu thun, als ſeine No-
„ten über die Verſe zu ſetzen. Und ſolcher Ge-
„ſtalt hat der menſchliche Fleiß nicht nur ein Mit-
„tel gefunden, die Worte und die Declamation
„zu ſchreiben, ſondern auch eine jede Art des

„Geſangs, vermittelſt der Zeichen, die Nachwelt zu lehren.„ Veteres Muſici propter compendium ſcriptionis, ne integra nomina neceſſe eſſet ſemper apponere, excogitavere notulas quasdam quibus verborum vocabula notarent, easque per genera modosque diviſerunt, ſimul etiam hac brevitate captantes, ut ſi quando aliquod melos Muſicus voluiſſet adſcribere ſuper verſum, rithmica metri compoſitione diſtinctum, has ſonorum notulas aſcriberet, tam miro modo reperientes ut non tantum carmina verbaque litteris explicarent, ſed melos ipſum quod his notulis ſignaretur, in memoriam poſteritatemque durare. (*)

Boethius lobt alſo die Tonkünſtler des Alterthums wegen einer doppelten Erfindung. Die erſte beſtand darinne, daß ſie die Worte und den Geſang, welcher *Carmen* hieß, und, wie man ſehen wird, weiter nichts als eine bloſſe Declamation war, zu ſchreiben erfunden hatten; und die andre war dieſe, daß ſie auf ein Mittel gefallen waren, auch jede Art des muſikaliſchen, oder eigentlich ſo genannten, Geſanges zu ſchreiben, auf deſſen Noten Boethius eben kommen will, als er das, was man jetzt geleſen hat, ſagt. Die Declamation wurde alſo eben ſo wohl als der Geſang in Noten geſchrieben. Ja, wenn wir aus der Art, mit der ſich Boethius ausdrückt,

---

(*) De Muſica cap. 4

drückt, ſchlieſſen dürfen, ſo hatten die Alten die Kunſt, die bloſſe Declamation in Noten zu ſchreiben, noch eher erfunden, als die Kunſt, die Muſik in Noten zu ſchreiben. Die erſte war, wie man ſehen wird, auch weit leichter als die andere, und man kann ſicher glauben, daß von zwey Künſten, welche ohngefehr einerley Gegenſtand haben, diejenige gewiß zuerſt wird ſeyn erfunden worden, deren Ausübung die leichteſte war. Nunmehr wollen wir auch ſehen, wie die Declamation in Noten geſchrieben wurde, und zugleich auch, wie man den muſikaliſchen oder eigentlich ſo genannten Geſang in Noten geſchrieben habe. Man wird dadurch den Sinn der Stelle aus dem Boethius deſto beſſer einſehen lernen.

Nach dem Bryennius ward die Declamation durch die Accente componirt; und folglich mußte man ſich, um ſie in Noten zu ſchreiben, eben derſelben Zeichen bedienen, mit welchen man die Accente bemerkte. Nun aber hatten die Alten acht oder zehn Accente, und eben ſo viel verſchiedene Zeichen, ſie zu bemerken.

Sergius, ein alter lateiniſcher Sprachlehrer, zählet acht Accente, die er durch Bemerkungen der Beugung der Stimme erklärt, und ſie die Gehülfen des Geſanges nennt. (*) Tenores ſive accentus dicti ſunt qui naturalem uniuscujusque ſermonis in vocem noſtræ elationis tenorem

---

(*) Comment. in artem primam Donati.

rem ſervant. Dictus autem accentus eſt quaſi ad cantus. Sunt autem omnes accentus Latini octo.

Priscianus ein andrer lateiniſcher Sprachlehrer, welcher zu Ende des fünften Jahrhunderts lebte, ſagt in ſeinem Buche von den Accenten: der Accent ſey das Geſetz, die gewiſſe Regel, nach welcher man, in der Ausſprache jeder Sylbe, die Stimme erheben oder fallen laſſen müſſe. (*) Accentus namque eſt certa lex & regula ad elevandam & deprimendam ſyllabam uniuscujusque partis orationis. Hierauf ſagt er, daß die lateiniſche Sprache zehn Accente habe, deren Namen und Figuren, womit man ſie bemerkte, er zugleich anzeigt. Sunt autem accentus decem, quos ita huic operi dignum exiſtimavi pernotare. Ihre Namen ſind: acutus, gravis, circumflexus, longa linea, brevis linea, hyphen, diaſtole, apoſtrophus, daſæa, pſyle. Die Figur eines jeden von dieſen Accenten kann man in dem angeführten Buche nachſehen. **Iſiodorus Hiſpalenſis** ſagt eben das. (**)

Da die Lateiner urſprünglich nur drey Accente hatten, den *acutum*, *gravem* und *circumflexum*; da die übrigen vielleicht zu verſchiedenen Zeiten erfunden, und als neue Erfindungen vielleicht nicht durchgängig angenommen worden, ſo

---

(*) Folio 133. verſo.
(**) Iſid. Orig. lib. prim. cap. 19.

ſo darf man ſich nicht wundern, daß einige Sprachlehrer derſelben nur achte zehlen, andre aber zehne. Was aber ihren Gebrauch betrift, darinn kommen dieſe Schriftſteller mit einander überein. Iſidorus Hiſpalenſis ſagt, die Accente würden im lateiniſchen toni und tenores genennt, weil ſie eine Vermehrung der Stimme und der Pauſen bemerkten. (*) Latini autem habent & alia nomina. Nam accentus & tonos & tenores dicunt, quia ibi ſonus creſcit & deſinit.

Zu allem Unglücke iſt das Werk nicht vorhanden, in welchem Priſcianus von dem Gebrauche der Accente umſtändlich zu handeln, ſich vorbehalten hatte. Sed nos locuturi de partibus, ad accentum qui in dictionibus neceſſarius eſt tranſeamus, cujus rei myſterium, Deo præbente vitam, latius tractemus. Dieſes Werk, welches wir nicht haben, es ſey nun, weil es niemals ausgearbeitet worden, oder weil es verlohren gegangen, würde uns ohne Zweifel den Gebrauch gelehrt haben, welchen die Componiſten der Declamation davon machten. Das was Iſidorus in ſeinen *Originibus* davon ſagt, kann das Buch des Priſcianus, welches uns mangelt, nicht erſetzen.

Ich bilde mir ein, daß ein Componiſt der Declamation weiter nichts that, als daß er über die Sylben, welche nach dem Regeln der Grammatik einen Accent haben mußten, den

acutum,

(*) Ibid. cap. 18.

acutum, *gravem* oder *circumflexum*, der ihnen Kraft ihrer Buchſtaben zukam, ſetzte; und daß er, in Anſehung des Ausdrucks, über die leeren Sylben, vermittelſt der übrigen Accente, denjenigen Ton verzeichnete, den er ihnen nach Maßgebung des Verſtandes, welchen die Worte hatten, zu ertheilen für gut befand. Was konnten alle die Accente ſonſt anzeigen, als das verſchiedene Steigen nnd Fallen der Stimme? Die Alten gebrauchten dieſe Accente faſt zu nichts andern, als wozu die Juden noch heut zu Tage ihre muſikaliſchen Accente brauchen, wenn ſie die Pſalmen nach denſelben abſingen, oder vielmehr declamiren.

Es wird ſchwerlich eine Declamation geben, die man nicht mit zehn verſchiednen Zeichen, deren jedes eine beſondere Beugung der Stimme andeutet, ſollte in Noten ſchreiben können; und da man die Anſtimmung dieſer Accente, wenn man leſen lernte, zugleich mit lernte, ſo war faſt kein Menſch, der dieſe Art von Noten nicht ſollte verſtanden haben. Dieſes vorausgeſetzt kann man ſich gar leicht die Vortheile vorſtellen, deren ſich die Alten bey der Componirung und Ausführung ihrer Declamation bedienten. Der h. Auguſtinus hat alſo mit Recht geſagt, daß er davon nicht handeln wolle, weil es Dinge wären, welche auch der allerſchlechteſte Komödiant verſtünde. Der Takt lag gleichſam ſchon in den Verſen ſelbſt. Der Componiſt durfte ſie nur accentuiren und die Bewegung des Takts vorſchreiben; nachdem er dasjenige, was das accompagnirende Inſtrument ſpielen ſollte, in eine ganz einfache und leicht auszuführende Partie gebracht hatte.

Wie aber die Melodie, welche ein eigentlich ſogenannter Geſang war, geſchrieben wurde; das wiſſen wir ganz genau. Das allgemeine Syſtem, oder wie es Boethius nennt, die **Conſtitution** der alten Muſik, war, nach dem Martianus Capella, (*) in achtzehn Klänge eingetheilt, deren jeder ſeinen beſondern Namen hatte. Wir brauchen hier eben nicht zu erklären, daß verſchiedne von dieſen Klängen im Grunde einerley ſeyn konnten. Den einen nennte man Proſtambemenos &c. Damit man nun nicht, wie Boethius ſagt, den ganzen Namen eines jeden Klanges über die Worte zu ſchreiben brauchte, welches faſt unmöglich würde geweſen ſeyn, ſo hatte man gewiſſe Charaktere oder Arten von Figuren erfunden, deren jede einen gewiſſen Ton andeutete. Dieſe Figuren wurden σημεια oder Zeichen genennt. Eigentlich bedeutet das Wort σημεια alle Zeichen überhaupt; hernach aber hat man es zu der beſondern Benennung derjenigen Noten und Figuren, wovon hier die Rede iſt, gemacht. Alle dieſe Figuren beſtanden aus einem Manogramma, welches der Anfangsbuchſtabe des eigentlichen Namens war, den

---

(*) De nuptiis Philolog.

jeder von den achtzehn Klängen des allgemeinen Syſtems führte. Dieſe achtzehn Anfangsbuchſtaben nun, obgleich einige derſelben einerley waren, waren ſolcher Geſtalt verzeichnet, daß ſie unzuverwechſelnde Monogrammata ausmachten. Boethius hat uns die Figuren dieſer Monogrammen aufbehalten.

Auch Iſaac **Voßius** merkt verſchiedne Werke der Alten an, aus welchen man ſehen könne, wie man zu ihren Zeiten die muſikaliſchen Geſänge in Noten geſchrieben habe. Meibom ſpricht gleichfalls an verſchiednen Orten ſeiner ſchon oft angeführten Sammlung davon; beſonders aber in der Vorrede, wo er das Te Deum, ſo wohl nach der Tablatur der Alten, als auch in neuen Noten, mittheilet. Ich will alſo nur bloß anmerken, daß die Zeichen, oder σημεια, welche ſo wohl bey der Vocal als Inſtrumental-Muſik gebraucht wurden, über die Worte geſchrieben, und auf zwey Linien geſtellt wurden, deren oberſte für den Geſang und die unterſte für das Accompagnement waren. Dieſe Linien waren nicht viel dicker als die Linien einer ordentlichen Schrift. Wir haben ſo gar noch einige griechiſche Handſchriften, in welchen man dieſe zwey Arten von Noten, ſo wie ich ſie jetzt erklärt habe, geſchrieben findet. Aus ihnen hat man die Hymnen an die Kolliope, an die Nemeſis, und

---

(*) Geſchichte der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften. 5ter Theil.

und an den Apollo, desgleichen auch die Strophe aus einer der Pindariſchen Oden gezogen, die uns Herr **Burette** in alten und neuen Noten mitgetheilet hat.

Man hat ſich der alten Charaktere, die muſikaliſchen Geſänge zu ſchreiben, bis in das eilfte Jahrhundert bedient, in welchem **Guido Aretinus** diejenige Methode erfand, welche noch jetzt gebräuchlich iſt, und nach welcher die Noten auf verſchiedene Linien geſetzt werden, und durch den Ort, an welchem ſie ſtehen, ihre Anſtimmungen erhalten. Dieſe Noten waren Anfangs bloſſe Punkte, an welchen man nichts unterſcheiden konnte, was ihre Dauer bemerkt hätte; **Johann de Muris** aber, welcher von Paris gebürtig war, und unter der Regierung des Königs Johann (gegen 1350) lebte, erfand ein Mittel dieſen Puncten durch verſchiedne runde, ſchwarze, hackigte und doppelhackigte Figuren, einen ungleichen Werth zu geben, und dieſe ſind von allen Europäiſchen Tonkünſtlrn angenommen worden. Man hat alſo die Kunſt die Muſik zu ſchreiben, ſo wie wir ſie heut zu Tage ſchreiben, eben ſowohl Frankreich als Italien zu dancken.

Aus dem Angeführten erhellet folglich, daß von den drey Arten der Melopäie, nur die einzige Dithyrambiſche, oder Meſoidiſche, muſicaliſche Geſänge componiret habe; und daß von den andern zwey, nehmlich von der Tragiſchen überhaupt

haupt zu reden, und von der Nomiſchen die Declamation componiret worden.

Von der Dithyrambiſchen Melodie will ich hier nichts ſagen, ob ſie gleich der bloſſen Declamation viel näher kam, als unſere heutige Muſik; ſondern ich beziehe mich auf den gelehrten Mann, welcher beſonders davon gehandelt hat. (*)

Was die Melodie anbelangt, welche nichts als eine bloſſe Declamation war, ſo habe ich von der Nomiſchen, oder geſetzlichen, weiter nichts zu ſagen, als was ich bereits geſagt habe. Von der Tragiſchen Melodie aber werde ich noch insbeſondere und zwar ziemlich weitläuftig handeln, damit ich dasjenige, was ich von ihrer Exiſtenz geſagt habe, beſtärken und unwiderſprechlich darthun könne, daß die theatraliſche Muſik der Alten, ob ſie gleich componirt und in Noten geſchrieben worden, dennoch kein eigentlich ſo genannter Geſang geweſen ſey. Und eben daher, weil die Ausleger nicht den rechten Begriff von der theatraliſchen Melodie hatten, ſondern ſie für einen muſikaliſchen Geſang hielten; weil ſie ferner auch nicht einſahen, daß die Saltation nichts weniger als ein Tanz nach unſerer Art, ſondern eine bloſſe Kunſt Gebehrden zu machen, geweſen ſey; eben daher, ſage ich, kam es, daß ſie die alten Schriftſteller, wenn ſie von ihrem

---

(*) Herr Burette, Mitglied der Akademe der ſchönen Wiſſenſchaften, im 5ten Theile der Geſchichte dieſer Akademie.

Theater reden, ſo unrichtig erklären. Ich glaube daher, eine ſo durchaus neue Meinung von der tragiſchen Melopäie, und tragiſchen Melodie, auf nicht genug Beweiſe gründen zu können. Ein gleiches werde ich auch in Anſehung meiner Meinung von der alten Saltation thun, wenn ich auf die hypocritiſche Muſik zu reden kommen werde. Sie iſt gleichfalls ganz neu.

Fünfter Abſchnitt.

Erläuterung einiger Stellen des ſechſten Hauptſtücks der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt. Von dem Geſange der lateiniſchen Verſe oder dem Carmen.

Zu mehrerer Befeſtigung desjenigen, was ich von der tragiſchen Melopäie der Alten geſagt habe, glaube ich nichts beſſers thun zu können, als wenn ich zeige, daß man, meiner Meinung zu Folge, eine von den allerwichtigſten Stellen der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt, welche die Ausleger bisher nur noch unverſtändlicher gemacht haben, ſehr deutlich verſtehe. Nichts kann die Wahrheit eines Grundſatzes beſſer beweiſen, als wenn man ſieht, daß durch die Anwendung deſſelben Dinge aufgeklaret werden, die ſonſt undeutlich bleiben würden. Die gedachte Stelle iſt, nach der lateiniſchen Ueberſetzung des Dan. Heinſius, in welcher ich blos zwey Worte geändert habe, um ſie dem Texte deſto gleichförmiger zu machen, folgende. Tragœdia ergo eſt abſolutæ & quæ juſtam magnitudinem habeat actionis, imitatio, ſermone conſtans ad voluptatem facto, ita ut ſingula genera in ſingulis partibus habeant locum, utque non enarrando ſed per miſericordiam & metum ſimilium perturbationum expiationem inducat. Per ſermonem autem factum ad voluptatem, eum intelligo qui Rhythmo conſtat, Harmonia & Metro. Addidi autem ut ſingula genera ſeorſim — — quia nonnulla Metris ſolummodo, nonnulla vero Melodia perficiantur. Quoniam vero agendo in ea imitantur, primo omnium neceſſe erit partem aliquam Tragœdiæ eſſe ornatum externum: at interim *Melopœiam* & dictionem, his enim in Tragœdia imitantur. Dictionem jam dico ipſam Metrorum compoſitionem: Molopœiam vero cujus vim ſatis omnes intelligunt. „Die Tragödie „iſt die Nachahmung einer vollſtändigen und den „gehörigen Umfang habenden Handlung. Dieſe „Nachahmung geſchieht ohne Hülfe der Erzeh„lung, und in einer zum Vergnügen eingerichte„ten Sprache, deren verſchiedne Annehmlichkei„ten aber aus verſchiednen Quellen fließen. „Die Tragödie ſtellet uns alſo die Gegenſtände „ſelbſt vor Augen, durch die ſie in uns Schre„ken und Mitleid, dieſe zur Läuterung unſerer „Leidenſchaften ſo dienliche Empfindungen, er-

„wecken will. Unter einer zum Vergnügen ein-
„gerichteten Sprache verſtehe ich ſolche Reden,
„die unter gewiſſe Abmeſſungen gebracht und
„einem Rythmus unterworffen ſind, und zuſam-
„men eine Harmonie ausmachen. Ich habe ge-
„ſagt die verſchiednen Annehmlichkeiten der tra-
„giſchen Sprache flöſſen aus verſchiednen Quel-
„len, weil es gewiſſe Schönheiten giebt, die bloß
„aus dem Metro entſpringen, und gewiſſe, die
„aus der Melodie entſpringen. Da aber die
„tragiſche Nachahmung auf dem Theater aus-
„geübet wird, ſo muß man auch noch äuſſerliche
„Zierathen mit dem Ausdrucke und der Melo-
„päie verbinden. Man ſieht leicht, daß ich hier
„unter dem Ausdrucke die Verſe ſelbſt verſtehe.
„Und was die Melopäie anbelangt, von der weis
„jedermann, was ſie vermag."

Wenn wir nun unterſuchen, wodurch die erwehnten Schönheiten der zum Vergnügen eingerichteten Sprache entſtehen; ſo werden wir finden, daß ſie nicht das Werk einer einzigen, ſondern verſchiedener muſikaliſchen Künſte waren, und daß es folglich eben nicht ſo ſchwer ſey, die Worte dieſer Stelle zu verſtehen, die ſie aus verſchiednen Quellen entſpringen laſſen. Wir wollen von dem Metrum und Rythmus anfangen, welche die zum Vergnügen eingerichtete Sprache haben muß.

Es iſt bekannt, daß die Alten keine dramatiſche Stücke in Proſa hatten, ſondern daß ſie alle in Verſen geſchrieben waren. Wenn alſo Ariſtoteles ſagt, daß der Ausdruck in gewiſſe Takte abgeſchnitten ſeyn müſſe, ſo verſtehet er weiter nichts darunter, als daß der Takt der Verſe, mit welchem die Poetik zu thun hatte, auch der Declamation zum Takte dienen müſſe. Was den Rythmus anbelangt, ſo kam es dabey auf die Füſſe der Verſe an, die Bewegung des Takts bey der Recitation der Verſe zu beſtimmen. Und eben daher ſagt Ariſtoteles in dem vierten Hauptſtücke ſeiner Dichtkunſt, daß die Metra die Stücke des Rythmus wären; d. i. daß ſich nach dem aus der Geſtalt der Verſe entſpringenden Takte bey der Recitation die Bewegung des Takts richten müſſe. Jedermann weis, daß die Alten bey verſchiednen Gelegenheiten in ihren dramatiſchen Stücken Verſe von mehr als einer Geſtalt brauchten. Derjenige alſo, welcher den Takt auf dem Theater ſchlug, mußte die Takte der Declamation zu Folge der Verſe, die man recitirte, bemerken; ſo wie er die Bewegung dieſes Takts entweder beſchleinigte oder anhilt, nachdem es der in den Verſen ausgedruckte Sinn erforderte, d. i. nachdem es die Grundſätze der rithmiſchen Kunſt verlangten. Ariſtoteles ſagt alſo mit Recht, daß die Schönheit des Rythmus nicht aus eben der Urſache herkäme, welche die Schönheiten der Harmonie und die Schönheiten der Melopäie hervorbrächte. Die Schönheit und Schicklichkeit des Takts, und folglich auch des

Rythmus entſpringen aus der Wahl der Füſſe, ſo wie ſie der Dichter zu Folge des in ſeinen Verſen ausgedrückten Inhalts getroffen hatte.

Was die Harmonie betrift, ſo wurden die Schauſpieler der Alten, wie wir bald ſehen werden, bey ihrer Declamation von einem Inſtrumente begleitet; und da die Harmonie aus der Uebereintreffung der Klänge in verſchiedenen Stimmen beſteht, ſo mußten die Melodie, welche ſie recitirten, und der Generalbaß, welcher ſie unterſtützte, wohl mit einander übereinſtimmen. Nun aber wird die Wiſſenſchaft der Accorde weder von der metriſchen noch der rythmiſche Muſik, ſondern einzig und allein von der harmoniſchen Muſik gelehret. Und folglich ſagt unſer Autor mit Recht, daß die Harmonie, als eine von den Schönheiten einer zum Vergnügen eingerichteten Sprache, nicht aus eben denſelben Quellen flieſſe, aus welchen die Schönheiten des Ausdrucks abgeleitet würden. Die von dem Ausdrucke entſpringende Schönheit folge aus den Grundſätzen der Poetik, und aus den Grundſätzen der metriſchen und rythmiſchen Muſik, anſtatt daß die aus der Harmonie entſpringende Schönheit aus den Grundſätzen der harmoniſchen Muſik herkomme. Aus noch einer andern Quelle floſſen die Schönheiten der Melodie, nehmlich aus der Wahl der Accente und der Töne, die ſich zu den Worten ſchickten und folglich den Zuhörer zu rühren fähig waren.

Es waren alſo ganz verſchiedene Quellen, aus welchen die Schönheiten der zum Vergnügen eingerichteten Rede entſprungen, und Ariſtoteles ſagt mit Recht, daß jede derſelben beſonders und für ſich bewirkt würde, und ſo zu reden, ihre eigene Wiege habe.

Andre Stellen des ſechſten Hauptſtücks der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt, werden die jetzt vorgetragene Erklärung noch deutlicher machen. Einige Zeilen nach den angeführten Worten ſchreibt unſer Autor: Quare omnis Tragœdiæ partes eſſe ſex neceſſe eſt, quæ ad qualitatem faciunt illius. Hæ ſunt autem, fabula, mores, ſententiæ, melopœia & apparatus. „Es „werden alſo ſechs Stück zu einer Tragödie erfordert, nehmlich die Fabel oder die Handlung, „die Sitten, die Lehrſprüche, der Ausdruck, „die Melopäie, und die äuſſerlichen Zierathen „der Vorſtellung.„ Ariſtoteles nennt hier die Urſache anſtatt der Wirkung, indem er Melopäie anſtatt Melodie ſagt. Weiter ſchreibet er am Ende dieſes Hauptſtücks, nachdem er von der Fabel, den Sitten, den Lehrſprüchen, dem Ausdrucke und der Melodie der Tragödie Vorſchmacksweiſe etwas weniges geſagt: „von dieſen fünf Stücken thut die Melopäie die größte „Wirkung. Die äuſſerlichen Verzierungen der „Vorſtellung können zwar auch Eindruck machen, allein es wird bey weiten nicht ſo viel „Kunſt dazu erfordert. Uebrigens kann die Tra-

„gödie, nach ihrem ganzen Weſen und aller ihrer „Kraft, auch ohne die Schauſpieler und auſſer „dem Theater beſtehen.„ Harum vero quinque partium maxime oblectat melopæia. Apparatus autem animum oblectat quidem, minimum tamen artis habet. Tragœdiæ quippe natura & virtus etiam extra certamen & ſine hiſtrionibus conſiſtit. Hierzu fügt Ariſtoteles: Præterea in apparatu concinnando potius artificis qui eum conficit, quam Poetarum induſtria verſatur. „Uebrigens kömmt es bey der „äuſſerlichen Verzierung mehr auf den dazu be„ſtimmten Künſtler, als auf den Dichter an.

Dem Verfaſſer lag alſo ob, **als Redner**, die Fabel oder Handlung ſeines Stücks zu erfinden; **als Philoſoph**, ſeinen Perſonen Sitten und anſtändige Charaktere zu geben, und ſie nützliche Lehrſprüche vorbringen zu laſſen; und **als Dichter**, wohl abgemeſſene Verſe zu machen, das geſchwindere oder langſamere Tempo derſelben vorzuſchreiben, und die Melodie zu componiren, von welcher groſſen Theils die gute Aufnahme des Trauerſpiels abhing. Wenn man darüber, was Ariſtoteles von der Wichtigkeit der Melopäie ſagt, erſtaunen wollte; ſo müßte man gar niemals Tragödien haben vorſtellen ſehen; und wenn man ſich darüber wunder wollte, daß er die Compoſition der Melodie dem Poeten ſelbſt auflegt, ſo müßte man es ſchon wieder vergeſſen haben, was wir oben angemerkt und zu beweiſen verſprochen, daß nehmlich die griechiſchen Poeten die Declamation ihrer Stücke ſelbſt componirten, anſtatt daß die lateiniſchen Dichter dieſe Arbeit denjenigen Künſtlern überlieſſen, welche weder Verfaſſer noch Komödianten waren, ſondern bloß Profeßion davon machten, die dramatiſchen Werke auf das Theater zu bringen. Wir haben ſogar angemerkt, daß eben aus dieſem Grunde Porphyrius aus der Verfertigung der Verſe und der Verfertigung der Melodie nicht mehr als eine Kunſt macht, welche er die Poetik in ihrem ganzen Umfange nennet, weil er damit auf den Gebrauch der Griechen ſahe, anſtatt daß Ariſtides Quintilianus, welcher ſich nach dem Gebrauche der Römer richtete, die Kunſt Verſe zu machen, und die Kunſt die Melodie zu machen, für zwey verſchiedene Künſte zehlet.

Hier iſt das, was einer von den neueſten Auslegern (*) der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt in ſeinen Anmerkungen über das ſechſte Hauptſtück derſelben, bey Gelegenheit derjenigen Stellen ſagt, welche wir daraus angeführt haben. „Wenn „die Tragödie ohne Verſe beſtehen kann; ſo „kann ſie auch weit eher ohne Muſik beſtehen. „Die Wahrheit zu ſagen, ſo kann ich es nicht „einmal recht begreiffen, wie man die Muſik je„mals gewiſſer Maaſſen als ein Stück der „Tragödie habe betrachten können; denn wenn „was

---

(*) Dacier.

„was in der Welt iſt, welches ſich zu einer tragiſchen Handlung nicht ſchickt, ja ihr ganz zuwider iſt, ſo iſt es gewiß die Muſik. Die Erfinder der in Muſik geſetzten Tragödien mögen mir es nicht übel nehmen! Man würde gewiß an dieſen ihren eben ſo lächerlichen als neuen Arten von Gedichten nicht den geringſten Geſchmack gefunden haben, wenn man die wahren theatraliſchen Stücke gehörig zu ſchätzen gewußt hätte, oder wenn man nicht von einem der größten Tonkünſtler, die jemals geweſen ſind, verführet worden wäre. Denn die Opern ſind, wenn ich ſo reden darf, die Ungeheuer der Poeſie, die dadurch, daß man ſie für regelmäßige Werke ausgeben will, noch viel unerträglicher werden. Ariſtoteles würde uns daher einen ſehr groſſen Gefallen gethan haben, wenn er zugleich angemerkt hätte, wie man die Muſik in der Tragödie für nothwendig habe halten können. So aber ſagt er bloß, **daß ihre ganze Gewalt ſchon bekannt ſey**; welches nur ſo viel beweiſet, daß jederman von der Nothwendigkeit derſelben überzeugt geweſen, und die wunderbaren Wirkungen empfunden habe, welche der Geſang in dieſen Gedichten hervorgebracht, in welchen er aber doch nur zwiſchen den Acten gebraucht wurde. Ich habe mich oft bemüht, die Urſachen zu ergründen, warum ſo geſchickte und ſo zärtliche Leute, als die Athenienſer waren, mit

„den tragiſchen Handlungen den Tanz und die Muſik verbunden haben; und nach vielen Unterſuchungen, wie ſie es für natürlich und wahrſcheinlich haben halten können, daß der Chor, welcher die Zuſchauer einer Handlung vorſtellte, bey ſo rührenden und auſſerordentlichen Begebenheiten tanzen und ſingen ſolle, habe ich gefunden, daß ſie hierinne bloß ihrem Naturelle gefolgt ſind, und ihren Aberglauben zu befriedigen geſucht haben. Die Griechen waren die aller abergläubiſchſten Leute von der Welt, die zugleich die aller auſſerordentlichſte Luſt zum Tanzen und zur Muſik hatten, in welchem naturlichen Hange ſie durch die Auferziehung beſtärkt wurden.

Ich glaube ſchwerlich, daß man mit ſolchen Gründen den Geſchmack der Athenienſer entſchuldigen könne; vorausgeſetzt nehmlich, daß die Muſik und der Tanz, von welchen in den alten Schriftſtellern als von Annehmlichkeiten geſprochen wird, die zur Aufführung einer Tragödie unumgänglich nöthig ſind, ein Tanz und eine Muſik geweſen wären, die unſerm Tanze und unſrer Muſik gleich kämen. Allein da, wie wir ſchon geſehen haben, dieſe Muſik nicht als eine Declamation; und dieſer Tanz, wie wir bald ſehen werden, nichts als ſtudirte und gewiſſen Geſetzen unterworfene Gebehrden waren; ſo hat man gar nicht Urſache die Athenienſer in dieſem Stücke zu entſchuldigen.

Zwar iſt **Dacier** nicht der einzige, welcher ſich in dieſem Stücke geirret hat; ſeine Vorgänger haben ſich eben ſo wohl betrogen. Ein gleiches muß ich auch von dem Abt **Gravina** ſagen, welcher in ſeinem Buche **von der alten Tragödie**, (*) eben deswegen, weil er die Melopäie der theatraliſchen Stücke für einen muſikaliſchen Geſang, und die **Saltation** für einen Tanz nach unſrer Art gehalten hat, von den Theatern der Alten eine Beſchreibung macht, die ſich gar nicht verſtehen läßt.

Es iſt zwar wahr, daß Ariſtoteles in dem ſechs und zwanzigſten Hauptſtücke ſeiner Dichtkunſt dasjenige Muſik nennet, was er in dem ſechſten Hauptſtücke Melopäie genennet hatte. Neque parvus præterea Tragœdiæ ex muſica & apparatu cumulus accedit quibus validiſſime conciliatur voluptas. „Die Tragödie ziehet „keinen geringen Vortheil aus der Muſik, und „den äuſſerlichen Verzierungen, welche bey der „Vorſtellung ſo viel Vergnügen machen.„ Allein dieſes kömmt daher, weil die Kunſt die Melodie zu compeniren, welche durch das ganze Stück herrſchen ſollte, und ein eben ſo weſentliches Stück war, als die Sitten, unter die muſikaliſchen Künſte gehörte.

Eben dieſer Schriftſteller fragt ſich in einem andern Werke (**) ſelbſt, wenn der Chor in den Trauer-

---

(*) Gedruckt im Jahr 1715.

(**) Probl. 19. libr. 49.

Trauerſpielen nicht in dem Hypodoriſchen, desgleichen auch nicht in dem hypophrygiſche **Modo** ſinge, da doch dieſe beyden **Modi** in den Rollen der Perſonen, beſonders am Ende der Auftritte und wenn dieſe Perſonen in einer heftigen Leidenſchaft wären, ſehr oft gebraucht würden. Er antwortet auf dieſe Frage: dieſe zwey Töne wären ſehr geſchickt die Heftigkeit der Leidenſchaften in Männern von groſſem Muthe und Helden, dergleichen gemeiniglich die Hauptperſonen in den Tragödien wären, auszudrücken, anſtatt daß der Chor nur aus Leuten von gemeinem Stande zu beſtehen pflege, derer Leidenſchaften nicht einerley Charakter mit den Leidenſchaften der Helden auf der Bühne haben müßten. Und da zweytens, fährt Ariſtoteles fort, die Glieder des Chors an den Begebenheiten des Stücks nicht eben ſo viel Antheil nehmen, als die Hauptperſonen, ſo muß auch der Geſang des Chors nicht ſo lebhaft, ſondern melodiſcher ſeyn, als der Geſang dieſer Hauptperſonen. Dieſes alſo, ſchließt Ariſtoteles, iſt die Urſache, warum die Chöre nicht in dem Hypodoriſchen, und auch nicht in Hypophrygiſchen Modo ſingen.

Der Leſer kann in dem muſikaliſchen Wörterbuche des Hrn. **Broſſard** die Erklärung von den **Modis** der alten Muſik nachſehen. Ausdrücklicher aber kann man es nicht ſagen, als es Ariſtoteles in der letzten Stelle ſagt; daß alles was auf dem Theater recitirt worden, einer com-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

ponirten Melodie unterworffen geweſen, und daß es den Schauſpielern der Alten nicht ſo als unſern, frey geſtanden, die Verſe ihrer Rollen in dem Tone und mit den Beugungen und Wendungen der Stimme herzuſagen, welche ſie ſelbſt dazu zu wählen für gut befunden.

Es iſt zwar nicht gewiß, daß Ariſtoteles ſeine Aufgaben ſelbſt aufgeſchrieben habe; aber genug; daß dieſes Werk wenigſtens von ſeinen Schülern verfertiget worden, und daß man es allezeit als ein Denkmal des Alterthums betrachtet hat, welches folglich aus den Zeiten ſeyn muß, da die Bühnen der Griechen und Römer noch offen waren.

Da die Töne, in welchen man declamirt, von einander unterſchieden ſind, eben ſowohl als die Töne, in welchen wir unſre Muſik componiren, ſo mußte die Declamation auch nothwendig in verſchiednen **Modis** componirt werden. Gewiſſe **Modi** mußten ſich zu dem Ausdrucke gewiſſer Leidenſchaften beſſer ſchicken, als andre; ſo wie auch in unſrer Muſik einige Modi ſie beſſer ausdrücken, als die andern.

Was die Griechen tragiſche Melodie nennten, das nennten die Römer manchmal Carmen. **Ovidius**, welcher ein römiſcher Dichter war, und alſo die Declamation ſeiner dramatiſchen Stücke nicht ſelber componirte, ſagt in einer einzigen Periode, wo er von ſeinen Werken redet, die auf der Bühne mit Beyfall vorgeſtellt würden, unſer *Carmen* und meine Verſe.

Carmina cum pleno ſaltari noſtra theatro
Verſibus & plaudi ſcribis, amice, meis. (*)

Ovidius ſagt noſtra carmina, weil bloß der Rythmus und das Metrum von der Declamation ihm zugehörte. Die Melodie der Declamation gehörte einem andern. Allein Ovidius ſagt meos verſus, weil die Gedanken, der Ausdruck, kurz die Verſe vor ſich ſelbſt betrachtet, ganz allein von ihm waren.

Woraus man es aber unwiderſprechlich ſehen wird, daß carmen, auſſer dem Verſe, auch etwas über den Vers geſchriebenes begreiffe, wodurch die bey dem Recitiren zu beobachtenden Abänderungen der Stimme angezeigt wurden; wird folgende Stelle des Quintilianus, des wichtigſten Schriftſtellers, den man in dieſer Materie anführen kann, ſeyn. Er ſagt ausdrücklich, daß die alten Verſe der Salier ein Carmen gehabt hätten. Verſus quoque Saliorum habent carmen, quæ cum omnia ſint a Rege Numa inſtituta, faciunt manifeſtum ne illis quidem qui rudes ac bellicoſi videntur, curam Muſices, quantam illa recipiebat ætas, defuiſſe. (**) „Die Verſe der Salier haben ihren gewiſſen „Geſang; und da die Einſetzung ihres Dienſtes, „ſich von dem Könige Numa herſchreibt, ſo be-

---

(*) Triſt. lib. 5. El. 7.

(**) Inſtit. libro I. cap. 12.

„weiſet dieſer Geſang, daß die Römer, ſo wild „ſie auch damals waren, gleichwohl ſchon einige „Kenntniß von der Muſik gehabt haben.„ Wie hätte aber dieſer Geſang von den Zeiten des Numa bis auf die Zeiten des Quintilian fortgeflanzt werden konnen, wenn er nicht wäre in Noten geſchrieben geweſen? War er aber, andern Theils, ein muſikaliſcher Geſang, warum nennt ihn Quintilianus *Carmen*? War es ihm unbekannt, daß ſeine Zeitgenoſſen, obgleich Mißbrauchsweiſe, diejenigen Verſe ſehr oft Carmen nennten, welche nicht geſungen wurden, ſondern deren Declamation willkührlich war, und deren Recitation die Alten alſo ein bloſſes **Leſen** nannten, weil derjenige, welcher ſie las, weiter nichts als den Werth der Sylben beobachten durfte, übrigens aber ſeine Stimme dabey abändern konnte, wie er nur immer ſelbſt wollte? Um einen Zeitverwandten des Quintilianus anzuführen, ſo ſagt Juvenal zu einem ſeiner Freunde, den er zum Abendeſſen einladet, daß man während der Mahlzeit einige der ſchönſten Stellen aus der Iliade und Aeneis vorleſen werde. Der, welcher ſie leſen wird, fügt Juvenal hinzu, iſt zwar kein ſonderlicher Leſer; was aber ſchadet das? Dergleichen Verſe machen doch noch immer viel Vergnügen.

Conditor Iliados cantabitur atque Maronis
Altiſoni dubiam facientia carmina palmam.
Quid refert tales verſus, qua voce legantur? (*)

(*) Juv. ſat. 12.

An einem andern Orte nennt Juvenal gleichfalls die bloſſe Ableſung der hexametriſchen Verſe der Thebais des Statius, welche Statius ſelbſt nach eigenem Gefallen leſen ſollte, Carmina.

Curritur ad vocem jucundam & carmen amicæ
Thebaidos, letam fecit cum Statius urbem,
Promiſitque diem, tanta dulcedine captos
Afficit ille animos, tantaque libidine vulgi
Auditur (*)

Da ſich nun Quintilian in der angeführten Stelle dogmatiſch ausdrückt, ſo würde er ſich wohl in Acht genommen haben, das Wort *Carmen* für einen muſikaliſchen Geſang zu gebrauchen und es in einer Bedeutung anzuwenden, die derjenigen ſo ſehr entgegengeſetzt war, die man ihm Mißbrauchsweiſe zu geben pflegte. Doch *Carmen* bedeutete ſeinem Urſprunge nach etwas anders; es war übrigens das eigentliche Wort, womit man die Declamation benennte, und ward durch den Sinn der Stelle ſelbſt, in welcher es gebraucht wurde, auf ſeinen erſten und wahren Sinn eingeſchränkt. Und kurz der Ausdruck verſus habent carmen kann uns wegen der Bedeutung, die das Wort *Carmen* in der Stelle des Quintilians und den Verſen des Ovidius haben ſoll, unmöglich in Zweifel laſſen.

Weil die Neuern glaubten, daß *Carmen* beſtändig die uneigentliche Bedeutung habe, die

---

(*) it. ſat. 7.

es in den angeführten Verſen des Juvenals hat, wo es weiter nichts als Verſe anzeigen will, ſo iſt ihnen die eigentliche Bedeutung dieſes Worts entwiſcht; und weil ſie dieſe nicht wußten, ſo konnten ſie es auch nicht wiſſen, daß die Alten eine componirte Declamation gehabt haben, die in Noten geſchrieben worden, ohne deswegen ein muſikaliſcher Geſang zu ſeyn. Noch ein ander übelverſtandenes Wort hat viel dazu beygetragen, den neuern Schriftſtellern die Exiſtenz dieſer Declamation zu verbergen. Ich meine das Wort *cantus* nebſt allen ſeinen Abſtammungen. Die neuern Kunſtrichter haben alſo allezeit unter *cantus* einen muſikaliſchen Geſang verſtanden, ob es gleich in verſchiednen Stellen nur einen Geſang überhaupt, oder eine Recitation, bey der man ſich nach einer gewiſſen in Noten geſchriebenen Melodie richten muß, bedeutet. Auch *canere* iſt ihnen allzeit das geweſen, was wir unter dem eigentlichen Singen verſtehen. Und daher iſt der Irrthum vornehmlich gekommen, nach welchem ſie geglaubt, der Geſang der dramatiſchen Stücke bey den Alten ſey ein eigentlich ſo genannter Geſang geweſen, weil ſich die alten Schriftſteller gemeiniglich der Worte cantus und canere bedienen, wenn ſie von der Ausführung dieſer Stücke reden. Ehe ich alſo meine Meinung durch neue Beweiſe unterſtütze, die aus der Art und Weiſe ſelbſt, wie die componirte Declamation auf den Bühnen der Alten ausgeführet

führet wurde, gezogen ſind; wird es, glaub ich, nicht undienlich ſeyn, wenn ich zeige, daß das Wort Geſang, ſo wohl im Griechiſchen als im Lateiniſchen, nicht bloß den muſikaliſchen Geſang, ſondern auch eine jede Art von Declamation, ja das bloſſe Herſagen ſelbſt, bedeute; und daß man folglich daraus, weil die alten Schriftſteller geſagt, ihre Schauſpieler hätten geſungen, nicht ſchlieſſen müſſe, dieſe Schauſpieler hätten ſo geſungen, als wir das Wort ſingen in der gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen pflegen. Das Anſehen der neuern Schriftſteller, welchen meine Meinung widerſpricht, fordert von mir, ſie auf das gründlichſte zu beweiſen. Ich will alſo nicht glauben, daß man mir die Menge der Stellen vorwerfen werden, die ich zur Erhärtung einer Sache anzuführen gedenke, welche vielleicht zwey oder dreye von dieſen Stellen hinlänglich beweiſen.

Sechſter Abſchnitt.

Daß in den Schriften der Alten das Wort **ſingen**, oft **declamiren**, ja ſo gar auch blos **reden** bedeute.

Woher die eigentliche Bedeutung des Worts Geſang, des Worts ſingen, und der davon abſtammenden Worte gekommen ſey, lehret uns Strabo, welcher unter der Regierung des Auguſtus lebte. Er ſagt,(*) in den erſten Zeiten wäre alles in Verſen abgefaßt worden, und weil man damals auch alle Verſe geſungen habe, ſo habe man ſich angewöhnt, **ſingen** für **recitiren** überhaupt zu ſagen. Als es nun gewöhnlich ward, nicht mehr alle Poeſien zu ſingen, ſondern man auch einige Arten von Verſen bloß zu recitiren anfing, ſo hörte man dennoch nicht auf, die Recitation aller Arten von Gedichten einen **Geſang** zu nennen. Ja auch da, fügt Strabo hinzu, hörte man noch nicht auf, **ſingen** für **recitiren** zu ſagen, als man ſich ſchon der ungebundenen Rede zu bedienen pflegte. Man ſagte alſo ſogar, Proſa ſingen; anſtatt, Proſa **recitiren.**

Da wir in unſrer Sprache kein generiſches Wort haben, welches das Wort canere ausdrücke, ſo wird mir der Leſer die häufigen Umſchreibungen vergeben, deren ich mich, es zu überſetzen, bereits bedient habe, und deren ich mich noch werde bedienen müßen, um die Zweydeutigkeiten zu vermeiden, in die ich nothwendig fallen müßte, wenn ich das Wort **ſingen** ſchlechterdings, bald für das Ausführen eines muſikaliſchen Geſanges, bald überhaupt für das Ausführen einer in Noten geſetzten Declamation brauchen wollte.

Wir wollen nunmehr die Stellen der alten Verfaſſer vorlegen, welche es unwiderſprechlich darthun, daß die Declamation der theatraliſchen

---

(*) Geograph. lib. primo.

Stücke bey den Griechen und Lateinern, ob ſie ihr gleich den Namen eines Geſanges gegeben haben, gleichwohl kein muſikaliſcher Geſang geweſen ſey.

In den Geſprächen des Cicero vom Redner, ſagt Craſſus, einer von den redend eingeführten Perſonen, daß ſeine Stiefmutter Lälia ſehr häufige und ſtark bemerkte Accente ganz leicht und ungezwungen ausgeſprochen habe, und fügt hinzu: (*) wenn ich die Lälia reden höre, ſo glaube ich, die Stücke des Plautus oder des Nävius ſpielen zu hören. Die Stelle des Cicero, auf die ich mich hier nur beziehe, wird in den folgenden ganz angeführt werden. Lälia aber ſang nicht, wenn ſie mit ihren Hausgenoſſen ſprach; und alſo ſangen auch diejenigen nicht, welche die Stücke des Plautius und Nävius recitirten. Cicero ſagt auch noch in einem andern Werke, (**) daß die komiſchen Dichter die Abmeſſung und den Rythmus in ihren Verſen kaum merken lieſſen, damit ſie den gemeinen Reden deſto näher kommen möchten. At Comicorum ſenarii propter ſimilitudinem ſermonis, ſic ſunt abjecti, ut non nunquam vix in his numerus & verſus intelligi poſſit. Dieſem Vorſatze aber, den gemeinen Reden näher zu kommen, würde gänzlich ſeyn entgegen gehandelt werden, wenn man die komiſchen Verſe geſungen hätte.

Gleichwohl bedienen ſich die alten Schriftſteller des Worts ſingen, eben ſowohl bey der Recitation

---

(*) De Orat. libro III. (**) In Orat.

citation der Komödien, als der Tragödien. **Donatus** und **Euthemius**, die unter der Regierung Conſtantinus des Groſſen gelebt haben, ſagen in ihren Schriften, welche de Tragœdia & Comœdia Commentatiunculæ überſchrieben ſind, daß die Tragödie und Komödie Anfangs in nichts als in Verſen beſtanden habe, welche in Muſik geſetzt geweſen und die ein Chor unter Begleitung von Blasinſtrumenten geſungen habe. Comœdia vetus ut ipſa quoque olim Tragœdia, ſimplex Carmen quod chorus cum tibicine concinebat. Iſidorus Hiſpalenſis nennt gleichfalls diejenigen **Sänger**, welche Tragödien und Komödien ſpielten. (*) Sunt qui antiqua geſta & facinora ſceleratorum Regum luctuoſo carmine, ſpectante populo, concinebant. Comœdi ſunt qui privatorum hominum acta, dictis aut geſtu exprimunt. Horaz, ehe er in ſeiner Dichtkunſt auf das kömmt, was zu einer guten Komödie erfordert wird, ſagt überhaupt, eine gute Komödie ſey diejenige, welche den Zuſchauer ſo lange angenehm unterhalte, bis der Sänger ruffe: **klatſchet!** Donec Cantor, vos plaudite, dicat. Wer war dieſer **Sänger**? Einer von den Komödianten. Der komiſche Schauſpieler, Roscius zum Exempel, ward eben ſowohl von muſikaliſchen Inſtrumenten unterſtützt, als der tragiſche Schauſpieler, wie wir im folgenden ſehen werden; und alſo konnte man auch

---

(*) Libri primo. cap. 10.

auch von dem einen eben ſo wohl, als von dem andern ſagen, **daß er ſinge.**

Quintilian beklagt ſich, die Redner ſeiner Zeit ſprächen vor Gerichte eben ſo, wie man auf dem Theatern recitire. Wir haben das, was er davon ſagt, ſchon angeführt. Glaubt man aber, daß dieſe Redner ſo geſungen haben, wie in unſern Opern geſungen wird? An einem andern Orte verbietet Quintilian ſeinem Schüler, die Verſe, die er, um ſich in der Ausſprache zu üben, leſen müſſe, mit eben dem Nachdrucke auszuſprechen, mit welchen man auf der Bühne die *cantica* zu recitiren pflege. Wir werden bald ſehen daß dieſe cantica diejenigen Auftritte des Stücks waren, deren Declamation am geſangreichſten war. Was hätte es aber Quintilian nöthig gehabt, ſeinem Schüler die Nachahmung der Canticorum in den Umſtänden, in welchen er ſie ihm verbietet, zu verbieten und zu ſagen: ſit autem lectio virilis, non tamen in canticum diſſoluta, wenn dieſer Geſang ein wirklicher Geſang, nach unſrer gewöhnlichen Art zu reden geweſen wäre?

Eben dieſer Schriftſteller ſagt an einem andern Orte, daß die komiſchen Schauſpieler ſich in ihrer Ausſprache nicht ſo weit von der Natur entfernten, daß man ſie in ihrer Rede nicht mehr erkennen könnten, ſondern daß ſie die in gemeinen Reden gewöhnliche Art zu ſprechen, durch die Annehmlichkeiten, die ihnen ihre Kunſt erlaube, nur aufſtützten. (*) Actores Comici nec ita prorſus ut nos loquimur pronuntiant, quod eſſet ſine arte, nec procul tamen a natura recedunt, quo vitio periret imitatio: ſed morem communis hujus ſermonis decore comico exornant. Nun urtheile der Leſer, ob dieſes ſingen heißt.

Endlich fügt auch Quintilian zu der Stelle, die wir ſchon angeführt haben, und in welcher er dem Redner, wie ein Schauſpieler zu ſingen, verbietet, dieſes hinzu; daß er ihm dadurch ganz und gar nicht eine unterſtützte Declamation, und denjenigen Geſang unterſage, welcher ſich zu der gerichtlichen Beredſamkeit ſchicke. Cicero ſelbſt, fährt er fort, hat die Nützlichkeit dieſes gleichſam verhüllten Geſanges erkannt. Quid ergo cum Cicero dicit eſſe aliquem in oratione cantum obſcuriorem, oſtendam non multo poſt ubi & quatenus recipiendus ſit hic flexus & cantus. (**)

Wenn Juvenal in ſeiner ſiebenden Satyre den Quintilian rühmen will, ſo ſagt er unter andern, daß dieſer Redner ſehr wohl ſinge, beſonders wenn er vorher ſich derjenigen Mittel bedient habe, deren ſich die Römer zur Reinigung der Werkzeuge der Stimme zu bedienen pflegten, und von welchen wir weiter unten reden wollen. (***) Ora-

---

(*) Lib. II. cap. pr. (**) Inſt. libr. XI. c. 3.

(***) Siehe den funfzehnten Abſchnitt.

Orator quoque maximus & jaculator
Et ſi perfrixit, cantat bene.

Sang aber Quintilian, wenn er öffentlich redete, wenn man ſingen in der Bedeutung nimmt, die es unter uns hat?

Allein, wird man ſagen, es war doch ein wirklicher Geſang, wenn die Chöre ſangen; und wenn die ſpielenden Perſonen ſangen, ſo ſangen ſie wie die Chöre. Sieheſt du nicht, ſagt Seneca, wie viel verſchiedene Klänge das Chor ausmachen. Da hört man den Diſcant; da hört man den Tenor; da hört man den Baß. Die Blasinſtrumente miſchen ſich unter die Stimmen der Männer und der Weiber. Gleichwohl entſpringt aus dieſer Vermiſchung nicht mehr als ein einziger Zuſammenklang. Man hört die verſchiednen Stimmen alle, ohne ſie eigentlich zu unterſcheiden. (*) Non vides quam multorum vocibus chorus conſtet, unus tamen ex omnibus ſonus redditur. Aliqua illic acuta, aliqua gravis, aliqua media. Accedunt viris fœminæ, interponuntur tibiæ, ſingulorum illic latent voces, omnium apparent. Faſt eben dieſe Stelle findet ſich auch bey dem Macrobius, (**) welcher noch dieſe Anmerkung hinzufügt: fit concentus ex diſſonis. Alle dieſe verſchiednen Klänge machen ein einziges Concert.

Ich antworte vors erſte, daß es aus dieſer Stelle eben nicht ganz gewiß erhellen, daß die Chöre

---

(*) Epiſt. 84.
(**) Saturn. lib. pr. in Pro.

Chöre eine Muſik nach unſrer Art geſungen hätten. Es iſt zwar wahr, es ſcheint Anfangs unmöglich, daß eine Menge Perſonen Chorweiſe declamiren könne, geſetzt auch daß man ihre Declamation vorher eingerichtet habe. Man kann ſich ſchwerlich vorſtellen, daß dieſe Chore etwas anders, als ein wüſtes Geſchrey können geweſen ſeyn. Doch wenn dieſes gleich, dem erſten Anblicke nach, unmoglich ſcheint, ſo folgt daraus doch nicht, daß es auch wirklich unmöglich ſey? Es würde ſehr verwegen ſeyn, unſrer Einbildung in Anſehung der Möglichkeiten ſo leicht zu glauben; denn man glaubt ſehr gern, daß diejenigen Dinge unmöglich ſind, die man nicht gleich auszuführen vermag, und die meiſten Leute begnügen ſich, den Mitteln, wie ſie auszuführen wären, ohngefehr eine halbe Viertelſtunde nachgedacht zu haben. Hätte man ihnen einen Monat nachgedacht, ſo würde man eben dieſelben Dinge für möglich erkannt haben; und hätte man hernach noch ſechs Monate Fleiß daran gewandt, ſo würde man ſie vielleicht auch in der Ausführung wirklich gemacht haben. Ein, andre Menſch kann auf Mittel fallen, auf die wir nimmermehr würden gefallen ſeyn. Doch dieſer Punkt würde uns zu weit wegführen. Ich will es alſo zugeben, daß die Chore einen Theil ihrer Rollen nach einer harmoniſchen Muſik mögen geſungen haben; allein hieraus folgt noch nicht, daß auch die Schauſpieler geſungen haben.

Wir haben ja ſelbſt verſchiedne dramatiſche Stücke, in welchen die Schauſpieler bloß declamiren, obgleich die Chöre geſungen werden. Dergleichen iſt die Eſther und die Athalia des Herrn Racine. Dergleichen iſt auch Pſyche, eine Tragädie, welche der groſſe Corneille und Moliere gemacht haben. Wir haben ſogar auch Komödien von dieſer Art, und man weis die Urſache wohl, warum wir derſelben nicht noch mehrere haben. Wenigſtens liegt ſie nicht darinn, weil dieſe Art, dramatiſche Stücke vorzuſtellen, ſchlecht ſey.

Ich will dieſe Antwort auch noch mit einer Anmerkung unterſtützen. Mit dieſer nehmlich, daß ſich die Alten ganz andrer Inſtrumente bedienten, wenn ſie die Chöre accompagnirten, und ganz andrer, wenn ſie es den redenden Perſonen thaten. Dieſer Gebrauch, bey dieſem gedoppelten Accompagniren verſchiedene Inſtrumente zu brauchen, beweiſet etwas. Quando enim chorus canebat choricis tibiis, id eſt choraulicis, artifex concinebat. Iis canticis autem Pythaules Pythicis reſpondebat, ſagt Diomedes.(*) Doch dem ſey wie ihm wolle; denn wenn es auch wahr wäre, daß der Ausdruck ſingen, wenn von dem Geſange des Chors die Rede iſt, eigentlich zu verſtehen ſey, ſo würde doch daraus nicht folgen, daß man auch bey den Reden dieſes Wort in eben demſelben

---

(*) De Arte Grammatica lib. 3

den Verſtande nehmen müſſe. Unſere Beweiſe bleiben demohngeachtet noch überzeugend genug.

Siebender Abſchnitt.

Neue Beweiſe,

daß die theatraliſche Declamation der Alten componirt und in Noten geſchrieben wurde. Ein Beweis, der daher genommen wird, weil den Schauſpieler, welcher recitirte, Inſtrumente accompagnirten.

Es erhellet alſo ganz deutlich, daß der Geſang der dramatiſchen Stücke, welche auf den Bühnen der Alten recitirt wurden, weder Paſſagen, noch Vorſchlag, noch Triller, noch ſonſt einen von dieſen Zeichen des muſikaliſchen Geſanges gehabt habe; ſondern mit einem Worte, daß dieſer Geſang eine Declamation, ſo wie die unſrige, geweſen ſey. Gleichwohl aber war dieſe Recitation componirt, weil ſie von dem Generalbaſſe unterſtützt ward, deſſen Geräuſche, allem Anſehen nach, dem Geräuſche gemäß eingerichtet war, welches ein Menſch im declamiren macht. Denn das Geräuſch, welches ein Menſch im declamiren macht, iſt nicht ſo ſtark und durchdringend, als das Geräuſch, welches eben dieſelbe Perſon im Singen machen würde. Vors erſte erſchüttert man im declamiren die Luft nicht ſo ſtark, als im Singen.

Vors zweyte brechen wir im Declamiren die Luft nicht immer gegen ſo elaſtiſche Theile, die ſie eben ſo ſtark herauspreſſen könnten, als diejenigen Theile ſind, gegen welche wir ſie im Singen brechen. Nun aber erſchallt die Luft mehr oder weniger, nachdem ſie mehr oder weniger iſt gepreßt worden. Und dieſes eben, um es im Vorbeygehen zu erinnern, iſt die Urſache, warum die Stimme der italiäniſchen Tonkünſtler deutlicher zu vernehmen iſt, als die Stimme der franzöſiſchen Tonkünſtler. Die italiäniſchen Tonkünſtler formiren nehmlich in den knorplichten Theilen der Gurgel ſelbſt verſchiedne Töne, welche die franzöſiſchen Tonkünſtler nicht anders als durch Hülfe der innern Backen völlig formiren können.

Ich glaube alſo, daß der Generalbaß, welcher die Declamation der Schauſpieler begleitete, nur ein ſehr ſchwaches Geräuſch gemacht habe. Man muß ſich alſo keinen Begrif davon, nach dem Generalbaſſe in unſern Opern machen. Denn ein ſolcher Begriff würde zu weiter nichts dienen, als eine unleugbare Sache, welche von den angeſehenſten Schriftſtellern des Alterthums aus ihrer eignen täglichen Erfahrung bekräftiget wird, in übel gegründete Schwierigkeiten zu verwickeln.

Cicero ſagt: Leute welche die Muſik verſtünden, würden es gleich aus den erſten Noten des Präludii der Inſtrumente erkennen, ob Antiope, oder ob Andromacha aufgeführet werden ſollte; andre aber müßten dieſes zu errathen bleiben laſſen.(*) Quam multa quæ nos fugiunt in cantu, exaudiunt in eo genere exercitati, qui primo inflatu tibicinis Antiopem eſſe ajunt aut Andromacham, cum id nos ne ſuſpicemur quidem. Antiope und Andromacha ſind zwey Trauerſpiele, deren Cicero an verſchiedenen Orten ſeiner Werke gedenkt.

Das darauf folgende wird zeigen, daß die Inſtrumente, nachdem ſie präludirt hatten, nicht ſtille ſchwiegen, ſondern daß ſie fortfuhren und den Schauſpieler accompagnirten. Nachdem Cicero von den griechiſchen Verſen geredet, deren Metrum faſt gar nicht zu merken ſey, ſo fügt er hinzu, daß auch die Lateiner Verſe haben, die man ſchwerlich eher für Verſe erkennen werde, als bis man ſie mit einem Accompagnement recitiren höre. Zum Beyſpiel führt er Verſe aus dem Trauerſpiele Thyeſt an, welche man für Proſa halten würde, wenn man ſie nicht mit dem Accompagnement hörte. Quorum ſimillima ſunt quædam apud noſtros velut illa in Thyeſte:

Quemnam te eſſe dicam quam tarda in
ſenectute

Et quæ ſequuntur, quæ niſi cum Tibicen acceſſerit, ſunt Orationi ſolutæ ſimillima (**)

Das Trauerſpiel Thyeſt, aus welchem Cicero dieſen Vers genommen, war dasjenige, welches er ander-

---

(*) Acad. Queſt. lib 4.

(**) In Orat. ad M. Brut.

anderwerts als ein Werk des Ennius (*) anführt, und nicht dasjenige, welches Varius nach der Zeit über eben dieſen Inhalt verfertigte.

In dem erſten Buche der Tuſculaniſchen Fragen, führt Cicero eine Stelle aus einem Trauerſpiele an, in welcher der Schatten des Polydorus um das Begräbniß ſeines Korpers bittet, damit die Martern, die er ausſtehen müſſe, endlich ein Ende hätten, und fügt hinzu: wenn ich dieſen Schatten ſo richtige dramatiſche Verſe recitiren und mit den Inſtrumenten ſo wohl übereinſtimmen höre, ſo kann ich mir es ſchwerlich einbilden, daß er ſo viel Marten auszuſtehen habe, als er ſagt.

Heu, reliquias ſemi aſſi Regis, denudatis
oſſibus
Per terram ſanie delibutam fœde divexarier.

Non intelligio quid metuat, cum tam bonos ſeptenarios fundat ad tibiam. Man kann es bey dem Diomedes nachſehen, warum ich ſeptenarios durch dramatiſche Verſe überſetze (**)

Der Schatten des Polydorus wurde alſo durch ein Accompagnement bey ſeinem Recitiren unterſtützt. Ich will aber noch zwey Stellen aus dem Cicero anführen, welche mir ſo entſcheidend zu ſeyn ſcheinen, daß es mir der Leſer vielleicht verdenken wird, andre abgeſchrieben zu haben.

Nachdem dieſer Schriftſteller geſagt, daß ein Redner, welcher alt werde, langſamer declamiren

---

(*) In Tuſc. Queſt. (**) De art. Grammat. lib. 3. c. 21.

miren könne, ſo fügt er hinzu: ich will auch hier den Roscius, dieſen groſſen Schauſpieler anführen, welchen ich ſchon ſo oft als ein Muſter angeführt habe, nach welchem ſich die Redner in verſchiednen Theilen ihrer Kunſt üben können. Roscius aber ſagt, er wolle, ſobald er ſein Alter fühlen ſollte, viel langſamer declamiren, und daher die Sänger ſachter zu recitiren und die Inſtrumente die Bewegung des Takts anzuhalten, nöthigen. Wenn der Schauſpieler, fährt Cicero fort, welcher einem feſtgeſetzten Takte folgen muß, ſeinem Alter durch die langſamre Bewegung dieſes Takts zu Hülfe kommen kann, ſo kann ja wohl ein Redner ſeiner Schwachheit noch weit ehr ein gleiches thun. Der Redner iſt nicht allein über den Rythmus und über die Bewegung ſeiner Ausſprache Meiſter; ſondern da er in Proſa redet, und ſich nach niemanden richten darf, ſo kann er auch nach Belieben ſo viel Redensarten in einen Takt gleichſam zuſammennehmen, als er will, und er nach ſeiner Bequemlichkeit in einem Athen ausſprechen kann. (*) Quamquam quoniam multa ad Oratoris ſimilitudinem ab uno artifice ſumimus, ſolet idem Roſcius dicere, ſe quo plus ſibi ætatis accederet, eo tibicinis modos & cantus remiſſiores eſſe facturum. Quod ſi ille aſtrictus certa quadam numerorum moderatione & pedum, tamen aliquid

---

(*) De Orat. libro primo.

quid ad requiem ſenectutis excogitat, quanto facilius nos, qui non laxare modos, ſed totos mutare poſſumus?

Es iſt bekannt, daß Roscius, der Zeitgenoſſe und Freund des Cicero, durch ſeine Gaben und anſtändige Lebensart zu einem Manne von Wichtigkeit geworden war. Man war ſo ſehr für ihn eingenommen, daß man, wenn er ſchlechter als gewöhnlich ſpielte, zu ſagen pflegte,(* er habe mit Fleiß nicht beſſer gewollt, oder habe, durch einen Zufall, dem gute Schauſpieler gern ausgeſetzt ſind, eine üble Verdauung gehabt. Noluit, inquiunt, Roſcius, aut crudior fuit. Und kurz, das größte Lob, welches man Leuten, die in ihrer Kunſt vortreflich waren, geben konnte, war dieſes, daß man ſagte ſie wären in ihrer Art Roscius.(**) Jam diu conſecutus eſt, ut in quo quisquis artifex excelleret, is in ſuo genere Roſcius diceretur.

An einem andern Orte ſeiner Werke berichtet uns Cicero, daß Roscius, als er alt geworden, auch wirklich Wort gehalten. Roscius nöthigte alsdenn das Accompagnement, und diejenigen, die gewiſſe Stellen des Stücks für ihn herſagten (welches wir weiter unten erklären wollen) daß ſie die Bewegung des Takts, welchem ſie alle zu folgen verbunden waren, langſamer mußten gehen laſſen. In dem erſten Buche von den Geſetzen läßt ſich Cicero von dem

---

(*) De Orat. libr. 3. (**) Ibid. libro primo.

Atticus ſagen: ut quemadmodum Roſcius familiaris tuus in ſenectute numeros & cantus remiſſerat, ipſasque tardiores fecerat tibias. „So machte es euer Freund Roſcius in ſeinem Alter; er ließ die Takte länger dauren, er nöthigte den Schauſpieler, welcher recitirte, langſamer zu reden, und auch die Inſtrumente, welche ſie accompagnirten, mußten dieſer neuen Bewegung folgen.“

Nachdem Quintilian wider diejenigen Redner geeifert, welche vor Gerichte ſo zu reden pflegten, wie man auf dem Theater declamirte, ſo ſagt er: „wenn dieſer Gebrauch Statt haben ſoll, ſo werden wir Redner uns auch durch Leyer und Flöte bey dem Declamiren müſſen unterſtützen laſſen.“ Er will damit ſo viel ſagen: die theatraliſche Declamation ſey ſo abwechſelnd, und es ſey ſo ſchwer, alle ihre verſchiednen Töne genau zu treffen, daß man, um ſo zu declamiren, wie man auf der Bühne declamire, ſich durch ein Accompagnement müſſe unterſtützen laſſen, welches dieſe Töne wohl zu treffen helffe, und falſche Abänderungen der Stimme zu machen verhindre. (*) Quod ſi omnino recipiendum eſt, nihil cauſæ eſt cur non illam vocis modulationem fidibus ac tibiis adjuvemus.

Es iſt dieſes eine Figur deren ſich Quintilian bedient, um zu zeigen, daß ein Redner nicht wie ein Schauſpieler declamiren müſſe, weil er,

wenn

(*) Inſt. lib. 11.

wenn er ſo declamiren wolle, das Accompagnement unmöglich entbehren konnte. Nach dem Begriff aber, welchen die Alten von der Würde eines Redners hatten, geziemte dieſes Accompagnement, deſſen man, auf eine theatraliſche Art zu declamiren, auf keine Weiſe entübriget ſeyn kann, ihm ſo wenig, daß ihm Cicero nicht einmal erlauben will, einen Inſtrumentiſten hinter ſich zu haben, welcher ihm, wenn er öffentlich rede, den Ton angeben könne, ob man ſchon in dieſer Vorſichtigkeit das Beyſpiel des C. Gracchus zu Rom vor ſich hatte. Es iſt einem Redner unanſtändig, ſagt Cicero, wenn er dergleichen Hülfe nöthig hat, um diejenigen Töne genau zu treffen, welche er im Declamiren halten muß. (*)

Quintilian meldet uns auch wirklich, daß dieſer Gracchus, einer der berühmteſten Redner ſeiner Zeit, wenn er öffentlich geredet, einen Inſtrumentiſten hinter ſich gehabt, welcher ihm von Zeit zu Zeit den gehörigen Ton angegeben. (**) Contenti ſimus exemplo Caii Gracchi, præcipui ſuorum temporum Oratoris, cui concionanti conſiſtens poſt eum Muſicus fiſtula, quam Tonorium vocant, modos quibus deberet intendi, miniſtrabat. Es müſſen andre Redner dem Exempel des Gracchus gefolgt ſeyn, weil die Flöte, deren man ſich zu dieſem Gebrauche bediente, einen beſondern Namen hatte. Sie

---

(*) De Orat. libr. III.

(**) Lib. pr. cap. 12.

hieß Tonorium. Wird man es nun noch ſehr wunderbar finden, daß ſich die Schauſpieler durch ein Accompagnement unterſtützen laſſen, ob ſie gleich nicht nach unſrer Weiſe ſangen, und eigentlich nichts als eine componirte Declamation recitirten?

Endlich finden wir auch in einer von den Schriften des Lucians, (*) daß Solon, nachdem er mit dem Scythen Anacharſis von den tragiſchen und komiſchen Schauſpielern geſprochen, ihn fragt, ob er nicht auch die Flöten und Inſtrumente bemerkt habe, die ſie bey ihren Reden accompagnirt, oder, um es von Wort zu Wort zu überſetzen, mit ihnen geſungen hätten. Wir haben oben auch eine Stelle des Diomedes angeführt, die uns berichtet, daß man die Cantica oder Monologen accompagnirt habe. (**) In canticis autem Pythaules Pythicis reſpondebat.

Meine Muthmaſſungen wegen der Compoſition, die der Generalbaß, welcher die Schauſpieler bey dem Declamiren accompagnirte, ſpielen konnte, beſtehen darinne, daß dieſe Compoſition anders für die Geſpräche, und anders für die Monologen geweſen ſey. Wir werden bald ſehen, daß die Monologen auf eine ganz andre Art ausgeführt wurden, als die Dialogen. Ich glaube alſo, daß der Generalbaß in Ausführung der Dialogen nur dann und wann einige lange Noten,

---

(*) In Gymn.

(**) De Arte Gramm. lib. 3.

Noten, beſonders an denjenigen Stellen habe hören laſſen, wo der Schauſpieler den gehörigen Ton vor ſich ſelbſt nicht ſo leicht würde getroffen haben. Der Klang der Inſtrumente alſo ließ ſich nicht durch die ganzen Unterredungen hindurch beſtändig hören, ſo wie es der Klang unſers Accompagnements thun kann; ſondern er brach nur dann und wann hervor, um dem Schauſpieler eben die Dienſte zu leiſten, welche dem C. Gracchus von dem Flötenſpieler geleiſtet wurden, der bey öffentlichen Reden hinter ihm ſtand, und ihm die abgeredeten Töne, wenn es erfordert wurde, angab. Dieſe Sorgfalt vergaß Gracchus auch da nicht, als er die ſchrecklichen Reden hielt, (*) welche Bürger wider Bürger aufbringen und bewaffnen ſollten, und welche wenigſtens den fürchterlichſten Anhang in Rom wider den Redner aufbrachten.

Was den Generalbaß anbelangt, der die Monologen, oder, welches, wie wir hernach zeigen werden, einerley war, die Cantica, begleitete, ſo glaube ich, daß er ausgearbeiteter geweſen ſey, als der andre. Es ſcheint ſogar daß er den Inhalt nachgeahmet, und ihn gleichſam mit um die Wette auszudrücken geſucht habe. Meine Meinung gründet ſich auf zwey Stellen, deren die erſte vom Donatus iſt. Dieſer Schriftſteller ſagt an einem ſchon angeführten Orte, (**)

(*) Quint. lib. I. c. 12. Aul. Gell. l. 1. cap. 11.

(**) In frag. de Trag. & Comœd.

daß nicht der Dichter ſondern ein Tonkünſtler von Profeßion, den Geſang der Monologen componirt habe: modis cantica temperabantur non a Poeta, ſed a perito artis Muſices factis. Die andre Stelle iſt aus der Schrift wider die Schauſpiele gezogen, die ſich unter den Werken des h. Cyprianus befindet. Der Verfaſſer ſagt, indem er von den Inſtrumentiſten, die man auf dem Theater höre, redet: der eine bringet aus ſeiner Flöte traurige Töne hervor; der andre kämpft gleichſam mit den Chören um die Wette, wer ſich von ihnen am deutlichſten werde hören laſſen, oder ſtreitet mit der Stimme des Schauſpielers, indem er ſich, durch die Geſchicklichkeit ſeiner Finger, ſeinen Athem zu articuliren beſtrebt. Alter lugubres ſonos ſpiritu tibiam inflante moderatur. Alter cum choris & cum hominis canora voce contendens, ſpiritu ſuo loqui digitis elaborat.

Es iſt zwar wahr, daß nach der Meinung der größten Kunſtrichter, dieſe angeführte Schrift wider die Schauſpieler kein Werk des h. Cyprianus iſt, und daß alſo ſein Anſehen von keinem groſſen Gewichte ſeyn könnte, wenn es auf eine theologiſche Frage ankäme. Allein in der Materie, die wir uns hier aufzuklären bemühen, iſt ſein Zeugniß nichts deſtoweniger gültig. Denn genug daß der Verfaſſer dieſer Schrift, welche ſeit vielen Jahrhunderten bekannt iſt, zu den Zeiten gelebt hat, da die Bühnen der Alten noch offen waren. Dieſes aber iſt daher klar, weil er ſeine Schrift in keiner andern Abſicht verfertiget, als um zu zeigen, daß ein Chriſt bey den Schauſpielen der damaligen Zeit nicht zugegen ſeyn dürfe; daß er, wie der h. Auguſtinus ſagt, (*) an den Schandlichkeiten des Theaters, an den gottloſen Ausſchweiſungen des Circus, und an den Grauſamkeiten des Amphitheaters, keinen Antheil nehmen müſſe. Was ich von der Schrift wider die Schauſpiele geſagt habe, die ſich unter den Werken des h. Cyprianus befindet, kann ich auch, um es anderwerts nicht wiederhohlen zu dürfen, von einigen Schriften ſagen, die unter dem Namen des h. Juſtinus des Märtyrers auf uns gekommen ſind, von den Kunſtrichtern aber nicht für ſeine Arbeit gehalten werden. Genug daß dieſe Schriften, welche ſchon alt ſind, zu den Zeiten geſchrieben worden, in welchen die Bühnen noch offen waren; mehr brauchte es nicht diejenigen Dinge, die ich auf ihr Zeugniß gründen werde, auſſer Zweifel zu ſetzen.

Dieſe ſorgfältige Befleißigung aller Kunſtgriffe, welche die Declamation ſtark und angenehm zu machen vermögend ſind, dieſe Ausgrüblungen der Kunſt, ſeine Stimme auf das vortheilhafteſte zu zeigen, werden hoffentlich von denen, welche das alte Griechenland und das alte Rom kennen, nicht für die Tändeleyen einiger Grillenfänger angeſehen werden. Die Bered-

---

(*) Serm. 198.

Beredſamkeit bahnte nicht nur in beyden Staaten den Weg zu Ehre und Glück, ſondern ſie war auch, ſo zu reden, das Verdienſt nach der Mode. Jeder wohlgebohrne Jüngling, auch ſelbſt von denen, die man im ſcherzhaften Style **die feinſte Blüthe des Hofes** nennet, wollte gern ein ſchöner Redner ſeyn, und ſich vor Gerichte in den Rechtshändeln ſeiner Freunde mit Beyfall hören laſſen; ſo wie er heute zu Tage gern eine artige Equipage und Kleider nach dem beſten Geſchmake haben will. Auch in den galanteſten Verſen die man auf ihn machte, ward er wegen ſeiner juriſtiſchen Beredſamkeit gelobt.

Namque & nobilis & decens
Et pro ſollicitis non tacitus reis;
Et centum puer artium
Late ſigna feret militiæ tuæ:

ſagt **Horaz**, (*) wenn er von einem dieſer feinen Leute nach der Mode gegen die Venus redet.. Man ſtelle ſich vor, daß die groſſe Welt, welcher die jungen Leute ſo gern gefallen wollen, einem beredten Jünglinge mit eben ſo vieler Achtung begegnete, als einem andern, welcher ein guter Officier war. Und endlich war es auch Mode, daß die Regenten ſich ſelbſt öfters bey öffentlichen Verſammlungen hören lieſſen. Sie machten ſich eine Ehre daraus, ihre Reden ſelber abgefaßt zu haben, und man hat angemerkt,

daß

(*) Hor. Carm. lib. 3. Od. pr.

daß Nero unter den römiſchen Kayſern der erſte geweſen ſey, der es nöthig gehabt hätte, ſie ſich von einem andern machen zu laſſen.

Svetonius und Dio erzehlen uns, dieſer Monarch habe die Kunſt zu declamiren ſo wohl verſtanden, daß er in den Trauerſpielen Canace, Oreſt, Oedip und dem raſenden Hercules die vornehmſten Rollen geſpielt habe. Der erſte erzehlt ſogar einen Zufall, der ſich bey einer Vorſtellung des Herkules, ereignete, und die Verſammlung ohne Zweifel ſo ſehr als irgend ein Auftritt aus einem Luſtſpiele beluſtigen mußte. Ein Soldat von der Leibwache nehmlich, welcher noch nicht lange diente, und auf dem Theater mit gebraucht wurde, hielt es für ſeine Schuldigkeit den Kayſer gegen die übrigen ſpielenden Perſonen zu vertheidigen, die ihm, da wo Herkules in dem Stücke gefeſſelt wird, die Ketten anlegen wollten. Inter cætera canavit Canacem parturientem, Oreſtem matricidam, Oedipodem excæcatum, Herculem inſanum. In qua fabula fama eſt tyrunculum militem ad cuſtodiam aditus poſitum, cum eum ornari catenis ac vinciri, ſicut argumentum poſtulabat, videret, accurriſſe ferendæ opis gratia.

Ich will noch ein ander Beyſpiel anführen, welches hier von weit größrer Wichtigkeit iſt. Thraſea Poetus, dieſer berühmte römiſche Senator, welchen Nero umbringen ließ, nachdem er ſo viel tugendhafte Männer hatte umbringen laſſen, und in ihm gleichſam die Tugend ſelbſt ausrotten wollte, hatte in einer Tragödie mit geſpielt, die auf dem Theater der Stadt Padua, aus welcher er gebürtig war, aufgeführet worden. Tacitus ſagt in dem ſechzehnten Buche ſeiner Jahrbücher: quia idem Thraſea Patavii unde ortus erat, ludis Ceſticis a Trojano Antenore inſtitutis, habitu tragico cecinerat.

Achter Abſchnitt.

Von den Blas- und Sayteninſtrumenten, deren man ſich bey dem Accompagniren bediente.

Ich komme wieder auf den Generalbaß zurück. Man kann es noch an einem alten Basrelief ſehen, was wir in dem Cicero geleſen haben, daß nehmlich die Inſtrumente, nachdem ſie präludirt nicht geſchwiegen, ſondern daß ſie immer fort geſpielt um den Schauſpieler zu accompagniren. Der jüngre **Caſpar Bartholinus**, welcher ſein Werk von den Flöten der Alten in Rom ſchrieb, hat dieſem ſeinem Werke einen Kupferſtich einverleibet, welcher nach einem alten Basrelief geſtochen iſt, und einen Auftritt aus einer Komödie, der zwiſchen zwey Perſonen vorgehet, abbildet. Die eine, welche ein langes Kleid an hat, und der Herr zu ſeyn ſcheinet, ergreift ſeinen Sklaven mit der einen Hand, und in der andern hält er eine Art von Peitſche, womit er ihn ſchlagen will. Hinter ihnen treten zwey andere Perſonen auf, welche gleichfalls, wie die erſten beyden, Masken vor haben, dergleichen die römiſchen Komödianten gebrauchten; und in der Vertiefung der Scene ſiehet man eine aufrechts ſtehende Perſon, welche mit der Flöte accompagnirt.

Dieſer Generalbaß beſtand gemeiniglich aus Flöten und aus andern Blasinſtrumenten, welche die Römer unter dem Namen *Tibiæ* begriffen. Gleichwohl aber brauchte man auch manchmal ſolche Inſtrumente dabey, wo die Sayten über eine Höhlung gezogen waren, welche ohngefehr eben die Wirkung hatte, welche unſere Reſonanzboden haben. Nach dem dieſe Höhlung geſtaltet war, nach dem der innere Theil derſelben von dieſer oder jener Figur war, nach dem bekamen auch dieſe Inſtrumente verſchiedne Namen, deren einige Teſtudines und andre Citharæ, das iſt Leyern oder Cythern genennet wurden.

Weil man Anfangs mehr verſchiedne Töne von dieſen Inſtrumenten erzwingen wollte, als verſchiedne Sayten darauf waren, ſo verkürzte man die Sayte, welche einen höhern Ton angeben ſollte, als ſie vor ſich angab, indem man ſie mit zwey Fingern der linken Hand, die allem Anſehn nach mit kleinen helfenbeinern Hüten bewaffnet waren, knipp; während daß man ſie mit der rechten Hand ertönen machte. Und zwar führten die Leyerſpieler in dieſer rechten Hand eine Art eines kurzen Bogens, welcher aus nichts als einem Stükchen Helfenbein oder andrer harten Materie beſtand, welches ſo geſtaltet war, als es der Gebrauch, zu welchem man es beſtimmte, erforderte. Es hieß in der lateiniſchen Sprache Pecten. Nach der Zeit aber fügten die Alten auf der Leyer ſo viel Sayten hinzu, daß ſie dieſen Kunſtgriff gar nicht mehr nöthig hatten.

Ammianus Marcellinus (*) ſagt, daß man zu ſeiner Zeit (es lebte aber dieſer Schriftſteller in dem vierten Jahrhunderte nach Chriſti Geburth) Leyern gehabt habe, die ſo groß als Rollwagen geweſen wären. Fabricantur Hydraulica & Lyræ ad ſpeciem Carpentorum ingentes. Es erhellet auch in der That, daß ſchon zu den Zeiten des Quintilian, welcher zwey Jahrhunderte vor dem Ammianus Marcellinus gelebt, jeder Ton ſeine beſondre Sayte auf der Leyer gehabt habe. Die Tonkünſtler, ſagt Quintlian, haben alle Töne, die man auf der Leyer heraus bringen kann, in fünf Leitern abgetheilet, deren jede ihre verſchiedne Stuffen hat; zwiſchen die Sayten alſo, welche die erſten Töne einer jeden dieſer Leitern angeben, haben ſie noch andre Sayten für die mittlern Töne, und zwar in ſolcher Menge angebracht, daß von einer Hauptſayte bis zu der andern, eben ſo viel Zwiſchenſayten

---

(*) Amm. Hiſt. lib. 14.

ten ſind, als Grade zwiſchen denſelben ſeyn können. Cum in cithara quinque conſtituerunt ſonos plurima deinde varietate complent ſpatia illa nervorum, atque iis quæ interpoſuerunt, inſerunt alios, ut pauci illi tranſitus multos gradus habeant.

Unſere Santeninſtrumente, welche einen Hals haben, vermittelſt deſſen man aus einer und eben derſelben Sante ganz leicht verſchiedne Töne bringen kann, indem man ſie nehmlich gegen den Hals andrückt und ſie auf dieſe Weiſe verkürzet, würden ſich viel beſſer zu dem Accompagniren geſchickt haben; beſonders da wie ſie noch dazu mit einem langen Haarbogen ſpielen, mit welchem man die Töne ganz leicht verbinden und verlängern kann, welches die Alten mit ihrem Bogen nicht thun konnten. Ich glaube aber nicht, daß die Alten von muſikaliſchen Santeninſtrumenten mit Hälſen etwas gewußt haben. Wenigſtens ſind bey allen Inſtrumenten, die wir noch in ziemlicher Menge auf alten Denkmählern finden, die Santen queer über eine Höhlung geſpannt. Und dieſes iſt, allem Anſehen nach, die Urſache, warum ſich die Alten bey den Accompagniren lieber ihrer Blasinſtrumente, als ihrer Leyern, bedienten, (*) ob ſie gleich dieſen, nach der Zeit, bis an die dreyßig ja vierzig Hauptſanten und Zwiſchenſanten gegeben hatten. Zwar hatten ſie auch eine groſſe Menge

---

(*) Onomaſt. Poll.

Sayteninſtrumente, derer Bau und Gebrauch verlohren gegangen iſt. Doch die Blasinſtrumente ſind zu dem Accompagniren ſo bequem, daß wir ſelbſt bey dem Generalbaſſe uns ihrer bedienen, ſo verſchiedne Arten von Violinen und Violons wir auch haben.

Doch aber unterließen es die Alten nicht gänzlich, auch mit ihren Sayteninſtrumenten diejenigen zu accompagniren, welche in den Tragödien declamirten. Wir ſehen dieſes ſowohl aus den alten Scholien über die griechiſchen Tragödienſchreiber, als auch aus des Plutarchs Abhandlung von der Muſik. Desgleichen ſetzt auch die Dichtkunſt des Horaz dieſen Gebrauch voraus, und Dio erzehlt ausdrücklich, daß man ſich zu den Zeiten des Nero der Sayteninſtrumente bey Vorſtellung der Tragödien bedient habe.

Aus dem Angeführten läßt ſich alſo leicht begreiffen, warum man, unter den Aufſchriften der Luſtſpiele des Terenz, die Namen der Blasinſtrumente, deren man ſich bey Vorſtellung eines jeden Stüks bedient hatte, ſo genau angemerkt finde; Theils nehmlich zur Nachricht, ohne welche man die Wirkung nicht wohl verſtehen könne, die dieſe oder jene Scene bey der Ausführung gehabt, Theils auch zur nöthigen Anweiſung für diejenigen, welche dieſe Stücke etwa wieder auf das Theater bringen wollten. Der Umfang einer jeden Art von Flöte war, zu den Zeiten des Terenz, ſehr klein, weil dieſe Inſtrumente

mente nur erſt ſehr wenige Löcher hatten. (*) Dieſe Nachricht verhinderte alſo allen Irrthum in der Wahl der dabey zu gebrauchenden Flöten, und zugleich desjenigen Tones, in welchem verſchiedne Stellen in den Stücken dieſes Dichters declamiret werden ſollten.

Man veränderte die Flöten nicht allein, wenn der Chor anfangen ſollte zu ſingen, ſondern man veränderte ſie auch bey den Unterredungen. Donatus lehret uns, daß man ſich derjenigen Art von Flöten, welche die Alten Tibiæ dextræ nannten, und die einen ſehr tiefen Ton hatten, zum Accompagniren bey den ernſthaften Stellen der Komödie bedient habe. Anderer zwey Arten von Flöten, welche die Alten linke Flöten und Tyriſche Flöten oder Tibiæ Serranæ nannten, bediente man ſich, die kurzweiligen Stellen damit zu accompagniren. Dergleichen Stellen werden natürlicher Weiſe mit einer erhabnern Stimme ausgeſprochen, als die ernſthaften Stellen. Der Ton dieſer Flöten war daher auch weit höher als der Ton der rechten Flöten. In den vermiſchten Auftritten, welche Theils ernſthaft, Theils kurzweilig waren, brauchte man wechſelsweiſe alle dieſe Arten von Flöten. **) Dextræ Tibiæ ſua gravitate ſeriam Comoediæ dictionem pronuntiabant. Siniſtræ & Serranæ, hoc eſt Tyriæ, acuminis ſuavitate jocum

---

(*) Horat. de Art. Poet.

(**) Frag. de Trag. & Comoed.

in Comœdia oſtendebant. Ubi autem dextra & ſiniſtra acta fabula inſcribebatur, miſtim jocos & gravitatem denuntiabant. Jch glaube, daß dieſe Stelle nunmehr ein ſehr groſſes Licht auf die Ueberſchriften der Luſtſpiele des Terenz wirft, welche oft gelehrte Ausleger in Verlegenheit geſezt haben, ſo daß ſie nichts zu ſagen gewußt, worauf man ein feſtes Urtheil hätte gründen können.

Die Römer hatten zu den Zeiten des Donatus vier verſchiedne Gattungen der Komödie. Die von der erſten Gattung, welche Togatæ, oder **Komödien in langen Röcken**, hieſſen, waren ſehr ernſthaft. Die Tabernariæ waren es ſchon weniger. Die Atellanæ waren dieſen ohne Zweifel hierinne gleich; und die Mimi müſſen wahrhafte Poſſenſpiele geweſen ſeyn. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß ſich Donatus ſo insbeſondere einläßt, wenn er von den Flöten überhaupt ſpricht, deren man ſich zum Accompagniren in den Komödien bediente.

Aus den Worten des Donatus kann man auch eine Stelle des Geſchichtſchreibers Plinius erklären, in welcher geſagt wird, daß man zu den **linken** Flöten das untere Theil des Rohrs, und zu den rechten Flöten das obere Theil brauche. Eam arundinem quæ radicem anteceſſerat, lævæ tibiæ convenire, quæ cacumen dextræ. (*) Denn da der untre Theil des Rohrs dicker

---

(*) Plin. lib. 16. cap. 36.

dicker iſt, als der obere, ſo muß er einen höhern Ton geben, und der obre Theil folglich einen tiefern. Man wird die Urſache davon in allen Naturlehren finden.

Allein, wird man mir einwerfen, ihr ſcheinet die alten Schauſpieler einer Sache wegen zu loben, die für einen Fehler gehalten wird. Denn wenn man von einem Schauſpieler ſagt, er ſinge, ſo glaubt man ihn zu tadeln. Ich antworte hierauf, daß unſerm Gebrauche nach dieſer Ausdruck wirklich ein Vorwurf iſt; allein er iſt es bloß wegen des eingeſchränkten Sinnes, in welchem wir das Wort ſingen zu nehmen gewohnt ſind, wenn wir uns ſeiner bey der theatraliſchen Declamation bedienen. Es iſt eingeführt, daß man dem Schauſpieler nur alsdenn das Singen vorwirft, wenn er zur Unzeit ſingt, wenn er ſich ohne Verſtand in Ausruffungen verirret, die ſich zu dem, was er ſagt, gar nicht ſchicken; und wenn er durch rauſchende hochtrabende Töne voller Nachdruck, den die Verſe gar nicht verlangen, in ſeine Declamation das faſch Pathetiſche bringt, welches allezeit lächerlich iſt. Hingegen ſagt man nicht, daß ein Schauſpieler ſinge, wenn er die Seufzer, die ſcharfen und gelinden Accente, und alle die abwechſelnden Töne niemals anders als zur rechten Zeit brauchet; und nur in denjenigen Scenen, wo es der Verſtand erlaubet, eine Declamation hören läßt, die dem muſikaliſchen Geſange nahe kömmt. Man hat niemals der Schauſpielerin, welche noch jezt dann und wann die Rolle der Phädra in dem Trauerſpiele des Racine zu ſpielen die Gewogenheit hat, vorgeworffen, daß ſie diejenige Rede, die ſich mit den Worten: Juſte ciel! qu'ai-je fait aujourd'hui? anfängt, ſinge, obgleich ihre Declamation alsdenn von einem muſikaliſchen Geſange weiter in nichts, als darinn unterſchieden iſt, daß die Tone, welche eine Perſon im Declamiren hören läßt, nicht ſo einzeln und abgeſondert heraus gebracht werden, auch ihre Vollkommenheit nicht in eben denſelben Theilen der Sprachgefäſſe erhalten, als die Töne, welche eine Perſon im Singen hören läßt.

Nun aber ſieht man wohl, daß dieſer fehlerhafte Geſang, von welchem wir jezo geredet, den alten Schauſpielern nicht vorgeworffen werden konnte. Sie hatten alle mit der Erlernung ihrer Kunſt viele Jahre zugebracht, wie ich weiter unten ſagen werde, und hatten faſt immer weiter nichts zu thun, als eine Declamation zu recitiren, welche Componiſten von Profeßion in Noten geſezt hatten.

Neunter Abſchnitt.

Von dem Unterſchiede,

welcher ſich zwiſchen der tragiſchen und komiſchen Declamation befunden. Von den Compoſiſten der Declamation. Betrachtungen über die Kunſt, ſie in Noten zu ſchreiben.

Es iſt auſſer Zweifel, daß die tragiſche Declamation der Alten weit geſetzter und viel harmoniſcher geweſen, als ihre komiſche Declamation. Nun aber war auch ſchon die komiſche Declamation der Alten viel abwechſelnder und ſingender als die Art, wie man in gemeinen Reden zu ſprechen pflegt. Quintilian ſagt, die komiſchen Schauſpieler ahmten zwar der gemeinen Art zu ſprechen in etwas nach, allein ſie ahmten ſie nicht in allen Stücken nach. Sie ſtützen, ſezt er hinzu, ihre Ausſprache durch diejenigen Zierrathen und Annehmlichkeiten auf, deren die komiſche Declamation fähig iſt. (*) Quod faciunt Actores comici qui nec ita prorſus, ut nos loquimur, pronunciant, quod eſſet ſine arte, nec procul tamen a natura recedunt, quo vitio periret imitatio: ſed morem communis hujus ſermonis decore comico exornant.

Plato, nachdem er angemerkt, daß die Dichter, welche Tragödien und Komödien machen

---

(*) Quint. hiſt. lib. 2. cap. 11.

wollen, nicht gleich glücklich geweſen, fügt hinzu, daß die tragiſche und komiſche Gattung jede eine beſondere und eigne Wendung des Geiſtes erfordre, und führt dabey als einen Beweis an; **daß die Komödien nicht von eben denſelben Schauſpielern recitirt würden, welche die Tragödien declamirten.** (*) Auch aus verſchiednen andern Stellen der Alten ſieht man es ganz klar, daß die Profeßion eines Tragödienſpielers und die Profeßion eines Komödienſpielers zwey ganz verſchiedne Profeßionen geweſen, und daß es ſelten zugetroffen, daß ſich eine einzige Perſon mit beyden abgegeben hätte. Quintilian ſagt, daß Aeſopus viel geſezter als Roscius declamirt habe, weil Aeſopus eigentlich nur ein tragiſcher Schauſpieler, und Roscius eigentlich nur ein komiſcher war. Der eine alſo ſowohl als der andre, hatte die Manieren derjenigen Scene angenommen, der er ſich beſonders gewidmet hatte. (**) Roscius citatior, Aeſopus gravior fuit, quod hic Tragœdias, ille Comœdias egit. Dieſes iſt der Charakter, welchen auch Horaz dem leztern gegeben hat.

> Quæ gravis Aeſopus, quæ doctus Roscius egit.

Lucianus ſagt in ſeinem Buche vom Tanze, daß ſich ein tragiſcher Schauſpieler auf dem Theater ungebehrdig ſtelle; daß er ſich wie ein Raſen-

der

(*) Plat. Repub. lib. 3.

(**) Quint. Juſt. lib. 11. cap. 3.

der drehe und winde, und Klagen ſage, die kaum in den Munde einer Weibsperſon erträglich wären. Iſt es wohl auszuſtehn, ſetzt Lucian hinzu, daß Herkules, mit einer Löwenhaut bedeckt und mit einer Keule in der Hand, auf das Theater kömmt, Verſe abzutrillern, die eine Erzehlung ſeiner Thaten enthalten?

Die Erklärung, welche die Alten von der Tragödie und Komödie geben, könnte allein hinreichend ſeyn, uns zu überzeugen, daß auch die Art dieſe Gedichte zu recitiren, verſchieden geweſen ſeyn. Ich will alſo nur noch hinzu thun, daß bey den komiſchen Schauſpielern die Bekleidung der Füſſe eine Art von Pantoffeln geweſen, die man Soccos genannt, anſtatt daß die tragiſchen Schauſpieler in **Kothurnen** (*) gegangen, welches eine Art von Halbſtiefeln waren, die eine ſehr dicke hölzerne Sohle hatten, um ihnen das Anſehen einer ungewöhnlichen Gröſſe zu geben, wie Lucian, Philoſtrat und verſchiedne andre Schriftſteller berichten, welche ſie täglich ſehen konnten. Lucianus meldet uns ſogar, (**) daß man ſie auch um den Körper ausgeſtopft, damit dieſe ungeheure Geſtalt wenigſtens die gehörigen Verhältniſſe bekomme; und was er uns dieſerwegen ſagt, wird durch einen Brief beſtätiget, den man dem h. Juſtinus dem Märtyrer beylegt. (***)

(*) Vita Apoll. lib. 6.

(**) In Orcheſi.

(***) Epiſt. ad Zenam & Sarenum

Auch die Kleider, die Masken und übrigen Zierrathen, deren man ſich bey Vorſtellung der Tragödien bediente, waren von denen unterſchieden, die man bey der Komödie gebrauchte. (*) Die Verzierungen, die zu der Tragödie bequem waren, konnten bey der Komödie nicht angebracht werden. Die man zu den Tragödien brauchte, muſten Palläſte und andere prächtige Gebäude vorſtellen, anſtatt daß die Verzierung der Komödie nur Bürgerhäuſer oder andre ſchlechte Gebäude abbilden durften. Was die tragiſche Declamation ſelbſt anbelangt, ſo bedienen ſich Horaz und alle alte Schriftſteller, wenn ſie ihrer im Vorbeygehen gedenken, gemeiniglich ſolcher Worte, welche anzeigen, daß ſie von der Art müſſen geweſen ſeyn, welche wir die **ſingende** nennen. Von dieſer Seite greiffen ſie auch diejenigen von den alten Schriftſtellern an, die ihr, aus verſchiednen Urſachen, nicht wohl wollten. Der h. Juſtinus Martyr, nennt ſie in der Schrift, die wir vorhin angeführt haben, ein **groſſes Geſchrey.** Der Verfaſſer desjenigen Buchs wider die Schauſpiele der Alten, welches dem h. Cyprianus beygelegt worden, nennt ſie illas magnas tragicæ vocis inſanias. (**) Tertullianus in dem kleinen Werke, welches er über eben dieſe Materie verfertiget hat, ſagt, daß der tragiſche Schauſpieler aus Leibeskräfften

ſchreye:

(*) Onom. Poll. lib. 4. cap. 8.

(**) Vitruvius lib. 5. cap. 8.

ſchreye: Tragœdo vociferante. und Apulejus (*) bedient ſich, eben dieſelbe Sache auszudrücken, auch eben derſelben Worte: Comœdus ſermocinatur. Tragœdus vociferatur. Der komiſche Schauſpieler recitirt, der tragiſche hingegen ſchreyet aus vollem Halſe. Lucianus, welcher uns in der Unterredung, die er den Solon und Anacharſis mit einander halten läßt, eine artige Beſchreibung von den Perſonen in den Tragödien und Komödien giebt, läßt dieſen Scythiſchen Weltweiſen daſelbſt ſagen, daß die komiſchen Schauſpieler nicht mit ſo viel Nachdruck declamirten, als die tragiſchen.

Auch ſehen wir, daß ſich Quintilian über diejenigen Lehrer der Beredſamkeit ereifert, welche ihre Schüler eben ſo ſingen und declamiren lieſſen, als man auf den Theater declamire. Er erzürnt ſich über diejenigen Redner, die ſich in den Gerichtsſtuben auf gleiche Art hören lieſſen. (**) Und doch iſt kein eigenſinniger Abſcheu gegen die Komödianten daran Schuld, daß er den Rednern die theatraliſche Declamation unterſagt. Quintilian war ihnen eben ſo wenig abgeneigt, als Cicero. Er erzehlt uns, Demoſthenes habe es dem Komödianten Andronicus zu danken gehabt, daß er ſo wohl declamiren können. Er erlaubt nicht nur einem jungen Menſchen, welcher es in der Beredſamkeit zu etwas bringen wolle,

---

(*) Florid. lib. 3.

(**) Quint. Inſt. lib. XI. cap. 3.

wolle, die Kunſt der Gebehrden zu erlernen, ſondern iſt es auch gar wohl zufrieden, daß er ſich einige Zeit von einem Komodianten unterweiſen laſſe, und unter ihm die Ausſprache ſtudire. Dandum aliquid Comœdo quoque, dum eatenus quatenus pronuntiandi ſcientiam futurus Orator deſiderat. (*) Auch ſagt es Quintilian noch an einem andern Orte, daß ſein Schüler ſich verſchiednes von einem Komödianten müſſe zeigen laſſen. Debet etiam docere Comœdus quomodo narrandum. &c. (**)

Ich will noch einige andre Stellen aus den Alten anführen, meine Meinungen zu unterſtützen. Wenigſtens werden ſie die Materie noch weiter aufklären. Man hat ſie bisher noch nicht aller der Aufmerkſamkeit gewürdiget, welche ſie verdienen, weil ſie unter den andern Sachen, bey deren Gelegenheit ſie die Verfaſſer geſchrieben haben, gleichſam begraben liegen. Es werden ſich alſo dieſe Stellen weit mehr Aufmerkſamkeit zuziehen, wenn man ſie beyſammen ſieht, und das beſondre Licht bemerkt, welches ſie, zu ihrem nähern Verſtändniß, gemeinſchaftlich auf einander werffen.

Diejenigen, welche mit dem alten Griechenlande ein wenig bekannt ſind, werden ohne viel Befremdung geleſen haben, daß die Dichter daſelbſt die Declamation ihrer Stücke ſelbſt verfertiget.

(*) Ibid. lib. pr. cap. 3.

(**) Ibid. lib. 1. cap. 10.

fertiget. Muſici qui erant quondam iidem Poetæ ſagt Cicero, (*) wenn er von den alten griechiſchen Dichtern redet, die den Geſang und die Versarten erfunden hatten.

Die Kunſt die Declamation der theatraliſchen Stücke zu componiren, machte in Rom eine beſondere Profeſſion aus. In den Ueberſchriften der Luſtſpiele des Terenz, ſieht man neben dem Namen des Dichters und dem Namen des Principals derjenigen Bande Komödianten, welche die Stücke vorgeſtellt, auch den Namen desjenigen, welcher die Declamation gemacht hatte, auf lateiniſch: qui fecerat modos. Wegen der Bedeutung, in der man dieſen Ausdruck gemeiniglich nahm, habe ich mich ſchon oben erklärt. Es war, dem Donatus zu Folge, (**) ein gewöhnlicher Gebrauch, daß derjenige, welcher die Declamation eines Stücks componirt hatte, ihm ſeinen Namen, zugleich mit dem Namen des Dichters, und des vornehmſten Schauſpielers, welcher es aufgeführt, vorſetzte. Qui modos faciebat nomen in principio fabulæ & ſcriptoris & actoris & ſuum ſuperimponebat. Ich führe dieſe Stelle nach der Verbeſſerung des Gerhard Voſſius an. (***) Beſonders wurde die Declamation der Canticorum oder Monologen, welche auf eine ganz beſondre Art ausgeführ-

---

(*) De Orat. lib. 3.

(**) Frag de Comœd. & Tragœd.

(***) Poet. lib. 2. cap. 28.

geführet wurde, wie wir weiter unten erklären werden, niemals von dem Poeten, ſondern von Männern in Muſik geſetzt, welche in den muſikaliſchen Künſten vollkommen geübt waren, und es zu ihrer Profeſſion gemacht hatten, von andern componirte dramatiſche Stücke aufführen zu laſſen. Dieſes waren die Künſtler, welche Quintilian, in einer Stelle, die wir bald anführen werden, Artifices pronuntiandi nennt. Donatus, welchen wir eben angeführt haben, ſagt: Modis cantica temperabantur, non a Poeta ſed a perito artis Muſices factis.

Cicero bedienet ſich eben deſſelben Ausdrucks facere modos, wenn er von denen reden will, welche die Declamation der theatraliſchen Stücke componirten. Nachdem er geſagt, daß Roſcius mit Fleiß gewiſſe Stellen ſeiner Rolle mit nachläßigern Gebehrden declamirt habe, als es der Sinn der Verſe zu verlangen geſchienen; nachdem er geſagt, daß Roſcius in ſeine Action gewiſſe Schatten gebracht, um diejenigen Stellen, welche in die Augen fallen ſollten, deſto mehr zu erheben, ſo fügt er hinzu: die glückliche Wirkung dieſes Kunſtgrifs iſt ſo gewiß, daß ſie von den Dichtern und Componiſten der Declamation eben ſo wohl bemerkt werden, als von den Komödianten; und alle machen ſich dieſelbe zu Nutze. Nunquam agit hunc verſum Roſcius eo geſtu, quo poteſt;

Nom ſapiens virtuti honorem, præmium, haud prædam petit

ſed abjicit prorſus ut in proximos

Ecquid video? ferro ſeptus poſſidet ſedes ſacras,

incidat, aſpiciat, admiretur, ſtupescat. Quid ille alter:

Quid petam præſidii?

quam leniter, quam remiſſe, quam non actuoſe? Inſtat enim,

O pater, o patria, o Priami domus!

in quo tanta commoveri actio non poſſet, ſi eſſet conſumta ſuperiore motu & exhauſta. Neque id actores prius viderunt, quam ipſi poetæ, quam denique illi etiam, qui fecerunt modos, a quibus utrisque ſummittitur aliquid, deinde augetur, extenuatur, inflatur, variatur, diſtinguitur. (*)

Dieſe Componiſten der Declamation lieſſen die Recitation kunſtmäſzig bald ſteigen, bald fallen, bald abwechſeln. Manchmal ward eine Stelle, der Note zu Folge, tieffer ausgeſprochen, als es der Sinn der Worte zu verlangen ſchien; allein dieſes geſchah nur deswegen, damit ſich der hohe Ton, in welchen der Schauſpieler wenige Zeilen darauf hinauf ſteigen mußte, deſto beſſer ausnehmen könne. Und nicht anders machte es auch die Schauſpielerin, welche Racine ſelbſt, die Rolle der Monime im Mithridat zu ſpielen

---

(*) De Orat. lib. 3.

ſpielen gelehrt hatte. Racine war ein eben ſo groſſer Declamator als Dichter, und hatte ihr gerathen, in folgenden Zeilen die Stimme ſinken zu laſſen, und zwar mehr, als es der Sinn zu verlangen ſcheine.

— — Si le ſort ne m'eut donné à Vous,
Mon bonheur dependoit de l'avoir pour Epoux.
Avant que votre amour m'eut envoyé ce gage
Nous nous aimions (*)

Damit ſie deſto leichter die darauf folgenden Worte: Seigneur vous changez de viſage eine Octave höher ausſprechen könne, als ſie das nous nous aimions ausgeſprochen. Dieſer auſſerordentliche Uebergang der Stimme in der Declamation, druckte die Verwirrung des Geiſtes vortreflich aus, in der ſich die Monime in dem Augenblicke befinden mußte, als ſie ſahe, in welche Gefahr ſie ſich und ihren Geliebten durch die Bereitwilligkeit, dem Mithridates Glauben zuzuſtellen, geſtürzt hatte, welcher nichts als ihr Geheimniß heraus zu locken ſuchte.

Um die Stellen der Alten zu verſtehen, in welchen von ihren theatraliſchen Vorſtellungen geredet wird, muß man, ſollte ich meinen, einige Kenntniß von dem haben, was auf unſern neuern Bühnen vorgeht, ja wohl gar diejenigen um

Rath

(*) Act. 3. ſc. 3.

Rath fragen, welche die Künſte treiben, die mit den Künſten der Alten, deren Ausübung verlohren gegangen iſt, wenigſtens in einer Verwandtſchaft ſtehen. Dergleichen nun ſind die Kunſt der Gebehrden, und die Kunſt die Declamation zu componiren und in Noten zu ſchreiben. Die Auslegungen, welche berühmte Gelehrte, die aber nirgends als in ihren Studirſtuben zu Hauſe waren, von dieſen Stellen haben machen wollen, erklaren ſie ſehr ſchlecht. Es iſt eben das, als wenn ein Kartheuſermönch einen Commentar über den Tacitus ſchreiben wollte.

Wir ſehen aus dem Werke des Quintilianus, daß diejenigen qui faciebant modos, oder die Componiſten der Declamation, nach der Zeit Artifices pronuntiandi, das iſt von Wort zu Wort, **Künſtler in der Ausſprache** genennet wurden. (*) Itaque in iis, quæ ad ſcenam conponuntur fabulis Artifices pronuntiandi.&c. „Und dieſes iſt die Urſache, warum in den Stücken, welche auf dem Theater vorgeſtellet werden ſollen, die Künſtler in der Ausſprache ꝛc.„ Ich will die ganze Stelle anführen, wenn ich von den Masken reden werde, deren ſich die Schauſpieler der Alten bedienten.

Man wird leicht begreiffen, wie die Alten die Declamation, und ſo gar die Declamation der

---

(*) Quint Inſt. Lib. II. c. 3

Komödien, componiren können, wenn man nur überlegt, daß in ihrer Muſik die Fortſchreitungen durch noch kleiner Intervalla geſchehen konnten, als die allerkleinſten ſind, deren wir uns in unſrer Muſik bedienen. Was aber die Art, wie dieſe Declamation geſchrieben worden, anbelangt, ſo haben wir bereits in dem vierten Abſchnitte geſehen, daß es wahrſcheinlicher Weiſe vermittelſt der Zeichen der Accente geſchehen ſey.

Die Kunſt alle Arten von Geſängen in Noten zu ſchreiben, war in Rom ſchon zu den Zeiten des Cicero ſehr alt. Sie war lange vor Eröffnung der Theater daſelbſt ſchon bekannt. Nachdem Cicero von dem Gebrauche geſprochen, welchen die Pythagoriker von der Muſik gemacht; nachdem er geſagt, daß der zweyte römiſche König Numa der Schule des Pythagoras verſchiedene Gebräuche abgeborgt, die er hernach in ſeinem kleinen Staate eingeführet: ſo beruft er ſich, gleichſam zum Beweiſe ſeines Vorgebens, auf die Gewohnheit, das Lob groſſer Männer, unter einem Accompagnement von Blasinſtrumenten, bey Tiſche zu ſingen. Und dieſes, ſetzt der Verfaſſer hinzu, beweiſet, daß die Kunſt, die Töne der Geſänge und die Declamation der Verſe in Noten zu bringen, ſchon damals bekannt geweſen.(*) Morem apud majores hunc epularum fuiſſe, ut deinceps qui accubarent, canerent ad tibiam clarorum virorum laudes atque

---

(*) Quæſt. Tuſcal. lib. 4.

que virtutes, ex quo perſpicuum eſt cantus tunc fuiſſe deſcriptos vocum ſonis, & carmina; quamquam id quidem etiam duodecim tabulæ declarant, condi jam ſolitum eſſe carmen. Wir haben ſchon oben erklärt, was die Römer unter dem Worte *carmen* verſtanden. Auch ſagt Cicero in dem fünften Buche ſeiner Tuſculaniſchen Fragen, wenn er von den Vergnügen redet, die auch derjenige noch haben könne, der das Unglück gehabt ſein Gehör zu verlieren: wenn dergleichen Unglückliche an ſchönen Geſängen Vergnügen gefunden, ſo werden ſie ſie nun vielleicht mit mehrerm Vergnügen leſen, als ſie ſie ſonſt haben aufführen hören. Et ſi cantus eos forte delectant, majorem percipi poſſe legendis his quam audiendis voluptatem. Cicero ſetzt voraus, daß, überhaupt zu reden, ein jeder ſo viel davon verſtehe, daß er wenigſtens einen Theil dieſer Geſänge leſen könne; und dieſes zeigt deutlich, daß man ſie müſſe in Noten geſchrieben haben.

Hier iſt endlich noch eine Stelle aus dem Livius, (*) welche allein hinlänglich genug beweiſen könnte, daß die Alten die Declamation der theatraliſchen Stücke componirt, in Noten geſchrieben und mit einem Accompagnement von Blasinſtrumenten aufgeführt haben. Es hat dieſer Geſchichtſchreiber in ſeinem ſiebenden Buche für gut befunden, eine kurze Betrachtung

---

(*) Liv. Hiſt. lib. 7.

über den Urſprug und die Geſchichte der Schauſpiele zu Rom einzuſchalten. Nachdem er gemeldet, daß Rom, in dem dreyhundert und neunzigſten Jahre nach ſeiner Erbauung, von der Peſt heimgeſucht werden, und daß man zu Abwehrung derſelben öffentliche Spiele angeſtellt habe, welche in Aufführungen theatraliſcher Stücke beſtanden, ſo ſetzt er hinzu: die Kunſt dieſer Aufführungen war damals in Rom noch ganz neu, und man kannte daſelbſt weiter nichts als die Schauſpiele des **Circus.** Man hatte daher die Schauſpieler, die man damals auf unſrer Bühne ſah, aus Hetrurien müſſen kommen laſſen; und dieſe ſpielten nach der Art ihres Landes; das iſt, ſie machten ihre Gebehrden ſo ziemlich nach dem Takte der Blasinſtrumente, und recitirten Verſe, die aber noch keine componirte Declamation hatten, nach welcher ſie ihre ganze Action hätten einrichten müſſen. Weil aber unſere jungen Leute an der Kunſt der theatraliſchen Vorſtellungen einen groſſen Geſchmack fanden, ſo ward ſie in kurzem vollkommener. Anfangs hatte man nur Verſe aus dem Stegreiffe recitirt; bald darauf aber, fährt Livius fort, lernte man vollſtändige Stücke machen; und zu der Zeit des Dichters Andronicus hatte man auch ſchon (*) die Recitation einiger von dieſen Stücken abgemeſſen, und die Noten zur Bequemlichkeit der Flötenſpieler darüber geſchrieben, wornach ſich denn die ganze Action

richten

(*) Im Jahre nach Erbauung der Stadt 514.

richten mußte. Cæterum ſine carmine ullo, ſine imitandorum carminum actu, ludiones ex Etruria acciti, ad tibicinis modos ſaltantes, haud indecoros motus more Tuſco dabant. Imitari deinde eos juventus, ſimul inconditis inter ſe jocularia fundentes verſibus, cæpere; nec abſoni a voce motus erant. — — Nomen hiſtrionibus inditum, qui non ſicut ante Feſcennino verſu ſimilem, incompoſitum temere ac rudem alternis jaciebant, ſed impletas modis ſatyras, deſcripto jam ad tibicinem cantu, motuque congruenti peragebant.

Ich habe verſchiedne Tonkünſtler gefragt, ob es wohl ſehr ſchwer ſeyn ſollte, Charaktere zu erfinden, durch welche man die auf unſerm Theater übliche Declamation in Noten bringen könne. Accente haben wir zu wenige, als daß wir ſie vermittelſt der Accente in Noten ſchreiben könnten, ſo wie es die Alten gethan haben. Dieſe Tonkünſtler nun antworteten mir, daß ſich die Sache gar wohl thun laſſe, und daß man ſelbſt das Gamma unſrer Muſik dazu brauchen könne; nur aber müßte man den Noten nicht mehr als die Helfte ihrer gewöhnlichen Anſtimmung geben. Zum Exempel die Noten, welche in der Muſik als Semitonia angeſtimmet werden, müßte man nur als halbe Semitonia anſtimmen. Und auf dieſe Weiſe könnte man die allergeringſten Abänderungen der Stimme, in der Höhe und in der Tiefe, wenn ſie unſren Ohren nur noch empfindbar ſind, in Noten bringen.

Unſre (*) Verſe führen zwar ihre Abmeſſung nicht gleich mit ſich, wie es wohl die metriſchen Verſe der Griechen und Römer thun. Allein man hat mir auch geſagt, daß man im Declamiren den Noten nur die Helfte ihres gewöhnlichen Werths geben könnten. Man könnte einer weiſſen Note nur den Werth einer ſchwarzen, und einer ſchwarzen nur den Werth einer Achtelnote geben; und auch den übrigen Noten könnte man nach dieſem Verhältniſſe ihren Werth beſtimmen, ſo wie ſie ſich nach demſelben angeben lieſſen.

Jch weis wohl, man würde nicht ſogleich Leute finden, die dieſe Art von Muſik geſchwind leſen und die Noten derſelben gut angeben könnten. Allein auch Kinder von funfzehn Jahren müßten damit zurechte kommen können, wenn man ſie dieſe Jntonation nur ſechs Monate gelehrt hätte. Jhre Sprachwerkzeuge würden ſich an dieſe Jntonation, an dieſe Ausſprache nicht zu ſingender Noten, eben ſo gewöhnen, wie ſie ſich an die Jntonation unſrer ordentlichen muſikaliſchen Noten gewöhnen. Die Uebung und die Fertigkeit, welche aus der Uebung folgt, ſind, in Anſehung der Stimme, eben das, was der Bogen und die Hand des Jnſtrumentiſten in

---

(*) Nehmlich die franzöſiſchen, nicht die deutſchen, welche den griechiſchen und römiſchen in dieſem Stücke ſehr gleich kommen können. Ueb.

in Anſehung der Violine ſind. Kann man ſich dieſe Intonation auch nur ſchwer vorſtellen? Es würde nur darauf ankommen, daß man die Stimme dasjenigen methodiſch zu verrichten gewöhne, was ſie alle Tage bey dem gewöhnlichen Reden verrichtet. Manchmal redet man geſchwind, manchmal redet man langſam. Man braucht alle Arten von Tönen, und läßt die Stimme, ſowohl im Heraufſteigen, als im Herabſteigen, durch alle mögliche Arten von Intervallen fortſchreiten. Die in Noten geſchriebene Declamation würde nichts als die in Noten geſchriebenen Töne und Abänderungen der Ausſprache ſeyn. Wenigſtens würde die Schwierigkeit, die ſich bey der Ausführung einer ſolchen Notenſchrift finden könnte, bey weiten der Schwierigkeit nicht gleich kommen, Worte zu leſen, die man niemals geleſen hat, dieſe Worte zu ſingen, und zugleich auf dem Flügel nach Noten zu accompagniren, die man nicht vorher durchſtudiret hat. Und gleichwohl lernen auch Frauenzimmer, durch die Uebung, alle dieſe drey Stücke auf einmal verrichten.

Was aber die Art und Weiſe anbelangt, wie ſich die angezeigte, oder jede andre Declamation in Noten ſchreiben laſſe, ſo kann es lange nicht ſo ſchwer ſeyn, ſie in gewiſſe Regeln zu bringen, und dieſe Regeln auszuüben, als es ſchwer geweſen iſt, die Kunſt zu erfinden, wie man die Schritte und Figuren eines wohl von acht Perſonen

ſonen getanzten Ballets in Noten ſchreiben könne, beſonders da heut zu Tage dieſe Schritte ſo ſehr verſchieden und dieſe Figuren ſo ſehr durch einander gewunden ſind. Und gleichwohl iſt Feuillee mit Erfindung dieſer Kunſt zu Stande gekommen, und ſeine Noten lehren auch ſogar die Tänzer, wie ſie ſich mit den Armen betragen ſollen. Ich will nur noch dieſes hinzu fügen: ſeine Choregraphie iſt nicht eher als im Jahre 1706. ans Licht getreten; und dennoch können ſie ſeine Kunſtverwandten, ſowohl in Franckreich als in andern Ländern, ſchon fertig leſen.

Zehnter Abſchnitt.

Fortſetzung der Beweiſe,

daß die Alten ihre Declamation in Noten geſchrieben. Von den Veränderungen, die zu den Zeiten des Auguſtus in der Declamation der Römer gemacht worden. Die Veränderungen, welche unter Ludewig dem XIV. mit dem Tanze und der Muſik vorgenommen worden, werden damit verglichen.

Wir wollen auf die hiſtoriſchen Beweiſe zurück kommen, daß die Alten die Declamation ihrer theatraliſchen Stücke wirklich in Noten geſchrieben. Sie ſind hier von einem weit gröſſern Gewichte, als auf bloſſe Möglichkeiten ſich ſtützende Vermuthungen.

So oft Cicero von der Declamation der dramatiſchen Verſe redet, ſo oft redet er auch ganz anders davon, als wir von der Declamation der Verſe des Corneille reden, welche willkührlich iſt. Cicero redet von der Declamation der dramatiſchen Verſe als von einer feſtgeſetzten Melodie, nach welcher man beſtändig dieſe Verſe ausgeſprochen. Er redet davon als von einer Schönheit, die mit den Verſen, welche er anführt, eben ſo genau verbunden ſey, als die Schönheit, welche aus dem Inhalte und aus der Wahl der Worte entſpringet. Nachdem Cicero einige Zeilen aus einer Tragödie angeführt, ſetzt er hinzu: es ſind dieſes vortrefliche Verſe; der Inhalt, der Ausdruck, die Modulation, alles iſt darinn traurig. (*) Præclarum carmen, eſt enim rebus, verbis & modis lugubre. Nicht anders würden wir ein Recitativ aus den Opern des Lulli loben.

Cicero redet in verſchiednen Orten ſeiner Werke von den theatraliſchen Stücken des Livius Andronicus, des Ennius und des Nävius, dreyer Dichter, welche ohngefehr zwey hunder Jahr vor ihm gelebt hatten, nicht anders als von Declamationen, die man zu den Zeiten der Verfaſſer componiret habe, und deren man ſich, noch jetzt zu ſeiner Zeit bediene. Wäre nun aber dieſe Declamation nicht aufgeſchrieben geweſen, wie hätte ſie ſich ſo lange erhalten können? Man urtheile

---

(*) Quæſt. Tuſcul. lib. 5.

ſelbſt, ob ich an dem Sinne des Cicero etwas ändre. Wir haben, ſagt er, anſtatt der einfachen und ernſthaften Muſik in den Stücken des Nävius und Livius Andronicus, eine ſo muthwillige Muſik einführen ſehen, daß die Schauſpieler, um dem Takte derſelben zu folgen, ſich zu winden, die Augen zu verdrehen, den Kopf hin und her zu werffen, mit einem Worte als Unſinnige ſich zu betragen genöthiget ſind. Und auf dieſe Art erklärt er ſich, nachdem er vorher geſagt, daß Plato nicht ſo ganz Unrecht habe, wenn er behaupte, man könne die Muſik in einem Lande nicht verändern, ohne daß dieſe Veränderung nicht auch eine merkliche Veränderung in den Sitten der Einwohner hervorbringen ſollte. (*) Ego nec tam valde id timendum, nec plane contemnendum puto. Illa quidem muſica, quæ ſolebant quondam complecti ſeveritatem jucundam Livianis & Nævianis modis, nunc videtis ut eadem exultent, cervices oculiſque pariter cum modorum flexionibus torqueant. Wir haben ſchon geſehen, daß die Gebehrden der Schauſpieler dem Takte eben ſowohl unterworffen waren, als die Recitation ſelbſt.

Zu den Zeiten des Cicero fing man alſo an, die theatraliſche Declamation zu verändern. Und hundert Jahr nach dem Cicero fand Quintilian dieſe Declamation ſchon ſo voller weibiſchen Töne und

---

(*) Cic. de Legib. lib. 2.

und ſo geil, daß er zwar ſagt, man müßte die Kinder Muſik lernen laſſen, ſogleich aber auch hinzuſetzt, er verſtehe darunter nicht, daß man ihnen einen Geſchmack an derjenigen Muſik beybringen ſolle, welche zu ſeiner Zeit auf der Bühne herrſchte. Ihre Geſänge fährt er fort, ſind ſo voller Unverſchämtheit und Geilheit, daß man ihnen mit Recht verwerffen kann, daß ſie die wenige männliche Tapfferkeit, die uns noch übrig war, völlig erſtickt haben. (*) Non hanc a me præcipi quæ nunc in ſcenis effeminata & impudicis modis fracta, non ex parte minima, ſiquid in nobis virilis roboris manebat, excidit. Die Alten alle glaubten ſteif und feſt, daß der Charakter derjenigen Muſik, welche in dieſem oder jenem Lande am gebräuchlichſten war, einen ſehr groſſen Einfluß auf die Sitten der Einwohner habe. Wollten wir wohl eine ſo allgemeine Meinung, die ſich auf geſchehene Dinge gründete, auf Dinge, die diejenigen, die davon geſchrieben, ſelbſt mit angeſehen, zu verwerffen wagen, da wir doch nur einen ſo unvollkommenen Begrif von der Muſik der Alten haben? Die Philoſophie, von welcher unſer Jahrhundert ſo beſonders Profeßion macht, mag darüber richten. Man kann jetziger Zeit ſo gar an demjenigen Orten, wo die Einwohner von verſchiedner Religion ſind, bemerken, daß ſie nach geendetem Gottesdienſte nicht wieder mit eben der-

ſelben

(*) Quint. Inſt. lib. prim. cap. 2.

ſelben Gemüthsverfaſſung aus der Kirche gehen. Dieſer flüchtige Eindruck wird ſogar zu einer Gewohnheit, und in einigen von dieſen Ländern iſt der Regent genöthiget worden, das proteſtantiſch gewordene Volk durch öffentliche Edicte des Sonntags nach dem Gottesdienſte zu denjenigen Ergötzlichkeiten anhalten zu laſſen, die es ſich von freyen Stücken zu machen pflegte, ehe es mit ſeinem Glaubensbekenntniſſe zugleich die äuſſerliche gottesdienſtliche Verehrung veränderte. Doch wir wollen dieſe Materie, die ſehr bald gar zu ernſthaft werden möchte, verlaſſen, und uns wieder zu unſrer vorhabenden Sache wenden.

Diejenigen, welche keine andern Bühnen kennen, als die franzöſiſche, werden den ganzen Sinn der Stelle des Quintilians, die ich eben jetzt angeführt habe, nicht ſo gleich begreiffen. Ob man gleich verſchiedne ziemlich ſchlüpfrige Stücke auf derſelben geſehen hat, ſo hat man doch noch immer eine groſſe Anſtändigkeit, ſowohl in den Tönen, als in den Gebehrden dabey beobachtet. Allein es giebt Bühnen in andern Ländern, auf welchen die Schauſpieler täglich in den vom Quintilian getadelten Fehler fallen, indem ſie alle die Töne und alle die Accente, um mich nicht umſtändlicher einzulaſſen, nachahmen, welche die brünſtigſten Perſonen hören laſſen, wenn ſie ſich endlich in völliger Freyheit ſehen.

Wenn man die Dichtkunſt des Horaz lieſet, ſo ſieht man wohl, daß der Fehler, welchen Quintilian der theatraliſchen Declamation ſeiner Zeit verwirft, daher gekommen ſey, weil man ſie, ſowohl von Seiten der Recitation, als von Seiten der Gebehrden, lebhafter, affectreicher und nachdrücklicher machen wollen, als ſie in den vorhergehenden Zeiten geweſen. Da Horaz nach dem Cicero und vor dem Quintilian geſchrieben hat, ſo wird es nicht undienlich ſeyn dasjenige zu unterſuchen, was er von den Veränderungen, die zu ſeiner Zeit mit der theatraliſchen Declamation gemacht worden, und von dem Unterſchiede ſagt, der ſich damals zwiſchen der alten und neuen Art zu recitiren fand.

Vordem, ſagt Horaz, bediente man ſich zum Accompagniren und zur Unterſtützung der Chöre, noch keiner Flöten, die mit den Trompeten gleichen Umfang haben, und die man mit Ringen von Meßing umlegen muß. Man brauchte auf dem Theater nichts, als ſehr einfache Blasinſtrumente, die noch ſehr wenig Löcher hatten, und alſo von einem ſehr kleinen Umfange waren.

> Tibia non ut nunc oricalcho vincta, tubaque
> Æmula, ſed tenuis ſimplexque foramine pauco
> Adſpirare & adeſſe choris erat utilis (*)

Allein

(*) Horat. de Art. Poet.

Allein jetzt, fügt Horaz hinzu, iſt es ganz anders. Erſtlich iſt die Bewegung des Takts beſchleiniget worden, und man bedient ſich, um ſie feſt zu ſetzen, ſolcher Abmeſſungen, dergleichen man ſich vorher nie bedient; und hierdurch hat die Recitation ihr altes geſetztes Weſen verlohren.

Acceſſit numerisque modisque licentia major. Auch hat man, fährt Horaz fort, den Inſtrumenten einen weitern Umfang gegeben, als ſie vordem hatten. Da alſo die Töne, nach welchen man declamirt, vermehrt worden, ſo ſind auch mehr verſchiedne Klänge in die Recitation gebracht worden, als man vormals hineinbrachte. Die Schauſpieler müſſen jetzt weit mehr Töne aus ihrer Lunge herausholen als ſonſt, wenn ſie dieſen neuen Inſtrumenten folgen wollen, deren Sayten ſie ohne Schohnen beſtraffen, ſobald ſie den geringſten Fehler begehen. Denn in der That, je geſangreicher eine Declamation war, deſto merklicher mußten die Fehler desjenigen, der ſie ausführte, werden.

Man erlaube mir, daß ich mich, zur Erläuterung dieſer Stelle des Horaz, einer Vergleichung, die von dem Kirchengeſange genommen iſt, bedienen darf. Der h. Ambroſius ließ bey dem Geſange, den man noch jetzt den Ambroſianiſchen nennet, nicht mehr als vier Modos anbringen, welche die authentiſchen heiſſen. Dadurch nun ward der Geſang zwar weit ernſthafter, zugleich aber auch weniger ſchön und ausdrückend. Von den funfzehn Sayten, oder den funfzehn Hauptnoten, aus welchen das Syſtem der harmoniſchen Muſik beſtand, wurden auch ſo gar vier Töne, nehmlich der höchſte Ton, und die drey tiefſten Töne, in dem Ambroſianiſchen Geſange ganz und gar nicht gebraucht. Als ihn der h. Ambroſius componirte, waren die Bühnen noch offen, und man recitirte auf denſelben in eben der Sprache, in welcher man in der Kirche ſang. Allem Anſehen nach wollte dieſer heilige Mann alſo nicht haben, daß man in der Kirche die dem Theater eigenthümlichen und am meiſten auf demſelben gebräuchlichen Töne hören ſollte. Der h. Gregorius, welcher den ſo genannten Gregorianiſchen Geſang, ungefehr funfzig Jahr, (*) nachdem die Bühnen verſchloſſen worden, angab, brauchte acht **Modos** dabey, indem er zu den vieren, deren ſich der h. Ambroſius bedient hatte, noch die ſogenannten **Plagales** hinzuthat. Es wurden alſo in dem Gregorianiſchen Geſange alle funfzehn Sayten der alten Muſik angebracht, und alle Menſchen fanden, daß der Gregorianiſche Geſang den Ambroſianiſchen ſo ſehr an Schönheit vorzuziehen ſey, daß die Galliſchen Kirchen, zur Zeit unſrer Könige vom zweyten Stamme, den Ambroſianiſchen Geſang zu brauchen aufhörten, und den Gregorianiſchen dafür einführten.

Ich

(*) Gegen das Jahr 593.

Ich laſſe den Horaz wieder das Wort ergreiſſen. Zugleicher Zeit ſahen ſich die Schauſpieler genöthiget, ihre Gebehrden ſo wohl als ihre Ausſprache zu beſchleunigen, weil man die Bewegung des Takts geſchwinder gemacht hatte. Ihre übereilte Declamation ſchien alſo eine ganz neue Art zu recitiren zu ſeyn. Endlich war es auch nothwendig geworden, daß der Inſtrumentenſpieler, welcher ſo ſchwer zu treffende Töne angeben ſollte, oft von einer Seite der Bühne zu der andern gehen mußte, damit die Schauſpieler ſeine Töne in der Nahe deſto beſſer hören könnten. Unſere theatraliſche Declamation iſt alſo ſo lebhaft und ſo heftig geworden, daß der Schauſpieler, welcher als eine Perſon, die über die Zukunft Betrachtungen anſtellt, ganz geſetzt recitiren ſollte, die allerweiſeſten Lehrſprüche mit mehr Bewegungen heraus ſtößt, als kaum die Prieſterin zu Delphos machte, wenn ſie ihre Orakel vom Dreyfuſſe kund that.

Sic priſcæ motumque & luxuriam addidit arti
Tibicen, traxitque vagus per pulpita veſtem;
Sic etiam fidibus voces crevere ſeveris,
Et tulit inſolitum eloquium facundia præceps,
Utiliumque ſagax rerum & divina futuri
Sortilegis non diſcrepuit ſententia Delphis.

Die übereilten Gebehrden dieſer Schauſpieler mußten freylich denjenigen als convulſiviſche Bewegungen vorkommen, die an eine einfache und langſame Recitation gewöhnt waren. Eben ſo würden Zuſchauer, die nichts anders als engliſche Komödien hätten ſpielen ſehen, das Spiel Italiäniſcher Komödianten für die Declamation unſinniger Leute halten. Die neue Art zu recitiren wird den Römern alſo Anfangs ſehr auſſerordentlich geſchienen haben: doch werden ſie ſich auch bald daran gewöhnt haben, weil man ſich ſehr leicht an ſolche Neuigkeiten gewöhnt, welche mehr Thätigkeit und mehr Leben in die theatraliſchen Vorſtellungen bringen.

Man kann ſogar mit gutem Grunde glauben, daß die erſte Urſache, warum die theatraliſche Declamation zu den Zeiten des Cicero verändert worden, dieſe geweſen, weil die Römer, die ſeit hundert Jahren mit den Griechen viel umgegangen waren, und bey ihnen die Künſte und Wiſſenſchaften ſtudirten, ihre ganze Art auszuſprechen damals veränderten, und das Theater alſo weiter nichts that, als daß es der Welt folgte und ſich nach ſeinem Muſter bequemte.

Cicero ſagt es uns ſelbſt, daß die Ausſprache der Römer zu ſeiner Zeit von der Ausſprache ihrer Vorfahren ſehr unterſchieden geweſen. Sie war mit Accenten und mit Abänderungen der Stimme überhäuſt worden, die man von der

Ausſprache der Fremden nachgeahmet hatte. Und dieſes eben nennt Cicero eine neue von auswerts eingeführte Mode. Peregrinam inſolentiam. Urtheile, läßt dieſer Schriftſteller den Craſſus ſagen, von der alten Ausſprache nach der Art, mit welcher noch jetzt einige Frauenzimmer ausſprechen. Da das Frauenzimmer weniger unter die Leute kömmt, als die Mannsperſonen, ſo verändern ſie auch weniger ihre Ausſprache, die ſie in der Jugend erlernt haben. Wenn ich meine Schwiegermutter Lälia, fährt Craſſus fort, reden höre, ſo kömmt es mir vor, als ob ich die Stücken des Plautus und Nävius recitiren hörte, denn ihre Ausſprache iſt ganz einfach, ohne Nachdruck und ohne die Accente und Veränderungen der Stimme, die wir aus andern Sprachen hinüber genommen haben. Kann ich nicht mit Recht glauben, daß der Vater der Lälia eben ſo geſprochen habe, als ſie ſpricht? (*) Equidem cum audio ſocrum meam Læliam, facilius enim mulieres incorruptam antiquitatem conſervant, quod multorum ſermonis expertes tenent ſemper quæ prima didicerunt, ſed eam ſic audio ut Plautum mihi ac Nævium videar audire, ſono ipſo vocis ita recto & ſimplici, ut nihil oſtentationis aut imitationis afferre videatur, ex quo ſic locutum ejus patrem judico. Wir haben dieſe Stelle ſchon angeführt, um zu zeigen, daß die Declamation

der

(*) Cic. de Orat. l. 3.

der theatraliſchen Stücke kein eigentlich ſo genannter Geſang geweſen ſey, weil ſie der gewöhnlichen Art zu reden ſo gar ſehr beygekommen. Die Völker können ihre Ausſprache verändern, eben ſo wohl als ſie ihre Sprache verändern können. Unter der Regierung Heinrichs des IV. ſchlich ſich an dem franzöſiſchen Hofe der Gasconiſche Ton und Accent ein. Allein dieſe Mode hörte mit der Regirung dieſes Königs auf, welcher die Gasconier liebte und ſie vorzüglich vor allen ſeinen Unterthanen beförderte, weil er in ihrer Provinz war gebohren und erzogen worden.

Nothwendig müſſen diejenigen Perſonen, welche eine Sprache reden, deren Ausſprache geſchwinder und accentuirter geworden iſt, auch geſchwindere und häuffigere Gebehrden machen. Dieſes folgt aus der Organiſation des menſchlichen Körpers. Geſtus cum ipſa orationis celeritate crebeſcit, ſagt Quintilian. (*) Und in der That ſetzt auch dieſer Schriftſteller, nachdem er die Regeln des Cicero wegen der Gebehrden des Redners gelobt, hinzu: wir ſind heut zu Tage an lebhaftere Gebehrden gewöhnt. Wir fordern daher auch von dem Redner dieſe heftigere Action. Sed jam recepta eſt actio paulo agitatior, etiam & exigitur.

Der jüngere Plinius, welcher des Quintilianus Schüler geweſen war, ſchreibt an einen ſeiner Freunde, daß er ſich ihm dasjenige, was

die

(*) Quint. Inſt. l. 11. c. 3.

die Redner, die er eben gehört habe, geſprochen und mit was für einer weibiſchen Verzärtlung der Stimme ſie es geſprochen, zu erzehlen ſchäme. (*) Pudet referre quæ & quam fracta pronuntiatione dicantur. Eine Declamation, die man gar zu ausdrückend machen will, muß nothwendig in die zwey entgegengeſetzten Fehler fallen. Manchmal wird ſie allzuhochtrabend und mit ausſchweiſſenden Abänderungen der Stimme allzuangefüllt ſeyn: und manchmal wird die Recitation in das gar zu Kraftloſe fallen. Daher wirft auch Plinius der Declamation, die er tadelt, vor, daß ſie nicht ſelten in ein Geſchrey ausarte; Immodicum inſolitumque clamorem. Eben dieſer Schriftſteller führt noch an, daß Domitius Afer, ein in der römiſchen Geſchichte berühmter Redner, der ſich ohngefehr dreyßig Jahr nach dem Tode des Cicero zu erſt vor Gerichte hören ließ, die neue Art zu declamiren den Verluſt der Beredſamkeit genannt habe. Artificium hoc periit, ſagte er, nachdem er einige junge Leute ihre Reden hatte halten hören. Allein die Critik des Afer war vielleicht ein übertriebner Tadel. Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß dieſer Redner in einem Geſchmacke declamirte, der demjenigen, welchen er hier tadelt, ganz entgegengeſetzt war, indem er alles ſehr ernſthaft und langſam ausſprach. Cum apud Centumviros diceret graviter & lente,

hoc

(*) Plin. Epiſt. 14. lib. 12.

hoc enim illi actionis genus erat, ſagt Plinius, indem er von dem Afer ſpricht. Meine Abſicht iſt auch gar nicht, durch Anführung dieſer Stellen zu beweiſen, daß die Römer unrecht gethan, indem ſie ihre Art zu declamiren geändert; ſondern ich will nur zeigen, daß ſie ſie wirklich verändert, und zwar zu den Zeiten des Cicero zu verändern angefangen haben.

Freylich wird man, allem Anſehen nach, die Sachen übertrieben haben, weil der Mittelweg immer am ſchwerſten zu halten iſt, und weil ohne Zweifel die Componiſten der Declamation, die Inſtrumentiſten und die Schauſpieler ſich um die Wette werden beſtrebt haben, einer den andern in Anſehung des Ausdrucks zu übertreffen. Dieſes iſt das gewöhnliche Schickſal aller Neuigkeiten, an welchen das Publicum Geſchmack findet. Nur wenige Künſtler bleiben innerhalb den Schranken, welche die Vernunft vorſchreibt; die meiſten übertreten ſie, und verfallen in Ausſchweiffungen.

Das Schickſal, welches die Muſik in Frankreich ſeit achtzig Jahren gehabt hat, iſt dem Schickſale ſehr ähnlich, welches die Declamation zu den Zeiten des Cicero hatte. Vor hundert und zwanzig Jahren waren die Geſänge, die in Frankreich componirt wurden, überhaupt zu reden weiter nichts, als eine Folge von langen Noten und das, was die Tonkünſtler manchmal *du gros fa* nennten. Das Tempo bey der

Ausführung war ſehr langſam. Die Sänger und Inſtrumentiſten waren es gar nicht einmal fähig, eine ſchwerere Muſik aufzuführen. Man dachte gar noch nicht einmal daran, andre Muſiken zu componiren. Vielleicht hatte man in den vorhergehenden Zeilen mehr davon verſtanden; allein man war davon abgekommen. Es haben mich alle, die unſre Muſik und die Geſchichte unſrer Muſik am beſten verſtehen, und die ich vorher allezeit um Rath gefragt, ehe ich etwas niedergeſchrieben, verſichert, daß vor hundert und zwanzig Jahren unſre Muſik in der Verfaſſung geweſen ſey, wie ich ſie jetzt angegeben habe. Die Nothwendigkeit hatte noch nicht einmal, ſie Taktmäßig aufzuſchreiben, gelehrt. Wie ſehr hat ſich der Geſchmack ſeit dem verändert! Die Fortſchreitung in unſerm Geſange iſt ſo eilig geworden, daß ſie nicht ſelten ohne Anmuth und Ausdruck iſt.

Dieſe Veränderung hat noch zu einer viel gröſſern Veränderung in unſern Tänzen und beſonders in unſern theatraliſchen Tänzen Anlaß gegeben. Vor achtzig Jahren war das Tempo in allen unſern Stücken für die Ballets ein ſehr langſames Tempo, und ihr Geſang, wenn ich mich dieſes Ausdrucks hier bedienen darf, hielt auch in ſeiner größten Munterkeit, noch immer einen geſetzten Schritt.

Man führte dieſe Tanzſtücke mit Lauten, Theorben und Violinen aus, wozu man noch einige

Violons ſetzte, und Schritte und Figuren der auf ſolche Stücke componirten Ballets waren langſam und einfach. Die Tänzer konnten in ihren Betragen alle mögliche Anſtändigkeit beobachten, weil die Ballets, die ſie auszuführen hatten, wenig von dem ordentlichen Bodentänzen unterſchieden waren.

Kaum aber hatte der kleine Moliere an zwey oder drey Stücken gewieſen, daß man etwas beſſers machen könne, als Lulli erſchien, und für die Ballets Stücke zu componiren anfing, die man geſchwinde Stücke nennt. Weil nun die Tänzer, welche die auf ſolche Stücke verfertigten Ballets ausführen mußten, genöthiget waren, ſich viel geſchwinder und lebhafter zu bewegen, als ſich noch keine Tänzer vorher bewegt hatten; ſo behaupteten nicht wenig Leute, daß man den guten Geſchmack im Tanzen zu verderben ſuche und nichts als Gauckelſpiele einführen wolle. Die Tänzer ſelbſt konnten ſich nicht anders als mit vieler Mühe in dieſe neue Melodien ſchicken, und oft mußte Lulli ſelbſt die Entreen verfertigen, die er nach den Stücken, wovon ich rede, wollte tanzen laſſen. Er mußte zum Exempel die Schritte und Figuren in der Chaconne des Cadmus verfertigen, weil Beauchamps, welcher damals ſeine Ballets machte, ſich nicht recht in den Charakter dieſes Stücks ſchicken konnte.

Die glückliche Aufnahme, welche die geſchwinden Tanzſtücke erhielten, brachte den Lulli auf den Einfall, noch andre zu componiren, welche zugleich geſchwind und charakteriſirt waren. Man nennt charakteriſirte Tanzſtücke gemeiniglich ſolche, deren Geſang und Rhythmus den Geſchmack einer beſondern Muſik nachahmen, und von der man ſich einbildet, daß ſie gewiſſen Völkern, oder wohl gar gewiſſen fabelhaften Perſonen aus dem Alterthume, eigen geweſen, die vielleicht niemals exiſtirten. Die Einbildungskraft erfindet ſich alſo dieſen Geſang und dieſe Muſik nach dem, was ſie von dem Charakter derjenigen Perſonen gehört hat, welchen der Tonkünſtler dieſe ſeine Tanzſtücke leihen will. Und aus der Uebereinſtimmung der Stücke mit dieſem Begriffe, welcher für ſich zwar unbeſtimmt, aber dennoch ohngefehr bey allen Menſchen eben derſelbe iſt, beurtheilet man ihre Schicklichkeit; denn auch dieſe eingebildete Muſik hat, wie wir ſchon geſagt haben, ihre Wahrſcheinlichkeiten. Ob wir gleich niemals die Muſik des Pluto gehört haben, ſo glauben wir dennoch eine Art von Wahrſcheinlichkeit in den Violinſtücken zu finden, nach welchen Lulli das Gefolge des Höllengottes in dem vierten Aufzuge der Oper Alceſte tanzen läßt, weil dieſe Stücke ein ruhiges und ernſtes Vergnügen, oder wie Lulli ſelbſt ſagt, eine **verhüllte Freude** verrathen. Die charakteriſirten Stücke ſind auch wirklich, in Anſehung der Hirngeſpenſter, die ſich unſre Einbildungskraft erſchaffen hat, aller Arten des Ausdrucks eben ſo wohl fähig, als andre Stücke. Sie drücken zwar eben das aus, was die andern ausdrücken, allein ſie drücken es in einem beſondern und der Wahrſcheinlichkeit gemäſſen Geſchmacke aus, die wir uns erdacht haben.

Weil die Balletmeiſter, deren ſich Lulli bediente, nicht eben ſo geſchwind vollkommen würden als er; ſo ſah er ſich noch oft genöthiget, die Ballets auf charakteriſirte Stücke ſelbſt zu machen. Ein halb Jahr vor ſeinem Tode machte er noch ſelbſt das Ballet auf das Stück, nach welchem er die Cyclopen in dem Gefolge des Poliphämus (*) wollte tanzen laſſen. Allein nach der Zeit haben ſich die Tänzer ſo ſehr verbeſſert, daß ſie noch weiter gegangen als die Tonkünſtler ſelbſt, und dieſen oft Anlaß zu Melodien von einem ganz neuen Charakter gegeben haben, ſo wie ſie ſich zu den Ballets ſchickten, welche die Tänzer ſelbſt erfunden hatten.

Durch dieſe Nacheifrung haben die Ballets und die Melodien eine Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit bekommen, die ſie vordem nicht hatten. Vor ungefehr ſechzig Jahren tanzten die Faune, die Schäfer, die Bauern, die Cyclopen und die Tritone faſt auf einerley Art. Jetziger Zeit aber ſind die Tänze in verſchiedne Charaktere eingetheilt. Wenn ich mich nicht

---

(*) In der Oper Galathea.

irre, ſo zählen die Kunſtverwandte derſelben bis ſechzehn, deren jeder auf der Bühne ſeine eigenthümlichen Schritte, Stellungen und Figuren hat. Die Weibsperſonen ſelbſt haben ſich nach und nach mit dieſen Charakteren abgegeben, und ſie drücken ſie in ihren Tänzen eben ſo wohl aus, als die Mannsperſonen.

Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß man nicht manchmal unſere Muſik und unſern Tanz, eben dadurch, weil man ſie allzuſehr bereichern und allzuausdrückend machen wollen, ſollte verdorben haben. Allein dieſes iſt das unvermeidliche Schikſal aller Künſte, wenn ſie einer gewiſſen Vollkommenheit zueilen. Es finden ſich immer Künſtler, welche die Grenzen überſchreiten, und ihre Werke verunſtalten, weil ſie ihnen allzuviel Zierlichkeit geben wollen. Diejenigen welche für den alten Geſchmack ſind, führen zu ihrer Rechtfertigung gemeiniglich die Ausſchweifungen an, in welche die Künſtler fallen, die alles was ſie machen übertreiben, und wollen daher beweiſen, daß der neue Geſchmack verwerflich ſey. Allein das Publicum, welches die Mängel der Kunſt und die Fehler des Künſtlers zu unterſcheiden weis, hält neue Erfindungen deßwegen nicht für ſchlecht, weil ſie hier und da gemißbraucht werden. Und daher hat es ſich auch an die neue Art auf dem Theater zu tanzen ſo wohl gewöhnt, daß es nunmehr den Geſchmack im Tanzen, welcher vor ſechzig Jahren herrſchte, für ſehr elend halten würde. Diejenigen, welche unſre theatraliſchen Tänze ſtuffenweiſe zu ihrer jetzigen Vollkommenheit haben gelangen ſehen, ſind nicht ſo ſehr darüber erſtaunt, als die Fremden, welche ſeit langer Zeit in Frankreich nicht geweſen ſind, und daher dieſe Verbeſſerung nicht anders als für eine ſchleunige Veränderung halten können. Nach dieſer Ausſchweiſung, welche eine wichtige Stelle des Horaz ganz handgreiflich zu erklären ſcheinet, wollen wir auf die theatraliſche Declamation der Alten wieder zurück kommen. Das, was ich von der Art, wie ſie ausgeführt wurde, ſagen werde, wäre allein hinlänglich geweſen, mein ganzes Vorgeben zu beweiſen.

Eilfter Abſchnitt.

Die Römer theilten oft die theatraliſche Declamation zwiſchen zwey Schauſpieler, deren einer recitirte, indem der andre die Gebehrden machte.

Oft ward die Declamation verſchiedner Scenen in dramatiſchen Stücken zwiſchen Schauſpieler getheilt. Der eine mußte recitiren, und der andre mußte die Gebehrden machen. Wie hätten aber dieſe zwey Schauſpieler mit einander übereintreffen können, wie hätten beyde mit dem Accompagnement einerley Fall beobachten können, wenn die Declamation nicht abgeredet

geredet geweſen wäre, ſo daß jeder genau gewußt, was ſein Gefehrte zu thun habe, und in wie viel Zeit er es thun müſſe? War dieſes aber wohl ohne etwas geſchriebnes möglich? Wir wollen zu den Beweiſen ſchreiten. Nachdem **Titus Livius** die Geſchichte der erſten theatraliſchen Vorſtellungen zu Rom beſchrieben; nachdem, er von den erſten Progreſſen in dieſen Vorſtellungen dasjenige geſagt, was wir im vorhergehenden Abſchnitte angeführt haben: ſo erzehlt er, zur Fortſetzung der Geſchichte der römiſchen Bühne, diejenige Begebenheit, welche zur Theilung der Declamation Anlaß gegeben, und ſagt ſogar die Gründe, warum dieſer Gebrauch, als der beſte beybehalten worden.

Livius Andronicus, ein berühmter Dichter, welcher ohngefehr fünfhundert und vierzehn Jahr nach Erbauung der Stadt, und ohngefehr hundert und zwanzig Jahr nach Eröffnung der Bühnen, zu Rom lebte, ſpielte in einem von ſeinen Stücken ſelbſt mit. Es war damals Mode, daß die dramatiſchen Dichter ſelbſt mit auf die Bühne traten und eine Perſon in ihren Spielen vorſtellten. Das Volk, welches ſich die Freyheit herausnahm, die es ſich noch jetzt in Frankreich und Italien nimt, indem es ſich diejenigen Stellen, die ihm gefallen, wiederholen läßt, das Volk, ſage ich, ſchrie ſo oft *bis*, und ließ den armen Andronicus zu ſo oft wiederholten malen recitiren, daß er ganz heiſcher

ſcher ward. Da er alſo nicht mehr declamiren konnte, ſo ließ es ſich das Volk gefallen, daß er einen Sklaven vor den Inſtrumentiſten ſtellen durfte, welcher die Verſe recitiren mußte, und unterdeſſen machte Andronicus eben dieſelben Gebehrden, die er, als er ſelbſt recitirte, gemacht hatte. Nunmehr merkte man, daß ſeine Action viel lebhafter ſey, weil er alle ſeine Kräfte auf die Gebehrden allein wenden konnte, und die Mühe zu recitiren einem andern oblag. Man kam alſo, fährt Livius fort, auf den Einfall, die Declamation zwiſchen zwey Schauſpieler zu theilen, und, ſo zu reden, nach dem Takte der Gebehrden recitiren zu laſſen. Dieſer Gebrauch iſt auch ſo durchgangig angenommen werden, daß die Schauſpieler nun weiter nichts als die dialogiſchen Zeilen ſelbſt recitiren. (*) Livius — — idem ſcilicet, quod omnes tunc erant, ſuorum carminum actor, cum ſæpius revocatus vocem obtudiſſet, venia petita puerum ad canendum ante tibicinem cum ſtatuiſſet, canticum egiſſe aliquanto magis vigenti motu, quia nihil vocis uſus impediebat. Inde ad manum cantari hiſtrionibus cæptum, diverbiaque tantum ipſorum voci relicta. Ich werde hoffentlich nicht erſt ſagen dürfen wie wichtig das Zeugniß des Livius in dieſer Sache ſey, und wie wenig ihm alle nur mögliche Vernünfteleyen anhaben können. Jedermann muß mir dieſe Wahrheit zugeſtehen. Die

---

(*) Tit. Liv. Hiſt. lib. 7.

Die angeführte Stelle braucht weiter keine Auslegung, als eine authentiſche Erklärung der Worte *Canticum* und *Diverbium*. Wir finden ſie bey dem Diomedes. Nachdem dieſer alte Sprachlehrer geſagt, daß die theatraliſchen Stücke aus Chören, aus Dialogen und Monologen beſtünden; ſo ſetzt er hinzu: die Dialogen ſind diejenigen Stellen eines Stücks, wo verſchiedne Perſonen mit einander reden. Die Cantica oder Monologen ſind diejenigen Stellen, wo nur ein Schauſpieler ganz allein redet, oder wenn ja eine zweyte Perſon noch auf der Bühne iſt, dieſe zweyte Perſon dennach mit der erſten nicht im Geſpräche iſt, und das, was ſie zu ſagen hat, nur **bey Seite** ſagt. (*) Membra Comœdiarum tria ſunt, Diverbium, Canticum & Chorus. Diverbia ſunt partes Comœdiarum in quibus diverſorum perſonæ verſantur. In Canticis autem una tantum debet eſſe perſona, aut ſi duæ fuerint, ita debent eſſe, ut ex occulto una audiat & eloquatur, ſed ſecum, ſi opus fuerit, verba faciat. Man muß bedenken, daß dieſe Stellen eines dramatiſchen Stücks, welche die Alten Cantica nennten, gemeiniglich die aller affectreichſten ſind, weil die Perſon in völliger Freyheit zu ſeyn glaubet, und daher ihren geheimſten und ungeſtümmſten Empfindungen, die ſie in den andern Scenen zurückhalten oder verſtecken mußte, den Ausbruch läßt.

(*) De Arte Grammat. lib. 3. p. 4.

Von dem Geſange oder der harmoniſchen Declamation dieſer Canticorum, kann man ſich einiger maſſen aus dem einen Begriff machen, was Quintilian davon ſagt, ob er gleich nur im Vorbergehen davon redet. Indem er über eine gewiſſe Stelle aus der Rede des Cicero für den Milo, ſeine Betrachtungen macht, die in der Ausſprache nicht anders als ſehr emphatiſch ſeyn müſſe, ſo ſagt er, daß ſie etwas vom Cantico an ſich habe. Man ſieht wohl, ſetzt Quintilian hinzu, daß man ſie unmöglich recitiren könne, ohne den Kopf ein wenig zurück zu werffen, welches natürlicher weiſe von ſelbſt geſchieht, wenn man etwas mit Nachdruck vortragen will. Die Stimme findet einen freyern Ausgang, wenn man den Kopf in dieſer Stellung hält. (*) Pleniore tamen hæc canali fluunt: *Vos Albani tumuli atque luci* &c. nam Cantici quiddam habent, ſenſimque reſupina ſunt. Auch ſagt Quintilian an einem andern Orte, welchen wir ſchon angeführt haben, um zu erweiſen, daß die Declamation kein eigentlich ſo genannter Geſang geweſen ſey, daß zwar ein Knabe, welchen man Poeten leſen läßt, ſie anders leſen müſſe, als Proſa, allein er muß ſeine Stimme doch nicht ſo ſehr abändern, als ob er ein Canticum auf dem Theater recitire. (**) Sit autem lectio virilis & cum ſuavitate quadam gravis, non quidem proſæ

(*) Quint. Inſt. lib. XI. cap. 3.

(**) Ibid. lib. I. cap. 10.

proſæ ſimilis, quia carmen eſt & Poetæ canere ſe teſtantur: non tamen in Canticum diſſoluta.

Da Livius weiter nichts thut, als daß er den Urſprung des zu ſeiner Zeit üblichen Gebrauchs erzehlt, ſo würde ich mir es gewiß nicht in den Sinn kommen laſſen, ſeine Erzehlung durch das Zeugniß andrer Schriftſteller zu bekräftigen, wenn die Sache, die er uns meldet, nicht gar zu ſonderbar ſcheinen möchte. Da ſie aber nur allzuvielen nicht anders, als ſehr ſeltſam vorkommen kann; ſo wird es nicht undienlich ſeyn, noch einige andre Stellen aus den Alten anzuführen, welche eben das ſagen, was Livius geſagt hat.

Valerius Maximus, welcher unter dem **Tiberius** ſchrieb, erzehlt die Begebenheit des Andronicus faſt mit eben denſelben Ausdrücken als Livius. Andronicus, ſagt er, ſpielte in einer von ſeinen Tragödien, und ward von den Zuſchauern genöthiget, eine gewiſſe Stelle ſo oft zu wiederhohlen, daß er ganz heiſcher ward, und die Verſe von einem ſeiner Sklaven, unter dem Accompagnement eines Inſtrumentiſten, recitiren laſſen mußte, mittlerweile er ſelbſt die Gebehrden machte. (*) Is ſui operis actor, cum ſepius a populi revocatus vocem obtudiſſet, adhibito pueri & tibicinis concentu geſticulationem tacitus peregit.

(*) Val. Max. lib. 2. c. 4.

Lucianus (*) in dem Werke, welches er von der Tanzkunſt, ſo wie ſie bey den Alten war, geſchrieben hat, ſagt bey Gelegenheit der tragiſchen Perſonen, daß man ſie von Zeit zu Zeit einige tragiſche Verſe ausſprechen höre, und daß ſie, bey Ausſprechung derſelben, auf weiter nichts dächten, als die Töne wohl herauszubringen, indem die Künſtler und die Dichter, welche die Stücke auf das Theater gebracht, für das Uebrige ſchon geſorgt hätten. Einige Zeilen darauf fügt er hinzu: **vor dieſem machte eben derſelbe Schauſpieler, welcher recitirte, auch die Gebehrden; weil aber die Action das freye Athemhohlen verhinderte und der Ausſprache folglich ſchadet, ſo hat man denjenigen, welche die Gebehrden machen, Sänger zugegeben, welche für ſie recitiren.** Aulus Gellius, ein Zeitverwandter des Lucians, ſagt, die Sänger, welche zu ſeiner Zeit, ohne ſich zu bewegen, recitirten, hätten auf dem alten Theater beydes gethan, Gebehrden gemacht und recitirt. (**) Saltabundi autem canebant, quæ nunc ſtantes canunt.

Alle dieſe Nachrichten werden auch noch von dem Zeugniſſe des Donatus unterſtützt, welcher ausdrücklich von dem Theater geſchrieben hat. Die Schauſpieler, ſagt er, wenn er von den Ko-

---

(*) Lucian. de Orchest. (**) A. Gellius lib. 20 cap. 2

mödien des Terenz redet, recitirten das Dialogiſche ſelbſt, die *Cantica* aber hatte, nicht der Dichter, ſondern ein geſchickter Tonkünſtler in Noten geſetzt. (*) Diverbia hiſtriones pronunciabant. Cantica vero temperabantur modis non a Poeta ſed a perito artis Muſices factis.

Endlich gedenkt auch Iſidorus Hiſpalenſis, welcher wenigſtens Leute konnte gekannt haben, die auf den alten römiſchen Bühnen Vorſtellungen mit angeſehen hatten, dieſer unter zwey Schauſpieler vertheilten Declamation. Er redet von einem gewiſſen Orte der Bühne, und ſagt, daß ſich eben auf dieſen Ort die Dichter und die Sänger der Tragödien und Komödien geſtellet, wenn ſie ihre Rollen recitiret, zu welchen die übrigen Schauſpieler die Gebehrden gemacht. Man ſieht nehmlich aus der Geſchichte des Livius Andronicus, welche Titus Livius erzehlt, und aus verſchiednen andren Stellen der Alten, daß die Dichter in ihren Stücken oft ſelbſt geſungen, d. i. daß ſie ſelbſt diejenigen Stellen recitirt, welche die Gebehrdenmacher nicht recitirten. (**) Ibi enim Poetæ, Comœdi & Tragœdi ad certamen conſcendebant, iisque canentibus, alii geſtus edebant. Vier Verſe einer Sinnſchrift der lateiniſchen Anthologie beſchreiben einen Schauſpieler ſehr wohl, wel-

---

(*) Fragm. de Trag. & Comœd.

(**) Iſid. Orig. lib. 18. cap. 44.

welcher zu dem, was andre Schauſpieler recitiren, nachdem der Chorus zu reden aufgehöret, ſchickliche Gebehrden macht.

Ingreſſus ſcenam populum ſaltator adorat
Solerti ſpondens prodere verba manu.
Nam cum grata chorus diffudit cantica, dulcis
Quæ reſonat cantor motibus ipſe probat.

Wir wollen uns weiter unten erklären, warum wir *Saltator* durch Schauſpieler überſetzen.

Es wird nöthig ſeyn, den Leſer hier an drey Dinge zu erinnern. Erſtlich daran, daß die Bühnen der Alten weit größer als unſre Bühnen waren, und daß ſie weit weniger erleuchtet waren. Das Tageslicht, wie ich bald ſagen werde, welches die alte Bühne erleuchten mußte, konnte ſie nicht ſo helle machen, als es unſre theatraliſche Erleuchtungen thun können. Die Alten ſahen alſo ihre Schauſpieler nicht ſo in der Nähe, und folglich auch nicht ſo deutlich, als wir unſre ſehen. Zweytens daran; daß die alten Schauſpieler in Masken ſpielten, und man alſo an den Bewegungen des Mundes und der Geſichtsmuskeln nicht ſehen konnte, ob ſie redeten, oder ob ſie nicht redeten. Folglich konnte der Zuſchauer das Lächerliche auch nicht gewahr werden, welches man an zwey Perſonen zu finden glaubt, davon eine Gebehrden macht, ohne zu reden, und die andre in einem pathetiſchen

Tone redet, ohne die Hände, die ſie kreutzweis übereinander gelegt hat, im geringſten zu bewegen. Drittens daran, daß die Masken, deren ſich die Schauſpieler damals bedienten, die Stimme, wie wir weiter unten erklären werden, verſtärken helffen, und alſo nothwendig den Klang derſelben ſo verändern muſten, daß man ſchwerlich unterſcheiden konnte, ob zum Exempel Micion in den Canticis eben dieſelbe Stimme habe, die er in den Geſprächen gehabt hatte. Allem Anſehen nach, wird man wohl auch einen Sänger gewählt haben, deſſen Stimme, ſo viel möglich, der Stimme des Schauſpielers gleichgekommen, ſo daß es faſt unmöglich geweſen, dieſe zwey Stimmen, die beyde durch die Maske gegangen, von einander zu unterſcheiden. Dieſer Sänger ſtellte ſich auf eine Art von Gerüſte, (*) welches gegen den tiefen Theil der Scene zuging.

Zwölfter Abſchnitt.

Von den Masken der alten Schauſpieler.

Es wird hier nicht undienlich ſeyn, eine Ausſchweifung über die Masken zu machen, womit ſich die griechiſchen und römiſchen Komödianten, wenn ſie ſpielten, den Kopf bedeckten. Sie wird dasjenige, was ich noch

---

(*) Ibid. Orig. kl. 18

noch von der zwiſchen dem Gebehrdenmacher und Sänger vertheilten Declamation zu ſagen habe, beſſer verſtehen helffen. Aeſchylus hatte dieſen Gebrauch in Griechenland eingeführt. Diomedes (*) ſagt uns wohl, daß Roſius Gallus zuerſt eine Maske auf das römiſche Theater gebracht habe, um den Fehler ſeiner ſchielenden Augen zu verbergen, allein er ſagt uns nicht, wenn dieſer Roſius gelebt habe. Perſonis vero uti primus cœpit Roſius Gallus præcipuus hiſtrio, quod oculis obverſis erat, nec ſatis decorus in perſonis, niſi paraſitos pronuntiabat. Dieſer Gebrauch hat ſich zum Theil auch ſogar auf den neuern Bühnen erhalten. Verſchiedne Perſonen der italianiſchen Komödie haben Masken vor. Und ob wir gleich niemals allen unſern Schauſpielern Masken gegeben haben, welches die Alten thaten, ſo iſt es doch noch nicht lange her, als man ſich ihrer ſehr öfters auf dem franzöſiſchen Theater bey Vorſtellung der Komödien bediente. Man bediente ſich ihrer auch ſogar dann und wann bey Vorſtellungen der Tragödien; und ob ſie gleich nunmehr aus dieſen gänzlich verwieſen ſind, ſo ſind ſie es doch nicht aus jenen.

Bey den Alten ſpielten alle Schauſpieler in Masken, und jede Gattung der dramatiſchen Dichtkunſt hatte ihre beſondre Masken. In dem Buche des Lucians, welches περι Γυμναστικων über-

---

(*) Diomed. lib. 3.

überſchrieben und als ein Geſpräch zwiſchen dem Solon und den Scythen Anacharſis abgefaßt iſt, ſagt dieſer letztere zum Solon, welcher von dem Nutzen der Tragödien und Komödien mit ihm geſprochen hatte: „Ich habe dergleichen an den Feſten des Bacchus ſpielen ſehen. In der Tragödie gehen die Schauſpieler auf einer Art von Stelzen einher, und haben Masken vor, die ein auſſerordentlich groſſes Maul auſſperren, aus welchen hochtrabende Worte und lehrreiche Sprüche nicht ohne Geräuſch herausfahren. In der Komödie ſchreyen die Schauſpieler, welche nicht anders als gewöhnlich beſchuhet und gekleidet ſind, nicht ſo ſehr, allein ihre Masken ſind noch lächerlicher, als jener ihre.

Vermittelſt dieſer Masken konnte der Schauſpieler auch in der That dem Charakter, den er vorſtellen ſollte, ſo ähnlich ausſehen, als er nur wollte. Die alten Schauſpieler, die tragiſchen ſowohl als die komiſchen, hatten derſelbe ſehr viele und verſchiedene. (*) Major in perſonis obſervatio eſt apud Comicos Tragicosque, multis enim utuntur & variis. Diejenigen, die ſich damals mit dem Theater abgaben, glaubten daß einer Perſon von einem gewiſſen Charakter eine gewiſſe Geſichtsbildung ſo weſentlich zukomme, daß ſie eine vollſtändige Kenntniß von dem Charakter dieſer Perſon nicht anders ertheilen zu können

(*) Quint. in Pro. lib. IX.

können vermeinten, als wenn ſie eine Abſchilderung der dazu erforderlichen Maske beyfügten. Sie fügten alſo, nach der Beſchreibung einer jeden Perſon, ſo wie man ſie den dramatiſchen Stücken, unter der Aufſchrift Dramatis perſonæ, vorzuſetzen gewohnt iſt, auch eine Abſchildrung dieſer Masken bey; und dieſe Nachricht ſchien ihnen ſehr nothwendig.

Dieſe Masken ſtellten auch in der That nicht bloß die Geſichter vor, ſondern den ganzen Kopf, ob er ſchmal oder breit, ob er kahl oder mit Haaren bedeckt, ob er rund oder ſpitzig ſeyn ſollte. **Herr Perrault** glaubte zwar das Gegentheil hiervon; allein er irrte ſich. Es kann niemanden die Fabel des **Phädrus** (*) unbekannt ſeyn, in welcher ein Fuchs, nachdem er eine tragiſche Maske ſorgfältig betrachtet, ausruft: welcher vortreflichen Geſichtsbildung kann es gleichwohl an Gehirn fehlen?

Quanta ſpecies, inquit, cerebrum non habet?

Die Anmerkung, welche Herr **Perrault** hierüber macht iſt dieſe. (**) **Aeſopus läßt einen Affen bey einem Bildhauer einen Kopf finden, und legt ihm die Worte in den Mund: ein ſchöner Kopf; nur Schade, daß er kein Gehirn hat! So wie es Aeſopus erzehlt iſt es recht gut;**

(*) Fab. 7. lib. 1.

(**) Parallele tom. 3. p. 327.

weil der Kopf dazu gemacht iſt, deß er Gehirn haben ſoll; allein eben dieſes von einer Maske oder Larve zu ſagen, welche keines haben ſoll, und der man aus dem Mangel deſſelben auch keinen Vorwurf machen kann, iſt ziemlich unwitzig. Was muß man für einen Geſchmack haben, wenn man eine Fabel ſo verhunzen will? Allein die Maske, von welcher Phädrus redet, war mit dem Kopfe des Aeſopus in einerley Falle. Dieſe Masken bedeckten den ganzen Kopf des Schauſpielers, und ſie ſchienen allerdings dazu gemacht zu ſeyn, Gehirn zu haben. Sich hiervon zu überzeugen darf man nur die alte Handſchrift des Terenz, welche ſich in der konigl. Bibliothek befindet, oder auch den Terenz der Fr. Dacier aufſchlagen.

Die Masken waren alſo dazu gut, daß man keinen Schauſpieler mit einem verfallenen alten Geſichte, die Perſon eines verliebten und geliebten Jünglings durfte ſpielen ſehen. Hyppolit, Herkules und Neſtor erſchienen alſo niemals anders auf der Bühne als mit einen Kopfe, der ſich zu ihrem bekannten Charakter ſchickte. Das Geſichte, mit welchem der Schauſpieler erſchien, kam allezeit mit ſeiner Rolle überein, und man ſahe niemals einen Komödianten die Rolle eines ehrlichen Mannes mit der Geſichtsbildung eines vollkommenen Betriegers ſpielen. Die Componiſten der Declamation, ſagt Quintilian, wenn ſie ein Stück auf das Theater bringen, wiſſen ſogar aus den Masken das pathetiſche zu ziehen. In der Tragödie erſcheint Niebe mit einem traurigen Geſichte, und Medea verkündiget uns gleich durch ihre wilde Geſichtsbildung ihren Charakter. Stärke und Stolz ſind auf der Maske des Herkules gemahlt. Die Maske des Ajax iſt das Geſicht eines auſſer ſich ſelbſt geſetzten Menſchen. Auch in der Komödie haben die Masken der Bedienten, der Sklavenhändler, der Schmaruher, der Soldaten, der alten Weiber, der Buhlſchweſtern, der Perſon von groben Sitten, alle ihren beſondern und eignen Charakter. Man kann aus der Maske den ſtrengen Alten von dem nachſehenden Alten unterſcheiden, geſetzte und weiſe Jünglinge von ausſchweiſſenden und liederlichen; ein junges Mädchen von einer ehrwürdigen Matrone. Wenn der Vater, auf deſſen Zufriedenheit es beſonders in der Komödie ankömmt, manchmal vergnügt und manchmal verdrießlich ſeyn ſoll, ſo iſt eine von den Augenbraunen auf ſeiner Maske gerunzelt, und die andre iſt glatt, da er denn alle Aufmerkſamkeit anwendet, den Zuſchauern diejenige Seite ſeiner Maske zu zeigen, die ſich zu ſeiner gegenwärtigen Stellung ſchickt. Auf dieſe Weiſe erklärt Herr **Boindin** (*) die letzten Zeilen in der Stelle des Quin-

---

(*) In einer Abhandlung, die er der Akademie der ſchönen Wiſſenſchaften übergeben.

tilians, indem er nehmlich annimt, daß der Schauſpieler, welcher dieſe Maske getragen, ſich bald auf dieſe, bald auf eine andre Seite gewendet, um allezeit nur diejenige Seite des Geſichts zu zeigen, welche mit den Umſtänden, in welchen er ſich befand, überein kam; und dieſes zwar in denjenigen Scenen, in welchen er ſeine Gemüthsverfaſſung verändern mußte, ohne daß er abgehen und hinter dem Theater ſeine Maske umtauſchen konnte. Wenn zum Exempel dieſer Vater vergnügt auf die Scene kam, ſo zeigte er gleich Anfangs diejenige Seite ſeiner Maske, auf welcher die glatte Augenbraune war; wenn er aber ſeine Gemüthsverfaſſung änderte, ſo mußte er auf dem Theater eine ſo geſchickte und ungezwungene Wendung zu machen, daß die Zuſchauer die andre Seite, mit der gerunzelten Augenbraune zu ſehen bekamen, indem er nur immer den halben Theil des Geſichts gegen die Zuſchauer wandte. Die römiſchen Komödianten wendeten auf dieſen Theil des Spiel eine ganz beſondre Aufmerkſamkeit. (*) Itaque in iis quæ ad ſcenam componuntur fabulis, artifices pronuntiandi a perſonis quoque affectus mutuantur, ut ſit Niobe in tragœdia triſtis, atrox Medea, attonitus Ajax, truculentus Hercules. In Comœdiis vero præter aliam obſervationem qua ſervi, lenones, paraſiti, ruſtici, milites, vetulæ, meretriculæ, ancillæ, ſenes auſteri

---

(*) Quint. Inſt. lib. XI. cap. 3.

auſteri ac mites, juvenes ſeveri ac luxurioſi, matronæ, puellæ inter ſe diſcernuntur; pater ille cujus præcipue partes ſunt, quia interim concitatus, interim lenis eſt, altero erecto, altero compoſito eſt ſupercilio. Atque id oſtendere maxime Latinis Actoribus moris eſt, quod cum iis quas agunt partibus congruat. Pollux ſagt in ſeinem unten (*) anzuführenden Werke etwas, das mir die ſinnreiche und vernünftige Muthmaſſung, die ich eben jetzt angeführt habe, beſtätigen zu können, ſcheinet. Indem er nehmlich von den Masken der Charaktere redet, ſagt er, daß derjenige Alte, welcher in der Komödie die erſte Rolle ſpiele, von einer Seite verdrießlich und von der andern heuter ſeyn müſſe. Desgleichen ſagt er auch, wenn er von den charakteriſirten Masken der Tragödie ſpricht, daß die Maske des Thamiris, dieſes berüchtigten Wagehalſes, welchem die Muſen das Geſicht nahmen, weil er ſie zum Wettſtreite aufzufordern wagen durfte, zwey verſchiedne Augen, ein blaues und ein ſchwarzes haben müſſe.

Beſonders machten die Masken der Alten diejenigen vortrefflichen Stücke ſehr wahrſcheinlich, wo die Verwicklung aus der Irrung entſteht, nach welcher ein Theil der ſpielenden Perſonen, die eine Perſon für die andre nimt. Der Zuſchauer, welcher ſich ſelbſt betrog, indem er zwey Schauſpieler unterſcheiden wollte, deren Masken

---

(*) Onomaſt. lib. 4. cap. 19.

ken einander ſo ähnlich waren, als man nur immer will, konnte ſich leicht vorſtellen, daß ſich die ſpielenden Perſonen ſelbſt betriegen mußten. Es machte ihm alſo keine Mühe, ſich der Vorausſetzung, auf welche die ganze Verwicklung des Stückes gegründet war, zu überlaſſen, anſtatt daß dieſe Vorausſetzung, unter uns ſo unwahrſcheinlich iſt, daß ſie uns faſt gar nicht in den Kopf will. In den zwey Stücken welche Moliere und Renard aus dem Plautus nachgeamht haben, (*) unterſcheiden wir die Perſonen, welche zu der Verwirrung Anlaß geben, ſehr genau als zwey unterſchiedne Perſonen. Wie ſollen wir uns nun einbilden können, daß ſie von den übrigen ſpielenden Perſonen, welche ſie doch noch naher ſehen als wir, verwechſelt würden? Wir haben es alſo bloß der Gewohnheit, uns allen auf dem Theater gebräuchlichen Vorausſetzungen zu überlaſſen, zu danken, daß uns auch die Knoten des Amphitryo und der Menächmen nicht anſtößig ſcheinen, und ich wollte es niemanden rathen eine ganz neue Komödie zu verfertigen, deren Verwiklung ſich auf eine ſolche Verwirrung gründete.

Die Masken hatten bey den Alten auch noch dieſe Bequemlichkeit, daß man von Mannsperſonen diejenigen Rollen der Weibesperſonen konnte ſpielen laſſen, welche eine ſtärkre Lunge erfordern, als das Frauenzimmer gemeiniglich hat,

---

(*) Amphitryo und Menächmi.

hat, um in einem ſo weitläuftigen Platze, als die römiſchen Theater ſind, überall gehört und verſtanden zu werden. Verſchiedne Stellen der Alten, beſonders der Zufall der ſich mit einem Komödianten, Names Polus, welcher die Elektra ſpielte ereignete, und den Aulus Gellius erzehlt, (*) beweiſen auch in der That, daß die Alten die Rollen der Frauenzimmer oft Mannsperſonen gegeben. Aulus Gellius erzehlt nehmlich, daß als dieſer Polus auf dem Schauplatze zu Athen die Elektra, in dem Trauerſpiele des Sophokles, geſpielt, er mit einer Urne in der Hand auf die Bühne gekommen ſey, in welcher wirklich die Aſche eines ſeiner Kinder, welches er kürzlich eingebüßt hatte, verſchloſſen geweſen. Es geſchah dieſes an derjenigen Stelle des Stückes, wo Elektra mit einer Urne in der Hand auf dem Theater erſcheinen muß, in welcher ſie die Aſche des Oreſtes, ihres Bruders, zu ſeyn glaubt. Weil nun Polus, als er die Urne anredete wirklich ſehr gerührt war, ſo rührte er auch die ganze Verſammlung ungemein ſehr. Juvenal, indem er wider den Nero loszieht, ſagt, (**) man müſſe zu den Füſſen der Bildſäulen dieſes Kayſers die Masken, die Thyrſos, und den Rock der Antigone, als ſo viel Tro-

---

(*) Cic. de Off. lib. p. Aul. Gall. lib. 7. cap. 5.

(**) Ante pedes Domitii longum tu pone Thyeſte Syrma, vel Antigonæ, & perſonam Menalippes. *Juvenal. ſat.* 8.

Trophäen legen, welche das Andenken ſeiner groſſen Thaten erhielten. Dieſes ſetzt offenbar voraus, daß dieſer Kayſer die Rolle dieſer Schweſter des Eteocles und des Polynices in irgend einer Tragödie geſpielt habe.

Durch Hülfe dieſer Masken konnte man auch alle fremde Nationen mit der ihnen eigenen Geſichtsbildung auf das Theater bringen. Die Maske des Bataver mit rothen Haaren, über welche ihr lacht, jagt den Kindern Furcht ein, ſagt Martial

— — Rufi perſona Batavi
Quem tu derides, hæc timet ora puer,

Dieſe Masken gaben ſogar den Verliebten Gelegenheit ihren Gebietherinnen eine Galanterie zu erweiſen. Sueton erzehlt uns, wenn Nero die Bühne betreten und einen Gott oder einen Held vorgeſtellt habe, ſo habe er eine Maske getragen, die nach ſeinem Geſichte gemacht geweſen; hätte er aber eine Göttin oder eine Heldin vorgeſtellt, ſo habe er eine Maske vorgehabt, die dem Frauenzimmer geglichen, das er damals gleich geliebt. Heroum Deorumque, item Heroidum perſonis effictis ad ſimilitudinem oris ſui, & fœminæ prout quamque diligeret.

Julius Pollux, (*) welcher ſein Werk für den Kayſer Commodus verfertigte, verſichert uns, daß in der alten griechiſchen Komödie, welche

---

(*) Onom. lib. 4. cap. 18.

welche ſich die Freyheit nahm lebende Bürger aufzuführen und durchzuhecheln, die Schauſpieler Masken vorgehabt, welche den Perſonen, die ſie in dem Stücke vorſtellten, ähnlich geweſen wären. Socrates hat alſo auf dem Theater zu Athen einen Schauſpieler mit einer ihm ähnlichen Maske ſehen können, als ihn Ariſtophenes in der Komödie **die Wolken**, eine Rolle, unter ſeinem wahren Namen Socrates, ſpielen ließ. Eben dieſer Pollux theilt uns, in dem oben angeführten Hauptſtücke ſeines Buchs, eine ſehr ausführliche Beſchreibung von den verſchiednen Charaktern der Masken mit, welche bey den Vorſtellungen der Komödien und Tragödien gebraucht wurden.

Andern Theils aber verlohren die Zuſchauer durch dieſe Masken das Vergnügen die Leidenſchaften entſtehen zu ſehen, und auf den Geſichtern der Schauſpieler ihre verſchiednen Symptomata wahr zu nehmen. Alle die Ausdrücke eines Menſchen, der im Affecte iſt, rühren uns zwar, allein die Zeichen der Leidenſchaften, die auf dem Geſichte ſichtbar werden, rühren uns weit mehr, als die Zeichen der Leidenſchaft, die ſich uns durch die Gebehrden und durch die Stimme empfindbar machen. Dominatur maxime vultus, ſagt Quintilian. (*)

Gleichwohl konnten die Schauſpieler der Alten die Zeichen der Leidenſchaften auf ihren Geſichtern

---

(*) Quint. lib. XI. cap. 3.

tern nicht ſichtbar machen. Sie legten die Masken nur ſehr ſelten ab, und eine Art von Komödianten legte ſie ganz und gar nicht ab. Wir ſind es zwar wohl zufrieden, daß uns unſre jetzigen Komödianten die Helfte der Zeichen der Leidenſchaften, welche auf dem Geſichte ausgedrückt werden können, verbergen; denn dieſe Zeichen beſtehen eben ſo wohl in den Veränderungen der Geſichtsfarbe, als in den Veränderungen der Geſichtszüge. Die Schminke aber, mit der ſich ſeit zwanzig Jahren auch die Mannsperſonen bemahlen, ehe ſie auf die Bühne treten, verhindert uns, die Veränderungen der Farbe wahr zu nehmen, welche in der Natur einen ſo groſſen Eindruck auf uns machen. Allein die Maske der alten Komödianten verbarg auch zugleich die Veränderung der Geſichtszüge, welche uns die Schminke noch ſehen läßt.

Den Gebrauch der Masken zu vertheidigen, könnte man ſagen, daß ſie den Zuſchauern doch nicht die Augen des Schauſpieles verberge. Wenn es aber wahr iſt, daß die Leidenſchaften durch die Veränderungen, welche auf unſerm Geſichte entſtehen, weit merklicher werden, als durch die Veränderungen in unſern Gebehrden, in allen unſeren Stellungen und in dem Tone unſrer Stimme; ſo iſt es auch nicht weniger wahr, daß unſre Leidenſchaften durch das, was in unſern Augen vergeht, weit ſichtbarer werden, als durch alles, was mit den übrigen Theilen

len unſers Geſichts geſchehen kann. Unſre Augen allein können alles deutlich zeigen, was auf dem Geſichte vorgeht, ja ſie können es, ſo zu reden, Trotz der Maske zeigen. (*) Animi eſt omnis actio & imago animi vultus eſt, indices oculi. Die Einbildungskraft, wird man fortfahren, ergänzt das, was verborgen iſt; und wenn wir vor Zorn brennende Augen ſehen, ſo glauben wir auch den übrigen Theil des Geſichts von dieſer Leidenſchaft entbrannt zu ſehen. Wir werden eben ſo ſehr bewegt, als ob wir es wirklich ſähen. Verſchiedne Stellen des Cicero und Quintilian bezeugen es auch, daß die alten Schauſpieler wirklich alle Zeichen der Leidenſchaften durch die Bewegungen ihrer Augen, die von den übrigen Gebehrden und Stellungen unterſtützt wurden, ausgedrückt haben. Man könnte ein gleiches von denjenigen italiäniſchen Komödianten ſagen, welche unter der Maske ſpielen. (**) In ipſo vultu plurimum valent oculi per quos maxime animus emanat. Auf dem Geſichte mahlt ſich die Seele, und die Augen ſind derjenige Theil des Geſichts, welcher, ſo zu ſagen, am nachdrücklichſten reden kann.

Ich aber halte mich an die natürlichſte Geſinnung, und glaube, daß die meiſten Leidenſchaften, beſonders aber die zärtlichen, von einem maskirten Schauſpieler nicht ſo gut vorgeſtellt wer-

---

(*) Cic. de Orat. lib. 3.

(**) Quint. lib. XI. cap. 3.

werden können, als von einem, der mit unverdecktem Geſichte ſpielet. Dieſer letztere kann ſich aller der Mittel, die Leidenſchaften auszudrücken, bedienen, die der maskirte Schauſpieler anwenden kann, und kann auch zugleich noch ſolche Zeichen der Leidenſchaften ſehen laſſen, die dem andern nichts helffen. Ich glaube alſo die Alten, welche ſoviel Geſchmack an den theatrali- Vorſtellungen fanden, würden ihre Schauſpieler gewiß die Masken haben ablegen laſſen, wenn nicht ein einziger Punct geweſen wäre. Denn da ihre Bühnen ſehr weitläuftig und oben offen, wenigſtens ohne feſte Bedeckung waren, ſo hatten die Masken für die Schauſpieler einen ſehr groſſen Nutzen, indem ſie vermittelſt derſelben überall verſtanden werden konnten; da ſie hingegen auf der andern Seite ſehr wenig dabey verlohren. Es wahr nehmlich in der That unmöglich daß die Zuſchauer die Veränderungen des Geſichts, welches die Maske bedeckte, deutlich hätten wahrnehmen können, indem ſehr viele derſelben, weiter als zwölf Toiſen, von dem ſpielenden Komödianten entfernt waren. Wir wollen dieſe angeführte Urſache ein wenig näher erklären.

Aulus Gellius, welcher unter dem Kayſer Hadrian ſchrieb, lobet die Ableitung, welche Cajus Baſſus dem lateiniſchen Worte perſona, das ſo viel als eine Maske bedeutet, gab, indem er es von dem Zeitworte perſonare, erſchallen,

ſchallen, abſtammen ließ. Denn da in der That, fügt er hinzu, das Geſicht und der ganze Kopf in die Maske eingeſchloſſen war, und die Stimme alſo nur durch einen einzigen Ausgang, welcher noch dazu ſehr enge war, herauskommen konnte, ſo folget daraus, daß dieſe ſo gepreßte Stimme ſtärkere und deutlichere Töne von ſich geben müſſen. Dieſes alſo iſt die Urſache warum die Lateiner den Namen Perſona den Masken gegeben haben, welche die Stimme derjenigen, die ſie trugen, weit erſchallen lieſſen. Lepide me hercules & ſcite Cajus Baſſus in libris quos de origine vocabulorum compoſuit, unde appellata ſit perſona interpretatur, a perſonando enim id vocabulum factum eſſe conjectat: nam caput, inquit, & os cooperimento perſonæ tectum undique, unaque tantum vocis emittendæ via, pervium, quæ non vaga neque diffuſa eſt, in unum tantummodo exitum collectam coactamque vocem, & magis claros ſonoroſque ſonitus facit. Quoniam igitur indumentum illud oris clareſcere & reſonare vocem facit, ob eam cauſam perſona dicta eſt. (*) Die Ableitung des Baſſus mag richtig ſeyn oder nicht; dieſes thut zu unſrer Sache nichts. Genug daß Aulus Gellius ſie weder gelobt noch angenommen haben würde, wenn die Masken zu ſeiner Zeit nicht eine Art von Wiederhall geweſen wären. Boethius bekräftiget gleichfalls

---

(*) Aul. Gellius Noct. lib. 5. cap. 7.

unſre Meinung. (*) Concavitate ipſa, major neceſſe eſt emittatur ſonus; die Höhlung der Maske vermehrt die Stärke der Stimme, ſagt dieſer Weltweiſe, indem er von den Masken redet.

Nach dieſen Stellen des Aulus Gellius und des Boethius, welche das, was ſie alle Tage ſehen konnten, ſchrieben, kann man alſo nicht länger daran zweifeln, daß ſich die Alten der Masken nicht zur Verſtärkung der Stimme ihrer Schauſpieler bedient haben ſollten. Meine Muthmaſſung aber geht dahin, daß man den Mund dieſer Masken eingefaßt, und alſo eine Art von Sprachrohr hineingebracht habe.

Man ſiehet aus den Figuren der alten Masken, die ſich in alten Handſchriften, auf geſchnittenen Steinen, auf Münzen, in den Ruinen des Marcelliſchen Theaters und verſchiednen andern Denkmählern befinden, daß die Oeffnung ihres Mundes auſſerordentlich groß war. Es war eine Art eines gähnenden Schlundes, welcher die Kinder fürchten machte.

> — Tandemque redit ad pulpita notum
> Exodium, cum perſonæ pallentis hiatum
> In gremio matris formidat ruſticus infans. (**)

Allem Anſehen nach würden die Alten dieſe Widerwärtigkeit in den Masken nicht gelitten haben,

---

(*) Maref. de Perſ. cap. 1.

(**) Juvenal. ſat. 3.

haben, wenn ſie nicht zu etwas nütze geweſen wäre. Ich ſehe aber nicht wozu ſie anders hätte nütze ſeyn können, als dazu, daß man deſto beſſer das Sprachrohr darinn anbringen konnnte, durch welches die Stimme der Schauſpieler verſtärkt wurde.

Uebrigens lernen wir aus einer Stelle des Quintilians, daß das Lachen in dem Munde der Maske ſo ſehr verändert wurde, daß es in ein ein unangenehmes Geräuſch ausartete. Dieſer Schriftſteller, indem er den Rednern den Rath giebt, ihre natürlichen Gaben wohl zu unterſuchen, damit ſie eine Art von Declamation, die ſich zu dieſen Gaben ſchickte, wählen könnten, verſichert, daß man mit ganz verſchiednen Eigenſchaften gefallen könne. Er fügt hinzu, er habe zwey berühmte Schauſpieler geſehen, welche beyde gleich groſſen Beyfall gehabt, ob gleich ihre Art zu declamiren ganz verſchieden geweſen; jeder aber ſey in der Art, wie er die Komödie geſpielt, ſeinem Naturelle gefolgt. Demetrius, einer von dieſen Komödianten, welchen Juvenal unter die beſten Schauſpieler ſeiner Zeit rechnet, hatte eine ſehr angenehme Stimme und ſpielte vornehmlich die Rollen der Gottheiten, der vornehmen Matrone, der gefälligen Väter, und der Verliebten. Stratocles, dieſes iſt der Name des andern Komödianten, von welchem Juvenal gleichfalls redet, der,(*) hatte eine ſehr herbe Stimme. Er gab ſich alſo nur mit den Rollen ſtrenger Väter, Schmarozer, ſchelmiſcher Knechte, mit einem Werke ſolcher Perſonen ab, welche viel Action erfordern. Seine Gebehrden waren lebhaft, ſeine Bewegungen geſchwind, und er wagte ſehr viel, was man an einem andern würde ausgepfiffen haben. Eines von den Dingen, die er wagte, war dieſes, daß er lachte, ob er gleich, wie Quintilian ſagt, wohl wußte, warum das Lachen in der Maske eine üble Wirkung hätte. Illum decuit curſus & agilitas, & vel parum conveniens perſonæ riſus, quem non ignarus rationis populo dabat. (**) Das Lachen an und vor ſich ſelbſt, mißfällt auf der komiſchen Bühne ganz und gar nicht, wie wir wohl wiſſen. Moliere ſelbſt läßt ſeine Perſonen manchmal mehr als einmal lachen. Das Aufſchlagen eines verdoppelten Lachens mußte alſo in dem Munde der Maske wiedertönen, und zu einem unangenehmen Schalle werde. Dieſes hätte aber nicht geſchehen können, wenn der Mund und die innern Theile der Maske, welche dem Munde am nächſten ſind, nicht mit einem harten und wiederſchallenden Körper eingefaßt geweſen wären, welcher in dem natürlichen Klange der Stimme etwas veränderte, indem er ihn verſtärkte. Ich

---

(*) Nec tamen Antiochus, nec erit mirabilis illi
Aut Stratocles, aut cum molli Demetrius Hoemo.

(**) Quint. lib. XI. cap. 10.

Ich will hier eine ganz neue Muthmaſſung wagen, welche eine bisher übel verſtandene Stelle des Plinius erklären kann; dieſe nehmlich, daß die Alten, nachdem ſie ihre Masken Anfangs mit Erzt eingefaßt, hernach kleine dünne Stücken einer gewiſſen Art von Marmor dazu gebraucht haben. Plinius, wenn er von den beſonder Steinen redet, ſagt, daß der Stein, welchen man Chalcophonos, oder **Erztklang** nenne, ſchwarz ſey; und daß er, der Abſtammung ſeines Namens zu folge, wenn man ihn anrühre, einen Klang von ſich gäbe, welcher dem Klange dieſes Metalls gleich komme. Und daher, fügt er hinzu, giebt man den Komödianten den Rath, ſich ſeiner zu bedienen. (*) Chalcophonos nigra eſt, ſed illiſa æris tinnitum reddit; Tragœdis ut ſuadent geſtanda. Wozu hätten aber wohl die Schauſpieler einen ſolchen Stein brauchen können, wenn ſie ihn nicht zur Einfaſſung des Mundes ihrer Masken gebraucht hätten, nachdem er geſpalten und in dünne Scheiben zertheilet worden? Dieſe Masken, welche, wie wir aus den Verſen, die Prudentius wider den Symmachus gemacht hat, lernen, von Holze waren, waren zu dieſer Einfaſſung ſehr wohl geſchickt. Diejenigen, welche in der Tragödie recitiren, ſagt unſer Dichter, bedecken ihr Haupt mit einer hölzernen Maske, und durch die Oeffnung, die man darinne gelaſſen hat,

---

(*) Plinius lib. 37. cap. 10.

hat, laſſen ſie ihre hochtrabende Declamation erſchallen.

> Ut tragicus cantor ligno tegit ora cavato
> Grande aliquid cujus per hiatum carmen anhelet.

Solinus, welcher einige Zeit nach dem Plinius geſchrieben hat, ſcheinet uns auch die Urſache anzugeben, warum man die innern Theile der Maske lieber mit dieſem Steine als mit Erzt auslegen müſſe; weil er nehmlich, indem er die Stimme zurückpralien laſſe, die Deutlichkeit des Klanges nicht verderbe, dahingegen das Wiederſchallen des Erztes unter den Tönen, welche es zurückſtoſſe, immer eine kleine Verwirrung anrichte. Nachdem er geſagt, daß dieſer Stein wie gegoſſenes Erzt klinge, fügt er hinzu, daß es zugleich der Reinlichkeit der Stimme nicht nachtheilig ſey, wenn es behutſam gebraucht werde. (*) Calcophonos reſonat ut pulſata æra. Pudice habitus ſervat vocis claritatem.

Wie aufmerkſam die Alten auf alles geweſen, wovon ſie glaubten, daß es zur Anmuth und Leichtigkeit bey Vorſtellung der theatraliſchen Stücke etwas beytragen könne, kann man daraus ſchlieſſen, was uns Vitruvius (**) von der Art die Echæa anzubringen ſaget, welches eherne Gefäſſe

---

(*) Solin. Ed. Salmas. c. 37.

(**) Vitr. lib. 5. cap. 5.

Gefäſſe waren, die anſtatt der Echos dienten. Wenn dieſer Verfaſſer von der Architectur der Schaubühnen redet, ſo läßt er ſich in eine lange und methodiſche Unterſuchung über die Geſtalt dieſer Gefäſſe ein, welche, wahrſcheinlicher Weiſe nichts als groſſe und einwenig concave eherne Platten waren, die an gewiſſe Orte geſteilt wurden, damit die Stimme der Schauſpieler wohl überein klingende Echos finden könne. Ita hac ratione vox a ſcena velut a centro profuſa ſe circum agens tactuque feriens ſingulorum vaſorum cava, excitaverit auctam claritatem & concentu convenientem ſibi conſonantiam. Wenn Vitruvius ſagt, daß alle dieſe Gefäſſe von verſchiednen Tönen ſeyn müßten, ſo ſagt er uns deutlich genug, daß ihre Concavität und ihre übrigen Dimenſionen nicht immer einerley ſeyn müßten; und da noch dazu dieſe Gefäſſe in verſchiedner Entfernung von den Schauſpielern geſtellet wurden, ſo mußten ſie nothwendig Echos machen, die leichter oder ſchwerer zu erſchüttern waren, wenn ſie gleichförmig wiedertönen ſollten. Vitruvius beklagt ſich, doß die Römer zu ſeiner Zeit, dieſe Echäa in ihren Theatern anzubringen ſehr verſäumten, und hierinne den Griechen gar nicht nachahmten, welche in dieſem Puncte ſehr ſorgfältig waren. Ohne Zweifel machten ſich die Römer die Erinnerung des Vitruvius nach der Zeit zu Nutze, denn Plinius beklagt ſich, daß dieſe Gefäſſe, und die Schwibbögen, worein man ſie ſtellte, die Stimme der Schauſpieler verſchlängen. Er behauptet, daß ſie eine eben ſo üble Wirkung verurſachten, als der Sand des Orcheſters, oder des Platzes, welcher zwiſchen dem Theater und den entfernteſten Zuſchauern war. (*) In Theatrorum Orcheſtris ſcobe aut arena ſuper injecta, vox devoratur & in rudi parietum circumjectu doliis etiam inanibus. Andern Theils ſagt Caßiodor in dem funfzigſten Briefe ſeines erſten Buchs, daß die Stimme der Tragödienſpieler durch die gedachten Concavitäten ſo ſehr geſtärcket würden, und einen ſolchen Schall von ſich gäben, daß man kaum glauben könnte, daß er aus der Lunge eines Sterblichen käme. Tragœdia ex vocis vaſtitate nominatur quæ concavis repercuſſionibus roborata, talem ſonum videtur efficere, ut pene ab homine non credatur. Dieſe Concavitäten konnten nichts anders als die Echæa und die Schrachröhre in den Masken ſeyn. Aus allen dieſem kann man alſo ſehen, ob die Alten das geringſte verſäumt haben, durch ſchickliche Erfindungen ihre theatraliſche Masken eine ſolche Wirkung thun zu laſſen, daß ſie nach dem Aulus Gellius den Namen Perſona verdienen konnten.

Wenn die Schriftſteller des Alterthums ſich hätten vorſtellen können, daß man ſich jemals in künftigen Jahrhunderten in Verlegenheit finden würde,

---

(*) Plin. lib. 11. cap. 51.

würde, dergleichen Dinge zu erklären, welche für ſie ohne alle Schwierigkeit waren, weil ſie ſie alle Tage ſehen konnten, oder auch weil vielleicht diejenigen Bücher, die alles dieſes methodiſche erklärten, in jedermanns Händen waren; ſo würden ſie ganz gewiß ihre Erzehlungen umſtändlicher gemacht haben. Allein ſie glaubten, daß der Nachkommenſchaft die Sachen, von welchen ſie redten, beſtändig bekannt bleiben würden, und ſagten alſo meiſtentheils mehr nicht davon, als ſie zur Beſtätigung etwan einer Betrachtung, oder zur Anwendung eines Gleichniſſes, oder zur Erklärung eines Umſtandes, oder zur Rechtfertigung einer Herleitung ſagen mußten. Selbſt diejenigen, welche ausdrücklich von der Dichtkunſt und Baukunſt ſchrieben, hielten es nicht für nöthig, ihren Betrachtungen und Lehrſätzen eine genaue Beſchreibung desjenigen vorzuſetzen, was der ganzen Welt vor Augen lag; ſondern wendeten ſich ſogleich zu Unterſuchungen und Regeln, welche ihren Zeitgenoſſen ſehr deutlich waren, die aber für die Nachkommenſchaft Räthſel ſind, weil die Fackel, welche die Zeitverwandten erleuchtete, für ſie verloſchen iſt. Weil uns, zum Exempel, die Alten keine Beſchreibung von dem innern Theile des Coloſſeums hinterlaſſen haben, wiſſen die Bauverſtändigen noch nicht, wie die innere Abtheilung des dritten Stockwerks dieſes Amphiteaters beſchaffen geweſen, ob gleich die zwey erſten innern

Stockwerke beynahe noch ganz da ſind. Aus eben dieſem Grunde können die Antiquare noch verſchiedne Dinge nicht erklären, welche die Masken betreffen. Und vielleicht würde dieſes nicht ſeyn, wenn wir die Bücher noch hätten, welche Dionyſius von Halicarnaß, Rufus und verſchiedne andre Schriftſteller von den Schaubühnen und den theatraliſchen Vorſtellungen geſchrieben haben. Wenigſtens würden ſie uns von vielen Dingen Nachricht gegeben haben, die wir jetzt nicht wiſſen; wenn ſie uns auch ſchon nicht alles gelehrt hätten. Ein Verzeichniß von dieſen Schriftſtellern, deren Bücher verlohren gegangen ſind, kann man in dem vierten Hauptſtücke der erſten Abtheilung desjenigen Werkes finden, welches der Jeſuit Bulenger von den Theatern der Alten geſchrieben hat.

Doch aber wiſſen wir noch genug davon, um überzeugt zu ſeyn, daß die Masken den alten Komödianten dazu nützlich waren, daß ſie in den weitläuftigen Schauplätzen, welche keine feſte Bedeckung hatten, und in welchen viele Zuſchauer von der Scene, auf welcher geſpielt wurde, auf zwölf Toiſen entfernt waren, überall verſtanden werden konnten. Uebrigens, wie wir ſchon angemerkt haben, verlohren die Zuſchauer durch die Masken ſehr wenig, weil drey Viertheile derſelben, die Wirkungen der Leidenſchaften auf den Geſichtern der Komödianten nicht würden haben wahrnehmen können, wenigſtens ſo deutlich nicht, daß ſie ihr Vergnügen vermehret hätten. Dieſe Ausdrücke gehen dem Geſichte in einer Entfernung verlohren, in welcher es noch gar wohl das Alter und die übrigen vornehmſten Züge des Charakters auf einer Maske erkennen kann. Es müßte eine ſchreckliche Grimaſſe ſeyn, die Zuſchauern in einer Entfernung von fünf bis ſechs Toiſen noch ſichtbar ſeyn ſollte. Ich will eine Anmerkung auch nochmals wiederhohlen; daß nehmlich die alten Komödianten, nicht, wie unſere, bey dem Scheine eines künſtlichen Lichts, welches von allen Seiten leuchtet, ſondern beym Tageslichte geſpielt haben, welches auf einer Scene, wo der Tag beynahe nur von oben herein fiel, ſehr viele Schatten laſſen mußte. Nun aber erfordert die Genauigkeit der Declamation, daß die Veränderung der Geſichtszüge, in welcher der Ausdruck beſtehet, oft nur ſehr wenig bemerkt werden darf; welches beſonders alsdenn geſchieht, wenn der Schauſpieler wider Willen einige Zeichen der Leidenſchaften entwiſchen laſſen muß. Wir haben alſo Grund, unſere Schauſpieler mit unverdeckten Geſichtern ſpielen zu laſſen, und die Alten thaten nicht unrecht, daß ſie ihren Schauſpielern Masken gaben. Ich komme auf meine Materie wieder zurück.

Dreyzehnter Abſchnitt.

Von der Saltation oder der Kunſt der Gebehrden, welche von einigen Schriftſtellern die hypokritiſche Muſik genennet wird.

Sobald man einmal einen Begriff von der getheilten Declamation auf den Bühnen der Alten hat, ſo findet man auch die Beweiſe davon in mehr als einem Buche, wo man ſie vorher nicht wahrnahm, ehe man einige Kenntniß von dieſem Gebrauche hatte. Man verſtehet zum Exempel nunmehr die Stelle deutlich, wo Sveton ſagt, daß Caligula das Singen und Tanzen ſo ſehr geliebt habe, daß er ſich auch bey öffentlichen Schauſpielen nicht enthalten, mit dem recitirenden Schauſpieler zugleich zu ſingen, und mit dem andern, welcher die Gebehrden machen mußte, zugleich die Gebehrden zu machen, um dieſe Gebehrden entweder dadurch zu billigen, oder auch etwas daran zu verbeſſern. (*) Canendi ac ſaltandi voluptate ita efferebatur, ut ne publicis quidem ſpectaculis temperaret quominus & Tragœdo pronuntianti concineret, & geſtum Hiſtrionis quaſi laudans vel corrigens palam effingeret. Man wird bemerkt haben, daß Svetonius hier die Worte ſingen und ausſprechen, als gleichgeltende Worte in der Sprache des Theaters braucht, und

---

(*) Suet. in Caio Cæſare.

und daß er ſich auf gleiche Weiſe der Ausdrücke **Tanzen** und **Gebehrden machen** bedienet. Er thut damit weiter nichts, als daß er den Namen der Gattung der Art beylegt; denn bey den Alten, wie wir ſchon geſagt haben, war die Kunſt Gebehrden zu machen, eine von den Gattungen, in welchen ſich die Kunſt zu tanzen theilte. Unſer Tanzen war gleichfalls nur eine von den Gattungen der Kunſt, welche die Griechen Ορχησις und die Römer Saltatio nennten. Weil aber die Ueberſetzer dieſe zwey Worte durch Tanzen geben, ſo ſind durch dieſe Zweydeutigkeit eine Menge falſcher Begriffe entſtanden. Wir wollen ſehen, was man hiervon wiſſen kann.

Plato ſagt, (*) daß die Kunſt, welche die Griechen Ορχησις nennen, in der Nachahmung aller Gebehrden und Bewegungen beſtehe, welche die Menſchen machen können. Das Wort ſaltatio kam auch in der That, wenn wir dem Varro glauben, nicht von *ſaltus*, ein **Sprung**, ſondern von dem Namen eines Arcadiers, welcher Salius hieß, und der die Römer dieſe Kunſt zuerſt gelehrt hatte. (**) Saltatores autem nominatos Varro dicit ab Arcade Salio qui primus docuit Romanos adoleſcentes ſaltare. Dieſes Zeugniß des Varro kann durch nichts umgeſtoſſen werden, was man auch von der anderweitigen ſcheinbaren Ableitung des Worts ſaltatio ſagen

---

(*) Plato de legibus lib. 7.

(**) Iſidor. Orig. Lib. 18. cap. 50.

ſagen könnte. Man muß alſo das Vorurtheil ablegen, welches aus dem Namen **Saltation** gefloſſen iſt, und uns zu bereden ſcheinet, daß jede **Saltation** von dem Worte *ſaltus*, welches einen Sprung bedeutet, ſeinen Urſprung habe.

Man begreift alſo gar leicht, daß diejenigen von den künſtlichen Tänzen der Alten, in welchen man, zum Exempel, die Springe und Schritte, welche beſoffene Bauern machen können, oder die gewaltſamen Sätze der Bacchanten nachahmte, unſern Tänzen gleich kamen mit einem Worte, daß man dabey tripudiabat. Allein die übrigen Tänze der Alten, in welchen man die Handlung ſolcher Perſonen nachahmte, die nicht ſpringen, oder, nach unſerer Art zu reden, nicht tanzen, waren nichts als Nachahmungen des Ganges, der Stellungen, der Gebehrden, mit einem Worte, des ganzen körperlichen Betragens, welches die Menſchen gemeiniglich mit ihren Reden verbinden, oder deſſen ſie ſich manchmal bedienen, wenn ſie ihre Gedanken, ohne zu reden, wollen zu verſtehen geben. Auf dieſe Weiſe tanzte David vor der Bundeslade, indem er durch ſeine Stellungen ſowohl, als durch ſeine Gebehrden und Niederwerfungen, die tiefe Ehrfurcht an den Tag legte, die er für dieſes Unterpfand des Bundes zwiſchen Gott und dem jüdiſchen Volke hegte. Man lieſt in dem neun und ſiebzigſten Buche des Dio, (*) daß Heliogabalus getanzt habe, nicht nur wenn er von dem kayſerlichen Sitze in dem Theater dramatiſche Stücke vorſtellen ſehen, ſondern daß er auch im Gehen, wenn er Verhör gegeben, wenn er mit ſeinen Soldaten geſprochen, ja ſogar wenn er geopfert, getanzt habe. Heliogabalus mag nun ſo unverſtändig geweſen ſeyn, als es nun immer will, ſo wird er doch nimmermehr nach unſrer Art bey denjenigen Gelegenheiten getanzt haben, bey welchen Dio ſagt, daß er wirklich getanzt habe. Man muß ſich alſo nothwendig die Kunſt, welche Saltatio hieß, als eine Kunſt vorſtellen, die nicht allein unſre Tanzkunſt, ſondern auch die Kunſt der Gebehrden, oder dasjenige Tanzen unter ſich begrif, bey welchem man, eigentlich zu reden, nicht tanzte. Was ich weiter ſagen werde, wird es näher beweiſen.

Dem Athenäus zufolge, war Theleſtes der Erfinder dieſer Art des ſtummen Spiels, oder des Tanzens ohne Springe und ohne hohe Schritte, welches ich allhier öfters die Kunſt der Gebehrden nennen werde. Ich werde damit nichts mehr thun, als was die Alten gethan haben, welche ihm gleichfalls dieſen Namen oft gaben. Sie nennten es ſehr oft Chironomie; welches Wort, wenn man es buchſtäblich überſetzt, das Geſetz der Hände bedeutet.

(*) Edit. Flac. p. 90

Da die Kunſt der Gebehrden ſich in noch weit mehr Gattungen theilte, ſo darf man ſich nicht wundern, eine ſo groſſe Anzahl verſchiedner Tänze anzutreffen, daß Meurſius im Stande geweſen iſt, ein ganzes Wörterbuch aus ihren nach dem Alphabet geordneten Namen zu machen. (*) Sie war von allen muſikaliſchen diejenige, welche die Alten am meiſten liebten, und die ſie folglich auch am meiſten bearbeitet hatten. Die Kunſt alſo, welche den Hiſtrio lehrte, was er auf dem Theater zu thun habe, und zugleich dem Redner in anſtändigen Gebehrden unterwieß, theilte ſich wieder in verſchiedne Geſchicklichkeiten, deren einige den allerernſthafteſten Perſonen anſtändig waren.

Alle diejenigen, welche die Werke der Alten in den Sprachen, in welchen ſie geſchrieben worden, geleſen haben, werden ſich erinnern, daß ſie das Wort Saltatio bey mehr als einer Gelegenheit gebraucht gefunden haben, wo man es keinesweges von einem Tanzen verſtehen kann, das dem unſrigen gleich wäre. Unterdeſſen glaube ich nicht, daß jemand darüber verdrießlich werden wird, wenn ich noch verſchiednes beybringe, um zu erweiſen, daß die Alten verſchiedne **Saltationen** hatten, bey welchen man nicht tanzte.

Die Schriftſteller, welche uns die Eintheilung der Muſik der Alten hinterlaſſen haben, ſetzen ihrem Tanze die hypokritiſche Muſik vor. Es war

---

(*) Orcheſtra Io. Meurſii.

war eben dieſelbe, welche die Lateiner manchmal die ſtumme Muſik nannten. Wir haben geſagt, daß ſie ihren Namen von dem Worte Hypocrita habe, welches einen Nachäffer bedeutet. Es war aber zugleich der gewöhnlichſte Name, welchen die Griechen ihren Komödianten gaben.

Aus dem wenigen, was ich von dieſer Kunſt bisher geſagt, wird der Leſer ſchon geſchloſſen haben, daß die Gebehrden, welche ſie lehrte, nicht bloſſe Stellungen und Bewegungen geweſen ſind, die zu weiter nichts als zu einem reizenden Tragen des Körpers dienten, wie es die Gebehrden unſrer Tänzer ſind. Die Gebehrden des alten Tanzens mußten ſprechen, ſie mußten etwas bedeuten. Sie mußten, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, eine an einander hangende Rede ſeyn. Hier ſind die verſprochenen Beweiſe.

Apulejus hat uns eine Beſchreibung von der Vorſtellung des Urtheils des Paris hinterlaſſen, welches von den Pantomimen aufgeführet wurde, die ohne zu reden ſpielten, und deren Spiel Saltatio genennet wurde. (*) Wenn dieſer Schriftſteller von dem Gange dieſer ſeiner Schauſpieler auf dem Theater ſpricht, ſo braucht er das Wort incedere; welches eigentlich gehen bedeutet. An einer andern Stelle, wo er ſagen will, daß Venus nur mit den Augen declamiret habe, ſagt er, daß ſie nur mit den Augen getanzt habe.

(*) Apul. Metam. lib. 10.

habe. Et non nunquam ſaltare ſolis oculis. Wir finden auch niemals, daß die Alten ihre Saltatores oder Tänzer, wegen ihrer Schenkel und ihrer Beine gelobt hätten; ſie lobten an ihnen nur die Arme, und vornehmlich die Hände. Eine Sinnſchrift in der griechiſchen Anthologie (*) wirft einem Schauſpieler, welcher die Rolle der Niobe getanzt hatte, vor, daß er ſich eben ſo wenig bewegt hätte, als ſich der Fels, in welchen Niobe verwandelt worden, möchte bewegt haben; kurz, daß er nicht von der Stelle gekommen ſey, und folglich nicht einen einzigen Tanzſchritt gemacht habe. Nichts ſchickt ſich für eine Perſon, welche nach unſerer Art tanzt, weniger, als eine lange Kleidung. Nun finden wir aber, daß die Saltatores der Alten ſehr oft lange Kleider angehabt. Wenn Svetonius von dem Caligula redet, welcher die Saltation ganz auſſerordentlich liebte, ſo ſagt er: „Er ließ einsmals verſchiedne „vornehme Staatsperſonen auf den Pallaſt fordern, und als ſie in dem Verhörſaale beyſammen waren, trat er plötzlich in einem griechiſchen „Kleide, welches ihm bis auf die Knöchel ging, „herein, und machte, unter dem Geräuſche der „Inſtrumente, die Gebehrden einer Monologe „vor ihnen, worauf er ſich, ohne ein Wort zu „ſagen, wieder weg begab. Magno tibiarum & ſcabellorum crepitu cum palla tunicaque talari proſiluit, & deſaltato cantico abiit. Wenn

---

(*) Anthol. lib. 1.

Wenn Vellejus Paterculus (*) erzehlen will, daß Plancus, einer von den Anhängern des Marcus Antonius, den Glaucus nachgemacht habe, welches ein berühmter Fiſcher geweſen war, von welchem die Alten glaubten, daß er in einen Triton verwandelt worden, nachdem er ſich in das Meer geſtürzt, weil er von einem gewiſſen Kraute gegeſſen, welches ihn raſend gemacht hatte: ſo ſagt dieſer Geſchichtſchreiber, daß Plancus in einen Meergott verkleidet, auf den Knien gegangen ſey und das Abendtheuer des Glaucus getanzt habe. Cæruleatus & nudus, caputque redimitus arundine & caudam trahens, genibus innixus, Glaucum ſaltaſſet. Ein Menſch aber, welcher auf den Knien wirklich getanzt hätte, würde ein ſehr närriſcher Anblick geweſen ſeyn.

Das was Quintilian ſagt, wenn er beweiſen will, wie nothwendig es ſey, die Kinder in die Schulen zu ſchicken, wo ſie die Kunſt der Saltation lernen könnten, könnte allein hinreichend ſeyn, zu beweiſen, daß die Kunſt der Gebehrden der vornehmſte Theil derſelben geweſen ſey. Man muß ſich nicht ſchämen, ſagt dieſer Schriftſteller, dasjenige zu lernen, was man einmal ausüben muß. Uebrigens, fügt er hinzu, iſt die Chironomie, welches die eigentliche Kunſt der Gebehrden bedeutet, eine Kunſt, welche ſchon ſeit den heroiſchen Zeiten bekannt iſt. Die größ-

---

(*) Libr. ſecundo Hiſt.

ten Männer Griechenlands, nnd Sokrates ſelbſt, haben ſie gebilliget. Sehen wir nicht noch aus der alten Stiftung der tanzenden Prieſter des Mars, daß unſere alten Römer dieſe Kunſt nicht für unanſtändig müſſen gehalten haben? Und iſt dieſer Gebrauch nicht bis auf uns, ohne jemals getadelt zu werden, fortgepflanzet worden? Doch aber muß man den Lehrmeiſter hierinne nicht länger behalten, als die Jahre der Kindheit hindurch, und ſich von dieſer Uebung nichts natürlich machen, als die Anmuth und das leichte Tragen des Körpers. Die Gebehrden des Redners müſſen von den Gebehrden des Tänzers ſehr unterſchieden ſeyn. (*) Et certe quod facere oporteat non indignum eſt diſcere, cum præſertim hæc Chironomia, quæ eſt, ut nomine ipſo declaratur, lex geſtus, & ab illis heroicis temporibus orta ſit, & a ſummis Græciæ viris & ab ipſo etiam Socrate probata — Neque id veteribus Romanis dedecori fuit. Argumentum eſt ſacerdotum nomine durans ad hoc tempus, ſaltatio. Cujus etiam diſciplinæ uſus in noſtram uſque ætatem ſine reprehenſione deſcendit. A me autem non ultra pueriles annos retinebitur, nec in his ipſis diu. Neque enim geſtum Oratoris componi ad ſimilitudinem ſaltatoris volo, ſed ſubeſſe aliquid ex hac exercitatione.

Gleich-

(*) Quint. Inſt. lib. pr. cap. 15.

Gleichwohl hat uns Macrobius das Fragment einer Rede des Scipio Aemilianus aufbehalten, in welcher dieſer Zerſtöhrer Karthagos ſehr heftig wider die Unbequemlichkeiten redet, von welchen man nicht leicht die Schulen, in welchen man die Kunſt der Gebehrden lehrte, befreyen konnte. Unſre jungen Leute, ſagt Scipio, gehen zu den Komödianten in die Schule, um von ihnen recitiren zu lernen, eine Uebung, welche unſere Vorältern als eine Profeßion der Sklaven betrachtet haben. Ja was noch mehr iſt, freygebohrne Knaben und Mädchen beſuchen die Schulen, wo man die Kunſt der **Saltation**, lehret. In was für einer Geſellſchaft befinden ſie ſich wohl daſelbſt? (*) Eunt in ludum hiſtrionum, diſcunt cantare, quod majores noſtri ingenuis probro duci voluerunt. Eunt, inquam, in ludum ſaltatorium inter Cinædos, virgines puerique ingenui. Auch aus der Rede des Cicero für den Murena, welchem Cato das **Tanzen** vorgeworfen hatte, kann man ſehen, daß es an geſetzten Männern nur unter gewiſſen Umſtänden geduldet wurde.

Wir wollen auf den Quintilian wieder zurück kommen. Dieſer Schriftſteller ſagt auch noch an einem andern Orte, ein Redner müſſe nicht wie ein Komödiante ausſprechen, und müſſe auch nicht Gebehrden machen, wie ein Tänzer. Non Comœdum in pronunciatione, non ſal-

---

(*) Macrobius Saturnal. lib. 3. cap. 8.

tatorem in geſtu facio. Allem Anſehen nach, war einer von ſeinen Gründen dieſer.

Die Gebehrden, welche die Kunſt, die man Saltatio nennte, lehrte, waren nicht immer Gebehrden, die bloß zu einer reizenden Leibesſtellung etwas beytrugen; ſie waren nicht immer, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, Gebehrden ohne Sinn, ſondern ſehr oft Gebehrden, welche etwas verſtändlich anzeigten, Gebehrden welche reden ſollten. Nun ſind aber die redenden Gebehrden von zweyerley Art. Die einen ſind natürliche Gebehrden, und die andern ſind künſtliche Gebehrden.

Die natürlichen Gebehrden ſind diejenigen, mit welchen man natürlicher Weiſe ſeine Reden begleitet, und deren man ſich im Sprechen bedienet. Diejenige Gebehrde, welche, um mich eines poetiſchen Ausdrucks zu bedienen, dem Auge redet, giebt dem, was geſagt wird, weit mehr Nachdruck. Sie belebt zu gleicher Zeit ſowohl die Perſon, welche redet, als die Perſon, welche zuhört. Man verbiete einem lebhaften Menſchen, wenn er redet, Gebehrden zu machen; den Augenblick wird ſein Ausdruck matt werden, und das Feuer ſeiner Beredſamkeit wird auslöſchen. Und ſo bewegt uns auch ein Redner, den wir zugleich ſehen und hören, weit mehr, als derjenige, deſſen Stimme wir zwar vernehmen, aber deſſen Gebehrden wir nicht ſehen. Sehr ſelten aber drückt die natürliche Gebehrde etwas deutlich aus, wenn man ſie ohne zu reden macht. Es geſchieht nur in zwey Fällen. Einmal geſchieht es, wenn dieſe natürliche Gebehrde eine Beſchaffenheit anzeigt, als etwa Kopfſchmerzen oder Ungeduld. Aber auch da iſt die natürliche Gebehrde noch nicht zureichend, die Umſtände dieſer Beſchaffenheit zu erkennen zu geben. Vors zweyte kann die natürliche Gebehrde, ohne Beyſtand der Sprache, etwas gewiſſes bedeuten, wenn man erkennt, daß dieſe Gebehrde dasjenige Bezeigen ſey, welches eine gewiſſe Redensart gemeiniglich begleitet. Alsdenn ſetzt man voraus, daß derjenige, welcher dieſe Gebehrde macht, die Abſicht habe, dasjenige damit zu ſagen, was man gemeiniglich zu ſagen pflegt, wenn man ſie macht. Die Gebehrden derjenigen Völker, welche uns gegen Mittage liegen, ſind viel ausdrückender als unſre; man kann ſie alſo auch viel leichter verſtehen, wenn man ſie, ohne etwas dabey zu hören, ſieht, als man in eben demſelben Falle unſere Gebehrden verſtehen kann. Doch haben dieſe natürlichen Gebehrden immer nur eine ſehr unvollkommene, und oft auch zweydeutige Bedeutung.

Derjenige alſo, welcher ohne zu reden etwas mehr als eine leidende Beſchaffenheit, deutlich ausdrücken will, muß zu ſolchen Bezeigungen und ſolchen künſtlichen Gebehrden ſeine Zuflucht nehmen, welche ihre Bedeutung nicht von der Natur, ſondern von der Abrede der Menſchen haben. Zum Beweiſe, daß ſie nichts als künſtliche Zeichen ſind, dient dieſes, daß ſie, wie die Worte, nur in einem gewiſſen Lande verſtanden werden. Die allereinfachſten von dieſen Gebehrden ſind nur in einer gewiſſern Gegend verſtändlich, und anderwärts bedient man ſich, eben dieſelbe Sache auszudrücken, ganz anderer Zeichen. Zum Exempel die Gebehrde mit der Hand, welcher man ſich in Frankreich, jemanden zu ruffen, bedient, iſt nicht eben die Gebehrde, die man in Italien zu gleicher Abſicht braucht. Wenn der Franzoſe jemanden durch ein Zeichen zu ſich ruffen will, ſo hebt er die rechte Hand in die Höh, und führt ſie mit in die Höh gerichteten Fingern verſchiedne mal gegen ſeinen Körper; der Italiäner hingegen, um eben dieſes Zeichen zu machen, läßt die rechte Hand ſinken und kehrt die Finger derſelben gegen die Erde. In verſchiedenen Ländern grüßt man auf verſchiedene Art. Das Bezeigen und die Gebehrden alſo, deren ſich ein Menſch bedienet, der entweder nicht reden will, oder nicht reden kann, ſind nicht durchaus eben dieſelben, deren man ſich in Reden bedient. Derjenige, welcher mit Zeichen, ohne ein einziges Wort hören zu laſſen, ſagen will, eben jetzt iſt mein Vater geſtorben, muß den Worten, die er nicht geſagt, durch ſtudirte Zeichen zu Hülfe kommen, die von denjenigen ganz unterſchieden ſind, die er beym Reden machen würde. Diese Zeichen kann man künſtliche, oder, mit der Logik zu reden, willkührliche Zeichen nennen. Denn die Logik, wie bekannt iſt, theilt alle Zeichen in zwey Gattungen, in natürliche Zeichen nehmlich und in willkührliche. Der Rauch, lehret ſie, iſt ein natürliches Zeichen des Feuers; aber die Krone iſt nur ein willkührliches Zeichen, ein Sinnbild der königlichen Würde. Auf gleiche Weiſe macht derjenige, welcher ſich vor die Bruſt ſchlägt, eine natürliche Gebehrde, welche eine plötzliche Gemüthserſchütterung anzeigt; und derjenige, welcher mit Gebehrden eine mit der königlichen Binde gezierte Stirn beſchreibt, macht nur eine willkührliche Gebehrde, von welcher man eins geworden iſt, daß ſie ein gekröntes Haupt anzeigen ſoll.

Ob man gleich auf den Bühnen, bey den gewöhnlichen Vorſtellungen, die Gebehrden mit dem Reden verband, ſo ward doch in den Schulen die Kunſt der Gebehrden als eine ſolche Kunſt gelehrt, welche zeiget, wie man ſich, ohne zu reden, ausdrücken ſolle. Es iſt alſo leicht zu glauben, daß die Lehrer derſelben nicht nur alle erſinnliche Mittel, ſich durch Hülfe der natürlichen Gebehrden auszudrücken, werden an die Hand gegeben, ſondern auch gezeigt haben, wie man ſeine Gedanken, vermittelſt der willkührlichen Gebehrden zu verſtehen geben ſoll. Der Redner welcher ſeinen Mund brauchte, hatte nicht nöthig, ſich dieſer willkührlichen Gebehrden zu bedienen, um verſtanden zu werden. Uebrigens iſt es auch unmöglich, daß nicht ſehr viele von dieſen Gebehrden, mit der Anſtändigkeit, die er bey ſeiner Declamation beobachten muß, ſtreiten ſollten. Und dieſes, halte ich dafür, iſt die Urſache, warum Quintilian ſeinem Redner ſo oft verbietet, die Gebehrden der Tänzer oder ſaltatorum nachzuahmen.

Was Quintilian an einem andern Orte ſagt, ſcheinet meine Muthmaſſung zu einer Gewißheit zu machen. Alle Gebehrden, ſagt er, deren ich jetzt erwehnt habe, äuſſern ſich natürlicher Weiſe mit den Worten. Es giebt aber noch eine andre Art von Gebehrden, die nur dadurch verſtändlich ſind, weil ſie die Sache, die man durch ſie ausdrücken will, abſchildern. Dergleichen iſt zum Exempel die Gebehrde eines nach dem Pulſe fühlenden Arztes, welcher man ſich, einen Kranken anzudeuten, bedienet. Nichts kann an einem Redner tadelhafter ſeyn, fügt Quintilian hinzu, als wenn er bey ſeiner Declamation Gebehrden von dieſer Art gebrauchet. Die Declamation des Redners muß von der Declamation des Tänzers völlig unterſchieden ſeyn, der Redner muß ſeine Gebehrden nach den Empfindungen abmeſſen, welche er ausdrückt, und nicht nach der beſondern Bedeutung des Worts, welches er ausſpricht. Wir ſehen ſogar, fährt unſer Schriftſteller fort, daß ſich dieſer Anmerkung auch die Komödianten unterwerfen, welche mit

Anſtand ſpielen wollen; ſie brauchen nehmlich bey ihrer Declamation die willkührlichen Gebehrden ganz und gar nicht, oder wenigſtens doch ſehr ſparſam. (*) Et ii quidem de quibus ſum locutus cum ipſis vocibus naturaliter exeunt geſtus. Alii ſunt qui res imitatione ſignificant, ut ſi ægrotum, tentantis venas Medici ſimilitudine oſtendas; quos geſtus quam longiſſime in oratione fugiendum. Abeſſe enim a ſaltatore debet Orator, ut ſit geſtus ad ſenſum magis quam ad verba accommodatus, quod etiam hiſtrionibus paulo gravioribus facere moris fuit.

Cicero hatte ungefehr ſchon eben das geſagt, was Quintilian ſagt. Cicero iſt ſehr wohl zufrieden, daß ein junger Menſch, welcher ein Redner werden will, die Anmuth und das leichte Betragen des Roscius ſich eigen zu machen ſuche; allein das will er durchaus nicht, daß dieſer junge Menſch das Muſter zu ſeinen Gebehrden, von den Gebehrden, die man die Komödianten lehrte, nehmen ſolle. (**) Quis neget opus eſſe Oratori in hoc oratorio motu, ſtatuque Roſcii, geſtu & venuſtate? Tamen nemo ſuaſerit ſtudioſis dicendi adoleſcentibus in geſtu diſcendo hiſtriooum more elaborare. Vermuthlich thaten die meiſten Komödianten das nicht, was diejenigen thaten, welche Quintilian Hiſtriones paulo graviores nennet. Ver-

ſchiedne

(*) Quint. lib. 10. cap. 3. (**) Cic. de Orat. libr. prim.

ſchiedne Hiſtrione bedienten ſich lieber der willführlichen als der natürlichen Gebehrden, weil ſie die erſtern für geſchickter hielten, Lachen zu erregen. Sie glaubten dieſe Gebehrden machten die Action deſto lebhafter; allein Leute von gutem Geſchmacke mißbilligten dieſes Verfahren. Cicero ſagt, dasjenige, was ihm in dem Spiele der Komödianten am meiſten gefalle, wären die ganz einfältigen und natürlichen Gebehrden. Die Komödianten, fügt er hinzu, mißfallen, wenn ſie abgeſchmackte Gebehrden machen, und dieſes pflegt dann und wann zu geſchehen. (*) Nam & paleſtrici motus ſæpe ſunt odioſiores, & hiſtrionum nonnulli geſtus inepti non vacant offenſione, & in utroque genere quæ ſunt recta & ſimplicia laudantur.

Man findet eine leſenswürdige Beſchreibung von der Kunſt der Gebehrden in einem Briefe, welchen Caßiodorus an den Albinus geſchrieben hat, um ihm aufzutragen, daß er das Volck entſcheiden laſſen ſolle, ob Theodoron oder ob Halandius ein beſſerer Schauſpieler wäre. Es kam darauf an, den geſchickteſten von ihnen weiter hinauf rücken zu laſſen. Unſere Vorfahren nennten diejenige von den muſikaliſchen Künſten die **ſtumme Muſik**, welche reden lehrt, ohne den Mund aufzuthun, welche alles mit den Gebehrden zu ſagen, oder mit gewiſſen Bewegungen der Hände und Stellungen des Leibes Dinge

---

(*) Cic. de Off. lib. pr.

Dinge zu verſtehen zu geben lehret, die man kaum durch eine aneinander hangende Rede oder durch manche geſchriebene Seite eben ſo gut ausdrücken könnte. (*) Hanc partem muſicæ disciplinæ mutam majores noſtri nominaverunt, ſcilicet quæ ore clauſo manibus loquitur, & quibusdam geſticulationibus facit intelligi quod vix narrante lingua aut ſcripturæ textu poſſit agnosci. Unterdeſſen glaube ich doch nicht, daß die willkührlichen Gebehrden dasjenige immer deutlich werden ausgedruckt haben, was man ſie bedeuten laſſen wollte, ob man gleich bey ihrer Erfindung allezeit eine Art von Anſpielung auf die vorzuſtellenden Sachen beobachtete. Mimus hallucinatur; ſagt Apulejus. (**) Wir werden auch aus dem, was der h. Auguſtinus von den Pantomimen ſagt, ſehen, daß die Uebereinſtimmung der Gebehrden und der auszudrückenden Sachen nicht immer ſo vollkommen war, daß man ſie beſtändig ohne Ausleger hätte errathen können, wenn man nicht ausdrücklich die Sprache des alten Tanzens gelernt hatte.

Die Orientaler haben noch jetzt verſchiedne Tänze, welche denen, die Caßiodorus beſchreibt, ſehr gleich ſind. Alle Nachrichten, und beſonders die Nachrichten von Perſien, reden von dieſen Tänzen. Die Aſiatiſchen Staaten ſind den politiſchen Veränderungen immer eben ſo ſehr unterworf-

---

(*) Variarum Epiſt. lib. pr. ep. 20.

(**) Flor. lib. 3.

terworffen geweſen, als die Europäiſchen; allein den moraliſchen Veränderungen ſcheinen ſie es nicht ſo ſehr geweſen zu ſeyn. In Aſien haben die Gewohnheiten, die Art ſich zu kleiden, kurz die Nationalgebräuche, niemals ſo viele Veränderungen erlitten, als ſie noch jetzt in den occidentaliſchen Theilen von Europa leiden.

Wir ſehen, daß die Alten einerley Perſonen ohne Unterſchied, **Tänzer** und **Gebehrdenmacher** nennen, weil die Saltation die Gattung, und die Kunſt der Gebehrden die Art war. Der Redner Hortenſius, der Zeitgenoſſe und Nebenbuhler des Cicero, war in ſeinen Manieren und in ſeinem ganzen Betragen das, was die Franzoſen precieux zu nennen pflegen. Man ſagte von ihm, er wäre, nachdem er lange ein Komödiant geweſen, endlich auch eine Komödiantin, eine Gebehrdenmacherin geworden, und man pflegte ihn deswegen nur Dyoniſia zu nennen. Dieſes war der Name einer berühmten Tänzerin, ſetzt A. Gellius, welcher dieſes erzehlt, hinzu. Torquatus non jam Hiſtrionem eſſe Hortenſium diceret, ſed geſticulariam, Dyoniſiamque eum notiſſimæ ſaltatriculæ nomine appellerat. (*) Man nennte aber auch die Action des Komödianten ein Gebehrdenmachen, wie man aus dem ſehen kann, was von dem Dichter Andronicus erzehlet worden. Man ſagte alſo nicht allein **tanzen**, anſtatt

---

(*) A. Gellius Noct. Att. lib. I. cap. 9

ſtatt Gebehrden machen, ſondern man ſagte auch tanzen, anſtatt Komödie ſpielen. Saltare & geſtum agere wurde ſo völlig eines für das andre genommen, daß man ſagte ein dramatiſches Stück tanzen, wenn man ſagen wollte, es auf dem Theater recitiren, und dieſes nicht bloß bey den Vorſtellungen der Pantomimen, welche, ohne den Mund aufzuthun, ſpielten, wie wir hernach zeigen werden, ſondern auch bey den gewöhnlichen Vorſtellungen der Tragödien und Komödien, wo die Recitation der Verſe einen Theil der Ausführung ausmachte.

Wenn du mir meldeſt, ſagt Ovidius zu einem Freunde, der ihm berichtet hatte, daß die Medea, oder ein anders von den Stücken dieſes Dichters, ſehr wohl aufgenommen worden, **daß das Theater voll ſey, ſo oft man unſer Stück tanze, und daß meine Verſe Beyfall erhielten.**

Carmina cum pleno ſaltari noſtra theatro
Verſibus & plaudi ſcribis, amice, meis (*)

Und wenn Aulus Gallius ſagen will, daß vor ſeiner Zeit eben derſelbe Schauſpieler, welcher recitirt, auch die Gebehrden gemacht habe, ſo ſagt er, derjenige, welcher zu ſeiner Zeit, ohne ſich im geringſten zu bewegen, ſinge, habe ehedem tanzend geſungen. Saltabundi autem canebant quæ nunc ſtantes canunt. (**) Juve-

---

(*) Ovid. Triſt. lib. 5. El. 7.

(**) A. Gellius lib. 20. c. 2.

Juvenal lehrt uns, der Vorleger an groſſen Tafeln habe die Speiſen tanzend vorgeſchnitten. Bey Verſchneidung der Speiſen kann man nun zwar wohl Gebehrden machen, aber unmöglich nach unſerer Art tanzen. Uebrigens fügt dieſer Dichter noch im Scherze hinzu, daß man mit einer andern Gebehrde ein jung Huhn, und mit einer andern einen Haſen zerlegen müſſe, ſo wie ſie ſich jedesmal zu der verhabenden Operation am beſten ſchicke. Für dieſe Art von **Saltation** hatte man in Rom beſondre Schulen.

> Structorem interea, ne qua indignatio deſit
> Saltantem ſpecta & chironomonta volanti
> Cultello, donec peragat dictata magiſtri
> Omnia; nec minimo ſane diſcrimine refert,
> Quo geſtu lepores & quo gallina ſecetur (*)

Endlich nennt auch Ariſtides Quintilianus, nachdem er von der Freundſchaft des Cicero mit dem Roscius geſprochen, an welchem dem Cicero beſonders die genaue Beobachtung des Takts und die Anmuth der Gebehrden gefiel, dieſen berühmten Schauſpieler einen Tänzer. Er nennt ihn auf Griechiſch Ορχηστην, welches im Lateiniſchen *ſaltatorem* bedeutet. Wir werden ſogar aus einer Stelle des Caßiodorus ſehen, daß man das

---

(*) Juvenal. Sat. 5.

das griechiſche Wort lateiniſch gemacht habe. Und obgleich Roscius wirklich auf der Scene ſehr oft redte, ſo lobt ihn Cicero doch faſt immer nur wegen ſeiner Gebehrden. Wenn er ihn, zum Exempel in ſeine Rede für den Archias lobt, ſo ſind es vornehmlich ſeine Gebehrten, die er lobt. Ergo ille corporis motu tantum amorem ſibi conciliarat a nobis omnibus.

Oft gingen Cicero und Roscius ſogar einen Wettſtreit mit einander ein, wer von beyden eben dieſelben Gedanken am öfterſten auf verſchiedene Art ausdrücken könne, und jeder von ihnen bediente ſich dabey derjenigen Geſchicklichkeit, in welcher er vortreflich war. Roscius drückte alſo durch ein ſtummes Spiel den Sinn der Redensart aus, welche Cicero zuſammengeſetzt und recitirt hatte. Und alsdenn urtheilte man, welcher von beyden in ſeinem Ausdrucke am glücklichſten geweſen ſey. Hierauf veränderte Cicero die Worte oder die Wendung der Redensart, ohne den Sinn derſelben zu entkräften; und auch Roscius mußte nunmehr den Sinn durch andre Gebehrden ausdrücken, ohne daß dieſe Veränderung den Ausdruck ſeines ſtummen Spiels ſchwächte. (*) Et certe ſatis conſtat contendere eum cum hiſtrione ſolitum, utrum ille ſæpius eandem ſententiam variis geſtibus efficeret, an ipſe per eloquentiæ copiam ſermone diverſo pro-

---

(*) Macrob. Saturnal. lib. 2. cap. 10.

pronunciaret: ſagt Macrobius von dem Cicero und Roscius.

Dieſes ſey von der Kunſt der Saltation, überhaupt betrachtet, genug geſagt. Wir haben geſehen, daß die Alten die Vorſchriften derſelben ſowohl bey heiligen Ceremonien, als bey Tiſche, und bey andern Gelegenheiten in Ausübung brachten. Unſere Materie aber erfordert es nicht, daß wir die Saltation in allen ihren verſchiednen Anwendungen betrachten müßten. Hauptſächlich müſſen wir von der theatraliſchen Saltation reden.

Vierzehnter Abſchnitt.

Von der theatraliſchen Saltation. Wie der Schauſpieler, welcher die Gebehrden machte, mit dem Schauſpieler, welcher recitirte, übereintreffen konnte. Von dem Tanze des Chorus.

Die Kunſt der zur theatraliſchen Declamation ſich ſchickenden Gebehrden theilte ſich in drey Methoden, und alſo auch in drey verſchiedne Künſte. Die erſte von dieſen Methoden lehrte ἐμμελειαν, oder die zur tragiſchen Declamation ſich ſchickenden Gebehrden. Die Sammlung der Gebehrden, wie ſie ſich zur Declamation der Komödien ſchickten, hieß Κορδαξ und Σικιννις hieſſen alle diejenigen Gebehrden, die ſich zu Vorſtellung derjenigen dramatiſchen Stücke ſchickten, welche die Alten Satyren nennten.

Gleichwohl aber ſagt Lucian, in ſeiner Abhandlung vom Tanze, daß man bey Aufführung der komiſchen Stücke oft die zur Satyre ſich ſchickenden Gebehrden mit den eigentlichen Gebehrden für die Komodie vermengt habe, die **Sikinnis** nehmlich mit dem **Kordar.**

Wie haben es aber, wird man ſagen, die Alten dahin gebracht, daß ſie dieſe Methoden ſchriftlich verfaſſen und Zeichen und Charakter erfinden konnten, welche alle Stellungen und Bewegungen des Körpers ausdrückten? Ich weis es nicht; allein die Choregraphie des Feuillee, von welcher ich geſprochen habe, zeiget hinlänglich, daß die Sache möglich geweſen. Man muß eben ſowohl aus Zeichen lernen können, welche Gebehrde man machen ſolle, als man es aus Zeichen lernen kann, welche Schritte und Figuren man machen müſſe. Dieſes aber iſt es, was das Buch des Feuillee lehret,

Ob die Gebehrden gleich unter uns in kein Kunſtgebäude gebracht ſind, ob wir gleich dieſe Materie nicht ergründet, und alſo auch die Gegenſtände nicht ſo weit zergliedert haben, als die Alten es gethan hatten; ſo empfinden wir doch gleichwohl, daß die Tragödie und Komödie jede ihre eignen Gebehrden habe. Die Gebehrden, die Stellungen, das Tragen unſrer Schauſpie-

ler,

die eine Tragödie recitiren, ſind von den Gebehrden, den Stellungen, dem Tragen der Schauſpieler, die eine Komödie vorſtellen, völlig unterſchieden. Unſere Schauſpieler, die von der bloſſen Natur geleitet werden, laſſen uns die Grundſatze gar wohl empfinden, nach welchen die Alten die Kunſt der theatraliſchen Gebehrden zertheilt und in drey verſchiedne Methoden abgeſondert haben. Die Natur, wie Cicero ſagt, hat einer jeden Leidenſchaft, einer jeden Empfindung ihren beſondern und eignen Ton, ihre eigne Gebehrde und ihren eignen Ausdruck im Geſichte gegeben. (*) Omnis enim motus animi ſuum quemdam a natura habet vultum, & ſonum & geſtum. Die Leiderſchaften, mit welchen ſich die Tragödie meiſtentheils beſchäftiget, ſind diejenigen gar nicht, mit welchen die Komödie zu thun hat.

In dem Hauptſtücke, in welchem Quintilian weitläuftiger als an irgend einem andern Orte, von den für einen Redner ſich ſchickenden Gebehrden redet, findet man verſchiedne Dinge, aus welchen man es beweiſen kann, daß die Komödianten ſeiner Zeit beſondre Schulen gehabt haben, in welchen man die Kunſt der eigentlichen theatraliſchen Gebehrden lehrte. Manchmal lenkt Quintilian ſeine Schüler von dem ab, was die Komödianten bey gewiſſen Umſtänden lehrten. Manchmal führt er ſie auch als gute Lehr-

---

(*) Cic. de Orat. 1. 3.

Lehrmeiſter an. Diejenigen, welche die Schauſpielkunſt lehren, ſagt er an einem Orte des angefürten Kapitels, halten die Gebehrde, die man mit dem Kopfe allein macht, für eine tadelhafte Gebehrde. (*) Solo capite geſtum facere ſcenici quoque doctores vitioſum putarunt. Man ſieht ſo gar, daß es dieſen Lehrern auch an dem nicht gefehlt habe, was man Kunſtwörter nennt. Wenn Quintilian von dem Betragen eines Redners, auf welchen die Augen aller Zuhörer noch eher gerichtet ſind, als er angefangen hat zu reden, handelt und lehren will, wie dieſes Betragen die kurze Zeit über, ehe er den Mund aufthut, beſchaffen ſeyn müſſe, ſo ſagt er, die Komödianten nennten dieſes ſtudirte Stillſchweigen einen Verzug. (**) In hac cunctatione ſunt quædam non indecentes, ut vocant ſcenici, moræ.

Da die, welche ſich mit dem Theater abgaben, diejenige Art von Gebehrden, welche wir willkührliche genennt haben, faſt gar nicht brauchen durften; da, mit einem Worte, ihre **Saltation** von einer beſondern Art war, ſo war es ganz natürlich, daß ſie auch ihre beſondern Schulen, und ihre beſondern Lehrer haben mußten. Uebrigens mußten ſie auch noch eine ganz beſondre Kunſt verſtehen, nehmlich die Kunſt ihre Gebehrden mit der Recitation des Sängers, welcher manchmal für ſie redete, den Takt halten zu laſſen.

(*) Quint. lib. 10. cap. 3.

(**) Ibid.

laſſen. Wie ſie dieſes aber bewerkſtelligten, und wie die Action desjenigen, welcher die Gebehrden machte, mit der Ausſprache desjenigen, welcher redete, übereinſtimmen konnte, will ich hier noch verſtändlicher zu machen ſuchen, als ich oben gethan habe. Meinen Leſern dieſe letzte Erklärung vorzulegen, mußte ich warten, bis ſie der Sachen ein wenig kundiger wären; geſetzt, daß ich mich auch dadurch einiger Wiederhohlungen ſchuldig machte.

Wir haben, wie ſich der Leſer erinnern wird, bereits geſagt, daß die hypokritiſche Muſik der Saltation vorgeſetzt war. Nun aber, ſagt Quintilian, regieret die Muſik die Bewegungen des Korpers eben ſo wohl, als ſie die Fortſchreitung der Stimme regieret. (*) Numeros Muſica duplices habet, in vocibus & in corpore. Die hypokritiſche Muſik lehrte alſo, wie man den Takt beobachten ſolle, wenn man Gebehrden mache, ſo wie die Metriſche Muſik ihn bey dem Recitiren beobachten lehrte. Die hypokritiſche Muſik ließ ſich alſo von der metriſchen helfen, denn die muſikaliſchen Künſte konnten nicht überall einen ſo vollkommen beſtimmten Umkreiß haben, daß ſie nicht bey macher Lection hätten zuſammen treffen ſollen. Die eine muſikaliſche Kunſt mußte oft bey der andern Hülfe ſuchen. Dieſes iſt ſchon etwas.

(*) Quint. lib. 1. cap. 10.

Der Schauſpieler, welcher recitirte, und der Schauſpieler, welcher die Gebehrden machte, mußten alſo einerley Takte folgen, und beyde mußten einerley Zeiten beobachten. Wir haben aus dem Quintilian (*) geſehen, daß man ein Verhältniß zwiſchen den Gebehrden und den Worten, welche der Redner ſagte, feſtzuſetzen ſuchte, damit ſeine Action weder allzuhäufig noch allzu unterbrochen ſey. Allem Anſcheine nach mochte dieſe Idee daher gekommen ſeyn, weil der Schauſpieler, welcher auf dem Theater recitirte, nur eine gewiſſe Anzahl Worte ſagen durfte, mittler Weile der andre Schauſpieler, dem die Action aufgetragen war, eine gewiſſe Gebehrde machte. Und wenn dieſer eine andre Gebehrde machte, ſo mußte auch jener eine andere Anzahl Worte ſagen. Dem aber ſey nun, wie ihm wolle, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß der eine ſo wohl als der andre die Zeiten eines und eben deſſelben Takts beobachten mußte, welchen eine und eben dieſelbe Perſon ſchlug, die die Verſe vor Augen hatte, welche recitirt wurden, und deren Sylben, wie wir geſehen haben, die Zeiten beſtimmten. Ueber dieſe Verſe hatte man die Gebehrden in Noten geſchrieben, welche der Hiſtrio Takt vor Takt machen mußte. Der muſikaliſche Rythmus, ſagt Ariſtides Quintilianus, (**)

(*) Siehe den zweyten Abſchnitt.

(**) Ariſt. de Muſica lib. 1.

regiert eben ſowohl die Gebehrden, als die Recitation der Verſe.

Dem ſey nun aber geweſen wie ihm wolle, ſo wiſſen wir wenigſtens doch ganz gewiß, daß die Schauſpieler, von welchen hier die Rede iſt, ſehr wohl mit einander übereinſtimmten. Seneca ſagt, man könne nicht ohne Erſtaunen wahrnehmen, wie auf der Scene die Gebehrde geſchickter Komödianten die Rede erreiche und ſich, ſo zu reden, Trotz der Geſchwindigkeit der Zunge, mit ihr verbinde. (*) Mirari ſolemus ſcenæ peritos quod in omnem ſignificationem rerum & effectuum parata illorum eſt manus, & verborum velocitatem geſtus aſſequitur. Hier nun aber will Seneca gewiß nicht von einer Perſon reden, welche zu gleicher Zeit ſpricht und Gebehrden macht; denn an dieſer würde es nichts weniger als bewundernswürdig ſeyn, ihre Gebehrden eben ſo geſchwind lauffen zu ſehen, als ihre Worte. Die Sache geht ganz natürlich zu; und ſie kann nur alsdenn bewundernswürdig ſeyn, wenn ein Schauſpieler ſpricht und ein anderer Schauſpieler die Gebehrden dazu macht.

Wir ſehen auch, daß ein Komödiant, welcher ein Gebehrde wider den Takt machte, eben ſo wohl ausgepfiffen ward, als der, welcher in der Ausſprache eines Verſes fehlte. (**) Hiſtrio ſi paululum ſe moveat extra numerum, aut ſi ver-

---

(*) Seneca Epiſt. 121.

(**) Cic. in Parad.

ſi verſus promunciatus eſt ſyllaba una longior aut brevior exſibilatur & exploditur. Lucianus ſagt es gleichfalls, daß eine Gebehrde wider den Takt bey einem Schauſpieler für ein Hauptverbrechen gehalten worden. Dieſes hatte zu dem griechiſchen Sprichworte Gelegenheit gegeben, einen **Soloecismus mit der Hand machen.**

Die Kunſt der Saltation iſt verlohren gegangen, und es würde verwegen ſeyn, alle kleine Umſtände einer durch die Erfahrung und durch die Ueberlegungen vieler tauſend Perſonen zur Vollkommenheit gebrachten Ausübung, errathen zu wollen. So viel iſt gewiß, das Volk ward es ſehr wohl gewahr, wenn ein Fehler gemacht ward. Die öftere Beſuchung der Schauſpiele hatte es ſo zärtlich und eckel gemacht, daß es ſo gar auch die falſchen Wendungen und Accorde tadelte, wenn ſie zu oft wiederhohlt wurden, ob gleich dieſe Accorde eine gute Wirkung thun, wenn ſie mit Kunſt gebraucht werden. (*) Quanto molliores ſunt & delicatiores in cantu flexiones & falſæ voculæ quam certæ & ſeveræ, quibus tamen non modo auſteri, ſed ſi ſæpius fiat multitudo ipſa reclamat.

Um wieder auf die Kunſt der Gebehrden zu kommen, ſo kann man nicht im geringſten daran zweifeln, daß die Komödianten der Alten in dieſem Theile der Declamation nicht ſollten vor-

treflich

(*) Cic. de Orat. lib. 3.

treflich geweſen ſeyn. Sie hatten viel natürliche Geſchicklichkeit dazu, wenn wir ſie nach ihren Landsleuten, die unſre Zeitverwandte ſind, beurtheilen dürfen. Dieſe Schauſpieler wandten auch, wie wir bald ſagen werden, ungemein viel Fleiß auf ihre Kunſt, und wenn ſie fehlten oder nachläßig waren, ſo waren die Zuſchauer, welche davon zu urtheilen wußten, bemüht, ſie wieder ins Gleiß zu bringen. Tertullianus ſagt auch, daß dieſe Gebehrden eben ſo verführeriſch geweſen wären, als die Rede der Schlage, welche das erſte Weib verſuchte. (*) Ipſe geſtus colubrina vis eſt.

Wenn die Kunſtrichter, welche die Dichtkunſt des Ariſtoteles haben tadeln oder erklären wollen, auf die Bedeutung des Worts Saltatio, Achtung gegeben hätten, ſo würde es ihnen gar nicht ſo abgeſchmackt vorgekommen ſeyn, daß die Chöre der Alten, auch bey den traurigſten Stellen der Tragödien, getanzt haben. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß dieſes Tanzen in nichts andern beſtanden habe, als in den Gebehrden und dem äuſſerlichen Bezeigen der Glieder des Chors, womit ſie ihre Geſinnungen ausdrückten, ſie mochten nun reden, oder auch bloß durch ein ſtummes Spiel bezeigen, wie ſehr ſie von der Begebenheit, woran ſie Theil nehmen ſollten, gerührt wären. Dieſe Declamation nöthigte den Chor öfters auf der Bühne hin und her zu gehen, und da

---

(*) Tertull. de Spect.

da die Bewegungen von einem Orte zum andern, welche verſchiedne Perſonen zu gleicher Zeit machen ſollen, nothwendig vorher abgeredet ſeyn müſſen, wenn ſie nicht in einen ſich drengenden unordentlichen Hauffen ausarten ſollen, ſo haben die Alten den Choren bey ihrem hin und wieder gehen gewiſſe Regeln vorgeſchrieben. Und dieſe vorgeſchriebnen Bewegungen haben nicht wenig dazu beygetragen, daß die Kunſtrichter die **Saltation** der Chöre, für Ballets nach unſerer Art gehalten haben.

Die Chöre hatten Anfangs ihre beſondern Lehrmeiſter, von welchen ſie in ihren Rollen unterrichtet wurden; allein der Dichter Aeſchylus, (*) welcher die Kunſt der theatraliſchen Vorſtellungen beſonders ſtudirt hatte, unternahm es, ſie ſelbſt zu unterrichten, und es ſcheinet, daß auch andere Dichter Griechenlands ſeinem Exempel hierinn gefolget ſind.

Man muß ſich alſo den Anblick, welchen die Chöre auf den Bühnen der Griechen und Römer machten, nicht wie den Anblick vorſtellen, den wir auf unſern Theatern haben würden, wenn man die Chöre declamiren lieſſe. Wir ſtellen uns gleich Anfangs die unbeweglichen Chöre der Oper vor, welche aus Perſonen beſtehen, die größtentheils nicht einmal gehen können, und durch ihre abgeſchmackte Action die allerrührendſten Scenen lächerlich machen. Wir bilden uns

---

(*) Athenæus lib. I.

die Chöre der Komödien ein, die aus Statiſten und den elendeſten Schauſpielern beſtehen, die jede Rolle, zu der ſie nicht gewöhnt ſind, auf das ärgſte mißhandeln. Allein die Chöre der alten Tragödien wurden durch gute und wohlgeübte Schauſpieler aufgeführt, und der Aufwand, den man dabey machte, war ſo groß, daß die Athenienſer durch eine beſondre Verordnung ihn der Obrigkeit zuerkannt hatten.

Man ſtelle ſich alſo, um ſich einen richtigen Begriff von dieſen Chören zu machen, eine groſſe Anzahl vortreflicher Schauſpieler vor, welche einer Perſon, die ſie anredet, antworten. Man ſtelle ſich vor, daß jeder von den Schauſpielern des Chors diejenigen Gebehrden macht und diejenigen Stellungen annimt, die ſich dazu, was er gegenwärtig ausdrücken will, und zu dem beſondern Charakter, den man ihm gegeben hat, ſchicken. Man ſtelle ſich vor, daß die Alten, die Kinder, die Weiber, die jungen Leute, aus welchen die Chöre beſtanden, ihre Freude, ihre Betrübniß oder ihre andern Leidenſchaften durch ſolche Bezeigungen an den Tag legen, wie ſie ſich für eines jeden Alter und Geſchlecht ſchicken. Ich glaube, ein ſolcher Anblick muß wahrhaftig nicht die am wenigſten rührende Scene eine Tragödie geweſen ſeyn. Daher finden wir auch, daß einer von den Chören des Aeſchylius (*) Urſache war, daß verſchiedne ſchwangre Weiber in

---

(*) In dem Trauerſpiele die Eumeniden.

in dem Theater zu Athen nieder kamen. Und dieſer Zufall gab hernach Anlaß, daß die Athenienſer die Anzahl der Perſonen dieſer ſchrecklichen Chöre bis auf funfzehn oder zwanzig herabſetzten, anſtatt daß ſie vorher wohl aus funfzigen beſtanden hatten. Einige Stellen in unſern neuen Opern, wo der Dichter eine Hauptperſon den Chor anreden, und dieſen wenige Worte erwiedern läßt, ſind ſehr wohl aufgenommen worden, obgleich die Perſonen des Chors nicht declamirt haben. Mich wundert ſehr, daß dieſe Nachahmung der Alten (man wird mir dieſes Wortſpiel erlauben) keine Nachahmer gefunden hat.

Endlich hat man auch geſehen, daß die Chöre, welche nicht redeten und bloß das ſtumme Spiel der Chöre in den alten Tragödien nachahmten, auf dem Opertheater ſehr wohl ausgefallen und vielen Beyfall erhalten haben, wenn ſie von aufmerkſamen Perſonen ausgeführet worden. Ich meine diejenigen Ballets, die faſt aus ganz und gar keinen Tanzſchritten, ſondern aus bloſſen Gebehrden, und Bezeigungen, kurz aus einem ſtummen Spiele beſtanden, und die Lulli in die Leichenbegleitung der Pſyche, desgleichen der Alceſte, in den zweyten Aufzug des Theſeus, wo der Dichter alte Männer tanzend einführt, in das Ballet des vierten Aufzuges des Atys und in die erſte Scene des vierten Aufzuges der Iſis gebracht hatte, wo Quinault Einwohner der Hyperboräiſchen Gegenden auf das Theater bringt. Dieſe Halbchore nun, man vergönne mir den Ausdruck, machten einen ſehr rührenden Anblick, wenn ſie Lulli von Tänzern aufführen ließ, die ihm folgen mußten, und eben ſo wenig, wenn er es ihnen verbothen hatte, einen Tanzſchritt zu machen, als eine Gebehrde, die ſie machen ſollten, zu unterlaſſen, oder ſie nicht zur rechten Zeit zu machen, wagten. Wenn man dieſe Tänze aufführen ſah, konnte man leicht begreiffen, wie der Takt auf den Theatern der Alten die Gebehrden regieren können. Der Mann von Genie, den ich jetzt genennt habe, war durch die Stärcke ſeiner eignen Vorſtellungskraft darauf gefallen, daß das Schauſpiel auch durch die ſtumme Action der Chöre pathetiſcher werden könne; denn ich glaube nicht, daß er die Gedanken dazu aus den Schriften der Alten geſchöpft, deren vom Tanze der Chöre redende Stellen noch nie ſo verſtanden worden waren, als wir ſie jetzt erklärt haben.

Lulli wendete auf die Ballets, von welchen hier die Rede iſt, ſo viel Aufmerkſamkeit, daß er ſich, ſie zu componiren, eines beſondern Tanzmeiſters, Namens Olivet, bediente. Dieſer war es, und nicht des Broſſes oder Beauchamps, die Lulli nur zur Verfertigung der gewöhnlichen Ballets brauchte, welcher die Ballets in den Leichenbegleitungeu der Pſyche nnd der Alceſte componirte. Auch machte Olivet das Ballet der

Alten im Theſus, desgleichen der ſchrecklichen Träume im Atys und der Zitterer in der Iſis. Dieſes letztere beſtand bloß und allein aus den Gebehrden und Bezeigungen frierender Leute. Es wurde kein einziger Tanzſchritt nach unſerer Art dabey gebraucht. Und hiebey iſt noch zu merken, daß dieſe Ballets, welche zu ihrer Zeit gefielen, von Tänzren aufgeführet wurden, die in den Verrichtungen, wozu ſie Lulli brauchte, noch Neulinge waren. Ich komme auf meine Materie wieder zurück.

Funfzehnter Abſchnitt.

Anmerkungen über die Art und Weiſe, wie dramatiſche Stücke auf den Bühnen der Alten vorgeſtellet worden. Von der ſtarcken Neigung, welche die Griechen und Römer für das Theater hatten. Von dem Fleiſſe, den die Schauſpieler auf ihre Kunſt wendeten, und den Belohnungen, die ihnen ertheilt wurden.

Die Einbildungskraft kann die Empfindung nicht erſetzen. Da wir alſo kein theatraliſches Stück haben aufführen ſehen, in welchem ein Schauſpieler recitiret, mittler Weile ein anderer die Gebehrden dazu macht, ſo glaube ich würde man Unrecht thun, wenn man dieſe bey den Alten übliche Theilung der Declamation, auf eine entſcheidende Art loben wollte; und noch unbilliger würde man handeln, wenn man ſie gerade weg verdammen wollte. Ich habe die Urſachen ſchon angeführt, warum ſie den Alten gar nicht ſo lächerlich ſcheinen können, als ſie uns Anfangs ſcheinet. Wir wiſſen noch nicht was für Annehmlichkeiten ein ſolches Schauſpiel von den Umſtänden und der Geſchicklichkeit der Schauſpieler entlehnen konnen. Verſchiedne Nordiſche Gelehrte, die aus bloſſen Erzehlungen geurtheilet hatten, daß die Oper ein ſehr lächerliches Schauſpiel ſeyn müſſe, welches aufs höchſte nur Kinder vergnügen könne, haben ihre Meinung geändert, nachdem ſie ſelbſt einige Vorſtellungen mit angeſehen. Die Erfahrung hatte ſie davon überzeugt, wovon die Erfahrung allein überzeugen kann, daß eine Mutter, welche den Verluſt ihrer Kinder in Muſik beweint, doch noch immer eine Perſon bleibe, die uns rühren und zum Mitleiden bewegen könne.

Die Mariouetten, bey welchen die Declamation getheilt iſt, können uns die Zeit verkürzen, obgleich die Action dabey nur auf eine Maſchienenmäßige Art geſchieht. Freylich kann uns dieſes kindiſche Schauſpiel nicht vergnügen, weil die lächerliche Ausführung vollkommen mit dem lächerlichen Inhalte paßt. Die Puppenoper, deren Erfinder la Grille war, und die in Paris ungefehr im Jahr 1674 aufkam, lokte zwey ganze Winter hindurch eine Menge Zuſchauer herbey, und es war dieſes Schauſpiel eine ordentliche Oper, nur daß die Action von einer groſſen Marionette verrichtet wurde, die ſchickliche Gebehrden zu dem, was ein Muſicus ſang, machte, deſſen Stimme durch eine Oeffnung ſich hören ließ, die man in dem Boden der Scene angebracht hatte. Ich habe in Italien Opern auf dieſe Art vorſtellen ſehen, und kein Menſch hielt ſie für ein lächerliches Schauſpiel. Die Opern, welche ein berühmter Kardinal in ſeiner Jugend zu ſeinem Vergnügen auf dieſe Art aufführen ließ, gefielen nicht wenig, weil die Marionetten, welche faſt vier Fuß hoch waren, dem natürlichen ſehr gleich kamen. Was kann uns alſo zu glauben bewegen, daß eben dieſes Schauſpiel nur alsdenn Mißfallen erweckt haben ſollte, wenn vortrefliche Schauſpieler, die man in der Maske agiren zu ſehen ſchon gewohnt war, den Theil der Geſticulation ausgeführt, welchen eine Marionette nur ſehr ſchlecht ausführen kann?

Die Ausführungen und die Schriften der Römer bezeugen zur Gnüge, daß ſie kein unſinniges Volck waren. Als ſich die Römer zu der Art von Declamation entſchloſſen, bey der die Gebehrden und die Rede unter zwey verſchiedne Schauſpieler getheilt wurden, kannten ſie ſchon ſeit mehr als hundert und zwanzig Jahren die natürliche Art zu recitiren, welches unſre Art iſt. Und gleichwohl vertauſchten ſie ſie mit jener, die weit zuſammen geſetzter war.

Uebrigens leiſtet der unſägliche Aufwand, welchen die Griechen und Römer bey Aufführung theatraliſcher Stücke machten, hinlängliche Gewähr, daß ſie ſehr aufmerckſam dabey mußten geweſen ſeyn. Dieſe Aufmerkſamkeit nun, die ganzer acht hundert Jahr hindurch dauerte (denn die Bühnen waren zu Rom nach dem Livius Andronicus, deſſen Geſchichte wir oben erzehlt, acht ganze Jahrhunderte offen) würde die Römer endlich gewiß von dem Gebrauche, die Declamation unter zwey Schauſpieler zu vertheilen, abgebracht haben, wenn dieſer Gebrauch ſo übel geweſen wäre, als man Anfangs zu glauben nicht ungeneigt iſt. Man muß ſich alſo dieſer voreiligen Mißbilligungen hier eben ſo ſehr enthalten, als alle vernünftige Leute ſich ihrer bey Beurtheilung der Sitten und Gebräuche in fremden Ländern enthalten.

Die Aufführung dreyer Trauerſpiele des Sophocles koſtete den Athenienſern mehr als der Peloponneſiſche Krieg. Man weiß was für unſägliche Koſten die Römer verwendet haben, auch ſogar in den Provinzen die prächtigſten Theater, Amphitheater, und Circos bauen zu laſſen. Einige von dieſen Gebäuden, welche noch ganz da ſtehen, ſind die bewundernswürdigſten Denkmähler der alten Architektur. Und auch die Ruinen derer, die verfallen ſind, bewundert man. Die römiſche Geſchichte iſt voll von Beyſpielen, was für eine unmäßige Neigung das Volk gegen die Schauſpiele gehabt, und was für unglaubliche Summen es ſich ſowohl Regenten als Privatperſonen koſten laſſen, ihr genug zu thun. Ich will alſo bloß hier von der Bezahlung der Schauſpieler reden. Macrobius ſagt, Aeſopus, ein berühmter tragiſcher Schauſpieler und Zeitgenoſſe des Cicero, von dem wir ſchon geſprochen, habe ſeinem Sohne, deſſen Horaz (*) und Plinius als eines berichtigten Verſchwenders gedenken, eine Erbſchaft von fünf Millionen, die er mit dem Agiren erworben hatte, hinterlaſſen. Man lieſet in der Geſchichte des Plinius, der Komödiant Roscius, der Freund des Cicero, habe jährlich mehr als hundert tauſend Franken Beſoldung gehabt. (**) Quippe cum jam apud majores noſtros Roscius hiſtrio ſeſtertium quingenta millia annua meritaſſe prodatur. Man muß ſagar dieſe Beſoldung des Roscius ſeit der Zeit, von welcher Plinius redet, vermehrt haben, weil Macrobius ſagt, es zöge dieſer Komödiant von den öffentlichen Einkünften alle Tage auf neun hundert Franken, und dieſe Summe wäre für ihn ganz allein. Tanta fuit gratia ut mercedem diurnam de publico mille denarios ſine gregalibus ſolus acceperit.

Die Rede, welche Cicero für eben dieſen Roscius hielt, rechtfertiget das Vorgeben des Plinius und Macrobius ſehr wohl. Der vornehmſte

---

(*) Horat. Sat. l. II. 10.

(**) Plin. lib. 7. c. 39.

Punct des Proceſſes, welchen Roscius hatte, betraf einen Sklaven, welchen Fannius zu dem Roscius gegeben zu haben behauptete, damit er bey ihm Komödie ſpielen lernen ſolle, worauf Roscius und Fannius dieſen Sklaven verkauffen und die dafür gelöſete Summe unter ſich theilen wollen. Cicero will von dieſer Verbindung nichts wiſſen, und behauptet, Panurgus, ſo hieß der Sklave, müſſe dem Roscius, der ihn unterrichtet habe, ganz allein zugehören, weil der Werth des Komödianten den Werth der Perſon des Sklaven bey weiten übertreffe. Die Perſon des Panurgus, ſagt Cicero, iſt nicht dreyßig Piſtolen werth, allein der Sklave des Roscius iſt zwanzig tauſend Thaler werth. Wenn der Sklave des Fannius des Tages kaum achtzehn Sols hätte verdienen können, ſo kann er jetzt als ein von dem Roscius unterrichteter Komödiant, achtzehn Piſtolen verdienen, Iſt es wohl glaublich, ſagt Cicero an einem andern Orte, daß ein ſo uneigennütziger Mann als Roscius, ſich, mit Verluſt ſeiner Ehre, einen Sklaven, der kaum dreyßig Piſtolen werth iſt, zueignen würde; er, der uns ſeit zwölf Jahren umſonſt Komödie ſpielt, und durch dieſe Großmuth zwey Millionen, die er hätte gewinnen können, ausgeſchlagen hat? Ich ſchätze, fügt Cicero hinzu, die Beſoldung, welche Roscius bekommen haben würde, nicht ſehr hoch. Wenigſtens würde man ihm nicht weniger gegeben haben, als man der

Dyoniſia giebt. Wir haben von dieſer Schauſpielerinn bereits geſprochen. Nun urtheile man, wie die römiſche Republick ihre Komödianten bezahlte. Macrobius erzehlt, (*) Julius Cäſar habe dem Laberius zwanzig tauſend Thaler gegeben, um dieſen Dichter dahin zu vermögen, daß er in einem Stücke, welches er verfertiget hatte, ſelbſt mit ſpielte. Unter den andern Kayſern finden wir auch noch andere Verſchwendungen. Endlich ſetzte der Kayſer Marcus Aurelius, (**) welcher ſehr oft Antoninus Philoſophus genennet wird, feſt, daß den Komödianten, welche in den Schauſpielen, die gewiſſe Obrigkeitliche Perſonen dem Volke geben mußten, ſpielen würden, nicht mehr als fünf Goldſtücken für eine Vorſtellung fordern ſollten, und daß derjenige, welcher die Unkoſten dazu hergebe, ihnen nicht mehr als noch einmal ſo viel geben dürfe. Dieſe Goldſtücke waren ungefehr mit unſern Louis, deren dreyßig auf das Mark gehen, und für vier und zwanzig Francken ausgegeben werden, von einerley Werth. Titus Livius ſchließt ſeine Erzehlung von dem Urſprunge und dem Fortgange der theatraliſchen Vorſtellungen zu Rom, mit dieſer Betrachtung, daß ein Vergnügen, welches Anfangs ſehr wenig betragen habe, in ſo prächtige und koſtbare Schauſpiele ausgeartet ſey, daß kaum die reichſten Königreiche den Auſ-

---

(*) Macrob. Sat. lib. 2. cap. 7.

(**) Capit. in M. Aur.

Aufwand dabey würden ausgehalten haben. (*) Quam ab ſano initio res in hanc vel opulentis regnis vix talerabilem inſaniam venerit. Da die Römer beynahe faſt alle ſelbſt Declamatores und Gebehrdenmacher geworden waren, ſo darf man ſich nicht wundern, daß ſie aus den Komödianten ſo viel machten. Seneca, der Vater, ſagt in der Einleitung zu dem erſten Buche ſeiner Controverſen, daß die jungen Leute ſeiner Zeit aus dieſen zwey Künſten ihre ernſthafteſte Beſchäftigung machten. Malarum rerum induſtria invaſit animos. Cantandi ſaltandique nunc obſcœna ſtudia effœminatos tenent.

Das Uebel nahm nach der Zeit noch immer mehr zu. Ammianus Marcellinus, welcher unter der Regierung des groſſen Conſtantinus lebte, ſchreibt: „In wie wenigen von unſern „Häuſern, werden noch die freyen Künſte getrieben? Man höret weiter nichts, als ſingen und „Inſtrumente ſpielen. Anſtatt eines Philoſophen läßt man einen **Sänger** kommen, und „ſtatt eines Redners einen Lehrer der Schauſpielkunſt. Man verſchließt die Bibliotheken „auf immer, ſo wie man die Gräber verſchließt. „Man denkt auf nichts, als auf Verfertigung „auſſerordentlich groſſer Leyern, Hydraulicorum, „Flöten von allerley Art, und aller der Inſtru„mente, welche die Gebehrden der Schauſpieler „zu regieren dienen. Quod cum ita ſit, paucæ domus

---

(*) Livius Hiſt. lib. 7.

domus ſtudiorum ſeriis cultibus antea celebratæ, nunc ludibriis ignaviæ torrentes exundant, vocali ſono, perſtabili tinnitu fidium reſultantes. Denique pro Philoſopho, Cantor, & in locum Oratoris, Doctor artium ludicrarum accitur, & Bibliothecis ſepulchrorum ritu in perpetuum clauſis, fabricantur hydraulica, & lyræ in ſpeciem Carpentorum ingentes, tibiæque & hiſtrionici geſtus inſtrumenta non levia. (*)

Ich muß hier erinnern, daß ich bey Vergleichung der römiſchen Münze mit Franzöſiſchen der Berechnung des Budäus (**) nicht gefolgt bin, ob ſie gleich, zu der Zeit, als ſie dieſer gelehrte Mann machte, ſehr richtig war. Allein das Mark Silber, welches zu des Budäus Zeiten, noch nicht zu zwölf Franken an gangbarer Münze, gerechnet wurde, galt ſechzig Franken, gangbaren Schlages, als ich meine letztere Berechnung machte. (***) Hierauf müſſen die Ueberſetzer und Ausleger der alten Schriftſteller Acht haben; wie ſie denn auch die Summen, von welchen ihr Schriftſteller redet, Metall für Metall berechnen müſſen, weil das Verhältniß zwiſchen Gold und Silber nunmehr ganz anders iſt, als es zu den Zeiten der römiſchen Republik war. Zehn Unzen fein Silber galten damals eine Unze

---

(*) Ammian. Marcell. Hiſt. lib. 14.

(**) Unter Francisco I.

(***) Im Jahr 1718.

ſein Gold, und wenn man jetzt in Frankreich eine Unze ſein Gold bezahlen will, ſo muß man wohl funfzehn Unzen ſein Silber dafür geben. Es giebt ſo gar in Europa Staaten, wo das Gold noch theurer iſt.

Ueberhaupt ſcheint es mir ſehr billig zu ſeyn, daß man von den Progreſſen, welche eine gewiſſe Nation in den Künſten gemacht habe, welche keine dauerhaften Denkmähler hinterlaſſen, aus welchen man ſie gehörig ſchätzen könne, nach den Progreſſen urtheile, welche eben dieſelbe Nation in denjenigen Künſten gemacht, welche dergleichen Denkmähler hinterlaſſen. Nun aber beweiſen die Denkmähler der Dichtkunſt, der Beredſamkeit, der Mahlerey, der Bildhauerkunſt und der Architektur, welche aus dem Alterthume bis auf uns gekommen ſind, daß die Alten in allen dieſen Künſten ſehr geſchickt geweſen ſind, und ſie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben. Da wir uns nun alſo in Anſehung ihrer Geſchicklichkeit in der Schauſpielkunſt an dieſes Vorurtheil halten müſſen, ſo werden wir es auch wohl bis dahin ausdehnen müſſen, daß ſie in ihren theatraliſchen Vorſtellungen ſehr glücklich geweſen, und daß wir ihnen, wenn wir ſie geſehen hätten, eben die Lobſprüche würden ertheilt haben, die wir ihren Gebäuden, ihren Statuen und ihren Schriften ertheilen.

Können wir nicht auch ſogar aus der Vortreflichkeit der Gedichte der Alten ein Vorurtheil für die Verdienſte ihre Schauſpieler ziehen? Und wiſſen wir denn nicht durch die allergewiſſeſten Muthmaſſungen, daß dieſe Schauſpieler ſehr vortreflich müſſen geweſen ſeyn? Die meiſten waren gebohrne Sklaven, und mußten ſich alſo, von Jugend auf, eine ſo harte und ſtrenge Lehre gefallen laſſen, als ihre Herren ihnen nur immer ertheilen wollten. Sie waren übrigens verſichert, daß ſie mit der Zeit frey, reich und angeſehen werden könnten, wenn ſie ſich geſchickt machten. In Griechenland waren die Komödianten Perſonen von Wichtigkeit, und man hat ſogar Abgeſandte und Staatsminiſter geſehen, die man von dieſer Profeßion genommen hatte. (*) Und obgleich die römiſchen Geſetze die meiſten Komödianten aus dem Stande der Bürger ausgeſchloſſen hatten, ſo hatte man dennoch in Rom ſehr viele Hochachtung für ſie, wovon wir gar bald gute Beweiſe anführe wollen. Sie ſpielten daſelbſt ungeſtraft den groſſen Herren, wenigſtens eben ſo wohl als die Caſtraten, welche heut zu Tage in Italien ſingen.

Wir wiſſen es ſehr zuverläßig, daß die Lehre, welche die Komödianten ausſtehen mußten, die man, allem Anſehen nach, mit den gehörigen Gaben ausſuchte, eine ſehr lange Lehre war.

Nach

(*) Liv. Hiſt. lib. 24. Auguſt. de Civit. Dei. Lib. 2. c. 11: Arnob. adv. Gent. lib. 7.

Nach dem Cicero übten ſich die, welche in Tragödien ſpielen wollten, ganze Jahre vorher, ehe ſie das Theater betraten. In ihren Lehrjahren declamirten ſie ſogar ſitzend, damit ihnen das Declamiren auf dem Theater deſto leichter würde, wo ſie ſtehend declamiren konnten. Wenn man ſich angewöhnt hat, gewiſſe Verrichtungen unter beſchwerlichern Umſtänden auszuführen, als es nöthig iſt, ſo kann man hernach deſto mehr Leichtigkeit und Anmuth dabey zeigen. Nun aber befindet ſich die Bruſt bey einem Menſchen, welcher ſteht, in weit weniger Zwange, als bey einem Menſchen, welcher ſitzt.

Dieſes iſt auch die Urſache, warum ſich damals die Gladiatores mit ſchwerern Waffen üben mußten, als die ordentlichen Waffen waren, mit welchen ſie zu ſtreiten pflegten. (*) Difficiliora enim debent eſſe quæ exercent, quo ſit levius ipſum illud in quod exercent. Die Arbeit, der man uns in den Lehrjahren unterwirft, muß ſchwerer ſeyn, als die Arbeit iſt, zu der man uns geſchickt machen will. (**) Gladiatores gravioribus armis diſcunt quam pugnant ſagt Seneca, der Vater.

Die groſſen Schauſpieler würden des Morgens nimmermehr ein Wort ausgeſprochen haben, ohne vorher, ſo zu reden, ihre Stimme methodiſch zu entwickeln, indem ſie ſie nur nach

und

(*) Quint. lib. II. c. 2.

(**) Seneca Controverſ. lib. 4.

und nach hervorkommen lieſſen, und immer nur ſtuffenweiſe anſtrengten, damit ſie ihren Sprachwerkzeugen keinen Schaden thäten, wenn ſie ſie plötzlich mit Heftickeit brauchten. Sie beobachteten ſo gar auch dieſes, daß ſie gedachte Uebung liegend verrichteten. Wenn ſie geſpielt hatten, ſo ſetzten ſie ſich nieder, und wickelten in dieſer Stellung, ſo zu reden, ihre Sprachwerkzeuge wieder zuſammen, indem ſie erſt in dem höchſten Tone, auf welchen ſie in dem Declamiren gekommen waren, Athem hohlten, und dieſes Athemhohlen durch alle Töne herab fortſetzten, bis ſie auf dem tiefſten Ton damit kamen, welchen ſie in ihrer Declamation gebraucht hatten. So viel Vortheile nun duch die Beredſamkeit zu Rom verſchafte, ſo ſehr ſich auch dieſe durch eine ſchöne Stimme ausnimt, ſo will Cicero doch nicht, daß ein Redner ſich zum Sklaven ſeiner Stimme mache, wie es die Komödianten zu thun pflegten. (*) Me autore nemo dicendi ſtudioſus Græcorum & Tragœdorum more voci ſerviet, qui & annos complures ſedentes declamitant, & quotidie antequam pronuncient, vocem cubantes ſenſim excitant: eamdem cum egerint, ab acutiſſimo ſono usque ad graviſſimum ſonum recolligunt. Gleichwohl erhellet, daß wenig Zeit nach dem Tode des Cicero, welchen Seneca der Vater noch ſehen können, wie er ſelbſt ſagt, die

römiſchen

(*) Cic. de Orat. lib. I.

römiſchen Redner zu Erhaltung ihrer Stimme, ſich aller der abergläubiſchſten Hülfsmittel der Schauſpieler bedienten. Seneca ſchreibt alſo als etwas ſeltenes, wenn er von dem Porcius Latro, einem zeitverwandten Redner, und zugleich ſeinem Freund und ſeinem Mitſchüler redet: daß dieſer Porcius, welcher in Spanien war erzogen worden, und ſich an ein mäßiges und arbeitſames Leben, dergleichen man in den Provinzen noch führete, gewöhnt hatte, zur Erhaltung ſeiner Stimme nichts gebraucht, und auch nicht einmal die methodiſche Entwicklung derſelben, von dem höchſten Tone bis zu dem tiefſten, beobachtet habe. (*) Nil vocis cauſa facere, non illam per gradus paulatim ab imo uſque ad ſummum perducere, non rurſus a ſumma contentione paribus intervallis deſcendere, non ſudorem unctione diſcutere.

Wenn Perſius von denjenigen ſpricht, die ſich gefaßt machen öffentlich zu reden, ſo rechnet er unter die Vorſichtigkeiten, deren ſie ſich bedienen, auch das Ausſpielen der Gurgel mit einem ausdrücklich dazu verfertigten Waſſer.

> Grande aliquid, quod pulmo animæ prælargus anhelet:
> Scilicet hæc populo, pexusque togaque recenti,

liqui-

(*) Seneca Controv. lib. I.

— — — liquido cum plasmate guttur
Mobile conlueris. (*)

Ariſtoteles (**) hatte eben das geſagt, was Cicero von der Sorgfalt ſagt, mit welcher die Schauſpieler, und diejenigen, welche in den Chören ſingen, ihre Stimme zu erhalten ſuchten. Apulejus meldet uns auch, daß die tragiſchen Schauſpieler alle Tage etwas declamirten, damit ihre Sprachwerkzeuge, ſo zu reden, nicht einroſteten. Deſuetudo omnibus pigritiam, pigritia veternum parit. Tragœdi adeo ni quotidie proclament claritudo arteriis obſoleſcit. Igitur itidentidem boando purgant ravim. (***) Man findet in den Schriften der Alten unzählige Beweiſe, daß ihre Aufmerkſamkeit auf alles, was die Stimme verſtärken oder verſchönern konnte, ſich bis zum Aberglauben erſtreckte. Aus dem dritten Hauptſtücke des eilften Buchs des Quintilians kann man ſehen, daß die Alten, in Anſehung einer jeden Art der Beredſamkeit, ſehr tiefſinnige Betrachtungen über die Natur der menſchlichen Stimme, und über alle dienliche Hülfsmittel, ſie durch die Uebung zu ſtärken, angeſtellet hatten. Die Kunſt, welche die Stimme ſtärken und gehörig brauchen lehrte, war ſogar eine beſondre Profeßion geworden. Plinius

---

(*) Perſius ſat. pr.
(**) Ariſt. Prob. lib. 10.
(***) Flor. lib. 2.

Plinius merkt an verſchiednen Stellen ſeiner Geſchichte mehr als zwanzig Pflanzen, Specifica oder dienliche Recepte zur Stärkung der Stimme an. Dieſe Sorgfalt war ein Theil der ernſthafteſten Beſchäftigungen aller derjenigen, welche öffentlich zu reden hatten. Ich will hier bloß den Nero anführen, dieſen Komödianten, den die Götter die Regierung der Welt anzuvertrauen für gut befanden. Plinius erzehlt, dieſer Monarch ſey der Erfinder einer neuen Methode, die Stimme zu verſtärken geweſen. Sie beſtand darinn, daß man eine Platte Bley auf die Bruſt legte, und dabey aus allen Kräften declamirte. (*) Nero, quoniam ita diis placuit princeps, lamina pectorii impoſita ſub ea Cantica exlamans alendis vocibus demonſtravit rationem. Suetonius fügt ſogar dem, was Plinius erzehlt, einige ſonderbare Umſtände bey. Nachdem er von der Diät und den Hülfsmitteln zu Erhaltung einer ſchönen Stimme geredet, ſo erzehlt er, daß Nero, nachdem er von ſeiner Reiſe durch Griechenland zurückgekommen, ſo zärtlich mit ſeiner Stimme umgegangen, daß er ungemein viel Arzeneyen, zu ihrer Erhaltung gebraucht, und daß er bey der Muſterung der Truppen, durchaus nicht mehr, einen jeden Soldaten, nach der alten Gewohnheit, bey ſeinen Namen ruffen wollen. Er ließ ſie durch denjenigen Bedienten rufen, welchen die

---

(*) Plin. lib. 39. cap. 3.

die Römer bey ſich hatten, und der bey den Gelegenheiten, wo ſie ſehr laut hätten reden ſollen, für ſie ſprechen mußte. Nec eorum quidquam omittere quæ generis ejus artifices, vel conſervandæ vocis cauſa vel augendæ factitarent. Sed & plumbeam chartam ſupinus pectore ſuſtinere & cliſtere vomituque purgari, & abſtinere pomis cibisque officientibus. Ac poſt hæc tantum abſuit a remittendo laxandoque ſtudio, ut conſervandæ vocis gratia neque milites unquam niſi alio verba pronunciante appellaret. Ein wenig ausſchweifende Einbildung iſt von je her die Eigenſchaft der Komödianten geweſen. Allein ſelbſt dieſe Einbildungen des Nero und ſeines gleichen zeigen genugſam, wie hoch alle Künſte, bey welchen es auf die Schönheit der Stimme ankam, zu der Zeit geſchätzt worden.

Sechzehnter Abſchnitt.

Von den Pantomimen, oder den Schauſpielern, welche, ohne zu reden, ſpielten.

Es war den Alten nicht genug, daß ſie die hypokritiſche Muſik, oder die Kunſt der Gebehrden, in eine Methode gebracht hatten, ſondern ſie hatten ſie auch ſo vollkommen gemacht, daß ſich Komödianten fanden, die alle Arten von dramatiſchen Stücken, ohne ein Wort zu reden, zu ſpielen wagten. Es waren dieſes die Pantomimen, welche alles, was ſie ſagen wollten, mit Gebehrden ausdrückten, die die Kunſt der Saltation lehrte. Wird ſich Venus, ſagt Arnobius in ſeinem Werke wider den heidniſchen Aberglauben, deswegen beſänftigen, weil ein Pantomime den Adonis mit Gebehrden, welche die Tanzkunſt lehret, vorgeſtellet hat? (*) Obliterabit offenſam Venus, ſi Adonis in habitu geſtum agere viderit ſaltatoriis in motibus Pantomimum? Die Pantomimen ſpielten alſo gemeiniglich ohne zu reden. Hiſtriones quasdam in theatro fabulas ſine verbis ſaltando, plerumque aperiunt & exponunt. (**) Die Hiſtrione ſtellen uns gemeiniglich ein Stück vor, ohne zu reden.

Es ſcheint zwar in der That, wen man den Lucian (***) lieſet, als ob man manchmal den Innhalt des Stücks, welches der Pantomime verſtellte, geſungen habe; allein es erhellet aus andern Stellen, die ich weiter unten anführen werde, nicht weniger, daß die Pantomimen auch oft geſpielt, ohne daß jemand die Verſe desjenigen Auftritts, den ſie mit ihrem ſtummen Spiele vorſtellten, dabey geſungen oder recitiret. Den Namen Pantomimen, welcher einen Nachahmer aller Dinge bedeutet, hatte dieſe Art von

Komö-

(*) Arnob. adverſ. Gent. lib. 7.

(**) Aug. de Magiſt.

(***) Lucianus de Orch.

Komödianten ohne Zweifel deswegen bekommen, weil ſie mit ihren Gebehrden alles nachahmten und alles damit zu verſtehen gaben. Wir werden ſehen, daß der Pantomime manchmal nicht nur eine Perſon vorſtellte, wie es die andern Komödianten thun, ſondern daß er auch manchmal mit ſeinen Gebehrden die Handlung verſchiedner Perſonen bezeichnete. Wenn man, zum Exempel, manchmal in der Komödie Amphitryo die Scene zwiſchen dem Mercur und dem Soſias unter zwey Pantomimen theilte; wenn manchmal ein Schauſpieler die Rolle des Soſias, und ein andrer die Rolle des Mercurius ſpielte, ſo ſpielte auch manchmal ein einziger Schauſpieler beyde Rollen zugleich, indem er bald die Perſon des Soſias und bald die Perſon des Mercurius vorſtellte.

Wir haben oben geſagt, daß die Kunſt der Gebehrden aus natürlichen und aus willkührlichen Gebehrden beſtehe. Es iſt leicht zu glauben, daß ſich die Pantomimen beyder werden bedient, und doch noch nicht genug Mittel gehabt haben, ihre Gedancken auszudrücken. Daher mußten auch, wie der h. Auguſtinus ſagt, alle Bewegungen eines Pantomimen etwas bedeuten. Alle ſeine Gebehrden waren, ſo zu ſagen, Redensarten, allein nur für diejenigen, welche den Schlüſſel dazu hatten. (*) Hiſtrio-

---

(*) S. Auguſt. de Doctr. Chr. Lib. 2.

nes omnium membrorum motibus dant ſigna quædam ſcientibus & cum oculis eorum fabulantur.

Da die Pantomimen viele Gebehrden brauchten, deren Bedeutung willkührlich war, ſo mußte man an ihren Ausdruck ſchon gewöhnt ſeyn, um von dem, was ſie ſagen wollten, nichts zu verlieren. Der h. Auguſtinus lehrt uns auch wirklich in eben dem angeführten Buche, daß, als die Pantomimen auf dem Theater in Karthago zu ſpielen angefangen, der öffentliche Ausrufer eine lange Zeit hindurch dem Volke vorher den Innhalt des Stücks, welches ſie mit ihrem ſtummen Spiele vorſtellen wollten, bekannt machen müſſen. Und es giebt noch jetzt, fügt dieſer Kirchenlehrer hinzu, alte Leute, die ſich, wie ſie mir erzehlt haben, dieſes Gebrauchs erinnern. Wir ſehen übrigens, daß diejenigen, welche der Geheimniſſe dieſer Schauſpiele nicht kundig ſind, dasjenige nicht recht verſtehen, was die Pantomimen ſagen wollen, wenn es ihnen nicht von denjenigen, die um ſie herum ſtehen, erklärt wird. Primis temporibus ſaltante Pantomimo præco pronunciabat populis Carthaginis, quod ſaltator vellet intelligi. Quod adhuc multi meminerunt ſenes quorum relatu hæc ſolemus audire. Quod ideo credendum eſt, quia nunc quoque ſi quis talium nugarum imperitus intraverit, niſi ei dicatur ab altero, quid illi motus ſignificent, fruſtra intentus eſt.

Allein die Gewohnheit lehrte auch diejenigen die ſtumme Sprache der Pantomimen verſtehen, die ſie nicht methodiſch erlernt hatten, ſo wie ſie ungefehr die Bedeutung aller Worte einer fremden Sprache lehrt, von der man ſchon einige Ausdrücke weiß, wenn man mitten unter dem Volke lebt, welches dieſe Sprache redet. Aus dem Worte, welches man weiß, erräth man ein anders, welches man nicht weiß, und aus dieſem lernt man wieder ein anders errathen. Wenn man einmal dieſe Sprache verſtand, ſo konnte man aus den Gebehrden, die man wußte, auch diejenigen neuen Gebehrden errathen, welche die Pantomimen, allem Anſehen nach, von Zeit zu Zeit erfanden; und dieſe neue Gebehrden dienten hernach wiederum, noch neuere daraus zuverſtehen.

Das Gedicht des Sidonius Apollinaris, welches die Aufſchrift, **Narbonna**, führt, und an den Conſentius, einen Bürger dieſer Stadt gerichtet iſt, verſichert uns ausdrücklich, daß verſchiedne Pantomimen ihre Stücke, ohne ein einziges Wort zu reden, geſpielt haben. Sidonius ſagt darinne zu ſeinem Freunde: „Wenn „du mit deinen Angelegenheiten fertig wareſt, „und dich zur Erhohlung in das Theater begabeſt, ſo zitterten alle Komödianten vor dir. „Es ſchien, als ob ſie vor dem Apollo und den „neuen Muſen ſpielen ſollten. Du wußteſt es „ſogleich, was Caramalus und Phabaton, ohne „ein Wort zu reden, vorſtellten, indem ſie ſich

„bald, ſo zu ſagen, durch eine redende Gebehrde, bald durch ein Zeichen mit dem Kopfe, bald durch ein Zeichen mit der Hand, und bald durch eine andre Bewegung des Körpers ausdrückten. Du wußteſt es ſogleich, ob es Jaſon, oder Thyeſt, oder eine andre Perſon war, die ſie vorſtellen wollten.

Coram te Caramalus aut Phabaton
Clauſis faucibus & loquente geſtu
Nutu, crure, genu, manu, rotatu, &c. (*)

Dieſer Caramalus und dieſer Phabaton waren, wie uns der Pater Sirmond in ſeinen Anmerkungen über den Sidonius (**) lehret, zwey berühmte Pamtomimen, deren in den Briefen des Ariſtenetus und bey dem Skoliaſtiker Leontius gedacht wird. Der Ausleger des Sidonius führt auch bey dieſer Gelegenheit folgende alte Sinnſchrift an, deren Verfaſſer nicht bekannt iſt

Tot linguæ, quot membra viro, mirabilis eſt ars
Quæ facit articulos, ore ſilente, loqui.

Alle Glieder des Pantomimen ſind ſo viel Zungen, mit welchen er reden kann, ohne den Mund aufzuthun.

Man kann ſich ganz wohl vorſtellen, wie es die Pantomimen müſſen gemacht haben, um eine Handlung deutlich zu bezeichnen, und durch Gebehr-

---

(*) Sidon. Car. 23. ver. 268.

(**) Sirm. in not. ad Sidon. p. 157.

Gebehrden in ihrem eigentlichen Verſtande genommene Worte zu verſtehen zu geben, als der Himmel, die Erde, der Menſch; wohin ich auch die Zeitwörter rechne, die eine Handlung oder eine leidende Beſchaffenheit bedeuten. Wie aber konnten ſie, wird man fragen, die Worte zu verſtehen geben, die in figürlichem Verſtande genommen werden, und die in der poetiſchen Schreibart ſo häufig ſind? Vors erſte will ich hierauf antworten, daß man manchmal aus dem Sinn der ganzen Redensart den Verſtand dieſer figürlich genommenen Worte ſchlieſſen konnte.

Zweytens giebt uns Macrobius(*) einiger Maaſſen einen Begrif, wie es die Pantomimen machten, wenn ſie dergleichen Worte auszudrücken hatten. Er erzehlt, Hylas, der Schüler und Nebenbuhler des Pylades, welcher die Kunſt der Pantomimen, wie wir bald ſagen werden, erfunden hatte, habe eine Monologe nach ſeiner Art aufgeführt, die ſich mit den Worten, **der groſſe Agamemnon** geſchloſſen. Um dieſe auszudrücken, machte Hylas die Gebehrden eines Menſchen, welcher ſich mit einem andern, welcher gröſſer iſt als er, meſſen will. Hier nun rufte ihm Pylades zu: Du machſt aus deinem Agamemnon wohl einen langen Mann, aber keinen groſſen. Das Volk verlangte hierauf, daß Pylades ſogleich eben dieſe Rolle ſpielen ſollte. Auguſtus, unter deſſen Regierung dieſes geſchahe, ſahe

---

(*) Macrob. Saturn. 2. cap. 7.

ſahe es lieber, wenn das Volk im Theater, als wenn es auf dem Campo Martio den Herrn ſpielen wollte. Pylades mußte dem Volke alſo gehorchen; und als er auf die Stelle kam, bey welcher er ſeinen Schüler ſo laut getadelt hatte, ſo ſtellte er durch ſeine Gebehrden und durch ſeine Stellung das Betragen eines Menſchen vor, welcher ſich in einem ernſten Nachdenken vertieft hat, um den eigentlichen Charakter des groſſen Mannes auszudrücken. Was er damit ſagen wollte, konnte man ſich leicht vorſtellen; dieſes nehmlich, daß ein Mann, welcher gröſſer ſeyn ſolle, als andre, derjenige ſey, welcher mehr und tieffer denke, als andre. Die Nacheiferung war zwiſchen dem Pylades und Bathyllus, einem andern Pantomimen, ſo groß, daß Auguſtus, der ſich manchmal dadurch in Verlegenheit geſetzt ſahe, für gut befand, mit dem Pylades deswegen zu ſprechen, und ihn zu ermahnen, daß er mit ſeinem Nebenbuhler, welchen Mäcenas beſchützte, in gutem Verſtändniſſe leben möchte. (*) Pylades aber antwortete ihm weiter nichts als dieſes, daß es am beſten für den Kayſer wäre, wenn ſich das Volk nur mit dem Bathyllus und Pylades beſchäftigte. Man kann ſich leicht einbilden, daß es Auguſtus nicht für dienlich hielt, auf dieſe Antwort etwas zu erwiedern.

Wir wollen nunmehr die Perſon der Pantomimen betrachten. Der Verfaſſer des Werks wider

---

(*) Dio lib. 54.

wider die Schauſpiele der Alten, welches wir unter den Werken des h. Cyprianus haben, beſchreibt einen Pantomimen, als ein Ungeheuer, welches weder Mann noch Weib ſey, deren Manieren weit geiler wären, als die Manieren irgend einer Hure, und deſſen Kunſt darinn beſtehe, daß er mit ſeinen Gebehrden reden könne. Gleichwohl, fügt er hinzu, wird die ganze Stadt in Bewegung geſetzt, ihn die ſchändlichen Ausſchweifungen des fabelhaften Alterthums, durch Gebehrden vorſtellen zu ſehen. Huic dedecori condignum dedecus ſuper inducitur, homo fractus omnibus membris, & vir ultra muliebrem mollitiem diſſolutus. Cui ars eſt verba manibus expedire, & propter unum neſcio quem nec virum nec fœminam, commovetur civitas, ut deſaltentur fabuloſæ antiquitatis libidines. Die Römer mußten ſich vielleicht in den Kopf geſetzt haben, daß ihre Pantomimen, wenn ſie ſie zu Verſchnittenen machten, eine gewiſſe Geſchmeidigkeit des ganzen Körpers behalten würden, welche Männer nicht haben könnten. Dieſer Gedanke, oder wenn man lieber will, dieſe Grille war Urſache, daß ſie an den Kindern, welche zu dieſer Profeßion beſtimmt wurden, eben die Grauſamkeit verübten, welche man in einigen Ländern noch jetzt an den Kindern ausübt, die ihre Stimme nicht verlieren ſollen. Der h. Cyprianus ſagt in dem Briefe, in welchen er dem Donatus von den Urſachen

Rechenſchaft giebt, die ihn die chriſtliche Religion anzunehmen bewogen, daß die Schauſpiele, welche einen Theil des heidniſchen Götterdienſtes ausmachten, voller Unzucht und Grauſamkeit wären. Nachdem er die Abſcheulichkeiten des Amphitheaters angeführt, fügt er, indem er von den Pantomimen ſpricht, hinzu, daß man die Mannsperſonen aus ihrem Geſchlechte herabſetze, um ſie zu einer ſo ehrloſen Profeßion geſchickter zu machen, und daß man von demjenigen Lehrmeiſter, welchem es am beſten gelungen, einer Mannsperſon das Anſehen einer Frau zu geben, rühme, daß er die beſten Schüler habe. Evirantur mares, omnis honor & vigor ſexus enervati corporis dedecore emollitur. plusque illic placet quisquis virum in fœminam magis fregerit. Wie viel Ungemach, ſagt Tertullianus in ſeinem Werke wider die Schauſpiele, muß ein Pantomime an ſeinem Körper ausſtehen, wenn er ein Künſtler in ſeiner Art werden will? Quæ denique Pantomimus a pueritia patitur in corpore, ut artifex eſſe poſſit.

Lucianus (*) ſagt es auch ausdrücklich, daß nichts ſchwerer zu finden ſey, als ein gutes Subjectum, aus welchem man einen Pantomimen machen könne. Nachdem er von der Geſtalt, von der Geſchmeidigkeit, von der Leichtigkeit, und von dem Ohre, welches er haben müßte, geredet, ſagt er, es ſey eben ſo leicht ein Geſicht zu finden,

---

(*) Lucian. de Orch.

finden, welches zugleich ſanft und majeſtätiſch wäre. Er verlangt hierauf, daß man dieſen Schauſpieler die Muſik, die Geſchichte und ich weis nicht wie viel Dinge noch lehren ſolle, die dem, der ſie wüßte, den Namen eines Gelehrten verdienen könnten.

Wir leſen bey dem Zoſimus (*) und Suidas, daß die Kunſt der Pantomimen zu Rom unter der Regierung des Auguſtus aufgekommen, welches dem Lucianus Anlaß gegeben zu ſagen, Sokrates habe die Tanzkunſt nur in ihrer Wiege geſehen. Zoſimus rechnet die Erfindung der Kunſt der Pantomimen unter die Urſachen, welche die Sitten des römiſchen Volks verdorben, und dem Staate ſo viel Unheil zugezogen hätten. Nam & Pantomimorum ſaltatio prius incognita, temporibus iis in uſu eſſe cœpit, Pylade ac Bathyllo primis ejus autoribus, & præterea quædam alia, quæ multis huc uſque malis cauſam præbuerunt. Die Römer wurden auch in der That auf dieſe Art von Schauſpielen ganz raſend.

Die zwey erſten Erfinder dieſer Kunſt waren alſo Pylades und Bathyllus, die ihre Namen in der römiſchen Geſchichte ſo berühmt gemacht haben, als es in der neuern Geſchichte der Name eines Angebers irgend einer Stiftung nur immer ſeyn kann. Pylades hatte die Sammlung ſeiner Gebehrden, ſo zu reden, aus den drey Samm-

---

(*) Zos. Hiſt. lib. pr.

lungen der Gebehrden gezogen, von welchen wir bereits geſprochen haben, und die für die Tragödien, für die Komödien und für dasjenige dramatiſche Gedicht gehörten, welches die Alten Satyren nannten. (*) Pylades hatte die Kunſt der Pantomiſchen Gebehrden ἰταλικὴν ὄρχησιν das italiäniſche Tanzen, genennt. Nach den Zeiten des Pylades hatte man alſo vier Sammlungen der theatraliſchen Gebehrden. Die **Emmelie**, deren man ſich zur Tragödie bediente; den **Kordax**, den man zur Komödie brauchte; die **Sikinnis** für die Satyre und die **italiäniſche Art** für diejenigen Stücke, welche von den Pantomimen aufgeführet wurden. **Calliachius**, welcher im Jahr 1708 als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften zu Padua ſtarb, (**) behauptet, die Kunſt der Pantomimen ſey älter als Auguſtus; allein er beweiſet ſeine Meinung ſchlecht. Er nimmt für die Kunſt der Pantomimen, welche darinn beſtand, daß ſie ein Stück oder eine aneinander hangende Scene, ohne zu reden, vorſtellen konnten, das, was Livius (***) imitandorum carminum actum nennet, die Kunſt irgend eine Leidenſchaft nach Gutbefinden tanzend auszudrücken, welche freylich älter als Auguſtus war.

Wir

(*) Athenæ. lib. pr.

(**) De ludis ſcenicis cap. 9 & 10.

(***) Livius lib. 7.

Wir wollen weiter unten eine Stelle des ältern Seneca anführen, welcher den Pylades und Bathyllus hat ſehen können, und in der er uns ſagt, daß Pylades es dem Bathyllus in tragiſchen Stücken weit zuvor gethan, daß aber auch Bathyllus den Pylades in komiſchen Stücken weit übertroffen. Athenäus macht uns von dieſen zwey Pantomimen eben dieſelbe Vorſtellung, die wir auch in vielen andern alten Schriftſtellern bekräftiget finden.

Um zu ſagen, die Pantomimen ſpielten ein Stück, ſagte man fabulam ſaltabant, und die Urſache hiervon haben wir bereits angeführt. Man brauchte zu dieſen Vorſtellungen Flöten von ganz beſonderer Art, welche man Tibias dactylicas (*) nennte. Vielleicht ahmte der Klang dieſer Flöten dem Klange der menſchlichen Stimme beſſer nach, als andre, wie etwa unſere Traverſierflöten. Sie ſchickten ſich vielleicht beſſer dazu, den Inhalt zu ſpielen, oder, nach meiner Muthmaſſung, den in Noten gebrachten Geſang der Verſe, welche bey den gewöhnlichen Vorſtellungen recitirt wurden; denn man ſiehet aus einer Stelle des Caßiodorus, (**) welche oben angeführt worden, daß die dactyliſche Flöte noch von andern Inſtrumenten unterſtützt worden, die ihrem Geſange, allem Anſehen nach, ſtatt des Generalbaſſes dienten.

Was

(*) Onom. Poll. lib. 4. c. 10.

(**) Caſſiod. Epiſt. 51. lib. 4.

Was am wunderbarſten hierbey ſcheinen wird, iſt dieſes, daß die Komödianten, welche ihre Stücke, ohne zu reden, ſpielten, ſich der Bewegungen des Geſichts bey ihrer ſtummen Declamation nicht bedienen konnten. Sie mußten ſich durch die Bewegungen der übrigen Glieder auszudrücken wiſſen; denn ſo viel iſt ganz gewiß, daß ſie eben ſowohl, wie die übrigen Komödianten unter der Maske ſpielten. Lucianus ſagt, die Maske der Pantomimen habe keinen ſo weit aufſtehenden Mund gehabt, wie die Masken der gewöhnlichen Komödianten, und ſie hätte überhaupt weit annehmlicher ausgeſehen. Macrobius erzehlt, Pylades habe ſich einsmals ſehr erzürnt, als er den raſenden Herkules geſpielt, und die Zuſchauer ſeine Gebehrden, die nach ihrer Meinung allzu übertrieben geweſen, tadeln wollen. Er nahm alſo ſeine Maske ab, und rief ihnen zu: ihr Narren, ich ſtelle ja einen Menſchen vor, der noch närriſcher iſt, als ihr. Macrobius erzehlt, am angeführten Orte, noch andre dergleichen Züge von dieſem berühmten Erfinder der Pantomimen. (*)

Es iſt glaublich, daß dieſe Komödianten Anfangs nur diejenigen Scenen aus Tragödien und Komödien werden vorgeſtellt haben, welche Cantica genennt wurden. Ich ſtütze mich mit dieſer Muthmaſſung auf zwey Gründe. Der erſte iſt dieſer, weil die Schriftſteller des Alterthums, welche

---

(*) Macrob. Saturnal. lib. 2. cap. 7.

welche vor dem Apulejus gelebt haben, niemals, ſoviel ich mich erinnere, von dramatiſchen Stücken reden, welche von ganzen Banden pantomiſcher Schauſpieler aufgeführet worden. Sie reden nur bloß von Monologen und Canticis, die von ſtummen Komödianten getanzt worden. Wir finden ſogar in dem oft angeführten Werke des Lucians, daß ein Fremder, als er fünf Kleider geſehen, die für einen einzigen Pantomimen verfertiget worden, welcher fünf verſchiedene Rollen hinter einander ſpielen ſollen, gefragt habe, ob er alle fünf Kleider auf einmal anziehen werde. Allem Anſehn nach hätte er dieſe Frage wohl nicht thun können, wenn man damals ſchon ganze Banden pantomimiſcher Komödianten gehabt hätte. Der zweite Grund iſt dieſer, daß es natürlicher Weiſe faſt nicht anders ſeyn können. Die erſten Pantomimen, wenn die Zuſchauer einen Geſchmack an ihnen haben finden ſollen, werden es freylich ſo haben einrichten müſſen, daß ſie von ihnen haben können verſtanden werden; und damit ſie deſto leichter verſtanden werden könnten, werden ſie, ohne Zweifel, Anfangs nur die ſchönſten Scenen der bekannteſten dramatiſchen Stücke, in ihrer ſtummen Declamation vorgeſtellt haben. Wenn zu Paris Pantomimen aufkommen wollten, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie ungefehr mit den ſchönſten Scenen des Cid, oder anderer bekannten Stücke anfangen und beſonders diejenigen wählen würden, wo die Handlung von dem Komödianten verſchiedne beſondre Stellungen, verſchiedne merkliche Gebehrden erfordert, die man ſogleich verſtehen kann, ohne daß man die Rede dazu hört, die ſie natürlicher Weiſe zu begleiten pflegen. Von Seiten der Luſtſpiele würden ſie vielleicht mit der Scene zwiſchen dem Soſias und Mercur in dem erſten Auftritte des Amphitryo den Anfang machen. Oder wenn dieſe Pantomimen Scenen aus unſern Opern aufführen wollten, ſo würden ſie vielleicht zum Anfange die letzte Scene des vierten Aufzugs im Roland, wo dieſer Held raſend wird, dazu wehlen.

Vielleicht war es gar erſt zu den Zeiten des Lucianus, als ſich vollſtändige Banden von Pantominen zuſammen thaten, und aneinanderhangende Stücke zu ſpielen anfingen. Apulejus, welcher den Lucian noch kann gekannt haben, theilt uns eine genaue Beſchreibung von dem Urtheile des Paris mit, welches von einer Bande Pantomimen aufgeführet worden. (*) Man ſieht darinne, daß Juno, Pallas und Venus, eine nach der andern, mit dem Paris geſprochen, und ihm die Vorſchläge gethan, die jederman weiß, indem ſie ſich mit Gebehrden und Stellungen, die von Inſtrumenten accompagnirt worden, ausgedrückt. Apulejus merkt es mehr als einmal an, daß ſie ihre Gedanken mit Gebehrden

---

(*) Macrob. Saturnal. lib. 2. cap. 7.

behrden zu verſtehen gegeben; nutibus oder geſtibus. Wenn er von der Juno ſpricht, ſagt er: Hæc puella varios modulos concinente tibia, præ cæteris quieta & inaffectata geſticulatione, nutibus honeſtis paſtori pollicetur, ſi ſibi præmium decoris addixiſſet, & ſeſe regnum totius Aſiæ tributuram. Von der Minerva ſagt er: Hæc inquieto capite & oculis in aſpectum minacibus citato & intorto genere geſticulationis alacer, demonſtrabat Paridi, ſi ſibi formæ victoriam tradidiſſet, fortem trophæisque bellicis inclytum ſuis adminiculis futurum. Von der Venus heißt es: Senſim annutante capite cœpit incedere, mollique tibiarum ſono delicatis reſpondere geſtibus, & non nunquam ſaltare ſolis oculis. Hæc ut primum ante conſpectum judicis facta eſt, niſu brachiorum polliceri videbatur &c. Eine jede Göttin hatte auch ihre beſondere und aus verſchiedenen Schauſpielern beſtehende Begleitung.

Weil die Pantomimen nichts reden durften, und nur Gebehrden zu machen hatten, ſo begreift man leicht, daß alle ihre Bezeigungen viel lebhafter, und alle ihre Action viel feuriger müſſe geweſen ſeyn, als die Action gewöhnlicher Komödianten zu ſeyn pflegte. Dieſe letztern konnten nur einen Theil ihrer Aufmerkſamkeit und ihrer Kräfte auf die Gebehrden wenden, weil ſie in den Geſprächen ſelbſt redten, und in den Monologen, die ein andrer für ſie ſagte, bedacht ſeyn mußten, ihr ſtummes Spiel mit der Recitation dieſes andern, welcher für ſie redte, den Takt halten zu laſſen. Der Pantomime hingegen war von ſeiner Action völlig Meiſter, und ſeine einzige Sorge ging bloß dahin, das, was er ausdrücken wollte, verſtändlich zu machen. Daher nennt Caſſiodorus die Pantomimen auch Leute, deren beredte Hände, ſo zu reden, an der Spitze eines jeden Fingers eine Zunge hätten; Leute, welche redten, indem ſie ſtille ſchwiegen, und eine ganze Erzehlung machen könnten, ohne den Mund aufzuthun; kurz, Leute, welche die Polyhymnia, die Muſe, welche der Muſik vorſtand, ſelbſt gebildet habe, um zu zeigen, daß man eben nicht Worte articuliren müſſe, um ſeine Gedanken zu verſtehen zu geben. So drückt er ſich nehmlich in dem Briefe aus, welchen er im Namen des Theodoricus, Königs der Oſtrogoten, an den Symmachus, Präfectus von Rom, ſchreibet, um ihn zu befehlen, das Theater des Pompejus auf Unkoſten dieſes Monarchen wieder ausbeſſern zu laſſen. Nachdem er nehmlich von den Tragödien und Komödien, die auf dieſem Theater vorgeſtellt wurden, geredet, ſo fügt er hinzu: (*) Orcheſtarum loquaciſſimæ manus, linguoſi digiti, ſilentium clamoſum, expoſitio tacita, quam Muſa Polyhymnia reperiſſe narratur, oſtendens homines poſſe ſine oris afflatu velle ſuum declarare. Wenn

---

(*) Variar. Epiſt. lib. 4. epiſt. 51.

Wenn man dem Martial und einigen andern Dichtern glauben will, ſo machten die Pantomimen recht erſtaunliche Eindrücke auf die Zuſchauer. Man weis die Verſe des Juvenals

Chironomum Lædam molli ſaltante Bathyllo
Tuccia &c.

Allein die meiſten dieſer Stellen ſind ſo beſchaffen, daß man ſie auch nicht einmal lateiniſch anführen kann. Uebrigens ſind auch die Dichter wegen des Uebertreibens verdächtig. Wir müſſen uns alſo mit der Anführung proſaiſcher Schriftſteller begnügen.

Seneca der Vater, welcher in einem Stande lebte, der zu ſeiner Zeit einer von den angeſehenſten war, geſteht es ſelbſt, daß ſein Geſchmack an den Vorſtellungen der Pantomimen eine wahrhafte Leidenſchaft geworden ſey. Und damit ich mich, ſagt er, auf meine Krankheit beruffe, ſo mußt du wiſſen, daß Pylades und Bathyllus gar nicht mehr eben dieſelben Schauſpieler waren, wenn jener in der Komödie und dieſer in der Tragödie ſpielte. Seneca ſagt dieſes, wenn er von der Schwierigkeit redet, in mehr als einer Profeſſion gleich glücklich zu ſeyn. (*) Et ut ad morbum te meum vocem, Pylades in Comœdia, Bathyllus in Tragœdia multum a ſe aberant. Lucian ſagt, man habe bey den Vorſtellungen der Pantomimen eben ſo wohl, als bey andern dramatiſchen Stücken geweint.

(*) Seneca in Controv. 2

Unter den nordiſchen Völkern Europens würde die Kunſt der Pantomimen einen ſolchen Fortgang bey weiten nicht haben, weil dieſer ihre natürliche Action nicht ſehr beredt und auch nicht ſo merklich iſt, daß man ſie gleich wieder erkennen könne, wenn man ſie, ohne die Rede dabey zu hören, ſieht, mit welcher ſie gemeiniglich verbunden iſt. Die Nachbildung iſt allezeit weniger lebhaft als das Original. In Italien aber, wie wir ſchon angemerkt haben, ſind alle Unterredungen mit weit mehr Bezeigungen angefüllt, und reden den Augen, wenn ich mich dieſes Ausdrucks bedienen darf, weit mehr, als in unſern Gegenden. Wenn ein Römer einmal den Ernſt ſeines gezwungenen Betragens ablegen und ſeiner natürliche Lebhaftigkeit den Zügel laſſen will, ſo iſt er an Gebehrden und Bezeigungen, die faſt alle ganze Redensarten bedeuten, ungemein fruchtbar. Seine Action macht Dinge verſtändlich, die unſre Action nimmermehr würde errathen laſſen, und ſeine Gebehrden nehmen ſich ſo ſehr aus, daß man ſie ſo gleich wieder kennt, wenn man ſie ſieht. Wenn daher ein Römer von einer wichtigen Sache mit einem Freunde in geheim reden will, ſo iſt es ihm nicht genug, wenn er nur von andern nicht kann gehört werden, ſondern er braucht die Vorſicht, daß ihn andre auch nicht einmal ſehen können, weil er mit Recht befürchtet, ſeine Gebehrden und die Bewegungen ſeines Geſichts möchten das, was er ſagt, verrathen.

Man muß hierbey nur merken, daß eben daſſelbe Feuer der Einbildungskraft, welches, vermöge einer natürlichen Bewegung, lebhafte, mannichfaltige und ausdrückende Bewegungen machen läßt, auch die Bedeutung derſelben leicht begreiffen hilft, wenn es darauf ankömmt, daß man die Gebehrden eines andern verſtehen ſoll; denn eine Sprache, die man ſelbſt redt, kann man leicht verſtehen. Allein die Sprache der Stummen des Großſultans, welche ihre Landsleute ohne Mühe verſtehen, und die ihnen eine deutlich articulirte Sprache zu ſeyn ſcheinet, würde den nordiſchen Völkern Europens nur ein verwirrtes Gebrumme zu ſeyn ſcheinen. Wenn man mit dieſen Betrachtungen noch eine ſehr gewöhnliche Anmerkung verbindet, daß es nehmlich Völker giebt, deren Naturel viel empfindlicher iſt, als das Naturell andrer Völker; ſo wird man ohne Mühe begreiffen können, wie ſtumme Komödianten die Griechen und Römer, deren natürliche Action ſie nachahmten, gleichwohl ſo ungemein haben rühren können.

Als einen etwanigen Beweis meines Vorgebens will ich das Buch eines italiäniſchen Schriftſtellers, des Giovanni Benifacio, anführen, welches den Titel Arte de' Cenni, oder die Kunſt, ſich durch Zeichen auszudrücken, führet. Es ſcheint nicht, wenn man dieſes Werk lieſet, daß ſein Verfaſſer gewußt habe, daß die Pantominen der Alten ihre Gedanken, ohne zu reden, haben zu verſtehen geben können; und gleichwohl ſcheinet ihm die Sache ſehr wohl möglich. Und dieſes hat ihn Gelegenheit gegeben einen Quartband von mehr als ſechs hundert Seiten zuſammen zu tragen, den er in zwey Abſchnitte abtheilet. In dem erſten zeigt er die Art und Weiſe wie man durch Zeichen und Gebehrden reden ſolle; und in dem zweyten erhärtet er die Nützlichkeit dieſer ſtummen Sprache. Dieſes Buch ward zu Vincenz, im Jahre 1616 gedruckt.

Ich komme auf die alten Schriftſteller zurück, welche von dem glücklichen Fortgange der pantomimiſchen Vorſtellungen reden.

Lucianus erklärt ſich ſelbſt für einen eifrigen Liebhaber der Kunſt der Pantomimen, und man ſieht es, daß es ihm ein Vergnügen muß geweſen ſeyn, alle kleine Geſchichtchen zu erzehlen, die dieſer Kunſt zur Ehre gereichen konnten. Er ſagt unter andern, daß ein cyniſcher Weltweiſe die Kunſt dieſer ſtummen Komödianten ein kindiſches Spielwerk und eine Sammlung von Gebehrden genennt habe, welche durch die Muſik und durch die äuſſerlichen Auszierungen erträglich gemacht würden. Allein ein Pantomime von dem Hofe des Nero, habe den Philoſophen bewieſen, daß er falſch urtheile, indem er die Liebe des Mars und der Venus in ſeiner ſtummen Declamation, ohne irgend ein Accompagnement, vor ihm aufgeführt. Der Cyniker mußte es zugeſtehen, daß die Kunſt der Pantomimen eine wirkliche Kunſt ſey. Auch erzehlet Lucianus, daß ein König aus der Gegend des Pontus Euxinus, welcher unter der Regierung des Nero zu Rom geweſen, bey dieſem Monarchen ſehr eifrig um einen Pantomimen gebeten habe, den er ſpielen geſehen, um ſeinen Dollmetſcher in allerley Sprachen aus ihm zu machen. Dieſen Menſchen, ſagte er, wird ein jeder verſtehen können, anſtatt daß ich jetzt, ich weiß nicht wie viel Dollmetſcher bezahlen muß, um mit meinen Nachbarn Unterhandlungen treiben zu können, welche verſchiedne Sprachen reden, die ich nicht verſtehe.

Wir können eben ſo wenig von der Vortreflichkeit der Kunſt der Pantomimen, als von der Vortreflichkeit der unter zwey Schauſpieler vertheilten Declamation urtheilen. Wir haben weder das eine noch das andre geſehen. Wenigſtens aber werden diejenigen, welche an der italiäniſchen Komödie Vergnügen gefunden, und beſonders den alten Octavio, den alten Scarmouche und ihre Kameraden den Harlequin und Trivelin haben ſpielen ſehen, ſich leicht überreden können, daß man gar wohl verſchiedne Scenen, ohne dabey zu ſprechen, vorſtellen könne Wir können hier aber auch noch geſchehene Dinge anführen, welche es beſſer als alle Vernünfteleyen beweiſen, daß dieſe Ausführung möglich ſey. Es haben ſich in England Banden von Pantomimen hervorgethan, und einige von dieſen Komödianten haben ſogar in Paris, auf dem Theater der komiſchen Oper, ſtumme Scene geſpielt, welche jedermann verſtehen konnte. Obgleich Roger den Mund nicht aufthat, ſo verſtand man doch alles, was er wollte, ohne viele Mühe. Wie viel Fleiß aber hatte Roger auf dieſe Kunſt, in Vergleichung mit den alten Pantomimen, verwendet? Wußte er auch nur, daß jemals ein Pylades und Bathyllus geweſen war?

Vor ungefehr zwanzig Jahren wollte eine Prinzeſſin, welche mit vielem natürlichen Witze viele erlangte Erkenntniſſe verband, und einen groſſen Geſchmack an den Schauſpielen hatte, eine Probe von der Kunſt der alten Pantomimen ſehen, woraus ſie ſich einen richtigern Begriff von ihren Vorſtellungen machen könnte, als ſie durch Leſung der Schriftſteller bekommen hatte. Weil es aber an Schauſpielern fehlte, die in dieſer Kunſt geübt geweſen wären, ſo wehlte ſie einen Tänzer und eine Tänzerin dazu, welche beyde mehr Geiſt beſaſſen, als ihre Profeſſion erforderte, und ſelbſt erfinden konnten. Man ließ ſie alſo auf dem Theater zu Sceaux die Scene des vierten Aufzuges aus den Horaziern des Corneille durch Gebehrden vorſtellen, in welcher der junge Horatius ſeine Schweſter Camilla umbringt; und ſie führten dieſe Scene auch wirklich unter dem Klange verſchiedner Inſtrumente auf, welche einen auf die Worte dieſer Scene componirten Geſang ſpielten, die ein geſchickter Tonkünſtler (*) in Muſik gebracht hatte, als ob man ſie wirklich hätte ſingen ſollen. Unſre zwey angehenden Pantomimen nun ſetzten ſich wechſelsweiſe durch ihre Gebehrden und Bewegungen, bey welchen ſie aber keinen merklichen Tanzſchritt brauchten, ſo ſehr in Bewegung, daß ſie beyde bis zum Weinen gebracht wurden. Und ob auch die Zuſchauer dabey gerührt wurden, wird man wohl nicht fragen. Auch die Chineſer haben noch jetzt Komödianten, welche ohne zu reden, ſpielen, und man weiß, daß die Chineſer dieſe Art von Komödianten ungemein lieben. Und die Tänze der Perſer, was ſind ſie anders, als pantomimiſche Scenen?

So viel iſt gewiß, die Kunſt der Pantomimen bezauberte die Römer gleich bey ihrem erſten Anfange; ſie durchdrang aus der Hauptſtadt die allerentfernteſten Provinzen des Reichs, und blühte ſo lange, als das Reich beſtand. Die Geſchichte der römiſchen Kayſer redet öftrer von berühmten Pantomimen, als von berühmten Rednern. Die Römer waren für die Schauſpiele ſehr eingenommen, wie man aus dem Buche von der Muſik ſehen kann, welches ſich unter den Werken des Plutarchus befindet. Alle die, welche ſich mit der Muſik beſchäftigen, ergeben ſich beſonders der theatraliſchen, als der angenehmſten. Nun

---

(*) Herr Mouret.

aber zogen die Römer die Vorſtellungen der Pantomimen allen Vorſtellungen andrer Komödianten vor.

Wir haben geſehen, daß dieſe Kunſt unter dem Auguſtus ihren Anfang genommen. Sie gefiel dieſem Monarchen ungemein ſehr, und Bathyllus bezauberte den Mäcenas ganz. In den erſten Jahren der Regierung des Tiberius, mußte es der Senat ausdrücklich verbieten, daß die Senatores die Schulen der Pantomimen nicht beſuchen und die römiſchen Ritter keinen Pantomimen Ehren halber auf der Gaſſe begleiten ſollten. Ne Domos Pantomimorum Senator introiret, ne egredientes in publicum Equites Romani cingerent, ſagt Tacitus. (*)

Einige Jahre darauf mußte man die Pantomimen aus Rom verjagen. Der auſſerordentliche Geſchmack, den das Volk an ihren Vorſtellungen fand, gab Gelegenheit zu Cabalen, um dem einen mehr Beyfall als dem andern zu verſchaffen, und dieſe Cabalen wurden zu Meutereyen. Wir ſehen ſogar aus einem Briefe des Caſſiodorus, (**) daß die Pantomimen, zu Nachahmung derjenigen, welche in den Rennſpielen des Circus die Wagen führten, verſchiedne Livreen gewählt hatten. Einige hieſſen die Blauen; und andre die Grünen. Das Volk theilte ſich alſo ſeiner Seits gleichfalls, und alle

die

(*) Tacit. Ann. lib. pr.

(**) Variar. Epiſt. libr. pr. ep. 20.

die Zuſammenrottungen des Circus, deren ſo oft in der römiſchen Geſchichte gedacht wird, nahmen ſich gewiſſer Banden von Pantomimen an. Dieſe Zuſammenrottungen wurden nicht ſelten zu Partheyen, die auf einander ſo ergrimmt waren, als es vielleicht nur jemals die Welſen und Gibelliner unter den deutſchen Kayſern geweſen ſind. Man mußte alſo zu einem Entſchluſſe ſchreiten, der zwar der Regierung, welche bloß das Volk bey gutem zu erhalten ſuchte, indem es ihm Brod austheilen und Schauſpiele anſtellen ließ, ſehr verdrießlich fiel, gleichwohl aber durchaus nothwendig geworden war; nehmlich alle Pantomimen aus Rom zu verjagen.

Wenn ſich Seneca, der Lehrmeiſter des Nero, beklagt, daß verſchiedne Schulen, welche den Namen des Weltweiſen geführt, deſſen Lehrgebäude man darinnen vortrug, untergangen wären, und der Name ihrer Stifter verloſchen ſey, ſo fügt er hinzu: das Andenken eines berühmten Pantomimen hingegen geht nicht unter. Die Schulen des Pylades und Bathyllus beſtehen noch, und werden von ihren Schülern fortgeſezt, deren Folgen nie unterbrochen werden. Die Stadt Rom iſt voll von Lehrern dieſer Kunſt, denen es niemals an Schülern fehlt. Sie finden Bühnen in allen Häuſern, und Männer und Weiber bemühen ſich um die Wette, ſie über ſich zu laſſen. (*) At quanta

cum

(*) Nat. Quæſt. lib. 7. c. 32.

cum cura laboratur ne alicujus Pantomimi nomen intercidat. Stant per ſucceſſores Pyladis & Bathylli domus. Harum artium multi diſcipuli ſunt multique doctores. Privatim urbe tota ſonat pulpitum. Mares uxoresque contendunt, uter det latus illis.

Die geſuchte Zweydeutigkeit, welche ſich in den letzten Worte dieſer Stelle findet, wird durch das erklärt, was Tertullianus von der ausgelaſſenen Liebe ſagt, welche die Männer und Weiber damals gegen die Pantomimen hatten. (*) Quibus viri animas, fœminæ aut illi etiam corpora ſua ſubſternunt. Hierzu kann man noch das fügen, was Galenus in ſeinen Prognoſticis ſagt; er ſey nehmlich zu einer vornehmen Frau geruffen worden, welche an einer auſſerordentlichen Krankheit darnieder gelegen, und habe aus den Veränderungen, welche ſich an der Kranken geäuſſert, ſo oft man in ihrer Gegenwart von einem gewiſſen Pantomimen geſprochen, geſchloſſen, daß ihre ganze Krankheit aus der Liebe, die ſie zu ihm trage, und aus dem Beſtreben, dieſe Liebe zu verbergen, herrühre.

Die Pantomimen wurden auch unter dem Nero und unter einigen andern Kayſern aus Rom verjagt; allein wie wir ſchon geſagt haben, ihre Verbannung dauerte nicht lange, weil ſie das Volk nicht mehr entbehren konnte, und weil ſich Umſtände äuſſerten, in welchen der Regent

---

(*) Tert. de ſpect.

gent der Gunſt des Volks nöthig zu haben glaubte, und ihm alſo zu gefallen zu leben ſuchte. Domitianus, zum Exempel, hatte ſie verjagt, und ſein Nachſolger Nerva rufte ſie wieder zurück, ob er gleich einer von den weiſeſten Kayſern war. Wir leſen auch, daß das Volk ſelbſt, weil es die Unruhen, zu welcher die Pantomimen Gelegenheit gaben, überdrüßig war, manchmal ihre Vertreibung eben ſo eifrig verlangt habe, als es zu andern Zeiten ihre Zurückberufung verlangte. Neque a te minore concentu ut tolleres Pantomimos, quam a patre tuo ut reſtitueret exactum eſt, ſagt der jüngere Plinius, wenn er vom Trajanus redet.

Einige neue Schriftſteller haben geglaubt, Nero habe alle Komödianten aus Rom verjagt, weil Tacitus, wenn er dieſe Verbannung der Pantomimen erzehlt, den allgemeinen Namen braucht, mit welchen man diejenigen, die auf dem Theater ſpielte, belegte. Er jagte alle Hiſtrione aus Italien, ſagt Tacitus, welches das einzige Mittel war, den Aufrühren vorzubeugen, zu welchen in den Theatern Anlaß genommen wurde. (*) Non aliud remedium repertum eſt, quam ut Hiſtriones Italia pellerentur. Allein man kann es beweiſen, daß bloß die Pantominen damals verjagt worden, und daß Tacitus durch eine bey ſolchen Dingen ganz wohl zu entſchuldigende Nachläßigkeit den

---

(*) Tacit. Annal. lib. 13.

Namen der Gattung für den Namen der Art, geſetzt hat. Und zwar erſtlich deswegen, weil Tacitus unmittelbar nach den angeführten Worten einen Umſtand hinzufügt, welcher es deutlich genug beweiſet, daß Nero nicht die Theater habe verſchlieſſen laſſen. Er befahl, ſagt dieſer Geſchichtsſchreiber, daß man von nun an das Theater wieder mit Soldaten beſetzen ſolle, wie man es vordem gethan. Nero hatte dieſe Soldatenwache ſeit einiger Zeit weggenommen, um ſich deſto populärer zu ſtellen. Milesque theatro rurſum aſſideret. Zweytens deswegen, weil Tacitus, wenn er von der Zurückberufung der Hiſtrione redet, ſie ausdrücklich Pantomimen nennet. (*) Redditi quamquam ſcenæ Pantomimi certaminibus ſacris prohibebantur.

Siebzehnter Abſchnitt.

Wenn die koſtbaren Vorſtellungen der Alten aufgehört haben. Von der Vortreflichkeit ihrer Geſänge.

Die Kunſt der Pantomimen, die Kunſt der Komödianten, welche die getheilte Declamation ausführen konnten, die Kunſt die Declamation zu componiren, mit einem Worte verſchiedne von der Muſik untergeordneten Künſten, werden allem Anſehen nach, alsdenn untergegangen ſeyn, als die koſtbaren Vorſtellungen,

---

(*) Ibid. lib. 14.

gen, welche den meiſten von dieſen muſikaliſchen Künſten das Weſen gegeben hatten, und diejenigen, die ſie ausübten, unterhielten, auf dem Marcelliſchen und andern groſſen Theatern, wo die Zuſchauer zu Tauſenden Platz hatten, aufhörten. Zu welcher Zeit aber wurden dieſe prächtigen Theater, deren Gröſſe Gelegenheit gegeben hatte, bey Vorſtellung dramatiſcher Stücke alle die Künſteleyen, von welchen wir geredet haben, anzubringen, zu welcher Zeit wurden ſie verlaſſen? Ich antworte:

Aus den Werken des h. Auguſtinus, welcher im Jahr 430. nach Chriſti Geburth ſtarb, ſehen wir zwar, daß man zu ſeiner Zeit in den meiſten Städten des römiſchen Reichs die Theater zu verſchlieſſen anfing. Die Uberſchwemmung der Barbariſchen Völker, welche ſich durch das ganze Reich ergoſſen, benahm dem Volke der verwüſteten Länder die Mittel, die Unkoſten der Schauſpiele zu beſtreiten. (*) Niſi forte hinc ſint tempora mala, quia per omnes civitates cadunt theatra, ſagt dieſer Kirchenlehrer, wenn er von den gegenwärtigen Umſtänden des Staats redet. Andern Theils aber ſehen wir auch aus verſchiedenen Briefen des Caßiodorus, die wir bereits angeführt haben, und die um das Jahr 520. nach Chriſti Geburth geſchrieben ſind, daß die Theater noch ganzer hundert Jahr nach der Zeit, von welcher Auguſtinus redet, zu Rom

offen

(*) De Con. ſen. lib prim. cap. 33.

offen geweſen. Die groſſen Theater dieſer Hauptſtadt waren nicht verſchloſſen geweſen, oder wenigſtens hatte man ſie wieder aufgeſchloſſen. Allem Anſehen nach wurden ſie nicht eher auf immer verſchloſſen, als Rom von dem Totila eingenommen, und zerſtört ward. (*) Dieſe Verwüſtung, die nach allen ihren Umſtänden weit grauſamer war, als die vorhergehenden, und durch welche die Weiber vornehmer Patricier dahin gebracht wurden, daß ſie vor den Thüren ihrer eignen Häuſer, von welchen ſich die Barbaren Meiſter gemacht hatten, um Brod betteln mußten, iſt die wahre Epoche der faſt gänzlichen Vertilgung der Künſte und Wiſſenſchaften, die man wenigſtens noch immer trieb, obgleich ohne vielen Nutzen. Die groſſen Künſtler waren zwar ſchon ſeit langer Zeit verſchwunden; die Künſte ſelbſt aber verſchwanden erſt zu dieſer Zeit. Alle neue Unglücksfälle, welche auf die Einnahme der Stadt Rom durch den Totila folgte, lieſſen gleichſam die Pflanzen, welche ſie ausgeriſſen hatten, verwelken.

Und dieſes war das Schickſal des alten Theaters in dem Occidentaliſchen Reiche. Dieſe von Natur mehr zur Betreibſamkeit als zur Arbeit aufgelegten Leute, nur immer von einer Arbeit leben wollen, die nicht allzuſauer iſt, konnten ſich von den Einkünften des Theaters, welches ſie bisher ernährt hatte, nicht länger erhalten,

---

(*) Im Jahr 546.

ten, und mußten alſo entweder verhungern, oder eine andere Profeßion ergreiffen; und die Perſonen von gleichem Charakter, welche nach ihnen kamen, mußten ihre Gaben zu andern Verrichtungen anwenden.

Ich will hier den Faden meiner Rede durch wenige Zeilen unterbrechen, um zu erklären, in welchem Verſtande ich geſagt habe, daß allem Anſehen nach die Theater zu Rom verſchloſſen worden, als Totila dieſe Stadt geplündert. Ich habe damit bloß ſagen wollen, daß das Theater des Marcellus und andere prächtige Theater damals entweder zerſtört, oder wenigſtens durch den Schaden, welchen ſie erlitten hatten, unbrauchbar gemacht worden, und alſo die prächtigen Vorſtellungen, zu welchen ſie beſtimmt waren, ihr Ende erreichten. Ich habe aber damit nicht ſagen wollen, daß alle Vorſtellungen von Komödien damals aufgehört; ſondern ich glaube vielmehr, daß man in Rom und in den übrigen groſſen Städten, welche mit der Hauptſtad gleiches Unglück erfahren hatten, ſobald die Zeiten wieder ein wenig ruhiger geworden waren, wieder angefangen habe, theatraliſche Stücke zu ſpielen, nur mit den alten Zubereitung nicht. Durch eine in der Welt ganz gewöhnliche Abwechſelung wird die in dem zwölften Jahrhunderte nach Erbauung der Stadt Rom ſo prächtige Scene, in dem darauf folgenden dreyzehnten ſo ſimpel wieder geworden ſeyn, als ſie kaum bey Anfang des fünften Jahrhunderts geweſen war. Sie wird in den Zuſtand zurück gefallen ſeyn, in welchem ſie Livius Andronicus gefunden hatte.

Wir haben einen deutlichen Beweis in den Capitularien unſerer Könige vom zweyten Stamme, um zu zeigen, daß es zu ihren Zeiten Komödianten von Profeßion gegeben, welche theatraliſche Stücke geſpielt. Sie haben nehmlich darinn das Geſetz des Theodoſianiſchen Codicis erneuert, welches alle Arten von Entheiligung auf der Scene verbot. Wir verurtheilen, ſagen die Capitularia, zu Leibesſtrafe und zu Verbannung alle diejenigen Komödianten, welche ſich unterſtehen ſollten auf dem Theater in der Kleidung zu erſcheinen, welche Prieſter, Ordensleute, und alle Perſonen geiſtlichen Standes tragen. (*) Si quis ex ſcenicis veſtem ſacerdotalem aut monaſticam, vel mulieris religioſæ, vel qualicumque eccleſiaſtico ſtatu ſimilem indutus fuerit, corporali pœna ſubſiſtat & exilio tradatur.

Die Komödianten hätten ſich dieſer Entheiligung zu allen Zeiten enthalten ſollen. Gleichwohl ward unſer König Carl IX. nochmals genöthiget, ſie in dem Edicte zu verbieten, welches er im Jahr 1561, auf die Vorſtellungen der zu Orleans verſammelten Landſtände, bekannt machen laſſen. Der Inhalt des vier und zwanzigſten Artikels in

---

(*) Baluz. Capitul. tom. prim. p. 906.

in. dieſem Edicte iſt folgender: **Auch verbieten wir allen Poſſenſpielern, Gaucklern und andern ſolchen Leuten, an gedachten Sontagen nnd Feſten, zur Zeit des Gottesdienſtes, zu ſpielen, geiſtliche Kleider anzuziehen, und anſtößige und ein böſes Exempel gebende Dinge vorzuſtellen, bey Straffe des Gefängniſſes und leiblicher Züchtigung.** Zum Beweiſe, daß dieſes Geſetz nicht genau beobachtet worden, dienet die Erneuerung deſſelben in dem Edicte, welches Heinrich der III. auf die Vorſtellungen der zu Blois im Jahr 1576. verſammelten Landſtände bekannt machte. Und doch, welches man ſich jetzt kaum vorſtellen kann, wurden dieſe ſo weiſe Geſetze noch nicht beobachtet. Folgendes findet man in einem Buche welches den Titel führt: **Unterthänige Vorſtellung an den König von Frankreich und Pohlen Heinrich der III. dieſes Namens**, und das im Jahr 1588. gedruckt wurde, bey Gelegenheit der von dieſem Regenten zuſammen beruffenen Landſtände, welches man gemeiniglich die zweyte **Verſammlung der Stände zu Blois** nennet, weil ſie gleichfalls in dieſer Stadt gehalten wurde.

„Es iſt noch ein groſſes Uebel übrig, welches „beſonders in eurer Stadt Paris an den Sonn- „und Feſtägen begangen und geduldet wird, und „das der Ehre Gottes und der Entheiligung

„ſeiner Feſte weit nachtheiliger iſt, als irgend
„ein anders; es iſt auch mit ſo vielen Mißbräuchen
„verbunden, daß ich es mit den weiſeſten
„Männern für hinlänglich halte, den Fluch
„Gottes über euch und euer Königreich, und
„beſonders über beſagte Stadt Paris zu ziehen,
„in welcher dieſe Bosheit weit mehr verſtattet
„wird als an irgend einem Orte unſers Königreichs.
„Ich meine nehmlich die öffentlichen
„Schauſpiele, welche an benannten Sonn- und
„Feſttägen ſo wohl von fremden Italiänern als
„von Franzoſen aufgeführet werden; vor allen
„andern aber diejenigen, welche in dem Kloake
„und der Wohnung des Satans, genannt
„das Hotel von Bourgogne, von denen vorgeſtellt
„werden, die ſich Mißbrauchsweiſe Brüder
„des Leidens Jeſu Chriſti nennen. In dieſem
„Orte gehen tauſend ſündliche Ausſchweifungen
„zum Nachtheile der Ehrbarkeit und
„Keuſchheit der Weiber und zum Ruine ganzer
„Familien armer Handwerksleute vor, mit welchen
„der ganze Saal angefüllt iſt, und welche
„mehr als zwey Stunden vor dem Spiele mit
„unzüchtigem Geſchwätze, mit Würffeln, mit
„Freſſen und Sauſſen hinbringen, woraus viele
„Zänkereyen und Schlägereyen entſtehen. Auf der
„Bühne bauet man Altäre, die mit Kreutzen und
„und geiſtlichen Zierrathen beladen ſind; man
„ſtellet Prieſter in ihrem Meßgewande darauf
„vor, und führet ſie in den unzüchtigſten Paſ-

„ſenſpielen ein, um ſie lächerliche Heyrathen ſchlieſſen zu laſſen. Man verlieſt die Evangelia nach dem Kirchengeſange, um gelegentlich ein Wort darinn anzutreffen, welches zur Spötterey dienen könne, und über dieſes ſind alle und jede von dieſen Spielen mit ſolchen Zoten und Niederträchtigkeiten angefüllt, daß ſie die Jugend unmöglich ohne groſſe Aergerniß mit anſehn kann. — Doch wir entfernen uns zu weit von unſerer Materie, und wollen alſo lieber auf die Theater zurück kommen, wie ſie zu Rom, ehe es von den Barbaren zerſtöret wurde, beſchaffen waren.

Aus einer Stelle des Ammianus Marcellinus ſiehet man, daß die Anzahl derjenigen Perſonen die ſich zu ſeiner Zeit in Rom von den theatraliſchen Künſten ernährt, erſtaunlich groß geweſen ſey. Dieſer Geſchichtſchreiber erzehlt nicht ohne Verdruß, daß als Rom von einer Hungersnoth bedrohet worden, man die Vorſicht gebraucht habe, alle Fremde und ſogar auch alle der freyen Künſte Befliſſene aus der Stadt fortzuſchaffen. Indem man aber, fügt er hinzu, die Gelehrten als unnütze Mäuler verjagte, und ihnen zu ihrer Abreiſe einen ſehr kurzen Termin ſetzte, ſagte man den Schauſpielern und allen denjenigen, welche ſich unterdeſſen mit dieſem ſchönen Titel ſchützen wollten, kein Wort. Man ließ drey tauſend **Tänzerinnen** ruhig in Rom, und eben ſo viel Perſonen, welche in den

Chören ſpielten, oder Lehrer der Muſikaliſchen Künſte. Hieraus nun ſchlieſſe man wie erſtaunlich groß die Anzahl der Schauſpieler in Rom zu den Zeiten des Diocletianus uud des groſſen Conſtantinus müſſe geweſen ſeyn. (*) Poſtremo ad id indignitatis eſt ventum, ut cum peregrini ad formidatam non ita dudum alimentorum inopiam pellerentur ab urbe præcipites; ſectatoribus disciplinarum liberalium impendio, paucis ſine reſpiratione ulla extruſis, tenerentur Mimorum aſſeclæ veri, quique id ſimularunt ad tempus, ut tria millia ſaltatricum ne interpellata quidem, cum totidemque remanerent Magiſteis. Da es nun eine ſo entſetzliche Anzahl Perſonen gab, welche von den muſikaliſchen Künſten lebten, kann man ſich noch wohl wundern, daß die Alten ſo viel Methoden und ſo viel Kunſtgriffe, die Wiſſenſchaft der Muſik betreffend, gehabt haben, die wir jetzt nicht mehr haben? Nur durch die Menge der Künſtler wird die Kunſt, von welcher ſie Profeßion machen, erweitert, und in verſchiedene andere beſondere Künſte zertheilt.

Die Wiſſenſchaft der Muſik blieb zwar noch auch nach Verſchlieſſung der Theater, allein der größte Theil der muſikaliſchen Künſte ging auf immer unter. Ich wüßte nicht, daß auch nur ein einziges Denkmahl von der Rythmiſchen, Organiſchen, Hypokritiſchen und Metriſchen Muſik übrig geblieben wäre. Nur die Regeln der

der

(*) Amm. Marcell. lib. 14.

der poetiſchen Muſik finden wir in den Verſen der Alten wieder, und vielleicht hat uns die Kirche einge von den alten Melopäien in ihren gottesdienſtlichen Geſängen aufbehalten.

Unter den Antworten auf die Fragen der Chriſten, ein Werk, welches dem h. Juſtinus dem Märtyrer, der in dem zweyten Jahrhunderte lebte, beygelegt wird, findet ſich eine, in welcher entſchieden wird, daß die Gläubigen gar wohl Melodien, welche von Heiden zu einem unheiligen Gebrauche componiret worden, zu göttlichen Lobgeſängen anwenden könnten, nur müßten ſie mit Beſcheidenheit und Anſtändigkeit ausgeführet werden. Dieſe Stelle kann durch das erklärt werden, was der h. Auguſtinus in einer Rede ſagt, die er an dem jährlichen Gedächtnißtage des Märtyrertodes des h. Cyprianus gehalten hat. (*) Aliquando ante annos non valde multos etiam iſtum locum invaſerat petulantia ſaltatorum, iſtum tam ſanctum locum ubi jacet tam ſancti martyris corpus. Per totam noctem canebantur hic nefaria & canentibus ſaltabatur. Die Umſtände der Zeit und des Orts zeigen, daß dieſe Stelle von den Chriſten zu verſtehen ſey. Es war übrigens der Biſchof, welcher dieſer Unordnung ſteuerte. „Noch nicht vor „langer Zeit, wollen die lateiniſchen Worte ſagen, unterſtanden ſich die Tänzer, an dieſem verehrungswürdigen Orte, neben der Grabſtädte unſers

---

(*) Auguſt. ſerm. 311. in Natalem Divi Cypriani.

„unſers heiligen Märtyrers, ihre lüderliche Kunſt „zu üben. Man ſang die ganze Nacht hindurch „unheilige Geſänge, zu welchen die Gebehrden„macher declamirten. Allem Anſehen nach mochte etwan ein Chriſt das Leiden des h. Cyprians in Verſe gebracht haben, welches Gedicht man hernach auf ſeinem Grabe eben ſo aufführte, wie die weltlichen Stücke auf dem Theater aufgeführet wurden. Die Meinung des Juſtinus iſt alſo dieſe, daß man von den Heiden componirte Melodien in den Kirchen zwar ſingen könne, aber nicht declamiren ſolle, das iſt, daß man ſie ſingen ſolle, ohne Gebehrden dabey zu machen.

Dem ſey nun aber wie ihm wolle, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſich unter den gottesdienſtlichen Hymnen verſchiedene finden, welche vor der Zerſtörung der Stadt Rom durch den Totila componirt worden. Ein jeder Hymnus wurde geſungen. Si non cantatur non eſt Hymnus, ſagt Iſidorus. Da aber die Geſangweiſen dieſer Hymnen in allen Kirchen einerley ſind, ſo kann man mit Grund glauben, daß man ſie zu den Zeiten componirt habe, als die Hymnen ſelbſt verfertiget worden. Wir wollen dieſe Materie noch weiter fortſetzen.

Der Ambroſianiſche Geſang, welcher noch jetzt in verſchiedenen Kirchen geſungen wird, iſt von dieſem Heiligen, welcher hundert und funfzig Jahr vor der Zerſtörung Roms durch den Totila, ſtarb, componirt oder wenigſten eingerichtet worden.

wordeu. Als dieſe Begebenheit ſich zutrug war der h. Gregorins der groſſe, eben der, welcher den Gregorianiſchen Geſang, der noch jezt in ſehr vielen katholiſchen Kirchen gebräuchlich iſt, componirte oder wenigſtens einrichtete, bereits gebohren. Dieſe heiligen Männer nun erfanden keine neue Muſik, um ihre gottesdienſtlichen Geſänge zu componiren; denn aus der Art, wie ſich die zeitverwandten Schriftſteller davon ausdrücken, erhellet, daß ſie bloß verſchiedne ſchon gebräuchliche Geſänge in die Kirche aufnahmen. Alle dieſe Geſängen aber, ſie mögen nun vor der Zeit des h. Gregorius oder nach ſeiner Zeit ſeyn componiret worden, können uns einen Begriff von der Vortreflichkeit der alten Muſik zu machen, dienen. Wenn über tauſend Jahr die weltlichen Geſänge, die man ſeit achtzig Jahren componirt hat, ſollten verlohren gegangen ſeyn, die um dieſe Zeit componirten Kirchengeſänge aber hätten ſich erhalten, könnte man ſich nicht aus der Schönheit der letztern einen Begriff von der Vortreflichkeit der erſtern machen? Denn ſo verſchieden auch der Charakter dieſer Geſangweiſen iſt, erkennet man nicht den Verfaſſer der Armide in dem Dies iræ des Lulli? So viel iſt gewiß, alle Kenner bewundern die Schönheit des Anfangs und verſchiedener anderer Stücke in dem Gregorianiſchen Geſange, ob er gleich, wie wir bereits in einem von den erſtern Abſchnitten erinnert haben, von der natürlichen Declamation weit weniger abweicht, als unſre muſikaliſchen Geſänge.

Ich komme auf den Gegenſtand ſelbſt, deſſentwegen ich alle dieſe Unterſuchungen angeſtellt, wieder zurück, nehmlich auf den alten Gebrauch die Declamation zu componiren, und in Noten zu ſchreiben.

Achtzehnter Abſchnitt.

Betrachtungen über die Vortheile und Unbequemlichkeiten, welche bey der componirten Declamation der Alten geweſen.

Zwey Gründe bewegen mich zu glauben, daß bey dem Gebrauche, von welchem hier die Rede iſt, mehr Vortheil als Unbequemlichkeit geweſen, und daß den Römern die Erfahrung Anlaß gegeben, die componirte Declamation der willkührlichen vorzuziehen. Erſtlich verhinderte der Gebrauch der Alten, daß die Schauſpieler den Verſen, die ſie recitirten, keinen falſchen Sinn geben konnten, welches auch ſonſt bey denen nicht unterbleibt, die noch die mehrſte Einſicht haben. Zweytens gab ein geſchickter Componiſt der Declamation den Schauſpielern Ausdrücke und Schönheiten an die Hand, die ſie nicht immer vor ſich ſelbſt zu erfinden fähig waren. Sie waren nicht alle ſo **gelehrt** als Roscius. Dieſes iſt das Beywort welches ihm Horaz giebt.

Man weis mit welchem Beyfalle die Chanmesle die Rolle der Phädra recitirte, die Racine ſie Vers vor Vers declamiren gelehrt hatte. Despreaux ſogar hielt es für werth, davon zu ſprechen, und unſre Scene hat noch einige Ueberbleibſel von dieſer Declamation behalten, welche man hätte aufſchreiben können, wenn man die erforderlichen Charaktere dazu gehabt hätte. Ein ſicherer Beweis, daß das Gute ſich in allen Werken, von welchen man durch das Gefühl urtheilen kann, empfinden läßt, und daß man es nicht vergißt, ob man ſich gleich nicht vorgenommen hat, es zu behalten.

Ueberhaupt würde eine Tragödie, deren Declamation in Noten geſchrieben wäre, eben das Verdienſt haben, welches eine Oper hat. Auch mittelmäßige Schauſpieler würden ſie erträglich aufführen können. Sie würden kaum den zehnten Theil der Fehler machen können, die ſie wirklich machen, es ſey nun in Verfehlung des rechten Tons und folglich auch der zu den Verſen, welche ſie recitiren, erforderlichen Action, oder auch in der unzeitigen Anwendung des Pathetiſchen an Stellen, für die es ſich gar nicht ſchickt. So etwas geſchieht auf den neuern Bühnen täglich, wo die Komödianten, deren viele auch nicht einmal ihre Profeſſion ſtudirt haben, die Declamation einer Rolle, in welcher ſie öfters viele Verſe nicht verſtehen, nach Gutdünken componiren.

Zweytens, wenn auch ein jeder Komödiant vor ſich ſelbſt betrachtet, die Declamation einer Tragödie eben ſo wohl componiren könnte, als irgend ein beſondrer Meiſter in dieſer Kunſt, ſo würde gleichwohl noch ein Stück, welches von einem allein componiret worden, weit beſſer ausgeführt ſeyn, als eine Declamation, wo ein jeder Schauſpieler ſeine Rolle nach ſeinem eignen Kopfe recitirt. Dieſe willkührliche Declamation würde den Roſcius öfters ziemlich aus dem Takte gebracht haben. Wie viel eher muß ſie nicht unſre Schauſpieler irre machen, welchen es niemals in den Sinn gekommen iſt, die Verſchiedenheit, die Intervallen, und, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die Sympathie der Töne zu ſtudiren, und alſo auch nicht wiſſen, wie ſie ſich aus der Verwirrung ziehen ſollen, in die ſie die üble Zuſammenſtimmung der andern Schauſpieler ſetzet. Es iſt aber eben ſo leicht verſchiedne Rollen, welche eine um die andere recitirt werden ſollen, zu concertiren, wenn man die Declamation des ganzen Stücks zu Papiere gebracht, als ſchwer es iſt, ſie übereinſtimmend zu machen, wenn man ſie nicht zu Papiere gebracht hat.

Daher ſehen wir auch, daß unſere Komödianten, die meiſtentheils keinen andern Wegweiſer als den Naturtrieb und den Schlendrian haben, nicht wiſſen, wie ſie ſich helffen ſollen, wenn ein Schauſpieler, der mit ihnen zugleich recitirt; in einem Tone ſchließt, der ihnen nicht erlanerlaubet, in demjenigen Tone wieder anzufangen, auf welchen ſie ſich, Theils aus Fertigkeit, Theils aus Uberlegung gefaßt gemacht hatten. Daher kömmt es, daß ſie einander ſo oft vorwerfſen, in dem unrechten Tone recitirt, und beſonders ihre Rede falſch beſchloſſen zu haben, ſo daß der andre, welcher gleich nach ihnen reden ſollen, wegen ſeines Tones in Verlegenheit geſetzt worden. Dieſe Unbequemlichkeiten fielen bey einer in Noten geſchriebenen Declamation weg, oder konnten ſich wenigſtens nicht anders ereignen, als in den Opern, wenn nehmlich der eine ganz und gar falſch ſingt; das iſt, wenn der Fehler an dem Künſtler, nicht aber an der Kunſt liegt, die ihm, ſo viel ihr möglich geweſen war, vorgebauet hatte.

Die Zuſchauer und Schauſpieler ſind heut zu Tage um ſo viel mehr zu beklagen, da die Zuſchauer die Fehler der Schauſpieler nicht weniger bemerken, als ob die Kunſt der Declamation noch eben ſowohl vorhanden wäre, wie ſie zu den Zeiten des Quintilians war, und die Schauſpieler ſich dieſer Kunſt, die verlohren gegangen iſt, doch nicht bedienen können.

Es ſind alle Künſte nichts anders als nach gewiſſen Grundſätzen eingerichtete Methoden; und wenn man dieſe Grundſäze unterſucht, ſo findet man, daß ſie nichts als Folgerungen ſind, die man aus verſchiednen Beobachtungen über die Wirkungen der Natur gezogen hat. Die

Natur aber wirkt, nach den ihr vorgeſchriebenen Regeln, allezeit auf einerley Art. Bey allem alſo, was uns in die Sinne fällt, verurſachen die Wirkungen der Natur in uns immer einerley angenehme oder unangenehme Empfindungen, wir mögen nun auf die Art und Weiſe, wie dieſes geſchieht, Acht haben oder nicht; wir mögen auf die erſten Urſachen dieſer Wirkungen zurück gehen, oder uns mit dem bloſſen Genuſſe begnügen; wir mögen die Kunſt die Wirkungen der natürlichen Urſachen nach gewiſſen Regeln anzuwenden, in eine Methode gebracht haben, oder bloß dem Naturtriebe bey Anwendung dieſer Urſachen folgen.

Wir merken alſo die Fehler, in welche unſre Komödianten fallen, gar wohl, ob wir gleich die Kunſt nicht verſtehen, welche ſie vermeiden lehret. Man wird ſogar aus einer Stelle des Cicero ſehen, daß auch unter denjenigen, welche zu ſeiner Zeit einen Schauſpieler auspfiffen, ſobald er den Takt verfehlte, nur ſehr wenige geweſen, welche die Kunſt verſtanden, und es genau ſagen können, worinn der Fehler eigentlich begangen worden. Die meiſten merkten ihn bloß vermittelſt des Gefühls. Wie wenige giebt es unter einer Verſammlung von Zuſchauern, welche die Muſik aus dem Grunde verſtehen? Und gleichwohl läßt die ganze Verſammlung ihren Tadel erſchallen, ſo oft ein Schauſpieler den Takt verfehlt, und eine Sylbe entweder zu ſehr verlängert, oder zu ſehr verkürzt. (*) Quotus quisque eſt qui teneat artem numerorum ac modorum? At in his ſi paululum modo offenſum eſt, ut aut contractione brevius fieret, aut productione longius, theatra tota reclamant.

Allein, wird man ſagen, wir haben verſchiedne Komödianten, die ſehr viel Einſicht in ihrer Kunſt beſitzen, und die, wenn ſie die Declamation ihrer Rollen ſelbſt componiren, in Anſehung ihrer natürlichen Gaben, Schönheiten und Annehmlichkeiten hinein bringen können, welche ein andrer nicht hinein bringen könnte. Zweytens, wird man hinzufügen, muß eine componirte Declamation den Schauſpielern, die ihr genau folgen ſollen, alle ihr Feuer und allen ihren Enthuſiasmus nehmen. Ihr Spiel wird nicht mehr natürlich ſeyn, und wird wenigſtens kalt werden. Der alte Gebrauch ſetzte den vortreflichen Komödianten mit dem mittelmäßigen auf eine Staffel.

Ich antworte auf den erſten Einwurf. Es iſt zwar wahr, daß durch dieſen Gebrauch einige Schönheiten in einer Rolle, die ein vortreflicher Schauſpieler declamirt, verlohren gehen. Wenn, zum Exempel, die Schauſpielerin, welche die Perſon der Pauline im Polieuct ſpielt, einer von einem andern in Noten gebrachten Declamation folgen müßte, ſo würde ſie dieſer Zwang verhindern, verſchiedne Schönheiten in ihre Rolle zu bringen,

gen, die ſie ſonſt hinein bringen könnte. Allein eben dieſe Schauſpielerin, um bey dieſem Exempel zu bleiben, würde dafür die ganze Rolle der Pauline gleich gut ſpielen, wenn dieſe Rolle componirt und in Noten gebracht wäre. Und wie viel würde man nicht auf einer andern Seite dabey gewinnen, wenn alle Rollen des Polieuct componirt wären? Man bedenke nur, wie die zweyten Rollen von den Schauſpielern, die nach ihrem Gutdünken recitiren, declamirt werden. Und kurz, ſobald man zugiebt, daß beſtändig auf allen Theatern mehr mittelmäßige als vortrefliche Schauſpieler ſeyn werden, ſo muß man auch eingeſtehen, daß der Verluſt, von welchem der Einwurf redet, ſich gegen die ihn überwiegenden Vortheile, aufs höchſte, wie eins zu zehne verhalten würde.

Der zweyte Einwurf war; der Zwang bey Beobachtung einer componirten Declamation, müßte den Schauſpielern allen ihren Enthuſiasmus nehmen und folglich den Schauſpieler, welcher Genie habe, mit dem auf eine Staffel ſetzen, welcher keines habe. Auf dieſen Einwurf antworte ich, daß es mit dieſer in Noten geſchriebnen Declamation eben ſo ſeyn würde, wie es mit der Muſik in unſern Opern iſt. Auch der genauſte und einſichtvollſte Componiſt der Declamation ließ den guten Schauſpielern noch immer Gelegenheit, ihre Gaben an den Tag zu bringen, und es nicht nur in den Gebehrden ſondern auch in der Ausſprache zu zeigen, wie weit ſie über die mittelmäßigen Schauſpieler erhaben wären. Es iſt unmöglich alle Accente, alle Theilchen, alle Wendungen, alle Verlierungen, alle Stöſſe, alle Vorſchläge der Stimme, und mit einem Worte, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, den Geiſt der Declamation in Noten zu bringen, an welcher die Veränderung der Töne gleichſam nur der Körper iſt. In der Muſik ſelbſt kann man nicht alles durch Noten ausdrücken, was man, dem Geſange ſeinen wahren Ausdruck, ſeine Stärke und alle die Anmuth, deren er fähig iſt, zu geben, thun muß. Man kann es nicht durch Noten ausdrücken, wie geſchwind eigentlich das Tempo des Takts ſeyn ſoll, obgleich dieſes Tempo die Seele der Muſik iſt. Auch das, was die Tonkünſtler, und beſonders die italiäniſchen Tonkünſtler, mit gewöhnlichen Buchſtaben über die Compoſition ſchreiben, um anzuzeigen, ob das Tempo entweder lebhaft oder langſam ſeyn ſolle, kann es nur unvollkommen anzeigen. Bis hieher, wie ich ſchon geſagt habe, hat das wahre Tempo einer Compoſition bloß durch die Tradition, ſo zu reden, fortgepflanzt werden können, denn die Inſtrumente, durch die man, vermittelſt der Uhrmacherkunſt, das wahre Tempo, welches die Componiſten ihren Stücken und Geſängen gegeben, nach der ſtrengſten Genauigkeit aufbehalten wollen, ſind bis hieher noch nicht ſehr gebraucht worden.

Der mittelmäßige Schauſpieler alſo, welcher die Rolle des Atys, oder des Roland ſinget, ſingt ſie nicht ſo, wie ſie ein guter Schauſpieler ſingt, obgleich alle beyde eben dieſelben Noten anſtimmen, und beyde dem Takte des Lulli folgen. Der gute Schauſpieler, welcher das, was er ſingt, fühlt, beſchleuniget bald zu gelegner Zeit eine Note, bald verlängert er ſie, und leihet der einen ſo viel, als er von der andern borgt; bald läßt er ſeine Stimme fort gehen, bald hält er ſie an, und läßt ſie auf gewiſſen Stellen wie ruhen; kurz, er thut verſchiednes, ſeinem Geſange mehr Ausdruck und mehr Anmuth zu geben, was ein mittelmäßiger Schauſpieler gar nicht, oder doch zur ungelegnen Zeit thut. Ein jeder Schauſpieler ergänzt das, was durch Noten nicht hat können ausgedruckt werden, und ergänzt es nach dem Maaſſe ſeiner Fähigkeit.

Alle, die die Opern des Lulli, welche das Vergnügen der Nation geworden ſind, noch bey Lebszeiten des Lulli, haben aufführen ſehen, als er folgſame Schauſpieler dasjenige noch mündlich lehren konnte, was ſich durch Noten nicht ausdrücken läßt, verſichern, daß ſie einen Ausdruck

druck darinn bemerkt, welchen ſie jetzt faſt nicht mehr darinn fänden. Wir erkennen wohl den Geſang des Lulli, ſagen ſie, allein wir finden ſehr oft den Geiſt nicht mehr, welcher dieſen Geſang belebte. Die Recitative ſcheinen uns ohne Leben und die Tanzſtücke laſſen uns faſt ruhig. Zum Beweis ihres Vorgebens führen dieſe Perſonen an, daß jetzt die Vorſtellung einer lulliſchen Oper länger daure, als ſie gedauret habe, wenn er ſie ſelbſt aufführen laſſen, ob ſie gleich nicht einmal ſo lange dauren ſollte, weil man gewiſſe Violinenſtücke, welche Lulli zweymal ſpielen ließ, nicht mehr wiederhohlt. Es kömmt dieſes, nach der Meinung dieſer Perſonen, denn ich ſelbſt ſtehe hier für nichts, daher, weil man den Rythmus des Lulli nicht mehr beobachtet, welchen die Sänger entweder aus Unvermögen oder aus Uebermuth ändern.

Es iſt alſo klar, daß die Noten der Opern nicht alles lehren, und daß ſie noch vieles zu thun übrig laſſen, was der Schauſpieler, nachdem er die Geſchicklichkeit hat, entweder gut oder ſchlecht thun kann. Wie viel weniger werden die Componiſten der Declamation die eignen Gaben der guten Schauſpieler ganz unbrauchbar gemacht haben.

Endlich machte auch nicht der Zwang, ſich nach einer in Noten geſchriebnen Declamation zu richten, aus den Schauſpielern des Alterthums froſtige Schauſpieler, welche die Zuſchauer zu rühren unvermögend geweſen wären. Denn da, vors erſte, die Schauſpieler, welche in den Opern recitiren, gleichwohl während ihrem Recitiren ſelbſt gerührt ſeyn können, da ſie des Zwangs ohngeachtet, mit welchem ſie ſich nach den Noten und dem Takte richten müſſen, nicht kalt bleiben, ſondern mit einer leichten natürlichen Action declamiren können; ſo verhinderte auch der Zwang, in welchem ſich die alten Schauſpieler durch Beobachtung der componirten Declamation befanden, dieſe Schauſpieler ganz und gar nicht, ſich an die Stelle der Perſon, welche ſie vorſtellten, zu ſetzen. Dieſes iſt genug. Zweytens wiſſen wir, (und dieſes allein könnte den Einwurf, welchen ich beantworte, zu nichte machen,) ſehr zuverläßig, daß die alten Schauſpieler, ob ſie ſchon an eine componirte Declamation gebunden waren, dennoch eben ſo ſtark bewegt wurden, als unſre Schauſpieler bey ihrer willkührlichen Declamation bewegt werden. Quintilian ſagt, er habe nicht ſelten Komödianten mit thränenden Augen von der Bühne kommen ſehen, wo ſie rührende Scenen vorgeſtellet hatten. Sie waren alſo ſelbſt gerührt, und konnte alſo auch, ſo gut als unſre Schauſpieler, zum weinen bewegen. (*) Vidi ego ſæpe Hiſtriones atque Comœdos, cum ex aliquo graviore actu perſonam depoſuiſſent, flentes adhuc egredi. Und welchen Unterſchied machten die Alten nicht übrigens unter ihren Schauſpielern? Dieſe Einwürfe wider den Gebrauch die Declamation zu componiren und in Noten zu ſchreiben, würden vielleicht ſehr wichtig geſchienen haben, ehe man von den Opern etwas wußte; allein der glückliche Fortgang dieſes Schauſpiels, wo der Acteur, wie wir ſchon geſagt haben, an der Note und an den Takt gebunden iſt, macht dieſen Einwurf nichtig. Unſre Erfahrung kann in einem Augenblicke eine Menge Schwierigkeiten zerſtreuen, welche ſich durch bloſſe Betrachtungen ſchwerlich aufklären lieſſen. Es iſt ſo gar gefährlich ſich vor der Erfahrung in Betrachtungen und Vernünfteleyen einzulaſſen. Man muß manche Ueberlegungen anſtellen ehe man ſagen kann, ob ein Gedanke, der bloſſe Möglichkeiten betrift, vernünftig ſey, anſtatt daß uns die Erfahrung den Augenblick zurechte weiſet. Und kurz, warum würden wohl die Alten, welche das Gute der willkührlichen Declamation eben ſowohl kannten, als wir, ſich nach der Erfahrung für die in Noten gebrachte Declamation erklärt haben?

(*) Quint. Inſtit. lib. IX. cap. 3.

Allein die meiſten von dieſer Profeßion, wird man mir noch einwerfen, ſind, ſogleich auf die erſte Erklärung, wider den Gebrauch, die Declamation zu componiren, und in Noten zu ſchreiben. Hierauf will ich vors erſte antworten, daß mir verſchiedne glaubwürdige Perſonen verſichert haben, Moliere ſelbſt habe, bloß nach der eignen Anleitung ſeines Genies, und ohne, allem Anſehen nach, das geringſte von dem zu wiſſen, was bisher von der Muſik der Alten geſagt worden, etwas gethan, das dem, was die Alten gethan, ſehr ähnlich geweſen; er habe ſich nehmlich gewiſſe Noten ausgedacht gehabt, womit er die Töne bemerkt, die er in gewiſſen Rollen halten müſſe, die er allezeit auf einerley Art recitirt. Ich habe auch ſagen hören, daß Beaubourg und einige andre Schauſpieler von unſerm Theater ein gleiches gethan hätten. Zweytens darf man ſich über dieſes Urtheil der Leute von Profeßion nicht wundern. Der menſchliche Geiſt haſſet natürlicher Weiſe allen Zwang, welchen ihm alle die Methoden auflegen, die ihn nach gewiſſen Regeln zu wirken nöthigen wollen. Man lege zum Exempel die Kriegszucht barbariſchen Völkern, vor, welche nichts davon wiſſen. Die Geſetze derſelben, werden ſie ſogleich einwerfen, müſſen dem Muthe nothwendig alle die Hitze benehmen, durch die er ſiegt. Und gleichwohl weiß man es ſehr wohl, daß die Kriegszucht die Tapferkeit durch die Regeln ſelbſt unterſtützt, welchen ſie ſie unterwirft. Deswegen alſo, weil Leute, die beſtändig declamirt haben, ohne irgend eine Regel, als den Naturtrieb und den Schlendrian, zu kennen, den Gebrauch der Alten in der erſten Bewegung mißbilligen, folgt es noch gar nicht, daß er wirklich zu mißbilligen ſey. Es folgt nicht einmal daraus, daß ſie ihn beſtändig mißbilligen müßten, wenn ſie ſich nur einmal die Mühe geben wollten, ſeine Unbequemlichkeiten und ſeine Vortheile zu überlegen, und ſie gegen einander abzurechnen. Vielleicht werden ſie es ſogar bedauren, daß es keine ſolche Kunſt gegeben, da ſie noch jung geweſen, welches die Zeit iſt, da man am leichteſten nach einer gewiſſen Methode wirken könnte.

Die Aufmerkſamkeit ſich nach gewiſſen Regeln zu richten, die man von Jugend auf gelernt hat, hört gar bald auf, ein Zwang zu ſeyn. Es ſcheint als würden die Regeln, die man nunmehr ſtudiret hat, in uns ein Theil des natürlichen Lichts. Quintilian antwortet denen, welche behaupteten, daß ein Redner der nur ſeiner Hitze und ſeinem Enthuſiasmus im Declamiren folge, müſſe weit ſtärker rühren, als derjenige Redner, der ſeine Action und ſeine Gebehrden nach vorher überlegten Regeln einrichte; daß dieſes alle Arten von Studieren verdammen heiſſe, und daß die Bearbeitung allezeit auch das glücklichſte Naturell verſchönere. (*) Sunt tamen qui rudem illam & qualem impetus cujusque animi tulit actionem, judicent fortiorem, ſed non alii fere quam qui etiam in dicendo curam ſolent improbare & quidquid ſtudio paratur. Noſtro labori dent veniam, qui nihil credimus eſſe perfectum, niſi ubi natura juvetur.

(*) Quint. Inſt. lib. II. cap. 3.

Inhalt des dritten Stücks.

XI.

Des Abts du Bos Ausſchweifung von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten.

Vorbericht des Ueberſetzers. S. 1.

Einleitung. S. 9.

1. Abſchnitt. Allgemeiner Begrif von der Muſik der Alten, und den muſikaliſchen Künſten, welche dieſer Wiſſenſchaft untergeordnet waren. S. 13.

2. Abſchnitt. Von der Rythmiſchen Muſik. S. 26

3. Abſchnitt. Von der Organiſchen oder Inſtrumental Muſik. S. 47.

4. Abſchnitt. Von der poetiſchen Muſik. Von der Melopäie. Daß es eine Melodie gegeben, welche kein muſikaliſcher Geſang geweſen, ob ſie gleich in Noten geſchrieben worden. S. 58.

* * *

5. **Abſchnitt.** Erläuterung einiger Stellen des ſechſten Hauptſtücks der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt. Von dem Geſange der lateiniſchen Verſe oder dem Carmen. S. 86.

6. **Abſchnitt.** Daß in den Schriften der Alten das Wort ſingen, oft declamiren, ja gar auch bloß reden bedeute. S. 103.

7. **Abſchnitt.** Neue Beweiſe, daß die theatraliſche Declamation der Alten componirt und in Noten geſchrieben worden. Ein Beweis, der daher genommen wird, weil den Schauſpieler, welcher recitirte, Inſtrumente accompagnirten. S. 112.

8. **Abſchnitt.** Von den Blas- und Sayteninſtrumenten, deren man ſich bey dem accomponiren bediente. S. 126.

9. **Abſchnitt.** Von dem Unterſchiede, welche ſich zwiſchen der tragiſchen und komiſchen Declamation befunden. Von den Componiſten der Declamation. Betrachtungen über die Kunſt, ſie in Noten zu ſchreiben. S. 135.

10. **Abſchnitt.** Fortſetzung der Beweiſe, daß die Alten ihre Declamation in No-

ten geſchrieben. Von den Veränderungen, die zu den Zeiten des Auguſtus in der Declamation der Römer gemacht worden. Die Veränderungen welche unter Ludewig XIV. mit dem Tanze und der Muſik vorgenommen worden, werden damit verglichen. S. 152.

11. **Abſchnitt.** Die Römer theilten oft die theatraliſche Declamation zwiſchen zwey Schauſpieler, deren einer recitirte, indem der andre die Gebehrden machte. S. 171.

12. **Abſchnitt.** Von den Maſken der alten Schauſpieler. S. 150.

13. **Abſchnitt.** Von der Saltation oder der Kunſt der Gebehrden, welche von einigen Schriftſtellern die hypokritiſche Muſik genennet wird. S. 207.

14. **Abſchnitt.** Von der theatraliſchen Saltation. Wie der Schauſpieler, welcher die Gebehrden machte, mit dem Schauſpieler, welcher recitirte, übereintreffen konnte. Von dem Tanze des Chorus. S. 228.

15. **Abſchnitt.** Anmerkungen über die Art und Weiſe, wie dramatiſche Stücke auf den Bühnen der Alten vorgeſtellet worden. Von der ſtarcken Neigung, welche die Griechen und Römer fur das Theater hatten. Von dem Fleiſſe, den die Schauſpieler auf ihre Kunſt wendeten, und den Belohnungen, die ihnen ertheilt wurden. S. 241.

16. **Abſchnitt.** Von den Pantomimen, oder den Schauſpielern, welche ohne zu reden, ſpielten. S. 257.

17. **Abſchnitt.** Wenn die koſtbaren Vorſtellungen der Alten aufgehört haben. Von der Vortreflichkeit ihrer Geſänge. S. 286.

18. **Abſchnitt.** Betrachtungen über die Vortheile und Unbequemlichkeiten, welche bey der componirten Declamation der Alten geweſen. S. 298.

Druckfehler.

S. 27. Z. 26. lies Rhythmis anſtatt Richmis; welche Verfälſchung dieſes Worts man auch in andern Stellen zu verbeſſern erſucht.

Gotth. Ephr. Leßings

Theatraliſche Bibliothek.

Viertes Stück.

Berlin,
bey Chriſtian Friederich Voß, 1758.

XII.

Geſchichte

der engliſchen Schaubühne.

Ich will hier bloß die erſten Züge einer Geſchichte der engliſchen Schaubühne entwerfen; und bloß in der Abſicht, damit der Leſer ohngefehr wiſſe, wohin er die einzeln Theile derſelben, die ich ausführlicher berühre. zu bringen habe.

Es findet ſich eine Nachricht, die, wenn ſie, wie nicht zu zweifeln iſt, ihre Richtigkeit hat, den Urſprung des engliſchen Theaters weit früher heraus ſetzt, als man den Urſprung des Theaters irgend eines andern europäiſchen Volks angeben kann. Wilhelm Stephanides (Fitz-Stephens) ein Benedictiner zu Canterbury, der unter der Regierung König Heinrichs des zweyten geſchrieben, und unter der Regierung König Richards des erſten, im Jahre 1191, geſtorben iſt,* hat nehmlich in ſeiner Deſcriptio nobiliſſimæ civitatis Londoniæ folgende Stelle: Londonia pro ſpectaculis theatralibus, pro ludis ſcenicis, ludos habet ſanctiores, repræſentationes miraculorum, quæ ſancti confeſſores operati ſunt, ſeu repræſentationes paſſionum, quibus claruit conſtantia Martyrum. d. i. **London hat, anſtatt der theatraliſchen Schauſpiele, weit edelere Spiele, in welchen die Wunder der heiligen Bekenner, und die Leiden der Märtyrer vorgeſtellet werden.** Wider dieſes Zeugniß eines ehrlichen Mannes, iſt nichts einzuwenden; und da er von dieſen Vorſtellungen nicht als von einer Neuigkeit redet: (denn er beſchreibt auch alle andere Arten der damals in London gewöhnlichen Zeitverkürzungen) ſo kann man den Anfang derſelben ſchwerlich ſpäter, als in die Zeiten Wilhelms des Eroberers ſetzen.**

Um dieſe Zeit aber hat noch keine einzige andere Nation, etwas einem Theater ähnliches gehabt, es wären denn die Italiäner, wenn man anders mit dem ältern Riccoboni annehmen will, daß ſeit dem Verfalle der Römer, ſich das Theater in Italien ohne Unterbrechung fortgepflanzt habe. Und doch kann auch dieſer kein ſo altes ausdrückliches Zeugniß für ſeine Nation aufweiſen. (*) Wie er denn die Stelle des Stephanides auch nicht gewußt hat, ſondern eine weit neuere Nachricht, die ich nun gleich anführen will, für die älteſte Spur des engliſchen Theaters annimt.

---

* Das Jöcherſch Gelehrten Lexicon ſagt von ihm: er lebte 1190 unter dem Könige von England Richardo I. Es hätte wenigſtens ſagen ſollen: er lebte noch ꝛc.

** Dodsley in der Vorrede zu ſeiner Select Collection of old Plays, die er in zwölf Duodezbänden heraus gegeben.

Vielleicht, daß die andächtigen Vorſtellungen bloſſer Wunderwerke und Leidensgeſchichte, nicht lange nach dem Geſchmacke des engliſchen Pöbels waren. Wenigſtens findet man ohngeſehr hundert und vierzig Jahr hernach, daß man ihn mit weit luſtigern Vorſtellungen zu unterhalten geſucht hat. Denn unter der Regierung K. Eduard des dritten ward durch eine Parlamentsacte verordnet, daß eine gewiſſe Geſellſchaft von Leuten, Vagrants genannt, welche durch ganz London Maskeraden angeſtellt, aus der Stadt gepeitſcht werden ſollten, weil ſie in den Trinkhäuſern, und an andern Orten, wo ſich das Volk verſammelt, ärgerliche Dinge geſpielet. (**)

(*) Ludewig Riccoboni in ſeinen Reflexions hiſtoriques & critiques ſur les differens Theatres de l'Europe. Seite 4 : 14.

(**) Wenn Riccoboni (in dem angezognen Werke, Seite 118) dieſer Parlamentsacte, als der älte-

Worinn dieſe ärgerlichen Dinge eigentlich beſtanden, kann man nicht ſagen. (*) Sie mögen aber beſtanden haben, worinn ſie wollen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß dieſe **Vagrants** die erſten wahren engliſchen Komödianten waren; denn ſie verlieſſen das abergläubiſche Zeug, und gaben ſich mit Satyre und Nachahmung der Sitten ab. Ohne Zweifel zwar mit der gröbſten Satyre und mit der plumbſten Nachahmung der aller ärgerlichſten Sitten, die nichts weniger als beſſern kann; doch dieſes konnte im Anfange, zu den damaligen Zeiten, nicht wohl anders ſeyn, und man hätte ſie folglich nicht ſo wohl ganz unterdrücken, als nur einſchränken ſollen.

Nach

ſten Spur des engliſchen Theaters gedenkt, ſo druckt er ſich folgender maſſen aus: Sous le regne d'Eduard III. qui commença l'an 1015 & finit en 1038. il eſt rapporté, dans un Livre imprimé à Londres, (*Statutes at large &c.*) que ce ſaint Roi ordonna par un Arret du Parlement, *qu' une Aſſemblée &c.* Kann man einen gröbern Fehler wider die Zeitrechnung begehen? **Eduard der dritte** regierte von 1327 bis 1376, und da ihn Riccoboni den heiligen König nennet, ſo iſt es offenbar, daß er ihn mit **Eduard dem Bekenner**, welcher von 1041 bis 1066 regieret, oder gar mit dem heiligen **Eduard, dem Märtyrer**, muß vermengt haben.

(*) Vielleicht waren ſie derjenigen Art von Schauſpieler nicht unähnlich, die in nachfolgenden Zeiten Mummers genannt wurden, und in einer altväteriſchen Kleidung das Land durchzogen, tanzten und allerhand Gebehrden und Poſſen machten. Es

finden

Nach einer ſo ſcharfen Ahndung aber mußte ſich alles, was einem Schauſpiele ähnlich ſahe, aufs neue unter den Mantel der Religion verbergen, und man ſahe wieder nichts als Myſteries vorſtellen. Im Jahr 1378 überreichten die Collegen der St. Paulusſchule dem K. Richard dem zweyten eine Bittſchrift, und baten darinn „daß gewiſſen unerfahrnen Leuten Einhalt geſchehen möchte, welche ſich unterfangen hätten, die Geſchichte des alten Teſtaments vorzuſtellen; weil es zu der Kläger Nachtheile geſchehe, als welche ſich in groſſe Koſten geſetzt, um dieſelben zur Weihnachtzeit öffentlich zu ſpielen.“ Hieraus ſieht man, daß die Collegen der St. Paulusſchule damals ſchon gewiſſermaſſen im Beſitz waren, dergleichen Myſteries aufzuführen, und daß ſie es für Geld thaten. Wenn man alſo auch nur dieſen Zeitpunkt als den erſten

---

finden ſich dergleichen Mummers noch bis jetzt in England; in dem funfzehnten Jahrhunderte aber waren ſie ſo gemein, und hielten das Volk ſo ſehr von ſeinen Geſchäften ab, daß ſie der menſchlichen Geſellſchaft ſehr ſchädlich wurden. Denn da ſie beſtändig verkleidet und maskirt einhergingen, ſo waren ſie an vielen lüderlichen Streichen Schuld, und fingen Unordnungen an, die mit der Zeit ſo arg wurden, daß in dem dritten Jahre der Regierung K. Heinrichs des achten, (1512) eine Parlamentsacte wider dieſe Mummers gemacht wurde, durch welche auf jede Maske die verkauft, oder in einem Hauſe gefunden werden würde, eine Geldſtrafe von 20 Schillings (beynahe 6 Reichsthaler) gelegt ward.

des engliſchen Theaters annehmen wollte, ſo würde man es doch noch für älter als das franzöſiſche erkennen müſſen; denn es iſt gewiß, daß die Franzoſen mit den heiligen Vorſtellungen der Brüdern der Paßion, höher nicht als bis 1398 hinaus gehen können.

Unter der Regierung **Heinrichs des vierten**, und zwar in dem eilften Jahre derſelben, (1409) wurde von den londonſchen Kirchendienern (Parish-Clerks) ein Schauſpiel von Erſchaffung der Welt aufgeführt, welches ganzer acht Tage währte, und bey welchem der größte Theil des engliſchen hohen und niedrigen Adels zugegen war. (*) Von Erſchaffung der Welt kann es wohl ſchwerlich allein gehandelt haben; und man vermuthet daher, (**) daß es vielleicht dasjenige Schauſpiel geweſen ſey, von welchem in der Cottonianſchen Bibliothek noch bis jetzt eine Handſchrift aufbewahrt wird. Sie findet ſich in dem gedruckten Bücherverzeichniſſe derſelben, S. 113. unter folgender Aufſchrift: **Schauſpiele in altem engliſchen Sylbenmaaße** h. e. Dramata ſacra, in quibus exhibentur hiſtoriæ veteris & novi Teſtamenti, introductis quaſi in ſcenam perſonis illic memoratis, quas ſecum invicem colloquentes pro ingenio fin-

git

(*) Stow's Survey of London.

(**) Man ſehe den Dialogue on Plays and Players, welchen Dodsley ſeiner Sammlung beygefügt, und der bey Gelegenheit der Collierſchen Streitigkeit abgefaßt worden. S. 19.

git poeta. Videntur olim coram populo, ſive ad inſtruendum, ſive ad placendum, a fratribus mendicantibus repræſentata. Nach dem Zuge der Buchſtaben und der Sprache zu urtheilen, ſcheint das Buch wenigſtens drey hundert Jahr alt zu ſeyn. Es fängt mit einem allgemeinen Prologo an, in welchem der Inhalt von vierzig nachſtenden Pageants, d. i. von ſo viel verſchiedenen Acten oder Aufzügen, kürzlich erzehlt wird. Sie ſtellen die Geſchichte beyder Teſtamente, von Erſchaffung der Welt bis auf die Erwehlung des h. Matthias zum Apoſtel vor. Die Begebenheiten des neuen Teſtaments, z. E. die Verkündigung, die Geburth, die Heimſuchung ꝛc. ſind am weitläuftigſten ausgeführt; vor allen aber iſt die Paßion, die Auferſtehung, die Himmelfahrt, und die Erwehlung des h. Matthias ſehr umſtändlich mitgenommen. „Der „Styl, ſagt ein engliſcher Schriftſteller, (*) in „welchem alle dieſe Dinge vorgetragen werden, „ſcheint jetzt ſehr gemein, und weit unter der Würde des Inhalts zu ſeyn. Doch der damalige „Geſchmack war ſo eckel noch nicht, und die aufrichtigen Alten waren ſehr leicht einzunehmen, „daß ſie von allen auf das beſte und liebreichſte „urtheilten.“

Daß aber London damals nicht einzig und allein dergleichen Vorſtellungen hatte, daß auch die

---

(*) Der Verfaſſer des angezogenen Dialogue &c. S. 20.

die Provinzen damit verſehen waren, und daß man da vielleicht eine Menge ärgerlicher und ſchändlicher Dinge damit verband; erhellet aus einer Parlamentsacte vom vierten Jahre der Regierung **Heinrichs des vierten**, in welcher gewiſſer Waſtors, Maſter-Rimours, Miniſtrels (Spielleute) und andrer Vagabunden, die ſich in die Landſchaft **Wales** eingeſchlichen hatten, gedacht und befohlen wird, daß es durchaus keinen von dieſem Geſindel ferner vergönnt ſeyn ſoll, Commoiths und Verſammlungen daſelbſt anzuſtellen. Man kann nicht ſagen, was dieſe Maſter-Rimours, die der Landſchaft **Wales** insbeſondere ſo beſchwerlich fielen, eigentlich für Leute geweſen ſind; eben ſo ſchwer iſt es auch zu beſtimmen, was man ſich für einen Begrif von ihren angeſtellten Commoiths zu machen habe. Die Grafſchaften in **Wales** (*) werden in Bezirke von hundert Dörfern eingetheilet. Ein ſolcher Bezirk wird auf Walliſch ein Cantred genennt; und ein Bezirk, der ohngefehr die Helfte davon, d. i. funfzig Dörfer enthält, wird ein Commoith genannt. Die Maſter-Rimours bedienten ſich alſo vielleicht dieſes Worts, wenn ſie einen Platz beſtimmet hatten, wo ſie ſpielen wollten, und zehn oder zwölf (engliſche) Meilen in der Runde, (als in welchen Bezirke ohnge-

fehr

(*) So wie die Grafſchaften des übrigen Englands; wo aber dergleichen Bezirke von hundert Dörfern Hundreds genennt werden.

ſehr funfzig Dörfer liegen können) davon Nachricht gaben. Daß dieſes gewöhnlich geweſen, iſt aus Carews Survey of Cornwall, einem Buche, welches unter der Regierung der Königin Eliſabeth geſchrieben worden, zu erſehen. Wenn der Verfaſſer von den gewöhnlichen Luſtbarkeiten des Volks ſpricht, ſagt er unter andern; „Das Guary-Miracle, welches auf Engliſch „ſo viel als Miracle-Play (Wunderſpiel) bebedeutet, iſt eine Art eines Schauſpiels welches von einer Geſchichte aus der heiligen „Schrift handelt, und auf Cornwalliſch geſchrieben iſt. Zur Aufführung deſſelben erbauen ſie auf offenem Felde ein Amphitheater, „welches vierzig bis funfzig Fuß lang und breit „zu ſeyn pfleget. Das Landvolk kommt von „einigen Meilen in der Runde dahin, um es zu „ſehen und zu hören; denn es kommen darinn „Teufel und vielerley ſinnreiche Sprüche vor, „daß ſo wohl das Auge als das Ohr ergötzt „wird.“ — — Von ſolcher Lauterkeit mögen nun zwar die Vorſtellungen der Maſter-Rimours zu Heinrichs des vierten Zeiten, wohl nicht geweſen ſeyn, weil man ihnen ſonſt ſchwerlich das Handwerk geleget hätte.

Wie lange die Myſteries auf dem engliſchen Theater geherrſcht, kann man nicht genau beſtimmen; ſo viel iſt aber gewiß, daß ſie, nach einiger Zeit durch eine andere Art von Spielen verdrungen wurden, die man Moralities nennte,

und welche wenigſtens einen Schatten von Vernunft hatten. Die Myſteries ſtellten bloß eine Geſchichte des alten oder neuen Teſtaments auf eine abgeſchmackte Weiſe vor; aber in den Moralities war doch irgend ein kleiner Plan, eine Fabel, etwas Moral, und auch wohl etwas Dichtkunſt, indem öfters die Tugenden, und Laſter, und Gemüthsbewegungen ꝛc. als Perſonen darinn aufgeführet wurden. (*) In der erſten Helfte des ſechzehnten Jahrhunderts, fingen ſie auch an öfters von der Religion zu handeln; denn die Religion war damals ein Hauptgegenſtand, und es war kein Wunder, wenn eine jede Parthey alle Künſte anwendete, um ihren Sätzen Eingang zu verſchaffen. Wenn die Moralities noch jetzt in England gewöhnlich wären, ſo würden ſie eben ſo fleißig von politiſchen Sachen handeln. Doch dauerten dieſe theologiſch polemiſchen Schauſpiele eben nicht lange; denn in einer Parlamentsacte, welche im vier und zwanzigſten Jahre der Regierung K. Heinrichs des achten, zur Beförderung der gereinigtern Religion gemacht ward, iſt eine
Clauſel

(*) Z. E. In einer alten Morality, unter dem Titel all for Money (alles für Geld) ſind unter den auftretenden Perſonen auch folgende: Die Gottesgelahrheit, die Wiſſenſchaft, die Kunſt, die göttliche Ermahnung, die gottloſe Hülfe, die Gelehrſamkeit mit Geld, die Gelehrſamkeit ohne Geld, Geld ohne Gelehrſamkeit, weder Geld noch Gelehrſamkeit ꝛc.

Clauſel befindlich, wodurch allen Rimours und Schauſpielern verbothen wird, in ihren Geſängen oder Stücken das geringſte vorzutragen, was der einmal feſtgeſetzten Lehre nachtheilig ſeyn könnte. Eine von dieſen Moralities, unter dem Tittel: New Cuſtom &c. (*) welche zur Vertheidigung der Reformation gemacht worden, ward unterdeſſen doch wieder auf das Theater gebracht; nehmlich unter der Regierung der Königin **Eliſabeth**, als ſie die reformirte Religion wieder herſtellte.

Nach den Moralities kamen die Interludes auf, welche kleine Stücke, ob ſie gleich einem Geſpräche ähnlicher ſahen als einem Drama und wenig oder gar keine Handlung hatten, dennoch der wahren Komödie um einen guten Schritt näher kamen, als die vorher gewöhnlichen Spiele. Unter den Verfaſſern dieſer Interludes iſt **John Heywood** einer der vornehmſten. Er ward zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts in London gebohren und ſtudirte zu Oxford. Die Strenge des akademiſchen Lebens wollte ihm aber nicht lange gefallen; er begab ſich alſo wieder in ſeine Vaterſtadt, wo er mit dem **Thomas Morus** eine vertraute Freundſchaft errichtete. Er fand auch Mittel, ein Liebling **K. Heinrichs des achten** zu werden, der ihn wegen ſeines muntern Kopfs und ſeiner luſtigen Einfälle

---

(*) Dodsley hat ſie dem erſten Bande ſeiner Sammlung einverleibet.

fälle ſchätzte. Unter ſeinen Interludes findet ſich eines, in welchem er die Mönche und Ablaßkrämer lächerlich macht. Es führt den Tittel: A marry Play between the Pardoner and the Frere, the Curate and Neybour Pratte, und iſt im Jahre 1533 gedruckt. (*) Allein er muß nach der Zeit wieder ein ſehr eifriger Papiſt geworden ſeyn; denn er ſtand nicht allein bey der Königin **Maria** in groſſen Gnaden, ſondern verließ auch ſogar, nach ihrem Tode, ſein Vaterland, weil er wohl ſahe, daß die proteſtantiſche Parthey, unter Begünſtigung der Königin **Eliſabeth**, nunmehr die Oberhand bekommen werde. Er wandte ſich nach Mecheln, wo er im Jahr 1565 ſtarb. Er war ein guter Muſicus, und hat auſſer ſeinen Interludes, auch noch eine groſſe Menge Epigrammata geſchrieben, die aber nicht viel werth ſind.

Und nun kommen wir endlich auf das erſte engliſche Stück, welches den Namen einer Tragödie verdient. **Thomas Sackville**, nachher Baron von **Buckhurſt** und endlich Graf von **Dorſet**, Großſchatzmeiſter von England unter der Regierung der Königin **Eliſabeth** und König **Jacobs des erſten**, war der Verfaſſer deſſelben. Dieſer Herr war in ſeiner Jugend der größte Dichter ſeines Landes, ſo wie er in ſeinen männlichen Jahren der größte Staatsmann deſſelben ward. Er war im Jahr 1526 geboh-

---

(*) Man ſehe den angeführten Dialogue &c. S. 30.

gebohren, ſtudirte zu Oxford und Cambridge, und ſahe Frankreich und Italien. Alle ſeine poetiſchen Werke aber hat er vor dieſe Reiſe geſchrieben, und es ſcheint überhaupt nicht, daß er, insbeſondre zu ſeiner Tragödie, durch irgend ein ausländiſches Muſter ſey ermuntert worden. Sie ward den 16 Jenner 1561 zum erſten mal, in Gegenwart der Königin **Eliſabeth** aufgeführt; und der Inhalt iſt aus der alten engliſchen Geſchichte genommen. Sie ward nicht ſogleich gedruckt; während der Zeit aber da ſich der Verfaſſer auf Reiſen befand, machte ſich ein Buchhändler ſeine Abweſenheit zu Nutze, und gab ſie 1565 zu London in 8. ſehr fehlerhaft, heraus. Nach ſeiner Zurückkunft beſorgte er ſelbſt eine richtigere Ausgabe unter dem Titel: **Ferrex** und **Porrex**, welchen Titel er aber in der folgenden Ausgabe änderte und das Stück **Gorboduc** nennte. „**Gorboduc**, König von „England, theilte ſein Reich, noch bey Lebzeiten, „unter ſeine Söhne **Ferrex** und **Porrex**. Dieſe „Söhne gerathen in Streit; der ältere bringt „den jüngern um; die Mutter, welche den ermordeten vorzüglich liebte, tödtet den Mörder; „der König ermordet darauf die Königin; und „damit das Theater ja gänzlich rein werde, ſo „erregt das Volk einen Aufſtand, und ſchaft „auch den alten **Gorboduc** aus der Welt ꝛc. — Dieſes iſt die Fabel, und Blut wird auf der Scene genug vergoſſen. Die mechaniſchen Regeln der Tragödie, die Einheit der Zeit und des Orts, ſind ſchlecht beobachtet; denn der vierte und fünfte Auſzug allein, enthalten blos eine kleine Dauer von funfzig Jahren. Allein der Dichter hat von einer andern Seite deſto gröſſere Vorzüge; die Richtigkeit der Empfindungen, die natürliche Deutlichkeit des Styls, die leichte Harmonie des Sylbenmaaßes, ertheilen ſeinem Stücke jene Würde, jene Genauigkeit, die der Tragödie ſo weſentlich iſt, und doch von faſt allen nachfolgenden engliſchen Trauerſpieldichtern, entweder ſo wenig verſtanden, oder ſo ſehr vernachläßiget worden. Selbſt **Pope** machte ſehr viel aus dieſem erſten tragiſchen Verſuche ſeiner Landsleute, und ſeiner Vorſorge hat man die neuſte (*) Ausgabe deſſelben zu verdanken, die zu London 1739 in 8. mit dem Leben Mylord **Buckhurſts** von **Joſeph Spence**, erſchienen iſt. Dieſe Ausgabe war höchſt nöthig; denn das Stück war ſo vergeſſen worden, und ſo wenigen mehr bekannt, daß es ſelbſt **Dryden** nicht muß geſehn haben, weil er es **die Tragödie von der Königin Gorboduc** nennt, und vorgiebt, daß ſie in gereimten Verſen abgefaßt ſey, welches ſie doch nicht iſt. (**) Ich will mich jetzt nicht länger dabey aufhalten, ſondern nur noch dieſen einzigen Umſtand anführen, daß zwar **Gorboduc** über-

---

(*) Auſſer daß es Dodsley auch nachher im zweyten Bande ſeiner Sammlung abdrucken laſſen.

(**) In der Zueignungsſchrift vor ſeinen Rival-Ladies.

überhaupt unſerm Lord Buckhurſt gehört, daß aber die erſten drey Aufzüge **Thomas Norton** ausgearbeitet haben ſoll.

Ohngefehr in eben daſſelbe 1561te Jahr fällt auch die erſte engliſche Komödie, die dieſes Namens nicht ganz unwerth iſt, wenigſtens von den Engländern durchgängig dafür erkannt wird. Sie führt auf einer der älteſten Ausgaben, auf der von 1661 nehmlich, den Titel: *Gammer Gurton's Needle*, a right pithy pleaſant and merry Comedy; und zugleich wird auf dieſem Titel geſagt, daß ſie von einem Mr. S — Maſter of Arts verfertiget, und hundert Jahr vorher zu Cambridge geſpielet worden. Der Inhalt iſt ohngefehr dieſer: „Die Frau **Gammer** „**Gurton**, als ſie ihres Bedienten **Hodge** „Beinkleider ausgebeſſert, hat ihre Nadel dabey verloren, und ihre Nachbarin **Dame** „**Chot** fällt bey ihr in den Verdacht, als ob ſie „ihr dieſe Nadel entwendet habe. Sie läßt ſie „ſogar durch den Pfarrer des Orts von ihr wieder abfordern, und bey einem Haare wäre ein „greulicher Zank darüber entſtanden. Doch „**Hodge** findet die Nadel noch zur rechten Zeit „in ſeinen Beinkleidern, und macht der Komödie „dadurch ein Ende“ — Wie viel Komiſches in ſo einem Stücke ſeyn könne, und von welcher Gattung es ſeyn müſſe, kann man gar leicht von ſelbſt abnehmen. **Dodsley** hat es dem erſten Bande ſeiner Sammlung alter Luſtſpiele (S. 123

und folg.) einverleibet, und ich will hier nur noch hinzuſetzen, daß es in langen dactyliſchen Verſen geſchrieben iſt. Vierzig Jahr vorher, den 7ten May 1520, hatte man zwar bereits ein weit beſſeres Stücke auf der engliſchen Bühne geſehen, nehmlich eines von den Luſtſpielen des Plautus, welches in Gegenwart des Königs aufgeführet ward: doch glaube ich nicht, daß **Riccoboni** (*) allzuwohl daran gethan hat, von dieſem plautiniſchen Stücke die Epoche der engliſchen Komödie zu rechnen. Wenigſtens iſt die Anmerkung die er darüber macht, unrichtig: „daß man folglich den Engländern das „Vorrecht laſſen müſſe, ihr Theater mit einem „guten weltlichen Stücke angefangen zu haben, „da alle andre europäiſche Nationen das ihrige „mit höchſt elenden Poſſenſpielen angefangen „hätten. Die Interludes, deren wir in dem vorhergehenden gedacht haben, ſind der wahre Anfang der eigentlichen engliſchen Komödie, und nichts beſſers als Poſſenſpiele geweſen.

Die Bahn war alſo in beyden Arten des Drama gebrochen und die Nacheiferung, welche durch jede gebilligte Neuigkeit erweckt wird, zeigte ſich bey mehr als einem der damaligen ſchönen Geiſter wirkſam. Ich will einige der vornehmſten nahmhaft machen.

Richard Edwards, war zu ſeiner Zeit als ein guter Muſikus und Dichter berühmt. Er ward

---

(*) In dem angezogenen Werke S. 111.

ward 1523 gebohren und ſtudirte gegen 1547 zu Oxford in dem Chriſtchurch Collegio. Zu Anfange der Regierung der Königin Eliſabeth, ward er ein Mitglied ihrer Kapelle und Aufſeher der Kapellknaben. Man hat von ihm zwey Luſtſpiele, wovon das eine den Titel führt, **Damon und Pythias**, und vom **Dodsley** dem erſten Theile ſeiner Sammlung einverleibet worden. Aus dem Prologus erhellet, daß **Edwards** recht gute Begriffe von den Charakteren und den Abſichten des Luſtſpiels gehabt hat. Auch ſcheinen ihm die Lehren und Muſter der Alten nicht ganz unbekannt geweſen zu ſeyn; denn er ſagt unter andern in gedachtem Prologo, weil Könige und andre hohe Perſonen in ſeinem Stücke vorkämen, ſo würde er wohl am beſten thun, wenn er es eine Tragikomödie nennte. Dieſer Zug, wie bekannt, iſt von dem Vorredner zu des **Plautus** Amphitruo entlehnet. Das zweyte Luſtſpiel des **Edwards** heißt: **Palämon und Arcite.** In dieſem fand die Königin **Eliſabeth**, und die ganze Verſammlung, vor der es aufgeführt ward, nichts luſtiger, als ein Geſchrey von Jagdhunden, welches ſehr natürlich nachgeahmet ward.

John Lilly. Er war aus der Landſchaft Kent, und ward in dem Marien Magdalenen Collegio zu Oxford erzogen, wo er im Jahr 1575 den Gradum eines Magiſters der freyen Künſte annahm. Er machte ſich ſowohl durch verſchiedene dramatiſche Stücke, als vornehmlich durch einen Roman, unter dem Titel: Euphues and his England, or the Anatomy of Wit, bekannt. Der Ausdruck in dieſem Roman war auſſerordentlich unnatürlich; voller Metaphern, Alluſionen, Allegorieen und Analogieen. Und ob man ſchon damals weit beſſere Muſter der Sprache aufzuweiſen hatte, dergleichen die Schriften eines **Sidney** und **Spenſer** waren, ſo fand er doch an dem Hofe der Königin Eliſabeth einen ſo auſſerordentlichen Beyfall, daß eine Hofdame, die den **Euphues** nicht leſen, und ſich nach ſeiner Art nicht ausdrücken konnte, damals eben ſo wenig geachtet ward, als itzt eine, die nicht franzöſiſch ſpricht. Sechſe von **Lillys** dramatiſchen Stücken ſind, unter dem Titel der **Hofkomödien**, verſchiedne Jahre nachher zuſammen gedruckt worden. Sie heiſſen: **Alexander und Campaspe**; **Endymion**; **Galathea**; **Mydas**; **Sappho und Phaon** und **Mutter Bombie**. Die erſte hat **Dodsley** dem zweyten Bande ſeiner Sammlung einverleibet.

Jasper Heywood. Ein Sohn des obengedachten **John Heywoods**; gegen 1535 zu London gebohren. Er verlies mit ſeinem Vater England, und trat zu St. Omer in den Jeſuiterorden. Vorher als er noch in Oxford ſtudirte, hatte er einige von den lateiniſchen Trauerſpielen,

die

(*) London 1632. in Duodez.

die unter dem Namen des Seneca angeführet werden, überſetzt; und dieſerwegen gedenke ich hier ſeiner. Den **raſenden Herkules** nehmlich, die **Trojanerinnen** und den **Thyeſt**. In den **Trojanerinnen** hat er verſchiedene Veränderungen und Zuſätze angebracht. Die Zuſätze beſtehen in einige ſechzig Zeilen zu Ende des Chorus nach dem erſten Aufzuge; in einer ganzen Scene zu Anfange des zweyten Aufzuges, in welcher er den Geiſt des Achilles erſcheinen und ihn die Opferung der Polyxena verlangen läßt; desgleichen in drey Strophen, zu dem Chore nach dem zweyten Aufzuge. Die Veränderungen betreffen vornehmlich den Chor des dritten Aufzuges, welcher in der Urſchrift faſt aus lauter Namen fremder Gegenden beſtehet, und an deſſen Statt er einen für ſeine Leſer verſtändlichern eingeſchoben hat. — Er ſtarb 1598. zu Neapolis.

Wie die Stücke dieſer und der übrigen Zeitverwandten Dichter beſchaffen geweſen, kann man aus folgender Stelle des Ritters **Philipp Sidney** erſehen. „Unſere Trauerſpiele und Luſtſpiele, ſagt er in ſeiner **Vertheidigung der Dichtkunſt**, „beobachten weder die Regeln des Wohlſtandes, noch der Dichtkunſt. Die eine Seite des Theaters iſt Aſien und die andere Africa; und dazwiſchen liegen noch ſo viele Königreiche, daß jeder auftretende Schauſpieler es ſein erſtes Wort muß ſeyn laſſen,

„uns zu ſagen, wer und wo er ſey, weil man ſeine Rede ſonſt unmöglich würde verſtehen können. Mit einemmal kommen drey Frauenzimmer, welche Blumen ſuchen, und wir müſſen glauben, daß das Theater einen Garten vorſtelle. Nebenher hören wir, daß ein Schiff auf eben demſelben Platze verunglückt ſey; und nun muß das Theater ein Ufer oder ein Fels ſeyn. Gleich darauf erſcheint in dem Hintertheile der Schaubühne ein entſetzliches Ungeheuer, welches Feuer ſpeyet, und das Theater iſt folglich eine Höhle. Nun kommen geſchwind ein halb Dutzend Kerle mit Schwerdtern und Schilden, die ein Kriegesheer vorſtellen, herein gelaufen, und wir werden gebeten, das Theater für ein Schlachtfeld zu halten ꝛc. So gehen unſere Dichter mit dem Orte um; und mit der Zeit ſind ſie noch weit freygebiger. Gewöhnlicher Weiſe verliebt ſich ein junger Prinz in eine junge Prinzeßin; nach mancherley Unglück und Verwirrung kömmt die Prinzeßin in geſegnete Umſtände, und wird zu gehöriger Zeit von einem geſunden und wohlgeſtalten Knaben entbunden. Dieſer wird verlohren, findet ſich wieder, wird groß, verliebt ſich, und würde vielleicht ſelbſt wieder einen jungen Sohn ſehen, wenn nicht der Vorhang zufiele ꝛc.

Endlich ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts das engliſche Theater auf eine weit höhere Staffel der Vollkommenheit gebracht. Shakeſpear, Beaumont, Fletcher und Ben Johnſon waren die groſſen Genies, die es mit unſterblichen Werken bereicherten, und es auf einmal zu einem Theater machten, welches, nach dem Griechiſchen, für einen Kenner der ſchönen Wiſſenſchaften das aller intereſſanteſte iſt, und dem Anſehen nach auch bleiben wird.

Von dieſer Zeit an kann man die Geſchichte des engliſchen Theaters, und die Dichter deſſelben, in drey Perioden und Klaſſen eintheilen.

Der erſte Periode fängt an vom Shakeſpear, und gehet bis zu der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Krieges, da die Puritaner durchaus alle Schauſpiele verbothen. Er beträgt einige funfzig Jahre.

Der zweyte Periode fängt von der Zeit der Reſtitution an, und gehet bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, da einige mehr feine als große Köpfe, beſonders ihrem Trauerſpiele mehr Regelmäßigkeit und Anſtand zu geben anfingen.

Der dritte Periode begreifet das itztlauffende Jahrhundert; und wie das Theater deſſelben das neue heißen kann, ſo wird man nicht unrecht den zweyten Perioden das mittlere und den erſten das alte engliſche Theater nennen können. Das älteſte folglich würde das Theater vor Shakeſpears Zeiten ſeyn; und von dieſen verlohnt es ſich kaum der Mühe, mehr zu ſagen, als ich bereits geſagt habe.

Aber auch von den drey wichtigern Perioden will ich vorizo dem Leſer weiter nichts vorlegen, als ein chronologiſches Verzeichniß der vornehmſten Dichter derſelben, damit er ohngefehr ſehen kann, welch eine reiche Erndte hier auf uns wartet.

Erſter Periode;
oder das alte engliſche Theater.

1. **William Shakeſpear**; gebohren 1564. zu Stratford in der Grafſchaft Warwick. Sein erſtes Stück iſt **Romeo und Juliet** von 1597. und die gleich darauf folgenden **Richard der zweyte, und der dritte**. Er ſtarb 1617. im drey und funfzigſten Jahre ſeines Alters. Die erſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von 1623. in Folio. Die vorzüglichſten von den nachherigen Ausgaben ſind, die Ausgabe von **Rowe**, von **Pope**, von **Theobald**, von **Thomas Hanmer** und von **Warburton**.

2. **Francis Beaumont** und **John Fletcher**. Dieſe zwey Freunde ſind als dramatiſche Dichter nicht zu trennen, indem ſie alle ihre Werke gemeinſchaftlich verfertigten. **Beaumont** war gebohren 1585. und **Fletcher** 1576. Jener ſtarb noch vor ſeinem dreyßig-

ſten Jahre, 1615; und dieſer 1625, an der Peſt.

3. **Ben Johnſon**; gebohren 1574. Sein erſtes dramatiſches Werk, das er drucken ließ, war das Luſtſpiel Every Man in his Humour; zum erſtenmale aufgeführt 1598. Er ſtarb den 16 Auguſt 1657 im drey und ſechzigſten Jahre.

4. **Thomas Heywood**; lebte unter der Regierung der Königin **Eliſabeth** und **Jacobi I.** und war zugleich ein Schauſpieler. Er hat eine ungeheure Menge Stücke gemacht; wie er denn in der Vorrede zu einem ſagt, daß das gegenwärtige das zweyhundert und zwanzigſte ſey, welches aus ſeiner Feder gefloſſen, oder woran er wenigſtens Theil gehabt. Es ſind aber von dieſer groſſen Anzahl nicht mehr als vier und zwanzig übrig geblieben. Eine von ſeinen Tragödien: A Woman kill'd with kindneſs ſtehet in dem vierten Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung.

5. **Chriſtoph Marloe**; er ſtudierte zu Cambridge, verließ aber die Univerſität gar bald, und ward ein Schauſpieler, und zwar von eben der Geſellſchaft, von welcher **Shakeſpear** war. Er war zum Tragiſchen beſonders aufgelegt, und unter ſeinen ſechs Stücken iſt auch ein **Doctor Fauſt**. Seine Tragödie, Edward the ſecond, ſtehet in dem zweyten Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung.

lung. **Wood** legt ihm einen ſehr abſcheulichen Charakter bey; und ſagt er ſey ein offenbahrer Atheiſt geweſen. Von dergleichen Beſchuldigungen gehet meſtentheils viel ab. Sein Ende war ſehr unglücklich. Er hatte ſich in ein gemeines Mädchen verliebt, bey der er einſt einen Nebenbuhler in Livrey antraf. Er zog ſeinen Dolch und wollte ihn in der Wuth erſtechen. Doch der Bediente wich dem Stoſſe aus, riß ihn den Stahl aus der Hand, und verwundete ihm mit ſeinem eigenen Dolche. Die Wunde war tödtlich, und er ſtarb 1593.

6. **George Chapmann**; gebohren 1578. Er ſtudierte zu Oxford und kam nachher nach London, wo er mit **Shakeſpear**, **Johnſon**, **Fletcher** ꝛc. Freundſchaft machte. Er war in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache ſehr erfahren, und ſeine Ueberſetzung des **Homers** wird auch noch itzt nicht ganz verachtet. Er hat verſchiedne Trauerſpiele und Komödien geſchrieben. Aus dem Prologo ſeiner Komödie, All Fools, ſieht man, daß zu damaliger Zeit die Standesperſonen und wer ſich ein guter Kunſtrichter zu ſeyn dünkte, anſtatt in den Logen zu ſitzen, mit auf dem Theater ſaſſen, wie es noch itzt in Frankreich gebräuchlich iſt. Eine andere von ſeinen Komödien: Two wiſe men, and all the reſt Fools, hat ſieben Aufzüge. Unter ſeinen

Trauerſpielen heißt eines: Alphonſus Emperor of Germany; in welchem er dieſen Gegenkayſer **Richards von Cornwall**, bloß ſeiner Nation zu ſchmeicheln, eine ſehr abſcheuliche und unglückliche Rolle ſpielen läßt. Sein Luſtſpiel: The Widow's tears, deſſen Inhalt die bekannte Geſchichte von der Matrone zu Ephesus iſt, ſtehet in dem vierten Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung. **Chappmann** ſtarb 1655.

7. **William Rowley**; ſchrieb ſechs dramatiſche Stücke, an deren einem: The Birth of Merlin, **Shakeſpear** Theil hat. Seine beſte Tragödie iſt All's is loſt by Luſt. Eine von ſeinen Komödien: A Match at Mitneight ſtehet in dem ſechſten Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung. Er lebte noch unter der Regierung **Carls** des erſten.

8. John Marſton; ſtudirete zu Oxford und iſt Verfaſſer von acht dramatiſchen Stücken, die Shakeſpear nach ſeinem Tode, der gegen 1614 muß erfolgt ſeyn, herausgegeben. Eines davon, The Malcontent, a Tragedy, ſtehet in dem vierten Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung. Sie iſt dem **Ben Johnſon** mit vielen Lobſprüchen zugeeignet.

9. Samuel Daniel; gebohren 1562. Er ſchrieb auſſer ſeiner **Geſchichte von England**, und vielen andern Gedichten, auch einige Tragödien, und Tragikomödien. Die

erſten, nahmentlich **Philotas** und **Cleopatra**, hat er nach der Art der Alten, mit Chören zwiſchen jedem Aufzuge, verfertiget. Er ward nach dem Tode des groſſen **Spenſer**, gekrönter Poet, bey der Königin **Eliſabeth**, und ſtarb 1619.

10. **Thomas Decker**; lebte unter der Regierung Jacobi I. Er ward durch die Streitigkeit, die er mit **Ben Johnſon** bekam, berühmter als durch alle ſeine Werke, die in eilf dramatiſchen Stücken, größten Theils Luſtſpielen, beſtehen, wovon er achte ganz allein, drey in Geſellſchaft mit **Webſter**, und eines in Geſellſchaft mit **Rowley** und **Ford** verfertiget. Unter die erſten achte gehöret The Wohre of Babylon, (gedruckt zu London 1601. in Quart) worinn er, unter erdichteten Namen, die vortreflichen Tugenden der Königin **Eliſabeth**, und die Gefahren vorſtellet, denen ſie durch die glückliche Entdeckung der böſen Abſichten, welche die Jeſuiten und Papiſten wider ihre geheiligte Perſon gehabt, entgangen. Desgleichen: The honeſt Whore, in zwey Theilen, wovon der erſte in dem dritten Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung zu finden. Unter die Stücke welche er in Geſellſchaft mit **Webſtern** geſchrieben, gehöret Wyatt's Hiſtory. Der Held dieſes Stücks iſt **Sir Thomas Wyat** aus Kent, welcher in dem erſten Jahre der Königin **Maria** einen Aufſtand

erregte, um ihre Vermählung mit **Philippo** von Spanien zu hintertreiben.

11. **Fulk Greville**, Lord **Brooke**; ein Herr der bey der Königin Eliſabeth in großen Gnaden ſtand, und auch an dem Hofe Jacobi I. wichtige Stellen bekleidete. Er war ein vertrauter Freund von **Ph. Sidney** und **Camdens** großer Gönner. Er ſchrieb zwey Trauerſpiele, **Alaham** und **Muſtapha**. Das letztere ſtehet in dem zweyten Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung. Er ward 1628. von einem ſeiner Bedienten, der ſich von ihm nicht genug belohnt zu ſeyn glaubte, ermordet.

12. **Philipp Maßinger**. Er war einer von den angeſehenſten Dichtern ſeiner Zeit; gebohren gegen 1585. Er ſtarb zu London 1640. und ward von allen Komödianten, die damals in der Stadt waren zu Grabe begleitet. Auſſer verſchiednen Stücken, die er mit **Fletchern** und andern in Gemeinſchaft ſchrieb, hat er deren noch vierzehn von ſeiner eignen Arbeit drucken laſſen. Viere davon: The Guardian, a comical Hiſtory; das Luſtſpiel: A new way to pay old debts; die Tragikomödie: The Picture, und das Trauerſpiel: The unnaturel Combat hat **Dodsley** dem achten Bande ſeiner Sammlung einverleibet.

13. **Thomas Randolph**; gebohren 1605. Er ſtudirete zu Cambridge, und war einer von den eifrigſten Anhängern und Bewun-

drer **Ben Johnſons.** Er ſtarb 1634. Von ſeinen dramatiſchen Stücken ſtehet das Luſtſpiel: The Muſe's Looking Glaſs, welches zugleich eine Vertheidigung der Schaubühne iſt, in dem ſechſten Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung.

14. **William Alexander Graf von Stirling**; aus einer vornehmen Schottiſchen Familie; gebohren unter der Regierung der Königin **Eliſabeth** und während der Minderjährigkeit **Jacobi** VI. von Schottland. Er ſtand bey dem letztern und deſſen Sohne **Carl** dem erſten, in großen Gnaden und bediente wichtige Aemter. Er iſt Verfaſſer von vier dramatiſchen Stücken, die er **Monarchiſche Trauerſpiele** nennet; nahmentlich, die **Alexandriniſche Tragödie, Cröſus, Darius** und **Julius Cäſar.** Sie ſind nach dem Muſter der Alten geſchrieben, und haben zwiſchen jedem Aufzuge Chöre. Sie ſind durchaus ernſthaft, und wie die Tragödien des Seneca voller Sinnſprüche; doch ſind auch die ſanftern und zärtlichern Leidenſchaften dann und wann ſehr fein bearbeitet. In der Wahl ſeiner Verſe aber, iſt der Verfaſſer ſehr unglücklich geweſen; es ſind nehmlich Verſe mit abwechſelnden Reimen, ſo wie ſie **Pibrac** in ſeinen Vierverſen, oder **Davenant** in ſeinem Gondibert gemacht hat.

15. Je

15. **John Ford**; ſchrieb unter der Regierung Carls des erſten, zum Theil in Geſellſchaft mit Rowley und Decker. Er war zu dem Tragiſchen aufgelegter, als zum Komiſchen. Seine beſte Tragödie ſoll ſeyn: 'Tis Pity ſhe is a Whore! Schade, daß ſie eine Hure iſt! Ein ſonderbarer Titel für ein Trauerſpiel. Die unzüchtige Liebe eines Bruders zu ſeiner Schweſter, wird darinn ein wenig mit allzu lebhaften und reitzenden Farben geſchildert.

16. **Thomas May**, war unter der Regierung der Königin Eliſabeth gebohren, und lebte an dem Hofe Carls des erſten, während welcher Zeit er drey Trauerſpiele und zwey Komödien ſchrieb. Die beyden letztern unter dem Titel: The Heir und the old Couple ſind in dem ſiebenden Bande der Dodsleyſchen Sammlung befindlich. Weil er zugleich mit William Davenant um die Stelle des gekrönten Hofpoeten anhielt, und ſie nicht bekam, ward er wider den Hof erbittert, und hieng, während dem bürgerlichen Kriege, dem Parlamente an. Er beſchrieb auch die Geſchichte dieſes Parlaments, worinn er alle Galle eines Mißvergnügten ausſchüttete. Er ſtarb 1652.

17. **Thomas Goff**; gebohren gegen das Jahr 1592. Er ſchrieb, als er zu Oxford ſtudirete verſchiedne Tragödien; wählte aber hernach

nach den geiſtlichen Stand, und ſchrieb Predigten, deren einige im Jahre 1624. gedruckt worden. Er ſtarb in dem nähmlichen Jahre.

18. **Thomas Middleton.** Er lebte unter der Regierung **Carls** des erſten; und das rühmlichſte was man von ihm ſagen kann, iſt dieſes, daß er mit **Johnſon** und **Fletcher** in Gemeinſchaft gearbeitet, desgleichen auch mit **Maßinger** und **Rowley**. Seine dramatiſche Stücke belauffen ſich auf vier und zwanzig, meiſtens Komödien. Eine davon: A mad World, my Maſters! ſtehet in dem fünften Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung; und eine andere: The Mayor of Queenborough, in dem eilſten Bande derſelben.

19. **John Suckling**, gebohren 1613. Sein Vater war Haushofmeiſter bey **Carl** dem erſten. Er reiſete, und wohnte in Deutſchland einem Feldzuge unter **Guſtapho Adolpho** bey. Als er wieder nach Hauſe kam, war der bürgerliche Krieg ausgebrochen. Er brachte auf eigne Koſten einen Trupp Reiter, zum Dienſte des Königs, zuſammen, konnte aber keine groſſen Dinge damit verrichten, weil er im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Man hat nur vier dramatiſche Stücke von ihm. In Proſa wußte er ſich als ein Mann von Lebensart und Witz auszudrücken; zur Poeſie aber zeigte er kein ſonderlich Genie.

20. Wil

20 **William Cartwright**; gebohren 1611. oder nach andern 1615. Er ſtudirte zu Oxford, wo er verſchiedne Komödien und Tragikomödien ſchrieb. *Eine von den leztern:* the Royal Slave, ward den 30 Auguſt 1636 von den Studenten des Chriſtchurch Collegii daſelbſt, in Gegenwart des Königs und der Königin mit groſſem Beyfalle aufgeführt. Seine Komödie: the Ordinary ſtehet in dem zehnten Bande der **Dodsleyſchen** Samlung. **Cortwright** trat hernach in den geiſtlichen Stand, und erwarb ſich durch ſeine pathetiſche Predigten vielen Ruhm. Er ſtarb aber ſehr jung; nehmlich 1643. im drey und dreyßigſten Jahre ſeines Alters.

21. **Anthony Brewer**; blühte unter der Regierung Carls des erſten, und ſchrieb, auſſer einer Komödie, den **vor Liebe kranken König**, welches für eines von den beſten irregulären Trauerſpielen, nach **Shakeſpears** ſeinen, gehalten wird. Die Geſchichte iſt ungemein rührend: **Canut**, König von Dänemark, hat ſich der Stadt Wincheſter, durch Verrätherey eines Einwohners, bemächtiget, und befiehlt alles über die Klinge ſpringen zu laſſen. Er kömmt voller Blutdurſt in das Kloſter, und ſchnaubet nach Mord; hier gehet ihm die Nonne Carteſmunde entgegen, und ihre Schönheit hat die Gewalt, die Wuth des tobenden Siegers zu hemmen und ihn

gleichſam in einen Menſchen umzuſchaffen. Canut verliebt ſich in ſie, und die ſchöne Nonne überläßt ſich, nach einem langen Streite zwiſchen Ehre und Liebe, dem Tyrannen, und bricht ihr Kloſtergelübde. Die Sprache in dieſem Stücke des **Brewer** iſt ſehr modern; die Verſe ſind ſo muſikaliſch, als **Rowes** Verſe nur immer ſeyn können, und eine Menge Stellen ſind von einer recht ſchmelzenden Zärtlichkeit — Noch ſchreiben einige dieſem **A. Brewer** ein Luſtſpiel zu, unter dem Titel: Lingua, or the Combat of the Tongue and the five ſenſes, for Superiority. Es ward 1607. zuerſt gedruckt, und iſt in dem fünften Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung zu finden. Ein Umſtand macht dieſes Stück merkwürdig. Als es nehmlich zu Cambridge aufgeführet ward, ſpielte **Oliver Cromwell**, als ein junger Student, die Rolle des **Gefühls** darinn, und zwar mit ſo vieler Empfindung, daß ſein Ehrgeitz dabey zuerſt aufzuwachen anfing. Folgende Stelle, wo er als ſpielende Perſon gekrönet wird, ſoll ihn unter andern ſo erhitzt haben, daß er in allem Ernſte nach einer wirklichen Krone zu trachten, ſich vorgeſetzt.

Roſes and bays, pack hence! this crown and robe
My brows, and body, circles and inveſts;

How gallantly it fits me! ſure the ſlave
Meaſured my head, that wrought this coronet.
They lie that ſay, complexion connot change!
My blood's enobled, and i am transform'd
Unto the ſacred temper af a king.
Methinks, i hear my noble Paraſites
Stiling me Cæſar, or great Alexander,
Licking my feet &c.

22. **James Schirley**; iſt einer von den voluminöſeſten dramatiſchen Dichtern dieſes Perioden; doch gehöret er auch einigermaſſen mit in den folgenden. Er hatte zu Cambridge den Gradum angenommen, und war auch bereits Prediger in der Grafſchaft Hertford, als er zur katholiſchen Religion übertrat. Er verließ alſo ſeine Pfarr, kam nach London und fieng an für das Theater zu arbeiten. Die Königin **Henriette Maria**, **Carls** des erſten Gemahlin, erzeigte ihm viel Gnade, der er auch, bis ſie in dem bürgerlichen Kriege nach Frankreich flüchten mußte, treulich anhing. Er trat hierauf in die Dienſte des Herzogs von Newcaſtle, **William Cavendiſch**. Nach der Reſtauration wurden verſchiedne von ſeinen Luſtſpielen nicht ohne Beyfall in London aufgeführt. Man kann aber nicht ſagen, daß ihm Carl der zweyte

irgend eine Belohnung für ſeine beſtändige Treue gegen das Königliche Haus zuflieſſen laſſen. Er ſtarb in groſſem Elende zu London 1666. Er hat an die acht und dreyßig dramatiſche Stücke, meiſtens Komödien, geſchrieben. Zwey davon, The Bird in the Cage, und The Gamſter, ſtehen in dem neunten Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung. Er hat ihr eine ironiſche Zuſchrift an **William Prynne**, deſſen wir ein andermal gedenken werden, vorgeſetzt.

Und dieſes werden auch ziemlich die merkwürdigſten dramatiſchen Dichter aus dieſem Perioden ſeyn. Einige andere will ich nur bloß nennen. **Joſeph Rutter**, ein Zeitverwandter des **Johnſon**, deſſen tragiſch-komiſche Paſtorelle The Shepherd's Holiday, in dem ſiebenden Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung vorkömmt. — **William Habington**, gebohren 1605. und geſtorben 1654, deſſen Tragikomödie: The Queen af Arragon, **Dodsley** ſeinem zehnten Bande einverleibet hat. — **John Webſter**, deſſen Tragödie: The white Devil or Vittoria Corombona, daſelbſt in dem dritten Bande zu finden. — **Gerwaſe Markham**, der unter der Regierung **Carls des erſten** lebte, und für ihn die Waffen ergriff; er iſt Verfaſſer eines einzigen Trauerſpiels: Herod and Antipater. — **Peter Hauſted**, ein Geiſtlicher der Predigten und Komödien geſchrieben, geſtorben 1645. — **John Day**, **Jaſper Main** ꝛc.

Zweyter Periode
oder das mittlere engliſche Theater.

1. **William Davenant**; gebohren 1605 zu Oxford, wo ſein Vater ein Wirthshaus hielt. Er ſtudierte daſelbſt in **Lincolns-Inn**, aber nur kurze Zeit, und that ſich ſeit 1628 mit verſchiednen dramatiſchen Stücken und andern Gedichten hervor. Im Jahr 1637 ward er gekrönter Poet an **Ben Johnſons** Stelle. Er blieb dem Könige und der königlichen Familie, während dem bürgerlichen Kriege, ſehr treu und ergeben, und kam darüber auch mehr als einmal in Lebensgefahr. Warum er aber die erſte Stelle in dieſem Perioden verdienet, iſt dieſes die Urſache. Da die damaligen Eiferer, deren zartes Gewiſſen es zwar erlaubte, das Blut ihres rechtmäßigen Regenten zu vergieſſen, aber nicht, einen unſchuldigen Scherz anzuhören, alle theatraliſche Vorſtellungen verbothen hatten, und nun verſchiedne Jahre gar keine engliſche Bühne exiſtirte: ſo war **Davenant** der erſte, der auf die Wiederherſtellung derſelben bedacht war. Er mußte aber ſehr behutſam zu Werke gehen, und vor der Hand die Muſik für das Hauptwerk ausgeben. Die Stücke die er in

dieſer Abſicht verfertigte, waren mehr Geſpräche und einzelne Declamationen, als wirkliche Tragödien und Komödien. Dieſer Zwang aber fiel endlich weg, als im Jahre 1660 die königliche Familie wieder eingeſetzet ward. **Davenant** ſtarb den 7 April 1668. Die Anzahl ſeiner dramatiſchen Stücke, die er ſo wohl vor als nach den Zeiten der Rebellion gemacht, beläuft ſich ohngefehr auf zwanzig; ſie ſind mit ſeinen übrigen Werken, in einem Foliobande zu London 1673, zuſammen gedruckt worden.

2. **Johann Dryden.** Von dieſem und ſeinen ſämmtlichen dramatiſchen Werken werde ich in dem folgenden XIIIten Artikel umſtändlich zu handeln anfangen.

3. **Nathanael Lee.** Er ſtudierte kurze Zeit zu Cambridge, und betrat hierauf als Schauſpieler das Theater. Man weis wenig von ſeinen Lebensumſtänden. Er ſtarb noch vor ſeinem vier und dreyßigſten Jahre, und ſchrieb eilf Tragödien. Er beſaß den göttlichen Enthuſiasmus eines Poeten, und war beſonders in dem Ausdrucke der zärtlichen Leidenſchaften glücklich. Er war einige Zeit vom Verſtande, und ſaß in Bedlam. Für ſein feinſtes und rührendſtes Stück hält man: **Lucius Junius Brutus** ꝛc.

4. **Thomas Otwey**, gebohren 1651. Er ſtudirte zu Oxford, gieng von da nach London,

und ward ein Schauſpieler, wozu er aber die größten Gaben nicht hatte. Er diente hierauf als Soldat in Flandern, kam aber in ſchlechten Umſtänden wieder zurück, und fing an, für die Bühne zu ſchreiben. Seine Luſtſpiele ſind allzu wild und unzüchtig. In ſeinen Trauerſpielen aber iſt er ſo rührend, und zeigt ſich als einen ſo großen Meiſter über das Herz und die Leidenſchaften ſeiner Zuhörer, daß er unter den alten und neuen dramatiſchen Dichtern, nur ſehr wenige ſeines gleichen hat. Er ſtarb 1685 im drey und dreyßigſten Jahre ſeines Alters, in dem aller äuſſerſten Elende; und der Verfaſſer **des befreyten Venedigs** mußte in dem großmüthigen und reichen Englande, vor ſeinem Ende noch betteln.

5. **Thomas Shadwell**; gebohren gegen 1640. Er war gekrönter Poet und ſtarb 1692. **Dryden** war ſein großer Feind; allein er verachtet ihn viel zu ſehr. Verſchiedne von ſeinen Komödien ſind reich an **Humor**; und es fehlt ihnen auch nicht an urſprünglich Charaktern. Er ahmte ſonderlich **Ben Johnſon** nach.

6. **Thomas Killegrew.** Er war Edelknabe bey **Carl** dem erſten, und hernach Kammerjunker bey **Carl** dem zweyten, mit dem er zwanzig Jahr auſſer England lebte. Während dieſer Zeit ſchrieb er neun dramatiſche Stücke, und zwey nach ſeiner Zurückkunft in

London, die daſelbſt in einem Foliobande 1664 zuſammen gedruckt worden. Ein Luſtſpiel davon: The Parson's Wedding ſtehet in dem neunten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. — Auch von einem andern Dichter dieſes Namens, **William Killegrew**, der **Carl** dem erſten ſehr treu blieb, und hernach gleichfalls an **Carls** des zweyten Hofe lebte, hat man vier dramatiſche Stücke, die zu Oxford 1666 in Folio zuſammen gedruckt worden.

7. **Katharine Philips**, eines Kaufmanns, **John Fowles**, Tochter, zu London gebohren 1631. Sie überſetzte einige Trauerſpiele aus dem Franzöſiſchen des **P. Corneille** und ſtarb im zwey und dreyßigſten Jahre ihres Alters 1664.

8. **Roger Boyle** Graf von **Orrey**; gebohren 1621. Er war einer von den größten Staatsmännern ſeiner Zeit, und ſchrieb einige Tragödien. Er ſtarb 1629.

9. **Aphra Behn**; dieſe bekannte Dichterin ward unter der Regierung **Carls** des erſten gebohren, und lebte ihre jüngern Jahre mit ihrem Vater, Namens **Johnſon**, in Surinam. Als ſie nach London wieder zurück kam, heyrathete ſie daſelbſt ein Kaufmann mit Nahmen **Behn**. **Carl** der zweyte brauchte ſie in politiſchen Angelegenheiten. Sie hat, auſſer verſchiednen andern Gedichten,

ten, ſiebzehn Komödien geſchrieben, welche in vier Duodezbänden 1724 zuſammengedruckt worden. Sie ſtarb 1689.

10. Charles Sedley; gebohren gegen 1609. Er kam nach der Reſtauration an den Hof Carl des zweyten, der ihn ſehr werth hielt. Er hatte viel Witz, aber eine ſehr wilde Lebensart. Die Revolution unter Jacob den zweyten, half er ſehr befördern. Er iſt Verfaßer von drey Komödien und eben ſo vielen Trauerſpielen, die mit ſeinen übrigen Gedichten 1719. in zwey Octavbänden zuſammen gedruckt worden.

11. George Etherege; gebohren gegen 1636. Er ſtudirte einige Zeit zu Cambridge und that eine Reiſe nach Frankreich. Seine erſte Komödie: The comical Revenge, or Love in a Tub, ward 1664. zuerſt aufgeführt, und brachte ihm die Bekanntſchaft der damals beruffenen witzigen Köpfe, des Herzogs von Buckingham, des Grafen von Rocheſter, des vorerwehnten Charles Sedley, zuwege, in deren Lebensart er nicht übel einſchlug. Jacob der zweyte ſchickte ihn als ſeinen Miniſter nach Regensburg, wo er auch geſtorben ſeyn ſoll. Er hat außer dem angeführten Luſtſpiele, deren nur noch zwey oder drey gemacht.

12. William Mountford; gebohren 1659. Er war ein berühmter Schauſpieler und zugleich

gleich Verfaſſer von einigen dramatiſchen Stücken, unter welchen ſich das Poſſenſpiel befindet: Dr. Fauſtus, with the Humours of Harlequin and Scaramouch. Er ward 1692. meuchelmörderiſcher Weiſe umgebracht.

13. **John Crown**; gebohren in Neuſchottland in Nordamerica. Er kam nach England über und erlangte als ein dramatiſcher Schriftſteller, an dem Hofe **Carls** des zweyten, nicht den kleinſten Ruhm. Er hat ſiebzehn Stücke für das Theater geſchrieben, unter welchen die Komödie: Sir Courtly Nice, or it cannot be, für das beſte gehalten wird. Er lebte noch 1705. in einen hohen Alter.

14. **Thomas Betterton**, einer von den größten Schauſpielern, die England jemals gehabt hat. Er war gebohren 1635. und ſtarb 1710. Er iſt auch Verfaſſer von drey dramatiſchen Stücken.

15 **John Banks**; Verfaſſer von verſchiednen Tragödien, die von keinem großen poetiſchen Genie zeigen, aber doch nicht ſelten Thränen erregt haben, welches beſonders von ſeinem **Grafen von Eſſex** und **Anna Bullen** zu ſagen iſt. Er lebte noch im Jahr 1706.

16. **George Farquhar**; ein Irrländer, gebohren 1678. Er ſtudirte in dem Dreyfaltigkeits-Collegio zu Dublin, betrat aber bald das Theater daſelbſt. Im Jahr 1696. kam er nach London, und ward aus einem Schauſpieler

ſpieler ein komiſcher Schriftſteller. Seine Luſtſpiele haben ihren Werth, ob er gleich das Alter nicht erreichte, in welchen er eine reife und allgemeine Kenntniß der Welt hätte haben und zeigen können. Er ſtarb nehmlich noch vor ſeinem dreyßigſten Jahre 1707. in ſehr mißlichen Umſtänden.

17. **Elkanah Settle**; gebohren gegen 1658. Er ſpielte von 1680. den politiſchen Federfechter und war bald ein **Tory** und bald ein **Whig**. Zugleich ſchrieb er an die funfzehn dramatiſche Stücke und ſtarb 1724.

18. **Edward Ravenscraft**; Verfaßer von eilf dramatiſchen Stücken. Er war ein groſſer Feind von **Dryden**. Der Vorwurf des Plagii aber, den er dieſem macht, iſt ihm ſelbſt mit größtem Rechte zu machen, indem er ſeine Luſtſpiele faſt alle, aus franzöſiſchen entlehnet hat, ohne ſie zu verſchönern, welches unter **Drydens** Feder doch oft geſchah. Er muß gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts geſtorben ſeyn.

19. **William Wycherley**; dieſer große komiſche Dichter war gebohren 1640. Er kam ſehr jung nach Frankreich, wo er die katholiſche Religion annahm, der er aber wieder nach ſeiner Zurückkunft in England entſagte. Er war auf dem Puncte bey **Carl** dem zweyten, der ihn ſehr ſchätzte, ein großes Glück zu machen, als die Liebe auf einmal ſeine ſchönſten

ſten Hofnungen zerſtörte. Er ſtarb 1715. Sein erſtes Luſtſpiel: Love in a Wood, iſt von 1672. Sein Plain-Dealer, welchen Voltaire ſehr wohl zu brauchen gewußt hat, wird für ſein beſtes Stück gehalten.

20. Nahum Tate; gebohren unter der Regierung Carls des zweyten. Er ward nach Shadwells Tode gekrönter Poete, und lebte bis gegen 1715. Er iſt Verfaſſer von neuen Schauſpielen.

21. Thomas d'Urfey; Verfaſſer von ein und dreyßig aber ſehr mittelmäßigen Schauſpielen. Er ſtarb 1723. in einem ſehr hohen Alter. Man kennet die ſpaßhaften Lobeserhebungen, die der Zuſchauer an verſchiedenen Orten von ihm macht.

22. Peter Motteaux; ein Franzoſe, gebohren zu Rouen in der Normandie. Er kam nach England, und trieb in Londen einen anſehnlichen Handel. Er ward dabey ein engliſcher Schriftſteller, und ſchrieb verſchiedne Schauſpiele. Er kam 1718. im acht und funfzigſten Jahre ſeines Alters, ums Leben.

23. Miſtreß Manley; dieſes bekannte unglückliche Frauenzimmer, iſt auch Verfaſſerin von einigen Schauſpielen. Sie ſtarb 1724.

Es finden ſich noch verſchiedene andere dramatiſche Dichter, die in dieſen Perioden zwar gehören, aber weder ſchlecht genug, noch gut genug ſind, näher gekannt zu werden; dergleichen **Flecknoe, Gildon, Cotton, Dennis** ꝛc.

Dritter Periode,

oder das neueſte engliſche Theater.

Ich habe geſagt, daß ich dieſen Perioden von einigen mehr feinen als großen Köpfen zu rechnen anfange, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, beſonders dem engliſchen Trauerſpielen, mehr Regelmäßigkeit und Anſtand zu geben bemüht waren. Ich will aber damit nicht ſagen, daß alle mit ihnen zugleich lebende oder auf ſie folgende dramatiſche Schriftſteller ihres Landes, die nehmliche Bahn betreten. Genug, daß ihr Beyſpiel auf alle wenigſtens ſo viel Einfluß gehabt zu haben ſcheint, um mit ihnen eine neue Klaſſe anfangen zu können, worüber ich mich anderwärts näher erklären werde.

1. **Nicholas Rowe.** Dieſer vortrefliche Dichter ward gebohren 1673, in der Grafſchaft Bedford. Sein erſtes Trauerſpiel: The ambitious Stepmother, ſchrieb er in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre. Sein Tamerlan war dasjenige, worauf er ſich ſelbſt das meiſte einbildete. Dieſes Stück wird jährlich den vierten und fünften November, als an den Gedächtnißtagen der Pulververſchwörung und der Landung König Wilhelms III.

in England, geſpielet. **Rowe** ſchrieb auch ein Luſtſpiel, welches aber keinen Beyfall fand. Er ſtarb den 6 December 1718.

2. **Joſeph Addiſon.** Dieſer ungemeine Schriftſteller verdient hier wegen ſeines beruffenen **Cato** eine Stelle; ob es gleich nicht wahr iſt, daß dieſer **Cato**, wie **Voltaire** ſagt, für die erſte vernünftige (raiſonnable) engliſche Tragödie zu halten, und ob er gleich auch bey weiten von der Vollkommenheit nicht iſt, daß er vor allen andern den Deutſchen ſo bekannt zu werden verdient hätte. **Addiſon** war gebohren 1672; und ſein **Cato** erſchien zum erſtenmale 1713. Er ſtarb 1719.

3. **William Congreve**; gebohren gegen 1671. oder 72. Er ward in Irrland erzogen und ſtudirte zu Dublin. Sein erſtes Luſtſpiel: The old Batchelor kam 1693 auf das Theater. Das einzige Trauerſpiel, welches er geſchrieben, zeiget, daß das Tragiſche ſeine Sache ganz und gar nicht geweſen. Er hörte zeitig wieder auf für das Theater zu ſchreiben, weil das Publicum ſein beſtes Stück zu kalt aufgenommen hatte. Er ſtarb den 19 Jenner 1729.

4. **John Vanbrugh.** Er und **Congreve** ſind in dieſem Perioden ohne Zweifel die größte Zierde der komiſchen Scene. Er ſtarb 1726. Seine Luſtſpiele, an der Zahl achte,

ſind in zwey Octavbänden zuſammen gedruckt. (London 1734.)

5. **Richard Steele**; gehöret als Verfaßer verſchiedner Luſtſpiele hierher. Das erſte davon: The Grief a-la-Mode, kam 1702 auf das Theater. Das beſte und ausgearbeiteſte iſt: The Conſcious Lovers, welches 1722 zu erſt geſpielt ward. Er ſtarb den erſten September 1729.

6. **Elijah Fenton**; Verfaßer eines ſehr guten Trauerſpiels, **Mariamne**, welches 1723 auf die Bühne kam. Er ſtarb 1730.

7. **Edmund Smith**; gleichfalls Verfaßer nur eines Trauerſpiels, **Phädra und Hippolytus**, das aber gewißer glänzenden Fehler wegen, näher gekannt zu werden verdienet. Er ſtarb 1710.

8. **Katharine Cockburn**. Dieſe nicht geringſchätzige Vertheidigerin des **Locke**, iſt auch Verfaßerin verſchiedner Schauſpiele. Sie war gebohren 1679 und ſtarb 1747.

9. **Ambroſe Philips**. Dieſer Dichter, den **Pope** ein wenig zu ſehr verachtet hat, iſt Verfaßer verſchiedner rührender Trauerſpiele, unter welchen ſich auch eine Ueberſetzung der **Andromacha** des **Racine** befindet. Er ſtarb 1748.

10. **James Thomſon**; deßen Leben in dem erſten Stücke dieſer Bibliothek zu finden.

11. **Aaron Hill**; gebohren 1685. Er ſahe ſehr jung Aegypten, Paleſtina und einen groſ-

ſen Theil der Morgenländer, von welcher Reiſe er 1705 wieder zurück kam. Seine erſte Tragödie Elfrid or the fair Inconſtant, kam 1709 auf die Bühne. Er überſetzte die Zaire und Alzire des Hrn. von **Voltaire**, welche beyde Trauerſpiele unter ſeiner Feder nichts verloren haben. Er ſtarb 1749.

12. **Lewis Theobald**; er, den **Pope** zuerſt zum Helden ſeiner Dunciade gemacht hatte. Er iſt Verfaſſer von verſchiednen Schauſpielen, unter welchen ſich einige Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen des **Sophokles** und **Ariſtophanes** befinden.

13. **James Miller**; gebohren 1703. Ein Geiſtlicher ſeines Standes, der ſich aber kein Bedenken machte, für das Theater zu arbeiten. Die berühmteſte von ſeinen Komödien iſt: The Humours of Oxford, in welcher die gewöhnlichen Thorheiten und Laſter der daſelbſt ſtudirenden Jugend ſehr lebhaft abgeſchildert werden. Sie ward 1729 zum erſtenmale aufgeführt. Er ſtarb 1743.

14. **George Lillo**; der Verfaſſer des unter uns ſo bekannten **Kaufmanns von London**; gebohren zu London 1693. Er war von Profeßion ein Juwelirer. Das gedachte Stück kam 1731 zuerſt auf die Bühne. Die Geſchichte iſt nicht von ſeiner Erfindung ſondern aus einem alten Bänkelſängerliede genommen; welches bey der Gelegenheit wieder

gedruck

gedruckt und in einem Tage zu Tauſenden verkauft ward. **Lilio** hat noch verſchiedene andere Trauerſpiele geſchrieben, und ſtarb 1739.

Es gehören noch zu den verſtorbenen dramatiſchen Dichtern aus dieſem Perioden, **John Hughes**, **Charles Johnſon**, **Philipp Frowde**, **Fielding** und einige andere. Von den noch lebenden will ich zu einer andern Zeit reden, und die vornehmſten derſelben itzt nur nennen: **Young**, **Moore**, **Mallet**, **Havard**, **Jones**, **Whithead**, **Maſon**, **Hume** ꝛc.

XIII.

Von Johann Dryden und deſſen dramatiſchen Werken.

Dieſer groſſe Dichter ward gebohren den 6ten Auguſt 1631 zu Aldwincle, bey Oundle, in der Grafſchaft Northampton, aus einer ganz anſehnlichen Familie. Seine erſte Unterweiſung bekam er in der Schule zu Weſtmünſter, unter dem berühmten D. Busby. Von da kam er 1650 in das Dreyfaltigkeitscollegium zu Cambridge.

Man findet eben nicht, daß er ſein groſſes poetiſches Genie ſehr frühzeitig gezeigt habe.

Er war bereits über dreyßig Jahr, als er ſein erſtes Luſtſpiel verfertigte. Ehe ich aber von dieſem ein mehrers ſage, erlaube man mir von ſeinem

Verſuch über die dramatiſche Poeſie

(Eſſay of Dramatick Poeſie) zu reden. Wenn ein Schriftſteller in ſeiner Gattung beydes Regeln und Beyſpiele gegeben, ſo erfordert es die Natur der Sache, ſich jene zu erſt bekannt zu machen.

Der gedachte **Verſuch** ward 1668 zum erſtenmale gedruckt; ich bediene mich aber eines neuen Abdrucks von 1693, zu London auf ſieben Quartbogen. **Dryden** hat ihn **Carln**, Grafen von **Dorſet** und **Middleſex** zugeeignet, und ſagt in der Zuſchrift, daß er ihn zu der Zeit geſchrieben, als ihn die Wuth der Peſt aus der Stadt getrieben. Dieſes war das Jahr 1665. Die Theater waren während dieſer Landplage in London alle geſchloſſen, und **Dryden** konnte ſich mit nichts als den Gedanken davon auf dem Lande unterhalten, und that dieſes, wie er ſagt, mit eben dem Vergnügen, mit welchem ein Liebhaber an ſeine abweſende Gebieterin denket.

Es hat aber **Dryden** ſeinen Verſuch in eine Unterredung zwiſchen vier Freunden, Namens **Eugenius**, **Crites**, **Liſidejus** und **Neander**, eingekleidet, und der Tag dieſer Unterredung iſt der merkwürdige Tag, an welchem der damalige Herzog von **York** (nachher **Jacob** II.) über die holländiſche Flotte unter dem Admiral **Obdam** den groſſen Sieg erhielt. Die vier Freunde beſanden ſich auf einem Boote, auf welchem ſich nach **Greenwich** zuſuhren, um das Kanonenfeuer zwiſchen den ſtreitenden Flotten von weiten mit anzuhören. Als ſich nun der Schall immer nach und nach von den engliſchen Küſten entfernte, und **Eugenius** dieſes für ein günſtiges Omen des für ſeine Nation ausgefallenen Sieges hielt, fielen ihm zwar alle bey, **Crites** aber, ein Mann von einer ſehr ſcharfen Beurtheilungskraft, und einen etwas allzueckeln Geſchmacke, der ihn oft in den Verdacht eines bösartigen Gemüths brachte, ſagte lächelnd: Wenn auf dieſes Seegefecht nicht ſo gar viel ankäme, ſo würde er den Sieg kaum gewünſcht haben, da er ſchon im voraus wiſſe, wie theuer er ihm werde zu ſtehen kommen, und wie viel elende Verſe er darauf werde hören und leſen müſſen. Er ſetzte hinzu, daß dieſen ewigen Reimern keine Gelegenheit entwiſchen könne, und daß ſie auf ein Treffen mit eben ſo heißhungriger Begierde, als Raben und andere Raubvögel, lauerten. — Einige von ihnen, fuhr **Liſidejus** fort, haben ſich bereits, wie ich weis, auf jeden Fall ſo gefaßt gemacht, daß ſie nicht allein mit einem Lobgeſange auf den Sieg, ſondern wenn es nöthig wäre, auch wohl mit einer Trauerode auf den Tod des Herzogs, ſogleich bey der Hand ſeyn können ꝛc. — Die Unterredung kömmt allmälig auf einige ſchlechte Dichter ins beſondere und **Crites** ſchließt; daß es überhaupt itzt wenig gute Schriftſteller gebe, die man mit den Alten vergleichen könne, oder ſich auch nur zu der Würde des letzt vergangenen Weltalters erhieben. — (Er verſtehet unter dieſem letzt vergangenen Weltalter, die kurz vor dem bürgerlichen Kriege vorhergegangenen Jahre, die Regierung der Königin **Eliſabeth** und **Jacobs** des erſten, unter welcher **Shakeſprar**, **Johnſon** und andere groſſe Genies lebten).

„Wenn ſich ihr Unwille gegen die itzigen ſchlechten
„Scribenten, erwiderte **Eugenius** dem **Crites**,
„bloß auf ihre Verehrungen des Alterthums
„gründet, ſo kann niemand williger ſeyn,
„jene groſſen **Griechen** und **Römer** zu bewundern,
„als ich. Dem ohngeachtet aber kann
„ich doch auch von dem Zeitalter, in welchem ich
„lebe, und von meinem Lande unmöglich ſo verächtlich
„denken, daß ich nicht glauben ſollte, wir
„kämen in den meiſten Gattungen der Poeſie den
„Alten gleich, und überträfen ſie ſogar in einigen.
„Und warum ſollte ich auch nicht für die
„Ehre meines Weltalters eben ſo eifrig ſeyn,
„als ich finde, daß die Alten für die Ehre des
„ihrigen geweſen ſind? Denn auch **Horaz** ſagt:

Indignor quidquam reprehendi, non quia craſſe
Compoſitum, illepideve putetur, ſed quia nuper,

„und darauf:

> Si moliora dies, ut vina, poemata reddit,
> Scire velim pretium chartis quotus arroget annis?

„Doch ich ſehe, daß ich in ein allzuweites Feld gerathe; die Poeſie iſt von allzu groſſem Umfange; es haben ſich in jeder Gattung derſelben ſo manche Alte und Neue ſo ſehr hervorgethan, daß es nöthig ſeyn wird unſern Streit auf eine einzelne Gattung einzuſchränken“. **Eugenius** fragt alſo den **Crites**, auf welche? **Crites** wehlt das **Drama**, und von dieſem will er beweiſen, daß ſowohl die Alten die Neuern, als das vergangene Weltalter das itzige darinn übertroffen.

Nachdem ſie für gut befunden, eine etwanige Erklärung, oder vielmehr Beſchreibung, von dem Schauſpiele überhaupt voraus zu ſetzen; nehmlich, **ein Schauſpiel ſey eine wahre und lebhafte Abſchilderung der menſchlichen Natur, welche die Leidenſchaften und Launen derſelben, (Humours) nebſt den Abwechſelungen des Glückes, denen ſie ausgeſetzt iſt, zum Vergnügen und Unterricht, vorſtelle**: fängt **Crites** zum Behuf der Alten folgender Geſtalt an zu reden.

„Wenn Zuverſicht eine Vorbedeutung des Sieges iſt, ſo hat **Eugenius**, ſeiner Meynung nach, bereits über die Alten triumphiret.

„Nichts ſcheinet ihm leichter, als diejenigen zu übertreffen, welche wohl nachgeahmt zu haben, unſer größter Ruhm iſt; denn wir bauen nicht allein auf ihren Grund, ſondern auch nach ihren Modellen. Die dramatiſche Poeſie hatte, von dem Theſpis (welcher ſie zuerſt erfand) bis auf den Ariſtophanes zu rechnen, Zeit genug, gebohren zu werden, zu wachſen, und zu ihrer beſten Reife zu gelangen. Man hat die Anmerkung von Künſten und Wiſſenſchaften gemacht, daß ſie immer in einem und eben demſelben Jahrhunderte ihre größte Vollkommenheit erreicht haben; und es iſt auch kein Wunder, indem faſt in jedem Weltalter ein gewiſſer allgemeiner Genius herrſchet, der die darinn Lebenden zu gewiſſen beſondern Studien geneigt macht. Das Werk wird alsdenn durch mehrere Hände betrieben, und muß nothwendig von Statten gehen.

„Iſt es nicht augenſcheinlich, daß uns in den letzten hundert Jahren, da das Studium der Weltweisheit das Geſchäft faſt aller guten Köpfe in der Chriſtenheit geweſen, eine faſt ganz neue Natur offenbaret worden? Daß mehr Irrthümer der Schulen entdeckt, mehr nützliche Experimente in der Naturlehre gemacht, mehr Geheimniſſe in der Optik, Medicin, Anatomie, Aſtronomie aufgeſchloſſen worden, als in allen den leichtgläubigen und aberwitzigen Jahrhunderten von dem Ariſtoteles

„bis auf uns? So wahr iſt es, daß ſich nichts geſchwinder ausbreitet, als die Wiſſenſchaften, wenn ſie gehörig und durchgängig getrieben werden.

„Hierzu kömmt noch der mehr als gemeine Eifer, den man in dieſen Zeiten, wohl zu ſchreiben hatte. Zwar findet er ſich in allen Zeitaltern und bey allen Perſonen, die auf die nehmliche Ehre Anſpruch machen; doch die Poeſie war damals in gröſſerm Anſehen, als itzt, und auf die, welche ſich darinn hervorthaten, warteten gröſſere Ehren; die Nacheiferung war folglich unter ihnen ſtärker; ſie hatten ihre Richter, die über ihre Verdienſte ſprechen mußten, und Belohnungen, die ſie zu erlangen hoffen konnten; die Geſchichtſchreiber vergaſſen eines **Aeſchylus**, **Euripides**, **Sophokles**, **Lykophrons** und anderer von ihnen nicht, ſondern merkten fleißig an, wer ſie geweſen, die in dieſen Theaterkriegen, ſiegten, und wie oft ſie gekrönet worden, indeſſen da die aſiatiſchen Könige und griechiſchen Republiken ihnen keinen edlern Stof, als die unmännlichen Schwelgereyen eines wollüſtigen Hofes, oder die leichtſinnigen Meutereyen einer unruhigen Stadt darboten. Alit æmulatio ingenia, ſagt **Paterculus**, & nunc invidia, nunc admiratio incitationem accendit.

„Itzt aber, da es keine Belohnungen der Ehre mehr giebt, hat ſich dieſe tugendhafte Nacheiſe-

„rung in offenbare Bosheit verkehret, und noch
„dazu in eine niederträchtige träge Bosheit die ſich
„andere zu verſchreyen und zu verdammen, be-
„gnügt, und es beſſer zu machen, auch nicht
„einmal verſucht. Der Ruhm, den man itzt
„erlangen kann, iſt ein zu unfruchtbarer Ruhm,
„als daß man ſich die nöthige Mühe darum
„geben ſollte; man wünſcht ihn unterdeſſen zu
„haben, und dieſe Begierde darnach, iſt Anrei-
„zung genug, andere an der Erhaltung deſſel-
„ben zu hindern. Und kurz, dieſes iſt die Ur-
„ſache, warum wir itzt ſo wenig gute Poeten
„und ſo viel ſcharfe Richter haben. Gewiß, die
„Alten wohl nachzuahmen, erfordert groſſe Ar-
„beit und ein anhaltendes Studium; dieſe Mühe
„aber, wie ſchon geſagt, zu übernehmen, dazu
„fehlt es unſern Dichtern an Aufmunterung,
„wenn ſie auch ſchon Geſchicklichkeit hätten, das
„Werk durchzuſetzen. Die Alten ſind getreue
„Nachahmer und weiſe Bemerker der Natur
„geweſen, die in unſern Schauſpielen ſo gemiß-
„handelt und ſo ſchlecht geſchildert wird; ſie haben
„uns die vollkommenſten Aehnlichkeiten von ihr
„überliefert; wir aber haben ſie, gleich elenden
„Nachzeichnern, wohl in Augenſchein zu nehmen,
„vergeſſen, und dadurch ungeheuerlich entſtellt.
„Damit Sie aber, wie viel Sie dieſen ihren
„Meiſtern zu danken haben, ſehen, und ſich
„ihrer geringen Erkenntlichkeit ſchämen mögen,
„muß ich Ihnen zu Gemüthe führen, daß alle
„die

„die Regeln, nach welchen wir itzt das **Drama** ausarbeiten (ſie mögen nun die Richtigkeit und Symmetrie der Anlage, oder die epiſodiſchen Zierrathen betreffen, dergleichen die Beſchreibungen, Erzehlungen, und andre den Schauſpielen eben nicht weſentliche Schönheiten ſind) durch die Anmerkungen auf uns gebracht worden, welche **Ariſtoteles** ſowohl über die Dichter, die vor ihm, als über die, die zu ſeiner Zeit gelebt, gemacht hat; wir haben von dem unſrigen nichts hinzu gethan, wir müßten denn ſagen wollen, daß unſer Witz beſſer ſey, deſſen ſich aber zu unſer Zeit niemand rühmet, als der, welcher den Witz der Alten nicht verſtehet. Ueber das Buch, welches uns **Ariſtoteles** περι της Ποιητικης hinterlaſſen hat, ſcheinet mir die Dichtkunſt des Horaz ein vortreflicher Commentar zu ſeyn, und ſie erſetzt uns, wie ich glaube, das zweyte Buch, die Komödie betreffend, welches von jenem Werke verloren gegangen.

„Aus dieſen zweyen hat man die bekannten Regeln gezogen, die wir, nach den Franzoſen, die drey **Einheiten** nennen, und die in jedem regelmäßigen Schauſpiele beobachtet werden müſſen: nehmlich die Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung.

„Die Einheit der Zeit ſchränkten ſie auf vier und zwanzig Stunden, als die Dauer eines natürlichen Tages, ein, und verlangten, daß

„man ſich, ſo viel möglich, in dieſen Grenzen
„halten ſollte. Die Urſache hievon leuchtet einem
„jeden in die Augen; weil nehmlich die Zeit der
„erdichteten Handlung oder der Fabel des Schauſpiels,
„der Dauer der Zeit, in welcher es vorgeſtellt
„wird, ſo nahe als möglich kommen muß.
„Da alſo alle Schauſpiele in einer weit geringern
„Zeit, als vier und zwanzig Stunden, auf der
„Bühne vorgeſtellt werden, ſo iſt dasjenige
„Schauſpiel für die genaueſte Nachahmung der
„Natur zu halten, deſſen Handlung in eben ſo
„vieler Zeit vorgehen kann. Und dieſer nähmlichen
„Regel, die uns dieſes allgemeine Verhältniß
„der Zeit verſchreibt, zu Folge, müſſen
„auch alle Theile des Schauſpiels der Zeit nach,
„unter ſich, ſo viel möglich, gleich abgemeſſen
„ſeyn, daß z. E. kein Aufzug einen ganzen halben
„Tag wegnehmen muß, weil er alsdenn in
„Anſehung der übrigen, kein Verhältniß haben
„würde, und auf die andern viere auch nicht
„mehr als ein halber Tag käme. Denn iſt es
„nicht unnatürlich daß die Zuſchauer einen Aufzug,
„der, wenn er geleſen oder geſpielt wird,
„nicht viel länger als ein anderer dauert, dennoch
„für viel länger halten ſollen? Es iſt daher des
„Dichters Pflicht, daß er in keinem Aufzuge viel
„mehr Zeit verſtreichen läßt, als ſo viel er auf
„der Bühne vorgeſtellt zu werden braucht; und
„daß er die Zwiſchenräume und Ungleichheiten der
„Zeit, zwiſchen die Aufzüge zu bringen ſuchen muß.

„Wie genau dieſe Regel der Zeit von den Alten beobachtet worden, können die meiſten von ihren Schauſpielen bezeugen. Man ſieht in ihren Tragödien, (in welchem es gleichwohl am ſchwerſten iſt, wieder dieſe Einheit nicht zu verſtoßen) daß ſie ganz nahe vor demjenigen Theile der Geſchichte anfangen, den ſie zu ihrer Handlung oder vornehmſtem Gegenſtande erſehen haben; was weiter vorhergegangen iſt, wird, wo es nöthig, durch eine Erzehlung beygebracht; und ſo ſtellen ſie gleichſam ihre Zuhörer an das Ende der Rennbahn, erſparen ihnen die eckele Erwartung, den Poeten aufſteigen und ausreiten zu ſehen, und zeigen ihnen denſelben nicht eher, als bis er das Ziel bereits in Augen hat und ihnen ganz in der Nähe iſt.

„Unter der zweyten Einheit, nehmlich der Einheit der Zeit, verſtanden die Alten, daß die Scene durch das ganze Schauſpiel an eben demſelben Orte bleiben ſollte, an welchen ſie zu Anfange verlegt worden. Denn da die Bühne, auf welcher es vorgeſtellet wird, nur ein und eben derſelbe Ort iſt, ſo iſt es unnatürlich, ihn ſich als viele, und noch dazu von einander weit entlegene Orte, vorzuſtellen. Ich will nicht leugnen, daß, mit Hülfe der Veränderung der gemahlten Scenen, die Einbildungskraft (die in dergleichen Fällen ſich nicht ungern hintergehen läßt) nicht manchmal die Bühne für mehr als einen verſchiednen Ort, mit einer Art

des Ortes

„von Wahrſcheinlichkeit, ſollte halten können;
„es kömmt doch aber immer der Wahrheit ungleich
„näher, wenn man annimmt, daß dieſe
„verſchiedne Orte einander ſo nahe liegen, daß
„ſie wenigſtens in eben derſelben Stadt ſind, und
„folglich unter der weitläuftigen Benennung des
„einzigen Ortes mit können begriffen werden.
„Eine größere Entfernung würde zu der kurzen
„Zeit, in welcher die ſpielenden Perſonen, während
„der Vorſtellung, von einem Orte zu dem
„andern kommen, kein Verhältniß haben. Nach
„den Alten ſind, wegen Beobachtung dieſer Regel,
„die Franzoſen am meiſten zu loben. Sie
„binden ſich ſo genau an die Einheit des Orts,
„daß man kein Schauſpiel bey ihnen finden wird,
„in welchem ſich die Scene mitten in einem Aufzuge
„änderte; wenn der Aufzug in einem Garten,
„auf einer Straße oder in einem Zimmer
„anfängt, ſo wird er auch an dem nähmlichen
„Orte zu Ende gebracht; und damit man
„es deutlich merken möge, daß die Bühne immer
„eben derſelbe Ort bleibet, ſo löſen die Perſonen
„einander ſo darauf ab, daß ſie nicht einen Augenblick
„leer bleibet; wenn denn die zweyte Perſon
„auftritt, ſo muß ſie mit der, die zuerſt da
„war, zu thun haben; und die zweyte Perſon
„muß nicht ehr abtreten, als bis eine dritte dazu
„kömmt, die mit ihr zu thun hat.

„Dieſes nennt Corneille la Liaiſon des Scenes,
„die ununterbrochne Verbindung des Sce-

„nen; und es iſt ein gutes Merkmahl eines wohl angelegten Schauſpiels, wenn alle Perſonen einander kennen, und eine jede mit allen übrigen etwas zu thun hat.

„Was die dritte Einheit, die Einheit der Handlung, anbelangt, ſo verſtanden die Alten nichts anders darunter, als was die Vernunftlehrer unter ihrem *finis* verſtehen, den Endzweck oder die Abſicht der Handlung; das Erſte, dem Vorſatze nach, und das Letzte der Ausführung nach. Der Dichter ſoll eine große und vollſtändige Handlung zum Zwecke haben, zu deren Betreibung alles, was in dem Stücke vorkömmt, auch ſo gar die Hinderniſſe, behülflich ſeyn müßen. Die Urſache iſt bey dieſer Regel eben ſo augenſcheinlich, als bey den vorhergehenden.

„Denn zwey Handlungen, beyde zugleich bearbeitet und betrieben, würden die Einheit des Gedichts aufheben: es würde nicht ein Schauſpiel, ſondern es würden zwey Schauſpiele ſeyn. Dieſes will aber nicht ſo viel ſagen, daß überüberhaupt nicht mehr als eine Action in einem Stücke ſeyn dürfte; ſondern ſie müſſen nur alle einer einzigen groſſen untergeordnet ſeyn. Eine ſolche Nebenhandlung iſt z. E. in dem Evnucho des Terenz die Uneinigkeit und Verſöhnung der Thais und des Phädria, als worinn die vornehmſte Handlung des Stücks zwar nicht liegt, wodurch aber die Verheyrathung des

„Chärea und der Schweſter des Chremes, die der Dichter vornehmlich zur Abſicht hatte, befördert wird. Es muß nur eine Handlung ſeyn, ſagt Corneille, das iſt, nur eine vollſtändige Handlung, die das Gemüth der Zuhörer völlig befriediget; dieſes kann aber nicht anders, als durch verſchiedne andere unvollſtändige Handlungen geſchehen, die zu der Haupthandlung das ihre beytragen, und die Zuhörer in einer angenehmen Ungewißheit des Ausganges unterhalten.

„Wenn wir nach dieſen Regeln (verſchiedner anderer, die man gleichfalls den Vorſchriften und Muſtern der Alten zu danken hat, nicht zu gedenken) unſere neuern Schauſpiele beurtheilen ſollten, ſo würden, wahrſcheinlicher Weiſe, ſehr wenige die Probe aushalten; was in einem einzigen Tage geſchehen ſollte, nimmt in einigen von ihnen ein ganzes Weltalter weg; anſtatt einer Handlung machen ſie kurze Inbegriffe des ganzen Lebens eines Mannes; und anſtatt eines einzigen Ortes, den die Bühne vorſtellen ſollte, befinden wir uns manchmahl in mehr Ländern, als man auf einer Karte zuſammen ſehen kann.

„Wenn wir aber zugeſtehen wollen, daß die Alten ihre Schauſpiele gut angelegt haben, ſo müſſen wir auch bekennen, daß ihre Ausführung nicht ſchlechter geweſen. Mit dem Menander, unter den griechiſchen Dichtern, und

„mit den **Cäcilius**, **Africanus** und **Varius** unter den römiſchen, haben wir, ohne Widerſpruch, einen groſſen Vorrath an Witz verloren; **Menanders** Vortreflichkeit kann man aus den Luſtſpielen des **Terenz** abnehmen, der verſchiedne von ihm überſetzte, gleichwohl aber noch ſo weit hinter ihm zurück blieb, daß ihn **Cäſar** nur den **halben Menander** nennte; von dem **Varius** können wir uns aus den Zeugniſſen des **Horaz**, **Martial** und **Vellejus Paterculus** einen Begriff machen. Wenn wir dieſer ihre Werke wieder finden könnten, ſo würde, wahrſcheinlicher Weiſe, der Streit auf einmal entſchieden ſeyn. Doch ſo lange wir den **Ariſtophanes** und **Plautus** noch haben; ſo lange die Trauerſpiele des **Euripides**, **Sophokles** und **Seneca** noch in unſern Händen ſind, kann ich keines von unſern neuerlich geſchriebenen Schauſpielen anſehen, ohne daß ſich meine Bewunderung der Alten dadurch vermehrt. Dabey aber muß ich noch geſtehen, daß um ſie ſo zu bewundern, wie ſie es verdienten, wir ſie beſſer verſtehen müßten, als es geſchieht. Verſchiednes ſcheinet uns, ohne Zweifel, bey ihnen plat, weil der Witz davon von irgend einer Gewohnheit oder Geſchichte abhängt, die uns niemals zu Ohren gekommen; oder vielleicht auch von einer Feinheit in ihrer Sprache, die als eine todte, und nur noch in den Büchern vorhandene Sprache, unmöglich vollkommen

,,von uns verſtanden werden kann. Ich habe
,,nur den **Macrobius** leſen dürfen, wo er die
,,eigenthümliche Bedeutung und Zierlichkeit ver-
,,ſchiedner Wörter des **Virgils** erklärt, die
,,ich vorher als gemeine Dinge übergangen hatte,
,,um mich zu überzeugen, daß ein gleiches auch
,,wohl bey dem **Terenz** Statt haben könnte,
,,und daß in der Reinigkeit ſeines Styls (welche
,,**Cicero** ſo hoch ſchätzte, daß er ſeine Werke
,,beſtändig um ſich hatte) noch manches zu be-
,,wundern ſeyn möchte, wenn wir es nur erſt
,,wüßten. Unter deſſen muß ich Sie zu erwä-
,,gen bitten, daß der größte Mann des nächſt
,,vergangenen Weltalters (**Ben Johnſon**)
,,nicht anſtand, den Alten in allen Stücken den
,,Vorzug zu laſſen. Er war nicht allein ein aus-
,,drücklicher Nachahmer des Horaz, ſondern auch
,,ein gelehrter Plagiarius aller andern; ſo daß
,,wenn **Horaz**, **Lucan**, **Peronius Arbiter**,
,,**Seneca** und **Juvenal** alle das ihrige von ihm
,,wieder zurück fordern ſollten, er wenig ernſt-
,,hafte Gedanken, die neu bey ihm wären, behal-
,,ten würde. Sie werden mir alſo verzeihen,
,,wenn ich glaube, daß der ihre Mode müſſe ge-
,,liebt haben, der ihre Kleider getragen. Weil
,,ich aber ſonſt eine groſſe Hochachtung für ihn
,,habe, und Sie, **Eugenius**, ihn allen andern
,,Poeten vorziehen, ſo will ich itzt weiter keine
,,Gründe, als dieſes ſeinen Exempel anführen
,,Ich will Ihnen ihren Vater Ben mit allen Klei-

„dern und Farben der Alten ausgeputzt zeigen, und das wird hinlänglich ſeyn, Sie auf unſere Seite zu ziehen. Denn Sie mögen nun entweder die ſchlechten Schauſpiele unſrer Zeit, oder die guten der nächſt verfloſſenen betrachten, ſo werden beyde, die ſchlechteſten ſowohl als beſten neuen Dichter, Sie die Alten bewundern lehren.

Kaum hörte **Crites** hierinne, als **Eugenius**, der mit einiger Ungeduld darauf gewartet hatte, alſo anfing:

„Ich habe in ihrer Rede bemerkt, daß der erſte Theil derſelben, betreffend dasjenige, was die Neuern den Regeln der Alten zu danken haben, überzeugend war; allein in dem zweyten Theile haben Sie es ſorgfältig zu verbergen geſucht, wie ſehr jene dieſe übertroffen. Wir ſind nicht in Abrede, daß wir den Alten vieles zu danken haben, und es fehlet uns weder an Hochachtung noch Dankbarkeit, wenn wir bekennen, daß wir uns, um ſie zu übertreffen, der Vortheile bedienen müſſen, die wir von ihnen erhalten haben. Allein zu dieſem ihren Beyſtande iſt unſer eigener Fleiß hinzugekommen; denn hätten wir uns an ihrer bloſſen knechtiſchen Nachahmung begnügt, ſo würden wir manches von der alten Vollkommenheit verloren, und nie irgend eine neue dazu erlangt haben. Wir zeichnen alſo nicht ſowohl ihnen, als der Natur nach; und da wir das Leben, nebſt aller ihrer Erfahrung vor uns haben, ſo

„iſt es kein Wunder, wenn wir einige Bildungen
„und Züge, die ſie verfehlt haben, treffen.
„Was Sie von den Künſten und Wiſſenſchaften
„geſagt haben, daß ſie nehmlich in einem
„Weltalter mehr als in dem andern geblühet,
„leugne ich gar nicht; das Beyſpiel aber, das
„ſie von der Philoſophie hernehmen, kömmt mir
„zuſtatten. Denn wenn die Urſachen und Wirkungen
„der Natur itzt beſſer bekannt ſind, als
„zu den Zeiten des Ariſtoteles, und zwar deswegen,
„weil man ſich mehr darum bekümmert,
„ſo folget, daß auch die Poeſie und andere
„Künſte, mit eben der Mühe, der Vollkommenheit
„immer näher kommen können; und wenn
„Sie dieſes einräumen, ſo werden Sie noch beweiſen
„müſſen, daß die Alten vollkommenere
„Schilderungen von dem menſchlichen Leben gemacht
„haben, als wir. Denn in ihrer Rede
„ſind Sie den Beweis hiervon ſchuldig geblieben;
„und daher will ich mir itzt angelegen ſeyn laſſen,
„Ihnen einen Theil von den Fehlern der Alten, und
„zugleich einige wenige Vortreflichkeiten der
„Neuern zu zeigen. Ich glaube nicht, daß mich jemand
„hierunter irgend eines Neiders beſchuldigen
„wird; denn welchen Vortheil an Ruhm oder
„Gewinn, können die Lebendigen durch die Ehre,
„die den Todten widerfähret, verlieren? Andern
„Theils aber iſt es eine groſſe Wahrheit, was
„**Vellejus Paterculus** ſagt: Audita viſis libentius
„laudamus, & præſentia invidia, præ-

„terita admiratione proſequimur, & his nos „obrui, illis inſtrui credimus. Das aufrichtigſte Lob und der aufrichtigſte Tadel, iſt ſicherlich der, den uns die unbeſtochene Nachwelt ertheilen wird.

„Erlauben Sie mir alſo, Ihnen vors erſte „vorzuſtellen, daß die griechiſche Poeſie, von „welcher Crites vorgegeben, daß ſie unter der „Regierung der alten Komödie ihre Vollkommenheit erreicht habe, noch ſo weit davon entfernt war, daß man nicht einmal die Eintheilung in Aufzüge kannte; oder wenn man ſie ja „kannte, ſo iſt doch ſo wenig Nachricht davon „auf uns gekommen, daß ſich nichts gewiſſes davon ſagen läßt.

„Alles was wir davon wiſſen, muß aus dem „Singen ihrer Chöre geſchloſſen werden; und „auch dieſes iſt noch ſo ungewiß, daß wir in verſchiedenen von ihren Schauſpielen mit Grund „vermuthen müſſen, daß ſie mehr als fünfmal „geſungen haben. **Ariſtoteles** zwar giebt vier „weſentliche Theile eines Schauſpieles an: Erſtlich, die **Protaſis**, oder der Eingang, worinn bloß die Charaktere der auftretenden Perſonen ins Licht geſtellt werden, und von der „Handlung ſelbſt noch wenig vorkömmt; zweytens, die **Epitaſis**, wo die Verwicklung des „Stückes anfängt, und man den Zweck oder die „Handlung deſſelben von weiten erblickt; drittens, die **Kataſtaſis**, von den Römern ge-

„nannt, Status, der höchſte Anwachs des Stückes gleichſam, wo alle unſere Erwartung vernichtet, und die Handlung in neue Schwierigkeiten verwickelt wird, ſo daß wir von der Hoffnung, in welcher wir zu Anfange dieſes Theils waren, wieder weit abkommen, gleich einem gewaltigen Strome, der ſich an einem engen Durchgange ſtößt, wo das abbrellende Waſſer ungleich geſchwinder wieder zurück fließt, als es zugefloſſen war; endlich, die Kataſtrophe, welche die Griechen auch λυσις, die Franzoſen le denouement, wir die Entwicklung oder den Ausgang der Handlung nennen, und wo alles wieder in ſein erſtes Gleiß fällt, die Hinderniſſe, die ſich bey der Handlung oder dem Zwecke hervorgethan, gehoben werden, und das ganze Stück ſich ſo natürlich und wahrſcheinlich endet, daß die Zuſchauer mit dem Verfolge deſſelben zufrieden ſeyn können. Und dieſes iſt der Abriß, welchen uns dieſer groſſe Mann von einem Schauſpiele macht; ein ſehr richtiger Abriß, muß ich bekennen, der zu der nachfolgenden vollkommenern Abtheilung in Aufzüge und Auftritte ein groſſes Licht aufgeſteckt. Welcher Dichter aber die Anzahl der Aufzüge zuerſt auf fünfe eingeſchränkt habe, weis ich nicht; ſo viel ſehen wir, daß es zu den Zeiten des Horaz bereits ſo feſt geſetzt war, daß er es zu einer Regel der Komödie macht: Neu brevior quinto, neu ſit productior actu: Sie ſehen

„alſo, daß man den Griechen nicht nachrühmen kann, dieſe Kunſt zur Vollkommenheit gebracht zu haben, indem ſie vielmehr in verſchiedenen Abſätzen als in gewiſſen Aufzügen geſchrieben, und mehr einen allgemeinen unverdauten Begrif von einem Schauſpiele gehabt haben, als daß ſie hätten wiſſen ſollen, welcher eigenthümlichen Schönheiten es hier und da fähig iſt.

„Da aber die Spanier einem Schauſpiele noch bis itzt nur drey Aufzüge verſtatten, die ſie Jornadas nennen; und da ihnen die Italiäner hierinn ſehr oft folgen, ſo will ich die Alten nicht deswegen verdammt wiſſen, weil ſie nicht jedem von ihren Stücken fünf Aufzüge gegeben, ſondern weil ſie ſich nicht an eine gewiſſe Anzahl derſelben gebunden; denn das heißt ein Haus ohne ein Modell bauen; und wenn ſie dem ohngeachtet in dergleichen Unternehmungen glücklich waren, ſo hatten ſie mehr dem Glücke als den Muſen ein Dankopfer dafür zu bringen.

„Was nun die Fabel des Schauſpiels anbelangt, welche Ariſtoteles ὁ μυθος und oft auch των πραγματων συνθεσις nennet, ſo hat bereits ein neuer Schriftſteller angemerkt, daß ihre Tragödien weiter nichts als irgend ein Mährchen von Theben und Troja, oder ein Geſchichtchen aus dieſer beyden Weltalter enthalten, welches von den Federn aller epiſchen Poeten, und ſelbſt von der Tradition der ge-

„ſchwätzigen Griechen bereits ſo abgenutzt war, „daß es alle Zuhörer wußten, ehe es noch auf „die Bühne kam. Sobald das Volk den Namen **Oedipus** hörte, ſo wußte es eben ſo gut „wie der Poet, daß er vor dem Schauſpiele „unwiſſender Weiſe ſeinen Vater umgebracht, „und mit ſeiner Mutter Blutſchande getrieben; „es wußte, daß man ihm nunmehr von einer „groſſen Peſt, von einem Orakel, von dem „Geiſte des **Lajus** erzehlen werde, und ſaß alſo „in einer Art von gähender Erwartung, bis er „mit ausgeſtochenen Augen herauskam, und, „ſein Unglück zu beklagen, hundert oder mehr „Verſe in einem tragiſchen Tone herſagte.. Ein „**Oedipus**, ein **Herkules**, eine **Medea** wäre „noch erträglich geweſen; allein ſo wohlfeil kam „das arme Volk nicht weg; es ward ihm immer „einerley aufgewärmter Kohl vorgeſetzt, worüber „es allen Appetit verlieren mußte. Da alſo „die Neuigkeit wegfiel, ſo fiel auch das Vergnügen weg, und einer von den vornehmſten „Endzwecken der **dramatiſchen Poeſie**, den „wir mit in die Erklärung derſelben gebracht „haben, war folglich gänzlich vernichtet.

„In ihren Luſtſpielen borgten die Römer „meiſten Theils die Fabeln von den griechiſchen „Dichtern. Und wie waren dieſer ihre Fabeln? „Gemeiniglich lieſen ſie auf ein junges Mädchen „hinaus, das ihren Aeltern war geſtohlen worden, oder ſich ſonſt von ihnen verloren hatte;

„ſie kömmt unbekannter Weiſe wieder in die Stadt, und wird von einem lüderlichen jungen Menſchen geſchwängert, der, mit Hülfe ſeines Bedienten, ſeinen Vater ums Geld ſchnellt; wenn denn nun ihre Zeit da iſt und ſie, Juno Lucina fer opem! ruft, ſo wird dieſer oder jener eine kleine Büchſe oder Schachtel gewahr, die mit ihr zugleich geſtohlen worden; er entdeckt ſie alſo ihren Freunden wieder, wo ihm nicht etwa noch ein Gott zuvor kömmt, der in der Maſchine herabfährt, und den Dank für ſich ſelbſt einerndtet.

„Von der Fabel mag man auf die Charaktere der Perſonen ſchlieſſen. Ein alter Vater, der gern, noch ehe er ſtürbe, ſeinen Sohn wohl verheyrathet wiſſen möchte; ſein lüderlicher Sohn, voller Zärtlichkeit gegen ſeine Schöne und mit erbärmlich leerem Beutel; ein Bedienter oder Sclave, der witzig genug iſt, ſich ſeines jungen Herrn anzunehmen und den Alten betriegen zu helfen; ein großſprechriſcher Soldat; ein Smarutzer; und eine Buhlſchweſter.

„Was das arme ehrliche Mädchen anbelangt, auf welche die ganze Geſchichte gebauet iſt, und die folglich eine von den vornehmſten Perſonen des Stückes seyn ſollte, ſo ſpielt ſie gemeiniglich die ſtumme Rolle; ſie iſt nach der guten alten Weiſe erzogen, nach welcher ſich die Mädchen nur ſollen ſehen, aber nicht hören laſſen; und genug, daß man von ihrer Bereitwilligkeit überzeugt iſt, ſich, wenn es der fünfte Aufzug erfordert, heyrathen zu laſſen.

„Es ſind nun zwar dieſe Charaktere wirkliche Nachahmungen der Natur, aber ſo eingeſchränkte, furchtſame Nachahmungen, daß ſie bloß ein Auge oder eine Hand nachgezeichnet zu haben ſcheinen, ohne ſich an die Züge des Geſichts, oder die ſchönen Verhältniſſe des Körpers wagen zu dürfen.

„Doch ich wollte es ihnen gern überſehen, daß ſie ihre Fabeln und Charaktere in ſo engen Schranken gehalten haben, wenn ihre Ausführungen nur ſonſt regelmäßig wären, und ſie die drey Einheiten die wir, wie Sie ſagen, von ihnen kennen gelernet, vollkommen beobachtet hätten. Vors erſte aber erlauben Sie mir zu ſagen, daß die Einheit des Orts, ſie mögen ſie noch ſo ſehr beobachtet haben, doch niemals eine von ihren Regeln geweſen iſt; wir finden ſie weder bey dem Ariſtoteles, noch Horaz, noch bey ſonſt einem, der von der Kunſt geſchrieben, und ſie iſt nur erſt neuerlich von den Franzoſen zu einer Vorſchrift der Bühne gemacht worden. Die Einheit der Zeit hat ſelbſt Terenz, der doch ihr beſter und regelmäßigſter komiſcher Dichter iſt, vernachläßiget; ſein Heavtontimorumenos oder Selbſtpeiniger, braucht offenbar zwey Tage, ſagt Scaliger; die erſten zwey Aufzüge nehmen den erſten Tag weg, und die drey letzten den zweyten.

„ten. Euripides aber hat, da er ſich an einen „einzigen Tag binden wollen, eine Ungereimtheit „begangen, die man ihm nimmermehr vergeben „kann; denn in einer von ſeinen Tragödien läßt „er den Theſeus von Athen nach Theben ge„gen, (ein Weg von ohngefehr vierzig engli„ſchen Meilen) läßt ihn vor den Mauern dieſer „letztern Stadt eine Schlacht liefern, und in „dem nächſt folgenden Aufzuge als Sieger zu„rück kommen; und gleichwohl haben, von der „Zeit ſeiner Abreiſe, bis auf die Zurückkunft „des Bothen, welcher die Nachricht von dem „Siege bringt, Aethra und der Chor nicht mehr „als ſechs und dreyßig Verſe zu ſagen, da denn „auf jede Meile noch nicht ein Vers kömmt.

„Der nehmliche Irrthum iſt in dem Evnu„cho des Terenz eben ſo augenſcheinlich, wo „der alte Laches von ungefehr in das Haus „der Thais kömmt; denn zwiſchen ſeinen Ab„tritte und dem Auftritte des Pythias, der „herauskömmt und eine weitläuftige Beſchrei„bung von dem Lermen, den jener darinn ange„richtet, macht, hat Parmenio, der auf der „Bühne zurück geblieben, nicht viel über fünf „Zeilen zu ſagen; c'eſt bien employer un temps „ſi court, ſagt ein franzöſiſcher Dichter, von „dem ich eine dieſer Anmerkungen entlehnt habe. „Und es werden ſich faſt in allen ihren Tragödien „ähnliche Exempel finden laſſen.

„Es iſt wahr, die ununterbrochne Folge der Auftritte, (la Liaiſon des Scenes) haben ſie etwas beſſer beobachtet; es treten nicht immer ihrer zwey mit einander auf, um mit einander zu plaudern, und auch wieder mit einander abzutreten; es folgen jenen zwey nicht zwey andere, und thun den ganzen Aufzug durch ein gleiches, welches die Engländer einzelne Scenen (ſingle Scenes) nennen. Allein die wahre Urſache hiervon iſt, weil ſie ſelten mehr als zwey oder drey eigentlich ſo genannte Scenen in jedem Aufzuge haben; denn es fängt ſich eine neue Scene an, nicht bloß ſo oft die Bühne leer wird, ſondern ſo oft eine Perſon auftritt, wenn ſie gleich nur zu andern dazukömmt. Da nun die Fabeln ihrer Schauſpiele ſehr klein, und der Perſonen ſehr wenige ſind, ſo iſt einer von ihren Aufzügen oft nicht einmal ſo groß, als bey uns ein etwas voller Auftritt; und dennoch ſind ſie auch hierinn nicht ganz ohne Fehler. So ſieht man z. E., nur bey dem **Terenz** zu bleiben, in dem **Eunucho**, den **Antipho** mitten in dem dritten Aufzuge ganz allein auftreten, nachdem **Chremes** und **Pythias** vorher abgegangen; in eben demſelben Stücke fängt **Dorias** den vierten Aufzug gleichfalls ganz allein an, und nachdem ſie alles, was bey der Gaſterey des Soldaten vorgefallen, erzehlt, (welches, im Vorbeygehen zu erinnern, von dem Dichter eben auch nicht ſehr künſtlich an-

„gelegt war, indem er ſie auf dieſe Weiſe gerade „zu mit den Zuſchauern ſprechen, und ihnen, was „ſie wiſſen ſollen, ohne Umſtände erzehlen läßt, „da es doch vielmehr eine ſpielende Perſon der „andern hätte erzehlen, und auf ſolche Art dem „Volke bekannt machen ſollen) ſo verläßt ſie die „Bühne, und **Phädria** tritt nach ihr auf, und „zwar abermals allein; er erzehlt abermals ſeine „Zurückkunſt vom Lande, und was ihn ſonſt „angeht, in einer Monologue, welcher unnatürlichen Art der Erzehlung ſich **Terenz** in allen „ſeinen Luſtſpielen ſchuldig macht. In ſeinen „Adelphis, oder Brüdern, treten **Syrus** und „**Demea** auf, nachdem die Scene durch den „Abtritt der **Soſtrata**, des **Geta** und der „**Canthara** unterbrochen worden; kurz man „kann kaum einen Blick in eines von ſeinen „Luſtſpielen thun, ohne auf eine ſolche Unterbrechung zu ſtoſſen.

„So wie ſie aber, beydes in der Anlage und „Einrichtung ihrer Fabeln fehlerhaft ſind, indem ſie von den Regeln ihrer eigenen Kunſt „abweichen, und uns die Natur mißſchildern, wodurch ſie dem Ganzen einem Endzwecke des „Schauſpiels, dem Vergnügen nehmlich, ein „ſchlechtes Gnüge leiſten; ſo haben ſie in Anſehung des zweyten Endzwecks, der Unterrichtung, noch weit gröber geirrt. Denn anſtatt „das Laſter zu beſtraffen, und die Tugend zu „belohnen, haben ſie nicht ſelten die Ruchloſig-

„keit glücklich und die Frömmigkeit unglücklich ſeyn laſſen; ſie zeigen uns in der **Medea** ein blutiges Bild der Rache, und geben ihr Drachen, um der verdienten Strafe damit zu entkommen. Ein **Priamus** und **Aſtyanax** werden ermordet, und eine **Caſſandra** wird geſchändet, und Mord und viehiſche Luſt werden am Ende durch den Sieg ihrer Verbrecher gekrönet; kurz, man ſoll mir keine Unanſtändigkeit in einem von unſern neuern Schauſpielen nennen, die ich zu entſchuldigen, nicht mit einem Beyſpiele aus den Alten bemänteln könnte.

„Und noch eine Anmerkung muß ich zum Schluße über ſie machen. Es ſchrieb damals nicht eine und eben dieſelbe Perſon, ohne Unterſchied Tragödien und Komödien; ſondern wenn jemand zu dieſer oder jener Fähigkeit zu haben glaubte, ſo gab er ſich mit der andern ganz und gar nicht ab. Dieſes iſt ſo offenbar, und die Beyſpiele davon ſind ſo bekannt, daß ich ſie kaum anzuführen brauche; **Ariſtophanes**, **Plautus** und **Terenz** haben nie ein Trauerſpiel geſchrieben; **Aeſchylus**, **Euripides**, **Sophokles** und **Seneca** haben ſich nie an das Luſtſpiel gewagt; den tragiſchen Stiefel, und die komiſche Socke, war eben derſelbe Dichter nicht gewohnt zu tragen. Da ſie es alſo ihre ganze Sorge ſeyn ließen, nur in der einen Art groß zu werden, ſo hat man es ihnen um

„ſo viel weniger zu verzeihen, wenn es ihnen „nicht gelungen iſt. Und hier würde ich Gelegenheit haben ihren Witz in Erwägung zu ziehen, wenn mich nicht **Crites** ſo ernſtlich gewarnet hätte, in meinem Urtheile darüber nicht zu „kühn zu ſeyn; denn da es todte Sprachen wären, „und manche Gewohnheit oder kleiner Umſtand, „von welchem das feinere Verſtändniß abgehangen, für uns verloren gegangen, ſo könnten „wir, meinet er, keine rechtmäßige Richter darüber abgeben. Doch ob ich gleich zugeſtehe, daß „es uns hier und da an der Anwendung eines „Sprichworts, oder einer Gewohnheit, fehlen „kann, ſo muß doch gleichwohl, was in einer „Sprache Witz iſt, es auch in allen ſeyn; und „wenn es auch ſchon in der Ueberſetzung etwas „verlieret, ſo muß es doch für den, der das „Original lieſet, immer das nehmliche bleiben. „Er wird von der Vortreflichkeit deſſelben einen „Begriff haben, ob er ihn gleich in keinem andern Ausdrucke, oder in keinen andern Worten, als in welchen er es findet, von ſich geben „kann. Wenn **Phädria**, in dem Evnucho zwey „Tage von ſeiner Geliebten abweſend ſeyn ſoll, „und ſich ſelbſt, dieſen Zwang auszuhalten, mit „den Worten ermuntert: Tandem ego non illa „caream, ſi opus ſit, vel totum triduum? „ſo erhebt **Parmenio**, um über die Weichlichkeit ſeines Herrn zu ſpotten, Augen und Hände, „und ruft gleichſam voller Verwunderung aus:

„Hui! univerſum triduum! Die Zierlichkeit „dieſes univerſum kann nun zwar in unſrer „Sprache nicht ausgedrückt werden, es bleibt „aber doch ein Eindruck davon in unſern Seelen „zurück. Viele dergleichen Stellen kommen bey „dem Terenz nicht vor, mehrere aber bey dem „**Plautus**, welcher in ſeinen Metaphern und „neugeprägten Wörtern unendlich kühner iſt; in „dieſen beſtehen nicht ſelten ſein ganzer Witz, „daher Horaz auch ohne Zweifel ein ſo ſtrenges „Urtheil von ihm gefällt hat:

> Sed Proavi noſtri Plautinos & numeros, &
> Laudavere ſales, nimium patienter utrumque
> Ne dicam ſtolide &c.

„Bey dem Seneca fährt **Eugenius** fort, nach einer kurzen Ausſchweifung über die harte, unnatürliche Art ſich auszudrücken, deren ſich unter den engliſchen Dichtern beſonders der Satyricus **Cleveland** ſchuldig gemacht,) „finde „ich zwar manchen vortreflichen Gedanken; doch „derjenige der unter den römiſchen Dichtern die „größten Gaben für das Theater hatte, war, meinem Bedünken nach, **Ovidius**. Er weis „die angenehme Bewunderung und das zärtliche „Mitleid, welches die Gegenſtände des Trauerſpiels ſind, ſo glücklich zu erregen, und die verſchiednen Bewegungen einer mit verſchiednen „Leidenſchaften kämpfenden Seele zu ſchildern, „daß, wenn er in unſern Zeiten gelebt hätte, oder „er zu ſeinen Zeiten unſere Vortheile gehabt

„hätte, ihn niemand hierinn würde übertreffen
„haben. Ich kann mir auch daher nicht einbilden,
„daß die **Medea**, die ſich unter den **Seneca**iſchen
„Trauerſpielen befindet, ſein Werk ſeyn
„ſollte; denn ob ich ſie ſchon wegen ihres ſpruchreichen
„Ernſtes ſchätze, der, wie er ſelbſt ſagt, der
„Tragödie vornehmlich zukömmt, Omne genus
„ſcripti gravitate Tragoedia vincit: ſo rührt ſie
„mich doch bey weitem nicht ſo, daß ich glauben
„ſollte, der Dichter, der in der Epiſchen Dichtungsart
„verſchiednes dem Drama ſo nahe kommendes,
„als die Geſchichte von der **Myrrha**,
„von **Caunus** und **Byblis**, geſchrieben, hätte
„mich da nicht ſtärker rühren können, wo es auf
„die Rührung vornehmlich angeſehen war. Das
„Meiſterſtück des **Seneca**, halte ich dafür, iſt
„die Scene in den **Trojanerinnen**, wo **Ulyſſes**
„den **Aſtyanax** ſucht, um ihn umzubringen; die
„Zärtlichkeit einer Mutter iſt daſelbſt, in der Perſon
„der **Andromacha** ſo vortreflich geſchildert,
„daß unſer Mitleiden kaum höher ſteigen kann;
„es iſt auch dieſe Scene dasjenige, was aus
„allen alten Trauerſpielen den rührenden Scenen
„im **Shakeſpear** und **Fletcher** am nächſten
„kömmt. Verliebte Scenen wird man
„wenige bey ihnen finden; ihre tragiſchen Dichter
„machten ſich mit dieſer ſanften Leidenſchaft
„nicht viel zu thun, ſondern mehr mit ſträflicher
„Brunſt, mit Grauſamkeit, mit Rache und Ehrgeiz
„und deren blutigen Folgen, wodurch ſie

„nicht ſowohl Mitleiden als Schrecken bey ihren Zuſchauern erregten ꝛc.

„Unter ihren Luſtſpielen finden wir eine oder zwey zärtliche Scenen, und zwar wo man ſie am wenigſten vermuthen ſollte, bey dem **Plautus**. Ueberhaupt aber davon zu reden, ſo ſagen ihre Liebhaber wenig mehr, als anima mea, vita mea, ζωη και ψυχη, ſo wie das Frauenzimmer zu **Juvenals** Zeiten in ihren zärtlichen Entzückungen auszurufen pflegte. Der plötzliche Ausbruch einer Leidenſchaft (z. E. die Ekſtaſis der Liebe bey einer unerwarteten Zuſammenkunft) kann zwar nicht beſſer als durch ein Wort, und einen Seufzer, die einander unterbrechen, ausgedrückt werden; denn die Natur iſt bey ſolchen Gelegenheiten ſtumm, und ſie hier viel reden laſſen, würde eine ganz falſche Vorſtellung von ihr machen heiſſen. Doch fallen ja tauſend andere Dinge zwiſchen Liebhabern vor, als Eiferſucht, Klagen, Anſchläge ſich einander zu überkommen, worüber ſie ſich nothwendig gegen einander umſtändlich erklären müſſen, wenn ſie ihrer Liebe und der Erwartung der Zuhörer ein Genüge leiſten wollen, die auf ihre Gemüthsveränderungen eben ſo aufmerkſam warten, als auf die Veränderungen ihres Glücks; denn die Erdichtung der erſtern iſt das eigentliche Geſchäfte des Dichters, indem er die andern von dem Geſchichtſchreiber entlehnet.„

Hier unterbrach Crites den Eugenius. „Ich ſehe wohl, ſagte er, daß ich und Eugenius in dieſer Streitigkeit ſchwerlich zuſammen kommen werden; denn er behauptet, daß die Neuern im Schreiben eine neue Vollkommenheit erlangt haben, und ich kann ihm auf höchſte nur zugeſtehen, daß ſie die Art und Weiſe verändert haben. Homer beſchreibet ſeine Helden als Männer von gutem Appetite, als Liebhaber von geröſtetem Rindfleiſche und gute Geſellen; die Helden der franzöſiſchen Romanen hingegen führen ſich ganz anders auf; ſie eſſen und trinken nicht, und thun für Liebe kein Auge zu. Virgil läßt ſeinen Aeneas ſich kühnlich ſeiner eigenen Tugenden rühmen,

Sum pius Aeneas fama ſuper æthera notus;

welches bey unſern Dichtern, die beſſer zu leben wiſſen, der Charakter eines Windbeutels und Bramarbas iſt; ſie führen ihren Ritter lieber ein wenig ſpatzieren, oder laſſen ihn ſchlafen, damit er ſeine Geſchichte nicht ſelber erzehlen darf, die ſie ſeinem getreuen Stallmeiſter dafür in den Mund legen. So iſt es auch mit den verliebten Scenen, von welchen Eugenius zuletzt ſprach; die Alten waren treuherziger, und wir ſind ſchwatzhafter; ſie ſchrieben von der Liebe ſo, wie man ſie damals zu treiben gewohnt war, und ich will es dem Eugenius gern zugeſtehen, daß vielleicht dieſer und jener von ihren Dichtern, wenn er zu unſern Zeiten lebte, Si foret hoc noſtrum fato delapſus in ævum,

(ſagt **Horaz** von dem **Lucilius**) verſchiedenes ändern würde; nicht zwar, weil das, was er geſchrieben, nicht natürlich genug wäre, ſondern um ſich nach dem Zeitalter, in welchem er lebte, mehr zu bequemen. Wir müſſen uns daher nicht übereilen, zum Nachtheile dieſer groſſen Männer etwas daraus zu ſchlieſſen, ſondern ſie vielmehr für unſere Meiſter erkennen, und ihrem Andenken (quod Libitina ſacravit) diejenige Ehre erweiſen, die wir zum Theil von unſern Nachkommen werden verlangen und erwarten dürfen.„

Dieſe beſcheidene Mäßigung des **Crites** macht dem ganzen Streite ein Ende, oder gab vielmehr Gelegenheit ihn auf eine andere Seite zu lenken. **Liſidejus** wirft nehmlich die Frage auf, ob man die engliſchen Schauſpiele den Schauſpielen andrer Völker vorziehen könne? — Die Franzoſen kommen hier vornehmlich in Betrachtung, für die ſich **Liſidejus** ſelbſt in folgengenden erkläret.

„Wäre die Frage, ob die Franzoſen oder „ob Engländer am beſten geſchrieben hätten, „vor vierzig Jahren aufgeworfen worden, ſo „würde dieſe Ehre unſtreitig unſerer Nation zu „Theil geworden ſeyn. Aber ſeit dieſer Zeit ſind „wir, leider, ſo ſchlimme Engländer geweſen, „daß wir nicht Zeit gehabt haben, gute Dichter

„zu ſeyn. Beaumont, Fletcher, Johnſon,
„(die allein fähig waren, uns auf die Staffel
„der Vollkommenheit, auf der wir uns befinden,
„zu erheben) verlieſſen eben die Welt;
„gleich als ob in dieſer Zeit des Greuels und der
„Verwüſtung, der Witz und jene ſanftern Künſte
„nichts mehr unter uns zu ſchaffen hätten.
„Allein die Muſen, die ſtets dem Frieden nachfolgen,
„zogen in ein ander Reich, ihre Wohnungen
„da aufzuſchlagen; Richelieu nahm ſie
„zuerſt in ſeinen Schutz, und auf ſeine Veranlaſſung
„machten ſich Corneille und einige andere
„Franzoſen, an die Verbeſſerung ihres
„Theaters, welches vorher eben ſo weit unter
„dem unſrigen war, als es nun über daſſelbe,
„und über alle andere Theater in Europa, erhaben
„iſt. Weil mir aber Crites in ſeiner Rede
„für die Alten zuvorgekommen, und die verſchiednen
„Regeln der Bühne, welche die Neuern
„von ihnen geborgt haben, bereits angemerkt
„hat; ſo will ich Sie nur kurz fragen, ob Sie
„nicht überzeugt ſind, daß unter allen Völkern
„die Franzoſen dieſe Regeln am beſten beobachtet
„haben? In der Einheit der Zeit ſind ſie ſo
„gewiſſenhaft, daß ſich ihre Dichter noch nicht
„darüber verglichen haben, ob Ariſtoteles
„nicht vielmehr den bürgerlichen Tag von zwölf
„Stunden, als den natürlichen von vier und
„zwanzig Stunden, verſtanden habe, und ob
„man folglich nicht alle Schauſpiele innerhalb

,,dieſer Zeit einſchlieſſen müſſe? So viel kann ich bezeugen, daß ich unter allen ihren Stücken, die in dieſen letzten zwanzig Jahren, oder drüber, geſchrieben worden, nicht ein einziges bemerkt habe, in welchem die Zeit bis auf dreyſſig Stunden ausgedehnet wäre. In der Einheit des Orts ſind ſie nicht weniger genau, denn verſchiedne von ihren Kunſtrichtern ſchränken ihn auf den nehmlichen Platz und Boden ein, auf welchem das Spiel anfängt; alle aber halten ſich doch wenigſtens in dem Bezirke einer und ebenderſelben Stadt.

,,Die Einheit der Handlung fällt in allen ihren Stücken noch deutlicher in die Augen; denn ſie überhäufen ſie nicht mit Nebenhandlungen, wie wir Engländer; daher es denn kömmt, daß ſo manche Scenen in unſern Tragikomödien auf etwas hinaus lauffen, was mit der Hauptſache gar keine Verwandtſchaft hat, und daß wir in einem Schauſpiele, wie in einem ſchlechtgearbeiteten Zeuge zwey ganz verſchiedne Weben, zwey ganz verſchiedne Handlungen, das iſt zwey Schauſpiele wahrnehmen, die man, den Zuhörer bloß verwirrt zu machen, mit Fleiß durch einander geflochten zu haben ſcheinet; denn kaum hat dieſer ſich für den einen Theil zu intereſſiren angefangen, als ihn der andere davon abzieht, ſo daß ihm am Ende beyde gleichgültig geblieben ſind. Daher kömmt es ferner, daß die eine Helfte unſrer ſpielenden Perſonen

„die andre gar nicht kennt. Sie machen ſich ſo wenig mit einander zu thun, als ob ſie Mountagues und Capulets wären, und werden oft nicht eher als in der letzten Scene des fünften Aufzuges, wo ſie alle zuſammen auf die Bühne kommen, mit einander bekannt. Es muß kein Theater in der Welt etwas ſo abgeſchmacktes haben, als die engliſche Tragikomödie iſt. Es iſt dieſes ein Drama von unſrer eignen Erfindung, welches man ihm auch ſogleich aus dem Schnitte anſiehet; bald kommt ein Strom von luſtigen Einfällen, bald von Traurigkeit und zärtlichen Leidenſchaften, bald von Bedenklichkeiten der Ehre, die ſich mit einem Zweykampfe enden; kurz in zwey und einer halben Stunde müſſen wir durch alle Anfälle des Tollhauſes hindurch. Die Franzoſen können uns mit eben ſo viel Veränderungen in einem Tage ergetzen, ſie thun es aber nur nicht ſo zur Unzeit und ſo mal à propos als wir. Unſere Dichter mengen die Tragödie und das Poſſenſpiel in eins; denn ſie kennen ihre Zuhörer, die noch

— urſum & pugiles media inter carmina
poſcunt.

„Der Ausgang des Trauerſpiels, ſagt Ariſtoteles, ſoll Bewunderung und Mitleiden erregen; ſind aber nicht Luſtigkeit und Mitleiden ganz widerſprechende Dinge? und iſt es nicht augenſcheinlich, daß der Dichter das eine, durch

„die Vermiſchung mit dem andern vernichten „muß? daß er die vornehmſte Abſicht, den einzigen Endzweck des Trauerſpiels aufgeben muß, „um etwas mit einzumiſchen, was ſich ihm nicht „anders als mit Gewalt einverleiben läßt? „Würde man einen Arzt nicht für toll halten, „der erſt eine Purganz, und gleich darauf ein „Reſtringens verſchriebe?

„Doch von unſern Schauſpielen wieder auf „ihre zu kommen, ſo habe ich einen ſehr großen „Vortheil, den ſie bey der Anlage ihrer Tragödien haben, zu bemerken geglaubt; dieſen nehmlich, daß ſie allezeit auf irgend eine bekannte „Geſchichte gegründet ſind; und hierinn haben „ſie die Alten ſo nachgeahmt, daß ſie ihnen ſo „gar verzuziehen ſind. Denn die Alten, wie „ſchon zuvor angemerkt worden, gründeten ihre „Trauerſpiele auf wenige poetiſche Erdichtungen, „deren Ausgang den Zuſchauern ſchon ſo bekannt „war, daß ſie wenig davon gerühret werden „konnten; der Franzoſe aber gehet weiter,

> Atque ita mentitur; ſic veris falſa remiſcet,
> Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum.

„Er weis die Wahrheit mit der wahrſcheinlichen „Erdichtung ſo zu verweben, daß er uns auf die „angenehmſte Weiſe hintergehet; er lindert die „ſtrengen Schlüſſe des Schickſals und verläßt in

„etwas die Genauigkeit der Geſchichte, um die Tugend zu belohnen, die uns jene als unglücklich vorgeſtellet hat. Manchmal hat auch die Geſchichte den Ausgang ſo zweifelhaft gelaſſen, daß der Scribent, nach der dem Dichtern zukommenden Freyheit, ſich auf eine Seite lenken kann, auf welche es ihm beliebt; ſo iſt es zum Exempel mit dem Tode des **Cyrus**, von dem **Juſtinus** und einige andere melden, daß er in dem Scythiſchen Kriege umgekommen, da **Xenophon** doch von ihm behauptet, daß er in einem hohen Alter auf ſeinem Bette geſtorben ſey. Ja auch alsdenn noch, wenn der Ausgang ſchon außer allem Streite iſt, laſſen wir uns nicht ungern betriegen, und der Dichter hat ſicherlich, wenigſtens ſo lange, als die Vorſtellung dauert, und wenn er nur die Wahrſcheinlichkeit beobachtet hat, alle Zuhörer auf ſeine Seite; denn wo unſer eigen Intereſſe nur nicht mit im Spiele iſt, lieben wir die Tugend von Natur ſo ſehr, daß wir ſie als die allgemeine Sache der Menſchheit betrachten. Erwägen wir aber auf der andern Seite die hiſtoriſchen Schauſpiele des Shakeſpear, ſo finden wir, daß ſie ſo manche Chroniken von Königen ſind, wo die Begebenheiten oft von dreyßig bis vierzig Jahren, in eine Vorſtellung von zwey und einer halben Stunde zuſammen gepreßt ſind, welches aber nicht ſowohl die Natur nachahmen und ſchildern, als vielmehr verkleinern und in Miniatur brin-

„gen heißt. Man betrachtet ſie gleichſam durch „das verkehrte Ende des Perſpectivs, da ihre „Bilder denn nicht bloß unendlich kleiner, ſon„dern auch unendlich unvollkommener, als ſie „wirklich ſind, erſcheinen; und dieſes macht ein „Schauſpiel unſtreitig mehr lächerlich als ange„nehm.

Quodcunque oſtendis mihi ſic, incredulus odi.

„Denn die menſchliche Seele begnügt ſich mit „nichts andern, als mit Wahrheit, oder wenig„ſtens Wahrſcheinlichkeit; und ein Gedicht muß, „wo nicht ἔτυμα, doch ἐτύμοισιν ὁμοῖα, wie es „ein alter griechiſcher Dichter ausdrückt, ent„halten.

„Noch ein Punct, worinn die Franzoſen von „uns und den Spaniern abgehen, iſt, daß ſie ſich „nicht mit allzuviel Fabel und Verwicklung ver„wirren und überhäuffen. Sie ſtellen von der „Geſchichte nur ſo viel vor, als nöthig iſt, Eine „ganze und groſſe Handlung für Ein Schauſpiel „auszumachen; wir aber, die wir mehr auf uns „zu nehmen wagen, vervielfältigen nur bloß die „Begebenheiten, und da dieſe nicht eine aus der „andern, als Wirkungen aus ihren Urſachen, „flieſſen, ſondern bloß der Zeit nach auf einander „folgen, ſo bringen wir verſchiedne Handlungen „in das Drama und machen folglich mehr als „ein Schauſpiel daraus.

„Indem die Franzoſen aber genau bey einer Sache bleiben, die nicht alle Augenblicke unterbrochen wird, ſo haben ſie dadurch für ihre Verſe, in welchen ſie ſchreiben, mehr Freyheit gewonnen; ſie können ſich bey jedem Umſtande verweilen, der ſich der Mühe verlohnt, und können die Leidenſchaften, (die eigentlich, wie wir bereits erkannt haben, des Dichters Werk ſind) mit aller Bequemlichkeit vorſtellen, ohne beſtändig von einem auf das andere geriſſen zu werden, ſo wie es in den Stücken des Calderon geſchieht, die wir neulich unter dem Titel der ſpaniſchen Luſtſpiele, auf unſerm Theater geſehen haben. Ich habe bey uns nur eine einzige Tragödie finden können, welche die Regelmäßigkeit und Einheit der Handlung hätte, die ich an den franzöſiſchen gerühmt habe; und dieſes iſt Rollo, oder vielmehr, unter dem Namen Rollo, die Geſchichte des Baßianus und Geta beym Herodian; in dieſer iſt die Handlung weder vielfach noch zu verwickelt, ſondern gerade groß genug, das Gemüth der Zuhörer zu füllen, ohne es zu überladen. Uebrigens iſt ſie auf die hiſtoriſche Wahrheit gegründet, und nur die Zeit der Handlung will ſich unter die Strenge der Regeln nicht bringen laſſen; auch guckt an einigen Orten noch das Poſſenſpiel vor, welches mit der Würde der übrigen Theile nicht übereinſtimmt. Aber hierinn ſind alle unſere Dichter ungemein feh-

„lerhaft, und ſelbſt Ben Johnſon hat uns in „ſeinem Sejanus und Catilina ein ſolches „dramatiſches Ragout vorgeſetzt; eine unnatürliche Vermiſchung nehmlich von Komödie und „Tragödie, die mir eben ſo lächerlich vorkömmt, „als die Geſchichte Davids mit den Luſtbarkeiten des Goliaths. Im Sejanus gehöret „hierher die Scene zwiſchen der Livia und dem „Arzte, welches eine feine Satire wider die künſtlichen Hülfsmittel der Schönheit iſt; und im „Catilina, das Parlament der Weiber, und „alles was zwiſchen dem Curio und der Fulvia „vorgehet: alles zwar in ihrer Art vortrefliche „Scenen, die ſich aber zu den übrigen nicht „ſchicken.

„Doch ich komme auf die franzöſiſchen Scribenten wieder zurück, die, wie ich ſchon geſagt „habe, ſich nicht mit allzuviel Handlung überladen, welches ihnen von einem witzigen Manne „aus unſrer Nation als ein Fehler vorgeworfen „worden; denn er giebt ihnen Schuld, daß ſie „in ihren Spielen gemeiniglich nur eine Perſon „bemerkungswürdig machen; bey ihm und bey „allen, was ihn angehet, verweilten ſie ſich allein, und die übrigen Perſonen wären bloß da, „um ihn hervorſtechen zu laſſen. Wenn er hiermit meinet, daß in ihren Stücken beſtändig „eine Perſon vorkomme, die von größrer Würde „als die übrigen iſt, ſo muß er nicht allein ihre „Schauſpiele, ſondern auch alle Schauſpiele der

„Alten, und, was er gewiß nicht gern thun würde, die beſten von den unſrigen tadeln; denn es kann unmöglich anders ſeyn, als daß ſich eine Perſon mehr als die andere ausnehmen muß, weil immer ein groſſer Theil der Handlung mehr auf dieſe, als auf jene fällt. Wir ſehen dieſes ja bey Verwaltung aller Geſchäfte in der Welt; ſelbſt in der alle gleich getheilteſten Ariſtokratie, kann das Gleichgewicht nicht ſo genau beobachtet werden, daß die Wage nicht für dieſen oder jenen den Ausſchlag geben ſollte, es ſey nun in Anſehung ſeiner natürlichen Gaben, oder ſeiner Glücksgüter, oder der Ehre wegen ſeiner rühmlichen Thaten, wovon eines ſchon genug iſt den gröſſern Theil der Geſchäfte in ſeine Hände fallen zu laſſen.

„Hat aber der gedachte Kunſtrichter ſo viel damit ſagen wollen, daß durch die Erhebung des einen Charakters alle übrigen vernachläßiget werden, und daß ſie nicht alle einen oder den andern Antheil an der Handlung des Stücks haben, ſo wollte ich ihn wohl erſuchen, nur eine einzige Tragödie vom Corneille zu nennen, in der nicht jede Perſon, gleich ſo vielen Bedienten in einer wohlregierten Familie, ihre gewiſſe Verrichtung habe, und nicht zur Betreibung der Handlung, oder wenigſtens zum Verſtändniſſe derſelben, nothwendig ſey.

„Es giebt zwar bey den Alten einige protatiſche Perſonen, deren ſie ſich in ihren Schau-

„ſpielen, entweder eine Erzehlung zu machen,
„oder mit anzuhören, bedienen; allein die Fran-
„zoſen vermeiden dieſes mit vieler Geſchicklich-
„keit, indem ſie ihre Erzehlungen bloß ſolchen
„und durch ſolchen Perſonen machen laſſen, die
„gewiſſermaaßen an der Hauptabſicht Antheil
„haben. Und da ich itzt von den Erzehlungen
„ſpreche, ſo kann ich nicht unterlaſſen, zum Lobe
„der Franzoſen, noch dieſes hinzuzufügen, daß
„ſie ſich derſelben oft mit mehr Ueberlegung, und
„zu gelegenerer Zeit bedienen, als wir Engländer.
„Ich will zwar die Erzehlungen überhaupt nicht
„anpreiſen; es giebt aber eine doppelte Gattung
„derſelben. Die eine nehmlich betrift diejenigen
„Dinge, die vor dem Schauſpiele vorhergegan-
„gen, und deßwegen beygebracht werden müſſen,
„um uns das Nachfolgende verſtändlich zu ma-
„chen; es iſt aber ein Fehler, daß man einen
„ſolchen Stoff für die Bühne wählet, der uns
„an dieſe Klippe nothwendig treiben muß.
„Denn wir ſehen ja, daß die Zuhörer ſelten dar-
„auf Achtung geben, welches ſehr oft den Fall
„des ganzen Stücks verurſacht. Sie dürfen
„auch nur eine Kleinigkeit manchmal überhören,
„und ſie werden durch das ganze Spiel durch
„nicht wiſſen, woran ſie ſind. Iſt es alſo nicht
„in der That unbillig, daß man es ihnen ſo
„ſauer macht, daß ſie das, was vor ihren Augen
„vorgeht, nicht verſtehen können, ohne ihre

„Zuflucht zu dem, was zehn oder zwanzig Jahr vorher geſchehen, zu nehmen?

„Man hat aber noch eine andre Art Erzehlungen; von ſolchen Dingen nehmlich, die während der Handlung des Stücks vorfallen, und als hinter der Scene geſchehen zu ſeyn, betrachtet werden. Solche Erzehlungen ſind ſehr oft ſo bequem, als ſchön; denn durch ihre Hülfe vermeiden die Franzoſen allen Tumult, dem unſere Bühne ſo ſehr ausgeſetzt iſt, indem wir Zweykämpfe, Schlachten und dergleichen darauf vorgehen laſſen. Es kann auch leicht nichts lächerlicher ſeyn, als wenn ein Trommelſchläger, und fünf Mann hinter ihm, eine ganze Armee vorſtellen, die der Held von der andern Seite vor ſich hertreiben muß; oder wenn bey einem Zweykampfe einer den andern mit ein Paar Stößen eines ſtumpfen Rappiers zu Boden ſetzet, mit welchem er Mühe haben ſollte, ſeinem Mann im Ernſte in Zeit einer guten Stunde umzubringen?

„Ich habe auch angemerkt, daß ſich die Zuſchauer in allen unſern Trauerſpielen des Lachens auf keine Weiſe enthalten können, ſo oft eine von den ſpielenden Perſonen ſterben ſoll; es iſt dieſes allezeit der luſtigſte Theil des Schauſpiels. Es können alle Leidenſchaften auf der Bühne lebhaft vorgeſtellt werden, wenn ſie von dem Dichter nur wohl ausgedruckt ſind, und es dem Schauſpieler dabey an einer gefäl-

„ligen Stimme und an einem ſich wohl und leicht tragenden und bewegenden Körper nicht fehlet; gewiſſe **Handlungen** aber können nimmermehr mit der gehörigen Vollkommenheit nachgeahmet werden; das Sterben insbeſondre iſt eine Sache, die nur ein römiſcher Fechter auf der Bühne gut verrichten konnte, wenn er es nicht ſowohl nachahmte und vorſtellte, als vielmehr wirklich vollzog; und folglich iſt es am beſten, die Vorſtellung davon zu unterlaſſen.

„Die Worte eines guten Dichters, die es lebhaft beſchreiben, werden einen weit tiefern Eindruck machen, und ſich unſrer Ueberzeugung weit gewiſſer verſichern, als wenn ſich der Schauſpieler noch ſo viel Mühe giebt, vor unſern Augen für todt niederzufallen; ſo wie auch der Dichter durch der Beſchreibung einer ſchönen lieblichen Gegend unſre Einbildungskraft weit mehr vergnügen kann, als der wirkliche Anblick derſelben unſere Augen vergnügen würde. Wenn wir den Tod vorgeſtellt ſehen, ſo ſind wir überzeugt, daß es nur eine Erdichtung iſt; wenn wir ihn aber bloß erzehlen hören, ſo fehlen die ſtärkſten Zeugen, unſere Augen, die uns von dem Irrthume überführen könnten, und wir kommen dem Betruge des Dichters, weil er ſo grob nicht iſt, ſelbſt zu Hülfe. Wer ſich alſo einbildet, daß dergleichen Erzehlungen keinen Eindruck auf die Zuhörer machen könnten, der irret ſich ſehr, in-

„dem er ſie mit den erſt gedachten Erzehlungen lange vor dem Schauſpiele geſchehener Dinge, vermengt; jene werden größten Theils den Zuhörern bey kaltem Blute gemacht, bey dieſen aber hilft uns unſer Mitleiden, das in dem Schauſpiele erregt worden, in Feuer und Affect ſetzen. Was die Weltweiſen von der Bewegung ſagen, daß, wenn ſie einmal angefangen, ſie von ſich ſelbſt, bis in alle Ewigkeit fortdaure, wenn ſie durch keine Hinderniſſe aufgehalten würde, iſt auch bey dieſer Gelegenheit augenſcheinlich wahr; die Seele, die einmal durch die Charaktere und Glücksfälle dieſer eingebildeten Perſonen in Bewegung geſetzt worden, gehet ihren Gang fort, und wir hören das, was mit ihnen auſſer der Bühne vorgegangen, mit eben der Begierde an, mit welcher wir die Nachricht von einer abweſenden Geliebten vernehmen. Aber, wirft man ein, wenn ein Theil des Schauſpiels erzehlt werden darf, warum erzehlen wir nicht alle? Ich antworte hierauf: einige Stücke der Handlung laſſen ſich beſſer vorſtellen, und andere beſſer erzehlen. **Corneille** ſagt ſehr wohl, daß der Poet nicht verbunden iſt, uns alle einzelne Handlungen, welche die Haupthandlung bewirken, vor Augen zu ſtellen; er muß nur ſolche zu ſehen geben, deren Anblick wirklich ſchön iſt, es ſey nun in Anſehung ihres Gepränges, oder der Heftigkeit der dabey vorkommenden Leidenſchaften, oder eines an-

„dern ihnen beywohnenden Reitzes; das übrige „alle muß man den Zuhörern durch Erzehlungen beybringen. Es iſt ein großer Irrthum, „wenn wir glauben, daß die Franzoſen keinen „Theil der Handlung auf der Bühne vorſtellen; „jede Veränderung, jedes Hinderniß, das ſich „bey einer Abſicht äußert, jede neu entſtehende „Leidenſchaft und Abänderung derſelben, iſt ein „Theil der Handlung, und zwar der edelſte derſelben, wir müßten denn glauben, daß nichts „eher Handlung ſey, als bis es mit den ſpielenden Perſonen zu Thätlichkeiten komme; gleich „als wäre die Schilderung des Gemüths der „Helden nicht weit eigentlicher des Dichters „Werk, als die Stärke ihres Körpers. Auch „widerſpricht dieſes im geringſten nicht der Meynung des Horaz, wenn er ſagt:

Segnius irritant animos demiſſa per aurem,
Quam quæ ſunt oculis ſubjecta fidelibus —

„Denn er ſagt gleich darauf:

— — — — Non tamen intus
Digna geri promes in ſcenam; multaque tolles
Ex oculis, quæ mox narret facundia præſens.

„Und von dieſen vielen, nennt er einiges:

Nec pueros coram populo Medea trucidet,
Aut in avem Progne mutetur, Cadmus in anguem &c.

„Das iſt: ſolche Handlungen, die, wegen ihrer Grauſamkeit, Abſcheu in uns erregen, oder die wir, wegen ihrer Unmöglichkeit, nicht glauben können, müſſen von dem Dichter entweder gänzlich vermindern, oder bloß durch die Erzehlung beygebracht werden. Hierzu können wir auch mit Recht alle diejenigen Handlungen ſetzen, die wir zur Vermeidung des Tumults, (wie ich ſchon zuvor angemerkt habe) oder wegen ihres Mangels an Schönheit, oder zu Erhaltung einer regelmäßigern Dauer der Zeit, beſſer erzehlen als dem Auge vorſtellen laſſen. Beyſpiele von allen dieſen Arten kommen häufig ſo wohl bey den Alten, als bey unſern beſten engliſchen Dichtern vor. Wir finden, daß Ben Johnſon in einem ſeiner Luſtſpiele (Magnetick Lady) dieſes in Acht genommen hat, wo einer vom Tiſche kömmt, und die Zänkereyen und Unordnungen, die dabey vorgefallen, erzehlt, um die ungeziemende Vorſtellung derſelben auf der Bühne zu vermeiden, und die Geſchichte abzukürzen; und dieſes zur ausdrücklichen Nachahmung des Terenz, welcher vor ihm in ſeinem Eunucho ein gleiches gethan, und den Pythias alles, was bey des Soldaten Gaſterey vorgefallen, bloß erzehlen läßt. Die Erzehlungen von dem Tode des Sejanus und den vorhergegangenen Wunderzeichen, ſind gleichfalls in dieſer Abſicht merkwürdig; jener mußte den Zuſchauern aus den Augen gebracht

„werden, um das Abſcheuliche und Tumultuöſe
„der Vorſtellung zu vermeiden, und dieſe durften
„nicht gezeigt werden, weil es lauter unglaubliche
„Dinge waren. Fletcher gehet in ſeinem vortreflichen
„Stücke: The King and no King noch
„weiter; denn die ganze Auflöſung geſchiehet in
„dem fünften Aufzuge, nach dem Muſter der
„Alten, durch eine bloſſe Erzehlung, welche die
„Zuſchauer dennoch ungemein rühret, ob ſie
„gleich nur Dinge enthält, die viel Jahre vor dem
„Stücke geſchehen. Ich könnte noch mehr Beyſpiele
„anführen; doch dieſe ſind bereits hinlänglich,
„zu beweiſen, daß man gar wohl einen
„Stoff wählen kann, der dergleichen Erzehlungen
„erfordert; da liegt der Fehler noch nicht,
„aber in der ſchlechten Ausführung und Bearbeitung
„kann er liegen.

„Doch ich finde, daß ich mich bey dieſem
„Puncte allzulange aufhalte, indem die Franzoſen
„noch viele andere Vortreflichkeiten beſitzen,
„deren wir uns nicht rühmen können; dieſe zum
„Exempel, daß ſich bey ihnen niemals ein Stück
„mit einer Bekehrung oder bloſſen Willensänderung
„endet, welches der gewöhnliche Schluß
„iſt, den unſere Dichter ihren Schauſpielen geben.
„Man zeigt bey dem Ausgange eines
„dramatiſchen Gedichts wenig Kunſt, wenn diejenigen,
„die während den vier erſten Aufzügen
„die Hinderniſſe der Glückſeligkeit geweſen, in
„dem fünften auf einmal es zu ſeyn aufhören, ohne

„daß ſie eine wichtige Urſache dazu bewogen; und ob ich gleich nicht leugne, daß ſich eine ſolche Urſache wohl finden läßt, ſo iſt es doch immer ein ſehr gefährlicher Schritt, und der Dichter muß ganz gewiß wiſſen, daß er die Zuhörer von der hinlänglichen Stärke derſelben überzeugen werde. So ſcheinet mir, zum Exempel, die Aenderung des Wucherers in dem Luſtſpiele The ſcornful Lady, ein wenig zu gezwungen; denn da er ein Wucherer, und folglich ein Liebhaber des Geldes bis zum höchſten Grade des Geitzes iſt, (wie ihn denn auch der Dichter als einen ſolchen vorſtellt,) ſo iſt die Urſache, die er von ſeiner plötzlichen Veränderung giebt, weil er nehmlich von dem wilden jungen Menſchen betrogen worden, nicht ſehr natürlich; denn dieſe Urſache ſollte ihn vielmehr bewogen haben, in Zukunft behutſamer zu gehen, und ſich ſelbſt mit geringerer Koſt und elenderer Kleidung zu beſtrafen, um auf dieſe Weiſe, was er verloren, wieder zu erſparen; daß er aber ſeinen Verluſt als eine gerechte Strafe anſehen und Reue dabey empfinden ſollte, das hätte ſich nicht übel in eine Predigt geſchickt, nur in einem Schauſpiele iſt es durchaus nicht zu dulden.

„Ich will hiervon nichts weiter ſagen; auch will ich mich bey ihrer Sorgfalt nicht aufhalten, keine Perſon, nach ihrem erſten Auftritte, wieder erſcheinen zu laſſen, ohne daß ihr Geſchäfte

„ſie offenbar auf die Bühne bringt. Wenn dieſe Regel gehörig beobachtet wird, müſſen uns nothwendig alle Begebenheiten in dem Schauſpiele weit natürlicher erſcheinen; denn man ſiehet von jeder einen wahrſcheinlichen Grund, woraus ſie gefloſſen, und alles, was wir in dem Schauſpiele ſonſt für bloſſen Zufall gehalten hätten, kömmt uns nunmehr nicht bloß vernünftig, ſonſt faſt nothwendig vor, indem keine Perſon abtritt, ohne daß wir auf ihr Vorhaben und Abſehen, bey dem nächſtfolgenden Auftritte derſelben, vorbereitet werden, obgleich in einer wohl ausgearbeiteten Scene der Ausgang mit unſerer Erwartung ſelten übereinkommen wird. Nichts kann abgeſchmackter ſeyn, ſagt Corneille, als wenn eine Perſon bloß deswegen abtritt, weil ſie nichts mehr zu ſagen hat.

„Ich ſollte nunmehr auch von der Schönheit ihrer Reime, und von der Urſache reden, warum ich dieſe Art Tragödien abzufaſſen, der unſrigen in ungereimten Verſen vorziehe. Doch weil ſie auch zum Theil bey uns angenommen, und ihnen folglich nicht eigenthümlich iſt, ſo will ich nichts weiter davon ſagen ꝛc.

Hier bricht **Liſideius**, nachdem er nur noch etwas weniges hinzugeſetzt, ab, und **Neander** antwortet ihm in folgenden:

„Ich will dem **Liſideius**, ohne lange zu ſtreiten, einen groſſen Theil von dem, was er wider uns beygebracht, zugeben; denn ich bekenne es,

„daß die Franzoſen ihre Trauerſpiele regelmäßiger anlegen, und daß ſie die Geſetze der Komödie und das Decorum der Bühne, überhaupt zu reden, genauer beobachten als die Engländer; ich leugne auch nicht, daß wir wegen verſchiedner von ihm erwähnter Unregelmäßigkeiten mit Recht zu tadeln ſind: doch bin ich, bey dem allen, noch der Meinung, daß weder unſere Fehler, noch ihre Tugenden von der Beträchtlichkeit ſind, ihnen den Vorzug vor uns einzuräumen.

„Denn da die lebhafte Nachahmung der Natur mit in die Erklärung des Schauſpiels gehört, ſo müſſen auch diejenigen, die dieſes Geſetz am beſten erfüllen, auch vor den andern am meiſten geſchätzt werden. Wahr iſt es, die Schönheiten der franzöſiſchen Poeſie ſind von der Beſchaffenheit, daß ſie die Vollkommenheit, wo ſie ſchon vorhanden iſt, erhöhen; allein dieſe Vollkommenheit, wo ſie fehlet, zu verſchaffen, das ſind ſie nicht im Stande. Es ſind Schönheiten einer Bildſäule, aber nicht eines Menſchen, weil ſie nicht durch die Seele der Poeſie belebt ſind, welche in der Nachahmung der Leidenſchaften und Launen beſtehet; und dieſes wird weder Liſidejus, noch ein anderer, wenn er für ihre Parthey auch noch ſehr eingenommen iſt, in Abrede ſeyn können, ſo bald er die Launen in unſern Luſtſpielen, und die Charaktere in unſern ernſthaften Schauſpielen mit den ih-

„rigen vergleicht. Wer die Stücke durchgehen
„will, die ſie ohngefehr ſeit zehn Jahren geſchrieben
„haben, dem ſell es ſchwer werden zwey oder
„drey erträgliche Launen darinn aufzutreiben.
„Was hat **Corneille** ſelbſt, ihr vornehmſter
„Dichter, in dieſer Art hervorgebracht, ausgenommen
„ſeinen **Lügner**, dieſes in Frankreich
„ſo geprieſene Stück? Und dennoch, als es in
„einer recht guten Ueberſetzung auf die engliſche
„Bühne kam, und der Charakter des **Dorante**
„auch ſo gut geſpielt wurde, als er in Frankreich
„nur immer hat können geſpielt werden, wollten
„es keine auch von ſeinen eifrigſten Lobrednern
„wagen, es mit irgend einem guten
„Stücke des **Fletchers** den **Ben Johnſons**
„in Vergleichung zu ſetzen. In den übrigen
„Stücken des **Corneille** kömmt noch weniger
„Laune vor; er ſagt uns ſelbſt, ſeine Gewohnheit
„ſey, zu Anfange ein Paar Liebhaber in gutem
„Verſtändniſſe zu zeigen, hierauf, gegen die
„Mitte des Stücks, durch irgend einen Irrthum,
„Uneinigkeit und Verwirrung unter ihnen zu
„ſtiften, und endlich am Ende den Streit zu
„ſchlichten und ſie wieder mit einander zu verſöhnen.

„In den letztern Jahren aber ſcheinen **Moliere**,
„der jüngere **Corneille**, **Quinault** und
„einige andere, die launigten Einfälle und Annehmlichkeiten
„der engliſchen Bühne, von weitem
„nachgeahmt zu haben. Sie haben ihre

„ernſthaften Stücke mit luſtigen Einfällen untermengt; und ſich auf dieſe Weiſe, ſeit dem Tode des Cardinals **Richelieu**, unſern Tragikomödien genähert, welches **Liſideius** und viele andere hätten bedenken ſollen, damit ſie nicht etwas als eine Tugend an ihnen lobten, was ſie ſelbſt nicht mehr ausüben. Die meiſten von ihren neuen Stücken ſind eben ſo wie viele von unſern, aus Spaniſchen Novellen gezogen; faſt kein einziges iſt ohne eine Florkappe, und einen getreuen **Diego**, nach dem Schlage der irrenden Ritter. Ihre Launen aber, wenn ſie anders dieſen Namen verdienen, ſind ſo dünne geſäet, daß in einem Stücke niemals mehr als eine vorkömmt; und ich getraue mir in einem einzigen Stücke von **Ben Johnſon** mehrere und verſchiedenere zu finden, als in allen ihren Stücken zuſammen.

„Ich gebe es zu, was ſich nur immer auf den Grund eines ſpaniſchen Stückes hat bauen laſſen, das haben die Franzoſen darauf gebauet; was vorher luſtig und ergetzend war, das haben ſie regelmäßig gemacht. Es läßt ſich aber nicht mehr als ein einzig gutes Stück über alle dieſe Intriguen machen; ſie ſind einander zu ähnlich, als daß ſie oft gefallen könnten, welches wir nicht erſt durch die Erfahrung auf unſrer eignen Bühne beſtätigen dürfen. Was ihre neue Gewohnheit anbelangt, luſtige Scenen in ernſthafte Stücke zu miſchen, ſo

„will ich nicht, wie Liſideius, die Sache ſelbſt verdammen, ſondern nur die Weiſe, wie es bey ihnen geſchieht, kann ich nicht billigen. Er ſagt, wir könnten nach einer rührenden und affectvollen Scene, nicht ſo geſchwind wieder zu uns kommen, um gleich darauf an einer launigten und luſtigen Geſchmack zu finden. Aber warum ſollte die Seele des Menſchen träger ſeyn, als ſeine Sinne? Kann nicht das Auge in einer weit kürzern Zeit, als in jenem Falle erfordert wird, von einem unangenehmen zu einem angenehmen Gegenſtande übergehen? Und macht nicht die Unannehmlichkeit des erſtern, die Schönheit des andern um ſo viel reitzender? Die alte Regel der Logik hätte ſie ſchon überzeugen können: Contraria juxta ſe poſita magis elucescunt. Eine anhaltende Ernſthaftigkeit ſtrenget den Geiſt allzuſehr an; wir müſſen uns manchmal erhohlen, ſo wie wir auf einer Reiſe dann und wann einkehren, um ſie deſto gemächlicher fortſetzen zu können. Eine luſtige Scene in einer Tragödie hat eben die Wirkung, welche die Muſik zwiſchen den Aufzügen hat, die uns auch nach dem intereſſanteſten Aufzuge, wenn er nur ein klein wenig zu lange gedauert hat, eine willkommene Erhohlung gewähret. Man muß mir daher erſt ſtärkere Gründe bringen, wenn ich überzeugt ſeyn ſoll, daß Mitleiden und Fröhlichkeit in eben demſelben Gegenſtande einander aufrei-

„ben; bis dahin aber werde ich zur Ehre meiner Nation glauben, daß wir eine weit angenehmere Weiſe für die Bühne zu ſchreiben, erfunden, ausgebildet und zur Vollkommenheit gebracht haben, als allen Alten und Neuern irgend einer Nation bekannt geweſen; die Tragikomödie nehmlich.

„Ich muß mich daher ſehr wundern, wie Liſidejus und viele andere, die Unfruchtbarkeit der franzöſiſchen Intriguen über die Mannigfaltigkeit und den Reichthum der engliſchen, erheben können. Ihre Intrique iſt einfach; ſie haben nur eine einzige Abſicht, die alle ſpielende Perſonen betreiben, und welcher uns jede Scene immer näher bringt; unſre Stücken aber haben, außer der Haupthandlung, noch Nebenhandlungen und kleinere Intriguen, die mit jener zugleich fortgeführet werden; ſo wie man ſagt, daß der Kreiß der Fixſterne, und der Kreiß der Planeten, ob ſie gleich ihre eigene Bewegung haben, durch die Bewegung des Primum mobile zugleich mit fortgeriſſen werden. Und dieſes Gleichniß paſſet auf die engliſche Schaubühne ſehr wohl; denn wenn ſelbſt in der Natur entgegengeſetzte Bewegungen bey einander Statt haben, wenn ſich ein Planet zu gleicher Zeit gegen Abend und Morgen bewegen kann; das eine, Kraft ſeiner eignen Bewegung, und das andre durch die Gewalt des erſten Bewegers: ſo läßt es ſich ja auch gar

„wohl einfinden, wie eine Nebenhandlung, die „von der Haupthandlung nur unterſcheiden, und „keinesweges ihr entgegengeſetzt iſt, ganz natürlich „mit ihr zugleich fortgeführet werden kann.

„Eugenius hat uns bereits, dem eignen Bekenntniſſe „der franzöſiſchen Dichter zu Folge, „gezeigt, daß die Einheit der Handlung genugſam „beobachtet iſt, wenn alle die unvollkommenen „Handlungen des Stücks zu der Haupthandlung „etwas beytragen; wenn aber freylich „dieſe kleinen Intriguen weder mit jener, noch „unter ſich zuſammenhangen, ſo hat Liſidejus „Recht, dieſen Mangel der gehörigen Verbindung „zu tadeln; denn die Coordination iſt in einem „Schauſpiele eben ſo unnatürlich und gefährlich „als in dem Staate. Unterdeſſen muß er doch „bekennen, daß unſere Mannigfaltigkeit, wenn „ſie wohl geordnet iſt, den Zuhörern ein weit „gröſſeres Vergnügen gewähren kann.

„Was ſeinen andern Grund anbelangt, daß „ſie bey Betreibung nur einer einzigen Handlung, „Muſſe und Gelegenheit haben, die Leidenſchaften „wirkſamer zu zeigen und beſſer auszudrücken, „ſo wollte ich wohl wünſchen, daß er ſein „Vorgeben mit irgend einem Beyſpiele erhärtet „hätte; denn ich muß bekennen, ihre Verſe „ſind für mich die kälteſten, die ich jemals geleſen „habe. Es iſt auch nach ihrer Methode „nicht wohl möglich, die Leidenſchaften ſo ſtark „auszudrücken, daß das Gemüth der Zuhörer

„dadurch in Regung geſetzt würde, indem ihre Reden ſaſt nichts als langweilige Declamationen ſind, die uns nicht den eingebildeten Helden, ſondern uns ſelbſt zu betauern zwingen, daß wir ein ſo eckeles Gewäſche mit anhören müſſen. Als ſich der Cardinal **Richelieu** der franzöſiſchen Bühne annahm, ſo kamen dieſe langen Reden auf, um ſich nach der Gravität des geiſtlichen Herrn zu bequemen. Betrachten ſie einmal den **Cinna** und **Pompejus**, ob ſie wohl Schauſpiele, oder nicht vielmehr lange Unterredungen über die Staatskunſt zu nennen ſind, ſo wie der feyerliche **Polyeuct** über die Religion? Seit dem iſt es bey ihnen auch eingeriſſen, daß ihre Schauſpieler gleichſam nach dem Stundenglaſe, wie unſere Prediger, reden, und es für das ſchönſte in ihrer Rolle halten, wenn ihnen der Poet den Gefallen erwieſen, die Zuhörer in einem Stücke wenigſtens zwey bis dreymal mit einer Rede von ein Hundert Zeilen unterhalten zu dürfen. Es kann wohl ſeyn, daß ſich dieſes zu dem Naturelle der Franzoſen recht gut geſchickt; denn ſo wie wir, als ein weit mürriſcher Volk in die Komödie gehen, um uns da aufgeräumt zu machen, ſo gehen ſie, die von einer weit leichtſinnigern und luſtigern Gemüthsart ſind, in der Abſicht dahin, eine kurze Zeit ernſthafter als gewöhnlich zu ſeyn. Und dieſes, ſo viel ich einſehe, mag eine von den vornehmſten Urſachen ſeyn,

„warum wir lieber Komödien, und ſie lieber
„Tragödien haben mögen. Ueberhaupt aber
„davon zu reden, ſo iſt es unleugbar, daß kurze
„Reden und Antworten, die Leidenſchaften zu
„erregen und uns in Hitze zu ſetzen, geſchickter
„ſind, als andre. Denn es iſt unnatürlich,
„wenn eine Perſon in einem aufwallenden Af-
„fecte viel hintereinander ſpricht, oder wenn die
„andere, die in gleicher Gemüthsverfaſſung iſt,
„ihr lange ohne Unterbrechung zuhört ꝛc. —
„Beſonders iſt in der Komödie eine geſchwinde
„Antwort, eine von den größten Annehmlichkei-
„ten derſelben; und das größte Vergnügen, das
„die Zuſchauer haben können, iſt, wenn die Per-
„ſonen einander ihre Einfälle, gleichſam wie in
„einem Ballſpiele, geſchickt und geſchwind zu-
„werfen. Und dieſes hatten unſere Voraltern,
„wenn auch wir ſchon nicht mehr, in Fletchers
„Stücken in einem weit höhern Grade der Voll-
„kommenheit, als die franzöſiſchen Dichter je-
„mals erreichen werden.

„Es iſt noch ein Punct in der Rede des Li-
„ſidejus, wo er unſere Nachbarn nicht ſo wohl
„gelobt, als entſchuldiget hat; dieſer nehmlich,
„daß ſie in ihren Stücken immer nur eine Per-
„ſon ſich ausnehmen laſſen. Es iſt zwar ganz
„richtig was er ſagt, daß in allen Schauſpie-
„len, auch ohne Beyhülfe des Dichters, ein
„Charakter immer vor dem andern vorſtechen,

„und den größten Theil an der Handlung des „ganzen Drama haben wird. Doch das hindert nicht, daß nicht mehrere glänzende Charaktere, und verſchiedne Perſonen von einer „zweyten aber der erſten ſo ähnlichen Größe „darinn ſeyn könnten, daß man Größe gegen „Größe ſetzen kann, und alle Perſonen nicht bloß „ihrem Range ſondern auch ihrer Handlung nach „in Betrachtung kommen. Es iſt augenſcheinlich, je mehr Perſonen ſind, deſto größer iſt „die Mannigfaltigkeit des Stücks. Wenn nun „ihre verſchiednen Rollen ſo wohl verbunden „ſind, daß die Schönheit des Ganzen nichts darunter leidet, und die Mannigfaltigkeit kein „verwirrtes Gemenge von Zufällen wird, ſo wird „man finden, daß es kein geringes Vergnügen „iſt, in einem Labyrinth von Abſichten herum zu „gehen, wo man zwar manchen Weg vor ſich „hat, den Ausgang aber doch nicht eher vorher „ſieht, als bis man ganz nahe dabey iſt ꝛc. —

„Doch endlich auf den letzten Theil der Rede „des Liſidejus zu kommen, welcher die Erzehlungen betraf, ſo muß ich mit ihm bekennen, „daß die Franzoſen wohl daran thun, wenn ſie „diejenigen Stücke der Handlung, die auf dem „Theater einen Tumult verurſachen würden, verbergen und ſie den Zuſchauern nur durch eine „Erzehlung bekannt werden laſſen. Ferner „halte ich es auch mit ihm für ſehr zuträglich,

„daß alle unglaubliche Handlungen aus dem Geſichte
„gebracht werden. Es ſey nun aber, daß
„die Gewohnheit unter unſern Landsleuten ſchon
„ſo tief eingeriſſen, oder daß wir von Natur
„wilderer Art ſind; Zweykämpfe und andere Gegenſtände
„des Schauders und Schreckens laſſen
„wir unſern Blicken nicht gerne entziehen. Und
„in der That iſt die Unanſtändigkeit des Tumults
„alles, was man wider das Fechten einwenden
„kann; denn warum ſollte ſich unſere
„Einbildung nicht eben ſo gern durch die Wahrſcheinlichkeit
„dieſes, als eines andern Vorfalls in
„dem Schauſpiele hintergehen laſſen? Ich wenigſtens
„kann mich eben ſo leicht überreden, daß die
„Stöße in allem Ernſte gethan werden, als daß
„die, die ſie thun, Könige, Prinzen und die
„nehmlichen Perſonen ſind, die ſie vorſtellen.
„Was unglaubliche Gegenſtände anbelangt, ſo
„wünſchte ich vom **Liſidejus** wohl zu hören, ob
„auf unſerm Theater wohl etwas von allem Anſcheine
„der Wahrheit ſo weit entferntes vorkomme,
„als in der **Andromeda** des **Corneille**,
„welches Stück ſo viel Beyfall, als irgend eines
„von ſeinen übrigen erhalten hat? Weſſen Glauben
„ſtark genug iſt, den **Perſeus**, den Sohn
„einer heydniſchen Gottheit, den **Pegaſus**
„und das Ungeheuer zu verdauen, der mag nur
„ja keine von unſern Vorſtellungen tadeln. Es
„ſind dieſes nun zwar angenehme Gegenſtände;
„allein in Anſehung der Wahrſcheinlichkeit iſt es
„alles

„alles eins; denn der Dichter macht kein Ballet, keine Masquerade daraus, ſondern ein Drama, welches der Wahrheit gleichen ſoll. In Anſehung des Sterbens aber, welches nicht vorgeſtellt werden ſollte, haben wir, auſſer den vom Liſidejus angeführten Gründen, das Anſehen Ben Johnſons ſelbſt, der es in ſeinen Tragödien vermieden hat; denn ſowohl der Tod des Sejanus als des Catilina werden erzehlt, ob ich mich gleich nicht enthalten kann in dem letztern eine Unregelmäßigkeit dieſes großen Dichters anzumerken. Er verlegt nehmlich in eben demſelben Aufzuge die Scene von Rom zu der Armee des Catilina, und von da wieder gen Rom; und über dieſes verſtattet er, nach der Rede des Catilina, zu Lieferung des Treffens bis zu der Zurückkunft des Petrejus, der dem Senate die Nachricht davon bringen ſoll, viel zu wenig Zeit. Ich würde dieſes Verſehen an ihm, der das πρεπον der Bühne ſonſt ſo ängſtlich beobachtet, nicht einmal gerügt haben, wenn er nicht ſelbſt gegen den unvergleichlichen Shakeſpear, wegen eines ähnlichen Fehlers, eine ganz auſſerordentliche Strenge geäuſſert hätte. Um dieſen Punct von den Erzehlungen endlich zu ſchließen, ſo darf ich wohl ſagen, daß wenn wir zu tadeln ſind, weil wir allzuviel Handlung zeigen, ſo ſind es die Franzoſen noch weit mehr, weil ſie uns zu wenig davon ſehen laſſen; ein jeder ver-

„nünftiger Scribent ſollte daher die Mittelſtraße
„zwiſchen beyden beobachten, damit die Zuhörer,
„wenn man ihnen gar nichts ſehen läßt,
„wenn es ſich auch noch ſo ſchön ausnähme, nicht
„verdrießlich gemacht, und auch nicht beleidiget
„würden, wenn man ihnen unglaubliche oder
„unanſtändige Dinge zeiget. Ich hoffe, in
„dieſer meiner Rede bereits gezeigt zu haben,
„daß, ob wir gleich die Geſetze der Komödie
„nicht ſo pünctlich erfüllen, als die Franzoſen,
„unſere Fehler doch ſo wenig und ſo gering, diejenigen
„Stücke aber, worinn wir ſie übertreffen,
„ſo beträchtlich ſind, daß wir mit Recht
„ihnen vorgezogen zu werden verdienen. Was
„wird aber Liſidejus ſagen, wenn er hört, daß
„ſie ſelbſt, durch dieſe Regeln allzuſehr eingeſchränkt
„zu ſeyn bekennen, deren Uebertretung
„er an den Engländern getadelt hat. Ich will
„die Worte des Corneille anführen, die ich am
„Ende ſeiner Abhandlung über die drey Einheiten
„finde: Il eſt facile aux Speculatifs d'etre ſeveres
„&c. Die Kunſtrichter können leicht
„ſtreng ſeyn; wenn ſie aber nur zehn oder
„zwölf Gedichte von dieſer Art ans Licht
„ſtellen wollten, ſie würden gewiß die Regeln
„noch viel weiter ausdehnen, als ich es
„gethan habe, ſo bald ſie aus der Erfahrung
„erkennten, was ihre genaue Befolgung
„für ein Zwang ſey, und wie viel
„Schönes deswegen nicht auf die Bühne
„gebracht

„gebracht werden kann. Um was er hier „ſagt ein wenig zu erleutern; ſo ſind ſie eben durch „ihre knechtiſche Beobachtung der Einheiten „der Zeit und des Orts, und ihre Ununterbrochenheit der Scenen, in jene Magerkeit der Intrigue und Unfruchtbarkeit der Einbildungskraft verfallen, die man an allen ihren Stücken „bemerken kann. Wie viel ſchöne Zufälle können ſich nicht ganz natürlich in zwey oder drey „Tagen ereignen, die ſich in dem Umfange von „vier und zwanzig Stunden mit keiner Wahrſcheinlichkeit zutragen können? Da hat man „doch noch Zeit genug, einen Anſchlag reif werden zu laſſen, welches unter groſſen und klugen „Leuten, dergleichen meiſtentheils in der Tragödie „vorgeſtellt werden, in ſo wenig Augenblicken „mit ganz und gar keinem Anſcheine von Wahrheit geſchehen kann. Ferner ſind ſie dadurch, „daß ſie ſich ſo genau an die Einheit des Orts „und die Ununterbrochenheit der Scenen binden, „nicht ſelten gezwungen, verſchiedne Schönheiten wegzulaſſen, die man an dem Orte, wo „der Aufzug angefangen, nicht zeigen kann, wohl „aber ſehr gut hätte zeigen können, wenn die „Scene wäre unterbrochen und geleeret worden, „damit andere Perſonen an einem vermeintlich „andern Orte auftreten können. Denn wenn „der Aufzug in einem Zimmer anfängt, ſo müſſen „alle ſpielende Perſonen eines oder das andere „daſelbſt zu thun haben, oder ſie können in dem

„ganzen Aufzuge nicht gezeigt werden, und manchmal
„verſtattet es ihr Charakter gar nicht, da zu
„erſcheinen: als geſetzt, die Scene wäre in des
„Königs Schlafzimmer, ſo muß auch die allergeringſte
„Perſon in der Tragödie, was ſie zu
„thun hat, nirgends als da verrichten, ob ſie ſich
„gleich weit beſſer in das Vorzimmer, oder
„in den Schloßhof geſchickt hätte, nur damit
„die Bühne nicht leer und die Folge der Auftritte
„nicht unterbrochen werde. Manchmal
„verfallen ſie hierdurch noch in gröſſere Ungereimtheiten;
„denn ſie unterbrechen die Scene nicht,
„und ändern gleichwohl den Ort, wie es in
„einem von ihren neueſten Stücken geſchehen,
„wo der Aufzug in einer Straſſe anfängt, hernach
„aber faſt jeder Auftritt einen beſondern Ort
„erfordert, ob ſich gleich die Perſonen richtig abwechſeln.
„ꝛc.

„Und nun ſagen Sie mir, ich bitte Sie, was
„iſt leichter, als ein regelmäßiges franzöſiſches
„Schauſpiel zu ſchreiben? Und was iſt ſchwerer,
„als ein unregelmäßiges engliſches, dergleichen
„Fletchers oder Shakeſpears Stücke ſind?
„Wenn man ſich, wie Corneille gethan, mit einer
„einzigen kahlen Intrigue begnügen will, die
„man, wie ein ſchlechtes Räthſel, ſchon ganz weis,
„ehe ſie noch halb vorgetragen iſt, ſo können wir
„eben ſo leicht regelmäßig ſeyn als ſie. Wenn ſie
„hingegen ein reiches Stück von einer mannigfaltigen
„Verwicklung machen wollen, wie es einige

„von ihnen verſucht haben, ſeit dem **Corneille**
„nicht mehr in ſolchem Anſehen ſteht, ſo ſchreiben
„ſie eben ſo unregelmäßig als wir, und wiſſen
„es nur ein wenig künſtlicher zu verſtecken.
„Daher iſt die Urſache auch augenſcheinlich warum
„noch kein überſetztes franzöſiſches Stück auf
„der engliſchen Bühne Beyfall gefunden hat,
„und auch nie finden wird. Denn unſere
„Stücke ſind, in Betrachtung der Anlage, von
„weit mehr Abwechslung, und in Anſehung der
„Ausführung, weit reicher an Witz und Einfällen.
„Es iſt auch ein ſeltſamer Irrthum, wenn
„man die Gewohnheit, Schauſpiele in Verſen
„abzufaſſen, als etwas, daß wir den Franzoſen
„nachgemacht hätten, verſchreyen will. Wir
„haben von ihnen nichts geborgt; unſere Stücke
„ſind auf unſern eigenen engliſchen Stühlen gewebt;
„in der Mannigfaltigkeit und Gröſſe der
„Charaktere, bemühen wir uns dem **Shakeſpear**
„und **Fletcher** nachzufolgen; den Reichthum
„und die geſchickte Verbindung der Intriguen
„haben wir vom **Johnſon**; und ſelbſt in den
„Verſen haben wir engliſche Muſter, die weit
„älter ſind als die Stücke des **Corneille**. Denn
„ohne unſere alten Luſtſpiele vor **Shakeſpearn**
„zu gedenken, welche alle in ſechsfüßigen Verſen,
„oder Alexandrinern, wie ſie die Franzoſen itzt
„brauchen, geſchrieben waren, kann ich ſowohl
„beym **Shakeſpear**, als auch in **Ben Johnſons**
„Tragödien, manche gereimte Scene weiſen;

„im Catilina und Sejanus nehmlich oft dreyßig bis vierzig Zeilen hinter einander, auſſer den Chören und Monologen, welches genugſam zeiget, daß Ben kein Feind von dieſer Art zu ſchreiben war, beſonders wenn man ſeinen betrübten Schäfer lieſet, der bald aus gereimten, bald aus ungereimten Verſen beſtehet, nicht anders als ein Pferd, das zu ſeiner Erleichterung mit Paß und Trab abwechſelt. Er ſelbſt preiſet auch Fletchers Paſtorelle von der getreuen Schäferin an, welche größtentheils in Reimen abgefaßt iſt, obgleich freylich nicht in ſo reinen und flieſſenden, wie man ſie nachher gemacht hat. Und dieſe Beyſpiele ſind hinlänglich, die Beſchuldigung einer knechtiſchen Nachahmung der Franzoſen, von uns abzulehnen.

„Doch wieder auf das vorige zurück zu kommen, ſo kann ich kühnlich behaupten, Erſtlich daß wir verſchiedene Schauſpiele haben, die eben ſo regelmäßig ſind als ihre, und über dieſes noch reicher an Intriguen und Charakteren; und zweytens, daß ſich in den meiſten unregelmäßigen Stücken von Shakeſpear und Fletcher (denn Ben Johnſons ſind größten Theils regelmäßig) eine männlichere Einbildungskraft und mehr Geiſt und Witz zeiget, als in irgend einem franzöſiſchen Stücke. Auch unter Shakeſpears und Fletchers Werken könnte ich verſchiedne zeigen, die beynahe vollkommen richtig angelegt ſind, als The merry Wives of Windſor und The ſcornful Lady; doch weil, überhaupt zu reden, Shakeſpear, der zuerſt ſchrieb, die Geſetze der Komödie nicht vollkommen beobachtete, und Fletcher, der ſich der Vollkommenheit mehr näherte, aus Unachtſamkeit manche Fehler begieng, ſo will ich das Muſter eines vollkommnen Stücks vom Johnſon nehmen, der ein ſorgfältiger Beobachter der dramatiſchen Regeln war, und will von ſeinen Luſtſpielen, The ſilent Woman dazu wehlen, das ich nach den Regeln, welche die Franzoſen beobachten, kürzlich unterſuchen will.

Ehe es hierzu kömmt, erſuchet **Eugenius** den **Neander**, den Charakter ihrer vier vornehmſten dramatiſchen Dichter zu entwerffen, welches er in folgenden thut.

„Shakeſpear, um mit dieſem anzufangen, ſagt **Neander**, war von allen neuern, und vielleicht auch alten Dichtern derjenige, der den ausgebreiteſten, uneingeſchränkteſten Geiſt hatte. Alle Bilder der Natur waren ihm ſtets gegenwärtig, und er ſchilderte ſie nicht ſowohl mühſam als glücklich; er mag beſchreiben was er will, man ſieht es nicht bloß, man fühlt es ſo gar. Die ihm Schuld geben, daß es ihm an Gelehrſamkeit gefehlt habe, erheben ihn um ſo viel mehr; er war gelehrt, ohne es geworden zu ſeyn; er brauchte nicht die Brillen der

„Bücher, um in der Natur zu leſen: er blickte in ſich ſelbſt, und da fand er ſie. Ich kann nicht ſagen, daß er ſich beſtändig gleich ſey; wäre er dieſes, ſo würde ich ihm Unrecht thun, wenn ich ihn mit dem allergrößten unter den Menſchen vergliche. Er iſt oft plat, abgeſchmackt; ſein komiſcher Witz artet in Poſſen aus; ſein Ernſt ſchwellet zu Bombaſt auf. Er iſt allezeit groß, wenn ſich ihm eine groſſe Gelegenheit darbietet. Kein Menſch kann ſagen, daß er jemahls einen würdigen Gegenſtand für ſeinen Witz gehabt hätte, ohne ſich alsdenn eben ſo weit über alle andere Poeten zu ſchwingen.“

Quantum lenta ſolent inter viburna cupreſſi.

„Und daher hat auch Hales gar wehl ſagen können, daß man nichts gutes bey irgend einem Dichter finden müſſe, welches er nicht beym Shakeſpear weit beſſer zeigen wollte ꝛc.

„Beaumont und Fletcher hatten, auſſer dem Gebrauche den ſie von Shakeſpears, als ihres Vorgängers, Geiſte machen konnten, groſſe natürliche Gaben, die durch gute Studien ausgebildet waren. Beaumont beſonders war ein ſo genauer Kunſtrichter in dem Dramatiſchen Theile der Poeſie, daß ihm Ben Johnſon, ſo lange er lebte, alle ſeine Werke zur Beurtheilung unterwarf, und, wie man meint, ſich ſeiner Einſichten nicht allein zum Verbeſſern, ſondern auch zum Entwerffen bediente. —

„diente. — Das erſte Stück welches Fletchern und Beaumont in Anſehen brachte, war Philaſter; denn vorher hatten ſie zwey oder drey Stucke mit ſchlechtem Glücke geſchrieben, wie denn das nehmliche auch vom Ben Johnſon erzehlt wird, ehe er mit ſeinem Every Man in his Humour zum Vorſchein kam. Ihre Anlagen und Intriguen ſind meiſtentheils regelmaßiger als Shakeſpears; beſonders diejenigen, die vor Beaumonts Tode gemacht worden; ſie kannten auch den Ton der großen Welt beſſer, und wußten die wilden Ausſchweifungen, und den geſchwinden Witz im Antworten, der den Perſonen aus ihr eigen iſt, ſo vortreflich zu ſchildern und nachzuahmen, als noch kein Dichter vor ihnen gethan hatte. Mit der Laune, welche Ben Johnſon von einzeln Perſonen nachſchilderte, gaben ſie ſich nicht ſehr ab; ſie ſtellten dafür alle Leidenſchaften, und beſonders die Liebe, ungemein lebhaft vor. Ich bin nicht ungeneigt zu glauben, daß in ihnen die engliſche Sprache zu ihrer höchſten Vollkommenheit gelangte; alle Wörter, die man ſeitdem darinn aufgenommen hat, ſind mehr zum Ueberfluſſe als zur Zierde. Ihre Stücke werden itzt am häufigſten, und mit dem meiſten Beyfall geſpielt; durch das Jahr durch immer wenigſtens zwey gegen eines von Shakeſpear und Johnſon; und die Urſache iſt, weil in ihren Komödien eine gewiſſe Luſtigkeit, und in

„ihren ernſthaftern Stücken ſo etwas Pathetiſches herrſcht, das überhaupt allen Menſchen gefällt. Shakeſpears Sprache iſt zugleich ein wenig altvätriſch, und Ben Johnſons Witz kömmt dem ihrigen nicht gleich.

„Ich komme nunmehr auf Johnſon. Wenn wir dieſen Mann betrachten, als er noch Er war, (denn ſeine letzten Stücke ſind Träumereyen ſeines Alters,) ſo müſſen wir ihn für den gelehrteſten und vernünftigſten Scribenten halten, den jemals ein Theater gehabt hat. Er war der ſtrengſte Richter ſowohl ſeiner ſelbſt, als anderer. Man kann nicht ſowohl ſagen, daß es ihm an Witz gemangelt habe, als vielmehr, daß er ſparſam damit umgegangen. In ſeinen Werken findet man wenig, was man auszuſtreichen oder zu ändern Urſach hätte. Witz, Sprache und Humor haben wir in gewiſſem Maaße bereits vor ihm; allein an Kunſt fehlte es dem Drama noch in etwas, bis er ſich damit abgab. Er kannte ſeine Stärke beſſer und wußte ſie vortheilhafter zu gebrauchen, als irgend ein Dichter vor ihm. Man wird wenig verliebte Scenen, oder wo er Affect zu erregen bemüht geweſen wäre, bey ihm finden; denn ſein Geiſt war zu mürriſch und ſaturniniſch, als daß es ihm damit hätte gelingen ſollen, und er ſahe auch wohl, daß er nach Männern gekommen, die es in beyden zu einer mehr als gewöhnlichen Vollkommenheit gebracht hatten.

„Humor war ſeine eigentliche Sphäre, und in dieſer war es beſonders ſeine Luſt, Handwerksleute und dergleichen vorzuſtellen. Er war mit den Alten, ſowohl Griechen als Lateinern ſehr genau bekannt, und borgte von ihnen frey und keck; es iſt faſt kein einziger Dichter oder Geſchichtſchreiber unter den römiſchen Scribenten, aus dem er in ſeinem Sejanus und Catilina nicht etwas überſetzt hätte. Er begeht aber ſeine Räubereyen ſo öffentlich, daß man deutlich ſieht, er müſſe durchaus keine Verurtheilung der Geſetze befürchten. Er fälle über die Autores wie ein Monarch her, und was man bey einem andern Dichter für Diebſtahl halten würde, das iſt bey ihm bloß Sieg. Mit der Beute, die er dieſen Scribenten abgenommen, ſtellt er uns das alte Rom, nach ſeinen Gebräuchen, Ceremonien und Sitten, ſo vollſtändig vor, daß wenn einer vor ihm ſelbſt dieſe oder jene ſeiner Tragödien geſchrieben hätte, wir davon weit weniger bey ihm würden gefunden haben. Wenn er einen Fehler in ſeiner Sprache hatte, ſo war es dieſer, daß er ſie allzu dicht und mühſam in einander webte, beſonders in ſeinen Komödien; vielleicht romaniſirte er auch ein wenig zu ſehr, indem er die Worte, die er überſetzte, beynahe eben ſo lateiniſch ließ, als er ſie fand, welches ſich für unſere Sprache nicht allzuwohl ſchicken wollte. Wenn ich ihn mit Shakeſpearn vergleichen wollte, ſo

„müßte ich ſagen, daß er ein correctrer Dichter,
„Shakeſpear aber ein gröſſer Genie ſey. Sha-
„keſpear war der Homer, oder Vater unſrer
„dramatiſchen Dichter; Johnſon war der Vir-
„gil, das Muſter der ſorgfältigen Ausarbeitung;
„ich bewundre ihn, aber ich liebe Shake-
„ſpearn.„

Hierauf folgt die Beurtheilung des gedachten Stücks vom Johnſon, die ich mir bey einer andern Gelegenheit zu Nutze machen werde. Vor itzo will ich nur die Erklärung mitnehmen, welche Dryden von dem, was die Engländer Humor nennen, giebt. Ich erinnere zugleich, daß ich Humor, wo ich das Wort überſetzen will, durch Laune gebe, weil ich nicht glaube, daß man ein bequemers in der ganzen deutſchen Sprache finden wird.

„Humor, ſagt Dryden, iſt die lächerliche
„Ausſchweifung im Umgange, wodurch ſich ein
„Menſch von allen übrigen unterſcheidet. —
„Die Alten hatten in ihren Luſtſpielen ſehr wenig
„davon, denn das γελοιον der alten griechiſchen
„Komödie, deren Haupt Ariſtophanes war,
„hatte nicht ſowohl den Zweck, einen gewiſſen
„Menſchen nachzuahmen, als vielmehr das Volk
„durch einen ſeltſamen Einfall, der meiſtentheils
„etwas unnatürliches oder unflätiges bey ſich
„hatte, lachen zu machen. Zum Exempel, wenn
„Sokrates auf die Bühne gebracht ward, ſo
„ward er nicht durch die Nachahmung ſeiner
„Hand-

„Handlungen, ſondern dadurch lächerlich gemacht, daß man ihn etwas begehen ließ, das ſich für ihn gar nicht ſchickte; etwas ſo kindiſches und abgeſchmacktes, daß es, mit der Ernſthaftigkeit des wahren Sokrates verglichen, ein lächerlicher Gegenſtand für die Zuſchauer ward. In ihrer darauf folgenden neuen Komödie ſuchten nun zwar die Dichter, das ἦθος, ſo wie in ihren Tragödien das πάθος des Menſchen auszudrücken. Allein dieſes ἦθος enthielt bloß die allgemeinen Charaktere der Menſchen und ihre Sitten; als da ſind alte Leute, Liebhaber, Bediente, Buhlerinnen, Schmarutzer, und andere ſolche Perſonen, wie wir ſie in ihren Luſtſpielen finden. Und dieſe alle machten ſie einander ſo ähnlich, einen Alten oder Vater dem andern, einen Liebhaber dem andern, eine Buhlerin der andern, als ob der erſte alle übrigen von ſeiner Art erzeugt hätte: ex homine hunc natum dicas. Eben dieſe Gewohnheit beobachten ſie auch in den Tragödien. Was aber die Franzoſen anbelangt, ob ſie gleich das Wort Humeur in ihrer Sprache haben, ſo machen ſie doch nur einen ſehr geringen Gebrauch in ihren Komödien und Poſſenſpielen davon, die weiter nichts als ſchlechte Nachahmungen des γελοίου, oder des Lächerlichen der alten Komödien ſind. Bey den Engländern aber iſt es ganz anders, die unter Humor irgend eine ausſchweifende Gewohn-

„heit, Leidenſchaft oder Neigung verſtehen, die, „wie ich ſchon geſagt habe, einer Perſon eigenthümlich iſt, und durch deren Seltſamkeit ſie „ſich ſogleich von allen übrigen Menſchen unterſcheidet. Wenn dieſer Humor lebhaft und „natürlich vorgeſtellt wird, ſo erzeugt er meiſtentheils das boshafte Vergnügen, welches ſich „durch das Lachen verräth, wie denn alle Abweichungen von dem Gewöhnlichen am geſchickteſten ſind, es zu erregen. Das Lachen aber iſt „dabey nur zufällig, wenn nehmlich die vorgeſtellten Perſonen fantaſtiſch und närriſch ſind; „das Vergnügen hingegen iſt ihm weſentlich, ſo „wie einer jeden Nachahmung der Natur. In „der Beſchreibung dieſer **Humors** oder Launen „nun, die er an gewiſſen einzeln Perſonen bemerkt hatte, beſtand das eigentliche Genie und „die größte Geſchicklichkeit unſers **Ben Johnſons**.

Zu Ende des Verſuchs wird die Unterredung auf den Gebrauch der Reime in den Schauſpielen gelenkt, wider welchen ſich **Crites** mit ſehr guten Gründen erklärt. „Ich bin der Meinung „ſagt er, daß der Reim in den Schauſpielen „höchſt unnatürlich iſt, weil die Unterredung „darinn als die Wirkung des plötzlichen Denkens vorgeſtellt wird. Denn das Schauſpiel „iſt eine Nachahmung der Natur; und da niemand, ohne vorhergegangene Ueberlegung, in „Reimen ſpricht, ſo muß es auch auf der Bühne

„niemand thun. Die Reden und der Ausdruck
„können zwar erhabner ſeyn, als ſie im gemeinen
„Leben zu ſeyn pflegen; denn es iſt nicht unwahrſcheinlich,
„daß ein Mann von vortreflichen und
„allezeit bereitem Geiſte, ſehr edle Dinge ex
„tempore ſagen kann. Allein dieſe edeln Dinge
„werden doch niemals in Sylbenmaaß und
„Reime gefeſſelt ſeyn, ohne daß er darauf ſtudiret
„hat. — Und wenn man einwenden wollte,
„daß man auch ungereimte Verſe nicht aus dem
„Stegreiſe mache, ſo ſind ſie doch deswegen
„vorzuziehen, weil ſie der Natur am nächſten
„kommen.

Er wendet hierauf zwey Gründe, die man für den Reim hat brauchen wollen, wider denſelben ſehr geſchickt an. „Man giebt zwar vor,
„ſagt er, das die Geſchwindigkeit der Antworten
„in den Scenen, wo Gründe gegen Gründe
„geſetzt werden, durch den Reim eine beſondre
„Zierde erlange. Allein was kann man ich
„ſchwerer einbilden, als daß ein Menſch nicht
„allein auf den Witz, ſondern in der Geſchwindigkeit
„auch auf den Reim denken werde? Jn
„des andern Sylbenmaaß ſo einzufallen, daß
„ſich am Ende auch ein ähnlicher Schall mit
„dem Vorhergehenden findet, iſt ſo ein auſſerordentliches
„Glück, daß man die Perſonen des
„Stücks wenigſtens alle für gebohrne Poeten
„halten muß; Arcades omnes & cantare pares
„& reſpondere parati; ſie müſſen die Fer-

„tigkeit des Quicquid conabar dicere erlangt haben; ſie müſſen Verſe machen können, ſie mögen wollen oder nicht ꝛc.

„Ferner, ſagt man, ſoll der Reim eine allzu flüchtige und ſchwelgeriſche Einbildungskraft zurückhalten und einſchränken, die ſich ſonſt über jede Gegenſtände allzuweit ausbreiten würde, wenn ihr nicht die Mühe, welche gute gereimte Verſe erfordern, Grenzen ſetzte. Allein wenn man dieſen Grund ſchon zugeben wollte, ſo würde er doch nur beweiſen, daß man in gereimten Verſen beſſer, aber nicht natürlicher ſchreiben könne. Und auch dieſes läßt ſich noch nicht behaupten; denn derjenige dem es an Beurtheilungskraft fehlt, ſeine Einbildung in ungereimten Verſen im Zaume zu halten, dem wird ſie auch ſicherlich in gereimten Verſen mangeln; und wer ſie hingegen beſitzt, der wird den Fehler der Ausſchweifung in beyden Arten zu vermeiden wiſſen. Die lateiniſchen Verſe waren der Einbildung ihrer Dichter ein eben ſo guter Zaum, als der Reim für unſere Dichter iſt; und dennoch ſiehet man, daß **Ovidius** faſt von allen Dingen zu viel ſagt. Neſcivit, ſagt Seneca, quod bene ceſſit, relinquere; wovon er uns das bekannte Beyſpiel aus ſeiner Beſchreibung der Waſſerfluth giebt:

Omnia pontus erat, *deerant quoque litora Ponto.*

Neander ſucht auf dieſe Gründe verſchiednes zu antworten. Er erinnert beſonders gegen den letzten Grund, daß **Crites** das Wort Beurtheilungskraft allzu unbeſtimmt genommen habe. „Freylich, ſagt er, wird ein Dichter von einer ſo „tiefen, ſo ſtarken, oder vielmehr ſo untrieglichen „Beurtheilungskraft, daß er durchaus keiner „fremden Hülfe, ſie aufrecht zu erhalten, bedarf, „niemals Fehler begehen, er mag in Reimen „oder ohne Reime ſchreiben. Und derjenige „Gegentheils, der eine ſo ſchwache und armſelige „Beurtheilungskraft hat, daß ſie durch kein „Hülfsmittel zu beſſern oder zu ſtärken iſt, wird „elend ohne Reime, und noch weit elender in „Reimen ſchreiben. Allein jene Beurtheilungskraft iſt nirgends zu finden, und dieſe dienet „zum Schreiben überhaupt nicht. Von der „Beurtheilungskraft alſo zu ſprechen, wie ſie „bey den beſten Dichtern anzutreffen iſt, ſo haben auch diejenigen, die das reichſte Maaß davon beſitzen, noch andre Hülfsmittel außer ihr, „vonnöthen. Wollten Sie zum Exempel wohl „ſagen, daß ein Mann von geſunder Beurtheilungskraft, weder Hiſtorie, noch Geographie „noch Moral, um richtig zu ſchreiben, brauche? „Die Beurtheilungskraft iſt zwar der vornehmſte Werkmeiſter bey Verfertigung eines Schauſpiels; er hat aber noch viel andere untergeordnete Mitarbeiter, noch eine Menge Werkzeuge nöthig; und hierunter, behaupte ich, iſt

„auch der Reim mit zu rechnen. — Kurz, reimen iſt zwar die langſamſte und beſchwerlichſte, „aber doch die ſicherſte Weiſe zu arbeiten.

Neander iſt Dryden ſelbſt, wie er nicht undeutlich zu verſtehen giebt. Er hatte die wenigen Stücke, die er damals noch für die Bühne gemacht hatte, alle gereimt, und er vertheidiget alſo ſeine eigene Sache, indem er dem Reime das Wort ſpricht. Sobald er aber mehr und geſchwinder zu ſchreiben, durch äuſſerliche Umſtände gezwungen ward, ſetzte er ſeine Theorie bey Seite, und opferte, wie wir in der Folge ſehen werden, den widerſpänſtigen Reim reellen Vortheilen auf.

Die Fortſetzung in dem nächſten Stücke.

XIV.

Entwürfe ungedruckter Luſtſpiele des italiäniſchen Theaters.

Es iſt bekannt, daß die Italiäner den größten Theil ihrer Komödien aus dem Stegreife ſpielen; und ſich dabey bloß nach kurzen geſchriebenen Entwürfen richten, in welchen ohngefehr die Intrigue überhaupt, die Anzahl der ſpielenden Perſonen, die Folge der Scenen, einige der ſcherzhafteſten Einfälle, und hier und da ein Theaterſpiel bemerkt ſind; die Ausführung der Rollen wird eines jeden Schauſpielers eigener Geſchicklichkeit überlaſſen. Viele von dieſen Entwürfen ſind ſehr alt, und haben ſich ſeit undenklichen Zeiten von einer Bühne auf die andere, von einem Acteur auf den andern fortgepflanzt. Und je älter ſie ſind, deſto vortreflicher ſind ſie oft; ja ſie ſcheinen nicht ſelten Ueberbleibſel alter verlorner römiſchen Luſtſpiele eines plautiniſchen Kopfes, wenigſtens von der geringern Art der **Mimen**, zu ſeyn; verunſtaltete Ueberbleibſel zwar, aber doch Ueberbleibſel. Neuere Komödienſchreiber haben ſich ihrer auch ſehr wohl zu bedienen gewuſt, und beſonders will man von **Molieren** wiſſen, daß er ſich ungemein aus ihnen bereichert, und daß er, wenn man ihn zur Wiedererſtattung dieſes gelehrten Raubes zwingen könnte, der große komiſche Kopf vielleicht nicht mehr ſcheinen dürfte, für den er itzt durchgängig gehalten wird. Es iſt dieſe Beſchuldigung nicht ganz ohne Grund; nur muß man nicht glauben, daß ſie dem Manne, dem man ſie macht, ſchimpflich ſey. Ein komiſcher Dichter von **Molieres** Gattung, kann ohnmöglich alles aus ſeinem Kopfe nehmen; andere Dichter können es weit eher; auch vielleicht andere komiſche Dichter, deren Perſonen man es aber auch anſiehet, daß ſie alle in einem Gehirne erzeugt worden. Und was bekümmert ſich endlich das Publicum darum, wo ein **Moliere** den Stof, es zu beluſtigen, hernimt? Wenn das ſtehlen heißt, ſagt das Publicum, ſo wollten wir wohl alle komiſche Dichter höflich erſucht haben — gleichfalls zu ſtehlen.

Dieſes nun, und die Betrachtung, daß wir Deutſche, ohne Widerrede, unter allen geſitteten Völkern, in dieſer Art von Poeſie, die meiſten Hülfsmittel bedürfen, haben mich bewogen, die beſten Entwürfe ungedruckter italiäniſcher Luſtſpiele zu ſammeln, und gleichſam ein Magazin für unſere komiſche Dichter anzulegen, aus welchem ſie ſich ſicherer und zugleich unſchuldiger verſorgen können, als aus ganzen gedruckten Stücken, die leicht ſelbſt in einer Ueberſetzung auf unſerer Bühne erſcheinen, und ſie alſo der Gefahr, verglichen zu werden, ausſetzen möchten.

Ich werde mich zwar bloß auf das italiäniſche Theater zu **Paris** einſchränken müſſen; doch da auf dieſen ſo viel berühmte Schauſpieler ohne Zweifel den ganzen Reichthum aller italiäniſchen Bühnen zuſammen gebracht und ausgeleget haben: ſo wird meine Sammlung dadurch zwar leichter, aber hoffentlich nicht unvollſtändiger werden. Ich muß noch erinnern, daß die wenigſten dieſer Entwürfe alt ſeyn werden; — (Ich komme zu ſpät; die alten ſind ſchon verbraucht) — auch daß nicht alle, Entwürfe in italiäniſcher Sprache geſpielter, ſondern nur in dem italiäniſchen Geſchmacke abgefaßter Komödien ſeyn werden. Dieſes letztere zwar hätte ich kaum erinnern dürfen; denn wem iſt es unbekannt, daß ſich die italiäniſchen Schauſpieler in Paris gleichſam nationaliſiret haben, und eben ſo wohl in der franzöſiſchen, als in ihrer eignen Sprache ſpielen? Genug, daß es Entwürfe von lauter ungedruckten Stücken ſeyn werden, welche den oben angezeigten Nutzen für unſere theatraliſchen Dichter haben können.

Die Entwürfe ſelbſt ſind Theils zu Paris auf einzeln Blättern, den Zuſchauern zur Nachricht, gedruckt worden; Theils hat man ſie periodiſchen Schriften, und beſonders dem bekannten **Merkur** einverleibet. Ein neues Werk aber, welches im Jahr 1756. unter dem Titel: Hiſtoire des Theatres de Paris &c. in ſieben nicht kleinen Duodezbänden zu Paris herausgekommen, hat ſeinen vornehmſten Werth von dieſen geſammelten Entwürfen erhalten.

Nachdem ich alſo auch meine Quellen angezeigt, will ich nun die Entwürfe ſelbſt vorlegen, und ſie ſo viel als möglich unter die verſchiednen Verfaſſer zuſammen bringen. Der erſte von dieſen Verfaſſern ſey der ältere **Riccoboni** [*]. Ihm mögen die übrigen, doch ohne alle Ordnung der Zeit, wie ſie mir vorkommen, folgen.

1) Le Joueur, in drey Aufzügen. Nach dem Entwurfe des ältern **Riccoboni** den 6ten December 1718. zum erſtenmale aufgeführt.

Der Beyfall, welchen dieſes Stück erhielt, war ein hinlänglicher Beweis, daß dieſer Charakter, welchen **Regnard** bereits ſo glücklich auf das Theater gebracht hatte, auch noch von einer andern Seite, mit nicht geringerm Glücke, vorgeſtellt werden können. Der neue Spieler war in allen ſeinen Handlungen Spieler, und der Zuſchauer erkannte ihn durchgängig darinn. Sein Bedienter war der einzige, dem die herrſchende Leidenſchaft ſeines Herrn für das Spiel bekannt war; ſeine Gebieterin ſelbſt wußte von dieſer ſeiner Schwachheit nichts; ſie bildete ſich vielmehr ein, daß er ſein einziges Vergnügen an der Weltweisheit und an den ſchönen Wiſſenſchaften habe, und daß er es nur aus Beſcheidenheit und Wohlſtand nicht eingeſtehen wolle. Dahin deutete ſie denn auch alle Handlungen, die etwa ſeine wahre Meynung hätten verrathen können. Die Verwicklung des Stücks war einfach und voller Handlung, deren Feuer ſich bis an das Ende vermehrte. Die Fabel war folgende.

---

[*] Von ſeinem Leben ſehe man das zweyte Stück der Theatraliſchen Bibliothek S. 135. und 199. in der Note.

In dem erſten Aufzuge iſt der Spieler auf dem Puncte ſich zu verheyrathen, und der Oheim ſeiner Braut kömmt mit dem Notarius, ihn den Heyrathscontract unterzeichnen zu laſſen. Der Notarius verlangt ſeine Bezahlung von ihm, da er aber alles die vorhergehende Nacht verloren hat, ſo weis er ihn in der Geſchwindigkeit nicht beſſer los zu werden, als daß er ihm eine goldene Tabatiere verſpricht, und ihn alſo ſehr zufrieden fortſchickt. Kaum iſt der Notarius weg, ſo kömmt ein Schuldner, der ihn um fünf und zwanzig Piſtolen mahnet, die er ihm ehedem geliehen. Eine neue Verwirrung, und neue Complimente; doch der Schuldner bleibt hartnäckig und läßt ſich nicht abweiſen; was iſt alſo zu thun? Der Spieler giebt ihm ſeinen Heyrathscontract zum Unterpfande, und verſpricht ihm, daß er ihn vor allen andern von der Mitgift bezahlen wolle. Kurz darauf meldet man ſeine Gebieterin bey ihm an; und weil er von ihr für keinen Spieler angeſehen ſeyn will, ſo ſteckt er geſchwind ein Spiel Karten, welches auf dem Tiſche lieget, zu ſich in die Taſche. Indem er aber das Schnupftuch herauszieht, reißt er zum Unglücke einen Theil derſelben mit heraus, welche ſeiner Gebieterin vor die Füſſe fallen, die doch im geringſten keine üble Auslegung davon macht, ſondern ihn mit dem Gebrauche, den Gelehrte gemeiniglich von den Karten machen, auf eine verbindliche Weiſe entſchuldiget. Und für einen Gelehrten hält ſie ihn in allem Ernſte.

In dem zweyten Aufzuge giebt er ſeiner Gebieterin ein Feſtin, und eben als der Ball ſeinen Anfang nehmen ſoll, kömmt ein Seeofficier von ſeinen Freunden dazu. Dieſer Menſch hat ganz und gar keinen Geſchmak am Tanzen, und beredet den Spieler unvermerkt, in ein Seitenzimmer mit ihm zu gehen, um eine Viertelſtunde mit einander da zu doppeln. Unſer Spieler, der jetzt ziemlich bey Gelde iſt, und das Spiel weit mehr, als ſeine Gebieterin liebt, bittet ſie, den Ball unterdeſſen immer zu eröfnen, mit der Verſicherung, daß er den Augenblick bey ihr ſeyn wolle. Er hält ihr auch wirklich Wort, kömmt aber in einer ſolchen Verwirrung und mit ſo wilden Augen wieder zurück, daß man leicht errathen, er müſſe alles verloren haben. Seine Gebieterin, die nichts weniger, als die wahre Urſache ſeiner Verwirrung und Unruhe vermuthet, zwingt ihn, in dieſem peinlichen Zuſtande eine Menuet mit ihn zu tanzen. Er weigert ſich vergebens; ſie führt ihm zur Urſache an, daß ihm das Tanzen am allererſten den philoſophiſchen Streit wieder aus dem Kopf bringen werde, den er ohne Zweifel eben itzt mit ſeinem Freunde, dem Seeofficier, gehabt habe. Der Spieler, um die wahre Urſache ſeiner Verwirrung zu verbergen, giebt ſeiner Gebieterin alſo die Hand; da aber ſeine Zerſtreuung gar zu ſtark iſt, ſo unterbricht er nicht ſelten den Tanz und iſt bloß mit ſeinem Verluſte beſchäftiget. Bald ſagt er ſeinem Bedienten, dem Harlequin, etwas ins Ohr, welches denn nicht ſeltene Verwünſchungen ſeiner ſelbſt ſind; bald ſucht er überall in ſeinen Taſchen, ob er gar nichts übrig behalten: und endlich überläßt er ſich dem Unglücke, das ihm zugeſtoſſenen, ſo ſehr, daß er zum Schluſſe der Menuet ganz allein auf dem vorderſten Theile des Theaters tanzet, indem ſeine Gebieterin ganz hinten gleichfalls allein tanzet, welches zu einem ſehr lächerlichen Theaterſpiele wird. Kaum aber hat ſich der Spieler aus dieſer Verwirrung herausgeriſſen, als er in eine andere verfällt. Harlequin, den er vor ſeinem Verluſte zu dem Tracteur geſchickt hatte, um ein groſſes Abendeſſen, nach dem Balle zu beſtellen, bringt ihm die traurige Nachricht, daß der verdammte Tracteur eher durchaus nichts hergeben will, bis ſeine alten Rechnungen bezahlt wären; alles was er habe ausrichten können, wäre dieſes, daß er den Tracteur mit hergebracht, um ſelbſt mit ihm zu ſprechen. Der Tracteur kömmt: der Herr und der Bediente bitten ihn leiſe und thun ihm alle mögliche Verſprechungen; er bleibt unerbittlich. Seine Gebieterin wird unterdeſſen ungeduldig, ſiehet nach ihrer Uhr und findet, daß ſie ſtehen geblieben iſt; ſie giebt ſie dem Spieler, um von ihm zu erfahren, ob ſie wirklich nicht gehe. Der Spieler nimt ſie und wendet ſich wieder zu dem Tracteur, um ihn, wo möglich, noch zu bewegen; dieſer aber, als er die Uhr ſieht, fragt ihn geſchwind, ob er ſie ihm zum Unterpfande geben wolle? Der Spieler hält dieſen Einfall für eine Eingebung, und ſieht ſich auf einmal aus ſeiner Verwirrung. Er giebt ihm die Uhr ſogleich, wendet ſich zu ſeiner Gebieterin, und ſagt ihr, daß ihre Uhr wirklich ſtehen geblieben ſey; wenn ſie es aber für gut befände, ſo wolle er ſie dieſem Manne (indem er auf den Tracteur zeiget) mit geben, welcher ohne Zweifel der geſchickteſte Uhrmacher in dem ganzen Reiche ſey. Das junge Frauenzimmer iſt es zufrieden, und der Spieler läßt die Uhr dem Tracteur mit den Worten, daß er ſie morgen früh nur wieder bringen und ſeine Bezahlung ſogleich dafür erhalten ſolle.

Jn

In dem erſten Auftritte des dritten Aufzuges ſieht man den Spieler voller Verzweiflung; nachdem er ſich ſo lange zwingen müſſen, und ſich nun allein befindet, fängt er ſein übles Glück, nach aller Bequemlichkeit, an, zu verwünſchen und zu verfluchen. Harlequin, als ein redlicher Diener, nimt ſich die Freyheit, ihm wegen ſeiner Aufführung Vorſtellungen zu machen; allein er fällt ihm ſo gleich ins Wort, und verſichert auf das theureſte, daß er nunmehr feſt beſchloſſen habe, niemals wieder zu ſpielen; nach dieſem Entſchluſſe fühle er ſich auch wieder in der vollkommenſten Ruhe; in eben dem Augenblicke aber verrathen ſeine Gebehrden und ſeine Augen eine innere Verzweiflung, die ſeinem Vergeben widerſpricht. Unterdeſſen nimt er ſich doch vor, um die müßige Zeit, die er ſonſt auf das Spiel verwandt, anderwerts anzuwenden, ſich auf die Poeſie zu legen. Nachdem er die verſchiedenen Gattungen derſelben erwogen, ſo wählt er die dramatiſch komiſche, weil ihm ſowohl die Vortheile, als das Vergnügen in die Augen ſtechen, die ein Verfaſſer nothwendig genieſſen müſſe, deſſen Werke öffentlich aufgeführet werden, und den Beyfall des Publicums erhalten. Um ſeinen Geiſt nun immer darauf vorzubereiten, ſo befiehlt er dem Harlequin, ihm ein poetiſches Werk zu hohlen. Harlequin bringt ihm eines, welches den Titel führt: **der Spieler, ein Luſtſpiel des Herrn Regnard.** Kaum aber hat Lelio, ſo heißt unſer Spieler, die Augen auf dieſen Titel fallen laſſen, als er es zornig wegwirft, und die Unverſchämtheit der Schriftſteller verwünſcht, die ſich, einen ſo wackern Mann, als ein Spieler ſey, auf die Bühne zu bringen, unterſtehen dürfen. In eben dem Augenblicke kömmt der Bruder ſeiner Gebieterin zu ihm und fragt, ob er ihm nicht die Zahlung eines Wechſelbriefes von vier tauſend Livres vorſtrecken könne. Lelio bekömmt die Gedanken, daß er ſich mit dieſem Wechſelbriefe vielleicht um ſo viel eher wieder helfen könne, da ſich eben neue Spieler bey ihm eingefunden haben; er macht ſich alſo kein Bedenken dem Mario, dem Bruder ſeiner Braut, zu verſprechen, daß er es mit Vergnügen thun wolle, und indem er den Wechſel vor ſich hat, läßt er ſich auch ſogleich in das Spiel ein. Der Gläubiger, der in dem erſten Aufzuge vorgekommen, und dem er ſeinen Heyrathscontract zum Unterpfande gegeben, kömmt zu dem Mädchen der Flaminia, und fragt ſie, ob ihre Gebieterin wirklich den Lelio heyrathe. Er läßt ſich übrigens nicht lange bitten, ihr zu ſagen, daß ihm Lelio, zur Verſicherung einer beträchtlichen Summe, den Heyrathscontract eingehändiget habe. Violette giebt ſogleich ihrer Gebieterin davon Nachricht; dieſe aber, die noch immer für den Lelio eingenommen iſt, will es nicht glauben, und kömmt auch eher nicht aus ihrem Irrthume, als bis ſich der Tracteur wieder einſtellt, ſich entdeckt, ihr die Geſchichte des Lelio erzehlt, und ihn für den entſchloſſenſten Spieler erklärt. Endlich wird ſie völlig davon überzeugt, als ſie zwey Spieler aus dem Hauſe des Lelio kommen ſieht, die das Silberzeug und die Stoffe, welche ſie ihrem Bräutigam geſchenkt, mit ſich wegtragen. Sie entſchließt ſich den Tracteur zu bezahlen, um ihre Uhr wieder zu haben, und verſpricht den beyden Spielern, das Silberzeug und die Stoffe einzulöſen. Lelio kömmt dazu, voller Verzweiflung wegen ſeines neuen Unglücks, und findet ſich zwiſchen ſeiner Gebieterin, dem Oheim und dem Mario, den er um den Wechſel ſo ſchändlich gebracht hat. Jeder nimmt von ihm auf die empfindlichſte Art ſo wie es ſein unordentliches Leben verdienet, Abſchied; und er bleibt ſtumm und ohne Verantwortung da ſtehen. Zu ſeinem Glücke kömmt noch ein Freund dazu, der ihn aus dieſer Verwirrung reißt; er ſey, ſagt dieſer Freund, im Begriffe ſich einzuſchiffen und nach Peru zu gehen, und komme alſo, von ihm Abſchied zu nehmen. Lelio antwortet ihm kein Wort, ſondern hohlet ſeinen Degen, ſeinen Mantel und ſeinen Hut, und bietet ſich ihm zum Reiſegefährten an. Der Freund iſt es ſehr wohl zufrieden; ſie gehen alſo mit einander ab, nachdem Lelio vorher von dem Harlequin, dem er das Wenige, das ihm noch übrig geblieben, läßt, Abſchied genommen, und ihn gebeten, ſeine

Gläubiger zu verſichern, daß er ſie in Peru nicht vergeſſen wolle.

2) L'Italien franciſé; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni, den 30 Junius 1717 zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen. **Pantalon. Lelio**, deſſen Sohn. **Harlequin**, Bedienter des Lelio. Der **Doctor. Silvia** die Tochter des Doctors. **Flaminia**, des Doctors Nichte. **Scapin** der Flaminia Bedienter. Ein zweyter **Bedienter** der Flaminia, in ein Frauenzimmer verkleidet. **Mario** und deſſen Bedienter **Scaramouche.** Die Scene iſt in Mayland, vor und in dem Hauſe des Pantalon.

Lelio, ein junger, reicher von Adel, hatte zu Mayland Gelegenheit gehabt, mit Franzoſen öfters umzugehen, und dadurch an allen franzöſiſchen Manieren einen auſſerordentlichen Geſchmack bekommen. Dieſe Neigung iſt mit der Zeit ſo ſtark geworden, daß das, was Anfangs nur ein leichtes Vergnügen war, zu einer herrſchenden Leidenſchaft angewachſen. Er hat keine andre Ergötzung in der Welt, als daß er dieſer galanten Nation nachzuahmen ſucht, deren beſtändiger Anbeter er iſt; er ſchätzet alles, was ſich nicht aus Frankreich herſchreibt, für gering und verachtet ohne Unterſchied was Italien ſchönes und vortrefliches aufzuweiſen hat.

Pantalon, des Lelio Vater, iſt geſonnen ihn zu verheyrathen, und beſtimmt ihm ein junges ſehr ſchönes Frauenzimmer, von gutem Stande, Namens Silvia, zur Gemahlin; weil er aber wider die Italiänerinnen eingenommen iſt, und glaubt, daß ſie voller Fehler, und an Annehmlichkeit mit den franzöſiſchen Damen gar nicht zu vergleichen wären, ſo will er von dieſer Heyrath durchaus nichts hören, blos aus der Urſache, weil Silvia keine Franzöſin iſt.

Eben da dieſes vorgeht kömmt Flaminia, bey ihrem Oheim dem Doctor, zu Mayland an, und erfährt die wenige Achtung welche Lelio gegen das italiäniſche Frauenzimmer hat, und wie ſehr er hingegen für das franzöſiſche eingenommen ſey. Sie findet ſich ungemein dadurch beleidiget, und in der Abſicht die Sache ihres Geſchlechts und ihres Vaterlands zu vertheidigen, läßt ſie ſich dem Lelio, unter dem Namen einer Franzöſin, die ſich einige Zeit bey dem Doctor aufhalten werde, vorſtellen. Dieſes giebt dem Lelio, der ſich ſogleich in ſie verliebt, Gelegenheit ſeine übertriebene Achtung der Franzöſinnen durch neue Entzückungen an den Tag zu legen, und ihre Vorzüge vor den Italiänerinnen unendlich zu erheben. Da Harlequin, der ſchon ſeit langer Zeit Violetten liebt, ſeinen Herrn alle Augenblicke von franzöſiſchen Damen reden und ſie ſo auſſerordentlich loben höret; ſo fängt es ihm an zu gereuen, daß er dieſem Mädchen ſein Wort gegeben, und entſchließt ſich, ſo wie ſein Herr, gleichfalls keine andere, als eine Franzöſin zu heyrathen. Violette, die über dieſe Untreue in Verzweiflung geräth, erſucht die Flaminia um ihren Beyſtand, die ſogleich einen von ihren Bedienten als ein Frauenzimmer verkleiden läßt, und ihn mit zu dem Lelio nimt, wo Harlequin, der ihn für eine Franzöſin hält, tauſend Ausſchweifungen mit ihm begeht. Und dieſer doppelte Betrug iſt der Inhalt dieſer Komödie, deren Verwickelung und Auflöſung darinn beſteht und die ſich endlich mit der Verheyrathung der Flaminia und des Lelio endet.

3) Il Marito vitioſo; in fünf Aufzügen, nach dem italiäniſchen Entwurfe des ältern Riccoboni, den 29 Junius 1716 zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen. **Pantalon**, ein venetianiſcher Kaufmann, der ſich zu Neapolis niedergelaſſen, Vater der **Flaminia**, des **Mario** und des **Silvio**. **Harlequin** und **Violette**, Bediente des Pantalon. **Lelio**, Liebhaber der Flaminia. Der **Doctor**. **Scaramouche**, **Scapin**.

Das Stück iſt den Sitten von Venedig gemäß abgefaßt; und die Scene liegt in, und vor dem Hauſe des Pantalon.

Pantalon, ein venetianiſcher Kaufmann, der ſich zu Neapolis niedergelaſſen, überläßt ſich dem Trunke, und geräth unter lüderliche Leute, die ihm zu einen vollkommenen Trunkenbolde machen. Er verſagt ſeine Tochter Flaminia dem Lelio, der ſie heftig liebt, weil er ihn nicht für reich genug hält. Von den zwey Söhnen, welche er hat, Namens Mario und Silvio, nimt ſich der eine der Handlung ſehr eifrig an, und der andre will durchaus reiſen, wozu aber der Vater ſeine Einwilligung zu geben ſich weigert.

Das lüderliche Leben des Pantalons macht, daß er ſeine Angelegenheiten gänzlich vernachläßiget, und in der Trunkenheit hat er den Doctor und den Scaramouche beleidiget, die ſich deswegen zu rächen ſuchen. Harlequin liebt Violetten, welche eben ſo wie er bey dem Pantalon in Dienſten iſt; er wird aber von ihr abgewieſen, weil ſie den Scapin liebt. Gleichwohl verführt ihn die Liebe, die er zu ihr trägt, daß er ihr, ſeinen Herrn zu beſtehlen, verſpricht, weil er ſich Hoffnung macht, nach geſchehenem Diebſtahle mit ihr davon zu fliehen, und ſie zu heyrathen. Scapin macht ſich die Trunkenheit des Pantalon zu Nutze, und ſchiebt ihm, anſtatt einer Quittung, die er unterſchreiben ſoll, eine Handſchrift unter, in welcher er zu der Vereinbindung des Lelio mit der Flaminia ſeine Einwilliwilligung giebt. Als der Alte wieder nüchtern wird, und gleichwohl ſeine Unterſchrift nicht leugnen kann, geräth er in auſſerordentliches Erſtaunen darüber. Der Doctor, dem Pantalon ſchuldig iſt, um ſich wegen des von ihm angethanen Schimpfes zu rächen, läßt alle Waaren aus ſeinem Lager wegnehmen. Den Augenblick darauf bringt man ihm den Lelio geführt, den Scaramouche in einem Zweykampfe verwundet hat, um die ihm gleichfalls von dem Vater erwieſene Beleidigung an dem Sohne zu rächen.

Sein zweyter Sohn Silvio nimt ihm, als er ſchläft, den beſten Theil ſeiner Kaſſe, und flieht damit fort, die Welt zu durchſtreichen. Und damit das Unglück endlich vollkommen werde, ſtiehlt ihm auch Harlequin, den er allezeit für einen ſehr getreuen Diener gehalten, auf Anſtiften der Violette, eine ſehr beträchtliche Summe, und giebt ſie dieſem Mädchen, die ihm aber zum beſten hat, und mit dem Scapin davon geht. Pantalon erkennt nunmehr, daß ſein lüderliches Leben die Quelle aller dieſer Unglücksfälle iſt, verſichert vom Trinken gänzlich abzulaſſen, und endiget das Stück durch die Einwilligung, die er zu der Heyrath der Flaminia mit dem Lelio ertheilet.

4) l'Impoſteur malgré lui; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni den 4. Julius 1714 zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen. Lelio Lindori ein edler Genueſer. Harlequin, deſſen Bedienter. Capandro Ardenti, ein Alter. Flaminia, deſſen Tochter. Mario, deſſen Sohn. Silvia, Schweſter des Lelio. Scaramouche, Liebhaber der Flaminia.

Die Scene iſt zu Mayland, und dieſer Entwurf ſelbſt iſt eigentlich aus einem ſpaniſchen Luſtſpiele des Moreto gezogen.

Lelio hatte in Genua, ſeinem Vaterlande, einen unbekannten Cavalier in einer vertrauten Unterredung mit ſeiner Schweſter Silvia betroffen, ſich mit ihm geſchlagen und ihn verwundet. Weil er die Folgen dieſes Zweykampfs fürchtet, welcher ſeinen Feinden Gelegenheit giebt, ihn in einen ſchlimmen Handel zu verwickeln, ſo flieht er nach Mayland. Als er in dieſer Stadt iſt, wird er in die Flaminia verliebt, von deren Familie er nichts weiß, und die er auch nicht anders als auf Spaziergängen ſehen kann. Unterdeſſen (und hier fängt ſich die Komödie an,) trift Scaramouche, ein vertrauter Freund eines alten Bürgers von Mayland, des Capandro Ardenti, deſſen Tochter, die eben gedachte Flaminia, er heyrathen ſoll, den Lelio an. Er wird durch die groſſe Gleichheit, die er an ihm mit einem Portrait des Mario, des Sohnes des Capandro, findet, betrogen, und nimt ihn für eben dieſen Mario, den man alle Augenblicke von Liſſabon erwartet, wo er ſich ſeit einigen Jahren aufgehalten. Lelio verſichert den Scaramouche, daß er ſich irre, und bemüht ſich vergebens, ihn aus ſeinem Irrthum zu bringen. Dieſer beſteht darauf, daß er nothwendig Mario ſeyn müſſe, und überredet es auch dem alten Capandro, der ſich durch die nehmliche Aehnlichkeit hintergehen läßt und ihn zwingen will, ſein Sohn zu ſeyn, und ſeine Wohnung bey ihm zu nehmen.

Harlequin, des Lelio Bedienter, iſt voller Unwille, daß ſich ſein Herr dieſen Irrthum nicht zu Nutze machen will, der ihm um ſo viel nützlicher ſeyn könnte, da ihnen das Geld zu mangeln anfängt, weil ſie allzuplötzlich abgereiſet und die erwarteten Wechſelbriefe auſſenblieben. Er entſchließt ſich alſo die Weigerung ſeines Herrn durch eine in der Geſchwindigkeit erſonnene Fabel wieder gut zu machen. Er erzehlt dem Scaramouche und dem Capandro, daß ſein Herr durch eine ſehr gefährliche Krankheit das Gedächtniß gänzlich verloren habe, ſo daß man ihm alles, was er vorher gewußt, wieder von neuem beybringen müſſe. Und gleich diejenigen Dinge, die ihm vorher am geläufigſten geweſen, würden ihm itzt am ſchwerſten zu behalten; zum Exempel, ſein eigener Name, und der Name ſeiner Familie. Dabey habe er ſich denn in den Kopf geſetzt, daß er nicht **Mario Ardenti**, ſondern ein gewiſſer **Lelio Lindori** ſey, der Genua, wegen eines gehabten Zweykampfs, verlaſſen habe. Uebrigens ſpreche er von allen Dingen ſehr vernünftig, daß man leicht mit ihm betrogen werden könne, wenn man nicht die wahren Umſtände wiſſe. Capandro und Scaramouche glauben dieſe Fabel; und je mehr Mühe ſich Lelio alſo giebt, ſie aus dem Irrthum zu bringen, deſto hartnäckiger beſtehen ſie darauf, daß er Mario ſey.

Endlich ſieht ſich Lelio gezwungen, nachzugeben, zwar nicht ſowohl wegen des Mangels, in welchem er ſich befindet, ſondern vielmehr aus Gefälligkeit gegen den Alten, deſſen Irrthum ihn zum Mitleiden bewegt, und den er ſonſt zur Verzweiflung zu bringen beſorgen muß. Er folgt ihm alſo in ſein Haus, aus bloſſer Höflichkeit; als er aber ſieht, daß Flaminia des Alten Tochter iſt, ſo verführet ihn die Liebe, in die Erdichtung des Harlequins mit einzuſtimmen. Da es ihm ſehr ſchwer wird, ſeine Leidenſchaft zu verbergen, ſo ſpielt er nicht ſowohl die Rolle eines Bruders, als vielmehr eines Verliebten mit der Flaminia. Er widerſetzt ſich ihrer Verheyrathung mit dem Scaramouche, und verlangt ſie für ſich ſelbſt. Die Ausſchweifungen, zu welchen ihn ſeine Liebe bringt, werden auf die Rechnung ſeines verlornen Gedächtniſſes geſchrieben. Harlequin weis ſich dieſer Erdichtung auch ſo wohl zu bedienen, daß nicht allein Capandro aus ſeinem Irrthum nicht kömmt, ſondern auch Flaminia ſelbſt nicht weis, was ſie glauben, und ob ſie ihn für ihren Bruder oder für ihren Liebhaber halten ſoll.

Unterdeſſen kömmt Mario, welches eben der Cavalier iſt, mit welchem ſich Lelio geſchlagen, nach Mayland, ſtellt ſich ſeinem Vater vor, wird aber nicht erkannt, und als ein Betrieger abgewieſen. Auf der andern Seite getraut ſich auch Silvia, nach ihrem Abentheuer, nicht länger in Genua zu bleiben; und da ſie erfährt, daß ihr Geliebter nach Mayland gereiſet iſt, ſo kömmt ſie, ihn daſelbſt aufzuſuchen, und erhält ihren Aufenthalt bey der Flaminia, bey welcher ſie Nachricht von ihrem Geliebten einzuziehen hoffet. — Dieſes iſt nun der ganze Knoten dieſes Luſtſpiels, welches ſich endlich mit einer doppelten Heyrath zwiſchen dem Lelio und der Flaminia, und dem Mario und der Silvia beſchließt.

5) La Metempſicoſe d'Arlequin, in einem Aufzuge. Nach dem Entwurf des ältern Riccoboni zum erſtenmale aufgeführt den 19. Jenner 1718.

Flaminia will durchaus den Mario nicht heyrathen, den ihr ihr Vater Pantalon vorſchlägt, weil ihr, wie ſie ſagt, das Andenken des Adonis, deſſen

deſſen Geſchichte ſie geleſen, viel zu koſtbar ſey, als daß ſie einen andern lieben ſollte. Sie fügt hinzu, ob Adonis gleich todt ſey, ſo zweifle ſie doch im geringſten nicht, daß ſeine Seele, nach der Lehre des Pythagoras, von der ſie völlig überzeugt iſt, nicht in einen andern Körper übergegangen ſeyn ſollte, und zwar aller Wahrſcheinlichkeit nach, in den Körper eines Jägers, weil er an der Jagd ehedem ſo viel Vergnügen gefunden. Nach dem Exempel dieſes ihres Liebhabers, wolle ſie ſich auch gänzlich der Jagd widmen, um endlich einmal den liebenswürdigen Jäger, in welchen die Seele des Adonis gefahren, zu finden, und ihn zu ihrem Gemahle zu machen. Pantalon iſt hierüber in eben ſo groſſer Verzweiflung als Mario, der die Flaminia auf das zärtlichſte liebt, und beyde ſuchen bey dem Scapin Rath und Hülfe, der ſich die Unwiſſenheit des Harlequins zu Nutze macht und ihn ohne Mühe überredet, daß die Seele des Adonis in ſeinen Körper gefahren ſey. Er ſtellt ihn alſo der Flaminia in der Verkleidung eines Jägers vor, und glaubet zuverſichtlich, daß ſein häßliches Geſicht ſie von ihrer ſeltſamen Grille abbringen werde. Doch weit gefehlt, daß dieſer Betrug dieſe Wirkung haben ſollte, ſo unterhält er vielmehr die Flaminia in ihrem Wahne, und ſie beſchließt den Harlequin, ſeiner Häßlichkeit ungeachtet, zu lieben, weil ſie es aufrichtig glaubt, daß die Seele des Adonis in dieſen Jäger gefahren ſey. Doch endlich nimmt Scapin auch daher Gelegenheit, ſich der Grillen der Flaminia und der Leichtgläubigkeit des Harlequins noch weiter zu bedienen, und verſichert, daß Mars, auf die inſtändige Bitte des Mario, den Harlequin verwandelt habe; daß dieſer Gott die Verheyrathung der Flaminia mit dem Mario durchaus verlange, dabey aber verſpreche, daß die Seele des Adonis in den Körper des erſten Kindes, welches aus dieſer Heyrath entſpringen werde, fahren ſolle. Flaminia heyrathet alſo den Mario. Das Theater öfnet ſich; es erſcheinen Bauern und Bäuerinnen, welche die Verwandlungen des Narciſſus, des Hyacinthus, der Daphne und Clitia vorſtellen; und das Stück wird mit Singen und Tanzen beſchloſſen.

6) Le Pere partial, in fünf Aufzügen, nach den Entwurfe des ältern Riccoboni den 29 May 1718. zum erſtenmale aufgeführt.

Lelio, ein Edelmann von Ferrara, hatte ſich, nach dem Tode ſeiner Frau, zu Venedig niedergelaſſen, und ſeinen Sohn und ſeine Tochter, Mario und Flaminia, mit dahin gebracht. Die letzte iſt der einzige Gegenſtand ſeiner väterlichen Zuneigung; er hat ſeine Augen nur für ſie, und in allen Stücken iſt er, ihren Wünſchen zuvorzukommen bemüht. Der Sohn hingegen iſt der

Gegenſtand ſeiner Gleichgültigkeit, ja gar ſeines Unwillens; er kann ihn nicht ausſtehen. Das Vorurtheil, welches er noch über dieſes für die Sitten Frankreichs hat, wo er ſich einige Zeit aufgehalten, wird gleichfalls ein Anlaß zur Uneinigkeit zwiſchen ihm und ſeinem Sohne. Denn weil dieſer bloß die italiäniſchen Sitten kennet, ſo iſt er oft ganz anderer Meinung, als ſein Vater; da ihm hingegen Flaminia, welche ihre Rechnung bey der franzöſiſchen Freyheit findet, in der Meinung beſtärkt, daß dieſes die einzige wahre und gute Lebensart ſey. Durch dieſe Liſt hat ſie die völlige Freyheit erhalten, die Bälle, Schauſpiele und Spaziergänge zu beſuchen; und iſt alſo von der Einſamkeit, in welcher das Frauenzimmer ſonſt gemeiniglich in Italien lebt, weit entfernt.

Ein junger Menſch, Namens Silvio, der in franzöſiſchen Dienſten ſtehet, und nach Bologna gehet, um ſeinen Oheim da zu beſuchen, den er lange nicht geſehen, ſiehet, auf ſeiner Durchreiſe durch Venedig, die Flaminia auf einem Balle; ihr Witz, ihre Manieren bezaubern ihn, und er wird auf das heftigſte in ſie verliebt. Er hatte nicht erfahren können, wer ſie ſey, denn da ſie Franzöſiſch ſprechen konnte, und dieſer Cavalier der Geſellſchaft als ein Franzoſe vorgeſtellet war, ſo hatte ſie ſich, um deſtomehr verborgen zu bleiben, dieſer Sprache bedienet. Unterdeſſen war er doch ſo glücklich geweſen, ihre Wohnung zu entdecken, und ſuchte ſeit dem Tage alle mögliche Gelegenheit ſie wieder zu ſehen, als er einſt von ohngefehr die Violette, das Mädchen der Flaminia, die auf dem Balle um ſie geweſen war, antraf. Er macht ſich dieſen glücklichen Augenblick zu Nutze, erkundiget ſich nach ihrer Gebieterinn, und bemerkt mit unendlichem Vergnügen, daß ſie ſeiner Begierde, ſie wieder zu ſehen, und ſelbſt ſeiner Liebe, nichts weniger als zuwider iſt. Allein Mario, der dieſen Cavalier ſo oft um ſein Haus hatte ſchleichen ſehen, kömmt in eben dem Augenblicke mit dem Harlequin, ſeinem Bedienten dazu, und bezeigt ſeinen Unwillen gegen die Violette und dem Silvio ſo laut, daß Lelio aus dem Hauſe heraus kömmt, um die Urſache dieſes Lerms zu erfahren. Violette entſchuldiget ſich, und Silvio weis ſeine Sachen ſo gut zu machen, daß Lelio, als er von ihm erfährt, daß er ein Franzoſe ſey, ſeinem Sohne Verweiſe giebt, und dem jungen Fremden zugleich ungemein viel Höflichkeiten erweiſet, ja ſich ſogar erbietet ihn ſeiner Tochter vorzuſtellen, ob ſie ſich gleich noch vor ihrem Nachttiſch befände. Silvio, der eine ſolche Gunſt nie hätte hoffen dürffen, nimt das Anerbieten an. Mario will ſich dagegen ſetzen, Lelio aber, den ſeine Verwegenheit erzürnt, jagt ihn von ſich, und verbietet ihm, den Fuß wieder in ſein Haus zu ſetzen. Der vermeintliche Franzoſe hat alſo das Vergnügen, ſeine geliebte Flaminia zu ſehen, und ſich an ihrem

Nachttiſche zu befinden; allein ſein Glück wird durch die Ankunft des Pantalon, welches der Schwager des Lelio und der Oheim der Flaminia iſt, unterbrochen. Dieſer Mann, ein Italiäner von altem Schlage, hatte von ſeinem Neffen Mario erfahren, was bey deſſen Vater eben itzt vorgegangen, und kömmt alſo ſogleich, ſich näher darnach zu erkundigen, und weil er es ſelbſt ſieht, daß man ihm keine Unwahrheit geſagt, ſo wird er gegen ſeinen Schwager ungemein aufgebracht. Silvio will ſich wegbegeben, und die liſtige Flaminia, die ſich fürchtet, ihr Vater möchte endlich dem Pantalon Recht geben, läßt ein Paar erpreßte Thränen fallen, und ſagt zu ihrem Vater, damit ſie ihm den Verdruß, den er täglich mit ihrem Oheim und ihrem Bruder ihretwegen habe, erſparen möge, ſo ſey ſie entſchloſſen, ſich ins Kloſter zu begeben, und bitte um ſeine Einwilligung dazu. Lelio wird durch die Thränen ſeiner Tochter erweicht, und ſagt ſeinem Schwager, daß er allein Herr in ſeinem Hauſe ſeyn wolle; und ihm dieſes zu beweiſen, wolle er nicht allein, daß der fremde Cavalier ſeine Tochter beſuchen, ſondern ſogar zu ihm in das Haus ziehen ſolle; und wem dieſes nicht anſtehe, der dürfte nur von ihm weg bleiben. Dieſes Compliment ſetzet den Pantalon und Mario in die größte Verwirrung; das hieß, nach ihrer Meinung, den Wolf in die Horden laſſen. Sie mußten alſo auf ein Mittel wider dieſes Uebel bedacht ſeyn; allein ihr aufgebrachtes Gemüth verhinderte ſie, auf ein gutes zu fallen. Sie beſchloſſen unter ſich, Harlequin ſolle bey dem Lelio um Verzeihung bitten, damit er ihn wieder in ſein Haus aufnehme, und Harlequin auf alle Handlungen und Reden des jungen Franzoſen und der Flaminia Acht haben könne; allein ſie hatten nicht vorher geſehen, daß die zwey Verliebten franzöſiſch mit einander ſprechen würden, und Harlequin alſo eben ſo wenig ausrichten könnte, als ob er bey ihrem Umgange ganz und gar nicht zugegen wäre.

Unſre zwey Verliebte genoſſen das Vergnügen, ſich zu lieben, und es einander zu ſagen, in Ruhe; ſie hatten ſich eine ewige Treue geſchworen, als ein unvermutheter Zufall ſie bald auf ewig getrennt hätte. Der Doctor, des Silvio Oheim, hatte vernommen, daß man ſeinen Neffen zu Venedig geſehen habe, und war alſo von Bulogna dahin abgereiſet. Weil er den Pantalon kannte, ſo wandte er ſich zu allererſt an ihn, um nähere Nachricht einzuziehen; doch da ihm dieſer keine geben konnte, ſo hatte der Doctor beynahe die Hoffnung, ſeinen Vetter zu finden, aufgegeben, als ihm endlich ein bloſſer Zufall, was er mit aller ſeiner Mühe nicht hatte erfahren können, entdeckte; er ſahe nehmlich den Silvio in das Haus des Lelio gehen, und erkannte ihn. Er giebt ſogleich ſeinem Freunde, dem Pantalon, davon Nachricht, und bittet ihn, ihm eine Unterretung mit dem Silvio zu verſchaffen. Pantalon, der nichts eifriger wünſcht, als dieſen jungen Menſchen von ſeiner Muhme zu entfernen, bewilliget ihm dieſe Bitte ſehr gern; wie ſehr aber erſtaunte der Docter, als er ſeinen Neffen bey Erblickung ſeiner in der größten Verlegenheit ſahe! Der junge Menſch ſahe, daß Lelio zugegen war und auf alle ſeine Handlungen Acht hatte, und ſchloß bey ſich, wenn er ſeinen Oheim erkennte, ſo würde man ihn für einen Betrüger halten, und von ſeiner geliebten Flaminia trennen. Unterdeſſen drang der Oheim in ihn, er ſolle antworten, und bald hätte ihn ſein Stillſchweigen für ſchuldig erklärt, als ihn Scapin, ſein Bedienter, aus dieſer Verwirrung reißt. Er nimt nehmlich den Lelio bey Seite, und ſagt ihm, daß dieſer ehrliche Mann der Oheim des Silvio nicht ſey, ſich es aber zu ſeyn einbilde; er ſey über den Tod eines Neffen, der in franzöſiſchen Dienſten geſtanden, ganz vom Verſtande gekommen; und hielte ſeitdem alle junge Leute, welche Franzöſiſch ſprächen, für dieſen geliebten Neffen; weil nun Silvio bereits zu Bologna einmal dieſer ſeiner Thorheit ausgeſetzt geweſen, ſo komme ſeine Verwirrung nur daher, weil er ſich ſeinen Verfolgungen aufs neue bloß geſtellet ſehen müßte. Lelio läßt ſich dieſes Märchen einreden, und findet in der Phyſiognomie dieſes ehrlichen Mannes wirklich etwas Wahnwitziges; endlich aber ſpricht dieſer ſo gar vernünftig, daß er den Lelio überzeugt, man wolle ihn betriegen, er der Doctor ſey wirklich der Oheim des Silvio, und dieſer junge Menſch ein Italiäner, und ganz und gar kein Franzoſe. Um ſich noch mehr davon zu überzeugen, ſchlägt Pantalon vor, den Oheim mit dem Neffen allein zu laſſen, und ihres Theils aus einem nahen Zimmer auf das Betragen zwiſchen ihnen Acht zu haben. In dieſen Fallſtrick nun fiel Silvio, nicht mehr wie billig. Lelio und ſein Schwager überraſchen ihn, indem er eben mit ſeinem Oheim italiäniſch ſpricht, und machen ihn durch ihre Gegenwart ganz verwirrt. Flaminia, die dieſen Betrug erfährt, erzürnt ſich gleichfalls darüber, allein Silvio weis ſich ſowohl zu entſchuldigen, und ſagt ihr ſo viel zärtliche Dinge, daß ſie ihm ohne viele Mühe vergiebt. Da aber gleichwohl die beyden Oheime und Harlequin dabey zugegen ſind, ſo fällt Flaminia auf eine Liſt. Sie ſagt zum Silvio, ob ſie gleich eine fremde Sprache redeten, ſo würden ſie doch ihre Gebehrden, und ihr Ton verrathen, wenn ſie nicht verdrießliche Gebehrden und einen erzürnten Ton annähmen, um die Anweſenden dadurch zu hintergehen. Dieſe ſcheinen auch wirklich ſehr vergnügt darüber zu ſeyn, ſo erzürnte Gebehrden zu ſehen, und einen ſo erbitterten Ton zu hören, eben da ſich unſre zwey Verliebte eine ewige Liebe darinn ſchwören, und beyde, niemals eines andern zu ſeyn, ſich wechſelsweiſe verſprechen. Doch Verliebte denken ſelten weiter, als auf das Gegenwärgenwärtige; und ſo war es auch mit den unſrigen. Der Doctor drang in ſeinen Neffen, mit ihm abzureiſen, und Flaminia ſahe ſich nunmehr auf dem Puncte, den Grafen Antonio wider Willen zu heyrathen, dem ſie ihr Vater beſtimmt hatte. Sie mußten ſich alſo noch einmal ſehen, um einander aus der Verwirrung, in der ſie ſich beyder Seits befanden, zu reiſſen. Es würde aber faſt unmöglich geweſen ſeyn, wenn der Witz der Flaminia ihr nicht eine neue Liſt an die Hand gegeben hätte. Sie verlangt den Silvio noch einmal zu ſehen, und unter dem Vorwande ihm die Briefe wieder zuzuſtellen, die ſie von ihm erhalten zu haben vorgiebt, händiget ſie ihm einen ein, worinn ſie ihm alles vorſchreibt, was er nunmehr thun müſſe; und dieſes zwar in Gegenwart ihres Vaters, ihres Oheims, und des Oheims ihres Silvio. Der entzückte junge Menſch geht ſogleich ab, um den Anſchlag der Flaminia auszuführen, die ſich ihres Theils gleichfalls an den Ort begiebt, den ſie dem Silvio beniemt hat. Bis hierher war jedermann zufrieden; allein es ändert ſich nun gar bald. Harlequin, welcher die Flaminia auf Befehl des Lelio begleitet hatte, kömmt kurz darauf wieder, und meldet ihm, daß ſich ſeine Tochter habe entführen laſſen, und zwar von dem vermeinten franzöſiſchen Cavalier. Was für ein Donnerſchlag für ihn, und was für Gedanken fallen ihm nicht zugleich wegen ſeiner Partheylichkeit bey! Er beweinet eben ſein Unglück, als ſein Schwager ihm zu melden kömmt, daß er auf dem Wege nach ſeinem Landgute, ſeine Nichte mit ihrem Liebhaber in einer Gondel angetroffen, und ſie ſogleich angehalten habe; den Entführer habe er auf der Stelle ins Gefängniß bringen laſſen, die Nichte aber unterdeſſen in ſeinem Hauſe verſchloſſen, bis ſie ein weiteres deswegen mit einander verabredet hätten. Lelio bezeiget ſeinem Schwager ſeine Dankbarkeit, und geſteht ihm ſeine Ungerechtigkeit gegen ſeinen Sohn, der eben dazu kömmt, und von ihm mit aller erſinnlichen Zärtlichkeit empfangen wird. Er bittet für ſeine Schweſter um Gnade; der erbitterte Lelio aber ſchlägt ſie ihm ab, und erklärt, daß er ſie durchaus auf Zeit ihres Lebens wolle einſchlieſſen laſſen; weil es ſonſt, wie er ſich ausdrückt, vielmehr eine Belohnung als eine Strafe für ſie ſeyn würde, wenn er ſie ihren Liebhaber heyrathen lieſſe.

Es iſt etwas auſſerordentliches, daß ſich eine Komödie ohne Heyrath und ohne Freude ſchlieſſen ſollte. Harlequin hält daher auch in dieſer den Acteur, welcher abdanken will, auf, und fragt ihn, ob die Komödie ſchon aus ſey, und ob er nicht wiſſe, daß nach den Regeln des Ariſtoteles, ein Luſtſpiel ſich nicht wie ein Trauerſpiel mit Traurigkeit und Moral enden müſſe; wenigſtens hätte der Verfaſſer den Entführer wieder auf das Theater bringen müſſe, damit er, oder zum mindeſten ſein Bedienter, ihren verdienten Lohn erhalten könnten. Zu eben dem Augenblicke bringen die Sbirren den Scapin, des Silvio Bedienten, geführt, und Harlequin ergreift dieſe Gelegenheit, die Komödie luſtig zu beſchlieſſen, fällt über den armen Scapin und über die Sbirren her, prügelt ſie alle tüchtig herum, und kömmt endlich wieder vor, dem Parterre zu ſagen, daß ſich nunmehr die Komödie nach den Regeln ſchlieſſe.

7) **L'Italien marié à Paris, in fünf Aufzügen, von dem ältern Riccoboni zum erſtenmale aufgeführt den 29 November 1729.**

Es iſt dieſes das erſte Stück, welches der ältere Riccoboni in Paris verfertigte. Anfangs wurde es nur in drey Aufzügen und in franzöſiſcher Sprache geſpielet, und zwar bereits im Jahr 1716. Weil es aber vielen Beyfall fand, ſo brachte es der Verfaſſer ſelbſt ins Franzöſiſche, und erweiterte es zu fünf Aufzügen. De la Grange hat es hernach wieder in drey Aufzüge gebracht, und in freye Verſe überſetzt, nach welcher Ueberſetzung es auch den 15 Junius 1737. abermals geſpielt, und in eben demſelben Jahre gedrukt worden. Weil aber dieſe leztere Ueberſetzung von dem Originale, welches nie ganz bekannt geworden, in vielen Stücken abgeht, ſo verdient folgender Auszug aus dieſem allhier eine Stelle.

Lelio öfnet die Scene mit Colombinen, dem Mädchen der Clarice. Dieſe letztere iſt eine Tochter des Pantalons, und Lelio hat ſie zu Paris geheyrathet, wo ſie von ihrer zarteſten Kindheit an erzogen worden. Lelio, der zwar das Land, aber nicht ſeine Sitten verändert hat, verlangt, daß ſeine neue Gattin in Frankreich eben ſo leben ſolle, als ob ſie in Italien wäre. Claricen will dieſe Art von Sklaverey, der ſie nicht gewohn iſt, gar wenig gefallen, und Lelio verlangt durchaus, daß ſie der ſüſſen Freyheit, in deren Beſitz das ſchöne Geſchlecht bey uns iſt, entſagen ſoll. Er macht eine ſehr ſatyriſche Abſchilderung gegen die Colombine davon, und giebt ihr zum Schluſſe eine Liſte von allen denjenigen Perſonen, die er, nach ſeiner neuen Einrichtung, aus ſeinem Hauſe verbannet wiſſen will. Singemeiſter, Tanzmeiſter, Claviermeiſter, und beſonders Putzmacherinnen und Modenhändlerinnen, alle dieſe ſollen nun und nimmermehr zu Claricen gelaſſen werden. Vergebens bittet ihn Colombine um Gnade, vergebens macht ſie ihm wegen dieſes und jenen Artickels Schwierigkeiten; dem Eiferſüchtigen ſcheinet alles verdächtig, der damit noch nicht einmal zufrieden iſt, daß er ſeiner Gattin dieſe kleinen Ergetzlichkeiten, entziehet, ſondern ihr gar ihr Zimmer zu einem undurchdringlichen Gefängniſſe, und ſich ſelbſt zu dem unerbittlichen Kerkermeiſter deſſelben machen will. Indeß, daß er noch mit dieſen gefährlichen Anſchlägen beſchäftiget iſt, kömmt ein Bedienter und ſagt, daß der Graf, ſein Herr, in Geſellſchaft eines Barons und Ritters, ihn ſchicke, um ſich zu erkundigen, ob er (Lelio) zu Hauſe ſey? Lelio, der ihm ſchon, noch ehe er in den Saal getreten, entgegen geruffen, daß er nicht zu Hauſe ſey, nennt ihn einen Unverſchämten, daß er ihm nicht auf ſein Wort habe glauben wollen; doch findet er noch für gut, ihm ein Trinkgeld zu geben, damit er denen, die ihm geſchickt, ſagen ſolle, daß er ihn nicht zu Hauſe getroffen. Der Bediente nimt das Geld, geht ab, und wird von dem Lelio bis auf die Gaſſe begleitet. Während der Zeit hat Harlequin, der Bediente der Gräfin, Mittel gefunden, ſich bey dem Lelio, mit einem Briefe von ſeiner Gebieterin, den er der Clarice in ihre eigene Hände geben ſoll, einzuſchleichen. Lelio, der den Augenblick dazu kömmt, reißt dem Harlequin dieſen Brief aus den Händen, und eröfnet ihn ohne Umſtände. Alle die gewöhnlichen Ausdrücke der Freundſchaft, deren ſich ein Frauenzimmer gegen das andre bedient, ſcheinen ihm die zärtlichſten Erklärungen eines Liebhabers an ſeiner Geliebte zu ſeyn; und damit ſein Verdruß vollkommen werde, ſo meldet man ihm noch, daß die Frau Gräfin, der Graf, der Baron und der Ritter an ſeiner Thüre hielten. Er will ſagen laſſen, daß niemand zu Hauſe ſey; zum Unglücke aber hat ſich Clarice ſchon von dieſer ungeſtümen Geſellſchaft am Fenſter ſehen laſſen; er bindet ihr alſo nur ein, den Beſuch abzukürzen. Doch er hätte es nicht nöthig gehabt, Claricen dieſe Sorge aufzutragen; ſeine Eiferſucht richtet es weit beſſer aus. Jeder Kuß, den man ſeiner Frau giebt, durchſticht ihm das Herz; er begeht tauſend Ausſchweifungen, und nachdem er der ganzen Geſellſchaft, ſie mag wollen oder nicht, ihren Abſchied gegeben, bringt er Claricen wieder in ihr Zimmer, und betheuret hoch, daß ſie nie mehr heraus kommen ſolle. Dieſes, was bisher angeführt worden, iſt ungefehr der Inhalt des erſten Aufzuges. Die übrigen enthalten kürzlich folgendes.

Lelio erfährt, daß ſein Schwigervater Pantelon mit ehſtem eintreffen ſoll, und beſorgt, daß ſich Clarice wegen ſeiner Eiferſucht beklagen möge. Er entſchließt ſich alſo, ihr mit der Wiedererlangung ihrer Freyheit zu ſchmeicheln; ſie aber macht ihm wegen ſeiner auſſerordentlichen Härte Vorwürffe, und verſichert, daß ſie, ihrem Elende ein Ende zu machen, feſt entſchloſſen ſey zu ſterben. Lelio, der über dieſen Entſchluß erſchrickt, verſpricht ihr, ſich in Zukunft gütiger gegen ſie zu bezeigen, und bittet ſie, um ihr Beweiſe davon zu geben, von ihm alles, was ſie nur wünſche, zu verlangen. Clarice läßt ſich beſänftigen, und ſchlägt ihm einen Spatziergang in die Thuilleries vor, deßgleichen die Oper und die franzöſiſche und italiäniſche

ſche Komödie zu beſuchen. Alles das ſcheint dem Lelio allzugefährlich; ſie bittet ihn alſo, ſie wenigſtens auf einen Ball gehen zu laſſen, der noch an eben demſelben Tage in einem benachbarten Hauſe gegeben werde. Weil ſie in der Maske da erſcheinen muß, und ſie es gern ſehen würde, wenn er ſie ſelbſt maskiert dahin begleitete, ſo iſt er es endlich zufrieden. Der Graf, der Baron und der Ritter finden ſich gleichfalls auf dieſem Balle ein Clarice tanzt, und Lelio ſelbſt kann ſich nicht zu tanzen weigern. Unter dem Tumulte des Balls wird Clarice weggeführt; ihr eiferſüchtiger Ehemann ſuchet ſie vergebens, ruft ſie überall, und hält ſie auf immer verloren. Endlich bringt man ſie ihm wieder; er empfängt ſie als ein grober Eiferſüchtiger, und ſchließt ſie aufs neue ein, um einem ſolchen Unglücke nicht ferner ausgeſetzt zu ſeyn. Kurz darauf trift Pantalon ein, und ſtellt ihm eine vermeintliche Nichte vor. Lelio hat eine Unterredung mit ihr, und findet daß ihre Sitten von den Sitten der franzöſiſchen Damen ſo weit entfernt ſind, daß er ſie vor Vergnügen, ſie den italiäniſchen Sitten ſo ergeben zu wiſſen, umarmen will; ſie aber beweiſet ihm die Strenge ihrer Tugend mit einer Ohrfeige, worüber er vollends für Freuden ganz auſſer ſich kömmt. Er ſteht nicht einen Augenblick länger an, ihr die Aufſicht über Claricen anzuvertrauen, und verſpricht dieſer leztern eine völlige Freyheit, nur mit dem Beding, daß ſie ſich nie aus den Augen der tugendhaften Nichte entferne. Er befiehlt Claricen, ſie zu umarmen, und ſie aus Liebe für ihn, zu küſſen. Was aber geſchieht? Pantalon entdeckt dem Lelio daß dieſe Nichte nichts anders als ein verkleideter Neffe iſt, um vor den Verfolgungen ſeiner Feinde und der Gerechtigkeit ſicher zu ſeyn; er fügt hinzu, daß er zu dieſer Verkleidung gezwungen worden, weil er zu Venedig einen Nebenbuhler bey einer gewiſſen Dame, die er geliebt, erſtochen. Plötzlich verläßt Lelio ſeinen Schwiegervater, und eilet ſeine Frau von dieſem Cavaliere wieder zu trennen; er jagt den letztern ſchimpflich aus ſeinem Hauſe, und verbietet ihm, den Fuß jemals wieder hinein zu ſetzen. Unterdeſſen kann Clarice die Verfolgung ihres Mannes nicht länger ausſtehen; und findet Gelegenheit zu entfliehen. Sie begiebt ſich mit der Gräfin, ihrer Freundin, nach einem Hauſe zu Chaillot, welches dieſer letztern gehört; und hier iſt es, wo ſich das Stück ſchließt. Clarice befindet ſich da in guter und luſtiger Geſellſchaft; man ſingt, man tanzt; ehe ſie ſichs aber verſehen, wird ihre Luſtbarkeit durch die Ankunft des Eiferſüchtigen unterbrochen, der mit groſſem Geſchrey ſeine Frau, als ein Gut, das man ihm geraubet, wieder verlangt. Clarice aber erklärt ſich rund und frey, daß ſie den Reſt ihres Lebens lieber in einem Kloſter zubringen, als wieder in ihr Gefängniß zurückkehren wolle.

Lelio ſchwört, daß er ihr alle Freyheit, die ſie nur wünſchen könne, laſſen wolle; ſie iſt zu verſtändig, als daß ſie dieſes Anerbieten mißbrauchen ſollte; ſie verſpricht, nie anders als in ſeiner Geſellſchaft auszugehen, und bey keiner Luſtbarkeit ohne ihm ſich einzufinden. Die Ausſöhnung kömmt alſo, vermittelſt der Gräfin und der übrigen gemeinſchaftlichen Freunde zu Stande; und das Stück ſchließt ſich vollends mit Tanzen und Singen.

8) La Moglie geloſa, in drey Aufzügen nach dem Entwurf des ältern Riccoboni.

Dieſes iſt das Stück, deſſen Riccoboni, in ſeiner Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne ſelbſt gedenket. Er hatte es bereits 1704 in Italien verfertiget; zu Paris aber ward es den 4 Junius 1716 zum erſtenmale aufgeführt.

Die Perſonen ſind: **Lelio** der Gemahl der **Flaminia**. **Violette** und **Harlequin**, Bediente des Lelio. **Mario**, ein Freund des Lelio und Liebhaber der Silvia. **Silvia** ein Frauenzimmer von Stande aus Genua, die ſich von dem **Mario** entführen laſſen. **Scapin**, Bedienter der Silvia. **Pantalon**, Vater der Flaminia. **Scaramouche**, Liebhaber der Silvia und Nebenbuhler des Mario.

Die Handlung der Komödie geht zu Mayland vor, zwiſchen dem Lelio und der Flaminia, dem Mario und der Silvia; und die Scene iſt in und vor dem Hauſe des Lelio. Die beyden erſtern ſind ſeit einiger Zeit mit einander verheyrathet; und ob Lelio gleich es niemals weder an Achtung noch an Zärtlichkeit gegen ſeine Frau fehlen laſſen, die ihn auf das allerheftigſte liebt, und von Natur einen ſehr argwöhniſchen Charakter hat, ſo kann ſie doch nichts beruhigen, ſondern die Eiferſucht bemächtiget ſich bald ihres ganzen Herzens; ſie glaubt, daß ihr Mann ſie verrathe, und das die Sorgfalt, mit der er ihr ſeit einigen Tagen alles was er thut verbirgt, ein ungezweifelter Beweis ſeiner Untreue ſey. Verſchiedne Zwiſchenfälle, die ſich während dem Stücke ereignen, und auch wohl eine Perſon unruhig machen könnten, die der Eiferſucht am wenigſtem fähig iſt, beſtärken die Flaminia vollends in ihrem Verdachte.

Mario iſt ein alter und vertrauter Freund des Lelio. Er hat zu Genua ein Frauenzimmer von Stande, Namens Silvia, die ihn liebte und von ihren Anverwandten dem Scaramonche, einem Manne von vielem Anſehen, verſprochen war, entführt. Nachdem Mario ſeine Gebieterin eine Zeitlang in einem Kloſter verbergen, ſahe er ſich endlich genöthiget, einen ſichern Zufluchtsort gegen die Verfolgungen der Anverwandten ſeiner Silvia und ſeines Nebenbuhlers, zu ſuchen. In dieſer Verlegenheit flüchtet er nach Mayland zu dem Lelio, der ihn in ſeinem Hauſe verbirgt und in einen Kabinette ſeines Zimmers verſchloſſen hält, ohne jemanden in der Welt, auch nicht einmal ſeiner Frau etwas davon zu ſagen. Er fürchtet, daß Geheimniß möchte von ungefehr auskommen, wenn mehrere darum wüßten, und die Anverwandten der Silvia, denen es zu Mayland nicht an mächtigen Freunden fehlt, möchten den Mario in ſeinem Hauſe ſelbſt in Verhaft nehmen laſſen, wenn ſie erführen, daß er ſich da verborgen hielte.

So ſtehen die Sachen, als ſich das Stück anfängt. Flaminia, welche über die Veränderung, die ſie ſeit einigen Tagen in dem Bezeigen ihres Mannes bemerkt, und über die Sorgfalt, mit der er ein Kabinet in ſeinem Zimmer verſchloſſen hält, unruhig geworden, beſchuldigt ihm, daß er eine Maitreſſe darinn verborgen halte. Lelio ſucht ſie durch Verſicherungen ſeiner Treue zu beruhigen, doch ohne ihren Argwohn auf Unkoſten ſeines Freundes und mit Gefahr, ihn zu verrathen, heben zu wollen. Flaminia erfährt, daß ſich ihr Mann alle Tage in ſein Zimmer zu eſſen bringen läßt, welches ſie noch mehr in ihrer Meinung beſtärkt. Nichts aber ſcheint ſie mehr von der Untreue ihres Mannes zu überzeugen, als daß ſie zu zwey verſchiedenen malen die Silvia in dem Zimmer des Lelio antrift, wohin ſie unter zweyerley Kleidung gekommen war, um Nachricht von ihrem Mario einzuziehen. Unterdeſſen kömmt Scaramouche in Mayland an, und bringt Empfehlungsſchreiben an den Lelio mit. Er findet in dem Zimmer des Lelio ein Kleid der Silvia, welches ihr Mario ablegen heiſſen, weil ſie es ſonſt in Genua getragen. Scaramouche erkennt es für das Kleid ſeiner Geliebten, und Flaminia, welche die Silvia darinn geſehen hat, ſteht länger nicht an, ſie für ihre Nebenbuhlerin zu halten. Sie trift noch dazu den Lelio und Mario auf eine Art verkleidet und maskirt an, die ſie in ihrem Verdachte zu beſtärken vermag, und die Dazwiſchenkunſt des Scaramouche verhindert auch den Lelio, ihren Argwohn durch die endliche Entdeckung des ganzen Geheimniſſes zu heben. Endlich aber, da ſie ſich alle in der größten Verwirrung befinden, und Flaminia die ganze Welt von der Untreue ihres Mannes überzeugen zu können glaubt, wird ſie ſelbſt von den ſchlechten Grunde ihrer Eyferſucht überführt. Sie erfährt das Geheimniß, deſſen Unwiſſenheit ihren Argwohn verurſacht, und bittet ihren Mann, den ſie mit Unrecht beſchuldiget, um Verzeihung. Scaramouche iſt genöthiget ſeine Anſprüche auf die Silvia fahren zu laſſen. Mario heyrathet ſeine Geliebte, und alles gewinnt einen glücklichen Ausgang.

9 Le Sincere à contre tems, in einem Aufzuge von dem ältern Riccoboni; zum erſten male aufgeführt den 21 October 1717.

Perſonen. **Pantalon**, Vater der Flaminia; **Lelio**, Sohn des Pantalon; **Flaminia**, Tochter des Pantalon; **Mario**, Liebhaber der Flaminia; **Albert**, des Pantalon Freund; **Hortenſe**, des Albert Tochter, an den Mario verſprochen; **Scaramouche**, des Lelio Freund; **Harlequin**, Bedienter des Pantalon. Die Scene iſt in dem Hauſe des Pantalon.

Pantalon eröfnet die Scene, indem er den Harlequin aus dem Hauſe jagt, weil er ihn wegen ſeiner Dummheit, und ſeiner übrigen böſen Eigenſchaften, die er ihm vorwirft, unmöglich länger im Dienſte behalten könne. Lelio kömmt dazu, tröſtet den Harlequin und verſpricht ihn bey ſeinem Freunde, dem Scaramouche, unterzubringen. Er ſchreibt ihm daher ein Empfehlungsſchreiben, welches Harlequin mit vielem Vergnügen hintragen will. Lelio, der ſich einer auſſerordentlichen Aufrichtigkeit überall befleißiget, rühmt anfangs in ſeinem Briefe die guten Eigenſchaften dieſes neuen Bedienten, kann ſich aber doch nicht enthalten hinzuzuſetzen, daß Harlequin ein dummer Teufel, ein Säufer, ein Taugenichts ſey ꝛc. Harlequin händiget den Brief dem Scaramouche ein, der ihn, nachdem er den Brief geleſen, geſchwind wieder abweiſet, und ſich wegbegiebt. Pantalon tritt mit ſeinem Sohne Lelio auf; er ſagt ihm gleich anfangs, daß er ſeine Heyrath mit Hortenſen, der Tochter des Herrn Albert, richtig gemacht, und nun auch die Verbindung der Flaminia mit dem Mario zu Stande bringen wolle.

Pantalon ſagt ſeinem Sohne im Vertrauen, daß er ſehr wichtige Urſachen habe, dieſe beyden Heyrathen zu gleicher Zeit vollziehen zu laſſen; und zwar ſey dieſes die vornehmſte, weil er wegen des wichtigen Proceſſes, den er itzt habe, dem Mario die funfzig tauſend Thaler nicht geben könne, die er ihm als die Ausſteuer der Flaminia verſprochen, und daß alſo, um doch ſein Wort zu halten, Lelio die Hortenſe auf das eheſte heyrathen müſſen, damit das Heyrathsgut, welches er mit ihr bekomme, unterdeſſen dem Mario, als die Mitgift der Flamina gegeben werden könne. Dieſes nun, was Pantalon hier ſeinem Sohne vertrauet, will ſich durchaus nicht zu der Aufrichtigkeit ſchicken, deren ſich der letztere befleißiget; unterdeſſen verſpricht er doch, nichts davon zu ſagen, und Pantalon geht ab. Flaminia kömmt hierauf und findet ihren Bruder; der ihr ſagt, er habe eben itzt gehört, daß ſie den Mario heyrathen ſolle, er könne ſich daher nicht enthalten, ihr als ein ehrlicher Bruder zu entdecken, daß Mario allen Arten des Vergnügens ſehr ergeben ſey, und beſonders gern allen Frauenzimmern, die ihm vorkommen, Schmeicheleyen ſage. Flaminia iſt zwar über das, was ſie von dem Charakter des Mario erfährt, verdrüßlich, gleichwohl aber iſt es ihr auch lieb, davon Nachricht zu haben, und begiebt ſich weg. Nun findet Mario den Lelio; dieſer wünſcht ihm zu ſeiner Verheyrathung mit der Flaminia Glück, und bezeigt, wie viel Vergnügen und Ehre ihm dieſe Verbindung bringen werde; doch ſagt er ihm auch zugleich, daß er, als ſein Freund und künftiger Schwager, ihm unmöglich den Charakter ſeiner Schweſter verbergen könne, die von einer ſo ſtolzen und gebietheriſchen Gemüthsart ſey, daß niemand mit ihr leben könne. Mario dankt ſeinem Freunde für die ertheilte Nachricht und geht ab. Albert kömmt mit ſeiner Tochter Hortenſe, und ſtellt ſie ihm als ſeine verſprochene Braut vor. Nach einigen Höflichkeiten von beyden Theilen, bemerkt Albert eine gewiſſe Verwirrung und fragt ihn um die Urſache. Lelio erwiedert, daß es ſeine Aufrichtigkeit nicht erlaube, ihm etwas zu verbergen, und geſteht ihm gerade zu, daß die Ausſteuer, die er ſeiner Tochter mitgeben wolle, aus ſeinen Händen in die Hände des Mario, als die Mitgift für ſeine Schweſter Flaminia, welche Mario heyrathe, kommen ſolle. Pantalon, der dazu kömmt, iſt nicht wenig erſtaunt, ſeinen ſchönen Anſchlag durch die allzugroſſe Aufrichtigkeit ſeines Sohnes vernichtet zu ſehen. Mario und Flaminia werffen ſich ihre beyderſeitigen Fehler vor, und Albert ſagt dem Pantalon, daß er ſeiner Tochter keine Ausſteuer gebe, damit eine andere damit ausgeſteuert werden könne; ein jeder geht alſo höchſt mißvergnügt ab, und beſonders flucht Pantalon auf ſeinen Sohn und deſſen unzeitige Aufrichtigkeit. Dieſer bleibt ganz allein und beſchließt das Stück damit, daß er ſagt, er könne unmöglich länger in einer Stadt bleiben, wo er die Aufrichtigkeit, deren er ſich befleiſſe, nicht ausüben dürfe; er wolle ſich daher an den Hof begeben, und da die Kunſt ſich zu verſtellen lernen, um in Zukunft weniger aufrichtig zu ſeyn.

10) Le Soupçonneux, in drey Aufzügen von dem ältern Riccoboni, den 29 Jenner 1721 zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen. **Lelio**; **Silvia**, deſſen Schweſter: **Harlequin**, deſſen Bedienter; **Pantalon**; **Flaminia**, deſſen Tochter; **Violette**, ihr Mädchen; der **Doctor**; Mario, deſſen Sohn; verſchiedene **Bediente**. Die Scene iſt in Neapolis.

Erſter Aufzug; das Theater ſtellt das Zimmer des **Lelio** vor. Lelio eröfnet die Scene; er iſt allein und ſcheinet unruhig. Er hat zwey Briefe in der Hand, einen von dem Mario, der ſich auf dem Lande befindet, und den andern von der Flaminia, ſeiner verſprochenen Braut. Der eine dringt in ihn, ſeine Heyrath mit der Silvia, der Schweſter des Lelio, zum Schluſſe zu bringen; der andre Brief iſt voller Zärtlichkeiten, die dem Lelio ein eitles Romanengeſchwätze dünken, und ſeine natürliche Unruhe nicht ſtillen können. Er ſucht das Mittel, in das Herz ſeiner Geliebten ſehen zu können, in ſich ſelbſt, ſchmeichelt ſich, es gefunden zu haben, bezeigt, daß er den Mario mit Ungeduld erwarte, auf deſſen Beyſtand er ſich bey dieſer Gelegenheit Hoffnung macht, und ruft ſeinen Bedienten, Harlequin. Weil dieſer noch nicht lange bey ihm in Dienſten iſt, ſo fragt er ihn nach ſeiner Familie, nach ſeiner vorigen Aufführung, und dieſes alles mit ſo augenſcheinlichen Merkmalen des Argwohns, daß Harlequin verdrüßlich und unruhig wird und durch ſeine Unruhe das Mißtrauen des Lelio vermehrt. Er fragt hierauf den Harlequin, wie es um ſein Liebesverſtändniß mit Violetten ſtehe; Harlequin antwortet, daß er ſich glücklich ſchätze, und ſein Herr hält ſich über ſeine dumme Beruhigung auf; doch Harlequin erwiedert, daß er ſich wohl hüten werde, der Violette einigen Argwohn ſpüren zu laſſen, denn entweder ſie liebe ihn nicht, und alsdenn wäre ſein Argwohn umſonſt, oder ſie liebe ihn wirklich, und alsdenn könnte ihr ein unverdienter Argwohn leicht Gelegenheit geben, ihre Geſinnung zu ändern. Lelio findet ſich durch die Anmerkung ſeines Bedienten einen Augenblick betroffen, er fällt aber bald wieder in ſeinen Charakter und ſagt, daß er wenigſtens kein Glück zu ſchmecken wiſſe, ohne es ganz zu kennen, und daß er daher durchaus ſeine Gebieterin auf die Probe ſtellen wolle. Man klopft an die Thüre; Harlequin meldet den Mario an, der vom Lande zurück kömmt; nachdem Mario hereingetreten, läßt Lelio den Bedienten abgehen, und ſchlägt jenem vor, der Flaminia einen Liebesantrag zu thun, um ihm hernach hinterbringen zu können, wie er aufgenommen worden, weil er bey ſeiner angebohrnen Aufrichtigkeit unmöglich eher ruhig ſeyn könne, als bis er von der Aufrichtigkeit derjenigen, mit denen er zu thun habe, völlig überzeugt werden. Mario entſchuldiget ſich mit ſeiner Liebe gegen die Silvia, mit der ihn dieſe Verſtellung leicht veruneinigen könnte; Lelio aber antwortet, daß er nach der verlangten Probe die Flaminia entweder heyrathen, oder ihr auf ewig entſagen, und den Mario ſchon wieder mit ſeiner Schweſter ausſöhnen und ihre Heyrath ſogleich zu Stande bringen wolle; da er hingegen ſeine Einwilligung niemals geben werde, wenn ſeinem Verlangen kein Genüge geſchehe, oder ihn Mario gegen die Silvia oder ſonſt jemanden in der Welt verriethe. Mario muß ſich alles gefallen laſſen und Lelio geht ab, nachdem er ihm vorher geſagt, daß er der Flaminia antworten wolle, und daß ſie ſeinen Brief durch ihn, den Mario, noch vor Mittage, erhalten müſſe; er wolle ihr melden, daß er ſich unbaß befinde, damit er einen Vorwand habe, ſie den ganzen Tag nicht ſehen zu dürfen, und Mario ſeine Erklärung deſto ungehinderter anbringen könne. Harlequin kömmt wieder auf die Scene und bittet den Mario, ihm einen Herren zu verſchaffen; ſeiner ſey allzu argwöhniſch, als daß man mit ihm leben könne. Mario geſteht es bey Seite zu, ermahnt aber den Harlequin, den Lelio nicht zu verlaſſen, der übrigens ein guter Herr und mit ihm zufrieden ſey. Harlequin ſagt ihm hierauf, daß ihn Silvia mit ihrem Bruder habe reden ſehen, und ihn, ehe er weggehe, ſprechen wolle. Mario antwortet, Lelio ſey itzt in ſeinem Kabinet und ſchreibe, dieſen Augenblick müſſe man ſich alſo zu Nutze machen, und er wolle erwarten, was Silvia zu befehlen habe. Harlequin verläßt ihn, und Mario bleibt wegen deſſen, was ihm Lelio aufgetragen, in größter Beſorgniß. Silvia kömmt, und fragt ihren Liebhaber, ob er die Einwilligung ihres Bruders erhalten habe; Mario erwiedert, daß Lelio, bey dem er eben itzt aufs neue angehalten, den Tag zu ihrer Vermählung noch nicht feſt geſetzt, ſondern ihm nur verſichert habe, daß ſie mit ſeiner Vermählung an einem Tage zu Stande kommen ſolle. Lelio kömmt dazu, ſieht ſie mit einander reden, und ſchöpft Verdacht. Harlequin der mit ihm hineintritt, ſagt, ohne Zweifel werde Mario ſeiner Schweſter die öfentlichen Neuigkeiten des Krieges erzehlen. Lelio antwortet ihm mit einem gezwungnen Lächeln, daß er ſehr daran zweifle; er ziehet den Mario darauf bey Seite, und dieſer verſichert ihm, daß er wegen des bewußten alle Verſchwiegenheit beobachtet. Lelio, ohne ſehr beruhiget zu ſeyn, giebt ihn den eben itzt geſchriebenen Brief. Mario geht mit einem Complimente gegen die Silvia ab, und bittet ſie leiſe, wegen ihrer Heyrath in den Bruder zu dringen. Lelio, der ſie beobachtet, ſagt zu dem Harlequin, daß Mario ohne Zweifel ſeine Schweſter bitte, ihm von ihrer gehabten Unterredung nichts zu ſagen. Harlequin iſt aus Gefälligkeit ſeiner Meinung, und Lelio dringt hierauf in ſeine Schweſter ihn nichts von dem zu verhehlen, was ihr Mario geſagt habe. Sie erröthet, und gehorcht; Lelio wird dadurch noch unruhiger, will noch mehr wiſſen, und droht ihr, ihre Heyrath mit dem Mario zu verhindern, wenn ſie nicht alles aufrichtig bekenne. Harlequin iſt auf ſeines Herrn Seite, und Silvia, die nichts weiter zu ſagen weis, geht mit Thränen ab. Doch hat Lelio ſeinen Verdacht noch nicht verloren, ſondern ruft vielmehr, indem er hitzig auf und abgeht: **Mir! mir einen ſolchen Streich zu ſpielen! Uns!** ſagt Harlequin, ihn nachäffend. **Ich dachte es wohl!** ſetzt Lelio hinzu. **O wahrhaftig,** ſagt Harlequin, wir können ſo gut betriegen wie ſie, und uns ſoll man ſo leicht nichts weiß machen! Indem wird an die Thüre geklopft; Pantalon und der Doctor treten herein und ſagen dem Lelio, daß ſie den Augenblick, ſich mit ihm näher zu verbinden, ungeduldig erwarteten; Pantalon nehmlich ſoll ſein Schwiegervater, und der Doctor der Schwiegervater ſeiner Schweſter werden. Lelio dankt ihnen, und da ſie hinzuſetzen, daß ihre Kinder ihm wegen ſeiner Uneigennützigkeit verbunden ſeyn müßten, weil ſo wohl er als ſeine Schweſter reichere Gatten leicht hätten finden können, ſo giebt Lelio zu verſtehen, daß ihm alle dieſe Complimente verdächtig vorkommen; ja da die zwey Alten noch weiter in ihn dringen, einen gewiſſen Tag feſt zu ſetzen, ſo antwortet er ihnen gar nicht, fordert von dem Harlequin ſeinen Hut und Degen, und geht fort. Pantalon und der Doctor erſtaunen darüber, und da ſie den Harlequin um die Urſache dieſes kaltſinnigen Bezeigens fragen, ſpielt er die Rolle ſeines Herrn nach, nimt ſeinen Hut, ſeinen Gürtel, und was er ſonſt braucht, vom Tiſche, und verläßt ſie ohne alle Umſtände. Sie lauffen ihm nach, und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug; das Theater ſtellt die Gaſſe vor, in welcher Pantalon wohnet. Mario tritt auf, und iſt in der größten Verlegenheit, daß er etwas thun ſoll, was mit allen ſeinen Neigungen ſtreitet, klopſt aber doch an die Thüre des Pantalon an. Flaminia kömmt heraus, mit ihm zu ſprechen; Violette iſt bey ihr, die Mario wieder hinein zu ſchicken bittet. Hierauf, nachdem er ihr den Brief des Lelio übergeben, fängt er an, ſich in ſie verliebt zu ſtellen, und thut dieſes auf eine ſehr ungeſchickte Weiſe. Endlich ſagt er bey Seite, daß er unmöglich länger eine falſche Perſon ſpielen könne; er wirſt ſich der Flaminia zu Füſſen und bittet ſie das, was er ihr entdecken wolle, verſchwiegen zu halten. Sie verſpricht es, und er erzehlt ihr die Thorheit ſeines Freundes, die er ſeiner Zärtlichkeit beymißt, und die ſie ihm um ſo vielmehr verzeihen müſſe, da Lelio ihre und ſeiner Schweſter Heyrath ohne Anſtand vollziehen wolle, ſobald ihm in dieſem Stücke ein Genüge geſchehen. Flaminia hört ihm ruhig zu, indem ſie ihm aber antwortet, geräth ſie in ſolche Hitze, daß ihm wegen ſeines Geheimniſſes bange wird, und er ſie, ſein Unglück nicht zu machen, beſchwören muß. Sie beſänftiget ſich, und ſagt ihm, ſie beſorge es nicht heute zum erſtenmale, daß ſie die Gemüthsart des Lelio unglücklich machen werde; ſie wolle daher ihre Maaßregeln nehmen, ohne daß ihm Lelio etwas vorwerffen könne; er ſolle ihm nur unterdeſſen ſagen; daß ſeine Liebeserklärung übel aufgenommen worden, und ſich ſelbſt eine Antwort, wie er glaube, daß ſie ſich an beſten ſchicke, erdenken. Mario dankt ihr, und geht den Lelio aufzuſuchen. Flaminia iſt noch voller Unwillen und ruft Violetten. Sie erzehlt ihr alles, denket auf Mittel ſich zu rächen, und bittet ſie, gleichfalls darauf bedacht zu ſeyn. Harlequin kömmt, Violetten zu beſuchen, und erzehlt ihr, daß ihn Lelio argwöhniſch gegen ſie machen wollen; Violette geräth darüber in Zorn, und ihre Gebieterin ſagt ihr ins Ohr, daß ihr ein Mittel, ſich zu rächen, beyfalle; ſie ſetzt hinzu, ſie wolle dem Mario ſchreiben, daß ſie ihn gern die folgende Nacht ſprechen möchte, Violette ſolle unterdeſſen ſich des Harlequins verſichern, damit man von allen Tritten und Schritten ſeines Herren Nachricht haben könne. Nachdem Violette wider den Lelio genug losgezogen, ſchlägt ſie dem Harlequin vor, ſie wenn es Nacht geworden zu beſuchen, doch mit der Vorſicht, ſich zu verkleiden; ſie wolle ihn, ſagt ſie, nahe an dem Zimmer verbergen, wo ſich ihre Gebieterin mit dem Mario unterhalten werde; wenn Mario alsdenn weg ſey, würden ſie Zeit genug haben, mit einander zu plaudern. Harlequin findet dieſe Einrichtung ſehr vernünftig, nur befürchtet er, ſein Herr werde ihm nicht auszugehen erlauben; unterdeſſen verſpricht er doch, ſein Beſtes zu thun. Violette wünſcht ſich, bey Seite, einen glücklichen Fortgang dieſer Intrigue, blos um das Vergnügen zu haben, den Lelio eiferſüchtig zu machen, und ſich dadurch an ihm zu rächen. Harlequin, der

ſeinen

ſeinen Herren mit dem Mario kommen ſieht, gehet ab, ſich zu verkleiden. Mario ſtattet dem Lelio von dem, was er ihm aufgetragen, Bericht ab, erzehlt wie ſtrenge ſich Flaminia gegen ihn erzeigt habe, und wünſchet ſeinem Freunde von Herzen Glück. Lelio glaubt ihm bald, und bald iſt er wieder mißtrauiſch, endlich hält er es für völlig ausgemacht, daß die vorgegebene Liebe des Mario der Flaminia nicht mißfallen habe, und verläßt ihn alſo voller Unruhe. Mario iſt in der größten Verwirrung, und eben kömmt Violette und bringt ihm den Brief ihrer Gebieterin, mit Bitte, dem Lelio davon Wind zu geben. Sie verſichert ihm, daß der Dienſt, welchen er der Flaminia hierdurch erweiſe, ihm auf keine Weiſe nachtheilig ſeyn ſolle; er verſpricht zu gehorchen, gehet ab, und Violette begiebt ſich gleichfalls ſehr vergnügt weg. Das Theater verändert ſich, und ſtellt das Zimmer des Lelio vor. Man ſieht, wie Harlequin daſelbſt unter verſchiednen Verkleidungen wählet, wie er ſich entſchlieſſet, zwey auf einmal zu nehmen, um deſto unerkenntlicher zu ſeyn, und ſich wirklich in dieſer Abſicht auszukleiden anfängt. Lelio überraſcht ihn in dieſer Beſchäftigung, und fragt ihn, was er machen will. Harlequin bekennt ihm, daß Violette ihn zu ſich beſtellt habe, und bittet ihn bald mit Weinen, bald mit Lachen, ſein gutes Glück nicht zu verhindern. Lelio verſpricht es ihm, ſagt aber, daß es noch nicht

Nacht ſey, und er alſo noch Zeit genug habe, ſich zu verkleiden. Harlequin umarmet ſeinen Herrn, und macht verſchiedne freudige Lazzis. Indem tritt ein Bedienter herein, der dem Lelio einen Brief vom Mario bringt, in welchem ihm dieſer meldet, daß Flaminia ihn (den Mario) zu einer nächtlichen Unterredung gebeten habe, daß er gehindert worden, ihm mündlich davon Nachricht zu geben, und daß er ohne ſeine Einwilligung nichts unternehmen wolle. Lelio ſchließt hieraus, daß er die Flaminia mit Recht in dem Verdacht gehabt habe, daß ihr die Liebe des Mario nicht mißfalle, und er folglich nicht ſo ſehr geliebt werde, als man es ihm bereden wolle. (Der Schauſpieler muß hier wohl Acht haben, daß er Unruhe, aber nicht Eiferſucht verrathe; und eben dieſen Unterſchied zwiſchen beyden ſoll der Verfaſſer dieſes Stücks, welcher die Rolle des Lelio ſelbſt ſpielte, unnachahmlich beobachtet haben.) Lelio faſſet den Entſchluß, dem Mario zu ſchreiben, daß er die Einladung der Flaminia annehmen, und ihm morgen davon Nachricht geben ſolle. Er ruft, fordert von dem Harlequin die nöthigen Dinge zum Schreiben, und unter andern auch Licht. Licht? ſagt Harlequin ganz freudig; alſo iſt es Nacht? Nein, antwortet Lelio; ſondern ich brauche nur Licht. Harlequin bringt ihm alles, was er gefordert hat; ſein Herr ſchreibt, verſiegelt den Brief, giebt ihn dem Bedienten des Mario, fertiget ihn ab, ſteckt den Brief des Mario zu ſich, und ſagt, daß ihm eben eine gute Liſt beygefallen ſey. Harlequin findet, daß die Nacht dieſesmal länger auſſenbleibe, als gewöhnlich. Lelio ſieht ihn mit einem kaltſinnigen Blicke an, und wirft ihm vor, daß er ihm nicht die Art und Weiſe vertrauet habe, wie ihn Violette in das Haus hineinbringen wolle. Harlequin antwortet ihm, daß ſie ihn an der Thüre erwarten werde, und wiederhohlt alles, was man in der vorigen Scene zwiſchen ihm und der Violette vorgehen ſehen. Alle Augenblicke aber unterbricht er ſeine Rede, indem er ſagt, es ſey Nacht, er müſſe fort. Lelio hält ihn jedesmal auf; endlich kehrt ſich Harlequin um, macht eine Verbeigung und ſpricht: **Ha! ſeyn ſie willkommen, gnädige Frau Nacht! Ich wünſche Ihro Gnaden eine gute Nacht.** Und hierauf will er mit Gewalt fort; Lelio aber hält ihn nochmals zurück, und ſagt, weil er ſelbſt dieſe Nacht ausgehen wolle, ſo müſſe er (Harlequin) zu Hauſe bleiben. Er läßt ſich auch durch die Bitten des Harlequins im geringſten nicht bewegen, ſondern ſagt, daß er ihn ſogar, um ſich ſeines Gehorſams zu verſichern, verſchlieſſen werde; weil es aber noch Tag iſt, ſo geht er, ſeiner Schweſter zu ſagen, daß ſie ihn nicht erwarten dürfe, und läßt ſich in der Abſicht den Mantel umgeben, den Harlequin ſich zu verkleiden zurecht gelegt hatte. Er geht ab, Harlequin

quin, voller Verzweiflung macht ſich den Augenblick zu Nutze, Violetten von dieſer Verhinderung Nachricht zu geben. Das Theater verändert ſich und ſtellt eine Straſſe vor. Flaminia erſcheint, und ſagt Violetten, daß Lelio, bey einer ſo gegründeten Urſache zum Verdacht, ſie ganz gewiß ausſpioniren werde. Harlequin kömmt dazu, und Flaminia geht bey Seite, damit ihn Violette deſto ungehinderter ausfragen kann. Sie empfängt ihn mit vielen Liebkoſungen; anfangs will er ſich tröſten, und fängt an mit ihr zu lachen, bald aber erzehlt er ihr ſein Unglück weinend, und macht ſich geſchwind davon, weil er ſieht, daß es Nacht wird. Flaminia kömmt wieder zu Violetten, und ſagt, daß ſie alles hinter der Thüre gehört habe, und daß ihr ein Mittel beygefallen ſey, wie ſie ſich an dem argwöhniſchen Lelio rächen könne. Sie ſehen Licht kommen, und begeben ſich weg. Der Doctor und Pantalon erſcheinen; dieſer hat eine Laterne in der Hand, und ſagt jenem, daß er wohl bey ihm zu Abend ſpeiſen wolle, nur müſſe er es vorher in ſeinem Hauſe melden. Er ruft Violetten, ſagt, daß ſie mit dem Abendeſſen nicht auf ihn warten ſollen, und geht mit ſeinem Freunde fort. Lelio erſcheint in einen Mantel eingehüllet; er verbirgt ſich in einen Winkel, ſiehet die beyden Alten in das Haus des Doctors hineingehen, nähert ſich dem Hauſe des Pantalons, und ruft Violetten, die ſich ſtellt, als ob ſie ihn für den Harlequin halte. Nach verſchiednen Lazzis von beyden Seiten, empfiehlt er ihr mit leiſer Stimme, ja wohl Acht zu haben, daß ſie nicht durch irgend ein Licht verrathen würden. Indem kömmt gleich Flaminia, die ein Licht in der Hand hat; ſie will ſich nach dem Fortgange ihres Anſchlages erkundigen; Violette läuft ihr voller Zorn entgegen, und ſchmält, daß ſie ſo ungeduldig und unvorſichtig iſt, ſie zu ſo unrechter Zeit zu beleuchten. Flaminia begiebt ſich weg. Violette ſagt zu dem Lelio, daß ſie das Licht aus dem Zimmer genommen habe, in welches ſie ihn führen wolle; ſie nennt ihn beſtändig Harlequin, läßt ihn zu der Thüre hinein, die mitten auf dem Theater iſt, und ſchließt nach ihm zu. Flaminia kömmt abermals wieder, mit einem Wachslichte in der Hand, ruft Violetten und ſchilt, daß ſie itzt allein und ohne Licht in dem Zimmer ſey, da ſie vielmehr den Mario an der Thüre erwarten ſollte. Sie befiehlt ihr um ſo vielmehr zu eilen, weil ſie von dem Balcon einen vorbeygehen ſehen, von dem ſie glaube, daß er es geweſen ſey. Inzwiſchen aber geben ſie einander mit Zeichen zu verſtehen, das Lelio dort eingeſchloſſen ſey, und ſie alſo leiſe reden müßten. Violette geht, den Mario zu erwarten, und Flaminia bleibt allein und wünſchet ſich heimlich zu ihrer bevorſtehenden Rache Glück. Mario kömmt; Flaminia begegnet ihm ſehr hart, und ſagt, daß ſie ihm nur deswegen habe ruffen laſſen, um ihm zu verbieten, jemals wieder vor ihre Augen zu kommen. Er geht, dem Anſehen nach, in der größten Beſtürzung fort, und Flaminia fährt, nach ſeinem Abtritte, fort, vor ſich theuer zu verſichern, daß ſie nie einen andern als den Lelio lieben werde. Dieſer hört es, macht ein Geräuſch und will ſich vor Freuden zu den Füſſen der Flaminia werffen; Flaminia aber thut, als ob ſie furchtſam wäre, und einen Dieb zu hören glaubte, und ruft um Hülfe. Alle Bediente aus dem Hauſe kommen bewaffnet herzu; ſie befiehlt ihnen ganz laut, ſich eines Diebes zu verſichern, der in dem nächſten Zimmer verſchloſſen ſey, leiſe aber ſagt ſie, daß ſie alles, was ſie ihnen befohlen habe, ja wohl beobachten und es genug ſeyn laſſen ſollten, ihm Furcht einzujagen. Man öfnet die Thüre; Lelio dringt heraus, rennt die Bedienten übern Hauffen, einer von ihnen thut einen Piſtolenſchuß in die Luft, der vermeinte Dieb verlieret Hut und Perücke, und macht ſich davon.

Dritter Aufzug. Die Bühne ſtellt das Zimmer des Lelio vor. Harlequin liegt auf einem Tiſche, und iſt eingeſchlaffen. Er träumt, und glaubt mit Violetten zu ſprechen. Er bewegt ſich und fällt herunter; er erwacht darüber, ſucht Violetten, und da er ſie nicht findet, merkt er endlich, daß er geträumt und der Tag ihn aufgeweckt habe. Lelio tritt herein. Harlequin erkennt ihn nicht ſo gleich, und fürchtet ſich vor ihm; nach einer Menge Lazzis erkennt er ihn endlich und fragt, was er mit ſeinem Hute, und ſeiner Perücke gemacht habe. Lelio giebt ſeinen Verluſt einem heftigen Winde ſchuld, der ſie ihm weggenommen. Indem wird an die Thüre geklopft, und Harlequin bringt einen Bedienten der Flaminia hereingeführt, der dem Lelio einen Brief giebt, in welchem ſie ihm meldet, daß ihr ein groſſer Verdruß zugeſtoſſen, und daß, wenn ihre Heyrath nicht noch dieſen Tag zu Stande käme, ſie ſich morgen auf Zeitlebens in ein Kloſter einſchlieſſen wolle. Lelio ſchmeichelt ſich, daß die Liebe des Mario ohne Zweifel dieſer groſſe Verdruß ſey, und ſagt zu dem Bedienten, daß er ihr ſogleich ſelbſt die Antwort bringen wolle, und ſie unterdeſſen verſichern laſſe, daß er alle Augenblicke bereit ſey, ihr zu gehorchen. Er erkundiget ſich bey dem Bedienten nach der Geſundheit ſeiner Gebieterin; dieſer antwortet, daß ſie ſich nicht allzuwohl befinde, weil ſie ſich von dem Schrecken noch nicht erhohlt, den ſie vergangene Nacht gehabt habe, indem man einen Dieb bey ihr eingeſchloſſen gefunden, der ſeinen Hut und ſeine Perücke im Stiche gelaſſen. **Das muß alſo**, ſagt Harlequin, **eine ſehr unglückliche Nacht für die Hüte und Perücken geweſen ſeyn.** Sein Herr befiehlet ihm zu ſchweigen, und fertiget den Bedienten der Flaminia ab.. Harlequin fängt wieder an, von den Hüten und Perücken zu reden; Lelio wird ungeduldig; indem wird angeklopft und der Docter tritt mit dem Pantalon herein. Die zwey Alten liegen dem Lelio aufs neue an, den Tag zu ſeiner und der Sylvia Verheyrathung, feſt zu ſetzen; er antwortet, er ſey bereit zu ſchlieſſen, und wolle ihnen mit ſeiner Schweſter zu dem Pantalon folgen, wo ſie den Notarius könnten hinkommen laſſen. Silvia kömmt hierauf, und ſagt ihm, daß ſie ihn im Traume in groſſer Noth, unter wilden Thüren geſehen habe, die ihn zerreiſſen wollen. Lelio geſtehet vor ſich, daß es dieſem Traume nicht ganz an Wahrheit fehle. Mario kömmt dazu; grüſſet die Silvia und ziehet den Lelio bey Seite, und erzehlt ihm, daß er ſeinetwegen ſehr gemißhandelt worden. Lelio unterbricht ihn, und ſagt, er wiſſe bereits alles und werde ihm die Ruhe ſeines künftigen Lebens zu danken haben. Mario und Silvia dringen wegen ihrer Verbindung in ihn; er ſagt ihnen, was er eben itzt mit dem Pantalon und dem Doctor abgeredet habe, und ſie fallen ihm beyde um den Hals. Auch ich? ſagt Harlequin, **auch ich werde Violetten heyrathen dürfen?** Ohne Zweifel; antwortet Lelio; und Harlequin fällt ihm gleichfalls um den Hals. Die Umarmungen fangen von neuem an, und ſo gehen ſie endlich mit einander ab. Das Theater verändert ſich, und ſtellt die Straſſe vor, wo Pantalons Haus iſt. Man erblickt den Doctor, den Pantalon und Notarius, die auf das Haus zueilen, damit ſie Lelio finden und keinen Verdacht zu irgend einem Argwohne haben möge. Doch Lelio, Silvia und Mario hohlen ſie noch ein, und ſie gehen alle zuſammen hinein. Das Theater verändert ſich abermals, und ſtellt das Zimmer der Flaminia vor, wo ſie zu Violetten ſagt, daß ſie noch gar nicht wiſſe, wie ſie mit dem Lelio, ohne Nachtheil des Mario, werde brechen können. Violette giebt ihr den Brief des Mario an den Lelio, den dieſer, als er ſich davon machen müſſen, verloren hatte. Flaminia lieſet ihn mit groſſer Freude, und ſagt, daß ſie ihn ſehr gut werde brauchen können. Indem kommen die Väter und die Liebhaber dazu. Man unterzeichnet die beyden Contracte. Flaminia bemächtiget ſich derſelben, giebt dem Mario den, der ihn angehet, wirft dem Lelio ſeinen Argwohn und ſein beſchimpfendes Verfahren vor, welches ſie durch den Brief, den er bey ſeiner Flucht verloren, erfahren habe, und zerreißt den Contract, den ſie kurz zuvor unterzeichnet hatte. Pantalon billiget das Verfahren ſeiner Tochter und begiebt ſich mit ihr weg. Lelio bleibt ganz verwirrt; Silvia tröſtet ihn, und giebt ihm den Rath, in Zukunft nicht mehr ſo argwöhniſch zu ſeyn. Lelio aber nimmt ſich im Zorne vor, es mehr als jemals zu ſeyn; denn, ſagt er, dieſer Brief enthält eine Verrätherey, gegen die ich nicht genug auf der Hut geweſen bin. In Zukunft will ich mich auch vor dem Hunde und der Katze in dem Hauſe in Acht nehmen, und auch meinem Hemde nicht mehr trauen. Er gehet voller Wuth ab. Mario und Silvia folgen ihm in der Abſicht, ihn mit Flaminien wieder auszuſöhnen; und Harlequin ſagt, er wolle gehen und ſehen, ob die Thorheit ſeines Herren auch nicht ſeiner Heyrath Unglück gebracht habe; womit die Komödie ſich endet.

11) Les Erreurs de l'Amour, ou Arlequin Notaire maltraité; in drey Aufzügen nach dem Entwurfe des ältern Riccoboni, zum erſtenmale aufgeführt den 23 May 1717.

Lelio liebt die Silvia und wird wieder von ihr geliebt, und Flaminia liebt den Lelio, der ſie aber nicht liebt. Sie verfolgt ihn alſo überall, wo ſie ihn mit der Silvia zuſammen findet, und dieſes unter verſchiedenen Verkleidungen; kurz ſie thut alles, was die Eiferſucht einem Frauenzimmer eingeben kann. Harlequin, der als ein Notarius verkleidet erſcheinet, wird ausgeprügelt, und lacht als ob er toll wäre, weil ſich die, die ihn prügeln, wie er ſagt, in der Perſon irreten. — Das Stück war nach den Sitten von Venedig eingerichtet.

Coypel.*)

1) L'Education perdue; in einem Aufzuge. Von dem Herrn Coypel entworfſen, und den 23 Octobr. 1717 zum erſtenmale aufgeführt.

Ein italiäniſcher Herr, Namens Lelio, hat aus ſeiner Ehe nicht mehr als ein einziges Kind, welches ein Sohn iſt, den er bey einer Müllerin auf dem Lande in die Koſt gegeben. Als er nach der Zeit Wittwer wird, will er dieſen ſeinen Sohn, den er Mario nennen laſſen, wieder zu ſich nehmen, und da er eine Kette und das Portrait ſeiner Mutter, welches beydes er ihm um den Hals gehangen, als er ihn in die Koſt gethan, nicht bey ihm findet, ſo fragt er die Müllerin nach der Urſache, die ihm denn ſagt, daß ſie das eine wie das andre verloren habe. Lelio glaubt ihr und nimt den Sohn, den ſie ihm vorgeſtellt, und er für den ſeinen hält, mit. Auf ſeinem Rückwege findet er ein Kind an dem Ufer des Fluſſes, von dem Alter ſeines Sohnes, und das viel Artigkeit zeiget; er erbarmt ſich über dieſes Kind, nimt es mit und läßt es mit ſeinem Sohne, unter dem Namen Lindori, zugleich erziehen. Bey dem Lindori ſchlägt die Erziehung ſehr wohl an, und ſeine Aufführung iſt ungemein ſittſam, da hingegen Mario ein lüderlicher Wildfang wird. Lindori macht mit der Silvia, der Tochter des Pantalons, der ſie mit dem Mario verheyrathen will, weil ihn Lelio darum angeſprochen, Bekanntſchaft. Ehe aber Pantalon ſeine Tochter den Mario zu heyrathen zwingen will, erkundiget er ſich vorher bey dem Harlequin, dem Bedienten des Mario, wegen der Aufführung ſeines Herren. Harlequin, in einer Kleidung mit Bändern, ein ſpaniſches Rohr unter dem Arme; und ein Reibeiſen und Tabak in den Händen, ſpielt einen lächerlichen Petitmaiter, und erklärt dem Pantalon, daß ſein Herr der glücklichſte und zugleich der freyeſte und luſtigſte junge Menſch von der Welt ſey, der ſich alle Tage neue Ergötzlichkeiten, in der Oper, in der Komödie, vor dem Spieltiſche, im Weinhauſe, bey Frauenzimmern, zu machen wiſſe. Da Pantalon dieſes hört, ſagt er dem Lelio den Handel auf, und will ſeine Tochter dem Mario nicht geben. Unterdeſſen führt dieſer den Lindori nebſt zwey Frauenzimmern in die Oper, und wie ſie wieder herauskommen, zwingt Mario den Lindori, den Degen zu ziehen. Mario

---

*) Charles Antoine Coypel war erſter Mahler des Königs und Director der königlichen Akademie der Mahlerey und Bildhauerkunſt zu Paris. Er ſtarb an dieſem Orte den 14 Junius 1752. in einem Alter von 58 Jahren. Er hat ſo wohl für die franzöſiſche als italiäniſche Bühne gearbeit. Seine Stücke für die letztere aber, waren weiter nichts als Entwürffe, dergleichen dieſer und der folgende iſt, und die von den Schauſpielern aus dem Stegreiſe ausgeführt, und daher niemals gedruckt worden.

rio wird von ihm entwaffnet, und Lindori ſchenkt ihm aus Grosmuth und aus Dankbarkeit das Leben, worauf aber Mario angehalten und in das Gefängniß gebracht wird. Unterdeſſen kömmt der Bruder von der Amme an, und bringt einen Brief an den Lelio, in welchem ſie ihm meldet, daß ſie bey Annäherung ihres Todes ihr Gewiſſen zwinge, ihm zu entdecken, wie Mario ihr eigner Sohn ſey, und daß der ſeinige in dem Fluſſe bey der Mühle umgekommen, weßwegen ſie denn vorgegeben, daß die Halsſchnur und das Portrait verloren gegangen wären. Da Lindori von der Halsſchnur und dem Portrait reden höret, ſo zeigt er beydes vor, wird dadurch für den Sohn des Lelio erkannt und heyrathet die Silvia. Lelio will hierauf den Mario von ſich ſtoſſen, Lindoria aber bewegt ſeinen Vater, daß er ihn auf eben demſelben Fuſſe, auf welchem Lindori vorher geweſen, bey ſich behält.

2) Le Defiant; in drey Aufzügen von Ch. An. Coypel den 10 Julius 1718. zum erſtenmale aufgeführt.

Perſonen des Stücks. **Lelio**, der Mißtrauiſche. **Flaminia**, des Lelio Tochter. **Pantalon**, des Lelio Bruder. **Mario**, Liebhaber der Flaminia und Freund des Pantalon. **Violette**, der Flaminia Mädchen. **Arlequin**, des Lelio Bedienter. **Scapin**, ein andrer vertrauter Bedienter des Lelio. **Pierrot**, ein Anverwandter des Scapin.

Lelio hat nur eine Tochter, (Flaminia) die er gern an einen Mann von Stande verheyrathen wollte. Pantalon, ſein Bruder, kömmt und will für den Mario um ſie werben, welches ein junger Menſch von Familie iſt, und den Flaminia liebt. Allein Lelio will ſie ihm nicht geben, weil man ihm geſagt hat, daß Mario ein wenig frey lebe, und ſein Vermögen eher als ein andrer durchbringen werde. Dieſer abſchläglichen Antwort wegen iſt Mario ziemlich verlegen, und weis nicht wie er mit ſeiner Gebieterin zu ſprechen kommen ſoll, weil Lelio ſo mißtrauiſch iſt, daß ſich niemand ſeinem Hauſe nähern darf, von dem er nicht glaube, daß er ihn beſtehlen wolle. Gleichwohl findet Mario ein Mittel hineinzukommen und die Flaminia zu ſehen, die ihm verſpricht, daß ſie niemals eines andern, als die ſeinige ſeyn wolle. Sie verlaſſen einander eben da Lelio dazukömmt, und aus vollem Halſe, als ein Beſeſſener, ſchreyt: **Dieb! Dieb! man beſtiehlt mich!** Er hält einen Menſchen am Kragen, der einen Sack mit tauſend Livres trägt, und den er aus ſeinem Cabinete herauskommen ſehen, das er nach ſich zuzuſchlieſſen vergeſſen hatte. Lelio bildet ſich ein, daß ihm dieſer Menſch das Geld geſtohlen habe; es iſt aber gleich das Gegentheil. Denn dieſer Menſch iſt ein Bedienter eines Freundes vom Lelio, dem er hundert Piſtolen geliehen hatte, und der Freund ſchickt ſie ihm itzt durch ſeinen Diener wieder, welchem Lelio bis itzt weder Zeit noch Freyheit gelaſſen, ſeine Commiſſion auszurichten. Nachdem er es nun gethan, läßt ihn Lelio zwar wieder gehen, befiehlt aber dem Harlequin, ihn bis auf die Straſſe zu begleiten, damit er nicht noch etwas bey dem Herausgehen mitnehmen möge. Lelio fragt den Scapin, welches ſein vornehmſter Bedienter und ſein Vertrauter iſt, wegen der Heyrath ſeiner Tochter um Rath, und läßt ſich verlauten, daß er ſie dem Mario nicht geben wolle. Scapin ſagt, er kenne einen ſehr reichen Marquis, der ſich wohl für ſeine Tochter ſchicken möchte; da ihm aber ſeine Aeltern ſehr früh geſtorben wären, und er auf dem Lande erzogen worden, ſo könne es leicht ſeyn, daß er nicht alle die Artigkeiten einer in der Stadt und in der groſſen Welt erzogenen Perſon, beſitze. Lelio aber erwiedert, daß dieſes nichts zu bedeuten habe, und daß er ihn nur ſolle kommen laſſen. Dieſer Marquis iſt Pierrot, der Sohn eines reichen Bauers, des Bruders vom Scapin, der dieſen ſeinen Vetter gern mit der Flaminia verheyrathen wollte. Er läßt ihn ſehr prächtig auskleiden, und ſtellt ihn dem Lelio und der Flaminia unter dem Namen des Marquis de la Pierre vor, und Lelio ſagt ſeiner Tochter, daß dieſes der Gemahl ſey, den er ihr beſtimme. Der Marquis ſagt tauſend abgeſchmackte Dinge;

er nennt den Scapin ſeinen Vetter, ob es ihm dieſer gleich ausdrücklich verbothen. Und nun kömmt auch Harlequin dazu, der vollends alles zu nichte zu machen drohet; denn da er den Pierrot auf dem Dorfe gekannt hat, wo er ſein Spielgeſelle ſonſt geweſen war, ſo läuft er auf ihn zu, umfaßt ihn und ſagt ihm tauſenderley närriſches Zeug. Scapin macht dieſes alles, ſo viel ihm möglich, bey dem Lelio wieder gut.

Unterdeſſen iſt Mario wegen der Ankunft dieſes Marquis und wegen der Hartnäckigkeit des Lelio, ihm ſeine Tochter nicht zu geben, ſehr verlegen. Er wendet ſich an Violetten, welches Scapins Liebſte iſt, und bittet ſie, die Heyrath hintertreiben zu helfen. Violette, die ſonſt bey dem Scapin alles vermag, thut ihm den Vorſchlag, und verſpricht ihn zu heyrathen, wenn er den Lelio dahin bringen wolle, daß er dem Marquis de la Pierre ſeinen Abſchied ertheile ꝛc. Scapin aber, der gleich, da ihm Violette dieſen Vorſchlag thut, ſeinen Herrn kommen ſieht, ſagt ganz laut, daß er ſich wohl hüten werde, ſeinen Herrn zu verrathen, und daß Flaminia nichts beſſers thun könne, als den Marquis ſde la Pierre zu heyrathen ꝛc. In dieſem Augenblicke kömmt Harlequin dazu, und ſagt, daß in dem Hauſe, und zwar in Scapins Kammer, Feuer ausgekommen ſey. Lelio läuft ſogleich hin, läßt das Feuer löſchen, und ſteckt eine Brieftaſche, die dem Scapin gehört, und die er auf dem Tiſche gefunden, zu ſich. Ehe er ſie ihm aber wieder giebt, ſucht er ſie vorher durch, um zu ſehen, ob Scapin nicht irgend eine Rechnung für ihn bezahlt bekommen. Da findet er nun unter ſeinen Papieren einen Brief von Pierrots Vater, der dem Scapin ſchreibt, daß es ſehr viel gewagt ſey, den Pierrot für einen Marquis ausgeben zu wollen, weil er viel zu ungeſchliffen wäre, dieſen Charakter lange zu behaupten. Ehe Lelio aber durch dieſen Brief, den er in der Brieftaſche gefunden, Licht erhält, hat ſein Bruder Pantalon eine ſehr luſtige Scene mit ihm. Pantalon will mit dem Lelio wegen der lächerlichen vorhabenden Verheyrathung ſprechen; dieſer aber, nach ſeiner mißtrauiſchen Gemüthsart, glaubt, daß er ihm Wagen und Pferde abborgen wolle, und bringt daher, ohne ihm Zeit zu laſſen, ſich zu erklären, eine lange Reihe von Entſchuldigungen vor, warum er ſie ihm nicht leihen könne. Und als er hört, daß itzt von ganz etwas andern die Rede ſey, bildet er ſich ein, daß er Geld von ihm borgen wolle, und läßt ſich daher weitläuftig über die elenden, geldklemmen Zeiten aus ꝛc. Endlich wird Lelio, durch die Gründe ſeines Bruders, und durch den gefundenen Brief von der Untreue des Scapins überzeugt, jagt ihn mit ſamt dem Pierrot fort, ruft ſeine Tochter und verſpricht ſie dem Mario ꝛc.

Die Kunſtrichter ſetzten an dieſem Stücke aus, daß der Charakter des Mißtrauiſchen nur ſehr oben hin behandelt ſey, und mit dem Geitzigen des Moliere zu viel ähnliches habe ꝛc. Deßgleichen ſchien es ihnen ſehr ſeltſam zu ſeyn, daß ein ſo mißtrauiſcher Menſch, als Lelio iſt, gleichwohl gegen den Scapin, der ihn bey der Naſe herumführt, nicht das geringſte Mißtrauen bezeige.

Noch hatte Harlequin eine ſehr luſtige, epiſodiſche Scene darinn; als er nehmlich aus dem Hauſe ſeines Herrn heraus kam, und ſein Ränzel mit ſich brachte, damit es nicht etwa mit verbrennen möge. Er ſucht es durch, und da er ſein beſtes Hemde nicht darinn findet, ſo geht er wieder hinein, um dieſes noch zu hehlen. Er bringt es auch wirklich, ſieht aber, als er zurück kömmt, daß ein Dieb mit ſeinem Ränzel, davon geht. Er betrachtet ihn, ſieht ihm nach, und der Dieb läßt ſich auch, auf eine komiſche Weiſe, auf allen Seiten und in mancherley Stellungen von ihm betrachten, ſo daß dieſe ſtumme Scene, nach vielfältigem hin und wiedergehen, ſehr lächerlich ausfällt. Der Dieb kömmt endlich mit dem Ränzel davon und Harlequin kömmt allein wieder vor auf das Theater, und ſpottet über den Dieb, daß er gleichwohl ſein beſtes Hemde nicht bekommen habe, welches er den Zuſchauern in einem ſehr elenden Zuſtande weiſet.

3) L'Impatient; in einem Aufzuge, nach dem Entwurfe des Herrn Coypel, den 10 November 1717. zum erſtenmale aufgeführt.

Lelio, welches der Charakter eines ſehr ungeduldigen Menſchen iſt, der ſich in beſtändiger Bewegung befindet, wird Knall und Fall in die Flaminia, die Tochter des Doctors verliebt, und wird wegen der Heyrathspunkte ſo geſchwind einig, als ob es die größte Kleinigkeit beträffe. Flaminia, die dieſen ihren künftigen Gemahl nicht liebt, fällt auf eine Liſt, ihm die Verbindung mit ihr zuwider zu machen. Sie redet nehmlich, in der erſten Zuſammenkunft, die ſie mit ihm hat, mit einer ſo merklichen Langſamkeit, daß ſie jedes Wort zu articuliren, eine geraume Zeit nöthig hat. Lelio verräth alle Augenblicke ſeine Ungeduld, und da er es endlich nicht länger aushalten kann, verläßt er die Flaminia auf einmal, begiebt ſich zum Doctor und erſucht ihn, ihm ſeines gegebenen Wortes, deſſen Tochter zu heyrathen, zu erlaſſen. Mario, der Liebhaber der Flaminia, macht ſich dieſen Bruch zu Nutze, hält bey dem Doctor um ſie an, und bekömmt ſie.

De Lisle. *)

1) Arlequin Aſtrologue; in drey Aufzügen von dem Herrn de Lisle, auf dem italiäniſchen Theater in Paris den 13 May 1727. zum erſtenmale aufgeführt.

1. Aufzug. Harlequin eröfnet die Scene. Er ſucht ſeinen Herrn den Eraſt, der ihm ſeit einigen Tagen aus den Augen gekommen iſt. Er findet ihn endlich als Gärtner verkleidet, in Dienſten der Dorimene, unter dem Namen Lucas. Anfangs erkennt er ihn unter dieſer Verkleidung nicht, welches den Eraſt hoffen läßt, daß ihn auch weder Dorimene noch Julia darunter erkennen werde. Mit dieſer Vorſicht hat der Verfaſſer ohne Zweifel den Einwürfen, die ihm die Kunſtrichter etwa darüber machen könnten, im Voraus begegnen wollen. Wir wollen nicht unterſuchen, in wie weit dergleichen Einwürfe gegründet ſeyn möchten; genug daß man über Facta nicht ſtreiten muß; und das iſt eines, daß Eraſt von ſeinem eignen Bedienten nicht erkannt worden. Wo die Erfahrung ſpricht, giebt uns der Verfaſſer zu verſtehen,

---

(*) Dieſer dramatiſche Schriftſteller, lebt, ſo viel mir bekannt iſt, noch. Er hat nur für das italiäniſche Theater gearbeitet. Sein **Timon**, der Menſchenfeind, ſein Falke ꝛc. ſind ſeit geraumer Zeit, auch auf dem deutſchen Theater. Die Stücke aber, deren Entwürfe hier vorkommen, ſind nie gedruckt worden.

ſtehen, da muß die Vernunft ſchweigen. Eraſt entdeckt dem Harlequin die Urſachen, die ihn bewogen, ſich als Gärtner bey der Dorimene in Dienſte zu begeben. Dorimene will die Julia an den Oronte verheyrathen, und eben um dieſe Heyrath zu hintertreiben, hat ſich Eraſt verkleidet. Er ſchlägt dem Harlequin vor, ſich ſelbſt als einen Sternſeher zu verkleiden, um Dorimenen zu hintergehen, die aus den Wahrſagern ſehr viel macht. Und um den Harlequin deſto leichter zu bewegen, ihm unter dieſer Verkleidung zu dienen, faßt er ihn bey ſeiner Schwäche. Harlequin liebt die Colombine, welche er in dem Verdachte hat, daß ſie den Trivelin, den Bedienten des Oronte, den Dorimene ihrer Tochter Julia beſtimmet, liebe. Eraſt führet den Harlequin mit ſich fort, damit er ſich niemanden zeigen ſoll. Sie begeben ſich in ein Weinhaus, um ihre Maaßregeln, wegen der Liſt, die Eraſt erdacht hat, mit einander zu nehmen. Dorimene kömmt mit der Julia, eben da Eraſt und Harlequin abgehen. Sie macht ſich die unverſtellte Aufrichtigkeit ihrer Tochter zu Nutze, um zu erfahren, was in ihrem Herzen vorgeht. Julia geſteht ihr gerade zu, daß ſie den Oronte zu ihrem Manne nicht haben möge, weil ſie ſich ſchon einen andern Liebhaber, der mehr nach ihrem Geſchmacke ſey, ausgeſucht habe. Dorimene, welche in den Eraſt eben ſo verliebt iſt, als ihre Tochter, und die ihm nur deswegen den Zutritt in ihr Haus verſagt hat, weil Julia in ſeinem Herzen die Oberhand über ſie erhalten, verbietet ihr durchaus an den Craſt weiter zu gedenken, und befiehlt ihr, ſich fertig zu halten, die Hand des Oronte anzunehmen, deſſen Reichthümer ſie glücklich machen könnten. Oronte kömmt, Doromene läßt ihre Tochter abtreten, Julia gehorcht, giebt aber durch ein **Beyſeite** zu verſtehen, daß ſie ſich an einem Ort verſtecken wolle, wo ſie die Unterredung ihrer Mutter und des alten Liebhabers, der ihr Gemahl werden ſolle, mit anhören könne. Dorimene ſagt dem Oronte, daß ſie in dem Herzen der Julia wegen der ihr vorgeſchlagenen Heyrath, ſehr viel Widerſtand antreffe. Oronte ſchmeichelt ſich, durch Hülfe ſeiner Reichthümer alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Dorimene verläßt ihn, um wegen verſchiedener Dinge Anſtalt zu machen. Den Augenblick darauf kömmt Julia; ſie ſagt dem Oronte, daß ſie ſeine ganze Unterredung, mit ihrer Mutter, mit angehört habe, und daß ſich dieſe ſehr betriege. Oronte glaubt, daß ihm dieſe Reden günſtig wären, und daß er der Julia ſo unangenehm nicht ſey, als ihre Mutter es glaube. Doch Julia läßt ihn nicht länger in ſeinem Irrthume, und erklärt ihm ohne die geringſte Zweydeutigkeit, daß ſie ihn nicht liebe, und auch niemals lieben werde. Nach dieſem aufrichtigen Geſtändniſſe

niſſe begiebt ſie ſich weg; und Oronte geräth darüber einwenig in Verwirrung, doch verlieret er noch nicht alle Hofnung.

2. Aufzug. Harlequin, ob es ihm gleich Eraſt ausdrücklich verbothen, ſich vor ſeiner Verkleidung in den Sternſeher, jemanden zu zeigen, kann dennoch ſeiner Begierde mit Colombinen zu reden nicht wiederſtehen, um von ihr zu erfahren, ob ſie ihm wirklich den Trivelin vorziehe. Colombine kömmt, und iſt eben nicht ſehr erfreut, ihn zu ſehen, weil ſie ſeinen Nebenbuhler liebt. Allein ſie verſtellt ihr Mißvergnügen; ſie fragt ihm nach dem Eraſt und ſagt, daß er ſeiner Abweſenheit ungeachtet, der Julia in ihren Gedanken beſtändig gegenwärtig ſey, und auf das zärtlichſte von ihr geliebt werde. Harlequin antwortet ihr, daß er bey dem Eraſt nicht mehr diene, und einen unendlich beſſern Herrn gefunden habe. Er ſey nehmlich vor itzt bey dem großen Sternſeher Beniscraque, der eine unumſchränkte Gewalt beſitze, in Dienſten. Er giebt ihr zugleich zu verſtehen, daß er den Trivelin, wenn er ſich unterſtehen ſollte, ihm ihr Herz ſtreitig zu machen, durch Hülfe gewiſſer Geiſter, die ihm ſein Herr leihen werde, ein wenig in der Luft wolle herum tanzen laſſen. Colombine die hierüber ſehr erſchrickt, verſtellt ſich noch weiter, und ſchwört ihm, daß ſie den Trivolin durchaus nicht leiden könne, ſondern ihren Harlequin einzig und allein liebe. Hier kömmt nun Eraſt dazu, der

noch immer als Gärtner verkleidet iſt; er geräth wider den Harlequin in Zorn, und droht ihm leiſe, ihn wegen ſeines Ungehorſams zu ſtrafen. Harlequin thut, als ob er ihn nicht kenne, und nimmt einen Ton gegen ihn an, der ſich für den Diener des großen Beniscraque, wenn er mit einem ſchlechten Gärtner ſpricht, ſchicket. Harlequin geht ab, um ſich zu verkleiden; und der verſtellte Gärtner erfährt von der Colombine, daß Julia die Hand des Oronte ausgeſchlagen, weil ſie ihr Hertz bereits an einen andern jungen Liebhaber, Namens Eraſt, verſchenkt habe. Der vermeinte Gärtner ſagt ihr, daß er der Julia in dieſer Liebe, ſo weit es in ſeinem Vermögen ſtehe, dienen wolle. Julia kömmt, und bezeigt eine große Begierde, ſich mit dem Sternſeher eher, als ihre Mutter, zu unterhalten. Sie bittet zugleich den Lucas, bey ihr zu bleiben, weil ſie ſich vor dergleichen Leute, die mit Geiſtern Umgang haben, fürchte. Eraſt bringt ſie mit einer guten Art auf das Kapitel von ihrer geheimen Liebe, und hat das Vergnügen zu hören, daß er heftiger, als er immer hoffen dürffen, von ihr geliebt werde. Er giebt ihr die Hand, ſie zu dem Beniscraque zu führen, auf deſſen Ankunft Dorimene mit Ungedult wartet.

3. Aufzug. Der erſte Auftritt dieſes letzten Aufzuges iſt zwiſchen Trivelin und dem in Sternſeher verkleideten Harlequin. Harlequin macht dem Trivelin ſo viel Angſt, daß er ihm das Ver-

ſprechen abzwingt, der Colombine zu entſagen. Der Vorwand, unter welchem der verſtellte Beniscraque den Trivelin dieſe Entſagung abnöthiget, iſt dieſer, weil er den Harlequin, der bey ihm in Dienſten ſtehe, unter ſeinen Schutz genommen habe. Trivelin macht ſich zitternd davon, und ſchwört, ſich niemals einer ſolchen Gefahr wieder auszuſetzen. Dorimene und Oronte kommen, den Sternſeher um Rath zu fragen; Oronte aber iſt bey weiten nicht ſo leichtgläubig, als Dorimene. Beniscraque läßt ſie beyde abtreten, und will mit der Colombine den Anfang machen, die ihn gleichfalls zu Rathe zu ziehen verlangt. Sie giebt ihm zu erkennen, daß ſie zwey Liebhaber habe, aber nur einen davon liebe; ſie ſetzt hinzu, daß ſie gezwungen ſey, das Geheimniß ihres Herzens zu verbergen, weil der Herr desjenigen, den ſie nicht liebe, in dieſem Hauſe gegenwärtig ſey. Sie verſteht unter dieſem Herrn den Beniscraque, weil ihr Harlequin in dem erſten Aufzuge geſagt hat, daß er bey dieſem berühmten Manne in Dienſte getreten ſey. Harlequin aber betriegt ſich, und glaubt, daß ſie den Trivelin, der bey dem Oronte in Dienſten ſtehe, meine. Dieſe Zweydeutigkeit verurſacht dem Harlequin eine große Freude; er kömmt aber gar bald aus ſeinem Irrthume. Colombine ſagt ihm, daß es Trivelin ſey, den ſie liebe. Hierbey nun kan ſich Harlequin nicht halten, er wirft ſeinen Rock und ſeinen Bart auf die Erde, und läßt der Colombine den Liebhaber in ihm erkennen, dem ſie den Trivolin vorzuziehen, die Ungerechtigkeit habe. Auf das Geſchrey und die Scheltworte, die er der Colombine ſagt, kommen ſowohl Dorimene und Oronte, als auch der vermeinte Lucas herzu; und jene erſtaunen nicht wenig, anſtatt des Beniscraque den Harlequin zu finden. Anfangs ſcheinet dieſer unbeſonnene Streich die ganze Liſt des Eraſt zu vernichten; doch es wird gar bald alles beygelegt. Da Oronte höret, daß Julia den Eraſt liebet, und dieſen Liebhaber bey ſeiner künftigen Gattin verkleidet antrift, ſo entſagt einer für ihn ſo gefährlichen Heyrath; und Dorimene faßt, nach einem ſo öffentlichen Ausbruche, den weiſen Entſchluß, in die Verbindung ihrer Tochter mit dem Eraſt zu willigen, dem ſie noch dazu ihre Freundſchaft verſpricht. Der einzige Harlequin ſieht ſich unglücklich; er kann aber niemand andern, als ſich ſelbſt die Schuld geben.

2) Arlequin Grand Mogul, in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Hrn. de Lisle; zum erſtenmale aufgeführt. den 14 Jenner 1734.

Aſouf, General der Truppen des Cha-Jean, Kayſers von Mogol, empört ſich gegen dieſen Monarchen, weil er ſeine Tochter verſtoſſen hat, und die Roxane, eine Enkelin des Sultan

Amajou, heyrathen will. Um ſeiner Parthey ein Gewichte zu geben, bedient ſich Aſouf des Harlequins, eines einfältigen Schäfers, welchen er den Rebellen unter dem Namen des Prinzen Boulakis, älteſten Bruder des Cha-Jean, der bereits ſeit einigen Jahren todt iſt, vorſtellet. Man kan ſich leicht einbilden, wie ſchlecht der vorgegebene Prinz die Perſon, die man ihm zu ſpielen gegeben, behauptet. Er hat ſich noch dazu in eine junge Schäferin, Namens Zaide, verliebet, die ſich über ſeine Unbeſtändigkeit beklagt, und es ihn endlich bereuen läßt, daß er die Stelle, die ihm Aſouf, aufgetragen, angenommen habe. Endlich ſchlägt Cha-Jean die Rebellen, Aſouf bleibet in der Schlacht und Harlequin heyrathet die Zaide. — Dieſes Stück fand wenig Beyfall, ob es gleich verſchiedene Scenen hatte, welche die Naivetet des Harlequin und der Zaide ſehr intereſſant machten.

8) **Les Caprices du Coeur & de l'Eſprit,** in drey Aufzügen von dem Hrn. de Lisle; zum erſtenmale aufgeführt den 25 Junius 1739.

Perſonen. **Dorimon,** der Angelique Vater; **Dorante,** Liebhaber der Angelique; **Valere,** gleichfalls der Angelique Liebhaber: **Angelique,** dem Dorante verſprochen; **Iſabelle,** Nichte des Derimon, dem Valere verſprochen; **Liſette,** Mädchen der Angelique; Frontin, Bedienter des Dorante. Die Scene iſt auf dem Lande bey dem Dorimon.

Dorimon eröfnet die Scene und fragt Liſetten, was ſie von dem Dorante, den er ſeiner Tochter beſtimme, und von dem Valere, dem er ſeine Nichte verſprochen, ſage? Liſette antwortet: ſie wären beyde liebenswürdig; Valere ſey ſehr lebhaft, und wiſſe ſich hervor zu thun; Dorante aber gefalle ihr deswegen unendlich, weil man einen vernünftigen Mann in ihm bemerke, von der gefälligſten Gemüthsart, obgleich ſein Aeußerliches ſehr ernſthaft ſey. Dorimon ſchmeichelt ſich, in der Wahl dieſer Ehemänner für ſeine Tochter und ſeine Nichte, ſehr glücklich geweſen zu ſeyn; indem Angelique, welche er dem Dorante beſtimmt, ſo wie er, philoſophiſch, und Iſabelle, ſo wie Valere, lebhaft und aufgeräumt ſey. Sie kommen beyde dazu, und Dorimon ſagt, daß er mit ihnen von einer ernſthaften Sache reden wolle. Er erklärt ſich, daß es ihre Verheyrathung betreffe; Iſabelle findet nicht, daß dieſes eben eine ſehr ernſthafte Sache ſey, allein Angelique denket ganz anders. Dorimon gehet ab, um ſich zu den zwey Liebhabern zu begeben, und ſie hernach zu ſeinen Töchtern zu führen. Iſabelle bezeiget ihrer Muhme ihre Freude, daß man ſie nun bald verheyrathen werde; Angelique aber iſt ganz traurig, weil, wie ſie ſagt, die Heyrath uns mit einem Manne verbindet, deſſen Verſtand man oft eben ſo wenig kennet, als die Gemüthsart. Hierauf ſchildert ſie die Liebhaber, die ihre Fehler in liebenswürdige Eigenſchaften zu verwandeln wiſſen, und ſich den Augen ihrer Gebieterinnen ganz anders darſtellen, als ſie wirklich ſind. Iſabelle antwortet, daß das Frauenzimmer den Mannsperſonen, wie ſie glaube, in dem Stücke der Verſtellung nichts ſchuldig bleibe. Die Unterredung wird durch die Ankunft des Dorimon und der zwey Liebhaber unterbrochen. Bey dieſer Zuſammenkunft fallen nichts als Höflichkeiten vor, und Dorimon, unter dem Vorwande, verſchiedenes anzuordnen, läßt ſie alle viere beyſammen. Bey dieſer Gelegenheit nun verrathen Angelique und Iſabelle ihre Neigungen; Angelique findet den Dorante allzuverdrießlich, und Iſabelle ſiehet in dem Valere nichts als einen unbeſonnenen Flattergeiſt. Jene ſchließt aus den ſatyriſchen Zügen, welche dem Dorante entwiſchen; und dieſe aus dem leichtſinnigen Tone des Valere, der unter andern ſagt, daß ſich Dorante, über alles, was ihn zu wieder ſey, ärgere, und daß hingegen er, über alles, was ihn ärgere, lache. Dorimon kömmt wieder zu ihnen; Iſabelle erhebt gegen ihren Oheim den Verſtand und Charakter des Dorante, und Angelique lobt ungemein den Valere, ſo daß Dorimon ſagt: das iſt ja recht luſtig; jede rühmt den Liebhaber ihrer Muhme, unterſteht ſich aber, aus Schamhaftigkeit, nicht, ihren eignen zu loben. Liſette meldet, daß man angerichtet habe, und die Geſellſchaft begiebt ſich weg. Liſette hält den Dorimon zurück, um ihn zu fragen, ob die Verliebten an einander Geſchmack finden. Dorimon iſt voller Freuden und ſagt, daß das Schickſal ſeine Wahl deutlich zu billigen ſcheine, und daß man auf der ganzen Welt keine ſympathetiſchere Gemüther finden könne; doch empfiehlt er ihr, bey dem Abgehn, nochmals die Herzen der beyden Frauenzimmer gegen ihre Liebhaber zu erforſchen. Frontin kömmt und wird von der Schönheit der Liſette ungemein gerührt. Er hält ſie anfangs für eine von den Gebieterinnen des Hauſes, nachdem ihn aber Liſette aus dem Irrthume gezogen, wird er freyer und ſagt: **Du wirſt nichts dabey verlieren, daß Frontin ſeine Ehrfurcht gegen dich zu verlieren anfängt.** Liſette fragt ihn, was er ſuche? Frontin antwortet: **ich ſuchte einen Herrn, und finde eine Gebieterin.** Sie unterhalten ſich hierauf von ihrer Herrſchaft, und jeder mahlet die ſeinige mit ſehr komiſchen Zügen vollkommen nach dem Leben

Angelique und Liſette fangen den zweyten Aufzug an. Dieſes vernünftige und einſichtsvolle Frauenzimmer ſagt; je mehr ſie den Dorante unterſuche, deſto weniger könne ſie Geſchmack an ihm finden, und ſie möge ihn durchaus nicht haben; er ſcheine ihr zu viel Verſtand zu beſitzen, und ſie fürchte, daß er für ſeine Einſichten allzuſehr eingenommen ſey. Sie geſteht, daß ſie eben die Fehler habe, welche ſie Doranten vorwirſt. Und eben dieſe Uebereinſtimmung in unſerer Art zu denken, ſagt ſie, würde unſerm Umgange nothwendig ſehr gefährlich ſeyn. Doronte, ſetzt ſie hinzu, muß eine gelehrige Frau, ſo wie ich einen Mann haben, der mehr Biegſamkeit des Geiſtes beſitzet. Sie trägt Liſetten auf, zum Dorimon zu gehn, und ihm die Neigungen ihres Herzens zu entdecken. Valere kommt dazu, weil er aber in tiefem Nachdenken iſt, wird er Angeliquen nicht gewahr, ob ſie gleich eben die Perſon iſt, von der ſeine ganze Seele eingenommen. Sie zeiget ſich ihm, welches ihn anfangs ein wenig verwirrt macht; doch faßt er ſich bald wieder, und geſteht ihr, daß ſeine Gedanken eben mit ihr beſchäftiget geweſen. Angelique wird durch dieſes Geſtändniß ſehr betroffen, und giebt ihm zu bedenken, daß er ihrer Muhme beſtimmt ſey; doch Valere fährt fort, ſie zu verſichern, daß er zwar Iſabellens Verdienſte wohl einſehe, daß aber Angelique über ſein Herz triumphirt habe. Endlich bekennt ihm Angelique, daß ſie eben ſo ausſchweifend ſey als er, und nicht die geringſte Neigung gegen Doranten habe. Valere wird darüber entzückt, fällt ihr zu Füſſen, und bittet ſie um Erlaubniß, hoffen zu dürfen, weil er ſie nunmehr lieben könne, ohne die Freundſchaft, die er für Doranten habe, zu verrathen. Angelique hebt ihn auf, und ſagt: Geben Sie mir die Hand; ich will Sie von ihrem Irrthume zurückbringen, und meiner Muhme wieder ſchenken. Dorante kömmt dazu, und weil er Angeliquen fliehen ſieht, ſo zweifelt er an ihrer Gleichgültigkeit gegen ihn nicht länger, und iſt ſehr wohl damit zufrieden. Er fügt hinzu: ein Frauenzimmer iſt von Natur gebieteriſch; alsdenn aber hat ihr Stolz keine Grenzen, wenn ſie gröſſere Talente zu beſitzen glaubt, als ihrem Geſchlechte ſonſt zukommen. Er ruft den Frontin, und befiehlt ihm, die Pferde zu ſatteln, damit er ſogleich abreiſen könne. Dem Frontin iſt dieſes ganz und gar nicht gelegen, und er thut alles was er kann, ſeinen Herrn zu bereden, daß er ſich nicht entbrechen könne, Angeliquen zu heyrathen, weil bereits alle Anſtalten dazu vorgekehret werden; er ſetzt hinzu, daß noch über dieſes er ſich ſelbſt in Liſetten verliebt habe. Frontin geht endlich in größtem Verdruſſe ab. Dorante bleibt einen Augenblick allein; Iſabelle kömmt in Gedanken vertieft dazu, und Dorante ſieht ſich verbunden, ſie nach der Urſache ihrer Traurigkeit zu fragen. Sie geſteht ihm, daß ſie Valeren nicht liebe, und daß er für ſie allzu jung und allzu zerſtreut ſey. Dorante nimmt Valerens Parthey und beweiſet Iſabellen, daß er alle Verdienſte habe, die man nur haben könne. Doch dieſes alles verringert Iſabellens Beſorgniſſe wegen der Jugend des Valere nicht im geringſten; ſie läßt ſich vielmehr darüber aus, daß ſie ſchwer zu überſtehen ſeyn werde. Erzeigen Sie mir alſo die Gefälligkeit, fährt ſie fort, und bringen ihm auf eine gute Art bey, daß er nicht mehr an mich denken ſolle. Dorante nimmt die Commißion, obgleich ungern, über ſich, und verſpricht, ihr Antwort zu bringen. Iſabelle geht ab, nachdem ſie ſich dieſen Stein vom Herzen geſchaft. Dorante, der anfangs allein abzureiſen glaubte, freuet ſich, daß ihm Valere werde Geſellſchaft leiſten müſſen. Valere kömmt herbey, ohne den Dorante zu ſehen, und iſt wegen der Art ſehr verlegen, mit welcher er ihm das Vorgefallene beybringen will. Wenn er Angeliquen liebt, ſagt er, und erfährt, daß ich ſie auch liebe, ſo wird er es für einen ſehr ſchlechten Streich halten. Hier iſt er; ich muß das, was mir Angelique an ihn aufgetragen, ausrichten. Sie bringen alſo nunmehr einer dem andern bey, daß ſie von den Perſonen, für welche ſie beſtimmt worden, nicht geliebt werden. Als aber Dorante dem Valere abzureiſen vorſchlägt, ſtutzet er nicht wenig, daß ihm dieſer antwortet: ich kann nicht. Er geſtehet ihm endlich, daß er Angeliquen anbete, daß er von ihr geliebt werde, und daß ihr ſeine Philoſophie beſſer gefalle, als Dorantens. Dorante umarmt ihn, und wünſchet ihm Glück. **Leben Sie wohl, mein Freund,** ſagt er; **ich will noch zu Iſabellen gehen, ihr von meiner Unterhandlung Bericht abzuſtatten, und Abſchied von ihr zu nehmen.**

Iſabelle eröfnet den dritten Aufzug mit einem Monologue, in der ſie die Unruhe ihres Herzens zu erkennen giebt; ſie fürchtet ihren Vater zu kränken, wenn ſie die angetragene Heyrath ausſchlägt, und iſt zugleich bange, was Dorante werde ausgerichtet haben, den ſie eben wahrnimmt. Er entdeckt ihr, daß es Valeren ſehr angenehm ſey, daß ſie ihn nicht liebe, daß er hingegen ihre Muhme liebe und von ihr wieder geliebet werde. Iſabelle erſtaunet nicht wenig, daß ihre Muhme ihrem Verſtande ſo zu nahe trete und den Dorante nicht liebe, der es doch ſo wohl verdiene; ſie ſcheinet wider das Betragen der Angelique ganz aufgebracht zu ſeyn. Hier fängt ſich die Liebe des Doranten an zu entdecken. Er kann ſich nicht enthalten, ihr ihren Sieg über ſein Herz zu geſtehen. Sie empfängt ſeine Erklärung mit einem freudigen Erſtaunen; glaubt aber noch immer, daß ſie Dorante hintergehen wolle. Dorante braucht alle Mittel, ſie zu überreden und endlich läßt ſie ſich überreden. Frontin, der das Ende dieſer Scene mitangehöret hat, ſchließt, daß die Abreiſe

reiſe nunmehr verſchoben ſey, und er Liſetten wieder ſehen könne. Unterdeſſen faſſet er doch den Anſchlag, ſich auf Unkoſten ſeines Herrn zu beluſtigen, und ſagt ihm, daß die Pferde fertig ſtehen. Dorante antwortet ihm, daß er nicht abreiſe, denn er ſey verliebt. Frontin kann nicht anders glauben, als daß er es in Angeliquen ſeyn; und da Dorante abgeht und Frontin den Dorimon kommen ſieht, ſo macht er ſich gefaßt, dieſem davon Nachricht zu geben. Dorimon ſagt im Hereintreten: *ich fürchte, alle meine Vorſicht wird vergebens ſeyn; denn wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo haben die jungen Leute, von welchen ich mir eine ſo groſſe Uebereinſtimmung verſprach, wenig Neigung gegen einander.* Frontin ſucht ihm dieſen Irrthum zu benehmen, und der erfreute Dorimon giebt ihm für dieſe gute Nachricht eine Belohnung. Liſette kömmt und ſagt gleich das Gegentheil von dem, was Frontin vorgegeben. *Angelique, ſagt ſie, kann den Dorante nicht ausſtehen; er iſt ihr zu philoſophiſch; Dorante ſeines Theils iſt nichts zärtlicher; und was Iſabellen anbelangt, ſo findet ſie den Valere für ſie allzu jung und allzu lebhaft. Kurz, die Sympathie hat alles verdorben.* Dorimon beruft ſich auf den Frontin, daß allerdings eine wechſelsweiſe Liebe unter ihnen zu herrſchen anfange; und Liſette beſtehet auf ihrer

Rede. Dorimon geht ab, um beſſer hinter die Wahrheit zu kommen. Liſette iſt auf den Frontin erzürnt, daß er den Dorimon betrogen; Frontin verſichert, daß er nichts als die lautere Wahrheit geſagt, und daher auch kein Bedenken getragen habe, Geld dafür zu nehmen, welches ihm ſeine Aufrichtigkeit gewiß nicht erlaubt hätte, wenn er ſeiner Sache nicht ganz gewiß wäre. Ihr es zu beweiſen, macht er eine ausſchweifende Erzehlung. Da ich ſahe, ſagt er, daß mein Herr, Valere, Angelique, und Iſabelle, und ſie, Jungfer Liſette, der Liebe ſich nicht unterwerfen wollten, ſo bin ich auf der Poſt zu ihr gereiſet, um euch alle zu Paaren zu treiben. Ich habe den kleinen Schalk von einem Liebesgotte mit mir gebracht, und kaum hat er den Fuß hier auf die Erde geſetzt, ſo iſt es auch ſchon richtig; die Verliebten ſind in einander wie vernarrt. Liſette will von dieſem allen nichts glauben, und er läßt ſie mit Angeliquen allein, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen. Liſette will alſo Angeliquen überreden, daß ſie den Dorante liebe, und Angelique verſichert ſie, daß nichts daran ſey, daß er ihr unerträglich falle, und daß, bey Gelegenheit da ſie den Valere ihrer Muhme wieder zuführen wollen, ſie in dieſem ein ſo liebenswürdiges Betragen, ſo ſchöne Geſinnungen entdeckt habe, daß ſie ſich nicht enthalten können, ihn ſelbſt zu lieben. Liſette antwortet hierauf, daß ſie nunmehr vollends nicht wiſſe, woran ſie ſey. Angelique hat Iſabellen rufen laſſen, und ſie kömmt; und nun entdecken beyde einander ihre Geſinnungen auf eine feine Art. Dorimon, der ſie behorcht und gehört hat, daß beyde von ſich geſtanden, ſie liebten, glaubt, daß ſie die lieben, die er ihnen beſtimmt hat, und freuet ſich ungemein, daß ſeine Wahl nach ihrem Geſchmacke ſey. Liſette ſagt bey Seite: **die Freude wird nicht lange dauern.** Angelique und Iſabelle bringen ihn aus ſeinem Irrthume, und bekennen ihm, daß weder Angelique zu dem Dorante, noch Iſabelle zu dem Valere einige Neigung fühle, worüber Dorimon ganz beſtürzt wird. Die Liebhaber kommen dazu, und Dorimon verlangt, daß ſie ſich erklären ſollen. Dorante geſteht, daß er Iſabellen liebe, und Valere, daß er ſeine ganze Liebe Angeliquen gewidmet habe. Da ſie Dorimon beyde gleich hoch ſchätzt, ſo iſt es ihm gleich viel, welchem von ihnen er ſeiner Tochter oder ſeine Nichte giebt. Er verſpricht, daß er die Einwilligung ihrer Aeltern zu dieſen Heyrathen auswirken wollen, und erklärt ſie für ſo gut als geſchloſſen. Die Verliebten bezeigen darüber ihre Freude, und Frontin erhält zugleich das Jawort von Liſetten, worauf das Stück mit einer Luſtbarkeit, die Frontin beſorgen müſſen, beſchloſſen wird. *)

Saint-

---

*) Die Fabel dieſes Stückes hat mit der Fabel meines Freygeiſtes ſo viel Gleichheit, daß es mir die

Saint-Foix. *)

1) Le Contraſte de l'Hymen & de l'Amour, in drey Aufzügen, von dem Herrn von Saint-Foix; auf dem italiäniſchen Theater zum erſtenmal aufgeführt, den 7ten März 1725.

Perſonen. **Horatius**, Oheim des Pamphilus. **Pamphilus**, Neffe des Horaz. **Julia**, mit dem Pamphilus vermählt. **Hortenſe.** **Alceſte**, Liebhaber der Hortenſe. **Harlequin**, Bedienter des Pamphilus. **Trivelin**, Bedienter des Alceſte. Mademoiſ. **Amila**, Sängerin und Frau des Trivelin. Mademoiſ. **Beccarre**, Sängerin und Frau des Harlequin. **Die Scene iſt in dem Hauſe des Horatius.**

Erſter Aufzug. Gleich vom Anfange des Stücks läßt der Verfaſſer zu verſtehen geben, daß man bey dem Oheim des Pamphilus einen Ball geben werde. Zwey Sängerinnen ſind

---

die Leſer ſchwerlich glauben werden, daß ich den gegenwärtigen Auszug nicht dabey ſollte genutzt haben. Ich will mich alſo ganz in der Stille verwundern, in der Hofnung, daß ſie mir wenigſtens, eine fremde Erfindung auf eine eigene Art genutzt zu haben, zugeſtehen werden.

*) Der Herr von Saint-Foix iſt noch am Leben. Wir haben eine gute Ueberſetzung von ſeinen dramatiſchen Werke. Folgende Auszüge aus zwey Stücken, die er nie drucken laſſen, werden dem Leſer alſo hoffentlich um ſo viel angenehmer ſeyn.

eingeladen, ſich dabey hören zu laſſen. Pamphilus hat das, was ſie ſingen ſollen, ſelbſt componirt. Die eine von dieſen Sängerinnen iſt die Frau des Harlequins, und die andere iſt mit dem Trivelin verheyrathet; ſie wiſſen aber beyde nicht, daß ihre Männer, von welchen ſie weggelauffen ſind, der eine bey dem Pamphilus und der andere bey dem Alceſte in Dienſten ſtehen. Der erſte iſt mit der Julia vermählet, und der andere ſoll ſich mit Hortenſen verbinden. Harlequin hat ſich in die Frau des Trivelins, und Trivelin in die Frau des Harlequins verliebt. Harlequin öffnet die Scene. Er empfiehlt ſich der Mademoiſelle Amila, die er eben verläßt. Pamphilus, ſein Herr, heißt ihm, einen Brief wegtragen; Horatius, des Pamphilus Oheim, kömmt in dem Augenblicke dazu, da ſein Neffe dem Harlequin den Brief giebt, bemächtiget ſich deſſelben, und fragt in einem zornigen Tone, an wen dieſe verliebte Geſandtſchaft gehen ſolle? Pamphilus antwortet ihm ganz ruhig, er dürfe, um es zu wiſſen, nur die Aufſchrift leſen. Horatius erſtaunt nicht wenig, da er ſieht, daß Pamphilus an ſeine Frau ſchreibt, und von ihr zu wiſſen verlangt, um welche Stunde er das Vergnügen haben könne, ihr aufzuwarten. Er fragt ſeinen Neffen, ob das die Art ſey, wie zwey verehelichte Perſonen mit einander umgehen ſollten? Pamphilus erklärt ihm die Feinheit dieſes Betragens in Ausdrücken, die den Horaz erbittert und zu der Drohung bringen, daß er ihn enterben wolle, wenn er nicht klüger werde. Alceſte kömmt und bezeigt dem Pamphilus, den er für ſeinen Freund hält, wie ſehr er ſich freue, daß er nun bald mit Hortenſen ſolle verbunden werden. Pamphilus ſpottet über alles, was er ihm ſagt. Alceſte redet von Juwelen, die er für ſeine Braut einkaufen will; Pamphilus bietet ihm die Juwelen ſeine Frau an, und giebt ihm den Rath, ſie gleichfalls, fünf oder ſechs Monate nach der Hochzeit, wieder zu verkauffen. Alceſte aber findet den Antrag der Annehmung eines ehrlichen Mannes unwürdig. Hortenſe kömmt dazu und giebt durch ein Seitab zu verſtehen, daß ſie den Pamphilus eben ſo ſehr haſſe, als ſie den Alceſte liebe. Pamphilus, um den Alceſte eiferſüchtig zu machen, ſpricht mit Hortenſen in dem vertraulichen Tone eines beglückten Liebhabers; Alceſte weis nicht, was er denken ſoll, und Hortenſe mag ſich über die Unverſchämtheit des Pamphilus noch ſo ſehr erbittern, ſo drehet dieſer doch noch immer alles, was ſie ihm hartes ſagt, zu ſeinem Vortheile. Sie verläßt ihn endlich, und giebt ihrem geliebten Alceſte die Hand. Zu Ende dieſes Aufzuges erkennet Harlequin, unter dem Namen der Mademoiſell Beccarre, ſeine Frau, die er längſt todt geglaubt; ſie überhäuffen einander mit Scheltworten und verlaſſen ſich mit einem: **Adieu! hohl dich der Teufel!**

Zweyter Aufzug. In der Zwiſchenzeit hat Pamphilus einen Brief an Hortenſen geſchrieben, in welchem er ihr meldet, daß er ſeiner Frau durch eine falſche Nachricht beybringen laſſen, als ob eine von ihren Anverwandten zu Verſailles gefährlich krank geworden, welches ſie ohne Zweifel bewegen werde, ſogleich dahin abzureiſen. Er ſetzt in dieſem Briefe hinzu, daß er ſie, vermittelſt dieſer Liſt, unter dem Namen und den Kleidern der Julia, auf dem Balle werde unterhalten können. Hortenſe wird über dieſen Anſchlag, an dem ſie durchaus keinen Theil haben will, und den ſie höchſt ausſchweifend und unverſchämt findet, ungemein aufgebracht, und ſchicket den Brief an Julien. Dieſe aber verlieret ihn und er fällt dem Alceſte in die Hände, der bereits den Argwohn gefaßt, daß Hortenſe gegen die Liebe des Pamphilus ſo unempfindlich vielleicht nicht ſey, als ſie ſich in dem erſten Aufzuge geſtellt. Er giebt es zu Anfange des zweyten Aufzuges dem Horaz zu verſtehen, und zeiget ihm den unglücklichen Brief, den er gefunden. Horaz vergißt nichts, ihn wegen ſeines Neffens zu beruhigen, deſſen Charakter es ſey, leere Einbildungen für Wirklichkeiten zu nehmen. Alceſte ſcheinet auch von ſeinem eiferſüchtigen Argwohne wieder geheilet. Es ſind noch verſchiedene andere Scenen in dieſem Aufzuge, deren Ordnung vielleicht, aus Mangel des Gedächtniſſes, ein wenig verrückt worden, deren

Inhalt aber ohngefehr dieſer iſt: In einem von dieſen Scenen hat Pamphilus eine Unterredung mit ſeiner Ehegattin, der Julia, welche, nachdem ſie ihres Mannes Anſchlag aus dem Briefe, den ihr Hortenſe zugeſchickt und ſie nachhero verloren, erſehen, Liſt gegen Liſt ſetzet, und ihren Mann beredet, daß ſie nicht auf den Ball gehen werde, weil die Pflicht ſie zu ihrer kranken Anverwandtin nach Verſailles rufe. Pamphilus ſpottet über dieſer Pflicht, die ſie an ihrem Vergnügen hindere. Er hat dem Harlequin aufgetragen, der Julia eine Trennung vorzuſchlagen, und erinnert ihn itzt ganz leiſe daran. Harlequin gehorcht, und ſagt zur Julia, daß die Gleichgültigkeit, die ihr Gemahl gegen ſie habe, ohne Zweifel daher komme, weil ſie einander beſtändig vor Augen hätten, und daß ſie ſich ſeltener ſehen müßten, wenn ſie ſich lange mit Vergnügen ſehen wollten. Pamphilus giebt dieſer neuen Entdeckung des Harlequins ſeinen Beyfall; Julia aber erzürnt ſich wider ihren unwürdigen Gemahl, der ſich zu der Trennung ſo bereit finden läßt. Pamphilus antwortet, daß es eigentlich keine Trennung, ſondern vielmehr ein Mittel ſey, ſich deſto feſter zu vereinigen. In einer andern Scene iſt Hortenſe ungemein betrübt, weil ſie ihren Alceſt verdrießlich ſieht; da ſie aber von Julien hört, daß ſie den Brief des Pamphilus, den ſie ihr zukommen laſſen, verloren habe, ſo zweifelt ſie eben ſo wenig als ihre

Freundin, daß Alceſte ihn müſſe gefunden und Argwohn daraus geſchöpft haben Es ſchließt ſich der zweyte Aufzug mit einer Scene in dem italiäniſchen Geſchmacke, welche ſehr vielen Beyfall fand. Sie iſt folgende: Da der Ball nunmehro bald angehen ſoll, ſo kömmt Trivelin als ein Cavalier verkleidet, um ſeiner geliebten Mademoiſelle Beccarre unter dieſer Verkleidung Liebkoſungen vorzuſagen; Harlequin erſcheinet gleichfalls ſeiner lieben Amila wegen, und hat die Kleider ſeines Herrn, des Pamphilus angezogen. Von dieſen Bedienten alſo, die beyde auf gutes Glück ausgegangen, will gern keiner einen überläſtigen Zeugen um ſich leiden, und es bittet daher einer den andern, geſchwind abzutreten, wozu ſich aber weder dieſer noch jener verſtehen will. Sie vertrauen ſich wechſelsweiſe die Urſache, warum ſie hieher gekommen, und dieſes auf eine ſo unbeſonnene Art, daß ſie beyde gar bald ſehen, daß einer in des andern Frau verliebt iſt, und keiner unerhört geblieben. Jeder ſagt von ſeinem Nebenbuhler, was er nur ſchlimmes von ihm weis, und ſie machen eine ſo wahre Abſchilderung von einander, daß ſie ſich unmöglich verkennen können. Sie gerathen beyde darüber in Wuth, und wollen ſich beyde rächen; der eine fordert ſeinen Degen, und der andere ſeine Piſtolen. Weil dieſe Scene zur Nachtzeit vorgehet, ſo verirren ſich ihre Weiber, die unter dem Namen Amila und Beccarre dazu kommen, und jede von ihnen wendet ſich an ihren Mann, indem ſie mit ihrem Liebhaber zu ſprechen glaubt. Die Männer fangen an zu zanken, allein die Weiber nehmen noch einen weit trotzigern Ton an, und es kömmt zu Schlägen. Sie prügeln ihre Männer wacker durch, und laſſen ſie trefflich zerzauſet ſtehen. Die beyden Männer ſehen einander eine Zeitlang an, ohne ein Wort zu ſprechen; hierauf hebt einer dem andern Parücke und Hut auf, machen ſich wechſelsweiſe wieder zurecht, und umarmen ſich ſehr zärtlich, womit ſich der zweyte Aufzug endet.

Dritter Aufzug. Die Anſchläge, die in den vorigen Aufzügen gemacht worden, werden in dieſem nun ausgeführt. Die Scene iſt in dem Saale, wo der Ball gegeben wird. Pamphilus begiebt ſich in den Kleidern ſeiner Julia dahin, ſo wie er es ſich in dem Briefe an Hortenſen vorgenommen; und Julia, die er in Verſailles zu ſeyn glaubt, erſcheint als ein Cavalier verkleidet, und thut, als ob er der vermeinten Julia Schmeicheleyen vorſagen wolle. Vergebens verſichert ihm Pamphilus, daß er nicht Julia ſey; der vorgegebene Cavalier dringt nur um ſo viel ſtärker in ihn. Endlich räumt es Pamphilus, um ihn los zu werden, ein, daß er Julia ſey, und bittet ihn nur, ihr einen Augenblick Ruhe zu laſſen. Ihre Unterredung wird durch die Ankunft der Sängerinnen Amila und

Beccarre unterbrochen, und Pamphilus macht ſich davon. Als Julia den Oheim des Pamphilus kommen ſieht, ſagt ſie zu den Sängerinnen, daß es Pamphilus ſelbſt ſey; und dieſes zwar in der Abſicht, weil ſie voraus ſieht, daß ſich Horaz durch das, was ſie ihm in der Meynung, daß er Pamphilus ſey, ſagen werde, vollends gegen ſeinen Neffen werde aufbringen laſſen. Es geſchieht auch wirklich; Horaz erfährt von den beyden Sängerinnen, daß die ganze Luſtbarkeit, von welcher ſie die Hauptperſonen ſind, von ſeinem Neffen in dem Vorſatze angeſtellt worden, Uneinigkeit zwiſchen Alceſten und Hortenſen zu ſtiften. Zum zweytenmale verkleidet ſich Julia als Hortenſe, der ſich Pamphilus unter der Kleidung ſeiner Frau zu zeigen verſprochen. Die vorgegebene Hortenſe ſpielet ihre neue Perſon vortrefflich, und macht ſie ſich verſchiedentlich zu Nutze. Einmal in ſo weit, daß ſie ihren Mann, der ſie für Hortenſen hält, nöthiget, dreyßig Piſtolen, die ſie einem Gaſconier ſchuldig iſt, welcher ſie itzt auf dem Balle ſehr dringend darum mahnet, für ſie zu bezahlen, damit er in ſeiner Unterredung mit der vermeinten Hortenſe nicht länger geſtört werde. Und der zweyte Vortheil, den ſie aus ihrer Verkleidung unter dem Namen Hortenſe ziehet, beſtehet darinn, daß ſie ſich ihre Juwelen wiedergeben läßt, die er Alceſten verkaufen wollen. Nach dieſer doppelten Verrichtung kömmt Alceſte mit dem Horatius dazu. Alceſte irret ſich eben ſowohl wie Pamphilus, und glaubet Hortenſen in einer geheimen Zuſammenkunft mit dem Pamphilus zu treffen. Doch die wahre Hortenſe erſcheinet in eben dem Augenblicke, und macht ihm wegen ſeines ungerechten Argwohns Vorwürfe. Julia macht den Pamphilus vollends verwirret, indem ſie ſich zu erkennen giebt; und dieſer Streich, den ihm ſeine Frau geſpielt, beſtärkt ihn in dem Vorſatze, den er ſchon vorher geäuſſert, ſich von ihr ſcheiden zu laſſen. Julia iſt es zufrieden; Horatius findet, daß ſie Recht hat und ſagt zu ſeinem unwürdigen Neffen, daß er auf ſeine Erbſchaft weiter keine Rechnung machen dürffe. Das Stück ſchließt ſich alſo auf der einen Seite mit einer Eheſcheidung und auf der andern mit der feſtgeſetzten Vermählung des Alceſte und der Hortenſe.

2) La Veuve à la Mode; in drey Aufzügen, von dem Herrn von Saint-Foix, zum erſtenmal aufgeführt den 26. März 1726.

Perſonen. **Dorante**, Preſident und Oheim des Damon und der Eliante. **Damon**, Liebhaber der Eliante. **Eliante**, eine junge Wittwe und Liebhaberin des Damon. **Pasquin**, Bedienter des Damon. **Dorimene.** **Marthon**, Mädchen der Eliante. **Liſette**, Mädchen der Dorimene.

Damon und Eliante, ob ſie gleich in einander verliebet ſind, lieben ihre Freyheit doch weit mehr, als ſelbſt das leichte Band, welches ſie itzo noch vereiniget. Sie ſind beyde gleich geneigt, eine ernſthaftere Verbindung, dergleichen die Heyrath ſeyn würde, zu fliehen. Dorante, des Damons Oheim, hat ſich vorgenommen, ihn mit Elianten zu verheyrathen, die gleichfalls ſeine Nichte iſt. Beyde aber ſetzen ſich gleich ſehr darwider und geben ihre Geſinnungen, indem ſie mit ihrem Oheim ſprechen, auf folgende Art zu verſtehen.

„**Eliante.** Uns mit einander zu verheyra-
„then! So ſind ſie es überdrüßig, uns als gute
„Freunde zu ſehen?

„**Pasquin.** Es iſt auch wahr! Warum
„wollen Sie nun unter Anverwandten Uneinig-
„keit ſtiften?

„**Dorante.** Wie? Euch mit einander ver-
„heyrathen, heißt Uneinigkeit unter euch ſtiften?
„Liebt ihr euch denn nicht?

„**Damon.** Madame gefällt mir. Meine
„Gedanken beſchäftigen ſich mit ihrem Bilde lie-
„ber, als mit dem Bilde einer andern. Aber
„da alle artige Frauenzimmer einander gewiſ-
„ſermaaſſen ähnlich ſind, ſo unterhalte ich die Zärt-
„lichkeit, die gegen ſie habe, ohne Unterſchied mit
„allem, was ich liebenswürdiges finde.

„Dorante. Nun wohl! Das iſt ein guter „Anfang zur Liebe; die Heyrath wird das Band „derſelben ſchon feſter knüpfen.

„Eliante. Nichts weniger; ſie würde vielmehr alles verderben. Wir lieben uns itzo, „ohne daß wir uns ſehr zu lieben glauben; wir „ſuchen einander, ohne faſt daran zu denken, „ohne es vielleicht jemals überlegt zu haben; „wir haben einerley Freunde, einerley Ergetzungen, einerley Beſuche. Aber ach! ſo bald „wir verheyrathet ſeyn ſollten, würden wir gar „bald dieſe beyderſeitige Aehnlichkeit, die ſich „bey allen unſern Handlungen findet, bemerken; „ſie würde uns nach und nach zur Laſt werden; „jeder von uns würde ſie für Eiferſucht, für „Mißtrauen zu halten anfangen; wir würden „uns Zwang anthun; die Ungleichheiten, die „Unbeſtändigkeiten, die unter Liebhabern nichts „zu bedeuten haben, weil ſie denſelben nicht weiter ausgeſetzt ſeyn dürfen, als ſie es ſeyn wollen, würden ihren Namen verändern; ſie „würden zu übler Laune, zu Eckel, zu Abneigungen unter Mann und Frau werden, die „ein unglückliches Band beſtändig um einander „zu ſeyn nöthigte.

„Damon. O meine allerliebſte Muhme, „wie vortrefflich iſt das geſagt! Ich liebe Sie; „ich bete Sie an! Nein; ich will Sie niemals „heyrathen.“

Dorante wird durch den Widerſtand, den ihm ſeine Neffe und ſeine Nichte thun, aufs Aeuſſerſte gebracht, und ſagt in einem gebietenden Tone, daß ſie einander durchaus heyrathen ſollen, und zwar noch heute, oder daß er ihnen ſonſt ſeine Erbſchaft entziehen, und ſelbſt eine junge Perſon, Namens Dorimene, heyrathen, und dieſer alle ſein Vermögen verſchreiben wolle. Er fügt hinzu, daß dieſe Dorimene ſeine Hand gewiß nicht ausſchlagen werde, weil ihr alles Vermögen, das ſie zu hoffen habe, von einer ihrer Anverwandtinnen nur mit dem Bedinge vermacht worden, daß ſie nicht anders als mit ſeiner Genehmhaltung heyrathen, ja ihren Gemahl ſelbſt von ſeiner Hand blindlings annehmen ſolle. Dieſe Drohung ſcheinet der Eliante und dem Damon gleich ſchrecklich; ſie beſitzen nichts, als was ſie von ihm zu hoffen haben, und zu ſeiner Erbſchaft ſollen ſie ſich bloß durch ihre Verbindung berechtigen können; gleichwohl bleiben ſie feſt auf dem Entſchluſſe, einander niemals zu heyrathen. Sie ſinnen beyde auf Mittel, wie ſie ihren Oheim an der Verſchenkung ſeines Vermögen, womit er ihnen gedrohet, hindern wollen. Damon ſchmeichelt ſich, daß ihn Dorimene genugſam liebe, um ſie zu bewegen, die Hand des Dorante nicht anzunehmen; er verſpricht ſich, ſie durch neue Aufwartungen, die er ihr machen wolle, noch mehr für ſich einzunehmen. Eliante findet dieſes

Mittel allzu gefährlich, und wird ſo gar ein wenig eiferſüchtig darüber; ſie verbietet dem Damon, bey Dorimenen durchaus nichts zu verſuchen, und nimmt alles über ſich. Sie fängt es folgendermaaſſen an. Sobald ſie Damon verlaſſen hat, ſo theilt ſie ihrem Mädchen der Marthon einen Anſchlag mit, auf den ſie eben gefallen; ſie ſagt ihr, daß ſie Dorimenen erſt geſtern zum erſtenmal auf dem Balle geſehen, daß ſie ihr unter der Kleidung eines Cavaliers zärtliche Dinge vorgeſagt, und in kurzer Zeit einen ziemlich ſtarken Eindruck auf ihr Herz gemacht habe. Sie ſetzt hinzu, daß ſie unter eben derſelben Kleidung, die ihr ſo vortheilhaft geweſen, Dorimenen in ihrem Hauſe beſuchen wolle, und verlangt, daß Marthon gleichfalls, unter dem Namen Eliante, einen Beſuch bey ihr ablegen ſoll. Das Mädchen iſt es zufrieden, ſich für die Gebieterin auszugeben, und damit endet ſich der erſte Aufzug. In der Zwiſchenzeit reden ſie noch alles mit einander ab, was zu dem glücklichen Ausgange ihrer Liſt etwas beytragen kann.

Den zweyten Aufzug eröffnet Dorimene mit ihrem Mädchen, Liſette. Dorimene thut Liſetten zu wiſſen, daß ſie Dorante heyrathen werde, wenn Damon und Eliante ſich nicht noch heut einander zu ehelichen entſchlöſſen. Liſette fragt ſie, ob ſie ſich, des zärtlichen Verſprechens ungeachtet, das ſie dem Valere gethan, keines andern, als die ſeinige zu ſeyn, den Dorante zu heyrathen, werde entſchlieſſen können. Dorimene antwortet ihr ſo, daß ſie an ihrer Beſtändigkeit zu zweifeln anfängt, und endlich geſtehet ſie ihr offenherzig, daß ein junger Unbekannter, den ſie vorgeſtern Abends auf dem Balle geſehen, und der ihr von Liebe vorgeredt, die ſchwerſte Hinderniß ſey, die Dorante in ihrem Herzen zu überſteigen habe. Durch dieſe Scene erfährt man nicht allein das Vergangene, ſondern ſie dienet auch zur Vorbereitung auf das Folgende. Marthon wird unter dem Namen Eliante, angemeldet. Dorimene befiehlt, ſie hereinzuführen. Nach einigen Complimenten, ſo wie ſie bey einem erſten Beſuche vorzufallen pflegen, bittet die vermeinte Eliante Dorimenen um Erlaubniß,einem von den Bedienten ins geheim etwas befehlen zu dürfen. Dorimene vergönnt es, worauf ſie ſich beyde niederſetzen und Eliante ſogleich ihr Herz folgender Geſtalt ausſchüttet.

„**Marthon, oder die vermeinte Eliante.**

„Nicht in dem Geräuſche der Welt, wo uns „tauſend Ergetzungen zerſtreuen, haben wir die „Ueberraſchungen der Liebe am meiſten zu fürchten. Das Jahr der Stille und Eingezogenheit, welches ich dem Andenken meines verſtorbenen Gemahls gewidmet hatte, war noch nicht „ganz verfloſſen, als eine von meinen Freundinnen einen ihrer Anverwandten zu mir brachte. „Wie liebenswürdig war er! Welcher Anblick

„für ein Herz,-das der Wohlſtand ſeit zehn Mo„naten nöthigte, ſich nur mit traurigen Ideen „zu beſchäftigen, und deſſen Begierden ſich durch „die wenige Thätigkeit, die ich ihnen erlauben „durfte, nur vermehrten. Dieſer junge Menſch „legte verſchiedene Beſuche bey mir ab; und „endlich geſtand er mir, daß er mich liebe. Ich „antwortete ihm, ich ſey entzückt darüber, und „liebe ihn auch recht ſehr.

„Dorimene. Dieſer Anfang verſpricht viel.

„Marthon. Er ward über meine Antwort „unwillig.

„Dorimene. Nun? Und was wollte er denn?

„Dorimene. Er wollte, ich hätte mir bey „dem Bekenntniſſe ſeiner Leidenſchaft ein ſtren„ges Anſehen geben ſollen; ich hätte ihn miß„handeln ſollen. Kurz, er wollte, daß ich mich „grauſam gegen ihn bezeigte; ich aber war viel „zu fein, ihm hierinn ſeinen Willen zu thun.

„Dorimene. Zu fein? Von dieſer Feinheit „verſtehe ich nichts.

„Marthon. Und gleichwohl iſt ſie höchſt „vernünftig. Darf ein Frauenzimmer, das „ſich von ihrem Liebhaber am Nachttiſche geſehen „zu werden fürchten muß, das ihm nur durch „erborgte Reitze Liebe einzuflöſſen weis, darf ſo „ein Frauenzimmer auf ihre Eroberung wohl ſtolz ſeyn?

„Dorimene. Gewiß nicht.

Marthon. Was ſind aber die kleinen Weigerungen, die Hinderniſſe, die Schwierigkeiten, wodurch wir die Leidenſchaft eines Liebhabers reitzen? Sie ſind unſerer Perſon eben ſo wenig eigen, eben ſowohl erborgt als Bleyweiß und Schminke; und man kann ſich alſo auch auf dasjenige Herz, das ſie uns erhalten müſſen, wenig oder nichts zu gut thun. Allein es wiſſen, daß unſere Bereitwilligkeit einen Liebhaber leicht nachläßig, kalt und ſchläfrig machen kann, und ihm dennoch dieſe Hülfe wider unſere Reitze ſelbſt leihen, um ihn mit deſto mehr Ehre überwinden zu können, das, das nenne ich fein gedacht, und ſo wie eine Heldin denken muß, die ſich ihres Werths bewußt iſt, und ihre Siege nur ſich ſelbſt zu danken haben will. — Kurz, er mußte ſich nach meiner Moral bequemen.

„**Dorimene.** Ich ſollte auch meinen, daß ſie bequemlich genug wäre.

„**Marthon.** Er wollte in dem Geſchmacke der Romanen, die er geleſen hatte, lieben; ietzt aber iſt er kein ſolcher Neuling mehr, wie Sie bald ſelbſt ſehen und wir es zugeſtehen ſollen.

„**Dorimene.** Ich? Madame!

„**Marthon.** Er liebt Sie; Sie entreiſſen mir ihn ꝛc.

Dieſe Scene gefiel bey der Vorſtellung wegen ihres paradoxen und ſeltſamen Inhalts ungemein. Zum Schluſſe macht Eliante Dorimenen ſehr lebhafte Vorwürfe, daß ſie ihr einen Gefangen entführe, der ſie mit der beſten Art gemacht habe. Dorimene vertheidiget ſich wegen des Raubes, den Marthon ihr Schuld giebt; doch die wahre Eliante, die als Cavalier verkleidet dazu kömmt, überzeugt ſie deſſelben vollends. Ehe aber dieſer vermeinte Cavalier erſcheinet, ſagt Marthon zu Dorimenen, daß ſie ihn ſelbſt, in Dorimenens Namen, habe rufen und ihm ſagen laſſen, daß er ſich, um nicht erkannt zu werden, in einem Mantel verhüllt, zu ihr begeben ſolle. Sie verlange, daß er ſich über ſie beyde erkläre, und bittet um Erlaubniß, ſich einen Augenblick verbergen zu dürfen. — Einige Stellen aus der nun folgenden Scene, werden dem Leſer nicht unangenehm ſeyn.

„**Eliante.** (im Tone eines Petitmaitres) „Wenigſtens hat mich niemand erkannt. Ohne „uns zu ſchmeicheln, wir ſind bey dergleichen „Abentheuern öfterer geweſen.

Dorimene. Mein Herr — —

„**Eliante.** Zum Henker, Mademoiſelle, wie „glücklich bin ich! Ich komme auf ihren Befehl „hierher; und was noch mehr iſt, ich komme „verkleidet. Unſer erſter Beſuch iſt geheimniß„voll! O das Geheimnißvolle! Es iſt zu allen „gut; aber beſonders in der Liebe, beſonders da „lebe das Geheimnißvolle!

„**Dorimene.** Mein Herr —

„**Eliante.** Ich bekannte ihnen meine Liebe; „und Sie glaubten mir auf der Stelle. Das

„iſt die gewöhnliche Wirkung der Wahrheit; „man darf ſie nur hören, um ſogleich überzeugt „zu werden.

„**Dorimene.** Mein Herr. —

„**Eliante.** Ja, Mademoiſelle, wenn ich ih„nen auch meine Liebe nicht bekannt hätte; ſo „hätte Sie ſie doch mit allem Recht vermuthen „können, da ſie ſo ſchön, ſo reitzend ſind! Er„lauben Sie, daß ich ihre ſchönen Hände küſſen „darf. (**Er wirft ſich ihr zu Füſſen**).

„**Dorimene.** Stehen Sie doch, mein „Herr ꝛc.

Auf dieſe Scene folgen noch verſchiedene andere, die mit gleichem Feuer, und gleicher Leichtigkeit geſchrieben ſind. Marthon, oder die falſche Eliante, hatte ſich, wie man geſehen, wegbegeben, um dem vermeinten Cavalier bey Dorimenen freyes Feld zu laſſen. Nun kömmt ſie wieder, begiebt ſich aber auch bald zum zweytenmale weg, nachdem ſie ſich geſtellt, als ob die Liebe in ihrem Herzen dem Verdruße, ſich aufgeopfert zu wiſſen, Platz gemacht. Dorimene kann dem vermeinten Cavalier nicht länger widerſtehen; ſie capituliret; ſie ergiebt ſich; das Geſetz, welches ihr der Sieger vorſchreibt, beſtehet darinn, daß ſie den Damon nicht mehr ſehen, und die Hand des Darante durchaus nicht annehmen ſoll. Dorimene läßt ſich alles gefallen; und indem kömmt Damon dazu. Eliante hatte ihm aus dem Streiche, den ſie Dorimenen ſpielt, ein Geheimniß gemacht, und fährt alſo fort, unter ihrer Verkleidung auch ihn zu hintergehen; ſie nimt noch dazu den Gaſconiſchen Accent an, damit er ſie nicht an der Stimme erkennen ſoll. Dorimene läßt ſie beyſammen, und ſagt dem vermeinten Cavalier in einem zärtlichen Tone, daß ſie ihn dieſen Abend erwarte. Die Scene zwiſchen den Damon und der Eliante, iſt ungemein luſtig; denn da Damon ſeine Gebieterinn nicht erkennt, ſo ſagt er ihr Dinge, die ſie ungemein verdrieſſen, und in dem Vorſatze, ſich nie mit ihm zu verheyrathen, beſtärken. Auch ſie macht es ihm nicht beſſer, und bringt ihm, indem ſie ſich rühmt, auch über Elianten bald zu triumphiren, einen unüberwindlichen Abſcheu vor dieſer Heyrath bey. Der vermeinte Cavalier begiebt ſich endlich weg; Damon befiehlt dem Pasquin, ihm zu folgen; Liſette, die von Dorimenen den nämlichen Befehl erhalten hat, geſellt ſich zum Pasquin, um ihn gleichfalls kennen zu lernen.

In der Zwiſchenzeit zum dritten Aufzuge, hat Liſette erfahren, daß der vermeinte Cavalier Eliante ſelbſt iſt; Pasquin aber hat dieſe Entdeckung nicht gemacht, ſondern ſagt ſeinem Herren bloß, daß der Cavalier, dem er auf ſeinen Befehl nachgefolgt, geraden Weges zu Elianten gegangen ſey, und ſich da Freyheiten herausgenommen habe, die nur einem beglückten Liebhaber, oder einem Gemahle zuſtünden. Dieſes Wort Gemahl, ſtehet in Anſehung der Entwicklung nicht umſonſt; der Verfaſſer hat es ſich folgendermaaßen zu Nutze gemacht. Dorimene wird durch den Streich, den ihr Eliante geſpielt, erbittert, und ſchwöret ſich dafür zu rächen. Da ſie nun die groſſe Abneigung kennt, welche Damon und ſie vor der Heyrath haben, ſo glaubt ſie ſie nicht beſſer beſtraffen zu können, als wenn ſie ſie, Trotz dieſer Abneigung, mit einander verheyrathet. Sie beredet alſo den Damon, daß Eliante ſeit ſechs Monaten insgeheim vermählt ſey; und ein gleiches heftet ſie auch Elianten von dem Damon auf. Sie fallen beyde ſo glücklich in dieſes Netz, daß ſie dem Dorante verſichern, ſie wären nun bereit die Verbindung, vor welcher ſie ſo viel Widerwillen bezeigt, zu vollziehen. Dorante faßt ſie bey dem Worten; ſie unterzeichnen den Contract, und jeder bildet ſich ein, daß er wegen der frühern Verbindung, wegen der ſie einander in Verdacht haben, null und nichtig ſeyn werde. Da aber dieſe frühere Verbindung eine bloſſe Erfindung von Dorimenen iſt, ſo ſind ſie verbunden den Contract zu erfüllen. Dorante erzeigt ſich dafür gegen Dorimenen ſo erkenntlich, daß er ihr erlaubt, ſich mit ihrem erſten Liebhaber, dem Valere, zu verheyrathen.

Gandini *)

1) Le Mari ſuppoſé; in drey Aufzügen, nach den Entwurfe des Hrn. Gandini, zum erſtenmal aufgeführt den 16. May 1746.

Perſonen. **Pantalon**, Vater des Mario. **Mario**, Liebhaber der Flaminia. **Flaminia**, Schweſter des Lelio. **Lelio**. **Octavio**. **Lucinde**, Schweſter des Octavio. **Der Doctor**, Richter. **Scapin**, Bedienter des Pantalon. **Caroline**. **Häſcher**. Die Scene iſt zu Bologna.

Pantalon ruft ſeinen Sohn Mario, der in Florenz den Rechten obgelegen, nach Bologna zurück, ihn mit Lucinden zu verheyrathen; den Scapin aber hat er nach Florenz geſchickt, um die Flaminia daſelbſt aus den Wege zu räumen, weil er weis, daß ſein Sohn ſterblich in ſie verliebt iſt. Scapin läßt ſich bey Erblickung der Flaminia erweichen, entdeckt ihr den böſen Vorſatz des Pantalons und giebt ihr den Rath, ſich zu verbergen. Unterdeſſen darf es Mario nicht wagen, ſeinem Vater ungehorſam zu ſeyn, ſondern reiſet von Florenz ab, nachdem er ſeiner Gebieterin tauſend Verſprechungen einer ewigen Treue gethan, ohne zu wiſſen, welche Gefahr ihm bevorſtehet. Er wird unter Wegens unbaß, und kömmt alſo vier Tage ſpäter bey ſeinem Vater an, ſo daß Harlequin, ſein Bedienter, den er bey ſeiner Geliebten zurückgelaſſen, einen Tag eher als er, in Bologna mit einen Briefe von der Flaminia ankömmt, deren Tod er, ſo wie ſie ihm befohlen, überall ausbreitet.

---

*) Dioniſio Gandini, von Verona gebürtig; ein noch lebender Schauſpieler und dramatiſcher Dichter. Er kam 1754. auf das italiäniſche Theater zu Paris, wo er vornehmlich die Rolle des Scaramouche ſpielte. Im Jahre 1755. hat er dieſes Theater wieder verlaſſen. Die folgenden Entwürfe ſind von ſeiner eigenen Erfindung; dieſer erſte ausgenommen, welches ein alter Entwurf iſt, den er nur geändert.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt die Straſſe vor, in der Pantalon wohnet.) Scapin kömmt in Florenz an, und hinterbringt den Pantalon den Tod der Flaminia. Weil Pantalon ſchon weiß, daß ſich ſein Sohn gehorſam erzeigt, ſcheinet er über das Geſchehene verdrüßlich zu ſeyn, giebt dem Scapin einen Beutel Geld, damit er ſchweigen ſoll, und ſchickt ihn zur Ruhe, nachdem er ihm vertraut, daß er Lucinden aus Frankreich erwarte, mit der er ſeinen Sohn verheyrathen wolle.

Arlequin, als Courier, ſucht den Mario, und giebt zu verſtehen, daß ihm ein wichtiges Geheimniß, die Flaminia betreffend, aufgetragen ſey. Pantalon erblickt ihn, und will ihn auslocken. Anfangs hätte ſich Harlequin bald verſchnappt, doch auf einmal beſinnt er ſich, daß ſein Geheimniß von groſſer Wichtigkeit iſt, und wickelt ſich, ſo gut er kann, aus ſeinen Reden, welche die Neugierde des Alten auf das äuſſerſte reitzen, wieder heraus. Der Doctor kömmt dazu, und ſagt dem Pantalon, daß ſein Neffe verwundet worden, und daß er, als Richter des Orts, ſogleich die nöthigen Nachſuchungen deswegen wolle thun laſſen; hiermit geht er ab. Lucinde tritt auf, mit ihrem Bruder dem Octavio und dem Lelio, den ſie unter Wegens haben kennen lernen; Lelio iſt der Flaminia Bruder, und hat ſich in Lucinden verliebt. Octavio und Lucinde erkundigen ſich nach der Wohnung des Pantalon bey dem Pantalon ſelbſt, der ſich nach einigen Complimenten zu erkennen giebt, und ſein Mädchen, die Coraline, ruft. Sie kömmt, und thut um die Neuangekommenen ſehr geſchäftig. Octavio reiſet unter dem Vorwande, daß ſein Vater krank ſey, wieder zurück; Coraline dringt in den Lelio, es ſich bey dem Pantalon gefallen zu laſſen; Pantalon verweiſet ihr, daß ſie ſich ſo gemein mache, und führt ſie mit Lucinden ab, nachdem er ſich von dem Lelio mit Ehren los gemacht, der ganz allein ſtehen blieb, und zu verſtehen giebt, daß er ſich zwar eilends nach Florenz machen ſollte, weil ihm ſein Vater geſchrieben, daß ſeine Schweſter Flaminia unſichtbar geworden, daß ihn aber ſeine Liebe zu Lucinden hier in Bologna zurück halte; er geht ab.

Mario langet von Florenz an, und ſcheinet feſt entſchloſſen, niemals eine andere, als die Flaminia zu heyrathen. Er triſt den Harlequin an, der ihn überall ſucht, und erkundiget ſich ſogleich bey ihm nach ſeine Gebieterin. Harlequin ſagt ihm, daß ſie geſtorben ſey, erzehlt ihm alle Umſtände ihres Todes, und übergiebt ihm den Brief der Flaminia, in welchem ſie ihm meldet, daß ſie ihm getreu und als die Seinige ſterbe. Mario ſchreyet, dieſer Brief ſey ein tödtliches Gift für ihn, und fällt ohnmächtig nieder. Der Doctor kömmt mit den Häſchern dazu, und ſucht den Mörder ſeines Neffen; er erkennt den Mario und hält ihn für todt. Er fragt den Harlequin um die Urſache, und dieſe antwortet, daß er an einem vergifteten Briefe, den er ihm eben gegeben, geſtorben ſey. Auf dieſes Geſtändniß wird er feſt gehalten, und ins Gefängniß geführt. Pantalon und Scapin erſcheinen, und freuen ſich über die Ankunft der Braut; allein der Doctor meldet ihnen den Tod des Mario, und zugleich, daß man ſich ſeines Mörders bereits verſichert, und ihm ſein Recht wiederfahren laſſen wolle. Pantalon will verzweifeln; Scapin gehet ab, um den Brief, den er für vergiftet hält, zu verbrennen, und ſich alsdenn nach dem Gefängniſſe zu begeben, zu ſehen, ob er den Schuldigen kenne. Pantalon, Lucinde und Coraline nahen ſich traurig dem Mario, der durch Seufzer noch einige Zeichen des Lebens von ſich giebt. Endlich kömmt er wieder zu ſich, zu groſſer Freude der Zeugen ſeiner Auferſtehung, die ihn mit nicht geringem Erſtaunen eiligſt zu dem Richter lauffen ſehen, ſobald er vernommen, daß man ſeinen Bedienten eingezogen und den Brief der Flaminia verbrannt. Das Theater verändert ſich und ſtellt die Gerichtsſtube vor. Mario kömmt eben dazu, als man den Harlequin, auf ſein eigen Geſtändniß, zum Tode verurtheilen will; das Urtheil wird wiederruffen; die Häſcher wollen bezahlt ſeyn, und Harlequin bezahlt ſie mit Schlägen; die ſpielende Perſonen verlaſſen alle die Scene, und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater ſtellt wieder die Straaſſe vor, in welcher Pantalon wohnet) Auf einer Seite tritt Scapin auf, und auf der andern Flaminia. Sie erkennen einander, und ſie erkundiget ſich nach dem Mario. Scapin ſtockt, und endlich erzehlt er ihr das vermeinte Unglück ihres Liebhabers. Flaminia begiebt ſich voller Verzweiflung in das Haus des Pantalon, wohin ihr Scapin folgt, um es zu verhindern, wenn ſie ſich etwa zu erkennen geben wollte. Harlequin kömmt in vollem Lauffe, und ſucht ſich vor den Häſchern zu retten, die eine andere Bezahlung verlangen, als die er ihnen bereits gegeben. Als er eben in das Haus des Pantalon hereinſpringen will, kömmt Coraline heraus, mit der er eine verliebte Scene hat. Pantalon kömmt mit Lucinden und ſeinem Sohne dazu, dem er wegen ſeiner Liebe zu Florenz einige Vorwürfe macht. Mario und Lucinde machen einander ziemlich froſtige Höflichkeitsbezeigungen; und auf einmal erſcheinet Flaminia, als eine Raſende, zwiſchen ihnen, und fragt, was man mit dem Körper ihres Geliebten gemacht habe. Sie erblickt den Mario, erkennt ihn, und wird von ihm erkannt; beyde thun einen gewaltigen Schrey und bleiben ohne Bewegung. Scapin giebt die Flaminia für ſeine Muhme aus, Namens Brunette, und ſagt, er habe ſie kommen laſſen, um ſie bey Lucinden in Dienſte zu bringen. Er bemäntelt das Erſtaunen der beyden Verliebten ſo gut als möglich, und iſt auch ſo glücklich, dem Alten ſeinen Verdacht zu benehmen. Harlequin kömmt dazu, und nun hätte beynahe dieſer alles wieder verdorben; Scapin jagt ihn zweymal fort, und trägt ihn endlich auf den Schultern weg, indem Pantalon unterdeſſen der Lucinde ihr Zimmer anweiſet. Mario verſichert der Flaminia aufs neue ſeine Treue, und erfährt von ihr, daß ſie dem Scapin ihr Leben zu danken habe. Scapin kömmt nebſt Coralinen dazu, die er mit dem Harlequin getroffen hat, und macht ihr deswegen Vorwürfe. Pantalon kömmt gleichfalls mit Lucinden wieder, und will den Mario zwingen, ihr die Hand zu geben. Flaminia nimmt des Vaters Parthey, und erklärt ſich wider ihren Liebhaber; Pantalon befiehlt ſeinem Sohne, Brunetten zu gehorchen, der er ſein ganzes Anſehen hiermit ertheile. Mario verſpricht, ſich ihr mit Freuden zu unterwerfen, nur müſſe ſie ihm nicht befehlen, ſeine Geliebte zu Florenz zu vergeſſen. Harlequin kömmt und meldet den Fremden an, der mit Lucinden gekommen iſt, und mit ihr zu ſprechen verlange. Pantalon begiebt ſich mit ihr hinein, um ihn in ihrem Zimmer zu erwarten, und trägt es der vermeinten Brunette auf, ihn zu empfangen. Lelio erkennt im Hereingehen ſeine Schweſter und will mit ihr ſchelten; ſie beſänftiget ihn aber, indem ſie ſich für verheyrathet ausgiebt, und der Bruder und die Schweſter umarmen ſich. Mario, der auf ſie Acht gegeben, ihre Reden aber nicht hören können, wird eiferſüchtig, und zwingt den Lelio, den Degen zu ziehen. Harlequin verſucht, ſie mit ſeinem hölzern Seitengewehre aus einander zu bringen, läuft aber, als es nichts verfangen will, davon und ſchreyet um Hülfe. Flaminia ruft dem Mario zu, daß er ſich mit ihrem Bruder ſchlage; und Scapin dem Lelio, daß er mit dem Gemahl ſeiner Schweſter zu thun habe. Pantalon kömmt auf das Geſchrey dazu, Harlequin kömmt ihm nach, und wirft mit alten Töpfen um ſich, womit ſich der zweyte Aufzug beſchließt.

Dritter Aufzug. Flaminia eröffnet den dritten Aufzug mit dem Mario, dem ſie den Rath giebt, ſeinem Vater zu gehorchen; hierauf umarmt ſie ihn, und nimmt Abſchied. Mario erſchrickt darüber und begiebt ſich mit dem Harlequin weg; Lelio aber, der dazu kömmt, ſucht ſeine Schweſter wegen des Unglücks zu beruhigen, welches ſie für ſich und den Mario befürchtet, wenn er ſich ſeinem Vater zu widerſetzen fortführe, und verſpricht, den Pantalon zur Einwilligung in ihre Heyrath zu vermögen. Flaminia begiebt ſich weg; der Doctor kömmt und Lelio erkennt ihn für einen Freund ſeines Vaters. Er verklagt den Pantalon und den Mario bey ihm, und erſucht ihn, beyde in Verhaft nehmen zu laſſen; der Doctor gehet ab, um die nöthigen Befehle deswegen zu ertheilen, und Lelio folgt ihm. Flaminia kömmt wieder, und freuet ſich, daß ſie nunmehr Hoffnung habe, den Mario zu heyrathen; Coraline, die ſie belauſcht, und ſie für weiter nichts, als für Brunetten hält, erſtaunt über ihre Verwegenheit; ſie geht ab, dem Pantalon hiervon Nachricht zu geben, ſucht ihn aber überall vergebens, weil er unterdeſſen nebſt dem Mario in Verhaft genommen worden. Sie kömmt mit Lucinden wieder, die ſie anſtatt Pantalons getroffen hat, und erzehlt ihr, auf was ſich Brunette Rechnung mache. Lucinde erzürnt ſich über die Flaminia, und indem kömmt Scapin und meldet, was mit dem Pantalon und Mario vorgegangen, worauf ſich alle wegbegeben, ſie in dem Gefängniſſe zu beſuchen. Das Theater verändert ſich, und ſtellet die Gerichtsſtube vor. Alle ſpielende Perſonen ſind hier beyſammen. Der Doctor macht ſich fertig, den Pantalon zu verhören, der es ſogleich von ſelbſt geſteht, daß er die Flaminia habe umbringen laſſen. Der Doctor antwortet, es ſey itzt von keinem Morde die Rede, ſondern die Sache wäre dieſe, daß Mario die Schweſter des Lelio, ſeinem Verſprechen gemäß, heyrathen ſolle, oder er werde ihn als einen Verführer zu gebührender Strafe ziehen. Lelio erkläret ſeines Theils, daß der Verklagte derjenige ſey, der ſeiner Schweſter die Ehe verſprochen; Harlequin wendet dagegen ein, daß Mario ſich bereits mit ſeiner Gebieterin eingelaſſen habe; Lucinde beklagt ſich gleichfalls, daß ſich Mario, ohngeachtet ihn Pantalon mit ihr verbinden wolle, mit aller Welt und ſogar mit Brunetten verſpreche; Scapin endlich will die Rechte eines vornehmen Frauenzimmers in Florenz behaupten, welche die erſte Hypothek auf den Mario habe. Der Richter will den Mario auch ſchon als einen Erzverführer verurtheilen, doch Scapin erkläret das Räthſel und es findet ſich, daß die Schweſter des Lelio, die Gebieterin des Harlequin, das vornehme Frauenzimmer von Florenz und Brunette, nicht mehr als eine und die nehmliche Perſon ſind, und Mario ſich nur mit der einzigen Flaminia verſprochen hat. Pantalon wird gezwungen in die Heyrath zu willigen; Lelio heyrathet Lucinden, Harlequin Coralinen, und die Komödie hat ein Ende.

2) Les Bohemiens; in fünf Aufzügen nach den Entwurfe des Hrn. Gandini, zum erſtenmal aufgeführet den 6ten Junius 1748.

Perſonen. Der Doctor. Mario, des Doctors Sohn. Harlequin, Bedienter des Doctors. **Pantalon. Scapin,** Hauptmann einer Zigeunerbande. **Lelio** und **Lucinde,** erkannte Kinder des Pantalon. **Coraline,** Zigeunerin. Eine Bande Zigeuner und Zigeunerinnen. **Ein Müller. Bauern.**

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt einen Wald und verſchiedne Häuſer vor.) Der Doctor erſcheint, und iſt auf den Pantalon ſehr erzürnt. Er ſagt, daß dieſer ſeine Bosheit gegen ihn nun auf das äußerſte getrieben, indem er ihm ſeinen Zaun niederreiſſen laſſen und dadurch verurſacht, daß ihm die wilden Thiere vielen Schaden gethan. Pantalon antwortet ihm, er müſſe toll im Kopfe ſeyn. Harlequin kömmt mit einem Bauer dazu, den er abprügelt, weil er Feigen von dem Hinterhofe des Doctors geſtohlen. Pantalon wird ſehr ungehalten darüber, daß man ſeinen Bauer ſo mißhandelt. Der Doctor verſetzt, daß wenn man ihm (den Pantalon) Recht wiederfahren laſſen wollte, man ihm eben ſo begegnen müßte, weil er an allen ſeinem Unglücke Schuld ſey. Pantalon ſtraft ihm Lügen; der Doctor antwortet mit einer Ohrfeige;

feige; Pantalon ziehet ſeinen Dolch; Harlequin aber treibet ihn mit einer guten Tracht Schläge vom Platze, und begiebt ſich mit dem Doctor weg.

(**Das Theater ſtellet ein Feld mit Zelten vor.**) Zigeuner und Zigeunerinnen legen dem Scapin die Beute vor, die ſie gemacht haben; nur Lelio hat ihm nichts vorzulegen, und Scapin wirft ihm den wenigen Geſchmack vor, den er an ihrer Profeßion habe. Coraline macht Lucinden aus, daß ſie den Leuten ſo ſchlecht wahrzuſagen wiſſe. Lucinde antwortet ihr, daß ſie vor dieſe Lebensart allzuviel Abneigung habe, Scapin lieſet beyden, dem Lelio und der Lucinde den Text, und ſagt ihnen, daß ſie ſehen müßten, wo ſie was verdienten, und heißt diejenigen, die ſich die vergangene Nacht ermüdet haben, zur Ruhe gehen. Er macht der Coraline tauſend Schmeicheleyen und empfängt einen Beutel von ihr. Nachdem er dem Lelio und der Lucinde noch mehr als einmal wiederhohlt, daß ſie ſo ihrem Exempel folgen ſollten, begiebt er ſich mit Coralinen weg.

Lelio und Lucinde ſind nichts weniger als geneigt, dergleichen Ermahnungen nachzukommen. Lelio giebt der Lucinde den Rath, die Flucht mit ihm zu nehmen, und verſpricht ihr, ſie zu heyrathen. Lucinde antwortet, daß ihn zwar liebe und hochſchätze, allein ſie wiſſe ſelbſt nicht, warum ſie nicht die geringſte Neigung habe, ihn zu heyrathen. Lelio antwortet ihr mit aller möglichen Zärtlichkeit, ohne über ihre abſchlägliche Antwort verdrießlich zu ſeyn. Sie gehen mit einander ab.

Der Doctor kömmt und erzehlt dem Mario ſeinen Streit mit dem Pantalon. Mario iſt um ſo viel weniger damit zu frieden, da er weiß, daß Pantalon ſehr reich iſt, und daher verdrießliche Folgen beſorget.

Harlequin kömmt dazu und hinterbringt, daß Pantalon beſchloſſen habe, die ganze Familie des Doctors umbringen zu laſſen. Der Alte wird darüber ganz unruhig; Harlequin glaubt ihn zu beruhigen, indem er ihm ſeine Tapferkeit rühmet. Doch kaum läßt ſich Pantalon mit ſeinen Bauern ſehen, als der furchtſame Harlequin die Flucht nimmt. Mario vertheidiget den Doctor, und Scapin, der mit ſeinem Gefolge dazu kömmt, bringt ſie aus einander. Als Harlequin niemanden mehr ſieht, will er alles todt machen, und beſchließt den Aufzug mit ſeinen Großſprechereyen.

Zweyter Aufzug. Lucinde, nachdem ſie über die Liebe des Lelio, und über die Härte, mit welcher ihr Scapin begegnet, ihre Betrachtungen angeſtellt, fühlt ſich ſehr ermüdet, läßt ſich auf eine Raſenbank nieder, und ſchläft ein.

Mario erblickt ſie, findet ſie ungemein reitzend, wird in ſie verliebt, nahet ſich ihr und weckt ſie dadurch auf. Anfangs will ſie fliehen: Mario aber hält ſie auf, und ſie ſagt ihm wahr. Mario ärgert ſich, daß er ſie eine ſo unwürdige Profeßion treiben ſieht, und ſagt ihr, daß ſie ja wohl auf eine anſtändigere Art ihr Glück finden könne; er bietet ihr hierauf ſeinen Beutel an, den ſie aber ausſchlägt. Scapin ſchilt die Lucinde, daß ſie das Geſchenke, das man ihr machen wollen, nicht angenommen. Mario entſchuldiget ſie, erkennt den Scapin, erzeigt ſich gegen ihn ſehr freundſchaftlich und bittet ihn, ſeinen Vater und ihn gegen die Verfolgungen des Pantalons zu vertheidigen. Scapin verſpricht, ihn und ſeine ganze Familie in Sicherheit zu ſetzen, wenn ſie ihre Zuflucht in ſeine Zelte nehmen wollten, und führt Lucinden mit ſich fort Mario wird über das Weggehen der Lucinde empfindlich und folgt ihr nach, nachdem er dem Harlequin befohlen, ſeinem Vater zu ſagen, daß er in die Zelte des Scapins flüchten ſolle.

Coraline kömmt dem Harlequin unter die Augen, und er findet ſie nach ſeinem Geſchmacke. Indem ſie ihn mit Wahrſagen unterhält, viſitiren ihm zwey kleine Zigeuner die Schubſäcke. Harlequin bekennt hierauf der Coraline ſeine Liebe, die ſie erwiedern zu wollen ſich ſtellet. Sie beredt ihm, ſein Kleid abzulegen; die kleinen Zigeuner tragen es weg, und Caroline ſchleicht ſich auch davon.

Der Doctor, der in dem Augenblicke dazu kömmt, iſt Urſache, daß Harlequin den ihm geſpielten Streich nicht ſogleich merkt, ſondern vor allen Dingen die ihm von dem Mario an den Alten aufgetragene Commißion ausrichtet. Der Alte iſt ſogleich bereit, ſich die Nachricht zu Nutze zu machen. Unterdeſſen ſucht Harlequin ſeine Kleider vergebens; er erblickt den Scapin, bey dem er ſich wegen des erlittenen Raubes beklagt. Scapin giebt insgeheim ſeiner Bande Befehl, die Kleider wieder zu bringen. Harlequin ſetzt noch hinzu; es thue ihm leid, daß er ſich über die Zigeunerin, die ihm beraubt, beklagen müſſe, da ſie ihm ſo wohl gefalle.

Scapin giebt ihm den Rath, nicht ſo zärtlich zu ſeyn, ſonſt könnte ihn leicht der Hauptmann der Bande, wenn er ſeine Liebe zu der Zigeunerin erführe, zu Tode prügeln laſſen. Coraline bringt des Harlequins Kleider wieder, und dieſer kann ſich nicht enthalten, ihr ſeine Liebe nochmals zu verſtehen zu geben. Scapin giebt ſich ihm hierauf als den Hauptmann der Bande zu erkennen; Harlequin zittert und kann kaum vor Erſchrecken wieder zu ſich kommen. Scapin will die Zigeunerin wegen ihres Diebſtahls beſtrafen, und ſie bittet den Harlequin, ihr Genade auszuwirken. Harlequin bittet darum; Scapin geſteht ſie ihm zu, und geht mit ſeinen Leuten ab

Kaum ſieht ſich Harlequin mit Coralinen allein, als er ihr um den Hals fallen will. Auf einmal ſteht Scapin zwiſchen ihnen; er iſt wider den Harlequin aufgebracht und will ihn binden laſſen, weil es nur einem Zigeuner erlaubt ſey, eine Zigeunerin zu lieben. Um ihn zu beſänftigen, ſagt Harlequin, daß er ſich mit Vergnügen unter ſie wolle aufnehmen laſſen. Scapin iſt es zufrieden, nur ſoll er vorher eine Probe von ſeiner Geſchicklichkeit ablegen, wozu eben eine Gelegenheit vorfällt. Zwey Zigeuner bringen einen Eſel, mit Federvieh beladen, unter die Zelte, den ſie einem Müller geſtohlen. Scapin läßt das Federvieh abladen, und befiehlt dem Harlequin, den Eſel an den Müller wieder zu verkauffen, und ihn bey der Gelegenheit ſeinen Beutel zu ſtehlen; wenn er dieſes bewerkſtelliget, ſo ſolle er Zigeuner ſeyn und Coralinen heyrathen dürfen. Harlequin verſteht ſich dazu, und Scapin giebt ihm einen Bart und einen Mantel, ſich zu verkleiden. Der Müller kömmt, ganz auſſer Athem, und fragt ihn, ob er nicht wiſſe, wohin die Zigeuner ihren Weg genommen. Harlequin antwortet, er habe darauf nicht Acht gegeben, ſondern ſuche vielmehr ſelbſt, dieſen Spitzbuben auf das eiligſte zu entkommen; er wünſche ſogar, ſagt er, daß er ſeinen Eſel loswerden könne, damit er nicht gar darum käme. Dem Müller ſteht der Eſel an, und indem er dem Harlequin Geld dafür geben will, ſtiehlt ihm dieſer ſeinen Beutel. Der Müller merkt es, und läuft ihm nach; doch die Zigeuner vertheidigen ihren künftigen Mitbruder, umringen den Müller tanzend, und vermitteln es, daß Harlequin ſich mit dem Eſel, den er ihm verkauft, wieder davon machen kann.

Dritter Aufzug. (Das Theater ſtellt einen Wald und Zelte vor) Die Zigeuner und Zigeunerinnen ſpielen neben ihren Zelten. Da Scapin merkt, daß Lucinde und Lelio durchaus nicht geneigt ſind, ihre Profeßion zu treiben, ſo möchte er ihrer gern los ſeyn. Er giebt zu verſtehen, daß der Hauptmann der Bande, der vor ihm geweſen, ihm ſie beſtens empfohlen, und zugleich ein Papier anvertrauet habe, das er nicht eher, als nach Verlauf eines Jahres, erbrechen ſolle. Da nun das Jahr eben um iſt, ſo öfnet er die Schrift, und findet daß Lucinde und Lelio des Pantalons Kinder ſind; er ruft ſie, und ſie kommen von ihrem Spiele zu ihm. Scapin ſpricht ſehr freundlich mit ihnen und ſagt, daß ſie nun nicht mehr lange bey der Profeßion bleiben ſollten, die ſie ſo ſehr verabſcheuten; er kenne ihren Vater, und dieſer ſey vollkommen im Stande, ſie in glückliche Umſtände zu ſetzen. Er erſucht ſie, ihm auf einige Augenblicke zwey Schaumünzen, die ſie bey ſich haben, anzuvertrauen. Lucinde und Lelio geben ſie ihm. Der Doctor und Mario kommen, bey dem Scapin ihre Zuflucht zu nehmen, der ſie auch ſehr wohl aufnimmt, und ſie mit dem Pantalon auszuſöhnen verſpricht. Unterdeſſen daß ſich der Doctor unter den Zelten umſieht, kömmt Lucinde dazu, gegen die ſich

Mario ſehr höflich erzeiget; ſie entdecken einander beyde ihre Liebe.

Harlequin, der es dem Scapin nachthun will, macht hierüber ein groſſes Geſchrey, und ſagt den Verliebten, daß niemand eine Zigeunerin lieben dürfe, wenn er nicht ſelbſt von der Profeßion wäre. Scapin giebt dem Harlequin Recht, worüber ſich dieſer ſehr frölich erzeigt. Doch als ſich Coraline ungemein vergnügt ſtellt, daß nunmehr auch Mario bald von ihrer Geſellſchaft ſeyn werde, fängt er an, eiferſüchtig zu werden.

Pantalon kömmt und bittet den Scapin, ihn zu rächen, und macht ihm ein Geſchenk; Scapin nimmt es an, und ſchickt ihn wieder fort. Er freuet ſich ſehr, da er ſieht, daß die Liebe die Familien des Doctors und des Pantalons ohne Schwierigkeit wieder vereinigen werde; und der Aufzug endiget ſich mit der Aufnahme des Harlequins, welche Scapin vorzunehmen befiehlt.

Vierter Aufzug. Scapin giebt dem Mario den Rath, ohne Bedenken Zigeuner zu werden, um Lucinden heyrathen zu können; er verſichert ihn, daß er ihm in einigen Stunden beweiſen wolle, daß ſie von eben ſo gutem Geſchlechte ſey, als er, und daß es für ſie beyde gut ſeyn werde, wenn er ſeinem Rathe folge. Da Mario den Scapin kennet, und von ihm hintergangen zu werden, ſich nicht fürchten darf, ſo williget er in alles, was er von ihm verlangt.

Harlequin giebt dem Doctor den Rath, Zigeuner zu werden, weil es doch ſein Sohn auch bald ſeyn werde; der Doctor aber giebt auf ſeine Reden nicht Acht. Indem erblickt Pantalon den Harlequin, erinnert ſich an die Schläge, die er von ihm bekommen, zieht ſeinen Dolch und will ſich rächen. Harlequin läuft davon.

Scapin hält den Pantalon auf, und ſagt ihm, daß er ein Geheimniß beſitze, durch welches er ihm einen ſehr wichtigen Dienſt leiſten könne; wenn er ihn nehmlich an ſeinen Feinden werde gerächet haben, wolle er ihm das Vergnügen machen, zwey Kinder, die er für verlohren halte, wieder zu finden. Pantalon iſt für Freuden auſſer ſich, und will wiſſen, wenn ihm dieſes Glück wiederfahren ſolle. Scapin befiehlt ihm, in die nächſte Grotte zu gehen, wo er ſeine Beſchwörungen machen wolle. Pantalon gehorcht, Scapin folgt ihm, nachdem er zu verſtehen gegeben, daß er zu ſeiner Liſt alles vorbereitet habe.

Der Doctor hat ſich von einer gewaltigen Liebe zu Coralinen einnehmen laſſen, und ſucht ſie, ſich ihr zu entdecken. Seine Leidenſchaft wird in Coralinens Gegewart immer ſtärker; ſie merkt die Liebe, die der Alte gegen ſie empfindet, ſtellt ſich, ſie erwiedern zu wollen, und da er ihr, ſie zu heyrathen, verſpricht, ſcheinet ſie ganz traurig, weil ſie ſeine Frau, wie ſie ſagt, nicht ſeyn könne, wenn er nicht Zigeuner würde. Sie fügt hinzu, daß er ſich zwar, wenn er ſie wirklich liebe, kein Bedenken machen dürfe, es zu werden, indem ſein Sohn bereits Zigeuner geworden, um Lucinden zu heyrathen. Der Doctor erſtaunet über dieſe Nachricht; es wird ihm ſchwer, ſich zu entſchlieſſen; doch endlich ſiegt die Liebe bey ihm, er begiebt ſich mit Coralinen weg, und iſt bereit, alles zu thun, was ſie von ihm verlangt. (**Das Theater ſtellt einen Wald und einen groſſen Felſen vor.**) Scapin befiehlt dem Pantalon, auf den Felſen zu ſteigen, wo er ihm einen Beweis von ſeiner Wiſſenſchaft geben wolle. Seine Beſchwörungen erſchrecken den Pantalon; er erſchrickt aber noch weit mehr, als er Mitten in Flammen die Deviſen erſcheinen ſieht, die auf den Schauſtücken ſeiner Kinder ſtehen. Pantalon verlangt ſie von dem Scapin, und dieſer verſpricht ſie ihm auch; indem aber ruft er unterirdiſche Geiſter, die ihn wegführen, und von dem Felſen hinunter rollen laſſen, womit ſich der Aufzug endet.

Fünfter Aufzug. Lelio und Lucinde führen den Pantalon, der nach ſeinem Falle kaum mehr gehen kann. Sie erzeigen ſich dem Alten ungemein behülflich, der ihnen ſeine Dankbarkeit nicht genug ausdrücken kann. Die Sympathie verurſacht bey allen dreyen Bewegungen, von welchen ſie die Urſache nicht begreifen können. Lelio und Lucinde umarmen den Pantalon mit Ehrfurcht, und Pantalon umarmt ſie mit Zärtlichkeit.

Da Harlequin und der Doctor den Pantalon wahrnehmen, ſo wollen ſie ihn umbringen; Lelio und Lucinde vertheidigen ihn, und dieſer Zufall verdoppelt des Pantalons Liebe gegen ſie.

Scapin, der alles, was vorgegangen, insgeheim mit angeſehen, läßt den Doctor und den Harlequin, desgleichen den Lelio und die Lucinde abgehen; vorher aber erhebt er die Großmüthigkeit dieſer letztern. Pantalon betrübt ſich, da ſie ihn verlaſſen ſollen. Scapin bewundert die Macht des Bluts, und führt den Pantalon mit ſich fort.

(Das Theater ſtellt einen Wald vor, mit den Zelten des Scapins). Die ganze Bande des Scapin iſt zum Aufbruche fertig. Pantalon erſtaunet, da er den Doctor und den Mario unter den Zigeunern gewahr wird. Scapin ſagt ihm, daß ſie keine Zigeunerin hätten heyrathen können, ohne es ſelbſt zu ſeyn. Pantalon glaubt nunmehr an ſeinen Feinden genug gerächet zu ſeyn, da ſie ſich ſo weit erniedriget. Scapin bittet ihn, ſeinen Groll nicht weiter zu treiben, und zu bedenken, daß ſich die liebſten Zweige ſeiner Familie gleichfalls unter der Bande befänden. Zugleich fragte er ſeine Leute, ob ſich einer von ihnen den Vater des Lelio und der Lucinde zu haſſen unterſtehe? Sie beſchwören alle einmüthig das Gegentheil. Und nun giebt Scapin dem Lelio und der Lucinde ein Zeichen, die ſich dem Pantalon zu Füſſen werfen, und ihm ihre Schaumünzen überreichen. **Pantalon** vergießt Freudenthränen, und umarmt ſie. Er ſieht nun, daß ſich die Natur ſchon vorher für ſie erkläret; er ſöhnt ſich mit ſeinem Feinde aus, und freuet ſich über die Verbindung ihrer Kinder.

Harlequin iſt wider den Scapin in der größten Wuth, weil er ihm ſein Wort nicht gehalten, ſondern Coralinen an den Doctor verheyrathet, und will nicht länger Zigeuner ſeyn. Scapin aber beſänftiget ihn, mit der Hofnung, daß Coraline, die itzt einen alten Mann heyrathe, bald Wittwe werden, und ihm alsdenn eine reiche Erbſchaft zubringen werde. Hierauf giebt ſich Harlequin zufrieden, und die Komödie endiget ſich mit der Verheyrathung des Mario mit Lucinden, und des Doctors mit Coralinen.

3) Arlequin & Scaramouche Voleurs, nach dem Entwurfe des Hrn. Gandini, in fünf Aufzügen, zum erſtenmal aufgeführt den 5 December 1747.

Perſonen. **Pantalon.** **Der Doctor.** **Flaminia**, des Pantalons Tochter. **Lucinde** des Doctors Tochter. **Mario** des Doctors Sohn. **Lelio**, des Pantalons Sohn. **Coraline**, Kammerfrau bey der Flaminia. **Nicolo**, Bedienter des Pantalon. **Ein Hauptmann.** **Scaramouche**, das Haupt einer Bande Spitzbuben. **Harlequin**, **Spitzbube.** **Spitzbuben**,

ben, als Soldaten, Häſcher und Bediente verkleidet. Verſchiedene Nebenperſonen.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt eine Straaſſe vor, in welcher man das Haus des Doctors und des Pantalon ſiehet) Harlequin, ein Spitzbube, beklagt ſich bey ſeinem Hauptmann, den Scaramouche, daß er nicht die gehörige Achtung vor ihn habe. Scaramouche antwortet ihm, es ſey ſeine eigene Schuld, weil er ſich der Profeßion nicht beſſer befleißige. Hierauf giebt er ihm verſchiedene Lehren, die ſich Harlequin zu Nutze zu machen verſpricht, und beyde begeben ſich weg. Mario tritt auf, und giebt in einem Monologue zu verſtehen, daß er ſich in Flaminien, des Pantalons Tochter verliebte; er klopft an des letztern Thüre an; Coraline kömmt heraus, und giebt ihm von ihre Gebieterin, der Flaminia, einen Brief. Er fängt ihn an zu leſen; Scaramouche wird ihn von weiten gewahr, und zeigt ihn dem Harlequin. Dieſer nahet ſich ihm, und da er ſiehet, daß Mario den Brief der Flaminia einſteckt, ſo bittet er ihn, weil er doch leſen könne, die Gütigkeit zu haben, und ihm auch einen Brief zu leſen, den er ihm dabey einhändiget. Mario will ihm dieſe Gefälligkeit erweiſen, und indem er es eben thun will, ſtiehlt ihm Harlequin ſein Schnupftuch, und macht ſich mit davon. Mario wird es gewahr und läuft ihm nach. Der

Doctor tritt auf, und ſagt, daß Pantalon, ſein guter Freund, eben itzt die Heyrath ſeiner Tochter mit einem ſehr reichen Fremden geſchloſſen habe, welcher Fremde ein Landsmann und Anverwandter von demjenigen ſey, dem er ſeine Tochter beſtimmt, er wolle alſo gehen, und ihm Glück wünſchen. Er klopft bey dem Pantalon an; Coraline macht auf und ſagt ihm, daß ſich Pantalon eben anziehe. Der Doctor ſagt, er wolle ihn auf dem Caffeehauſe erwarten, und geht fort. Pantalon kömmt aus ſeinem Hauſe heraus; Coraline beſtellt bey ihm, was ihr der Doctor eben geſagt; er heißt ſie wieder ins Haus gehen, und will ſich zu ſeinen Freunden begeben. Als er fort iſt, kömmt Lelio und unterhält ſich ganz allein mit ſeiner Liebe zu Lucinden, des Doctors Tochter. Scaramouche, als ein vornehmer Herr gekleidet, den Harlequin als Stallmeiſter, und verſchiedene Spitzbuben in Livrey hinter ſich, redet ihn höflich an. Er ſagt ihm, daß er ein Fremder von Stande ſey, der zu ſeinem Vergnügen reiſe, und nicht gerne in einem Wirthshauſe einkehren wolle; er bittet ihn, ihm ein Haus irgend einer angeſehenen Perſon in der Stadt zu nennen, wo er ſich ſieben oder acht Tage mit Ehren aufhalten könne. Lelio läßt ſich durch den Namen, welchen ſich Scaramouche giebt, hintergehen, und verſichert, daß ihn ſein Vater, Pantalon, mit Vergnügen aufnehmen werde. Da Lelio zugleich hört, daß dieſer Herr ſeinem Stallmeiſter befiehlt, die Mauleſeltreiber, welche ſeine Bagage geführt, zu bezahlen, der Stallmeiſter aber kein Geld bey ſich zu haben vorgiebt, ſo erbietet ſich Lelio, die nöthige Summe vorzuſchieſſen, und wird beym Worte gehalten. Er zählt den Mauleſeltreibern das geforderte Geld, und will ſeinen Beutel wieder zu ſich ſtecken; Harlequin aber practiciret ihm den Beutel weg, ohne daß er es merkt. Lelio nimmt von dem fremden Herren Abſchied, nachdem er ihm das Haus ſeines Vaters gewieſen, und ſagt, er wolle gehen, die Zimmer für ihn zurecht machen zu laſſen. Er kömmt aber den Augenblick wieder, weil er ſeinen Beutel vermißt; er erſucht den Fremden, ihm zu ſagen, ob nicht etwa einer von ſeinen Leuten ſeinen Beutel aufgehoben, den er ohne Zweifel fallen laſſen, indem er ihn einzuſtecken geglaubt. Mein Herr, ruft Scaramouche, Sie können leicht Recht haben. Und huy, daß mein Stallmeiſter dieſen Fund gethan hat. Ich habe ſeit einiger Zeit ohnedem Urſache, dem Burſchen nicht zu trauen; und ſobald ich von meinen Reiſen wieder zu Hauſe komme, werde ich ihn ſicherlich zum Henker jagen. Der Stallmeiſter nimmt den Verdacht ſehr übel, und antwortet trotzig, daß dieſe Rede ſeinem Herrn das Leben koſten ſolle. Lelio bittet für ihn um Gnade, und indem er ſich zwiſchen ſie beyde ſtellen will, kömmt er ins Gedrenge, und verlieret ſeinen Hut. Der Herr, der Stallmeiſter und die Bedienten ſprengen auseinander, der eine dahin und der andre dorthin; Lelio verfolgt ſie, und der erſte Aufzug iſt aus.

Zweyter Aufzug. Harlequin und Scaramouche eröfnen, ſo wie den erſten, alſo auch den zweyten Act. Harlequin weis ſich ſehr viel damit, daß er die Lehren, die ihm Scaramouche gegeben, ſo gut in Ausübung gebracht; und dieſer geſteht ihm auch zu, daß er ſich zu bilden anfange. Sie hören jemand kommen, und begeben ſich weg. Mario tritt auf, und beklagt ſich über die Heyrath, welche Pantalon zwiſchen ſeiner Tochter und einem Fremden geſchloſſen. Scaramouche erſcheint, und ſcheinet, gegen die hinterſte Scene redend, ſehr verdrießlich, daß ein Menſch, an den er zwanzig Louis d'or auf ſein Wort verloren, Mißtrauen in ihn ſetzt und ihm nicht einmahl vier und zwanzig Stunden nachſehen will. Er ſey ſo raſend, ſagt er, daß er einen Demant, den er am Finger habe und der gern hundert Louis d'or werth ſey, lieber gleich für zwanzig verkauffen möchte, damit er nur mit einem ſo unbilligen Menſchen weiter nichts zu thun haben dürfe. Mario, der den Wechſel des Spiels auch ſchon oft erfahren, läßt ſich ſeinen Verdruß nahe gehen, redet ihn an, und erbietet ſich großmüthig, ihn aus der Verlegenheit zu reiſſen und ihm, ſo viel er nöthig habe, zu leihen. Scaramouche nimmt das Anerbieten mit der Bedingung an, daß er ſeinen Ring zum Unterpfande nehmen ſoll. Mario, der ſeinen Beutel ſchon aufgemacht hat, weigert ſich deſſen; Scaramouſche aber wirft ihm wider ſeinen Willen den Ring in den Beutel, und faßt zugleich darnach, indem Mario die zwanzig Louisd'or herauslangen will. Mario erſtaunt, und will den Beutel wieder an ſich ziehen; der Doctor kömmt dazu, und Scaramouche beklagt ſich, daß ihm Mario einen Beutel, den er fallen laſſen, nicht wiedergeben wolle; zum Beweiſe, daß der Beutel ihm gehöre, könne der und der Ring dienen, der ſich nebſt ſeinem Gelde darinn befinde. Nachdem der Doctor die Sache ſo befunden, giebt er ſeinem Sohne, ohne ihn anzuhören, Unrecht, und überliefert dem Scaramouche den Beutel, der ſich vergnügt davon macht. Endlich bringt Mario, aber zu ſpät, ſeinen Vater aus dem Irrthume, und eilet dem Spitzbuben nach. Der Doctor bleibt allein, und giebt zu verſtehen, daß Soldaten in die Stadt gekommen und er einen Officier in ſein Haus werde einnehmen müſſen. Er klopft an ſein Haus an, und befiehlt ſeiner Tochter, welche herauskömmt, den neuen Gaſt zu empfangen; ſie verſpricht zu gehorchen und gehet wieder hinein. Scaramouche und Harlequin, welche den Doctor behorcht, begeben ſich ſchleunig weg; aber in dem Augenblicke iſt Harlequin auch wieder da, und zeigt ſich dem Doctor als einen zerſtümmelten Officier, dem beyde

Beine abgeſchoſſen worden. Er ſitzt in einer Sänfte, und die Träger ſind als Soldaten verkleidete Spitzbuben. Indeſſen aber, daß Harlequin dem Doctor ſeine Heldenthaten erzehlt, und dieſer ihn eben zu ſich hineinführen will, kömmt der wahre Capitain, der bey ihm logiren ſoll, und der Betrug wird entdeckt. Die Träger ſowohl als der Krüppel nehmen Reißaus, und der zweyte Aufzug ſchließt ſich mit groſſem Tumulte.

Dritter Aufzug. Pantalon ſagt zu ſeiner Tochter Flaminia, daß er itzt nicht bey baarem Gelde ſey, und da ihre Heyrath, die er nunmehr richtig gemacht, ihm ganz gewiß ſtarke Ausgaben machen werde, ſo wolle er ein Theil von ſeinen Silberwerke verſetzen, damit ihm bey ſolchen Umſtänden nichts fehle. Er befiehlt alſo ſeiner Tochter, die entbehrlichen Stücke bey Seite zu ſetzen. Harlequin und Scaramouche haben alles mit angehört, und dieſer ſagt jenem etwas ins Ohr. Sie gehen beyde fort, kommen aber ſogleich wieder, Harlequin als Gerichtsfrohn, mit Spitzbuben, die ſich in Häſcher verkleidet, und Scaramouche, als ein Kaufmann, den man Schulden halber, in Verhaft genommen. Scaramouche erblickt den Pantalon und erſucht ihn um Hülfe; er ſey, ſagt er, ſehr unglücklich, daß man ihn um tauſend Thaler ſetzen wolle, da er doch bey ſich zu Hauſe für noch einmal ſo viel Waaren habe. Aber, ſetzt er hinzu, zu, da mir dieſe Trabanten nicht erlauben wollen, nach Hauſe zu gehen, ſo haben Sie doch die Gütigkeit, ich bitte Sie, und ſchreiben ein Paar Worte für mich an meine Tochter; denn wie Sie ſehen, (er zeigt ihm ſeinen Arm, den er in der Binde trägt ich kann es ſelbſt nicht thun. Pantalon, der ſich nichts böſes vermuthet, ſchreibt folgende Worte, die er ihm vorſagt: **Liebe Tochter, Ueberbringern dieſes händige ſogleich das Bewußte ein.** Indem Pantalon den Zettel ſchreibt, mauſet ihm Harlequin die Uhr, und Scaramouche begiebt ſich, ſobald er den Pantalon weit genug von ſeinem Hauſe vermuthet, mit dem Zettel zu der Flaminia, die ihm ſogleich, weil ſie ihres Vaters Hand kennet, die ausgeſetzten Stücke Silber überliefert. Als Pantalon bald darauf mit einem Wucherer, der das Silber abhohlen will, nach Hauſe kömmt, und von Flaminien und Carolinen, was bereits damit geſchehen, erfährt, läuft er plötzlich fort, um den Dieb, wo möglich, noch einzuhohlen; und Flaminia geht mit Carolinen wieder hinein. Lelio tritt allein auf, und ſagt, daß er mit ſeiner Geliebten gern ſprechen möchte; er klopft an des Doctors Thüre an, und Lucinde kömmt heraus. Sie haben eine zärtliche Scene mit einander, in welcher ihm Lucinde meldet, daß ſie ihr Vater an einen Fremden verſprochen, der ein Landsmann desjenigen ſey, dem Pantalon die Flaminia zugeſagt. Lelio verſichert ſie, daß er dieſe Heyrath ſchon zu verhindern wiſſen werde; ſie geht wieder hinein, und ihr Liebhaber begiebt ſich fort. Pantalon und der Doctor treten mit einander auf; der Doctor ſagt ſeinem Freunde, daß er den Augenblick einen Brief erhalten, in welchen man ihm die baldige Ankunft ihrer künftigen Schwiegerſöhne berichte, daher ſie alle Augenblicke zu erwarten ſtünden. Scaramouche, der ſie beſtändig auf dem Korne hat, ſagt dem Harlequin etwas ins Ohr und geht mit ihm ab. Den Augenblick darauf kömmt Harlequin, als ein Bedienter verkleidet, und meldet dem Pantalon die Ankunft des künftigen Gemahls der Flaminia, und bittet ihn, die Thüre offen zu halten, um ſeinen Koffer und übrige Equipage einzunehmen; hiemit geht er ab, und der Doctor verläßt den Pantalon, um ſich zu erkundigen, ob ſein künftiger Schwiegerſohn, nicht auch zugleich mit angelangt; Pantalon gehet aber in ſein Haus, um das Nöthige zu veranſtalten. Das Theater verändert ſich und ſtellt ein Zimmer mit einem Bette und einem Schreibtiſche vor; auf dem Tiſche ſtehet ein angezündetes Wachslicht, weil es Nacht geworden. Man ſieht Flaminien, die ſich gegen Coralinen wegen des Schickſales beklagt, das ihr Vater ihr zugedacht; dieſe tröſtet ſie; Pantalon kömmt dazu, und meldet ihr die Ankunft ihres Bräutigams; ſie fängt ihre Klagen aufs neue an, die aber durch den Nicolo, einem Bedienten aus dem Hauſe, unterbrochen werden, der ihnen meldet, daß der Bediente des Herrn, den Flaminia heyrathen ſolle, mit deſſen Koffer angekommen ſey. Flaminia geht voller Verdruß ab, und Coraline folgt ihr. Harlequin, als ein Bedienter verkleidet, bringt einen ſehr ſchweren Koffer, den ihm Nicolo hereintragen hilft. Pantalon befiehlt dieſem, es dem erſtern an nichts fehlen zu laſſen, und begiebt ſich weg. Nicolo will den Harlequin mit zum Abendeſſen nehmen; Harlequin ſchlägt es aus; Nicolo dringt vergebens in ihn, und ſtellt ihm vergebens vor, daß er ihm ſelbſt um eine gute Mahlzeit, die er auf Koſten ſeines Herrn mit ihm thun könnte, brächte, dem Harlequin iſt allzuviel daran gelegen, allein zu bleiben, als daß er ſich erbitten laſſen ſollte. Da endlich Nicolo ſieht, daß er nichts ausrichten kann, ſo ſchlägt er ihm vor, zu Bette zu gehen, und ſagt, daß er bey ihm werde ſchlafen müſſen, weil noch keine Kammer für ihn zurecht gemacht worden. Dieſes ſetzt den Harlequin in eine neue Verlegenheit; er giebt dem Nicolo zu verſtehen, daß er gern allein ſchlafe, und lieber die Nacht hier auf ſeinem Koffer zubringen, als bey einem andern im Bette liegen wolle. Nicolo verſetzt, daß er zu wohl zu leben wiſſe, als daß er ihn auf dem Koffer werde ſchlafen laſſen. Um ihn los zu werden, vertraut ihm Harlequin, daß er ihm eine gewiſſe kleine Krankheit, die er ſeit einigen Tagen merke, mitzutheilen fürchte; doch Nicolo verſteht gleich, was er für eine Krankheit meine, und heißt ihn deswegen auſſer Sorgen ſeyn, weil er ihm das nicht erſt mittheilen dürfe, was er ſchon habe. Harlequin wird ungeduldig, und vertrauet ihm ferner, daß er ſehr unruhige Träume zu haben pflege; daß er ſich oft im Schlafe, von ſeinen Feinden verfolgt zu werden einbilde; daß er auch ſchon einmal das Unglück gehabt, einen ſeiner beſten Freunde, der an ſeiner Seite geſchlafen, mit dem Dolche zu erſtechen, weil ihm geträumt, als müſſe er ſich gegen einen Mörder vertheidigen. Aber dieſe Gefahr ſchreckt den Nicolo noch weniger ab, weil er gleichfalls ſehr ſchlimme Träume zu haben pflege, und wohl gar, wenn man ſich an ſeiner Seite nur ein wenig rühre, im Schlafe ſeinen Manne anfaſſe, und ihn zum Fenſter herauswerfe. Harlequin bekömmt alſo noch weniger Luſt, das Bette mit dem Nicolo zu theilen; er wird in allem Ernſte auf ihn böſe, und da dieſer Bediente dem Pantalon zu mißfallen fürchtet, wenn er den Diener ſeines Schwiegerſohns durch eine überläſtige Höflichkeit noch ungehaltener mache, ſo läßt er ihn endlich zufrieden und begiebt ſich fort. Sogleich kömmt Scaramouche aus dem Koffer, in welchem er verſchloſſen war, hervor; Harlequin leuchtet ihm und ſie nahen ſich dem Schreibtiſche, ihn zu erbrechen. Scaramouche hat Meiſſel und Hammer, und will das Schloß damit aufſprengen;

kaum aber hat er den erſten Schlag mit dem Hammer gethan, als ein Hund, der in einem Winkel des Zimmers gelegen, und den ſie nicht wahrgenommen, aufſpringt und an zu bellen fängt. Scaramouche hält inne; Harlequin ſchmeichelt dem Hunde, um ihn zum Schweigen zu bringen; Scaramouche thut einen andern Schalg mit dem Hammer; der Hund verdoppelt ſein Bellen, bis endlich Pantalon es hört, und dazu kömmt. Scaramouche hat kaum ſo viel Zeit, ſich wieder in den Koffer zu werfen; und Harlequin kriecht geſchwind unter das Bette, mit dem brennenden Lichte in der Hand, und thut, als ob er in dieſer Stellung ſchlafe. Pantalon ſieht unter das Bette, und glaubt, er müſſe auſſerordentlich müde ſeyn, daß ihm der Schlaf ſo überfallen; er nimmt ihm das Licht aus der Hand, und ſetzt es wieder auf den Tiſch, ohne ihn aufzuwecken, und geht fort. Scaramouche verläßt ſogleich ſeinen Koffer, und Harlequin will ihm aufs neue leuchten; ſobald aber jener wieder mit dem Hammer an zu ſchlagen fängt, fängt der Hund aus allen Kräften wieder an zu bellen; die zwey Spitzbuben wollen verzweifeln; Harlequin iſt der Meinung, dem nichtswürdigen Hunde mit dem Hammer eines vor den Kopf zu verſetzen, allein ſie können ihn nicht erhaſchen, und bewegen ihn nur deſto ſtärker zu bellen. Pantalon kömmt dazu, und die Spitzbuben eilen wieder auf ihre Poſten; Pantalon erſtaunt über die ſeltſame Mücke des Harlequins, daß er nicht, ohne ſich zu leuchten, ſchlafen kann, denn er hat auch dieſesmal das Licht aus den Händen zu ſetzen vergeſſen; er nimmt es ihm wieder weg, ſetzt es auf den Tiſch und begiebt ſich zum zweytenmale fort. Die Spitzbuben machen ſich wieder an ihre Arbeit, und der Hund hebt aufs neue an zu bellen ꝛc. Dieſes Theaterſpiel mit den vergebnen Verſuchen des Scaramouche und des Harlequin und der Dazukunft des Pantalon auf das Bellen des Hundes, kann nach Belieben wiederhohlt werden. Endlich iſt Pantalon den Spitzbuben ſo geſchwind auf dem Dache, daß ſich Harlequin über Hals und über Kopf, mit dem brennenden Lichte in der Hand, in den Koffer wirft, und den Scaramouche, ſtatt ſeiner unter das Bette zu kriechen, nöthiget. Pantalon ſieht durch die Spalte des Koffers Licht ſchimmern, und glaubt, er brenne; indem er ihn aber näher betrachtet, ſieht er, daß er nicht verſchloſſen iſt; er eröfnet ihn und findet zu ſeinem groſſen Erſtaunen weiter nichts als den Harlequin darinn, der noch immer das brennende Wachslicht hält. Nun wird dem Pantalon der Handel verdächtig; er nimmt dem Harlequin das Licht zum letztenmale aus der Hand und ſucht in der Kammer herum, um wenigſtens nachzuſehen, ob dieſer mit dem Lichte nicht etwa Schaden gemacht; er ſieht unter das Bette erſchrickt, als er einen Unbekannten darunter erblickt, und ruft: Diebe! Auf ſein Geſchrey kömmt das ganze Hausgeſinde, nur halb angekleidet und mit verſchiedenen Inſtrumenten bewaffnet, herbey; doch ſie ſind alle zu erſchrocken, als daß ſie in der Geſchwindigkeit die Spitzbuben verhindern könnten, zu entkommen; und ſo endet ſich der dritte Aufzug.

Vierter Aufzug. (Das Theater wird wie zu Anfange des erſten Aufzuges. Es iſt Tag.) Mario klopft an die Thüre des Pantalon, und will mit Flaminien ſprechen. Coraline macht auf, und ſagt ihm, daß ſeine Geliebte vor Schrecken über die Spitzbuben in vergangner Nacht, krank geworden; ſie hören den Pantalon kommen, und Mario begiebt ſich weg. Pantalon erſcheint, befiehlt der Coraline, den Arzt zu holen, und geht wieder hinein. Coraline geht ihre Commißion zu verrichten; und Scaramouche und Harlequin, die den Befehl des Pantalons mit angehört, nehmen ſich eine neue Verkleidung vor, und treten ab. Der Doctor kömmt, und ſagt in einem Monologue, er habe eben itzt erfahren, daß die Aeltern derjenigen, die er, und Pantalon zu ihren Schwiegerſöhnen erſehen, nicht ſo gut ſtünden, als man ſie habe bereden wollen; und dieſes ſey ohne Zweifel die Urſache ihres Auſſenbleibens, welche Vermuthung er itzt ſeinem Freunde mittheilen wolle. Coraline kömmt wieder und ſagt ihm, daß ſie einen Arzt für die Flaminia holen müſſen, worauf ſie beyde zum

Pantalon hineingehen. Das Theater verändert ſich und ſtellt ein Schlafzimmer vor. Man erblickt darinn Flaminien, in dem Anzuge und der Stellung einer unbäßlichen Perſon, nebſt dem Pantalon, dem Doctor und Coralinen, die ihr Muth einſprechen. Man klopft an; Coraline geht und ſieht wer es iſt, kömmt wieder und meldet den Arzt an. Pantalon befiehlt ihr, ihn hereinzubringen; ſie führt den Harlequin, als Arzt verkleidet hinein, und geht ab. Während der Scene, in welcher ſich Harlequin, ſo gut ihm möglich, aus der Rolle, die er über ſich genommen, zu wickeln ſucht, kömmt Coraline in größter Beſtürzung wieder, und ſagt, daß Mario und Lelio von Spitzbuben angefallen worden; man eilet voller Verwirrung ihnen zu Hülfe; die Kranke bleibt mit dem Arzte allein, und dieſer packet, ihres Geſchreys ohngeachtet, alles Silberzeug, das er in dem Zimmer findet, zuſammen, und geht damit fort. Pantalon kömmt auf das Geſchrey der Flaminia wieder zurück, und ſagt, ſie ſolle ſich nur tröſten, es habe nichts zu ſagen. Sie ſind alſo noch, verſetzt ſie, zu rechter Zeit dazu gekommen? Ohne Zweifel; erwiedert Pantalon. Flaminia wünſcht ihm Glück, daß er den Spitzbuben alſo noch angehalten, der alle ſein Silberzeug weggetragen, und Pantalon wird über dieſe nähere Erklärung ſehr beſtürzt; denn als er ſagte, es habe nichts zu ſagen, hatte er es von der Gefahr verſtanden, in welcher man ihm gemeldet, daß ſich ſein und ſeines Freundes Sohn befänden. Das Theater verändert ſich abermals und wird wie zu Anfange des erſten Aufzuges. Man erblickt den Doctor, ſeinen Sohn Mario und den Lelio beyſammen. Der Doctor bezeigt ihnen ſeine Freude, ſie außer Gefahr zu ſehen. Pantalon kömmt dazu; er hinterbringt dem Doctor, was er wegen der Liebe des Mario zu ſeiner Tochter, und ſeines Sohnes zu Lucinden, erfahren; und nach dem, was er wegen des Vermögens ihrer gehoften Schwiegerſöhne von ihm ſelbſt gehört, hielte er es, ſetzt er hinzu, für das beſte, wenn ſie ihre alte Freundſchaft durch eine doppelte Heyrath noch enger verknüpften, ohne auf die, welchen ſie ihre Töchter bereits verſprochen, länger zu warten. Der Doctor giebt ſeine Einwilligung; die zwey Väter klopfen an ihre Thüren und rufen Lucinden und Flaminien, die ſich wieder beſſer befindet, heraus. Sie ſind über dieſe Nachricht ſehr erfreut; allein Scaramouche und Herlequin haben ihre Unterredung abermals mit angehöret, und machen ſich fertig, ihnen bey der Gelegenheit neue Streiche zu ſpielen. Das Theater ändert ſich und ſtellet den Garten an dem Hauſe eines Traiteurs vor; Mario, Flaminia, Lelio, Lucinde, Coraline, Pantalon und der Doctor treten herein, in dem Vorſatze, ſich luſtig zu machen. Sie rufen den Traiteur; Scaramouche erſcheinet unter dieſer

Geſtalt, und verſichert ſie, daß ſie ſich in einem Hauſe befänden, wo es ihnen an nichts fehlen ſolle, und wo man ſie auf den Wink bedienen werde; erbittet ſie, nur alles, was ihnen beſchwerlich ſeyn könnte, abzulegen, und unter dieſem Vorwande, bemächtiget er ſich ihrer Degen, Stöcke, Hüte, Fecher, und was ſonſt Mannsperſonen oder Frauenzimmer abzulegen pflegen, wenn ſie ſich zu Tiſche ſetzen wollen. Er verſchwindet damit, und Harlequin, als ein Petitmaitre gekleidet, tritt ſtatt ſeiner herein, und ſagt ihnen, da er gehört, daß ſich eine Geſellſchaft braver Leute hier in den Garten luſtig mache, ſo habe er geglaubt, daß es ihr nicht unangenehm ſeyn könne, wenn ein Mann von ſeinem Stande und ſeinen Verdienſten an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen, ſich gefallen lieſſe. Er fordert hierauf eine Priſe Taback von ihnen; und nachdem er eines jeden von der Geſellſchaft gekoſtet, findet er zwar keinen nach ſeinem Geſchmacke, allein die Tabatieren kommen ihm auſſerordentlich ſchön vor, und unter dem Vorwande, ſie genauer zu betrachten, behält er ſie alle bey ſich. Er verſpricht ihnen hierauf, ſie einen ganz vortreflichen Taback koſten zu laſſen, und bietet ihn auch wirklich in einer hölzern Doſe nach der Reihe herum, und zwar kömmt er an den Pantalon zuletzt, der den Taback aus Gefälligkeit lobet. **Nun wohl, ſagt Harlequin, ich ſchenke ihnen den Taback und die Doſe!** Aber eben fällt es mir ein, daß ich noch eine kleine Verrichtung habe, die mir das Vergnügen nicht erlauben will, länger bey Ihnen zu bleiben. Und hiermit will er fortgehen; man hält ihn aber zurück und ſagt, daß es ihm zwar frey ſtehe fortzugehen, nur werde er ſo gut ſeyn, und vorher eines jeden Doſe wieder heraus geben. Sie ſcherzen, antwortet Harlequin; ich habe ja dem Herrn (indem er auf den Pantalon weiſet) geſagt, daß ich ſie ihm ſchenke. Er verſucht aufs neue ſich loszureiſſen, da er aber ſieht, daß man ihm allzuſehr auf dem Halſe iſt, und daß er durchaus ſein Geſchenke wiedernehmen, und alle zu ſich geſteckte Doſen herausgeben ſoll, ſo wird er zornig, und fragt, für wen man ihn anſehe, und ob man einen Mann, wie ihn, für einen Spitzbuben halten könne? Kurz, er bietet ihnen Trotz, und will ſich mit einem jeden von ihnen den Hals brechen. Sie laufen alle nach ihren Degen und Stöcken, doch Scaramouche iſt dem Unglücke, das daraus entſtehen könnte, zuvor gekommen, und hat ihnen alle angreiſſende Waffen weislich aus den Händen gerückt. Das Hausgeſinde des Traiteurs kömmt auf ihr Schreyen dazu, ſo wie, zu Ende des dritten Aufzuges, das Hausgeſinde des Pantalons, auf das Geſchrey ihres Herrn dazukam; ſie ſind auf die nehmliche Weiſe, aber mit eben ſo wenig Nutzen bewaffnet, weil Harlequin Gelegenheit findet, ſich während des Lerms davon zu machen, womit ſich der vierte Aufzug beſchließt.

Fünfter Aufzug. (Das Theater ſtellet ein Coffeehaus vor) Alle die Perſonen, die ſich in den Garten des Traiteurs luſtig machen wollen, ſind auf dem Coffeehauſe beyſammen. Scaramouche kommt als ein Juwelenhändler verkleidet herein, und ſtiehlt ihnen ihre Uhren, indem ſie ſeine Waaren beſehen und feilſchen. Er gehet ab, und Harlequin kömmt an ſeine Statt, in einen Kaufmann verkleidet, der mit Lotterieloſen handelt. Seine geſchickte Hand hält Nachleſe, und ſammelt vollends alles ein, was dem Fleiße des Scaramouche entwiſcht war. Gleichwohl merkt niemand eher, daß er beſtohlen worden, als bis Harlequin bereits weg iſt; ſie halten ſich an den Herrn des Caffeehauſes und an deſſen Leute; es entſtehen darüber Händel, und man ſchickt nach einem Commiſſar. Scaramouche kömmt in der Kleidung einer Gerichtsperſon und Harlequin ſpielt die Rolle ſeines Schreibers. Indem der Commiſſar ſein Interrogatorium hält, und alle auf ihn Acht geben, iſt ſein Schreiber bemüht, eine ſchöne Uhr von der Wand herab zu häckeln; allein es wird es jemand gewahr und der Schreiber, mit ſamt dem Commiſſar, machen ſich mit der Flucht davon und werden verfolgt. Das Theater verändert ſich und ſtellt ein Zimmer in dem Hauſe des

Pantalon vor. Der Doctor tritt mit ihm herein; ſie ſagen, daß die Spitzbuben abermals entkommen, daß man es aber der Obrigkeit gemeldet, die deswegen Nachſuchung werde thun laſſen. Mario und Lelio kommen dazu, und erzehlen ihnen, daß man die Schelme endlich doch ergriffen; man bringt ſie geführt, und thut ihnen kund, daß ſie ſich aufs Rudern nur gefaßt halten ſollen. Sie bitten um Gnade, ſehen aber nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit ſie zu erhalten. Auf einmal fängt Harlequin an zu ſchreyen: **Feuer! Feuer!** Man erſchrickt, und jeder drengt ſich, zu ſehen wo es iſt. Die Spitzbuben machen ſich den Augenblick zu Nutze, und entkommen. Sie werden verfolgt und das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war. Harlequin und Scaramouche kommen in vollem Lauffe, der eine auf dieſer, und der andere auf jener Seite, herein; ſie treffen ſich, und ſagen, daß ſie ihren Feinden zwar noch glücklich entkommen, daß ſie aber allzu berühmt zu werden anfingen, und es alſo wohl nicht wagen dürſten, in dem Lande länger zu bleiben; das beſte wäre wohl, wenn ſie mit einander wieder in ihr Vaterland, nach Bergamo, reiſeten. Sie gehen mit einander ab, und die Komödie hat ein Ende.

4) La Vengeance d'Arlequin, in drey Aufzügen, nach dem Entwurfe des Herrn Gandini, zum erſtenmal aufgeführt den 30 Auguſt 1747.

Perſonen. **Der Doctor,** Vater der Flaminia, die in dem Stücke aber nicht zum Vorſchein kömmt. **Celio,** Liebhaber der Flaminia. **Mario,** in die Flaminia verliebt. **Coraline.** **Pantalon,** in die Coraline verliebt. **Harlequin,** gleichfalls in Coralinen verliebt. **Scapin,** Harlequins Freund und Coralinens Geliebter. **Bauern.** **Ein Geiſt.** Die Scene iſt in einem Walde, und in einem Landhauſe des Doctors, welches nicht weit davon liegt.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellet einen Wald und auf der Seite ein Landhaus vor.) Mario eröffnet den Aufzug mit dem Doctor, bey dem er um ſeine Tochter Flaminia anhält. Der Doctor weigert ſich, ſie ihm zu verſprechen, weil er dem Celio, der ſehr reich ſey, ſein Wort bereits gegeben habe. Mario verſpricht, ihn in den Beſitz eines Schatzes zu ſetzen, wenn er ihm ſeine Tochter geben wolle; der Doctor ſagt ſie ihm mit dieſer Bedingung zu, und ſie gehen mit einander ab, der Doctor den Schatz zu ſehen, und Mario, ihm denſelben zu weiſen. Coraline tritt mit dem Harlequin auf, der ihr einen jungen Haſen ſchenken will, den er auf der Jagd geſchoſſen; allein Coraline, wie ſie ſagt, liebt nichts als Rebhühner. Harlequin verſpricht, ihr welche zu bringen, und nun erklärt ſie ihm frey heraus, daß er ſich nur vergebene Mühe mache, weil ſie den Scapin bereits liebe. Harlequin ſpielt den Großſprecher, und will den Scapin umbringen, der eben dazu kömmt. Coraline geht ihm entgegen, und macht ihm tauſend Liebkoſungen, die Scapin, zu großem Verdruſſe des Harlequins nicht ungeneigt aufnimmt. Coraline ſagt zum Scapin, daß Harlequin ihr gemeinſchaftlicher Feind ſey; Scapin wirft ihr ihre Härte gegen ſeinen Freund vor, und da Coraline hinzu ſetzt, daß ſie niemand anders als ihn, lieben und heyrathen wolle, ſo antwortet er ihr, daß er keine Luſt zum heyrathen habe. Coraline gehet ab; ſchwöret ihm einen ewigen Haß, und drohet, ſich wegen ſeiner Verachtung zu rächen. Harlequin beklagt ſich über ſein Unglück; Scapin tröſtet ihn, bietet ihm ſeinen Beyſtand an, und giebt ihm den Rath, Coralinen zu verſprechen, daß er ihn, ſie zu rächen, umbringen wolle, wenn ſie ſich entſchlöſſe, ihn zu heyrathen; ſie gehen mit einander ab. Mario kömmt mit dem Doctor wieder, dem er den Schatz gewieſen, und verſpricht ihm denſelben zu geben, ſo bald er ihn Flaminien heyrathen laſſen. Der Doctor ſagt, er ſolle auf den Abend nur zu ihm kommen, da er das nöthige mit ihm verabreden, und ihn an des Lelio Stelle annehmen wolle, den er gleichfalls, zu eben der

Stunde, zu ſich beſtellt hat, und hiermit gehen ſie wieder ab. Coraline tritt abermals auf, und ſagt, daß ſie entſchloſſen ſey, den erſten den beſten zu heyrathen, der ſie an dem Scapin rächen wolle. Harlequin ſtellt ſich ihr vor, und ſie ſtößt ihn zurück; er verſpricht ihr durch Lazzis und großſprecheriſche Gebehrden, den Scapin aus dem Wege zu räumen; ſie iſt es zufrieden, ihn mit dieſem Bedinge zu heyrathen, verlangt aber vorher den Gegenſtand ihres Haſſes todt zu ſehen. Harlequin giebt ihr durch neue Lazzis zu verſtehen, daß er ſie befriedigen wolle; ſie geht ab und Scapin tritt auf. Er und Harlequin überlegen, wie ſie Coralinen hinter das Licht führen wollen. Sie wollen ſich einer gewiſſen Grube, die in dem Walde iſt, dazu bedienen, in die ſich Scapin für todt hinlegen ſoll. Scapin kriecht ſogleich in dieſe Grube, und Harlequin begiebt ſich weg. Pantalon tritt auf und ſieht ſich überall um, ob er nicht jemand wahrnehme; er ſagt, daß er an einem Orte des Waldes, auf den er weiſet, ein Käſtchen verſtecken ſehen, worinn ein Schaz ſey, und werde, wenn es Nacht geworden, ihn wegholen. Coraline kömmt dazu; Pantalon ſpricht mit ihr von Liebe; ſie ſagt ihm aber, daß ſie keinen Alten heyrathen wolle. Nachdem ihr Pantalon das Schweigen eingebunden, gelobet er ihr, ſie zur Beſitzerin eines Schatzes zu machen, wenn ſie ihn heyrathen wolle. Auf das

Wort Schatz, giebt es Coraline näher. Pantalon verſpricht, ſie in der Nacht abzuruffen, da ſie ihn denn mit einander hohlen wollten. Er geht ab, und Coraline ſieht den Harlequin ganz freudig auf ſie zu kommen; er rühmt ſich den Scapin umgebracht zu haben, und Coraline verlangt den Leichnam zu ſehen. Harlequin führt ſie an die Grube, in die ſich Scapin verkrochen; ſie will ihn heraus ziehen; Harlequin redet es ihr aus; ſie ſchimpft noch auf ihren todten Feind, und läßt es dabey bewenden. Harlequin verlangt die Erfüllung ihres Verſprechens; ſie will vorher wiſſen, ob er reich iſt; er ſagt, nein; ſie erklärt ihm, daß ihr Mann nothwendig Vermögen haben müſſe; er droht ihr, ſie gerichtlich anhalten zu laſſen, ihr Wort zu erfüllen, weil er ſein Wort erfüllt habe; ſie antwortet, daß dieſes für ihn der nächſte Weg ſey, ſich hängen zu laſſen, geht ſpöttiſch fort und läßt ihn voller Verzweiflung ſtehen. Scapin kömmt aus der Grube wieder hervor, und giebt dem Harlequin mit einer Menge Lazzis zu verſtehen, was er wegen des Schatzes gehört habe. Sie ſehen, daß es Nacht wird, und begeben ſich weg, die nöthigen Werkzeuge zu hohlen, um ſich des Schatzes zu bemächtigen und denen vorzukommen, die den nehmlichen Anſchlag darauf haben. Pantalon kömmt mit einer Schauffel, und einer Hacke; er hat Coralinen bey ſich, die ihm mit Zittern folgt, und der er Muth einzuſprechen ſucht, da ohnedem der Mond nunmehr aufgehe und ſie ſich vor nichts fürchten dürften. Das Theater verändert ſich und ſtellt einen tiefen Ort im Walde vor, der zum Theil von dem Monde erleuchtet iſt, und wo hin und wieder ein Baum ſteht. Scapin erſcheint mit einem Käſtchen, und Harlequin mit eben ſolchen Werkzeugen, als man den Pantalon geſehen; er bezeigt ſich ſehr furchtſam; Scapin ſpricht ihm Muth ein; ſie graben das Käſtchen mit dem Schatze aus, legen das andere, das ſie mitgebracht haben, an deſſen Stelle, und bedecken es mit Erde. Es erſcheint ein Geiſt, und giebt ihnen ich weis nicht was für ein Papier, auf welchem, wie er ſagt, das Geheimniß ſtehen ſoll, wie ſie in ihrem Unternehmen glücklich ſeyn können. Nachdem ſie ſich ſehr erſchrocken bezeigt, eilen ſie mit dem Schatze, und dem Geſchenke des Geiſtes davon. An ihrer Statt treten Pantalon und Coraline auf, die das Käſtchen, welches Harlequin und Scapin für das rechte zurückgelaſſen, ausgraben; ſie eröffnen es haſtig, und es ſpringt ein Schwein heraus, das den erſchrockenen Pantalon übern Haufen rennt. Sie laufen voller Angſt davon und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater ſtellt zwar noch den Wald und das Landhaus vor, aber von einer andern Lage, mit einem Felſen auf der andern Seite des Hauſes) Mario erſcheint mit dem Doctor, der ihm ſein Verſprechen erneuert, und begiebt ſich fort, den Erfolg davon zu erwarten. Lelio erſcheinet gleichfalls und klopft bey dem Doctor an, der wieder ins Haus gegangen war, um ihn an ſein gegebenes Wort zu erinnern. Der Doctor kömmt, und iſt, wie er ihn erblickt, ganz verlegen; er ſagt, die bewußte Heyrath könne noch nicht ſobald zu Stande kommen, weil er noch gar keine Anſtalten dazu gemacht. Lelio ſtellt ihm die Unnöthigkeit dieſer Anſtalten vor, und da ihn der Doctor kaltſinnig verlaſſen will, ſo geht er gerade zu in das Haus hinein, und der Doctor hat nicht das Herz, ihm zu folgen. Mario kömmt dazu, und da er den Lelio zu dem Doctor hineingehen ſehen, ſo ſchließt er daraus, daß ihm dieſer nicht Wort halte, und ſagt, daß er gehen, und ſeinen Schatz an einen andern Ort bringen wolle. Der Doctor, voller Verwirrung und Mißvergnügen, begiebt ſich in ſein Haus. Coraline tritt mit dem Pantalon auf, ſie ſagt, daß er ſie betrogen habe und will ihm den Abſchied geben. Dieſer ſchwört, daß er den Räuber des Schatzes ſchon entdecken wolle; Harlequin kömmt dazu; Coraline macht ihm Liebkoſungen, dem Pantalon zum Trotze, und nennt ihn ihrem kleinen Mann. Pantalon will den Harlequin prügeln; Coraline ſetzt ſich dargegen; Harlequin, da er ſieht, daß ſie ſeine Parthey nimmt, bekömmt Muth und jagt den Pantalon mit Schlägen vom

Platze. Sobald der Alte fort iſt, ſtößt Coraline den Harlequin, der ſie umarmen will, von ſich, und verbirgt ihm die Urſache, warum ſie ihn ſo wohl aufzunehmen geſchienen, im geringſten nicht. Scapin der alles mit angehört hat, und ſich während der Scene verſteckt gehalten, ſtellt ſich auf einmal zwiſchen ſie, und ſagt zu Coralinen: **du ſollſt ihn doch heyrathen müſſen, du magſt wollen oder nicht.** Coraline, die ihn für todt hält, erſchrickt ungemein; Harlequin ſtellt ſich, als ob er gleichfalls ſehr erſchrecke, und ſagt zu Coralinen, daß ſie ja keinen Augenblick verlieren ſolle. Sie kann ſich aber nicht entſchlieſſen und Scapin drohet ihr, ſie bis an ihren Tod zu verfolgen, wenn ſie bey ihrer Weigerung verharre. Das Schrecken nimmt bey Coralinen zu, und da ſie Scapin anfaſſen will, und zu ihr ſagt: **heyrathe ihn gleich auf der Stelle!** ſo thut ſie einen groſſen Schrey und läuft davon. Harlequin und Scapin bleiben allein, und Scapin erklärt ſeinem Freunde das Geheimniß, welches ihnen der Geiſt mitgetheilet; er läßt ihn die Worte auswendig lernen, in welchen es beſtehen, und darauf begeben ſie ſich weg. Der Doctor und Lelio treten auf; dieſer macht jenen ſehr lebhafte Vorwürfe, daß er ihm ſein Wort nicht halten wolle; er ſchwöret, ſich zu rächen und geht zornig fort. Mario, der dazu kömmt, begegnet ihm nicht beſſer, er beſchuldiget ihm, den Schatz, den er ihm gewieſen, entwendet zu haben, und verläßt ihn gleichfalls ganz wütend, mit der Drohung, daß es ihm das Leben koſten ſolle, wenn er ihm den Schatz nicht wieder heraus gäbe. Der Doctor geräth ganz auſſer ſich darüber; Pantalon kömmt dazu, und fragt ihn nach der Urſache; der Doctor vertraut ihm den Verdacht des Mario, und Pantalon vertraut ihm ſeinen, in Anſehung des Harlequins, und weiß ihn höchſt wahrſcheinlich zu machen. Der Doctor bittet den Pantalon, ihm beyzuſtehen, und ſie werden einig, ihre Leute zuſammen zu bringen, ſich des Harlequins zu bemächtigen, und ihm das Geſtändniß abzudringen; ſie gehen ab, um ſogleich zum Werke zu ſchreiten. Scapin tritt mit dem Lelio auf, den er wegen des Doctors zu beſänftigen ſucht, von welchem er, wegen der erhaltenen Beleidigung, durchaus Genugthuung haben will. Scapin verſichert ihm, daß es keiner harten Mittel bedürfen werde; Flaminia liebe ihn, und habe ihn (den Scapin) gebeten, ihrem Liebhaber beyzuſtehen; er habe es ihr verſprochen, und werde ſein Wort zu halten wiſſen. Hiermit führt er ihn mit ſich fort; die zwey Alten treten mit einander auf, haben verſchiedne Bauren bey ſich und ſcheinen den Harlequin zu ſuchen. Coraline erſcheint; ſie iſt von ihrem Schreck noch nicht wieder zu ſich gekommen, und erzehlet ganz laut, daß Harlequin ihr zu Liebe, und weil ſie ihm Hoffnung gemacht, ihn zu heyrathen, den Scapin umgebracht habe; itzo habe ſie keinen Augenblick Ruhe, und werde ohne Unterlaß bald von dem Mördern, bald von dem Schatten des Ermordeten verfolgt. Dieſe Rede macht dem Doctor Hoffnung, den Harlequin wegen aller ſeiner Verbrechen bald beſtraft zu ſehen, und Pantalon nahet ſich Coralinen, mit Bitte, ihm doch näher zu erklären, was ſie itzt von dem Scapin geſagt habe. Ueber den Namen Scapin, und bey der unvermutheten Erblickung des Pantalon, erhebt Coraline ein groſſes Geſchrey und läuft davon. Der Doctor und Pantalon bleiben und ſagen, daß ſie ihr möglichſtes thun müßten, den Harlequin zu finden; in dem Augenblicke hören ſie die Stimme deſſen, den ſie ſuchen; gleich darauf erblicken ſie ihn; der Doctor, Pantalon und ihre Gehülſen verfolgen ihn und wünſchen ihm höhniſch zu dem gefundenen Schatze Glück; er macht verſchiedene Lazzis und leugnet es nicht ab; man will ihn zwingen, ſich zu ergeben; er rettet ſich hinter einen Felſen, und ſeine Feinde, die ihn nicht wollen entkommen laſſen, ſind nicht wenig beſtürzt, da ſie ſtatt ſeiner nichts als einen Affen finden, der auf ſie zuſpringt und ſie in die Flucht treibt. Dieſes muß für eine Wirkung des Geheimniſſes angeſehen werden, das der Geiſt ihn und den Scapin gelehrt. Dieſer Affe beſchließt den zweyten Aufzug, ſo wie das Schwein den erſten beſchloſſen.

Dritter Aufzug. (Das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war) Pantalon und der Doctor fangen den dritten Aufzug an; ſie ſind noch ganz erſchrocken, und ſagen, daß Harlequin ganz gewiß ein Zauberer ſeyn müſſe. Scapin kömmt, und ſtellt ſich, ohne ein Wort zu ſagen, zwiſchen die beyden Alten, welches ihnen eine groſſe Furcht einjaget, weil ſie ihn auf das Wort der Coraline wirklich für todt halten. Scapin bringt ſie aus dem Irrthume, und da ſie dem Harlequin die Entwendung des Schatzes Schuld geben, ſo verſpricht er, daß ſie ihn wieder finden ſollen, aber mit der Bedingung, daß der Doctor nicht mehr daran denken ſoll, ſeine Tochter an den Mario zu verheyrathen, der ohnedem Händel genug bekommen werde, da er bey den Gerichten verſchiedentlich angegeben worden, daß er mehr als einem Frauenzimmer, mit welchem er es gehalten, die Ehe verſprochen habe. Scapin verſichert, daß er ſelbſt mit den Leuten geſprochen, die wider den Mario zeugen würden, und erbietet ſich ſogar, ſie zu dem Doctor zu bringen, wenn er es haben wolle. Der Doctor faſſet ihn beym Worte, geht mit dem Pantalon herein, und Scapin bleibt allein auf der Bühne. Lelio kömmt; Scapin ſagt ihm, daß es gut ſeyn werde, wenn er ſich in einem Augenblicke bey dem Doctor einfände, weil Harlequin daſelbſt, ſo wie ſie es mit einander abgeredet, in verſchiedener Geſtalt verſchiedene Zeugniſſe wider den Mario ablegen werde. Scapin ſagt hierauf dem Lelio etwas ins Ohr, und ſie gehen mit einander zu dem Doctor hinein. Das Theater verändert ſich, und ſtellet das Zimmer in dem Hauſe dieſes letztern vor. Man ſiehet den Herrn des Hauſes, nebſt dem Pantalon und dem Scapin hereintreten, der ihm eine Liſte von den Zeugen giebt, und abtritt, ſie hereinzubringen. So wie ſie nun Pantalon, die Liſte in der Hand, ruft, ſo kommen ſie einer nach dem andern herein, oder vielmehr kömmt Harlequin zu verſchiedenen malen unter verſchiedenen Verkleidungen herein. (Dieſe Verkleidungen müſſen als eine neue Wirkung des von dem Geiſte mitgetheilten Geheimniſſes betrachtet werden.) Das Verhör wird von dem Mario unterbrochen, der eben, als Scapin abtritt, um den Harlequin unter einer neuen Geſtalt wieder hereinzubringen, mit Coralinen dazu kömmt, und den Doctor, ohngeachtet ihm dieſes Mädchen zurück zu halten geſucht, umbringen will. Lelio erſcheinet, und nimmt die Vertheidigung des Doctors über ſich, der nunmehr Muth faßt, und dem Mario Schuld giebt, daß er ſich ja bereits mit mehr als einem Frauenzimmer verſprochen habe. Mario leugnet es, und Pantalon ſagt, daß man ihn leicht überzeugen könne, wenn man ihm die Zeugen vorſtellte, die Scapin vorgeführt habe. Coraline ſagt, daß dieſes nicht möglich ſeyn könne, weil Scapin todt ſey; der Doctor benimmt ihr ihren Irrthum, und ruft den vermeinten Todten, ihn mit dem Mario zu confrontiren. Anfangs ſcheinet Scapin ein wenig betroffen, er faßt ſich aber bald wieder, und klagt den Mario an, der ihn dafür umbringen will. Harlequin kömmt eben zu rechter Zeit dazwiſchen, ſeinen Freund aus der Verlegenheit zu reiſſen; er bezaubert den Mario und macht ihn unbeweglich, welches abermals eine Wirkung von dem Schutze des Geiſtes iſt. Endlich verſpricht Harlequin die Helfte des Schatzes wieder herauszugeben, deſſen Verluſt den Mario ſo ſehr aufgebracht, aber mit dem Bedinge, daß man die andere Hälfte ihm und dem Scapin laſſe, und daß Coraline ihn, ſo wie Flaminia den Lelio heyrathe. Er droht ihnen allen, daß den, der ſich ſeinem Willen nicht ſogleich unterwerffen wolle, die Geiſter, die ihm zu Gebothe ſtünden, durch die Luft mit ſich fortführen ſollten. Man kann leicht denken, daß niemand Luſt haben wird, ſich dieſer Gefahr auszuſetzen; man geht daher alles ein; der Doctor erfüllt ſein erſtes dem Lelio gethanes Verſprechen, und giebt ihm ſeine Tochte Flaminia; Coraline entſagt dem Scapin, und heyrathet den Harlequin, und die Komödie iſt aus.

5) La Vengeance de Scaramouche; in fünf Aufzügen, nach dem Entwurfe des Herrn Gandini, zum erſtenmal aufgeführt den 13. Sept. 1745.

Perſonen. Der Marquis. Der Doctor, Vater der Flaminia. **Flaminia,** mit dem Marquis verſprochen. **Silvia. Lelio,** Vetter der Silvia, und Liebhaber der Flaminia. **Pantalon,** Haushofmeiſter des Marquis und in Coralinen verliebt. **Coraline** und **Harlequin,** Bediente des Marquis. **Scaramouche,** ein anderer Bediente des Marquis und Liebhaber der Coraline. **Verſchiedene andere Bediente. Ein Genius,** und **zwey Geſpenſter.** Die Scene iſt in einer Stadt in Italien, und einem nahgelegenen Walde.

Erſter Aufzug. (Das Theater ſtellt ein Zimmer in dem Schloſſe des Marquis vor.) Pantalon eröffnet den erſten Aufzug mit dem Harlequin und Scaramouche. Er befiehlt dieſem lezteren, mit den Anſtalten zur Hochzeit zu eilen, weil der Marquis mit der Perſon, die er heyrathen ſolle, angekommen ſey. Scaramouche geht ab, und Pantalon befiehlt dem Harlequin, den Hegereitern des Marquis zu ſagen, daß ſie aufs geſchwindeſte einen Vorrath von Wildpret auf das Schloß bringen ſollen. Sie gehen mit einander ab, und an ihrer Statt treten Coraline und Scaramouche, ihr Liebhaber, auf. Coraline erzehlt dieſem, daß man ihr die Flaminia, die Tochter des Doctors und künftige Gemahlin des Marquis zur Aufſicht anvertrauet, und daß ſie die Stelle einer Oberaufſeherin bey ihr bekleiden werde. Scaramouche bezeigt ihr ſeine Eiferſucht in Anſehung des Harlequins und des Pantalons; ſie findet Mittel ihn zu beruhigen; er verläßt ſie und Harlequin kömmt an ſeiner Statt; er macht der Coraline Liebkoſungen, die ſich darüber aufhält; der Haushofmeiſter kömmt dazu, und thut, als ob er der Coralinen etwas zu ſagen habe, heißt ſeinen Nebenbuhler abtreten, und wird befolgt. Coraline thut, als ob ſie ihn ſehr liebenswürdig fände, und erhält von ihm ein Käſtchen mit Silber. Harlequin, der ſie belauſcht hat, kömmt wieder herein, und drohet, dem Herrn des Hauſes alles wieder zu ſagen; Pantalon aber verdammet ihn zu Waſſer und Brod, und er geht weinend fort. Sobald er weg iſt, umarmt Pantalon Coralinen, und wird abermals von dem Scaramouche betroffen, der ihnen harte Vorwürfe macht; Scaramouche und der Haushofmeiſter werden mit einander handgemein, und Coraline läuft davon. Der Marquis kömmt auf den Lerm dazu, läßt ſich die Urſache ihrer Schlägerey erzehlen, giebt dem Scaramouche Unrecht und befiehlt ihm, abzutreten. Scaramouche geht, mit drohenden Gebehrden gegen den Pantalon, ab, und mit dieſem begiebt ſich der Marquis auch bald weg, nachdem er ihm vorher alles anzuwenden befohlen, daß ſein Hochzeitfeſt ja recht prächtig werde. Harlequin und Scaramouche kommen wieder auf die Bühne; der erſte weinet, weil er, wie er ſagt, bereits vor Hunger ſterbe; der andere weinet über die Untreue ſeiner Geliebten, und flucht auf ſeinen Nebenbuhler und auf ſeinen Herrn. Sie geloben einander wechſelsweiſe Dienſte, gehen ab und der erſte Aufzug iſt zu Ende.

Zweyter Aufzug. (Das Theater ſtellet einen Wald vor, in welchem man ein Grabmahl erblickt) Scaramouche, um ſich an ſeinem Nebenbuhler dem Pantalon, und an ſeinem Herrn, der ihn in Schutz genommen, zu rächen, kömmt einen Geiſt um Rath zu fragen, der, wie man ihm geſagt hat, ſeine Wohnung in dem Grabmahle habe, das ſich in dem nahgelegenen Walde befindet. Der Geiſt erſcheint, verſpricht ihm zu helfen, ſchenkt ihm zwey Taliſmans, oder bezauberte Ringe, deren Eigenſchaften er ihm erkläret, und verſchwindet. Das Theater ändert ſich, und ſtellt das Innere der Stadt vor. Man erblickt die Silvia mit ihrem Vetter, den Lelio. Silvia, ob ſie gleich als Mannsperſon verkleidet iſt, fürchtet dennoch ſehr, der Marquis möchte ſie erkennen, ehe ſie den Anſchlag, den ſie im Sinne habe, ausgeführt. Sie giebt vor, auf ſein Herz und ſeine Hand einen Anſpruch zu und kömmt ihres Theils, ſeine vorhabende Heyrath zu verhindern. Lelio, der ſich in Flaminien verliebt hat, hat ſich gleichfalls vorgenommen, ſie nicht ſo ruhig vollziehen zu laſſen. Die zwey Neuangekommenen treffen unter Wegens den Scaramouche, der den Lelio erkennt, ihn anredet und fragt, wer ſein Reiſegefährte ſey. Lelio antwortet, es ſey ein Goldſtücker, den er bey dem Marquis in Dienſte bringen wolle. Scaramouche, dem einer von ſeinen Talismans, deſſen er ſich ſtatt eines Ringes bedient, die Wahrheit entdeckt, giebt dem Lelio zu verſtehen, daß er ſich nichts aufheften laſſe, verſpricht aber ihm und der Silvia ſeine Dienſte und ſteckt ihr ſeinen zweyten Talismann an den Finger, der den Marquis ſie zu erkennen verhindern werde. Hierauf führt er ſie mit ſich fort, ſie ſeinem Herrn als geſchickte Stücker vorzuſtellen, die ihm ihre Dienſte anbieten wollten. Der Doctor tritt mit dem Pantalon auf, der ihm wegen der bevorſtehenden Heyrath ſeiner Tochter Glück wünſcht. Der Doctor zeiget ihm die Juwelen, die er der jungen Frau beſtimme, und auf die neueſte Manier habe faſſen laſſen. Scaramouche kömmt als ein Bettler, der nur einen Arm hat, dazu, und bittet ſie um eine Gabe; er verläßt ſie nach verſchiednen Lazzis, und der Doctor und Pantalon gehen ihren Weg nach dem Schloſſe des Marquis. Das Theater ändert ſich und ſtellt wie in dem erſten Aufzuge ein Zimmer in dieſem Schloſſe vor, wo man den Herrn des Hauſes mit ſeiner Braut in Unterredung erblickt; er fragt ſie um die Urſache ihrer Melancholie; ſie antwortet, daß ſie dieſe Urſache ſelbſt nicht wiſſe, und verläßt ihn. Scaramouche tritt herein und meldet zwey berühmte Goldſtücker bey dem Marquis, die der Ruf von ſeiner Pracht und bevorſtehenden Vermählung hergelockt. Der Marquis befiehlt ſie hereinzubringen; Scaramouche geht deswegen ab, und kömmt mit ihnen wieder zurück. Der Marquis nimmt ſie in ſeine Dienſte, und befiehlt dem Scaramouche, ihnen ein Zimmer anzuweiſen, worauf ſie Scaramouche mit ſich abführet. Der Doctor kömmt, und will dem Marquis die Juwelen zeigen, die er ſeiner Tochter geben wolle, kann ſie aber nicht finden. Pantalon, der mit ihm zugleich gekommen iſt, vermißt desgleichen ſeinen Beutel, und da ſie ſich des einhändigen Bettlers erinnern, ſo argwohnen ſie mit Grund, daß er ihnen die Juwelen und den Beutel geſtohlen habe. Der Marquis tröſtet ſich dieſes Zufalls wegen ſehr leicht, und ſagt, daß es ſeiner Frau darum an Juwelen nicht fehlen ſolle. Harlequin kömmt, und meldet weinend, daß der Schneider in dem Zimmer der Flaminia ſey; der Marquis fragt ihn, warum er weine; er erzehlt ſeine Begebenheit; Pantalon ſagt dem Herrn, daß er ein Taugenichts ſey, der ſich beſtändig betrinke, und ſeine Strafe

haben

haben müſſe. Harlequin macht verſchiedne Lazzis, ſeinen Hunger auszudrücken, und bewegt endlich den Herrn zum Mitleiden, daß er ihm zu eſſen zu geben befiehlt. Harlequin fährt mit ſeinen Lazzis fort, ſie ſind aber nunmehr von einer andern Art und drücken nichts als Freude aus; er ſpringt dem Marquis um den Hals; der Marquis ſtehet auf, ſich ſeiner unbequemen Umarmungen zu entwehren; Harlequin verdoppelt ſie, und folgt ihm nach; und Pantalon und der Doctor folgen dem Harlequin gleichfalls. Coraline erſcheinet und ſucht den Vorwürfen und der Verfolgung des Scaramouche auszuweichen; er tritt mit ihr zugleich auf, und da ſie ſieht daß ſie ihn nicht verhindern kann, mit ihr zu reden, ſo faßt ſie den Anſchlag ihn zu überſchreyen, um ihn wenigſtens ſo zum Stillſchweigen zu bringen. Auf einmal erſcheinet der Geiſt, der dem Scaramouche ſeinen Schutz verſprochen hat, mitten unter ihnen, und droht ſie wegen ihrer Buhlerey und Frechheit zu ſtrafen. Coraline, und Scaramouche ſelbſt, erſchrecken über dieſe unvermuthete Erſcheinung und laufen davon, womit ſich der zweyte Aufzug beſchließt.

Dritter Aufzug. Der Marquis kömmt mit dem Pantalon, und ſagt zu ihm, da die Hochzeit noch den Abend vor ſich gehen ſolle, ſo ſey es Zeit, daß er die Leute, welche die Anſtalten dazu machen helfen, bezahle; er ſolle ſie alſo, einen nach den andern ruffen laſſen, und ihnen ihren bedungenen Lohn geben; er ſolle keinem, ſetzet der Marqnis hinzu, etwas abziehen, ſondern ihnen vielmehr noch etwas zulegen, damit ſie Theil an ſeiner Freude hätten. Er geht ab und Caroline kömmt und zanket mit dem Harlequin, der einen Kapaun entwendet; Pantalon befiehlt dieſem Vielfraſſe, den Arbeitsleuten zu ſagen, daß ſie ihren Lohn hohlen ſollen; und zugleich heißt er ihm, in der Stube, wo er ihn ihnen austheilen wolle, alles zurecht zu machen. Harlequin geht ab, und läßt dem Haushofmeiſter und ſeiner Lieblingin alle Freyheit, einander Liebkoſungen zu machen; ſie machen ſich den Augenblick auch wohl zu Nutze, und gehen bald darauf ab. Das Theater verändert ſich, und ſtellt eine Stube mit einem Kleiderſchranke vor; Harlequin iſt beſchäftiget, alles in Ordnung zu bringen; der Haushofmeiſter kömmt und befiehlt dem Harlequin, die Arbeitsleute herein zu bringen; Harlequin bringt den Scaramouche unter verſchiednen Geſtalten herein und dieſer empfängt alſo, unter Springen und Singen, einzig und allein, was Pantalon unter eine groſſe Anzahl von Perſonen auszutheilen glaubt, womit ſich der dritte Aufzug endet.

Vierter Aufzug. (Das Theater wird wieder, wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war) Pantalon ſchlägt Carolinen vor, ſie aus den Dienſten des Marquis zu bringen und ſie zu heyrathen,

rathen, ſie iſt es zufrieden und Pantalon geht ab. Scaramouche, der alles mit angehört hat, kömmt und verlanget den Verzug, mit dem Zuſatze, daß er bald eben ſo reich als ſein Mittbuhler ſeyn werde; er verträgt ſich mit ihr, umarmt ſie, und geht mit ihr ab. Der Doctor und der Marquis erſcheinen; der Schwiegervater hinterbringt ſeinem Schwiegerſohne, daß Flaminia geſchworen habe, ihn nicht eher zu heyrathen, als bis ſie eine Gnade von ihm erlangt; der Marquis zeigt ſich geneigt, ihr alles zu gewähren, und der Doctor ruft ſeine Tochter. Flaminia kömmt, und ſagt dem Marquis, daß ein Frauenzimmer von Stande ihre Zuflucht zu ihr genommen, damit er ihr mit ſeinem Anſehen wieder einen Mann beyſtehen möge, den ſie verklagen wolle, weil er ſie zu heyrathen geſchworen und nun ſein Wort zu halten ſich weigere; ſie ſetzt hinzu, die Gnade, die ſie von ihm verlange, beſtehe darinn, ſich dieſer unglücklichen Perſon anzunehmen. Der Marquis verſpricht alles, was man von ihm begehrt und geht mit Flaminien und dem Doctor ab. Das Theater verändert ſich und ſtellt das Zimmer der Coraline vor; ſie ſitzt an einem Tiſche, und hat neben ſich einen groſſen Koffer ſtehen, und unterhält ſich mit dem Scaramouche. Pantalon läßt ſich an der Thüre vernehmen, und verlangt herein gelaſſen zu werden; Scaramouche verſteckt ſich in den Koffer; Coraline macht dem Pantalon die Thüre auf, der ſehr vergnügt darüber iſt, daß er mit ihr auf einen ſo guten Fuß ſtehe. Scaramouche läßt ſich ſehen; Pantalon erſchrickt und thut einen lauten Schrey; Scaramouche kömmt ganz aus dem Koffer heraus; dieſer macht drohende, jener erſchrokene und furchtſame Lazzis; es erſcheinen auf Befehl des Scaramouche zwey Geſpenſter; Pantalon läuft aus allen Kräften davon; Scaramouche verfolgt ihn, und ſo iſt der vierte Aufzug zu Ende.

Fünfter Aufzug. (Das Theater wird abermals, ſo wie es zu Anfange des erſten Aufzuges war.) Scaramouche fängt mit Coralinen den fünften Aufzug an, und ſagt ihr, daß der Augenblick ihres Glücks nahe ſey, und daß die Dienſte, die er der Silvia und dem Lelio erwieſen, gnugſam belohnet werden würden, ſo daß ſie es nicht werde bereuen dürfen, ihm den Pantalon aufgeopfert zu haben; er fügt hinzu, daß ihm Flaminia beyzuſtehen verſprochen, und daß ſie bereits wiſſe, was ſie zu thun habe. Pantalon kömmt dazu und ruft dem Scaramouche, der ſich davon macht, nach: Halt! Der Marquis kömmt dazu; Pantalon klagt dem Scaramouche wegen Zauberey an; Scaramouche leugnet es nicht ab, ſondern geſteht alles freymüthig zu. Der Docter und Flaminia erſcheinen mit Silvien, die ſich das Geſicht mit einem Flore verdeckt hat. Silvia erinnert den Marquis an das Verſprechen, daß er der Flaminia ihretwegen gethan, und bittet ihn, ſie zu den Richtern zu führen, bey welchen ſie ihren Ungetreuen verklagen wolle. Der Marquis verſpricht ihr aufs neue eidlich, ſein Beſtes zu thun, daß man ihr ſchleunige Gerechtigkeit widerfahren laſſen; und nun entdeckt ſie ſich; er erkennt ſie, und bleibt ganz verwirrt. Endlich wird alles beygelegt; er erbietet ſich, ſie zu heyrathen, und Lelio heyrathet die Flaminia. Man höret hinter dem Theater ein großes Lermen; alle Bedienten des Hauſes, die von den Geſpenſtern, welche dem Scaramouche zu Gebothe ſtehen, beunruhiget worden, kommen, bey ihrem Herrn Hülfe zu ſuchen; Scaramouche verſpricht ihnen Ruhe zu ſchaffen, nachdem ihn Coraline zu heyrathen verſprochen, und die Komödie iſt aus.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalt

Inhalt des vierten Stücks.

XII. Geſchichte der engliſchen Schaubühne — — S. 1.
- Die älteſten Zeiten derſelben bis auf Shakeſpear — 1—23
- Eintheilung der nachherigen Zeiten in drey Perioden — 23
  - Erſter Periode — — 24
  - Zweyter Periode — 37
  - Dritter Periode — 45

XIII. Von Johan Dryden, und deſſen dramatiſchen Werken — 49

Insbeſondere

von deſſen Verſuch über die dramatiſche Dichtkunſt — 50

XIV. Entwürfe ungedruckter Luſtſpiele des Italiäniſchen Theaters — 129

Von dem ältern Riccoboni.

1) le Joueur — — 132
2) l'Italien franciſé — 140
3) il Marito vitioſo — 142
4) l'Impoſteur malgré lui 145
5) la Metempſicoſe d'Arlequin 128
6) le Pere partial — 150
7) l'Italien marié à Paris 159
8) la Moglie geloſa — 165

9) le Sincere à contre tems 196
10) le Soupçonneux — 172
11) les Erreurs de l'Amour 189

Von Coypel.

1) l'Education perdüe — 190
2) le Defiant — — 192
3 l'Impatient. — — 198

Von de Lisle.

1) Arlequin Aſtrologue — 199
2) Arlequin Grand Mogul 205
3) les Caprices du Cœur & de l'Eſprit — — 236

Von Saint-Foix.

1) le Contraſte de l'Hymen & de l'Amour — — 217
2) la Veuve à la Mode — 225

Von Gandini.

1) le Mari ſuppoſé — 237
2) les Bohemiens — 246
3) Arlequin & Scaramouche Voleurs — — 257
4) la Vengeance d'Arlequin 277
5) la Vengeance de Scaramouche — — 289

Briefe,

antiquariſchen Inhalts:

Αγωισμα μαλλον ἐς το παραχρημα
ἀκȣειν ἠ κτημα ἐς ἀει —

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Erſter Theil.

Berlin,
bey Friedrich Nikolai. 1768.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

Dieſe Briefe waren Anfangs nur beſtimmt, einem wöchentlichen Blatte einverleibet zu werden. Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beyläufige Leſung verdiene.

Aber es wurden ihrer für dieſe Beſtimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt ſelbſt wichtiger zu machen ſchien, als es bloſſe Zänkereyen über mißverſtandene Meinungen dem Publico zu ſeyn pflegen: ſo ward geurtheilet, daß ſie als ein eigenes Buch ſchon mit unterlaufen dürften.

Die Ausſchweifungen, welche der Verfaſſer mit ſeiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigſtens zeigen, daß er nicht erſt ſeit geſtern mit den Gegenſtänden derſelben bekannt iſt. In der Fortſetzung, welche der Titel verſpricht, hoft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut ſeyn wird, daß ſie einmal gemacht worden.

Wem ſie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen ſollten, für den, dünkt ihn, iſt wohl das ganze Fach nicht, in welches ſie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er ſich über den Ton erkläre, den er in dieſen Briefen genommen. — Vide quam ſim antiquorum hominum! antwortete Cicero dem lauen

Atti=

Atticus, der ihm verwarf, daß er ſich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrücket habe, als man von ſeinen Sitten erwarten können.

Der ſchleichende, ſüße Komplimentierton ſchickte ſich weder zu dem Verwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfaſſer überhaupt nicht, der mehr das Lob der Beſcheidenheit, als der Höflichkeit ſucht. Die Beſcheidenheit richtet ſich genau nach dem Verdienſte, das ſie vor ſich hat; ſie giebt jedem, was jedem gebühret. Aber die ſchlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Vorbericht.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben ſo weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidiſche, der Hämiſche, der Rangſüchtige, der Verhetzer, iſt der wahre Grobe; er mag ſich noch ſo höflich ausdrücken.

Doch es ſey, daß jene gothiſche Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges iſt. Soll ſie darum unſere Schriften eben ſo ſchaal und falſch machen, als unſern Umgang? —

Erſter Brief.

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel iſt, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen beſtimmen, mit einer guten Critik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen: ſo haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Kloß ſoll mich eines unverzeihlichen Fehlers, in ſeinem Buche von den alten geſchnittenen Steinen überwieſen haben. Das hat ein Recenſent dieſes Buches (*) für nöthig gehalten, mit anzumerken.

Mich

(*) Beytrag zum Reichspoſtreuter St. 45.

Mich eines Fehlers? das kann ſehr leicht ſeyn. Aber eines unverzeihlichen? Das ſollte mir Leid thun. Zwar nicht ſowohl meinetwegen, der ich ihn begangen hätte: als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler ſchlieſſen Vorſatz und Tücke aus; und daher müſſen alle Fehler allen zu verzeihen ſeyn.

Doch, gewiſſe Recenſenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bey ihnen alles, worüber ſie ſich nicht enthalten können, die Zähne zu fletſchen.

Wenn es weiter nichts iſt! — Aber dem ohngeachtet: worinn beſteht er denn nun, dieſer unverzeihliche Fehler?

Herr Klotz ſchreibt: „Wie hat es einem unſrer beſten Kunſtrichter (dem Verfaſſer des Laokoon) „einfallen können, zu ſagen, daß man ſogar vieler „Gemählde nicht erwähnt finde, die die „alten Mahler aus dem Homer gezogen „hät:

„hätten, und daß es nicht der alten Arti-
„ſten Geſchmack geweſen zu ſeyn ſcheine,
„Handlungen aus dieſem Dichter zu mah-
„len? Die Homeriſchen Gedichte waren
„ja gleichſam das Lehrbuch der alten
„Künſtler, und ſie borgten ihm ihre Ge-
„genſtände am liebſten ab. Erinnerte
„ſich Hr. Leſſing nicht an das große Ho-
„meriſche Gemählde des Polygnotus, wel-
„ches zu unſern Tagen gleichſam wieder
„neu geſchaffen worden iſt? Unter denen
„vom Philoſtratus beſchriebenen Gemähl-
„den ſind drey Homeriſche, und die vom
„Plinius kurz angezeigten kann jeder
„leicht finden. Unter den Herculaniſchen
„Gemählden iſt eines, welches den Ulyſ-
„ſes vorſtellt, der zur Penelope kömmt.
„Von halb erhabnen Werken will ich nur
„die merkwürdigſten anführen, u. ſ. w.

Ich könnte zu dem Recenſenten ſagen: Hier ſehe ich blos, daß Herr **Klotz** nicht meiner Meinung iſt, daß ihn meine Meinung befremdet; aber er ſagt nichts von

Fehler, noch weniger von einem unverzeihlichen Fehler.

Doch, der Recenſent könnte antworten: Was Herr Klotz keinen unverzeihlichen Fehler nennt, das beſchreibt er doch als einen ſolchen; ich habe alſo dem Kinde nur ſeinen rechten Namen gegeben.

Der Recenſent hätte faſt Recht. Ich muß mich alſo nicht an ihn, ſondern an den Herrn Klotz ſelbſt wenden. Und was kann ich dieſem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verſtanden hat; daß er mich etwas ſagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Klotz beliebe zu überlegen, daß es zwey ganz verſchiedne Dinge ſind: Gegenſtände mahlen, die Homer behandelt hat, und dieſe Gegenſtände ſo mahlen, wie ſie Homer behandelt hat. Es iſt meine Schuld nicht, wenn er dieſen Unterſchied nicht begreift; wenn er ihn in meinem Laokoon nicht gefunden hat. Alles bezieht ſich darauf.

Daß die alten Artiſten ſehr gern Perſonen und Handlungen aus der Trojaniſchen Epoche gemahlt haben: das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle ſolche Gemählde Homeriſche Gemählde nennen, weil Homer die vornehmſte Quelle der Begebenheiten dieſer Epoche iſt: meinetwegen. Aber was haben die Homeriſchen Gemählde in dieſem Verſtande, mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neuern Künſtlern vorgeſchlagen hat?

Die Beyſpiele, welche Herr Klotz mir vorhält, ſind mir alle ſo bekannt geweſen, daß ich mich würde geſchämet haben, ſie Herr Klotzen vorzuhalten. Ich würde mich geſchämet haben, zu verſtehen zu geben, Herr Klotz habe ſie entweder gar nicht, oder doch nicht ſo gut gekannt, daß ſie ihm da beyfallen können, wo ſie ihm ſo nützlich geweſen wären.

Was das ſonderbarſte iſt: ich habe dieſe Beyſpiele faſt alle ſelbſt angeführt, und an dem nehmlichen Orte meines Laokoon angeführt, den Hr. Klotz beſtreitet. Er hätte ſie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er ſie nicht ſchon gewußt hätte. Und gleichwohl — Ich denke, das heißt, mit dem Sprichworte zu reden, einen mit ſeinem eigenen Fette beträufen wollen.

Ich ſage, daß ich ſie faſt alle ſelbſt angeführet habe; und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nehmlich meine Leſer auf den Fabricius (*) verwieſen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit einem davon kommen kann.

Folglich; habe ich dieſe Beyſpiele, und noch weit mehrere ihrer Art gekannt: ſo iſt es ja wohl deutlich, daß, wenn ich dem ohngeachtet geſagt, „es ſcheine nicht „der Geſchmack der alten Artiſten gewe-

„ſen

(*) Bibl. Græc. Lib. II. c. VI. p. 345.

„ſen zu ſeyn, Handlungen aus dem Homer zu mahlen,„ ich ganz etwas anders damit muß gemeinet haben, als das, was dieſe Beyſpiele widerlegen.

Ich habe damit gemeinet, und meine es noch, daß ſo ſehr die alten Artiſten den Homer auch genutzt, ſie ihn doch nicht auf die Weiſe genutz haben, wie Caylus will, daß ihn unſere Artiſten nutzen ſollen. Caylus will, ſie ſollen nicht allein Handlungen aus dem Homer mahlen, ſondern ſie ſollen ſie auch vollkommen ſo mahlen, wie ſie ihnen Homer vormahlt; ſie ſollen nicht ſo wohl eben die Gegenſtände mahlen, welche Homer mahlt, als vielmehr das Gemählde ſelbſt nachmahlen, welches Homer von dieſen Gegenſtänden macht; mit Beybehaltung der Ordonnanz des Dichters, mit Beybehaltung aller von ihm angezeigten Localumſtände u. ſ. w.

Das, ſage ich, ſcheinen die alten Artiſten nicht gethan zu haben, ſo viel oder ſo wenig Homeriſche Gegenſtände ſie auch

ſonſt mögen gemahlt haben. Ihre Ge
mählde waren Homeriſche Gemählde, wei
ſie den Stof dazu aus dem Homer entlehn
ten, den ſie nach den Bedürfniſſen ihre
eignen Kunſt, nicht nach dem Beyſpiel
einer fremden, behandelten: aber es wa
ren keine Gemählde zum Homer.

Hingegen die Gemählde, welche Cay
lus vorſchlägt, ſind mehr Gemählde zum
Homer, als Homeriſche Gemählde, al
Gemählde in dem Geiſte des Homers und
ſo angegeben, wie ſie Homer ſelbſt würd
ausgeführt haben, wenn er anſtatt mi
Worten, mit dem Pinſel gemahlt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären.
Wer das nicht begreift, für den iſt de
Laokoon nicht geſchrieben. Wer es aber
für falſch hält, deſſen Widerlegung ſol
mir willkommen ſeyn; nur, ſieht man
wohl, muß ſie von einer andern Art ſeyn,
als die Klotziſche.

Herr Klotz hat in ſeinem Buche mi
viermal die Ehre erwieſen, mich anzufüh

ren, um mich viermal eines Beſſern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Menſch in der Welt wäre, der ſich lieber belehren lieſſe, als ich. Aber —

So viel iſt gewiß, er ſtreitet alle viermal nicht mit mir, ſondern ich weiß ſelbſt nicht mit wem. Mit einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem groſſen Ignoranten und zugleich zu einem unſrer beſten Kunſtrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine, oder für das andere halten ſollte.

Zweyter Brief.

Sie meinen, es lohne ſich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Beſtreitungen des Herrn Klotz ein Wort zu ſagen, weil ſie gar zu ſonderbar ſind, und Klotz ein gar zu berühmter Name geworden. Es ſey ſo, wie ſie meinen!

Aber ich muß bey der erſten wieder anfangen. Herr Klotz fragt: „Erinnerte ſich Leſſing nicht an das große Homeriſche Gemählde des Polygnotus?

In der Leſche zu Delphi waren zwey große Gemählde des Polygnotus. Welches meinet Herr Klotz? das im Hereintreten rechter, oder linker Hand? Nach ſeinem Allegate (*) muß er das erſtere meinen, welches die Zerſtörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorſtellte. Beide Vorwürfe liegen auſſer dem Plane des Homer; von beiden hat er nur einzelne Züge in die Odyſſee einſtreuen können. Aber die Griechen beſaßen eine Menge andere Dichter, welche dieſe Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und dieſen, nicht dem Homer, iſt Polygnotus in ſeinem Gemählde gefolgt; einem Leſcheus, einem Steſichorus. Wie kann es

---

(*) Pauſanias Libr. X. p. 859.

alſo Herr Klotz ein Homeriſches Gemählde nennen?

Doch er mag das zweyte, linker Hand, gemeinet haben, welches den opfernden Ulyſſes im Reiche der Schatten vorſtellte. Das iſt zwar der Stoff eines ganzen Buches des Odyſſee: aber dennoch iſt es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieſes Gemähldes nicht ſowohl der Odyſſee, als vielleicht den Gedichten Mynias und Noſti gefolgt iſt. Denn er hat weder die Homeriſche Scene angenommen, noch ſich mit den vom Homer eingeführten Perſonen begnügt. Folglich müßte auch dieſes kein Homeriſches Gemählde heißen; und ich könnte antworten: es wäre beſſer geweſen, Herr Klotz hätte ſich gewiſſer Dinge gar nicht erinnert, als falſch.

In beiden Gemählden hat Polygnotus ſich bald an dieſen, bald an jenen Dichter und Geſchichtſchreiber gehalten; ohne ſich ein Gewiſſen zu machen, auch Dinge von ſeiner eignen Erfindung mit einzumiſchen.

ſchen. Eine Freyheit, deren ſich auc andere alte Artiſten bedienten, wenn ſi Vorſtellungen aus der Trojaniſchen Epoche wählten!

Zwar habe ich ſchon geſagt, daß Her Klotz dieſe Vorſtellungen alle, meinetwegen immerhin Homeriſche Vorſtellungen und Gemählde nennen mag. Abe noch einmal: was haben dieſe Gemählde welche ihm Homeriſche zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geſchicht genommen ſind, aus welcher Homer di ſeinigen gewählt hatte, mit den Homeriſchen Gemählden zu thun, wie ſie Caylus haben will?

Ich dünke mich über den Gebrauch, den die alten Artiſten von dem Homer machten, verſtändlicherer Dinge geſagt zu haben, als irgend ein Schriftſteller über dieſe Materie. Ich habe mich nicht mit den ſchwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhitzung der Einbildungskraft, von Begeiſterung, begnügt: ich habe in Beyſpielen gezeigt, was für mahleriſche Bemerkungen die alten Artiſten ſchon in dem Homer gemacht fanden, ehe ſie Zeit hatten, ſie in der Natur ſelbſt zu machen. (*) Ich habe mich nicht begnügt, ſie blos darum zu loben, daß ſie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten: — welcher Stümper kann das nicht? — ich habe an Beyſpielen gewieſen, wie ſie es anfingen, in den nehmlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nehmlichen Ziele der Täuſchung auf einem ganz verſchiedenen Wege zu gelangen; (**) auf einem Wege, von dem ſich Caylus nichts träumen laſſen. —

Nothwehr entſchuldiget Selbſtlob.—

(*) Laokoon S. 227-231.

(**) Laokoon S. 219-223

Dritter Brief.

Ich komme alſo zu der zweyten Beſtreitung des Herrn **Kloß**. Er fähret fort: „auch die Einwürfe, welche Herr „Leſſing von der Schwierigkeit hernimmt, „die Homeriſchen Fabeln zu mahlen, ſind „leicht zu heben, obgleich dieſe Widerlegung deutlicher durch den Pinſel ſelbſt, „als durch meine Feder werden würde.„

Ich glaube es ſehr gern, daß Herr **Kloß** vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein ſchwer halte. Dieſes kömmt von der Verſchiedenheit, entweder unſerer beiderſeitigen Kräfte, oder unſers beiderſeitigen Zutrauens auf uns ſelbſt. Doch, das iſt hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homeriſchen Fabeln zu mahlen: was betreffen ſie? Die

Homeriſchen Fabeln überhaupt; oder nur einige derſelben? Dieſe und jene einzeln genommen; oder alle zuſammen in ihrer unzertrennlichen Folge bey dem Dichter?

Caylus ſchlug nicht blos den neuern Artiſten vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Beybehaltung der dichteriſchen Umſtände, zu entlehnen: er wünſchte den ganzen Homer ſo gemahlt zu wiſſen; wünſchte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte. (*)

Das hätte er immer wünſchen können! Weil er ſich aber dabey einbildete, daß eine ſolche zuſammenhängende Reihe von Gemählden ein wirkliches Heldengedicht in Gemählden ſeyn würde; daß ſich der ganze mahleriſche Geiſt des Dichters darinn zeigen müſſe; daß ſie, ſtatt des Probierſteins, zur Schätzung, in welchem

---

(*) Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. 26. 27.

chem Verhältniſſe ein epiſcher Dichter vor dem andern das mahleriſche Talent beſitze, dienen könne: ſo glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

Vors erſte wendete ich ein: (*) daß Homer eine doppelte Gattung von Weſen und Handlungen bearbeite, ſichtbare und unſichtbare; daß aber die Mahlerey dieſen Unterſchied nicht angeben könne, daß bey ihr alles ſichtbar und auf einerley Art ſichtbar ſey; daß folglich, — wenn in den Gemählden des Caylus das Sichtbare mit dem Unſichtbaren, ohne unterſcheidende Abänderung mit einander wechſele, ohne eigenthümliche Merkmahle ſich mit einander vermiſche, — nothwendig ſowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerſt verwirrt, unbegreiflich und widerſprechend werden müſſe.

Was

(*) Laokoon XII.

Was antwortet Herr **Klotz** auf dieſe Schwierigkeit? Wie ſchon angeführt: — daß ſie leicht zu heben ſey. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr **Klotz** nicht Zeit, ſich einzulaſſen; genug, daß meine Widerlegung deutlicher durch den Pinſel ſelbſt, als durch ſeine Feder werden würde. —

Ewig Schade, daß Herr **Klotz** den Pinſel nicht führet! Er würde ihn ohne Zweifel eben ſo meiſterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr, noch unendlich meiſterhafter. Denn das geringſte wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernet, bitte ich indeß ſeine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder ſey ſo gütig, und belehre mich, — (wenn ſie es ſchon nicht ganz deutlich kann; ich bin auch mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden,) — und belehre mich nur einigermaaßen, wie man es einem Gemählde an-

anſehen kann, daß das, was man darinn ſieht, nicht zu ſehen ſeyn ſollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefehr der Pinſel brauchen könnte, um gewiſſe Perſonen in einem Gemählde mit ſehenden Augen ſo blind, oder mit blinden Augen ſo ſehend zu mahlen, daß ſie von zwey oder mehrern Gegenſtänden, die ſie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben ſich haben, die einen zu ſehen und die andern nicht zu ſehen ſcheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe ſie unter dieſe Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmahleriſche erwieſen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweytens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unſichtbaren in den Homeriſchen Handlungen, zugleich alle die charakteriſtiſchen Züge verlohren gehen müßten, durch welche ſich bey dem Dichter die Götter über die Menſchen auszeichnen.

Auch dieſes iſt leicht zu beantworten? Und am beſten mit dem Pinſel? — Abermals Schade, daß Herr Klotz den Pinſel nicht führet: ſchweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinewand treten, und ſpielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch meine ganze Einbildungskraft iſt zu ſeinen Dienſten; er ſetze ſeine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beſchreibungen derſelben zu finden, was mir, leider, keine Gemählde von ihm zeigen können. — Indeß ſinne ich bey mir ſelbſt nach, welche Dimenſion ſeine Feder den Homeriſchen Göttern auf der Leinewand anweiſen wird; ſinne nach, welches das Verhältniß ſeyn dürfte, das ſie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttinn, oder der Statur zu dieſem Steine, beſtimmen wird, damit unſer Erſtaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine anſcheinende Unmöglichkeit erregt werde; ſinne nach, in welcher Größe ſie entſcheiden wird, daß der zu Boden geworfne Mars da liegen ſoll, um die Homeriſche Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und brobdingnakiſch zu erſcheinen; ſinne nach — Nein; ich würde mich zu Schanden ſinnen; ich muß lediglich abwarten, was das Orakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wendete ich ein: daß die Gemählde, an welchen Homer am reichſten, in welchen Homer am meiſten Homer ſey, progreſſive Gemählde wären; die eigentliche Mahlerey aber auf das Progreſſive keinen Anſpruch machen könne.

Ich Dummkopf, der ich noch itzt dieſe Einwendung für unwiderſprechlich halte, blos weil ſie auf das Weſen der verſchiedenen Künſte gegründet iſt! Herr Klotz muß über mich lachen; und wenn Herr Klotz vollends den Pinſel führte! — Nichts würde ihm leichter ſeyn, als den

Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demſelben Gemählde darzuſtellen. (*) — Seiner Feder dürfte es freylich ſchwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinſel dieſes Wunder gelingen müſſe. Doch er verſuch es nur; am Ende iſt ſeiner Feder nichts zu ſchwer; ich kenne keine Feder, die alles ſo leicht, ſo deutlich zu machen weiß! —

Vierter Brief.

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhniſche. — Glauben Sie, daß es ſo leicht iſt, ſich gegen einen ſtolzen und kahlen Entſcheider des höhniſchen Tones zu enthalten?

Aber

(*) Laokoon XV.

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr **Kloß** unmöglich dieſe Einwendungen gegen die Homeriſchen Gemählde, könne gemeinet haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch dieſe — merken Sie das wohl — habe ich keinesweges gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeſchlagnen, oder in ſeinem Geiſte vorzuſchlagenden, Homeriſchen Gemählde gemacht; habe ich keinesweges in der Meinung gemacht, daß dieſe Ausführung nothwendig mißlingen müſſe.

Wenn dem Mahler nicht jeder Gebrauch willkührlicher Zeichen unterſagt iſt; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewiſſe Vorausſetzungen erlauben, gewiſſe Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergeſſen: warum ſollte er nicht, wenn er ſonſt ein braver Meiſter iſt, aus jenen Entwürfen zu Homeriſchen Gemählmählden ſehr ſchätzbare Kunſtwerke darſtellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verſtand müßte gehabt haben, wenn ich dieſes jemals geleugnet hätte.

Meine Einwendungen ſollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einſchränken, welche Caylus aus dem Mahlbaren der Dichter, aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemählde gebracht zu werden, wider einige dieſer Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunſt ſelbſt, macht.

Fünfter Brief.

Sie beſtehen darauf, daß Herr Kloß dieſe Einwendungen nicht könne gemeint haben; das Beyſpiel, worauf er ſich beziehe, zeige es deutlich.

Gut, daß Sie auf dieſes Beyſpiel kommen. Laſſen Sie uns den Mann hören.

„Nur Ein Beyſpiel, ſagt Herr Klotz, „anzuführen: ſo verwirft Leſſing des „Grafen Caylus Vorſchlag, die Be„wunderung der Trojaniſchen Greiſe „über Helenens Schönheit, aus dem drit„ten Buche der Iliade, zu mahlen. Er „nennt dieſe Epiſode einen eckeln Gegen„ſtand. Ich frage hier alle, welche die „von Rubens gemahlte Suſanna, nebſt „den beiden verliebten Alten geſehen, ob „ihnen dieſer Anblick eckelhaft geweſen, „und widrige Empfindungen in ihrer „Seele erzeigt habe. Kann man denn „keinen alten Mann vorſtellen, ohne ihm „dürre Beine, einen kahlen Kopf, und „ein eingefallenes Geſicht zu geben? „Mahlt der Künſtler einen ſolchen Greis „verliebt, ſo iſt das lächerliche Bild fer„tig. Aber Balthaſar Denner und Bar„tholomäus van der Helſt belehren uns,

„daß auch der Kopf eines alten Mannes
„gefallen könne. Ueberhaupt iſt das,
„was Herr Leſſing von den jugendlichen
„Begierden und Caylus von gierigen
„Blicken ſagt, eine Idee, die ſie dem
„Homer aufdringen. Ich finde keine
„Spur davon bey dem Griechen, und
„der alte Künſtler würde ſie ohne Zwei-
„fel auch nicht gefunden haben.

Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und dieſen angedichteten Unwahrheiten die aller trivialſten Dinge entgegen ſetzen, einen widerlegen heißt: ſo verſteht ſich in der Welt niemand beſſer auf das Widerlegen, als Herr Klotz.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen eckeln Gegenſtand genannt habe.

Es iſt nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendliche Begierden aufgedrungen habe.

Nur drey Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, ſieben zu enthalten: das iſt bey alle dem doch nicht viel! Laſſen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es iſt nicht wahr, daß ich jenen Vorſchlag des Grafen Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorſchlag, wenn man blos einige zugleich mit vorgeſchlagne Mittel, dieſen Vorſchlag auszuführen, verwirft? Wo habe ich geſagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die Trojaniſchen Greiſe machte, gar nicht gemahlet werden könne, oder müſſe? Ich habe blos gemißbilliget, daß Caylus in einem ſolchen Gemählde der Helena noch ihren Schleyer laſſen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen auf die ſie betrachtenden Greiſe zeigen will. Ja auch ſo hab ich nicht geleugnet, daß ein guter Meiſter noch immer ein ſchätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behauptet, daß dieſes Stück nicht der Triumph der Schönheit ſeyn würde, ſo wie ihn Zeuxis in der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieſes Stück ſich gegen das Gemählde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabenſten Poeſie verhalten würde; weil wir dort erſt aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieſes Beyſpiel zeigen wollen, welcher Unterſchied es ſey, in dem Geiſte des Homers mahlen, und den Homer mahlen. Der Artiſt des Caylus hätte den Homer gemahlt: aber Zeuxis mahlte in dem Geiſte des Homer. Jener wäre knechtiſch innerhalb den Schranken geblieben, welche dem Dichter das Weſen ſeiner Kunſt hier ſetzet: anſtatt daß Zeuxis dieſe Schranken nicht für ſeine Schranken erkannte, und indem er den höchſten Ausdruck der Dichtkunſt nicht blos nachahmte, ſondern in den höchſten Ausdruck ſeiner Kunſt verwandelte, eben durch dieſe Verwandlung in dem höhern Verſtande Homeriſch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entſcheide wer da will: aber er verſtehe mich nur erſt. Ich will nichts auſſerordentliches geſagt haben: aber er laſſe mich nur auch nichts abgeſchmacktes ſagen. — Doch weiter. —

Es iſt nicht wahr, daß ich dieſe Epiſode einen ekeln Gegenſtand genannt habe. Nicht dieſe Epiſode, ſondern die Art des Ausdruckes, mit der Caylus ſie gemahlt wiſſen wollen, habe ich eckel genannt. Caylus will, daß ſich der Artiſt beſtreben ſoll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeuſſerungen einer ſtaunenden Bewunderung auf den Geſichtern der kalten Greiſe, empfinden zu laſſen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich geſagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigſte Geſicht lächerlich mache, und ein Greis, der jugendliche Begierden verrathe, ſo gar ein eckler Gegenſtand ſey. Iſt er das nicht? Ich denke noch, daß er es iſt; Herr Klotz mag mir von einer Suſanna des Rubens ſchwatzen, was er will, die weder ich noch er geſehen haben. Aber ich habe mehr Suſannen geſehen; auch ſelbſt eine vom Rubens, in der Gallerie zu Sans-Souci; und ſelten habe ich mich enthalten können, bey Erblickung der verliebten Greiſe, bey mir auszurufen: o über die alten Böcke! Was war dieſer Ausruf, als Eckel? Ich weiß es, die Kunſt kann dieſen Eckel mindern; ſie kann durch Nebenſchönheiten ihn faſt unmerklich machen: aber iſt ein Ingredienz deswegen gar nicht in einer Miſchung, weil es nicht vorſchmeckt? Nicht die dürren Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene Geſicht machen den verliebten Alten zu einem eckeln Gegenſtande; ſondern die Liebe ſelbſt. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit ſeinem Alter beſtehen können; aber man mahle ihn verliebt, man laſſe ihn jugendliche Begierden verrathen,

und er iſt eckel, Trotz jenen Schönheite
allen.

Das ſage ich von den Trojaniſche
Greiſen des Caylus: aber wo habe ic
es von den Greiſen des Homer geſagt
Wo habe ich dieſen, jugendliche Begier
den aufgedrungen? — Und das iſt di
dritte Unwahrheit, welche Herr Klotz ſich
auf meine Rechnung erlaubt. Vielmeh
habe ich ausdrücklich geſagt (*) „den Homeriſchen Greiſen iſt dieſer Vorwurf
(nehmlich des Lächerlichen und Eckelhaften) nicht zu machen; denn der Affekt,
den ſie empfinden, iſt ein augenblicklicher
Funke, den ihre Weisheit ſogleich erſtickt;
nur beſtimmt der Helena Ehre zu machen,
aber nicht ſie ſelbſt zu ſchänden.„

Nun ſagen Sie mir, mein Freund,
was ich von dem Herrn Klotz denken ſoll?
was er darunter ſuchen mag, daß ihm
gerade mein Name gut genug iſt, unter
demſelben ſich einen Strohmann aufzu-

ſtel-

(*) Laokoon S. 221.

ſtellen, an dem er ſeine Fechterſtreiche zeigen könne? warum gerade ich der Blödſinnige ſeyn muß, dem er Dinge vordociret, die das Auge von ſelbſt lernet, die zu begreifen ſchlechterdings nicht mehr Menſchenverſtand erfodert wird, als um von eins bis auf drey zu zählen? „Kann „man denn keinen alten Mann vorſtellen „ohne ihm dürre Beine, einen kahlen „Kopf, und ein eingefallnes Geſicht zu „geben?„ Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone ſich ſelbſt beantwortet! „Aber Balthaſar „Denner und Bartholomäus van der „Helſt belehren uns, daß auch der Kopf „eines alten Mannes gefallen könne.„ Alſo bis auf Balthaſar Dennern, bis auf Bartholomäus van der Helſt, wußte das in der Welt niemand? Und wen es nicht dieſer Balthaſar und dieſer Bartholomäus gelehrt hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich ſo eitel und glaube, daß ich es auch ohne dieſe Meiſter

wiſſen würde; ja ohne alle Meiſter in de
Welt.

Sechſter Brief.

Sie entſchuldigen den Herrn Kloß: er habe zu ſeinem Buche ſo vieles nachſchlagen müſſen, daß es kein Wunder ſey, wenn er nicht alles auf das genaueſte behalten; mein Laokoon ſey auch das Werk nicht, das er verbunden geweſen, ſo eigentlich zu ſtudiren; indeß zeigten ſeine Einwürfe ſelbſt, daß er es zu leſen gewürdiget; er habe es auch anderwärts mit Lobſprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern ſelbſt entſchuldigen; wenn er nicht in mehrern Stücken eine allzuausdrückliche Gefliſſenheit verriethe, ſeine Leſer wieder mich einzunehmen.

In dieſem Lichte ſollen Sie ſogleich auch ſeine übrigen Beſtreitungen erblicken, die ich in dieſem Briefe zuſammen faſſen will.

An einem Orte ſchreibt Herr Kloß:(*) „Ich gebe es Herr Leſſingen gern zu, daß „wenn Dichter und Künſtler die Gegenſtände, welche ſie mit einander gemein „haben, nicht ſelten aus dem nehmlichen „Geſichtspunkte betrachten müſſen, ihre „Nachahmungen oft in vielen Stücken „übereinſtimmen können, ohne daß zwiſchen ihnen ſelbſt die geringſte Nachahmung oder Beeiferung geweſen. Aber „ich möchte dieſen Satz nicht allzu ſehr „ausgedehnt haben.„ Bin ichs, der ihn allzu ſehr ausgedehnet hat? Wozu mein Name hier, wenn er dieſes nicht zu verſtehen geben will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerſt gemacht habe, und auf die ich mich im

Lao-

(*) S. 170.

Laokoon blos gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnet.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht geſehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben, (*) wo Herr Kloß ſagt, daß er ſich einer Münze des Antoninus Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie dieſe Münze, ſondern blos die Erklärung beſtritten, welche Addiſon von einer Zeile des Juvenals aus ihr herhohlen wollen; und habe ſie beſtritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, ſondern lediglich das beſcheidene Non liquet auch hier wiederum in ſeine Rechte zu ſetzen.

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Kloß durch mich gekrönet zu ſehen. Er hat einige Steine zu ſeinem Buche in Kupfer ſtechen laſſen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz beſonders

---

(*) S. 203.

ders gewidmet iſt. „Dieſer Stein, ſchreibt er, „iſt gleichfalls aus der Sammlung des Hrn. Caſanova, und auch von „ihm gezeichnet. Er ſtellt eine Furie „vor, und ich habe ihn meinem Buche „beygefügt, um Herr Leſſingen zu überzeugen, daß die alten Künſtler wirklich „Furien gebildet haben: welches er leugnet.„

Welches er leugnet! Als ob ich es ſo ſchlechterdings, ſo völlig ohne alle Ausnahme geleugnet hätte, daß ich durch das erſte das beſte Beyſpiel widerlegt werden könnte!

Er ſtellt eine Furie vor, dieſer Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einen Kopf im Profil mit wildem auffligenden Haare, zweydeutigen Geſchlechts. Muß ein ſolcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie ſeyn? Der Ausdruck des Geſichts, wird Herr Kloß ſagen, macht ihn dazu. Auch dieſer Ausdruck iſt ſehr zweydeutig;

ich finde mehr Verachtung, als Wuth darinn.

Doch es mag eine Furie ſeyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geſchnittenen Steine; und die geſchnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geſchnittenen Steinen, Furien und Furienköpfe ſehen wollen.

Sie können dieſes kaum glauben, mein Freund; und fragen: wie es, bey dieſer Ausnahme, dem ohngeachtet dem Herrn Klotz einfallen können, mich mit einem geſchnittenen Steine zu widerlegen?

Ja das frag ich Sie! Leſen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoon. —

Sie-

Siebender Brief.

Vergeſſen hatte Herr Kloz meine Einſchränkungen wohl nicht: aber er verſchwieg ſie ſeinem Leſer mit Fleiß. Und er mußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindiſch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug geweſen wäre, zu ſchreiben: „Ungeachtet Leſſing, wenn er behauptet, daß die alten Artiſten keine Furien gebildet, die geſchnittenen Steine ausnimt, ſo will ich ihn dennoch mit einem geſchnittenen Steine augenſcheinlich hier widerlegen.„ Lieber alſo ſchlecht weg: Leſſing leugnet gebildete Furien; hier iſt eine!

Ich weiß wohl, daß meine Aſſertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine ſcheinet uns in allen Anmerkungen anſtößig zu ſeyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieſer Art: ſogleich zieht unſere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und ſelten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird ſich bereden, daß durch dieſe einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu ſeyn aufhöre. Der Verſtändigere unterſucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß ſie aus der Colliſion mit einem andern allgemeinen Satze entſpringen, ſo erkennt er ſie für Beſtätigungen beider.

Der Mythologiſt hatte es längſt vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmählern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde. Was der Mythologiſt aber dem bloßen Zufalle zuſchrieb, glaubte ich aus einem Grundſatze der Kunſt herleiten zu dürfen. Der Artiſt ſoll nur das Schöne zu bilden wählen: folglich wird der alte Artiſt, der dem Schönen ſo vorzüglich treu blieb, keine

Furien zu bilden gewählt haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artiſt, welcher nur das Schöne zu bilden wählen ſollte, muß alles bilden können. Wen verleitet ſein Können, nicht öfters über ſein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artiſt meiſtens für andere, von denen er nicht fodern kann, daß ſie ſeiner Geſchicklichkeit ſich nur zur höchſten Beſtimmung der Kunſt bedienen ſollen, ſo lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen ſie ihnen gleichfalls nützlich ſeyn kann. Und folglich? Folglich iſt es moraliſch unmöglich, daß es keinem Menſchen vor Alters ſollte eingefallen ſeyn, eine Furie zu bilden, oder ſich bilden zu laſſen. Es hat vielen einfallen können: und iſt vielen eingefallen.

Leugne ich dieſes, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar iſt, dem es an jedem Funken von Philoſophie fehlet, kann mich ſo verſtehen.

Ich that alles, was ich thun konnte, dieſem Mißverſtändniſſe vorzubauen. Ich ſchlug vor, den Namen der Kunſtwerke nicht allen Antiken ohne Unterſchied zu geben, ſondern nur denen, in welchen ſich der Künſtler wirklich als Künſtler zeigen können, bey welchen die Schönheit ſeine erſte und letzte Abſicht geweſen. „Macht man, ſchrieb ich, (*) keinen ſolchen Unterſchied, ſo werden der Kenner und der Antiquar beſtändig mit einander im Streit liegen, weil ſie einander nicht verſtehen. Wenn jener, nach ſeiner Einſicht in die Beſtimmung der Kunſt, behauptet, daß dieſes oder jenes der alte Künſtler nie gemacht habe, nehmlich als Künſtler nicht, freywillig nicht: ſo wird dieſer es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch ſonſt eine auſſer dem Gebiete der Kunſt liegende Urſache, von dem Künſtler habe machen laſſen, von dem Künſtler als Handarbeiter. Er wird alſo

---

(*) Laokoon S. 105.

alſo mit der erſten mit der beſten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben,, u. ſ. w.

Das iſt keine itzt erſonnene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben ſehe; das ſchrieb ich ſchon damals, als mir noch niemand widerſprach; das ſchrieb ich, um allen eiteln, das rechte Ziel verfehlenden Widerſprüchen vorzukommen: aber was kümmert das Herr Klotzen, und ſeines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verbeten; um zu zeigen, daß er ein Paar armſelige Beyſpiele mehr weiß, als ich wiſſen mag. Ich gönne ihm dieſen Vorzug recht gern; es ſey aber, daß ich ſie gekannt oder nicht gekannt habe: ſie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Claſſe erhalten, in die ſie gehören.

Welches Jucken, ſeine Beleſenheit ſo ſehr auf Unkoſten ſeiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Klotz noch erſt den Unterſchied beſtritten hätte, den ich unter den

Antiken zu machen vorſchlage! Aber ſtillſchweigend dieſen Unterſchied zugeben, und nur immer mit einzeln Beyſpielen auf mich ein ſtürmen, die nach dieſem Unterſchiede von gar keiner Folge für mich ſind: wahrlich, das iſt eine Art zu ſtreiten — eine Art, für die ich gar kein Beywort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artiſten keine Furien gebildet, fügte ich unmittelbar hinzu: (*) „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich ſind.„ Dem ohngeachtet kömmt Herr Klotz, mich zu widerlegen, mit ein Paar Münzen aufgezogen, auf welchen Caylus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen ſchon ſelbſt: was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, ſagte ich, gehören vornehmlich zur Bilderſprache.

(*) Laokoon S. 17.

ſprache. Aber nicht allein: die geſchnittenen Steine gehören, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, gleichfalls dahin. (*) Wenn wir alſo auf geſchnittenen Steinen Furien zu ſehen glauben, ſo ſind wir berechtiget, ſie mehr für eigenſinnige Symbola der Beſitzer, als für freywillige Werke der Künſtler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine: aber Herr Klotz kennt einen mehr! Ey, welche Freude! So freuet ſich ein Kind, das bunte Kieſel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schooß bringt; die Mutter lächelt, und ſchüttet ſie, wenn das Kind nun müde iſt, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert ſolche Steine, noch hundert ſolche Münzen: und meine Mei-

---

(*) Laokoon S. 108.

nung bleibt, wie ſie war. Es iſt vergebens, die Einſchränkungen, die ich ihr ſelbſt geſetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr **Riedel**, wie Herr **Kloß** ſagt, (*) ſoll bereits dieſe meine Meinung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herr Riedeln aus ſeinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verſpricht; verſpricht, indem er ſich in vielen Stücken bereits als einen ſolchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien ſtoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet.

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, ſondern auf ſeine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Aſſertion von den Furien an zwey Orten. An dem erſtern

---

(*) S. 242.

ſtern (*) giebt er ihr völligen Beyfall. Er nimt ſich ſogar ihrer gegen den Herrn Kloß ſelbſt an, indem er hinzuſetzt: „Herr „Kloß hat zwar unter den alten Denkmälern der Kunſt Furien gefunden. (**) „Allein Herr Leſſing hat ſchon diejenigen „Figuren ausgenommen, die mehr zur „Bilderſprache, als zur Kunſt gehören, „und von dieſer Art ſcheinen die Beyſpiele des Herrn Kloß zu ſeyn.

Dieſe Stelle führt Herr Kloß ſehr weislich nicht an. Er durfte ſie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr iſt, daß Herr Riedel an der zweyten völlig anderes Sinnes geworden.

Sie lautet ſo: (***) „Herr Leſſing behauptet, daß die alten Künſtler keine „Furien gebildet, welches ich ſelbſt oben „zugegeben habe. Itzt muß ich ihm,

„nach-

(*) Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften S. 45.

(**) S. Acta litter. Vol. III. p. 289.

(***) S. 136.

„nachdem ich eine kleine Entdeckung gemacht habe, widerſprechen, aber aus einem andern Grunde, als Herr Klotz. Es iſt hier dem Hrn. Leſſing eben das begegnet, was er vom Hrn. Winkelmann ſagt; er iſt durch den Junius verführt worden. Vermuthlich hat er, in dem Regiſter der alten Kunſtwerke, unter dem Titel Furien geſucht und nichts gefunden. Ich ſchlage nach, Eumenides; und finde, daß Scopas deren zwey und Calos die dritte zu Athen gebildet. Man kann den Beweis im Clemens Alexandrinus ſelbſt nachleſen.„

Ich wundere mich nicht, daß Herr Riedeln die kleine Entdeckung, wie er ſie ſelbſt nennt, ſo glücklich geſchienen, daß er geglaubt, ſeinen Beyfall zurück nehmen zu müſſen. Aber ich werde mich wundern, wenn er das, was ich dagegen zu ſagen habe, nicht auch ein wenig glücklich findet.

Vorläufig muß ich ihn verſichern, daß ich nicht durch den Junius verführt worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeſchlagen zu haben. Nicht weil, in dieſes Schriftſtellers Verzeichniſſe der alten Kunſtwerke, unter dem Titel Furien keiner Furien gedacht wird; ſondern weil ich die ſchon erwähnte Bemerkung der Mythologiſten, namentlich des Banier, (*) im Kopfe hatte, daß ſich gegenwärtig keine alte Abbildungen von dieſen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artiſten dergleichen nie gemacht, und ward in dieſem Gedanken durch die Beyſpiele ſelbſt beſtärket, die bey dem erſten Anblicke dagegen zu ſeyn ſcheinen.

Hätte

(*) Nous n'avons point à préſent de figures antiques de ces Deeſſes. Memoires de l'Acad. des Inſcr. T. V. p. 43.

Hätte ich den Junius nachgeſchlagen, ſo hätte mir ſehr leicht begegnen können, was Hr. Riedel vermuthet: ſehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als einen Namen haben, iſt ja ſo gar unbekannt nicht. Und geſetzt, es wäre mir nicht begegnet; geſetzt, ich wäre auf die Furien geſtoßen, die Herr Riedel darinn gefunden: was mehr? Würde ich meine Meinung eben ſo geſchwind zurückgenommen haben, als er ſeinen Beyfall? Gewiß nicht.

Der ganze Zuſammenhang beym Clemens Alexandrius zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, und in ihren Tempeln ſtanden. Da nun Herr Riedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bilderſprache, als zur Kunſt, gehörigen Figuren, nichts zu erinnern hatte; da er ſelbſt urtheilte, daß eben wegen dieſer Ausnahme, die vom Herrn Klotz gegen mich angeführten Beyſpiele in keine Betrachtung kämen: wie konnte es Hr. Riedeln nicht einfallen, daß keine Figuren gerade mehr zur Bilderſprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgeſtellet waren?

Nicht genug, daß ich, in einem eigenen Abſchnitte meines Laokoon, ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke ſogar insbeſondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben konnten; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch dieſe, ſtatt aller: denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen ſagte, hätte ich von den Statuen aller ſagen müſſen.

Und alſo, dächte ich, wäre dem Einwurfe des Herrn Riedel genugſam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir entgegen ſetzen, gehören zu den Kunſtwerken nicht, von welchen ich rede; es ſind Werke wie ſie die Religion befohlen hatte, die bey den ſinnlichen Vorſtellungen, welche ſie der Kunſt aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu ſehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas wichtigeres zu erwiedern. Die Furien vom Scopas und Calos, (*) die Junius Herr Riedeln bey dem Clemens Alexandrinus nachwies, ſind unſtreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen ſtanden, und von welchen Pauſanias ausdrücklich verſichert, (**)
daß

(*) Bey Herr Riedeln heißt er Calas. Ein unſtreitiger Druckfehler; ſo wie in der Citation des Clemens p. 47 anſtatt 41. (Aber wenn Herr Klotz, nicht blos an einem Orte, nicht blos in einem und eben demſelben Buche, immer und ewig Zeuxes ſchreibt: ſo ſcheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu ſeyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beyläufig erinnert, daß dieſer Mahler nicht Zeuxes, ſondern Zeuxis geheiſſen.)

(**) Lib. 1. cap. 28. p. 68. Edit. Kuh.

daß ſie durchaus nichts Schreckliches, οὐδὲν φοβερὸν, an ſich gehabt. Nun ſage mir Herr Riedel, ob Furien, welche nichts von Furien an ſich haben, ſolche Furien ſind, deren Abbildung ich auf die alten Artiſten nicht will kommen laſſen? Ich ſchreibe im Laokoon: „Wuth und Verzweiflung ſchändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß ſie nie eine Furie gebildet haben.„ Aus der unmittelbaren Verbindung dieſer zwey Sätze, iſt es ja wohl klar, was für Furien ich meine; Furien, die in jedem Geſichtszuge, in Stellung und Gebehrden, verrathen was ſie ſeyn ſollen. Waren die Furien des Scopas und Calos dieſer Art? Es waren Furien, und waren auch keine: ſie ſtellten die Göttinnen der Rache vor, aber nicht ſo vor, wie wir ſie itzt bey dem Namen der Furien denken.

Sie beſtärken alſo meinen Satz vielmehr, als das ſie ihn im geringſten zweifelhaft machen ſollten. Denn wenn die

Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienſtlichen Vorſtellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne; wenn ſie auch nicht einmal da duldeten, wenigſtens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, ſchändenden Kennzeichen des menſchlichen Affekts entſtellt und erniedriget würden: was ſollte ihre Artiſten, die in willkührlichen Werken den Ausdruck der Schönheit ſtets unterordneten, zu ſo ſcheußlichen Fratzengeſichtern haben verleiten können? Selbſt die Hetruriſchen Künſtler, die der Schönheit weit weniger opferten als die Griechiſchen, wenn ſie Furien bilden mußten, bildeten ſie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beym Gorius gezeigt habe, von welcher ich ſchon damals anmerkte, daß ſie den Worten, aber nicht dem Geiſte meiner Aſſertion widerſpreche.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klotz ſelbſt iſt, welcher mir die unſchrecklichen Furien zu Athen nachgewieſen. (*) Sie ſchwebten mir in den Gedanken, aber im Nachſchlagen gerieth ich auf die zu Cerynea.

Und nun, was meinen Sie, mein Freund? Sie ſehen: Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Kloß, und Herr Kloß giebt mir Waffen wider Herr Riedeln. Sie drengen von entgegen geſetzten Seiten in mich; beide wollen mich umſtürzen: aber da ich dem einen gerade dahin fallen ſoll, wo mich der andere nicht will hinfallen laſſen, ſo heben ſich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe ſtehn. Ich dächte, ich ſchiede gänzlich aus: ſo liegen ſie einander ſelbſt in den Haaren. Doch dafür werden ſie ſich wohl hüten. Vielmehr ſehe ich ſie ſchon im voraus in ihrer Deutſchen Bibliothek ſo nahe zuſammenrücken, daß ich doch küppen muß; ich mag wollen oder nicht: geben Sie nur Acht!

(*) Acta litt. Vol. III. Pars III. pag. 289.

Neunter Brief.

Ich denke nicht, daß ich mir zuviel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herr Klotzen gemeint glaube, wo er mich nicht nennt: denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nehmlichen Kampf kämpfet.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artiſten die Perſpektiv abſpricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan: obſchon gar nicht in der Abſicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angeſehen iſt. Doch da Herr Klotz mich ſo ſelten verſtanden: wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen ſollte? Er warf mich alſo mit den Perraults in eine Claſſe, und nahm ſich, in ſeinem Beytrage zur Geſchichte des Geſchmaks und der

Kunſt aus Münzen, (*) der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man ſich ihrer gegen mich annimt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in ſeinem Buche von geſchnittenen Steinen (**) zum zweyten auf dem Plane erſcheinet. „Mein „Eifer, ſagt er, für den Ruhm der Alten, denen ich groſſe Dankbarkeit ſchuldig zu ſeyn glaube, erlaubt mir nicht, „eine Anmerkung hier zu unterdrücken.„ Und dieſe Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geſchnittenen Stein aus Tauſenden; durch eine gewiſſe Abhandlung des Grafen Caylus, und durch eine bisher unbemerkte Stelle des Philoſtratus, der Alten ihre Kenntniß und Ausübung der Perſpektiv auſſer al- Zweifel geſetzt ſey.

Ich

(*) S. 179.

(*) S. 92.

Ich wünſchte ſehr, daß ſich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einſicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarkeit iſt eine ſchöne Tugend, aber ohn ein feines Gefühl dringt ſie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobey er ſich beſſer befindet, ſie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach, iſt die Dankbarkeit des Herr Klotz gänzlich in dieſem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Itzt laſſen ſie uns ſehen, was Herr Klotz von der Perſpektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen, er ſie den Alten zuſprechen zu müßen glaubt.

Herr Klotz erkläret die Perſpektiv, in ſo fern ſie in dem Künſtler iſt, durch „die „Geſchicklichkeit, (*) die Gegenſtände auf „einer Oberfläche ſo vorzuſtellen, wie ſie „ſich unſerm Auge in einem gewiſſen Abſtande

---

(*) Beytrag zur Geſch. der Kunſt aus Münzen S. 178.

„ſtande zeigen.„ Dieſe Erklärung iſt von Wort zu Wort aus dem deutſchen Pernety abgeſchrieben, welches das abgeſchmackte Oberfläche beweiſet. Fläche iſt für die Mahlerey Fläche, ſie mag oben, oder unten, oder auf der Seite ſeyn.

Doch abgeſchrieben, oder nicht abgeſchrieben: wenn ſie nur richtig iſt. — Richtig iſt die Erklärung allerdings; aber dabey viel zu weitläuftig, als daß ſie bey Entſcheidung der vorhabenden Streitſache im geringſten zu brauchen ſey.

Denn iſt die Perſpektiv weiter nichts als die Wiſſenſchaft, Gegenſtände auf einer Fläche ſo vorzuſtellen, wie ſie ſich in einem gewiſſen Abſtande unſerm Auge zeigen: ſo iſt die Perſpektiv kein Theil der Zeichenkunſt, ſondern die Zeichenkunſt ſelbſt. Was thut die Zeichenkunſt anders, was thut ſie im geringſten mehr, als was nach dieſer Erklärung die Perſpektiv thut? Auch ſie ſtellt die Gegenſtände auf einer Fläche vor; auch ſie ſtellt ſie vor, nicht wie ſie ſind, ſondern wie ſie dem Auge erſcheinen, und ihm in einem gewiſſen Abſtande erſcheinen. Folglich kann ſie nie ohne Perſpektiv ſeyn, und das geringſte was der Zeichner vorſtellt, kann er nicht anders als perſpektiviſch vorſtellen.

Den Alten in dieſem Verſtande die Perſpektiv abſprechen, würde wahrer Unſinn ſeyn. Denn es würde ihnen nicht die Perſpektiv, ſondern die ganze Zeichenkunſt abſprechen heiſſen, in der ſie ſo große Meiſter waren.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perſpektiv ſtreitig macht, ſo geſchieht es in dem engern Verſtande, in welchem die Künſtler dieſes Wort nehmen. Die Künſtler aber verſtehen darunter die Wiſſenſchaft, mehrere Gegenſtände mit einem Theile des Raums, in welchem ſie ſich befinden, ſo vorzuſtellen, wie dieſe Gegenſtände, auf verſchiedne Plane des

Raums verſtreuet, mit ſamt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demſelben Standorte erſcheinen würden.

Dieſe Erklärung iſt mit jener im Grunde eins: nur daß jene, die mathematiſche, ſich auf einen einzeln Gegenſtand beziehet; dieſe aber auf mehrere geht, welche zuſammen aus dem nehmlichen Geſichtspunkte, jedoch in verſchiedner Entfernung von dieſem gemeinſchaftlichen Geſichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemählde vollkommen perſpektiviſch ſeyn, ohne daß es, nach dieſer, das ganze Gemählde iſt, indem es ihm an der Einheit des Geſichtpunkts fehlet und die verſchiednen Theile deſſelben verſchiedne Geſichtspunkte haben.

Herr Kloß ſcheinet von dieſem Fehler gar nichts zu verſtehen. Er ſpricht nur immer von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der Figuren, und der Verminderung der Tinten: und bildet ſich ein, daß damit in der Perſpektiv alles gethan ſey. Aber er ſollte wiſſen, daß ein Gemählde beide dieſe Stücke gut genug haben, und dennoch ſehr unperſpektiviſch ſeyn kann.

Die bloße Beobachtung der optiſchen Erfahrung, ſage ich im Laokoon, (*) daß ein Ding in der Ferne kleiner erſcheinet, als in der Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perſpektiviſch. Ich brauche alſo dieſe Beobachtung den alten Artiſten gar nicht abzuſprechen; die Natur lehrt ſie; ja, es würde mir unbegreiflich ſeyn, wenn nicht gleich die allererſten darauf gefallen wären. Ob ſie aber die mathematiſche Genauigkeit dabey angebracht, die wir bey unſern auch ſehr mittelmäßigen Mahlern gewohnt ſind, ob ſie ſich nicht mit einem ungefehren Augenmaaße begnügt: das iſt eine andere Frage, die durch bloſſe Schriftſtellen zum Beſten der Alten nicht entſchieden werden kann,

---

(*) S. 189.

kann, beſonders da ſo unzählige alte Kunſtwerke einer ſolchen Entſcheidung keinesweges günſtig ſind.

Eben ſo natürlich iſt eine etwanige Verminderung der Tinten: denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erſcheinet, lehret uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und ſchwinden, in einander verflieſſen und in einander ſich verwandeln. Folglich können und müſſen die alten Gemählde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb ſeyn geprieſen worden.

Dieſes beantwortet die Frage des Herrn Kloß: „konnten die alten Schriftſteller „von einer Sache reden, die nicht da war, „und eine Eigenſchaft an einem Gemählde rühmen, die niemand ſahe?„ Sie lobten was ſie ſahen; daß ſie aber etwas ſahen, was auch wir ſehr lobenswürdig finden würden, beweiſet ihr Lob nicht.

Doch zugegeben, daß die alten Gemählde in beiden Stücken eben ſo vollkommen waren, als die beſten Gemählde neuerer Zeit: waren ſie darum auch eben ſo perſpektiviſch? Konnten ſie den Fehler darum nicht haben, von dem ich ſage, daß Herr Kloß nichts verſtehen muß?

Er ſieht es nicht gern, (*) daß man ſich bey dieſer Streitigkeit immer auf die Herkulaniſchen Gemählde beruft. — In ſeinem Tone zu bleiben; ob er mir ſchon freylich ſo wohl nicht laſſen wird: — ich ſeh es auch nicht gern. Aber unſer beider nicht gern Sehen, hat ganz verſchiedene Urſachen. Herr Kloß ſieht es nicht gern, weil unſtreitig der blühende Zeitpunkt der Kunſt vorbey war, als die Herkulaniſchen Gemählde verfertiget wurden: und ich ſehe es nicht gern, weil, obſchon dieſer Zeitpunkt vorbey war, den-

---

(*) S. 96.

noch die Meiſter der Herkulaniſchen Gemählde von der Perſpektiv gar wohl mehr verſtehen konnten, als die Meiſter aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunſt der Alten ſprechen. Denn die Perſpektiv iſt keine Sache des Genies; ſie beruht auf Regeln und Handgriffen, die, wenn ſie einmal feſtgeſetzt und bekannt ſind, der Stümper eben ſo leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Kloß nicht gern ſieht, daß wir uns auf die Herkulaniſchen Gemählde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen ſollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunſt, iſt ſchlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemählden. Wir müſſen alſo dieſe überhaupt aufgeben, und uns auf die Beſchreibungen einſchränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmteſten Stücke aus dieſem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu, im Laokoon, die Beſchreibungen des Pauſanias von den zwey großen Gemählden des Polygnotus in der Leſche zu Delphi, und urtheilte, daß dieſe offenbar ohne alle Perſpektiv geweſen. Eines derſelben, höre ich von Herr Klotzen, (*) „ſoll zu unſern Tagen gleichſam wieder neu ſeyn geſchaffen worden.„ Ich weiß nicht, welches; von dem Werke auf das er mich verweiſet, habe ich nur die erſten Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich ſelbſt beſitze. Aber es ſey das eine oder das andere: wenn es in der neuen Schöpfung Perſpektiv bekommen hat, ſo iſt es ſicherlich nicht das Gemählde des Polygnotus; ſondern ein Gemählde, ungefehr des nehmlichen Vorwurfs.

Der Hauptfehler, welcher ſich in dieſen Gemählden des Polygnotus wider die Perſpektiv fand, iſt klar und unwiderſprechlich

---

(*) S. 140.

ſprechlich. Um ſich Platz für ſo viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen ſehr hohen Geſichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt, zu überſehen ſey. Aber dieſer Geſichtspunkt war blos für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu ſeyn. Denn weil aus einem ſo hohen Geſichtspunkte, beſonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab ſehr verkürzt und verſchoben hätten erſcheinen müſſen, wodurch alle Schönheit und ein großer Theil des wahren Ausdrucks verlohren gegangen wäre: ſo gieng er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen ihrer Höhe ungefehr gleichem Geſichtspunkte. Ja auch dieſen behielt er nicht, nach Maaßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerley. Denn da, zu Folge der aus einem ſehr hohen Geſichtspunkte genommenen Grundfläche, die Figuren, welche hintereinander ſtehen ſollten, übereinander zu ſtehen kamen, (welches beym Pauſanias aus dem öftern ἀνωθεν, ἀνωτερω und dergleichen erhellet:) ſo würden dieſe entfernter oder höher ſtehende Figuren, wenn er ſie aus dem Geſichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verſchoben und verkürzt werden müſſen, welches der Grundfläche das Anſehen einer Berg an laufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perſpektiviſch verlängerte Fläche ſeyn ſollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren, einen neuen, ihrer beſondern natürlichen Höhe gleichen Geſichtspunkt annehmen: das iſt, er zeichnete ſie alle ſo, als ob wir gerade vor ihnen ſtünden, da wir ſie doch alle von oben herab ſehen ſollten.

Es iſt ſchwer ſich in dergleichen Dingen verſtändlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch ſo wortreich ſeyn, und gewiſſe Leute werden uns doch nicht verſtehen; ſolche nehmlich, denen es an den erſten Begriffen der Sache, wovon die Rede iſt, fehlet. Und an dieſen fehlet es dem Herrn Kloß in der Perſpektiv gänzlich: denn er verſteht ſich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perſpektiv der Alten, ſagt er, iſt die von uns ſo genannte Militarperſpektiv von oben herein,„ — Nicht jede Perſpektiv von oben herein, iſt Militarperſpektiv. Bey dieſer werden zugleich die wahren Maaße der Gegenſtände überall beybehalten, und nichts wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich iſt die Militarperſpektiv eigentlich gar kein Perſpektiv, ſondern ein bloſſes techniſches Hülfsmittel gewiſſe

wiſſe Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Geſichtspunkt nicht zu ſehen ſeyn würden, und ſie ſo vors Auge zu bringen, wie ſie wirklich ſind, nicht wie ſie ihm blos erſcheinen. In dieſem Verſtande alſo von den Alten ſagen, daß ihre gewöhnliche Perſpektiv die Militarperſpektiv geweſen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen ſchlechterdings alle Perſpektiv abſprechen. Nur diejenige Perſpektiv aus einem hohen Geſichtspunkte iſt wahre Perſpektiv, die alles und jedes nach Maaßgebnng der Höhe und Entfernung dieſes Geſichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verſchiebt; welches die Militarperſpektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemählden des Polygnotus nicht geſchehen war.

Eben ſo wenig wird es in den Münzen geſchehen ſeyn, welche Hr. Klotz zum Beweiſe anführt, wie gut ſich die Alten auf die ihm ſo genannte Militarperſpektiv verſtanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, ſie nachzuſehen. Gleichwohl darf er, in dem ihm eignen Tone hinzuſetzen: „Sollten dieſe Zeugniſſe nicht „einmal die ewigen Anklagen der Alten, „wegen der Unwiſſenheit der Perſpektiv „vermindern?„ Allerdings ſollten ſie nicht: ſondern Herr Klotz ſollte erſt lernen, was Perſpektiv ſey, ehe er einen ſo entſcheidenden Ton ſich anmaaßt.

„Die Alten, fährt er fort, haben zu„gleich den Plan von ihren Gebäuden „gewieſen, und wenn ſie den Augenpunkt „ſehr ſcharf hätten nehmen wollen, ſo „würden ſie ein allzu hohes Relief ge„braucht haben. Hätten ſie das Relief „flach gehalten, ſo würde die Münze ohne „Geſchmack, Gothiſch oder nach der „Art unſerer neuen Münzen ausgefallen „ſeyn.„

O ſchön! o ſchön! Kauderwelſcher könnte Criſpin in der Komödie, wenn er ſich für einen Mahler ausgiebt, die Kunſtwörter nicht unter einander werfen, als hier geſchehen iſt. — „Die Alten „haben zugleich den Plan von „ihren Gebäuden gewieſen.„ Wie zugleich? Zugleich mit den Außenſeiten? Wie machten ſie das? Zeichneten ſie, wie wir in unſern architektoniſchen Riſſen, etwa den Grundriß neben die Faſade? Oder wie? — „Wenn ſie „den Augenpunkt zu ſcharf hät„ten nehmen wollen;„ Was heißt das, den Augenpunkt zu ſcharf nehmen? Heißt das, ſich zu ſcharf an die Einheit des Augenpunkts halten? oder was heißt es? — „So würden „ſie ein allzuhohes Relief ge„braucht haben.„ Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Beſtimmt der Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief ſeyn ſoll? — „Hät„ten ſie das Relief flach gehal„ten;„ — Nun, was denn? was wäre alsdenn geworden? — „ſo würde die Münze ohne Geſchmack, gothiſch oder nach der Art unſerer neuen Münzen ausgefallen ſeyn.„ O Logik, und alle Muſen! Ein Mann, der ſo ſchließen kann, unterſteht ſich von der Kunſt zu ſchreiben? Alſo iſt eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geſchmack und Gothiſch? Alſo iſt es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben ſo viel erkennen können, als in einem hohen? Alſo kann in einem flachen Relief nicht eben ſo viel, ja wohl noch mehr Kunſt ſeyn, als in einem hohen? O Logik, und alle Muſen! Der Mann hat lauten hören, aber nicht zuſammen ſchlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus Urſache, daß es Münzen ſind, daß es Werke ſind, die ſich ſehr abnutzen; weil man aus dieſer Urſache das flache Relief an curſirenden Münzen mißbilliget: daraus ſchließt er, daß das flache

Relief überhaupt ohne Geſchmack und Gothiſch iſt? O Logik, und alle Muſen!

Zehnter Brief.

Ich ſagte in meinem Vorigen, daß ein Gemählde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perſpektiviſch ſeyn könne; Falls ihm die Einheit des Geſichtpunkts fehle.

Gut genug; Sie wiſſen was man gut genug heißt. Laſſen Sie mich mit dieſem gut genug ja nicht mehr ſagen, als ich ſagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen ſtellt, iſt nicht viel mehr als ziemlich ſchlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomena des Geſichts, die Erſcheinung der

Gröſſe, die Erſcheinung der Formen, die Erſcheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entſpringende Erſcheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden ſind: ſo auch in der Mahlerey. Man kann in keiner den geringſten Fehler begehen, ohne daß ſie nicht zugleich alle zweydeutig und falſch werden.

Hatte das Gemählde des Polygnotus einen vielfachen Geſichtspunkt: ſo hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perſpektiv, oder vielmehr kein Stück derſelben konnte ſeine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur ſo etwas da ſeyn, als genug war ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte werde ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnet iſt, ſich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genuße der weſentlichen ſtören zu laſſen. Räthſel! wird Hr. Klotz ruffen. Ich mache keinen Anſpruch mehr darauf, von ihm verſtanden zu werden.

Ein vielfacher Geſichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erſcheinung der Formen, ſondern auch die Einheit der Beleuchtung ſchlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perſpektiviſche Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als dieſe, iſt im Grunde ſo gut als keine; ob ſie ſchon immer auf den einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends geſehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Anſehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperſpektiv des Polygnotus beſtehen.

Selbſt die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren, kann in dem Gemählde des Polygnotus nicht geweſen ſeyn; ſondern ungefehr ſo etwas ihr ähnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt: und urtheile, von welcher coloſſaliſchen Gröſſe die Figuren des Vordergrundes angelegt ſeyn müßten, wenn, nach den wahren perſpektiviſchen Verhältniſſen, die Figuren des hinterſten Grundes im geringſten erkenntlich ſeyn ſollten.

Eben das hätte ſich Moor fragen müſſen, und er würde lieber von gar keiner Perſpektiv in dem allegoriſchen Gemählde des Cebes geſprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Troß, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Verſuche ſind gerade ſo gerathen, wie ſie ungefehr Kinder befriedigen können. Der erträglichſte iſt der von dem jüngern Merian, welcher ganz von den Worten des Cebes abgieng, indem er die verſchiedenen Umzäunungen in einen ſchroffen Felſen mit eben ſo vielen Abſätzen verwandelte, und dennoch nichts Perſpektiviſches herausbringen konnte. Seine Figuren verjüngen ſich von unten bis oben: aber perſpektiviſch? So wie ſich die in dem Gemähldе des Polygnotus mögen verjüngt haben: wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre ſeines Hauſes, zum Zeichen der Verſchonung, ausgehangen hatte.

Eilfter Brief.

Es würde eine ſehr undankbare Arbeit ſeyn, alle Stellen und Beyſpiele zu prüfen, die Herr Kloß zum Behuf ſeiner guten Meinung von der Perſpektiv der Alten, dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen ſeiner eigenen Beleſenheit beyzubringen vorgiebt. Nur von einigen, ein Wort.

Was für eine perſpektiviſche Anordnung kann Caylus in der Aldrovandiniſchen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchſtens keine Fehler gegen die Perſpektiv: weil ſich der Meiſter keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle ſeine Perſonen nach der Schnur neben einander geſtellt; ſie ſtehen alle auf einem und eben demſelben Grunde; wenigſtens nicht auf ſo verſchiednen Gründen, daß die geringſte Verjüngung unter ihnen nöthig wäre.

Das, was Plinius von dem Ochſen des Pauſias ſagt, zu Perſpektiv machen: heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perſpektiv in dem weitläuftigen Verſtande, in welchem ſie, wie ich ſchon erinnert, kein Menſch den Alten abgeſprochen hat, noch abſprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Kloß verſichert, „daß Lucian von der perſpektiviſchen Anordnung in einem Gemählde des Zeuxis ſo weitläuftig rede, daß dieſe

„Stelle bey dieſer Streitigkeit nothwendig geprüſt werden müſſe!„ Er nennt ſie ungemein entſcheidend, und ſie entſcheidet ſchlechterdings nichts. Ἀποτειναι τας γραμμας ἐς το ἐυθυτατον, was iſt es anders, als ein correkter Contour? was die ἀκριβης κρασις, die ἐυκαιρος ἐπιβολη των χρωματων anders, als die ſchickliche Verbindung und fleißige Verſchmelzung der Localfarben? Das σκιασαι ἐς δεον, iſt die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit einem Worte, das Helldunkle. Der λογος του μεγεθους, iſt nicht das Verhältniß der ſcheinbaren Größen, in Abſicht der Entfernung, ſondern das Verhältniß an Größe wirklich verſchiedener Körper; namentlich in dem Gemählde, wovon die Rede iſt, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die ἰσοτης των μερων (*) προς το ὁλον,

die

(*) Herr Klotz muß ſich einbilden, daß

er

die ἁρμονια, iſt das Ebenmaaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinſtimmung des Verſchiednen. Und nun frage ich: welches von dieſen Stücken bezieht ſich nothwendig auf die Perſpektiv? Keines; jedes derſelben iſt ohne Unterſchied allen Ge-

er ſeinen Leſern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß ſie ihm auf ſein Wort glauben müſſen, was er will. „Einige Ausgaben, ſagt er, haben „των μετρων: welche Leſart mir rich„tiger ſcheinet, obgleich jene ſich auch „vertheidigen läßt.„ Nicht einige, ſondern die meiſten Ausgaben und Handſchriften leſen μετρων: der Verſtand aber duldet dieſes μετρων, wie Grävius erwieſen hat, ſo wenig, daß es lächerlich iſt zu ſagen, es ſcheine die richtigere Leſart zu ſeyn, wenn man ſie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handſchriften und Ausgaben iſt das einzige, was ſie vor ſich hat: und ich möchte doch wiſ-

Gemählden, auch denen, in welchen gar keine Perſpektiv angebracht worden, den Gemählden eines einzeln Gegenſtandes, dem bloßen Portrait, wenn es ſchön und vollkommen ſeyn ſoll, unentbehrlich. Es ſind Eigenſchaften eines guten Gemähldes überhaupt, bey welchen das Perſpektiviſche ſeyn und nicht ſeyn kann.

Mich

---

wiſſen, wie ſie Herr Klotz ſonſt vertheidigen wollte. Er zieht ſie blos vor, um etwas von Menſuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältniſſe der Perſpektiv deuten könnte. — Sonſt muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in ſeinem Herodotus, wie Hr. Klotz citiret, ſondern im Zeuxis dieſes Gemählde beſchreibt; und daß, wenn Herr Klotz ſagt, „die Kopie deſſelben ſey in Rom geweſen, da das „Original, welches Sulla nach Rom „ſchicken wollen, im Schiffbruch untergegangen,„ es das erſtemal für Rom, Athen heiſſen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

Mich dünkt ſogar, es aus einem Zuge des Lucians ſelbſt beweiſen zu können, daß dieſes Gemählde des Zeuxis von der Seite der Perſpektiv ſehr mangelhaft geweſen. Denn wenn er den alten Centaur beſchreiben will, ſo ſagt er: ἀνω δε της εἰκονος, ὁιον ἀπο τινος σκοπης ἱπποκενταυρος τις ἐπικυπτει γελων: er ſey oben an dem Bilde zu ſehen geweſen, und haben ſich von da, gleichſam wie von einer Warte, gegen ſeine Jungen lachend herabgeneigt. Dieſes **gleichſam wie von einer Warte**, ſcheinet mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian ſelbſt nicht gewiß geweſen, ob die Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher geſtanden. Ich glaube die Anordnungen des alten Basreliefs zu erkennen, wo die hinterſten Figuren immer über die vorderſten wegſehn, nicht weil ſie wirklich höher ſtehen, ſondern blos, weil ſie weiter hinten zu ſtehen ſcheinen ſollen. Jedoch will ich damit nicht ſagen, daß die Stellung der Figuren, ſo wie ſie Lucian beſchreibt, nicht einer völlig richtig perſpecktiviſchen Behandlung fähig wären: ſondern ich will nur ſagen, daß wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor ſich gehabt hätte, er ſich ſchwerlich darüber ſo dürfte ausgedruckt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philoſtratus zu kommen: ſo weiß ich nicht, welches die gröſſere Armſeligkeit iſt, ſie ein bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perſpektiv in ihr finden zu wollen. Philoſtratus rühmt an den Gemählden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphranor, το ἐυσκιον, die gute Schattirung; το ἐυπνουν, das Lebende; und το ἐισεχον και ἐξεχον das Herausſpringende und Zurückweichende. Was haben dieſe Eigenſchaften mit der Perſpektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemählde ſeyn, wo gar kein Perſpektiv angebracht, wo ſie mit den gröbſten Fehlern angebracht iſt. Sie beziehen ſich insgeſammt

ſammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers von den hervorragenden unterſcheiden; welcher allein es macht, daß die Figur ſich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichſam hervortritt, und nicht das bloſſe Bild des Dinges, ſondern das Ding ſelbſt zu ſeyn ſcheinet. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in der Hand, von welchem Plinius ſagt. digiti eminere videbantur, & fulmen extra tabulam eſſe, mußte er darum, weil er das εἴσεχον und ἔξεχον in ſo hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk ſeyn, welches Perſpektiv, und eine richtige Perſpektiv zeigte? Und dennoch darf Hr. Kloß von der Stelle des Philoſtratus ſagen: „ſie „kann von nichts anders handeln, als von „der Kunſt des Mahlers, gewiſſe Dinge auf dem Vordergrunde und andere „auf dem Hintergrunde des Gemähldes „erſcheinen zu laſſen, andere zu entfer

„nen und andere dem Auge zu nähern.„ Mein, kahler und zugleich poſitiver kann ſich kein Menſch ausdrücken, als Hr. Kloß? Sie kann von nichts anders handeln! Und gleichwohl handelt ſie von etwas anderm. Wenn ſie aber auch wirklich davon handelte, wovon Hr. Kloß ſagt, wäre dadurch die Perſpektiv der alten Gemählde erwieſen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perſpektiv abgeſprochen, ihnen zugleich alle verſchiedene Gründe, alle Entfernungen abſprechen wollen? „Iſt aber dieſes Verſchieſſen, fährt Hr. Kloß fort, dieſe Schwächung, oder ſtufenweiſe Verringerung des Lichts und der Farbe, nicht eine Folge einer wohlbeobachteten Perſpektiv?„ Was ſteht von alle dem in der Stelle des Philoſtratus? Kein Wort. Und wie ſchielend heißt es ſich ausdrucken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieſer Sache zu machen? Denn nicht die ſtuffenweiſe Verringerung des

Lichts und der Farbe iſt eine Folge der wohlbeobachteten Perſpektiv, ſondern dieſe iſt vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende iſt der eigentliche Charakter des Klotziſchen Stils, und es ſteht in keines Menſchen Macht, von einer Sache, die er nicht verſteht, anders als ſchielend zu ſprechen.

Wenn er denn nur beſcheiden ſpricht, im Fall er ſich gezwungen ſieht, von einer ſolchen Sache zu ſprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darinn erwarten darf, ungefehr wie dieſer: „Ich will noch eine andere bisher unbemerkte Stelle aus dem Philoſtratus herſchreiben: was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte, und folglich von Hr. Klotzen zuerſt, von ihm allein bemerkte Stelle! Iſt ſie das, dieſe Stelle des Philoſtratus? Nichts weniger. Er ſelbſt findet ſie bereits vom Junius und Scheffer ſer genußt: aber freylich mag es weder Junius noch Scheffer ſeyn, dem er ihre erſte Nachweiſung zu danken hat. Ich denke ich kenne den rechten, dem Hr. Kloß ſeinen kleinen Dank hier ſchuldig bleibt. Es iſt ohnſtreitig Du Soul: denn als er in der Reitziſchen Ausgabe des Lucians jene Beſchreibung von dem Gemählde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieſes Gelehrten, bey dem σκιασαι ἐς δεον nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Mahlerey, ſondern auch die nehmliche Stelle des Philoſtratus dabey angeführt. (*) Nun ſchlug Hr. Kloß ſelbſt nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für ſich aufbehalten ſahe: ſo glaubte er Recht

zu

(*) At, ſi Perraltos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem quidem venerat. Vid. Philoſt. p. 71. et Junius de Pict. Vet. III. 3.

zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterſchied mag wohl ſo groß nicht ſeyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Hr. Klotzen die erſte Bemerkung durch eine noch genauere Citation ſtreitig macht. Denn ſo wie Hr. Klotz die Anführung des Du Soul, Philoſt. p. 71. durch Philoſt. Vit. Apollon. c. 20. p. 71. berichtiget, ſo läßt ſich ſeine Anführung, durch Einſchiebung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher und es wäre ſchlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach ſuchen müßte. —

Sie lachen über mich, daß ich mich bey ſolchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor ſich hat, der ſich auf ſolche Kleinigkeiten brüſtet? —

Bisher unbemerket! Von mir zuerſt bemerkt! — Iſt es nicht gut, daß man dieſem Manne zum Zeitvertreibe einmal weiſet, daß er auch in ſolchen Kleinigkeiten das nicht iſt, was er ſich zu ſeyn einbildet? —

Sogar Webb hat dieſe Stelle des Philoſtratus gebraucht. (*)

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken ſollen. Allerdings iſt Hr. Kloß der erſte, welcher die Stelle des Philoſtratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem iſt es vor ihm eingekommen, das geringſte von Perſpektiv darinn zu finden?

(*) S. 100. deut. Ueberſ.

den? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben ſie alle blos von der Schattirung verſtanden. Die guten Leute! Von der Perſpektiv iſt ſie zu verſtehen: Hr. Klotz iſt der erſte der dieſes ſagt, — und auch der letzte, hoff ich.

Aber laſſen Sie mich nicht vergeſſen, bey welcher Gelegenheit Hr. Klotz die Ausſchweiffung über die Perſpektiv der Alten, in ſeinem Buche macht. Ohne Zweifel bey der großen Menge geſchnittener Steine, welche ſie unwiderſprechlich beweiſen! Ja wohl: und wie viele meinen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, — einen. Und dieſer eine iſt gerade der, von welchem Hr. Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich ſagt, „daß er gewiß glaube, er ſey der einzige in ſeiner Art; denn unter ſo vielen Tauſenden, die er geſehen, hab er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perſpektiv ſo wäre beobachtet worden.„

„Ueberhaupt, ſagt Hr. Lippert, (*) „iſt die Perſpektiv bey den Alten ſehr geringe. Es hat aber doch Leute gegeben, die ſolche als ein Wunderwerk an „ihnen gelobt. Aber wie weit kann die „Liebhaberey einen nicht treiben? Wenn „ich die Beſchreibung oder Erklärung eines alten Werks etwa in einem Buche „geleſen, worinnen von deſſen ſchöner „Perſpektiv etwas geſagt worden, habe „ich auch allemal lachen müſſen; denn „das ſonſt accurate Kupfer hat mir allemal das Gegentheil gezeigt. Denn ich „konnte an dem Bilde nicht einen einzigen „Zug, der nach den Regeln dieſer Wiſſenſchaft geweſen wäre, erkennen, aber „wohl ſolche Fehler, die man auch einem „Anfänger in dieſer Wiſſenſchaft nicht „vergeben würde. Die Alten ahmeten „die Dinge ſo ungefehr nach, wie ſie ſich „dem Auge darſtellten, ohne die Regeln „und Urſachen zu wiſſen, warum die „ent-

---

(*) Daktyl. Vorbericht. S. XVIII.

,,entfernten Dinge im Auge verkürzt oder ,,kleiner erſcheinen. Es iſt aber etwas ,,ſehr gemeines, daß man von Sachen ,,urtheilet, wovon man doch nichts ,,verſteht.,,

Wie kömmt es, da Hr. Kloß ſonſt ſich die Einſichten des Hn. Lippert ſo frey zu Nutze gemacht, daß er es nicht auch in dieſem Punkte gethan? Hr. Lippert ſagt nichts mehr, als was alle Künſtler ſagen. Er nicht allein, ſie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunſtwerken Perſpektiv zeigen will. Aber Hr. Kloß hatte bereits ſeinen Entſchluß genommen; ſeine Ehre war einmal verpfändet; er hält bey der Stange. Der Künſtler, denkt er, ſind ſo wenige; laß ſie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Anſehn lachen, das ſich auf den Beyfall ganz anderer Leute gründet!—

Und hat er nicht ſeinen Carlus zum Rückenhalter! Auch noch Einen ſolchen Mann möchte er ſich gern dazu ausſparn.

Aber ich fürchte, daß ihn dieſer im Stiche läßt: denn dieſer fand in der Folge das Perſpektiviſche in den Herkulaniſchen Gemählden nicht, welches er ſich damals darinn zu finden verſprach, als er nicht ſo gar unverhörter Sache die Alten desfalls verdammt wiſſen wollte. (*)

Daß ſolches auch mehr geſchehen zu ſeyn ſchien, als wirklich geſchehen war, zeigt ſich nunmehr in den Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen, (**) deren Verfaſſer gewiß nicht proletariſche Kenntniße von beiden beſitzt. Ich hätte daher gern den Hn. Klotz an dieſen Schriftſteller verwieſen. Aber ſeine Deutſche Bibliothek iſt mir zuvor gekommen, (***) und hat dieſen Schrift-

---

(*) Bibl. der ſch. Wiſſenſch. und der fr. K. B. VI. Stück 2. S. 676. verglichen mit S. 185. der Betrachtung über die Mahlerey.

(**) S. 183.

(***) Fünftes Stück S. 132.

Schriftſteller bereits an Hr. Klotzen verwieſen. Dieſen Schriftſteller an Hr. Klotzen! Nun das iſt wahr: die Deutſche Bibliothek verſteht ſich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte. Welch ein unwiſſender Mann iſt dieſer Schriftſteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen Fonſeca, ja gar auf den pedantiſchen Cammentator eines wunderlichen Poeten, wegen der Perſpektiv der Alten verweiſet, und gerade die beiden Hauptabhandlungen des Sallier und Caylus, in den grundgelehrten Werken der franzöſiſchen Akademie der Innſchriften, aus welchen Hr. Klotz ſeine Weisheit, wie aus der Quelle, geſchöpft, gar nicht zu kennen ſcheinet!

Freylich iſt das arg: aber doch, dächte ich, ſtellt ſich die Deutſche Bibliothek dieſen Schriftſteller ein wenig gar zu unwiſſend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferſtiche nach dem Michel Angelo,

gelo, auch ein Blatt von dem ſo genannten Petſchaftringe dieſes Meiſters bringt: ſo möchte ſie lieber gar argwohnen, „er „habe geglaubt, Michel Angelo ſey der „Verfertiger davon geweſen.„ Nein, das kann er wohl nicht geglaubet haben; denn drey Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieſer Petſchaftring ausdrücklich une Cornaline antique, nommée le cachet de Michelange, heißt. Und ſo viel Franzöſiſch mag er doch wohl verſtehen!

Dreyzehnter Brief.

Warum ſollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geſchnittenen Steines, den Michel Angelo ſo werth hielt, der mit unter die Antiken gehöret, nach welchen Michel Angelo ſtudierte, aus welchem Michel Angelo ſogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Porteſeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach dieſem Meiſter aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen erſten Claſſe, welche die Bildniſſe deſſelben vorſtellen, eben ſo wenig Kupfer nach Gemählden von ihm. Genug, daß ſie eine ſo genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritikaſter wie F. will es nicht fühlen. Denn hier, oder nirgends, kann er einen Brocken Weisheit wieder auskramen, den er ſich ſelbſt erſt geſtern oder ehegeſtern einbettelte. „Wie kömmt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieſes Künſtlers das berühmte Cachet de Michelange?„ Hat der Schriftſteller, den er zu hofmeiſtern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieſes Künſtlers liefern wollen? Ich denke, blos ein Verzeichniß der Kupferſtiche von verſchiednen Arbeiten deſſelben: und es fehlt viel, daß ſie alle geſtochen ſeyn ſollten. *Der Verfaſſer,* fährt er fort, *wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger deſſelben geweſen.* Nun ja; ein Mann, der das Leben dieſes Künſtlers aus dem Condivi und Gori, aus dem Vaſari und Bottari ſich bekannt gemacht hat, kann freylich ſo viel nicht wiſſen, als Hr. F. der den Artikel im Füeßlin von ihm geleſen. Von ſo einem Manne, kann man freylich ohne Bedenken ſchreiben: *Ueberhaupt muß er dieſes berühmte Werk der Steinſchneiderkunſt gar nicht kennen.* Und warum denn nicht? Hören Sie doch den ſchönen Grund! Weil er hinzugeſetzt hat: „*Die Abdrücke ohne Buchſtaben ſind* „*ſchön und rar.*„ *Dieſes verſteh ich nicht!* ruft Hr. F. — Nicht? Hr. F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfaſſer von den Abdrücken der Piccartſchen Platte ſagt!

Und ſolches Zeug in den Tag hinein ſchreiben, nennen die Herren kritiſiren. War es nicht auch eben dieſer F. welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftſteller, den er doch ja von weitem erſt möchte nachdenken lernen, ehe er das geringſte an ihm ausſetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torſo ſey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftſteller zu Muthe werden muß, wenn er ſich ſo etwas gerade auf den Kopf zugeſagt findet? Nur neulich ward es mir auch ſo gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich leſe eine Recenſion von dem neueſten Werke des Hrn. Winkelmanns, (*) und auf einmal ſtoſſe ich auf folgende Stelle: „Beym Laokoon gedenkt Hr. „Winkelmann Hrn. Leſſings als eines „einſichtsvollen und gelehrten Schrift-

„ſtel-

(*) Göttingiſche Anzeige 22. u. 23 Stück dieſes Jahres.

„ſtellers, bleibt aber dabey, es wahrſcheinlicher
„zu finden, daß die Künſtler
„des Laokoon in die ſchönſten Zeiten gehören;
„nicht zwar nach Widerlegung
„des Leſſingſchen Grundes, der aus der
„Zuſammenſtellung dieſer Künſtler mit
„jüngern beym Plinius, und aus dem ganzen
„Zuſammenhange genommen iſt, ſondern
„durch Anführung zwo neuer Gründe,
„von denen der eine das Alter der
„Buchſtabenzüge auf der zu Nettuno gefundenen
„Steinſchrift, mit dem Namen
„des Athanoders, Ageſanders Sohns,
„der andere die Arbeit an der Gruppe
„ſelbſt, iſt. Denn dieſe kömmt an den
„Köpfen der beiden Söhne vollkommen
„mit den beiden Ringern zu Florenz, in
„welchen Hr. W. Söhne der Niobe entdeckt
„hat, überein. Da hier Hr. W.
„ſeines Landsmannes Erwähnung thut,
„ſo dürfte es jemanden wundern, warum
„er nicht beym Borgheſiſchen Fechter eben
„deſſelben Deutung dieſes Fechters auf den

„Chabrias angeführt hat; allein dieſe Vorbeylaſſung gereicht dem Hn. Winkelmann „zur Ehre; er hätte Hr. Leſſingen ſagen müſſen, daß er jenen Fechter mit einer Statue „in Florenz verwechſelt hat, welche im „Muſeum Florent. Tab. 77. unter dem „Namen Miles Veles ſteht, und einen „ähnlichen Ausfall thut, aber doch nicht „obnixo genu ſcuto.„

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du haſt nicht recht geleſen! ſagt ich mir. Ich las nochmals, und nochmals: je öfter ich las, je betäubter ward ich. Noch itzt weiß ich nicht, was ich anders aus der letzten Hälfte dieſer Stelle machen ſoll, als ein chriſtliches Präſervativ, über den Anfang derſelben nicht allzu ſtolz zu werden.

Verwechſelt ſoll ich den Borgheſiſchen Fechter, und mit einer Statue in Florenz verwechſelt haben? Aus Großmuth ſoll mir Herr Winkelmann dieſe Verwechslung nicht aufgemutzet haben? Aber der

Recenſent iſt ſo großmüthig nicht: er mutzt mir ſie auf. Bey allem was mir werth iſt! ich wollte dieſem für ſeine Aufrichtigkeit, ſo ſehr ſie mich auch beſchämen möchte, unendlich verbundner ſeyn, als dem Hrn. Winkelmann für ſeine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beſchämen will! Aber wie kann ich?

Hr. Winkelmann konnte mich ſchlechterdings nicht beſchämen, ohne ſich ſelbſt zu beſchämen. Denn wenn ich den Borgheſiſchen Fechter verwechſelt habe, ſo hat auch Er ihn verwechſelt. Ich habe keine andere Statue gemeinet, als die Er unter dieſem Namen meinet; keine andere, als die Ihm der Herr von Stoſch für einen Diſcobolus einreden wollte; keine andere, als die Er eben ſo wenig für einen Fechter als für einen Diſcobolus, ſondern für einen Soldaten erkennet, der ſich in einem gefährlichen Stande beſonders verdient gemacht hatte. Dieſe, dieſe Statue habe ich auf den Chabrias gedeutet; und iſt dieſe Statue nicht der Borgheſiſche Fechter, iſt ſie der Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeo: wie geſagt, ſo hat beide dieſe Werke Hr. Winkelmann ſelbſt, und zuerſt verwechſelt; ſeine Verwechslung hat die meinige veranlaßt.

Kein Menſch wird das von Hr. Winkelmannen glauben wollen: aber dem ohngeachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien geweſen; ich habe den Fechter nicht ſelbſt geſehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das ſelbſt Sehen an? Ich ſpreche ja nicht von der Kunſt; ich nehme ja alles an, was die, die ihn ſelbſt geſehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borgheſiſchen Fechter erkennet? Oder iſt es nicht der Borgheſiſche Fechter, welcher bey dem Perrier (Taf. 26. 27. 28. 29.) von vier Seiten, bey dem Maffei (Taf. 75. 76.) von zwey Seiten, und in dem lateiniſchen Sandrart (S. 68.) gleichfalls von zwey Seiten erſcheinet? Dieſe Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben; den Miles Veles in dem Florentiniſchen Muſeo hingegen nicht: wie iſt es möglich, daß ich beide Figuren dem ohngeachtet verwechſeln können?

Endlich, worinn habe ich ſie denn verwechſelt? Man verwechſelt zwey Dinge, wenn man dem einen Eigenſchaften beylegt, die nur dem andern zukommen. Welches iſt denn das Eigene des Miles Veles, das ich dem Borgheſiſchen Fechter angedichtet hätte? Weil beide einen ähnlichen Ausfall thun: ſo hätte ich ſie verwechſeln können; aber muß ich ſie darum verwechſelt haben?

Ich werde die erſte Gelegenheit ergreiffen, den Göttingiſchen Gelehrten inſtändigſt um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes ſogenannten Fechters bisher erinnert worden, iſt nicht von der geringſten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anders einwenden können: und die Wahrheit zu ſagen, nur dieſe Einwendung erwarte ich, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaſſung zu drucken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen.

Vierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Hrn. Klotz überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben ſo oft darinn gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So urtheile ich: daß das Buch des Hrn. Klotz über den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittnen Steine und ihrer Abdrücke„ ein ganz nützliches Buch für den ſeyn kann, welcher von der darinn abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und ſich in der Geſchwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Richtigkeit dieſer Ideen viel gelegen iſt.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beſchreiber der verſchiednen Daktyliotheken, wenn Winkelmann und Lippert das ihrige zurück nehmen, ſo ſtehet die Krähe wieder da!

Hätte Hr. Klotz blos aus fremden, ſeltnen Büchern zuſammen getragen: ſo könnten wir ihm noch Dank wiſſen. Was ein Deutſcher einem Ausländer abnimmt, ſey immer gute Priſe. Aber ſollte er ſeine eigene Landsleute plündern? —

Erlauben Sie mir, Ihnen die nähern Erörterungen hierüber nach und nach zukommen zu laſſen.

Funfzehnter Brief.

Sie ſcheinen, zur Entſchuldigung des Hrn. Klotz, zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zuſammen tragen.

Doch wohl! — Und wenigſtens kann man als ein denkender Kopf zuſammen tragen. —

Hr. Klotz hat auch ſelbſt geglaubt, daß ſich etwas mehr dabey thun laſſe; und hat ſich ſogar geſchmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der „Quellen, ſagte er (*), die Anordnung „der Sachen, und einige eigene Bemer„kun-

---

(*) Seite 16.

„kungen werden dieſen Aufſatz gegen den „Vorwurf der Compilation ſchützen.„

Einige eigene Bemerkungen? klingt beſcheiden genug! Aber welches dieſe eigene Bemerkungen ſind, kann man nicht eher ſagen, als bis man die fremden und geborgten davon abgeſondert hat. Was übrig bleibt, iſt freylich ſein!

Die Anordnung der Sachen? — Mit dieſer iſt es nicht blos gethan, um aus einem Compilator ein Autor zu werden. Seine eigene Ordnung hat jeder Compilator.

Der Gebrauch der Quellen? — Auch der Compilator ſollte dieſe, wenigſtens verificiren. —

Und iſt es auch wahr, daß ſie Hr. Klotz immer gebraucht hat? Laſſen Sie uns doch eine Seite, wie ſie mir in die Hand fällt, unterſuchen.

„Die geſchnittenen Steine, ſchreibt Hr. „Klotz (*), machten noch einen andern

---

(*) S. 22.

„Theil des Schmuckes aus. Das Frauenzimmer ſuchte verſchiedentlich ihrem Putze dadurch einen gröſſern Glanz zu verſchaffen. Hierzu nahm man die erhaben geſchnittenen Steine, und eine gute Vereinigung dieſer vortreflichen Werke mit dem übrigen Schmucke, mußte in den Augen der Zuſchauer eine ungemein ſchöne Wirkung thun.“

Hierüber führt Hr. Klotz den Bartholinus an. (*) Den Bartholinus! Iſt Bartholinus eine Quelle? Er hätte die entſcheidendſte von den Stellen der Alten anführen ſollen, auf die ſich Bartholinus gründet.

Hr. Klotz fährt fort: „Auch das männliche Geſchlecht beſetzte die Kleidung mit Steinen;“ und beruft ſich desfalls auf den Claudian. (**) Aber dort, bey dem Claudian, iſt nicht die geringſte Spur von geſchnittenen Steinen; der Dich-

(*) De Armillis veter. p. 13. & 35.

(**) De Laudib. Stil. Lib. II. v. 89.

Dichter redet blos von Togen, von Harniſchen, von Helmen, von Gehenken und Heſten, von Kronen, mit Edelſteinen beſetzt; es kann wohl ſeyn, daß unter dieſen auch geſchnittene waren; aber das iſt nur zu vermuthen und von dieſer Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leiſten ſollen.

„Caligula, fügt Hr. Kloß hinzu, ahm„te in dieſem Stücke der Verſchwendung „des weiblichen Geſchlechts nach.„ Und das ſoll Svetonius (*) verſichern. Aber das Zeugniß des Svetonius iſt hier gedoppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Svetonius gleichfalls blos von Edelſteinen, die Caligula ſogar auf ſeinen Reiſe- und Regenkleidern getragen, (gemmatas indutus pænulas) und daß es geſchnittene Edelſteine geweſen, iſt der Zuſatz des Hrn. Kloß. Zweytens ſagt auch Svetonen nicht, daß Caligula hierinn der Verſchwendung des weiblichen

---

(*) In Calig. c. 52.

chen Geſchlechts nachgeahmt: denn er ſagt weder, daß das weibliche Geſchlecht ſich einer ſolchen Verſchwendung in geſchnittenen Steinen ſchuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darinn nachgethan. Der veſtitus non virilis, den Sveton dem Caligula zur Laſt legt, bezieht ſich nicht auf den Gebrauch der Edelſteine, ſondern anderer Kleidungsſtücke, die dem weiblichen Geſchlechte eigen waren; auf die Cyklas, auf den Soccus.

Nun ſagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Iſt es genug, um dieſes von ſich zu verſichern, daß man den unterſten Rand des Blattes mit Namen klaſſiſcher Schriftſteller umzäunt? Oder muß man dieſe Schriftſteller auch ſelbſt nachgeſehen haben, und gewiß ſeyn, daß ſie wirklich das ſagen, was man ſie ſagen läßt?

Einige Seiten vorher, ſchreibt Hr. Kloß: „um den Ring des Prometheus, von „welchem man den Urſprung der in Rin„ge-

„ge gefaßten Steine hergeleitet hat, bekümmere ich mich nicht.„ Sehr wohl! Aber warum führt er dieſes Rings wegen den Iſidorus an? Man muß den Iſidorus oft anführen, weil er nicht ſelten Bücher gebraucht hat, die hernach verloren gegangen. Aber warum hier? Hier iſt Iſidorus der wörtliche Ausſchreiber des ältern Plinius; Plinius iſt hier die Quelle (*), und dieſen hätte Hr. Klotz anführen müſſen.

Es iſt ein ſeltſamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteſte Sache gerade den unbekannteſten Schriftſteller anzuführen; damit ſie ihre Nachrichten ja aus recht beſondern Quellen zu haben ſcheinen.

Ein anderer iſt dieſer: daß ſie, anſtatt den Hauptort anzuführen, wo von der Sache, die ſie erörtern wollen, gefliſſentlich und umſtändlich gehandelt wird, ſich auf Stellen beziehen, wo man dieſer Sache

---

(*) Libr. XXXIII. Sect. 4. & Libr. XXXVII. Sect. 1.

che nur im Vorbeygehen gedenkt, um ihre Scharfſichtigkeit bewundern zu laſſen, der auch nicht der geringſte Nebenzug entwiſche.

Z. E. um zu beweiſen, „daß man in „Rom ſo gar die Bildſäulen mit Ringen „gezieret,„ würde der gute einfältige Gelehrte gerade zu den Plinius anführen (*), wo dieſer ausdrücklich von den Ringen handelt und ſich wundert, daß unter den Bildſäulen der römiſchen Könige im Capitol, nur Numa und Servius Tullius einen Ring habe. Aber nicht ſo Hr. Kloß, und ſeines gleichen: ſie führen lieber eine Stelle des Cicero an (**), wo unter

---

(*) Libr. XXXIII. Sect. 4.

(*) Hr. Kloß führt ſie noch dazu mit einem Fehler an; denn ſie ſteht nicht in dem erſten Briefe des vierten, ſondern des ſechſten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler ſind bey Hr. Klotzen ſehr häuffig, ſo daß beſonders von unter verſchiedenen Merkmalen, aus welchen erhelle, daß eine gewiſſe Statue eben ſo wohl die Statue des Scipio Africanus ſey, als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird.

Doch Hr. Klotz habe es hiermit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur ſonſt ſeinen Scharfſinn weniger dabey vermißte! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweiſen, daß es wirkliche Ringe geweſen, welche dieſe Bildſäulen gehabt; es werden, allem Anſehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolo bemerkte Ringe geweſen ſeyn. Waren es aber nur ſolche: ſo mußte ſie Hr. Klotz gar nicht anführen; denn in der Sculptur blos nachgeahmte Ringe, konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man

beden-

---

von ſeinen Anführungen der klaſſiſchen Schriftſteller, unter zwölfen gewiß immer achte uns zum April ſchicken.

bedenke, wie abſtehend ein einzler Finger von den andern hätte müſſen gearbeitet ſeyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte ſtecken wollen; und erinnere ſich, daß es der alten Meiſter ihre Sache nicht war, dergleichen Extremitäten ſo zerbrechlich aus zu führen.

Aber der Fehler des Hrn. Klotz iſt es überhaupt nicht, allzu viel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverläßig voraus, daß er jeden feinern Unterſchied, mit dem man ſeine Gelehrſamkeit auf die Capelle bringt, für Sophiſterey erklären wird.

Sechszehnter Brief.

Laufen Sie geſchwind die ganze Schrift des Hrn. Klotz mit mir durch. Es iſt am beſten, daß ich Ihnen in eben der

Ordnung, in welcher Hr. Klotz ſein Buch geſchrieben, mein Urtheil darüber erhärte. Mehrere Beweiſe, wie ſchlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bey jedem Schritte aufſtoſſen.

Den Eingang (von Seite 1-16.) laſſen Sie uns überſchlagen. Er enthält ſehr viel gemeine, ſehr viel ſchwanke, ſehr viel falſche Gedanken, in einem ſehr pompöſen und dennoch ſehr lendenlahmen Stile. Das liebe Ich herrſcht in allen Zeilen bis zum Eckel. „Ich will die Lehrer der Wiſſenſchaften auf gewiſſe Dinge aufmerkſamer machen! Möchten ſie doch von mir lernen wollen! Ich will ihnen eine kleine Anweiſung geben! Ich will ſie gleichſam bey der Hand ergreifen, und ſie zu den Werken berühmter Künſtler des Alterthums führen! Ich will ihnen dieſe Werke zeigen ꝛc.„

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem ſolchen Ich, zur zur Sache. „Ehe Ich, ſchreibt er, meine

„Leſer von der Vortrefflichkeit der ge„ſchnittenen Steine und ihrem vielfachen „Nutzen unterrichte, muß ich einige „Anmerkungen von der Kunſt in Stein „zu ſchneiden und ihrer Geſchichte, von „den berühmteſten Künſtlern, deren „Werke wir noch bewundern, von dem „mancherley Gebrauche der geſchnittenen „Steine, und ihren Abdrücken vor„ausſchicken.„

Sie wiſſen doch was die franzöſiſchen Taktiker Enfans perdus nennen? Wenn es die beſten Soldaten ſind, welche der General dazu ausſucht, ſo kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Iſt es aber Geſindel, an dem nicht viel gelegen, ſo glaube ich wird ihre Benennung auf die voraus geſchickten Kenntniſſe des Herren Klotz vortrefflich paſſen. Ich verſpreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, ſoll wenigſtens nicht geſund nach Hauſe kommen.

Erſt ſpricht er von dem hohen Alter der Kunſt in Stein zu ſchneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie ſchon gehört haben, will er ſich nicht bekümmern. Was hätte er ſich auch darum zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein deſſelben etwas geſchnitten geweſen? Aber ſo vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelſteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche der geſchnittenen Steine insbeſondere, um aus dem Kirchmann de annulis, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abſchreiben (*) zu können, die wenig

---

(*) Denn der iſt doch wirklich ein bloſſer Abſchreiber, der auch die Druckfehler in den Allegaten mit abſchreibt. Z. E. Auf der 19ten Seite citirt Hr. Klotz Macrob. Saturn. VII. 18. weil er beym Kirchmann (de Annulis cap. XI. p. 59.) dieſe Stelle ſo citirt fand. Aber es iſt ein Druckfehler beym Kirchmann; das ſienig oder gar nicht zur Sache gehören. Die gemißbrauchten Stellen des Claudians und Svetons, ſo wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt: und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wuſt rügen.

Ich könnte zum Exempel Hr. Klotzen fragen, mit was für Recht er alle die Daktyliotheken, die er aus dem Plinius beybringt, (*) zu Sammlungen geſchnittener Steine macht? Es waren Sammlungen von Edelſteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn ſich geſchnittene darunter fanden, ſo war deren, aller Wahrſcheinlichkeit nach, die kleinſte Anzahl. Denn nur die minder koſtbaren Steine wurden gewöhnlicher Weiſe geſchnitten: die eigentlichen Edelſteine aber hatten, als bloße Steine, bey den Alten viele ſo eifri-

---

ſiebende Buch des Macrobius hat keine 18 Kapitel, es muß 13 heiſſen.

(*) S. 23.

eifrige Bewunderer, daß ſie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur ſich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunſt verletzen zu laſſen. Tantum, ſagt Plinius, tribuunt varietati, coloribus, materiæ, decori: violari etiam ſignis gemmas nefas ducentes. Warum könnte alſo Scaurus, der die allererſte Daktyliothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieſer Art geweſen ſeyn? Warum muß ihn Hr. Kloß zu einem Kenner machen? „Wir leſen, verſichert er, „daß Scaurus, der Stiefſohn des Sylla, zu erſt in Rom ſich geſchnittene „Steine geſammelt habe.„ Wo leſen wir denn das? Plinius ſagt von ihm blos: gemmas plures primus omnium habuit Romæ. Sind denn gemmæ nothwendig geſchnittene Steine? Weil bey den neuen Antiquaren alte Gemmen ſo viel heiſſen, als alte geſchnittene Steine, und

---

(*) Libro XXXVII. Sect. 1.

und Daktyliothek ſo viel als eine Sammlung ſolcher Steine: muß Hr. Klotz darum dieſe Bedeutung in die alten Autores übertragen? Und was ich von der Daktyliothek des Scaurus ſage, iſt von den übrigen noch mit mehrerem Grunde zu vermuthen. Noch itzt überſteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, anſehnliche Sammlungen von geſchnittenen Steinen zu haben: und weiter nichts als ſolche Sammlungen ſollten die Daktyliotheken geweſen ſeyn, welche Pompejus, und Cäſar, und Marcellus aufs Capitol und in die Tempel ſchenkten?

,,Auch vom Mäcen, ſagt Hr. Klotz, (*) ,,wiſſen wir, daß er eine beſondere Neigung zu den Edelſteinen gehabt habe. ,,Er geſteht dieſe Neigung nicht allein ,,ſelbſt in einem Gedichte an den Horaz, ,,ſondern man ſieht ſie auch aus einem ,,Briefe des Auguſtus an ihn.,, Er geſteht ſie ſelbſt? Ich habe die Anthologie ſeines

---

(*) S. 24.

ſeines Freundes, des Hrn. Burmanns, auf die er desfalls verweiſet, nicht bey der Hand; doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen ſeine Neigung ſelbſt geſtehen ſoll, werden ohne Zweifel die Verſe ſeyn, die uns Iſidorus aufbehalten hat, und ſich anfangen:

> Lugent, o mea vita, te ſmaragdus,
> Beryllus quoque.

Aus dieſen aber erhellet blos die abgeſchmackte Kakozelie des Mäcenas, und keinesweges ſeine Liebhaberey an Edelſteinen. Denn ſonſt würde man auch unſere Lohenſteine und Hallmanne, die ihren Geliebten ſo gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Alabaſter gaben, für groſſe Liebhaber und Kenner von dergleichen Koſtbarkeiten erklären müſſen. Selbſt das Fragment von dem Briefe des Auguſtus, beym Macrobius, iſt nichts als eine

Verſpottung dieſer Kakozelie. Eher noch hätte ſich Hr. Kloß darauf berufen können, daß Mäcenas von Edelſteinen etwas geſchrieben zu haben ſcheine, weil Plinius ihn zu ſeinem ſieben und dreyzigſten Buche genußt zu haben bekennet. Doch wozu auch das? Mäcenas mag ein noch ſo groſſer Liebhaber von Edelſteinen geweſen ſeyn: war er es darum von geſchnittenen? Wann er ſie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen, ſo zog er ſicherlich die ungeſchnittenen vor.

Um die Mannichfaltigkeit der Vorſtellungen auf geſchnittenen Steinen zu begreifen, ſagt Herr Kloß, (*) müſſe man erwägen, daß die Alten keine den Geſchlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführet. Das ſchreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Treu und Glauben nach. Indeß iſt nur ſo viel davon wahr, daß dergleichen Geſchlechtsſiegel nicht

---

(*) S. 20.

nicht ſo gewöhnlich bey ihnen waren, als ſie bey uns ſind. Wer ſie ganz und gar leugnen will, der iſt bald widerlegt. Hatte nicht Galba ein ſolches προγονικον σφραγισμα, wie es Dio (*) nennet? Bis auf ihn hatten die Kayſer alle mit dem Kopfe des Auguſtus geſiegelt; aber er behielt ſein Geſchlechtsſiegel, welches ein Hund war, der ſich über das Vordertheil eines Schiffes herabbiegte. Die ganze Familie der Macrianer führte den Alexander in ihren Ringen. Hiervon bringt Kirchmann ſelbſt die Stelle aus dem Trebellius Pollio in dem nehmlichen Kapitel bey, in welchem er die Geſchlechtsſiegel der Alten leugnet: aber welcher Compilator hat nicht auf der andern Seite ſchon vergeſſen, was er auf der erſten geſchrieben?

Und nun hören Sie doch, wie Herr Kloß dieſe Materie ſchließt! (*) „Wir „wür-

---

(*) Libr. LI. p. 634. Edit. Reimari.

(**) S. 26.

„würden alſo, ſagt er, von der Steinſchneiderkunſt ohngefehr folgende chronologiſche Geſchichte zu entwerfen haben. Sie ſcheinet im Orient entſtanden zu ſeyn, wurde von den meiſten Völkern Aſiens ausgeübt, und beſonders von den Aegyptern getrieben. Dann kam ſie zu den Hetruriern, ward den Griechen bekannt, und endlich in Rom aufgenommen.„ Sagen Sie mir doch, was den Herrn Kloß mag bewogen haben, den Hetruriern eine frühere Kenntniß der Steinſchneiderkunſt beyzulegen, als den Griechen? Glaubt er wirklich, daß ſie den Hetruriern unmittelbar von den Aegyptern mitgetheilet worden? Iſt es alſo mehr als eine leere Vermuthung des Buonarotti, daß die Hetrurier eine Colonie der Aegypter geweſen? Hat man, außer der Aehnlichkeit des Stils in den Zeichnungen beider Völkern, hiſtoriſche Beweiſe davon; und welche ſind es? Doch ich will dieſe Fragen nicht weiter fortſetzen. Herr Kloß hat ſicherlich an keine derſelben gedacht; ſondern, allem Anſehen nach, dieſe ſeine chronologiſche Geſchichte lediglich nach der Folge der Kapitel in Winkelmanns Geſchichte der Kunſt abgefaßt. Wie dieſe, mit Abſicht auf die verſchiednen Stuffen der Kunſt geordnet ſind, läßt er die Kunſt ſelbſt wandern: aus Aegypten nach Hetrurien, aus Hetrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Herr Kloß hierauf von dem verſchiedenen Stile der Aegyptiſchen, Hetruriſchen und Griechiſchen Künſtler beybringt, das gehört dem Herrn Winkelmann; ob er es gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle dieſe Dinge ſich ſelbſt abſtrahiret hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Herr Klotz die Geſchicklichkeit beſitzt, fremde Bemerkungen ſo zu verſtümmeln, daß ihre Urheber alle Luſt verlieren müſſen, ſich dieſelben wiederum zuzueignen.

„Man hat, ſagt er, (*) viel hohlgegrabne Steine der Aegypter. Allein „der Graf Caylus erinnert ſich nicht, „einen erhaben geſchnittnen Stein geſehen zu haben. Hatten die Aegypter „keinen Geſchmack an den letztern? oder „hat ein ungefehrer Zufall ſie unſern Augen entzogen? oder was iſt ſonſt die Urſache dieſer Seltenheit?

Wie? Caylus erinnerte ſich keines einzigen Aegyptiſchen Cameo? Er beſaß ja ſelbſt einen, den er ſelbſt beſchrieben, und deſſen ich mich bey ihm ſehr wohl er-

---

(*) S. 27.

innere: einen Löwen auf einem Carneol. (*)

Nun ſehe ich den Ort nach, wo Herr Klotz bey dem Caylus ſo etwas will gefunden haben, und ſehe das Caylus blos ſagt: „Ohngeachtet wir eine große Menge Aegyptiſcher Steine kennen, welche „in die Tiefe geſchnitten ſind, ſo haben „wir doch beynahe gar keine, an denen „die Figuren erhaben geſchnitten ſind, „und die wir pierres camées nennen.„ — (**) Beynahe gar keine! Heißt das, keine? Vielmehr ſagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt geweſen.

Sonſt hätte ich ſelbſt ihm ein Paar nachweiſen können. Der ſchönſte Aegyptiſche Stein, den Natter jemals geſehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechiſchen etwas nachgab, war ein

---

(**) Samml. von Alterth. B. 1. Taf. 1. Nr. 3.

(*) Ebendaſ. S. 26. deutſcher Ueberſ.

ein Cameo. Er ſtellt den Kopf einer Iſis vor, und gehörte dem Marcheſe Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, beſaß D. Mead. (*)

Ich glaube gläſerne Paſten von beiden in der Stoſſiſchen, itzt Königl. Preußiſchen Sammlung geſehen zu haben. Hr. Winkelmann ſagt zwar, (**) daß das Original des erſtern ſich in dem Collegio des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Beſitze des Marcheſe Capponi dahin gekommen ſeyn. Wo das Original des zweyten ſey, giebt Herr Winkelmann gar nicht an: doch der Umſtand, daß er eine ähnliche Iſis, nur etwas größer vorſtelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu ſuchen geweſen. Irre ich mich; deſto beſſer: ſo finden ſich zwey vortreffliche erhabne Aegyptiſche Steine mehr, die dem

---

(*) Traité de la Methode antique &c. Pref. p. 7.

(**) Deſcript. des Pier. gr. p. 9 10.

dem Herrn Kloß wohl hätten bekannt ſeyn ſollen.

Die nehmliche Stoſſiſche Sammlung enthält noch verſchiedne andere, ſowohl alte als neue Aegyptiſche Paſten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Cabinetern entweder verſtreut ſind, oder verloren gegangen.

Die Fragen, in welche Herr Kloß über die vermeinte gänzliche Vermiſſung erhabner Aegyptiſcher Steine ausbricht, ſind ebenfalls die verſtümmelten Fragen des Caylus. Anſtatt ihm ſo ſonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falſche Vorausſetzung des Grafen rügen ſollen. Weil die Kunſt, die Steine tief zu arbeiten, und die ihr entſprechende Kunſt, ſie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: ſo ſchließt Caylus, hätten ſich auch die Steine von beiden Gattungen in gleicher Proportion vermehren müſſen. Gewiß nicht; denn der Gebrauch damit zu ſiegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern; und folglich auch häufiger. Daher ſind, nicht blos bey den Aegyptiſchen Steinen, der Camei die wenigern: ſondern bey allen. Der Luxus allein vermehrte die Camei; und wenn bey den Aegyptern der Camei gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bey den Griechen und Römern; ſo kam es nur daher, weil bey jenen der Luxus niemals ſo groß geweſen, als bey dieſen. Das iſt die Auflöſung des Räthſels, die Caylus nicht erſt von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzu fügen, daß die Aegypter diejenigen geweſen, welche beide Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meine die ſo genannten Scarabäi, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hintern convexen Fläche aber einen erhaben ge-

geſchnittenen Käfer zeigen. Herr Kloz muß aus ſeinem Caylus wiſſen, (*) daß ſich unter dieſen Käfern Stücke von ſehr ſchöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber ſagt, (**) daß die Käfer, welche die Aegyptiſchen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit geweſen wären: ſo hat Aelian entweder ſich geirrt, oder es hat ſich mit dieſen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was Hr. Kloz meinet, daß mit den andern Aegyptiſchen Steinen geſchehen. Die von erhabner Arbeit ſind nur allein übrig geblieben: ich wenigſtens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieſer Art gehört.

Acht=

(*) Erſter Band, Taf. IX. Nr. 3.

(**) Hiſt. Animal. Libr. X. cap. 15. — Εγγεγλυμμενον κανθαρον.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern Winkelmann, die Werke der Hetruriſchen Künſtler. Caylus neiget ſich noch immer gegen die Meinung des Buonarotti, welcher die Hetruriſche Kunſt Aegyptiſchen Urſprungs macht: Winkelmann hingegen will davon nichts wiſſen; ſondern, wenn die Kunſt durch Fremde nach Hetrurien gebracht worden, ſo waren es nach ihm die Pelasger, von welchen die Hetrurier den erſten Unterricht darinn bekamen. Jenem iſt es genug, daß ein Stein, den man für Hetruriſch hält, ein Scarabäus iſt, um daraus auf die Verwandtſchaft dieſes Volkes mit den Aegyptern zurück zu ſchlieſſen: dieſer erkennt zwar in dem älteſten Hetruriſchen Stile die Aehnlichkeit

keit mit dem Aegyptiſchen; aber auch der älteſte griechiſche Stil hatte dieſe Aehnlichkeit, und das iſt genug, ſie in den Hetruriſchen Werken zu erklären, ohne deswegen zu einer unmittelbaren Abſtammung von den Aegyptern ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen von beiden hält es Herr Klotz? — O, Herr Klotz hält es mit beiden: deſto flinker geht das Abſchreiben von Statten. Denn ſo ungefehr eine Verbindung, iſt zwiſchen beiden bald gemacht. „An einigen ihrer Werke, ſagt er (*), „kann man die Quelle wahrnehmen, woraus die Künſte der Hetrurier „gefloſſen: ich meine Aegypten. — Die „Werke ſpäterer Zeiten zeugen von einer „Bekanntſchaft mit Griechenland.„ Die Werke ſpäterer Zeiten: ſehen Sie, nun hat Caylus und Winkelmann Recht; einer ſo gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke ſpäterer

---

(*) S. 28.

terer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere Hetruriſche Steine Hr. Klotz kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er ſelbſt eben dieſen Stein, drey Zeilen vorher, wegen ſeines Alterthums rühmen, und dennoch gleich darauf die Bekanntſchaft der Hetruriſchen Künſtler mit der griechiſchen Geſchichte und Fabel, auf ihre Werke ſpäterer Zeit einſchränken können? Der Compilator kann ſich widerſprechen, ſo oft als er will.

Von den Hetruriern leitet Hr. Klotzen ſeine chronologiſche Ordnung auf die Griechen. „Zur höchſten Vollkommenheit, ſchreibt er, (*) ward die Steinſchneiderkunſt von den Griechen gebracht, welche dieſelbe, nach der Meinung einiger Schriftſteller, von den Aegyptern empfangen, aber durch die Größe ihres Geiſtes erhoben hatten." Geben Sie wohl Acht! Nach der Meinung einiger Schriftſteller, von den Aegyptern: aber noch

---

(*) S. 29.

noch ſeiner, und beſſern, die ſich auf die Chronologie gründet, von den Hetruriern! Oder wollen wir Herr Klotzen dieſe gar zu groſſe Ungereimtheit lieber nicht behaupten laſſen, ob er ſie ſchon wirklich ſagt? Gut, ſie mag nichts als Mangel an Präciſion ſeyn; und wir wollen, was er da vorbringt, von einer andern Seite betrachten.

Wer ſind die einigen Schriftſteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinſchneiderkunſt von den Aegyptern empfangen? Hr. Kloß, der die Quellen gebraucht zu haben verſichert, verweiſet uns desfalls auf Nattern. Natter iſt keine Quelle; aber die Quellen werden ſich bey dem Natter finden: gut. Ich ſchlage alſo Nattern nach, und finde, daß er allerdings ſagt: J'en conclus naturellement — que les Grecs et les autres Nations avoient emprunté leur Méthode de graver des Egyptiens et l'avoient perfectionée, comme tant de ſavans l'ont déja prouvé évidemment. Ein Stern verweiſet mich unter den Text; und da ſtehen wirklich einige von dieſen Gelehrten genannt: Plinius, Stoſch und Mariette. Aber Stoſch und Mariette gelten eben ſo viel als Natter und Klotz: und alles beruhet folglich auf dem Plinius, deſſen Anführung, buchſtäblich nachgeſchrieben, ſo ausſieht: Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis inſculpere populis illis (Egyptis) mos erat, &c.

Ich ſage: Herr Klotz muß dieſe Anführung nicht nur nicht nachgeſchlagen, ſondern auch nicht einmal geleſen haben.

Denn wenn er ſie geleſen hätte, würde er ſich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz und gar von keinen erhaben geſchnittenen Aegyptiſchen Steinen wiſſen will. Wenigſtens würde er ſeine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen Geſchmack an ſolchen Steinen?„ zurück behalten haben; indem, nach den angeführten Worten des Plinius, ſie gerade mehr Geſchmack an erhaben, als an tief geſchnittenen Steinen gehabt hätten; anaglypho opere gemmis inſculpere populis illis mos erat. — Doch ich vergeſſe ſchon wiederum den Compilator, der ſich ſchlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeſchlagen hat er die Stelle wenigſtens gewiß nicht. Denn wenn er ſie nachgeſchlagen hätte, würde er ſie ſicherlich — nicht gefunden haben; wenigſtens da nicht gefunden haben, wo ſie ſtehen ſoll. Sie ſteht nicht in dem dritten Kapitel des fünf und dreyzigſten Buchs; ſie ſteht in dem ganzen fünf und dreyzigſten Buche nicht; kurz, ſie ſteht in dem ganzen Plinius nicht, und Gott mag wiſſen, wo ſie Natter, oder Hr. Deschamps, deſſen Feder ſich Natter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was ſagen Sie zu einem ſolchen Quellenbraucher, der aus der erſten der beſten Pfütze ſchöpft, ohn ſich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Abſicht auf die Kunſt, ſchwatzt Hr. Klotz (*) nach dem alten, von Winkelmannen (**) genugſam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künſtler einen eigenen Stil gehabt. „Wahre Kenner, ſagt er, bemerken an „den römiſchen Steinen eine trockne „Zeichnung, ein ängſtliches und plumpes Weſen, eine kalte Arbeit, und an „den Köpfen weder Geiſt noch Charakter.„ Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römiſchen Stil ausmacht, ſo arbei-

---

(*) S. 30. u. f.
(**) Geſch. der Kunſt. S. 291. und 293.

arbeiten alle Stümper im römiſchen Stile. Aber wer heißt denn dieſe wahre Kenner, alles was ſchlecht iſt für römiſch ausgeben? Gab es unter den griechiſchen Künſtlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Hr. Klotz gegen die römiſche Kunſt ausfällt, iſt beſonders merkwürdig. Auch iſt er ganz von ſeiner eignen Erfindung, und mit einer Behändigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht abſehe, wie er zu pariren iſt. „Die Römer, verſichert er, „hatten nicht einmal ein Wort in ihrer „Sprache, einen Steinſchneider anzudeuten.„

Was eine ſo gering ſcheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche, mit eins für einen Aufſchluß in die Geſchichte der Künſte geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunſt der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache einen Baumeiſter anzudeuten.

Eben ſo wenig ſage man mir von ihrer Dichtkunſt! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen iſt aus eben dieſem Grunde klar, daß wir Deutſche ganz andere Architekten und Poeten haben müſſen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Kloß iſt, einen ſolchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr iſt, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinſchneider anzudeuten?

Sigilliarius, worüber ſich Hr. Kloß in der Note allein ausläßt, mag es freylich nicht ſeyn; und beſonders mag es, mit Flaturarius verbunden, (nicht Flatuarius, wie Hr. Kloß zweymal mit groſſen und mit kleinen Buchſtaben drucken laſſen) wohl etwas ganz anders heiſſen. „Hr. „Walch, ſagt Hr. Kloß, erklärt es „richtiger durch ſignorum ſtatuarumque ex metallo fuſo fabricator.„

Es kann ſeyn; aber warum denn eben Hr. Walch? Schon in Fabers Theſauro war es durch χαλκευς ἀνδριαντοποιος erklärt. Ich für mein Theil möchte indeß die Meiſter groſſer Werke nicht anders darunter verſtehen, als in ſo fern ein Künſtler, der das Groſſe zu fertigen weiß, auch das Kleinere dieſer Art machen kann. Denn für jenen war das Wort Statuarius insbeſondere; und der Sigilliarius, denke ich, beſchäftigte ſich allein mit den kleinen Kunſt- und Spielwerken, welche die Römer zum Beſchluße der Saturnalien einander ſchickten, und welche nach dem Savot und Rink, größtentheils aus Medaillen beſtanden.

Aber was hat Hr. Kloß gegen das Wort Scalptor? Ich ſollte meinen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichſten Verſtande einen Steinſchneider bedeute. (*) Bey dem Plinius bedeutet

es

(*) Scalptores proprie qui gemmas cavant, es ihn gewiß, ſo oft es allein ſteht; und wenn er eine andere Art Künſtler damit anzeigen will, ſo ſetzt er die beſondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er ſagt, ſcalptores et pictores hoc cibo utuntur oculorum cauſa; er ſagt, adamantis cruſtæ expetuntur a ſcalptoribus, ferroque includuntur: hingegen ſagt er, wenn er von Bildhauern redet, hæc ſint dicta de marmorum ſcalptoribus.

Auch kömmt, in alten Inſchriften und Gloſſen, das Wort cavator und cavitarius vor, welches ganz und gar nichts anders als einen Steinſchneider bedeutet, und von den neuern Griechen ſogar in ihre Sprache übergenommen worden. (*)

Zwan-

---

vant, hoc eſt, qui cavam faciunt in gemmis effigiem, quæ pro ſigillo ſolet inſculpi. Salmaſius ad Solinum p. 1100. Edit. Par.

(*) Salmaſius l. c.

Zwanzigſter Brief.

Nun kömmt Hr. Klotz auf die berühmteſten Steinſchneider, neuer und alter Zeit. (*) Mit jenen, thut er, als ob er noch ſo bekannt ſey; er läßt, die er für die vorzüglichſten hält, die Muſterung paſſiren, und jeden mit einer kleinen Cenſur laufen. Seine Cenſuren aber ſind lauter Scharwenzel, die man verſetzen und vertauſchen kann, wie man will, indem ſie auf den einen eben ſo gut, wie auf den andern paſſen: „er hat ſich mit „Ruhm gezeigt; er erwarb ſich allgemeine „Hochachtung; er iſt keinem Freunde „der Kunſt unbekannt.„ Was lernt man aus ſolchen Lobſprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt.

(*) S. 33-80.

Aber Hr. Kloß will uns nun mit aller Gewalt belehren: er ſchreibt alſo ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falſch ſeyn. „Philipp Chriſtoph Beckern,„ ſagt er, „und Marcus Tuſchern will ich das Lob „des Fleißes nicht ſtreitig machen.„ Marcus Tuſchern, das Lob des Fleißes! das will ihm Hr. Kloß nicht ſtreitig machen! Hr. Kloß kennt alſo wohl recht viel geſchnittene Steine von Marcus Tuſchern? O! das wird ihm Marcus Tuſcher noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuſcher wollte gar zu gern ein Edelſteinſchneider heiſſen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Hr. Kloß macht ihn zu einem der fleißigſten? — Der Ausſchreiber müßte ſich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzu zu ſetzen! Hr. Kloß fand Tuſchern beym Mariette als Steinſchneider angeführt; ob wohl nicht, als einen fleißigen; der Fleiß iſt ſein Zuſatz;

und durch dieſen Zuſatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu einer groben Unwahrheit. Leſen ſie nur folgende Stelle! Mr. Mariettte, ſagt Natter in ſeiner Vorrede(*) ſe trompe encore au ſujet de Mr. Marc Tuſcher de Nuremberg, qui n' a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le foible de vouloir paſſer auſſi pour un Graveur. Il a modélé ſon propre Portrait en cire molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, & puis en pâte de differentes couleurs; entr' autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. Ghinghi, qui etoit alors Graveur du Grand-Duc de Toſcane, a retouché les cheveux, & poli la face. Il a gravé à la verité la tete de Minerve en pierre Paragone, mais cela ſe peut faire avec une ſimple aiguille et un canif ſur cette pierre, mais non ſur de pierres fines.

(*) Pref. XXXI.

Von den alten Meiſtern hat Hr. Klotz ſo etwas hingeworffen, was weder halb noch ganz iſt. Unter denen, die man in Schriften genennt findet, vergißt er den Cronius, deſſen Plinius mit dem Pyrgoteles und Apollonides zugleich gedenkt: und von denen, deren Namen blos auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bey, den er nicht aus dem bekannten Stoſchiſchen Werke genommen hätte. Er ſcheinet nicht einmal gewußt zu haben, daß Stoſch an einem zweyten Theile dieſes Werks geſammelt; daß verſchiedene dazu geſammelte Stücke in ſeiner von Winkelmann beſchriebenen Daktyliothek anzutreffen; und daß ſo gar von einigen ſehr ſchöne Kupfer, die Schweickart nach Marcus Tuſchers Zeichnung geſtochen, gewiſſen Exemplaren des Winkelmanniſchen Werkes einverleibet ſind. Er hätte ſonſt den Phrygillus anführen müſſen, deſſen auf der Erde ſitzender Cupido, mit einer offenen Muſchel neben ſich, unter allen bekannten griechiſchen Steinen einer der ſchätzbarſten iſt; ſo wohl in Anſehung der Kunſt und Arbeit, als des hohen Alters, an welchem ihm, nach dem Zuge der Buchſtaben in dem Namen des Künſtlers zu urtheilen, kein einziger von den beſchriebenen Steinen beykömmt. (*) Er hätte ſonſt, unter den Werken des Solons die Bacchantinn auf einer alten Paſte nicht vergeſſen müſſen, die uns eine weit gröſſere Idee von dieſem Künſtler macht, als uns die bisher von ihm bekannten Steine gewähren können. (**)

Der hiſtoriſchen Nachrichten von den alten Künſtlern ſind freylich wenige. Dieſes hindert aber nicht, daß nicht über verſchiedne dem ohngeachtet vielerley anzumerken ſeyn ſollte. Ueber den Dioscorides, z. E. oder wie wir ihn eigentlich ſchrei-

---

(*) Winkelmann, Deſcript. des pier. gr. p. 137.

(**) ibid. p. 251.

ſchreiben ſollten, Dioscurides; denn ſo hat er ſich auf ſeinen Steinen ſelbſt geſchrieben; ſo hat ihn Torrentius in verſchiednen Handſchriften des Svetons geſchrieben gefunden. Von den Steinen, die ſeinen Namen führen, hat man nicht wenige für untergeſchoben zu halten; und von denen, die man ihm nicht abſprechen kann, werden verſchiedne ganz falſch gedeutet. Die zwey Köpfe des Auguſtus beym Stoſch, können keine Köpfe des Auguſtus ſeyn; der ſo genannte Diomedes mit dem Palladio, ſtellt vielleicht ganz etwas anders vor; u. ſ. w.

Doch mit den Unterlaſſungsſünden des Hr. Kloz muß ich mich ja nicht abgeben. Ich würde kein Ende finden!

Ein und zwanzigſter Brief.

Laſſen Sie ſehen, was Hr. Kloß von der Materie, in welche dieſe Künſtler arbeiteten, von den Steinen als Steinen, weiß.

„Die alten Künſtler, ſchreibt er, (*) gruben in alle Arten von koſtbaren Steinen. Mariette ſagt, daß er ſo gar ſchöne Smaragde und Rubinen geſehen habe, in welche der Steinſchneider Figuren geſchnitten. Aber dieſes ſcheinet mir ſeltner geſchehen zu ſeyn, am ſelteſten mit dem Rubin, wegen ſeiner Härte und groſſem Werthe. Selten ſind auch ihre Werke in Sapphir. Am häufigſten brauchten ſie zu hohlgegrabnen Werken den Carneol und Agath,

„von

(*) S. 40.

„von einer Farbe, ſo wie ſie ſich bey erhabnen Werken der verſchiednen Agathonyche und Sardonyche bedienten.„

Wie vieles wäre hier zu erinneren! Wie manches müßte geändert und genauer ausgedruckt werden, ehe es von einem Manne geſchrieben zu ſeyn ſcheinen könnte, der in dieſen Dingen kein Fremdling iſt.

Es ſey, daß die alten Künſtler, ſo gut wie die neuern, in alle Arten von Edelſteinen ſchneiden können; es ſey, daß ſie wirklich in alle geſchnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelſteine waren darum doch eben ſo ſelten, als dergleichen zu unſrer Zeit ſind, und es iſt bloſſe Declamation, wenn Hr. Kloß an einem andern Orte (*) ſchreibt, „daß jene Neigung der Alten zu den Ringen mit geſchnittenen Steinen, einen beſſern Geſchmack anzeige, als man heut zu Tage habe, da man blos geſchlieſſene Steine, „ohne

---

(*) S. 21.

„ohne daß die Erfindung oder Arbeit des „Steinſchneiders ſich auf eine Art daran „gezeigt hätte, die uns unterrichten oder „ergötzen könnte, hoch ſchätzt, und mit ungeheuren Summen bezahlt.„ — Dergleichen Steine, die man itzt mit ungeheuren Summen bezahlt, hielt auch das Alterthum, wie ich ſchon erinnert habe, für viel zu gut, ſie von der Kunſt verletzen zu laſſen. Auch ſchon vor Alters dünkte es der Prachtliebe von beſſerm Geſchmacke, dergleichen Steine als bloße Steine zu tragen; (*) und nur denen von geringerm Werthe, ließ man durch die Kunſt einen höhern Werth ertheilen, ut alibi ars, alibi materia eſſet in pretio. Und wahrlich ſo gehört es ſich auch! Denn wenn die Kunſt nicht ausdrücklich, zur leichtern und glücklichern Behandlung, die koſtbarere Materie erfodert: ſo iſt es albern, und zeigt gerade von keinem

Ge-

(*) Alias deinde gemmas luxuria violari nefas putavit, ac ne quis ſignandi gen, als der, welcher einen geſchmeidigern unter Händen hat. Aber die überſtiegene Schwierigkeit machte bey den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künſtlern kam es nie ein, ſich muthwillig Schwierigkeiten zu ſchaffen, um ſie überwinden zu können.

Wenn ein Natter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu ſchneiden, als in einen andern orientaliſchen Stein: (*) warum ſoll Natter ſeiner Zeit und ſeiner Ehre ſo feind ſeyn, und für zwölf Kunſtwerke nur eins machen? Was hilft es ihn, das dieſes eine von Diamant iſt? Der Diamant hat nicht gemacht, daß ſeiner Kunſt ein einziger Schwung ſanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen: aber die Kunſt hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von ſeiner Maſſe, hat von ſeinem Feuer verloren: und warum? wozu? Eben die Kunſt, die uns dieſen Verluſt kaum

---

(*) Pref. XVI.

kaum kann vergeſſen machen, würde jeden geringern Stein in ein Diamant veredelt haben.

Und ſo wollte ich ſicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftſtellern eines beſonders koſtbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verſtehen ſey. Von dem, zu deſſen freywilligem Verluſte ſich Polykrates entſchloß, um die neidiſche Gottheit zu verſöhnen, die ſein ununterbrochnes Glücke leicht beleidigen dürfte, ſagt es Plinius ausdrücklich; ja ſeine Worte (*) ſcheinen ſo gar anzudeuten, daß dieſer Stein nicht einmal geſchliffen, ſondern völlig ſo geweſen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meinung, daß, wenn Eupolis den Cyrenäern nach-

---

(*) Polycratis gemma, quæ demonſtratur, illibata intactaque eſt. Libr. XXXV. ſect. 4.

nachſagte, (*) daß der geringſte von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koſte, dieſer Vorwurf der Verſchwendung mehr auf die zu theuren Steine gieng, welche ſie ungeſchnitten in ihren Ringen trugen, oder geſchnitten zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu groſſen Lohn, den ſie dem Künſtler für den Schnitt entrichteten.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Allerdings iſt es ganz ohne Grund, wenn Hr. Kloz in dem Ringe, welcher die Feindſchaft zwiſchen den Cápio und Druſus veranlaßte, ſo wie in dem Opale, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geſchnit-

---

(*) Aelianus Hiſt. var. lib. XII. cap. 30.

ſchnittene Steine finden will. (*) Aber über den Ring des Polykrates, meinen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben ſeyn, als dem Herodotus, und Strabo und Pauſanias und Tzetzes, die nicht allein ausdrücklich ſagen, daß der Stein deſſelben ein geſchnittener Stein geweſen, ſondern auch den Meiſter nennen, der ihn geſchnitten habe.

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deswegen, weil Plinius ſagt, daß dieſer Stein des Polykrates, welcher ein Sardonyx geweſen, noch bey ſeiner Zeit zu Rom, in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er ſich alſo mit ſeinen eigenen Augen belehren können; denn er ſelbſt ſagt das, weil er es ſagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt: (**) ſondern ich gründe mich

---

(*) S. 21.

(**) Sordonychem, heiſſen die Worte des Plinius, eam gemmam fuiſſe conſtat·

mich auf etwas anders. Auf den Künſtler nehmlich, der ihn geſchnitten haben ſoll.

Theodorus von Samos wird als dieſer genennt. Nun aber ſagt das ganze Alterthum, daß dieſer Theodorus in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeiſter geweſen. Wäre es faſt nicht ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinſchneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede iſt, ſein Werk ſeyn könnte, wenn

---

ſtat: oſtenduntque Romæ, ſi credimus, Concordiæ delubro, cornu aureo Auguſti dono incluſam, & noviſſimum prope locum tot prælatis obtinentem. Dieſes giebt unſer deutſcher Ueberſetzer: „und man zeigt „ihn, wo wirs glauben wollen, zu „Rom in der Kapelle der Eintracht, „wo er durch das Geſchenk der Kayſerinn in ein goldnes Horn eingeſchloſſen iſt, und da ihm ſo viele vorgezogen ſind, faſt den letzten Ort behauptet.„ Ich zweifle, ob man daraus verwenn er auch kein Steinſchneider geweſen wäre? wenn er ihn nehmlich blos gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt dieſes zu ſeiner anderweitigen Kunſt beſſer; und Herodotus ſcheinet in der That auch nichts anders ſagen zu wollen: ἦν δὲ σφρηγὶς τὴν ἐφορεε χρυσοδετος — ἦν δε εργον Θεοδωρȣ τȣ Τηλεκλεος Σαμιȣ. „Polykrates hatte einen in Gold gefaßten „Stein, welcher ein Werk des Theodo„tus war.„ Ich verſtehe, in ſo fern er

verſteht, was Plinius ſagen wollen, und was er für ein goldnes Horn gemeinet, in welchem ſich dieſer Stein befand. Ich glaube, er meinte das Füllhorn, mit welchem die Göttinn der Eintracht vorgeſtellet wird. Dieſes war mit Edelſteinen beſetzt, unter welchen ſich auch der Sardonyx des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber faſt ganz unten, wo er ſo vielen andern nachſtehen mußte, zum Beweiſe, wie ſehr der Luxus in dieſen Koſtbarkeiten, ſeit den Zeiten des Polykrates, geſtiegen.

gefaßt war; nicht aber, in ſo fern er irgend eine eingeſchnittene Figur enthielt. Denn es iſt falſch, was Kuhnius (*) und andere ſagen, daß σφραγις nothwendig einen Ring mit einem geſchnittenen Steine bedeute; es kann eben ſo wohl einen Ring mit einem bloſſen ungeſchnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux ſagt ausdrücklich: (**) οὑτω (σφραγιδας) τους ἐπισημους δακτυλιους ὠνομαζον, τους τα σημαντρα, ἢ λιθους ἐν ἀυτοις ἐχοντας. und beym Theophraſt heiſſen σφραγιδια durchgängig alle Edelſteine überhaupt, wie man ſie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Abſicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

In:

(*) Σφραγιδες differebant ἀπο των δακτυλιων in eo, quod ſigna quædam habebant inſculpta in gemmis. In Indice ad Ael. Hiſt. var.

(**) Lib. V. ſegm. 100.

Indeß iſt es auch nicht zu leugnen, daß σφραγις öfters im engern Verſtande das ἐκμαγειον, das Bild, die Figur bedeute, welche auf den Stein geſchnitten iſt, und ſich in dem Wachſe abdrückt. Ja, eben dieſe Zweydeutigkeit ſcheinet mir die Urſache zu ſeyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinſchneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter ſehen ſollen. Was bey dem Herodotus σφρηγις σμαραγδȣ λιθȣ ἐȣσα heißt, heißt bey dem Pauſanias (*) ἐπι τȣ λιθȣ της σμαραγδȣ σφραγις: und man muß ſonach erſt dieſes wiederum in jenes überſetzen, wenn man ſich nicht eine ganz falſche Vorſtellung davon machen will.

Ich halte mich bey dieſer Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigſtens bekannter gewordenen Kunſt in Stein zu ſchneiden,

---

(*) Libr. VIII. p. 629. Edit. Kuh.

den, zwiſchen die Zeiten des Polykrates und Iſmenias wollen vermuthen laſſen.(*) Er ſagt: Polycratis gemma, quæ demonſtratur, illibata intactaque eſt: Ismeniæ ætate multos poſt annos, apparet ſcalpi etiam ſmaragdos ſolitos. „Der Edelſtein des Polykrates war völlig unverletzt: und erſt zu „den Zeiten des Iſmenias, viele Jahr „nachher, zeigt es ſich, daß man auch in „Smaragd geſchnitten.„ Ein geſchnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polykrates, war dem Plinius alſo nicht vorgekommen; und der Smaragd des Iſmenias war der erſte geſchnittene Stein, deſſen er erwähnt gefunden.

Dieſes Datum aber fiele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodorus von Samos auch in Edelſteinen gearbeitet habe. Indeß hätte Hr. Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen: wenn er das Zeital-

---

(*) Lib. XXXVII. Sect. 4.

ter dieſes Künſtlers nur nicht überhaupt ſo ſehr unrichtig beſtimmt hätte. „In „Erzt, (*) ſagt er, müßte man in Italien „weit eher als in Griechenland gearbeitet „haben, wenn man dem Pauſanias folgen wollte. Dieſer macht die erſten „Künſtler in dieſer Art Bildhauerey, „einen Rhöcus und Theodorus aus Samos, namhaft. Dieſer letzte hatte den „berühmten Stein des Polykrates geſchnitten, welcher zur Zeit des Cröſus, „alſo etwa um die ſechzigſte Olympias, „Herr von der Inſel Samos war. Die „Scribenten der römiſchen Geſchichte „aber berichten, daß bereits Romulus „ſeine Statue, von dem Siege gekrönt, „auf einem Wagen mit vier Pferden, alles „von Erzt, ſetzen laſſen, u. ſ. w.„

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates geſchnitten, weil er die große Vaſe von Silber gearbeitet hatte, welche Cröſus in den Tempel zu Delphi ſchenk-

---

(*) Geſchichte der Kunſt. S. 16.

ſchenkte, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Crösus geweſen. Crösus und Polykrates konnten im Beſitze dieſer Kunſtwerke ſeyn, ohne ſie dem Meiſter ſelbſt aufgegeben zu haben. Dieſer konnte längſt vor ihnen gelebt haben: und muß auch. Denn Plinius ſagt ausdrücklich: Plaſticen inveniſſe Rhoecum & Theodorum tradunt, multo ante Bacchiadas Corintho pulſas. Dieſe Vertreibung der Bacchiaden geſchah durch den Cypſelus, um die dreyzigſte Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus ungleich näher: ja beide können gar wohl als völlig zeitverwandte Perſonen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leyer geſiegelt; (*) und Junius vermuthet, daß dieſe eben das Sinnbild geweſen, welches Theodorus auf jenen Stein ge-

ſchnit-

(*) Pædag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

geſchnitten. Aber wir wiſſen, daß man in den älteſten Zeiten auch mit Ringen von bloſſem Metall ſiegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder gegraben waren: und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falſch iſt. Denn in dieſer iſt nicht von bloſſen Siegelringen, ſondern von Siegelringen mit geſchnittenen Steinen die Rede; und es iſt der Natur der Sache gemäß, daß jene längſt im Gebrauche geweſen, ehe dieſe aufgekommen.

Drey und zwanzigſter Brief.

Zum Beweiſe, daß die Cyrenäer von je her als ein der Verſchwendung und Wolluſt äuſſerſt ergebenes Volk bekannt

kannt geweſen, führt Aelian aus dem Eupolis an, daß der geringſte von ihnen einen Ring von zehn Minen getragen, ὀς τις ἀυτων ἐυτελεϛατος σφραγιδας ἐιχε δεκα μνων; und ſetzt hinzu: παρῆν δε θαυμαζεθαι και τους διαγλυφοντας τους δακτυλιους; „denn man hatte Urſache die, welche die Ringe geſtochen „hatten, zu bewundern.„

Aber hier muß man den Zuſatz des Aelians, von dem Zeugniß des Eupolis unterſcheiden. Es iſt blos die Auslegung des Aelians, daß dieſe Ringe wegen der Arbeit des Steinſchneiders ſo koſtbar geweſen. Denn σφραγιδες, wie ſchon erinnert, heiſſen nicht eben nothwendig Ringe mit geſchnittenen Steinen; und wenn ſie es auch hier hieſſen, ſo iſt darum noch nicht ausgemacht, ob der Stein, oder die Arbeit in dem Steine, das mehreſte gekoſtet.

Ich weiß wohl, auch Chriſt (*) hat das letztere angenommen, um daraus zu zeigen, wie hoch die Alten die Kunſt des Steinſchneidens geſchätzt, und wie gut ſich die Meiſter derſelben bezahlen laſſen. Er evaluirt die zehn Minen über hundert und ſechs und ſechzig Thaler itzigen Geldes; und meint, daß dieſes der ganz gewöhnliche Preis eines geſchnittenen Steines geweſen. Aber ich finde, daß die geſchnittenen Steine zu eben den alten

Zei

(*) Comment. Lipſ. litt. Vol. I. p. 325. Wenn Chriſt die Worte des Aelians daſelbſt anführt, ſo ſagt er: Hæc autem ſunt ejus verba, de Commentariis Eupolis petita, ſuper moribus Cyrenenſium. Aelian aber citirt den Eupolis blos ἐν τῳ Μαρικᾳ; und Marikas war der Titel eines ſeiner Luſtſpiele, in welchem er der Verſchwendung der Cyrenäer ohne Zweifel nur im Vorbeygehen gedachte. Wie hat Chriſt aus dieſem Luſtſpiele eigene Commentarii ſuper moribus Cyrenenſium machen können?

Zeiten weit wohlfeiler gekauft wurden. Iſmenias durfte für einen Smaragd, auf welchen eine Ammymone geſtochen war, nicht mehr als vier güldenen Denare bezahlen, ob er gleich gern ſechſe dafür bezahlt hätte; und vier güldene Denare machen, nach eben dem Fuße evaluirt, welchen Chriſt angenommen, nicht viel mehr als ſechzehn Thaler. Nun iſt der Unterſchied von ſechzehn auf hundert und ſechs und ſechzig Thaler ohne Zweifel zu groß, als daß er blos von der mehr oder weniger trefflichen Arbeit hätte entſtehen ſollen; und die Ringe der Cyrender müſſen nicht blos beſſer geſchnittene, ſondern auch an und für ſich ſelbſt ungleich theurere Steine gehabt haben.

Was Plinius von dem Smaragde des Iſmenias erzählt, iſt von Harduin und andern ſehr falſch verſtanden worden, ſo deutlich auch die Worte des Plinius ſind. Erlauben Sie mir, ſie her zu ſetzen! (*) Nec deinde alia, quæ tradatur, magnopere gemmarum claritas exſtat apud auctores: præterquam Ismeniam choraulem, multis fulgentibusque uti ſolitum, comitante fabula vanitatem ejus, indicato in Cypro ſex aureis denariis ſmaragdo, in quo fuerat ſculpta Amymone, juſſiſſe numerari: & cum duo relati eſſent, imminuto pretio, male hercules curatum, dixiſſe: multum enim detractum gemmæ dignitati. Iſmenias erfährt, daß in Cypern ein geſchnittener Smaragd für ſechs güldene Denare zu verkaufen ſey; geſchwind ſchickt er einen hin, der ſolchen um dieſen Preis für ihn kaufen ſoll. Der Beſitzer läßt ſich handeln; Iſmenias bekömmt den Stein für vier Denare, und zwey Denare wieder zurück. Anſtatt aber, daß er hierüber vergnügt ſeyn ſollte, iſt er vielmehr ärgerlich. Der Stein, ſagt

er

(*) Lib. XXXVII. ſect. 3.

er zu dem Unterhändler, iſt nun das nicht mehr, was er geweſen; um ſo viel wohlfeiler du ihn bekommen, um ſo viel ſchlechter haſt du ihn gemacht. Die Worte, & cum duo relati eſſent, beziehen ſich offenbar auf denarios aureos. Harduin aber nimmt es ſo, als ob bey duo zu verſtehen wäre Smaragdi, und glaubt, Iſmenias hätte für ſeine ſechs Denare zwey Smaragde ſtatt einem bekommen. Mercatorem ſagt er, puduit tanti æſtimaſſe vel unicum: pretio perſoluto duos emptori obtulit. Eben ſo hat auch unſer deutſcher Ueberſetzer den Plinius verſtanden. „Es „ſey in Cyprus ein Smaragd für ſechs „goldene Denare feil geboten worden, in „welchem die Ammymone eingegraben war, „und er habe das Geld dafür bezahlen „laſſen: als man ihm nachher zwey dafür brachte, habe er geſagt, u. ſ. w.„ Relati kann nur auf etwas gehen, was Iſmenias wiederbekam; was er erſt gegeben hatte; und das waren die zwey Denare. Wie hätte auch der Verkäufer, ſtatt einem ſolchen Steine, gleich zwey geben können, da es kein bloſſer, ſondern ein geſchnittener Smaragd war? Die Sache ſpricht für ſich ſelbſt.

Iſmenias war ein Zeitverwandter des Antiſthenes (*), welcher den Sokrates über-

---

(*) Plutarch merkt in dem Eingange zu dem Leben des Perikles an, daß es Geſchicklichkeiten gäbe, die wir bewundern könnten, ohne die, welche ſie beſitzen, hoch zu ſchätzen; daß wir uns über ein Werk freuen können, deſſen Meiſter wir verachten. Antiſthenes habe daher ſehr wohl geſagt, als er gehört, daß Iſmenias ein ſehr geſchickter Flötenſpieler ſey: „doch muß er ein „ſchlechter Menſch ſeyn, ſonſt wäre er „kein ſo guter Flötenſpieler.„ Antiſthenes liebte die Muſik überhaupt nicht, die er zu den Weichlichkeiten des Lebens zählte, an welchen der Weiſe keinen Geſchmack haben müſſe. Als einſt überlebte. Man kann annehmen, daß er gegen der neunzigſte Olympiade geblühet.

---

einſt bey einem Gaſtmahle jemand zu ihm ſagte; Singe: ſo antwortete er ihm; Und du, blaſe mir. Ειποντος ἀυτῳ τινος παρα ποτον, ἀσον, Συ μοι, Φησιν, ἀυλησον. Die Antwort ſagt gar nichts, wenn ſie nicht eben das ſagt, was wir bey den deutſchen Worten verſtehen würden! Ganz gewiß eine ſehr unflätige Grobheit; die ſich aber in Cyniker gar wohl erlaubte. Doch ich will hier nicht von dem Haße des Antiſthenes gegen die Muſik, auch nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit reden, durch unabläßige Uebung eine nichtswürdige Geſchicklichkeit auf den höchſten Grad ihrer Vollkommenheit zu bringen, und dabey dennoch ein guter rechtſchaffener Mann zu ſeyn: ich betrachte itzt nur das Urtheil des Antiſthenes, als einen Beweis, daß Iſmenias ein Zeitverwandter dieſes Philoſophen geweſen. Nun hatte Antiſthenes ſelbſt ſchon Schüler, als er ſich zum Sokrahet. Ohngefehr in eben dieſe Zeit muß die Komödie des Eupolis fallen, aus welcher

---

Sokrates in die Schule begab, und kann dieſen nicht viel überlebt haben. Folglich kann auch Jſmenias, welcher bey Lebzeiten des Antiſthenes ſchon ein vollkommner Meiſter war, nicht viel älter geworden ſeyn als dieſer. Sokrates ſtarb gegen den Anfang der 95 Olympias; man laſſe den Antiſthenes zwanzig Jahre länger als den Sokrates, und den Jſmenias zwanzig Jahre länger als den Antiſthenes gelebt haben; ſo iſt Jſmenias doch in der 105ten Olympias ſchon todt geweſen. Gleichwohl leſen wir bey dem Plutarch (Αποφθ. Βασ. και Στρ. Edit. Henr. Steph. in 8. p. 304.) unter den denkwürdigen Sprüchen des Atheas folgendes: Ισμηνιαν, τον ἀριστον ἀυλητην, λαβων ἀιχμαλωτον, ἐκελευσεν ἀυλησαι. θαυμαζοντων δε των ἀλλων, ἀυτος ὠμοσεν ἡδιον ἀκουειν του ἱππου χρεμετιζοντος. „Atheas, oder wie ihn „Plu cher Aelian ſein obiges Zeugniß von der Verſchwendung der Cyrender entlehnte.

Denn

Plutarch ſchreibt, Ateas, habe den berühmten Flötenſpieler Jſmenias gefangen bekommen, und ihn vor ſich blaſen laſſen. Als ihn nun die andern ſehr bewundert, habe Atheas geſchworen, das Wiehern eines Pferdes ſey ihm weit angenehmer. Dieſer Atheas war der König der Scythen, mit welchen Philippus König von Macedonien Krieg führte; und dieſer Krieg fällt in die 110 Olympiade. Wie iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Jſmenias unſer Jſmenias geweſen ſey? Wenn er auch damals noch leben können, ſo wird ein Mann von ſeinem Alter doch nicht mehr in den Kriege gezogen ſeyn. Er lebte und lehrte zu Athen: wie wäre er unter das Heer des Königs von Macedonien gekommen? Hier iſt nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit, und der Flötenſpieler, welchen Atheas gefangen bekam, muß entweder ein ganz andrer Jſmenias geweſen ſeyn; oder dieſer

Name

Denn wir wiſſen aus dem Quintilian, daß Eupolis unter ſeinem Marikas den Hyper-

Name iſt ſelbſt bey dem Plutarch verſchrieben. Ich glaube das letztere. Denn obſchon Plutarch das nehmliche Hiſtörchen noch an zwey andern Orten ſeiner Schriften wiederhohlt hat; (nehmlich einmal in der Abhandlung Oτι ὐδε ζην ἐϛιν ἡδεως κατ᾽ Επικȣρον p. m. 2010. und das anderemal in der zweyten Rede περι της Αλεξανδρȣ τυχης ἡ ἀρετης p. m. 595) und obgleich an beiden Orten, nach der Ausgabe des Henricus Stephanus, deren ich mich bediene, ſo wie in den denkwürdigen Reden, Ισμηνιας geleſen wird: ſo iſt doch gewiß, daß nicht alle Ausgaben ſo leſen, folglich nicht alle Handſchriften ſo geleſen haben, und man in verſchiedenen Αμεινιας anſtatt Ισμηνιας findet. Paulus Leopardus (Emendat. lib. XII. cap. 2.) will zwar jenes in dieſes verwandelt wiſſen, allein aus den von mir angeführten Gründen, hät-

Hyperbolus verſtanden habe, welcher in der zwey und neunzigſten Olimpiade zu Samos umgebracht wurde. (*)

Dieſer Synchronismus leitet zu verſchiedne Schlüſſen in der Geſchichte der älteſten Kunſt.

Als in Griechenland die geſchnittenen und ungeſchnittenen Steine nur erſt ein eitler aber faſt unentbehrlicher Putz für die Finger der Flötenſpieler waren; als ein Jſmenias von Athen bis nach Cypern ſchickte, um Einen, lieber theurer als wohlfeiler, für ſich kauffen zu laſſen: waren ſie in Ländern von Afrika ſchon ſo gemein, daß der geringſte Cyrender keinen ſchlechtern, als für zehn Minen, zu

tra-

---

hätte er vielmehr grade das Gegentheil rathen ſollen. Auch Xylander ſchreibet in ſeiner lateiniſchen Ueberſetzung der Denkſprüche Ameinias anſtatt Ismenias; und Aminias iſt endlich auch nichts weniger als ein ungewöhnlicher Name.

(*) Thucyd. lib. VIII. §. 13.

tragen pflegte. Zu den Cerynäern war die Kunſt ohne Zweifel von den Aegyptern gekommen; aber von der Ausbreitung der Kunſt aus dieſem ihrem Gebuhrtslande gegen Afrika, wiſſen wir ſonſt wenig oder nichts.

Der ſechsjährige Krieg, welchen die Athenienſer, in der acht und neun und ſiebzigſten Olympiade, in Aegypten führten, machte die Griechen, dünkt mich, mit den Künſten der Aegypter bekannter, als ſie es bisher durch Vermittelung verpflanzter Familien und Völker, durch die Gemeinſchaft des Handels, und durch Reiſen einzler Perſonen werden können. Ich erinnere mich aus den Thucydides, (*) daß, als damals die Athenienſer endlich von den Perſern wieder aus Aegypten vertrieben wurden, der Reſt von ihnen ſich durch Libyen nach Cyrene retteten, und von da in ihr Vaterland zurück kamen. Und ohne Zweifel waren es dieſe, wel-

---

(*) Libr. I. §. 110.

welche von der Pracht und Verſchwendung der Cyrenäer ſo viel Aufhebens machten, daß die Komödienſchreiber noch verſchiedne Jahre nachher darauf anſpielten.

Aus der Anmerkung des Plinius (*), daß die Eitelkeit, ſich mit vielen glänzenden Steinen zu ſchmücken, bey den Griechen Anfangs den Flötenſpielern eigen geweſen, glaube ich eine Stelle des Ariſtophanes (**) beſſer zu verſtehen, als ſie von alten und neuen Auslegern verſtanden worden. Wenn nehmlich Sokrates den Strepſiades bereden will, daß die Wolken wirkliche Gottheiten wären, ſo macht

---

(*) Hic (Ismenias) videtur inſtituiſſe, ut omnes muſicæ artis hac quoque oſtentatione cenſerentur. — Sorte quadam his exemplis initio voluminis oblatis adverſus iſtos, qui ſibi hanc oſtentationem arrogant, ut palam ſit eos tibicium gloria tumere. l. c.

(**) Nub. v. 331.

macht er ihm eine Menge Perſonen namhaft, die alle durch ſie lebten; Sophiſten, Wahrſager, Aerzte, Σφραγιδονυχαργοκομητας u. ſ. w. Dieſes Wort bedeutet, nach ſeiner Zuſammenſetzung, Leute, welche ihre Finger bis an die weiſſen Nägel mit Steinringen beſtecken: und man hat nichts als ἀσωτȣς, Weichlinge darunter verſtanden; wie es denn auch die Dacier blos durch Effeminés überſetzte. Doch, wenn man erwägt, daß es unter Namen von Leuten ſteht, welche irgend eine windigte, betriegeriſche, eitle Kunſt treiben, und ſich erinnert was Plinius, in Rückſicht auf die damaligen Sitten, tibicinum gloria tumere nennt: ſo iſt wohl kein Zweifel, daß Ariſtophanes mit dieſer komiſchen Benennung die Flötenſpieler anſtechen wollen.

Auch davon, daß erſt in den Zeiten des Peloponneſiſchen Krieges, ſich die Griechen der geſchnitten Steine zu Siegeln zu bedienen angefangen, glaube ich in dem

Ariſtophanes die Spur gefunden zu haben. Denn unter andern Dingen, welche er die Weiber in ſeinen Theſmophoriazuſen (*) dem Euripides zur Laſt legen läßt, iſt auch dieſes, daß er die Männer gelehrt habe:

— θριπηδεϛ᾽ ἐχειν σφραγιδια
Εξαψαμενȣς. —

Vordem hätten die Männer ſich nur ganz ſchlechter Schlüſſel und Ringe bedient, wenn ſie etwas verwahren wollen; die Weiber hätten ſich, für ein ſehr weniges, dergleichen können nachmachen laſſen;

Προτȣ μεν ἐν ἠν αλλ᾽ ὑποιξαι την
θυραν,
Ποιησαμεναισι δακτυλιον τριωβολȣ—

aber der verwünſchte Euripides ſey es, der ihnen die Laconiſchen Schlüſſel mit drey Zacken, und die σφραγιδια θριπηδεϛα bekannt gemacht habe. Wirkliches

---

(*) v. 435. 36.

ches von Würmern gefreſſenes Holz, dergleichen man ſich in den allererſten Zeiten zu Siegeln ſoll bedient haben, kann eben darum hier nicht zu verſtehen ſeyn. Es müſſen alſo entweder Steine verſtanden werden, die nach Art eines ſolchen Holzes geſchnitten waren; oder das θριπηδεστα iſt blos figürlich von der ſo beſondern Kleinheit der in dem Steine enthaltenen Figuren zu nehmen, daß ſie eher von Würmern hinein genagt, als von Menſchen hinein gearbeitet ſcheinen ſollten. In beiden Fällen erhellet ſo viel, daß der Gebrauch mit geſchnittenen Steinen zu ſiegeln, unter den Griechen damals noch ſehr neu geweſen, weil ihn ſonſt die Weiber unmöglich zu einer Erfindung des Euripides hätten machen können.

Vier und zwanzigſter Brief.

Wir haben, über die Nachſuchung, zu welcher Zeit die Kunſt in Stein zu ſchneiden bey den Griechen in Schwung gekommen, den Hrn. Klotz ganz aus dem Geſichte verloren. — Ich wollte Sie von ſeiner Kenntniß der Edelſteine, als Edelſteine, unterhalten.

Wenn Hr. Klotz aus dem Mariette anführt, daß ſich ſo gar ſchöne Smaragde und Rubinen fänden, auf welchen alte Steinſchneider ihre Kunſt gezeiget, ſo ſetzt er, wie Sie geſehen, hinzu: „aber „dieſes ſcheinet mir ſelten geſchehen zu „seyn, am ſelteſten mit dem Rubin, wegen ſeiner Härte und groſſem Werthe.„

Die erſte Hälfte dieſes Zuſatzes verſteht ſich von ſelbſt; zwar bey Hr. Klotzen ſollte ſie ſich nicht von ſelbſt verſtehen, der kurz zuvor die Neigung der Alten zu geſchnittenen Steinen ſo ſehr übertrieben, und ſo ſehr wider den vermeinten neuern Geſchmack an bloſſen Steinen geprediget hatte, „die ungeheure Summen koſten, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des Steinſchneiders ſich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns unterrichten oder ergötzen könnte.„ Denn bey einem ſolchen Eifer für das Schöne der Kunſt, als er den Alten beylegt, hätte dem Liebhaber kein Stein zu koſtbar, und dem Künſtler keiner zu hart seyn müſſen. Doch in dieſe Inconſequenz mußte Hr. Klotz fallen: alſo nichts weiter davon!

Nur hätte er ſich die Ungereimtheit der andern Hälfte ſeines Zuſatzes erſparen können: „am ſeltenſten mit dem Rubin, wegen ſeine Härte und groſſem Werthe.„ Denn das heißt, die Zeiten gewaltig verwechſeln; das heißt ſich einbilden, daß eben der Rang, daß eben die Schätzung, die wir izt den Edelſteinen geben, ihnen auch von den Alten gegeben worden; das heißt, ſchlechterdings nicht wiſſen, was jeder wiſſen kann, der ſeinen Plinius fleißiger geleſen, als Hr. Kloz.

Wenn nehmlich gleich itziger Zeit der Rubin die nächſte Stelle nach dem Diamante behauptet: ſo hat er ſie doch nicht immer behauptet, ſondern das Alterthum ertheilte ſie dem Smaragde. Tertia auctoritas, ſagt Plinius, nachdem er die erſte Würde dem Diamante, und die zweyte der Perle, nach dem einſtimmigen Urtheile ſeines und aller vorigen Zeitalter, zuerkannt hatte, tertia auctoritas ſmaragdis perhibetur pluribus de cauſis. (*) Folglich hätte es Hr. Kloz gerade umkehren und ſagen müſſen, daß, wenn die Alten nur ſelten in Rubin und Smaragd geſchnitten, ſie es am aller ſeltenſten in den leztern, und nicht in den erſtern, dürften gethan haben; denn nicht

---

(*) XXXVII. ſect. 16.

nicht den Rubin, ſondern den Smaragd ſetzten ſie, unter andern Urſachen, auch wegen ſeiner Härte, gleich nach dem Diamante. Von derjenigen Gattung des Smaragds, welcher aus Scythien und Aegypten kam, ſagt Plinius ausdrücklich: quorum duritia tanta eſt, ut nequeant vulnerari. Die Rubine hingegen, ſcheinen ihm nur wenig bekannt geweſen zu ſeyn, und weder die Griechen wiſſen von ihrem Ανθραξ, noch die Römer von ihrem Carbunculus etwas zu ſagen, was dem Smaragde im geringſten den Vorzug ſtreitig machen könnte.

Hierzu kömmt noch dieſes: der Smaragd war bey den Alten nicht allein in höherm Werthe, als der Rubin, ſondern es war auch ſogar verbothen, ihn zu ſchneiden; wegen ſeiner wohlthätigen Wirkung auf das Auge. Auch dieſes lehrt uns Plinius: quapropter decreto hominum iis parcitur, ſcalpi vetitis. (*) Ich

---

(*) l. c.

Ich weiß zwar wohl, was Goguet (*) gegen dieſes Vorgeben erinnert: „Man „begreift nicht, ſagt er, worauf ſich „Plinius gegründet, wenn er anmerkt, „daß es überhaupt nicht erlaubt geweſen, „in Smaragd zu ſchneiden. Die alte „Geſchichte belehrt uns von dem Gegentheile. Der Ring, welchen Polykrates ins Meer warf, und der in dem „Bauche eines Fiſches wiedergefunden „ward, war ein Smaragd, den Theodorus, ein berühmter Künſtler des Alterthums, geſchnitten hatte. Desgleichen meldet Theophraſt, daß viele Leute die Gewohnheit gehabt, Siegel von „Smaragd zu führen, um ſich durch ihren Anblick das Geſicht zu ſtärken. Ja, „Plinius ſelbſt hatte verſchiedene Beyſpielen von dergleichen geſchnittenen „Steinen vor ſich.

(*) De l'Origine des Loix, des Arts &c. Tom. I. Part. II. p. 238.

Doch, dieſen Einwürfen iſt zu begegnen. Vors erſte glaube ich nicht, daß Plinius ſagen wollen, es ſey ein poſitives, wirklich niedergeſchriebnes und unter einer gewiſſen feſt geſetzten Strafe, promulgirtes Verboth, in Smaragd zu ſchneiden, verhanden geweſen. Dergleichen läßt ſich kaum denken: und wo wäre es geweſen? Es hätte doch nur in einzeln Ländern von Kraft ſeyn können, und in allen übrigen würden ſich Künſtler und Liebhaber darüber weggeſetzt haben. Die Worte des Plinius (decreto hominum iis parcitur) ſcheinen weiter nichts anzudeuten, als ein allgemeines aber ſtillſchweigendes Uebereinkommen der Menſchen, durch welches ſich die Sache ſelbſt verboth. Denn, da man den Smaragd nur ſeines lieblichen Anblicks wegen ſuchte, ſeiner Farbe wegen, welche das Auge ſo angenehm füllet, ohne es zu ſättigen: ſo konnte es unmöglich ein Empfehlung für ihn ſeyn, ſeine Convexität durch die Kunſt zu verringern. Jedermann liebte ihn wegen ſeiner Beſtandtheile, und alles was dieſe verminderte, mußte nothwendig auch ſeinen Werth vermindern. Wer hätte alſo Luſt haben können, ihn zu ſchneiden, da er ungeſchnitten mehr gelten, mehr Käuffer finden konnte, als noch ſo künſtlich geſchnitten?

Sollte indeß, was auf dieſe Weiſe unterblieb, wohl ohne alle Ausnahme unterblieben ſeyn? Wer kann ſich das vorſtellen? Vielmehr haben deren aus eben der Urſache, welche das allgemeine Geſetz veranlaßte, von dem ſie die Ausnahmen ſind, entſpringen können und müſſen. Die Urſache, warum man den Smaragd nicht ſchnitt, war, wie es Solinus ausdrückt: ne offenſum decus imaginum lacunis corrumperetur. Wenn nun aber dem Künſtler ein Smaragd in die Hände fiel, der irgend einen kleinen Fehler der Farbe oder des Körpers hatte, von welchem er ſahe, daß er eben durch dergleichen imaginum lacunas heraus zu bringen ſey: wird er ihn nicht eben darum geſchnitten haben, warum er ihn ohne dieſen Fehler nicht hätte ſchneiden müſſen?

Und dieſes wäre die Antwort überhaupt auf alle die einzeln Beyſpiele von geſchnittenen Smaragden, die man dem Plinius entgegen ſetzen könnte. Von denen aber, die Goguet anführet, läßt ſich bey jedem noch etwas ins beſondere anmerken.

Daß der Stein des Polykrates ein Smaragd geweſen, iſt ſo ausgemacht nicht. Herodotus zwar ſagt es; aber Plinius giebt ihn für ein Sardonyx aus. Wäre es aber auch wirklich ein Smaragd geweſen, ſo habe ich ſchon gezeigt, wie wenig es erwieſen, daß es ein geſchnittener geweſen.

Das Zeugniß des Theophraſt (*) beweiſet vollends nichts. Denn Theophraſt, wenn er anmerkt, daß der Smaragd für die Augen gut ſey, ſagt blos: *διο και τα σφραγιδια φορουσιν ἐξ αὐτης, ὥστε βλεπειν*; welches weiter nichts bedeutet, als daß man ihn daher gern in Ringen geführt.

Was endlich die geſchnittenen Smaragde anbelangt, die bey dem Plinius ſelbſt vorkommen ſollen, ſo erinnere ich mich nur des einzigen, bereits gedachten, den Iſmenias in Cypern kaufen ließ. Dieſer beweiſe, ſagt Plinius, daß damals ſcalpi etiam ſmaragdos ſolitos. „Man ſchnitt damals auch ſogar „Smaragde.„ Das etiam iſt deutlich mit Beziehung auf das ſtreitige Verboth geſagt. Freylich wird man, zu Anfange der Kunſt, die erſten die beſten Steine geſchnitten haben, die unter die Hän-

---

(*) Seite 62. der Engliſchgriechiſchen Ausgabe von Hill.

Hände kamen. Das Verboth, oder die ſtillſchweigende Uebereinſtimmung der Menſchen, die Smaragde nicht zu ſchneiden, kann nicht mit der Kunſt zugleich entſtanden ſeyn. Dabey mußten Erfahrungen voraus geſetzt werden, wie wenig der Schnitt dem Smaragde zuträglich ſey: und ſo nach widerſpricht ſich Plinius auch hier ſo wenig, daß er ſich vielmehr beſtätiget.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Was ich aber zu ſo vielen geſchnittenen Smaragden ſage, die ſich in den Cabinetten finden?

Daß es keine wahren Smaragde ſind; daß es Steine von einer geringern Gattung ſind, welche dem alten Smaragde mehr oder weniger beykommen.

Die meiſten dürften vielleicht das ſeyn was die Italiener Plasma di Smeraldo nennen. Plasma di Smeraldo, ſagt Hr. Winkelmann, (*) iſt die Mutter oder die äuſſere Rinde des Smaragds. Ich will ihm das hier nicht ſtreitig machen: aber erlauben Sie mir eine etymologiſche Anmerkung über das Wort Plasma. Man würde ſich ſehr irren, wenn man es für das Griechiſche πλασμα halten wollte. Es iſt weiter nichts, als das ſanfter ausgeſprochne Prasma; denn Zanetti, (**) und andere, ſchreiben allezeit Prasma, anſtatt Plasma di Smeraldo; und Hr. Lippert macht daher ohne Grund Plasma und Prasma zu zwey verſchiedenen Steinen. (***) Er iſt auch ganz

---

(*) Anmerk. zu der Geſch. der K. S. 18.

(**) Dactyl. Zanett. p. 17.

(***) Daktyl. Erſtes Tauſend Nr. 178. und zweytes Tauſend. Nr. 391.

ganz falſch berichtet, daß die Italiener unter Plasma einen gräulich geſprengten Hornſtein verſtünden. Weder einen Hornſtein, noch weniger einen gräulich geſpengten! Vielleicht zwar, daß das leztere blos bey Hr. Lipperten verdruckt iſt, und es anſtatt gräulich, grünlich heiſſen ſoll. Was er Plasma heißt, muß eben der Stein ſeyn, den er anderwärts Prasma nennt; und an einem dritten Orte, Pras (*). Denn kurz, Plasma und Prasma und Pras iſt alles eins.

Aber wie das? Alle drey ſind nichts als der Praſius, oder die gemma praſina der Alten. In Praſina war der Punkt verwiſcht, in ward für m geleſen, und ſo entſtand das Prasma, oder Plasma, welches wir Deutſche izt in Pras verkürzen, nachdem das alte Präſem (**) aus dem Gebrauche gekommen.

Die

(*) Ebend. ſ. Erſtes Tauſend, Nr. 270.

(**) Boetius de Boot ex recenſ. Adriani Toll. p. 203.

Die Griechen und Römer ſcheinen, unter Praſius oder Praſites, alle Steine von einer unreinen grünen Farbe begriffen zu haben; indem das Wort ſelbſt weiter nichts als eine ſolche Farbe andeutet. Da es aber unter dieſen nothwendig einige geben mußte, welche dem ſchönen Grüne des Smaragds näher kamen : ſo machten die neuern Steinkenner für ſie den zuſammengeſetzten Namen, Prasma di Smeraldo, Smaraldpräſem, welches im lateiniſchen Smaragdopraſius heiſſen muß, und keinesweges vom Gori(*) durch Praſma Smaragdinea hätte überſetzt werden ſollen. Denn das heißt Verſtümmlungen der Unwiſſenheit autoriſiren, und die Benennungen unnöthiger Weiſe häuſſen.

Die Alten kannten ſo vielerley Arten von Pras, oder gemmis viridantibus, welche alle ihre beſondere Namen hatten! Der alte geſchnittene Stein, den man Sma-

---

(*) Dactyl. Zanett. l. c.

Smaragd nennt, wird alſo ſicherlich eher von der einen oder der andern, als ein wahrer Smaragd ſeyn. Denn da es Plinius ausdrücklich ſagt, daß dieſer nicht geſchnitten worden, ſo kann man es glauben, und muß es glauben. Wie hätte ſich Plinius ſo etwas können in den Kopf ſetzen laſſen, wenn es nicht wahr geweſen wäre? Er ſollte uns eine falſche Nachricht hinterlaſſen haben, deren Widerlegung ihm alle Tage hätte vor Augen kommen können?

Ich finde noch einen Umſtand bey ihm, der dieſes Vorgeben beſtätiget. Dieſen nehmlich, daß die Smaragde meiſtens hohl geſchliffen wurden; (*) iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant: eine Form, welche ſie zum Schneiden ganz ungeſchickt machte. — Doch von dieſer concaven oder convexen Form der alten Gemmen, einmal in einem beſondern Briefe; wo es ſich zeigen wird, daß die

---

(*) Lib. XXXVII. ſect. 16.

die Meinung des Salmaſius, (*) welcher das Verboth die Smaragde zu ſchneiden, nur auf die concav geſchliffenen einſchränken will, nicht Statt haben kann.

Sechs und zwanzigſter Brief.

„Selten, ſetzt Hr. Klotz hinzu, ſind „auch ihre Werke in Sapphir.„

Was für einen Saphir meinet er? Den Sapphir der Alten, oder unſern? Denn er wird wiſſen, daß dieſes zwey ganz verſchiedne Steine ſind. Von jenem wäre es kein Wunder, denn Plinius nennt ihn ausdrücklich inutilem ſcalpturæ, intervenientibus cryſtallinis cen-

---

(*) Ad Solinum p. 196.

centris. (*) Ueber dieſen aber wird noch geſtritten, ob er den Alten überhaupt bekannt geweſen. Und kannten ſie ihn ja, ſo kannten ſie ihn doch nur als eine Art des Amethyſts oder Berylls. Er hatte den Werth nicht, den er bey uns hatte; und wenn ſie ihn ſchnitten, ſo geſchah es mehr von ungefehr, als in der Meinung einen koſtbarern Stein zu ſchneiden.

„Am häuffigſten, fährt Hr. Klotz „fort, brauchten ſie zu hohl gegrabnen „Werken den Carneol oder Agat, von „einer Farbe, ſo wie ſie ſich bey erhobnen „Werken der verſchiednen Agatonyche „und Sardonyche bedienten.„

Hier möchte ich erſt eine orthographiſche Kleinigkeit fragen? Warum ſchreibt Hr. Klotz beſtändig Agat? Der Stein und der Fluß, von welchem der Stein den Namen hat, haben im Griechiſchen ein χ; und nur die Franzoſen müſſen, wegen ihrer ſchiſchenden Ausſprache des ch, dieſes

---

(*) Libr. XXXVII. ſect. 39.

ſes χ in ein g verwandeln. Aber warum wir? Daß es Hr. Klotz thut, iſt alſo ein Beweis, mit welcher Oſcitanz er ſeinen franzöſiſchen Währmännern nachſchreibt. Aus eben dieſer Oſcitanz ſchreibt er Berill und Amethiſt, anſtatt daß er Beryll und Amethyſt ſchreiben ſollte.

Sodann möchte ich wiſſen, ob ſich Hr. Klotz in dieſer Stelle mehr als Antiquar oder als Naturkundiger, mehr in der Sprache der alten oder der neuern Steinkenner habe ausdrücken wollen? Denn gewiß iſt es, daß er ſich nur nach einer und eben derſelben hätte ausdrücken, und nicht in der nehmlichen Periode bald dieſe bald jene führen müſſen.

Hat er mit den alten Steinkennern ſprechen wollen: ſo hätte er ſich des Wortes Carneol enthalten, und nicht von einfärbigen Achaten ſprechen müſſen. Die Achate der Alten waren lauter vielfärbige Steine.

Πολλα μεν ὢν ῥεα γ' ἐστιν ἀχατου
χρωματ' ἰδεσθαι. (*)

Nur nach der unter dieſen verſchiednen Farben am meiſten hervorſtechenden, zum Grunde liegenden, herrſchenden Farbe, bekam er verſchiedne Namen, und hieß bald Cerachates, bald Hämachates, bald Leukachates u. ſ. w. Ich weiß wohl, daß Plinius eines Achats gedenkt, (**) quæ unius coloris ſit, und der, von Ringern getragen, ſie unüberwindlich mache. Aber Salmaſius hat ſehr richtig angemerkt, (***) daß man anſtatt unius coloris, minii coloris leſen müſſe; nicht zwar aus dem Grunde, daß die Alten von keinem einfärbigen Achate gewußt: aber dieſer Grund iſt darum doch nichts minder wahr. Was bey den Alten Achat heiſſen ſollte, mußte Streife oder Punkte von anderer Farbe habe, als die übrige Maße

---

(*) Orpheus de Lapidibus. v. 103.

(**) Lib. c. ſect. 54.

(***) Ad Solinum p. 135.

Maße des Steines war; und alle einfärbige Steine, die ihrer übrigen Eigenſchaften wegen zu den Achaten gehört hätten, hatten ihre eigene Namen.

Nur die neuern Steinkenner und Naturkundiger, die ihre Claſſen mehr nach den Beſtandtheilen zu ordnen geſucht, ſind es, welche den Namen Achat zu einem Geſchlechtsnamen gemacht haben, unter welchem ſie alle durchſichtigere Hornſteine begreiffen, ſie mögen eine oder mehrere Farben zeigen. Hat Hr. Kloß aber ſich mit dieſen ausdrücken wollen: ſo hätte er bedenken müſſen, daß ſo nach der Carneol ſelbſt mit zu den Achaten gehöret. Er hätte nicht ſagen müſſen, daß die Alten zu hohlgegrabnen Werken am häuffigſten „den Carneol und Achat von einer Farbe„ gebraucht: denn wer wird erſt eine einzelne Art nennen, und dann das Geſchlecht? Sondern er hätte ſagen müſſen, daß ſie gemeiniglich Achate von einer Farbe, und unter dieſen am häuffigſten den Carneol dazu gebraucht haben, in ſo fern man unter Carneol, welche Benennung den Alten unbekannt war, den Sarder mit verſtehen darf.

Mit einem Worte: die Steinkenntniß des Hrn. Klotz, iſt eine ſehr ungelehrte Kenntniß. Sie iſt lediglich aus den Namenverzeichniſſen der verſchiednen Daktyliotheken, und beſonders der Lippertſchen, zuſammengeſtoppelt. Was wird uns aber in dieſen Verzeichniſſen nicht oft aufgeheftet! Was für Monſtra von Namen, kommen nicht da zum Vorſchein!

Ein ſolches Monſtrum iſt der Achatonyx, deſſen ſich, nach Hr. Klotzen, die Alten zu erhobnen Werken verſchiedentlich ſollen bedient haben. Auch Hr. Lippert braucht dieſen Namen ſehr häufig. Aber er iſt bey den Alten ganz unerhört, und ſelbſt die ſpätern Schriftſteller Marbodus, Albertus Magnus, Camillus Leonardus, Baccius, Conrad Geſner; und wie ſie alle heiſſen, kennen ihn nicht, ſo daß er aus einer ganz neuen Hecke ſeyn muß. Aber was ſollen wir uns dabey denken? Es läßt ſich ſchlechterdings nichts dabey denken. Der Onyx gehört unter die Achate; und wie läßt ſich eine Zwittergattung aus dem Geſchlechte und der Art zuſammen ſetzen? Blos die reguläre Lage der farbigen Streiffe, macht den Achat zum Onyx; und ich verſtehe nicht, wie dieſe Streiffe zugleich regulär und auch nicht regulär ſeyn können. Ganz anders iſt es mit dem Sardonyx: hier iſt Art und Art zuſammengeſetzt, und man hat für gut befunden, denjenigen Onyx, deſſen Streiffe von der Farbe des Sarders ſind, durch dieſen Zwitternamen auszuzeichnen.

O, des glücklichen Gelehrten, der ſo zahm und fromm alles auf Treu und Glauben nachſchreibt, und ſich alle pedantiſche Diſcußionen erſpart! Was ſchadet es ihm, wenn man auch manchmal über ihn lächeln muß? — Weil Hr. Lippert den Abdruck eines Kopfes beybringt, der in einen Diamant geſchnitten ſeyn ſoll: (*) „ſo haben „wir, nach dem Hrn. Klotz, nun nicht „mehr nöthig, uns auf bloſſe Muthmaſſungen zu verlaſſen, daß die Alten in „Diamant gegraben haben.„ (**) Durch dieſen einzigen Diamant iſt Goguet, und wer es mit Goguet hält, auf einmal zum Stillſchweigen gebracht. Er befindet ſich in der Sammlung des Mylord Bedfort, dieſer Diamant! Was für eine Koſtbarkeit und Seltenheit kann man nicht einem Mylord zutrauen! — Es wäre ſehr natürlich, aus dem Lächeln darüber ins Lachen zu fallen. —

Doch, ich will lieber ganz ernſthaft den Hrn. Lippert und den Hrn. Klotz bitten, mich zu belehren, woher ſie es ſo gewiß wiſſen, daß dieſer Stein des Mylord Bedfort ein wahrer Diamant iſt? Welche Verſuche ſind damit angeſtellt

wor-

(*) Zweytes Tauſend. Nr. 387.

(**) S. 42.

werden? Wie, wenn es ein gebrannter Amethyſt, oder Sapphir, oder Smaragd wäre, deren orientaliſche Gattungen, wenn ſie durch das Feuer ihrer Farben beraubt worden, ſo viel von dem wahren Glanze und Waſſer des Diamants haben, daß der erfahrenſte Juwelier damit betrogen werden kann? (*) Hätte kein Antiquar dieſen Betrug verſuchen können? Wäre es aber auch ein wahrer Diamant, könnte die Arbeit darauf nicht das Werk eines neuen Künſtlers ſeyn? Wer kann dafür ſtehen, daß ſie es nicht iſt?

Hier müſſen Beweiſe aus Büchern mehr gelten, als der Augenſchein. Wenn die Bücher der Alten keiner geſchnittenen Diamante erwähnen; wenn hundert Umſtände hingegen in ihnen vorkommen, die es ſchwer zu begreiffen machen, daß ſie deren gehabt, die es ſogar zweifelhaft machen, ob ſie auch nur geſchliffene Dia-

man-

(*) S. Hills Anmerkungen über den Theophraſt, S. 83.

mante gehabt: ſo wäre es eine groſſe Einfalt, jemanden in der Welt, er ſey wer er wolle, auf ſein bloſſes Wort zu glauben, daß ſich da oder dort ein ſolcher alter Diamant wirklich befinde.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Aber Hr. Kloß hat ſich eine zu gute Entſchuldigung ausgeſpart, warum er ſo kahle und verwirrte Kenntniße von Edelſteinen zeigt, als daß ich mich länger bey dieſer Materie verweilen darf.

Er ſagt nehmlich, (*) „daß in Anſehung der Benennungen, welche die alten Schriftſteller den Edelſteinen beygelegt haben, eine groſſe Dunkelheit herrſche.

Die

(*) S. 44.

Die Neuern hätten zwar die alten Namen beybehalten; allein ſie hätten ganz andere Steine damit beſchenkt, als die Alten.„

Das iſt nun zwar ſehr ſelten geſchehen, und es iſt in dieſem Theile der natürlichen Geſchichte weit mehr Ungewißheit und Verwirrung daher entſtanden, daß man anſtatt der alten Namen ganz neue eingeführt, (wie z. E. die Namen des Rubins mit ſeinen Abänderungen, Ballas, Rubinell, Spinell;) als daher, daß man die alten Benennungen auf Steine, denen ſie ehedem nicht zugekommen, übergetragen. Doch bey dem allen, es mag ſo ſeyn: wir wollen von Hr. Klotzen nicht verlangen, daß er mehr wiſſen ſoll, als er verſichert, daß man wiſſen kann.

Und ſo giengen wir weiter, und kämen auf die mechaniſche Ausübung der Kunſt, von der er nur wenig ſagen zu können ſagt. Aber er ſagt gar nichts davon: und das iſt freylich ſehr wenig; vielleicht auch ein wenig zu wenig, um in dem Folgenden allen ſeinen Leſern verſtändlich zu ſeyn.

Hr. Kloß ſchreibt: (*) „die neue Entdeckung von dem Steinſchneiden der Alten darf hier nicht wohl übergangen werden, welche Chriſt glaubte gemacht zu haben. Er überredete ſich, daß die Alten mit Diamant allein geſchnitten hätten, ohne ſich des Rades dabey zu bedienen.„ —

Alles was Hr. Kloß wider dieſe Meinung ſagt, hat er Hr. Lipperten abgeborgt; nur das dieſer gerechter gegen Chriſten iſt. Hr. Lippert ſchreibt blos, Chriſt, (den er, wie ich ſehe, gar nicht einmal nennt) (**) habe geglaubt, „daß man vor Alters auch mit dem Diamant allein geſchnitten habe.„ Auch! das wäre noch eher recht. Aber Hr. Kloß läßt dieſes Auch aus, und ſtellt uns folglich Chriſten als den Mann vor, der es überhaupt nicht Wort haben

---

(*) S. 45.

(**) Vorrede zur Daktyl. S. XXX

haben wollen, daß die alten Steinſchneider das Rad gekannt und gebraucht hätten. Davon war Chriſt weit entfernt.

Chriſt behauptete blos, daß ſich die alten Steinſchneider des Rades ſeltner bedienet, als die neuern; (*) daß ſie mehr mit der Diamantſpitze gearbeitet, als die neuern; (**) und daß beſonders die ſehr kleinen Steine nicht wohl mit jenem, ſondern lediglich mit dieſer von ihnen gefertiget

---

(*) Ego vero non dubito, quin Græci præſertim artifices rarius hac machina, cujus certe ingenium compendiumque omne cognitum perſpectumque habebant, in gemmis annularibus ſcalpendis uſi fuerint. v. Comment. Lipſ. Litterarii T. I. ſect. 3. p. 334.

(**) Sed, quamvis majore difficilioreque negotio, quod opus tamen acutius ſubtiliusque præſtaret, adhibuiſſe eos puto cruſtas adamantis in acutiſſimum faſtigiatas mucronem &c. ibid.

get werden können. (*) Dabey leugnete er keinesweges, daß man nicht Steine die Menge finde, auf welchen ſich eben ſo wohl die Spuren des Rades, als der Diamantſpitze zeigen. (**) Vielmehr geſtand er ſelbſt, daß auf einigen älterern, und beſonders aegyptiſchen Steinen, ihm das Rad alles gethan zu haben ſcheine, und ſich durchaus keine Spur der Diamantſpitze äuſſere. (***)

Das

(*) Nam primum in minimis quibusdam gemmulis potior ſoli mucroni adamantis & cruſtis acutiſſimis locus fuerat, non fere orbiculo terebræ ac rotarum. ibid. p. 336.

(**) — tanqum ſi in omni annulo ſculpendo opus utrumque, terebræ ac mucronis adamantini adhibitum fuiſſet. In quibusdam ſic veteres egiſſe, quomodo contendunt illi, dabimus; & conſpectus exemplorum in dactyliothecis multorum, tanquam in re præſenti, iſtud fere probat. ibid.

(***) Deinde veteres aliquæ gemmæ, præſer-

Das war Chriſts Meinung: und dieſe Meinung nennt Hr. Klotz gerade zu eine lächerliche Meinung? Es iſt ihm nicht möglich, ihr einen gelindern Namen zu geben?

„Wer dieſes glaubt, fährt er fort, „muß niemals in Stein haben ſchneiden „ſehen, muß auch die Natur und Geſtalte der Diamante gar nicht kennen. „Wie ſtellt er ſich wohl vor, daß der „Diamant gefaßt werden könne, um die „kleinen Tiefen auszugraben? oder wie „glaubt er, daß man die kleinen Diamantkörner mit einer ſo groſſen Spitze, „als hierzu erfodert wird, verſehen können? „Was muß er für Begriffe von „der Gröſſe und Koſtbarkeit der Diamante haben, wenn er ſich einbildet, „daß man groſſe Diamante ſo ſpitzig „zuſchleifen könne, als dieſe Arbeit erfodert?

ſertim Aegyptiæ. arroſæ tantum harenis mihi quidem videntur, nullo mucronis adhibiti veſtigio. Ibid.

„fodert? Kurz, die ganze Sache iſt unmöglich, und wenn Chriſt oder andere „ſich in den Werkſtätten umgeſehen hätten, ſo würden ſie niemals dieſe Meinung behauptet haben.„

Im Vorbeygehen: Chriſt hatte ſich ſicherlich in den Werkſtätten mehr umgeſehen, als Hr. Klotz. Ich habe Chriſten gekannt, und Chriſten gehört, und ihn über dieſe Sachen ſelbſt gehört.

Ich habe ſchon geſagt, alle die Einwürfe, die Hr. Klotz gegen Chriſts Meinung macht, ſind Lipperts Einwürfe. Aber Hr. Klotz drückt ſie nach ſeiner Art aus: das iſt, er miſcht ein wenig Nonſens mit unter. — Er fragt z. E. „wie „glaubte Chriſt, daß man die kleinen „Diamantkörner mit einer ſo groſſen Spitze, als hierzu erfodert wird, verſehen „könne?„ Freylich müßte Chriſt ein ſehr lächerlicher Mann geweſen ſeyn, wenn er geglaubt hätte, daß man kleine Diamantkörner mit groſſen Spitzen verſehen

hen könne. Lippert hat ſo ſeltſam nicht gefragt.

Gleichwohl bin ich um Hr. Lipperten beſorgt, daß ihn ſein Eifer zu weit geführt, wenn er ausruft: „lauter Unſinn, der „aus einer verderbten Einbildungskraft, „und aus grober Unwiſſenheit von den „Möglichkeiten und den Vortheilen, die „zu dieſer Kunſt gehören, entſtanden iſt!„ Denn dieſen Unſinn dichtet ſich Hr. Lippert, zum größten Theil, ſelbſt. Chriſt verſtand unter den mucrone adamantino eben ſo wenig Diamantkörner, als gröſſere ſpitzig zugeſchliffene Diamante: ſondern ſpitze Splitter von zerſchlagnen Diamanten. Die Möglichkeit ſolcher Splitter giebt Hr. Lippert ſelbſt zu: und er iſt nur verlegen, wie ſie gehörig zu faſſen. —

Doch man wird ſagen: iſt einem Künſtler nicht in ſeiner Kunſt zu glauben? Thut Hr. Kloß alſo nicht beſſer, daß er

Hr. Lipperten folgt, als ich, der ich mich lieber an Chriſten halten will?

Nein; es iſt nicht Chriſt, an den ich mich halte: auch bey mir gilt der Künſtler in ſeiner Kunſt alles. Aber Ein Künſtler, macht nicht alle aus: und wenn die Künſtler ſelbſt uneinig ſind, muß es dem Gelehrten frey ſtehen, ſich auf die Seite des einen oder des andern zu ſtellen, ohne zu fürchten, daß man ihn für unwiſſend, oder gar unſinnig ſchelten werde.

Kurz; Natter iſt es, der mich kühn genug macht, an den Ausſprüchen des Hrn. Lippert zu zweifeln.

Natter zeigte, an einer dazu ausgeſuchten Folge alter Steine, die offenbaren Spuren des Rades, um zu beweiſen, daß auch die alten Künſtler das Rad gebraucht hätten, und folglich bey ihrer Arbeit überhaupt ungefehr eben ſo verfahren wären, als unſere Künſtler. Für Chriſten durfte er eigentlich dieſes nicht beweiſen: denn Chriſt, wie ich ſchon geſagt,

ſagt, hatte den Alten den Gebrauch des Rades nichts weniger als abgeſprochen. Er mag es aber bewieſen haben, für wen er will; wir ſind ihm Dank ſchuldig, daß er es bewieſen, weil er uns dadurch vor mancherley chimäriſchen Begriffen verwahret hat, die wir uns ſonſt von dem Verfahren der alten Artiſten machen könnten.

Aber, dieſes den Alten vindicirten Rades ohngeachtet, wo hat Natter jemals den Gebrauch der Diamantſpitze ſo weit herabgeſetzt, als ihn Hr. Klotz herabſetzt? „Allerdings, ſagt Hr. Klotz, braucht „man die Diamantſpitze, aber alsdenn „erſt, wenn durch das Rad das Gehörige „verrichtet iſt. Nehmlich; man kann „mit dieſer eingefaßten Diamantſpitze, „wovon das Werkzeug beym Mariette „abgebildet iſt, die vom Rade noch übrig „gebliebnen groben und nicht zart genug „verarbeiteten Partien ſanfter und verlauffend machen.„

Wer hat dem Hrn. Kloß das geſagt? In wie vielen Werkſtätten hat er es geſehn, daß man die Diamantſpitze nur dazu brauche? — Ich will ihm ſeine Widerlegung beym Natter, faſt auf allen Blättern, zeigen.

Urtheilet nicht Natter ausdrücklich, daß an den Hetruriſchen Steinen Contur und Muskeln mit der Diamantſpitze ausgegraben zu ſeyn ſcheinen? (*)

Schließt nicht Natter, daß verſchiednes mit dem Rade gemacht worden, weil es mit der Spitze des Diamants nicht ſo leicht und kühn zu machen geweſen? (**) — Nicht ſo leicht, nicht ſo kühn: aber doch zu machen. Er-

---

(*) Ces ſortes de gravures ſont ordinairement en fort bas relief; le contour, & les muſches ſont trop creuſés & paroiſſent avoir été faits avec la pointe de Diamant. Traité de la Meth. ant. p. 10.

(**) Il paroit auſſi viſiblement que le bouclier eſt fait au Touret, avec un Outil

Erkennet nicht Natter an den beiden Othryaden, daß, ſo wie an dem einen alles mit dem Rade geſchnitten ſey, ſo ſey an dem andern das meiſte mit der Diamantſpitze gefertiget? (*) Sagt er nicht mit klaren Worten, daß eben in dieſem Gebrauche der Diamantſpitze die eigene Manier beſtanden, welche der Meiſter des zweyten gehabt?

Aeuſſert ſich nicht Natter von ſeinem Faune, auf einem auſſerordentlich kleinen Onyx, daß in Betrachtung der correkten Zeichnung auf einem ſo eingeſchränkten Raume, er nothwendig glauben müſſe, der Artiſt habe ſich meiſtens der Diamant-

ſpitze

Outil peu taillant, car on n'auroit pu l'executer avec autant de hardieſſe, ni auſſi facilement avec la pointe de Diamant. Ibid. p. 12.

(*) Car celui-ci a réglé ſon deſſein ſur ſa maniere particuliere de graver, c'eſt-à-dire, pour la plûpart avec la pointe de Diamant. — Ibid. p. 21.

ſpitze dabey bedient? (*) Und was iſt das viel anders, als was Chriſt von dergleichen kleinen Steinen überhaupt ſagt? (**)

Alles das endlich zuſammen genommen: iſt es nicht unwiderſprechlich, daß Natter einen weit ausgebreitetern Gebrauch der Diamantſpitze an den alten Werken erkennet, als Hr. Klotz einräumen will? daß er eben denſelben daran erkennet, welchen

---

(*) Cette piece eſt eſtimable par ſa beauté, & par la correction du deſſein, dans un eſpace ſi petit que l'on a de la peine à y rien diſtinguer à l'oeil nud, quelque bon qu'il ſoit, & que l'on eſt forcé d'avoir recours au Microscope pour pouvoir bien l'examiner. C'eſt ce qui me fait croire que l'Artiſte y a emploié le plus ſouvent la pointe de Diamant, ſurtout pour le viſage & les cheveux; car il eſt plus facile d' y reuſſir de cette façon-la qu'au Touret. Ibid. p. 36.

(**) Siehe oben S. 207. Note *

chen Chriſt behauptet, wenn er von den alten Künſtlern ſagt, non modo extremam operi manum ſcalpellis adamantinis adhibuiſſe, ſed prorſus rudimenta ſigni excavandi ſic poſuiſſe etiam? (*)

Ich möchte (um von der vorzüglichen Feinheit der Natterſchen Werke, die ohnſtreitig unter allen neuern Werken den beſten Griechiſchen mit am nächſten kommen, einen Grund mehr angeben zu können) ohne Bedenken hinzuſetzen, daß Natter dieſen ausgebreitetern Gebrauch der Diamantſpitze, den er an den alten Werken erkannte, ſich ohne Zweifel ſelbſt werde eigen gemacht haben, ohne ſich in vieles Reden und Aufheben darüber einzulaſſen. Denn es iſt bekannt, daß Natter mit ſeinen Inſtrumenten und Handgriffen ein wenig geheim war.

Doch, es ſey mit dieſer Vermuthung, wie es wolle: genug, daß Natter, nach

dem,

(*) l. c. p. 339.

dem, was ich von ihm angeführt, nothwendig für Chriſts Meinung ſeyn mußte, und es Chriſt alſo nicht verdient hat, daß ihm Hr. Klotz desfalls ſo verächtlich begegnet.

Müßte es Hr. Klotzen wohl einkommen, ſich gegen dieſen Mann zu meſſen? Gleichwohl ergreift er jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln. Ich mag noch von Chriſten leſen, was ich will: ich lerne immer etwas. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich das auch von denen ſagen könnte, die itzt ſo verächtlich auf ihn zurückſchielen. Wie viel lieber wollte ich ſeine kleine Abhandlung ſuper Gemmis gedacht und geſchrieben, als zehn ſolche Büchelchen, von dem Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittnen Steine, zuſammen geleſen haben!

Acht und zwanzigſter Brief.

Nachdem ich mich Chriſts angenommen, kann ich nicht umhin, auch für den Plinius ein Wort zu ſprechen.

Hr. Kloß weiß ſich mit den Stellen des Plinius, wo er des Steinſchneidens erwähnt, nicht anders zu helfen, als daß er behauptet, Plinius ſey von dieſer Kunſt nicht unterrichtet geweſen, er habe aus Unwiſſenheit, wie die Steinſchneider in ihrer Kunſt verfahren, ſo und ſo geſchrieben.

„Freylich, fügt Hr. Kloß hinzu, (*) „wird dieſe Kühnheit diejenigen beleidigen müſſen, welche in den alten Schriftſtellern keine Fehler finden wollen, und „ehe ſie dieſe zugeben, lieber auf Unko„ſten

---

(*) S. 51.

„ſten ihrer eignen Ehre die ſeltſamſten „Erklärungen und Vertheidigungen unternehmen. Aber unpartheyiſche Kunſtrichter, welche ſich überzeugt halten, „daß man an jemand Fehler finden, und „ſeine Einſichten und Verdienſte doch zugleich hochſchätzen könne, werden wider „dieſe Muthmaſſung deſto weniger aufgebracht werden, je mehr ſie Bewegungsgründe, ein ſolches Urtheil zu „fällen, und Entſchuldigungen für den, „welcher es ausſpricht, auch bey dem „Plinius, deſſen groſſe Gelehrſamkeit „ſie übrigens mit Recht verehren, gefunden haben.„

Geſchwätz, das nur abzielen kann, nähern Unterſuchungen vorzubauen! Die alten Schriftſteller haben fehlen können; aber mich zu überzeugen, daß ſie wirklich gefehlt haben, dazu gehört mehr als dieſe bloſſe Möglichkeit. Beſonders, wenn der vermeinte Fehler Sachen betrift, die ihnen alle Tage vor Augen geweſen.

Bey der unzählichen Menge von Steinen, bey dem Ueberfluße an Künſtlern dieſer Art, die ſich bey den Römern, zu Folge jener Menge, finden müſſen: ſollte Plinius in der Unwiſſenheit von dem eigentlichen Verfahren derſelben geblieben ſeyn?

Aber wenn es ſeine eigene Worte beweiſen? — Das ſagt Hr. Klotz, und ich leugne es. Urtheilen Sie, mein Freund —

Vor allen Dingen aber bilden Sie ſich wohl ein, daß Plinius nirgends von der Kunſt des Steinſchneidens ausdrücklich handeln wollen. Er gedenkt blos, bey Gelegenheit der Steine, bey Gelegenheit der Mittel, ſie zu bewältigen, etwas von dieſer Kunſt; und man muß dergleichen Stellen ſorgfältig alle zuſammen nehmen, ehe man entſcheidet, ob er im Ganzen einen richtigen Begriff davon gehabt oder nicht. Und doch wäre es kein Wunder, wenn man dieſes auch alsdenn noch nicht entſcheiden könnte; weil er, wie geſagt, nur gewandtsweiſe von der

Sache ſpricht. Findet man indeß nur, daß er nicht augenſcheinliche Ungereimtheiten ſagt, ſo iſt es billig, daß wir das Beſte, nicht das Schlimmſte, von ihm annehmen.

Nun zu den Stellen! — Ich fange bey der an, die den meiſten Streit veranlaſſet.

Plinius redet von dem Diamante, von der auſſerordentlichen Härte deſſelben, von dem ſonderbaren Mittel über dieſe Härte dennoch zu ſiegen, und fügt hinzu: (*) cum feliciter rumpere contigit, in tam parvas frangitur cruſtas, ut cerni vix poſſint. Expetuntur a ſcalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes.

Dieſe Stelle, ſagt Hr. Klotz, habe Chriſten auf die lächerliche Meinung gebracht, daß die alten Steinſchneider nur mit der Diamantſpitze gearbeit. Ich habe er-

wie-

(*) Libr. XXXVII. ſect. 15.

wieſen, daß Chriſt dieſe lächerliche Meinung nicht gehabt hat. Chriſt ſchloß aus dieſer Stelle, daß die Alten mit der Diamantſpitze gearbeitet; aber keineswegen, daß ſie einzig und allein damit gearbeit.

Doch, Hr. Lippert behauptet, daß hier überhaupt von keiner Diamantſpitze die Rede ſey; ſondern von dem Diamantpulver, welches anſtatt des Smirgels an das Rad geſtrichen worden. Dieſes Rad werde vorne ein wenig ausgedrehet, damit der Smirgel oder das Diamantpulver beſſer hafte: und daher das Wort includuntur.

Ich antworte Hr. Lipperten: wenn ſich auch ſchon das Wort includuntur ſo auslegen läßt; ſo braucht Plinius doch noch ein anderes, welches dieſer Erklärung durchaus widerſpricht. Plinius ſagt: cum feliciter rumpere contigit. Hr. Lippert merke auf das feliciter. Dieſes zeigt auf eine glückliche Spaltung des Diamants, und paſſet keinesweges auf ſeine eiſerne Büchſe, oder auf jede andere Weiſe der bloſſen Zermalmung des Diamants in Pulver. Bey dieſer iſt weder ein feliciter noch infeliciter zu denken; wohl aber bey einer ſolchen Sprengung des Diamants, die eine gewiſſe Art von Splittern gewähren ſoll.

Auch Hr. Klotz iſt über dieſes feliciter hingehuſcht. Aber er hält ſich an das includuntur; und weil er nicht zugeben kann, daß ſich dieſes Wort von dem bloſſen Beſtreichen verſtehen laſſe: was thut er? Er entſcheidet, daß Plinius von einer Sache geſprochen, die er nicht verſtanden.

Das iſt nun freylich der kürzeſte Weg, ſich aus den Schwierigkeiten, die man bey den alten Schriftſtellern findet, zu helfen.

Der ehrliche Künſtler wollte den Plinius retten: der ſtolze Gelehrte verweiſet ihn in die Schule, in die Werkſtätte, da erſt zu lernen, wovon er ſchreiben wollen.

Hr. Klotz hat Recht: das includuntur, und noch weniger das feliciter erlaubet, die Stelle des Plinius vom Diamantpulver zu erklären. Aber folgt daraus, daß Plinius nicht gewußt, was er ſchreibe?

Sagt nicht Solinus das nehmliche? Und Iſidorus? Und Marbodus? Hr. Klotz wird ſagen, das ſind Ausſchreiber des Plinius. Ich gebe es zu: aber auch Ausſchreiber hätten leicht ſo etwas beſſer wiſſen können; wenn Plinius wirklich ſo unwiſſend geweſen wäre, als er ihn machen will.

Und warum ſoll es, warum kann es denn nicht bey dem Verſtande bleiben, den die Worte des Plinius nach ihrer eigentlichen Bedeutung geben? Warum ſoll denn nun, mit Gewalt, alle Erwähnung der Diamantſpitze aus dieſer Stelle verdrengt werden?

Hr. Klotz giebt ja zu, daß die Steinſchneider die Diamantſpitze brauchen, und wenn es auch wahr wäre, daß ſie ſie nur dazu brauchten, wozu er ſagt; wenn es auch wahr wäre, daß die alten Künſtler gleichfalls ſie nicht weiter gebraucht hätten: würde ſie dem ohngeachtet nicht verdienen, unter den Werkzeugen der Steinſchneider genannt zu werden?

Was will denn Plinius hier mehr, als ein ſolches Werkzeug nennen? Er ſpricht ja nicht von der Kunſt überhaupt; er ſagt ja nicht, daß dieſes Werkzeug das einzige ſey, welches die Kunſt brauche; er merkt ja nur an, daß gewiſſe glückliche Splitter von zerſchlagenen Diamanten von den Steinſchneidern ſehr geſucht würden, daß ſie ihnen ſehr zu Statten kämen, weil ſie allen harten Steinen damit abgewinnen könnten.

Wie geſagt; wenn die Diamantſpitze auch nur den Nutzen hätte, den ihr Hr. Klotz giebt, warum ſollte Plinius dieſen

Nutzen nicht hier haben anmerken dürfen? Und hat ſie gar einen noch gröſſern, den Natter ſelbſt, wie ich gezeigt habe, eingeſteht: ſo begreife ich vollends nicht, warum man Schwierigkeit macht, ihn hier bey dem Plinius zu finden.

Neun und zwanzigſter Brief.

Ich habe geſagt, Plinius erwähne in jener Stelle der Diamantſpitze als eines einzeln Werkzeuges, nicht aber als des einzigen: denn in andern Stellen erwähnt er anderer Werkzeuge.

Wo er lehret, wie falſche Edelſteine zu erkennen, kömmt er auf die verſchiedne Härte der wahren, und ſagt: (*)

tan-

(*) Libr. XXXVII. ſect. 76.

tanta differentia eſt, ut aliæ ferro ſcalpi non poſſint, aliæ non niſi retuſo, verum omnes adamante. Plurimum vero in his terebrarum proficit fervor.

Dieſe Stelle hat Hr. Klotz ſelbſt angeführet; aber wie es ſcheint blos, um den kindiſchen Fehler des Harduin aufzumutzen, welcher ſich einbildete, daß die bohrenden Inſtrumente der Steinſchneider erſt warm gemacht werden müßten. Hr. Klotz hat ſehr Recht, daß unter dem fervor der geſchwinde Umlauf des Rades zu verſtehen.

Alſo erkennt er doch hier das Rad? Alſo hat Plinius nicht behauptet, daß die alten Steinſchneider blos mit der Diamantſpitze gearbeitet?

Und gleichwohl ſoll Plinius, wie Hr. Klotz ſagt, die Sache nur halb verſtanden haben?

Warum denn nur halb? Hier halb, und dort halb: zwey Hälften machen ein

Ganzes. Dort gedenkt Plinius der Diamantſpitze; hier des Rades: was will denn Hr. Klotz noch mehr?

Ich wollte wetten, daß es Hr. Klotz ſey, der die Sache nur halb verſtehe. Denn ſonſt hätte er es uns wohl mit klaren dürren Worten geſagt, worinn ſich Plinius auch hier geirret habe. „Auch „hier, ſagt er, vermißt man eine genaue „und richtige Kenntniß der Steinſchnei„derkunſt.„ Wie denn? warum denn? Mit der Sprache heraus, wenn man tadeln will.

Wenn ihm dieſe Stelle nicht richtig, nicht genau genug ſcheinet, ſo kann es nur daher kommen, daß er gar nicht einſieht, was Plinius ſagen will, daß er nicht einmal die Ausdrücke des Plinius begreift. Beſonders muß er gar nicht wiſſen, was Plinius unter dem ſtumpfen Eiſen, ferro retuſo, verſtehet, welches über gewiſſe Edelſteine mehr Gewalt habe, als das ſcharfe Eiſen.

Denn wenn er es wüßte: würde er den Gebrauch des Rades in ihm nicht noch weit deutlicher geſehen haben, als in dem terebrarum fervor?

Ich bilde mir ein, den ganzen Vorrath der Werkzeuge der alten Steinſchneider in dieſer Stelle des Plinius zu finden. Ich glaube ſogar eine ganze Gattung darunter zu bemerken, von welcher die neuern Steinſchneider gar nichts wiſſen.

Doch ich will mich nicht verleiten laſſen, mit dieſer Meinung eher hervor zu treten, als bis ich ſie durch Verſuche beſtättigen kann.

Sie iſt genau mit einer eigenen Betrachtung über die Tornevtik der Alten verbunden, von welcher ich glaube, daß wir Neuern ſie nur zur Hälfte ausüben, und daß es, um mich ſo auszudrücken, ein gewiſſes ἀντιϛροφον von ihr geben könne, und wirklich gegeben habe, durch welches Dinge möglich zu machen, deren

Bewirkung Salmaſius ihr ſchlechterdings abſpricht, und nur der Torevtik zuerkennen will.

Dreyßigſter Brief.

Hr. Kloß erkannte in der vorigen Stelle des Plinius das Rad. Das Rad muß man auch in der Stelle vorausſetzen, wo Plinius von den verſchiednen Sandarten handelt, durch deren Hülfe die Marmor und Edelſteine geſäget und geſchnitten wurden. Denn was er von der Sägung des Marmors ſagt; (*) arena hoc fit, & ferro videtur fieri, ſerra in prætenui lima premente arenas, verſandoque, tractu ipſo ſicante: das gilt ebenfalls von den Inſtrumenten des Rades.

Ver-

(*) Lib. XXXVI. ſect. 9.

Verſtehen wir uns auch über das Wort Rad? Bey der Beſchreibung, die Hr. Lippert davon macht, könnten wir Gefahr laufen, uns nicht zu verſtehen. Ich weiß nicht, warum Hr. Lippert, und die deutſchen Künſtler, denen er hierinn ohne Zweifel folgt, das, was er auf der zwey und dreyzigſten Seite ſeines Vorberichts, neben der Büchſe, uns vorgezeichnet hat, das Rad nennen. Es iſt, ſo viel ich ſehen kann, die **Bouterolle**; nicht alſo das Rad, ſondern nur eines von den Inſtrumenten, welche in das Rad geſetzt werden. Was ich das Rad nenne, ſcheinet er das Schlegezeug zu nennen. Doch, das ſind Kleinigkeiten: wenn wir uns nur verſtehen.

Genug, ich begreiffe unter dem Rade alle und jede eiſerne oder kupferne Werkzeuge, welche nach Erforderniß der Wirkung, die ſie hervorbringen ſollen, in das Rad geſetzt, und von dem Rade herumgetrieben werden. Von dieſen Werkzeugen

gen iſt es unſtreitig, daß ſie, eben wie die Marmorſäge, eigentlich ſelbſt nicht ſchneiden, ſondern nur zu ſchneiden ſcheinen, indem ſie den Smirgel, oder was man ſonſt für eine feinere Sandart dazu brauchet, dem Steine einreiben: arena hoc fit, & ferro videtur fieri. Wie aber dieſes ohne Maſchine zu bewerkſtelligen geweſen, iſt nicht abzuſehen. Folglich muß man eine Maſchine, ein Rad überall vorausſetzen, wo von der Wirkung einer feinern Sandart auf Edelſteine die Rede iſt, und dieſe Wirkung nicht das bloſſe Poliren ſeyn ſoll.

Nun leſen ſie die Stelle des Plinius: (*) Signis e marmore poliendis, gemmisque etiam ſcalpendis atque limandis, Naxium diu placuit ante alia: ita vocantur cotes in Cypro inſula genitæ. Vicere poſtea ex Armenia vectæ.

(*) Lib. XXXVI. ſect. 10.

Narium hieß alſo das Pulver, welches die alten Steinſchneider Anfangs anſtatt unſers Smirgels brauchten; und ward aus Cypriſchem Schleifſteine gemacht. In der Folge zog man das vor, welches aus Armeniſchem Schleifſteine verfertiget wurde.

Salmaſius macht über dieſe Stelle einen trefflichen Wirrwarr. Weil Plinius an einem andern Orte, (*) wo er die verſchiednen Arten der Diamante erzehlet, auch eines Cypriſchen Diamants gedenket: ſo ſoll jener Cypriſche Diamant, und dieſer Cypriſche Schleifſtein, aus welchem das Narium gemacht wurde, nur eins ſeyn. Er meinet, Plinius habe irgendwo den Cypriſchen Schleifſtein, wegen ſeiner Härte adamas genannt gefunden, ſo wie ſelbſt das Eiſen aus eben der Urſache dieſen Namen führe. Dadurch ſey Plinius verleitet worden, dort unter die

---

(*) Lib. XXVIII. ſect. 15.

die wirklichen Diamante zu rechnen, was er hier einen bloſſen Schleifſtein nenne. Hæc tam varie, ſetzt er hinzu, (*) quia ex variis auctoribus ſumpta. Auctori igitur vel judicium vel otium defuit componendi ſimilia inter ſe, quæ apud diverſos auctores invenerat, ac diſſimilia ſecernendi. Kurz; Salmaſius will von keinem Cypriſchen Diamante wiſſen; ſein Solinus muß es dasmal beſſer verſtanden haben, als Plinius; was Plinius de inſula Cypro meinet, das ſoll de ære cyprio zu meinen ſeyn; (**) der Diamant, von dem Plinius ſagt, daß er in Cypern gefunden werde, muß der Diamant heiſſen, den man in Kupferminen finde; und was man den Cypriſchen Diamant genennt, das ſey nichts als der Cypriſche Schleifſtein. Ueber den ſonderbaren Mann! Wozu denn nun alle dieſe Verdrehungen? Kann

denn

(*) Ad Solinum p. 1101. Edit. Pariſ.

(**) ibid. 1094.

denn nicht eben dieſelbe Inſel beides, Diamante und Schiefer, hervorbringen?

Doch, warum will ich bloſſe Möglichkeiten gegen ihn anführen? Cypern hat wirklich Diamante, und noch itzt ſind die Cyperiſchen Diamante unter dem Namen der Diamante von Baffa bekannt.

Ich weis wohl, daß die Kenner dieſe Diamante nicht ſo recht für ächte wollen gelten laſſen. Aber eben dieſes macht es um ſo viel wahrſcheinlicher, daß Plinius die nehmlichen gemeint habe. Denn auch die Cypriſchen Diamante des Plinius ſind ihm von der ſchlechteren Gattung; weder ſo hart noch ſo klar, als die Aethiopiſchen, Arabiſchen und Macedoniſchen.

Ein und dreyßigſter Brief.

Ich wollte in meinem Vorigen von dem Cypriſchen Schiefer ſprechen; (denn alle Schleif- und Probierſteine gehören unter die Schieferarten, und nur ihr beſonderer Gebrauch giebt ihnen den beſondern Namen:) und kam auf die Cypriſchen Diamante. Ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen laſſen, den Salmaſius zu widerlegen. Merken Sie unſere Weiſe? Wir widerlegen immer die am liebſten, aus denen wir das meiſte lernen. Aus einem kleinen Stolze, meine ich, daß wir doch etwas beſſer wiſſen, als ſie. Oder meinen Sie, vielmehr aus Dankbarkeit, damit ſie wiederum etwas von uns lernen mögen? —

Mit dem Meurſius, der einen andern Fehler in der Stelle des Plinius findet, dürfte ich nicht ſo bald fertig werden. Er ſagt, das Naxium ſey nicht von Cypriſchen ſondern von Cretiſchen Schiefern gemacht worden; Plinius habe Creta für Cypern ſchreiben wollen; denn nicht auf Cypern, ſondern auf Creta liege ein Naxus. (*) Und es iſt allerdings wahr, daß bey andern Schriftſtellern, Naxiſcher Stein durch Schleifſtein aus Creta erkläret wird. (**)

Harduin hatte den Einfall, anzunehmen, (***) daß dieſer Naxiſche Schiefer zwar wirklich in Cypern gebrochen, aber in Naxus auf Creta vollends zu rechte gemacht, und von da nach Rom gebracht worden, wodurch er ſeinen Beynamen erhalten.

Doch

(*) Cypri lib. II. cap. 5.
(**) Id. Cretæ lib. I. cap. 12.
(***) Ad Plinii l. c.

Doch dieſer Einfall empfiehlt ſich durch nichts, als durch die Gutherzigkeit, auf ſeinen Schriftſteller durchaus keinen Fehler kommen zu laſſen. Ehe wir den Alten einen ſo unnöthigen Transport von Cypern nach Creta verurſachen: dächte ich doch, wir lieſſen den Plinius ſich lieber verſchrieben haben. Solche Fehler können die Menge im Plinius ſeyn, und ſind wirklich darinn; obſchon gewiß die wenigſten von ihm ſelbſt herkommen mögen. Ganz anders iſt es mit Fehlern, wie ſie ihm Hr. Klotz aufheften will: mit Fehlern einer unbegreiflichen Unwiſſenheit, der er ſo leicht hätte abhelfen können. Warum hätten die Cypriſchen Schiefer nicht gleich in Cypern in die Form der Schleifſteine gebracht, oder zum Gebrauche der Steinſchneider in Pulver verwandelt werden können? Warum hätte man ſie erſt deswegen nach Naxus auf Creta bringen müſſen?

Endlich, was liegt daran, ob man den Nariſchen Stein in Cypern oder in Creta gebrochen? Ich will ihn ja unſern Steinſchneidern, eben ſo wenig als den Armeniſchen, ſtatt des Smirgels, empfehlen: ich habe eine ganz andere Abſicht, warum ich ſeiner gedenke.

Genug, es war ein pulveriſirter Schleifſtein, deſſen ſich die Alten zum Ausarbeiten ihrer Gemmen bedienten. Ein Schleifſtein, wiederhohle ich: um meine Verwunderung damit zu verbinden, daß man den Alten einen ſo allgemeinen Gebrauch des Diamantpulvers, anſtatt des Narium, anſtatt des Armeniſchen Schieferpulvers, andichten will.

Hr. Lippert wenigſtens ſcheinet ſich wirklich überredet zu haben, daß das Diamantpulver den alten Steinſchneidern eben ſo gewöhnlich geweſen, als den unſrigen der Smirgel: (*) denn er entſchuldiget dieſe, wegen des Gebrauchs

des

(*) Vorb. der Dakt. S. 34

des letztern, durch die Seltenheit und Koſtbarkeit der Diamante; daher die wenigſten zum Gebrauche des Diamantpulvers angeführet werden könnten, und alſo, an den Smirgel einmal gewöhnt, wenn ſie mit jenem ſchneiden ſollten, oft zu viel von einem Orte wegnehmen würden; indem das Rad, mit Diamantpulver beſtrichen, weit geſchwinder und ſchärfer ſchneide, als mit Smirgel.

Ich bin gewiß, daß die Erſparung der Zeit, die Hr. Lippert den alten Künſtlern machen will, (*) ihnen ſo nicht zu Statten gekommen. Ihr Naxium kann, in Betrachtung der Natur des Schiefers, weder geſchwinder noch ſchärfer geſchnitten haben, als der Smirgel, wohl aber feiner; ſo daß es ihnen einen groſſen Theil der Polirung erſparte.

Kurz; wenn ich ſchon nicht behaupten wollte, daß die Alten das Diamantpulver überhaupt nicht gekannt und gebraucht:

ſo

(*) Vorb. der Dakt. S. 33.

ſo darf ich doch kühnlich leugnen, daß ſie es zur Ausſchleiffung geringerer Edelſteine angewendet haben. Denn Hr. Lippert mag von der itzigen Koſtbarkeit der Diamante ſagen, was er will: ſo waren ſie bey den Alten doch noch ungleich koſtbarer; denn ſie waren ungleich ſeltner. Die Alten wußten von keinen Braſiliſchen Diamanten, die ſo neuerlich Europa überſchwemmet haben. Unſere Künſtler müßten den Aufwand, den das Diamantpulver erfordert, alſo weit eher machen können, als ihn die alten Künſtler machen konnten.

Und wer ſagt es denn, daß dieſe ihn gemacht? Plinius? wo denn? Da, wo er ausdrücklich des Mittelkörpers erwähnt, durch den die Inſtrumente des Rades in den Stein wirken, ſehen wir ja, daß er das Narium, daß er das Armeniſche Schieferpulver nennet. Konnten die Künſtler ſeiner Zeit aber damit fertig werden, was für Grund hat man, ihnen noch den Gebrauch des Diamantpulvers zuzuſchreiben? Weil Plinius ihnen anderwärts denſelben zuſchreibt? Wo anderwärts? —

Zwey und dreyßigſter Brief.

„Die Alten, ſagt Hr. Kloß, (*) kann„ten die Kraft des Diamantſtau„bes, die feinen Steine anzugreifen, und „ſie bedienten ſich, welches unleugbar „iſt, deſſelben.„

Welches unleugbar iſt! Warum wäre es denn unleugbar? Weil es Hr. Kloß bey dem Goguet dafür ausgegeben fand? Und

---

(*) S. 42.

Und warum giebt es Goguet dafür aus?(*) „Weil es Plinius ausdrücklich ſagt: und weil, wenn Plinius auch nichts ſagte, die Meiſterſtücke der alten Steinſchneiderkunſt, welche wir noch vor Augen haben, es deutlich genug zeigen würden.„

Aber dieſe Meiſterſtücke können das nicht zeigen: denn niemand leugnet, daß ſie nicht auch mit Hülſe des Smirgels, des Nariums, des Armeniſchen Schieferpulvers, oder eines jeden andern aus einem orientaliſchen Steine verfertigten Nagemittels (Mordant,) eben ſo gut,

ob-

(*) Il eſt conſtant que les Anciens ont parfaitement connû la propriété qu'a la poudre de Diamant pour mordre ſur les pierres fines; ils en faiſoient un grand uſage, tant pour les graver, que pour les tailler. Pline le dit expreſſement; & quand il ne l'auroit pas dit, les chef-d'oeuvres que les Anciens ont produits en ce genre, & que nous avons encore ſous les yeux, le feroient aſſez connoitre.

obſchon nicht eben ſo geſchwind, hätten gearbeitet werden können.

Alles beruht folglich auf dem Zeugniſſe des Plinius; in welcher Abſicht ſich Goguet auf zwey Stellen deſſelben beruft.

Die erſte iſt die nehmliche, welche ich in dem acht und zwanzigſten Briefe bereits unterſucht habe, und die von parvis cruſtis eines glücklich zerſchlagnen Diamants redet, deren ſich die Steinſchneider bedienten. Allein, ich habe eben da erwieſen, daß unter dieſen cruſtis kein Staub, kein Pulver verſtanden werden kann; ſondern ſpitze ſchneidende Splitter zu verſtehen ſind, welche gefaßt werden können.

Die andere Stelle beweiſet noch weniger; wo es nur überhaupt heißt, daß ſich alle feine Steine ohne Unterſchied mit dem Diamante graben lieſſen: verum omnes adamante ſcalpi poſſunt. (*) Denn können hier nicht eben ſo wohl jene parvæ

(*) Lib. XXXVII. ſect. 76.

væ cruſtæ des Diamants, jene kleine ſchneidende Splitter verſtanden werden, als Diamantſtaub?

Beſonders muß Hr. Kloß auf den Beweis, der in der erſtern Stelle liegen ſoll, gänzlich Verzicht thun; indem er ſelbſt bekennt, daß das Wort includuntur nicht erlaube, etwas zu verſtehen, welches dem Werkzeuge des Rades blos angeſtrichen werde. Findet er nun aber da kein Diamantpulver, ſondern Diamantſplitter, von welchen es ſich Plinius blos habe weiß machen laſſen, daß man ſie zum Steinſchneiden brauche; wo findet er es denn?

Er wird es nirgends finden; und ich biete ihm Troß, mir bey Griechen oder Römern ſonſt eine Stelle zu zeigen, die zu deſſem Behuſe angeführet werden könnte.

Und nun laſſen Sie mich es gerade herausſagen: ich glaube, die Alten haben das Diamantpulver ganz und gar nicht gekannt.

Denn nicht genug, daß die zwey einzigen Stellen, wo man deſſen Erwähnung finden wollen, ſeiner nicht erwähnen; daß dieſe Stellen nicht von dem Diamantpulver, ſondern von Diamantſplittern reden: ich getraue mir, die eine ſogar zu einem klaren Beweiſe gegen das Diamantpulver zu machen.

Plinius ſagt: Adamas, cum feliciter rumpi contigit, in tam parvas frangitur cruſtas, ut cerni vix poſſint. Expetuntur a ſcalptoribus, ferroque includuntur, nullam non duritiam ex facili cavantes. Ich habe ſchon angemerkt, daß man auf das feliciter hier ſehr ſchlecht geachtet. Man hat es ſo verſtanden, als ob es zu contigit gehöre, als ob Plinius damit ſagen wollen, „wenn es ſich glücklicher Weiſe „trift, daß man den Diamant zerſchlägt.„ So hat es auch Goguet verſtanden, wenn er es als einen Beweis nimmt, qu'on regardoit comme un heureux hazard de pouvoir le rompre. Aber das iſt falſch, das kann Plinius nicht haben ſagen wollen; denn es war kein bloſſer glücklicher Zufall mehr, wenn ſich der Diamant in Stücken ſchlagen ließ; man wußte, nach dem Plinius, ein ſicheres Mittel, daß er in Stücken ſpringen mußte; ob ſchon mit Mühe, aber doch ganz unvermeidlich; hircino ſanguine, eoque recenti calidoque, macerata. Folglich gehört das feliciter zu rumpere, und Plinius wollte ſagen, „wenn es ſich „trift, daß er glücklich ſpringt;„ nehmlich daß er in ſolche kleine ſchneidende Splitter ſpringt, wie ſie die Steinſchneider ſuchen, und brauchen können. Es war kein Glück, daß er unter dem Hammer zerſprang: es war ein Glück, wenn er ſo und ſo zerſprang.

Iſt aber das: nun ſo iſt es auch klar, daß die Alten den Diamant nicht zu ſchleifen verſtanden haben, daß ſie nicht gewußt haben, der Diamant laſſe ſich durch ſeinen eigenen Staub ſchleifen. Denn hätten ſie das gewußt, ſo hätte der Diamant mögen ſpringen, wie er gewollt hätte; die Splitter hätten mögen von einer Art ſeyn, von welcher es ſey: ſie hätten ihnen immer nachhelfen, ſie hätten ihnen immer durch das Schleifen die Spitze, die Schneide ertheilen können, welche der Künſtler daran ſuchte. Aber das konnten ſie nicht; und nur weil ſie es nicht konnten, mußten ſie es bloß auf einen glücklichen Zufall ankommen laſſen, dergleichen Splitter zu erlangen.

Ich bin verſichert, Goguet, wenn er noch lebte, würde dieſer meiner Auslegung am erſten beytreten. Denn nur durch ſie fällt ein Einwurf wider ſeine Meinung, daß die Kunſt die Diamante zu ſchleifen und zu brillantiren dem Alterthume gänzlich unbekannt geweſen ſey, weg, den er zwar ſelbſt berührt, auf den er aber nur ſehr obenhin antwortet. Wenn nehmlich die Alten das Diamantpulpulver gekannt und gebraucht haben, wie Goguet zugeſtehen zu müſſen glaubt: wie kam es, daß ſie es nicht an dem Diamante ſelbſt verſuchten? „Dieſes ſcheint, antwortet Goguet, „allerdings ſchwer zu „begreiffen: gleichwohl iſt es nun nicht „anders. Auch finden ſich mehr ſolche „Beyſpiele von Schranken, die ſich der „menſchliche Geiſt gleichſam ſelbſt zu ſetzen „pfleget. Auf einmal bleibt er ſtehen, „wenn er eben dem Ziele am nächſten gekommen, und ihm noch kaum ein Schritt „fehlet, um es völlig zu erreichen.„

Es iſt wahr, dieſe wunderbare Erfahrung hat man. Gleichwohl möchte ich mich doch ſo ſelten, als möglich, darauf berufen; eben, weil ſie ſo wunderbar iſt. Wenn wir ohne ſie fertig werden können, deſto beſſer. Und hier können wir es: die Alten verſäumten das Diamantpulver an dem Diamante ſelbſt zu verſuchen, weil ſie überhaupt das Diamantpulver nicht brauchten, nicht kannten.

Drey und dreyßigſter Brief.

Wenn ich geſagt, daß die alten Künſtler das Diamantpulver wohl nicht gebraucht haben dürften, weil die Diamante vor Alters noch weit ſeltner, weit koſtbarer geweſen, als ſie itziger Zeit ſind: ſo würde man dieſen Grund freylich um ſo viel mehr auch gegen die Diamantſplitter anwenden können. Wie viele Diamante hätten ſie oft zerſchlagen müſſen, ehe ſich einer, wie ſie ihn brauchten, fand!

Plinius ſcheinet ihre Seltenheit durch das experuntur a ſcalptoribus ſelbſt anzudeuten. Sie waren ſo gemein nicht, daß ſie jeder Artiſt leicht haben konnte. Vielleicht, daß manche ſich ohne ſie behelfen mußten.

Aber was thaten dieſe? Mußten ſie folglich alles durch das Rad vollführen? Nach dem Plinius nicht. In Ermanglung des Diamants, fand ſich ein andrer Stein, deſſen Splitter das nehmliche verrichteten. Er ſagt von dem Oſtracitis: (*) duriori tanta ineſt vis, ut aliæ gemmæ ſcalpantur fragmentis ejus.

Ich getraue mir nicht zu ſagen, was dieſes für ein Stein geweſen, wie er itzt heiſſe, wo er zu finden: aber wird deswegen das Vorgeben des Plinius ungewiß, oder gar falſch?

Was er dort cruſtas nannte, nennt er hier fragmenta: und dieſes Wort kann eben ſo wenig als jenes, Pulver von genanntem Steine bedeuten. Das Nehmliche alſo, mit ſo ähnlichen Worten, von zwey verſchiednen aber zu einerley Zwecke dienlichen Dingen behauptet: zeiget, daß Pli-

---

(*) Lib. XXXVII. ſect. 65.

Plinius ſeiner Sache hierinn ſehr gewiß geweſen.

Er hat ſich in das Mechaniſche keiner einzigen Kunſt tiefer eingelaſſen; und, alles zuſammen genommen, kann ich behaupten, daß er von der Steinſchneiderkunſt, die er am wenigſten ſoll verſtanden haben, gerade die meiſten und poſitivſten Data angegeben hat. Er gedenkt der verſchiednen Inſtrumente, nach Verſchiedenheit der Härte der Steine; er gedenkt des Rades; er gedenkt der Diamantſpitze; er gedenkt anderer ſcharfen Steinſplitter, welche bey gewiſſen Steinen die Stelle der Diamantſpitze vertreten können; er gedenkt verſchiedner Arten des Smirgels, um Smirgel hier für die allgemeine Benennung des Mittelkörpers bey dem Ausſchleifen zu brauchen.

Was hat ein Mann mehr ſagen können, der von dieſer Kunſt nicht ausdrücklich handeln wollen; der nur beyläufig ihrer erwähnet, indem er auf die Materialien kömmt, deren ſie ſich bedienet?

Und dennoch ſoll er nur halbe Kenntniß davon gehabt haben? Das glaube Herr Klotzen wer da will: mich hat er zu ſcheu gemacht, ihm irgend etwas auf ſein bloſſes Wort zu glauben. —

Von ungeſehr ſehe ich eben itzt ein Wort bey ihm genauer an, von dem ich in einem meiner Vorigen anmerkte, daß er es unrecht ſchreibe. Ich ſagte, er ſchreibe Agat, anſtatt Achat, nach dem Franzoſen oder Engländer, welcher ſeine Urſachen haben, das ch in ein g zu verwandeln. Aber nein; er ſchreibt nicht blos Agat, ſonder gar Agath. Bewundern Sie den gelehrten Mann, dem eben ſeine Kenntniß der Griechiſchen Sprache ſo vortrefflich zu Statten kam! Als er bey dem Mariette, oder wer weiß wo, Agate las: ſo fiel ihm zwar nicht ein, welche Veränderung der Franzoſe mit ch mache;

aber es fiel ihm ein, daß er oft das th in ein bloſſes t verwandele, und dieſes brachte ihn auf das Wörtlein ἀγαθος. Von dieſem Wörtlein alſo leitete er die Benennung des Steines ab, und ſchrieb Agath; mit Vorbehaltung, ohne Zweifel, dieſe Ableitung einmal gegen den Theophraſt und Plinius, weitläuftig zu erhärten. Wenn dieſes iſt: ſo will ich dem Hn. Klotz allenfalls ein Vorgänger nennen; den Andreas Baccius nehmlich, welcher wie ich vermuthe auf eben dieſe Weiſe ſeine Kenntniß der Griechiſchen Sprache zeigen wollte. Lapis Achates, verſichert er, ſic dictus fuit, quaſi ſociabilis & gratioſiſſimus. Aber doch wollte er es nicht wagen, anſtatt Achates, Agathes zu ſchreiben: und dieſe wichtige Neuerung war dem Herrn Klotz allein vorbehalten.

Vier und dreyßigſter Brief.

Sie fragen, worauf ich mich in einem meiner Vorigen gegründet, wenn ich von Nattern geſagt, daß er mit ſeinen Inſtrumenten und Handgriffen geheim geweſen?

Nicht blos auf das Werkzeug Parallellinien zu ſchneiden, das er zwar dem Hn. Guay mittheilte, aber dem ohngeachtet in ſeinem Werke weder mit ſtechen ließ noch ſonſt beſchrieb, weil es in Frankreich und Italien noch nicht bekannt ſey.

Nicht blos darauf: ſondern noch auf einen ganz andern Umſtand. Aber gedulden Sie ſich. Hr. Klotz hat uns Natters Leben verſprochen. Wenn es wirklich das Leben des Künſtlers wird; wenn es keine bloſſe Zuſammenſtopplung topiſcher und chroniſcher Kleinigkeiten, kein kahles Verzeichniß ſeiner hinterlaſſenen Werke wird: ſo wird Hr. Klotz dieſen Umſtand nicht blos berühren, er wird ſich weitläuftig darüber auslaſſen. Da werden wir ſehen, wie bekannt er in den Werkſtätten iſt; wie offenherzig die Künſtler gegen ihn geweſen!

Und Natter hatte nicht blos ſeine Geheimniſſe. Natter war überzeugt, das auch die Alten die ihrigen gehabt hatten. — Geben Sie Acht, wie viel Wichtiges und Neues uns Hr. Klotz von beiden dieſen Punkten ſagen wird! —

Ende des erſten Theils.

Briefe,

antiquariſchen Inhalts:

Αγωνισμα μαλλον ἐς το παραχρημα
ἀκουειν ἡ κτημα ἐς ἀει —

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Zweyter Theil.

Berlin,
bey Friedrich Nikolai. 1769.

Fünf und dreyßigſter Brief.

Ich darf es wiederholen: (*) „Was gegen meine Deutung des ſo genannten Borgheſiſchen Fechters zur Zeit noch erinnert worden, iſt nicht von der geringſten Erheblichkeit.„

Was beſonders Herr Klotz dagegen eingewendet hat, könnte nicht kahler ſeyn. Ich ſchlug vor, die Worte des Nepos, obnixo genu ſcuto, nicht zuſammen zu leſen, ſie nicht zu überſetzen, mit gegen das Knie geſtemmtem Schilde; ſondern nach genu ein Komma zu machen, und obnixo genu beſonders, und scuto beſonders zu leſen. Hierwieder ſagt Herr Klotz, ich weis ſelbſt nicht was. Er räumet mir ein, daß man

---

(*) S. den erſten Theil dieſer Briefe S. 103.

obniti in dem Sinne finde, in welchem ich ſage, daß es hier gebraucht ſey: und räumt es auch wieder nicht ein. Er führet ſelbſt noch eine Stelle aus dem Livius an, die ich hätte brauchen können, und doch ſoll mir auch die nicht zu Statten kommen. Er geſteht zwar, daß man ſagen könne, obnixo pectore, obnixa fronte, ohne Zufügung der Sache, gegen welche ſich die Bruſt oder die Stirne ſtemmet: aber er verſichert, daß man nicht ſagen könne, obnixo genu. Warum nicht? Die Urſache behält er für ſich: ich muß mich mit einem pro autoritate geſprochenen alia ratio eſt, mit einem inſolens dicendi ratio begnügen.

Sie meinen, daß Herr Klotz, wenn es auf die Latinität ankömmt, auch ſchon eher das Recht hat, ein Wort pro autoritate zu ſprechen, als ich. Das mag ſeyn! Aber ich kann mich allenfalls auf Männer beruffen, die auch ihr Bißchen Latein verſtanden haben. Denn ich bin nicht der erſte, der obnixo genu von ſcuto trennet. Unter andern muß es auch Stewechius ſo zu trennen, für gut befunden haben. Er ſchreibt in ſeinem Commentar über den Vegetius: (*) Chabrias, Athenienſium dux rei bellicæ peritiſſimus, quo phalangis impetum ſuſtineret, juſſit ſuos in acie ſubſiſtere, docuitque obnixo genu, ſcuto, projectaque haſta, phalangem expectare & excipere.

Aber Herr Klotz weis nicht, was obnixo genu heißen ſoll. Er fragt: quid vero eſt obnixo genu? an idem quod obnixo gradu? hunc certe ſenſum locus poſtulat. In Wahrheit, wenn das ſo recht gefragt iſt: ſo muß ſich das gute Latein zuweilen, von dem geſunden Menſchen Verſtande ſehr weit entfernen. Denn obniti zeiget ohnſtreitig eine Gegenwirkung an; das Beſtreben eines Körpers, ſich nicht aus dem Raume drengen zu

---

(*) Ad Cap. 16. Lib. II.

laſſen, den er einmal einnimt. Es kömmt alſo mehr dem Körper ſelbſt, als einer Veränderlichkeit deſſelben zu; und man würde berechtiget ſeyn, gerade umgekehrt zu fragen: quid vero eſt obnixo gradu? an idem quod obnixo genu? Denn ſicherlich iſt es der Fuß, und nicht der Schritt oder Tritt des Fuſſes, welcher entgegen geſtemmet wird. Ich habe keine Autores mit Erythräiſchen Regiſtern zur Hand; aber dem ohngeachtet wollte ich wohl wetten, daß Herr Klotz keine Parallelſtelle für obnixo gradu finden dürfte. Denn gradus ſtabilis, gradus certus iſt das noch lange nicht.

Auch die Handſchriften des Nepos, glaubt er gegen mich anziehen zu können. Wenn genu, ſagt er, getrennt werden ſollte, ſo müßte das folgende projecta haſta nothwendig eine Verbindungspartikel, ein & oder ein que haben; die meiſten Handſchriften aber leſen es ohne Verbindungspartikel: folglich u. ſ. w. — Die meiſten! Hat ſie Herr Klotz gezählt? Es ſey: aber die meiſten ſind doch nicht alle. Und wenn es auch nur eine einzige wäre, welche projectaque hasta hätte: ſo wäre auch dieſe einzige für mich ſchon genug. Wie viele richtige Lesarten gründen ſich blos und allein auf eine einzige Handſchrift; und welcher Criticus in der Welt hat die Güte einer Lesart nach der Menge der Handſchriften beſtimmen wollen, in welchen ſie ſich befindet?

Endlich merkt Herr Klotz noch an, daß die rechte Hand an dem Fechter neu ſey, und folglich überhaupt nichts Gewiſſes von ihm geſagt werden könne. Wenn es nur die Hand wäre, ſo würde es nicht viel zu bedeuten haben: die Richtung des übrigen Armes, die Lage der Muskeln und Nerven deßelben würde deutlich genug zeigen, ob die angeſetzte Hand anders ſeyn könnte, oder nicht. Aber Winkelmann ſagt gar: der Arm. Und das wäre freylich ſchon mehr. Doch auch ſo iſt, aus der Lage des Achſelbeines, und aus der ganzen Ponderation des Körpers, für den fehlenden Arm noch immer genug zu ſchlieſſen.

Aber leſen Sie, bitte ich, den ganzen Ort bey dem Herrn Klotz ſelbſt. (*) Es

ſoll

(*) Acta Litt. Vol. III pt. 3. p. 313. Neque de hac re me ſibi aſſentientem habet V. cl. Primum non nego το obnixus hoc ſenſu occurrere, & potuiſſet Auctor locum Livii laudare (L. VI. 12. 8.) „ne procurri quidem „ab acie velim, ſed obnixos vos ſta„bili gradu impetum hoſtium ex„cipere„ (Ich danke für die gelehrte Nachweiſung! Eben ſehe ich, daß ich ſie auch von dem ehrlichen Faber hätte bekommen können, wenn es mir, wie Herr Klotzen, eingefallen wäre, ihn zu Rathe zu ziehen.) Sed inſolens eſt dicendi ratio, obnixo genu, non addito nomine rei, cui obnititur. Alia ratio eſt exemplorum, ubi pectus & frons obniti dicitur. Quid vero eſt obnixo genu? an idem, quod ob-

nixo

ſoll mir lieb ſeyn; wenn Sie mir mehr Bindiges darinn zeigen können, als ich gefunden habe!

Sechs und dreyßigſter Brief.

Aber ich habe ja den Borgheſiſchen Fechter mit dem Miles Veles zu Florenz verwechſelt? Das iſt doch wohl Einwurfs

nixo gradu? Hunc certe ſenſum locus poſtulat. Porro plerorumque codicum lectio Viro cl. adverſatur. Nam in iis legitur obnixoque genu ſcuto projectaque haſta i. e. h. d. Verbum que non poſſet deeſſe, ſi το ſcuto conjungi deberet cum τῃ haſta. Denique dextra manus ſtatuæ, quæ projectam haſtam tenet, ab artifice recentiore addita eſt. Inde nihil certi de hac ſtatua dici poteſt.

gegen meine Deutung genug? Und ſehen Sie: Herr Klotz ſelbſt verſichert, dieſe Anmerkung gegen mich gemacht zu haben, noch ehe er ſie in den Göttingſchen Anzeigen gefunden. (*)

Ey, über den ſcharfſichtigen Mann! Ja, ja, was deſſen Falkenaugen entgehen ſoll! — Und er hat mich blos mit dem Vorwurfe dieſes Fehlers verſchont, weil er aus Freundſchaft überhaupt keine Fehler in meinen Schriften rügen wollen. Nur itzt erſt, da ich dieſe Freundſchaft nicht erwiedern will, ſondern mich unterſtanden habe, Fehler in ſeinen Schriften zu rügen, kömmt er gleichfalls damit angezogen.

Jämmerlich! — Denn was wird Herr Klotz nun ſagen, wenn er hört, daß der Göttingſche Gelehrte ſeinen Vorwurf zurück nimt, und bekennet, daß er weiter nichts damit ſagen wollen, als daß meine Deutung noch eher auf den Miles Veles

zu

(*) Hamb. Correſp. Nummer 154. d. v. J.

zu Florenz, als auf den Fechter in der Villa Borgheſe paſſen dürfte? Wird Herr Klotz ſagen, daß er das auch gemeint habe? Oder wird er gar nichts ſagen? Ich denke wohl, er wird gar nichts ſagen: er wird ſich ganz in der Stille ſchämen. — Schämen? Auch das wird er nicht!

Alle dem ohngeachtet aber bin ich bey weiten nicht mehr ſo überzeugt, daß der Borgheſiſche Fechter Chabrias iſt, als ich es in meinem Laokoon geweſen zu ſeyn ſcheine. Ein Tag lehret den andern. Laokoon war kaum gedruckt, als ich auf einen Umſtand gerieth, der mich in dem Vergnügen, über meine vermeinte Entdeckung ſehr ſtörte.

Zudem fand ich mich von Herr Winkelmannen ſelbſt gewiſſermaaßen irre gemacht. Denn es hat ſich in die Beſchreibung, welche er uns von dem Borgheſiſchen Fechter giebt, ein Fehler eingeſchlichen, der ganz ſonderbar iſt. Herr Winkelmann ſagt: (*) „die ganze Figur iſt vorwärts „geworffen, und ruhet auf dem linken „Schenkel, und das rechte Bein iſt hinterwärts auf das äußerſte ausgeſtreckt,„ Das aber iſt nicht ſo: die Figur ruhet auf dem rechten Schenkel, und das linke Bein iſt hinterwärts ausgeſtreckt.

Vielleicht mochte dasjenige Kupfer, welches mir aus denen, die ich vor mir gehabt hatte, am lebhafteſten in der Einbildung geblieben war, nach einem nicht umgezeichneten Bilde gemacht ſeyn. Es war durch den Abdruck links geworden, und beſtärkte folglich die Idee, die ich in der Winkelmannſchen Beſchreibung fand. Ohne Zweifel mag auch ein dergleichen Kupfer den Fehler des Herrn Winkelmanns ſelbſt veranlaßt haben. Wahr iſts, der erſte Blick, den ich auch in einem ſolchem Kupfer auf die Figur im Ganzen geworffen hätte, würde mich von dieſem Fehler haben

---

(*) Geſchichte der Kunſt S. 395.

haben überzeugen können. Denn derjenige Arm, welcher das Schild trägt, muß der linke ſeyn, wenn er auch ſchon im Kupfer als der rechte erſcheinet; und der Fuß, dieſem Arme gegenüber, muß der rechte ſeyn, wenn er ſchon in dem Kupfer der linke iſt. Aber ich muß nur immer auf dieſen allein mein Augenmerk gerichtet haben. Genug, ich bin mißgeleitet worden, und habe mich allzu ſicher mißleiten laſſen.

Doch kömmt denn ſo viel darauf an, ob es der rechte oder linke Fuß iſt, welcher ausfällt? Allerdings. Vegetius ſagt: (*) Sciendum præterea, cum miſſilibus agitur, ſiniſtros pedes inante milites habere debere: ita enim vibrandis ſpiculis vehementior ictus eſt. Sed cum ad pila, ut appellant, venitur, & manu ad manum gladiis pugnatur, tunc dextros pedes inante milites habere debent: ut et latera eorum

---

(*) De re milit. lib. I. c. 20.

rum ſubducantur ab hoſtibus, ne poſſint vulnus accipere, & proximior dextra ſit, quæ plagam poſſit inferre. So will es die Natur. Andere Bewegungen, andere Aeuſſerungen der Kraft, verlangen den rechten, andere verlangen den linken Fuß des Körpers voraus. Bey dem Wurfe muß der linke vor ſtehen; desgleichen wenn der Soldat mit gefälltem Spieße den anrückenden Feind erwarten ſoll. Denn der rechte Arm und der rechte Fuß, müſſen nachſtoſſen und nachtreten können. Der Hieb hingegen, und jeder Stoß in der Nähe, will den rechten Fuß voraus haben, um dem Feinde die wenigſte Blöße zu geben, und ihm mit der Hand, welche den Hieb oder Stoß führet, ſo nahe zu ſeyn, als möglich.

Folglich, wenn ich mir den Borgheſiſchen Fechter mit vorliegendem linken Schenkel, den rechten Fuß rückwärts geſtreckt, dachte: ſo konnte es gar wohl die Lage ſeyn, welche Chabrias ſeine Soldaten, nach dem Nepos, nehmen ließ. Denn ſie ſollten in einer feſten Stellung, hinter ihren Schilden, mit geſenkten Lanzen, die anrückenden Spartaner erwarten: die Schildſeite, und der Fuß dieſer Seite mußte alſo vorſtehen; der Körper mußte auf dieſem Fuße ruhen, damit ſich der rechte Fuß heben, und der rechte Arm mit aller Kraft nachſtoßen könne.

Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworffen, und den ganzen Körper auf dieſem ruhend, lebhaft genug gedacht: ſo glaube ich nicht, — wenigſtens glaube ich es itzt nicht, — daß mir die Lage des Chabrias ſo leicht dabey würde eingefallen ſeyn. Der vorliegende rechte Schenkel zeigt unwiderſprechlich, daß die Figur im Handgemenge begriffen iſt, daß ſie einem nahen Feinde einen Hieb verſetzen, nicht aber einen anrückenden von ſich abhalten will.

Sehen Sie, mein Freund; das hätte Herr Kloß gegen meine Deutung einwenden können, einwenden ſollen: und ſo würde es noch geſchienen haben, als ob er der Mann wäre, der ſich über dergleichen Dinge zu urtheilen anmaaßen darf.

Und gleichwohl iſt auch dieſes der Umſtand nicht, von dem ich bekenne, daß er ſchlechterdings meine Muthmaſſung mit eins vernichtet. Gegen dieſen wüßte ich vielleicht noch Ausflüchte: aber nicht gegen den andern.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Sie ſollen ihn bald erfahren, den einzigen Umſtand, gegen den ich es umſonſt verſucht habe, mich in dem ſüßen Traume von einer glücklichen Entdeckung zu erhalten. Denn eben hat ihn ein Gelehrter berührt.

Und zwar eben derſelbe Gelehrte, um deſſen nähere Erklärung über den Vorwurf der Verwechſelung des Borgheſiſchen Fechters mit dem Miles Veles zu Florenz, ich mir in dem dreyzehnten dieſer Briefe (*) die Freyheit nahm, zu bitten.

Er hat die Güte gehabt, mir ſie zu ertheilen. Leſen Sie beyliegendes Blatt. (**)

„Herr Leſſing iſt mit dem Recenſenten
„der Winkelmanniſchen Monumenti
„inediti in unſern Anzeigen unzufrieden,
„daß er ihm Schuld giebt, als habe er
„den Borgheſiſchen Fechter mit dem ſoge-
„nannten Miles Veles im Muſeo Floren-
„tino verwechſelt. Herr Leſſing hat Recht;
„der Recenſent hätte allerdings dieſes
wenig-

(*) S. 102.

(**) Göttingiſche Anzeige St. 130. S. 1058 vorigen Jahres.

„wenigſtens durch ein, es ſcheinet, ausdrücken
„ſollen. Herr Leſſing lehnt auch
„wirklich einen ſolchen Verdacht auf eine
„nachdrückliche Weiſe von ſich ab. Hierzu
„kömmt in der That noch dieſes, daß
„der Miles Veles den Schild eben ſo
„wenig vor ſich an das Knie geſtemmt
„hält, und daß alſo das obnixo genu
„ſcuto eben ſo wenig ſtatt findet; obgleich
„ſonſt die Stellung eines Kriegers, der
„ſeinen Feind erwartet, und inſonderheit
„das gebogene Knie, auf die
„beſchriebene Stellung des Chabrias eher
„zu paſſen ſchien; in ſo fern man annehmen
„kann, daß des Chabrias Soldaten
„den Schild auf die Erde angeſetzt, ein
„Knie gebogen und daran geſtemmet,
„und auf dieſe Weiſe ihre Kraft verdoppelt
„haben. Eben dieſe Vorſtellung
„hatte dem Recenſenten Anlaß zu jener
„Vermuthung gegeben, welche freylich
„Herr Leſſing mit Grunde von ſich abweiſet,
„und abweiſen kann. Jene Stellung

„lung läßt ſich vielleicht auch eben ſo gut, „und noch beſſer im Stehen denken, ſo „daß der Soldat das Knie an den Schild „anſchließt, um dem andringenden Feinde „mit Nachdruck zu widerſtehen„ —

Das iſt alles, was ich verlangen; das iſt alles, was ich von einem rechtſchaffnen Manne erwarten konnte! Er, dem es blos um die Aufklärung der Wahrheit zu thun iſt, kann wohl dann und wann ein Wort für das andere, eine Wendung für die andere ergreifen; aber ſobald er ſieht, daß dieſes unrechte Wort, daß dieſe unrechte Wendung einen Eindruck machen, den ſie nicht machen ſollen, daß kleine hämiſche Kläffer dahinter her bellen, und die unwiſſende Schadenfreude den Wurf, der ihm entfuhr, für abgezielt ausſchreiet: ſo ſteht er keinen Augenblick an, das Mißverſtändniß zu heben; die Sache mag noch ſo geringſchätzig ſcheinen.

Was wäre es denn nun, zwey Statuen verwechſelt zu haben? — Freylich wäre es für die Welt weniger als nichts: aber für den, der ſich einer ſolchen Nachläßigkeit ſchuldig machen könnte, und gleichwohl von dergleichen Dingen ſchreiben wollte, wäre es viel. Das Quid pro quo wäre zu grob, um das Zutrauen ſeiner Leſer nicht dadurch zu verſcherzen.

Ich will mich erklären, in wie fern ich auf dieſes Zutrauen ſehr eiferſüchtig bin. Niemanden würde ich lächerlicher vorkommen, als mir ſelbſt, wenn ich auch von dem aller eingeſchränkteſten unfähigſten Kopfe verlangen könnte, ein Urtheil, eine Meinung blindlings, blos darum anzunehmen, weil es mein Urtheil, weil es meine Meinung iſt. Und wie könnte ich ſo ein verächtliches Zutrauen fordern, da ich es ſelbſt gegen keinen Menſchen in der Welt habe? Es iſt ein weit anſtändigers, worauf ich Anſpruch mache. Nehmlich: ſo oft ich für meine Meinung, für mein Urtheil, Zeugniſſe und Facta anziehe, wollte ich gern, daß niemand

Grund zu haben glaubte, zu zweifeln, ob ich dieſe Zeugniſſe auch wohl ſelbſt möchte nachgeſehen, ob ich dieſe Facta auch wohl aus ihren eigentlichen Quellen möchte geſchöpft haben. Ich verlange nicht, mit dem Kaufmanne zu reden, für einen reichen Mann geachtet zu werden: aber ich verlange, daß man die Tratten, die ich gebe, für aufrichtig und ſicher halte. Die Sachen, welche zum Grunde liegen, müßen ſo viel möglich ihre Richtigkeit haben: aber, ob auch die Schlüße, die ich daraus ziehe? da traue mir niemand; da ſehe jeder ſelbſt zu.

Sonach: wenn man den Borgheſiſchen Fechter, den ich für den Chabrias halte, nicht dafür erkennen will; was kann ich dawider haben? Und wenn man mich wirklich überführt, daß er es nicht ſeyn könne; was kann ich anders, als dem danken, der mir dieſen Irrthum benommen, und verhindert hat, daß nicht auch andere darein verfallen? Aber wenn man ſagt, der Borgheſiſche Fechter, den ich zum Chabrias machen wolle, ſey nicht der Borgheſiſche Fechter: ſo iſt das ganz ein anderes. Dort habe ich mich geirret, indem ich die Wahrheit ſuchte: und hier hätte ich als ein Geck in die Luft geſprochen. Das möchte ich nicht gern!

Doch, wie geſagt, es iſt nicht geſchehen; der Göttingſche Gelehrte hat auch gar nicht ſagen wollen, daß es geſchehen ſey; nur Hr. Kloß hat, ohnſtreitig aus eigner Erfahrung, einen ſolchen Blunder für möglich halten können; jener würdigere Widerſacher hat blos ſagen wollen, daß meine Deutung beſſer auf eine andere Statue, als auf die, von der ich rede, paſſen dürfte.

Doch auch hierauf, wie Sie werden bemerkt haben, ſcheinet er nicht beſtehen zu wollen. Denn auf der einen Seite erklärt er ſich, daß die Stellung des Miles Veles gleichfalls nicht vollkommen der Beſchreibung des Nepos entſpreche, indem das obnixo genu ſcuto, nach der gemeinen Auslegung, eben ſo wenig von ihm, als von dem Borgheſiſchen Fechter gelte: und auf der andern räumt er ein, daß der ſtehende Stand des Borgheſiſchen Fechters ſich mit den Worten des Nepos eben ſo wohl zuſammen räumen laſſe, als der kniende des Miles Veles. Er hält ſich auch in der Folge lediglich an meine Deutung ſelbſt, und zeigt blos umſtändlicher und genauer, warum dieſe nicht Statt haben könne, ohne ſie weiter ſeiner Florentiniſchen Statue zueignen zu wollen. Denn leſen Sie nur:

„Nun bleiben aber doch gegen die andere von Hrn. Leſſing vorgebrachte Meinung, daß der Borgheſiſche Fechter den Chabrias vorſtellen ſolle, folgende Schwierigkeiten übrig, welche der Recenſent damals freylich nicht beybringen konnte. Nepos beſchreibt die Stellung der Soldaten des Chabrias ſo, daß ſie einen Angriff des eindringenden und an-

„prallenden Feindes haben aufhalten „wollen: reliquam phalangem loco „vetuit cedere, obnixoque genu „ſcuto projectaque haſta impetum „excipere hoſtium docuit. Der na„türliche Verſtand der Worte ſcheinet „der zu ſeyn, daß die Soldaten das Knie „an den Schild anſtemmen und ſo den „Spieß vorwärts halten mußten, daß „der Feind nicht einbrechen konnte. Dieſe „Erklärung wird durch die beiden Paral„lelſtellen im Diodor und Polyän, und „durch die Lage der Sache mit den übri„gen Umſtänden ſelbſt, beſtätiget; denn „der Angriff der Lacedemonier geſchah „gegen die auf einer Anhöhe geſtellten „Thebaner. (Vergl. Xenoph. Rer. „Gr. V. 4. 50.) Hiermit ſcheinet der „Borgheſiſche Fechter nicht wohl überein „zu kommen, deſſen Stellung dieſe iſt, „daß er nicht ſowohl den Angriff auf„hält, als ſelbſt im lebhafteſten Ausfalle „begriffen iſt; daß er den Kopf und die

„Augen nicht vor: oder herabwärts, ſondern aufwärts richtet, und ſich mit dem aufwärts gehaltenen Schilde vor etwas, das von oben herkömmt, zu verwahren ſcheinet; wie nicht nur das Kupfer zeiget, ſondern auch Hr. Leſſing im Laokoon ſelbſt die Beſchreibung mit Winkelmanns Worten anführt. Herr L., der dieſe Unähnlichkeiten gar wohl bemerkt hat, ſchlägt vor, die Stelle im Nepos durch eine andere Interpunktion der Stellung des Borgheſiſchen Fechters näher zu bringen. Dem ſey alſo: aber auch dann wiſſen wir weder die Stelle im Diodor und Polyän, noch die Stellung beider Heere, noch das loco vetuit cedere, das projecta haſta, das impetum excipere hoſtium damit zu vereinigen. Doch alles dieſes muß Hr. L. nicht als Widerlegung, ſondern als Schwierigkeiten anſehen, die er in der Folge ſeiner Briefe vielleicht aus dem Wege räumen wird.

„Denn ſonſt würden wir noch anführen, „daß der ganze Körper des Borgheſiſchen „Fechters in unſern Augen den ganzen „Wuchs und Bildung, die Haltung und „Stellung eines Fechters, aber gar nicht „das Anſehen eines athenienſiſchen Feld„herrn hat. Aber nach Kupfern läßt „ſich ſo etwas nicht beurtheilen, und hie„bey könnte die Vorſtellungskraft ſehr „verſchieden ſeyn. Noch müſſen wir ge„denken, daß wir vor einiger Zeit in „Hrn. Prof. Sachſens zu Utrecht Ab„handlung de Dea Angerona p. 7. „den Stein im Muſ. Flor. T. II. tab. 26. „n. 2. gleichfalls mit dem Chabrias ver„glichen gefunden haben.„

Das nenne ich doch Einwürfe! Hier höre ich doch einen Mann, der mit Kenntniß der Sache ſpricht, der Gründe und Gegengründe abzuwägen weiß, gegen den man mit Ehren Unrecht haben kann! — Erlauben Sie mir, die ganze Stelle durchzugehen, und anzuzeigen was ich für mehr oder weniger ſchlieſſend, und was ich für völlig entſcheidend darinn halte.

Der Göttingſche Gelehrte erkennet in der Borgheſiſchen Statue den ganzen Wuchs, die ganze Bildung eines Fechters; das Anſehen eines athenienſiſchen Feldherrn hat ſie ihm gar nicht. — Gegen jenes hat Winkelmann ſchon erinnert, „daß den Fechtern in Schauſpielen die „Ehre einer Statue unter den Griechen „wohl niemals wiederfahren ſey, und daß „dieſes Werk älter, als die Einführung „der Fechter unter den Griechen zu ſeyn „ſcheine.„ Auf dieſes würde ich antworten, daß die Statue ikoniſch ſey. Es war eine größere Ehre bey den Griechen eine ikoniſche Statue zu erhalten, als eine blos idealiſche: (*) und Chabrias war der größern Ehre wohl würdig. Folglich muß man das Ideal eines Feldherrn dar-

---

(*) Laokoon S. 13.

an nicht ſuchen; ſie iſt nach der Wahrheit der Natur gebildet, und aus einem einzeln Falle genommen, in welchem ſich Chabrias ſelbſt zugleich mit als den thätigen Soldaten zeigte, nachdem er ſich als den denkenden Feldherrn erwieſen hatte. Wenn Winkelmann die erhabnern Statuen des Apollo und Laokoon mit dem Heldengedichte vergleicht, welches die Wahrſcheinlichkeit über die Wahrheit hinaus bis zum Wunderbaren führet; ſo iſt ihm unſer Fechter wie die Geſchichte in welcher nur die Wahrheit aber mit den ausgeſuchteſten Gedanken und Worten vorgetragen wird. Er ſiehet in ſeiner Bildung einen Menſchen, welcher nicht mehr in der Blüthe ſeiner Jahre ſtehet, ſondern das männliche Alter erreicht hat, und findet die Spuren von einem Leben darinn, welches beſtändig beſchäftiget geweſen und durch Arbeit abgehärtet worden. Alles das läßt ſich eher von einem Krieger überhaupt, es ſey ein befehlender oder gehorchender, als von einem abgerichteten feilen Fechter ſagen.

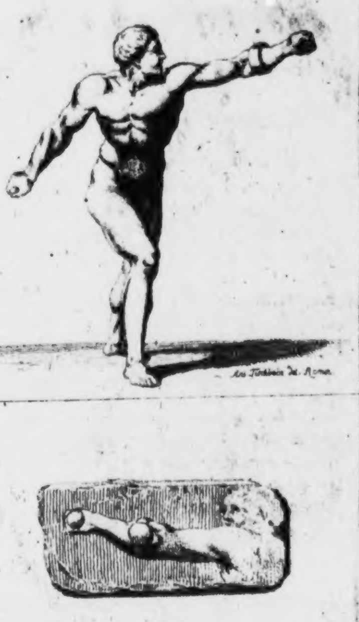
Nach der Form, welche alſo wider meine Deutung eigentlich nicht wäre, laſſen Sie uns die Stellung betrachten. Der Borgheſiſche Fechter, ſagt Winkelmann, hat den Kopf und die Augen aufwärts gerichtet, und ſcheinet ſich mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, das von oben herkömmt. Aber der Soldat des Chabrias, ſagt mein Gegner, mußte gerade vor ſich hin ſehen, um den anrückenden Feind zu empfangen; ja er mußte ſogar herabwärts ſehen, indem er auf einer Anhöhe ſtand, und der Feind gegen ihn bergan rückte. Hierauf könnte ich antworten: der Künſtler hat ſein Werk auf eine abhängende Fläche weder ſtellen können, noch wollen; ſowohl zum Beſten ſeiner Kunſt, als zur Ehre der Athenienſer, wollte er und mußte er den Vortheil des Bodens unangedeutet laſſen, den dieſe gegen die Spartener gehabt hatten; er zeigte die Stellung des Chabrias wie ſie für ſich, auf gleicher Ebene mit dem Feinde, ſeyn würde; und dieſe gleiche Ebene angenommen, würde der einhauende Feind ohnſtreitig ſeinen Hieb von oben herein haben führen müßen; nicht zu gedenken, daß der Feind, wie Diodor ausdrücklich ſagt, zum Theil auch aus Reiterey beſtand, und der Soldat des Chabrias ſich um ſo mehr von obenher zu decken hatte. Dieſes, ſage ich, könnte ich antworten, würde ich antworten, wenn ich ſonſt nichts zu antworten hätte, das näher zum Zwecke trift. Aber wie ich ſchon erinnert habe, daß Winkelmann die Füſſe des Fechters verwechſelt: ſo muß ich auch hier ſagen, das er die Lage des ſchildtragenden Armes ganz falſch erblickt, oder ſich ihrer ganz unrichtig wieder erinnert hat. Und das iſt der Umſtand! Es iſt mir ſchwer zu begreiffen, wie ſo ein Mann in Beſchreibung eines Kunſtwerkes, das er unzähligemal muß betrachtet und wieder betrachtet haben, ſich ſo mannigfaltig habe irren können: gleichwohl iſt es geſchehen, und ich kann weiter nichts als es bedauren, daß ich ſeinen Angaben, die ich nach dem eignen Augenſcheine ertheilet zu ſeyn, glauben durfte, ſo ſorglos gefolgt bin.

Nein, der Borgheſiſche Fechter ſcheinet ſich nicht mit dem Schilde vor etwas zu verwahren, was von oben her kömmt; ſchlechterdings nicht. Denn wenn er dieſes ſcheinen ſollte, müßte nicht nothwendig der Schild auf dem Arme faſt horizontal liegen, und die Knöchelſeite der Hand nach oben gekehret ſeyn? Aber das iſt ſie nicht; die Knöchel ſind auswärts und das Schild hat faſt perpendikular an dem Arme gehangen, welches auch aus dem Polſter des obern Schildriemen abzunehmen. Der Kopf und die Augen ſind auch nicht höher gerichtet, als nöthig iſt, hinter und über dem Schilde weg zu ſehen, und aus der geſtreckten niedrigen Lage dem Feinde ins Auge blicken zu können. In den meiſten Kupfern geht der linke Arm viel zu hoch in die Luft; die Zeichner haben ihn aus einem viel tiefern Geſichtspuncte genommen, als den übrigen Körper. Die eingreiffende Hand ſollte mit der Stirne faſt in gerader Linie liegen, deſſen mich nicht nur verſchiedne Abgüſſe überzeugen, ſondern auch Herr **Anton Tiſchbein** verſichert, welcher in Rom dieſe Statue ſtudiret, und ſie mehr als zehnmal aus mehr als zehn verſchiedenen Geſichtspuncte gezeichnet hat. Ich habe mir unter ſeinen Zeichnungen diejenige, die ich zu meiner Abſicht hier für die bequemſte halte, ausſuchen dürfen, und lege ſie Ihnen bey. (*) In der Sammlung des Maffei, iſt es ſchon aus der Vergleichung beider Tafeln, die ſich daſelbſt von dem Fechter befinden, augenſcheinlich, wie falſch und um wie vieles zu hoch der

---

(*) S. Taf. 1.

Tab. I. p. 20.



An. Tischbein del. Roma

der linke Arm in der einen derſelben gezeichnet iſt.

Ich habe es Winkelmannen zwar nachgeſchrieben, daß ſich der Fechter mit dem Schilde vor etwas zu verwahren ſcheine, was von oben her kömmt. Aber ich habe bey dieſem von oben her weiter nichts gedacht, als in ſo fern es ſich von jedem Hiebe ſagen läßt, der von oben herein, höchſtens von einem Pferde herab, geführet wird. Winkelmann aber ſcheinet einen aus der Luft ſtürzenden Pfeil oder Stein dabey gedacht zu haben, welcher mit dem Schilde aufgefangen werde; denn anſtatt daß er, in ſeiner Geſchichte der Kunſt, überhaupt nur in dem Fechter einen Soldaten erkennet, der ſich in einem dergleichen Stande beſonders hervorgethan habe, glaubt er in ſeinem neueſten Werke (*) ſogar den Vorfall beſtimmen zu

können,

(*) Monumenti antichi & inediti, Tratt. prel. p. 94. & Ind. IV.

können, bey welchem dieſes geſchehen ſey: nehmlich bey einer Belagerung.

Wenigſtens, glaube ich, würde er einen Ausfall der Belagerten haben annehmen müſſen, wenn man in ihn gedrungen wäre, ſich umſtändlicher, auch nach der übrigen Lage der ſtreitigen Vorſtellung, zu erklären. Denn nur bey dieſer kann der Belagerer mit dem Feinde, zugleich aus der Ferne und in der Nähe, zu ſtreiten haben; nur bey dieſer kann er genöthiget ſeyn, ſich von oben her gegen das, was von den Mauern der belagerten Stadt auf ihn geworffen wird, zu decken, indem er zugleich handgemein geworden iſt. Handgemein aber iſt dieſe Figur, die wir den Fechter nennen; das iſt offenbar. Sie iſt nicht in dem bloſſen unthätigen Stande der Vertheidigung; ſie greift

zu-

Il preteſo Gladiatore ſembra ſtatua eretta in memoria d'un guerriero che ſi era ſegnalato nell' aſſedio di qualche città.

zugleich ſelbſt an, und iſt bereit, einen wohl abgepaßten Stooß aus allen Kräften zu verſetzen. Sie hat eben mit dem Schilde ausgeſchlagen, und wendet ſich auf dem rechten Fuße, auf welchem die ganze Laſt des Körpers liegt, gegen die geſchützte Seite, um da dem Feinde in ſeine Blöße zu fallen.

Bis hieher iſt alſo von den Einwendungen des Göttingſchen Gelehrten, dieſes die ſchlieſſendere! „Der Soldat des Chabrias ſollte den anprellenden Feind blos „abhalten; die Stellung des Borgheſiſchen Fechters aber iſt ſo, daß er nicht „ſowohl den Angriff aufhält, als ſelbſt „im lebhafteſten Ausfalle begriffen iſt: „folglich kann dieſer nicht jener, jener „nicht dieſer ſeyn.„ Sehr richtig; hierauf iſt wenig, oder nichts zu antworten; ich habe mich in meinem vorigen Briefe auch ſchon erkläret, woher es gekommen, daß mich das Angreifende in der Figur ſo ſchwach gerührt hat: aus der Verwechslung der Füße nehmlich, zu welcher mich Winkelmann wo nicht verleitet, in der er mich wenigſtens beſtärkt hat.

Acht und dreyßigſter Brief.

Aber noch war ich in meinem Vorigen nicht, wo ich ſeyn wollte. —

Der bildende Künſtler hat eben das Recht, welches der Dichter hat; auch ſein Werk ſoll kein bloßes Denkmal einer hiſtoriſchen Wahrheit ſeyn; beide dürfen von dem Einzeln, ſo wie es exiſtiret hat, abweichen, ſobald ihnen dieſe Abweichung eine höhere Schönheit ihrer Kunſt gewähret.

Wenn alſo der Agaſias, dem es die Athenienſer aufgaben, den Chabrias zu bilden, gefunden hätte, daß der unthätige Stand der Schutzwehr, den dieſer Feldherr ſeinen Soldaten geboth, nicht die vortheilhafteſte Stellung für ein permanentes Werk der Nachahmung ſeyn würde: was hätte ihn abhalten können, einen ſpätern Augenblick zu wählen, und uns den Helden in derjenigen Lage zu zeigen, in die er nothwendig hätte gerathen müſſen, wenn der Feind nicht zurück gegangen, ſondern wirklich mit ihm handgemein geworden wäre? Hätte nicht ſodann nothwendig Angriff und Vertheidigung verbunden ſeyn müſſen? Und hätten ſie es ungefehr nicht eben ſo ſeyn können, wie ſie es in der ſtreitigen Statue ſind?

Welche hartnäckige Spitzfindigkeiten! werden Sie ſagen. — Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum ſogleich aufgiebt, weil man vorausſieht, daß ſie in die Länge doch nicht zu behaupten ſey. Noch weniger muß man, wenn der tapfre Tydeus an dem einen Thore ſtürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen.

Beſchuldigen Sie mich alſo nur keiner Sophiſterey, daß, indem ich mein Unrecht ſchon erkenne, ich mich dennoch gegen ſchwächere Beweiſe verhärte. —

Das Weſentliche meiner Deutung beruhet auf der Trennung, welche ich in den Worten des Nepos, obnixo genu ſcuto, annehmen zu dürfen meinte. Wie ſehr iſt nicht ſchon über die Zweydeutigkeit der lateiniſchen Sprache geklagt worden! Scuto kann eben ſowohl zu obnixo gehören, als nicht gehören: das eine macht einen eben ſo guten Sinn als das andere; weder die Grammatik, noch die Sache, können für dieſes oder für jenes entſcheiden; alle Hermenevtiſche Mittel, die uns die Stelle ſelbſt anbietet, ſind vergebens. Ich durfte alſo unter beiden Auslegungen wählen; und was Wunder, daß ich die wählte, durch welche ich zugleich

gleich eine andere Dunkelheit aufklären zu können glaubte?

Aber gleichwohl habe ich mich übereilt. Ich hätte vorher nachforſchen ſollen, ob Nepos der einzige Schriftſteller ſey, der dieſes Vorfalles gedenkt. Da es eine Griechiſche Begebenheit iſt: ſo hätte mir einfallen ſollen, daß, wenn auch ein Grieche ſie erzählte, er ſchwerlich in ſeiner Sprache an dem nehmlichen Orte die nehmliche Zweydeutigkeit haben werde, die uns bey dem lateiniſchen Scribenten verwirre. Und wenn ich dann gefunden hätte, daß das, was Nepos durch obnixo genu ſcuto ſo ſchwankend andeutet, von einem durch *τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας*, und von dem andern durch *τας ἀσπιδας ἐς γονυ προερεισαμενους* ausgedrücket werde: würde ich wegen des eigentlichen Sinnes jener lateiniſchen Worte wohl noch einen Augenblick ungewiß geblieben ſeyn? Unmöglich.

Nun findet ſich wirklich das eine bey dem Diodor, (*) und das andere bey dem Polyän. (**) Beider Ausdruck ſtimmt faſt wörtlich überein, und gehet dahin, uns die Schilde an, oder vor, oder auf dem Knie denken zu laſſen. Der andere Sinn, dem ich dem Nepos leihen konnte, iſt in die Griechen nicht zu legen, und muß folglich der unrechte auch nothwendig bey dem Lateiner ſeyn.

Kurz: die Parallelſtellen des Diodor und Polyän entſcheiden alles, und entſcheiden alles allein; obgleich der Göttingſche Gelehrte ſie mehr unter ſeine Veſites als Triarios zu ordnen ſcheinet. Sie nur hatte ich im Sinne, als ich ſagte, (***) „daß man mir gegen meine Deutung ganz etwas anders einwenden können, als damals noch geſchehen ſey, und daß

(*) Diod. Sic. Lib. XV. c. 32. Edit. Weſſel. T. II. p. 27.

(**) Sret. lib. II. cap. 1. 2.

(***) Br. XIII. S. 103.

daß ich nur dieſe Einwendung erwarte, um ſodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drucken, oder ſie gänzlich zurück zu nehmen.„

Ich nehme ſie gänzlich zurück: der Borgheſiſche Fechter mag meinetwegen nun immer der Borgheſiſche Fechter bleiben; Chabrias ſoll er mit meinem Willen nie werden.

In der künftigen Ausgabe des Laokoon fällt der ganze Abſchnitt, der ihn betrift, weg: ſo wie mehrere antiquariſche Auswüchſe, auf die ich ärgerlich bin, weil ſie ſo mancher tief gelehrte Kunſtrichter für das Hauptwerk des Buches gehalten hat.

Neun und dreyßigſter Brief.

Meinen Sie, daß es gleichwohl Schade um meinen Chabrias ſey? Daß ich ihn doch wohl noch hätte retten können? — Und wie? Hätte ich etwa ſagen ſollen, daß Diodor und Polyän ſpätere Schriftſteller wären, als Nepos? Daß Nepos nicht ſie, wohl aber ſie ihn könnten vor Augen gehabt haben? Daß auch ſie von der Zweydeutigkeit des lateiniſchen Ausdrucks verführt worden? Ey nun ja, das wäre wahrſcheinlich genug!

Doch ich merke Ihre Spötterey. Die Henne ward über ihr Ey ſo laut; und es war noch dazu ein Windey!

Freylich! Indeß, wann Sie denken, daß ich mich meines Einfalls zu ſchämen habe, weil ich ihn ſelbſt zurücknehmen müſſen: ſo denken Sie es wenigſtens nicht mit mir. — In dem antiquariſchen Studio iſt es öfters mehr Ehre das Wahrſcheinliche gefunden zu haben, als das Wahre. Bey Ausbildung des erſtern war unſere ganze Seele geſchäftig: bey Erkennung des andern, kam uns vielleicht nur ein glücklicher Zufall zu Statten.

Noch itzt bilde ich mir mehr darauf ein, daß ich in den Worten des Nepos mehr, als darinn iſt, geſehen habe; als daß ich endlich beym Diodor und Polyän gefunden habe, was ein jeder da finden muß, der es zu ſuchen weis.

Was wollen Sie auch? Hat meine Muthmaßung nicht wenigſtens eine nähere Diſcuſſion veranlaßt, und zu verdienen geſchienen? Und ob ich ſchon der ſtreitigen Statue aus der Stelle des Nepos kein Licht verſchaffen können: wie wenn wenigſtens dieſe Stelle ſelbſt ein größeres Licht durch jenen unglücklichen Verſuch gewänne?

Ich will zeigen, daß ſie deſſen ſehr bedarf. — So viel ich noch Ausleger und Ueberſetzer des Nepos nachſehen können, alle ohne Ausnahme haben ſich die Stellung des Chabrias als knieend vorgeſtellt. So muß ſie auch der Göttingſche Gelehrte gedacht haben, weil er ſie in dem Miles Veles zu Florenz zu finden glaubte, der auf dem rückwärts geſtreckten linken Knie liegt, und das rechte Schienbein vorſetzet. So muß ſie nicht weniger Herr Prof. Sachſe annehmen, der eine Aehnlichkeit von ihr, auf einem geſchnittenen Steine, ebenfalls zu Florenz, in der Figur des verwundeten Achilles zu ſehen meinet, welche das linke Schienbein vorſetzend, auf dem rechten Knie lieget, und ſich den Pfeil nächſt dem Knöchel dieſes Fußes herauszieht. Kurz, ſie müſſen alle geglaubt haben, daß das eine Knie nicht gegen das Schild geſtemmt ſeyn können, ohne daß das andere zur Erde gelegen.

Aber haben ſie hieran wohl Recht? — Wo iſt ein Wort beym Nepos, das auch nur einen Argwohn von dieſer knieenden Lage machen könne? Wo bey dem Diodor? Wo bey dem Polyän? Bey allen dreyen befiehlt Chabrias ſeinen Soldaten weiter nichts, als 1) geſchloſſen in ihren Gliedern zu bleiben — loco vetuit cedere, — τῃ ταξει μενοντας — μη προδραμειν, αλλα μενειν ἡσυχει; 2) die Spieße gerade vor zu halten — projecta haſta — ἐν ορθῳ τῳ δορατι μενειν — τα δορατα ὀρθα προτειναμενους; 3) die Schilder gegen das Knie zu ſenken, oder an das Knie zu ſchließen — obnixo genu ſcuto — τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας — τας ἀσπιδας ἐς γονυ προσρεισαμενους. Da iſt nichts vom Niederfallen; da iſt nichts, was das Niederfallen im geringſten erfodern könnte! — Man erwäge ferner, wie ungeſchickt ſogar die knieende Lage zu der Wirkung geweſen wäre, die ſich Chabrias verſprach. Kann der Körper im Knieen wohl ſeine ganzen Kräfte anſtrengen? Kann er den Spieß ſo gerade, ſo mächtig vorhalten, als im Stehen? Das ορθα δορατα will, daß die Spieße horizontal geſenkt werden. Sie ſollten dem Feinde gerade wider die Bruſt gehen; und im Knieen würde ſie ihm gerade gegen die Beine gegangen ſeyn. Noch weniger würde ſich das Knieen zu einem Umſtande ſchicken, der dem Diodor bey Beſchreibung dieſer Evolution eigen iſt. Er ſagt, Chabrias habe ſeinen Soldaten befohlen, δεχεσθαι τȣς πολεμιȣς καταπεφρονηκοτως, die Feinde ganz verächtlich zu empfangen; und der Feind habe ſich wirklich durch dieſe καταφρονησει abſchrecken laſſen. Die knieende Lage aber hat von dieſem Verächtlichen wohl wenig oder nichts; ſie verräth gerade mehr Furchtſames, als Verächtliches; man ſieht ſeinen Gegner darinn ſchon halb zu ſeinen Füßen.

Man wende mir nicht ein, daß noch itzt das erſte Glied des Fußvolks den Angriff der Reiterey auf dem Knie empfängt. Dieſer Fall iſt ganz etwas anders. Das erſte Glied befindet ſich bey Ertheilung der letzten Salve ſchon in dieſer Lage; der Feind iſt ihm ſchon zu nahe, ſich erſt wieder aufzurichten. Zudem iſt wirklich die ſchiefe Richtung des aufgepflanzten und mit der Kolbe des Gewehrs gegen die Erde geſteiſten Bajonets dem anſprengenden Pferde gefährlicher; es ſpießt ſich von oben herein tiefer. Wenn aber Fußvolk, Fußvolk mit geſenktem Bajonete auf ſich anrücken ſiehet, bleibt das erſte Glied gewiß nicht auf den Knieen, ſondern richtet ſich auf, und empfängt ſeinen Feind ſtehend.

Eben das thaten die Triarii bey den Römern. So lange die fordern Treffen ſtritten und ſtanden, lagen ſie auf ihrem rechten Knie, das linke Bein vor, ihre Spieße neben ſich in die Erde geſteckt, und deckten ſich mit ihren Schildern, ne ſtantes, wie Vegetius ſagt, venientibus telis vulnerarentur. Allein ſie blieben nicht auf den Knieen, wenn die fordern Treffen geſchmiſſen waren, und der Streit nunmehr an ſie kam. Sondern ſodann richteten ſie ſich auf, conſurgebant, und gingen dem Feinde mit gefällten Spießen entgegen. Nicht alſo ihre Subſellio intra ſcuta, nicht ihre

Bergung hinter dem Schilde auf dem Knie, in der ſie noch keinen Feind vor ſich hatten, und ſich blos gegen das Geſcheß aus der Ferne, ſo wie es über die fordern Treffen flog, deckten: nicht die, ſondern ihre aufgerichtete acies ſelbſt, quæ haſtis velut vallo ſepta inhorrebat, kann mit dem Stande der Soldaten des Chabrias verglichen werden. Nur daß dieſe den Feind blos feſten Fußes erwarteten, und ihm nicht entgegen rückten, um den Vortheil der Anhöhe nicht zu verlieren.

Das iſt unwiderſprechlich, ſollt ich meinen; und ich habe ſonach die Stelle des Nepos, da ich einen ſtehenden Krieger darinn erkannte, doch immer noch richtiger eingeſehen, als alle die, welche ſich einen knieenden einfallen laſſen. Ja es iſt ſo wenig wahr, daß Hrn. Sachſens verwundeter Achilles, in Betracht ſeiner Stellung, mit dem Chabrias könne verglichen werden; oder daß der Miles Veles,

les, wie ihn Gori genannt hat, eher noch Chabrias ſeyn könne, als der Borgheſiſche Fechter, wie der Göttingſche Gelehrte will: daß vielmehr an jene beide auch gar nicht einmal zu denken iſt, wenn man unter den alten Kunſtwerken eine Aehnlichkeit mit jener Stellung des Chabrias aufſuchen will. Sie knieen; und die Statue des Chabrias kann ſchlechterdings nicht geknieet haben.

Was lieſſe ſich gegen den Miles Veles nicht noch beſonders erinnern! Er hat im geringſten nicht das Anſehen eines Kriegers, welcher ſeinen Feind erwartet: denn er liegt auf dem linken Knie, und der nehmliche Arm mit dem Schilde weicht zurück. Könnte man auch ſchon annehmen, daß „des Chabrias Soldaten den Schild auf die Erde angeſetzt, ein Knie gebogen und daran geſtemmet, und auf dieſe Weiſe ihre Kraft verdoppelt hätten:„ ſo müßte doch dieſes eine gebogene Knie das linke geweſen

weſen ſeyn, das rechte hätte es unmöglich ſeyn können; von dem Miles Veles aber liegt das linke zur Erde. Auch iſt der rechte Arm deſſelben gar nicht ſo, wie er ſeyn müßte, wenn er mit demſelben irgend ein Gewehr gegen den anrückenden Feind halten ſollte. Nicht zu gedenken, daß die Figur bekleidet, und die Arbeit römiſch iſt, ob ſie gleich keinen Römer vorſtellet, und noch weniger einen Griechen vorſtellen kann. Ich habe das Muſeum Florentinum nicht vor mir, um mich in einen umſtändlichen Beweis hierüber einlaſſen zu können. Aber des Schildes erinnere ich mich deutlich, das dieſer vermeinte Miles Veles trägt. Es hat Falten; welches zu erkennen giebt, daß es ein Schild von bloßem Leder war; kein hölzernes mit Leder überzogen. Dergleichen δερματινοι θυρεοι aber waren den Karthaginenſern, und andern Afrikaniſchen Völkern eigenthümlich. (*) Doch

---

(*) V. Lipſius de Milit. Rom. lib. III. Dial. 1. p. m. 103.

Doch was halte ich mich bey einem Werke auf, das mich ſo wenig angeht? Mein Gegner ſelbſt geſtehet, „daß ſich die Stellung des Chabrias vielleicht eben ſo gut und noch beſſer im Stehen denken laſſe, ſo daß der Soldat das Knie an den Schild anſchließt, um dem andringenden Feinde mit Nachdruck zu widerſtehen.„ Und was iſt das anders, als ſeine Vermuthung, daß jene knieende Figur Chabrias ſey, mehr als um die Hälfte zurücknehmen? Ich ſchmeichle mir, wenn er meine Gründe in Erwägung ziehen will, daß er ſie auch wohl ganz zurücknimmt, und ſich überzeugt erkennet, daß die Stellung des Chabrias ſich nicht blos *auch oder beſſer* im Stehen denken laſſe, ſondern daß ſie durchaus nicht anders gedacht werden *könne*, als im Stehen.

Nun aber, dieſe ſtehende Stellung als ausgemacht betrachtet: wie müſſen wir uns die Haltung des Schildes ſelbſt vorſtellen, um das obnixum genu des Nepos, das κλινειν προς το γονυ des Diodorus, und das ες γονυ προερειδεσθαι des Polyänus davon ſagen zu können?

Ich denke ſo! — Sie wiſſen, ohne es erſt von Hr. Klotzen aus geſchnittenen Steinen gelernt zu haben, (*) daß es an den Schilden der Alten innerhalb zwey Riemen gab, die zur Befeſtigung und Regierung des Schildes dienten. Durch den obern ward der Arm bis an das Gelenke geſteckt, und in den unterſten griff die Hand. Hr. Klotz nennt, ſo wie er überhaupt ſtark iſt, ſich von allen Dingen auf das eigentlichſte und beſtimmteſte auszudrücken, beide dieſe Riemen Handhaben, und ſagt, daß die Soldaten den Arm durch beide geſteckt. (**) Die Grie-

---

(*) S. 103.

(**) „Linguet hätte die Steine betrachten ſollen, auf welchen man den „dop-

Griechen haben ein doppeltes Wort für dieſe Riemen, ὀχανον und πορπαξ; und ich meine, daß ὀχανον eigentlich den obern Riemen, den Armriemen, (wenn man ſich dieſes Wort dafür gefallen laſſen will) πορπαξ aber den untern Riemen bedeutet, der allein die Handhabe heiſſen kann. (*) An dem ὀχανῳ blieb das

---

,,doppelten Riemen am Schilde deutlich ſieht, durch den die Soldaten den Arm ſteckten. Auf andern iſt nur eine dergleichen Handhabe zu ſehen. l. c.

(*) Lipſius (Anal. ad Milit p. m. XVII.) hat ſich von dieſem Unterſchiede nichts einfallen laſſen, und ὀχανον und πορπαξ für völlig gleichbedeutende Wörter genommen. Daß ſie dieſes aber nicht geweſen, zeiget ſelbſt die Stelle beym Suidas, oder dem Scholiaſten des Ariſtophanes, in der es ungewiß gelaſſen wird, ob πορπαξ den Armriemen oder die Handhabe

Schild beſtändig feſt: den πορπαξ aber konnte der Soldat fahren laſſen, und ließ

---

habe bedeute. Πορπαξ κατα μεν τινας ὁ ἀναφορευς της ἀσπιδος. ὡς δε τινες, το διηκον μεσον της ἀσπιδος σιδηρον, ᾡ κρατει την ἀσπιδα ὁ στρατιωτης. Ich ſage alſo auch nicht, daß ὀχανον und πορπαξ nie verwechſelt worden, und daß es keine Fälle gegeben, wo man unter dem einen auch das andere verſtanden. Sondern ich rede blos von der eigenthümlichen Bedeutung eines jeden dieſer Wörter, wenn ſie ſo ſtehen, daß nur einer von beiden Tragriemen gemeinet ſeyn kann. Alsdann, ſage ich, heiſſet ὀχανον der Armriemen, welches mich die Stelle des Herodotus lehret, wo er ſagt, daß die ὀχανα der Schilder von den Cariern erfunden worden, da man ſie vorher blos mit Riemen um den Hals gehangen, und ſo die linke Seite damit geſchützt habe. Denn πορπακες, Handließ ihn fahren, ſo oft er die linke Hand nöthiger brauchte. Dieſes ſcheinet Lip-

Handhaben, mußten an den Schilden nothwendig auch damals ſchon ſeyn, um ſie von dem Leibe abzuhalten und nach Befinden zu lenken. Die Carier erfunden blos, daß es beſſer ſey, die Schilde an dem Arme ſelbſt zu befeſtigen, als um den Hals zu tragen. Οχανον und πορπαξ mußten in der Weite des Ellebogens bis zur geballten Hand aus einander ſtehen. Daher ſaß jener mehr gegen den obern Rand des Schildes, und dieſer gegen die Mitte deſſelben, damit ein großer Theil über die Hand hinaus reiche, und ſich die Deckung deſto weiter erſtrecke. Jener war ein wirklicher Riemen, mit einem kleinen Polſter an dem Orte, wo der Arm an dem Schilde anlag: dieſer aber war öfters von Eiſen, und gieng durch das Schild durch. Dem πορπαξ entſpricht das Lateiniſche anſa, und Lipſius (l. c.) hat Unrecht, wenn er bey Gelegenheit ſius nicht erwogen zu haben, wenn er aus dem größern Schilde, welches die Triarii geführet, ſchlieſſen will, daß ihre Spieſſe nicht allzulang könnten geweſen ſeyn, weil ſie dieſelben nur mit einer Hand führen müſſen. (*) Sie konnten die andere Hand

---

einer Stelle des Ammianus ſagt: Unam anſam nominat; atqui duæ plerumque fuere in ſcuto grandiore. Denn dieſe Stelle ſelbſt zeiget, daß nur die Handhabe, und nicht der Armriemen, ansa geheiſſen. — Wenn man auf alten Denkmählern Schilde blos mit Einem Tragriemen, das iſt, blos mit dem Armriemen, ohne Handhabe findet: ſo können es dem Feinde abgenommene und geweihte Schilde ſeyn, die nicht anders als mit abgebrochnen Handhaben in den Tempeln aufgehangen wurden, damit ſich ihrer niemand in der Geſchwindigkeit bedienen könne.

(*) De M. R. lib. III. dial. 6. p. m. 135. Ne tamen erres, haſtæ iſtæ non nimis longæ, nec ut Macedonum ſa-

Hand dazu nehmen, und nahmen ſie wirklich dazu, wenn ſie die Spieſſe mit gröſſerer Macht vorhalten, oder irgend einen kräftigern Stooß damit führen wollten.

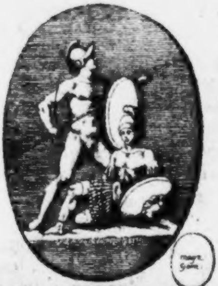
Und nun überlegen Sie, wenn der Soldat die Handhabe des Schildes fahren ließ, um mit der Linken zugleich den Spieß zu faſſen, und das Schild nur blos an dem Armriemen hangen blieb: in welche Lage das Schild nothwendig fallen mußte? Da der Armriemen mehr gegen den obern Theil befeſtiget war: ſo konnte der übrige Theil nicht anders als herabſinken, gegen den vorgeſetzten linken Fuß herabſinken, und wenn es lang genug war, das Knie deſſelben bedecken. Das Knie konnte ſich ſodann an das Schild ſtemmen: und kurz, es erfolgte der völlige Stand, den Chabrias ſeinen Sol-

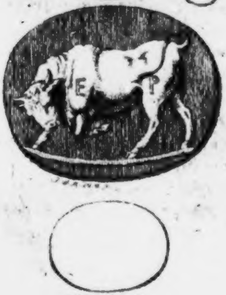
ſariſſæ. Qui potuiſſent? ſcutum majus ſiniſtra Triarii gerebant; nec videntur niſi una manu commode tractaſſe iſtas haſtas.

Soldaten zu nehmen befahl. Er befahl ihnen, in ihren Gliedern ſtehen zu bleiben; die Handhabe des Schildes fahren zu laſſen, wodurch die Schilde auf das Knie herab ſanken, τας ἀσπιδας προς το γονυ κλινοντας; zugleich mit der Linken den Spieß zu ergreifen, und ſo, ἐν ὀρθῳ τῳ δορατι μενειν, mit gefällten Spieſſen den Feind zu erwarten. Das iſt die ungezwungenſte Umſchreibung der Worte des Diodor, und kann es eben ſowohl von den Worten des Nepos und des Polyänus ſeyn.

Wollten Sie zweifeln, ob die Alten wirklich ihren Schild blos an den Armriemen hangen laſſen, um die linke Hand mit zu Führung des Spieſſes zu brauchen: ſo werfen Sie ein Blick auf einen Stein beym Natter. Er iſt, als ob ich ihn zum Behuf meiner Meinung ausdrücklich hätte ſchneiden laſſen; und ich kann mich daher nicht enthalten, Ihnen einen

Tab II p 87





magnitud. Gemmæ

einen Abriß davon beyzulegen. (*) Betrachten Sie: hier hängt offenbar das Schild des ſtehenden Soldaten, der ſeinen verwundeten Gefährten vertheidiget, an dem bloßen Armriemen, und hängt ſo tief herab, daß es völlig das vorgeſetzte Knie decken könnte, wenn der Spieß nicht ſo hoch, ſondern mehr gerade aus geführet würde. Wundern Sie ſich aber nicht, daß das Schild innerhalb dem Arme hängt; der Künſtler wollte ſich die Ausführung des linken Armes erſparen, und verſteckte ihn hinter dem Schilde, da er eigentlich vor ihm liegen ſollte. Vielleicht erlaubte es auch der Stein nicht, in den Schild oben tiefer hineinzugehen, und ſo den Arm herauszuhohlen, als unten der Kopf des liegenden Kriegers herausgehohlet iſt. Dergleichen Unrichtigkeiten finden ſich auf alten geſchnittenen Steinen die Menge, und müſſen, der Billigkeit nach,

als

(*) S. Taf. II. Beym Natter iſt es die neunte Tafel.

als Mängel betrachtet werden, zu welchen die Beſchaffenheit des Steines den Künſtler gezwungen hat.

Vierzigſter Brief.

Und nun wieder zu Hr. Klotzen! Es wäre unartig, wenn wir ihm mitten aus dem Collegio wegbleiben wollten. Er lehret uns zwar wenig: aber dem ohngeachtet können wir viel bey ihm lernen. Wir dürfen nur an allem zweifeln, was er ſagt, und uns weiter erkundigen.

Wo blieben wir? — Bey der Art, wie die alten Steinſchneider in ihrer Kunſt verfahren, von der Plinius wenig oder nichts gewußt haben ſoll. Daß Hr. Klotz nichts davon weiß, haben wir geſehen. Doch will er noch „zwey Anmermerkungen beyfügen, die beide das Mechaniſche der Kunſt betreffen.„ (*)

Die erſte dieſer Anmerkungen geht auf die Form der Steine. „Die alten Künſtler, ſagt Hr. Kloz, „pflegten gern ihre „Steine hoch und ſchildförmig zu ſchleiffen.„ — Einen Augenblick Geduld! Die alten Künſtler? Sie ſelbſt? Das heißt, ihnen auch ſehr viel zumuthen. So weit, ſollte ich meinen, hätten ſich die alten Künſtler die Steine wohl können in die Hand arbeiten laſſen. Es ſind ja itzt drey ganz verſchiedne Leute, die ſich in die Verarbeitung der Edelſteine getheilt haben: der Steinſchleifer, le Lapidaire; der Steinſchneider, le Graveur en pierres fines; und der Juwelier, le Jouaillier, oder le Metteur en œuvre.

Warum ſollte das nicht auch bey den Alten geweſen ſeyn? Und es iſt allerdings geweſen. Sie hatten ihre Politores,

---

(*) S. 52.

res, ſie hatten ihre Scalptores, ſie hatten ihre Compoſitores gemmarum.

Politores gemmarum hieſſen die Steinſchleiſer; denn polire heißt nicht blos, was wir im engen Verſtande poliren nennen, welches man genauer durch lævigare ausdrückt; ſondern es heißt auch zuſchleifen. So ſagt Plinius: Berylli omnes poliuntur ſexangula figura; ſie werden alle ſechseckig geſchliffen. Und nicht allein das Schleifen aus dem Groben, und das Poliren, glaube ich, war dieſer Leute Sache. Sie verſtanden ſich, ohne Zweifel, auf alle und jede ἐργασια προς το λαμπρον, auf alle und jede Hülfsmittel und Kunſtgriffe, die Steine reiner, klärer und glänzender zu machen. Natter bemerkte, daß die alten Carneole und Onyche, auch wenn die Arbeit darauf noch ſo ſchlecht ſey, dennoch ſehr feine und lautere Steine wären: er ſchloß alſo, daß einige alte Künſtler wohl das Geheimheimniß dürften gehabt haben, ſie zu reinigen, und ihrem Glanze nachzuhelfen, indem man itzt unter tauſenden kaum einen finde, der das nehmliche Feuer habe. Es ſtreiten, ſagt er, für dieſe Muthmaßung noch andere ſtärkere und überzeugendere Gründe, die ich dem neugierigen Leſer indeß zu errathen überlaſſe, bis ich ſie ihm bey einer andern Gelegenheit ſelbſt mittheilen kann. (*) Natter hat ſehr richtig gemuthmaßet: wenn es anders bloße Muth-

---

(*) Zum Schluſſe ſeiner Vorrede: Je ſuis dans l'opinion, que quelques Graveurs anciens poſſedoient le ſecret de rafiner ou de clarifier les Cornalines & les Onyx, vû la quantité prodigieuſe de Cornalines fines & mal gravées que les Anciens nous ont tranſmiſes; tandis qu'à preſent à peine en trouve-t-on une entre mille qui ait le meme feu. Il y a encore d'autres raiſons plus fortes & plus convaincantes en faveur de cette conjecture;

Muthmaßung bey ihm war, was Plinius mit ausdrücklichen Zeugniſſen beſtätiget, der uns ſogar eines von den Mitteln aufbehalten hat, deſſen ſich die Steinſchleifer zu dieſer Abſicht bedienten. Omnes gemmæ, ſagt er, (*) mellis decoctu niteſcunt, præcipue Corſici: in omni alio uſu acrimoniam abhorrentes. Eine bloße Reinigung der äußern Fläche kann nicht gemeinet ſeyn; dieſer decoctus mellis Corſici mußte tiefer dringen, und durch die ganze Maſſe des Steines wirken. Die Schärfe des Corſiſchen Honigs, die ihn hierzu vornehmlich geſchickt machte, obgleich ſonſt die Edelſteine ſcharfe Säfte nicht wohl vertragen können, ſchreibet Plinius

an

---

jecture; mais je laiſſe aux Curieux à les deviner, en attendant que je trouve une autre occaſion de les leur communiquer.

(*) Lib. XXXVII. Sect. 74.

an einem andern Orte, (*) der Blüthe des Burbaumes zu, welcher in Corſica ſehr häufig wachſe. Ich merke dieſes an, um in Ermanglung des Corſiſchen Honigs, unſer gemeines Honig mit zerquetſchten Burbaumblättern oder Blüthen abzureiben, Falls man einen Verſuch damit machen wollte, für deſſen Erfolg ich jedoch nicht ſtehen mag.

Aus den Händen dieſer Politorum gemmarum empfingen alſo die Scalptores die Steine, in welchen ſie ihre Kunſt zeigen wollten. Sie von ihnen ſelbſt zuſchleiſen laſſen, heißt den Bildhauer in die Kluſt ſchicken, daß er den Marmorblock, den er beleben will, auch ſelbſt brechen ſoll.

Die Compoſitores gemmarum waren die, welche die geſchliffenen oder geſchnittenen Steine faßten, und ſo, wie ſie ſich nach ihren Farben am beſten zuſammen ſchickten, ordneten. Denn da die Alten

---

(*) Lib. XVI. Sect. 18.

Alten einen ganzen Schmuck von lauter Steinen einer und eben derſelben Farbe vielleicht nicht liebten, im Grunde auch ſo leicht nicht zuſammen bringen konnten, als es uns bey der ungleich größern Menge von Steinen jeder Art möglich iſt: ſo kam ſehr viel darauf an, die Steine von verſchiednen Farben ſo zu verbinden, daß keiner den andern ſchändete, und ſie alle zuſammen eine gute Wirkung auf das Auge machten. Dieſer Compoſitorum gedenkt Plinius, wo er von dem Opale redet: (*) Opali ſmaragdis tantum cedentes. India ſola horum eſt mater; atque ideo eis pretioſiſſimam gloriam Compoſitores gemmarum & maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. So hieß es, wie ich glaube, in allen gedruckten Ausgaben des Plinius, bis auf den Harduin, der ich weis nicht welche Dunkelheit in den Worten des Plinius fand, und die

letzte

(*) Libr. XXXVII. cap. 6.

letzte Periode aus ſeinen Manuſcripten folgender Geſtalt zu leſen befahl: atque in pretioſiſſimarum gemmarum gloria compoſiti maxime inenarrabilem difficultatem dederunt. Das iſt, wie er es in einer Note ſelbſt erklärt, weil er ohne Zweifel vorausſah, daß dieſe Lesart hinwiederum andern nicht ſehr deutlich ſeyn dürfte: & cum pretioſiſſimis gemmis comparati maxime inenarrabilem dedere difficultatem, num gemmis aliis, quarum ſimilitudinem referunt, potiores eos haberi oporteret. Es iſt wahr, nun verſteh ich es recht wohl, was Harduin will: aber eine ſolche unausſprechliche Schwierigkeit kömmt mir doch auch ſehr ſeltſam vor. Eine unausſprechliche Schwierigkeit, einem Dinge einen Werth zu ſetzen, was keinen beſtimmten Werth haben kann! Es kam ja lediglich auf den Geſchmack des Liebhabers an. Meinetwegen mag alſo Harduins Verbeſſerung gefallen, wem ſie will; ich bleibe bey der alten Lesart, die doch wohl auch Manuſcripte muß für ſich gehabt haben, und auf alle Weiſe dem Zuſammenhange gemäßer und des Plinius würdiger iſt. Nur weil Harduin, wie es ſcheint, nicht wußte, welche Idee er ſich eigentlich von den hier erwähnten Künſtlern machen ſollte, kam ihm die ganze Stelle dunkel vor. Er bildete ſich vielleicht ein, daß Compoſitores gemmarum ſo viel als mangones, adulteratores gemmarum ſeyn ſollten: und ſie waren das, was ich geſagt habe. Sie faßten und ſetzten; und bey dieſer Arbeit erfuhren ſie denn, daß der Opal, dem pretioſiſſima gloria als eines ſeltenen Steines zukomme, der nur in Indien gefunden werde, zugleich inenarrabilem difficultatem habe; nehmlich in Anſehung ſeiner Verbindung mit andern Steinen. Denn da der Opal keine beſtimmte Farbe hat, ſondern mehr als eine zeiget, ſo wie man ihn wendet und die Lichtſtrahlen ſich durch ihn brechen: ſo muß ihm ſein Platz bey andern farbigen Steinen ſehr ſchwer anzuweiſen ſeyn, die ſich unmöglich nach allen kleinen Veränderungen einmal ſo gut wie das andere zu ihm ſchicken können. — In Abſicht der Fertigkeit und des guten Geſchmacks in Verbindung der verträglichſten Farben, vergleicht Paſchalius (*) die Compoſitores gemmarum ſehr richtig mit den Winderinnen der Blumenkränze, (Στεϕανοπλοκοις) dergleichen Glycera war, mit welcher Pauſias wetteiferte.

Ein und vierzigſter Brief.

Alſo ſchliffen ſie eben nicht gern, die alten Künſtler, ihre Steine hoch und

---

(*) Coronarum lib. II. cap. 12.

ſchildförmig: ſondern ſie bedienten ſich nur gern ſo geſchliffener Steine. Und warum? Das will uns nun Hr. Kloß lehren.

„Hierdurch, ſagt er, befreiten ſie ſich „von dem Zwange, den ihnen der enge „Raum des Steines anlegte: und ſie „konnten die äußern und vom Leibe abſtehenden „Theile der Arme und Beine „ohne Verkürzung geſchickt herausbringen. „Die alten Steinſchneider liebten „die Verkürzungen nicht, und nur die „unvermeidliche Nothwendigkeit mußte „ſie antreiben, ſie zu bilden. Man hat „aber doch Beyſpiele.„

Ich bitte Sie, mein Freund, leſen Sie das noch einmal; — und noch einmal. Denn nur Einmal, ſo obenhin geleſen, klingt es wirklich, als ob es etwas wäre. Und es iſt nichts; nichts als Worte ohne Sinn!

Allerdings iſt es wahr, daß der Raum einer convexen Fläche größer iſt, als der

Raum einer ganz ebenen, in der nehmlichen Peripherie eingeſchloſſen. Aber wie dieſer größere Raum dem Steinſchneider könne zu Statten kommen, das iſt über meinen Begriff. Denn das Relief der Figur, welche er einſchneidet, wird ja nicht concav, ſondern es muß ſo gleich oder ſo ungleich erhaben ſeyn, als es die Form dieſer Figur erfodert. Blos in der glatten Area des Steines erkennet man noch ſeine Convexität. Der Künſtler kann alſo ſchlechterdings weder größere noch mehrere Gegenſtände auf eine ſchildförmige Fläche bringen, als ſich auch auf eine ganz platte von gleicher Auſſenlinie bringen laſſen. Ganz anders iſt es, wenn man auf eine ſolche ſchildförmige oder ſphäriſche Fläche zeichnet oder mahlet: auf der Fläche eines Hemiſphärii z. E. laſſen ſich freylich mehrere Objecte, oder die nehmlichen Objecte größer zeichnen, als auf einem ebenen Zirkel von gleichem Diameter gehen würden. Das macht, wir können das Hemiſphärium wenden, oder uns um daſſelbe herumbewegen, und in Gedanken jedes einzelne Stück deſſelben applaniren. Sollte aber dieſes Hemiſphärium aus dem Punkte ſeiner höchſten Erhöhung oder Vertieſung auf einmal überſehen werden, wie eine geſchnittene Gemma: ſo würde für den Mahler auch nicht mehr Raum darauf ſeyn, als auf dem platten Zirkel von gleicher Peripherie. Ja in dieſem Falle wäre es ſo wenig wahr, daß ihm das Sphäriſche ſeiner Fläche dienlich wäre, die Glieder oder Theile ſeines Objects in ihren wahren völligen Maaßen zu zeichnen, daß vielmehr gerade keines ſo gezeichnet werden könnte, und er überall Verkürzungen oder Verlängerungen anbringen müßte, wenn er dem Auge glauben machen wollte, anſtatt eines ſphäriſchen Körpers, eine bloße zirkelrunde Fläche bemahlt zu ſehen.

Das alles ſind bekannte Dinge! Können ſie aber wohl Hr. Klotzen bekannt ſeyn, wenn er uns weiß machen will, daß ſich die alten Künſtler durch das Schildförmige von dem Zwange befreiet, den ihnen der enge Raum des Steines anlegte, und daß ſie das Räumlichere der ſchildförmigen Fläche darzu genutzt, um die vom Leibe abſtehende Theile der Arme und Beine ohne Verkürzung heraus zu bringen? Auch dieſe Theile müſſen im Abdrucke ſo heraustreten, als ob ſie gänzlich aus dem Vollen gearbeitet wären; und ſie würden ſehr krüpplig erſcheinen, wenn man ihnen im geringſten anmerkte, daß ſie ſich auf einer concaven Fläche herumzögen. Die Verkürzungen, die ſich der Steinſchneider auf der ſchildförmigen Fläche zu erſparen weiß, kann er ſich eben ſowohl auf der platten erſparen: der Unterſchied des Raums zwiſchen dieſer platten und dieſer ſchildförmigen Fläche von gleicher Peripherie, kann ihm dazu nichts helfen.

Hr. Kloß fährt fort: „Jene ſchildförmig geſchliffene Steine waren zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem bequem. Wir haben vortreffliche Steine von dieſer Art, die wir nicht genug bewundern können.„

Das ſoll doch wohl ein zweyter Nutzen ſeyn, den Hr. Kloß den geſchnittenen Steinen beylegt? Als dieſer hätte es die Deutlichkeit erfordert, ihn mit dem Vorhergehenden durch ein Auch zu verbinden. Doch was Deutlichkeit? Die wollte ich ihm gern erlaſſen, wenn denn nur Wahrheit zum Grunde läge, die es der Mühe lohnte, aus ſeiner verworrenen Schreibart heraus zu fitzen.

Alſo fand der alte Künſtler auf dem ſchildförmigen Steine nicht allein mehr Platz, ſondern er war ihm auch „zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnem bequem!„ Nur der ſchildförmige hierzu bequem? Das verſteh ich nicht. Sind denn die flachen Steine nicht auch dazu bequem? Zeigen denn die Werke der neuen Künſtler, die in flache Steine arbeiten, keine Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen? Oder ſoll bequem hier nur ſo viel heiſſen, als bequemer? Aber wie denn, warum denn bequemer? —

O, laſſen Sie uns weiter gehen, mein Freund, damit ich gelegentlich auf etwas komme, das erörtert zu werden verdienet. Hr. Klotz weis nicht, was er will; ſeine Fehler, die nur ſeine Fehler ſind, ſind ſo armſelige Fehler, daß ſie auch nicht einmal Anlaß geben, etwas Eigenes anzubringen. Um ſie in ihr Licht zu ſtellen, muß man faſt eben ſo trivial und langweilig werden, als er ſelbſt iſt.

Zwey und vierzigſter Brief.

Nicht wahr? Nun glauben Sie mich ertappt zu haben! Wie ungerecht ich doch bin; und zugleich wie unvorſichtig! Alles, was ich in meinem Vorigen an Hrn. Klotzen tadle, hat nicht Hr. Klotz, ſondern Hr. Lippert geſagt. Herr Klotz hat, nach dem Rechte, das ihm als Commentator des Hrn. Lipperts zuſtand, dieſen blos ausgeſchrieben.

Das hat er freylich. Aber gleichwohl iſt es falſch, daß ich in dem Ausſchreiber den Ausgeſchriebnen getadelt habe. Als Hr. Klotz Lipperten plünderte, entwandte er nur Lippertſche Worte und Redensarten; der Sinn darinn war ihm zu ſchwer; den konnte er nicht mit fortbringen; den ließ er, wo er war.

Das ſoll ſich gleich zeigen. Laſſen Sie uns nur Hr. Lipperten ſelbſt hören, wie er ſich über den Nutzen der ſchildförmigen Steine erklärt.

Die Hauptſtelle iſt in ſeinem Vorberichte, (*) wo er von dem gänzlichen Mangel der Perſpektiv auf alten Kunſtwerken redet, dabey aber des Vortheils erwähnt, wodurch in erhabner Arbeit das Auge noch einigermaaßen betrogen, und jenem Mangel in etwas abgeholfen werde. Dieſer beſteht, wie bekannt, darinn, „daß die voranſtehenden Figuren ſtärker und erhabner, oder bey geſchnittenen Steinen tiefer herausgehohlet, die hintern aber flächer gearbeitet ſind, ſo wie ſie mehr oder weniger entfernt ſcheinen ſollen.„ Und nun fährt er fort: „Ein andrer Vortheil that bey geſchnittenen Steinen noch mehr; ſie nahmen „einen hohen und ſchildförmig geſchliffenen Stein, in welchen ſie auf oberzählte „Art

---

(*) S. XIX.

„Art die Figuren einſchnitten; die Fläche, „welche nun im Abdruck hohl erſchien, „machte, daß die Nebenfiguren, wie von „der Seite oder herumgeſtellet und von „der Hauptfigur entfernet ausſahen, da „dieſe, wie geſagt, ſtärker ausgedruckt „war.„

Die Anmerkung iſt richtig und fein. Da die Theile einer concaven Fläche wirklich in verſchiedener Entfernung von unſerm Auge liegen; da ſich wirklich nähere und tiefere Gründe darauf finden: ſo iſt es gar wohl möglich und begreiflich, daß die Natur der zu kurz fallenden Kunſt hier zu Statten kommen, und die Wirklichkeit an die Stelle der verfehlten Nachahmung treten kann. Das iſt: es können und müſſen Figuren, auch ohne nach den Regeln der Perſpektiv behandelt zu ſeyn, mehr oder weniger entfernt ſcheinen, — wenn ſie wirklich mehr oder weniger entfernt ſind. Da aber der Künſtler zu ſeiner Täuſchung nur den Schein, und nie die Wahrheit ſelbſt brauchen ſoll; da die Vermiſchung des Scheines und der Wahrheit auch einem ungelehrten Auge bald merklich wird, und es beleidiget; da das, was die eingemiſchte Wahrheit leiſtet, noch weit von dem entfernt ſeyn kann, was nach den Geſetzen des Scheines geleiſtet werden ſollte; da ſogar das Wirkliche, welches in dem einen Falle der Nachahmung behülflich iſt, in andern Fällen ihr vielleicht gerade zuwider laufen wird: ſo iſt es wohl unſtreitig, daß dieſer angegebene Vortheil der ſchildförmigen Steine nur ſehr zufällig, nur ſehr mißlich, nur ſehr gering ſeyn kann. Herr Lippert geſteht es ſelbſt; denn er ſetzt hinzu: „Die Höhlung macht freylich einen Eindruck im „Auge von einer ziemlichen Weite des „Raumes, wodurch beym erſten Anblick „der Verſtand betrogen wird. Er wird „aber auch bey genauer Betrachtung, „wegen der Möglichkeit und Wahrheit

„gar bald in Zweifel geſetzt, den man,
„ohne Begriffe von Kunſtregeln nicht ſogleich
„heben wird, und von der Schönheit
„des Werks gereitzt, vergißt man
„leicht, was mancher, auch als ein Unwiſſender,
„nur für ein Nebenwerk hält,
„weil er nicht nach der Wahrheit und nach
„der Kuhſt zugleich urtheilet.„

Es iſt nicht zu leugnen, daß ſich Hr. Lippert hier nicht ein wenig beſtimmter hätte ausdrücken können. Aber ſo verlegen man auch in dem Stile eines Künſtlers um die Wortfügung ſeyn mag: ſo leuchtet doch immer der Sinn hindurch; beſonders für den, der nur einigermaaßen im Stande iſt, mit dem Künſtler zu denken, und zu beurtheilen, was der Künſtler ohngefehr habe ſagen können, und was er nach den Grundſätzen ſeiner Kunſt ſchlechterdings nicht habe ſagen können.

Kurz; es iſt lediglich ein perſpektiviſcher Vortheil, lediglich ein Vortheil, durch den der Stein ein augenblickliches

Blendwerk von Perſpektiv erhalten kann, ohne die geringſte Perſpektiv zu haben, den Hr. Lippert der ſchildförmigen Fläche deſſelben beylegt. Und nun ſagen Sie mir, was Sie von dieſem Vortheile bey Hr. Klotzen finden? Nicht eine Sylbe. Aber wohl hat er dieſen Vortheil in einen andern umgeſchaffen, von den ſich weder Lippert noch ein Menſch in der Welt träumen laſſen: in den Vortheil der größern Räumlichkeit; in den Vortheil der Befreyung von dem Zwange, den der enge Raum des Steines dem Künſtler anlegt. Kann man ſich etwas lächerlicheres und ſinnloſeres denken!

Indeß begreif ich wohl, wie es mit dieſer poſſierlichen Verwandlung zugegangen. Denn daß ſie vorſetzlich ſeyn ſollte; daß Hr. Klotz dem Lippertſchen Nutzen, den er etwa für falſch erkannte, einen andern von ſeiner eignen Bemerkung ſollte ſubſtituirt haben: das müſſen Sie ſich auch gar nicht einfallen laſſen.

Sein Fehler iſt nicht, daß er unrichtig, ſondern daß er ſchlechterdings gar nicht gedacht hat, als ſich Lippertſche Worte in Klotziſche Perioden fügen mußten.

Sehen Sie nur nach, wo Hr. Lippert, in dem Werke ſelbſt, den bemerkten Vortheil der ſchildförmigen Fläche an einzeln Beyſpielen zeigen will! So ſagt er z. E. bey einem Jupiter Ammon auf einem Jaſpis: (*) „Der Stein iſt erhaben und „ſchildförmig geſchliffen. Dieſen Vortheil, die Steine hoch und ſchildförmig „zu ſchleifen, brauchten die Alten, wie „ich ſchon im Vorbericht erinnert habe, „um die Figuren in allen Theilen flach zu „ſchneiden, und doch auch die vom Leibe „abſtehende Arme und Beine, ohne ſie „zu verkürzen, geſchickt heraus zu bringen.„ Nun leſen Sie noch einmal, was Hr. Klotz hieraus gemacht hat: „Durch das Schildförmige befreyten ſich „die alten Künſtler von dem Zwange, „den

---

(*) Erſtes Tauſend, Nummer 6.

„den ihnen der enge Raum des Steines
„anlegte; und ſie konnten die äuſſern vom
„Leibe abſtehende Theile der Arme und
„Beine ohne Verkürzung geſchickt her-
„ausbringen.„ Kann man wörtlicher, und doch zugleich ungetreuer abſchreiben! Herr Klotz behält ein jedes Wort, und ein jedes Wort ſagt bey ihm etwas anders als es bey Herr Lipperten ſagt.

Hr. Lipperts Meinung iſt die! Da auf einer ſchildförmigen Fläche gewiſſe Theile wirklich dem Auge näher, und andere weiter von ihm entfernt liegen: ſo kann der Künſtler ſeine darauf zu ſchneidende Figur ſo ſtellen, daß gewiſſe Glieder derſelben uns näher oder weiter ſcheinen, ohne daß ſie darum viel tiefer oder viel flacher geſchnitten ſind, als andere. Die ganze Figur kann gleich flach geſchnitten ſeyn, und dennoch kan durch den Vortheil der ſchildförmigen Fläche dieſes Glied mehr vorzutreten, und ein anderes mehr zurück zu weichen ſcheinen. Nehmlich was zurück weichen ſoll, bringt der Künſtler der Mitte der ſchildförmigen Fläche, als welche in dem Abdrucke die größte Entfernung erhält, ſo nahe als möglich; und was vortreten ſoll, entfernt er von der Mitte, und bringt es auf die im Steine abfallenden und im Abdrucke aufſteigenden Theile der Fläche.

An einem Beyſpiele läßt ſich das am deutlichſten einſehen. Ich wähle eines aus dem Natter, wobey das Profil gezeichnet iſt; die Jägerinn Diana, auf der ein und dreyßigſten Tafel. — Wie glücklich kömmt hier die concave Fläche der zurückweichenden linken, und der hervortretenden rechten Hand zu Statten! Die rechte Hand, durch die ſich die Figur oben an dem Spieße heben will, iſt mit ihrem Arme nur ſehr flach geſchnitten: gleichwohl tritt ſie noch über das Geſicht hinaus. Wie könnte dieſes aber möglich ſeyn, wenn ſich die Fläche ſelbſt, an der ſie ruhet, nicht hervorbiegte? Wie tief hätte der Künſtler arbeiten müſſen, um ſie ſo aus einem platten Steine herauszuhohlen? Weit tiefer, als es der Umfang der Hand erlaubet, die nicht frey ſtehen kann, und einen Träger (Support) haben müßte. Was für einen Träger aber hätte er ihr geben können? Wenn er nicht auch hier eben den Fehler hätte begehen wollen, den er mit dem linken Knie begangen, (welches ſo weit vortritt, ohne daß der Raum hinter der Beugung deſſelben weiter eine Stütze oder Füllung hat, als in dem Abdrucke von dem Wachſe von ſelbſt zurückbleibt:) ſo hätte er ihr keinen andern geben können, als ihren eignen Arm, wonach aber nothwendig der ganze Arm weit mehr hätte verwendet, und folglich verkürzet werden müſſen.

Und dieſe Verkürzung iſt es, welche die ſchildförmige Fläche dem Künſtler erſparte. Sie erſparte ſie ihm aber nicht, weil ſie geräumlicher als die platte Fläche iſt, weil der völlige Arm auf ihm Raum hat, der auf der platten nicht Raum haben würde: deswegen gar nicht; das iſt die ſchülerhafteſte Idee, die man haben kann. Sondern ſie erſpart ſie ihm dadurch, weil ſie ihm die Wirkung des Vortretens gewähret, die er ſonſt nicht anders als vermittelſt einer gewaltſamen Verkürzung hätte erhalten können.

Das, und nur das kann Hr. Lippert meinen, wenn er ſagt, „daß ſich auf einem ſchildförmigen Steine die von dem Leibe abſtehende Arme und Beine, ohne ſie zu verkürzen, ohne ſie merklich tiefer zu ſchneiden, geſchickt herausbringen lieſſen.„ Ein Exempel mehr kann nichts verderben. Betrachten Sie den Faun auf der zwey und zwanzigſten Tafel beym Natter. Beide Arme deſſelben ſind ohne alle Verkürzung; beſonders ſcheinet der rechte dadurch, daß er nicht gegen uns zu verkürzt iſt, ſo weit hinterwärts zu fallen, daß er in der Natur ohnmöglich ſo ſeyn könnte, ohne ganz aus dem Schulter:

terknochen verrenkt zu ſeyn. Gleichwohl müßte ſowohl ſeine Hand, als die Hand des linken Armes, wenn der Stein merklich ſchildförmiger wäre, als er vielleicht ſeyn mag, vorzutreten ſcheinen, ohne deswegen viel tiefer geſchnitten oder auf den verkürzten Arm geſtützt zu ſeyn, blos weil dieſe Hände in dem Abdrucke auf der concaven Fläche unſerm Auge wirklich näher zu liegen kommen.

Auch Natter hatte dieſen optiſchen Vortheil der convexen Steine, vor Lipperten, ſchon bemerkt. Leſen Sie nur nach, was er, bey der ſechszehnten Tafel von den ſpitzen Ohren des Sirius, (*) und bey der ſiebzehnten von dem Schwanze

---

(*) Cette convexité ſert encore ici à relever d'avantage les extremités des oreilles, & à les rendre plus fines, de façon qu'elles paroiſſent s'avancer jusqu'à la hauteur des yeux.

des Löwen ſagt. (*) Aber Natter war zu vorſichtig, dieſes ſehr zufälligen Vortheils wegen, die convexen Steine überhaupt anzupreiſen. Denn Herr Lippert mag auch noch ſo viel Beyſpiele anbringen, wo die Convexität der Fläche eine gute Wirkung hat: ſo wird er doch ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daß ſich nicht noch weit mehrere anführen laſſen, wo eben dieſe Convexität die Erſcheinungen gerade falſcher macht. Und geſteht er es nicht ſelbſt, daß auch in den Fällen, wo die Convexität der Täuſchung des Auges zuträglich iſt, dennoch „der Verſtand bey genauer Betrachtung wegen der Möglichkeit und Wahrheit gar bald in Zweifel geſetzt werde?„

Drey

(*) La queuë du Lion n'eſt pas profonde, mais il ſemble que ſon extrémité s'eleve preſque perpendiculairement à ſa tete; ce qu'il auroit été impoſſible d'exprimer ſur une pierre plate.

Drey und vierzigſter Brief.

Sollte nun das Büchelchen des Herrn Klotz ein Commentar über das Lippertſche Werk ſeyn: was hätte der Commentator hier thun müſſen?

Er hätte müſſen erinnern, daß Herr Lippert aus dem Vortheile der convexen Steine ein wenig zu viel mache; daß ſie dieſes Vortheils wegen nicht überhaupt empfohlen zu werden verdienten; daß dieſe Convexität eben ſo oft nachtheilig ſeyn könne; und daß es lediglich auf die zu ſchneidende Figur ankomme, ob der Künſtler lieber einen platten oder einen convexen Stein zu wählen habe. Dieſe letzte Erinnerung hat auch ſchon Natter gegeben, (*) und dadurch den Vorzug der convexen Steine richtiger und genauer beſtimmt, als man wohl ſagen möchte, daß es von Hrn. Lipperten geſchehen ſey.

Anſtatt deſſen aber, was hat er gethan, der treffliche Commentator? dieſer ſtolze Scribent, der ſich zutrauen durfte, ſowohl dem Gelehrten, der die Künſte kennet, als dem Künſtler, der die Litteratur

---

(*) Meth. de gr. p. 45. Ce Mercure-ci n'auroit pas été propre à etre gravé dans une pierre fort convexe, parce que le corps & le bras auroient été trop enfoncés, avant que l'on eût pû placer la tete ſur la meme ligne, & l'on auroit été obligé de faire la draperie plus forte ou differente, & par conſequent le tout ſeroit devenu trop groſſier & peſant. Il paroit par-là que c'eſt ſur la Figure que l'on ſe propoſe de graver, qu'il faut ſe regler pour choiſir une ſurface ou plate ou convexe; & cela depend du genie de l'artiſte.

ratur liebet, nützlich zu werden? (*) was hat er gethan? Nicht genug, daß er eine Anmerkung, die nur auf wenig Steine paßt, indem ſich auf weit mehrern gerade das Gegentheil, und auf den allermeiſten weder dieſes noch jenes äuſſert; nicht genug, ſage ich, daß er eine ſolche Anmerkung noch allgemeiner ausdrückt, ſie noch wichtiger, von noch weiterm Belange macht, als ſie ſelbſt der Urheber ausgiebt: er hat dieſe Anmerkung nicht einmal verſtanden. Und das habe ich doch wohl bewieſen!

Wahr iſt es, auch die Worte des Hrn. Klotz, „daß ſich die alten Künſtler durch „die ſchildförmige Fläche von dem Zwange befreyet, den ihnen der enge Raum „des Steines anlegte,„ ſind gewiſſermaaßen Worte des Hrn. Lippert. Wenigſten bis auf das enge. Aber eben dieſes einzige Wort, enge, welches Hr. Klotz von den Seinem hinzufügt, beweiſet

---

(*) S. 15.

ſet auch unwiderſprechlich, wie weit er von dem wahren Sinne ſeines Autors entfernt geweſen, und wie ſehr er ſich überhaupt hüten müßte, da, wo er gute Leute ausſchreibt, das allergeringſte von dem Seinen einzuflicken.

Hr. Lippert kömmt nehmlich, in ſeinem Werke ſelbſt, verſchiedentlich auf den Vortheil der ſchildförmigen Steine zu ſprechen. Beſonders erklärt er ſich, bey Nummer 139 des erſten Tauſend, faſt noch umſtändlicher darüber, als er in der Vorrede gethan, indem er, außer dem dort angezeigten Nutzen, hier noch einen zweyten beybringt, den Herr Kloß gar nicht mitzunehmen beliebt hat. Ich will die ganze Stelle anführen, weil ich auch noch ſonſt eine Anmerkung darüber zu machen habe.

„Ich hätte, ſchreibt Herr Lippert, (*) „ſchon längſt etwas von den hohen Steinen ſagen ſollen, die ſich zu unſerer heu„tigen

---

(*) S. 59.

„tigen Art zu ſiegeln nun nicht mehr ſchicken, da wir uns, anſtatt des bey den Alten gewöhnlichen Wachſes, des Siegellacks bedienen. Man kann eine gedoppelte Urſache angeben, warum den Alten ein hoher und ſchildförmig geſchliſſener Stein gefiel. Erſtlich um die äußern Theile einer Figur, des flachen Schnittes ungeachtet, dennoch ohne Verkürzung der Arme und Beine, womit ſie ſich ohnedies nicht gern abgaben, geſchickt herauszubringen, ohne ſich wegen des Raums zwingen zu dürfen, wie es wohl hätte geſchehen müſſen, wenn der Stein wäre glatt geſchliſſen geweſen. Die zwote Urſache konnte dieſe ſeyn, weil, da das Wachs nicht ſo hart, als unſer Siegellack, iſt, das Bild leicht würde ſeyn gedrücket, und alſo verwiſcht worden; nachdem es aber auf dieſe Art zu ſtehen kam, ſo verhinderte der nunmehr durch den Abdruck

„entſtandene hohe Rand, daß es nicht ſo „leicht geſchehen konnte, und dieſes ſieht „man bey den beſten und älteſten Steinen.„

Ich habe ſchon geſagt: wenn man einen Künſtler lieſet, der mit andern Werkzeugen umzugehen gewohnt iſt, als mit der Feder, ſo muß man mehr darauf ſehen, was er nach den Grundſätzen ſeiner Kunſt ſagen kann, als was er zu ſagen ſcheinet. „Ohne ſich wegen des „Raums zwingen zu dürfen, wie „es wohl hätte geſchehen müſſen, wenn der Stein wäre glatt „geſchliffen geweſen.„ Ich wünſchte ſelbſt das Wort Raum aus dieſer Redensart weg. Doch wenn der um die Proprietät der Worte unbeſorgte Künſtler, (*) bey dem Worte Raum nicht eben einzig

---

(*) Wenn er es weniger wäre, würde er in eben dieſer Stelle nicht auch glatt für platt gebraucht haben. Glatt einzig und allein an das Engere und Weitere gedacht; wenn er überhaupt die ganze äußere Conformation der Maſſe des Steines darunter verſtanden hat: ſo hat es mit dem Sinne noch immer ſeine gute Richtigkeit. Er will ſagen: auf einem ſchildförmigen Steine laſſen ſich die äuſſern Theile einer Figur geſchickt, d. i. mit einem Anſcheine des Hervortretens, der Näherung, herausbringen, ohne daß man deswegen nöthig hat, ſie tiefer zu ſchneiden, oder gar die Arme oder Beine, an welchen dieſe äußere Theile ſind, zu verkürzen, als zu welchem letztern der Raum eines platten Steines den Künſtler würde gezwungen haben: nicht in ſo fern dieſer Raum des platten Steines enger iſt, und das unverkürzte Glied weniger Platz darauf hätte, als auf der ſchildförmigen Fläche; ſondern in ſo fern es dem

Glatt kann auch ein ſchildförmiger Stein geſchliffen ſeyn, aber nicht platt.

dem platten Steine da an Maſſe fehlet, wo das äußere Theil hervortreten ſoll, und es alſo nicht anders zum Hervortreten zu bringen iſt, als daß man es auf ſeinem verkürzten Gliede aus der Tiefe des Steines heraushohlt. Ich beziehe mich nochmals auf die Diana beym Natter. Die rechte Hand, dieſer äußere Theil des unverkürzten Armes, konnte nur vermittelſt der ſchildförmigen Fläche des Steines bis über die Stirne herausgebracht werden: hätte der Künſtler in einen platten Stein gearbeitet, ſo hätte er nothwendig den ganzen Arm verwenden, und ſo verkürzen müſſen, daß er die Hand auf dem verkürzten Arme aus der Tiefe heraushohlen, und bis über die Stirne bringen können. —

Sind Sie noch zweifelhaft über das gedankenloſe Ausſchmieren des Herrn Kloß? — Nun wohl; Herr Lippert lebt ja. So ſage es Herr Lippert ſelbſt, wer von uns beiden, ich oder Herr Kloß, ihn richtiger verſtanden? Ob ſchon Herr Lippert und Herr Kloß Freunde ſind; ob ich Herr Lipperten ſchon nicht kenne; ob ich ihn ſchon nie mit eckeln Lobſprüchen zu beſtechen, und mich an ihn anzuketten geſucht: dennoch berufe ich mich getroſt auf ſeinen Ausſpruch. Der älteſte und theuerſte Freund des Künſtlers, iſt ihm die Kunſt. Er entſcheide, wenn er es der Mühe werth hält. Er ſage es ſelbſt, und alsdenn muß ich es wohl glauben, daß er das Räumlichere für das halte, warum die Alten die ſchildförmigen Steine den platten vorgezogen. Er ſage es ſelbſt: — aber auf allen Fall erlaube er mir auch, ihn um ein Paar Beyſpiele zu erſuchen. Er ſey ſo gut, und weiſe mir die Gemmen nach, auf welche der Künſtler wegen der Convexität ihrer Fläche mehrere oder größere Gegenſtände bringen können, als ihm auf platte Steine von der nehmlichen Peripherie zu bringen möglich geweſen wäre.

Vier und vierzigſter Brief.

Und nun die Anmerkung, welche ich ſonſt über die in meinem Vorigen angeführte Stelle des Hrn. Lippert zu machen habe.

Alſo einen doppelten Nutzen hatten die ſchildförmigen Steine? Einmal den, den Herr Klotz ſo lächerlich mißverſtanden? und zweytens den, daß unter dem hohen Rande, welchen die Convexität bey dem Abdrucke im Wachſe zurückließ, die Figur gleichſam geſichert lag, und ſich nicht ſo leicht drücken konnte? Aber nur dieſen doppelten Nutzen hatten ſie?

Es befremdet mich ein wenig, daß Herr Lippert einen dritten vergeſſen, der vielleicht der weſentlichſte war. Wenigſtens hat ihn Natter dafür erkannt, und ihm auf ſeiner erſten Tafel ausdrücklich zwey Figuren gewidmet. Er beſteht darinn, daß bey einem convexen Steine der Raum zwiſchen dem Werkzeuge und dem Rande des Steines größer iſt, als bey einem platten, und jenes folglich in den convexen Stein weiter eindringen und einen tiefern Schnitt verrichten kann, (*)

als

(*) No. 9. Ceci repréſente une pierre à ſurface convexe, avec un Outil que l'on y applique, & c'eſt pour montrer l'avantage qu'il y a de travailler ces ſortes de pierres; car l'eſpace qui ſe trouve entre la pierre & l'Outil étant plus conſiderable dans une pierre convexe, que dans une pierre plate, il arrive de-là que l'Outil peut penetrer plus avant, & faire une gravure plus profonde dans la pierre convexe que dans l'autre. Voyes le No. 10, ou le même Outil touche bien plûtot aux bords de la pierre plate.

als ihm in den platten zu verrichten möglich wäre, ohne den Stein ſchief zu wenden, wodurch das Werkzeug zwar weiter eindringet, aber mit einem Sotto Squadro, der dem Abdrucke nachtheilig wird. Nur daher läßt ſich denn auch behaupten, „daß die ſchildförmigen Steine zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequemer ſind,„ als die platten: in ſo fern ſie es nehmlich gewiſſen Werkzeugen erleichtern, gegen die Mitte tiefer einzudringen, als ſie wohl auf den platten eindringen können. Doch muß auch der Künſtler ſeine Figur nach dieſer Bequemlichkeit einrichten; er muß ſie ſo wählen oder ordnen, daß ſie ihr höchſtes Relief gegen die Mitte bedürfen. Denn wählt oder ordnet er ſie anders, bedürfen ſie ihr höchſtes Relief mehr gegen den Rand: ſo iſt ihm die Convexität des Steines gerade mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Ueberhaupt läßt ſich von der Vorzüglichkeit dieſer oder jener Art

Fläche nichts Allgemeines behaupten. Nach Beſchaffenheit der Figur, die darauf kommen ſoll, iſt bald dieſe bald jene zuträglicher, und eben ſo gut, als Herr Kloz behaupten können, daß die ſchildförmige Fläche zur Abwechslung in dem mehr oder weniger Erhabnen bequem ſey, eben ſo gut kann man auch behaupten, daß ſie nicht minder bequem ſey, eine Figur durchaus flach darauf zu ſchneiden, ohne daß darum alle Theile dieſer Figur gleich nahe oder gleich weit entfernt zu ſeyn ſcheinen. Ich will ein ganz einfältiges Exempel geben, welches beide Fälle erläutern kann. Man nehme an, es ſolle ein rundes bauchichtes Schild mitten auf einen ſphäriſch convexen Stein geſchnitten werden. So wie man verlanget, daß ſich dieſes Schild auf dieſem Steine zeigen ſoll, ob auch von ſeiner converen oder von ſeiner concaven Seite: ſo wird auch der convere Stein ſich bald mehr, bald weniger dazu ſchicken. Soll das Schild ſeine convexe Seite zeigen, ſo iſt klar, daß der Künſtler aus dem convexen Steine den Umbo des Schildes ſo tief heraushohlen kann, als er nur will, ob ſchon auch mit viel unnöthiger Arbeit mehr, als er auf einem platten Steine haben würde. Soll das Schild hingegen ſeine concave Seite zeigen, ſo iſt eben ſo klar, daß er das ganze Schild, wenn er will, ziemlich gleich flach ſchneiden und doch mit aller Täuſchung vollenden kann, indem der höchſte Punkt des Steines im Abdrucke den tiefſten Punkt des concaven Schildes von ſelbſt giebt. —

Das freyere Spiel indeß, welches die Werkzeuge bey einem convexen Steine haben, erinnert mich wieder an das Vorgeben des Salmaſius, welches ich in meinem fünf und zwanzigſten Briefe berührte. (*) Weil auch Salmaſius die Nachricht des Plinius, daß man ſich ehedem enthalten, die Smaragde zu ſchneiden, nicht

---

(*) S. 194.

nicht ſo recht wahrſcheinlich fand: ſo glaubte er den Plinius dadurch zu retten, daß er annahm, es müſſe dieſe Nachricht nur von einer gewiſſen Art Smaragde verſtanden werden. Da nehmlich vor den Worten, quapropter decreto hominum iis parcitur ſcalpi vetitis, gleich vorhergehet, iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant: ſo will er, daß jenes iis auf dieſes concavi, nicht aber auf iidem gehe, und der Sinn dieſer ſey, daß nicht alle Smaragde überhaupt, ſondern nur die concav geſchliffenen zu ſchneiden verbothen geweſen. (*)

(*) In ſeiner Anmerkung über die Worte des Solinus: Nec aliam ob cauſam placuit ut non ſcalperentur (Smaragdi,) ne offenſum decus, imaginum lacunis corrumperetur. Ich ſetze ſie ganz her, aus Urſache, die ſich gleich zeigen wird. De concavis hoc tantum dicit Plinius: Iidem plerumque & concavi, ut vi-

Doch nicht zu gedenken, daß dem iis ſonach Gewalt geſchiehet, wenn man es auf das nächſtſtehende Subject ziehet; auch ohne zu wiederholen, daß ich aus einer Parallelſtelle des Plinius unwiderſprechlich gezeigt habe, daß das ſtreitige Ver-

> viſum colligant, quapropter decreto hominum iis parcitur ſcalpi vetitis. Qui concavi ſunt quod viſum colligant, & colligendo magis aciem recreent & juvent, ideo tales non ſcalpi placere. At noſter in univerſum ſmaragdos ſcalpi non ſolitos idcirco facit, ne oſtenſum decus imaginum, ſcalpturæ cavis corrumperetur. Quaſi ad hoc tantum expetiti fuerint ſmaragdi olim, ut imagines redderent, quod ſpecula melius faciunt. Præterea, qui concavi ſunt, imagines non recte reddunt, ſed quorum planities extenta & reſupina, ut idem Plinius oſtendit. Hæc igitur ex æquo & à veritate & Plinii mente diſcedunt.

Hier

Verboth von den Smaragden überhaupt zu nehmen ſey: will ich hier bloß auf dem Widerſpruche, der in der Sache ſelbſt liegt, beſtehen. So bequem die convexen Steine zum Schneiden ſind, ſo unbequem müſſen nothwendig, aus der

---

Hier iſt ein klares Exempel, daß Salmaſius dem armen Solinus auch manchmal zu viel thut! Solinus ſagt: ne offenſum decus, imaginum lacunis corrumperetur, und ſo ließ Salmaſius ſelbſt den Text des Solinus abdrucken. In der Anmerkung aber nimmt er an, als ob das Komma zwiſchen decus und imaginum erſt nach imaginum ſtehe, und man leſen müſſe: ne offenſum decus imaginum, lacunis corrumperetur. Solinus wollte ſagen, man habe die Smaragde darum nicht geſchnitten, damit ihr wohlthätiger Glanz nicht durch die Vertiefungen der darinn gearbeiteten Bilder verdorben werde. Salmaſius aber läßt ihn ſagen, „damit die ſich in ihnen ſpienehmlichen Urſache, die concaven dazu ſeyn. Je weiter an jenen die Werkzeuge von dem Rande des Steines bleiben, deſto geſchwinder nahen ſie ſich ihm an dieſen, und der Künſtler iſt alle Augenblicke genöthiget, um das Anſtoßen zu vermeiden, den Stein zu wenden, und das Werkzeug mit einem Sotto Squadro hineingehen zu laſſen. Endlich: ſind es denn nur die concaven Smaragde, welche die Alten, weil es Smaragde waren,

ſpiegelnden Bilder der vorſtehenden Objecte nicht durch die Vertiefungen des Schnittes vereitelt würden.„ Und mit welchem Rechte läßt er ihn das ſagen? Wenn Solinus ja einen falſchen Begriff von der Spieglung auf concaver Fläche gehabt: ſo verdient er den Tadel deswegen doch erſt in dem Folgenden, wo er ſagt, cum concavi ſunt, inſpectantium facies æmulantur, nicht aber hier, wo er von den Smaragden überhaupt, und nicht von den concav geſchliffenen insbeſondere redet.

ren, überhaupt zu reden, ungeſchnitten gelaſſen? In was für concave Gemmen haben ſie denn ſonſt zu ſchneiden, großes Belieben getragen?

Denn ich will eben nicht ſagen, daß es durchaus ganz und gar keine geſchnittene Steine von concaver Fläche gegeben. Es giebt deren noch. Von einigen habe ich, — wenn ich mich recht erinnere, — irgendwo bey dem Vettori geleſen, und ein Paar habe ich ſelbſt vor mir, da ich dieſes ſchreibe. Aber das kann ich ſagen, daß ſie äußerſt ſelten ſind, und allem Anſehen nach blos das Werk der Armuth oder des Eigenſinnes geweſen. Folglich konnte die Beſorgniß, daß man die theuerſte Art eines ſo theuren Steines, als der Smaragd war, allzuhäufig durch den Schnitt verderben würde, auch nicht ſo groß ſeyn, daß man ihr mit einem ausdrücklichen Geſetze hätte vorbauen müſſen.

Fünf und vierzigſter Brief.

Aber eben dieſer Vettori hat in der nehmlichen Stelle des Plinius noch etwas ganz anders gefunden. Spuren des Vergrößrungsglaſes.

Denn da er ſelbſt verſchiedne alte geſchnittene Steine von ſo auſſerordentlicher Kleinheit beſaß, daß man mit bloßen Augen nur kaum erkennen konnte, daß ſie geſchnitten wären, aber durchaus nichts darauf zu unterſcheiden vermochte: (*) ſo meinte er, daß ſich dergleichen Steine

---

(*) Diſſert. Glyptogr. p. 107. Exſtant in Muſeo Victorio gemmæ aliquæ ita parvulæ, ut lenticulæ granum illis duplo majus ſit; & tamen in iis vel ſemiexſtantes figuræ, vel inſciſæ pariter ſpectantur: opere in

Steine auch nicht wohl, mit bloßen Augen gearbeitet zu ſeyn, denken ließen. Manni hatte ſchon geurtheilet, daß man den Alten das Vergrößerungsglas, oder ſo etwas ähnliches, nicht ganz abſprechen könne; er hatte ſich beſonders auf die mit Waſſer gefüllte gläſerne Kugel, deren Seneca gedenkt, geſtützet: und Vettori glaubte, durch das, was Plinius von den Smaragden ſaget, iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant, dieſe Meinung noch mehr beſtätigen zu können. Igitur, ſagt er, ſi concavi plerumque erant apud veteres Smaragdi, ut facile viſum colligere poſſent, ſane non niſi arte optica illam cavitatem induiſſent, quam artem ideo perfecte ſciviſſe præſumendum videtur. Et Neronis Smaragdum, quo ludos gladiatorios ſpectare conſue-

---

in area tam parvula ſane admirando, quas oculo nudo, vix inciſas eſſe judicaveris.

ſueverat, pari argumento, concavum fuiſſe, licet arguere.

Aber Vettori muß wenig von der Wiſſenſchaft verſtanden haben, von der er glaubt, daß ſie die Alten ſo vollkommen ausgeübt. Sonſt hätte er ja wohl gewußt, daß durch eine concave Fläche die Dinge kleiner, und nicht größer erſcheinen; und daß aller Vortheil, den Hohlgläſer den Augen verſchaffen, nur für kurzſichtige Augen iſt, für die ſie die Strahlen auf eine gemäßere Art brechen. Dieſe Brechung aber, wenn es auch wahr wäre, daß ſie die Alten gekannt hätten, würde durch viſum colligere gerade nicht ausgedrückt ſeyn: ſondern viſum colligere würde ſich eher von der Brechung der Strahlen durch convexe Gläſer ſagen laſſen. Denn der Presbyte, der ſich convexer Gläſer bedienet, bedienet ſich ihrer nur deswegen, damit die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu ſehr zerſtreut ſind, mehr gebrochen, und dadurch eher an dem gehörigen Orte zuſammengebracht werden, welches denn wohl viſum colligere heiſſen möchte. Der Myops hingegen, der zu concaven Gläſern ſeine Zuflucht nimmt, nimmt ſie nur deswegen dazu, weil die Strahlen, welche in ſeinem Auge zu früh zuſammen treffen, durch ſie erſt zerſtreuet und ſonach zu einer ſpätern Vereinigung an dem rechten Orte geſchickt gemacht werden, welches gerade das Gegentheil von jenem iſt, und ſchwerlich auch viſum colligere heiſſen könnte.

Doch es iſt ausgemacht, daß die Alten von dieſem allen nichts gewußt haben, und die Worte des Plinius müſſen, nicht von gebrochenen, ſondern von zurückgeworfenen Strahlen verſtanden werden. Sie müſſen aus der Katoptrik, nicht aus der Dioptrik erkläret werden. In jener aber lernen wir, daß, da die von einer convexen Fläche reflectirte Strahlen divergiren, die von einer concaven hingegen convergiren, nothwendig die concave Fläche das ſtärkere Licht von ſich ſtrahlen muß. Und dieſe Verſtärkung des Lichts, wie folglich auch der Farbe, iſt es, was Plinius durch viſum colligere meinet, und warum er ſagt, daß man die Smaragde meiſtens concav geſchliffen habe.

Der Smaragd des Nero beweiſet nichts. Nero kann den Fechterſpielen durch einen Smaragd zugeſehen haben, und gleichwohl brauchte dieſer Smaragd weder concav noch convex geſchliffen zu ſeyn. Denn Plinius ſagt auch, daß man die Smaragde ganz platt gehabt; und es kann ein ſolcher platter Smaragd geweſen ſeyn, deſſen ſich Nero als eines Conſervativglaſes, vornehmlich wegen der dem Auge ſo zuträglichen grünen Farbe, bediente. Man betrachte nur, wie die Worte bey dem Plinius auf einander folgen, und man wird nicht in Abrede ſeyn, daß dieſes ihre natürlichſte

Erklärung iſt. Iidem plerumque & concavi, ut viſum colligant. Quapropter decreto hominum iis parcitur, ſcalpi vetitis. Quanquam Scythicorum Aegyptiorumque duritia tanta eſt, ut nequeant vulnerari. Quorum vero corpus extenſum eſt, eadem, qua ſpecula, ratione ſupini imagines rerum reddunt. Nero princeps gladiatorum pugnas ſpectabat ſmaragdo. Wenn dieſer Smaragd nothwendig zu einer von den vorerwähnten Claſſen müßte gehört haben, würde man ihn nicht weit eher zu denen, quorum corpus extenſum eſt, als zu den concavis zählen dürfen? Doch Plinius hat ihn ſicherlich weder zu dieſen, noch zu jenen, in ſo fern ſie als Spiegel zu brauchen waren, wollen gerechnet wiſſen. Denn ein platter Smaragd, der zum Spiegel dienet, kann eben daher unmöglich auch zum Durchſehen dienen.

Geſetzt aber, daß er wirklich eine ſphäriſche Fläche gehabt hätte, dieſer Smaragd des Nero; geſetzt, daß er dem Nero wirklich die Dienſte eines ſphäriſchen Augenglaſes gethan hätte, daß Nero deutlicher dadurch geſehen hätte, als mit bloßen Augen, ohne zu wiſſen, wie oder warum, auch wohl gar ſich einbildend, daß das deutlichere Sehen lediglich dem Stoffe des Steines zuzuſchreiben ſey; das alles, ſage ich, geſetzt: ſo kann ich, von einer andern Seite, gerade das Gegentheil von der Vermuthung des Vettori beweiſen. Der Smaragd des Nero kann ſchlechterdings nicht concav, er muß convex geſchliffen geweſen ſeyn: denn, mit einem Worte, Nero war ein Presbyte. Sveton beſchreibt ihn uns oculis cæſiis & hebetioribus, (*) und Plinius ſagt noch ausdrücklicher: Neroni, niſi cum coni-

---

(*) Cap. 51.

niveret, ad prope admota (oculi) hebetes. (*)

Es würde mir ſchwerlich eingefallen ſeyn, einen ſo puren puten Antiquar, als Vettori, in ſolchen Dingen zu widerlegen, wenn ich nicht gefunden hätte, daß noch itzt Herr Lippert in die Fußtapfen deſſelben getreten. Auch Herr Lippert glaubt, ſich für die Vergrößerungsgläſer der Alten erklären zu dürfen; und zwar aus Wahrſcheinlichkeiten, die im Grunde die nehmlichen ſind, auf welche Vettori drang, nur daß er ſie etwas richtiger entwickelt hat.

„Noch eine Anmerkung, ſchreibt er, (**) „bey den ſo ſubtilen Werken der alten „Steinſchneider, verdient hier einen Platz. „Dieſes ſo Feine hat mehr denn ein ſcharf „ſehend Auge erfodert. Die Augen der „Alten

---

(*) Libr. XI. ſect. 54. Edit. Hard.

(**) Vorbericht S. XXXV.

„Alten haben aber deswegen nicht ſchärfer,
„als die unſrigen, geſehen. Es iſt
„alſo zu vermuthen, daß ſie die Augen,
„ſo wie es unſere heutigen Künſtler auch
„bey dem ſchärfſten Geſichte thun, manchmal
„bewaffnet, und ſich mit Vergrößerungsgläſern
„und Brillen beholfen haben.
„Aber dieſe verfertigen zu können,
„gehöret zur Dioptrik. Daß aber die
„Dioptrik bey den Alten im Gange gewesen,
„finde ich nicht, oder doch nur
„eine kleine Muthmaßung. Ich weis
„wohl, daß Euclides, ohngefehr dreyhundert
„Jahr vor Chriſti Geburth, die
„Matheſis und auch die Optik gelehret,
„und daß hernach aus ihm Abazen und
„Vitellio ihre Grundſätze zur Optik genommen;
„aber daß die Dioptrik beſonders
„gelehrt worden, habe ich nirgends
„finden können. So viel könnte ſeyn,
„daß man ſie zur Optik mitgerechnet, weil
„man den Namen Anaclaſtica einer
„Wiſſenſchaft beyleget, die zur Optik mit-

„gerechnet worden, welche es vermuthlich geweſen iſt. Man hat aber viel ältere rundgeſchliffene Steine, als Euclides iſt, und die ein Alter von mehr als dreytauſend Jahren zu erkennen geben. Es wäre denn, daß man aus der Schrift, die man auf den Steinen gar oft findet, und aus dem Charakter der Buchſtaben ihr Alter ſicher angeben könnte; aber auch da findet man, daß ſie das Alter des Euclides ſehr weit überſteigen. Indeß halte ich es für gar möglich, daß die Vergrößerungsgläſer ſehr zeitig, und nur zufälliger Weiſe können erfunden worden ſeyn. Ein einziger Tropfen Waſſer, der von ungefehr auf einen kleinen Körper gefallen war, konnte hierzu Gelegenheit gegeben haben, ohne daß man dabey denken darf, daß ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Denn viele alte Steine ſind ganz rund und ſchildförmig, wie die Microſcopia, geſchliffen; auch brauch-

„ten die Alten öfters Cryſtall, oder andere eben ſo reine und durchſichtige Edelſteine, beſonders den Beryll. Es durfte „nur ein Cryſtall von ungefehr linſenförmig geſchliffen worden ſeyn, ſo war das „Vergrößerungsglas entdeckt. Vom „Nero weis man, daß er einen geſchliffenen Smaragd gebraucht, um dadurch „die Zuſchauer, wenn er aufs Theater „kam, anzuſehen.„ (*)

Das wird einem flüchtigen Leſer annehmlich genug dünken. Urtheilen Sie aber aus folgenden Anmerkungen, wie weit es für den Unterſucher Stich halten dürfte.

1. Aus dem Plinius habe ich erwieſen, daß Nero ein Presbyte war. Da er nun durch ſeinen Smaragd nach entfernten Gegenſtänden blickte, (Herr Lippert ſagt, nach den Zuſchauern des Spektakels; Plinius, nach dem Spektakel ſelbſt) ſo geſchah es nicht, um den Fehler

---

(*) Baccius de Gemm. natura p. 49

ler ſeiner Augen dadurch zu verbeſſern; ſondern blos, um ſie weniger anzuſtrengen, um ſie, während der Anſtrengung ſelbſt, durch das angenehme Grün des Steines zu ſtärken. Die Fläche deſſelben brauchte nicht convex zu ſeyn; denn er wollte nicht nahe Gegenſtände ſo dadurch ſehen, als ob die Strahlen derſelben von entfernten kämen: und concav durfte ſie nicht ſeyn; denn ſonſt wären ihm die entfernten Gegenſtände, nach welchen er damit ſahe, eben ſo undeutlich geworden, als ihm die nahen für das bloße Auge waren. Sondern ſie mußte platt ſeyn dieſe Fläche, und die Strahlen nach eben der Richtung durchlaſſen, nach welcher ſie einfielen. Als ein platter durchſichtiger Körper aber, hatte der Smaragd des Nero mit den Brillengläſern nichts weiter gemein, als in ſo fern man auch die bloßen Conſervativgläſer Brillengläſer nennen will, ob ſie ſchon zur Schärfung des Geſichts nichts beytragen, von welcher gleichwohl die Rede iſt. Ich finde, daß ſelbſt Baccius, den Herr Lippert anführt, den Plinius nicht anders verſtanden hat. Smaragdus, ſchreibt er, Neronis quoque gemma appellatur, quem gladiatorum pugnas Smaragdo, tanquam ſpeculo, ſpectaſſe ajunt: & mea quidam ſententia, ut ejus aſpectu oculorum recrearet aciem, qua ratione nos quoque cryſtallo, vitrisque viridibus, cum fructu utimur. Herr Lippert dürfte alſo den Baccius für ſeine Meinung eben ſo wenig anführen, als er ihn für das Factum ſelbſt hätte anführen ſollen. Nur hätte Baccius auch die Worte, tanquam ſpeculo, weglaſſen müſſen. Sie ſtreiten mit dem Durchſehen ſchlechterdings; und auch Plinius, wie ich ſchon angemerkt, ſagt nicht, daß der Gebrauch, den Nero von ſeinem Smaragde gemacht, der nehmliche geweſen, den man von dergleichen Steinen zu Spiegeln zu machen ge-

gepflegt. Er erwähnet dieſes doppelten Gebrauchs nur gleich auf einander; aber einen durch den andern zu erklären, hat ihm unmöglich einkommen können. Wenn Baccius erkannte, daß Nero durch ſeinen Smaragd geſehen: ſo hätte er nicht ſagen müſſen, daß dieſes tanquam ſpeculo geſchehen. Wollte er aber annehmen, daß Nero ſich ſeines Smaragds tanquam ſpeculo bedient habe: ſo mußte jenes wegfallen; denn er hatte ſich den Stein, entweder als völlig undurchſichtig, oder wenigſtens als auf der hintern Seite geblendet zu denken.

2. Es würde wenig daran gelegen ſeyn, ob die Alten ihre dioptriſchen Kenntniſſe zugleich mit der Optik oder beſonders, ob unter dieſem oder unter einem andern Namen, gelehrt hätten: wenn man ihnen nur überhaupt dergleichen einräumen könnte. Und doch iſt Herr Lippert auch darinn falſch berichtet, daß ſie eine eigene Wiſſenſchaft unter dem Na-

Namen der **Anaklaſtik** gehabt. Wenn ich nicht irre, ſo iſt dieſer Name noch neuer, als ſelbſt der Name **Dioptrik**: wenigſtens iſt gewiß, daß noch zu den Zeiten des **Proclus**, im fünften Jahrhunderte n. Ch. Geb., keine eigene Wiſſenſchaft weder unter dieſem, noch unter jenem Namen bekannt war. Die Alten wußten zwar, daß die Strahlen, wenn ſie durch Mittel von verſchiedner Dichte gehen, eine ἀνακλασιν (Brechung) leiden: aber nach welchen Geſetzen dieſe Brechung geſchehe, davon wußten ſie ſchlechterdings nichts. Sie erklärten aus dieſer Brechung überhaupt, ſo ungefehr einige wenige Erſcheinungen der durch verſchiedene natürliche Mittel gehenden Strahlen: aber mit dem künſtlichen Mittel des Glaſes hatten ſie keine Verſuche angeſtellt, und es blieb ein tiefes Geheimniß für ſie, wie ſich durch die verſchiedne Fläche dieſes künſtlichen Mittels, die Brechung in unſere Gewalt bringen laſſe.

3. Doch Herr Lippert giebt die theorentiſchen Kenntniſſe der Alten hiervon endlich ſelbſt auf, und meint nur, daß ſie Vergrößerungsgläſer könnten gehabt haben, auch ohne daß ſolche nach den Regeln der Dioptrik verfertiget worden. Das iſt wahr: bediente man ſich doch in den neuern Zeiten der Brillen ſchon an die dreyhundert Jahre, ehe man eigentlich erklären konnte, wie ſie der Undeutlichkeit abhelfen. (*) Aber die bloße Möglichkeit beweiſet nichts; auch ſelbſt die Leichtigkeit, mit der dieſe Möglichkeit alle Augenblicke wirklich werden können, beweiſet nichts. Die leichteſten Entdeckungen, müſſen nicht eben die früheſten geweſen ſeyn. Im Grunde mochte dieſe Leichtigkeit auch wohl ſo groß nicht ſeyn, als ſie Hr. Lippert macht. Die Steine, welche die Alten am häufigſten ſchnitten, waren wenig oder gar nicht durchſichtig;

(*) S. Käſtners Lehrbegriff der Optik S. 366.

und wenn auch der reinſte Kryſtall von ungefehr linſenförmig geſchliffen geweſen wäre, ſo war darum doch noch lange nicht das Vergrößerungsglas entdeckt. Denn ein von ungefehr linſenförmig geſchliffener Kryſtall wird auch nur ungefehr linſenförmig ſeyn, und alſo die Figur des unterliegenden kleinen Körpers zwar vergrößern, aber auch verfälſchen. Was konnte der, der die Vergrößerung bemerkte, alſo für beſondern Nutzen daraus hoffen, wenn er noch von der Vermuthung ſo weit entfernt war, daß die Verfälſchung aus der mindern Genauigkeit der ſphäriſchen Fläche entſtehe, und durch Berichtigung dieſer jener abzuhelfen ſey?

4. Endlich, wozu denn überhaupt dieſer von ungefehr linſenförmig geſchliffener Kryſtall? Weis man denn nicht, daß die Alten dem Vergrößerungsglaſe noch näher waren, als ein ſolcher Kryſtall ſie bringen konnte, und es dennoch nicht hatten?

ten? — Folgende Stelle in Smiths Optik hat mich daher ein wenig befremdet. (*) „Da die Alten die Wirkungen der Kugeln, zu brennen, gekannt haben, ſo „iſt zu verwundern, daß wir bey ihnen „gar keine Spur finden, daß ſie etwas „von derſelben Vergrößerung gewußt. „Sollten ſie wohl niemals durch eine Kugel geſehen haben? Herr de la Hire „erklärt dieſes. Die Brennweite einer „gläſern Kugel iſt der vierte Theil des „Durchmeſſers, von der nächſten Fläche „gerechnet. Hätten die Alten eine ſolche „Kugel von 6 Zoll gehabt, und größer „dürfen wir es nicht annehmen, ſo müßte „eine Sache, die ſie deutlich hätten dadurch ſehen ſollen, 1½ Zoll von ihr geſtanden haben. Natürlicher Weiſe haben ſie dadurch nach entfernten Sachen „geſehen, die ihnen nur undeutlich erſchienen ſind. Weite Sachen deutlich „zu ſehen, erfordert entweder eine gröſſere

---

(*) S. 381.

„ſere Kugel, als ſich verfertigen läßt, „oder Abſchnitte von großen Kugeln, die „wir jetzo mit Vortheil gebrauchen. Die „Alten wußten vermuthlich nicht, das „Glas zu ſchleifen, ſie konnten es nur in „Kugeln blaſen.„ Ich glaube nicht, daß dieſe Erklärung des de la Hire ſehr befriedigend ſeyn könnte, Falls auch ſchon die Sache, die ſie erklären ſoll, ihre Richtigkeit hätte. Wenn die Alten, durch ihre gläſerne Kugel von 6 Zoll, nach entfernten Gegenſtänden ſahen, mußten ſie nicht nähern vorbey ſehen? und wie leicht konnte ſich nicht ein Gegenſtand gerade in der Entfernung finden, den die Brennweite der Kugel erfoderte? Wahrlich, es wäre ganz unbegreiflich, wenn eine ſolche Kugel niemals von ungefehr ſo gelegen hätte, niemals von ungefehr wäre ſo geführet und gehalten worden, daß das Auge einen Gegenſtand durch ſie, von ungefehr, eben da erblickt hätte, wo ſie ihn nach Maaßgebung ihres Diameters vergrößern kann. Es wäre unbegreiflich, ſage ich: aber gut, daß wir dieſe Unbegreiflichkeit nicht zu glauben nöthig haben. Denn die Vorausſetzung ſelbſt iſt falſch, und es finden ſich allerdings Spuren, daß die Alten die Wirkung der gläſern Kugel, zu vergrößern, eben ſo wohl gekannt haben, als die, zu brennen. Was Spuren? Das ausdrückliche Zeugniß des Seneca: (*) Litteræ quamvis minutæ & obſcuræ, per vitream pilam aqua plenam majores clarioresque cernuntur, dieſes, meine ich, iſt ja wohl mehr als Spur; und es iſt nur Schade, daß es Smithen ſo wohl als dem de la Hire unbekannt geblieben. Zwar hatte ſchon Petrarch, ohne Zweifel in Rückſicht auf die Stelle des Seneca, dieſes Mittel, das Geſicht zu verſtärken, den Alten zugeſtanden: doch glaube ich, iſt unter den neuern Schriftſtellern Manni der erſte, der in ſeinem

Trak-

(*) Natural. quæſt. lib. I. cap 6.

Traktate von Erfindung der Brillen, welcher erſt 1738 herauskam, als De la Hire und Smith ſchon geſchrieben hatten, ſich ausdrücklich darauf bezogen. Aber Manni war wohl der nicht, der uns zugleich erklären konnte, wie es gekommen, daß ungeachtet dieſer Vergrößerungskugel, von welcher bis zu dem eigentlichen Vergrößerungsglaſe nur ſo ein kleiner Schritt zu ſeyn ſcheinet, die Alten dennoch dieſen kleinen Schritt nicht gethan. Daß ſie das Glas nicht zu ſchleifen verſtanden, möchte ich mit dem De la Hire nicht gern annehmen. Ich weis wohl, er meinet nicht das Schleifen überhaupt, ſondern das Schleifen in Schalen von gewiſſen Zirkelbögen. Wenn ihnen das aber auch unbekannt geweſen wäre: wie hätten ſie nicht darauf fallen können, das Glas in dergleichen Schalen ſo fort zu gießen, und es hernach aus freyer Hand vollends fein zu ſchleifen? Ganz gewiß würden ſie darauf gefallen ſeyn, wenn ſie nur im geringſten vermuthet hätten, daß die Sache überhaupt auf die ſphäriſche Fläche ankomme. Und hier meine ich, zeigt ſich der Aufſchluß des ganzen Räthſels. Es währte nur darum noch ſo viele Jahrhunderte, ehe man von der mit Waſſer gefüllten gläſernen Vergrößerungskugel auf die Vergrößerungsgläſer überhaupt kam, weil man die Urſache der Vergrößerung nicht in der ſphäriſchen Fläche des Glaſes, ſondern in dem Waſſer glaubte. Daß dieſes der allgemein angenommene Gedanke der Alten geweſen, iſt gewiß; und ſelbſt die Worte, die vor der angeführten Stelle des Seneca unmittelbar vorhergehen, bezeugen es: Omnia per aquam videntibus longe eſſe majora. Auch darf man gar nicht meinen, daß ſie, beſonders in dieſem Falle, die Urſache der Vergrößerung dem Waſſer zuſchrieben, in ſo fern es in der hohlen ſphäriſchen Kugel gleichfalls in eine ſphäriſche Fläche zuſammen gehalten wird.

Nein; an die ſphäriſche Fläche dachten ſie ganz und gar nicht: ſie dachten einzig an eine gewiſſe Schlüpfrigkeit des Waſſers, vermöge welcher die ungewiſſen Blicke ſo abgleiteten, ſo — was weis ich, wie und was? Mit einem Worte: dieſe Schlüpfrigkeit war nicht viel anders als eine qualitas occulta, durch die ſie die ganze Erſcheinung mit eins erklärten. — Und ſo dünkt mich, iſt es faſt immer gegangen, wo wir die Alten in der Nähe einer Wahrheit oder Erfindung halten ſehen, die wir ihnen gleichwohl abſprechen müſſen. Sie thaten den letzten Schritt zum Ziele nicht darum nicht, weil der letzte Schritt der ſchwerſte iſt, oder weil es eine unmittelbare Einrichtung der Vorſicht iſt, daß ſich gewiſſe Einſichten nicht eher als zu gewiſſen Zeiten entwickeln ſollen: ſondern ſie thaten ihn darum nicht, weil ſie, ſo zu reden, mit dem Rücken gegen das Ziel ſtanden, und irgend ein Vorurtheil ſie verleitete, nach dieſem

Ziele auf einer ganzen falſchen Seite zu ſehen. Der Tag brach für ſie an: aber ſie ſuchten die aufgehende Sonne im Abend.

5. War ſie nun einmal da, die gläſerne Kugel des Seneca, durch welche man noch ſo kleine und unleſerliche Buchſtaben deutlicher und größer erblickte: warum hätte man ſich ihrer nicht auch bey andern, wegen ihrer Kleinheit ſchwer zu unterſcheidenden Gegenſtänden bedienen können? — Du Cange theilte dem Menage eine Stelle aus einem noch ungedruckten Gedichte des Procoprodomus mit, welcher um das Jahr 1150 lebte, wo es von den Aerzten des Kayſers Emanuel Comnenus heißt:

Ἐρχονται, βλεπουσιν ἐυθυς, κρατουσι τον σφυγμον του·
Θωρουσι και τα σκυβαλα μετα του ὑελιου —

„ſie kommen, betrachten ihn ſtarr, füh„len ihm an den Puls und beſchauen die „Auswürfe mit dem Glaſe.„ Menage war Anfangs nicht ungeneigt, unter dieſem Glaſe eine Brille, oder ſonſt ein Vergrößrungsglas zu verſtehen: endlich aber hielt er es für wahrſcheinlicher, daß blos ein Glas darunter verſtanden werde, welches über das Gefäß, worinn die Auswürfe waren, gelegt wurde, um den übeln Geruch abzuhalten. Molineux und Smith ſtimmen dieſer Auslegung bey; und letzterer mit dem Zuſatze, daß ſonach die Stelle auch wohl nur blos von der Beſichtigung des Harnes zu erklären ſey. Ja Manni ſelbſt ſagt: (*) „dieß iſt „in der That auch der wahre Verſtand; „wie man eben dieſe Gewohnheit noch „heutiges Tages an einigen Orten findet: „oder man müßte das Glas für eine Art

„von

(*) Nach der deutſchen Ueberſetzung, in dem 7ten Theile des Allgemeinen Magazins. S. 9.

„von lente erklären; wiewohl ich zweifle, daß die Alten dergleichen Gläſer gehabt haben.„ Aber wenn Manni hieran auch mehr, als gezweifelt hätte; wenn er völlig überzeugt geweſen wäre, daß die Alten dergleichen Gläſer ſchlechterdings nicht gehabt: folgte denn deswegen nothwendig jenes? Die Alten hatten keine linſenförmig geſchliffenen Vergrößerungsgläſer: folglich war das Glas, wodurch die alten Aerzte die Excremente ihrer Kranken betrachteten, „mehr die Naſe zu ſchützen, als den Augen zu helfen?„ Ein Arzt, dächte ich, ſollte ſo eckel nicht ſeyn, und wenn er aus der genauern Betrachtung des Kothes etwas lernen kann, ſich lieber die Naſe zuhalten, als den Koth weniger genau betrachten wollen. Das μετα τȣ ὑελιȣ ſagt alſo wohl etwas mehr: und warum könnte denn auch nicht eben die gläſerne Kugel des Seneca darunter verſtanden werden, die Manni ſelbſt ſo wohl kannte? Es befremdet mich, daß Manni auf dieſen ſo natürlichen Gedanken nicht fiel. Aber er würde ohne Zweifel darauf gefallen ſeyn, wenn er gewußt oder ſich eben erinnert hätte, daß es den alten Aerzten gewöhnlich geweſen, ſich einer vollkommen ähnlich gläſernen Kugel zu einer verwandten Abſicht zu bedienen. Invenio Medicos, ſagt Plinius, (*) quæ ſunt urenda corporum, non aliter utilius id fieri putare, quam cryſtallina pila adverſis poſita ſolis radiis. Hier iſt dem Plinius dieſe Kugel von Kryſtall; an einem andern Orte iſt es ebenfalls eine gläſerne mit Waſſer gefüllte Kugel. (**) Sie ſey aber von Kryſtall oder von Glas, mit oder ohne Waſſer geweſen: genug, daß die nehmliche durchſichtige Kugel, welche

---

(*) Libr. XXXVII. Sect. 10.

(**) Libr. XXXVI. ſec. 67. Addita aqua vitreæ pilæ ſole adverſo in tantum excandeſcunt, ut veſtes exurant.

welche brennet, nothwendig auch vergröſſern muß, und daß es ſchwer zu begreifen iſt, wie man ſich ihrer lange zu der einen Abſicht bedienen kann, ohne die andere gewahr zu werden. — Ein Umſtand nur, dürfte hierbey auffallen. Dieſer nehmlich; wenn die Kugel, womit die Aerzte brannten, durch die ſie folglich auch die Dinge vergrößert erblicken mußten, nicht von Glas, nicht hohl, nicht mit Waſſer gefüllt, ſondern durch und durch Kryſtall war: ſo müßte ja wohl das falſche, die Alten nach meiner Meinung von Entdeckung der eigentlichen Vergrößerungsgläſer entfernende Raiſonnement, als liege der Grund der Vergrößerung in den Beſtandtheilen des Waſſers, wegfallen; und was hinderte die Alten ſodann, die Wahrheit, die ihnen unmöglich näher liegen konnte, zu ergreifen? Hierauf könnte man antworten: das Zeugniß des Plinius iſt ſpäter, als das Zeugniß des Seneca; zu den Zeiten des

Seneca brannte und vergrößerte man nur noch durch gläſerne mit Waſſer gefüllte Kugeln; zu den Zeiten des Plinius wußte man, daß ſich beides auch durch dichte kryſtallene Kugeln thun laſſe; und das war eben der Schritt, welchen die Kenntniß der Alten in dieſem Zeitraume gethan hatte. Oder man könnte eben das antworten, was Salmaſius, (*) bey Gelegenheit einer andern Stelle des Plinius ſagt: Vitrum pro cryſtallo accepit Plinius; το κρυϛαλλοφανες ἀντι της κρυϛαλλȣ. Die Kugel, von der er geleſen hatte, daß ſie die Aerzte zum Brennen brauchten, war von Kryſtallglaſe, und nicht von wirklichem Kryſtalle; es war die nehmliche Kugel, die er an der andern Stelle beſchreibt; alſo die nehmliche Kugel, mit der Seneca vergrößerte. Auch iſt es überhaupt den Schriftſtellern damaliger Zeit gewöhnlich, alle Körper in candido translu-

cen-

(*) Ad Solinum p. 1092. Edit. Pariſ.

centes, es mochten Produkte der Natur oder der Kunſt ſeyn, das reine Glas ſowohl als die edlern farbloſen Steine, cryſtalla zu nennen. Doch wozu nur ſo halb befriedigende Antworten? Die volle Antwort, dünkt mich, iſt dieſe: es ſey die Brennkugel des Plinius immer von wirklichem Kryſtall geweſen; wer ſagt uns denn, daß ſie dichte durch Kryſtall geweſen? Kryſtall läßt ſich hohl drehen, und die Alten haben es hohl zu drehen verſtanden. Was hinderte alſo, daß die wirklich kryſtallene Kugel, durch welche die Alten brannten und vergrößerten, nicht auch mit Waſſer gefüllt geweſen? Nichts hinderte; vielmehr fand ſich die nehmliche Urſache, warum ſie die Kugel von Glas mit Waſſer füllen zu müſſen glaubten, vollkommen auch bey der Kugel von Kryſtall. Sie füllten die Kugel von Glas mit Waſſer, weil ſie ſich einbildeten, daß ohne die dazu kommende Kühlung des Waſſers, das Glas die erforderliche Erhitzung durch die Sonnenſtrahlen nicht aushalten könne; daß es ohne Waſſer ſpringen müßte. Das ſagt Plinius ſelbſt ausdrücklich: Eſt autem coloris impatiens (vitrum,) ni præcedat frigidus liquor: cum addita aqua vitreæ pilæ ſole adverſo in tantum excandeſcant, ut veſtes exurant. Nun aber glaubten ſie auch von dem wirklichen Kryſtalle, daß es die Hitze eben ſo wenig vertragen könne, und mußten es, vermöge der ſeltſamen Meinung, die ſie von der Entſtehung des Kryſtalles hatten, um ſo vielmehr glauben. (*) Folglich konnte gleiche Beſorgniß nicht wohl anders, als gleiche Verſicht veranlaſſen: füllten ſie die gläſerne Brennkugel mit Waſſer, ſo mußten ſie auch die kryſtallene damit füllen.

6. Und

(*) Plinius lib. XXXVII. ſect. 9. Cryſtallum glaciem eſſe certum eſt —— ideo caloris impatiens non niſi frigido potui addicitur.

6. Und nun, dem Hrn. Lippert wieder näher zu treten: was iſt es, was er eigentlich mit ſeiner Muthmaßung, die Brillen und Vergrößerungsgläſer der Alten betreffend, will? Warum trägt er ſie vor? warum trägt er ſie eben hier vor? Er trägt ſie vor, ohne Zweifel, weil er ſie für neu hielt, wenigſtens den Grund für neu hielt, den er von den durchſichtigen bauchicht geſchliffenen Steinen für ſie hernahm. Aber warum hier? hier, wo die Rede von den ſo bewundernswürdig kleinen Werken der alten Steinſchneider war? Glaubt Herr Lippert wirklich, daß dergleichen Werke durch ein Vergrößerungsglas leichter und beſſer zu machen ſind, als mit bloßem Auge? Ich habe mir das Gegentheil ſagen laſſen, und auſſerordentliche Künſtler im Kleinen, deren ich mehr als einen kenne, haben mich alle verſichert, daß ihnen ein Vergrößerungsglas bey der Arbeit ſchlechterdings zu nichts dienen könne, da es

Stein und Inſtrument und Hand, alles gleich ſehr vergrößere. Es iſt wahr, ſie können durch das Vergrößerungsglas erkennen, wie viel ihrer Arbeit an der Vollendung noch fehlen würde, wenn ſie beſtimmt wäre, dadurch betrachtet zu werden. Aber da es lächerlich wäre, nur deswegen kleine Kunſtwerke zu machen, um das Vergnügen zu haben, ſie durch das Glas vergrößert zu ſehen: ſo ſind alle Mängel, die man nur durch das Glas erblickt, keine Mängel, und der Künſtler braucht nur denen abzuhelfen, die ein geſundes unbewaffentes Auge zu unterſcheiden vermag. Aber auch hierbey muß er die größere Schärfe ſeines Geſichts, ſo zu reden, in der Hand haben; er muß mehr fühlen, was er thut, als daß er ſehen könnte, wie er es thut. Wenn alſo auch ſchon die alten Steinſchneider, es ſey die gläſerne Vergrößerungskugel des Seneca, oder einen durchſichtigen ſphäriſch geſchliffenen Stein, zu brau:

brauchen gewußt hätten: wozu hätten ſie ihn eben brauchen müſſen? Und nur daher begreif ich, wie jene gläſerne Vergrößerungskugel zu den Zeiten des Plinius bekannt ſeyn konnte, ohne daß er ihrer jemals, bey ſo vielfältiger Erwähnung mikrotechniſcher Werke, gedenket: da er im Gegentheil verſchiedne Mittel, deren ſich beſonders die Steinſchneider bedienten, die natürliche Schärfe ihres Geſichts zu erhalten und zu ſtärken, ſorgfältig anmerkt. (*) Andere alte Schriftſteller gedenken noch andrer ſolcher Mittel, die man alle itziger Zeit, da der Gebrauch der Vergrößerungsgläſer ſo allgemein geworden, ohnſtreitig zu ſehr vernachläßiget: ſo daß die Frage, ob der Sinn des Geſichts bey den Alten, oder bey den Neuern der ſchärferer? eine Unterſcheidung erfodert. Wir ſehen mehr, als die Alten; und doch dürften vielleicht unſere

---

(*) Lib. XX. ſect. 51. & lib. XXXVII. ſect. 16.

unſere Augen ſchlechter ſeyn, als die Augen der Alten: die Alten ſahen weniger, wie wir; aber ihre Augen, überhaupt zu reden, möchten leicht ſchärſer geweſen ſeyn, als unſere. — Ich fürchte, daß die ganze Vergleichung der Alten und Neuern hierauf hinauslaufen dürfte.

Sechs und vierzigſter Brief.

Ich habe mich bey der erſten Klotziſchen Anmerkung über das Mechaniſche der Steinſchneiderkunſt etwas lange verweilet. Bey der zweyten werde ich um ſo viel kürzer ſeyn können. Sie lautet ſo: (*)

„Die natürlichen Adern und Flecken „eines Steines, dienten den Alten bey „er-

---

(*) S. 53.

,,erhaben geſchnittenen Werken oft zur
,,Erreichung ihres Endzwecks, die jedem
,,Dinge eigenen Farben zu geben und die
,,ſchönſte Mahlerey zuwege zu bringen.
,,Sie wußten hierdurch ihren Werken
,,eine Lebhaftigkeit zu geben, die ſich der
,,Natur näherte, und machten dem Mah-
,,ler ſeinen Vorzug zweifelhaft. Die
,,Farben ſind ſo gebraucht, daß die Far-
,,be, welche zu einer Sache angewandt
,,worden, ſich nicht auf eine andere zu-
,,gleich mit erſtreckt, und alle Unordnung
,,iſt vermieden.,,

Welch ſchielendes Wortgepränge! welche abgeſchmackte Uebertreibung von der etwannigen Wirkung eines glücklichen Zufalls, oder einer ängſtlichen Tändeley! Alſo war es, bey erhaben geſchnittenen Werken, der Endzweck der Alten, ,,jedem Dinge die ihm eigene Farbe zu geben?,, Der Endzweck! kann man ſich ungereimter ausdrücken? Und dieſen Endzweck halfen ihnen die natürlichen Adern und

Flecken des Steines erreichen? und ſo erreichen, daß die ſchönſte Mahlerey daraus entſtand? Die ſchönſte Mahlerey! Eine Mahlerey, die dem Mahler ſeinen Vorzug zweifelhaft macht! Kann man kindiſcher hyperboliſiren? Gerade ſo würde ein ſpielendes Mädchen, das Kupferſtiche ausſchneidet, und ſie mit bunten ſeidenen Fleckchen ausleget, dem Mahler ſeinen Vorzug zweifelhaft machen.

Was kann ich mehr von der ganzen Anmerkung ſagen, als was bereits ein Gelehrter davon geſagt hat, welcher gleichfalls ſein freymüthiges Urtheil über die Schrift des Hrn. Kloß fällen wollen, ohne ſich vor dem Kothe zu fürchten, den Lotterbuben dafür auf ihn werfen würden? „Ich habe, ſagt Hr. Raſpe, (*) „viele geſchnittene Steine dieſer Art geſehen. Sie kommen mir vor, als die „Akroſticha und Chronodiſticha in der „Poeſie.

(*) Anmerkungen ꝛc. S. 31. (Caſſel 1768. in 12.

„Poeſie. Viel Zwang und etwas Farbe „iſt gemeiniglich ihr ganzes Verdienſt.„ Auch Hr. Lippert erkennet dieſen Zwang faſt an allen ſo mahleriſch geſchnittenen Steinen, die er ſeiner Daktyliothek dem ohngeachtet einverleiben wollen. Wozu alſo in einem Büchelchen ſo viel Aufhebens davon, das die Gemmen hauptſächlich zu Bildung des Kunſtauges und des Geſchmackes empfiehlt? Hier würde vielmehr gerade der Ort geweſen ſeyn, die Liebhaber vor dergleichen Afterwerken der Kunſt zu warnen.

Setzen Sie noch hinzu, daß die beſten unter dieſen Afterwerken der Kunſt, diejenigen, meine ich, welche die richtigſte ungezwungenſte Zeichnung und Anordnung zeigen, vielleicht Betrug ſind: ich will ſagen, daß ſie nicht aus Einem Steine beſtehen, deſſen Streife von verſchiedener Farbe man ſo kunſtreich genutzet, ſondern daß es verſchiedene Steine ſind, die man ſo unmerklich auf einander zu ſetzen verſtanden. Sardonyches, ſagt Plinius,(*) e ternis glutinantur gemmis, ita ut deprehendi ars non poſſit: aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, ſumptis omnibus in ſuo genere probatiſſimis.

Schlimm! und Betrug bleibt Betrug, er mag noch ſo fein ſeyn. — Aber doch iſt auch ſo viel wahr, daß es einem Künſtler weit anſtändiger iſt, den Stoff, in den er arbeitet, ſeinen Gedanken, als ſeine Gedanken dem Stoffe zu unterwerfen.

Sieben und vierzigſter Brief.

Es verſteht ſich, daß ich unter den Tadel meines vorigen Briefes nicht die eigentlichen Cameen mit begreiſe.

Sie

(*) Libr. XXXVII. ſect. 75.

Sie werden mich fragen: was ich eigentliche Cameen nenne? Solche erhaben geſchnittene Steine, die allein dieſen Namen führen ſollten. Ich weis wohl, daß man itzt einen jeden erhaben geſchnittenen Stein einen Camee nennet. Ich weis aber auch, daß dieſes weder immer geſchehen, noch itzt von uns geſchehen müßte, wenn wir genuin und beſtimmt ſprechen wollten.

Eigentlich heißt ein Camee nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein, welcher zwey Schichten von verſchiedener Farbe hat, deren eine die erhabene Figur geworden, und die andere der Grund derſelben geblieben. Dieſes bekräftiget für mich Boot: (*) Dum cruſta unius coloris

---

(*) Libr. II. cap. 84. p. 234. Edit. Adr. Tollii. Ich citire hier den Boot, weil ſein Werk, mit den Anmerkungen und Zuſätzen des Tollius und Laet, ohnſtreitig das vollſtändigſte und loris ſcalpitur, ac alterius coloris pro ſtrato relinquitur, tum gemma-

rii

und gewöhnlichſte Handbuch in dieſer Art von Kenntniſſen iſt. Denn ſonſt hätte ich eben ſo wohl andere, als z. E. den Cäſalpinus, citiren können, welcher libr. II. de Metallicis cap. 36. das nehmliche, faſt mit den nehmlichen Worten, ſagt: ſcalpunt gemmarii has (Onychas) vario modo. Si enim cruſta alba alteri nigræ ſuperpoſita ſit, aut ſecundum alios colores, ut rubens, albæ aut nigræ, aut e converſo, ſcalpunt in ſuperiori imaginem, ut inferior veluti ſtratum ſit, has vulgo Cameos vocant. Es iſt bekannt, daß Cäſalpinus einige Jahre früher als Boot ſchrieb; und aus ſolchen gleichlautenden Stellen hat daher Caylus den Boot zum Plagiarius des Cäſalpinus zu machen, kein Bedenken getragen. „Dieſer Schriftſteller, ſchreibt Caylus, (in ſeiner Abhandlung vom Obſidianiſchen Steine S. 31. deut. Ueb.) „hat oft ganze

„Stücke

rii Camehujam vel Cameum vocant, ſive Onyx, ſive Sardonyx ſit.

„Stücke aus dem Texte des Cäſalpinus abgeſchrieben, indem er nur einige Ausdrücke daran verändert, oder hinzugeſetzt. Er iſt nicht zu entſchuldigen, daß er hiervon gar nichts gedenkt und den Caſalpinus unter der Zahl der Schriftſteller, deren er ſich bey Verfertigung ſeines Werks bediente, nicht einmal genennt hat.„ Dieſe Anklage iſt hart: aber Boot hat ein Verzeichniß ſo vieler andern Schriftſteller, die er gebraucht, ſeinem Werke vorgeſetzt; warum ſollte er nun eben den Cäſalpinus ausgelaſſen haben, wenn er ihn wirklich gebraucht hätte? Er hätte ihn doch wahrhaftig nicht mehr gebraucht, als irgend einen andern. Folglich kann es gar wohl ſeyn, daß Boot mit ſeinem Buche, das 1609 zuerſt gedruckt ward, längſt fertig war, als das Buch des Cäſalpinus zu Rom herauskam, oder in Deutſchland durch den Nürenberger Nachlit. Es iſt gleichviel, welche von den Schichten der Künſtler zu der Figur nimmt, ob die lichtere, oder die dunkelere: aber freylich, wenn ihm die Wahl frey ſtehet, wird er lieber die dazu nehmen, deren Farbe für die Figur die natürlichſte oder ſchicklichſte iſt; wenn er einen Mohrenkopf z. E. auf einen Onyx ſchneiden ſoll, der eine gleich hohe weiſſe und

druck von 1602 bekannter ward. Ich wüßte auch wirklich nicht, was Boot nur aus dem Cäſalpinus hätte nehmen können; was er nicht eben ſo gut ſchon in ältern Schriftſtellern hätte finden können. Wo er daher mit dem Cäſalpinus, mehr als von ungefehr geſchehen könnte, zuſammen zu treffen ſcheinet, dürfen ſie beide nur eine Quelle gebraucht haben. Ja, ich wollte es wohl ſelbſt auf mich nehmen, bey den mehreſten Stellen, wo Caylus den Boot für den Ausſchreiber des Cäſalpinus halten können, dieſe beiden gemeinſchaftliche Quelle nachzuweiſen.

und ſchwarze Schichte hat, ſo wäre es wohl ſehr ungereimt, wenn er die weiße zum Kopfe und die ſchwarze zum Grunde nehmen wollte. Hier muß er der Farbe nachgehen, weil er ihr nachgehen kann, ohne ſeiner Kunſt den geringſten Zwang anzuthun: und von dieſem Mahleriſchen des Steinſchneiders, ſehen Sie wohl, habe ich nicht reden wollen.

Uebrigens kann es jedoch bey dem itzigen Sprachgebrauche nur bleiben, und es mag immerhin ein jeder erhaben geſchnittener Stein ein Camee heißen, ob ſchon die von einer Farbe ſo nicht heißen ſollten. Aber das Wort Camee ſelbſt? — Ich bekenne Ihnen meine Schwäche: mir iſt es ſelten genug, daß ich ein Ding kenne, und weis, wie dieſes Ding heißt; ich möchte ſehr oft auch gern wiſſen, warum dieſes Ding ſo und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entſchloſſenſten Wortgrüblern; und ſo lächerlich als vielen das etymologiſche Studium vorkömmt, ſo geringfügig mir es ſelbſt, mit dem Studio der Dinge verglichen, erſcheinet, ſo erpicht bin ich gleichwohl darauf. Der Geiſt iſt dabey in einer ſo faulen Thätigkeit; er iſt ſo geſchäftig und zugleich ſo ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugierde keine wollüſtigere Arbeit denken kann. Man ſchmeichelt ſich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dinges zu denken, das man ſucht: man freuet ſich über das Finden, ohne ſich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts iſt, was man nun endlich nach vieler Mühe gefunden hat.

Aber jede Freude theilt ſich auch gern mit: und ſo müſſen Sie ſich ſchon das Wort Camee von mir erklären laſſen.

Wir neuern Deutſche haben Camee ohnſtreitig gerade zu, von dem Italieniſchen Cameo entlehnt. Meine Unterſuchung muß alſo auf dieſes, oder auf das ihm entſprechende Franzöſiſche Camayeu gehen. Nun laſſen Sie uns vors erſte den Menage (*) unter Camayeu nachſchlagen, und die daſelbſt geſammelten Ableitungen erwägen. Gaffarel und Huet machen es urſprünglich zu einem hebräiſchen: Menage ſelbſt aber, zu einem griechiſchen Worte.

Gaffarel ſagt, Camayeux hießen in Frankreich figurirte Achate, und weil man wäßrichte oder gewäſſerte Achate habe, welche vollkommen wie Waſſer ausſähen, (**) ſo hätten die Juden, die ſeit langer Zeit in Frankreich gewohnet und in deren Händen der Steinhandel größten Theils geweſen, das Wort vielleicht von dem Hebräiſchen Chemaija gemacht; welches ſo viel heiſſe, als Himmliſche Waſſer, oder nach dem eigenen Ausdrucke dieſer Sprache, ſehr ſchöne Waſſer. — Aber was ſind wäßrichte

---

(*) Dict. Etym. de la Langue Fr.

(**) A cauſe qu'on voit des Achates ondées, repreſentant parfaitement de l'eau.

oder gewäſſerte Achate? Was ſind Achate, die vollkommen wie Waſſer ausſehen? Sind das Achate, die ſo klar ſind als das reinſte Waſſer? Oder Achate, deren vielfarbige Flecken den Wellen des Waſſers gleichen? Und waren die figurirten Steine denn nur ſolche Achate, ſolche ſeltene Achate? Gab es denn nicht eben ſo viele, nicht unendlich mehrere, die mit dem Waſſer durchaus nichts ähnliches hatten? Kaum daß ein ſo ſeichter Einfall eine ernſtliche Widerlegung verdienet.

Gründlicher wäre noch der Einfall des Huet. Auch Huet leitete Camayeu aus dem Hebräiſchen her: aber von Kamia, welches etwas bedeute, das man an den Hals hänget, um dem Gifte oder andern Schädlichkeiten zu widerſtehen; mit einem Worte, ein Amulet. Denn, ſagt er, man legte dergleichen Steinen, auf die von Natur irgend eine Figur geprägt iſt, ſehr große Tugenden bey. (*) Doch Huet hätte wiſſen ſollen, daß Kamia nicht eigentlich ein Hebräiſches, ſondern ein Rabbiniſches Wort iſt; das iſt, ein ſolches, welches die Juden ſelbſt aus einer fremden Sprache entlehnet haben. Und ſo fragt ſich: aus welcher? und was bedeutet dieſes Wort in der Sprache, aus der ſie es entlehnt haben?

Menage würde uns desfalls zu dem Griechiſchen verwieſen haben. Denn er ſagt, Camayeu komme her von *χαμαι* tief, weil ſie tief gegraben worden. (**) Aber wie? es ſind ja gerade nicht die tief, ſondern die erhaben geſchnittenen Steine, die man vorzüglich Camayeux nennet.

(*) Parcequ'on attribuoit de grandes vertus à ces pierres, qui ſont empreintes naturellement de quelques figures.

(**) A cauſe du creux ou ces pierres ſont taillés.

Außer dieſen Ableitungen, iſt mir weiter keine bekannt, als die von καυμα, die Cerutus (*) (nach dem Camillus Leonardus glaub ich,) angiebt. Καυμα heißt Brand; und daher ſey Camæ gemacht, weil dieſe Art Steine an ſulphuriſchen und heiſſen Orten gefunden würden. Cerutus verſteht die Onyxe darunter: aber woher beweiſet er, daß die Onyxe nur an ſolchen Orten erzeuget würden? Und geſetzt, er bewieſe es; wie hat man den Namen Camee, in dieſem Verſtande, gleichwohl nur den geſchnittenen Onyxen beygelegt? Was hatten dieſe vor den ungeſchnittenen Onyxen voraus, daß man ſie allein nach ihrem Erzeugungsorte benennte?

Noch

(*) Muſ. Calceolar. Sect. III. p. 212. Camæ a nonnullis vocantur, ſumpta denominatione a voce græca καυμα, quod eſt idem quod incendium: dicunt namque in locis ſulphureis & calidis inveniri.

Noch kahler werden Ihnen alle dieſe Grillen, gegen die wahre Abſtammung geſtellet, erſcheinen. Ich will Ihnen ſagen, wie ich auf dieſe gekommen bin. Die mineralogiſchen Schriftſteller des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts haben mich darauf gebracht, und Sie wiſſen von ſelbſt, daß die früheſten und beſten derſelben faſt lauter Deutſche waren. Bey ihnen fand ich nehmlich, das Italieniſche Cameo, das Franzöſiſche Camayeu, das Lateiniſche Camehuja, wie es Boot nennt, (*) bald Gemohuidas, bald Gammenhu, bald Gemmahuja, auch wohl gar getrennet, als zwey Worte, Gemma huja geſchrieben.

(*) Nicht, wie es die alten Römer genannt haben. Dieſe kannten das Wort Camehuja zuverläßig nicht; welches ich wider den Hrn. Cronſtedt erinnere. S. deſſen Verſuch einer neuen Mineralogie, deut. Ueberſ. Seite 61.

ben. (*) Was ich daraus aber ſchließen mußte, iſt klar: folglich ſind die erſten Syllben von Camayeu oder Cameo, das lateiniſche Gemma; und die ganze Schwierigkeit iſt nur noch, was die letz-

ten

(*) Gemohuidas ſchreibet es Erasmus Stella, deſſen Interpretamentum gemmarum, das zu Nürnberg 1517 zuerſt gedruckt worden, Brückmann 1736 wieder auflegen laſſen. Parte III. cap. 5 Gemmas ad Ectypam eruditi dixere, quæ ad imagines in eis ſcalpendas aptæ ſunt; harum quanquam multæ numero ſunt, Peantides tamen, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ ſignificantur, ſeſe principem offert, quod uſu vulgatior eſt, dicitur mederi parturientibus & etiam parere.

Gammenhů ſchreibt es Conrad Gesner: (de Figuris lapidum p. 98. Tiguri 1565.) Gemmarii vero ſeu ſcalptores gemmarum gemmas mi-

nus

ten Sylben in Camehuja oder Gemmahuja bedeuten ſollen.

Aus den Worten des Stella, die ich in der Note angeführet, dürfte man faſt auf die Vermuthung kommen, daß huja ſo viel als das Deutſche hoch, aufgeſchwellen, trächtig, heiſſen ſolle. Doch

wer

---

nus duras ad hoc diligunt: ut quas Germani vulgo à leni mollitie puto, Speckſtein appellant, & Gammenhů.

Gemmahuia ſchreibt es Joh. Kentmann: Nomenclatura rerum foſſilium p. 32.

Gemma huja ſchreibt es Agricola: (beym Gesner l. c.) Lapis, quem, quia ejus color candidus, pinguior videtur eſſe, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant gemmam hujam) limes albus diſtinguit modo nigram, modo cineream materiam. Ejus pars potiſſimum candida latior, & Sarda noſtris temporibus omnium maxime aptatur ad ectypas ſcalpturas.

wer würde ſich einen ſolchen lateiniſchdeutſchen Hybrida, den Franzoſen und Italiener von uns angenommen hätten, leicht einreden laſſen? Und damit Sie auch nicht weiter lange herumrathen: ſo mache ich es kurz, und ſage Ihnen, daß huja ſo viel iſt, als onychia; und Gemmahuja folglich nichts mehr und nichts weniger, als das zuſammengezogene und verſtümmelte Gemma onychia. Aus Gemma onychia ward Gemmahuja; aus Gemmahuja ward Camehuja; aus Camehuja ward Camayeu: ſo wie wiederum aus Gemmahuja, Gammenhù, Cameo; ja allem Anſehen nach, auch das Rabbiniſche Kamia.

Ich halte dafür, dieſe Ableitung iſt an ſich ſo einleuchtend, daß ich nicht nöthig habe, mich viel nach andern Beweisgründen umzuſehen. Der vornehmſte indeß würde dieſer ſeyn: daß, vom Cäſalpinus an, es durchgängig von allen mi-

mineralogiſchen Schriftſtellern angenommen wird, daß der Camehuja oder Cameo nicht eine beſondere Art Steines, ſondern nur ein beſonderer Name eines unter einem andern Namen bekanntern Steines ſey; nehmlich des Onyx. Onyx, oder Onickel, oder Niccolo, ſagen ſie alle, heißt dieſer Stein, wenn er nur geſchliffen, oder ſo iſt, wie er von Natur iſt: Cameo aber heißt er alsdann, wenn er geſchnitten iſt, und zwar ſo geſchnitten, daß Figur und Grund von verſchiedener Farbe ſind. (*) Iſt nun aber jeder Cameo ein Onyx; bezeichnen beide Namen den nehmlichen Stein: warum ſollen die Namen ſelbſt nicht auch urſprünglich die nehmlichen Worte ſeyn, wenn ſie es ſo

(*) **Cæſalpinus de Metallicis lib. II. cap. 122.** Hos omnes hodie Niccolos vocant, cum ſolum perpoliti ſunt: exſculptos autem, ut ſubſtratum alterius coloris ſit, Cameos.

ſo leicht und natürlich ſeyn können, als ich gezeigt habe?

Vor dem Cäſalpinus, wurde der Camehuja bald für dieſen, bald für jenen Stein ausgegeben; auch wohl zu einem eigenen beſondern Steine gemacht. Würde dieſes aber wohl geſchehen ſeyn, wenn man ſich um die Abſtammung des Worts bekümmert hätte? Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt! Es iſt nicht ſo gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht verſteht, die Sache ſchon mehr als halb kennet.

Zu einem beſondern Steine machte den Camehuja, Kentmann. (*) Auch wohl, vor dieſem, Camillus Leonardus. Denn der Stein, den Leonardus Kamam nennt, kann wohl nichts anders als der Cameo, die gemma onychia ſeyn, wie aus den Kennzeichen, die er ſelbſt an-

---

(*) Nomencl. Rer. foſſ. l. c.

angiebt, erhellet. (*) Aus dem Leonardus hat Boot dieſen Kamam in ſein Verzeichniß unbekannter Edelſteine übergetragen; und nun wiſſen Sie doch ungefehr, was Sie von dem Kaman, wie ihn Boot daſelbſt ſchreibt, denken müſſen. Sie glauben kaum, wie ſehr ich in dieſem Verzeichniſſe mit meiner Etymologie aufräumen könnte!

Hin-

(*) Kamam ſeu Kakamam, eſt albus variis coloribus diſtinctus, & a Kaumate dicitur, quod incendium importat: reperitur in locis ſulphureis, ac calidis; & frequentiſſime onixæ (Onychi) admixtus. Ejus determinata virtus nulla eſt, ſed virtutem ex ſculpturis ſeu imaginibus, quæ in ipſo ſculptæ ſunt, accipit. (De Lapid. lib. II. p. 89. Edit. Hamb.) Dieſe Stelle hatte ich im Sinne, als ich oben ſagte, daß es wohl Leonardus ſeyn möchte, aus

Hingegen zu irgend einem andern Steine, als dem Onyx, machten den Gemmahuja, Stella und Agricola. Und zwar Stella zur Päantis der Alten. Ich habe kurz vorher geſagt, zu welchem Irrthume die Worte des Stella, Peantides, quæ & Gemohuidas nuncupatur, quo nomine prægnantes ac plenæ ſignificantur, wohl verführen könnten; nehmlich in den letzten Syllben von Gemmahuja, unſer deutſches hoch

zu

---

dem Cerutus die Etymologie von Cameo genommen. Wenigſtens zeiget dieſe nehmliche Etymologie, und die nehmliche Angabe der Erzeugungsorte, daß der Cameo des Cerutus und der Kamam des Leonardus, nur ein und eben derſelbe Stein ſeyn können. Dazu kommen noch die übrigen Merkmahle des Leonardus; daß der Kamam an dem Onyx öfters anwachſe, und daß er ſeine ganze Kraft von den darauf geſchnittenen Figuren erhalte; welches alles den Cameo verräth.

zu finden. Aber hier kann ich Ihnen nun genauer ſagen, was Stella eigentlich will. Er fand in ſeinem Plinius: Pæantides, quas quidam Gemonidas vocant, prægnantes fieri & parere dicuntur mederique parturientibus. Dieſes Gemonidas fiel ihm auf; es hatte ihm mit dem Worte Gemmahuja ſo viel ähnliches, daß er glaubte, beide könnten auch nur das nehmliche Ding bezeichnen; er formte alſo ſein Gemohuidas vollends darnach, und ſo ward der Gemmahuja zur Päantis, zu dem Steine, von welchem die Alten glaubten, daß er für Gebährerinnen heilſam ſey, weil er ſelbſt ſeines gleichen gebähre. Aber Harduin verſichert, daß er in allen ſeinen Handſchriften des Plinius, anſtatt Gemonidas, Gæanidas gefunden: und nun denke man, wie viel auf eine ſo zweifelhafte Lesart zu bauen. Hätte Stella in ſeinem Plinius auch Gæanidas geleſen, ſo wäre ſicherlich der Gemmahuja nie zur Päantis geworden. (*)

Auch mißbilligte ſchon Agricola dieſe Meinung gänzlich, der den Gemmahuja für den Speckſtein ausgab. (**) Doch
das

(*) Indeß läßt ſich freylich von Gæanidas eben ſo wenig Rechenſchaft geben, als von Gemonidas, nur daß man aus jenem leichter abnehmen kann, daß Plinius ohne Zweifel ein von γενναω oder von γυνη abgeleitetes Wort dürfte geſchrieben haben. Vielleicht γυναικιζοντας, welches ſodann Merbodus ausgedrückt hätte, wenn er von der Päantis, oder wie er das Wort ſchreibet, Peanites, ſagt:

Feminei ſexus referens imitando labores.

(**) (Apud Geſnerum l. c.) Lapidis, quam, quia ejus color candidus pinguior videtur eſſe, Germani ex lardo nominaverunt, (quidam vocant Gemmam hujam) li-
mes

das iſt wider allen Augenſchein; unter hundert alten geſchnittenen Steinen, ſowohl erhabnen als tiefen, wird man nicht einen ſo thonichten finden. Denn wenn die thonichten Steine ſchon gut zu ſchneiden ſind, ſo waren ſie doch den Alten deſto untauglicher zum Abdrucke: es wäre denn — Aber von dieſer Vermuthung an einem andern Orte.

Unter den Neuern kenne ich nur den Hrn. D. Vogel, von dem man ſagen könnte, daß er mit dem Agricola den Gemmahuja zum Speckſteine mache: (*) wenn es nicht billiger wäre, von ihm anzunehmen, daß er nur zum Verſtändniſſe derjenigen ſeiner Vorgänger, die es wirklich gethan, unter die verſchiedenen Na-

---

mes albus diſtinguit modo nigram, modo cineream materiam. — Erasmus Stella Gemohuidas nominans, easdem veterum Pæantides non recte facit.

(*) Pract. Mineralſyſtem S. 100.

men des Speckſteins, auch den Namen Gemmahuja ſetzen wollen.

Einem kleinen Einwurfe will ich noch zuvorkommen, den man mir gegen meine Auflöſung des Camehuja in Gemma onychia machen könnte. Man dürfte ſagen: warum ſollten die Alten mit zwey Worten ausgedrückt haben, was ſie mit zwey Syllben ſagen konnten? warum gemma onychia, da ſie kürzer mit Onyx dazu kommen konnten? Darum, antworte ich: weil Onyx bey den Alten nicht allein der Name eines Edelſteines, ſondern auch einer Marmorart war; ja ſogar der Edelſtein dieſen ſeinen Namen von dem Marmor bekommen hatte. (*)

Zum

(*) (Plinius Libr. XXXVII. ſect. 24.) Exponenda eſt & Onychis ipſius natura, propter nominis ſocietatem: hoc in gemmam tranſilit ex lapide Carmaniæ. An der andern Stelle, wo Plinius des Marmors dieſes Namens gedenkt, (Lib. XXXVI. ſect.

Zum Unterſchiede alſo, und wenn ein großer Theil des Werths von dieſem Un-

---

ſect. 6.) ſtehet anſtatt Carmania, welches eine Provinz in Perſien war, Germania. Aber Salmaſius hat ſchon angemerkt, (ad Solinum p. 558.) daß dieſes ein bloßer Schreibfehler ſey, und Harduin hätte daher nur immer Carmania, anſtatt Germania, dort in den Text nehmen ſollen. Er hat dieſe Ehre wohl ſtreitigern Lesarten erwieſen. Indeß giebt mir das, was er daſelbſt in der Note hinzuſetzt, Gelegenheit zu einer andern Anmerkung. Cave porro, ſchreibt Harduin, onychem hoc loco putes a Plinio pro gemma ea accipi, quam noſtri vocant Caſſidoine, ut pleriſque viſum. Ich frage, was iſt das für ein Wort, Caſſidoine, und wie kömmt der Onyx dazu, von den Franzoſen ſo genannt zu werden? Beym Richelet wird Caſſidoine durch Murrha erklärt und hinzugeſetzt: Maniére de pierre precieuſe, embellie de veines, terſchiede abhieng, mußte man ja wohl gemma onychia oder onychina ſagen.

Und nun noch ein Paar Anmerkungen, die ungefehr eben ſo wichtig ſind, als der

ganze

---

nes, de diverſes couleurs. Sehr gründlich! Aber in einem Wörterbuche möchte man auch gern lernen, wo das Wort ſelbſt herkomme; und davon findet ſich nichts. Ich will es kurz machen: Caſſidoine iſt nichts als ein alberner Schreibfehler, den die Unwiſſenheit fortgepflanzet, und nun faſt gültig gemacht hat. Es ſoll Calcedoine heiſſen: Quæ hodie Chalcedonia audit, & corrupte Caſſedonia, ſagt Laet. Denn der milchfarbene trübe Achat, den wir itzt Chalcedon nennen, hieß in ſpätern Zeiten weiſſer Onyx. Wie er aber zu dem Namen Chalcedon gekommen, iſt ſchwer zu ſagen; da er mit allen den Steinen, welche bey den Alten von Karchedon, oder Kalchedon, ihren Beynamen haben, nicht

das

ganze Braſt, mit dem ich dieſen Brief vollgepfropfet habe.

Wenn ein Cameo, oder Camayeu, nur ein ſolcher erhaben geſchnittener Stein geheiſſen hat und eigentlich heiſſen ſollte, deſſen Grundlage von einer andern Farbe iſt, als die darauf geſchnittene Figur;

---

das geringſte ähnliches hat. So viel weiß ich nur, daß er dieſen Namen nach den Zeiten des Marbodus muß bekommen haben. Denn der Chalcedon des Marbodus iſt weder unſer Chalcedon, noch ſonſt ein onyxartiger Stein, ſondern der kalchedoniſche Smaragd des Plinius, vermengt mit eben deſſelben ſmaragdartigem Jaſpis, Grammatias oder Polygrammos genannt, wie aus dem Zuſatze, daß er den Rednern und Sachwaltern dienlich ſey, erhellet. Weder die Ausleger des Marbodus, noch Salmaſius, der den Chalcedon des Marbodus blos für des Plinius turbida Jaſpis, quam Calchedon mittebat, hielt, haben dieſes gehörig bemerkt.

der alſo zuverläßig ein Onyx ſeyn wird, weil unter den Edelſteinen nur die Onyxe dergleichen reguläre Lagen von verſchiedener Farbe haben: ſo wird man leicht daraus errathen können, von welcher Beſchaffenheit diejenigen Gemählde ſeyn müſſen, welche die Franzoſen gleichfalls Camayeux nennen, und einſehen, warum dergleichen Gemählden dieſer Name beygelegt worden. Nicht weil ſie das Basrelief nachahmen, heiſſen ſie Camayeux; wie ſich Pernety (*) und andere einbilden: denn ich wüßte nicht was χαμαι, wovon er das Wort mit dem Menage ableitet, mit dem Basrelief gemein hätte? Sondern ſie heiſſen ſo, weil ſie ganz aus

Einer

(*) Dict. de Peint. Ce mot ne devroit ſervir que pour les bas-reliefs, puiſqu'il tire ſon nom du mot grec χαμαι, qui ſignifie bas, à terre. Mariette, und aus ihm Richelet, nebſt andern Wörterbücher, ſagen eben das.

Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemahlet ſind, und hierinn die geſchnittene gemma onychia nachahmen. Ueberhaupt will ich hier noch hinzuſetzen, daß das Erhabene ſo wenig das Weſentliche des Cameo ausmacht, daß auch ſogar tief geſchnittene Steine (Onyxe verſteht ſich) Cameen heiſſen können und heiſſen ſollten, ſobald ſie durch die obere einfarbige Schichte bis auf die untere Schichte von einer andern Farbe geſchnitten worden, und alſo die Area von dieſer, und das Bild von jener Farbe erſcheinen. Es iſt noch nicht ſo gar lange her, daß die Franzoſen ſelbſt das Wort Camayeu eben ſo wohl von tiefer, als von erhabner Arbeit brauchten. Les Jouaillers & les Lapidaires, ſchrieb Felibien in ſeinem Dictionaire des Arts, nomment Camayeux les Onyces, Sardoines & autres pierres taillées en relief ou en creux. Nur die Worte & autres pierres taillées hätte er ſollen weglaſſen. Denn höchſtens können nur die Sardonyxe noch dazu gerechnet werden, als welche von den Alten mit unter dem allgemeinen Namen der Onyxe begriffen wurden, und allein einer ähnlichen Bearbeitung fähig ſind.

Vielleicht auch iſt dieſer ältere und weitere Gebrauch des Franzöſiſchen Camayeu die Urſache, warum die neuern Schriftſteller dieſer Nation, wenn ſie erhaben geſchnittene Steine durch ein Kunſtwort ausdrücken wollen, lieber pierre camée, als camayeu ſagen. Wir Deutſche wenigſtens wollen, zu dieſer Abſicht, nur immer das fremde und neue Camee lieber fortbrauchen, als das alte Gemmenhü erneuern. Es wäre denn, daß wir es ganz in ſeinem lauterſten Verſtande erneuern, und nicht alle und jede erhaben geſchnittene Steine, auch nicht nur allein erhaben, ſondern auch tief geſchnittene Steine, an welchen das Bild eine andere Farbe als die obere Fläche zeiget, damit belegen wollten. Wenn wir ſodann dieſen genuinen Begriff wiederum damit verbinden lernten, ſo ſehe ich nicht, warum wir nicht, eben ſo gut als die Franzoſen, auch die einfarbigen Gemählde auf einem Grunde von einer andern Farbe, Gemmenhüe, oder Gemählde auf Gemmenhüart, nennen könnten.

Acht und vierzigſter Brief.

Noch finde ich bey den Exempeln, welche Herr Kloß zur Erläuterung ſeiner zweyten Anmerkung über das Mechaniſche der Kunſt beybringet, einiges zu erinnern, welches ich freylich übergehen müßte, wenn mir nur um Herr Kloßen zu thun wäre. Ich will es alſo nur gegen ſeine Währmänner erinnert haben, und Herr Klotz hat ſich von dem Tadel mehr nicht anzunehmen, als davon auf die Rechnung des zahmen Nachſchreibers fallen kann.

„Herr Winkelmann, ſind ſeine Worte, „gedenkt eines Sardonych, welcher aus „vier Lagen, einer über der andern, beſteht, und auf welchen der vierſpännige „Wagen der Aurora erhaben geſchnitten „iſt.„ Erſt, mit Erlaubniß des Herrn Klotz: Winkelmann gedenkt keines Sardonych, ſondern eines Sardonyx. Warum man in der mehrern Zahl noch wohl, wenn man will, Sardonyche ſagen darf, das weis ich: aber wie man auch in der einfachen Zahl Sardonych ſagen könne, das iſt mir zu hoch. Vielleicht zwar iſt einem lateiniſchen Gelehrten, der ſich herabläßt, deutſch zu ſchreiben, ein ſolcher Schnitzer allein erlaubt. Und ſo habe er denn ſeine Schnitzer, oder Druckfehler, wie er ſie nennen will, für ſich!

Was ich eigentlich hier anmerken will, iſt gegen Winkelmann. Winkelmann hatte Unrecht, einen Stein, von dem er ſelbſt ſagt, daß er vier Lagen von vier verſchiedenen Farben habe, einen Sardonyx zu nennen. Der Sardonyx muß ſchlechterdings nur drey Lagen von drey Farben zeigen; (*) zwey, die er als Onyx haben muß,

---

(*) (Plinius Lib. XXXVII. ſect. 75.) Sardonyches e ternis glutinantur gemmis — aliunde nigro, aliunde candido, aliunde minio, ſumptis omnibus in ſuo genere probatiſſimis. Vor dem Harduin las man zwar in dieſer Stelle anſtatt e ternis, e cerauniis, und dieſe alte Lesart hat auch der deutſche Ueberſetzer beybehalten, bey dem es ſonderbar genug klingt, „aus Donnerkeilen zuſammen gekuttet.“ Doch Harduins Verbeſſerung iſt unwiderſprechlich, wie man bey ihm ſelbſt nachſehen mag. Außer dem Iſidorus hätte er auch noch den Marbodus muß, und eine dritte, welche dem Sarder oder Carneol gleichet, und wodurch er eben der Sardonyx wird. Plinius, Iſidorus, Marbodus nennen dieſe drey Farben, ſchwarz, weiß, roth. Aber die erſte iſt ſo unveränderlich nicht; denn ſie kann eben ſo wohl grau oder braun, als ſchwarz ſeyn. Nur die zweyte und dritte ſind unumgänglich; denn ohne die zweyte könnte er kein Onyx, und ohne die dritte kein Sardonyx heiſſen. (*) Nun aber iſt unter

---

dus für ſich anführen können, der eben ſo ausdrücklich von dem Sardonyx ſagt:

Tres capit ex binis unus lapis iſte colores;
Albus & hinc niger eſt, rubeus ſupereminet albo.

(*) Salmaſius will zwar, (ad Solinum p. 563.) daß die Arabiſchen Sardonyxe nichts von der rothen Farbe gehabt: allein in der Stelle des Plinius, worinn er das finden will, finde unter den vier Farben des von Winkelmann ſogenannten Sardonyx, die dritte gerade nicht; und das iſt ſonach der zweyte Grund, warum ihm dieſer Name abzuſprechen. Meinem Bedünken nach hätte ihn Winkelmann ſchlechtweg Onyx, höchſtens einen vielſtreifigen Onyx nennen ſollen. Denn ob man dem Onyx ſchon nur zwey Schichten von zwey Farben beylegt; ſo iſt dieſes doch nur von dem Onyx, wie er in kleine Stücken gebrochen, nicht aber, wie er wächſet, zu verſtehen. Ich will ſagen: da dieſe

---

finde ich es nicht. Eben ſo wenig kann ich mir mit ihm einbilden, daß Plinius geglaubt, Sardonyx ſolle ſo viel heiſſen, als Sarkonyx, oder daß er auch nur andeuten wollen, als ſey dieſes von einigen geglaubt worden. Denn Plinius ſagt zu ausdrücklich: Sardonyches olim, ut ex nomine ipſo apparet, intelligebantur candore in Sarda.

zweyfarbichte Schichten wechſelsweiſe parallel laufen, ſo kann jede mehr als einmal, und die dunklere auch mit verſchiedenen Schattirungen, wieder kommen, wenn man dem Steine Dicke genug läßt. Da aber eine ſolche Dicke zu Ring- und Siegelſteinen eben nicht die bequemſte iſt: ſo wird er freylich aus der Hand des Steinſchleifers ſelten anders als mit zwey Schichten kommen. Nur wenn dieſe Schichten dünne genug ſind, oder das Kunſtwerk, zu welchem er beſtimmt wird, eine größere Dicke erfordert, wird er, wie geſagt, jede der zwey Schichten mehr als einmal, und die dunklere nach verſchiedenen Schattirungen haben können. Und das iſt hier der Fall. Die vier Lagen des Winkelmanniſchen Steines ſind in ihrer Folge, ſchwarzbraun, braungelb, weiß und aſchgrau. Alle dieſe Farben und Schichten kommen ihm als Onyx zu; und beſonders, ſieht man wohl, ſind die zwey erſten nichts als Verlauf der nehmlichen Schichte ins Hellere: ſo wie die vierte, die aſchgraue, (wenn ſie ihm anders hier nicht aufgeſetzt iſt,) nichts als allmälige Verdunkelung der weiſſen Schichte in die natürlicher Weiſe wiederum angrenzende ſchwarzbraune oder braungelbe, ſeyn dürfte. Freylich iſt die rothe Farbe, die den Sardonyx zum Onyx macht, im Grunde auch nichts als eine Variation der braunen; denn beide ſind, ihren Beſtandtheilen nach, auch vollkommen der nehmliche Stein: aber wenn denn nun einmal für dieſe Variation ein beſonderer Name beſtimmt iſt, warum will man ihn einer andern beylegen? —

Ein zweytes Exempel nimmt Hr. Klotz aus der Daktyliothek des Zanetti. „In „der Zanettiſchen Sammlung, ſagt er, „wird ein Tiger aus dem orientaliſchen „Steine, Maco, bewundert, wo ſich „der Künſtler der Flecken des Steines „bedient hat, um die Flecken des Tigers „auszudrücken.„ Maco? Wer hat jemals von einem ſolchen Steine gehört? Da wird ſich ganz gewiß wieder der Setzer verſetzt, oder der Schreiber verſchrieben haben. So iſt es: denn Gori, von dem die Auslegungen dieſer Daktyliothek ſind, ſagt: exſculptum lapillo orientali, quem vulgo appellant Moco. Moco alſo; nicht Maco: und nun errathe ich es ungefehr, daß Gori einen Mokhaſtein meinet; einen Stein, den itzt faſt jeder kleine Galanteriekrämer kennet, da er häufig in Ringe verarbeitet wird. Gleichwohl muß ihn, — ich will nicht ſagen, Herr Klotz; wer wird von dem das anders erwarten? — ſondern Gori ſelbſt nicht gekannt haben. Denn ſonſt hätte er ihn uns gewiß bey ſeinem alten wahren Namen, der zugleich die Definition iſt, und nicht blos bey dieſem ſo viel als nichts ſagenden Juweliernamen genannt. Der Mokhaſtein iſt ein Dendrachat, und hat in den neuern Zeiten dieſen Namen bekommen, nicht weil er eben um Mokha gefunden, ſondern aus andern öſtlichen Ländern nach dieſem Hafen gebracht, und von da in Menge nach Europa geführet wird. (*)

Neun und vierzigſter Brief.

Gori zeigt ſich überhaupt, in ſeiner Daktyliothek des Zanetti, nicht

---

(*) Hill, in ſeinen Anmerkungen über den Theophraſt S. 86. Agates, which the Reſemblance of Trees and Shrubs on them, they call'd, for that Reaſon, Dendrachates. Theſe are what our Jewellers at this Time call Mochoſtones, but improperly; for the are not the Product of that Kingdom, but are only uſed to be brought from other Countries and ſhipp'd there for the Uſe of our Marchants.

eben als einen beſondern Steinkenner. Er ſchrieb den Namen hin, wie er ihn hörte; unbekümmert, ob ſeine Leſer etwas dabey würden denken können, oder nicht. Mochte er doch wohl öfters ſelbſt nichts dabey denken.

Sie erinnern ſich, was ich bereits in meinem fünf und zwanzigſten Briefe, wegen der Praſma Smaragdinea wider ihn angemerkt habe. Einer ſolchen Praſma fand er den Stein ſehr ähnlich, auf welchem er den Kopf des jungen Tiberius erkannte: (*) und wie ſagt er, daß man dieſen Stein nenne? Quem Igiadam adpellant: oder mit den Worten ſeines Ueberſetzers, Igiada molto bella, che al Praſma di Smeraldo aſſai ſi avuincina. Sie ſollen zwanzig Naturaliſten aufſchlagen, ehe Sie dieſer Igiada auf die Spur kommen. Und werden Sie wohl glauben, daß es weiter nichts, als der verſtümmelte ſpaniſche Name eines ſehr

---

(*) Tab. IX. p. 17.

ſehr bekannten Steines iſt? Die Spanier nennen Piedra de hijada einen lapidem nephriticum, einen Nierenſtein, den ſie häufig aus ihren amerikaniſchen Provinzen bringen. (*) Dieſer hat auch wirklich die Farbe eines Praſius oder Präſem; aber bey weiten nicht deſſen Härte, und kann folglich auch deſſen Politur nicht haben. Dazu iſt der Name Igiada bey dem Gori um ſo viel unſchicklicher, weil, wenn es eine wirkliche Piedra de hijada wäre, die Arbeit darauf unmöglich alt ſeyn könnte.

Sollte ein Gelehrter dem unwiſſenden Pöbel die Worte ſo aus dem Munde nehmen, wenn es nur an ihm liegt, ſich von den nehmlichen Dinge ohne ſie, eben ſo richtig als allgemein verſtändlich, auszudrücken? Sollte er, einen Stein zu benennen, lieber mit dem Juwelier und Seefahrer, als mit dem Griechen und Römer, als mit dem Naturforſcher ſprechen?

(*) Laet Libr. I. cap. 23.

chen? Gleichwohl iſt es in den ſpätern Zeiten faſt immer geſchehen; und nur dadurch ſind in dieſem Theile der Naturgeſchichte der Dunkelheiten und Verwirrungen ſo viel geworden, die ſich nothwendig auch je länger je mehr häufen müſſen, wenn ſich ein jeder nach eignem Gutdünken, oder mit dem erſten dem beſten Worte, das er gehört, darinn ausdrücken darf. Schon der ehrliche Stella, vor mehr als zwey hundert Jahren, eiferte wider dieſe Unart: aber was half es? Seine Worte ſind der Beyſpiele wegen merkwürdig. Se non param admirari, ſchreibt er, (*) viros alioquin doctos, in his rebus, quæ natura tanta ornaſſet pulchritudine, barbara ac plebeia uti nuncupatione, ut ſcil. Carbunculos Rubinos, Lychnites Amandinos, Sandareſios Granatos, Chryſolithos Citrinos, dicerent & pleraſque alias

---

(*) Præf. Interpret. Gem.

alias ineptiſſimis vocabulis appellarent, quæ tamen elegantiſſimis nominibus apud ſcriptores, tum Græcos, tum Latinos celebrarentur. Den Rubin ausgenommen, über den man durchgängig einig iſt, wird man die übrigen neugeprägten Namen, von nachherigen Schriftſtellern auf ganz andere alte zurückgeführet finden. Sie mögen darinn auch leicht eben ſo viel Recht haben, als Stella: nur wegen des Amandins möchte ich es lieber mit dieſem halten. Ein Wort hierüber.

Die Lychnis und der Carbunculus Alabandicus iſt bey dem Plinius ein und eben derſelbe Stein; einmal nach einer ihm beſonders zukommenden Eigenſchaft, und einmal nach der Gegend, wo er vornehmlich gefunden ward, ſo genannt. Denn beide ſind dem Plinius aus dem genere ardentium, beide ſind ihm nigriores oder remiſſiores carbunculi, und von beiden ſagt er, daß ſie in Orthoſia caute oder circa Orthoſiam gefunden würden. Wenn alſo Stella den Amandin der Neuern zu der Lychnis der Alten macht: ſo macht er ihn zugleich zum carbunculo alabandico, das iſt, zu einem dunkelrothen Rubin. Cäſalpinus hingegen, Boot, Laet und die ganze Heerde ihrer Nachfolger, machen den Amandin zum Troezenius des Plinius, das iſt, zu einem Rubin mit weiſſen Flecken. Doch unterſcheiden eben dieſe den Amandin von dem Almandin, welchen letztern ſie für den carbunculum alabandicum ausgeben, ob ſchon ohne im geringſten zu vermuthen, daß dieſer und die Lychnis ein und eben derſelbe Stein ſey. Ich habe aber nicht finden können, mit welchem Grunde ſie den Almandin und Amandin zu zwey verſchiedenen Steinen machen: beide Namen ſcheinen nur Ein Wort, beide nichts als das verſtümmelte Alabandicus zu ſeyn. Dazu kömmt eben dieſes Zeugniß des Stella, welcher hundert Jahr früher geſchrieben als ſie alle, und dem zu Folge eben darum der Amandin kein weiß geſprengter Rubin ſeyn kann, weil er ihn zur Lychnis macht. Stella gedenkt auch an einem andern Orte, wo er ausdrücklich alle die neubenannten Arten des Carbunculus herrechnet, nur des Amandin, und keines Almandin. (*) Kurz, die Weſen ſind hier ohne Noth vermehret worden; und mich wundert nur, daß ſelbſt Hill ſich dieſen chimäriſchen Unterſchied noch gefallen laſſen. (**)

Ich erinnere mich hier, noch über einen andern ſeltſamen Namen eines Edelſteines den eigentlichen Aufſchluß bey dem Stella gefunden zu haben. Unſere Voraltern, wie Sie wiſſen, nannten einen Opal einen Wayſe, oder wie ſie es ſchrie-

---

(*) Parte III. cap. 1.

(**) Theophraſtus's Hiſtory of Stones, p. 44.

ſchrieben, Weſe, Wehſe, Weiſe. Woher dieſem Steine dieſer Name? Boot will, er habe ihn vermittelſt des Pæderos erhalten, eines Beynamens, dem man, wie Plinius meldet, gemeiniglich dem ſchönſten Opal wegen ſeiner beſondern Lieblichkeit gab. Olim Pæderos, ſchreibt Boot, (*) hæc gemma vocata eſt, a puero & amore, quod pueri pulcherrini & innocentiſſimi inſtar omni amore digna ſit. Ab hoc nomine forte deductum eſt nomen illud Germanicum, quo appellatur ein Wehſe; id eſt, pupillus, quod nomen pueris tantum convenit. Aber ich möchte es Booten nicht auf ſein Wort glauben, daß Wayſe ehedem nur von Knaben gebraucht worden: warum denn nicht auch von Mädchen? Itzt wenigſtens wird es von beiden gebraucht, und zwar von beiden als ein Wort weiblichen Geſchlechts: wir ſagen, „die

---

(*) Lib. II. cap. 46.

„dieſer Knabe iſt eine Wayſe, er ward ſehr jung zur Wayſe.„ Doch das war ehedem allerdings anders, und man brauchte das Wort im männlichen Geſchlechte; ob ſchon nicht blos für das männliche Geſchlecht. Wenn jedoch auch dieſes geweſen wäre: ſind denn nur Knaben, welche Wayſen ſind, liebenswürdige Knaben? Boot hätte ſo ſinnreich nicht ſeyn dürfen: das deutſche Wayſe iſt nichts als das überſetzte Orphanus; Orphanus aber war zu den Zeiten des Stella der allgemein angenommene Name des Opals, und war es wahrſcheinlich durch nichts als durch einen Fehler der Copiſten in den Schriften des Albertus Magnus geworden. (*) Hätte Boot bey

---

(*) Quænam hæc gemma foret, quam tantopere & ad inſaniam Nonius adamaſſet, quam ego Opalum quum dixiſſem, convivæ cæteri Orphanum me dicere debere clamitabant. — Vitio librariorum, qui bey dem Stella dieſes geleſen, ſo würde er nicht umgekehrt geglaubt haben, daß Orphanus die Ueberſetzung von Wayſe ſey, auch würde er den Orphanus nicht blos zu einer geringern Art des Opals gemacht haben, da aus den Worten des Stella erhellet, daß damals alle Opale Orphane hießen, und man kaum jenen alten echten Namen mehr dafür erkennen wollte. Auch Friſchen muß der Urſprung des Weſe unbekannt geblieben ſeyn; er führt das Wort, das er nach dem Peucer durch Aſterios und Eriſtalis erkläret, in ſeinem Wörterbuche nur kaum an; und wenn er aus eben demſelben beybringt, daß die Deutſchen dieſen Namen mehrern Edelſteinen beylegten, ſo hätte er,

---

qui Opali loco Orphani nomen ſubſtituere, id veniſſe, ob id eliminandum obeliſcoque expugnandum in Alberti codicillo hoc vocabulum, Opalumque ejus loco inſcribendum fore.

er, zu Vermeidung der Mißdeutung, wohl hinzuſetzen mögen, was für mehrern? Keinen andern als ſolchen, die, ſo wie ſie gewendet werden, in verſchiedene Farben ſpielen, und folglich insgeſammt unter das Geſchlecht der Opale gehören.

Funfzigſter Brief.

Auch finden ſich die nichtsbedeutenden Namen, Achatonyx, Achatſardonyx, zum öftern bey dem Gori; und er ohne Zweifel iſt es, der dem Hrn. Lippert damit vorgegangen.

Wenn es indeß keiner Ungereimtheit an einem Vertheidiger fehlen ſoll: ſo hat der Achatonyx den ſeinigen an einem Jenaiſchen Recenſenten des erſten Theiles dieſer Briefe bereits bekommen. (*) Dieſer

---

(*) St. 96. Jahr 1768.

ſer leugnet, daß man heut zu Tage unter dem Namen Achat, als einem Geſchlechtsnamen, alle edlere Hornſteine begreife, und ſagt, „wir haben noch nie gehört, „daß man den Chalcedon einen Achat genannt.„ Wir! So muß dieſes Wir überhaupt nicht viel von dergleichen Dingen gehört haben. Brückmann ſagt: (*) „Der Achat wird von den mehreſten „Schriftſtellern, die von Edelſteinen „geſchrieben haben, für das Hauptgeſchlecht aller dieſer Steine ausgegeben, „welche wir in dieſem Abſchnitte beſchrieben haben.„ Und was hatte er in dieſem Abſchnitte für Steine beſchrieben? „Quarzartige, im Anbruch glatte oder „glänzende, halb durchſichtige und undurchſichtige Edelſteine, die auch von „einigen hornartige, der Aehnlichkeit „zufolge, genennt werden.„ Ja er ſetzt ausdrücklich hinzu: „Z. E. von halb „durchſichtigen Steinen wird der Chalcedon,

---

(*) Abhandlung von Edelſteinen S. 85.

„cedon, der Carneol u. ſ. w. von undurchſichtigen der Onyx für Achatarten „angenommen.„ — Aus welchen Büchern hat denn nun das Jenaiſche Wir, vielwiſſenden Tones, ſeine Mineralogie gelernt, daß es ſo bekannte Dinge Theils leugnet, Theils nie gehört hat? Und ſo, wie die mehreſten Schriftſteller vor Brückmannen den Achat zum Geſchlechtsnamen aller edlern Hornſteine, den Chalcedon nicht ausgeſchloſſen, gemacht: ſo haben dieſes auch noch viele nach ihm gethan, von welchen ich Vogeln ſtatt aller nennen will. (*)

„Der Name, Achatonyx, fährt der Jenenſer fort, „iſt kein Monſtrum, wie „Leſſing glaubt, wenn gleich Achat und „Onyx zu einem Geſchlechte gehören. „Auf ſolche Art müßte der Chalcedonyx „auch ein Monſtrum ſeyn.„ Mit Er-

---

(*) Mineralſyſtem S. 132.

laubniß: ich habe ihn ein Monſtrum genannt, nicht in ſo fern Achat und Onyx zu einem Geſchlechte gehören, und nur verſchiedene Arten des nehmlichen Geſchlechts ſind, die ſich allerdings componiren laſſen, wie ich bey dem Sardonyx zugeſtanden habe, und aus dem Chalcedonyx nicht erſt zu lernen brauche; ſondern in ſo fern, als Achat das Geſchlecht und Onyx die Art iſt, und alle Compoſita aus Geſchlecht und Art widerſinnige Compoſita ſind. Gleichwohl möchte man ſich auch den Chalcedonyx verbitten: denn nicht einmal unſern Chalcedon kannten die Alten unter dieſem Namen, geſchweige den Chalcedonyx. Und was will man denn damit? Die weiſſe Schichte des Onyx iſt jederzeit Chalcedon; nehmlich was wir itzt Chalcedon nennen, ein milchfarbener Achat. Wenn eine dunklere Schichte dazu kömmt, ſo heißt der Stein Onyx: aber wenn und warum ſoll er Chalcedonyx heiſſen? Wenn er durchſichtiſichtiger iſt? Schon der Onyx iſt ja nicht immer ganz undurchſichtig; und es muß daher wohl eine ſehr mißliche Sache ſeyn, mit Brückmannen (*) den ganzen Unterſchied zwiſchen ihm und den Chalcedon auf dem Mehr oder Wenigern beruhen zu laſſen. Ich begreife zwar, warum man für die weiſſe Schichte des Onyx, die gar wohl allein ſeyn kann, die man zu kleinen tief gegrabenen Werken auch allein brauchen kann, einen beſondern Namen für nöthig erachtet; und da einmal der Name Chalcedon hierzu genommen worden, ſo mag er es nur immer bleiben. Aber wozu man aus dieſem Chalcedon nun wiederum einen Chalcedonyx machen ſoll, das kann ich nicht begreifen.

Es iſt freylich blos willkührlich, ob man den Namen Achat, oder einen andern, zum Geſchlechtsnamen der edlern Hornſteine machen will. Brückmann hielt

---

(*) S. 71 und 80.

es darum nicht für thulich, (*) weil der Achat nichts als eine Zuſammenſetzung mehrerer ſolcher an Farb und Durchſichtigkeit verſchiedner Hornſteine ſey; gegen die er ſich gleichſam wie die Glockenſpeiſe zu den Ingredienzen derſelben verhielte. So ungereimt es nun herauskommen würde, Meſſing oder Bley zu einer Art Glockenſpeiſe zu machen: eben ſo ungereimt ſey es, den Carneol oder Chalcedon oder Onyx für einen Achat auszugeben. Das mag ſeyn; und wenn man will, mag man daher auch lieber mit Brückmannen den Chalcedon, anſtatt des Achats, zum Geſchlechtsnamen aller dieſer Steine ausſondern. So viel bleibt doch immer unſtreitig, daß ſie alle zu Einem Geſchlechte gehören, und daß, wenn man auch ſchon den Onyx nicht zu einem Achate machen ſollte, dennoch beider Beſtandtheile die nehmlichen ſind, und ſie ſich folglich nur nach den Far-

---

(*) S. 86.

Farben, oder der Lage dieſer Farben unterſcheiden können. Aber auch das ſollen ſie nicht, zu Folge dem Jenaiſchen Recenſenten: denn er ſagt, „daß die reguläre Lage der farbigen Streife den Achat zum Onyx mache, müſſe er darum bezweifeln, weil die Streife keine nothwendige Eigenſchaft des Onyx wären, und es auch genug Achate gäbe, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen hätten, und gleichwohl darum noch nicht zu Onyxen würden.„ Daß doch ſolche Herren meiſtentheils das Beſte in petto behalten! Ich wäre wohl begierig, einige von dergleichen Achaten, die eine reguläre Lage von farbigen Streifen haben, und gleichwohl keine Onyxe ſind, von ihm kennen zu lernen. Ich will ihm Dank für ſeine Belehrung wiſſen. Nur muß er mir nicht mit den ſogenannten Bandſteinen aufgezogen kommen. Denn es iſt zwar wahr, daß die Bandſteine eine reguläre Lage von farbigen

Streifen haben, und doch keine Onyxe ſind: aber ſie ſind auch keine Achate. Sondern es ſind Jaſpisarten; wie ſie denn auch bey Kennern Bänderjaſpis heiſſen, und nur von ganz Unwiſſenden Bänderachat genennet werden. Schon Theophraſt hat die reguläre Lage der farbigen Streifen mit für ein Hauptkennzeichen des Onyx angegeben; das iſt ſie auch beſtändig geweſen und iſt es noch itzt, da man ſich an die Farben ſelbſt, welche Theophraſt angab, nicht mehr bindet. (*)

Wahr-

(*) Theophraſt ſagt, daß das Weiſſe und Braune, aus welchen der Onyx beſtehe, parallel liegen müſſe. Das Uebrige will ich mit den Worten ſeines engliſchen Commentators bekräftigen. The Zones, ſagt Hill, are laid in perfect Regularity, and do not, according to the Judgment of the niceſt Diſtinguiſhers of the preſent Times, exclude it from

Wahrlich, es verlohnt ſich der Mühe, die ausgemachteſten Sachen zu bezweifeln, die angenommenſten Syſteme zu verwerfen und überall das Oberſte zum Unterſten zu kehren, um nur den Herrn Kloß nicht Unrecht haben zu laſſen!

Der einzige Sinn, den man noch allenfalls mit dem Namen, Achatonyx, verbinden könnte, wäre dieſer, daß man einen Onyx darunter verſtünde, der an Achat angewachſen, oder noch nicht ganz von dem Achate getrennt worden, in

from the Onyx Claſs, of whatſoever Colour they are, except red; in which caſe it takes the Name of Sardonyx. The Colour of the Ground and Regularity of the Zones, are therefore the diſtinguiſhing Characteriſtics of this Stone: and in the laſt, particularly, it differs from the Agate, which often had the ſame Colours, but placed in irregular Clouds, Veins, or Spots.

welchem er gewachſen. In dieſem Sinne kann ſich auch wohl der Naturaliſt dieſes Namens bedienen, um ein dergleichen Stück in ſeinem Cabinete zu bemerken: ſo wie er noch tauſend ſolcher Namen machen kann, ähnliche Verbindungen verſchiedener Körper anzudeuten. Aber dieſe Namen zu Benennungen beſonderer Arten machen, und von ihnen etwas ſagen, was ſich nur von eignen Arten ſagen läßt, (wie z. E. mit Hr. Klotzen, daß ſich die Alten zu erhabenen Werken am häufigſten der Achatonyxe bedienet,) das iſt eine große Ungereimtheit, die ſich durch nichts, als durch ein aufrichtiges Geſtändniß der Unwiſſenheit entſchuldigen läßt.

Das nehmliche gilt von dem Achatſardonyx und allen den Compoſitis, die ohne Beyſpiel der Alten gemacht worden. Hr. Lippert iſt daran ſehr reich. Er hat nicht allein Achatonyxe und Achatſardonyxe, ſondern auch Achatchalcedonier,

Sap=

Sapphir Achate, und wie die Raritäten alle heiſſen. Gleichwohl zweifle ich, ob er einen von dieſen Namen in dem Sinne will verſtanden wiſſen, von dem ich geſagt, daß man ihn allenfalls noch könne gelten laſſen. Ich zweifle, ob er z. E. unter ſeinem Sapphir Achat einen Sapphir verſteht, der an einen Achat angewachſen, oder nicht vielmehr einen etwas durchſichtigern Achat von der Farbe des Sapphir. Und dieſe Zweydeutigkeit allein hätte ihn bewegen ſollen, dergleichen eigenmächtige Compoſita zu vermeiden.

Ein und funfzigſter Brief.

Sie wundern ſich, daß ich eines Jenaiſchen Recenſenten meiner Briefe gedenke, ohne Ihnen noch gemeldet zu haben, was denn Herr Klotz ſelbſt dazu ſagt.

Ich habe lange bey mir angeſtanden, ob ich Sie davon unterhalten ſoll. Die Ränke ſchlechter Schriftſteller, wann ſie ſich in die Enge getrieben fühlen, ſind Ihnen ja wohl ſchon aus andern Beyſpielen bekannt. Neue hat Herr Klotz deren eben nicht erfunden. Trotz meiner Erwartung, ihn wenigſtens hier Original zu ſehen, hat er es bey den alten bewenden laſſen, die er jedoch treulich alle durch verſucht, ohne ſich daran zu kehren, daß die letztern immer die erſtern wieder aufheben.

Als er nur noch den Anfang der Briefe in den öffentlichen Blättern geſehen hatte, gab er ſich alle Mühe, in der feyerlichen Kälte einer Standesperſon davon zu ſprechen. Es befremdete ihn, daß ich über einige Zweifel, die er mit aller Beſcheidenheit vorgetragen, ſo empfindlich werden können; er verſicherte, daß ihm ſein Bewußtſeyn der untadelhafteſten Abſichten nicht erlaube, jemandes Unwillen, am wenigſten meinen Zorn zu befürchten; er erklärte, daß unſer Zwiſt das Publicum, in deſſen Angeſichte ich, ihn zu belehren, auftrete, wenig intereſſire, daß er nicht einſehe, welchen Nutzen Künſte und Wiſſenſchaften davon haben würden; er ſprach von ſeinem verewigten Freunde, dem Grafen Caylus; er bezeigte ſeine Dankbarkeit gegen die Herren Hagedorn, Lippert und Winkelmann, denen er das Wenige, was er von der Kunſt wiſſe, ſchuldig ſey; er gab es zu, daß er mich nicht könne verſtanden haben, merkte aber zugleich an, daß ich ihn über einen gewiſſen Punkt ja auch nicht verſtanden, und führte mir ſchlüßlich zu Gemüthe, daß ich ihn wohl ehedem einen Gelehrten von ſehr richtigem und feinem Geſchmacke genannt hätte. (*) Was

---

(*) Man ſehe den bündigen Aufſatz des Hrn. Klotz, im 133ſten Stücke des Ham:

Was ich auf alles dieſes damals antwortete, — oder antworten hätte können, — war, wie folget.

Herr Kloß ſagt, „unſer Zwiſt intereſſire das Publicum wenig.„ — Wenn ich mir nun aber das Publicum als Richter denke? Ein Richter muß alle Zwiſte anhören, und über alle erkennen, auch über die geringſchätzigſten; ſie mögen ihn intereſſiren, oder nicht. Zudem, wer ſind denn die Schriftſteller? wer ſind wir beide, Herr Kloß und ich, denn unter den Schriftſtellern, daß wir das Publicum zu intereſſiren verlangen können? Alle Leſer, auf die wir rechnen dürfen, ſind hier und da, und dann und wann, irgend ein ſtudierter Müßiggänger, dem es gleich viel iſt, mit welchem Wiſche er

ſich

Hamburg. Correſp. vorigen Jahres. Das Weſentlichſte von meiner nachſtehenden Antwort, war dem 135ſten Stücke der Hamburgiſchen Neuen Zeitung eingeſchaltet.

ſich die lange Weile vertreibet, irgend ein neugieriger oder ſchadenfroher Pedant, irgend ein ſich erhohlen oder ſich zerſtreuen wollender Gelehrte, irgend ein junger Menſch, der von uns, oder mit uns, oder an uns, zu lernen denkt. Und dieſe Handvoll Individua haben wir die Impertinenz das Publicum zu nennen? Doch wohl, wohl; wenn die das Publicum ſind: ſo intereſſiren wir das Publicum gewiß!

Aber Herr Klotz ſagt zugleich, „er ſehe nicht ein, daß die Künſte und Wiſſenſchaften einigen Nutzen aus unſerm Zwiſte haben würden.„ Das wäre nun deſto ſchlimmer für ihn, der einen ſolchen Zwiſt erregt hat! Doch, ſollte nicht die Critik einigen Nutzen davon haben können? Vielleicht zwar, daß die Critik bey Herr Klotzen weder eine Kunſt noch eine Wiſſenſchaft iſt.

Herr Klotz ſpricht von Anmerkungen und Zweifeln, die er mit aller Beſcheidenheit vorgetragen. Wenn die Beſcheidenheit darinn beſteht, daß man einem keine Zudringlichkeit erweiſet, ohne einen Bückling dazu zu machen: ſo mag ſeine Beſcheidenheit ihre gute Richtigkeit haben.

Aber mich bedünkt, die wahre Beſcheidenheit eines Gelehrten beſtehe in etwas ganz anderm: ſie beſtehe nehmlich darinn, daß er genau die Schranken ſeiner Kenntniſſe und ſeines Geiſtes kennet, innerhalb welchen er ſich zu halten hat; daß er für jeden Schriftſteller ſo viel Achtung hegt, ihm nicht eher zu widerſprechen, als bis er ihn verſtanden; daß er nicht verlangt, der mißverſtandene Schriftſteller ſolle es bey ſeinem Widerſpruche bewenden laſſen; daß er ihn keiner Empfindlichkeit beſchuldiget, wenn er es nicht dabey bewenden läßt; daß er in den Streitigkeiten, die er ſich ſelbſt zuzieht, rund zu Werke geht, nicht tergiverſiret, nicht in einem ſauerſüßen Tone, mit einer ſchnöden Mine, ſtatt aller Antwort vorwendet, „das Publicum intereſſire „dergleichen nicht, er ſehe nicht ein, was „für Nutzen Künſte und Wiſſenſchaften „davon haben könnten! u. ſ. w.

Mit ſolchen Wendungen macht ſich nur die beleidigte Eitelkeit aus dem Staube; und ein eitler Mann iſt zwar höflich, aber nie beſcheiden.

Schlimm genug, daß Höflichkeit ſo leicht für Beſcheidenheit gehalten wird! Aber noch ſchlimmer, wenn die kleinſte Freymüthigkeit Unwille und Zorn heiſſen ſoll!

„Mein Bewußtſeyn, ſagt Herr Klotz, „daß ich niemanden in der Welt beleidigen wollte —

Beleidigen! vorſetzlich beleidigen! Wer in der Welt wird Herr Klotzen das zutrauen? Einem vorſetzlich eine unangenehme Stunde machen: das kann er wohl, das hält ſich ſein edles Herz wohl für erlaubt, wie er es mit der liebenswürdigſten Freymüthigkeit ſelbſt bekennet. (*) Aber iſt denn, einem eine unangenehme Stunde machen, eben ſo viel, als einen beleidigen?

„Dieſes Bewußtſeyn, ſagt er, erlaubt mir nicht jemandes Unwillen, am „wenigſten Herrn Leſſings Zorn zu befürchten.„ — Meinen Zorn! mein Zorn! O, der Herr Geheimderath haben mich zum beſten!

Und ſeine Leſer ein wenig mit zugleich. Denn nun ſoll ich es für gut befunden haben, Herr Klotzen im Angeſichte des Publici zu belehren. Ich, ihn? Nicht doch; ich habe es blos für gut befunden, mich ſeinen ewigen Belehrungen einmal zu entziehen. Aus Urſache, weil ſie mich leider nie belehrten. Und geſchahen dieſe Belehrungen nicht auch im Angeſichte des Publici? oder geſchieht das nicht im Angeſichte des Publici, was

Herr

(*) Allgem. Bibliothek B. VIII. St. II. Vorr. S. 21.

Herr Klotz in ſeinen Schriften thut? Es könnte ſeyn.

Ich gebe es zu, daß jeder ehrliche Mann der Gefahr ausgeſetzt iſt, die Meinung eines andern nicht zu faſſen. — Nur, wenn der ehrliche Mann ein Schriftſteller iſt, könnte er ſich Zeit nehmen, ſie zu faſſen. Und wie, wenn er durchaus keine recht faßt, dieſer ehrliche Schriftſteller?

Sehen Sie nur; ſelbſt da verſteht mich Herr Klotz nicht, wo er behauptet, daß ich ihn nicht verſtanden habe. Er ſagt, „ich gäbe ihm in meinem Laokoon „Schuld, daß er die homeriſche Epiſode „vom Therſites um deswillen tadele, weil „Therſites eine häßliche Perſon ſey; dieſes ſey ihm nie eingefallen; er habe ihn „deswegen weggewünſcht, weil er eine „lächerliche Perſon ſey, und durch ſeine „Gegenwart die feyerliche Harmonie des „epiſchen Gedichts zerſtöre.„

O, ich habe ihn alſo recht gut verſtanden; denn ich habe ihn gerade ſo verſtanden, wie er ſich hier erklärt.

Eigentlich zwar erwähne ich der Urſache, warum Herr Klotz den Therſites aus dem Homer wegwünſcht, mit keiner Sylbe. Aber wie hätte ich die Häßlichkeit zu dieſer Urſache machen können, da ich behaupte, daß die Häßlichkeit in der Poeſie Häßlichkeit zu ſeyn aufhöre, und entweder lächerlich oder ſchrecklich werde?

Vielmehr wenn Therſites in dem Homer blos eine häßliche Perſon wäre, ſo hätte Herr Klotz, nach meiner Meinung, ſehr Recht, ihn wegzuwünſchen. Aber er iſt nicht ſowohl häßlich, als lächerlich; und aus eben dieſer Urſache, aus welcher ihn Herr Klotz wegwünſcht, ſage ich, daß er bleiben muß.

Die feyerliche Harmonie des epiſchen Gedichts, iſt eine Grille. Euſtathius rechnet das Lächerliche ausdrücklich unter die Mittel, deren ſich Homer bedienet, wieder einzulenken, wenn das Feuer und der Tumult der Handlung zu ſtürmiſch geworden. Wenn Therſites, weil er lächerlich iſt, weg müßte: ſo müßten mehr Epiſoden aus gleichem Grunde weg. Das Lächerliche iſt dem Homer nicht entwiſcht: ſondern er hat es mit großem Fleiße und Verſtande geſucht.

Das iſt es, was ich an einem andern Orte weitläuftiger zu erklären, im Laokoon verſprach. Das iſt es, wovon mir damals Hr. Kloß ganz und gar keine Idee zu haben ſchien, ob ich ihn ſchon für einen Gelehrten von ſonſt ſehr richtigem und feinem Geſchmacke erkannte.

Aber ein richtiger und feiner Geſchmack, iſt nicht immer ein allgemeiner und großer. Auch iſt ein Mann von Geſchmack noch lange kein Kunſtrichter. Zu dieſem finde ich in Hr. Kloßen itzt noch eben ſo wenig Anlage, als damals. Und auch für jenen würde ich ihn nicht er:

erkannt haben, wenn er ſchon damals die deutſche Bibliothek dirigirt hätte: ein Werk, worinn ich ſehr gelobt worden, und welches ich ganz gewiß wieder loben würde, wenn ich Luſt hätte, weiter darinn gelobt zu werden. —

Auf dieſe Antwort, und nachdem Hr. Klotz den Verfolg meiner Briefe erhalten hatte, erſchien ein zweyter Aufſatz von ihm, in dem nehmlichen Correſpondenten. (*) Er merkte, daß es mit der vornehmen, abweiſenden Mine nicht ganz gethan ſeyn dürfte: er ließ ſich alſo auf die Rechtfertigung ſeines Tadels ein, und hören Sie doch, was er dieſem Tadel überhaupt für eine Beſchönigung giebt!
,,Wenn Hr. Leſſing, lauten die Worte,
,,über die Zweifel, die ich gegen ſeinen
,,Laokoon auf die beſcheidenſte Art ge-
,,macht habe, mir ſo deutlich ſeinen Un-
,,willen bezeugt, ſo kann mich dieſes nicht
,,anders, als ſehr befremden. Hr. Leſ-

,,ſing

(*) St. 154. 55. vor. Jahr.

„ſing verlangte in einem Briefe vom 9ten Junii 1766 meine Widerſprüche ohne allen Rückhalt, und er bezeugte mir in ſo gefälligen und höflichen Ausdrücken ſein Verlangen über mein Urtheil von ſeinem Laokoon, daß ich es ſogar für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Meinung über einiges zu ſagen. Ich habe auch dieſes, wie ich glaube, auf eine Art gethan, die der Höflichkeit, welche mir Hr. Leſſing erwies, gemäß war. Es war mir blos um die Liebe zur Wahrheit zu thun: nie habe ich den Willen gehabt, etwann Fehler aufzuſuchen, und dadurch Herrn Leſſing beſchwerlich zu werden. Wäre dieſes meine Abſicht geweſen, ſo würde ich gewiß ſeine Hypotheſe vom Borgheſiſchen Fechter zuerſt angegriffen haben. Ehe noch in den Göttingſchen Anzeigen (1768. S. 176.) dieſe Erinnerung gemacht wurde, hatte ich bemerkt, daß Hr. Leſſing zwey Statuen mit einander

„verwechſelt habe. Denn die Stellung „des Fechters (ſ. Villa Borgheſe S. „217.) kann ganz und gar nicht dem „Chabrias beygelegt werden.„

O des unſchuldigen, friedlichen, mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe alle Mängel bedeckenden, nur aus Gefälligkeit widerſprechenden Mannes! Wie unleidlich, wie zänkiſch, wie mir ſelbſt ungleich, muß ich gegen ihn nicht erſcheinen! — Wenigſtens legt er es darauf an, daß ich ſo erſcheinen ſoll.

Seinen bis itzt ſo freundſchaftlich verſparten Vorwurf, den Borgheſiſchen Fechter betreffend, haben wir ſchon vorgehabt. (*) Wenn es wahr iſt, daß auch Er, und Er noch früher als der Göttingſche Gelehrte, meine Verwechslung dieſes Fechters mit einer andern Statue bemerkt hat: ſo mache er ſein Wort nunmehr gut. Er zeige, wie und worinn dieſe Verwechslung geſchehen: es

---

(*) Brf. 36.

es liegt ſeiner Ehre daran, dieſes zu zeigen. Denn zeigt er es nicht, kann er es nicht zeigen: ſo war er auch hier nicht blos der kahle Nachbeter, ſondern der plagiariſche Nachbeter, der bey allem ſeinen Nachbeten immer noch ſelbſt geleſen, ſelbſt gedacht haben will. Er merke aber wohl, es iſt von der Verwechslung, nicht von der Deutung der Statue die Rede!

Von den beſondern Rechtfertigungen ſeines Tadels, führe ich nichts an. Er hat getadelt, und ich habe mich verantwortet: er beſteht auf ſeinem Tadel, und ich ſchweige. Mich ſelbſt wiederhohlen, iſt mir noch eckelhafter, als es dem Leſer ſeyn würde: neue Erläuterungen aber, ſehe ich nicht hinzu zu ſetzen. Das letzte Wort will ich ihm gern laſſen. Nur die Einbildung kann ich ihm nicht laſſen, jemanden in der Welt überredet zu haben, daß ich ihn um ſein Urtheil über meinen Laokoon gebeten.

Und das hätte ich nicht gethan? Gewiß nicht. Aber er beruft ſich ja auf eine Zuſchrift von mir? Sie ſollen bald hören, was es damit für eine Bewandtniß hat.

Denn nun war der erſte Theil dieſer Briefe erſchienen; und kaum war er erſchienen, ſo war er auch ſchon in dem ſiebenden Stücke der Deutſchen Bibliothek des Hrn. Kloß — wie ſoll ich es nennen? wie würden Sie es nennen, was Sie da von Seite 465 bis 78 geleſen haben; oder geſchwind noch leſen müſſen?

Zwey und funfzigſter Brief.

Herr Kloß ſahe, daß ich es nicht bey der Schutzwehr wolle bewenden laſſen; er ſahe, daß ich ihm den Krieg in ſein eignes Land ſpiele: und das war ihm zu arg! Nach dieſem Hochverrathe war weiter an keine Schonung zu denken, und er brach mit ſeiner ganzen Artillerie von Vorausſetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen wider mich auf. Hatte ich es doch gedacht!

Indeß, meinen Sie, müſſe es damit wohl ſeine Richtigkeit haben, daß ich den Hrn. Kloß um ſein Urtheil über meinen Laokoon erſucht. Denn er erzähle ja die ganze Geſchichte, wie er auf die Prüfung deſſelben gekommen, und dieſe fange er mit einem Briefe an, den ich aus Berlin, unterm 9ten Jun. 1766, an ihn geſchrieben.

Schlimm genug, daß er ſie damit anfängt. Ich habe alſo wohl zuerſt an ihn geſchrieben? Nicht Er iſt es, ſondern ich bin es alſo wohl, der die Correſpondenz zwiſchen uns eröffnet hat? Oder hat er es im Ernſt vergeſſen, daß mein Brief vom 9ten Jun. nichts als eine Antwort auf ſeine Zuſchrift vom 9ten May war? Hat er es im Ernſt vergeſſen, daß er mich in dieſer ſeiner frühern, ſeiner erſten Zuſchrift, um Erlaubniß bat, mir ſeine Zweifel über den Laokoon in den Actis litter. mittheilen zu dürfen?

Wenn das iſt, ſo bin ich genöthiget, ihm ſein Gedächtniß aufzufriſchen; und er kann es nicht übel deuten, daß ich in der Art, es zu thun, ſeinem Beyſpiele folge. Wenn ihm erlaubt war, eine Stelle aus meinem Briefe drucken zu laſſen: ſo kann mir nicht anders als vergönnt ſeyn, eben das mit ſeinem ganzen Briefe zu thun. Hier iſt er, von Wort zu Wort!

„Ich erinnere mich, mein wertheſter „Herr, Sie in meinem zarteſten Alter „bey meinem Vater in Biſchofswerde geſehen zu haben, wohin Sie ein gewiſſer „Herr Lindner, wo ich nicht irrre, begleitet hatte. Sie können nicht glauben,

„ben, wie ſehr ich mich freue, ſo oft ich „meinen Freunden ſagen kann, daß ich „Sie von Perſon zu kennen das Glück „habe. Warum ich es für ein Glück „halte, würde ich Ihnen erzählen, wenn „ich glaubte, daß man Ihre Freundſchaft „durch eine Sprache verdienen könnte, „welche Ihnen verdächtig ſcheinen möchte, da ſie ſo oft von der Verſtellung gebraucht worden. Aber erzeigen Sie „mir immer die Wohlthat und glauben „Sie mir auf mein Wort, daß ich es „allezeit für meine Pflicht gehalten, einer Ihrer aufrichtigſten Verehrer zu „ſeyn, und daß vielleicht wenige Sie ſo „zärtlich, ſo ohne alle Nebenabſichten geliebt haben, als ich.

„Wie viel Vergnügen macht mir nicht „Ihr Laokoon! Ich bin Ihnen es ſchuldig, daß ich einmal an einem Orte, wo „Barbarey und Unwiſſenheit herrſcht „und wo ich nur verdrießliche Geſchäfte „habe, auf einige Tage aufgeheutert

„worden. Ein Mann von Ihrer Denkungsart nimmt mein Geſtändniß nicht „übel, daß ich nicht überall mit Ihren „Meinungen zufrieden bin. Ja ich bin „ſo frey zu glauben, daß Sie mir erlauben, wenn ich meinen Zweifeln weiter „nachgedacht habe, ſolche in den Actis „litter. Ihnen mitzutheilen. Ich thue „es um noch mehr von Ihnen zu lernen. „Denn wie viel habe ich nicht ſchon in „Ihrem Buche geleſen, das ich zuvor „nicht wußte!

„Ich habe mir vorgenommen, eine „neue Ausgabe der Epp. Homeric. zu „machen. Es ſind mir verſchiedene geſchnittene Steine und andere Monumente vorgekommen, woraus ein ziemlicher Zuwachs von Anmerkungen entſtanden. Das Gedicht des Sadolets „über den Laokoon hatte ich aus Joh. „Matthæi Toſcani Carmin. Poetar. „illuſt. Italorum (Lutetiæ 1577.) wo „es im 2ten Theile S. 132 ſtehet, mir „gleich:

„gleichfalls angemerkt. Nun ſehe ich, „daß Sie mir zuvorgekommen ſind.

„Vielleicht iſt dem Lieblinge der Griechiſchen Muſe es nicht unangenehm, „wenn ich noch hinzuſetze, daß die noch „nicht bekannte Anthologie des Strato „nun völlig in meinen Händen ſey. Ich „habe einen Theil dieſer kleinen Gedichte „meinem Commentar über den Tyrtäus „eingewebt, welchen Richter itzt mit einer „vielleicht übertriebenen Pracht druckt. „Ein großer Theil aber iſt zu frey, als „daß er wenigſtens von mir bekannt gemacht werden könne. — Doch ich trage „Bedenken, weiter mit Ihnen zu reden, „bis ich die Verſicherung habe, daß Sie „mir erlauben, Ihr Freund zu ſeyn. Unterdeſſen bin ich doch allezeit

Ihr

Halle, den 9 May,
1766.

gehorſamſter Diener,
Klotz.

Dieſen Brief erhielt ich, als mir ein Brief von dem Manne aus dem Monde gerade nicht mehr u. nicht weniger erwartet geweſen wäre. Aber beantwortet mußte er doch werden. Und wie? Der Ton war angegeben, in welchen es die ungeſitteſte Kälte geweſen wäre, nicht einſtim̃en zu wollen. Hr. Kloß erinnert ſich, mich in ſeinem zarteſten Alter in dem Hauſe ſeines Vaters geſehen zu haben: ich werde mich deſſen auch erinnern müſſen. Herr Kloß verſichert mich, allezeit einer der aufrichtigſten Verehrer von mir geweſen zu ſeyn: von mir als Schriftſteller, verſteht ſich; und Herr Kloß war auch Schriftſteller. Herr Kloß bekennt, vieles aus meinem Buche gelernt zu haben, was er vorher nicht wußte; das will ſagen, wenn man vieles nicht weis, kann man aus dem erſten dem beſten Buche, oder richtiger zu reden, aus dem erſten dem ſchlechteſten, vieles lernen: und alſo auch das Kompliment kann ich ihm, in aller Demuth, zurückgeben. Endlich; Hr. Klotz iſt nicht überall meiner Meinung; er hat Zweifel über mein Buch; er will dieſen Zweifeln weiter nachdenken; er glaubt, daß ich Ihm ſodann erlauben werde, mir ſie öffentlich mittheilen zu dürfen: erlauben! und wenn ich es ihm nun nicht erlauben wollte? Was für Ungereimtheiten man nicht alles aus lieber Höflichkeit zu ſchreiben pflegt! Alſo nicht blos erlauben muß ich ihm das: ich muß ihm wenigſtens verſichern, mich darauf zu freuen.

Allein dieſe Verſicherung — ich frage Sie, mein Freund; ich frage einen jeden, der Luſt hätte, mir darauf zu antworten — iſt dieſe Verſicherung, daß mir das Urtheil, die Anmerkungen, die Zweifel, die mir Herr Klotz zuerſt anbietet, willkommen ſeyn werden, iſt dieſe Verſicherung eine eigentliche von mir herſtammende Bitte, um dieſes Urtheil, um dieſe Anmerkungen und Zweifel? Kann man ſagen, daß ich ihn um das erſucht habe, was ich von ihm anzunehmen, mich nicht weigern durfte? Gleichwohl ſagt es Hr. Kloß; gleichwohl darf er ſich unterſtehen, es mit meinen eigenen Worten beweiſen zu wollen.

Meine eigene Worte ſollen dieſe geweſen ſeyn: „Ich verſpreche meinem Laokoon wenige Leſer, und ich weis, daß „er noch wenigere gültige Richter haben „kann. Wenn ich Bedenken trug, den „einen davon in Ihnen zu beſtechen, ſo „geſchah es gewiß weniger aus Stolz, „als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen „zuerſt widerſprochen; und ich würde ſagen, es ſey blos in der Abſicht geſchehen, mir Ihre Widerſprüche ohne allen „Rückhalt zu verſichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtſchaffner Mann erſt gereitzt werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung ſprechen ſollte. Der häßliche „Therſites ſoll unter uns eben ſo wenig „Unheil ſtiften, als ihm vor Troja zu

„ſtiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meine mich um die Wahrheit eben ſo verdient gemacht zu haben, wenn ich ſie verfehle, mein Fehler aber die Urſache iſt, daß ſie ein anderer entdeckt, als wenn ich ſie ſelbſt entdecke. Mit dieſen Geſinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen.„

Ich erkenne in dieſen Worten meine Denkungsart: es mögen alſo gar wohl meine eigenen Worte geweſen ſeyn. Aber was daraus für Hr. Klotzen? Es waren, wie Sie geſehen, erwiedernde Worte, nicht auffodernde Worte. Ja ſo wenig auffodernd, daß ſie ihn vielmehr hätten ſtutzig machen müſſen. Ich laſſe ihm merken, daß ich über meinen Laokoon nur ſehr wenige Richter für gültige Richter erkennen dürfte: und wenn ich ihn itzt einen Augenblick für dieſen annehme, ſo geſchieht es nur, weil er ſich ſo zuverſichtlich für jenen aufwirft. Er will Richter ſeyn; und daraus ſchließe ich, daß er ſich aus der kleinen Zahl der gültigen zu ſeyn, fühlen müſſe. Konnte ich ihn damals ſchon beſſer kennen, als er ſich kannte? —

Aber ein Wort von dieſer ſo ſtolz klingenden Aeußerung ſelbſt! Sie klingt es blos; ſie iſt es gar nicht. Nicht darum, meinte ich, könne mein Laokoon nur ſehr wenige gültige Richter haben, weil ganz auſſerordentliche Kenntniſſe, ein ganz beſonderer Scharfſinn dazu erfodert würden: wahrlich nicht darum. Ich müßte ein großer Geck ſeyn, wenn ich das gemeint hätte. Der Männer, die unendlich mehr Kenntniſſe von dahin einſchlagenden Dingen beſitzen, als ich; der Männer, die unendlich mehr Scharfſinn haben, als ich, — giebt es überall die Menge. Aber deren, die beides, Kenntniſſe und Scharfſinn, auch nur in einem leidlichen Grade in ſich vereinigen, giebt es ſo viele ſchon nicht. Unter dieſen wenigern giebt es noch wenigere, welche dieſen Scharfſinn, den ſie haben, auf dergleichen Kenntniſſe, die ihnen auch nicht fehlen, anwenden zu können, oder zu dürfen glauben. Die mehreſten von ihnen halten Scharfſinn auf ſolche Kenntniſſe angewandt, für eine unfruchtbare Spitzfindigkeit, die ſelbſt dem Vergnügen, das ſie aus dieſen Kenntniſſen ziehen, nachtheilig werden müſſe. Nur hier und da wagt es einer dann und wann, dieſes ſein Vergnügen auf das Spiel zu ſetzen, um in der Beſchauung und Muſterung und Läuterung deſſelben Vergnügen zu finden. Und ſo wie dieſe höchſt ſeltenen Grübler nur meine Leſer ſeyn werden, ſo können nur die geübteſten derſelben meine Richter ſeyn. Aber Tauſend gegen Eines, daß ſich unter dieſen kein Dichter, kein Mahler finden wird. Es hat daher nie meine Abſicht ſeyn können, unmittelbar für den Dichter, oder für den Mahler zu ſchreiben. Ich ſchreibe über ſie, nicht für ſie. Sie können mich, ich aber nicht ſie entbehren. Um mich in einem Gleichniſſe auszudrücken: ich wickle das Geſpinnſte der Seidenwürmer ab, nicht um die Seidenwürmer ſpinnen zu lehren, ſondern aus der Seide, für mich und meines gleichen, Beutel zu machen; Beutel, um das Gleichniß fortzuſetzen, in welchen ich die kleine Münze einzelner Empfindungen ſo lange ſammele, bis ich ſie in gute wichtige Goldſtücke allgemeiner Anmerkungen umſetzen, und dieſe zu dem Kapitale ſelbſtgedachter Wahrheiten ſchlagen kann. —

Drey und funfzigſter Brief.

Das alſo iſt erwieſen, daß ich den Hrn. Kloß um ſein Urtheil nicht gebeten habe. Ich habe es blos nicht verbeten.

Ich war nie begierig darnach geweſen, ehe mich ſeine Zuſchrift begierig darnach machte. Aber ich erinnerte mich, daß ich ihn zu dem öffentlichen Widerſpruche, zu welchem er ſich aufwarf, wohl könne gereizt haben. Gereizt! denn ich hatte ihm ſelbſt gelegentlich widerſprochen. Doch mußte ich ihn auch nicht glauben laſſen, daß ich ihn für gereizt hielte: oder mußte es ihm nur durch die Verſicherung, daß ich ihn nicht dafür hielt, merken laſſen. Kurz, ich ſehe noch nicht, wie ich ihm damals hätte an-

anders antworten können, als ich ihm geantwortet habe.

Aber hören Sie weiter. — Nach Verlauf von fünf Monaten, erſchien das Stück von den Actis litt. (*) in welchem Hr. Klotz Wort hielt; und er hatte die Güte, es mir mit einem zweyten Schreiben ſelbſt zuzuſchicken. Ich theile auch dieſes ganz mit; denn da Hr. Klotz es einmal für gut befunden, unſer Publicum in einen Privatbrief gucken zu laſſen: ſo mag dieſem Publico nun lieber gar nichts verhalten bleiben, was unter uns vorgefallen. Es lautet ſo:

„Nachdem ich einen ganzen Sommer „auf Ihre Ankunft in Halle, mein „wertheſter Herr, gewartet, und mit „dieſer Hoffnung mir alles das Unangenehme, welches mein Profeſſoramt bey „ſich führet, verſüßt hatte, bringt mir „mein Freund, Hr. Hauſen, die Nach-

„richt,

(*) Voluminis III. Pars III.

„richt, daß Sie in Berlin ſind. Es bleibt mir alſo nichts übrig, als, um mir das Vergnügen, Sie zu umarmen, zu verſchaffen, ſelbſt nach Berlin zu reiſen, und ich hoffe gewiß, daß ich auf Oſtern meinem Verlangen werde ein Genüge leiſten können. Unter die Vortheile, die ich mir von dem Warſchauer Antrage verſprach, rechnete ich immer auch den, daß ich Sie einige Wochen genießen würde.

„Sie haben mir die Erlaubniß gegeben, das nieder zu ſchreiben, was ich bey dem Leſen Ihres vortrefflichen Laokoons gedacht. Wenn Sie einige Augenblicke beygelegter Schrift gönnen wollen, ſo werden Sie ſehen, daß ich mich derſelben bedient habe. Ein Mann von gegründetem Ruhme und edelem Bewußtſeyn ſeiner Verdienſte, erlaubt dem andern gern, ſeine ſchwachen Bemühungen, ihm nachzuahmen, zeigen zu dürfen, und wenn er auch gleich ein-

„ſieht, daß er ihn nicht erreicht, ſo ver„zeiht er ihm doch den Mangel an Kräf„ten, und liebt ihn wegen ſeines guten „Willens. Dieſer Gedanke verſpricht „mir eine freundſchaftliche Aufnahme „meiner Einfälle von Ihnen.

„Es war mir genug, daß Herr Hau„ſen mir ſagte, daß einige Berliniſche „Gelehrte ſich über meinen Auszug aus „der allgemeinen Welthiſtorie gewundert „hätten, um die ganze Arbeit wieder „aufzugeben. Die Umſtände, in wel„chen ich mich befand, da ſie mir ange„tragen wurde, nöthigten mich, eine „Sache zu unternehmen, bey der ich „blos den Fleiß eines Tagelöhners an„zuwenden brauchte. Allein, ſchon der „Wink eines einſichtvollen Kunſtrichters „zwingt mich zu erröthen, und lieber al„les einzubüßen, als Vertrauen und „Gunſt der Männer, gegen deren Ur„theil ich nicht gleichgültig ſeyn kann.

„Ich hoffe nun bald durch Bücher und „andern Vorrath mich in den Stand zu „ſetzen, ein Buch von der alten Stein„ſchneiderkunſt zu verfertigen, wozu ich „den Plan ſeit einigen Jahren gemacht, „und an deſſen Ausführung mich die all„hier herrſchende Barbarey, und der „Mangel an Hülfsmitteln gehindert.

„Mit einer Hochachtung und Ergeben„heit, in deren Aufrichtigkeit ich nieman„den in der Welt nachgeben werde, habe „ich die Ehre zu ſeyn,

Ihr

Halle, den 11 Oct.
1766.

gehorſamſter Diener,
Klotz.

Was ſagen Sie zu dieſem Briefe, mein Freund? Iſt es nicht ein feiner, artiger, ſüßer, liebkoſender Brief; voller Freundſchaft, voller Vertraulichkeit, voller Demuth, voller Hochachtung? O gewiß! — Und die Schrift erſt, die dabey lag! Das nenne ich eine Recenſion! Das iſt ein Mann, der zu loben verſteht! O, wie ſchwoll mir mein Herz! Nun wußte ich doch, wer ich war! Ich war elegantiſſimi ingenii vir; ich war verus Gratiarum alumnus; mir hatten die Muſen dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum zuerkannt; ich war es, der nicht anders als cognitis optimis fere omnium populorum libris, artium natura perſpecta, conjunctaque antiquarum litterarum ſcientia cum recentiorum auctorum lectione, die Feder ergriffen. Nun war mir mein Buch erſt lieb! Denn es war dem Hrn. Klotz ein aureolus libellus, und er rief einem jeden, der es in die Hand nehmen wolle, mit den Worten des Plato zuvorher den Grazien zu opfern!

Was werde ich auf dieſen Brief, und auf dieſe Recenſion, dem allerliebſten Verfaſſer nicht alles geantwortet haben! Mit welcher entzückenden Dankbarkeit werde ich ihm ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß gelobet haben! Nicht wahr? —

Ich erſuche den Herrn Klotz, meine Antwort auf dieſes ſein zweytes Schreiben, auf dieſe ſeine Recenſion, drucken zu laſſen. Sie wird mich freylich jetzt beſchämen, wenn ſie ſo ausgefallen iſt, wie ich glauben muß, daß er ſie erwartet hat. Aber er ſchone mich nur nicht; ich muß gedemüthiget ſeyn: und was könnte mich mehr demüthigen, als mit ihm das Mulus mulum geſpielt zu haben?

Vier und funfzigſter Brief.

Die Wahrheit, mein Freund, iſt, daß ich dem Hrn. Klotz auf ſein zweytes Schreiben, auf ſeine Recenſion — ganz und gar nicht geantwortet habe; daß ich ihm noch heute darauf antworten ſoll. Ich hatte an ſeinem zweyten Briefe genug: meine Antwort würde nur vielleicht einen dritten nach ſich gezogen haben; und was wäre es, ob ich erſt bey dem dritten, oder bey dem vierten abgebrochen hätte? Abbrechen hätte ich doch einmal müſſen: und ich denke, je früher eine ſolche Unhöflichkeit erfolgt, deſto kleiner iſt ſie.

Auf den erſten Brief konnte ich dem Hrn. Klotz verbindlich, aber doch noch mit Beſtande der Wahrheit antworten.

Ich nahm den Mann vorläufig ſo an, als ich ihn zu finden wünſchte: und wer hat es je für Beleidigung der Aufrichtigkeit gehalten, die Anrede eines Unbekannten mit guter Freund zu erwiedern, weil ſich endlich findet, daß dieſer Unbekannte weder gut, noch Freund iſt? — Mit dem zweyten Briefe hingegen, war es anders. Ihm verbindlich darauf zu antworten, hätte ich ſchlechterdings gegen meine Ueberzeugung ſprechen müſſen: und nach meiner Ueberzeugung mit ihm zu reden, das hätte ihm leicht empfindlicher fallen mögen, als ich von dem bloßen Stillſchweigen befürchten durfte, von welchem er ſich noch immer eine Urſache denken konnte, wie ſie ſeiner Eitelkeit am wenigſten auffiel.

Und zwar hatte dieſe Alternative, gegen Hr. Klotzen entweder den Schmeichler zu ſpielen, oder ihm unangenehme Dinge zu ſagen, einen doppelten Grund. Seine Lobſprüche waren mir äußerſt eckel, weil ſie äußerſt übertrieben waren: und ſeine Einwürfe fand ich höchſt nüchtern, ſo ein gelehrtes Maul er auch dabey immer zog.

Ueber jenes hätte ich ihm ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ein anderes iſt, einem Weihrauch ſtreuen; und ein anderes, einem, mit Wernicken zu reden, das Rauchfaß um den Kopf ſchmeiſſen. Ich will glauben, daß Sie das erſte thun *wollen*: aber das andere *haben* Sie gethan. Ich will glauben, daß es Ihre bloße Ungeſchicklichkeit in Schwenkung des Rauchfaſſes iſt: aber ich habe dem ohngeachtet die Beulen, und fühle ſie. Daß ich ein ziemlich gutes Büchelchen geſchrieben, kitzelt mich freylich, ſelbſt von Ihnen zu vernehmen. Es kitzelt mich freylich, mich von Ihnen unter die Zierden Deutſchlands gezählt zu ſehen: denn wer will nicht ſeinem Vaterlande wenigſtens gern keine Schande machen? Aber nun genug mit dem Kitzeln: denn ſehen Sie, ich muß mich ſchon mehr krümmen, als ich lachen kann. Oder denken Sie, daß meine Haut Elephantenleder iſt? Das müſſen Sie wohl denken: denn Sie machen es immer ärger, und Sie werden mich todt kitzeln. Sie ertheilen mir unter den Zierden Deutſchlands nicht allein eine Stelle: Sie ertheilen mir eine von den erſten, wo nicht gar die erſte. Ja, nicht Sie blos ertheilen ſie mir: Sie laſſen ſie mir von den Muſen ertheilen; und laſſen ſie mir von den Muſen damals ſchon längſt ertheilt haben. Cui dudum principem inter Germaniæ ornamenta locum Muſæ tribuerunt! Mein wertheſter, wertheſter Herr, mir wird bange um Sie. Wenn Sie im Ernſte ſo denken: ſo haben Sie das Pulver wohl nicht erfunden. Sagen Sie es aber nur, ohne ſelbſt ein Wort davon zu glauben, blos um mich zum Beſten zu haben: ſo ſind Sie ein ſchlimmer Mann. Doch Sie mögen leicht weder ſo ſchlimm, noch ſo einfältig ſeyn: Sie preiſen die Felſenkluſt wohl nur des Widerhalls wegen. Sie ſchneiden den Biſſen nicht für meine, ſondern für Ihre Kehle: was mir Würgen verurſacht, geht bey Ihnen glatt herunter. Wenn das iſt, mein wertheſter Herr: ſo betauere ich Sie, daß Sie an den unrechten gekommen. Den Ball, den ich nicht fangen mag, mag ich auch nicht zurückwerfen. „Sie ſind zuverläßig gelehrter, als ich: aber Sie darum unter die Zierden Deutſchlands einzuſchreiben, Sie hinzuſtellen, wo Sie mich hinſtellen wollen; das kann ich nicht, und wenn es mir das Leben koſtete! Haben es die Muſen bereits gethan: ſo weis ich nichts davon, und ohne ſichern Grund möchte ich den Muſen ſo was nicht gern nachſagen. Wollen es die Muſen noch thun: das ſoll mich freuen; aber laſſen Sie uns fleißig ſeyn, und warten. Die

Ehre iſt am Ziele, und von dem Ziele läuft man nicht aus.„ —

Ueber den zweyten Punkt hätte ich dem Herrn Klotz ſagen müſſen: „Mein wertheſter Herr, ich finde, daß Sie ein ſehr beleſener Mann ſind; oder ſich wenigſtens trefflich darauf verſtehen, wie man es zu ſeyn ſcheinen kann. Sie mögen auch wohl hübſche Collectanea haben. Ich habe dergleichen nicht; ich mag auch nicht ein Blatt mehr geleſen zu haben ſcheinen, als ich wirklich geleſen habe; ich finde manchmal ſo gar, daß ich für meinen geſunden Verſtand ſchon viel zu viel geleſen habe. Mein halbes Leben iſt vergangen, um zu lernen, was andere gedacht haben. Nun wäre es bald Zeit, ſelbſt zu denken; oder, wenn es damit zu ſpät ſeyn ſollte, wenigſtens das, wovon ich gelernt habe, daß es andere gedacht, mir ſo zu ordnen, mir ſo zu berichtigen und aufzuhellen, daß es zur Noth für meine eigene Gedanken gelten kann. Es ſcheinet nicht, daß Sie ſchon da halten, wo ich halte; es ſcheinet nicht, daß Sie das Bedürfniß, in Ihrem Kopfe aufzuräumen, ſchon ſo dringend fühlen, als ich es fühle: Sie ſammeln noch; und ich werfe ſchon wieder weg. Ich erkenne es mit Dank, daß Sie ſo geſchäftig und dienſtfertig um mich ſeyn wollen: aber bemerken Sie doch nur, mein wertheſter Herr, daß Sie mir faſt lauter Dinge in die Hand geben, die ich dort ſchon in den Winkel geſtellt habe. Vieles geben Sie mir auch für etwas ganz anders in die Hand, als es iſt. Ueberhaupt aber verkennen Sie meine Abſicht; Sie halten ſich bey den beyläufigen Erläuterungen auf, und über die Hauptſache fahren Sie dahin. Ich möchte Sie wohl um mich haben, um Sie als ein lebendiges Regiſter zu nutzen: an Seitenzahlen würden Sie mich nicht Mangel leiden laſſen; nur für die Gedanken müßte ich ſelbſt ſorgen. Wohl zu behalten, daß ich Ihnen auch noch die Seitenzahlen nachzuberichtigen, nicht verſäumte! Denn oft ſagt das Regiſter etwas ganz anders, als das Buch. Ich verſprach mir an Ihnen einen Mann, der mit mir denken würde; und ich finde einen, der für mich nachſchlagen, und in den Kupferbüchern für mich bildern will. Wenn Ihnen ein Gefalle damit geſchieht, ſo ſollen Sie mit jeder Ihrer Erinnerungen völlig Recht haben: was mein Buch beweiſen und erläutern ſoll, beweiſet und erläutert es darum nicht ein Haar weniger.„ —

So, und nur ſo, hätte ich dem Herrn Kloß antworten können, ohne meiner Freymüthigkeit Gewalt zu thun. Aber wenn ich mich fragte; wozu dieſe Gewalt? ſo fragte ich mich auch zugleich; wozu dieſe Freymüthigkeit? Was wird ſie nutzen, als daß du dir, aus einem ungewiſſen Freunde, einen gewiſſen Feind machſt? Wähle das Mittel; erſpare deiner Freymüthigkeit die Gewalt, indem du dir die Freymüthigkeit ſelbſt erſpareſt; ſchweig! — Und ich ſchwieg.

Fünf und funfzigſter Brief.

Ich ſchwieg in das zweyte Jahr; und ich würde ſicherlich noch ſchweigen —

„Wenn Herr Nicolai mit ſeiner „Allgemeinen Bibliothek nicht „wäre.„

So ſagt Hr. Kloz! „Damals, ſagt er, (*) „als ich noch an keine Deutſche „Bibliothek gedacht, (als meine Deutſche Bibliothek noch nicht Schuld war, „daß Herr Nicolai von ſeiner Allgemeinen Bibliothek weniger Exemplare auf „der Meſſe verkaufte, (**)) ſtand ich bey „Herr

---

(*) S. 468.

(**) Hälliſche Zeitung 1768. St. 81.

„Herr Nicolai und ſeinen Freunden noch
„in Gnaden. Aber ſobald ich mich an
„die Spitze der über den critiſchen Deſpo-
„tiſmus Unzufriednen ſtellte, ſo ſahe man
„mich auch mit andern Augen an: dann
„ſchrieb der jüngere Herr Candidat Leſ-
„ſing in Berlin wider mich Zeitungsar-
„tikel, wovon der eine ſo ehrenrührig
„war, daß er auf Befehl eines großen
„Miniſters unterdrückt wurde: dann er-
„griff Hr. Magiſter Leſſing die Feder:
„dann ward ich ſelbſt in der Allgemei-
„nen Bibliothek gemißhandelt.„ —

Dieſer Magiſter Leſſing ſoll ich ſeyn, und dieſer Candidat Leſſing ſoll mein Bruder ſeyn, und wir beide ſollen blos und allein wider den Hrn. Magiſter Klotz die Feder ergriffen haben, um die Nahrung des Hrn. Buchhändler Nicolai aufrecht zu erhalten!

Ich kann mich rühmen, daß ich ſchon manche tüchtige Lüge von mir und wider mich zu leſen, das Vergnügen gehabt habe: aber ſo eine grobe, aus der Luft gegriffene, hämtückiſche iſt mir doch lange nicht vorgekommen, als dieſe Klotziſche! Mein Bruder mag ſich ſelbſt rechtfertigen, wenn er es der Mühe werth hält. Ob er Zeitungsartikel wider Hr. Klotzen gemacht hat, das weis ich nicht; daß er ehrenrührige gemacht haben ſollte, das glaub ich nicht; und gewiß iſt es, daß ein ſolcher ehrenrühriger Artikel von ihm, auf Befehl eines großen Miniſters nicht kann ſeyn unterdrückt worden, weil in Berlin kein Miniſter, ſondern nur ein Geheimderrath die Zeitungen cenſiret. Ein Geheimderrath kann ja wohl einem andern Geheimderathe, auch einen blos empfindlichen Artikel haben erſparen wollen: und ein empfindlicher Artikel iſt noch lange kein ehrenrühriger. Ich möchte Herr Klotzen wohl fragen, ob er dieſen ehrenrührigen Artikel ſelbſt geleſen? und ob er es ganz gewiß weis, daß mein Bruder, und niemand anders, ihn ge-

geſchrieben? Hat er ihn nicht ſelbſt geleſen, weis er dieſes nicht ganz gewiß: ſo denke er doch einen Augenblick nach, welche Grauſamkeit es iſt, einen jungen unbekannten Menſchen auf Gerathewohl der Welt damit zuerſt bekannt zu machen, daß man ihm nachſagt, er ſey fähig, ehrenrührige Dinge zu ſchreiben? Eine ſolche Beſchuldigung iſt ehrenrührig; und wenn ſie Herr Kloz nicht unwiderſprechlich erweiſen kann: ſo iſt Er der ehrenrührige Schreiber, zu dem er hier meinen Bruder machen will.

Doch wie geſagt, ich will nur *meine* Thüre rein halten: und was braucht es dazu mehr, als eine Erklärung, die ich vielleicht ſchon längſt hätte thun ſollen?

Dieſe nehmlich: Herr Nicolai iſt mein Freund; aber mit ſeiner Allgemeinen Bibliothek habe ich nichts zu ſchaffen. Sie iſt bereits bis auf die Hälfte des neunten Bandes angewachſen, und noch ſoll ich die Feder für ſie anſetzen. Da iſt nicht eine einzige Recenſion, nicht eine einzige kleine Nachricht, welche ſich von mir herſchriebe! Da iſt kein einziges Urtheil, auf welches ich, mir wiſſentlich, den geringſten Einfluß gehabt hätte!

In dem fünften Bande waren gewiſſe Pſalmen und Threnodieen, die ich noch leſen ſoll, anders angezeigt worden, als es ſich der Verfaſſer und deſſen Freunde verſehen hatten. Sogleich erſchien ein langes Sendſchreiben an mich, (*) in welchem ich auf die bitterſte und verächtlichſte Weiſe darüber zur Rede geſtellt ward. Ich möchte nun, hieß es, jene hündiſche, eſelhafte Critik ſelbſt gemacht haben, oder nicht: ſo ſey es doch immer gut, mir den Kopf dafür zu waſchen! Denn es ſey doch einmal weltkundig, daß ich einer der vornehmſten Mitarbeiter an der Allgemeinen Bibliothek ſey; es geſchehe doch unter meinem Namen, daß ein ſo entſetzlicher

---

(*) In Leipzig bey Hilſchern. 1768.

cher Menſch einem der größten Dichter unſerer Zeit ein ſo himmelſchreiendes Unrecht zufüge; ich müſſe alſo einem ſolchen Unweſen ſteuern, oder wenigſtens, wenn mir an der Hochachtung der Welt noch das geringſte gelegen ſey, öffentlich meinen Abſcheu dagegen bezeigen und erklären, daß ich ihm nicht zu ſteuern vermöge.

Wie man gewiſſe Dinge gerade deswegen nicht thut, weil gewiſſe Leute behaupten, daß man ſie thun müſſe: ſo bezeigte und erklärte ich von allem, was der Sendſchreiber meinte, daß ich nothwendig bezeigen und erklären müſſe, ſchlechterdings nichts. Dieſer Elende, dacht ich, der fähig iſt, einen bey ſich niederfallenden Stein in der Wuth aufzugreifen, und ihn dem erſten, den er in die Augen faſſet, an den Kopf zu werfen, — dieſer Elende mag von dir glauben, was er will! Wer wird es ihm nachglauben?

Aber hierinn betrog ich mich. Denn ich habe nachher nur allzuoft die nehmliche Sprache wider mich führen hören. Selbſt in dieſem Augenblicke lege ich ein Zeitungsblatt des Hrn. Riedels aus der Hand, (*) in welchem er von dem letzten Stücke der Allgemeinen Bibliothek anmerkt, „daß in zwey Recenſionen die Partheylichkeit gar zu ſichtbar ſey; in der von den Reliquien, und in der, welche die Nachricht von Künſtlern und Kunſtſachen betrift.„ „Der bittere Tadel des Herrn von Heineke, ſetzt er hinzu, „und das Lob, welches ihm neulich „Hr. Leſſing ertheilte, machen einen Gegenſatz aus, bey welchem wir nicht wiſſen, was wir denken ſollen.„ Nicht wiſſen, was wir denken ſollen! Und warum denn nicht? Ohnſtreitig, weil Hr. Riedel das ſimpelſte und natürlichſte nicht denken will! Oder wäre es das ſim-

---

(*) Erfurtiſche gelehrte Zeitung, 43ſtes Stück.

ſimpelſte und natürlichſte etwa nicht, auch ſchon aus dieſem einzigen Exempel zu ſchließen, wie wenig ich mit der Allgemeinen Bibliothek colludire? Was geht es mich an, wie die Allgemeine Bibliothek urtheilet? Warum muß ich ihr Urtheil nothwendig zu meinem machen? Warum ſie, mein Urtheil zu ihrem? Das Einverſtändniß, das Herr Riedel zwiſchen ihr und mir vorausſetzt, worauf gründet es ſich? Was für Beweiſe kann er davon geben?

Doch Er, und ſein theuerſter Freund, Herr Klotz, haben es ſich nun einmal vorgenommen, der Welt eine Berliniſche Litteraturſchule aufzuheften, und mich zu einem von den Stiftern derſelben zu machen. Dieſe Schule ſoll in den Journalen, welche Herr Nicolai ſeit zwölf Jahren beſorget, leiben und leben, und den unerträglichſten Deſpotismus üben. Der Mißvergnügten über dieſen Deſpotismus ſollen in Deutſchland unzählige ſeyn, und

Hr. Klotz will ſich endlich an die Spitze derſelben geſtellt haben.

Viel Glück zu dieſen Erſcheinungen, und zu allen daraus folgenden Ritterthaten! Aber möchte ein freundlicher Genius die Augen dieſer Helden, wenigſtens nur in Abſicht auf mich, erleuchten. Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Rieſe. Da ſtehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein, und komme zu niemanden, und helfe niemanden, und laſſe mir von niemanden helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuſchütten habe, ſo mahle ich es ab, es mag ſeyn mit welchem Winde es will. Alle zwey und dreyßig Winde ſind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmoſphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als gerade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur dieſen Umlauf laſſe man ihnen frey. Mücken können dazwiſchen hin ſchwärmen: aber muthwillige Buben müſſen nicht alle Augenblicke ſich darunter durchjagen wollen; noch weniger muß ſie eine Hand hemmen wollen, die nicht ſtärker iſt, als der Wind, der mich umtreibt. Wen meine Flügel mit in die Luft ſchleidern, der hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben: auch kann ich ihn nicht ſanfter niederſetzen, als er fällt. ——

Seit dem Jahre 61 habe ich für die Journale des Hrn. Nicolai gerade einen kleinen Octavbogen geliefert, welcher die Anpreiſung eines Werkes enthält, über deſſen Güte wir alle einig ſind. Dennoch darf Hr. Klotz mich zum geſchwornen Vorfechter des Hrn. Nicolai machen. Dennoch darf —

Doch genug hiervon. Schon wird meine eigene Rechtfertigung mir ſelbſt zum Eckel.

Sechs und funfzigſter Brief.

Aber wenn es nicht Hr. Nicolai war, wer war es denn, der mich gegen Hr. Klotzen aufbrachte? — Denn aufgebracht ſoll ich doch nun einmal ſeyn.

Ich weis nicht, was ich bin, oder zu ſeyn ſcheinen mag. So viel weis ich, daß ich das, was ich bin, mit ſehr kaltem Blute bin. Es iſt nicht Hitze, nicht Uebereilung, die mich auf den Ton geſtimmt, in welchem man mich mit Herr Klotzen höret. Es iſt der ruhigſte Vorbedacht, die langſamſte Ueberlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederſchreibe. Wo man ein ſpöttiſches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren ſey. Ich hatte nach meiner beſten Einſicht geurtheilet, daß ihm dieſes ſpöttiſche, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weiſe erſparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn vertheidige, zum Verräther zu werden.

Was war Hr. Klotz? Was wollte er auf einmal ſeyn? Was iſt er?

Herr Klotz war, bis in das Jahr 66, ein Mann, der Ein lateiniſches Büchelchen über das andere drucken laſſen. Die erſten und meiſten dieſer Büchelchen ſollten Satyren ſeyn, und waren ihm zu Paſquillen gerathen. Das Verdienſt der beſten, war zuſammengeſtoppelte Gelehrſamkeit, Alltagswitz, und Schulblümchen. Bey ſolchen Talenten konnte er ſeinen Beruf zum Journaliſten von Profeßion, nicht lange verkennen. Er ward es: doch auch nur erſt auf Latein. Man lernte aus ſeinen Actis litterariis, daß er manch gutes Buch zu Geſicht bekomme: aber daß er über ein gutes Buch ſelbſt etwas Gutes zu ſagen wiſſe, davon ſollen uns dieſe Acta noch den erſten Beweis geben. Wovon ſie uns die häufigſten Beweiſe gaben, war der unglückliche Hang des Verfaſſers, in ſeine Urtheile die diffamirendſten Perſönlichkeiten einzuflechten. Wenn z. E. ein Gelehrter, der, nach Hr. Klotzens eigenem Geſtändniſſe, ſich in ſeinen erſten Schriften mit Ruhm gezeigt hatte, in ſeinen letztern allmälich ſinket, oder einen Wiſch mit unterlaufen läßt, in welchem man ihm gänzlich verkennet: was thut da Herr Klotz? Iſt es ihm genug, den Verfall dieſes Mannes anzumerken? die Nachläßigkeiten deſſelben ins Licht zu ſtellen? über die anſcheinende Unwiſſenheit zu ſpotten? Iſt es ihm genug, auf die Zerſtreuungen von weiten anzuſpielen, aus welchen jene Nachläßigkeiten vielleicht entſpringen? Zwar wäre auch dieſer Schritt ſchon viel zu vermeſſen; ſchon viel zu weit über die Grenze der Critik. Und doch wie unſchuldig wäre er gegen den, den ſich Hr. Kloß erlauben dürfen. Leſen Sie, wie er dem D. Conradi mitgeſpielt, und erſtaunen Sie! (*) Aber erſtaunen Sie, nicht ſowohl über die Frechheit, als darüber, daß ihm eine ſolche Frechheit ungenoſſen ausgegangen. Um ſeinen Leſern begreiflich zu machen, wie die neueſten Schriften dieſes Gelehrten ſo ſchlecht ausfallen können; um zu verhüten, — o des wahren Frelons, der ſich einbildet, alle Menſchen müßten, wie er, (**) lieber an ihrer Rechtſchaffenheit als an ihrer Gelehrſamkeit zweifeln laſſen! — um zu verhüten, daß man nicht nach

(*) Act. Litt. Voll. II. P. IV. p. 465.

(**) Der ſich ruhig Fripon nennen läßt, aber ſobald er ſich mauvais auteur nennen höret, erbittert ausruft: Arretés, s'il vous plait; on peut attaquer mes mœurs; mais pour ma reputation d'auteur, je ne le ſouffrirai jamais!

nach dieſen neueſten Schriften die Wiſſenſchaft ihres Verfaſſers ſchätze, ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicet, qui eum non niſi ex poſtremis ſcriptis noverunt, — o des kritiſchen Biedermanns! — erzählt er uns, „D. Conradi habe ſich ſeit einiger „Zeit auf den Weinhandel und aufs „Saufen gelegt, habe ſeine Creditores, „man verſteht nicht recht, ob betrogen? „oder mit anderer Schaden bereichert? „bis er endlich, um bey Ehren zu bleiben „und ſich des Hungers zu erwehren, „von Leipzig nach Marburg entweichen „müſſen.„ (*) — Abſcheulicher Recenſent,

---

(*) Hier iſt die ganze Stelle: Eſt haud raro doctiſſimorum ingeniorum hæc fortuna, ut, dum genio ſuo nimis indulgent, rebus a liberis plane alienis facile diſtrahantur. Talem quoque expertus eſt juris civilis apprime peritus Conradus, qui, dum Lipſiæ jurisprudendenſeyn, wer verlangt das zu wiſſen? Sag uns, ob das Buch ſchlecht oder gut iſt: und von dem übrigen ſchweig! Auch

dentiam docuit, editis initio libris egregiis, eruditi ICti nomen ſibi paraverat, at poſtea, cum ad bibendi ſtudium & vinarium commercium, quod non ſine aliorum invidia, & inſigni creditorum commodo exercebat, ſe convertiſſet, acceptam jam laudem adeo deſeruit, ut aut nihil plane ſcriberet, aut, quando ſuo nomine aliquid edere debebat, vel amici cujusdam, his in litteris minime verſati, opera uteretur, vel ipſe, quicquid in mentem veniſſet, in chartam coniiceret. Quod quidem non malevolo animo, aut calumniæ cauſa ſcribimus, ſed ut Conradi doctrinam ab eorum forte judicio vindicemus, qui eum non niſi ex poſtremis ſcriptis noverunt. Tandem, quo fami famæque conſuleret, Lipſia abiit in patriam ſuam, Marburgum, &c.

wenn alles wahr iſt, ſchweig: denn die Gerechtigkeit hat dir es nicht aufgetragen, ſolche Brandmahle auf die Stirne des Unglücklichen zu drücken! — Zwar hat Herr Klotz dieſem Schandurthel die Buchſtaben F. S. A. unterſetzen laſſen; ohne Zweifel, um uns damit zu ſagen, daß er es nicht ſelbſt abgefaßt habe. Aber ſelbſt, oder nicht ſelbſt: es iſt darum nicht weniger ſein Werk. Denn der allgemeine Titel, Acta litteraria ſcripſit Klotzius, macht es dazu; und der Wirth, der in ſeiner Kneipſchenke wiſſentlich morden läßt, iſt nicht ein Haar beſſer, als der Mörder.

Dieſes und unzähliger ähnlicher Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend ſeyn müßte, auch den beſten Criticus der öffentlichen Verachtung ſo auszuſetzen, daß er ſich in ſeinem Leben nicht wieder unterſtünde, ſeine Stimme hören zu laſſen, gelang es Hr. Klotzen, ſich einen Anhang zu erſchimpfen, und einen noch größern, ſich zu erloben. Beſonders hatte er einen Schwarm junger aufſchießender Scribler ſich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle vier Theile der Welt als den größten, außerordentlichſten Mann ausposaunten, und ihn in eine ſolche Wolke von Weyhrauch verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotiſchen Dampf verlor. In dieſer Betäubung wurde ihm das Reich der Lateiniſchen Sprache zu enge, und er beſchloß, ſeine Eroberungen auch über das Reich der Deutſchen zu verbreiten. Die erſten Streifereyen dahin, wagte er in ein Paar Werklein, die, höchſt arm an Gedanken und Sachen, mit deutſchen Worten, aber wahrlich nicht deutſch geſchrieben waren. Dennoch wurden auch dieſe bis in den Himmel erhoben; ihr Verfaſſer hieß in utroque Cæſar; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernſte, daß alle dieſe Zujauchzungen

nichts,

nichts, als der vervielfältigte Wiederhall ſeiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobſprüche kann man jedem gönnen, und wer ſich deren ſelbſt ertheilet, iſt damit beſtraft genug, daß er ſie ſchwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wenn ein ſo precario, ſo doloſe berühmt gewordener Mann, ſich mit dem ſtillen Beſitze ſeiner erſchlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwiſch, den man zum Meteor aufſteigen laſſen, nunmehr auch lieber ſengen und brennen möchte, wenigſtens überall um ſich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann ſich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, deſſen Umſtände es erlauben, iſt nicht verbunden, ſeinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben verſucht hatte, über einen Kohl, den er zum ſieben und ſiebzigſtenmale aufwärmte, eine deutſche Brühe zu gießen, ward Herr

Kloß

Klotz urplötzlich zum allgemeinen Kunſtrichter der ſchönen Wiſſenſchaften — und der deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften! Unter dem Vorwande, daß er und ſeine Freunde, mit verſchiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos ſeine Läuterungen desfalls bey dem Publico ein, ſondern errichtete ſelbſt ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne ſeinen bürgerlichen Titel! — Wer iſt der Herr Klotz, der ſich aufwirft, über einen Klopſtock, und Moſes, und Rammler, und Gerſtenberg Gericht zu halten? — Es iſt Hr. Klotz, der Geheimderath. — Sehr wohl; damit muß ſich die Schildwache in einer Preußiſchen Veſtung begnügen: aber auch der Leſer? Wenn der Leſer fragt; wer iſt der Hr. Klotz? ſo will er wiſſen, was dieſer Herr Klotz geſchrieben hat, und worauf ſich ſein Recht gründet, über ſolche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht dieſe Männer nehmen ihn wegen dieſes Rechts in Anſpruch: ſondern das Publicum. Die Nachſicht, die das Publicum hierinn gegen einen ungenannten kritiſchen Schriftſteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunſtrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico ſeyn, und ſo lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunſtrichter, der ſich nennet, will nicht eine Stimme des Publici ſeyn, ſondern will das Publicum ſtimmen. Seine Urtheile ſollen, nicht blos durch ſich, ſo viel Glück machen, als ſie machen können: ſie ſollen es zugleich mit durch ſeinen Namen machen; denn wozu ſonſt dieſer Name? Daher aber auch, von unſerer Seite, das Verlangen, dieſen Namen bewährt zu wiſſen! daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in dieſem

Bezirke iſt! Jeder andere Name iſt noch mehr Betrug, als Beſtechung. Und wann Hr. Klotz Staatsminiſter wäre, und wann er der größte lateiniſche Stiliſt, der erſte Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir ſeine Verdienſte um die deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften kennen: und welche ſind die? Was hat unſere Sprache von ihm erhalten, worauf ſie gegen andere Sprachen ſtolz ſeyn könnte? Stolz? was ſie ſich nur nicht ſchämen dürfte, aufzuweiſen!

So ſteht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klotz ſind. Sie wollen unbekannt ſeyn; und ich denke, ſie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wiſſen. Es mögen ſich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; ſie mögen Profeſſores oder Studenten, Candidaten oder Paſtores ſeyn; ſie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; ſie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das iſt eines, wie das andere. Nicht aus dem, was ſie ſind, laßt uns beurtheilen, was ſie ſchreiben: ſondern aus dem, was ſie ſchreiben, laßt uns urtheilen, was ſie seyn ſollten.

Wahrlich, keiner von ihnen ſollte Profeſſor ſeyn, wenigſten nicht Profeſſor in den ſchönen Wiſſenſchaften. Alle ſollten ſie noch Studenten, und fleißige, beſcheidene Studenten ſeyn. Denn welcher von ihnen verräth im geringſten mehr Kenntniſſe, gründlichere Einſichten, als jeder angehende Student haben ſollte? Was iſt in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte ſchreiben können; nur ein Mann, der ſich in ſeinem Fache fühlte? Welches iſt die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, ſie ſey ſo klein als ſie wolle, worüber einer von dieſen Großſprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäſcher ſind ſie alle; keiner hat auch nicht einmal ſeinen eigenen Ton; alle ſchreiben ſie ein Deutſch, das nicht kraftloſer, diſſoluter ſeyn kann. Sie mögen ſich zum Theil darauf verſtehen, einer Ueberſetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Waſſer zu beſehen: das müßte aber auch alles ſeyn, womit ſie ſich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftſteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, ſollten ſie urtheilen wollen: denn es iſt ein eckler Anblick, wenn man eine Spinne die andere freſſen ſieht, und meiſtens ergiebt es ſich zu deutlich, daß ſie das getadelte Werk, noch lange ſo gut nicht, ſelbſt hervorgebracht haben würden. Aber wenn ſie vollends an die wenigen Verfaſſer ſich wagen, denen es Deutſchland allein zu danken hat, daß ſeine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anſchlag kömmt: ſo iſt das eine

Vermeſſenheit, von der ich nicht weis, ob ſie lächerlicher, oder ärgerlicher iſt. Was ſollen dieſe von ihnen lernen? Soll Klopſtock von ihnen etwa lernen, in ſeine Elegieen mehr Fiction zu bringen? und Rammler, in ſeine Oden weniger? So hirnlos dergleichen Urtheile ſind, ſo viel Schaden ſtiften ſie gleichwohl in einem Publico, das ſich zum größten Theile noch erſt bildet. Der ſchwächere Leſer kann ſich nicht entwehren, eine geringſchätzige Idee mit dem Namen ſolcher Männer zu verbinden, denen ſolche Stümper ſolche Armſeligkeiten unausgepfiffen vordociren dürfen.

Endlich, das ſtinkende Fett, womit dieſe Herren ihre kritiſchen Waſſerſuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geiſt ihres verſchwärzenden Herausgebers ſiebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunſtrichter, zur Mißbilligung und Verſpottung des Schriftſtellers die Züge von dem Menſchen, von dem Gliede der bürgerlichen Geſellſchaft zu entlehnen, einen Namen haben ſoll, ſo muß ſie Klotzianiſmus heiſſen.

Sieben und funfzigſter Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunſtrichter mit dem kritiſirten Buche in der Hand gut machen kann, iſt dem Kunſtrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorſchreiben, wie ſanft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines ſolchen Tadels oder Spottes wählen ſoll. Er muß wiſſen, welche Wirkung er damit hervor bringen will, und es iſt nothwendig, daß er ſeine Worte nach dieſer Wirkung abwäget.

Aber ſobald der Kunſtrichter verräth, daß er von ſeinem Autor mehr weis, als ihm die Schriften deſſelben ſagen können; ſobald er ſich aus dieſer nähern Kenntniß des geringſten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: ſogleich wird ſein Tadel perſönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunſtrichter zu ſeyn, und wird — das verächtlichſte, was ein vernünftiges Geſchöpf werden kann — Klätſcher, Anſchwärzer, Paſquillant.

Dieſe Beſtimmung unerlaubter Perſönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, iſt ohnſtreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das ſtrengſte gerichtet zu ſeyn!

Herr Kloß klagt mich an, meine antiquariſchen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen ſein Buch gerichtet zu haben, welches „aus den perſönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Stil, „der oft mehr als blos ſatyriſch ſey, kurz „aus dem Tone erhelle, welcher uns, „wider unſern Willen, an den Verfaſſer

„des Vademecum für Herr Langen zu denken zwinge.„ (*)

Perſönliche Beleidigungen! Hr. Klotz klagt über perſönliche Beleidigungen! Herr Klotz! Quis tulerit Gracchos &c. Und doch, wo ſind ſie, die er von mir erhalten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und ſie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken laſſen, daß ich ihn weiter als aus ſeinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott iſt mir entfahren, der ſich auf mehr gründet, als auf Beweiſe ſeiner Unwiſſenheit und Uebereilung, wie ſie in ſeinen Schriften da liegen? Ich habe ihn ein oder zweymal Geheimderrath genennt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht ſelbſt mit dieſem Titel unter den Schriftſtellern aufgetreten wäre.

(*) Deutſche Bibl. ſiebentes Stück. S. 465.

Was weis ich ſonſt von ſeiner Perſon? Was verlange ich von ihr zu wiſſen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeſchränkte Lob, welches ich Herr Klotzen da ertheilte, mußte mir ihn freylich auf den Hals ziehen. Aber nachher ſind alle Zudringlichkeiten von ſeiner Seite. Was ich dagegen gethan, ſind nichts als Abwehrungen; auf itzt, und wo möglich, auf künftig.

Der Stil, der oft mehr, als blos ſatyriſch iſt! — Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo blos ſatyriſch iſt. Meinem Vorſatze nach, ſoll er allezeit mehr als ſatyriſch ſeyn. Und was ſoll er mehr ſeyn, als ſatyriſch? Treffend.

Der Ton, welcher an das Vademecum für Hr. Langen zu denken zwinget. — Nun denn? Aber zu weſſen Beſchämung wird dieſe erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß ſein Buch eben ſo kindiſche Schnitzer hat, als der Langiſche Horaz?

Kurz, von allen dieſen Vorwürfen bleibt nichts, als höchſtens der Skrupel, ob es nicht beſſer geweſen wäre, etwas ſäuberlicher mit dem Hrn. Kloß zu verfahren? Die Höflichkeit ſey doch eine ſo artige Sache —

Gewiß! denn ſie iſt eine ſo kleine!

Aber ſo artig, wie man will: die Höflichkeit iſt keine Pflicht: und nicht höflich ſeyn, iſt noch lange nicht, grob ſeyn. Hingegen, zum Beſten der Mehrern, freymüthig ſeyn, iſt Pflicht; ſogar es mit Gefahr ſeyn, darüber für ungeſittet und bösartig gehalten zu werden, iſt Pflicht.

Wenn ich Kunſtrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunſtrichterſchild aushengen zu können: ſo würde meine Tonleiter dieſe ſeyn. Gelinde und ſchmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meiſter; abſchreckend und poſitiv gegen den Stümper; höhniſch gegen den Prahler; und ſo bitter als möglich, gegen den Cabalenmacher.

Der Kunſtrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte beſſer gar keinen. Und beſonders der, der gegen alle nur höflich iſt, iſt im Grunde gegen die er höflich ſeyn könnte, grob.

Ueberhaupt verſtehen ſich auf das Raffinement der Höflichkeit, die höflichſten Herren am wenigſten. Einer von ihnen ſagte zu mir: „aber Herr Klotz iſt doch „immer ſo höflich gegen Sie geweſen. „Sogar ſeine Recenſion der antiquariſchen Briefe iſt noch ſo höflich!

Noch ſo höflich? Der Bauernſtolz ſelbſt, hätte ſie nicht gröber und plumper abfaſſen können.

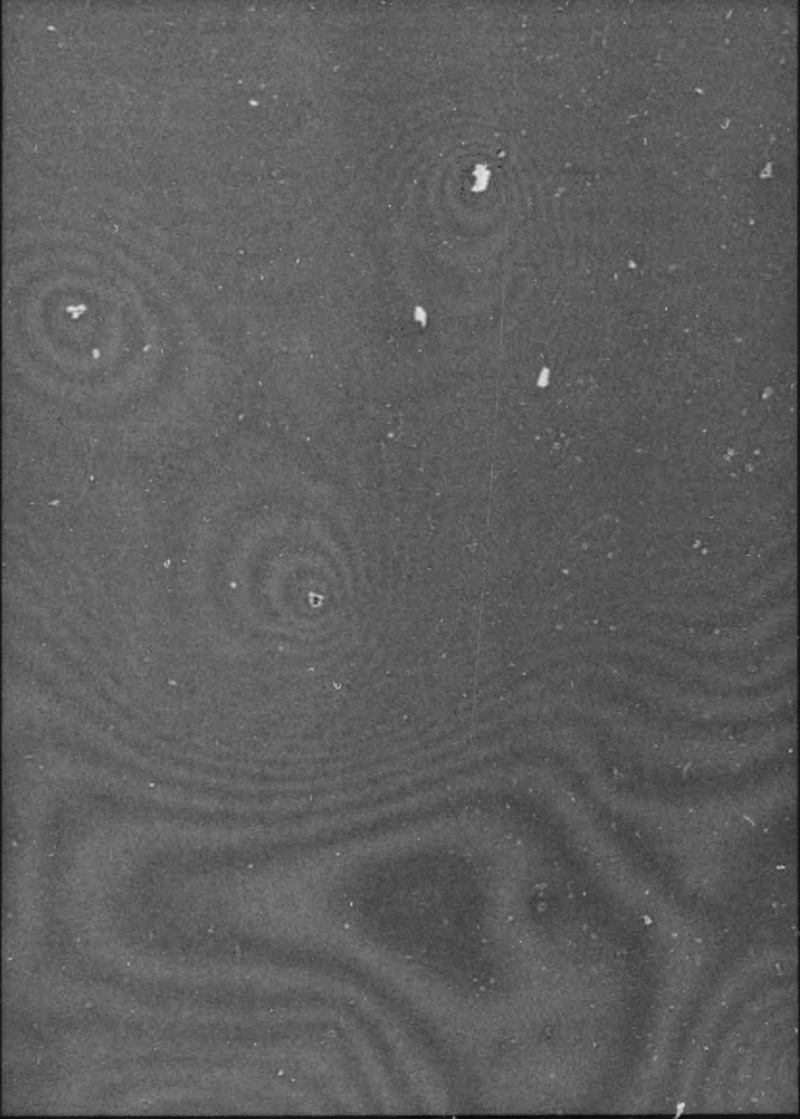
Was will Herr Klotz, der mich ſonſt immer nur ſchlechtweg Leſſing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieſer Recenſion Magiſter Leſſing nennet? Was ſonſt, als mir zu verſtehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwiſchen uns befeſtiget habe? Er Geheimderrath, und ich nur Magiſter! — Was iſt denn Bauernſtolz, wenn das nicht Bauernſtolz iſt?

Und doch wird mir Herr Klotz erlauben, den Abſtand, der ſich zwiſchen einem Geheimdenrathe, wie Er, und zwiſchen einem Magiſter befindet, für ſo unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine, er ſey gerade nicht unermeßlicher als der Abſtand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling ſchlecht, eine Spanne über den Dornenſtrauch erhaben, ſo verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß ſein König ihn aus einer andern Urſache zum Geheimdenrathe ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Ma-

Magiſter gehalten. Der König hätte in ihm den Magiſter ſo geehret, und er ſelbſt wollte den Magiſter verachten?

Ja, der Magiſter gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, ſogar mehr, als der Geheimderath. Wenn der Herr Geheimderath Klotz nicht auch Herr Magiſter Klotz wäre, oder zu ſeyn verdiente: ſo wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimderath zu ſchaffen haben könnte. Der Magiſter macht es, daß ich mich um den Geheimdenrath bekümmere: und ſchlimm für den Geheimdenrath, wenn ihn ſein Magiſter im Stiche läßt!

Ende des zweyten Theils.



Kleinigkeiten

von

G. E. Leßing.

Parva mei mihi ſunt cordi monumenta laboris;
At populus tumido gaudeat Antimacho.

Catullus.

Vierte Auflage.

* * *

Stutgart
bey Johann Benedict Mezler
1769.

An die Leyer.

Töne, ſanfte Leyer,
Töne Luſt und Wein.
Töne mir getreue Leyer,
Töne ſanfte Liebe drein.

Wilde Krieger ſingen,
Haß und Rach und Blut,
Ungeheuers ewig ſingen,
Iſt Begeiſtrung? = = Nein, iſt Wuth.

Zwar der kühne Sänger
Sammelt Lorbern ein;
Seinen Namen nennt man länger;
Und er lebt auch länger? Nein.

Seht, er ſtampft und glühet
Bis er, voll von Gott,
Den Olymp geöfnet ſiehet,
Aber nicht den nähern Tod.

Er vergräbt im Leben,
Sich in Tiefſinn ein:
Um, gelingts ihm, dann zu leben,
Wann er Staub und Nichts wird ſeyn.

Lobt ſein göttlich Feuer,
Werth der Ewigkeit!
Und an mir und meiner Leyer
Lobet den Genuß der Zeit!

Die Namen.

Ich fragte meine Schöne:
Wie ſoll mein Lied dich nennen?
Soll dich als Dorimene,
Als Galathee, als Chloris,
Als Lesbia, als Doris,
Die Welt der Enkel kennen?
Die Namen ſind ſehr ſchöne,
Sprach meine holde Schöne.
Wähl ſelbſt. Du kannſt mich Doris
Und Galathee und Chloris
Und ⸗ ⸗ wie du willſt mich nennen;
Nur nenne mich die Deine.

Die Küſſe.

Ein Küßchen, das ein Kind mir ſchenket,
Das mit dem Küſſen nur noch ſpielt,
Das bey dem Küſſen noch nichts denket,
Iſt nun ſo was, das man nicht fühlt.

Ein Kuß, den mir ein Freund verehret,
Iſt nun ſo was, das eigentlich
Zum wahren Küſſen nicht gehöret:
Aus kalter Mode küßt er mich.

Ein Kuß, den mir mein Vater giebet,
Ein wohlgemeinter Seegenskuß,
Wenn er mich lobt, und lobend liebet,
Iſt was, das ich verehren muß.

Ein Kuß von meiner Schweſter Liebe
Geht in ſo ferne wohl noch an,
Als ich dabey mit freyem Triebe
An andre Mägdchen denken kan.

Ein Kuß, den Lesbia mir reichet,
Aus meiner Klagen Ueberdruß,
Und dann beſchämt zurücke weichet:
Ja = = ſo ein Kuß, das iſt ein Kuß.

Die Gewisheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weis ich freylich nicht:
Aber wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weis ich ganz gewiß.

Die Betrübniß.

Der Freund.

Freund! welches Unglük, welche Reue
Plagt dich mit finſterm Schmerz?

Der Dichter.

Ach Freund! ſie flieht, die Ungetreue!
Und ſie beſaß mein Herz.

Der Freund.

Um eine Falſche dich betrüben?
Du biſt ſonſt klug genug ⸗ ⸗

Der Dichter.

O ſchweig! das heißt nicht lieben,
Läßt uns die Liebe klug.

Die Antwort des trunkenen Dichters.

Ich ſpielte jüngſt den Sittenrichter;
Gewiß ein ſchweres Spiel;
Und ſprach zu einem trunknen Dichter:
Hör auf! du trinkſt zu viel.

Schon fertig untern Tiſch zu ſinken,
Sprach er: du biſt nicht klug.
Zu viel kan man wohl trinken,
Doch nie trinkt man genug.

Das aufgehobene Gebot.

Phyllis.

Liebſter, wenn die Gläſer winken,
Lerne von mir deine Pflicht.
Trinken kanſt du; du kanſt trinken;
Doch betrinke dich nur nicht.

Damon.

Mägdchen bey den zarten Trieben
Lerne von mir deine Pflicht.
Lieben kanſt du; Du kanſt lieben:
Doch verliebe dich nur nicht.

Phyllis.

Damon, ich mich nicht verlieben?

Damon.

Phyllis, ich mich nicht betrinken?

Phyllis.

Wie verlangſt du das von mir?

Damon.

Wie verlangſt du das von mir?

Phyllis.

Lieber mag ich gar nicht lieben.

Damon.

Lieber mag ich gar nicht trinken.

Beyde.

Geh nur, ich erlaub es dir.

Die Beredſamkeit.

Freunde, Waſſer machet ſtumm.
Lernet dieſes an den Fiſchen.
Doch beym Weine kehrt ſichs um;
Dieſes lernt an unſern Tiſchen.
Was für Redner ſind wir nicht,
Wenn der Reinwein aus uns ſpricht!
Wir ermahnen, ſtreiten, lehren;
Keiner will den andern hören.

Die verſchlimmerte Zeiten.

Anakreon trank, liebte, ſcherzte,
Anakreon trank, ſpielte, herzte,
Anakreon trank, ſchlief, und träumte
Was ſich zu Wein und Liebe reimte:
Und hieß mit Recht der Weiſe.

Wir Brüder trinken, lieben, ſcherzen,
Wir Brüder trinken, ſpielen, herzen,
Wir Brüder trinken, ſchlafen, träumen,
Wozu ſich Wein und Liebe reimen;
Und heiſſen nicht die Weiſen.

Da ſeht den Neid von unſern Zeiten!
Uns dieſen Namen abzuſtreiten!
O Brüder lernet hieraus ſchlieſſen,
Daß ſie ſich ſtets verſchlimmern müſſen.
Sie nennen uns nicht weiſe!

Das Bild an Hrn. H.

Das, Mahler, iſt dein Meiſterſtücke!
Je, H * *, ja; an Anmuth reich,
Sieht dieß Kind meinem Kinde gleich.
Das iſt ſein Haar; dieß ſeine Blicke;
Das iſt ſein Mund; das iſt ſein Kinn.
O Freund, o laß dichs nicht verdrüſſen,
Und ſieh auf jene Seite hin:
Ich muß, ich muß das Bildchen küſſen.
Wie zärtlich nimts den Kuß nicht an:
Nur Schade, daß es ihn nicht wiedergeben kan.

Die Haushaltung.

Zankſt du ſchon wieder? Sprach Hans Lau
Zu ſeiner lieben Ehefrau.
„Verſofner, unverſchämter Mann = = =
Geduld, mein Kind, ich zieh mich an = = =
„ Wo nun ſchon wieder hin? „ Zu Weine.
Zank du alleine.

„Du gehſt? = = Verdammtes Kaffeehaus!
„Ja = = blieb er nur die Nacht nicht aus = =
„Gott! ich ſoll ſo verlaſſen ſeyn?
„Wer pocht? Herr Nachbar? = = nur herein!
„Mein böſer Teufel iſt zu Weine:
„Wir ſind alleine.

Der Regen.

Der Regen hält noch immer an:
So klagt der arme Bauersmann.
Doch eher ſtimm ich nicht mit ein,
Es regne denn in meinen Wein.

Die Stärke des Weins.

Wein iſt ſtärker als das Waſſer.
Dieß geſtehn auch ſeine Haſſer.
Waſſer reißt wohl Eichen um,
Und hat Häuſer umgeſchmiſſen:
Und doch wundert ſich Hans Dumm,
Daß der Wein mich umgeriſſen.

Der Sonderling.

So bald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey ein Narr;
Und gleichwol zürnt der Narr;
Wenn man ihn alſo nennt.

So bald der Menſch ſich kennt,
Sieht er, er ſey nicht klug;
Doch iſts ihm lieb genug,
Wenn man ihn weiſe nennt.

Ein jeder, der mich kennt
Spricht: welcher Sonderling!
Nur dieſem iſts ein Ding,
Wie ihn die Welt auch nennt.

Das Umwechſeln.

Der Bruder.

Liebe Schweſter, wer iſt die?
Deine Freundin? „darf ich küſſen?
„O wie frey, wie ſchön iſt ſie!
„Liebe Schweſter, darf ich küſſen?

Die Schweſter.

Pfuy! Ihr Bruder iſt ja hier.
Willſt du, daß ers ſieht, ſie küſſen?
Schäm dich! dieſesmal wird dir
Wohl die Luſt vergehen müſſen.

Der Bruder.

Schweſter, geh zum Bruder hin;
Laß dich von dem Bruder küſſen;
Dann, weil ich dein Bruder bin,
Darf ich ſeine Schweſter küſſen.

Der alte und der junge Wein.

Ihr Alten trinkt, euch jung und froh zu trinken;
Drum mag der junge Wein
Für euch, ihr Alten ſeyn.

Der Jüngling trinkt, ſich alt und klug zu trinken:
Drum muß der alte Wein
Für mich, den Jüngling ſeyn.

Die Türken.

Die Türken haben ſchöne Töchter,
Und dieſe ſcharfe Keuſchheitswächter.
Wer will, kann mehr als eine freyn;
Ich möchte ſchon ein Türke ſeyn.

Wie wollt ich mich der Lieb ergeben!
Wie wollt ich liebend ruhig leben
Und – – Doch ſie trinken keinen Wein;
Nein, nein, ich mag kein Türke ſeyn.

Alexander.

Der Weiſe ſprach zu Alexandern:
„Dort, wo die lichten Welten wandern,
„Iſt manches Volk, iſt manche Stadt.
Was thut der Mann von tauſend Siegen?
Die Memme weint, daß dort zu kriegen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Iſts wahr, was ihn der Weiſe lehret,
Und finden, was zur Welt gehöret,
Daſelbſt auch Wein und Mägdchen ſtatt:
So laſſet, Brüder, Thränen flieſſen,
Daß dort zu trinken und zu küſſen,
Der Himmel keine Brücken hat.

Die Schöne von hinten.

Sieh Freund! ſieh da! was geht doch immer
Dort für ein reizend Frauenzimmer?
Der neuen Tracht Vollkommenheit;
Der engen Schritte Nettigkeit,
Die bey der kleinſten Hindrung ſtocken;
Der weiſſe Hals voll ſchwarzer Locken;
Der wohlgewachſne ſchlanke Leib,
Verräth ein junges artges Weib.

Komm Freund! komm, laß uns ſchneller gehen,
Damit wir ſie von vorne ſehen.
Es muß, triegt nicht der hintre Schein,
Die Venus oder Phyllis ſeyn.
Komm, eile doch! o welches Glücke!
Jezt ſieht ſie ungefehr zurücke.
Was wars, das mich entzückt gemacht?
Ein altes Weib in junger Tracht.

An eine kleine Schöne.

Kleine Schöne, küſſe mich.
Kleine Schöne, ſchämſt du dich?
Küſſe geben, Küſſe nehmen,
Darf dich jezo nicht beſchämen.
O wie zärtlich küſſet ſie!
Kleiner Engel ſchon ſo früh?

Küſſe mich noch hundertmal?
Küß und merk der Küſſe Zahl.
Ich will dir, bey meinem Leben!
Alle zehnfach wieder geben,
Wenn der Kuß kein Scherz mehr iſt,
Und du zehn Jahr älter biſt.

Nach der 10. Ode des Anakreons.

Was frag ich nach dem Großſultan,
Und Mahomets Geſetzen?
Was geht der Perſer Schach mich an,
Mit allen ſeinen Schätzen?

Was ſorg ich ihrer Kriegesart,
Und ihrer Treffen halben?
Kann ich nur meinen lieben Bart
Mit Specereyen ſalben.

Kann ich nur mein geſalbtes Haupt
Mit Roſen ſtolz umſchlieſſen,
Und wenn mir ſie ein Mägdchen raubt,
Das Mägdchen ſtrafend küſſen.

Ein Thor ſorgt für die künftge Zeit,
Für heute will ich ſorgen.
Wer kennt, mit weiſer Gründlichkeit,
Den ungewiſſen Morgen?

Drum will ich weil ich glüklich bin,
An Spiel und Wein nur denken:
Und oft mit kummerloſem Sinn
Dir Bacchus Opfer ſchenken.

Damit nicht eine Krankheit ſpricht,
In die ich ſchnell verſunken:
Nein, länger, länger trinke nicht;
Du haſt genug getrunken.

Das Paradies.

Sein Glük für einen Apfel geben;
O Adam, welche Lüſternheit!
Statt deiner hätt ich ſollen leben,
So wär das Paradies noch heut.

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht geweſen wär?
Wie da, mein Freund? = = Ey nun, ich glaube = =
Das Paradies wär auch nicht mehr.

Die Geſpenſter.

Der Alte.

O Jüngling! ſey ſo ruchlos nicht,
Und leugne die Geſpenſter.
Ich ſah eins ſelbſt bey Mondenlicht
Aus meinem Kammerfenſter,
Das ſaß auf einem Leichenſtein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts darwider ein:
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Als meiner Schweſter Sohn verſchied,
Das ſind nunmehr zehn Jahre,
Sah ſeine Magd, die treflich ſieht,
Des Abends eine Bahre,
Und oben drauf ein Todtenbein:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts darwider ein:
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

Als mein Freund in dem Treffen blieb,
Das Frankreich jüngſt verlohren,
Hört ſeine Frau, wie ſie mir ſchrieb,
Mit ihren eignen Ohren,
Zu Mitternacht drey Eulen ſchreyn:
Drum müſſen wohl Geſpenſter ſeyn,

Der Jüngling.

Ich wende nichts darwider ein;
Es müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Alte.

In meinem Keller ſelbſt gehts um.
Ich hör oft ein Geſauſe;
Doch werden die Geſpenſter ſtumm,
Iſt nur mein Sohn zu Hauſe.
Denk nur, ſie ſaufen meinen Wein;
Das müſſen wohl Geſpenſter ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts darwider ein;
Doch wünſcht ich eins davon zu ſeyn.

Der Alte.

Noch mehr. Ich weiß nicht, was die Nacht
In meiner Tochter Kammer,
Das ſchütternde Getöſe macht.
Oft dringt mirs Angſt und Jammer.
Ich weis, das Mägdchen ſchläft allein;
Drum muß es ein Geſpenſte ſeyn.

Der Jüngling.

Ich wende nichts darwider ein;
Doch wünſcht ich ihr Geſpenſt zu ſeyn.

Die Vorſpiele der Verſöhnung.

Corinna ſchwur mich zu vergeſſen,
Und doch kann ſie mich nicht vergeſſen.
Wo ſie mich ſieht, und wo ſie kann,
Fängt ſie auf mich zu läſtern an.
Doch warum thut ſie das? Warum erhizt ſie ſich?
Ich wette was, noch liebt ſie mich.

Ich ſchwur Corinnen zu vergeſſen,
Und doch kann ich ſie nicht vergeſſen.
Wo ich ſie ſeh, und wo ich kann,
Fang ich mich zu entſchuldgen an.
Doch warum thu ich das? Und warum ſchweig ich nie?
Ich wette was, noch lieb ich ſie.

Der trunkne Dichter lobt den Wein.

Mit Ehren, Wein, von dir bemeiſtert,
Und deinem flüßgen Feur begeiſtert,
Stimm ich zum Danke, wenn ich kann,
Ein dir geheiligt Loblied an.

Doch wie? In was für kühnen Weiſen
Werd ich, o Göttertrank, dich preiſen?
Dein Ruhm, hör ihn ſummariſch an,
Iſt, daß ich ihn nicht ſingen kann.

Lob der Faulheit.

Faulheit jezo will ich dir
Auch ein kleines Loblied ſchenken.
Käm es nur gleich aufs Papier,
Ohne lange nachzudenken.
Doch, ich will mein beſtes thun,
Nach der Arbeit iſt gut ruhn.

Höchſtes Gut! wer dich nur hat,
Deſſen ungeſtörtes Leben
Wird = = ich gähn = = ich werde matt = =
Nu = = So = = magſt du mirs vergeben,
Daß ich dich nicht loben kann;
Du verhinderſt mich ja dran.

Die Faulheit.

Fleis und Arbeit lob ich nicht.
Fleis und Arbeit lob ein Bauer.
Dann wie ſelbſt der Bauer ſpricht,
Fleis und Arbeit wird ihm ſauer.
Gott ſey Dank, der Faulheit Pflicht
Die ermüdet mich doch nicht.

Bruder, laß das Buch voll Staub.
Willſt du länger mit ihm wachen?
Morgen biſt du ſelber Staub!
Laß uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb und Wein,
Und nicht faul zur Faulheit ſeyn.

Die Planetenbewohner.

Mit ſüſſen Grillen ſich ergötzen,
Einwohner in Planeten ſetzen,
Eh man aus ſichern Gründen ſchließt,
Daß Wein in den Planeten iſt:
Das heißt zu früh bevölkern.

Freund, bringe nur zuerſt aufs reine,
Daß in den neuen Welten Weine,
Wie in der, die wir kennen, ſind:
Und glaube mir, dann kann ein Kind
Auf ſeine Trinker ſchlieſſen.

Der Geſchmak der Alten.

Ob wir die Neuern vor den Alten
Den Vorzug des Geſchmaks erhalten,
Was leſ't ihr darum vieles nach,
Was der und jener Franze ſprach?
Die Franzen ſind die Leute nicht,
Aus welchen ein Orakel ſpricht.

Ich will ein neues Urtheil wagen.
Geſchmak und Wiz, es frey zu ſagen,
War bey den Alten allgemein.
Warum? Sie trunken alle Wein.
Doch ihr Geſchmak war noch nicht fein;
Warum? Sie miſchten Waſſer drein.

Der Vetter und die Muhme.

O fluche, Freund, nicht alles Wetter
Auf deinen eigenſinnigen Vetter.
Schmält er manchmal; ſo laß es ſeyn.
Er hat ja guten Wein.

Auch fluche nicht der alten Muhme.
Man muß ihr Brummen, ſich zum Ruhme,
Mit ſtiller Sanftmuth übergehn.
Die Tochter iſt ja ſchön.

Die Mutter.

Strenge Phyllis dich zu küſſen,
Dich ein einzigmal zu küſſen,
Had ich dich nicht bitten müſſen!
Und doch darf ich dich nicht küſſen.
Sagſt du? „Meine Mutter ſpricht:
„Phyllis, Tochter, küſſe nicht!
Iſt es ſo was böſes, küſſen?
Liegt kein Trieb dazu im Blut?
Doch = = weg mit den ſchweren Schlüſſen!
Laß ſie warnen! kurz und gut;
Was geht der die Mutter an,
Die ſelbſt Mutter werden kann?

Die Antwort.

Der Nachbarin Climene
Schrieb ich von Lieb und Glut.
Die chriſtlich holde Schöne
War allen Menſchen gut.
Sie hat den Brief bekommen,
Voll Sehnſucht angenommen,
Geküßt und aufgemacht,
Geleſen und gelacht.
Ach Gott, das gute Kind!

Sie wird wohl wieder ſchreiben?
Nein; ſchreiben kann ſie nicht.
Nur ſich die Zeit vertreiben,
Iſt ihre Kunſt und Pflicht.
Doch ohne Troſt mich laſſen,
Hieß meine Liebe haſſen;
Drum kömmt ſie ſelbſt zu mir,
Durch unſre Hinterthür.
Ach, gar zu gutes Kind!

Die lügenhafte Phyllis.

Mein Damon ſpricht:
Kind lüge nicht!
Sonſt werd ich ſtrafen müſſen,
Und dich zur Strafe küſſen.
Er droht mir, ſieht verdrüßlich aus,
Und ſtrafet mich ſchon im voraus.

Sonſt log ich nicht.
Nur ſeit er ſpricht:
Du ſollſt mir fein mit Küſſen
Die loſen Lügen büſſen,
Red ich kein wahres Wörtchen mehr.
Nun, Schweſtern, ſagt, wo kommt das her?

Die 47ſte Ode des Anakreons.

Alter tanze! Wenn du tanzeſt,
Alter, ſo gefällſt du mir!
Jüngling tanze! wenn du tanzeſt,
Jüngling, ſo gefällſt du mir.

Alter tanze! troz den Jahren
Die die Schwachheit an ſich reißt.
So recht! du biſt alt an Haaren;
Blühend aber iſt dein Geiſt.

Nachahmung dieſer Ode.

Jüngling, lebſt du nicht in Freuden,
Jüngling, o ſo haß ich dich!
Alter, lebſt du nicht in Freuden,
Alter, o ſo haß ich dich!

Jüngling, trauerſt du in Jahren
Wo die Pflicht ſich freuen heißt?
Schäm dich! du biſt friſch an Haaren,
Jüngling, aber ſchwach am Geiſt.

Der Schlaf.

Ich trinke bis um Mitternacht.
Wenn neben mir der Geizhals wacht,
Und mit bekümmerten Verlangen
Forſcht, ob dem Schatze nichts entgangen?
Da trink ich noch, und freue mich,
Und trinkend Bacchus lob ich dich.
Da flieht der Durſt! da flieht der Kummer!
Doch wärſt du nicht, du ſüſſer Schlummer,
Wenn ſollt ich wieder durſtig werden?
Und würd ich nicht mehr durſtig ſeyn,
So tränk ich ja auch nicht mehr Wein.
O Schlaf, welch Gut biſt du der Erden!

Der Wunſch.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchatticht kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein häßlich Mägdchen ſehe,
Wünſch ich plözlich blind zu ſeyn.

Wenn ich, Augenluſt zu finden,
Unter ſchatticht kühlen Linden
Schielend auf und nieder gehe,
Und ein ſchönes Mägdchen ſehe,
Möcht ich lauter Auge ſeyn.

Der größte Mann.

Wie häufig ſind die größten Männer!
Kaum, daß ſie zehlbar ſind;
Weil jeder angemaßte Kenner
Sein Muſter dazu dienlich findt.

Zuerſt laßt uns den Prieſter fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Mit ſtolzen Minen wird er ſagen:
Wer ſich zum kleinſten machen kann.

Iſts wahr? Laßt uns den Dichter hören.
Wer iſt der größte Mann?
Er wird es uns in Verſen ſchwören;
Ich bin es, weil ich reimen kann.

Wie nun? Laßt uns den Hofmann fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Er bükt ſich, lächelt und wird ſagen:
Wer höflich ſeyn und lügen kann.

Will mans vom Philoſophen wiſſen,
Wer iſt der größte Mann?
Aus dunkeln Plaudern wird er ſchlieſſen:
Wer mich verſtehn und denken kann.

Was brauch ich jeden Thor zu fragen:
Wer iſt der größte Mann?
Ihr ſeht, die Thoren alle ſagen:
Wer mir am nächſten kommen kann.

Jedoch den klügſten Thor zu fragen:
Wer iſt der größte Mann?
So fraget mich. Ich will euch ſagen:
Wer trunken ſie verlachen kann.

Der Irrthum.

Mit ihrem Hund und bloſſen Brüſten,
Sah Lotte frech herab.
Wie mancher ließ ſich nicht gelüſten,
Daß er ihr Blicke gab.

Ich kam Gedankenvoll gegangen,
Und ſahe ſteif heran.
Der, denkt ſie, der iſt auch gefangen,
Und lacht mich ſchalkhaft an.

Allein, geſagt zur guten Stunde,
Die Jungfer irrt ſich hier.
Ich ſah nach ihrem bunten Hunde.
Es iſt ein artig Thier.

An den Wein.

Wein, wenn ich dich jezo trinke,
Wenn ich dich als Jüngling trinke,
Sollſt du mich in allen Sachen,
Frey, doch klug, bedächtig, weiſe,
Mir zum Nuz, und dir zum Preiſe,
Kurz zu einem Alten machen.

Wein, werd ich dich künftig trinken,
Werd ich dich als Alter trinken,
Sollſt du mich geneigt zum Lachen,
Unbeſorgt für Tod und Lügen,
Dir zum Ruhm, mir zum Vergnügen,
Kurz zu einem Jüngling machen.

Der philoſophiſche Trinker.

Mein Freund, der Narr vom philoſophſchen Orden,
Hat ſich bekehrt, und iſt ein Trinker worden.
Er zecht mit mir und meinen Brüdern,
Und fühlet ſchon in unſern Liedern
Mehr Weisheit, Wiz und Kraft,
Als Jacob Böhm und Newton ſchaft.
Doch bringt er ſeine ſpitzgen Fragen,
Die minder als ſie ſagen, ſagen,
Noch dann und wann hervor,
Und plagt mit Schlüſſen unſer Ohr.
Jüngſt fragt er mich am vollen Tiſche,
Warum wohl in der Welt der Fiſche,
In Flüſſen und im Meer,
Nicht Wein ſtatt Waſſers wär?
Ohn Urſach, ſprach er, kann nichts ſeyn.
Die Antwort fiel mir ſchwer;
Ich dachte hin und her,
Doch endlich fiel mirs ein.
„Die Urſach iſt leicht zu erdenken,
Sprach ich mit aufgeſtemmtem Arm.
Und welche? ſchrie der ganze Schwarm.
„Damit, wenn Eſel davon tränken,
„Die Eſel, nur verdammt zu Bürden,
„Nicht klüger als die Menſchen würden.
Die Antwort, ſchrie man, läßt ſich hören.
Drum trinket eins der Weltweisheit zu Ehren!

Der Fehler.

Angelica iſt jung und reich.
An Schönheit meiner Phyllis gleich.
Ich kann nichts ſchöners nennen.
Das wiſſen die, die Phyllis kennen.
Sie redet ungezwungen rein;
Sie ſcherzt empfindlich und doch fein;
Ihr biegſam redlich Herze fühlt;
Sie tanzt, ſie ſingt, ſie ſpielt.
Wenn meine Phyllis untreu wird = = =
O werde ſie es nie!
Wenn ſie es aber wird,
So lieb ich keine ſonſt als ſie.
Doch = = hab ichs auch bedacht?
Nein, einen Fehler tref ich an,
Der alles nichtig macht.
Sie liebet ihren Mann.

Phyllis an Damon.

Liebſter Damon, lehr mich ſingen,
Singen, wie du trunken ſingſt.
Lehre mich dir Lieder bringen,
Wie du mir begeiſtert bringſt.
Wie du mich willſt ewig ſingen,
Möcht ich dich auch ewig ſingen.

Nur des Weines Feuerkräfte,
Nur durch die ſingſt du ſo ſchön.
Aber dieſe Götterſäfte
Darf ich ſchmachtend nur beſehn.
Venus hieß dir, Wein zu trinken,
Mir hieß ſie, ihn nicht zu trinken.

Was wird nun mein Lied beleben,
Wenn es nicht der Wein belebt?
Doch, dein Kuß ſoll es erheben,
Wenn es nach der Höhe ſtrebt.
Damon, ja du ſollſt mich küſſen,
Und den Wein vertreten müſſen.

Phyllis lobt den Wein.

Seht, mein Damon tanzt und ſpringet!
Seht, wie wiegt er Leib und Fuß!
Seht, mein Damon lacht und ſinget,
Singt von Ruhe, Wein und Kuß.
Seht, wie Mund und Augen glühn!
Wir beleben uns durch ihn.

Hört die ungezwungnen Scherze!
Hört, die Liebe ſcherzt durch ihn!
Wie die Dämmrung vor der Kerze
Seht die Schwermuth vor ihm fliehn.
Seht, er taumelt, wankt im Gehn,
Seht, ſo gar er taumelt ſchön.

Seht, wie locken ſeine Lippen!
Seht, wie glüht ſein Mund ſo roth!
Machet mich, ihr rothen Lippen,
Macht mich halbgezwungen roth!
Ja, er kömmt, er küſſet mich.
O wie feurig küßt er mich!

Wein, du Wein haſt ihn begeiſtert,
Du theilſt ihm dein Feuer mit.
Durch dich küßt er ſo begeiſtert,
Und theilt mir ſein Feuer mit.
Drum ſoll, wie von ihm, der Wein,
Auch von mir vergöttert ſeyn!

An den Anakreon.

Anakreon ſingt, alles fühlet:
Und alles gähnt wenn Codrus ſpielet.
Anakreon, ſprich, wie man ſpielt,
Daß niemand gähnt, daß alles fühlt.

Du ſchweigſt? Doch mit beredtern Blicken;
Die mich in Bacchus Laube ſchicken,
Sprichſt du: mein Lehrer war der Wein.
Wohl! Wohl! Er ſoll auch meiner ſeyn!

Lieder.

Zweytes Buch.

Für wen ich ſinge.

Ich ſinge nicht für kleine Knaben,
Die voller Stolz zur Schule gehn,
Und den Ovid in Händen haben,
Den ihre Lehrer nicht verſtehn.

Ich ſinge nicht für euch, ihr Richter,
Die ihr voll ſpizger Gründlichkeit
Ein unerträglich Joch dem Dichter,
Und eure eigne Muſter ſeyd.

Ich ſinge nicht den kühnen Geiſtern,
Die nur Homer und Milton reizt;
Weil man den unerſchöpften Meiſtern
Die Lorbeern nur umſonſt begeizt.

Ich ſinge nicht, durch-Stolz gedrungen,
Für dich, mein deutſches Vaterland,
Ich fürchte jene Läſterzungen,
Die dich bis an den Pol verbannt.

Ich ſinge nicht für fremde Reiche.
Wie käm mir ſo ein Ehrgeiz ein?
Das ſind verwegne Autorsſtreiche,
Ich mag nicht überſetzet ſeyn,

Ich ſinge nicht für heilge Schweſtern,
Die nie der Liebe Reiz gewinnt,
Die, wenn wir munter ſingen, läſtern,
Daß wir nicht alle Schmolken ſind.

Ich ſinge nur für euch, ihr Brüder,
Die ihr den Wein erhebt wie ich,
Für euch, für euch ſind meine Lieder.
Singt ihr ſie nach? O Glük für mich!

Ich ſinge nur für meine Schöne,
O muntre Phyllis nur für dich?
Für dich, für dich ſind meine Töne.
Stehn dir ſie an, ſo küſſe mich.

Die ſchlafende Laura.

Nachläßig hingeſtrekt,
Die Bruſt mit Flor bedekt,
Der jedem Lüftchen wich,
Das kühlend ihn durchſtrich,
Ließ unter jenen Linden
Mein Glük mich Lauren finden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Schlug jede Blum ihr Haupt zur Erden,
Aus mißvergnügter Traurigkeit,
Von Lauren nicht geſehn zu werden.
Sie ſchlief, und weit und breit
Erſchallten keine Nachtigallen,
Aus weiſer Furchtſamkeit,
Ihr minder zu gefallen,
Als ihr der Schlaf gefiel,
Als ihr der Traum gefiel,
Den ſie vielleicht jezt träumte,
Von dem, ich hoff es, träumte,
Der ſtaunend bey ihr ſtand,
Und viel zu viel empfand,
Um deutlich zu empfinden,
Um noch es zu empfinden,
Wie viel er da empfand.
Ich ließ mich ſanfte nieder,
Ich ſegnete, ich küßte ſie,
Ich ſegnete, und küßte wieder;
Und ſchnell erwachte ſie.
Schnell thaten ſich die Augen auf.
Die Augen? = = Nein, der Himmel that ſich auf.

Der Donner.

Es donnert. Ja es donnert ſehr.
Weg mit dem Weine! Was? nicht trinken?
Nein, Bruder, nein; der Heuchler Heer
Mag knechtiſch auf die Knie ſinken.

Noch zitterſt du? O ſchäme dich.
Ein Trinker hat ein gut Gewiſſen.
Es donnert. Trink und ſieh auf mich;
Nicht auf der Blitze ſchmetternd Schieſſen.

Die Furcht flieht vor der Trunkenheit.
Im Glaſe liegen Muth und Scherze.
Was ſoll die weibſche Furchtſamkeit?
Auf Bruder, trink und trink dir Herze.

So! mach das Glas noch einmal leer.
Die nüchtern Leute mögen zagen.
Zevs iſt gerecht; er ſtraft das Meer.
Sollt er in ſeinen Nektar ſchlagen?

Der müßige Pöbel.

Um einen Arzt, der auf der Bühne
Ein zweyter Aeſculap ſich ſchiene,
Stand die betrogne Menge
Mit lobenden Gedrenge.
Ein weiſer Trinker gieng vorbey,
Und ſchrie: welche Policey!
So müſſig hier zu ſtehen?
Kann nicht das Volk zu Weine gehen?

Die Muſik.

Ein Orphens ſpielte; rings um ihn,
Mit lauſchendem Gedrenge
Stand die erſtaunte Menge
Durchs Ohr die Wolluſt einzuziehn.
Ein Trinker kam von ohngefehr,
Und taumelte den Weg daher.
Schnell faßt er ſich, blieb horchend ſtehn,
Und ward entzükt, und ſchrie: ſchön!
So ſchön, als wenn bey meinem wackern Wirthe
Das helle Baßglas klirrte!

An den Horaz.

Horaz, wenn ich mein Mägdchen küſſe,
Entflammt von unſerm Gott, dem Wein,
Dann ſeh ich, ohne critiſche Schlüſſe,
Dich tiefer als zehn Bentleys ein.

Dann fühl ich ſie, die ſüſſen Küſſe,
Die ein barbariſcher Biß verlezt,
Sie, welche Venus, nebſt dem Biſſe,
Ins Fünftheil ihres Nektars nezt. *)

Dann fühl ich mehr, als ich kann ſagen : :
Die Göttin durch die Laura küßt,
Wie ſie ſich Amathunts entſchlagen,
Und ganz in mich geſtürzet iſt. **)

Sie herrſcht im Herzen! Sie gebietet,
Und Laura löſcht die Phyllis aus.
Sie herrſcht im Herzen : : nein, ſie wütet,
Denn Laura hält mich ab vom Schmaus.

---

*) - - - dulcia barbare
Lædentem oſcula, quæ Venus
Quincta parte ſui Nectaris imbuit.

**) - - - in me tota ruens Venus
Cyprum deſeruit.

Niklas.

Mein Eſel ſicherlich
Muß klüger ſeyn, als ich.
Ja, klüger muß er ſeyn!
Er fand ſich ſelbſt in Stall hinein,
Und kam doch von der Trenke.
Man denke!

Der Neid.

Der Neid, o Kind,
Zählt unſre Küſſe!
Drum läß geſchwind
Ein Tauſend Küſſe!
Geſchwind du mich!
Geſchwind ich dich!
Geſchwind, geſchwind,
O Laura küſſe.
Manch Tauſend Küſſe;
Damit er ſich
Verzählen müſſe,
Der ungeküßte Neid!

Der Schwur.

Ich ſchwör es, Lauren nicht zu lieben,
Das ungetreue Kind!
Ich ſchwör es, nie ein Kind zu lieben,
Weil alle treulos ſind!
Ich ſchwör es, und vor Amors Ohren;
Sey, was ich willig ſchwur, geſchworen.

Ich ſchwör es, Laura, dich zu haſſen!
Den Haß ſchwör ich dir zu!
Ich ſchwör es, jedes Kind zu haſſen;
Denn jedes iſt wie du.
Ich ſchwör es dir vor Amors Ohren,
Daß ich ⸗ ⸗ ach! daß ich falſch geſchworen!

Trinklied.

Voll, voll, voll,
Freunde, macht euch voll!
Wein, Wein, Wein,
Freunde, ſchenkt ihn ein!
Küßt, küßt, küßt,
Die euch wieder küßt!
Voll von Wein,
Voll von Liebe,
Voll von Wein und Liebe;
Freunde, voll zu ſeyn,
Küßt und ſchenket ein.

Der Verluſt.

Alles gieng für mich verlohren,
Als ich Sylvien verlohr.
Du nur giengſt nicht mit verlohren,
Liebe, da ich ſie verlohr!

Der Genuß.

So bringſt du mich um meine Liebe,
Unſeliger Genuß? Betrübter Tag für mich!
Sie zu verlieren meine Liebe,
Sie zu verlieren wünſcht ich dich?
Nim ſie, den Wunſch ſo mancher Lieder,
Nim ſie zurük, die kurze Luſt!
Nim ſie, und gib der öden Bruſt,
Der öden Bruſt die beßre Liebe wieder!

Das Leben.

Sechs Tage kannt ich ſie,
Und liebte ſie ſechs Tage.
Am ſiebenden erblaßte ſie,
Dem erſten meiner ewgen Klage.
Noch leb ich? Zauderndes Geſchik!
Ein pflanzengleiches Leben,
O Himmel, iſt für den kein Glük,
Dem du Gefühl und Herz gegeben!
O nimm dem Körper Wärm und Blut,
Dem du die Seele ſchon genommen!
Hier, wo ich wein, und wo ſie ruht,
Hier laß den Tod auf mich herab gebeten kommen!
Was hilft es, daß er meine Jahre
Bis zu des Neſtors Alter ſpare?
Ich habe, Troz der grauen Haare,
Womit ich dann zur Grube fahre,
Sechs Tage nur geliebt,
Sechs Tage nur gelebt.

Die Biene.

Als Amor in den güldnen Zeiten;
In ſchäferliche Luſtbarkeiten
Verliebt, auf Blumenfeldern lief,
Da ſtach den kleinen Gott der Götter,
Ein Bienchen, das auf Roſenblätter,
Wo es ſonſt Honig holte, ſchlief.

Durch dieſen Stich ward Amor klüger.
Der unerſchöpfliche Betrüger
Sann einer neuern Kriegsliſt nach.
Er lauſchte unter Nelk und Roſen;
Ein Mägdchen kam, ſie liebzukoſen;
Er floh als Bien heraus, und ſtach.

Die Liebe.

Ohne Liebe
Lebe, wer da kann.
Wenn er auch ein Menſch ſchon bliebe,
Bleibt er doch kein Mann.

Süſſe Liebe,
Mach mein Leben ſüß!
Stille nie die regen Triebe
Sonder Hinderniß.

Laſſen ſchmachten
Sey der Schönen Pflicht!
Nur uns ewig laſſen ſchmachten,
Dieſes ſey ſie nicht.

Der Tod.

Geſtern, Brüder, könnt ihrs glauben?
Geſtern bey dem Saft der Trauben,
(Stellt euch mein Erſchrecken für!)
Geſtern kam der Tod zu mir.

Drohend ſchwung er ſeine Hippe,
Drohend ſprach das Furchtgerippe:
Fort, du theurer Bacchusknecht!
Fort, du haſt genug gezecht!

Lieber Tod, ſprach ich mit Thränen!
Sollteſt du nach mir dich ſehnen?
Sieh, da ſtehet Wein für dich!
Lieber Tod verſchone mich!

Lächelnd grif er nach dem Glaſe;
Lächelnd macht ers auf der Baaſe,
Auf der Peſt Geſundheit leer,
Lächelnd ſezt ers wieder her.

Fröhlich glaubt ich mich befreyet,
Als er ſchnell ſein Drohn erneuet.
Narre, für dein Gläschen Wein
Denkſt du, ſprach er, los zu ſeyn?

Tod, bat ich, ich möcht auf Erden
Gern ein Mediciner werden.
Laß mich, ich verſpreche dir
Meine Kranken halb dafür.

Gut, wenn das iſt, magſt du leben;
Sprach er. Nur ſey mir ergeben.
Lebe bis du ſatt geküßt,
Und des Trinkens müde biſt.

O wie ſchön klingt dis den Ohren!
Tod, du haſt mich neu gebohren.
Dieſes Glas voll Rebenſaft,
Tod, auf gute Brüderſchaft!

Ewig muß ich alſo leben.
Ewig! denn beym Gott der Reben!
Ewig ſoll mich Lieb und Wein,
Ewig Wein und Lieb erfreun!

Der Faule.

Rennt dem ſcheuen Glücke nach,
Sorgt und ſchwizt euch alt und ſchwach!
Muthet mir es nur nicht zu,
Blinde Räuber eigner Ruh!

Iſt auf deiner Liſte, Glük,
Auch mein Nam ein kennbar Stük,
O ſo komm zu mir ins Haus ; ; ;
Oder ; ; ſtreich den Namen aus.

Kommſt du, und ich ruhe gleich,
O ſo tritt den Boden weich!
Iſt dein Reichthum ſo viel wehrt,
Daß er meine Träume ſtört?

Ich will ; ; doch jezt fällt mirs ein,
Daß der Menſch muß elend ſeyn.
Wohl, ihr Freunde, ſchwizt und rennt,
Daß ihr todt ausruhen könnt.

Ich nehm Theil an eurer Müh!
Die Natur gebietet ſie.
Ich, damit ich auch was thu,
Seh euch in dem Lehnſtuhl zu!

Der Flohr.

O Reize voll Verderben!
Wir ſehen euch und ſterben.
O Augen, unſer Grab!
O Chloris, darf ich flehen,
Dich ſicher anzuſehen,
Laß erſt den Flohr herab!

Die wider den Cäſar verſchworne Helden.

Caßius. Decimus. Brutus. Cimber.

Caßius.

Jezt, Helden, laßt uns rühmlich ſterben,
Eh Rom noch Königsfeſſeln trägt.
Wer ſollte nicht mit Luſt verderben,
Wenn ihn der Staat mit niederſchlägt?

Decimus.

Ja - aber ohne Rache ſterben,
Und ohne Nuz dem Vaterland . .
Freund, das heißt pöbelhaft verderben.
Und wozu hätt ich Muth und Hand?

Caßius.

O Brutus! voller tiefen Sorgen
Seh ich dein Herz für Rom zertheilt.
O Freund! noch einen freyen Morgen,
So hat die Knechtſchaft uns ereilt.

Brutus.

Wenn Cäſar Rom will unterdrücken,
Muß Brutus ihn zur Strafe ziehn.
Ich will den Dolch ins Herz ihm drücken.
Mit Zittern zwar, doch drük ich ihn.

Caſſius.

Du? deinem Freunde? Brutus! Götter!
Rom ſteht, wenn Brutus Brutus iſt.
Schon war ein Brutus Roms Erretter;
Komm! zeige, daß du beyde biſt.

Cimber.

Auch ich will alles mit euch wagen;
Auch ich muß ohne König ſeyn.
Denn könnt ich einen Herrn vertragen,
Vertrüg ich allererſt den Wein.

Wem ich zu gefallen ſuche und nicht ſuche.

Alten, alt zu unſrer Pein,
Denen von der Luſt im Lieben,
Von der Jugend, von dem Wein,
Das Erinnern kaum geblieben;
Weibern, die der Taufſchein drükt,
Wenn ihr Reiz der ſonſt entzükt,
Sonſt geſtritten, ſonſt geſiegt,
Unter Schichten Runzeln liegt;
Dichtern, die den Wein nicht loben,
Die die Liebe nicht erhoben;
Mägdchen, die nicht Gleimen kennen,
Roſten nicht vortreflich nennen;
Weiſen, die mit leeren Grillen
Leere Köpfe ſtrotzend füllen;
Männern, die die Sitten lehren,
Und dich, Molier, nicht ehren,
Stolz auf ihr Syſtema ſehn,
Und dich, muntern Schauplaz, ſchmähn;
Handelsleuten, die das Geld,
Und ihr Stolz zu Fürſten ſtellt;
Falſchen Prieſtern, die die Tugend
Mir nicht munter, wie die Jugend,
Mir nicht ſchmakhaft, mir nicht ſüſſe,
Wie den Wein, und wie die Küſſe,
Mir nicht reizend, wie die Strahlen,
Aus der Phyllis Augen mahlen;

Ste

Stutzern, deren weiſſer Scheitel,
Deren reich und wizge Tracht,
Dummgelobte Schönen eitel,
Und zu ihres gleichen macht;
Unverſuchten ſtolzen Kriegern;
Aufgeblaſnen Federſiegern;
Weltlichklugen jungen Leuten;
Seufzenden nach beſſern Zeiten;
Schwermuthsvollen Gallenchriſten;
Allen Narren, die ſich iſten;
Zum Exempel, Pietiſten;
Zum Exempel, Atheiſten;
Zum Exempel, Rabuliſten;
Operiſten und Chymiſten;
Quietiſten und Sophiſten;
Und nicht wenigen Juriſten;
Publiciſten und Statiſten;
Und nicht wengen Linguiſten;
Und nicht wenigen Styliſten,
Und nicht wenig Componiſten = = =
O der Athem will mir fehlen
Alle Narren zu erzehlen = = =
Allen, die mich tadelnd haſſen,
Die mein Leben voller Freude
Mich nicht, aus verſtelltem Neide,
Ungeſtört genieſſen laſſen;
Dieſen Thoren, dieſen allen
Mag ich " " nicht gefallen,
Mag ich, ſag ich, nicht gefallen.

* * *

Alten, die der Wein verjüngt,
Die mit zitternd ſchwachen Tönen,
Wenn die Jugend munter ſingt,
Ihr noch gleich zu ſeyn ſich ſehnen;
Weibern, die was an ſich zieht,
Reiz und Jugend noch nicht flieht,
Die des Schikſals harte Hand
Weibſchen Männern zugewandt;
Jungen Wittwen, die ſich grämen
Flor und Trauer umzunehmen,
Und mit ſchwergereizten Zähren
Nur den andern Mann begehren;
Dichtern, die wie Dichter küſſen,
Nichts als ſich zu freuen wiſſen;
Dichtern, die wie Dichter zechen,
Nie verſagten Beyfall rächen;
Dichtern, die bey Kuß und Wein
Miltons laſſen Miltons ſeyn;
Dichter, die im Scherzen ſtark,
Mit Geſchichten voller Mark,
Muntern Mägdchen munter lehren,
Was die Mütter ihnen wehren?
Dichtern, die mich ſpottend beſſern,
Kleine Fehlerchen vergröſſern,
Daß ich ſie in ihrem Spiele
Deſto lächerlicher fühle;
Rednern, die ſtark im Verſtellen
Uns vergnügend hintergehn,

Wenn wir ſie in zwanzig Fällen
Zwanzigmal nicht ſelber ſehn,
Bald als Unglükshelden ſprechen,
Bald die Tugend ſpöttend rächen,
Bald als Könige befehlen,
Bald als alte Männer ſchmählen;
Künſtlern die auf Zauberſaiten
Sorg und Harm durchs Ohr beſtreiten,
Und mit heilſam falſchen Leide
Dämpfen übermäßge Freude;
Federbüſchen, die nicht prahlen;
Reichen, welche reich bezahlen,
Kriegern, die ihr Leben wagen;
Armen, welche nicht verzagen;
Allen liebenswürdgen Mägdchen,
Liebenswürdgen weiſſen Mägdchen,
Liebenswürdgen braunen Mägdchen,
Liebenswürdgen ſtillen Mägdchen,
Liebenswürdgen muntern Mägdchen,
Wären es gleich Bürgermägdchen,
Wären es gleich Kaufmannsmägdchen,
Wären es gleich Prieſtermägdchen,
Wären es gleich Kammermägdchen,
Wären es gleich Bauermägdchen,
Wenn ſie nur die Liebe fühlen,
Lachen, ſcherzen, küſſen, ſpielen;
Dieſen, Freunde, dieſen allen
Wünſch ich * * zu gefallen,
Wünſch ich, ſag ich, zu gefallen.

Das Erdbeben.

Bruder, Bruder, halte mich!
Warum kann ich denn nicht ſtehen?
Warum kanſt du denn nicht gehen?
Bruder geh, ich führe dich.
Sachte Bruder, ſtolperſt du?
Was? Du fällſt mir gar zur Erden?
Halt! ich muß dein Retter werden.
Nu? Ich falle ſelbſt dazu?

Sieh doch Bruder! Siehſt du nicht,
Wie die lockern Wände ſchwanken?
Sieh, wie Tiſch und Flaſche wanken!
Greif doch zu! das Glas zerbricht!

Himmel, bald, bald werden wir
Nicht mehr trinken, nicht mehr leben!
Fühlſt du nicht? Des Grunds Erdbeben
Droht es Bruder mir und dir.
Limas Schikſal bricht herein!
Bruder, Bruder, wenn wir ſterben,
Soll der Wein auch mit verderben?
Der auf heut beſtimmte Wein?
Nein, die Sünde wag ich nicht.
Bruder, wollteſt du ſie wagen?
Nein, in lezten Lebenstagen
Thut man gerne ſeine Pflicht.
Sieh, dort ſinket ſchon ein Haus!
Und hier auch! Nun muß man eilen!
Laß uns noch die Flaſche theilen!
Hurtig! Hurtig! trink doch aus!

Die Einwohner des Mondes.

Die Mägdchen, die in ſechzehn Jahren,
Noch nicht das lekre Glük erfahren,
Wozu ſie ihre Mutter ſparen;
Das Stutzerchen, das etwas lernt;
Das Weib, das nie ſich aus den Schranken
Der ehelichen Pflicht entfernt,
Und um den Mann die Welt vergißt;
Der Bettler, der bey dem Bedanken
So höflich wie beym Bitten iſt;
Der Dichter, welcher nie gelogen,
Dem ſtets der Reim, und niemals er,
Dem lieben Reime nachgezogen;
Der Pfaffe, der ſtolz auf ſein Amt,
Um Kleinigkeiten nicht verdammt,
Und weis durch Thaten zu ermahnen;
Der Edle, der von ſeinen Ahnen,
In unzertrennter Ordnung ſtammt,
Ohn daß ein wakrer Bauerknecht
Nicht auf des Heldenblut geſchwächt;
Ein Arzt, der keinen todt gemacht;
Der Krieger, der mehr kämpft als fluchet;
Der Hageſtolz, der in der Nacht,
Was er am Tage flieht, nicht ſuchet;
Das fromme Weib, das nie geſchmählt,
Der reiche Greis, dem nichts gefehlt;
Und hundert andre ſchöne Sachen,
Die unſern Zeiten Ehre machen:
Wo trift man die? : : Vielleicht im Mond,
Wo jedes Hirngeſpinnſte wohnt.

Die Ente.

Ente, wahres Bild von mir,
Wahres Bild von meinen Brüdern!
Ente, jezo ſchenk ich dir
Auch ein Lied von meinen Liedern.

Oft und oft muß dich der Neid
Zechend auf dem Teiche ſehen.
Oft ſieht er aus Trunkenheit
Taumelnd dich in Pfützen gehen.

Auch ein Thier = = o das iſt viel!
Hält den Saz für wahr und ſüſſe,
Daß wer glüklich leben will
Fein das Trinken lieben müſſe.

Ente, iſts nicht die Natur,
Die dich ſtets zum Teiche treibet?
Ja, ſie iſts; drum folg ihr nur.
Trinke bis nichts übrig bleibet.

Ja, du trinkſt und ſingſt dazu.
Neider nennen es zwar ſchnadern;
Aber, Ente, ich und du
Wollen nicht um Worte hadern.

Wem mein Singen nicht gefällt,
Mag es immer Schnadern nennen.
Will uns nur die neidſche Welt
Als verſuchte Trinker kennen.

Aber, wie bedaur ich dich,
Daß du nur muſt Waſſer trinken.
Und wie glüklich ſchäz ich mich,
Wenn mir Weine dafür winken.

Armes Thier, ergib dich drein.
Laß dich nicht den Neid verführen.
Denn des Weins Gebrauch allein
Unterſcheidet uns von Thieren.

In der Welt muß Ordnung ſeyn.
Menſchen ſind von edlern Gaben.
Du trinkſt Waſſer und ich Wein,
So will es die Ordnung haben.

Der Tauſch an Hr. W.

Ein Mägdchen, das Verſtand und Geiſt
Gemeiner ſchönen Zahl entreißt,
Ein Mägdchen, das bey Büchern ſchwitzet,
Wenn Phyllis vor dem Spiegel ſitzet,
Das ihrer Seelen Schönheit beſſert,
Wenn die die leibliche vergröſſert,
Das gründlich denkt und gründlich ſcherzt,
Platoniſch liebt, platoniſch herzt:
Freund, ſo ein Mägdchen iſt für dich,
Und nicht für mich.

Ein Mägdchen, deſſen zärtlich Bild
Mit Zärtlichkeit die Herzen füllt,
Ein Mägdchen mit beredten Blicken,
Mit Füſſen, die verſtekt entzücken,
Mit Händen, die liebkoſend ſchlagen,
Und drückend, dich nur lieb ich, ſagen,
Mit ſchwarzem Haar, mit voller Bruſt,
Gemacht zu dauerhafter Luſt:
Freund, ſo ein Mägdchen iſt für mich,
Und nicht für dich.

Das Glük iſt ungerecht und blind,
Wenn nicht die Dichter Lügner ſind.
Wie oft hat es mit deinem Hoffen,
Wie oft mit meinem eingetroffen?
Wie wenn es, dich und mich zu kränken,
Dir mein, und mir dein Kind wird ſchenken?
O Freund, was ſoll die Rache ſeyn?
Der Tauſch, o Freund, der Tauſch allein,
Doch gibſt du, geb ich meine Dir,
Auch deine mir?

Die drey Reiche der Natur.

Ich trink, und trinkend fällt mir bey,
Daß ſie, die Schöpfung, dreyfach ſey,
Die, nach der Reih der ſichtbarn Weſen,
Der Allmacht Wink zum Seyn erleſen.
Linnäus ſagts; doch ſagt er wohl,
Wie man ſie recht beſchreiben ſoll?
Vielleicht, daß ich es beſſer kann.
Ihr lacht? O hört mich doch erſt an!

Die Thiere ſind dem Menſchen gleich;
Und beyde ſind das erſte Reich.
Die Thiere leben, trinken, lieben,
Ein jegliches nach ſeinen Trieben.
Der König, Adler, Floh und Hund,
Empfindet Lieb und nezt den Mund.
Was alſo trinkt und lieben kann,
Wird in das erſte Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweyte Reich;
Dem erſten nicht an Güte gleich.
Sie liebet nicht, doch kann ſie trinken,
Wenn Wolken treufelnd niederſinken.
So trinkt die Ceder und der Klee,
Der Weinſtok und die Aloee.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das andre Reich gethan.

Das Steinreich iſt das dritte Reich:
Und dies macht Sand und Demant gleich.
Kein Stein fühlt Durſt noch zarte Triebe;
Er wächſet ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann,
Wird in das lezte Reich gethan.
Denn ohne Lieb und ohne Wein,
Sprich Menſch, was bleibſt du noch? . . Ein Stein!

An die Schwalbe.

Aus dem Anakreon.

Schwazhafteſte der Schwalben, ſprich,
Was thu ich dir? Wie ſtraf ich dich?
Soll um die kleinen Schwingen
Dich meine Scheere bringen?
Wie? oder ſoll zu deiner Pein,
Die Zunge Prognens Zunge ſeyn?
Und ich dem Tereus gleichen?
Mußt du, zu frühe Schwäzerin,
Mußt du von meiner Schäferin
Mir den ſchönen Traum verſcheuchen?

Anakreon über ſein Alter.

Nach dem Griechiſchen.

Die loſen Mägdchen ſagen:
„Du biſt ja alt, Anakreon.
„Sieh her! du kannſt den Spiegel fragen;
„Sieh, deine Haare ſchwinden ſchon;
„Und von den troknen Wangen
„Iſt Blüth und Reiz entflohn = =
Doch wahrlich, ob die Wangen
Noch mit dem Lenze prangen:
Wie, oder ob den Wangen
Der kurze Lenz vergangen,
Das weis ich nicht. Was weis ich dann?
Ich weis, daß ſo ein alter Mann,
Sein bißchen Zeit noch zu genieſſen,
Ein doppelt Recht hat, ſie zu küſſen.

Die Ausnahme.

Die Kunſtrichter.

Ein Dichter ſey des Stoffes voll,
Den ſeine Muſe ſingen ſoll!
Und dann geräth ſein Lied ihm wohl.

Ich.

Wohl, wohl, ihr Herren Richter, wohl!
Doch ſeht, ich bin des Stoffes voll,
Den meine Muſe ſingen ſoll?
Ich bin, ich bin Corinnens voll:
Und doch geräth kein Lied mir wohl.

Die Kunſtrichter.

Ja, du = = das glauben wir dir wohl!
Du biſt des Stoffes allzu voll,
Den deine Muſe ſingen ſoll;
Und drum geräth kein Lied dir wohl.

Charlotte.

Die jüngſt ließ ihren guten Mann begraben.
Charlotte wünſcht ſtatt ſeiner mich zu haben,
Gewiß, Charlott iſt klug.

Wir haben uns vordem ſchon oft geſehen,
Drum glaub ich wohl, die Sache möchte gehen,
Wär ich nur dumm genug.

Die Sparſamkeit.

Von nun an muß ich ſparſam werden?
Warum denn das? Der Wein ſchlägt auf.
So gehts, das beſte dieſer Erden
Erhält man nur durch theuren Kauf.

Wer pocht? Ey der verwünſchte Schneider
Macht mich faſt durch ſein Mahnen toll.
Da ſeht die Menſchenliebe! leider,
Daß man doch ſtets bezahlen ſoll.

„Beliebet morgen einzuſprechen.
„Die Wechſel laufen ſpäter ein.
Er geht? Geh! geh! nun kann ich zechen.
Seht! ſeht! ſo muß man ſparſam ſeyn.

Die Abwechslung.

Ich trinke nicht ſtets einen Wein.
Das möchte mir zu eckel ſeyn.
Wein aus Burgund, Wein von der Moſel Strande,
Einheimſchen Wein, Wein aus dem Frankenlande,
Die wechſ'l ich täglich mit Bedacht,
Weil Wechſeln alles ſüſſer macht.

Und mich ſoll nur ein artig Kind,
Wenn mehrere zu finden ſind,
Durch ſüſſen Zwang geprießner Liebe binden?
O, dies zählt ich mit unter meine Sünden.
Nein, nein, ich folge meinem Brauch,
Mit artgen Kindern wechſ'l ich auch.

Der beſcheidene Wunſch.

Der Pfennig, den man Andachtsvoll
Dem Prieſter beichtend geben ſoll,
Gilt mehr als im gemeinen Leben
Ein Pfennig, den wir Jro geben.
Die Klügſten müſſen durch Ducaten
Den Sinn des kleinen Worts errathen.
Man nehm es nicht buchſtäblich an,
Der Buchſtab bringet Tod und Bann.

„Ach! ſchenkte mir mein lieber GOtt
„Nur einſt mein liebes Bißchen Brod;
„Ich wollte mich begnügen laſſen
„Und keinen Reichen neidiſch haſſen.
O, das iſt Staren leicht zu ſagen,
Doch wollt ihr eine Wette wagen,
Star ſchlieſſet Fiſche, Braten, Wein
Mit in den Wunſch des Brodes ein.

O Liebſte! machet dir mein Mund
Den heiſſen Wunſch nach Küſſen kund,
So wiſſe, daß ich mehr begehret
Als dir mein ſcheuer Mund erkläret.
Ein Kuß bey mir iſt ꞉ ꞉ Soll ichs ſagen?
Doch ſtill! Du willſt mich heimlich fragen.
Komm! jener Luſtwald ruft dir zu:
O Mägdchen! was du thun willſt, thu!

Das Gebet.

Sagt nicht, die ihr Dorinden kennt,
Daß ſie aus Eitelkeit nur in die Kirche rennt,
Daß ſie nicht bete, und nicht höre,
Und andre nur im Beten ſtöhre.
Sie bat. Mein Ohr iſt ſelber Zeuge.
Denn ihre Schönheit geht allmählich auf die Neige.
Sie bat mit brünſtigen Geberden:
Laß unſer Angeſicht, Herr! nicht zu Schanden werden.

Das Schäferleben.

Komm Freund! wir wollen Schäfer werden.
Dies ſtille Volk beſitzet noch
Die ſüſſe Ruh, das Glůk der Erden.
Was zauderſt du? Komm Freund! komm doch!

Dort blüht bey aufgeräumten Sinnen
Noch alte Treu und Redlichkeit,
Auch in den ſchönſten Schäferinnen.
Dort, dort iſt noch die güldne Zeit.

Wird dir es ſchwer, die Stadt zu laſſen,
Wo nichts als falſche Mägdchen ſind?
Bedenke, Phyllis will mich haſſen,
Das flatterhafte böſe Kind.

Auch Phyllis kann die Treue brechen,
Und windet ſich aus meiner Hand.
Ja, dieſe Falſchheit muß ich rächen.
Komm mit! Ich geh ins Schäferland.

Du ſchwärmſt, mein Freund. Laß mich zufrieden.
Was geht mich deine Phyllis an.
Dem iſt ein gröſſer Glůk beſchieden,
Der ſich gleich mir betrinken kann.

Wo haſt du den Verſtand gelaſſen?
Du haſt gewiß noch keinen Rauſch?
Den Wein, den Wein für Milch zu haſſen?
Den Wein für Milch? Das wär ein Tauſch.

Recht Freund! verzeih mir dieſe Poſſen.
Wie albern denkt und redt man nicht,
Wenn man noch keinen Wein genoſſen,
Wenn folglich der Verſtand gebricht.

Drum eile, Freund! mir einzuſchenken.
Trink mir es zu, und mach mich klug.
Nun lern ich wieder richtig denken.
Nun ſeh ich meinen Selbſtbetrug.

O Schade für die falſchen Kinder!
Laßt ſie nur unbeſtändig ſeyn.
Ich lache nun, und bins nicht minder.
Den Rath, den Rath gibt mir der Wein.

Nun ſoll mich Phyllis nicht betrüben,
Laßt ſie nur unbeſtändig ſeyn,
Von nun an will ich auch ſo lieben,
Den Rath, den Rath gibt mir der Wein.

Salomon.

Lobt mir Davids weiſen Sohn!
Auch bey Lieb und Wein und Scherzen
War er doch nach Gottes Herzen.
Brüder, lobt den Salomon.
Brüder, laßt ſein Lob erſchallen,
Doch vor allen
Lobt mir ſeinen weiſen Schluß:
Wer viel lernt hat viel Verdruß!

Dieſes laßt mir Wahrheit ſeyn!
Dieſe Wahrheit ſtets zu lieben
Hat mich die Natur getrieben,
Die Natur und Lieb und Wein.
Ehrt mit mir den weiſen König!
Lernet wenig!
Brüder, und erwegt den Schluß:
Wer viel lernt hat viel Verdruß!

Der Fehler der Natur
an Hr. M.

Freund! du erforſcheſt die Natur.
Sprich! Iſts nicht wahr, ſie ſpielt nicht nur,
Sie fehlt auch oft in ihren Werken.
Ja, ja ſie fehlt. Oft in der Eil
Verſezt ſie dies und jenes Theil.
Ich ſelbſt kann meinen Saz beſtärken.
Denn hätt ſich ihre Götterhand,
Als ſie mich bannte, nicht verlohren;
So wär ich an der Moſelſtrand,
Wo nicht doch in Burgund gebohren.
O Moßler= o Burgunderwein,
Ich, ich ſollt euer Landsmann ſeyn!

Die ſchlimmſte Frau.

Die Weiber können nichts als plagen.
Der Saz ſagt viel und iſt nicht neu.
Doch, Freunde, könnt ihr mir nicht ſagen,
Welch Weib das ſchlimmſte ſey?
Ein Weib, das mit dem Manne ſcherzet
Wie ein gebildter Marmorſtein,
Das ohne Glut und Reiz ihn herzet,
Das kann kein gutes ſeyn.
Ein Weib, das wie ein Drache geitzet,
Und gegen Kind und Magd genau,
Den Dieb, mich zu beſtehlen, reitzet,
O eine ſchlimme Frau!
Ein Weib, das gegen alle lachet,
In Liebesſtreichen frech und ſchlau
Uns täglich neue Freunde machet,
O eine ſchlimmre Frau!
Ein Weib, das nichts als bet und ſinget,
Und bey der Kinder Zeitvertreib
Mit Seufzen ihre Hände ringet,
O ein noch ſchlimmer Weib!
Ein Weib, das ſtolz aufs Eingebrachte,
(Und welche nimmt der Stolz nicht ein?)
Den Mann ſich gern zum Sclaven machte;
Das muß ein Teufel ſeyn!
Ein Weib, das ihrem Manne fluchet,
Wenn er Geſellſchaft, Spiel und Wein,
Wie heimlich ſie Liebhaber, ſuchet,
Das muß = = ein Weibsbild ſeyn!

Der Schiffbruch.

Gewagt! Freund, komm mit mir aufs Meer!
„Das Trinken macht den Beutel leer,
„Drum hol ich mir in fernen Landen,
„Die unſre Väter niemals fanden,
„Gold, Silber, Perlen, Edelſtein;
„Und folglich Wein.

Nein Freund! nein Freund, dies wag ich nicht.
Geſezt, daß unſer Schiff zerbricht,
So müſſen wir ins Waſſer ſinken,
Und Waſſer wohl gezwungen trinken.
Und Waſſer, Waſſer ſchmecket ſchlecht.
Hab ich nicht recht?

Ja, wär im Meere lauter Wein,
So gäng ich, Freund, die Schiffahrt ein.
O Freund, o Freund, mit Freuden
Wollt ich gar Schiffbruch leiden.
Doch dies iſt nicht. Drum bleibe hier.
Man borget dir.

Die Redlichkeit.

So weit ſich läßt die Welt durchwandern,
Klagt ein verlarvter Schelm dem andern
Die ſelbſtverſchuldete Seltenheit
Der nie geübten Redlichkeit.

Und doch flucht ihre Luſt zum Scherzen
Da ſeht die Thorheit ihrer Herzen!
Seht, klagen ſie nicht blos zum Schein?
Doch fluchen ſie auf dich, o Wein!

So klagen, und dem Trinken fluchen,
Heißt Zwecke ſonder Mittel ſuchen.
Nun, Brüder, red ich nicht gelehrt?
Wie man es kaum von Wolfen hört.

Wer hat die Redlichkeit erhoben
Ohn unſre Väter mit zu loben?
Ja, ja, die trunken wacker Wein,
Wie konnten ſie nicht redlich ſeyn?

Drum, Brüder, bleibet euern Ahnen,
Die euch, ſo oft euch durſt't, ermahnen,
An Treu und Trunke kindlich gleich.
Trinkt redlich aus und küſſet euch!

An die Kunſtrichter.

Schweigt unberauſchte, finſtre Richter!
Ich trinke Wein, und bin ein Dichter.
Thut mir es nach, und trinket Wein,
So ſeht ihr meine Schönheit ein.
Sonſt wahrlich, unberauſchte Richter,
Sonſt wahrlich ſeht ihr ſie nicht ein!

Admoneo, ante bibas.
Jejunis nil ſcribo. Meum poſt pocula ſi quis
Legerit, hic ſapiet.

Auſon.

Der Eremite

eine

Erzehlung.

Der Eremit.

Im Walde nah bey einer Stadt,
Die man mir nicht genennet hat,
Ließ ſich einſt ein ſehr rar Geſieder,
Ein junger Eremite nieder.

„In einer Stadt denkt Applicant,
„Die man ihm nicht genannt;
„Was muß er wohl für eine meinen?
„Beynahe ſollte mir es ſcheinen,
„Daß die, nein die = = gemeinet wär.
Kurz, Applicant denkt hin und her,
Und ſchließt, noch eh er mich geleſen,
Es ſey gewiß Berlin geweſen.

„Berlin? Ja, Ja, das ſieht man bald;
„Denn bey Berlin iſt ja ein Wald.

Der Schluß iſt ſtark, bey meiner Ehre;
Ich dachte nicht daß es ſo deutlich wäre.

Der Wald paßt herrlich auf Berlin,
Muß man ihn gleich beym Haaren ziehn.
Und ob das übrige wird paſſen,
Will ich dem Leſer überlaſſen.
Auf Griechiſch weiß ich, wie ſie hies;
Doch wer verſtehts? Kerapolis.

Hier, nahe bey Kerapolis,
Wars, wo ein junger Eremite,
In einer kleinen leeren Hütte,
Im dikſten Wald ſich niederließ.
Was je ein Eremit gethan,
Fing er mit größtem Eifer an.
Er betete, er ſang, er ſchrie,
Des Tags, des Nachts, und ſpät und früh.
Er aß kein Fleiſch, er trank nicht Wein,
Ließ Wurzeln ſeine Nahrung ſeyn,
Und ſeinen Trank das helle Waſſer,
Und fluchte auf die reichen Praſſer.
Er geiſſelte ſich bis aufs Blut,
Und wußte wie das Wachen thut.
Er faſtete wohl ganze Tage,
Und blieb auf einem Fuſſe ſtehn;
Und machte ſich rechtſchafne Plage,
In Himmel mühſam einzugehn.
Was Wunder alſo, daß gar bald
Vom jungen Heiligen im Wald
Der Ruf bis in die Stadt erſchallt?

Die erſte die aus dieſer Stadt
Zu ihm die heilge Wallfahrt that,
War ein betagtes Weib.
Auf Krücken, zitternd, kam ſie an,
Und fand den wilden Gottesmann,
Der ſie von weitem kommen ſahe,
Dem hölzern Kreutze knieend nahe.

Je näher ſie ihm kömt, je mehr
Schlägt er die Bruſt, und weint, und winſelt er,
Und wie es ſich für einen Heilgen ſchicket,
Erblikt ſie nicht, ob er ſie gleich erblicket.
Bis er zulezt vom Knien matt,
Und heiliger Verſtellung ſatt,
Vom Faſten, Kreuzgen, Kloſterleben,
Marienbildern, Opfergeben,
Von Beichte, Salbung, Seelenmeſſen,
Ohn das Vermächtniß zu vergeſſen,
Von Roſenkränzen mit ihr redte,
Und das ſo oratoriſch ſagt,
Daß ſie erbärmlich weint und klagt,
Als ob er ſie geprügelt hätte.
Zum Schluß bricht ſie von ſeiner Hütte,
Wozu der ſaure Eremite,
Mit Noth, ihr die Erlaubniß gab,
Sich einen heilgen Splitter ab,
Den ſie beküſſet und belecket,
Und in den welken Buſen ſtecket.
Mit dieſem Schaz von Heiligkeit
Kehrt ſie zurük begnadigt und erfreut,
Und läßt daheim die frömmſten Frauen
Ihn küſſen, andre nur beſchauen.
Sie ging zugleich von Haus zu Haus,
Und rief auf allen Gaſſen aus:
„Der iſt verlohren und verflucht,
„Der nicht den Eremit beſucht;

Und brachte hundert Gründe bey,
Warum es ſonderlich den Weibern nüzlich ſey.

Ein altes Weib kann Eindruk machen;
Zum Weinen bey der Frau, und bey dem Mann zum Lachen.
Zwar iſt der Saz nicht allgemein;
Auch Männer können Weiber ſeyn.
Doch diesmal waren ſie es nicht.
Die Weiber ſchienen nur erpicht,
Den theuern Waldſeraph zu ſehen.
Die Männer aber? = = wehrtens nicht,
Und lieſſen ihre Weiber gehen.
Die Häßlichen und Schönen,
Die älteſten und jüngſten Frauen,
Das arme und das reiche Weib,
Kurz jede gieng, ſich zu erbauen,
Und jede fand erwünſchten Zeitvertreib.

„Was? Zeitvertreib, wo man erbauen will?
„Was ſoll der Widerſpruch bedeuten,
Ein Widerſpruch? Das wäre viel!
„Er ſprach ja ſonſt von lauter Seligkeiten! = =
O! davon ſprach er noch, nur mit dem Unterſcheide:
Mit Alten ſprach er ſtets von Tod und Eitelkeit,
Mit Armen von des Himmels Freude,
Mit Häßlichen von Ehrbarkeit,
Nur mit den Schönen allezeit,
Vom erſten jeder Chriſtentriebe.
Was iſt das? Wer mich fragt, kan der ein Chriſte ſeyn?

Denn jeder Chriſt kömmt damit überein,
Es ſey die liebe Liebe.

Der Eremit war jung; das hab ich ſchon geſagt.
Doch ſchön? Wer nach der Schönheit fragt,
Der mag ihn hier beſehn.
Genug, den Weibern war er ſchön.
Ein ſtarker, friſcher, junger Kerl,
Nicht dicke wie ein Faß, nicht hager wie ein Querl ⸗ ⸗
„Nun, nun, aus ſeiner Koſt iſt jenes leicht zu ſchlieſſen.
Doch ſollte man auch wiſſen,
Daß Gott dem, den er liebt,
Zu Steinen wohl Gedeyen gibt;
Und das iſt doch kein fett Gerichte!
Ein braunlich männliches Geſichte,
Nicht allzuklein, nicht allzugroß,
Das ſich im dichten Barte ſchloß;
Die Blicke wild, doch ſonder Anmuth nicht;
Die Naſe lang, wie man die Kayſer⸗Naſen dichtet.
Das ungebundne Haar floß ſtraubicht um das Haupt;
Und weſentlichre Schönheits⸗Stücke,
Hat der zerrißne Rok dem Blicke,
Nicht ganz entdekt, nicht ganz geraubt.
Der Waden nur noch zu gedenken;
Sie waren groß, geſchikt, und hart wie Stein.
Das ſollen, wie man ſagt, nicht ſchlimme Zeichen ſeyn;
Allein den Grund wird man mir ſchenken.
Nun wahrlich, ſo ein Kerl kann Weiber lüſtern machen.
Ich ſag es nicht für mich; es ſind geſchehne Sachen.

„Ge⸗

„Geſchehne Sachen? was?
„So iſt man gar zur That gekommen?
Mein lieber Simpler, fragt ſich das?
Weßwegen hätt er denn die Predigt unternommen?
Die ſüſſe Lehre ſüſſer Triebe?
Die Liebe heiſchet Gegenliebe,
Und wer ihr Prieſter iſt, verdienet keinen Haß.

O Andacht, mußt du doch ſo manche Sünde decken!
Zwar die Moral iſt hier zu ſcharf,
Weil mancher Menſch ſich nicht beſpiegeln darf,
Aus Furcht, vor ſich ſelbſt zu erſchrecken.
Drum will ich nur mit meinen Lehren,
Ganz ſtill nach Hauſe wiederkehren.
Kömmt mir einmal der Einfall ein,
Und ein Verleger will ſo gnädig für mich ſeyn,
Mich in groß Quart in Druk zu nehmen;
So könnt ich mich vielleicht bequemen,
Mit hundert engliſchen Moralen,
Die ich im Laden ſah, zu prahlen,
Exempelſchätze, Sittenrichter,
Die alten und die neuen Dichter
Mit witzgen Fingern nachzuſchlagen,
Und was die ſagen, und nicht ſagen,
In einer Note abzuſchreiben.
Bringt, ſag ich noch einmal, man mich gedrukt an Tag;
Denn in der Handſchrift laß ichs bleiben,
Weil ich mich nicht belügen mag.

Ich fahr in der Erzehlung fort . . .
Doch möcht ich in der That geſtehn,
Ich hätte manchmal mögen ſehn,
Was die und die, die an den Wallfahrtsort
Mit heiligen Gedanken kam,
Für ſaure Minen an ſich nahm,
Wenn der verwegne Eremit,
Fein liſtig, Schritt vor Schritt,
Vom Geiſt aufs Fleiſch zu reden kam.
Ich zweifle nicht, daß die verlezte Scham,
Den Zorn nicht ins Geſicht getrieben,
Daß Mund und Hand nicht in Bewegung kam,
Weil beyde die Bewegung lieben;
Allein, daß die Verſöhnung ausgeblieben,
Glaub ich, und wer die Weiber kennt,
Nicht eher als kein Stroh mehr brennt.
Denn wird doch wohl ein Löwe zahm.
Und eine Frau iſt ohnedem ein Lamm.
„Ein Lamm! du magſt die Weiber kennen!
Je nun, man kann ſie doch in ſo weit Lämmer nennen,
Weil ſie von ſelbſt ins Feuer rennen.

„Fährſt du in der Erzehlung fort?
„Und bleibſt mit deinem Critiſiren,
„Doch ewig an demſelben Ort?
So kann das Nüzliche den Dichter auch verführen.
Nun gut, ich fahre fort,
Und ſag, um wirklich fortzufahren,
Daß nach fünf Vierteljahren,
Die Schelmereyen ruchbar waren,

„Erſt nach fünf Vierteljahren? Nu;
„Der Eremit hat wacker ausgehalten.
„So viel trau ich mir doch nicht zu;
„Ich möchte nicht ſein Amt ein Vierteljahr verwalten.
„Allein, wie ward es ewig kund?
„Hat es ein ſchlauer Mann erfahren?
„Verrieth es einer Frau waſchhafter Mund?
„Wie? Oder daß den Hochverrath
„Ein alt neugierig Weib, aus Neid begangen hat?
O nein; hier muß man beſſer rathen,
Zwey muntre Mägdchen hatten Schuld,
Die voller frommen Ungeduld,
Das thaten, was die Mütter thaten;
Und dennoch wollten ſich die Mütter nicht bequemen,
Die guten Kinder mitzunehmen?
„Sie merkten alſo wohl den Braten? = =
Und haben ihn gar dem Papa verrathen.
„Die Töchter ſagtens dem Papa?
„Wo blieb die Liebe zur Mamma?
O! die kann nichts darunter leiden;
Denn wenn ein Mägdchen auch die Mutter liebt,
Daß es der Mutter in der Noth,
Den lezten Biſſen Brod
Aus ſeinem Munde gibt;
So kann das Mägdchen doch die Mutter hier beneiden,
Hier, wo ſo Lieb als Klugheit ſpricht:
Ihr Schönen, trotz der Kinderpflicht!
Vergeßt euch ſelber nicht!
Kurz durch die Mägdchen kams ans Licht,

Daß er, der Eremit, beynah die ganze Stadt,
Zu Schwägern oder Kindern hat.

O der verfluchte Schelm! wer hätte das gedacht!
Die ganze Stadt ward aufgebracht,
Und jeder Ehmann ſchwur, daß in der erſten Nacht,
Er und ſein Mitgenoß der Hain,
Des Feuers Beute müſſe ſeyn,
Schon rotteten ſich ganze Schaaren,
Die zu der Rache fertig waren.
Doch ein hochweiſer Magiſtrat,
Beſezt das Thor, und ſperrt die Stadt,
Der Eigenrache vorzukommen,
Und ſchicket alſobald
Die Schergen in den Wald,
Die ihn vom Kreuze weg, und in Verhaft genommen.
Man redte ſchon von Galgen und von Rad,
So ſehr ſchien ſein Verbrechen häßlich;
Und keine Strafe war ſo gräßlich,
Die, wie man ſagt, er nicht verdienet hat.
Und nur ein Hageſtolz, ein ſchlauer Advocat,
Sprach: o! dem kömmt man nicht ans Leben,
„Der es unzählichen zu geben,
„So rühmlich ſich befliſſen hat.

Der Eremite, der die Nacht,
Im Kerker ungewiß und ſorgend durch gewacht,
Ward morgen ins Verhör gebracht.
Der Richter war ein ſchalkſcher Mann,
Der jeden mit Vergnügen ſchraubte,

Und

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Und doch = = (wie man ſich irren kann!)
Von ſeiner Frau das beſte glaubte.
„Sie iſt ein Auszug aller Frommen,
„Und nur einmal in Wald gekommen,
„Den Vater Eremit zu ſehn.
„Einmal? Was kann da viel geſchehn?
So denkt der gütige Herr Richter.
Denk immer ſo, zu deiner Ruh,
Lacht gleich die Wahrheit und der Dichter,
Und deine fromme Frau dazu.

Nun ſteht der Eremit vor ihm
„Mein Freund, wollt ihr von ſelbſt die nennen,
„Die = = = die ihr kennt, und die euch kennen;
„So könnt ihr der Tortur entfliehn.
„Doch = = darum laß ich mich nicht plagen.
„Ich will ſie alle ſagen.
„Herr Richter ſchreib er nur? Und wie?
Der Eremit entdecket ſie?
Ein Eremite kann nicht ſchweigen?
Sonſt iſt das Plaudern nur den Stutzern eigen.
Der Richter ſchrieb. „Die erſte war
„Camilla = = Wer? Camilla? Ja fürwahr!
„Die andern ſind: Sophia, Laura, Doris,
„Angelica, Corinna, Chloris = =
„Der Henker mag ſie alle faſſen,
„Gemach! und eine nach der andern fein:
„Denn eine nur vorbey zu laſſen = =
Wird wohl kein groſſer Schade ſeyn:

Fiel jeder Rathsherr ihm ins Wort.
„Hört, ſchrien ſie, erzählt nur fort:
Weil jeder Rathsherr in Gefahr,
Sein eigen Weib zu hören war.
„Ihr Herren, ſchrie der Richter, nein!
„Die Wahrheit muß am Tage ſeyn;
„Was können wir ſonſt für ein Urtheil faſſen!
Ihn, ſchrien alle, gehn zu laſſen,
„Nein, die Gerechtigkeit = = und kurz der Deliquent,
Hat jede noch einmal genennt,
Und jeder hing der Richter dann
Ein loſes Wort für ihren Hahnrey an.
Das hundert war ſchon mehr als voll;
Der Eremit, der mehr geſtehen ſoll,
Steckt, weigert ſich, ſcheut ſich zu ſprechen = = =
„Nu, nu, nur fort! was zwingt euch wohl,
„So unvermuthet abzubrechen?
„Das ſind ſie alle! Seyd ihr toll?
„Ein Held wie ihr! Geſtehet nur, geſteht!
„Die lezten waren, wie ihr ſeht:
„Clara, Pulcheria, Suſanne,
„Charlotte, Mariane, Hanne.
„Denkt nach! ich laß euch Zeit dazu!
Das ſind ſie wirklich alle! Nu = =
„Macht, eh wir ſchärfer in euch dringen!
„Nein keine mehr; ich weis genau = =
„Ha! Ha! ich ſeh man ſoll euch zwingen = = =
„Nun gut, Herr Richter, = = ſeine Frau = =

* * *

Daß man von der Erzählung nicht,
Als einem Weibermährchen ſpricht,
So mach ich ſie zum Lehrgedicht,
Durch beygefügten Unterricht:
Wer ſeines Nächſten Schande ſucht,
Wird ſelber ſeine Schande finden!
Nicht wahr, ſo lieſt man mich mit Frucht?
Und ich erzähle ſonder Sünden?

Inhalt der Stücke.

1. An die Leyer pag. 3
2. Die Namen 4
3. Die Küſſe 5
4. Die Gewißheit 6
5. Die Betrübniß 7
6. Die Antwort des trunkenen Dichters 8
7. Das aufgehobene Gebot 9
8. Die Beredſamkeit 10
9. Die verſchlimmerten Zeiten 11
10. Das Bild an Herrn H. 12
11. Die Haushaltung 13
12. Der Regen 14
13. Die Stärke des Weins 15
14. Der Sonderling 16
15. Das Umwechſeln 17
16. Der alte und der junge Wein 18
17. Die Türken 18
18. Alexander 19
19. Die Schöne von hinten 20
20. An eine kleine Schöne 21
21. Nach der 10ten Ode des Anakreons 22
22. Das Paradies 23
23. Die Geſpenſter 24
24. Die Verſpiele der Verſöhnung 26

25. Der

25. Der trunkene Dichter lobt den Wein pag. 27
26. Lob der Faulheit 27
27. Die Faulheit 28
28. Die Planetenbewohner 28
29. Der Geſchmak der Alten 29
30. Der Vetter und die Muhme 30
31. Die Mutter 30
32. Die Antwort 31
33. Die lügenhafte Phyllis 32
34. Die 47. Ode des Anakreons 33
35. Nachahmung dieſer Ode 33
36. Der Schlaf 34
37. Der Wunſch 34
38. Der größte Mann 35
39. Der Irrthum 36
40. An den Wein 37
41. Der philoſophiſche Trinker 38
42. Der Fehler 39
43. Phyllis an Damon 40
44. Phyllis lobt den Wein 41
45. An den Anakreon 42
46. Für wen ich ſinge 45
47. Die ſchlafende Laura 47
48. Der Donner 48
49. Der müßige Pöbel 49
50. Die Muſik 49
51. An den Horaz 50
52. Niklas 51
53. Der Neid 51
54. Der Schwur 52

55. Trink.

55. Trinklied pag. 52
56. Der Verluſt 53
57. Der Genuß 53
58. Das Leben 54
59. Die Biene 55
60. Die Liebe 56
61. Der Tod 57
62. Der Faule 59
63. Der Flohr 59
64. Die wider den Cäſar verſchworne Helden 60
65. Wem ich zu gefallen ſuche und nicht ſuche 62
66. Das Erdbeben 66
67. Die Einwohner des Mondes 67
68. Die Ente 68
69. Der Tauſch an Herrn W. 70
70. Die drey Reiche der Natur 71
71. An die Schwalbe 71
72. Anakreon über ſein Alter 73
73. Die Ausnahme 74
74. Charlotte 75
75. Die Sparſamkeit 75
76. Die Abwechslung 76
77. Der beſcheidene Wunſch 77
78. Das Gebet 78
79. Das Schäferleben 79
80. Salomon 81
81. Der Fehler der Natur an Hrn. M. 82

82. Die

82. Die ſchlimmſte Frau pag. 83
83. Der Schiffbruch 84
84. Die Redlichkeit 85
85. An die Kunſtrichter 86
86. Der Eremite eine Erzehlung 89

Berengarius
Turonenſis:

---

oder
Ankündigung
eines wichtigen Werkes deſſelben,
wovon
in der Herzoglichen Bibliothek
zu
Wolfenbüttel
ein Manuſcript befindlich,
welches
bisher völlig unerkannt geblieben;

---

von
Gotthold Ephraim Leſſing,
Bibliothekar daſelbſt.

Braunſchweig,
im Verlage der Buchhandlung des Waiſenhauſes.
1770.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Den Gelehrten iſt bekannt, daß Herr Schmid, Profeſſor der Theologie bey dem Carolino in Braunſchweig, ohnlängſt den Brief des Adelmanns an den Berengarius, aus einer Handſchrift der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, zu ergänzen das Glück gehabt. Die Ausgabe davon erſchien zu eben der Zeit, als des regierenden Herzogs Durchlaucht, mir die Aufſicht über dieſe Bibliothek anzuvertrauen, die Gnade hatten: und es war natürlich, daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derſelben kennen zu lernen, dadurch ihre erſte Richtung erhielt.

Ich zweifle, ob ſie eine glücklichere hätte erhalten können. Denn gleich in den erſten Tagen gerieth

rieth mir das Werk in die Hände, welches ich dem Publico hiermit ankündige.

Wie billig, ertheilte ich dem Herrn Schmid die erſte Nachricht davon, und gegenwärtige Ankündigung ſelbſt, beſtehet nur aus den Briefen, die ich darüber an ihn zu ſchreiben, Gelegenheit nahm.

Zwar ſchrieb ich dieſe Briefe ſogleich in der Abſicht, von mehrern geleſen zu werden. Aber dennoch muß ich bekennen, — und um Verzeihung bitten, — daß ich weder die Zeit noch den Fleiß darauf verwandt habe, den dieſe weitere Abſicht erfodert hätte.

Ich glaubte ſogar, hier ſey es allerdings beſſer, lieber um Verzeihung bitten zu wollen, als den Fehler nicht zu begehen. Es kömmt mehr darauf an, was ich ankündige, als wie ich es ankündige;

und lieber die Neugierde der Welt, die ein ſo wichtiges Werk ſo lange entbehren müſſen, ein wenig zum Nachtheil meiner Eitelkeit befriediget, als ſpäter.

Beſonders merke ich nun wohl, daß es mir ergangen, wie es faſt immer ergeht, wenn man von der Hand weg ſchreibt. Man wird zugleich zu kurz, und zu lang: man ſagt zugleich zu viel, und zu wenig. Dieſen und jenen ganz kritiſchen Punkt hätte ich vielleicht nur kaum berühren ſollen; mit gewiſſen Schriftſtellern hätte ich mich bey weitem ſo tief nicht einlaſſen ſollen. Dagegen hätte ich mich bey dem weſentlichen Inhalte des angekündigten Werkes länger aufhalten, und mehr Beſonderheiten deſſelben mittheilen müſſen.

Doch wenn bey jenen Auswüchſen, höchſtens nur einige Bogen verſchwendet worden: ſo iſt dieſem Mangel, durch einige Bogen mehr, leicht ein andermal abzuhelfen. Ich habe ohnedem noch gewiſſe Dinge zurück, die zwar nicht eigentlich das Werk des Berengarius betreffen, aber doch aus demſelben ein ſo beſonderes Licht erhalten, und mit demſelben in ſo genauer Verbindung ſtehen, daß ſie einer eigenen Erörterung gewiß ſehr werth ſind. Vornehmlich wird es die Schriften des Paſchaſius und Ratramnus gelten. Mehr brauche ich der Sache kundigen Leſern nicht zu ſagen.

Was ich inzwiſchen vor itzt liefere, ſo viel oder ſo wenig es iſt, wird doch immer hinlänglich ſeyn, um einen Begrif von dem Ganzen zu machen, und die Anfrage darauf zu gründen, ob und wie fern dieſes Ganze völlig an das Licht gebracht zu werden verdiene?

Ich ſehe voraus, wie unendlich verſchieden die Urtheile hierüber ausfallen müſſen. Aber wer errähtet auch nicht, welche Urtheile allein entſcheiden können? Unſtreitig nur, die Urtheile der Theologen unſerer Kirche: und unter dieſen vorzüglich nur derer, welche die Sache, mehr nach dem Bedürfniſſe, als nach dem Tone der Zeit, ermeſſen können und wollen.

Daß ſodann des regierenden Herzogs Durchl. die Erlaubniß zu dem Abdrucke des Manuſcripts ertheilen dürften, glaube ich verſprechen zu können. Ein ſo guter und weiſer Fürſt iſt zu ſehr überzeugt, daß auch ſolche Schätze keine Schätze ſind, wenn ſie nicht jeder nutzen kann, der ihrer bedarf.

Ungern nur, möchte ich mich ſelbſt der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte; und begreiſe ſehr wohl, was für ein Unterſchied es iſt, eine dergleichen Handſchrift für ſich, ſo und ſo, zu brauchen, und ſie der Welt in allen Stücken brauchbar

bar zu machen. Schon das Beſtreben dieſes zu thun, würde mich zudem mehr Zeit koſten, als ich von meinen andern Geſchäften entübrigen kann. Dieſe mögen wichtiger ſeyn, oder nicht: es ſind doch immer mehr meine Geſchäfte. Auch wünſchte ich ſehr, daß dem Berengarius die gute Aufnahme unter uns, ſo zuverläßig gemacht würde, als möglich; welches nicht wohl anders geſchehen kann, als wenn ein Gottesgelehrter von Würde und erkannten Verdienſten ihn einzuführen ſich gefallen läßt. Einem ſolchen, er ſey wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erſte Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er ſoll zu einer Arbeit willkommen ſeyn, zu der ich mich, einzig und allein in Ermanglung eines jeden andern Beſorgers, zu verſtehen gedenke.

I

Der Inhalt meines Vorigen war eine Kleinigkeit, nur einem Herausgeber nicht gleichgültig, der ſeinen Schriftſteller gern mit allen möglichen Erläuterungen und Rettungen in die Welt ſchicken will. (*)

Ich eile, Ihnen eine andere Entdeckung mitzutheilen, die viel zu wichtig iſt, als daß ich nicht, zu völliger Benutzung derſelben, Ihren, oder eines andern würdigen Gelehrten unſerer Kirche Beytritt, auffodern dürfte.

Die Ergänzung des Adelmanns macht Ihnen als Criticus Ehre, dem es genug iſt, die Ueberreſte des Alterthums dem Untergange zu entreiſſen, ohne ſich zu bekümmern, ob ſie von groſſem Nutzen ſind, und wem damit am meiſten gedienet ſeyn möchte. Geſtehen Sie aber ſelbſt, daß

(*) Es betraf die Nachweiſung des Aufſatzes vom Doneda (in der Raccolta d' Opuſculi ſcient. e filol. T. XLVI.) in welchem die Zeit, wenn Adelmann mit Tode abgegangen, näher beſtimmt werden ſoll, und mit welchem Herr Prof. Schmid ſeine Ausgabe noch hätte bereichern können.

es nicht unſere, ſondern die Römiſche Kirche iſt, die Sie darunter am meiſten ſich verpflichtet haben. Dieſe hat ungern einen ſo angeſehenen Vertheidiger einer ihrer Hauptlehren bisher nur verſtümmelt aufweiſen können; und ſie durfte es aus dem Bücherſchatze eines Proteſtantiſchen Hauſes vielleicht am wenigſten erwarten, einen Mangel erſetzt zu ſehen, (*) wodurch ſie nun freylich nicht eben neue Waffen, aber doch eine alte Waffe ausgebeſſert und friſch aufgeputzt erhalten.

Zwar weiß ich wohl, daß ihr ſelbſt die Beyſtimmung des Adelmanns kann ſtreitig gemacht werden. Flacius trug kein Bedenken, ihn unter ſeinen Zeugen der Wahrheit aufzuführen, (**) und klar iſt es, daß in dem ganzen Briefe des Adelmanns kein Ausdruck zu finden, welcher den cruden Begriff der Transſubſtantiation ſchlechterdings vorausſetzte. Da jedoch Adelmann auch mit keinem Worte ſich gegen dieſen Begriff, welcher der herrſchende geworden war, erkläret;

(*) Galeardus wandte ſich deßfalls, auſſer den Bibliotheken in Italien, an die zu Paris und Wien; aber bey Unſerer Nachfrage zu halten, muß ihm auch nicht einmal eingefallen ſeyn; ob es ſchon freylich mit allen ſolchen Nachfragen eine ſehr mißliche Sache iſt.

(**) Cat. Teſt. Ver. lib. XII. p. 1270. Edit. Genev.

tet; da er zwiſchen dem einen Abwege des **Paſchaſius**, den die Kirche mit vollem Haufen einſchlug, und dem andern Abwege, auf welchem er den **Berengarius** glaubte, keine Mittelſtraße zu erkennen ſcheinet: ſo dürfen wir uns wenigſtens nicht wundern, wenn ihn unſere Gegner für ſich anzuziehen, mehr Recht zu haben glauben, als ſie uns, thun zu können, jemals einräumen werden.

Es ſey denn auch! Wir können ihnen ſo einen Mann gern gönnen, der es – wenn Sie mir erlauben wollen, mein Freund, – kaum verdiente, daß Sie ſich die geringſte Mühe gaben, ihn zu einem Deutſchen zu machen. Er ſey ein Deutſcher, oder ein Wahle, oder was er will, geweſen: er war einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offnen Augen, wie im Traume, ihren Weg ſo fortſchlendern. Entweder weil ſie nicht ſelbſt denken können, oder aus Kleinmuth nicht ſelbſt denken zu dürfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten ſie feſt an dem, was ſie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn ſie nur von andern nicht verlangen, mit Gutem und Böſen verlangen, daß ſie ihrem Beyſpiele hierinn folgen ſollen.

Lieber wollte ich, daß Sie mir den **Berengarius** zu einem Deutſchen machen könnten! – „Den **Berengarius**:

„dieſen Ketzer? dieſen doppelten Ketzer? Ketzer in ſeiner Tren-
„nung von der Kirche: Ketzer in ſeiner Rückkehr zu ihr.“

Wäre das auch alles ſo: nichts deſtoweniger! Das Ding, was man Ketzer nennt, hat eine ſehr gute Seite. Es iſt ein Menſch, der mit ſeinen eigenen Augen **wenigſtens** ſehen **wollen**. Die Frage iſt nur, ob es gute Augen geweſen, mit welchen er ſelbſt ſehen wollen. Ja, in gewiſſen Jahrhunderten iſt der Name Ketzer die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können: noch gröſſer, als der Name Zaubrer, Magus, Teufelsbanner; denn unter dieſen läuft doch mancher Betrieger mit unter.

Daß **Berengarius** in einem ſolchen Jahrhunderte gelebt, das iſt wohl unſtreitig. – Alſo auch: wenn Ihnen die Wahl noch itzt frey ſtünde, ob Sie lieber vom **Adelmann**, oder vom **Berengar**, etwas an das Licht bringen wollten; wem würden Sie Ihren Fleiß wohl am liebſten widmen? Doch, das bedarf keiner Frage. Sie wiſſen über dieſes zu wohl, wie unbekannt noch bis itzt der wahre **Berengarius** iſt; wie unzuverläßig ſich noch bis itzt von ſeiner wahren Meynung urtheilen laſſe; und wie ſehr, auch daher ſchon, alles erhalten und bekannter gemacht zu werden verdienet, was ihn angehet, und dieſer Unzuverläßigkeit abhelfen kann.

Berengarius ſelbſt hat alles gethan, um die Nachwelt, wegen ſeiner eigentlichen Lehre nicht in Zweifel zu laſſen. Er hat ſie in mehr als einer Schrift vorgetragen, und gegen ſeine Widerſacher in mehr als einer vertheidiget. Das bezeugt **Sigebertus Gemblacenſis**. (*)

Aber wo ſind ſie, dieſe Schriften? Hielt man es nicht der Mühe werth, ſie zu erhalten? Oder hielt man es der Mühe werth, ſie vorſetzlich zu vernichten? Wenn die Schriften ſeiner Gegner zugleich mit dahin wären: ſo möchte leicht jenes eben ſo wahrſcheinlich ſeyn, als dieſes. Aber da kann man, auſſer Ihrem **Adelmann**, — wenn man will, — noch einen **Lanfrancus**, einen **Guitmundus**, einen **Algerus**, einen **Deoduinus**, und wie ſie alle heiſſen, der verderbenden Zeit zum Trotze, leſen; die ſich alle trefflich mit dem armen Berengarius herumzanken und — Recht behalten. Wie

---

(*) Scripſit contra Adelmannum — defendens ſuam de myſteriis Chriſti ſententiam. Et quia multi ad eum, vel contra eum ſuper hac re ſcripſerunt, ſcripſit et ipſe ad vel contra eos. — *De Script. Eccl. cap. 154. in Bibl. Eccl. Fabricii, p. 111.*

natürlich: denn man hört nur immer einen ſprechen; und wenn der andere ja einmal etwas ſagt, ſo ſagt er es durch den Mund ſeines Gegners.

Es müſſen aber, ſchon zu des **Flacius** Zeiten, die Schrifften des **Berengarius** ſo gut als aus der Welt geweſen ſeyn. Man kennet den unverdroſſenen Fleiß dieſes Mannes, (ſeinen improbus labor, in jedem Verſtande, wie man ſagt) mit welchem er alles überall zuſammen ſuchte, was er zu ſeiner Abſicht dienlich hielt. Gleichwohl war ihm weiter nichts von dem **Berengarius** bekannt geworden, als was jedermann kannte; ſeine Palinodie auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter Nicolaus dem zweyten, und die wenigen Stellen, welche aus ſeiner nachherigen Verdammung dieſer Palinodie uns **Lanfrancus** aufzubehalten für gut befunden hat.

Dieſes waren denn auch die Beweisſtücke alle, auf die man ſich in den unglücklichen Sacramentariſchen Streitigkeiten berufen konnte, wenn von der einen, oder von der andern Gemeinde der Proteſtantiſchen Kirche, des **Berengarius**, zum Schutz oder zum Trutz, Erwähnung geſchah. Ich wünſchte nur, daß es von beiden Theilen mit mehr Mißtrauen in die Glaubwürdigkeit derſelben geſchehen wäre.

Ein Wiederruf, den ein vermeinter Irrgläubiger gezwungen unterſchreiben muß; einzelne, unzuſammenhangende Stellen, die ſeine Gegner ihren Widerlegungen aus ſeinen Schriften einverleiben, beweiſen wohl, was dieſe Gegner ſich eingebildet, daß dieſer Irrgeiſt geglaubt, beweiſen wohl, was ſie verlangt, daß er an deſſen Statt glauben ſollen: aber das, was er eigentlich geglaubt hat, kann von beiden, von dem einen ſo wohl als von dem andern, gleich weit entfernt ſeyn.

Luther hatte hier kein Arges; er nahm das, was für die wahre Meynung des **Berengarius** von den Widerſachern deſſelben ausgegeben ward, dafür an; und da er immer noch der Transſubſtantiation geneigter blieb, als dem bloſſen Tropus, da er ſich überführt hatte, daß dieſe Auslegung mehr mit dem Weſentlichen des Glaubens ſtreite, als jene: ſo bezeigte er ſeinen ganzen Unwillen gegen den **Berengarius**, und erkannte nicht allein die von dem Pabſt gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht, ſondern billigte auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Wiederrufs ſogar mehr, als ſie ſelbſt von manchen Katholiken waren gebilliget worden. (*) **Berengar** ward in ſeinen Augen das Schlimmſte,

---

(*) „Darum thun die Schwärmer unrecht, ſowohl als die Gloſſa im geiſtlichen Recht, daß ſie den Pabſt Nicolaus ſtrafen, daß er den ſte, was er ſeyn konnte, ein Vorläufer der ihm ſo verhaßten Sacramentirer, deſſen Irrthum **Carlſtadt** und **Zwinglius** bloß erneuerten: (*) und was **Berengarius** in **Luthers** Augen war, das blieb er in den Augen ſeiner orthodoxen Nachfolger, der **Weſtphale** und **Selnecker**, die ihn mit aller Strenge behandelten. Mir iſt unter den ältern Theologen unſerer Kirche nur ein einziger bekannt, welcher gelinder und vortheilhafter von dem **Berengarius** urtheilet; und dieſes iſt eben der **Flacius**, (**) der gleichwohl zu ſeiner beſſern Meynung von ihm, nicht mehr Data hatte, als jene zu ihrer ſchlimmern.

---

den Berenger hat gedrungen zu ſolcher Bekänntniß, daß er ſpricht: Er zudrücke und zuriebe mit ſeinen Zähnen den wahrhaftigen Leib Chriſti. Wollte GOtt, alle Päbſte hätten ſo chriſtlich in allen Stücken gehandelt, als dieſer Pabſt mit dem Berenger in ſolcher Bekänntniß gehandelt hat„ **Luthers Bekänntniß vom Abendmahl Chriſti, im Jahr 1528.**

(*) „Carlſtadt erneuerte den greulichen Irrthum **Berengarii** vom Sacrament des Abendmahls, daß daſelbſt nur Brodt und Wein u. ſ. w. **Aurifaber, im Bericht, was ſich mit Luther und ſeiner Lehre in den Jahren 1524. und 25. zugetragen.**

(**) Sowohl in ſeinem Cat. T. Verit., als auch in den Magdeburgiſchen Centurien, die unter ſeiner Aufſicht ganz in dem Geiſte jenes Werks verfaßt wurden.

ſchlimmern. **Arnolden** könnte ich ihm allenfalls noch beygeſellen: aber in deſſen Plane war es, ſich aller Ketzer anzunehmen.

Hingegen lieſſen es die, welche ſich zur Meynung des **Zwinglius** bekannten, ſich nicht zweymal ſagen, daß **Berengarius** ihr Vorgänger geweſen ſey; ſie griffen begierig zu, und ſetzten ſich ganz in den Beſitz dieſes Mannes. Wer kann es ihnen verdenken? Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Lehre für keine Neuerung angeſehen ward; es mußte ihnen lieb ſeyn, in frühern Jahrhunderten die Spuren davon aufweiſen, und dadurch wahrſcheinlich machen zu können, daß ihr Glaube kein andrer, als der Glaube der erſten Chriſten ſey. Dabey war **Berengarius** ein ſo angeſehener, ſo gelehrter, ſo ſcharfſinniger, und von Seiten ſeines Lebens, ſelbſt nach Zeugniſſen ſeiner Feinde, ſo untadelhafter Mann geweſen, daß ſie im geringſten nichts wagten, ſich freywillig für ſeine Nachfolger zu bekennen. Von jeher haben daher auch die angeſehenſten Reformirten Theologen, wo ſie in ihren dogmatiſchen, oder polemiſchen, oder hiſtoriſchen Schriften auf den **Berengarius** kommen konnten, ſich ſehr gern bey ihm verweilet, und ihn mit ſo vieler Gefliſſenheit, mit ſo vieler Wärme vertheidiget, daß Lutheriſche Gelehrte davor warnen zu müſſen, nicht umhin zu können glaubten. (*)

Nur endlich, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, hätten leicht die Wagſchaalen für den **Berengarius** umſchlagen können. Auſſer verſchiednen Kleinigkeiten von ihm, welche fleißige Gelehrte aus Handſchriften nach und nach bekannt machten,

---

(*) Inter eos, qui Hiſtoriam *Berengarii* conſignarunt, circumſpecte et caute legendi ſunt Reformati, quandoquidem id agunt, vt purgent Berengarium, ſpecioſeque defendant, quorſum refero Ioannem Epiſcopum Dunelmenſem. *Fechtius de Origine et ſuperſtitione Miſſarum, App. II. de Concomitantia Sacr. p.* 1024. Es iſt Johann Coſin, Biſchof zu Durham, den Fecht nahmentlich anführet, und deſſen Hiſtoria Transſubſtantiationis Papalis, zu Bremen 1678. nachgedruckt worden. Er hätte aber eben ſowohl einen **Mornäus**, **Sorbeſius**, **Uſſerius**, und zwanzig andere nennen können, welche **Tribbechovius**, ohne Zweifel in Gedanken hatte, wenn er ſchrieb: Hæc de certamine *Berengarii* non mea, ſed Hiſtoricorum fide docere volui, cum viderem ex Reformatis non paucos appoſito verborum colore, obſcuratis aliquibus, nonnullis etiam ſilentio preſſis, nimis dubiam et incertam reddidiſſe *Berengarii* Hiſtoriam. *De Doctoribus Scholaſticis, cap. VI.*

machten, die aber mit ſeiner Streitigkeit vom Abendmahle in geringer oder gar keiner Verbindung ſtehen, brachten nehmlich **Martene** und **Durand** eine von dem **Berengarius** ſelbſt aufgeſetzte Verhandlung von der, unter **Gregorius** dem ſiebenden, im Jahr 1078 ſeinetwegen gehaltenen Kirchenverſammlung, aus einem Manuſcripte zu Gemblou an das Licht. (*) Hatte man bis dahin wohl noch gezweifelt, ob überhaupt **Berengarius** unter nur gedachtem Pabſte nochmals perſönlich zu Rom verdammet und zum Widerrufe gezwungen worden: (**) ſo ſahe man nun nicht allein aus dieſer eigenen Schrift des **Berengarius**, daß ſolches allerdings geſchehen, ſondern man ſahe auch zugleich, wie

---

(*) Acta Concilii Romani, ſub *Gregorio VII*, in cauſa *Berengarii* conſcripta, cum ipſius poſtea recantatione; ex Mſ. codice Gemblacenſi. *Tomo IV. Theſ. novi Anecdot. p.* 99.

(**) Conciliorum rhapſodus, ex *Blondo & Sabellico* tradit, ſub *Gregorio ſeptimo*, alteram revocationem fuiſſe factam a *Berengario*, quem in Pontificia ſententia mortuum eſſe fingit. Illa vero, cum fundamento careant, omittimus. *Flacius Cat. Teſt. Verit. l. c. p.* 1274. Doch war auch durch den Ungenannten, deſſen Aufſatz de Berengarii Hæreſiarchæ damnatione multiplici, P. Fr. Chifletius herausgegeben hatte, die Sache ſchon ſo ziemlich auſſer Zweifel geſetzt.

wie es geſchehen, und daß es ungefehr eben ſo damit zugegangen, als es zwanzig Jahre vorher, unter **Nicolaus** dem zweyten, zugieng. **Berengarius** lies wiederum die Furcht über ſich Meiſter werden, und bequemte ſich wiederum ſeinen Feinden: kaum aber war er auch wiederum in ſein Frankreich, und da in Sicherheit, als er wiederum mündlich und ſchriftlich bezeugte, wie feſt er noch an ſeiner Lehre hange, und wie wenig ein abgedrungener Eid auch dieſesmal auf ihn wirken könne und ſolle. Indem er dieſes bezeugte, hatte er zugleich Gelegenheit, ſeine Lehre ſelbſt abermals in ihr richtiges Licht zu ſetzen; und es iſt klar, daß beſagte dieſe Schrift daher das einzige Authentiſche enthält, was wir überhaupt bis itzt davon haben.

Aber wie lautet dieſes? Es lautet ſo, daß die Herausgeber, **Martene** und **Durand**, ihn von ſeiner Ketzerey ein Groſſes erlaſſen zu müſſen glaubten. Sie erklärten, aus den klaren Worten des **Berengarius** ſowohl, als aus der Nachſicht ſelbſt, mit welcher die Kirche bey allen den wiederhohlten Verdammungen gegen ihn verfahren, erhelle unwiderſprechlich, daß **Berengarius** nur in einem einzigen Punkte ſich von dem allgemeinen Glauben entfernt habe; daß er zwar die Transſubſtantiation, aber nicht die wirkliche Gegenwart

genwart Chriſti in dem Abendmahle geleugnet und beſtritten habe. (*) Eben dieſes Urtheil war auch bereits vom **Mabillon** gefället, und weitläuftig erhärtet worden, welcher das nehmliche Manuſcript zu Gemblou genutzt, und wenn ich ſeine Worte recht verſtehe, gar zu erſt entdecket hatte. (**)

Iſt nun aber dieſes; hat **Berengarius** die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle geglaubt und bekannt, hat er ſeine Waffen einzig und allein gegen eine Lehre gerichtet, welche auch von unſerer Kirche beſtritten wird: ſo iſt klar, daß, wenn er darum ſchon nicht ein Genoſſe unſeres Glaubens muß geweſen ſeyn, er doch ganz gewiß auch der Mann nicht ſeyn kann, den die Reformirten zu ihrem Vorgänger annehmen dürfen.

(*) Ex hoc loco et ex ſuperius dictis patet, *Berengarium* realem, vt aiunt, Chriſti præſentiam admiſiſſe in Euchariſtia, ſed transſubſtantiationem præſertim eum negaſſe, id quod probat multisque exemplis demonſtrat noſter *Mabillonius* in præfat. ad Sæculum VI. Bened. Tomo II. *l. c. p.* 107.

(**) Hoc ſcriptum olim inveni in Bibliotheca Gemblacenſi, quæ ante paucos annos, non levi reipublicæ litterariæ detrimento, incendio conſumpta eſt. *Præf. Tomi I. Sæculi VI. Act. Ord. Bened. p. XVI.*

Ich bin in den Schriften der neueſten Reformirten Theologen zu wenig beleſen, um zu wiſſen, ob ſie dem ohngeachtet fortgefahren, den **Berengarius** zu einem ihrer Glaubenshelden zu machen. Ich weiß nur, daß **Clericus** nicht ſäumte, dem Urtheile des **Martene** und **Durand** zu widerſprechen, (*) und zu zeigen ſuchte, daß aus den Worten des **Berengarius** noch lange nicht folge, was ſie daraus folgern wollen. Da, wo **Clericus** dieſes thut, bekennet er zwar, daß er die weitere Ausführung ihres Urtheils beym **Mabillon**, damals noch nicht geleſen habe: aber auch das weiß ich nicht einmal, ob er ſie nachher geleſen, und irgendwo ſonſt umſtändlicher darauf geantwortet hat.

Von allem dieſem, mein Freund, werden Sie mir mehr zu ſagen wiſſen. Ich werfe nur noch einen Blick auf das Verhalten unſerer Theologen bey dieſem Vorfalle, und ich bin ſogleich, wo ich ſeyn will.

Unſere Theologen verhielten ſich, bey dieſer anſcheinenden Möglichkeit, ihren verſchieden denkenden Brüdern einen ſo angeſehenen Vorfechter abzuſpannen, ſehr gleichgültig. Ich will nicht ſagen, ob ſie in ſolchen Dingen überhaupt ein wenig zu gleichgültig ſind; ob ſie, von der Wahrheit ihrer Lehre

---

(*) Bibliotheque anc, et moderne T. XV. p. 306.

Lehre überzeugt, ſich nicht zu wenig bekümmern, wer ihnen darinn vorgegangen. Ich will nicht ſagen, ob ſie ein für allemal gegen den **Berengarius** zu ſehr eingenommen waren, als daß ſie gern ein Wort um ihn verlieren wollten. Sie mögen gar wohl von jenem Kaltſinne gegen das Alterthum, und von dieſer Abneigung gegen einen Namen, mit dem ſie von jeher einen nachtheiligen Begriff verbunden hatten, gleich weit entfernt geweſen ſeyn. Aber ſie überlegten, ohne Zweifel, daß es ſich kaum der Mühe verlohne, ihr Gegentheil zu ſchwächen, ohne ſich ſelbſt dadurch zu verſtärken. Bey der Ueberzeugung von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahle finden, auſſer dem päbſtiſchen Mißglauben, noch ſo viel andere heterodoxe Vorſtellungen Statt: und Impanation, Conſubſtantiation, Aſſumtion, Augmentation, ſind der geſunden Vernunft und der Einfalt des Glaubens nicht weniger entgegen, als die Transſubſtantiation ſelbſt. Wenn **Berengarius** ſich von dieſem Irrwege entfernet hatte: wer konnte ihnen ſagen, ob er ſich nicht auf einem von jenen verloren; geſetzt auch, daß er wirklich nicht aus Scylla in Charybdis geſtürzet wäre? Hierüber gewiß zu ſeyn, reichte auch das noch lange nicht zu, was **Martene** und **Durand** von ihm bekannt gemacht hatten: und ſo lieſſen ſie den Mann ſtehen, wo er nun ſchon einmal ſtand, von deſſen völliger Lauterkeit ſie doch nicht überzeugt ſeyn konnten.

Anders zu verfahren, würde allerdings einer Neckerey ähnlicher geſehen haben, als einem Angriffe von ernſtlichen Folgen. Nur hätte **Mosheim** ſich eines Verdachts enthalten ſollen, der den **Berengarius** allzuſehr erniedriget. Weil **Mosheim** zugeben wollte, daß die wahre Meynung des **Berengarius** nicht deutlich genug erhelle: ſo bedachte er ſich zugleich eines Grundes von dieſer Undeutlichkeit, und fiel unglücklicher Weiſe gerade auf den, an welchem, meines Bedünkens, der ehrliche Name eines Mannes, der das Anſehen haben will, ſich allgemeinen Irrthümern zu widerſetzen, am gewiſſeſten ſcheitert. Er vermuthete nehmlich, **Berengarius** habe mit Fleiß ſeine Meynung ſo dunkel und zweydeutig vorgetragen, damit ſie nicht allzu greulich ſcheinen möge. (*)

(*) Nescio, an de vera eius hodie ſententia ſatis aperte conſtet. Sunt qui præter Figuram corporis et ſanguinis domini nil esſe in ſacra cœna, hominem disputaſſe perhibent, ſunt qui exploratum putant esſe, quod crediderit, corpus et ſanguinem vere exhiberi. Quidquid eius reſtat, id multum habet barbariei et obſcuritatis, neque ſtatim legenti ſenſus apparet vocabulorum, quæ adhibuit, ſcho-

Ein harter Verdacht! Und womit hätte Berengarius dieſen Verdacht verdienet? Etwa damit, daß ſeine Feinde die ausführlichſten ſeiner Schriften unterdrücket haben? Oder will man ſagen, damit, daß er ſchwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verleugnen?

Das ſey fern! — Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns ſelbſt geben können. Aber das, weiß ich, iſt Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, ſie ganz, oder gar nicht, zu lehren; ſie klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit, zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, ſtehen in unſerer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er ſie erworben, nicht brauchen will, der macht ſich um den menſchlichen Verſtand nur ſchlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber

---

laſticorum. Nec fortasſis errabit, qui conſulto Berengarium ſententiam, ne nimis atrox videretur, occultasſe ac ambigue propoſuisſe, conjecerit. *Inſtitut. Hiſt. Eccleſ. lib. III, p.* 553.

der Irrthum, deſto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je ſchwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum iſt.

Weil **Berengarius** ſchwach war: muß er darum mit Vorſatz auch falſch geweſen ſeyn? Weil ich ihn beklagen muß, ſoll ich ihn auch verachten müſſen? Der Mann, der, bey drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm ſeine Untreue, um ſeiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerley Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſeyn, nur ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Ich wüßte kaum etwas ſchlechters, als einen ſolchen Kuppler der Wahrheit; und der Verdacht, daß **Berengarius** dergleichen geweſen ſeyn könne, iſt deſſen, den er trifft, und deſſen, der ihn hägen konnte, gleich unwürdig. Auch iſt es dem beſcheidenen **Mosheim** nur ſelten wiederfahren, ſo voreilig zu argwohnen.

Aber, werden Sie ſagen, wenn es bey dem allen dennoch mehr als Argwohn wäre! Die Möglichkeit wäre doch da, und ich könnte wohl eben ſo voreilig vertheidigen, als **Mosheim** argwohnen.

Nur dieſesmal nicht; denn kurz, ich habe den unwiderſprechlichſten Beweis in Händen. Und das eben iſt die Entdeckung, welche ich Ihnen mitzutheilen eile. —

Was meynen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß ein Werk des **Berengarius**, ein umſtändliches, ausführliches Werk, welches allem Anſehen nach ſein wichtigſtes Werk geweſen iſt; daß ſo ein Werk, deſſen kein Menſch gedenket, von deſſen Wirklichkeit ſich niemand träumen laſſen; daß ſo ein Werk, von dem ſolcher Dinge ſonſt ſehr kundige Männer ſo gar behaupten, daß es nie exiſtiret habe, auf deſſen Nichtſeyn eben dieſe Männer ganze Gebäude von frommen Vermuhtungen und Lügen aufführen: was meynen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß ein ſolches Werk noch vorhanden, daß es hier bey Uns, unter den ungedruckten Schätzen der hieſigen Fürſtlichen Bibliothek vorhanden?

Nicht wahr, das wäre noch ein anderer Fund, als Ihr Adelmann, der Ihnen unter eben dieſen Schätzen ſo glücklich in die Hände gerieth?

Sie werden mir kaum glauben: auch habe ich lange meinen eigenen Augen nicht trauen wollen. Und doch iſt es, wie ich ſage. Kommen Sie; ich rufe Ihnen ſelbſt des Ερμης κοινος zu: denn Sie ſind es, Ihr Adelmann iſt es, ohne die ich doch gewiß dieſen Fund nicht gemacht hätte.

II.

Ich habe Ihnen keine vergebene Freude verurſacht, und ich will ſogleich Ihre Neugierde mehr befriedigen.

Sie wiſſen, daß **Lanfrancus** unter den Gegnern des **Berengarius** den erſten Platz einnimmt. **Berengarius** war auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter **Nicolaus** dem **zweyten** gezwungen worden, das Anathema über ſeine Meynung zu ſprechen, und eine Glaubensformel zu unterſchreiben, welche hernach ihren Platz unter den Decretalen gefunden. Aber kaum war er aus den Händen ſeiner Feinde, als er alles wieder zurücknahm, was er, aus Furcht vor dem Tode, gegen die Wahrheit geredet und geſchrieben hatte. Er entſagte jener Glaubensformel in einer eigenen Schrift, in welcher er ſeine abgeſchworne Meynung zugleich aufs neue vertheidigte. Dieſe Schrift war es, welche **Lanfrancus** in einem Werke zu widerlegen glaubte, das mit groſſem Beyfalle von der Kirche aufgenommen ward, und noch itzt als ein Hauptwerk in den Euchariſtiſchen Streitigkeiten betrachtet wird. Es iſt ſehr oft, bald einzeln, bald mit andern ähnlichen Werken, bald mit den ſämtlichen Schriften des Verfaſſers, bald in den Bibliotheken der Väter, und in andern

dern dergleichen groſſen Sammlungen, gedruckt und wieder gedruckt worden. Sie kennen es, und wiſſen, was für Lobſprüche nicht allein die Theologen der Römiſchen Kirche ohne Ausnahme, ſondern auch einige der Unſrigen, daran verſchwendet haben. Es iſt nichts geringers, als ein niederdonnerndes Werk, voll der triumphirendſten Gründe.

Aber haben Sie wohl jemals gehöret, oder irgendwo geleſen, daß **Berengarius** gleichwohl auf dieſes niederdonnernde, triumphirende Werk geantwort hat?

Gewiß das haben Sie nicht. Vielmehr werden Sie ſich erinnern, gerade das Gegentheil davon geleſen zu haben. Insbeſondere behaupten die Benediktiner, welche die Gelehrtengeſchichte von Frankreich ſchreiben, ausdrücklich, daß **Berengarius** die Widerlegung des **Lanfrancus** ohne Antwort gelaſſen; ja ſie nehmen an, daß die Vorſehung ſich eben dieſer Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholaſtiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren; kurz, ſie ſchreiben dem Buche des **Lanfrancus** die Bekehrung des **Berengarius** ganz ſicherlich zu. (*)

(*) Wenn ſie von den verſchiedenen Schriften reden, in welchen **Berengarius** ſeine Meynung vorgetragen, ſo ſagen ſie: Ecrits

Die gutherzigen Väter! Wenn die Bekehrung des **Berengarius** eben ſo wahr iſt, als dieſe Veranlaſſung, die ſie ihr geben, ſo mögen die Canonici St. Martini zu Tour

ja

---

au reſte qui furent mis au poudre par le docte *Lanfranc* ſon illuſtre adverſaire, du vivant meme de *Berengar*, qui les laiſſa ſans replique. Wenn ſie die Zeit beſtimmen wollen, um welche **Lanfrancus** ſein Werk geſchrieben, ſo muthmaßen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone: Il y a tout ſujet de croire, que Dieu ſe ſervit de ce meme ecrit, pour ouvrir les yeux et toucher le cœur à cet infortuné Scolaſtique. Il y trouva effectivement tout ce qui etoit neceſſaire pour le convaincre de ſa mauvaiſe foi, de ſes alterations, ou falſifications meme à citer les Peres, de ſes autres artifices pour ſoutenir et repandre ſes erreurs, de ſa fauſſe dialectique, de ſa perſidie, de ſes parjures, de ſes propres contradictions. Il y trouva de plus une refutation complete de toutes ſes objections prétenduës triomphantes, et la crôiance commune de l'Egliſe établie d'une maniere invincible. Und wenn ſie von dem ähnlichen Werke reden, welches **Guitmundus** dem **Berengarius** entgegenſetzte, ſo behaupten ſie gerade zu: Ces deux Ouvrages fermerent la bouche à notre Ergoteur, et furent les principaux inſtruments que Dieu emploia pour le ramener à la foi catholique. Depuis cette époque il garda un profond ſilence — — *Hiſtoire literaire de France*, T. VIII. p. 208. 212. 213.

ja fleißig fortfahren, auf ſeinem Grabe das Ex profundis anzuſtimmen. Ich betauere, daß ſo viel ſchöne Figuren, ſo viel treffliche Schlüſſe, als **Don** *** (wie er nun heißt, der in dem achten Bande benannter Geſchichte die Feder geführet hat) anwendet, für nichts und wieder nichts angewendet ſeyn ſollen. Ich betauere, daß ſein frommer Eifer gegen jeden vermeſſenen Ergoteur, der ihm ſeine gute Meynung von der Schrift des **Lanfrancus** ſtreitig machen will, nicht Vernünfteleyen und Schlüſſen, die er verachtet, ſondern dem Augenſcheine und der Sache ſelbſt, leider wird weichen müſſen.

Denn mit ſeiner Erlaubniß: eben das Manuſcript, welches ich Ihnen ankündige, iſt die Antwort des **Berengarius** auf jene unwiderlegte und unwiderlegliche Schrift ſeines **Lanfrancus**! – Und nun wird es Ihnen doch bald wahrſcheinlich werden, daß ich nicht zu viel Aufhebens davon gemacht habe? –

Aber Sie wollen wiſſen, wie ich zu dieſer Entdeckung gekommen? und wie es möglich geweſen, daß ſie mir aufbehalten bleiben können?

Auf den erſten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, ſondern, wie ich es ſchon genannt habe, ein Fund iſt. Man entdeckt, was man ſucht: man findet, woran man nicht denkt. Ich war dabey, mir, meiner itzigen Beſtimmung gemäß, die Manuſcripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den bloſſen Verzeichniſſen geſchehen kann. Ich hatte meine Urſachen, warum ich mit den ſogenannten **Weiſſenburgiſchen**, deren Geſchichte Ihnen ungefehr aus dem **Burkhard** bekannt ſeyn wird, (*) anfangen wollte. In dem feſten Vorſatze, Stück nach Stück vor die Hand zu nehmen, und keines eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich Anfangs auf einen Band, der von auſſen Tractatus de Cœna Domini et Transſubſtantiatione neuerlich beſchrieben war. Ungefehr die nehmliche Aufſchrift, de Cœna Domini præſertim de Transſubſtantiatione, hatte eine andere etwas ältere Hand innerhalb, auf den unterſten Rand des erſten Blattes geſetzt. Ihr Adelmann war mir noch im friſchen Gedächtniſſe; und da die Handſchrift eines mit ſeinem Briefe ſo verwandten Inhalts, mir, dem Alter nach, ſeinen Zeiten ſehr nahe zu kommen ſchien: ſo können Sie leicht denken, ob ſie meine Neugier weniger reitzte, als eine andere. Um in der Geſchwindigkeit alles davon zu wiſſen, was andere ſchon davon gewußt hätten, nahm ich meine

---

(*) Hiſt. Bibl. Auguſtæ Parte I. p. 256.

ne Zuflucht zu den Catalogis. (*) Doch in dieſe fand ich mehr nicht eingetragen, als was jene Aufſchriften beſagen; bloß

(*) **Leibnitz**, zu deſſen Zeiten die Weiſſenburgiſchen Manuſcripte in die Bibliothek gekommen waren, und der die erſte Gelegenheit ergriff, ihrer zu gedenken, ſagt: (*de Nummi Gratiani. Op. T. IV. Pr. II. p.* 253.) Plerique ſcripti ſunt temporibus Carolingiorum, et ne dubites, extat in vno Catalogus ipſe antiquus Bibliothecæ Monaſterii, addito nomine Abbatis, vbi hi ipſi bona ex parte recenſentur, qui nuper Guelferbytum fuere translati. Es war natürlich, daß ich alſo auch dieſen Catalogus aufſuchte, welcher ſich hinter dem Auguſtinus de Concordia Euangeliſtarum (Nro. 30.) befindet. Doch ſobald ich ſahe, daß der Abt, unter welchem er geſchrieben worden, **Folmarus** ſey, der bereits 1043. mit Tode abgegangen, ſo fiel es von ſelbſt weg, das Manuſcript des **Berengarius** darinn zu erwarten. Wer ſonſt dieſen Catalogus zu kennen wünſcht, den verweiſe ich auf des Ungenannten Seriem Abbatum Monaſterii Weiſſenburgenſis beym Schannat, (*Vind. litt. Coll. I. p.* 8.) wo er, nur wenig verſchieden, eingerücket iſt. Die darinn benannte Werke, ausgenommen was eigentliche Kirchenbücher ſind, finden ſich faſt alle hier; bis auf wenige, unter welchen leider die drey Bände eines deutſchen Pſalters ſind. Dafür aber ſind eine beträchtliche Anzahl anderer dazu gekommen, welche das Kloſter, ohne Zweifel erſt nach dem Abt Folmar, angeſchaft hatte.

D

bloß mit dem Zuſatze, Anonymi. Dieſer Zuſatz ſelbſt machte mir ſchlechte Hoffnung, meinen Mann kennen zu lernen: angenommen nehmlich, daß man nur denjenigen Schriftſteller einen Anonymus nennen ſollte, der ſich vor ſeinem Werke nicht allein nicht genannt, ſondern auch in dem Werke ſelbſt alles ſorgfältig vermieden hat, was ſeine Perſon verrathen könnte. Das Beſte, was ich mir alſo verſprach, war, einen nahmloſen Mönch des zwölften Jahrhunderts vor mir zu haben, der vielleicht die feine Lehre des Paſchaſius aufs Reine bringen helfen. Doch fing ich an zu blättern; und das erſte, was mich zu etwas wichtigerm vorbereitete, war die Raſur eines Namens, welche mehr als einmal vorkömmt. Ich erkannte dieſen radierten Namen gar bald für Ioannes Scotus; und welcher wichtigere Name hätte mir, in einer Schrift vom Abendmahle, aus dieſen Zeiten, aufſtoſſen können? Sein Buch über dieſen Glaubensartikel, wenn es nicht noch unter einem fremden Namen vorhanden iſt, oder eben ſo unerkannt, wie **Berengarius**, in irgend einer Bibliothek ſtehet, iſt verloren: aber Stellen aus ihm durfte ich in meinem alten Buche, wenn es anders ein noch unbekanntes Buch wäre, zu finden glauben, welche zu vielerley zu brauchen ſtünden. Zugleich fiel mir ſehr häufig, bald ein Inquis tu, bald ein Inquio ego in die Augen, welche anzeigten, daß der Vortrag polemiſch ſey. Das war mir um ſo viel lieber; und nun fing ich mit Ernſt an zu leſen. Doch kaum hatte ich einige Blätter geleſen, und dabey mich in **Ulimmers** Sammlung (*) mit umgeſehen, als ich auf einmal erkannte, daß jenes Tu **Lanfrancus**, und dieſes Ego **Berengarius** wären. Kurz, ich fand, was ich geſagt habe: ein Werk, worin **Berengarius** dem **Lanfrancus** Schritt vor Schritt folget, und auf jedes ſeiner Argumente und Einwendungen nach der nehmlichen Methode antwortet, welche ſein Gegner wider ihn gebraucht hatte; nehmlich, daß er erſt die eigenen Worte deſſelben anführet, und ſodann ſeinen Beſcheid ausführlich darauf ertheilet.

Was ich Ihnen über den andern Punkt zu ſagen hätte, werden Sie zum Theil, aus der nähern Beſchreibung des Manuſcripts ermeſſen. Es gehöret, wie ich bereits erwähnet habe, zu den **Weiſſenburgiſchen** Manuſcripten, welche der erſte groſſe Zuwachs waren, den die Bibliothek nach den Zeiten des Herzogs Auguſt erhielt. Ihm, und ſeinem **Conring**, deſſen Urtheil er über jede beträchtliche Hand-

---

(*) De veritate corporis et ſanguinis Je. Ch. in Euch. ſacra Authores vetuſti. Louanii 1561. 8vo.

ſchrift zu Rathe zog, die Ihm in den letzten Jahren ſeines Lebens vorkam, dürfte **Berengarius** wohl ſchwerlich unerkannt geblieben ſeyn. So lange ſich **Leibnitz** der Bibliothek annahm, hatte er ſein vornehmſtes Augenmerk auf die Geſchichte: und eben ſo hingen die folgenden verdienten Männer, welche die Bibliothek nutzten, oder ihr vorſtanden, ihrem Hauptſtudio viel zu emſig nach, als daß ſie auſſer ihrem Wege nach Abentheuren hätten umherſchauen ſollen. Das Manuſcript ſelbſt iſt auf Pergamen, und macht einen mäßigen Band in klein Quart, von hundert und vierzehn Blättern. Es hat alles Anſehen, noch in dem eilften, längſtens zu Anfange des zwölften Jahrhunderts, geſchrieben zu ſeyn. Nur war es nicht mit der Sorgfalt geſchehen, daß eine ſpätere Hand nicht viel Fehler und Lücken darin zu verbeſſern und zu füllen ſollte gefunden haben. Doch hat auch dieſe ſpätere Hand noch alle Merkmahle des zwölften Jahrhunderts. Das Schlimmſte iſt dieſes, wovon Sie vielleicht aus der ſchwankenden Angabe des Titels ſchon etwas beſorgt haben: es hat weder Anfang noch Ende. Ich darf glauben, daß nicht die bloſſe ohne Abſicht verwüſtende Zeit an dieſer Verſtümmelung Urſache iſt; ſondern, daß Vorſatz mit dabey gewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leſer, welche der Name Berengarius zu häufig anlocken dürfte, wollen vorbeyſchieſſen laſſen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangslehrern zu beſorgen hatte, dadurch in Sicherheit ſetzen wollen: man hat die kenntlichſten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen. Mit beiden Abſichten reimet ſich der beſondere Umſtand ſehr wohl, deſſen ich ſchon gedacht habe: daß nehmlich der Name Scotus, bis auf den Anfangsbuchſtaben, durchgängig ausgekratzt war. Und dieſer Vorſorge, das Werk eines Erzketzers, es ſey nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung deſſelben mir aufgeſparet bleiben können.

Doch noch eines ſcheinet hierzu faſt nothwendig! Dieſes; es müſſen ſonſt keine Abſchriften von dieſem Werke des Berengarius mehr vorhanden ſeyn; die Unſere muß die einzige ſeyn, die ſich, vielleicht durch Hülfe ihrer Verſtümmlung, erhalten: oder man müßte annehmen, daß noch itzt Bibliotheken dergleichen haben könnten, ohne es haben zu

wollen;

wollen; daß es noch itzt Gelehrte geben könne, die wohl wüßten, wo ſo etwas im Verborgenen ſtecke, und es mit gutem Fleiſſe im Verborgenen lieſſen.

Dieſes zwar anzunehmen, dürfte leicht wenig gewagt ſeyn; und mehr als ein Umſtand könnte ſogar dazu berechtigen. Zum Exempel: ſchon **Labbe** und **De Roye** haben angezeigt, daß die erſte Schrift des **Berengarius**, auf welche ſich die Widerlegung des **Lanfrancus** beziehet, in der Königlichen Bibliothek zu Paris ganz vorhanden ſey. (*) **Lanfrancus** führet nur einzelne Stellen daraus an, bekennet aber, daß in dem Uebrigen, welches zum Theil nicht zur Sache gehöre, **Berengarius** ſeine Dornen mit Roſen unterflochten habe. (**) Wie kömmt es, dürfte man fragen, daß uns keine von dieſen Roſen aus dem vollſtändigen Werke jemals mitgetheilet worden? **Martene**, **Mabillon** und ihres gleichen, haben ſo viel unnützes Zeug aus Handſchriften an das Licht gebracht: warum haben ſie dieſem vollſtändigen Werke des **Berengarius** nicht eben den

Dienſt

(*) Hiſt. liter. de France, T. VIII. p. 223.

(**) Nec ad omnia reſponſurus ſum, quia ſpinis roſas interſeris, et albis atque nigris coloribus phantasma tuum depingis, quædam etiam dicis, quæ nihil pertinent ad propoſitum quæſtionis, *Cap. II, p. 232. Edit. Dach.*

Dienſt erwieſen? Wenn ich mich recht erinnere, ſo bekennet **Mabillon** ſo gar, an einem Orte, der mir itzt nicht wieder in die Hände fallen will, daß er es ganz geleſen: aber was er darin geleſen, wüßte ich nirgends bey ihm gefunden zu haben. Sicherlich hätte er es leſen können: und die mehr belobten Benediktiner hätten es leſen müſſen, da wenigſtens ihnen nicht unbekaunt ſeyn konnte, daß die Treue, mit welcher **Lanfrancus** die einzeln Stellen behandelt, vom **Oudinus** und andern in Zweifel gezogen werden. (*)

Auch kommen in mehrern Bibliotheken Frankreichs und Italiens, Handſchriften unter dem Namen des **Berengarius** vor, die vielleicht mehr enthalten, als der Titel, den ſie vor der Welt führen, beſagt. Verſchiedene heiſſen Confeſsio oder Recantatio Berengarii: (**) und ſo ganz gewiß iſt es doch wohl nicht, daß es die bloſſen aus wenig Zeilen beſtehende Bekenntniſſe oder Widerruffe wären, die **Berengarius** auf den Kirchenverſammlungen ablegen und unterzeichnen müſſen.

Nur

(*) Comment. de Script. Eccl. antiq. T. II. p. 631.

(**) Beym **Montfaucon** in der Biblioth. Bibliothecarum Mſptorum nachzuſehen.

Nur um zwey dergleichen Handſchriften, die ſich aber in Brittiſchen Bibliotheken befinden, hat ſich der einzige **Oudinus** näher bekümmert. Die eine iſt die, welche das Dreyfaltigkeitscollegium zu Dublin beſitzt, unter dem Titel, Berengarius de Sacramento alteris, welchem das Verzeichniß beyfüget, daß ſie von einer Handſchrift bey den Jeſuiten zu Loeven copieret worden. Die andre iſt die, welche **Cave** aus dem Verzeichniſſe des Collegii **zur ehernen Naſe** in Oxford anführet, und Diſputationes Berengarii cum Lanfranco de præſentia Chriſti in cœna benennet wird.

Doch aus der Abſchrift, welche **Oudinus** durch **Basnagen** von erſterer erhielt, erkannte er, daß es kein Werk des **Berengarius**, ſondern der Tractat eines Ungenannten, de Euchariſtia ſey, den ſchon **Cellotius** herausgegeben. Und eben ſo verſichert er von der andern, daß ſie eigentlich nichts vom **Berengarius**, wohl aber die Widerlegung des **Lanfrancus** enthalte, mit deren Worten des zweyten Capitels, Patres redarguis incurrisque &c. ſie anfange, weil die erſten Blätter verloren gegangen.

Wenn indeß, zufälliger Weiſe, von der letztern Handſchrift zu Oxford, **Oudinus**, oder wer ſie ſonſt für ihn in Augenſchein nahm, gerade weiter nichts zu leſen ſich die Mühe genommen hätte, als die Anfangsworte, die er für Worte des **Lanfrancus** erkannte: ſo dürfte eine nochmalige genauere Beſichtigung nicht ganz unnöthig ſeyn. Denn es wäre möglich, daß, der Worte des **Lanfrancus** ungeachtet, womit das verſtümmelte Werk anfängt, es dennoch kein Werk des **Lanfrancus**, ſondern ein Werk des **Berengarius**, wäre und zwar das nehmliche Werk, welches ich vor mir habe. Wie ich nehmlich ſchon angemerkt, wollte **Berengarius** ſeinem Gegner in deſſen eigener Methode begegnen, welche eine Art von Dialog ſeyn ſoll: und indem er alſo, Stelle vor Stelle, den **Lanfrancus**, durch ein Inquis tu, redend einführt: ſo hätte es ſich ſehr leicht fügen können, daß eben das Blatt mit einer ſolchen Stelle angefangen, an welchem auch dort die Wuth, es ſey der Zeit, oder der Barbarey, oder des frommen Eifers zuerſt ermüdete.

Doch dem allen ſey, wie ihm wolle. Genug, ſo weit wir die ungedruckten Schätze der vornehmſten Bibliotheken in Europa bis itzt kennen, darf ich mit Grund behaupten, daß unſere Fürſtliche an dem wiedererkannten Werke des **Berengarius** ein Kleinod beſitzet, deſſen ſich keine andere rühmen kann, ja deſſen gleichen auch nur, ſowohl an Seltenheit, als am innern Werthe, ihnen allen ſchwer ſeyn möchte, uns entgegen ſtellen zu können.

III

Iſt unſer **Berengariſches** Werk einzig: ſo kann es ja wohl nicht anders, als den höchſten Grad der Seltenheit haben.

Doch, was Seltenheit? wenn es nichts als Seltenheit wäre. Ich getraue mir zu behaupten, daß der nützliche Gebrauch, der ſich davon machen läßt, nahe ſo groß iſt, als ſeine Seltenheit.

Und geſetzt nun auch, daß es zu weiter nichts dienen könnte, als die zuverſichtlichen Benediktiner unwiederbringlich abzuweiſen, die uns das Buch des **Lanfrancus** ſo gern als ein unwiderlegt gebliebenes Buch, als ein Buch anſchwatzen möchten, durch welches die Bekehrung des **Berengarius** vornehmlich mit bewirket worden: wäre es denn auch ſchon dann nicht wichtig genug? Wie viele alte Schriften treten denn noch itzt an das Licht, durch die dergleichen partheyiſche Verkleider der hiſtoriſchen Wahrheit augenſcheinlich zu Schanden gemacht werden?

Die ſo genannte Bekehrung des **Berengarius** beruhet auf ſo unerheblichen Zeugniſſen, und ſie iſt an und für ſich ſelbſt ſo unwahrſcheinlich, ſo unbegreiflich, daß wenn ſie auch auf ungleich gültigern Zeugniſſen beruhte, ich mir dennoch die Freyheit nehmen würde, daran zu zweifeln. Ja, ein groſſer Theil meiner Beruhigung würde von dieſem Zweifel abhangen. — Ein Mann, wie **Berengarius**, hätte die Wahrheit geſucht; hätte die geſuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem ſein Verſtand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen andere gelehret; wäre bey der bekannten und gelehrten Wahrheit, Trotz allen Gefahren, Trotz ſeiner eignen Furchtſamkeit vor dieſen Gefahren, dreyſſig, vierzig Jahre beharret: und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen, dem Menſchen keine werther ſeyn müſſen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit ſich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte ſeine ganze Seele ſo umgekehret werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu ſeyn aufhörte? — Wer mich dieſes bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Unterſuchungen der Wahrheit von nun an zu entſagen. Denn wozu dieſe fruchtloſen Unterſuchungen, wenn ſich über die Vorurtheile unſerer erſten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn dieſe nie auszurotten, ſondern höchſtens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen ſind, aus welcher ſie wiederum auf uns zurück ſtürzen, eben wenn uns ein andrer Feind die Waffen entriſſen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen ſie bedienten? Nein, nein; einen ſo grauſamen Spott treibet der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Beſtreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals ſchüchtern, niemals laß zu werden wünſchet, der beſiege ja dieſes Vorurtheil zuerſt, daß die Eindrücke unſerer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unſrer Kindheit beygebracht werden, ſind gerade die allerflachſten, die ſich am allerleichteſten durch ſelbſt erworbene Begriffe auf ewig überſtreichen laſſen: und diejenigen, bey denen ſie in einem ſpätern Alter wieder zum Vorſchein kommen, legen dadurch wider ſich ſelbſt das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen ſie jene begraben wollen, noch flacher, noch ſeichter, noch weniger ihr Eigenthum geweſen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von ſolchen Menſchen können alſo auch die gräßlichen Erzehlungen von plötzlichen Rückfällen in längſt abgelegte Irrthümer auf dem Todbette, wahr ſeyn, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von dieſen; aber von keinem **Berengarius**. Ein **Berengarius** ſtirbt ſicherlich, wie er lehrte; und ſo ſterben ſie alle, die eben ſo aufrichtig, eben ſo ernſtlich lehren, als er. Freylich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und, was noch ſchrecklicher iſt als ein hitziges Fieber, Einfalt und Heucheley müſſen das Bette des Sterbenden nicht belagern, und ihm ſo lange zuſetzen, bis ſie ihm ein Paar zweydeutige Worte ausgenergelt, mit welchen der arme Kranke ſich blos die Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig ſterben zu können. ——

Allerdings bedarf eine ſo befremdende Erſcheinung in der menſchlichen Natur, als die endliche Bekehrung eines **Berengarius** geweſen wäre, auf alle Weiſe ausſtaffiret zu werden, wenn ſie auch nur der Allerblödſinnigſte glauben ſoll; und ich betauere die Männer, die es für ihre Pflicht halten, dergleichen fromme Geſpenſter ausſtaffiren zu helfen. Nur müſſen dieſe Männer es denn auch nicht übel nehmen, wenn ein andrer es gleichfalls für ſeine Pflicht hält, ihre Ausſtaffirungen wieder abzureiſſen, und das Ding zu zeigen, wie es iſt; ſie mögen darüber zum Geſpötte werden, oder nicht.

Es iſt faſt unglaublich, was für ſeltſame Wendungen die guten Benediktiner nehmen, was für Verdrehungen ſie ſich erlauben, was für Armſeligkeiten, die ſie bey jeder andrer Gelegenheit gewiß verachtet hätten, ſie ſich zu Nutze machen, um es nur ein wenig wahrſcheinlich heraus zu bringen, daß

Berengarius durch das Werk des **Lanfrancus** bekehret worden. Alles, wie man leicht ſieht, kömmt hierbey auf die Zeit an, wenn **Lanfrancus** dieſes Werk geſchrieben: und die gemeine Meynung hierüber, taugte in ihren Kram ganz und gar nicht. Wenn **Berengarius** unter **Gregorius dem ſiebenden**, im Jahre 1079, nochmals wiederruffen; und wenn er auch von dieſem Wiederruffe nochmals rückfällig geworden: ſo muß nothwendig **Lanfrancus** erſt nach dieſem Jahre geſchrieben haben, oder er war es nicht, welcher den **Berengarius** bekehren half, wenn der jemals bekehret worden. Und nun, wie fangen ſie es an, zu erweiſen, daß **Lanfrancus** wirklich nicht früher geſchrieben? Es verlohnet der Mühe, ſie nach der Länge ſelbſt zu hören.

„Wegen der Zeit, wenn **Lanfrancus** (ſchreiben ſie in dem Leben deſſelben) (*) „ſein Werk verfertiget, iſt man „ſehr uneinig. Die Chronike der Abtey zu **Bec** (**) ſagt, „daß es im Jahre 1053. geſchehen ſey: welches ein offen„barer Irrthum iſt; weil die Schrift des **Berengarius**, „welche **Lanfrancus** darinn widerlegt, wenn ſie früh er„ſchienen, erſt ſechs Jahr nachher kann erſchienen ſeyn.

„Von

(*) T. VIII. p. 279.

(**) Chronicon Beccenſe in. Append. ad Opera Lanfranci, Pariſ. 1648. fol. p. 2.

„**Don Mabillon**, nachdem er über dieſen Punkt ein wenig „veränderlich geweſen, entſchloß ſich endlich für 1069. (*) „Ueberhaupt kömmt man darinn überein, daß der Verfaſſer „noch Abt in dem Kloſter des heil. Stephanus zu Caen geweſen, als er ſein Buch herausgegeben. Doch die, welche „für dieſes allgemeine Datum ſind, das acht bis neun Jahre „in ſich faßt, gründen ſich einzig und allein auf die Meynung, „nach welcher man vorausſetzt, daß es eben das nehmliche „Werk geweſen, welches **Lanfrancus von Canterbury** aus, „an den Pabſt **Alexander den zweyten** ſchickte, und von „welchem er ſelbſt ſaget, daß er es noch als Abt verfertiget „habe. (**) Eine Vorausſetzung, die ſehr zweydeutig, ich „will nicht ſagen, gänzlich falſch iſt: und zwar aus folgenden Gründen!

„Die Schrift, welche **Lanfrancus** an benannten „Pabſt ſchickte, war zwar wirklich gegen den **Berengarius**; „aber ſie heißt doch nur ein bloſſer Brief: Epiſtolam quam „*Berengario* Schismatico, dum adhuc Cadomenſi coenobio „præesſem, transmiſi, Paternitati veſtræ ... transmittere „curavi. Man gebe ſich die Mühe, die Ausdrücke dieſer

---

(*) Acta Sanctorum Ordinis S. Benedicti T. IX, p. 633. ibid. Præf. §. 57. Annal. Ord. S. Bened. lib. 63. T. V. §. 46

(**) Lanfranc. Ep. 3. p. 303.

„Stelle des **Lanfrancus** eigentlich zu erwägen. Die Rede
„iſt von einem Briefe, den er aus Caen an den abtrünnigen
„**Berengarius** geſchrieben. Reimt ſich dieſe Vorſtellung
„wohl mit dem Begriffe, den wir von ſeinem Tractate von
„dem Leibe und Blute des HErrn wider dieſen Ketzer, haben,
„und den der Verfaſſer ſelbſt Liber Scintillarum überſchrie-
„ben hatte? Würde ihn **Lanfrancus** wohl dem Pabſte
„unter einem andern Titel überſendet haben, als den er ihm
„ſelbſt gegeben? Wenn man es nicht erweiſen könnte, daß
„**Lanfrancus** auſſer ſeinem Tractate vom Abendmahle,
„auch noch andere Schriften gegen den **Berengarius** aus-
„gehen laſſen, ſo dürfte man allenfalls noch eher zu der
„Vorausſetzung, die wir hier widerlegen, berechtiget ſeyn.
„Aber **Sigebertus**, ein zeitverwandter Schriftſteller, verſi-
„chert mit ausdrücklichen Worten, (*) daß auſſer dieſem
„Tractate, den er ſehr ſorgfältig bezeichnet, **Lanfrancus**
„mehr als einen Brief wider ſeinen Gegner geſchrieben, und
„die Irrthümer deſſelben mit vielem Nachdrucke darinn wi-
„derlegt habe: Scripſit invectivas contra *Berengarium* Turo-
„nenſem epiſtolas, refellens ſcripta eius; worauf **Sige-**
„**bertus** insbeſondere den Tractat unſers Erzbiſchofes vom
„Abendmahle ſehr genau beſchreibet. Nichts kann klärer
ſeyn,

(*) De Script. Eccleſ. cap. 155.

„ſeyn, als das Zeugniß dieſes Schriftſtellers; auch iſt es hinlänglich, die Vorausſetzung zu vernichten, die man gemeiniglich wegen der vom **Lanfrancus** an den Pabſt Alexander überſchickten Schrift zu machen pflegt. Es war nicht ſein Tractat vom Abendmahle, der bis auf uns gekommen iſt; ſondern es war einer von den erſten Briefen, die er über den nehmlichen Gegenſtand, wie wir geſehen, an den **Berengarius** geſchrieben hatte, und deſſen uns die Unfälle der Zeit beraubet haben.

„Was das eigentliche Datum des Tractats anbelangt, von welchem wir hier handeln, ſo muß ſolches aus dem zweyten Kapitel deſſelben genommen werden. **Lanfrancus** redet daſelbſt von dem, was unter der Regierung Gregorius des ſiebenden zu Rom wegen des **Berengarius** verhandelt worden, und führet von Wort zu Wort das ganze Glaubensbekenntniß an, welches dieſer Archidiaconus, auf der, im Februar 1079. gehaltenen Kirchenverſammlung, ſechs Jahre nach dem Tode des Pabſt Alexanders, unterzeichnet hatte. Folglich kann **Lanfrancus** ſelbſt dieſes höchſtens nur in dem nehmlichen, oder etwa dem folgenden Jahre geſchrieben haben, in welches die Bekehrung des **Berengarius** fällt, zu der das Werk des

„**Lanfrancus**, wie anderwärts von uns bemerkt worden, „das Seinige gar wohl beygetragen haben mochte. Doch „der Ort, auf den wir dieſes Datum gründen, wird in verſchiednen Handſchriften, und in den nach ſelben beſorgten „Ausgaben vermißt; ob er ſich ſchon in den Ausgaben von „1540, 1648 und 1677 befindet. Was kann hieraus folgen? So viel, ſagt man, folge hieraus, daß **Lanfrancus**, „der dieſen ſeinen Tractat geſchrieben, als er noch Abt zu „Caen geweſen, ihn nach der Zeit müſſe wieder überſehn, „und mit dem vermehret haben, was ſich unter Gregorius „dem ſiebenden zugetragen. Allein ſo ſchlieſſen, heißt mehr „errathen wollen, als ſchlieſſen. Weit natürlicher iſt es, daß „die Lücke durch Unachtſamkeit eines Abſchreibers entſtanden „iſt. Es braucht nur Einer den Fehler begangen zu haben, „und er kann ſich in mehrern Manuſcripten finden, die „nehmlich nach ſeinem gemacht worden. Der Beyſpiele von „dergleichen Lücken ſind unzählige ——

„Sollte ſich mit dem allen ein Vernünftler (Ergoteur) „finden, der unſrer Meynung zu widerſprechen, dieſes als einen Grund anführen wollte, daß man ſonach keine Urſache „abſehen könne, warum es **Lanfrancus** an die zwanzig „Jahre verſchoben habe, die Schrift des **Berengarius** zu

„widerlegen: ſo dürfen wir nur wiederum fragen, warum er,
„nach der gemeinen Meynung, es gleichwohl zehn Jahre
„verſchoben hätte? Wenigſtens erhellet aus ſeinen Worten
„ſelbſt, daß er es nicht eher als nach dem Tode des Kardinal
„**Humbertus** gethan, folglich doch erſt ganze fünf Jahre
„nachher, als **Berengarius** ſeine Schrift ausgehen laſſen.
„Man dürfte ſehr verlegen ſeyn, eine kategoriſche Urſache
„von dieſer Verzögerung anzugeben. Nur die, welche wir
„anführen können, iſt ſehr natürlich, und gründet ſich auf
„Facta. **Lanfrancus**, der, wie **Siegebert** verſichert, die
„Irrthümer des **Berengarius** ſchon mehr als einmal beſtritten
„hatte, ſahe, daß andere Schriftſteller, wie **Durandus**,
„Abt zu **Troarn**, wie **Euſebius Bruno**, Biſchof zu
„**Angers**, auch vielleicht wie **Guitmundus**, und wer ſie
„ſonſt waren, ihnen ſehr einleuchtende Schriften entgegen
„ſetzten. Er hofte, daß **Berengarius** endlich dadurch zum
„Stillſchweigen gebracht, und dieſe ärgerliche Streitigkeiten
„geendet werden ſollten. Als er aber eines Theils bemerkte,
„daß ſich noch niemand angelegen ſeyn laſſen, die Schmähungen
„abzulehnen, mit welchen dieſer Ketzer den Kardinal
„**Humbertus** angegriffen hatte, und andern Theils ſehen
„mußte, daß er ſeine falſche Lehre durch die Schrift erneuere,
„in der er auch demjenigen Bekenntniſſe, welches er 1079

„unterſchrieben hatte, entſagte: ſodann entſchloß ſich **Lanfrancus**
„nicht ſowohl dieſe, als vielmehr das ältere Werk
„des **Berengarius** gegen ſein erſtes zwanzig Jahre vorher
„unterſchriebenes Bekenntniß, zu widerlegen. Warum er
„ſich aber lieber an dieſes, als an jenes Werk halten wollte,
„kam wohl daher, weil beide die nehmlichen Spitzfindigkeiten
„und Trugſchlüſſe enthalten, in dem erſtern aber
„ſich die ſchimpflichen Vorwürfe befinden, deren wegen er
„den **Humbertus** und die Römiſche Kirche rächen wollte.
„Indem alſo **Lanfrancus** ſeine Waffen gegen die erſte
„Schrift des **Berengarius** richtete, ſo gelang es ihm nicht
„allein, dieſen ſeinen Vorſatz zu erreichen, ſondern auch die
„eine Schrift ſowohl als die andere zu widerlegen. Mit einem
„Worte, eine Gelegenheit mußte **Lanfrancus** haben,
„wider den **Berengarius** zu ſchreiben. Die Bekanntmachung
„der 1059 ausgefertigten Schrift deſſelben, war
„dieſe Gelegenheit nicht, indem er, wie andere Kritici wollen,
„wenigſtens fünf, wo nicht gar zehn Jahre verſtreichen
„ließ, ehe er darauf antwortete. Sondern die Schrift von
„1079 ſchafte ihm dieſe Gelegenheit, und ſetzte ihn gleichſam
„in die Nothwendigkeit, ſeinem Gegner den Mund zu ſtopfen.
„Wir haben uns bey dieſem Punkte der Kritik vielleicht
„ein wenig zu lange aufgehalten: aber allgemein an-

„genommene Vorurtheile machen es öfters nöthig, daß man ſich umſtändlich einlaſſen muß, um ſie deſto gewiſſer aus dem Wege zu räumen.

„Dieſem Grundſatze zu Folge, erlaube man uns alſo nur noch eine einzige Anmerkung, die mit zur Beſtätigung unſrer bisher dargethanen Meynung dienen kann. Seitdem **Lanfrancus** zum Biſchof erhoben war, hatte er dem Studio und Gebrauche der weltlichen Wiſſenſchaften gänzlich entſagt. (*) Dieſes verſichert er uns ſelbſt; und ohne Zweifel muß man auch die Dialektik darunter begreifen, als die einen Theil derſelben ausmacht. Hiermit vergleiche man nun, was er von dem Gebrauche dieſer Kunſt in ſeinem Werke wider den **Berengarius** ſagt, dem er vorwirft, daß er in Ermangelung gültiger Beweisſtellen ſeine Zuflucht zu ihr nehme. (**) **Lanfrancus** bekennet, daß er ſeines Theils in Dingen, welche die Religion betreffen, keinen Gefallen an den Regeln der Dialektik habe, weil er nicht gern ſcheinen wollen, ſich mehr auf ſie, als auf die Wahrheit ſelbſt, und auf das Anſehen der heiligen Väter zu verlaſſen. Sogar wenn der Gegenſtand des Streits

---

(*) Epiſt. 53.
(**) Cap. 7.

„von der Beſchaffenheit wäre, daß er ſich durch dieſe Regeln „am leichteſten auseinander ſetzen laſſe, bemühe er ſich, ſie ſo „viel möglich zu verſtecken, indem er ſich gleichgeltender „Ausdrücke bediene. Aus der Beſchreibung, welche Siegebert von des **Lanfrancus** Auslegungen der Briefe „Pauli macht, hat man geſehen, daß er ſich der nehmlichen „Enthaltſamkeit von dieſer Kunſt bey weitem nicht befliſſen, „als er nur noch Abt war. Folglich muß er ſchon Erzbiſchof geweſen ſeyn, als er die Schrift gegen den Berengarius aufſetzte, die uns noch von ihm übrig iſt; ob er ſich „ſchon darinn keinen andern Titel, als den Titel eines katholiſchen Chriſten von GOttes Barmherzigkeit, giebt.

So viel halb wahres, ſo viel falſches auch in dieſer langweiligen Stelle iſt, ſo würde es doch ſchwer fallen, ſie, ohne unſer Manuſcript, auf eine ſchlechterdings befriedigende und unwiderſprechliche Art zu widerlegen. Denn alles, was man dagegen ſagen könnte, würde doch die Möglichkeit des Gegentheils nicht aufheben, die nur alsdann in keine Betrachtung mehr kömmt, wenn man ihr das Wirkliche entgegen ſtellen kann. Ich würde daher zwar nur meine Zeit verſchwenden, wenn ich, mit Zurückhaltung des alles entſcheidenden Augenſcheines, Vermuthungen blos mit Vermuthungen beſtreiten wollte. Aber dennoch kann ich mich auch nicht enthalten, wenigſtens über ein Paar Punkte, ohne Rückſicht auf meinen ſtärkern Hinterhalt, einige Anmerkungen zu machen.

1. Woher weiß es denn der Benediktiner, daß **Lanfrancus** ſelbſt ſein noch vorhandenes Buch wider den **Berengarius** Liber Scintillarum überſchrieben habe? Es ſey immer wahr, daß **Bromton** in ſeiner Chronike (*) es unter dieſem Titel anführet. Aber da in keiner von den Handſchriften, aus welchen es hernach abgedruckt worden, die geringſte Spur davon muß anzutreffen geweſen ſeyn, als in welchen es ſchlecht weg Liber de Corpore et Sanguine Domini geheiſſen: ſo könnte ja gar wohl eine ſo ſpielende Aufſchrift, **das Buch der Funken**, der witzige Einfall eines ſpätern Mönchs ſeyn. Daß mehrere Abſchreiber dieſem Buche des **Lanfrancus** einen Titel nach ihrem Gutdünken gegeben, beſtätiget auch das Exempel der heil. **Diemude** beym **Pez**, (**) die es Conflictus *Lanfranci* contra *Berengarium* benannte. Andere haben es Dialogus geheiſſen. Aber bey dem

---

(*) Hiſtoriæ Angl. Script. p. 952.

(**) Theſ. Anecd. T. I. Prf. p. 21. §. 37.

dem allen kömmt ihm doch ſchlechterdings keine Benennung mit mehrerm Rechte zu, als die Benennung eines Briefes, die ihm **Lanfrancus** ſelbſt in ſeinem Schreiben an den Pabſt Alexander giebt. Denn iſt es dann nicht wirklich ein Brief? eine ſchriftliche Anrede eines Abweſenden? Kann die Stärke oder Weitläuftigkeit deſſelben machen, daß es ein Brief zu ſeyn aufhöret? **Lanfrancus** hätte ſeine Schrift mit der gewöhnlichen Briefformel angefangen, (*) und er ſollte Bedenken getragen haben, ſie gegen den Pabſt einen Brief zu nennen? . . . .

2. Müßten wir es denn aber ſchlechterdings dem **Bromton** auf ſein Wort glauben, daß die noch vorhandene Schrift des **Lanfrancus** gegen den **Berengarius**, von dem Verfaſſer ſelbſt, Liber Scintillarum überſchrieben geweſen: warum müßten wir ihm nicht ebenfalls auf ſein Wort glauben, daß **Lanfrancus** dieſes ſo überſchriebene Werk als Prior der Abtey zu Bec verfertiget habe? Denn beides ſagt er in der nehmlichen Stelle, ſo zu reden, mit dem nehmlichen Zuge der Feder: *Lanfrancus* Beccenſis Prior tonantem librum contra *Berengarium* edidit, quem *Scintillarum* intitulavit.

(*) *Lanfrancus* miſericordia Dei Catholicus, *Berengario* Catholicæ Eccleſiæ adverſario.

lavit. Kann, dieſen Worten zu Folge, das Buch, welches **Lanfrancus** an den Pabſt Alexander ſenden mußte, nicht deſſelben noch vorhandene Schrift wider den **Berengarius** ſeyn, weil dieſe Liber Scintillarum überſchrieben geweſen: ſo kann ja, eben dieſen Worten zu Folge, die nehmliche Schrift nicht unter **Gregorius** dem ſiebenden abgefaßt ſeyn, welches der Benediktiner doch mit aller Gewalt behaupten will, als unter deſſen Regierung **Lanfrancus** längſt nicht mehr Prior zu Bec, ſondern bereits Erzbiſchof zu Canterbury war. Aber, was das vornehmſte iſt, wo ſagt denn **Bromton**, daß eben das noch vorhandene Buch des **Lanfrancus** wider den **Berengarius** Liber Scintillarum betitelt geweſen? In den angeführten Worten ſagt er es doch wahrlich nicht. Der Benediktiner ſelbſt beruft ſich ſo nachdrücklich auf das Zeugniß des **Sigebertus**, daß **Lanfrancus** mehrere Bücher gegen den **Berengarius** geſchrieben. Nun wohl; wir müſſen ihm zugeben, daß nach dieſem Zeugniſſe das Buch wider den **Berengarius**, welches **Lanfrancus** an den Alexander ſchickte, nicht eben das noch vorhandene muß geweſen ſeyn; daß es ein anderes geweſen ſeyn kann. Muß er aber nicht hinwiederum zugeben, daß nach eben dem Zeugniſſe, dieſes noch vorhandene Buch auch nicht nothwendig dasjenige ſeyn muß, welches Liber Scintillarum überſchrieben geweſen?

Denn warum könnte es kein anderes geweſen ſeyn, das dieſen Titel geführet? Kann es aber ein anderes geweſen ſeyn, wo bleibt ſein Schluß? Ja es muß ein anderes geweſen ſeyn, wenn das Anſehen des Bromton überhaupt etwas gelten ſoll. Das noch vorhandene Buch iſt augenſcheinlich eine geraume Zeit nach dem Tode des Kardinal Humbertus geſchrieben; da ſogar die Schrift des Berengarius, die es widerlegen ſoll, erſt nach dieſem Tode aufgeſetzt zu ſeyn ſcheinet. Nun ſtarb Humbertus 1063: und wann Lanfrancus in dieſem Jahre nicht ſchon Abt von St. Stephanus zu Caen war, ſo ward er es doch wenigſtens. Folglich kann er ſein noch vorhandenes Buch gegen den Berengarius, als Prior zu Bec nicht geſchrieben haben, und das Buch der Funken, welches er in dieſer Würde ſchrieb, muß ein anders geweſen ſeyn. Ja, ich glaube ſogar nicht unwahrſcheinlich angeben zu können, welches andere Buch es geweſen. Sie erinnern ſich, daß Lanfrancus von ſich ſelbſt erzehlet, er ſey auf der Kirchenverſammlung zu Rom unter Leo dem neunten, welches die erſte war, die gegen den Berengarius gehalten ward, faſt ſelbſt in den Verdacht gekommen, daß er der Meynung des Berengarius zugethan ſey. Der Pabſt habe ihm alſo befohlen, ſich zu rechtfertigen, ein Bekenntniß ſeiner Orthodoxie abzulegen, und die allgemeine Lehre der Kirche, nicht ſowohl durch Gründe der Vernunſt, als durch Beweisſtellen aus der Schriſt und den Vätern zu erhärten. Dieſes habe er denn auch gethan, und den Beyfall der ganzen Verſammlung erhalten. (*) Wenn man nun annehmen darf, daß dieſes nicht blos mündlich geſchehen, ſondern daß **Lanfrancus** ſein Bekenntniß, ſeine Erörterung der katholiſchen Lehre, entweder vorher oder nachher, auch ſchriftlich werde aufgeſetzt haben: ſo dürfte ein ſolcher Aufſatz vielleicht am erſten, es ſey von ihm ſelbſt oder von andern, mit dem Titel des **Buchs der Funken** ſeyn belegt worden. Denn, wie geſagt, es ſollte vornehmlich eine Sammlung einzelner von dort und da zuſammengetragener Beweisſtellen, gleichſam alſo einzelner Funken ſeyn, aus welchen ſich die leuchtende Flamme der Wahrheit erzeuge. Hingegen einen Tractat ſo zu benennen, wie der noch vorhandene des **Lanfrancus** iſt, in welchem man einen Gegner Punkt vor Punkt widerlegen, und die ganze ſtreitige Materie, nach allen Gründen für und wider, erſchöp-

---

(*) Poſt hæc præcepit Papa, vt ego ſurgerem, fidem meam exponerem, expoſitam plus ſacris authoritatibus, quam argumentis probarem. Itaque ſurrexi, quod ſenſi dixi, quod dixi probavi, quod probavi omnibus placuit, nulli diſplicuit. *Cap. IV. p.* 234. *Edit. Dach.*

erſchöpfen will, würde ſo abgeſchmackt ſeyn, daß man ſich ſchwerlich bereden könne, es ſey von dem Verfaſſer ſelbſt geſchehen. Auch war es insbeſondere als Titel zu dieſem Tractate, daß ich ihn, in dem Vorhergehenden, für den witzigen Einfall eines ſpätern Mönchs erklärte.

3. Es iſt ſehr ſeltſam, mit dem Benediktiner anzunehmen, daß **Lanfrancus** ganze zwanzig Jahre angeſtanden haben ſollte, den **Berengarius** förmlich zu widerlegen, und daß er, als er ſich endlich dazu entſchloſſen, ſich lieber dabey an die allererſte, längſt vergeſſene Schrift deſſelben hätte halten wollen, als an die allerneueſte. Aber noch ſeltſamer iſt die Beſchönigung, daß **Lanfrancus** doch auch, nach der gemeinen Meynung, wenigſtens fünf, wo nicht gar zehn Jahre ſeine Widerlegung verzögert habe. Als ob zwanzig und zehn und fünfe, alles eines wäre! Und worauf gründet ſich denn nun auch dieſe Beſchönigung? Woher hat es denn der Benediktiner, daß **Lanfrancus**, auch nur fünf Jahre verſtreichen laſſen? Es iſt wahr, **Lanfrancus** hat erſt nach dem Tode des **Hubertus**, das iſt, nach 1063 geſchrieben, und **Berengarius** hatte bereits im April 1059 zu Rom wiederruffen. Das macht freylich fünf Jahre; aber muß denn darum auch gleich im Jahre 59 **Berengarius** ſeinen

Wiederruf öffentlich zurückgenommen, und die Schrift, in welcher er es that, allen bekannt gemacht haben? Wer hat dem Benediktiner das geſagt? Iſt es nicht vielmehr höchſt wahrſcheinlich, daß die Klugheit dem **Berengarius** angerathen, vorher den Tod ſowohl des Pabſtes als des Kardinals abzuwarten, die ihn zu dem Wiederruffe gezwungen? Auch ergiebt ſich aus mehr als einem Umſtande, daß er dieſem Rathe der Klugheit wirklich gefolget. **Nicolaus** ſtarb 1061, und **Humbertus** das zweyte Jahr darauf. Von 59 bis 63 iſt kein Jahr verfloſſen, in welchem nicht zu Rom, oder in Frankreich, anſehnliche Kirchenverſammlungen gehalten worden. Aber auf keiner wurde des **Berengarius** und ſeiner erneuerten Ketzerey gedacht. Nur erſt in dem nehmlichen 63ſten Jahre, fand man auf der Kirchenverſammlung zu **Rouen** wieder für nöthig, die Schlüſſe der Kirche gegen den **Berengarius** und ſeine Anhänger zu wiederhohlen. Ja, wie ich ſchon angemerkt, die Worte des **Berengarius** ſelbſt, mit welchen er des **Humbertus** in ſeiner Schrift gedachte, ſcheinen nicht von der Art, daß ſie von einem noch lebenden Kardinale geſagt worden. — (*) Scriptum *Humberti* Burgundi, quem *fecerant* Romæ Epiſcopum Cardinalem, quod ſcripſit contra catholicam veritatem, quod infe-

---

(*) Apud *Lanfrancum* p. 2. Edit. *Vlimmerii*.

rius patebit, vt cogeretur ex illo *Berengarius* quasi profiteri errorem *ineptissimi* Burgundi. Ich denke, nur von einem Todten ſpricht man in dieſem lange nachher erzehlenden und freymüthigem Tone. Vielleicht ſchien auch ſonſt dieſe Zeit dem **Berengarius** vorzüglich bequem, einen ſo kühnen Schritt zu thun, als die öffentliche Zurücknahme ſeines Widerrufs war. Die oberſte Gewalt der Kirche war getheilet; zwey zugleich, und mit mächtigen Unterſtützungen, herrſchende Päbſte ſicherten ihn vor der Tyranney des einen und des andern. **Honorius der zweyte**, oder vielmehr die Kirchenverſammlung zu **Baſel**, die ihn erwählte, hatte ſogar alle Thathandlungen und Schlüſſe ſeines Vorgängers, **Nicolaus des zweyten**, für null und nichtig erkläret, (*) als worunter die Verdammung des **Berengarius** und ſeiner Lehre nohtwendig begriffen war. Indeß will ich den Einfluß, den dieſer letztere Umſtand auf den **Berengarius** gehabt haben kann, für nichts als eine Vermuthung geben: genug, daß aus den übrigen ſattſam erhellet, daß die Schrift des **Berengarius** ſchwerlich vor 1063 bekannt geworden. Und nun kann ſie **Lanfrancus**, ein, zwey, drey Jahre darauf beantwortet haben: wer will das beſtimmen? Nur daß

er

(*) *Fr. Pagi Brev.* T. II. p. 386. *Harduini* Acta Concil. T. VI. Par. I. p. 117.

er bis 69 ſollte damit verzögert haben, das iſt wenigſtens daraus nicht zu ſchlieſſen, woraus es **Mabillon** ſchlieſſen will. (*) Es iſt wahr, **Lanfrancus** ſchickte ſeine Widerlegung, nicht eher als 70 oder 71, an den Pabſt **Alexander**; aber nicht darum, weil ſie nicht eher fertig war; ſondern darum, weil ſie der Pabſt nicht eher verlangt hatte. Oder ſchickte etwa jeder Mönch, der ein Buch geſchrieben hatte, ein Exemplar ſofort an den Pabſt? Alexander ohnedem verfuhr mit dem **Berengarius** ſehr ſäuberlich; (**) es ſey nun, weil er ihn für ſo irrgläubig nicht hielt, oder weil er in der Verfaſſung war, alles gern zum Freunde zu behalten, was nur immer ſein Freund ſeyn wollte. Dieſes wiſſen wir noch itzt: warum ſollte es nicht auch damals **Lanfrancus** gewußt haben? Und wußte er es, ſo wird er ſich gewiß nicht übereilt haben, ſein heftiges verketzerndes Buch eher an den gelinden Pabſt zu ſenden, als er es ausdrücklich von ihm verlangte.

4. Gleichwohl wird man ſagen, geſchieht doch in dem Buche des **Lanfrancus** des Wiederrufs, zu welchem ſich **Beren-**

(*) Anal. Bened. lib. XIII. p. 19.

(**) Litteris eum ſatis amice præmonuit, vt a Secta ſua ceſſaret, nec amplius ſanctam Eccleſiam ſcandalizaret. *Anonymus Chifletianus apud Hard. T. VI. Concil. P. I. p.* 1015.

Berengarius auch unter **Gregorius dem ſiebenden** gebracht ſahe, nicht allein Meldung, ſondern dieſer Wiederruf ſelbſt iſt von Wort zu Wort daſelbſt eingerückt. Wie wäre das möglich, wenn nicht **Lanfrancus** nachher erſt geſchrieben hätte? — Durch die unbeſonnene Interpolation eines Abſchreibers, antworte ich, war es möglich; und man ſollte ſich ſchämen, dieſe hier leugnen zu wollen. Doch, was ich in dem einen Manuſcripte für eingeſchoben erkläre, erkläret der Benediktiner in den andern Manuſcripten für ausgelaſſen. Wie wird das zu entſcheiden ſeyn? Ich ſollte meynen, daß hier ſehr vieles ſchon auf die Anzahl der Manuſcripte ankomme. Eingeſchaltet hat ſich die ſtreitige Stelle nur in einem einzigen Manuſcripte gefunden; nehmlich in dem, nach welchem **Franciscus Quadratus** das Werk des **Lanfrancus** herausgab: ausgelaſſen aber, in allen übrigen. Welches iſt nun wahrſcheinlicher? Dieſes, daß von der einzigen Handſchrift, in welcher die Stelle ausgelaſſen war, alle übrige Abſchriften genommen worden? oder dieſes, daß die eine verfälſchte Abſchrift glücklicher Weiſe ohne weitere Abſchrift geblieben? Die Ausgabe des **Quadratus** erſchien zu **Rouen** 1540; und **Quadratus** bildete ſich feſt ein, daß er das Werk des **Lanfrancus** zuerſt an das Licht brächte. — Novum,

vum, ſagt er in der Zueignungsſchrift, dixi propter eos, qui vel *Deſiderii Eraſmi*, vel nescio cujus opera hoc jam editum eſſe mentiuntur, certe non extat. Gleichwohl war es keine Lüge, daß, zwar nicht **Erasmus**, ſondern **Joh. Sichardus** ihm bereits zuvorgekommen war. Dieſe Ausgabe des Sichard iſt zu Baſel 1528 in Octav gedruckt, und mit dem **Philaſtrius** verbunden, den dieſer um mehrere alte Schriftſteller verdiente Mann gleichfalls zuerſt drucken ließ. Er hatte beider Handſchriften in einer alten Bibliothek zu **Trier** entdeckt; und in der von dem Werke des **Lanfrancus**, fand ſich die ſtreitige Stelle nicht. Da indeß dem **Quadratus** ſein Vorgänger ſo völlig unbekannt geblieben war, ſo konnte ihm ſo leicht kein Argwohn darüber beyfallen, und wir können es ihm nicht verdenken, daß er alles drucken ließ, wie er es vor ſich hatte. Nur dem **Dacherius**, der die geſammten Werke des **Lanfrancus** 1648 herausgab, iſt es zu verargen, daß er dem **Quadratus** die Ehre der erſten Ausgabe beſtätigte, da er doch wußte, daß überall, wo der Tractat des **Lanfrancus** ſonſt abgedruckt war, von mehr gedachter Stelle nicht die geringſte Spur zu ſehen ſey. Dieſes hätte ihn ja wohl eine andere Quelle müſſen vermuthen laſſen; und indem er dieſer nachgeforſcht, würde ihm Sichard nicht haben entgehen können. Denn obſchon auch **Plimmer**

mer, nach dem **Quadratus**, eine Ausgabe von dem Buche des **Lanfrancus** 1561 beſorgt hatte, in welcher ſich die Stelle gleichfalls nicht befindet: ſo konnte **Dacherius** darum doch nicht glauben, daß man in allen den groſſen Sammlungen, in welche das Buch des **Lanfrancus** aufgenommen worden, dem einzigen **Vlimmer** gefolgt ſey. Denn einige derſelben ſind früher, als **Vlimmers** Ausgabe; z. E. das Μικροπρεσβυτικον von 1550 und die Orthodoxographa von 1555, bey welchen beiden man nur allein der Sichardſchen Ausgabe kann nachgegangen ſeyn, da man in ihnen **Gregorius** des ſiebenden an dem zweifelhaften Orte eben ſo wenig erwehnt findet, als beym **Sichard.** Kurz, **Dacherius** hatte ſehr Unrecht, ſich an den einzigen **Quadratus** zu halten, und indem er den Text deſſelben allen übrigen vorzog, gleichſam den Grund zu den verführeriſchen Unwahrheiten zu legen, welche der Benediktiner in der Folge darauf zu bauen beliebte. Denn glauben Sie ja nicht, daß die drey Ausgaben von 1540, 1648 und 1677, in welchen er ſagt, daß ſich die Stelle vom **Gregorius** befinde, drey wirklich verſchiedene Ausgaben ſind. Die von 1540 iſt das Original des **Quadratus**; die von 1648 iſt die Sammlung des **Dacherius**, der jenem blindlings folgte; und die von 1677 iſt der Abdruck in dem 18ten Bande der

Bibl. max. Patrum, in welcher man eben ſo blindlings ſich an den Dacherius gehalten hat: ſo daß man überall auf den leidigen Quadratus zurückkömmt. Ich gebe es zu, daß die Ausgabe des Sichard höchſt ſelten iſt. Auch die größten Bücherkenner, wenn ſie ja etwas von ihr wiſſen, haben nur einen ſehr verwirrten Begriff davon, welches ich Ihnen mit dem Beyſpiele des Fabricius beweiſen könnte. (*)

(*) Liber *Lanfranci* contra *Berengarium* primum editus eſt a *Francisco Careo* ſive *Quadrato*, Beccenſi Cœnobita, recuſus cum Philaſtrio, Baſil. 1528, 1551. 8. et cum *Paſchaſii Ratberti* libro per *Guil. Ratum*, *Rothomag.* 1540. 8. *Fabr. Bibl. med. et inf. Latinit. libr. XI.* Es iſt kaum möglich, daß Fabricius eine einzige von allen dieſen Auflagen kann ſelbſt geſehen haben. Denn falſch iſt es, daß die Ausgabe des Quadratus die erſte iſt. Falſch iſt es, daß das Buch des Lanfrancus mit dem Philaſtrius wieder aufgelegt worden: eben dieſe Auflage iſt die allererſte des Sichards. Falſch endlich iſt es, daß ein Guil. Ratus 1540 zu Rouen den Lanfrancus herausgegeben: eben dieſe Ausgabe von Rouen und benanntem Jahre iſt die Ausgabe des Quadratus, und Guil. Ratus heißt nur der, welchem ſie Quadratus zuſchrieb. Ich kann nicht begreiffen, woher dieſe Verwirrung entſtanden. Denn eine bloſſe Verwirrung kann es doch nur ſeyn; ob ich ſie ſchon auch von Hr. Hambergern wiederhohlt finde. Zuverläßige Nachrichten, Th. *III*, S. 805.

Aber den **Dacherius** kann das noch lange nicht entſchuldigen. Er hatte doch ſonſt ſechs bis ſieben gedruckte Ausgaben vor ſich, und auſſer dieſen, wie er ſelbſt bekennet, noch drey Manuſcripte, welche alle der Interpolation des **Quadratus** widerſtritten. Was hätte dieſer einzige gegen ſo viele bey ihm vermögen ſollen? Zwar will er ſich durch die Vermuthung rechtfertigen, daß **Lanfrancus** vielleicht ſelbſt die Stelle in nachfolgenden Zeiten eingeſchoben, um ſein Buch deſto vollſtändiger zu machen. (*) Aber wo iſt der Verfaſſer, der ſein Buch auf Unkoſten aller Ordnung, alles Zuſammenhanges, alles geſunden Menſchenverſtandes, mit einer einzigen Nachricht vermehren wollte, die man bey ihm gar nicht ſucht? Und daß dieſes hier der Fall wäre, wird jeder

der

(*) Deinde collato Tractatu ad tria Mſ. Bibliothecarum Regiæ, Beccenſis et Petavianæ, nec non ad omnes, quæ occurrerunt editiones, cum ejuscemodi profesſionis ne vel minima Syllaba legeretur, magis augebatur ſuſpicio: Nihilo tamen ſecius additamenta esſe quæ protulimus, non eſt cur affirmemus, quandoquidem adjecisſe ea B. Lanfrancum, elaborasſeque vt amplior atque emendatior foret libellus, vero ſimillima eſt ratio; quod et ſolent plerique auctores ſæpiuscule opera a ſe edita ſub incudem revocare. *Dacherius ad Lectorem.*

der empfinden, der ſich die Mühe nehmen will, die erſten zwey Kapitel in einem Striche zu leſen. Ein anderes wäre es, wenn noch ſonſt Spuren der Umarbeitung und Vermehrung in dem Texte des Quadratus ſich fänden. Allein keine einzige, als dieſe, und eine ſo unförmliche: das iſt ſchlechterdings unglaublich. Dennoch, wie beſcheiden iſt noch **Dacherius** im Vergleich mit dem Benediktiner, der **Lanfrancus** nicht bloß ſo verwirrt ergänzt, ſondern gleich Anfangs geſchrieben haben ſoll! Iſt es möglich, daß dieſer Mann, auch nur den Anfang des Werks, mit Aufmerkſamkeit kann geleſen haben?

5. Denn endlich: was erhellet aus dieſem Anfange unwiderſprechlicher, als daß **Lanfrancus** nicht in England geſchrieben? **Lanfrancus** wirft dem **Berengarius** vor, daß er ihm ausweiche, ihn vermeide, daß er ſich mündlich mit ihm nicht einlaſſen, kein freundſchaftliches Geſpräch über die ſtreitige Materie, unter Zuziehung frommer und einſichtsvoller Schiedsrichter, mit ihm eingehen wolle Si divina pietas cordi tuo inſpirare dignaretur, quatenus reſpectu ejus, atque animæ tuæ *mecum loqui* velles, locumque opportunum in quo id competenter poſſet fieri, ſalubri deliberatione eligeres: multum fortaſſe tibi, procul dubio autem iis conſu-

leres, quos decipis. —— Sed quia elegiſti pravitatem, quam ſemel imbibiſti, clandeſtinis diſputationibus apud imperitos tueri; palam autem atque in audientia ſancti Concilii orthodoxam fidem non amore veritatis, ſed timore mortis confiteri: proptera *refugis me*, refugis religioſas perſonas, qui de verbis tuis, ac meis poſſint ferre ſententiam. Nun frage ich einen jeden, läſſet ſich ſo ein Vorwurf einem Manne machen, den Land und Meer von uns trennen? **Berengarius** flohe den **Lanfrancus**: alſo mußten ſie doch einander noch leicht treffen können? **Berengarius** wollte an dem dritten Orte mit dem **Lanfrancus** nicht zuſammen kommen: wie iſt das? ſollte der Archidiaconus zu dem Biſchofe nach England, oder wollte der Biſchof zu dem Archidiaconus nach Frankreich kommen? Thorheit! **Berengarius** und **Lanfrancus** mußten nothwendig noch in benachbarten Provinzen des nehmlichen Landes leben; und über die See, aus einem Lande in das andere, macht man dergleichen Einladungen und Verweiſe nicht. ——

Ich ſollte glauben, mein Freund, dieſer letzte Grund allein überwiege alle Sophiſtereyen des Benediktiners. Und doch, wie geſagt, getraute ich mir nur wenig mit ihm, und allen vorhergehenden, gegen einen Mann auszurichten, dem das ſicherſte Zeichen der hiſtoriſchen Wahrheit dasjenige zu ſeyn ſcheinet, was ſeiner Religion am meiſten Ehre macht. In der Ueberzeugung, daß, wenn die Dinge ſich ſchon nicht ſo, wie er ſagt, wirklich zugetragen hätten, ſie ſich dennoch ſo hätten zutragen ſollen, würde er mich Einen unerträglichen Ergoteur über den andern heiſſen, und es käme darauf an, wie viele Leſer ihm ſehr Unrecht geben würden, da es die Schwachheit der meiſten iſt, mehr Gefallen an dem Aufbauen, als an dem Niederreiſſen zu finden.

Gut alſo, daß auf dieſes Spiegelgefechte nichts ankömmt, und der Benediktiner ſich in ein ernſthafteres nun wohl ſchwerlich einlaſſen dürfte. Er wird ſchwerlich noch behaupten wollen, daß **Berengarius** die Schrift des **Lanfrancus** ohne Antwort gelaſſen: denn hier iſt die Antwort. Er wird ſchwerlich uns noch bereden wollen, daß **Berengarius** durch die Schrift des **Lanfrancus** bekehret worden: denn die Antwort des **Berengarius** enthält ſo wenig eine Billigung ſeines Gegners, daß dieſer Gegner vielmehr darinn ſo eingetrieben wird, daß allem Anſehen nach nicht **Lanfrancus**, ſondern **Berengarius** das letzte Wort behalten.

Doch, das letzte Wort! Als ob nur der immer Recht hätte, der das letzte Wort behält.

Noch weniger, denke ich, wird der Benediktiner (oder, wenn der nehmliche nicht mehr am Leben, einer von ſeinen Ordensbrüdern, der die Ehre ihres gemeinſchaftlichen Werkes retten zu müſſen glaubte,) darauf beſtehen wollen, daß dem ohngeachtet **Lanfrancus** erſt unter **Gregorius** dem ſiebenden müſſe geſchrieben haben. Denn warum ſollten ſie ein elendes Einſchiebſel noch länger vertheidigen wollen, da ſie doch die Hauptſache, welche ſie damit zu erhalten gedachten, aufgeben müſſen? Zwar beharret man oft auf der Behauptung ſolcher unbedeutender Umſtände um ſo viel hartnäckiger, je weniger man ſich bloß geben will, daß man ſie Anfangs, nicht ſo wohl ihrer eigenen Evidenz wegen, als nur zum Behuf eines andern zu erſchleichenden Punkts von gröſſerer Wichtigkeit, behauptet habe. Und auch auf dieſen Fall verſiehet mich unſer Manuſcript mit Gründen, ihm zu begegnen.

Denn wie kann **Lanfrancus** ſein Buch erſt unter **Gregorius** dem ſiebenden, geſchrieben haben, da des **Berengarius** Widerlegung dieſes Buches weit früher geſchrieben den iſt? Hiervon aber fallen überall die unwiderſprechlichſten Beweiſe in die Augen. Vors erſte gedenkt **Berengarius** ſeines letzten Wiederrufs unter genanntem Pabſte mit keinem Worte; er entſchuldiget ſich bloß wegen des erſten, zu dem man ihn, unter **Nicolaus dem zweyten**, gezwungen hatte; und unmöglich hätte er jenen ſo gänzlich mit Stillſchweigen übergehen können, wenn er bereits geſchehen geweſen wäre, wenn ihm **Lanfrancus** denſelben ſo gar mit vorgeworfen hätte. **Zweytens**; **Berengarius** beruft ſich namentlich mehr als einmal auf den Kardinal **Hildebrand**; folglich war **Hildebrand** noch nicht **Gregorius der ſiebende**, und **Berengarius** mußte dieſes noch unter der Regierung **Alexanders** des zweyten ſchreiben. **Drittens**; **Berengarius** nennet den **Lanfrancus** ſelbſt durchgängig Monachum; eine Benennung, die dem **Lanfrancus** nur bis 1070 zukommen konnte, und die ihm, auch noch als Biſchof zu ertheilen, die gröbſte Beleidigung geweſen wäre.

Ich werde in meinen folgenden Briefen Gelegenheit haben, Ihnen aus dem Manuſcripte ſelbſt verſchiedne Stellen mitzutheilen, aus welchen dieſe Data erhellen. Itzt merke ich überhaupt nur noch an, daß, dem allen zu Folge, der Zeitraum zwiſchen 63 und 69 fallen muß, in welchem **Berenga-**

rengarius zuerſt geſchrieben, **Lanfrancus** ihn widerlegt, und erſterer auf die Widerlegung geantwortet haben kann. So viele Jahre können auch gar wohl darüber verfloſſen ſeyn: denn ſo Schlag auf Schlag lieſſen ſich die gelehrten Streitigkeiten im eilften Jahrhunderte ohne Zweifel noch nicht führen, als wir ſie itzt, im achtzehnten, geführt zu ſehen gewohnt ſind.

IV.

Wenn es Nugæ ſind, womit ich Sie in meinem vorigen Briefe unterhalten habe, ſo ſind es doch Nugæ aus der Klaſſe derer, quæ ſeria ducunt: und das muß mich entſchuldigen. Eine handgreiflich untergeſchobene Stelle ſey eine noch ſo klägliche Nichtswürdigkeit: das, wozu man dieſe Stelle brauchen will, iſt wenigſtens keine Nichtswürdigkeit.

Denn überſehen Sie nur den ganzen Weg des Benediktiners; von wannen er ausgehet, und nach welchem Ziele er fortſchreitet. Wann die Stelle des **Lanfrancus**, ſchließt er, nicht untergeſchoben iſt, ſo hat **Lanfrancus** viel ſpäter geſchrieben; hat er viel ſpäter geſchrieben, ſo kann er wohl gar den **Berengarius** bekehrt haben; hat er ihn bekehren können, ſo hat er ihn gewiß bekehrt; und hat er ihn, den Patriarchen aller Feinde der Transſubſtantiation bekehret, ſo iſt es bloſſe Hartnäckigkeit von mir, und von Ihnen, und von uns allen, wenn wir uns nicht gleichfalls durch ſeine Gründe bekehren laſſen.

Aber, wird man ſagen, ſo ſchloß vielleicht nur ein einziger Benediktiner; ſo ſchloſſen höchſtens nur diejenigen Benediktiner, die gemeinſchaftlich an einem Werke arbeiteten, das die Sanction ihrer Kirche weder erhalten hat, noch jemals erhalten wird: dieſe billiget dergleichen Fechterſtreiche eben ſo wenig, als ſie deren bedarf.

Nun wohl: ſo wollen wir alle die kleinen Vortheile, die unſer Manuſcript gegen unbefugte Partheygänger an die Hand giebt, für nichts rechnen, und zu wichtigern Dingen kommen.

Mit einem Worte, mein Freund, ich verſpreche Ihnen nichts geringeres, als die Aufklärung und Berichtigung der geſamten **Berengariſchen** Händel, in einem Grade, welcher ſchwerlich mehr zu erwarten ſtand. Sowohl die eigentliche Meynung des **Berengarius**, als die verſchiednen Wege, welche man einſchlug, dieſe Meynung in ihm zu unterdrücken, wohin vornehmlich die gegen ihn gehaltenen Kirchenverſammlungen gehören, nebſt der räthſelhaften Nachſicht, die er bey allen ſeinen anſcheinenden Rückfällen fand: alles das ſollen Sie in einem ſchlechterdings neuen Lichte erblicken, welches Ueberzeugung und Befriedigung auf den geringſten Umſtand verbreitet.

Aber erlauben Sie mir, was ich Ihnen von der eigentlichen Meynung des **Berengarius** aus dem Manuſcripte mitzutheilen habe, noch vors erſte bey Seite zu ſetzen. Ich halte es für ſchicklicher, bey dem bloß Hiſtoriſchen anzufangen, und Ihnen, nach der Zeitordnung, nicht unerhebliche Erörterungen über folgende beſondere Stücke vorzulegen: als nehmlich, 1) über die erſte Anklage des **Berengarius** bey dem Pabſte; 2) über die Zeit, wenn **Berengarius** ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen; 3) über die erſte wider ihn zu Rom unter **Leo** dem **neunten** 1050 gehaltenen Kirchenverſammlung; 4) über die Kirchenverſammlung zu **Vercelli**, des nehmlichen Jahres; 5) über die zu Paris in Gegenwart **Heinrichs** des **erſten**, gleichfalls von dieſem Jahre; 6) über die zu **Tours** von 1055; und endlich 7) über die zu Rom, von 1059, unter **Niolaus** dem **zweyten**, als der nähern Veranlaſſung der zwiſchen dem **Lanfrancus** und **Berengarius** gewechſelten Streitſchriften.

Alles, was wir von dieſen Dingen bisher gewußt haben, ſchreibet ſich, wie bekannt, faſt einzig und allein aus der Schrift des **Lanfrancus** her. Selbſt der zeitverwandte Anonymus, deſſen Aufſatz de *Berengarii* damnatione multiplici, **Chifletius** herausgegeben hat, iſt nichts als der oft wörtliche Kopiſte des **Lanfrancus**, bis er auf den allerletzten Wiederruf des **Berengarius**, unter **Gregorius** dem ſiebenden, kömmt, welchem er ſelbſt beygewohnet haben will. Da ich nun geſagt, daß **Berengarius** in unſerm Manuſcripte dem **Lanfrancus** Schritt vor Schritt folge: ſo können ſie leicht erachten, daß er auch die hiſtoriſchen Umſtände nicht werde vorbeygegangen ſeyn, die dieſer ſeinen erſten Kapiteln eingeflochten. Aber hier iſt es, wo ich die Klage über die Verſtümmlung wiederhohlen muß, welche das Manuſcript erlitten. Es fängt nur wenige Zeilen vorher an, ehe **Berengarius** auf die Worte ſeines Gegners kömmt, Cur ergo ſcriptum hoc magis *Humberto* aſcribis quam tibi, quam *Nicolao*, quam concilio, quam omnibus eccleſiis, quæ illud cum reverentia ſuſceperunt? welche ſich bey dem **Lanfrancus** zu Ende des zweyten Kapitels, in der Ausgabe des **Dacherius** auf der 283ſten Seite, befinden. Was alſo **Berengarius** auf alles vorhergehende geantwortet, iſt verloren. Wie viel deſſen geweſen, iſt nicht leicht zu beſtimmen:

aber daß es von Wichtigkeit geweſen, iſt wohl unſtreitig, und Theils aus dem Inhalte des **Lanfrancus**, Theils aus den eigenen nachfolgenden Beziehungen des **Berengarius** darauf, zu unſerm Leidweſen ſattſam zu ermeſſen. Indeß, was würde es helfen, dieſen Verluſt viel zu bejammern? Was weg iſt, iſt weg: laſſen Sie uns nur das, was wir noch haben, deſto ſorgfältiger brauchen. Und hiermit zur Sache!

1. Von der erſten Anklage des Berengarius bey dem Pabſte.

Wenn wir uns um denjenigen bekümmern, welcher die beſondere Meynung des **Berengarius** zuerſt zu einer öffentlichen Angelegenheit der allgemeinen Kirche gemacht hat, um ſeinen erſten Ankläger bey dem Pabſte: ſo finden wir zwar, daß **Lanfrancus** ſelbſt es weder leugnen wollen noch leugnen können, daß Er gewiſſer Maaßen dafür anzuſehen ſey. Um jedoch allen Argwohn irgend eines perſönlichen Haſſes gegen den **Berengarius** von ſich abzulehnen, und ſich, nicht ſowohl in dem Lichte eines verhaßten Anbringers, eines vorſetzlichen Ketzermachers, als vielmehr eines bloß leidenden Werkzeuges erblicken zu laſſen, deſſen ſich die Vorſicht dabey bedienen wollen: ſo erzehlt er den Verlauf folgender Ge-

Geſtalt. (*) „Berengarius, ſagt er, habe einen Brief über das Abendmahl an ihn, nach der Normandie, geſchrieben: weil er (**Lanfrancus**) aber allda gleich nicht gegenwärtig geweſen, ſo ſey der Brief verſchiednen Geiſtlichen in die

---

(*) Tempore ſancti *Leonis* Papæ, delata eſt hæreſis tua ad apoſtolicam ſedem. Qui cum Synodo præſideret, ac reſideret ſecum non parva multitudo Epiſcoporum, Abbatum, diverſique ordinis a diverſis regionibus religioſarum perſonarum, jusſum eſt in omnium audientia recitari, quas mihi de Corpore et Sanguine Domini literas transmiſiſti. Portitor quippe earum legatus tuus me in Normannia non reperto, tradidit eas quibusdam clericis; quas cum legisſent, et contra vſitatisſimam Eccleſiæ fidem animadvertisſent, zelo Dei accenſi quibusdam ad legendum eas porrexerunt, plurimis earum ſententias verbis expoſuerunt. Itaque factum eſt, vt non deterior de te quam de me fuerit orta ſuſpicio, ad quem videlicet tales litteras deſtinaveris, putantibus multis me fovere, ac favere quæ a te dicerentur, vel gratia qua te diligerem, vel fide qua re vera ita esſe non dubitanter tenerem. Igitur cum a quodam Remenſi clerico Romam perlatas recitator legeret, intellecto quod *Ioannem Scotum* extolleres, *Paſchaſium* damnares, communi de Euchariſtia fidei adverſa ſentires, promulgata eſt in te damnationis ſententia privans te communione ſanctæ Eccleſiæ, quam tu privare ſancta ejus communione ſatagebas. Poſt hæc præcepit Papa, vt ego ſurgerem, pravi rumoris a me maculam abſtergerem, fidem meam exponerem *&c. Cap. IV p. 234. Edit. Dach.*

die Hände gerathen, welche ihn geleſen, und den anſtößigen Inhalt weiter bekannt gemacht hätten. Er ſey darüber in den Verdacht gerathen, als ob er es wohl ſelbſt mit dem **Berengarius**, es ſey aus bloſſer Freundſchaft, oder aus Ueberzeugung, halte: und dieſer Verdacht habe ſich ſogar in Rom verbreitet, als der Brief ihm von einem Geiſtlichen aus **Reims**, dahin nachgebracht worden. Der Pabſt habe davon gehöret; und weil er eben ein Concilium um ſich verſammelt gehabt, ſo ſey der Brief öffentlich verleſen, und die darin geäuſſerte Meynung einmüthig verdammt worden; er ſelbſt aber habe, auf päbſtlichen Befehl, auftreten und die reine Lehre der Kirche, zu ſeiner eigenen Rechtfertigung, dagegen erhärten müſſen „

Was nun den Brief ſelbſt anbelangt, welcher alle das Unheil angeſtiftet haben ſoll: ſo hat **Lanfrancus** nicht für gut befunden, ihn uns mitzutheilen. Aber **Dacherius** hat, aus einer Handſchrift in der königlichen Bibliothek zu Paris, einen Brief des **Berengarius** an den **Lanfrancus** bekannt gemacht, welchen er für den nehmlichen hält. (*) Er iſt ſo kurz, und jedes Wort deſſelben verdienet in Abſicht deſſen, was ich darüber zu ſagen habe, erwogen zu werden, daß ich ihn gar wohl hier ganz einrücken kann, und muß.

FRATRI

(*) In Notis et Obſerv. ad vitam *Lanfranci*, p. 22.

FRATRI LANFRANCO BERENGARIVS.

Pervenit ad me, Frater Lanfrance, quiddam auditum ab Ingelranno Carnotenſi, in quo diſſimulare non debui ammonere dilectionem tuam. Id autem eſt, displicere tibi, immo hæreticas habuiſſe ſententias Ioannis Scoti de Sacramento altaris, in quibus diſſentit a ſuſcepto tuo Paſchaſio. Hac ergo in re ſi ita eſt, Frater, indignum feciſti ingenio, quod tibi Deus non aſpernabile contulit, præproperam ferendo ſententiam. Nondum enim adeo ſategiſti in ſcriptura divina cum tuis diligentioribus. Et nunc ergo, Frater, quantumlibet rudis in illa ſcriptura vellem tantum audire de eo, ſi opportunum mihi fieret, adhibitis quibus velles, vel judicibus congruis, vel auditoribus. Quod quamdiu non fit, non aſpernanter aſpicias quod dico. Si hæreticum habes Ioannem, cujus ſententias de Euchariſtia probamus, habendus tibi eſt hæreticus Ambroſius, Hieronymus, Auguſtinus, vt de cæteris taceam.

Dem Dacherius ſind, in ſeiner Meynung von dieſem Briefe, die gelehrteſten Männer der katholiſchen Kirche ohne Bedenken gefolgt. De Roye ſchloß ſo: aus dem Briefe, welcher auf dem Concilio vorgeleſen ward, erſahe man, daß

Berengarius dem **Johannes Scotus** beytrete, daß er den **Paſchaſius** verdamme, und daß er einen andern Glauben von dem Abendmahle habe, als den gemeinen Glauben der Kirche; dieſe drey Punkte ſind auch aus gegenwärtigem Briefe zu erſehn; folglich iſt dieſer jener, und jener dieſer. **Coſſartius** billigte dieſen Schluß, und beſtätigte ihn noch durch die Vergleichung mit einer Stelle aus dem Briefe des **Berengarius** an den **Aſcelinus**, die freylich ſehr entſcheidend iſt. (*) Ich übergehe den **Du Pin**, (**) und andere, welche gleich ihm die Entdeckung des **Dacherius** ſtillſchweigend billigen, indem ſie dieſelbe nutzen.

Der einzige **Mabillon** erkannte hiebey eine Schwierigkeit, die allerdings ſo groß iſt, daß man ſich wundern muß, wie ſie von allen ſeinen Vorgängern hat können überſehen werden. Wenn nehmlich ſchon die vom **De Roye** und **Coſſartius** angeführte Merkmahle eintreffen, ſo iſt doch noch ein anderes, und gerade das wichtigſte Merkmahl übrig, welches auf den vom **Dacherius** bekannt gemachten Brief ſchlechterdings nicht paſſen will. Ich meyne den Verdacht, welcher aus dem Briefe des **Berengarius** wider die

---

(*) Conciliorum T. XII. p. 1430.

(**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 7.

die Rechtgläubigkeit des **Lanfrancus** ſelbſt, ſoll entſtanden ſeyn. Einen ſolchen Verdacht, ſagt **Mabillon**, hat der gegenwärtige Brief dem **Lanfrancus** nicht zuziehen können, weil ausdrücklich darinn geſagt wird, daß **Lanfrancus** der Meynung des **Berengarius** nicht geweſen, und daß er ſie ſogar als ketzeriſch verworfen habe. Folglich, urtheilet **Mabillon**, müſſe es ein andrer Brief geweſen ſeyn, welcher in dem Concilio verleſen worden; und dieſes ſey ohne Zweifel der frühere geweſen, welcher den **Lanfrancus** in der Normandie nicht gefunden. (*)

Nun iſt zwar das letztere ganz ohne Grund. Denn aus den Worten des **Lanfrancus** erhellet im geringſten nicht, daß **Berengarius** zweymal an ihn, während ſeiner Ab-

---

(*) Ante has litteras *Berengarius* ad *Lanfrancum* alias, vt videtur, priores perferendas tradiderat cuidam nuntio, qui, *Lanfranco* in Normannia minime reperto, eas aperuit, et quibusdam legendas præbuit. Hinc, vt ſunt proni ad ſiniſtra judicia mortales, non deterior de *Berengario* ipſo, quam de *Lanfranco* orta opinio, quaſi hic eadem cum illo ſentiret, quod prædictæ epiſtolæ convenire non poteſt, in qua *Lanfrancus* a *Berengario* disſentire aperte dicitur: adeoque neceſſe eſt, alias admittere *Berengarii* ad *Lanfrancum* priores litteras, in quibus amice cum eo de ſuo errore agebat. *Mabillon Act. Sanctorum Ord. Bened. Sec. VI. Par. II, Præf.* §. 13.

Abweſenheit aus der Normandie, geſchrieben habe: ſondern der Brief, welcher ihn in der Normandie nicht fand, iſt eben der, welcher von da nach Reims geſchickt, und von Reims ihm nach Rom gebracht wurde; wie ſolches eben der Benediktiner, mit welchem ich mich in meinem Vorigen herumgeſtritten, ſehr wohl zeiget. (*) Aber dem ohngeachtet beſtehet der Einwurf des **Mabillon** in aller ſeiner Stärke: und entweder iſt es nicht wahr, daß **Lanfrancus** ſelbſt durch den Brief des **Berengarius** verdächtig geworden, oder der Brief, durch welchen er es ward, iſt nicht der, welchen wir vor uns haben.

Daß **Mabillon** ſich lieber an die letzte Folge halten wollte, als an die erſte, iſt natürlich. Wie hätte er die erſte mit der Verehrung reimen können, die er gegen einen Heiligen ſeiner Kirche zu haben ſchuldig war? Der heilige Mann ſagt es ja ſelbſt, daß ſeine eigene Orthodoxie durch den Brief des **Berengarius** verdächtig geworden: wie ſollte nicht alles wahr ſeyn, was ſo ein heiliger Mann ſagt?

Und dennoch iſt es nicht wahr! Es war ein bloſſer Vorwand, den **Lanfrancus** zu brauchen beliebte: und **Berengarius** unterläßt nicht, dieſen Vorwand in unſerm

Manu-

(*) Hiſt. lit. de la Fr. T. VIII, p. 263.

Manuſcripte gerade zu für das, was er war, für eine Lüge zu erklären. Denn freylich war der vor uns liegende Brief eben der, der in dem Concilio verleſen worden. **Berengarius** hatte ihn ſeiner Antwort ganz eingerückt. Leider zwar auf den erſten Blättern, welche verloren gegangen. Aber dem ohngeachtet erhellet aus dem, was er in der Folge davon ſagt, unwiderſprechlich, daß wir uns unmöglich irren können, wenn wir den Brief bey dem **Dacherius** für den nehmlichen, und für ſo authentiſch halten, als ob er aus den verlornen Blättern ſelbſt genommen wäre. Eben das alſo, wodurch er dem **Mabillon** verdächtig werden wollen, iſt das, was ihn am allerkenntlichſten machen muß. **Mabillon** ſagt, daß durch dieſen Brief **Lanfrancus** ſelbſt unmöglich in Verdacht gerathen können; eben dieſes ſagt auch **Berengarius** von dem, welchen er eingerückt hatte: folglich iſt es gewiß, daß ſie beide den einen und eben denſelben meynen.

Hier ſind die Stellen aus dem Manuſcripte ſelbſt, welche das gut machen werden, was ich geſagt habe. Es iſt, wie Sie wiſſen, überall **Lanfrancus**, mit dem **Berengarius** redet.

„Quod meum ad te ſcriptum ſententias habuiſſe de corpore et ſanguine Domini dicere voluiſti, indignisſime tua veridicitate ſcripſiſti, quia nullas de corpore tibi Chriſti et ſanguine ſententias in ſcripto illo propoſui, quod ut manifeſtum fiat, ad ſcriptum illud, quod jam ſcripto iſti inſerui, qui voluerit recurrat.„

Und nicht weit darauf:

„Sæpius me de falſitate tua ſcriptum tuum compellit, vt loquar. Qua enim fronte ſcribere potuiſti ſuſpicionem contra te de meo ad te ſcripto potuisſe oriri? Admonebat te ſcriptum illud meum, præproperam contra Ioannem Scotum te tulisſe ſententiam, et vt de eo mecum agere dignareris ſecundum ſcripturas. Nec ſani ergo capitis fuit, aliquid contra te ſuſpicari de ſcripto illo, in quo ego reprehenderam, quod omnes, vt ſcribis, te fecisſe approbabant. Denique legat ſcriptum illud qui voluerit, et nihil conſtantius reputare valebit, quam non potuisſe oriri de te ſuſpicionem, quæ de me orta fuerat per ſcriptum illud.„

Ich fürchte nicht, aus dieſen Stellen das geringſte mehr geſchloſſen zu haben, als die dürren Worte beſagen. Noch weniger fürchte ich, daß man den ganzen Umſtand für zu unerheblich halten werde, als daß er eine ſo beſondere Erörterung verdiene. Wenigſtens fürchte ich dieſes von denen nicht, welche wiſſen, was für Kleinigkeiten es öfters ſind, die gerade das meiſte Licht auf den Charakter eines Mannes werfen. Hat aus dem Briefe des **Berengarius** kein Verdacht gegen den **Lanfrancus** entſtehen können: ſo iſt auch keiner daraus entſtanden. Iſt keiner daraus entſtanden, und **Lanfrancus** verſichert es dem ohngeachtet: ſo wiſſen wir nun ſchon, was der gute Mann damit will. Der Kniff muß alt ſeyn unter den Ketzermachern; und ſie müſſen ſich ſehr wohl dabey zu befinden glauben: denn ſo alt er iſt, ſo üblich iſt er unter ihnen noch. Immer wollen ſie die grauſamen Anklagen, durch welche ſie ihres Nächſten Ehre und Wohlſtand und Leben in die äuſſerſte Gefahr ſetzen, für nichts als unumgängliche Selbſtvertheidigung gehalten wiſſen. Ohne dieſe würden ſie gern geſchwiegen, es gern ihrem GOtt nur in der Stille geklagt haben, wie ſehr ſeine heilige Wahrheit gekränkt und verläſtert werde: aber ihr eigner guter Leumund wird darüber verunglimpft; ihr eigner Glaube, deſſen Licht ſie vor aller Welt leuchten zu laſſen, ſo verbunden ſind, wird darüber verdunkelt: nun müſſen ſie auftreten, und müſſen reden, und müſſen vor GOtt und der Welt bezeugen, wie verderblich, wie greulich, wie werth mit Feuer und Schwerd verfolget zu werden, ſie die Irrthümer ihres ihnen ſonſt ſo lieben Nächſtens, ihres Bruders in Chriſto, finden.

Es wäre ſchlimm, wenn aus der folgenden Unterſuchung über die Zeit,

2. wenn eigentlich Berengarius ſeine Lehre zu behaupten und zu verbreiten angefangen,

die Heucheley des **Lanfrancus** noch ſchwärzer und verhaßter erſcheinen ſollte.

Der Brief des **Berengarius** war kurz vor, oder während der Kirchenverſammlung geſchrieben, welche zu **Reims** in den letzten Monaten des Jahres 49 gehalten wurde: denn er ward dem **Lanfrancus**, welcher ſich mit darauf befand, dahin nachgeſchickt. Lediglich auf dieſen Brief ward denn auch der Steller deſſelben, in dem nächſtfolgenden Jahre, zu Rom und Vercelli verdammt. **Lanfrancus** ſagt zwar, daß zu Vercelli die Lehre des **Berengarius** der Kirchenverſammlung vorgelegt worden, welches aus dem bloſſen Briefe nicht wohl geſchehen können, und daher andere authentiſche Schriften ſollte vorausſetzen laſſen. Allein, was **Berengarius** dem **Lanfrancus** hierauf, in unſerm Manuſkripte antwortet, iſt höchſt merkwürdig; nehmlich:

„Quod ſententiam meam ſcribis Vercellis in conſeſſu illo expoſitam: dico de rei veritate et teſtimonio conſcientiæ meæ, nullum eo tempore ſententiam meam expoſuiſſe, quia nec mihi eo tempore tanta perſpicuitate conſtabat, quia nondum tanta pro veritate eo tempore perpeſſus nondum tam diligenti in ſcripturis conſideratione ſategeram.„

Was meynen Sie? Wenn wir einer ſo feyerlichen Verſicherung glauben dürfen; — und ich wüßte nicht, warum wir nicht dürften? — wenn es wahr iſt, daß in dem Jahre 50 ſchlechterdings kein Menſch die Lehre des **Berengarius** vortragen können, weil er ſie noch ſelbſt nicht aufs reine gebracht hatte, weil er ſich noch ſelbſt um den Gegenſtand derſelben ſo genau nicht bekümmert hatte, als ihn die Verfolgungen, die er nachher darüber erdulden mußte, zu thun nöthigten: wie wird es um die ſtehen, welche ſo zuverläßig wiſſen wollen, daß er weit früher angefangen habe, ſeine Ketzerey zu verbreiten, und ihr durch Ueberredung und Beſtechung Anhänger zu verſchaffen?

Ich übergehe die elende Fabel, daß **Berengarius** eine beſondere Neigung zur Heterodoxie ſchon als Schüler des Biſchof **Fulbert** zu **Chartres** verrathen habe, und daß der ſterbende **Fulbert** ihn nicht vor ſeinen Augen leiden wollen, weil er einen Teufel ihm nachtreten geſehen. Wenn das geringſte davon wahr wäre, ſo würde ſein geweſener Mitſchüler, Ihr **Adelmann**, gewiß nicht unterlaſſen haben, in ſeinem Briefe es ihm vorzuhalten. Einigen Schriftſtellern zu Folge, ſoll Adelmann das auch wirklich gethan haben, und **Natalis Alexander** ſchreibt ausdrücklich: Sæpe adolescentem petulantis ingenii et ad novitates propenſi Præceptor ſanctisſimus hortabatur ne a via regia, hoc eſt ab Apoſtolica fide et SS. Patrum doctrina deflecteret, vt Adelmannus teſtatur in Epiſtola ad ipſum data. (*) Aber wie muß dieſer Mann geleſen haben? Sie haben den Brief des Adelmanns gewiß aufmerkſamer geleſen, und wiſſen, daß die Ermahnung des **Fulbert**, auf dem einmal gebahnten Wege zu bleiben, ſeinen Schülern überhaupt, nicht aber dem **Berengarius** ins beſondere, gegolten. Hätten ſie die geringſte beſondere Beziehung auf den **Berengarius** gehabt: ſo würde, wie geſagt, **Adelmann** ſicherlich ſich dieſes Vortheils gegen ihn da nicht begeben haben, wo er ja wohl eines ganz beſondern Eindruckens fähig geweſen wäre.

Auch bey dem **Baronius** brauche ich mich nicht zu verweilen, nach welchem **Berengarius** durch ſeine Ketzerey
bereits

(*) Diſs. ſelect. ad Hiſt. Eccleſ. Sæculi XI et XII. prima, art. 1.

bereits im Jahre 1035 Unruhen ſoll erregt haben. Denn daß dieſes falſch ſey, haben **Natalis Alexander** und **Ant. Pagi** aus eigenen anderweitigen Nachrichten des **Baronius** gezeigt; und es iſt nur zu verwundern, wie **Baenage** dem **Baronius** ſo blindlings nachſchreiben können. (*)

Aber **Pagi** ſelbſt nimmt dafür das Jahr 45 an, in welchem die Ketzerey des **Berengarius** zuerſt ausgebrochen ſey; und gründet ſich deßfalls nicht ſowohl auf die Zeugniſſe verſchiedener Geſchichtſchreiber, an deren Genauigkeit ſich noch wohl zweifeln lieſſe, als vielmehr auf die mit dieſen Zeugniſſen übereinſtimmende Berechnung, welche ſich aus dem Briefe des **Adelmanns** anſtellen läßt. Und dieſe iſt es, welche hier in nähere Erwägung gezogen zu werden verdienet.

Sie erinnern ſich, daß man aus den Worten des **Adelmanns**, Teutonicas aures, inter quas tam diu peregrinor, ſchlieſſen zu dürfen glaubet, daß er noch der Schule zu Lüttich vorgeſtanden, als er ſeinen Brief an den **Berengarius** geſchrieben. Sie erinnern ſich, daß man als unſtreitig annimmt, Biſchof zu Brescia ſey er in dem Jahre 48 geworden. Hieraus würde nun freylich folgen, daß auch

---

(*) Hiſt. de l'Egliſe T. I. p. 1396. §. 10.

der Brief längeſtens in dieſem Jahre, wo nicht noch vorher, geſchrieben worden; und da es in demſelben ſo gar heißt, daß bereits zwey Jahre vorher der Ruf von der irrigen Lehre des **Berengarius** dem **Adelmann** zu Ohren gekommen; ſo würde eben ſo unſtreitig weiter folgen, daß **Berengarius** ſchon gegen 45 damit Aufſehen gemacht habe. Wäre nun aber dieſes, wie würde es um ſeine Verſicherung ſtehen, daß vor 50 keinem Menſchen ſeine wahre Meynung bekannt geweſen? Müßte er nicht entweder hiermit die Unwahrheit geſchrieben haben, oder leichtſinnig genug geweſen ſeyn, eine Lehre zu behaupten, und auszubreiten, die er ſelbſt noch nicht hinlänglich unterſucht hatte?

Ich denke nicht, daß eines von beiden nothwendig folgt. Er kann gar wohl vor 50 eine Meynung geäuſſert haben, welche den blinden Anhängern des **Paſchaſius** ärgerlich war. Aber es war bis dahin nicht ſo wohl ſeine eigene Meynung, als die Meynung des **Scotus**. Denn ſo viel Uebergewicht als damals auch ſchon die Lehre des **Paſchaſius** mochte gewonnen haben: ſo war ſie doch noch durch keinen Schluß der Kirche für die einzig wahre erkannt worden. Die Lehre des **Scotus** war noch unverworfen; und es mußte einem jeden Gliede der Kirche noch frey ſtehen, ſich für die eine oder für die andere zu erklären. Auch thut **Berengarius** in dem Briefe an den **Lanfrancus** ſelbſt weiter nichts, als daß er, zu Folge dieſer Freyheit, dem **Lanfrancus** vor Uebereilung und eigenmächtiger Verdammung eines Mannes warnet, in welche die unſträflichſten Väter der Kirche mit verwickelt werden könnten.

Sie werden ſagen: „alles das, ſo befriedigend es auch immer ſeyn möge, könne doch nur für den Brief des **Adelmanns** befriedigen; aber dieſen Brief habe **Berengarius** nicht ohne Antwort gelaſſen; beträchtliche Fragmente von dieſer Antwort wären vorhanden; und dieſe Fragmente wenigſtens widerſprächen der angezogenen Verſicherung ihres Verfaſſers, daß bis zur Kirchenverſammlung zu Vercelli, ſie ſelbſt eingeſchloſſen, niemand von ſeiner Meynung hinlänglich unterrichtet geweſen; angeſehen in dieſen Fragmenten im geringſten nicht von der Meynung des **Scotus**, ſondern von der eigenen Meynung des **Berengarius** die Rede ſey, die er ſowohl durch Schlüſſe, als durch Stellen aus den Vätern zu behaupten ſuche.„

Recht; Sie ſetzen nehmlich voraus – Doch ehe ich es vergeſſe! Es iſt ohne Zweifel ein bloſſes Verſehen Ihres Setzers, oder Abſchreibers, mein Freund, daß nurgedachte

Fragmente, in Ihrer Ausgabe, als ein einziges fortlauffendes Fragment gedruckt worden. **Martene** und **Durand** hatten ſie nicht in bloſſen Abſätzen drucken laſſen, ſondern die Abſätze ſelbſt noch durch die Worte Idem infra von einander getrennet: und dieſe Worte ſind es, welche ich ungern bey Ihnen vermiſſe. Nicht ſowohl deswegen, weil man ohne ſie nun leicht einen Zuſammenhang ſuchen möchte, wo keiner ſeyn ſoll: als vielmehr deswegen, weil ohne ſie dem Leſer ſo leicht nun nicht eine Frage beyfallen kann, die nicht ſo ganz für die lange Weile ſeyn dürfte. Nehmlich die: das Manuſcript, aus welchem **Martene** und **Durand** ihre erſte Ausgabe beſorgten, enthielt es ebenfalls nur die mitgetheilten Fragmente aus der Antwort des **Berengarius**? oder enthielt es dieſe Antwort ganz? Wenn gleichfalls nur die mitgetheilten Fragmente: warum ſagte man uns das nicht deutlich? Wenn die Antwort ganz: warum erhielten wir ſie nicht ganz daraus? Was für Recht hatten dieſe Benediktiner, das Uebrige zu unterdrücken? In welchem Verdachte müſſen uns ſolche Unterdrückungen beſtärken? Ich habe dieſe unangenehme Saite ſchon einmal berühren müſſen. (*) Nun wäre es leicht möglich, daß das, was ſie ſo zurückgehalten, gänzlich aus der Welt wäre: denn das Manuſcript,

---

(*) In dem zweyten Briefe, S. 30.

welches ſie brauchten, wird ohne Zweifel zu Gemblou mit verbrannt ſeyn. Aber wieder in das Gleiß. —

Sie ſetzen, ſage ich, voraus, — daß, wenn man das Datum eines Briefes wiſſe, man in dem Dato der Antwort nicht eben ſehr weit fehlen könne; daß alſo, wenn der Brief des **Adelmanns** vor 48 geſchrieben worden, die Antwort des **Berengarius** wohl ſchwerlich erſt 50, und ſpäter, werde erfolgt ſeyn. Gleichwohl, ſo natürlich dieſe Vorausſetzung iſt, ſo muß ſie doch hier einem unſtreitigern Beweiſe nachſtehen. Der Brief des **Adelmanns** mag geſchrieben ſeyn, wenn er will: die Antwort des **Berengarius** iſt gewiß erſt nachher geſchrieben, als er mit dem **Lanfrancus** bereits in Streit gerathen war. Dieſes iſt aus den Worten unwiderſprechlich: Adverſarii ergo, vulgus, vt cum vulgo inſanientes, Paſchaſius, Lanfrancus et quicumque alii ita cauſam intendebant: panem et vinum, per corruptionem vel abſumtionem ſui, in particulam carnis Chriſti ſenſualiter tranſire et ſanguinis. Wie hätte **Berengarius** des **Lanfrancus** hier, und auf ſolche Weiſe, gedenken können, wenn er nicht bereits jenen Brief an ihn geſchrieben gehabt hätte, vor welchem er noch kaum wußte, wie ſehr abgeneigt **Lanfrancus** von der beſſern Meynung des **Scotus** ſey? Hatte er aber jenen Brief bereits geſchrieben: ſo iſt ſeine Antwort an den Adelmann auch zuverläßig ſpäter, als die Kirchenverſammlung von Vercelli, in welcher man ihn wegen einer Meynung verdammte, von der, wie er verſichert, noch kein Menſch wiſſen konnte, ob es ſeine Meynung ſey, oder nicht. Nur durch dieſe, und die kurz vorhergegangene Römiſche Kirchenverſammlung, lernte **Berengarius** ſelbſt den **Lanfrancus** erſt recht kennen; und wenn er einige Monate vorher noch zweifelte, ob es auch wahr ſey, was ihm **Ingelrannus** aus Chartres von deſſen Geſinnungen erzehlt hatte: ſo wird er ihn gewiß nicht noch früher zu dem blödſinnigen, raſenden Pöbel gerechnet haben, wie er in der Antwort an den Adelmann thut.

Ob nun aus dem ſo beſtimmten ſpätern Dato dieſer Antwort, auch auf das ſpätere Datum des Briefes ſelbſt, müſſe zurückgeſchloſſen werden, will ich nicht zu entſcheiden ſuchen. Geſetzt, es müßte: ſo würde höchſtens nur das Jahr, wenn Adelmann Biſchof zu Brescia geworden, dadurch zweifelhaft werden. Denn jeder andere Grund, warum Adelmann nicht nach der Verdammung des **Berengarius** zu Vercelli könne geſchrieben haben, iſt ſo viel als keiner. Man fragt z. E., ob er ihn auch wohl ſodann noch ſancte Frater angeredet haben würde? Sancte nun wohl nicht; als welches Sie ſelbſt für den Zuſatz eines Abſchreibers erkennen: aber Frater doch ohne Zweifel. Denn Frater nennet ihn ja auch **Aſcelinus** in einem Briefe, der ſicherlich nach den erſten Kirchenverſammlungen geſchrieben war, die den **Berengarius** verdammet hatten.

Und ſo, dächte ich, wäre die Verſicherung des **Berengarius**, von welcher die Rede iſt, gegen alle ihr entgegenſtehende Behauptungen gerettet. Nun ſetze ich noch einen poſitiven Umſtand hinzu, der es ſchlechterdings unglaublich macht, daß **Berengarius** ſchon vor 50 als ein Ketzer bekannt geweſen.

Nehmlich; wenn es nicht wahr iſt, was **Berengarius** von ſich verſichert, daß die Kirchenverſammlung zu Vercelli von ſeiner Meynung über das Abendmahl nichts wiſſen können, weil er noch ſelbſt keine gehabt, die er ſein eigen nennen können; wenn es im Gegentheil wahr iſt, daß ſchon lange vorher der Ruf von ſeiner Ketzerey ſich nicht allein in Frankreich, ſondern auch in Italien, und ſogar in Deutſchland, wie **Adelmann** ſagt, verbreitet: wie kam es, daß ſie auf keiner frühern Kirchenverſammlung gerüget ward? Wie kam es, daß beſonders auf der zu Reims, bey welcher **Leo** der neunte ſelbſt zugegen war, ihrer nicht im geringſten gedacht ward? Man ſage nicht, daß die mit andern Dingen beſchäftiget geweſen. In dem Eingange ihrer Verhandlungen, welche **Baronius** bekannt gemacht, heißt es ausdrücklich, daß auch de quibusdam hæreſibus, quæ in eisdem pullulaverant partibus, die Reden ſeyn ſollen; und bey Anführung der von ihr gefaßten Schlüſſe heißt es wiederum: Et quia novi Hæretici in Gallicanis partibus emerſerant, Papa eos excommunicavit, illis additis qui ab eis aliquod munus vel ſervitium acciperent, aut quodlibet defenſionis patrocinium illis impenderent. (*) Es hat auch an Gelehrten, der Römiſchen Kirche ſelbſt, nicht gefehlt, welche wohl empfunden, wie ſchlieſſend das Stillſchweigen dieſer Kirchenverſammlung zu Reims ſey. **Bouläus** iſt nahe daran, den ganzen Schluß zuzugeben: und die einzige Wendung, mit welcher er ihm noch auszuweichen glaubt, iſt ſo gezwungen, daß man ihr ſeine Verlegenheit dabey nur zu ſehr anſieht. (**) Cum in actis, ſagt er, concilii Remenſis nulla videatur facta fuisſe mentio Berengarii, credibile eſt tum nondum plane doctrinam illam extra ſcholas prodisſe, aut ſi quid de ea relatum eſt, Leonem noluisſe agitari, ne ſi corru-

---

(*) Hard. Concil. T. V. P. I. p. 1002 & 1007.

(**) Hiſt. Vniverſ. Pariſ. T. I. p. 416.

corruptisſimis Eccleſiaſticorum temporibus illa Quæſtio publice moveretur, plurimos inveniret fautores præſertim in Francia, vbi Diſciplina plurimum elanguerat. Dieſer Bedenklichkeit, welche er dem **Leo** leihet, ſie möchte nun zu billigen ſeyn oder nicht, widerſpricht **Lanfrancus** ſelbſt, wenn er mit deutlichen Worten ſagt, daß die Ketzerey des **Berengarius** erſt nach der Kirchenverſammlung zu Reims dem Pabſte zu Ohren gekommen, als er das Jahr darauf ein neues Concilium zu Rom um ſich verſammelt gehabt. **Leo** wollte ſie alſo zu Reims nicht vertuſchen: ſondern er hatte ſchlechterdings von ihr noch nichts gehöret, und das erſte, was er davon erfuhr, erfuhr er aus dem Briefe an den **Lanfrancus**. Hiedurch wird auch alle Vermuthung abgeſchnitten, ob ſich nicht unter den zu Reims verdammten Ketzereyen, deren keine eigentlich benennet wird, die Ketzerey des **Berengarius** wirklich mit befunden. Denn wenn ſie ſchon in den geſchriebenen Verhandlungen nicht namentlich vorkommen müſſen: ſo hätte ſie doch namentlich müſſen verdammt ſeyn; und auch dann hätte **Lanfrancus** nicht ſagen können, daß ſie erſt das Jahr darauf zu Rom vor den Päbſtlichen Stuhl gebracht worden, und die Gelegenheit darzu der eigene Brief des **Berengarius** gegeben habe.

Kurz; ſo gewiß es iſt, daß in dieſem Briefe nichts vorgekommen, wodurch **Lanfrancus** ſelbſt verdächtig werden können: eben ſo gewiß möchte nun wohl auch erhellen, daß der nehmliche Brief das erſte und einzige war, was **Berengarius** zur Zeit noch über die ſtreitige Materie geſchrieben hatte. Gleichwohl aber dieſe erſte und einzige Schrift, in welcher nichts beſtimmet wird, in welcher bloß zu einer vertrauten Unterredung eingeladen wird, in welcher bloß, bis zu deren Ausgange, vor übereilten und ſtolzen Entſcheidungen gewarnet wird; – gleichwohl dieſe freundſchaftliche, beſcheidene, ſchmeichelnde Schrift, ſo hämiſch zu einer förmlichen Anklage zu machen! o heiliger **Lanfrancus**, wenn du dir das erlauben konnteſt, – bitte für mich nicht!

Das war es denn auch, wodurch ich beſorgte, daß das Betragen des **Lanfrancus** noch ſchwärzer erſcheinen dürfte. Aber ich komme

3. auf die Kirchenverſammlung zu Rom, unter Leo dem neunten,

nun ſelbſt; und wenn ja zur Entlarvung des Heuchlers noch etwas gefehlet hat, ſo wird es ſich hier finden.

Als **Lanfrancus** zu Rom war, wohin ihm der Brief des **Berengarius** nachgeſchickt ward, was machte er daſelbſt?

ſelbſt? was waren ſeine Verrichtungen damals zu Rom? Dieſe Frage iſt mehrern eingefallen, als mir; und die meiſten antworten darauf: das wiſſen wir nicht. Nur hier und da hat es einer zu errathen geſucht, der vielleicht fühlte, daß es für den **Lanfrancus** doch wohl gut wäre, wenn man es wüßte, um auch hierdurch einem Verdachte vorzubeugen, den er ſelbſt ſo gern von ſich ablehnen wollen.

De Roye wollte uns glauben machen, **Lanfrancus** ſey damals in Angelegenheiten ſeines Herzogs zu Rom geweſen; nehmlich des Herzogs **Wilhelm** von der Normandie, welcher eine zu nahe Blutsverwandte geheyrathet hatte, und darüber mit ſamt ſeinem Lande in den Päbſtlichen Bann gerathen war. Eine verwirrte Stelle in der Chronike von Bec hatte, ohne Zweifel, den **De Roye** verführt. Aber ſchon **Dubois**, (*) und nachher **Coſſartius**, (**) haben ihn

---

(*) Lanfrancus hoc anno Romam venerat, et inter plures monachos, qui aderant Concilio, aſtitit. Nondum ille Beccenſis Abbas erat, qua vero occaſione Romam venerit, haud dixero. Certe non interdicti Nortmanniæ cauſa perrexiſſe Romam certum eſt, cum ea cauſa non ad Leonem IX, ſed ad Nicolaum PP. pertineat. *Dubois Hiſt, Eccl. Pariſ. T. I. p. 670.*

(**) Coleti Conciliorum, T. XI. p. 1428.

ihn deßfalls widerlegt; und es iſt unleugbar, daß jene Angelegenheit unter **Nicolaus dem zweyten** ſich eräugnet. Zu ihrem Behuſe that **Lanfrancus** eine zweyte Reiſe nach Rom; und hier iſt nicht von ſeiner zweyten, ſondern von ſeiner erſten die Rede.

Mein Benediktiner konnte in dieſen Fehler nicht fallen. Um jedoch auch den **Lanfrancus** nicht das erſtemal nach Rom reiſen zu laſſen, bloß um wieder zurückreiſen zu können, hat er eine andere Muthmaſſung erhaſcht, die ihm ſo glücklich und ſicher dünkt, daß er ſie ganz in dem Tone einer ausgemachten Wahrheit vorträgt. (*) „Der Brief des **Berengarius**, ſagt er, wurde nach der Normandie geſchickt, wo er „aber den **Lanfrancus** nicht fand. **Lanfrancus** hatte „ſich auf das Concilium nach Reims verfügt, welches im „Anfange des Octobers 1049, unter dem eigenen Vorſitze „Pabſt **Leo des neunten**, gefeyert ward. Dieſes iſt ein „Factum, welches allen Geſchichtſchreibern des **Lanfrancus** entwiſcht iſt, gleichwohl ganz natürlich aus dem folget, „was **Lanfrancus** ſelbſt in dem dreyzehnten ſeiner Briefe „erzehlt. Er berichtet uns darinn ausdrücklich, daß er ſich „in dem Gefolge dieſes Pabſtes befunden, als er auf ſeiner „Rück-

---

(*) Hiſt. lit. de la Fr. T. VIII. p. 263.

„Rückreiſe durch Lothringen die Kirche zu Remiremont ein„geweyhet. Und ſeht, (voilà!) das war die wahre Urſache „ſeiner erſten Reiſe nach Rom, die bis auf dieſen Augenblick „unbekannt geblieben.„

Und ſeht, das iſt wieder ein Freundſchaftsſtück, wie es nur immer ein todter Benediktiner von einem lebendigen erwarten kann! Ich will dem ſinnreichen Manne die Marſchrute, die er dem **Lanfrancus** nachzeichnet, nicht ſtreitig machen; er ſcheinet ihm nicht unglücklich nachgeſpürt zu haben: **Lanfrancus** mag immer von Bec nach Reims, von Reims nach Remiremont, und von Remiremont weiter mit dem Pabſte nach Rom gereiſet ſeyn. Aber wenn wir wiſſen, wie er gereiſet iſt, wiſſen wir darum auch, warum er gereiſet iſt? Die Einweyhung der Kirche zu Remiremont war etwas, das er auf der Reiſe mit anſahe. Aber die Abſicht ſeiner Reiſe konnte ſie doch gewiß nicht ſeyn. Was hätte ein Mönch aus der Normandie bey der Einweyhung einer Kirche in Lothringen, zu thun gehabt? Und hätte er ja etwas dabey zu thun gehabt: warum von da nicht wieder nach Hauſe, in ſein Kloſter? Warum weiter mit dem Pabſte nach Rom? Die Wahrheit zu ſagen, ich weiß ſchon nicht, was **Lanfrancus** auf dem Concilio zu Reims zu thun gehabt.

Er war noch nicht Abt von Bec. Wenn er alſo nicht eigene Angelegenheiten daſelbſt hatte: im Namen ſeines Kloſters brauchte er nicht da zu ſeyn.

Aber wie, wenn er wirklich dergleichen eigene Angelegenheiten gehabt hätte? wenn dieſe eigene Angelegenheiten eben die vorhabende Anklage des **Berengarius** geweſen wäre? Wie, wenn wir annähmen, er habe den Brief des **Berengarius** ſchon zu Bec erhalten; er habe ſich ſogleich entſchloſſen, ſeine Anklage auf dieſen Brief zu gründen; er ſey damit nach Reims auf das Concilium gereiſet, aber zu Reims habe er nicht für gut befunden, damit heraus zu rücken, es ſey nun, weil er unter der daſelbſt verſammelten Geiſtlichkeit zu viele bemerket, die es ebenfalls mehr mit dem Scotus, als Paſchaſius hielten, oder weil ihm **Berengarius** ſelbſt noch zu nahe war, zu geſchwind ſelbſt bey der Hand ſeyn konnte, ſich mündlich zu vertheidigen; er ſey alſo von Reims dem Pabſte nachgefolgt, in der Verſicherung, mit einem Pabſte eher fertig zu werden, als mit einem Concilio; er habe nach Rom den Brief ſich nachbringen laſſen, mit allerley darüber ausgeſprengten ihm ſelbſt nachtheiligen Auslegungen; er ſelbſt habe unter der Hand zu Rom über dieſen Brief des Redens und des Aergerniſſes ſo viel zu machen gewußt,

wußt, bis endlich der Pabſt davon gehöret, bis der Pabſt ihm ſelbſt eine Erklärung darüber abgefodert, und ſo die erſte Flamme ausgebrochen? Wie wenn wir dieſes annähmen? Wäre es denn ſo etwas ganz unerhörtes, daß der zuerſt Feuer geruffen, welcher das Feuer ſelbſt angelegt? Und was darf man ſich von einem Manne nicht zu argwohnen erlauben, den man einmal auf einer offenbaren Unwahrheit ertappt hat?

Erwarten Sie indeß nicht, daß ich dieſen Plan von Verfolgung und Tücke mit Stellen aus unſerm Manuſcripte belegen werde. Dergleichen hätten müſſen bald im Anfange vorkommen, welcher verloren gegangen. Aber dafür habe ich einen andern Gewährsmann aufzuſtellen, welcher hier noch wohl glaubwürdiger iſt, als **Berengarius** ſelbſt. Es iſt der eigene Biograph des **Lanfrancus**, **Milo Criſpinus**, der kurz nach dem **Lanfrancus** in dem nehmlichen Kloſter zu Bec lebte.

Man fragt, und zerfragt ſich, in welcher Abſicht **Lanfrancus** das erſtemal nach Rom gereiſet; man antwortet bald das, bald jenes, bald gar nichts: und wie? Hat man denn auch ſchon ſeinen Biographen darüber vernommen? Oder ſoll das Zeugniß deſſelben nichts gelten? Hat dieſes Zeugniß noch niemand bemerkt? Oder hat es niemand bemerken wollen? Was ſagt **Milo Criſpinus**? (*) Lanfrancus iterum Romanum Papam adiit, nehmlich in obgedachter Angelegenheit ſeines Herzoges, jam enim antea Romam petierat cauſa cujusdam clerici nomine Berengarii, qui de Sacramento altaris aliter dogmatizabat quam Eccleſia tenet. Kann etwas ausdrücklicher geſagt werden? Romam petierat cauſa Berengarii! Heißt das etwa nur: auch beſchäftigte ihn in Rom die Sache des **Berengarius**? Oder heißt es nicht unwiderſprechlich: er reiſete eigentlich darum hin? Es iſt wahr, kurz darauf ſcheinet **Milo Criſpinus** ſich zu widerſprechen, wenn er von eben derſelben erſten Angelegenheit des **Lanfrancus** zu Rom ſagt: at tum forte Lanfrancus ad urbem profectus erat. Aber wer verſichert uns, wo ſich dieſes forte herſchreibt? Sollte dieſes einzige Wort, welches ſehr leicht eingeſchoben ſeyn kann, eine vollſtändige Enunciation, welche es nicht ſeyn kann, Lügen ſtraſen? Und wenn es ſich auch von dem **Criſpinus** ſelbſt herſchriebe: ſo könnte es doch für weiter nichts, als eine unſchickliche Einlenkung angeſehen werden, um die Sache nunmehr, ſo viel möglich, nach dem eignen Sinne und mit den eignen Worten des **Lanfrancus** zu erzehlen.

Ich

(*) Cap. III. p. 5. Edit. *Dach.*

Ich habe kurz vorher einer verwirrten Stelle in der Chronike von Bec gedacht, welche ohne Zweifel den **De Roye** verführt habe. Sie lautet ſo: (*) Quapropter (nehmlich ebenfalls in Abſicht, ſeinen Herzog von dem Päbſtlichen Banne zu befreyen) Lanfrancus Romam adiit, *quamvis iturus eſſet occaſione cujusdam hæretici Berengarii:* et tunc præſidebat Leo octavus: et etiam vt ageret pro Duce Normannorum et vxore ejus. Igitur locutus eſt cum Papa Nicolao, et oſtendit quod ejus ſententia, videlicet interdictum, eos tantum gravabat &c. Handgreiflicher Unſinn, in Verwirrung, oder vielmehr Zuſammenſchmelzung zweyer Päbſte und Zeiten! Nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß die mit Curſiv gedruckten Worte eine Gloſſe ſind, die von dem Rande in den Text gekommen, wo es vielleicht geheiſſen, quam jam adierat ſemel occaſione hæretici Berengarii, oder was ſie ſonſt für Chronikenlatein dafür ſetzen wollen. Und gleichwohl würde die Stelle auch ſo, wie ſie itzt geleſen wird, noch mit dem Zeugniſſe des Criſpinus übereinſtimmen. Denn können Sie das Quamvis iturus eſſet occaſione Berengarii anders verſtehen, als „Er reiſete in Angelegenheiten ſeines Herzogs nach Rom, ob er ſchon ohnedem auch des **Berengarius** wegen dahin gereiſet ſeyn würde?

(*) Edit. *Dach.* p. 3.

Erſt alſo ſage man mir, warum beide dieſe Zeugniſſe nicht gültig ſeyn können, ehe man von mir weitere Beweiſe verlangt, daß **Lanfrancus** in der ausdrücklichen Abſicht nach Rom gereiſet, um den **Berengarius** der Ketzerey anzuklagen. Setzen Sie dieſes aber auch, wenn Sie wollen, als ganz unglaublich bey Seite, und betrachten Sie nur das übrige Betragen des **Lanfrancus**. Es ſey, daß es der bloſſe Zufall war, welcher den Brief des **Berengarius** vor den Pabſt brachte; es ſey, daß **Lanfrancus** wirklich ſelbſt darüber in einen Verdacht gerieth, den er durch die nachdrücklichſte Vertheidigung der gegenſeitigen Lehre zu vernichten, ſich gemüßiget ſahe: hätte man darum ſo weit gehen ſollen, daß man nicht allein die Lehre des **Scotus**, ſondern zugleich die Lehre des **Berengarius** verdammte, und nicht allein die Lehre verdammte, ſondern zugleich mit eins den, der ſie hägte, ohne die geringſte Abmahnung, in den Bann that? Hätte dieſes **Lanfrancus** zugeben ſollen? Wer hätte mehr Recht gehabt, ſich darwider zu ſetzen, als er? Wen würde man gewiſſer gehört haben, als ihn, wenn er ſich darwider geſetzt hätte? Die Lehre des **Scotus** für irrig zu erklären, darzu mochte der Pabſt immer Stoff und Macht haben. Das Buch lag da, worinn **Scotus** dieſe Lehre behauptet hatte. Nach den Gründen, auf welche er ſie gebauet, konnte er gerichtet werden. Aber woher wußte man denn, wie viel, oder wie wenig **Berengarius** von dieſer Lehre annahm? Woher wußte man, daß er das, was er davon annahm, nicht mit andern und beſſern Gründen unterſtützte, als bey dem **Scotus** ſich fanden? Aus dem Briefe an den **Lanfrancus** konnte man das wahrlich nicht wiſſen, und andere ſchriftliche Beläge waren nicht vorhanden. Doch zugegeben, es habe ſich aus dem Briefe allerdings erſehen laſſen, daß ſeine Lehre in allen Stücken die Lehre des **Scotus** ſey. Wohl, ſo konnte man freylich die eine in der andern verdammen; aber auch weiter nichts als die Lehre verdammen: und **Berengarius** ward zugleich excommuniciret! Wenn das nicht übereilt, wenn das nicht grauſam war: ſo iſt es nie in der Welt etwas geweſen. Denn, wie ſchon geſagt, die Lehre des **Scotus** war noch nie von der Kirche verworfen worden; und niemand konnte alſo geſtraft werden, weil er ihr bisher angehangen. Sollte ſie von nun an verworfen ſeyn: ſo konnten nur die vors erſte mit Strafe bedrohet werden, die ihr weiter anhangen würden. Aber **Berengarius** ward nicht erſt bedroht, er ward Knall und Fall beſtraft: und eines Irrglaubens wegen beſtraft, der noch nie für einen erklärt worden. War hier der Geiſt der

Unterweiſung und der Zucht, oder der Geiſt der Verfolgung und der Rache geſchäftig?

Sie können ſich leicht einbilden, daß **Berengarius** auch noch in unſerm Manuſcripte die bitterſten Klagen über dieſe ſchreyende Ungerechtigkeit führet. Wollen Sie hören?

„Quod promulgatam dicis in me damnationis ſententiam, ſacrilegæ ſancto illi tuo Leoni notam præcipitationis affigis. Injuſtum enim eſſe præſcribunt tam humana jura quam divina, inauditum condemnari. Contra quod Spiritus ſanctus, *maledicent illi, et tu benedices;* et b. Auguſtinus in libro de Verbo Domini, *injuſta vincula ſolvit juſtitia;* et b. Gregorius in quadam Homilia, *ipſa hac*, inquit, *ligandi ac ſolvendi poteſtate ſe privat, qui hanc non pro ſubditorum moribus, ſed pro ſuæ voluntatis motibus exercet.* Maxime cum me Leo ille accerſiſſet, donec certum fieret, vtrum præſentiam ejus adire ſuffugerem, ſuſpendenda fuit ſententia, vt re vera cognoſceret, quod falſiſſimum habet ſcriptum tuum, quænam ego communi fidei adverſa ſentirem, vbi indignum te facis, vt jam dixi non ſemel, quod communem fidem communem dicis errorem. Expectandum inquam fuerat, vt per me verbis audiret aut ſcriptis, quæ ego in Johanne Scoto approbarem, quæ in Paſchaſio, Corbeienſi Monacho, condemnarem.

Doch wer kann ſich alles das nicht ſelbſt denken? Lieber will ich Ihnen eine Stelle abſchreiben, welche den Charakter **Leo des neunten** näher kennen lehrt. Denn freylich ſpielte der Pabſt hier noch immer eine wichtigere Rolle, als **Lanfrancus** ſelbſt. Wenn **Lanfrancus** hämtückiſch genug war, eine ſo ungerechte Verdammung, ſo viel an ihm lag, nicht zu hintertreiben: was mußte das für ein Pabſt ſeyn, der ſie ergehen ließ? Gerade ſo einer, wie er dazu nöthig war: menſchengefällig, leichtſinnig, ungewiß mit ſich ſelbſt, jedem Winde auf ihn ſtoſſender Meynungen und Rathſchläge nach allen Seiten, zu allen Stunden, beweglich und richtbar. Zwar gehöret die Stelle, welche ihn ſo zeiget, eigentlich zu dem folgenden Concilio von Vercelli. Doch da ich von dieſem ohnedem genug zu ſagen habe, und ſie eben ſowohl der Schlüſſel von dem Concilio zu Rom iſt: ſo will ich ſie hier einrücken. Machen Sie ſich gefaßt, mehr als eine Nachricht zu leſen, wovon die Geſchichtſchreiber der Kirche nur kaum murmeln. — **Lanfrancus** iſt ſtolz auf den allgemeinen Beyfall, welchen ſein Vortrag bey dem Concilio erhalten habe; und hierauf antwortet ihm **Berengarius**:

„Dicens omnibus placuisſe, quaſi necesſario me compellis dicere aliquid de indignitate tui illius Apoſtolici, et congregati tunc ab eo Concilii. Tempore enim, quo te Vercellis adſuisſe ſcripſiſti, Epiſcopus Vercellenſis avunculo ſuo, Nobilium Papiæ cuidam, ſponſam ſuam publico flagitio abſtulerat. Hoc flagitium per provinciam omnes jure commoverat, omnium contra Epiſcopi veſaniam zelo Domini ſuscitaverat corda. Nobilis ille Papienſis illatam ſibi a Nepote ſponſæ præreptæ injuriam ad Epiſcopos, ad apoſtolicum Leonem illum ſæpe pertulerat, nihilque tanto dignum maxime Epiſcopi flagitio optinuerat. Sed audito, quod affuturus esſet Papa ille Vercellis, quæ pertinerent ad Chriſti jura quantopere acturus, in multam ſpem reſpiraverat, quod tot Epiſcoporum, tot egregiarum perſonarum, tanto omnium conventu, ſaltim tunc a non animadvertenda tanta Apoſtolicus prohiberetur injuria. Spe iſta ductus, conventui illi Vercellico Papienſis ille non defuit, nobilium conjugatorum, qui aderant, ad expoſtulandam injuriam ſuam zelum facile comparavit. Sed quanti iſtud? Apoſtolicus apud adulterum Vercellenſem illum hoſpitium accepit, regalibus adulteri ſumptibus per dies non paucos exceptus eſt, eadem domo, eodem non dubitans participare convivio, cum interim Papienſis pro illata ſibi a Nepote injuria, foris, intus, in eccleſia, in congresſibus omnia tentaret, omnibus, ſi forte apud Apoſtolicum pro tanto adulterio obtinerent, moleſtus esſe non deſiſteret. Nihil effecit, etiam intacta ejus cauſa remanſit. Nihilominus Papa idem, cum fuisſet a quibusdam admonitus, quod faceret contra eccleſiaſticas rationes, reordinare Epiſcopos et Presbyteros in Vercellenſi illo concilio, a regia illa ſua ſede conſurgens, omnes qui circum ſedebant in medio poſitus poſtulavit, Dominum pro eo, quod reordinasſet, vt ſibi indulgeretur orare. Et id quidem recte: ſed tamen quanta laboraret indigentia pleni, quanta ageretur levitate, quam omni circumferretur vento doctrinæ, paucis poſt diebus excurſis, manifeſtum dedit. Romam enim reductum objurgatione adorti ſunt hi, quorum conſilio reordinationes fecerat, cur Vercellis contradictoribus illis ad non reordinandum cesſisſet; in errorem rediit, atque poſt ad voluntatem eorum, qui Romæ fuerunt, maxime Humberti il-

lius tui, reordinavit Epiſcopum Redonenſem, ***Magnum*** nomine, Epiſcopum Lemovicenſem incertum, cognomento *Capreolum*, Abbatem quoque Rodonenſem, nomine *Pireneum*, quos pro eo nominatim inſerui, quia noti mihi erant et mecum de eo, quod Romæ geſtum fuit, ipſi egerant, ne quis me putet de opinione, non de rei veritate ſcripſiſſe. Nec de Papa illo Leone maledicendi voto hæc refero, cum audierim ex Evangelio, *neque maledici regnum Domini poſſidebunt;* ſed vt probabilius fiat eis, qui hæc forte legerint, quod tanti facit illum Papam ſcriptum tuum, non de rei veritate, ſed de mea tibi calumnia proceſſiſſe. ——

Es ſind zwey verſchiedene Punkte, welche in dieſer Stelle dem Pabſte zur Laſt fallen, und deutlich zeigen, was für ein ſchaaler, leerer, veränderlicher Mann er geweſen, quanta indigentia pleni laboraverit, wie es **Berengarius** in ſeinem barbariſchen, aber oft nachdrücklichen Lateine ausdrückt, und zu welcher ärgerlichen Nachſicht gegen das Laſter ihn Menſchengefälligkeit und kleine Bedenklichkeiten vermögen können. Der erſte betrift das Verbrechen des Biſchofs zu Vercelli, und der zweyte der Reordination.

Der Biſchof zu Vercelli hieß **Gregorius**; und daß es keine aus der Luft gegriffene Verleumdung ſey, was **Berengarius** hier von ihm erzehlt, davon gewähret **Hermannus Contractus** die Verſicherung, bey welchem es unter dem Jahre 1051 heißt: Poſt Paſcha item Dominus Papa Leo ſynodum Romæ collegit, vbi inter alia Gregorium Vercellenſem Epiſcopum propter adulterium cum vidua quadam, avunculi ſui ſponſa, admisſum, et perjuria perpetrata abſentem et nescientem excommunicavit: quem tamen non multo poſt Romam venientem, ſatisfactionemque promittentem, officio priori reſtituit. Das Verbrechen iſt bey beiden das nehmliche; und auch das, was ſie von dem Betragen des Pabſtes ſagen, kann ſehr wohl bey einander beſtehen. **Berengarius** ſagt weiter nichts, als daß der Pabſt, während ſeiner Anweſenheit zu Vercelli, ſeinem ſtrafbaren, aber freygebigem und prächtigem Wirthe durch die Finger geſehen: **Hermannus** hingegen ſagt, daß er ihn das Jahr darauf excommuniciret habe. Vielleicht, weil ihm zu Rom auch wegen dieſer Nachſicht Vorwürfe gemacht worden, und der beleidigte Theil von ſeinen Klagen nicht abſtand. Genug, daß die Beſtrafung ſelbſt, da der Verbrecher ſo bald und ſo leicht Genade fand, nur zum Scheine ergangen zu ſeyn ſcheinet, und **Berengarius** alſo, wenn er auch Nachricht davon gehabt hätte, als er das ſchrieb, immer berechtiget geweſen wäre, ſie für ſo gut als keine anzuſehen. Aber bewundern Sie einmal, wie ſehr man das Zeugniß des **Hermannus Contractus**, ohne Zweifel, weil es das einzige war, zu entkräften und zu verfälſchen ſich nicht geſchämet hat! Was man, nur aus dem **Hermannus**, wiſſen konnte, das findet man bey dem **Ughellus** folgender Maaſſen erzehlt: (*) Cum ſequenti anno Romæ idem Leo Pontifex Concilium agitaſſet, Vercellenſem Gregorium apud Patres, adulterii, aliorumque ſcelerum dicunt fuiſſe expoſtulatum, abſentemque anathemate percuſſum; verum latæ ſententiæ certiorem factum illico Romam advolaſſe, objectaque crimina diluiſſe. Wenn **Hermannus** ſagt, der Biſchof habe Genugthuung verſprochen, — und dieſe verſpricht man doch nicht anders, als nachdem man ſich ſchuldig erkannt: mit welcher Stirne hat man das in eine gänzliche Rechtfertigung wegen der vorgeworfnen Verbrechen, verwandeln können? Zwar freylich, es war ein Italieniſcher Biſchof: und wer wird in einer Italia ſacra ſo etwas auf einen Italieniſchen Biſchof kommen laſſen?

(*) Italia ſac. T. IV. p. 773.

Was es für Bewandtniß mit der Reordination habe, iſt Ihnen bekannt. Der Streit darüber war eine Folge von den Bemühungen, welche die Päbſte anwandten, der eingeriſſenen Simonie zu ſteuren. Dabey fragte ſich nehmlich, ob diejenigen, welche von Biſchöfen ordiniret worden, die durch Simonie zu ihrer Würde gelangt, für gehörig ordinirt zu halten wären, oder aufs neue ordiniret werden müßten? Schon unter **Clemens** dem zweyten war die Sache dahin entſchieden worden: Vt quicúmque a Simoniaco conſecratus eſſet, in ipſo Ordinationis ſuæ tempore non ignorans Simoniacum, cui ſe obtulerat promovendum, quadraginta nunc dierum pœnitentiam ageret, et ſic accepti Ordinis officio miniſtraret. (*) Aber unter **Leo** dem neunten kam ſie aufs neue in Bewegung; und aus der Erzehlung des **Berengarius** ſehen Sie, wie ſchlecht Se. untriegliche Heiligkeit ſich dabey zu nehmen wußte. **Petrus Damiani**, darf man wohl ſagen, half endlich durch ſein Buch, Gratisſimus, den Zwiſt beylegen. Sie kennen dieſes Buch: aber wenn Sie darinn geleſen, (**) quod creſcente fluctuationis ambiguo eatenus ſit proceſſum, vt nonnullos conſtet Epiſcopos a Simoniacis ordinatos Clericos denuo conſecraſſe:

(*) *Pet. Damiani* Gratisſimus, cap. 35.

(**) Præf. ad Heinricum p. 423. Edit. Lugd. 1623.

eraſe: ſo hätten Sie wohl nicht geglaubt, daß der Pabſt ſelbſt ſich unter dieſen ketzeriſchen Biſchöfen befunden. Damiani hatte daher wohl Urſache, ſo leiſe als möglich zu treten, und die Demuth, die Unterwürfigkeit, mit der er ſeine Meynung vorträgt, dürfte die Lobſprüche des **Baronius** ſo recht nicht verdienen; beſonders da man ohnedem weiß, daß **Leo** der neunte nicht immer die beſte Meynung von ihm unterhielt, wie einer ſeiner eigenen Briefe bezeuget. (*) Doch was lenket **Baronius** nicht alles der unumſchränkten Gewalt, der nie unterbrochenen Unfehlbarkeit des Pabſtes zum Beſten? Sie werden es nun ſchwerlich, ohne den Mund zu verziehen, leſen können, wie viel Mühe er ſich giebt, auch in dieſer Sache allen Argwohn der Ungewißheit und Unentſchloſſenheit von dem Pabſte zu entfernen. (**) Denn das heißt doch wahrlich etwas mehr als bloſſe Nachſicht gegen die Irrenden, wenn man ſich Ihnen durch die
That

(*) Epiſtolarum ad ſummos Pontf. III.

(**) *Ad annum* 1052. Non id quidem factum inſcitia tanti Pontificis — at quoniam complures inventi ſunt ex Eccleſiæ filiis, qui zelum habentes, ſed revera non ſecundum ſcientiam, — ſanctiſsimus Pontifex conſultius eſſe duxit pacifice rem agere, tractu temporis, lento gradu morbo mederi, quam non abſque periculo ferro præcidere quod erat infirmum.

That ſelbſt zugeſellet, und das durch eigene Ausübung bekräftiget, was man nur nicht mit Gewalt auszurotten das Anſehen haben will. Gut, daß **Berengarius** ſeine Erzehlung nur auch mit Umſtänden beglaubiget hat, die allen Argwohn unterdrücken, daß er vielleicht falſch, oder nicht ſattſam unterrichtet geweſen. Er nennet ſie mit Namen, die der Pabſt, uneingedenk ſeines reuigen Bezeigens zu Vercelli, auf Anliegen des **Humbertus**, zu Rom wiederum reordinirte; er hat ſie ſelbſt gekannt, und hat alles aus ihrem eigenen Munde vernommen. Der erſte war ein Biſchof von **Rennes**, Namens **Magnus**. Es muß der nehmliche ſeyn, welcher bey den **Sammarthanis** (*) unter dem Namen **Mainus** oder **Maino** vorkömmt, und von 1036 bis 57 den Biſchöflichen Stuhl beſeſſen hat. Der zweyte war ein Biſchof von **Limoges**, deſſen eigentlichen Namen **Berengarius** nicht wußte, deſſen Zuname aber **Capreolus** war. Nach Maaßgebung der Zeit wird es wohl **Iterius**, oder **Hicterius** geweſen ſeyn, aus der Familie der **Chobots**, welcher 1052 erwählt ward; und es könnte ſeyn, daß ſelbſt aus dem **Hicterius** oder **Icterius**, das man für ſtößig genommen, der Zuname **Capreolus** entſtanden wäre. Der dritte war ein Abt zu **Redon**, welches auf Lateiniſch Rotonum oder

---

(*) Gallia Christ. T. III. p. 922.

der Regidonum heißt: **Berengarius** ſchreibt ſeinen Namen **Pireneus**, und bey dem **Sammarthanis** (*) findet man ihn **Permeſius** geſchrieben.

Ich will mich bey Dingen, die auſſer unſerm Wege liegen, nicht aufhalten. Es iſt mir hier bloß um den Character des Pabſtes zu thun, welcher ſo unbeſonnen ſeyn konnte, den **Berengarius** unverhörter Sache zu verdammen; und dieſer erhellet ſo, daß er keines weitern Commentars bedarf. Ich eile vielmehr,

4. auf die Kirchenverſammlung zu Vercelli

zu kommen, und ich bin verſichert, daß hier Ihr Erſtaunen um ein groſſes zunehmen werde.

Basnage meinet, man habe es bald merken müſſen, wie widerrechtlich man auf dem Concilio zu Rom verfahren: und dieſen Fehler gut zu machen, habe der Pabſt das Concilium zu Vercelli ausgeſchrieben, auf welches der beklagte und bereits verdammte **Berengarius** perſönlich vorgeladen worden. Laſſen Sie uns dieſe Vermuthung annehmen, weil ſie doch zu niemands Nachtheil gereichet, und nun ſehen, wie trefflich die Abſicht des gut zu machenden Fehlers erreicht worden.

Lanfran-

(*) T. IV. p. 179.

Lanfrancus iſt wiederum der einzige, von welchem wir die Nachrichten von dieſem Concilio zu Vercelli entlehnen müſſen. Und wie lauten dieſe? – Es wird gut ſeyn, wenn Sie ſeine eignen Worte ins Gedächtniß faſſen, weil ſich **Berengarius** in den Stellen, die ich aus dem Manuſcripte deshalb anführen muß, darauf beziehet. Dehinc, ſchreibt er, in Verfolg der oben aus ihm genommenen Nachricht von dem Concilio zu Rom, (*) declarata eſt ſynodus Vercellenſis, ad quam vocatus non veniſti. Ego vero præcepto ac precibus præſati Pontificis vsque ad ipſam ſynodum ſecum remanſi. In qua in audientia omnium, qui de diverſis hujus mundi partibus illuc convenerant, Ioannis Scoti liber de Euchariſtia lectus eſt, ac damnatus, ſententia tua expoſita eſt, atque damnata, fides ſanctæ Eccleſiæ, quam ego teneo, et tenendam aſtruo, audita, et concordi omnium aſſenſu confirmata. Duo Clerici, qui legatos tuos ſe eſſe dixerunt, volentes te defendere in primo ſtatim aditu defecerunt, et capti ſunt. Ab hac ſententia nunquam diſceſſit ſanctus Leo in omnibus conciliis ſuis, ſeu quibus ipſe ſuam præſentiam exhibuit, ſeu quæ per legatos ſuos in diverſis provinciis congregari inſtituit.

(*) S. 71. in der Note.

Was Sie da geleſen, finden Sie in allen ſiebentauſend Büchern, in welchen des **Berengarius** und dieſer Kirchenverſammlung zu Vercelli Erwähnung geſchieht, getreulich nachgeſchrieben. Kein einziges ſagt Ihnen etwas mehr, oder etwas anders; und es iſt allerdings ein höchſt melancholiſcher Gedanke, zu erfahren, wie leicht durch die Ausſage eines einzigen falſchen Zeugen die Wahrheit auf immer kann unterdrückt werden. Getroſt, nicht auf immer! Ich freue mich die Beyſpiele vermehren zu können, welche die Furcht vor Verleumdungen einem empfindlichen Geiſte minder ſchrecklich machen, deſſen ſtärkſte Triebfeder die Ehre iſt. Zwar ſollte, beſonders der Freund der Wahrheit, ſich edlerer Triebfedern bewußt ſeyn: aber die edelſten können nicht immer die wirkſamſten ſeyn; und beſſer, daß das Rad auch durch unreines Waſſer umgetrieben wird, als daß die Maſchine ganz ſtille ſteht.

Wir wollen Stück vor Stück vornehmen. Das erſte und hauptſächlichſte iſt ohnſtreitig dieſes, daß **Berengarius**, dem ausdrücklichen Befehle ohngeachtet, perſönlich in Vercelli zu erſcheinen, dennoch nicht erſchienen iſt. Alles, was man aus dergleichen Weigerungen, ſich ſeinem Richter darzuſtellen, nachtheiliges zu ſchlieſſen gewohnt iſt, iſt auch wider ihn geſchloſſen worden. Das Verfahren zu Vercelli gegen ihn hätte nun, noch weit tumultuariſcher, noch weit illegaler ſeyn können, als das zu Rom geweſen war: ſein Ausbleiben macht es rechtsgültig und billig.

Berengarius leugnet nicht, daß er vorgeladen worden. Aber er antwortet zweyerley, warum er dieſe Vorladung nicht befolgt. Wenn ihn das erſte nur entſchuldigen könnte: ſo iſt es gewiß, daß ihn das andere entſchuldigen muß.

„Ich bin, ſagt er, nach Vercelli geſodert worden: aber niemand hatte Recht, mich dahin zu ſodern. Kein Geiſtlicher bey uns hat nöthig, auſſer ſeiner Provinz vor Gericht zu erſcheinen. Meine Freunde alſo nicht allein, ſondern ſelbſt anſehnliche Männer der Kirche widerriethen es mir, mich zu ſtellen.„ Es verſteht ſich, daß es die Vorrechte der Franzöſiſchen Kirche ſind, auf die ſich **Berengarius** hiebey bezieht, und über die man ſchon damals alle Urſache hatte, ſo eiferſüchtig als möglich, zu halten. Denn es war allerdings ſchon ein groſſer Eingriff in dieſe Vorrechte, daß **Leo** das Jahr vorher ſich erkühnt hatte, eigenmächtig ein Concilium in Frankreich auszuſchreiben, und in Perſon demſelben vorzuſitzen, ohne ſich zu bekümmern, ob der König der Feyerung beytreten wolle oder nicht. **Fleury**, und andere, haben ſehr Unrecht, es bloß einem böſen Gewiſſen beyzumeſſen, warum ſowohl verſchiedene vornehme Layen, als verſchiedene von den erſten Geiſtlichen, dem Könige riethen, dieſes Concilium zu hintertreiben. Ein böſes Gewiſſen kann bey einigen derſelben der Antrieb geweſen ſeyn, einen dergleichen Rath zu ertheilen: aber der König ſelbſt mußte doch wohl andere Befugniſſe haben, den Rath anzunehmen. Daß ſich der Pabſt an die Vorſtellungen des Königes, das Concilium wenigſtens aufzuſchieben, nicht kehrte, war um ſo viel ſchlimmer; und der darauf folgende zweyte Verſtoß, den er ſich mit dem **Berengarius** erlaubte, bewies genugſam, daß er überhaupt die Freyheiten der Galliſchen Kirche nicht kannte, oder nicht kennen wollte. Die insbeſondere, worauf es dem **Berengarius** ankam, werden Sie bey dem **Pithou** und ſeinem Commentator, dem **Dupuy**, ausführlich feſt geſetzet, und durch hiſtoriſche Beyſpiele, aus ſpätern und neuern Zeiten, beſtätiget finden: (*) ſo daß ich mich nicht genugſam verwundern kann, wie ſogar keinem einzigen Schriftſteller, meines Wiſſens, auch nur von weitem die Frage einfallen wollen, was für Recht der Pabſt gehabt, einen Franzöſiſchen Geiſtlichen aus ſeiner Provinz, aus ſeinem Lande, in

ein

(*) de l' Edit. de Lenglet du Fresnoy, p. 46.

ein fremdes Land vor ſich zu fodern? und ob denn dieſer ſo ungebührlich citirte Geiſtliche nothwendig erſcheinen müſſen? ob er wohl erſcheinen dürfen? Daß **Lanfrancus**, ein Italiener von Geburth, an alles das nicht dachte, oder wenigſtens nicht that, als ob ſich daran denken laſſen könne, iſt mir begreiflich. Aber daß auch nie einem Franzoſen der Gedanke eingekommen, das Ausbleiben des **Berengarius** aus dieſem Geſichtspunkte zu rechtfertigen, wenigſtens als verzeihlich vorzuſtellen, das läßt ſich nicht anders, als aus einem alles überwiegenden Abſcheu gegen Ketzer und Ketzerey erklären. Mag doch das eine und das andere verdammt ſeyn, wie es will: wenn es denn nur verdammt iſt!

Und das war das erſte, wovon ich geſagt, daß es den **Berengarius** entſchuldigen könnte. Doch der rechtſchafne Mann braucht nicht immer die Entſchuldigung, die er brauchen könnte; beſonders läßt er gern von den eigenen Vorrechten nach, die ihm als Glied irgend einer Geſellſchaft zuſtehen, wenn er durch dieſe Entäuſſerung Wahrheit und Tugend befördern kann. In ſolchen Angelegenheiten iſt ihm jeder Richter ſein Richter, ſobald er ſich, ohne Vorurtheil von ihm gehöret zu werden, verſprechen darf.

Man kann wohl nicht ſagen, daß ſich dieſes auch **Berengarius** ganz gewiß zu verſprechen hatte: gleichwohl war er bereit, es darauf ankommen zu laſſen. Nichts konnte ihn zwingen, ſich vor einen Pabſt zu ſtellen, wenn es auch ein noch ſo würdiger geweſen wäre: alles widerrieth ihm, ſich vor einen zu ſtellen, der ihn ungehört ſchon vorläufig verdammt hatte. Aber dennoch wollte er der Würde die Ehrfurcht nicht entziehen, deren ſich der, welcher ſie bekleidete, verluſtig gemacht hatte: er wollte ſich ſtellen. Nur vor ſich ſelbſt durfte er es zu thun nicht wagen; er mußte höhere Erlaubniß dazu haben, und keine geringere, als des Königs ſelbſt. Er macht ſich auf, dieſe zu ſuchen; er kömmt nach Paris; und —— Was meynen Sie, daß ihm geſchieht? Sie meynen, daß ihm der König eine dem Anſehen ſeiner Kirche ſo nachtheilige, dem **Berengarius** ſelbſt ſo gefährliche Erlaubniß verſagte? So mitleidig grauſam war der König nicht. Und wohl, daß er es nicht war! Als ob, würde es doch nur itzt heiſſen, ſich dergleichen Verweigerungen nicht einleiten, nicht erſchleichen lieſſen! Rathen Sie beſſer. —— **Berengarius** kömmt nach Paris, und – wird ins Gefängniß geworfen; und wird alle des Seinigen beraubt; und wird mit einer unerſchwinglichen Geldbuſſe belegt; und wird ſo lange feſt gehalten, bis das Concilium zu Vercelli verſtrichen iſt. —— Der ungehorſame, lichtſcheue Ketzer, daß er dem ohngeachtet nicht auf dieſes, zu ſeiner Beſſerung lediglich angeſtellte, Concilium kam!

Wo ſind Sie mit Ihren Gedanken, mein Freund! Hätten Sie dieſe Auflöſung ſich wohl träumen laſſen? —— Sie werden fragen: „aber erfuhr man denn hiervon zu Vercelli nichts? Warum ſchickte **Berengarius** gleichwohl zwey Männer dahin, die ſeine Lehre für ihn vortragen und vertheidigen ſollten? Er hätte dieſes Geſchäft ſchlechterdings ſich ſelbſt vorbehalten, und vor itzt über das ihm zugefügte Unrecht nur klagen ſollen.„

Das iſt ſehr wahr. Dieſe zwey Männer waren aber auch keine Abgeordnete von ihm, und hatten nichts weniger als den Auftrag, ſeine Lehre zu vertreten. Die Sache war ſo. Als man zu **Tours** das Unglück des **Berengarius** erfuhr, ſchickte die Kirche des heil. **Martinus**, an welcher er ſtand, unverzüglich einen aus ihrem Mittel an den Pabſt nach Vercelli, um ihn zu bitten, ſein Anſehn bey dem Könige zum Beſten des **Berengarius** zu verwenden, der im Begriff geweſen ſey, ihm zu gehorchen, und auf eine ſo grauſame Art daran verhindert worden. Dieſen Abgeſchickten begleitete ein Freund, wie es ſcheinet, aus bloſſer Neugierde:

und es waren nichts als wenige zufällige Worte, die beiden, auſſer dem Auftrage, entfielen, wodurch ſie ſich als Anhänger der Lehre des **Berengarius** verdächtig machten. Wie es ihnen dafür ergieng, ſcheinet **Lanfrancus** mit Fleiß in einen zweydeutigen Ausdruck verſteckt zu haben; wenigſtens iſt es gewiß, daß er nicht immer gehörig verſtanden worden.

Doch warum verzögere ich länger, den **Berengarius** ſelbſt reden zu laſſen? Leſen Sie, leſen Sie: das ſchlechte Latein werden Sie über den Inhalt vergeſſen.

> „Ad eam Synodum vocatum me non venisſe ſcripſiſti, quod ſcribens manifeſtam item feciſti malitiæ tuæ calumniam, magnopere contendens omnes, qui ſcriptum legisſent tuum, a veritate revocatos in meum odium concitare, ubi quam maxime et mihi in hoc negotio et rebus humanis commiſeratio debebatur, maxime nihilominus Papæ illi indignatio propter nimiam a me et a chriſtiana et apoſtolica paternitate averſionem ſuam. Pervenerat enim ad me, præcepisſe Leonem illum, vt ego Vercellenſi illi conventui, in quo tamen nullam Papæ debebam obedientiam, non deesſem. Disſuaſerant ſecundum eccleſiaſtica jura, ſecundum quæ nullus extra

provinciam ad judicium ire cogendus, Perſonæ eccleſiaſticæ; disſuaſerant amici. Ego ob reverentiam Pontificatus Romani multo Romam iter labore ſusceperam, et vt irem ſecurius ad Regem Franciæ, Eccleſiæ, cujus eram Clericus, Abbatem, accesſeram; nihil a regia dignitate, nihil ab Abbatis paternitate ſiniſtrum expectabam; non ab Ieruſalem descendere in Iericho, ſed ab Iericho in Ieruſalem conſcendere cogitabam, cum me carcerandum ac rebus omnibus exſpoliandum cuidam dedit. Hoc Leo ille Vercellis audivit, non apoſtolica dignitate, non paterna miſeratione, non humana motus eſt compasſione, qui ſi non mihi, apoſtolicæ ſaltim ſedi, ad quam iusſus contendebam, dare debuit gratiam, vt ſi non pro me, ſaltim pro Apoſtolica dignitate, quantus posſet, exſurgeret in eum, qui me ad ſe intendentem carcere clauſerat, rebus exſpoliabat, pro me in eum gladium chriſtianæ animadverſionis exſereret. Hæreticum me potius voce ſacrilega, (non enim, miſeratione divina, veridica; verba autem ſacerdotis ſcriptura dicit, aut vera aut ſacrilega) in conventu illo Vercellenſi pronunciavit. Non illum religio, non humanarum rerum ad compatiendum permovit conditio. Longum facio,

quod

quod omnino non vellem: ſed ſcriptum tuum in iſta cogit falſisſimum. Scripſiſti enim, „ad quam tu vocatus non veniſti:„ ſed vocari ſecundum eccleſiaſtica jura non debui; venire ob reverentiam Romanæ Eccleſiæ non refugi, et revera, quantum in me fuit, veni; nec ſcribere, ***ad quam tu vocatus non veniſti***, quia hiſtoria hæc etiam remotiores non latebat, niſi de falſitate calumniæ potuiſti, in quo non ſatis qui te noverit admirari ſufficiat. Quid de te tantum commerueras? Si mihi non parcebas ex abundantia malitiæ, parceres a tanta falſitate ſaltim tibi, nec ita me in ***Ticinum***, quod opinabaris, dares, vt te in ***Padum*** demergeres. Iohannis Scoti librum lectum ſcribis in audientia omnium, qui de diverſis mundi partibus convenerant, atque damnatum. Ad hoc ſatis jam reſcripſi, te ipſum narrasſe quibusdam, librum illum pro eo damnatum, quod diceret, ſacramenta altaris ſimilitudinem, figuram, pignusque esſe corporis et ſanguinis Domini, in quo maxime ſecundum ſcripturas authenticas debuit approbari. Audieram etiam ab illis qui interfuerant concilio vanitatis, nulla librum alia diligentia damnatum, quam vt ſemel locus quidam illius audiretur et ita damnaretur; cum dicat Dominus, ***ſcrutami-***

ni ſcripturas, cumque poeticum illud, *hæc decies repetita placebit*, pro philoſophico revera ſit habendum. Atteſtante ineptiæ tuæ Petro, Romanæ Eccleſiæ Diacono, et præcipitante ſententiam, ut diceret, *ſi adhuc in figura ſumus, quando rem tenebimus?* non attendente quod dicit b. Auguſtinus, *hunc panem ſignificavit manna, hunc panem ſignificat altare Domini; in ſignis diverſa ſunt, in re quæ ſignificatur paria*: et illud in Pſalmo III. *corporis et ſanguinis ſui figuram diſcipulis commendavit*: non attendente, non intereſſe nihil inter figuram vel ſignum rei quæ nunquam fuit, re nondum exhibitæ prænunciatoriam, et figuram vel ſignum rei exiſtentis, rei jam exhibitæ commonefactoriam. De diverſis, inquis, mundi partibus convenerant: ad hoc ſatis reſpondi — — Quanquam falſiſſime ſcripſeris, *de diverſis mundi partibus*, cum de ejusdem regionis et linguæ ad Vercellicum tumultum illum convenerint. (*) — — — Immo ſi quis ſententiam, ſicut ſcribis, in conſeſſu illo expoſuit meam, non tamen jus eccleſiaſticum habebat, abſentem inadmonitumque aliquem debere damnari, in quo ſolo, ſi omit-

---

(*) Hierzwiſchen fehlen die Worte, die ich oben S. 81. angeführt habe.

omittantur alia, de concilii Vercellenſis diligentia poteſt quam plurimum æſtimari. Illud quod nulla ſit invalidum falſitate repeto: nullum qui meam de Euchariſtia pernovisſet ſententiam, quam tu Vercellis expoſitam ſcribis et damnatam, affuisſe illi confesſui Vercellenſi. Fides, inquis, Eccleſiæ: nec dubitas ineptorum turbas Eccleſiam nominare, contra quod ſumma mihi non deeſt auctoritas ejus, qui dicit, *ſinite illos, coeci ſunt duces coecorum*; Apoſtoli etiam, qui dicit, *ſi nos aut angelus de coelo aliud evangelizaverit vobis, anathema ſit.* — — Duos clericos meos Vercellis affuisſe ſcripſiſti: nec mirandum vsque eo, ſi alius minoris quam tu ſis eruditionis tantam ab invidia ſua et odio ſibi ſumeret libertatem mentiendi. Mihi in ſcripto tuo calumniaris, quod minus attendam quid dicam, dum Humbertum illum tuum in odium adducam: vnde ego non injuria tibi dico, *cura te ipſum, Medice.* Qui in me iſtud reprehendas, ſed calumnioſe, Domini miſericordia, tanta mentiri, ſcripto tuo, vt in odium auditorum me adduceres tuorum, non debuiſti permittere. Clerici enim illi mei revera non fuerunt; me defendere minime ſusceperunt. Alter Concanonicus mihi erat in Eccleſia

b. Martini, convictor et discipulus glorioſæ memoriæ Gazonis, Leodicenſis Epiſcopi; juvenis non parvæ eruditionis, plurimæ probitatis atque honeſtatis. Hunc clerus ille b. Martini, cum me gregis ſui Rex ille Franciæ, totius regiæ dignitatis oblitus, carcerandum dedisſet cuidam adoleſcentulo ſuo, (qua ex cauſa, etſi turpius dicere, turpe tamen erat ſcribere) ad exigendam a me quantam ego numquam pecuniam noveram, conſilio communi ad Leonem illum miſit Vercellas, ſi forte infortunio meo compatiens, chriſtiano rigore aliquid pro me adoriretur. Huic, cum eſſet in conventu illo Vercellenſi, et quidam interrogatus a Papa reſponderet quod reſpondendum putavit, viſum eſt, ſicut mihi ipſe narravit, dare illum ſententiam, quod esſem hæreticus; quo viſo perturbatisſimus, ad quem nesciebat, inclamavit quantum potuit, *per Deum omnipotentem, mentiris*! Alter Compatriota tuus, nomine Stephanus, ei, quem ab Eccleſia b. Martini misſum dico, non ignotus, cum vidisſet libellum Ioannis Scoti ex nutu et libito tuo conſcindi, nobili permotus zelo non tacuit, ſimiliter posſe conſcindi librum aliquem præproperanter b. Auguſtini, non

adhibita mora et lima, vtrum conſcindendus eſſet, ſufficientis conſiderationis. Ita factum eſt, vt juberet Leo ille vtrumque teneri, non tamen, vt ipſe poſtea exponebat, et rei exitus approbavit, vt illis aliquid injuriæ fieret aut moleſtiæ, ſed ne turba forte in illos illicitum adoriretur aliquid. Ita indignum eruditione tua ſcriptum continuit tantam falſitatem tuum: „*duo clerici tui te volentes defendere primo aditu defecerunt.* Nullus cum eis ſaltim foreuſi modeſtia rationem poſuit; non illi cauſam meam exponere, vel defendere ſunt adorti. ——

Laſſen Sie ſich von Ihrem Erſtaunen durch eine und die andere Anmerkung zerſtreuen, die unter dem und jenem beſondern Orte dieſer Stelle einmal Platz finden kann, wenn das Ganze im Drucke erſcheinet.

1. **Berengarius** nennt den König, den Abt ſeiner Kirche: Eccleſiæ, cujus eram Clericus, Abbatem. Es könnte dieſes auch wohl einem Leſer auffallen, dem das Verhältniß, in welchem ein König von Frankreich mit der Kirche ſeines Reiches ſtehet, ſonſt nicht unbekannt wäre. Ich glaube aber nicht, daß **Berengarius** mehr damit ſagen wollen, als in ſpätern Zeiten der Erzbiſchof von Reims, Urſi-

nus, wenn er Carl den ſiebenden, den erſten Geiſtlichen und Prälaten der Franzöſiſchen Kirche nannte. (*) Was der König in Betrachtung der Kirche überhaupt iſt, das iſt er ja wohl um ſo viel mehr in Anſehung einer jeden einzeln Kirche insbeſondere.

2. Es klingt ein wenig geheimnißvoll, wenn **Berengarius** von einem adulescentulo des Königs ſpricht, bey dem er in Verhaft geweſen, und hinzu ſetzt: qua ex cauſa, etſi turpius dicere, turpe tamen erat ſcribere. (Bey ihm ſteht öftrer erat, wo es vielmehr eſſet heiſſen ſollte.) Zwar wüßte ich nun eben nicht, daß **Heinrich der erſte** von dieſer Seite der Sitten bey den Geſchichtſchreibern in übelm Ruffe wäre; es ſey denn, daß man das Beywort mollis, welches ihm der Biſchof **Odolricus** in einem Schreiben an den Biſchof **Fulbert**, unter andern nachtheiligen Benennungen giebt, (**) dahin ziehen könnte. Indeß hat doch **Petrus Damiani** ſeinen erbaulichen Liber Gomorrhianus um dieſe Zeit geſchrieben: und wenn dieſes Laſter unter der Geiſtlichkeit damals ſo ſehr eingeriſſen war, warum ſollte man ſich wundern, es auch bey vornehmen Layen, und an den Höfen zu finden?

3. Der

(*) *Dupuy* ſur le Traité de Pithou, p. 33.

(**) T. X. Script. rerum Gall. et Fr. p. 504.

3. Der Petrus, Romanæ Eccleſiæ Diaconus, von welchem **Berengarius** ſagt, daß er dem **Lanfrancus** beygefallen, kann kein andrer, als der nur gedachte **Petrus Damiani** ſeyn, deſſen grobe Begriffe von der Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle Sie ohnedem aus ſeinen Schriften kennen werden. Die Erzehlungen, die er von der ſichtbarlichen Verwandlung des geheiligten Brodes uns aufheften will, oder ſich aufheften laſſen, ſind ſo ärgerlich, als eckel. (*) Was wir aber ganz neues aus ſeiner Erwähnung bey dem **Berengarius** lernen, iſt dieſes, daß er bey dem Concilio zu Vercelli gegenwärtig geweſen, und ſchon in der Würde eines Diaconus der Römiſchen Kirche gegenwärtig geweſen. Dieſes wußte keiner ſeiner Lebensbeſchreiber, nach welchen es läßt, als ob **Stephanus** der neunte ihn vom bloſſen Abte eines geringen Kloſters zum Kardinal erhoben habe.

4. Ich finde bey dem **Buläus**, (**) daß **De Roye** (denn das Werk des **De Roye** ſelbſt, habe ich zur Zeit noch

---

(*) De miraculoſis narrationibus, p. 682. Operum Edit. Lugd.

(**) *Hiſt. Univerſ. Pariſ.* T. I. p. 422. Miſit vero tantum (*Berengarius*) illuc duos clericos, quos Franciscus De Roye in eius vita ſuſpicatur fuiſse Frevaldum et Waldonem erroris adſtipulatores, qui Magiſtri abſentiam excuſarent, ipſiusque nomine agerent.

noch nicht brauchen können) errathen oder muthmaſſen wollen, die beiden Geiſtlichen, welche **Lanfrancus** für Bevollmächtigte des **Berengarius** ausgiebt, hätten **Frewald** und **Waldo** geheiſſen. Daß er falſch gerathen oder gemuthmaſſet hat, das wiſſen wir nun gewiß. Den einen, welches der eigentliche Abgeſandte der Kirche des h. Martinus zu Tours war, nennet er zwar ſelbſt mit Namen nicht, beſchreibt ihn aber als ſeinen Mitcanonicus an gedachter Kirche, und als einen ehemaligen Schüler des Biſchofs **Gazo** von Lüttich, welcher 1047 geſtorben war, und bey den Sammarthanis **Vazo** geſchrieben wird. Der andre hieß **Stephanus**, und war ein Landsmann des **Lanfrancus**.

5. Von dieſen beiden Männern ſagt **Lanfrancus**, volentes te defendere in primo ſtatim aditu defecerunt, et capti ſunt: und ich habe im Vorbeygehen bemerkt, daß nicht alle den ganzen Sinn dieſer Worte gehörig gefaßt haben. Nicht allein **Basnage** (*) überſetzt ſie bloß durch: ils ſe trouverent pris d'abord, et abandonnerent leur maitre. Sondern ſelbſt **Du Pin** (**) giebt ſie ſchlecht weg durch: ils voulurent entreprendre ſa defenſe, mas ils n' eurent pas plûtôt

com-

(*) Hiſt. de l' Egliſe; Liv. XXIV. chap. 2. §. 12.

(**) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 5.

commencé à parler qu' ils ſe trouverent embarraſſés, et réduits à garder le ſilence. Ohne Zweifel konnten ſich beide nicht einbilden, wie man Bevollmächtigte ins Gefängniß werffen könne, weil ſie alles für ihren Bevollmächtiger ſagen, was ſich für ihn ſagen läßt? Und wer konnte ſich leicht träumen laſſen, daß es auf den Kirchenverſammlungen damals, auch ſolche nicht ausgenommen, bey welchen der Pabſt ſelbſt zugegen war, ſo wild und unbändig zugegangen, daß man Beklagte, oder deren Fürſprecher, aus bloſſer Vorſicht ins Gefängniß ſetzen müſſen, damit ihnen nicht etwas weit ärgeres von dem gemeinen Hauffen zugefüget würde? ——

Noch iſt ein wichtiger und merkwürdiger Gebrauch, der ſich aus vorliegender Stelle machen läßt, zurück: und dieſer wird ſich bey dem zeigen, was ich

5. von der Kirchenverſammlung zu Paris

zu ſagen habe, welche, wenn GOtt will, in dem nehmlichen Jahre 1050, kurz nach dem Concilio zu Vercelli, ebenfalls wider den **Berengarius**, auf Befehl Heinrichs des erſten, ſoll ſeyn gehalten worden.

Mit einem Worte, mein Freund; dieſe Kirchenverſammlung iſt ein Unding: oder, es mit einem weniger abſtrakten Worte zu ſagen, eine Lüge; eine ſo unverſchämte Lüge, als je eine in der Normandie, wo ſie ſich herſchreibt, gemacht worden.

Denn hier habe ich es nicht mit dem **Lanfrancus** zu thun. Weder **Lanfrancus**, noch **Berengarius** ſelbſt, noch der Anonymus des **Chiflet**, gedenken dieſer Kirchenverſammlung mit einer Sylbe. Und ſchon das müßte ſie ſehr verdächtig machen. Auch wußte bis auf 1648 kein Menſch etwas von ihr; auſſer daß **Baronius**, aus einem Briefe eines Biſchofs von Lüttich an den König Heinrich, ſchlieſſen wollte, ſie müſſe im Werke geweſen ſeyn. Aber er urtheilte auch aus dem nehmlichen Briefe, daß ſie nicht zu Stande gekommen.

Ihr einziger Gewährsmann iſt der Verfaſſer eines Tractats de Corpore et Sanguine Chriſti, den **Dacherius** im beſagten Jahre 1648, als einen Anhang zu den Werken des **Lanfrancus**, zuerſt herausgab. In dem letzten Abſchnitte dieſes Tractats wird eine kurze Geſchichte der erſten **Berengariſchen** Unruhen beygefügt, und der Erzehler ſpricht als ein Mann, der zu den Zeiten ſelbſt will gelebt haben. **Dacherius** fand ihn in ſeiner Handſchrift **Durandus**, Abt von **Troarn**, genannt; und weil allerdings ein Abt dieſes Kloſters, und dieſes Namens, ein Zeitverwandter des **Beren-**

garius geweſen: ſo blieb, wie billig, auch in der gedruckten Ausgabe, dieſer **Durandus** der Verfaſſer des Tractats, und ward auf einmal eine ſehr zuverläßige Quelle in der Geſchichte der Ketzerey des **Berengarius.**

Eine ſehr zuverläßige Quelle! Dafür ſollte man ſie wenigſtens halten, wenn man ſieht, wie allgemein ſie, ſeit ihrer Entdeckung, genutzt worden. Doch wenn anders eine Ausſage dadurch, daß ſie unendlichmal wiederhohlt worden, um nichts wahrer wird, als ſie für ſich ſelbſt iſt: ſo ſcheue ich mich nicht, wenn der gutherzigen Nachſchreiber auch noch mehrere wären, die Ausſage dieſes **Durandus** für nichts weniger als glaubwürdig zu erklären.

Gerade heraus; alles, ohne Ausnahme, was dieſer **Durandus** Hiſtoriſches von dem **Berengarius** beybringt, iſt erlogen; und freylich muß ich es unſerm Manuſcripte vornehmlich danken, daß ich zu dieſer Einſicht gelangt bin; obſchon auch ohne dieſes, ſo viel Widerſprüche von ſelbſt in die Augen leuchten, in welche er ſowohl mit ſich, als mit andern gültigern Zeugen verfällt, daß man alle Mühe gehabt hat, ihn bey Anſehen zu erhalten. Leſen Sie nur, was unter andern **Coſſartius** (*) für Wendungen zu nehmen, nöthig findet:

(*) Hard. Concil. T. IV. P. I. p. 1022. 23.

findet: und doch kann er es nicht überall in Abrede ſeyn, daß ſich **Durandus** wohl möge geirret haben.

Den Beweis meines Urtheils in allem ſeinem Umfange zu führen, muß ich mir indeß auf eine andere Gelegenheit vorbehalten. Die Weitläuftigkeit der Sache will, daß ich mich hier lediglich auf die Kirchenverſammlung zu Paris einſchränke. Leſen Sie, was **Durandus** davon ſagt, (*) und erwegen Sie folgende Punkte.

(*) Cum autem tanti mali fama crebreſceret, et omnium corda fidelium vehementius percelleret, perque multos hujusmodi virus latenter, et aperte jam ſerperet, contigit, vt ad aures etiam Regis Francorum Henrici perveniret, qui conſultu ſui regni pontificum procerumque, concilium Pariſiis cogi decimo ſeptimo Kalendas Novembris præcepit, *ac præfatum Berengarium*, vt aut ſua dicta Patrum autoritate firmaret, multis ſibi obtinentibus, aut ſi ea defendere nequiret, in catholicam, cui obviare non poſſet, fidem prudenter tranſiret, *intereſſe tantorum cœtui Patrum imperavit.* Interea condicta venerat dies, frequensque conventus præſulum ac reliquorum ſancti ordinis Clericorum, nec non nobilium laicorum, Pariſiis factus eſt, ſed jam dictus *Berengarius* malæ conſcientiæ perculſus terrore, vt juſſus erat eo venire diſtulit, ſeque cum Brunone ſuo, videlicet Epiſcopo Andegavenſi, ſub quo Archidiaconi fungebatur honore, pro eo maxime continuit, quia eodem errore vtpote

Sie ſoll, dieſe Kirchenverſammlung, bald nach der zu Vercelli, im Monat October des nehmlichen Jahres, ſeyn gehalten worden, welches das Jahr 1050 war. Ich will hier dem Durandus nicht von neuem aufmutzen, daß er dafür das Jahr 1053 angiebt: denn auch die, welche ihn ſonſt
für

---

pote tanti viri credulus et ipſe noſcebatur involvi. Interea Præſul Aurelianenſis quosdam apices in ſcheda haud parva digeſtos in conſpectu omnium et Regis, intererat enim, protulit. Et præcipiat, inquit, veſtra Sanctitas, has litteras a Berengario editas ſi libet recitari, quas ego quidem ab ipſo nequaquam accepi, ſed cum eas cuidam ſuo familiari, nomine Paulo, per veredarium dirigeret, *violenter rapui.* Quibus ſuſceptis et ad recitandum traditis, omnium aures eriguntur, ora in ſilentium componuntur, corda ad intelligendum, quæ continebantur in eis, præparantur, ſed inter legendum multum repente fit murmur, et per ſingula abſurdi ſenſus verba gravis inſtrepit fremitus. Itaque omnibus talis lectio, quoniam nequisſima ſordebat hæreſi, vehementer diſplicuit, damnato proinde communi ſententia talium auctore, damnatis ejus complicibus, cum codice Ioannis Scoti, ex quo ea quæ damnabantur ſumpta videbantur, concilio ſoluto diſcesſum eſt, ea conditione, vt niſi reſipiſcerent ejusmodi perverſitatis auctor, cum ſequacibus ſuis, ab omni exercitu Francorum præeuntibus Clericis cum eccleſiaſtico apparatu inſtanter quæſiti, vbicumque convenisſent eo vsque obſiderentur, donec aut conſentirent Catholicæ fidei, aut mortis pœnas luituri caperentur. — *Editionis Dach. in operibus Lanfranci*, p. 107.

für einen ſehr glaubwürdigen Mann halten, erkennen einmüthig, daß ihm hier ſein Gedächtniß müſſe einen Streich geſpielt haben, weil ein Schreibfehler, wegen der nicht mit Ziffern, ſondern mit Worten ausgedruckten Zahl, nicht leicht anzunehmen ſey. Ich will auch nicht fragen: wenn **Berengarius** nur eben zu Vercelli von dem Pabſte ſelbſt verdammt war, wozu ein neues Concilium zu Paris? Denn auch ſchon **Coſſartius** hat dieſe Frage berührt, und ſie ſo gut beantwortet, als er gekonnt hat. Sein ſchlechteſt Beſcheid darauf, cauſæ ſubeſſe potuerunt, quas ignoramus, ſoll mir begnügen. Nur hätte **Durandus** ſonſt keinen Umſtand müſſen einflieſſen laſſen, von deſſen Ungrund wir nunmehr überzeugt ſind. Er verſichert nehmlich, **Berengarius** ſelbſt ſey von dem Könige auf das Concilium nach Paris gefodert worden, aber aus Furcht ſeines böſen Gewiſſens nicht erſchienen. Wie? Wiſſen wir denn nicht, daß **Berengarius** während dem Concilio zu Vercelli des Königs Gefangner in Paris war? Wenn der König einen Monat darauf ein neues Concilium halten wollte, ſo mußte es damals ja wohl ſchon ausgeſchrieben ſeyn? War man wohl ſo thöricht, den Schuldigen auf die kurze Zeit noch lauffen zu laſſen, in Hoffnung, daß er gehorſam genug ſeyn werde, ſich wieder einzuſtellen? Man hatte es ihm doch wirklich nicht darnach gemacht. Nein; **Durandus**, da er einmal das Concilium uns aufheften wollte, hätte zugleich mit erdichten müſſen, daß **Berengarius** dabey zugegen geweſen wäre. So würde ſich dieſes doch nun mit der eigenen Erzehlung des **Berengarius** beſſer reimen, und die, bey denen er Unrecht haben und behalten muß, könnten immer noch ſagen, es ſey bloſſe Verleumdung, daß er ein förmliches Concilium in eine ſo unrechtliche Procedur verwandele.

Ein andrer Umſtand, deſſen völlige Widerlegung ebenfalls aus unſerm Manuſcripte herzuhohlen, iſt dieſer, daß es der Biſchof von **Orleans** geweſen ſeyn ſoll, welcher die Stelle des Anklägers vertreten. Ich will die ſtrafbare Nichtswürdigkeit nicht rügen, welche **Durandus** den Biſchof von ſich ſelbſt bekennen läßt, daß er nehmlich den vertrauten Brief des **Berengarius** an einen Freund, aus welchem ſich die Ketzerey deſſelben zeigen ſollte, mit Gewalt rauben laſſen. Der Biſchof iſt ganz gewiß unſchuldig; und der Erzehler mochte wohl eher, als der Biſchof, einer ſolchen frommen Straßenräuberey fähig ſeyn. Dieſer Biſchof von Orleans müßte **Iſambardus** geheiſſen haben, welcher den Stuhl von 1033 bis wenigſtens 63 beſeſſen. Da nun auch ein Biſchof von Orleans, einige Jahre darauf,

1055

1055. bey dem Concilio zu Tours gegenwärtig war: ſo könnte auch dieſer kein anderer, als der nehmliche **Iſambardus** geweſen ſeyn. Nun aber berichtet von dieſem uns **Berengarius** ſelbſt Dinge, die ſich mit dem, was uns **Durandus** von ſeinem Biſchofe zu Orleans erzehlt, ſchlechterdings nicht reimen. Hier, auf dem Concilio zu Paris, hätte **Iſambardus** aus einem eigenen Briefe des **Berengarius** die Ketzerey deſſelben umſtändlich erſehen; hätte ſie ſelbſt weiter bekannt gemacht; hätte ihre Verdammung dadurch bewirket; wäre dieſer Verdammung beygetreten: und wenig Jahre nachher ſollte eben dieſer **Iſambardus**, dort zu Tours, kaum mehr gewußt haben, weſſen man den **Berengarius** beſchuldige? ſollte nicht gewußt haben, durch welche Beweisſtücke man ihn des Beſchuldigten überführen könnte? ſollte ſich mit der erſten der beſten nähern Erklärung haben befriedigen wollen? Jenes ſagt **Durandus**, und dieſes ſagt **Berengarius** ſelbſt; und wenn ſich beides nicht widerſpricht, ſo widerſpricht ſich nichts in der Welt. Denn, wie geſagt, beide Biſchöfe von Orleans ſind nur ein und eben derſelbe Mann: und es iſt wohl keine Frage, welcher den rechten am beſten gekannt hat, ob **Durandus** oder **Berengarius**?

Die Stelle aus dem Manuſcripte, welche hieher gehöret, wird weiter hin, unter dem Concilio von Tours, vorkommen. Izt will ich nur noch einen Punkt berühren, der durch die Nachricht von der Mißhandlung, die Berengarius zu Paris über ſich müſſen ergehen laſſen, und auf welche das ganze Pariſiſche Concilium hinausläuft, eine ganz beſondere Aufklärung erhält, und zugleich dieſe Nachricht ſelbſt bekräftiget.

Sie erinnern ſich eines kurzen Briefes, vom Berengarius an einen gewiſſen Richard geſchrieben, den Dacherius zuerſt ans Licht brachte, (*) und der hernach durchgängig als ein Anhang zu den Verhandlungen des Concilii zu Paris mit durchlauffen müſſen. Er fängt an; Quia facile vobis factum eſſe cum Rege loqui non neſcio: vellem, ſi videretur et vobis, verbum illi aliquod pro me faceretis, ſi forte humanitatis, liberalitatis, dignitatisque regiæ, atque Chriſtianitatis reputatione, aliqua munificentia compenſaret damnum, quod is clerico Eccleſiæ ſuæ injuſtisſime, ac regia majeſtate indignisſime, tantum intulit. Quod ſi facit, ab immodica culpa, ſe modica expenſa, non modicum exſolvit. Si autem non facit, me tamen præſto nihilominus habet in eo uno ſervire regiæ majeſtati, vt ſatisfaciam ſecundum ſcripturas illi et quibus velit: injuſtisſime damnatum Scotum Ioannem, injuſtisſime nihilominus aſſertum Paſchaſium

---

(*) Spicilegii T. II. p. 105.

ſum in concilio Vercellenſi, perverſe et regio auditu indigniſſime expoſuiſſe illi clericos Carnotenſes (ſi ita res acta eſt quomodo ad me pervenit) ſententiam de Euchariſtia, quam in ſcriptura habent glorioſæ memoriæ Fulberti Epiſcopi – u. ſ. w. Daß dieſer Brief, ſagen die Sammler der Concilien, und alle, welche deſſelben erwähnen, nach der Kirchenverſammlung zu Vercelli geſchrieben worden, bezeugen die ausdrücklichen Worte. Aber, fügen ſie hinzu, er muß auch nach der Kirchenverſammlung zu Paris geſchrieben ſeyn: denn über was für Unrecht von dem Könige hätte **Berengarius** ſonſt zu klagen gehabt, als über das, welches ihm in dieſer Kirchenverſammlung, nach ſeiner Meynung, zugefügt worden? (*) Und da ſolches Unrecht doch nicht in der bloſſen Verdammung ſeiner Lehrſätze könnte beſtanden haben, ſo wollen einige ſogar wiſſen, daß ihm der König die Einkünfte ſeines Canonicats bey St. Martini zu Tours entzogen. (**) –

(*) Data eſt (*Epiſtola Berengarii ad Ricardum*) poſt concilium Vercellenſe, cujus meminit; data item poſt Pariſienſe, cum factam ſibi a Rege dicat injuriam. Quam enim aliam? *Hard. Concil.* T. VI. P. I. *p.* 1024.

(**) Comme le Roi etoit Abbé de Saint Martin de Tours, il donna ordre d' oter à Berenger le revenu qu' il tiroit en qualité de Chanoine de cette Egliſe. *Fleury Hiſt. Eccleſ.* *T. XII. p.* 541.

Es iſt unglaublich, was gewiſſe Leute für eine Gabe haben, aus Nichts die allerentfernteſten Dinge zu ſchlieſſen, indem ſie über das, was ihnen klar vor den Augen liegt, hinwegſehen! Ich frage: wie wäre es möglich, daß **Berengarius** die Strafe ſeines Königes, mit der er ihm, zu Folge eines förmlichen Concilii, belegen wollen, ein damnum hätte nennen können, quod is clerico Eccleſiæ ſuæ injuſtisſime, ac regia majeſtate indignisſime intulerit? Abgeſprochne Einkünfte wären hiernächſt ja wohl, mehr nur lucrum cesſans, als damnum illatum. Doch es ſey, daß wer ſich beeinträchtiget fühlet, ſeinen Verluſt ſo unverdient, ſo groß, ſo wenig der Wahrheit gemäß beſchreiben darf, als er nur immer will. So frage ich weiter: wenn dieſem Briefe das vermeinte Concilium zu Paris vorhergegangen, auf welchem, nach des **Durandus** eigner Verſicherung, die Lehre des **Scotus** ebenmäßig verdammt worden; warum hätte ſich denn **Berengarius** nicht auf dieſe letztere, ſondern auf die zu Vercelli geſchehene Verdammung beruffen? warum hätte er es denn gegen den Ausſpruch des Concilii zu Vercelli, bey welchem der König nicht gegenwärtig geweſen war, von deſſen Gründen der König nicht ſo völlig unterrichtet ſeyn konnte, erweiſen wollen, daß dem **Scotus** Unrecht geſchehen? warum hätte er ſich nicht lieber erbieten ſollen, eben das gegen den Ausſpruch des Concilii zu Paris zu beweiſen, wo der König ſelbſt den Vorſitz gehabt hatte, wo der König ſelbſt mit angehöret haben konnte, warum ſo viele vornehme Geiſtliche ſeiner Kirche die Lehre des **Scotus** für irrgläubig erkannten? Gewiß, mein Freund; wenn man ſich jemals bey dem Schluſſe von der unterlaſſenen Erwähnung einer Sache auf die Unwirklichkeit derſelben, zu irren nicht hat fürchten dürfen: ſo iſt es hier; hier, wo **Berengarius** der Begebenheit, die ich leugne, nicht bloß hätte erwähnen **können**, ſondern nothwendig hätte erwähnen **müſſen**, wenn das geringſte von ihr wahr geweſen wäre. Wir wiſſen es von ihm ſelbſt denn nun auch beſſer, wie die Sache zuſammengehangen, und bewundern die Vorſehung, die nach und nach von ſeinen eignen Feinden Dinge hervorziehen und erhalten laſſen, die mit ſeiner endlichen Rechtfertigung auf eine ſo unerwartete Art übereinſtimmen.

Warum ſollte uns auch überhaupt das unbillige und tyranniſche Verfahren des Königs gegen den **Berengarius**, ſehr befremden? Als ob es nicht ganz in dem Geiſte ſeines Jahrhunderts wäre? Als ob es ihm an ehrwürdigen, frommen, heiligen Männern könnte gefehlt haben, die ihm ſo etwas zu rathen, ihm ſo etwas als ſeine Pflicht vorzuſchreiben, fähig waren? Sie merken wohl, daß ich auf jenen Brief des Biſchofs von Lüttich hinaus will, aus welchem, wie geſagt, (*) **Baronius** abnahm, daß ein Concilium zu Paris im Werke geweſen. Ein ganz abſcheulicher Brief! Alle Haare müſſen ſich zu Berge richten über die Herzensmeynung eines chriſtlichen Biſchofs, die man in dieſem Briefe lieſet: quod hujusmodi homines, — Schwachgläubige, Zweifler, Ketzer, was es nun ſind — nequaquam oporteat audire; neque tam ſit pro illis concilium advocandum, quam de illorum ſupplicio exquirendum. Was that **Heinrich** nun mehr, als daß er dieſen Ausſpruch befolgte?

Dem ohngeachtet; ſoll ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich von dieſem abſcheulichen Briefe halte? Ich halte ihn für untergeſchoben; für nachher, und vielleicht für lange nachher, geſchmiedet, in der Abſicht, das grauſame Verfahren des Königes einigermaaſſen zu entſchuldigen. Ich denke nicht, daß meine Gründe, dieſes zu vermuthen, von den ſchlechteſten ſind: aber auch die kann ich Ihnen hier nicht auskramen. Ich muß eilen, weiter zu kommen.

Damit ich Ihnen indeß, bey meiner Eil, auch nichts zu überhüpfen ſcheine: nur noch dieß einzige Wort. ——

Wenn

(*) Oben Seite 131.

Wenn an dem Concilio zu Paris ſo viel als nichts iſt, was kann wohl an einer gewiſſen Verſammlung zu **Brione** ſeyn, welcher **Berengarius** ſelbſt beygewohnet haben ſoll, und die gleichfalls nur auf dem einzigen Zeugniſſe des **Durandus** beruhet? Zuverläßig, noch weniger als nichts. Denn dieſe ſoll nun gar noch vor dem Concilio zu Vercelli ſeyn gehalten worden, als **Berengarius** wahrlich nicht Zeit hatte, noch eine ſo unnöthige Excurſion in die Normandie zu machen. — Doch ich habe mir ja ſchon die völlige Beleuchtung des ganzen **Durandus** auf ein andermal vorbehalten. Bey Seite alſo itzt mit ihm, und wieder zu dem **Lanfrancus**, welcher von dem allen nichts weiß, und von dem Concilio zu Vercelli unmittelbar auf das kömmt, auf welches ich nunmehr komme, nehmlich

6. auf das Concilium zu Tours, von 1055.

Lanfrancus verſichert zwar, daß **Leo** der neunte auch auf mehrern Kirchenverſammlungen, als der zu Rom, und der zu Vercelli, die Verdammung des **Berengarius** erkläret und bekräftiget habe. Er führet aber namentlich deren keine an; und auch bey andern Scribenten iſt bis auf das Jahr 1055 von dem **Berengarius** alles ſtille. In dieſem müßte dafür die Flamme um ſo viel ſtärker wieder ausgebrochen

chen ſeyn. Denn auſſer dem zu Tours, ſollen nicht weniger als noch drey Concilia, in eben dieſem Jahre, ſamt und ſonders wider den **Berengarius**, ſeyn gehalten worden. Ich verſpreche Ihnen, daß Sie genau wiſſen ſollen, woran Sie mit allen vieren ſind, ſobald Sie das zu Tours beſſer kennen werden.

Und was ſagt **Lanfrancus** von dieſem? Quæ Sententia, nehmlich die von Leo dem neunten wider den **Berengarius** geſprochene, non effugit ſucceſſorem quoque ſuum fœlicis Memoriæ, Papam Victorem. Sed quicquid de hac re ſeu cæteris ipſe ſtatuit, ſtatuive præcepit: hoc etiam iſte ſua atque omnium conciliorum ſuorum auctoritate firmavit. Denique in concilio Turonenſi, cui ipſius interfuere ac præfuere legati, data eſt tibi optio defendendi partem tuam. Quam cum defendendam ſuſcipere non auderes, confeſſus coram omnibus communem Eccleſiæ fidem juraſti, ab illa hora te ita crediturum ſicut in Romano conſilio te juraſſe eſt ſuperius comprehenſum.

Wie viel meynen Sie, daß hiervon wahr iſt? Zählen Sie nach, was nicht wahr iſt, und ſehen Sie zu, was übrig bleibt. Das kann wahr ſeyn. — Falſch, daß auf dieſem Concilio zu **Tours** dem **Berengarius** frey gegeben worden, ſein ſeine Meynung zu verheidigen. Falſch, daß er auf demſelben eben das beſchworen, was er vier Jahre darauf unter **Nicolao** dem zweyten, zu Rom beſchwur. Falſch, daß dieſes Concilium zu Tours unter dem Pabſt **Victor** gehalten worden. Falſch, daß überhaupt **Victor** das geringſte über die ſtreitige Lehre, während ſeiner ganzen Regierung, mit ihm ſelbſt verhandelt, oder durch ſeine Legaten verhandeln laſſen.

Hören Sie ihn dieß alles ſelbſt erzehlen:

„Compellit me, velim nolim, longum facere continua ſcripti tui monachatu tuo indignisſima falſitas. Papam Victorem concilium Turoni convocaſſe per legatos ſcripſiſti: Papæ Victoris nec adfuerunt legati, nec præfuerunt Concilio Turonenſi; numquam mihi defendendi partes meas optionem dederunt legati Papæ Victoris. Non auſum me fuisſe defendere partes meas, immenſa falſitate ſcripſiſti; jurasſe me ſicut Romæ, ſtupendo mendacio confirmaſti; communem fidem, quo tuum nomine ſæpe palliaſti errorem, inſanis, me profesſum fuisſe; eccleſiæ dicis, quam turbæ erraticæ verius dicere potuiſti. Longum facio, ſed enormitate falſitatis ſcripti tui compellor. Dicta repeto: nunquam Pa-

pa Victor per ſe, vel per Legatos, mecum egit de menſa dominica; numquam in eo mihi defendendi quæ afferrem optionem fecit; nunquam Papæ Victoris legatis communem ineptorum errorem, quem communem Eccleſiæ appellare non dubitas ſidem, confesſus aliquid juravi. Sed quia adhuc ſupereſt Hildebrandus, qui de veritate conſultus tota dignitate eſt adhuc reſpondere idoneus, quamquam longisſimum faciam, viſum eſt de Concilio Turonenſi quod rei veritas habuit, neque tamen eo niſi paucisſimis tempore innotuit, palam facere omnibus, qui in hoc ſcriptum forte incidunt. Tempore non Victoris, ſed Papæ Leonis, ab Eccleſia Romana Hildebrandus, vices in negotiis eccleſiaſticis ſuppleturus apoſtolicas, Turoni adſuit. Huic contra calumniam in me inſanorum, in quo adhuc, omisſo me, audire eum poteſt, qui voluerit, de Propheta, de Apoſtolo, de Evangeliſta, de authenticis etiam ſcripturis ſatisfeci Ambroſii, Auguſtini, Hieronymi, Gregorii, in quo etiam nunc ſatis facere indisſimulabiliter, miſeratione divina, vt nihil vllo modo incertum remaneat ei, qui, me manſuetudine chriſtiana, corde vigili audito, in eo dubitaverit, omnino ſufficio; non venienti ad exprobrandum Domino viventi, ad dicendum Domino, *Scientiam viarum tuarum nolumus, recede a nobis*, ad perdendum me cum gladiis et fuſtibus; ſed venienti ad audiendum me manſuetudine chriſtiana, in nomine Domini. Hildebrandus veritatis perſpicuitate cognita, perſuaſit vt ad Leonem Papam intenderem, cujus autoritas ſuperborum invidiam, atque ineptorum tumultum compesceret; ceterum quod ad inſtantia pertineret, ſi vellent Epiſcopi, qui convenerant, ex mora agere de Euchariſtia, darentur eis in manus, locis denotatis ſignis adhibitis, diverſorum libri, quos undecunque Hildebrandus ipſe fecerat comportari; ſi vero ſola reſponſione ſine ipſius reſponſionis pertractatione contenti, convenit enim aliquando ſcripto adverſariis et non ſententia, ſicut Arrianis et Catholicis, Patrem Filio eſſe majorem, alia pergerent pertractare negotia; ſoluto eorum conventu recta ego cum Hildebrando ad Romanum Pontificem, ſicut ſupra dictum eſt, abiremus. Epiſcoporum ergo qui convenerant voluntas in eo fuit, vt quidam eorum me, Epiſcopus Aurelianenſis, atque Autiſiodorenſis, cum Archiepiſcopo Turonenſi, in Euchariſtia ſeparatim cum Clericis ſuis audirent. Itaque factum; conqueſti ſunt me accito Epiſcopi illi duo, quod culpa mea a propriarum eos Eccleſiarum pertractandis negotiis revocaret; quam meam culpam dicerent, interrogati reſponderunt: dicere me, panem ſanctum altaris panem tantum esſe, nec differre ab inconſecrato pane menſæ communis. Quem in eo accuſatorem meum haberent? producere neminem potuerunt, ita diffamatum me ſe audisſe reſponderunt, et quid dicerem, cum negarem illud, audire voluerunt. Hic ego inquio: certisſimum habete, dicere me, panem atque vinum altaris poſt conſecrationem Chriſti esſe revera corpus et ſanguinem. Quo audito, nihil aliud expectare a me alios, qui in Eccleſia S. Mauricii conſedeant, dixere Epiſcopi, quam vt in eorum quoque audientia eadem non tacerem, et ita eos libitum habituros, vt ſua quisque agere negotia non differret. Veni ergo cum iis, qui me ſeparatim audierant, Aurelianenſi atque Autiſiodorenſi Epiſcopis, in confesſum aliorum, et quæ ſeparatim quibusdam dixeram, in audientia omnium repetivi. Cumque jam pene mea illa finiretur calumnia, non defuerunt qui dicerent, quod dicebam non debere ſufficere, quia aliud corde clauderem, aliud forſitan lingua emitterem: juramentum eſſe a me exigendum. Cum ergo exigerent, ſummaque injuria, quia produci non poterat accuſator, qui a me audisſet, quod me dicere prius putaverant, cesſi tamen conſilio Epiſcopi Andegavenſis, atque Abbatis majoris Monaſterii Alberti, qui me de ſcripturis habere certi erant quod dicerem, adhortantium ne tumultum compescere popularem ſuffugerem, cum ſcirent me revera idem habere in corde et ore. Scripſi ergo ego ipſe, quæ jurarem: *Panis atque vinum Altaris poſt conſecrationem ſunt corpus Chriſti et ſanguis; hæc me ſicut ore proferrem, juramento confirmavi corde tenere;* contra jura tamen tam ſecularia quam eccleſiaſtica, ſicut prædixi, e conſilio eorum, qui mecum veritatis minime erant ignari, quos ſuperius nominavi. Ita Hildebrandus, Romanæ Eccleſiæ Legatus, qui libros vndecunque comparari fecerat, vt ex eorum auctoritate ſatis fieret de Euchariſtia, præ cujus diligentiori conſideratione et veritatis, Domini miſericordia, comprehenſione, hæreſis me inſimulaverant homines nihil ſcientes et ſuperiores ſe in ſcientia alios non æquo animo tolerantes, turbarum, quæ ad illud maxime valent vt clament, *crucifige! crucifige!* quæ ad comprehenſionem veritatis vix aliquando vel nunquam ſufficiunt, ad fuſtium et lancearum ſemper pronæ ſunt apprehenſionem, tumultu cumpescito, alia pro quibus a Romana Eccleſia venerat eſt perſecutus negotia. In quibus cum non nullas inſumeret moras, meque cum illo jamjam accesſurum Romam, ad ſatisfaciendum de menſa dominica de eminentia rationis, de immunitate auctoritatis, expectarem, ſecundum quod convenerat cum illo mihi, nunciatum illi eſt, Papam Leonem rebus decesſisſe humanis, quo audito a propoſito eundi Romam itinere ſuperſedi. Numquam mecum aliquid egerunt Legati Papæ Victoris; videris tu, quam indigna monachatu tuo, quam indigna tua eruditione vecordia perſuadere ſuscepit ſcriptum tuum, quod Romæ juraverim me Turoni juravisſe Legatis Papæ Victoris. ——

Die Hauptſache iſt hier ohne Zweifel die Zeit, wenn, und unter welchem Pabſte dieſes Concilium zu Tours gehalten worden: und ich ſollte nicht meynen, daß man das geringſte Bedenken haben könne, das Zeugniß des **Berenga-**

rius hierinn allen andern vorzuziehen. Daß er am beſten davon unterrichtet ſeyn konnte, iſt unſtreitig; und was für Vortheil, was für Abſicht hätte er dabey haben können, uns von einem ſo unerheblichen Umſtande etwas anders als die lautere Wahrheit zu ſagen? Ich nenne den Umſtand unerheblich, in Beziehung auf die eigne Angelegenheit des **Berengarius**, die dadurch weder verbeſſert noch verſchlimmert werden konnte, ob das Concilium unter dem Legaten des einen, oder des andern Pabſtes, wäre gehalten worden: nicht aber in Beziehung auf die Geſchichte, die allerdings dadurch ſehr berichtiget wird.

Wenden Sie nicht ein, daß es gleichwohl ſchwer zu begreiffen ſey, wie ſich **Lanfrancus** ſo ſehr könne geirret haben, da er doch ſelbſt auf dieſem Concilio zu Tours mit gegenwärtig geweſen; wie **Ordericus Vitalis** verſichere. Denn das iſt er nicht geweſen, und **Vitalis** verdienet mit dieſem ſeinem Zeugniſſe nicht den geringſten Glauben, ob es ſchon **Ant. Pagi** (*) ohne Bedenken angenommen hat. Wäre **Lanfrancus** ſelbſt gegenwärtig geweſen, ſo würde er gewiß nicht ermangelt haben, uns deſſen auch ſelbſt zu verſichern. Und was hätte ihn damals nach Tours bringen ſollen? Er konnte ja nicht wiſſen, daß die Sache des **Berengarius**

(*) In Annales Bar. ad annum 1055. §. 7.

garius auf dem Concilio daſelbſt vorkommen würde. Es geſchahe auf eigenen Betrieb des **Berengarius**, daß man ſie auſſerordentlich vornahm; und das Concilium war ganz und gar nicht ihrentwegen ausgeſchrieben worden, welches uns ſo viel neuere Scribenten, als z. E. **Lupus** (*) gern möchten glauben machen.

Selbſt das Zeugniß des ſonſt mit dem **Lanfrancus** genau übereinſtimmenden **Guitmundus**, welcher des Concilii zu Tours gleichfalls erwähnet, iſt dießmal für ihn nicht. Denn **Guitmundus** ſchreibt nur alles, was darauf verhandelt worden, dem **Hildebrand** zu, ohne des Pabſtes, deſſen Legatus **Hildebrand** war, namentlich zu gedenken. Der Umſtand endlich, daß gerade während dem Concilio die Nachricht von dem Tode des Pabſtes eingetroffen, iſt ſo beſonders, zeichnet ſich ſo merklich aus, daß Vergeßlichkeit oder Verwirrung ſich kaum dabey denken läßt.

War nun aber **Hildebrand**, als er das Concilium zu Tours hielt, noch **Leonis** des neunten Legatus; war es der Tod dieſes **Leo**, der es unterbrach: ſo gehöret es auch nicht in das Jahr 1055, ſondern in das vorhergehende 54; als an deſſen neunzehntem April **Leo** ſtarb.

(*) Operum T. V. p. 6. 7.

Was weiter hieraus für Verbeſſerungen in der Geſchichte, und Veränderungen in der Ordnung der Concilien ſich ergeben, iſt klar. Nicht allein müſſen die Concilia zu Florenz und zu Lyon nunmehr nachſtehen, indem das zu Tours ſogar noch dem zu Narbonne vorgehen, und unmittelbar auf das vierte Römiſche unter **Leo** dem neunten, folgen muß: ſondern auch alle die andern drey Concilia, welche in dem Jahre 55 wider den **Berengarius** ſollen ſeyn gehalten worden, ſind in ſo fern für Erdichtungen zu erklären, als **Victor** der zweyte daran Antheil gehabt haben müßte.

Auch widerlegt ſich noch ein Umſtand, durch den ſich das Concilium zu Tours merkwürdig gemacht hätte, aus deſſen unumgänglicher Verſetzung, nunmehr von ſelbſt. Nach dem **Baronius** nehmlich, — oder vielmehr nach dem **Mariana**, auf den ſich **Baronius** lediglich bezieht, — ſoll Kayſer **Heinrich** der zweyte, bey dieſem Concilio den König **Ferdinandus** von Caſtilien verklagt haben, daß er ſich den Titel eines Kayſers von Spanien anmaaſſe, und ſeine Abhängigkeit von dem Römiſchen Reiche weiter nicht erkennen wolle; und **Victor** der zweyte ſoll zum Beſten des Kayſers den Ausſpruch gethan haben. Die ganze Sache klingt ein wenig fabelhaft, und es wäre wenigſtens ſehr ſonderbar, wann ſich ein deutſcher Kayſer, mit ſeinen Beſchwerden gegen einen König von Spanien, an eine kleine Kirchenverſammlung irgendwo in Frankreich, ſollte gewandt haben; denn daß ein Päbſtlicher Legat dabey zugegen geweſen, das macht ſie eben um ſo viel wichtiger nicht. Es ſey aber die Sache ſelbſt, ſo wahr als ſie wolle: von beiden Umſtänden kann doch nur einer Statt gehabt haben. Iſt ſie auf dem Concilio zu Tours anhängig gemacht worden, ſo hat ſie **Victor** auf dieſem Concilio nicht entſchieden: hat ſie **Victor** entſchieden, ſo kann ſie auf dem Concilio zu Tours, auch nicht einmal vermittelſt ſeines Legaten, ſeyn vor ihn gebracht worden.

Einen einzigen Weg wüßte ich, die Erzehlung des **Mariana** noch zu retten: und dieſer wäre, wenn man annähme, daß kurz auf einander zwey Kirchenverſammlungen zu Tours gehalten worden; die erſte, von welcher **Berengarius** redet, und die zweyte das Jahr darauf, auf welcher die Geſandten des Kayſers möchten erſchienen ſeyn. In der That finden ſich auch Spuren von einer ſolchen zweyten, die bey den Sammlern der Concilien nicht vorkömmt. Doch was geht mich das hier an? Sie werden nicht wollen, daß ich mich von unſerm Manne noch weiter entfernen ſoll. —

Die Stelle haben Sie nun ohne Zweifel erwogen, auf die ich mich oben, wegen des Biſchofs von Orleans bezog. Der Widerſpruch mit dem **Durandus** iſt, denke ich, ſo klar, daß ich nicht nöthig habe, noch etwas hinzu zu ſetzen. Dafür erlauben Sie mir, Sie einen Augenblick bey dem Biſchofe von **Angers** zu verweilen, der ebenfalls auf dem Concilio zu Tours gegenwärtig war.

Es war **Euſebius**, mit dem Zunamen **Bruno**, welcher dieſe Würde ſeit 1047 bekleidete; es war eben der, der nach einigen, den **Berengarius** zu ſeinem Archidiaconus in Angers gemacht hatte. Nach andern zwar, müßte **Berengarius** das bereits im Jahre 1040 geweſen ſeyn, und ich weiß nicht, was ich zu den Beweiſen davon ſagen ſoll. (*) Gewiß iſt es, daß er, während dem Concilio zu Vercelli, noch Canonicus an der Kirche des heil. Martinus zu Tours war; gewiß iſt es, daß er, auch während des Concilii zu Tours, noch eben da, und nicht zu **Angers** lebte. Wenn er nun dem ohngeachtet auch Archidiaconus zu Angers hätte ſeyn können, und wirklich geweſen wäre: ſo müßte man ſich wohl nicht ſehr an den alten Kanon, vt non niſi in vnius civitatis Eccleſiis quisquam aliquod Clericale officium accipiat, gekehrt

---

(*) *Mabillon* Acta Sanct. Ord. S. Bened. Sæculi VI. Parte II. præf. §. 12.

haben, ob er ſchon auch damals, in einem Concilio über dem andern, aufs neue eingeſchärſt wurde. Doch dem ſey, wie ihm immer ſey; **Berengarius** ſey auf dem Concilio zu Tours bereits des **Euſebius** Archidiaconus geweſen, oder nicht: genug, daß **Euſebius** der Meynung des **Berengarius** war. Dieſes Zeugniß giebt ihm, wie Sie geleſen haben, **Berengarius** ſelbſt: „ceſſi tamen conſilio Epiſcopi Andegavenſis, atque Abbatis majoris Monaſterii Alberti, qui me de ſcripturis habere certi erant, quod dicerem. Es iſt alſo keine Verleumdung, keine ungegründete Sage, was man ſchon aus dem **Durandus** und **Theoduinus** von ihm gewußt hat, und weswegen ihn zu retten, ſich ſo manche ganz vergebliche Mühe gemacht haben. Beſonders iſt es **Natalis Alexander**, (*) und nach ihm ſind es die mehrgedachten Franzöſiſchen Benediktiner, (**) welche den Verdacht durchaus nicht auf ihm laſſen wollen, daß er jemals der Lehre des **Berengarius** ernſtlich zugethan geweſen. Sie beziehen ſich desfalls vornehmlich auf einen eigenen Brief des **Euſebius**, welchen **Claudius Menardus** zuerſt herausgegeben. (***) Nun iſt es wahr, daß **Euſebius** in dieſem Briefe

---

(*) In Hiſt. Eccl. Sæculi XI. Diſſert. I. art. 4.

(**) Hiſt. lit. de la Fr. T. VIII. p. 101.

(***) In Notis ad Auguſtini libros poſteriores adverſus Iulianum, p. 499.

Briefe dem **Berengarius** ſein Mißfallen über die noch fortdaurende Streitigkeit zu erkennen giebt; aber dieſes Mißfallen an der Streitigkeit, als Streitigkeit, iſt nichts weniger als eine Mißbilligung der Meynung des **Berengarius**. Vielmehr ſpricht er von der ineptia atque inſania Lanfranci, oder wiederhohlt doch wenigſtens dieſe Ausdrücke des **Berengarius**, ohne das geringſte dagegen zu erinnern, welches er gewiß nicht würde unterlaſſen haben, wenn **Lanfrancus** mehr Recht bey ihm gehabt hätte, als **Berengarius**. **Euſebius** wollte nur überhaupt über dergleichen Dinge nicht geſtritten wiſſen; er wollte, daß man ſich einzig und allein an die Worte der Schrift in Einfalt halte, und allen ſpitzfündigen Grübeleyen über das Wie und Warum entſagen ſollte. Das war ſo übel nicht: werden Sie meynen. Allerdings nicht: und zuverläßig iſt in dem ganzen eilften Jahrhunderte nichts vortreflicheres von einem Theologen geſchrieben worden, als dieſer Brief des **Euſebius**. Die Franzöſiſchen Benediktiner wundern ſich, daß er nicht in die neueſten Sammlungen der Concilien aufgenommen worden. Aber ohne Zweifel ſahen die Beſorger dieſer Sammlungen ihn nicht ſo ganz mit ihren Augen an. Ich zweifele, ob ſie ſelbſt ihn in eine Bibliothek der Kirchenväter aufnehmen würden, deren Anſehen und Gebrauch er ſo ſehr auf ihren wahren Werth herabſetzt. Porro, nos non Patrum ſcripta contemnentes, ſed nec illa, ea ſecuritate, qua Evangelium, legentes, (neque enim ipſi viventes et ſcribentes hoc voluerunt, et in ſuis opuſculis ne id fieret vetuerunt) eorum ſententiis, ſalva qua eis debeter reverentia, in tantæ rei disceptatione abſtinemus, ne ſi Patrum ſenſa aut aliquo eventu depravata, aut a nobis non bene intellecta, aut non plane inquiſita, inconvenienter protulerimus, ſcandalum incurramus. Auch ſchon dieſe Stelle iſt ungleich ſtärker gegen den **Lanfrancus**, als gegen den **Berengarius**; da **Lanfrancus** gleich vom Anfange die Streitigkeit mehr aus den Zeugniſſen der Väter, als aus Vernunftgründen, zu welchen alle exegetiſche Hülfsmittel gehören, entſcheiden wollte. ——

In der ausgezogenen Stelle von dem Concilio zu Tours, haben Sie denn nun auch die vierte Glaubensformel des **Berengarius**, über die drey ſchon bekannten. Dieſe vierte aber iſt, der Zeit nach, die erſte, und daher auch die ſimpelſte, weil ſeine Feinde ſich noch nicht einfallen lieſſen, was für verſchiedene Begriffe man mit den nehmlichen Worten verbinden könne. Zugleich zeigt ſie, wie wenig überhaupt noch damals der ganze Streit in Erörterung gezogen worden, und iſt ſo gut als ein förmlicher Beweis, daß **Berengarius** ſelbſt zur Zeit noch nichts Schriftliches darüber aufgeſetzt hatte. Doch hiervon vielleicht ein mehreres, wenn wir auf die Meynung des **Berengarius** beſonders kommen. Ich ſcheine Ihnen wohl ohnedem vergeſſen zu haben, daß ich einen Brief ſchreibe und kein Buch.

Noch iſt

7. das Concilium zu Rom, unter Nicolao dem zweyten

übrig; und ich ſchlieſſe.

Wenn **Victor** vielleicht zu kurze Zeit regierte, als daß er ſich um den **Berengarius** und ſeine Lehre hätte bekümmern können und wollen: ſo dürfen wir uns noch weniger wundern, wenn auch ſein Nachfolger **Stephanus** der neunte, der den Stuhl noch kein Jahr beſaß, ihn in Ruhe gelaſſen. Oder wer weiß, ob beide nicht wichtigere Urſachen hatten, eine Sache nicht weiter zu rühren, die ſie weder gern verdammen, noch billigen wollten?

Wer weiß ſogar, ob ſelbſt **Nicolaus** der zweyte ſie aus eigner Bewegung wieder vorgenommen hätte? Denn ſoviel kann ich Ihnen aus unſerm Manuſcripte verſichern, daß **Berengarius** nicht auf ſein Erfodern, ſondern ſchlechterdings freywillig, auf eigenen Antrieb (ultroneus) nach Rom kam, um ſeine Lehre von ihm prüfen zu laſſen. Die nehmliche Bereitwilligkeit, nicht erſt zu warten, bis man ihm ſeine Vertheidigung abfodere, ſondern ſich ſelbſt damit anzubieten, haben Sie ſchon zu Tours an ihm bemerket. Und wenn es ſchon nichts weniger als einerley für ihn ſeyn konnte, ob er ſich zu Tours oder zu Rom wollte richten laſſen: ſo konnten doch eben die Urſachen, welche ihm Muth gemacht hatten, mit dem Kardinal Hildebrand zu Leo dem neunten nach Rom zu gehen, ihn auch itzt vermögen, ſich vor Nicolaus den zweyten zu wagen.

Die wichtigſte dieſer Urſachen war unſtreitig der eigene Beyfall des Kardinal Hildebrand, mit dem er ſich ſchmeichelte: und was für gute Hoffnung mußte er nicht haben, als Leo auch wirklich die ganze Sache dem Hildebrand auftrug? Wegen der mehrmals erwähnten Verſtümmlung unſers Manuſcripts, kann es zwar leicht ſeyn, daß ich die eigentlichen Triebfedern nicht kenne, durch den ſeine Hoffnung vereitelt ward. Aber daß der ſtürmiſche Kardinal Humbert mit dabey im Spiele geweſen, iſt dem ohngeachtet wohl gewiß. Dieſer verhinderte es, daß Berengarius ordentlich vernommen, die Streitfrage nach Gründen ruhig erwogen, und nicht anders als nach dem Ausſchlage beiderſeitiger Gründe entſchieden ward. Voll geiſtlicher Vermeſſenheit wollte er nicht zugeben, daß hier etwas noch lange zu unterſuchen ſey, ſondern brauchte das Anſehen des Pabſts, einen Mann zu einem blinden Bekenntniſſe zu zwingen, den er weder überzeugen konnte noch wollte. Er ſetzte die bekannte Formel auf, die ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen in der Folge ſo anſtößig geworden, daß ſie die plumpen Ausdrücke derſelben (corpus et ſanguinem Domini ſenſualiter, non ſolum ſacramento, ſed in veritate, manibus ſacerdotum tractari, frangi, et fidelium dentibus atteri) nur mit der Abſicht entſchuldigen können, es einem Ketzer damit ſo nahe als möglich zu legen; oder, wie **Innocentius** der dritte ſich darüber erklärt, ne remaneret anguis ſub herba. Dieſe Formel ſollte **Berengarius** beſchwören und unterſchreiben: er ſollte, und mußte, und beſchwor, und unterſchrieb. Denn auf Gründe hatte er ſich gefaßt gemacht, aber nicht auf den Tod.

Sehen Sie nun, wie **Lanfrancus** das alles einkleidet: (*) Nicolaus Papa comperiens te dicere, panem vinumque altaris poſt conſecrationem ſine materiali mutatione in priſtinis eſſentiis remanere: conceſſa tibi, ſicut ſuperius dictum

---

(*) Cap. 5. p. 235. Edit. *Dach.*

dictum eſt, reſpondendi licentia, cum non auderes pro tuæ partis defenſione aliquid reſpondere, pietate motus ad preces tuas præcepit tradi ſcripturam tibi, quam ſuperius poſui.

Was Berengarius aber hierauf antwortet, lautet ſo:

„Quod dicis comperisſe Papam Nicolaum, de corde tuo loqueris, non de veritate. Ego longe verius te, quod cum Nicolao egerim, novi. Ego Nicolaum Papam quanta potui abjurgatione adortus, cur me quaſi feris objecisſet inmanſuetis animis, qui nec audire poterant ſpiritualem de Chriſti corpore refectionem, et ad vocem ſpiritualitatis aures potius obdurabant, minime ad hoc adducere potui, vt me ipſe manſuetudine chriſtiana, paternaque diligentia audiret, vel ſi id minus liceret, minusve liberet, idoneos ad negotium, qui ſcripturas ex mora et lima intenderent, eligeret. Qui Romam tanto contendisſet labore vltroneus, ſi non probandus, multo esſem minus cum præcipitatione damnandus, ſed potius ex otio chriſtiana manſuetudine audiendus, paterna diligentia approbandus, miſericordia, ſi ita res exigeret, admonendus vrgendusque. Solum mihi vt in Hildebrandum iſta con-

jicerem, reſpondit. Ita nec de mutatione Sacramentorum, quam, novitate verbi contra artem, vbi de generatione et corruptione ſubjectiagitur, et contra conſuetudinem ſcripturarum, vbi habes, *hæc ſunt generationes cœli et terræ*, materialem dicere voluiſti, aliquid in me comperit; nec mihi reſpondendi licentiam fecit: nec quia non auderem defendere partes meas, de quibus mihi in nullo minus conſtabat, quam binario geminato quaternarium conſtitui, ſed quia comminatione mortis, et forenſibus etiam litibus indignisſima mecum agebatur tumultuaria perturbatione, vsquequaque obmutui, nec vllas, quod mentitur ſcriptum tuum, ad Papam ego preces feci. Tantum cum obmutuisſem, ne mecum Chriſtianismo ſuo indigne agerent, corde convolvens, humi procubui; et ſecundum hoc, quod dicis, illum rectisſime præcepisſe, injuſtisſime diceres, ſi verum dicere voluisſes.„

Hier wird des **Humbertus** nicht gedacht; ſondern alles ſcheinet durch die Hände des Kardinal **Hildebrand** gehen zu ſollen. Wie ſchon geſagt, ich kann nicht angeben, auf welche Weiſe dieſer gleichwohl endlich allen Einfluß auf das Geſchäfte verlohr. Aber haben wir nicht geſehen, wie ſtürmiſch es auf den Kirchenverſammlungen damals zugieng? wie ſehr ſelbſt der Pabſt das wilde Geſchrey der kleinern Cleriſey fürchten, und ihm nachgeben mußte? **Lanfrancus** war hier ſelbſt zugegen, und er mochte ſeinen Mann an dem **Humbertus** bald kennen lernen. Wer das meiſte Lermen machen konnte, überkam die meiſte Gewalt: und auf das Lermen, das Toben, das Verdammen, das Nothzwingen, wer verſtand ſich beſſer, als **Humbert**? Er hatte davon eine vortrefliche Probe kürzlich in Conſtantinopel abgelegt: was ihm da mit dem **Nicetas Pectoratus** gelungen war, das glaubte er, könne ihm mit dem **Berengarius** nicht fehlen. Der ſtolze häßliche Mann war dazu verſehen, alle Trennungen der Kirche auf das Aeuſſerſte zu treiben! Schon in der erſten Schrift mochte ihm **Berengarius** ziemliche Gerechtigkeit haben wiederfahren laſſen; aber **Lanfrancus** fand nicht für gut, mehr davon auszuziehen, als gerade nöthig war, die Vertheidigung und Heiligpreiſung deſſelben anzubringen. Sie werden alſo hier nicht ungern ein Paar Stellen leſen, die **Berengarius** dieſer Heiligpreiſung ſeines Verfolgers in unſerm Manuſcripte, als ſeiner zweyten Schrift, entgegenſetzt.

„Servum Domini Humbertum dixiſti, quod, quantum ad id quod ſcribebas, vere dicere nequiſti.

Expertus in illo ego ſum non Domini ſervum, ſed Antichriſti membrum, quod inferius apparebit. Tibi autem ſanctum faciet tua erga me calumnia omnem, qui vecordiæ tuæ ineptus asſenſum non negaverit.„

Und weiter hin:

„Quod de humilitate vitæ et doctrinæ Humberti confirmas, vtinam non ex calumnia erga me tua, ſed ex veritate firmaveris. Quantum ad experientiam hominis dico meam, in negotio iſto de menſa dominica, quoquo modo vixerit, non humiliter ſed ſuperbisſime docuit, quia, ad præferendum ſe mihi, contra ipſam veritatem, *corruptibile adhuc esſe Chriſti corpus*, dicere non exhorruit. Romæ ego affui: ſi humilitas in illo chriſtiana fuisſet, non me inauditum quaſi hæreticum condemnasſet, potius me primo juſtus in miſericordia corripuisſet atque increpasſet; ſi membrum eccleſiæ fuisſet, revera me audiens, ſi veritatis invenisſet inimicum, ad renunciandum errorem meum, ſub congruis judicibus, non cum gladiis et fuſtibus, ſed chriſtiana manſuetudine conſtitisſet„

Es kann gar wohl ſeyn, daß die heilloſe Aſſertion, corruptibile adhuc eſſe Chriſti corpus, dem Humbertus nicht bloß in der Hitze des Zankes entfahren war. Denn ob er es ſchon den Griechen ſehr hoch aufgemutzt hatte, daß ſie glaubten, der Genuß des Abendmahls breche das Faſten; als ob das geheiligte Brod gleich andern Speiſen zerſtöret, und in Nahrungstheile aufgelöſet werden könne: ſo hatte er es doch zu gleicher Zeit eben den Griechen als ein groſſes Verbrechen angerechnet, daß ſie mit den Brocken und Ueberbleibſeln des geheiligten Brodes ſo nachläßig und unehrerbietig umgiengen, ſie auf die Erde fallen lieſſen, mit Schweineborſten zuſammenfegten, wie gemeines Brod verzehrten, vergrüben, in Brunnen würffen; (*) als ob dadurch etwas mehr zerſtöret werden könnte, als bloſſes Brod. Bey den Griechen konnte beydes ſehr wohl mit einander beſtehen. Denn hierdurch ſelbſt gaben ſie deutlich genug zu erkennen, daß ſie im geringſten nicht das Brod für weſentlich in den Leib verwandelt hielten, daß nach ihrer Meynung Brod Brod bleibe, und daß nur mit einem gewiſſen Genuſſe deſſelben, ſich etwas höheres verbinde. Nicht dieſes Höhere, glaubten ſie, breche die Faſten; ſondern das damit verbundene

---

(*) *Humberti* Diſput. de Azymo et Fermentato apud *Baronium*, T. XI. p. 715.

dene Brod: nicht dieſes Höhere glaubten ſie zu vergraben und in Brunnen zu werffen; ſondern das Brod, welches auſſer jenem gewiſſen Genuſſe nichts weiter ſey, als Brod, unbrauchbares Brod. Uebertretene Folgen alſo aus einer Lehre, die ſie nicht annahmen, die ſie nicht kannten, legte ihnen **Humbertus** als Ketzereyen zur Laſt: und er ſelbſt ſcheint faſt geglaubt zu haben, daß das verwandelte Brod ſonſt überall, im Waſſer und in der Erde, zertrennet und zerſtöret werden könne, nur nicht in dem menſchlichen Körper.

Einem ſolchem Manne trug man es denn auf, für die geſammte Kirche zu ſprechen und zu ſchreiben! Welcher Widerſpruch hätte unſinnig genug ſeyn können, zu welchem er den **Berengarius** nicht mit Schwerd und Knüttel (gladiis et fustibus, wie dieſer mehr als einmal ſagt) eben ſo wohl gezwungen haben würde, wenn er ihn einmal für einen Lehrſatz ſeiner Kirche gehalten hätte? Auch pflegte er mit niemanden, über die abzufaſſende Formel, die geringſte Rückſprache; am wenigſtens mit dem **Berengarius** ſelbſt. Nach dem **Lanfrancus** ſollte es zwar ſcheinen; als ob dieſes allerdings geſchehen, indem er ihn mit ſo vieler Dreiſtigkeit fragt; cur ergo ſcriptum hoc magis adſcribitur Humberto Epiſcopo quam tibi, quam Nicolao Pontifici, quam ejus concilio,

quam denique omnibus Eccleſiis, quæ id cum debita reverentia ſusceperunt? (*) Aber Berengarius antwortet:

„Iuſtisſime id quidem; quia Humbertus auctor ſcripti erronei fuit, ego in corde errori non adſenſi. Manu quidem — — — — — — — (**) ſubſcripſi, verum vt de conſenſu ponunciarem meo, nullus exegit. Tantum timore præſentis jam mortis ſcriptum illud, absque vlla conſcientia mea jam factum, manibus accepi. Magis etiam Humberto quam Nicolao adſcribendum fuit, quia, etſi ambo cum cœcus coecum ducere debet, cadunt in foveam, minus tamen in ſequente cœco, quam in eo qui de ducatu cœcus præſumſit, fuerat culpa.„

Und an einem andern Orte:

„Quod dicis, infamare me ſolitum Nicolaum Papam, romanique Patres concilii, dum me ſolent de perjurio arguere amici, quaſi ipſi mei fuerint cauſa perjurii, quam verum dixeris, viderit tua profesſio, viderit eruditio. Nullus enim amicorum de eo

---

(*) Cap. II. Edit. *Dach.* p. 233.

(**) Hier fehlen einige Worte, die ich nicht heraus bringen können. Denn die Stelle iſt von der erſten Seite des Manuſcripts, die mehr als andere gelitten.

eo mecum quod ſcribat egit, nullus a me quod juraverim, vnde ſatis ſuperius ſum locutus, audivit: nullus me docuit. Solus Humbertus ille, inconvento et inaudito me, ſine mora et lima diligentioris ſecundum ſcripturas conſiderationis, quod voluit ſcripſit, nimiaque levitate Nicolaus ille, de cujus ineruditione et morum indignitate facile mihi erat non inſufficienter ſcribere — — quod diceret Humbertus approbavit.„

Ueber ſeine Schwachheit, daß er aus Furcht des Todes die Wahrheit verleugnet, drückt ſich **Berengarius** ſehr wohl aus; und was er darüber ſagt, iſt eben ſo rührend, als die Einrede des **Lanfrancus**.„ Nonne præſtabat, ſi veram fidem te habere putabas, vitam honeſtam morte finire, quam perjurium facere, perfidiam jurare, fidem abjurare? grauſam und höhniſch iſt. O infelix homo, o miſerrima anima, fährt **Lanfrancus** fort, cur te credere jurabas, quæ tantopere inter ſe diſſidere intelligebas? Warum? antwortet **Berengarius**, aus Furcht; aus einer Schwachheit, deren ich nicht Meiſter war: aber wenn ich darum ein unſeliger Menſch, eine verlorene Seele bin, ſo waren Aaron und Petrus eben ſo unſelige Menſchen, eben ſo verlorene Seelen; Aaron, der aus Furcht vor dem Murren des Volks, ihm einen Götzen machte; Petrus, der, aus Scheu vor einer Magd, ſeinen Meiſter verleugnete, von dem er kurz vorher ein ſo übermenſchliches Zeugniß abgelegt hatte. —— Ich erſpare Ihnen die Stelle ſelbſt, die Sie Zeit genug in dem Originale leſen werden.

Nur einen Augenblick ſtehen Sie noch mit mir ſtille, um den ganzen Weg, den wir zurückgelegt, auf einmal zu überſehen. Und ich denke, wir ſind eben auf eine Anhöhe gelangt, die uns die ungehindertſte Ausſicht nicht allein rückwerts, ſondern auch vorwerts gewähret. Hier liegen alle Krümmungen des genommenen und noch zu nehmenden Weges deutlich vor unſern Augen, und wir erkennen überall die Urſachen, warum er ſo, und nicht anders lauffen müſſen.

Ich meyne, das Räthſel, wie ſich **Berengarius** gegen ſo viele Kirchenverſammlungen verhärten können, wie er es wagen dürfen, immer wieder zu ſeiner entſagten Meynung zurück zu kehren, und wie es gekommen, daß die Kirche ſich gleichwohl gegen einen ſo hartnäckigen **Relapſen** ſo ſanft und nachſichtsvoll erwieſen, dieſes befremdende Räthſel iſt gelöſet.

Denn einmal haben wir geſehen, daß die Anzahl der gegen ihn gehaltenen Kirchenverſammlungen, und die Anzahl

ſelſeiner Wiederruffe und Abſchwörungen, bey weitem ſo groß nicht iſt, als ſie ausgegeben wird. Das Concilium zu Paris iſt ganz erlogen. Der Synodus zu Brione wird nicht viel beſſer ſeyn; wenigſtens iſt ſicherlich mit Zuziehung des **Berengarius** da nichts verhandelt worden. Die Concilia unter **Victor** dem **zweyten** fallen alle weg. Auf den Kirchenverſammlungen zu Rom und Vercelli, unter **Leo** dem **neunten**, ward er ungehöret und abweſend verdammet. Auf der zu Tours, die ſeinetwegen gar nicht angeſtellt war, ward nichts unterſucht, ward nichts von ihm abgeſchworen; ſondern er übergab da lediglich ſein Glaubensbekenntniß, und ließ ſich nur gefallen, mit einem Eide zu bekräftigen, daß ſolches Bekenntniß ſeine wahre, eigentliche Meynung enthalte: ſo daß, nach aller Strenge, dieſes Concilium nicht wider, ſondern für ihn iſt, indem man mit ſeinem Glauben zufrieden war, und nur die Bekräftigung verlangte, daß es ſein wahrer Glaube ſey. Folglich bleibt nichts übrig als das Concilium zu Rom unter **Nicolao** dem **zweyten**, von dem man ſagen könnte, daß es ihn ſeiner Ketzereyen überführt habe; von dem man ſagen könnte, daß es ihn hätte verbinden müſſen, weil er ſich ſeinen Ausſprüchen unterwarf. Aber wie unterwarf er ſich dieſen? Wie ſehr Recht hatte er, ſich noch immer für nichts weniger als ſachfällig zu halten, und nach

Niederlegung ſeiner Proteſtation, einen beſſer unterrichteten Pabſt, ein freyeres und würdigeres Concilium abzuwarten? Wie natürlich endlich war es, daß ein folgender Pabſt, der ſich durch das Zutrauen des **Berengarius** geſchmeichelt fühlte, der es erkannte, wie unrechtlich man mit ihm verfahren, ſeine Angelegenheit für unabgethan, ihn für unverdammt erklärte, indem er ſie aufs neue vornahm, und mit ihm den einzigen Weg einſchlug, gegen deſſen Rechtskräftigkeit er nichts einzuwenden haben könne, nehmlich den Weg der vorläuffigen Prüfung, deren man den Beklagten noch nie gewürdiget hatte?

Und wer war, zweytens, dieſer billigere, beſſere Pabſt? Kein anderer als **Gregorius der ſiebende**; als eben der **Hildebrand**, welcher von der Rechtgläubigkeit des **Berengarius** überzeugt war, (*) welcher (veritatis perſpicuitate cognita) den **Berengarius** überredet hatte, ſich getroſt mit ihm zu **Leo dem neunten** zu verfügen, der, ob er ihn ſchon ungehört, auf die einſeitige Klage ſeines Feindes, verdammt habe, dennoch nach mündlicher Vernehmung des andern Theiles, gewiß nicht ermangeln würde, dem Neide ſeiner ſtolzen, und dem Tumulte ſeiner abgeſchmackten Gegner ein

Ende

(*) S. oben Seite 147.

Ende zu machen. (*) Ohne Zweifel hatte dieſer **Hildebrand** zwar, als **Berengarius** nachher, in ähnlicher Hoffnung, ſich Nicolaus dem zweyten darſtellte, ihn, wie man es in der gemeinen Sprache auszudrücken pflegt, durchfallen laſſen: das iſt, er hatte ihn, und ſeine gute Sache, dem Widerſtande, den ſie fanden, aufgeopfert; er hatte, um nicht zugleich mit ihm unterzuliegen, ſich ſelbſt aus der Schlinge gezogen; unerachtet die Schlinge den Zurückgelaſſenen dadurch um ſo viel ſtärker zuſchnüren mußte. Aber es war doch auch, allem Anſehn nach, eben dieſer **Hildebrand** geweſen, welcher unter dem nachfolgenden Pabſte, **Alexander dem zweyten**, wiederum dem **Berengarius** ſo viel Nachſicht auswirkte, daß er ungeahndet ſeinen Wiederruf zurücknehmen, und ſich ſo frey und kühn gegen den vorigen Pabſt erklären durfte, welches alles **Alexander** weiter nicht rügte, als daß er ihn ganz freundſchaftlich ermahnte, von ſeiner Sekte abzulaſſen, und die heilige Kirche nicht weiter zu ärgern. (**) Denn **Hildebrand** war dieſes **Alexanders**

(*) Cujus autoritas ſuperborum invidiam, atque ineptorum tumultum compeſceret. Ebendaſ.

(**) Alexander, ſucceſsor Nicolai Papæ, literis Berengarium ſatis amice præmonuit, ut a ſecta ſua ceſsaret, nec amplius ſanctam eccleſiam ſcandalizaret. *Anonymus Chifletianus, apud Hard. Concil. T. VI. Par. I. pag.* 1015.

Kanzler, penes quod officium universæ Romanæ Ecclesiæ administratio vertebatur, wie **Fr. Pagi** gegen den **Cohellius** erwieſen hat. (*) Und als er nun ſelbſt Pabſt ward, dieſer **Hildebrand**, was hätte ihn hindern ſollen, einen Verſuch zu wagen, um der erkannten Wahrheit und ſeinem ungern verlaſſenen alten Freunde wieder aufzuhelfen? Dieſer Verſuch waren die Kirchenverſammlungen von 78 und 79 zu Rom, wo **Berengarius** ſelbſt zugegen war, und **Gregorius der ſiebende** alles für ihn that, was ſich nur immer ſicher thun ließ. Wenn er denn nun aber auch hier nicht durchdrang: ſo kennen Sie ſeine Geſchichte und ſeinen Charakter zu wohl, um leicht einzuſehen, warum er weder recht konnte, noch recht wollte. An Einſicht fehlte es ihm gewiß nicht: aber ein Mann von ſeinem Ehrgeize ſetzet die Wahrheit nur alsdenn mit aller Macht durch, wenn er ſein Anſehen und ſeine Gewalt mit ihr zugleich befeſtigen kann. Lauffen dieſe hingegen die geringſte Gefahr, ſo giebt er ſie auf: er herrſchte gern über erleuchtete Menſchen; aber ehe er denn lieber nicht herrſchte, mögen ſie ſo unerleuchtet bleiben, als ſie wollen. —— Gedenken Sie nur an die gefährliche Parthey des **Benno**, welche **Gregorius** wider ſich hatte, und wie hämiſch ihn dieſe auch dann noch, als er den **Berenga**-

---

(*) Brev. T. II. p. 388. Edit. Antwerp.

rengarius zu ſeinem letzten Bekenntniſſe vermocht hatte, als einen Anhänger deſſelben verſchrie. Lächerlich aber iſt es, wenn **Baronius** (*) daraus, daß er den **Berengarius** bey ſeiner Lehre nicht geſchützet, beweiſen will, daß ihm die Parthey des **Benno** auch in dieſem Stücke verleumdet habe. In dieſem Stücke, wie wir nun wiſſen, that ſie ihm gewiß nicht zu viel: und GOtt wolle nur, daß verſchiedene von ihren übrigen Beſchuldigungen weniger gegründet waren!

V.

Allerdings mußte die Beſchaffenheit der Lehre des **Berengarius** ſelbſt darzu kommen, daß er den Anfällen ſeiner Feinde ſo lange widerſtehen konnte. Sie mußte, dieſe Lehre, ſo irrgläubig und der Kirche ſo fremd nicht ſeyn; er und **Hildebrand**, und etwa noch **Euſebius Bruno**, mußten die einzigen nicht ſeyn, die ſich von ihr überzeugt hielten.

In wie weit dieſes, zum Theil, ſelbſt Gelehrte der Römiſchen Kirche neuerlich zugeſtanden, habe ich in dem erſten Briefe bereits berührt. (**) Wenn Sie aber wollen, mein

Freund

(*) Ad annum 1079. §. 3. T. XI.

(**) Seite 12. 13.

Freund, daß auch ich, nach Maaßgebung unſers Manuſcripts, mich etwas weiter darüber auslaſſen ſoll: ſo müſſen Sie mir erlauben, nur unter allgemeinen Benennungen davon zu ſprechen, und die Namen von Lutheranern und Reformirten ganz aus dem Spiele zu laſſen. Ich wünſchte, daß ich dieſes ſchon dort gethan hätte. Denn ich möchte den Argwohn nicht gern auf mich laden, daß ich die Lippen einer Wunde, die man ſo gern ſich ſchlieſſen ſähe, aufs neue klaffen zu machen geſucht, nachdem ſo viel würdige Männer beider Kirchen alles gethan haben, die Harſchung durch Heftpflaſter zu erzwingen; das iſt, ſich wenigſtens in Worten einander zu nähern, welches dem und jenem ſo trefflich gelingt, daß man das ganze Heftpflaſter nur für ein Schminkpfläſterchen halten ſollte.

Ich ſage alſo ſo; wenn es eine Kirche, oder Gemeinden einer Kirche giebt, welche die ſichtbaren Stücke des Abendmahls für bloſſe Zeichen erkennen, welche keinen andern Genuß darinn zugeben, als einen geiſtlichen, welchen dieſer geiſtliche Genuß weiter nichts, als eine Zurechnung im Glauben iſt: ſo können dieſe Kirche, dieſe Gemeinden, keinen Anſpruch auf die Beyſtimmung des **Berengarius** machen. Denn **Berengarius** lehrte und bekannte eine wahre, weſentliche Gegenwart des Leibes und Blutes: und es würde ſehr unbillig und grauſam ſeyn, wenn man bey ihm einzelne Theile der Ausführung, zufällige Erläuterungen, nicht nach dem ausdrücklichen Bekenntniſſe, ſondern dieſes nach jenen verſtehen und beurtheilen, und aus etwaniger Zweydeutigkeit jener ſchlieſſen wollte, daß er etwas anders mit dem Munde bekannt, und etwas anders im Herzen geglaubt habe.

Ich ſetze hierbey als bekannt voraus, was ein zeitverwandter Gegner des **Berengarius**, der die Anhänger deſſelben tief und genau ausgehohlt zu haben verſichert, ihm aus dem Munde dieſer Anhänger für ein Zeugniß ertheilet hat. So ſchreibt nehmlich **Guitmundus**: (*) Berengariani omnes quidem in hoc conveniunt, quia panis et vinum esſentialiter non mutantur: ſed vt extorquere a quibusdam potui, multum in hoc differunt, quod alii nihil omnino de corpore et ſanguine Domini ſacramentis iſtis inesſe, ſed tantummodo vmbras hæc et figuras esſe dicunt. Alii vero rectis Eccleſiæ rationibus cedentes, nec tamen a ſtultitia recedentes, vt quaſi nobiscum aliquo modo esſe videantur, dicunt ibi corpus et ſanguinem Domini revera ſed latenter contineri, et ut ſumi posſint quodam modo (vt ita dixerim) impanari. Et hanc ipſius Berengarii ſubtiliorem esſe ſententiam ajunt. Dieſe letzten Worte ſind ſo entſchei-

---

(*) De Sacramento lib. I. p. 32. Edit. *Vlimmerianae.*

dend, daß der Katholik **Plimmer**, welcher den **Guitmundus** 1561 wieder herausgab, nicht umhin konnte in einer Randgloſſe hinzuzuſetzen: Hanc ſententiam videtur ſequi Lutherus. Nun iſt es zwar eben ſo falſch, daß Luthern der eigentliche Begriff der Impanation zur Laſt zu legen, als gewiß es mir iſt, daß ſich **Berengarius** deſſelben nicht ſchuldig gemacht. Aber aus **Plimmers** Wahne erhellet doch immer ſo viel, daß er beide einerley zu lehren, beide von Leugnung der wirklichen Gegenwart gleich weit entfernt zu ſeyn, geglaubt hat; ſo wie es, nach den Worten des **Guitmundus**, ein jeder glauben muß.

Desgleichen ſetze ich alles voraus, was bereits **Mabillon**, und nach ihm **Martene** und **Durand**, aus den Schriften des **Berengarius** ſelbſt, ſo viel ſie deren brauchen können, über die wahre Meynung deſſelben geſagt haben, welches ich für eben ſo unwiderleglich, als noch bis itzt unwiderlegt halte; wie es denn auch durch unſer Manuſcript, Stück vor Stück, auf das vollkommenſte beſtätiget wird. Bloß diejenige Folgerung des **Martene** und **Durand**, gegen welche **Clericus** eine ziemlich blendende Einwendung gemacht hat, will ich mitnehmen, um von da aus weiter in die Materie zu gehen.

Es waren folgende Worte des **Berengarius**, aus ſeiner Nachricht von dem letzten wider ihm gehaltenen Concilio unter **Gregorius** dem **neunten**, „Quod ſcripſerunt de impropriętate naturæ et veritate ſubſtantiæ, contra me non ſcripſerunt: ego ita habebam, panem et vinum ſacrata in altari eſſe non alius cujusdam, ſed proprium Chriſti corpus: non fantaſticum, ſicut Manichæi, ſed verum et humanum:„ (*) —— Dieſe Worte, ſage ich, waren es, welche die Herausgeber gedachter Nachricht, **Martene** und **Durand**, vorzüglich vor allen andern, mit der Anmerkung begleiten zu müſſen glaubten, daß aus ihnen erhelle, **Berengarius** habe bloß die Transſubſtantiation, keinesweges aber die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle, geleugnet. Nun will ich itzt nicht unterſuchen, ob ſie nicht paſſendere Worte zu einer ſolchen Anmerkung hätten finden können: ſondern ich will bloß, was **Clericus** dagegen erinnert hat, erwägen. (**) „**Berengarius**, ſagt dieſer reformirte Ge„lehrte, hat ſeine Leſer mit der Zweydeutigkeit des Wortes „wahr zum Beſten: er will aber weiter nichts ſagen, als „daß das Brod und der Wein in dem Abendmahle nicht „Zeichen eines eingebildeten Körpers, ſondern Zeichen eines

„wah-

(*) Theſauri novi Anecdot. T. IV. p. 107.

(**) Bibl. anc. & moderne T. XV. p. 306.

„wahren menſchlichen Körpers wären. Hier iſt nichts, „was nicht diejenigen, welche die wirkliche Gegenwart leugnen, nicht eben ſowohl ſagen könnten, ja was ſie nicht ſogar ſagen müſſen. Das geheiligte Brod, und der geheiligte Wein ſind die Zeichen eines wahren Körpers, der „aber nicht anders gegenwärtig iſt, als durch den Glauben derer, die ſie genieſſen.„

Wahrlich, das nenne ich, einem auf den Kopf etwas zu ſagen! Wie? weil gewiſſe Leute gewiſſe Worte, zu Folge eines gewiſſen ſtillen Vorbehalts, ſo und ſo verſtehen können: ſo muß jeder, der dieſe Worte braucht, ſie eben ſo verſtanden haben? Ich ſollte meynen, von dem man dieſes verſichern will, von dem müßte man vorher erwieſen haben, daß ihm ein ſolcher ſtiller Vorbehalt bekannt und geläuffig geweſen. Und wie hätte **Clericus** es anfangen wollen, das von dem **Berengarius** zu erweiſen? Wo hat **Berengarius** jemals ſich merken laſſen, daß ihm das Wort ſeyn ſo viel heiſſe als bedeuten? Es iſt wahr, auch er nennet das Brod und den Wein Zeichen: nehmlich, in ſo fern ſie das Sichtbare ſind, unter welchem und mit welchem wir das Unſichtbare wirklich zu erhalten glauben. Aber iſt das der Sinn, den **Clericus** mit dem Worte Zeichen verband? Gewiß nicht; ihm hieß ein Zeichen nichts als ein Ding, woran man ſich eines andern Dinges erinnern kann, ohne daß man darum, indem man jenes beſitzt oder überkömmt, auch nothwendig dieſes beſitzen oder überkommen muß.

Wenn die Gegner des **Berengarius** ihn auf den Zahn fühlen wollten, ob er nicht bloß aus dem Vorurtheile des Manichäiſchen Irrthums, daß der Leib Chriſti ein leeres Blendwerk geweſen, die weſentliche Verwandlung des Brodes leugne: wie konnte er anders, als in den angeführten Worten dagegen proteſtiren? Aber konnte er in dem Antimanichäiſchen Verſtande den Leib Chriſti nicht einen wahren Leib nennen, und doch auch glauben, daß dieſer wahre Leib auf eine eben ſo wahre Art in dem Abendmahle empfangen werde? Allerdings konnte er das zugleich glauben, und glaubte es wirklich zugleich. Zum Beweiſe berufe ich mich auf die Stelle, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe von dem Concilio zu Tours angeführt habe. Was er hier durch, panem et vinum ſacrata in altari eſſe *verum* et humanum Chriſti corpus ausdrücket, das hat er dort (*) durch, panem atque vinum altaris poſt conſecrationem Chriſti eſſe *revera* corpus et ſanguinem ausgedrückt. Daß aber revera, als ein Adverbium, zu eſſe gehöret, und nicht zu corpus, wer

---

(*) Seite 148.

kann das leugnen? Und wer muß nicht zugeben, daß folglich ſein vollſtändiges Glaubensbekenntniß, wenn er Chicanen hätte vorherſehen können, die man ihm nach ſieben hundert Jahren machen dürfte, beide Ausdrücke verbinden und ſonach „panem et vinum altaris poſt conſecrationem eſſe *revera verum* corpus et ſanguinem Chriſti,, lauten würde? Oder könnte auch das ſodann weiter nichts heiſſen, als daß Brod und Wein **wirkliche Zeichen** eines **wirklichen** menſchlichen Leibes wären? Denn es gibt ja wohl auch **verblühmte** Zeichen!

Ich bin verſichert, mein Freund, daß unſer Manuſcript dergleichen bis in das Unendliche lauffenden Vermuthungen ziemlich Schranken ſetzen wird. Denn da ſeine vornehmſte, einzige Abſicht dahin gehet, die von dem **Humbertus** aufgeſetzte Formel, zu welcher ſich **Berengarius** unter **Nicolao dem zweyten**, bekennen müſſen, gegen die Rechtfertigungen des **Lanfrancus**, in allen Stücken aufs neue zu beſtreiten und zu widerlegen; dieſe Formel aber beides, ſo wohl die Lehre, welche **Berengarius** abſchwören, als auch die Lehre, welche er beſchwören müſſen, enthält: ſo werden Sie, in Anſehung erſtrer, welche **Humbertus** in die Worte gefaßt hatte, panem et vinum, quæ in altari ponuntur, poſt conſecrationem ſolummodo ſacramentum, et non verum corpus et ſanguinem Chriſti eſſe, ſo deutliche, ſo feyerliche, ſo oft wiederhohlte Erklärungen finden, wie dieſes die Meynung des Verfaſſers ſchlechterdings nicht ſey, und nie geweſen ſey, daß er der größte, ſchimpflichſte Heuchler von der Welt ſeyn müſſen, wenn er dem ohngeachtet bey dem, was er für ſeine wahre Meynung ausgiebt, nichts mehr gedacht hätte, als was ſich bey der Lehre von den bloſſen Zeichen denken läßt.

Hingegen werden Sie in Anſehung derjenigen Lehre, zu welcher er ſich gezwungen bekennen mußte, nichts anders als ſolche Gründe und Einwürfe von ihm gebraucht finden, die ſchlechterdings nur wider die Transſubſtantiation, und keinesweges gegen die wirkliche Gegenwart überhaupt, zu brauchen ſtehen. Er iſt weit entfernt, ſeinen Gegnern im geringſten ſtreitig zu machen, daß in Kraft der Conſecration eine wunderbare Veränderung mit dem Brode und dem Weine vorgehe; wovon die, ſo viel ich verſtehe, doch wohl nichts zu ſagen haben können, welche Brod und Wein für bloſſe Zeichen erkennen. Er ſtreitet einzig und allein über die Art und Weiſe dieſer Veränderung; und behauptet, daß die, welche Paſchaſius zuerſt gelehret, ſo unmöglich, ſo abgeſchmackt ſey, daß ſich ohne offenbar wider einander lauffende Worte auch nicht einmal davon ſprechen laſſe. Von dieſer nur, welcher im Grunde der Name **Veränderung** gar nicht zukomme, indem ſie auf der einen Seite eine wahre Vernichtung, und auf der andern eine neue Entſtehung ſey, ſagt er, daß ſie weder in der Schrift, noch in den Vätern, den geringſten Grund habe.

„Da de Propheta, de Apoſtolo, de Evangeliſta locum aliquem, unde manifeſtisſimum ſit, ita debere ſentiri de ſacrificio populi chriſtiani, vt non in eo ſibi conſtet ſubjectum panis. Fac manifeſtum, verba iſta tua, *non remanere panem et vinum in priſtinis esſentiis;* et ſi panem videat, qui communicat menſæ dominicæ, non tamen, quod panem ſenſualem videat, ſibi fidem debere habere, miraculo id attribuendum esſe, et ratum habeatur quicquid tibi videbitur contra veritatem afferre. Nec putet qui iſta legerit, afferre me, non fieri panem corpus Chriſti de pane per conſecrationem in altari: fit plane de pane corpus Chriſti, ſed ipſe panis, non ſecundum corruptionem ſubjecti, panis, inquam, qui poteſt incipere esſe quod non erat, fit corpus Chriſti; ſed non generatione ipſius corporis, quia corpus Chriſti ſemel ante tot tempora generatum generari ultra non poterit; fit inquam panis quod ante conſecrationem numquam fuerat de pane, vel de eo, quod ante fuerat commune quoddam, beatificum corpus Chriſti, ſed non vt corpus Chriſti eſſe nunc incipiat per generationem ſui, quia ante tot tempora beata conſtans immortalitate, non poteſt corpus illud etiam nunc eſſe incipere.„

Daher denn die häuffigen Klagen des **Berengarius**, daß es nur, um ihn verhaßt zu machen, geſchehe, wenn **Lanfrancus** von ihm ſage, daß er überhaupt von keiner Verwandelung des Brodes und Weines, überhaupt von keiner weſentlichen Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle wiſſen wolle, weil er dieſe einzige Art derſelben ihm nicht zugeſtehe.

„Quod de converſione panis et vini in verum Chriſti corpus et ſanguinem opportuniori ſcribis reſervare loco, ego interim dico: panem et vinum per conſecrationem converti in altari in verum Chriſti corpus et ſanguinem, non mea, non tua, ſed evangelica apoſtolicaque ſimul authenticarum ſcripturarum, quibus contra ire fas non ſit, eſt ſententia, niſi contra ſanitatem verborum iſtorum ſiniſtra aliquid interpretatione inſiſtas. Quod ſi facis non ſolum te, ſed et angelum de cœlo vulgo deputare non dubitem. Dum dicis converti in veram Chriſti carnem et ſanguinem, quam diceres converſionem, eſt enim multiplex et vera converſio, minime asſignaſti. Dicens autem tuam esſe tuorumque ſententiam hanc, quaſi non ſit mea, ſed potius putem vecordium esſe ſententiam eam, panem et vinum altaris converti in veram Chriſti carnem et ſanguinem, quantum poteſt ſcriptum tuum mihi invidiam comparat.„

Aber wann würde ich aufhören können, falls ich ſo fortfahren wollte, Ihnen die Stellen ſelbſt abzuſchreiben? Und wie viele würde ich Gefahr laufen, Ihnen ganz vergeblich abzuſchreiben? In einigen würden Sie die Stärke vermiſſen, die ſie für mich in dem Zuſammenhange gehabt; andere würden Ihnen nichts, als Wiederhohlungen zu ſeyn ſcheinen: und endlich hätte doch wohl keine den Punkt getroffen, auf den es nach Ihrer Meynung eigentlich ankäme. Wir müſſen uns ſelbſt erſt hierüber mündlich erklären: und mündlich, das Manuſcript in der Hand, denke ich allen Schwierigkeiten begegnen zu können, die ſich der denkende Kopf gerade gegen das am liebſten macht, was er wahr zu ſeyn, am meiſten wünſchet.

Auf einige Fragen indeß, die mir einmal über das andere beygefallen, ſo oft ich mir von den Sakramentariſchen Streitigkeiten überhaupt einen Begrif machen wollen, möchte ich Sie wohl erſuchen, ſich im voraus gefaßt zu halten. Nur fürchten Sie nicht, daß dieſe Fragen dogmatiſchen Inhalts ſeyn werden. Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen; und am wenigſten wird mir es einfallen, die Hand nach der ſchwankenden Lade des Bundes auszuſtrecken. Meine Fragen betreffen einzig die Geſchichte des Dogma; höchſtens ein Vorurtheil, welches aus dieſer Geſchichte ſich für die eine oder die andere Meynung ergeben dürfte.

Nehmlich: wenn die Lehre der bloſſen Zeichen die älteſte, erſte, urſprüngliche Lehre geweſen wäre, wäre es wohl möglich, daß auf einmal die Lehre der Transſubſtantiation daraus hätte entſtehen können? Würde hier nicht ein gewaltiger Sprung ſeyn, dergleichen doch der menſchliche Verſtand nie, ſelbſt nicht in ſeinen Abweichungen von der Wahrheit, begehet? Um dieſen Sprung nicht annehmen zu dürfen, würde man nicht von ſelbſt auf eine dritte Lehre kommen müſſen, durch welche der Uebergang von jener erſten auf jene zweyte erfolgt wäre? Und welche dritte Lehre könnte dieſes ſeyn, als die Lehre von den prägnanten Zeichen, wie ich ſie der Kürze wegen nennen will?

Wäre nun aber, frage ich weiter, dieſe dritte Lehre ſchon vor Alters, ſchon vor der Lehre der Transſubſtantiation, vorhanden geweſen, ſo wie ſie itzt wirklich vorhanden iſt; wäre ſonach die ganze Progreſſion dieſe, daß man erſt bloſſe Zeichen, hernach prägnante Zeichen und endlich, in das Ding ſelbſt verwandelte Zeichen geglaubt hätte: wie wäre es immer gekommen, daß nur über die letzte Fortſchreitung, von den prägnanten Zeichen auf in das Ding ſelbſt verwandelte Zeichen, ſo viele Streitigkeiten und Unruhen in der Kirche entſtanden wären? Wie wäre es gekommen, daß die erſte Fortſchreitung von den bloſſen Zeichen zu prägnanten Zeichen, dagegen ſo ruhig abgelauffen, ſo ganz und gar keinen Widerſpruch gefunden hätte, da ſie doch den Grund zu jener gelegt, und in der That weit kühner als jene iſt, weit anſtößiger als jene hätte ſeyn müſſen? Oder ſind Ihnen Streitigkeiten über dieſe erſte Fortſchreitung in den ältern Zeiten bekannt?

Mir nicht; und ſo frage ich, bis Sie mir dergleichen nennen, endlich auf mein Ziel los. Sind keine Streitigkeiten darüber entſtanden, was iſt wahrſcheinlicher, als daß keine entſtehen können? Und wie haben keine entſtehen können? Wie anders, als daß die Fortſchreitung ſelbſt nicht Statt gehabt? Wie anders, als daß es nicht wahr iſt, daß man, anſtatt der bloſſen Zeichen, prägnante Zeichen einſchleichen laſſen, ſondern daß, nicht die Lehre der bloſſen, ſondern die Lehre der prägnanten Zeichen, die erſte urſprüngliche Lehre geweſen?

Ich weiß nicht, ob Sie mich recht verſtehen; ich weiß nicht, ob ich nicht etwas frage, worauf man ſchon längſt geantwortet hat: aber ich weiß, daß daraus wenigſtens ein Geſpräch unter uns werden kann, und daß ich mich auf jedes Geſpräch mit Ihnen freue. Leben Sie wohl.

Druckfehler:

Seite 22.	Zeile 3	für Tour	iſt zu leſen	Tours
—— 32.	— 5	- alteris	——	altaris
—— 43.	— 13	- Bruno	——	Bruno
—— 87.	— 14	- ut	——	et
—— 90.	— 6	- Reden	——	Rede
—— 168.	— 6	- ponunciarem	—	pronunciarem.

Trauerſpiele

von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Miß Sara Sampſon.
Philotas.
Emilia Galotti.

Berlin,
bey Chriſtian Friedrich Voß, 1772.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Miß
Sara Sampſon.

Ein
Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen:

Sir William Sampſon.

Miß Sara. Deſſen Tochter.

Mellefont.

Marwood. Mellefonts alte Geliebte.

Arabella. Ein junges Kind, der Marwood Tochter.

Waitwell. Ein alter Diener des Sampſon.

Norton. Bedienter des Mellefont.

Betty. Mädchen der Sara.

Hannah. Mädchen der Marwood.

Der Gaſtwirth und einige Nebenperſonen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz iſt ein Saal im Gaſthofe.

Sir William Sampſon und Waitwell treten in Reiſekleidern herein.

Sir William.

Hier meine Tochter? Hier in dieſem elenden Wirthshauſe?

Waitwell. Ohne Zweifel hat Mellefont mit Fleiß das allerelendeſte im ganzen Städtchen zu ſeinem Aufenthalte gewählt. Böſe Leute ſuchen immer das Dunkle, weil ſie böſe Leute ſind. Aber was hilft es ihnen, wenn ſie ſich auch vor der ganzen Welt verbergen könnten? Das Gewiſſen iſt doch mehr, als eine ganze uns verklagende Welt. — Ach, Sie weinen ſchon wieder, ſchon wieder, Sir! — Sir!

Sir William. Laß mich weinen, alter ehrlicher Diener. Oder verdient ſie etwa meine Thränen nicht?

Waitwell. Ach! ſie verdient ſie, und wenn es blutige Thränen wären.

Sir William. Nun ſo laß mich.

Waitwell. Das beſte, ſchönſte, unſchuldigſte Kind, das unter der Sonne gelebt hat, das muß ſo verführt werden! Ach Sarchen! Sarchen! Ich habe dich aufwachſen ſehen; hundertmal habe ich dich als ein Kind auf dieſen meinen Armen gehabt; auf dieſen meinen Armen habe ich dein Lächeln, dein Lallen bewundert. Aus jeder kindiſchen Miene ſtralte die Morgenröthe eines Verſtandes, einer Leutſeligkeit, einer — —

Sir William. O ſchweig! Zerfleiſcht nicht das Gegenwärtige mein Herz ſchon genug? Willſt du meine Martern durch die Erinnerung an vergangne Glückſeligkeiten noch hölliſcher machen? Aendre deine Sprache, wenn du mir einen Dienſt thun willſt. Tadle mich; mache mir aus meiner Zärtlichkeit ein Verbrechen; vergrößre das Vergehen meiner Tochter; erfülle mich, wenn du kannſt, mit Abſcheu gegen ſie; entflamme aufs neue meine Rache gegen ihren verfluchten Verführer; ſage, daß Sara nie tugendhaft geweſen, weil ſie ſo leicht aufgehört hat es zu ſeyn; ſage, daß ſie mich nie geliebt, weil ſie mich heimlich verlaſſen hat.

Waitwell. Sagte ich das, ſo würde ich eine Lüge ſagen; eine unverſchämte böſe Lüge. Sie könnte mir auf dem Todbette wieder einfallen, und ich alter Böſewicht müßte in Verzweiflung ſterben. — Nein, Sarchen hat ihren Vater geliebt, und gewiß! gewiß! ſie liebt ihn noch. Wenn Sie nur davon überzeugt ſeyn wollen, Sir, ſo ſehe ich ſie heute noch wieder in Ihren Armen.

Sir William. Ja, Waitwell, nur davon verlange ich überzeugt zu ſeyn. Ich kann ſie länger nicht entbehren; ſie iſt die Stütze meines Alters, und wenn ſie nicht den traurigen Reſt meines Lebens verſüßen hilft, wer ſoll es denn thun? Wenn ſie mich noch liebt, ſo iſt ihr Fehler vergeſſen. Es war der Fehler eines zärtlichen Mädchens,

chens, und ihre Flucht war die Wirkung ihrer Reue. Solche Vergehungen ſind beſſer, als erzwungene Tugenden — Doch ich fühle es, Waitwell, ich fühle es; wenn dieſe Vergehungen auch wahre Verbrechen, wenn es auch vorſetzliche Laſter wären: ach! ich würde ihr doch vergeben. Ich würde doch lieber von einer laſterhaften Tochter, als von keiner, geliebt ſeyn wollen.

Waitwell. Trocknen Sie Ihre Thränen ab, lieber Sir! Ich höre jemanden kommen. Es wird der Wirth ſeyn, uns zu empfangen.

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Sir William Sampſon.
Waitwell.

Der Wirth. So früh, meine Herren, ſo früh? Willkommen! willkommen Waitwell! Ihr ſeyd ohne Zweifel die Nacht gefahren? Iſt das der Herr, von dem du geſtern mit mir geſprochen haſt?

Waitwell. Ja, er iſt es, und ich hoffe, daß du abgeredeter Maßen — —

Der Wirth. Gnädiger Herr, ich bin ganz zu Ihren Dienſten. Was liegt mir daran, ob ich es weiß, oder nicht, was Sie für eine Urſache hierher führt, und warum Sie bey mir im Verborgnen ſeyn wollen? Ein Wirth nimmt ſein Geld, und läßt ſeine Gäſte machen, was ihnen gut dünkt. Waitwell hat mir zwar geſagt, daß Sie den fremden Herrn, der ſich ſeit einigen Wochen mit ſeinem jungen Weibchen bey mir aufhält, ein wenig beobachten wollen. Aber ich hoffe, daß Sie ihm keinen Verdruß verurſachen werden. Sie würden mein Haus in einen übeln Ruff bringen, und gewiſſe Leute würden ſich ſcheuen, bey mir abzutreten. Unſer einer muß von allen Sorten Menſchen leben. — —

Sir William. Beſorget nichts; führt mich nur in das Zimmer, das Waitwell für mich beſtellt hat. Ich komme aus rechtſchaffnen Abſichten hierher.

Der Wirth. Ich mag Ihre Geheimniſſe nicht wiſſen, gnädiger Herr! Die Neugierde iſt mein Fehler gar nicht. Ich hätte es, zum Exempel, längſt erfahren können, wer der fremde Herr iſt, auf den Sie Acht geben wollen; aber ich mag nicht. So viel habe ich wohl herausgebracht, daß er mit dem Frauenzimmer muß durchgegangen ſeyn. Das gute Weibchen, oder was ſie iſt! ſie bleibt den ganzen Tag in ihrer Stube eingeſchloſſen und weint.

Sir William. Und weint?

Der Wirth. Ja, und weint — — Aber, gnädiger Herr, warum weinen Sie? Das Frauenzimmer muß Ihnen ſehr nahe gehen. Sie ſind doch wohl nicht — —

Waitwell. Halt ihn nicht länger auf.

Der Wirth. Kommen Sie. Nur eine Wand wird Sie von dem Frauenzimmer trennen, das Ihnen ſo nahe geht, und die vielleicht — —

Waitwell. Du willſt es alſo mit aller Gewalt wiſſen, wer — —

Der Wirth. Nein, Waitwell, ich mag nichts wiſſen.

Waitwell. Nun ſo mache, und bringe uns an den gehörigen Ort, ehe noch das ganze Haus wach wird.

Der Wirth. Wollen Sie mir alſo folgen, gnädiger Herr? (geht ab.)

Dritter

Dritter Auftritt.

Der mittlere Vorhang wird aufgezogen.
Mellefonts Zimmer.

Mellefont und hernach ſein Bedienter.

Mellefont. (unangekleidet in einem Lehnſtuhle.) Wieder eine Nacht, die ich auf der Folter nicht grauſamer hätte zubringen können! — Norton! — Ich muß nur machen, daß ich Geſichter zu ſehen bekomme. Bliebe ich mit meinen Gedanken länger allein: ſie möchten mich zu weit führen. — He, Norton! Er ſchläft noch. Aber bin ich nicht grauſam, daß ich den armen Teufel nicht ſchlafen laſſe? Wie glücklich iſt er! — Doch ich will nicht, daß ein Menſch um mich glücklich ſey. — Norton!

Norton. (kommend) Mein Herr!

Mellefont. Kleide mich an! — O mache mir keine ſauern Geſichter! Wenn ich werde länger ſchlafen können, ſo erlaube ich dir, daß du auch länger ſchlafen darfſt. Wenn du von deiner Schuldigkeit nichts wiſſen willſt, ſo habe wenigſtens Mitleiden mit mir.

Norton. Mitleiden, mein Herr? Mitleiden mit Ihnen? Ich weiß beſſer, wo das Mitleiden hingehört.

Mellefont. Und wohin denn?

Norton. Ah, laſſen Sie ſich ankleiden, und fragen Sie mich nichts.

Mellefont. Henker! So ſollen auch deine Verweiſe mit meinem Gewiſſen aufwachen? Ich verſtehe dich; ich weiß es, wer dein Mitleiden erſchöpft. — Doch, ich laſſe ihr und mir Gerechtigkeit wiederfahren. Ganz recht; habe kein Mitleiden mit mir. Verfluche mich in deinem Herzen, aber — verfluche auch dich.

Norton. Auch mich?

Mellefont. Ja; weil du einem Elenden dienſt, den die Erde nicht tragen ſollte, und weil du dich ſeiner Verbrechen mit theilhaft gemacht haſt.

Norton. Ich mich Ihrer Verbrechen theilhaft gemacht? durch was?

Mellefont. Dadurch, daß du dazu geſchwiegen.

Norton. Vortrefflich! in der Hitze Ihrer Leidenſchaften, würde mir ein Wort den Hals gekoſtet haben. — Und dazu, als ich Sie kennen lernte, fand ich Sie nicht ſchon ſo arg, daß alle Hoffnung zur Beßrung vergebens war? Was für ein Leben habe ich Sie nicht, von dem erſten Augenblicke an, führen ſehen! In der nichtswürdigſten Geſellſchaft von Spielern und Landſtreichern — ich nenne ſie, was ſie waren und kehre mich an ihre Titel, Ritter und dergleichen, nicht — in ſolcher Geſellſchaft brachten Sie ein Vermögen durch, das Ihnen den Weg zu den größten Ehrenſtellen hätte bahnen können. Und Ihr ſtrafbarer Umgang mit allen Arten von Weibsbildern, beſonders der böſen Marwood — —

Mellefont. Setze mich, ſetze mich wieder in dieſe Lebensart: ſie war Tugend in Vergleich meiner itzigen. Ich verthat mein Vermögen; gut. Die Strafe kömmt nach, und ich werde alles, was der Mangel hartes und erniedrigendes hat, zeitig genug empfinden. Ich beſuchte laſterhafte Weibsbilder; laß es ſeyn. Ich ward öfter verführt, als ich verführte; und die ich ſelbſt verführte,

führte, wollten verführt ſeyn. — Aber — ich hatte noch keine verwahrloſete Tugend auf meiner Seele. Ich hatte noch keine Unſchuld in ein unabſehliches Unglück geſtürzt. Ich hatte noch keine Sara aus dem Hauſe eines geliebten Vaters entwendet, und ſie gezwungen, einem Nichtswürdigen zu folgen, der auf keine Weiſe mehr ſein eigen war. Ich hatte — Wer kömmt ſchon ſo früh zu mir?

Vierter Auftritt.

Betty. Mellefont. Norton.

Norton. Es iſt Betty.

Mellefont. Schon auf, Betty? Was macht dein Fräulein?

Betty. Was macht ſie? (ſchluchzend) Es war ſchon lange nach Mitternacht, da ich ſie endlich bewegte, zur Ruhe zu gehen. Sie ſchlief einige Augenblicke, aber Gott! Gott! was muß das für ein Schlaf geweſen ſeyn! Plötzlich fuhr ſie in die Höhe, ſprang auf, und fiel mir als eine Unglückliche in die Arme, die von einem Mörder verfolgt wird. Sie zitterte, und ein kalter Schweiß floß ihr über das erblaßte Geſicht. Ich wandte alles an, ſie zu beruhigen, aber ſie hat mir bis an den Morgen nur mit ſtummen Thränen geantwortet. Endlich hat ſie mich einmal über das andre an Ihre Thüre geſchickt, zu hören, ob Sie ſchon auf wären. Sie will Sie ſprechen. Sie allein können ſie tröſten. Thun Sie es doch, liebſter gnädiger Herr, thun Sie es doch. Das Herz muß mir ſpringen, wenn ſie ſich ſo zu ängſtigen fortfährt.

Mellefont. Geh, Betty, ſage ihr, daß ich den Augenblick bey ihr ſeyn wolle — —

Betty. Nein, ſie will ſelbſt zu Ihnen kommen.

Mellefont. Nun ſo ſage ihr, daß ich ſie erwarte — Ach! — —

(Betty geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Norton. Gott, die arme Miß!

Mellefont. Weſſen Gefühl willſt du durch deine Ausruffung rege machen? Sieh, da läuft die erſte Thräne, die ich ſeit meiner Kindheit geweinet, die Wange herunter! — Eine ſchlechte Vorbereitung, eine troſtſuchende Betrübte zu empfangen. Warum ſucht ſie ihn auch bey mir? — Doch wo ſoll ſie ihn ſonſt ſuchen? — Ich muß mich faſſen. (indem er ſich die Augen abtrocknet.) Wo iſt die alte Standhaftigkeit, mit der ich ein ſchönes Auge konnte weinen ſehen? Wo iſt die Gabe der Verſtellung hin, durch die ich ſeyn und ſagen konnte, was ich wollte? — Nun wird Sie kommen, und wird unwiderſtehliche Thränen weinen. Verwirrt, beſchämt werde ich vor ihr ſtehen; als ein verurtheilter Sünder werde ich vor ihr ſtehen. Rathe mir doch, was ſoll ich thun? was ſoll ich ſagen?

Norton. Sie ſollen thun, was ſie verlangen wird.

Mellefont. So werde ich eine neue Grauſamkeit an ihr begehen. Mit Unrecht tadelt ſie die Verzögerung einer Ceremonie, die itzt ohne unſer äußerſtes Verderben in dem Königreiche nicht vollzogen werden kann.

Norten.

Norton. So machen Sie denn, daß Sie es verlaſſen. Warum zaudern wir? Warum vergeht ein Tag, warum vergeht eine Woche nach der andern? Tragen Sie mir es doch auf. Sie ſollen morgen ſicher eingeſchifft ſeyn. Vielleicht, daß ihr der Kummer nicht ganz über das Meer folgt; daß ſie einen Theil deſſelben zurückläßt, und in einem andern Lande — —

Mellefont. Alles das hoffe ich ſelbſt — Still, ſie kömmt. Wie ſchlägt mir das Herz — —

Sechſter Auftritt.

Sara. Mellefont. Norton.

Mellefont. (indem er ihr entgegen geht) Sie haben eine unruhige Nacht gehabt, liebſte Miß — —

Sara. Ach, Mellefont, wenn es nichts als eine unruhige Nacht wäre — —

Mellefont. (zum Bedienten) Verlaß uns!

Norton. (im abgehen) Ich wollte auch nicht da bleiben, und wenn mir gleich jeder Augenblick mit Golde bezahlt würde.

Siebenter Auftritt.

Sara. Mellefont.

Mellefont. Sie ſind ſchwach, liebſte Miß. Sie müſſen ſich ſetzen.

Sara. (ſie ſetzt ſich) Ich beunruhige Sie ſehr früh; und werden Sie mir es vergeben, daß ich meine Klagen wieder mit dem Morgen anfange?

Mellefont. Theuerſte Miß, Sie wollen ſagen, daß Sie mir es nicht vergeben können, weil ſchon wieder ein Morgen erſchienen iſt, ohne daß ich Ihren Klagen ein Ende gemacht habe.

Sara. Was ſollte ich Ihnen nicht vergeben? Sie wiſſen, was ich Ihnen bereits vergeben habe. Aber die neunte Woche, Mellefont, die neunte Woche fängt heut an, und dieſes elende Haus ſieht mich noch immer auf eben dem Fuße, als den erſten Tag.

Mellefont. So zweifeln Sie an meiner Liebe?

Sara. Ich, an Ihrer Liebe zweifeln? Nein, ich fühle mein Unglück zu ſehr, zu ſehr, als daß ich mir ſelbſt dieſe letzte einzige Verſüßung deſſelben rauben ſollte.

Mellefont. Wie kann alſo meine Miß über die Verſchiebung einer Ceremonie unruhig ſeyn?

Sara. Ach, Mellefont, warum muß ich einen andern Begriff von dieſer Ceremonie haben? — Geben Sie doch immer der weiblichen Denkungsart etwas nach. Ich ſtelle mir vor, daß eine nähere Einwilligung des Himmels darinn liegt. Umſonſt habe ich es, nur wieder erſt den geſtrigen langen Abend, verſucht, Ihre Begriffe anzunehmen, und die Zweifel aus meiner Bruſt zu verbannen, die Sie, itzt nicht das erſtemal, für Früchte meines Mißtrauens angeſehen haben. Ich ſtritt mit mir ſelbſt; ich war ſinnreich genug, meinen Verſtand zu betäuben; aber mein Herz und ein inneres Gefühl warfen auf einmal das mühſame Gebäude von Schlüſſen übern Hauſen. Mitten aus dem Schlafe weckten mich ſtrafende Stimmen, mit welchen ſich meine Phantaſie, mich zu quälen, verband. Was für Bilder, was für ſchreckliche Bilder ſchwärmten um mich herum! Ich wollte ſie gern für Träume halten — —

Mellefont. Wie? meine vernünftige Sara ſollte ſie für etwas mehr halten? Träume, liebſte

Miß, Träume! — Wie unglücklich iſt der Menſch! Fand ſein Schöpfer in dem Reiche der Wirklichkeiten nicht Qualen für ihn genug? Mußte er, ſie zu vermehren, auch ein noch weiteres Reich von Einbildungen in ihm ſchaffen?

Sara. Klagen Sie den Himmel nicht an! Er hat die Einbildungen in unſerer Gewalt gelaſſen. Sie richten ſich nach unſern Thaten, und wenn dieſe unſern Pflichten und der Tugend gemäß ſind, ſo dienen die ſie begleitenden Einbildungen zur Vermehrung unſerer Ruhe und unſeres Vergnügens. Eine einzige Handlung, Mellefont, ein einziger Segen, der von einem Friedensbothen im Namen der ewigen Güte auf uns gelegt wird, kann meine zerrüttete Phantaſie wieder heilen. Stehen Sie noch an, mir zu Liebe dasjenige einige Tage eher zu thun, was Sie doch einmal thun werden? Erbarmen Sie ſich meiner, und überlegen Sie, daß wenn Sie mich auch dadurch nur von Qualen der Einbildung befreyen, dieſe eingebildete Qualen doch Qualen, und für die, die ſie empfindet, wirkliche Qualen ſind. — Ach, könnte ich Ihnen nur halb ſo lebhaft die Schrecken meiner

vorlvorigen Nacht erzählen, als ich ſie gefühlt habe! — Von Weinen und Klagen, meinen einzigen Beſchäfftigungen, ermüdet, ſank ich mit halb geſchloſſenen Augenliedern auf das Bett zurück. Die Natur wollte ſich einen Augenblick erholen, neue Thränen zu ſammeln. Aber noch ſchlief ich nicht ganz, als ich mich auf einmal an dem ſchroffſten Theile des ſchrecklichſten Felſen ſahe. Sie giengen vor mir her, und ich folgte Ihnen mit ſchwankenden ängſtlichen Schritten, die dann und wann ein Blick ſtärkte, welchen Sie auf mich zurückwarfen. Schnell hörte ich hinter mir ein freundliches Rufen, welches mir ſtill zu ſtehen befahl. Es war der Ton meines Vaters — Ich Elende! kann ich denn nichts von ihm vergeſſen? Ach! wo ihm ſein Gedächtniß eben ſo grauſame Dienſte leiſtet; wo er auch mich nicht vergeſſen kann! — Doch er hat mich vergeſſen. Troſt! grauſamer Troſt für ſeine Sara! — Hören Sie nur, Mellefont; indem ich mich nach dieſer bekannten Stimme umſehen wollte, gleitete mein Fuß; ich wankte und ſollte eben in den Abgrund herab ſtürzen, als ich mich, noch zur rechten Zeit, von einer mir ähnlichen Perſon zurückgehalten fühlte. Schon wollte ich ihr den feurigſten Dank abſtatten, als ſie einen Dolch aus dem Buſen zog. Ich rettete dich, ſchrie ſie, um dich zu verderben! Sie holte mit der bewaffneten Hand aus — und ach! ich erwachte mit dem Stiche. Wachend fühlte ich noch alles, was ein tödlicher Stich ſchmerzhaftes haben kann; ohne das zu empfinden, was er angenehmes haben muß: das Ende der Pein in dem Ende des Lebens hoffen zu dürfen.

Mellefont. Ach! liebſte Sara, ich verſpreche Ihnen das Ende Ihrer Pein, ohne das Ende Ihres Lebens, welches gewiß auch das Ende des meinigen ſeyn würde. Vergeſſen Sie das ſchreckliche Gewebe eines ſinnloſen Traumes.

Sara. Die Kraft es vergeſſen zu können, erwarte ich von Ihnen. Es ſey Liebe oder Verführung, es ſey Glück oder Unglück, das mich Ihnen in die Arme geworfen hat; ich bin in meinem Herzen die Ihrige, und werde es ewig ſeyn. Aber noch bin ich es nicht vor den Augen jenes Richters, der die geringſten Uebertretungen ſeiner Ordnung zu ſtrafen gedrohet hat — —

Mellefont. So falle denn alle Straſe auf mich allein!

Sara. Was kann auf Sie fallen, das mich nicht treffen ſollte? — — Legen Sie aber mein dringendes Anhalten nicht falſch aus. Ein andres Frauenzimmer, das durch einen gleichen Fehltritt ſich ihrer Ehre verluſtig gemacht hätte, würde vielleicht durch ein geſetzmäßiges Band nichts als einen Theil derſelben wieder zu erlangen ſuchen. Ich, Mellefont, denke darauf nicht, weil ich in der Welt weiter von keiner Ehre wiſſen will, als von der Ehre, Sie zu lieben. Ich will mit Ihnen, nicht um der Welt Willen, ich will mit Ihnen um meiner ſelbſt Willen verbunden ſeyn. Und wenn ich es bin, ſo will ich gern die Schmach auf mich nehmen, als ob ich es nicht wäre. Sie ſollen mich, wenn Sie nicht wollen, für Ihre Gattinn nicht erklären dürfen; Sie ſollen mich erklären können, für was Sie wollen. Ich will Ihren Namen nicht führen; Sie ſollen unſere Verbindung ſo geheim halten, als Sie es für gut befinden; und ich will derſelben ewig unwerth ſeyn, wenn ich mir in den Sinn kommen laſſe, einen andern Vortheil, als die Beruhigung meines Gewiſſens, daraus zu ziehen.

Mellefont. Halten Sie ein, Miß, oder ich muß vor Ihren Augen des Todes ſeyn. Wie elend bin ich, daß ich nicht das Herz habe, Sie noch elender zu machen! — Bedenken Sie, daß Sie ſich meiner Führung überlaſſen haben; bedenken Sie, daß ich ſchuldig bin, für uns weiter hinaus zu ſehen, und daß ich itzt gegen Ihre Klagen taub ſeyn muß, wenn ich Sie nicht, in der ganzen Folge Ihres Lebens, noch ſchmerzhaftere Klagen will führen hören. Haben Sie es denn vergeſſen, was ich Ihnen zu meiner Rechtfertigung ſchon oft vorgeſtellt?

Sara. Ich habe es nicht vergeſſen, Mellefont. Sie wollen vorher ein gewiſſes Vermächtniß retten. — Sie wollen vorher zeitliche Güter retten, und mich vielleicht ewige darüber verſcherzen laſſen.

Mellefont. Ach Sara, wenn Ihnen alle zeitliche Güter ſo gewiß wären, als Ihrer Tugend die ewigen ſind — —

Sara. Meiner Tugend? Nennen Sie mir dieſes Wort nicht! — Sonſt klang es mir ſüße, aber itzt ſchallt mir ein ſchrecklicher Donner darinn!

Mellefont. Wie? muß der, welcher tugendhaft ſeyn ſoll, keinen Fehler begangen haben? Hat ein einziger ſo unſelige Wirkungen, daß er eine ganze Reihe unſträflicher Jahre vernichten kann: ſo iſt kein Menſch tugendhaft; ſo iſt die Tugend ein Geſpenſt, das in der Luft zerfließet, wenn man es am feſteſten umarmt zu haben glaubt; ſo hat kein weiſes Weſen unſere Pflichten nach unſern Kräften abgemeſſen; ſo iſt die Luſt, uns ſtrafen zu können, der erſte Zweck unſers Daſeyns; ſo iſt — Ich erſchrecke vor allen den gräßlichen Folgerungen, in welche Sie Ihre Kleinmuth verwickeln muß! Nein, Miß, Sie ſind noch die tugendhafte Sara, die Sie vor meiner unglücklichen Bekanntſchaft waren. Wenn Sie ſich ſelbſt mit ſo grauſamen Augen anſehen, mit was für Augen müſſen Sie mich betrachten!

Sara. Mit den Augen der Liebe, Mellefont.

Mellefont. So bitte ich Sie denn um dieſer Liebe, um dieſer großmüthigen, alle meine Unwürdigkeit überſehenden Liebe Willen, zu Ihren Füßen bitte ich Sie: beruhigen Sie ſich. Haben Sie nur noch einige Tage Geduld.

Sara. Einige Tage! Wie iſt Ein Tag ſchon ſo lang!

Mellefont. Verwünſchtes Vermächtniß! Verdammter Unſinn eines ſterbenden Vetters, der mir ſein Vermögen nur mit der Bedingung laſſen wollte, einer Anverwandtinn die Hand zu geben, die mich eben ſo ſehr haßt, als ich ſie! Euch, unmenſchliche Tyrannen unſerer freyen Neigungen, euch werde alle das Unglück, alle die Sünde zugerechnet, zu welchen uns euer Zwang bringet! — Und wenn ich ihrer nur entübriget ſeyn könnte, dieſer ſchimpflichen Erbſchaft! So lange mein väterliches Vermögen zu meiner Unterhaltung hinreichte, habe ich ſie allezeit verſchmähet, und ſie nicht einmal gewürdiget, mich darüber zu erklären. Aber itzt, itzt, da ich alle Schätze der Welt nur darum beſitzen möchte, um ſie zu den Füßen meiner Sara legen zu können, itzt da ich wenigſtens darauf denken muß, ſie ihrem Stande gemäß in der Welt erſcheinen zu laſſen, itzt muß ich meine Zuflucht dahin nehmen.

Sara. Mit der es Ihnen zuletzt doch wohl noch fehl ſchlägt.

Mellefont. Sie vermuthen immer das ſchlimmſte. — Nein; das Frauenzimmer, die es mit betrifft, iſt nicht ungeneigt, eine Art von Vergleich einzugehen. Das Vermögen ſoll getheilt werden; und da ſie es nicht ganz mit mir genießen kann, ſo iſt ſie es zufrieden, daß ich mit der Hälfte meine Freyheit von ihr erkaufen darf. Ich erwarte alle Stunden die letzten Nachrichten in dieſer Sache, deren Verzögerung allein unſern hieſigen Aufenthalt ſo langwierig gemacht hat. So bald ich ſie bekommen habe, wollen wir keinen Augenblick länger hier verweilen. Wir wollen ſogleich, liebſte Miß, nach Frankreich übergehen, wo Sie neue Freunde finden ſollen, die ſich itzt ſchon auf das Vergnügen, Sie zu ſehen und Sie zu lieben, freuen. Und dieſe neuen Freunde ſollen die Zeugen unſerer Verbindung ſeyn — —

Sara. Dieſe ſollen die Zeugen unſerer Verbindung ſeyn? — Grauſamer! ſo ſoll dieſe Verbindung

bindung nicht in meinem Vaterlande geſchehen? So ſoll ich mein Vaterland als eine Verbrecherinn verlaſſen? Und als eine ſolche, glauben Sie, würde ich Muth genug haben, mich der See zu vertrauen? Deſſen Herz muß ruhiger oder muß ruchloſer ſeyn, als meines, welcher nur einen Augenblick zwiſchen ſich und dem Verderben mit Gleichgültigkeit nichts, als ein ſchwankendes Brett, ſehen kann. In jeder Welle, die an unſer Schiff ſchlüge, würde mir der Tod entgegenrauſchen; jeder Wind würde mir von den väterlichen Küſten Verwünſchungen nachbrauſen, und der kleinſte Sturm würde mich ein Blutgericht über mein Haupt zu ſeyn, dünken. — Nein, Mellefont, ſo ein Barbar können Sie gegen mich nicht ſeyn. Wenn ich noch das Ende Ihres Vergleichs erlebe, ſo muß es Ihnen auf einen Tag nicht ankommen, den wir hier länger zubringen. Es muß dieſes der Tag ſeyn, an dem Sie mich die Martern aller hier verweinten Tage vergeſſen lehren. Es muß dieſes der heilige Tag ſeyn — Ach! welcher wird es denn endlich ſeyn?

Mellefont. Aber überlegen Sie denn nicht, Miß, daß unſerer Verbindung hier diejenige Feyer fehlen würde, die wir ihr zu geben ſchuldig ſind?

Sara. Eine heilige Handlung wird durch das Feyerliche nicht kräftiger.

Mellefont Allein — —

Sara. Ich erſtaune. Sie wollen doch wohl nicht auf einem ſo nichtigen Vorwande beſtehen? O Mellefont, Mellefont! wenn ich mir es nicht zum unverbrüchlichſten Geſetze gemacht hätte, niemals an der Aufrichtigkeit Ihrer Liebe zu zweifeln, ſo würde mir dieſer Umſtand — — Doch ſchon zu viel; es möchte ſcheinen, als hätte ich eben itzt daran gezweifelt.

Mellefont. Der erſte Augenblick Ihres Zweifels müſſe der letzte meines Lebens ſeyn! Ach, Sara, womit habe ich es verdient, daß Sie mir auch nur die Möglichkeit deſſelben voraus ſehen laſſen? Es iſt wahr, die Geſtändniſſe, die ich Ihnen von meinen ehemaligen Ausſchweifungen abzulegen, kein Bedenken getragen habe, können mir keine Ehre machen: aber Vertrauen ſollten ſie mir doch erwecken. Eine buhleriſche Marwood führte mich in ihren Stricken, weil ich das für ſie empfand, was ſo oft für Liebe gehalten wird, und es doch ſo ſelten iſt. Ich würde noch ihre ſchimpflichen Feſſeln tragen, hätte ſich nicht der Himmel meiner erbarmt, der vielleicht mein Herz nicht für ganz unwürdig erkannte, von beſſern Flammen zu brennen. Sie, liebſte Sara, ſehen, und alle Marwoods vergeſſen, war eins. Aber wie theuer kam es Ihnen zu ſtehen, mich aus ſolchen Händen zu erhalten! Ich war mit dem Laſter zu vertraut geworden, und Sie kannten es zu wenig — —

Sara. Laſſen Sie uns nicht mehr daran gedenken — —

Achter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara.

Mellefont. Was willſt du?

Norton. Ich ſtand eben vor dem Hauſe, als mir ein Bedienter dieſen Brief in die Hand gab. Die Aufſchrift iſt an Sie, mein Herr.

Mellefont. An mich? Wer weiß hier meinen Namen? — (indem er den Brief betrachtet) Himmel!

Sara. Sie erſchrecken?

Mellefont. Aber ohne Urſache, Miß; wie ich nun wohl ſehe. Ich irrte mich in der Hand.

Sara. Möchte doch der Inhalt Ihnen ſo angenehm ſeyn, als Sie es wünſchen können.

Mellefont. Ich vermuthe, daß er ſehr gleichgültig ſeyn wird.

Sara. Man braucht ſich weniger Zwang anzuthun, wenn man allein iſt. Erlauben Sie, daß ich mich wieder in mein Zimmer begebe.

Mellefont. Sie machen ſich alſo wohl Gedanken?

Sara. Ich mache mir keine, Mellefont.

Mellefont. (indem er ſie bis an die Scene begleitet.) Ich werde den Augenblick bey Ihnen ſeyn, liebſte Miß.

Neunter Auftritt.

Mellefont. Norton.

Mellefont. (der den Brief noch anſieht.) Gerechter Gott!

Norton. Weh Ihnen, wenn er nichts, als gerecht iſt!

Mellefont. Kann es möglich ſeyn? Ich ſehe dieſe verruchte Hand wieder, und erſtarre nicht vor Schrecken? Iſt ſies? Iſt ſie es nicht? Was zweifle ich noch? Sie iſts! Ah, Freund, ein Brief von der Marwood! Welche Furie, welcher Satan hat ihr meinen Aufenthalt verrathen? Was will ſie noch von mir? — Geh, mache ſo gleich Anſtalt, daß wir von hier wegkommen. — Doch verzieh! Vielleicht iſt es nicht nöthig; vielleicht haben meine verächtlichen Abſchiedsbriefe die Marwood nur aufgebracht, mir mit gleicher Verachtung zu begegnen. Hier! erbrich den Brief; lies ihn. Ich zittere, es ſelbſt zu thun.

Norton. (er lieſt.) „Es wird ſo gut ſeyn, als
„ob ich ihnen den längſten Brief geſchrieben hätte,
„Mellefont, wenn Sie den Namen, den Sie
„am Ende der Seite finden werden, nur einer klei-
„nen Betrachtung würdigen wollen — —

Mellefont. Verflucht ſey ihr Name! Daß ich ihn nie gehört hätte! Daß er aus dem Buche der Lebendigen vertilgt würde!

Norton. (lieſt weiter.) „Die Mühe Sie auszuforſchen, hat mir die Liebe, welche mir forſchen half, verſüßt.

Mellefont. Die Liebe? Frevlerinn! Du entheiligeſt Namen, die nur der Tugend geweiht ſind!

Norton. (fährt fort.) „Sie hat noch mehr „gethan; — —

Mellefont. Ich bebe — —

Norton. „Sie hat mich Ihnen nachgebracht. — —

Mellefont. Verräther, was lieſt du? (er reißt ihm den Brief aus der Hand und lieſt ſelbſt) „Sie hat „mich Ihnen — nachgebracht. — Ich bin hier; „und es ſtehet bey Ihnen, — ob Sie meinen Beſuch erwarten, — oder mir mit dem Ihrigen — „zuvorkommen wollen. Marwood. „ — Was für ein Donnerſchlag! Sie iſt hier? — Wo iſt ſie? Dieſe Frechheit ſoll ſie mit dem Leben büßen.

Norton. Mit dem Leben? Es wird ihr einen Blick koſten, und Sie liegen wieder zu ihren Füſſen. Bedenken Sie was Sie thun! Sie müſſen Sie nicht ſprechen, oder das Unglück Ihrer armen Miß iſt vollkommen.

Mellefont. Ich Unglücklicher! — Nein, ich muß ſie ſprechen. Sie würde mich bis in dem Zimmer der Sara ſuchen, und alle ihre Wuth gegen dieſe Unſchuldige auslaſſen.

Norton. Aber, mein Herr — —

Mellefont. Sage nichts! — Laß ſehen, (indem er in den Brief ſieht) ob ſie ihre Wohnung angezeigt hat. Hier iſt ſie. Komm, führe mich.

(Sie gehen ab.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Der Schauplatz ſtellt das Zimmer der Marwood vor, in einem andern Gaſthofe.

Marwood im Neglichee. Hannah.

Marwood. Belford hat den Brief doch richtig eingehändiget, Hannah?

Hannah. Richtig.

Marwood. Ihm ſelbſt?

Hannah. Seinem Bedienten.

Marwood. Kaum kann ich es erwarten, was er für Wirkung haben wird. — Scheine ich dir nicht ein wenig unruhig, Hannah? Ich bin es auch. — Der Verräther! Doch gemach! Zornig muß ich durchaus nicht werden. Nachſicht, Liebe, Bitten, ſind die einzigen Waffen, die ich wider ihn brauchen darf, wo ich anders ſeine ſchwache Seite recht kenne.

Hannah. Wenn er ſich aber dagegen verhärten ſollte? —

Marwood. Wenn er ſich dagegen verhärten ſollte? So werde ich nicht zürnen — ich werde raſen. Ich fühle es, Hannah; und wollte es lieber ſchon itzt.

Hannah. Faſſen Sie ſich ja. Er kann vielleicht den Augenblick kommen.

Marwood. Wo er nur gar kömmt! Wo er ſich nur nicht entſchloſſen hat, mich feſtes Fußes bey ſich zu erwarten! — Aber weißt du, Hannah, worauf ich noch meine meiſte Hofnung gründe, den Ungetreuen von dem neuen Gegenſtande ſeiner Liebe abzuziehen? Auf unſere Bella.

Hannah. Es iſt wahr; ſie iſt ſein kleiner Abgott; und der Einfall, ſie mit zu nehmen, hätte nicht glücklicher ſeyn können.

Marwood. Wenn ſein Herz auch gegen die Sprache einer alten Liebe taub iſt; ſo wird ihm doch die Sprache des Bluts vernehmlich ſeyn. Er riß das Kind vor einiger Zeit aus meinen Armen, unter dem Vorwande, ihm eine Art von Erziehung geben zu laſſen, die es bey mir nicht haben könne. Ich habe es von der Dame, die es unter ihrer Aufſicht hatte, itzt nicht anders als durch Liſt wieder bekommen können; er hatte auf mehr als ein Jahr vorausbezahlt, und noch den Tag vor ſeiner Flucht ausdrücklich befohlen, eine gewiſſe Marwood, die vielleicht kommen und ſich für die Mutter des Kindes ausgeben würde, durchaus nicht vorzulaſſen. Aus dieſem Befehle erkenne ich den Unterſchied, den er zwiſchen uns beyden macht. Arabellen ſieht er als einen koſtbaren Theil ſeiner ſelbſt an, und mich als eine Elende, die ihn mit allen ihren Reizen, bis zum Ueberdruſſe, geſättiget hat.

Hannah. Welcher Undank!

Marwood. Ach Hannah, nichts zieht den Undank ſo unausbleiblich nach ſich, als Gefälligkeiten, für die kein Dank zu groß wäre. Warum habe ich ſie ihm erzeigt, dieſe unſeligen Gefälligkeiten? Hätte ich es nicht voraus ſehen ſollen, daß ſie ihren Werth nicht immer bey ihm behalten könnten? Daß ihr Werth auf der Schwierigkeit des Genuſſes beruhe, und daß er mit derjenigen Anmuth verſchwinden müſſe, welche die Hand der Zeit unmerklich, aber gewiß, aus unſern Geſichtern verlöſcht?

Hannah. O, Madam, von dieſer gefährlichen Hand haben Sie noch lange nichts zu befürchten. Ich finde, daß Ihre Schönheit den Punkt ihrer prächtigſten Blüthe ſo wenig überſchritten hat, daß ſie vielmehr erſt darauf losgeht, und Ihnen alle Tage neue Herzen feſſeln würde, wenn Sie ihr nur Vollmacht dazu geben wollten.

Marwood. Schweig, Hannah! Du ſchmeichelſt mir bey einer Gelegenheit, die mir alle Schmeicheley verdächtig macht. Es iſt Unſinn von neuen Eroberungen zu ſprechen, wenn man nicht einmal Kräfte genug hat, ſich im Beſitze der ſchon gemachten zu erhalten.

Zweyter Auftritt.

Ein Bedienter. Marwood. Hannah.

Der Bediente. Madam, man will die Ehre haben, mit Ihnen zu ſprechen.

Marwood. Wer?

Der Bediente. Ich vermuthe, daß es eben der Herr iſt, an welchen der vorige Brief überſchrieben war. Wenigſtens iſt der Bediente bey ihm, der mir ihn abgenommen hat.

Marwood. Mellefont! — Geſchwind, führe ihn herauf! (der Bediente geht ab.) Ach Hannah, nun iſt er da! Wie ſoll ich ihn empfangen? Was ſoll ich ſagen? Welche Miene ſoll ich annehmen? Iſt dieſe ruhig genug? Sieh doch!

Hannah. Nichts weniger als ruhig.

Marwood. Aber dieſe?

Hannah. Geben Sie ihr noch mehr Anmuth.

Marwood. Etwa ſo?

Hannah. Zu traurig!

Marwood. Sollte mir dieſes Lächeln laſſen?

Hannah. Vollkommen! Aber nur freyer — Er kömmt.

Dritter

Dritter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Hannah.

Mellefont. (der mit einer wilden Stellung herein tritt.) Ha! Marwood —

Marwood. (die ihm mit offnen Armen lächelnd entgegen rennt.) Ach Mellefont —

Mellefont (bey Seite.) Die Mörderinn, was für ein Blick!

Marwood. Ich muß Sie umarmen, treuloſer, lieber Flüchtling! — Theilen Sie doch meine Freude! — Warum entreißen Sie ſich meinen Liebkoſungen?

Mellefont. Marwood, ich vermuthete, daß Sie mich anders empfangen würden.

Marwood. Warum anders? Mit mehr Liebe vielleicht? mit mehr Entzücken? Ach ich Unglückliche, daß ich weniger ausdrücken kann, als ich fühle! — Sehen Sie, Mellefont, ſehen Sie, daß auch die Freude ihre Thränen hat? Hier rollen ſie, dieſe Kinder der ſüßeſten Wolluſt! — Aber ach, verlorne Thränen! ſeine Hand trocknet euch nicht ab.

Mellefont. Marwood, die Zeit iſt vorbey, da mich ſolche Reden bezaubert hätten. Sie müſſen itzt in einem andern Tone mit mir ſprechen. Ich komme her, Ihre letzten Vorwürfe anzuhören, und darauf zu antworten.

Marwood. Vorwürfe? Was hätte ich Ihnen für Vorwürfe zu machen, Mellefont? Keine.

Mellefont. So hätten Sie, ſollt' ich meynen, Ihren Weg erſparen können.

Marwood. Liebſte wunderliche Seele, warum wollen Sie mich nun mit Gewalt zwingen, einer Kleinigkeit zu gedenken, die ich Ihnen in eben dem Augenblicke vergab, in welchem ich ſie erfuhr? Eine kurze Untreue, die mir Ihre Galanterie, aber nicht Ihr Herz ſpielet, verdient dieſe Vorwürfe? Kommen Sie, laſſen Sie uns darüber ſcherzen.

Mellefont. Sie irren ſich; mein Herz hat mehr Antheil daran, als es jemals an allen unſern Liebeshändeln gehabt hat, auf die ich itzt nicht ohne Abſcheu zurück ſehen kann.

Marwood. Ihr Herz, Mellefont, iſt ein gutes Märchen. Es läßt ſich alles bereden, was Ihrer Einbildung ihm zu bereden einfällt. Glauben Sie mir doch, ich kenne es beſſer, als Sie. Wenn es nicht das beſte, das getreuſte Herz wäre, würde ich mir wohl ſo viel Mühe geben, es zu behalten?

Mellefont. Zu behalten? Sie haben es niemals beſeſſen, ſage ich Ihnen.

Marwood. Und ich ſage Ihnen; ich beſitze es im Grunde noch.

Mellefont. Marwood, wenn ich wüßte daß Sie auch nur noch einen Faſer davon beſäßen, ſo wollte ich es mir ſelbſt, hier vor Ihren Augen, aus meinem Leibe reißen.

Marwood. Sie würden ſehen, daß Sie meines zugleich herausriſſen. Und dann, dann würden dieſe herausgeriſſenen Herzen endlich zu der Vereinigung gelangen, die ſie ſo oft auf unſern Lippen geſucht haben.

Mellefont. (bey Seite) Was für eine Schlange! Hier wird das beſte ſeyn, zu fliehen. — Sagen Sie mir es nur kurz, Marwood, warum Sie mir nachgekommen ſind? Was Sie noch von mir verlangen? Aber ſagen Sie es nur ohne dieſes Lächeln, ohne dieſen Blick, aus welchem mich eine ganze Hölle von Verführung ſchreckt.

Marwood. (vertraulich) Höre nur, mein lieber Mellefont; ich merke wohl, wie es itzt mit dir ſteht. Deine Begierden und dein Geſchmack ſind itzt deine Tyrannen. Laß es gut ſeyn; man muß ſie austoben laſſen. Sich ihnen widerſetzen, iſt Thorheit. Sie werden am ſicherſten eingeſchläfert, und endlich gar überwunden, wenn man ihnen freyes Feld läßt. Sie reiben ſich ſelbſt auf. Kannſt du mir nachſagen, kleiner Flattergeiſt, daß ich jemals eiferſüchtig geweſen wäre, wenn ſtärkere Reize, als die meinigen, dich mir auf eine Zeitlang abſpänſtig machten? Ich gönnte dir ja allezeit dieſe Veränderung, bey der ich immer mehr gewann, als verlor. Du kehrteſt mit neuem Feuer, mit neuer Innbrunſt in meine Arme zurück, in die ich dich nur als in leichte Bande, und nie als in ſchwere Feſſeln ſchloß. Bin ich nicht oft ſelbſt deine Vertraute geweſen, wenn du mir auch ſchon nichts zu vertrauen hatteſt, als die

Gunſtbezeigungen, die du mir entwandteſt, um ſie gegen andre zu verſchwenden? Warum glaubſt du denn, daß ich itzt einen Eigenſinn gegen dich zu zeigen anfangen würde, zu welchem ich nun eben berechtiget zu ſeyn aufhöre, oder — vielleicht ſchon aufgehört habe? Wenn deine Hitze gegen das ſchöne Landmädchen noch nicht verraucht iſt; wenn du noch in dem erſten Fieber deiner Liebe gegen ſie biſt; wenn du ihren Genuß noch nicht entbehren kannſt: wer hindert dich denn, ihr ſo lange ergeben zu ſeyn, als du es für gut befindeſt? Mußt du deswegen ſo unbeſonnene Anſchläge machen, und mit ihr aus dem Reiche fliehen wollen?

Mellefont. Marwood, Sie reden vollkommen Ihrem Charakter gemäß, deſſen Häßlichkeit ich nie ſo gekannt habe, als ſeit dem ich, in dem Umgange mit einer tugendhaften Freundinn, die Liebe von der Wolluſt unterſcheiden gelernt.

Marwood. Ey ſieh doch! Deine neue Gebietherinn iſt alſo wohl gar ein Mädchen von ſchönen ſittlichen Empfindungen? Ihr Mannsperſonen müßt doch ſelbſt nicht wiſſen, was ihr wollt. Bald ſind es die ſchlüpfrigſten Reden, die buhlerhafteſten Scherze, die euch an uns gefallen; und bald entzücken wir euch, wenn wir nichts als Tugend reden, und alle ſieben Weiſen auf unſerer Zunge zu haben ſcheinen. Das ſchlimmſte aber iſt, daß ihr das eine ſo wohl als das andre überdrüßig werdet. Wir mögen närriſch oder vernünftig, weltlich oder geiſtlich geſinnet ſeyn: wir verlieren unſere Mühe, euch beſtändig zu machen, einmal wie das andre. Du wirſt an deine ſchöne Heilige die Reihe Zeit genug kommen laſſen. Soll ich wohl einen kleinen Ueberſchlag machen? Nun eben biſt du im heftigſten Paroxiſmo mit ihr: und dieſem geb' ich noch zwey, aufs längſte drey Tage. Hierauf wird eine ziemlich geruhige Liebe folgen: der geb' ich acht Tage. Die andern acht Tage wirſt du nur gelegentlich an dieſe Liebe denken. Die dritten wirſt du dich daran erinnern laſſen: und wann du dieſes Erinnern ſatt haſt, ſo wirſt du dich zu der äußerſten Gleichgültigkeit ſo ſchnell gebracht ſehen, daß ich kaum die vierten acht Tage auf dieſe letzte Veränderung rechnen darf — Das wäre nun ungefähr ein Monath. Und dieſen Monath, Mellefont, will ich dir noch mit dem größten Vergnügen nachſehen; nur wirſt du erlauben, daß ich dich nicht aus dem Geſichte verlieren darf.

Mellefont. Vergebens, Marwood, ſuchen Sie alle Waffen hervor, mit welchen Sie ſich erinnern, gegen mich ſonſt glücklich geweſen zu ſeyn. Ein tugendhafter Entſchluß ſichert mich gegen Ihre Zärtlichkeit und gegen Ihren Witz. Gleichwohl will ich mich beiden nicht länger ausſetzen. Ich gehe, und habe Ihnen weiter nichts mehr zu ſagen, als daß Sie mich in wenig Tagen auf eine Art ſollen gebunden wiſſen, die Ihnen alle Hoffnung auf meine Rückkehr in Ihre laſterhafte Sklaverey vernichten wird. Meine Rechtfertigung werden Sie genugſam aus dem Briefe erſehen haben, den ich Ihnen vor meiner Abreiſe zuſtellen laſſen.

Marwood. Gut, daß Sie dieſes Briefes gedenken. Sagen Sie mir, von wem hatten Sie ihn ſchreiben laſſen?

Mellefont. Hatte ich ihn nicht ſelbſt geſchrieben?

Marwood. Unmöglich! Den Anfang deſſelben, in welchen Sie mir, ich weiß nicht was für Summen vorrechneten, die Sie mit mir wollen verſchwendet haben, muſte ein Gaſtwirth, ſo wie den übrigen theologiſchen Reſt ein Quäker geſchrieben haben. Dem ungeachtet will ich Ihnen itzt ernſtlich darauf antworten. Was den vornehmſten Punkt anbelangt, ſo wiſſen Sie wohl, daß alle die Geſchenke, welche Sie mir gemacht haben, noch da ſind. Ich habe Ihre Bankozettel, Ihre Juwelen, nie als mein Eigenthum angeſehen, und itzt alles mitgebracht, um es wieder in diejenigen Hände zu liefern, die mir es anvertrauet hatten.

Mellefont. Behalten Sie alles, Marwood.

Marwood Ich will nichts davon behalten. Was hätte ich ohne Ihre Perſon für ein Recht darauf? Wenn Sie mich auch nicht mehr lieben, ſo müſſen Sie mir doch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und mich für keine von den feilen Buhlerinnen halten, denen es gleich viel iſt, von weſſen Beute ſie ſich bereichern. Kommen Sie nur, Mellefont, Sie ſollen den Augenblick wieder ſo reich ſeyn, als Sie vielleicht ohne meine Bekanntſchaft geblieben wären; und vielleicht auch nicht.

Mellefont. Welcher Geiſt, der mein Verderben geſchworen hat, redet itzt aus Ihnen? Eine wollüſtige Marwood denkt ſo edel nicht.

Marwood. Nennen Sie das edel? Ich nenne es weiter nichts, als billig. Nein, mein Herr, nein; ich verlange nicht, daß Sie mir dieſe Wiedererſtattung als etwas beſonders anrechnen ſollen. Sie koſtet mich nichts; und auch den geringſten Dank, den Sie mir dafür ſagen wollten, würde ich für eine Beſchimpfung halten, weil er doch keinen andern Sinn als dieſen haben könnte: „Marwood, ich hielt' Euch für eine niederträchtige „Betriegerinn; ich bedanke mich, daß Ihr es wenigſtens gegen mich nicht ſeyn wollt.

Mellefont. Genug, Madame, genug! Ich fliehe, weil mich mein Unſtern in einen Streit von Großmuth zu verwickeln drohet, in welchem ich am ungernſten unterliegen möchte.

Marwood. Fliehen Sie nur; aber nehmen Sie auch alles mit, was ihr Andenken bey mir erneuern könnte. Arm, verachtet, ohne Ehre und ohne Freunde, will ich es alsdann noch einmal wagen,

gen, Ihr Erbarmen rege zu machen. Ich will Ihnen in der unglücklichen Marwood nichts als eine Elende zeigen, die Geſchlecht, Anſehen, Tugend und Gewiſſen für Sie aufgeopfert hat. Ich will Sie an den erſten Tag erinnern, da Sie mich ſahen und liebten; an den erſten Tag, da auch ich Sie ſahe und liebte; an das erſte ſtammelnde, ſchamhafte Bekenntniß, das Sie mir zu meinen Füßen von Ihrer Liebe ablegten; an die erſte Verſicherung von Gegenliebe, die Sie mir auspreßten; an die zärtlichen Blicke, an die feurigen Umarmungen, die darauf folgten; an das beredte Stillſchweigen, wenn wir mit beſchäfftigten Sinnen einer des andern geheimſte Regungen erriethen, und in den ſchmachtenden Augen die verborgenſten Gedanken der Seele laſen; an das zitternde Erwarten der nahenden Wolluſt; an die Trunkenheit ihrer Freuden; an das ſüße Erſtarren nach der Fülle des Genuſſes, in welchem ſich die ermatteten Geiſter zu neuen Entzückungen erholten. An alles dieſes will ich Sie erinnern, und dann Ihre Kniee umfaſſen, und nicht aufhören um das einzige Geſchenk zu bitten, das Sie mir nicht verſagen können,

nen, und ich ohne zu erröthen annehmen darf, — um den Tod von Ihren Händen.

Mellefont. Grauſame! noch wollte ich ſelbſt mein Leben für Sie hingeben. Fordern Sie es; fordern Sie es; nur auf meine Liebe machen Sie weiter keinen Anſpruch. Ich muß Sie verlaſſen, Marwood, oder mich zu einem Abſcheu der ganzen Natur machen. Ich bin ſchon ſtrafbar, daß ich nur hier ſtehe, und Sie anhöre. Leben Sie wohl! leben Sie wohl!

Marwood. (die ihn zurück hält) Sie müſſen mich verlaſſen? Und was wollen Sie denn, das aus mir werde? So wie ich itzt bin, bin ich Ihr Geſchöpf; thun Sie alſo, was einem Schöpfer zukömmt; er darf die Hand von ſeinem Werke nicht eher abziehn, als bis er es gänzlich vernichten will. — Ach, Hannah, ich ſehe wohl, meine Bitten allein ſind zu ſchwach. Geh, bringe meinen Vorſprecher her, der mir vielleicht itzt auf einmal mehr wiedergeben wird, als er von mir erhalten hat.

(Hannah geht ab.)

Mellefont. Was für einen Vorſprecher, Marwood?

Marwood. Ach, einen Vorſprecher, deſſen Sie mich nur allzugern beraubet hätten. Die Natur wird ſeine Klagen auf einem kürzern Wege zu Ihren Herzen bringen — —

Mellefont. Ich erſchrecke. Sie werden doch nicht — —

Vierter Auftritt.

Arabella. Hannah. Mellefont. Marwood.

Mellefont. Was ſeh ich? Sie iſt es! — Marwood, wie haben Sie ſich unterſtehen können — —

Marwood. Soll ich umſonſt Mutter ſeyn? — Komm, meine Bella, komm; ſieh hier deinen Beſchützer wieder, deinen Freund, deinen — Ach! das Herz mag es ihm ſagen, was er noch mehr, als dein Beſchützer, als dein Freund ſeyn kann.

Mellefont. (mit abgewandtem Geſichte) Gott! wie wird es mir hier ergehen?

Arabella. (indem ſie ihm furchtſam näher tritt) Ach, mein Herr! Sind Sie es? Sind Sie unſer Mellefont? — Nein doch, Madam, er iſt es nicht. — Würde er mich nicht anſehen, wenn er es wäre? Würde er mich nicht in ſeine Arme ſchließen? Er hat es ja ſonſt gethan. Ich unglückliches Kind! Womit hätte ich ihn denn erzürnt, dieſen Mann, dieſen liebſten Mann, der mir erlaubte, mich ſeine Tochter zu nennen?

Marwood. Sie ſchweigen, Mellefont? Sie gönnen der Unſchuldigen keinen Blick?

Mellefont. Ach! — —

Arabella. Er ſeufzet ja, Madam. Was fehlt ihm? Können wir ihm nicht helfen? Ja nicht? Sie auch nicht? So laſſen Sie uns doch mit ihm ſeufzen. — Ach, nun ſieht er mich an! — Nein, er ſieht wieder weg! Er ſieht gen Himmel! Was wünſcht er? Was bittet er vom Himmel? Möchte er ihm doch alles gewähren, wenn er mir auch alles dafür verſagte!

Marwood. Geh, mein Kind, geh; fall ihm zu Füßen. Er will uns verlaſſen; er will uns auf ewig verlaſſen.

Arabella (die vor ihm niederfällt) Hier liege ich ſchon. Sie uns verlaſſen? Sie uns auf ewig verlaſſen? War es nicht ſchon eine kleine Ewigkeit, die wir Sie jezt vermißt haben? Wir ſollen Sie wieder vermiſſen? Sie haben ja ſo oft geſagt, daß ſie uns liebten. Verläßt man denn die, die man liebt? So muß ich Sie wohl nicht lieben: denn ich wünſchte Sie, nie zu verlaſſen. Nie; und will Sie auch nie verlaſſen.

Marwood. Ich will dir bitten helfen, mein Kind; hilf nur auch mir — Nun, Mellefont, ſehen Sie auch mich zu Ihren Füßen — —

Mellefont. (hält ſie zurück, indem ſie ſich niederwerfen will) Marwood, gefährliche Marwood — Und auch du, meine liebſte Bella, (hebt ſie auf) auch du biſt wider deinen Mellefont?

Arabella. Ich wider Sie?

Marwood. Was beſchließen Sie, Mellefont?

Mellefont. Was ich nicht ſollte, Marwood; was ich nicht ſollte.

Marwood. (die ihn umarmt) Ach, ich weis es ja, daß die Redlichkeit Ihres Herzens allezeit über den Eigenſinn Ihrer Begierden geſiegt hat.

Mellefont. Beſtürmen Sie mich nicht weiter. Ich bin ſchon, was Sie aus mir machen wollen: ein Meineidiger, ein Verführer, ein Räuber, ein Mörder.

Marwood. Itzt werden Sie es einige Tage in Ihrer Einbildung ſeyn, und hernach werden Sie erkennen, daß ich Sie abgehalten habe, es wirklich zu werden. Machen Sie nur, und kehren Sie wieder mit uns zurück.

Arabella. (ſchmeichelnd.) O ja! thun Sie dieſes.

Mellefont. Mit euch zurückkehren? Kann ich denn?

Marwood. Nichts iſt leichter, wenn Sie nur wollen.

Mellefont. Und meine Miß — —

Marwood. Und Ihre Miß mag ſehen, wo ſie bleibt! — —

Mellefont. Ha! barbariſche Marwood, dieſe Rede ließ mich bis auf den Grund Ihres Herzens ſehen — — Und ich Verruchter gehe doch nicht wieder in mich?

Marwood. Wenn Sie bis auf den Grund meines Herzens geſehen hätten, ſo würden Sie entdeckt haben, daß es mehr wahres Erbarmen gegen Ihre Miß fühlt, als Sie ſelbſt. Ich ſage, wahres Erbarmen: denn das Ihre iſt ein eigennütziges, weichherziges Erbarmen. Sie haben überhaupt dieſen Liebeshandel viel zu weit getrieben. Daß Sie, als ein Mann, der bey einem langen Umgange mit unſerm Geſchlechte, in der Kunſt zu verführen ausgelernt hatte, gegen ein ſo junges Frauenzimmer ſich Ihre Ueberlegenheit an Verſtellung und Erfahrung zu Nutze machten und nicht eher ruhten, als bis Sie Ihren Zweck erreichten: das möchte noch hingehen; Sie können ſich mit der Heftigkeit Ihrer Leidenſchaft entſchuldigen. Allein, daß Sie einem alten Vater ſein einziges Kind raubten; daß Sie einem rechtſchaffnen Greiſe die wenigen Schritte zu ſeinem Grabe noch ſo ſchwer und bitter machten; daß Sie, Ihrer Luſt wegen, die ſtärkſten Banden der Natur trennten: das, Mellefont, das können Sie nicht verantworten. Machen Sie alſo Ihren Fehler wieder gut, ſo weit es möglich iſt, ihn gut zu machen. Geben Sie dem weinenden Alter ſeine Stütze wieder, und ſchicken Sie eine leichtgläubige

Tochter in ihr Haus zurück, das Sie deßwegen, weil Sie es beſchimpft haben, nicht auch öde machen müſſen

Mellefont. Das fehlte noch, daß Sie auch mein Gewiſſen wider mich zu Hülfe riefen! Aber geſetzt, es wäre billig, was Sie ſagen; müßte ich nicht eine eiſerne Stirne haben, wenn ich es der unglücklichen Miß ſelbſt vorſchlagen ſollte?

Marwood. Nunmehr will ich es Ihnen geſtehen, daß ich ſchon im voraus bedacht geweſen bin, Ihnen dieſe Verwirrung zu erſparen. So bald ich Ihren Aufenthalt erfuhr, habe ich auch dem alten Sampſon unter der Hand Nachricht davon geben laſſen. Er iſt vor Freuden darüber ganz außer ſich geweſen, und hat ſich ſogleich auf den Weg machen wollen. Ich wundre mich, daß er noch nicht hier iſt.

Mellefont. Was ſagen Sie?

Marwood. Erwarten Sie nur ruhig ſeine Ankunft; und laſſen ſich gegen die Miß nichts merken. Ich will Sie ſelbſt jetzt nicht länger aufhalten. Gehen Sie wieder zu ihr; ſie möchte

Verdacht bekommen. Doch verſprech' ich mir, Sie heute noch einmal zu ſehen.

Mellefont. O Marwood, mit was für Geſinnungen kam ich zu Ihnen, und mit welchen muß ich Sie verlaſſen! Einen Kuß, meine liebe Bella — —

Arabella. Der war für Sie; aber nun einen für mich. Kommen Sie nur ja bald wieder; ich bitte.

(Mellefont geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood. (nachdem ſie tief Athem geholt.) Sieg, Hannah! aber ein ſaurer Sieg! — Gieb mir einen Stuhl; ich fühle mich ganz abgemattet — (ſie ſetzt ſich.) Eben war es die höchſte Zeit, als er ſich ergab; noch einen Augenblick hätte er anſtehen dürfen, ſo würde ich ihm eine ganz andre Marwood gezeigt haben.

Hannah. Ach, Madam, was ſind Sie für eine Frau! Den möchte ich doch ſehn, der Ihnen widerſtehen könnte.

Marwood. Er hat mir ſchon zu lange widerſtanden. Und gewiß, gewiß, ich will es ihm nicht vergeben, daß ich ihm faſt zu Fuße gefallen wäre.

Arabella. O nein! Sie müſſen ihm alles vergeben. Er iſt ja ſo gut, ſo gut — —

Marwood. Schweig, kleine Närrinn!

Hannah. Auf welcher Seite wußten Sie ihn nicht zu faſſen! Aber nichts, glaube ich, rührte ihn mehr, als die Uneigennützigkeit, mit welcher Sie ſich erboten, alle von ihm erhaltenen Geſchenke zurück zu geben.

Marwood. Ich glaube es auch. Ha! ha! (verächtlich.)

Hannah. Warum lachen Sie, Madam? Wenn es nicht Ihr Ernſt war, ſo wagten Sie in der That ſehr viel. Geſetzt, er hätte Sie bey Ihrem Worte gefaßt?

Marwood. O geh! man muß wiſſen, wen man vor ſich hat.

Hannah. Nun das geſteh ich! Aber auch Sie, meine ſchöne Bella, haben Ihre Sache vortrefflich gemacht; vortrefflich!

Arabella. Warum das? Konnte ich ſie denn anders machen? Ich hatte ihn ja ſo lange nicht geſehen. Sie ſind doch nicht böſe, Madam, daß ich ihn ſo lieb habe? Ich habe Sie ſo lieb, wie ihn; eben ſo lieb.

Marwood. Schon gut; dasmal will ich dir verzeihen, daß du mich nicht lieber haſt als ihn.

Arabella. Dasmal? (ſchluchzend)

Marwood. Du weinſt ja wohl gar? Warum denn?

Arabella. Ach nein! ich weine nicht. Werden Sie nur nicht ungehalten. Ich will Sie ja gern alle beide ſo lieb, ſo lieb haben, daß ich unmöglich, weder Sie noch ihn, lieber haben kann.

Marwood. Je nun ja!

Arabella. Ich bin recht unglücklich — —

Marwood. Sey doch nur ſtille — Aber was iſt das?

Sechſter Auftritt.

Mellefont. Marwood. Arabella. Hannah.

Marwood. Warum kommen Sie ſchon wieder, Mellefont? (ſie ſteht auf)

Mellefont. (hitzig) Weil ich mehr nicht, als einige Augenblicke nöthig hatte, wieder zu mir ſelbſt zu kommen.

Marwood. Nun?

Mellefont. Ich war betäubt, Marwood, aber nicht bewegt. Sie haben alle Ihre Mühe verloren; eine andre Luft, als dieſe anſteckende Luft Ihres Zimmers, gab mir Muth und Kräfte wieder, meinen Fuß aus dieſer gefährlichen Schlinge noch zeitig genug zu ziehen. Waren mir Nichtswürdigem die Ränke einer Marwood noch nicht bekannt genug?

Marwood. (haſtig) Was iſt das wieder für eine Sprache?

Mellefont. Die Sprache der Wahrheit und des Unwillens.

Marwood. Nur gemach, Mellefont, oder auch ich werde dieſe Sprache ſprechen.

Mellefont. Ich komme nur zurück, Sie keinen Augenblick länger in einem Irrthume von mir ſtecken zu laſſen, der mich, ſelbſt in Ihren Augen verächtlich machen muß.

Arabella. (furchtſam) Ach! Hannah —

Mellefont. Sehen ſie mich nur ſo wütend an, als Sie wollen. Je wütender, je beſſer. War es möglich, daß ich zwiſchen einer Marwood und einer Sara nur einen Augenblick unentſchlüßig bleiben konnte? Und daß ich mich faſt für die erſtere entſchloſſen hätte?

Arabella. Ach Mellefont! — —

Mellefont. Zittern Sie nicht, Bella. Auch für Sie bin ich mit zurück gekommen. Geben Sie mir die Hand, und folgen Sie mir nur getroſt.

Marwood. (die beyde zurückhält) Wem ſoll ſie folgen, Verräther?

Mellefont. Ihrem Vater.

Marwood. Geh, Elender; und lern' erſt ihre Mutter kennen.

Mellefont. Ich kenne ſie. Sie iſt die Schande ihres Geſchlechts — —

Marwood. Führe ſie weg, Hannah!

Mellefont. Bleiben Sie, Bella. (indem er ſie zurück halten will.)

Marwood. Nur keine Gewalt, Mellefont, oder — —

(Hannah und Arabella gehen ab.)

Sieben=

Siebender Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Nun ſind wir allein. Nun ſagen Sie es noch einmal, ob Sie feſt entſchloſſen ſind, mich einer jungen Närrinn aufzuopfern?

Mellefont. (bitter) Aufzuopfern? Sie machen daß ich mich hier erinnere, daß den alten Göttern auch ſehr unreine Thiere geopfert wurden.

Marwood. (ſpöttiſch) Drücken Sie ſich ohne ſo gelehrte Anſpielungen aus.

Mellefont. So ſage ich Ihnen, daß ich feſt entſchloſſen bin, nie wieder ohne die ſchrecklichſten Verwünſchungen an Sie zu denken. Wer ſind Sie? und wer iſt Sara? Sie ſind eine wollüſtige, eigennützige, ſchändliche Buhlerinn, die ſich itzt kaum mehr muß erinnern können, einmal unſchuldig geweſen zu ſeyn. Ich habe mir mit Ihnen nichts vorzuwerfen, als daß ich dasjenige genoſſen, was Sie ohne mich vielleicht die ganze Welt hätten genießen laſſen. Sie haben mich geſucht, nicht ich Sie; und wenn ich nunmehr weiß, wer Marwood iſt, ſo kömmt mir dieſe Kenntniß

niß theuer genug zu ſtehen. Sie koſtet mir mein Vermögen, meine Ehre, mein Glück ——

Marwood. Und ſo wollte ich, daß ſie dir auch deine Seeligkeit koſten müßte! Ungeheuer! Iſt der Teufel ärger als du, der ſchwache Menſchen zu Verbrechen reizet, und ſie, dieſer Verbrechen wegen, die ſein Werk ſind, hernach ſelbſt anklagt? Was geht dich meine Unſchuld an, wann und wie ich ſie verloren habe? Habe ich dir meine Tugend nicht Preis geben können, ſo habe ich doch meinen guten Namen für dich in die Schanze geſchlagen. Jene iſt nichts koſtbarer, als dieſer. Was ſage ich? koſtbarer? Sie iſt ohne ihn ein albernes Hirngeſpinnſt, das weder ruhig noch glücklich macht. Er allein giebt ihr noch einigen Werth, und kann vollkommen ohne ſie beſtehen. Möchte ich doch ſeyn, wer ich wollte, ehe ich dich, Scheuſal, kennen lernte; genug, daß ich in den Augen der Welt für ein Frauenzimmer ohne Tadel galt. Durch dich nur hat ſie es erfahren, daß ich es nicht ſey; durch meine Bereitwilligkeit bloß, dein Herz, wie ich damals glaubte, ohne deine Hand anzunehmen.

Mellefont. Eben dieſe Bereitwilligkeit verdammt dich, Niederträchtige.

Marwood. Erinnerſt du dich aber, welchen nichtswürdigen Kunſtgriffen du ſie zu verdanken hatteſt? Ward ich nicht von dir beredt, daß du dich in keine öffentliche Verbindung einlaſſen könnteſt, ohne einer Erbſchaft verluſtig zu werden, deren Genuß du mit niemand, als mit mir theilen wollteſt? Iſt es nun Zeit ihrer zu entſagen? Und ihrer für eine andre, als für mich zu entſagen?

Mellefont. Es iſt mir eine wahre Wolluſt, Ihnen melden zu können, daß dieſe Schwierigkeit nunmehr bald wird gehoben ſeyn. Begnügen Sie ſich alſo nur, mich um mein väterliches Erbtheil gebracht zu haben, und laſſen mich, ein weit geringeres mit einer würdigern Gattinn genießen.

Marwood. Ha! nun ſeh' ichs, was dich eigentlich ſo trotzig macht. Wohl, ich will kein Wort mehr verlieren. Es ſey darum! Rechne darauf, daß ich alles anwenden will, dich zu vergeſſen. Und das erſte, was ich in dieſer Abſicht thun werde, ſoll dieſes ſeyn — Du wirſt mich verſtehen! Zittre für deine Bella! Ihr Leben ſoll das Andenken meiner verachteten Liebe auf die Nachwelt nicht bringen; meine Grauſamkeit ſoll es thun. Sieh in mir eine neue Medea!

Mellefont. (erſchrocken) Marwood — —

Marwood. Oder wenn du noch eine grauſamere Mutter weißt, ſo ſieh ſie gedoppelt in mir! Gift und Dolch ſollen mich rächen. Doch nein, Gift und Dolch ſind zu barmherzige Werkzeuge! Sie würden dein und mein Kind zu bald tödten. Ich will es nicht geſtorben ſehen; ſterben will ich es ſehen! Durch langſame Martern will ich in ſeinem Geſichte jeden ähnlichen Zug, den es von dir hat, ſich verſtellen, verzerren und verſchwinden ſehen. Ich will mit begieriger Hand Glied von Glied, Ader von Ader, Nerve von Nerve löſen, und das kleinſte derſelben auch da noch nicht aufhören zu ſchneiden und zu brennen, wenn es ſchon nichts mehr ſeyn wird, als ein empfindungsloſes Aas. Ich — ich werde wenigſtens dabey empfinden, wie ſüß die Rache ſey!

Mellefont. Sie raſen, Marwood — —

Marwood. Du erinnerſt mich, daß ich nicht gegen den rechten raſe. Der Vater muß voran! Er muß ſchon in jener Welt ſeyn, wenn der Geiſt ſeiner Tochter unter tauſend Seufzern ihm nachzieht. — (ſie geht mit einem Dolche, den ſie aus dem Buſen reißt, auf ihn los.) Drum ſtirb, Verräther!

Mellefont. (der ihr in den Arm fällt, und den Dolch entreißt) Unſinniges Weibsbild! — Was hindert mich nun, den Stal wider dich zu kehren? Doch lebe, und deine Strafe müſſe einer ehrloſen Hand aufgehoben ſeyn!

Marwood. (mit gerungenen Händen) Himmel, was hab' ich gethan? Mellefont — —

Mellefont. Geben Sie mir ihn wieder, den verirrten Stal! geben Sie mir ihn wieder! und Sie ſollen es gleich ſehen, für wen er geſchliffen ward. Für dieſe Bruſt allein, die ſchon längſt einem Herzen zu enge iſt, das eher dem Leben als Ihrer Liebe entſagen will.

Mellefont. Hannah! — —

Marwood. Was wollen Sie thun, Mellefont?

Achter Auftritt.

Hannah (erſchrocken.) Marwood.
Mellefont.

Mellefont. Haſt du es gehört, Hannah, welche Furie deine Gebietherinn iſt? Wiſſe, daß ich Arabellen von deinen Händen fodern werde.

Hannah. Ach Madam, wie ſind Sie außer ſich!

Mellefont. Ich will das unſchuldige Kind bald in völlige Sicherheit bringen. Die Gerechtigkeit wird einer ſo grauſamen Mutter die mörderiſchen Hände ſchon zu binden wiſſen.

(er will gehen.)

Marwood. Wohin, Mellefont? Iſt es zu verwundern, daß die Heftigkeit meines Schmerzes mich des Verſtandes nicht mächtig ließ? Wer bringt mich zu ſo unnatürlichen Ausſchweifungen? Sind Sie es nicht ſelbſt? Wo kann Bella ſicherer ſeyn, als bey mir? Mein Mund tobet wider ſie, und mein Herz bleibt doch immer das Herz einer Mutter. Ach, Mellefont! vergeſſen Sie meine Raſerey, und denken, zu ihrer Entſchuldigung, nur an die Urſache derſelben.

Mellefont. Es iſt nur Ein Mittel, welches mich bewegen kann, ſie zu vergeſſen.

Marwood. Welches?

Mellefont. Wenn Sie den Augenblick nach London zurückkehren. Arabellen will ich in einer andern Begleitung wieder dahin bringen laſſen. Sie müſſen durchaus ferner mit ihr nichts zu thun haben.

Marwood. Gut, ich laſſe mir alles gefallen; aber eine einzige Bitte gewähren Sie mir noch. Laſſen Sie mich Ihre Sara wenigſtens einmal ſehen.

Mellefont. Und wozu?

Marwood. Um in ihren Blicken mein ganzes künftiges Schickſal zu leſen. Ich will ſelbſt urtheilen, ob ſie einer Untreue, wie Sie an mir begehen, würdig iſt; und ob ich Hoffnung haben kann, wenigſtens einmal einen Antheil an Ihrer Liebe wieder zu bekommen.

Mellefont. Nichtige Hoffnung!

Marwood. Wer iſt ſo grauſam, daß er einer Elenden auch nicht einmal die Hoffnung gönnen wollte? Ich will mich ihr nicht als Marwood, ſondern als eine Anverwandte von Ihnen zeigen. Melden Sie mich bey ihr als eine ſolche; Sie ſollen bey meinem Beſuche zugegen ſeyn, und ich verſpreche Ihnen, bey allem was heilig iſt, ihr nicht das geringſte anſtößige zu ſagen. Schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab; denn ſonſt möchte ich vielleicht alles anwenden, in meiner wahren Geſtalt vor ihr zu erſcheinen.

Mellefont. Dieſe Bitte, Marwood, (nachdem er einen Augenblick nachgedacht) — — könnte ich Ihnen gewähren. Wollen Sie aber auch alsdann gewiß dieſen Ort verlaſſen?

Marwood. Gewiß; ja, ich verſpreche Ihnen noch mehr; ich will Sie, wo nur noch einige Möglichkeit iſt, von dem Ueberfalle ihres Vaters befreyen.

Mellefont. Dieſes haben Sie nicht nöthig. Ich hoffe, daß er auch mich in die Verzeihung mit einſchließen wird, die er ſeiner Tochter wiederfahren läßt. Will er aber dieſer nicht verzeihen ſo werde ich auch wiſſen, wie ich ihm begegnen ſoll. — Ich gehe, Sie bey meiner Miß zu melden. Nur halten Sie Wort, Marwood!

(geht ab.)

Marwood. Ach Hannah! daß unſere Kräfte nicht ſo groß ſind, als unſere Wut! Komm, hilf mich ankleiden. Ich gebe mein Vorhaben nicht auf. Wenn ich ihn nur erſt ſicher gemacht habe. Komm!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Saal im erſtern Gaſthofe.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Hier, Waitwell, bring' ihr dieſen Brief. Es iſt der Brief eines zärtlichen Vaters, der ſich über nichts, als über ihre Abweſenheit beklaget. Sag' ihr, daß ich dich damit vorweg geſchickt, und daß ich nur noch ihre Antwort erwarten wolle, ehe ich ſelbſt käme, ſie wieder in meine Arme zu ſchließen.

Waitwell. Ich glaube, Sie thun recht wohl, daß Sie Ihre Zuſammenkunft auf dieſe Art vorbereiten.

Sir William. Ich werde ihrer Geſinnungen dadurch gewiß, und mache ihr Gelegenheit, alles, was ihr die Reue klägliches und erröthendes eingeben könnte, ſchon ausgeſchüttet zu haben, ehe ſie mündlich mit mir ſpreche. Es wird ihr in einem Briefe weniger Verwirrung, und mir vielleicht weniger Thränen koſten.

Waitwell. Darf ich aber fragen, Sir, was Sie in Anſehung Mellefonts beſchloſſen haben?

Sir William. Ach! Waitwell, wenn ich ihn von dem Geliebten meiner Tochter trennen könnte, ſo würde ich etwas ſehr hartes wider ihn beſchließen. Aber da dieſes nicht angeht, ſo ſiehſt du wohl, daß er gegen meinen Unwillen geſichert iſt. Ich habe ſelbſt den größten Fehler bey dieſem Unglücke begangen. Ohne mich würde Sara dieſen gefährlichen Mann nicht haben kennen lernen. Ich verſtattete ihm, wegen einer Verbindlichkeit, die ich gegen ihn zu haben glaubte, einen allzufreyen Zutritt in meinem Hauſe. Es war natürlich, daß ihm die dankbare Aufmerkſamkeit, die ich für ihn bezeigte, auch die Achtung meiner Tochter zuziehen mußte. Und es war eben ſo natürlich, daß ſich ein Menſch von ſeiner Denkungsart durch dieſe Achtung verleiten ließ, ſie zu etwas höherm zu treiben. Er hatte Geſchicklichkeit genug gehabt, ſie in Liebe zu verwandeln, ehe ich noch das geringſte merkte, und ehe ich noch Zeit hatte, mich nach ſeiner übrigen Lebensart zu erkundigen. Das Unglück war geſchehen, und ich hätte wohl gethan, wenn ich ihnen nur gleich alles vergeben hätte. Ich wollte unerbittlich gegen ihn ſeyn, und überlegte nicht, daß ich es gegen ihn nicht allein ſeyn könnte. Wenn ich meine zu ſpäte Strenge erſpart hätte, ſo würde ich wenigſtens ihre Flucht verhindert haben. — Da bin ich nun, Waitwell! Ich muß ſie ſelbſt zurückholen, und mich noch glücklich ſchätzen, wenn ich aus dem Verführer nur meinen Sohn machen kann. Denn wer weiß, ob er ſeine Marwoods und ſeine übrigen Kreaturen eines

Mädchens wegen wird aufgeben wollen, das ſeinen Begierden nichts mehr zu verlangen übrig gelaſſen hat, und die feſſelnden Künſte einer Buhlerinn ſo wenig verſteht?

Waitwell. Nun, Sir, das iſt wohl nicht möglich, daß ein Menſch ſo gar böſe ſeyn könnte. —

Sir William. Der Zweifel, guter Waitwell, macht deiner Tugend Ehre. Aber warum iſt es gleichwohl wahr, daß ſich die Gränzen der menſchlichen Bosheit noch viel weiter erſtrecken? — Geh nur jetzt und thue was ich dir geſagt habe. Gieb auf alle ihre Mienen Acht, wenn ſie meinen Brief leſen wird. In der kurzen Entfernung von der Tugend, kann ſie die Verſtellung noch nicht gelernt haben, zu deren Larven nur das eingewurzelte Laſter ſeine Zuflucht nimmt. Du wirſt ihre ganze Seele in ihrem Geſichte leſen. Laß dir ja keinen Zug entgehen, der etwa eine Gleichgültigkeit gegen mich, eine Verſchmähung ihres Vaters, anzeigen könnte. Denn wenn du dieſe unglückliche Entdeckung machen ſollteſt, und wenn ſie mich nicht mehr liebt: ſo hoffe ich, daß ich mich endlich werde überwinden können, ſie ihrem Schickſale zu überlaſſen.

laſſen. Ich hoffe es, Waitwell — Ach! wenn nur hier kein Herz ſchlüge, das dieſer Hoffnung widerſpricht.

(Sie gehen beide auf verſchiedenen Seiten ab.)

Zweyter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Miß Sara. Mellefont.

Mellefont. Ich habe Unrecht gethan, liebſte Miß, daß ich Sie wegen des vorigen Briefes in einer kleinen Unruhe ließ.

Sara. Nein doch, Mellefont; ich bin deswegen ganz und gar nicht unruhig geweſen. Könnten Sie mich denn nicht lieben, wenn Sie gleich noch Geheimniſſe vor mir hätten?

Mellefont. Sie glauben alſo doch, daß es ein Geheimniß geweſen ſey?

Sara. Aber keines, das mich angeht. Und das muß mir genug ſeyn.

Mellefont. Sie ſind allzu gefällig. Doch erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieſes Geheimniß gleichwohl entdecke. Es waren einige Zeilen von einer Anverwandten, die meinen hieſigen Aufenthalt erfahren hat. Sie geht auf dieſer Reiſe nach London hier durch, und will mich ſprechen. Sie hat zugleich um die Ehre erſucht, Ihnen ihre Aufwartung machen zu dürfen.

Sara. Es wird mir allezeit angenehm ſeyn, Mellefont, die würdigen Perſonen Ihrer Familie kennen zu lernen. Aber, überlegen Sie es ſelbſt, ob ich ſchon, ohne zu erröthen, einer derſelben unter die Augen ſehen darf.

Mellefont. Ohne zu erröthen? Und worüber? Darüber, daß Sie mich lieben? Es iſt wahr, Miß, Sie hätten Ihre Liebe einem Edlern, einem Reichern ſchenken können. Sie müſſen ſich ſchämen, daß Sie Ihr Herz nur um ein Herz haben geben wollen, und daß Sie bey dieſem Tauſche Ihr Glück ſo weit aus den Augen geſetzt.

Sara. Sie werden es ſelbſt wiſſen, wie falſch Sie meine Worte erklären.

Mellefont. Erlauben Sie, Miß; wenn ich ſie falſch erkläre, ſo können ſie gar keine Bedeutung haben.

Sara. Wie heißt Ihre Anverwandte?

Mellefont. Es iſt — Lady Solmes. Sie werden den Namen von mir ſchon gehört haben.

Sara. Ich kann mich nicht erinnern.

Mellefont. Darf ich bitten, daß Sie ihren Beſuch annehmen wollen?

Sara. Bitten, Mellefont? Sie können mir es ja befehlen.

Mellefont. Was für ein Wort! — Nein, Miß, ſie ſoll das Glück nicht haben, Sie zu ſehen. Sie wird es bedauern; aber ſie muß es ſich gefallen laſſen. Miß Sara hat ihre Urſachen, die ich auch, ohne ſie zu wiſſen, verehre.

Sara. Mein Gott! wie ſchnell ſind Sie, Mellefont! Ich werde die Lady erwarten; und mich der Ehre ihres Beſuchs, ſo viel möglich, würdig zu erzeigen ſuchen. Sind Sie zufrieden?

Mellefont. Ach, Miß, laſſen Sie mich meinen Ehrgeiz geſtehen. Ich möchte gern gegen die ganze Welt mit Ihnen pralen. Und wenn ich auf den Beſitz einer ſolchen Perſon nicht eitel wäre, ſo würde ich mir ſelbſt vorwerfen, daß ich den

Werth derſelben nicht zu ſchätzen wüßte. Ich gehe, und bringe die Lady ſogleich zu Ihnen.

(gehet ab.)

Sara. (allein) Wenn es nur keine von den ſtolzen Weibern iſt, die voll von ihrer Tugend, über alle Schwachheiten erhaben zu ſeyn glauben. Sie machen uns mit einem einzigen verächtlichen Blicke den Proceß, und ein zweydeutiges Achſelzucken iſt das ganze Mitleiden, das wir ihnen zu verdienen ſcheinen.

Dritter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Betty. (zwiſchen der Scene.) Nur hier herein, wenn Er ſelbſt mit ihr ſprechen muß.

Sara. (die ſich umſieht) Wer muß ſelbſt mit mir ſprechen? — Wen ſeh' ich? Iſt es möglich? Waitwell, dich?

Waitwell. Was für ein glücklicher Mann bin ich, daß ich endlich unſere Miß Sara wieder ſehe!

Sara. Gott! was bringſt du? Ich hör' es ſchon, ich hör' es ſchon, du bringſt mir die Nachricht

richt von dem Tode meines Vaters! Er iſt hin, der vortrefflichſte Mann, der beſte Vater! Er iſt hin, und ich, ich bin die Elende, die ſeinen Tod beſchleuniget hat.

Waitwell. Ach! Miß — —

Sara. Sage mir, geſchwind ſage mir, daß die letzten Augenblicke ſeines Lebens ihm durch mein Andenken nicht ſchwerer wurden; daß er mich vergeſſen hatte; daß er eben ſo ruhig ſtarb als er ſich ſonſt in meinen Armen zu ſterben verſprach; daß er ſich meiner auch nicht einmal in ſeinem letzten Gebete erinnerte — —

Waitwell. Hören Sie doch auf, ſich mit ſo falſchen Vorſtellungen zu plagen! Er lebt ja noch, ihr Vater; er lebt ja noch, der rechtſchaffne Sir William.

Sara. Lebt er noch? Iſt es wahr, lebt er noch? O! daß er noch lange leben, und glücklich leben möge! O! daß ihm Gott die Hälfte meiner Jahre zulegen wolle! Die Hälfte? — Ich Undankbare, wenn ich ihm nicht mit allen, ſo viel mir deren beſtimmt ſind, auch nur einige Augenblicke zu erkaufen bereit bin! Aber nun ſage mir wenigſtens, Waitwell, daß es ihm nicht hart fällt, ohne mich zu leben; daß es ihm leicht geworden iſt, eine Tochter aufzugeben, die ihre Tugend ſo leicht aufgeben können; daß ihn meine Flucht erzürnet, aber nicht gekränkt hat; daß er mich verwünſchet, aber nicht bedauert.

Waitwell. Ach, Sir William iſt noch immer der zärtliche Vater, ſo wie ſein Sarchen noch immer die zärtliche Tochter iſt, die ſie beide geweſen ſind.

Sara. Was ſagſt du? Du biſt ein Bote des Unglücks, des ſchrecklichſten Unglücks unter allen, die mir meine feindſelige Einbildung jemals vorgeſtellet hat! Er iſt noch der zärtliche Vater? So liebt er mich ja noch? So muß er mich ja beklagen? Nein, nein, das thut er nicht; das kann er nicht thun! Siehſt du denn nicht, wie unendlich jeder Seufzer, den er um mich verlöre, meine Verbrechen vergrößern würde? Müßte mir nicht die Gerechtigkeit des Himmels jede ſeiner Thränen, die ich ihm auspreßte, ſo anrechnen, als ob ich bey jeder derſelben mein Laſter und meinen Undank wiederholte? Ich erſtarre über dieſen Gedan-

ken

ſen. Thränen koſte ich ihm? Thränen? Und es ſind andre Thränen, als Thränen der Freude?— Widerſprich mir doch, Waitwell! Aufs höchſte hat er einige leichte Regungen des Bluts für mich gefühlet; einige von den geſchwind überhin gehenden Regungen, welche die kleinſte Anſtrengung der Vernunft beſänftiget. Zu Thränen hat er es nicht kommen laſſen. Nicht wahr, Waitwell, zu Thränen hat er es nicht kommen laſſen?

Waitwell. (indem er ſich die Augen wiſcht) Nein, Miß, dazu hat er es nicht kommen laſſen.

Sara. Ach! dein Mund ſagt nein; und deine eignen Thränen ſagen ja.

Waitwell. Nehmen Sie dieſen Brief, Miß; er iſt von ihm ſelbſt.

Sara. Von wem? von meinem Vater? an mich?

Waitwell. Ja, nehmen Sie ihn nur; Sie werden mehr daraus ſehen können, als ich zu ſagen vermag. Er hätte einem andern, als mir, dieſes Geſchäfte auftragen ſollen. Ich verſprach mir Freude davon; aber Sie verwandeln mir dieſe Freude in Betrübniß.

Sara. Gieb mir, ehrlicher Waitwell! — Doch nein, ich will ihn nicht eher nehmen, als bis du mir ſagſt, was ungefähr darinn enthalten iſt.

Waitwell. Was kann darinn enthalten ſeyn? Liebe und Vergebung.

Sara. Liebe? Vergebung?

Waitwell. Und vielleicht ein aufrichtiges Bedauern, daß er die Rechte der väterlichen Gewalt gegen ein Kind brauchen wollen, für welches nur die Vorrechte der väterlichen Huld ſind.

Sara. So behalte nur deinen grauſamen Brief!

Waitwell. Grauſamen? fürchten Sie nichts; Sie erhalten völlige Freyheit über Ihr Herz und Ihre Hand.

Sara. Und das iſt es eben, was ich fürchte. Einen Vater, wie ihn, zu betrüben: dazu habe ich noch den Muth gehabt. Allein ihn durch eben dieſe Betrübniß, ihn durch ſeine Liebe, der ich entſagt, dahin gebracht zu ſehen, daß er ſich alles gefallen läßt, wozu mich eine unglückliche Leidenſchaft verleitet: das Waitwell, das würde ich nicht ausſtehen. Wenn ſein Brief alles enthielte, was ein aufgebrachter Vater, in ſolchem Falle heftiges und hartes vorbringen kann, ſo würde ich ihn zwar mit Schaudern leſen, aber ich würde ihn doch leſen können. Ich würde gegen ſeinen Zorn noch einen Schatten von Vertheidigung aufzubringen wiſſen, um ihn durch dieſe Vertheidigung, wo möglich, noch zerniger zu machen. Meine Beruhigung wäre alsdann dieſe, daß bey einem gewaltſamen Zorne kein wehmütiger Gram Raum haben könne, und daß ſich jener endlich glücklich in eine bittere Verachtung gegen mich verwandeln werde. Wen man aber verachtet, um den bekümmert man ſich nicht mehr. Mein Vater wäre wieder ruhig, und ich dürfte mir nicht vorwerfen, ihn auf immer unglücklich gemacht zu haben.

Waitwell. Ach! Miß, Sie werden ſich dieſen Vorwurf noch weniger machen dürfen, wenn Sie jetzt ſeine Liebe wieder ergreifen, die ja alles vergeſſen will.

Sara. Du irrſt dich, Waitwell. Sein ſehnliches Verlangen nach mir, verführt ihn vielleicht, zu allem ja zu ſagen. Kaum aber würde dieſes Verlangen ein wenig beruhiget ſeyn, ſo würde er ſich, ſeiner Schwäche wegen, vor ſich ſelbſt ſchämen. Ein finſterer Unwille würde ſich ſeiner bemeiſtern, und er würde mich nie anſehen können, ohne mich heimlich anzuklagen, wie viel ich ihm abzutrotzen mich unterſtanden habe. Ja, wenn es in meinem Vermögen ſtünde, ihm bey der äuſſerſten Gewalt, die er ſich meinetwegen anthut, das bitterſte zu erſparen; wenn in dem Augenblicke, da er mir alles erlauben wollte, ich ihm alles aufopfern könnte: ſo wäre es ganz etwas anders. Ich wollte den Brief mit Vergnügen von deinen Händen nehmen, die Stärke der väterlichen Liebe darinn bewundern, und ohne ſie zu mißbrauchen, mich als eine reuende und gehorſame Tochter zu ſeinen Füßen werfen. Aber kann ich das? Ich würde es thun müſſen, was er mir erlaubte, ohne mich daran zu kehren, wie theuer ihm dieſe Erlaubniß zu ſtehen komme. Und wenn ich dann am vergnügteſten darüber ſeyn wollte, würde es mir plötzlich einfallen, daß er mein Vergnügen äuſſerlich nur zu theilen ſcheine, und in ſich ſelbſt vielleicht ſeufze; kurz, daß er mich mit Entſagung ſeiner eignen Glückſeligkeit glücklich gemacht habe — Und es auf dieſe Art zu ſeyn wünſchen, traueſt du mir das wohl zu, Waitwell?

Waitwell. Gewiß ich weiß nicht, was ich hierauf antworten ſoll.

Sara. Es iſt nichts darauf zu antworten. Bringe deinen Brief alſo nur wieder zurück. Wenn mein Vater durch mich unglücklich ſeyn muß; ſo will ich ſelbſt auch unglücklich bleiben. Ganz allein ohne ihn unglücklich zu ſeyn, das iſt es, was ich jetzt ſtündlich von dem Himmel bitte; glücklich aber ohne ihn ganz allein zu ſeyn, davon will ich durchaus nichts wiſſen.

Waitwell. (etwas bey Seite) Ich glaube wahrhaſtig, ich werde das gute Kind hintergehen müſſen, damit es den Brief doch nur lieſet.

Sara. Was ſprichſt du da für dich?

Waitwell. Ich ſage mir ſelbſt, daß ich einen ſehr ungeſchickten Einfall gehabt hätte, Sie, Miß, zur Leſung des Briefes deſto geſchwinder zu vermögen.

Sara. Wie ſo?

Waitwell. Ich konnte ſo weit nicht denken. Sie überlegen freylich alles genauer, als es unſer einer kann. Ich wollte Sie nicht erſchrecken; der

Brief iſt vielleicht nur allzu hart; und wenn ich geſagt habe, daß nichts als Liebe und Vergebung darinn enthalten ſey, ſo hätte ich ſagen ſollen, daß ich nichts als dieſes darinn enthalten zu ſeyn wünſchte.

Sara. Iſt das wahr? — Nun ſo gieb mir ihn her. Ich will ihn leſen. Wenn man den Zorn eines Vaters unglücklicher Weiſe verdient hat, ſo muß man wenigſtens gegen dieſen väterlichen Zorn ſo viel Achtung haben, daß er ihn nach allen Gefallen gegen uns auslaſſen kann. Ihn zu vereiteln ſuchen, heißt Beleidigungen mit Geringſchätzung häufen. Ich werde ihn nach aller ſeiner Stärke empfinden. Du ſiehſt, ich zittre ſchon — Aber ich ſoll auch zittern: und ich will lieber zittern, als weinen. — (ſie erbricht den Brief) Nun iſt er erbrochen! Ich bebe — Aber was ſeh ich? (ſie lieſet) „Einzige, geliebteſte Tochter! — Ha! du alter Betrieger, iſt das die Anrede eines zornigen Vaters? Geh, weiter werde ich nicht leſen — —

Waitwell. Ach, Miß, verzeihen Sie doch einem alten Knechte. Ja gewiß, ich glaube es iſt in meinem Leben das erſtemal, daß ich mit Vorſatz betrogen habe. Wer einmal betriegt, Miß, und aus einer ſo guten Abſicht betriegt, der iſt ja deswegen noch kein alter Betrieger. Das geht mir nahe, Miß. Ich weiß wohl, die gute Abſicht entſchuldigt nicht immer; aber was konnte ich denn thun? Einem ſo guten Vater ſeinen Brief ungeleſen wieder zu bringen? Das kann ich nimmermehr. Eher will ich gehen, ſo weit mich meine alten Beine tragen, und ihm nie wieder vor die Augen kommen.

Sara. Wie? auch du willſt ihn verlaſſen?

Waitwell. Werde ich denn nicht müſſen, wenn Sie den Brief nicht leſen? Leſen Sie ihn doch immer. Laſſen Sie doch immer den erſten vorſetzlichen Betrug, den ich mir vorzuwerfen habe, nicht ohne gute Wirkung bleiben. Sie werden ihn deſto eher vergeſſen, und ich werde mir ihn deſto eher vergeben können. Ich bin ein gemeiner einfältiger Mann, der Ihnen Ihre Urſachen, warum Sie den Brief nicht leſen können, oder wollen, freylich ſo muß gelten laſſen. Ob ſie wahr ſind, weiß ich nicht; aber ſo recht natürlich ſcheinen ſie mir wenigſtens nicht. Ich dächte nun ſo, Miß: ein Vater, dächte ich, iſt doch immer ein Vater; und ein Kind kann wohl einmal fehlen, es bleibt deswegen doch ein gutes Kind. Wenn der Vater den Fehler verzeiht, ſo kann ja das Kind ſich wohl wieder ſo aufführen, daß er auch gar nicht mehr daran denken darf. Und wer erinnert ſich denn gern an etwas, wovon er lieber wünſcht, es wäre gar nicht geſchehen? Es iſt, Miß, als ob Sie nur immer an Ihren Fehler dächten, und glaubten, es wäre genug, wenn Sie den in Ihrer Einbildung vergröſſerten, und ſich ſelbſt mit ſolchen vergröſſerten Vorſtellungen marterten. Aber ich ſollte meynen, Sie müßten auch daran denken, wie Sie das, was geſchehen iſt, wieder gut machten. Und wie wollen Sie es denn wieder gut machen, wenn Sie ſich ſelbſt alle Gelegenheit dazu benehmen? Kann es Ihnen denn ſauer werden, den andern Schritt zu thun, wann ſo ein lieber Vater ſchon den erſten gethan hat?

Sara. Was für Schwerdter gehen aus deinem einfältigen Munde in mein Herz! — Eben das kann ich nicht aushalten daß er den erſten Schritt thun muß. Und was willſt du denn? Thut er denn nur den erſten Schritt? Er muß ſie alle thun: ich kann ihm keinen entgegen thun. So weit ich mich von ihm entfernet, ſo weit muß er ſich zu mir herablaſſen. Wenn er mir vergiebt, ſo muß er mein ganzes Verbrechen vergeben, und ſich noch dazu gefallen laſſen, die Folgen deſſelben vor ſeinen Augen fortdauern zu ſehen. Iſt das von einem Vater zu verlangen?

Waitwell. Ich weiß nicht, Miß, ob ich dieſes ſo recht verſtehe. Aber mich deucht, Sie wollen ſagen, er müſſe Ihnen gar zu viel vergeben, und weil ihm das nicht anders, als ſehr ſauer werden könne, ſo machten Sie ſich ein Gewiſſen, ſeine Vergebung anzunehmen. Wenn Sie das meynen, ſo ſagen Sie mir doch, iſt denn nicht das Vergeben für ein gutes Herz ein Vergnügen? Ich bin in meinem Leben ſo glücklich nicht geweſen, daß ich dieſes Vergnügen oft empfunden hätte. Aber der wenigen Male, die ich es empfunden habe, erinnere ich mich noch immer gern. Ich fühlte ſo etwas ſanftes, ſo etwas beruhigendes, ſo etwas himmliſches dabey, daß ich mich nicht entbrechen konnte, an die große unüberſchwengliche Seligkeit Gottes zu denken, deſſen ganze Erhaltungen der elenden Menſchen ein immerwährendes Vergeben iſt. Ich wünſchte mir, alle Augenblicke verzeihen zu können, und ſchämte mich, daß ich nur ſolche Kleinigkeiten zu verzeihen hatte. Recht ſchmerzhafte Beleidigungen, recht tödliche Kränkungen zu vergeben, ſagt' ich zu mir ſelbſt, muß eine Wolluſt ſeyn, in der die ganze Seele zerfließt — Und nun, Miß, wollen Sie denn ſo eine große Wolluſt Ihrem Vater nicht gönnen?

Sara. Ach! — Rede weiter, Waitwell, rede weiter!

Waitwell. Ich weiß wohl, es giebt eine Art von Leuten, die nichts ungerner, als Vergebung annehmen, und zwar, weil ſie keine zu erzeigen gelernt haben. Es ſind ſtolze unbiegſame Leute, die durchaus nicht geſtehen wollen, daß ſie unrecht gethan. Aber von der Art, Miß, ſind Sie nicht. Sie haben das liebreichſte und zärtlichſte Herz, daß die beſte Ihres Geſchlechts nur haben kann. Ihren Fehler bekennen Sie auch.

Woran liegt es denn nun alſo noch? — Doch verzeihen Sie mir nur, Miß, ich bin ein alter Plauderer, und hätte es gleich merken ſollen, daß Ihr Weigern nur eine rühmliche Beſorgniß, nur eine tugendhafte Schüchternheit ſey. Leute, die eine große Wohlthat gleich, ohne Bedenken, annehmen können, ſind der Wohlthat ſelten würdig. Die ſie am meiſten verdienen, haben auch immer das meiſte Mißtrauen gegen ſich ſelbſt. Doch muß das Mißtrauen nicht über ſein Ziel getrieben werden.

Sara. Lieber alter Vater, ich glaube du haſt mich überredet.

Waitwell. Ach Gott! wenn ich ſo glücklich geweſen bin, ſo muß mir ein guter Geiſt haben reden helfen. Aber nein, Miß, meine Reden haben dabey nichts gethan, als daß ſie Ihnen Zeit gelaſſen, ſelbſt nachzudenken, und ſich von einer ſo fröhlichen Beſtürzung zu erholen. — Nicht wahr, nun werden Sie den Brief leſen? O! leſen Sie ihn doch gleich!

Sara. Ich will es thun, Waitwell. — Welche Biſſe, welche Schmerzen werde ich fühlen!

Waitwell. Schmerzen, Miß, aber angenehme Schmerzen.

Sara. Sey ſtill! (ſie fängt an für ſich zu leſen.)

Waitwell. (bey Seite.) O! wenn er ſie ſelbſt ſehen ſollte!

Sara. (nachdem ſie einige Augenblicke geleſen.) Ach Waitwell, was für ein Vater! Er nennt meine Flucht eine Abweſenheit. Wie viel ſträflicher wird ſie durch dieſes gelinde Wort! (ſie lieſet weiter und unterbricht ſich wieder.) Höre doch! er ſchmeichelt ſich, ich würde ihn noch lieben. Er ſchmeichelt ſich! (lieſet und unterbricht ſich.) Er bittet mich — Er bittet mich? Ein Vater ſeine Tochter? ſeine ſtrafbare Tochter? Und was bittet er mich denn? — (lieſet für ſich.) Er bittet mich, ſeine übereilte Strenge zu vergeſſen, und ihn mit meiner Entfernung nicht länger zu ſtrafen. Uebereilte Strenge! — Zu ſtrafen! — (lieſet wieder und unterbricht ſich.) Noch mehr! Nun dankt er mir gar, und dankt mir, daß ich ihm Gelegenheit gegeben, den ganzen Umfang der väterlichen Liebe kennen zu lernen. Unſelige Gelegenheit! Wenn er doch nur auch ſagte, daß ſie ihm zugleich den ganzen Umfang des kindlichen Ungehorſams habe kennen lernen! (ſie lieſet wieder.) Nein, er ſagt es nicht! Er gedenkt meines Verbrechens nicht mit einem Buchſtaben. (Sie fährt weiter fort für ſich zu leſen.) Er will kommen, und ſeine Kinder ſelbſt zurückholen. Seine Kinder, Waitwell! Das geht über alles! — Hab' ich auch recht geleſen? (Sie lieſet wieder für ſich.) — Ich möchte vergehen! Er ſagt, derjenige verdiene nur allzu wohl ſein Sohn zu ſeyn, ohne welchen er keine Tochter haben könne. — O! hätte er ſie nie gehabt, dieſe unglückliche Tochter! — Geh, Waitwell, laß mich allein. Er verlangt eine Antwort, und ich will ſie ſogleich machen. Frag' in einer Stunde wieder nach. Ich danke dir unterdeſſen für deine Mühe. Du biſt ein rechtſchaffner Mann. Es ſind wenig Diener die Freunde ihrer Herren!

Waitwell. Beſchämen Sie mich nicht, Miß. Wenn alle Herren Sir Williams wären, ſo müßten die Diener Unmenſchen ſeyn, wenn ſie nicht ihr Leben für ſie laſſen wollten. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara.

(Sie ſetzet ſich zum ſchreiben nieder.) Wenn man mir es vor Jahr und Tag geſagt hätte, daß ich auf einen ſolchen Brief würde antworten müſſen! Und unter ſolchen Umſtänden! — Ja, die Feder hab' ich in der Hand. — Weiß ich aber auch ſchon, was ich ſchreiben ſoll? Was ich denke; was ich empfinde. — Und was empfindet man denn, wenn das Herz, vor lauter Empfinden, in einer tiefen Betäubung liegt? — Ich muß doch ſchreiben — Ich führe ja die Feder nicht das erſte Mal. Nachdem ſie mir ſchon ſo manche kleine Dienſte der Höflichkeit und Freundſchaft abſtatten helfen: ſollte mir ihre Hülfe wohl bey dem wichtigſten Dienſte entziehen? — (ſie denkt ein wenig nach, und ſchreibt darauf einige Zeilen) Das ſoll der Anfang ſeyn? Ein ſehr froſtiger Anfang. Und werde ich denn bey ſeiner Liebe anfangen wollen? Ich muß bey meinem Verbrechen anfangen. (ſie ſtreicht aus und ſchreibt anders.) Daß ich mich ja nicht zu oben hin davon ausdrücke! — Das Schämen kann überall an ſeiner rechten Stelle ſeyn, nur bey dem Bekenntniſſe unſerer Fehler nicht. Ich darf mich nicht fürchten, in Uebertreibungen zu gerathen, wenn ich auch ſchon die gräßlichſten Züge anwende. — Ach! warum muß ich nun geſtört werden?

Fünfter Auftritt.

Marwood. Mellefont. Sara.

Mellefont. Liebſte Miß, ich habe die Ehre, Ihnen Lady Solmes vorzuſtellen, welche eine von denen Perſonen in meiner Familie iſt, welchen ich mich am meiſten verpflichtet erkenne.

Marwood. Ich muß um Vergebung bitten, Miß, daß ich ſo frey bin, mich mit meinen eignen Augen von dem Glücke eines Vetters zu überführen, dem ich das vollkommenſte Frauenzimmer wünſchen würde, wenn mich nicht gleich der erſte Anblick überzeugt hätte, daß er es in Ihnen bereits gefunden habe.

Sara. Sie erzeigen mir allzuviel Ehre, Lady. Eine Schmeicheley, wie dieſe, würde mich zu allen Zeiten beſchämt haben: itzt aber, ſollte ich ſie faſt für einen verſteckten Vorwurf annehmen, wenn ich Lady Solmes nicht für viel zu großmüthig hielte, ihre Ueberlegenheit an Tugend und Klugheit eine Unglückliche fühlen zu laſſen.

Marwood. (kalt.) Ich würde untröſtlich ſeyn, Miß, wenn Sie mir andre, als die freundſchaftlichſten Geſinnungen, zutrauten. — (bey Seite) Sie iſt ſchön!

Mellefont. Und wäre es denn auch möglich, Lady, gegen ſo viel Schönheit, gegen ſo viel Beſcheidenheit gleichgültig zu bleiben? Man ſagt zwar, daß einem reizenden Frauenzimmer ſelten von einem andern Gerechtigkeit erwieſen werde: allein dieſes iſt auf der einen Seite nur von denen, die auf ihre Vorzüge allzu eitel ſind, und auf der andern nur von ſolchen zu verſtehen, welche ſich ſelbſt keiner Vorzüge bewußt ſind. Wie weit ſind Sie beide von dieſem Falle entfernt! — (zur Marwood, welche in Gedanken ſteht) Iſt es nicht wahr, Lady, daß meine Liebe nichts weniger, als partheyiſch, geweſen iſt? Iſt es nicht wahr, daß ich Ihnen zum Lobe meiner Miß viel, aber noch lange nicht ſo viel geſagt habe, als Sie ſelbſt finden? —

den? — Aber warum ſo in Gedanken? — (ſachte zu ihr.) Sie vergeſſen, wer Sie ſeyn wollen.

Marwood. Darf ich es ſagen? — Die Bewunderung Ihrer liebſten Miß führte mich auf die Betrachtung ihres Schickſals. Es gieng mir nahe, daß ſie die Früchte ihrer Liebe nicht in ihrem Vaterlande genießen ſoll. Ich erinnerte mich, daß ſie einen Vater, und wie man mir geſagt hat, einen ſehr zärtlichen Vater verlaſſen müßte, um die Ihrige ſeyn zu können; und ich konnte mich nicht enthalten, ihre Ausſöhnung mit ihm zu wünſchen.

Sara. Ach! Lady, wie ſehr bin ich Ihnen für dieſen Wunſch verbunden. Er verdient es, daß ich meine ganze Freude mit Ihnen theile. Sie können es noch nicht wiſſen, Mellefont, daß er erfüllt wurde, ehe Lady die Liebe für uns hatte, ihn zu thun.

Mellefont. Wie verſtehen Sie dieſes, Miß?

Marwood. (bey Seite) Was will das ſagen?

Sara. Eben itzt habe ich einen Brief von meinem Vater erhalten. Waitwell brachte mir ihn. Ach, Mellefont, welch ein Brief!

Mellefont. Geſchwind reißen Sie mich aus meiner Ungewißheit. Was hab' ich zu fürchten? Was habe ich zu hoffen? Iſt er noch der Vater, den wir flohen? Und wenn er es noch iſt, wird Sara die Tochter ſeyn, die mich zärtlich genug liebt, um ihn noch weiter zu fliehen? Ach! hätte ich Ihnen gefolgt, liebſte Miß, ſo wären wir jetzt durch ein Band verknüpft, das man aus eigenſinnigen Abſichten zu trennen wohl unterlaſſen müßte. In dieſem Augenblick empfinde ich alles das Unglück, das unſer entdeckter Aufenthalt für mich nach ſich ziehen kann. — Er wird kommen, und Sie aus meinen Armen reißen. — Wie haſſe ich den Nichtswürdigen, der uns ihm verrathen hat! (mit einem zornigen Blick gegen die Marwood.)

Sara. Liebſter Mellefont, wie ſchmeichelhaft iſt dieſe Ihre Unruhe für mich! Und wie glücklich ſind wir beide, daß ſie vergebens iſt! Leſen Sie hier ſeinen Brief. — (gegen die Marwood, indem Mellefont den Brief für ſich lieſet.) Lady, er wird über die Liebe meines Vaters erſtaunen. Meines Vaters? Ach! er iſt nun auch der ſeinige.

Marwood. (betroffen) Iſt es möglich?

Sara. Ja wohl, Lady, haben Sie Urſache, dieſe Veränderung zu bewundern. Er vergiebt uns alles; wir werden uns nun vor ſeinen Augen lieben; er erlaubt es uns; er befiehlt es uns. — Wie hat dieſe Gütigkeit meine ganze Seele durchdrungen! — Nun, Mellefont? (der ihr den Brief wieder giebt) Sie ſchweigen? O nein, dieſe Thräne, die ſich aus Ihrem Augen ſchleicht, ſagt weit mehr, als Ihr Mund ausdrücken könnte.

Marwood. (bey Seite) Wie ſehr habe ich mir ſelbſt geſchadet! Ich Unvorſichtige!

Sara. O! laſſen Sie mich dieſe Thräne von Ihrer Wange küſſen!

Mellefont. Ach Miß, warum haben wir einen ſo göttlichen Mann betrüben müſſen? Ja wohl einen göttlichen Mann: denn was iſt göttlicher, als vergeben? — Hätten wir uns dieſen glücklichen Ausgang nur als möglich vorſtellen können: gewiß, ſo wollten wir ihn jetzt ſo gewaltſamen Mitteln nicht zu verdanken haben; wir wollten ihn allein unſern Bitten zu verdanken haben. Welche Glückſeligkeit wartet auf mich! Wie ſchmerzlich wird mir aber auch die eigne Ueberzeugung ſeyn, daß ich dieſer Glückſeligkeit ſo unwerth bin!

Marwood. (bey Seite) Und das muß ich mit anhören!

Sara. Wie vollkommen rechtfertigen Sie, durch ſolche Geſinnungen, meine Liebe gegen Sie.

Marwood. (bey Seite) Was für Zwang muß ich mir anthun!

Sara. Auch Sie, vortreffliche Lady, müſſen den Brief meines Vaters leſen. Sie ſcheinen allzu viel Antheil an unſerm Schickſale zu nehmen, als daß Ihnen ſein Innhalt gleichgültig ſeyn könnte.

Marwood. Mir gleichgültig, Miß? (ſie nimmt den Brief)

Sara. Aber, Lady, Sie ſcheinen noch immer ſehr nachdenkend, ſehr traurig. — —

Marwood. Nachdenkend, Miß, aber nicht traurig.

Mellefont. (bey Seite) Himmel! wo ſie ſich verräth!

Sara. Und warum denn?

Marwood. Ich zittere für Sie beide. Könnte dieſe unvermuthete Güte Ihres Vaters nicht eine Verſtellung ſeyn? eine Liſt?

Sara. Gewiß nicht, Lady, gewiß nicht. Leſen Sie nur, und Sie werden es ſelbſt geſtehen. Die Verſtellung bleibt immer kalt, und eine ſo zärtliche Sprache iſt in ihrem Vermögen nicht. (Marwood lieſet für ſich.) Werden Sie nicht argwöhniſch, Mellefont; ich bitte Sie. Ich ſtehe Ihnen dafür, daß mein Vater ſich zu keiner Liſt herablaſſen kann. Er ſagt nichts, was er nicht denkt, und Falſchheit iſt ihm ein unbekanntes Laſter.

Mellefont. O! davon bin ich vollkommen überzeugt, liebſte Miß. — Man muß der Lady den Verdacht vergeben, weil ſie den Mann noch nicht kennt, den er trifft.

Sara. (indem ihr Marwood den Brief zurück giebt) Was ſeh' ich, Lady? Sie haben ſich entfärbt? Sie zittern? Was fehlt Ihnen?

Mellefont. (bey Seite) In welcher Angſt bin ich! Warum habe ich ſie auch hergebracht?

Marwood. Es iſt nichts, Miß, als ein kleiner Schwindel, welcher vorübergehn wird.

Die Nachtluſt muß mir auf der Reiſe nicht bekommen ſeyn.

Mellefont. Sie erſchrecken mich, Lady — Iſt es Ihnen nicht gefällig, friſche Luſt zu ſchöpfen? Man erholt ſich in einem verſchloßnen Zimmer nicht ſo leicht.

Marwood. Wann Sie meynen, ſo reichen Sie mir Ihren Arm.

Sara. Ich werde Sie begleiten, Lady.

Marwood. Ich verbitte dieſe Höflichkeit, Miß. Meine Schwachheit wird ohne Folgen ſeyn.

Sara. So hoffe ich denn, Lady bald wieder zu ſehen.

Marwood. Wenn Sie erlauben, Miß —
(Mellefont führt ſie ab.)

Sara. (allein.) Die arme Lady! — Sie ſcheinet die freundſchaftlichſte Perſon zwar nicht zu ſeyn; aber mürriſch und ſtolz ſcheinet ſie doch auch nicht. — Ich bin wieder allein. Kann ich die wenigen Augenblicke, die ich es vielleicht ſeyn werde, zu etwas beſſern als zur Vollendung meiner Antwort anwenden? (ſie will ſich niederſetzen zu ſchreiben.)

Sechſter

Sechſter Auftritt.

Betty. Sara.

Betty. Das war ja wohl ein ſehr kurzer Beſuch.

Sara. Ja, Betty. Es iſt Lady Solmes; eine Anverwandte meines Mellefont. Es wandelte ihr gähling eine kleine Schwachheit an. Wo iſt ſie jetzt?

Betty. Mellefont hat ſie bis an die Thüre begleitet.

Sara. So iſt ſie ja wohl wieder fort?

Betty. Ich vermuthe es. — Aber je mehr ich Sie anſehe, Miß — Sie müſſen mir meine Freyheit verzeihen — je mehr finde ich Sie verändert. Es iſt etwas ruhiges, etwas zufriednes in Ihren Blicken. Lady muß ein ſehr angenehmer Beſuch, oder der alte Mann ein ſehr angenehmer Bote geweſen ſeyn.

Sara. Das letzte, Betty, das letzte. Er kam von meinem Vater. Was für einen zärtlichen Brief will ich dich leſen laſſen! Dein gutes Herz hat ſo oft mit mir geweint, nun ſoll es ſich auch mit mir freuen. Ich werde wieder glücklich ſeyn, und dich für deine guten Dienſte belohnen können.

Betty. Was habe ich Ihnen in kurzen neun Wochen für Dienſte leiſten können?

Sara. Du hätteſt mir ihrer in meinem ganzen andern Leben nicht mehrere leiſten können, als in dieſen neun Wochen. — Sie ſind vorüber! — Komm nur itzt, Betty; weil Mellefont vielleicht wieder allein iſt, ſo muß ich ihn noch ſprechen. Ich bekomme eben den Einfall, daß es ſehr gut ſeyn würde, wenn er zugleich mit mir an meinen Vater ſchriebe, dem ſeine Dankſagung ſchwerlich unerwartet ſeyn dürfte. Komm!

(Sie gehen ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Saal.

Sir William Sampſon. Waitwell.

Sir William. Was für Balſam, Waitwell, haſt du mir durch deine Erzählung in mein verwundetes Herz gegoſſen! Ich lebe wieder neu auf; und ihre herannahende Rückkehr ſcheint mich eben ſo weit zu meiner Jugend wieder zurück zu bringen, als mich ihre Flucht näher zu dem Grabe gebracht hatte. Sie liebt mich noch! Was will ich mehr? — Geh ja bald wieder zu ihr, Waitwell. Ich kann den Augenblick nicht erwarten, da ich ſie aufs neue in dieſe Arme ſchließen ſoll, die ich ſo ſehnlich gegen den Tod ausgeſtreckt hatte. Wie erwünſcht wäre er mir in den Augenblicken meines Kummers geweſen! Und wie fürchterlich wird er mir in meinem neuen Glücke ſeyn! Ein Alter iſt ohne Zweifel zu tadeln, wenn er die Bande, die ihn noch mit der Welt verbinden, ſo feſt wieder zuziehet. Die endliche Trennung wird deſto ſchmerzlicher. — Doch der Gott, der ſich itzt ſo gnädig gegen mich erzeigt, wird mir auch dieſe überſtehen helfen. Sollte er mir wohl eine Wohlthat erweiſen, um ſie mir zuletzt zu meinem Verderben gereichen zu laſſen? Sollte er mir eine Tochter wiedergeben, damit ich über ſeine Abfoderung aus dieſem Leben murren müſſe? Nein, nein; er ſchenkt mir ſie wieder, um in der letzten Stunde nur um mich ſelbſt beſorgt ſeyn zu dürfen. Dank ſey dir, ewige Güte! Wie ſchwach iſt der

Dank eines ſterblichen Mundes! Doch bald, bald werde ich, in einer ihm geweihten Ewigkeit, ihm würdiger danken können.

Waitwell. Wie herzlich vergnügt es mich, Sir, Sie vor meinem Ende wieder zufrieden zu wiſſen! Glauben Sie mir es nur, ich habe faſt ſo viel bey Ihrem Jammer ausgeſtanden, als Sie ſelbſt. Faſt ſo viel; gar ſo viel nicht: denn der Schmerz eines Vaters mag wohl bey ſolchen Gelegenheiten unausſprechlich ſeyn.

Sir William. Betrachte dich von nun an, mein guter Waitwell, nicht mehr als meinen Diener. Du haſt es ſchon längſt um mich verdient, ein anſtändiger Alter zu genießen. Ich will dir es auch ſchaffen, und du ſollſt es nicht ſchlechter haben, als ich es noch in der Welt haben werde. Ich will allen Unterſchied zwiſchen uns aufheben; in jener Welt, weißt du wohl, iſt er ohnedieß aufgehoben. — Nur dasmal ſey noch der alte Diener, auf den ich mich nie umſonſt verlaſſen habe. Geh, und gieb Acht, daß du mir ihre Antwort ſogleich bringen kannſt, als ſie fertig iſt.

Waitwell. Ich gehe, Sir. Aber ſo ein Gang iſt kein Dienſt, den ich Ihnen thue. Er iſt eine Belohnung, die Sie mir für meine Dienſte gönnen. Ja gewiß, das iſt er.

(Sie gehen auf verſchiedenen Seiten ab.)

Ende des dritten Aufzuges.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Mellefonts Zimmer.

Mellefont. Sara.

Mellefont. Ja, liebſte Miß, ja; das will ich thun; das muß ich thun.

Sara. Wie vergnügt machen Sie mich!

Mellefont. Ich bin es allein, der das ganze Verbrechen auf ſich nehmen muß. Ich allein bin ſchuldig; ich allein muß um Vergebung bitten.

Sara. Nein, Mellefont, nehmen Sie mir den gröſſern Antheil, den ich an unſerm Vergehen habe, nicht. Er iſt mir theuer, ſo ſtrafbar er auch iſt: denn er muß Sie überzeugt haben, daß ich meinen Mellefont über alles in der Welt liebe. — Aber iſt es denn gewiß wahr, daß ich nunmehr dieſe Liebe mit der Liebe gegen meinen Vater verbinden darf? Oder befinde ich mich in einem angenehmen Traume? Wie fürchte ich mich, ihn zu verlieren, und in meinem alten Jammer zu erwachen! — Doch nein, ich bin nicht bloß in einem Traume, ich bin wirklich glücklicher, als ich jemals zu werden hoffen durfte; glücklicher, als es vielleicht dieſes kurze Leben zuläßt. Vielleicht erſcheint mir dieſer Stral von Glückſeligkeit nur darum von ferne, und ſcheinet mir nur darum ſo ſchmeichelhaft näher zu kommen, damit er auf einmal wieder in die dickſte Finſterniß zerfließe, und mich auf einmal in einer Nacht laſſe, deren Schrecklichkeit mir durch dieſe kurze Erleuchtung erſt recht fühlbar geworden. — Was für Ahnungen quälen mich! — Sind es wirklich Ahnungen, Mellefont, oder ſind es gewöhnliche

Empfindungen, die von der Erwartung eines unverdienten Glücks, und von der Furcht es zu verlieren, unzertrennlich ſind? — Wie ſchlägt mir das Herz, und wie unordentlich ſchlägt es! Wie ſtark izt, wie geſchwind! — Und nun, wie matt, wie bange, wie zitternd! — Izt eilt es wieder, als ob es die letzten Schläge wären, die es gern recht ſchnell hinter einander thun wolle. Armes Herz!

Mellefont. Die Wallungen des Geblüts, welche plötzliche Ueberraſchungen nicht anders als verurſachen können, werden ſich legen, Miß, und das Herz wird ſeine Verrichtungen ruhiger fortſetzen. Keiner ſeiner Schläge zielet auf das Zukünftige; und wir ſind zu tadeln, — verzeihen Sie, liebſte Sara, — wenn wir des Bluts mechaniſche Drückungen zu fürchterlichen Propheten machen. — Deswegen aber will ich nichts unterlaſſen, was Sie ſelbſt zur Beſänftigung dieſes kleinen innerlichen Sturms für dienlich halten. Ich will ſo gleich ſchreiben, und Sir William, hoffe ich, ſoll mit den Betheurungen meiner Reue, mit den Ausdrückungen meines gerührten Herzens, und mit den Angelobungen des zärtlichſten Gehorſams zufrieden ſeyn.

Sara. Sir William? Ach Mellefont, fangen Sie doch nun an, ſich an einen weit zärtlichern Namen zu gewöhnen. Mein Vater, ihr Vater, Mellefont — —

Mellefont. Nun ja, Miß, unſer gütiger, unſer beſter Vater! — Ich mußte ſehr jung aufhören, dieſen ſüßen Namen zu nennen; ſehr jung mußte ich den eben ſo ſüßen Namen, Mutter, verlernen — —

Sara. Sie haben ihn verlernt, und mir — mir ward es ſo gut nicht, ihn nur einmal ſprechen zu können. Mein Leben war ihr Tod. — Gott! ich ward eine Muttermörderinn wider mein Verſchulden. Und wie viel fehlte — wie wenig, wie nichts fehlte — ſo wäre ich auch eine Vatermörderinn geworden! Aber nicht ohne mein Verſchulden; eine vorſetzliche Vatermörderinn! — Und wer weiß, ob ich es nicht ſchon bin? Die Jahre, die Tage, die Augenblicke, die er geſchwinder zu ſeinem Ziele kömmt, als er ohne die Betrübniß, die ich ihm verurſacht, gekommen wäre — dieſe hab' ich ihm, — ich habe ſie ihm geraubt. Wenn ihn ſein Schickſal auch noch ſo alt und lebensſatt ſterben läßt, ſo wird mein Gewiſſen doch nichts gegen den Vorwurf ſichern können, daß er ohne mich vielleicht noch ſpäter geſtorben wäre. Trauriger Vorwurf, den ich mir ohne Zweifel nicht machen dürfte, wenn eine zärtliche Mutter die Führerinn meiner Jugend geweſen wäre! Ihre Lehren, ihr Exempel würden mein Herz — So zärtlich blicken Sie mich an, Mellefont? Sie haben Recht; eine Mutter würde mich vielleicht mit lauter Liebe tyranniſirt haben, und ich würde Mellefonts nicht ſeyn. Warum wünſche ich mir denn alſo das, was mir das weiſere Schickſal nur aus Güte verſagte? Seine Fügungen ſind immer die beſten. Laſſen Sie uns nur das recht brauchen, was es uns ſchenkt: einen Vater, der mich noch nie nach einer Mutter ſeufzen laſſen; einen Vater, der auch Sie ungenoſſene Aeltern will vergeſſen lehren. Welche ſchmeichelhafte Vorſtellung! Ich verliebe mich ſelbſt darein, und vergeſſe es faſt, daß in dem Innerſten ſich noch etwas regt, das ihm keinen Glauben beymeſſen will. — Was iſt es, dieſes rebelliſche Etwas?

Mellefont. Dieſes Etwas, liebſte Sara, wie Sie ſchon ſelbſt geſagt haben, iſt die natürliche furchtſame Schwierigkeit, ſich in ein großes Glück zu finden. — Ach, Ihr Herz machte weniger Bedenken, ſich unglücklich zu glauben, als es jetzt, zu ſeiner eignen Pein, macht, ſich für glücklich zu halten! — Aber wie dem, der in einer ſchnellen Kreisbewegung drehend geworden, auch da noch, wenn er ſchon wieder ſtill ſitzt, die äußern Gegenſtände mit ihm herum zu gehen ſcheinen: ſo wird auch das Herz, das zu heftig erſchüttert worden, nicht auf einmal wieder ruhig. Es bleibt eine zitternde Bebung oft noch lange zurück, die wir ihrer eignen Abſchwächung überlaſſen müſſen.

Sara. Ich glaube es, Mellefont, ich glaube es: weil Sie es ſagen; weil ich es wünſche. — Aber laſſen Sie uns einer den andern nicht länger aufhalten. Ich will gehen, und meinen Brief vollenden. Ich darf doch auch den Ihrigen leſen, wenn ich Ihnen den meinigen werde gezeigt haben?

Melle=

Mellefont. Jedes Wort ſoll Ihrer Beurtheilung unterworfen ſeyn; nur das nicht, was ich zu Ihrer Rettung ſagen muß: denn ich weiß es, Sie halten ſich nicht für ſo unſchuldig, als Sie ſind. (indem er die Sara bis an die Scene begleitet.)

Zweyter Auftritt.

Mellefont.

(Nachdem er einigemal tiefſinnig auf und nieder gegangen)
Was für ein Räthſel bin ich mir ſelbſt! Wofür ſoll ich mich halten? Für einen Thorn? oder für einen Böſewicht? — oder für beides? — Herz, was für ein Schalk biſt du! — Ich liebe den Engel, ſo ein Teufel ich auch ſeyn mag. — Ich lieb' ihn? Ja, gewiß, gewiß ich lieb' ihn. Ich weiß, ich wollte tauſend Leben für ſie aufopfern, für ſie, die mir ihre Tugend aufgeopfert hat! Ich wollt' es; jetzt gleich ohne Anſtand wollt' ich es — Und doch, doch — Ich erſchrecke, mir es ſelbſt zu ſagen — Und doch — Wie ſoll ich es begreifen? — Und doch fürchte ich mich vor dem Augenblicke, der ſie auf ewig, vor dem Angeſichte der Welt,

Welt, zu der meinigen machen wird. — Er iſt nun nicht zu vermeiden; denn der Vater iſt verſöhnt. Auch weit hinaus werde ich ihn nicht ſchieben können. Die Verzögerung deſſelben hat mir ſchon ſchmerzhafte Vorwürfe genug zugezogen. So ſchmerzhaft ſie aber waren, ſo waren ſie mir doch erträglicher, als der melancholiſche Gedanke, auf Zeit Lebens gefeſſelt zu ſeyn. — Aber bin ich es denn nicht ſchon? — Ich bin es freylich, und bin es mit Vergnügen. — Freylich bin ich ſchon ihr Gefangener. — Was will ich alſo? — Das! — Itzt bin ich ein Gefangener, den man auf ſein Wort frey herum gehen läßt: das ſchmeichelt! Warum kann es dabey nicht ſein Bewenden haben? Warum muß ich eingeſchmiedet werden, und auch ſo gar den elenden Schatten der Freyheit entbehren? — Eingeſchmiedet? Nichts anders! — Sara Sampſon, meine Geliebte! Wie viel Seligkeiten liegen in dieſen Worten! Sara Sampſon, meine Ehegattinn! — Die Hälfte dieſer Seligkeiten iſt verſchwunden! und die andre Hälfte — wird verſchwinden. — Ich Ungeheuer! — Und bey dieſen Geſinnungen ſoll ich an ihren Vater ſchreiben? — Doch es ſind keine Geſinnungen; es ſind Einbildungen! Vermaledeyte Einbildungen, die mir durch ein zügelloſes Leben ſo natürlich geworden! Ich will ihrer los werden, oder — nicht leben.

Dritter Auftritt.

Norton. Mellefont.

Mellefont. Du ſtöreſt mich, Norton!

Norton. Verzeihen Sie alſo mein Herr — (indem er wieder zurück gehen will.)

Mellefont. Nein, nein, bleib da. Es iſt eben ſo gut, daß du mich ſtöreſt. Was willſt du?

Norton. Ich habe von Betty eine ſehr freudige Neuigkeit gehört, und ich komme Ihnen dazu Glück zu wünſchen.

Mellefont. Zur Verſöhnung des Vaters doch wohl? Ich danke dir.

Norton. Der Himmel will Sie alſo noch glücklich machen.

Mellefont. Wenn er es will — du ſiehſt, Norton, ich laſſe mir Gerechtigkeit wiederfahren — ſo will er es meinetwegen gewiß nicht.

Norton. Nein, wenn Sie dieſes erkennen, ſo will er es auch Ihretwegen.

Mellefont. Meiner Sara wegen, einzig und allein meiner Sara wegen. Wollte ſeine ſchon gerüſtete Rache eine ganze ſündige Stadt, weniger Gerechten wegen, verſchonen: ſo kann er ja wohl auch Einen Verbrecher dulden, wenn eine ihm gefällige Seele an dem Schickſale deſſelben Antheil nimmt.

Norton. Sie ſprechen ſehr ernſthaft und rührend. Aber drückt ſich die Freude nicht etwas anders aus?

Mellefont. Die Freude, Norton? Sie iſt nun für mich dahin.

Norton. Darf ich frey reden? (indem er ihn ſcharf anſieht.)

Mellefont. Du darfſt.

Norton. Der Vorwurf, den ich an dem heutigen Morgen von Ihnen hören mußte, daß ich mich Ihrer Verbrechen theilhaftig gemacht, weil ich dazu geſchwiegen, mag mich bey Ihnen entſchuldigen, wenn ich von nun an ſeltner ſchweige.

Mellefont. Nur vergiß nicht, wer du biſt.

Norton. Ich will es nicht vergeſſen, daß ich ein Bedienter bin: ein Bedienter, der auch etwas beſſers ſeyn könnte, wenn er, leider! darnach gelebt hätte. Ich bin Ihr Bedienter, ja; aber nicht auf dem Fuſſe, daß ich mich gern mit Ihnen möchte verdammen laſſen.

Mellefont. Mit mir? Und warum ſagſt du das itzt?

Norton. Weil ich nicht wenig erſtaune, Sie anders zu finden, als ich mir vorſtellte.

Mellefont. Willſt du mich nicht wiſſen laſſen, was du dir vorſtellteſt?

Norton. Sie in lauter Entzückung zu finden.

Mellefont. Nur der Pöbel wird gleich außer ſich gebracht, wenn ihn das Glück einmal anlächelt.

Norton. Vielleicht, weil der Pöbel noch ſein Gefühl hat, das bey Vornehmern durch tauſend unnatürliche Vorſtellungen verderbt und geſchwächt wird. Allein in Ihrem Geſichte iſt noch etwas anders als Mäßigung zu leſen. Kaltſinn, Unentſchloſſenheit, Widerwille — —

Mellefont. Und wenn auch? Haſt du es vergeſſen, wer noch außer der Sara hier iſt? Die Gegenwart der Marwood — —

Norton. Könnte Sie wohl beſorgt, aber nicht niedergeſchlagen machen. — Sie beunruhiget etwas anders. Und ich will mich gern geirret haben, wenn Sie es nicht lieber geſehen hätten, der Vater wäre noch nicht verſöhnt. Die Ausſicht in einen Stand, der ſich ſo wenig zu Ihrer Denkungsart ſchickt — —

Mellefont. Norton! Norton! du mußt ein erſchrecklicher Böſewicht, entweder geweſen ſeyn, oder noch ſeyn, daß du mich ſo errathen kannſt. Weil du es getroffen haſt, ſo will ich es nicht leugnen. Es iſt wahr; ſo gewiß es iſt, daß ich meine Sara ewig lieben werde: ſo wenig will es mir ein, daß ich ſie ewig lieben ſoll, — Soll — Aber beſorge nichts; ich will über dieſe närriſche Grille ſiegen. Oder meynſt du nicht, daß es eine Grille iſt? Wer heißt mich, die Ehe als einen Zwang anſehen? Ich wünſche es mir ja nicht, freyer zu ſeyn, als ſie mich laſſen wird.

Norton. Dieſe Betrachtungen ſind ſehr gut. Aber Marwood, Marwood wird Ihren alten Vorurtheilen zu Hülfe kommen, und ich fürchte, ich fürchte, — —

Mellefont. Was nie geſchehen wird. Du ſollſt ſie noch heute nach London zurückreiſen ſehen. Da ich dir meine geheimſte — Narrheit will ich es nur unterdeſſen nennen — geſtanden habe, ſo darf ich dir auch nicht verbergen, daß ich die Marwood in ſolche Furcht gejagt habe, daß ſie ſich durchaus nach meinem geringſten Winke bequemen muß.

Norton. Sie ſagen mir etwas unglaubliches.

Mellefont. Sieh, dieſes Mördereiſen riß ich ihr aus der Hand, (er zeigt ihm den Dolch, den er der Marwood genommen) als ſie mir in der ſchrecklichſten Wut das Herz damit durchſtoßen wollte. Glaubſt du es nun bald, daß ich ihr feſten Obſtand gehalten habe? Anfangs zwar fehlte es nicht viel, ſie hätte mir ihre Schlinge wieder um den Hals geworfen. Die Verrätherinn hat Arabellen bey ſich.

Norton. Arabellen?

Mellefont. Ich habe es noch nicht unterſuchen können, durch welche Liſt ſie das Kind wieder in ihre Hände bekommen. Genug, der Erfolg fiel für ſie nicht ſo aus, als ſie es ohne Zweifel gehofft hatte.

Norton. Erlauben Sie, daß ich mich über Ihre Standhaftigkeit freuen, und Ihre Beſſerung ſchon für halb geborgen halten darf. Allein — da Sie mich doch alles wollen wiſſen laſſen — was hat ſie unter dem Namen der Lady Solmes hier geſollt?

Mellefont. Sie wollte ihre Nebenbuhlerinn mit aller Gewalt ſehen. Ich willigte in ihr Verlangen, theils aus Nachſicht, theils aus Uebereilung, theils aus Begierde, ſie durch den Anblick der beſten ihres Geſchlechts zu demüthigen. — Du ſchüttelſt den Kopf, Norton? — —

Norton. Das hätte ich nicht gewagt.

Mellefont. Gewagt? Eigentlich wagte ich nichts mehr dabey, als ich im Falle der Weigerung gewagt hätte. Sie würde als Marwood vorzukommen geſucht haben; und das ſchlimmſte, was bey ihrem unbekannten Beſuche zu beſorgen ſteht, iſt nichts ſchlimmers.

Norton. Danken Sie dem Himmel, daß es ſo ruhig abgelaufen.

Mellefont. Es iſt noch nicht ganz vorbey, Norton. Es ſtieß ihr eine kleine Unbäßlichkeit zu, daß ſie ſich, ohne Abſchied zu nehmen, wegbegeben mußte. Sie will wiederkommen. — Mag ſie doch! Die Weſpe, die den Stachel verloren hat, (indem er auf den Dolch weiſet, den er wieder in den Buſen ſteckt.) kann doch weiter nichts, als ſummen. Aber auch das Summen ſoll ihr theuer werden, wenn ſie zu überläſtig damit wird. — Hör' ich nicht jemand kommen? Verlaß mich, wenn Sie es iſt. — Sie iſt es. Geh! (Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Mellefont. Marwood.

Marwood. Sie ſehen mich ohne Zweifel ſehr ungern wiederkommen.

Mellefont. Ich ſehe es ſehr gern, Marwood, daß Ihre Unbäßlichkeit ohne Folgen geweſen iſt. Sie befinden ſich doch beſſer?

Marwood. So, ſo!

Mellefont. Sie haben alſo nicht wohl gethan, ſich wieder hieher zu bemühen.

Marwood. Ich danke Ihnen, Mellefont, wenn Sie dieſes aus Vorſorge für mich ſagen. Und ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie etwas anders damit meynen.

Mellefont. Es iſt mir angenehm, Sie ſo ruhig zu ſehen.

Marwood. Der Sturm iſt vorüber. Vergeſſen Sie ihn, bitte ich nochmals.

Mellefont. Vergeſſen Sie nur Ihr Verſprechen nicht, Marwood, und ich will gern alles vergeſſen. — Aber, wenn ich wüßte, daß Sie es für keine Beleidigung annehmen wollten, ſo möchte ich wohl fragen — —

Marwood. Fragen Sie nur, Mellefont. Sie können mich nicht mehr beleidigen. — Was wollten Sie fragen?

Mellefont. Wie Ihnen meine Miß gefallen habe?

Marwood. Die Frage iſt natürlich. Meine Antwort wird ſo natürlich nicht ſcheinen, aber ſie iſt gleichwohl nichts weniger wahr. — Sie hat mir ſehr wohl gefallen

Mellefont. Dieſe Unparteylichkeit entzückt mich. Aber wär' es auch möglich, daß der, welcher die Reize einer Marwood zu ſchätzen wußte, eine ſchlechte Wahl treffen könnte?

Marwood. Mit dieſer Schmeicheley, Mellefont, wenn es anders eine iſt, hätten Sie mich verſchonen ſollen. Sie will ſich mit meinem Vorſatze, Sie zu vergeſſen, nicht vertragen.

Mellefont. Sie wollen doch nicht, daß ich Ihnen dieſen Vorſatz durch Grobheiten erleichtern ſoll? Laſſen Sie unſere Trennung nicht von der gemeinen Art ſeyn. Laſſen Sie uns mit einander brechen, wie Leute von Vernunft, die der Nothwendigkeit weichen. Ohne Bitterkeit, ohne Groll und mit Beybehaltung eines Grades von Hochachtung, wie er ſich zu unſerer ehmaligen Vertraulichkeit ſchickt.

Marwood. Ehmaligen Vertraulichkeit? — Ich will nicht daran erinnert ſeyn. Nichts mehr davon! Was geſchehen muß, muß geſchehen; und es kömmt wenig auf die Art an, mit welcher es geſchicht. — Aber ein Wort noch von Arabellen. Sie wollen mir ſie nicht laſſen?

Mellefont. Nein, Marwood.

Marwood. Es iſt grauſam, da Sie ihr Vater nicht bleiben können, daß Sie ihr auch die Mutter nehmen wollen.

Mellefont. Ich kann ihr Vater bleiben; und will es auch bleiben.

Marwood. So beweiſen ſie es gleich itzt.

Mellefont. Wie?

Marwood. Erlauben Sie, daß Arabella die Reichthümer, welche ich von Ihnen in Verwahrung habe, als ihr Vatertheil beſitzen darf. Was ihr Muttertheil anbelangt, ſo wollte ich wohl wünſchen, daß ich ihr ein beſſres laſſen könnte, als die Schande, von mir geboren zu ſeyn.

Mellefont. Reden Sie nicht ſo. — Ich will für Arabellen ſorgen, ohne ihre Mutter wegen eines anſtändigen Auskommens in Verlegenheit zu ſetzen. Wenn ſie mich vergeſſen will, ſo muß ſie damit anfangen, daß ſie etwas von mir zu beſitzen vergißt. Ich habe Verbindlichkeiten gegen ſie, und werde es nie aus der Acht laſſen, daß ſie mein wahres Glück, obſchon wider ihren Willen, befördert hat. Ja, Marwood, ich danke Ihnen in allem Ernſte, daß Sie unſern Aufenthalt einem Vater verriethen, den bloß die Unwiſſenheit deſſelben verhinderte, uns nicht eher wieder anzunehmen.

Marwood. Martern Sie mich nicht mit einem Danke, den ich niemals habe verdienen wollen. Sir William iſt ein zu guter alter Narr: er muß anders denken, als ich an ſeiner Stelle würde gedacht haben. Ich hätte der Tochter vergeben, und ihrem Verführer hätt' ich — —

Mellefont. Marwood! — —

Marwood. Es iſt wahr; Sie ſind es ſelbſt. Ich ſchweige. — Werde ich der Miß mein Abſchiedskompliment bald machen dürfen?

Mellefont. Miß Sara würde es Ihnen nicht übel nehmen können, wenn Sie auch wegreiſeten, ohne ſie wieder zu ſprechen.

Marwood. Mellefont, ich ſpiele meine Rollen nicht gern halb, und ich will, auch unter keinem fremden Namen, für ein Frauenzimmer ohne Lebensart gehalten werden.

Mellefont. Wenn Ihnen Ihre eigne Ruhe lieb iſt, ſo ſollten Sie ſich ſelbſt hüten, eine Perſon nochmals zu ſehen, die gewiſſe Vorſtellungen bey Ihnen rege machen muß — —

Marwood. (ſpöttiſch lächelnd.) Sie haben eine beſſere Meynung von ſich ſelbſt, als von mir. Wenn Sie es aber auch glaubten, daß ich Ihrentwegen untröſtlich ſeyn müßte, ſo ſollten Sie es doch wenigſtens ganz in der Stille glauben. — Miß Sara ſoll gewiſſe Vorſtellungen bey mir rege machen? Gewiſſe? O ja — aber keine gewiſſer, als dieſe, daß das beſte Mädchen oft den nichtswürdigſten Mann lieben kann.

Mellefont. Allerliebſt, Marwood, allerliebſt! Nun ſind Sie gleich in der Verfaſſung, in der ich Sie längſt gern gewünſcht hätte: ob es mir gleich, wie ich ſchon geſagt, faſt lieber geweſen wäre, wenn wir einige gemeinſchaftliche Hochachtung für einander hätten behalten können. Doch vielleicht findet ſich dieſe noch, wenn nur das gährende Herz erſt ausgebrauſet hat. — Erlauben Sie, daß ich Sie einige Augenblicke allein laſſe. Ich will Miß Sampſon zu Ihnen holen.

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Marwood.

(Indem ſie um ſich herum ſieht) Bin ich allein? — Kann ich unbemerkt einmal Athem ſchöpfen, und die Muskeln des Geſichts in ihre natürliche Lage fahren laſſen? — Ich muß geſchwind einmal in allen Mienen die wahre Marwood ſeyn, um den Zwang der Verſtellung wieder aushalten zu können. — Wie haſſe ich dich, niedrige Verſtellung! Nicht, weil ich die Aufrichtigkeit liebe, ſondern weil du die armſeligſte Zuflucht der ohnmächtigen Rachſucht biſt. Gewiß würde ich mich zu dir nicht herablaſſen, wenn mir ein Tyrann ſeine Gewalt, oder der Himmel ſeinen Blitz anvertrauen wollte. — Doch wann du mich nur zu meinem Zwecke bringſt! — Der Anfang verſpricht es; und Mellefont ſcheinet noch ſichrer werden zu wollen. Wenn mir meine Liſt gelingt, daß ich mit ſeiner Sara allein ſprechen kann: ſo — Ja, ſo iſt es doch noch ſehr ungewiß, ob es mir etwas helfen wird. Die Wahrheiten von dem Mellefont werden ihr vielleicht nichts neues ſeyn; die Verleumdungen wird ſie vielleicht nicht glauben; und die Drohungen vielleicht verachten. Aber doch ſoll ſie Wahrheit, Verleumdung und Drohungen von mir hören. Es wäre ſchlecht, wenn ſie in ihrem Gemüthe ganz und gar keinen Stachel zurück ließen — Still! ſie kommen. Ich bin nun nicht mehr Marwood; ich bin eine nichtswürdige Verſtoßene, die durch kleine Kunſtgriffe die Schande von ſich abzuwehren ſucht; ein getretner Wurm, der ſich krümmet und dem, der ihn getreten hat, wenigſtens die Ferſe gern verwunden möchte.

Sechſter Auftritt.

Sara. Mellefont. Marwood.

Sara. Ich freue mich, Lady, daß meine Unruhe vergebens geweſen iſt.

Marwood. Ich danke Ihnen, Miß. Der Zufall war zu klein, als daß er Sie hätte beunruhigen ſollen.

Mellefont. Lady will ſich Ihnen empfehlen, liebſte Sara.

Sara. So eilig, Lady?

Marwood. Ich kann es für die, denen an meiner Gegenwart in London gelegen iſt, nicht genug ſeyn.

Sara. Sie werden doch heute nicht wieder aufbrechen?

Marwood. Morgen mit dem frühſten.

Mellefont. Morgen mit dem frühſten, Lady? Ich glaubte, noch heute.

Sara. Unſere Bekanntſchaft, Lady, fängt ſich ſehr im Vorbeygehn an. Ich ſchmeichle mir, in Zukunft eines nähern Umgangs mit Ihnen gewürdiget zu werden.

Marwood. Ich bitte um Ihre Freundſchaft, Miß.

Mellefont. Ich ſtehe Ihnen dafür, liebſte Sara, daß dieſe Bitte der Lady aufrichtig iſt: ob ich Ihnen gleich vorausſagen muß, daß Sie einander ohne Zweifel lange nicht wiederſehen werden. Lady, wird ſich mit uns ſehr ſelten an einem Orte aufhalten können — —

Marwood. (bey Seite) Wie fein!

Sara. Mellefont, das heißt mir eine ſehr angenehme Hoffnung rauben.

Mar=

Marwood. Ich werde am meiſten dabey verlieren, glückliche Miß.

Mellefont. Aber in der That, Lady, wollen Sie erſt morgen früh wieder fort?

Marwood. Vielleicht auch eher. (bey Seite) Es will noch niemand kommen!

Mellefont. Auch wir wollen uns nicht lange mehr hier aufhalten. Nicht wahr, liebſte Miß, es wird gut ſeyn, wenn wir unſerer Antwort ungeſäumt nachfolgen? Sir William kann unſere Eilfertigkeit nicht übel nehmen.

Siebenter Auftritt.

Betty. Mellefont. Sara. Marwood.

Mellefont. Was willſt du, Betty?

Betty. Man verlangt Sie unverzüglich zu ſprechen.

Marwood. (bey Seite) Ha! Nun kömmt es drauf an — —

Mellefont. Mich? unverzüglich? Ich werde gleich kommen. — Lady, iſt es Ihnen gefällig, Ihren Beſuch abzukürzen?

Sara. Warum das, Mellefont? — Lady wird ſo gütig ſeyn, und bis zu Ihrer Zurückkunft warten.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; ich kenne meinen Vetter Mellefont, und will mich lieber mit ihm wegbegeben.

Betty. Der Fremde, mein Herr — Er will Sie nur auf ein Wort ſprechen. Er ſagt, er habe keinen Augenblick zu verſäumen — —

Mellefont. Geh nur; ich will gleich bey ihm ſeyn — Ich vermuthe, Miß, daß es eine endliche Nachricht von dem Vergleiche ſeyn wird, deſſen ich gegen Sie gedacht habe.

(Betty gehet ab.)

Marwood. (bey Seite) Gute Vermuthung!

Mellefont. Aber doch, Lady — —

Marwood. Wenn Sie es denn befehlen — Miß, ſo muß ich mich Ihnen — —

Sara. Nein doch, Mellefont: Sie werden mir ja das Vergnügen nicht mißgönnen, Lady Solmes ſo lange unterhalten zu dürfen?

Mellefont. Sie wollen es, Miß? — —

Sara. Halten Sie ſich nicht auf, liebſter Mellefont, und kommen Sie nur bald wieder.

Aber mit einem freudigern Geſichte, will ich wünſchen! Sie vermuthen ohne Zweifel eine unangenehme Nachricht. Laſſen Sie ſich nichts anfechten; ich bin begieriger, zu ſehen, ob Sie allen Falls auf eine gute Art mich einer Erbſchaft vorziehen können, als ich begierig bin, Sie in dem Beſitze derſelben zu wiſſen. — —

Mellefond. Ich gehorche. (warnend) Lady, ich bin ganz gewiß den Augenblick wieder hier!

(geht ab)

Marwood. (bey Seite) Glücklich!

Achter Auftritt.

Sara. Marwood.

Sara. Mein guter Mellefont ſagt ſeine Höflichkeiten manchmal mit einem ganz falſchen Tone. Finden Sie es nicht auch Lady? — —

Marwood. Ohne Zweifel bin ich ſeiner Art ſchon allzugewohnt, als daß ich ſo etwas bemerken könnte.

Sara. Wollen ſich Lady nicht ſetzen?

Marwood. Wenn Sie befehlen Miß — (bey Seite, indem ſie ſich ſetzen) Ich muß dieſen Augenblick nicht ungebraucht vorbeyſtreichen laſſen.

Sara. Sagen Sie mir, Lady, werde ich nicht das glücklichſte Frauenzimmer mit meinem Mellefont werden?

Marwood. Wenn ſich Mellefont in ſein Glück zu finden weiß, ſo wird ihn Miß Sara zu der beneidenswürdigſten Mannsperſon machen. Aber — —

Sara. Ein Aber, und eine ſo nachdenkliche Pauſe, Lady — —

Marwood. Ich bin offenherzig, Miß — —

Sara. Und dadurch unendlich ſchätzbarer —

Marwood. Offenherzig — nicht ſelten bis zur Unbedachtſamkeit. Mein Aber iſt der Beweis davon. Ein ſehr unbedächtiges Aber!

Sara. Ich glaube nicht, daß mich Lady durch dieſe Ausweichung noch unruhiger machen wollen. Es mag wohl eine grauſame Barmherzigkeit ſeyn, ein Uebel, das man zeigen könnte, nur argwohnen zu laſſen.

Marwood. Nicht doch, Miß; Sie denken bey meinem Aber viel zu viel. Mellefont iſt mein Anverwandter — — —

Sara. Deſto wichtiger wird die geringſte Einwendung, die Sie wider ihn zu machen haben.

Marwood. Aber wenn Mellefont auch mein Bruder wäre, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich mich ohne Bedenken einer Perſon meines Geſchlechts gegen ihn annehmen würde, wenn ich bemerkte, daß er nicht rechtſchaffen genug an ihr handle. Wir Frauenzimmer ſollten billig jede Beleidigung, die einer einzigen von uns erwieſen wird, zu Beleidigungen des ganzen Geſchlechts und zu einer allgemeinen Sache machen, an der auch die Schweſter und Mutter des Schuldigen, Antheil zu nehmen, ſich nicht bedenken müßten.

Sara. Dieſe Anmerkung — — —

Marwood. Iſt ſchon dann und wann in zweifelhaften Fällen meine Richtſchnur geweſen.

Sara. Und verſpricht mir — Ich zittere —

Marwood. Nein, Miß; wenn Sie zittern wollen — Laſſen Sie uns von etwas anderm ſprechen — —

Sara. Grauſame Lady!

Marwood. Es thut mir leid, daß ich verkannt werde. Ich wenigſtens, wenn ich mich in Gedanken an Miß Sampſons Stelle ſetze, würde jede nähere Nachricht, die man mir von demjenigen geben wollte, mit deſſen Schickſale ich das meinige auf ewig zu verbinden bereit wäre, als eine Wohlthat anſehen.

Sara. Was wollen Sie, Lady? Kenne ich meinen Mellefont nicht ſchon? Glauben Sie mir, ich kenne ihn, wie meine eigne Seele. Ich weiß, daß er mich liebt — —

Marwood. Und andre — —

Sara. Geliebt hat. Auch das weiß ich. Hat er mich lieben ſollen, ehe er von mir etwas wuſte? Kann ich die einzige zu ſeyn verlangen, die für ihn Reize genug gehabt hat? Muß ich mir es nicht ſelbſt geſtehen, daß ich mich, ihm zu gefallen, beſtrebt habe? Iſt er nicht liebenswürdig genug, daß er bey mehrern dieſes Beſtreben hat erwecken müſſen? Und iſt es nicht natürlich, wenn mancher dieſes Beſtreben gelungen iſt?

Marwood. Sie vertheidigen ihn mit eben der Hitze und faſt mit eben den Gründen, mit welchen ich ihn ſchon oft vertheidiget habe. Es iſt kein Verbrechen, geliebet haben; noch viel weniger iſt es eines, geliebet worden ſeyn. Aber die Flatterhaftigkeit iſt ein Verbrechen.

Sara. Nicht immer; denn oft, glaube ich, wird ſie durch die Gegenſtände der Liebe entſchuldiget, die es immer zu bleiben, ſelten verdienen.

Marwood. Miß Sampſons Sittenlehre ſcheinet nicht die ſtrengſte zu ſeyn.

Sara. Es iſt wahr; die, nach der ich diejenigen zu richten pflege, welche es ſelbſt geſtehen, daß ſie auf Irrwege gegangen ſind, iſt die ſtrengſte nicht. Sie muß es auch nicht ſeyn. Denn hier kömmt es nicht darauf an, die Schranken zu beſtimmen, die uns die Tugend bey der Liebe ſetzt; ſondern bloß darauf, die menſchliche Schwachheit zu entſchuldigen, wenn ſie in dieſen Schranken nicht geblieben iſt, und die daraus entſtehenden Folgen nach den Regeln der Klugheit zu beurtheilen. Wenn zum Exempel, ein Mellefont eine Marwood liebt, und ſie endlich verläßt: ſo iſt dieſes

ſes Verlaſſen, in Vergleichung mit der Liebe ſelbſt, etwas ſehr gutes. Es wäre ein Unglück, wenn er eine Laſterhafte deßwegen, weil er ſie einmal geliebt hat, ewig lieben müßte.

Marwood. Aber, Miß, kennen Sie denn dieſe Marwood, welche Sie ſo getroſt eine Laſterhafte nennen?

Sara. Ich kenne ſie aus der Beſchreibung des Mellefont.

Marwood. Des Mellefont? Iſt es Ihnen denn nie beygefallen, daß Mellefont in ſeiner eigenen Sache nichts anders, als ein ſehr ungültiger Zeuge ſeyn könne.

Sara. — Nun merke ich es erſt, Lady, daß Sie mich auf die Probe ſtellen wollen. Mellefont wird lächeln, wenn Sie es ihm wieder ſagen werden, wie ernſthaft ich mich ſeiner angenommen.

Marwood. Verzeihen Sie, Miß; von dieſer Unterredung muß Mellefont nichts wieder erfahren. Sie denken zu edel, als daß Sie, zum Danke für eine wohlgemeynte Warnung, eine Anverwandte mit ihm entzweyen wollten, die ſich nur deßwegen wider ihn erklärt, weil ſie ſein unwürdiges Verfahren gegen mehr als eine der liebenswürdigſten Perſonen unſers Geſchlechts ſo anſieht, als ob ſie ſelbſt darunter gelitten hätte.

Sara. Ich will niemand entzweyen, Lady; und ich wünſchte, daß es andre eben ſo wenig wollten.

Marwood. Soll ich Ihnen die Geſchichte der Marwood in wenig Worten erzählen.

Sara. Ich weiß nicht — Aber doch ja, Lady; nur mit dem Beding, daß ſie davon aufhören, ſobald Mellefont zurück kömmt. Er möchte denken, ich hätte mich aus eignem Triebe darnach erkundiget; und ich wollte nicht gern, daß er mir eine ihm ſo nachtheilige Neubegierde zutrauen könnte.

Marwood. Ich würde Miß Sampſon um gleiche Vorſicht gebeten haben, wenn ſie mir nicht zuvorgekommen wäre. Er muß es auch nicht argwohnen können, daß Marwood unſer Geſpräch geweſen iſt; und Sie werden ſo behutſam ſeyn, ihre Maaßregeln ganz in der Stille darnach zu nehmen. — Hören Sie nunmehr! — Marwood iſt aus einem guten Geſchlechte. Sie war eine junge Wittwe, als ſie Mellefont bey einer ihrer Freundinnen kennen lernte. Man ſagt, es habe ihr weder an Schönheit noch an derjenigen Anmuth gemangelt, ohne welche die Schönheit todt ſeyn würde. Ihr guter Name war ohne Flecken. Ein einziges fehlte ihr: — Vermögen. Alles was ſie beſeſſen hatte, — und es ſollen anſehnliche Reichthümer geweſen ſeyn, — hatte ſie für die Befreyung eines Mannes aufgeopfert, dem ſie nichts in der Welt vorenthalten zu dürfen glaubte, nachdem ſie ihm einmal ihr Herz und ihre Hand ſchenken wollen.

Sara. Wahrlich ein edler Zug, Lady, von dem ich wollte, daß er in einem beſſern Gemälde prangte!

Marwood. Des Mangels an Vermögen ungeachtet, ward ſie von Perſonen geſucht, die nichts eifriger wünſchten, als ſie glücklich zu machen. Unter dieſen reichen und vornehmen Anbetern trat Mellefont auf. Sein Antrag war ernſtlich, und der Ueberfluß, in welchen er die Marwood zu ſetzen verſprach, war das geringſte, worauf er ſich ſtützte. Er hatte es bey der erſten Unterredung weg, daß er mit keiner Eigennützigen zu thun habe, ſondern mit einem Frauenzimmer, voll des zärtlichſten Gefühls, welches eine Hütte einem

Paläſte würde vorgezogen haben, wenn ſie in jener mit einer geliebten, und in dieſem mit einer gleichgültigen Perſon hätte leben ſollen.

Sara. Wieder ein Zug, den ich der Marwood nicht gönne. Schmeicheln Sie ihr ja nicht mehr, Lady; oder ich möchte ſie am Ende bedauern müſſen.

Marwood. Mellefont war eben im Begriffe, ſich auf die feyerlichſte Art mit ihr zu verbinden, als er Nachricht von dem Tode eines Vetters bekam, welcher ihm ſein ganzes Vermögen mit der Bedingung hinterließ, eine weitläuftige Anverwandte zu heurathen. Hatte Marwood ſeinetwegen reichere Verbindungen ausgeſchlagen, ſo wollte er ihr nunmehr an Großmuth nichts nachgeben. Er war Willens, ihr von dieſer Erbſchaft eher nichts zu ſagen, als bis er ſich derſelben durch ſie würde verluſtig gemacht haben. — Nicht wahr, Miß, das war groß gedacht?

Sara. O Lady, wer weiß es beſſer, als ich, daß Mellefont das edelſte Herz beſitzt?

Marwood. Was aber that Marwood? Sie erfuhr es unter der Hand, noch ſpät an einem

Abende, wozu ſich Mellefont ihrentwegen entſchloſſen hätte. Mellefont kam des Morgens, ſie zu beſuchen, und Marwood war fort.

Sara. Wohin? Warum?

Marwood. Er fand nichts als einen Brief von ihr, worinn ſie ihm entdeckte, daß er ſich keine Rechnung machen dürfe, ſie jemals wieder zu ſehen. Sie leugne es zwar nicht, daß ſie ihn liebe; aber eben deßwegen könne ſie ſich nicht überwinden, die Urſache einer That zu ſeyn, die er nothwendig einmal bereuen müſſe. Sie erlaſſe ihn ſeines Verſprechens, und erſuche ihn, ohne weiteres Bedenken, durch die Vollziehung der in dem Teſtamente vorgeſchriebnen Verbindung, in den Beſitz eines Vermögens zu treten, welches ein Mann von Ehre zu etwas wichtigerm brauchen könne, als einem Frauenzimmer eine unüberlegte Schmeicheley damit zu machen.

Sara. Aber Lady, warum leihen Sie der Marwood ſo vortreffliche Geſinnungen? Lady Solmes kann derſelben wohl fähig ſeyn, aber nicht Marwood. Gewiß Marwood nicht.

Marwood. Es iſt nicht zu verwundern, Miß, daß Sie wider ſie eingenommen ſind. — Melleſont wollte über den Entſchluß der Marwood von Sinnen kommen. Er ſchickte überall Leute aus, ſie wieder aufzuſuchen; und endlich fand er ſie.

Sara. Weil ſie ſich finden laſſen wollte, ohne Zweifel.

Marwood. Keine bittere Gloſſen, Miß! Sie geziemen einem Frauenzimmer, von einer ſonſt ſo ſanften Denkungsart, nicht. — Er fand ſie, ſag' ich; und fand ſie unbeweglich. Sie wollte ſeine Hand durchaus nicht annehmen; und alles, was er von ihr erhalten konnte war dieſes, daß ſie nach London zurückzukommen verſprach. Sie wurden eins, ihre Vermählung ſo lange auszuſetzen, bis die Anverwandte, des langen Verzögerns überdrüßig, einen Vergleich vorzuſchlagen gezwungen ſey. Unterdeſſen konnte ſich Marwood nicht wohl der täglichen Beſuche des Melleſont entbrechen, die eine lange Zeit nichts, als ehrfurchtsvolle Beſuche eines Liebhabers waren, den man in die Gränzen der Freundſchaft zurückgewieſen hat. Aber wie unmöglich iſt es, daß ein hitziges Temperament dieſe engen Gränzen nicht überſchreiten ſollte! Mellefont beſitzt alles, was uns eine Mannsperſon gefährlich machen kann. Niemand kann hiervon überzeugter ſeyn, als Miß Sampſon ſelbſt.

Sara. Ach!

Marwood. Sie ſeufzen? Auch Marwood hat über ihre Schwachheit mehr als einmal geſeufzet, und ſeufzet noch.

Sara. Genug, Lady, genug; dieſe Wendung, ſollte ich meynen, war mehr, als eine bittere Gloſſe, die Sie mir zu unterſagen beliebten.

Marwood. Ihre Abſicht war nicht, zu beleidigen, ſondern bloß die unglückliche Marwood Ihnen in einem Lichte zu zeigen, in welchem Sie am richtigſten von ihr urtheilen könnten. — Kurz, die Liebe gab dem Mellefont die Rechte eines Gemahls; und Mellefont hielt es länger nicht für nöthig, ſie durch die Geſetze gültig machen zu laſſen. Wie glücklich wäre Marwood, wenn ſie, Mellefont und der Himmel, nur allein von ihrer Schande wüßten! Wie glücklich, wenn nicht eine jammernde

Tochter dasjenige der ganzen Welt entdeckte, was ſie vor ſich ſelbſt verbergen zu können wünſchte!

Sara. Was ſagen Sie, Lady? Eine Tochter — —

Marwood. Ja, Miß, eine unglückliche Tochter verlieret durch die Darzwiſchenkunft der Sara Sampſon alle Hoffnung, ihre Aeltern jemals ohne Abſcheu nennen zu können.

Sara. Schreckliche Nachricht! Und dieſes hat mir Mellefont verſchwiegen? — — Darf ich es auch glauben, Lady?

Marwood. Sie dürfen ſicher glauben, Miß, daß Ihnen Mellefont vielleicht noch mehr verſchwiegen hat.

Sara. Noch mehr? Was könnte er mir noch mehr verſchwiegen haben?

Marwood. Dieſes, daß er die Marwood noch liebt.

Sara. Sie tödten mich, Lady!

Marwood. Es iſt unglaublich, daß ſich eine Liebe, welche länger als zehn Jahr gedauert hat, ſo geſchwind verlieren könne. Sie kann zwar eine kurze Verfinſterung leiden; weiter aber auch nichts, als eine kurze Verfinſterung, aus welcher ſie hernach mit neuem Glanze wieder hervor bricht. Ich könnte Ihnen eine Miß Oklaff, eine Miß Dorkas, eine Miß Moor und mehrere nennen, welche, eine nach der andern, der Marwood einen Mann abſpänſtig zu machen drohten, von welchem ſie ſich am Ende auf das grauſamſte hintergangen ſahen. Er hat einen gewiſſen Punkt, über welchen er ſich nicht bringen läßt, und ſobald er dieſen ſcharf in das Geſicht bekömmt, ſpringt er ab. Geſetzt aber, Miß, Sie wären die einzige Glückliche, bey welcher ſich alle Umſtände wider ihn erklärten; geſetzt Sie brächten ihn dahin, daß er ſeinen nunmehr zur Natur gewordenen Abſcheu gegen ein förmliches Joch überwinden müßte: glaubten Sie wohl dadurch ſeines Herzens verſichert zu ſeyn?

Sara. Ich Unglückliche! Was muß ich hören!

Marwood. Nichts weniger. Alsdann würde er eben am allererſten in die Arme derjenigen zurückeilen, die auf ſeine Freyheit ſo eiferſüchtig nicht geweſen. Sie würden ſeine Gemahlinn heißen, und jene würde es ſeyn.

Sara. Martern Sie mich nicht länger mit ſo ſchrecklichen Vorſtellungen! Rathen Sie mir, was ich thun ſoll. Sie müſſen ihn kennen. Sie müſſen es wiſſen, durch was es noch etwa möglich iſt, ihm ein Band angenehm zu machen, ohne welches auch die aufrichtigſte Liebe eine unheilige Leidenſchaft bleibet.

Marwood. Daß man einen Vogel fangen kann, Miß, das weiß ich wohl. Aber daß man ihm ſeinen Käfig angenehmer, als das freye Feld machen könne, das weiß ich nicht. Mein Rath wäre alſo, ihn lieber nicht zu fangen, und ſich den Verdruß über die vergebne Mühe zu erſparen. Begnügen Sie ſich, Miß, an dem Vergnügen, ihn ſehr nahe an Ihrer Schlinge geſehn zu haben, und weil Sie vorausſehen können, daß er die Schlinge ganz gewiß zerreißen werde, wenn Sie ihn vollends hinein locken; ſo ſchonen Sie Ihre Schlinge, und locken ihn nicht herein.

Sara. Ich weiß nicht, ob ich dieſes tändelnde Gleichniß recht verſtehe, Lady —

Marwood. Wenn Sie verdrießlich darüber geworden ſind, ſo haben Sie es verſtanden. —

Mit einem Worte, Ihr eigner Vortheil ſo wohl, als der Vortheil einer andern, die Klugheit ſo wohl als die Billigkeit, können und ſollen Miß Sampſon bewegen, Ihre Anſprüche auf einen Mann aufzugeben, auf den Marwood die erſten und ſtärkſten hat. Noch ſtehen Sie, Miß, mit ihm ſo, daß Sie, ich will nicht ſagen mit vieler Ehre, aber doch ohne öffentliche Schande von ihm ablaſſen können. Eine kurze Verſchwindung mit einem Liebhaber iſt zwar ein Fleck; aber doch ein Fleck, den die Zeit ausbleichet. In einigen Jahren iſt alles vergeſſen, und es finden ſich für eine reiche Erbinn noch immer Mannsperſonen, die es ſo genau nicht nehmen. Wenn Marwood in dieſen Umſtänden wäre, und ſie brauchte, weder für ihre im Abzuge begriffene Reize einen Gemahl, noch für ihre hülfloſe Tochter einen Vater, ſo weiß ich gewiß, Marwood würde gegen Miß Sampſon groſmüthiger handeln, als Miß Sampſon gegen die Marwood zu handeln, ſchimpfliche Schwierigkeiten macht.

Sara. (indem ſie unwillig aufſteht) Das geht zu weit! Iſt dieſes die Sprache einer Anverwandten des Mellefont? — Wie unwürdig verräth man Sie, Mellefont! — Nun merke ich es, Lady, warum er Sie ſo ungern bey mir allein laſſen wollte. Er mag es ſchon wiſſen, wie viel man von Ihrer Zunge zu fürchten habe. Eine giftige Zunge! — Ich rede dreiſt! Denn Lady haben lange genug unanſtändig geredet. Wodurch hat Marwood ſich eine ſolche Vorſprecherinn erwerben können, die alle ihre Erfindungskraft aufbietet, mir einen blendenden Roman von ihr aufzudringen; und alle Ränke anwendet, mich gegen die Redlichkeit eines Mannes argwöhniſch zu machen, der ein Menſch, aber kein Ungeheuer iſt? Ward es mir nur deßwegen geſagt, daß ſich Marwood einer Tochter von ihm rühme; ward mir nur deßwegen dieſe und jene betrogene Miß genannt, damit man mir am Ende auf die empfindlichſte Art zu verſtehen geben könne, ich würde wohl thun, wenn ich mich ſelbſt einer verhärteten Buhlerinn nachſetzte?

Marwood. Nur nicht ſo hitzig, mein junges Frauenzimmer. Eine verhärtete Buhlerinn? — Sie brauchen, wahrſcheinlicher Weiſe, Worte, deren Kraft Sie nicht überleget haben.

Sara. Erſcheint ſie nicht als eine ſolche, ſelbſt in der Schilderung der Lady Solmes? — Gut, Lady; Sie ſind ihre Freundinn, ihre vertrauteſte Freundinn vielleicht. Ich ſage dieſes nicht als einen Vorwurf; denn es kann leicht in der Welt nicht wohl möglich ſeyn, nur lauter tugendhafte Freunde zu haben. Allein wie komme ich dazu, dieſer Ihrer Freundſchaft wegen, ſo tief herabgeſtoßen zu werden? Wenn ich der Marwood Erfahrung gehabt hätte, ſo würde ich den Fehltritt gewiß nicht gethan haben, der mich mit ihr in eine ſo erniedrigende Parallel ſetzt. Hätte ich ihn aber doch gethan, ſo würde ich wenigſtens nicht zehn Jahr darinn verharret ſeyn. Es iſt ganz etwas anders, aus Unwiſſenheit auf das Laſter treffen; und ganz etwas anders, es kennen und dem ungeachtet mit ihm vertraulich werden. — Ach, Lady, wenn Sie es wüßten, was für Reue, was für Gewiſſensbiſſe, was für Angſt mich mein Irrthum gekoſtet! Mein Irrthum, ſag' ich; denn warum ſoll ich länger ſo grauſam gegen mich ſeyn, und ihn als ein Verbrechen betrachten? Der Himmel ſelbſt hört auf, ihn als ein ſolches anzuſehen;

er nimmt die Strafe von mir, und ſchenkt mir einen Vater wieder — Ich erſchrecke, Lady; wie verändern ſich auf einmal die Züge Ihres Geſichts? Sie glühen; aus dem ſtarren Auge ſchreckt Wut, und des Mundes knirſchende Bewegung — Ach! wo ich Sie erzürnt habe, Lady; ſo bitte ich um Verzeihung. Ich bin eine empfindliche Närrinn; was Sie geſagt haben, war ohne Zweifel ſo böſe nicht gemeynt. Vergeſſen Sie meine Uebereilung. Wodurch kann ich Sie beſänftigen? Wodurch kann auch ich mir eine Freundinn an Ihnen erwerben, ſo wie ſie Marwood an Ihnen gefunden hat? Laſſen Sie mich, Lady, laſſen Sie mich fußfällig darum bitten — (indem ſie nieder fällt) Um Ihre Freundſchaft, Lady — Und wo ich dieſe nicht erhalten kann, um die Gerechtigkeit wenigſtens, mich und Marwood nicht in einen Rang zu ſetzen.

Marwood. (die einige Schritte ſtolz zurück tritt und die Sara liegen läßt) Dieſe Stellung der Sara Sampſon iſt für Marwood viel zu reizend, als daß ſie nur unerkannt darüber frohlocken ſollte — Erkennen Sie, Miß, in mir die Marwood, mit der Sie nicht verglichen zu werden, die Marwood ſelbſt fußfällig bitten.

Sara. (die voller Erſchrecken aufſpringt, und ſich zitternd zurückzieht.) Sie, Marwood? — Ha! Nun erkenn' ich ſie — nun erkenn' ich ſie, die mörderiſche Ritterinn, deren Dolche mich ein warnender Traum Preis gab. Sie iſt es! Flieh' unglückliche Sara! Retten Sie mich, Mellefont; retten Sie Ihre Geliebte! Und du, ſüße Stimme meines geliebten Vaters, erſchalle! Wo ſchallt ſie? wo ſoll ich auf ſie zueilen? — hier? — da? — Hülfe, Mellefont! Hülfe, Betty! — Itzt dringt ſie mit tödtenter Fauſt auf mich ein! Hülfe! (eilt ab)

Achter Auftritt.

Marwood.

Was will die Schwärmerinn? — O daß ſie wahr redte, und ich mit tödtender Fauſt auf ſie eindränge! Bis hieher hätte ich den Stal ſparen ſollen, ich Thörichte! Welche Wolluſt, eine Nebenbuhlerinn in der freywilligen Erniedrigung zu unſern Füßen durchboren zu können! — Was nun? — Ich bin entdeckt. Mellefont kann den Augenblick hier ſeyn. Soll ich ihn fliehen? Soll ich ihn erwarten? Ich will ihn erwarten, aber nicht müßig. Vielleicht, daß ihn die glückliche Liſt meines Bedienten noch lange genug aufhält! — Ich ſehe, ich werde gefürchtet. Warum folge ich ihr alſo nicht? Warum verſuche ich nicht noch das letzte, das ich wider ſie brauchen kann? Drohungen ſind armſelige Waffen: doch die Verzweiflung verſchmäht keine, ſo armſelig ſie ſind. Ein ſchreckhaftes Mädchen, das betäubt und mit zerrütteten Sinnen ſchon vor meinem Namen flieht, kann leicht fürchterliche Worte für fürchterliche Thaten halten. Aber Mellefont? — Mellefont wird ihr wieder Muth machen, und ſie über meine Drohungen ſpotten lehren. Er wird? Vielleicht wird er auch nicht. Es wäre wenig in der Welt unternommen worden, wenn man nur immer auf den Ausgang geſehen hätte. Und bin ich auf den unglücklichſten nicht ſchon vorbereitet? — Der Dolch war für andre, das Gift iſt für mich! — Das Gift für mich! Schon längſt mit mir herumgetragen, wartet es hier, dem Herzen bereits nahe, auf den traurigen Dienſt; hier, wo ich in beſſern Zeiten, die geſchriebenen Schmeicheleyen der Anbeter verbarg; für uns ein eben ſo gewiſſes, aber nur langſamres Gift. — Wenn es doch nur beſtimmt wäre, in meinen Adern nicht allein zu toben! Wenn es doch einem Ungetreuen — Was halte ich mich mit Wünſchen auf? — Fort! Ich muß weder mich, noch ſie zu ſich ſelbſt kommen laſſen. Der will ſich nichts wagen, der ſich mit kaltem Blute wagen will.

(gehet ab.)

Ende des vierten Aufzuges.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Das Zimmer der Sara.

Sara (ſchwach in einem Lehnſtuhle.) Betty.

Betty. Fühlen Sie nicht, Miß, daß Ihnen ein wenig beſſer wird?

Sara. Beſſer, Betty? — Wenn nur Mellefont wieder kommen wollte. Du haſt doch nach ihm ausgeſchickt?

Betty. Norton und der Wirth ſuchen ihn.

Sara. Norton iſt ein guter Menſch, aber er iſt haſtig. Ich will durchaus nicht, daß er ſeinem Herrn meinetwegen Grobheiten ſagen ſoll. Wie er es ſelbſt erzählte, ſo iſt Mellefont ja an allem unſchuldig. — Nicht wahr, Betty, du hälſt ihn auch für unſchuldig? — Sie kömmt ihm nach; was kann er dafür? Sie tobt, ſie raſet, ſie will ihn ermorden. Siehſt du, Betty? dieſer Gefahr habe ich ihn ausgeſetzt. Wer ſonſt als ich? — Und endlich will die böſe Marwood mich ſehen, oder nicht eher nach London zurückkehren. Konnte er ihr dieſe Kleinigkeit abſchlagen? Bin ich doch auch oft begierig geweſen, die Marwood zu ſehen. Mellefont weiß wohl, daß wir neugierige Geſchöpfe ſind. Und wenn ich nicht ſelbſt darauf gedrungen hätte, daß ſie bis zu ſeiner Zurückkunft bey mir verziehen ſollte, ſo würde er ſie wieder mit weggenommen haben. Ich würde ſie unter einem falſchen Namen geſehen haben, ohne zu wiſſen, daß ich ſie geſehen hätte. Und vielleicht würde mir dieſer kleine Betrug einmal angenehm geweſen ſeyn. Kurz, alle Schuld iſt mein. — Je nun, ich bin erſchrocken; weiter bin ich ja nichts? Die kleine Ohnmacht wollte nicht viel ſagen. Du weißt wohl, Betty, ich bin dazu geneigt

Betty. Aber in ſo tiefer hatte ich Miß noch nie geſehen.

Sara. Sage es mir nur nicht. Ich werde dir gutherzigen Mädchen freylich zu ſchaffen gemacht haben.

Betty. Marwood ſelbſt ſchien durch die Gefahr, in der Sie ſich befanden, gerühret zu ſeyn. So ſtark ich ihr auch anlag, daß ſie ſich nur fortbegeben möchte, ſo wollte ſie doch das Zimmer nicht eher verlaſſen, als bis Sie die Augen ein wenig wieder aufſchlugen, und ich Ihnen die Arzeney einflößen konnte.

Sara. Ich muß es wohl gar für ein Glück halten, daß ich in Ohnmacht gefallen bin. Denn wer weiß, was ich noch von ihr hätte hören müſſen. Umſonſt mochte ſie mir gewiß nicht in mein Zimmer gefolgt ſeyn. Du glaubſt nicht, wie außer mir ich war. Auf einmal fiel mir der ſchreckliche Traum von voriger Nacht ein, und ich flohe als eine Unſinnige, die nicht weiß warum, und wohin ſie flieht. — Aber Mellefont kömmt noch nicht. — Ach! —

Betty. Was für ein Ach, Miß? Was für Zuckungen? —

Sara. Gott! was für eine Empfindung war dieſes — —

Betty. Was ſtößt Ihnen wieder zu?

Sara. Nichts, Betty. — Ein Stich! nicht Ein Stich, tauſend feurige Stiche in einem! — Sey nur ruhig; es iſt vorbey.

Zweyter Auftritt.

Norton. Sara. Betty.

Norton. Mellefont wird den Augenblick hier ſeyn.

Sara. Nun das iſt gut, Norton. Aber wo haſt du ihn noch gefunden?

Norton. Ein Unbekannter hat ihn bis vor das Thor mit ſich gelockt, wo ein Herr auf ihn warte, der in Sachen von der größten Wichtigkeit mit ihm ſprechen müſſe. Nach langem Herumführen hat ſich der Betrieger ihm von der Seite geſchlichen. Es iſt ſein Unglück, wo er ſich ertappen läßt; ſo wütend iſt Mellefont.

Sara. Haſt du ihm geſagt, was vorgegangen?

Norton. Alles.

Sara. Aber mit einer Art — —

Norton. Ich habe auf die Art nicht denken können. Genug er weiß es, was für Angſt Ihnen ſeine Unvorſichtigkeit wieder verurſacht hat.

Sara. Nicht doch, Norton; ich habe mir ſie ſelbſt verurſacht. — —

Norton. Warum ſoll Mellefont niemals Unrecht haben? — Kommen Sie nur, mein Herr; die Liebe hat Sie bereits entſchuldiget.

Dritter Auftritt.

Mellefont. Norton. Sara. Betty.

Mellefont. Ach, Miß, wenn auch dieſe Ihre Liebe nicht wäre —

Sara. So wäre ich von uns beiden gewiß die Unglücklichſte. Iſt Ihnen in Ihrer Abweſenheit nur nichts verdrießlichers zugeſtoßen, als mir, ſo bin ich vergnügt.

Mellefont. So gütig empfangen zu werden, habe ich nicht verdient.

Sara. Verzeihen Sie es meiner Schwachheit, daß ich Sie nicht zärtlicher empfangen kann. Bloß Ihrer Zufriedenheit wegen wünſchte ich, mich weniger krank zu fühlen.

Mellefont. Ha, Marwood, dieſe Verrätherey war noch übrig! Der Nichtswürdige, der mich mit der geheimnißvollſten Miene aus einer Straße in die andre, aus einem Winkel in den andern führte, war gewiß nichts anders, als ein Abgeſchickter von ihr. Sehen Sie, liebſte Miß, dieſe Liſt wandte ſie an, mich von Ihnen zu entfernen. Eine plumpe Liſt, ohne Zweifel; aber eben weil ſie plump war, war ich weit davon entfernt, ſie dafür zu halten. Umſonſt muß ſie ſo treulos nicht geweſen ſeyn! Geſchwind, Norton, geh in ihre Wohnung; laß ſie nicht aus den Augen, und halte ſie ſo lange auf, bis ich nachkomme.

Sara. Wozu dieſes, Melleſont? Ich bitte für Marwood.

Melleſont. Geh!

(Norton geht ab.)

Vierter Auftritt.

Sara. Melleſont. Betty.

Sara. Laſſen Sie doch einen abgematteten Feind, der den letzten fruchtloſen Sturm gewagt hat, ruhig abziehen. Ich würde ohne Marwood vieles nicht wiſſen — —

Melleſont Vieles? Was iſt das viele?

Sara. Was Sie mir ſelbſt nicht geſagt hätten, Melleſont. — Sie werden ſtutzig? — Nun wohl, ich will es wieder vergeſſen; weil Sie doch nicht wollen, daß ich es wiſſen ſoll.

Melleſont. Ich will nicht hoffen, daß Sie etwas zu meinem Nachtheile glauben werden, was keinen andern Grund hat, als die Eiferſucht einer aufgebrachten Verleumderinn.

Sara. Auf ein andermal hiervon! — Warum aber laſſen Sie es nicht das erſte ſeyn, mir von der Gefahr zu ſagen, in der ſich Ihr koſtbares

Leben befunden hat? Ich, Mellefont, ich würde den Stal geſchliffen haben, mit dem Sie Marwood durchſtoßen hätte — —

Mellefont. Dieſe Gefahr war ſo groß nicht. Marwood ward von einer blinden Wut getrieben, und ich war bey kaltem Blute. Ihr Angriff alſo mußte mißlingen — Wenn ihr ein andrer, auf der Miß Sara gute Meynung von ihrem Mellefont, nur nicht beſſer gelungen iſt! Faſt muß ich es fürchten — Nein, liebſte Miß, verſchweigen Sie mir es nicht länger, was Sie von ihr wollen erfahren haben.

Sara. Nun wohl. — Wenn ich noch den geringſten Zweifel an Ihrer Liebe gehabt hätte, Mellefont, ſo würde mir ihn die tobende Marwood benommen haben. Sie muß es gewiß wiſſen, daß ſie durch mich um das Koſtbarſte gekommen ſey; denn ein ungewiſſer Verluſt würde ſie bedächtiger haben gehen laſſen.

Mellefont. Bald werde ich alſo auf ihre blutdürſtige Eiferſucht, auf ihre ungeſtüme Frechheit, auf ihre treuloſe Pflicht einigen Werth legen müſſen! — Aber, Miß, Sie wollen mir wieder ausweichen, und mir dasjenige nicht entdecken — — —

Sara. Ich will es; und was ich ſagte war ſchon ein näherer Schritt dazu. Daß mich Mellefont alſo liebt, iſt unwiderſprechlich gewiß. Wenn ich nur nicht entdeckt hätte, daß ſeiner Liebe ein gewiſſes Vertrauen fehle, welches mir eben ſo ſchmeichelhaft ſeyn würde, als die Liebe ſelbſt. Kurz, liebſter Mellefont — Warum muß mir eine plötzliche Beklemmung das Reden ſo ſchwer machen? Ich werde es ſchon ſagen müſſen, ohne viel die behutſamſte Wendung zu ſuchen, mit der ich es Ihnen ſagen ſollte. — Marwood erwähnte eines Pfandes, und der ſchwatzhafte Norton — Vergeben Sie es ihm nur — nannte mir einen Namen; einen Namen, Mellefont, welcher eine andre Zärtlichkeit bey Ihnen rege machen muß, als Sie gegen mich empfinden —

Mellefont. Iſt es möglich? Hat die Unverſchämte ihre eigne Schande bekannt? — Ach, Miß, haben Sie Mitleiden mit meiner Verwirrung. — Da Sie ſchon alles wiſſen, warum wollen Sie es auch noch aus meinem Munde hören? Sie ſoll nie vor Ihre Augen kommen die kleine Unglückliche, der man nichts vorwerfen kann, als ihre Mutter.

Sara. Sie lieben ſie alſo doch? —

Mellefont. Zu ſehr, Miß, zu ſehr, als daß ich es leugnen ſollte.

Sara. Wohl! Mellefont. — Wie ſehr liebe ich Sie, auch um dieſer Liebe willen. Sie würden mich empfindlich beleidiget haben, wenn Sie die Sympathie Ihres Bluts, aus mir nachtheiligen Bedenklichkeiten, verleugnet hätten. Schon haben Sie mich dadurch beleidiget, daß Sie mir drohen, ſie nicht vor meine Augen kommen zu laſſen. Nein, Mellefont; es muß eine von den Verſprechungen ſeyn, die Sie mir vor den Augen des Höchſten angeloben, daß Sie Arabellen nicht von ſich laſſen wollen. Sie läuft Gefahr, in den Händen ihrer Mutter, ihres Vaters unwürdig zu werden. Brauchen Sie Ihre Rechte über beide, und laſſen mich an die Stelle der Marwood treten. Gönnen Sie mir das Glück, mir eine Freundinn zu erziehen, die Ihnen ihr Leben zu danken hat;

einen Mellefont meines Geſchlechts. Glückliche Tage, wenn mein Vater, wenn Sie, wenn Arabella, meine kindliche Ehrfurcht, meine vertrauliche Liebe, meine ſorgſame Freundſchaft um die Wette beſchäftigen werden! Glückliche Tage! Aber ach! — ſie ſind noch fern in der Zukunft. — Doch vielleicht weiß auch die Zukunft nichts von ihnen, und ſie ſind bloß in meiner Begierde noch Glück! — Empfindungen, Mellefont, nie gefühlte Empfindungen wenden meine Augen in eine andre Ausſicht! Eine dunkle Ausſicht in ehrfurchtsvolle Schatten! — Wie wird mir? — (indem ſie die Hand vors Geſicht hält.)

Mellefont. Welcher plötzliche Uebergang von Bewundrung zum Schrecken! — Eile doch, Bety! Schaffe doch Hülfe! — Was fehlt Ihnen, großmüthige Miß! Himmliſche Seele! Warum verbirgt mir dieſe neidiſche Hand (indem er ſie wegnimmt) ſo holde Blicke? — Ach es ſind Mienen, die den grauſamſten Schmerz, aber ungern, verrathen! — Und doch iſt die Hand neidiſch, die mir dieſe Mienen verbergen will. Soll ich Ihre Schmerzen nicht mit fühlen, Miß? Ich Unglücklicher, daß ich ſie nur mit fühlen kann? — Daß ich ſie nicht allein fühlen ſoll? — So eile doch, Betty — —

Betty. Wohin ſoll ich eilen? —

Mellefont. Du ſiehſt und fragſt? — nach Hülfe!

Sara. Bleib nur! — Es geht vorüber. Ich will Sie nicht wieder erſchrecken, Mellefont.

Mellefont. Betty, was iſt ihr geſchehen? — Das ſind nicht bloße Folgen einer Ohnmacht. —

Fünfter Auftritt.

Norton. Mellefont. Sara. Betty.

Mellefont. Du kömmſt ſchon wieder Norton? Recht gut! Du wirſt hier nöthiger ſeyn.

Norton. Marwood iſt fort — —

Mellefont. Und meine Flüche eilen ihr nach! — Sie iſt fort? — Wohin? — Unglück und Tod, und wo möglich, die ganze Hölle möge ſich auf ihrem Wege finden! Verzehrend Feuer donnre der Himmel auf ſie herab, und unter ihr breche die Erde ein, der weiblichen Ungeheuer größtes zu verſchlingen! — —

Norton. So bald ſie in ihre Wohnung zurück gekommen, hat ſie ſich mit Arabellen und ihrem Mädchen in den Wagen geworfen, und die Pferde mit verhängtem Zügel davon eilen laſſen. Dieſer verſiegelte Zettel iſt von ihr an Sie zurück geblieben.

Mellefont. (indem er den Zettel nimmt) Er iſt an mich. — — Soll ich ihn leſen, Miß?

Sara. Wenn Sie ruhiger ſeyn werden, Mellefont.

Mellefont. Ruhiger? Kann ich es werden, ehe ich mich an Marwood gerächet, und Sie, theuerſte Miß, außer Gefahr weiß?

Sara. Laſſen Sie mich nichts von Rache hören. Die Rache iſt nicht unſer! — Sie erbrechen ihn doch? — Ach, Mellefont, warum ſind wir zu gewiſſen Tugenden bey einem geſunden und ſeine Kräfte fühlenden Körper weniger, als bey einem ſiechen und abgematteten aufgelegt? Wie ſauer werden Ihnen Gelaſſenheit und Sanftmuth, und wie unnatürlich ſcheint mir des Affekts ungeduldige Hitze! — — Behalten Sie den Innhalt nur für ſich.

Mellefont. Was iſt es für ein Geiſt, der mich Ihnen ungehorſam zu ſeyn zwinget? Ich erbrach ihn wider Willen, — wider Willen muß ich ihn leſen.

Sara. (indem Mellefont für ſich lieſet) Wie ſchlau weiß ſich der Menſch zu trennen, und aus ſeinen Leidenſchaften ein von ſich unterſchiedenes Weſen zu machen, dem er alles zur Laſt legen könne, was er bey kaltem Blute ſelbſt nicht billiget — Mein Salz, Betty! Ich beſorge einen neuen Schreck, und werde es nöthig haben. — Siehſt du, was der unglückliche Zettel für einen Eindruck auf ihn macht! — Mellefont! — Sie gerathen außer ſich! — Mellefont! — Gott! er erſtarrt! — Hier, Betty! Reiche ihm das Salz! — Er hat es nöthiger, als ich.

Mellefont. (der die Betty damit zurück ſtößt) Nicht näher, Unglückliche! — Deine Arzeneyen ſind Gift! —

Sara. Was ſagen Sie? — Beſinnen Sie ſich! — Sie verkennen ſie!

Betty. Ich bin Betty, nehmen Sie doch.

Mellefont. Wünſche dir, Elende, daß du es nicht wäreſt! — Eile! fliehe! ehe du in Ermanglung des ſchuldigern, das ſchuldige Opfer meiner Wut wirſt!

Sara. Was für Reden! — Mellefont, liebſter Mellefont — —

Mellefont. Das letzte liebſter Mellefont aus dieſem göttlichen Munde, und dann ewig nicht mehr! — Zu Ihren Füßen, Sara — — (indem er ſich niederwirft) — — Aber was will ich zu Ihren Füßen? (und wieder aufſpringt) Entdecken? Ich Ihnen entdecken? — Ja, ich will Ihnen entdecken, Miß, daß Sie mich haſſen werden, daß Sie mich haſſen müſſen. — Sie ſollen den Innhalt nicht erfahren; nein von mir nicht! — Aber Sie werden ihn erfahren. — Sie werden — Was ſteht ihr noch hier, müßig und angeheftet? Lauf Norton, bring' alle Aerzte zuſammen! Suche Hülfe, Betty! Laß die Hülfe ſo wirckſam ſeyn, als deinen Irrthum! — Nein! bleibt hier! Ich gehe ſelbſt. —

Sara. Wohin, Mellefont? Nach was für Hülfe? Von welchem Irrthume reden Sie?

Mellefont. Göttliche Hülfe, Sara; oder unmenſchliche Rache! — Sie ſind verloren, liebſte Miß! Auch ich bin verloren! — Daß die Welt mit uns verloren wäre! —

Sechſter Auftritt.

Sara. Norton. Betty.

Sara. Er iſt weg? — Ich bin verloren? Was will er damit? Verſteheſt du ihn, Norton? — Ich bin krank, ſehr krank; aber ſetze das äußerſte, daß ich ſterben müſſe: bin ich darum verloren? Und was will er denn mit dir, arme Betty? — Du ringſt die Hände? Betrübe dich nicht; du haſt ihn gewiß nicht beleidiget; er wird ſich wieder beſinnen. — Hätte er mir doch gefolgt, und den Zettel nicht geleſen! Er konnte es ja wohl denken, daß er das letzte Gift der Marwood enthalten müſſe. —

Betty. Welche ſchreckliche Vermuthung! — Nein; es kann nicht ſeyn; ich glaube es nicht. —

Norton. (welcher nach der Scene zugegangen) Der alte Bediente Ihres Vaters, Miß —

Sara. Laß ihn herein kommen, Norton!

Sie

Siebenter Auftritt.

Waitwell. Sara. Betty. Norton.

Sara. Es wird dich nach meiner Antwort verlangen, guter Waitwell. Sie iſt fertig, bis auf einige Zeilen. — Aber warum ſo beſtürzt? Man hat es dir gewiß geſagt, daß ich krank bin.

Waitwell. Und noch mehr!

Sara. Gefährlich krank? — Ich ſchließe es mehr aus der ungeſtümen Angſt des Mellefont, als daß ich es fühle. — Wenn du mit dem unvollendeten Briefe der unglücklichen Sara an den unglücklichern Vater abreiſen müßteſt, Waitwell? — Laß uns das beſte hoffen! Willſt du wohl bis morgen warten? Vielleicht finde ich einige gute Augenblicke, dich abzufertigen. Itzo möchte ich es nicht im Stande ſeyn. Dieſe Hand hängt wie todt an der betäubten Seite. — Wenn der ganze Körper ſo leicht dahin ſtirbt, wie dieſe Glieder — Du biſt ein alter Mann, Waitwell, und kannſt von deinem letzten Auftritte nicht weit mehr entfernet ſeyn — Glaube mir, wenn das, was ich empfinde, Annäherungen des Todes ſind, — ſo ſind die Annäherungen des Todes ſo bitter nicht. — Ach! — Kehre dich nicht an dieſes Ach! Ohne alle unangenehme Empfindung kann es freylich nicht abgehen. Unempfindlich konnte der Menſch nicht ſeyn; unleidlich muß er nicht ſeyn — Aber, Betty, warum hörſt du noch nicht auf, dich ſo untröſtlich zu bezeigen?

Betty. Erlauben Sie mir, Miß, erlauben Sie mir, daß ich mich aus Ihren Augen entfernen darf.

Sara. Geh nur; ich weiß wohl, es iſt nicht eines jeden Sache, um Sterbende zu ſeyn. Waitwell ſoll bey mir bleiben. Auch du Norton, wirſt mir einen Gefallen erweiſen, wenn du dich nach deinem Herrn umſiehſt. Ich ſehne mich nach ſeiner Gegenwart.

Betty. (im abgehn) Ach! Norton, ich nahm die Arzeney aus den Händen der Marwood! — —

Achter

Achter Auftritt.

Waitwell. Sara.

Sara. Waitwell, wenn du mir die Liebe erzeigen und bey mir bleiben willſt, ſo laß mich kein ſo wehmütiges Geſicht ſehen. Du verſtummſt? — Sprich doch! Und wenn ich bitten darf, ſprich von meinem Vater. Wiederhole mir alles, was du mir vor einigen Stunden tröſtliches ſagteſt. Wiederhole mir, daß mein Vater verſöhnt iſt, und mir vergeben hat. Wiederhole es mir, und füge hinzu, daß der ewige himmliſche Vater nicht grauſamer ſeyn könne. — Nicht wahr, ich kann hierauf ſterben? Wenn ich vor deiner Ankunft in dieſe Umſtände gekommen wäre, wie würde es mit mir ausgeſehen haben! Ich würde verzweifelt ſeyn, Waitwell. Mit dem Haſſe desjenigen beladen aus der Welt zu gehen, der wider ſeine Natur handelt, wenn er uns haſſen muß. — Was für ein Gedanke! Sag' ihm, daß ich in den lebhaftesten Empfindungen der Reue, Dankbarkeit und Liebe geſtorben ſey. Sag' ihm — Ach! daß ich es ihm nicht ſelbſt ſagen ſoll, wie voll mein Herz von ſeinen Wohlthaten iſt! Das Leben war das geringſte derſelben. Wie ſehr wünſchte ich, den ſchmachtenden Reſt zu ſeinen Füßen aufgeben zu können!

Weitwell. Wünſchen Sie wirklich, Miß, ihn zu ſehen?

Sara. Endlich ſprichſt du, um an meinem ſehnlichſten Verlangen, an meinem letzten Verlangen zu zweifeln.

Waitwell. Wo ſoll ich die Worte finden, die ich ſchon ſo lange ſuche? Eine plötzliche Freude iſt ſo gefährlich, als ein plötzlicher Schreck. Ich fürchte mich nur vor dem allzu gewaltſamen Eindrucke, den ſein unvermutheter Anblick auf einen ſo zärtlichen Geiſt machen möchte.

Sara. Wie meynſt du das? Weſſen unvermutheter Anblick? —

Waitwell. Der gewünſchte, Miß! — Faſſen Sie ſich!

Neunter Auftritt.

Sir William Sampſon. Sara.
Waitwell.

Sir William. Du bleibſt mir viel zu lange, Waitwell. Ich muß ſie ſehen.

Sara. Weſſen Stimme — — —

Sir William. Ach, meine Tochter!

Sara. Ach, mein Vater! — Hilf mir auf, Waitwell, hilf mir auf, daß ich mich zu ſeinen Füßen werfen kann. (Sie will aufſtehen, und fällt aus Schwachheit in den Lehnſtuhl zurück) Er iſt es doch? Oder iſt es eine erquickende Erſcheinung, vom Himmel geſandt, gleich jenem Engel, der den Starcken zu ſtärken kam? — Segne mich, wer du auch ſeyſt, ein Bote des Höchſten, in der Geſtalt meines Vaters, oder ſelbſt mein Vater!

Sir William. Gott ſegne dich, meine Tochter! — Bleib ruhig. (indem ſie es nochmals verſuchen will, vor ihm niederzufallen.) Ein andermal, bey mehrern Kräften, will ich dich nicht ungern mein zitterndes Knie umfaſſen ſehen.

Sara. Jetzt, mein Vater, oder niemals. Bald werde ich nicht mehr ſeyn! Zu glücklich, wenn ich noch einige Augenblicke gewinne, Ihnen die Empfindungen meines Herzens zu entdecken. Doch nicht Augenblicke, lange Tage, ein nochmaliges Leben würde erfodert, alles zu ſagen, was eine ſchuldige, eine reuende, eine geſtrafte Tochter, einem beleidigten, einem großmüthigen, einem zärtlichen Vater ſagen kann. Mein Fehler, Ihre Vergebung — —

Sir William. Mache dir aus einer Schwachheit keinen Vorwurf, und mir aus einer Schuldigkeit kein Verdienſt. Wenn du mich an mein Vergeben erinnerſt, ſo erinnerſt du mich auch daran, daß ich damit gezaudert habe. Warum vergab ich dir nicht gleich? Warum ſetzte ich dich in die Nothwendigkeit, mich zu fliehen? Und noch heute, da ich dir ſchon vergeben hatte, was zwang mich, erſt eine Antwort von dir zu erwarten? Itzt könnte ich dich ſchon einen Tag wieder genoſſen haben, wenn ich ſogleich deinen Umarmungen zugeeilet wäre. Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgenſten Falten des betrognen Herzens zurückgeblieben ſeyn, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß ſeyn wollte, ehe ich dir die meinige wiederſchenkte. Soll ein Vater ſo eigennützig handeln? Sollen wir nur die lieben, die uns lieben? Tadle mich, liebſte Sara, tadle mich; ich ſahe mehr auf meine Freude an dir, als auf dich ſelbſt. — Und wenn ich ſie verlieren ſollte, dieſe Freude? — Aber wer ſagt es denn, daß ich ſie verlieren ſoll? Du wirſt leben; du wirſt noch lange leben! Entſchlage dich aller ſchwarzen Gedanken. Mellefont macht die Gefahr größer als ſie iſt. Er brachte das ganze Haus in Aufruhr, und eilte ſelbſt Aerzte aufzuſuchen, die er in dieſem armſeligen Flecken vielleicht nicht finden wird. Ich ſahe ſeine ſtürmiſche Angſt, ſeine hoffnungsloſe Betrübniß, ohne von ihm geſehen zu werden. Nun weiß ich es, daß er dich aufrichtig liebet; nun gönne ich dich ihm. Hier will ich ihn erwarten, und deine Hand in ſeine Hand legen. Was ich ſonſt nur gedrungen gethan hätte, thue ich nun gern, da ich ſehe, wie theuer du ihm biſt. — Iſt es wahr, daß es Marwood ſelbſt geweſen iſt, die dir dieſes Schrecken verurſacht hat? So viel habe ich aus den Klagen deiner Betty verſtehen können, und mehr nicht. — Doch was forſche ich nach den Urſachen deiner Unbäßlichkeit, da ich nur auf die Mittel, ihr abzuhelfen, bedacht ſeyn ſollte. Ich ſehe, du wirſt von Augenblicke zu Augenblick ſchwächer, ich ſeh es, und bleibe hülflos ſtehen. Was ſoll ich thun, Waitwell? Wohin ſoll ich laufen? Was ſoll ich daran wenden? mein Vermögen? mein Leben? Sage doch!

Sara. Beſter Vater, alle Hülfe würde vergebens ſeyn. Auch die unſchätzbarſte würde vergebens ſeyn, die Sie mit Ihrem Leben für mich erkaufen wollten.

Zehnter Auftritt.

Mellefont. Sara. Sir William.
Waitwell.

Mellefont. Ich wag' es, den Fuß wieder in dieſes Zimmer zu ſetzen? Lebt ſie noch?

Sara. Treten Sie näher, Mellefont.

Mellefont. Ich ſollt' Ihr Angeſicht wieder ſehen? Nein, Miß; ich komme ohne Troſt ohne Hülfe zurück. Die Verzweiflung allein bringt mich zurück — Aber wen ſeh ich? Sie, Sir? Unglücklicher Vater! Sie ſind zu einer ſchrecklichen Scene gekommen. Warum kamen Sie nicht eher? Sie kommen zu ſpät, Ihre Tochter zu retten! Aber — nur getroſt! — ſich gerächet zu ſehen, dazu ſollen Sie nicht zu ſpät gekommen ſeyn.

Sir William. Erinnern Sie ſich, Mellefont, in dieſem Augenblicke nicht, daß wir Feinde geweſen ſind! Wir ſind es nicht mehr, und wollen es nie wieder werden. Erhalten Sie mir nur eine Tochter, und Sie ſollen ſich ſelbſt eine Gattinn erhalten haben.

Mellefont. Machen Sie mich zu Gott, und wiederhohlen Sie dann Ihre Forderung. — Ich habe Ihnen, Miß, ſchon zu viel Unglück zugezogen, als daß ich mich bedenken dürfte, Ihnen auch das letzte anzukündigen: Sie müſſen ſterben. Und wiſſen Sie, durch weſſen Hand Sie ſterben?

Sara. Ich will es nicht wiſſen, und es iſt mir ſchon zu viel, daß ich es argwöhnen kann.

Mellefont. Sie müſſen es wiſſen, denn wer könnte mir dafür ſtehen, daß Sie nicht falſch argwöhnten? Dieß ſchreibet Marwood. (er lieſet.) „Wenn Sie dieſen Zettel leſen werden, Mellefont,

„wird Ihre Untreue in dem Anlaſſe derſelben ſchon
„beſtraft ſeyn. Ich hatte mich ihr entdeckt, und vor
„Schrecken war ſie in Ohnmacht gefallen. Betty
„gab ſich alle Mühe, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu
„bringen. Ich ward gewahr, daß ſie ein Kordialpulver
„bey Seite legte, und hatte den glücklichen
„Einfall, es mit einem Giftpulver zu vertauſchen.
„Ich ſtellte mich gerührt und dienſtfertig, und
„machte es ſelbſt zurechte. Ich ſah es ihr geben,
„und gieng triumphirend fort. Rache und Wut
„haben mich zu einer Mörderinn gemacht; ich will
„aber keine von den gemeinen Mörderinnen ſeyn,
„die ſich ihrer That nicht zu rühmen wagen. Ich
„bin auf dem Wege nach Dower: Sie können
„mich verfolgen, und meine eigne Hand wider
„mich zeugen laſſen. Komme ich unverfolgt in den
„Hafen, ſo will ich Arabellen unverletzt zurücklaſſen.
„Bis dahin aber werde ich ſie als einen Geiſel
„betrachten.„ Marwood. — Nun wiſſen
Sie alles, Miß. Hier, Sir, verwahren Sie

dieſes Papier. Sie müſſen die Mörderinn zur Strafe ziehen laſſen, und dazu iſt es Ihnen unentbehrlich. — Wie erſtarrt er da ſteht!

Sara. Geben Sie mir dieſes Papier, Mellefont. Ich will mich mit meinen Augen überzeugen. (er giebt es ihr, und ſie ſieht es einen Augenblick an.) Werde ich ſo viel Kräfte noch haben? (zerreißt es.)

Mellefont. Was machen Sie, Miß!

Sara. Marwood wird ihrem Schickſale nicht entgehen; aber weder Sie, noch mein Vater ſollen ihre Ankläger werden. Ich ſterbe, und vergeb' es der Hand, durch die mich Gott heimſucht. — Ach mein Vater, welcher finſter Schmerz hat ſich Ihrer bemächtiget? — Noch liebe ich Sie, Mellefont, und wenn Sie lieben ein Verbrechen iſt, wie ſchuldig werde ich in jener Welt erſcheinen! — Wenn ich hoffen dürfte, liebſter Vater, daß Sie einen Sohn, anſtatt einer Tochter, annehmen wollten! Und auch eine Tochter wird Ihnen mit ihm nicht fehlen, wenn

Sie Arabellen dafür erkennen wollen. Sie müſſen ſie zurückholen, Mellefont; und die Mutter mag entfliehen. — Da mich mein Vater liebt, warum ſoll es mir nicht erlaubt ſeyn, mit ſeiner Liebe, als mit einem Erbtheile umzugehen? Ich vermache dieſe väterliche Liebe Ihnen, und Arabellen. Reden Sie dann und wann mit ihr von einer Freundinn, aus deren Beyſpiele ſie gegen alle Liebe auf ihrer Hut zu ſeyn lerne. — Den letzten Segen, mein Vater! — Wer wollte die Fügungen des Höchſten zu richten wagen? — Tröſte deinen Herrn, Weitwell. Doch auch du ſtehſt in einem troſtloſen Kummer vergraben, der du in mir weder Geliebte noch Tochter verliereſt? —

Sir William. Wir ſollten dir Muth einſprechen, und dein ſterbendes Auge ſpricht ihn uns ein. Nicht mehr meine irdiſche Tochter, ſchon halb ein Engel, was vermag der Segen eines wimmernden Vaters auf einen Geiſt, auf welchen alle Segen des Himmels herabſtrömen? Laß mir einen Stral des Lichtes, welches dich über alles Menſchliche ſo weit erhebt. Oder bitte Gott, den Gott, der nichts ſo gewiß als die Bitten eines frommen Sterbenden erhört, bitte ihn, daß dieſer Tag auch der letzte meines Lebens ſey.

Sara. Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beyſpiele laſſen, und nur die ſchwache Tugend, die allzu vielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken — Wem fließen dieſe Thränen, mein Vater? Sie fallen als feurige Tropfen auf mein Herz; und doch — doch ſind ſie mir minder ſchrecklich, als die ſtumme Verzweiflung. Entreißen Sie ſich ihr, Mellefont! — Mein Auge bricht — Dieß war der letzte Seufzer! — Noch denke ich an Betty, und verſtehe nun ihr ängſtliches Händeringen. Das arme Mädchen! Daß ihr ja niemand eine Unvorſichtigkeit vorwerfe, die durch ihr Herz ohne Falſch, und alſo auch ohne Argwohn der Falſchheit, entſchulſchuldiget wird. — Der Augenblick iſt da! Mellefont — mein Vater —

Mellefont. Sie ſtirbt! — Ach! dieſe kalte Hand noch einmal zu küſſen, (indem er zu ihren Füßen fällt.) — Nein, ich will es nicht wagen, ſie zu berühren. Die gemeine Sage ſchreckt mich, daß der Körper eines Erſchlagenen durch die Berührung ſeines Mörders zu bluten anfange. Und wer iſt ihr Mörder? Bin ich es nicht mehr, als Marwood? (ſteht auf.) — Nun iſt ſie todt, Sir; nun hört ſie uns nicht mehr: nun verfluchen Sie mich! Laſſen Sie Ihren Schmerz in verdiente Verwünſchungen aus! Es müſſe keine mein Haupt verfehlen, und die gräßlichſte derſelben müſſe gedoppelt erfüllt werden! — Was ſchweigen Sie noch? Sie iſt todt; ſie iſt gewiß todt! Nun bin ich wieder nichts, als Mellefont. Ich bin nicht mehr der Geliebte einer zärtlichen Tochter, die Sie in ihm zu ſchonen Urſach hätten. — Was iſt das? Ich will nicht, daß Sie einen barmherzigen Blick auf mich werfen ſollen! Das iſt Ihre Tochter! Ich bin ihr Verführer! Denken Sie nach, Sir! — Wie ſoll ich Ihre Wut beſſer reizen? — Dieſe blühende Schönheit, über die Sie allein ein Recht hatten, ward wider Ihren Willen mein Raub! Meinetwegen vergaß ſich dieſe unerfahrne Tugend! Meinetwegen riß ſie ſich aus den Armen eines geliebten Vaters! Meinetwegen mußte ſie ſterben! — Sie machen mich mit Ihrer Langmuth ungeduldig, Sir! Laſſen Sie mich es hören, daß Sie Vater ſind.

Sir William. Ich bin Vater, Mellefont, und bin es zu ſehr, als daß ich den letzten Willen meiner Tochter nicht verehren ſollte. — Laß dich umarmen, mein Sohn, den ich theurer nicht erkaufen konnte!

Mellefont. Nicht ſo, Sir! Dieſe Heilige befahl mehr, als die menſchliche Natur vermag! Sie können mein Vater nicht ſeyn. — Sehen Sie, Sir, (indem er den Dolch aus dem Buſen zieht) dieſes iſt der Dolch, den Marwood heute auf mich zuckte. Zu meinem Unglücke mußte ich ſie entwaffnen. Wenn ich als das ſchuldige Opfer ihrer Eiferſucht gefallen wäre, ſo lebte Sara noch. Sie hätten Ihre Tochter noch, und hätten Sie ohne Mellefont. Es ſtehet bey mir nicht, das Geſchehene ungeſchehen zu machen; aber mich wegen des Geſchehenen zu ſtrafen — das ſteht bey mir! (er erſticht ſich, und fällt an dem Stule der Sara nieder.)

Sie William. Halt' ihn, Waitwell! — Was für ein neuer Streich auf mein gebeugtes Haupt! — O! wenn das dritte hier erkaltende Herz das meine wäre!

Mellefont. (ſterbend) Ich fühl' es — daß ich nicht fehl geſtoßen habe! — Wollen Sie mich nun Ihren Sohn nennen, Sir, und mir als dieſem die Hand drücken, ſo ſterb' ich zufrieden. (Sir William umarmt ihn) — Sie haben von einer Arabella gehört, für die die ſterbende Sara Sie bat. Ich würde auch für ſie bitten — aber ſie iſt der Marwood Kind ſowohl, als meines — Was für fremde Empfindungen ergreifen mich! — Gnade! o Schöpfer, Gnade! —

Sir William. Wenn fremde Bitten itzt kräftig ſind, Waitwell, ſo laßt uns ihm dieſe Gnade erbitten helfen! Er ſtirbt! Ach, er war mehr unglücklich, als laſterhaft. — —

Eilfter Auftritt.

Norton. Die Vorigen.

Norton. Aerzte, Sir. —

Sir William. Wenn ſie Wunder thun können, ſo laß ſie herein kommen! — Laß mich nicht länger, Waitwell, bey dieſem tödtenden Anblicke verweilen. Ein Grab ſoll beide umſchließen. Komm, ſchleunige Anſtalt zu machen, und dann laß uns auf Arabellen denken. Sie ſey, wer ſie ſey: ſie iſt ein Vermächtniß meiner Tochter. (ſie gehen ab, und das Theater fällt zu.)

Ende des Trauerſpiels.

Philotas.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Aridäus, König.

Strato, Feldherr des Aridäus.

Philotas, gefangen.

Parmenio, Soldat.

Die Scene, iſt ein Zelt in dem Lager des Aridäus.

Erſter Auftritt.

Philotas.

So bin ich wirklich gefangen? — Gefangen! — Ein würdiger Anfang meiner kriegeriſchen Lehrjahre! — O ihr Götter! O mein Vater! — Wie gern überredte ich mich, daß alles ein Traum ſey! Meine frühſte Kindheit hat nie etwas anders, als Waffen, und Läger, und Schlachten und Stürme geträumet. Könnte der Jüngling nicht von Verluſt und Entwaffnung träumen? — Schmeichle dir nur, Philotas! Wenn ich ſie nicht ſähe, nicht fühlte, die Wunde, durch die der erſtarrten Hand das Schwerd entſank! — Man hat ſie mir wider Willen verbunden. O der grauſamen Barmherzigkeit eines liſtigen Feindes! Sie iſt nicht tödtlich, ſagte der Arzt, und glaubte mich zu tröſten. — Nichtswürdiger, ſie ſollte tödtlich ſeyn! — Und nur eine Wunde, nur eine! — Wüßte ich, daß ich ſie tödtlich machte, wenn ich ſie wieder aufriß, und wieder verbinden ließ, und wieder aufriß — Ich raſe, ich Unglücklicher! — Und was für ein höhniſches Geſicht — itzt fällt mir es ein — mir der alte Krieger machte, der mich vom Pferde riß! Er nannte mich: Kind! — Auch ſein König muß mich für ein Kind, für ein verzärteltes Kind halten. In was für ein Zelt hat er mich bringen laſſen? Aufgeputzt, mit allen Bequemlichkeiten verſehen! Es muß einer von ſeinen Beyſchläferinnen gehören. Ein ekler Aufenthalt für einen Soldaten! Und anſtatt bewacht zu werden, werde ich bedienet. Hohnſprechende Höflichkeit! —

Zweyter Auftritt.

Strato. Philotas.

Strato. Prinz —

Philotas. Schon wieder ein Beſuch? Alter, ich bin gern allein.

Strato. Prinz, ich komme auf Befehl des Königs —

Philotas. Ich verſtehe dich! Es iſt wahr, ich bin deines Königs Gefangener, und es ſtehet bey ihm, wie er mir will begegnen laſſen — Aber höre, wenn du der biſt, deſſen Miene du trägſt — biſt du ein alter ehrlicher Kriegsmann, ſo nimm dich meiner an, und bitte den König, daß er mir als einem Soldaten, und nicht als einem Weibe begegnen laſſe.

Strato. Er wird gleich bey dir ſeyn; ich komme ihn zu melden.

Philotas. Der König bey mir? und du kömmſt, ihn zu melden? — Ich will nicht, daß er mir eine von den Erniedrigungen erſpare, die ſich ein Gefangener muß gefallen laſſen. — Komm, führe mich zu ihm! Nach dem Schimpfe entwafnet zu ſeyn, iſt mir nichts mehr ſchimpflich.

Strato. Prinz, deine Bildung, voll jugendlicher Anmuth, verſpricht ein ſanftres Gemüth.

Philotas. Laß meine Bildung unverſpottet! Dein Geſicht voll Narben iſt freylich ein ſchöners Geſicht — —

Strato. Bey den Göttern! eine große Antwort! Ich muß dich bewundern und lieben.

Philotas. Möchteſt du doch, wenn du mich nur erſt gefürchtet hätteſt.

Strato. Immer heldenmüthiger! Wir haben den ſchrecklichſten Feind vor uns, wenn unter ſeiner Jugend der Philotas viel ſind.

Philotas. Schmeichle mir nicht! — Euch ſchrecklich zu werden, müſſen ſie mit meinen Geſinnungen größre Thaten verbinden. — Darf ich deinen Namen wiſſen?

Strato. Strato.

Philotas. Strato? Der tapfre Strato, der meinen Vater am Lykus ſchlug? —

Strato. Gedenke mir dieſes zweydeutigen Sieges nicht! Und wie blutig rächte ſich dein Vater in der Ebene Methymna! So ein Vater muß ſo einen Sohn haben.

Philotas. O dir darf ich es klagen, du würdigſter der Feinde meines Vaters, dir darf ich mein Schickſal klagen. — Nur du kannſt mich ganz verſtehen; denn auch dich, auch dich hat das herrſchende Feuer der Ehre, der Ehre fürs Vaterland zu bluten, in deiner Jugend verzehret. Wäreſt du ſonſt, was du biſt? — Wie habe ich ihn nicht, meinen Vater, ſeit ſieben Tagen — denn erſt ſieben Tage kleidet mich die männliche Toga — wie habe ich ihn nicht gebeten, geflehet, beſchworen, ſiebenmal alle ſieben Tage auf den Knieen beſchworen, zu verſtatten, daß ich nicht umſonſt der Kindheit entwachſen ſey, und mich mit ſeinen Streitern ausziehen zu laſſen, die mir ſchon längſt ſo manche Thräne der Nacheiferung gekoſtet. Geſtern bewegte ich ihn, den beſten Vater, denn Ariſtodem half mir bitten. — Du kennſt ihn, den Ariſtodem; er iſt meines Vaters Strato. — „Gieb mir, König, den Jüngling morgen mit, ſprach Ariſtodem; „ich will das Gebirge „durchſtreifen, um den Weg nach Cäſena offen zu halten.„ — **Wenn ich euch nur begleiten könnte**, ſeufzte mein Vater. — Er liegt noch an ſeinen Wunden krank. — **Doch es ſey!** und hiermit umarmte mich mein Vater. O was fühlte der glückliche Sohn in dieſer Umarmung! — Und die Nacht, die darauf folgte! Ich ſchloß kein Auge; doch verweilten mich Träume der Ehre und des Sieges, bis zur zweyten Nachtwache auf dem Lager. — Da ſprang ich auf, warf mich in den neuen

Panzer, ſtrich die ungelockten Haare unter den Helm, wählte unter den Schwertern meines Vaters, dem ich gewachſen zu ſeyn glaubte, ſtieg zu Pferde; und hatte ein Roß ſchon müde geſpornt, noch ehe die ſilberne Trommete die befohlne Mannſchaft weckte. Sie kamen, und ich ſprach mit jedem meiner Begleiter, und da drückte mich mancher wackere Krieger an ſeine narbigte Bruſt! Nur mit meinem Vater ſprach ich nicht; denn ich zitterte, wenn er mich noch einmal ſähe, er möchte ſein Wort wiederrufen. — Nun zogen wir aus! An der Seite der unſterblichen Götter kann man nicht glücklicher ſeyn, als ich an der Seite Ariſtodems mich fühlte! Auf jeden ſeiner anfeuernden Blicke, hätte ich, ich allein, ein Heer angegriffen, und mich in der feindlichen Eiſen gewiſſeſten Tod geſtürzet. In ſtiller Entſchloſſenheit freute ich mich auf jeden Hügel, von dem ich in der Ebene Feinde zu entdecken hofte; auf jede Krümmung des Thals, hinter der ich auf ſie zu ſtoßen, mir ſchmeichelte.

chelte. Und da ich ſie endlich von der waldigten Höhe auf uns ſtürzen ſahe; ſie mit der Spitze des Schwerts meinen Gefährten zeigte; ihnen bergan entgegen flog — rufe dir, ruhmvoller Greiß, die ſeligſte deiner jugendlichen Entzückungen zurück — du konnteſt nie entzückter ſeyn! — Aber nun, nun ſieh mich, Strato, ſieh mich von dem Gipfel meiner hohen Erwartungen ſchimpflich herab ſtürzen! O wie ſchaudert mich, dieſen Fall in Gedanken noch einmal zu ſtürzen! — Ich war zu weit voraus geeilt; ich ward verwundet, und — gefangen! Armſeliger Jüngling, nur auf Wunden hielteſt du dich, nur auf den Tod gefaßt, — und wirſt gefangen. So ſchicken die ſtrengen Götter, unſere Faſſung zu vereiteln, nur immer unvorgeſehenes Uebel? — Ich weine; ich muß weinen, ob ich mich ſchon, von dir darum verachtet zu werden, ſcheue. Aber verachte mich nicht! — Du wendeſt dich weg?

Strato. Ich bin unwillig; du hätteſt mich nicht ſo bewegen ſollen. — Ich werde mit dir zum Kinde —

Philotas. Nein; höre, warum ich weine! Es iſt kein kindiſches Weinen, das du mit deiner männlichen Thräne zu begleiten würdigeſt — Was ich für mein größtes Glück hielt, die zärtliche Liebe, mit der mich mein Vater liebt, wird mein größtes Unglück. Ich fürchte, ich fürchte; er liebt mich mehr, als er ſein Reich liebt! Wozu wird er ſich nicht verſtehen, was wird ihm dein König nicht abdringen, mich aus der Gefangenſchaft zu retten! Durch mich Elenden, wird er an einem Tage mehr verlieren, als er in drey langen mühſamen Jahren, durch das Blut ſeiner Edeln, durch ſein eignes Blut gewonnen hat. Mit was für einem Angeſichte ſoll ich wieder vor ihm erſcheinen; ich, ſein ſchlimmſter Feind? Und meines Vaters Unterthanen — künftig einmal die meinigen, wenn ich ſie zu regieren, mich würdig gemacht hätte — wie werden ſie den ausgelöſten Prinzen ohne die ſpöttiſchſte Verachtung unter ſich dulden können? Wann ich denn vor Scham ſterbe und unbedauert hinab zu den Schatten ſchleiche, wie finſter und ſtolz werden die Seelen der Helden bey mir vorbey ziehen, die dem Könige die Vortheile mit ihrem Leben erkaufen mußten, deren er ſich als Vater für einen unwürdigen Sohn begiebt. — O das iſt mehr als eine fühlende Seele ertragen kann!

Strato. Faſſe dich, lieber Prinz! Es iſt der Fehler des Jünglings, ſich immer für glücklicher, oder unglücklicher zu halten, als er iſt. Dein Schickſal iſt ſo grauſam noch nicht; der König nähert ſich, und du wirſt aus ſeinem Munde mehr Troſt hören.

Dritter Auftritt.

König Aridäus. Philotas. Strato.

Aridäus. Kriege, die Könige unter ſich zu führen gezwungen werden, ſind keine perſönliche

Feindſchaften. — Laß dich umarmen, mein Prinz! O welcher glücklichen Tage erinnert mich deine blühende Jugend! So blühte die Jugend deines Vaters! Dieß war ſein offenes, ſprechendes Auge; dieß ſeine ernſte, redliche Miene; dieß ſein edler Anſtand! — Noch einmal laß dich umarmen; ich umarme deinen jüngern Vater in dir. — Haſt du es nie von ihm gehört, Prinz, wie vertraute Freunde wir in deinem Alter waren? Das war das ſeelige Alter, da wir uns noch ganz unſerm Herzen überlaſſen durften. Bald aber wurden wir beyde zum Throne gerufen, und der ſorgende König, der eiferſüchtige Nachbar unterdrückte, leider! den gefälligen Freund. —

Philotas. Verzeih, o König, wenn du mich in Erwiederung ſo ſüßer Worte zu kalt findeſt. Man hat meine Jugend denken, aber nicht reden gelehrt. — Was kann es mir itzt helfen, daß du und mein Vater einſt Freunde waren? Waren: ſo ſagſt du ſelbſt. Der Haß, den man auf verloſchne

Freundſchaft pfropfet, muß, unter allen, die tödtlichſten Früchte bringen; — oder ich kenne das menſchliche Herz noch zu wenig. — Verzögere daher, König, verzögere meine Verzweiflung nur nicht. Du haſt als der höfliche Staatsmann geſprochen; ſprich nun als der Monarch, der den Nebenbuhler ſeiner Gröſſe, ganz in ſeiner Gewalt hat.

Strato. O laß ihn, König, die Ungewißheit ſeines Schickſals nicht länger peinigen. —

Philotas. Ich danke, Strato! — Ja, laß mich es nur gleich hören, wie verabſcheuungswürdig du einen unglücklichen Sohn ſeinem Vater machen willſt. Mit welchem ſchimpflichen Frieden, mit wie viel Ländern ſoll er ihn erkaufen? Wie klein und verächtlich ſoll er werden, um nicht verwäyſt zu bleiben? — O mein Vater! —

Aridäus. Auch dieſe frühe, männliche Sprache, Prinz, war deines Vaters! So höre ich dich gern! Und möchte, meiner nicht minder würdig, auch mein Sohn itzt vor deinem Vater ſo ſprechen! —

Philotas. Wie meynſt du das? —

Aridäus. Die Götter — ich bin es überzeugt — wachen für unſere Tugend, wie ſie für unſer Leben wachen. Die ſo lang als mögliche Erhaltung beyder, iſt ihr geheimes, ewiges Geſchäft. Wo weiß ein Sterblicher, wie böſe er im Grunde iſt, wie ſchlecht er handeln würde, ließen ſie jeden verführeriſchen Anlaß, ſich durch kleine Thaten zu beſchimpfen, ganz auf ihn wirken? — Ja Prinz, vielleicht wäre ich der, den du mich glaubſt; vielleicht hätte ich nicht edel genug gedacht, das wunderliche Kriegesglück, das dich mir in die Hände liefert, beſcheiden zu nützen; vielleicht würde ich durch dich ertrozt haben, was ich zu erfechten nicht länger wagen mögen; vielleicht — Doch fürchte nichts; allen dieſen Vielleicht hat eine höhere Macht vorgebauet; ich kann deinen Vater ſeinen Sohn nicht theurer erkaufen laſſen, als — durch den meinigen.

Philotas. Ich erſtaune! Du giebſt mir zu verſtehen —

Aridäus. Daß mein Sohn deines Vaters Gefangener iſt, wie du meiner. —

Philotas. Dein Sohn meines Vaters? Dein Polytimet? — Seit wenn? Wie? Wo?

Aridäus. So wollt' es das Schickſal! Aus gleichen Wagſchalen nahm es auf einmal gleiche Gewichte, und die Schalen blieben noch gleich.

Strato. Du willſt nähere Umſtände wiſſen. — Eben daſſelbe Geſchwader, dem du zu hitzig entgegen eilteſt, führte Polytimet; und als dich die Deinigen verloren erblikten, erhob ſie Wuth und Verzweiflung über alle menſchliche Stärke. Sie brachen ein, und alle ſtürmten ſie auf den einen, in welchem ſie ihres Verluſtes Erſetzung ſahen. Das Ende weißt du. — Nun nimm noch von einem alten Soldaten die Lehre an: Der Angriff iſt kein Wettrennen; nicht der, welcher zuerſt, ſondern welcher zum ſicherſten auf den Feind trift, hat ſich dem Siege genähert. Das merke dir, zu feuriger Prinz; ſonſt möchte der werdende Held im erſten Keime erſticken.

Aridäus. Strato, du machſt den Prinzen, durch deine, zwar freundſchaftliche, Warnung verdrüßlich. Wie finſter er da ſteht! —

Philotas. Nicht das! Aber laßt mich; in tiefe Anbetung der Vorſicht verloren —

Aridäus. Die beſte Anbetung, Prinz, iſt dankende Freude. Ermuntere dich! Wir Väter wollen uns unſere Söhne nicht lange vorenthalten. Mein Herold hält ſich bereits fertig; er ſoll gehen, und die Auswechſelung beſchleunigen. Aber du weißt wohl, freudige Nachrichten, die wir allein vom Feinde erfahren, ſcheinen Fallſtricke. Man könnte argwohnen, du ſeyſt vielleicht an deiner Wunde geſtorben. Es wird daher nöhtig ſeyn, daß du ſelbſt, mit dem Herolde einen unverdächtigen Bothen an deinen Vater ſendeſt. Komm mit mir! Suche dir einen unter den Gefangenen, den du deines Vertrauens würdigen kannſt. —

Philotas. So willſt du, daß ich mich vervielfältiget verabſcheuen ſoll? In jedem der Gefangenen werde ich mich ſelbſt erblicken. — Schenke mir dieſe Verwirrung. —

Aridäus. Aber —

Philotas. Unter den Gefangenen muß ſich Parmenio befinden. Den ſchicke mir her; ich will ihn abfertigen.

Aridäus. Wohl; auch ſo! Komm Strato! Prinz, wir ſehen uns bald wieder.

Vierter Auftritt.

Philotas.

Götter! Näher konnte der Blitz, ohne mich ganz zu zerſchmettern, nicht vor mir niederſchlagen. Wunderbare Götter! Die Flamme kehret zurück; der Dampf verfliegt, und ich war nur betäubt. —

So war das mein ganzes Elend, zu ſehen, wie elend ich hätte werden können? Wie elend mein Vater! Zwar noch mit niedergeſchlagenen Augen; doch nur die Scham wird ſie niederſchlagen, nicht das brennende Bewußtſeyn, dich mit mir ins Verderben geriſſen zu haben. Nun darf ich nichts von dir fürchten, als einen Verweis mit Lächeln; kein ſtummes Trauren; keine, durch die ſtärkere Gewalt der väterlichen Liebe erſtickte Verwünſchungen. —

Aber — ja, bey dem Himmel! ich bin zu gütig gegen mich. Darf ich mir alle Fehler vergeben, die mir die Vorſicht zu vergeben ſcheinet? Soll ich mich nicht ſtrenger richten, als ſie und mein Vater mich richten? Die allzugütigen! — Sonſt jede der traurigen Folgen meiner Gefangenſchaft konnten die Götter vernichten; nur eine konnten ſie nicht: die Schande! Zwar jene leicht verfliegende wohl, die von der Zunge des Pöbels ſtrömt; aber nicht die wahre daurende Schande, die hier der innere Richter, mein unparteyiſches Selbſt, über mich ausſpricht! —

Und wie leicht ich mich verblende! Verlieret mein Vater durch mich nichts? Der Ausſchlag, den der gefangene Polytimet, — wenn ich nicht gefangen wäre, — auf ſeine Seite brächte, der iſt nichts! — Nur durch mich wird er nichts! — Das Glück hätte ſich erkläret, für wen es ſich erklären ſollte; das Recht meines Vaters triumphirte, wäre Polytimet, nicht Philotas und Polytimet gefangen! —

Und nun — welcher Gedanke war es, den ich itzt dachte? Nein; den ein Gott in mir dachte — Ich muß ihm nachhängen! Laß dich feſſeln, flüchtiger Gedanke! — Itzt denke ich ihn wieder! Wie weit er ſich verbreitet, und immer weiter; und nun durchſtrahlt er meine ganze Seele! —

Was ſagte der König? Warum wollte er, daß ich zugleich ſelbſt einen unverdächtigen Bothen an meinen Vater ſchicken ſollte? Damit mein Vater nicht argwohne — ſo waren ja ſeine eigne Worte — ich ſey bereits an meiner Wunde geſtorben. — Alſo meynt er doch, wenn ich bereits an meiner Wunde geſtorben wäre, ſo würde die Sache ein ganz anders Anſehn gewinnen? Würde ſie das? Tauſend Dank für dieſe Nachricht! Tauſend Dank! — Und freylich! Denn mein Vater hätte alsdenn einen gefangenen Prinzen, für den er ſich alles bedingen könnte; und der König, ſein Feind, hätte — den Leichnam eines gefangenen Prinzen, für den er nichts fordern könnte; den er — müßte begraben oder verbrennen laſſen, wenn er ihm nicht zum Abſcheu werden ſollte.

Gut! das begreif ich! Folglich, wenn ich, ich elender Gefangener, meinem Vater den Sieg noch in die Hände ſpielen will, worauf kömmt es an? Aufs Sterben. Auf weiter nichts? — O fürwahr; der Menſch iſt mächtiger, als er glaubt, der Menſch, der zu ſterben weiß!

Aber ich? ich, der Keim, die Knoſpe eines Menſchen, weiß ich zu ſterben? Nicht der Menſch, der vollendete Menſch allein, muß es wiſſen; auch der Jüngling, auch der Knabe; oder er weiß gar nichts. Wer zehn Jahr gelebt hat, hat zehn Jahr Zeit gehabt, ſterben zu lernen; und was man in zehn Jahren nicht lernt, das lernt man auch in zwanzig, in dreißig und mehrern nicht.

Alles, was ich werden können, muß ich durch das zeigen, was ich ſchon bin. Und was könnte ich, was wollte ich werden? Ein Held. — Wer iſt ein Held? — O mein abweſender vortrefflicher Vater, itzt ſey ganz in meiner Seele gegenwärtig! — Haſt du mich nicht gelehrt, ein Held ſey ein Mann, der höhere Güter kenne, als das Leben? Ein Mann, der ſein Leben dem Wohle des Staats geweyhet; ſich, den einzeln, dem Wohle vieler? Ein Held ſey ein Mann — Ein Mann? Alſo kein Jüngling, mein Vater? — Seltſame Frage! Gut, daß ſie mein Vater nicht gehöret hat! Er müßte glauben, ich ſähe es gern, wenn er Nein darauf antwortete. — Wie alt muß die Fichte ſeyn, die zum Maſte dienen ſoll? Wie alt? Sie muß hoch genug, und muß ſtark genug ſeyn.

Jedes Ding, ſagte der Weltweiſe, der mich erzog, iſt vollkommen, wenn es ſeinen Zweck erfüllen kann. Ich kann meinen Zweck erfüllen, ich kann zum Beſten des Staats ſterben: ich bin vollkommen alſo, ich bin ein Mann. Ein Mann, ob ich gleich noch vor wenig Tagen ein Knabe war.

Welch Feuer tobt in meinen Adern? Welche Begeiſterung befällt mich? Die Bruſt wird dem Herzen zu eng! — Geduld, mein Herz! Bald will ich dir Luft machen! Bald will ich dich deines einförmigen langweiligen Dienſtes erlaſſen! Bald ſollſt du ruhen, und lange ruhen —

Wer kömmt? Es iſt Parmenio. — Geſchwind entſchloſſen! — Was muß ich zu ihm ſagen? Was muß ich durch ihn meinem Vater ſagen laſſen? — Recht! das muß ich ſagen, das muß ich ſagen laſſen.

Fünfter Auftritt.

Parmenio. Philotas.

Philotas. Tritt näher, Parmenio. — Nun? warum ſo ſchüchtern? So voller Scham? Weſſen ſchämſt du dich? Deiner, oder meiner?

Parmenio. Unſer beyder, Prinz.

Philotas. Immer ſprich, wie du denkſt. Freylich, Parmenio, müſſen wir beyde nicht viel taugen, weil wir uns hier befinden. Haſt du meine Geſchichte bereits gehöret?

Parmenio. Leider!

Philotas. Und als du ſie hörteſt? —

Parmenio. Ich bedauerte dich, ich bewunderte dich, ich verwünſchte dich, ich weiß ſelbſt nicht, was ich alles that.

Philotas. Ja, ja! Nun aber, da du doch wohl auch erfahren, daß das Unglück ſo groß nicht iſt, weil gleich darauf Polytimet von den unſerigen — —

Parmenio. Ja nun; nun möchte ich faſt lachen. Ich finde, daß das Glück zu einem kleinen Schlage, den es uns verſetzen will, oft erſchrecklich weit ausholt. Man ſollte glauben, es wolle uns zerſchmettern, und hat uns am Ende nichts, als eine Mücke auf der Stirne todt geſchlagen.

Philotas. Zur Sache! — Ich ſoll dich mit dem Herolde des Königs zu meinem Vater ſchicken.

Parmenio. Gut! So wird deine Gefangenſchaft der meinigen das Wort ſprechen. Ohne die gute Nachricht, die ich ihm von dir bringen werde, und die eine freundliche Miene wohl werth iſt, hätte ich mir eine ziemlich froſtige von ihm verſprechen müſſen.

Philotas. Nein, ehrlicher Parmenio; nun im Ernſt! Mein Vater weiß es, daß dich der Feind verblutet und ſchon halb erſtarrt von der Wahlſtatt aufgehoben. Laß prahlen, wer prahlen will; der iſt leicht gefangen zu nehmen, den der nahende Tod ſchon entwaffnet hat. — Wie viel Wunden haſt du nun, alter Knecht? —

Parmenio. O, davon konnte ich ſonſt eine lange Liſte herſagen. Itzt aber habe ich ſie um ein gut Theil verkürzt.

Philotas. Wie das?

Parmenio. Ha! Ich rechne nun nicht mehr die Glieder, an welchen ich verwundet bin; Zeit und Athem zu erſparen, zähle ich die, an welchen ich es nicht bin. — Kleinigkeiten bey dem allen! Wozu hat hat man die Knochen anders, als daß ſich die feindlichen Eiſen darauf ſchartig hauen ſollen?

Philotas. Das iſt wacker! — Aber nun — was willſt du meinem Vater ſagen?

Parmenio. Was ich ſehe; daß du dich wohl befindeſt. Denn deine Wunde, wenn man mir anders die Wahrheit geſagt hat, —

Philotas. Iſt ſo gut als keine.

Parmenio. Ein kleines liebes Andenken. Dergleichen uns ein inbrünſtiges Mädchen in die Lippe beißt. Nicht wahr, Prinz?

Philotas. Was weiß ich davon?

Parmenio. Nu, nu; kömmt Zeit, kömmt Erfahrung. — Ferner will ich deinem Vater ſagen, was ich glaube, daß du wünſcheſt — —

Philotas. Und was iſt das?

Parmenio. Je eher, je lieber wieder bey ihm zu ſeyn. Deine kindliche Sehnſucht, deine bange Ungeduld —

Philotas. Mein Heimweh lieber gar. Schalk! warte, ich will dich anders denken lehren!

Parmenio. Bey dem Himmel, das mußt du nicht! Mein lieber frühzeitiger Held, laß dir das ſagen: Du biſt noch Kind! Gieb nicht zu, daß der rauhe Soldat das zärtliche Kind ſo bald in dir erſticke. Man möchte ſonſt von deinem Herzen nicht zum beſten denken; man möchte deine Tapferkeit für angeborne Wildheit halten. Ich bin auch Vater, Vater eines einzigen Sohnes, der nur wenig älter als du, mit gleicher Hitze — du kennſt ihn ja.

Philotas. Ich kenne ihn. Er verſpricht alles, was ſein Vater geleiſtet hat.

Parmenio. Aber wüßte ich, daß ſich der junge Wildfang nicht in allen Augenblicken, die ihm der Dienſt frey läßt, nach ſeinem Vater ſehnte, und ſich nicht ſo nach ihm ſehnte, wie ſich ein Lamm nach ſeiner Mutter ſehnet: ſo möchte ich ihn gleich — ſiehſt du! — nicht erzeugt haben. Itzt muß er mich noch mehr lieben, als ehren. Mit dem Ehren werde ich mich ſo Zeit genug müſſen begnügen laſſen; wenn nehmlich die Natur den Strom ſeiner Zärtlichkeit einen andern Weg leitet; wenn er ſelbſt Vater wird. — Werde nicht ungehalten, Prinz.

Philotas. Wer kann auf dich ungehalten werden? — Du haſt Recht! Sage meinem Vater alles, was du glaubeſt, das ihm ein zärtlicher Sohn bey dieſer Gelegenheit muß ſagen laſſen. Entſchuldige meine jugendliche Unbedachtſamkeit, die ihn und ſein Reich faſt ins Verderben geſtürzt hätte. Bitte ihn, mir meinen Fehler zu vergeben. Verſichere ihn, daß ich ihn nie durch einen ähnlichen Fehler wieder daran erinnern will; daß ich alles thun will, damit er ihn auch vergeſſen kann. Beſchwöre ihn —

Parmenio. Laß mich nur machen! So etwas können wir Soldaten recht gut ſagen. — Und beſſer als ein gelehrter Swätzer; denn wir ſagen es treuherziger. — Laß mich nur machen! Ich weiß ſchon alles. — Lebe wohl, Prinz; ich eile —

Philotas. Verzieh!

Parmenio. Nun? — Und welch feyerliches Anſehen giebſt du dir auf einmal?

Philotas. Der Sohn hat dich abgefertiget, aber noch nicht der Prinz. — Jener mußte fühlen; dieſer muß überlegen. Wie gern wollte der Sohn gleich itzt, wie gern wollte er noch eher, als möglich, wieder um ſeinen Vater, um ſeinen geliebten Vater ſeyn; aber der Prinz — der Prinz kann nicht. — Höre!

Parmenio. Der Prinz kann nicht?

Philotas. Und will nicht.

Parmenio. Will nicht?

Philotas. Höre!

Parmenio. Ich erſtaune — —

Philotas. Ich ſage, du ſollſt hören, und nicht erſtaunen. Höre!

Parmenio. Ich erſtaune, weil ich höre. Es hat geblitzt, und ich erwarte den Schlag. — Rede! — Aber, junger Prinz, keine zweyte Uebereilung! —

Philotas. Aber, Soldat, kein Vernünfteln! — Höre! Ich habe meine Urſachen, nicht eher ausgelöſet zu ſeyn, als morgen. Nicht eher als morgen! Hörſt du? — Sage alſo unſerm Könige, daß er ſich an die Eilfertigkeit des feindlichen Herolds nicht kehre. Eine gewiſſe Bedenklichkeit, ein gewiſſer Anſchlag nöthige den Philotas zu dieſer Verzögerung. — Haſt du mich verſtanden?

Parmenio. Nein!

Philotas. Nicht? Verräther! —

Parmenio. Sachte, Prinz! Ein Papagey verſteht nicht, aber er behält, was man ihm vorſagt. Sey unbeſorgt. Ich will deinem Vater alles wieder herplappern, was ich von dir höre.

Philotas. Ha! ich unterſagte dir, zu vernünfteln, und das verdreußt dich. Aber wie biſt denn du ſo verwöhnt? Haben dir alle deine Befehlshaber Gründe geſagt? —

Parmenio. Alle, Prinz; ausgenommen die jungen.

Philotas. Vortrefflich! Parmenio, wenn ich ſo empfindlich wäre, als du — —

Parmenio. Und doch kann nur derjenige meinen blinden Gehorſam heiſchen, dem die Erfahrung doppelte Augen gegeben.

Philotas. Bald werde ich dich alſo um Verzeihung bitten müſſen. — Nun wohl, ich bitte dich um Verzeihung, Parmenio. Murre nicht, Alter! Sey wieder gut, alter Vater! — Du biſt freylich klüger, als ich. Aber nicht die Klügſten allein, haben die beſten Einfälle. Gute Einfälle ſind Geſchenke des Glückes; und das Glück, weißt du wohl, beſchenkt den Jüngling oft lieber, als den Greis. Denn das Glück iſt blind. Blind, Parmenio; ſtockblind gegen alles Verdienſt. Wenn es das nicht wäre, müßteſt du nicht ſchon lange Feldherr ſeyn?

Parmenio. Sieh, wie du zu ſchmeicheln weißt, Prinz — Aber im Vertrauen, lieber Prinz! Willſt du mich nicht etwa beſtechen? mit Schmeicheleyen beſtechen?

Philotas. Ich, ſchmeicheln! Und dich beſtechen! Du biſt der Mann, der ſich beſtechen läßt!

Parmenio. Wenn du ſo fortfähreſt, ſo kann ich es werden. Schon traue ich mir ſelbſt nicht mehr recht!

Philotas. Was wollte ich alſo ſagen? — So einen guten Einfall nun, wollte ich ſagen, als das Glück oft in das albernſte Gehirn wirft, ſo einen habe auch ich itzo ertappt. Bloß ertappt; von dem Meinigen iſt nicht das geringſte dazu gekommen. Denn hätte mein Verſtand, meine Erfindungskraft einigen Antheil daran; würde ich ihn nicht gern mit dir überlegen wollen? Aber ſo kann ich ihn nicht mit dir überlegen; er verſchwindet, wenn ich ihn mittheile; ſo zärtlich, ſo ſein iſt er, ich getraue mir ihn nicht in Worte zu kleiden; ich denke ihn nur, wie mich der Philoſoph Gott zu denken gelehrt hat, und aufs höchſte könnte ich dir nur ſagen, was er nicht iſt — Möglich zwar genug, daß es im Grunde ein kindiſcher Einfall iſt; ein Einfall, den ich für einen glücklichen Einfall halte, weil ich noch keinen glücklichern gehabt habe. Aber mag er doch; kann er nichts nützen, ſo kann er doch auch nichts ſchaden. Das weiß ich gewiß; es iſt der unſchädlichſte Einfall von der Welt; ſo unſchädlich als — als ein Gebet. Wirſt du deswegen zu beten unterlaſſen, weil du nicht ganz gewiß weißt, ob dir das Gebet helfen wird? — Verderb mir immer alſo meine Freude nicht, Parmenio, ehrlicher Parmenio! Ich bitte dich, ich umarme dich — Wenn du mich nur ein klein wenig lieb haſt — Willſt du? Kann ich mich darauf verlaſſen? Willſt du machen, daß ich erſt morgen ausgewechſelt werde? Willſt du?

Parmenio. Ob ich will? Muß ich nicht? muß ich nicht? — Höre, Prinz, wenn du einmal König wirſt, gieb dich nicht mit dem Befehlen ab. Befehlen iſt ein unſicheres Mittel, befolgt zu werden. Wem du etwas recht ſchweres aufzulegen haſt, mit dem mache es, wie du es itzt mit mir gemacht haſt, und wenn er dir alsdenn ſeinen Gehorſam verweigert! Ich muß auch wiſſen, was ein Mann verweigern kann.

Philotas. Was Gehorſam? Was hat die Freundſchaft, die du mir erweiſeſt, mit dem Gehorſame zu thun? Willſt du, mein Freund? —

Parmenio. Hör' auf! hör' auf! Du haſt mich ſchon ganz. Ja doch, ich will alles. Ich will es, ich will es deinem Vater ſagen, daß er dich erſt morgen auslöſen ſoll. Warum zwar erſt morgen, — das weiß ich nicht! Das brauch' ich nicht zu wiſſen! Das braucht auch er nicht zu wiſſen. Genug, ich weiß, daß du es willſt. Und ich will alles, was du willſt. Willſt du ſonſt nichts? Soll ich ſonſt nichts thun? Soll ich für dich durchs Feuer rennen? Mich für dich vom Felſen herab ſtürzen? Befiehl nur, mein lieber kleiner Freund, befiehl! Itzt thu ich dir alles! So gar — ſage ein Wort, und ich will für dich ein Verbrechen, ein Bubenſtück begehen! Die Haut ſchaudert mir zwar; aber doch Prinz, wenn du willſt, ich will, ich will —

Philotas. O mein beſter, feuriger Freund! O du — wie ſoll ich dich nennen? — du Schöpfer meines künftigen Ruhmes: Dir ſchwöre ich bey allem, was mir am heiligſten iſt, bey der Ehre meines Vaters, bey dem Glücke ſeiner Waffen, bey der Wohlfahrt ſeines Landes, ſchwöre ich dir, nie in meinem Leben dieſe deine Bereitwilligkeit, deinen Eifer zu vergeſſen! Möchte ich ihn auch würdig genug belohnen können! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur! — Und nun Parmenio, ſchwöre auch du! Schwöre mir, dein Wort treulich zu halten. —

Parmenio. Ich ſchwören? Ich bin zu alt zum ſchwören.

Philotas. Und ich bin zu jung, dir ohne Schwur zu trauen. Schwöre mir! Ich habe dir bey meinem Vater geſchworen, ſchwöre du mir bey deinem Sohne. Du liebſt ihn doch, deinen Sohn? Du liebſt ihn doch recht herzlich?

Parmenio. So herzlich, wie dich! — Du willſt es, und ich ſchwöre. Ich ſchwöre dir, bey meinem einzigen Sohne, bey meinem Blute, das in ſeinen Adern wallet, bey dem Blute, das ich gern für deinen Vater geblutet, das auch er gern für dich einſt bluten wird, bey dieſem Blute ſchwöre ich dir, mein Wort zu halten! Und wenn ich es nicht halte, ſo falle mein Sohn in ſeiner erſten Schlacht, und erlebe ſie nicht, die glorreichen Tage deiner Regierung! — Höret, ihr Götter, meinen Schwur —

Philotas. Höret ihn noch nicht, ihr Götter! — Du haſt mich zum beſten, Alter. In der erſten Schlacht fallen; meine Regierung nicht erleben: iſt das ein Unglück? Iſt früh ſterben ein Unglück?

Parmenio. Das ſag ich nicht. Doch nur deſwegen, um dich auf dem Throne zu ſehen, um dir zu dienen, möchte ich — was ich ſonſt durchaus nicht möchte — noch einmal jung werden — Dein Vater iſt gut; aber du wirſt beſſer, als er.

Philotas. Kein Lob zum Nachtheile meines Vaters! — Aendere deinen Schwur! Komm, ändere ihn ſo: Wenn du dein Wort nicht hältſt, ſo möge dein Sohn ein Feiger, ein Nichtswürdiger werden, er möge, wenn er zwiſchen Tod und Schande zu wählen hat, die Schande wählen; er möge neunzig Jahr ein Spott der Weiber leben, und noch im neunzigſten Jahre ungern ſterben.

Parmenio. Ich entſetze mich — doch ſchwöre ich: das mög er! — Höret den gräßlichſten der Schwüre, ihr Götter!

Philotas. Höret ihn! — Nun gut, nun kannſt du gehen, Parmenio. Wir haben einander lange genug aufgehalten, und faſt zu viel Umſtände über eine Kleinigkeit gemacht. Denn iſt es nicht eine wahre Kleinigkeit meinem Vater zu ſagen, ihn zu überreden, daß er mich nicht eher als morgen auswechsle. Und wenn er ja die Urſache wiſſen will; wohl, ſo erdenke dir unter Weges eine Urſache.

Parmenio. Das will ich auch! Ich habe zwar, ſo alt ich geworden bin, noch nie auf eine Unwahrheit geſonnen. Aber doch, dir zu Liebe, Prinz — Laß mich nur; das Böſe lernt ſich auch noch im Alter. — Lebe wohl!

Philotas. Umarme mich! — Geh!

Sechſter Auftritt.

Philotas.

Es ſoll ſo viele Betrieger in der Welt geben, und das Betriegen iſt doch ſo ſchwer, wenn es auch in der beſten Abſicht geſchieht. — Habe ich mich nicht wenden und winden müſſen! — Mache nur, guter Parmenio, daß mich mein Vater erſt morgen auslöſet, und er ſoll mich gar nicht auszulöſen brauchen. — Nun habe ich Zeit genug gewonnen! Zeit genug, mich in meinem Vorſatze zu beſtärken — Zeit genug, die ſicherſten Mittel zu wählen. — Mich in meinem Vorſatze zu beſtärken? — Wehe mir, wenn ich deſſen bedarf! — Standhaftigkeit des Alters, wenn du mein Theil nicht biſt, o ſo ſtehe du mir bey, Hartnäckigkeit des Jünglings!

Ja, es bleibt dabey! es bleibt feſt dabey! — Ich fühl es, ich werde ruhig, — ich bin ruhig! — Der du itzt da ſteheſt, Philotas — (indem er ſich ſelbſt betrachtet) — Ha! es muß ein trefflicher, ein großer Anblick ſeyn: ein Jüngling geſtreckt auf den Boden, das Schwerd in der Bruſt! —

Das Schwerd? Götter! o ich Elender! ich Aermſter! — Und itzt erſt werde ich es gewahr?

Ich habe kein Schwerd; ich habe nichts! Es ward die Beute des Kriegers, der mich gefangen nahm. — Vielleicht hätte er es mir gelaſſen, aber Gold war der Heft. — Unſeliges Gold, biſt du denn immer das Verderben der Tugend!

Kein Schwerd? Ich kein Schwerd? — Götter, barmherzige Götter, dieß einzige ſchenket mir! Mächtige Götter, die ihr Erde und Himmel erſchaffen, ihr könntet mir kein Schwerd ſchaffen, — wenn ihr wolltet? — Was iſt nun mein großer, ſchimmernder Entſchluß? Ich werde mir ſelbſt ein bitteres Gelächter —

Und da kömmt er auch ſchon wieder, der König. — Still! Wenn ich das Kind ſpielte? — Dieſer Gedanke verſpricht etwas. — Ja! Vielleicht bin ich glücklich —

Siebenter Auftritt.

Aridäus. Philotas.

Aridäus. Nun ſind die Bothen fort, mein Prinz. Sie ſind auf den ſchnelleſten Pferden abgegangen, und das Hauptlager deines Vaters iſt ſo nahe, daß wir in wenig Stunden Antwort erhalten können.

Philotas. Du biſt alſo, König, wohl ſehr ungeduldig, deinen Sohn wieder zu umarmen?

Aridäus. Wird es dein Vater weniger ſeyn, dich wieder an ſeine Bruſt zu drücken? — Laß mich aber, liebſter Prinz, deine Geſellſchaft genießen. In ihr wird mir die Zeit ſchneller verſchwinden; und vielleicht, daß es auch ſonſt glückliche Folgen hat, wenn wir uns näher kennen. Liebenswürdige Kinder ſind ſchon oft die Mittelsperſonen zwiſchen veruneinigten Vätern geweſen. Folge mir alſo in mein Zelt, wo die beſten meiner Befehlshaber deiner warten. Sie brennen vor Begierde dich zu ſehen und zu bewundern.

Philotas. Männer, König, müſſen kein Kind bewundern. Laß mich alſo nur immer hier. Scham und Aergerniß würden mich eine ſehr einfältige Perſon ſpielen laſſen. Und was deine Unterredung mit mir anbelangt — da ſeh' ich vollends nicht, was daraus kommen könnte. Ich weiß weiter nichts, als daß du und mein Vater in Krieg verwickelt ſind; und das Recht — das Recht, glaub' ich, iſt auf Seiten meines Vaters. Das glaub' ich, König, und will es nun einmal glauben — wenn du mir auch das Gegentheil unwiderſprechlich zeigen könnteſt. Ich bin Sohn und Soldat, und habe weiter keine Einſicht, als die Einſicht meines Vaters und meines Feldherrn.

Aridäus. Prinz, es zeiget einen großen Verſtand, ſeinen Verſtand ſo zu verleugnen. Doch thut es mir leid, daß ich mich alſo auch vor dir nicht ſoll rechtfertigen können. — Unſeliger Krieg! —

Philotas. Ja wohl, unſeliger Krieg! — Und wehe ſeinem Urheber!

Aridäus. Prinz! Prinz! erinnere dich, daß dein Vater das Schwerd zuerſt gezogen. Ich mag in deine Verwünſchung nicht einſtimmen. Er hatte ſich übereilt, er war zu argwöhniſch —

Philotas. Nun ja; mein Vater hat das Schwerd zuerſt gezogen. Aber entſteht die Feuersbrunſt erſt dann, wenn die lichte Flamme durch das Dach ſchlägt? Wo iſt das geduldige, galloſe, unempfinndliche Geſchöpf, das durch unaufhörliches Necken nicht zu erbittern wäre? — Bedenke, — denn du zwingſt mich mit aller Gewalt von Dingen zu reden, die mir nicht zukommen — bedenke, welch eine ſtolze, verächtliche Antwort du ihm ertheilteſt, als er — Doch du ſollſt mich nicht zwingen; ich will nicht davon ſprechen! Unſere Schuld und Unſchuld ſind unendlicher Mißdeutungen, unendlicher Beſchönigungen fähig. Nur dem untrieglichen Auge der Götter erſcheinen wir, wie wir ſind; nur das kann uns richten. Die Götter aber, du weißt es, König, ſprechen ihr Urtheil durch das Schwerd des Tapferſten. Laß uns den blutigen Spruch aushören! Warum wollen wir uns kleinmüthig von dieſem höchſten Gerichte wieder zu den niedrigern wenden? Sind unſere Fäuſte ſchon ſo müde, daß die geſchmeidige Zunge ſie ablöſen müſſe?

Aridäus. Prinz, ich höre dich mit Erſtaunen —

Philotas. Ach! — Auch ein Weib kann man mit Erſtaunen hören!

Aridäus. Mit Erſtaunen, Prinz, und nicht ohne Jammer! — Dich hat das Schickſal zur Krone beſtimmt, dich! — Dir will es die Glückſeligkeit eines ganzen, mächtigen, edeln Volkes anvertrauen; dir! — Welch eine ſchreckliche Zukunft enthüllt ſich mir! Du wirſt dein Volk mit

Lorbeern und mit Elend überhäufen. Du wirſt mehr Siege, als glückliche Unterthanen zählen. — Wohl mir, daß meine Tage in die deinigen nicht reichen werden! Aber wehe meinem Sohne, meinem redlichen Sohne! Du wirſt es ihm ſchwerlich vergönnen, den Harniſch abzulegen —

Philotas. Beruhige den Vater, o König! Ich werde deinem Sohne weit mehr vergönnen! weit mehr!

Aridäus. Weit mehr? Erkläre dich —

Philotas. Habe ich ein Räthſel geſprochen? — O verlange nicht, König, daß ein Jüngling, wie ich, alles mit Bedachte und Abſichten ſprechen ſoll. — Ich wollte nur ſagen: Die Frucht iſt oft ganz anders, als die Blüthe ſie verſpricht. Ein weibiſcher Prinz, hat mich die Geſchichte gelehret, ward oft ein kriegeriſcher König. Könnte mit mir ſich nicht das Gegentheil zutragen? — Oder vielleicht war auch dieſes meine Meynung, daß ich noch einen weiten und gefährlichen Weg zum Throne habe. Wer weiß, ob die Götter mich ihn vollenden laſſen? — Und laß mich ihn nicht vollenden, Vater der Götter und Menſchen, wenn du in der Zukunft mich als einen Verſchwender des Koſtbarſten, was du mir anvertrauet, des Blutes meiner Unterthanen, ſieheſt! —

Aridäus. Ja, Prinz; was iſt ein König, wenn er kein Vater iſt! Was iſt ein Held ohne Menſchenliebe! Nun erkenne ich auch dieſe in dir, und bin wieder ganz dein Freund! — Aber komm, komm; wir müſſen hier nicht allein bleiben. Wir ſind einer dem andern zu ernſthaft. Folge mir!

Philotas. Verzeih, König —

Aridäus. Weigere dich nicht!

Philotas. So wie ich bin, mich vor vielen ſehen zu laſſen? — —

Aridäus. Warum nicht?

Philotas. Ich kann nicht, König; ich kann nicht.

Aridäus. Und die Urſache?

Philotas. O die Urſache! — Sie würde dich zum Lachen bewegen.

Aridäus. Um ſo viel lieber laß ſie mich hören. Ich bin ein Menſch, und weine und lache gern.

Philotas. Nun ſo lache denn! — Sieh, König, ich habe kein Schwerd, und ich möchte nicht gern, ohne dieſes Kennzeichen des Soldaten, unter Soldaten erſcheinen.

Aridäus. Mein Lachen wird zur Freude. Ich habe in voraus hierauf gedacht, und du wirſt ſogleich befriediget werden. Strato hat Befehl, dir dein Schwerd wieder zu ſchaffen.

Philotas. Alſo laß uns ihn hier erwarten.

Aridäus. Und alsdenn begleiteſt du mich doch? —

Philotas. Alsdenn werde ich dir auf dem Fuſſe nachfolgen.

Aridäus. Gewünſcht! da kömmt er! Nun, Strato —

Achter Auftritt.

Strato, (mit einem Schwerde in der Hand.)
Aridäus. Philotas.

Strato. König, ich kam zu dem Soldaten, der den Prinzen gefangen genommen, und forderte des Prinzen Schwerd in deinem Namen von ihm zurück. Aber höre, wie edel ſich der Soldat weigerte. „Der König, ſprach er, muß mir das „Schwerd nicht nehmen. Es iſt ein gutes „Schwerd, und ich werde es für ihn brauchen. „Auch muß ich ein Andenken von dieſer meiner „That behalten. Bey den Göttern, ſie war keine „von meinen geringſten! Der Prinz iſt ein kleiner „Dämon. Vielleicht aber iſt es euch nur um den „koſtbaren Heſt zu thun —„ Und hiermit, ehe ich es verhindern konnte, hatte ſeine ſtarke Hand den Heft abgewunden, und warf mir ihn verächtlich zu Füſſen — „Da iſt er! fuhr er fort. Was „kümmert mich euer Gold?„

Aridäus. O Strato, mache mir den Mann wieder gut! —

Strato. Ich that es. Und hier iſt eines von deinen Schwerdern!

Aridäus. Gieb her! — Willſt du es, Prinz, für das deinige annehmen?

Philotas. Laß ſehen! — Ha! — (bey Seite) Habet Dank, ihr Götter! (indem er es lange und ernſthaft betrachtet) — Ein Schwerd!

Strato. Habe ich nicht gut gewählet, Prinz?

Aridäus. Was findeſt du deiner tiefſinnigen Aufmerkſamkeit ſo werth daran?

Philotas. Daß es ein Schwerd iſt! — (indem er wieder zu ſich kommt) Und ein ſchönes

Schwerd! Ich werde bey dieſem Tauſche nichts verlieren. — Ein Schwerd!

Aridäus. Du zitterſt, Prinz.

Philotas. Vor Freuden! — Ein wenig zu kurz ſcheinet es mir bey alle dem. Aber was zu kurz? Ein Schritt näher auf den Feind erſetzt, was ihm an Eiſen abgehet. — Liebes Schwerd! Welch eine ſchöne Sache iſt ein Schwerd, zum Spiele und zum Gebrauche! Ich habe nie mit etwas andern geſpielt. —

Aridäus. (zum Strato) O der wunderbaren Vermiſchung von Kind und Held!

Philotas. (bey Seite) Liebes Schwerd! Wer doch bald mit dir allein wäre! — Aber, gewagt!

Aridäus. Nun lege das Schwerd an, Prinz; und folge mir.

Philotas. Sogleich! — Doch ſeinen Freund und ſein Schwerd muß man nicht bloß von außen kennen (er zieht es, und Strato tritt zwiſchen ihn und den König.)

Strato. Ich verſtehe mich mehr auf den Stahl, als auf die Arbeit. Glaube mir, Prinz; der Stahl iſt gut. Der König hat, in ſeinen männlichen Jahren, mehr als einen Helm damit geſpalten.

Philotas. So ſtark werde ich nicht werden! Immerhin! — Tritt mir nicht ſo nahe, Strato.

Strato. Warum nicht?

Philotas. So! (indem er zurückſpringt, und mit dem Schwerde einen Streich durch die Luft thut.) Es hat den Zug, wie es ihn haben muß.

Aridäus. Prinz, ſchone deines verwundeten Armes! Du wirſt dich erhitzen! —

Philotas. Woran erinnerſt du mich, König? — An mein Unglück; nein, an meine Schande! Ich ward verwundet und gefangen! Ja! Aber ich will es nie wieder werden! Bey dieſem meinem Schwerde, ich will es nie wieder werden! Nein, mein Vater, nein! Heut ſparet dir ein Wunder das ſchimpfliche Löſegeld für deinen Sohn; künftig ſpar' es dir ſein Tod! Sein gewiſſer Tod, wenn er ſich wieder umringt ſiehet! — Wieder umringt? — Entſetzen! — Ich bin es! Ich bin umringt! Was nun? Gefährte! Freunde! Brüder! Wo ſeyd ihr? Alle todt? Ueberall Feinde? — Ueberall! — Hier durch, Philotas! Ha! Nimm das, Verwegner! — Und du das! — Und du das! (um ſich hauend)

Strato. Prinz! was geſchicht dir? Faſſe dich! (geht auf ihn zu)

Philotas. (ſich von ihm entfernend) Auch du, Strato? auch du? — O Feind, ſey großmüthig! Tödte mich! Nimm mich nicht gefangen! — Und wenn ihr alle Stratos wäret, die ihr mich umringet! Doch will ich mich gegen euch alle, gegen eine Welt will ich mich wehren!

ren! — Thut euer Beſtes, Feinde! — Aber ihr wollt nicht? Ihr wollt mich nicht tödten, Grauſame? Ihr wollt mich mit Gewalt lebendig? — Ich lache nur! Mich lebendig gefangen? Mich? — Eher will ich dieſes mein Schwerd, will ich — in dieſe meine Bruſt — eher — (er durchſticht ſich.)

Aridäus. Götter! Strato!

Strato. König!

Philotas. Das wollt ich! (zurück ſinkend)

Aridäus. Halt ihn, Strato! — Hülfe! dem Prinzen zur Hülfe! — Prinz, welche wüthende Schwermuth —

Philotas. Vergieb mir, König! ich habe dir einen tödtlichern Streich verſetzt, als mir! — Ich ſterbe; und bald werden beruhigte Länder die Frucht meines Todes genießen. — Dein Sohn, König, iſt gefangen; und der Sohn meines Vaters iſt frey —

Aridäus. Was hör' ich?

Strato. So war es Vorſatz, Prinz? — Aber als unſer Gefangener hatteſt du kein Recht über dich ſelbſt.

Philotas. Sage das nicht, Strato! — Sollte die Freyheit zu ſterben, die uns die Götter in allen Umſtänden des Lebens gelaſſen haben, ſollte dieſe ein Menſch dem andern verkümmern können? —

Strato. O König! — Das Schrecken hat ihn verſteinert! — König!

Aridäus. Wer ruft?

Strato. König!

Aridäus. Schweig!

Strato. Der Krieg iſt aus, König!

Aridäus. Aus? Das leugſt du, Strato! — Der Krieg iſt nicht aus, Prinz! — Stirb nur! ſtirb! Aber nimm das mit, nimm den quälenden Gedanken mit: Als ein wahrer unerfahrner

Knabe haſt du geglaubt, daß die Väter alle von einer Art, alle von der weichlichen, weibiſchen Art deines Vaters ſind. — Sie ſind es nicht alle! Ich bin es nicht! Was liegt mir an meinem Sohne? Und denkſt du, daß er nicht eben ſowohl zum Beſten ſeines Vaters ſterben kann, als du zum Beſten des deinigen? — Er ſterbe! Auch ſein Tod erſpare mir das ſchimpfliche Löſegeld! — Strato, ich bin nun verwaiſet, ich armer Mann! — Du haſt einen Sohn; er ſey der meinige! — Denn einen Sohn muß man doch haben. — Glücklicher Strato!

Philotas. Noch lebt auch dein Sohn, König! Und wird leben! Ich hör es!

Aridäus. Lebt er noch? — So muß ich ihn wieder haben. Stirb du nur! Ich will ihn doch wieder haben! Und für dich! — Oder ich will deinem toden Körper ſo viel Unehre, ſo viel Schmach erzeigen laſſen! — Ich will ihn —

Philotas. Den todten Körper! — Wenn du dich rächen willſt, König, ſo erwecke ihn wieder! —

Aridäus. Ach! — Wo gerath' ich hin!

Philotas. Du taureſt mich! — Lebe wohl, Strato! Dort, wo alle tugendhafte Freunde, und alle tapfere Glieder eines ſeligen Staates ſind, im Elyſium ſehen wir uns wieder! — Auch wir, König, ſehen uns wieder —

Aridäus. Und verſöhnt! — Prinz! —

Philotas. O ſo empfanget, meine triumphirende Seele, ihr Götter; und dein Opfer, Göttinn des Friedens! —

Aridäus. Höre mich, Prinz! —

Strato. Er ſtirbt! — Bin ich ein Verräther, König, wenn ich deinen Feind beweine? Ich kann mich nicht halten. Ein wunderbarer Jüngling!

Aridäus. Beweine ihn nur! — Auch ich! — Komm! Ich muß meinen Sohn wieder haben! Aber rede mir nicht ein, wenn ich ihn zu theuer erkaufe! — Umſonſt haben wir Ströme Bluts vergoſſen; umſonſt Länder erobert. Da zieht er mit unſerer Beute davon, der gröſſere Sieger! — Komm! Schaffe mir meinen Sohn! Und wenn ich ihn habe, will ich nicht mehr König ſeyn. Glaubt, ihr Menſchen, daß man es nicht ſatt wird? —

(geben ab.)

Ende des Philotas.

Emilia Galotti.

Ein

Trauerſpiel in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Emilia Galotti.

Odoardo und }
Claudia } Galotti. Aeltern der Emilia.

Hettore Gonza. Prinz von Guaſtalla.

Marinelli. Kammerherr des Prinzen.

Camillo Rota. Einer von des Prinzen Räthen.

Conti. Maler.

Graf Appiani.

Gräfinn Orſina.

Angelo, und einige Bediente.

Erſter Aufzug.

(Die Scene, ein Kabinett des Prinzen.)

Erſter Auftritt.

Der Prinz, an einem Arbeitstiſche, voller Briefſchaften und Papiere, deren einige er durchläuft.

Klagen, nichts als Klagen! Bittſchriften, nichts als Bittſchriften! — Die traurigen Geſchäffte; und man beneidet uns noch! — Das glaub' ich; wenn wir allen helfen könnten: dann wären wir zu beneiden. — Emilia? (indem er noch eine von den Bittſchriften aufſchlägt, und nach dem unterſchriebenen Namen ſieht.) Eine Emilia? — Aber eine Emilia Bruneſchi — nicht Gallotti. Nicht

Emilia Galotti! — Was will ſie, dieſe Emilia Bruneſchi? (er lieſet) Viel gefodert; ſehr viel. — Doch ſie heißt Emilia. Gewährt! (er unterſchreibt und klingelt; worauf ein Kammerdiener hereintritt.) Es iſt wohl noch keiner von den Räthen in dem Vorzimmer?

Der Kammerdiener. Nein.

Der Prinz. Ich habe zu früh Tag gemacht. — Der Morgen iſt ſo ſchön. Ich will ausfahren. Marcheſe Marinelli ſoll mich begleiten. Laßt ihn rufen (der Kammerdiener geht ab) — Ich kann doch nicht mehr arbeiten. — Ich war ſo ruhig, bild' ich mir ein, ſo ruhig — Auf einmal muß eine arme Bruneſchi, Emilia heißen: — weg iſt meine Ruhe, und alles! —

Der Kammerd. (welcher wieder herein tritt.) Nach dem Marcheſe iſt geſchickt. Und hier, ein Brief von der Gräfinn Orſina.

Der Prinz. Der Orſina? Legt ihn hin.

Der Kammerd. Ihr Läufer wartet.

Der Prinz. Ich will die Antwort ſenden; wenn es einer bedarf. — Wo iſt ſie? In der Stadt? oder auf ihrer Villa?

Der Kammerd. Sie iſt geſtern in die Stadt gekommen.

Der Prinz. Deſto ſchlimmer — beſſer; wollt' ich ſagen. So braucht der Läufer um ſo weniger zu warten. (der Kammerdiener geht ab) Meine theure Gräfinn! (bitter, indem er den Brief in die Hand nimmt) So gut, als geleſen! (und ihn wieder wegwirft.) — Nun ja; ich habe ſie zu lieben geglaubt! Was glaubt man nicht alles? Kann ſeyn, ich habe ſie auch wirklich geliebt. Aber — ich habe!

Der Kammerd. (der nochmals herein tritt) Der Maler Conti will die Gnade haben — —

Der Prinz. Conti? Recht wohl; laßt ihn herein kommen. — Das wird mir andere Gedanken in den Kopf bringen. — (ſteht auf.)

Zweyter Auftritt.

Conti. Der Prinz.

Der Prinz. Guten Morgen, Conti. Wie leben Sie? Was macht die Kunſt?

Conti. Prinz, die Kunſt geht nach Brodt.

Der Prinz. Das muß ſie nicht; das ſoll ſie nicht, — in meinem kleinen Gebiethe gewiß nicht. — Aber der Künſtler muß auch arbeiten wollen.

Conti. Arbeiten? Das iſt ſeine Luſt. Nur zu viel arbeiten müſſen, kann ihn um den Namen Künſtler bringen.

Der Prinz. Ich meyne nicht vieles; ſondern viel: ein Weniges; aber mit Fleiß. — Sie kommen doch nicht leer, Conti?

Conti. Ich bringe das Porträt, welches Sie mir befohlen haben, gnädiger Herr. Und bringe noch eines, welches Sie mir nicht befohlen: aber weil es geſehen zu werden verdient —

Der Prinz. Jenes iſt? — Kann ich mich doch kaum erinnern —

Conti. Die Gräfinn Orſina.

Der Prinz. Wahr! — Der Auftrag iſt nur ein wenig von lange her.

Conti. Unſere ſchönen Damen ſind nicht alle Tage zum malen. Die Gräfinn hat, ſeit drey

Monathen, gerade Einmal ſich entſchließen können, zu ſitzen.

Der Prinz. Wo ſind die Stücke?

Conti. In dem Vorzimmer: ich hole ſie.

Dritter Auftritt.

Der Prinz.

Ihr Bild! — mag! — Ihr Bild, iſt ſie doch nicht ſelber. — Und vielleicht find' ich in dem Bilde wieder, was ich in der Perſon nicht mehr erblicke. — Ich will es aber nicht wiederfinden. — Der beſchwerliche Maler! Ich glaube gar, ſie hat ihn beſtochen. — Wär' es auch! Wenn ihr ein anderes Bild, das mit andern Farben, auf einen andern Grund gemalet iſt, — in meinem Herzen wieder Platz machen will: — Wahrlich, ich glaube, ich wär' es zufrieden. Als ich dort liebte, war ich immer ſo leicht, ſo fröhlich, ſo ausgelaſſen — Nun bin ich von allem das Gegentheil. — Doch nein; nein, nein! Behäglicher, oder nicht behäglicher: ich bin ſo beſſer.

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Conti, mit den Gemälden, wovon er das eine verwandt gegen einen Stuhl lehnet.

Conti. (indem er das andere zurecht ſtellet.) Ich bitte, Prinz, daß Sie die Gränzen unſerer Kunſt erwägen wollen. Vieles von dem Anzüglichſten der Schönheit, liegt ganz außer den Gränzen derſelben. — Treten Sie ſo! —

Der Prinz (nach einer kurzen Betrachtung.) Vortrefflich, Conti; — ganz vortrefflich! — Das gilt Ihrer Kunſt, Ihrem Pinſel. — Aber geſchmeichelt, Conti; ganz unendlich geſchmeichelt!

Conti. Das Original ſchien dieſer Meynung nicht zu ſeyn. Auch iſt es in der That nicht mehr geſchmeichelt, als die Kunſt ſchmeicheln muß. Die Kunſt muß malen, wie ſich die plaſtiſche Natur, — wenn es eine giebt — das Bild dachte: ohne den Abfall, welchen der widerſtrebende Stoff unvermeidlich macht; ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen an kämpfet.

Der Prinz. Der denkende Künſtler iſt noch eins ſo viel werth. — Aber das Original, ſagen Sie, fand dem ungeachtet —

Conti. Verzeihen Sie, Prinz. Das Original iſt eine Perſon, die meine Ehrerbietung fodert. Ich habe nichts nachtheiliges von ihr äußern wollen.

Der Prinz. So viel als Ihnen beliebt! — Und was ſagte das Original?

Conti. Ich bin zufrieden, ſagte die Gräfinn, wenn ich nicht häßlicher ausſehe.

Der Prinz. Nicht häßlicher? — O das wahre Original!

Conti. Und mit einer Miene ſagte ſie das, — von der freylich dieſes ihr Bild keine Spur, keinen Verdacht zeiget.

Der Prinz. Das meynt' ich ja; das iſt es eben, worinn ich die unendliche Schmeicheley finde. — O! ich kenne ſie, jene ſtolze höhniſche Miene, die auch das Geſicht einer Grazie entſtellen würde! — Ich leugne nicht, daß ein ſchöner Mund, der ſich ein wenig ſpöttiſch verziehet, nicht ſelten um ſo viel ſchöner iſt. Aber, wohl gemerkt, ein wenig: die Verziehung muß nicht bis zur Grimaſſe gehen, wie bey dieſer Gräfinn. Und Augen müſſen über den wollüſtigen Spötter die Aufſicht führen, — Augen, wie ſie die gute Gräfinn nun gerade gar nicht hat. Auch nicht einmal hier im Bilde hat.

Conti. Gnädiger Herr, ich bin äußerſt betroffen —

Der Prinz. Und worüber? Alles, was die Kunſt aus den großen, hervorragenden, ſtieren, ſtarren Meduſenaugen der Gräfinn gutes machen kann, das haben Sie, Conti, redlich daraus gemacht. — Redlich, ſag' ich? — Nicht ſo redlich, wäre redlicher. Denn ſagen Sie ſelbſt, Conti, läßt ſich aus dieſem Bilde wohl der Charakter der Perſon ſchließen? Und das ſollte doch. Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Anſatz zu trübſinniger Schwärmerey in ſanfte Schwermuth verwandelt.

Conti. (etwas ärgerlich) Ah, mein Prinz, — wir Maler rechnen darauf, daß das fertige Bild den Liebhaber noch eben ſo warm findet, als warm er es beſtellte. Wir malen mit Augen der Liebe:

und Augen der Liebe müßten uns auch nur beurtheilen.

Der Prinz. Ja nun, Conti; — warum kamen Sie nicht einen Monath früher damit? — Setzen Sie weg. — Was iſt das andere Stück?

Conti (indem er es holt, und noch verkehrt in der Hand hält.) Auch ein weibliches Porträt.

Der Prinz. So möcht' ich es bald — lieber gar nicht ſehen. Denn dem Ideal hier, (mit dem Finger auf die Stirne) — oder vielmehr hier, (mit dem Finger auf das Herz) kömmt es doch nicht bey. — Ich wünſchte, Conti, Ihre Kunſt in andern Vorwürfen zu bewundern.

Conti. Eine bewundernswürdigere Kunſt giebt es; aber ſicherlich keinen bewundernswürdigern Gegenſtand, als dieſen.

Der Prinz. So wett' ich, Conti, daß es des Künſtlers eigene Gebietherinn iſt. — (indem der Maler das Bild umwendet.) Was ſeh' ich? Ihr Werk, Conti? oder das Werk meiner Phantaſie? — Emilia Galotti!

Conti. Wie, mein Prinz? Sie kennen dieſen Engel?

Der Prinz. (indem er ſich zu faſſen ſucht, aber ohne ein Auge von dem Bilde zu verwenden.) So halb! — um ſie eben wieder zu kennen. — Es iſt einige Wochen her, als ich ſie mit ihrer Mutter in einer Vegghia traf. — Nachher iſt ſie mir nur an heiligen Stäten wieder vorgekommen, — wo das Angaffen ſich weniger ziemet. — Auch kenn' ich ihren Vater. Er iſt mein Freund nicht. Er war es, der ſich meinen Anſprüchen auf Sabionetta am meiſten widerſetzte. — Ein alter Degen; ſtolz und rauh; ſonſt bieder und gut! —

Conti. Der Vater! Aber hier haben wir ſeine Tochter. —

Der Prinz. Bey Gott! wie aus dem Spiegel geſtohlen! (noch immer die Augen auf das Bild geheftet.) O, Sie wiſſen es ja wohl, Conti, daß man den Künſtler dann erſt recht lobt, wenn man über ſein Werk ſein Lob vergißt.

Conti. Gleichwohl hat mich dieſes noch ſehr unzufrieden mit mir gelaſſen. — Und doch bin ich wiederum ſehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. — Ha! daß wir nicht unmittelbar mit den Augen malen! Auf dem langen

Wege, aus dem Auge durch den Arm in den Pinſel, wie viel geht da verloren! — Aber, wie ich ſage, daß ich es weiß, was hier verloren gegangen, und wie es verloren gegangen, und warum es verloren gehen müſſen: darauf bin ich eben ſo ſtolz, und ſtolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen laſſen. Denn aus jenem erkenne ich, mehr als aus dieſem, daß ich wirklich ein großer Maler bin; daß es aber meine Hand nur nicht immer iſt. — Oder meynen Sie, Prinz, daß Raphael nicht das größte maleriſche Genie geweſen wäre, wenn er unglücklicher Weiſe ohne Hände wäre geboren worden? Meynen Sie, Prinz?

Der Prinz. (indem er nur eben von dem Bilde wegblickt) Was ſagen Sie, Conti? Was wollen Sie wiſſen?

Conti. O nichts, nichts! — Plauderey! Ihre Seele, merk' ich, war ganz in Ihren Augen. Ich liebe ſolche Seelen, und ſolche Augen.

Der Prinz. (mit einer erzwungenen Kälte.) Alſo, Conti, rechnen Sie doch wirklich Emilia Galotti mit zu den vorzüglichſten Schönheiten unſerer Stadt?

Conti. Alſo? mit? mit zu den vorzüglichſten? und den vorzüglichſten unſerer Stadt? — Sie ſpotten meiner, Prinz. Oder Sie ſahen, die ganze Zeit, eben ſo wenig, als Sie hörten.

Der Prinz. Lieber Conti, — (die Augen wieder auf das Bild gerichtet) wie darf unſer einer ſeinen Augen trauen? Eigentlich weiß doch nur allein ein Maler von der Schönheit zu urtheilen.

Conti. Und eines jeden Empfindung ſollte erſt auf den Ausſpruch eines Malers warten? — Ins Kloſter mit dem, der es von uns lernen will, was ſchön iſt! Aber das muß ich Ihnen doch als Maler ſagen, mein Prinz: eine von den größten Glückſeligkeiten me[illegible] Lebens iſt es, daß Emilia Galotti mir ge[illegible] Dieſer Kopf, dieſes Antlitz, dieſe Stirn, d[illegible]gen, dieſe Naſe, dieſer Mund, dieſes Kinn[illegible] Hals, dieſe Bruſt, dieſer Wuchs, dieſer ganze Bau, ſind, von der Zeit an, mein einziges Studium der weiblichen Schönheit. — Die Schilderey ſelbſt, wovor ſie geſeſſen, hat ihr abweſender Vater bekommen. Aber dieſe Kopie —

Der Prinz. (der ſich ſchnell gegen ihn kehret.) Nun, Conti? iſt doch nicht ſchon verſagt?

Conti. Iſt für Sie, Prinz; wenn Sie Geſchmack daran finden.

Der Prinz. Geſchmack! — (lächelnd) Dieſes Ihr Studium der weiblichen Schönheit, Conti, wie könnt' ich beſſer thun, als es auch zu dem meinigen zu machen? — Dort, jenes Porträt nehmen Sie nur wieder mit, — einen Rahmen darum zu beſtellen.

Conti. Wohl!

Der Prinz. So ſchön, ſo reich, als ihn der Schnitzer nur machen kann. Es ſoll in der Gallerie aufgeſtellet werden. — Aber dieſes bleibt hier. Mit einem Studio macht man ſo viel Umſtände nicht: auch läßt man das nicht aufhängen; ſondern hat es gern bey der Hand. — Ich danke Ihnen, Conti; ich danke Ihnen recht ſehr. — Und wie geſagt; in meinem Gebiethe ſoll die Kunſt nicht nach Brodt gehen; — bis ich ſelbſt keines habe. — Schicken Sie, Conti, zu meinem Schatzmeiſter, und laſſen Sie, auf Ihre Quittung, für beide Porträte ſich bezahlen, — was Sie wollen. So viel Sie wollen, Conti.

Conti. Sollte ich doch nun bald fürchten, Prinz, daß Sie ſo, noch etwas anders belohnen wollen, als die Kunſt.

Der Prinz. O des eiferſüchtigen Künſtlers! Nicht doch! — Hören Sie, Conti; ſo viel Sie wollen. (Conti geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Prinz.

So viel er will! — (gegen das Bild) Dich hab' ich für jeden Preis noch zu wohlfeil. — Ah! ſchönes Werk der Kunſt, iſt es wahr, daß ich dich beſitze? — Wer dich auch beſäße, ſchönres Meiſterſtück der Natur! — Was Sie dafür wollen, ehrliche Mutter! Was du willſt, alter Murrkopf! Fodre nur! Fodert nur! — Am liebſten kauft' ich dich, Zauberinn, von dir ſelbſt! — Dieſes Auge voll Liebreiz und Beſcheidenheit! Dieſer Mund! und wenn er ſich zum reden öffnet! wenn er lächelt! Dieſer Mund! — Ich höre kommen. — Noch bin ich mit dir zu neidiſch. (indem er das Bild gegen die Wand drehet.) Es wird Marinelli ſeyn. Hätt' ich ihn doch nicht rufen laſſen! Was für einen Morgen könnt' ich haben!

Sechſter Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Gnädiger Herr, Sie werden verzeihen. — Ich war mir eines ſo frühen Befehls nicht gewärtig.

Der Prinz. Ich bekam Luſt, auszufahren. Der Morgen war ſo ſchön. — Aber nun iſt er ja wohl verſtrichen; und die Luſt iſt mir vergangen. — (nach einem kurzen Stillſchweigen.) Was haben wir Neues, Marinelli?

Marinelli. Nichts von Belang, das ich wüßte. — Die Gräfinn Orſina iſt geſtern zur Stadt gekommen.

Der Prinz. Hier liegt auch ſchon ihr guter Morgen, (auf ihren Brief zeigend) oder was es ſonſt ſeyn mag! Ich bin gar nicht neugierig darauf. — Sie haben ſie geſprochen?

Marinelli. Bin ich, leider, nicht ihr Vertrauter? — Aber, wenn ich es wieder von einer

Dame werde, der es einkömmt, Sie in gutem Ernſte zu lieben, Prinz: ſo — —

Der Prinz Nichts verſchworen, Marinelli!

Marinelli. Ja? In der That, Prinz? Könnt' es doch kommen? — O! ſo mag die Gräfinn auch ſo Unrecht nicht haben.

Der Prinz. Allerdings, ſehr Unrecht! — Meine nahe Vermählung mit der Prinzeſſinn von Maſſa, will durchaus, daß ich alle dergleichen Händel fürs erſte abbreche.

Marinelli. Wenn es nur das wäre: ſo müßte freylich Orſina ſich in ihr Schickſal eben ſo wohl zu finden wiſſen, als der Prinz in ſeines.

Der Prinz. Das unſtreitig härter iſt, als ihres. Mein Herz wird das Opfer eines elenden Staatsintereſſe. Ihres darf ſie nur zurücknehmen: aber nicht wider Willen verſchenken.

Marinelli. Zurücknehmen? Warum zurücknehmen? fragt die Gräfinn: wenn es weiter nichts, als eine Gemahlinn iſt, die dem Prinzen nicht die Liebe, ſondern die Politick zuführet? Neben ſo einer Gemahlinn ſieht die Geliebte noch immer ihren Platz. Nicht ſo einer Gemahlinn fürchtet ſie aufgeopfert zu ſeyn, ſondern — —

Der Prinz. Einer neuen Geliebten. — Nun denn? Wollten Sie mir daraus ein Verbrechen machen, Marinelli?

Marinelli. Ich? — O! vermengen Sie mich ja nicht, mein Prinz, mit der Närrinn, deren Wort ich führe, — aus Mitleid führe. Denn geſtern, wahrlich, hat ſie mich ſonderbar gerühret. Sie wollte von ihrer Angelegenheit mit Ihnen gar nicht ſprechen. Sie wollte ſich ganz gelaſſen und kalt ſtellen. Aber mitten in dem gleichgültigſten Geſpräche, entfuhr ihr Eine Wendung, Eine Beziehung über die andere, die ihr gefoltertes Herz verrieth. Mit dem luſtigſten Weſen, ſagte ſie die melancholiſchſten Dinge: und wiederum die lächerlichſten Poſſen mit der allertraurigſten Miene. Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen; und ich fürchte, die werden ihr den Reſt geben.

Der Prinz. So wie ſie ihrem armen Verſtande auch den erſten Stoß gegeben. — Aber was mich vornehmlich mit von ihr entfernt hat, das wollen Sie doch nicht brauchen, Marinelli, mich wieder zu ihr zurück zu bringen? — Wenn ſie aus Liebe närriſch wird, ſo wäre ſie es, früher oder ſpäter, auch ohne Liebe geworden — Und nun, genug von ihr. — Von etwas andern! — Geht denn gar nichts vor, in der Stadt? —

Marinelli. So gut, wie gar nichts. Denn daß die Verbindung des Grafen Appiani heute vollzogen wird, — iſt nicht viel mehr, als gar nichts.

Der Prinz. Des Grafen Appiani? und mit wem denn? — Ich ſoll ja noch hören, daß er verſprochen iſt.

Marinelli. Die Sache iſt ſehr geheim gehalten worden. Auch war nicht viel Aufhebens davon zu machen. — Sie werden lachen, Prinz. — Aber ſo geht es den Empfindſamen! Die Liebe ſpielet ihnen immer die ſchlimmſten Streiche. Ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Rang, hat ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewußt, — mit ein wenig Larve: aber mit vielem Prunke von Tugend und Gefühl und Witz, — und was weiß ich?

Der Prinz. Wer ſich den Eindrücken, die Unſchuld und Schönheit auf ihn machen, ohne weitere Rückſicht, ſo ganz überlaſſen darf; — ich dächte, der wäre eher zu beneiden, als zu belachen. — Und wie heißt denn die Glückliche? — Denn bey alle dem iſt Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können; eben ſo wenig als er Sie — bey alle dem iſt er doch ein ſehr würdiger junger Mann, ein ſchöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte ſehr gewünſcht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken.

Marinelli. Wenn es nicht zu ſpät iſt. — Denn ſo viel ich höre, iſt ſein Plan gar nicht, bey Hofe ſein Glück zu machen. — Er will mit ſeiner Gebietherinn nach ſeinen Thälern von Piemont: — Gemſen zu jagen, auf den Alpen; und Murmelthiere abzurichten. — Was kann er beſſeres thun? Hier iſt es durch das Mißbündniß, welches er trifft, mit ihm doch aus. Der Zirkel der erſten Häuſer iſt ihm von nun an verſchloſſen — —

Der Prinz. Mit euren erſten Häuſern! — in welchen das Ceremoniel, der Zwang, die Langeweile, und nicht ſelten die Dürftigkeit herrſchet. — Aber ſo nennen Sie mir ſie doch, der er dieſes ſo große Opfer bringt.

Marinelli. Es iſt eine gewiſſe Emilia Galotti.

Der Prinz. Wie, Marinelli? Eine gewiſſe —

Marinelli. Emilia Galotti.

Der Prinz. Emilia Galotti? — Nimmermehr!

Marinelli. Zuverläſſig, gnädiger Herr.

Der Prinz. Nein, ſag ich; das iſt nicht, das kann nicht ſeyn. — Sie irren ſich in dem Namen. — Das Geſchlecht der Galotti iſt groß. — Eine Galotti kann es ſeyn: aber nicht Emilia Galotti; nicht Emilia!

Marinelli. Emilia — Emilia Galotti!

Der Prinz. So giebt es noch eine, die beide Namen führt. — Sie ſagten ohnedem, eine gewiſſe Emilia Galotti — eine gewiſſe. Von der erſten könnte nur ein Narr ſo ſprechen —

Marinelli. Sie ſind außer ſich, gnädiger Herr. — Kennen Sie denn dieſe Emilia?

Der Prinz. Ich habe zu fragen, Marinelli, nicht Er. — Emilia Galotti? Die Tochter des Oberſten Galotti, bey Sabionetta?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Die hier in Guaſtalla mit ihrer Mutter wohnet?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Unfern der Kirche Allerheiligen?

Marinelli. Eben die.

Der Prinz. Mit einem Worte — (indem er nach dem Porträte ſpringt, und es dem Marinelli in die Hand zieht) Da! — Dieſe? Dieſe Emilia Galotti? — Sprich dein verdammtes „Eben die„ noch einmal, und ſtoß mir den Dolch ins Herz.

Marinelli. Eben die!

Der Prinz. Henker! — Dieſe? — Dieſe Emilia Galotti wird heute — —

Marinelli. Gräfinn Appiani! — (hier reißt der Prinz dem Marinelli das Bild wieder aus der Hand, und wirft es bey Seite.) Die Trauung geſchieht in der Stille, auf dem Landgute des Vaters bey Sabionetta. Gegen Mittag fahren Mutter und

Tochter, der Graf und vielleicht ein paar Freunde dahin ab.

Der Prinz. (der ſich voll Verzweiflung in einen Stuhl wirft.) So bin ich verloren! — So will ich nicht leben!

Marinelli. Aber was iſt Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz. (der gegen ihn wieder aufſpringt.) Verräther! — was mir iſt? — Nun ja ich liebe ſie; ich bete ſie an. Mögt ihr es doch wiſſen! mögt ihr es doch längſt gewußt haben, alle ihr, denen ich der tollen Orſina ſchimpfliche Feſſeln lieber ewig tragen ſollte! — Nur daß Sie, Marinelli, der Sie ſo oft mich Ihrer innigſten Freundſchaft verſicherten. — O ein Fürſt hat keinen Freund! kann keinen Freund haben! — daß Sie, Sie, ſo treulos, ſo hämiſch mir bis auf dieſen Augenblick die Gefahr verhölen dürfen, die meiner Liebe drohte: wenn ich Ihnen jemals das vergebe, — ſo werde mir meiner Sünden keine vergeben!

Marinelli. Ich weiß kaum Worte zu finden, Prinz, — wenn Sie mich auch dazu kommen

men ließen — Ihnen mein Erſtaunen zu bezeigen. — Sie lieben Emilia Galotti? — Schwur dann gegen Schwur: Wenn ich von dieſer Liebe das geringſte gewußt, das geringſte vermuthet habe; ſo möge weder Engel noch Heiliger von mir wiſſen! — Eben das wollt' ich in die Seele der Orſina ſchwören. Ihr Verdacht ſchweift auf einer ganz andern Fährte.

Der Prinz. So verzeihen Sie mir, Marinelli; — (indem er ſich ihm in die Arme wirft) und bedauren Sie mich.

Marinelli. Nun da, Prinz! Erkennen Sie da die Frucht ihrer Zurückhaltung! — „Fürſten haben keinen Freund! können keinen Freund haben!“ — Und die Urſache, wenn dem ſo iſt? — Weil Sie keinen haben wollen. — Heute beehren ſie uns mit ihrem Vertrauen, theilen uns ihre geheimſten Wünſche mit, ſchließen uns ihre ganze Seele auf: und morgen ſind wir Ihnen wieder ſo fremd, als hätten Sie nie ein Wort gewechſelt.

Der Prinz. Ach! Marinelli, wie konnt' ich Ihnen vertrauen, was ich mir ſelbſt kaum geſtehen wollte?

Marinelli. Und alſo wohl noch weniger der Urheberinn Ihrer Qual geſtanden haben?

Der Prinz. Ihr? — Alle meine Mühe iſt vergebens geweſen, ſie ein zweytesmal zu ſprechen. —

Marinelli. Und das erſtemal —

Der Prinz. Sprach ich ſie — O, ich komme von Sinnen! Und ich ſoll Ihnen noch lange erzählen? — Sie ſehen mich einen Raub der Wellen: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? Retten Sie mich, wenn Sie können: und fragen Sie dann.

Marinelli. Retten? da iſt viel zu retten? — Was Sie verſäumt haben, gnädiger Herr, der Emilia Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfinn Appiani. Waaren, die man aus der erſten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweyten: — und ſolche Waaren nicht ſelten aus der zweyten um ſo viel wohlfeiler.

Der Prinz. Ernſthaft, Marinelli, ernſthaft, oder —

Marinelli. Freylich, auch um ſo viel ſchlechter — —

Der Prinz. Sie werden unverſchämt!

Marinelli. Und dazu will der Graf damit aus dem Lande. — Ja, ſo müßte man auf etwas anders denken. —

Der Prinz. Und auf was? — Liebſter, beſter Marinelli, denken Sie für mich. Was würden Sie thun, wenn Sie an meiner Stelle wären?

Marinelli. Vor allen Dingen, eine Kleinigkeit als eine Kleinigkeit anſehen; — und mir ſagen, daß ich nicht vergebens ſeyn wolle, was ich bin — Herr!

Der Prinz. Schmeichelen Sie mir nicht mit einer Gewalt, von der ich hier keinen Gebrauch abſehe. — Heute ſagen Sie? ſchon heute?

Marinelli. Erſt heute — ſoll es geſchehen. Und nur geſchehenen Dingen iſt nicht zu rathen. — (nach einer kurzen Ueberlegung) Wollen Sie mir freye Hand laſſen, Prinz? Wollen Sie alles genehmigen, was ich thue?

Der Prinz. Alles, Marinelli, alles, was dieſen Streich abwenden kann.

Marinelli. So laſſen Sie uns keine Zeit verlieren. — Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie ſogleich nach Ihrem Luſtſchloſſe, nach Doſalo. Der Weg nach Sabionetta geht da vorbey. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen: ſo denck' ich — Doch, doch; ich glaube, er geht in dieſe Falle gewiß. Sie wollen ja, Prinz, wegen Ihrer Vermählung einen Geſandten nach Maſſa ſchicken? Laſſen Sie den Grafen dieſen Geſandten ſeyn; mit dem Bedinge, daß er noch heute abreiſet. — Verſtehen Sie?

Der Prinz. Vortrefflich! — Bringen Sie ihn zu mir heraus. Gehen Sie, eilen Sie. Ich werfe mich ſogleich in den Wagen.

(Marinelli geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Prinz.

Sogleich! ſogleich! — Wo blieb es? — (ſich nach dem Portraite umſehend) Auf der Erde? das war zu arg! (indem er es aufhebt) Doch betrachten?

betrachten mag ich dich fürs erſte nicht mehr. — Warum ſollt' ich mir den Pfeil noch tiefer in die Wunde drücken? (ſezt es bey Seite) — Geſchmachtet, geſeufzet hab' ich lange genung, — länger als ich geſollt hätte: aber nichts gethan! und über die zärtliche Unthätigkeit bey einem Haar' alles verloren! — Und wenn nun doch alles verloren wäre? Wenn Marinelli nichts ausrichtete? — Warum will ich mich auch auf ihn allein verlaſſen? Es fällt mir ein, — um dieſe Stunde, (nach der Uhr ſehend) um dieſe nehmliche Stunde pflegt das fromme Mädchen alle Morgen bey den Dominikanern die Meſſe zu hören. — Wie wenn ich ſie da zu ſprechen ſuchte? — Doch heute, heut' an ihrem Hochzeittage, — heute werden ihr andere Dinge am Herzen liegen, als die Meſſe. — Indeß, wer weiß? — Es iſt ein Gang. — (er klingelt, und indem er einige von den Papieren auf dem Tiſche haſtig zuſammen rafft, tritt der Kammerdiener herein) Laßt vorfahren! — Iſt noch keiner von den Räthen da?

Der Kammerd. Camillo Rota.

Der Prinz. Er ſoll herein kommen. (der Kammerdiener geht ab) Nur aufhalten muß er mich nicht wollen. Dasmal nicht! — Ich ſtehe gern ſeinen Bedenklichkeiten ein andermal um ſo viel länger zu Dienſten. — Da war ja noch die Bittſchrift einer Emilia Bruneschi — (ſie ſuchend) Die iſts. — Aber, gute Bruneschi, wo deine Vorſprecherinn — —

Achter Auftritt.

Camillo Rota, Schriften in der Hand.
Der Prinz.

Der Prinz. Kommen Sie, Rota, kommen Sie. — Hier iſt, was ich dieſen Morgen erbrochen. Nicht viel Tröſtliches! — Sie werden von ſelbſt ſehen, was darauf zu verfügen. — Nehmen Sie nur.

Camillo Rota. Gut, gnädiger Herr.

Der Prinz. Noch iſt hier eine Bittſchrift einer Emilia Galot ,, Bruneschi will ich ſagen. — Ich habe meine Bewilligung zwar ſchon beygeſchrieben. Aber doch — die Sache iſt keine Kleinigkeit — Laſſen Sie die Ausfertigung noch anſtehen. — Oder auch nicht anſtehen: wie Sie wollen.

Camillo Rota. Nicht wie ich will, gnädiger Herr.

Der Prinz. Was iſt ſonſt? Etwas zu unterſchreiben?

Camillo Rota. Ein Todesurtheil wäre zu unterſchreiben.

Der Prinz. Recht gern. — Nur her! geſchwind.

Camillo Rota. (ſtutzig und den Prinzen ſtarr anſehend) Ein Todesurtheil, ſagt' ich.

Der Prinz. Ich höre ja wohl. — Es könnte ſchon geſehen ſeyn. Ich bin eilig.

Camillo Rota. (ſeine Schriften nachſehend) Nun hab' ich es doch wohl nicht mitgenommen! — — Verzeihen Sie, gnädiger Herr. — Es kann Anſtand damit haben bis morgen.

Der Prinz. Auch das! — Packen Sie nur zuſammen: ich muß fort — Morgen, Rota, ein Mehres! (geht ab)

Camillo Rota. (den Kopf ſchüttelnd, indem er die Papiere zu ſich nimmt und abgeht) Recht gern? — Ein Todesurtheil recht gern? — Ich hätt' es ihn in dieſem Augenblicke nicht mögen unterſchreiben laſſen,

ſen, und wenn es den Mörder meines einzigen Sohnes betroffen hätte. — Recht gern! recht gern! — Es geht mir durch die Seele dieſes gräßliche Recht gern!

Zweyter Aufzug.

(Die Scene, ein Saal in dem Hauſe der Galotti.)

Erſter Auftritt.

Claudia Galotti. Pirro.

Claudia. (im Heraustreten zu Pirro, der von der andern Seite herein tritt) Wer ſprengte da in den Hof?

Pirro. Unſer Herr, gnädige Frau.

Claudia. Mein Gemahl? Iſt es möglich?

Pirro. Er folgt mir auf dem Fuße.

Claudia. So unvermuthet? — (ihm entgegen eilend) Ach! mein Beſter! —

Zwey-

Zweyter Auftritt.

Odoardo Galotti, und die Vorigen.

Odoardo. Guten Morgen, meine Liebe! — Nicht wahr, das heißt überraſchen?

Claudia. Und auf die angenehmſte Art! — Wenn es anders nur eine Ueberraſchung ſeyn ſoll.

Odoardo. Nichts weiter! Sey unbeſorgt. — Das Glück des heutigen Tages weckte mich ſo früh; der Morgen war ſo ſchön; der Weg iſt ſo kurz; ich vermuthete euch hier ſo geſchäfftig — Wie leicht vergeſſen Sie etwas: fiel mir ein. — Mit einem Worte: ich komme, und ſehe, und kehre ſogleich wieder zurück. — Wo iſt Emilia? Unſtreitig beſchäfftigt mit dem Putze? —

Claudia. Ihrer Seele! — Sie iſt in der Meſſe. — Ich habe heute, mehr als jeden andern Tag, Gnade von oben zu erflehen: ſagte ſie, und ließ alles liegen, und nahm ihren Schleyer, und eilte —

Odoardo. Ganz allein?

Claudia. Die wenigen Schritte — —

Odoardo. Einer iſt genug zu einem Fehltritt'! —

Claudia. Zürnen Sie nicht, mein Beſter; und kommen Sie herein, — einen Augenblick auszuruhen, und, wann Sie wollen, eine Erfriſchung zu nehmen.

Odoardo. Wie du meyneſt, Claudia. — Aber ſie ſollte nicht allein gegangen ſeyn. —

Claudia. Und Ihr, Pirro, bleibt hier in dem Vorzimmer, alle Beſuche auf heute zu verbitten.

Dritter Auftritt.

Pirro, und bald darauf Angelo.

Pirro. Die ſich nur aus Neugierde melden laſſen. — Was bin ich ſeit einer Stunde nicht alles ausgefragt worden! — Und wer kömmt da?

Angelo. (noch halb hinter der Scene, in einem kurzen Mantel, den er über das Geſicht gezogen, den Hut in die Stirne) Pirro! — Pirro!

Pirro. Ein Bekannter? — (indem Angelo vollends hereintritt, und den Mantel auseinander ſchlägt) Himmel! Angelo? — Du?

Angelo. Wie du ſiehſt. — Ich bin lange genug um das Haus herumgegangen, dich zu ſprechen. — Auf ein Wort! —

Pirro. Und du wagſt es, wieder ans Licht zu kommen? — Du biſt ſeit deiner letzten Mordthat vogelfrey erkläret; auf deinen Kopf ſteht eine Belohnung —

Angelo. Die doch du nicht wirſt verdienen wollen? —

Pirro. Was willſt du? Ich bitte dich, mache mich nicht unglücklich.

Angelo. Damit etwa? (ihm einen Beutel mit Gelde zeigend) — Nimm! Es gehöret dir!

Pirro. Mir?

Angelo. Haſt du vergeſſen? Der Deutſche, dein voriger Herr, — —

Pirro. Schweig davon!

Angelo. Den du uns, auf dem Wege nach Piſa, in die Falle führteſt —

Pirro. Wenn uns jemand hörte!

Angelo. Hatte ja die Güte, uns auch einen koſtbaren Ring zu hinterlaſſen. — Weißt du nicht? — Er war zu koſtbar, der Ring, als daß wir ihn ſogleich ohne Verdacht hätten zu Gelde machen können. Endlich iſt mir es damit gelungen. Ich habe hundert Piſtolen dafür erhalten: und das iſt dein Antheil. Nimm!

Pirro. Ich mag nichts — behalt' alles.

Angelo. Meinetwegen! — wenn es dir gleich viel iſt, wie hoch du deinen Kopf feil trägſt — (als ob er den Beutel wieder einſtecken wollte.)

Pirro So gieb nur! (nimmt ihn) — Und was nun? Denn daß du bloß deswegen mich aufgeſucht haben ſollteſt — —

Angelo. Das kömmt dir nicht ſo recht glaublich vor? — Halunke! Was denkſt du von uns? — daß wir fähig ſind, jemand ſeinen Verdienſt vorzuenthalten? Das mag unter den ſo genannten ehrlichen Leuten Mode ſeyn: unter uns nicht. — Leb wohl! — (thut als ob er gehen wollte, und kehrt wieder um) Eins muß ich doch fragen. — Da kam ja der alte Galotti ſo ganz allein in die Stadt geſprengt. Was will der?

Pirro. Nichts will er: ein bloßer Spazierritt. Seine Tochter wird, heut' Abend, auf dem Gute, von dem er herkömmt, dem Grafen Appiani angetrauet. Er kann die Zeit nicht erwarten — .

Angelo. Und reitet bald wieder hinaus?

Pirro. So bald, daß er dich hier trifft, wo du noch lange verzieheſt. — Aber du haſt doch keinen Anſchlag auf ihn? Nimm dich in Acht. Er iſt ein Mann — —

Angelo. Kenn' ich ihn nicht? Hab' ich nicht unter ihm gedient? — Wenn darum bey ihm nur viel zu holen wäre! — Wenn ſahren die junge Leute nach?

Pirro. Gegen Mittag.

Angelo. Mit viel Begleitung?

Pirro. In einem einzigen Wagen: die Mutter, die Tochter und der Graf. Ein Paar Freunde kommen aus Sabionetta als Zeugen.

Angelo. Und Bediente?

Pirro. Nur zwey; außer mir, der ich zu Pſerde vorauf reiten ſoll.

Angelo. Das iſt gut. — Noch eins: weſſen iſt die Equipage? Iſt es eure? oder des Grafen?

Pirro. Des Grafen.

Angelo. Schlimm! Da iſt noch ein Vorreiter, außer einem handfeſten Kutſcher. Doch! —

Pirro. Ich erſtaune. Aber was willſt du? — Das Bißchen Schmuck, das die Braut etwa haben dürfte, wird ſchwerlich der Mühe lohnen —

Angelo. So lohnt ihrer die Braut ſelbſt!

Pirro. Und auch bey dieſem Verbrechen ſoll ich dein Mitſchuldiger ſeyn?

Angelo. Du reiteſt vorauf. Reite doch, reite! und kehre dich an nichts!

Pirro. Nimmermehr!

Angelo. Wie? ich glaube gar, du willſt den Gewiſſenhaften ſpielen. — Burſche! ich denke, du kennſt mich. — Wo du plauderſt! Wo ſich ein einziger Umſtand anders findet, als du mir ihn angegeben! —

Pirro. Aber, Angelo, um des Himmels willen! —

Angelo. Thu, was du nicht laſſen kannſt!

(geht ab.)

Pirro. Ha! Laß dich den Teufel bey Einem Haare faſſen; und du biſt ſein auf ewig! Ich Unglücklicher!

Vier-

Vierter Auftritt.

Odoardo und Claudia Galotti. Pirro.

Odoardo. Sie bleibt mir zu lang' aus —

Claudia. Noch einen Augenblick, Odoardo! Es würde ſie ſchmerzen, deines Anblicks ſo zu verfehlen.

Odoardo. Ich muß auch bey dem Grafen noch einſprechen. Kaum kann ichs erwarten, dieſen würdigen jungen Mann meinen Sohn zu nennen. Alles entzückt mich an ihm. Und vor allem der Entſchluß, in ſeinen väterlichen Thälern ſich ſelbſt zu leben.

Claudia. Das Herz bricht mir, wenn ich hieran gedenke. — So ganz ſollen wir ſie verlieren, dieſe einzige geliebte Tochter?

Odoardo. Was nennſt du, ſie verlieren? Sie in den Armen der Liebe zu wiſſen? Vermenge dein Vergnügen an ihr, nicht mit ihrem Glücke. — Du möchteſt meinen alten Argwohn erneuern: — daß es mehr das Geräuſch und die Zerſtreuung der Welt, mehr die Nähe des Hofes war, als die Nothwendigkeit, unſerer Tochter eine anſtändige Erziehung zu geben, was dich bewog, hier in der Stadt mit ihr zu bleiben; — fern von einem Manne und Vater, der euch ſo herzlich liebet.

Claudia. Wie ungerecht, Odoardo! Aber laß mich heute nur ein einziges für dieſe Stadt, für dieſe Nähe des Hofes ſprechen, die deiner ſtrengen Tugend ſo verhaßt ſind. — Hier, nur hier konnte die Liebe zuſammen bringen, was für einander geſchaffen war. Hier nur konnte der Graf Emilien finden; und fand ſie.

Odoardo. Das räum' ich ein. Aber, gute Claudia, hatteſt du darum Recht, weil dir der Ausgang Recht giebt? — Gut, daß es mit dieſer Stadterziehung ſo abgelaufen! Laß uns nicht weiſe ſeyn wollen, wo wir nichts, als glücklich geweſen! Gut, daß es ſo damit abgelaufen! — Nun haben ſie ſich gefunden, die für einander beſtimmt waren: nun laß ſie ziehen, wohin Unſchuld und Ruhe ſie rufen. — Was ſollte der Graf hier? Sich bücken, ſchmeicheln und kriechen, und die Marinellis auszuſtechen ſuchen? um endlich ein Glück zu machen, deſſen er nicht bedarf? um endlich einer Ehre gewürdiget zu werden, die für ihn keine wäre? — Pirro!

Pirro. Hier bin ich.

Odoardo. Geh und führe mein Pferd vor das Haus des Grafen. Ich komme nach, und will mich da wieder aufſetzen. (Pirro geht ab.) — Warum ſoll der Graf hier dienen, wenn er dort ſelbſt befehlen kann? — Dazu bedenkeſt du nicht, Claudia, daß durch unſere Tochter er es vollends mit dem Prinzen verderbt. Der Prinz haßt mich —

Claudia. Vielleicht weniger, als du beſorgeſt.

Odoardo. Beſorgeſt! Ich beſorg' auch ſo was!

Claudia. Denn hab' ich dir ſchon geſagt, daß der Prinz unſere Tochter geſehen hat?

Odoardo. Der Prinz? Und wo das?

Claudia. In der letzten Vegghia, bey dem Kanzler Grimaldi, die er mit ſeiner Gegenwart beehrte. Er bezeigte ſich gegen ſie ſo gnädig — —

Odoardo. So gnädig?

Claudia. Er unterhielt ſich mit ihr ſo lange — —

Odoardo. Unterhielt ſich mit ihr?

Claudia. Schien von ihrer Munterkeit und ihrem Witze ſo bezaubert — —

Odoardo. So bezaubert? —

Claudia. Hat von ihrer Schönheit mit ſo vielen Lobeserhebungen geſprochen — —

Odoardo. Lobeserhebungen? Und das alles erzählſt du mir in einem Tone der Entzückung? O Claudia! eitle, thörichte Mutter!

Claudia. Wie ſo?

Odoardo. Nun gut, nun gut! Auch das iſt ſo abgelaufen. — Ha! wenn ich mir einbilde — Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödtlichſten zu verwunden bin! — Ein Wollüſtling, der bewundert, begehrt. — Claudia! Claudia! der bloße Gedanke ſetzt mich in Wut. — Du hätteſt mir das ſogleich ſollen gemeldet haben. — Doch, ich möchte dir heute nicht gern etwas unangenehmes ſagen. Und ich würde, (indem ſie ihn bey der Hand ergreift) wenn ich länger bliebe. — Drum laß mich! laß mich! — Gott befohlen, Claudia! — Kommt glücklich nach!

Fünſter Auftritt.

Claudia Galotti.

Welch ein Mann! — O, der rauhen Tugend! — wenn anders ſie dieſen Namen verdienet. — Alles ſcheint ihr verdächtig, alles ſtrafbar! — Oder, wenn das die Menſchen kennen heißt: — wer ſollte ſich wünſchen, ſie zu kennen? — Wo bleibt aber auch Emilia? — Er iſt des Vaters Feind: folglich — folglich, wenn er ein Auge für die Tochter hat, ſo iſt es einzig, um ihn zu beſchimpfen? —

Sechſter Auftritt.

Emilia und Claudia Galotti.

Emilia. (ſtürzet in einer ängſtlichen Verwirrung herein.) Wohl mir! wohl mir! Nun bin ich in Sicherheit. Oder iſt er mir gar gefolgt? (indem ſie den Schleier zurück wirft und ihre Mutter erblicket.) Iſt er, meine Mutter? iſt er? — Nein, dem Himmel ſey Dank!

Claudia. Was iſt dir, meine Tochter? was iſt dir?

Emilia. Nichts, nichts —

Claudia. Und blickſt ſo wild um dich? Und zitterſt an jedem Gliede?

Emilia. Was hab' ich hören müſſen? Und wo, wo hab' ich es hören müſſen?

Claudia. Ich habe dich in der Kirche geglaubt —

Emilia. Eben da! Was iſt dem Laſter Kirch' und Altar? — Ach, meine Mutter! (ſich ihr in die Arme werfend)

Claudia. Rede, meine Tochter! — Mach meiner Furcht ein Ende. — Was kann dir da, an heiliger Stäte, ſo ſchlimmes begegnet ſeyn?

Emilia. Nie hätte meine Andacht inniger, brünſtiger ſeyn ſollen, als heute: nie iſt ſie weniger geweſen, was ſie ſeyn ſollte.

Claudia. Wir ſind Menſchen, Emilia. Die Gabe zu beten iſt nicht immer in unſerer Gewalt. Dem Himmel iſt beten wollen, auch beten.

Emilia. Und ſündigen wollen, auch ſündigen.

Claudia. Das hat meine Emilia nicht wollen!

Emilia. Nein, meine Mutter; ſo tief ließ mich die Gnade nicht ſinken. — Aber daß fremdes

des Laſter uns, wider unſern Willen, zu Mitſchuldigen machen kann!

Claudia. Faſſe dich! — Sammle deine Gedanken, ſo viel dir möglich. — Sag' es mir mit eins, was dir geſchehen.

Emilia. Eben hatt' ich mich! — weiter von dem Altare, als ich ſonſt pflege, — denn ich kam zu ſpät — auf meine Knie gelaſſen. Eben fieng ich an, mein Herz zu erheben: als dicht hinter mir etwas ſeinen Platz nahm. So dicht hinter mir! — Ich konnte weder vor, noch zur Seite rücken, — ſo gern ich auch wollte; aus Furcht, daß eines andern Andacht mich in meiner ſtören möchte. — Andacht! das war das ſchlimmſte, was ich beſorgte. — Aber es währte nicht lange, ſo hört' ich, ganz nah' an meinem Ohre, — nach einem tiefen Seufzer, — nicht den Namen einer Heiligen, — den Namen, — zürnen Sie nicht, meine Mutter — den Namen Ihrer Tochter! — Meinen Namen! — O daß laute Donner mich verhindert hätten, mehr zu hören! — Es ſprach von Schönheit, von Liebe — Es klagte, daß dieſer Tag, welcher mein Glück mache, — wenn er es anders mache — ſein Unglück auf immer entſcheide. — Es beſchwor mich — hören mußt' ich dieß alles. Aber ich blickte nicht um; ich wollte thun, als ob ich es nicht hörte. — Was konnt' ich ſonſt? — Meinen guten Engel bitten, mich mit Taubheit zu ſchlagen; und wann auch, wann auch auf immer! — Das bat ich; das war das einzige, was ich beten konnte. — Endlich ward es Zeit, mich wieder zu erheben. Das heilige Amt gieng zu Ende. Ich zitterte, mich umzukehren. Ich zitterte, ihn zu erblicken, der ſich den Frevel erlauben dürfen. Und da ich mich umwandte, da ich ihn erblickte. —

Claudia. Wen, meine Tochter?

Emilia. Rathen Sie, meine Mutter; rathen Sie — Ich glaube in die Erde zu ſinken. — Ihn ſelbſt.

Claudia. Wen, ihn ſelbſt?

Emilia. Den Prinzen.

Claudia. Den Prinzen! — O geſegnet ſey die Ungeduld deines Vaters, der eben hier war, und dich nicht erwarten wollte!

Emilia. Mein Vater hier? — und wollte mich nicht erwarten?

Claudia. Wenn du in deiner Verwirrung auch ihn das hätteſt hören laſſen!

Emilia. Nun, meine Mutter? — Was hätt' er an mir ſtrafbares finden können?

Claudia. Nichts; eben ſo wenig, als an mir. Und doch, doch — Ha, du kenneſt deinen Vater nicht! In ſeinem Zorne hätt' er den unſchuldigen Gegenſtand des Verbrechens mit dem Verbrecher verwechſelt. In ſeiner Wut hätt' ich ihm geſchienen, das veranlaßt zu haben, was ich weder verhindern, noch vorherſehen können. — Aber weiter, meine Tochter, weiter! Als du den Prinzen erkannteſt — Ich will hoffen, daß du deiner mächtig genug wareſt, ihm in Einem Blicke alle die Verachtung zu bezeigen, die er verdienet.

Emilia. Das war ich nicht, meine Mutter! Nach dem Blicke, mit dem ich ihn erkannte, hatt' ich nicht das Herz, einen zweyten auf ihn zu richten. Ich floh' —

Claudia. Und der Prinz dir nach —

Emilia. Was ich nicht wußte, bis ich in der Halle mich bey der Hand ergriffen fühlte. Und von ihm! Aus Scham mußt' ich Stand halten: mich von ihm loszuwinden, würde die Vorbeygehenden zu aufmerkſam auf uns gemacht haben. Das war die einzige Ueberlegung, deren ich fähig war — oder deren ich nun mich wieder erinnere. Er ſprach; und ich hab' ihm geantwortet. Aber, was er ſprach, was ich ihm geantwortet; — fällt mir es noch bey, ſo iſt es gut, ſo will ich es Ihnen ſagen, meine Mutter. Itzt weiß ich von dem allen nichts. Meine Sinne hatten mich verlaſſen. — Umſonſt denk' ich nach, wie ich von ihm weg, und aus der Halle gekommen. Ich finde mich erſt auf der Straße wieder; und höre ihn hinter mir herkommen; und höre ihn mit mir zugleich in das Haus treten, mit mir die Treppe hinauf ſteigen — —

Claudia. Die Furcht hat ihren beſondern Sinn, meine Tochter! — Ich werde es nie vergeſſen, mit welcher Gebehrde du hereinſtürzteſt. — Nein, ſo weit durfte er nicht wagen, dir zu folgen. — Gott! Gott! wenn dein Vater das wüßte! — Wie wild er ſchon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngſt nicht ohne Mißfallen geſehen! — Indeß, ſey ruhig, meine Tochter! Nimm es für einen Traum, was dir begegnet iſt. Auch wird es noch weniger Folgen haben, als ein Traum. Du entgeheſt heute mit eins allen Nachſtellungen.

Emilia. Aber, nicht, meine Mutter? Der Graf muß das wiſſen. Ihm muß ich es ſagen.

Claudia. Um alle Welt nicht! — Wozu? warum? Willſt du für nichts, und wieder für nichts ihn unruhig machen? Und wann er es auch itzt nicht würde: wiſſe, mein Kind, daß ein Gift, welches nicht gleich wirket, darum kein minder gefährliches Gift iſt. Was auf den Liebhaber keinen Eindruck macht, kann ihn auf den Gemahl machen. Den Liebhaber könnt' es ſogar ſchmeicheln, einem ſo wichtigen Mitbewerber den Rang abzulaufen. Aber wenn er ihm den nun einmal abgelaufen hat: ah! mein Kind, — ſo wird aus dem Liebhaber oft ein ganz anderes Geſchöpf. Dein gutes Geſtirn behüte dich vor dieſer Erfahrung.

Emilia. Sie wiſſen, meine Mutter, wie gern ich Ihren beſſern Einſichten mich in allem unterwerfe. — Aber, wenn er es von einem andern erführe, daß der Prinz mich heute geſprochen? Würde mein Verſchweigen nicht, früh oder ſpät, ſeine Unruhe vermehren? — Ich dächte doch, ich behielte lieber vor ihm nichts auf dem Herzen.

Claudia. Schwachheit! verliebte Schwachheit! — Nein, durchaus nicht, meine Tochter! Sag' ihm nichts. Laß ihn nichts merken!

Emilia. Nun ja, meine Mutter! Ich habe keinen Willen gegen den Ihrigen. — Aha! (mit einem tiefen Athemzuge) Auch wird mir wieder ganz leicht. — Was für ein albernes, furchtſames Ding ich bin! — Nicht, meine Mutter? — Ich hätte mich noch wohl anders dabey nehmen können, und würde mir eben ſo wenig vergeben haben.

Claudia. Ich wollte dir das nicht ſagen, meine Tochter, bevor dir es dein eigner geſunder Verſtand ſagte. Und ich wußte, er würde dir es ſagen, ſobald du wieder zu dir ſelbſt gekommen. — Der Prinz iſt galant. Du biſt die unbedeutende Sprache der Galanterie zu wenig gewohnt. Eine

Höflichkeit wird in ihr zur Empfindung; eine Schmeicheley zur Betheurung; ein Einfall zum Wunſche; ein Wunſch zum Vorſatze. Nichts klingt in dieſer Sprache wie Alles: und Alles iſt in ihr ſo viel als Nichts.

Emilia. O meine Mutter! — ſo müßte ich mir mit meiner Furcht vollends lächerlich vorkommen! — Nun ſoll er gewiß nichts davon erfahren, mein guter Appiani! Er könnte mich leicht für mehr eitel, als tugendhaft, halten. — Huy! daß er da ſelbſt kömmt! Es iſt ſein Gang.

Siebenter Auftritt.

Graf Appiani. Die Vorigen.

Appiani. (tritt tiefſinnig, mit vor ſich hingeſchlagenen Augen herein, und kömmt näher, ohne ſie zu erblicken; bis Emilia ihm entgegen ſpringt.) Ah, meine Theuerſte! — Ich war mir Sie in dem Vorzimmer nicht vermuthend.

Emilia. Ich wünſchte Sie heiter, Herr Graf, auch wo Sie mich nicht vermuthen. — So feyerlich? ſo ernſthaft? — Iſt dieſer Tag keiner freudigern Aufwallung werth?

Appiani. Er iſt mehr werth, als mein ganzes Leben. Aber ſchwanger mit ſo viel Glückſeligkeit für mich, — mag es wohl dieſe Glückſeligkeit ſelbſt ſeyn, die mich ſo ernſt, die mich, wie Sie es nennen, mein Fräulein, ſo feyerlich macht. — (indem er die Mutter erblickt.) Ha! auch Sie hier, meine gnädige Frau! — nun bald mir mit einem innigern Namen zu verehrende!

Claudia. Der mein größter Stolz ſeyn wird! — Wie glücklich biſt du, meine Emilia! — Warum hat dein Vater unſere Entzückung nicht theilen wollen?

Appiani. Eben habe ich mich aus ſeinen Armen geriſſen: — oder vielmehr er, ſich aus meinen — Welch ein Mann, meine Emilia, Ihr Vater! Das Muſter aller männlichen Tugend! Zu was für Geſinnungen erhebt ſich meine Seele in ſeiner Gegenwart! Nie iſt mein Entſchluß immer gut, immer edel zu ſeyn, lebendiger, als wenn ich ihn ſehe — wenn ich ihn mir denke. Und womit ſonſt, als mit der Erfüllung dieſes Entſchluſſes kann ich mich der Ehre würdig machen, ſein Sohn zu heißen; — Der Ihrige zu ſeyn, meine Emilia?

Emilia. Und er wollte mich nicht erwarten!

Appiani. Ich urtheile, weil ihn ſeine Emilia, für dieſen augenblicklichen Beſuch, zu ſehr erſchüttert, zu ſehr ſich ſeiner ganzen Seele bemächtiget hätte.

Claudia. Er glaubte dich mit deinem Brautſchmucke beſchäfftiget zu finden: und hörte —

Appiani. Was ich mit der zärtlichſten Bewunderung wieder von ihm gehört habe. — So recht, meine Emilia! Ich werde eine fromme Frau an Ihnen haben; und die nicht ſtolz auf ihre Frömmigkeit iſt.

Claudia. Aber, meine Kinder, eines thun, und das andere nicht laſſen! — Nun iſt es hohe Zeit; nun mach', Emilia!

Appiani. Was? meine gnädige Frau.

Claudia. Sie wollen ſie doch nicht ſo, Herr Graf, — ſo wie ſie da iſt, zum Altare führen?

Appiani. Wahrlich, das werd' ich nun erſt gewahr. — Wer kann Sie ſehen, Emilia, und auch auf Ihren Putz achten? — Und warum nicht ſo, ſo wie ſie da iſt?

Emilia. Nein, mein lieber Graf, nicht ſo; nicht ganz ſo. Aber auch nicht viel prächtiger; nicht viel. — Huſch, huſch, und ich bin fertig! — Nichts, gar nichts von dem Geſchmeide, dem letzten Geſchenke Ihrer verſchwenderiſchen Groſsmuth! Nichts, gar nichts, was ſich nur zu ſolchem Geſchmeide ſchickte! — Ich könnte ihm gram ſeyn, dieſem Geſchmeide, wenn es nicht von Ihnen wäre. — Denn dreymal hat mir von ihm geträumet —

Claudia. Nun! davon weiß ich ja nichts.

Emilia. Als ob ich es trüge, und als ob plötzlich ſich jeder Stein deſſelben in eine Perle verwandele. — Perlen aber, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen.

Claudia. Kind! Die Bedeutung iſt träumeriſcher, als der Traum. — Wareſt du nicht von je her eine gröſſere Liebhaberinn von Perlen, als von Steinen? —

Emilia. Freylich, meine Mutter, freylich —

Appiani. (nachdenkend und ſchwermüthig) Bedeuten Thränen — bedeuten Thränen!

Emilia. Wie? Ihnen fällt das auf? Ihnen?

Appiani. Ja wohl; ich ſollte mich ſchämen. — Aber, wenn die Einbildungskraft einmal zu traurigen Bildern geſtimmt iſt —

Emilia. Warum iſt ſie das auch? — Und was meynen Sie, das ich mir ausgedacht habe? — Was trug ich, wie ſah ich, als ich Ihnen zuerſt gefiel? — Wiſſen Sie es noch?

Appiani. Ob ich es noch weiß? Ich ſehe Sie in Gedanken nie anders, als ſo; und ſehe Sie ſo, auch wenn ich Sie nicht ſo ſehe.

Emilia. Alſo, ein Kleid von der nehmlichen Farbe, von dem nehmlichen Schnitte; fliegend und frey —

Appiani. Vortrefflich!

Emilia. Und das Haar —

Appiani. In ſeinem eignen braunen Glanze; in Locken, wie ſie die Natur ſchlug —

Emilia. Die Roſe darinn nicht zu vergeſſen! Recht! recht! — Eine kleine Geduld, und ich ſtehe ſo vor Ihnen da!

Achter Auftritt.

Graf Appiani. Claudia Galotti.

Appiani. (indem er ihr mit einer niedergeſchlagenen Miene nachſieht.) Perlen bedeuten Thränen! — Eine kleine Geduld! — Ja, wenn die Zeit nur außer uns wäre! — Wenn eine Minute am Zeiger, ſich in uns nicht in Jahre ausdehnen könnte! —

Claudia. Emiliens Beobachtung, Herr Graf, war ſo ſchnell, als richtig. Sie ſind heut' ernſter als gewöhnlich. Nur noch einen Schritt von dem Ziele Ihrer Wünſche, — ſollt' es Sie reuen, Herr Graf, daß es das Ziel Ihrer Wünſche geweſen?

Appiani. Ah, meine Mutter, und Sie können das von Ihrem Sohne argwohnen? — Aber, es iſt wahr; ich bin heut' ungewöhnlich trübe und finſter. — Nur ſehen Sie, gnädige Frau; — noch Einen Schritt vom Ziele, oder noch gar nicht ausgelaufen ſeyn, iſt im Grunde eines. — Alles was ich ſehe, alles was ich höre, alles was ich träume, prediget mir ſeit geſtern und ehegeſtern dieſe Wahrheit. Dieſer Eine Gedanke kettet ſich an jeden andern, den ich haben muß und haben will. — Was iſt das? Ich verſteh' es nicht. —

Claudia. Sie machen mich unruhig, Herr Graf —

Appiani. Eines kömmt dann zum andern! — Ich bin ärgerlich; ärgerlich über meine Freunde, über mich ſelbſt —

Claudia. Wie ſo?

Appiani. Meine Freunde verlangen ſchlechterdings, daß ich dem Prinzen von meiner Heyrath ein Wort ſagen ſoll, ehe ich ſie vollziehe. Sie geben mir zu, ich ſey es nicht ſchuldig: aber die Achtung gegen ihn woll' es nicht anders. — Und ich bin ſchwach genug geweſen, es ihnen zu verſprechen. Eben wollt' ich noch bey ihm vorfahren.

Claudia. (ſtutzig.) Bey dem Prinzen?

Neunter Auftritt.

Pirro, gleich darauf Marinelli,
und die Vorigen.

Pirro. Gnädige Frau, der Marcheſe Marinelli hält vor dem Hauſe, und erkundiget ſich nach dem Herrn Grafen.

Appiani. Nach mir?

Pirro. Hier iſt er ſchon. (öffnet ihm die Thüre und gehet ab.)

Marinelli. Ich bitt' um Verzeihung, gnädige Frau. — Mein Herr Graf, ich war vor Ihrem Hauſe, und erfuhr, daß ich Sie hier treffen würde. Ich hab' ein dringendes Geſchäfft an Sie — Gnädige Frau, ich bitte nochmals um Verzeihung; es iſt in einigen Minuten geſchehen.

Claudia. Die ich nicht verzögern will.
(macht ihm eine Verbeugung und geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Marinelli. Appiani.

Appiani. Nun, mein Herr?

Marinelli. Ich komme von des Prinzen Durchlaucht.

Appiani. Was iſt zu ſeinem Befehl?

Marinelli. Ich bin ſtolz, der Ueberbringer einer ſo vorzüglichen Gnade zu ſeyn. — Und wenn Graf Appiani nicht mit Gewalt einen ſeiner ergebenſten Freunde in mir verkennen will — —

Appiani. Ohne weitere Vorrede; wenn ich bitten darf.

Marinelli. Auch das! — Der Prinz muß ſogleich an den Herzog von Maſſa, in Angelegenheit ſeiner Vermählung mit deſſen Prinzeſſinn Tochter, einen Bevollmächtigten ſenden. Er war lange unſchlüßig, wen er dazu ernennen ſollte. Endlich iſt ſeine Wahl, Herr Graf, auf Sie gefallen.

Appiani. Auf mich?

Marinelli. Und das, — wenn die Freundſchaft ruhmredig ſeyn darf — nicht ohne mein Zuthun —

Appiani. Wahrlich, Sie ſetzen mich wegen eines Dankes in Verlegenheit. — Ich habe ſchon längſt nicht mehr erwartet, daß der Prinz mich zu brauchen geruhen werde. —

Marinelli. Ich bin verſichert, daß es ihm bloß an einer würdigen Gelegenheit gemangelt hat. Und wenn auch dieſe ſo eines Mannes, wie Graf Appiani, noch nicht würdig genug ſeyn ſollte: ſo iſt freylich meine Freundſchaft zu voreilig geweſen.

Appiani. Freundſchaft und Freundſchaft, um das dritte Wort! — Mit wem red' ich denn? Des Marcheſe Marinelli Freundſchaft hätt' ich mir nie träumen laſſen. —

Marinelli Ich erkenne mein Unrecht, Herr Graf, mein unverzeihliches Unrecht, daß ich, ohne Ihre Erlaubniß, Ihr Freund ſeyn wollen. — Bey dem allen: was thut das? Die Gnade des Prinzen, die Ihnen angetragene Ehre, bleiben, was ſie ſind: und ich zweifle nicht, Sie werden ſie mit Begierd' ergreifen.

Appiani. (nach einiger Ueberlegung) Allerdings.

Marinelli. Nun ſo kommen Sie.

Appiani. Wohin?

Marinelli Nach Doſalo, zu dem Prinzen. — Es liegt ſchon alles fertig; und Sie müſſen noch heut' abreiſen.

Appiani. Was ſagen Sie? — Noch heute?

Marinelli. Lieber noch in dieſer nehmlichen Stunde, als in der folgenden. Die Sache iſt von der äußerſten Eil.

Appiani. In Wahrheit? — So thut es mir leid, daß ich die Ehre, welche mir der Prinz zugedacht, verbitten muß.

Marinelli. Wie?

Appiani. Ich kann heute nicht abreiſen; — auch morgen nicht; — auch übermorgen noch nicht. —

Marinelli. Sie ſcherzen, Herr Graf.

Appiani. Mit Ihnen?

Marinelli. Unvergleichlich! Wenn der Scherz den Prinzen gilt, ſo iſt er um ſo viel luſtiger. — Sie können nicht?

Appiani. Nein, mein Herr, nein. — Und ich hoffe, daß der Prinz ſelbſt meine Entſchuldigung wird gelten laſſen.

Marinelli. Die bin ich begierig, zu hören.

Appiani. O, eine Kleinigkeit! — Sehen Sie; ich ſoll noch heut' eine Frau nehmen.

Marinelli. Nun? und dann?

Appiani. Und dann? — und dann? — Ihre Frage iſt auch verzweifelt naiv.

Marinelli. Man hat Exempel, Herr Graf, daß ſich Hochzeiten aufſchieben laſſen. — Ich glaube freylich nicht, daß der Braut oder dem Bräutigam immer damit gedient iſt. Die Sache mag ihr Unangenehmes haben. Aber doch, dächt' ich, der Befehl des Herrn —

Appiani. Der Befehl des Herrn? — des Herrn? Ein Herr, den man ſich ſelber wählt, iſt unſer Herr ſo eigentlich nicht — Ich gebe zu, daß Sie dem Prinzen unbedingtern Gehorſam ſchuldig wären. Aber nicht ich. — Ich kam an ſeinen Hof als ein Freywilliger. Ich wollte die Ehre haben, ihm zu dienen: aber nicht ſein Sklave werden. Ich bin der Vaſall eines gröſſern Herrn —

Marinelli. Gröſſer oder kleiner: Herr iſt Herr.

Appiani. Daß ich mit Ihnen darüber ſtritte! — Genug, ſagen Sie dem Prinzen, was Sie gehört haben: — daß es mir leid thut, ſeine Gnade nicht annehmen zu können; weil ich eben

heut'

heur' eine Verbindung vollzöge, die mein ganzes Glück ausmache.

Marinelli. Wollen Sie ihm nicht zugleich wiſſen laſſen, mit wem?

Appiani. Mit Emilia Galotti.

Marinelli. Der Tochter aus dieſem Hauſe?

Appiani. Aus dieſem Hauſe.

Marinelli. Hm! hm!

Appiani. Was beliebt?

Marinelli. Ich ſollte meynen, daß es ſonach um ſo weniger Schwierigkeit haben könne, die Ceremonie bis zu Ihrer Zurückkunft auszuſetzen.

Appiani. Die Ceremonie? Nur die Ceremonie?

Marinelli. Die guten Aeltern werden es ſo genau nicht nehmen.

Appiani. Die guten Aeltern?

Marinelli. Und Emilia bleibt Ihnen ja wohl gewiß.

Appiani. Ja wohl gewiß? — Sie ſind mit Ihrem Ja wohl — ja wohl ein ganzer Affe!

Marinelli. Mir das, Graf?

Appiani. Warum nicht?

Marinelli. Himmel und Hölle! — Wir werden uns ſprechen.

Appiani. Pah! Hämiſch iſt der Affe; aber —

Marinelli. Tod und Verdammniß! — Graf, ich fodere Genugthuung.

Appiani. Das verſteht ſich.

Marinelli. Und würde ſie gleich itzt nehmen: — nur daß ich dem zärtlichen Bräutigam den heutigen Tag nicht verderben mag.

Appiani. Gutherziges Ding! Nicht doch! (indem er ihn bey der Hand ergreift) Nach Maſſa freylich mag ich mich heute nicht ſchicken laſſen: aber zu einem Spatziergange mit Ihnen hab' ich Zeit übrig. — Kommen Sie, kommen Sie!

Marinelli. (der ſich losreißt, und abgeht) Nur Geduld, Graf, nur Geduld!

Eilfter Auftritt.

Appiani. Claudia Galotti.

Appiani. Geh, Nichtswürdiger! — Ha! das hat gut gethan. Mein Blut iſt in Wallung gekommen. Ich fühle mich anders und beſſer.

Claudia. (eiligſt und beſorgt) Gott! Herr Graf — Ich hab' einen heftigen Wortwechſel gehört. — Ihr Geſicht glühet. Was iſt vorgefallen?

Appiani. Nichts, gnädige Frau, gar nichts. Der Kammerherr Marinelli hat mir einen großen Dienſt erwieſen. Er hat mich des Ganges zum Prinzen überhoben.

Claudia. In der That?

Appiani. Wir können nun um ſo viel früher abfahren. Ich gehe, meine Leute zu treiben, und bin ſogleich wieder hier. Emilia wird indeß auch fertig.

Claudia. Kann ich ganz ruhig ſeyn, Herr Graf?

Appiani. Ganz ruhig, gnädige Frau.

(Sie geht herein und er fort.)

◆

Dritter Aufzug.

(Die Scene, ein Vorſaal auf dem Luſtſchloſſe des Prinzen.)

Erſter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Marinelli. Umſonſt; er ſchlug die angetragene Ehre mit der größten Verachtung aus.

Der Prinz. Und ſo bleibt es dabey? So geht es vor ſich? So wird Emilia noch heute die ſeinige?

Marinelli. Allem Anſehen nach.

Der Prinz. Ich verſprach mir von Ihrem Einfalle ſo viel! — Wer weiß, wie albern Sie ſich dabey genommen. — Wenn der Rath eines Thoren einmal gut iſt, ſo muß ihn ein geſcheuter Mann ausführen. Das hätt' ich bedenken ſollen.

Marinelli. Da find' ich mich ſchön belohnt!

Der Prinz. Und wofür belohnt?

Marinelli. Daß ich noch mein Leben darüber in die Schanze ſchlagen wollte. — Als ich ſahe, daß weder Ernſt noch Spott den Grafen bewegen konnte, ſeine Liebe der Ehre nachzuſetzen: verſucht' ich es, ihn in Harniſch zu jagen. Ich ſagte ihm Dinge, über die er ſich vergaß. Er ſtieß Beleidigungen gegen mich aus: und ich foderte Genugthuung, — und foderte ſie gleich auf der Stelle. — Ich dachte ſo: entweder er mich; oder ich ihn. Ich ihn: ſo iſt das Feld ganz unſer. Oder er mich: nun, wenn auch; ſo muß er fliehen, und der Prinz gewinnt wenigſtens Zeit.

Der Prinz. Das hätten Sie gethan, Marinelli?

Marinelli. Ha! man ſollt' es voraus wiſſen, wenn man ſo thöricht bereit iſt, ſich für die Großen aufzuopfern — man ſollt' es voraus wiſſen, wie erkenntlich ſie ſeyn würden —

Der Prinz. Und der Graf? — Er ſtehet in dem Rufe, ſich ſo etwas nicht zweymal ſagen zu laſſen.

Marinelli. Nachdem es fällt, ohne Zweifel. — Wer kann es ihm verdenken? — Er verſetzte, daß er auf heute doch noch etwas wichtigers zu thun habe, als ſich mit mir den Hals zu brechen. Und ſo beſchied er mich auf die erſten acht Tage nach der Hochzeit.

Der Prinz. Mit Emilia Galetti! Der Gedanke macht mich raſend! — Darauf ließen Sie es gut ſeyn, und giengen: — und kommen und pralen, daß Sie Ihr Leben für mich in die Schanze geſchlagen; ſich mir aufgeopfert —

Marinelli. Was wollen Sie aber, gnädiger Herr, das ich weiter hätte thun ſollen?

Der Prinz. Weiter thun? — Als ob er etwas gethan hätte!

Marinelli. Und laſſen Sie doch hören, gnädiger Herr, was Sie für ſich ſelbſt gethan haben. — Sie waren ſo glücklich, ſie noch in der Kirche zu ſprechen. Was haben Sie mit ihr abgeredet?

Der Prinz. (höniſch) Neugierde zur Gnüge! — Die ich nur befriedigen muß. — O, es gieng alles nach Wunſch. — Sie brauchen ſich nicht weiter zu bemühen, mein allzudienſtfertiger

Freund! — Sie kam meinem Verlangen, mehr als halbes Weges, entgegen. Ich hätte ſie nur gleich mitnehmen dürfen. (kalt und befehlend) Nun wiſſen Sie, was Sie wiſſen wollen; — und können gehn!

Marinelli. Und können gehn! — Ja, ja; das iſt das Ende vom Liede! und würd' es ſeyn, geſetzt auch, ich wollte noch das Unmögliche verſuchen. — Das Unmögliche ſag' ich? — So unmöglich wär' es nun wohl nicht: aber kühn. — Wenn wir die Braut in unſerer Gewalt hätten: ſo ſtünd' ich dafür, daß aus der Hochzeit nichts werden ſollte.

Der Prinz. Ey! wofür der Mann nicht alles ſtehen will! Nun dürft' ich ihm nur noch ein Kommando von meiner Leibwache geben, und er legte ſich an der Landſtraße damit in Hinterhalt, und fiele ſelbſt funfziger einen Wagen an, und riß ein Mädchen heraus, das er im Triumphe mit zubrächte.

Marinelli. Es iſt eher ein Mädchen mit Gewalt entführt worden, ohne daß es einer gewaltſamen Entführung ähnlich geſehen.

Der Prinz. Wenn Sie das zu machen wüßten: ſo würden Sie nicht erſt lange davon ſchwatzen.

Marinelli. Aber für den Ausgang müßte man nicht ſtehen ſollen. — Es könnten ſich Unglücksfälle dabey eräugnen —

Der Prinz. Und es iſt meine Art, daß ich Leute Dinge verantworten laſſe, wofür ſie nicht können!

Marinelli. Alſo, gnädiger Herr — (man hört von weitem einen Schuß.) Ha! was war das? — Hört' ich recht? — Hörten Sie nicht auch, gnädiger Herr, einen Schuß fallen? — Und da noch einen!

Der Prinz. Was iſt das? was giebts?

Marinelli. Was meynen Sie wohl? — Wie wann ich thätiger wäre, als Sie glauben?

Der Prinz. Thätiger? — So ſagen Sie doch —

Marinelli. Kurz: wovon ich geſprochen, geſchieht.

Der Prinz. Iſt es möglich?

Marinelli. Nur vergeſſen Sie nicht, Prinz, weſſen Sie mich eben verſichert. — Ich habe nochmals Ihr Wort — —

Der Prinz. Aber die Anſtalten ſind doch ſo —

Marinelli. Als ſie nur immer ſeyn können! — Die Ausführung iſt Leuten anvertrauet, auf die ich mich verlaſſen kann. Der Weg geht hart an der Planke des Thiergartens vorbey. Da wird ein Theil den Wagen angefallen haben, gleichſam, um ihn zu plündern. Und ein andrer Theil, wobey einer von meinen Bedienten iſt, wird aus dem Thiergarten geſtürzt ſeyn; den Angefallenen gleichſam zur Hülfe. Während des Handgemenges, in das beide Theile zum Schein gerathen, ſoll mein Bedienter Emilien ergreifen, als ob er ſie retten wolle, und durch den Thiergarten in das Schloß bringen. — So iſt die Abrede. — Was ſagen Sie nun, Prinz?

Der Prinz. Sie überraſchen mich auf eine ſonderbare Art. — Und eine Bangigkeit überfällt mich — (Marinelli tritt an das Fenſter) Wornach ſehen Sie?

Marinelli Dahinaus muß es ſeyn! — Recht! — und eine Maſke kömmt bereits um die Planke geſprengt; — ohne Zweifel, mir den Erfolg zu berichten. — Entfernen Sie ſich, gnädiger Herr.

Der Prinz. Ah, Marinelli —

Marinelli. Nun? Nicht wahr, nun hab' ich zu viel gethan; und vorhin zu wenig?

Der Prinz. Das nicht. Aber ich ſehe bey alle dem nicht ab — —

Marinelli. Abſehn? — Lieber alles mit eins! — Geſchwind entfernen Sie ſich. — Die Maſke muß Sie nicht ſehen.

(der Prinz geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Marinelli. und bald darauf Angelo.

Marinelli. (der wieder nach dem Fenſter geht) Dort fährt der Wagen langſam nach der Stadt zurück. — So langſam? Und in jedem Schlage ein Bedienter? — Das ſind Anzeigen, die mir nicht gefallen: — daß der Streich wohl nur halb gelungen iſt; — daß man einen Verwundeten gemächlich zurückführet, — und keinen Todten. — Die Maſke ſteigt ab. — Es iſt Angelo ſelbſt. Der Tolldreiſte! — Endlich, hier weiß er die Schliche. — Er winkt mir zu. Er muß ſeiner Sache gewiß ſeyn. — Ha, Herr Graf, der Sie nicht nach Maſſa wollten, und nun noch einen weitern Weg müſſen! — Wer hatte Sie die Affen ſo kennen gelehrt? (indem er nach der Thüre zugeht) Ja wohl ſind ſie hämiſch. — Nun Angelo?

Angelo. (der die Maſke abgenommen) Paſſen Sie auf, Herr Kammerherr! Man muß ſie gleich bringen.

Marinelli. Und wie lief es ſonſt ab?

Angelo. Ich denke ja, recht gut.

Marinelli. Wie ſteht es mit den Grafen?

Angelo. Zu dienen! So, ſo! — Aber er muß Wind gehabt haben. Denn er war nicht ſo ganz unbereitet.

Marinelli. Geſchwind ſage mir, was Du mir zu ſagen haſt! — Iſt er todt?

Angelo. Es thut mir leid um den guten Herrn.

Marinelli. Nun da, für Dein mitleidiges Herz! (giebt ihm einen Beutel mit Gold.)

Angelo. Vollends mein braver Nicolo! der das Bad mit bezahlen müſſen.

Marinelli. So? Verluſt auf beiden Seiten?

Angelo. Ich könnte weinen! um den ehrlichen Jungen! Ob mir ſein Tod ſchon das (indem er den Beutel in der Hand wieget) um ein Viertheil verbeſſert. Denn ich bin ſein Erbe; weil ich ihn gerächet habe. Das iſt ſo unſer Geſetz: ein ſo gutes, meyn' ich, als für Treu und Freundſchaft je gemacht worden. Dieſer Nicolo, Herr Kammerherr —

Marinelli. Mit deinem Nicolo! — Aber der Graf, der Graf —

Angelo. Blitz! der Graf hatte ihn gut gefaßt. Dafür faßt' ich auch wieder den Grafen! — Er ſtürzte; und wenn er noch lebendig zurück in die Kutſche kam: ſo ſteh' ich dafür, daß er nicht lebendig wieder heraus kömmt.

Marinelli. Wenn das nur gewiß iſt, Angelo.

Angelo. Ich will Ihre Kundſchaft verlieren, wenn es nicht gewiß iſt! — Haben Sie noch was zu befehlen? denn mein Weg iſt der weiteſte: wir wollen heute noch über die Gränze.

Marinelli. So geh.

Angelo. Wenn wieder was vorfällt, Herr Kammerherr, — Sie wiſſen, wo ich zu erfragen bin. Was ſich ein andrer zu thun getrauet, wird für mich auch keine Hexerey ſeyn. Und billiger bin ich, als jeder andere. (geht ab.)

Marinelli. Gut das! — Aber doch nicht ſo recht gut. — Pfuy, Angelo! ſo ein Knicker zu ſeyn! Einen zweyten Schuß wäre er ja wohl noch werth geweſen. — Und wie er ſich vielleicht nun martern muß, der arme Graf! — Pfuy, Angelo! Das heißt ſein Handwerk ſehr grauſam treiben; — und verpfuſchen. — Aber davon muß der Prinz noch nichts wiſſen. Er muß erſt ſelbſt finden, wie zuträglich ihm dieſer Tod iſt. — Dieſer Tod! — Was gäb' ich um die Gewißheit! —

Dritter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz. Dort kömmt ſie, die Allee herauf. Sie eilet vor dem Bedienten her. Die Furcht, wie es ſcheinet, beflügelt ihre Füße. Sie muß noch nichts argwohnen. Sie glaubt ſich nur vor Räubern zu retten. — Aber wie lange kann das dauern?

Marinelli. So haben wir ſie doch fürs erſte.

Der Prinz. Und wird die Mutter ſie nicht aufſuchen? Wird der Graf ihr nicht nachkommen? Was ſind wir alsdann weiter? Wie kann ich ſie ihnen vorenthalten?

Marinelli. Auf das alles weiß ich freylich noch nichts zu antworten. Aber wir müſſen ſehen. Gedulden Sie ſich, gnädiger Herr. Der erſte Schritt mußte doch gethan ſeyn. —

Der Prinz. Wozu? wenn wir ihn zurückthun müſſen.

Marinelli. Vielleicht müſſen wir nicht. — Da ſind tauſend Dinge, auf die ſich weiter fußen läßt. — Und vergeſſen Sie denn das Vornehmſte?

Der Prinz. Was kann ich vergeſſen, woran ich ſicher noch nicht gedacht habe? — Das Vornehmſte? was iſt das?

Marinelli. Die Kunſt zu gefallen, zu überreden, — die einem Prinzen, welcher liebt, nie fehlet.

Der Prinz. Wie fehlet? Außer, wo er ſie gerade am nöthigſten brauchte. — Ich habe von dieſer Kunſt ſchon heut' einen zu ſchlechten Verſuch gemacht. Mit allen Schmeicheleyen und Betheurungen konnt' ich ihr auch nicht ein Wort auspreſſen. Stumm und niedergeſchlagen und zitternd ſtand ſie da; wie eine Verbrecherinn, die ihr Todesurtheil höret. Ihre Angſt ſteckte mich an, ich zitterte mit, und ſchloß mit einer Bitte um Vergebung. Kaum getrau' ich mir, ſie wieder anzureden. — Bey ihrem Eintritte wenigſtens wag' ich es nicht zu ſeyn. Sie, Marinelli, müſſen ſie empfangen. Ich will hier in der Nähe hören, wie es abläuft; und kommen, wenn ich mich mehr geſammelt habe.

Vierter Auftritt.

Marinelli, und bald darauf deſſen Bedienter Battiſta mit Emilien.

Marinelli. Wenn ſie ihn nicht ſelbſt ſtürzen geſehen — Und das muß ſie wohl nicht; da ſie ſo fortgeeilet — Sie kömmt. Auch ich will nicht das erſte ſeyn, was ihr hier in die Augen fällt. (er zieht ſich in einen Winkel des Saales zurück.)

Battiſta. Nur hier herein, gnädiges Fräulein.

Emilia. (außer Athem) Ah! — Ah! — Ich danke ihm, mein Freund; — ich dank' ihm. — Aber Gott, Gott! wo bin ich? — Und ſo ganz allein? Wo bleibt meine Mutter? Wo blieb der Graf? — Sie kommen doch nach? mir auf dem Fuße nach?

Battiſta. Ich vermuthe.

Emilia. Er vermuthet? Er weiß es nicht? Er ſah' ſie nicht? — Ward nicht gar hinter uns geſchoſſen? —

Battiſta. Geſchoſſen? — Das wäre! —

Emilia. Ganz gewiß! Und das hat den Grafen, oder meine Mutter getroffen. —

Battiſta. Ich will gleich nach Ihnen ausgehen.

Emilia. Nicht ohne mich. — Ich will mit; ich muß mit: komm Er, mein Freund!

Marinelli. (der plötzlich herzu tritt, als ob er eben herein käme) Ah, gnädiges Fräulein! Was für ein Unglück, oder vielmehr, was für ein Glück, —

was für ein glückliches Unglück verſchafft uns die Ehre —

Emilia. (ſtutzend) Wie? Sie hier, mein Herr? — Ich bin alſo wohl bey Ihnen? — Verzeihen Sie, Herr Kammerherr. Wir ſind von Räubern ohnfern überfallen worden. Da kamen uns gute Leute zu Hülfe; — und dieſer ehrliche Mann hob mich aus dem Wagen, und brachte mich hierher. — Aber ich erſchrecke, mich allein gerettet zu ſehen. Meine Mutter iſt noch in der Gefahr. Hinter uns ward ſogar geſchoſſen. Sie iſt vielleicht todt; — und ich lebe? — Verzeihen Sie. Ich muß fort; ich muß wieder hin, — wo ich gleich hätte bleiben ſollen.

Marinelli. Beruhigen Sie ſich, gnädiges Fräulein. Es ſtehet alles gut; ſie werden bald bey Ihnen ſeyn, die geliebten Perſonen, für die Sie ſo viel zärtliche Angſt empfinden. — Indeß, Battiſta, geh', lauf: ſie dürften vielleicht nicht wiſſen, wo das Fräulein iſt. Sie dürften ſie vielleicht in einem von den Wirthsſchaftshäuſern des Gartens ſuchen. Bringe ſie unverzüglich hierher. (Battiſta geht ab.)

Emilia. Gewiß? Sind ſie alle geborgen? iſt ihnen nichts wiederfahren? — Ah, was iſt dieſer Tag für ein Tag des Schreckens für mich! — Aber ich ſollte nicht hier bleiben; ich ſollte ihnen entgegen eilen —

Marinelli. Wozu das, gnädiges Fräulein? Sie ſind ohnedem ſchon ohne Athem und Kräfte. Erholen Sie ſich vielmehr, und geruhen in ein Zimmer zu treten, wo mehr Bequemlichkeit iſt. — Ich will wetten, daß der Prinz ſchon ſelbſt um Ihre theuere ehrwürdige Mutter iſt, und ſie Ihnen zuführet.

Emilia. Wer, ſagen Sie?

Marinelli. Unſer gnädigſter Prinz ſelbſt.

Emilia. (äußerſt beſtürzt) Der Prinz?

Marinelli. Er floh, auf die erſte Nachricht, Ihnen zu Hülfe. — Er iſt höchſt ergrimmt, daß ein ſolches Verbrechen ihm ſo nahe, unter ſeinen Augen gleichſam hat dürfen gewagt werden. Er läßt den Thätern nachſetzen, und ihre Strafe, wenn ſie ergriffen werden, wird unerhört ſeyn.

Emilia. Der Prinz! — Wo bin ich denn alſo?

Marinelli. Auf Doſalo, dem Luſtſchloſſe des Prinzen.

Emilia. Welch ein Zufall! — Und Sie glauben, daß er gleich ſelbſt erſcheinen könne? — Aber doch in Geſellſchaft meiner Mutter?

Marinelli. Hier iſt er ſchon?

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Emilia. Marinelli.

Der Prinz. Wo iſt ſie? wo? — Wir ſuchen Sie überall, ſchönſtes Fräulein. — Sie ſind doch wohl? — Nun ſo iſt alles wohl! Der Graf, Ihre Mutter, —

Emilia. Ah, gnädigſter Herr! wo ſind ſie? Wo iſt meine Mutter?

Der Prinz. Nicht weit; hier ganz in der Nähe.

Emilia. Gott, in welchem Zuſtande werde ich die eine, oder den andern, vielleicht treffen! Ganz gewiß treffen! — denn Sie verheelen mir, gnädiger Herr — ich ſeh' es, Sie verheelen mir —

Der Prinz. Nicht doch, beſtes Fräulein. — Geben Sie mir Ihren Arm, und folgen Sie mir getroſt.

Emilia. (unentſchloſſen) Aber — wenn ihnen nichts wiederfahren — wenn meine Ahnungen mich trügen: — warum ſind ſie nicht ſchon hier? Warum kamen Sie nicht mit Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz. So eilen Sie doch, mein Fräulein, alle dieſe Schreckenbilder mit eins verſchwinden zu ſehen. —

Emilia. Was ſoll ich thun! (die Hände ringend)

Der Prinz. Wie, mein Fräulein? Sollten Sie einen Verdacht gegen mich hägen? —

Emilia. (die vor ihm niederfällt) Zu Ihren Füßen, gnädiger Herr —

Der Prinz. (ſie aufhebend) Ich bin äußerſt beſchämt. — Ja, Emilia, ich verdiene dieſen ſtummen Vorwurf. — Mein Betragen dieſen Morgen, iſt nicht zu rechtfertigen: — zu entſchuldigen höchſtens. Verzeihen Sie meiner Schwachheit. Ich hätte Sie mit keinem Geſtändniſſe beunruhigen ſollen, von dem ich keinen Vortheil zu erwarten habe. Auch ward ich durch die ſprachloſe Beſtürzung, mit der Sie es anhörten, genugſam beſtraft. — Und könnt' ich ſchon dieſen Zufall, der mir nochmals, ehe alle meine Hoffnung auf ewig verſchwindet, — mir nochmals das Glück Sie zu ſehen und zu ſprechen verſchafft; könnt' ich ſchon dieſen Zufall für den Wink eines günſtigen erklären, — für den wunderbarſten Aufſchub meiner redlichen Verurtheilung erklären, um nochmals um Gnade flehen zu dürfen: ſo will ich doch — Beben Sie nicht, mein Fräulein — einzig und allein von Ihrem Blicke abhangen. Kein Wort, kein Seufzer, ſoll Sie beleidigen. — Nur kränke mich nicht Ihr Mißtrauen. Nur zweifeln Sie keinen Augenblick an der unumſchränkteſten Gewalt, die Sie über mich haben. Nur falle Ihnen nie bey, daß Sie eines andern Schutzes gegen mich bedürfen. — Und nun kommen Sie, mein Fräulein, — kommen Sie, wo Entzückungen auf Sie warten, die Sie mehr billigen. (er führt ſie, nicht ohne Sträuben, ab.) Folgen Sie uns, Marinelli. —

Marinelli. Folgen Sie uns, — das mag heißen: folgen Sie uns nicht! — Was hätte ich ihnen auch zu folgen? Er mag ſehen, wie weit er es unter vier Augen mit ihr bringt. — Alles, was ich zu thun habe, iſt, — zu verhindern, daß ſie nicht geſtöret werden. Von dem Grafen zwar, hoffe ich nun wohl nicht. Aber von der Mutter; von der Mutter! Es ſollte mich ſehr wundern, wenn die ſo ruhig abgezogen wäre, und ihre Tochter im Stiche gelaſſen hätte. — Nun, Battiſta? was giebts?

Sechſter Auftritt.

Battiſta. Marinelli.

Battiſta. (eiligſt) Die Mutter, Herr Kammerherr —

Marinelli. Dacht' ichs doch! — Wo iſt ſie?

Battiſta. Wann Sie ihr nicht zuvorkommen, ſo wird ſie den Augenblick hier ſeyn. — Ich war gar nicht Willens, wie Sie mir zum Schein gebothen, mich nach ihr umzuſehen: als ich ihr Geſchrey von weitem hörte. Sie iſt der Tochter auf der Spur, und wo nur nicht — unſerm ganzen Anſchlage! Alles, was in dieſer einſamen Gegend von Menſchen iſt, hat ſich um ſie verſammelt; und jeder will der ſeyn, der ihr den Weg weiſet. Ob man ihr ſchon geſagt, daß der Prinz hier iſt, daß Sie hier ſind, weiß ich nicht. — Was wollen Sie thun?

Marinelli. Laß ſehen! — (er überlegt) Sie nicht einlaſſen, wenn ſie weiß, daß die Tochter hier iſt? — Das geht nicht. — Freylich, ſie wird Augen machen, wenn ſie den Wolf bey dem Schäfchen ſieht. — Augen? Das möchte noch ſeyn. Aber der Himmel ſey unſern Ohren gnädig! — Nun was? die beſte Lunge erſchöpft ſich; auch ſo gar eine weibliche. Sie hören alle auf zu ſchreyen, wenn ſie nicht mehr können. — Dazu, es iſt doch einmal die Mutter, die wir auf unſerer Seite haben müſſen. — Wenn ich die Mütter recht kenne: — ſo etwas von einer Schwiegermutter eines Prinzen zu ſeyn, ſchmeichelt die meiſten. — Laß ſie kommen, Battiſta, laß ſie kommen!

Battiſta. Hören Sie! hören Sie!

Claudia Galotti. (innerhalb) Emilia! Emilia! Mein Kind, wo biſt du?

Marinelli. Geh, Battiſta, und ſuche nur ihre neugierigen Begleiter zu entfernen.

Siebenter Auftritt.

Claudia Galotti. Battiſta. Marinelli.

Claudia. (die in die Thüre tritt, indem Battiſta heraus gehen will) Ha! der hob ſie aus dem Wagen! Der führte ſie fort! Ich erkenne Dich. Wo iſt ſie? Sprich, Unglücklicher!

Battiſta. Das iſt mein Dank?

Claudia. O, wenn Du Dank verdieneſt: (In einem gelinden Tone) — ſo verzeihe mir, ehrlicher Mann! — Wo iſt ſie? — Laßt mich ſie nicht länger entbehren. Wo iſt ſie?

Battiſta. O, Ihre Gnaden, Sie könnte in dem Schooße der Seligkeit nicht aufgehobner ſeyn. — Hier mein Herr wird Ihre Gnaden zu ihr führen. (gegen einige Leute, welche nachdringen wollen) Zurück da! ihr!

Achter

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Marinelli.

Claudia. Dein Herr? — (erblickt den Marinelli und fährt zurück) Ha! — Das dein Herr? — Sie hier, mein Herr? Und hier meine Tochter? Und Sie, Sie ſollen mich zu ihr führen?

Marinelli. Mit vielem Vergnügen, gnädige Frau.

Claudia. Halten Sie! — Eben fällt mir es bey — Sie waren es ja — nicht? — Der den Grafen dieſen Morgen in meinem Hauſe aufſuchte? mit dem ich ihn allein ließ? mit dem er Streit bekam?

Marinelli. Streit? — Was ich nicht wüßte: ein unbedeutender Wortwechſel in herrſchaftlichen Angelegenheiten —

Claudia. Und Marinelli heißen Sie?

Marinelli. Marcheſe Marinelli.

Claudia. So iſt es richtig. — Hören Sie doch, Herr Marcheſe. — Marinelli war — der Name Marinelli war — begleitet mit einer Verwünſchung — Nein, daß ich den edeln Mann nicht verleumde! — begleitet mit keiner Verwünſchung — Die Verwünſchung denk' ich hinzu. — Der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen.

Marinelli. Des ſterbenden Grafen? Grafen Appiani? — Sie hören, gnädige Frau, was mir in Ihrer ſeltſamen Rede am meiſten auffällt. — Des ſterbenden Grafen? — Was Sie ſonſt ſagen wollen, verſteh' ich nicht.

Claudia (bitter und langſam) Der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen! — Verſtehen Sie nun? — Ich verſtand es erſt auch nicht: ob ſchon mit einem Tone geſprochen — mit einem Tone! — Ich höre ihn noch! Wo waren meine Sinne, daß ſie dieſen Ton nicht ſogleich verſtanden?

Marinelli. Nun, gnädige Frau? — Ich war von je her des Grafen Freund; ſein vertrauteſter Freund. Alſo, wenn er mich noch im Sterben nannte —

Claudia. Mit dem Tone? — Ich kann ihn nicht nachmachen; ich kann ihn nicht beſchreiben: aber er enthielt alles! alles! — Was? Räuber wären es geweſen, die uns anfielen? — Mörder waren es; erkaufte Mörder! — Und Marinelli, Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen! Mit einem Tone!

Marinelli. Mit einem Tone? — Iſt es erhört, auf einen Ton, in einem Augenblicke des Schreckens vernommen, die Anklage eines rechtſchaffnen Mannes zu gründen?

Claudia. Ha, könnt' ich ihn nur vor Gerichte ſtellen, dieſen Ton! — Doch, weh mir! Ich vergeſſe darüber meine Tochter. — Wo iſt ſie? — Wie? auch todt? — Was konnte meine Tochter dafür, daß Appiani dein Feind war?

Marinelli. Ich verzeihe der bangen Mutter. — Kommen Sie, gnädige Frau — Ihre Tochter iſt hier; in einem von den nächſten Zimmern: und hat ſich hoffentlich von ihrem Schrecken ſchon völlig erholt. Mit der zärtlichſten Sorgfalt iſt der Prinz ſelbſt um ſie beſchäfftiget —

Claudia. Wer? — Wer ſelbſt?

Marinelli. Der Prinz.

Claudia. Der Prinz? — Sagen Sie wirklich, der Prinz? — Unſer Prinz?

Marinelli. Welcher ſonſt?

Claudia. Nun dann! — Ich unglückſelige Mutter! — Und ihr Vater! ihr Vater! — Er wird den Tag ihrer Geburt verfluchen. Er wird mich verfluchen.

Marinelli. Um des Himmels willen, gnädige Frau! Was fällt Ihnen nun ein?

Claudia. Es iſt klar! — Iſt es nicht? — Heute im Tempel! vor den Augen der Allerreineſten! in der nähern Gegenwart des Ewigen! — begann das Bubenſtück; da brach es aus! (gegen den Marinelli) Ha, Mörder! feiger, elender Mörder! Nicht tapfer genug, mit eigner Hand zu morden: aber nichtswürdig genug, zu Befriedigung eines fremden Kitzels zu morden! — morden zu laſſen! — Abſchaum aller Mörder! — Was ehrliche Mörder ſind, werden dich unter ſich nicht dulden! Dich! Dich! — Denn warum ſoll ich dir nicht alle meine Galle, allen meinen Geifer mit einem einzigen Worte ins Geſicht ſpeyen? — Dich! Dich Kuppler!

Marinelli. Sie ſchwärmen, gute Frau. — Aber mäßigen Sie wenigſtens Ihr wildes Geſchrey, und bedenken Sie, wo Sie ſind.

Claudia. Wo ich bin? Bedenken, wo ich bin? — Was kümmert es die Löwinn, der man die Jungen geraubet, in weſſen Walde ſie brüllet?

Emilia. (innerhalb) Ha, meine Mutter! Ich höre meine Mutter!

Claudia. Ihre Stimme? Das iſt ſie! Sie hat mich gehört; ſie hat mich gehört. Und ich ſollte nicht ſchreyen? — Wo biſt du, mein Kind? Ich komme, ich komme!

(Sie ſtürzt in das Zimmer, und Marinelli ihr nach.)

◆

Vier-

Vierter Aufzug.

(Die Scene bleibt.)

Erſter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli.

Der Prinz (als aus dem Zimmer von Emilien kommend) Kommen Sie, Marinelli! Ich muß mich erholen — und muß Licht von Ihnen haben.

Marinelli. O der mütterlichen Wut! Ha! ha! ha!

Der Prinz. Sie lachen?

Marinelli. Wenn Sie geſehen hätten, Prinz, wie toll ſich hier, hier im Saale, die Mutter gebehrdete — Sie hörten ſie ja wohl ſchreyen! — und wie zahm ſie auf einmal ward, bey dem erſten Anblicke von Ihnen — — Ha! ha! — Das weiß ich ja wohl, daß keine Mutter einem Prinzen die Augen auskratzt, weil er ihre Tochter ſchön findet.

Der Prinz. Sie ſind ein ſchlechter Beobachter! — Die Tochter ſtürzte der Mutter ohnmächtig

mächtig in die Arme. Darüber vergaß die Mutter ihre Wuth: nicht über mir. Ihre Tochter ſchonte ſie, nicht mich; wenn ſie es nicht lauter, nicht deutlicher ſagte, — was ich lieber ſelbſt nicht gehört, nicht verſtanden haben will.

Marinelli. Was, gnädiger Herr?

Der Prinz. Wozu die Verſtellung? — Heraus damit. Iſt es wahr? oder iſt es nicht wahr?

Marinelli. Und wenn es denn wäre!

Der Prinz. Wenn es denn wäre? — Alſo iſt es? — Er iſt todt? todt? — (drohend) Marinelli! Marinelli!

Marinelli. Nun?

Der Prinz. Bey Gott! bey dem allgerechten Gott! ich bin unſchuldig an dieſem Blute. — Wenn Sie mir vorher geſagt hätten, daß es dem Grafen das Leben koſten werde — Nein, nein! und wenn es mir ſelbſt das Leben gekoſtet hätte! —

Marinelli. Wenn ich Ihnen vorher geſagt hätte? — Als ob ſein Tod in meinem Plane geweſen wäre! Ich hatte es dem Angelo auf die Seele gebunden, zu verhüten, daß niemanden Leides geſchähe. Es wurde auch ohne die geringſte

Gewaltthätigkeit abgelaufen ſeyn, wenn ſich der Graf nicht die erſte erlaubt hätte. Er ſchoß Knall und Fall den einen nieder.

Der Prinz. Wahrlich; er hätte ſollen Spaß verſtehen!

Marinelli. Daß Angelo ſodann in Wuth kam, und den Tod ſeines Gefährten rächte —

Der Prinz. Freylich, das iſt ſehr natürlich!

Marinelli. Ich hab' es ihm genug verwieſen.

Der Prinz. Verwieſen? Wie freundſchaftlich! — Warnen Sie ihn, daß er ſich in meinem Gebiethe nicht betreten läßt. Mein Verweiß möchte ſo freundſchaftlich nicht ſeyn.

Marinelli. Recht wohl! — Ich und Angelo; Vorſatz und Zufall: alles iſt eins. — Zwar ward es voraus bedungen, zwar ward es voraus verſprochen, daß keiner der Unglücksfälle, die ſich dabey eräugnen könnten, mir zu Schulden kommen ſolle —

Der Prinz. Die ſich dabey eräugnen — könnten, ſagen Sie? oder ſollten?

Marinelli. Immer beſſer! — Doch, gnädiger Herr, — ehe Sie mir es mit dem trocknen

Worte ſagen, wofür Sie mich halten — eine einzige Vorſtellung! Der Tod des Grafen iſt mir nichts weniger, als gleichgültig. Ich hatte ihn ausgefodert; er war mir Genugthuung ſchuldig, er iſt ohne dieſe aus der Welt gegangen; und meine Ehre bleibt beleidiget. Geſetzt, ich verdiente unter jeden andern Umſtänden den Verdacht, den Sie gegen mich hägen: aber auch unter dieſen? — (mit einer angenommenen Hitze) Wer das von mir denken kann! —

Der Prinz. (nachgebend) Nun gut, nun gut —

Marinelli. Daß er noch lebte! O daß er noch lebte! Alles, alles in der Welt wollte ich darum geben — (bitter) ſelbſt die Gnade meines Prinzen, — dieſe unſchätzbare, nie zu verſcherzende Gnade — wollt' ich drum geben!

Der Prinz. Ich verſtehe. — Nun gut, nun gut. Sein Tod war Zufall, bloßer Zufall. Sie verſichern es; und ich, ich glaub' es. — Aber wer mehr? Auch die Mutter? Auch Emilia? — Auch die Welt?

Marinelli. (kalt) Schwerlich.

Der Prinz. Und wenn man es nicht glaubt, was wird man denn glauben? — Sie zucken die Achſel? — Ihren Angelo wird man für das Werkzeug, und mich für den Thäter halten —

Marinelli. (noch kälter) Wahrſcheinlich genug.

Der Prinz. Mich! mich ſelbſt! — Oder ich muß von Stund an alle Abſicht auf Emilien aufgeben —

Marinelli. (höchſt gleichgültig) Was Sie auch gewußt hätten — wenn der Graf noch lebte. —

Der Prinz. (heftig, aber ſich gleich wieder faſſend) Marinelli! — Doch, Sie ſollen mich nicht wild machen. — Es ſey ſo — Es iſt ſo! Und das wollen Sie doch nur ſagen: der Tod des Grafen iſt für mich ein Glück — Das gröſte Glück, was mir begegnen konnte, — das einzige Glück, was meiner Liebe zu ſtatten kommen konnte. Und als dieſes, — mag er doch geſchehen ſeyn, wie er will! — Ein Graf mehr in der Welt, oder weniger! Denke ich Ihnen ſo recht? — Topp! auch ich erſchrecke vor einem kleinen Verbrechen nicht. Nur, guter Freund, muß es ein kleines Verbrechen, ein kleines heilſames Verbrechen ſeyn. Und ſehen Sie, unſeres da, wäre nun gerade weder ſtille noch heilſam. Es hätte den Weg zwar gereiniget, aber zugleich geſperrt. Jedermann würde es uns auf den Kopf zuſagen, — und leider hätten wir es gar nicht einmal begangen! — Das liegt doch wohl nur blos an Ihren weiſen, wunderbaren Anſtalten?

Marinelli. Wenn Sie ſo befehlen —

Der Prinz. Woran ſonſt? — Ich will Rede!

Marinelli. Es kömmt mehr auf meine Rechnung, was nicht darauf gehört.

Der Prinz. Rede will ich!

Marinelli. Nun dann. Was läge an meinen Anſtalten? daß den Prinzen bey dieſem Unfalle ein ſo ſichtbarer Verdacht trifft? — An dem Meiſterſtreiche liegt das, den er ſelbſt meinen Anſtalten mit einzumengen die Gnade hatte.

Der Prinz. Ich?

Marinelli. Er erlaube mir, ihm zu ſagen, daß der Schritt, den er heute Morgen in der Kirche gethan, — mit ſo vielem Anſtande er ihn auch gethan — ſo unvermeidlich er ihn auch thun mußte — daß dieſer Schritt dennoch nicht in den Tanz gehörte.

Der Prinz. Was verdarb er denn auch?

Marinelli. Freylich nicht den ganzen Tanz; aber doch voritzo den Takt.

Der Prinz. Hm! Verſteh' ich Sie?

Marinelli. Alſo, kurz und einfältig. Da ich die Sache übernahm, nicht wahr, da wußte Emilia von der Liebe des Prinzen noch nichts? Emiliens Mutter noch weniger. Wenn ich nun auf dieſen Umſtand baute? und der Prinz indeß den Grund meines Gebäudes untergrub? —

Der Prinz. (ſich vor die Stirne ſchlagend) Verwünſcht!

Marinelli. Wenn er es nun ſelbſt verrieth, was er im Schilde führe?

Der Prinz. Verdammter Einfall!

Marinelli. Und wenn er es nicht ſelbſt verrathen hätte? — Traun! Ich möchte doch wiſſen, aus welcher meiner Anſtalten, Mutter oder Tochter den geringſten Argwohn gegen ihn ſchöpfen könnte?

Der Prinz. Daß Sie Recht haben!

Marinelli. Daran thu' ich freylich ſehr Unrecht — Sie werden verzeihen, gnädiger Herr —

Zwey-

Zweyter Auftritt.

Battiſta. Der Prinz. Marinelli.

Battiſta. (eiligſt) Eben kömmt die Gräfinn an.

Der Prinz. Die Gräfinn? Was für eine Gräfinn?

Battiſta. Orſina.

Der Prinz. Orſina? — Marinelli! — Orſina? — Marinelli!

Marinelli. Ich erſtaune darüber, nicht weniger als Sie ſelbſt.

Der Prinz. Geh, lauf, Battiſta: ſie ſoll nicht ausſteigen. Ich bin nicht hier. Ich bin für ſie nicht hier. Sie ſoll augenblicklich wieder umkehren. Geh, lauf! — (Battiſta geht ab) Was will die Närrinn? Was unterſteht ſie ſich? Wie weiß ſie, daß wir hier ſind? Sollte ſie wohl auf Kundſchaft kommen? Sollte ſie wohl ſchon etwas vernommen haben? — Ah, Marinelli! So reden Sie, ſo antworten Sie doch! — Iſt er beleidiget der Mann, der mein Freund ſeyn will? Und durch einen elenden Wortwechſel beleidiget? Soll ich ihn um Verzeihung bitten?

Marinelli. Ah, mein Prinz, ſo bald Sie wieder Sie ſind, bin ich mit ganzer Seele wieder der Ihrige! — Die Ankunft der Orſina iſt mir ein Räthſel, wie Ihnen. Doch abweiſen wird ſie ſchwerlich ſich laſſen. Was wollen Sie thun?

Der Prinz. Sie durchaus nicht ſprechen; mich entfernen —

Marinelli. Wohl! und nur geſchwind. Ich will ſie empfangen —

Der Prinz. Aber blos, um ſie gehen zu heißen. — Weiter geben Sie mit ihr ſich nicht ab. Wir haben andere Dinge hier zu thun —

Marinelli. Nicht doch, Prinz! Dieſe andern Dinge ſind gethan. Faſſen Sie doch Muth! Was noch fehlt, kömmt ſicherlich von ſelbſt. — Aber hör' ich ſie nicht ſchon? — Eilen Sie, Prinz! — Da, (auf ein Kabinett zeigend, in welches ſich der Prinz begiebt) wenn Sie wollen, werden Sie uns hören können. — Ich fürchte, ich fürchte, ſie iſt nicht zu ihrer beſten Stunde ausgefahren.

Dritter Auftritt.

Die Gräfinn Orſina. Marinelli.

Orſina. (ohne den Marinelli anfangs zu erblicken) Was iſt das? — Niemand kömmt mir entgegen, außer ein Unverſchämter, der mir lieber gar den Eintritt verweigert hätte? — Ich bin doch zu Doſalo? Zu dem Doſalo, wo mir ſonſt ein ganzes Heer geſchäfftiger Augendiener entgegen ſtürzte? wo mich ſonſt Lieb' und Entzücken erwarteten? — Der Ort iſt es: aber, aber! — Sieh' da, Marinelli! — Recht gut, daß der Prinz Sie mitgenommen. — Nein, nicht gut! Was ich mit ihm auszumachen hätte, hätte ich nur mit ihm auszumachen. — Wo iſt er?

Marinelli. Der Prinz, meine gnädige Gräfinn?

Orſina. Wer ſonſt?

Marinelli. Sie vermuthen ihn alſo hier? wiſſen ihn hier? — Er wenigſtens iſt der Gräfinn Orſina hier nicht vermuthend.

Orſina. Nicht? So hat er meinen Brief heute Morgen nicht erhalten?

Marinelli. Ihren Brief? Doch ja; ich erinnere mich, daß er eines Briefes von Ihnen erwähnte.

Orſina Nun? habe ich ihn nicht in dieſem Briefe auf heute um eine Zuſammenkunft hier auf Doſalo gebeten? — Es iſt wahr, es hat ihm nicht beliebet, mir ſchriftlich zu antworten. Aber ich erfuhr, daß er eine Stunde darauf wirklich nach Doſalo abgefahren. Ich glaubte, daß ſey Antworts genug; und ich komme.

Marinelli. Ein ſonderbarer Zufall!

Orſina. Zufall? — Sie hören ja, daß es verabredet worden. So gut, als verabredet. Von meiner Seite, der Brief: von ſeiner, die That. — Wie er da ſteht, der Herr Marcheſe! Was er für Augen macht! Wundert ſich das Gehirnchen? und worüber denn?

Marinelli. Sie ſchienen geſtern ſo weit entfernt, dem Prinzen jemals wieder vor die Augen zu kommen.

Orſina. Beßrer Rath kömmt über Nacht. — Wo iſt er? wo iſt er? — Was gilts, er iſt in dem Zimmer, wo ich das Gequicke, das Gekreuſche hörte? — Ich wollte herein, und der Schurcke vom Bedienten trat vor.

Marinelli. Meine liebſte, beſte Gräfinn —

Orſina. Es war ein weibliches Gekreuſche. Was gilts, Marinelli? — O ſagen Sie mir doch, ſagen Sie mir — wenn ich anders Ihre liebſte, beſte Gräfinn bin — Verdammt, über das Hofgeſchmeiß! So viel Worte, ſo viel Lügen! — Nun, was liegt daran, ob Sie mir es voraus ſagen, oder nicht? Ich werd' es ja wohl ſehen. (will gehen.)

Marinelli. (der ſie zurück hält) Wohin?

Orſina. Wo ich längſt ſeyn ſollte. — Denken Sie, daß es ſchicklich iſt, mit Ihnen hier in dem Vorgemache einen elenden Schnickſchnack zu halten, indeß der Prinz in dem Gemache auf mich wartet?

Marinelli. Sie irren ſich, gnädige Gräfinn. Der Prinz erwartet Sie nicht. Der Prinz kann Sie hier nicht ſprechen, — will Sie nicht ſprechen.

Orſina. Und wäre doch hier? und wäre doch auf meinen Brief hier?

Marinelli. Nicht auf Ihren Brief —

Orſina. Den er ja erhalten, ſagen Sie —

Marinelli. Erhalten, aber nicht geleſen.

Orſina. (heftig) Nicht geleſen? — (minder heftig) Nicht geleſen? — (wehmüthig, und eine Thräne aus dem Auge wiſchend) Nicht einmal geleſen?

Marinelli. Aus Zerſtreuung, weiß ich, — Nicht aus Verachtung.

Orſina. (ſtolz) Verachtung? — Wer denkt daran? — Wem brauchen Sie das zu ſagen? — Sie ſind ein unverſchämter Tröſter, Marinelli! — Verachtung! Verachtung! Mich verachtet man auch! mich! — (gelinder, bis zum Tone der Schwermuth) Freylich liebt er mich nicht mehr. Das iſt ausgemacht. Und an die Stelle der Liebe trat in ſeiner Seele etwas anders. Das iſt natürlich. Aber warum denn eben Verachtung? Es braucht ja nur Gleichgültigkeit zu ſeyn. Nicht wahr, Marinelli?

Marinelli. Allerdings, allerdings.

Orſina. (höhniſch) Allerdings? — O des weiſen Mannes, den man ſagen laſſen kann, was man will! — Gleichgültigkeit! Gleichgültigkeit an die Stelle der Liebe? — Das heißt, Nichts an die Stelle von Etwas. Denn lernen Sie, nachplauderndes Hofmännchen, lernen Sie von einem Weibe, daß Gleichgültigkeit ein leeres Wort, ein bloßer Schall iſt, dem nichts, gar nichts entſpricht. Gleichgültig iſt die Seele nur gegen das, woran ſie nicht denkt; nur gegen ein Ding, das für ſie kein Ding iſt. Und nur gleichgültig für ein Ding, das kein Ding iſt, — das iſt ſo viel, als gar nicht gleichgültig. — Iſt dir das zu hoch, Menſch?

Marinelli. (vor ſich) O weh! wie wahr iſt es, was ich fürchtete.

Orſina. Was murmeln Sie da?

Marinelli. Lauter Bewunderung! — Und wem iſt es nicht bekannt, gnädige Gräfinn, daß Sie eine Philoſophinn ſind?

Orſina. Nicht wahr? — Ja, ja; ich bin eine. — Aber habe ich mir es itzt merken laſſen, daß ich eine bin? — O pfuy, wenn ich mir es habe merken laſſen; und wenn ich mir es öfterer habe merken laſſen! Iſt es wohl noch Wunder, daß mich der Prinz verachtet? Wie kann ein

Mann ein Ding lieben, das, ihm zum Trotze, auch denken will? Ein Frauenzimmer, das denket, iſt eben ſo ekel als ein Mann, der ſich ſchminket. Lachen ſoll es, nichts als lachen, um immerdar den geſtrengen Herrn der Schöpfung, bey guter Laune zu erhalten. — Nun, worüber lach' ich denn gleich, Marinelli? — Ach, ja wohl! Ueber den Zufall! daß ich dem Prinzen ſchreibe, er ſoll nach Doſalo kommen; daß der Prinz meinen Brief nicht lieſet, und daß er doch nach Doſalo kömmt. Ha! ha! ha! Wahrlich ein ſonderbarer Zufall! Sehr luſtig, ſehr närriſch! — Und Sie lachen nicht mit, Marinelli? — Mitlachen kann ja wohl der geſtrenge Herr der Schöpfung, ob wir arme Geſchöpfe gleich nicht mitdenken dürfen. — (ernſthaft und befehlend) So lachen Sie doch!

Marinelli. Gleich, gnädige Gräfinn, gleich!

Orſina. Stock! Und darüber geht der Augenblick vorbey. Nein, nein, lachen Sie nur nicht. — Denn ſehen Sie, Marinelli, (nachdenkend bis zur Rührung) was mich ſo herzlich zu lachen macht, das hat auch ſeine ernſthafte — ſehr ernſthafte Seite. Wie alles in der Welt! — Zufall?

Ein Zufall wär' es, daß der Prinz nicht daran gedacht, mich hier zu ſprechen, und mich doch hier ſprechen muß? Ein Zufall? — Glauben Sie mir, Marinelli: das Wort Zufall iſt Gotteslåſterung. Nichts unter der Sonne iſt Zufall; — am wenigſten das, wovon die Abſicht ſo klar in die Augen leuchtet. — Allmåchtige, allgůtige Vorſicht, vergieb mir, daß ich mit dieſem albernen Sůnder einen Zufall genennet habe, was ſo offenbar dein Werk, wohl gar dein unmittelbares Werk iſt! — (haſtig gegen Marinelli) Kommen Sie mir, und verleiten Sie mich noch einmal zu ſo einem Frevel!

Marinelli. (vor ſich) Das geht weit! — Aber gnådige Gråfinn —

Orſina. Still mit dem Aber! Die Aber koſten Ueberlegung: — und mein Kopf! mein Kopf! (ſich mit der Hand die Stirne haltend) — Machen Sie, Marinelli, machen Sie, daß ich ihn bald ſpreche, den Prinzen; ſonſt bin ich es wohl gar nicht im Stande. — Sie ſehen, wir ſollen uns ſprechen; wir můſſen uns ſprechen —

Vier=

Vierter Auftritt.

Der Prinz. Orſina. Marinelli.

Der Prinz (indem er aus dem Kabinette tritt, vor ſich) Ich muß ihm zu Hülfe kommen —

Orſina. (die ihn erblickt, aber unentſchlüßig bleibt, ob ſie auf ihn zu gehn ſoll) Ha! da iſt er.

Der Prinz. (geht quer über den Saal, bey ihr vorbey, nach den andern Zimmern, ohne ſich im Reden aufzuhalten) Sieh da! unſere ſchöne Gräfinn. — Wie ſehr betaure ich, Madame, daß ich mir die Ehre Ihres Beſuchs für heute ſo wenig zu Nutze machen kann! Ich bin beſchäfftiget. Ich bin nicht allein. — Ein andermal, meine liebe Gräfinn! Ein andermal. — Itzt halten Sie länger ſich nicht auf. Ja nicht länger! — Und Sie, Marinelli, ich erwarte Sie. —

Fünfter Auftritt.

Orſina. Marinelli.

Marinelli. Haben Sie es, gnädige Gräfinn, nun von ihm ſelbſt gehört, was Sie mir nicht glauben wollen?

Orſina. (wie betäubt) Hab' ich, hab' ich wirklich?

Marinelli. Wirklich.

Orſina (mit Rührung) „Ich bin beſchäfftiget. Ich bin nicht allein.„ Iſt das die Entſchuldigung ganz, die ich werth bin? Wen weiſet man damit nicht ab? Jeden Ueberläſtigen, jeden Bettler. Für mich keine einzige Lüge mehr? Keine einzige kleine Lüge mehr, für mich? — Beſchäfftiget? womit denn? Nicht allein? wer wäre denn bey ihm? — Kommen Sie, Marinelli; aus Barmherzigkeit, lieber Marinelli! Lügen Sie mir eines auf eigene Rechnung vor. Was koſtet Ihnen denn eine Lüge? — Was hat er zu thun? Wer iſt bey ihm? — Sagen Sie mir; ſagen Sie mir, was Ihnen zuerſt in den Mund kömmt, — und ich gehe.

Marinelli. (vor ſich) Mit dieſer Bedingung, kann ich ihr ja wohl einen Theil der Wahrheit ſagen.

Orſina. Nun? Geſchwind, Marinelli; und ich gehe. — Er ſagte ohnedem, der Prinz: „Ein andermal, meine liebe Gräfinn!„ Sagte er nicht
ſo?

ſo? — Damit er mir Wort hält, damit er keinen Vorwand hat, mir nicht Wort zu halten: geſchwind, Marinelli, Ihre Lüge; und ich gehe.

Marinelli. Der Prinz, liebe Gräfinn, iſt wahrlich nicht allein. Es ſind Perſonen bey ihm, von denen er ſich keinen Augenblick abmüßigen kann; Perſonen, die eben einer großen Gefahr entgangen ſind. Der Graf Appiani —

Orſina. Wäre bey ihm? — Schade, daß ich über dieſe Lüge Sie ertappen muß. Geſchwind eine andere. — Denn Graf Appiani, wenn Sie es noch nicht wiſſen, iſt eben von Räubern erſchoſſen worden. Der Wagen mit ſeinem Leichname begegnete mir kurz vor der Stadt. — Oder iſt er nicht? Hätte es mir blos geträumet?

Marinelli. Leider nicht blos geträumet! — Aber die Andern, die mit dem Grafen waren, haben ſich glücklich hierher nach dem Schloſſe gerettet: ſeine Braut nehmlich, und die Mutter der Braut, mit welchen er nach Sabionetta zu ſeiner feyerlichen Verbindung fahren wollte.

Orſina. Alſo die? Die ſind bey dem Prinzen? die Braut? und die Mutter der Braut? — Iſt die Braut ſchön?

Marinelli. Dem Prinzen geht ihr Unfall ungemein nahe.

Orſina. Ich will hoffen; auch wenn ſie häßlich wäre. Denn ihr Schickſal iſt ſchrecklich. — Armes, gutes Mädchen, eben da er dein auf immer werden ſollte, wird er dir auf immer entriſſen! — Wer iſt ſie denn, dieſe Braut? Kenn' ich ſie gar? — Ich bin ſo lange aus der Stadt, daß ich von Nichts weiß.

Marinelli. Es iſt Emilia Galotti.

Orſina. Wer? — Emilia Galotti? Emilia Galotti? — Marinelli! daß ich dieſe Lüge nicht für Wahrheit nehme!

Marinelli. Wie ſo?

Orſina. Emilia Galotti?

Marinelli. Die Sie ſchwerlich kennen werden —

Orſina. Doch! doch! Wenn es auch nur von heute wäre. — Im Ernſt, Marinelli? Emilia

Galotti? — Emilia Galotti wäre die unglückliche Braut, die der Prinz tröſtet?

Marinelli. (vor ſich) Sollte ich ihr ſchon zu viel geſagt haben?

Orſina. Und Graf Appiani war der Bräutigam dieſer Braut? der eben erſchoſſene Appiani?

Marinelli. Nicht anders.

Orſina. Bravo! o bravo! bravo! (in die Hände ſchlagend.)

Marinelli. Wie das?

Orſina. Küſſen möcht' ich den Teufel, der ihn dazu verleitet hat!

Marinelli. Wen? verleitet? wozu?

Orſina. Ja, küſſen, küſſen möcht' ich ihn — Und wenn Sie ſelbſt dieſer Teufel wären, Marinelli.

Marinelli. Gräfinn!

Orſina. Kommen Sie her! Sehen Sie mich an! ſteif an! Aug' in Auge!

Marinelli. Nun?

Orſina. Wiſſen Sie nicht, was ich denke?

Marinelli. Wie kann ich das?

Orſina. Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli. Woran?

Orſina. Schwören Sie! — Nein, ſchwören Sie nicht. Sie möchten eine Sünde mehr begehen — Oder ja; ſchwören Sie nur. Eine Sünde mehr oder weniger für einen, der doch verdammt iſt! — Haben Sie keinen Antheil daran?

Marinelli. Sie erſchrecken mich, Gräfinn.

Orſina. Gewiß? — Nun, Marinelli, argwohnet Ihr gutes Herz auch nichts?

Marinelli. Was? worüber?

Orſina. Wohl, — ſo will ich Ihnen etwas vertrauen; — etwas, das Ihnen jedes Haar auf dem Kopfe zu Berge ſträuben ſoll. — Aber hier, ſo nahe an der Thüre, möchte uns jemand hören. Kommen Sie hierher. — Und! (indem ſie den Finger auf den Mund legt) Hören Sie! ganz in geheim! ganz in geheim! (und ihren Mund ſeinem Ohre nähert, als ob ſie ihm zuflüſtern wollte, was ſie aber ſehr laut ihm zuſchreyet) Der Prinz iſt ein Mörder!

Marinelli. Gräfinn, — Gräfinn — ſind Sie ganz von Sinnen?

Orſina. Von Sinnen? Ha! ha! ha! (aus vollem Halſe lachend) Ich bin ſelten, oder nie, mit meinem Verſtande ſowohl zufrieden geweſen, als eben itzt. — Zuverläßig, Marinelli; — aber es bleibt unter uns — (leiſe) der Prinz iſt ein Mörder! Des Grafen Appiani Mörder! — Den haben nicht Räuber, den haben Helfershelfer des Prinzen, den hat der Prinz umgebracht!

Marinelli. Wie kann Ihnen ſo eine Abſcheulichkeit in den Mund, in die Gedanken kommen?

Orſina. Wie? — Ganz natürlich. — Mit dieſer Emilia Galotti, die hier bey ihm iſt, — deren Bräutigam ſo über Hals über Kopf ſich aus der Welt trollen müſſen, — mit dieſer Emilia Galotti hat der Prinz heute Morgen, in der Halle bey den Dominikanern, ein Langes und Breites geſprochen. Das weiß ich; das haben meine Kundſchafter geſehen. Sie haben auch gehört, was er mit ihr geſprochen. — Nun, guter Herr? Bin ich von Sinnen? Ich reime, dächt' ich, doch noch ſo ziemlich zuſammen, was zuſammen gehört. — Oder trifft auch das nur ſo von ungefähr zu? Iſt Ihnen auch das Zufall? O, Marinelli, ſo verſtehen Sie auf die Bosheit der Menſchen ſich eben ſo ſchlecht, als auf die Vorſicht.

Marinelli. Gräfinn, Sie würden ſich um den Hals reden —

Orſina. Wenn ich das mehrern ſagte? — Deſto beſſer, deſto beſſer! — Morgen will ich es auf dem Markte ausrufen. — Und wer mir widerſpricht — wer mir widerſpricht, der war des Mörders Spießgeſelle. — Leben Sie wohl. (indem ſie fortgehen will, begegnet ſie an der Thüre dem alten Galotti, der eiligſt hereintritt.)

Sechſter Auftritt.

Odoardo Galotti. Die Gräfinn.
Marinelli.

Odoardo Gal. Verzeihen Sie, gnädige Frau —

Orſina. Ich habe hier nichts zu verzeihen. Denn ich habe hier nichts übel zu nehmen — An dieſen Herrn wenden Sie ſich. (ihn nach dem Marinelli weiſend.)

Marinelli. (indem er ihn erblickt, vor ſich) Nun vollends! der Alte! —

Odoardo. Vergeben Sie, mein Herr, einem Vater, der in der äußerſten Beſtürzung iſt, — daß er ſo unangemeldet hereintritt.

Orſina. Vater? (kehrt wieder um) Der Emilia, ohne Zweifel. — Ha, willkommen!

Odoardo. Ein Bedienter kam mir entgegen geſprengt, mit der Nachricht, daß hierherum die Meinigen in Gefahr wären. Ich fliege herzu, und höre, daß der Graf Appiani verwundet worden; daß er nach der Stadt zurückgekehret; daß meine Frau und Tochter ſich in das Schloß gerettet. — Wo ſind ſie, mein Herr? wo ſind ſie?

Marinelli. Seyn Sie ruhig, Herr Oberſter. Ihrer Gemahlinn und Ihrer Tochter iſt nichts Uebels wiederfahren; den Schreck ausgenommen. Sie befinden ſich beide wohl. Der Prinz iſt bey ihnen. Ich gehe ſogleich, Sie zu melden.

Odoardo. Warum melden? erſt melden?

Marinelli. Aus Urſachen — von wegen — Von wegen des Prinzen. Sie wiſſen, Herr Oberſter, wie Sie mit dem Prinzen ſtehen. Nicht auf dem freundſchaftlichſten Fuſſe. So gnädig er ſich gegen Ihre Gemahlinn und Tochter bezeiget: — es ſind Damen — Wird darum auch Ihr unvermutheter Anblick ihm gelegen ſeyn?

Odoardo. Sie haben Recht, mein Herr; Sie haben Recht.

Marinelli. Aber, gnädige Gräfinn, — kann ich vorher die Ehre haben, Sie nach Ihren Wagen zu begleiten?

Orſina. Nicht doch, nicht doch.

Marinelli. (ſie bey der Hand nicht unſanft ergreifend) Erlauben Sie, daß ich meine Schuldigkeit beobachte. —

Orſina. Nur gemach! — Ich erlaſſe Sie deren, mein Herr. — Daß doch immer Ihres gleichen Höflichkeit zur Schuldigkeit machen; um was eigentlich ihre Schuldigkeit wäre, als die Nebenſache betreiben zu dürfen! — Dieſen würdigen Mann je eher je lieber zu melden, das iſt Ihre Schuldigkeit.

Marinelli. Vergeſſen Sie, was Ihnen der Prinz ſelbſt befohlen?

Orſina. Er komme, und befehle es mir noch einmal. Ich erwarte ihn.

Marinelli. (leiſe zu dem Oberſten, den er bey Seite ziehet) Mein Herr, ich muß Sie hier mit einer Dame laſſen, die — der — mit deren Verſtande — Sie verſtehen mich. Ich ſage Ihnen dieſes, damit Sie wiſſen, was Sie auf ihre Reden zu geben haben, — deren ſie oft ſehr ſeltſame führet. Am beſten, Sie laſſen ſich mit ihr nicht ins Wort.

Odoardo. Recht wohl. — Eilen Sie nur, mein Herr.

Siebenter Auftritt.

Die Gräfinn Orſina. Odoardo Galotti.

Orſina. (nach einigem Stillſchweigen, unter welchem ſie den Oberſten mit Mitleid betrachtet; ſo wie er ſie, mit einer flüchtigen Neugierde) Was er Ihnen auch da geſagt hat, unglücklicher Mann! —

Odoardo. (halb vor ſich, halb gegen ſie) Unglücklicher?

Orſina. Eine Wahrheit war es gewiß nicht; — am wenigſten eine von denen, die auf Sie warten.

Odoardo. Auf mich warten? — Weiß ich nicht ſchon genug? — Madame! — Aber, reden Sie nur, reden Sie nur.

Orſina. Sie wiſſen nichts.

Odoardo. Nichts?

Orſina. Guter, lieber Vater! — Was gäbe ich darum, wann Sie auch mein Vater wären! — Verzeihen Sie! Die Unglücklichen ketten ſich ſo gern an einander. — Ich wollte treulich Schmerz und Wuth mit Ihnen theilen.

Odoardo. Schmerz und Wuth? Madame! — Aber ich vergeſſe — Reden Sie nur.

Orſina. Wenn es gar Ihre einzige Tochter — Ihr einziges Kind wäre! — Zwar einzig, oder nicht. Das unglückliche Kind, iſt immer das einzige.

Odoardo. Das unglückliche? — Madame! — Was will ich von ihr? — Doch, bey Gott, ſo ſpricht keine Wahnwitzige!

Orſina. Wahnwitzige? Das war es alſo, was er Ihnen von mir vertraute? — Nun, nun; es mag leicht keine von ſeinen gröbſten Lügen ſeyn. — Ich fühle ſo was! — Und glauben Sie, glauben Sie mir: wer über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verlieret, der hat keinen zu verlieren. —

Odoardo. Was ſoll ich denken?

Orſina. Daß Sie mich alſo ja nicht verachten! — Denn auch Sie haben Verſtand, guter Alter; auch Sie. — Ich ſeh' es an dieſer entſchloſſenen, ehrwürdigen Miene. Auch Sie haben Verſtand; und es koſtet mich ein Wort, — ſo haben Sie keinen.

Odoardo. Madame! — Madame! — Ich habe ſchon keinen mehr, noch ehe Sie mir dieſes Wort ſagen, wenn Sie mir es nicht bald ſagen. — Sagen Sie es! ſagen Sie es! — Oder es iſt nicht wahr, — es iſt nicht wahr, daß Sie von jener guten, unſers Mitleids, unſerer Hochachtung ſo würdigen Gattung der Wahnwitzigen ſind — Sie ſind eine gemeine Thörinn. Sie haben nicht, was Sie nie hatten.

Orſina. So merken Sie auf! — Was wiſſen Sie, der Sie ſchon genug wiſſen wollen? Daß Appiani verwundet worden? Nur verwundet? — Appiani iſt todt!

Odoardo. Todt? todt? — Ha, Frau, das iſt wider die Abrede. Sie wollen mich um den Verſtand bringen: und Sie brechen mir das Herz.

Orſina. Das beyher! — Nur weiter. — Der Bräutigam iſt todt: und die Braut — Ihre Tochter — ſchlimmer als todt.

Odoardo. Schlimmer? ſchlimmer als todt? — Aber doch zugleich, auch todt? — Denn ich kenne nur Ein Schlimmeres —

Orſina. Nicht zugleich auch todt. Nein, guter Vater, nein! — Sie lebt, ſie lebt. Sie wird nun erſt recht anfangen zu leben. — Ein Leben voll Wonne! Das ſchönſte, luſtigſte Schlaraffenleben, — ſo lang' es dauert.

Odoardo. Das Wort, Madame; das einzige Wort, das mich um den Verſtand bringen ſoll! heraus damit! — Schütten Sie nicht Ihren Tropfen Gift in einen Eimer. — Das einzige Wort! geſchwind.

Orſina. Nun da; buchſtabiren Sie es zuſammen! — Des Morgens, ſprach der Prinz Ihre Tochter in der Meſſe; des Nachmittags, hat er ſie auf ſeinem Luſt — Luſtſchloſſe.

Odoardo. Sprach ſie in der Meſſe? Der Prinz meine Tochter?

Orſina. Mit einer Vertraulichkeit! mit einer Innbrunſt! — Sie hatten nichts Kleines abzureden. Und recht gut, wenn es abgeredet worden; recht gut, wenn Ihre Tochter freywillig ſich hierher gerettet! Sehen Sie: ſo iſt es doch keine gewaltſame Entführung; ſondern blos ein kleiner — kleiner Meuchelmord.

Odoardo. Verleumdung! verdammte Verleumdung! Ich kenne meine Tochter. Iſt es Meuchelmord: ſo iſt es auch Entführung. — (blickt wild um ſich, und ſtampft und ſchäumet) Nun, Claudia? Nun, Mütterchen? — Haben wir nicht Freude erlebe! O des gnädigen Prinzen! O der ganz beſondern Ehre!

Orſina. Wirkt es, Alter! wirkt es?

Odoardo. Da ſteh' ich nun vor der Höhle des Räubers — (indem er den Rock von beiden Seiten aus einander ſchlägt, und ſich ohne Gewehr ſieht) Wunder, daß ich aus Eilfertigkeit nicht auch die Hände zurück gelaſſen! — (an alle Schubſäcke fühlend, als etwas ſuchend) Nichts! gar nichts! nirgends!

Orſina. Ha, ich verſtehe! — Damit kann ich aushelfen! — Ich hab' einen mitgebracht. (einen Dolch hervorziehend) Da nehmen Sie! Nehmen Sie geſchwind, eh uns jemand ſehe. — Auch hätte ich noch etwas, — Gift. Aber Gift iſt nur für uns Weiber; nicht für Männer. — Nehmen Sie ihn! (ihm den Dolch aufdringend) Nehmen Sie!

Odoardo. Ich danke, ich danke. — Liebes Kind, wer wieder ſagt, daß du eine Närrinn biſt, der hat es mit mir zu thun.

Orſina. Stecken Sie bey Seite! geſchwind bey Seite! — Mir wird die Gelegenheit verſagt, Gebrauch davon zu machen. Ihnen wird ſie nicht fehlen, dieſe Gelegenheit: und Sie werden ſie ergreifen, die erſte, die beſte, — wenn Sie ein Mann ſind. — Ich, ich bin nur ein Weib: aber ſo kam ich her! Feſt entſchloſſen! — Wir, Alter, wir können uns alles vertrauen. Denn wir ſind beide beleidiget; von dem nehmlichen Verführer beleidiget. — Ah, wenn Sie wüßten, — wenn Sie wüßten, wie überſchwänglich, wie unausſprechlich, wie unbegreiflich ich von ihm beleidiget worden, und noch werde: — Sie könnten, Sie würden Ihre eigene Beleidigung darüber vergeſſen. — Kennen Sie mich? Ich bin Orſina; die betrogene, verlaſſene Orſina. — Zwar vielleicht nur um Ihre Tochter verlaſſen. — Doch was kann Ihre Tochter dafür? — Bald wird auch ſie verlaſſen ſeyn. — Und dann wieder eine! — Und wieder eine! — Ha! (wie in der Entzückung) welch eine himmliſche Phantaſie! Wann wir einmal alle, — wir, das ganze Heer der Verlaſſenen, — wir alle in Bacchantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerriſſen, zerfleiſchten, ſein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräther einer jeden verſprach, und keiner gab! Ha! das ſollte ein Tanz werden! das ſollte!

Achter Auftritt.

Claudia Galotti. Die Vorigen.

Claudia. (die im Hereintreten ſich umſiehet, und ſobald ſie ihren Gemahl erblickt, auf ihn zuflieget) Errathen! — Ah, unſer Beſchützer, unſer Retter! Biſt du da, Odoardo? Biſt du da? — Aus

ihrem

ihren Wiſpern, aus ihren Mienen ſchloß ich es. — Was ſoll ich dir ſagen, wenn du noch nichts weißt? — Was ſoll ich dir ſagen, wenn du ſchon alles weißt? — Aber wir ſind unſchuldig. Ich bin unſchuldig. Deine Tochter iſt unſchuldig. Unſchuldig, in allem unſchuldig!

Odoardo. (der ſich bey Erblickung ſeiner Gemahlinn zu faſſen geſucht) Gut, gut. Sey nur ruhig, nur ruhig, — und antworte mir. (gegen die Orſina) Nicht, Madame, als ob ich noch zweifelte — Iſt der Graf todt?

Claudia. Todt.

Odoardo. Iſt es wahr, daß der Prinz heute Morgen Emilien in der Meſſe geſprochen?

Claudia. Wahr. Aber wenn du wüßteſt, welchen Schreck es ihr verurſacht; in welcher Beſtürzung ſie nach Hauſe kam —

Orſina. Nun hab' ich gelogen?

Odoardo. (mit einem bittern Lachen) Ich wollt' auch nicht, Sie hätten! Um wie vieles nicht!

Orſina. Bin ich wahnwitzig?

Odoardo. (wild hin und her gehend) O, — noch bin ich es auch nicht.

Claudia. Du gebotheſt mir ruhig zu ſeyn; und ich bin ruhig. — Beſter Mann, darf auch ich — ich dich bitten —

Odoardo. Was willſt du? Bin ich nicht ruhig? Kann man ruhiger ſeyn, als ich bin? — (ſich zwingend) Weiß es Emilia, daß Appiani todt iſt?

Claudia. Wiſſen kann ſie es nicht. Aber ich fürchte, daß ſie es argwohnet; weil er nicht erſcheinet. —

Odoardo. Und ſie jammert und winſelt —

Claudia. Nicht mehr. — Das iſt vorbey: nach ihrer Art, die du kenneſt. Sie iſt die Furchtſamſte und Entſchloſſenſte unſers Geſchlechts. Ihrer erſten Eindrücke nie mächtig: aber nach der geringſten Ueberlegung, in alles ſich findend, auf alles gefaßt. Sie hält den Prinzen in einer Entfernung; ſie ſpricht mit ihm in einem Tone — Mache nur, Odoardo, daß wir wegkommen.

Odoardo. Ich bin zu Pferde. — Was zu thun? — Doch, Madame, Sie fahren ja nach der Stadt zurück?

Orſina. Nicht anders.

Odoardo. Hätten Sie wohl die Gewogenheit, meine Frau mit ſich zu nehmen?

Orſina. Warum nicht? Sehr gern.

Odoardo. Claudia, — (ihr die Gräfinn bekannt machend) Die Gräfinn Orſina; eine Dame von groſem Verſtande; meine Freundinn, meine Wohlthäterinn. — Du mußt mit ihr herein; um uns ſogleich den Wagen heraus zu ſchicken. Emilia darf nicht wieder nach Guaſtalla. Sie ſoll mit mir.

Claudia. Aber — wenn nur — Ich trenne mich ungern von dem Kinde.

Odoardo. Bleibt der Vater nicht in der Nähe? Man wird ihn endlich doch vorlaſſen. Keine Einwendung! — Kommen Sie, gnädige Frau. (leiſe zu ihr) Sie werden von mir hören. — Komm Claudia. (er führt ſie ab.)

◆

Fünf-

Fünfter Aufzug.

(Die Scene bleibt.)

Erſter Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Marinelli. Hier, gnädiger Herr, aus dieſem Fenſter können Sie ihn ſehen. Er geht die Arkade auf und nieder. — Eben biegt er ein; er kömmt. — Nein, er kehrt wieder um. — Ganz einig iſt er mit ſich noch nicht. Aber um ein großes ruhiger iſt er, — oder ſcheinet er. Für uns gleich viel! — Natürlich! Was ihm auch beide Weiber in den Kopf geſetzt haben, wird er es wagen zu äußern? — Wie Battiſta gehört, ſoll ihm ſeine Frau den Wagen ſogleich heraus ſenden. Denn er kam zu Pferde. — Geben Sie Acht, wenn er nun vor Ihnen erſcheinet, wird er ganz unterthänigſt Eurer Durchlaucht für den gnädigen Schutz dancken, den ſeine Familie bey dieſem ſo traurigen Zufalle hier gefunden; wird ſich mit ſamt ſeiner Tochter, zu fernerer Gnade empfehlen;

wird ſie ruhig nach der Stadt bringen, und es in tiefſter Unterwerfung erwarten, welchen weitern Antheil Euer Durchlaucht an ſeinem unglücklichen, lieben Mädchen zu nehmen geruhen wollen.

Der Prinz. Wenn er nun aber ſo zahm nicht iſt? Und ſchwerlich, ſchwerlich wird er es ſeyn. Ich kenne ihn zu gut. — Wenn er höchſtens ſeinen Argwohn erſtikt, ſeine Wuth verbeißt: aber Emilien, anſtatt ſie nach der Stadt zu führen, mit ſich nimmt? bey ſich behält? oder wohl gar in ein Kloſter, außer meinen Gebiethe, verſchließt? Wie dann?

Marinelli. Die fürchtende Liebe ſieht weit. Wahrlich! — Aber er wird ja nicht —

Der Prinz. Wenn er nun aber! Wie dann? Was wird es uns dann helfen, daß der unglückliche Graf ſein Leben darüber verloren?

Marinelli. Wozu dieſer traurige Seitenblick? Vorwärts! denkt der Sieger: es falle neben ihm Feind oder Freund. — Und wenn auch! Wenn er es auch wollte, der alte Neidhart, was Sie von ihm fürchten, Prinz: — (überlegend) Das geht! Ich hab' es! — Weiter als zum Wollen, ſoll er es gewiß nicht bringen. Gewiß nicht! — Aber daß wir ihn nicht aus dem Geſichte verlieren. — (tritt wieder ans Fenſter) Bald hätt' er uns überraſcht! Er kömmt. — Laſſen Sie uns ihm noch ausweichen: und hören Sie erſt, Prinz, was wir auf den zu befürchtenden Fall thun müſſen.

Der Prinz. (drohend) Nur Marinelli! —

Marinelli. Das unſchuldigſte von der Welt!

Zweyter Auftritt.

Odoardo Galotti.

Noch niemand hier? — Gut; ich ſoll noch kälter werden. Es iſt mein Glück. — Nichts verächtlicher, als ein brauſender Jünglingskopf mit grauen Haaren! Ich hab' es mir ſo oft geſagt. Und doch ließ ich mich fortreißen: und von wem? Von einer Eiferſüchtigen; von einer für Eiferſucht Wahnwitzigen. — Was hat die gekränkte Tugend mit der Rache des Laſters zu ſchaffen? Jene allein hab' ich zu retten. — Und deine Sache, — mein Sohn! mein Sohn! — Weinen konnt' ich nie; — und will es nun nicht erſt lernen — Deine Sache wird ein ganz Anderer zu ſeiner machen! Genug für mich, wenn dein Mörder die Frucht ſeines Verbrechens nicht genießt. — Dieß martere ihn mehr, als das Verbrechen! Wenn nun bald ihn Sättigung und Eckel von Lüſten zu Lüſten treiben; ſo vergälle die Erinnerung, dieſe eine Luſt nicht gebüßet zu haben, ihm den Genuß aller! In jedem Traume führe der blutige Bräutigam ihm die Braut vor das Bette; und wann er dennoch den wollüſtigen Arm nach ihr ausſtreckt: ſo höre er plötzlich das Hohngelächter der Hölle, und erwache!

Dritter Auftritt.

Marinelli. Odoardo Galotti.

Marinelli. Wo blieben Sie, mein Herr? wo blieben Sie?

Odoardo. War meine Tochter hier?

Marinelli. Nicht ſie: aber der Prinz.

Odoardo. Er verzeihe. — Ich habe die Gräfinn begleitet.

Marinelli. Nun?

Odoardo. Die gute Dame!

Marinelli. Und Ihre Gemahlinn?

Odoardo. Iſt mit der Gräfinn; — um uns den Wagen ſogleich heraus zu ſenden. Der Prinz vergönne mir, daß ich mich ſo lange mit meiner Tochter noch hier verweile.

Marinelli. Wozu dieſe Umſtände? Würde ſich der Prinz nicht ein Vergnügen daraus gemacht haben, ſie beide, Mutter und Tochter, ſelbſt nach der Stadt zu bringen?

Odoardo. Die Tochter wenigſtens würde dieſe Ehre haben verbitten müſſen.

Marinelli. Wie ſo?

Odoardo. Sie ſoll nicht mehr nach Guaſtalla.

Marinelli. Nicht? und warum nicht?

Odoardo. Der Graf iſt todt.

Marinelli. Um ſo viel mehr —

Odoardo. Sie ſoll mit mir.

Marinelli. Mit Ihnen?

Odoardo. Mit mir. Ich ſage Ihnen ja, der Graf iſt todt. — Wenn Sie es noch nicht wiſſen — Was hat ſie nun weiter in Guaſtalla zu thun? — Sie ſoll mit mir.

Marinelli. Allerdings wird der künftige Aufenthalt der Tochter einzig von dem Willen des Vaters abhangen. Nur vors erſte —

Odoardo. Was vors erſte?

Marinelli. Werden Sie wohl erlauben müſſen, Herr Oberſter, daß ſie nach Guaſtalla gebracht wird.

Odoardo. Meine Tochter? nach Guaſtalla gebracht wird? und warum?

Marinelli. Warum? Erwägen Sie doch nur —

Odoardo. (hitzig) Erwägen! erwägen! Ich erwäge, daß hier nichts zu erwägen iſt. — Sie ſoll, ſie muß mit mir.

Marinelli. O, mein Herr, — was brauchen wir, uns hierüber zu ereifern? Es kann ſeyn, daß ich mich irre; daß es nicht nöthig iſt, was ich für nöthig halte. — Der Prinz wird es am beſten zu beurtheilen wiſſen. Der Prinz entſcheide. — Ich geh' und hole ihn.

Vierter Auftritt.

Odoardo Galotti.

Wie? — Nimmermehr! — Mir vorſchreiben, wo ſie hin ſoll? — Mir ſie vorenthalten? — Wer will das? Wer darf das? — Der hier alles darf, was er will? Gut, gut; ſo ſoll er ſehen, wie viel auch ich darf, ob ich es ſchon nicht dürfte! Kurzſichtiger Wütherich! Mit dir will ich es wohl aufnehmen. Wer kein Geſetz achtet, iſt eben ſo mächtig, als wer kein Geſetz hat. Das weißt du nicht? Komm an! komm an! — Aber, ſieh da! Schon wieder; ſchon wieder rennet der Zorn mit dem Verſtande davon. — Was will ich? Erſt müßt' es doch geſchehen ſeyn, worüber ich tobe. Was plaudert nicht eine Hofſchranze! Und hätte ich ihn doch nur plaudern laſſen! Hätte ich ſeinen Vorwand, warum ſie wieder nach Guaſtalla ſoll, doch nur angehört! — So könnte ich mich itzt auf eine Antwort gefaßt machen. — Zwar auf welchen kann mir eine fehlen? — Sollte ſie mir aber fehlen; ſollte ſie — Man kömmt. Ruhig, alter Knabe, ruhig!

Fünfter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Odoardo Galotti.

Der Prinz. Ah, mein lieber, rechtſchaffner Galotti, — ſo etwas muß auch geſchehen, wenn ich Sie bey mir ſehen ſoll. Um ein Geringeres thun Sie es nicht. Doch keine Vorwürfe!

Odoardo. Gnädiger Herr, ich halte es in allen Fällen für unanſtändig, ſich zu ſeinem Fürſten zu drengen. Wen er kennt, den wird er fodern laſſen, wenn er ſeiner bedarf. Selbſt itzt bitte ich um Verzeihung —

Der Prinz. Wie manchem andern wollte ich dieſe ſtolze Beſcheidenheit wünſchen! — Doch zur Sache. Sie werden begierig ſeyn, Ihre Tochter zu ſehen. Sie iſt in neuer Unruhe, wegen der plötzlichen Entfernung einer ſo zärtlichen Mutter. — Wozu auch dieſe Entfernung? Ich wartete nur, daß die liebenswürdige Emilie ſich völlig erholet hätte, um beide im Triumphe nach der Stadt zu bringen. Sie haben mir dieſen Triumph um die Hälfte verkümmert; aber ganz werde ich mir ihn nicht nehmen laſſen.

Odoardo. Zu viel Gnade! — Erlauben Sie, Prinz, daß ich meinem unglücklichen Kinde alle die mannichfaltigen Kränkungen erſpare, die Freund und Feind, Mitleid und Schadenfreude in Guaſtalla für ſie bereit halten.

Der Prinz. Um die ſüßen Kränkungen des Freundes und des Mitleids, würde es Grauſamkeit ſeyn, ſie zu bringen. Daß aber die Kränkungen des Feindes und der Schadenfreude ſie nicht erreichen ſollen; dafür, lieber Galotti, laſſen Sie mich ſorgen.

Odoardo. Prinz, die väterliche Liebe theilet ihre Sorgen nicht gern. — Ich denke, ich weiß es, was meiner Tochter in ihren itzigen Umſtänden einzig ziemet. — Entfernung aus der Welt; — ein Kloſter, — ſobald als möglich.

Der Prinz. Ein Kloſter?

Odoardo. Bis dahin weine ſie unter den Augen ihres Vaters.

Der Prinz. So viel Schönheit ſoll in einem Kloſter verblühen? — Darf eine einzige fehlgeſchlagene Hoffnung uns gegen die Welt ſo unverſöhnlich machen? — Doch allerdings: dem Vater

ter hat niemand einzureden. Bringen Sie Ihre Tochter, Galotti, wohin Sie wollen.

Odoardo. (gegen Marinelli) Nun, mein Herr?

Marinelli. Wenn Sie mich ſo gar auffodern! —

Odoardo. O mit nichten, mit nichten.

Der Prinz. Was haben Sie beide?

Odoardo. Nichts, gnädiger Herr, nichts. — Wir erwägen blos, welcher von uns ſich in Ihnen geirret hat.

Der Prinz. Wie ſo? — Reden Sie, Marinelli.

Marinelli. Es geht mir nahe, der Gnade meines Fürſten in den Weg zu treten. Doch wenn die Freundſchaft gebiethet, vor allem in ihm den Richter aufzufodern —

Der Prinz. Welche Freundſchaft? —

Marinelli. Sie wiſſen, gnädiger Herr, wie ſehr ich den Grafen Appiani liebte; wie ſehr unſer beider Seelen in einander verwebt ſchienen —

Odoardo. Das wiſſen Sie, Prinz? So wiſſen Sie es wahrlich allein.

Marinelli. Von ihm ſelbſt zu ſeinem Rächer beſtellet —

Odoardo. Sie?

Marinelli. Fragen Sie nur Ihre Gemahlinn. Marinelli, der Name Marinelli war das letzte Wort des ſterbenden Grafen: und in einem Tone! in einem Tone! — Daß er mir nie aus dem Gehöre komme dieſer ſchreckliche Ton, wenn ich nicht alles anwende, daß ſeine Mörder entdeckt und beſtraft werden!

Der Prinz. Rechnen Sie auf meine kräftigſte Mitwirkung.

Odoardo. Und meine heißeſten Wünſche! — Gut, gut! — Aber was weiter?

Der Prinz. Das frag' ich, Marinelli.

Marinelli. Man hat Verdacht, daß es nicht Räuber geweſen, welche den Grafen angefallen.

Odoardo. (höhniſch) Nicht? wirklich nicht?

Marinelli. Daß ein Nebenbuhler ihn aus dem Wege räumen laſſen.

Odoardo. (bitter) Ey! Ein Nebenbuhler?

Marinelli. Nicht anders.

Odoardo. Nun dann, — Gott verdamm' ihn den meuchelmörderiſchen Buben!

Marinelli. Ein Nebenbuhler, und ein begünſtigter Nebenbuhler —

Odoardo. Was? ein begünſtigter? — Was ſagen Sie?

Marinelli. Nichts, als was das Gerüchte verbreitet.

Odoardo. Ein begünſtigter? von meiner Tochter begünſtiget?

Marinelli. Das iſt gewiß nicht. Das kann nicht ſeyn. Dem widerſprech' ich, trotz Ihnen. — Aber bey dem allen, gnädiger Herr. — Denn das gegründetſte Vorurtheil wieget auf der Wage der Gerechtigkeit ſo viel als nichts — bey dem allen wird man doch nicht umhin können, die ſchöne Unglückliche darüber zu vernehmen.

Der Prinz. Ja wohl, allerdings.

Marinelli. Und wo anders? wo kann das anders geſchehen, als in Guaſtalla?

Der Prinz. Da haben Sie Recht, Marinelli; da haben Sie Recht. — Ja ſo: das verändert

ändert die Sache, lieber Galotti. Nicht wahr? Sie ſehen ſelbſt —

Odoardo. O ja, ich ſehe — Ich ſehe, was ich ſehe. — Gott! Gott!

Der Prinz. Was iſt Ihnen? was haben Sie mit ſich?

Odoardo. Daß ich es nicht vorausgeſehen, was ich da ſehe. Das ärgert mich: weiter nichts. — Nun ja; ſie ſoll wieder nach Guaſtalla. Ich will ſie wieder zu ihrer Mutter bringen: und bis die ſtrengſte Unterſuchung ſie frey geſprochen, will ich ſelbſt aus Guaſtalla nicht weichen. Denn wer weiß, — (mit einem bittern Lachen) wer weiß, ob die Gerechtigkeit nicht auch nöthig findet, mich zu vernehmen.

Marinelli. Sehr möglich! In ſolchen Fällen thut die Gerechtigkeit lieber zu viel, als zu wenig. — Daher fürchte ich ſogar —

Der Prinz. Was? was fürchten Sie?

Marinelli. Man werde vor der Hand nicht verſtatten können, daß Mutter und Tochter ſich ſprechen.

Odoardo. Sich nicht ſprechen?

Marinelli. Man werde genöthiget ſeyn, Mutter und Tochter zu trennen.

Odoardo. Mutter und Tochter zu trennen?

Marinelli. Mutter und Tochter und Vater. Die Form des Verhörs erfodert dieſe Vorſichtigkeit ſchlechterdings. Und es thut mir leid, gnädiger Herr, daß ich mich gezwungen ſehe, ausdrücklich darauf anzutragen, wenigſtens Emilien in eine beſondere Verwahrung zu bringen.

Odoardo. Beſondere Verwahrung? — Prinz! Prinz! — Doch ja; freylich, freylich! Ganz recht: in eine beſondere Verwahrung! Nicht Prinz? nicht? — O wie fein die Gerechtigkeit iſt! Vortrefflich! (fährt ſchnell nach dem Schubſacke, in welchem er den Dolch hat.)

Der Prinz. (ſchmeichelhaft auf ihn zutretend) Faſſen Sie ſich, lieber Galotti —

Odoardo. (bey Seite, indem er die Hand leer wieder heraus zieht) Das ſprach ſein Engel!

Der Prinz. Sie ſind irrig; Sie verſtehen ihn nicht. Sie denken bey dem Worte Verwahrung, wohl gar an Gefängniß und Kerker.

Odoardo. Laſſen Sie mich daran denken: und ich bin ruhig!

Der Prinz. Kein Wort von Gefängniß, Marinelli! Hier iſt die Strenge der Geſetze mit der Achtung gegen unbeſcholtene Tugend leicht zu vereinigen. Wenn Emilia in beſondere Verwahrung gebracht werden muß: ſo weiß ich ſchon — die alleranſtändigſte. Das Haus meines Kanzlers. — Keinen Widerſpruch, Marinelli! — Da will ich ſie ſelbſt hinbringen, da will ich ſie der Aufſicht einer der würdigſten Damen übergeben. Die ſoll mir für ſie bürgen, haften. — Sie gehen zu weit, Marinelli, wirklich zu weit, wenn Sie mehr verlangen. — Sie kennen doch, Galotti, meinen Kanzler Grimaldi, und ſeine Gemahlinn?

Odoardo. Was ſollt' ich nicht? Sogar die liebenswürdigen Töchter dieſes edeln Paares kenn' ich. Wer kennt ſie nicht? — (zu Marinelli) Nein, mein Herr, geben Sie das nicht zu. Wenn Emilia verwahrt werden muß: ſo müſte ſie in den tiefſten Kerker verwahret werden. Dringen Sie darauf; ich bitte Sie. — Ich Thor, mit meiner Bitte! Ich alter Geck! — Ja wohl hat ſie Recht die gute Sibylle: Wer über gewiſſe Dinge ſeinen Verſtand nicht verlieret, der hat keinen zu verlieren!

Der Prinz. Ich verſtehe Sie nicht. — Lieber Galotti, was kann ich mehr thun? — Laſſen Sie es dabey: ich bitte Sie. — Ja, ja, in das Haus meines Kanzlers! da ſoll ſie hin; da bring' ich ſie ſelbſt hin; und wenn ihr da nicht mit der äußerſten Achtung begegnet wird, ſo hat mein Wort nichts gegolten. Aber ſorgen Sie nicht. — Dabey bleibt es! dabey bleibt es! — Sie ſelbſt, Galotti, mit ſich, können es halten, wie Sie wollen. Sie können uns nach Guaſtalla folgen; Sie können nach Sabionetta zurückkehren: wie Sie wollen. Es wäre lächerlich, Ihnen vorzuſchreiben. — Und nun, auf Wiederſehen, lieber Galotti! — Kommen Sie, Marinelli: es wird ſpät.

Odoardo. (der in tiefen Gedanken geſtanden.) Wie? ſo ſoll ich ſie gar nicht ſprechen meine Tochter? Auch hier nicht? — Ich laſſe mir alles gefallen; ich finde ja alles ganz vortrefflich. Das Haus eines Kanzlers iſt natürlicher Weiſe eine Freyſtadt der Tugend. O, gnädiger Herr, bringen Sie ja meine Tochter dahin; nirgends anders als dahin. — Aber ſprechen wollt' ich ſie doch gerne vorher. Der Tod des Grafen iſt ihr noch unbekannt. Sie wird nicht begreifen können, warum man ſie von ihren Aeltern trennet. Ihr jenen auf gute Art beyzubringen; ſie dieſer Trennung wegen zu beruhigen: — muß ich ſie ſprechen, gnädiger Herr, muß ich ſie ſprechen.

Der Prinz. So kommen Sie denn —

Odoardo. O, die Tochter kann auch wohl zu dem Vater kommen. — Hier, unter vier Augen, bin ich gleich mit ihr fertig. Senden Sie mir ſie nur, gnädiger Herr.

Der Prinz. Auch das! — O Galotti, wenn Sie mein Freund, mein Führer, mein Vater ſeyn wollten! (Der Prinz und Marinelli gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Odoardo Galotti.

(Ihm nachſehend; nach einer Pauſe) Warum nicht? — Herzlich gern — Ha! ha! ha! — (blickt wild umher) Wer lacht da? — Bey Gott, ich glaub', ich war es ſelbſt. — Schon recht! Luſtig, luſtig. Das Spiel geht zu Ende. So, oder ſo! — Aber — (Pauſe) wenn ſie mit ihm ſich verſtünde? Wenn es das alltägliche Poſſenſpiel wäre? Wenn ſie es nicht werth wäre, was ich für ſie thun will? — (Pauſe) Für ſie thun will? Was will ich denn für ſie thun? — Hab' ich das Herz, es mir zu ſagen? — Da denk' ich ſo was: So was, was ſich nur denken läßt! — Gräßlich! Fort, fort! Ich will ſie nicht erwarten. Nein! — (gegen den Himmel) Wer ſie unſchuldig in dieſen Abgrund geſtürzt hat, der ziehe ſie wieder heraus. Was braucht er meine Hand dazu? Fort! (er will gehen, und ſieht Emilien kommen) Zu ſpät! Ah! er will meine Hand; er will ſie!

Siebenter Auftritt.

Emilia. Odoardo.

Emilia. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — Und Sie ſo unruhig, mein Vater?

Odoardo. Und du ſo ruhig, meine Tochter?

Emilia. Warum nicht, mein Vater? — Entweder iſt nichts verloren: oder alles. Ruhig ſeyn können, und ruhig ſeyn müſſen: kömmt es nicht auf eines?

Odoardo. Aber, was meyneſt du, daß der Fall iſt?

Emilia. Daß alles verloren iſt; — und daß wir wohl ruhig ſeyn müſſen, mein Vater.

Odoardo. Und du wäreſt ruhig, weil du ruhig ſeyn mußt? — Wer biſt du? Ein Mädchen? und meine Tochter? So ſollte der Mann, und der Vater ſich wohl vor dir ſchämen? — Aber laß doch hören: was nenneſt du, alles verloren? — daß der Graf todt iſt?

Emilia. Und warum er todt iſt! Warum! — Ha, ſo iſt es wahr, mein Vater? So iſt ſie wahr die ganze ſchreckliche Geſchichte, die ich in dem naſſen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo iſt meine Mutter? Wo iſt ſie hin, mein Vater?

Odoardo. Voraus; — wann wir anders ihr nachkommen.

Emilia. Je eher, je beſſer. Denn wenn der Graf todt iſt; wenn er darum todt iſt — darum! was verweilen wir noch hier? Laſſen Sie uns fliehen, mein Vater.

Odoardo. Fliehen? — Was hätt' es dann für Noth? — Du biſt, du bleibſt in den Händen deines Räubers.

Emilia. Ich bleibe in ſeinen Händen?

Odoardo. Und allein; ohne deine Mutter; ohne mich.

Emilia. Ich allein in ſeinen Händen? — Nimmermehr, mein Vater. — Oder Sie ſind nicht mein Vater. — Ich allein in ſeinen Händen? — Gut, laſſen Sie mich nur; laſſen Sie mich nur. — Ich will doch ſehn, wer mich hält, — wer mich zwingt, — wer der Menſch iſt, der einen Menſchen zwingen kann.

Odoardo. Ich meyne, du biſt ruhig, mein Kind.

Emilia. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig ſeyn? Die Hände in den Schooß legen? Leiden, was man nicht ſollte? Dulden, was man nicht dürfte?

Odoardo. Ha! wenn du ſo denkeſt! — Laß dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer geſagt: das Weib wollte die Natur zu ihrem Meiſterſtücke machen. Aber ſie vergriff ſich im Thone; ſie nahm ihn zu fein. Sonſt iſt alles beſſer an Euch, als an Uns. — Ha, wenn das deine Ruhe iſt: ſo habe ich meine in ihr wiedergefunden! Laß dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Unterſuchung, — o des hölliſchen Gauckelſpieles!

ſpieles! — reißt er dich aus unſern Armen, und bringt dich zur Grimaldi.

Emilia. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen; will mich bringen: will! will! — Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoardo. Ich ward auch ſo wütend, daß ich ſchon nach dieſem Dolche griff, (ihn herausziehend) um einem von beiden — beiden! — das Herz zu durchſtoßen.

Emilia. Um des Himmelswillen nicht, mein Vater! — Dieſes Leben iſt alles, was die Laſterhaften haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie dieſen Dolch.

Odoardo. Kind, es iſt keine Haarnadel.

Emilia. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleichviel.

Odoardo. Was? Dahin wäre es gekommen? Nicht doch; nicht doch! Beſinne dich. — Auch du haſt nur Ein Leben zu verlieren.

Emilia. Und nur Eine Unſchuld!

Odoardo. Die über alle Gewalt erhaben iſt. —

Emilia. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, iſt nichts: Verführung iſt die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; ſo jugendliches, ſo warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne, ſind Sinne. Ich ſtehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es iſt das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob ſich ſo mancher Tumult in meiner Seele, den die ſtrengſten Uebungen der Religion kaum in Wochen beſänftigen konnten! — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, ſprangen Tauſende in die Fluthen, und ſind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir dieſen Dolch.

Odoardo. Und wenn du ihn kenneteſt dieſen Dolch! —

Emilia. Wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund, iſt auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn.

Odoardo. Wenn ich dir ihn nun gebe — da! (giebt ihr ihn.)

Emilia. Und da! (im Begriffe ſich damit zu durchſtoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

Odoardo. Sieh, wie raſch! — Nein, das iſt nicht für deine Hand.

Emilia. Es iſt wahr, mit einer Haarnadel ſoll ich. — (ſie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu ſuchen, und bekommt die Roſe zu faſſen.) Du noch hier? — Herunter mit dir! Du gehöreſt nicht in das Haar Einer, — wie mein Vater will, daß ich werden ſoll!

Odoardo. O, meine Tochter! —

Emilia. O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein; das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten Sie ſonſt? — (in einem bittern Tone, während daß ſie die Roſe zerpflückt) Ehedem wohl gab es einen Vater, der ſeine Tochter von der Schande zu retten, ihr den erſten den beſten Stahl in das Herz ſenkte — ihr zum zweyten das Leben gab. Aber alle ſolche Thaten ſind von ehedem! Solcher Väter giebt es keinen mehr!

Odoardo. Doch, meine Tochter, doch! (indem er ſie durchſticht) — Gott, was hab' ich gethan! (ſie will ſinken, und er faßt ſie in ſeine Arme.)

Emilia. Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert. — Laſſen Sie mich ſie küſſen, dieſe väterliche Hand.

Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Der Prinz. (im Hereintreten) Was iſt das? — Iſt Emilien nicht wohl?

Odoardo. Sehr wohl; ſehr wohl!

Der Prinz. (indem er näher kömmt.) Was ſeh' ich? — Entſetzen!

Marinelli. Weh mir!

Der Prinz. Grauſamer Vater, was haben Sie gethan?

Odoardo. Eine Roſe gebrochen, ehe der Sturm ſie entblättert. — War es nicht ſo, meine Tochter?

Emilia. Nicht Sie, mein Vater — Ich ſelbſt — ich ſelbſt —

Odoardo. Nicht du, meine Tochter; — nicht du! — Gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht du, meine Tochter! Dein Vater, dein unglücklicher Vater!

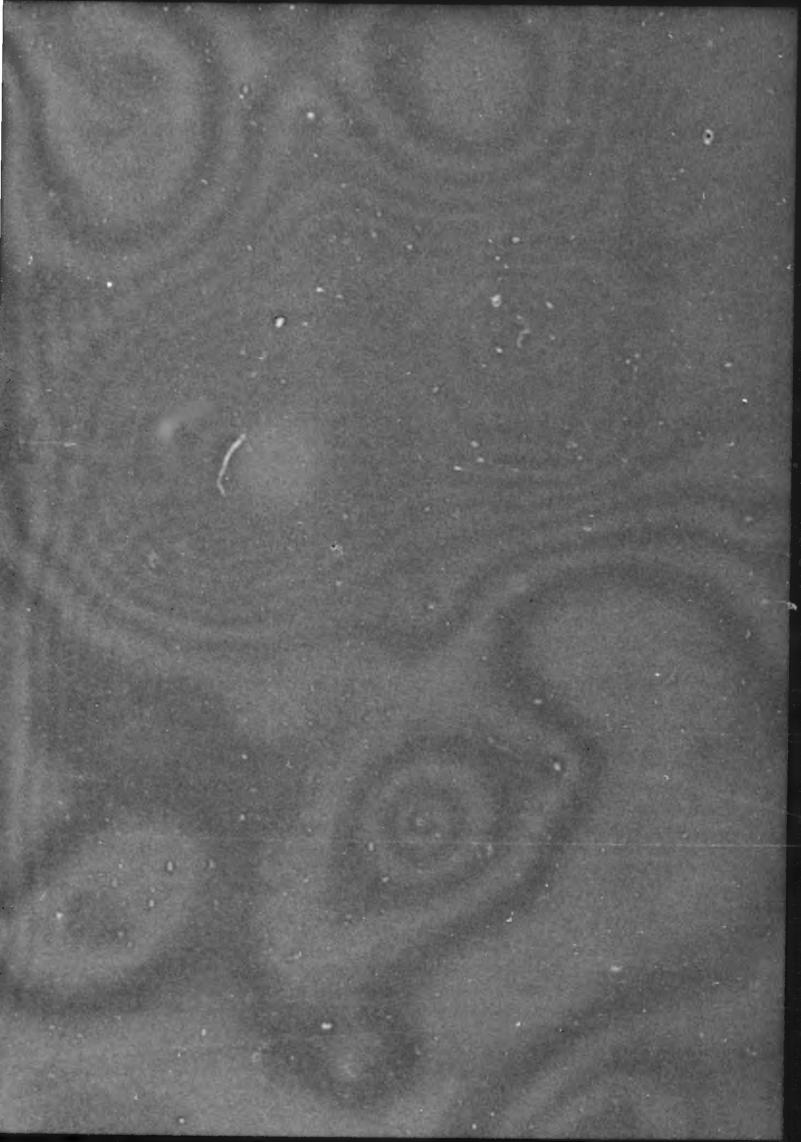
Emilia. Ah — mein Vater — (ſie ſtirbt, und er legt ſie ſanft auf den Boden.)

Odoardo. Zieh hin! — Nun da, Prinz! Gefällt ſie Ihnen noch? Reizt ſie noch Ihre Lüſte? Noch, in dieſem Blute, das wider Sie um Rache ſchreyet? (nach einer Pauſe) Aber Sie erwarten, wo das alles hinaus ſoll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich ſelbſt kehren werde, um meine That wie eine ſchaale Tragödie zu beſchließen? — Sie irren ſich. Hier! (indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft) Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich ſelbſt in das Gefängniß. Ich gehe, und erwarte Sie, als Richter. — Und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unſer aller!

Der Prinz. (nach einigem Stillſchweigen, unter welchem er den Körper mit Entſetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli) Hier! heb' ihn auf. — Nun?

Du bedenkſt dich? — Elender! — (indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt.) Nein, dein Blut ſoll mit dieſem Blute ſich nicht miſchen. — Geh, dich auf ewig zu verbergen! — Geh! ſag' ich. — Gott! Gott! — Iſt es, zum Unglücke ſo mancher, nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind: müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?

Ende des Trauerſpiels.



Gotthold Ephraim Leßings

Theatraliſcher Nachlaß.

Erſter Theil.

Berlin,
bey Chriſtian Friedrich Voß und Sohn
1784.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

In verſchiedenen Zeitungen und Journalen habe ich gefunden, daß man zur Herausgabe der nachgelaſſenen Schriften meines Bruders gewiſſe Hofnung gemacht: und ob ich gleich nicht weiß, aus was für Grunde, ſo kann ich doch daraus füglich ſchließen, daß Nachfrage darnach ſeyn müſſe, ohne die ich wohl noch lange angeſtanden hätte, an ihre Bekanntmachung zu denken, ſo ſehr ich auch von ihrer Nützlichkeit überzeugt bin.

Sie ſind ſo verſchiedenen Innhalts, daß ich mir ſelbſt nicht recht beſtimmen kann, was der Leſer davon zu ſehen wünſcht.

Wenn ich nur das Beſte und Vorzüglichſte aus jedem Fache wähle, ſo ſehe ich wohl ein, daß man es deshalb noch nicht erhält, ſondern nur das, was mir ſo ſcheint. Aus welchem Grunde könnte ich auch verlangen, daß es das beſte ſey?

Jeder Marktſchreyer preiſet, was er feil bietet; und bin ich auch dafür nicht bekannt, ſo bin ich eigentlich gar nicht bekannt, welches faſt noch ſchlimmer iſt. Im erſten Falle weiß man ſich darnach zu richten; im letztern kann man zwar beſſer, aber auch ſchlimmer dran ſeyn.

Von ſich ſelbſt verſichern, daß man ſich des letztern zuverläßig zu gewärtigen habe, ſieht einem Marktſchreyerſtückchen ſo ähnlich, ſo unähnlich Manier und Ton dabey gekünſtelt werden könnte; denn ein verſteckter Marktſchreyer iſt doch ein Marktſchreyer.

Ob man es nicht manchmal ſeyn ſollte, ſey dahin geſtellt. Eine Menge und faſt eine recht gute Art Menſchen giebt es aber, die nicht eher aufmerkſam werden, als bis ſie die zuſammen geſchlagenen Breter ſehen und den Schreyer hören. Der ſeine Bude daneben hat, die Waare hinlegt, und den Käufer ſelbſt urtheilen läßt, wird ſelten eher etwas los, als bis ſich etwa ein freundſchaftlicher Schreyer findet, der grade an dem, was das Schlechteſte in der ganzen Bude war, Behagen findet, und es nun von Haus zu Haus auszubieten nicht ermangelt.

Vielleicht habe ich das Glück, ſo einen Beförderer der Künſte und Wiſſenſchaften zu erhalten: vielleicht geht mirs aber auch wie Leuten, die auf gutes Glück warten; es kömmt eben darum nicht, weil ſie drauf warten.

Sollte ich mir aber nicht einen ſuchen? Einen Mann, der wegen ſeines guten Geſchmacks bey dem Publikum in Anſehen ſteht; der allenfalls einen Trumpf drauf ſetzen kann, wenn andre das nicht herrlich finden, was er dafür auszugeben beliebt; ja, dem für öffentlichen Widerſpruch gar nicht bange ſeyn darf; und wenn es ja ſolche halsſtarrige, wüſte Sonderlinge giebt, ſo iſt doch ſein Unrecht ehrwürdiger, als deren Rechtſchreiberey. Denn das Reich der Wiſſenſchaften iſt eine wahre Republik, wo perſönliche Autorität nichts gelten ſoll, und doch am meiſten ausrichtet; wo jeder denken und reden kann, was er will; aber doch nur thut, ſagt und redt, was der und jener will; wo ſich jeder ſchmeichelt, frey und blos nach ſeiner Einſicht zu handeln, und doch wie ein Kind am

Gängelbande geführt wird, dem man alle Unarten und Narrheiten verſtattet, nur keine weſentliche Freyheit, die eben ſo ſchwer auszuüben iſt, als zu gründlichen Kenntniſſen ſelbſt zu gelangen.

Dies, ich geſtehe es, möchte vielleicht das beſte Mittel ſeyn, den nachgelaſſenen Schriften meines Bruders den größten Umlauf zu verſchaffen, und folglich ſie ſo nutzbar, als möglich, zu machen; käme man nur nicht in Verdacht eines Kunſtgriffs, der bey den wenigen deutſchen καλοκαγαθοις ſchlechte Empfehlung iſt, und bey einer andern Art Leſer, die den ſchönen Poſaunenton für das Gekreiſche der feilen Fama zu nehmen oft die Erfahrung gelehrt, die gute Sache weit unter ihren innern Werth. Denn ob man es gleich nicht allen recht machen kann: ſo iſt doch mein Beſtreben, es den Meiſten und den Beſten recht zu machen.

Fände ſich nun vollends ein Mann, mit allen möglichen Gaben des Geiſtes ausgeziert, der aus den nachgelaſſenen Bruchſtükken (denn ganz vollendet findet ſich unter ſeinen Pappieren nichts) manch ſchönes Ganze herauskünſtelte, wäre das nicht für Publikum und ſeinen Nachruhm ſchön? Allerdings; aber alsdenn wäre es nur mein Bruder nicht mehr. Er wäre nur der Text, worüber ein anderer herrlich geprediget hätte, und niemand könnte mehr recht entſcheiden, was der Text, und was die Predigt darüber, allein ſey. Und wie oft iſt nicht jener ganz das Gegentheil von dieſer?

Hätte nun ſo ein Freund genug Selbſtverläugnung und Liebe für meinen Bruder im Tode, es für deſſen ganz eigne Arbeit auszugeben, ſo könnte meines Bruders Werth ſo gar über ſeinen wahren ſteigen. Unmöglich würde er mir es aber Dank wiſſen; denn einem Mann, der ſich ſelbſt fühlt, ſchmeichelts mehr, wie er wirklich iſt, der Welt bekannt zu ſeyn, als für den Urheber alles Vortrefflichen und Schönen, das zu ſeiner Zeit erſchienen, fälſchlich zu gelten. Die Ueberzeugung, daß man das auch wirklich iſt, für was man allgemein gehalten wird, iſt eigentlich das ſo unausſprechlich Reizende, das uns ſo oft verführt, darüber unſer Glück zu verſcherzen, wenn es auch nur in unſrer Einbildung iſt, daß unſre Vorzüge allgemein anerkannt werden.

Eine unwahre Anekdote, ihm ſo rühmlich als ſie wolle, macht mich allezeit unzufrieden; eine wahre aber, wenn ſie auch zu ſeinen Fehlern gehört, iſt mir lehrreich und angenehm; denn eine von der erſten Art verbreitet über alle von der letzten Art Unglaubwürdigkeit. Die Menſchen ſchildern, wie ſie nach ihren Talenten und Umſtänden ſeyn könnten, heißt noch nicht gefunden haben, wie ſie wirklich geweſen; und wenn jenes gleich leichter iſt, wie dieſes; ſo iſt es nicht deshalb das Beſte, welches man doch ſtets zu erreichen, ſtreben ſoll.

Dem allen ungeachtet aber, wird man ſagen, befände ſich der Leſer beſſer dabey. Allein gewinnt er nicht noch mehr, wenn ich ihm alles, ſo wie es iſt, vorzulegen bereit bin, und von dem, was ich zurück behalte, Rechenſchaft gebe? Iſt es kein Vergnügen, ſelbſt zu beurtheilen, was daraus zu machen möglich wäre! Dem, welcher Kräfte und Zeit es auszuarbeiten fühlt, bleibt ja die Freyheit, und hat den Vortheil, in keinen Verdacht zu kommen, ſich das Gute, unterm Schein einer falſchen Aufrichtigkeit, angemaaßt zu haben: denn der Leſer weiß nun ganz zuverläßig, wem jedes gehört; welches doch auch etwas iſt.

Ich will daher mit dem theatraliſchen Nachlaſſe meines Bruders eine Probe machen; und ſo mit ſeinen übrigen Pappieren fortfahren, wenn mein Unternehmen Beyfall findet.

Der theatraliſche Nachlaß iſt nicht ſo groß, als manche Zeitſchrift ihn gemacht, die von hundert und mehr Planen zu Luſt- und Trauerſpielen gewährt. Ob mein Bruder deren jemals ſo viel entworfen, kann ich weder bejahen, noch verneinen. Er war gewohnt, meiſtens jährlich ſeine Pappiere zu muſtern, und alles davon zu vertilgen, was ihm zu bearbeiten der Mühe nicht mehr werth ſchien. Möglich, daß er auch manches von dem, was da iſt, mit der Zeit vernichtet hätte; gewiß aber, daß er nichts, den Schlaftrunk und die Matrone von Epheſus ausgenommen, ſo gelaſſen hätte, wie es nunmehr erſcheint.

Ich mache den Anfang mit ſeiner komiſchen Muſe.

Weiber ſind Weiber. Zu dieſem Luſtſpiele nahm er vermuthlich aus der Plautiniſchen Komödie Stichus die Veranlaſſung. Es iſt Plautus beſte Komödie nicht, ſowohl in Anſehung des Plans, als der Charaktere und Einfälle, wenn man auch auf die damaligen Zeiten und Sitten alle Rückſicht nimmt.

Der Innhalt iſt ohngefehr dieſer. Zwey Schweſtern, die zwey Brüder geheyrathet, werden von ihren Männern verlaſſen, weil ſie zu Hauſe das Ihrige durchgebracht, und in die Fremde gegangen ſind, ſich neue Glücksgüter zu erwerben. Dieſe erhalten ſie, kommen wieder, und finden ihre Weiber, die ihnen, wider Willen ihres Vaters, der ihnen andre Männer geben wollen, treu geblieben ſind.

Der müßte ſehr wenig Talent für das Theater in ſich fühlen, welcher daraus nicht ein gutes Luſtſpiel zu machen ſich getraute. Und doch iſt es ſo was bey dem Plautus nicht geworden. Ein Paraſit, deſſen alberne Späße niemand mehr einer Mahlzeit werth hält, jammert auf ſeine Art, und als er ſich auf die Ankunft der beyden verreiſeten Männer, bey denen er ſonſt gegeſſen, freut, wird ihm auch dieſe Freude verſalzen. Der Knecht des einen zurückgekommenen Mannes bekömmt die Erlaubniß, ſich einen guten Tag zu machen, welches er auch wirklich thut: nur Zuſchauern und Leſern macht er keinen!

Aus dem erſten und Anfange des zweyten Akts dieſes Luſtſpiels, (denn mehr hat mein Bruder davon nicht hinterlaſſen) kann man nicht recht erſehen, wie er dieſen Stoff ganz behandelt haben würde. Der Plan, den er dazu ſich ſo gut entworfen haben wird, als er bey ſeinen übrigen Stücken allezeit gethan, muß verloren gegangen ſeyn; ich habe ihn wenigſtens nicht finden können. So viel aber ſieht man doch ſchon, daß Hilarien das Ausbleiben ihres Mannes, der ſich blos um ihrentwillen ruinirt, lange nicht ſo nahe geht, als Lauren, die von ihrem Manne tyranniſirt worden. Vielleicht wollte er ein Beyſpiel liefern, daß Zärtlichkeit gegen den Mann von gar keinen moraliſchen Umſtänden, ſondern blos von dem phyſikaliſchen Temperamente abhängt, und ſo unerklärlich als Sympathie iſt. Doch was er auch bezweckt haben mag, und wie ſehr auch der Dialog darinn gegen den in ſeinen nachherigen Stücken abſticht, ſo bin ich doch verſichert, daß er dieſen ſchönen Hauptſtoff mit ſo abgeſchmackter Epiſode, wie Plautus, unmöglich vernachläßiget hätte.

Vor dieſem. Auch von dieſem Stück erräth man nicht die Auflöſung des Knotens, weil davon ſich nichts mehr, als die vier erſten Auftritte gefunden haben. Er hat es 1750. auch franzöſiſch auszuarbeiten angefangen, wohl ſchwerlich für ein franzöſiſches Publikum, ſondern zu ſeiner Uebung; iſt aber damit nicht weiter als im deutſchen gekommen. Ich finde weder einen franzöſiſchen noch deutſchen Entwurf dazu. Vermuthlich daß er davon gar keinen zu Pappiere gebracht, weil es blos ein Stück von einem Akt iſt.

Der Schlaftrunk. Die Entſtehung dieſer Komödie iſt ſonderbar genug. Mein Bruder machte dazu ſchon 1766., als er noch in Berlin war, den erſten Entwurf. In einer Geſellſchaft guter Freunde, wo er und Herr Profeſſor Rammler auch waren, kam die Rede auf die Stoffe, welche zu einer Komödie am beſten paßten. Mein Bruder behauptete, man könne aus allem eine Komödie oder Tragödie machen, indem es mehr auf die Bearbeitung des Stoffs, als auf den Stoff ſelbſt ankäme. Der Stoff wäre nur arm, wenn es der Dichter wäre. Dieſes ſchien der Geſellſchaft etwas paradox; und Herr Profeſſor Rammler fragte ihn, ob er es ſelbſt mit der That beweiſen wollte. Warum nicht, erwiederte mein Bruder. Nun ſo machen Sie, verſetzte jener, ein Luſtſpiel, wo ein Schlaftrunk die Kataſtrophe iſt, und benennen es darnach. Die ganze Geſellſchaft billigte es einmüthiglich, und mein Bruder verſprachs. So gieng man auseinander. Den erſten Morgen drauf fieng er auch gleich an, und damit er durch nichts geſtört würde, arbeitete er im Bette. Nach einigen Tagen war er mit dem Plane fertig, und wollte ſich eben an die Ausarbeitung machen, als er den Vorſchlag nach Hamburg zum Theater erhielt und annahm. Nachdem er dort angelangt, nahm er auch dieſes Stück wieder vor, ließ 1767. drey Bogen, nehmlich bis zum 7ten Auftritt des 2ten Akts S. 127. „Er ein Junggeſell, du eine Junggeſellin; „er ein alter Junggeſell„, drucken, und zwar in der Druckerey, die er zu Hamburg mit ſeinem Freunde, Herrn Boden, gemeinſchaftlich beſaß. Allein er hatte von ſeinem Manuſcripte ein Blatt verlegt, oder vielmehr verloren, und darüber gerieth die Sache ins Stecken. Die Druckerey erhielt 1768. eine neue Sorte Pappier aus Italien; er ließ dieſe nehmlichen drey Bogen darauf umdrucken, mit dem feſten Vorſatze, es zu vollenden. Aber auch da blieb es bey dem Vorſatze, und ich habe nicht die eigentliche Urſache erfahren können, die ihn wieder davon abgebracht. So viel weiß ich nur, daß er nicht lange bey dem Hamburgiſchen Theater war, ſo hatte er die theatraliſche Laufbahn herzlich ſatt, und faßte aus triftigen Gründen den Entſchluß, ſich nie wieder mit etwas, das nur Aehnlichkeit mit dem Theater habe, zu bemengen. Aber ſein großer unüberwindlicher Hang dazu, den er ſich wegphiloſophiren zu können glaubte, erwachte oft in ihm unvermerkt ſo lebhaft, daß er ihn auf die gute Betrachtung brachte, man müſſe für eine Sache, deren Beſſerwerdung man eben in ſeinem Leben nicht ſehr wahrſcheinlich vorausſehen könne, doch etwas von Zeit zu Zeit thun, weil uns die Vorſehung keine Fähigkeit umſonſt gegeben, und Theater an und vor ſich weder Unmoralität, noch ein gutes, Unmöglichkeit ſey.

Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er von dieſem Stücke mehr ausgearbeitet haben muß, als ich unter ſeinen Pappieren gefunden, und hier liefre. Denn mitten in der Rede, mitten in einem Gedanken bricht man doch nicht ab, wie er hier gethan; wenigſtens hatte er die ſiebende Scene des zweyten Akts vollendet. Es wird um deſto wahrſcheinlicher, da ich einen halben Bogen von einem Plane noch vorgefunden, der von dieſem Auftritte an, wo er keinen Inhalt hinzugeſetzt, den Gang des Stücks kurz bis zu Ende angiebt, und welchen ich, ſo wie er ihn blos für ſich hingeſchrieben, beyzufügen kein Bedenken trage. Nur glaube man nicht, daß er ſich ängſtlich dran gehalten hätte, wenn er gleich nicht von der Hauptſache abgegangen wäre.

Vermuthlich muſte in obbeſagtem Auftritte noch vorkommen, wie Philipp Richard Finetten beredt, mit ihren Schmeicheleyen gegen Samuel Richard, dahin zu arbeiten, daß Samuel, Richarden zum Univerſalerben mache; Charlotten übergehe, weil ſie durch ihre Heyrath mit Karl Bertholden ſchon glücklich genug wäre, und Samueln bey ſeiner Vergeßlichkeit dann und wann etwas Geld voraus aus der Erbſchaft nehmen und mit ihm, Philippen, genießen könne; er wolle ſie dafür heyrathen. Oder welches mir, nach dem Plane der *achten* Scene, faſt wahrſcheinlicher wird: beredt Philipp Finetten, ſeinen Bruder Samuel mit guter Manier aus der Welt zu ſchaffen.

Ungeachtet dieſer Muthmaßung aber würde mein Bruder die Scene ſo angelegt haben, daß kein abſcheulicher, vorſetzlicher Brudermörder, der auf das Rad und nicht aufs Theater gehört, entſtanden wäre; zur vollkommnen Darſtellung einer moraliſchen Lehre, die für ein Auditorium Banditen und Straſſenräuber ſehr erbaulich ſeyn mag; wenn vornehmlich zu gröſſerer Rührung ein

Geiſtlicher ihn reuvoll und ſeelig ſterben läßt, welches vollkommen aus der Natur des bürgerlichen Lebens genommen wäre. Unſern jetzigen groſſen Schauſpielern würde eine ſolche Rolle auch beſſer behagen, glücken und mit gröſſerm Beyfall belohnt werden, als ein launlicher Bruder Liederlich, der bey einem Glaſe Wein mehr ſpricht, als ſein Herz und Kopf jemals zu thun fähig iſt. Vielleicht wäre auch eine Scene vorgefallen, wo Finette Philippen ſeine trunknen Anſchläge vorgehalten, die er geleugnet, und für eine Erdichtung von Finetten gehalten hätte, wenn gleich im Plane nichts davon ſteht.

Mit der ſechſten Scene des dritten Akts im Plane kann ſich das Stück ſo nicht ſchlieſſen. Denn da Samuel Richard den Termin würklich verſchlafen, ſo muß der alte Berthold nunmehr erſcheinen, und Samueln bekannt machen, daß er zu bezahlen contumacirt ſey. Berthold muß ſich aber nunmehr als ein ehrlicher Mann, und als ein wahrer Freund des Samuels zeigen, welchem er nur wegen ſeiner Vergeßlichkeit einen Denkzettel anhängen wollen. Dieſes und die Betrachtung, daß er nunmehro bezahlen müßte, wenn Berthold ſchlecht genung dächte, und doch nicht bezahlen darf, macht auf Samueln Eindruk, und wirkt Verſöhnung und zugleich die Zuſammengebung der Charlotte mit Karl Berthold.

Die Matrone von Epheſus. Dieſes Nachſpiel iſt bis auf ein paar Schlußſcenen ganz ausgearbeitet. Die Charactere und der Dialog in dieſem und dem vorhergehenden Stücke, überheben mich der Erinnerung, daß er ſie in ſeinen reifern Jahren nach ſeiner Minna von Barnhelm, zu verfertigen angefangen.

Herr Weiſe hat in der neuen Ausgabe ſeiner Luſtſpiele auch ein Nachſpiel in Verſen von eben dieſem Inhalte. Er nennt es ſeine erſte Schularbeit; wodurch mein Bruder mit ihm, als ſie beyde zugleich 1744 die Univerſität Leipzig bezogen, die vertrauteſte Freundſchaft errichtet. Herr Weiſe hat ſich an die Erzählung des Petronius genau gehalten: mein Bruder iſt ganz davon abgegangen. Bey Herrn Weiſen, wie bey dem Petronius, läßt die Wittwe ihren verſtorbenen Mann wirklich an Galgen hängen; bey meinem Bruder aber kömmt ſie nicht ſelbſt auf dieſe Entſchlieſſung, ſondern wird nur durch ihren neuen Liebhaber dazu verleitet; es geſchieht auch nicht wirklich; iſt nur ein Mittel, die ganze Umſtimmung ihres Herzens zu erforſchen. Petronius machte die überſpannte Weibertreu lächerlich, ohne Rükſicht, ob durch dieſes Beyſpiel die Frau mit verächtlich würde oder nicht. Mein Bruder lächelt darüber auch, opfert aber nicht die Liebenswürdigkeit der Frau auf.

Man erlaube mir, hiebey etwas von der Art der Bearbeitung ſeiner theatraliſchen Stücke zu ſagen.

Sie geriethen ihm nicht mit der Leichtigkeit, welche die Herren, die es verſtehn und gar aus der Erfahrung haben wollen, faſt zum einzigen Kennzeichen des ächten Genies machen. Der erſte Einfall, den man meiſtens den Plan zu nennen pflegt, wurde von ihm nie befolgt, ſo gar in ſeinen allererſten Stücken nicht. Die Empfängniß deſſelben hatte freylich für ihn Anziehung und Reiz, geſchah in ſeinen ruhigſten und vergnügteſten Stunden; und er theilt ihn wohl gar ſeinen Freunden in einem vertrauten Geſpräche mit; aber nach einer langen Zeit gieng er erſt an deſſen Ausarbeitung, unterzog ſich mittlerweil andern ganz verſchiedenen Beſchäftigungen, und dachte nur in Erholungsſtunden an denſelben. Denn zu ſeiner Begeiſterung hatte er kein ſo großes Zutrauen, wie unſre neuern Dichter und wohl gar Kunſtrichter: und wenn das, was ſie hervorgebracht, nach der Zeit ſeine kalte Vernunft nicht wieder erwärmte, oder ihm gar mißfiel, ſo verdammt er es ohne Barmherzigkeit zum Feuer. Fand er es aber immer noch wichtig, ſo brachte er einen neuen Plan darüber zu Pappiere, und vernichtete den erſten. Je mehr er nun wieder über dieſen dachte, je mehr häuften ſich die Schwierigkeiten, und manchmal ſo ſehr, daß er ſie ſogleich zu überwinden ſich nicht getraute, und es für die Zukunft bey Seite legte. Denn, überzeugt von dem Wachsthume ſeines Geiſtes, ſchrekte ihn die Größe der Schwierigkeiten nicht ab, ſondern ſpornte ihn an; und wann er dann lang genung gewartet, fand ſich auf einmal Luſt und Begeiſterung wieder.

Als er in ſeiner Dramaturgie ſchon erklärte, daß ihm die Hervorbringung einer guten Schrift ſehr ſauer würde, hieß man dies eine Leßingſche Grille, oder wohl gar eine demüthige Prahlerey. Und es war die völlige Wahrheit, ſein völliger Ernſt. Vor zu vielen Ideen kann man ſeinen Gegenſtand eben ſo wenig behandeln, als vor zu wenigen; ſo wie ein Waſſerrad bey zu vielem Waſſer eben ſo gut ſteht, als bey zu wenigem. Es gehört Geduld dazu, die Ideen zu ſondern, und dieſes iſt eben ſo ſchwer, als ſie erſt lange ſuchen und gleichſam herauspreſſen müſſen. Daher kam es, daß er in ſeiner Jugend ſo ſchnell einen Plan zur Komödie und Tragödie fertig hatte; und bey Gott! wenn er blos ſich dem Theater allein gewidmet oder ſich nicht ſo viele andre große Kenntniſſe erworben, er wäre zu Deutſchlands Ehre ein Goldoni oder Lopez de Vega geworden. Dieſe Ehre aber verbat er ſich ganz treuherzig, ſo oft man ſie ihm vorzuſpiegeln die Gewogenheit hatte.

Daß ich nicht zu viel geſagt, kann ich durch die Pappiere beweiſen, die ich noch über die Matrone von Epheſus gefunden. Es ſind davon noch zwey Plane da; und es iſt wahrſcheinlich mehr als einer von ihm zerriſſen worden. Hier ſind ſie beyde.

Erſter Plan
der Matrone von Epheſus.

Erſter Auftritt.

„Die Matrone in der Entfernung ſchlafend.
„Ihre Bediente.

Zwey-

Zweyter Auftritt.

„Man hört hinter der Scene jemand kommen. Die Bediente fragt. Endlich tritt ein „gemeiner Soldat herein, welcher bittet, daß „man ihm ſein Licht anzuzünden erlaube. Er „hat Eſſen bey ſich. Die Bediente bekömmt „Appetit.

Dritter Auftritt.

„Der Officier kömmt und ſucht ſeinen „Mann. Er ſieht die Matrone; hört ihre „traurige Geſchichte, und verliebt ſich. Er „nähert ſich ihr, und ſie erwacht.

Vierter Auftritt.

„Der Officier ſchickt den Soldaten weg, „um zu ſehn, ob der Gehangene noch da iſt.

Fünfter Auftritt.

„Der Soldat kömmt wieder, erzählt, daß der Gehangne geſtohlen ſey. Der Officier will verzweifeln. Die Bediente kömmt auf den Einfall, den todten Mann an die Stelle zu hängen. Die Matrone willigt endlich darein, und da ſie ſich eben darüber machen, entdeckt der Soldat lachend, daß der Gehangne noch da ſey.“

Zweyter Plan.

„Perſonen.

„Antiphila. Die Wittwe.
„Philokrates.
„Myſis. Die Magd.
„Dromo.

Er.

Erſter Auftritt.

„Sie ſchläft feſt! — luſtig! Nun kann „ich meinen lezten Biscuit kauen! — Wer „doch eine Närrin wäre, und weinte ſich mit „ihr zu Tode! Zwar verſprach ichs ihr: aber „wie konnte ich mir traumen laſſen, daß ſie „Ernſt draus machen würde? — Meinetwegen! — Knack! — Er iſt verzweifelt harte — Aber, welch Geräuſch!

Zweyter Auftritt.

„**Dromo.** Drauſſen.

Dritter Auftritt.

„**Myſis.** Indem Antiphila ſchläft — „Glüklich, wenn ſie ſo in jenes Leben hinüber „ſchlummert.

„**Antiphila.** Die mit dem Kopfe auf dem „Sarge ruht, ſpricht von Zeit zu Zeit im „Schlafe: Myſis, ach Myſis!

„**Myſis.** Hier bin ich; was ſoll ich? Sie „liegen ſo ſehr unbequem. Nehmen Sie doch „eine beſſere Stellung.

„**Antiphila.** Myſis, iſt die Tafel gedeckt?

„**Myſis.** Die Tafel.

„**Antiphila.** Iſt aufgetragen.

„**Myſis.** Was aufgetragen?

„**Antiphila.** Der Wein, Myſis, der „Wein!

„**Myſis.** Sie ſpricht im Schlafe! — „Ach! wenn ſie mir das wachend befehlen wollte! — — Wachen Sie, meine Frau? Sitzen Sie doch lieber ſo! (ſie gerade ſetzend)

„**Antiphila** erwacht und glaubt gegeſſen zu haben; eifert deshalb mit Myſis — „hört, daß es nur im Traume geſchehen, und „ſchläft wieder ein — —

„**Myſis.** Ich will Oel aufgieſſen, mich „in einen Winkel ſetzen und auch zu ſchlafen

„ſuchen — — oder wenn Dromo doch wieder
„käme! — — Ich glaube, wirklich er kömmt.

Vierter Auftritt.

Philokrates und Dromo, — —

„**Dromo.** Folgen Sie mir nur. — —
„Hier bin ich ſchon wieder, mein Kind, und
„bringe Geſellſchaft mit. Mein Herr hat mir
„nicht glauben wollen — — Sehn Sie, mein
„Herr, das iſt das Mädchen, und hier ſchläft
„die Frau.

„**Myſis.** Leiſe! Leiſe! daß ſie nicht erwacht —

„**Philokrates.** Der ſich ihr nähert und
„ſie bewundert — — Sie erwacht; er fängt
„ſie an zu loben, und ſich bey ihr einzuſchmeicheln — hört, wie lange ſie gefaſtet, ſagt,
„dieſes erinnere ihn, daß er ſelbſt dieſen Abend
„noch nichts gegeſſen und ihn hungre. Befiehlt

„dem Dromo, Wein und Eſſen zu holen, und aus ſeinem Zelte einen Tiſch und Feldſtühle mitzubringen.

Fünfter Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Myſis.

„**Antiphila.** Wie? Sie wollen hier Ihre Wohnung aufſchlagen?

„**Philokrates.** Haben Sie Mitleid mit mir, ſchöne Betrübte; es iſt mir unterm Zelte zu kalt — bis Morgen mit Anbruch des Tages dulden Sie mich immer — —

„**Antiphila.** Sie wollen mich unglüklich machen? Was wird man von mir denken, wenn die Stadt hört, daß ich Sie eine ganze Nacht bey mir geduldet?

„**Philokrates.** Die Folge wird die Stadt ſchon lehren, wie ungern es geſchehen. Wenn man Sie demohngeachtet todt bey Ihrem Grabe findet. — Wer kein Mitleid mit ſich

„ſelbſt haben will, muß darum nicht aufhören, „es mit andern zu haben.

Sechſter Auftritt.

Dromo mit einem Gehülfen, der einen kleinen Tiſch bringt.

„**Philokrates.** Brod, Datteln und „Wein; das iſt die Küche eines Soldaten. „Er bewegt ſie zuerſt. Endlich fällt ihm das „Orakel bey, daß er die beſte Frau bey den „Todten finden werde. Er habe immer ge„glaubt, das Orakel wolle ihn zum beſten ha„ben, jetzt ſähe er die Erfüllung —

„**Dromo.** Nu das geſteh ich, mein Herr „kann aus dem Stegreife vortreflich lügen.

„**Philokrates.** Schikt den Dromo fort, „nach dem Gehangenen zu ſehn.

Siebenter Auftritt.

„**Antiphila. Myſis. Philokrates**

„Fortſetzung. Antiphila ſcheint anfangen zu
„werden.

Achter Auftritt.

„Dromo kömmt mit der Nachricht zurük,
„daß der Gehangene geſtohlen worden
„ſey. Verzweiflung des Officiers. Erklärung
„der Wittwe.

„**Dromo.** St! St!

„**Philokrates.** Was giebts? — Komm,
„faſſ' an!

„**Dromo.** St! St!

„**Philokrates.** Nun?

„**Dromo.** Pardon für den Todten!

„**Philokrates.** Was ſoll das? — Was
„meynſt du? —

„**Dromo.** Es hängt drauſſen noch alles.

„**Philokrates.** Wie? ſo hätteſt du mich

„belogen? Und mit dieſen Schrek eingejagt? Frevler, das ſoll dir dein Leben koſten.

„**Dromo.** Vortreflich! Iſt das mein Dank, daß ich durch meine Erfindung die ſchöne Wittwe zur Erklärung gezwungen? Würde ſie wohl ſonſt ſo bald mit der Sprache herausgegangen ſeyn.

„**Philokrates.** Dromo, du haſt Recht. — Vergeben Sie ihm, meine Antiphila.

„**Antiphila.** Ihr Götter! welche Beſchimpfung? wozu bin ich gebracht worden?

Neunter Auftritt.

Dromo. Myſis.

„**Dromo.** Ich will hoffen, mein Kind, daß Sie mit in den Kauf geht. Ich brauche alſo nicht lange um ſie zu handeln. — Wenn Sie heyrathen will, heyrathe Sie einen ehrlichen Soldaten. Bleibt er, ſo tritt ſein Vordermann, ſein Nebenmann, ſein Hinter-

„mann an ſeine Stelle. Bleiben die auch, „ſo iſt ein andrer Kamrad gleich bey der Hand. „Kurz wenn Sie einen Soldaten heyrathet, „ſo kann Sie eigentlich nicht eher Wittwe „werden, als bis der Henker die ganze Compagnie auf einmal holt. Und das geſchieht „ſo leicht nicht. Wir haben jetzt in der Armee „ein Weib, das bezieht ſchon die ganze Compagnie zweymal.

„**Myſis.** Ja ſo gut wirds der zehnten „nicht.

„**Dromo.** Solls Ihr auch wohl ſo gut „werden? — Nein, alsdann möcht ich doch wohl „lieber dein letzter, als dein erſter Mann „ſeyn —

„**Myſis.** Mache, daß wir ihnen nachkommen.

„**Dromo.** Und dieſe heilige Stäte verlaſſen, wo ſich ein Beyſpiel der eheligen Liebe

„ereignet hat: o! dergleichen — dergleichen —
„dergleichen die Welt alle Tage ſieht.

„**Myſis.** Grauſames undankbares Ge-
„ſchöpf! Iſt es nicht genung, daß ihr uns
„verführt, müßt ihr uns auch noch verſpotten?“

Tarantula. Wenn es auch auf dem Titel nicht dabey ſtünde, ſo würde man es doch aus dieſer Operette ſelbſt ſehen, daß mein Bruder ſie zu einer Zeit angefangen, wo er die reifen Einſichten des Theaters noch nicht hatte. Die Lebhaftigkeit und luſtige Laune, die darinn herrſcht, erſetzt das Weſentlichere, ſo gut als ſich das erſetzen läßt. Die Verſe ſind vorſetzlich ſo ſchlecht, weil ſie damals in den muſikaliſchen Stücken faſt durchgängig ſo waren, und man wohl noch jetzt davon Muſter ſieht. Auch iſt es gleichſam nur der Entwurf der Ausarbeitung, die in Anſehung des Baus der Verſe und der

Diktion ſelbſt noch verbeſſert worden wäre. Keinen Plan finde ich nicht dazu.

Die glückliche Erbin, nach Goldoni. Dieſer Dichter war in den Augen meines Bruders ein ſchätzbarer theatraliſcher Schriftſteller, aber nur ein mittelmäſſiger Kopf. Seine Fruchtbarkeit iſt blos Mangel an feiner Auswahl ſeiner Ideen und ſeiner Plane. Er machte aus allem eine Komödie; aber jeder Menſch konnte ſie ſo, auf jedem Koffeehauſe und in jeder Geſellſchaft ſehn; wo es mit unter an langer Weile nicht gebricht. Dieſe mit etwas intereſſantem und zur Hauptſache gehörigem zu erſetzen, verſteht er nicht ganz, ſo ſehr er auch die Stühle rücken, Coffee und Schokolade trinken läßt, und alles hervorſucht, was Geräuſch, aber nicht Aufmerkſamkeit erregt. Bey allen dieſen Mängeln aber, könnte man aus jeder ſeiner Komödie eine vortrefliche machen; und es iſt gar kein Zweifel, Goldoni wäre es auch ſelbſt fähig geweſen, wenn er nicht die Komödien-Lieferung wie eine Fourage-Lieferung behandelt hätte. In jedem Stücke befinden ſich ſchöne Situationen, die er nicht ganz ungenuzt läßt. Die Charaktere ſind meiſtens aber von der Oberfläche, und beweiſen einen Mann, der fleiſſig beobachtet, aber nicht darüber philoſophirt hat. Das Lächerliche trift er gut: allein ſo bald er ernſthaft wird, und gar das Herz rühren will, iſt er kahl und abgeſchmackt.

Vor dreyßig Jahren ohngefehr fingen die Goldoniſchen Stücke an, auf dem deutſchen Theater groſſes Aufſehen zu machen, und waren eine Zeitlang das Unterhaltendeſte. Die franzöſiſchen Stücke mit ſo genanntem Weltton und Anſtand geſtopft, wollten nicht mehr ſchmecken; und ob die Schuld mehr an den deutſchen Schauſpielern, oder Ueberſetzern, oder an deren innern Gehalte ſelbſt lag, entſcheide der, welcher tauben Ohren vorzuplaudern Luſt hat. Goldoni mußte auch ſchon darum beſſer gefallen, weil ſeine Perſonen aus der wirklichen täglichen bürgerlichen Welt ſind, die jeder Menſch zu ſehen Gelegenheit hat. Sie waren zu wenig geſucht, was die franzöſiſchen zu viel geſucht ſind. In dieſer Zeit kam mein Bruder auf den Einfall, ein Goldoniſches Stück für das deutſche Theater auszuarbeiten. Es heißt l' Erede fortunata, und ſteht im dritten Bande ſeiner Komödien, welche 1753 zu Venedig bey Joſeph Betinelli herausgekommen. Die vier erſten Auftritte des erſten Aufzugs bis an die Worte: „du ſollſt, ſo bald du willſt, „dein eigner Herr ſeyn" — hatte er ſchon, wenn mir Recht iſt, in der Reichiſchen Buchhandlung zu Leipzig, wo er ſich damals aufhielt, 1757 oder 1758 auf einen Bogen in Oktav druken laſſen. Was ihn an der Vollendung gehindert, kann ich nicht ſagen. Der Plan dazu, der freylich für den Leſer von keiner groſſen Unterhaltung iſt, kann doch dem, der es auszuarbeiten etwa Luſt bekäme, zur Leitung dienen.

Sollte es nicht noch Zuſchauer geben, die ſo ein Alltags-Gericht ſo gerne hätten, als unſre engliſchen Allerley oder Ragouts, die aus den Ueberbleibſeln eines Abendſchmauſes beſtehn, welche Trunkenheit oder Geiz in einen Tiegel zuſammengeſcharrt und aufgewärmt? Aber das letzte bleibet freylich für Leute, die keine gute Küche gewohnt ſind, der kräftigſte Leckerbiſſen.

Juſtin. Davon iſt weiter nichts als der Plan da, und hat nicht einmal einen Titel. Plauti Pſeudolus iſt darinn zum Grunde gelegt; und weil Juſtin im Deutſchen ohngefehr das werden ſollen, was Pſeudolus im Lateiniſchen iſt, ſo habe ich dieſen Nahmen angenommen.

Dieſe lateiniſche Komödie ſoll Douſa, wie Taubmann in ſeiner Ausgabe des Plautus anführt, allen andern Plautiniſchen Stücken vorgezogen und mit dem gröſten Vergnügen geleſen haben. Es wäre alſo nicht zu verwundern, daß ſie dem Cicero ſo gefallen; denn ſie ſey occellus fabularum Plauti, ſey über alle Kritik, und verdiene nicht allein von ihm, dem Douſa und den Lambiinis, ſondern auch von den Lipſiis und Scaligeris fleißig geleſen zu werden. Vermuthlich propter vim comicam verborum.

Der Innhalt des lateinſchen Stücks iſt ungefehr dieſer. Ein Officier, Nahmens Polymachäroplakides, hat ſich von einem Kuppler, Nahmens Ballio, ein Mädchen für 20 Minen, ohngefehr drey bis vierhunhundert Thaler gekauft, ihm auch 15 Minen drauf gegeben, und bedungen, ſie ihm mit ſeinem Kerl, der die übrigen 5 Minen und einen Brief von ihm bringen würde, nachzuſchicken. Calidor, ein junger Menſch, der ſie auch liebt und wieder geliebt wird, bittet den Kuppler, ſie an den Officier nicht verabfolgen zu laſſen, welcher verſichert, wenn Polymachäroplakides nicht heute, als den feſtgeſetzten Termin, den Reſt des Geldes ſchicke, Calidor ſie bekommen könnte, wenn er die beſtimmte Summe Geldes für das Mädchen brächte. Das hat er aber nicht, und klagt ſeine Noth ſeinem Bedienten. Pſeudolus, welcher ihm das Mädchen ohne Geld zu verſchaffen verſpricht, und auch Wort hält. Denn er beredt den vom Officier mit einem Brief und fünf Minen abgeſannten Harpaxcacula, er ſey des Ballio treuſter

Diener. Er findet zwar nicht ganz Glauben; Harpaxcacula giebt ihm aber doch den Brief zur Beſtellung, das Geld will er aber dem Ballio ſelbſt einhändigen. Mit dieſem Briefe nun und fünf Minen, welche bey einem guten Freunde geborgt worden, ſchickt Pſeudolus einen andern pfiffigen Kerl, Symia, der ſich für den Harpäxcacula ausgeben ſoll, an den Kuppler, welcher kein Bedenken findet, das Mädchen verabfolgen zu laſſen. Der Betrug klärt ſich endlich auf, und niemand hat dabey Schaden, als Ballio, welchen der Vater vor ſeinem Sohn Calidor, und deſſen Bedienten, gewarnt.

Nach dem vorliegenden Plan hätte mein Bruder freylich dieſen Stof unſern Sitten näher gebracht, die beſten lateiniſchen Scenen genutzt, und den Ausgang des Stücks ſelbſt ein bißchen moraliſcher ausfallen laſſen, als im Lateinſchen. Denn ob es wohl unter Chriſten nichts ungewöhnliches iſt, daß ein junger Menſch mit Wiſſen ſeines Vaters eine Beyſchläferin hält, ſo würde man ſich in der Chriſtenheit doch über eine ſolche Vorſtellung ärgern.

Dergleichen Plane zu Luſtſpielen, wie dieſer, hat mein Bruder mehrere hinterlaſſen. Einige davon ſind aber entweder nicht ganz vollendet, oder beziehen ſich auf Stücke, von denen ich nicht errathen kann, was für welche es ſind. Hier ſind die Nahmen davon: *die Witzlinge*; *die Großmüthigen*; *die aufgebrachte Tugend*; *der Vater ein Affe, der Sohn ein Gek*; *der gute Mann*; *Werther der beſſere*; und noch einige andre, die gar keinen Titel haben, und ſehr unleſerlich geſchrieben ſind. Auf einen halben Bogen hat er ſich auch drey

Nahmen von Luſtſpielen aufgezeichnet, nehmlich: die Gebrüder Denner; der Galeerenſclave; und Mylord Roß; ich finde aber davon nicht eine Zeile mehr; ob ich mich gleichwohl erinnere, daß er mir ſelbſt den Plan vom Galeerenſclaven erzählt; denn er war mit dem franzöſiſchen Stücke davon nicht zufrieden, ſo viel auch deren deutſche Vorſtellung damals Beyfall erhielt. Auch muß ich anführen, daß er ein Schäferſpiel, betitelt: die beyderſeitige Ueberredung, verfertigen wollen, wozu er einen Theil des Plans entworfen, und den Anfang der erſten Scene ſchon in Verſen ausgearbeitet.

Daß endlich mein Bruder ſogar Nachſpiele mit Hanns = Wurſt verfertigen wollen, wird niemand ſo unglaublich finden, der da weiß, daß er die Geſchmacksreinigung, durch Vertreibung des Hanns-Wurſts vom Theater, für die gröſte Hanns-Wurſtiade hielt.

Den Waitzen mit dem Unkraute auszurotten, ſcheint von jeher das Loos der Reformatoren geweſen zu ſeyn. Den Waitzen aber vom Unkraute zu ſichten, macht ſoviel Aufſehens nicht, und wird meiſtens eine undankbare Arbeit. Im gemeinem Leben geht es gemeiniglich von einem Aeuſerſten auf das andere; und der, welcher die Mittelſtraſſe wählt, findet ſelten verdienten Beyfall. Ob es meinem Bruder mit dieſen Nachſpielen auch ſo gegangen wäre, mag ich nicht verneinen. Aus dem, was er in einem Hefte von zwey Bogen in Oktav nachgelaſſen, und nur gleichſam die Vorrede oder Einleitung zu dieſer Gattung von Schauſpielen werden ſollen, ſieht man wenigſtens das hohe Alter dieſer Rolle.

Hier iſt das ganze Manuſcript:

„Nachſpiele „mit „Hannswurſt.

§. 1.

„Vom Charakter des Hannswurſts.

„Es iſt falſch, daß dieſer Charakter die Erfindung
„eines Wiener Schauſpielers, Namens
„Stranitzky, geweſen; wie Löwe in ſeiner
„Geſchichte des deutſchen Theaters verſichert.
„Es iſt falſch, wie eben derſelbe uns bereden
„will, daß die luſtige Perſon, welche die
„Stelle des Hannswurſts vor Stranitzky
„auf unſer vaterländiſchen Bühne vertreten,
„Wurſt=Hanns geheiſſen.

„Der ehrliche Hannswurſt iſt eines „weit höhern Alters: denn Luther hat ihn ſchon „recht gut gekannt.

„Luther hatte ſich dieſes Nahmens verſchiedentlich bedient; und der Herzog Heinrich von Braunſchweig Wolffenbüttel beſchuldigte Luthern, daß er unter andern ſeinen „eignen Herrn, den Churfürſten von Sachſen, „ſo genannt habe: **„Welchen Martinus „Luther ſeinen lieben andächtigen „Hannswurſt nennet.„**

„In der Replique gegen den Churfürſten „von Sachſen vom 2. Nov. 1540 beym „Hertleder Tom. I. Lib. IV. cap. 16.

„Dieſe Beſchuldigung verdroß Luthern gewaltig, und da er in der Replique des Herzog „Heinrichs noch ſo manches andre fand, was

„er nicht verdauen konnte, ſo nahm er daher Gelegenheit dem Herzog Heinrich dieſen Ehrentitel zu geben, und ihm in einer eignen Schrift zu antworten, deren Titel iſt: **Wider Hannswurſt. D. Mart. Luther.** Gedr. zu Wittenberg. 1541. durch Hanns Luſt in 4to 16 Bogen.

„Ich ſage aber, Luther hat nicht des Hannswurſts allein erwähnet, ſondern auch ſeinen eigentlichen Charakter gekannt, und in wenig Worten ſo genau beſchrieben, daß man nicht allein deutlich ſiehet, was der Hannswurſt damals geweſen, ſondern auch was er noch ſeyn muß, wenn er als ein urſprünglich deutſcher Charakter auf unſerer Bühne wieder erſcheinen ſoll. So ſchreibt Luther:

„Du zorniges Geiſtlein (den Teufel meynend) weiſſeſt wol, dein beſeſſener Heintz

„auch ſampt ewren Tichtern und Schreibern, „daß dis Wort, Hannsworſt, nicht mein „iſt, noch von mir erfunden, ſondern von „andern Leuten gebraucht wider die groben „Tolpel, ſo klug ſeyn wollen, doch ungereimbt und ungeſchickt zur Sache reden und „thun. Alſo hab ichs auch oft gebraucht, „ſonderlich und allermeiſt in der Predigt. „Und weiß mich nicht zu erinnern in meinem Gewiſſen, daß ich jemals eine Perſon inſonderheit gemeinet hätte, weder „Feind noch Freund. Sondern wie die „Sachen ſich zugetragen, ſo hab ichs „gebraucht.„

„Aus einer andern Stelle iſt zu ſchlüßen, daß „man ihn, den Hannswurſt, gern ſtark, „**fett und völliges Leibes** gewählt habe. „Bey ſeiner Tölpeley alſo auch noch ein Freſſer; und zwar ein Freſſer, dem es bekömmt. „Harlequin iſt auch ein Freſſer; aber dem es

„nicht ſo anſetzt, damit er ſchlank, leicht und „geſchmeidig bleibt, welches ſich zu ſeinem „Charakter eben ſo wohl ſchickt, als der fette „Wannſt zum Charakter des Hannswurſts.

§. 2.

„Vom Nutzen ſolcher Nachſpiele.

§. 3.

„Worte, Einfälle, Stoff, Entwürfe zu dergleichen Nachſpielen.

*) „Gleich die erſte Erzählung beym Poggius könnte eine vortrefliche Hannswurſtſcene geben. Hannswurſt iſt vier bis fünf Jahr „verreiſet und von ſeiner Frau entfernt geweſen, die ſich indeß von einem reichen Manne

---

*) Die 109 unter den facetiis des **Poggius** gäbe gleichfalls eine gute Hannswurſtſcene: wenn man den Hannswurſt zum Stadtrichter eines kleinen Städtchens machte. Er giebt dem Kläger und dem Beklagten Recht, und iſt immer auf der Seite deſſen, der zuletzt ſpricht.

„unterhalten laſſen. Er kömmt endlich wieder, da ſie es am wenigſten vermuthet, und „wundert ſich, ſo reinlich und galant, und „ſein Häuschen ſowohl ausgerüſtet und mit „allen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten verſehn, zu finden. Er fragt, wo das, „wo jenes her ſey, und ſie antwortet jedesmal, daß ſie es Gottes Seegen zu danken „habe. Bis endlich ein kleiner Knabe zum „Vorſchein kömmt. Was iſt das? O ein allerliebſtes Kind — Ich ſeh wohl — Es „heißt Fritzchen — Aber wem iſt es denn? — „Es wird eben heut vier Jahr noch alt — „Wem iſt es denn? — O Mann, du muſt „ihm zum Angebinde etwas ſchenken — Aber „wem iſt es denn? — Meine iſt es. — Deine? Und wie biſt du denn dazu gekommen? — „Durch Gottes Seegen; oder wenn man dieſen Ausdruck nicht brauchen wollte — Mein „gutes Glück — Oder das Koboldchen. Denn

„man könnte fingiren, daß ſie dieſes dem Mann beredt; und da er böſe wird, daß ihn das Koboldchen auch damit verſehen, ſo kann ſie ihn bereden, daß dieſes Knäbchen das Koboldchen ſelber wäre. Und ſo nach könnte das ganze Stück **das Koboldchen** heißen.

Einer unſer beſten Schriftſteller hat vor vielen Jahren ſchon die Vertheidigung dieſes ehrlichen Luſtigmachers über ſich genommen, und ich weis nicht, ob mein Bruder vor oder nach derſelben auf dieſe Art Nachſpiele gefallen; allein wider die Mode und das Vorurtheil, welches jetzt allgemein herrſcht, und wenn es auf unſre vermeintlich großen Schauſpieler ankömmt, wohl noch lange herrſchen möchte, hat ſie gar nichts gewirket. Ein Beweiß wieder, daß Schriftſteller von Anſehn und Einſicht, nicht immer Einfluß haben und meiſtens die, welche die Sache nur halb verſtehen, aber deſto dreiſter und entſcheidender der Welt vorſchreiben, Geſetzgeber des Geſchmacks werden. Ja zur Bekämpfung eines Vorurtheils ſcheint nur ein andres, das zur Denkart der Zeit mehr einpaßt, ein würkendes Gegengift zu ſeyn. Doch davon kann man ſich am erbaulichſten in der Kirchengeſchichte unterrichten, wo Abweichung von der allgemeinen Vorſtellung einer Sache gleich ewiges Wohl oder Wehe der Seele gebührt. Wer aber die jetzigen theatraliſchen Modeſchriften weder lieſet, noch hört, noch ganz billigt, wird höchſtens von Theater-Journalen und Zeitungen aus dem Zirkel des guten Geſchmacks verwieſen.

Breßlau 1784.

Karl G. Leßing.

Weiber ſind Weiber.

Ein
Luſtſpiel in zwey Aufzügen,
von
G. E. L.

ME — optima femina — EV — ubi ea eſt? quis ea
Eſt nam optima? — — — — — —
— — — — — — — —
Nam optima nulla poteſt eligi: alia alia
Pejor — — eſt.

PLAVTVS.

Berlin, 1749.

Perſonen:

Seltarm.
Hilaria. } Seltarms Töchter.
Laura.
Liſette. Kammerjungfer.
Segarin. Capitain. } Liebhaber.
Wohlklang. Muſicus.
Labrax. Naturalienhändler.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hilaria, Laura, Liſette.

Liſette.

Nun ja. Solchen Männern glauben Sie noch die geringſte Treue ſchuldig zu ſeyn? Es iſt nun beynahe drey Jahr, daß ſie, wider Wiſſen und Willen ihrer Weiber, davon gegangen ſind. Sie haben zwar Zeit gehabt, daß ſie gegangen ſind, wenn ſie nicht wollten in Verhaft genommen werden. Aber hätten denn die Schufte von Ehemännern Ihnen ſeit der Zeit nicht einige Nachricht geben können? Keinen Hund, keinen Buchſtaben haben Sie mehr von ihnen geſehen. Iſt denn daraus nicht offenbar, daß ſie ſich ihres Rechts gutwillig begeben haben? Das Beſte iſt, meine lieben Madames, daß Sie nicht viel an den Schurken verlieren. Sie können abkommen. Beyde können ſie abkommen. Ich habe ſie zwar nicht ſelber zu kennen die Ehre gehabt, das wiſſen Sie. Aber nach Ihrer eignen Beſchreibung, ſo iſt der eine ein Verſchwender, der andre ein Verthuer geweſen. Der eine hat ſein Geld verſpielt, der andre hat es im Pharao verlohren. Der eine hat ſeine Frau verſäumt, der andre hat ſie brach liegen laſſen. Der eine hat es mit andern Weibern gehalten, und der andre mit ſeines Nachbars Weibe. Kurz, es ſind Brüder dem Leibe und der Seele nach: den einzigen Unterſchied ausgenommen, daß der eine ſeiner Frau wenigſtens allen Willen gelaſſen, der andre aber gegen die Seinige noch dazu ein rechter unſinniger Wüttrich geweſen iſt. Der Unterſchied iſt gleichwohl groß genung, daß Sie wenigſtens, Laura — — — Aber Sie laſſen mich auch ganz allein reden. Stehe ich denn auf der Kanzel? Darf denn niemand dazwiſchen reden? Warum reden Sie denn nicht, Madam Laura? — — Madam Hilaria — — Aber was? das iſt ein artiger Anblick — — Sie lachen. Und Sie weinen. Warum lachen Sie, Madam Hilaria? Warum weinen Sie, Madam Laura? Nun ſehe ich, daß es unmöglich iſt, zweyen Herren zu dienen. Soll ich mit Ihnen lachen? Soll ich mit Ihnen weinen? Soll ich vielleicht lachen und weinen zugleich?

Hilaria. Mache was du willſt.

Liſette. Ich werde alſo weder lachen noch weinen. Denn ich habe zu beyden noch keine Urſache. Aber entdecken Sie mir doch den Grund ihres Kummers?

Laura. Den Grund meines Kummers? Liſette kann noch fragen? Er iſt Euch ſo wohl als mir bekannt. Einen Mann, einen liebenswürdigen Mann vermiſſen, und in Gefahr ſeyn, ihn auf ewig zu vermiſſen — — — Ach kann man meine Thränen unbillig ſchelten?

Liſette. Alſo haben Sie wohl Ihren Mann geliebt. Das iſt das erſte, was ich höre. Sie ſind ſehr verſchwiegen damit geweſen. Und ich wette, Leander hat es ſelbſt nicht gewußt. Ein liebenswürdiger Mann — — bey dem das Zanken das tägliche Brod geweſen iſt. Der es nicht einmal bey dem Zanken hat bewenden laſſen. Entweder Klitander iſt nicht ſo arg geweſen, als Sie und andre mir ihn beſchrieben haben, oder — —

Laura. Nicht ſo arg? Man kann ihn nimmermehr ſo arg beſchreiben, als er geweſen iſt.

Liſette. Und doch weinen Sie um ihn?

Laura. Es war ein Teufel von einem Manne.

Liſette. Und doch weinen Sie um ihn?

Laura. Unmöglich kann es ihm in der Welt wohl gehen.

Liſette. Der liebenswürdige Mann!

Laura. Aber das betrübt mich eben, daß ihn vielleicht Gott meinetwegen jetzo heimſucht. Wer weiß, wo er jetzo iſt; wer weiß, wie übel es jetzt ihm geht. Ach mein allerliebſter Leander! Ich vergebe dir alles, was du mir zu viel gethan haſt. Deine Uebereilung, deine Trunkenheit — — — —

Liſette. Weinen Sie nur, Madam, weinen Sie. Vielleicht ſtraft Sie der liebe Gott, daß er wiederkömmt, und alsdenn werden Ihre Thränen billig ſeyn. Wenn Ihre Thränen noch Thränen des Verdruſſes und des Andenkens, wie viel Sie bey ihm ausgeſtanden, wären — — —

Laura. Ach, Liſette, hört er denn auf deswegen mein Mann zu ſeyn, weil er mich übel gehalten hat?

Liſette. Aber Ihre Verbindlichkeit hört auf ihn zu lieben. Sagen Sie was Sie wollen. Ich ſehe es allzuwohl. Ihre Thränen ſind Weiberthränen, das iſt: Thränen ohne Urſache: oder höchſtens, Thränen des Eigenſinns.

Laura. Du biſt eine Närrinn, Liſette. Was würden die Leute ſagen.

Liſette. Und alſo weinen Sie, nur die Leute zu hintergehen? Ihre Thränen ſollen der Welt das glaublich machen, was Ihre Aufführung gegen Ihren Mann doch ſo deutlich widerlegt hat? Und dazu ſind Sie ſehr thöricht, daß Sie nach dem Ruhme einer treuen und außerordentlich treuen Frau ſo geizen. Dieſer Ruhm iſt jetzo in den Augen der Welt ſehr klein. Denn dieſe theilt ſich nur in zwey Hauffen. Der eine hält dieſe Tugend bey einem Frauenzimmer für lächerlich und abgeſchmackt: der andre für falſch und erdichtet. Der eine glaubt ſie nicht, und der andre achtet ſie nicht. Wir müſſen uns jetziger Zeit durch ganz andre Eigenſchaften beliebt machen.

Laura. Es iſt ſchlimm genung, daß die Tugend ſo wenig geachtet wird.

Liſette. O die Tugend, die keinen andern Grund hat, als ein **was** werden die Leute ſagen, die verdient dieſen Titel ſehr wenig. Von Gott und Rechtswegen ſollten Sie lachen, Madam Laura, und ſich freuen, daß Sie eines Mannes los ſeyn, den Sie ſelbſt nicht genung tadeln können. Und wenn ja eine von Ihnen beyden weinen wollte, ſo würde es an Sie kommen, Madam Hilaria. Denn Männer, die ſich ihrer Weiber wegen ruiniren, ſind ſehr rar. Sie möchten wohl keinen ſeines gleichen wieder finden.

Hilaria. Das kann ſchon wahr ſeyn. Aber ich weinen? Ich! Was hätte ich das Urſache? Mein Mann war eine ehrliche Haut, ob er gleich auch ſeine Fehler hatte. Und das für war er eine Mannsperſon. Ich war ihm rechtſchaffen gut. Ich bin ihm auch jetzt noch gut, ſo gut, als man einem Manne in ſeiner Abweſenheit ſeyn kann. Aber was hülfe mir meine Betrübniß? Er kömmt nicht wieder; nun gut, ſo mag er wegbleiben. Wenn es ihm an einem Orte beſſer geht, als es ihm hier gehen würde, warum ſollte ich es ihm nicht gönnen? Unterdeſſen kann ich mir ein unſchuldiges Vergnügen mit meinen närriſchen Freyern machen.

Liſette. O die hat Ihr Vater ziemlich verjagt. Und es iſt Ihnen noch der einzige Herr Segarin übrig geblieben.

Hilaria. Das iſt es eben, was mir noch einigen Verdruß machen könnte, wenn ich nur im geringſten dazu aufgelegt wäre. Ein Frauenzimmer, wie ich, nur einen Freyer zu haben! Das kränkt, das iſt unerträglich! Und wo ſich nicht bald wieder neue bey mir melden; Schweſter, Schweſter, ſo wirſt du deinen Herrn Wohlklang am längſten gehabt haben. Glaubſt du nicht, daß ich reitzend genung bin, ihn dir abſpänſtig zu machen?

Laura. O Hilaria, was verräthſt du für ein niedriges Gemüth? Iſt das die Treue, die du deinem Manne am heiligen Altare geſchworen? Ueberlegſt du denn gar nicht, was die Welt von dir ſagen wird?

Hilaria. O, ich ſage von der Welt, was ich will, und die Welt hat eben das Recht über mich.

Liſette. (zur Laura) Aber gleichwohl ſcheint es, als ob Ihnen der Verluſt des Herrn

Wohlklanges etwas nahe gehen würde; troß der Liebe gegen Ihren abweſenden Mann?

Laura. O Deine Reden quälen mich, ſchweig Liſette.

Hilaria. Aber ich möchte nur ewig wiſſen, was unſern klugen Vater auf den närriſchen Einfall gebracht hätte, alle unſre Freyer abzuweiſen, und juſt die zwey ſchlechteſten zu behalten, die er mit der ungegründeſten Hoffnung von der Welt ſchmeichelt. Ein närriſcher Muſicus und ein abgedankter holländiſcher Capitain.

Liſette. Er hätte ſie für ſich nicht beſſer wählen können. Dieſe zwey Leute beſitzen, was er nicht beſitzt, und er beſitzt, was ſie nicht beſitzen. Iſt es denn alſo ſehr zu verwundern, daß ſie ſowohl mit einander ſtimmen? Ihr Vater hat Geld, und das fehlt beyden. Urſache genung, ſich für Freyer ſeiner Töchter auszugeben. Bey dem einen lernt er dafür ſingen, weil er es troß der Natur, die ihm Ton und

Gehör verſagt hat, lernen will. Und der andre erzählt ihm dafür ſeine Schlachten und Heldenthaten, wie er durch die Bewunderung fremder Tapferkeit den Mangel der ſeinigen zu erſetzen glaubt.

Hilaria. Schweig, Liſette. Da kömmt er eben, und braucht deine Lobrede nicht zu hören.

Zweyter Auftritt.

Seltarm. Und die Vorigen.

Seltarm. Ha! hier ſind ſie. Ich will ganz ſäuberlich mit ihnen verfahren; vielleicht richten die guten Worte mehr aus als die böſen — — Nu, ihr ungerathenen Töchter, werdet ihr bald aufhören eurem Vater zu widerſprechen?

Liſette. In der That, mein Herr, Ihre Anrede iſt ſehr gütig und ſanft.

Seltarm. Nicht wahr, Liſette? (ſachte zu ihr) Höre, ich habe immer gegen ſie das Rauche herausgekehrt. Allzuſcharf kann nicht gut thun. Ich wills einmal in der Güte mit ihnen verſuchen.

Liſette. Schon recht, ſchon recht.

Seltarm. Bedenkt doch, daß euch eure Mutter, neun Monathe unter ihrer Bruſt mit großer Gefahr und Angſt getragen hat. Und ihr Widerſpänſtigen wollt mirs ſo belohnen?

Liſette. Höflich genung, wahrhaftig.

Seltarm. Glaubt ihr, ihr Brodfreſſer, die ihr nichts verdienen könnt, daß ich euch noch länger in meinem Hauſe leiden werde?

Liſette. Sie werden allzugütig, Herr Seltarm.

Seltarm. Ich thu es mit Bedacht. Ich thu es mit Bedacht. — Ich habe euch ſchon mehr als einmal gedroht, euch aus meinem Hauſe zu ſtoßen, mich eurer ganz zu entziehen, wenn ihr mir nicht folgen wollt. Meiner Gütigkeit habt ihrs einzig und allein zu verdanken, daß ich dieſe Drohung jetzt nicht wiederhole. Aber glaubt gewiß, ich erfülle ſie.

Liſette. Was für Ueberfluß väterlicher Liebe?

Seltarm. Ihr gottloſen Kinder — — Liſette iſts ſo recht?

Liſette. Mehr als zu recht.

Seltarm. Wollt ihr mich denn noch vor der Zeit unter die Erde ärgern? Gott wird euch ſtrafen, gebt acht? — Iſt das gelinde, Liſette?

Liſette. O vortreflich!

Seltarm. Bedenkt doch, daß ungehorſame Kinder verflucht ſind.

Liſette. Wie zärtlich!

Laura. Sie beſchuldigen uns des Ungehorſams? Wie könnten wir Ihnen mehr gehorſam ſeyn, als wenn wir denjenigen Männern treu verbleiben, die Sie uns ſelbſt gewählt haben?

Seltarm. Schweig, du Scheinheilige! Hab ich denn nicht ofte genung geſagt, daß die Herrn Conſiſtorialräthe faſt alle meine guten Freunde ſind, und ich eure Eheſcheidung augenblicklich erlangen kann?

Hilaria. Eheſcheidung? Warum ſollten wir von unſern Männern geſchieden werden, mit denen wir doch auf das allerfriedlichſte leben? die uns in drey Jahren nicht die geringſte ſaure Mine gemacht haben; die uns in der Zeit haben thun laſſen, was wir nur ſelber gewollt. Wenn man ja Männer haben muß, ſo ſind dieſes die beſten. Je weiter von uns, je beſſer für uns.

Seltarm. Ey ſieh! Kanſt du bey deinem Wittwenſtande ſo gleichgültig ſeyn? Dahinter muß was ſtecken. Beynahe komme ich auf die Gedanken — — Nu, nu, ich wills gewiß erfahren, ich wills gewiß erfahren.

Hilaria. O ich will Ihnen alles ſelbſt ſagen, was Sie nur von mir erfahren können. Sie wiſſen, daß ich mich mit meinem Manne, ſo lange wir beyſammen geweſen ſind, ſehr wohl vertragen habe. Warum ſollte ich mich nun, ohne ſein Verſchulden, ſeiner entziehen?

Seltarm. Ohne ſein Verſchulden? Iſt er nicht zum Bettler geworden? Iſt er nicht davon gegangen?

Hilaria. An dem erſten könnte ich wohl ſelbſt unſchuldiger Weiſe Urſache haben. Und mit ſeinem Weggehen hat er mir nun eben auch keinen großen Verdruß verurſacht. Es fehlt mir ja in ſeiner Abweſenheit an nichts, und ich habe über nichts zu klagen, als über Ihr ungeſtümes Anhalten, mich, da ich den erſten Mann noch habe, dem andern ſchon zu überlaſſen. Ein ganz anders wäre es, wenn er geſtorben wäre, oder wenn ich gewiß wüßte, daß er mich gänzlich vergeſſen hätte. So lange als eines von beyden nicht iſt, ſo lange — — — —

Seltarm. Mag der Vater ſingen und ſagen — — es wird doch nichts draus.

Hilaria. Es iſt gut, daß Sie mich der Mühe, es ſelbſt zu ſagen, überheben.

Seltarm. Wenn er aber nun geſtorben wäre? he!

Hilaria. O alsdann — — alsdann werde ich mein Herz ohne Bedenken an einen andern ſchenken; und zwar an den, der mir am beſten gefiele, nicht aber an den, den Sie mir vorſchreiben würden — — (ab)

Dritter Auftritt.

Seltarm. Laura. Liſette.

Seltarm. Das iſt brav.

Laura. Ach Gott, wie leichtſinnig iſt meine Schweſter! Nein, mein liebſter Leander, du magſt ſeyn, wo du willſt; es mag dir gehen, wie es gehe, ich will allezeit als eine treue und rechtſchaffne Frau an dir handeln. Gott laſſe mich nicht die traurige Nachricht von deinem Tode erfahren! Mit Kummer und Traurigkeit würde ich den übrigen Reſt meiner Tage zubringen. Und die größte Wohlthat, die mir der Himmel alsdann erzeigen könnte, wäre, das Ende meines elenden Lebens zu beſchleunigen, um mit dir in jenem Leben bald wieder vereiniget zu ſeyn. (ab)

Vierter Auftritt.

Seltarm. Liſette.

Liſette. Herr — — —

Seltarm. Nu — — —

Liſette. Unmöglich ſind alle beyde Ihre Töchter.

Seltarm. Warum das?

Liſette. Ja, ja. Aufs höchſte können Sie nur von einem Vater ſeyn.

Seltarm. Narre, ſie ſind ja alle beyde von meiner Frau.

Liſette. Daran zweifle ich nicht. Aber müſſen ſie denn deswegen alle beyde von Ihnen ſeyn?

Seltarm. Von wem ſonſt?

Liſette. Wenn ich Ihre Frau geweſen wäre, könnte ich Ihnen nähere Nachricht geben. Laura und Hilaria ſind von ſo unterſchiedener Gemüthsart, daß ſie unmöglich einen Vater haben können.

Seltarm. Meine Frau kann ſich wohl mit der einen an jemanden verſehen haben, daß ſie alſo ihrem Vater nicht hat nachſchlagen können.

Liſette. So? erſtreckt ſich auch das Verſehen bis auf die Seele? Das iſt das erſte, was ich höre?

Seltarm. Ja, ſie ſind ja auch bey alledem einander noch ziemlich gleich. Du ſiehſt ja, daß ſie alle beyde ihren Männern treu und mir ungehorſam bleiben wollen. Die Gottloſen!

Liſette. Aber der einen ihr Leichtſinn, und der andern ihre Betrübniß, wie ſind denn die mit einander zu vergleichen?

Seltarm. O! was ſich nicht vergleichen läßt, das — — läßt ſich nicht vergleichen. Aber Liſette, laß uns doch auch von unſrer Sache reden.

Liſette. Was für eine Sache?

Seltarm. Je, unſre Sache — — — —

Liſette. Ich weiß nicht, was Sie wollen.

Seltarm. Je, Närrchen — — —

Liſette. Ha! ha! aus dem Närrchen weiß ich bald, was es ſeyn ſoll. Nein, damit ſchweigen Sie nur für jetzt ſtille — —

Seltarm. Aber biſt du nicht ein dummes Thier? — —

Liſette. Allerliebſte Kareſſen — —

12 **Seltarm.** Alberne Hure, ich meyne es ja nicht ſo arg — —

Liſette. O, immer beſſer und beſſer!

Seltarm. Nu, das iſt wahr: Dümmer, alberner und närriſcher kann wohl auf der Gotteswelt kein Mädel ſeyn, als du biſt. Du ſiehſt ja, daß alles zu deinem Beſten ſeyn ſoll. Ich bin dem Thier ſo gut, und gleichwohl — — —

Liſette. Und gleichwohl nennen Sie mich ein Thier.

Seltarm. Je, ſoll denn alles bey dir komplimentirt ſeyn? Ich rede wie mirs ins Maul kömmt. Die Komplimente, der hundsfüttiſche Quark — —

Liſette. Kömmt Ihnen der auch ins Maul?

Selt:

Seltarm. Ich mache keine Poſſen. Sieh, wir könnten ſo hübſch mit einander leben, als ich nimmermehr mit meiner Frau gelebt habe. Ich wollte dich zu meiner Ausgeberin machen — —

Liſette. Und der Einnehmer wollten Sie bleiben. Für das Amt bedank ich mich.

Seltarm. Ach du willſt mich nicht verſtehen. Aber nimm doch nur dein bischen Verſtand zuſammen, ſieheſt du denn nicht, daß du dir ſelber im Lichte ſtehſt? Wenn du fein meine Töchter ſelbſt zu einer neuen Heyrath bereden wollteſt, ſo bleibſt du ja hernach allein im Hauſe — —

Liſette. Und das mag ich eben nicht.

Seltarm. So? — Du hätteſt die ganze Wirthſchaft alsdenn ſelber zu führen, und ich wollte dir es nicht übel nehmen, wenn du dir einen Pfennig dabey ſammelteſt. Ich wollte dir ſo gar deinen Lohn verdoppeln — —

Liſette. Das iſt, wenn ich mich jetzt nur manchen Tag nicht ſatt eſſen kann, ſo wollten Sie mich wohl alsdann ganze Wochen hungern laſſen; und wenn ich jetzo ganze Monate auf meine Bezahlung warten muß, ſo wollten Sie mich alsdann wohl ganze Jahre lauren laſſen.

Seltarm. Biſt du nicht ein gottloſes Rabenaas! Mir ſolch Zeug ins Geſicht zu ſagen? Wenn es auch wahr wäre, muß mir es denn der Alb — — Aber ich will dirs das mal noch verzeihen. Komm her, küſſe mir die Hand dafür.

Liſette. Geduld einen Augenblick! ich will nur erſt Ihre Töchter dazu holen. (ſie thut als wollte ſie weggehen.)

Seltarm. Biſt du raſend? Bleib da! bleib da!

Liſette. Soll ich Ihnen die Hand nicht küſſen? Ich thue alles, was ich thue, gern vor aller Welt.

Seltarm. Und ich nicht! Wer weiß, was meine Töchter denken könnten, wenn du mir die Hand küßteſt.

Liſette. Sollten ſie etwas dabey denken können? Aber könnte ich nicht auch was dabey gedenken, daß ich es nicht in Gegenwart Ihrer Töchter thun ſoll?

Seltarm. Deſto beſſer, wenn du was dabey denkſt, und nur das Rechte dabey denkſt. Aber ſchweig, laß dir nichts merken, Herr Wohlklang kömmt — —

Liſette. Ha, ha! Ihr Herr c. d. e. f. g.

Fünfter Auftritt.

Seltarm. Liſette. Wohlklang.

Wohlklang. Nun, mein Herr, werden die Entſchließungen Ihrer Frau Tochter bald mit unſern Abſichten harmoniren? Wie lange ſoll noch dieſe mir ſo widrige Diſſonanz anhalten? Wenn wir Virtuoſen uns ſonſt einer Diſſonanz bedienen, ſo geſchieht es aus keiner andern Abſicht, als die übereinſtimmenden Töne beſſer ins Gehör fallen zu laſſen. Aber dieſe übereinſtimmenden Töne, wenn werden ſie mich einmal ergötzen?

Seltarm. Ich habe ihr alleweile was vorgeſpielt, ſie will aber nicht darnach tanzen.

Mein lieber Herr Wohlklang, ob ich Sie gleich gerne zu meinem Schwiegerſohne haben möchte, denn Sie ſind doch noch ein ziemlich braver Kerl, ſo weiß ich doch nicht — — —

Wohlklang. O laſſen Sie den Muth nicht ſinken. Hat Orpheus durch ſeine Leyer den Pluto und Cerberus bewegen können, warum ſollte ich denn nicht ein eigenſinniges Weibsbild durch die bezaubernden Striche meines Bogens bändigen können?

Liſette. Das iſt Fiedelſtolz! (leiſe zu Seltarm.)

Seltarm. (Leiſe zu Liſette) Er hats auch Urſache! Denn, bey meiner Treu! ohne Ihnen zu ſchmeicheln, Sie ſind ein Kerl, der es, hohl mich der Teufel! mit manchem Canter aufnehmen könnte.

Wohlklang. O Sie — —

Seltarm. Nein, nein, Sie können mir gewiß glauben.

Wohlklang. Aber ein Canter! — —

Selt=

Seltarm. Nu, nu, freylich ſind es meiſtens geſchickte Leute, gleichwohl aber ſind Sie auch kein ſchlechter Tropf.

Wohlklang. Aber erlauben Sie mir. Ich wüßte nicht, wie man mich mit einem Canter vergleichen könnte.

Seltarm. Ey, ey! ich ſage ja auch nur, Sie würden es mit manchem aufnehmen. Sie ſind ein bischen gar zu beſcheiden.

Wohlklang. Aber mein Gott, die Canter ſind ja meiſtens die unwiſſendſten Leute in der Tonkunſt.

Seltarm. Ho! ho! Herr Wohlklang, beſinnen Sie ſich; beſinnen Sie ſich. Sie wollen gar zu hoch heraus.

Liſette. Es iſt auch wahr! Bedenken Sie doch, was das ſagen will. Ein Canter! Ich habe wohl welche gekannt, die einen Hals hatten, daß die Kirche davon erſchütterte, und die einen Takt ſchlagen konnten, daß die Schüler Beulen und Löcher im Geſichte und auf dem Kopfe davon trugen.

Seltarm. Ja, ja, und der Canter, bey dem ich in meiner Jugend ſollte ſingen lernen — —

Wohlklang. Ach mit Ihrem Canter. Sie haben ja meine Symphonien und Concerts gehört. Können Sie denn daraus nicht zur Gnüge urtheilen, daß ich ein Virtuoſe bin? Wenn ich ſagte, daß ich in einer Kapelle in ganz Europa, jemals dergleichen gehört hätte, ſo müßte ichs als ein ehrlicher Mann lügen.

Seltarm. Nu, nu, was Ihre Symphonien anbelangt, die will ich nicht tadeln. Ich glaube, ſie werden ſie im Himmel nicht beſſer haben.

Wohlklang. Und meine deutliche, gründliche und überzeugende Lehrart — — —

Seltarm. Ach die — die — — davon weiß ich am beſten zu ſagen. Wenn ich bedenke, was ich für ein unwiſſender Kerl vor dem in der Muſik geweſen bin, und wie weit Sie mich in kurzer Zeit gebracht haben — — der

Henker! — — — Ich muß mich ſchämen, — — drum denke ich nicht einmal gerne dran — — Ich wußte nicht einmal wie viel Töne waren — — Weißt dus, Liſette?

Liſette. Ich, ich maas nicht wiſſen.

Seltarm. Auch nicht, was eine Tertie iſt?

Liſette. Auch nicht.

Seltarm. Pfuy, ſchäme dich! Aber weißt du denn, wie viel Viertel auf ein Ganzes gehen?

Liſette. Wiſſen Sie, wie viel zehn Gebothe ſind?

Seltarm. Auch das weißt du nicht! Du biſt ja dümmer, als ein Vieh. Ja na ſieh, ſo ſind die Leute, die die Muſik verachten. Herr Wohlklang, was geb ich Ihnen, wenn Sie mein ganzes Haus informiren; mich und meine Töchter, Knechte und Mägde — — —

Liſette. Hund und Katze — —

Seltarm. Denn ich glaube nicht, daß es ein ehrlicher Hausvater vor Gott und der Welt verantworten kann, die Seinigen in einer

ner ſolchen erbärmlichen Unwiſſenheit ſtecken zu laſſen. Was verlangen Sie dafür?

Wohlklang. Sie dürfen Sich ja nur gütigſt an das erinnern, was wir längſt unter uns abgeredet haben. Alle meine Geſchicklichkeit ſtehet Ihnen alsdann umſonſt zu Dienſte.

Seltarm. Nu, das gefällt mir. Ich gebe ſo nicht gerne viel Geld aus; Sie ſollen mein Schwiegerſohn werden, es mag koſten was es will. Und du, Liſette, da du künftig freye Stunden in der Muſik bekommen ſollſt, erzeuge dich erkenntlich. Ich weiß, daß du bey meinen Töchtern ſchon was ausrichten kannſt, wann du nur willſt. Mache, daß ſich Laura je eher je lieber zum Zwecke legt.

Wohlklang. Und Liſette hat uns bis jetzo noch nicht beygeſtanden?

Liſette. Nein, mein Herr.

Wohlklang. Ey! ey!

Seltarm. Ha! jetzt iſt mir was eingefallen. Die Liſt wird gehen. Adieu, ich muß gleich Anſtalt dazu machen.

Liſette. Gut Glück dazu!

Sech-

Sechſter Auftritt.

Liſette. Wohlklang.

Wohlklang. Wie kömmts, daß Liſette durch Ihre Stimme unſer Chor noch nicht verſtärken will?

Liſette. Wie kommts, mein Herr, daß Sie ihr noch keine Urſache darzu geben?

Wohlklang. Keine Urſache? Habe ich Sie nicht ofte genug darum gebeten?

Liſette. Gebeten? Ja, ja, das kann dann und wann eine Urſache ſeyn, aber hier — —

Wohlklang. Nu? Was ſoll ich denn durch die Urſache verſtehen?

Liſette. Durch dieſe Urſache ſollen Sie verſtehen die gröſte Urſache, die nur in der Welt ſeyn kann; die Urſache, warum Leute groß, verſtändig, gelehrt heiſſen; warum ſie in Kutſchen fahren, da ſie könnten zu Fuſſe gehen; die Urſache, warum häßliche Mädchen ſchön werden; die Urſache, warum die Herrn Muſici componiren, die Diebe ſtehlen.

die Advocaten, Advocaten ſind, die Dichter ſingen, die Bettler weinen, die Aerzte Wind machen, die Taſchenſpieler Hexen, die Juden Chriſten und die Chriſten Juden werden; kurz die Urſache aller Urſachen — — die Hauptur — ur — urſache — — verſtehn Sie es nun?

Wohlklang. (bey Seite) Wenn ichs nur verſtehen wollte. (zu Liſetten) Aber was ſoll ich mir aus dem Geſchwätze nehmen?

Liſette. Es thut mir leid, mein Herr, daß Sie ſich nichts daraus nehmen, und zugleich, daß ich Ihnen in Ihrer Sache alſo unmöglich die geringſten Dienſte leiſten kann. Leben Sie wohl.

Siebenter Auftritt.

Segarin. Liſette. Wohlklang.

Segarin. Nein, nein, Liſette, bleib da; Dich eben hab ich geſucht. Oder mein Herr Muſicus, ſtehts Ihnen etwa nicht an? Ich habe auch guten Rath von nöthen; und kann ihn aus eben der Quelle, mit ſo gutem Rechte holen, als Sie?

Wohlklang. O die Quelle iſt an gutem Rathe ſehr vertrocknet.

Liſette. Ja, mein Herr Capitain, aber nur für Leute, wie Herr Wohlklang.

Segarin. Das dachte ich; denn Sie, Herr Muſicus, ſind gar nicht der Mann, der mit Frauenzimmern umzugehen weiß.

Wohlklang. O! mein Herr Capitain, wollten Sie nicht die hohe Gnade für mich haben, mich mit einem etwas vorzüglichern Titel zu beehren. Ein Muſicus, ein ſimpler Muſicus iſt etwas gar zu wenig bedeutendes. Der Titel eines Virtuoſen — — —

Segarin. Gut, gut, daß Sie von den Titeln anfangen. Ich habe Ihnen einen ſcharffen Text darüber zu leſen. Herr Capitain, Herr Capitain ſchlechtweg, iſt durchaus kein Titel, der mir anſteht. Es iſt mancher ſchlechter Kerl Capitain geweſen. Ich aber ſtamme aus einem alten adelichen Geſchlechte. Alſo wird ſichs ganz wohl ſchicken, daß Sie mich künftig den Herrn Capitajn von Segarin nennen.

Wohlklang. O ganz unterthänigſter Diener, mein Herr Capitain von Segarin. Sie haben nur zu befehlen — — —

Segarin. Und Sie nur zu bitten, mein Herr Virtuoſe — — Aber erweiſen Sie mir doch die Gefälligkeit, und laſſen Sie mich mit Liſetten allein.

Wohlklang. Von Herzen gern. Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr Capitain.

Segarin. Adieu, Herr Muſicus.

Wohlklang. Gehorſamſter Diener, Herr Capitain.

Segarin. Adieu, Herr Muſicus; Adieu.

Wohlklang. O verzeihen Sie, ich habe es aus der Acht gelaſſen — — Ich bin Dero unterthänigſter Knecht, mein Herr Capitain von Segarin.

Segarin. Das war was anders — Leben Sie wohl, mein Herr Virtuoſe, leben Sie wohl.

Achter Auftritt.

Segarin. Liſette.

Segarin. Liſette, es iſt mir eingekommen; ich muß Hilarien heute noch zu meiner Frau haben, oder ſonſt mag ich ſie gar nicht.

Liſette. Das iſt Ihnen eingekommen? Es kömmt einem doch manchmal wunderlich Zeug ein. Aber erlauben Sie mir eine kleine Frage: Iſt es Ihnen im Wachen oder im Traume eingekommen?

Segarin. Närriſche Frage! im Wachen.

Liſette. Sie haben alſo wachend geträumet! Ein ſchlimmer Umſtand für Ihren Kopf!

Segarin. Kopf hin, Kopf her! wenn nur das Herz geſund iſt! Was nutzt der einem Soldaten, welcher lauter Herz ſeyn ſoll? Aber im Ernſte, Liſette, wir haben ja beynahe noch den ganzen Tag vor uns; du müßteſt im Kuppeln nicht viel gethan haben, wann Du ſo eine Kleinigkeit nicht in ſechs bis ſieben Stunden zu Stande bringen könnteſt. Ich bin nun ſchon einen Monat hier.

Liſette. Das weiß ich, leider.

Segarin. Wenn ich Bergen op Zoom belagert hätte, ſo würde ich nicht ſo lange haben davor liegen müſſen. Und eine Frau ſoll mich ſo lange aufhalten? Wenn es noch eine Jungfer wäre. Und auch bey der würde eine monatliche Belagerung ſchon ziemlich romanhaft ſeyn. Ich muß alſo einen Sturm wagen, einen Generalſturm. Du indeſſen, Liſette, ſollſt verſuchen, ob du ſie zur Capitulation bewegen kannſt.

Liſette. Stürmen und kapituliren zugleich?

Segarin. Ach das ſchickt ſich nicht für dich, über meine Maasregeln zu critiſiren. Kurz, verſprich mir deinen Beyſtand, und ich verſpreche dir — — —

Liſette. Was verſprechen Sie mir?

Segarin. Ich könnte dir alsbald ein paar Dutzend Dukaten geben — — —

Liſette. Nur her, nur her, — —

Segarin. Aber das wäre eine Kleinigkeit für deine Dienſte.

Liſette. O Ihre Dienerin iſt mit dieſer Kleinigkeit ſchon zufrieden.

Segarin. Einen Ring für etliche funfzig Piſtolen, und ein paar Ohrgehenke von gleichem Werthe — —

Liſette. Von dergleichen Schmucke bin ich eine ſehr große Liebhaberin.

Segarin. Aber ich müſte mich ſchämen, dir ein ſo ſchlechtes Geſchenk gemacht zu haben.

Liſette. Und ich würde mich gar nicht ſchämen, es anzunehmen.

Segarin. Nein, höre Liſette. Ich verſpreche dir etwas, was allen dieſen Bettel bey weitem übertrift.

Liſette. So?

Segarin. Das allerkoſtbarſte, was ich dir nur geben könnte.

Liſette. Sie machen mich neugierig.

Segarin. Etwas unſchätzbares.

Liſette. O ſagen Sie — —

Segarin. Was aller Welt Schätze nicht bezahlen würden.

Liſette. Nu, was denn?

Segarin. Rathe einmal.

Liſette. Etwa Haus und Hof — —

Segarin. Pfuy!

Liſette. Ein Rittergut?

Segarin. Pfuy, ſag ich!

Liſette. Etwa den Stein, womit man Gold machen kann?

Segarin. O rathe beſſer.

Liſette. Eine Tinktur, ewig zu leben?

Segarin. Was wäre das?

Liſette. Etwa ein Waſſer, wodurch man zeitlebens ſchön bleibt?

Segarin. Was für Kleinigkeiten!

Liſette. O Sie wollen mich zum Beſten haben. Nichts koſtbarers wüßte ich in der That nicht.

Segarin. Nun ſo höre — — — Meine ewige Gewogenheit!

Liſette. O gehn Sie mit dem Bettel; er iſt nicht einmal ſo viel werth, als die paar Dutzend Dukaten, die Sie mir zuerſt anboten. Ich ſehe ſchon, alle meine Hoffnung ſowohl bey Ihnen, als Herrn Wohlklangen, iſt vergebens. Leben Sie wohl, und wagen Sie

Ihren Generalſturm; ich werde mich in die Veſtung ziehen, Ihren Feind zu verſtärken.

Neunter Auftritt.

Segarin.

Das Ding ſieht übel aus. Wo ich nicht bald meine Heurath zu Stande bringe, ſo kann ich meinen neuen Charakter nicht länger unterſtützen. Segarin, Segarin, wenn aus dem gnädigen Herrn wieder ein Schuhputzer werden ſollte! Daß man ſich auf das verzweifelte Glück nicht verlaſſen kann. O Glück! O Segarin! (ab.)

Zwey-

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Labrax.

Herr Seltarm hat mich zu ſich rufen laſſen. Was werde ich bey ihm ſollen? Sollte er mir etwa von meinen oſtindiſchen Seltenheiten was abkaufen wollen? Aber er iſt ja ſonſt kein Liebhaber von Naturalien. Doch es kommt einem reichen Manne manchmal wunderlich Zeug ein. Ich habe ſie zu mir geſteckt. Ein kleiner Gewinnſt würde mir ſehr wohl zu ſtatten kommen; denn ſonſt hätte ich heute wider meinen Willen Faſttag. Wer ſollte es glauben, daß ein Mann, der ſichs in der Welt ſo ſauer hat werden laſſen, gleichwohl zuletzt kaum ſein Brod haben ſollte? Ich kenne Oſt- und Weſtindien beſſer als mein Vaterland. Ich habe die Welt in ihren unbekannteſten Winkeln durchſtrichen, und ich wünſchte mir nur von dem Golde, das ich habe graben, von den Perlen, die ich habe fiſchen, und von den Edelſteinen, die ich habe ſuchen ſehen, nur — nur — nur den zehnten — — ach Narre! — — nur den zehntauſendſten Theil. Aber was hilft mir meine Kenntniß? meine Erfahrung? Zieht man mich deswegen andern vor? Gefehlt! Man zieht die unwiſſendſten Leute mir vor. In dem nah gelegenen kleinen Städtchen war jüngſt eine Accisbedienung offen. Ich meldete mich. Ich ward abgewieſen. Und es erhielt ſie ein Kerl —— Ja, ich laſſe mir den Kopf abhauen — — wenn er jemals einen Elephanten oder ein Crocodill geſehen hat, oder wenn er weiß, wie der Caffee wächſt, oder der Zucker gebaut wird. Nun ſage man einmal, ob es dem Staate nicht zu unausſprechlichem Nachtheile gereichet, wenn ſeine Aemter mit dergleichen Leuten beſetzt werden. O Zeiten! O Sitten! Doch vielleicht würde es mir auch beſſer gehen, wenn ich die ganze Welt umſchift wäre. Vielleicht iſt das die einzige Urſache, warum es mit meiner Verſorgung nicht recht fort will! Ach! daß ich niemals Gelegenheit dazu gehabt habe. Doch — — —

Anderer Auftritt.

Labrax. Seltarm.

Seltarm. Gut, Herr Labrax, gut, daß Sie gleich gekommen ſind. Sie ſind ein Mann, der die Welt kennt, und weiß, wie man es anſtellen muß, wenn man was verdienen will.

Labrax. Ja, mein Herr, das weiß ich; aber gleichwohl iſt mein Verdienſt ſehr ſchlecht. Es ſind viele, die meine Raritäten beſehn, aber wenige, die ſie kauffen wollen. Ich wollte wünſchen, mein Herr, daß Sie von der letztern ſeyn möchten. Zum Exempel dieſe Venusmuſchel, durch wieviel Hände iſt ſie nicht ſchon gegangen! und immer wieder in die meinigen, aber unbezahlt, zurückgekommen.

Seltarm. Laſſen Sie ſtecken, laſſen Sie ſtecken. Davon brauche ich jetzt nichts. Ich — —

Labrax. Aber betrachten Sie nur ihre Schönheit. Ich verſichre Sie bey meiner Ehre, um einer gewiſſen Gleichheit willen hat mir einſt ein junger Cavalier zehn Dukaten für eine dergleichen bezahlt. O! ich will tauſend Spaß damit haben, ſagte er. Heute ſpeiſe ich bey der Gräfin von Ernſt. Ich werde ſie auf dem Teller um die Tafel gehen laſſen. Ich ſehe ſchon im voraus, wie die eine roth wird, die andre, weil ſie wegen der Schminke nicht roth werden kann, die Serviette vor das Geſichte hält; dieſe ſie ſchleunig aus den Händen wirft, jene eine Unſchuldsvolle Mine dabey macht, als ob ſie nichts als eine Muſchel ſähe. O die Luſt ſoll mir meine zehn Dukaten reichlich erſetzen! Und der Cavalier hatte Recht; betrachten Sie nur mein Herr! ha! ha! ha!

Seltarm. Ja, ja, es iſt curiös genung. Aber — — —

Labrax. Ha! ha! ich merk es, ich merk es. Sie wollen was ernſthafteres haben. Hier hab ich — — —

Seltarm. Nein doch! Von Ihren Siebenſachen mag ich gar nichts ſehen. Laſſen Sie mich reden, und hören Sie, was ich will — — — (vor ſich) Ja, aber wo fang ich an? Welches ſage ich ihm zuerſt? Daß er Geld verdienen kann? oder daß ich ihn zu einem Schelmſtreiche brauchen will? doch ich will ihn vorher ein wenig ausholen — — Sind Sie ein ehrlicher Mann? Antworten Sie.

Labrax. Beynahe ſollt ich aus der Frage ſchließen, daß Sie daran zweifeln.

Seltarm. Ey, nein Narre, antworten Sie fein kurz und gut. Mit einem Worte, Ja oder Nein. Sind Sie ein ehrlicher Mann?

Labrax. Zum Henker, das dächte ich.

Seltarm. Soll das ſo viel heißen als Ja oder Nein? Sie könnten wohl, wer weiß was, von ſich denken. Muß es denn wahr ſeyn? Antworten Sie, wie ich es haben will: mit

Ja oder mit Nein. So kann ich doch wiſſen, woran ich bin. Ich frage Sie noch einmal: ſind Sie ein ehrlicher Mann?

Labrax. Ja.

Seltarm. Sind Sie einer?

Labrax. Ja, Ja.

Seltarm. Sind Sie einer?

Labrax. Beynahe ſollte ich glauben, daß Sie es lieber ſähen, wenn ich ſagte, ich wäre ein Schelm?

Seltarm. Wenn Sie alſo ein ehrlicher Mann ſind, ſo packen Sie ſich nur wieder Ihrer Wege. Die verzweifelten ehrlichen Leute! Wenn man ſie braucht, ſo findet man ſie nicht; und wenn man ſie mit Laternen ſuchte; wenn man ſie aber nicht braucht, ſo ſtößt man aller Orten an einen an. Gehen Sie nur, gehn Sie! Wir werden nichts mit einander anfangen können. Pfuy über ſo einen Dummkopf! der die ganze Welt, und ich weiß nicht was noch mehr, will geſehen haben; und nicht einmal die unnütze Tugend zu rechter Zeit an Nagel zu hängen, gelernt hat. Ihre närriſche Antwort bringt Sie um einen Gewinnſt von etlichen Dukaten.

Labrax. Ey, mein Herr, erzürnen Sie ſich nicht. Ihre Frage war zu verfänglich, als daß ich anders darauf hätte antworten können. Sagen Sie mir nur ohne Scheu, mit was kann ich die etliche Dukaten verdienen? Denn meine Redlichkeit iſt nicht von der bäuerſchen, groben, und unbiegſamen Art. Sie iſt gefällig, verbindlich, kurz in die meiſten Sättel gerecht.

Seltarm. Ja, wenn ich ſie nun juſt auf einen Sattel ſetzen wollte, dem ſie nicht gerecht wäre? Nein, nein, mit der Redlichkeit kann ich jetzo nichts zu thun haben. Deutſch zu reden, ich brauche jetzt einen Mann, der gar keine beſitzt, und deſſen Gewiſſen einen und den andern unerlaubten Streich verdauen kann.

Labrax. Ohne mich zu rühmen, Herr Seltarm, daß ich alle dieſe Eigenſchaften beſitze, ſo glaube ich doch, Sie werden an mir Ihren Mann finden können.

Seltarm. Sie glauben es, und ich glaub es nicht. Sie ſind ja ein ehrlicher Mann? Widerrufen Sie denn Ihr erſtes Geſtändniß?

Labrax. O was für ein innerlicher Kampf von Gewinn und Ehrſucht, von Philoſophie und Hunger! der Sieg iſt zweifelhaft. Beyde Theile ſtreiten noch mit gleichen Kräften und mit gleichem Glück. Aber wie — — was empfind ich? — — — Die Gewinnſucht wird matt — — ſie weichet — — die Ehre dringt nach — — Jetzt wird ſie fliehen — — ſie fliehet. Die Ehre verfolgt ſie mit ſiegeriſchen Waffen: aber der Hunger — — der Hunger kämpft noch, und wird bald beyden den Sieg ſchwer machen. Aber wie? — — —

* * *

Vor dieſem!

Ein
Luſtſpiel in einem Aufzuge.

1756.

Perſonen:

Wilibald.	
Charitas.	Tochter des Wilibalds.
Hedwig.	Der Charitas Mädchen.
Codex.	Ein Advokat.
Florian.	Deſſen Vetter.
Philibert.	Der Charitas Liebhaber.

Erſter Auftritt.

Willibald.

(unangekleidet im Schlafrocke.)

Wie ſehr iſt jeder ehrliche Mann heut zu Tage zu beklagen! Die gute alte Zeit iſt vorbey, und die, in der wir jetzt leben, muß allen zum Ekel und zum Verdruß werden, die nur noch ein Fünkchen Vernunft und Tugend haben. Ich ſage das aus Ueberzeugung, und nicht aus Aergerniß, ob ich gleich Aergerniß mehr als zu viel habe. Es müßte auch mit einem Wunderwerke zugehen, wenn es mir bey einem ewigen Proceſſe vor zwanzig Jahren und bey einer erwachſenen Tochter daran fehlen ſollte! Ein Proceß! Eine erwachſene Tochter! Aber was würde mir alles das ſchaden, wenn heut zu Tage unſern Mädchen die Ehrbarkeit nicht eben ſo unbekannt wäre, als die Gerechtigkeit unſern Richtern? Nein, wirklich, vor dieſem war das ſo nicht! Vor dieſem, da alle Richter Rhadamanthen und alle Mädchen Suſannen waren! Vor dieſem, da es noch eine ebeſt ſo große Unmöglichkeit ſchien, die Gerechtigkeit zu erkaufen, als den Himmel! — — Wegen des Proceſſes zwar hat mir der Präſident geſtern gute Hofnung machen laſſen. Ich ſoll heute mit meinem Advocaten zu ihm kommen. Aber es wird gewiß wieder nichts ſeyn; denn es liegt dem Teufel zu viel daran, daß mich die Chikane nicht in Ruhe läßt — Gut, meine Tochter, daß du kömmſt — —

Zweyter Auftritt.

Charitas. Wilibald.

Wilibald. Ich hatte jetzt eben meine Gedanken über — — —

Charitas. Ueber die jetzigen verderbten Zeiten; nicht wahr? Dieſe ſind ja immer der traurige Gegenſtand Ihrer Gedanken. Wahrhaftig, liebſter Vater, es thut mir herzlich leid, daß Sie ſo wenig für dieſe Welt gemacht ſind. Ich dachte doch, ſie wäre noch ſo ziemlich gut.

Wilibald. O Jugend! O meine Tochter! wie ſehr wünſche ich dir geſündere Begriffe. Du machſt mein ganzes Mitleiden rege. Komm, Kind, und laß dir meine Erfahrungen mittheilen; ſie können deiner jungen Schönheit ſtatt der Stärke des Geiſtes dienen, die ſonſt nur das Vorrecht des Alters zu ſeyn pflegt. Ein weniges von meiner Einſicht kann dir zehn Jahre mehr geben — —

Charitas. Wie, liebſter Vater, zehn Jahre mehr? Bedenken Sie doch. Zehn Jahre mehr? O ein vortrefliches Geſchenk für ein junges Mädchen!

Wilibald. Du verſtehſt mich nicht.

Charitas. O ich verſtehe Sie ganz wohl! Zehn Jahre mehr? Geben Sie mir, wenn es ſeyn kann, lieber zehn Jahre weniger. Ich erſchrecke über dieſe zehn Jahr mehr.

Wilibald. Dieſe zehn Jahr mehr würden weder deiner Schönheit, noch deiner Jugend nachtheilig ſeyn. Du würdeſt den Nutzen davon genießen, ohne ihre Laſt zu fühlen.

Charitas. Wenn gleich. Wir wollen uns lieber nicht übereilen. Wir wollen dem Laufe der Natur lieber nicht zuvorkommen. Wenn die finſtre Weisheit nur mit dem Alter erlangt wird, ſo kann ſie nie ſpät genug erlangt werden.

Wilibald. Fürchte nichts, meine Tochter. Bey ſolchen Geſinnungen wird ſie dich in deinem Leben nicht inkommodiren.

Charitas. Deſto beſſer!

Wilibald. Dieſes deſto beſſer geht mir durch die Seele! Ich fürchte, ich fürchte; Du ſprichſt im Ernſt. Vor dieſem, Charitas, waren die Mädchen von deinem Alter weit lehrbegieriger, weit beſcheidner. Vor dieſem hörten ſie einem vernünftigen und zärtlichen Vater mit mehr Vergnügen zu. Vor dieſem liefen ſie nicht ſo auf die Bälle und in die Comödien. Vor dieſem lagen ſie nicht den ganzen Tag über den Romanen, die dem Witze nur ſchmeicheln,

cheln, um das Herz zu verderben. Vor dieſem — —

Charitas. Ich höre wohl; vor dieſem waren alle junge Mädchen ehrwürdige Matronen; nicht wahr?

Wilibald. Ja.

Charitas. Sie machen mich zu lachen, liebſter Vater.

Wilibald. Zu lachen? Und ich wollte, daß du über deine Thorheiten weinteſt.

Charitas. Die Thorheiten, welche Sie mir Schuld geben, ſind die Thorheiten der Zeit, und nicht meine Thorheiten. Und iſt es nicht unſre Pflicht, ſich in die Zeit zu ſchicken? Doch laſſen Sie uns dieſe Unterredung abbrechen. Philibert iſt geſtern bey Ihnen geweſen.

Wilibald. Laß uns dieſe Unterredung abbrechen, um wieder auf die erſte zu kommen. Man muß ſich, ſagſt du, in die Zeit ſchicken? O was für ein gefährlicher Grundſatz. Man muß ſich nicht von der Menge hinreiſſen laſſen, ſondern man muß den Weg der Tugend wandeln, und wenn wir auch ganz allein drauf wandelten.

Charitas. Wir werden nicht ganz allein drauf wandeln, wenn Sie erlauben, daß uns Philibert begleiten darf. Er iſt es werth, ſich nach Ihrem Muſter zu bilden. Er liebt Sie; er bewundert Ihren richtigen und ſcharfen Verſtand; er betet mich an.

Wilibald. Er betet dich an?

Charitas. Ja, von Grund ſeiner Seelen.

Wilibald. Von Grund ſeiner Seelen?

Charitas. Ja.

Wilibald. Er betet dich an von Grund ſeiner Seelen. Das entzückt mich — —

Charitas. Warum wollen Sie alſo länger einer ſo reinen, ſo zärtlichen Liebe zuwider ſeyn? Einer Liebe, die Sie ſelbſt ſo entzückt?

Wilibald. Erſchöpfe deine Beredſamkeit nicht. Er betet dich an, und mehr brauch ich nicht zu wiſſen, um ihn aus dem Grunde zu kennen.

Charitas. Wie glücklich bin ich, daß Sie ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Ja, er iſt der artigſte, gefälligſte, liebenswürdigſte von allen jungen Menſchen.

Wilibald. Und mit einem Worte alles zu ſagen, der vollkommenſte Narr unter der Sonne.

Charitas. Was ſagen Sie?

Wilibald. Ich ſage, daß du in deiner Unverſchämtheit zu weit geheſt. Ein wohlerzogenes Mädchen ſollte eher vor Schaam ſterben, als mit ihrem Vater von ihren Liebhabern ſprechen. Vor dieſem liebten die Mädchen auch; aber ſie liebten mit Anſtändigkeit; ſie liebten ganz in der Stille. Und wenn ich ein Mädchen wäre, ich; ſo würd ich eine Mordthat eher bekennen, als meine Liebe. Weißt du denn, was das iſt, lieben?

Charitas. Ob ich es weiß?

Wilibald. Du weißt es? Deſto ſchlimmer! Verheyrathe dich alſo je eher je lieber. Ich bin ſo ein Thor nicht, daß ich die Neubegierde eines Mädchens, das ſchon weiß, was lieben iſt, zu erſticken verſuchen wollte. Ich vermenge mich mit dem unmöglichen nicht. Nein, wahrhaftig, nein. Geh, verheirathe dich, aber wähle einen, der es würdiger iſt, mein Schwiegerſohn zu ſeyn, als dieſer Philibert. Ich ſollte einen Menſchen, der die Frauenzimmer anbetet, in meine Familie nehmen? Ich? — Ein Frauenzimmer anbeten, wenn du mir es nicht übel nehmen willſt, heißt die Narrheit ſelbſt anbeten. Vor dieſem hatte man für euch Geſchöpfe nur kleine Achtungen; euch zu lieben, davon war man weit entfernt; aber euch gar anzubeten, das iſt eine Raſerey, die unſern jetzigen Zeiten vorbehalten wird, die ausdrücklich dazu beſtimmt zu ſeyn ſcheinen, mit der geſunden Vernunft im Streite zu leben. Und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo hat ſich dein Philibert in dieſem Streite vortreflich hervorgethan. Er iſt galant, er ſchwatzt; er iſt in der Welt herumgeſchwärmt, er hat einen Narren gefreſſen an allem, was neu iſt: Das ſind die ſchönen Eigenſchaften, die ich geſtern an ihm bemerkte, als er mich mit ſeinem verdrüßlichen Beſuche beehrte.

Und übrigens darf man ſo gar ſcharfſichtig nicht ſeyn, um zu merken, daß er ſein Vermögen durch ſeine Reiſen ziemlich dünne gemacht. Sollte das etwa gar die wahre Urſache ſeyn, warum er dich anbetet?

Charitas. Wenigſtens ziehen Sie die Redlichkeit ſeines Herzens nicht in Zweifel. Vielleicht zwar, daß er nicht mehr der reichſte iſt, aber was ſchadet das? Er beſitzt Geſchicklichkeiten, die ganz gewiß ſein Glück machen werden, und hat einen ſehr reichen alten Vetter, der — —

Wilibald. Geſchicklichkeiten! — — Einen alten Vetter! — — Du haſt mich zum beſten, Tochter. In dieſen barbariſchen Zeiten, in welchen der Reichſte der Geſchicklichſte iſt, in welchen der, der Geld hat, alles zu wiſſen glaubt, ohne das geringſte gelernt zu haben; in dieſem Jahrhunderte der glücklichen Dumköpfe, was können da einem Geſchicklichkeiten helfen? Vor dieſem waren ſie wohl ſo gut als das größte Kapital; aber das war vor dieſem — Und was den alten Vetter anbelangt — glaubſt du denn nicht, daß die alten Vetter Leute ſind, die ihre jungen Vetter überleben wollen. Vor dieſem ſtarben die alten Leute wohl eher als die jungen; aber jetzt, jetzt ſtürmen ja die jungen Leute ſo entſetzlich in ihre Natur, daß ſie Kahlköpfe werden, ehe ſie einen Bart kriegen.

Charitas. Auch liebt ihn ſein geweſener Vormund ſo ſehr, daß er ihn zu ſeinem Erben einſetzen will.

Wilibald. Davon ſchweig vollends ſtill. Das Mährchen iſt mir ſo unglaublich vorgekommen, daß ich nicht einmal nach dem Namen dieſes großmüthigen Vormundes habe fragen mögen. Vor dieſem machten die Vormünder ihre Mündel wohl lieber reich, als arm; aber das war vor dieſem!

Charitas. Und wenn ich es Ihnen nun auch einräumen müßte, daß ſeine Hoffnungen nicht allzugegründet ſind; ſo müſſen Sie mir doch wiederum einräumen, daß der Reichthum nicht die glücklichen Ehen mache.

Wilibald. Die Liebe noch weniger. Tugenden und gute Sitten müſſen ſie machen. Wenn mein künftiger Schwiegerſohn dieſe hat, ſo will ich ihm Reichthum und Geburt ſchenken — Zum Exempel, was meynſt du von dem wackern Florian, dem jungen Vetter meines Advokaten, des Herrn Coder?

Charitas. Nun was ſoll der Kahlmäuſer?

Wilibald. Der ſoll dein Mann werden!

Charitas. Wer? der ſteife, düſtre Florian.

Wilibald. Ey, meine Tochter, es iſt ein ſehr gelehrter junger Menſch! Er verſteht lateiniſch und griechiſch, und hat die Alten geleſen. Die Alten! weißt du, was das ſind, die Alten? Das ſind die, die vor dieſem geſchrieben haben.

Charitas. Ich bin der Alten ihre gehorſamſte Dienerin, und des Herrn Florians zugleich.

Wilibald. Folge mir nur in gutem, oder —

Nun, wer kömmt da uns zu ſtören? — Sind Sie es ſchon, lieber Herr Codex!

Dritter Auftritt.

Codex. Wilibald. Charitas.

Codex. Schon? Was zum Henker wollen Sie mit Ihrem Schon? Denken Sie, daß ein Advokat, wie ich, nicht pünktlich iſt? Und warum ſind Sie noch nicht angekleidet? Haben Sie vergeſſen, daß uns der Präſident um zehn Uhr beſtellt hat?

Wilibald. Ja, um zehn Uhr — — aber zehn Uhr —

Codex. Wirds für dieſen Vormittag nicht noch einmal ſchlagen. Geſchwind ziehen Sie ſich an — Himmel! den Präſidenten warten zu laſſen! Und Sie wollen in Ihrem Proceſſe glücklich ſeyn? So lange als die Welt ſteht; ja ich dürfte wohl ſagen, ſo lange als man proceſſirt, hat ſich kein Klient einer ſolchen Ungereimtheit ſchuldig gemacht. Den Präſidenten warten zu laſſen! (indem er gar zu heftige Geſten macht, fallen ihm unvermerkt die Akten, die er unter dem Armen hat, zur Erde.)

Wilibald. Das kömmt aus der Händeberedſamkeit!

Codex. Nein, unerhört! unerhört! — Es iſt zwar kein Verbrechen, worauf die Carolina den Tod geſetzt; aber von weit größern Folgen, von weit verwickelterm Nachtheile. Den Präſidenten warten zu laſſen, der auf Ordnung und Pünktlichkeit mehr hält, als auf Proceßordnung ſelbſt; den Präſidenten warten zu laſſen!

Wilibald. Aber lieber Herr Codex! —

Codex. Wie? Sie ſind noch hier? Gehn noch nicht. und ziehn ſich an? (Wilibald will gehn, wird aber ſogleich zurückgehalten.) Was ſehe ich? meine Akten auf der Erde! Das iſt niemand anders als Sie geweſen — Meine Akten auf der Erde! Weiter kann man Nachläßigkeit und Verachtung der heiligen Juſtiz nicht treiben. (indem er ſie aufhebt und den Staub davon bläßt.) Sie verdienen nicht, mich zum Advocaten zu haben, der ich dichte und trachte, Ihren Proceß, ſo ſpät als möglich zu verlieren.

Wilibald. Es iſt aber nicht möglich, daß es ſchon zehn Uhr ſeyn ſollte.

Codex. Möglich? Als wenn nichts wahr ſeyn könnte, als was möglich iſt.

Wilibald. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo die Zeit muß hingekommen ſeyn. Vor dieſem lief ſie nicht halb ſo geſchwind!

Charitas. Machen Sie ſich doch keinen Kummer. Es iſt ganz gewiß noch nicht neun Uhr.

Codex. Ey! Sie wollen es wohl auch beſſer wiſſen, Mamſell? Wenns noch nicht neune wäre, wie käm' es denn, daß ein Mädchen, wie Sie, ſchon in völligem Putze wäre?

Charitas. (vor ſich) Verdammter Haberecht!

Codex. Ich habe zehne ſchlagen hören, und habe gezählt, und habe gleich darauf nach meiner Uhr geſehn; da war es eine halbe Minute auf eilfe.

Charitas. Nach Ihrer Uhr haben Sie geſehn?

Codex. Ja, nach meiner Uhr. Sie denken etwa, ich habe keine, weil ich kein ellenlanges Zeichen für die Beutelſchneider heraushängen laſſe. (zieht ſie heraus) Da! ſehn Sie ſelber nach.

Charitas. Kann Ihre Uhr nicht unrichtig gehn?

Codex. Nein, niemals, niemals.

Charitas. Nun wohl! ich ſehe; und ſehe, daß es nach Ihrer Uhr fünf und funfzig Minuten auf neune iſt.

Codex. Was? wie?

Charitas. Sehn Sie nur.

Codex. (ſieht) Das kann nicht ſeyn — — Sie werden wohl machen, daß ich meine Brille noch hervorſuchen muß. (ſetzt ſie auf und beſieht die Uhr.)

Charitas. Was ſagen Sie nun?

Codex. Meine Uhr geht unrecht. Genug, es hat zehne geſchlagen; ich habe gezählt.

Charitas. Von wem haben Sie Ihre Uhr?

Codex. Ich mag ſie haben, von wem ich will; es iſt eine gute engliſche Uhr.

Charitas. Wenn Sie ſie für eine engliſche gekauft haben, ſo ſind Sie ſehr betrogen worden.

Codex. Betrogen? Wie ſo?

Charitas. Eine Uhr, die ſo falſch gehe — —

Codex. Falſch? Es iſt eine der allerrichtigſten Uhren.

Charitas. Wenn ſie richtig wäre, ſo würde ſie nicht um mehr als eine Stunde zu ſpät gehen.

Codex. Sie geht nie zu ſpät.

Charitas. Sie zeigt aber auf neune, und es hat zehne geſchlagen.

Codex. Meine Uhr geht untrüglich.

Charitas. Ganz gewiß untrüglich? — Alſo, wie ich geſagt habe, iſt es noch nicht neune.

Codex. Sie ſind ſehr naſeweis, Mamſell. Kurz, meine Uhr geht richtig, und es hat zehne geſchlagen — Wollen Sie ſich anziehen, Herr Wilibald, oder ſoll ich wieder gehen?

Wilibald. Erzürnen Sie ſich nur nicht, Herr Coder. Ja, ich gehe, und ziehe mich gleich an. (ab)

Codex. Mir mein Gehör abzuſtreiten!

Wilibald. (kehrt wieder um und ſagt ſachte zum Coder) Aber, Herr Codex, Sie bleiben jetzt mit meiner Tochter allein; reden Sie ja nicht mit ihr von dem Prozeſſe.

Codex. Gehn Sie doch nur. (Wilibald geht) Als wenn ich nicht zehne zählen könnte!

Wilibald. (wie vorher) Sagen Sie ihr ja nicht, was den Proceß betrift.

Codex. Nein doch! — Meine Uhr für einen elenden Bratenwender zu halten!

Wilibald. (der nochmals umkehrt) Daß ſie ja nicht den Anlaß erſähre.

Codex. Herr, für was ſehn Sie mich an? Gehen Sie, oder — — Mich für einen Mann zu halten, den man mit einer Uhr betrügen könnte! — —

Wilibald. (wie vorher) Meine Ehre

und mein ganzes väterliches Anſehn beruht darauf, daß ſie nichts davon erfährt — Kommen Sie lieber mit, damit Sie ſich nicht verſchnappen.

Codex. Ich mich verſchnappen? Welch eine Beleidigung! Gehn Sie den Augenblick, oder ich gehe.

(Wilibald ab.)

Vierter Auftritt.

Charitas. Codex.

Codex. Ich mich verſchnappen! Habe ich mein Maul nicht etwa in meiner Gewalt? — Nun wirklich, bey dieſer zweyten Grobheit muß ich die erſte vergeſſen!

Charitas. Allmählig, Herr Codex, fange ich nun an zu begreifen, wie Ihre Uhr richtig gehn und doch falſch weiſen kann; wie Sie richtig haben zählen, und ſich doch verzählen können —

Codex. Hören Sie einmal davon auf, Mamſell! — Wiſſen Sie, daß Ihr Vater ein alter Narr iſt?

Charitas. Er iſt Ihr guter Freund, Herr Codex.

Codex. Und wenn er mein Bruder an Leib und an der Seele wäre. Er iſt ein alter Narr! — Mir, mir, einem Manne von meiner Ueberlegung zu vier Malen die Verſchwiegenheit zu empfehlen. Das ſollen Sie mir nicht umſonſt gethan haben, Herr Wilibald. Sie verrathen Ihr Mißtrauen gegen mich, und Ihr Mißtrauen muß beſtraft werden. Als wenn ich nicht von mir ſelbſt ſo viel Verſtand würde gehabt haben, ihrer Tochter die Urſache ihres Proceſſes zu verſchweigen.

Charitas. (bey Seite) Er macht mich neugierig.

Codex. Kindern muß nicht alles auf die Naſe gebunden werden, das weiß ich von mir ſelbſt.

Charitas. Rede nur weiter.

Codex. Was würde das Töchterchen nicht für einen Begriff von dem lieben Pappa bekommen, wenn ſie ihn näher, als aus ſeinem ewigen vor dieſem! ſollte kennen lernen!

Charitas. (bey Seite) Ich muß nur thun, als ob ich ihm gar nicht zuhörte, wenn er mehr plaudern ſoll.

Codex. Wenn ſie erfahren ſollte, was für Streiche er in ſeiner Jugend angegeben.

Charitas. (fängt an zu trillern) La la la! La la la! — Sind Sie ein Liebhaber von Muſik, Herr Codex?

Codex. Nein! — Freylich wäre es alsdann um das väterliche Anſehn geſchehn. Sehe ich denn das nicht eben ſo gut ein, als er? Und er muß mir es noch lange auf die Seele binden, verſchwiegen zu ſeyn? — Nun will ichs auch, ihm zum Poſſen, nicht ſeyn.

Charitas. (ſingt, als ob ſie gar nicht auf ihn Acht hätte.)

Wenn der finſtre Damon ſpricht,
Amor ſey ein Ungeheuer,
Seine Glut ein hölliſch Feuer,
O ſo fürcht ich Amorn nicht!

Codex. Sie hören es ja, daß ich kein Liebhaber bin — — Ja, nun will ich nicht verſchwiegen ſeyn, wenn es ihm auch noch ſo viel Verdruß machen ſollte. Hören Sie, Mamſell, der Proceß Ihres Vaters —

Charitas. Ich bin keine Liebhaberin von Proceſſen. (ſingt)

Aber hebt mein Thyrſis an,
Amor ſey der ſchönſte Knabe,
Seine Glut des Himmels Gabe,
O wie fürcht ich Amorn dann!

Codex. Sie wollen mich nicht anhören?

Charitas. Nein.

Codex. Sie wollen mir es verwähren, mich an Ihrem Vater zu rächen?

Charitas. Das will ich!

Codex. Sie wollen nicht hören, daß — —

Charitas. (die ſich die Ohren zuhält) Sie ſehen, ich höre nichts, Herr Codex.

Codex. Daß Ihr Vater um das Vermögen Ihrer Mutter proceſſirt?

Charitas. Ich höre nichts; denn mein Vater will nun einmal nicht, daß ich es wiſſen ſoll.

Codex. Und zwar mit einem weitläuftigen Anverwandten Ihrer Mutter, welcher vorgiebt, Ihre Mutter wäre von ihren Eltern enterbt worden.

Charitas. Ich höre nichts.

Coder. Sie wollen nicht hören, daß Ihre Mutter von ihren Eltern deswegen enterbt worden, weil ſie ſich von Ihrem Vater entführen laſſen?

Charitas. Ich höre nichts.

Coder. Sie wollen nicht hören, daß wenigſtens ſo viel gewiß iſt, daß Ihr Vater Ihre Mutter in ſeiner Jugend wirklich entführt hat. —

Charitas. Was höre ich! (die von den Ohren die Finger wegthut) Wie, Herr Coder?

Coder. Ey! wird das Mädchen endlich neugierig? — Nun ſollen Sie nichts hören, Mamſell. Es iſt mir lieb, daß Sie ſich die Ohren zuhielten.

* * *

Der

Der
Schlaftrunk.

Ein
Luſtſpiel in drey Aufzügen.

Perſonen:

Samuel Richard. } leibliche Brüder.
Philipp Richard.
Charlotte. Nichte derſelben.
Berthold.
Karl. } Kinder des Berthold.
Lucinde.
Finette. Mädchen der Charlotte.
Anton. Bedienter des Samuel.
Hausknecht, des Samuel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Samuel Richard. Charlotte.

(Scene, eine Wohnſtube; wo Richard, in einem Lehnſtuhle, vor einem Schreibepulte ſitzt, und durch die Brille in einem Folianten lieſet. Charlotte ſitzt am Fenſter, auf einem Taburet, und macht Knötchen.)

Charlotte.

Legen Sie doch das Buch weg, lieber Onkel —

S. Richard. (indem er immer fortlieſet) Warum denn, Lottchen?

Charlotte. Der Beſuch wird gleich da ſeyn.

S. Richard. Ich muß erſt die Geſchichte ausleſen.

Charlotte. Sie ſchwachen ſich ja nur Ihre Augen noch mehr.

S. Richard. Du haſt wohl Recht.

Charlotte. Und ſtrengen Ihr Gedächtniß an.

S. Richard. Es iſt wohl wahr.

Charlotte. Da Ihnen Ihr Gedächtniß ohnehin ſo ſehr ablegt.

S. Richard. (indem er die Brille abnimmt, und das Buch zumacht.) Nein, Lottchen, nein; das ſage nicht. Mein Gedächtniß iſt noch recht ſehr gut. Ich wollte dir wohl die Geſchichte, die ich itzt geleſen habe, von Wort zu Wort wieder erzehlen. Leg deine Arbeit weg, und höre mir zu. — Es war einmal ein König in Frankreich — nein, ein König von England war es — ja, ein König von England, der führte einen ſchweren Krieg wider die Mohren — wider die Mohren — Sagte ich ein König von England, Lottchen? Nein, ſiehſt du, man kann ſich irren; es war ein König von Spanien; denn er führte Krieg mit den Mohren — Dieſer König —

Charlotte. Ich höre wohl, lieber Onkel, daß Sie alles recht wohl behalten haben. Aber Sie haben es auch, nur erſt dieſen Augenblick, geleſen. Wenn Sie es auf den Abend wieder erzehlen ſollten —

S. Richard. Nun gut, gut; erinnere mich auf den Abend wieder daran. Ich will dirs auf den Abend erzehlen —

Charlotte. Wohl, lieber Onkel —

S. Richard. Sprachſt du nicht vorhin vom Beſuche? Wer will uns denn beſuchen?

Charlotte. Ihr alter guter Freund, Herr Berthold, und ſein Herr Sohn —

S. Richard. Der junge Herr Berthold? Nu, nu, der kömmt nicht ſo wohl zu mir, als zu dir, und der mag immer kommen. Aber was der Vater mit will? —

Charlotte. Der Vater? Iſt er nicht Ihr älteſter, beſter Freund? —

S. Richard. Geweſen, Lottchen, geweſen! Sieh, wie vergeßlich du biſt. Hat mich nicht dieſer älteſte, beſte Freund verklagt? Um eine Poſt verklagt, die ich längſt richtig gemacht habe? Bin ich nicht? — Potz Stern! gut, daß ich daran gedenke! — Lottchen, geſchwind gieb mir den Kalender her.

Charlotte. (vor ſich) Ah, nun erinnert er ſich an den unglücklichen Termin.

S. Richard. Hörſt du nicht, Lottchen? den Kalender —

Charlotte. Wir ſchreiben den ſechszehnten, lieber Onkel, —

S. Richard. Den Kalender, Lottchen!

Charlotte. Den ſechszehnten September, lieber Onkel —

S. Richard. Lange mir ihn doch nur her, Lottchen; er ſteckt hinter dem Spiegel. Ich habe mir was darinne notirt. Wenn dichs zwar inkommodirt — (er rückt mit ſeinem Lehnſtuhle, als ob er aufſtehen wollte.)

Charlotte. Nicht doch! lieber Onkel; bleiben Sie doch ſitzen. (ſie holt ihm den Kalender) Hier iſt er!

S. Richard. Ich danke, Lottchen. Was für einen Monat haben wir?

Charlotte. September.

S. Richard. Und den wie vielten, ſagſt du, ſchreiben wir?

Charlotte. Den ſechszehnten.

S. Richard. Den ſechszehnten September! — Da iſt er! Richtig! richtig! Lieber Gott! was habe ich für vergeßliche Leute in meinem Hauſe! Kein Menſch erinnert mich an was! Und wenn es vergeſſen iſt, ſo ſoll ichs vergeſſen haben!

Charlotte. Was denn, lieber Onkel?

S. Richard. Ihr habt mich den erſten Termin verſäumen laſſen. Ihr habt mich den zweyten Termin verſäumen laſſen. Komm her, Lottchen, was ſteht hier bey dem ſiebzehnten?

Charlotte. Drey Kreutze, lieber Onkel.

S. Richard. Und was bedeuten die drey Kreutze?

Charlotte. Das muß wiſſen, wer ſie gemacht hat.

S. Richard. Siehſt du, das haſt du vergeſſen! Rufe mir Finetten herein; ich muß doch ſehn, ob die es auch vergeſſen hat?

Charlotte. Finette hat zu thun.

S. Richard. Nun, ſo rufe mir Antonen. Ich muß euch nur einmal alle überzeugen, wie vergeßlich ihr ſeyd.

Charlotte. Anton iſt ausgeſchickt.

S. Richard. Ich habe es euch allen geſagt, was die drey Kreutze bedeuten, und habe euch allen befohlen, mich fleißig an die drey Kreutze zu erinnern. Ja, ja, wer erinnert ſeyn will, erinnere ſich ſelber.

Charlotte. Werden Sie nicht ungehalten, lieber Onkel.

S. Richard. Ungehalten? Worüber denn? Ich freue mich von Herzen, wenn ich ſehe, wie viel mein alter Kopf noch behalten kann; (ſich an die Stirne ſchlagend) und wie ſo gar nichts in euren jungen Köpfen haften will! Ha, ha, ha! — Die drey Kreutze bedeuten — beſinnſt du dich noch nicht, Lottchen? —

Charlotte. Daß Sie morgen zur Ader laſſen müſſen?

S. Richard. Ey ja! Herr Berthold würde meinem Beutel ſchön zur Ader laſſen, wenn ich ſo vergeßlich wäre, wie du! — Die Kreutze bedeuten — nu? — Ich dächte, ich hülfe dir merklich genug darauf —

Charlotte. Jtzt beſinne ich mich — Morgen muß der dritte Teich auf dem Gute gefiſcht werden — O ja, lieber Onkel, ich will es gleich dem Kutſcher ſagen; wir fahren morgen früh heraus, und fiſchen.

S. Richard. Fiſchen? Ja, Herr Berthold denkt zu fiſchen. Aber, Herr Berthold, man fängt nicht immer, wenn man fiſcht! — Lottchen, die drey Kreutze bedeuten, daß morgen der dritte Termin iſt; der dritte und letzte Termin zu Producirung meiner Quittungen. Nun freylich weiß ich nicht, wo die verdammten Quittungen hingekommen ſind. Aber ich will doch hoffen, daß man einen ehrlichen Mann, wie ich bin, wird zum Schwure kommen laſſen! — Ich ſchwöre und Herr Berthold wird abgewieſen.

Charlotte. Aber, lieber Onkel, ich dächte. Sie lieſſen es ſo weit nicht kommen. —

Ein Schwur iſt doch immer eine ſehr wichtige Sache; und Geld iſt nur Geld.

S. Richard. Nein, Lottchen, Geld iſt die wichtige Sache, und ein Schwur iſt nur ein Schwur. Nicht, daß ich, um wer weiß wie viel, einen falſchen Schwur thun ſollte! Nein, da ſey Gott vor! Aber wenn man Recht hat —

Charlotte. Auch dann, dächte ich, lieber Onkel, ſollte man, wenn es nur eine Kleinigkeit betrift, ſich lieber gefallen laſſen, Unrecht zu bekommen, als zu ſchwören —

S. Richard. Ja, das dächteſt du; aber das verſtehſt du nicht. — Morgen ſoll ſichs zeigen. Ey denkt doch! Was würde das für eine Freude für Herr Bertholden geweſen ſeyn, wenn ich auch den dritten Termin verſäumt hätte, und hätte mich kontumaciren laſſen, und hätte ihm noch einmal bezahlen müſſen —

Charlotte. Es kömmt jemand, lieber Onkel. Er iſt es wohl ſchon ſelbſt. —

Zweyter Auftritt.

Philipp Richard, und die Vorigen.

Charlotte. Nein, es iſt Onkel Philipp.

Philipp Richard. Guten Tag, Bruder Samuel.

S. Richard. Lottchen, hat der ſich auch melden laſſen?

Charlotte. Nein, aber — Seyn Sie gütig gegen ihn.

Philipp R. Wie ſtehts, Bruder? Noch geſund? noch friſch?

S. Richard. Geſunder und friſcher, Bruder, als Ihr wünſcht —

Philipp R. Als ihr wünſcht? Wen meynſt du, Bruder?

S. Richard. Ich habe dirs hundertmal geſagt, daß mir gewiſſe Leute, wenn ſie ſich nach meiner Geſundheit erkundigen, recht ſehr ärgerlich ſind. Siehſt du, Bruder; ich ſehe dich herzlich gern kommen, aber auch herzlich gern bald wieder gehn.

Charlotte. Lieber Onkel, bedenken Sie, daß es Ihr Bruder iſt — —

Philipp R. Mühmchen, menge Sie ſich unter uns nicht. — Bruder, du biſt die wunderlichſte, argwöhniſchſte Glatze, die ſich jemals in einem Großvaterſtuhle geſchüttelt hat.

S. Richard. Hörſt du, Lottchen, hörſt du?

Philipp R. So was verhört Lottchen nicht! — Aber warum iſt dir denn mein Anblick ſo zuwider? Ich ſehe doch dem Tode ſo ähnlich nicht. Geſund, fett und frölich, wie ich bin — —

S. Richard. Die Geſundheit erhalte dir Gott; dein Fett biſt du ſchuldig, und deine Frölichkeit gehört ins Tollhaus. Was Wunder alſo, daß ich den Tod lieber ſehe, als dich? Wenn ich den Tod ſehe, ſo ſehe ich meine letzte Stunde; und wenn ich dich ſehe, ſo ſehe ich die nächſten Stunden nach meiner letzten. Einem ehrlichen Manne, der es ſich in der Welt hat ſauer werden laſſen, iſt die Vorſtellung des Grabes lange nicht ſo marternd, als die Vorſtellung eines lachenden Erben. Aber, Bruder, haſt du geleſen von einem Maler, der mit einem einzigen Pinſelſtriche ein lachendes Geſicht in ein weinendes verwandeln konnte? Ich bin ſo ein Maler.

Philipp R. Je nu, wenn ich nicht lache, ſo wird eine andere deſto mehr lachen. — — Lache Sie doch einmal, Lettchen! Sie lacht recht hübſch —

Charlotte. Sie verfahren ſehr grauſam mit mir, Onkel —

Philipp R. Im geringſten nicht! Denn gelacht wird bey dem Grabe eines reichen Geizhalſes doch; er mag es anfangen, wie er will.

S. Richard. Undankbarer, gottloſer Bruder!

Philipp R. Zanke mit der Natur, und nicht mit mir. Du kamſt zwanzig Jahre früher in die Welt, als ich; du mußt zwanzig Jahre früher wieder heraus. — —

S. Richard. Ich muß? ich muß? Ich will doch ſehn, wer mich zwingen ſoll? —

Philipp R. Ha, ha, ha! nun machſt du, Bruder, daß ich ſo gar vor deinem Tode über dich lache. —

S. Richard. Geſchwind, Bruder, ſage mir, was du bey mir willſt, und packe dich alsdenn wieder deiner Wege. — —

Philipp R. Ich kam blos zu deinem Beſten. — Ich weiß, du biſt ein alter vergeßlicher Mann; ich wollte dich an etwas erinnern, woran dich Lottchen wohl ſo leicht nicht erinnern möchte. —

S. Richard. O Bruder, ich bin ſo vergeßlich nicht, als du meynſt. Soll ich dir eine Probe von meinem guten Gedächtniß geben? Komm her, ich will dir es auf den Finger herrechnen, wie viel du mir, ſeit funfzehn Jahren, gekoſtet haſt. — Bey deinem erſten Bankerotte verlohr ich dreyzehn tauſend, vier hundert, ſechs und achtzig Thaler, neunzehn Groſchen. —

Philipp R. Und ſieben Pfennige — Das habe ich ſo oft von dir hören müſſen, daß ich es endlich ſelbſt behalten habe. —

S. Richard. Bey deinem zweyten Bankerotte kam ich um ſieben tauſend, drey hundert, und drey und dreyßig Thaler —

Philipp R. Da war der Verluſt ſchon kleiner, wie bey dem erſten. Denn du warſt um eben ſo viel klüger, als härter geworden —

S. Richard. Bey deinem dritten Bankerotte —

Philipp R. Verlohrſt du faſt gar nichts. Eine Poſt Rheinweine, für die du für mich in Cölln gut geſagt hatteſt —

S. Richard. Iſt das nichts? Die Poſt betrug achtzehn hundert Thaler. Dieſe achtzehn hundert, und jene ſieben tauſend, drey hundert, und drey und dreyßig, mit den erſten dreyzehn tauſend, vier hundert, und ſechs und achtzig —

Philipp R. Neunzehn Groſchen, ſieben Pfennige —

S. Richard. Betragen zuſammen zwey

und zwanzig tauſend, ſechs hundert, und neunzehn Thaler —

Philipp R. Neunzehn Groſchen, ſieben Pfennige —

S. Richard. Und die koſteſt du mich baares Geld. Was koſteſt du mich nicht ſonſt? — Nu, Bruder Unverſchämt, habe ich ein gutes Gedächtniß oder nicht?

Philipp R. Rabbi Samuel, alles das beweiſet für dein gutes Gedächtniß gar nichts; denn das waren Schußwunden, die dir ein Paar Knochen zerſplitterten, und nachdem ſie kurirt waren, einen ewigen Kalender in den wieder verwachſenen Knochen zurück lieſſen; aber ein Kalender iſt kein Gedächtniß — —

S. Richard. Höre einmal, Lottchen, hör einmal! Weiſe ihm doch die Thüre, Lottchen!

Philipp R. Bemühen Sie ſich nicht, Lottchen; ſie iſt mir bekannt. Aber, Bruder, alle deine Grobheit ſoll mich doch die gute Abſicht nicht vergeſſen machen, in der ich herkam. Ich will dich nur erinnern, daß heute der ſechszehnte September iſt.

S. Richard. Iſt das wahr, Lottchen? — Nu? und? —

Philipp R. Und daß Morgen der ſiebzehnte iſt —

S. Richard. Iſt das wahr, Lottchen? — Nu? und?

Philipp R. Was iſt auf den ſiebzehnten, Lottchen? Ich wette, Sie mag es nicht wiſſen —

Charlotte. O Herr Onkel, haben Sie ſonſt nichts? Daran hat ſich Ihr Herr Bruder ſchon ſelbſt erinnert.

S. Richard. Ja, daran habe ich mich ſchon ſelbſt erinnert — (ſachte zu ihr.) Was meynt er denn, Lottchen?

Charlotte. Eben das, lieber Onkel —

S. Richard. So? — Schon gut, Bruder, ich danke dir für deine Mühe, ſo unnöthig ſie auch war. (ſachte zu ihr.) Lottchen, du wirſt mir es wohl hernach ſagen, was er meynt —

Philipp R. Erkenne meine Aufmerkſamkeit auf dein Beſtes; oder erkenne ſie nicht: nur verſäume mir morgen den dritten Termin nicht, ſo wie du den erſten und zweyten verſäumet haſt — —

S. Richard. Den Termin, Bruder? den dritten Termin? — Lottchen? —

Philipp R. Den dritten und letzten Termin gegen Bertholden. Ich denke, du haſt dich ſchon ſelbſt daran erinnert?

S. Richard. O ja, das habe ich. Nicht wahr, Lottchen? Aber, Lottchen, das macht Bruder Philipp doch gut, daß er uns daran denken hilft. — Setze dich doch einen Augenblick bey mir nieder, Bruder Philipp — Recht! den dritten Termin muß ich nicht verſäumen. — Was meynſt du, Bruder, wie die Sache laufen wird?

Philipp R. Sie mag laufen, wie ſie will, wenn du dich nur erſt gehörig eingelaſſen haſt. Das Vornehmſte bey einem Proceſſe iſt, daß man ſeinem Gegenpart die Hölle ſo heiß, und das Leben ſo ſauer macht, als möglich. Ich habe jetzo nicht Zeit, Bruder. Aber wenn du willſt, ſo komme ich auf den Abend wieder zu dir, und wir wollen mehr davon ſchwatzen.

S. Richard. Ja, Bruder Philipp, thue das, komm! Du ſollſt mir angenehm ſeyn. —

Philipp R. So lebe unterdeſſen wohl.—

S. Richard. Auf Wiederſehn! — Begleite ihn doch, Lottchen, begleite ihn doch —

Philipp R. Ohne Umſtände, Lottchen! — Wir kennen einander.

Charlotte. Wohl kenne ich dich!

Dritter Auftritt.

Samuel Richard. Charlotte.

S. Richard. Lottchen, Bruder Philipp mag doch wohl noch eine gute Ader haben.

Charlotte. O ja, lieber Onkel —

S. Richard. Er ſorgt doch noch dafür, daß ich nicht in Schaden kommen ſoll. — Finette, gut, daß du kömmſt.

Vierter Auftritt.

Finette, und die Vorigen.

Finette. Es iſt alles fertig; ſie mögen nun kommen, wenn ſie wollen. (Sie rückt einen kleinen Koffeetiſch zurechte, bedeckt ihn, und ſetzt Taſſen darauf.)

S. Richard Finette, Bruder Philipp wird heute zu Abend mit uns eſſen. Laß einen Krammetsvogel mehr braten —

Finette. Einen? Das wäre ſo viel, als eine Mücke für einen hungrigen Wolf. Bruder Philipp muß auf jeden Zahn einen haben.

S. Richard. Nu, nu, Mädchen, traktire ihn nur heute, ſo gut, als du kannſt. Er hat mir einen Dienſt gethan —

Finette. Bruder Philipp, Ihnen einen Dienſt? Den möchte ich doch hören.

S. Richard. Er hat gethan, was ihr hättet thun ſollen. Er hat mich erinnert, daß morgen der dritte Termin iſt.

Finette. Das hat er? — Ich muß Ihnen nur ſagen, Herr Richard, es ſetzt heute keine Krammetsvögel. Es ſind auf dem ganzen Markte keine zu bekommen geweſen.

S. Richard. Das iſt Schade! der arme Philipp! was wirſt du ihm denn nun vorſetzen?

Finette. Nichts. Und das wiſſen Sie doch auch, daß ich den Kellerſchlüſſel verlohren habe?

S. Richard. Den Kellerſchlüſſel? Und du haſt keinen Wein daußen? Was ſoll denn Bruder Philipp trinken?

Finette. Nichts; und das iſt gerade ſo viel, als er mit ſeinem Dienſte verdient hat. Merken Sie denn nicht, Herr Richard, was er darunter ſucht? Er will Sie und den alten Berthold nur vollends zuſammenhetzen, damit Charlottchens Heyrath mit dem jungen Berthold darüber zurückgehen möge.

S. Richard. Lottchen, ſollte das wohl wahr ſeyn?

Charlotte. Ich weiß nicht, lieber Onkel; aber wenn das auch Onkel Philipps Abſicht wäre, ſo weiß ich doch, daß Ihnen mein Glück viel zu angelegen iſt —

S. Richard. Ja, Lottchen, — wenn das auch ſeine Abſicht wäre. — —

Finette. Wenn? Sie iſt es ganz gewiß.— St! der Beſuch kömmt. (Charlotte geht ihm entgegen.)

S. Richard. Wer iſt es denn, Finette?

Finette. Herr Berthold mit ſeinem Sohne —

S. Richard. Ja, ganz recht, ganz recht! (ſteht auf.)

Fünfter Auftritt.

Berthold. Karl Berthold. Charlotte.
Samuel Richard. Finette.

Berthold. Lieber, alter Freund, ich freue mich herzlich, dich wohl zu ſehen.

S. Richard. (Sie umarmen ſich.) Willkommen, Herr Bruder Berthold, willkommen! — Iſt das dein Sohn? (Karl neigt ſich gegen ihn.)

Bert.

Berthold. Das iſt er. Die acht Monate, die er weggeweſen, haben ihn mir ſelber unkenntlich gemacht.

Karl B. Ich wünſche und hoffe, liebſter Herr Richard, daß Sie, dieſe Zeit über, beſtändig geſund und vergnügt mögen gelebt haben.

S. Richard. Ich danke, Herr Karl. Wie alte Leute nun ſo leben!

Karl B. Ich bin höchſt ungeduldig geweſen, Ihnen meine Ergebenheit zu bezeigen. —

Berthold. Es iſt wirklich ſein erſter Ausgang.

S. Richard. Bedanke dich, Lottchen, bedanke dich! — Setzen Sie ſich doch, meine Herren — (Sie ſetzen ſich, indeß hat Finette Kaffee und Backwerk aufgetragen, und fängt an, daven herumzugeben.)

Karl B. Ich ſchmeichle mir, liebſter Herr Richard, daß meine Abweſenheit, oder was während derſelben etwa vorgefallen ſeyn könnte.

könnte, mich in Ihrer ſchätzbaren Gewogenheit nicht wird zurückgeſetzt haben.

S. Richard. Darinn kann Sie nichts zurückſetzen; Sie ſind uns noch ſo lieb, als Sie uns jemals geweſen ſind. — Nicht wahr, Lottchen? — (zu Finetten, die ihm eine Taſſe Kaffee gebracht) Die wie vielſte Taſſe iſt das, die ich trinke?

Finette. Die erſte.

Berthold. Freund Richard, mein Sohn iſt ein ſeltſamer Heiliger; er denkt, weil wir in ſeiner Abweſenheit ein wenig an einander gerathen ſind, weil ich dich habe verklagen müſſen. —

S. Richard. Ja, lieber Karl, hätten Sie ſich das wohl jemals träumen laſſen, daß mich Ihr Herr Vater verklagen würde? —

Karl B. Es iſt ihm leid —

Berthold. Mir leid? Was ſprichſt du da? —

Karl B. Es iſt mir leid, ſage ich — —

Berthold. Geck, was braucht dir das leid zu ſeyn? Wird er dir darum das Mädchen nicht geben? Er hat ſie dir einmal verſprochen, und ein ehrlicher Mann hält Wort.

S. Richard. Freylich! Aber, Freund Berthold, ein ehrlicher Mann muß auch einen andern ehrlichen Mann mit Proceſſen verſchonen.

Berthold. Ich weiß gar nicht, warum die ganze Welt ſo wider die Proceſſe eingenommen iſt. Wollen denn die Advokaten nicht auch leben?

S. Richard. Sie wollen wohl, aber ſie müſſen darum nicht.

Berthold. Das iſt dein Spaß.

S. Richard. Das iſt mein völliger Ernſt.

Charlotte. (zu Karln) Wo ſie nur nicht hitzig gegen einander werden. —

Karl B. Wir müſſen ſie auf ein anderes Geſpräch lenken. — Herr Richard, ich habe in London das Vergnügen gehabt, einen alten Freund von Ihnen kennen zu lernen.

S. Richard. So? — Mein völliger Ernſt, Freund Berthold! Ich wüßte nicht, welchem Dinge ich in der Welt gramer wäre, als dem Proceſſiren.

Berthold. Und ich habe Zeit meines Lebens gern proceſſirt. Mein erſter Proceß war mit meinem leiblichen Vater. Die beſten Freunde können einmal uneins werden, und dieſe Uneinigkeit auszufechten, iſt der friedlichſte und gütigſte Weg, der Proceß. So lange man ſich nur ſo ſtreitet, ſo lange ärgert man ſich. Sobald aber die Sache den Advokaten übergeben iſt, müſſen ſich die Advokaten an unſerer Statt ärgern, und wir ſind wieder ruhig.

S. Richard. Nein, Freund Berthold; ich habe in meinem Leben nur ein einzigesmal proceſſirt, aber das weiß ich doch beſſer. Man ärgert ſich noch immer, und ärgert ſich über die Advokaten oben drein. —

Karl B. Dieſer Ihr Freund in London ſagte mir —

S. Richard. Hörſt du? das hat mein Freund in London ihm auch geſagt. —

Karl B. Daß er ehedem in Amſterdam —

S. Richard. Die ganze Börſe in Amſterdam denkt ſo. —

Berthold. Karl, kein Wort mehr von London und Amſterdam! Kaum ſind die jungen Laffen einmal hingerochen, ſo iſt ihr drittes Wort: London und Amſterdam.

S. Richard. Nein, nein, laß ihn nur mitreden. Er ſpricht ſo unrecht nicht. — (zu Finetten, die ihm die zweyte Taſſe reicht.) Die wie vielſte Taſſe iſt das, Finette?

Finette. Wieder die erſte. —

S. Richard. Habe ich die vorige auch mit Milch getrunken? Finette, laß mich ja nicht zu viel Kaffee trinken. Du weißt, er iſt mir ſchädlich —

Karl B. Gewiß, Herr Richard, der Kaffee iſt überhaupt ein ſehr unzuträgliches Getränke.

Charlotte. Sagen Sie das auch, Herr Karl? —

Karl B. Ich weiß wohl, daß er ſeine größten Vertheidiger unter dem ſchönen Geſchlecht hat —

Berthold. Kinder, dieſe wichtige Frage: ob der Kaffee zuträglich oder unzuträglich iſt, macht aus, wenn ihr allein ſeyd — Falls ihr allein euch ſonſt nichts wichtigers zu ſagen habt. Itzt laßt die Alten mit einander reden. — Freund Richard, morgen wird ſich viel zeigen —

S. Richard. Morgen? — Ja, es iſt wahr, morgen iſt der dritte Termin. Aber denke nicht, Freund, daß ich den auch verſäumen werde.

Berthold. Gleichwohl wäre es das Beſte —

S. Richard. Und ich ließe mich kontumaciren?

Berthold. Nicht anders.

S. Richard. Und ich bezahlte dich noch einmal?

Berthold. Das würde ſich zeigen. Karl, du weißt, was ich dir geſagt habe. —

S. Richard. Nein, nimmermehr, das wird nimmermehr geſchehen. —

Berthold. Wenn du die Quittungen, auf die es ankömmt, verzeigen kannſt, ſo wird es freylich nicht geſchehen.

S. Richard. Was Quittungen? Ich offerire mich zum Schwure.

Berthold. Du biſt ein ehrlicher Mann, aber ein vergeßlicher Mann; man wird dich nicht zum Schwure laſſen. —

S. Richard. Nicht zum Schwure laſſen? Alſo wäre es ja ſo gut, als gewiß, daß ich dich noch einmal bezahlen müßte?

Berthold. Wenn die Gerechtigkeit geſprochen hat, ſo werde ich wiſſen, was ich zu thun habe.

S. Richard. Ich werde es auch wiſſen; ich auch. — Lottchen! (die ſich mit Karln unterhält) laß dich da nicht zu tief ein! —

Berthold. Wie meynſt du das?

S. Richard. Ich ſehe ſchon, es iſt weder Freundſchaft, noch Treue, noch Glauben mehr in der Welt. Wenn ich kondemnirt werde, noch einmal zu bezahlen, ſo bin ich ein ruinirter Mann; Lottchen iſt ein ruinirtes Mädchen, und iſt keine Frau für deinen Sohn. —

Berthold. So meynſt du das? Freund Richard, das geht zu weit. —

Charlotte. Liebſter Onkel —

S. Richard. Laß mich, Lottchen, laß mich —

Karl B. Herr Vater — —

Berthold. Schweig, Karl! Der Alte denkt, mich zu trotzen? Ich kann eben ſo eigenſinnig ſeyn, als er. — Alſo, Herr Richard, wenn Sie kondemnirt werden, iſt Lottchen keine Frau für meinen Sohn? — Recht wohl! Und wenn ich kondemniret werde, iſt mein Sohn kein Mann für Lottchen. Das iſt das Ende vom Liede! — Mein Sohn, nimm Abſchied —

Karl B. Liebſter Vater —

Charlotte. Liebſter Herr Berthold —

Berthold. Sohn, du kennſt mich! — Laſſen Sie mich, Mamſell. — Leben Sie wohl, Herr Richard. (geht ab.)

S. Richard. Was iſt denn das? — Je, Freund Berthold, Freund Berthold! — Haltet ihn doch!

Karl B. Ich folge Ihnen ſo gleich, liebſter Vater.

Sechſter Auftritt.

Karl Berthold. Samuel Richard. Charlotte. Finette.

Finette. Das iſt ein Mann!

S. Richard. Was fehlt ihm denn? Warum geht er denn ſchon?

Charlotte. Sie haben ihn unwillig gemacht, liebſter Onkel.

S. Richard. Wer wird denn gleich ſo empfindlich ſeyn? Man ſpricht ja wohl was. — Seyd ohne Sorgen, Kinder! Ich will den Preiß nicht verlieren, und das Uebrige wird ſich ſchon geben. — Setzen Sie ſich doch nieder, Herr Karl. —

Karl B. Ich darf mich nicht länger aufhalten. — Liebſte Charlotte, meine Schweſter bittet um das Vergnügen, Sie dieſen Abend beſuchen zu dürfen. —

S. Richard. Sie ſoll uns herzlich willkommen ſeyn.

Karl B. Liebſter Herr Richard, trauen Sie meinem Vater das Beſte zu. Er iſt von allem Eigennutz entfernt; nur ſeinen Willen muß er haben. Ich darf mich nicht näher erklären; er hat mir es verboten. Ich ſage Ihnen nur, Sie verlieren nichts, wenn Sie den Proceß verlieren. —

S. Richard. Nichts? Sind zwey tauſend Thaler nichts?

Karl B. Ich muß eilen, daß ich meinen Vater noch einhole. Wenn Sie aber erlauben, ſo bin ich mit meiner Schweſter dieſen Abend wieder hier. —

S. Richard. Es wird mir lieb ſeyn, Herr Karl. — Begleite ihn doch, Lottchen.

Siebender Auftritt.

Samuel Richard. Finette.

Finette. An alle dem hat niemand, als Bruder Philipp Schuld. Was braucht er Sie an den Termin zu erinnern? Sie hätten ihn vergeſſen —

S. Richard. Und wäre kontumacirt worden. — Du weißt nicht, Mädchen, was das iſt. Ich hätte bezahlen müſſen.

Finette. Nun ja, Sie hätten bezahlt. Genug, daß das Geld in der Familie bleibt, wenn Herr Karl Lottchen bekömmt. —

S. Richard. In der Familie bleibt! Das Geld bleibt alles in der Welt, und die ganze Welt ſollte nur eine Familie ſeyn; aber wers hat, der hats.

Achter Auftritt.

Anton. Samuel Richard. Finette.

Anton. Herr Richard, Jochen hat angeſpannt. —

S. Richard. Was angeſpannt?

Anton. Die Pferde —

S. Richard. Die Pferde?

Anton. Oder den Wagen; wie Sie wollen. Was weiß ich, ob die Pferde an den Wagen, oder der Wagen an die Pferde geſpannt wird.

S. Richard. Aber wozu denn?

Anton. Iſt denn nicht Donnerſtag, heute? Fahren Sie denn nicht ins Kränzchen?

S. Richard. Wahrhaftig! Jochen hat Recht. (er ſteht auf) Finette, heute iſt Kränzchen; und das Kränzchen, weißt du wohl, verſäume ich um wie viel nicht.

Finette. Wer ſagt denn, daß Sie es verſäumen ſollen?

S. Richard. Geh, Anton, ſage Jochen, ich käme gleich. (Anton geht ab, indem Charlotte zurückkömmt.)

Neun-

Neunter Auftritt.

Charlotte. Samuel Richard. Finette.

S. Richard. Gieb mir meinen Hut, Finette.

Charlotte. Wo wollen Sie hin, liebſter Onkel?

S. Richard. Ins Kränzchen. Ich muß Strafe geben, wo ich nicht komme.

Charlotte. Aber —

Finette. (zu Charlotten.) So laſſen Sie ihn doch! —

S. Richard. (indem ihm Finette den Hut giebt) Und meinen Stock.

Charlotte. Aber er vergießt ja —

Finette. Mag er doch vergeſſen.

S. Richard. (indem ihm Finette den Stock giebt) Und meine Rauchtabacksdoſe —

Charlotte. (zu Finetten) Aber wir bekommen Philippen über den Hals.

Finette. Den wollen wir ſchon los werden. —

S. Richard. (giebt ihm die Doſe) Iſt auch Taback drinne, und der Stopper? Ihr laßt mich doch an alles allein denken.

Finette. Stecken Sie doch nur ein, und gehn Sie —

S. Richard. Nun ſo führe mich herunter, Lottchen. Es thut mir leid, daß ich dich allein laſſen muß. Vertreib dir den Abend, ſo gut du kannſt. Halb zehn bin ich wieder da.

Finette. Gehn Sie nur, und laſſen Sie ſich das Gläßchen wohl ſchmecken! (Charlotte führt den Alten ab, und Finette räumt den Kaffeetiſch wieder auf.) Luſtig, Finette, das wird ein Abend für dich werden!

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Lucinde, die auf der einen Seite von Finetten herein geführet wird, und Charlotte, die auf der andern Seite ihr entgegen kömmt.)

Finette.

Hier herein, Mademoiſell!

Charlotte. Oh, ſey mir tauſendmal willkommen, liebe, liebe Lucinde —

Lucinde. Küſſe mich, meine Charlotte! — du ſiehſt dich um? Ja, Kind, ich komme allein, mein Bruder kömmt nicht mit; und nun werden von den tauſendmalen, die ich dir willkommen ſeyn ſollte, neun hundert und neun und neunzig wohl abgehen? Nicht wahr? —

Charlotte. Glaubſt du in der That, daß ich ihn erwartet habe?

Lucinde. Verſtelle dich nur nicht!

Charlotte. Und du, ſey doch nicht ſo gar eitel auf deinen Bruder! Wenn ich ihn liebe, ſo liebe ich ihn blos, weil ich dich liebe.

Lucinde. Iſt das wahr, Finette? du biſt ja ihre Vertraute. —

Finette. So etwas mag davon wahr ſeyn. Die Zündröhre kann wohl durch das Herz der Schweſter gegangen ſeyn. Aber nachdem wir einmal Feuer gefangen — ſehn Sie, Mademoiſell — ſo könnten wir die Zündröhre zur Noth entbehren. —

Lucinde. Da haben wirs!

Finette. Erſt liebten wir den Bruder, blos der Schweſter wegen; allein alles kehrt ſich mit der Zeit in der Welt um. — Bald werden wir die Schweſter blos des Bruders wegen lieben.

Lucinde. Wobey ich nicht viel zu verlieren glaube. — Aber, Finette, habt ihr meinen Bruder wirklich nicht mit erwartet? —

Finette. Ich, für mein Theil, allerdings.

Charlotte. Dein Theil iſt mein Theil nicht, Finette.

Finette. O ich weiß wohl, daß ihr Theil das grӧßere iſt. —

Lucinde. Nun, Finette; mein Bruder läſſet dich tauſendmal um Vergebung bitten. Du ſollſt ja nicht glauben, daß er eine andere Geſellſchaft der deinigen vorgezogen. Sondern er muß bey dem Vater bleiben, den ihr uns heute ein wenig ſehr unwillig nach Hauſe geſchickt habt.

Charlotte. So, Lucinde? Hat dein Bruder zu Finetten, oder zu mir kommen wollen?

Lucinde. Eigentlich, wohl zu dir. Aber da du ihn nicht erwartet haſt: ſo wäre es lächerlich, ihn bey dir zu entſchuldigen. Ich entſchuldige ihn da, wo er die Entſchuldigung braucht. — Indeß, Finette, hat er doch verſprochen, mich wieder abzuholen.

Charlotte. Hat er das?

Lucinde. Und ihr werdet euch noch ſehen, Finette, obgleich ein wenig ſpät; obgleich nur auf einen Augenblick —

Charlotte. Sage mir, Finette, haſt du drauſſen nichts zu thun?

Finette. Alle Hände voll —

Charlotte. Nu, ſo thu mir den Gefallen und geh. — Wenn Lucinde niemanden hat, mit dem ſie ihre Poſſen über mich treiben kann, wird ſie wohl ernſthaft werden. — Ich bitte dich, geh!

Finette. (zu Lucinden) Soll ich?

Lucinde. Geh nur, und nimm meine Poſſen mit.

Zweyter Auftritt.

Lucinde. Charlotte.

Charlotte. Nun, liebe Lucinde —

Lucinde. (in einem affektirten ernſthaften Tone, mit vielen Verbeugungen.) Aber, Mademoiſell, ich habe noch nicht die Ehre gehabt, dem wertheſten Herrn Richard mein Kompliment zu machen —

Charlotte. Er iſt nicht zu Hauſe, Lucinde —

Lucinde. Ey, das betaure ich ja recht ſehr —

Charlotte. Gewiß?

Lucinde. Ganz gewiß, Mademoiſell. — Aber er kömmt doch bald nach Hauſe?

Charlotte. Vor zehn Uhr ſchwerlich.

Lucinde. Ey! Sie erſchrecken mich, Mademoiſell. —

Charlotte. Was iſt nun das, Lucinde?

Lucinde. Ich verſprach mir, in der Geſellſchaft dieſes ehrwürdigen Alten —

Charlotte. Du biſt doch eben ſonſt keine Liebhaberinn von Geſellſchaft mit alten Leuten.

Lucinde. Wie, Mademoiſell? Gewiß, Mademoiſell, Sie verkennen mich! Ich keine Liebhaberin von Geſellſchaft mit alten Leuten? Ich muß mich ſchämen, daß Sie von meiner Sittſamkeit, von meinem Verſtande, von meiner Tugend einen ſo nachtheiligen Begriff haben. In welcher Geſellſchaft iſt unſere unerfahrne Jugend, unſer leicht zu verführendes Herz, wohl beſſer aufgehoben, als in Geſellſchaft der Alten? In ihr, wo wir nichts als weiſe Sittenſprüche, nichts als fromme Ausrufungen über die verderbten Zeitläufte, nichts als lehrreiche Es war einmal, zu hören bekommen, ſollte ſich ein junges Mädchen nicht freuen, ganze lange Abende zu — zu

Charlotte. Zu vergähnen? — Spricht ſie nicht, als ob wirklich der Onkel in ſeinem Lehnſtuhle ſäße, und ihr zuhörte?

Lucinde. Werthe Mademoiſell, laſſen Sie uns immer ſo reden, als ob wir von ernſthaften weiſen Männern gehöret würden —

Charlotte. Wird das noch lange ſo dauern, Lucinde?

Lucinde. Ich weiß, daß mich meine ernſthafte Freundinn in keinem andern Tone zu hören wünſcht —

Charlotte. (ruft in die Scene.) Finette!

Lucinde. Was wollen Sie, Mademoiſell?

Charlotte. Sie mag nur wieder kommen. — Finette!

Lucinde. Ich ſehe ungern, Mademoiſell, daß Sie ſo gar vertraut mit Ihrem Dienſtmädchen ſind. — Eine vernünftige Herrſchaft —

Charlotte. Finette! Finette!

Lucinde. Muß ſeine Untergebene jederzeit in einer gewiſſen Entfernung zu halten wiſſen. —

Dritter Auftritt.

(Finette, die in der Vertiefung aus einem Zimmer kömmt, in welchem man einen kleinen Tiſch auf zwey Perſonen ſervirt ſieht. Charlotte. Lucinde.)

Finette. Sie ſind auch ſehr ungeduldig, Mademoiſell? —

Charlotte. Bleib ja hier, Finette —

Finette. Nun kann ich auch; es iſt angerichtet, und Sie dürfen ſich nur ſetzen.

Charlotte. (zu Finetten) Lucinde iſt noch ausgelaſſener werden.

Lucinde. (wiederum natürlich) Finette, ſage mir nur, was deine Jungfer will. Sie will mich nicht hören Poſſen treiben, und moraliſiren will ſie mich auch nicht hören —

Charlotte. Weil dein Moraliſiren eben die tollſten Poſſen ſind —

Lucinde. Ehe wir uns ſetzen, Finette: was haſt du für Wein?

Finette. Setzen Sie ſich nur; er wird Ihnen ſchon ſchmecken. Etwas recht gutes, recht ſüſſes —

Lucinde. Süſſes? Ueber die Närrin! —

Finette. Vino Santo, Mademoiſell —

Lucinde. Und wenn es Santo Vino wäre! — Bleibe mir damit vom Halſe. Ich will Wein, und kein Zuckerwaſſer. Werden wir mit dem ſüſſen Zeuge nicht in großen Geſellſchaften ſchon geplagt genug? Wollen wir uns unter uns ſelbſt auch noch damit martern? ; ; Etwas ſüſſes für die Damen! ; ; Denken denn die Herren Hüte, daß die Damen nicht auch Wein trinken wollen? —

Charlotte. Nu, ſo befiehl! Was willſt du für welchen?

Lucinde. Es iſt nichts Wein, als was Geiſt hat. — Champagner will ich —

Charlotte. Haben wir denn Champagner, Finette? —

Finette. Bravo, Mademoiſell; Sie ſind meines Geſchmacks! Gleich ſollen Sie bedient ſeyn. (läuft ab.)

Vierter Auftritt.

Charlotte. Lucinde.

Charlotte. Weißt du, liebe Lucinde, daß du mir heute allzu luſtig biſt? Dafür wirſt du es auch ganz allein ſeyn müſſen. Denn ich, ich befinde mich in einer Verfaſſung — Hat dir denn dein Bruder nichts geſagt? Die Alten haben mit einander ſo gut als gebrochen; und unſre Heurath —

Lucinde. Behält ja ihre Richtigkeit, wenn ſie beyde den Proceß gewinnen.

Charlotte. Beyde! Und wie iſt denn das möglich?

Lucinde. Das ſieht der Bruder auch nicht.

Charlotte. Nun da! Und du haſt kein Mitleiden mit uns?

Lucinde. Kein Mitleiden mit dir? Iſt das kein Mitleiden, wenn ich dich zu zerſtreuen ſuche? Wenn ich mehr tolle, als mir ſelbſt um das Herz iſt, um dich von Grillen abzuhalten? Sey gutes Muths, Charlotte! Wir kriegen den Mann doch, den wir haben ſollen.

Fünfter Auftritt.

(Finette, mit einer Bouteille Champagner, von dem Hausknecht begleitet, der noch einen Korb mit ſechs Bouteillen herein bringt. Charlotte. Lucinde.)

Finette. Bin ich nicht geſchwind wieder da? (zu dem Hausknecht) Setze nur hier nieder! (worauf er ſtehen bleibt, und ſie alle nach einander anſieht, und lacht) Nun, was lachſt du?

Hausknecht. Eins, zwey, drey! (indem er die Bouteillen im Korbe überzählt) Eins, zwey, drey, vier, fünf, ſechs! —

Finette. Was willſt du damit, Kerl?

Hausknecht. Sonſt heißt es: der Mann einen Vogel. Hier heißt es: jede Jungfer zwey.

Finette. Stockfiſch!

Hausknecht. Nu, nu, Finettchen, meinetwegen nehme Sie alleine ſechſe auf ſich. Gehts doch nicht von dem Meinigen.

Finette. Wirſt du dich packen! (er geht.)

Sechſter Auftritt.

Lucinde. Charlotte. Finette.

Lucinde. Mädel, was machſt du für Streiche? —

Finette. Haben Sie doch nur keine Sorge! Für uns iſt (indem ſie die Bouteille auf den Tiſch ſetzt) das! Und das (auf den Korb zeigend) iſt für einen lieben Gaſt, den wir nicht haben mögen. (zu Charlotten) Denn ſo ſchlechterdings, Mademoiſell, werden wir Onkel Philippen nicht los. —

Charlotte. Wann du ihn auch nur ſo los wirſt. —

Finette. Es klingelt! — Wahrhaftig, er hat die Krammetsvögel über die Straße gerochen. Geſchwind, Mademoiſells, in das Zimmer! Eſſen Sie ſtille; ich will nach Ihnen zumachen, und ihn hier erwarten. —

Lucinde. Was habt Ihr denn?

Charlotte. Komm nur geſchwind, Lucinde. —

Siebender Auftritt.

Finette, die das Zimmer in der Vertiefung hinter ihnen zumacht; ſodann Philipp Richard.

Finette. Er iſt es! — Wenn uns nur der Hausknecht nicht ſchon verrathen hat. Dem hätte ich vorbeugen ſollen. — Herein!

Philipp R. Ha, Finette — Guten Abend, Finette! Wo iſt der Bruder?

Finette. Er iſt ausgefahren —

Philipp R. Wo iſt Charlotte?

Finette. Die iſt ausgegangen.

Philipp R. Sie kommen doch bald wieder?

Finet=

Finette. Um Bürgerszeit. Ueber zehn Uhr bleibt aus unſerm Hauſe niemand.

Philipp K. Haſt du mich zum Narren, Finette?

Finette. Wie ſo?

Philipp K. Der Bruder hat mich zum Abendeſſen gebeten —

Finette. Sie kennen ja Ihren Bruder! Als er Sie bat, hatte er vergeſſen, daß heute Kränzchen iſt; und als er ſich erinnerte, daß heute Kränzchen ſey, war es ihm ſchon wieder entfallen, daß er Sie gebeten habe. Woran er ſich zuletzt erinnert, das thut er.

Philipp K. Charlotte war dabey, als er mich bat. Hätte mich wenigſtens nicht Charlotte erwarten ſollen?

Finette. O! das junge Ding iſt eben ſo unbedachtſam, als der Alte vergeßlich iſt. Sie glauben nicht, Herr Philipp, was für Noth ich mit ihnen habe.

Philipp K. Warum ſagte denn aber der Schurke von einem Hausknecht, als er mir die Thüre aufmachte, ich würde recht gute Geſellſchaft finden?

Finette. Sagte er das? O der Strick! er hat ſich über mich mockirt. Ich! ich bin die rechte gute Geſellſchaft für einen Mann, wie Herr Philipp Richard! —

Philipp R. Rabenaaß! wenn du nur ſonſt wollteſt —

Finette. Er wird freylich wiſſen, daß ich die einzige in dem Hauſe bin, die es mit Ihnen gut meynt. Sie werden gleich eine Probe davon hören. Es war mir unmöglich, den Alten wegfahren zu laſſen, ohne ihm ſeine unhöfliche Vergeßlichkeit aufzumutzen. Noch als er in Wagen ſtieg, ſchrie ich ihm nach: „Aber der Herr Bruder! Es iſt doch nicht „erlaubt, einem Manne, um den ſich die „Stadt reißt, ſo zu begegnen! Ohne Zweifel „würde er, ohne ihre Einladung, zwanzig „luſtige Orte gehabt haben, wo er ſeinen „Abend hätte zubringen können! —

Philipp R. Die hätte ich auch wirklich gehabt!

Finette. Etwas half mein Keiſſen. Denn als der Bediente den Schlag zuwarf, rief er mir endlich zu: „So ſchicke ihm ein Paar „Bouteillen Wein herüber, und laß mich „entſchuldigen. —

Philipp R. So? — Und wo ſind die Bouteillen? —

Finette. (zeigt ihm den Korb) Hier, Herr Philipp! — Das ſind doch ein Paar? —

Philipp R. Nein, Kind! ein Paar ſind wenigſtens zwey; und das iſt nur ein Korb — Es wird doch nichts ſchlechtes ſeyn?

Finette. Von unſerm beſten Burgunder! — Der Hausknecht ſoll ſie Ihnen gleich herüber tragen. (als ob ſie ihn rufen wollte)

Philipp R. Warte noch ein wenig, Finette. — Hole ein Glas —

Finette. Wozu?

Philipp R. (indem er eine Bouteille aus dem Korb zieht) Fein auf der Stelle gekoſtet, ſo weiß man, was man hat. — Hol ein Glas! (indem Finette in die Scene geht, es aus einem Wandſchranke zu holen) Das Mädel ſagt, ſie ſey mir gut. Daraus läßt ſich was machen.

Finette. (giebt ihm das Glas) Hier! —

Philipp K. Noch eins, Finette.

Finette. Noch eins? wozu?

Philipp K. Es könnte Gift ſeyn; du mußt alſo mit koſten. — Hole noch ein Glas! (indem Finette es holt, ſtellt er die Bouteille und das eine Glas auf den Tiſch, und ſetzt zwey Stühle dabey.)

Finette. Nun da!

Philipp K. Gut! Setze dich, Finette! Laß uns thun, als ob wir zu Hauſe wären.

Finette. (bey Seite) Himmel! den habe ich nun auf dem Halſe —

Philipp K. (ſetzt ſich, und ſchenkt ein) Setze dich, Finette. — Was fehlt dir? du thuſt ja ſo ängſtlich. —

Finette. Ah, Herr Philipp, ich wäre des Todes, wenn uns jemand ſo ſähe. Was würde er denken? So unter vier Augen? Bey der Bouteille?

Philipp R. Lari Fari! Fari Lari! (indem er ihr das Glas reicht) Nimm, Finette!

Finette. Aber mit der Bedingung, daß es das erſte und letzte ſeyn muß —

Philipp R. Finette, auf dein Wohlſeyn! —

Finette. Sie erzeigen mir zu viel Ehre. Auf das Ihrige, Herr Richard! (ſie trinken.)

Philipp R. Und du trinkſt nicht aus?

Finette. Aus? was denken Sie von mir? Es wäre in meinem Leben das erſte Glas, das ich auf einmal austränke —

Philipp R. Ich müßte es lügen, wenn ich das von mir ſagte. (ſchenkt ſich wieder ein) Finette, der Alte ſoll leben! (nachdem er getrunken) A propos, Finette! wie lange denkſt du wohl, daß er noch leben wird? Gott weiß, wenn ich nicht ein ſo gutes Herz hätte, die Zeit würde mir ſchon verdammt lang geworden ſeyn.

Finette. O das glaube ich —

Philipp R. Da ſind wir nun ihrer drey, ich, du und Charlotte, die wir auf ſeinen Tod lauern. Iſt es wohl erlaubt, daß einer ihrer drey ſo lange aufziehen darf? (ſchenkt ſich wieder ein) Was wir wünſchen, Finette! (nachdem er getrunken) Nun? du thuſt mir nicht Beſcheid? Wünſcheſt du denn nichts?

Finette. Für unſer eins iſt das Wünſchen bloße Träumerey. Das Wenige, was ich dabey zu hoffen habe, kann ich ganz gelaſſen erwarten.

Philipp R. Das Wenige? (indem er ihr halb leeres Glas voll ſchenkt) Siehſt du, Finette, das Wenige iſt des Mehrern fähig! Freylich, was hier hinzukommen ſoll, muß anderswo abgenommen werden. So meine ich es auch. Charlotte iſt unſere Verwandte; aber iſt ſie deine? So ein weitläuftiges Mühmchen bey einem alten Hageſtolze auszuſtechen, bey Gott, Finette! das würde eben ſo wenig Sünde ſeyn, als — (nimmt ſein Glas) Lottchen ſoll leben! — als ein Glas Wein auszuſtechen. (und trinkt)

Finette. O, der Sünde wegen! —

Philipp R. Mädchen, du haſt engliſchen Verſtand. Sünde! Sünde! Weißt du, was die größte Sünde in der Welt iſt? — Ein leeres Glas iſt eine große Sünde. (indem er einſchenkt) Aber es giebt doch noch eine größere. Du meinſt: ein volles Glas nicht austrinken? (indem er trinkt) Auch eine große Sünde! — Aber die größte? Die größte Sünde iſt die Sünde — wider das Tempo. Ich nenne Tempo. — Setze dich nieder; Finette, und höre mir zu!

Finette. Ich bitte Sie, Herr Philipp, laſſen Sie mich nicht vergeſſen, wer ich bin.

Philipp R. Aber, wenn Ich es nun vergeſſen wollte? Wenn Ich es nun vergeſſen wollte, wer du biſt, und wer ich bin?

Finette. So iſt es meine Schuldigkeit, Sie daran zu erinnern.

Philipp R. Schuldigkeit! Man iſt niemanden in der Welt etwas ſchuldig, als ſich ſelber. Und ſiehſt du, Finette; eine ſolche mißverſtandene Schuldigkeit, das wäre gerade eine Sünde wider das Tempo.

Finette. Ich verſtehe Sie nicht, Herr Philipp —

Philipp X. Du wirſt mich verſtehen, wenn ich dir ſage, daß Tempo ſo viel iſt, als das italieniſche Tempo. Ein jeder Menſch hat ſein Tempo; einer früher, der andere ſpäter. Aber nur wenige haben es in ihrem Leben mehr als einmal. Deſto ſchärfer muß man aufpaſſen.

Finette. Ich merke, Herr Philipp, daß der Wein beredt, aber eben nicht deutlich macht.

Philipp X. Nur Geduld; was ich bey der erſten Bouteille nicht bin, werde ich bey der zweyten ſeyn. (ſchenkt ſich ein)

Finette. (bey Seite) So helfe mir der Himmel!

Philipp X. (indem er an ihr Glas anſtößt) Unſer Tempo, Finette, unſer gemeinſchaftliches Tempo! (und trinkt) Ich nenne ein gemeinſchaftliches Tempo. — Ja ſo, du verſteheſt überhaupt noch nicht, was das Tempo iſt. Ich will dirs gleich ſagen. Zum

Exempel: du biſt jung, du biſt ſchön, du biſt liebenswürdig; aber du haſt nichts, und du mußt dienen. Du dienſt in dem Hauſe eines alten, reichen Junggeſellen. Merkſt du bald das Tempo? Er ein Junggeſell, du eine Junggeſellinn; er ein alter Junggeſell, du eine junge Junggeſellin; er reich, du arm; du ſehr verführeriſch, er ſehr verführbar. Nun lerne ein für allemal: das Merkmal des Tempo iſt das Widerſpiel. Wo ſo viele Widerſpiele zuſammentreffen, da liegt ſicherlich ein Tempo; entweder für den einen oder für den andern Theil; auch wohl für beyde. Denn in der Natur, ſiehſt du, ſtrebt alles nach ſeinem Contrario; und dieſes Streben des Vollen nach dem Leeren (indem er ſich einſchenkt) des Naſſen nach dem Hitzigen (indem er trinkt) und wiederum zurück des Leeren nach dem Vollen, des Hitzigen nach dem Naſſen, und ſo weiter (indem er wieder einſchenkt) iſt es eben, was die — — — — —
— — — — —

Sc. 8.

Sc. 8.

Lucinde. Charlotte. Finette.

Verdient der Kerl nicht das Rad blos ſeines Vorſatzes wegen? Haben Sie ihn gehört? — Lucinde droht, ihn zu denunciren.

Sc. 9.

Karl. Berthold (zu ihnen.)

Er ſagt, es ſey alles verloren, wenn man nicht Mittel fände, zu machen, daß Samuel Richard den Termin verſäume. Aber wie iſt das anzufangen? Philipp hat geſagt, daß er Morgen gleich wieder kommen, und den Bruder nochmals erinnern wolle. Karl Berthold verſpricht, ihn aufzuſuchen und bis an Morgen mit ihm zu trinken, daß er es wohl vergeſſen ſoll. Aber freylich iſt das noch nicht genug. Sein Anſchlag mit dem Schlaftrunke, den er Finetten heimlich entdeckt; Charlottens

Unruhe darüber, und Lucindens Hetzerey. Der Wagen mit dem Samuel Richard kömmt. Berthold nimmt mit ſeiner Schweſter Abſchied, und Finette führt ſie die Hintertreppe hinunter, um von dem Alten nicht bemerkt und aufgehalten zu werden.

Sc. 10.

Samuel Richard, von **Anton** geführt, ein kleines Räuſchchen, und **Charlotte**. Er erinnert ſich, was er ihr verſprochen hat, die Geſchichte aus dem Ziegler zu erzählen. Verwirrt ſich aber darinn, und will zu Bette. Anton will ihn zu Bette bringen, aber Finette ſoll es thun. Er knippt ſich einen Knoten in ſein Schnupftuch wegen des Termins; und fragt Finetten den Augenblick darauf, was dieſer Knoten bedeute; und macht noch einen Knoten. (Ab zu Bette.)

Act. III. Sc. 1.

Der **Hausknecht**, der **Karl Bertholden** hereingeführt bringt.

Gehn Sie ſachte; es ſchläft noch alles im Hauſe; Finetten will ich Ihnen gleich wecken.

Sc. 2.

Finette kömmt dazu. Der Hausknecht geht ab. Karl Berthold beruft ſich auf ſeine geſtrige Unterredung mit ihr, und giebt ihr das ſchlafmachende Mittel, und ſchleicht ſich nach den größten Verſicherungen, daß nichts Schlimmes daraus entſtehen könne, wieder fort.

Sc. 3.

Finette iſt entſchloſſen, das Mittel zu brauchen. **Anton** kömmt dazu, der den

Herrn wecken will. Sie ſagt ihm, es nicht eher zu thun, als bis ſeine Chokolade fertig ſey, die ſie zu machen gehe. Er bittet ſich auch eine Taſſe davon aus.

Sc. 4.

Anton, der dem Herrn ſeine Kleider auskehrt, die er gelegentlich viſitirt. Er räumt ihm die Tobaksdoſe leer, und ſucht ihm die kleinen Geldmarken aus der Schnupftabaksdoſe.

Sc. 5.

Philipp Richard, der noch halb trunken iſt, dazu; tobt, und will den Bruder wecken. Es iſt alles Canaillenzeug im Hauſe; und auch Finetten traue ich nicht. Ueber dieſes Geräuſch wacht Samuel Richard ſelbſt auf, und

Sc. 6.

Samuel Richard, Philipp Richard. Anton.

Samuel ärgert ſich über Bruder Philipp, und hat den Termin vergeſſen.

Die
Matrone von Epheſus.

Ein Luſtſpiel
in einem Aufzuge.

Perſonen:

Antiphila.
Myſis.
Philokrates.
Dromo.

Die Scene iſt ein Grabmahl, in deſſen Vertiefung zwey Särge; der eine verdeckt, der andere offen; von einer aus der Mitte des Gewölbes herabhangenden Lampe nur kaum erleuchtet.

Erſter Auftritt.

Antiphila und Myſis.

(Beyde ſchlafend: Antiphila auf dem offenen Sarge, den Kopf gegen den verdeckten Sarg gelehnt; Myſis zum Fuße des offenen Sarges auf einem niedrigen Steine, die Arme auf die Knie geſtützt, das Geſicht zwiſchen beyden Händen.)

Myſis.

(indem ſie erwacht.)

Wo bin ich? (und um ſich ſieht) Ach! noch in dem verwünſchten Grabe! — Ich war eingeſchlafen. (gegen die Antiphila ſich wendend) Und ſie ſchläft auch — Schlafen Sie, werthe Frau? — Nein, ich will ſie nicht wecken. — Wenn ſie doch ſo in jenes Leben herüber ſchlummerte, und meiner und ihrer Qual ein Ende machte! — Hu! wie ſchaudert mich! — Die Nächte werden ſchon kalt. Es muß ſchlimmes Wetter über uns ſeyn. Wie der Wind durch die Luftlöcher pfeiſt! Wie der Regen auf das kupferne Dach ſchlägt! Welche Hohlung! welche Feuchtigkeit hier! — Wenn ſie den Schnupfen bekömmt, ſo mag ſie es haben. Ja ſo, ſie will ſterben. Ob man mit oder ohne Schnupfen ſtirbt; ſterben iſt ſterben. — Aber ich, die ich nicht ſterben will — (indem ſie aufſpringt) — O, eine Sklavin iſt wohl ſehr unglücklich! — Horch, welch Geräuſch? —

Zweyter Auftritt.

Dromo. Myſis. Antiphila.

Dromo. (noch von drauſſen) Holla!

Myſis. Was iſt das? Eine Stimme?

Dromo. Holla! niemand da?

Myſis. Wer ſucht hier lebendige Menſchen?

Dromo. Will niemand hören?

Myſis. Es kömmt näher.

Dromo. Gleichwohl ſehe ich Licht ſchimmern. — — Ho, ho! das gehet in die Tiefe.

Myſis. Wer muß das ſeyn?

Dromo. (Indem er herein tritt) Ha! wo komm ich hin?

Myſis. Ich dacht es wohl, daß Er ſich müßte verirrt haben.

Dromo. (Erſchrecken) Wo bin ich?

Myſis. (die auf ihn zugeht) Im Grabe!

Dromo. Was? Grabe? — da habe ich nicht hingewollt.

Myſis. Bey Todten!

Dromo. Todten? — Gott behüte die Todten! Ich will gern niemand ſtören. (indem er zurückgehen will)

Myſis. Nein, guter Freund. — Der arme Tropf fürchtet ſich. — So kömmt Er hier nicht wieder weg. (ihn aufhaltend) Was will Er?

Dromo. Blitz! ein weiblicher Geiſt gar! der wird mich quälen!

Myſis. Was will Er?

Dromo. Nichts, gute Geiſtin, nichts; — ſo viel wie nichts. — Der Wind blies mir oben meine Laterne aus; fremd bin ich; ſtockpechfinſter iſts; ich wußte nicht wohin; da ſchimmerte mir hier ſo was; da ging ich dem Schimmer nach; und ging und ging, und auf einmal führt mich mein Unglück dir in die Klauen. — Thu mir nichts, liebes Geſpenſt. Ich habe es wirklich nicht gewußt, daß du hier dein Weſen haſt.

Myſis. Alſo will Er nichts, wie ſein Licht wieder anzünden?

Dromo. Weiter nichts; ſo wahr ich lebe! — Wenn ich anders noch lebe. —

Myſis. Nun da! (ihn auf die Lampe weiſend) Zünde Er an!

Dromo. Ey ja doch! Wie ſpaßhaft die Geſpenſter ſind! Das iſt keine rechte Flamme; das ſieht nur aus, wie eine Flamme! das brennt nicht; das ſcheint nur zu brennen! das ſcheint nicht, das ſcheint nur zu ſcheinen. Von ſo einem Geſpenſterlichte iſt ein recht Licht nicht anzuzünden.

Myſis. Geb Er her! (nimmt ihm die Laterne und geht, das Licht darinn bey der Lampe anzuzünden)

Dromo. Das bin ich begierig zu ſehn! — Wahrhaſtig, es brennt: ja mir würde es ſo nicht gebrannt haben.

Myſis. Hier! (indem ſie ihm die angezündete Laterne wieder zurückgiebt)

Dromo. Ein dienſtfertiges Geſpenſt! Es mag wohl auch eine gute Art geben. — Ich danke, ich danke recht ſehr.

Myſis. Wie ich nun ſehe, ſo iſt Er ja wohl gar ein Soldat.

Dromo. Zu dienen, mein freundliches Geſpenſt —

Myſis. Aber für einen Soldaten iſt Er auch verzweifelt furchtſam.

Dromo. Ja, ich bin nicht Soldat, mich mit dem Teufel zu balgen. Diß geſagt, ohne dich erzürnen zu wollen, lieber Geiſt. —

Myſis. Er iſt nicht klug mit ſeinem Geiſte! Noch leib ich und leb ich.

Dromo. Wie? im Ernſt? — Mit Erlaubniß! (indem er ſie mit der flachen Hand hier und da behutſam betaſtet) Gewiß, das Ding iſt doch ziemlich compackt (geht mit der Laterne rund um ſie herum, und leuchtet ihr endlich ins Geſicht) Ey! ein allerliebſtes Geſichtchen! Nein, das Geſichtchen gehört wohl keinem Geſpenſte. Welch ein paar Augen! Was für ein Mündchen! Was für ein paar Bäckchen! (Indem er ſie in den einen Backen kneift)

Myſis. Nun was ſoll das? Weg doch!

Dromo. Ich muß mich ja wohl überzeugen, daß es wirkliches Fleiſch iſt. — Wahrhaftig, wirkliches Fleiſch! Und geſundes, derbes Fleiſch. — (indem er ſie auch in den andern kneift) Wird mir doch wieder ganz wohl ums Herze! — Was ſagte Sie denn, mein ſchönes Kind, ich wäre im Grabe? bey Todten?

Myſis. Das iſt er demohngeachtet doch!

Dromo. Doch? (ſieht ſich mit der Laterne um) — Ach! Särge? — Und was ſitzt denn auf dem einen? —

Myſis. St! geh Er nicht zu nahe! Er möchte ſie aufwecken.

Dromo. Schläfts nur? Was iſt es denn?

Myſis. Es iſt meine arme Frau; eine unglückliche junge Wittwe.

Dromo. Junge Wittwe? und was macht ihr denn hier zuſammen?

Myſis. Iſt das noch zu fragen? Sie hat ihren Gatten verlohren.

Dromo. So muß ſie ſich einen andern nehmen; aber hier wird ſie ihn ſchwerlich finden.

Myſis. Einen andern? Sein Glück, mein Freund, daß ſie ſchläft, und dieſe Läſterung nicht hört. Einen zweyten Gatten! O Gott, über die Weiber, die einen zweyten Mann nehmen können!

Dromo. Nun? warum nicht? Einen zweyten, einen dritten, einen vierten — nur nicht alle auf einmal! —

Myſis. Weil ihr Männer es mit den Weibern ſo haltet! — Nein, weiß Er, daß meine Frau eine tugendhafte Frau iſt.

Dromo. Welche Frau wäre das nicht?

Myſis. Sie iſt keine von denen, die ihr Herz verſchenken, und wieder nehmen und wieder verſchenken.

Dromo. Giebt es dergleichen?

Myſis. Wer es einmal beſeſſen, ſoll es ewig beſitzen.

Dromo. Ey!

Myſis. Sie hat ihren Mann über alles in der Welt geliebt. —

Dromo. Das iſt viel!

Myſis. Und liebt ihn noch über alles!

Dromo. Das iſt gar zu viel! Er iſt ja geſtorben.

Myſis. Drum will ſie auch ſterben.

Dromo. O geh Sie, Kind; mach Sie mir nichts weiß.

Myſis. Wie könnte ſie einen ſolchen Verluſt auch ertragen? Ihre Verzweiflung iſt aufs äuſerſte geſtiegen. Wenn Gram und Hunger tödten können, ſo wird ſie es nicht lange mehr machen. Hier neben dem Sarge ihres geliebten Mannes, will ſie den Geiſt aufgeben. Schon haben ſie alle Kräfte verlaſſen. Nachdem ſie zweymal vier und zwanzig Stunden nichts als gejammert, und geweint und geſchrien, und die Hände gerungen, und die Haare zerriſſen, iſt ſie vor Ermüdung eingeſchlafen. —

Dromo. Und ſchläft ziemlich feſt. Gut; Schlaf bringt auf beßere Gedanken. Wenn ſie wieder aufwacht, wird alles vorbey ſeyn. Ich kenne das!

Myſis. (bitter) Ich kenne das? Was kennt er denn, Herr Soldat? Er mag viel kennen! — So? iſt der Herr auch von den abgeſchmackten Spöttern, die an die Treue der Frauen nicht glauben?

Dromo. Ich? behüte! Ich glaube ja an Geſpenſter — wie Sie geſehen hat, mein Kind —, warum ſollte ich an die Treue der Frauen nicht glauben? Ich glaube an alles, was nicht ſo recht glaublich iſt.

Myſis. O, wenn Er in dieſem Tone ſprechen will, ſo gehe Er nur wieder! Er war es nicht werth an dieſe heilige Stäte zu kommen,

men, wo ſich nun bald ein Beyſpiel der ehelichen Liebe eräugnen wird, dergleichen die Welt noch nie geſehen.

Dromo. Noch nie? Sieht Sie; ſo giebt Sie mir ja gewonnen Spiel. Denn ich denke immer, was nie geſchehen iſt, das wird auch nie geſchehen, das kann gar nicht geſchehen. — Ha! was hör ich! (Man hört draußen, als in der Entfernung, von verſchiedenen Stimmen ruffen: Wer da? — Patrulle! — Steh, Patrulle. —)

Myſis. Was iſt das?

Dromo. Die Patrulle; und ich bin nicht da. — Ich muß fort; ich muß fort. — — Mein Hauptmann iſt ein Teufel. —

Myſis. Wo iſt ſein Hauptmann?

Dromo. Nicht weit. — Leb Sie wohl, mein Kind, leb Sie wohl! Denn Sie will doch nicht etwa auch ſterben? — Pfui, ſterbe Sie nicht. — (geht eilig ab, und ruft noch zurük) Wenn ich wieder abkommen kann —

Myſis. O bemühe Er ſich nicht! —

Dritter

Dritter Auftritt.

Myſis. Antiphila, (noch ſchlafend.)

Myſis. Es müßen Truppen in der Gegend eingetroffen ſeyn. — Was es für Männer giebt. Die meiſten ſind keine Thräne werth; geſchweige, daß man mit ihnen ſterben wollte. — Aber es iſt doch ſonderbar, daß die Frau über den Beſuch nicht aufgewacht iſt! (ſich ihr nähernd) Wenn ſie gar todt wäre! — Nein, das iſt ſie nicht. — Liebſte Frau! (ſtößt ſie an.)

Antiphila. (im Schlafe) Ach — Nein, nein — weg, weg!

Myſis. Beſte Frau! —

Antiphila. Beſter Mann! — Wo? wo denn?

Myſis. Sie redet im Schlafe. — — Erlauben Sie, Sie liegen ſo nicht gut; der Kopf muß Ihnen ſo noch wüſter werden —

Antiphila. Ich liege gut; recht gut. — Bey ihm — auf ihm — recht gut! — O, mein Arm — (indem ſie den Kopf erhebt)

Myſis. Er muß Ihnen ja wohl ſchmerzen; ſo verwandt Sie damit gelegen. Sie haben ihn ganz rund gedrückt.

Antiphila. O, mein Arm! mein Nacken! — (Sie erwacht vollends) Ach, Myſis, biſt du es? Iſt er nicht bey uns?

Myſis. Wer, meine werthe Frau?

Antiphila. Er! Er! — Ach dieſer Sarg — (indem ſie aufſpringt) dieſes ſchaudernde Gewölbe — dieſe verlöſchende Lampe — ſie erinnern mich, wo ich bin! wer ich bin! — Und mein Unglück ſtehet wieder ganz vor mir! — Myſis, Zeugin meiner Verzweifelung. (ſie bey der Hand ergreiffend)

Myſis. Laſſen Sie mich, ehe die Lampe verlöſcht. Ich will Oel aufgießen — (welches ſie thut)

Antiphila. Laß ſie verlöſchen! — Laß die Sonne und alle Geſtirne des Himmels mit ihr verlöſchen! — Alles werde um mir ſo dunkel und Nacht, als es in mir iſt — Sieh, Myſis! Es wird heller; die Flamme lodert neu auf! — Komm her, wie haſt du das gemacht?

Myſis. Ich habe Oel zugegoſſen und den Dacht gereiniget. —

Antiphila. Kannſt du das? O ſo wirſt du mehr können. — Kannſt du eine ſterbende Flamme erwecken? — Komm, ſo muſt du mir auch meinen Mann erwecken! — Komm, — gieß neues Leben in ſeine Adern — reinige ſeine Nerven von dem Moder der Verweſung — Komm! (zieht ſie gegen den Sarg) Du mußt, du mußt! — (ſie wieder loslaſſend) O ich Wahnſinnige!

Myſis. Wie jammern Sie mich!

Antiphila. Aus den eiſernen Armen des Todes iſt keine Rettung. Er iſt dahin, unwiederbringlich dahin! — Und doch, je öfterer ich mir es ſage, je unglaublicher wird es mir. — Er, er, mein Telamon todt — Sage, Myſis, blühte er nicht noch vor ſieben Tagen, gleich einer Roſe? Als ich ihn vor ſieben Tagen verließ, wie verließ ich ihn? Rede, wie du es weißt! Und geſtern, wie fand ich ihn wieder? — Reime mir das zuſammen, wenn du kannſt! Wie ich ihn verließ, und wie ich ihn wieder fand! — Nein, da iſt Betrug dahinter! Er iſt nicht todt; er iſt nicht todt! — Geſteh es mir, Myſis, daß er nicht todt iſt! Sage: er lebt! und nimm deine Freyheit dafür, und nimm mein Geſchmeide, nimm alles, was ich habe!

Myſis. Und wenn ich es ſagte? —

Antiphila. So wäre es darum doch nicht wahr? So wäre er doch todt? — Wo bin ich denn indeß geweſen? Fern über Land und Meer? — Warum holte man mich nicht? — Bin ich weiter als in der Stadt geweſen? Hätte ich nicht den Augenblick hier ſeyn können? Er hätte in meiner Abweſenheit ſterben wollen? — Das macht die ganze Sache verdächtig. — Sage, habe ich ihn ſterben ſehen?

Myſis. Freylich nicht.

Antiphila. Aber ich hätte ihn ſehen können? Sage —

Myſis. Allerdinges.

Antiphila. So? Ich hätte ihn können ſterben ſehn? und habe ihn nicht geſehen? — O, ſo iſt er auch nicht geſtorben! — Und wo war ich in der Stadt? — Ein neuer Beweiß, daß ihr mich betrügt, daß ihr mich zum Beſten habt! — Wo war ich? In dem Wirbel der leichtſinnigen Welt? Jugendlichen Zerſtreuungen, verführeriſchen Ergötzlichkeiten überlaſſen? Ich nehme dich ſelbſt zum Zeugen, Göttinn Diana, ob mich etwas anders als dein Feſt da beſchäftigte? Täglich und ſtündlich in deinem Tempel, wo ich zu dir betete, dir Hymnen ſang, dir opferte und deine Prieſter beſchenkte — Und du hatteſt indeß diß Unglück von mir nicht abgewandt? Du hätteſt ihn ſterben laſſen? — O ſo wäreſt du nicht die große Diana von Epheſus —

Myſis. Wo gerathen Sie hin, meine Frau? —

Antiphila. Nein, ſo iſt ſie es nicht! So will ich nie mehr zu ihr beten, nie mehr ihr Hymnen ſingen, nie mehr ihr opfern, nie mehr ihre Prieſter beſchenken!

Myſis. Die Göttinn wird Ihren Schmerz anſehen, und Ihnen verzeihen.

Antiphila. Und laß auch die Göttinn nichts beweiſen! Sie mag nicht gewollt oder nicht gekonnt haben! — Was hier, hier noch klopft, (auf ihr Herz) iſt mir glaubwürdiger, als alle Götter. Mein Herz, das mit ſeinem Herze ſo innig verwandt, ſo gleich geſtimmt, ſo völlig nur ein Herz mit ihm war, deß Herz wäre nicht zugleich mit ſeinem gebrochen? Reiſſe die Blume am Bache von ihrem Stängel, und ihr Bild im Waſſer verſchwindet zugleich. Verdunkle die Sonne, und der Mond hört auf zu ſcheinen — Nein, nichts kann ſich ſelbſt überleben. Und nur mein Herz überlebte ſich ſelbſt? überlebte das Herz, in welchem es lebte, durch das allein es lebte? — Widerſprich mir das, wenn du kannſt! Widerſprich mir das, Myſis! — Wie ſtumm und beſchämt du da ſteheſt! Habe ich dich ertappt? —

tappt? — Nun gut, ihr habt mich aufgezogen, grauſam aufgezogen. Aber macht auch einmal dem unmenſchlichen Scherze ein Ende! — Komm, hilf mir den Sarg aufmachen. Ich wette mit dir, der Sarg iſt leer — Telamon iſt nicht darinn; oder wenn er darinn iſt, ſo wird er plötzlich auffahren und mir lachend in die Arme fallen. — Ich werde auch lachen wollen, aber das Weinen wird mir näher ſeyn — Nun komm doch, Myſis; wenn er allzulange ſo liegt, ſich allzulange ſo zwingt und verſtellt — es könnte ihm ſchaden.

Myſis. O, laſſen Sie dem Leichnam ſeine Ruhe! Wie oft haben Sie ſchon den Sarg aufgeriſſen! — Sie werden ihn ſehen, und zu Boden ſinken. — Wenn ich Ihnen rathen dürfte? —

Antiphila. Warum darfſt du nicht? — Ja, liebe Myſis, rathe mir! Ich weiß mir ſelbſt nicht zu rathen. — Wie ſoll ich es machen, daß ich ihn zurückruffe? Daß ich ihm nachkomme?

Myſis. Keines von beyden. Jenes iſt unmöglich, und dieſes —

Antiphila. So bleibt mir nur dieſes! — Ja ich will ihm nach! — Nichts ſoll mich halten! —

Myſis. Verlaſſen Sie dieſen traurigen Ort, meine Frau! Kehren Sie in ihre Wohnung zurück. Hängen Sie dort Ihrem Schmerze nach.

Antiphila. Kehre du nur zurück, wenn du willſt. Mein Geſchäft hier kann deines Dienſtes entbehren. Ich erwartete von einer feilen Sklavinn nichts anders — Aber ich? Ich ſollte dieſen Ort verlaſſen? Bey allem, was in jener Welt ſchrecklich und heilig iſt, bey ihm, bey dem die Götter zu ſchwören ſich ſcheuen, — ſchwöre ich, daß ich nie, nie dieſen Ort, ohne dem Geliebten meiner Seele, verlaſſen will.

Myſis. Ich darf Ihnen nichts verheelen. Ich beſorge, wir werden hier nicht lange ruhig ſeyn. Es müſſen Truppen in der Nähe ſtehen. Eben als Sie ſchlieſen, kam ein

Soldat, ſein Licht hier anzuzünden. Er ſprach von einem Hauptmann; er ſprach von Wiederkommen —

Antiphila. Was ſagſt du? — Ich will niemand ſehen. Ich will mich von niemand ſehen laſſen. — Was wollen ſie hier? Ihre Augen an meiner Verzweiflung weiden?

Myſis. Stille! horchen Sie doch, meine Frau! — Hören Sie nichts?

Antiphila. Ich höre reden über uns. — Geſchwind, Myſis, lauff; verſchließ, verriegle den Eingang.

Myſis. Was würde das helffen? Es ſind Soldaten. Kehren ſich Soldaten an Schloß und Riegel?

Antiphila. Eile, halte ſie ab!

Myſis. Ich?

Antiphila. Sage ihnen, ich ſey nicht mehr hier.

Myſis. Werden ſie es glauben?

Antiphila. Sage ihnen, ich ſey außer mir, ich tobe, ich raſe —

Myſis. Deſto neugieriger werden ſie ſeyn.

Antiphila. Sage ihnen, ich ſey ſchon todt —

Myſis. So wird noch ihr Mitleid zur Neugierde kommen — Mir fällt was ein. — Gehen Sie geſchwind, werfen Sie ſich auf ihren Sarg; thun Sie, als ob Sie noch ſchliefen — So dürfen Sie doch nicht mit ihnen ſprechen — Ich will ſuchen, ſie, ſo bald als möglich, los zu werden.

Antiphila. Das will ich, ja — Aber laß dich nicht mit ihnen ein. — Und laß mir keinen zu nahe kommen! — (Sie wirft ſich auf den Sarg; in einer nachläßigen, aber vortheilhaften Stellung)

Vierter Auftritt.

Philokrates. Dromo. Antiphila. Myſis.

Dromo. (noch drauſſen) Nun kommen Sie nur. Sie werden es ſehen.

Myſis. (indem ſie ihnen entgegen geht) Liegen Sie nur ganz ſtille —

Dromo. (im Hereintreten mit einer brennenden Fackel) Sehen Sie! Fürchten Sie ſich nur nicht, Herr Hauptmann! —

Philokrates. O, den tapfern Dromo an ſeiner Seite, wer ſollte ſich fürchten? — Gieb her die Fackel — (nimmt ſie ihm)

Myſis. Wer ſind Sie? Was wollen Sie hier, meine Herren?

Dromo. Kennt Sie mich nicht mehr, mein ſchönes Kind? — Sieht Sie, ich bin geſchwind wieder da. — Das iſt mein Hauptmann. Ich mußte es ja wohl meinem Hauptmanne ſagen, wo ich ſo lange geweſen, und was für ein Abendtheuer mir hier aufgeſtoſſen. — Nun iſt mein Hauptmann, wie Sie ihn da ſieht, ſehr neugierig; und noch mitleidiger, als neugierig. Weil er alſo hörte, daß eine junge Wittwe hier für Betrübniß aus der Haut fahren wollte —

Philokrates. Ja — ſo komme ich, ſie zu tröſten.

Myſis. Sehr viel Ehre, Herr Hauptmann! — Aber ſie will nicht getröſtet ſeyn.

Philokrates. O, wenn Sie getröſtet ſeyn wollte, ſo wäre ſie ſchon getröſtet! Die nicht getröſtet ſeyn wollen, denen iſt eben der Troſt am nöthigſten. Die andern tröſten ſich ſelbſt — Wo iſt ſie?

Myſis. Sie ſchläft.

Dromo. Noch.

Philokrates. Deſto beſſer! So kann ich erſt ſehen, ob ſie des Tröſtens werth iſt. — Wo ſchläft ſie? —

Myſis. Kommen Sie ihr nicht näher. Sie möchten ſie aufwecken.

Philokrates. Ich will ſie ruhig wieder einſchlafen laſſen, wenn ſie meine Erwartung betrügt —- Laß mich! —

Dromo. Kind, Sie wird einem Hauptmanne doch nicht den Paß verlegen wollen? Komm Sie hierher zu mir. (zieht ſie bey Seite und Philokrates gehet in die Vertiefung nach den Särgen)

Myſis. Das ſind Gewaltthätigkeiten! — Herr Hauptmann, haben Sie Achtung gegen eine Unglückliche. — Und Er, Herr Soldat — (ſie liebkoſend) was ſoll das?

Dromo. Närrchen, laß dich umarmen, laß dich küſſen —

Myſis. Herr Hauptmann, dieſer Unverſchämte —

Dromo. Ich will ja weiter nichts, als mich nochmals überzeugen, daß du kein Geiſt biſt.

Philokrates. (voller Erſtaunen über den Anblick der Antiphila) Götter! was erblicke ich! — Dromo! —

Dromo. (ohne hinzuſehen, und mit der Myſis beſchäftiget) Iſt ſie hübſch? Hübſche Sklavinn, hübſche Frau: das haben ich immer gehört. Häßliche Frauen können nichts hübſches um ſich leiden.

Philokrates. (ohne ein Auge von ihr zu verwenden) Dromo! —

Dromo. Bewundern Sie nur, Herr Hauptmann! — Ich habe hier auch mein Theilchen zu bewundern.

Philokrates. Dromo! —

Myſis. Sie wird ohnfehlbar über dieſes Geſchrey aufwachen.

Dromo. Das iſt, ohne Zweifel, ſein Wille.

Philokrates. Wirſt du herkommen und mir die Fackel halten?

Dromo. (geht) Als wenn ich hier zu ſonſt nichts gut wäre.

Myſis. Aber Herr Hauptmann, ich bitte Sie! — Es wird mir hernach alles zur Laſt fallen. Wenn ſie erwacht, ſo bin ich unglücklich.

Philokrates. Da, Dromo, nimm die Fackel! — Tritt ein wenig damit zurücke! — Seitwärts! So! — Nun überſehe ich die ganze göttliche Form! — Sieh, doch, Dromo! (der ſich nähern will) Nein, nein, bleib nur ſtehen! — Venus, als ſie ihren Adonis beweinte, war nicht rührender.

Myſis. Nun haben Sie ihre Neugierde geſtillt, Herr Hauptmann! — Nun entfernen Sie ſich wieder! Verlaſſen Sie uns.

Philo=

Philokrates. Was ſagſt du? — Komm her, glückliche, beneidenswürdige Sklavinn! Denn du gehörſt ihr zu. — Komm her, wie heißt deine Gebietherinn?

Myſis. Antiphila.

Philokrates. Antiphila? Ein lieblicher, ſchmeichelnder Nahme! — Wie alt iſt ſie?

Myſis. Vier und zwanzig Jahr —

Philokrates. Nicht doch, das weiß ich beſſer. Aber meine Frage war auch ſo abgeſchmackt. Es iſt Hebe, die Göttinn der Jugend, die keine Jahre zählt. — Und hier neben ihr, in dieſem Sarge? —

Myſis. Ruht ihr entſeelter Gemahl.

Philokrates. Wie lange hat er ſie gehabt?

Myſis. Ins fünfte Jahr.

Philokrates. Wie alt ſtarb er?

Myſis. Im dreyßigſten.

Philokrates. Und er liebte ſie? Verſtehe mich recht; es iſt eine Unmöglichkeit, ſie nicht zu lieben. — Ich frage: er liebte ſie doch ſo ſehr, ſo innig, mit der Liebe der inbrünſtigen Liebe? —

Myſis. O ja; wie Sie aus ihrer Troſtloſigkeit leicht ſchlieſſen können.

Philokrates. Hat ſie Kinder von ihm?

Myſis. Nein.

Philokrates. Nein? (Antiphila wendet ſich hier, um ihr Geſicht zu verbergen) Sieh, ſie regt ſich! Itzt wird ſie erwachen. — Ich zittere vor Erwartung. — Nein, ſie legt ſich nur anders — und entzieht uns ihr Antlitz. Das holdſeligſte Antlitz! — Aber unendliche Reitze ſind über den ganzen Körper verbreitet. Auch ſo könnte ich ein Jahr hier ſtehen und ſie anſtaunen. — Dieſes Haar, ſo lockicht und wild! — Dieſer Hals, mit ſeiner abfallenden Schulter! — Dieſe Bruſt! Dieſe Hüfte! — Dieſer Fuß ſo frey über den andern geſchlagen! — Dieſer Arm ſo weiß, ſo rund! — Dieſe Hand, ſo nachläßig im Schooſe! — Dieſe ganze Stellung, ſo mahleriſch hingeworfen! — Ach, dieſe Hand — einen Mund auf dieſe Hand zu drucken — da ſie noch ſchläft — (er ergreift ſie)

Antiphila. (die auffährt und ihre Hand zurückzieht) Ha! — Wie geſchieht mir? (ſich die Augen reibend, als ob ſie wirklich erwachte)

Philokrates. (indem er zurückſpringt, zur Myſis) Ich bin zu kühn geweſen; verrathe mich nicht —

Antiphila. Myſis, wo biſt du? — Wer war das? — Wer ſprach hier? — Wer faßte mich bey der Hand? Warſt du es? — Oder träumte ich? — Was iſt das für Licht? — Wer iſt hier, Myſis?

Philokrates. (der ihr wieder näher tritt) Verzeihen Sie, ſchöne Leidtragende —

Antiphila. (ſpringt auf) Götter! —

Philokrates. Erſchrecken Sie nicht, fromme Wittwe —

Antiphila. (auf Myſis zufliehend) Myſis, wo biſt du? — Wer darf uns hier ſtören? — Unglückliche, wen haſt du hereingelaſſen?

Philokrates. Zürnen Sie nicht, großmüthige Frau! Die Sklavinn iſt unſchuldig.

Myſis. Gewiß, das bin ich.

Philokrates. Ein glücklicher Zufall hat uns hieher gebracht —

Antiphila. (mit niedergeſchlagenen Augen) Mein Herr, wer Sie auch ſind — Gönnen Sie einem Sterbenden die Ruhe, die man Geſtorbenen verſtattet!

Philokrates. Beſorgen Sie nichts, Beſte Ihres Geſchlechts. — Ich weiß Ihren Schmerz und die Urſache deſſelben. Ich verehre Ihre Betrübniß, und — theile ſie. Ich bin ein Soldat, aber ich weine gern mit Unglücklichen —

Antiphila. Mitleid bringt jedem Ehre. — Aber zum Beweiſe dieſes Mitleids — mein Herr, unterbrechen Sie nicht länger die Todten-Stille dieſer geweihten Stäte — verlaſſen Sie uns!

Philokrates. Ich hätte gehoft, da mich der Zufall ſo wohl geleitet, daß ich mich ſeiner würde bedienen dürfen. — Ich hoffe es noch. Nein, Madam, Sie können ſo grauſam nicht ſeyn, mich in dieſer ſtürmiſchen Nacht auszuſtoßen.

Antiphila. Wie? auszuſtoßen? Man ſtößt niemanden aus, den man nicht eingenommen. — Wo kommen Sie her? Wer ſind Sie? — Nicht daß ich dieſes alles zu wißen verlangte. Ich will nur ſagen, daß ich Sie nicht kenne, daß ich Sie nicht kommen heiſſen. —

Philokrates. Nein, Madam, ich habe nicht das Glück Ihnen bekannt zu ſeyn. Aber Werke der Barmherzigkeit muß man auch nicht blos an Bekannten ausüben. — Ich ſuche Schirm vor Wind und Wetter. — Das ſchlechteſte Dach iſt beßer als ein Zelt. — Ich bin von dem Corps des Kritolaus, welches einen Einfall in das Gebiethe der Kolophonier gethan. Sie wißen, Madam, wie heftig unſer Staat vor kurzem von den Kolophoniern beleidiget worden. Wir haben ihr plattes Land geplündert, ihre Flecken gebrandſchatzet, und alles, was ſich von Vornehmern auf ſeinen Gärten und Luſtſchlößern ergreiffen laßen, mit uns weggeführt. Geſtern ſind wir über den Kayſter zurückgegangen, und haben in der Aue von Lariſſa das Lager bezogen. Wir hatten Befehl, ſo bald wir den Epheſiſchen Boden wieder beträten, drey von den mitgeführten Kolophoniern hinrichten zu laſſen. Es iſt geſchehen. Sie ſind vor dem Lager aufgeknüpft worden, und mich hat es getroffen, den Richtplatz zu bewachen. Es iſt ganz in der Nähe. Morgen mit dem frühſten brechen wir wieder auf — Erlauben Sie, daß ich den Morgen hier erwarte.

Antiphila. Wie, mein Herr? Sie wollten die Nacht hier zubringen? die ganze Nacht?

Philokrates. Ach ſie wird mir kurz genung werden!

Antiphila. Sie bedenken nicht, wo Sie ſind.

Philokrates. In einem Grabmahle. Aber Grabmahl oder nicht Grabmahl; es iſt ein bedeckter trockner Ort; weiter verlange ich nichts. Ich kann unmöglich in der freyen

Luft länger dauern. Es würde mir das Leben koſten. — Haben Sie Mitleid mit mir, Madam. Sie haben zwar aufgehört, es mit ſich ſelbſt zu haben: aber auch ſo noch haben es edle Seelen mit andern!

Antiphila. Und wenn Sie doch nur um ſich ſehen wollten! — Ein finſterer Ort, ohne alle Bequemlichkeit: da iſt weder Erleuchtung, noch Sitz. —

Philokrates. Erleuchtung? Wenn dieſe Fakel nur Einen Gegenſtand erleuchtet! — Und Sitz? — Zu Ihren Füßen, Madame — (feurig)

Antiphila. (ſehr ernſthaft) Mein Herr—

Philokrates. (auf einmal kalt) Keine Mißdeutung, Krone der Frauen! — Zu Ihren Füßen — will ſagen, auf der Erde. — Die nakte harte Erde war von je des Kriegers Sitz und Lager. — — Auch wäre dem abzuhelfen. — Geſchwind, Dromo, ſpring in mein Zelt; hole Feldſtühle, Tiſch, Lichter — lauf! laß dir helfen! — die Fackel laß da! —

Oder nimm ſie nur mit. — Nein, laß ſie da! gieb her! — Lauf! Lauf! (Dromo giebt ihm die Fakel und läuft ab.)

Fünfter Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Myſis.

Antiphila. Nimmermehr, mein Herr; ich geb es nimmermehr zu. — Es geſchieht ohne meine Einwilligung — das heißt Gewalt brauchen; mit Gewalt Beſitz nehmen. — Aber Gewalt wider eine Schwache, Unglückliche; — ein Mann ſollte ſich dieſer Gewalt ſchämen.

Philokrates. Ich beſchwöre Sie, Madam —

Antiphila. Ich Sie hinwiederum! Entfernen Sie ſich, mein Herr; verlaſſen Sie mich! — Was würde die Welt ſagen! Meine Ehre, mein Nahme.

Philokrates. Ihr Nahme, Madam? — Als ob dieſer nicht ſchon durch Ihren grauſamen Entſchluß über alle Verleumdung erhaben

ben wäre! — Wer wird es wagen, die Tugend zu läſtern, der an dem Sarge des Ewiggeliebten das Herz brach? Ihr gewißer Tod, Madam — bey dieſem unmäßigen Schmerze, bey dieſer gänzlichen Verſäumung aller Pflichten der Selbſterhaltung, iſt er ſo nahe als gewiß! — Ihr gewißer Tod drückt bald ein Siegel auf ihre Ehre, das — Kurz, Madam, ich habe Ihre Erlaubniß; ich kann nicht anders, als ſie haben. Daran zweifeln, würde an Ihrer Entſchloſſenheit eben ſo ſehr als an ihrer Lebensart, an Ihrer Menſchlichkeit zweifeln heißen. — Sie wollen ſterben: und ich muß leben, für das Vaterland leben, deſſen Knecht ich bin. Ein jedes gehe ſeinen Weg, ohne das andre zu irren. — Ja, Madam; Sie erlauben mir, dieſe Nacht hier zu bleiben; Sie erlauben mir, alles hier zu thun, was mir die Sorge für mein Leben befiehlt; eßen, trinken, ſchlafen — Ich bedarf der Pflege. — Aber wie war es denn? davon habe ich ja dem Dromo nichts befohlen. Ich muß ihm nach. — Können Sie glauben, Madam, dann, daß ich heute noch den erſten Biſſen in meinen Mund nehmen ſoll? So geht es uns armen Soldaten. — (eilig ab)

Sechſter Auftritt.

Antiphila. Myſis.

Antiphila. Myſis, Myſis, das alles iſt deine Schuld! Unglückliche! —

Myſis. Meine Schuld? — Warum erwachten Sie? Konnten Sie nicht fort ſchlafen?

Antiphila. Sollte ich noch ſeinen verliebten Erdreuſtungen mich mehr ausſetzen?

Myſis. Freylich verlohnte es ſich der Mühe, die Augen auf einen Mann aufzuſchlagen, den man ſo entzückt. Die möchte ich ſehen, die es hätte unterlaſſen können. Auch noch am Rande des Grabes iſt es gut, einen Anbeter kennen zu lernen, von deſſen Aufrichtigkeit man ſo verſichert iſt. Er glaubte, Sie ſchliefen wirklich.

Antiphila. Was ſpricht die Närrin? — Fort! dieſen Augenblick muß ich nicht verſäumen. — Laß uns fliehen, Myſis. Er muß uns nicht mehr finden, wenn er zurückkömmt.

Myſis. Fliehen, iſt die Gefahr ſo groß?

Antiphila. Was iſt dir? Was für Unſinn ſprichſt du? — Gefahr! Ich ſehe keine Gefahr: aber nichts ſoll meine Betrübniß unterbrechen. — Ohne ein Wort weiter, folge mir!

Myſis. Liebſte, beſte Frau, in dieſer ſpäten finſtern Nacht, auſſer den Thoren der Stadt, wo wollen wir hin?

Antiphila. Es ſind mehr Gräber in der Nähe — uns in das erſte das beſte zu verbergen, bis das Heer aufgebrochen und die Gegend wieder ruhig iſt (Gegen den Sarg gewendet) Geliebter Schatten, verzeihe dieſer kurzen Trennung! — Und nun Myſis —

Myſis. Aber er wird uns nachfolgen; er kann nicht weit ſeyn; wir werden ihm ſchwerlich entkommen; Er wird uns zurückbringen. Und ſich zurückbringen laſſen, wenn man fliehen wollen: wie boshaft wiſſen Männer das auszulegen! — Fliehen Sie ja nicht, beſte Frau! —

Antiphila. So bleib, Nichtswürdige! (geht)

Myſis. O, allein habe ich hier nichts zu ſchaffen! (im Begriff ihr zu folgen)

Antiphila. (auf den Stuffen des Ausganges) Götter, es iſt zu ſpät! — Er kömmt ſchon.

Siebender Auftritt.

Philokrates. Antiphila. Myſis.

Philokrates. Wohin, Madam? wo wollen Sie hin, Schönſte? (Antiphila, ohne ihm zu antworten, ſteigt die Stuffen wieder herab, und geht nach den Särgen in der Vertiefung) — Rede du, Myſis: wo wollte deine Gebietherinn hin?

Myſis. Sie fliehen, Herr Hauptmann.

Philokrates. Mich fliehen! Mich fliehen! Was ſagſt du?

Antiphila. (die ſich kurz umwendet) Nein, mein Herr; nicht Sie fliehen; blos Ihnen Platz machen: das wollt ich — das wollte ich (indem ſie ſich wieder dem Ausgang nähert) Sie beſtehen darauf, hier zu übernachten. Ich kann es nicht wehren; meine Bitten ſind vergebens. Es ſey: was Sie thun ſollten, will ich thun.

Philokrates. Madam! — Myſis!

Myſis. Geben Sie mir die Fakel, Herr Hauptmann. Sie iſt Ihnen hinderlich.

Philokrates. (der ihr die Fakel giebt und die Antiphila bey der Hand ergreift) Und das ſollte ich verſtatten?

Antiphila. (die ihre Hand los windet) Ich will es hoffen, mein Herr —

Philokrates. Ach, ſo verzeihen Sie meinem Irrthume, Madam! — Ich hätte nie geglaubt, daß ſo viel Härte, bey ſo viel Empfindung ſeyn könnte. Man iſt ſonſt ſo mitleidig, wenn man ſich ſelbſt unglücklich fühlt. — Ich ſehe, Madam, Sie ſind beſtimmt, in allen Dingen eine Ausnahme zu machen. — Ich beſcheide mich: ſo nachgeben wollen, heißt auf ſeinem Rechte mehr als jemals beſtehen. Ich gehe beſchämt, gekränkt, aller Rechte der Gaſtfreyheit verweigert, auch der verweigert, die der Tyger einem verirrten müden Wanderer, der in ſeine Höhle ſchlafen kömmt, nicht immer verſagt — Aber genung, ich gehe — und gehe voll Bewunderung —

Antiphila. Ich erlaſſe Sie, mein Herr, der Bewunderung; erweiſen Sie mir nur dafür Gerechtigkeit.

Philokrates. Hier iſt Gerechtigkeit und Bewunderung eines.

Antiphila. Ich fühle alles Beleidigende dieſer (etwas höhniſch) verbindlichen Wendung. — Und doch (ſanft) ſchmerzt es mich, ſo verkannt zu werden. Ich bitte: treten Sie an meine Stelle —

Philokrates. Nein, Madam; ich gehorche Ihrem Befehle, ohne mich ſelbſt zu fragen, was ich an Ihrer Stelle thun würde.

Antiphila. Die Götter wiſſen es, wie gern immer unſer Dach, den Fremdling, den Schutzloſen aufgenommen! Ganz Epheſus nannte Caſſandern den Gaſtfreyen. — Aber wer fodert in einem Grabmahle das Gaſtrecht?

Philokrates. Caſſander. — Wen nennen Sie da, Madam?

Antiphila. Wen ſonſt, als ihn?

Philokrates. Ihren Gemahl? — Aber doch nicht Caſſandern, des Metrophanes Sohn?

Antiphila. Des Metrophanes Sohn.

Philokrates. Des Metrophanes Sohn, den Phylarchen?

Antiphila. Den Phylarchen.

Philokrates. Den Phylarchen? den großmüthigen bey allen Bedürfniſſen des Staats ſich ſelbſt erbietenden Liturgen?

Antiphila. Ihn! eben ihn!

Philokrates. Und dieſer Caſſander iſt todt? Und dieſer Caſſander war Ihr Gemahl?

Anti=

Antiphila. Und Sie haben ihn gekannt?

Philokrates. Ob ich ihn gekannt habe? dieſen tapferſten, edelſten, beſten aller Männer von Epheſus!

Antiphila. Beſten aller Männer! Dieß war er! — war er! (indem ſie ſich wendet, und mit gerungenen Händen nach dem Sarge geht.)

Philokrates. (der ihr folgen will) Ob ich ihn gekannt?

Myſis. (ihn zurückhaltend) Ein Wort, Herr Hauptmann. —

Philokrates. Was willſt du, Myſis?

Myſis. Im Vertrauen, Herr Hauptmann — Sie können doch leſen?

Philokrates. Warum nicht?

Myſis. Geſchriebenes, und in Stein gehauenes?

Philokrates. Beydes.

Myſis. Und haben ein gut Gedächtniß, Herr Hauptmann?

Philokrates. So ziemlich. Aber mach ein Ende: was willſt du? —

Myſis. Nun ſo wette ich, daß Sie unſern Todten nicht gekannt haben —

Philokrates. Aber du hörſt es ja —

Myſis. Sondern daß Sie, bey dem Scheine Ihrer Fackel, das Epitaph draußen über dem Eingange geleſen haben.

Philokrates. Verleumderinn! — Aber liebe Myſis, wette was du willſt; du ſollſt alles gewinnen: nur ſey mir nicht zuwider — Unterſtütze mich —

Myſis. Nur friſch! das Eiſen glüht; folgen Sie ihr —

Philokrates. (der ihr in der Vertiefung nachgehet) Ob ich Caſſandern gekannt? Wir thaten zuſammen unſern erſten Feldzug. In ſo feurigen Jahren knüpft gemeinſchaftliche Gefahr die zärtlichſten Freundſchaften. Die unſere ward durch meinen Aufenthalt an dem Perſiſchen Hofe unterbrochen. Darauf entſtand dieſer Krieg mit den Kolophoniern. Ich mußte zu meinem Phalanx, ohne Caſſandern vorher umarmen zu dürfen. Und indeß — indeß hat ihn die grauſame Parze abgefordert! O ich Unglücklicher! — Doch mein Schmerz, Madam, hat kein Recht, ſich neben dem Ihrigen zu äußern.

Antiphila. (ſich langſam mit Empfindung gegen ihn wendend) Ach! Sie waren ſein Freund! — Ich kenne die Rechte der Freundſchaft, ſo wie die Rechte der Liebe. Liebe iſt nichts, als die innigſte Gattung der Freundſchaft. Welcher Empfindung könnte ſich die Freundſchaft vor den Augen der Liebe zu ſchämen haben? — Nein, mein Herr, erſticken Sie nichts, bergen Sie nichts, was Ihrem Herzen ſo rühmlich iſt: nicht dieſe Thräne, (indem Philokrates die Hand vor die Augen führt und das Geſicht von ihr abwendet) die Sie dem Andenken eines Mannes opfern, der uns beyden ſo werth war. —

Myſis. O liebſte Frau, nun dulden Sie den Herrn ja nicht länger! Seine Betrübniß würde der Ihrigen nur mehr Nahrung geben.

Wir brauchen niemand, der uns noch wehmüthiger macht, als wir ſchon ſind.

Philokrates. Woran erinnerſt du deine Gebietherinn? — Doch ich kann dir nicht Unrecht geben. — Ich gehe —

Antiphila. Ach, mein Herr, entziehen Sie mir den Freund des Geliebten meiner Seele nicht ſo ſchnell. — Dieſem geht nichts an, was ich dem Unbekannten ſagte. — Er war Ihr Freund! Sie allein können meinen Verluſt ſchätzen: wie ich allein den Ihrigen. —

Achter Auftritt.

Dromo (mit einigen Stücken von dem befohlenen.) **Antiphila. Philokrates. Myſis.**

Dromo. Hier bin ich, Herr Hauptmann. Das andre iſt droben vor dem Eingange, wo ich es niederſetzen laſſen. Komm, Myſis, hilf mir es herunter bringen.

Myſis. Nicht ſo ſchnell, Herr Landsknecht. Es ſtreitet ſich noch, ob ihr werdet Quartier hier machen dürfen.

Philokrates. O, Dromo, welche Entdeckung habe ich gemacht! — der Entſeelte, der hier ruhet, den dieſe Göttliche beweinet — war mein Freund, der erſte Freund meiner Jugend.

Dromo. Was plaudert denn die alſo? — So ein Freund wird uns doch nicht die Thüre weiſen? — Komm, komm, laß dich die Mühe nicht verdrießen (Er zieht ſie mit fort, und nach und nach bringen ſie das Befohlene herunter und in Ordnung.)

Philokrates. O Sie, noch kürzlich die Wonne meines Freundes! O Schönſte, Beſte — wie kann ich die Freundinn meines Freundes anders nennen, als meine Freundinn! — Wenn und wo ich auch ſeinen Tod vernommen hätte, würde er mir das Herz durchbohrt haben. Aber hier, aber itzt — da ich es ſehe, mit dieſen unglücklichen Augen es ſelbſt ſehe, wie viel er verloren, in Ihnen verloren —

Antiphila. Wenigſtens zu verlieren geglaubt. Denn ſeine Liebe zu mir, war ſo groß, ſo unſäglich —

Philokrates. Nicht größer, nicht unſäglicher, als ihr Werth! — In welcher Verzweiflung muß er geſtorben ſeyn! Ich durfte ſicher ſein Herz nach dem meinigen beurtheilen. Was ich empfinde, das in meinem vorgehen würde, das ging alles in ſeinem vor Das Licht des Tages verlaſſen, iſt ſchmerzlich; ſchmerzlich iſt es, ſich vielleicht ſelbſt verlaſſen müſſen, aufhören ſich zu fühlen, ſich ſagen zu können; das biſt du! das gilt dir! — Aber was iſt alles das gegen den Schmerz, ein Weſen zu verlaſſen, das wir mehr als das Licht des Tages, mehr als uns ſelbſt lieben? — Doch welche Reden, die ich führe! Iſt das die Zuſprache, die Sie, Schönſte, von mir erwarten? Ich ſollte Oel in Ihre Wunden gießen und reiße ſie von neuem auf. — Ich Unbeſonnener!

Antiphila. Nein, mein Herr, nein: — ſolche Wunden weigern ſich aller Linderung. Nur in ihnen wühlen, iſt Wolluſt.

Philokrates. Allerdings, allerdings! — Doch mir verbieten Geſchlecht und Stand und Beſtimmung, ſolchen wollüſtigen Schmerzen nachzuhängen. Allen ziemt nicht alles. Dem Mann, dem Krieger iſt eine Thräne vergönnt, aber kein Strohm von Thränen, der unverkleinerlich nur aus ſo ſchönen Augen über ſo zärtliche Wangen rollt. — Wo denkt er hin, der Soldat, der ſich durch Bejammerung eines verſtorbenen Freundes weichherzig macht? Er ſoll gefaßt ſeyn, jeden Augenblick ihm zu folgen; er ſoll gefaßt ſeyn, dem Tode unter allen Geſtalten, auch den gräßlichſten, entgegen zu gehen: und er weinet, ob der ſanfteſten dieſer Geſtalten, die ſeinen Freund in die Arme nahm, und verantrug? — Nicht der Tod, ſondern der Tod mit Unehre, iſt das einzige, was ihm ſchrecklich ſeyn ſoll. Dort durfte es mich ſchaudern, bey den ſchimpflichen Pfählen, an welchen die unglücklichen Kolophonier hangen.

Taran-

Tarantula.

Eine Poſſenoper,

im neuſten italieniſchen Guſto oder Geſchmack,

aufgeſetzt

von

einem reiſenden Liebhaber der Muſik und Poeſie

bey Eröfnung des Operntheaters
in Teltow.

Teltow an der Tyber.
1749.

Imprimatur.

Leopoldo di Villati.
Poeta di ſua Maeſta.

Vorrede.

Ich gebe meine Arbeit für nichts weniger, als für ein Meiſterſtück aus; doch bin ich überzeugt, daß wahrhaftig groſſe Kenner der Muſik und Poeſie ungemeine und ſeltne Schönheiten darinn finden werden. Willſt du nun, mein Leſer bey mir für einen wahrhaftig großen Kenner der Muſik und Poeſie gelten, ſo — — — Sapienti ſat. Lebe wohl! Was ich dir ſonſt ſagen könnte, wirſt du theils ſchon auf dem Titel geleſen haben, theils kannſt du es in jeder Vorrede finden, und in ſo weit verweiſe ich dich auf die, die vor mir geſchrieben haben. Lebe nochmals wohl!

Innhalt.

Ich war zwar Willens, dieſer meiner Oper keinen Innhalt vorzuſetzen; denn ich glaubte, das Vergnügen, etwas unerwartetes zu finden, fiele dadurch weg. Weil ich aber hernach fand, daß man ihn noch in keiner gedruckten Oper weggelaſſen, und nicht ohne Grund befürchtete, man möchte mein Stück für unvollkommen halten, wenn er einzig bey mir fehlte; ſo habe ich mich endlich entſchloſſen, bey der Mode zu bleiben. Der Innhalt meiner Tarantula wäre alſo kürzlich dieſer — — — Doch den Augenblick fällt mir ein entſetzlicher Scrupel bey. Könnte nicht ein boshafter Spötter ſagen, die Opernſchreiber müſſen wohl den Innhalt vorſetzen, weil man ſonſt unmöglich aus der

Oper

Innhalt.

Oper klug werden könne. Der Geyer! ſo einen Vorwurf mag ich meinem Singſpiele nicht gerne machen laſſen. Ich will alſo den Innhalt ſo lange lieber zurück halten, bis ich mich bey dem Hrn. W. darüber Raths erholen kann.

Muſik, Ballets und Verzierungen ſind alles von meiner eignen Erfindung. Man ſiehet alſo wohl, daß ich dazu geboren bin, dem deutſchen Opertheater aufzuhelffen.

Perſonen des Singeſpiels.

Olibrio. Ein närriſcher Muſicus.
Polinello. Ein alter Medicus.
Lominte. Des Polinello Tochter.
Liſette.
Octavio. Der Lominte Liebhaber.
Marelli.
Ein Chor Kranke.
Des Polinello Hausgeſinde.

Wenn es möglich ſeyn wird, will ich auch unſerm ehrlichen Schulmeiſter allhier, Claus Steffen, eine Rolle geben.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Vor des Polinello Hauſe.)

Olibrio. Ein Chor Kranke.

Unter den Kranken kann man allerhand beliebige wunderbare Figuren aufführen; Leute mit Buckeln, mit Stelzen, ohne Hände und Füße, wo möglich auch ohne Kopf. Will man was recht beſonders machen, ſo kann man auch einige in Betten auf den Schauplatz tragen, oder ſie durch den Himmel mit Stricken hernieder laſſen, weil doch wahrſcheinlich iſt, daß es um das Hauß eines großen Arztes ſehr gedränge ſeyn müſſe. Bey dieſer Gelegenheit wäre alſo das Flugwerk auf eine ſehr natürliche Weiſe anzubringen. Die Kranken ſingen folgendes und Herr Olibrio, welcher mitten inne ſiehen muß, ſchlägt den Takt.

Chor.

Preiſet, Preiſet unſern großen Arzt!
Der durch Pulver, Pillen, Harzt
Uns curiret,
Und dem Tod entführet.

Man merke, daß die Kranken hin und wieder im Singen Fehler machen müſſen, damit die Wahrſcheinlichkeit, wider welche man bisher in den Opern ſo vielfältig verſtoſſen hat, deſto beſſer beobachtet werde. Uebrigens wird man wohl thun, wenn man das Chor etliche zwanzig mal wiederhohlen läßt; denn ich beſorge, der erſte Akt mochte etwas kürzer gerathen, als die übrigen zwey. Nach dem Chore folgt, wie billig, ein Recitativ.

Olibrio.

Was hat man nicht für Müh mit deutſchen Kehlen,

Die, wenn ſies hundertmal gehört,
Doch hundertmal noch fehlen.
Ihr Ochſen, lernt doch einmal ſingen,
Sonſt wird mirs wenig Ehre bringen.
Zumal du Eſel, da — —

Einer von den Kranken.

Je Herr ⸗ ⸗ ich ⸗ ⸗ ſtott ⸗ ⸗ re ⸗ ⸗ ja.

Olibrio.

Nu das mal mag es ſeyn,
Doch morgen ſtellt euch wieder ein.
Denn was kann billiger wohl ſeyn,
Als daß ihr euren Arzt mit Singen preiſet,
Der ſeine Kunſt an euch beweiſet?

(Die Kranken gehen ab.)

Zweyter Auftritt.

Olibrio. Polinello.

Polinello.

Mein lieber Herr Olibrio,
Ich bin entſetzlich froh,
Daß man durch Ihr Bemühn,

Mir ſo viel Ehr erzeigt,
Und auf der Gaſſe gar von meinem Ruhm nicht ſchweigt.

Olibrio.

Ich thue nichts als meine Schuldigkeit,
Ich bin bereit,
Noch mehr zu thun,
So bald ich werd in Ihrer Tochter Armen ruhn.

Polinello.

Ey das hat ſeine Richtigkeit.
Sie ſind mein Schwiegerſohn;
Wenn es der Teufel ſchon
Mit aller Teufelhaftigkeit,
Verwehren und verhindern ſollte;

Olibrio.

Doch wenn erſcheint denn der Tag,
Wo mich mit zärtlichen Entzücken
Die Venus wird beglücken?
Der Tag, der dreymal ſeelge Tag,
Den ſie ſo oft verſchoben haben.

Erſchein! Erſchein! ich ſterbe
Vor langem Harren ſterb ich noch.
Vergeblich Harr'n! So herbe
Forse il morir non è.
Doch ja er kömmt der Tag,
Da ich dir zeugen mag,
O grauſame Lominte
Ch' io nacqui ſol per te.

(Bey der erſten Wiederhohlung dieſer vortreflichen Arie, will ihm Polinello ins Wort fallen. Olibrio winkt ihm aber. Bey der andern Wiederholung will er abermals reden, Olibrio aber ſchlägt ihn aufs Maul. Sobald er beſchloſſen, ſagt er ganz haſtig:)

Olibrio.

Zum Henker laſſen Sie mich doch
Erſt meine Arie zu Stande bringen.

Polinello.

Wer wird denn einerley ſo oftmals ſingen?
Ich habe ja wohl noch
Gottlob und Dank! geſunde Ohren.

Olibrio.

Allein wie leicht geht nicht ein Wort, ein Ton verloren?
Und jedes Wort und jeder Ton
Iſt in den Opern Goldes werth,
Zumal wenn man mich hört.

Polinello.

Nu, nu, ich glaub es ſchon,
Erzürnen Sie ſich nicht, Herr künft'ger Schwiegerſohn;
Es möchte Kind und Enkel ſchaden.
Der Zorn fährt in die Waden,
Und in den Waden ſteckts, wie wir es Aerzte wiſſen.
Doch wenn Sies nicht erwarten können,
Und gar ſo ſehr vor Liebe brennen,
Nun gut, ſo ſollen Sie als Breut
Noch heute meine Tochter küſſen.
Topp! heute ſind Sie noch getraut!

Olibrio.

Noch heute? heut? o himmliſch Licht!
O welche Götter Wolluſt werd' ich fühlen!

Gegen

Gegen das Orcheſter.

Verdammt! ihr Herren, könnt ihr nicht
Die Zeilen arioſo ſpielen?
Sie warens, dächt ich, wohl noch werth. —
Doch wird Lemmens Grauſamkeit
Auch ihres Vaters Willen weichen?
Sie liebet ſeit geraumer Zeit
Den Herrn Octavio.

Polinello.

Ho! Ho!
Der ſoll ſie nicht erſchleichen.
Mein lieber Herr Octavio.
Laß er ſich rathen, mach ers ſo — —
(er wiſcht ſich das Maul)
Und geh er ſeinen Gang.
O geh er! geh er! — Großen Dank!
Was? ſo ein Narre ſoll mein Kind? — —
Gleich will ich zu ihr gehen.
Sie ſollens ſehen, Sie ſollens ſehen — —
(will gehen)

Olibrio.

Geduld, weil wir beyſammen ſind,

So laſſen Sie uns erſt ein klein Duetto ſingen.

Polinello.

O ein Duetto iſt zu ſchwer,
Das würd ich nicht zuſammen bringen.

Ich danke Gott, daß ich mit Müh und Noth kann ein Recitativ ſingen. Ehe ich durch Sie ſo eine große Liebe zur Muſik bekam, konnte ich gar nicht ſingen. Es hat ſich aber doch ſeit dem ein wenig gegeben. Nicht wahr? Ja — jetzt bin ich ſchon ſo ein ziemlicher Operiſt. Drum habe ich auch in meinem Hauſe ganz weislich verordnet, daß fein alles geſungen wird. Es klingt noch einmal ſo gut. Ich ſinge auch meiſtentheils bey den Kranken, wenn ich Arzeney verordne. Es haben mich zwar einige ausgelacht, aber die Narren wiſſen nicht, daß ich es nur deswegen thu, damit man doch einen wahrſcheinlichen Grund angeben könne, warum in der Oper alles geſungen wird. Den Grund pflegen die Herrn Opernſchreiber ſonſt immer zu vergeſſen.

Olibrio.

Doch ſchämen Sie ſich nicht,
So viel ohn' Reim und Takt zu ſprechen.

Polinello.

Nu, nu das müſſen Sie nicht rächen,
Was man ſo incidenter ſpricht.
Ich geh, Sie ſollen ſehen, was ein Mann
Und was ein Vater kann.

Olibrio.

Ich werde Sie begleiten.

Polinello.

O laſſen Sies nur ſeyn; es hat nichts zu bedeuten.
Sie haben doch
Ein Wort wohl im Vertrauen noch
Dem Auditorio ins Ohr zu ſagen?

Olibrio.

Nein, das mal nichts.

Polinello.

O das iſt zu beklagen!

Olibrio.

Allein Sie haben es um das Duett gebarcht;
(gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Lominte. Liſette.

Liſette.

So kommen Sie doch fort,
Der Schauplatz bleibt ja ledig.

Lominte.

Nu, nu, Liſette, gnädig!
Entläuft uns denn der Ort?
Ich kann beynah vor Schmerz und Traurigkeit nicht fort.
Ich ſorg, ich ſorg, mein Vater wird mich zwingen.

Liſette.

O zwingen mag er immerhin,
Nur laſſen Sie ſich nicht bezwingen.

(In der Muſick iſt der Unterſchied von zwingen und bezwingen ganz vortreflich ausgedruckt. Und die Coleratur, die auf der Sylbe beliegt, iſt ausnehmend ſchön. Man darf ſich nicht etwa daran ſtoßen, daß es eine Zeile aus dem Recitativ iſt. Einem Meiſter ſteht ſo eine Freyheit ſchon frey.)

Der gute Schöps, denkt er denn, daß ein Mädchen ſich
Nichts wünſcht, als einen Mann,
Der vortreflich geigen kann?
Geige hin und geige her,
Du geigeſt dennoch hinterm Steg;
Flavio,
Quicio,
Olibrio,
Du kriegeſt nimmermehr
Meine Jungfer weg.
Geige hin und geige her!
Da lob ich mir den Herrn Octavio,
Er geiget auch ein Bißchen vor das Hauß,
Doch macht er nicht ſein Handwerk draus.
Und haben wir ihm nicht ſchon unſer Wort gegeben?

Lominte.

Ja, ſonder ihn kann ich nicht leben.

(Sie weint erſchrecklich.)

Liſette.

Sie ſollen ja auch nicht!

Es liegt Liſettens Ehre dran,
Daß ſie es halten kann,
Was ſie verſpricht.
Wer wird denn gleich ſo ſchrecklich weinen?
Ein Bischen gehet wohl in einer Oper an.
Man muß nicht gar zu ängſtlich ſcheinen.
Um einen leidigen Mann.
Doch St! da kommt er ſelbſt mit ſeinem Diener an.

Vierter Auftritt.

Es wäre zwar nicht nöthig, daß man das Theater hier veränderte, doch weil es ſchon ganzer 3. Auftritte durch einerley geblieben iſt, ſo erfordern es die Regeln einer *in omnibus numeris* abſoluten Oper. Man wird derohalben den Ort zwar ſelbſt beyzubehalten, doch einige andere Auszierungen deſſelben anzubringen umd beſonders den Proſpekt zu ändern belieben. Variatio delectat.

Octavio. Marelli. Lominte. Liſette.

Die

Die
glückliche Erbin.

Ein Luſtſpiel
in fünf Aufzügen.

Nach
l'Erede fortunata des Goldoni.

Perſonen:

Araspe. Ein reicher Banquier.

Lelio. Sein Sohn.

Camilla. Seine Tochter und Frau des

Philibert.

Juliane. Tochter des verſtorbenen Pancraz, Conſorten des Araspe.

Panurg. Bruder des verſtorbenen Pancraz.

Joachim. Ein junger Anverwandte des Panurgs.

Liſette.

Pasquin. Bedienter des Panurgs, und ehemaliger Bedienter des Pancraz.

Ein Notarius.

Plan.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liſette. Pasquin.

Zweyter Auftritt.

Araspe. Panurg und Joachim.

Sie zanken über das eröfnete Teſtament.

Dritter Auftritt.

Araspe. Lelio.

Siehe beym Goldoni die zweyte Scene im erſten Akt.

Vierter Auftritt.

Lelio.

Die dritte Scene im erſten Akt.

Fünfter Auftritt.

Pasquin und Lelio.

Die vierte Scene im erſten Akt.

Sechſter Auftritt.

Pasquin. Liſette.

Die fünfte Scene im erſten Akt.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane. Liſette.

Juliane hat den Lelio geſprochen, welchen ihr der Vater zu nehmen gerathen. Die 11. 12. und 16. Scene im erſten Act.

Zweyter Auftritt.

Juliane. Philibert.

Die 17. Scene im 1. Act.

Dritter

Dritter Auftritt.

Juliane. Philibert. Camilla.

Die 18. Scene im 1. Act.

Vierter Auftritt.

Philibert. Camilla.

Die 19. Scene im 1. Act.

Fünfter Auftritt.

Camilla und hernach Araspe.

Die 20. Scene im 1. Act.

Sechſter Auftritt.

Die 21. Scene im 1. Act.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Juliane.

Die 1. Scene des 2. Acts.

Zweyter Auftritt.

Araſpe. Juliane.

Die 2. Scene im 2. Act.

Dritter Auftritt.

Araſpe.

Die 3. Scene im 2. Act.

Vierter Auftritt.

Araſpe. Lelio.

Die 4. Scene im 2. Act.

Fünfter Auftritt.

Araſpe und hernach Camilla.

Camilla iſt noch immer eiferſüchtig, und will Genugthuung haben. Araſpe ſpricht ſie zufrieden, und geht ab.

Sechſter Auftritt.

Camilla und hernach der dumme Joachim.

Joachim macht ihr tauſend Schmeicheleyen, um ſie auf ſeine Seite zu ziehen.

Siebender Auftritt.

Philibert und die Vorigen.

Philibert ertappt den Joachim über den Schmeicheleyen, und nimmt ſie auf der ſchlimmen Seite. Er jagt ihn fort, und ſpielt den Eiferſüchtigen mit ſeiner Frau und will ihr deswegen die Behältniſſe zu ihrem Geſchmeide und Putz verſchließen. Die 19. Scene im 2. Act.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Camilla.

Sie beklagt ſich, daß ihr Philibert wirklich allen Putz verſchloſſen.

Zweyter Auftritt.

Camilla. Philibert.

Die 6. Scene im 3. Act.

Drit-

Dritter Auftritt.

Philibert.

Die letzte Rede in der 6. Scene des 3. Acts.

Vierter Auftritt.

Pasquin und Philibert.

Philibert freut ſich, den Pasquin wieder in ſeinem Hauſe zu wiſſen. Und Pasquin bezeigt ſeinen Verdruß wider den Panurg, aus deſſen Dienſten er ſich ſehne. Philibert geht ab, und Pasquin macht ſich auf den Betrug gefaßt, zu dem ihn Araspe braucht.

Fünfter Auftritt.

Pasquin. Panurg.

Die 9. Scene des 3. Acts.

Sechſter Auftritt.

Panurg.

Die letzte Rede in der 9. Scene des 3. Acts.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Araspe und Panurg.

Panurg hat bereits alles zum Vergleiche richtig gemacht.

Zweyter Auftritt.

Araspe. Panurg. Joachim.

Joachim will die Juliane durchaus, und will ſich nicht mit den zehntauſend Thalern Abſtand begnügen.

Dritter Auftritt.

Lelio, Juliane und die Vorigen.

Vierter Auftritt.

Der Notarius und die Vorigen.

Die 14. Scene im 3. Act.

Fünfter Auftritt.

Joachim geht mit dem Gelde ab; und der Notarius gleichfalls.

Sechſter Auftritt.

Juliane. Lelio. Araspe. Panurg.

Siehe gleichfalls die 14. Scene im 3. Act.

Siebender Auftritt.

Die Vorigen. Pasquin. Liſette.

Die zweyte und vierzehnte Scene im 3. Act. S. 334. Panurg geht mit Schimpf und Verdruß ab, nachdem ſich Pasquin bey ihm beurlaubet.

Erſter

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Pasquin. Liſette.

Pasquin.

Das Frühſtück war verzehrt! Der Magen iſt verſöhnt. Und nun, Liſette, laß uns auch der Liebe das ſchuldige Morgenopfer bringen. (will ſie umarmen.)

Liſette. Herr Pasquin — (indem ſie ihn zurückſtößt.)

Pasquin. Mademoiſell! — Sey keine Närrin. Sind wir nicht allein? Das ganze Haus iſt in dem großen Zimmer auf einen Klump verſammelt, und niemand wird uns ſtören. Sie eröfnen das Teſtament. Das

Teſtament, Liſette! Woran denkt man zugleich, wenn man an ein Teſtament denkt? An den Tod. Und wenn man an den Tod denkt, woran denkt man da zugleich? An die Liebe. Ja wahrhaftig an die Liebe. Wäre die Liebe nicht, ſo wäre dem Tode längſt das Handwerk gelegt; die Welt wäre ausgeſtorben, und der Tod ſelbſt hätte müſſen den Weg alles Fleiſches wandern. Dem Teſtamente alſo zu Folge, und auf jungen Zuwachs für den Tod, erlaube, meine liebe Liſette, daß ich dich nach Jahr und Tag wieder einmal umarme.

Liſette. (die ihn abermals zurückſtößt.) Man ſollte ſchwören, der Mosjeu kenne mich ſehr genau.

Pasquin. Es ſchwöre wer Luſt hat! Wenn er einen falſchen Eid thut, ſo nehm ichs auf mich — Aber ſieh doch: Mosjeu? Und erſt, Herr? Steigt das, oder fällt das? — Jungfer Liſette, Sie wird mich böſe machen. Du ſollſt mich weder Mosjeu noch Herr nennen; du ſollſt mich deinen lieben Pasquin nennen. Hörſt du Liſette?

Liſet⸗

Liſette. Bey jedem Worte, das ich höre, iſt mir, als ob ich vom Himmel fiele. Ey, mein lieber Pasquin? Und geſtern habe ich Ihn in meinem Leben das erſtemal geſehn. Denn ich will doch nicht hoffen, daß Er ein gewiſſer Pasquin iſt, der vor langen langen Zeiten einmal bey dem verſtorbnen Herrn Pancraz in Dienſten war? Wenn Er das wäre, gewiß, ich kratzte Ihm die Augen aus.

Pasquin. (bey Seite.) Was mach ich nun? Soll ichs ſeyn, oder ſoll ichs nicht ſeyn?

Liſette. (bey Seite.) Ich will ihn doch wenigſtens ein Bißchen zappeln laſſen. — Der Schurke von einem Pasquin. —

Pasquin. Gemach!

Liſette. Der Galgenſtrick —

Pasquin. Behüte!

Liſette. Ja wag Er es einmal, und nehm Er ſich ſeiner an.

Pasquin. Nein, gewiß das wag ich nicht. Meine Augen ſind mir zu lieb. Aber ſo viel muß ich ſagen: die Pasquine ſind, ſo lange die Welt ſteht, ehrliche brave Leute geweſen. Selbſt die Poeten wiſſen davon zu erzehlen. Man ſchlage die Komödien nach! Was für anſehnliche Rollen laſſen Sie uns nicht darinn ſpielen! Wir ſind allezeit treu, verſchlagen, hurtig, und die allerergebenſten Liebhaber der Liſetten. Würden uns aber wohl dieſe ſtrengen Beobachter der Wahrheit, die Poeten — die Dichter! würden ſie uns wohl in ihren unſterblichen Werken, die zwar freylich in dieſer Zeitlichkeit oft ausgepfiffen werden, — würden ſie uns wohl, ſag ich, ſo vortheilhaft ſchildern, wenn ſie uns im gemeinen Leben nicht ſo gefunden hätten? Das hingegen haben die Liſetten bey ihnen ein weit geringer Lob. Jung zwar und hübſch laſſen ſie dieſe Thierchen immer ſeyn. —

Liſette. Dieſe Thierchen, Herr Schlingel?

Pasquin. Nicht ſo wüthend, Jungfer; ſonſt muß ich ſagen dieſe Thiere! — Störe Sie mich nicht! — Jung und hübſch, ſag ich, mahlen die Dichter die Liſetten zwar alle; auch dabey verſchmitzt, ſchnipſch und plauderhaft.

Aber daß ſie auch allezeit buhleriſch, unbeſtändig und treulos ſind, das — das hat den Teufel geſehen! (im einem affektirten tragiſchen Tone) O Himmel! Furcht und Eiferſucht zerfleiſchen mein gequältes Herz. Wo auch meine Liſette eine Liſette nach dem gemeinem Schlage iſt, wo auch ſie ihren Prinz Pasquin vergeſſen, wo auch ſie ihrem flatterhaften Herzen den Ziegel ſchieſſen laſſen. —

Liſette. (verwundernd.) Nu?

Pasquin. (noch tragiſch.) Ich vergeh! Nur erſt der zwölfte Monden drohet zu verflieſſen, ſeit dem mich ein neidiſches Schickſal ihren Augen entriſſen. Erſt der zwölfte Monden, und ach ihr Götter! wie gleichgültig hat ſie mich aufgenommen. Die Grauſame thut, als ob ſie mich gar nicht kenne. Warum thut ſie ſo, die Grauſame? Euch ihr verſchwiegnen Wände, euch muß es noch bewußt ſeyn, welche Zärtlichkeit uns ehedem verband. Ach, dieſes Andenken benimmt mir die Sprache — Ich kann nicht mehr! Iſt kein Lehnſtuhl da, in welchen ich mich werfen könnte?

Liſette. (bey Seite.) Der Spizbube, wo er mich erſt zum Lachen bringt, ſo iſt es um meine Verſtellung gethan.

Pasquin. (noch tragiſch.) Man denke nur! Heyrathen wollte ich ſie ſogar; heyrathen! Auf den nächſten Sonntag waren die Ceremonien ſchon feſtgeſezt. Aber ach, was für ein Sonnabend ging vor dieſem Sonntage vorher! Schrecklicher Sonnabend! Mein Herr jagte mich zum Teufel. Ich mußte dieſen Pallaſt verlaſſen; Knall und Fall mußte ich ihn verlaſſen, ſo, daß ich auch nicht einmal von meiner Braut Abſchied nehmen konnte. Mich ſchauert, wenn ich daran gedenke! Der böſe tyranniſche Pancraz! Daß er jezt in ſeinem Grabe ein ganzes Jahr eher verfaulen müßte. Ich floh auf das Land zu ſeinem Bruder, dem Herrn Panurg, welcher mich in meinem Elende aufnahm. Doch wo flieht ein Elender hin, daß ihm nicht ſein Elend nachfolge? Gerechten Götter, ich kam aus dem Regen unter die Trauffe! Eben konnte ich es nicht länger aushalten, als wir die Nachricht von dem Tode des Pancraz bekamen. Freudige Nachricht! Freudig war ſie für meinen Herrn; freudig für mich. Er beſchloß ſogleich ſich anher zu begeben, und ich, ich beſchloß ihm zu folgen. Ihn trieb die Hofnung, ſich, oder wenigſtens den Vetter Jochen, in dem Teſtamente ſeines Bruders bedacht zu finden. Mich hingegen trieb ein weit edlerer Eigennutz; der Eigennutz meiner Liebe; die Begierde, mich wieder in die Arme meiner zurückgelaſſenen Braut zu werfen. Und nun, da ich hier bin, da ich —

Liſette. Ha! — (Sie will in Lachen ausbrechen, um es aber noch zu verbergen, wendet ſie das Geſicht vom Pasquin, und hält das Schnupftuch vor.)

Pasquin. War das ein Seufzer, Grauſame? Daß er es geweſen wäre! Aber warum wendeſt du dein Geſicht weg? — O wenn hinter dieſem ſchneeweißem Tuche ein weinendes Auge verborgen wäre, und deine unverdiente Strenge gegen mich endlich in Thränen zerflöße! — Sieh mich zu deinen Füßen, du Tygerherz! (er fällt nieder) Du ſiehſt mich zum leztenmale, wo nicht ein gnädiger Blick.

Liſette. (die ſich des Lachens nicht länger enthalten kann.) Hör auf, oder ich muß erſticken. Ha! he! Ha! he!

Pasquin. (indem er wieder aufſteht.) O pfuy! Man hörts doch gleich, daß die Liſetten keine tragiſche Perſonen ſind.

Liſette. Höre, Pasquin; ich hätte wohl Urſache dich verzweifeln zu laſſen. Doch deine Reue, und deine Verſichrung, daß du nur meinetwegen mit hieher gekommen biſt — Was iſt das für ein Lerm? Horch doch! Dein Herr, wie er ſchreyt! Ganz gewiß iſt das Teſtament eröffnet, und der Inhalt iſt nicht nach ſeinem Kopfe geweſen. Komm hier weg, ich will dich anderwärts von der völligen Wiederangedeyung meiner Gnade verſichern.

(gehen ab.)

Zwey:

Zweyter Auftritt.

Araspe. Panurg. Joachim.

Panurg. (erhizt.) Schon gut, ſchon gut. Es iſt noch eine Gerechtigkeit in der Welt. Es iſt noch eine, ſag ich, es iſt noch eine, ob man ſie gleich ziemlich ſuchen muß. Und das iſt mein Glück, und das iſt auch dein Glück, Jochen!

Jochen. (weinerlich und dumm.) Auch mein Glück!

Panurg. Du armer Jochen!

Joachim. Armer Jochen!

Panurg. Siehſt du, daß dein ſeliger Onkel ein Schurke war!

Joachim. Ein Schurke war!

Araspe. Aber, Herr Panurg. —

Panurg. Aber, Herr Araspe, reden Sie nicht, oder — Was ich geſagt habe, ſage ich noch einmal. Mein Bruder hat als ein Narr gelebt, und iſt als ein Narr geſtorben! Sie ſind ein Betrieger, ein Falſarius, und der Notar, der das Teſtament gemacht hat, verdient den Galgen. Da haben Sies! laſſen

Sie Feder und Papier bringen, ich wills Ihnen ſchriftlich geben.

Araspe. Der Zorn iſt eine Raſerey, und einem Raſenden muß man alles zu ſagen vergönnen.

Panurg. Einem Raſenden? Was? Iſt es nicht genug, daß Sie mich, und dieſen armen Jungen, beſtohlen, beraubt, geplündert haben? Müſſen Sie mir noch Injurien ſagen? Ich, ein Raſender? Schon gut! Du haſts gehört, Jochen, du haſts gehört!

Joachim. Ja, Herr Vetter, ja, ich habs gehört, und ich weiß das Sprüchelchen auch auf Lateiniſch: ira furor brevis eſt.

Panurg. Ach ſchweig; du biſt ein Schöps! — Ich will alles, was ich geſagt habe, Stück vor Stück beweiſen. Pro primo, mein Bruder hat als ein Narr gelebt. Er handelte mit Ihnen in Compagnie, und hätte ſein Commercium allein führen können; er hielt Sie für ſeinen Freund, und traute Ihnen in allen Stücken blindlings; er traute Ihnen ſogar mehr, als ſeinen nächſten Blutsfreunden. Narrheit an Narrheit! Pro ſecundo, mein Bruder — oder damit ich den Nichtswürdigen nicht mehr meinen Bruder nenne — Pancraz iſt als ein Narr geſtorben. Ich ſage nicht, er iſt in einer Narrheit geſtorben; das wäre zu wenig; denn in einer Narrheit ſtirbt mancher kluge Mann. Sondern ich ſage: alles war Narrheit, was er vor ſeinem Tode und in Abſicht auf ſeinen Tod that. Er machte ein Teſtament, und hätte keines zu machen gebraucht. Das müſſen alle Menſchen erkennen; nur die Juriſten ausgenommen, die von ſolchen Narrheiten leben. Denn wozu ein Teſtament, da er eine einzige leibliche Tochter hinterläßt, die nothwendig ſeine Erbin ſeyn muß? Wollen Sie ſagen, wegen der Vormundſchaft? Vormund, von Gott und Rechts wegen, wäre ich geweſen, als der nächſte Anverwandte. Und wäre ich Vormund geworden, ſo hätte ich ſchon darauf ſehen wollen, daß auch Vetter Jochen, dem er bey Lebzeiten immer viel verſprach, und wenig hielt, ſein Glück dabey gemacht hätte. Die Tochter hätte ihn müſſen heyrathen.

Joa=

Joachim. Wird Sie mich nun nicht heyrathen, Herr Vetter? Sie muß mich heyrathen; ſie muß. Denn wenn ich gewußt hätte, daß ſie mich nicht heyrathen wollte, ſo hätte ich mich ſein mit Pachters Lieſen nicht gezankt.

Panurg. Sey ſtille, Jochen! — Aber wenn er nun auch ein Teſtament mit aller Gewalt hätte machen wollen, muß er denn ein ſo wahnwitziges machen? Ein ſo unſinniges, als nimmermehr einer, der im Tollhauſe an der Kette ſtirbt, hätte machen können?

Araspe. Ich wundre mich über meine Geduld, Sie anzuhören. Sie wird gewiß ausreißen, wenn Sie ihre unvernünftige Hitze —

Panurg. Meine Hitze? Es wäre Ihr Unglück, wenn ich erſt hitzig würde. Man kann nicht bey kälterm Blute ſeyn, als ich bin. Ich ſage alles mit dem ruhigſten Gemüthe. Ja, ja! So närriſch iſt im Tollhauſe keiner geſtorben, als mein Bruder geſtorben iſt. Man denke nur! Seine Tochter ſoll ſei-

ner

ne Univerſalerbin nicht anders, als unter der Bedingung ſeyn, daß ſie den Herrn Araspe heyrathet. Und das iſt der Herr Araspe! Der armſelige Ehekriepel hier, der ſchon ſelbſt erwachſene und verheyrathete Kinder hat, der ehſter Tage Großvater werden wird, den ſoll ein friſches Mädchen von zwanzig Jahren heyrathen, wenn ſie nicht will ſo gut, als enterbt, ſeyn.

Araspe. Warten Sie doch nur, bis ſie es thut. Wiſſen Sie denn ſchon Julianens Geſinnungen? Sie ſollten über dieſe harte Laſt, die ihr ihr Vater aufgelegt hat, eher freudig als verdrüßlich ſeyn. Denn was ſagt das Teſtament weiter? „Im Fall aber meine Tochter „einen andern heyrathen wollte, will ich zu „meinem Univerſalerben meinen Bruder, den „Herrn Panurg, und meinen Vetter Joachim „erklärt haben, welche meiner Tochter von mei„ner ganzen Verlaſſenſchaft, nicht mehr als „zehn tauſend Thaler zur Ausſteuer abzugeben „gehalten ſeyn ſollen.„ — So heißt es im Teſtamente! Sollte man nun nicht vielmehr glauben, der Teſtator habe mir nur deswegen ſeine Tochter zur Frau beſtimmt, damit er Ihnen auf eine gute Art ſein ganzes Vermögen zuwenden könne? Ohne Zweifel, daß er den Ungehorſam ſeiner Tochter für ſchon gewiß gehalten hat. —

Panurg. Ey, großen Dank! Sie wird nicht ungehorſam ſeyn; ich weiß gewiß, ſie wird nicht. Denn heut zu Tage ſind die Mädchen bey weitem nicht mehr ſo delicat, als wir ſie in den alten Romanen finden. Ein alter Mann mit Gelde, und ein junger Mann ohne Geld, das ſind jetzt gar nicht mehr Dinge, unter welchen ihnen die Wahl ſchwer fiele. Sie nehmen, wenn es ſeyn muß, jenen ohne Bedenken, im feſten Vorſatze, ihn auch ohne Bedenken zum Hahnrey zu machen. Da haben Sie ihr Prognoſticon, Araspe! Schade, daß ich nicht das Werkzeug dazu ſeyn ſoll! Ha! ha! ha! — Aber ich bin wohl nicht klug, daß ich darüber lache. Das Glück wäre für Sie noch viel zu groß, wenn Sie von einem Mädchen, wie Juliana iſt, zum Hahnrey gemacht würden. So weit muß es nicht kommen! Es muß gewiß ſo weit nicht kommen! Das Teſtament kann nicht anders als für null und nichtig erklärt werden; und zwar eben deswegen, weil es ſo unſinnig iſt; denn ſeine Unſinnigkeit iſt ein Beweis, daß der Teſtator nicht bey Verſtande geweſen. Ein Menſch aber, der nicht bey Verſtande iſt, kann nicht teſtiren. Wiſſen Sie das noch nicht? Er kann nicht teſtiren. Und ex hoc capite will ich klagen. Aber geſetzt —

Joachim. Poſito ſed non conceſſo, ſagt der Lateiner.

Panurg. Halt das Maul, wenn ich rede! — Aber geſetzt — Sie ſehen, Araspe, ich rede mit vieler Ueberlegung — Geſetzt, ſag ich, ich käme damit nicht fort, daß mein Bruder bey dem Teſtiren ſeines Verſtandes nicht mächtig geweſen; geſetzt, das Gegentheil würde erwieſen, wie ſichs gehört: je nun, deſto ſchlimmer für Sie! Ein unſinniges Teſtament iſt da; der Teſtator iſt nicht unſinnig geweſen, er kann das unſinnige Teſtament alſo auch nicht gemacht haben. Was folgt nun hieraus? Es muß untergeſchoben ſeyn. Und von wem muß es untergeſchoben ſeyn? Von dem, der den meiſten Vortheil dabey haben würde; von Ihnen.

Araspe. Sie reden mit vieler Ueberlegung!

Panurg. Und zugleich mit Einſicht. O ich bin durch die Schulen durch. Ich weiß es aus der Erfahrung, wie dergleichen Sachen laufen können. Und wiſſen Sie, was ein Falſarius für Strafe zu erwarten hat? Sie werden ſich noch zu gratuliren haben, wenn Sie den Galgen abkauffen können. Der Notarius aber, der ſich dazu hat brauchen laſſen, der muß dran glauben. Da iſt keine Gnade! Er muß hängen; und ich ſeh ihn, ich ſehe ihn ſchon hängen.

Araspe. (lächelnd.) Der arme Mann!

Panurg. Sie lachen noch? Nun hab ich genug. An dem Rande ſeines Verderbens zu lachen —

Joachim. Per riſum multum —

Panurg. Tum! Wo du noch einmal reden wirſt, Junge — Hören Sie, Araspe, damit ich zeige, daß ich Menſchenliebe habe, und daß ich einmal Ihr guter Freund geweſen bin; entſagen Sie ſich im guten aller Anſprüche auf die Verlaſſenſchaft meines Bruders. Wenn Sie das wollen, ſo wollen wir den ganzen Plunder begraben; ich will nichts aufrühren, ſondern zufrieden ſeyn, daß Juliane die einzige Erbin quaſi ab inteſtato bleibe, nur mit der Bedingung, daß ſie Vetter Jochen heyrathet.

Joachim. Mich, Herr Araspe, mich! O ja, thun Sie es doch!

Panurg. Erklären Sie ſich bald; wollen Sie, oder wollen Sie nicht?

Araspe. Aber was kann das werden? Der arme Notar hängt ja doch einmal am Galgen.

Panurg. Sie ſpotten, glaub ich, gar?

Joachim. Herr Araspe, ich bitte, ich bitte —

Panurg. Du bitteſt, Schurke? Und er ſollte uns bitten, daß wir ſeine Streiche nur noch vertuſchen möchten? Eſel von einem Jungen! Willſt du denn nie klug werden? Ich rüſſle doch an dir, und rüſſle — Komm fort! Wiſſen Sie, Herr Bräutigam, Herr Erbe, auch Herr Vormund zugleich, wo ich nun ſpornſtreichs hingehe? Zum Advocaten! Zum Advocaten!

Araspe. So werde ich wohl immer das Geld, mich vom Galgen los zu kauffen, bereit halten müſſen?

Panurg. Ja; Herr Bräutigam, Herr Erbe, Herr Vormund zugleich — Wirſt du dich drollen, Junge? (Geht ab, indem er Jochen voranſtößt.)

Dritter Auftritt.

Araspe.

Es iſt mir lieb, daß ich mich bey den Grobheiten dieſes Mannes noch ſo habe mäßigen können. — Es muß ihn freylich ſchmerzen, und das Teſtament wird mehrern wunderbar vorkommen, die die Denkungsart meines Freundes nicht gekannt haben. Für ſeinen guten Namen, und für den Credit unſrer gemeinſchaftlichen Handlung, war er alles aufzuopfern fähig. Er wußte der Trennung unſrer Güter, die er für gefährlich anſahe, auf keine andre Weiſe vorzubauen, als wenn er —

Vierter Auftritt.

Araſpe. Lelio (in tieſen Gedanken.)

Araſpe. Sieh da, mein Sohn! — Was ſagſt du, Lelio, zu dem Glücke deines Vaters? Der rechtſchaffene Pancraz! Es würde mit mir, und alſo auch mit dir, nicht zum beſten ausgeſehen haben, wenn ich mich mit Julianen hätte abfinden müſſen. Es iſt nicht alles Gold, was glänzet. Wir haben einen großen Credit, wir haben große Kapitale; aber wir haben auch große Schulden! Wie gut iſt es, daß nunmehr alles in ſeiner Ordnung bleibt, und unſre Handlung, unter ihrem alten Namen, mit gleichem Nachdrucke fortgeführet werden kann! — Aber was iſt das? Warum ſprichſt du nicht? — Du ſiehſt gen Himmel? Du ſeufzeſt? Gönneſt du mir mein Glück nicht? Oder befürchteſt du, ich möchte in einer neuen Ehe weniger auf deine Verſorgung bedacht ſeyn? Fürchte nichts, mein Sohn. Du weißt, wie ſehr ich dich liebe; ich denke weniger an mich ſelbſt, als an dich, und wenn ich zu einer zweyten Verbindung ſchreite, ſo thu ich es, weil ich muß, und mehr um deine Umſtände zu verbeſſern, als etwa einer mir nunmehr unanſtändigen Neigung zu willfahren. Suche dir ein Frauenzimmer, das dir gefällt; hier haſt du meine Einwilligung im Voraus. Du ſollſt, ſo bald du willſt, dein eigner Herr ſeyn. Mein Eidam, das Stutzerchen, ſoll mir aus dem Hauſe, ſammt meiner närriſchen eiferſüchtigen Tochter. Iſt dir auch deine Stiefmutter Juliane läſtig, ſo will ich mich mit ihr aufs Land begeben, und dich allein hier laſſen. Was willſt du mehr? Kann dein Vater mehr für dich thun? Drum ſey auch wieder heiter und fröhlich, mein Sohn. Erwiedre die Liebe deines

Vaters mit Liebe. Mein Blut wollte ich für dich vergießen.

Lelio. Liebſter Vater, Sie lieben mich mehr, als ich verdiene, überhäufen mich mit Wohlthaten über Wohlthaten. Ich erkenne es mit kindlichſtem Dank. Befehlen Sie über mich ganz: aber ein innerlicher Kummer drückt mich nieder, und ich kann nicht ſo heiter ſeyn als Sie verlangen.

Araspe. Woher kommt das aber? Du biſt ja nicht melancholiſchen Temperaments; biſt ja ſonſt vergnügt und luſtig geweſen. Wie du immer ſpaßteſt und mich aufheiterteſt! Und nun auf einmal ein ganz anderer Menſch!

Lelio. (vor ſich) Ich muß ſchon einen Vorwand erſinnen, um ihn zu beruhigen. Ich will es Ihnen ſagen, liebſter Vater, der Tod des alten Pancraz geht mir nahe, will mir gar nicht aus dem Sinn, bringt mich auf die Betrachtung des kurzen menſchlichen Lebens, der Nothwendigkeit zu ſterben, und der Ungewißheit unſers Endes.

Araspe. Lieber Sohn, was zu viel iſt, iſt zu viel und iſt vom Uebel. An den Tod denken iſt gut. Aber ſo an den Tod denken iſt nicht gut. Wer ſoviel Furcht vor dem Tod hat, beweiſet, daß er das Leben zu ſehr liebt. Beſtrebe dich gut zu leben, wenn du gut ſterben willſt. Weg mit der Melancholie! thu deine Schuldigkeit und mache dir erlaubtes Vergnügen. Folge deinem Vater und nicht deiner Leidenſchaft. Ich muß ja eher ſterben, wie du; denn ich bin älter wie du, aber nicht deswegen traurig. Ich lebe als ein ehrlicher Mann, um als ein zufriedner Mann ſterben zu können. — Denke dieſem nach, mein Sohn! Muntere dich auf und laß mich, wenn ich dich bald wiederſehe, ein fröhliches Geſicht erblicken.

(umarmt ihn und geht ab)

Fünfter Auftritt.

Lelio. (der ihm mit Verwirrung nachſieht) Armer, betrogener Vater! Dein Feind, dein Nebenbuhler iſt es, den du ſo zärtlich umarmt haſt. Aber wie? Werde ich ſo ruchlos ſeyn und Julianen mehr lieben, als den, dem ich das Leben zu danken habe? Nein, ich muß ſie unterdrücken, dieſe Liebe, ſo unſchuldig ſie auch ſonſt war. Mein hartes Geſchick macht ſie mir von nun an zu einem Verbrechen. — — Aber wie theuer wird es mir werden, alle meine Glückſeligkeit auf einmal ſo aufzugeben? — Was hilft es? Ich muß. Oder will ich lieber eine unſchuldige Tochter ihrer väterlichen Verlaſſenſchaft berauben, und meinen Vater von dem Gipfel ſeiner Hoffnung herabſtürzen. Nein, gewiß, das will ich nicht — So ſey ſie denn meine Mutter, die meine Gattin nicht ſeyn kann. — Verhaßter Wechſel! —

Sechſter Auftritt.

Pasquin. Lelio.

Pasquin. Das geht gut! Man fängt ſchon wieder an, mich als einen Bedienten vom Hauſe anzuſehen. Nun, Herr Panurg, werden wir am längſten beyſammen geweſen ſeyn! — Aber da iſt er ja, an den ich meine Commißion auszurichten habe! — Herr Lelio —

Lelio. (ohne daß er den Pasquin gewahr wird) Ich bin der unglücklichſte Menſch unter der Sonne. — —

Pasquin. Herr Lelio.

Lelio. Nimmermehr hätte ich es geglaubt —

Pasquin. Herr Lelio.

Lelio. Geh zum Henker.

Pasquin. (indem er gehen will) Zum Henker? Ich geh, ich geh.

Lelio. Was wollteſt denn du bey mir?

Pasquin. Ich hatte Ihnen was von Mademoiſelle Julianen zu ſagen; aber ich gehe ſchon.

Lelio. Nein, warte. Was haſt du mir zu ſagen?

Pasquin. Ich geh zum Henker.

Lelio. Rede, oder — (er droht ihm mit dem Stocke)

Pasquin. Bemühen Sie ſich nicht, ich will reden. Mamſell Juliane ſagte, ſie müßte Sie nothwendig ſprechen.

Lelio. Juliane? Wo?

Pasquin. Auf ihrem Zimmer.

Lelio. Ich werde gleich zu ihr gehen. — Aber nein, ſage ihr, daß ich jetzt nicht kann.

Pasquin. Gut, mein Herr. (und will abgehen)

Lelio. Halt! — Es ich doch beſſer, daß ich ſelbſt gehe. (und will gehen)

Pasquin. Ja, beſſer iſt es.

Lelio. Aber was kann ich ihr ſagen? Mein Pasquin, ſage ihr, du hätteſt mich nicht gefunden.

Pasquin. (indem er geht) Das will ich ſagen.

Lelio. Bleib, bleib — Entdeckt ſie, daß es nicht wahr iſt, ſe grämt ſie ſich. Ich will ſelbſt gehen.

Pasquin. Recht wohl!

Lelio. Aber in der Beſtürzung, in der ich bin — Geh, ſage ihr, ich würde nachkommen.

Pasquin. Nichts anders. (und will gehn)

Lelio. Nein, bleib, es iſt meine Schuldigkeit, daß ich ſelbſt gehe. (ab)

Siebenter Auftritt.

Liſette. Pasquin.

Pasquin. O der närriſche Herr!

Liſette. Pasquin.

Pasquin. Die poßierlichſte Haut von der Welt.

Liſette. Pasquin, Pasquin!

Pasquin. Nu was giebts?

Liſette. Madam Camille fragt nach dir.

Pasquin. (macht Lelion nach) Ich komme ſchon — aber nein. Thu mir den Gefallen und geh für mich.

Liſette. Was ſoll ich ihr denn ſagen?

Pasquin. Es wird doch beſſer ſeyn, daß ich ſelbſt gehe.

Liſette. O freylich wirds beſſer ſeyn.

Pasquin. Geh und ſage ihr, du hätteſt mich nicht gefunden.

Liſette. Warum denn dieſe Lüge?

Pasquin. Erfährt ſie aber, daß es nicht wahr iſt — Ich werde gehn.

Liſette. Nur hurtig.

Pasquin. Geh du nur.

Liſette. Sie hat aber nach dir und nicht nach mir gefragt.

Pasquin. Freylich, wenn ſie mich will, will ſie dich nicht — — Ich komme ſchon — — nein, ich gehe nicht — O Gott! — Bleib, — bleib — ich gehe ſchon. (ab)

* * *

Juſtin.

Juſtin.

Ein Luſtſpiel
in fünf Aufzügen.

Nach
Plauti Pſeudolus.

Perſonen.

Herr Ballof. In Trauer um ſeine jüngſt verſtorbene Frau, welche eine Franzöſin geweſen war, bey der man die Jungfer Charlotte in die Koſt gethan hatte. Sie hatte die Mamſel dû Babil geheiſſen, ehe ſie den Herrn Ballof geheyrathet. Einen Geitzhals und Betrüger, der ſiebenzig Profeßionen ſchon verſucht, Sprachmeiſter, Coffetier, Fechtmeiſter, Komödiant, und wer weiß was ſchon geweſen war.

Jungfer Charlotte. Die als ein Kind von 4 Jahren bey der Mamſel dû Babil in die Koſt gethan worden. Niemand hatte ſeit dieſer Zeit das Koſtgeld für ſie bezahlt. Sie hatte allerhand künſtliche Frauenzimmer Arbeit gelernt, und Herr Ballof hatte endlich eine vornehme Dame gefunden, die das Koſtgeld für ſie bezahlen, und ſie als Kammermädchen zu ſich nehmen will. Er hatte auch wirklich bereits mehr als die Hälfte davon bekommen, und das übrige ſollte er bekommen, wenn die Dame Charlotten würde abholen laſſen. Dieſes ſoll heute geſchehen.

Callidor. Ein junger Menſch; der ſich in Charlotten verliebt und von ihr auch wieder geliebt wird.

Simon. Des Callidors Vormund. Und wie man am Ende erfährt, der Charlotte Vater, von dem auch dieſes zu merken, daß ſie nicht lange mit dem Ballof an den Ort gekommen, wo die Komödie vorgeht.

Martin Knecht. Der Kutſcher der vornehmen Dame, welcher Charlotten abholen will.

Juſtin. Bedienter des Callidor, welcher dem Martin die Briefe abnimmt, indem er ſich für einen Bedienten des Ballof ausgiebt.

Wolfgang. Ein andrer Bedienter, der die Rolle des untergeſchobenen Martin Knechts, ſpielt.

Plautina longa fabula in ſcenam venit.

Entwurf.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Callidor und Juſtin. Dieſelbe Scene beym Plaut.

Zweyte Scene.

Ballof. Callidor. Juſtin. Dritte Scene des erſten Acts.

Ballof ſagt, er gehe eben um ſich einen Domeſtiquen zu ſuchen, weil er, wenn Charlotte wegkäme, einen haben müſſe, der ihm den Tiſch beſorgen könne.

Dritte Scene.

Callidor. Juſtin.

Juſtin verſpricht dem Callidor, ſein möglichſtes anzuwenden, dem Bollof das Mädchen aus den Zähnen zu rücken. Unterdeſſen ſolle er ſehen, wo er Geld auftreiben könne, wodurch man es zwingen müßte, wenn Liſt nicht anſchlagen wollte.

Vierte Scene.

Juſtin. Vierte Scene des erſten Acts.

Fünfte Scene.

Simon. Juſtin. Zum Theil fünfte Scene des erſten Acts.

Simon muß ſich als ein guter ehrlicher Mann beklagen, daß Callidor auf ſolche Ausſchweifungen falle; er habe gehört, daß er ſich in ein fremdes Frauenzimmer in der Nachbarſchaft verliebt habe. Er iſt beſorgt, daß er etwas Unrechts thun möge. Es geht ihm nahe, daß er wenigſtens an ſeinem Mündel ſeine Freude nicht erleben ſolle, da er ſie an ſeiner Tochter nicht erleben können; da er als ein Kind von 4 Jahren, als er eines Unglücks wegen das Land verlaſſen müſſen, in die Koſt

gege

gegeben, ohne ſeit dem von der, der er ſie anvertrauet, das geringſte erfahren zu haben. Er befiehlt dem Juſtin zu Hauſe zu bleiben, weil er einen nöthigen Gang unterdeſſen verrichten wolle.

Zweyter Act.

Erſte Scene.

Juſtin. Erſte Scene des zweyten Acts.

Zweyte Scene.

Juſtin. Martin Knecht. Dieſelbe Scene beym Plaut.

Dritte Scene.

Juſtin. Dieſelbe beym Plaut.

Vierte Scene.

Callidor. Juſtin.

Callidor hat etwas weniges Geld bekommen,

men, welches aber ungefehr ſo viel iſt, als Martin Knecht dem Ballof von der Dame auszahlen ſollen. Siehe zum Theil eben dieſelbe Scene bey dem Plautus. Sie gehen ab, einen falſchen Martin Knecht zu ſuchen.

Dritter Act.

Erſte Scene.

Ballof und ein neuer Domeſtique. Zweyte Scene des dritten Acts.

Zweyte Scene.

Simon zu den vorigen. Ballof ſchickt den Bedienten voran in das Haus. Simon redet den Ballof unbekannter Weiſe an und warnet ihn wegen ſeines Mündels.

Dritte Scene.

Simon.

Vierte Scene.

Simon. Callider.

Simon redet ſeinem Mündel vernünftig zu; und tadelt ihn, daß er ſich in eine Unbekannte verlieben könne. Nun, ſagt Callider, wenn Simon weg iſt, wird es drauf ankommen, ob ich glücklich ſeyn ſoll. Es iſt alles beſtellt, und ich will mich nur in dieſer Gegend aufhalten, um von weitem zu ſehen, wie die Sache ablaufen wird.

Vierter Act.

Erſte Scene.

Juſtin. Wolfgang. Dieſelbe Scene beym Plaut.

Zweyte Scene.

Ballof und die vorigen. Dieſelbe Scene beym Plaut.

Dritte Scene.

Juſtin. Dieſelbe beym Plaut.

Vierte Scene.

Juſtin und Wolfgang, welcher Charlotten geführt bringt. Ballof ruft dem verſtellten Martin Knecht noch nach, ſie richtig zu überbringen. Charlotte ſagt wenig Worte, mit welchen ſie ſich ohngefehr beklagen kann, daß ſie Ballof gleichſam in eine Dienſtbarkeit verkaufe, indem ihr Wolfgang immer heimlich in das Ohr fliſtert, ſich nicht ſo zu ſperren, ſie werde es beſſer finden, als ſie es glaube.

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Ballof. Die fünfte Scene des vierten Acts.

Zweyte Scene.

Ballof und **Simon**. Sechſte Scene des vierten Acts.

Dritte Scene.

Martin Knecht und die vorigen. Siebente Scene des vierten Acts.

Martin Knecht geht voller Bosheit fort, um ſich bey einem Richter zu beſchwören.

Vierte Scene.

Ballof und **Simon**.

Hier geht die Entdeckung vor ſich, daß Simon der Charlotten Vater ſey.

Fünfte Scene.

Charlotte. Martin Knecht und **Juſtin** zu den vorigen.

Martin Knecht hatte den Juſtin ertappt und erkannt, eben als er ſich mit Charlotten in einen Wagen werfen und ſie davon führen wollen. Er bringt ihn alſo mit Gewalt nebſt dem Frauenzimmer zurück. Die Erkennung geht vor ſich.

Sechſte Scene.

Zu dieſen Callidor. Er kömmt verzweifelnd zurück, weil er vergebens vor dem Thore auf beyde gewartet, und erfahren, was mit ſeiner Dame vorgegangen. Der vergnügte Schluß und das Ende des Stücks. Nachdem Simon dem Martin Knecht verſprochen, an die Dame einen Brief mitzugeben, und ſie in allen Stücken zu befriedigen.

Druckfehler.

S. IV. Z. 18. Vorrede, ſtatt des Letztern lies des Beſten.
S. VI. Z. 12. —— ſtatt Rechtſchreiberey lies Rechthaberey.
S. XI. Z. 9. —— ſtatt gewährt lies gewähnt.

Die übrigen, welche man aus dem Zuſammenhange erkennen kann, und das, was nicht und manchmal mit verſchiedenen Lettern gedruckt worden, wollen wir nicht erſt rügen.

Gotthold Ephraim Leßings

Theatraliſcher Nachlaß.

Zweyter Theil.

Berlin,
bey Chriſtian Friedrich Voß und Sohn
1786.

Vorrede.

Wenn ich mich einer zu weit treibenden Vorliebe, vornehmlich gegen den theatraliſchen Nachlaß meines Bruders, verdächtig gemacht, ſo kann ich nicht bergen, daß es mir daher zu kommen ſcheint, daß man gar nicht auf die Abſicht, die ich damit bewirken wollen, Rückſicht zu nehmen beliebt hat. Geſteh aber gar gern zugleich, daß ein jeder Anderer damit weit größern Nutzen ſtiften können. Wie ich ſchon oft geſagt, dieſer Nachlaß kommt am innern Gehalte ſeinen ſchon bekannten Schriften im Ganzen nicht gleich;

und zu dieſem Ende habe ich ihn nie bekannt machen wollen. Mein einziger Zweck war damit zu zeigen, wie ſchwer auch dem beſten Kopf ein theatraliſches Stück wird, und wie viel Plane und Verſuche er nicht allein vergebens entwerfen, ſondern auch bearbeiten muß, ehe er den rechten findet, womit er Zuſchauer und Leſer zu begnügen hoffen kann: ſich befriediget er ſo niemals ſelbſt.

Dieſer mein Einfall kömmt, glaube ich, gerade in eine Zeit, wo es einem Theile der Leſer zur Aufmunterung, und dem andern zur Abſchreckung, dienen könnte. Bin ich aber damit unſern Genien ein Aergerniß, ſo mögen ſie nicht vergeſſen, daß ſie uns Mittelköpfe mit ihrer Ur- und Schnell-Kraft auch nicht wenig geärgert haben. Aber weh! durch welchen Aergerniß kömmt, könnte man mir zuruffen, es wäre beſſer, es bliebe ungedruckt! — Und warum nicht blos: es bliebe von dem ungeleſen, der ſich wirklich daran zu ärgern glaubt.

Beyher möchte ich aber wohl wiſſen, wie man auf beſſere Gedanken gebracht werden könnte, ohne ſich über ſeine vorigen ſchlechtern nicht geärgert zu haben. Mir deucht, dem iſt die Beſſerung wohl nicht recht Ernſt geweſen, bey dem die Mißbilligung nicht etwas Affeckt geworden: und alſo könnte man wohl auch manchmal ſagen: Wohl dem, durch welchen Aergerniß kömmt!

Denn jeder moraliſche Gemeinſatz hat ſeine Kehrſeite. Und ob gleich nur jetzt ſeine Hauptſeite bey der geſitteten Welt Beyfall findet, ſo iſt es ja dem Gange aller menſchlichen Dinge angemeſſen, auch das Gegentheil davon Statt finden zu laſſen. Was iſt die vernünftige Mode anders, als das Ding von allen Seiten zu betrachten, in wie weit es anwendbar iſt oder nicht;

und nützlich oder ſchädlich wird. Und in was andern beſteht, möchte ich fragen, die ganze Philoſophie als hierinn? Nur Mißbrauch derſelben iſt es dann, wenn man die unbedeutenſten Dinge wendet und drehet, und die wichtigſten auf der Seite liegen läſſet, auf der man ſie gefunden.

Daher verſpreche ich auch, daß dieſer zweyte Theil der letzte ſeyn ſoll. Ich liefere in demſelben 9 Bruchſtücke von Tragödien und einige andre Ueberbleibſel ſeiner theatraliſchen Werke.

Fatime. Aus dem hier gelieferten Plane erräth ſich wohl der Gang des Stücks und die Haupthandlung: ungefehr wie aus dem Skelet der ganze Körper. Wer viel von beyden geſehen und über beyde viel ſtudiret hat, deſſen Rathen wird freylich etwas ganz anders ſeyn, als wer dergleichen zum erſtenmale mit flüchtigen Augen ſieht.

Man ſagt, durch die von Raphael gemalten Zimmer im Vatikan giengen die Meiſten mit großer Gleichgültigkeit; nur Kenner, nachdem ſie ſie lange betrachtet, geriethen darüber in Verwunderung. Dieſes Gleichniß mag leicht hier nach der Hyperbel ſchmecken; man kann mirs aber ſchon verzeihen, wenn man die jetzt zu einſeitigen Urtheile erwägt, deren Ausbreitung ich gerne was in Weg zu legen ſuche.

Ich kann nicht leugnen, ſo unbedeutend mir dieſer Plan vorkam, ſo ſehr bezauberten mich die zwey erſten Auftritte in der Ausführung. Wie man ſieht, ſind ſie nicht im Plane hinlänglich angegeben: und vor den Reden ſtehen gar keine Namen der Perſonen, noch ſonſt etwas, das gewöhnlich zur Erklärung beygefügt wird. Gleichwohl braucht man kein Oedip zu ſeyn, um zu wiſſen, daß das Theater ein Saal oder Zimmer im Serail des Osmanns iſt, der im Plane Abdallah heißt; daß die Favorittinn, der die übrigen Damen des Serails die Morgenviſitte machen, übeln Humors iſt, und ſie alle bald von ſich läßt, bis auf eine, die ihr nichts weniger als ſchmeichelt.

Pope ſagt vom Shekeſpearn, er hätte die Namen der redenden Perſonen in ſeinen Stücken weglaſſen können, und man würde doch gleich wiſſen, wer es wäre, der es ſpräche, und daß es gar keine andre Perſon ſprechen könne. Ungeachtet aber er in ſeinen Anmerkungen ſehr oft zweifelt, ob die Worte dieſer oder jener Perſon in den Mund zu legen ſeyn, ſo bleibt ſein Ausſpruch doch ſehr richtig und wahr; man muß es nur von Shekeſpearns vortreflichen Stücken und Scenen verſtehen. Bey dieſen zwey Auftritten will ich aber den ſehen, der eine Rede mit Grund verwechſeln kann.

Kleonnis. Zu dieſem Trauerſpiel fand ich keinen Plan, ſondern nur einen halben Bogen, worauf er ſich dasjenige geſchrieben, was er bey Ausarbeitung dieſer Tragödie nutzen wollen. Da er ſich aber darinn manches Lateiniſch, manches franzöſiſch und manches gar griechiſch notirt, ſo würde es zu ſonderbar laſſen, es grade ſo und nicht deutſch herzuſetzen.

„Kleonnis im Jahre der Welt 3261. im Jahre J. C. 743. Pauſanias B. IV. S. 216-242. Juſtinus B. 3. K. 4. Strabo B. 6 u. 8. Oroſius B. 21.“

„Euphaes 13ter Abkömmling des Herkules; während des erſten Krieges zwiſchen den Meſſeniern und Lacedemoniern König von Meſſenien, welchem ſein Sohn Polydorus folgte. Das Kommando ſeiner Armee vertraute er dem Kleonnis.“

„Die Lacedemonier fiengen den Feldzug „mit der Belagerung von Amphea an. Theo„pomp war damals König von Sparta.„

„Die Meſſenier lagerten ſich bey Itho„me, einer kleinen Stadt am Berge gleiches „Namens, und verſchanzten ſich.

„Im achten Jahre dieſes Krieges ge„ſchah die blutige Schlacht, in welcher Kle„onnis und Ariſtodem ſich hervorthaten und „den ſehr bleſſirten König retteten. Dieſer „Ariſtodem hatte zu Anfange des Krieges, „um den Zorn der Götter zu ſtillen, ſeine „Tochter aufgeopfert.„

Perſonen:

„Euphaes, der Vater, König der „Meſſenier.„

„Kleonnis, ſein Sohn, der bey der „Plünderung von Euphea weggekommen und

„unter dem Namen Melaneus in dem Stücke vorkömmt.„

„Amphea, eine Stadt in Meſſenien am „Lacedemoniſchen Gebiete, nicht ſehr groß, „aber auf einem hohen Hügel gelegen, und „mit einer Menge Waſſerquellen verſehen. „Der Ueberfall von den Lacedomoniern ge„ſchah, als die Stadt weder ihre Thore ge„ſperret noch Beſatzung hatte. Alles was „ſie antrafen, machten ſie nieder, ſie moch„ten ſich noch in den Schlafgemächern befin„den oder ihre Zuflucht zu den Altären ge„nommen haben, wenige entkamen nur.„

„Doryſſus, Sohn des Theopomp, Kö„nig der Lacedemonier.„

„Pytharatus, der zweyte Sohn des „Euphaes, der aber lieber nicht zum Vor„ſchein kommen darf.„

„Ariſtodem, Feldherr des Euphaes.„

„Tiſis, ein Sohn des Herkules, und berühmter Wahrſager, wurde von den Meſſeniern nach Delphos geſchickt. Als er von da zurückgieng, überfielen ihn die Lacedemonier aus der Feſtung Amphea. Er wehrte ſich tapfer, ſo daß ſie ihn nicht gefangen nehmen konnten. Endlich hörte man eine Stimme: laßt den Bothſchafter des Orakels los! Hierdurch entkam er auch wirklich und brachte dem König Euphaes den Orakelſpruch, ſtarb aber etliche Tage drauf an ſeinen Wunden. Der Innhalt deſſelben iſt ohngefähr dieſer: Wählt durchs Loos ein unberührtes Mädchen aus dem Blute des Egyptus zum Opfer für die unterirrdiſchen Götter. Sogleich ward unter dieſen Nachkommen geloſet, und das Loos traf die Tochter des Lyciscus, welche aber der Wahrſager Epebolus nicht opfern laſſen wollte, weil ſie

„ein untergeſchobenes Kind ſey. Indem er aber dieſes dem Volke vorſchwazte, flüchtete Lyciscus mit ſeiner Tochter nach Sparta. In dieſer Verlegenheit bot Ariſtodem ſeine eigene Tochter zum Opfer, welche aber ein Meſſenier heimlich liebte und zu retten ſuchte. Er gab vor, Ariſtodem habe über ſie keine Macht mehr, ſie ſey ihm heimlich verſprochen worden. Als man darauf nicht hörte, ſo gab er vor, bey ihr geſchlafen zu haben und ſie ſey von ihm ſchwanger. Dieſe unverſchämte Lüge brachte den Ariſtodem ſo in Harniſch, daß er ſeine Tochter tödtete; ihren Leib aufſchnitt und alle Anweſende von ihrer Unſchuld augenſcheinlich überführte.„

Dieſes wäre freylich Stof zu einer Tragödie. Abt Boyer, der eine, Ariſtodem betittult, herausgegeben, ſcheint entweder dieſe Begebenheit zum Innhalte ſeines

Trauerſpiels gemacht zu haben, oder das Ende deſſelben, welches darinn beſtand, daß Ariſtodem ſich ſelbſt auf ſeiner Tochter Grabmal ermordete, als er König geworden, das Orakel ihm lauter Unglück prophezeyhte und er ſie vergebens aufgeopfert zu haben einſah. Doch habe ich dieſes Stück ſelbſt zu leſen nicht Gelegenheit gehabt.

Nach dem zu urtheilen, was er davon hinterlaſſen und ich liefere, konnte alles dieſes meinem Bruder zu dieſer Tragödie nichts dienen, welche mit ſeinem Philotes vielmehr Aehnlichkeit zu haben ſcheint. Vielleicht daß er ſie auch darum liegen laſſen, oder Philotes gar daraus entſtanden iſt. Allein wenn dieſe meine Muthmaßung gegründet wäre, wie könnte er in ſeinem groſſen Collektaneum (einem Manuſcripte von 270 Folioblättern, worinn er nach Alphabetiſcher Ordnung über allerhand Materien, vornehmlich über Antiquität und bildende Künſte, ſich ſeine Gedanken aufgeſetzt) folgendes ſchreiben:

Das Lemma zu dieſer meiner Tragödie (Kleonnis) in Anſehung des Hauptcharakters, des Vaters nehmlich, könnte ſeyn, was Ovid von dem Ajax ſagt:

— — qui ferrum, ignemque Jovemque
Suſtinuit toties, unam non ſuſtinet iram
Invictumque virum vincit dolor.

Auf den Ariſtodem ſcheint ſie mir vielmehr zu paſſen.

Der Horoskop oder Nativitätſteller.

Obgleich der Innhalt und Plan dieſes Stücks ſehr kurz iſt, und er nur die einzigen erſten Scenen zu bearbeiten angefangen, ſo iſt es doch ſchon Stof genung zu einem Trauerſpiel von fünf Akten. Viele Scenen ſcheinen, dem Innhalt nach, ſehr unbedeutend, und die Handlung gar nicht fortrückend; aber gewiß hat er ſich dabey mehr gedacht, als er hingeſchrieben und geglaubt, durch das letztere ſchon auf das erſtere leicht wieder gebracht werden zu können.

Alcibiades ſcheint mir ein vortrefliches Sujet zu einem Trauerſpiel. Dieſer, Liebling des Sokrates hat gleich große Tugenden und gleich große Fehler. Die beſte Beſchaffenheit einer tragiſchen Perſon nach dem Ariſtoteles ſelbſt. Mein Bruder hat ſich dabey, wie man ſieht, des Alcibiades von Otway und Capiſtron bedient. Ich habe dieſe beyden Tragödien nicht zu ſehen bekommen können. Was er für eine Ausgabe von Plutarch vor ſich gehabt, und was W. G. für ein Buch ſeyn ſoll, kann ich auch nicht angeben.

Das befreyte Rom. Iſt die bekannte Ermordung des Tarquinius durch den

Brutus. Nach dem, was ich davon liefern können, wäre es wohl keine eigentliche Tragödie, ſondern ein ſo genanntes Shekeſpearſches Stück geworden. Hätte er es aber auch in dieſer Manier und in dieſem Tone, wie ein Shekeſpear ſo meiſterhaft ausgearbeitet, ſchwerlich würde es bey dem größern Theil der Leſer und Zuſchauer Beyfall gefunden haben. Der ſcheint alles das für unanſtändig und läppiſch zu halten, was mit ſeinem Coſtum nicht übereinſtimmt, indem er weder das Willkührliche noch das Conventionelle von dem nothwendigen Moraliſchen zu unterſcheiden vermag. Der Witzlinge mit ihren Einfällchen und des abgeſchmackten Schwarms von Lautlachern darüber nicht zu gedenken.

Samuel Henzi. Dieſes Fragment kennt man zwar ſchon aus dem zweyten

Theil ſeiner kleinen Schriften. Da aber in der neuen Ausgabe derſelben nichts theatraliſches hineinkommen ſollte, ſo glaube ich, daß hier der beſte Ort für daſſelbe iſt. Auch ſeine zwey ebendaſelbſt gedruckten Briefe, an den Hrn. D. werden hier nicht unſchicklich ſeyn:

„Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß „meine Reden einen ſolchen Eindruck haben „könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, „daß man in der Geſellſchaft, in welcher „ich Sie das erſtemal zu ſprechen die Ehre „hatte, und von welcher wir, wenn es an„ders Ihr Ernſt iſt, die Epoche unſerer „Freundſchaft zu rechnen anfangen wollen, „daß man, ſag ich, damals das Geſpräch „auf die neuſte Geſchichte wandte, und daß „ich in dem ganzen Umfange derſelben keine „Begebenheit anzutreffen erklärte, welche

„mich mehr gerührt habe, als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten, den vortheilhaften Begriff zu verrathen, den ich mir von ihm, theils aus den öffentlichen Nachrichten, theils aus mündlichen Erzählungen gemacht hatte. Ich behauptete ſo gar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabenen Trauerſpiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir nach einigem Wortwechſel, beyfielen. Wieviel größer aber iſt das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuſchrift gemacht haben? Ich finde den deutlichſten Beweiß darinn, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, ſondern aus Ueberzeugung beygefallen ſind, und daß Sie meine Geſinnungen nicht ſo wohl gebilliget, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geiſt, der ſich gleich anfangs mit etwas

„wichtigen zeigen will, überſenden Sie mir einen Plan, wie unſer Held wohl am füglichſten auf die Bühne zu bringen ſey. Er macht Ihrer Critik und Ihrem Genie Ehre, und wenn ich mich in die Beurtheilung deſſelben einlaſſen wollte, ſo würde ich überall nichts zu ſagen finden, als: das iſt ſchön, das iſt regelmäßig, ob ich gleich dieſes ſo und jenes anders eingerichtet zu haben bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur geſtehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar ehe ich noch die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu ſprechen. Ich habe ſo gar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens, den erſten Aufzug meinem Briefe beyzulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe erſparen meine Einrichtung weitläuftig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nöthig haben, als einige allge-

„gemeine zu meiner Entſchuldigung dienende Anmerkungen beyzufügen. Hier iſt er; „ich muß Sie aber erſuchen, daß Sie das „übrige meines Briefes erſt nach ihm leſen, „weil ich mich durchgängig darauf beziehen „werde — — —

„Zweyerley, mein Herr, werden Sie „gleich anfangs bemerkt haben; daß ich „nehmlich die Bühne in einen Saal des „Rathhauſes verlege, und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen laſſe. Jenes „thue ich die Einheit der Zeit zu erhalten, „wenn ich etwa kühn genung ſeyn ſollte, in „den folgenden Aufzügen die Rathsverſammlung ſelbſt und meinen Helden vor „ihr redend zu zeigen. Man würde alsdenn nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das andre habe ich deswegen für gut befunden, damit die Vor-

„fälle einander nicht allzuſehr drängen und „dadurch unnatürlich ſcheinen möchten. Gewiſſe „große Geiſter würden dieſe kleinen „Regeln ihrer Aufmerkſamkeit nicht würdig „geſchätzt haben; wir aber, wir andern „Anfänger in der Dichtkunſt, müſſen uns „denſelben nun ſchon unterwerfen. Aber „wird man nicht das ſchon für eine Uebertretung „der Regeln halten, daß der Stof „unſers Trauerſpiels ſo gar zu neu iſt? „Hätte man nicht wenigſtens die ganze Begebenheit „unter fremden Namen einkleiden „ſollen, geſetzt, dieſe Namen wären auch „völlig erdichtet geweſen? Ich zweifle nicht, „daß nicht einige dieſes behaupten ſollten; „allein daß ſie es mit Grunde behaupten „werden, daran zweifle ich. Die Verbergung „der wahren Namen wird meines Erachtens „nur alsdann nothwendig, wenn „man in einer neuen Geſchichte weſentliche

„Umſtände geändert hat, und man durch „dieſe Veränderungen die beſſer unterrichteten Zuſchauer zu beleidigen fürchten muß. „Sind wir aber in dieſem Falle? Ich ſollte nicht denken; wenigſtens wie ich Knoten, Auflöſung und Charaktere eingerichtet „habe, glaube ich die Wahrheit nirgends „beleidiget und hin und wieder nur verſchönert zu haben.

„Laſſen Sie uns das letzte zuerſt betrachten. Ich will Ihnen ſagen was meine „Abſicht damit war. Sie war dieſe: den „Aufrührer im Gegenſatze mit dem Patrioten und den Unterdrücker im Gegenſatze „mit dem wahren Oberhaupte zu ſchildern. „Henzi iſt der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt, „und dieſer oder jener Rathsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bey

„dem das Herz eben ſo vortreflich als der „Geiſt war, wird von nichts als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, „keine Luſt zu Veränderungen, keine Rache „beſeelt ihn; er ſucht nichts als die Freyheit bis zu ihren alten Gränzen wieder zu „erweitern, und ſucht es durch die allergelindeſten Mittel, und wenn dieſe nicht „anſchlagen ſollten, durch die allervorſichtigſte Gewalt. Dücret iſt das vollkommne Gegentheil. Haß und Blutdurſt ſind „ſeine Tugenden und Tollkühnheit ſein ganzes Verdienſt.

„Sie werden leicht ſehen können, daß „in dieſen Charakteren der Knoten des „Stücks gegründet iſt. Henzi und ſeine „Freunde kennen den Dücret, verabſcheuen „ihn, und ſuchen ſich auf alle mögliche „Art von ihm zu trennen. Dieſer aber

„will ſelbſt Oberhaupt ſeyn und ſucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er ſich des Umſtandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieſes nicht gelingt und daß man ihm völlig vor den Kopf ſtößt, ſo iſt nach ſeiner Gemüthsart nichts natürlicher, als daß er ſelbſt ſeine Mitverſchwornen verräth, und ſich aus der Schlinge zu ziehen ſucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich ſo zugegangen und ob Wernier erſt an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimniſſe Theil genommen; genung daß beydes ſeyn könnte und die Hauptſache nichts darunter leidet. Dieſe Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor ſich gehen laſſen, ſo daß ſich die Charaktere der Gegenparthey erſt in den beyden letztern entwickelten. Ich würde Steigern ſich Henzis eben ſo eifrig

„annehmen laſſen als ſich Henzi Steigers „annimmt. Ich würde nur gewiſſe Glieder auf eine blutige Beſtrafung dringen, „und dieſe, ohne jenes Vorwiſſen, in der „Geſchwindigkeit geſchehen laſſen.„

„Es thut mir leid, daß mir die Zeit „nicht erlauben will, umſtändlicher zu ſeyn. „Doch ich glaube nicht einmal, daß es nöthig iſt. Halb ſo viel würde ſchon zureichend geweſen ſeyn, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich „nichts gewollt. Leben Sie wohl. Ich „bin ꝛc.

Brutus. Zu dieſem Fragmente habe ich auch nichts finden können, was einem Plane ähnlich ſähe. Selbſt der Tittel iſt nicht von meinem Bruder. Mit eigener Hand hat er nur den erſten bis fünften Auftritt des erſten Akts ſehr reinlich und deutlich auf zwey Bogen geſchrieben. Was ich von dem 5ten Akte hier liefere, hat eine andre Hand geſchrieben; und irre ich, wenn ich es gar nicht für ſeine Arbeit halte? Ich brauche wohl kaum zu erinnern, daß dieſer Brutus, Marcus Junius Brutus iſt, und mit dem Junius Brutus in dem befreyten Rom nicht zu verwechſeln.

Giangir: oder der verſchmähte Thron. Auch zu dieſem Trauerſpiele iſt kein Plan da. Wenn es gleich nicht auf dem Tittel ſtände, ſo würde es ſchon die Verſification beweiſen, daß er ſehr jung, im neunzehnten Jahre ſeines Alters daran gegangen. Vermuthlich war es einer ſeiner erſten tragiſchen Verſuche.

Denn ſein allererſter ſcheint mir wohl das Trauerſpiel Hannibal zu ſeyn, wovon

von ich den erſten, zweyten und vierten Aufzug von ihm faſt ganz ausgearbeitet gefunden habe. Es iſt in gereimten Verſen, aber ſehr wenig beſſer als die Reime, womit Sturm, Koppe, Grimm und Gottſched die franzöſiſchen Trauerſpiele auf den deutſchen Bühnen damals geltend machten. Nicht ein Funken Genie, und Geſchmack noch weniger! Es könnte zur Lehre dienen, wie behutſam man zu gehen habe, um von dem erſten Verſuche eines jungen Menſchen auf ſeine künftigen Fähigkeiten zu ſchließen.

Doch dieſes iſt nicht alles, was ich von ſeinen tragiſchen Verſuchen und Entwürfen habe, ob ich gleich glaube, daß noch mehreres davon verlohren gegangen. So finden ſich noch ein paar Entwürfe zu bürgerlichen Trauerſpielen, Tonſine und

Fenix; zu Tragödien Philoktet; der Tod des Nero; Seneca; Ernſt von Staupitz und Arabelle; Aber von jedem dieſem Stück iſt ſo wenig da, daß man kaum einen, geſchweige ſeinen Plan, daraus abſehen kann. Auch wollte er ein Trauerſpiel Spartacus verfertigen, wovon er mir durch ſeine mündliche Erzählung in Berlin, als er von da nach Italien gieng, nicht eine geringe Erwartung erregte. Zur Probe will ich doch das, was er ſich davon aufgeſetzt, einrücken:

„Aus den Erzählungen des Florus (lib. 3. cap. 20.) kann ich wenig oder nichts brauchen. Er ſpricht mit einer Verachtung von meinem Helden, die faſt lächerlich iſt; und hält den Krieg, den die Römer gegen ihn führen müſſen, noch für weit unrühmlicher als die vorhergehenden

„Kriege mit den Sklaven. Denn Sklaven, ſagt er, ſind doch wenigſtens eine zweyte Gattung von Menſchen, quaſi ſecundum hominum genus ſunt. Aber Fechter! zu blutigen Spektakeln verdamte. Auch macht er von dem Spartacus eine ſchlechte Idee, wenn es wahr iſt, daß er auf dieſe Art zum Fechter verdammt worden: de ſtipendiario Thrace miles, de milite deſertor, inde latro, deinde in honore virium gladiator.

„Mein Spartacus muß das nicht ſelbſt gethan haben, was Florus von ihm ſagt: defunctorum prælio ducum funera imperatoriis celebravit exequiis, captivosque circa rogum juſſit armis depugnare. Er muß es nur nicht haben verhindern können. Crixus muß es veranſtaltet und gewollt haben.

„Die Inſignia und Faſces, die er von „den Prätoren erbeutet, und die ihm ſeine „Soldaten übertrugen; kann ich ihm brau„chen laſſen; Aber nicht ſo wohl aus Stolz „und Verhöhnung der Römer; ſondern zu „Schützung und Heiligung ſeiner Perſon in „Steurung der Ausſchweifungen und Grau„ſamkeiten des gemeinen Mannes. Er kann „ſo gar damit in dem Lager des Craßus er„ſcheinen: und Craßo, der darüber empfind„lich iſt, mit wenigen ſagen, welchen heil„ſamen Gebrauch er für die Römer ſelbſt „oft davon gemacht.

„Craßus. Ich bewundere deine Be„ſcheidenheit, Spartacus, — doch ei„nen Lictor weniger als ich. —

„Spartacus. Weil wir ein Beil we„niger von dem Cajus Caßius erbeutet. —

„Nicht weil ich beſcheiden bin. — Hätten „wir ein Beil mehr erbeutet ꝛc. Doch dieſes „iſt vielmehr geringen Perſonen in den Mund „zu legen. —

„Craßus. Man kann annehmen, daß „er ſich zum Kriege gegen den Spartacus „aus einer eigenen Urſache drang. Bey „ſeinem ſchändlichen Geitze hielt er ſeine „Sklaven für ſeinen größten Reichthum, „und wußte mit ihnen mehr wie mit allem „andern zu wuchern. Er hatte, wie Plu„tarch ſaget, unter ihnen ſo viele und ſo „vortrefliche τοσȣτȣς καὶ τοιȣτȣς

ἀναγνωστας,
ὑπογραφεις,
ἀργυρογνωμονας,
διοικητας,
τραπεζοκομȣς,

„die er zum Theil ſelbſt abgerichtet hatte. „Er wußte alſo am beſten, was ein Sklave werth war und wie viel die Römer durch „ſie verlören.

„Dieſes kann ich zugleich für die Urſache angeben, warum er ſich in keinen „Vergleich mit dem Spartacus einlaſſen „wollen. Denn Appianus ſagt ausdrücklich, daß Spartacus ες συνθηκας τον „Κρασσον προυκαλειτο; und man kann „annehmen, daß die Bedingungen ihre „gänzliche Freyheit geweſen. Dieſe verwarf er; ob ihm gleich Spartacus verſichert, daß er ſich nicht Rechnung machen „dürfe, viele gefangen zu bekommen.

„Craßus hat einen Waffenſtillſtand „mit dem Spartacus gemacht, unter dem „Vorwande, Verhaltungsbefehle von Rom

„über ſeine Vorſchläge einzuholen. Aber er greift ihn an, ehe dieſer zu Ende, um dem Pompejus zuvorzukommen.

„Ich erdichte, daß Craßus ehedem eine Frau aus Lucanien gehabt, von der er ſich aber ſcheiden laſſen, um eine reichere zu heyrathen. Die Geſchiedene hat von ihm eine Tochter, welche in den Händen des Spartacus iſt.

„De Gladiatoribus.

„ex Sermonibus Saturnalibus Lipſi.

„Duplex genus ſuiſſe inter gladiatores, *coactos* et *voluntarios*. Coacti ſervi, dominati, captivi. Voluntarii, liberi, qui pretioſe addicebant. Hi poſtremi proprie auctorati dicti. — Auctoramentum pretium ipſum et merces.

„*Auctoratio* liberi, juramento ſolenni interpoſito fiebat. Quod juramentum eſt apud Patronium — uri, vinciri, verberari, ferroque necari —

„Das letzte entſcheidende Treffen zwiſchen dem Spartacus und Craßus war in Lucanien, ad caput Silari, welcher Fluß ohngefähr bey Potentia, (ietzt Potenza) entſpringt. Andere an dem Fluß und daherum liegende Städte ſind Aternum cet.

„Der Silarus fließt in das Tyrheniſche Meer. Von der andern Seite fließt der Bradanus in den Tarentiniſchen Meerbuſen.

„Pompejus kann bereits am Vultur, dem Gebirge in Apulien, angelangt ſeyn; und Craßus kann ein Theil ſeines Heeres über den Bradanus geſchickt haben, um den

„Spartacus von Tarentum und Brundi„ſium, das iſt, von Calabrien abzuſchnei„den, ſo daß Spartacus gezwungen iſt, „zu ſchlagen.

. . . „Bey den Göttern — bey Gott! Du biſt
„Ein vortreflicher Mann; das biſt du, Spartacus!

Spartacus.

„Da ſeht, wie weit ihr ſeyd, ihr Römer! daß
„Ihr . . . . . — müßt
„Für einen außerordentlichen Mann erkennen.
„Ich bin ſehr ſtolz; und dennoch überzeugt,
„Daß ich kein beßrer Menſch bin, als wie ſie die Natur
„Zu hundert täglich, ſtündlich aus den Händen wirft.

— — — — —

— . . . . . . — —

„Sollte ſich der Menſch nicht einer Freyheit ſchämen,
„Die es verlangt, daß er zu Sklaven Menſchen habe?

Der Conſul.

„Ich höre, du philoſophirſt, Spartacus.

Spartacus.

„Was iſt das? — Du philoſophirſt?
„Doch ich erinnere mich — Ihr habt den Menſchenverſtand
„In die Schule verwieſen, um ihn lächerlich machen zu können —
„Wo du nicht willſt, daß ich philoſophiren ſoll —
„Philoſophiren — es macht mich lachen — Nun gut!
„Wir wollen fechten — Lebewohl!
: : : : : : : : : : —

Des Spartacus geweſener Herr,
(welcher den Conſul unterbricht, um nachdrücklicher, wie er glaubt, zu reden.)
„Du kennſt mich?

Spartacus.
„Wer biſt du?

Der Herr.
„Wie? deinen Herrn verleugneſt du? verkennſt du?

Spartacus.
„Laß es gut ſeyn, Pompejus, daß ich dich nicht kennen will!

Der Herr.
„Räuber.

Spartacus.
Räuber?

Der Herr.
„Des Koſtbarſten, was ich gehabt.

Spartacus.
„Der Punkt betrift nur uns zwey! davon

„unter uns allein: Hernach — Laß iezt den „Conſul ſprechen.„ — — — —

Und bald hätte ich gar vergeſſen ſeines D. Fauſts zu erwehnen. Ein Stück, worauf das Publikum ſo ſehr gewartet, nachdem es eine Probe davon in den Litteratur Briefen erhalten, und die hier wieder erſcheint, um alles beyſammen zu haben.

Ich weiß zuverläßig, daß er zwey verſchiedene Plane entworfen; und einer ſeiner Freunde hat mich verſichert, hier in Breslau zwölf Bogen dieſes Trauerſpiels im Manuſcripte ſelbſt durchgeleſen zu haben, und doch findet ſich nichts weiter, als was ich hier davon liefere. Es iſt dazu noch ſo wenig, daß man daraus nicht einmal meines Bruders ganzen Plan erräth. Unſer Freund, Herr Profeßor Engel zu

Berlin, mit dem mein Bruder zu verſchiedenenmalen ſich ſehr ausführlich darüber unterhalten, hat daher die Güte gehabt, auf mein vielmaliges Bitten, mir alles das, was er davon weiß, zu ſchreiben und zugleich die Erlaubniß ertheilt, dieſen ſeinen Brief hier völlig mit einzurücken. Er giebt ſchon einen beßern Aufſchluß von der Idee meines Bruders; und wer könnte ihn wohl beßer ausführen, als Herr Engel ſelbſt? Wenn er doch wollte! So wäre kein Schaden, wo nicht auch ein Vortheil wäre.

Herr Hauptmann von Blanckenburg hat in der Litteratur und Völkerkunde Julius 1784 einen ähnlichen Innhalt angegeben, welches die Sache vollends beſtätiget.

get. Und mir iſt es nicht anders, als daß mein Bruder mir ſelbſt geſagt, mit dem Verluſte dieſer Kiſte, der ich in der Vorrede zum zweyten Theil ſeiner vermiſchten Schriften erwähnt, ſey auch alles, was er über den Fauſt gearbeitet, verlohren gegangen. Hiebey kann ich nicht unterlaſſen, einen kleinen Umſtand zu berichtigen, den Herr Hauptmann Blanckenburg etwas anders erzählt. Dieſe Kiſte gieng nicht bey dem Herrn Kaufmann Leßing in Leipzig, ſondern bey dem Herrn Buchhändler Gebler aus Braunſchweig, der ſich auf der Leipziger Meſſe damals befand, verlohren. Er ſollte ſie nach der Addreſſe mit nach Braunſchweig nehmen, und bis zur Zurückkunft meines Bruders aus Italien bewahren.

Was ſeine übrigen theatraliſchen Schriften anbelangt, ſo könnte ich wohl damit noch einen hübſchen Band füllen; aber vielleicht hat der Leſer an dieſen hier gelieferten Stücken ſchon zu viel.

Der Schauſpieler. Es iſt auch eines ſeiner erſten Schriften. Mit der Schauſpielkunſt gab er ſich in ſeiner Jugend ſehr ab, und hat mich oft verſichert, er ſey nicht abgeneigt geweſen, wo nicht ſelbſt aufzutreten, doch wenigſtens einen ganz kleinen Trupp zu übernehmen, den er zwölf von ihm ſelbſt verfertigte Stücke ganz nach ſeinem Sinne einſtudiren laſſen, und damit in Deutſchland von einem Ort zum andern ziehen wollen. Wahrſcheinlich hätte es ihm mehr Geld gebracht, als alles andere, was er jemals darum zu übernehmen angemahnt wurde. Das ſchlimmſte aber war nur, daß er ſichs nie abgewinnen konnte, ein paar Jahre blos für ſein Intereſſe zu arbeiten. Geld hatte er zwar gern; aber nie vermochte es ſo viel über ihn, es je zum Hauptzweck ſeines Studierens zu machen. Und wie würde es auch um Künſte und Wiſſenſchaften ausſehen, wenn dieſer Zweck allen übrigen vorgienge? Ich muß es aufrichtig geſtehen, der Plan ſelbſt verräth noch nicht viel den durchdringenden Geiſt, den er bey reifern Jahren in ſeinen kritiſchen Schriften gezeigt hat. Und hätte er ihn eben damals gleich ausgearbeitet, ſo wäre das Werk vermuthlich nicht ſo ganz gründlich, aber für unſre Schauſpieler lehrreicher geworden. Denn das Gründlichſte unterrichtet den Anfänger nicht, ſondern ſchreckt ihn oft ab; und der Beyfall, den ſeine natürliche Fähigkeiten oft von noch unwiſſenden Zuſchauern einernten, kann ihn leicht dahin bringen, es für Grillenfängereyen oder für Spitzfindigkeiten, die gar nicht in ſein Fach gehören, zu halten.

Nicht älter iſt auch die Abhandlung von den Pantomimen der Alten. Ich will meine Einfalt nur gleich geſtehen, alle die wunderbaren Siebenſachen, die Lucian, Athenäus und andere Autoren von deren Vortreflichkeit anführen, laufen auf ſo genannte Bonmots hinaus, und es ſollte mir ein leichtes ſeyn zu beweiſen, daß dergleichen Lobeserhebungen engliſchen, franzöſiſchen, und ſo gar deutſchen Schauſpielern unſerer Zeit über ihre Geſticulation auch von ſehr einſichtsvollen Schriftſtellern gemacht worden. Die Einbildungskraft trägt immer das Meiſte zur Vollkommenheit dieſer Kunſt bey: thut aber auch das Gegentheil; und das Vergangene und Abweſende muß natürlich den Sieg davon tragen.

Was ich hier über Unterbrechung im Dialog, unſtudirte Dichter und Delikateſſe liefere, wird den Wunſch gewiß erregen, daß es nur Mehreres ſeyn möchte; und den komiſchen Einfällen und Zügen, die den Beſchluß machen, ſieht man freylich die Jugend an.

Breslau 1786.

K. G. Leſſing.

Fatime.

Fatime.

Ein Trauerſpiel.

1759
angefangen den 5ten Auguſt.

Perſonen:

Abdollah.
Fatime.
Ibrahim.
Sklave.

Erſter Auftritt.

Ibrahim. Fatime.

Ibrahim.

(der zu Fatimen ins Zimmer tritt.)

Erwünſchte, freudige Nachricht! Hat man ſie Dir ſchon hinterbracht, Fatime? — Glückliche Fatime! Dein Abdallah kömmt zurück.

Fatime. Ach! —

Ibrah. Er iſt mit Aufgang der Sonne auf der Höhe erſchienen. Günſtige Winde ſchwellen ſeine Segel; ſeine Beute treibt vor ihm her, und der begrüſſende Donner ſeiner Kartaunen wird immer vernehmlicher. —

Noch wenige Augenblicke, Fatime, und Du ſchließeſt den feurigſten Liebhaber wieder in Deine Arme.

Fatime. Ach! —

Ibrah. Du ſeufzeſt? — Und dieſe Thräne! Fatime, Du weinſt? — Ich entſetzte mich vergebens. Du weinſt; aber Du weinſt vor Freuden. Deine Freude war immer eine ſehr ſtille, eine melancholiſche Freude.

Fatime. Freude? — O nenne mir das nicht, was ich auf ewig entbehren muß.

Ibrah. Fatime!

Fatime. Und wäre dieſe Entbehrung mein ganzes Unglück! Man iſt noch ſehr glücklich, wenn man blos nicht glücklich iſt.

Ibrah. Welch eine Sprache! Was iſt Dir? Was befürchteſt Du? — Ich Unglücklicher, wenn ich dem Abdallah Dich mißvergnügt überliefere! Ich bin verloren! Er wird Deinen Unmuth meinem Betragen gegen Dich zurechnen. Er wird glauben, daß ich mich Dir, in ſeiner Abweſenheit, als einen Tyrannen, und nicht als den gefälligen, freundſchaftlichen Aufſeher erwieſen, zu dem mich ſein Vertrauen fähig hielt. Du kennſt ihn ja, wie argwöhniſch er iſt.

Fatime. Iſt Abdallah ſo argwöhniſch?

Ibrah. Das fragſt Du noch, Fatime?

Fatime. Sey ohne Sorge, rechtſchafner Ibrahim. Demohngeachtet ſoll er auf einen ſolchen Argwohn gegen Dich nie gerathen; ich weiß ſchon, wie ich das verhüten muß. Ich will ihm ſo viel gutes von Dir erzählen; ich will Deine mir erwieſene Dienſte ſo rühmen; ich will Dich ſeiner erkenntlichen Großmuth ſo oft, ſo innig, ſo dringend, ſo feurig empfählen; ich will es ihm unendlichemal wiederholen, daß kein Vater, kein Bruder gegen mich liebreicher ſeyn können; daß Du Dich allen meinen Wünſchen günſtiger, zuvorkommender erwieſen, als der inbrünſtige Liebhaber; daß Du — —

Ibrah. Um des Himmels willen, Fatime! So haſt Du mein Verderben geſchworen? Womit habe ich das verſchuldet? — Als der innbrünſtige Liebhaber! — Enthalte Dich dieſes ſchrecklichen Worts von mir! Wenn Du auch einen noch ſo unſchuldigen Sinn damit verbindeſt — Du weiſt ja, wie eiferſüchtig er iſt.

Fatime. Iſt Abdallah ſo eiferſüchtig?

Ibrah. Und auch das fragſt Du noch, Fatime?

Fatime. Ich fragte beydes, Ibrahim, um mich aus Deinem eigenen Munde zu entſchuldigen. — Dieſer argwöhniſche, dieſer eiferſüchtige Abdallah kömmt wieder!

Ibrah. Sey nicht ungerecht, Fatime!

Fatime. Und Du, ſey nicht grauſam; und laß mich weinen!

Ibrah. Dieſer eiferſüchtige Abdallah iſt ſonſt der redlichſte Mann, der großmüthigſte Freund —

Zweyter Auftritt.

Fatime. Ibrahim. Ein Sklave.

Der Sklave. Ich verkündige euch die Ankunft des Abdallah. Itzt tritt er ans Land.

Fatime. Jtzt ſchon?

Ibrah. Faſſe Dich, Fatime! Laß einen verrätheriſchen Sklaven nicht ſo tief in Deine Seele leſen.

Sklave. Das Schrecken des Meers! Die Geiſſel der Unglaubigen! Er kömmt als Sieger, und drey eroberte Schiffe führen die Reichthümer von ihm verheerter Küſten. Die Männer der Stadt ſtürzen aus dem Thore und empfangen ihn mit Jauchzen. Das ſah ich, und eilte, mich mit dem Anblicke einer noch größern und reinern Freude zu beſeligen; dem Entzücken ſeiner Fatime — Aber (indem er ſie ernſtlich betrachtet)

Ibrah. Aber was weiß ein Sklave, wie ſich edle Seelen freuen. Geh!

Dritter Auftritt.

Ibrahim. Fatime.

Ibrah. Fatime! Fatime! Noch iſt es Zeit; noch kannſt Du uns retten! Hemme dieſe Thränen; erſticke dieſe Seufzer, und rufſe die Heiterkeit, wo nicht in Deine Seele, wenigſtens auf Dein Geſicht zurück. Verſtelle Dich — Ach! was muß ich Dir rathen, ich Unglücklicher!

Fatime. — —

Ibrahim räth Fatimen, den Abdallah mit aller Hitze der Liebe zu empfangen. Er weiß nicht Worte genug zu finden, ihm deſſen Liebe zu beſchreiben, und verräth ihr dabey das Geheimniß. Er eilt dann dem Abdallah entgegen.

Vierter Auftritt.

Fatime.

Erbittert über das, was ſie erfahren!

Fünfter Auftritt.

Abdallah. Fatime.

Abdallah, voll Feuer und Innbrunſt, ſie wieder zu ſehen. Sie empfängt ihn kalt. Er klagt, weint, tobt, drohet, verſpricht. — Sie giebt es etwas näher, und er geht ruhig ab, zum Ausſchiffen Befehl zu geben.

Sechſter Auftritt.

Fatime erſt allein. Hernach Ibrahim.

Ibrahim hat den Unwillen des Abdallah bemerkt. Sie dringt ihm unter Drohungen das Gift ab. Er holt es und giebt es ihr, nachdem er die Hälfte davon zurück behalten.

Siebender Auftritt.

Abdallah. Fatime. Ibrahim.

Abdallah zu ihnen; er ſchickt den Ibrahim ab, um das Uebrige zu beſorgen.

Achter Auftritt.

Abdallah. Fatime.

Sie macht ihm wegen des Aufgetragenen bittere Vorwürfe. Er geräth in Wuth; wirft ihr vor, daß ſie das Geheimniß nicht umſonſt von dem Ibrahim werde erſahren haben. Geht wüthend ab, ihn aufzuſuchen.

Zehnter Auftritt.

Abdallah. Fatime. Ein Sklave.

Sklave. Ibrahim läßt fragen, was willſt Du, Herr, daß mit den Gefangenen geſchehen ſoll, die ſich auf Deinem Schiffe befinden.

Abdallah. Er ſoll ſie ermorden.

Sklave. Alle?

Abdallah. Sie alle! — Und wenn ſie und mein Vater dabey wäre!

Fatime. O der Wütrich! Der Unmenſch!

Abdallah. Komm wieder, Sklave! — Gieb die Gefangenen frey.

Sklave. Alle?

Abdallah. Ja, alle gieb ſie frey! Und beſchenke ſie alle.

Fatime. Weiß er, was er will? —

Abdallah. Freylich weiß ich es nicht! Geh, Sklave! Gieb ſie frey, ermorde ſie, mache was Du willſt. Geh — Abdallah geht ab, den Ibrahim ſelbſt aufzuſuchen.

Eilfter Auftritt.

Fatime nimmt Gift.

Zittre nicht, mein Herz. Es gilt nicht Dir, es gilt dem Abdallah!

Zwölfter Auftritt.

Fatime. Ibrahim. Abdallah.

Fatime. Wie freue ich mich (zu Ibrahim) Dich zum Gefährten zu haben. Wir werden einen Weg gehen. Wir werden zu einer Zeit vor den Augen des Propheten erſcheinen. Ah, er war ein beſſerer Mann, als ſeine Nachfolger ſind! Er wird meine Klage hören, und Du, Ibrahim, wirſt ſie unterſtützen . . . Ah! —

Abdallah. Eure Klage! Schon recht! Der Beklagte wird mit erſcheinen.

Fatime. Ich ſterbe.

Ibrahim. Es iſt aus.

Abdallah. Sie ſterbe! Ihre Klage geht an. Ich höre es, ich werde gefodert. Ich komme. Sie werden mich umbringen, und Du, Prophet, mich verdammen. (er durchſticht ſich)

Erſter Auftritt.

Wir kommen —
Euch zu ſehen, iſt mir ſehr lieb,
Sehr angenehm. Nichts könnte mir ſo lieb,
Nichts angenehmer ſeyn, es wäre denn —
Euch nicht zu ſehn. Wozu auch dieſer Zwang?

Osmanns Geboth, die Fürſtin ſeines Herzen,
Dir, ſeiner Auserwählteſten von uns,
Mit jedem Morgen unſerer Ehrfurcht Opfer
Zu bringen; Dir den öden langen Tag
(Indeß ſein Schwerd von den Ungläubigen
Den Zoll des Meers in fernen Wäßern hebt)
Mit Freundſchaft und Geſpräch, mit Scherz und Spiel
Zu füllen, zu verkürzen: Dieß Geboth —

Ver=

Verräth ſein Mannsbild! den tyranniſchen
Kurzſichtigen Gebiether! — Nicht genung,
Der ehmals gleich vertheilten Lieb euch alle,
Um eine, zu berauben; ſoll der einen,
Ihr, die ſein Eigenſinn zur Glücklichſten —
(Zur Glücklichſten! wofür ich leider gelte!)
Nicht ihr Verdienſt zur Beſten macht, der einen
Soll von euch allen noch gefeyert, noch
Geſchmeichelt werden? Eiferſucht kocht Giſt
Im eitervollen Herzen; erſtickter Neid
Preßt Gall und Fluch anf die verbißene Zunge:
Und doch ſoll Honig von den Lippen fließen,
Und Scherz und Freundſchaft aus den Augen lachen,
Die gern des Baſilisken Vorrecht übten,
Und gern mit jedem Strahl mich tödteten?
Ich kenn euch, Schweſtern, denn ich kenne mich.
Ihr ſeyd mir unausſtehlich, weil ich euch
Es ſeyn muß; und ich haß euch, denn ich fühl,
Ich fühl es, daß ihr mich nicht lieben könnt.

Nicht können?

Mein nicht könnt!

Fürwahr —

Fürwahr,

Daß Du es wenigſtens nicht kannſt, das ſpricht
Schon dieſer höhniſche Ton, ſchon dieſe Mine,
Die auch den ſchönſten Mund verzerren würde.

Auch Deinen? Nicht? Du irreſt Dich in mir,
Ich könnte Dich nicht lieben? Ich nicht? Bloß
Daß Du ſo ſehr gerecht biſt gegen Dich
Und uns, blos darum könnt ich Dich ſchon lieben,
Wär ſonſt auch gar nichts liebenswerth an Dir.

Fahr nur ſo fort! Wer heute mich erbittert,
Der thut mir einen Dienſt. Du kannſt ſo wild
Mich ſchwerlich machen, als ich heut gern wäre.

Was iſt Dir, theure, liebſte Buſenfreundin?

Was willſt Du, theure, liebſte, Buſenſchlange?
Dein ſanftes Aug iſt blau, Dein Herz iſt ſchwarz;

Dein Mund kann lächeln, wenn die Zähne
knirſchen;
Harmoniſche Bezauberungen ſpricht
Die glatte Zunge, ſpricht Verderben, das
Im Hinterhalt des Doppelſinnes laurt.
Schweig! Lieber will ich noch von der gekränkt,
Verhöhnet ſeyn, als liebgekoſt von Dir.
Allein Prinzeßin —
Nannte man Dich ſo,
Als Du der Liebling unſers Baßa wareſt?
O wärſt Dus noch! Prinzeßin, Königin,
Wollt ich Dich gern beym dritten Worte nennen,
Und tief dabey, tief bis in Staub, mich bücken.
Dehn nur den majeſtätiſchen Hals, und führ
Die großen Augen langſam rund umher!
Im Schwindel deiner vor'gen Höh, der noch
Dich nicht verlaßen, mag ich leicht
Dir viel zu unwerth ſcheinen, dieſen Platz
Nach Dir, Prinzeßin, zu bekleiden. Doch
Ich mag auch nicht mit Dir zu meßen, zu
Vergleichen ſeyn. Man mißet und vergleicht
Nur ähnliches — Spricht keine mehr ein
Wort?

Ich mag mein Lob nicht hören, ich!
Und nun?
Da ſtehn ſie! Was iſt euch befohlen? Was?
Geſellſchaft mir zu leiſten? ſtumme? Wenn
Ich wieder ruhig, wieder kalt ſoll werden,
So würd ichs lieber wohl allein. — O geht!
Ich bitt euch, geht! — Was giebt ein Sklav auf Bitten? —
Ha! Wollt ihr die Erniedrigung ertrotzen,
Daß eure Nebenſklavin euch befiehlt?
Nun, ich befehl euch: geht! — Ihr wißt, wie viel
Ich über ihn vermag. Er kömmt nun bald,
Und dann! — Gehorcht, wo nicht — da kriechen ſie!
So kommt doch nur! ha! ha!
Gelacht? Verlacht?
Warſt Du es, Zaffith?
Ja!

Zweyter Auftritt.

Bleib hier, Du lachſt,
Du biſt leicht noch die redlichſte.

Das bin
Ich auch.
Bleib hier! Und warum lachſt Du?
Weil
Ich leichtlich lach, und lachen mir bekömmt.
Doch lachſt Du doch wohl nicht, ſo wie Du
gähnſt,
So wie Du Athem holſt? Ohn äuſern Anlaß —
Was brachte dich zum Lachen?
Darnach fragſt du?
Das Lächerliche, glaub ich; denn das macht
Zu lachen.
Und wo war das Lächerliche?
An euch? an mir?
Laß ſehn! Es war doch wohl
An — Dir!
An mir?
Was dünket Dich, Fatime?
Wär nicht ein kleines, ſchwaches, weißes
Täubchen
Mit großen ſcharfen Uhuhsklauen, mit
Gekrümten ſpitzen Adlerſchnabel, wär
So ein Geſchöpf der wilden Phantaſie

Des Mahlers, in der weiſeren Natur
Ein Unding, wohl nicht ein Geſchöpf zum Lachen?
Nun denn?
Erkennſt Du Dich, mein Täubchen?
Mein verſtelltes Täubchen? Oder willſt Du auch,
So wie die wahre Taube vor dem Spiegel,
Dich gegen Dein getreues Abbild ſträuben,
Und mit dem kleinen Schnabel darnach hacken?
Die närriſchen Geſichter! Ich muß lachen.
Denn jede, wett ich, ſitzet nun zu Winckel,
Wägt Deinen Zorn und zittert kindiſcher,
Als Du gedroht. Dein Zorn! Du zornig? Du?
Dein Zorn iſt Laune; launiſch kannſt Du ſeyn,
Nicht zornig. Und Dein Drohn! Die Nachtigall
Sie will aus ihrer kleinen Kehle donnern.
Wer drohen will, muß Groll zu hegen wißen.
Und weißt Du das? Dir ſteht das Drohen, ſo
Wie mir das Weinen.
Kannſt Du gar nicht weinen?
Nein, aber auch nicht weinen ſehn. Du weinſt?

Kleonnis.

Ein Trauerſpiel
in fünf Aufzügen.

Perſonen:

Euphaes.	König der Meſſenier.
Ariſtodemus. Philäus.	Freunde und Feldherren des Euphaes.
Doryſſus. Telles.	Zwey gefangene Spartaner.

Tiſis, ein Prophet.
Melanthus, ein andrer Feldherr des Euphaes.
Soldaten.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Euphaes allein, und hernach die Wache.

Euphaes.

Die träge Zeit! Kein Jahr wird mir ſo
lang,
Als dieſer Morgen — He, Soldat!

Die Wache.

Befehl!

Euphaes.

Noch nicht zurück?

Die Wache.

Wer?

Euphaes.

Träumer! fragſt Du, wer?
Mein Sohn und ſein Geſchwader.

Die Wache.

König, nein!
Es war ſchon Tag, da brachen ſie erſt auf.

Euphaes.

Erſt! — Geh! — Daß die Natur zum Vater mich
Mehr als zum König ſchuf! Manns zwar genug
Für Dich, mein Volk, an jeder Ader gern
Zu bluten; nur nicht Helds genug, für Dich
In meinem Sohne — theurer einzger Sohn! —
Zu bluten. Einzger! Ach einſt war er nicht
Der einzige! Nebſt ihm einſt war — Zurück
Gedanke voller Quaal! Iſts nicht genug,
Für einen zittern, wenn ich nicht zugleich
Auch um den andern weine? — Weine? Ja!
Ich wein aus Wuth; aus Wuth, die Thränen liebt,
Bis ſie befriedigt höhniſch lächeln kann.
Noch kann ichs nicht! Denn noch ſiegt Sparta! Noch

Iſt mein entvölkert Land ein leichter Raub
Der Unterdrucker! Noch gebiet ich hier,
Hier auf Ithomens rauhen Felſen hier.
Ins zwölfte Jahr von überlegener Macht,
Die beſſer ſchlau und kalt zu trotzen, als
Zu ſechten weiß, umringt, — gebiet ich: —
Wem?
Zwar einer Handvoll frommer Helden; doch
Sind Helden Götter? O Meſſenier!
Beſchützt vom Recht, bekriegt von Hunger, Peſt,
Das Recht und wir! Wir gegen Hunger, Peſt
Und Feind und Götter. Götter wären wir,
Wenn wir noch ſiegten; beſſer Götter, als
Die ungerechten — Unſinn, Raſerey!
Erſticke Läſterung! Empörer! Staub!
Bin ich ein Heraklide? Bin ichs? Wenn
Hat Herkules — Sieh nicht im Zorn auf mich
Herab, Du meines Bluts vergötterter
Quell! Wenn haſt Du, der Du im ruhigſten
Der Augenblicke Deines Lebens, mehr
Unendlich mehr, mehr thatſt, mehr littſt, als ich
In Jahren nicht gelitten und gethan,
Nicht thun, nicht leiden werde; wenn haſt Du

Ein raſches Wort des Murrens Dir vergönnt?
Und ich, dein ſchlechter Enkel, murre? Hr
Philäus!

Zweyter Auftritt.

Euphaes, Philäus.

Euphaes.

Komm! Du biſt der glückliche,
Gewünſchte Bothe doch? Mein Sohn iſt da?
Wo iſt er? Sprich! Du ſchweigſt? Verwundet? tod?
Er iſts! die Ahndung —

Philäus.

Werde nimmer wahr!
Sey ruhig, Herr! ſey ruhig! Siegen iſt
Kein Werk des Augenblicks. Noch kann er nicht,
Dein junger, kühner Demarat, den Feind
Geſucht, gefunden, angegriffen und
Geſchlagen haben.

Euphaes.

Daß ich ihn ſo leicht
Aus meinen Augen ließ! Zu ſtürmiſcher Jüngling, nur
Noch wenig Tage, dann hätt ich Dich ſelbſt
In erſten Kampf, zur Probe Deines Muths,
Begleiten können! — Schande! — Wenn nunmehr
Der junge Leu aus ſeiner Höhle tritt,
Wer führt ihn an? Wer lehrt ihn, dem Bär
Die neuen Klauen, unverſucht doch kek,
Ihn Nacken ſchlagen, und den Tyger an
Der Gurgel faſſen? Iſts der alte Leu
Nicht ſelbſt? Und ich, beſchimpfter Vater! ich — —

Philäus.

Herr, Deine Wunden hindern —

Euphaes.

Warum ſind
Des Kriegers Wunden nicht ſo bald geheilt,
Als bald ſein Muth nach neuen durſtet! Schon
Der neunte Tag, daß der zerſchmetterte

Vertheid'gungsarm des ſchweren Schilds entwöhnt
Und die vom Speer durchſtochne Seite nicht
Den Panzer leiden will! Der neunte Tag!
Zu viel der aufgedrungnen Laſt! zu viel
Auf Eine Schlacht, die dennoch — Hätte mir
Ein holdres Schickſal dieſe Wunden bis
Zur letzten tödlichen geborgt! Wie gern
Wollt ich alsdann, ich ganz Gefühl, ganz Schmerz
Für eine ſieben bluten, wenn ich heut
Nur, meiner Glieder Herr, und meines Sohns
Gefährte wäre! Meines Sohns! — Vielleicht
Daß eben jetzt

Philäus.

Nun reißt ſie zügellos,
Die kranke Phantaſie, ihn fort! Mich ſchmerzt
Der Zärtliche —

Philäus.

Des Todes kalter Schauer
Durch-

Durchläuſt mich; ſtarrendes Entſetzen ſträubt
Das wilde Haar zu Berge —

Philaes.

Höre mich!

Euphäus.

Dich hören? Kann ich? — Sieh! Er iſt umringt!
Wo nunmehr durch? Sich Wege hauen, Kind,
Erfordert andre Nerven! Wage nichts!
Doch wag es! Hinter Dich! Bedecke ſchnell
Die ofne Lende! Hoch das Schild! — Umſonſt!
In dieſem Streiche rauſcht der Tod auf ihn
Herab. Erbarmung, Götter! Ströme Bluts
Entſchießen der geſpaltnen Stirn; er wankt;
Er fällt; er ſtirbt! — Und ungerächet? Nein.
Philäus fort! Ich kenn den Mörder! Komm!

Philäus.

Wenn wird die kalte, ruhige Vernunſt

Die ſanfte Stimm erheben dürfen? Ich
Dein Unterthan, doch jetzo mehr Dein Freund,
Weil leicht den tadelſüchtgen Unterthan
Des Königs Schwachheit ärgert. — Ich,
Dein Freund,
Der Dein zur Liebe ſo geſchafnes Herz
Zu ſchätzen weiß, verlange —

Euphaes.

Was Du willſt!
Nur das verlange nicht, zu ſtrenger Freund,
Daß auf der Furcht und Hofnung Wogen ich
Mich unerſchüttert halten ſoll.

Philäus.

Das nicht!
Doch wenns in Deinem mächtgern Willen
ſteht,
Daß dieſe Wogen, dieſer innre Sturm
Sich folgſam legt; dann kann ich doch von
Dir
Verlangen, nicht Dein eigner Peiniger
Zu ſeyn?

Euphaes.

Mein eigner Peiniger?

Philäus.

Gewiß!

Jetzt wäge ſie, die Gründe Deiner Furcht
Mit Deiner Hofnung Gründen ab! Vielleicht
Steigt jene Schaal empor! Wie ſchwer drückt die
Hernieder!

Euphaes.

Wenn er bleibt, wenn ihn ſo jung —

Philäus.

So jung? Wen liebt das Glück verbuhlter, als
Den dreiſten und von ſeiner Tücke noch
Unabgeſchreckten Jüngling?

Euphaes.

Nein; das Glück
Iſt mir zu feind, zu feind, daß es mich
Im Sohne lieben ſollte.

Philäus.

Finſtrer Wahn!
Das Glück iſt treulos, um das Glück zu ſeyn,
Und nicht uns zu verfolgen. Doch geſetzt:
Es haſſe Dich, Dich mehr als andere;
Iſt jetzt der Fall, die Wirkung ſeines Erfolg
Zu fürchten? Wer begleitet ihn? Wer iſts,
In deſſen Schirm, als unterm breiten Schutz
Der göttlichen Aegide, Demarat
Jetzt ſicht, jetzt ſiegt? Iſts nicht Ariſtodem?

Euphaes.

Wen nennſt Du mir? O wär ers nicht! Er nicht!

Philäus.

So macht Dich Deine Furcht auch ungerecht?
Das geht zu weit! — Herr! an der Tapferkeit
Und Treu Ariſtodems verzweifeln, iſt
Beleidigung der Tugend! Wen von uns
Fürcht't der Spartaner mehr als ihn? Dich ſelbſt

Nicht ausgenommen, Dich; ſein Schrecken, ſein
Verderben! Wie ein Wetterſtrahl, mit dem
Der Donner Felſen ſpaltet, ſo brachſt Du
In ſeinen erſten Phalanx ein; Dein Schwerd
Fraß ganze Reihen. Endlich von der Zahl
Unſchimpflich übermannt, da Du, mit Dir
Meſſenens Heil zu ſinken drohteſt: wer,
Wer drang Dir nach? Wer hielt rund um Dich her
Der Rachſucht wilden Wirbel ab? Wer lud
Dich auf atlantiſche Schultern, theure Laſt,
Und trug Dich hoch durch den erſtaunten Feind
Hindurch? — Das that Ariſtodem! Da ſah
Der Feind, mit grimmiger Bewundrung, ſtarr
Ihm nach! Die Wunder, Herr, die er für Dich
Gethan, die kann er auch für Deinen Sohn
Thun. — Stammt er nicht vom Herkules, wie Du? —

Euphaes.

Hör auf! Wenn zog ich ſeine Tapferkeit
In Zweifel? Eben dieſe Tapferkeit,
Die iſts, vor der ich zittre. So wie ſie
Dem Tode trotzt, ſoll jeder neben ihr
Dem Tode trotzen: weniger, als ſie
Zu leiſten wagt, ſoll niemand leiſten. Ihr
Iſt Demarat nicht der geliebte Sohn
Des jammernden, verwaiſten Vaters; ihr
Iſt Demarat Soldat, und weiter nichts: —
Wie anders? Denn was weiß Ariſtodem
Von jenen, zartern, beſſern, menſchlichern
Empfindungen? der ſanften Macht des Bluts?
Dem ſüßen Recht der Sympathie? Er? er?
Der kalte Mörder ſeiner Tochter.

Philäus.

Sprich:
Der Tochter frommer Opfrer. Das Geboth
Des deutlichen Orakels —

Euphaes.

Das Geboth!
Der deutlichen Natur war älter! — Ich

Unglücklicher! Dem, der ſo wenig weiß,
Was Vater iſt, dem meinen Sohn vertrau!

Philäus.

Herr! Tiſis kömmt uns näher. Faſſe Dich,
Und ruff geſchwind die heitre Majeſtät
Zurück in Deine Miene.

Euphaes.

Tiſis! Was
Will Tiſis? Der prophetſche Tiſis!

Philäus.

Jetzt
Nicht Tiſis, der Prophet. Kein Purpur fließt
Ihm von der Schulter ab; kein Lorbeer gränzt
Das braune Haar; kein goldner Scepter blitzt
Aus ſeiner Rechte. Sieh! er tritt einher
Im Panzer und im ofnen Helme, ganz
Der Krieger!

Dritter Auftritt.

Tiſis. Euphaes. Philäus.

Tiſis.

König! . . . .
Dein Heer hört Mitleids voll die bange Furcht
Der väterlichen Liebe. Uns ſo wohl als Dir
Verweilt Dein Sohn zu lange. Nur
Ein Wort, ſo eilt mit mir ein fertger Trupp
Der Tapferſten ihm nach. Dieß iſts, warum
Ich kam.

Euphaes.

Meſſenier! o beſtes Volk,
Der Menſchen und der Griechen würdigſtes!

Der

Der Horoscop.

Perſonen:

Peter Opalinski. Palatin von Podolien.
Arete Opalinska, ſeine Gemalinn.
Lucas Opalinski, deren Sohn, und Caſtellan
von Criſſici.
Anna Maſſalska.
Zuzi. Sultan-Galga.
Amru. Ein Murſe.
Connor. Ein engliſcher Arzt.
Ein Bedienter des Lucas.

Der Horoscop.

Inhalt.

Unter dem Petrus Opalinśki waren die Tartarn in Podolien eingefallen, die Lucas bey Creſſici ſchlug. Bey der Verfolgung derſelben befreyte Peter die Anna Maſſalśka, welche die Tartarn aus Lemberg mit weggeſchleppt hatten. Oder vielmehr Anna Maſſalska war einem tartarſchen Murſen nicht ungern gefolgt, welcher ſich mit gutem Willen ſelbſt gefangen nehmen ließ, um ſeine geliebte Maſſalśka, die in der Pohlen Hände wieder gefallen war, nicht aus den Augen zu verlieren. So bald Peter die Maſſalska ſah, ward er ſterblich in ſie verliebt, welche Liebe er in jedem Blicke, den er auf ſie warf, verrieth. Auch auf den

Lucas hatte Maſſalska Eindruck gemacht, und er wünſchte ſehr, daß ihm dieſe Beute geworden wäre.

Nun war dem Petrus, dem Vater, von einem Aſtrologen, den er über das Schickſal ſeines einzigen Sohns um Rath fragte, vorher geſagt worden, daß dieſer Sohn, dieſer Lucas zwar ein braver Mann werden, und ſich um ſein Vaterland höchſt verdient machen, hierauf aber auch an ihm ſelbſt, dem Vater, zum Mörder werden würde. Die Worte, in welchen der Aſtrolog das Horoskop abgefaßt hatte, waren: Hoc temporis Monumento natus vir fortis futurus eſt, deinde parricida; die der Vater dem Sohne, bis auf das deinde oft ſelbſt vorgeſagt hatte, um ihn mit Zuverſicht auf ſich ſelbſt in allen ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen zu erfüllen.

So lange ſich Lucas noch eben durch keine ſonderbare Thaten hervorthun können, ſchwebte ihm nur die erſte Hälfte ſeines Horoſkops, vir fortis futurus eſt, vor den Augen. Kaum aber ſchien er ſich durch den Sieg über die Tartarn auf die höchſte Stuffe ſeines Ruhms geſtiegen zu ſeyn; kaum ſchien ihm von dieſer Seite die erſte Hälfte ſeines Horoſkops erfüllt: als ihm das deinde einfiel, bey welchem ſein Vater ſich allezeit unterbrochen. Er ſehnte ſich unendlich nun auch den übrigen Reſt ſeines Horoſkops zu erfahren; und weil er aus dem, daß ihm ſein Vater denſelben beſtändig verſchwieg, ſchließen zu müſſen glaubte, daß er höchſt nachtheilig ſeyn müſſe: ſo fehlte nicht viel, daß er äußerſt tiefſinnig darüber geworden wäre.

Indeß hatte Peters Gemalinn, und Lucas Mutter, Arete Opalinska, wohl bemerkt, welchen Eindruck Anna auf Petern gemacht habe, ob er ſchon nichts anders dabey dachte, als wie er ſie ſeinem Sohne zu freyen möchte. Sie fürchtete ſein ganzes Herz darüber zu verlieren, und war alſo auf den Einfall gekommen, dieſer ihr, wie ſie glaubte, ſo gefährlichen Liebe alle mögliche Hinderung in den Weg zu legen, in welcher Abſicht ſie ihrem Sohne ſelbſt die Anna gewaltig anprieß, und ihm unter den Fuß gab, ſie als die einzige annehmliche Belohnung für ſeine Heldenthaten von dem geretteten Königreiche zu verlangen. Ja, als Lucas dazu kein Gehör zu haben ſcheinet, und in ſeiner ganzen Seele der einzige Gedanke des verſchwiegenen deinde herrſcht: verſpricht ihm die Mutter das vollſtändige Horoskop zu ſchaffen, um ihn hierüber zu beruhigen.

Die Mutter hält auch wirklich Wort, und er lieſet das ſchreckliche Parricida. Was bey dieſem Worte in ihm vorgeht, iſt zu ermeſſen: ſo wie in dem Stücke ſelbſt der weitere Erfolg davon zu vernehmen.

Plan.

Plan.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

Vor dem Pallaſte der Opalinski.

Zuzi. Amru.

Amru erkennt den Zuzi, der ſich freywillig gefangen nehmen laſſen, und ſich für keinen Tartar, ſondern für einen wieder befreyten Pohlen ausgiebt. Zuzi entdeckt ſich ihm endlich und Amru ſagt ihm, daß er in der Theilung dem Leibarzt des Opalinski zugefallen, der bey dem allgemeinen Aufgebot Muth genug gehabt, die Waffen mit zu ergreifen. Dieſes giebt Gelegenheit, auf den jungen Opalinski zu kommen. Indem kömmt der Arzt.

Zweyte Scene.

Conner und Amru

aus dem Pallaſte, und Zuzi entfernt ſich. Man erfährt, wie es um den kranken Lucas ſteht, daß er beſtändig deinceps im Munde habe, und melancholiſch zu ſeyn ſcheine. Connor geht ab nach andern Patienten.

Dritte Scene.

Zuzi. Amru.

Worauf Zuzi wieder kömmt und das Geſpräch zwiſchen Zuzi und Amru fortfährt.

Vierte Scene.

Im Pallaſte der Ovalinski, und in einem Zimmer des kranken Ovalinski.

Peter. Lucas.

Lucas, der ſeinem Vater mit aller Gewalt das Geheimniß ablocken oder abdringen will. Der Vater geht ab, um dieſem Anhalten nicht länger ausgeſezt zu ſeyn.

Fünfte Scene.

Arete Opalinska. Lucas.

Arete preiſet ihrem Sohne die Anna an, und ſähe gern, daß er ſich nunmehr mit ihr verbände, es ſey auf die eine oder die andere Art. Lucas weigert ſich. Arete, die verſchiedene Urſachen davon vermuthet, führt verſchiedne nach der Reihe an, zum Exempel, daß ſie in den Händen der Tartarn geweſen. Lucas leugnet dieſe alle ab. Und da er ihr doch nur wenigſtens die Urſache geſtehn ſoll, ſagt er, daß ſeine Beſorgung wegen des deinceps ihn unfähig mache, auf etwas anders zu denken. Sie verſichert, ihn darüber zu beruhigen und ihm das verſiegelte Horoskop, von dem ſie wiſſe, wo es liege, zu ſchicken.

Zweyter Akt.

Erſte Scene.

Lucas.

Bekommt das verſiegelte Horoskop, erbricht, lieſet es und erſchrickt.

Zweyte Scene.

Connor. Lucas.

Jener findet ſeinen Kranken äußerſt alterirt. Lucas leitet das Geſpräch auf die Prophezeihungen, und was ihm der Arzt darüber ſagt, macht den Lucas noch unruhiger. Er räth ihm, ſich zur Ader zu laſſen, und führt den Lucas ab.

Dritte Scene.

In einem Zimmer des Peter Opalinski.

Peter. Anna.

Anna iſt in beſtändiger Schwermuth, und Peter ſucht ſie aufzuheitern. Man erfährt, daß ſie für ihren Vater und ihre Brüder in

Sorgen ſteht, nachdem ſie ihrem Zuzi entriſſen worden.

Vierte Scene.

Connor und die Vorigen.

Der Arzt hinterbringt dem Vater, daß er um den Kranken immer bekümmert werde. Seine Schwermuth nehme zu, und er rathe, daß man ihn ſo wenig als möglich allein laſſe. Der Vater geht ab, um ſelbſt ein Auge auf ihn zu haben.

Fünfte Scene.

Anna. Connor.

Der Arzt ſagt Annen, was er von ſeinem Gefangenen, einem eben jetzt eingebrachten Tartar gehört: daß die ihrigen noch alle wohl und am Leben. Sie iſt begierig, dieſen Tartar zu ſprechen, und der Arzt verſpricht ihn zu ſchicken.

Dritter Akt.

Erſte Scene.

Amru. Zuzi.

(Vorzimmer der Anna.) Anna kömmt und Amru entfernt ſich.

Zweyte Scene.

Zuzi. Anna.

Er erinnert ſie an ihr gegebenes Wort und an die Pfänder ihrer Treue, die er in Händen habe. Die freye Anna wiederholt ihm das Verſprechen, das ihm die gefangene Anna wider Willen gegeben zu haben ſcheinen könnte. (gehn ab)

Dritte Scene.

In dem Zimmer des Lucas.

Peter. Connor, und Bediente des Lucas.

Peter erkundigt ſich bey dem Arzt und dem Bedienten nach Lucas, der in einem Cabinete ſitzt, wo er ſich zur Ader gelaſſen. Peter erinnert ſich, daß man dieſes Cabinet von einer andern Seite beobachten könne, wohin er ſich begiebt.

Vierte Scene.

Lucas.

Der ſich die Adern aufreiſſen und ſich verbluten will. Indem erinnert er ſich an ſein Feuerrohr, das in dieſer Zeit erfunden war. Er weiß es geladen, und will ſich erſchießen.

Fünfte Scene.

Peter. Lucas.

Hierüber bricht plötzlich ſein Vater aus dem Gemach, und will es ihm aus den Händen reiſſen. Das Gewehr geht los, und trift den Vater. Der Vater fällt, und das ganze Haus kömmt zu Hülfe.

Vierter Akt.

Erſte Scene.

Conner. Lucas.

Der Arzt will den Lucas beruhigen, und freut ſich, ihn ſo beruhigt zu finden. Sie gehn zu dem verwundeten Vater, deſſen Umſtände ihm der Arzt ſehr erfreulich ſchildert.

Zweyte Scene.

Das Zimmer des alten Opalinski.

Arete. Peter.

Er will Areten keinen Verwurf machen, daß ſie dem Lucas das Horoskop gegeben. Er empfiehlt ihr Annen und entdeckt ihr, was er für Abſichten mit ihr und ſeinem Sohne gehabt.

Dritte Scene.

Lucas und die Vorigen.

Um dem verwundeten Vater das Reden zu erſparen, ſagt er ſelbſt alles, was ihm jener vielleicht ſagen könnte. Er verſichert ihn, daß er ruhig und gelaſſen ſey; auch ſelbſt, wenn mit dem Vater das Aeußerſte geſchehen ſollte.

Vierte Scene.

Amru und Zuzi.

Alles iſt in dem Pallaſte in der äußerſten Beſtürzung, und ſie glauben, ſich dem Zimmer der Anna nahen zu dürfen.

Fünfte Scene.

Anna kömmt, von der ſich alles entfernt hat, und will ſich ſelbſt nach dem Alten erkundigen. Sie erblickt den Zuzi, dem ſie ihre Zuſage wiederhohlt und ihn fortſchickt.

Sechſte Scene.

Lucas. Anna.

Siebende Scene.

Zu ihnen Arete, die nun ſchon gegen Annen ganz anders geſinnt iſt, und gern verhüten möchte, daß ſich Lucas mit Annen nicht zu vertraut mache.

Achte Scene.

Arete. Lucas.

Arete ſagt ihm kurz und gut, was man von ihm argwöhnen würde, wenn der Vater ſtürbe, und er um Annen würbe, nehmlich, daß er ſeinen Vater vorſetzlich aus dem Wege geſchaft.

Neunte Scene.

Dieſes fällt dem Lucas auf, und er bleibt bey ſeinem Vorſatze zu ſterben.

Fünfter Akt.

Vorher ein paar Scenen im Pallaſt, wo man den Tod des Peter erfährt.

Erſte Scene.

Lucas in einer bergigten Gegend.

Er iſt früh aufgeſtanden, und ſucht den

Abgrund, in welchem er bey der Schlacht mit ſamt ſeinem Pferde ſein Leben verloren hätte, wenn es noch einen einzigen Sprung gethan.

Zweyte Scene.

Zuzi und Anne, die entflohen ſind.

Dritte Scene.

Zu ihnen Lucas. Lucas erkennt Annen: erregt dem Zuzi Händel und fällt in ſein Schwerd und ſtirbt.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Amru. Zuzi.

(Die Scene iſt vor dem Pallaſte der Opalinski. Jener von der einen, und dieſer von der andern Seite.)

Amru,

indem er den Zuzi erblickt, erſtaunt.

Der nehmliche! Vollkommen wie er geſtern
Hier ebenfalls herum ſich trieb! Er iſts,
Er iſts gewiß! Ich ruf ihn an — Zuzi! —
Er thut als hör' er nicht! — Zuzi! Er kehrt
Sich an die Stimme; wirft zerſtreute Blick'
Ins Weite; fängt die Feuereſſen an
Zu zählen. Recht! So macht mans allerdings,
Wenn man nicht hören will — Er ſoll, er muß

Mich aber hören (er geht auf ihn zu, und
Zuzi, der ihn nicht anders
als ſehen kann, blickt ihm
fremd und gleichgültig ins
Geſicht.)

Zuzi.

Nu?

Amru.

Ja, wenn er mich
Im Ernſt nicht hört, nicht hören will: ſo hab'
Ich freylich mich betrogen. Nur nicht erſt
Seit heut und geſtern — (ſachte) Zuzi! Sultan Salga!

Zuzi.

Nu? Gelt das mir?

Amru.

Nicht? wahrlich nicht? So nehmts
Nicht übel (kehrt ihm manchmal den Rücken)

Zuzi.

Freund, ihr ſeyd — ja wohl ein Tartar?

Amru.

Ihr nicht? Ihr nicht? So nach als Zuzi jüngſt
Im Treffen blieb, ſtahl ſich ein böſer Geiſt
In ſeinen Leichnam? warf ein pohlniſches
Gewand um die zerfezten Glieder? und
Will Freund und Feind zum Beſten haben?

Zuzi.

Ich
Verſteh Euch nicht.

Amru.

Was alſo plaudern wir?
Lebt wohl! (will gehn)

Zuzi.

Bleib Amru! — Denn der biſt Du doch? —

Amru (ärgerlich)

Ich ſagte lieber nein.

Zuzi.

So? Dich zu rühmen?
Das kannſt Du doppelt, wenn Du Deiner Seits
Nur mich nicht kennen willſt, ſo bald Du mein
Geſchäft an dieſem Ort, in dieſer Tracht
Vernimmſt.

Amru.

Das iſt? — Was kann es anders ſeyn
Als unſre Schande wieder gut zu machen?
Als abzuſehen, wie am ſicherſten
Den ſtolzen Pohlen wieder beyzukommen?

Zuzi.

Das ſollt es freylich ſeyn.

Amru.

Und iſt?

Zuzi.

Ein Mädchen.

Amru.

Dacht'
Ichs doch!

Alcibiades.

Perſonen:

Alcibiades.

Artaxerxes, König in Perſien.

Pharnabaz, Landvoigt.

Suſamithres, deſſen Sohn.

Timandra, Geliebte des Alcibiades.

Alcibiades.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Alcibiades. Suſamithres.

Die zärtliche Freundſchaft gegen den Suſamithres, ob gleich die Eiferſucht ſeines Vaters, des Pharnabaz, zum Theil daran Schuld iſt, daß er den Hof verlaſſen.

Suſ. Das weis ich, mein Vater iſt ehrgeizig.

Alcib. Und weſſen iſt ein Ehrgeiziger nicht fähig, wie der größten Tugenden, ſo der ſchändlichſten Laſter, mit dem Unterſchiede nur, daß dieſe Laſter unfehlbare Laſter, und jene Tugenden ſehr zweifelhafte Tugenden ſind. — Wie ſpät habe ich das erkennen lernen! Daß ich es nicht eher erkannt, lag an Dir nicht, zärtlicher Sokrates! Mit welcher liebenden Hartnäckigkeit verfolgteſt Du meine Jugend, um mich zur Kenntniß meiner ſelbſt, meiner eignen Unwürdigkeit zu bringen, um den Stolz in mir zu unterdrükken.

In der Ebene von Perſepolis (Elymais) an dem Fluſſe Araxes.

Zweyter Auftritt.

Alcibiades. Euſamithres. Timandra.

Timandra ſpottet über ihre ſokratiſche Liebe und ſpottet den jungen Perſer weg.

Dritter Auftritt.

Alcibiades. Timandra.

Sie beklagt ſich nunmehr ernſtlicher, daß er ſie nicht mehr liebe. Alcibiades verſetzt, daß Timandra ihn nie geliebt habe, daß kein Frauenzimmer einer wahren Liebe fähig ſey. Er ſey zu wohl überzeugt, daß Timandra nichts, als eine eitle Nachahmerinn der Aſpaſia ſeyn wolle.

Unterdeſſen wird dem Alcibiades durch einen Hemerodrom die Ankunft des Königs gemeldet. Weil Alcibiades den Artaxerxes nicht ſucht, ſo muß Artaxerxes den Alcibiades ſuchen.

Timan. Wo ſind ſie hin, die glücklichen Zeiten, da ſtatt altväteriſcher Sinnbilder, ein kleiner Liebesgott, den Blitz in der Rechten, von Deinem goldnen Schilde ſchreckte? Da der lange Purpur nachläßig hinter Dir herfloß. Plut. S. 400. Da Dich die Ariſtophons in dem Schooße der zärtlichen Nemea mahlten, Plut. S. 404 und der drengende Pöbel das Gemälde voll Wohlgefallens angaſte.

Alcib. Iſt es Dir nicht genug, daß ich vierzig Jahr der Wolluſt und dem Ehrgeize, der ganzen ſchrecklichen Schaar der Laſter, gefrohnt habe? Die Thorheit hat den größten und beſten Theil meines Lebens, hindre mich nicht, den kurzen kalten Reſt der Weisheit zu weihen, hier in dieſer ruhigen Einöde will ich, als ich ſelbſt, und mir ſelbſt leben. Habe ich mich ſonſt leicht in alle Geſtalten umgeſchaffen, war es mir ſonſt einerley, ob ich den arbeitſamen, ſtrengen und mäßigen Spartaner, oder den wollüſtigen faulen Jonier, oder den ſchwärmenden bacchiſchen Thracier ſpielen ſollte, ſo will ich von nun an als der wahre Alcibiades leben.

Tim. Vortrefflich! Ein zweyter Timon, und lächerlicher als der erſte. —

Alcib. Timon war ſo lächerlich nicht, als Du vielleicht denkſt. —

Timand. War Timon nicht etwa gar ein Prophet? Als er Dich einſt von dem jauchzenden Volke begleitet ſah, wie freundlich, was er keinem gethan, kam er auf Dich zu. Erinnerſt Du Dich, was er ſagte: Vortrefflich, mein Sohn! und ergriff Dich bey der Hand; es freuet mich herzlich, Dich von Tag zu Tag größer zu ſehen, denn Deine Größe iſt das Verderben des Volks (Plut. S. 405.)

Alcib. Timon ſagte die Wahrheit. Ich Elender! — War ich es nicht, der aus Ehrgeiz die Athenienſer zu dem thörigten Unternehmen, Sicilien zu erobern brachte? (Plut. S. 405.) Nicht um die Athenienſer mächtiger zu wiſſen, nur um meine eigene Größe auf das überwundene Sicilien zu gründen. Der ich alle Nächte im Traume Karthago einnahm, Afrika unter das Joch brachte, von da nach Italien übergieng, als der Sieger des ganzen Peloponnes zurückkam, ich wollte aus Sicilien nichts als einen bequemen Waffenplatz für mich machen. Umſonſt widerſezte ſich der verſtändige Nicias; umſonſt ahnte dem Sokrates der unglückliche Ausgang, den ohne Zweifel ſein Gott begeiſtert hatte; umſonſt ergriff der ſternkundige Meton die brennenden

Fackeln, verbrannte im heiligen Unſinne ſein Haus, und weiſſagte bey der Flamme Niederlage und Verderben. Umſonſt, mein Ehrgeiz muſte geſtillt werden — umſonſt ertönten am Adoniſchen Feſte (Plut. S. 409) vorbedeutende Klagen (S. 410.)

Vierter Auftritt.

Timandra.

Sie iſt voller Zorn und Wuth und entſchloſſen, mit dem Kritias und den übrigen griechiſchen Geſandten gemeinſchaftliche Sache zu machen.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Artaxerxes. Pharnabaz. Alcibiades.

Verbindliche Vorwürfe des Artaxerxes. Der König eröfnet das Anbringen der griechiſchen Geſandtſchaft. Er verſpricht ſie abzuweiſen, und erklärt verläufig den Alcibiades zum oberſten Feldherrn ſeiner Heere, und zwar an die Stelle des alten Pharnabaz.

Artax. Du ſollſt der erſte an meiner Linken ſeyn. (W. G. IV. §. 444.)

Zweyter Auftritt.

Pharnabaz.

Pharnabaz iſt darüber empfindlich und voller rachſüchtigen Anſchläge. Siehe Otways Alcibiad S. 8. die ähnliche Rede des Tiſſaphernes.

Dritter Auftritt.

Pharnabaz. Suſamithres.

Siehe die ähnliche Scène beym Otway S. 22. zwiſchen dem Tiſſaphern und Patroklus.

Vierter Auftritt.

Pharnabaz. Kritias und Abgeſandte.

Pharnabaz verbindet ſich mit den griechiſchen Abgeſandten zum Verderben des Alcibiades.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Alcibiades. Artaxerxes.

Artaxerxes eröfnet dem Alcibiades ſeinen ganzen Entwurf; unter ſeiner Anführung nicht ſo wohl ſeinen Bruder Cyrus, als die Griechen zu bekriegen. Siehe zum Theil die Scene in des Capiſtron Alcibiades S. 33.

Artax. Schon halten ſich meine Herolde fertig, Erd und Waſſer von den griechiſchen Staaten zu fordern (W. G. IV. §. 13.)

Zweyter Auftritt.

Alcibiades. Suſamithres.

Suſamithres Freude, unterm Alcibiades bald zu fechten. Alcibiades benimmt ihm dieſe Hofnung. Von der Liebe zum Vaterlande.

Dritter Auftritt.

Timandra. Alcibiades. Suſamithres.

Timandra ſpottet wieder; bittet aber, daß Alcibiades die griechiſche Geſandtſchaft vor ſich laſſen wolle. Alcibiades macht deswegen Schwierigkeiten.

Vierter Auftritt.

Pharnabaz. Timandra. Alcibiad. Suſamithres.

Pharnabaz hebt dieſe Schwierigkeiten. Und Alcibiades verſpricht die griechiſchen Geſandten an dem Altare, welcher dem Schutzgeiſte des Sokrates aufgerichtet, zu ſprechen.

Fünfter Auftritt.

Pharnabaz.

Pharnabaz beſchließt, dieſe Unterredung den Artaxerxes hören zu laſſen.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Artaxerxes. Pharnabaz.

Sie kommen, die griechiſchen Geſandten, um den Alcibiades im Verborgenen zu hören. Der Perſiſche heilige Abſcheu gegen den Altar; dem Schutzgeiſte Sokrates.

Pharnab. Siehe, wie jeder dieſer Ungläubigen ſich einen eignen Gott ſchaft! Anſtatt den einigen Gott im Feuer, auf ſeinem ewigen ſichtbaren Throne der Sonne anzubeten, betet jeder ſein eignes Hirngeſpinſt, oder welches noch lächerlicher iſt, und Du hier ſiehſt, das Hirngeſpinſt eines Freundes an!

Zweyter Auftritt.

Alcibiades. Kritias und Abgeſandte.

Sie wenden alle Künſte an, ihn zu erſchüttern, daß er mit ihnen nach Griechenland zurück komme.

Krit. Durch Dich ſchwört noch jetzt die Athenienſiſche Jugend in dem Agrauliſchen Hayne, ſo oft die kriegeriſche Trompete ſie ruft, ihres Vaterlands Gränzen nicht enger als jenſeit aller bewohnten und bebauten Erdſtriche zu ſetzen. (Plut. 399.)

Alcib. Ich ſollte dem Volke trauen? Ich dieſem vielköpfigen Ungeheuer? Heute wird es Dich vergöttern, wenn Du willſt, und Morgen Dich als den Schaum der Uebelthäter verdammen. Ein einziger heimtückiſcher Verleumder, ein einziger Teucer iſt genug, es wider Dich in Harniſch zu jagen. (Pl. 416.) Da ich mich am feſteſten in ſeiner Gunſt glaubte, ward ich als der verfluchte Verſtümmler heiliger Bildſäulen, als der Verräther der Geheimniſſe der Ceres angeklagt und verdammt. Sollt ich den Fluch ſchon vergeſſen haben, den damals ſeine Eumolpiden wider mich ausſprachen?

Dritter Auftritt.

Timandra. Alcibiades. Kritias und Abgeſandten.

Timandra thut gleichfalls ihr Möglichſtes, und endlich wird Alcibiades bewegt und ſcheint wenigſtens ſchlüßig zu ſeyn, bey dem Könige heimlich ihr Beſtes zu beſorgen.

Vierter Auftritt.

Zu dieſen: Artaxerxes und Pharnabaz.

Der aufgebrachte König bricht hervor und macht dem Alcibiades die härteſten Vorwürfe, und erklärt ihm von nun an ſeinem Schickſale zu überlaſſen. Er befiehlt, den Altar des Sokrates zu zerſtören, den Ort zu reinigen und ein Pyreum an die Stelle zu bauen.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Alcibiades. Kritias.

Die heimtückiſche Freude des Kritias, den

Alcibiades bey dem Könige verdächtig gemacht, und in Ungnade gebracht zu haben.

Zweyter Auftritt.

Alcibiades. Suſamithres.

Suſamithres iſt entſchloſſen, jedes Geſchick mit dem Alcibiades zu theilen.

Dritter Auftritt.

Suſamithres. Pharnabaz.

Pharnabaz, nachdem der König im Zorne nach ſeiner Reſidenz zurückgekehrt, kömmt, ſeinen Sohn abzuhalten, ſich mit dem Alcibiades nicht ins Verderben zu ſtürzen. Suſamithres beruft ſich auf das Perſiſche Geſetz wider die Undankbarkeit, nach welchem es durchaus ſtrafbar ſeyn würde, wenn er den Alcibiades in ſo gefährlichen Umſtänden verließe. (W. G. IV. S. 138.)

Vierter Auftritt.

Alcibiades, verwundet. Suſamithres. Pharnabaz.

Alcibiades kömmt verwundet zurück und

ſtirbt. Suſamithres ſtürzt ſich in das Schwerd ſeines gereizten Vaters.

Was hält mich ab (indem Suſamithres das Schwerd zieht) eine That zu thun, die der Meynung, daß ich Dein Sohn geweſen, widerſpricht? (Al. W. H. IV. S. 124.)

Alcibiades verlangt, daß ihn Suſamithres vollends tödten ſoll und weil ſich der Freund deſſen weigert, ſo thut es Pharnabaz.

Fünfter Auftritt.

Zu dieſen ruft Pharnabaz herein Timandra, Kritias und Abgeſandten.

Kommt herein! Was ſchleichet ihr draußen herum, wie die feigen Jäger vor der Höhle des verwundeten Löwen?

Das

Das befreyte Rom.

Personen:

Brutus.
Tarquinius.
Collatinus.
Lucretia.
Publicola.
Römer.
Sklavinnen.
Lictores.
Salier.

Erſter Akt.

Erſter Auftritt.

(Forum)

Brutus.

Allein. Er entdeckt in kurzen Worten ſeine Verſtellung, die ihm zur Laſt zu werden anfängt.

Zweyter Auftritt.

Zwey Römer kommen dazu, die ſich von der Tyranney des Tarquinius unterreden. Sie werden den Brutus gewahr, kehren ſich aber nicht an ihn, weil ſie ihn für einen Unſinnigen halten. Sie erwähnen der letzten Frevelthat des Tarquinius an der Lucretia.

Drit-

Dritter Auftritt.

Lucretia erſcheint, von einer Menge Pöbel begleitet, und zwey Sklavinnen. Sie iſt wüthend, erzählt dem Volke ihre Schande. Erſticht ſich vor den Augen deſſelben und wirft den Dolch unter das Volk, mit dem Ausruf: meinem Rächer. Wird ſterbend abgeführt.

Vierter Auftritt.

Brutus ergreift den Dolch, da ſich keiner ihn aufzuheben wagen will. Die Menge lacht, daß er in ſeine Hände gefallen; betauert aber das Schickſal der Lucretia.

Zweyter Akt.

Erſter Auftritt.

Brutus zweydeutige und prägnante Spöttereyen über den Dolch, und die That, die damit verübet worden; gegen Verſchiedene aus dem Volke.

Zweyter Auftritt.

Es kommen die Lictores, das Volk auseinander gehn zu heißen. Das Volk treibt ſie aber weg.

Dritter Auftritt.

Brutus fährt mit ſeinen bedeutenden Poſſen fort.

Vierter Auftritt.

Tarquinius mit Lictoren erſcheint ſelbſt. Der Pöbel flieht aus einander, und läßt den Brutus auf dem Platze allein. Der König triumphirt über dieſe Furcht. Er läßt ſich mit dem Brutus ein, und er hört ihn als einen Narrn an. Der Pöbel ſteht von ferne. Brutus erſticht ihn, und geht raſend ab. Brutus wird ſterbend abgeführt.

Dritter Akt.

Erſter Auftritt.

Collatinus erſcheint, und redt an das Volk von ſeinen Anſprüchen auf den erledigten Thron.

Zweyter Auftritt.

Eine andre Menge kömmt hereingeſtürzt und ruft: Freyheit! Brutus!

Collat. Wie lange ſoll dieſer Raſende noch die Stadt verwirren!

Brutus. Hört mich, ihr Römer; ich bin kein Raſender, kein Wahnwitziger. Er declamirt wider die Könige und Collatinus muß ſich entfernen.

Dritter Auftritt.

Publicola erſcheint, den man als den Gemal der Lucretia annehmen muß. Brutus trägt ihm die Regierung auf; nicht als König, ſondern als Berather des Volks. Er erklärt, daß er ſie nicht ſelbſt annehmen könne, weil ihn ſeine Verſtellung untüchtig dazu gemacht.

Vierter Auftritt.

Die tanzenden Salier kommen herein. Und einer prophezeiht die künftigen Schickſale Roms; womit das Stück ſchließt.

Samuel Henzi.

Ein Trauerſpiel.

Ελευθεριας ἓν μεν το εν μερει αρχεσθαι και
αρχειν· ἓν δε το ζῆν, ως βουλεται τις.
Ariſt. Reſp. Lib. VI. c. 2.

Berlin 1749.

Perſonen:

Samuel Henzi.
Dücret.
Wernier.
Fuetter.
Richard.
Wyß.

Der Schauplatz iſt im Saal auf dem Rathhauſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Henzi. Wernier.

Henzi (kömmt in tiefen Gedanken und wendet ſich plötzlich um.)

Wer folgt mir? — Liebſter Freund, biſt dus? Wen ſuchſt du? — Mich?
Du folgſt mir nach? — Warum?

Wernier.

Und warum wunderts dich?
Hat mich nicht Henzi ſtets mit ofnem Arm empfangen?
Nur jetzo fragt er mich, was ich ihm nachgegangen?

Ich ſah erſtaunt, daß er ſo früh aufs Rathhaus ging,
Sich mit ſich ſelbſt beſprach, das Haupt zur Erde hing;
Ich ſah, daß Zorn und Gram ſo Blick als Schritt verriethen,
Ob ſie der Neugier gleich ſich zu entfliehn bemühten.
Der Anblick drang ans Herz —— Was quählte den edlen Geiſt?
Ich floh ihm nach, und ſeh — —

Henzi.

Was?

Wernier.

Daß es ihn verdreußt.
Ach! bin ich nicht mehr werth, ſein Unglück mit zu tragen?
Iſt er nicht Freunds genug, mirs ungefragt zu ſagen?
Hab ichs an ihm verdient, daß er ſo grauſam iſt,
Und mir den ſüſſen Weg zu gleichem Gram verſchließt?

Bedenke wie wir da uns brüderlich umfaßten,
Als wir, zu patriotiſch, die Haſſenswerthen haßten,
Als unterdrücktes Recht, als unſer Vaterland
Den zu beſcheidnen Mund kühn, doch umſonſt, entband.
Bern ſeufzet noch wie vor. Die Helden ſind vertrieben;
Doch iſt ihr beſter Theil in dir zurück geblieben.
Bern ſieht allein auf dich. Bern hoft allein von dir,
Freyheit, und Rach und Wohl. Drum Henzi, gönne mir
Das unermeßne Glück, wenn dich die Nachwelt nennet,
Daß ſie mich als den Freund von ihrem Schutzgott kennet.
Wie aber? —— Schweigſt du noch? —— Du ſiehſt mich traurig an?
O daß mein ſchwacher Geiſt dich nicht errathen kan!
O könnt ich göttlich jetzt in deine Seele blikken,

Und was du mir verhöhlſt dir unbewußt entrücken!
O ſtünde mir dein Geiſt ſo frey wie dein Geſicht,
Und ſchlöß ich dann daraus was jede Mine ſpricht!
Ich gäbe, könnt es ſeyn, dein Mißtraun zu beſtrafen,
Mein Leben zehnmal hin, dir Ruhe zu verſchaffen.
Zu meiner Rache dann erführſt du nimmermehr,
Wer dir den Dienſt gethan, daß ich dein Freund es wär.
Ja, Henzi, könnteſt du dich nicht erkenntlich zeigen,
Ich weis, es ſchmerzte dich, wie mich dein Stilleſchweigen.
Erwäge, geſtern ſchon wichſt du mir liſtig aus,
Und flohſt, mich nicht zu ſehn — — o Gott! — — in Dücrets Haus.
So mußte Dücrets Haus dich von dem Freund befreyen?

So hatteſt du mich mehr, als dieſes Haus zu ſcheuen?
Des Scheuſals unſres Staats? Warum nahm Bern ihn ein?
Wird ihm Bern heiliger als Genf und Frankreich ſeyn?
Doch —— du kehrſt dich von mir? Du willſt mich —— auch nicht ſehen.
Freund! —— Henzi! —— noch umſonſt? —— Henzi! —— Vergebnes Flehen?
Sprich! Sage was dich quählt? Warum beſchwer ich dich?
Was ſuchſt du hier ſo früh? Wie? Du verläſſeſt mich?
Wie? Soll ich dich etwan —— ſoll ich dich kniend bitten? ——

Henzi.

O Gott! o welcher Kampf! Was hat mein Herz gelitten!
O Freund, dein edler Geiſt iſt größres Glükkes werth,
Als, daß zu ſeiner Pein, er meine Pein erfährt.

Was nutzt mirs, daß mein Freund mit mir gefällig weine?
Nichts, als daß ich in ihm mir zweyfach elend ſcheine.
Frey, fröhlich, ungequählt hab ich dir ſonſt gedeucht.
Denn ſich verſtellen iſt bey kleinen Uebeln leicht.
Warum haſt du in mich jetzt tiefer blicken müſſen,
Und mir der Freudigkeit erborgte Larv entriſſen?
O wär es ſelbſt vor mir, wornach du fragſt, verſteckt!
Liebt ich dich weniger, hätt ich dir mehr entdeckt.
Du weißt es Zeit genug, wenn du es dann wirſt wiſſen,
Wann wir, ſtehe Gott uns bey, die Frucht davon genieſſen.
O Bern! o Vaterland! — — — doch ſchon zu viel geſagt!
Freund, habe nichts gehört! — — Freund, habe nichts gefragt!

Noch warte bis der Tag —— nur dieſer Tag vergangen,
Und morgen, liebſter Freund — —

Wernier.

Wär ich vor Gram vergangen.
O Bern! o Vaterland! Ja, ja, dein großer Geiſt,
Für Bern erzeugt, weis nicht, was mindre Sorge heißt.
Wie ſelig, Henzi, iſts, fürs Vaterland ſich grämen,
Und ſein verlaſſnes Wohl freywillig auf ſich nehmen.
Doch ſey nicht ungerecht, und glaube, daß in mir
Auch Schweizer Blut noch fließt, und wirket wie in dir.
Theil deine Laſt mit mir. Kann ich gleich minder faſſen,
So kann ich doch wie du, für Bern mein Leben laſſen.
Nicht morgen, heute noch eröffne mir die Bahn,

Worauf ich unter dir, Bern und dich rächen kann.

Henzi.

O ſage nichts von mir. Enterbt von Amt und Ehre,
Ertrüg ich mein Geſchick, wanns einzig meines wäre.
Wär jedes Amt im Staat mit einem Mann beſtellt,
Der dienen kann und will; ich ſpräch als jener Held:
Glückſelig Vaterland! du kannſt mich nicht verſorgen,
Der Helden ſind zu viel; und bliebe gern verborgen.
Allein, wann Eigennutz den kühnen Rath belebt;
Und wann den Grund des Staats die Herrſchſucht untergräbt;
Wann die das Volk gewählt zu ſeiner Freyheit Stützen,
Den anvertrauten Rang gleich ſtrengen Sceptern nützen;

Wann Freundſchaft ſtatt Verdienſt, wann Blut für Würde gilt;
Wann der gemeine Schatz des Geitzes Beutel füllt;
Wann man des Staates Flehn, der ſie aus Gunſt erkohren,
Der nur aus Nachſicht fleht, empfängt mit tauben Ohren;
Wann wer der Freyheit ſich das Wort zu reden traut,
Zum Lohn für ſeine Müh ein ſchimpflich Elend baut;
Freyheit! wann uns von dir, du aller Tugend Saame,
Du aller Laſter Gift, nichts bleibet als der Name:
Und dann mein weichlich Herz gerechten Zorn nicht hört,
So bin ich meines Bluts — — ich bin des Tags nicht werth.

Wernier.

Jetzt redte Henzi! Freund, ich fühl es, was er ſagte.

O wer gleich Bruto denkt, ſich auch gleich Bruto wagte.
Freund, du verſtehſt mich ſchon. Doch, ſieh hier meine Fauſt!
Gönn ihr den ſüſſen Stoß, wann du vor Blut dich grauſt.
Glaub mir, noch heute kann ich hundert Brüder finden,
Wann du — — wann Henzi nur ſich will mit uns verbinden.
Du weißt, was jetzt den Rath mit bangen Warten quählt.
Vielleicht, daß dieſer Streich geſchwind und glücklich fällt.
Vielleicht, daß das Geſchick, das noch den Wütrich ſtützet,
Zum Wohl des Vaterlands verſchworne Helden ſchützet.
Denn noch iſt nichts entdeckt, als was ein dunkles Blat
Von Mannſchaft und Gewehr kaum halb verrathen hat.

So bald man Freyheit! Bern! als ihre Löſung höret,
Muß ich der erſte ſeyn, der das Geſchrey vermehret.
O hört ichs heute noch! Und Henzi rief mit mir!
Und Bern wär heut noch frey, und frey gehorcht es dir,
Warum kenn ich ſie nicht und trage gleiche Bürde,
Daß mir des Staates Wohl, wie ihnen, ſauer würde,
Daß ich auch einſt mit Ruhm zum Kindern ſagen kann:
„So ſauer ward es mir! mein Leben wagt ich dran,
„Daß ich euch, mein Geſchlecht, als Freye könnte küſſen.
„Seyd ſtark, und laßt dieß Glück auch euer Kind genieſſen.

Henzi.

Du willſt ſie kennen?

Wernier.

Ja.

Henzi.

So kenn ſie dann in mir!

Wernier.

O redte Henzi wahr!

Henzi.

Kenn ſie in mir!

Wernier.

In dir?

Und haſt mir nichts geſagt? Mußt ich in deinen Augen
Der Freyheit ſonſt zu nichts, als ſie zu wünſchen taugen?
Freund, ungerechter Freund! —— Doch ich vergeß es ſchon,
Du haſt mirs noch entdeckt. Freund hier nimm deinen Lohn!
(Er umarmt ihn)
Doch eile, lehre mich, wer? wo ſind deine Glieder?
Sind ſie des Hauptes werth? Sinds meiner würdge Brüder?

Wie weit iſts? Iſt ihr Zweck mehr als Bern zu befreyn?
Doch, du regierſt das Werk, wie kanns zu tadeln ſeyn?
Vergib dem ekeln Stolz, der gern nichts wagen möchte,
Als was ihm Ruhm, und Bern die alte Hoheit brächte.

Henzi.

Beſorge nichts, auch uns iſt nicht die Ehre feil.
Auch unſer Endzweck iſt nichts ſchlechters als Berns Heil.
Der Gott des Vaterlands, der unſern Schwur vernommen,
Von dem, von dem allein uns Glück und Sieg muß kommen,
Der dreymal mächtge Gott ſtraf uns, und unſer Kind,
Wann ſein allſehend Aug uns eigennützig findt;
Wann wir die Tyranney nur darum rächen wollen,

Daß unſre Brüder ſie in uns vertauſchen ſollen;
Wann nach vollbrachter That —— doch ſo weit komm es nie,
Sind wir ſo raſend frech, dann mehr zu ſeyn als ſie.
Fuetter, Richard, Wyß, die ehrenvollen Namen,
Der unverfälſchte Reſt vom freyen Schweitzer Saamen,
Die weder Stand noch Glück zum Pöbel niederdrückt,
Den Freyheit kaum ſo lang, als ſie neu iſt entzückt,
Die ſinds, und andre mehr, die heut im Rath es wagen,
Den ungerechten Dienſt ihm drohend aufzuſagen.
Sieh! darum bin ich hier. Ich führ für ſie das Wort ——

Wernier.

Und morgen zieht ihr dann aus Bern vertrieben fort.

Wie? mehr vermögt ihr nicht? Ohnmächtiges Beſchwören!
Euch, nur im Drohen ſtark, wird keine Otter hören!
Ja führe nur das Wort! donnre wie Cicero.
Du weißt es wie er ſtarb, vielleicht ſtirbſt du auch ſo.
Den Wütrichen das Recht keck unter Augen ſetzen,
Giebt unglückſelgen Stoff, daß ſies nur mehr verletzen.
Beſinn dich, wie es ging, nun iſts das fünfte Jahr — —
Nein, wenn der Nachdruck fehlt, ſo unterlaßts nur gar.

Henzi.

Auch dieſen haben wir. Bewehrt zum nahen Streite
Steht uns bey bey tauſenden das Landvolk treu zur Seite.
Fuetter wacht am Thor, und läßt es heut noch ein;

Denn länger als den Tag ſoll Bern nicht dienſtbar ſeyn.
Ich ſelbſt kann tauſend Mann mit Flint und Schwerd bewehren,
Die bey dem erſten Sturm ſich muthig zu uns kehren.
Und zweifelſt du, wann uns der Ausbruch nur gelingt,
Daß nicht Berns beſter Theil zu unſrer Fahne dringt?
Doch alles wird man eh, als dieſes äußre wagen.
Den Fleck des Bürgerbluts kann kein Schwerd rühmlich tragen.
Drum wollte Gott, der Rath vernähm uns heute noch!
Denn heute noch iſts Zeit, und linderte ſein Joch,
Und gönnte ſich den Ruhm, der keinen König zieret,
Daß er ein freyes Volk durch freye Wahl regieret.

Dieß macht Regenten groß, kein angemaßtes Recht.
Kein Menſchen ähnlich Heer, von Gott verdammt zum Knecht.
Freund, kann es möglich ſeyn, daß die ſich glücklich ſchätzen,
Die unverſchämt ſich ſelbſt an Gottes Stelle ſetzen?
Daß der vor Scham nicht ſtirbt, der überzeugt kann ſeyn,
Kein Herz räum ihm die Ehr, die er ſich raubet, ein?

Wernier.

So weit denkt kein Tyrann. Er ſchätzt ſich gnug verehret,
Wann ſich ein ſcheuer Blick vor ihm zur Erde kehret.
Doch, welche Luſt, o Freund, erfüllt mein bebend Herz,
Empfindbar dem allein, der mit gerechtem Schmerz

Für Bern in Thränen floß, und flehte Gottes Rechte,
Daß ſie uns einen Held zum Rächer rüſten möchte.
Hier ſteht er dann in dir. Aus Ehrfurcht nenn ich dich
Nun nicht mehr meinen Freund.

Henzi.

Freund, ſo beſchämſt du mich?

Wernier.

Nun wohl, komm, eile dann, den Helden mich zu zeigen.
Wo ſind ſie? :: Komm! :: Du bleibſt? :: Du ſchweigſt? :: Was ſagt das Schweigen?

Henzi.

Freund dieß verlange nicht.

Wernier.

Wie? komm doch! Soll ich nun
Den Schwur, den ſie gethan, nicht dir und ihnen thun?

Henzi.

Ich trau dir ohne Schwur.

Wernier.

Allein ich will ſie ſehen.

Henzi.

Du wirſt, wenn du ſie ſiehſt, erzürnt von ihnen gehen.

Wernier.

Fuetter, Richard, Wyß — — die ſollten, ſprachſt du, ſeyn.
Sind ſie es nicht?

Henzi.

Sie ſinds, doch ſind ſies nicht allein.
Es hat ein Ungeheur ſich unter uns gedrungen,
Der flüchtge Rottengeiſt, verflucht von tauſend Zungen,
Und nach Verdienſt verflucht; den nicht die Sorg um Staat,
Den Rach und Grauſamkeit uns zugeführet hat;
Der die Tyrannen haßt, nur um Blut zu vergieſſen,

Und den, o hart Geſchick, wir doch erhalten müſſen.
Sieh! das macht meinen Gram. Ich ſcheu den tollen Geiſt,
Der uns vielleicht mit ſich in ſein Verderben reißt.

Wernier.

Wer iſts?

Henzi.

Er, der wohin er kam, die Ruhe ſtörte,
Der jüngſt mit frecher Stirn dein Kind zur Eh begehrte.

Wernier.

Wer? Dücret?

Henzi.

Eben der.

Wernier.

Der ehrenloſe Mann?
Was geht Fremdlingen Bern, und unſre Freyheit an?

O ſpeit ihn aus von euch! daß er die beſte Sache,
Die beſten Bürger nicht durch ſich verdächtig mache.
O ſpeit ihn aus von euch! Nehmt mich an ſeine Statt,
Der mindre Bosheit zwar, doch gleiche Kühnheit hat.
Wer wird ſich lieber nicht zur Sclaverey bequemen,
Wenn er die Freyheit ſoll von Dûcrets Händen nehmen?
O heute ſtoßt ihn noch — —

Henzi.

Und ſo verlangſt du wohl,
Daß er uns heute noch mit Bern verrathen ſoll?
Sonſt wär es längſt geſchehn — —

Wernier.

O dem iſt vorzubeugen.
Mein Arm lehrt ihn geſchwind ein ewig Stillſchweigen.

Henzi.

Nur gleich getödtet! Freund, wenn wir ſelbſt uneins ſind — —
Doch, hör ich recht? Er kömmt. Verlaß mich! Geh! Geſchwind!
Ich hab ihn her beſtellt. Ich will dich wieder finden.
Geh! und laß deinen Zorn die Klugheit überwinden.

Zweyter Auftritt.

Henzi. Dücret.

Henzi.

Er hat ihn doch geſehn.

Dücret.

Ha! alles ſteht uns bey.
Hat Henzi Muth genug, ſo ſind wir morgen frey.

Henzi.

Ein Geiſt wie du, hat ſtets die Vorſicht ausgeſchlagen.

Was wüßteſt du auch mehr, als tollkühn dich zu wagen?
An Muthe fehlt mirs nicht. Doch an Bedacht fehlts dir.

Dücret.

O an Bedacht! Doch ſprich, war Wernier nicht hier?
Vertrauſt du dich dem auch?

Henzi.

Kann ich mich dir vertrauen,
So kann ich doch wohl auch auf einen Berner bauen.

Dücret.

Trau, Henzi, traue nur, bis du verrathen biſt.
Was hilfts ein Berner ſeyn, wenn man ein Sklave iſt?
Ich kenn ihn mehr als du. Er iſt dem Rath gewogen,
Sonſt hätt er längſt mit mir ein feſtes Band vollzogen.
Warum nimmt er mich nicht zu ſeinem Tochtermann?

Weil er den Feind des Raths in mir nicht lieben kann.
Denn ſo klein bin ich nicht, daß eine tolle Liebe
Den Haß der Tyranney aus meiner Bruſt vertriebe.
Er hebt vielleicht ſein Kind für einen Rathsherrn auf — —

Henzi.

O laß der frechen Zung nicht allzuſehr den Lauf.
Schon mich in ihm. Er iſt mein Freund.

Dücret.

Das kann man hören.
Die Wahrheit würdſt du mir ſonſt nicht zu ſagen wehren.

Henzi.

Er haßt den Rath und dich. Nur haßt er dich noch mehr.
Doch ſchweig davon. — — Kommt bald Wyß und Fuetter her?
Ich habe vieles noch mit ihnen zu beſchließen — —

Dücret.

So wird auch dieſer Tag wohl ungebraucht verflieſſen.
Es iſt gnug überlegt. Wag was man wagen muß,
Nur kröne durch die That des langen Zauderns Schluß.
Komm mit mir aus der Stadt das Landvolk zu verſtärken,
Und zeige dich die Nacht mit blutgen Wunderwerken.
Erſchrecke, morde, brenn, vertilge Kind und Haus,
Und löſch mit Feur und Schwerd Berns Schimpf und Knechtſchaft aus.
Du ſchütterſt? — — Feiger Mann — —

Henzi.

Nur feig zu Grauſamkeiten.
Geh, Unthier, deine Wuth ſoll mich vom Recht nicht leiten.
Weißt du, ob Gott nicht ſelbſt an unſre Freyheit denkt,

Er, der der Groſſen Herz wie Waſſerbäche lenkt,
Daß ſich der harte Rath auf unſer Flehn erweichet,
Und dann am gröſten wird, wann er dem Bürger gleichet?
Verdienen ſie den Tod, ſo hat Gott ſeinen Blitz.

Dücret.

Auf ſo was kleines ſieht er nicht vom hohen Sitz.
Er hat von Sorgen frey, Tyrannen zu beſtrafen,
Empfindlichkeit und Wuth und Stahl und Fauſt erſchaffen.

Henzi.

Schweig Läſtrer! Ich erweiſ an dir ſonſt mit der That
Warum er, was du nennſt, allein erſchaffen hat.
Biſt du nicht haſſenswerth?

Dücret.

Nun wohl, man mag mich haſſen,
Darf ſich mein freyer Geiſt nur nicht gebieten laſſen.
Ich bin ſchadlos genug. Sey du die Luſt der Welt,
Und dien gerechter Mann, ſo lang es dir gefällt.

Henzi.

Fein höhniſch! Dienſt du nicht, wenn du den Laſtern dieneſt?

Dücret.

Wie lehrreich! Dienſt du nicht, wenn du dich nichts erkühneſt?
Was ſoll dir dann die Macht?

Henzi.

Durch ſie Bern zu befreyn,
Den Rath zu nöthigen, groß und gerecht zu ſeyn.
Er bleibe, was er iſt, wann er uns nicht mehr drücket,

Wann Dienſt und Regiment zum gleichen Theil beglücket,
Wann er als ſeinen Herrn erkennt das Vaterland
Und iſt nur, was er iſt, des Volkes Mund und Hand.
Wie gern wird Bern alsdann in ihm ſich ſelber lieben — —

Dücret.

Und er die Tyranney nur etwas feiner üben.
Du haſt Verſtand genug zu einem Rädelsmann,
Doch Tugend allzuviel.

Henzi.

Die man nie haben kann.

Dücret.

Wer iſt je ohne Blut der Freyheit Rächer worden?
Wer ſich zu dienen ſcheut, der ſcheut ſich nicht zu morden.
Die Noth heißt alles gut. Sie hebt das Laſter auf;

Und bald wirds Tugend ſeyn, folgt Glück und Sieg nur drauf.
Wer Unkraut tilgen will, darf der die Wurzeln ſchonen?
Sie wird die gütge Hand mit neuer Mühe lohnen.
Drum ſoll die Nachwelt auch durch uns geborgen ſeyn,
Und wollen wir in uns auch unſer Kind befreyn,
So muß die Tyranney und der Tyrann erliegen,
Denn nur durch deſſen Tod iſt jene zu beſiegen.
So denkt Fuetter, Wyß, ſo denkt Richard und ich,
Und deine Gütigkeit ſcheint allen hinderlich.
Sieh, Henzi! dieſes Blat läßt dir die Namen wiſſen,
Die alle dieſe Nacht durch uns erkalten müſſen.
Nimm. Lies es. Folget mir, geht heute nicht in Rath;
Weil er ohndem Verdacht, obgleich auf uns nicht, hat.

Lies nur, doch laß dich nicht der Namen Menge ſchrecken.
Ihr ſchneller Tod wird uns die Freyheit auferwecken.
Was wagt man — —

Henzi. (lieſet.)

Steiger? Wie? Der ſoll der erſte ſeyn?
Der redlichſte des Raths? Das geh ich nimmer ein.
Soll das gerechte Haupt der Glieder Frevel büſſen?
Ihn hat Freundſchaft und Blut dem Vaterland entriſſen.
Er kann Berns Vater ſeyn. Bern ſeufzet noch um ihn.
Drum laß uns ihn dem Schimpf, ſein Herr zu ſeyn, entziehn.

Dücret.

Wohl! durch den Tod.

Henzi (zerreißt das Blat.)

Da nimm die unglückſelge Rolle
Und ſage deiner Brut — — —

Dücret.

Daß Henzi dienen wolle?
Daß ihm des Feindes Blut wie ſeines koſtbar iſt?
Daß er des Staates Wohl um Steigers Wohl vergißt?

Henzi.

Ja Raſender!

(geht zornig ab.)

Dritter Auftritt.

Dücret.

Er geht? Henzi! Henzi! Verräther!
Ha! deiner Weichlichkeit ſchein ich ein Miſſethäter?
Wer? Steiger! Steiger findt in Henzi ſeinen Freund?
Er ſoll dem Tod entfliehn? Er? Mein geſchworner Feind?
Aus Rache gegen ihn hat Dücret ſich verſchworen —

Und ſollt' er Henzis Bruſt mit ihm zugleich durchboren —
Die Rache ſey vollführt! Und weh dem Hinderniß!
Ha! Steiger! nur Geduld! die Rach iſt allzu ſüß.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dücret. Fuetter. Richard. Wyß.

Dücret.

Kommt Freunde! Und vereint gemeinſchaftliche Rache.
Kämpft, wann ihr kämpft, für Bern, doch auch für eure Sache.
Der Tag iſt endlich da. Und — wär er ſchon vorbey!
Und ſtürzte Nacht und Tod die lange Tyranney!

Ich ſeh gerechte Scham durch eure Wangen dringen.
Doch kann die Scham allein die Freyheit wieder bringen?
(Fuetter ſieht ihn zornig an)
So! zeiget allgemach des Zornes edle Spur!

Fuetter.

Schweig! dieſen edeln Zorn reitzt deine Frechheit nur.
Wahr iſts; wir ſchämen uns der ungeerbten Ketten,
Doch ſchämen wir uns mehr, mit Schimpf uns zu erretten.
Des unterdrückten Staats großmüthge Rächer ſeyn;
Sich für das Vaterland, und nicht für ſich, befreyn;
Verwegne Richter nur, nicht das Gericht abſchaffen;
Den Mißbrauch ihres Amts, und nicht ihr Amt zu ſtrafen,
Iſt ein zu heilig Werk, als daß ein Geiſt wie du,

Voll Rach und Eigennuz, ein Feind gemeiner Ruh,
Ein Fremdling, der ſich uns nur ſchrecklich ſucht zu machen,
Es würdig unternähm.

Dücret.

Dein Stolz iſt zu verlachen.
Denn gleichwohl braucht ihr mich.

Fuetter.

So braucht ein Arzt das Gift,
Das auſſer ſeiner Hand nur hämſche Morde ſtift.

Dücret.

Das Gleichniß iſt gewählt! Auch Henzi würd es loben,
Der nur von Tugend träumt und läßt Tyrannen toben.
Doch lieber ſprich mit Ernſt, als oratoriſch ſchön,
Den Helden minder gleich, die auf der Bühne ſtehn,
Und auf des Sittenſpruchs geborgte Stelzen ſteigen,

Dem Volk die Tugenden im falſchen Licht zu zeigen.
Sprich ungekünſtelt! Sprich! Was habt ihr bis anjezt
Der Freyheit euers Berns, auf das ihr trotzt, genützt?
Hab ich das Schwerſte nicht ſtets auf mich nehmen müſſen?
Denn ihr könnt weiter nichts, als rathen, zweifeln, ſchlieſſen,
So tugendhaft ihr ſeyd, ſo durſtig nach der Ehr;
Und eine Heldenthat erfordert etwas mehr.
Hab ich das Landvolk nicht zu unſerm Zweck gelenket?
Hat euch nicht meine Liſt manch mächtig Glied geſchenket?
Vielleicht wär euer Muth zwar ohne mich gleich groß,
Doch wär er ohne mich, zum mindſten, waffenlos.
Zur Kühnheit in der Bruſt gehört auch Stahl in Händen,

Was dem entflieht muß dann ein donnernd Rohr vollenden.
Seht! ſchickt den kühnſten Held ohn dieſes in den Streit;
Die Feigheit zielt; er fällt. O weibiſch tapfre Zeit!
Jedoch, was brauch ich viel zu meinem Ruhm zu ſagen?
Wer ſeine Thaten rühmt, will keine größern wagen.
Nur darum ſeht ihr mich mit neidſchem Hochmuth an,
Daß ich kein Bürger bin, doch mehr als er gethan.
Ein großes Herz muß ſich an keinen Undank kehren.
Beſchimpfet ihr mich gleich, und wünſcht mich zu entbehren,
Und nennt mich eures Ruhms gewiſſes Hinderniß;
Die Strafe wär zu hart, wann Dücret euch verließ.

Er kennet ſeinen Werth. O möchtet ihr ihn kennen,
Und ihm der Treue Lohn, euch zu erretten, gönnen.
Für alle ſeine Müh, für alle die Gefahr,
Verlangt er ſtatt des Danks; man ſtell ihn größrer dar.
Für Bern und ſeinen Schwur wünſcht er Glück, Blut und Leben,
Ja, dem dieß alles weicht, die Tugend aufzugeben.
Sie, die nur allzu oft den ihr geweyhten Geiſt,
Von groſſen Thaten ab, zu kleinen Scrupeln reißt;
Die ſelten Helden ſchaft, doch öfters ſie erſticket,
Noch eh der kühnen Fauſt ein nützlich Laſter glücket;
Die ſich für Blut entſetzt, auch wann es büſſend fließt,
Und der ein Heldenmord die größte Schandthat iſt:

Die opfr ich für euch auf. Was ihr abſcheulich ſchätzet,
Das überlaßt nur mir, der ſich vor nichts entſetzet.
Folgt mir. Geht nicht in Rath; und ſpart euch auf die Nacht,
Eh das verlangte Recht euch ihm verdächtig macht.
Was ſollen Recht und Flehn bey einem Wüterich nützen,
Der ſeine Laſter muß mit neuen Laſtern ſtützen?
Gnug, daß er unbereut, zum Sterben unbeſchickt,
Sein Unrecht und den Tod in einem Nu erblickt.

Wyß.

Wahr iſts; wir ſind der Welt ein ſtrafend Beyſpiel ſchuldig.
Man dient ſchon halb mit Recht, murrt man blos ungeduldig,
Wagt ſich die feige Fauſt ſelbſt an den Feſſel nicht,

Der, wann er brechen ſoll, mit Blut gebeizt nur bricht.
Laßt, Freunde, länger nicht euch einen Fremdling treiben,
Und in des Mietlings Hand des Staates Wohlfahrt bleiben,
Sein Beyſpiel ſchimpfet uns — —

Dücret.

Zwar iſt der Schimpf ſehr klein,
Doch möcht er euch ein Sporn, mich ſo zu ſchimpfen ſeyn!

Richard.

Schweig Dücret! Gnug, wir ſind aus unſerm Schlaf erwachet.
Zorn, Rach und Wuth entbrennt. Du haſt ſie angefachet.
Dein Ruhm iſt Neides werth; und dieſer gnüge dir.
Des Werkes ſchwerern Theil, den übernehmen wir.
Von uns, von uns nur will ſich Bern befreyen laſſen.

Steh ab! Es möchte dich ſtatt alles Dankes haſſen.
Wir ſind uns ſelbſt genug. Es zeige dieſe Nacht,
Ob uns die Tugend nur zu feigen Bürgern macht;
Ob ſie das Rachſchwerd nie in fromme Hände faſſet,
Ob ſie des Wütrichs flucht und ſeinen Tod doch haßet.
Ihr wißt es, Blut und Glück verbindet mich dem Rath.
Doch Blut und Glück gehört zu allererſt dem Staat.
Sein Wink, ſein Wohl ſey uns die heiligſte der Pflichten,
Und ſoll man Fauſt und Stahl auf einen Vater richten.
Umſonſt hegt ein Tyrann mit mir verwandtes Blut;
Ich thue das an ihm, was er am Staate thut;
Er unterdrückt ſein Recht; ich will ſein Blut verſpritzen.

Flieht von entheiligten, ſonſt frommen Richterſitzen!
Kommt, Wyß, Fuetter, kommt!

Fuetter.

Wohin erhitztes Paar?

Richard.

Wohin die Freyheit ruft; in rühmliche Gefahr.
Kommt, laſſet nur den Rath noch heute ſicher wüten,
Des künftgen Morgens Glück ſoll alles froh vergüten.

Fuetter.

Hat Dücret doch geſiegt? Und werdet ihr ihm gleich?
Pflanzt er durch grobe Liſt auch ſeine Wuth in euch?
Ihr ſeyd des Haupts nicht werth, das uns der Himmel ſchenket,
Das nur auf Freyheit ſinnt, da ihr nur Rache denket.

Euch kennet Henzi nicht; und euch verkenn auch ich.
Nennt mich nicht euer Glied, dieß Bündniß ſchimpfte mich.
Geht! raſet, mordet nur, und ſtürzet eure Brüder,
Sind es Tyrannen gleich, mit ſamt dem Staate nieder!
Doch wißt, ich werd es ſeyn, der euch dem Rath entdeckt,
Und eurer blinden Wuth gewiſſre Grenzen ſteckt.
Der Staat verſprach in euch ſich edle freye Bürger,
Und findet im Voraus leichtſinnge Brüder Würger?
Welch Bubenſtück, hebt ihr die Freyheit alſo an,
Iſt ſchrecklich gnug, das er von euch nicht fürchten kann?
Nein, ewig drücke den der Knechtſchaft Schand und Bürde,
Der ſeine Freyheit nur zu Laſtern brauchen würde.

O Freyheit, welcher Schimpf! o Henzi, welche Quaal
Steht deiner Jugend vor — —

Dücret.

Spar auf ein andermal
Dein unſchmackhaftes Lob. Vielleicht wirds bald geſchehn,
Daß ihr ihn unverlarvt, wie ich ihn ſah, könnt ſehen.
Geſchicht es nicht zu ſpät, ſo dankt es einzig mir.
Du drohſt uns mit Verrath, doch — — zittre ſelbſt dafür!
Vielleicht — — ich zweifle nicht — — Wir ſind wohl ſchon verrathen.

Suetter.

Ha! Einem Dücret träumt von lauter Miſſethaten.
Geh nur! ſteck andere mit deinem Mißtraun an.
Wer thäte ſo was? — — Doch, vielleicht haſt dus gethan?
Du nur — —

Dücret.

Iſt das mein Dank, wann ich euch hinterbringe,
Daß Steiger ſelbſt vielleicht in eur Geheimniß dringe?
Daß ein treuloſes Glied den ſchweren Schwur verlacht,
Und Mitgenoſſen ſich, die ihr nicht kennet, macht;
Daß es mit jedermann den groſſen Vorſatz theilet,
Der ſchon von Haus zu Haus, von Ohr zu Ohren eilet;
Daß es der Strafe trozt, die es auf den Verrath
Mit euch ſelbſt feſtgeſetzt, mit euch beſchworen hat.

Richard.

Er trozt der Strafe! Wie? Wer iſts? Du mußt ihn nennen.
Es ſoll nur eines ſeyn, ihn tödten und ihn kennen.

Er ſoll dem Himmel eh, als unſrer Straf entfliehn.

Wer iſt es?

Fuetter.

Wer?

Wyß.

Wer iſts?

Dúcret.

Hier kömmt er! ſtrafet ihn!
(Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Henzi. Fuetter. Richard. Wyß.

Henzi.

Bin ich noch euer Freund? — — Beſtürzt euch dieſe Frage,
So gönnt mir, daß ich euch als Freund die Wahrheit ſage.
Der groſſe Tag iſt da, der Bern und euer Wohl,
Mit Bitten oder Macht, ſtets billig, richten ſoll.

Doch wünſch ich, blieb er nur ſo lange noch entfernet,
Bis ihr was Tugend ſey, was eure Pflicht, gelernet.
Noch kennt ihr beydes nicht. Und wünſchet frey zu ſeyn?
Wißt, Pflicht und Tugend nur muß dieſes Glück verleyhn.
Ein Laſterhafter kann zwar ohne Herrſcher leben,
Stolz ohne Ketten gehn, vor keinem Richtſtuhl beben;
Doch alles dieſes iſt der Freyheit kleinſter Theil.
Nur gleichgetheilte Sorg um das gemeine Heil;
Nur fromme Sicherheit, rechtſchaffen ungezwungen,
Nicht unbelohnt zu ſeyn, und nie zur Lehr gedrungen,
Der Wahrheit, die man fühlt, nicht die der Prieſter ſehn
Und für uns ſehen will, freymüthig nachzugehn:

Nur unverfälſchtes Recht, wenn ärmre Bürger bitten;
Nur ungeſtörte Wahl gleichgültger Mod und Sitten;
Nur unbeſchimpfte Müh, die nicht, ſtatt Lohns Genuß,
Der Groſſen faulen Bauch mit ſich ernähren muß;
Nur ſchmeichelhafte Pflicht fürs Vaterland zu ſtreiten,
Statt eines Königes herrſchſüchtgen Eitelkeiten,
Um die ein raſend Schwerd eh tauſend Bürger frißt,
Als er ein einzig Wort in ſeinem Titel mißt:
Nur dieſes, Freunde, macht der Freyheit ſchätzbar Weſen,
Für die ſchon mancher Held den ſüſſen Tod erleſen.
Sagt denn, ob man bey ihr die Tugend miſſen kann,
Die ihr ſo kühn verletzt, als kühner kein Tyrann?

Iſt denn der Blutdurſt auch zu einer Tugend worden?
Und iſt es Bürgerpflicht, die Bürger zu ermorden?
Ein Vorſatz gleicher Art ſteht nur Rebellen an.
Seyd ihr Rebellen? Wohl! Geht, ſucht euch euren Mann.
Für Helden hielt ich euch, die für den Riß ſich ſtellen,
Von dieſen ward ich Haupt, und kein Haupt von Rebellen.

Richard. (ſpöttiſch.)

Gewiß ein feiner Grif! hört und bewundert ihn!
Daß man Vorwürfe macht, Vorwürfen zu entfliehn.
Iſt denn die Untreu auch zu einer Tugend worden?
Welch Laſter ziert uns mehr, verrathen oder morden?

Henzi.

Was ſagſt du? — — Solchen Spott verſtehet Henzi nicht.
Ich hör es allzuwohl, daß Dücret aus euch ſpricht.
Wars ihm noch nicht genug, ins Laſter euch zu ſtürzen?
Müßt ihr, auf ſeinen Trieb, auch Henzis Ehre kürzen?
Scheint der, der für ſich nichts, und alles für den Staat,
Und eure Rechte thut, euch fähig zum Verrath?
Wie? oder iſt bey euch, wer ſich ein Miſſethäter
Zu werden ſcheut — — iſt der ſo gleich auch ein Verräther?
Noch reuet mich es nicht, was ich im Zorn gethan.
Der Zorn war tugendhaft. Er ſtünd euch allen an.
Die unglückſelge Roll riß ich in hundert Stücken.

O möcht ein gleiches mir mit eueren Herzen glücken!
Riß ich die Wuth heraus, noch eh ſie Wurzel ſchlägt,
Noch weil der ſeichte Geiſt der Menſchheit Spuren hegt.
Jedoch auch die ſind hin. Sonſt würdet ihr erblaſſen,
Und nicht den, der euch ſtraft, das was er ſtrafet haſſen.
Wann eure Wuth nur Blut, nur Blut der Bürger ſucht,
So ſucht nur meines erſt, der ſie und euch verflucht.
Eh Steiger ſterben ſoll — —

Fuetter.

Was Rolle? Steiger? = = Sterben?
Verſteht ihr was hiervon?

Wyß.

Genug uns zu verderben.

Welch ſchrecklicher Verdacht dringt mit Gewalt in mich.
Je mehr ich ihn beſtreit, je mehr beſtärkt er ſich.
Hört ihr, wie Steiger ihm ſo ſehr am Herze lieget — —

Fuetter.

Wie? Zweifl' ich länger noch, ob er, ob Dücret trieget?
Nein, deine Tugend, Freund, zerſtreuet den Verdacht;
Dein Herz ward uns zum Glück, nicht zum Verrath gemacht.
Man mahlt die Unſchuld oft in fürchterlichen Zügen.
Wo nichts zu tadeln iſt, iſt dennoch Stoff zum Lügen.
Allein erkläre dich. Wer dürſt nach Bürger Blut?
Wir deine —?

Henzi.

Gütger Gott! So ſchöpf ich wieder Muth?

So find ich noch in euch die tugendhaften Freunde?
Des Laſters Feinde zwar, doch ſtets menſchliche Feinde.
So war es Dücret nur, der mit verfluchter Hand
Die blutgen Urthel ſchrieb, die mich auf euch entbrannt?
So hab ich Steigers mich vergebens angenommen? — — —
Mein Zorn verlöſcht ſo ſchnell, ſo ſchnell er erſt entglommen.
Erkennet nun, wie werth mir eure Tugend iſt,
Erkennt es, und verzeiht — —

Fuetter.

Ha! welche Teufels Liſt!
O Freunde! lieſſen wir ſo ſchimpflich uns betriegen? — —
Doch wie? — — Zorn und Verdacht ſcheint noch in euch zu ſiegen?
Seyd ihr noch nicht gewiß, daß Dücret Zwietracht ſpinnt,

Daß Henzi redlich iſt, daß wir verrathen ſind?

Richard.

Nicht der, deß böſer Sinn am Unglück ſich ergötzet,
Der Redlichkeit und Wort für nichts als Worte ſchätzet,
Nicht der allein verräth, auch der, dem Pflicht und Freund
Auf ſeine Heimlichkeit ein Recht zu haben ſcheint,
Der aus blöder Begier ſich alle zu verbinden,
Auch allen läßt den Weg uns zu verderben finden.

Henzi.

Genug! ich höre ſchon, worauf dein Eyfer geht.
Wahr iſts, ich war zu ſchwach. Ein Freund hat mich erfleht.
Ich hab ihm unſern Zweck — —

Fuetter.

Du haſt — —

Wyß.

O Laſterthaten!

Henzi.

Hört mich!

Richard.

Wir hörens ſchon. Wir ſind — —

Wyß.

Wir ſind verrathen!

Fuetter.

So haſt du Wort und Schwur — —

Henzi.

Die hab ich nicht verletzt,
Weil ihr dieß neue Glied ſelbſt eurer würdig ſchätzt.
Ein Mann, von alter Treu, in Glück und Sturm geübet,
Der nur die Tugend mehr als ſeine Freyheit liebet,
Sonſt alles für ſie wagt, und für euch wagen wird — —

Fuetter.

Ja, wenn im Urtheil ſich die Freundſchaft nie geirrt,
So wär dein Fehl vielleicht — —

Wyß.

Kannſt du ihn noch vertreten?

Henzi.

Wer ſo wie ich gefehlt, Freund, hat es nicht vonnöthen.

Wyß.

Wie? Nicht vonnöthen? Ey! du tugendhafter Mann,
Der ſchlechter als ein Weib den Mund regieren kann!
Verführer, was wirſt du uns noch bereden wollen,
Wann du verrathen willſt, und wir nicht murren ſollen?
„Ein Freund hat mich erſieht! O träfe der Verrath,
Nur unſer Glücke mehr, und weniger den Staat,

So könnte noch dein Blut für deinen Frevel büſſen,
So wär er gröſſer nicht, als wir die Strafe wiſſen.
Doch einem Feind des Staats wär dieß mehr Gnad als Pein,
Ein Leben voller Schimpf muß ſeine Strafe ſeyn.
Die Enkel werden dich noch mit Entſetzen nennen,
Für deren Freyheit wir nun nichts als ſterben können.
Denn wer ſteht uns dafür, daß dein unwürdger Freund,
Kein gleicher Schwätzer iſt, daß er es treuer meint?

Henzi.

Er ſelber ſteht dafür! Jedoch, ich ſeh ihn kommen,
Und eurem Vorwurf iſt zugleich die Kraft benommen.

Dritter Auftritt.

Wernier, und die Vorigen.

Fuetter, Richard Wyß zugleich,
voller Erſtaunen.

Wie? Wernier?

(Sie umarmen ihn.)

Henzi.

Wie nun? Umarmt ihr euern Feind?
Was ändert euch ſo ſchnell? Flieht ihn! Er iſt mein Freund!
Flieht ihn, er iſt, wie ich, ein Schwätzer und Verräther,
Ein Feind des freyen Staats, ein Schaum der Uebelthäter!
Flieht ihn! Er iſt mein Freund; wie wär er tugendhaft?

Wyß.

O Henzi, quäl uns nicht, wir ſind genug geſtraft!
Die Tugend haben wir in dir und ihm gekränket.

Richard.

Sieh, wie man irren kann, wenn man zu eifern denket.
Das Feuer riß uns hin, und mit ſich ſelbſt entzweyt,
Sieht allezeit die Furcht, was ſie zu ſehen ſcheut ꝛc.

Verſuch
eines Trauerſpiels,
Giangir,
oder
der verſchmähte Thron.

1748. den 17ten April.

Perſonen:

Solimann, Kayſer.
Roxalana, deſſen andre Gemahlinn.
Muſtapha, Sohn des Solimanns von der erſten Frau.
Bajazet }
Giangir } Söhne von der Roxalana.
Temir.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Roxalana.

Mein kühner Streich gelingt. So werd ich noch regieren —
Ein Thron — — um einen Thron — ja — alles wollt' ich wagen.
Iſt nur Muſtapha tod, ſo wird mein Sohn beglückt,
Herrſcht er nur erſt durch mich, ſo herrſch ich bald durch ihn.
Der Kayſer kömmt — — Wie leicht, wie leicht läßt er ſich führen.

Zweyter Auftritt.

Roxalana. Solimann.

Und endlich ſeh ich doch, daß Solimann mich liebet,
Mich, und in mir auch ſich, ſein Glück und ſeinen Ruhm.

Solimann.

Und endlich zwang ich mich. Mein Sohn iſt nicht mein Sohn,
Des Blutes zärtlich Band vereint ihn mir vergebens,
Wenn er in wilder Bruſt, Natur und Pflicht erſticket.
Wer ſeinen Vater kränkt, der kränkt ihn nicht als Kind,
Drum, wenn der Vater ſtraft, ſtraft er als Vater nicht.
Ein grauß Gefängniß hält Muſtaphen ſchon umſchloſſen.
Der Frevler —— der! auf mich? —— auf mich den Dolch zu tragen?

Der Frevler —— Mein Gemahl —— die Schandthat iſt zu groß.
Muſtapha, hätteſt du mich auch hundertmal erwürgt ——
Muſtapha ſterbend hätt ich dir noch vergeben,
Doch mein Gemahl —— doch dich ——

Roxalana.

Verzehrend Angedenken!
Mit heitrem Angeſicht und ohne rothe Schaam,
Trug er mir Schandthat an, die, wär der Himmel nicht
Zur Nachſicht zu geneigt, ihm wäre unzerſchmettert
Auf ſeine Lippen nicht, nicht in den Sinn gekommen.

Solimann.

Die Wohlthat wär zu groß, wenn von der Allmacht Hand
Ein ſolcher Sünder ſtürb. Der Tod wär viel zu ſchön.
Wer allzuſchimpflich fehlt, den ſtraft der Fürſt der Fürſten,

Durch ſeine Sklaven nur, das ſind wir Erden-Fürſten.

Roxalana.

Mit Zittern hab ich dir ſein Laſter nur entdeckt.
Ob ich dirs ſagen ſoll, ob ichs nicht ſagen ſoll — —
Mein Geiſt darob verwirrt, bald hätt er ſich entſchloſſen,
(Zum Beſten pflegt man ſich am ſpätſten zu entſchließen)
Es in die Vergeſſenheit, in deren ſtummer Nacht
Es keinem ärgern kann, aus kluger Pflicht zu ziehn.
Doch deine Ehre — —

Solimann.

Ja — — recht ſo — — Ja meine Ehre
Sey dir noch ferner lieb — O Sohn! o Unglück!
Mein Herz, dir ſonſt geneigt, fühlt, da ich ſtrafen muß,

Die Strafe hundertfach, die einfach dich befällt.
Mein Herz! verleugne ihn —— ſo wie er dich verleugnet ——
Ja —— heute wird ihm noch der Kopf herabgeſchlagen.

Roxalana.

So hart verfähreſt du? Das hätt ich nicht geglaubt ——

Solimann.

So haſt du nicht geglaubt, daß ich gerecht verfahr?

Roxalana.

Wer iſt der rare Held, in dem Natur verſtummet,
In dem das Blut nicht redt, wenn allzuſcharfe Rechte
Geliebte Schuldige, zwar Frevler, doch zugleich
Beym Frevel Kinder noch, zur Strafe ziehn?
Willſt du das Wunder ſeyn? Willſt du allein nicht fühlen,

Als wärſt du mehr als Menſch, was alle Väter fühlen?
Ganz recht! Er hat den Tod — — mehr als den Tod — verdient,
Und die Gerechtigkeit zürnt, wenn er ihr entgeht.
Doch — — Ja, ſein Urtheil wird noch heut zurück gerufen.
Muſtapha fürchte nichts, dein Richter iſt dein Vater.

Solimann.

Du denkſt zu klein von mir. Mein Sohn gilt bey mir viel,
Doch die Gerechtigkeit und du giltſt mehr als er.
Gerechtigkeit und du vertreiben bald den Vater.
Drum Frevler fürchte mich, dein Vater wird dein Richter;
Er ahmt der Mutter nach. Die war nicht ſo wie du.
Sie liebte meinen Thron, mich, weil ich ihn beſaß.

Roxalana.

Verfluchter Eigennutz! Ja, Himmel, deine Strafen
Erbitt ich über mich, die unerhörten Strafen,
Wenn je in meiner Bruſt ein toller Wunſch entſteht,
Der nicht auf den Gemahl, auf ſeinen Thron nur zielt.
Wär durch des Schickſaals Schluß mein Solimann in Hütten,
Aus unbekannter Schooß, in niedern Staub gebohren,
Ich wählt und liebt ihn doch. Beſäß er keinen Thron,
Genug, mein Solimann wär eines Thrones werth.

Solimann.

O! wer ſo edel denkt, kann nicht unedler lieben.
Du ſollſt auch meine Treu —— Du ſollſt ſie heute ſehen ——
Muſtapha ——

Roxalana.

Bringt dir, wenn du ihn nur erblickſt,
Den heuchleriſchen Sohn, bald andre Schlüſſe bey.

Solimann.

Mir? Mir?

Roxalana.

Dein Vater, ja.

Solimann.

Nein, und dem verzubeugen
Will ich ihm unverhört ſein Todes-Urtheil ſchreiben;
Ich ſehe, Temir kommt, laß mich mit ihm allein — —

Roxalana.

Doch meinetwegen, Herr, vergieße nicht ſein Blut.
Die Rache treibt mich nicht. Ich will ihm gern verzeihen — —
Wenn du verzeihen kannſt, wie gern verzeih ich ihm!

Solimann.

Die Großmuth ſpricht aus dir. Dir brächte ſie zwar Ruhm.
Doch mir nur Schimpf — — Nein — Geh!

Dritter Auftritt.

Solimann. Temir.

Nur, Temir, näher her!
Weißt du mein Unglück ſchon? Haſt du mich ſchon beklagt?
Erkennſt du meinen Sohn in jenem Mißethäter?
Und kennſt du mich in ihm? Beweiſet er ſein Blut?
O der verfluchte Sohn! dem nichts — nichts — heilig iſt.

Temir.

Ich hätte Flammen eh im tiefſten Meer geſuchet,
Und Berge auf der See und Dunkel in der Sonne,

Als in Muſtaphens Bruſt der Laſter Häßlichkeit.
Bedenke, Solimann, wie kindlich treu er ſchien?
Wenn hat er dich erzürnt? Ich hab ihn auferzogen,
Und weiß ſein biegſam Herz, das Tugend kennt und liebet.
Die Väter mahlt ich ihm als Götter auf der Welt,
Durch die der Götter Gott die raſche Jugend zwingt;
Ihr Seegen und ihr Fluch ſey Gottes Fluch und Seegen;
Wer ſie mit Ernſt verehrt, der habe Gott verehret.
Der Ehen heilig Band, durch das die Welt beſteht,
Der Keuſchheit ſtreng Geſetz, den Eckel der Natur,
Des Vaters Nebenbuhl, der Mutter Mann zu werden,

Dieß alles druckt ich ihm jung in ſein wächſern Herz.
Und dieſen Eindruck läßt er ohne Würkung ſeyn?
Was Wunder, wenn nunmehr die gröſte Schuld mich trift?
Was Wunder, wenn der Neid mich ihm nun gleich wird achten?
„Aus ſeinen Lehren hat er dieſes Gift gezogen — —
„Den ſtrafe man ſtatt ihm — der ging aufs Kayſers Tod —
„Muſtapha mußte nur ſein leidend Werkzeug ſeyn.
So grauſam ſchimpft er mich. Wirſt du es auch nicht glauben,
Der Pöbel glaubt es doch, der ſtets das ſchlimſte glaubt.
Wie wenn ein junger Baum, der Nutz und Frucht verſprach,
Zu unſeren Schmerz verdorrt und unſre Hoffnung täuſcht,

Der Gärtner leiden muß, ſo werd ich leiden müſſen — —
Doch Gott ſoll Zeuge ſeyn — —

Solimann.

Nein — — Ich will es bezeugen,
Wie viel du Treu und Fleiß an dieſen Baum gewandt.
Wenn ein gepflegter Baum durch innern Wurm verdorrt,
Spricht man den Gärtner loß, ſo wie ich dich losſpreche,
Und das unnütze Holz läßt man die Glut verzehren.

Brutus.

Ein Trauerſpiel
in fünf Aufzügen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Brutus (nach einem tiefſinnigen Stillſchweigen.)

Welch ſchreckendes Geſicht! — Ihr Götter! — Rom,
Rom weiſſagt euer Grimm den Untergang?
Unglücklich Vaterland! Umſonſt verſprach
Dir Zevs Unſterblichkeit; umſonſt ſiegſt du —
Wie? Brutus bebt? Ein Traum, ein leicht Geſchöpf
Der Nacht, erſchüttere den, den eine Welt,
Die Cäſarn ſchützte, nicht zu beben zwang?

Doch iſt die Furcht nicht Ruhm? nicht Pflicht? wenn Rom
Bedrohet wird; droht auch nur ein Phantom. ——
Und naht er nicht, der fürchterliche Tag,
Der, königliches Volk, dein hoh Geſchick
Entſcheiden ſoll? Ja heute wird — Zürnt nicht,
Ihr Helden Roms, die ihr auf dieſes Heer
Von dem Olymp beſchützend ſeht — zürnt nicht,
Wenn die Erwartung mich mit Schauder füllt! —
Frey, oder als den Sklaven des Antons,
Umhüllt die künftige Nacht den Kreis der Welt!
Verhaßter Tag, ſelbſt wenn die Freyheit ſiegt.
Auf Roms Ruinen eilt ſie zum Triumph;
Es ſtrömt von Römer Blut ihr Siegsgewand ——
Von Römer Blut? — O Graun! O Tag! o Rom! —

Zweyter Auftritt.

Meſſala. Brutus.

Nun, Brutus, iſt er da, der große Tag,
Der Rächer Roms; von Ungewittern ſchwer
Für Frevler, für Antons; für dich voll Glanz
Und voll Unſterblichkeit. Entfeſſelt jauchzt
Der Erdkreis dir nun bald, dir ſeinem Held,
Erretter, Rächer zu. Voll Ungeduld
Bewafnet ſich dein Heer und fordert Streit.
Ich komme, den Befehl — doch wie? beſtürzt
Umwölkt von Schwermuth ſeh ich dich? — du ſchweigſt?

Brutus.

Sprich Freund, du ſahſt das Heer; von welchem Geiſt
Entflammt? —

Meſſala.

Vom Geiſt der Freyheit und des Muths!
Rom, Rom herrſcht nur in ihm. Noch liegt die Nacht

Verbreitet um die Tapfern her, als ſchon
Vom kriegriſchen Getös das Feld erbebt;
Gerüſtet, Glut und Sieg auf ihrer Stirn,
Verſammlen ſie um ihre Führer ſich,
Voll Unmuth, daß der zweifelhafte Tag
Noch mit den Schatten kämpft. Ihr Heldenmuth
Thürmt der erhöheten Gefahr ſich ſtolz
Entgegen. — Und ihr Haupt, — vergleich mir, Freund ——
Ihr Haupt ſcheint ſich nicht gleich; nicht Brutus mehr.
Ihr Schifbruch naht der Freyheit, wenn dein Herz
Bezwungen ſinkt, und groß zu ſeyn verlernt.

Brutus.

Nein, Meſſala! Mich ſchreckt nicht jenes Heer,
Das den Befehl entnervter Schwelger ehrt,
Und unter Knaben kämpft. Der Götter Zorn, —
Dies fürcht ich nur — durch Frevel wider Rom

Zu ſehr empört, kriegt wider uns. Und was
Vermag der Held, zieht wider ihn in Streit
Die Allmacht dieſes Zorns? — Selbſt dieſe Nacht
Erſchien mir ein Geſicht. — Wie oft hat nicht
Ein Gott im Traum die Hülle weggewälzt,
Die vor dem Heiligthum der Zukunft hängt! —
Von Sorgen oft verdrengt, gewann zuletzt
Ein ſpäter Schlaf dies Auge; nicht, wie ſonſt,
Wohlthätig ſanft; wie er auf Frevler ſtürzt,
Von Schreckniſzen umringt. — Die Erde bebt
Und plötzlich ſteht ein fürchterlich Phantom,
Des Cäſars Geiſt, hoch vor mir da! Um ihn
Fliegt wild zerſtreut ein blutiges Gewand;
Ihn zeichnet noch der herrſchbegierige Stolz,
Die Stirn ſpricht Grimm; von Blutdurſt trunken, flammt
Sein Auge Wuth; er ſchwingt, als wenn ihn Zevs
Mit Wettern rüſtete, den furchtbarn Arm;
Der Donner und Tyrannenſtimme redt
Aus ihm. Unſeeliger! ſo rief er — noch

Schreckt der furchtbare Ton mein ſchüchtern Ohr —
Unſeeliger! ſieh den ermordeten,
Und nunmehr bald gerächten Cäſar! Rom
Fällt; du mit ihm! der große Untergang
Söhnt meinen Schatten aus. Von deinem Blut
Entſpringt ſein Untergang! — Er ſprichts und ſchnell
Erblick ich Rom — Doch Götter, wie! — Nicht mehr
Der Städte Haupt. Nacht und Verderben hängt
In Wolken über ihm. Verheerend rauſcht
Die Flamme durch der ſtolzen Straßen Pomp.
Der Stürme Zorn; der Erde Grund empört;
Ein ſinkend Capitol. Ein ſterbend Rom —
Furchtbarer Anblick! Was empfand ich da!
Als im Triumph ſieht Cäſars Geiſt herab;
Von Freud und Rachbegier entbrannt, verweilt
Sein Blick auf einen Jüngling, der umringt
Von Furien, durch Dampf, Getös und Graun

Ver=

Verwegen eilt. In blutiger Rechte ſchwingt
Er Fackeln und durch ihn verſtärkt, ergießt
Die Glut ſich unbezähmter fort. Noch dünkt
Mich, ihn zu ſehn. Nein; Es war nicht Octav!
Sein Anblick goß nur ſanfte Regungen,
Mitleiden, Liebe ſelbſt, in meine Bruſt;
Und forderte die mörderiſche That
Gleich meinen Haß, ſo könnt ich dennoch nicht
Ihn haſſen, Freund — Nein; Es war nicht Octav!
Ich flog zu ihm, den nur Verirrten —
Dieß ſchien er mir; das Edle ſeiner Stirn
Verführte mich — aus ſeiner Trunkenheit
Zu reißen; wüthend ſtürtzt er unerweicht
Mich ſelbſt in die Verheerung tief hinab.
Wie Welten untergehn, ſchallt ein Getös
Mir nach. — Das Unglück treffe mich, o Zevs,
Das dies Geſicht weiſſaget! Dein göttlich Werk
Rom, lebe!

Meſſala.

Fürchte nichts! Zu ſehr wird Rom
Von den Unſterblichen geliebt, und du,
Die Stütze Roms. Dies göttliche Geſicht,
Kam es von Göttern, prüft nur dein Vertraun.
Und prophezeiht dir nicht der letzte Kampf
Auch heute Glück? Wie ſchüchtern floh das Heer
Antons, als es dich ſah: Wie Wogen fliehn
Vom Grimm des Sturms. Der Veteranen ſelbſt
Bemeiſterte ſich da die erſte Furcht.
Die Schrecken, die du da verbreitet haſt,
Sind deine Krieger in dem heutgen Kampf.
Des Ueberwundenen Arm lernt nicht ſo bald
Den vorgen Muth.

Brutus.

(nach einigem Stillſchweigen.)

Wie dunkel, Meßala!
In welch Geheimniß iſt dies Wort gehüllt:
„Von deinem Blut entſpringt ſein Untergang!
Von meinem Blut? Ich kenne keinen Sohn.

O hätt ich ihn, den Sohn, den mir das Schwerdt
In Mutina geraubt, ſo bliebe, fiel
Ich auch, ein Rächer für mein Vaterland!
Die Götter wolltens nicht! — Vergieb mir, Rom!
An dieſem Tag ſollt ich ganz Bürger ſeyn,
Und ich bin Vater. — Freund, uns ruft der Kampf,
Der Erd Erwartung ruft; komm! — Marcius? —

Dritter Auftritt.

Marcius. Brutus. Meßala.

Herr, ein Geſandter naht vom Heer Antons;
Mein Vater, Publius. — Die Freude, die
Mein Blick verräth, beleidige dich nicht.
Den Vater lieb ich, und der Freyheit Feind
Beweint mein römiſch Herz. Er wartet, ob
Dein Wink ihm, dich zu ſehn erlaubt. Wenn du,
Spricht er, der Erde Wohl nicht widerſtändſt,

So würde dies Gefield, das jetzt des Kriegs
Gefürchtet Zelt weit überdeckt, bald durch
Des Friedens erſten Pomp verherrlicht ſeyn.

Brutus.

Führ ihn zu mir.

(Marcius geht ab.)

Vierter Auftritt.

Brutus. Meßala.

Wie irret Marcius,
Wenn er verführt jetzt neuer Lockung glaubt,
Die ihn zur Hofnung ruft! Du weißt, er brennt,
Den Frieden hergeſtellt zu ſehn. — Kann wohl
Antons, noch mehr, Octavs herrſchſüchtiger Geiſt,
Den eine Welt voll Sklaven nur vergnügt,
Der Frucht von ſo mühſamer Grauſamkeit
Entſagen? — Es verſtrickt die Tyranney
In güldne Feſſeln den, der einmahl ſich

Erkühnte, ſich zum Herrn von ſeinem Volk
Zu freveln. Nie — doch der Geſandte kömmt;
Vergebens lügt ſein Auge Heiterkeit;
Rebelliſch bricht der ſchwer verdrungne Haß
Hervor.

Fünfter Auftritt.

Publius. Brutus. Meßala. Marcius.

Iſt noch Roms Wohl Brutus Wunſch,
So danke den Unſterblichen! Bald wird
Der Länder Königin, nicht mehr verheert
Durch ihrer Kinder Wuth, der Erde Reſt
Ihr Zepter fürchten ſehn. Es bieten dir
Die Häupter unſers Heers Verſöhnung durch
Mich an. Wie ſehr entzückt mich ihre Wahl!
Vielleicht wird dieſer Tag — erhört den Wunſch
Unſterbliche! — an dem der Erdkreis ſich
Durch uns verſöhnt, auch unſrer Feindſchaft Ziel;
Oft zürnt ich auf das Schickſal, das mich den

Als Gegner haſſen hieß, den ich als Held
Bewunderte. Selbſt die Triumvirs —

Brutus.

Unrömſcher Geiſt, den Namen nie! Nenn, Roms Fluch!
Verderben ſchlage den, der ihn erfand!
Unwürdger! — doch, warum verſchwend ich Zorn?
Zur edeln Schaam zu klein, liebt ſtets der Sklav
Die eigne Schmach. — Ich geh, die Helden, die
Mit mir noch kein entnervend Joch entweiht,
Hier zu verſammeln, — dann erkläre dich! —

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Marcius.

Verzweiflung, wohin treibt den Irrenden

Dein drohend Schwert? Verlaßt mich, Peiniger
Gedanken — Tod — Wie, Brutus Lager? und
Ich hier? Wie oft hat dieſer Ort den
Gehört, der meine Treu dem Würdigſten
Der Helden heiligte; und dennoch thut
Dein rächend Grab ſich unter meinem Fuß
Nicht auf, o Erde; dennoch ſtrömt kein Tod
Mit dieſer Luft in mich — Verkennſt du mich,
Durch mich entweihter Ort, mich Frevler, mich
Den Mörder Brutus? Wild, gleich euerm Grimm,
Ihr Furien, ergreift mich der Gedanke:
Sein Mörder! Ach mein Freund, den Göttern, die
Von dir entwichen ſind, ſo ähnlicher,
Verrathner Freund, dein Blut, wie redet es
Entſetzen in dieß Herz! Sie ſteigt empor
Im ſchwarzen Pang, die grauenvolle That,
Und martert mich.

Zweyter Auftritt.

Marcius. Servilius.

Servilius.

Wen ſeh ich?

Marcius.

Der Natur
Entſetzen, Roms und Brutus Untergang,
Den niedrigſten Verräther, — Marcius —
Dir ſchaudert nicht vor mir, ehrwürdger Greis?
Ha! du verkennſt mich, ſiehſt nicht, wer ich bin.
Mit einem Wort ich bin — des Brutus — Mörder.

Servilius.

Du, Wüthender, ſein Mörder du?

Marcius.

Ich ich!
Ja fluche mir; ich ſiegte dieſen Sieg.
Im erſten Kampf unwillig, Brutus Heer

Zu fliehn, und jetzt, da ſeines Lagers Schatz
Die Flüchtigen noch einmal ſtreiten hieß,
Stürzt ich zuerſt, nach mir des ganzen Kriegs
Erzürnte Wogen auf ſie ein; es gab
Zu meinem Fall die Hölle meinem Arm
Gewalt; ihr Schrecken flammt' auf meinem Helm
Und Mordgier tobt' in meiner Bruſt — Ich merkte
Mir einen Weg zu ihm; weit um ihn her
Lag aufgehäufter Tod — Verlaſſen ſchon
Kämpft er allein; er ſah mich, und es ſank
Vor mir ſein Schwert. — Wehmüthger Schmerz vertrieb
Von ſeiner Stirn die Furchtbarkeit; er ſah
Mit thränenvollem Aug' auf mich — doch ich
Blieb Unmenſch — wie mir es ſchien, ermannte mich
Der Ruf der Furien — ich hob bereits
Den ſtrafbarn Arm empor — Elender, rief
Hier Brutus, ich will einen Frevel dir
Erſparen. Rom ſey nun verſöhnet, daß

Ich Vater ward. Er ſprichts, und ſtürzt ſein Schwert
In ſeine Bruſt — O Abſcheu — Frevel, Graun!
Verzweiflung ward die Furcht der Fliehenden.
Ihr ſterbend Haupt zu ſchützen drengten ſie
Zum drittenmal zurück, und ich, erwacht
Von meiner Trunkenheit floh aus dem Kampf
Hieher.

Servilius.

Unſeeliger, was willſt du hier?

Marcius.

Den Brutus ſehn und ſterben. Trügt mich nicht
Ein fern gehört Geſchrey, ſo tragen ihn
Die Seinigen noch lebend her.

Servilius.

Ihn ſehn?
Macht dein Verbrechen dich ſo kühn? Willſt du
Den Held in ſeinem Blute höhnen?

Marcius.

Nein,
Vor meinen Augen ſoll er ſich an mir
Gerächet ſehn: ſein Blick, ſchon eine Hölle,
Und ſein beklemmter Ausruf: Rom ſey nun
Verſöhnet, daß ich Vater ward, iſt mir
Namloſe Quaal.

Servilius.

Welch ein Geräuſch? Iſt ers?
Ja, Brutus! — ſeinem erſten Ungeſtüm
Entflieh zum mindeſten. (Marcius ab)

Dritter Auftritt.

Servilius. Brutus, verwundet und von zwey Soldaten geführt. **Meßala.**

Brutus.

Dieß ſey der Ort,
Der letztere, wo Brutus ſterblich iſt.
O mein Erretter, Tod! in eine Welt,
Wo kein Anten dem Tugendhaften Schmach
Und Knechtſchaft droht, führſt du den freyen
Geiſt —

Servilius, vergieb, daß ich den Krieg
Gewählt; das Glück ſtraft meine Wahl; doch ich
That meine Pflicht und das iſt mir genug.
Wie ſehr verherrlicht meinen Fall der Schmerz,
Der Euch bedeckt, großmüthge Freunde — doch
Weint nicht um mich, ich blute glorreich; ich
War frey, und ſterb ein Römer, unentweiht
Von Feſſeln — Weint um Rom. Die Thräne, die
An dieſem furchtbarn Tag für Rom nicht fließt,
Fließt ſtrafbar hin. — Ach ſie, die Königinn
Der Völker liegt im Staub. Frohlockend ſieht
Der Hohe der Tyranney die mächtigen
Tyrannen nicht mehr der Erde Furcht.
Der Tod der Freyheit iſt der Tugend Tod.
Kein göttlich Feuer wird ins Künftge mehr
Des Patrioten Bruſt durchglühn; ihm iſt
Nicht mehr die Wunde für das Vaterland

Ruhmvoller, als das Scepter einer Welt:
Nicht über den gemeinen Menſchen wird
Der hohe Trieb den Römer mehr erhöhn;
Vom Fluch der Sklaverey belaſtet, wird
Dies unfruchtbare Land verheeret nicht
Gerechte Manlius entſprieſſen ſehn.
Der Freyheit Sohn, der Heldenmuth entflieht
Auf ewig unſerm ſtolzen Kapitol;
Vor dem Monarchen ſelber zitterten,
Dieß Kapitol wird bald nur Fabel ſeyn.

Meßala.

Freund, letzter Römer, wie zeigſt du dich gros,
Eh du ſie fliehſt die Erde. Nicht um dich,
Um Rom nur fließt die letzte Thräne dir.
Die fernſte Welt hör es erſtaunt, es hörs
Kein Edler und kein Patriot, daß nicht
Sein weinend Auge dich verherrliche.

Brutus.

Des Tugendhaften Leb iſt Harmonie
Dem Ohr des Sterbenden — Meßala,

Mein Freund, entledige mich dieſer Furcht:
Schweigt endlich der Tumult der Waffen? Ruht
Das aufgebrachte Schwert?

Meßala.

Nein, Brutus, noch
Verwehrt dein Krieger, hofnungslos, doch ſtark
Für dich, des Ueberwinders Weg zu dir.

Brutus.

Die Unglückſeeligen! Ach warum fließt
Umſonſt das Blut ſo vieler Römer hin!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Marcius.

Meßala (da er den Marcius erblickt.)

Entſetzen! — Frevler, flieh! — Du, Raſender,
Du Marcius? Zurück! ein nährer Schritt

Iſt Tod! Schreckt nicht die Heiligkeit des Orts,
Schreckt Brutus Gegenwart Verbrecher nicht?

Brutus.

Mein Elend hat die fürchterlichſte Höh
Nunmehr erreicht. Ich ſehe — Marcius —
O Tod verhüll den Anblick mir. Du kömmſt,
Frohlockender Verbrecher, in Triumph
Mein Sieger her; du kömmſt mit Banden mir
Zu drohn — Vergebens! Brutus wird dein Sklav
Zu ſeyn von Göttern nicht gehaßt genug.

Marcius.

Ich komme nicht, als Sieger, nicht erhitzt
Vom Stolz der Schlacht. Ach! Marcius iſt für
Die Ruhmbegier, für jeden Trieb ſich zu
Erheben, tod; verzweiflungsvolle Reu
Ergreift ihn. — Sieh in mir den niedrigſten
Verbrecher, voller Durſt, ſich ſelbſt vor dir
Zu ſtrafen.

Brutus.

Hoffe nichts. Fruchtloſe Reu
Verſöhnet nicht die Frevel dieſes Tags.

Den kühnen Gang haſt du zu mir gewagt,
Sey jetzt dafür geſtraft. Im Donner will
Ich mit dir reden, Niedriger. Mein Wort
Soll, gleich dem Hölle-Strom, mit Angſt dein Ohr
Durchrauſchen. — Kenne dich, du biſt mein Sohn,
Und dieſe Wunde hier — ſie iſt mein Tod.
Du ſtarrſt, du ringſt, mir nicht zu glauben.
Du biſts; zu dein und meinem Fall erhielt
In Mutena dein Leben Publius,
Und ließ mir einen Tod beweinen, der
Für mich ein Seegen würde ſeyn.

Mucius.

Ich bins,
Ich fühle nur die einzge Strafe — ſie
Die einzge, die meiner Frevel werth,
Wie ſie, unmenſchlich iſt. — Ich bin dein Sohn —
Ein Vatermörder! — Dir, dir fluch ich, Tag,
Der mir der erſte war, ſey gleich der Nacht
Des Schauers, der in meiner Seele herrſcht,
Schwarz,

Schwarz, öd' und ernſt — Sey ein Gebährer ſtets
Von Vatermördern und von Publius!
Was zögert die Vernichtung? was nüzt mir
Dieß Daſeyn, dieſer Fluch? Rund umhüllt mich
Das Elend ein — Ihr Götter! — doch ihr ſeyds
Nicht mehr, — ihr Furien, Entſetzen und
Verzweiflung — ihr ſeyd meine Götter, kommt,
Wohlthätig reißt mich aus der Weſen Reich,
Und ſeegnet mich mit dem vollendeten
Verderben.

Brutus.

O! der Zorn der Götter ſchwebt
Hoch über dich. Dein Vater muß es ſehn.
Von dir zweyfacher Mord.

Marcius.

So tödend mir
Dein Haß iſt, ſo gerecht iſt er; ja ruff,
Ich bin es werth, ruff die entſetzlichſten
Gerichte wider mich entrüſtet auf!
Doch wüßteſt du, ehrwürdger Held, wie ſehr
Mein hingerißner Geiſt der mächtigen

Verführung widerſtrebt; wie mein Tyrann,
Bewafnet mit der heiligen Gewalt,
Die die Natur den Vätern giebt, dann erſt
Geſiegt, als er mich mit drohendem
Verbrechen überall belagert hielt,
Und mir allein die Wahl des Abgrunds blieb,
Der meinen Fall empfing, du würdeſt ſelbſt
Der Rache entſagen.

Brutus.

Und dir verzeihn,
Wär dein Verbrechen nur mein Untergang:
Doch daß du in das Herz des Vaterlands
Den Stahl des Mörders ſtieſeſt, dieß Verzeihn
Beleidigte das Grab des hohen Roms.

Marcius (der ſich ihm zu Füſſen wirft.)

Du ſtößt, und lüſtern wartet ſchon auf mich
Der Abgrund. Mein Gericht verlang ich nicht
Zu fliehn. Ich fordre nicht von dir
Verzeihung; würdge nur mich eines Blicks
Des Mitleids; Troſt und Lindrung wird er mir
Bey einer Ewigkeit von Qualen ſeyn.

Brutus.

Entflieh, Verworfner; zerreiß nicht mehr

Dieß Herz, in welchem du ſo mächtig einſt
Geherrſcht — Entflieh und fürchte dieſen Arm,
Vom Blut der Frevler roth. So ſehr ihn ſchon
Der Tod entwaſnet hat, ſo könnt er doch
Bey deinem Anblick, ſchnell mit neuer Kraft
Belebt, Verderben auf dich ſchleudern. Flieh!

Marcius.

Es ſey! Vollführe ſelbſt die Straf an mir!
Voll Ehrfurcht ſtreck ich dir dieß ſchuldge Haupt
Entgegen — Nur zuvor laß einen Blick
(Ich wiederhohle den verwegnen Wunſch)
Des Mitleids auf mich fallen. Lindre mir
Ach! lindre deine Pein; denn meine acht ich nicht.
Sieh dieſe Thränen, die dein heilig Knie
Benezt, vom Frevler nicht, vom Sohne dir
Geweint. Um dein ſelbſt willen wende nicht
Den Blick, der ſich verſöhnen will, von mir!
Sey einen Augenblick noch Vater; dann
Sey Richter über meine Laſterthat.

Brutus.

Vergebt, ihr Götter meines Volks, du Zeus,
Du heilige Gerechtigkeit, vergebt,

Wenn Brutus jetzt erweicht, bezwungen, ſchwach,
Nicht Römer iſt. — Steh auf, Unglücklicher —
In einem Augenblick des Grauſens, ſeh
Ich dich, als Sohn — die Götter wollen es —
Umarme mich; du haſt mein Mitleid: ach!
Sie ſagen dir, die Thränen ſagen dir,
Wie ſehr ich Vater bin.

Marcius.

Großmüthigſter!
Unglücklichſter der Väter! wie das Blut
In deiner Wunde da, von mir berührt,
Sich hebt.

Meſſala (man hört ein großes Geräuſch.)

Die Feinde nahn. So jauchzt der ſiegt,
So iſt der Ueberwinder Gang.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Anton, mit ſeinem Gefolge.

Anton.

Wo iſt
Der Feldherr? Wo iſt Brutus?

Brutus.

Hier, Anton, (auf ſeine Wunde zeigend.)
Und wie du ſiehſt, ſo ganz in Sicherheit.

Anton.

Tollkühne Stoicker, ihr wählet ſtets
Aus lauter Stolz ein ſchimmernd Unglück für
Das euch beſchiedne Glück.

Brutus.

Und iſt uns ſtets
Weit theurer, als der Glanz, der dich zum Gott
Beſeeligt. — O du, der Götter Gott,
Erſtaunlich Weſen! — noch vor meinem Blick
In Majeſtätiſcher Nacht verhüllt, der du
Die Sonnen und die Tugendhaſten ſchufſt,
Und ſie noch da belohnſt, wenn Sonnen ſchon
Verloſchen ſind, den ſtolzen Flug ſchwing ich
Zu dir empor; vergieb die raſche That,
Die nicht ich ſelbſt, die der Verzweiflung Nacht
Und Raſerey in mir gethan, vergieb,
Daß ich den Tod beſchleiniget, den ich
Von dir erwarten ſollte. — Staub bin ich
Und Unvollkommenheit, und du — biſt Gott!
Ein unausſprechliches Gefühl ſagt mir,

Daß du das Böſe ſtrafſt, das Gute lohnſt.
Nimm Brutus auf, und Rom in deinen Schutz!
Dich anzubeten, dich zu denken iſt
Nun ſeiner Ewigkeit Geſchäft und Ziel. —
O Sohn! o mein Sohn! — doch umarme mich.
Des heutgen blutgen Tages Gräul verdreng'
Aus dem Gedächtniß unſrer Afterwelt
Die künftge Frucht von deiner Beſſerung —
Auch dir, Anton, flucht nicht mein leidend Herz.
Mein Geiſt, ganz der Unſterblichkeit gewiß,
Erniedrigt ſich nicht mehr um Haß herab:
Mißbrauche deines Siegs nicht als Tyrann,
Anton. Ehrwürdig ſey des Sterbenden
Ermahnung dir. Vor des Allmächtigen
Gericht, das mich erwartet, ruft auch einſt
Der rächeriſche Tod dich! Dieß bedenk,
Wenn dich der ſchmeichelnde Triumph entzückt
Und überhebet. — Meſſala, und du,
Grosmüthiger Greis, entſtellet meinen Tod
Durch Thränen nicht — Beneidet mich —
Iſt es
So grauvoll, einer Welt der Sklaverey
Entrückt zu werden? Ueber Erd und Tod

Und niedrige Veränderung geſetzt,
Der Freud' und Tugend Eigenthum zu ſeyn?
Er kömmt, der ſeeligſte der Augenblicke —
Unendlicher — ſey meiner Freunde — Schutz —
Und Roms (er ſtirbt)

Anton (zu ſeinem Gefolge.)

Er war mein Feind, und dennoch muß
Ich ihn bewundern. Ach! auf weiſſen Fall
Stützt meine Größe ſich. Sie muß der Haß
Der Götter ſeyn; denn Brutus Blut floß ihr
Zum Opfer.

Marcius.

Prahlender, entheilge nicht
Durch dieſes Mitleid mehr den Held,
Mehr durch dein Mitleid dieſen Held —
Von uns,
Von uns Verbrechern iſt es Schmach für ihn —
Du Fluch der Erde, und mein Fluch, ſieh hier
Die That, die ich vollführt, und die du ſchufſt! —
Ihr, denen Rach und Tod gehorſam ſind,
Hört mich, furchtbare Mächte, laßt Anton,
Laßt den Tyrannen fühlen, was ich jetzt
Empfinde; ſein Gericht ſey meinem gleich —

Was ſtürmt in mir empor? Welch fremd Gefühl!
Ergreift mich ſchon der Hölle Qual, und ſchon
Des Todes Schauer? Nein, ihr Furien,
Ihr ſeyds, ihr öfnet mir des Schickſals Buch.
Ich ſeh, Anton, dein Untergang iſt nicht
Mehr fern, iſt ſchrecklich. Auf, Ohnmächtiger,
Bewafne deine Welt, verbirg das Meer
Durch deiner Macht Gedräng — Nicht Widerſtand,
Zahlreiche Flucht bereiteſt du; denn ſie
Sind wider dich die Götter. Furcht ergreift
Dein Heer, Entſetzen deiner Helden Muth.
Welch Schauſpiel, Rom, gerächtes Rom, für dich!
Die Trümmer ſeiner Flotten, weit und breit
Verſtreuet auf dem Ocean; er flieht,
Und keiner Noth entfliehet er. Dieß iſt
Dein Los ſchon hier, und ein noch ſchrecklichers
Erwartet dich im Reich der Nacht, wie mich,
Den einzgen Frevler, der dir gleicht. Ich geh
Voran; die Höllenpforten öffnen ſich.
Die Erde wird von mir befreyt! (er tödet ſich.)

D.

D. Fauſt.

I. An den Herausgeber.

Es iſt ganz wahr, liebſter Freund, daß Ihr ſeliger vortreflicher Bruder mir verſchiedene ſeiner Ideen zu theatraliſchen Stücken mitgetheilt hat. Aber das iſt nun ſchon ſo lange her; die Pläne ſelbſt waren ſo wenig ausgeführt oder wurden mir doch ſo unvollſtändig erzehlt, daß ich nichts mehr in meinem Gedächtnis davon zuſammenfinde, was des Niederſchreibens, geſchweige denn des öffentlichen Bekanntmachens, werth wäre. Von ſeinem Fauſt indeſſen, um den Sie mich vorzüglich fragen, weiß ich noch dieſes und jenes; wenigſtens erinnere ich mich im Allgemeinen der Anlage der erſten Scene und der lezten Hauptwendung derſelben, Das Theater ſtellt in dieſer Scene eine zerſtörte gothiſche Kirche vor, mit einem Hauptaltar und ſechs Nebenaltären. Zerſtöhrung der Werke Gottes iſt Satans Wolluſt; Ruinen eines Tempels, wo ehemals der Allgütige verehrt ward, ſind ſeine Lieblingswohnung. Eben hier alſo iſt der Verſammlungsort der hölliſchen Geiſter zu ihren Berathſchlagungen. Satan ſelbſt hat ſeinen Siz auf dem Hauptaltar; auf die Nebenaltäre ſind die übrigen Teufel zerſtreut. Alle aber bleiben dem Auge unſichtbar; nur ihre rauhen mißtönenden Stimmen werden gehört. Satan fodert Rechenſchaft von den Thaten, welche die übrigen Teufel ausgeführt haben; iſt mit dieſen zufrieden, mit jenen unzufrieden. — Da das Wenige, deſſen ich mich aus dieſer Scene erinnere, ſo einzeln und abgeriſſen, ohne alle Wirkung ſeyn würde; ſo wage ichs, die Lücken dazwiſchen zu füllen und die ganze Scene hieherzuwerfen. —

Satan. Rede, du Erſter! Gieb uns Bericht, was du gethan haſt!

Erſter Teufel. Satan! Ich ſah eine Wolke am Himmel; die trug Zerſtörung in ihrem Schooß: da ſchwang ich mich auf zu ihr, barg mich in ihr ſchwärzeſtes Dunkel und trieb ſie, und hielt mit ihr über der Hütte eines frommen Armen, der bey ſeinem Weibe im erſten Schlummer ruhte. Hier zerriß ich die Wolke und ſchüttete all' ihre Gluth auf die Hütte, daß die lichte Lohe emporſchlug und alle Haabe des Elenden ihr Raub ward. — Das war Alles, was ich vermogte, Satan. Denn ihn ſelbſt, ſeine jammernden Kinder, ſein Weib; die riß Gottes Engel noch aus dem Feuer, und als ich den ſah — entfloh ich.

Satan. Elender! Feiger! — Und du ſagſt, es war eines Armen, es war eines Frommen Hütte?

Erſter Teufel. Eines Frommen und eines Armen, Satan. Jezt iſt er nackt und bloß und verloren.

Satan. Für uns! Ja, das iſt er auf ewig. Nimm dem Reichen ſein Gold, daß er verzweifle, und ſchütt' es auf den Heerd des

Armen, daß es ſein Herz verführe: dann haben wir zwiefachen Gewinn! Den frommen Armen noch ärmer machen, das knüpft ihn nur deſto feſter an Gott. — — Rede, du Zweyter! Gieb uns beſſern Bericht!

Zweyter Teufel. Das kann ich, Satan. — Ich ging aufs Meer und ſuchte mir einen Sturm, mit dem ich verderben könnte, und fand ihn: da ſchallten, indem ich dem Ufer zuflog, wilde Flüche zu mir hinauf, und als ich niederſah, fand ich eine Flotte mit Wuchrern ſegeln. Schnell wühlt' ich mich mit dem Orcan in die Tiefe, kletterte an der ſchäumenden Woge wieder gen Himmel — —

Satan. Und erſäufteſt ſie in der Fluth?

Zweyter Teufel. Daß nicht Einer entging! Die ganze Flotte zerriß ich, und alle Seelen, die ſie trug, ſind nun dein.

Satan. Verräther! dieſe waren ſchon mein. Aber ſie hätten des Fluchs und Verderbens noch mehr über die Erde gebracht; hätten an den fremden Küſten geraubt, geſchändet, gemordet; hätten neue Reize zu

Sünden von Welttheil zu Welttheil geführt: und das alles — das iſt nun hin und verloren! — O, du ſollſt mir zurück in die Hölle, Teufel; du zerſtörſt nur mein Reich. — — Rede, du Dritter! Fuhrſt auch du in Wolken und Stürmen?

Dritter Teufel. So hoch fliegt mein Geiſt nicht, Satan: ich liebe das Schreckliche nicht. Mein ganzes Dichten iſt Wolluſt.

Satan. Da biſt du nur um ſo ſchrecklicher für die Seelen!

Dritter Teufel. Ich ſah eine Buhlerinn ſchlummern; die wälzte ſich, halb träumend halb wachend in ihren Begierden, und ich ſchlich hin an ihr Lager. Aufmerkſam lauſcht' ich auf jeden Zug ihres Athems, horcht' ihr in die Seele auf jede wollüſtige Phantaſie; und endlich — da erhaſcht' ich glücklich das Lieblingsbild, das ihren Buſen am höchſten ſchwellte. Aus dieſem Bilde ſchuf ich mir eine Geſtalt, eine ſchlanke, nervigte, blühende Jünglingsgeſtalt: und in der — —

Satan. (ſchnell) Raubteſt du einem Mädchen die Unſchuld?

Dritter Teufel. Raubt' ich einer noch unberührten Schönheit — den erſten Kuß. Weiter trieb ich ſie nicht. — Aber ſey gewiß! Ich hab ihr nun eine Flamme ins Blut gehaucht; die giebt ſie dem erſten Verführer preis, und dieſem ſpart' ich die Sünde. Iſt dann erſt ſie verführt. — —

Satan. So haben wir Opfer auf Opfer; denn ſie wird wieder verführen. — Ha gut! In deiner That iſt doch Abſicht. — Da lernt, ihr Erſten! ihr Elenden, die ihr nur Verderben in der Körperwelt ſtiftet! Dieſer hier ſtiftet Verderben in der Welt der Seelen; das iſt der beſſere Teufel. — — Sag' an, du Vierter! Was haſt du für Thaten gethan?

Vierter Teufel. Keine, Satan. — Aber einen Gedanken gedacht, der, wenn er That würde, aller Jener Thaten zu Boden ſchlüge.

Satan. Der iſt? —

Vierter Teufel. Gott ſeinen Liebling zu rauben. — Einen denkenden, einſamen

Jüngling, ganz der Weisheit ergeben; ganz nur für ſie athmend, für ſie empfindend; jeder Leidenſchaft abſagend, auſſer der einzigen für die Wahrheit; dir und uns allen gefährlich, wenn er einſt Lehrer des Volks würde — den ihm zu rauben, Satan!

Satan. Treflich! Herrlich! Und dein Entwurf? —

Vierter Teufel. Sieh, ich knirſche; ich habe keinen. — Ich ſchlich von allen Seiten um ſeine Seele; aber ich fand keine Schwäche, bey der ich ihn faſſen könnte.

Satan. Thor! hat er nicht Wißbegierde?

Vierter Teufel. Mehr, als irgend ein Sterblicher.

Satan. So laß ihn nur mir über! Das iſt genug zum Verderben. — —

Und nun iſt Satan viel zu voll von ſeinem Entwurfe, als daß er noch den Bericht der übrigen Teufel ſollte hören wollen. Er bricht mit der ganzen Verſammlung auf; alle ſollen ihm zur Ausführung ſeiner großen Abſichten

ſichten beyſtehn. Des Erfolgs hält er bey den Hülfsmitteln, die ihm Macht und Liſt geben, ſich völlig verſichert. Aber der Engel der Vorſehung, der unſichtbar über den Ruinen geſchwebt hat, verkündiget uns die Fruchtloſigkeit der Beſtrebungen Satans, mit den feyerlich aber ſanft geſprochenen Worten, die aus der Höhe herabſchallen: **Ihr ſollt nicht ſiegen!** — —

So ſonderbar, wie der Entwurf dieſer erſten Scene, iſt der Entwurf des ganzen Stücks. Der Jüngling, den Satan zu verführen ſucht, iſt, wie Sie gleich werden errathen haben, **Fauſt**; dieſen **Fauſt** begräbt der Engel in einen tiefen Schlummer, und erſchafft an ſeiner Stelle ein Phantom, womit die Teufel ſo lange ihr Spiel treiben, bis es in dem Augenblick, da ſie ſich ſeiner völlig verſichern wollen, verſchwindet. Alles, was mit dieſem Phantome vorgeht, iſt Traumgeſicht für den ſchlafenden wirklichen **Fauſt**: dieſer erwacht, da ſchon die Teufel ſich ſchamvoll und wütend entfernt haben, und dankt der Vorſehung für die Warnung, die ſie durch einen ſo lehrreichen Traum ihm hat geben wollen. — Er iſt jezt feſter in Wahrheit und Tugend, als jemals. Von der Art, wie die Teufel den Plan der Verführung anſpinnen und fortführen, müſſen Sie keine Nachricht von mir erwarten: ich weiß nicht, ob mich hier mehr die Erzählung Ihres Bruders oder mehr mein Gedächtniß verläßt; aber wirklich liegt alles, was mir davon vorſchwebt, zu tief im Dunkeln, als daß ich hoffen dürfte, es wieder ans Licht zu ziehen.

Ich bin u. ſ. w.

J. J. Engel.

II. D. Fauſt.

Vorſpiel.

In einem alten Dome. Der Küſter und ſein Sohn, welche eben zu Mitternacht geläutet oder läuten wollen. Die Verſammlung der Teufel, unſichtbar auf den Altären ſitzend, und ſich über ihre Angelegenheiten berathſchlagend. Verſchiedene ausgeſchickte Teufel erſcheinen vor dem Beelzebub, Rechenſchaft von ihren Verrichtungen zu geben. Einer, der eine Stadt in Flammen geſetzt. Ein anderer, der in einem Sturme eine ganze Flotte begraben. Werden von einem Dritten verlacht, daß ſie ſich mit ſolchen Armſeligkeiten abgeben. Er rühmt ſich, einen Heiligen verführt zu haben; den er beredt, ſich zu betrinken, und der im Trunke einen Ehebruch und einen Mord begangen. Dieſes giebt Gelegenheit, von Fauſten zu ſprechen, der ſo leicht nicht zu verführen ſeyn möchte. Dieſer dritte Teufel

fel nimmt es auf ſich, und zwar ihn in vier und zwanzig Stunden der Hölle zu überliefern.

Jetzt, ſagt der eine Teufel, ſitzt er noch bey der nächtlichen Lampe und forſcht in den Tiefen der Wahrheit. Zu viel Wißbegierde iſt ein Fehler; und aus einem Fehler können alle Laſter entſpringen, wenn man ihm zu ſehr nachhängt.

Nach dieſem Satze entwirft der Teufel, der ihn verführen will, ſeinen Plan.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Dauer des Stücks von Mitternacht zu Mitternacht.)

Fauſt unter ſeinen Büchern bey der Lampe. Schlägt ſich mit verſchiedenen Zweifeln aus der ſcholaſtiſchen Weltweisheit. Erinnert ſich, daß ein Gelehrter den Teufel über des Ariſtoteles Entelechie citirt haben ſoll. Auch er hat es ſchon vielfältigemal verſucht, aber vergebens. Er verſucht es nochmals; eben iſt die rechte Stunde und lieſet eine Beſchwörung.

Zweyter Auftritt.

Ein Geiſt ſteigt aus dem Boden, mit langem Barte, in einen Mantel gehüllet.

G. Wer beunruhiget mich? Wo bin ich? Iſt das nicht Licht, was ich empfinde?

Fauſt erſchrickt, faſſet ſich aber und redet den Geiſt an.

Wer biſt du? woher kömmſt du? auf weſſen Befehl erſcheinſt du?

G. Ich lag und ſchlummerte und träumte, mir wär nicht wohl, nicht übel; da rauſchte, ſo träumte ich, von weitem eine Stimme daher; ſie kam näher und näher; Behall! Behall! hörte ich, und mit dem dritten Behall, ſtehe ich hier!

F. Aber wer biſt du?

G. Wer ich bin? Laß mich beſinnen! Ich bin — ich bin nur erſt kürzlich, was ich bin. Dieſes Körpers, dieſer Glieder war ich mir dunkel bewußt; itzt ꝛc.

F. Aber wer warſt du?

G. Warſt du?

F. Ja; wer warſt du ſonſt, ehedem?

G. Sonſt? ehedem?

F. Erinnerſt du dich keiner Vorſtellung, die dieſem gegenwärtigen und jenem deinen hinüberrückenden Stande vorhergegangen? —

G. Was ſagſt du mir? Ja, nun ſchießt es mir ein — Ich habe ſchon einmal ähnliche Verſtellungen gehabt. Warte, Warte, ob ich den Faden zurückfinden kann.

F. Ich will dir zu helfen ſuchen. Wie hießeſt du?

G. Ich hieß — Ariſtoteles. Ja, ſo hieß ich. Wie iſt mir?

Er thut als ob er ſich nun völlig erinnerte und antwortet dem Fauſt auf ſeine ſpitzigſten Fragen. Dieſer Geiſt iſt der Teufel ſelbſt, der den Fauſt zu verführen unternommen. Doch, ſagt er endlich, ich bin es müde, meinen

Verſtand in die vorigen Schranken zurück zu zwingen. Von allem, was du mich fragſt, mag ich nicht länger reden als ein Menſch, und kann nicht mit dir reden als ein Geiſt. Entlaß mich, ich fühl es, daß ich wieder entſchlummere ꝛc.

Dritter Auftritt.

Er verſchwindet und Fauſt voller Erſtaunen und Freude, daß die Beſchwörung ihre Kraft gehabt, ſchreitet zu einer andern, einen Dämon heraufzubringen.

Vierter Auftritt.

Ein Teufel erſcheinet.

Wer iſt der Mächtige, deſſen Ruf ich gehorchen muß? Du? Ein Sterblicher? Wer lehrte dich dieſe gewaltigen Worte?

III. Fauſt und ſieben Geiſter.

Fauſt. Ihr? Ihr ſeyd die ſchnelleſten Geiſter der Hölle?

Die Geiſter alle. Wir.

F. Seyd ihr alle ſieben gleich ſchnell?

Die Geiſter alle. Nein.

F. Und welcher von euch iſt der ſchnelleſte?

Die Geiſter alle. Der bin ich!

F. Ein Wunder, daß unter ſieben Teufeln nur ſechs Lügner ſind. — Ich muß euch näher kennen lernen.

Der erſte Geiſt. Das wirſt du! Einſt!

F. Einſt! Wie meinſt du das? Predigen die Teufel auch Buße?

Der erſte G. Ja wohl, den Verſtockten — Aber halte uns nicht auf.

F. Wie heißeſt du und wie ſchnell biſt du?

Der erſte G. Du könnteſt eher eine Probe als eine Antwort haben.

F. Nun wohl. Sieh her: was mache ich?

Der erſte G. Du fährſt mit deinem Finger ſchnell durch die Flammen des Lichts —

F. Und verbrenne mich nicht. So geh auch du und fahre ſiebenmal eben ſo ſchnell durch die Flammen der Hölle und verbrenne dich nicht. — Du verſtummſt? Du bleibſt? — So prahlen auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde iſt ſo klein, daß ihr ſie euch nehmen ließet. — Zweyter, wie heißeſt du?

Der zweyte G. Chil; das iſt in euer langweiligen Sprache: Pfeil der Peſt.

F. Und wie ſchnell biſt du?

Der zweyte G. Denkſt du, daß ich meinen Nahmen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Peſt.

F. Nun ſo gehe und diene einem Arzte! Für mich biſt du viel zu langſam. — Du Dritter, wie heißeſt du?

Der dritte G. Ich heiße Dilla. Denn mich tragen die Flügel der Winde.

F. Und du Vierter?

Der vierte G. Mein Nahme iſt Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

F. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden —

Der fünfte G. Würdige ſie deines Unwillens nicht. Sie ſind nur Satans Bothen in der Körperwelt. Wir ſind es in der Welt der Geiſter; uns wirſt du ſchneller finden.

F. Wie ſchnell biſt du?

Der fünfte G. So ſchnell als die Gedanken der Menſchen.

F. Das iſt etwas! — Aber nicht immer ſind die Gedanken des Menſchen ſchnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend ſie auffordern. Wie träge ſind ſie alsdenn! — Du kannſt ſchnell ſeyn, wenn du ſchnell ſeyn willſt. Aber wer ſteht mir dafür, daß du es immer willſt. Nein, dir werde ich ſo wenig trauen, als ich mir ſelbſt hätte trauen ſollen. Ach! — (zum ſechſten Geiſte.) Sage du, wie ſchnell biſt du? —

Der ſechſte G. So ſchnell als die Rache des Rächers.

F. Des Rächers? Welches Rächers?

Der ſechſte G. Des Gewaltigen, des

Schrecklichen, der ſich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. —

F. Teufel, du läſterſt; denn ich ſehe, du zitterſt. — Schnell, ſagſt du, wie die Rache des — Bald hätte ich ihn genennt! Nein, er werde nicht unter uns genennt! Schnell wäre ſeine Rache? Schnell? — Und ich lebe noch? Und ich ſündige noch? —

Der ſechſte G. Daß er dich noch ſündigen läßt, iſt ſchon Rache!

F. Und daß ein Teufel mich dieſes lehren muß! — Aber doch erſt heute! Nein, ſeine Rache iſt nicht ſchnell, und wenn du nicht ſchneller biſt als ſeine Rache, ſo geh nur. — (zum ſiebenten Geiſte.) — Wie ſchnell biſt du?

Der ſiebente Geiſt. Unzuvergnügender Sterblicher, wo auch ich dir nicht ſchnell genug bin. — —

F. So ſage: wie ſchnell?

Der ſiebente G. Nicht mehr und nicht weniger als der Uebergang vom Guten zum Böſen. —

F. Ha! Du biſt mein Teufel! So ſchnell als der Uebergang vom Guten zum Böſen! — Ja der iſt ſchnell; ſchneller iſt nichts als der! — Weg von hier ihr Schrecken des Orcus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Böſen! Ich habe es erfahren, wie ſchnell der iſt! Ich habe es erfahren! u. ſ. w.

Der

Der Schauſpieler,

worinn die Grundſätze der ganzen körperlichen Beredſamkeit entwickelt werden.

Einleitung.

Von der Beredſamkeit überhaupt.

§.

Die Beredſamkeit iſt die Kunſt, einem andern ſeine Gedanken ſo mitzutheilen, daß ſie einen verlangten Eindruck auf ihn machen.

§.

Man ſieht alſo leicht, daß es dabey auf die Gedanken, und auf die Mittheilung derſelben ankomme.

§.

Die Kunſt, wie man ſeine Gedanken dem Eindrucke, den man auf einen andern machen will, gemäß ordnen ſoll, will ich die geiſtige Beredſamkeit nennen.

§.

Die Kunſt, dieſe ſo geordnete Gedanken, dem andern ſo mitzutheilen, daß jener Eindruck befördert wird, will ich die körperliche Beredſamkeit nennen.

§.

Von der Beredſamkeit des Körpers.

Und zwar deswegen, weil dieſe Mittheilung vermittelſt des Körpers geſchehen muß. Sie kann aber nicht anders vermittelſt des Körpers geſchehen, als durch gewiße Modificationen deßelben, welche in des andern Sinne fallen.

§.

Dieſe Modificationen können entweder in den Sinn des **Geſichts** oder in den Sinn des **Gehörs** fallen.

§.

Die Modificationen des Körpers, welche in das Geſicht fallen, ſind Bewegungen und Stellungen deßelben.

§.

Die Modificationen des Körpers, welche in das Gehör fallen, ſind **Töne**.

§.

Die Lehre von den erſten, heißt die Lehre **von der Action.** Die Lehre von der andern heißt die Lehre von der Pronunciation (Ausſprache.)

§.

Dieſe Modificationen des Körpers überhaupt, ſind entweder unmittelbar von unſer Willkühr, oder mittelbar.

§.

Die erſteren, weil nichts als das Wollen und ein geſunder Körper dazu gehört, können durch eigentliche und hinlängliche Regeln gelehrt werden.

§.

Die andern, welche nicht unmittelbar in unſerer Willkühr ſind, ſetzen eine gewiſſe Beſchaffenheit der Seele voraus, auf welche ſie von ſelbſt erfolgen, ohne, daß wir eigentlich wißen, wie?

Der Schauſpieler.

Ein Werk, worinn die Grundſätze der ganzen körperlichen Beredſamkeit entwickelt werden.

Die ganze körperliche Beredſamkeit theilt ſich in den Ausdruck.

1) durch Bewegungen.

Oratoriſche Bewegungen ſind alle diejenigen Veränderungen des Körpers oder ſeiner Theile in Anſehung ihrer Lage und Figur, welche mit gewiſſen Veränderungen in der Seele harmoniſch ſeyn können, heißen überhaupt **Geberden** und ſind entweder

a) Bewegungen des Körpers überhaupt; dabey kömmt vor

das Tragen des Körpers oder die Modification deßelben, wenn er in Bewegung iſt oder geht.

Die Stellungen des Körpers oder die Modification deßelben, wenn er in Ruhe iſt.

b) Bewegungen ſeiner Glieder.

des Kopfes überhaupt

des Geſichts und die Bewegungen des Geſichts, heißen Minen.

der Hände. Die Lehre von den Bewegungen der Hände hieß bey den Alten die **Chironomie;** deutſch vielleicht die Händeſprache.

Die Füße können zu dieſen Gliedern nicht gehören, weil dieſe zu dem Tragen und den Stellungen überhaupt zu ziehen ſind. Dieſes beweiſe ich daher, weil man zwar eine Bewegung mit der Hand und dem Kopfe machen kann, ohne daß die Lage des Körpers verändert werde, nicht aber die geringſte Bewegung des Fußes, ohne daß ſie nicht eine Veränderung des ganzen Körpers verurſachen ſollte.

2) durch Töne.

Vom Tragen oder von der Modificatien des Körpers überhaupt, wenn er ſich von einem Ort zum andern bewegt. Dieſe Lehre theilt ſich natürlicher Weiſe in 2 Capitel.

I. Von der Bewegung der **Füße**. Die Lehre vom **Gehen**.

Das **ſchöne** Gehen kömmt auf die ſchöne Beugung des Beines und auf die Gleichheit des Schrittes an.

Das **ſchlechte** Gehen wird durch das Gegentheil beyder Stücke verurſacht.

a) Wenn die ſchöne Beugung wegfällt.

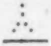
Das Gehen mit dem ſteifen und geſtreckten Fuße, iſt der Gang eines Stolzen und Ruhmredigen.

b) Wenn beyde wegfallen.

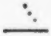
So iſt es der Gang eines Ungeſchliffenen, eines Bauers.

II. Von dem **Halten** des **Körpers**. Von dem eigentlichen Tragen.

Das **natürliche**, wann der Körper die Luft beſtändig nach einer Perpendicular-Linie in Anſehung der Fläche, auf welcher er bewegt wurde, durchſchwebt.



Das **verderbte**. Wann dieſe Linie vorwärts einen ſpitzen Winkel macht. Ich nenne ſie deswegen die verderbte, weil man zu faul iſt, die Laſt des Körpers aufrecht zu halten.



Dieſe Richtung gehört für das Alter; für das Nachdenken; für die Niedergeſchlagenheit.

Das **gekünſtelte**, wann ſie vorwärts einen ſtumpfen Winkel macht.

Ich nenne ſie die gekünſtelte, weil man ſich Zwang anthut die Laſt des Körpers, welche vorfallen würde, zurückzuhalten. Oft aber iſt ſie auch die natürliche; bey dem Erſtaunen nehmlich und Erſchrecken, wenn man, ſo zu reden, alle ſeine Kräfte auf einmal zuſammen raft.

Alle drey Arten könnten durch die Seiten-Beigungen eine Aenderung bekommen, die eine Art von Reiz damit verbindet.

Von den **Stellungen.** Alles, was bey dem Tragen geſagt worden, gilt auch hier, weil eine Stellung nichts als ein feſtgemachtes Tragen, ſo zu reden, iſt. Ich habe alſo weiter hier nichts neues zu beleuchten, als die Veränderung einer Stellung in die andre, welche zweyfach iſt. Die Stellung nehmlich wird

1) entweder **von der Perſon**, mit welcher der Schauſpieler redet **ab**: Aus Verachtung, aus Furcht, aus Entſetzen, aus Schaam;
2) oder **auf ſie zu** geändert. Aus Vertraulichkeit, aus Abſicht zu bitten.

Chl.

Chironomie.

Die Bewegungen der Hände.

I. **Ueberhaupt**, betrachtet als Linien, welche ſich in der Luft beſchreiben. In dieſer Betrachtung ſind ſie entweder

1) **Angenehme**, die aus Linien von ſchöner Krümmung beſtehen.

2) **Unangenehme.** Die aus Linien von ſchlechter Krümmung oder gar keinen beſtehen.

a) Bewegungen aus **graden Linien.** Dieſe gehören für alles das, was unter der ſchönen Natur iſt, z. E. für das Bäueriſche, und zugleich für heftige Leidenſchaften, weil dieſe den kürzeſten Weg gehen.

b) Bewegungen aus **unangenehmen krummen** Linien. Dieſe gehören für alles das, was über der ſchönen Natur ſeyn will; für das affectirte, zum Exempel.

II. **Insbeſondere**, ſo fern ſie gewißen Charaktern gemäß einzurichten ſind.

1) Für das **Tragiſche** oder **hohe Comiſche**. Hier gründet ſich das Vergnügen, welches ſie verurſachen, auf die Bewegungen ſelbſt und auf die Gleichheit, wie wir ſie vorausſetzen.

2) Für das **niedrig=comiſche**. Hier gründet ſich das Vergnügen wiederum auf die Bewegungen ſelbſt und auf die Gleichheit, die ſie dadurch mit ihrem Originale bekommen.

a) Für die **Stutzer** gehören ſchöne Bewegungen, denen aber die Größe fehlt und die ſo viel möglich **mahlend** ſeyn müßen.

b) Für die **Alten** ſchlechte und oft unterbrochne Linien, die nach ihren Charaktern eingerichtet ſind.

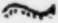
c) Für die **Bedienten** gehören viel mahlende Bewegungen in ſchlechten Linien.

NB. Jeder von dieſen Charaktern muß erſt in der Ruhe betrachtet werden, und alsdenn ſo, wie er durch die Affecten abgeändert wird.

Anmerkungen.

1) Die Verachtung löſet oft die Bewegungen der ſchönen Linien, in Bewegungen von graden Linien ſehr glücklich auf. Z. E. Es ſpräche eine Perſon, die um Gnade gebeten:

und warf mich ihm zu Füßen.

Die Bewegung der Hand, welche das warf begleitet, würde auf dieſe  Art ſehr ſchön ſeyn, doch ſo, daß die Bewegung geſchwinde wird, je näher die Hand dem Ende dieſer kleinen Linie kömmt. Allein wenn eben dieſes Ulfo ſagt:

Geh, wirf dich, wenn du willſt, vor deinem Bruder nieder; ſo iſt die Bewegung der Hand eine bloße ſchiefe grade Linie welche die Verachtung und den Stolz, womit er dieſes ſpricht, weit beßer anzeigt.

Im vorhergehenden habe ich die Bewegung der Hände an und für ſich ſelbſt und überhaupt betrachtet. Nunmehr muß ich ſie nach ihrer Verbindung betrachten und daher handeln

I. Von ihrer **Vorbereitung.** Oder von derjenigen Aufmerkſamkeit, die Hand allmählig in denjenigen Punkt zu bringen, von welchem aus eine Haupt-Bewegung erfolgen ſoll. Wenn zum Exempel Canut ſagt: **erniedrige dich nur.** und der Schauſpieler höbe die Hand ſchon ſo tief, daß er um dieſes auszudrücken, ſie erſt erheben und hernach ſinken laſſen müßte, ſo würde dieſes tadelhaft ſeyn. Er würde durch ſeine Bewegung einen Begriff mit einfließen laſſen, welcher hieher gar nicht gehört, das **Erheben** nehmlich, welches juſt dem Erniedrigen entgegen iſt. Ich verlange alſo, daß er in dem vorhergehenden Worte:

heiß meine Laſterthat ein übereilt Verbrechen, die Hand ſchon in eine mäßige Erhöhung gebracht habe, um das folgende: **Erniedrige dich nur**, mit größerm Nachdrucke machen zu können.

II. Von dem **Anhalten** in denſelben. Dieſes nenne ich, wenn man einige Zeit die Hand in der Lage, in die ſie nach gemachter Bewegung gekommen, eine Zeitlang erhält, um ſogleich eine andre mit ihr zu verbinden, die dem Verſtande nach zu ihr gehört. Z. E. in der Zeile aus dem Canut: Geh **wirf dich**, wenn du willſt, vor deinem Bruder **nieder.** gehören die Worte **wirf dich** und **nieder** offenbar zuſammen. Alſo ꝛc.

NB. Man könnte dieſes die **Conſtruktion** nennen.

NB. Beyde Stücke die **Vorbereitung** und die **Conſtruktion** ſind nur in der erhabenen Action nöthig, und durch ihre Weglaſſung oder Uebertretung wird die Action komiſch.

Hiezu kömmt noch der Contraſt in den Bewegungen, da der Schauſpieler diejenigen Geſtus zuſammen nimmt, welche einen Gegenſatz ausmachen. Einen ſchönen Contraſt machen die Worte zum Exempel:

Erniedrige dich nur, ich will als Sieger ſprechen.

Wenn dieſer Gegenſatz aber auch getrennt würde, ſo verlange ich doch, daß der Schauſpieler darzwiſchen keinen Geſtum machen, ſondern dieſe beyde zuſammen behalten müße.

Abhandlung
von den
Pantomimen
der Alten.

§. 1.

Es werden wenige von meinen Landesleuten ſeyn, welche nicht jetzt das Wort **Pantomimen** unzählichemal gehört und ſelbſt ſollten im Munde geführt haben, ohne vielleicht zu wiſſen, was es eigentlich bedeute. Und wer weiß, ob Herr Nicolini ſelbſt den wahren Begrif davon mag gewußt haben, ſonſt würde er uns wohl ſchwerlich ſeine ſtummen Poßenſpiele unter dieſem Nahmen aufgedrungen haben. Doch was wird er ſich darum viel bekümmern? Hat er doch überall ſeinen Endzweck erlangt. Und er iſt es werth, daß er ihn erlangt hat, da er auf eine ſo anlockende Art ſich die Neugierigkeit und den läppiſchen Geſchmack der jetzigen Zeiten zinnsbar zu machen gewußt hat. Doch mit ſeiner und aller derer Erlaubniß, welche ihn bewundert haben, behaupte ich, daß ſeine kleinen Affen nichts weniger, als Pantomimen ſind. Er darf deswegen eben nicht auf mich böſe werden; ich ſtehe ihm dafür, daß er dieſer Anmerkung halber keinen einzigen Zuſchauer weniger bekommen wird. Denn ich zweifle ſehr, ob einer von denen, die ihn ſo oft beſucht haben und noch beſuchen werden, meine Abhandlung leſen wird. Nach dem Geſchmacke dieſer Herren und Damen wird ſie wohl nicht ſeyn; die es vielleicht lieber ſehen würden, wenn ich einen Commentar über die Geburt des Arlequins oder über den hinkenden Teufel ſchrieb, und ihnen darinn die ſchönen Verwandelungen, die niedlichen Poſituren und den kunſtreichen Zuſammenhang des ganzen Stückes auf die lebhafteſte Art vorſtellte, als daß ich ſie mit alten Erzehlungen vergnügen will. Und geſetzt auch, ich würde von allen geleſen, und geſetzt auch, er würde mit ſeiner Benennung von allen ausgelacht, ſo kann er ſich doch gewiſſe Rechnung machen, ſo lange ſeine Kunſt was neues iſt, daß es ihm niemals an einem vollen Schauplatze fehlen wird. Es ſind keine Pantomimen, wird man allenfalls ſagen, es ſind aber doch Leute, die einem die Zeit auf eine ganz artige Art vertreiben. O wenn das iſt, Verdienſt genug für die heutige Welt! Iſt wohl was verdrüßlicher, als Langeweile!

§. 2.

Dem Nahmen nach heißen Pantomimen Leute, welche alles nachahmen. Und eine richtige Beſchreibung zu machen, welche ſich ſo wohl auf die griechiſchen als römiſchen Pantomimen ſchickt, ſo waren es Leute, welche tanzend alle Perſonen eines dramatiſchen Stückes vorſtellen, und jeder Perſon Charakter, Affekten und Gedanken durch die Bewegung ihrer Gliedmaßen ausdrücken konnten *).

---

*) Caſſiodorus variarum IV. epiſtola ultima. Pantomimo nomen a multifaria imitatione nomen eſt. Idem corpus Herculem deſignat & Venerem, foeminam præſentat et marem: regem facit & militem: ſenem reddit et juvenem, ut in uno videas eſſe multos, tam varia imitatione diſcretos.

§. 3.

Den erſten Urſprung der Pantomimen müßen wir bey dem Urſprunge des Tanzens ſuchen. Denn die Tänze der Alten druckten alle etwas aus. Colliachius leitet ſie von den Mimis her.

Salmaſ. in Not. ad Vopiſcum.

Quid vero illis opponemus, qui eius inventorem Pyladem perhibent? Interpretandi nobis ſunt non refutandi: nam et verum illi dixerunt, ſi recte captantur. Saltatio quaevis, Auguſti temporibus, in ſcena verſabatur et quæ poſt illa tempora viguit, quæque nihil amplius commune aut conjunctum habebat cum Comoedia atque Tragœdia, ſed ſeorſum in Orcheſtram veniebat, inventum procul dubio Pyladis fuit et Bathylli, res vero ipſa et ars illa, ſaltandi modus, quo omnia, quae dicerentur, manibus expediebantur, quoque ipſe etiam Pylades in ſua ſaltatione uſus eſt, longe ante Pyladem nota Scenae et ſatyris locum habebat:

bat: nusquam enim ſola per ſe ante id tempus ορχησις in Orcheſtra comparuerat. Primus Pylades ſaltationis artem a Tragœdia et Comœdia ſeparatim in ſcenam latinam introduxit.

Wie man aber angefangen hatte, das Tanzen auch mit auf den Schauplatz zu bringen, ſo bemühte man ſich immer mehr und mehr damit auszudrücken, und zwar das, was in dem vorgeſtellten Stücke war geſagt oder gethan worden. Einer der älteſten von dieſen Tänzern, war der Tänzer des Aeſchylus, von welchem uns Athenäus *) Nachricht giebt. Er hieß

---

*) *Athenæus* lib. I.

Τελεσις ἡ τελέστης, ὁ ορχηστοδιδάσκαλος. πολλὰ εξεύρικε σχηματα, ἄκρως ταις χερσι τα λεγομενα δεικνουσαις. Αριστοκλης γουν φησιν, ὅτι Τελεστης, ὁ Αισχυλου ορχηστης ουτως ἦν τεχνιτης, ὥς τε εν τω ορχεισθαι τους επτα επι Θηβας, φανερὰ ποιησαι τὰ πραγματα δι ορχήσεως.

Dieſes widerlegt *Collichius* mit der Stelle Lib. V. c. 7. Ex quibus omnibus colligendum hieß Teleſis oder Teleſtis. Er erfand unterſchiedene Arten, die Reden durch die Hände ſehr deutlich auszudrücken. Und wie Ariſtocles erzehlt, ſo ſoll er ſonderlich, da er die ſieben Helden vor Theben getanzt, alle ihre Thaten ſehr wohl vorgeſtellt haben.

§. 4.

---

dum eſt, ſaltationem pantomimicam non fuiſſe Pyladis inventum: nec ab ipſo primum extra Comœdiam & Tragœdiam in ſcenam latinam invectam, ſed magis excultam atque exornatam, atque cum tibiis pluribus fiſtulis atque Choro exhibitam. Ratione cuius novitatis et majoris etiam fortaſſis in ſaltando dexteritatis et concinnitatis adeo commendatus eſt, vt inventor illius ſaltationis per hyperbolam audiverit. Euſeb. in Chron. Pyl. Cilix Pant. πρωτος τας συριγγας και του χορον ἑαυτω επαδειν ἐποιησε.

Macrob. Satur. lib. 3. c. 14.

Diomedes lib. II. cap. de variis poematum generibus.

Ariſt. art. poet. 5. Αυτω δε τω ρυθμω.

Donat. in Prolog. ad Terent.

Plutarch. lib. 9. Sympoſ.

Servius ad illud Eclog. 5. v. 73. Saltem - ſatyros.

Suet. in Auguſt. c. 43. und 45.

§. 4.

Bey den Griechen waren die pantomimiſchen Tänzé allezeit entweder mit der Tragödie oder Comédie verbunden, zwiſchen deren Handlungen ſie aufgeführt wurden. Der erſte aber, der ſie bey den Römern bekannt machte, war der Kayſer Auguſtus, der ſie, um den müßigen Pöbel durch ſinnliche Vergnügungen im Zaume zu halten, von der Comödie und Tragödie abgeſondert auf den Schauplatz brachte. Dieſes bezeugen Suidas *), Zoſimus, ꝛc.

---

*) Suidas ſub voce ὀρχησις παντομιμος. Ταυτην ὁ Αυγȣςος Καισαρ εξευρε, Πυλαδȣ και Βαθυλλȣ πρωτων αυτην μετελθοντων.

Idem ſub voce Αθηνοδωρος.

Αθηνοδωρος, Στωικος Φιλοσοφος, επι Οκταβιανȣ βασιλεως Ρωμαιων - - - μαλιστα ταῖς Αθηνοδωρȣ τȣτȣ συμβȣλίαις επειδη - - - Κατὰ δὲ τȣς χρονȣς ἐκείνȣς, καὶ ἡ παντομιμος ορχησις ἐισηχθη, ȣ̓πω προτερον ȣ̓σα. Και προσειγε ετερα πολλῶν κακῶν αἴτια γεγονοτα.

§. 5.

Die erſten und berühmteſten Pantomimen zu des Auguſtus Zeiten, waren Pylades und Bathyllus. Wie Suidas in dem eben angeführten Orte bezeugt.

§. 6.

Pylades war ein Cilicier aus dem Flecken der Miſtharner. Seine Tanzart, wovon er der Erfinder war, wurde die italieniſche genennt. Worüber er auch einen ganzen Commentar geſchrieben hat, welcher aber verlohren gegangen. Dieſes bezeugt Athenäus und Suidas, welcher jenem gefolgt iſt, den Ort aber, welchen er ausgeſchrieben, ganz falſch verſtanden hat. Athenäus *) ſagt, er habe einen

---

*) Die Stelle aus dem Athenäus ſteht im erſten Buche p. 70. und heißt ſo:

Τȣ̃τον τὸν Βαθυλλον φησὶν Αριστόνικος, καὶ Πυλάδην ȣ̔̃ ἐστι καὶ σύγγραμμα περὶ ὀρχήσεως, την Ἰταλικην συστησασθαι ἐκ της Κωμικῆς, ἣ ἐκαλεῖτο Κόρδαξ, καὶ της τραγικῆς, ἣ ἐκαλεῖτο Ἐμμέλεια, καὶ της σατυρικῆς, ἣ ἐλέγετο Σίκιννις.

Die

einen Tractat verfertiget, von der italieniſchen Tanzart, welche italieniſche Tanzart aus der comiſchen, tragiſchen und ſatyriſchen Tanzart beſtünde. Dieſes hat Suidas ſo genommen, als hätte Pylades vier Bücher geſchrieben, eins von der italieniſchen, das andre von der comiſchen, das dritte von der tragiſchen, das vierte von der ſatyriſchen Tanzart.

Chironomiam magnopere expolivit. Nam prius pro una tibia adhibuit plures; item

fiſtu-

Die Stelle aus dem Suidas, unter dem Titel Pylades, iſt dieſe:

Πυλάδης, Κίλιξ, ἀπὸ κωμης Μισθαρων ἔγραψε περὶ ὀρχήσεως της Ιταλικῆς. ἥτις ὑπ' αὐτȣ εὑρέθη. περὶ τῆς κομικῆς καλȣμενης ὀρχήσεως, ἥτις ἐκαλεῖτο Σίκιννις. καὶ της σατυρικῆς, ἥτις Εμμέλεια.

Voſſius lib. II. Inſtitut. poeticorum will Suidam entſchuldigen, indem er ſagt, man müſſe leſen nicht περι, ſondern ἀπὸ τῆς κομικῆς.

in Notis ad Vopiſcum p. 497.

fiſtulas, quod antea non factum; et Choraulem cum choro, cum ante Pythaules occineret ſine Choro. Hieronymi eſt in Chronico Euſebiano. Pylades Cilix Pantomimus primus Romae chorum ſibi et fiſtulas praecinere fecit.

§. 7.

Der andre berühmte Pantomime zu des Auguſtus Zeiten, war Bathyllus. Er hatte es ſonderlich in den comiſchen Tänzen ſehr weit gebracht, da ihn gegentheils Pylades in tragiſchen übertraf.*) Deswegen nennt ihn Juvenalis mollem Bathyllum.**) Er war aus Alexandrien, und ein Freygelaßener des

Mäces

---

*) Dieſes bezeuget Marcus Anäus Seneca in den Exceptis aus dem dritten Buche Controverſiarum und zwar in der Vorrede:

Et ut ad morbum te meum vocem Pylades in comoedia
Bathyllus in Tragoedia multum a ſe aberant.

**) In der 6ten Satyre:

molli ſaltante Bathyllo.

Mäcenas.*) Welches der alte Interpres des Perſius in der 5ten Satyre bezeuget.

§. 8.

Die Erfindung der italieniſchen Tanzart wird von Suidas dem Pylades, von Athenäo aber und Ariſtonico dem Pylades und Bathyllus zugleich zugeſchrieben. Wie aus den oben angeführten Stellen des Suidas und Athenäus zu erſehen. Sie beſtand aus tragiſchen, comiſchen und ſatyriſchen Tänzen. Die comiſchen hießen Kordax. Die tragiſchen Emmelia. Die ſatyriſchen Sikinnis.*)

---

*) Deswegen nennt ihn Seneca in der Vorrede des 5ten Buches Controverſiarum: Bathyllum Maecenatis. Was aber das Scriptum Sabieni pro Bathyllo Maecenatis ſey, deſſen er daſelbſt gedenkt, iſt unbekannt.

1) der Vers bey dem Perſius heiſt:

Sed nullo thure litabis.
Haereat in ſtultis brevis ut ſemiuncia recti.
Haec miſcere nefas; nec quum ſis caetera foſſor
Treis tantum ad numeros ſatyri moveque Bathylli.

Taciti Anal. lib. 54. dum Maecenati obtemperat effuſo in amorem Bathylli: deinde quod civile rebatur miſceri voluptatibus vulgi. Caſſiodorus l. 1. ep. 20. Seneca ep. 121. Livius l. 7. Sueton. in Caligula c. 54.

§. 9.

Κορδαξ.**)

§. 10.

---

*) *Julius Pollux* lib. 4. cap. 14. §. 99.

Εἴδη δὲ ὀρχημάτων, ἐμμελεια τραγικὴ, κορδαξ κωμικη, σικιννις σατυρικὴ.

**) *Julius Pollux* l. 4. Onomaſt. c. 14.

Demoſthenes in ſecunda Olympiaca.

Theophraſtus in Charact. c. VII.

Suidas.

Ἐμμελεια, χορικη ὀρχησις. διχως, ἐμμελεια καὶ ἐμμελια, ἡ εὐρυθμια. Οἶδα γὰρ, ὅπως διακειμεθα περι τὴν ἐμμελειαν τὴν σὴν. καὶ ἡ μετὰ μέλους τραγικὴ ὀρχησις. Und gleich vorher:

- - - εἶδος ὀρχήσεως, ἐστι δε ἡ των τραγωδων.

Pollux lib. 4. cap. 14. §. 105.

Καὶ μην τραγικης ὀρχησεως τα σχηματα, σιμη χειρ, καλαθισκος, χεὶρ κατα πρα-

§. 10.

Εμμελεια.

§. 11.

§. 12.

Einer von den berühmteſten Schülern des Pylades zu Zeiten Auguſti war Hylas. Er hatte ihn in ſeiner Kunſt ſo unterwieſen, daß ihn das Volk ſeinem Meiſter faſt gleich hielt. Dieſer Hylas tanzte einsmals einen Geſang, der ſich ſchloß: τον μέγαν 'Αγαμέμνονα. Dieſes recht auszudrücken dehnte ſich Hylas aus, und trat auf die Zehen. Seinem Meiſter aber wollte das nicht gefallen, und ſchrie ihm zu: σὺ μακρὸν, ου μεγαν ποιεῖς. Hierauf verlangte das Volk von ihm, er ſollte eben

die-

> πρανῆς ξυλα παράληψις, διπλῆ, δερμαυστρὶς,*) κυβιστησις**) παραβῆναι τετταρα.

---

*) Forte a κυβιςᾶν quod Kuſterus mutavit in κυβηβᾶν. Eſt autem κυβιςᾶν το ἐπὶ κεφαλῆς ρεπτειν. vide Suidam.

**) Forte a Θερμαν, quod Θρᾴκιον ἐςι πολισμα. Suidas.

dieſen Geſang tanzen. Er that es, und als er auf obige Stelle kam, blieb er ſtehen, und ſtellte eine Perſon in tiefen Gedanken vor: weil er glaubte, es ſey einem großen Feldherren nichts anſtändiger, als vor allen Dingen zu denken. Eben dieſer Hylas tanzte einsmals den Oedipus: er tanzte ihn aber mit offenen Augen, weswegen ihn gleichfalls ſein Meiſter tadelte und ihm zuſchrie: *συ βλέπεις.**)

§. 13.

---

*) Dieſes erzehlt uns *Macrobius* in dem IIten Buche Saturnalium im 7ten Kapitel:

Sed quia ſemel ingreſſus ſum ſcenam loquendo, non Pylades hiſtrio nobis omittendus eſt, qui clarus in opere ſuo fuit temporibus Auguſti et Hylam diſcipulum usque ad aequalitatis contentionem eruditione provexit. Populus deinde inter utriusque ſuffragia diviſus eſt. Et cum canticum quoddam ſaltaret, cujus clauſula erat *τον μεγαν Αγαμέμνονα*, ſublimem ingentemque Hylas velut metiebatur. Non tulit Pylades, et exclamavit a cavea: *σὺ μακρὸν ȣ̓ μεγαν ποιεῖς.* Tunc eum populus coegit idem ſaltare canticum. Cumque ad locum veniſſet, quem reprehenderat,

§. 13.

Die Schüler des Pylades und Bathyllus dauerten auch lange Zeit nach den Zeiten Auguſti.

derat, expreſſit cogitantem: nihil magis ratus magno duci convenire, quam pro omnibus cogitare. Saltabat Hylas Oedipodem et Pylades hac voce ſecuritatem ſaltantis caſtigavit, συ βλεπεις.

Seneca lib. VII. q. n. cap. 32.

Inſcriptionum Gruterianae Collect. p. 1024. num. 5. et p. 331. num 1. Adde Scaligerum in animadverſ. ad Manilium et Salmaſii notae in Vopiscum. Brodaei notae in 'Ανθολογίαν tit. II. epig. 2.

Tranquillus in vita Neronis cap. 54. *Plinius* lib. VII. not. hiſt. cap. 53. Temporibus Neronis ac Veſpaſiani.

Suetonius in Nerone.

Tertullianus Apol. 217.

Apulejus lib. 10. Mileſ. p. 223.

Apianus Alexandrianus in Parthicis de capite, Craſſi.

Aſtyanactem videmus, ubi Hector eſt?

Anth. l. 3. c. 7. de Chryſomalo Pantomimo.

Artemidorum lib. 2. cap. 38.

Athenaeus lib. I. de ſaltatore, nomine Memphis, eodemque Philoſopho Pythagoraeo.

Columella de re ruſtica. lib. I. *Taci-*

guſti. Die einen wurden Pyladae, die andern Bathylli genannt.

§.

Tacitus anal. l. 77.

Plinius l. 29. Nullius Hiſtrionis equorumve trigarii comitator, egreſſus in publico erat.

Seneca epiſt. 4. 7.

Galenus de praecognit. ad Poſth. c. 6.

Ammianus Marcellinus lib. 14. c. 6.

Seneca cap. 12. de Conſolat.

Manilius lib. 5. Aſtron.

Apulejus Metamorph. lib. 10.

Dio. lib. 54. p. 533. Ὅθενπερ, πανυ σοφως ὁ Πυλαδης επιτιμωμενος, ὑπ' ἀυτου, επει Βαθυλλῳ ὁμοτεχνῳ τε οντι, καὶ τῳ Μαικηνᾳ προσήκοντι διεστασιαζεν, εἰπεῖν λεγεται, ὅτι συμφέρει σοι, Καισαρ, περι ἡμας τον δημον ἀποδιατριβεσθαι.

Jacobus Pontanus in Macrobium.

Nonus lib. 2. Dionyſius et lib. 19. lib. II. c. 38. Anthol.

Παντα καθ' ἱστορίην ὀρχουμενος, ἐν το μεγιστον

Τᾶν

§.

Von dem Theater zog man endlich auch gar die Pantomimen an die Gaſtereyen.

Juvenalis ſat. 5. v. 120.

§.

Fugientes reliquiae Pantomimorum durare videntur in eo ludionis ſive Saltatorum gene-

'Τῶν ἔργων παριδών. ἠνίασας μεγάλως
Τὴν μὲ γὰρ Νιοβην ορχημενος, ως λιθος ἔστης
Και παλιν αὖ Καπανευς, ἐξαπίνης ἔπεσες·
Ἀλλ' ἐπὶ της κανάκης αφυως, ὅτι καὶ ξίφος ἦν σοι
Καὶ ζῶν ἐξῆλθες – τοῦτο παρ' ἱστορίην.

Omnia juxta hiſtoriam ſaltans, unum maximum.
Negligens moleſtia nos affeciſti
Nioben enim ſaltans ſtetiſti ut lapis,
Et rurſus Capaneus ſtatim concidiſti :
Sed

genere, qui in Gallia Ciſalpina *Mattacini* appellantur. Eorum veſtitus, quo agiliores ſint, corpori adpreſſus et membra exprimens. Perſona ſive larva antiquo more ſine barba, neque admodum venuſta, prominente mento, et qualis vetularum facies eſt. Hi per urbem ſaltantes diſcurrunt, obvios loris et ſcutis, quoad veteres Luperci faciebant, in-

ceſ-

Sed in canace inepte, quod enſis eſſet tibi
Et vivus exiſti: hoc contra hiſtoriam.

Lib. 3. c. 7. de Chryſomalo Pantomimo.

Σιγᾷς χρυσεόμαλε, τὸ χάλκεον οὐκ ἔτι δ' ἡμῖν
Εἰκόνας ἀρχεγονων εκτελεεις μερόπων
Νευμασιν αφθογγοισι. Τεῃ δ' ολβιστῃ σιωπῃ
Νυν ξυγερη τελεθει, τῃ πριν εθελγομεθα.

Tacit.

ceſſentes. Manum fronti obtendunt quod Fauni ac Sileni agebant ad ſolem defendendum, quod eſſent calvi. Incredibili agilitate currus ac rhedos ſaltu transcendunt, per parietes repunt, in feneſtras enituntur, citatique et intento crure corpus in ſublime vibrant. Sed et diverſos actus ſaltatione ac geſtu imitantur, tonſorem, fabrum, ſutorem et id genus ſcite referentes. Mox et

Tacit. Anal. lib. I. c. 77.

Livius. lib. VII.

Juvenalis ſat. 5. verſ. 120.

Herodotus l. 6. de Cliſthene Sicyoniorum rege, de ejus filia et Hypoclida Athenienſi.

Juvenal gedenkt auch eines Pantomimen des Paridis, des freygelaſſenen der Donitiae, Neronis amitae, Sat. VII. v. 83.

ſimulacra pugnae taciti edunt, rudibus concurrunt et digladiantur.

Athen. lib. I. οπλοπουκων.

Pyrrhica a Pyrrho. Xenophon. in Cyri expedit. in Convivio apud Thraces.

Ueber

Unterbrechung im Dialog;

Chor; unſtudierte Dichter;

und Delikateſſe.

Unterbrechung im Dialog.

Man bemerkt ſie durch Striche oder Punkte, welche die Franzoſen peints pourſuivans nennen.

Die unterbrochne Redensart muß allezeit zu füllen und leicht zu füllen ſeyn, wenn man die Figur dem Weſen der Sache zuſchreiben ſoll, und nicht der Bequemlichkeit oder Verlegenheit des Dichters.

Voltaire ſagt: (Au Comment: ſur le Comte d'Eſſex Act. III. Sc. 2.) C'eſt une très grande negligence de ne point finir ſa phraſe, ſa periode, et de ſe laiſſer interrompre, ſurtout, quand le perſonnage, qui interromt, eſt un ſubalterne,, qui manque aux bienſeances en coupant la parole a ſon ſuperieur. Thomas Corneille eſt ſujet a ce defaut dans toutes ſes pieces. —

Wer fragt nach der Wohlanſtändigkeit, wann der Affect der Perſonen es erfordert, daß ſie unterbrechen oder ſich unterbrechen laſſen?

Da hat Home die wahren Schönheiten des Dialogs beſſer gekannt. „Kein Fehler iſt gewöhnlicher (ſagt er, Ged. der Cr. Th. III. S. 311.) als eine Rede noch fortzuſetzen, wenn die Ungeduld der Perſon, an die ſie gerichtet iſt, dieſe treiben müßte, dem Redenden ins Wort zu fallen. Man ſtelle ſich vor, wie der ungeduldige Schauſpieler ſich indeß geberden muß. Seine Ungeduld durch heftige Action auszudrücken, ohne den Redenden ins Wort zu fallen, würde natürlich ſeyn; aber auch ſeine Ungeduld zu verhehlen und kaltſinnig zu ſcheinen, wenn er entflammt ſeyn ſollte, iſt nicht weniger natürlich.

Chor.

Chor.

In den alten Tragödien.

Unter den neueſten engliſchen Dichtern, welche ihn wieder einzuführen geſucht, hat beſonders **Maſon** verſchiedene Verſuche gemacht. Der erſte war ſeine **Elfriede**, die ich habe, wie er in den vorgeſetzten Briefen zugleich die Urſachen angiebt, warum er in dieſer alten Manier ſchreiben wollen.

Der zweyte iſt ſein **Caractacut**, a Dramatic Poem. der 1759. herauskam. Bey Gelegenheit dieſes letztern machen die Verfaſſer des Montl. Rew. (Vol. XX. p. 507.) gegen die eingebildeten Vortheile des Chors ſehr pertinente Anmerkungen; beſonders über die zwey: 1) daß er häufigere Gelegenheit zu poetiſchen Schönheiten gebe, und 2) daß er das angenehmſte und ſchicklichſte Mittel ſey, dem Zuſchauer nützliche Lehren beyzubringen. Sie merken zuletzt ſehr wohl an, daß Maſons Stücke beſſer ſeyn würden, wenn ſie nicht ſo poetiſch wären.

Unſtudirte Dichter;

oder ſolche, die zu den Wiſſenſchaften nicht aufgezogen worden.

Heinrich Jones, der Verfaſſer des neuen Eſſex, war ein Maurer.

Der Verfaſſer des engliſchen Olinde und Sophronia, iſt ein Schmid oder Stahlarbeiter.

In England überhaupt ſind dergleichen Leute niemals ſelten geweſen, die es, ohne Anweiſung nicht allein in der Poeſie, ſondern auch in andern Wiſſenſchaften, bey den niedrigſten Handwerken und ſchlechteſten Umſtänden ſehr weit gebracht haben. Als:

Heinrich Wild, der um 1720. zu Oxford die orientaliſchen Sprachen lehrte; war ein Schneider, und unter dem Nahmen des arabiſchen Schneiders bekannt.

Robert Hill, ein Schneider in Buckingham, zwiſchen dem und dem Italiener Magliabechi, Spence 1759. eine Parallele ſchrieb, um die Aufmerkſamkeit des Publici ein wenig mehr auf ihn zu ziehen, und wo möglich ſeinen Umſtänden dadurch aufzuhelfen. Er hat lateiniſch, griechiſch und hebräiſch vor ſich gelernt. (S. des Montl. R. Vol. XX. p. 251.)

Delikateſſe.

Eine allzuzärtliche Empörung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der ſtrengſten Zucht und Schamhaftigkeit übereinkommen, iſt nicht immer ein Beweiß eines lautern Herzens und einer reinen Einbildungskraft. Sehr oft ſind das verſchämteſte Betragen und die unzüchtigſten Gedanken in einer Perſon. Nur weil ſie ſich dieſer zu ſehr bewußt ſind, nehmen ſie ein deſto züchtigeres Aeuſerliche an. Durch nichts verrathen aber ſich dergleichen Leute mehr, als dadurch, daß ſie ſich am meiſten durch die groben plumpen Worte, die das Unzüchtige gradezu ausdrücken, beleidiget finden

den laſſen, und weit nachſüchtiger gegen die ſchlüpfrigſten Gedanken, wenn ſie nur in feine unanſtößige Worte gekleidet ſind.

Und ganz gewiß ſind doch dieſe den guten Sitten weit nachtheiliger, weit verführeriſcher.

Man hat über das Wort Hure in meiner **Minna** geſchrien. Der Schauſpieler hat es ſich nicht einmal unterſtehen wollen zu ſagen. Immerhin; ich werde es nicht ausſtreichen und werde es überall wiederbrauchen, wo ich glaube, daß es hingehört.

Aber über Gellerten ſeine Zweydeutigkeiten, über das verſchobene Halstuch und dergleichen, im Loos in der Lotterie, hat ſich niemand aufgehalten. Man lächelt mit dem Verfaſſer darüber.

So iſt es auch mit Fildingen und Richardſon gegangen. Die groben plumpen Ausdrücke in des erſtern Andrews und Tom Jones ſind ſo ſehr gemißbilliget worden, da die obſcönen Gedanken, welche in der Clariſſe nicht ſelten vorkommen, niemanden geärgert haben. So urtheilen Engländer ſelbſt.*)

---

*) Die Verfaſſer des Monthly Review (Vol. XX. pag. 132.) wenn ſie ſich darüber aufhalten, daß Roußeau die Clariſſe für den ſchönſten und beſten Roman in allen Sprachen hält:

In juſtice to the memory of a late very ingenious Writer, we cannot help taking notice here, how frequently we have been ſurprized to find perſons, pretending to delicacy at the coarſe expreſſions the meet with in *Joſeph Andrews* and Tom Jones; while the impure and obſcene thoughts that occur in *Clariſſa*, have not given them the leaſt umbrage. We would aſk theſe very delicate perſons, which the think of worſe tendency, a coarſe idea, expreſſed in vulgar language, in itſelf disguſting, or an idea equally luſcious and impure conveyed in words that may ſteal on the affections of the heart without alarming the ear? On thir occaſion we cannot forbear exclaming with the confidous Mos. *Slipslop* Marcy come up! peopbs ears are ſometimes the niceſt part about them. Ohne Zweifel ſagt das Slipslop in irgend einer engliſchen Komödie. Aber es iſt vom Moliere entlehnt aus ſeiner Kritik der Weiberſchule.

Comiſche Einfälle
und
Züge.

I.

Sie hat ja nur Ein Auge — —

O deſto eher wird ſie ſterben, da ſie nur Eins zu zuthun hat.

II.

Kurz, ich habe mich entſchloſſen, kann ich Angeliken nicht erhalten, ſo ſoll mich bald dieſer Degen von meinem traurigen Schickſale befreyen.

Die Thorheit werden Sie doch nicht begehen. Das Ding iſt von üblen Folgen.

Wie ſo?

Ja, ja, ich verſichere Sie, es iſt von ſehr üblen Folgen.

Wie denn ſo?

Ich habe von einem ſehr geſchickten Medico gehört, daß der Geſundheit nichts nachtheiliger wäre, als ſich einen Degen durch den Leib ſtoßen — — —

Ach das muß ein geſchickter Medicus geweſen ſeyn — —

Das verſichere ich Sie, ein rechter geſchickter. Er ſagte auch noch dazu, es wäre der nächſte Weg in jene Welt.

III.

Der Untreue, der Gottloſe, der Nichtswürdige — — ſprach ſie.

Laß nur jetzt dieſe Beynahmen weg — —

Ach ich bin ein gewiſſenhafter Hiſtoricus — — —

Seine Flucht bringt mich ums Leben. Sie ſtand in vollem Eifer auf, ergriff ihr Porcellain,

lain, warf es zur Erde, zerriß ihre Bilder, ſchmieß ihre ganze Meubeln zum Fenſter hinaus und ſich ſelbſt warf ſie — —

Sich ſelbſt — — Wohin? Wohin?

In Grosvater Stuhl.

IV.

Der Herr und Peter.

Peter! Peter!

Je nu, wer ruft — —

Ich.

Ey ihr — — — —

Komm raus!

Nein, nein — — ich kann nicht. Mein Herr möchte mich rufen, ich muß drinnen bleiben, daß ich da bin —

Komm raus!

Kommt rein, wenn ihr was mit mir zu reden habt ꝛc.

V.

Haſt du wohl Luſt zu reiſen?

O ja — — wenn die Schencken nicht weit von einander liegen.

VI.

Den Medicum um Verzeihung bitten, daß man ſo lange nicht krank geweſen.

VII.

Octav. Peter.

Peter. Nu Herr, hab ich Euch nicht einen rechten kurzen Weg geführt? Hier ſeyd Ihr nun, wo Ihr habt ſeyn wollen. Da iſt Herr Anſelmus Hauß. Adieu.

Octav. Nu das iſt gut. Ich bedanke mich. Adieu.

Peter. Ich will immer gehen; Adieu Herr, Adieu.

Octav. Adieu, guter Freund, Adieu.

Peter. Haben Sie mir ſonſt nichts zu ſagen? Ich will nun gehen.

Octav. Nein; geht nur, geht, Adieu.

Peter. Ach bey Gelegenheit, Herr Octav, nehmen Sie mirs doch nicht übel: Meine Frau ſagte, wenn Sie mir etwa was geben wollten, ich ſollte ja nichts nehmen — — —

Octav. Ha, ha; Ich verſteh das Deutſch. Da haſt du einen halben Gulden zu vertrinken.

Peter. Ach großen Dank, mein Herr, großen Dank.

Octav. Ich dachte, deine Frau hätte dir befohlen nichts zu nehmen — —

Peter. Ja mit der linken Hand — — Adieu. Adieu.

VIII.

Die Weiber müſſen über die Kinder zu befehlen haben, und nicht die Männer; denn ſonſt würden die Männer oft über was diſponiren, was ihnen doch nicht zugehörte. Das Geſetz iſt ganz deutlich: Mater certa, pater vero incertus.

IX.

Ich kenne ihn nicht. Aber ich habe einen guten Freund, der einen andern guten Freund hat, und der ein guter Freund von einem guten Freunde des Pierots iſt.

X.

Verdrießen dich dieſe Verweiſe nicht? Ach — was verdrüßen? die Pillen muß man verſchlucken und nicht kauen.

XI.

Wer ein alt Hauß repariren und eine junge Frau befriedigen will, der muß immer wieder von forne anfangen.

XII.

Liſette. Johann.

Johann. Ja ſo, daß ichs nicht vergeſſe. Da hier, Liſette, von meinem Herrn — — —

Liſette. Was? Hält mich dein Herr für ſo ein intereſſirt Mädchen?

Johann. Greif nur zu und nimms. Wer wird ſich ſo ſchämen?

Liſette. Nein. Nein, ich diene deinem Herrn aus bloßer Grosmuth. Wie viel iſt in dem Beutel?

Johann. Zwölf Ducaten. Greif zu, ich kriege ſonſt geſcholtenes — —

Liſette. Sind ſie neu?

Johann. O wenn du nicht willſt, ſo ſtecke ich ſie wieder ein.

Liſette. Nu, gieb ſie nur her, gieb ſie. Dein Herr möchte dich ausſchelten. Und ich mag nicht gern daran ſchuld ſeyn.

XIII.

Es ſind doch rechte unciviliſirte Leute in der Stadt. Wenn man etwa einmal einen galanten Fluch von ſich hören läßt, ſo erſchrecken die Narren, als wenn ein Stücke losgienge. Wenn man ſich etwa mit einem Mädchen ohne Beyhülfe des Prieſters einläßt, und ihr ein kleines Merkmal der Zärtlichkeit

lichkeit hinterläßt, ſo iſt gleich aller Orten ſo ein Aufruhr, daß ein ehrlicher Mann davon laufen muß; das Trinken iſt noch das einzige, was kein Aufſehen macht, aber das Getränke iſt auch ſo ſchlecht, daß man es durchaus verbieten ſollte, aus Furcht, ein rechtſchaffner Kerl möchte einen Eckel für alles Trinken bekommen.

XIV.

Die Trauungen ſind in der That nichts anders, als Erfindungen der Prieſter, dann und wann einen kleinen Profit zu haben. Aber die Narren, wenn ſie mir nur folgen wollten, ſo ſchafften ſie die Trauungen ab: ich weiß gewiß, was ſie hiebey einbüßten, käme ihnen an den Kindtauffen zehnmal wieder ein.

XV.

Lucinde. (verliebt in Ernſten) **Martin.**

Lucinde. Iſt er ausgegangen?

Martin. Wer denn?

Lucinde. Ob er ausgegangen iſt?

Martin. Euer Bruder?

Lucinde. Nein.

Martin. Euer Bedienter?

Lucinde. Wer redt von meiñem Bedienten? iſt Ernſt ausgezogen?

Martin. Ich glaube nicht. Aber wie habe ichs ſollen rathen, daß Sie von dem reden?

XVI.

Martin. Paſquin.

Martin. Was ſuchſt du denn, Paſquin?

Paſquin. Ich ſuche eine Närrin. Ich habe dich gefunden, und nun ſuche ich niemanden mehr.

XVII.

Wenn der Teufel und ein Eremit lange beyſammen leben, ſo wird entweder der Teufel ein Eremit oder der Eremit ein Teufel werden.

XVIII.

Monſade. Paſquin.

Paſquin. Die Zeit, wo Sie gar nichts machen, iſt bey Ihnen noch am beſten angewandt.

Monſade. Und du biſt am witzigſten, wenn du gar ſchweigſt.

Analekten
für
die Litteratur.

Von

Gotthold Ephraim Leßing.

Erſter Theil.

Bern und Leipzig,
in der Hallerſchen Buchhandlung, 1785.

Bibl. Acad. Land.

Universitäts-Bibliothek München

An Herrn
Professor Hottinger
in Zürich.

Dem Andenken Leßings eine Cypreſſe winden, kann nicht glücklicher als durch ihn ſelbſt geſchehen. Seine Reliquien ſind Opfer, den Muſen heilig.

So dachten auch Sie, verehrungswürdiger Herr, und ermunterten mich, meinen nur erſt aufgekeimten Entſchluß muthig auszuführen. Ich liefere Analeckten; und ich weyhe ſie Ihnen; ich weyhe ſie dem kritiſchen Freunde, der von ſich mit Wolluſt bekennt: „Leßing der Kunſtrichter, behagt meinem Geſchmacke bis zur Verwöhnung.“

Meine Sammlung, dieß war mein Zweck und auch Ihr Wunſch, ſollte ihr eigenes Verdienſt, mit keiner andern Sammlung Leßingſcher Schriften theilen; ſie ſollte beſtehen neben jeder vor ihr; und ſich einzig auf jene beſchränken, die Leßing dem Kunſtrichter angehören, und welche, wie mir däucht, ſeine wahren Verdienſte um unſre Litteratur eigentlich beſtimmen. Die Ausländer nannten ſeinen Namen und kannten ihn, wie der größte Theil ſeiner Landsleute, nur nach ſeinen theatraliſchen Arbeiten und als Dichter. Aber ſeine kritiſche, ganz in unſre Sprache verwebte, mit überwiegender Laune ſiegende Gelehrſamkeit, kannten ſie nicht. Man ſagte ihnen, Leßing wäre der Reformator des guten Geſchmacks unter uns; ſie frugen haſtig, wo ſind ſeine Schriften? Wir konnten nur Fragmente nennen, die noch in der ſeltſamſten Vermiſchung unter einander lagen, und anfiengen uns ſelbſt fremde zu werden. Andre ſeiner größern kritiſchen Werke, lieſſen unſre deutſche Verleger mit deutſchem Patriotiſmus ganz fehlen. Den Laokoon und die Dramaturgie kennen wir bald nur noch aus Citaten. Die Exemplare gehören unter die größten Seltenheiten. Iſt das lobenswerth? Und was mußten die Ausländer dazu denken? Sollten ſie uns nicht an groſſen Geiſtern recht reich halten? Aber nein, unſre deutſche Preſſen ſind indeß nicht müßig, ſie drucken Jahr aus, Jahr ein ihre drey Tauſend Artickel, und Heil dem Volk! die Summe iſt im Steigen. Wo hätten wir dann noch der Weile an die Leßinge zu denken? Haben wir doch Romane in dem neueſten Geſchmacke; Journale vom Katheder biß zum Nähepult herab; Predigten, erbauliche Betrachtungen, ökonomiſch-juriſtiſche Encyklopädien, Erdrevolutionen, bewieſen nach dem Buche Chevilla ꝛc. Aber laſſen Sie mich von meinem Unmuthe zurückkommen; denn ich glaube unſer Publikum nährt dieſe Indolenz! Denn ſchon ſehen wir, ſie rächet ſich durch einen faden Geſchmack, an der ganzen Nation.

Leßings Name war nie der Herold ſeines Ruhmes. Er ſchrieb, weil er Beruf fühlte, ſeinem Zeitalter Wahrheiten ſagen zu müſſen, die vor ihm und ſpäter hin mit gleichem Eindrucke nicht geſagt waren. Immer ſtrenge gegen ſich ſelbſt, trug er wenige Sorgfalt für die Dauer ſeiner eigenen Schriften. Mehrere derſelben verwarf er; zu andern bekannte er ſich niemals; viele erſchienen in Zeitſchriften; und über ſeinen Antheil an den Litteraturbriefen ließ er uns immer in Zweifel. *) Jetzt nach ſeinem Tode fallen jene Bedenklichkeiten weg; und das Publikum tritt in ſeine Rechte ein.

Hier übergebe ich Ihrer Beurtheilung den **Erſten Theil.** Auch die leichten Federſtriche des Meiſters verläugnen die Kunſt nicht. Er enthält die zerſtreuten Aufſätze über das Theater; und die Briefe die neueſte Litteratur betreffend. (Dieſe werden im zweyten Bande noch etwa mit ein Duzend fortgeſetzt.) Letztere nach dem Antheile, ſo ihm öffentlich zuerkannt worden; **) und Erſtere im Auszuge der **Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters; der theatraliſchen Bibliothek**, und andern ꝛc.

---

*) In der Vorrede zur erſten Ausgabe ſeiner Fabeln; ſetzte er in Abrede als hätte er einigen Theil daran.

**) Deutſches Muſeum Jul. 1782, beſtätiget von H. Nikolai, in einem Schreiben an Lichtenberg. Gött. Mag. 5r Jahrg. drittes Stück, p. 189.

Bloſſe Ueberſetzungen habe ich nicht aufgenommen. Der Schauſpieler nach Remond v. St. Albine erhielt durch das Schlußraiſonnement hier ſeine Stelle.

Wenn Leßing als Theaterdichter um die Bühne glänzende Verdienſte hat, ſo waren ihr jene, die er ſich als Kunſtrichter erwarb, noch weit erſprießlicher. Gerade um denſelben Zeitpunkt (1750) als er über das Theater zu philoſophieren anfieng, und durch einige vortreffliche Stücke *) ſeiner Theorie Eingang zu verſchaffen wußte: etablierten ſich lange die einzigen vortrefflichen deutſchen Schauſpielergeſellſchaften, Koch und Akermann. Nach dieſen bildeten ſich ſpäter mehrere andre, doch mit ungleichem Glücke. Man kann nicht zweifeln, daß eine ſo glückliche Konkurrenz von Schriftſteller und Schauſpieler, einer Kunſt — die noch vaterlos ohne Schutz umher wandelte, — zu dem Grade von Achtung verhalf, wo wir ſie nun erblicken, und den ſie ſich wird zu erhalten wiſſen.

---

*) Seine Luſtſpiele und Miß Sara 1750.

Insbeſondere bemühete ſich Leſſing die lächerlichen Vorurtheile zu zerſtreuen, die uns biß dahin an die franzöſiſche Bühne gefeſſelt hatten. Er machte uns zuerſt mit den Schätzen der Britten und Italiäner bekannt *); er enthüllte uns ihre Schönheiten und erhob unſere Gefühle zu dem Großen und Wahren! Unſre Empfindung ſollte nicht mehr getäuſcht, ſondern genährt werden. Das bürgerliche Trauerſpiel bekam ſeine Stelle. Miß Sara und einige Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, galten zu ſeiner Empfehlung.

Ueberhaupt ſtund es aber in Deutſchland um den guten Geſchmack noch ſehr mißlich. Die Kritik war eine wächſerne Naſe; ſie nahm alle Geſtalten an, und ward vom Partheygeiſte ſchändlich mißbraucht. Die Litteraturbriefe erſchienen, und die Furien flohen. — Sie waren im Kontraſt der Gottſchediſchen Schule;

---

*) In den Beyträgen zur Hiſt. nud Aufnahme des Theaters — der theatraliſchen Bibliothek, und ſpäter noch in der Dramaturgie.

geſchmacklos wie dieſe, waren jene ganz Grazie und guter Laune. — Die Schweizer, ſich ihrer guten Sache bewußt, nur zu empfindlich und beißend, lagen noch im Streit mit den Sachſen. Die Berliner ſtellten ſich zwiſchen beyde. Der Sieg war nun nicht mehr zweifelhaft. Man lachte Gottſcheden aus, und die Litteraturbriefe gewannen freyes Feld.

Noch muß ich ein Wort von ihrer Stiftung ſagen. Sie gehört Leßingen und Nikolai gemeinſchaftlich *); woran Moſes Theil nahm. Die Briefform ſchlug Nikolai vor, und Leßing eignete ſie Kleiſten zu, im Fall er ſollte verwundet werden. Sie nahmen ihren Anfang mit dem Jahre 1759, und ſchloſſen ſich mit dem vier und zwanzigſten Theile, 1765. Bey den erſten Bänden war Leßing am meiſten beſchäftiget. Ihm gehören faſt zwey Drittheil der erſten ſechs Bände, im ſiebenden und drey und zwanzigſten ſtehen nur noch zwey. Er ward dieſer Arbeit durch andre Geſchäfte entzogen.

---

*) Gött. Magazin, 3r Jahrg. 3tes Stück.

Ich habe ſeinen ganzen Antheil geſammelt, und gefliſſentlich nichts zurückgelaſſen, denn ich wollte dem Urtheile anderer nicht vorgreifen. Jeder einzelne Brief hat ſeine eigene Schönheiten und ſie alle bereichern unſre Sprache; auch ſcheinen dieſe ſelbſt den guten Ton der andern Mitarbeiter hervorgebracht zu haben; ſo wie der merkwürdige Erfolg derſelben auf jenen ſehr weſentlich beruhet.

Aber ſagen Sie: “Kaum würde ich mich haben entſchlieſſen können, aus den Litteraturbriefen diejenigen noch aufzunehmen, worinn Wieland etwas hart mitgenommen wird: dieſer große Mann, dergleichen heut zu Tage keine Nation aufweiſen kann, hat, wie mir deucht, ſeine Jugendſünden lange ſchon ſo ganz getilget, daß davon weiter nicht geſprochen werden ſollte. —” Erlauben Sie mir dagegen: Der Ruhm des Hrn. Wielands gründet ſich auf ganz andre Verdienſte als wovon damals die Rede war, und je hämiſcher und bitter die Urtheile waren, deſto weniger konnten ſie ihm ſchaden. Auch ſchien er immer deshalb ſehr gleichgültig, und dieß iſt ſeine wahre Ehre. Ich finde bey dieſer Vergleichung, ihn wirklich über ſeinen Gegner erhaben.

Die Herren Cramer, Duſch, Baſedow ſcheinen in gleichem Falle zu ſeyn. Aber die damalige Lage der Litteratur forderte Strenge; und dieß war der Karakter dieſer Zeitſchrift. Auch ſollte der Ausdruck bey ähnlichen Beurtheilungen immer gemeſſener und freyer ſeyn dürfen. Und welch Intereſſe hätte ich, plane Rezenſionen wieder zu geben, wenn nicht Genie und Laune ein Wort mitſprächen! —

Wünſchten Sie nicht bald wieder Litteraturbriefe? weniger bitter, aber eben ſo derb', müßten ſie die unſaubern Geiſter züchtigen, die lange ſchon unſre Luft verpeſten. Unbemerkt iſt es bisher geblieben, aber nichts deſto minder gewiß: dieſes Geziſche vertrieb manchen vortrefflichen Mann vom Schauplatze; weit mehr als jene Härte der Kritik!

Jedes Urtheil das ich noch über Leßing

hier wagen wollte, würde profan, und jeder Lobſpruch ſeinem Ruhme eine Seifenblaſe ſeyn. Wer wird fragen ob Luther Verdienſte habe, — wenn Jahrhunderte die Wirkungen eines Mannes nicht aufhalten mögen? Und was ſich ſein Zeitalter kaum zweifelnd geſtehen durfte, ſich in ſpätern Generationen in ſo mannigfaltigen Geſtalten verklärt.

So wird Leßing, der Wiederherſteller einer beſſern Kritik unter uns, — vielleicht verkannt, oder aus den Augen gerückt, — aber immer gleich wahr und nur ſich ſelbſt ähnlich; für den Geſchmack der Nation ſprechen, unſre Litteratur mag ſteigen oder fallen.

Sollten Sie daran zweifeln? Sie haben verglichen; zwiſchen Griechen, Römern und Neuern verglichen.

Und nun verzeihen Sie mir es immer, aber ich kann der Verſuchung nicht wiederſtehen, Ihnen öffentlich wieder zu geben, was Ihnen angehört, und dieſem Blatte ſeinen Werth verſichert.

Sie ſchreiben mir:

“ Ich billige es ſehr, daß Sie Ihren Plan einzig auf Leßings kritiſche Schriften beſchränken. Ich habe Leßing, ſo weit ich ihn als Dichter kenne, nie ſehr bewundern können. In ſeinen Liedern und Sinngedichten herrſcht, nach meinem Gefühle mehr Witz und Geiſt, als wahre Dichtungskraft und Begeiſterung, und oft iſt es ein geſuchter Witz. Seine Miß Sara Sampſon, Emilia Galotti, Minna von Barnhelm, mögen immer unter die erſten deutſchen Schauſpiele gehören, allein Leßings Ruhm vermehren ſie in meinen Augen nicht. Die Kritik könnte vielleicht an manchem ſeiner Stücke ſcheitern, ohne daß dadurch unſer Gefühl mit denſelben ausgeſöhnt würde. Alle haben das Gepräge des feinen Beobachters und des geiſtreichen ſcharfſinnigen Kopfes, und keines von allen trägt den Stempel des eigentlichen Dichtergenies. Ueberall finde ich mehr Witz als Gefühl, mehr Glanz als Wärme, mehr Kunſt als lebendiges Intereſſe, und ſelbſt ſeine meiſterhafteſten Dialogen überraſchen mich mehr, als ſie mich durch auffallende Wahrheit vergnügen. Kurz, ſeine Dichtungskraft war mehr eine gelernte Rolle als Natur, und er beſaß in höchſt möglichem Grade die Kunſt, das Genie, wenn ich ſo reden darf, nachzumachen, ohne es ſelbſt zu haben. Dies war, ich erinnere mich noch ſehr deutlich, der Eindruck, den die Leſung ſeiner Schauſpiele vor ungefehr zwölf Jahren auf mich machte. Damals wagte ich es kaum, dies Urtheil einem vertrauten Freunde ins Ohr zu ſagen: allein Leßings eigne Schätzung ſeiner ſelbſt, die ich vor wenigen Wochen zum erſten male in Schützens Vorleſungen über L. Genie und Schriften S. 10. geleſen habe, macht, daß ich ſchon einiges Vertrauen auf die Richtigkeit meiner eignen Beobachtung ſetzen zu dürfen glaube. “Ich bin, ſagt er, weder Schauſpie„ler noch Dichter. Man erweiſet mir manch„mal die Ehre, mich für den leztern zu erken„nen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus „einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt „habe, ſollte man ſo freygebig nicht folgern. „Nicht jeder, der den Pinſel zur Hand nimmt, „und Farben verquiſtet, iſt ein Maler. Die „älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jah„ren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und

„Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in „den neuern erträglicher iſt, davon bin ich mir „ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der „Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft „ſich emporarbeitet, durch eigne Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Stralen aufſchießt; „ich muß alles durch Druckwerk und Rohren „aus mir herauspreſſen. Ich würde ſo arm, „ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernet hatte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu „wärmen, und durch die Gläſer der Kunſt mein „Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt oder verdrießlich geworden, wenn ich „zum Nachtheil der Kritik etwas las, oder hörte. „Sie ſoll das Genie erſticken, und ich ſchmeichelte „mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem „Genie ſehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, „den eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann." *)

" Ungeachtet die Schätzung eigner Schwäche

---

*) Dramaturgie, beym Schluſſe.

nicht weniger als eigner Verdienſte, eine ſchwierige Sache iſt, ſo gilt bey mir wenigſtens über Leßing, kein Urtheil mehr, als ſein eigenes. Denn wenn irgend ein Menſch je fähig war, aus ſich ſelbſt gleichſam herauszutretten, und einen Standpunkt zu finden, um ſich mit dem ruhigen Auge des Beobachters als ein ganz fremdes Weſen zu betrachten, ſo war er's; — und gerade um ſo viel mehr, je weniger er von der Entzündbarkeit hatte, ohne welche der Dichter unmöglich gedeyhen kann. Daß ja niemand nichts von ſtolzer Beſcheidenheit ahnde! Denn die Selbſterniedrigung, die um Erhöhung bettelt, dieſe war Leßings Sache nun ganz und gar nicht.”

“ Allein ſo wenig Leßing der Dichter mein Mann iſt, ſo ſehr iſt es Leßing der Kunſtrichter. Genug Gelehrſamkeit, um jedem Gebäude, das er aufführte, Grundlage, Pfeiler und Verzierungen zu finden; genug Witz, um tauſend Verhältniſſe zu entdecken, durch welche die abgenützteſten und trivialſten Dinge ihn auf neue Entdeckungen und Ausſichten leiteten; genug Scharfſinn, um zu ſcheiden, was in einander zu flieſſen, und zu ſpalten, was theillos zu ſeyn ſchien; genug Philoſophie, um nie ſeicht; genug Geſchmack, um nie ſpitzfindig und trocken zu ſeyn; und endlich nicht Phantaſie genug, um bloß ſinnreich zu träumen; — dies alles macht Leßing in meinen Augen zu einem Phönix, der, was einzeln andre Kunſtrichter berühmt machte, durch den ſeltenſten Zuſammenfluß in ſich alles mit einander vereinigte. Scharfſinn füraus war die überwiegende Kraft ſeines Geiſtes, und durch dieſen ward ſein Stil, auch ohne Wärme, hinreiſſend, und jede ſeiner Unterſuchungen durch Gang und Methode intereſſant, wenn ſie es auch gleich nach dem Innhalt weniger war. Vorzüglich merkwürdig iſt ein Kunſtgriff, deſſen er in ſeinen Schriften ſich hin und wieder bedienet. Er führt den Leſer durch ein Labyrinth von Schwierigkeiten, aus welchen kein Ausgang mehr zu ſehen iſt. Bald ſchürzt er ſelbſt einen Knoten, den der Leſer ſich nicht einfallen läßt zu löſen, und deſto begieriger auf die Entwickelung wartet: bald trägt er die Einwürfe ſeiner Gegner ſelbſt vor, und ſcheint ihres Scharfſinnes zu ſpotten, indem er ihren Einwendungen eine Stärke giebt, die uns für die Auflöſung bange macht; bis plötzlich aus einer nicht bemerkten Ecke ein Lichtſtral fällt, der allem Zweifel ein Ende macht, und alle Dunkelheit zerſtreuet. Man erſtaunt nicht nur über die Wahrheit und Evidenz ſeiner Antwort, ſondern vorzüglich auch darüber, daß ſie ſo ganz nahe lag, ohne geſehen zu werden. Von dieſer Art iſt neben andern die Entſcheidung der Frage, **ob die alten Künſtler Furien gebildet haben,** in den antiquariſchen Briefen. Sie wiſſen, daß Riedel, ein ungleich ſcharfſinnigerer Kopf als Klotz, ſich in dieſen Streit gemiſcht, und gegen Leßings Behauptung einige Schwierigkeiten erhoben hat, welche ſtark genug ſchienen, jeden andern Gegner ein bisgen verlegen zu machen. Allein durch eine einzige Diſtinktion, an welcher der geübteſte Dialektiker nichts auszuſetzen, und der ſchlaueſte Sophiſt nichts zu drehen findet, beantwortet Leßing dieſe Schwierigkeiten ſo, daß kein Zweifel mehr übrig bleibt."

" Es iſt mir daher unbegreiflich, wie einige Gegner Leßings entweder dreiſte oder kurzſichtig genug ſeyn konnten, ihn als einen hartnäckigen und unüberzeugbaren Sophiſten verſchreyen zu wollen. Nun ja, wenn der ein Sophiſt heißt, der die Kunſt verſteht, die Begriffe genau zu ſichten und zu ſcheiden; den Punkt jeder Frage ſo zu beſtimmen, daß unbeſtimmte Antworten und kahle Ausflüchten nichts helfen; das gerade zu ſtellen, was der Gegner gern ſchief hat, weil es ihm ſo nur recht ſteht; jede Hinterthüre zu verſchlieſſen, und jeden Schlupfwinkel zu verſperren; ſo war Leßing der gröſte Sophiſt, den die Sonne jemals beſchienen hat. Und wie wenig konnte ſich überhaupt Sophiſterey mit dem Manne vertragen, der überall kein anderes Intereſſe hatte, als das, die Wahrheit heraufzuholen, ſie mochte ſo tief liegen als ſie wollte; der nicht erſt auf eine Widerlegung wartete, um einen eingeſehenen Irrthum zu wiederrufen, wie z. B. ſeine Vermuthung über den Borgheſiſchen Fechter; der endlich ſeine Gedanken nie in eine Glanzwolke einhüllte, um ſie darinn ſchwanken und ſchwimmen zu laſſen, und der Einbildungskraft ſeiner Leſer freyen Spielraum zu geben, ſondern ſie nackt und ohne Schminke, in völliger Rundung und mit beſtimmtem Umriſſe darlegte, weil er nie ſchrieb, als wenn er ſich ganz verſtund, und ſo oft er ſchrieb, auch ganz verſtanden ſeyn wollte? In der That, wenn ich Leßing leſe, ſo weiß ich, was ich geleſen habe, und in ihm fände ich, wenn ich es nöthig hätte, einen Erfahrungsbeweis, daß wahrer Scharfſinn immer auch Deutlichkeit liebt, und daß der räthſelhafte Orakelton gewiſſer Schriftſteller, worinn manche Leſer den Gott ahnden wollen, nur da iſt, um den Prieſter zu decken.”

“ Kurz Leßing iſt einer von den ſeltenen Schriftſtellern, welche dem Geſchmacke bis zur Verwöhnung behagen. Wenn jede andre Lektür mich vergnügen ſoll, ſo muß ich ihn eine Weile ruhen laſſen. Denn unmittelbar nach ihm behagt mir weder Philoſoph, noch Litterator, noch Schöndenker, weil ich in jedem derſelben, und wäre er auch in ſeinem Fache einer der erſten, doch immer nur ein Drittheil von Leßing finde.”

“ Sein Laokoon iſt eines der feinſten gedachteſten Stücke, die vielleicht jemals geſchrieben wurden. Ein Denkmal von Litteratur, Scharfſinn, und klaßiſche Vollendung, welches Deutſchland beynahe ſo hoch ſchätzen ſollte, als Italien den ſeinigen. Es ſind Bruchſtücke eines Kunſtwerkes, die den Meiſter ſpäte finden werden, der es wagen darf, ſie zu fügen und zu ergänzen. Es iſt übrigens ſeltſam, daß die Aufſchrift dieſes Buches, manchen den Geſichtspunkt verrücken, und ſie auf eine Vergleichung mit **Winkelmann** verleiten konnte, da es ſo auffallend iſt, als immer etwas, daß jeder zu ſeinem beſondern Ziele, jeder auf einem Wege gieng, worauf ſie ſehr ſelten zuſammentreffen konnten.”

“ Seine Unterſuchung **über den Tod der Alten**, und ſeine **antiquariſche Briefe** ſind, den allzubittern Ton abgerechnet, wahrhafte Muſter von Streitſchriften. Nie hat ein litterariſcher Kämpfer ſeinen Gegner augenſcheinlicher entwaffnet, nie entſcheidendere Schläge geführt, und den Streit mit einmal ſo geendet, daß zu künftigen Angriffen nur keine Möglichkeit übrig war. Daneben ward auch reichlich für diejenigen Leſer geſorgt, für welche eine litterariſche Klopffechterey, ohne reelle Ausbeute, eben kein anziehendes Schauſpiel iſt.”

“ Seine **Dramaturgie**, worinn überall die glücklichſte Anwendung der Philoſophie auf Mimik und Dichtkunſt herrſcht, iſt ein Werk voll der ſcharfſinnigſten Bemerkungen, und der bedeutendeſten Winke für den Schauſpieler und den Dichter, eine treffliche Schule für beyde, noch mehr aber für den Kunſtrichter, ich meyne nicht den Recenſent. Ich wünſchte der franzöſiſchen Sprache mächtig genug zu ſeyn, um die darinn vorkommenden Kritiken der Schauſpiele eines P. Korneille und andrer franzöſiſcher Dichter ſo überſetzen zu können, wie ſie es verdienen. Es ſollte für die Franzoſen ein überraſchender Anblick ſeyn, ihre Halbgötter um den Richterſtuhl eines Mannes verſammelt zu ſehen, deſſen Nation ſie ſich vor ungefehr vierzig Jahren nicht einblödeten, ſchlechtweg alles Genie abzuſprechen. „ — — “ — — — — ”

Ueber

G. E. Leßing.

Gebohren 1729, geſtorben 1781.*)

Kein neuerer Schriftſteller hat, dünkt mich, in Sachen des Geſchmacks, des feinern, gründlichern Urtheils über litterariſche Gegenſtände, auf Deutſchland mehr gewürkt, als Leßing. Was war deutſcher Geſchmack im Anfang dieſes Jahrhunderts? Wie wenig ward er, als Gottſched ihn aus den Händen der Talander, Weiſe, Menantes empfieng und nach ſeiner Art fortbildete? Er ward gereinigt und gewäſſert, er empfieng Körper, aber ohne Geiſt und Seele. Bodmer kam dem Mangel zu Hülfe und führte Proviſionen von Gedanken aus Italien, England, den Alten und woher es ſonſt angieng, herbey; Schade aber, es waren fremde, zum Theil einförmige und ſchwere Gedanken, die in Deutſchland nicht ſo leicht allgemeinen Kurs finden konnten. Jezt kam Leßing. Sowohl im Witz als in Gelehrſamkeit, in Talenten und im Ausdruck war er beynah Gottſcheds Antipode. Von den Schweizern nuzte er ihre Beleſenheit und ihr gründlicheres Urtheil: er übertraf ſie bald in Beydem. Am meiſten aber übertraf er ſie und alle ſeine Vorgänger in der Geſchlankigkeit des Ausdrucks, in den immer neuen glänzenden Wendungen ſeiner Einkleidung und Sprache, in dem wirklich philoſophiſchen Scharfſinn, den er mit jedem Eigenſinn ſeines immer muntern, immer dialogiſchen Styls zu verbinden, in dem er die durchdachteſten Sachen mit Neckerey und Leichtigkeit gleichſam nur hinzuwerfen wußte. So lange Deutſch geſchrieben iſt, hat, dünkt mich, niemand, wie Leßing, deutſch geſchrieben; und komme man und ſage, wo ſeine Wendungen, ſein Eigenſinn nicht Eigenſinn der Sprache ſelbſt wären? Seit Luther, hat niemand die Sprache, von dieſer Seite ſo wohl gebraucht, ſo wohl verſtanden. In beyden Schriftſtellern hat ſie nichts von der plumpen Art, von dem ſteifen Gange, den man ihr zum Nationaleigenthum machen will; und doch, wer ſchreibt urſprünglich deutſcher als Luther oder Leßing? Und überhaupt, was wäre es für eine Sprache, die nicht jedem guten Kopfe, nachdem er ſie brauchen kann, gern dienen wollte?

---

*) Vermuthlich von Herdern. Er ſagt: „Nicht eine Pyramide der Unſterblichkeit iſts, die ich ihm errichte; oder errichten kann; ein paar rauhe Steine mögens ſeyn; die ich, nach Art der Nordiſchen Heldengräber, auf ſeinen Todtenhügel wälze und ſchweigend von dannen gehe.“

Ich begnüge mich, Leßings Arbeiten mit einigem Urtheil durchzugehen. Lobrede brauchts bey ihm nicht;

unbeſtimmte, ſchlechte, übertriebene Lobſprüche haßte er mehr, als den bitterſten, nur einigermaſſen gründlichen Tadel. Noch entfernter bin ich, über alle Leßingiſche Arbeiten und Verdienſte mir ein Urtheil anzumaſſen. Ich maſſe mir eigentlich gar kein Urtheil über **Eine** ſeiner Arbeiten an; ſage nur über **Einiges** meine **Meynung**, und überlaſſe das andre, inſonderheit ſeine Theaterwerke, andern. Mein Sinn iſt überhaupt die Spur zu verfolgen, wo Leßing ſeinen Weg nahm, wo er anfieng, wo er aufhörte, wo andre ihm nachzugehn, oder weiter zu gehn haben.

Leßings erſte Schriften und Lebensumſtände kenne ich nicht; das erſte Buch, das ich von ihm habe, iſt ſeine Ueberſetzung Huarts. *) Eine Ueberſetzung aus dem Spaniſchen war in Deutſchland 1752 wieder ein ſeltnes Ding, ſo häuffig unſre lieben Vorfahren ein Jahrhundert vorher aus dem Spaniſchen überſetzt hatten. Zumal die Ueberſetzung eines ſo paradoxen Schriftſtellers, als Huart iſt. — In der kurzen Vorrede zu ihm iſt Leßing ſchon ganz kenntlich.

Sein eigentlicher Name fängt ziemlich mit den ſogenannten **kleinen Schriften** an, die ſeit 1753, in Berlin erſchienen. In ihnen zeigte er ſich von allen den mancherley Seiten, von denen er nachher mit den Jahren immer reifer und glänzender hervortrat. In dieſen ſechs

---

*) Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften, Zerbſt 1752.

Bändchen was für ein Reichthum an Innhalt und Einkleidung! welche Abwechslung und Gründlichkeit in Materien, die man ſonſt in Duodezbändchen nicht findet: Lieder und Fabeln, Sinn- und Lehrgedichte, in Poeſie und Proſe, ſogar einige lateiniſche Verſe, treffen hier zuſammen. Es folgen **Briefe**, faſt ſo mancherley Innhalts, als gelehrte Briefe nur ſeyn können; Kritik und Philoſophie, Geſchichte und Litteratur, ſogar der Anfang zu Supplementen zum Jöcherſchen Lexikon, nehmen hier Briefgeſtalt an, und man muß geſtehn, ganz auf die Leßing eigne, leichte und glückliche Weiſe. Hierauf ein Theilchen gelehrter Abhandlungen Rettungen Horaz, **Cardans**, gar des **Cochläus** nnd des *Inepti Religioſi*, die man ſchwerlich vor dem, was folgt, ſeinen Luſt- und Trauerſpielen, erwartet. Daß dieß ungeheure Mancherley, in dem ſich Leßing, meiſtens nur Proben- nur Stücksweiſe, gleich Anfangs zeigte, nicht Eitelkeit, nicht Pralerey war, für die es einige runde Herren damals aufzunehmen beliebten, weiſet ſein ganzes weiteres Leben. Alle die Beſchäftigungen, alle die Einkleidungen hat er fortgeſetzt; und gewiß keine mit minderm Glück, als er ſich in dieſen Jugendverſuchen zeigte. Wenn ein Schriftſteller mit ſeiner Zeit fortgieng und Blüthen in Früchte verwandelt hat, iſts Leßing; ja was ſagt ich fortgieng? biß ans Ende gieng er ja ſeiner Zeit vor.

Einige dieſer Jugendſchriften hat er bey reifern Jahren umgearbeitet; ſo wenig er ſich ſeiner Jugend zu ſchämen hatte, ſo ſehr gewannen ſie durch die verbeſſernde Hand des Mannes. Seine Fabeln und Sinngedichte führe ich als Probe an. Zur Verbeſſerung der letzten zwang ihn ein gedroheter Nachdruck ſeiner kleinen jugendlichen Schriften; und man ſehe, was er über ſie in der Vorrede zu dieſen ſogenannten vermiſchten Schriften*) ſelbſt ſagt. Wir machen alſo ſogleich mit dieſen Verbeſſerungen den Anfang: denn hinter dieſen, ihn nach ſeinen erſten Verſuchen beurtheilen zu wollen, wäre ja ſo ungerecht, als undankbar.

Mit der neuen Ausgabe ſeiner Fabeln**) fieng er an. Aus wenigen Proben, die er gegeben hatte, wurden drey Bücher, meiſtens eigner oder fortgeſetzter Aeſopiſcher Erfindung. Die gereimten oder ihre Reime ſind weggefallen; und ſtatt dieſer, der Fabel würklich unnöthigen und hinderlichen Feſſeln, ſtehn ſie hier in eine Sprache gekleidet, die in der wahreſten angemeſſenſten Proſe die ſchönſte Poeſie iſt. Der blanke männliche Harniſch kleidet Leßing mehr, als das Gängelband der Reime; ſeine Fabeln ſind nicht bloß für Kinder ſondern auch Männern, und Männern inſonderheit, lesbar. Noch mehr ſinds die Abhandlungen über das Weſen, den Nutzen, die Einkleidung, das Wunderbare der Fabel, die er ſeinen

---

*) Leßings vermiſchte Schriften, Berlin 1771.

**) Leßings Fabeln, Berlin 1759.

Proben verfügte. Ohnſtreitig iſt dieß die bündigſte, gewiß Philoſophiſche Theorie, die ſeit Ariſtoteles Zeiten über eine Dichtungsart gemacht iſt; und es wäre zu wünſchen, daß Leßing ſie, wie hier über die Fabel, wie nachher übers Sinngedicht; wie in der Dramaturgie übers Trauer- und Luſtſpiel; im Laokoon über die Grenzen der Poeſie und bildenden Kunſt; und in den Litteraturbriefen über kleinere Materien des Innhalts, ſo über alle Dichtungsarten und Darſtellungen der Poeſie und Künſte hätte machen können. Es wird vielleicht Jahrhunderte währen, ehe die vielen und leichten Talente, die ausgebreiteten und gründlichen Kenntniſſe ſich mit dem philoſophiſchen Geiſt, mit dem Scharſinn, mit dem ſchönen Ausdruck in Einem Manne vereinen. Dieſe Abhandlungen über die Fabel ſind mit einer ſo glücklichen, leichten, ſokratiſch-platoniſchen Analyſe geſchrieben, daß ich im Geiſt und Scharſſinn dieſer Methode ihnen in unſrer Sprache nichts bey Seite zu ſetzen wüßte.

Ob gegen die Theorie ſelbſt hie und da nichts einzuwenden wäre? iſt eine andre Frage. Leßings äſopiſchen Fabeln folgten Bodmers unäſopiſche Fabeln *) auf dem Fuß nach, die jene in Fabeln und Abhandlungen über den Haufen werfen ſollten. Sie habens nicht gethan: ſie ſind vergeſſen, und Leßings Fabeln und Abhandlungen werden bleiben; ja mich wunderts immer noch, wie der

---

*) Leßings unäſopiſche Fabeln, Zürich 1760.

alte geſchmackvolle und gründliche Kunſtrichter, Leßings Buche ein ſolches entgegenſetzen konnte —— Indeſſen iſts wahr, Leßings und Aeſops Fabeln ſind ſich ſo unähnlich, als die Zeiten beyder; was mag der Hauptgrund des Unterſchiedes ſeyn? Mich dünkt er iſt augenſcheinlich. Aeſop machte ſeine Fabeln meiſtens bey würklichen Vorfällen im gemeinen Leben; alſo auch die Lehre, die er einkleidete, konnte kein fein abſtrahirter oder ſpekulativer Satz, ſondern eine **praktiſche Lehre und Bemerkung für das gemeine Leben** ſeyn, aus dem ſie abgeſondert war. Zweytens: Eine ſolche Lehre zeigte ſich meiſtens in **würklicher Handlung**, was man auch im gemeinen Leben ſo nennet; nicht bloß in einer feinen Veränderung von Gedanken: ſo mußte alſo auch die Darſtellung derſelben in der Fabel ſeyn. Beyde Stücke machen Aeſops Fabeln ſo anſchaulich, auch für den gemeinen **Mann** und für **Kinder** ſo lehrreich, als es —— Leßings Fabeln nun wohl nicht ſind, auch wohl nicht ſeyn konnten und ſollten. Die Zeiten haben ſich verändert. Die Leſer, für die Leßing ſchrieb, bedürfen feinere Lehren, alſo auch in Darſtellung eines feinern Facti, das freylich oft nur eine Gedankenfolge zu ſeyn ſcheint. Das Anſchauliche, Populäre der Fabel, geht hiemit eines Theils verlohren; der Leſer gewinnt indeß feinern Witz, feinere Belehrung. Will man, ſo nenne man dieſe eine **feinere Gattung äſopiſcher Fabeln**: und bemerke bey der Theorie der Fabel unter den drey Worten "allgemeiner moraliſcher Satz", „Darſtellung in einem beſondern Falle," anſchauendes Er„känntniß jenes in dieſem" den Unterſchied: ſo iſt der Steit gehoben. — Vielleicht zu einer andern Zeit hievon ein Mehreres.

Mit Leßings Theorie der Sinngedichte gehts beynah eben alſo: ſie iſt ſo fein und ausſchließend, als die Gattung die er allein für Sinngedichte erkennt, in der die ſeinigen ſind, und in der **Martial** allerdings den Meiſterrang behauptet. Die beyden Theile des Sinngedichts, **Erwartung** und **Aufſchluß**, hat der Theoriſt nebſt den falſchen Aftergattungen, wo Eins derſelben fehlt, in ſolch ein Licht geſtellt, daß, künſtlich und philoſophiſch, ich nichts dagegen wüßte. Genetiſch und hiſtoriſch indeſſen, wäre ein großer, nicht verwerflicher Theil der griechiſchen Anthologie dagegen — doch auch hievon künftig. Die Sache beträfe doch nur Klaßifikation und Namen. Die Bemerkungen, die Leßing auch hier über einzelne Dichter **Martial**, **Catull**, die griechiſche **Anthologie** u. ſ. eingeſtreuet hat, ſind mannichfaltig und ſchätzbar; viele ſeiner Sinngedichte ſelbſt ſind als Proben des glücklichſten Witzes, in Lehrbüchern und ſogar in der Geſellſchaft gäng und gäbe. Das zu — Freye, zu — Jugendliche lies er auch hier weg, wie bey Erzählungen und Liedern.

Leßings Lieder ſind bekanntermaſſen von der muntern, nicht zärtlichen und verſchmachtenden Gattung. In häufigen Kompoſitionen ſind ſie im Munde der Nation und bedürfen keines Urtheils mehr. Wer bloß Eine Gattung von Liedern, die zärtliche, die rührende haben möchte; habe ſie für ſich und laſſe andern ihren Geſchmack, ihr Vergnügen. —— Seine Lehrgedichte hat er nicht neu herausgeben wollen oder es auf die Zukunft verſpart. Sie haben viel richtige gründliche Gedanken und ſtehn der Art und den Gegenſtänden nach, meiſtens den Käſtnerſchen an der Seite. Was Leßing überhaupt von den Grenzen der Philoſophie und des Lehrgedichts gehalten, mag man in ſeiner und Mendelſohns ziemlich ſeltnen Schrift: **Pope ein Metaphyſiker!** *) leſen.

Aber es iſt Zeit, von dieſen einzelnen Vorübungen, die für andre wichtiger wären als ſies bey Leßing ſeyn dürfen, näher zu dem Haupttalent überzugehen, wodurch er auf Deutſchland ſo anſehnlich gewürkt hat. Es iſt ſeine **philoſophiſche Kritik**, ſein immer **darſtellender** und immer zugleich **denkender, gründlicher Geiſt**, den er in ſo **mancherley Werken** und **Einkleidungen**, überall glücklich, gewieſen. Schon unter ſeinen kleinen Schriften waren **Briefe**, gelehrten, philoſophiſchen, kritiſchen Innhalts. Die kleine Streitigkeit mit **Lange**, ſeine **Vorrede zu Mylius Schriften**, ſeine **theatraliſche Bibliothek** u. ſ. f. zeigte dies Talent in ihm noch mehr;

---

*) Danzig 1755.

und mich dünkt, die **Litteraturbriefe**, ſind davon die unzweifelhafteſte Probe. Von dieſen war **Er** Urheber und Vater*): der Ton in ihnen war ſein Ton, wie mans aus den Briefen in ſeinen kleinen Schriften und aus der Vorrede zu Mylius Werken ſonnenklar ſiehet; es iſt falſch und elend, daß man dieſen Briefen den Ton der **Clement'ſchen** Lettres critiques Schuld gab. Das Glück führte ihm einen ſchönen, edlen Gehülfen zu, Moſes **Mendelsſohn**, zwey Männer, die, wie aus allen Aeuſſerungen erhellet, ſich wirklich als philoſophiſche Freunde ſchätzten und liebten. Man leſe **Mendelsſohns** Briefe an **Leßing**, hinter **Rouſſeaus** Abhandlung**): man ſehe die Achtung mit der **Leßing** bey jeder Gelegenheit an **Mendelsſohn** denket. Zwey ſolcher Menſchen, an Herz und Geiſt rein, ohne politiſche Hinderniſſe und Nebenumſtände, verbunden, traten zu dieſem Werke, das, noch manche Zeit hin, eigentlich das deutſche Journal genannt werden ſollte. Hier iſt deutſcher Geiſt und Freyheit, ohne Schwärmerey und Ausgelaſſenheit, inſonderheit im Anfange oder zu zwey Drittheilen der Briefe. **Leßing** (ohne allen Zweifel iſt er der **Fll.**, denn wer ſollte es ſonſt ſeyn? ob er ſich gleich auch anders unterzeichnet) gieng ohngefähr bis zum ſiebenden Theile mit: **Mendelsſohn** behielt ſeinen ſtillen geprüften Karakter

---

*) In Verbindung mit **Nikolai.**

**) Rouſſeaus Abhandlung von der Ungleichheit der Menſchen, Berlin 1759.

bis zum Ende; Abbt trat, mit mehrerer Kühnheit, aber nicht mit mehrerm Glück in Leßings Tritte; und auch die andern Mitgehülfen ſind gute, wenigſtens nicht ſchlechte Köpfe geweſen. **Leßings** Urtheile, (von denen ich hier allein rede) hat die Zeit bewähret. Was damals ſcharf hieß, nennet man jetzt recht; was hart ſchien, iſt jetzt (wenige Ecken ausgenommen) billige Wahrheit. Faſt kenne ich niemanden, der auch von ſich, dem Schriftſteller, mit mehr Beſcheidenheit und Würde reden konnte, als Leßing, und überhaupt iſt wohl unſtreitig **Er**, an Umfang der Beleſenheit, Schärfe des Urtheils, und an vielſeitigem männlichen Verſtande, in Sachen wovon hier die Rede iſt, der erſte Kunſtrichter Deutſchlands. Wo ſind jetzt Litteraturbriefe, wie er ſie anfieng?

Um eben dieſe Zeit machte er ſich auf zweyerley Art um Deutſchland verdient, durch die Wiederaufweckung **Logaus** *) und die Ueberſetzung von **Diderots Theater** **) Bey dem erſten ſtand **Er** und **Rammler** für Einen Mann: wahrſcheinlich rühren von Leßing die Vorrede und einige Anmerkungen über die Sprache des Dichters her, ſo wie von Rammler vielleicht die Auswahl und Veränderungen, die ſich bey manchen Stücken finden. Da ich die alte Ausgabe beſitze: ſo bekenne ich zwar gern, daß es einem alten Dichter Wohlthat ſey, wenn er in Hände fällt, die ihn ſo verändern, wie dieſer verändert iſt; im Ganzen aber dürfte es beſſer ſeyn, wenn man ältere und vergeſſene deutſche Dichter uns zwar mit Auswahl der beſten Stücke, aber unverändert gäbe. So machens unſre Nachbarn ſämmtlich und ſonders; ſo hats Leßing mit den aufgefundenen Gedichten Scultetus, der Zugabe zu den Fabeln der Minneſinger gemacht, und ſo iſts in der Ordnung. Bey einem alten Dichter muß man wiſſen, daß man wirklich ihn und keinen neuern Dichter leſe —

---

*) Friedrichs von Logau Sinngedichte, Leipzig 1759.

**) Theater des Herrn Diderot, Berlin 1760, 1761.

Diderot, ſagt Leßing ſelbſt zur zweiten Ausgabe ſeines Theaters *), „Diderot ſcheine auf das teutſche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater ſeines eignen Volks;“ und er rechtfertigt dieſen Ausſpruch mit ſehr guten Gründen. Er ſiehets ſelbſt für Pflicht der Dankbarkeit an, ſich als Ueberſetzer eines Mannes zu nennen, „der an der Bildung ſeines Geſchmacks ſo groſſen Antheil gehabt. Denn es mag, fährt er fort, „mit dieſem beſchaffen ſeyn wie es will: ſo bin ich mir „doch zuwohl bewußt, daß er ohne Diderots Muſter und „Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere; aber doch ſchwerlich eine, „mit der am Ende mein Verſtand zufriedner geweſen wäre.„ Mich dünkt, die deutſche Nation wird es mit ihm ſeyn. Die großen Schritte, die er von ſeinen erſten Schauſpielen, ſo angenehm und nothwendig ſie unſerm Theater

---

*) Berlin 1781.

noch lange ſeyn werden, zu einem **Philotas**, einer **Emilia Galotti**, einem **Nathan** gethan hat, ſind auch dem ſtumpfſten Auge unverkennbar. Und wenn er von **Diderot** ſagt, „daß ſich, nach dem **Ariſtoteles**, kein philoſophiſcherer Geiſt mit dem Theater abgegeben habe, als er,“ von wem gälte das reichlicher, von **Diderot** oder Leßing?

Jetzt ruhete er einige Jahre, und nach ſolcher Arbeit konnt' er ruhen. In weniger als 10 Jahren hatte er alle dieſe ſo verſchiednen Werke und in den Jahren 59. 60. 61. eine Reihe der beſten geliefert, von denen zuletzt die Rede war. Im Jahr 1766. trat er wieder hervor; mit eben ſo goldnen glänzenden Waffen, nur in einem andern Felde.

Jedermann kennet das Geſchrey von Kunſt, das, nachdem **Winkelmann**, **Lippert**, **Hagedorn**, **Mengs**, geſchrieben hatten, in Teutſchland Mode war. Alles ſollte Kunſt lernen, das Kind in den Schulen, der Jüngling auf Univerſitäten, der Mann im Amt. Aus Statuen ſollte der Geiſtliche predigen, aus Münzen der Juriſt Urtheil ſprechen, aus Gemmen und Paſten der Maler malen, der Dichter dichten —— Hier trat nun Leßing mit ſeinem Laokoon *) auf, leiſe, aber ſehr gewiß und weitausſehend. Von einer Stelle Winkelmanns fieng er an, und gieng über **Caylus**, **Spencer** und weiter fort, jetzt nur einige Grenzen der **Poeſie** und **Malerey** zu finden und auszuzeichnen, mit der Zeit dieſen Gang über die Grenzen andrer

---

*) Berlin 1766.

Künſte zu vollenden. Aber er iſt nicht vollendet; und wer wirds an Leßings Stelle? Laokoon ſteht wie ein philoſophiſches Kunſtwerk da, das der Künſtler mit Fleiß unvollführt gelaſſen, damit man ſich erinnere, daß man ihn nicht mehr habe.

Er gerieth darüber in einen Streit mit der Klotziſchen Schule, und es iſt nicht Leßings Schuld, daß der Streit für Teutſchland und die Nachwelt nicht nutzbarer ausfiel. Er betraf zu armſelige Dinge, zu armſelige Leute. Kein Poſttag, kein Zeitungsblatt erſchien, wo nicht die muthwilligen Knaben kamen und auch Leßing! Kahlkopf ſchalten; da ſchickte er endlich zwey Bären über ſie, die zwey Theile von Briefen antiquariſchen Inhalts *), die zerriſſen den Hauptknaben und jagten die übrigen in ihre Löcher und Winkel. Deutſchland ſchämt ſich jetzt dieſer Scene, und des Werths den man damals manchen Kindereyen beylegte. Damals indeſſen wars anders, und Leſſing hatte alle Stärke und männliche Dreuſtigkeit deutſcher Sprache nöthig, um zu zeigen, was an ihnen ſey; welche Stärke man denn auch im zweyten Theil der vorgenannten Briefe gegen das Ende **) reichlich antrift. Jetzt iſt jedermann mit ihm einig; und das ſchöne Werkchen „wie die Alten den Tod gebildet ***)“ ſo ſchön in ſeinem Inhalt als in ſeiner Entwicklung, iſt faſt das Einzige, was ſich dabey gewinnen ließ. Dies gehört aber auch Leſ-

---

*) Berlin 1768. 69. **) S. 201 – 267. ***) Berlin 1766.

ſingen zu, und nicht dem öden Kunſtgewäſche ſeiner Gegner.

Leßing lebte damals in Hamburg, und ſollte einer Bühne vorſtehn, die unter ihm erſt deutſche Nationalbühne werden wollte. Warum ſies nicht werden konnte? oder was überhaupt an dem ganzen Wort ſey? hat er ſelbſt zu Ende ſeiner Dramaturgie *) männlich beſcheiden und aufrichtig geſagt. Wären indeſſen auch nur die zwey Bände Dramaturgie die Frucht ſeines Aufenthalts in dieſer Lage: ſo wäre das deutſche Theater allgemein für die kleinen Veränderungen, die er dort machen oder nicht machen konnte, reichlich entſchädigt. Sein Urtheil über einzelne Schauſpiele und Schauſpieler, ſo beſcheiden, durchdacht und männlich es allemal iſt, war ihm immer nur Veranlaſſung, ſich über die Quellen der Schauſpielkunſt, über das **Weſen** des wahren Trauer- und Luſtſpiels, von den Zeiten der Griechen herab bis zu uns, zu verbreiten. Inſonderheit iſt **Ariſtoteles**, **Voltaire** u. a. hin und wieder in ein Licht geſtellt worden, in das ſie niemand geſtellt hatte, und es iſt allemal Licht der Wahrheit. Von keinem Werk des Genies ſchloß Leßing das Dencken aus; er war überzeugt, daß jeder Künſtler und Dichter nur durch deutliche Begriffe von ſeiner Kunſt zur Vortreflichkeit in derſelben gelangen könne. Der Weg zu dieſen deutlichen Begriffen iſt hier ſehr geöfnet und zum Theil gebahnet.

---

*) Th. 2. S. 385.

Aber freylich wars nicht Eines Menſchen Beruf, ihn bis zum Ende hinaus zu laufen. Bey ſeinen Fabeln verſprach er einen Phädrus; hier eine **Poetik des Ariſtoteles**, die er für den Koder der ganzen Griechiſchen Dramaturgie hielt, und für die er ſeine beſten Schätze von Anmerkungen ſparte. Er kam unter andre Gegenſtände, in andre Geſchäfte; ſollten indeſſen nicht unter ſeinen Papieren **Vorarbeiten** ſeyn, die des **Drucks** fähig wären? Kaum ſollte ich, nach Leßings mündlichen Aeuſſerungen, daran zweifeln; und ſie ſind ſodann glücklicher Weiſe in den Händen eines Bruders, der gewiß nichts vorenthalten, und nichts liefern wird, wobey nicht ſeines Bruders Ehre gewönne. Eine **Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel** iſt kurz vor Leßings Tode als zum Druck fertig angezeigt; und über **Sophokles** dünkt michs etwas Aehnliches geleſen zu haben. Sein Freund **Ariſtoteles**, den er für den Erzvater der geſunden, beſtimmten Kritik hielt, wird wahrſcheinlich nicht leer ausgegangen ſeyn.

Von Hamburg kam Leßing nach Braunſchweig in ein wie anderes Feld gelehrter Arbeit! Er zeigte ſich aber, nach ſeiner Art, darinn gleich ſo bekannt als ob er Lebenslang nur da und dafür gearbeitet hätte. Sein erſter Griff in die Bibliothek war **Berengarius Toronenſis** *), eine Entdeckung an die niemand dachte, weil niemand, daß dieſe Schrift des **Berengarius** in der Welt ſey, vermuthen konnte; eine Entdeckung aber auch, die einem langen Zwiſt, der Jahrhunderte hin unbeſtimmt, wenigſtens unbewieſen geführt war, ein klares Ende gab, und zwar ſehr zum Vortheil der Lutheriſchen Kirche. Die Entwicklung des Dogma, die Leßing am Ende der Schrift *) angiebt, iſt nicht nur der Natur der Sache gemäß, ſondern läßt ſich auch würklich aus der Geſchichte beweiſen.— Und ſo lange des Berengarius Buch nicht ſelbſt edirt iſt, wird dieſe reiche und entwickelte Anzeige Leßings ſtatt des Buchs ſelbſt dienen.

---

*) Braunſchweig 1770.

Die andern kleinern Entdeckungen, die Leßing in ſo kurzer Zeit in mehreren Fächern des gelehrten Alterthums oder der Bücherkunde machte **), ſind hier nicht wohl herzuzählen; ſie können auch nicht jedem gleich intereſſant ſeyn; genug, wenn ſies nur dem Liebhaber des beſondern, einzelnen Faches ſind, dem ſie gehören. Aber das war nur Leßing, der Bibliothekar; **Leßing**, der unter dem Gewühl dieſes Zeuges eine **Emilia Galotti**, einen **Nathan den Weiſen** machte; **Leßing**, der zu eben der Zeit ſich auch jedem ſeiner Freunde anſchlang und ihm half zu ſeinem Geſchäfte; **Leßing**, der an jedem Orte jeden gern ins Licht zog; wem er dienen konnte, dem gern diente — der männliche, thätfreundſchaftliche, Neidloſe **Leßing**, wird nicht ſo gar oft und viel ſeines Gleichen haben; In

---

*) S. 1[illegible]7. u. f.

**) Zur Geſchichte und Litteratur: 6. Beyträge.

Berlin waren die Beſten, auch die in einerley Gattungen der Wiſſenſchaft arbeiteten, mit ihm. Von Mendelsſohn, Ramler, u. a. iſt ſchon geredet. **Kleiſt** war ſein Freund: der Biedergeſchmack ſeiner Gedichte zeigt ihre ähnliche Denkart. Gleim, der Kriegsſänger, deßgleichen; **Leßings** iſt die Vorrede zu den Kriegsliedern. In Braunſchweig ſchloß er ſeinen **Berengar** an **Schmids** Adelmann an: Zachariä gab er den aufgefundnen Skultetus; und die Urne des jungen **Jeruſalems** *) umwand er mit immergrünenden Sproſſen eines ſchönen philoſophiſchen Laubes. Der große Mann, ſagt ſein Nathan:

> Der große Mann braucht überall viel Boden,
> und mehrere zu nah gepflanzt, zerſchlagen
> ſich nur die Aeſte. Mittelgut, wie wir,
> findt ſich hingegen überall in Menge;
> Nur muß der Eine nicht den Andern mäckeln,
> Nur muß der Knorr den Knubben hübſch vertragen,
> Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
> daß es allein der Erde nicht entſchoſſen — **).

Genug hievon. Die lezten Tage Leßings ſollten mit einer Theologiſchen Streitigkeit verbittert werden, wo, wenn das Publikum noch nicht ſo viel Nutzen daraus gezogen hat, als es Leßings Abſicht und Meynung gewiß war, es ſchwerlich ſeine Schuld ſeyn dürfte. Er gab Fragmente eines Ungenannten heraus, über die Auferſtehungs- und andre Stücke der bibliſchen Geſchichte; und ich, der ich Leßing perſönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrſcheinlich in ſeine Hände gefallen waren, und wie ich aus manchen Aeußerungen jetzt ſchlieſſe, ſeinen Geiſt damals lebhaft beſchäftigten; ich, der über Sachen dieſer Art ihn auch ſprechen hörte, und ſeinen Karakter über das was männliche Wahrheitsliebe iſt, genug zu kennen glaube; ich bin für mich überzeugt (für andre mag ichs nicht ſeyn noch werden) daß er auch die Ausgabe dieſer Stücke allein und eigentlich zum Beſten der Wahrheit, zu einer freyern und männlichen Unterſuchung, Prüfung und Befeſtigung derſelben von allen Seiten, veranſtaltet habe. Er hat dieß ſelbſt ſo oft, ſo ſtark, ſo deutlich geſagt: die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab, und als Laye, ſeine Gedancken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder ſagte: überhaupt Leßings Karakter, wie er jedem eingedrückt ſeyn muß der ihn gekannt hat: (und andre ſollten doch darüber behutſam ſprechen und urtheilen) alles dieß iſt mir Bürge für ſeine reine philoſophiſche Ueberzeugung, daß er auch hiemit etwas Gutes veranlaßte und bewirkte; nemlich — ich wiederhole es noch einmal, freye Unterſuchung der Wahrheit, und einer ſo wichtigen Wahrheit, als dieſe Geſchichte für jeden der ſie glaubt, und an ſie glaubt, ſeyn muß. Darf dieſe Wahrheit, dieſe Geſchichte nun, unter allen Wahrheiten und Geſchichten allein nicht unterſucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler unterſucht werden, ſo iſt das Leßings Schuld nicht; aber zu unſern Zeiten wird kein Theolog und kein Religios ſeyn, der ſo etwas zu behaupten wagte. Giebt man aber dieſen einzigen Satz zu: “Wahrheit müſſe und könne unterſucht werden: Wahrheit gewinne jedesmal bey jeder neuen, „freyen und ernſten Prüfung, eben in dem Maas und „Verhältniß, als ſie für uns erkennbare, folglich auch „nur in ſolchem Maas für uns zu befolgende Wahrheit iſt” giebt man dieſen Satz zu, den die Geſchichte aller Zeiten, aller Religionen und Völker, inſonderheit die Geſchichte und Wahrheit der chriſtlichen Religion überall, wo ſie bezweifelt und angefochten iſt, unwiderſprechlich beweiſet: ſo hat Leßing gewonnen; ſo müſſen wir, ſtatt von krummen, hämiſchen, böſen Abſichten zu reden, ihm danken, daß er uns eine neue Gelegenheit zu Unterſuchung und Beveſtigung der wichtigen Wahrheit, kurz zum Triumph gegeben. Je ſchwächer der Feind iſt, je ſtumpfer und elender die Waffen ſind, mit denen er auf uns losgeht, deſto leichter wird uns ja der Sieg, deſto ſichrer und geſchwinder können wir triumphieren; und dann verdient Leßing wiederum Dank, oder wenigſtens Mitleiden, daß er uns eine Windmühle ſtatt eines Rieſen in den Weg ſtellte. Genug, wenn wir klar zeigen daß es eine Windmühle und kein Rieſe ſey; der ſie für etwas anders hielt, mag ſeinen Schimpf tragen. Thun wir das aber nicht, laſſen die Windmühle ſtehen, und gehn hauptſächlich auf den los, der uns ſagt: "da iſt „ein Rieſe! der muß erſt erlegt werden, wenn eure „Wohnung ſicher ſeyn ſoll" gehn wir auch ihm nicht in Abſicht der That, die er gethan (und die ihm, philoſophiſch betrachtet, ohne alle Widerrede erlaubt war) ſondern mit Unterſuchung der **Beweggründe** und **Abſichten**, aus, und zu denen er ſie **unausbleiblich** gethan haben ſoll, auf den Hals; wäre das vernünftig, billig, theologiſch, chriſtlich? **Beweggründe** und **Abſichten** der Seele ſtehn allein unter Gott, unter keinem menſchlichen Richter; in philoſophiſche, hiſtoriſche theologiſche Streitigkeiten gehören ſie ganz und gar nicht. Mag Leßing ſich vor dem Richter, vor dem er jetzt ſteht, rechtfertigen: warum er die Fragmente herausgegeben? Genug, für uns ſind ſie herausgegeben, ſie liegen vor aller Welt da; es kommt jetzt allein auf Uns an, ob wir ſie **Nutzen oder Schaden wollen bringen laſſen**? Alles unnütze Zettergeſchrey, alles verläumderiſche Gekreiſch vermindert ihren Schaden nicht, ſondern muß ihn befördern. Geheul der Weiber vertheidigt die Veſtung nicht; und wenn der Feind hinanſtürmt, ſchaft man die heulenden, ächzenden Weiber weg. — —

---

*) Philoſophiſche Aufſäze von Karl Wilhelm Jeruſalem, Braunſchweig 1776.

**) Siehe auch das ſchöne Gleichniß von der Windmühle, die mit allen 32 Winden in Freundſchaft lebt. Antiquariſche Briefe Th. 2. S. 250.

Ich bin auch ein Theolog, und die Sache der Religion liegt mir ſo ſehr am Herzen, als irgend jemanden: manche Stellen und Stiche des Fragmentiſten haben mir weh gethan, weil ich ihn würklich mit ſtrenger **Wahrheitsliebe** las, und bey der Verwirrung, in die er alles zu ſetzen weiß, auf manches nicht ſogleich zu antworten wußte, auch auf manches noch jetzt ſehr beſcheiden antworten würde. Keinen Augenblick indeſſen iſt mir ein Gedancke eingefallen, mich deßhalb an **Leßing** zu halten, oder über ihn Rache und Verdammung auszugieſſen, weil ich Stellen eines Buchs, das er **herausgiebt**, nicht ſogleich aufhellen und berichtigen kann. Ihm dankte ich immer für die Bekanntmachung von Zweifeln, die mich beſchäftigen und weiter leiten, die mir Gedancken entwickeln, wenn auch nicht auf dem ebenſten Wege. Entwickelt müſſen ſie werden, wenn Sache, Sache, Geſchichte, **Geſchichte** ſeyn ſoll; und glaube man doch nicht, daß alles ſo ſchwer zu entwickeln, daß alle Zweifel ſo neu und unerhört ſeyn, als ſie vielleicht auch Leßing geglaubt hat. Viele ſind längſt geſagt und wiederholt worden, nur nicht von Chriſten, ſondern von Juden; nicht etwa im vorigen und in dieſem Jahrhundert, nicht von Freydenkern in Frankreich und England, (wohin ſich die Polemik vieler großen Retter und Streiter einſchränkt,) ſondern von **Rabbinen** früherer Jahrhunderte, aus denen der Fragmentiſt manches, wenigſtens den ganzen Schnitt der Sehart, genommen zu haben ſcheint. Iſt dieß nun alles beantwortet, gut! Iſts nicht beantwortet, was kann Leßing dafür? was darf er dafür haften? Beantwortets jetzt! beantwortets ſtille und geſetzt, klar, rein und deutlich, daß Licht die Finſterniß überwinde und der Schatten elender Lüge die glänzende Wahrheit eben nur erhebe. Leßing giebt euch Gelegenheit zu neuem **Verdienſt.**

„Aber ward er nicht ſelbſt im Streit heftig?“ Laſſet uns davon ſchweigen, meine Brüder, denn wer reizte ihn? Wer kam ihm, nicht etwa mit Heftigkeit (denn die hätte ihn wahrſcheinlich nur abgekühlt) ſondern mit Stolz und kalter Verachtung, mit hämiſchen Vermuthungen und unwürdiger Verläumdung, mit langweiligen Armſeligkeiten, als obs Herrlichkeiten der Welt wären, entgegen? —— Ich will die Geſchichte des Streits nicht durchgehn: ich habe auch nichts weniger als alle Rettungen gegen die Fragmente geleſen. Es iſt manches ſehr Gute, auch Einiges **Vortreffliche** gegen den Fragmentiſten geſchrieben, und was nicht iſt, wird werden; wir können aber auch nicht läugnen, viel Schlechtes und manches Gute auf ſchlechte Weiſe. Das Ueble war, daß hier, wie überall, das Schlechte zuerſt kam und die Spreu oben ſchwimmen wollte. Das Ueblere war, daß die da ſchwiegen, aus vornehmer **Verachtung** zu ſchweigen ſchienen, und Leßing, der ſich eines Beſſern werth dünkte, ungedultig wurde. Das Uebelſte von allen war, daß man **verunglimpfte, anſchwärzte, verläumdete, verdammte,** wo man **unterſuchen und widerlegen** ſollte. Das zu tragen, war **Leßing** nun wohl nicht gemacht, und ich möchte wiſſen, wer ihn dazu könnte gemacht **glauben**?

Wie lange, meine Brüder, werden wir theologiſche und jede **andre** Wahrheit, theologiſche und jede **andre** Wohlanſtändigkeit, Sittlichkeit Gründlichkeit, Schönheit, immer ſo ſorgfältig unterſcheiden, und was in der Theologie vorkommt, was ſie auch nur von fern angeht, immer nur **Zunftmäßig** cum beneficio Feminæ & Cleri, durch uns und von uns und nach uns wollen beurtheilen laſſen. Wir ſind Theologen, aber nicht für uns allein; wir lehren, unterſuchen, predigen, retten, vertheidigen eine Religion, aber auch für andre Stände. Wollen wir unſerm Meiſter nachfolgen, ſo laſſet uns die **neun und neunzig** theologiſche Streit-Böcke in der **Wuſten** laſſen, und nach dem **Einen verlohrnen** Schaaf von Layen gehen, das gegen Punkte unſrer Religion Zweifel hat, und ſich, wenn wirs nicht thun, an unſrer Gemächlichkeit, Ruhe und Steifigkeit, wie billig und recht, ärgert. Iſt die Bibel allein für Theologen und ihre Zweifel geſchrieben? Soll das Evangelium nicht aller Kreatur geprediget werden, auch dem Fragmentiſten aus der Bibliothek zu Wolfenbüttel, wenn er allenfalls noch irgendwo unter den Lebenden ſteckte? Und wäre er ſelbſt nicht mehr; nun ſo hat er ja ſeine ſieben und ſiebenhundert ſieben und ſiebenzig Brüder, die auch **Moſen** und die **Propheten** haben, und leider! keine Luſt haben ſie zu hören. Jſts unſerm Stande, ſelbſt dem Werke, das wir treiben, nützlich oder ſchädlich, wenn, was **in der ganzen Welt**, in allen **Wiſſenſchaften und Künſten** langweilig, ungründlich, abgeſchmakt, oder gar boshaft, hämiſch, albern hieße, auf einmal ſeine Natur ändern und angenehm, gründlich, tief, gelehrt, vortreflich geiſtig, ja gar wohlanſtändig, fromm, eifrig um Gottes Willen heiſſen ſoll, ſo bald es ſich hinter den Namen einer **Predigt**, einer **theologiſchen Abhandlung**, einer **Rettung der Religion** ſtekt? Größtentheils ſind dieſe ja nicht für **Zunftgenoſſen**, die an unſre Sprache und Schnitt, an unſre veniam, quam petimus damusque viciſſim, gewohnt ſind, ſondern für Leute geſchrieben, die Schönheit, Wohlanſtändigkeit, Gründlichkeit, philoſophiſche und hiſtoriſche Evidenz, doch vielleicht in andern Sachen ſehr geprüft und gekoſtet haben. Warum wollten wir uns nicht ſelbſt richten, damit wir nicht von andern gerichtet, gezüchtigt oder gar mit der Welt verdammt werden?

Uebrigens will ich hier Leßing nur entſchuldigen, weil er ein Menſch, wie wir, war; nicht rechtfertigen, noch rühmen; denn ich kenne weder alle die Gegner, noch alle die Umſtände, die ihn reizten. Des Mannes Schrift, z. E. gegen den er am heftigſten geſchrieben, kenne ich noch bis jezt nicht, und bin alſo kein Richter zwiſchen beyden; indeſſen wird eben dieſer eifrige und gelehrte Theolog jetzt, nach Leßings Tode, ſeinem **Karakter** und **Geiſt** die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die er ihm einſt widerfahren ließ, da er ihn perſöhnlich kannte, hochſchätzte und ſeinen Freund nannte. Mit dem Orte ändert man ſeinen Karakter nicht, wenigſtens nicht plötzlich; und ein Mann, wie Leßing, der alles unpartheyiſch, **mit Augen der Wahrheit** anſehn wollte, und ſich ärgerte wenn ihm dagegen was in den Weg kam, ein ſolcher Mann wird in den Jahren eher beſſer als ſchlechter. Auch bey dem Irrthum iſt Eifer für die Wahrheit ſchätzbar, die Leidenſchaft, die daher entſteht, daß man **keiner** Leidenſchaft, **keinem** Truge unterworfen ſeyn will, iſt hochachtenswürdig. Nicht jeder gelangt zu dieſer **warmen Kälte**, zu dieſer Leidenſchaftloſen **Leidenſchaft für Wahrheit** und für Alles was zu ihr führet.

Gut, daß Leßing dieſe ſeine Laufbahn mit einem **Glaubensbekenntniß** und dem Schriftchen **von der Erziehung des Menſchengeſchlechts** *) ſchloß. Das letzte dürfte, ohngeachtet mancher überſpannten Hypotheſe, mancher Theolog wollen geſchrieben haben.

Und wo biſt du nun, edler Wahrheitſucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter —— was ſieheſt, was erblickſt du jetzt? Dein erſter Blick, da du über die Grenzen dieſer Dunkelheit, dieſes Erdenbals hinwegwarſt, in welch andern, höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hienieden ſaheſt und ſuchteſt? **Wahrheit forſchen**, nicht erforſcht haben, **nach Gutem ſtreben**, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein ſtrenges Geſchäft, dein **Studium**, dein Leben. Augen und Herz ſuchteſt du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warſt keinem Laſter ſo feind, als der unbeſtimmten, kriechenden Heucheley, unſrer gewohnten täglichen **Halb-Lüge** und **Halb-Wahrheit**, der falſchen Höflichkeit, die nie dienſtfertig, der gleißenden Menſchenliebe, die nie wohlthätig ſeyn will oder kann; am meiſten, (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, ſchläfrigen Halbwahrheit, die wie Roſt und Krebs in allem **Wiſſen** und **Lernen** von frühauf an menſchlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut giengſt du, wie ein Held, an, und haſt deinen Kampf dapfer gekämpfet. Hundert Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, veſten Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, ſo lange Wahrheit Wahrheit iſt und der menſchliche Geiſt das, wozu er erſchaffen iſt, bleibet — ſie werden aufmuntern, belehren, beveſtigen, und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, ſelbſt wo ſie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß ſie am Ende doch gute, erquickende, ſchöne Wahrheit werde. Wo du irreteſt, wo dich dein Scharfſinn und dein immer thätiger, lebendiger Geiſt auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Menſch warſt, warſt Du es gewiß nicht gern, und ſtrebteſt immer ein ganzer Menſch, ein fortgehender zunehmender Geiſt zu werden. —

---

*) Berlin 1780.

Verzeihe der Leſer meine Apoſtrophe; die lezten Situationen ſeines Lebens riſſen mich hin, und ich wollte eigentlich nichts über ſeinen Karakter ſagen. Den wird und kann ſein näherer Freund beſſer ſchildern.

Die Gottheit gab ihm einen guten Ausgang aus dem Leben, ohne langabmattende Krankheit und Leibesſchwachheit.

Ich hoffe, daß wir noch eine ſchöne Erndte ſeiner vollendeten oder unvollendeten Schriften empfangen werden; ein kleiner Erſatz und Troſt für ſein zu frühes Ableben, für ſeinen auf lange Zeit unerſetzten Verluſt für Deutſchland!

Vitis ut arboribus decori eſt, ut vitibus uvæ,
Tu decus omne tuis: poſtquam te fata tulere,
ipſa Pales agros atque ipſe reliquit Apollo. —
Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras
et tumulum facite et tumulo ſuperaddite carmen:
„Candidus ignotum miratur limen Olympi
„ſub pedibusque videt, nubes et ſidera Daphnis.“

Innhalt,

I.

Aufſätze über das Theater.

Ueber G. E. Leßing. S. V
I. Vorrede, der Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters. 3
II. Ob die Schauſpielkunſt eine freye Kunſt ſey? 19
III. Plautus und der H. Hieronymus. 35
IV. Darf man in Luſtſpielen die Karaktere übertreiben. 38
V. Ueber das weinerliche und rührende Luſtſpiel. 47
VI. Der Schauſpieler, nach Remond von Sainte-Albine. 59
VII. Etwas über Jak. Thomſon. 120
VIII. Vorrede zu den Trauerſpielen des Jakob Thomſon. 132
IX. Vorrede zu Diderots Theater. 142

II.

Briefe, die neueſte Litteratur betreffend.

Erſter Brief. Allgemeine Betrachtungen über die Unfruchtbarkeit der neueſten Litteratur. S. 147
Zweyter Brief. Ueber die Ueberſetzung von Popens ſämmtlichen Werke. 149
Dritter Brief. Ueber die Ueberſetzung der Fabeln des Gay. 153
Vierter Brief. Ueber den Bergmanniſchen Bolingbroke. 156

Fünfter Brief. Ueber des Herrn von Palthen Verſuche zu vergnügen. S. 161
Sechster Brief. Ueber den Herrn Wieland und deſſen Sammlung proſaiſcher Schriften. 165
Siebender Brief. Ueber die Wielandiſchen Empfindungen des Chriſten. 169
Achter, neunter, zehnter und eilfter Brief. Ueber den Wielandiſchen Plan einer Akademie ꝛc. 174-189
Zwölfter und dreyzehnter Brief. Von dem Urtheile des Herrn Wielands über unſere geiſtlichen Redner. Von der Sprache des Herrn Wielands. Von den moraliſchen Beobachtungen und Urtheilen. 190-201
Vierzehnter Brief. Von der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften ꝛc. von des Herrn Gottſcheds nöthigem Vorrathe zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt. 202
Fünfzehnter Brief. Von den Verdienſten des Herrn Gottſcheds um das deutſche Theater. Auftritt aus dem Doktor Fauſt. 206
Sechszehnter Brief. Für den Herrn Klopſtock. Von den erſten deutſchen Hexametern. 214
Siebzehnter Brief. Von der neuen Originalausgabe des Meßias. 221
Achtzehnter Brief. Von den Fabeln des Berachja Hanakdan. Fehler des Herrn Gottſcheds. 231
Neunzehnter Brief. Ankündigung und Probe einer Ueberſetzung der Oden des Pindars. 241
Zwanzigſter Brief. Anpreiſung der Tändeleyen des Herrn v. Gerſtenberg. 253
Ein und zwanzigſter Brief. Kritik über das Lied eines Mohren aus den Tändeleyen. Von dem Originale des Liedes eines Lappländers. Zwey Littauiſche Dainos. 260

Zwey und zwanzigſter Brief. Ankündigung einer neuen Auflage der Sinngedichte **Friedrichs von Logau.** S. 265

Drey und zwanzigſter Brief. Anpreiſung der neuen Ausgabe der Sinngedichte des Logau von den Herren **Ramler und Leßing.** 271

Vier und zwanzigſter Brief. Von der Sprache des Logau. Probe von den Anmerkungen ſeiner Herausgeber über dieſelbe. 284

Fünf und zwanzigſter Brief. Von **Grynäus** vier auserleſenen Meiſterſtücken ſo vieler engliſchen Dichter. Von den engliſchen Hexametern. 294

Sechs und zwanzigſter Brief. Anpreiſung des Cißides und Paches, von dem Verfaſſer des Frühlings. 306

Sieben und zwanzigſter Brief. Ueber des Hrn. **Duſch** Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sitten. 310

Acht und zwanzigſter Brief. Ueber den Nordiſchen Aufſeher. Ueber deſſen Anmerkungen von der beſten Art zu erziehen. Des Herrn **Tullin** Gedicht: ein Maytag. 343

Neun und zwanzigſter Brief. Anzeige der Trugſchlüſſe in des Aufſehers Beweis, daß man ohne Religion kein rechtſchaffener Mann ſeyn könne. Anmerkung über deſſen Eintheilung der drey Arten über Gott zu denken. 352

Dreyßigſter Brief. Fortſetzung über den nordiſchen Aufſeher. Anpreiſung der Nachricht von einer neuen Art Amazonen. Von der Schwatzhaftigkeit des Aufſehers. 364

Ein und dreyßigſter Brief. Beſchluß der Anmerkungen über den Nordiſchen Aufſeher. Karakter der Oden des Herrn **Cramers.** Zwey Stellen aus einer Klopſtockiſchen Ode werden angeführet. Vorſchlag

zu Einrichtung muſikaliſcher Gedichte. Anpreiſung des Blattes im Aufſeher, wie man den proſaiſchen Styl über den poetiſchen erheben könne. S. 375
Zwey und dreyßigſter Brief. Von Herrn **Gebauers** Geſchichte von Portugall. Anführung der Stelle von der Geſchichte des unglücklichen Sebaſtian. Ob **Martin Beheim** die neue Welt erfunden habe. Verbeſſerung der Geſchichte eines bon-mot. 386
Drey und dreyßigſter Brief. Anzeige des Leben **Antons**, Königs von Portugall, von der Frau von Saintonge welches Herr **Gebauer** unbekannt geweſen. Von dieſes Königs **Antons** zweymaligen Aufenthalte in England. 408
Vier- und fünf und dreyßigſter Brief. Anzeige des Trauerſpiels Johanna Gray von Herrn **Wieland**. Beweis, daß das Beſte in dieſem Trauerſpiele aus Row's Jane Gray genommen ſey. Plan der engliſchen Jane Gray. 421
Sechs und dreyßigſter Brief. Anzeige der Anmerkungen des Hrn. R. Heinz über des Hrn. P. Gottſcheds Sprachkunſt. Was **grämiſches Anſchnarchen** ſey. 441
Sieben und Dreyßigſter Brief. Anzeige der Fabeln des Herrn **Leßings**. Kurzer Auszug aus ſeinen Abhandlungen über die Fabel. 453
Acht und dreyßigſter Brief. Anzeige des Herrn Pr. **Uhls** Sylloge nova epiſtolarum. 470
Neun und dreyßigſter Brief. Von des Herrn **Weiſſe** Beytrag zum deutſchen Theater. Anmerkungen über deſſelben Trauerſpiel Eduard der Dritte. 483

I.

Aufſätze

über das

Theater.

I.

Beyträge

zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters. *)

Vorrede.

Deutſchland kann ſich nunmehro bald rühmen, daß es in den Wercken des Witzes Stücke aufzuweiſen habe, welche die ſchärfſte Kritik und die unbilligſten Ausländer nicht ſcheuen dürfen. Wir trauen unſern Leſern mehr Geſchmack zu, als daß wir nöthig zu haben glauben, ſie ihnen zu nennen. Es ſind nicht nur Kleinigkeiten. Das Heldengedicht und die Fabel, das Schauſpiel und das Trinklied, eines ſo wohl wie das andere, haben ihre Geiſter gefunden. Nur in der Menge dieſer Geiſter muß unſer Vaterland andern Ländern weichen. Allein man erwarte nur die Jahre, man bemühe ſich nur, den guten Geſchmack allgemein zu machen, ſo wird auch dieſer Vorwurf wegfallen. Dieſes letztere iſt eine Zeitlang

---

*) Stuttgard 1750.

die Abſicht unterſchiedener Monatſchriften geweſen. Weil eben nicht lauter Meiſterſtücke dazu nöthig ſind, ſo hat jede ihren Nutzen gehabt. Wir wollen damit nicht die Rangordnung unter ihnen aufheben, noch Sachwalter aller unglüklichen und verwegenen Schriftſteller dieſer Art werden; wir ſagen nur, daß ſie zu jetzigen Zeiten alle auf gewiſſe Weiſe und nach gewiſſen Stufen was gutes geſtiftet haben. Dieſe Zeiten ſind größtentheils Zeiten der Kindheit unſers guten Geſchmacks geweſen. Kindern gehöret Milch, und nicht ſtarke Speiſe. Von **Weiſen** auf **Hallern** wäre ein allzugroßer Sprung geweſen, und dieſe ſchnelle Veränderung hätte vielleicht dem guten Geſchmacke eben ſo gefährlich ſeyn können, als es einem Kinde ſeyn würde, welches man nach der Milch gleich zu ſtarken Weinen gewöhnen wollte. Waren nicht alſo auch diejenigen nöthig, die eben ſo weit unter dem einen, als über den andern waren? Wenigſtens für die Menge, die ſich nur ſtufenweiſe zu beſſern fähig iſt. Auf dieſe Art haben ſie die Liebhaber vermehrt, und manchen Kopf ermuntert, der vielleicht durch lauter Meiſterſtücke wäre abgeſchreckt worden. Eines iſt nur zu bedauern, nämlich, daß meiſtentheils die Einrichtung dieſer Monatsſchriften nicht vergönnet hat, ſich in alle Theile, beſonders der Poeſie gleich weit einzulaſſen. Wir wollen nur den dramatiſchen Theil anführen. Hat dieſer nicht allezeit den kleinſten Theil darinn eingenommen? In vielen hat man gar nicht daran gedacht. Gleichwohl hätte man ihn am wenigſten vergeſſen ſollen, da er die meiſten Liebhaber nöthig hat. Wir verlangen eben nicht, daß man uns allezeit Originalſtücke hätte vorlegen ſollen. Hierzu gehört allzuviel Zeit und Arbeit. Allein warum hat man uns nicht die Werke der Alten, und der Ausländer darinn näher bekannt gemacht? Wie viele kennen die griechiſchen und römiſchen dramatiſchen Dichter? Wie viele kennen die Schaubühne der Italiäner, Engländer, Spanier, Holländer? Die einzigen Franzoſen hat man durch häufige Ueberſetzungen ſich eigen zu machen geſucht. Dadurch hat man aber unſer Theater zu einer Einförmigkeit gebracht, die man auf alle mögliche Art zu vermeiden ſich hätte beſtreben ſollen. Wenn man auch nur in das theoretiſche der Schaubühne ſich etwas eingelaſſen hätte, entweder durch eigne oder fremde Abhandlungen das Leere in den meiſten Lehrbüchern der Dichtkunſt auszufüllen: wir glauben gewiß, es würde um das Theater noch beſſer ſtehen, es würde vielleicht mehr Arbeiter, und weniger Stümper gefunden haben, es würde vielleicht von mehr Gönnern ſeyn unterſtützt worden. Denn wie wir ſchon geſagt, dazu ſind die Monatſchriften:

ſie breiten den guten Geſchmack und die Liebe zu den Werken des Witzes aus, und ermuntern zur Nacheiferung.

Dieſe Betrachtung hat uns auf einen Einfall gebracht, den wir jetzt auszuführen anfangen. Wir wollen einholen, was man verſäumt hat. Wir wollen uns bemühen, ſo viel in unſern Kräften ſteht, zur Aufnahme des Theaters beyzutragen. Der Plan, den wir uns zur Erhaltung dieſer Abſicht gemacht haben, beſteht in folgenden: Wir wollen theils auf die ſehen, die zu ihrer Arbeit, oder zur Verbeſſerung ihres Geſchmacks, noch Vorſchriften nöthig haben; theils auf die, die nur durch Muſter aufgemuntert zu werden brauchen. Der Erſtern wegen wollen wir alles aufſuchen, was ſowohl alte als neue, ſowohl einheimiſche als ausländiſche Kunſtrichter von der Einrichtung der Schauſpiele geſchrieben haben. Doch wollen wir gleich im Voraus melden, daß wir die erſten Anfangsgründe dieſer Kunſt übergehen werden, ſie müßten denn ſo genau mit wichtigern Betrachtungen verknüpft ſeyn, daß ſie nicht zu trennen wären. Die drey Einheiten ſind auch Schülern bekannt. Allein Abhandlungen über die Wahrſcheinlichkeit, über das Komiſche, über das Erhabene, über die Karaktere, über die Sittenſprüche und über andere beträchtliche Theile ſowohl der Tragödie als der Komödie, werden vielen, wo nicht was ganz Neues, doch was Angenehmes ſeyn. Wo wir von dieſem oder jenem keine Abhandlung, in was für einer Sprache es ſey, finden, wollen wir unſre eigene Gedanken mittheilen. Wir wollen uns beſtreben, daß ſie allezeit von der Vernunft und von den Beyſpielen alter und neuer Meiſter unterſtützt ſeyn mögen. Was wir alsdann von den Regeln ſammeln, wollen wir in der Beurtheilung der neueſten theatraliſchen Stücke anzuwenden ſuchen. Dieſe Beurtheilung ſoll allezeit ohne Bitterkeit, ohne Vorurtheile angeſtellt werden. Wir wollen, wider die Gewohnheit der Kunſtrichter, mehr das Schöne als das Schlechte aufſuchen. Wir wollen mehr loben als tadeln. Wir glauben alſo, daß Niemand unſere Kritik ſcheuen werde. Doch, ſo ſehr wir uns ein Gewiſſen machen werden, jemanden abzuſchrecken, ſo ſehr wollen wir uns auch hüten, die theatraliſche Arbeit als eine Kleinigkeit, als eine Arbeit, der jeder gewachſen ſey, vorzuſtellen. Hierzu werden genaue Karaktere, die wir in ihrem Umfange von dem komiſchen und tragiſchen Dichter machen wollen, dienlich ſeyn. Wir wollen unterſuchen, wie weit ſich beyder Witz und beyder Gelehrſamkeit erſtrecken müſſe, und Vorſchläge thun, wie jeder ſeine Kräfte prüfen könne.

Was die Muſter, die wir vorlegen wollen, anbelangt, ſo glauben wir uns in den Stand geſetzt zu haben, daß wir aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen, aus dem Franzöſiſchen, Italiäniſchen, Engliſchen, Spaniſchen und Holländiſchen unſern Leſern von uns überſetzte Stücke werden liefern können. Auf die erſtern zwey wollen wir unſern Fleiß beſonders wenden. Wir wollen zuweilen aus dem Sophokles, Euripides und Aeſchylus ein Stück überſetzen; wozu wir allezeit ein ſolches wählen wollen, das von Poeten iſt nachgeahmet worden, oder von deſſen Inhalte wenigſtens ein ähnliches neueres Stück zu finden iſt. Dieſes wollen wir auch mit dem Ariſtophanes, Plautus, Terenz und dem tragiſchen Seneka thun. Wir wollen ſie dabey ſelbſt unter einander vergleichen, und zu beſtimmen ſuchen, was Sophokles vor dem Euripides, dieſer vor jenem, beyde vor dem Aeſchylus, und dieſer vor beyden eignes habe. Auf gleiche Art wollen wir mit dem Terenz und Plautus verfahren. Es ſoll uns nicht genug ſeyn, ein Stück von ihnen zu überſetzen, wir wollen auch zeigen, worinne und wie Terenz den Plautus, und Plautus den Ariſtophanes nachahmen. Wir wollen dabey mit allem Fleiſſe diejenigen Stücke und Stellen aufſuchen, welche die neuern Dichter von dieſen geborgt haben. Wir werden daraus nothwendig einſehen lernen, welches die wahre und falſche Art, nachzuahmen ſey, und den Vorzug der Alten vor den Neuern, oder, in gewiſſen Stücken, dieſer vor jenen, daraus feſte ſetzen können. Hierzu ſollen beſondere Abhandlungen gewiedmet werden. Von den Stücken der neuen Ausländer aber, werden wir nur ſolche überſetzen, die in Deutſchland bisher am wenigſten ſind bekannt geweſen, und die man als Muſter in ihrer Art anſehen muß. Wir werden beſonders unſer Augenmerk auf das engliſche und ſpaniſche Theater richten. Shakeſpear, Dryden, Wicherley, Vanbrugh, Cibber, Congreve ſind Dichter, die man faſt bey uns nur dem Namen nach kennt, und gleichwohl verdienen ſie unſere Hochachtung ſowohl als die geprieſenen franzöſiſchen Dichter. Eben ſo iſt es mit dem Lovez de Vega, Auguſtin Moreto, Antonio de Mendoſo, Franciſco de Roias, Fernando de Zarate, Juan Perez de Montalvoan, Antonio de Azevedo, Franciſco Gonſalez de Buſtos und andern. Dieſe ſind alle Männer, die zwar eben ſo große Fehler als Schönheiten haben, von denen aber ein vernünftiger Nachahmer ſich ſehr vieles zu Nutze machen kann. Doch wollen wir auch die Franzoſen, Italiäner und Holländer nicht vergeſſen. Von den erſtern haben die Deutſchen ſchon ſehr vieles genommen; wir werden uns alſo hüten, alte Stücke von ihnen aufzuwärmen, und deswegen größtentheils nur auf die jetztlebenden Verfaſſer ſehen, deren Arbeit in Anſehung der ältern Stücke viel beſonders hat, und von denen jeder meiſtentheils einen eignen Weg zu gehen ſucht. Von den Italiänern und Holländern aber werden wir nur das, was ſie regelmäßiges und eigenthümliches haben, aufſuchen. Sollte es hernach nicht möglich ſeyn, dasjenige feſtzuſetzen, was jede Nation vor der andern vorzügliches und eigenthümliches habe? Wir glauben ja, und ſind ſo gar überzeugt, daß aus keiner andern Sache das Naturell eines Volkes beſſer zu beſtimmen ſey, als aus ihrer dramatiſchen Poeſie. Wir wollen dieſes an ſeinem Orte weitläuftiger ausführen. Nur iſt gewiß, daß es eine kleine Ausnahme in Anſehung der deutſchen Schaubühne leiden werde. Wir haben zu wenig eigne Stücke; und den meiſten dieſer Stücke merkt man das Ausländiſche allzuſehr an. Der ſicherſte Karakter alſo, den man daraus von den Deutſchen wird beſtimmen können, iſt, daß er überall das Gute, wo er es findet, billige, und es ſich zu Nutze mache. Das iſt gewiß, wollte der Deutſche in der dramatiſchen Poeſie ſeinem eignen Naturelle folgen, ſo würde unſere Schaubühne mehr der engliſchen als franzöſiſchen gleichen.

Dieſes iſt es, was wir zur Aufnahme des Theaters unter uns beyzutragen hoffen. Wir hätten gern noch dieſes hinzugefügt, daß wir auch dann und wann einige von unſern eignen Stücken mittheilen wollten. Allein der Leſer hat noch allzuwenig Grund, ſich etwas Gutes davon zu verſprechen, daß wir es alſo auf ſein eigen Urtheil wollen ankommen laſſen, ob wir auch hierinn unſere Abſicht erreichen werden. Wir geben ihm zugleich das Recht, unſere Arbeit eben ſo ſcharf zu beurtheilen, als wir es mit andrer Arbeit machen werden. Uebrigens wollen wir ihm nicht vorſchreiben, ob er es auf eine beſcheidene oder unbeſcheidene Art thun wolle. Das gilt uns gleich viel. Wir werden aus dem einen ſo wohl als aus dem andern uns zu beſſern ſuchen.

Eines hätten wir bald bey dieſem Plane vergeſſen. Wer weiß nicht, daß die dramatiſche Poeſie nur durch die Vorſtellung in dasjenige Licht geſetzt werde, worinne ihre wahre Schönheit am deutlichſten in die Augen fällt? Sie reizet wenn man ſie lieſet, allein ſie reizet ungleich mehr, wenn man ſie hört und ſieht. Derjenige, der durch die bloſſe Leſung, zum Exempel eines Trauerſpiels, biß zu ſüſſen Thränen gebracht wird, muß ſchon ſelbſt ein Menſch von Empfindung ſeyn. Er muß ſchon mehr zu Denken, und mehr als der gemeine Hauſe zu fühlen gewohnt ſeyn. Und ſolche Leute ſind ſelten. Mit dem größten Theile muß man zufrieden ſeyn, wenn durch die Gewalt der Sinne ihr ſchweres und kaltes Herz in diejenige Bewegung geſetzt wird, die der Dichter zur Abſicht hatte. Wer ſieht alſo nicht, daß die Vorſtellung ein nothwendiger Theil der dramatiſchen Poeſie ſey? Die Kunſt dieſer Vorſtellung verdienet derohalben unſere Aufmerkſamkeit eben ſo wohl, als die Kunſt der Verfaſſung. Sie muß ihre Regeln haben, und dieſe wollen wir aufſuchen. Es ſind uns einige neue Schriftſteller hierinne ſchon vorgegangen, und wir werden uns ihrer Arbeit auf eine erlaubte Art zu bedienen wiſſen. Dieſe Regeln erſtrecken ſich nicht allein auf die Schauſpieler, ſie können allen nützen, welche die Beredſamkeit des Körpers brauchen. Es iſt ohnedem zu bedauern, daß wir die Kunſt zu deklamiren, die bey den Alten ſo hoch geachtet war, theils verlohren haben, theils geringe ſchätzen. Ihre größten Redner übten ſich darinne, und Cicero ſelbſt hat ſich nicht geſchämt, ſich in einen Wettſtreit mit dem Roſcius einzulaſſen. Wenn man jetziger Zeit etwas mehr Fleiß darauf wendete, ſo würde man gewiß mehr Redner als Stöcke auf unſern Kanzeln finden, und diejenigen, die oft einem Raſenden daſelbſt ähnlicher als einem Apoſtel ſehen, würden mit mehrerer Mäßigung und Annehmlichkeit zu reden wiſſen. Denn wir wollen doch nimmermehr hoffen, daß dieſe äuſſerliche Anſtändigkeit auch unter die Eitelkeit der Welt mitgehöre. Zu der Vorſtellung der dramatiſchen Poeſie gehöret aber noch mehr, als die Beredſamkeit des Körpers; die Auszierung des Schauplatzes; die gehörige und wahrſcheinliche Verkleidung der Perſonen, iſt nicht weniger nöthig. Wir wollen alſo auch darüber dann und wann unſere Gedanken eröffnen, und die unzähligen Ungereimtheiten, die, in dieſen Stücken, noch auf dem und jenem Theater ſind, zu vermindern ſuchen.

Dieſer Entwurf wäre weitläuftig genug, und wir würden an Materie ſo bald keinen Mangel haben: gleichwohl haben wir für dienlich befunden, mit erwähnter Abſicht noch eine andere zu verbinden, damit die Abwechslung in unſerer periodiſchen Schrift deſto größer, und der Gebrauch deſto allgemeiner ſeyn könne. Es ſind nun vier Jahre, daß uns bey dem Beſchluſſe der deutſchen Schaubühne, der Herr Profeſſor Gottſched Hoffnung zu einer Hiſtorie des Theaters machte. Es iſt gewiß, wir ſind nicht die einzigen, die der Erfüllung dieſes Verſprechens mit Vergnügen und mit einem unruhigen Verlangen entgegen geſehen haben. Man muß geſtehen, daß er ſehr geſchikt dazu ſeyn würde, und daß ſeine Verdienſte, die er unwiderſprechlich um das deutſche Theater hat, dadurch zu ihrer vollkommenen Größe anwachſen würden. Es iſt alſo um ſo vielmehr zu bedauern, daß ihn ohne Zweifel wichtigere Geſchäfte von dieſer Arbeit abhalten, die faſt einen eignen Mann erfodern will. Noch mehr aber würde es zu bedauern ſeyn, wenn ſie gar unterbleiben ſollte. Wir glauben ſchwerlich, daß ſich auſſer ihm derſelben jemand unterziehen möchte, wenn er weiß, was für eine weitläuftige Beleſenheit, und was für Hilfsmittel dazu erfodert werden. Sollte es aber nicht möglich ſeyn, dieſes ſchwere Werk zu erleichtern? Ein Gebäude iſt leichter und geſchwinder aufzuführen, wenn die Baumaterialien bey der Hand ſind; und wenn man dieſe mit Muſſe herbeyſchaffen kann, ſo wird die Arbeit nicht halb ſo ſchwer. Es würde unendliche Mühe koſten, wenn der Mäurer jeden Stein, den er gebraucht, ſelbſt herbeyſchaffen ſollte. Deſſen Mühe aber wird nicht geringer ſeyn, der zur Verfertigung der Geſchichte der Schaubühne, alle Kleinigkeiten ſelbſt ausſpähen muß. Wir hoffen alſo nichts überflüßiges oder unnützliches zu thun, wenn wir die vornehmſten Nachrichten, die dazu nöthig ſind, ſammeln. Dieſe werden theils den Urſprung, den Fortgang, den Verfall, und die Wiederherſtellung der Schaubühne bey allen geſitteten Völkern; theils die Lebensbeſchreibungen ſowohl der dramatiſchen Poeten, als der

Schauſpieler; theils hiſtoriſche Auszüge aus den vornehmſten theatraliſchen Werken, betreffen. Wir wollen übrigens alles ſammeln, was ſowohl für als wider die Schauſpiele iſt geſchrieben worden; und deswegen von den Kirchenvätern anfangen, und biß auf unſere heutige Gottesgelehrten kommen. Hieraus wird deutlich erhellen, mit was für Gründen ſich dieſe auf das Beyſpiel jener berufen; daß alle die Gründe, welche die erſtern wider die Schauſpiele vorgebracht haben, zu den jetzigen Zeiten wegfallen; daß die letztern ſie aus Unwiſſenheit und Stolz verachten. Vielleicht gewinnen wir damit ſo viel, daß unbedachtſame Eifrer etwas gelinder urtheilen, und mit ihrer Verdammung etwas mehr an ſich halten lernen. Darauf zwar wollen wir uns nicht allzugroße Rechnung machen. Denn manche Leute ſind gewohnt, am meiſten zu eifern, wenn ſie am wenigſten zu antworten haben. Sie ſind genugſam durch ihren Irrthum, und durch die Schande mit den größten und gründlichſten Gottesgelehrten nicht übereinzuſtimmen, geſtraft. So viel iſt zwar leider! wahr, daß durch ihr Schmähen bey dem Pöbel das Vorurtheil wider das Theater, und wider die, die daran arbeiten, erhalten wird. Allein vielleicht kommen bald die Zeiten, da auch der Pöbel klüger als ſie, ſeyn wird, und da ſie die Einzigen ſeyn werden, denen man einen geſündern Verſtand zu wünſchen hat.

Bey dieſen hiſtoriſchen Beyträgen, wollen wir vornehmlich auf das deutſche Theater mit ſehen. Wir wollen alle die verdienſtvollen Männer hervorſuchen, die mit ihrem Witze, oder mit ihrem Vermögen und Anſehen demſelben nützlich geweſen ſind; und ihnen zu demjenigen Ruhme zu verhelfen ſuchen, den nur die unpartheyiſche Nachwelt geben kann. Von unſern alten theatraliſchen Stücken, haben viele einen allzuverächtlichen Begriff. Es iſt wahr, ſie ſind wenig regelmäßig, ſie haben wenig von den Schönheiten, die jetzt Mode ſind; allein wer vielen von ihnen den Witz, das urſprünglich Deutſche, und das Bewegende abſpricht, der muß ſie entweder nicht geleſen, oder ſeinen Geſchmack allzuſehr vereckelt haben. Wir werden zu ſeiner Zeit von dergleichen Stücken unſern Leſern einen Auszug machen, von welchen meiſtentheils nichts als der Titel aus des Herrn Prof. Gottſcheds Verzeichniſſen bekannt iſt.

Nunmehr kömmt es auf den geneigten Leſer an, zu urtheilen, ob das, was wir hier verſprochen haben, und welches wir uns auf alle mögliche Art zu halten beſtreben werden, ſeine Aufmerkſamkeit verdiene. Wir wollen das Beſte hoffen, und in dieſer Hoffnung alle Quartale mit dieſer Arbeit fortzufahren verſprechen. Jedes Stück ſoll ohngefähr 10 Bogen, und jeder Band vier Stücke oder ein Jahr ausmachen *). Diejenigen werden uns allezeit den angenehmſten Dienſt erweiſen, die uns darinne bey-

---

*) Schon mit dem erſten Jahre beym Schluß des 4ten Stücks, trennten ſich die Verfaſſer, und Leßing ſetzte nach einem etwas veränderten Plane 1754 unter dem Titel der theatraliſchen Bibliothek, dieſe Arbeit allein fort. Welche aber auch ſchon mit dem vierten Stücke ihr Ende erreichte, ſo daß bey weitem das nicht geleiſtet worden, was verſprochen war. Den Innhalt beyder Werke zeige ich hier nach: **Der Beyträge erſtes Stück.** 1) Verſuch eines Beweiſes daß die Schauſpielkunſt eine freye Kunſt ſey. 2) Abhandlung von dem Leben und den Werken des Marcus Accius Plautus; 3) Abhandlung von dem Nutzen und den Theilen des dramatiſchen Gedichts; aus dem Franzöſiſchen des P. Corneille überſetzt; 4) Voltaire Gedanken über die Trauer- und Luſtſpiele der Engländer; 5) theatraliſche Neuigkeiten; 6) Nachricht von dem Zuſtande des Theaters in Berlin. **Zweytes Stück**; 1) die Gefangenen des Plautus; 2) die zweyte Abhandlung aus dem Corneille; 3) Unterſuchung, ob man in Luſtſpielen die Charakter übertreiben dürfe; 4) Nachricht von dem Zuſtande des Theaters in Dresden; 5) fortgeſetzte Nachricht von dem Zuſtande des Theaters in Berlin; 6) theatraliſche Neuigkeiten. **Drittes Stück**; 1) Clitia ein Luſtſpiel; 2) Kritik über die Gefangenen des Plautus; 3) Nachricht von dem Zuſtande des Theaters in Paris; 4) S. Werenfels Rede zur Vertheidigung der Schaubühne. **Viertes Stück**; 1) die Schauſpielkunſt von Fr. Riccoboni; 2) Corneille dritte Abhandlung von den drey Einheiten; 3) Beſchluß der Kritik über die

ſtehen, oder, wo wir etwann irren ſollten, uns zurechte führen werden.

Im Oktober 1749.

Gefangenen des Plautus; 4) Nachricht von dem gegenwärtigen Zuſtande des Theaters in Stuttgard; 5) Nachricht von einem in Freyberg aufgeführten Schauſpiele.

Der Bibliothek erſtes Stück; 1) Abhandlung von dem weinerlichen oder rührenden Luſtſpiel; 2) Leben J. Thomſon; 3) Auszug aus dem ſpaniſchen Trauerſpiele Virginia des Don Auguſtino de Montiano y Luyando; 4) Auszug aus dem Schauſpieler des H. Remond von St. Albine; 5) Leben Destouches; 6) Ueber das Luſtſpiel die Juden. Zweytes Stück; 6) von den Trauerſpielen des Seneka; 8) Riccoboni Geſchichte der italiäniſchen Schaubühne; 9) Auszug aus den italiäniſchen Trauerſpielen Sophonisbe und Roſemond; 10) Auszug aus der Calandra des Bernardo da Bibiena. Drittes Stück 11) Du Bos von den theatraliſchen Vorſtellungen der Alten. Viertes Stück; 12) Geſchichte der engliſchen Schaubühne; 13) von J. Dryden dramatiſchen Werken; 14) Entwürfe ungedruckter Luſtſpiele des italiäniſchen Theaters, von Riccoboni.

II.

Ob die Schauſpielkunſt eine freye Kunſt ſey?

Wir werden uns in unſrer vorhabenden Monatſchrift, ſo wohl mit dem Theater, als mit der theatraliſchen Dichtkunſt beſchäftigen. Wir werden die Geſchichte, die Tugenden und Fehler der Schauſpieler ſo wohl bekannt machen, loben und tadeln, als die theatraliſchen Stücke ſelbſt. Wir ſchätzen die Ausübung theatraliſcher Stücke auf der Schaubühne für keinen unwürdigen Gegenſtand des Nachdenkens und der Kritik. Es iſt von regelmäßigen Schaubühnen die Rede, oder wenigſtens von ſolchen, deren Aufſeher ſich der Regelmäßigkeit befleißigen. Alle diejenigen Schaubühnen werden alſo außer der Sphäre unſrer Betrachtungen ſeyn, auf welchen ſich nicht anders, als von ohngefähr, ein gutes Schauſpiel ſehen läßt, auf welchen das Geſchrey des Hanswurſts und ſeiner Kameraden, die Vernunft und den guten

Geſchmack übertäubet und die Dummheit entzücket; auf welchen die kurieuſen, extragalanten Haupt- Staats- und Heldenaktionen das Bürgerrecht noch haben, und kurz, welche Verſtand und Sitten verderben. Die regelmäßige Schaubühne, wo ein edles Herz gerühret, ein geläuterter Verſtand unterhalten und derjenige Zweck erreichet wird, welchen ſich die beſten theatraliſchen Dichter vorſetzen, iſt es, auf welche wir, mit allen Vernünftigen, unſre Aufmerkſamkeit wenden werden. Wir ſind ſo ſehr von dem Werthe derſelben eingenommen, daß wir die Schauſpielkunſt nicht nur für eine Kunſt, ſondern ſo gar für eine freye Kunſt halten.

Da die Erklärung der freyen Künſte oder ſchönen Wiſſenſchaften ſelbſt noch ſo unbeſtimmt iſt, ſo iſt es kein Wunder, daß man auch ihre Eintheilung noch nicht feſt geſetzt hat, und noch nicht weiß, wieviel ihrer ſind. Die Alten ſetzten ihre Anzahl auf ſieben; ohne Zweifel aus keinem andern Grunde, als weil dieſes ihre heilige Zahl war. Seit dem die Ehrfurcht für dieſe Zahl verſchwunden iſt, macht man ſich kein Gewiſſen daraus, einige von den freyen Künſten, z. E. die Rechenkunſt und die Grammatik, dieſes Titels zu berauben. Es folgt aber daraus nicht, daß ihrer nicht dennoch noch ſieben, wo nicht gar mehr ſeyn können. Ich will verſuchen, ob ich die

Schauſpielkunſt zu dieſer Würde erheben kann. Ich habe mich ſchon anderwärts hierüber erklärt. Hier will ich dieſesmal das, was ich damals geſagt habe, größtentheils nur wiederholen, künftig aber, in einer beſondern Abhandlung, mich in einzelnere Umſtände einlaſſen.

Ich beziehe mich auf das, was ich gleichfalls ehemals, zur Beſtimmung des Unterſchieds zwiſchen den ſchönen and höhern Wiſſenſchaften, vorgebracht habe. Ich werde es hier nur kürzlich wiederholen; den fernern Beweis aber davon, wenn es nöthig ſeyn ſollte, auch noch künftig einmal in dieſer Monatſchrift ausführen.

Eine erlernte Beſchäftigung, welche nur ein Werk des Gedächtniſſes iſt, und wobey der Witz und die Beurtheilungskraft wenig, oder gar nichts zu thun haben, iſt keine Kunſt, ſondern ein Handwerk. Ein Schneider hat es ſich gemerket, wie ſein Meiſter ein Kleid zugeſchnitten und zuſammen genähet; und wenn er dieſes kann, ſo kann er ein Handwerk, und er iſt ein Handwerksmann. Keine Handthierung kann den Witz ganz und gar entbehren. Wenn aber gleich etwas Witz dabey vonnöthen iſt, ſo iſt ſie deßwegen doch noch keine Kunſt. Ein Schneider muß allerdings Witz haben, wenn er geſchickte Patronen verfertigen und wenn er aus einem ſtreifigten oder geblümten Zeuge ein Frauenzimmerkleid, z. E. eine Adrienne, wie ſichs gehört, verfertigen will, daß nemlich die Streifen oder Blumen auf beyden Seiten gegen einander paſſen, und eine Symetrie untereinander haben. Eine Fertigkeit hierinne macht ihn aber noch nicht zum Künſtler. Ganz anders iſt es mit der Beſchäftigung eines Uhrmachers, Gärtners u. d. gl. beſchaffen. Ein Gärtner muß ſchon viel Beurtheilungskraft und Witz anwenden, wenn er das Land recht zurichten, allerley Arten von Früchten und Blumen hervorbringen und geſchickte Zierrathen eines Gartens erfinden will. Dabey iſt nicht alles handwerksmäßig, nämlich ſo, daß er nur allemal alles ſo machen dürfte, wie er es von ſeinem Lehrherrn gelernet hat. Er muß ſelbſt denken, wenn er in ſeinem Gartenbau glücklich ſeyn will. Wo alſo ſchon ſo viel von den höhern Kräften der Seele vonnöthen iſt, wie bey der Gärtnerey, eine ſolche Handthierung muß man eine Kunſt nennen.

Auf einer höhern Stufe der Vollkommenheit ſtehen die freyen Künſte. Eine freye Kunſt iſt eine Kunſt, zu deren Erlernung und Ausübung das Gedächtniß nicht weſentlich erfordert wird, ſondern der Witz und die Beurtheilungskraft, und zwar vornemlich der Witz. Ein Verfertiger mathematiſcher, phyſikaliſcher und mechaniſcher Inſtrumente z. E. iſt ein Künſtler. Ohne Witz und Beurtheilungskraft kann dieſer ſeine Kunſt weder lernen, noch ausüben; dieſe beyden Seelenkräfte hat er alſo weſentlich dazu nöthig: allein das Gedächtniß iſt ihm eben ſo unentbehrlich dabey. Z. E. einerley Art von Inſtrumenten zu verſchiedenen Nebenabſichten zuzurichten, dazu iſt das bloſſe Gedächtniß nicht hinlänglich. Der Künſtler hat nur eine oder etliche wenige Arten eines Inſtruments von ſeinem Lehrmeiſter machen gelernet. So oft aber ein ſolch Inſtrument mit einer Veränderung, die ihm noch unbekannt iſt, bey ihm beſtellt wird, ſo kann er es durch das Gedächtniß allein nicht zu Stande bringen. Sein Witz muß die Art und Weiſe erfinden, die verlangte Veränderung an dem Inſtrumente geſchickt anzubringen. Wenn z. E. ein ſolcher Künſtler noch keine andere Art von Luftpumpen gemacht hätte, als die mit dem Rade, und er ſollte hernach eine mit Stiefeln machen, und es würde ihm nur eine undeutliche Beſchreibung davon gemacht: ſo muß er das, was ihm in der Beſchreibung zu dieſer Maſchine noch fehlt, dazu erfinden. Zuweilen werden ganz neue Gattungen von Inſtrumenten und Maſchinen erdacht. Man beſchreibt ſie dem Künſtler: dieſelben aber wirklich zu verfertigen, muß er noch vieles durch ſeine Beurtheilungskraft und durch ſeinen Witz hinzuthun. Ja zuweilen verlangt ein Naturkündiger von dem Künſtler, er ſoll ihm ein Inſtrument machen, womit er gewiſſe Verſuche anſtellen kann, welche einen gewiſſen phyſikaliſchen Satz erläutern oder beweiſen. So wollte z. E. einsmals ein phyſikaliſcher Experimentmacher von einem Künſtler ein Inſtrument gemacht haben, womit man zeigen könnte, was ein Körper, welcher durch eine zuſammengeſetzte Bewegung fortläuft, für eine Linie beſchreibt. Der Künſtler erfand und verfertigte dieſes Inſtrument. Es iſt alſo die Beurtheilungskraft, und beſonders der Witz, den Künſtlern unentbehrlich; überhaupt aber haben ſie auch zu Erlernung und Ausübung ihrer Kunſt das Gedächtniß gleich nöthig. Mit den freyen Künſten aber hat es eine andre Bewandtniß. Ohne Gedächtniß kann man ſie zwar auch weder lernen, noch ausüben: doch dient daſſelbe nicht zum Weſentlichen in den freyen Künſten; und wer nur das Gedächtniß dabey braucht, der iſt von einem Handwerker, oder höchſtens von einem Künſtler, nicht unterſchieden. Ein Maler, welcher nur abkopieren, und keine Portraite machen kann, iſt eigentlich nur ein Handwerksmann. Er hat dieſes Malen mechaniſch gelernt, und er übt es auch, durch Hülfe des Gedächtniſſes, mechaniſch aus. Ein Maler, welcher ſelbſt Gemälde erfinden, und alles, was ihm vorkömmt, nach dem Leben zeichnen kann, der iſt Beſitzer einer freyen Kunſt. Denn zu beyden gehöret Beurtheilungskraft, und vornemlich Witz. So können ſich auch nur diejenigen Muſikverſtändigen, welche Komponiſten ſind, rühmen, daß ſie eine freye Kunſt können. Es iſt hierzu nicht genug, ein muſikaliſches Stück vom Blatte wegſpielen oder ſingen zu können. Dazu gehöret faſt nur das Gedächtniß. Die wenige Beurtheilungskraft und der wenige Witz, welche dazu nöthig ſind, machen dieſe Fähigkeit zwar zu einer Kunſt, aber nicht zu einer freyen Kunſt; und die dieſe Kunſt können, ſind nur Muſikanten. Die Komponiſten hingegen ſind Muſikverſtändige. Ihre Fähigkeit zeiget ſich in der Melodie und Harmonie, als in welchen beyden Stücken die Muſik beſtehet. Die Melodie erfordert viel Witz, und die Harmonie eine gute Beurtheilungskraft. Weil die Melodie das Vornehmſte und Weſentlichſte dabey iſt, und alſo mehr der Witz, als die Beurtheilungskraft zur Muſik erfordert wird, ſo iſt ſie ohnſtreitig eine freye Kunſt.

Ich wiederhole es alſo noch einmal, daß diejenige Fertigkeit eine freye Kunſt iſt, zu deren Ausübung mehr Witz und Beurtheilungskraft, als Gedächtniß, und mehr Witz, als Beurtheilungskraft, erfordert wird. Eine jede Fertigkeit alſo, welche dieſe Eigenſchaften hat, wird eine freye Kunſt ſeyn. Ich will dieſes gegenwärtig von der Schauſpielkunſt beweiſen.

Unter der Schauſpielkunſt verſtehe ich eine Fertigkeit, alle Arten guter Schauſpiele auf der Schaubühne ſo vorzuſtellen, wie es der Innhalt derſelben erfordert. Dieſe Fertigkeit hat einen weitläuftigen Umfang; und wenn man alles, was dazu gehöret, wohl erwäget, ſo wird man, was das weſentliche dabey anbetrift, nichts handwerksmäßiges darinne finden; ja ſie wird auch über die Sphäre der Künſte erhaben ſeyn.

Es theilet ſich aber die Schauſpielkunſt in zwey Haupttheile. Dieſe ſind 1) die Vorbereitung zu den Vorſtellungen der Schauſpiele; und 2) die Vorſtellungen der Schauſpiele ſelbſt. Zu den Vorbereitungen der Vorſtellungen gehöret alles, was vor der Vorſtellung ſelbſt vorhergehet, und ohne welches dieſe nicht von ſtatten gehen würde. Das erſte und vornehmſte iſt eine geſchickte Angebung, Anlegung und Einrichtung einer Schaubühne, nebſt dem dazu gehörigen Schauplatze. Man muß hier ſo wohl, als bey einem jeden Gebäude, nach Beſchaffenheit des dazu vorhandenen Platzes, und nach den beſondern Abſichten, die man dabey hat, alles dieſes mit viel Beurtheilungskraft überlegen; der Witz muß allerley

Entwürfe erfinden, und die Beurtheilungskraft muß den beſten davon erwählen. Man hat nicht etwann ein allgemeines Modell für alle und jede Schaubühnen, daß man ſich hier mit dem Gedächtniſſe behelfen könnte. Dieſes hat wenig oder gar nichts darein zu ſprechen: der Witz aber hat das meiſte dabey zu thun. Ein Kennzeichen einer freyen Kunſt. Nächſt der Anlegung und Aufrichtung einer Schaubühne überhaupt, iſt die Erfindung und Angebung der Flügel und Proſpekte kein Werk für das Gedächtniß. Der Maler kann hiebey nicht alles thun. Der Herr des Theaters muß den Pinſel dieſes ſeines Werkzeuges nach ſeinen Abſichten regieren. Die Theatergemälde ſind von andern Gemälden ganz unterſchieden. Es iſt hier keine einzelne Fläche, auf welcher der Maler ſeine gewöhnliche Kunſt zeigen kann. Es ſind deren viele; und auf jeder iſt nur ein Stück von dem ganzen Gemälde, welches das Theater vorſtellt. Die Vereinigung und Uebereinſtimmung dieſer Theile des Gemäldes, damit ſie in gehöriger Entfernung als ein Ganzes erſcheinen, kömmt auf die Stellung der Flügel und der Proſpekte untereinander an: dieſe aber beruhet auf dem Herrn des Theaters; und er muß alſo auch hier durch Witz und Beurtheilungskraft das ſeinige thun.

Ich will von den Vorbereitungen nur noch der

Kleider gedenken. Es iſt nicht genug, daß ein Theaterherr römiſche, griechiſche, türkiſche, amerikaniſche, ſpaniſche und franzöſiſche Kleider, kurz, Kleider von allen Völkern und Zeiten hat: ſie müſſen auch an gehörigen Orten und auf rechte Art auf das Theater gebracht werden. Sie müſſen die auf dem Theater nöthige Wahrſcheinlichkeit unterſtützen, den Zuſchauern aber keinen Eckel und Verdruß erwecken. Es iſt nicht genug, daß bey einer türkiſchen Handlung türkiſche Kleider auf das Theater gebracht werden: ſie müſſen auch ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie zugleich der Handlung eine Wahrſcheinlichkeit und dem Theater ein Anſehen geben. Die bloſſe Wahrſcheinlichkeit zu beobachten, ſollten es ganz ſchlechte flüchtige Kleider ſeyn, welche die Füſſe, den Hals und die Bruſt, faſt bis an den Nabel unbedeckt laſſen. Wer wird aber ſolche Trachten auf dem Theater dulden können? Wenn man Römer in ihrer ordentlichen alten römiſchen Tracht auf das Theater bringen wollte, ſo müßte man ſie in bloßen Köpfen und mit nackenden Aermen auftreten laſſen. Die Peruaner in der Alzire des Herrn von Voltaire, müßten beynahe ganz nackend gehen, wenn man die Wahrſcheinlichkeit aufs höchſte treiben wollte, und ihre Tracht müßte eine Tracht wilder Menſchen ſeyn, welche in einem Trauerſpiele gar einen abgeſchmackten Anblick verurſachen und die Zuſchauer unmöglich in den Affekt kommen laſſen würde, welchen ihre Reden und Handlungen an ſich hervorbringen. In dieſen und dergleichen Fällen muß eine geſchickte Veränderung der Trachten geſchehen: ſie muß aber ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie der Wahrſcheinlichkeit, ſo viel möglich, keinen Abbruch thut. Mit was für Beurtheilungskraft muß hier nicht die Wahl dieſer theatraliſchen Trachten unternommen werden! Und was für Witz iſt nicht vonnöthen, ſo geſchickte Trachten zu erfinden, welche Wahrſcheinlichkeit und Anſehen vereinigen, und den Zuſchauern zugleich die Handlung des Schauſpiels glaublich machen, und die Wirkung, die es in ihren Herzen thun ſoll, nicht verhindern! Gewiß, hierzu wird eine mehr, als kunſtmäßige Fertigkeit, erfordert. Die Verfaſſer der Schauſpiele ſchreiben es den Komödianten ſelten oder niemals ausdrücklich vor, was ſie für jede Perſon ihrer Schauſpiele für Kleider wählen ſollen. So verſchieden die Karaktere ſind, ſo verſchieden ſind auch faſt die dazu gehörigen Trachten. Die Karaktere legt der Verfaſſer des Schauſpiels den Komödianten vor. Der Aufſeher derſelben aber muß die Fähigkeit beſitzen, dieſelben einzuſehen, zu beurtheilen, und gehörige Trachten dazu zu erfinden. Wenn dieſer den Sganarelle in der Männerſchule des Moliere als einen Stutzer, und den Kliander in dem Unſchlüßigen des Destouches in altväteriſchen und nachläßigen Kleidern wollte auftretten laſſen, würde das nicht ein Stück aus der verkehrten Welt seyn? Der Herr von Maſuren im poetiſchen Dorfjunker des Destouches iſt ein eingebildeter Pedant; Steifenthor im lüderlichen Sohne des Herrn von Voltaire ein gravitätiſcher Petitmaitre; Argon im molieriſchen Kranken in der Einbildung ein Mann, der, was ſeine Bequemlichkeit anlangt, ſich nichts für übel hält. Alle dieſe und dergleichen Karaktere erfordern beſondere Trachten. Ein Aufſeher eines Theaters muß alſo hierinne eine beſondere Fähigkeit beſitzen, eine gute Wahl zu treffen, damit die Zuſchauer nicht durch das Gehör, ſondern auch durch das Geſicht empfinden, daß dieſe Perſonen das ſind, was ſie ſind: auſſer dem werden gar öfters die Augen die Ohren Lügen ſtrafen, und was ein Sinn gut macht, das wird der andere verderben; daß es alſo beßer wäre, die Schauſpiele zu leſen, als ſie vorſtellen zu ſehen.

Ich komme nun auf das andere Stück der Schauſpielkunſt, nämlich auf die Vorſtellung der Schauſpiele ſelbſt. Dieſe kömmt nun nicht auf den Aufſeher des Theaters, in ſo fern er dieſes iſt, ſondern auf die Komödianten ſelbſt, an. Sie beſtehet in einer geſchickten Ausſprechung aller Perioden, Ausdrücke und Wörter, und in geſchickt angebrachten Mienen, Geberden und Stellungen. Dieſes läßt ſich gewiß nicht auf eine handwerksmäßige Art in das Gedächtniß faſſen. Eine jede ſpielende Perſon muß alles genau verſtehen, was ſie ſagt, und die dazu gehörigen Töne der Stimme und Bewegungen des Leibes und der Gliedmaßen deutlich vorſtellen. Denn ſelten oder niemals ſteht ein Komödiant in derjenigen Gemüthsverfaſſung und in demjenigen Affekte, welchen der Verfaſſer des Schauſpiels der Perſon, die er ſpielet, beygelegt hat. Nun wird man aber allemal ſehen, daß ein ſich ſelbſt gelaſſener Menſch, wenn er etwas, worinnen ein beſonderer Affekt oder Karakter liegt, lieſet, oder auswendig herſagt, dieſes ſo verrichtet, daß er in andern durch ſein Leſen oder Herſagen nicht die geringſte Empfindung dieſes Affekts verurſachet. Ein Schüler, der einen auswendig gelernten Spruch, oder eine Ode aus dem Horaz herſagt, redet in einem Tone, und ſteht da, wie eine Bildſäule. Es iſt einerley, ob man auf dieſe Art etwas höret, oder ob man es bey einer Pfeife Tobak mit untergeſtämten Armen lieſet; ja es iſt noch ſchlimmer. Wenn nun gleich ſolche in der Beredſamkeit der Töne, Mienen, Geberden und Stellungen ganz Unwiſſende durch mühſames Eintrichtern und Einbläuen, nach hundert und aber hundertmaliger Uebung, endlich ihren Spruch oder ihre Ode mit einigem Nachdrucke herſagen; ſo iſt dieſes doch nur was mechaniſches: und ſo bald ſie einen andern Affekt ausdrücken ſollen, müſſen ſie ihn auch wieder ſo handwerksmäßig ausdrücken lernen. Dieſes iſt für theatraliſche Redner keine Sache. Viele derſelben müſſen in einem Monate wohl zwanzigerley Karaktere und Affekten ausdrücken. Wie würden ſie da zurechte kommen, wenn ſie dieſe alle ſo ſchülermäßig in das Gedächtniß faſſen ſollten? Da dieſes nun gänzlich unmöglich iſt, ſo müſſen ſie eine gute Einſicht in die von ihnen auszudrückenden Karaktere und Affekten beſitzen. Sie müſſen dasjenige ausdrücken, was ſie nicht empfinden, und doch auch nicht auswendig gelernt haben. Muß ihnen nicht eine reife Beurtheilungskraft und ein lebhafter Witz hierzu behülflich ſeyn? Rechnet man es, und zwar mit Recht, den Dichtern als eine beſondere Fähigkeit ihrer höhern Seelenkräfte an, daß ſie ſich in einen fremden Affekt ſetzen und das ſchreiben können, was ſie nicht empfinden; daß ſie die Tugend reizend abſchildern können, wenn ſie gleich ſelbſt nicht tugendhaft ſind; daß ihr Witz weinen kann, wenn ihr Herz lachet, daß ihre Erfindungen diejenigen biß in den Himmel erheben können, welche ihre Empfindungen

biß

bis in den Abgrund verdammen: warum ſoll man den ſpielenden Perſonen auf der Schaubühne nicht gleiches Recht wiederfahren laſſen, da ſie eben dergleichen thun?

Was folget aus allem dieſem? Dieſes, daß die Schauſpielkunſt eine freye Kunſt iſt. Nur die Feinde des Theaters werden dawieder viel einzuwenden finden, oder vielmehr einzuwenden ſuchen.

Man geſtehe doch alſo der edlen Schauſpielkunſt denjenigen Vorzug zu, der ihr gebühret! Man halte ſie nicht mehr für einen niederträchtigen Gegenſtand niederträchtiger Seelen, und mache ſich nicht dadurch den ſchändlichen Vorwurf einer groben Unwiſſenheit! Man beſuche das Theater fleißig, und bringe ein unpartheyiſches Herz und einen geſunden Verſtand mit! Mehr braucht es nicht, völlig auf meine Seite zu treten, und einer Sache ihr Weſen nicht länger ſtreitig zu machen, welche doch an ſich ſelbſt allezeit das bleibt, was ſie beſtändig geweſen iſt. Es ſcheint, als ob man in Frankreich ſchon zu Ludwigs des XIV. Zeiten von meiner Meynung überzeugt geweſen wäre, da die Komödianten von dem Theater an die königliche Tafel giengen, und da der, welcher für verſtändig gehalten seyn wollte, ein Verehrer der Schauſpiele ſeyn mußte.

Aber wie ſeufzet nicht noch immer bey uns die betrogene und die betrügende Einfalt um die Wette über die Verdammlichkeit der Schaubühnen! Ja, nur die Einfalt ſeufzet darüber. Die Schuld liegt nicht an mir, wenn Leute, in welchen man die Tugend und Weisheit leibhaftig zu ſehen vermeynet, hierunter begriffen ſind! O Schande! daß man da, wo die Tugend und die Weisheit gelehret werden ſollen, einen Ort muß verdammen hören, welcher der Tugend und der Weisheit ſo lieb und werth iſt. Ich bekenne es vor dem Angeſichte der ganzen Welt, daß ich unter dieſem Orte die Schaubühne verſtehe. Möchten doch dieſe meinen Mitbürgern ſo ſchimpfliche Vowürfe, die ich ihnen hier ſehr ungern gemacht habe, verlöſchen, ehe die vielleicht klügere Nachwelt die Schande unſers Jahrhunderts und unſers Vaterlandes daraus leſen wird! Fürwahr, wäre keine Hoffnung übrig, daß der Einfalt endlich die Augen aufgehen, und die Schaubühnen von jedermann werden verehret werden: ſo müßte entweder gar keine fernere Aufklärung des Verſtandes auf Erden möglich ſeyn, oder ich müßte, mit einigen der erleuchteſten Männer der jetzigen und der vorigen Zeiten, die Schaubühne für etwas ganz anders anſehen, als was ſie iſt.

III.

Plautus und der h. Hieronymus.

Der heil. Hieronymus ergötzte ſich an den Scherzen des Plautus, wenn er in vielen Nachtwachen aus Reue über ſeine begangnen Sünden herzliche und bußfertige Thränen vergoſſen hatte[*]. Man mag hierüber ſchelten oder ſpotten, wie man will, ich ſehe weder was unbegreiſliches, noch vielweniger was verdammliches darinn. Darf denn ein Chriſt keine Erholung genießen? Iſt es denn ein ſo großer Widerſpruch das Laſter verlachen, und das Laſter beweinen? Ich ſollte vielmehr glauben, daß man beydes zugleich ſehr wohl thun könne. Entweder man betrachtet das Laſter als etwas das unſrer unanſtändig iſt, das uns geringer macht, das uns in unzählige widerſinniſche Vergehungen fallen läßt: oder man betrachtet es, als etwas, das wieder unſre Pflicht iſt, das den Zorn Gottes erregt, und uns alſo nothwendig unglücklich machen muß. Im erſten Falle muß man darüber lachen, in dem andern wird man ſich darüber betrüben. Zu jenem giebt ein Luſtſpiel, zu dieſem die heilige Schrift die beſte Gelegenheit. Wer ſeine Laſter nur beſtändig beweint und ſie niemals verlacht, von deſſen Abſcheu dargegen kann ich mir in der That keinen allzuguten Begriff machen. Er beweint ſie nur vielleicht aus Furcht, es möchte ihm übel darbey gehen, er möchte die Strafe nicht vermeiden können. Wer aber das Laſter verlacht, der verachtet es zugleich, und beweiſet, daß er lebendig überzeuget iſt, Gott habe es nicht etwan aus einem deſpotiſchen Willen zu vermeiden befohlen, ſondern daß uns unſer eignes Wohl, unſre eigne Ehre es zu fliehen gebiethe. Allein, kann man mir einwerfen, wie hat Hieronymus ſo viele nicht allzu geſittete und reine Stellen, die in dem Plautus vorkommen, mit gutem Gewiſſen leſen können? Die zulänglichſte Antwort darauf iſt, daß den Reinen alles rein iſt. Ich könnte zwar dieſen ſcheinheiligen Richtern ſagen, daß der Karakter derjenigen Perſonen, die Plautus aufgeführet hat, und die Umſtände manchmal etwas Freyes erfordert hätten, ich könnte ihnen ſagen, daß vieles von dem, was ſie verdammen, nicht in der Abſicht geſchrieben ſey zu ärgern, ſondern vielmehr zu beſſern, allein hierzu möchten ſie mehr Ueberlegung nöthig haben, als ſie darauf wenden wollen. Sie müſſen ſich alſo mit der Verſicherung begnügen laſſen, daß es Leute, außer ihnen giebt, welche die ſo genannten anſtößigen Stellen in den plautiniſchen Luſtſpielen, mit gleich unſträflichen Gedanken leſen können, als ſie etwan die Geſchichte der Bathſeba. Und aus dieſer Zahl war auch Hieronymus.

---

[*] Hieronymus in ſeinem Buche von der Bewahrung der Keuſchheit: Poſt noctium crebras vigilias, poſt lacrymas, quas mihi præteritorum recordatio peccorum ex imis viſceribus eruebat, Plautus ſumebatur in manus. Es ſind zwar einige, welche hier vor Plautus lieber Plato leſen wollen, wie man denn auch dieſes in der Basler Ausgabe von 1490. findet. Allein die Handſchriften haben ſonſt alle Plautus; übrigens leidet auch der Zuſammenhang dieſe Aenderung nicht. Und da wir aus andern Stellen verſichert ſeyn können, daß Hieronymus den Plautus ſehr fleißig geleſen habe, ſo können wir wegen der gemeinen Leſeart um ſo viel gewiſſer ſeyn.

IV.

Darf man in Luſtſpielen die Karaktere übertreiben?

Ich weiß, daß eine gewiſſe Art Kunſtrichter dieſe Unterſuchung nicht der Mühe werth achten, und mit einem großen Vertrauen auf ihre gerechte Sache die aufgeworfene Frage mit Nein beantwortet wird. Es ſind die allzuhitzigen Verfechter der theatraliſchen Wahrſcheinlichkeit, welche ich wegen meiner Verwegenheit um Verzeihung zu bitten habe, wenn ich ſie allenfalls durch dieſe Unterſuchung erzürnen ſollte. Nach langer Ueberlegung bin ich endlich auf die paradoxe Meynung gerathen, daß das Uebertreiben der Karaktere in den Schauſpielen nicht nur nicht gänzlich zu verwerfen, ſondern ſo gar in gewiſſer Maaße den theatraliſchen Dichtern anzupreiſen ſey.

Die biß zum Eckel angeprieſene, wiewohl gegründete Regel, daß man in der Dichtkunſt die Natur nachahmen ſoll, iſt billig auch für eine Hauptregel der theatraliſchen Dichtkunſt zu halten. Aber ſie wird von vielen ſo weit ausgedehnt, und von noch mehrern ſo übel verſtanden, daß ſie viele Verfaſſer der Luſtſpiele auf die Abwege des Lahmen und Schläfrigen leitet. Wenn man in allen freyen Künſten die Natur ſchlechterdings nachahmen, und Witz und Kunſt niemals zur Verſchönerung der Nachahmung zu Hülfe nehmen wollte: was für matte Werke der Kunſt würden nicht überall zum Vorſchein kommen, und in wie geringer Hochachtung würden nicht die freyen Künſte bey jedermann ſtehen! Ich will nur vorläufig die Muſik zum Exempel anführen. Ein Komponiſt, welcher in Setzung einer Arie bloß die Natur, nach dem Inhalt derſelben nachahmet, ohne dabey das mit einzumiſchen, was in das Gehör fällt, ob man gleich den Grund davon nicht im Text findet, wird ſelten etwas zum Vorſchein bringen, was gefallen wird. Ich habe öfters Arien gehöret, welche mir, wenn ich ſie nur habe ſpielen hören, gar nicht gefallen haben: wenn ich aber hernach den Text dazu geleſen, ſo habe ich ein Vergnügen über die Nachahmung deſſelben empfunden, ohne jedoch der Muſik ſelbſt meinen Beyfall geben zu können. Iſt es aber nicht unſtreitig weit beſſer, die Natur glücklich nachzuahmen, und zugleich ſo zu ſetzen, daß auch die Muſik an ſich ſelbſt den Ohren gefällt? Können aber wohl beyde Abſichten zugleich erreichet werden, wenn der

Komponiſt nicht zuweilen die Natur auf einige Augenblicke zu verlaſſen ſcheinet, und die Kunſt unterdeſſen für die Ohren allein arbeiten läßt?

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den Karakteren in den Luſtſpielen. Ein komiſcher Dichter, welcher in einem Karakter ein gewißes Laſter recht verabſcheuungswürdig und lächerlich abmalen will, der wird nimmermehr ſeinen Zweck glücklich erreichen, wenn er niemals dabey die Natur ein wenig aus den Augen verlieren will. Wenn er nichts auf das Theater bringt, als was er in der einfachen Natur findet, ſo wird er ſeinen Zuſchauern nichts zu ſehen und zu hören geben, als was man alle Tage in der Welt ſieht und höret. Wer beſucht aber deswegen den Schauplatz, damit er das daſelbſt antreffe, was er außer demſelben mehr, als zu häufig findet? Er muß alſo ungewöhnliche Züge in ſeine Karaktere einmiſchen, wenn er die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer auf ſich ziehen will. Was iſt aber das Ungewöhnliche anders, als eine Abweichung von dem Natürlichen?

Ich habe alle Hochachtung gegen den feinen Geſchmack, welchen einige witzige Köpfe jetziger Zeit an den mehr tragiſchen als komiſchen Luſtſpielen des Herrn de la Chauſſee und ſeiner Nachahmer finden, und ich weiß nichts an demſelben auszuſetzen, als dieſes, daß man ihn allgemein machen will. Dieſe Art

Luſtſpiele hat ihren beſondern Werth, und ſie giebt weniger Gelegenheit zu Uebertreibung der Karaktere, als die wirklichen komiſchen Luſtſpiele: wiewohl mir es nicht ſchwer fallen würde, zu beweiſen, daß der Karakter der Redlichkeit und Zärtlichkeit in einigen bekannten Stücken eines glücklichen deutſchen Nachahmers des Herrn de la Chauſſee, eben deswegen ſo ſehr gefällt, weil er übertrieben iſt. Ich gebe es aber allen unparteyiſchen Kunſtrichtern und wahren Kennern der guten Stücke des alten und neuen komiſchen Theaters zu bedenken, ob nicht Ariſtophanes, Plautus und Moliere diejenigen Muſter ſind, welche man nachahmen muß, wenn man den Ruhm eines Dichters, welcher das weſentliche Komiſche in ſeiner Gewalt hat, erlangen will. Eine Komödie, in welcher Scherz und zum Lachen bewegende ſatyriſche Karaktere, Reden und Handlungen fehlen, kann unmöglich eine Komödie heißen, ſo lange Ariſtophanes, Plautus und Moliere gute Muſter ſind. Und daß ſie es ſind, das wagt doch wohl noch kein Kunſtrichter ſo ſchlechthin zu leugnen. Das weſentliche Schöne aber in dieſer ihren Luſtſpielen, ſind die überaus lächerlichen Abſchilderungen der menſchlichen Fehler. Und mit was für Grunde wolte man leugnen, daß dieſe gerades Weges zum Hauptzweck des komiſchen Theaters führen, welcher iſt, die Laſter durch das Abgeſchmackte, welches ſie an ſich haben, bey den Menſchen verhaßt zu machen?

Dieſes vorausgeſetzt, getraue ich mir zu behaupten, daß ein komiſcher Dichter dieſen Zweck nicht erreichen könne, wenn er nicht die Karaktere etwas übertreibt. Es iſt wahr, ein jeder Laſterhafte hat etwas lächerliches an ſich. Wenn man es aber auf der Schaubühne ſo laßen wollte, wie es im gemeinen Leben iſt: würde man wohl in mancher Komödie über zwey- biß dreymal lachen können? und würde ſie alſo wohl gefallen? Man ſehe im gemeinen Leben einen Geizigen an; wir werden viel an ihm wahrnehmen, was uns zum Verdruß, wenig aber, was uns zum Lachen bewegt. Man bringe den Geizigen auf die Schaubühne, und laſſe ihn, wie er iſt, wird man ſich wohl die Mühe nehmen, ſich auf dem Schauplatze über ihn zu ärgern? Und wenn dieſes auch wäre: wird es gefallen? Und wird es was nützen? Man ſtelle ihn aber mehr auf der lächerlichen, als auf der verdrießlichen Seite vor: ſo wird man lachen; die luſtige Abſchilderung wird gefallen, und man wird den Geiz verachten. Würde uns der Geizige des Moliere wohl ſo gefallen, wenn Harpagon ein Geiziger aus dem großen Haufen wäre? In ſeiner Perſon findet man wohl hundert Geizige beyſammen, und unter tauſend Geizigen iſt wohl kein einziger, welcher, wie Harpagon, über den Verluſt einiger tauſend Thaler ſo unſinnig werden ſollte, daß er, aus großer Begierde den Dieb zu greifen, ſich ſelbſt greift; daß er ſich einbildet, er ſey geſtorben, und werde begraben; daß er ſich wünſchet, wieder aufzuwachen, damit er nach ſeinem Gelde fragen könne; daß er, Gerechtigkeit zu erlangen, die ganze Welt und ſich ſelbſt will henken laſſen ꝛc. Dennoch gefällt dieſe Uebertreibung des Karakters eines Geizigen, und ſie gefällt ſelbſt Kennern. Denn in einem Luſtſpiele iſt es viel beſſer, über ein ſolches Bezeigen eines Geizigen bey einem Verluſte etwas zu viel zu lachen, als zu ſehen, daß er Steckbriefe nach ſeinem Diebe ausſchickt, und indeſſen über ſeinen Verluſt weint und winſelt. Man ſage, ob das nicht einen Karakter glücklich übertreiben heißt? Auf eben dieſen Schlag treibt Moliere die Adelſucht des Jourdain in dem bürgerlichen Edelmanne ſo weit, daß er ihn auf ſeine alten Tage tanzen, ſingen, fechten und Sprachen lernen läßt. Wo ſieht man dergleichen, oder etwas ähnliches an den Jourdains im gemeinen Leben? Kann man aber Molieren deswegen mit Recht tadeln?

Ich weiß wohl, was man wider die Uebertreibung der Karaktere einwendet. Man ſagt, es entſtehe dieſes Uebel daraus, daß die Laſterhaften unter den

Zuſchauern ihr Bild auf dem Theater verkennten, und ſich allezeit damit tröſteten, daß dergleichen Leute nicht in der Welt wären, und ſie alſo dieſes nichts angienge. So urtheilt man, ſo lange man ſich bloß in der Studierſtube mit dem Theater beſchäfftiget, und ſo lange man ſich die Wirkungen eines theatraliſchen Stücks nur im Geiſte vorſtellet. Aber man beſuche nur das Theater fleißig; man gebe wohl Acht auf die Zuſchauer: ſo wird man ſehen, daß dieienigen Stücke, worinn die Karaktere ſo matt und gar zu natürlich ſind, allemal weniger gefallen und erbauen, als dieienigen, worinn die Karaktere etwas übertrieben werden. Die meiſten Gemüther ſind zu ſchläfrig und unempfindlich, als daß ſie das Lächerliche und Haſſenswürdige fühlen ſollten, wenn es nicht recht lebhaft, und lebhafter, als es ihnen täglich vorkömmt, vorgeſtellet wird, und wenn das, was beluſtigend rühren ſoll, den Zuſchauern nicht recht handgreiflich gemacht wird. Ueber dieſes ſind ia die menſchlichen Gemüther allezeit mehr geneigt, ſich zu ſehr über die Fehler anderer aufzuhalten, als zu wenig. Man höre einen aufgeräumten Kopf eine Begebenheit erzählen. Er wird ſie allemal übertreiben; und ſeine Uebertreibungen finden Beyfall, zumal wenn ſie zum Lachen Gelegenheit geben; da man indeſſen doch weiß, wie viel man von der Sache ſelbſt glauben ſoll. Kurz, man wird niemals recht komiſch ſchildern, ſo lange man allzunatürlich ſchildert.

Wenn man die Molieriſchen Stücke recht betrachtet, ſo wird man finden, daß der große Beyfall, den ſie erhalten haben, großentheils den übertriebenen Karakteren zuzuſchreiben iſt. Es iſt mir nicht unbekannt, daß ein gewiſſer Ausländer, und mit ihm gewiſſe deutſche Kunſtrichter, vielleicht aus eben dieſem Grunde, faſt alle Molieriſchen Komödien verwerfen, und den einzigen Menſchenfeind, und zur Noth den Geizigen, noch ſo halb und halb wollen gelten laſſen. Aber dieſen wenigen kann ich den überaus großen Geſchmack entgegen ſetzen, welchen ganz Paris nun faſt ſeit hundert Jahren an Molierens Komödien findet. Von dem Anfange ſeines Theaters an, bis auf den heutigen Tag, werden keines komiſchen Dichters Luſtſpiele in Paris ſo häufig vorgeſtellet, als die Molieriſchen. Räumt man dem franzöſiſchen Geſchmack in ſo vielen andern Sachen ſo viel ein: warum ſoll er dann nur in dieſem Stücke nichts beweiſen? Ich ſage es noch einmal, wer nicht in dem Molieriſchen Geſchmack Komödien ſchreibt, den kann man, nach Befinden, vielleicht wohl einen guten dramatiſchen Dichter, aber nimmermehr einen guten Luſtſpieldichter, nennen.

Ich will indeſſen gar nicht das Uebertreiben der

Karaktere in ſo weit anpreiſen, daß ich die Doktorpromotion des Argan, die Erhebung des Jourdain zum Mamomouchi u. d. gl. gut heißen ſollte. Ich zweifle, daß Moliere ſelbſt dieſe Zwiſchenſpiele gebilliget hat. Aber man fand damals bey Hofe einen beſondern Geſchmack an den Zwiſchenſpielen, und Moliere mußte ſich darnach beauemen. Man laſſe ſie nur weg, und verändere etwas weniges in den Luſtſpielen ſelbſt, ſo wird auch dieſes allzuſehr Uebertriebene und wirklich Fehlerhafte wegfallen.

V.

Ueber das weinerliche oder rührende Luſtſpiel.[*]

Neuerungen machen, kann ſo wohl der Karakter eines großen Geiſtes, als eines kleinen ſeyn. Jener verläßt das Alte, weil es unzulänglich, oder gar falſch iſt; dieſer, weil es alt iſt. Was bey jenem die Einſicht veranlaßt, veranlaßt bey dieſem der Eckel. Das Genie will mehr thun, als ſein Vorgänger; der Affe des Genies nur etwas anders.

Beyde laſſen ſich nicht immer auf den erſten Blick von einander unterſcheiden. Bald macht die flatterhafte Liebe zu Veränderungen, daß man aus Gefälligkeit dieſes für jenes gelten läßt; und bald die hartnäckige Pedanterey, daß man, voll unwiſſenden Stolzes, jenes zu dieſem erniedriget. Genaue Beurtheilung muß mit der lauterſten Unpartherlichkeit verbunden ſeyn, wenn der aufgeworfene Kunſtrichter weder aus wollüſtiger Nachſicht, noch aus neidiſchem Eigendünkel fehlen ſoll.

---

[*] Vorrede zu zwoen Abhandlungen über dieſen Gegenſtand.

Dieſe allgemeine Betrachtung findet hier ganz natürlich ihren Platz, da ich von den Neuerungen reden will, welche zu unſern Zeiten in der dramatiſchen Dichtkunſt ſind gemacht worden. Weder das Luſtſpiel, noch das Trauerſpiel, iſt davon verſchont geblieben. Das erſtere hat man um einige Staffeln erhöhet, und das andere um einige herabgeſetzt. Dort glaubte man, daß die Welt lange genug in dem Luſtſpiele gelacht und abgeſchmakte Laſter ausgeziſcht habe; man kam alſo auf den Einfall, die Welt endlich einmal auch darinne weinen und an ſtillen Tugenden ein edles Vergnügen finden zu laſſen. Hier hielt man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standesperſonen in uns Schrecken und Mitleiden erwecken ſollten, man ſuchte ſich alſo aus dem Mittelſtande Helden, und ſchnallte ihnen den tragiſchen Stiefel an, in dem man ſie ſonſt, nur ihn lächerlich zu machen, geſehen hatte.

Die erſte Veränderung brachte dasjenige hervor, was ſeine Anhänger das rührende Luſtſpiel, und ſeine Widerſacher das weinerliche nennen.

Aus der zwoten Veränderung entſtand das bürgerliche Trauerſpiel.

Jene iſt von den Franzoſen, und dieſe von den Engländern gemacht worden. Ich wollte faſt ſagen, daß ſie beyde aus dem beſondern Naturelle dieſer Völker entſprungen zu ſeyn ſcheinen. Der Franzoſe iſt ein Geſchöpf, das immer größer ſcheinen will, als es iſt. Der Engländer iſt ein anders, welches alles Große zu ſich hernieder ziehen will. Dem einen ward es verdrüßlich, ſich immer auf der lächerlichen Seite vorgeſtellt zu ſehen; ein heimlicher Ehrgeitz trieb ihn, ſeines gleichen aus einem edlen Geſichtspunkte zu zeigen. Dem andern war es ärgerlich, gekrönten Häuptern viel voraus zu laſſen; er glaubte bey ſich zu fühlen, daß gewaltſame Leidenſchaften und erhabne Gedanken nicht mehr für ſie, als für einen aus ſeinen Mitteln wären.

Dieſes iſt vielleicht nur ein leerer Gedanke; aber genug, daß es doch wenigſtens ein Gedanke iſt. — Ich will für dieſesmal nur die erſte Veränderung zu dem Gegenſtande meiner Betrachtungen machen, und die Beurtheilung der zweyten auf einen andern Ort ſparen.

Ich habe ſchon geſagt, daß man ihr einen doppelten Namen beylegt, welchen ich auch ſo gar in der Ueberſchrift gebraucht habe, um mich nicht durch die bloſſe Anwendung des einen, ſo ſchlechtweg gegen den Begriff des andern zu erklären. Das weinerliche Luſtſpiel iſt die Benennung derjenigen, welche wider dieſe neue Gattung eingenommen ſind. Ich glaube, ob ſchon nicht hier, ſondern anderwärts, das Wort **weinerlich**, um das Franzöſiſche larmoyant auszudrücken, am erſten gebraucht zu haben. Und ich wüßte es noch iezt nicht beſſer zu überſetzen, wenn anders der ſpöttiſche Nebenbegriff, den man damit hat verbinden wollen, nicht verlohren gehen ſollte. Man ſieht dieſes an der zweyten Benennung, wo ihre Vertheidiger ihre Rechnung dabey gefunden haben, ihn gänzlich wegzulaſſen. Ein **rührendes Luſtſpiel** läßt uns an ein ſehr ſchönes Werk denken, da ein **weinerliches**, ich weiß nicht was für ein kleines Ungeheuer zu verſprechen ſcheinet.

Aus dieſen verſchiedenen Benennungen iſt genugſam, glaub ich, zu ſchlieſſen, daß die Sache ſelbſt eine doppelte Seite haben müſſe, wo man ihr bald zu viel, und bald zu wenig thun könne. Sie muß eine gute Seite haben, ſonſt würden ſich nicht ſo viele ſchöne und ſcharfſinnige Geiſter für ſie erklären: ſie muß aber auch eine ſchlechte haben, ſonſt würden ſich andre, die eben ſo ſchön und ſcharfſinnig ſind, ihr nicht widerſetzen.

Wie kann man alſo wohl ſichrer hierbey gehen, als daß man ieden von dieſen Theilen höret, um ſich alsdann entweder auf den einen, oder auf den andern zu ſchlagen, oder auch, wenn man lieber will, einen Mittelweg zu wählen, auf welchem ſie ſich gewißermaſſen beyde vereinigen laſſen? Zum guten Glücke finde ich, ſo wohl hier als da, zwey Sprecher, an deren Geſchicklichkeit es wahrhaftig nicht liegt, wenn ſie nicht beyde Recht haben.

Der eine iſt ein Franzoſe *), und der andre ein Deutſcher **). Jener verdammt dieſe neue Gattung, und dieſer vertheidiget ſie; ſo wahr iſt es, daß die wenigſten Erfindungen, an dem Orte, wo ſie gemacht werden, den meiſten Schutz und die meiſte Unterſtützung finden. — — — — — — — — —

Ich will zum Ueberfluſſe, alles, was man für und wider geſagt hat, in einige kurze Sätze bringen, die man auf einmal überſehen kann. Ich will ſie ſo einrichten, daß ſie, wo möglich, alles Mißverſtändniß heben, und alle ſchwankende Begriffe in richtige und genaue verwandeln.

Anfangs muß man über die Erklärung der rührenden oder weinerlichen Komödie einig werden. Will man eine ſolche darunter verſtanden haben, welche hier und da rührende und Thränen auspreſſende Scenen hat; oder eine ſolche, welche aus nichts als dergleichen Scenen beſteht? Meynet man eine, wo man nicht immer lacht, oder wo man gar nicht lacht? Eine, wo edle Karaktere mit ungereimten verbunden ſind, oder eine, wo nichts als edle Karaktere vorkommen?

---

*) Reflexions ſur le comique - larmoyant, par Mr. M. D. C. Tréſorier de France & Conſeiller au Préſidéal, de l'Academie de la Rochelle 1749.

**) Hr. Prof. Gellert, welcher im J. 1751. bey dem Antritt ſeiner Profeſſur, durch eine lateiniſche Abhandlung pro Comœdia commovente, zu der feyerlichen Antrittsrede einlud.

Wider die erſte Gattung, in welcher Lachen und Rührung, Scherz und Ernſt abwechſeln, iſt offenbar nichts einzuwenden. Ich erinnere mich auch nicht, daß man jemals darwider etwas habe einwenden wollen. Vernunft und Beyſpiele der alten Dichter vertheidigen ſie. Er, der an Scherz und Einfällen der reichſte iſt, und Lachen zu erregen nicht ſelten Witz und Anſtändigkeit, wie man ſagt, bey Seite geſetzt hat, **Plautus**, hat die **Gefangenen** gemacht und, was noch mehr iſt, dem **Philemon** ſeinen Schatz, unter der Aufſchrift **Trinummus** abgeborgt. In beyden Stücken, und auch in andern, kommen Auftritte vor, die einer zärtlichen Seele Thränen koſten müſſen. Im **Moliere** ſelbſt, fehlt es an rührenden Stellen nicht, die nur deswegen ihre völlige Wirkung nicht thun können, weil er uns das Lachen allzugewöhnlich macht. Was man von dem ſchleunigen Uebergange der Seele von Freude auf Traurigkeit, und von dem unnatürlichen deſſelben geſagt hat; betriſt nicht die Sache ſelbſt, ſondern die ungeſchickte Ausführung. Man ſehe das Exempel, welches der Franzoſe aus dem Schauſpiele, **Simſon**, anführt. Freylich muß der Dichter gewiße Staffeln, gewiße Schattierungen beobachten, und unſre Empfindungen niemals einen Sprung thun laſſen. Von einem Aeuſſerſten plötzlich auf das andre geriſſen werden, iſt ganz etwas anders, als von einem Aeuſſerſten allmälig zu dem andern gelangen.

Es muß alſo die andre Gattung ſeyn, über die man hauptſächlich ſtreitet; diejenige nemlich, worinne man gar nicht lacht, auch nicht einmal lächelt; worinn man durchgängig weich gemacht wird. Und auch hier kann man eine doppelte Frage thun. Man kann fragen, iſt ein ſolches Stück dasjenige, was man von je her unter dem Namen Komödie verſtanden hat? Und darauf antwortet Hr. Gellert ſelbſt Nein. Iſt es aber gleichwohl ein Schauſpiel, welches nützlich und für gewiſſe Denkungsarten angenehm ſeyn kann? Ja: und dieſes kann der franzöſiſche Verfaſſer ſelbſt nicht gänzlich in Abrede ſeyn.

Worauf kömmt es alſo nun noch weiter an? Darauf, ſollte ich meynen, daß man den Grad der

Nützlichkeit des neuen Schauſpiels, gegen die Nützlichkeit der alten Komödie beſtimme, und nach Maaßgebung dieſer Beſtimmung entſcheide, ob man beyden einerley Vorzüge einräumen müſſe oder nicht? Ich habe ſchon geſagt, daß man niemals diejenigen Stücke getadelt habe, welche Lachen und Rührung verbinden; ich kann mich dieſerwegen unter andern darauf berufen, daß man den **Destouches** niemals mit dem **la Chauſſee** in eine Klaſſe geſetzt hat, und daß die hartnäckigſten Feinde des letztern, niemals dem erſtern den Ruhm eines vortreflichen komiſchen Dichters abgeſprochen haben, ſo viel edle Karaktere und zärtliche Scenen in ſeinem Stücke auch vorkommen. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß nur dieſes allein wahre Komödien ſind, welche ſo wohl Tugenden als Laſter, ſo wohl Anſtändigkeit als Ungereimtheit ſchildern, weil ſie eben durch dieſe Vermiſchung ihrem Originale, dem menſchlichen Leben, am nächſten kommen. Die Klugen und Thoren ſind in der Welt untermengt, und ob es gleich gewiß iſt, daß die Erſtern von den Letzten an der Zahl übertroffen werden, ſo iſt doch eine Geſellſchaft von lauter Thoren, beynahe eben ſo unwahrſcheinlich, als eine Geſellſchaft von lauter Klugen. Dieſe Erſcheinung ahmet das Luſtſpiel nach, und nur durch die Nachahmung derſelben iſt es fähig, dem Volke nicht allein das, was es vermeiden muß, auch nicht allein das was es beobachten muß, ſondern beydes zugleich in einem Lichte vorzuſtellen, in welchem das eine das andre erhebt. Man ſieht leicht, daß man von dieſem wahren und einigen Wege auf eine doppelte Art abweichen kann. Der einen Abweichung hat man ſchon längſt den Namen des **Poſſenſpiels** gegeben, deſſen karakteriſtiſche Eigenſchaft darinne beſteht, daß es nichts als Laſter und Ungereimtheiten, mit keinen andern als ſolchen Zügen ſchildert, welche zum Lachen bewegen, es mag dieſes Lachen nun ein nützliches oder ein ſinnloſes Lachen ſeyn. Edle Geſinnungen, ernſthafte Leidenſchaften, Stellungen, wo ſich die ſchöne Natur in ihrer Stärke zeigen kann, bleiben aus demſelben ganz und gar weg; und wenn es auſſerdem auch noch ſo regelmäßig iſt, ſo wird es doch in den Augen ſtrenger Kunſtrichter dadurch noch lange nicht zu einer Komödie. Worinne wird alſo die andre Abweichung beſtehen? Ohnfehlbar darinne, wenn man nichts als Tugenden und anſtändige Sitten, mit keinen andern als ſolchen Zügen ſchildert, welche Bewunderung und Mitleid erwecken, beydes mag nun einen Einfluß auf die Beßerung der Zuhörer haben können, oder nicht. Lebhafte Satyre, lächerliche Ausſchweifungen, Stellungen, die den Narrenſin ſeiner Blöße zeigen, ſind gänzlich aus einem ſolchen Stücke verbannt. Und wie wird man ein ſolches Stück nennen? Jedermann wird mir zuruffen: das eben iſt die weinerliche Komödie! Noch einmal alſo mit einem Worte: das **Poſſenſpiel** will nur zum Lachen bewegen; das **weinerliche Luſtſpiel** will nur rühren; die wahre **Komödie** will beydes. Man glaube nicht, daß ich dadurch die beyden erſtern in eine Klaſſe ſetzen will; es iſt noch immer der Unterſcheid zwiſchen beyden, der zwiſchen dem Pöbel und Leuten von Stande iſt. Der Pöbel wird ewig der Beſchützer der Poſſenſpiele bleiben, und unter Leuten von Stande wird es immer gezwungne Zärtlinge geben, die den Ruhm empfindlicher Seelen auch da zu behaupten ſuchen, wo andre ehrliche Leute gähnen. Die wahre Komödie allein iſt für das Volk, und allein fähig einen allgemeinen Beyfall zu erlangen, und folglich auch einen allgemeinen Nutzen zu ſtiften. Was ſie bey dem einen nicht durch die Schaam erlangt, das erlangt ſie durch die Bewunderung, und wer ſich gegen dieſe verhärtet, dem macht ſie jene fühlbar. Hieraus ſcheinet die Regel des **Kontraſts**, oder der **Abſtechung**, gefloſſen zu ſeyn, vermöge welcher man nicht gerne eine Untugend aufführet, ohne ihr Gegentheil mit anzubringen; ob ich gleich gerne zugebe, daß ſie auch darinne gegründet iſt, daß ohne ſie der Dichter ſeine Karaktere nicht wirkſam genug vorſtellen könnte.

Dieſes nun, ſollte ich meynen, beſtimme den Nutzen der weinerlichen Komödie genau genug. Er iſt nemlich nur die Hälfte von dem Nutzen, den ſich die wahre Komödie vorſtellet; und auch von dieſer Hälfte geht nur allzuoft nicht wenig ab. Ihre Zuſchauer wollen ausgeſucht ſeyn, und ſie werden ſchwerlich den zwanzigſten Theil der gewöhnlichen Komödiengänger ausmachen. Doch geſetzt ſie machten die Hälfte derſelben aus. Die Aufmerkſamkeit, mit der ſie zuhören, iſt, wie es der Hr. Prof. Gellert ſelbſt an die Hand giebt, doch nur ein Kompliment, welches ſie ihrer Eigenliebe machen; eine Nahrung ihres Stolzes. Wie aber hieraus eine Beßerung erfolgen könne, ſehe ich nicht ein. Jeder von ihnen glaubt der edlen Geſinnungen, und der großmüthigen Thaten, die er ſiehet und höret, deſto eher fähig zu ſeyn, je weniger er an das Gegentheil zu denken, und ſich mit demſelben zu vergleichen Gelegenheit findet. Er bleibt was er iſt, und bekömmt von den guten Eigenſchaften weiter nichts, als die Einbildung, daß er ſie ſchon beſitze.

Wie ſteht es aber mit dem Namen? Der Name iſt etwas ſehr willkührliches, und man könnte unſerer neuen Gattung gar wohl die Benennung einer

Komödie geben, wenn ſie ihr auch nicht zukäme. Sie kömmt ihr aber mit völligem Recht zu, weil ſie ganz und gar nicht etwas anders als eine Komödie, ſondern bloß eine Untergattung der Komödie iſt.

Ich wiederhole es aber noch einmal, daß dieſes alles nur auf diejenigen Stücke gehet, welche völlig den Stücken des **la Chauſſee** ähnlich ſind. Ich bin weit entfernt, den Herrn **Gellert** für einen eigentlichen Nachahmer deſſelben auszugeben. Ich habe beyde zuwohl geleſen, als daß ich in den Luſtſpielen des Letztern, nicht noch genug lächerliche Karaktere und ſatyriſche Züge angetroffen haben ſollte, welche aus den Luſtſpielen des erſtern ganz und gar verwieſen ſind. Die rührenden Scenen ſind bey **Gellert** nur die meiſten; und ganz und gar nicht die einzigen. Wer weiß aber nicht, daß das mehrere oder wenigere, wohl die verſchiedene Gemüthsart der Verfaſſer anzeigt, nicht aber einen weſentlichen Unterſcheid ihrer Werke ausmacht?

Mehr braucht es hoffentlich nicht, meine Meynung vor aller Mißdeutung zu ſichern.

VI.

Der Schauſpieler

nach

Remond von Sainte Albine.

Ich habe lange Zeit vorgehabt, dieſes Werk des Herrn von Sainte Albine zu überſetzen. Doch Gründe, die ich am Ende anführen will, haben mich endlich bewogen, die Ueberſetzung in einen Auszug zu verwandeln. Ich werde mich bemühen, ihn ſo unterrichtend, als möglich, zu machen.

Unſre Schrift iſt ſchon im Jahr 1747. zu Paris auf zwanzig Bogen in Oktav unter folgendem Titel ans Licht getretten: Le Comedien. Ouvrage diviſé en deux Parties; par M. *Remond de Sainte Albine.* Ich kann von ihrem Verfaſſer weiter keine Nachricht geben, als daß er ſelbſt kein Schauſpieler iſt, ſondern ein Gelehrter, der ſich auch um andre Dinge bekümmert, welche die meiſten, ohne Zweifel, wichtiger nennen werden. Ich ſchlieſſe dieſes aus ſeinem Aufſatze ſur le Laminage (vom Blechſchlage) wovon ich bereits die dritte Ausgabe habe angeführt gefunden.

Sein Schauſpieler iſt, wie gleich auf dem Titel geſagt wird, ein Werk, welches aus zwey Theilen beſteht. Zu dieſen kommt noch eine Vorrede und eine kurze Einleitung.

In der **Vorrede** wundert ſich der Verfaſſer, daß noch niemand in Frankreich darauf gefallen ſey, ein eigentliches Buch über die Kunſt Tragödien und Komödien vorzuſtellen, zu verfertigen. Er glaubt, und das mit Recht, ſeine Nation habe es mehr als irgend eine andre verdient, daß ihr ein philoſophiſcher Kenner ein ſolches Geſchenk mache. —— —— Was er ſonſt in der Vorrede ſagt, ſind Komplimente eines Autors, die eines Auszuges nicht wohl fähig ſind. Man läßt ihnen nichts, wenn man ihnen die Wendungen nicht laſſen will.

Die **Einleitung** fängt mit einer artigen Vergleichung der Mahlerey und Schauſpielkunſt an. Dieſe erhält den Vorzug. „Umſonſt rühmt ſich die
„Mahlerey, daß ſie die Leinewand belebe; es kom-
„men aus ihren Händen nichts als unbelebte Werke.
„Die dramatiſche Dichtkunſt hingegen, giebt den
„Weſen, welche ſie ſchafft, Gedanken und Empfin-
„dungen, ja ſo gar, vermittelſt des theatraliſchen
„Spiels, Sprache und Bewegung. Die Mahlerey

verführt die Augen allein. Die Zauberey der Bühne „feſſelt die Augen, das Gehör, den Geiſt und das „Herz. Der Mahler ſtellt die Begebenheiten nur „vor. Der Schauſpieler läßt ſie auf gewiſſe Weiſe „noch einmal geſchehen. Seine Kunſt iſt daher eine „von denjenigen, welchen es am meiſten zukömmt, „uns ein vollſtändiges Vergnügen zu verſchaffen. „Bey den übrigen Künſten, welche die Natur nachahmen, muß unſre Einbildungskraft ihrem Unvermögen faſt immer nachhelfen. Nur die Kunſt des „Schauſpielers braucht dieſe Nachhülfe nicht; und „wenn ihre Täuſcherey unvollkommen iſt, ſo liegt „es nicht an ihr, ſondern an den Fehlern derjenigen, „welche ſie ausüben. — — Hieraus folgert der Verfaſſer, wie unumgänglich nöthig es ſey, daß ſich diejenigen, die ſich damit abgeben wollen, vorher genau prüfen. Sie müſſen unterſuchen, ob ihnen nicht diejenigen natürlichen Gaben fehlen, ohne welche ſie nicht einmal dem allergemeinſten Zuſchauer gefallen können. Beſitzen ſie dieſe, ſo kömmt es darauf an, diejenigen Vollkommenheiten zu erlangen, welche ihnen den Beyfall der Zuſchauer von Geſchmack und Einſicht erwerben. „Die Natur muß den Schauſpieler entwerfen. Die Kunſt muß ihn vollends „ausbilden.

Nach dieſen zwey Punkten iſt das ganze Werk geordnet. In dem erſten Theile nemlich, wird von den vorzüglichſten Eigenſchaften geredet, welche die Schauſpieler von der Natur müſſen bekommen haben. In dem zweyten Theile wird von dem gehandelt, was ſie von der Kunſt erborgen müßen.

Der erſte Theil ſondert ſich wieder in zwey Bücher ab. Das erſte Buch macht verſchiedene Anmerkungen über die natürlichen Gaben, welche allen Schauſpielern überhaupt unentbehrlich ſind. Das zweyte Buch betrachtet diejenigen natürlichen Gaben, welche zu dieſer oder jener Rolle insbeſondere erfordert werden.

Wir wollen das erſte Buch näher zu betrachten anfangen. Es beſteht aus vier Hauptſtücken und zwey angehängten Betrachtungen. Gleich das erſte Hauptſtück unterſucht, **ob es wahr ſey, daß es vortrefflichen Schauſpielern an Witze gefehlt habe:** Man glaubt zwar faſt durchgängig, daß man ſich auch ohne Witz auf der Bühne Ruhm erwerben könne; allein man irrt gewaltig. Kann ein Schauſpieler wohl in ſeiner Kunſt vortreflich ſeyn, wenn er nicht, in allen verſchiedenen Stellungen mit einem geſchwinden und ſichern Blicke dasjenige, was ihm zu thun zukömmt, zu erkennen vermag? Eine feine Empfindung deßen, was ſich ſchickt, muß ihn überall leiten. „Doch nicht genug, daß er alle

„Schönheiten ſeiner Rolle faßt. Er muß die wahre Art, mit welcher jede von dieſen Schönheiten auszudrücken iſt, unterſcheiden. Nicht genug, daß er ſich bloß in Affekt ſetzen kann; man verlangt auch, daß er es niemals als zur rechten Zeit, und gleich in demjenigen Grade thue, welchen die Umſtände erfordern. Nicht genug, daß ſich ſeine Figur für das Theater ſchickt, daß ſein Geſicht des Ausdrucks fähig iſt, wir ſind unzufrieden, wenn ſein Ausdruck nicht beſtändig und genau mit den Bewegungen zuſammen trifft, die er uns zeigen ſoll. Er muß nicht bloß von der Stärke und Feinheit ſeiner Reden nichts laßen verlohren gehen; er muß ihnen auch noch alle die Annehmlichkeiten leihen, die ihnen Ausſprache und Aktion geben können. Es iſt nicht hinreichend, daß er bloß ſeinen Verfaſſer treulich folgt; er muß ihm nachhelfen; er muß ihn unterſtützen. Er muß ſelbſt Verfaſſer werden; er muß nicht bloß alle Feinheiten ſeiner Rolle ausdrücken; er muß auch neue hinzuthun; er muß nicht bloß ausführen, er muß ſelbſt ſchaffen. Ein Blick, eine Bewegung, iſt zuweilen in der Komödie ein ſinnreicher Einfall, und in der Tragödie eine Empfindung. Eine Wendung der Stimme, ein Stillſchweigen, die man mit Kunſt angebracht, haben zuweilen das Glück eines Verſes gemacht, der nimmermehr die

„Aufmerkſamkeit würde an ſich gezogen haben, wenn
„ihn ein mittelmäßiger Schauſpieler, oder eine
„gemeine Schauſpielerinn ausgeſprochen hätte. . . .
„Der Witz iſt ihnen alſo eben ſo unumgänglich
„nöthig, als der Steuermann dem Schiffe. Eine
„lange Erfahrung auf der Bühne, kann zwar dann
„und wann den Mangel deſſelben verbergen, und
„ein Schauſpieler ohne Witz kann andre Gaben in
„einem hohen Grade haben, und ſie oft zufälliger
„Weiſe ſo glücklich anwenden, daß wir ihm Beyfall
„geben müßen. Doch es währt nicht lange, ſo erinnert
„uns wieder ein Mißſtand in dem Tone, in der
„Bewegung, in dem Ausdrucke des Geſichts, daß
„wir ſeiner Organiſation, und nicht ihm den Beyfall
„ſchuldig ſind. — Sonſt hat man noch bemerkt, daß
„man die tragiſchen Schauſpieler weit öfter, als die
„komiſchen des Mangels am Witze beſchuldiget hat.
„Dieſer Unterſchied kömmt ohne Zweifel daher, weil
„das Feine in dem Spiele der letztern von den gemeinen
„Zuſchauern leichter kann erkannt werden, als
„das Feine in dem tragiſchen Spiele. Der Witz in
„der Tragödie muß ſich größtentheils, ſowohl bey
„dem Verfaſſer als bey dem Akteur, unter der Geſtalt
„der Empfindung zeigen, und man hat Mühe, ihn
„unter dieſer Verkleidung zu erkennen. Und überhaupt
„geht man nicht ſowohl in die Tragödie ſei-

„nen Witz, als ſein Herz zu brauchen. Man überläßt ſich den Bewegungen, die der Schauſpieler erweckt, ohne zu überlegen, durch welchen Weg er „dazu gelangt iſt.“ — Man muß aber nur hier merken, von was für einem Witze die Rede iſt. An dem leichten Witze, welcher nur zur Prahlerey dienet, und nur in Kleinigkeiten und unnützen Dingen ein Anſehen giebt, kann es ganz wohl großen Schauſpielern gemangelt haben: aber niemals an dem gründlichen Witze, welcher uns das verborgenſte an einem Dinge entdeckt, und es uns anzuwenden lehret. — Von dem Witze kommt der Verfaſſer im zweyten Hauptſtücke auf die Empfindung. Er unterſucht, was die Empfindung ſey, und ob ſie bey dem tragiſchen Schauſpieler wichtiger ſey, als bey dem komiſchen. Unter der Empfindung wird hier nicht bloß die Gabe zu weinen verſtanden, ſondern dieſes Wort hat einen größern Umfang, und bedeutet bey den Schauſpielern die Leichtigkeit in ihren Seelen die verſchiedenen Leidenſchaften, deren ein Menſch fähig iſt, auf einander folgen zu laſſen. Aus dieſer Erklärung iſt das übrige zu entſcheiden. In den Bezirk des Trauerſpiels gehören nur ſehr wenig Leidenſchaften, Liebe, Haß, Ehrgeiz, welche noch dazu in dem Schrecklichen und Traurigen alle mit einander übereinkommen;

Die Komödie hingegen ſchließt keine einzige Leidenſchaft aus; und dieſe alle muß der Schauſpieler annehmen und von einer auf die andre überſpringen können. Weil aber die Leidenſchaften in der Komödie nicht ſo gewaltſam ſind, als in der Tragödie: ſo muß der komiſche Schauſpieler zwar die **Empfindung** in einem größern Umfange, der tragiſche aber in einem männlichern Grade beſitzen. — Mit der Empfindung hat das **Feuer** einige Verwandſchaft, und von dieſem unterſucht der Verfaſſer im dritten Hauptſtücke, **ob ein Schauſpieler deſſen zu viel haben könne?** Das Feuer beſteht nicht in der Heftigkeit der Deklamation, oder in der Gewaltſamkeit der Bewegungen, ſondern es iſt nichts anders als die Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Theile, die einen Schauſpieler ausmachen, zuſammen treffen, um ſeiner Aktion das Anſehen der Wahrheit zu geben. In dieſem Verſtande nun iſt es unmöglich, daß eine ſpielende Perſon allzuviel Feuer haben könne. „Man „wird ſie zwar mit Recht tadeln, wenn ihre Aktion „mit ihrem Karakter, oder mit der Stellung, in „welcher ſie ſich befindet, nicht übereinkömmt, und „wenn ſie, anſtatt **Feuer** zu zeigen, nichts als konvulſiviſche Verzückungen ſehen, und nichts als ein „überläſtiges Geſchrey hören läßt. Allein alsdenn

„werden Leute von Geſchmack ihr nicht allzuviel „Feuer Schuld geben, ſondern ſie werden ſich vielmehr beklagen, daß ſie nicht Feuer genug hat; ſo „wie ſie, anſtatt mit dem Publiko bey gewiſſen „Schriftſtellern allzuviel Witz zu finden, vielmehr „finden, daß es ihnen daran fehlt. Ein Schriftſteller leihet zum Exempel in einem Luſtſpiele dem „Bedienten oder dem Mädchen die Sprache eines „witzigen Kopfes; er legt einer Perſon, welche von „einer heftigen Leidenſchaft getrieben wird, Madrigale oder Sinnſchriften in Mund; und alsdenn „ſagt man, er habe allzuviel Witz. Genauer zu „reden, ſollte man vielmehr ſagen, er habe nicht „Witz genug, die Natur zu erkennen, und ſie nachzuahmen. So auch mit dem Schauſpieler; kömmt „er bey Stellen auſſer ſich, wo er nicht auſſer ſich „kommen ſoll, ſo iſt dieſes unnatürlich. Allein er „verfällt in dieſen Fehler nicht aus Ueberfluß, ſondern aus Mangel der Hitze. Er empfindet alsdenn „nicht das, was er empfinden ſollte; und drückt „das nicht aus, was er ausdrücken ſollte. Es iſt „daher kein **Feuer**, was wir bey ihm gewahr werden, ſondern es iſt Ungeſchicklichkeit; es iſt Unſinn.“ — Aus dieſem wird man leicht urtheilen können, ob ein Schauſpieler des **Feuers** ganz und gar überhoben ſeyn könne. Unmöglich; wenn man anders das, was wir angeführt haben, und nicht die bloſſe äuſſerliche Heftigkeit in der Stimme und in den Bewegungen, darunter verſteht — Bis hieher hat der Verfaſſer die innerlichen natürlichen Gaben betrachtet, nun kömmt er auf die äuſſerlichen, und unterſucht in dem vierten **Hauptſtücke, ob es vortheilhaft ſeyn würde, wenn alle Perſonen auf dem Theater von ausnehmender Geſtalt wären?** „Gewiſſe Zuſchauer, welche das „ſinnliche Vergnügen dem geiſtigen vorziehen, wer„den mehr durch die Schauſpielerinnen, als durch „die Stücke vor die Bühne gelockt. Als Leute, die „nur gegen die Geſtalt empfindlich und immer ge„neigt ſind, ein liebenswürdiges Geſicht für Talente „anzunehmen, wollten ſie lieber gar; daß auch die „alte Mutter des **Orgons** im **Tartüffe**, die Ma„dam **Pernelle**, reitzend wäre.“ — Doch dieſe Herren verſtehen den Vortheil der Zuſchauer ſehr ſchlecht, und noch ſchlechter verſtehen ſie das, was die Einrichtung der Komödie ſelbſt erfordert. Den erſtern verſtehen ſie deswegen nicht, weil, wenn es wahr wäre, daß nur ausnehmend ſchöne Geſtalten auf dem Theater erſcheinen dürften, das Publikum nicht ſelten die vortrefflichſten Schauſpieler entbehren würde, denen es ſonſt an keiner Art von Geſchicklichkeit mangelt. Noch ſchlechter, wie geſagt, verſtehen ſie das, was die Einrichtung der Komödie erfordert, nach welcher die äuſſerlichen Vollkommenheiten unter die Akteurs nicht gleich vertheilt ſeyn müſſen, ja nach welcher es ſo gar oft gut iſt, wenn gewiſſe Akteurs einige von dieſen Vollkommenheiten ganz und gar nicht beſitzen. „Regelmäßige „Geſichtszüge, ein edles Anſehen nehmen uns freylich „überhaupt für eine Perſon auf dem Theater „ein; allein es giebt Rollen, welche ihr weit beſſer „anſtehen, wenn ihr die Natur dieſe Vorzüge nicht „ertheilt hat. Ich weiß wohl, daß man, ohne von „dem Mangel der Wahrſcheinlichkeit beleidiget zu „werden, ja daß man ſogar mit Vergnügen eine „junge Schöne die Perſon einer Alten, und einen „liebenswürdigen Schauſpieler, einen groben und „tölpiſchen Bauer vorſtellen ſieht. Ich weiß wohl, „daß wir nicht in die Komödie gehen, die Gegenſtände „ſelbſt, ſondern bloß ihre Nachahmung zu „ſehen = = Gleichwohl aber muß man doch unter „den Gattungen der komiſchen Rollen einen Unterſchied „machen. Einige ergötzen uns durch die bloſſe „Nachahmung gewiſſer lächerlichen Fehler. Andre „aber ergötzen uns durch die Abſtechung, die ſich „entweder zwiſchen dem Vorgeben der Perſon und „den Beweiſen, auf welche ſie daſſelbe gründet, „oder zwiſchen dem Eindrucke befindet, den ſie bey

„denjenigen Perſonen, die mit ihr ſpielen, machen „ſollte, und zwiſchen dem Eindrucke, welchen ſie „wirklich bey ihnen macht. Je mehr ein Schauſpieler, in den Rollen von der erſten Art, die „Vollkommenheiten hat, die den Fehlern, welche er „nachahmet, entgegen geſetzt ſind; deſto mehr wiſſen wir es ihm Dank, wenn er uns gleichwohl „eine vollkommene Abſchilderung von dieſen Fehlern „macht. Je weniger aber, in den Rollen von der „zweyten Art, ein Schauſpiel die Vollkommenheiten hat, welche die Perſon, die er vorſtellt, haben will, oder welche ihm die andern ausſchweifenden Perſonen des Stücks beylegen, deſto lächerlicher macht er die närriſche Einbildung des einen und das abgeſchmackte Urtheil der andern, „und deſto komiſcher folglich wird ſeine ganze Aktion. Die Rolle eines Menſchen, der nach der „Meynung des Verfaſſers, mit aller Gewalt den „Titel eines Schönen haben will, wird weit weniger belacht werden, wenn ſie von einem Komödianten geſpielt wird, der ſich dieſes Titels in der „That anmaſſen könnte, als wenn ſie einer vorſtellt, der der Natur in dieſem Stücke weniger „zu danken hat. Der Irrthum eines albernen Tropps, „welcher einen Bedienten für einen Menſchen von „Stande anſieht, wird uns weniger ergötzen, wenn

„das gute Anſehen des Bedienten den Irrthum entſchuldigen kann, als wenn er ganz und gar nichts an ſich hat, das ihn rechtfertigen könnte. Weit gefehlt alſo, daß es gut ſeyn ſollte, wenn alle Schauſpieler von reizender und ausnehmender Geſtalt wären; es iſt vielmehr unſerm Vergnügen zuträglicher, wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet ſind. Unterdeſſen aber muß man dieſe Maxime nicht allzuweit ausdehnen. Wir erlauben ihnen zwar, gewiſſe Vollkommenheiten nicht zu haben; aber die gegenſeitigen Fehler zu beſitzen, verſtatten wir ihnen durchaus nicht. Sie müſſen ſo gar völlig von gewiſſen Mängeln frey ſeyn, die uns bey andern Perſonen, die ſich dem Schauſpiele nicht widmen, wenig oder gar nicht anſtößig ſeyn würden. Dergleichen ſind, zu lange oder kurze Arme, ein zu großer Mund, übelgeſtaltene Füſſe ꝛc.“ — Zu dieſen vier Hauptſtücken fügt der Verfaſſer noch zwey Anmerkungen, die mit dem Innhalte des erſten Buchs genau verbunden ſind. Die erſte iſt dieſe: **Die Schauſpieler können in den Nebenrollen, des Witzes, des Feuers und der Empfindung eben ſo wenig entübrigt ſeyn, als in den Hauptrollen.** Die Urſache iſt, weil in guten Stücken auch die Nebenrollen, nicht etwann zum Ausflicken da ſind, ſondern einen Einfluß in das Ganze haben, und ſich oft eben ſo thätig erweiſen, als die allervornehmſten Perſonen. Die Vertrauten, zum Exempel, in den Trauerſpielen, habe oft ſo vortreffliche Stellen, beſonders in den Erzehlungen, die ihnen meiſtentheils aufgetragen werden, zu ſagen, daß ſie ohne Witz, ohne Feuer und ohne Empfindung gewiß alles verderben würden. Die **zweyte Anmerkung** iſt dieſe: **Wenn man auch ſchon die vornehmſten Vollkommenheiten hat, die zu einem Schauſpieler erfordert werden, ſo muß man doch in einem gewiſſen Alter zu ſpielen aufhören.** Denn in den Schauſpielen beleidiget uns unumgänglich alles dasjenige, was uns Gelegenheit giebt, die Schwachheiten der menſchlichen Natur zu überlegen, und auf uns ſelbſt verdrüßliche Blicke zurück zu werfen. Es werden hier bloß diejenigen ausgenommen, deren Lächerliches durch das wahre Alter des Schauſpielers vermehrt wird, zum Exempel, die Rollen der Alten, die mit aller Gewalt noch jung ſeyn wollen; auch muß man gegen Akteurs von auſſerordentlichen Gaben einige Nachſicht haben; nur werden dieſe alsdann ſo billig ſeyn, wenn es in ihrer Gewalt ſtehet, keine andre als ſolche Rolle zu wählen, welche mit ihrem Alter nicht allzuſehr abſtechen. Frankreich hat es ſelbſt ſeinem **Baron** nicht vergeken, daß er noch in ſeinen letzten Jahren ſo gern junge Prinzen vorſtellte. Es konnte es durchaus nicht gewohnt werden, ihn von Schauſpielerinnen Sohn nennen zu hören, deren Großvater er hätte ſeyn können.

In dem zweyten Buche des erſten Theils handelt der Verfaſſer von einigen Vorzügen, welche gewiſſe Schauſpieler insbeſondere haben müſſen. Dieſe Schauſpieler ſind erſtlich diejenigen, welche man in der Komödie Vorzugsweiſe, die komiſchen nennt; zweytens diejenigen, welche ſich in der Tragödie durch ihre Tugenden unſere Bewunderung, und durch ihre Unglücksfälle unſer Mitleiden erwerben ſollen; und drittens diejenigen, welche ſo wohl in der Tragödie als Komödie die Rollen der Liebhaber vorſtellen. Alle dieſe haben gewiſſe beſondere Gaben nöthig, welches theils innerliche, theils äuſſerliche ſind. Dieſer Eintheilung gemäß macht der Verfaſſer in dieſem zweyten Buche zwey Abſchnitte, deren erſter die innerlichen, und der zweyte die äuſſerlichen Gaben unterſucht. Wir wollen uns zu dem erſten Abſchnitte wenden, welcher aus fünf Hauptſtücken beſteht. In dem erſten Hauptſtücke zeigt er, daß die Munterkeit denjenigen Schauſpielern, welche uns zum Lachen bewegen ſollen, unumgänglich nöthig ſey. „Wenn man,

„ſind ſeine Worte, eine komiſche Perſon vorſtellt, ohne ſelbſt Vergnügen daran zu haben, ſo hat man das bloſſe Anſehen eines gedungenen Menſchen, welcher nur deswegen Komödiant iſt, weil er ſich ſeinen Lebensunterhalt auf keine andre Art verſchaffen kann. Theilt man aber das Vergnügen mit dem Zuſchauer, ſo kann man ſich allezeit gewiß verſprechen, zu gefallen. Die Munterkeit iſt der wahre Apollo der komiſchen Schauſpieler. Wenn ſie aufgeräumt ſind, ſo werden ſie faſt immer Feuer und Genie haben.“ — Es iſt aber hierbey wohl zu merken, daß man dieſe Munterkeit mehr in ihrem Spiele als auf ihren Geſichtern zu bemerken verlangt. Man giebt tragiſchen Schauſpielern die Regel, weinet, wenn ihr wollt, daß ich weinen ſoll; und den komiſchen Schauſpielern ſollte man die Regel geben: Lachet faſt niemals, wenn ihr wollt, daß ich lachen ſoll. — Das zweyte Hauptſtück zeigt, daß derjenige, welcher keine erhabne Seele habe, einen Helden ſchlecht vorſtelle. Unter dieſer erhabnen Seele muß man nicht die Narrheit gewiſſer tragiſchen Schauſpieler verſtehen, welche auch auſſer dem Theater noch immer Prinzen zu ſeyn ſich einbilden. Auch nicht das Vorurtheil einiger von ihnen, welche große Akteurs den allergrößten Männern gleich ſchätzen, und lieber gar behaupten möchten, es ſey leichter ein Held zu ſeyn, als einen Helden gut vorzuſtellen. Die Hoheit der Seele, von welcher hier geredet wird, beſteht in einem edlen Enthuſiaſmus, der von allem was groß iſt, in der Seele gewirkt wird. Dieſer iſt es, welcher die vortrefflichen tragiſchen Schauſpieler von den mittelmäßigen unterſcheidet, und ſie in den Stand ſetzt, das Herz des gemeinſten Zuſchauers mit Bewegungen zu erfüllen, die er ſich ſelbſt nicht zugetrauet hätte —— Mit dieſem Enthuſiaſmus, welcher für diejenige Perſon gehöret, die Bewunderung erwecken ſoll, muß derjenige Theil der **Empfindung** verbunden werden, welchen die Franzoſen unter dem Namen des **Eingeweides** (d'Entrailles) verſtehen, wenn eben dieſelbe Perſon unſer Mitleiden erregen will. Hiervon handelt das **dritte Hauptſtück**. „Wollen „die tragiſchen Schauſpieler, ſagt der Verfaſſer, „uns täuſchen; ſo müſſen ſie ſich ſelbſt täuſchen. „Sie müſſen ſich einbilden, daß ſie wirklich das „ſind, was ſie vorſtellen; eine glückliche Raſerey „muß ſie überreden, daß ſie ſelbſt diejenigen ſind, „die man verräth, die man verfolgt. Dieſer Irrthum muß aus ihrer Vorſtellung in ihr Herz übergehen, und oft muß ein eingebildetes Unglück ihnen wahrhafte Thränen auspreſſen. Alsdann ſe-

„hen wir in ihnen nicht mehr froſtige Komödianten, welche uns durch gelernte Töne und Bewegungen für eingebildete Begebenheiten einnehmen „wollen. Sie werden zu unumſchränkten Gebiethern „über unſre Seelen; ſie werden zu Zaubern, die „das unempfindlichſte empfindlich machen können = = „Und dieſes alles durch die Gewalt der Traurigkeit, welche Leidenſchaft eine Art von epidemiſcher Krankheit zu ſeyn ſcheinet, deren Ausbreitung eben ſo ſchnell als erſtaunlich iſt. Sie iſt „von den übrigen Krankheiten darinne unterſchieden, daß ſie ſich durch die Augen und durch das „Gehör mittheilet; wir brauchen eine mit Grund „wahrhaft betrübte Perſon nur zu ſehen, um uns „zugleich mit ihr zu betrüben. Der Anblick der andern Leidenſchaften iſt ſo anſteckend nicht. Es „kann ſich ein Menſch in unſrer Gegenwart dem allerheftigſten Zorne überlaſſen; wir bleiben gleichwohl in der vollkommenſten Ruhe. Ein andrer „wird von der lebhafteſten Freude entzückt, wir „aber legen unſern Ernſt deswegen nicht ab. Nur „die Thränen, wenn es auch ſchon Thränen einer „Perſon ſind, die uns gleichgültig iſt, haben faſt „immer das Vorrecht uns zu rühren. Da wir uns „zur Mühe und zum Leiden gebohren wiſſen, ſo leſen wir voll Traurigkeit unſre Beſtimmung in

„dem Schickſale der Unglücklichen, und ihre Zufälle ſind für uns ein Spiegel, in welchem wir mit Verdruß das mit unſerm Stande verknüpfte Elend betrachten. = = Dieſes bringt den Verfaſſer auf eine kleine Ausſchweifung, welche viel zu artig iſt, als daß ich ſie hier übergehen ſollte. = = „Es iſt nicht ſchwer, ſpricht er, von unſrer Leichtigkeit uns zu betrüben einen Grund anzugeben. Allein deſto ſchwerer iſt es die Natur desjenigen Vergnügens eigentlich zu beſtimmen, welches wir, bey Anhörung einer Tragödie, aus dieſer Empfindung ziehen. Daß man in der Abſicht vor die Bühne geht, diejenigen Eindrücke, welche uns fehlen, daſelbſt zu borgen, oder uns von denjenigen, die uns mißfallen, zu zerſtreuen, darüber wundert man ſich gar nicht. Das aber, worüber man erſtaunt, iſt dieſes, daß wir oft durch die Begierde Thränen zu vergieſſen dahin geführt werden. Unterdeſſen kann man doch von dieſer wunderlichen Neigung verſchiedne Urſachen angeben, und die Schwierigkeit dabey iſt bloß, die allgemeinſte davon zu beſtimmen. Wenn ich geſagt habe, daß das Unglück andrer ein Spiegel für uns ſey, in welchem wir das Schickſal, zu dem wir verurtheilet ſind, betrachten, ſo hätte ich einen Unterſchied dabey machen können. Dieſer Unterſchied

„kann hier ſeine Stelle finden, und er wird uns eine
„von den Quellen desjenigen Vergnügens, deſſen
„Urſprung wir ſuchen, entdecken. Der Anblick eines
„fremden Elends iſt für uns ſchmerzlich, wenn es
„nehmlich ein ſolches Elend iſt, dem wir gleichfalls
„ausgeſetzt ſind. Es wird aber zu einer Tröſtung,
„wenn wir das Elend nicht zu fürchten haben, deſſen
„Abſchilderung er uns vorlegt. Wir bekommen
„eine Art von Erleichterung, wenn wir ſehen,
„daß man in demjenigen Stande, welchen wir beneiden,
„oft grauſamen Martern ausgeſetzt ſey, für
„die uns unſre Mittelmäßigkeit in Sicherheit ſtellet.
„Wir ertragen alsdenn unſer Uebel nicht nur mit
„weniger Ungedult, ſondern wir wünſchen uns
„auch Glück, daß wir nicht ſo elend ſind, als wir
„uns zu ſeyn eingebildet haben. Doch daher, daß
„uns fremde Unglücksfälle, welche größer als die
„unſrigen ſind, unſrer geringen Glücksumſtände wegen
„tröſten, würde noch nicht folgen, daß wir in
„der Betrübniß über dieſe Unglücksfälle ein Vergnügen
„finden müßten, wenn unſre Eigenliebe, indem
„ſie ihnen dieſen Tribut bezahlt, nicht dabey ihre
„Rechnung fände. Denn die Helden, welche durch
„ihr Unglück berühmt ſind, ſind es zugleich auch
„durch auſſerordentliche Eigenſchaften. Je mehr
„uns ihr Schickſal rührt, deſto deutlicher zeigen wir

„daß wir den Werth ihrer Tugenden kennen, und
„der Ruhm, daß wir die Größe gehörig zu ſchätzen
„wiſſen, ſchmeichelt unſerm Stolze. Uebrigens iſt
„die Empfindlichkeit, wenn ſie von der Unterſcheidungskraft
geleitet wird, ſchon ſelbſt eine Tugend.
„Man ſetzt ſich in die Klaſſe edler Seelen, indem
„man durchlauchten Unglücklichen das ſchuldige
„Mitleiden nicht verſaget. Auf der Bühne beſonders
läßt man ſich um ſo viel leichter für vornehme
„Perſonen erweichen, weil man weis, daß dieſe
„Empfindung durch die allzulange Dauer uns nicht
„überläſtig fallen, ſondern eine glückliche Veränderung,
gar bald ihrem Unglücke, und unſrer Betrübniß
ein Ende machen werde. Werden wir
„aber in dieſer Erwartung betrogen, und werden
„dieſe Helden zu Opfern eines ungerechten und barbariſchen
Schickſals; ſo werfen wir uns alsdann
„zwiſchen ihnen und ihren Feinden zu Richtern auf.
„Es ſcheint uns ſogar, wenn wir die Wahl hätten,
„entweder wie die einen umzukommen, oder wie die
„andern zu triumphieren, daß wir nicht einen Augenblick
in Zweifel ſtehen würden, und dieſes macht
„uns in unſern Augen deſto größer. Vielleicht würde
„die Unterſuchung, welche von dieſen Urſachen den
„meiſten Einfluß in das Vergnügen habe, mit dem
„wir in einem Trauerſpiele weinen, ganz und gar

„vergebens ſeyn. Vielleicht wird jede von denſelben nach Beſchaffenheit derjenigen Seele auf welche ſie wirken, bald die vornehmſte, bald die geringſte ⸗ ⸗ ⸗ Wir kommen von dieſer Ausſchweifung wieder auf den geraden Weg. Das vierte Hauptſtück beweiſet, daß nur diejenigen Perſonen allein, **welche gebohren ſind zu lieben, das Vorrecht haben ſollten, verliebte Rollen zu ſpielen.** „Eine gewiſſe Sängerin, erzehlt der Verfaſſer, ſtellte in einer neuen Oper eine Prinzeßin vor, die gegen ihren Ungetreuen in einem heftigen Feuer iſt; allein ſie brachte diejenige Zärtlichkeit, welche ihre Rolle erforderte, gar nicht hinein. Eine von ihren Geſellſchafterinnen, die der Urſachen ungeachtet, warum zwey Perſonen von einerley Profeßion und von einerley Geſchlecht einander nicht zu lieben pflegen, ihre Freundin war, hätte gar zu gerne gewollt, daß ſie dieſe Rolle mit Beyfall ſpielen möchte. Sie gab ihr daher verſchiedene Lehren, aber dieſe Lehren, blieben ohne Wirkung. Endlich ſagte die Lehrerin einmal zu ihrer Schülerin: „**Iſt denn das, was ich von ihnen verlange, ſo ſchwer: Setzen ſie ſich doch an die Stelle der verrathenen Geliebte! Wenn ſie von einem Menſchen, den ſie zärtlich liebten, verlaſſen würden, würden ſie nicht von einem leb-**

„haften

„haſtenSchmerze durchdrungen ſeyn: Würden „ſie nicht ſuchen — Ich, antwortete die Aktrice, an die dieſes gerichtet war; ich würde auf „das ſchleunigſte, einen andern Liebhaber zu „bekommen ſuchen. Ja, wenn das iſt, antwortete ihre Freundinn, ſo iſt ihre und meine „Mühe vergebens. Ich werde ſie ihre Rolle „nummermehr gehörig ſpielen lehren.“ Dieſe Folge war ſehr richtig; denn eine wahre Zärtlichkeit auszudrücken, dazu iſt alle Kunſt nicht hinlänglich. Man mag ſich auch noch ſo ſehr beſtreben, das unſchuldige und rührende Weſen derſelben zu erreichen; es wird doch noch immer von der Natur eben ſo weit unterſchieden ſeyn, als es die froſtigen Liebkoſungen einer Buhlerinn, von den affektvollen Blicken einer aufrichtigen Liebhaberinn ſind. Man ſtellt alle übrigen Leidenſchaften unvollkommen vor, wenn man ſich ihren Bewegungen nicht überläßt, aber wenigſtens ſtellt man ſie doch unvollkommen vor. Man ahmet mit kaltem Blute den Ton eines Zornigen ſchlecht nach, allein man kann doch wenigſtens einige von den andern äuſſerliche Zeichen, durch welche er ſich an den Tag legt, entlehnen; und wenn man in verſchiedenen Rollen ſchon nicht die Ohren betriegt, ſo betriegt man doch wenigſtens die Augen. In den zärtlichen Rollen aber kann man eben ſo wenig die Augen, als die Ohren betriegen, wenn man nicht von der Natur eine zur Liebe gemachte Seele bekommen hat. — „Will man, fährt der „Verfaſſer fort, die Urſache wiſſen, warum man „zwar die Larve der andern Leidenſchaften borgen, „die Entzückungen der Zärtlichkeit aber nur auf eine ſehr ungetreue Art nachbilden kann, wenn man „nicht ſelbſt liebt, oder wohl gar zu lieben nicht fähig „iſt, ſo will ich es wagen eine Vermuthung hierüber „vorzutragen. Die übrigen Leidenſchaften mahlen „ſich bloß dadurch auf dem Geſichte, daß ſie in den Zügen eine gewiſſe Art von Veränderung verurſachen; „die Zärtlichkeit hingegen hat, ſo wie die Freude, „das Vorrecht, der Geſichtsbildung neue Schönheiten zu geben und ihre Fehler zu verbeſſern. Daher alſo, daß man uns von gewiſſen Leidenſchaften ein unvollkommenes Bild vorſtellen kann, ohne „von ihnen ſelbſt beherrſcht zu werden, folgt noch „nicht, daß man auch die ſanfte Trunkenheit der „Liebe auch nur unvollkommen nachahmen könne, „ohne ſie ſelbſt zu fühlen.“ — Aus allem dieſen zieht der Verfaſſer in dem fünften Hauptſtücke die Folgerung, daß man ſich nicht mehr mit dieſen Rollen abgeben müſſe, wenn man nicht mehr in dem glücklichen Alter zu lieben ſey. Die Wahrheit dieſer Folgerung fällt zu deutlich in die Augen, als daß es nöthig wäre, ſeine Gründe anzuführen, die ohnedem auf das vorige hinauslauffen. — Wir kommen vielmehr ſogleich auf den **zweyten Abſchnitt** dieſes zweyten Buchs, worinn, wie ſchon geſagt, die äuſſerlichen Gaben abgehandelt werden, welche zu gewiſſen Rollen insbeſondere nöthig ſind. Es geſchieht dieſes in vier Hauptſtücken, wovon das erſte die Stimme angeht, und zeiget, **daß eine Stimme, welche in gewiſſen Rollen hinlänglich iſt, in andern Rollen, welche uns einnehmen ſollen, es nicht ſey.** Bey komiſchen Schauſpielern iſt es faſt genug, wenn wir nur alles, was ſie ſagen ſollen, hinlänglich verſtehen können, und wir können ihnen eine mittelmäßige Stimme gar gern überſehen. Der tragiſche Schauſpieler hingegen muß eine ſtarke, majeſtätiſche und pathetiſche Stimme haben; der, welcher in der Komödie Perſonen von Stande vorſtellt, eine edle; der, welcher den Liebhaber macht, eine angenehme, und die, welche die Liebhaberin ſpielt, eine bezaubernde. Von der letztern beſonders verlanget man diejenigen überredenden Töne, mit welchen eine Schöne aus dem Zuſchauer, alles was ſie will machen und von ihrem Liebhaber alles was ſie begehrt erlangen kann. Eine reitzende Stimme kann anſtatt vieler andern Vorzüge ſeyn. Bey mehr als einer Gelegenheit hat die Verführung der Ohren über das Zeugniß der Augen geſiegt, und eine Perſon, der wir unſere Huldigung verweigerten, wenn wir ſie bloß ſahen, hat ſie vollkommen zu verdienen geſchienen, wenn wir ſie gehöret haben. —— Von der Stimme kommt der Verfaſſer auf die Geſtalt und zeigt in dem zweyten Hauptſtücke, daß **die Liebhaber in der Komödie eine liebenswürdige, und die Helden in der Tragödie eine anſehnliche Geſtalt haben müſſen.** Weil es wahrſcheinlich iſt, daß die erhabenen Geſinnungen einer Prinzeßinn ſie bewegen können, bey einem Helden die nicht allzu regelmäßige Bildung ſeines Geſichts in Anſehung ſeiner übrigen großen Eigenſchaften, zu vergeſſen: ſo iſt es eben nicht ſo unumgänglich nöthig, daß der Liebhaber in der Tragödie von einer durchaus reizenden Geſtalt ſey, wenn ſeine Rolle ſich nur ungefähr zu ſeinem Alter ſchickt. In der Komödie aber pflegen wir ſtrenger zu ſeyn. Weil dieſe uns in den Geſinnungen und Handlungen ihrer Perſonen nichts als das Gemeine zeigt, ſo bilden wir uns ihre Helden auch von keinen ſo ausnehmenden Verdienſten ein, daß ſie über das Herz ſiegen könnten, ohne die Augen zu reizen, und ihre Heldinnen ſtellen wir uns nicht ſo gar zärtlich vor, daß ſie bey dem Geſchenke ihres Herzens nicht ihre Augen zu Rathe ziehen ſollten. Die Geſtalt des

Liebhabers muß die Zärtlichkeit derjenigen, von welcher er geliebet wird, rechtfertigen; und die Liebhaberin muß uns ihre Liebe nicht bloß mit lebendigen Farben abſchildern, ſondern wir müſſen ſie auch nicht für unwahrſcheinlich halten, noch ihren ſchlechten Geſchmack dabey tadeln können. Man wirft zwar ein, daß man im gemeinen Leben oft genug eine Schöne nach einem gar nicht liebenswürdigen Menſchen ſeufzen ſehe, und daß uns daher ein klein wenig Ueberlegung gleiche Ereignungen auf dem Theater erträglich machen könne. Hierauf aber iſt zu antworten, daß man in der Komödie das Vergnügen durchaus nicht von der Ueberlegung will abhangen laſſen. Bey den Liebhaberinnen iſt dieſe Bedingung noch nothwendiger, als bey den Liebhabern. Es iſt zwar nicht eigentlich Schönheit, was ſie beſitzen müſſen; ſondern es iſt etwas, was noch mehr als Schönheit iſt, und welches noch allgemeiner und noch mächtiger auf die Herzen wirkt; es iſt ein ich weiß nicht was, wodurch ein Frauenzimmer reitzend wird, und ohne welches ſie nur umſonſt ſchön iſt; es iſt eine gewiſſe ſiegende Anmuth, welche eben ſo gewiß allezeit rührt, als es gewiß iſt, daß ſie ſich nicht beſchreiben läßt. — Gleiche Bewandtniß hat es auch mit denjenigen Perſonen, welche der Verfaſſer in Anſehung ihres Standes und ihrer

Geſinnungen über das Gemeine hinausſetzt; ihre äuſſerliche Geſtalt muß ihre Rolle nicht erniedrigen. Obgleich die Natur ihre Gaben nicht allezeit dem Glanze der Geburt gemäß einrichtet, und obgleich oft mit einer ſehr ſchlechten Phyſiognomie ſehr ehrwürdige Titel verbunden ſind: ſo iſt es uns doch zuwider, wenn wir einen Schauſpieler von geringen Anſehen, eine Perſon von Stande vorſtellen ſehen. Seine Geſtalt muß edel, und ſeine Geſichtsbildung muß ſanft und glücklich ſeyn, wenn er gewiß ſeyn will, Hochachtung und Mitleiden in uns zu erregen. Man weiß in Paris noch gar wohl, was einem gewiſſen Schauſpieler wiederfuhr, welcher ſeine Probe ſpielen ſollte. Es fehlte ihm weder an Empfindung noch an Witze, noch an Feuer; nur ſein äuſſerliches war gar nicht heldenmäßig. Einsmals ſtellte er die Perſon des Mithridats vor, und ſtellte ſie ſo vor, daß alle Zuſchauer mit ihm hätten zufrieden ſeyn müſſen, wenn er lauter Blinde zu Zuſchauern gehabt hätte. In dem Auftritte, wo Monime zu dem Könige ſagt: **Herr, du änderſt dein Geſicht,** rufte ein Spottvogel aus dem Parterre der Schauſpielerin zu: **Laßt ihn doch ändern.** Auf einmal verlohr man alle Gaben des Schauſpielers aus den Augen, und dachte bloß und allein an die wenige Uebereinſtimmung, die ſich zwiſchen ihm und ſeiner Perſon befände. — In dem dritten Hauptſtücke kömmt der Verfaſſer auf das wahre oder anſcheinende Verhältniß, welches zwiſchen dem Alter des Schauſpielers und dem Alter der Perſon ſeyn muß. Ein Portrait, das wegen ſeiner Zeichnung und ſeiner Farbenmiſchung auch noch ſo ſchätzbar iſt, wird doch mit Recht getadelt, wenn es diejenige Perſon, die es vorſtellen ſoll, älter macht. Eben ſo wird uns auch ein Schauſpieler, wenn er auch ſonſt noch ſo vollkommen ſpielt, nur mittelmäßig gefallen, wenn er für ſeine Rolle allzu alt iſt. Es iſt nicht genug, daß man uns Iphigenien nicht mit Runzeln und den Britannikus nicht mit grauen Haaren zeiget; wir verlangen beyde in allen Reitzungen ihrer Jugend zu ſehen. Einige Jahre zwar kann der Akteur älter als ſeine Perſon ſeyn, weil er uns alsdann, wenn er dieſen Unterſchied wohl zu verbergen weiß, das Vergnügen einer doppelten Täuſchung verſchaft, welches wir nicht haben würden, wenn er in dieſem Falle nicht wäre. — Dieſes iſt zu deutlich, als daß der Verfaſſer nöthig haben ſollte, viel Worte damit zu verſchwenden. Er thut es auch nicht, ſondern eilt mit dem erſten Theile ſeines Werks zu Ende, indem er nur noch ein kleines Hauptſtück, welches das vierte iſt, und beſonders die Mädchen und die Bedienten angehet, hinzu thut. Bey einigen Rollen iſt es gut, wenn die Schauſpielerinnen, welche die Mädchen vorſtellen, nicht allzu jung mehr ſind; bey einigen aber müſſen ſie nothwendig jung ſeyn, oder wenigſtens jung ſcheinen, um ihre Jugend zu einer Art von Entſchuldigung für die unbedachtſamen Reden, welche ſie meiſtentheils führen, oder für die nicht allzuklugen Rathſchläge, die ſie ihren Gebieterinnen oft bey Liebeshändeln geben, zu machen. Wenn aber das Mädchen eben nicht allezeit jung ſeyn darf, ſo muß ſie doch immer eine auſſerordentliche Flüchtigkeit der Zunge beſitzen. Dieſe Eigenſchaft iſt beſonders in den Luſtſpielen des Regnards ſehr nöthig, wo ohne dieſelbe bey verſchiednen Rollen alle Anmuth wegfällt. Auch fordert man von den Mädchen eine ſchalkhafte Miene und von den Bedienten Geſchwindigkeit und Hurtigkeit. Ein dicker Körper ſchickt ſich daher für die Bedienten eben ſo wenig, als ſich für die Mädchen das Stottern ſchicken würde.

Dieſes alſo wäre der Innhalt des erſten Theils. Er handelt, wie man geſehen hat, nichts anders ab, als diejenigen natürlichen Gaben, ohne welche es nicht einmal möglich iſt, ein guter Schauſpieler zu werden. Wie viel häßliche Gegenſtände würden wir unter ihnen entbehren, wenn ſie alle ſo billig geweſen wären, ſich darnach zu prüfen. Noch weniger Stümper aber würden wir ſehen, wenn diejenigen die dieſe Prüfung vorgenommen, und darinnen beſtanden haben, nicht geglaubt hätten, daß ſie nunmehr ſchon vollkommne Schauſpieler wären, und nichts mehr als dieſe natürlichen Vorzüge nöthig hätten, um den Beyfall der Zuſchauer zu erzwingen. Sie mögen ſich ja nicht betriegen; ſie haben aufs höchſte nur die Anlage von dem, was ſie ſeyn müſſen, und wenn ſie ſich nicht durch Kunſt und Fleiß ausarbeiten wollen, ſo werden ſie zeitlebens auf dem halben Wege ſtehen bleiben. Wie dieſes aber geſchehen müſſe und worauf ſie insbeſondere zu ſehen haben, handelt unſer Verfaſſer in ſeinem **zweyten Theile** ab, welcher, ohne einige Unterabtheilungen, aus neunzehn Hauptſtücken beſteht, deren Innhalt ich gleichfalls anzeigen will.

Das erſte Hauptſtück unterſucht worinnen die **Wahrheit der Vorſtellung** beſtehe? Dieſe **Wahrheit** beſtehet in dem Zuſammenfluſſe aller Wahrſcheinlichkeiten, welche den Zuſchauer zu betriegen geſchickt ſind. Sie theilen ſich in zwey Klaſſen. Die einen entſtehen aus dem Spiele des Akteurs; und die andern aus gewiſſen Modifikationen des Schauſpielers, in Anſehung ſeiner Verkleidung oder der Auszierung des Orts, wo er ſpielt. Die Wahrſcheinlichkeiten von der erſten Art, gehören vornehmlich hieher, und beſtehen in der genauen Beobachtung alles deſſen; was ſich geziemt. Das Spiel des Akteurs iſt nur alsdann wahr, wenn man alles darinnen bemerkt, was ſich für das Alter, für den Stand, für den Karakter und für die Umſtände der Perſon, die er vorſtellt, ſchickt. Dieſe Wahrheit aber theilt ſich in die Wahrheit der Aktion, und in die Wahrheit der Recitation.

Von der erſten handelt das zweyte Hauptſtück. Dieſe Wahrheit iſt oft diejenige gar nicht, welche dem Schauſpieler zuerſt in die Gedanken kömmt. Agamemnon zum Exempel, (**Iphigenia Aufzug II. Auftritt 2.**) als ihn Iphigenia fragt, ob er ihr erlauben werde, dem Opfer, das er vorhabe, beyzuwohnen, antwortet ihr: **Du biſt dabey, meine Tochter.** Verſchiedne Schauſpieler glauben dieſe Stellung recht pathetiſch auszudrücken, wenn ſie Blicke voll Zärtlichkeiten auf Iphigenien heften, allein dieſe Aktion iſt ganz wider die Wahrſcheinlichkeit, weil Agamemnon, indem er dieſes zu ſeiner Tochter geſagt, die Augen gewiß wird abgewendet haben, damit ſie den tödlichen Schmerz, der ſein Herz zerfleiſchte, nicht darinne leſen möge. Die Schwierigkeit alle kleine Schattierungen zu bemerken, aus welchen die Wahrheit der Aktion beſtehet, zeigt ſich beſonders in den verwickelten Stellungen. Der Verfaſſer verſtehet unter dieſer Benennung diejenigen Stellungen, in welchen die Perſon entgegengeſetzten Abſichten ein Genüge thun muß. In dieſem Falle iſt Iſabelle in der Männerſchule, wenn ſie ſich zwiſchen dem **Sganarelle** und **Valere** befindet, und den einen umfaßt indem ſie dem andern die Hand giebt, und zu dem einen etwas ſpricht, was ſich der andre annehmen ſoll. Die Schauſpielerinn, die dieſes ſpielt, hat ſehr viel Genauigkeit anzuwenden, damit ihr die Zuſchauer weder allzuwenige Vorſicht in Anſehung ihres Eiferſüchtigen, noch allzuwenig Zärtlichkeit gegen ihren Liebhaber Schuld geben können.

In dem dritten Hauptſtücke betrachtet der Verfaſſer die zwey vornehmſten Stücke der Aktion; die Mienen nehmlich und die Geſtus. Beyde müſſen hauptſächlich wahr ſeyn. Der Schauſpieler muß die Leidenſchaften nicht allein in ſeinem Geſichte ausdrücken, ſondern er muß ſie auch lebhaft ausdrücken können. Nur muß es nicht ſo weit gehen, daß er ſein Geſicht dadurch verſtellet. Gemeiniglich aber fällt man in dieſen Fehler nur alsdenn, wenn man nicht wirklich, nachdem es die Stellung der Perſon erfordert, aufgebracht oder gerührt iſt. Empfindet man wirklich eine von dieſen beyden Eindrücken, wie man ſie empfinden ſoll, ſo wird ſie ſich ohne Mühe in den

Augen abmahlen. Muß man aber ſeine Seele erſt mit aller Gewalt aus ihrem Todesſchlafe reiſſen, ſo wird ſich der innere gewaltſame Zuſtand auch in dem Spiele und in den Mienen verrathen. — Die Geſtus theilt der Verfaſſer in zwey Arten; einige, ſpricht er, haben eine beſtimmte Bedeutung, andre aber dienen blos die Aktion zu beleben. Die erſtern ſind nicht willkührlich, ſondern ſie machen eine gewiſſe Sprache aus, die wir alle reden, ohne ſie gelernt zu haben, und durch die uns alle Nationen verſtehen können. Die Kunſt kann ſie weder deutlicher noch nachdrücklicher machen; ſie kann ſie aufs höchſte nur ausputzen, und den Schauſpieler lehren, ſich ihrer ſo zu bedienen, wie es ſich für ſeine Rolle ſchickt. Sie kann ihn zum Exempel lehren, daß das edle Komiſche wenigere heftige Geſtus erfordert, als das niedrig Komiſche; und das Tragiſche noch wenigere, als das edle Komiſche. Die Urſache hiervon iſt leicht zu errathen. Die Natur nehmlich macht, wenn ſie ſich ſelbſt gelaſſen iſt, weit unmäßigere Bewegungen, als wenn ſie von dem Zaume der Erziehung, oder von der Ernſthaftigkeit eines zu beobachtenden Anſehens zurück gehalten wird. Was die andre Art der Geſtus anbelangt, ſo müſſen ſie wenigſtens eine Art des Ausdruckes haben; ſie müſſen nicht ſtudirt ſeyn, und müſſen oft abgewechſelt werden. Bey denjenigen komiſchen Rollen, bey welchen man gewiſſermaaßen die Natur nicht vor ſich haben kann, dergleichen die erdichteten Rollen der **Kriſpins**, der **Pourceaugnacs** und andre ſind, thut man wohl, wenn man ſeinen Vorgänger in denſelben, deſſen Art Beyfall gefunden hat, ſo viel wie möglich nachahmet. Vielleicht iſt es gut, wenn man manchmal auch ſogar deſſen Fehler nachahmet, um den Zuſchauern die Aktion deſto wahrer ſcheinen zu laſſen.

Von der Aktion kömmt nunmehr der Verfaſſer in dem **vierten Hauptſtücke** auf die **Recitation und derſelben Wahrheit**. Nach einigen Stellen bey den Alten muß man glauben, daß ſie die Deklamation ihrer dramatiſchen Werke nach Noten abgemeſſen haben. Wenn dieſes harmoniſche Noten geweſen ſind, ſo haben ſich ihre Schauſpieler in eben den Umſtänden befunden, in welchem ſich die heutigen Opernſänger in Anſehung der Recitative befinden; allein die Wahrheit der Recitation kann dabey nichts gewonnen haben, weil die Muſik keine an und vor ſich beſtimmten Mittel hat, die verſchiednen Leidenſchaften auszudrücken. Sollen aber dieſe Noten bloß die Töne der gemeinen Unterredung angegeben haben, wie der Abt **du Bos** behauptet, ſo muß man vorausſetzen, daß ſich dergleichen Töne, in Vergleichung mit andern gegebenen Tönen wirklich ausdrücken laſſen, und daß jede Empfindung nur einen Ton habe, welcher ihr eigentlich zukomme. Allein beydes iſt falſch. Die verſchiednen Veränderungen der Stimme, welche aus einerley Eindrücken entſtehen, haben zwar mit einander etwas gemein; allein ſie ſind auch wegen der verſchiednen Sprachwerkzeuge nothwendig unterſchieden. Wer daher die Kunſt zu recitieren methodiſch abhandeln wollte, der müßte eben ſo vielerley Regeln geben, als Arten von Stimmen ſind. Kurz, es gehört allein der Natur zu, die Töne, welche ſich am beſten ſchicken, vorzuſchreiben, und die Empfindung iſt die einzige Lehrerin in dieſer bezaubernden Beredſamkeit der Schalle, durch welche man in den Zuhörern alle beliebige Bewegungen erregen kann. Das vornehmſte Geheimniß iſt dabey dieſes, daß man diejenigen Töne, welche dem Anſcheine nach einerley ſind, in der That aber unterſchieden werden müſſen, nicht unter einander verwechſele, und die einen für die andern brauche. Man betrachtet zum Exempel den naifen Ton und den aufrichtigen Ton als zwey Töne, die unter einerley Art gehören, allein es würde ganz unrecht gethan ſeyn, wenn man den einen anſtatt des andern nehmen wollte. Der eine gehört derjenigen Perſon zu, welche nicht Witz oder Stärke genug hat, ihre Gedanken und ihre Geſinnungen zu verbergen, ſondern die Geheimniſſe ihrer Seele wider ihren Willen, und wohl gar zu ihrem Schaden, entwiſchen läßt. Der andre iſt vielmehr das Zeichen der Redlichkeit, als der Dumheit oder Schwachheit, und gehört für diejenigen Perſonen, welche Geſchicke und Herrſchaft über ſich ſelbſt genug hätten, um ihre Art zu denken und zu empfinden zu verbergen, gleichwohl aber ſich nicht entſchlieſſen können, der Wahrheit Abbruch zu thun. Es giebt übrigens auch Töne, welche zu mehr als einer Art gehören. Die Ironie kann, zum Exempel, aus Zorn, aus Verachtung, und aus bloſſer Munterkeit gebraucht werden. Allein der ironiſche Ton, welcher ſich bey dem einen Falle ſchickt, ſchickt ſich ganz und gar nicht bey den andern, und ſo weiter.

Dieſes war von der Recitation überhaupt. In dem fünften Hauptſtücke handelt der Verfaſſer mit wenigem, **von der Art, wie die Komödie recitirt werden müſſe.** Sie muß durchaus nicht deklamirt werden; wenige Stellen ausgenommen, die man, um ſie den Zuhörern deſto lächerlicher zu machen, deklamiren kann. „Es iſt überhaupt ein „unverbrüchliches Geſetz für die komiſchen Schau„ſpieler, daß ſie eben ſo recitieren müſſen, als ſie auſ„ſer dem Theater reden würden, wenn ſie ſich wirk„lich in den Umſtänden befänden, in welchen ſich die

„Perſon, die ſie vorſtellen, befindet. In den pro-
„ſaiſchen Komödien wird es ihnen eben nicht ſchwer,
„dieſer Regel zu folgen; allein in den Komödien in
„Verſen, haben ſie ſchon mehr Mühe damit. Sie
„ſollten dahero wünſchen, daß ſie alle in Proſe möch-
„ten geſchrieben ſeyn. Dennoch aber, ob ſchon oft
„in ganzen Geſellſchaften von Komödianten kaum
„eine Perſon Verſe gehörig herzuſagen weiß, ziehen
„ſie die Stücke in Verſen vor, weil dieſe ſich leichter
„lernen und behalten laſſen. Der größte Theil der
„Zuhörer giebt dieſen Stücken gleichfalls den Vor-
„zug. Ohne hier zu unterſuchen, ob ſich die Spra-
„che der Poeſie für die Komödien ſchickt, und in
„welchem Falle ſie zu dulden ſey, will ich nur anmer-
„ken, daß man ſich ihrer gewiß ſeltner bedienen wür-
„de, wenn man nicht in Proſe mehr Witz haben
„müßte; daß das Sylbenmaaß und der Reim die
„Wahrheit der Unterredung nothwendig verringert,
„und daß folglich die Schauſpieler ſich nicht Mühe
„genug geben können, das eine zu unterbrechen,
„und den andern zu verſtecken.

In dem **ſechsten Hauptſtücke** unterſucht der Verfaſſer, ob die **Tragödie deklamirt werden müſſe**: Man iſt dieſer Frage wegen nur deswegen ſo ſehr uneinig, weil man ſich allzuverſchiedne Begriffe von der **Deklamation** macht. Einige verſtehen darunter eine gewiſſe ſchwülſtige und prahlende Recitation, ein gewiſſes unſinniges und monotoniſches Singen, woran die Natur keinen Antheil nimmt, und welches bloß die Ohren betäubt, und niemals das Herz angreift. Eine ſolche Deklamation muß aus der Tragödie verbannt ſeyn; nicht aber die Majeſtät des Vortrags, welche bey einer natürlichen Recitation ganz wohl beſtehen kann. Dieſer prächtige Vortrag ſchickt ſich beſonders an gewiſſen Stellen in den Tragödien, deren Begebenheiten aus den fabelhaften Zeiten erborgt ſind. Man muß zwar auch da die Natur nicht übertreiben; allein man muß ſie doch in aller ihrer Gröſſe und in allen ihrem Glanze zeigen. Von einer mächtigen Zauberin glaubt man, daß ſie etwas mehr als menſchliches beſitze. Wenn daher Medea nichts als ihren untreuen Gemahl zurückrufen will, ſo kann ſie ganz wohl als eine andre Weibsperſon reden. Wenn ſie aber die dreyförmige Hekate citirt, wenn ſie mit ihren geflügelten Drachen durch die Luft fährt, alsdann muß ſie donnern.

In dem ſiebenden Haupſtücke werden **einige Hinderniſſe angegeben, welche der Wahrheit der Recitation Schaden.** Eine von den vornehmſten iſt die Gewohnheit verſchiedner Schauſpieler, ihre Stimme zu zwingen. So bald man nicht mehr in ſeinem natürlichen Tone redet, iſt es ſehr ſchwer, der Wahrheit gemäß zu ſpielen. Eine andre Hinderniß iſt die Monotonie, deren es dreyerley Arten giebt. Die eine iſt die Verharrung in eben derſelben Modulation, die zweyte die Gleichheit der Schlußtöne, und die dritte die allzuofte Wiederhohlung eben derſelben Wendungen der Stimme. Der erſte von dieſen Fehlern iſt den tragiſchen, und komiſchen Schauſpielern gleich gemein. Verſchiedene von ihnen bleiben ohne Unterlaß in einem Tone, ſo wie die kleinen Inſtrumente, mit welchen man gewiſſe Vögel abrichtet. In den zweyten Fehler fallen die tragiſchen Akteurs öfterer als die komiſchen; ſie ſind gewohnt, faſt immer mit der tiefen Oktave zu ſchlieſſen. Eben ſo iſt es mit dem dritten Fehler, welchen man gleichfalls den komiſchen Schauſpielern weit ſeltner als den tragiſchen vorzuwerfen hat, die beſonders durch die Nothwendigkeit, von Zeit zu Zeit eine lange Reihe von Verſen majeſtätiſch auszuſprechen, dazu verleitet werden. Man würde auch dem geringſten Anfänger unter ihnen Unrecht thun, wenn man ihm noch rathen wollte, ſo viel möglich den Ruhepunkt der Cäſur zu vermeiden. Es iſt dieſes blos ein Anſtoß für diejenigen Komödianten, welche ohne Verſtand und ohne Geſchmack mehr auf die Zahl der Sylben, als auf die Verbindung der

Gedanken Achtung geben. Weil aber die Poeſie die natürliche Sprache der Tragödie iſt, ſo ſind die tragiſchen Akteurs nicht ſo wie die komiſchen verbunden, den Reim allezeit zu verſtecken. Gemeiniglich würde es auch nicht einmal angehen, wenn ſie auch gerne wollten. Der Abſchnitt des Verſtandes zwingt ſie oft, bey dem Schluſſe eines jeden Verſes inne zu halten, und dieſes verurſacht eine Art von Geſang, welchem man am beſten dadurch abhilft, wenn man dieſen Abſchnitt nach Beſchaffenheit der Umſtände entweder verkürzt oder verlängert, und nicht alle Verſe in einerley Zeit ausſpricht. — Ferner gehöret unter die Hinderniſſe der vorherrſchende Geſchmack, welchen gewiſſe Schauſpieler für eine beſondere Art zu ſpielen haben. Beſitzen ſie zum Exempel die Kunſt zu rühren, ſo wollen ſie dieſe Kunſt überall anwenden, und weil ihnen der weinende Ton wohl läßt, ſo ſind ſie faſt nie daraus zu bringen.

Das achte Hauptſtück unterſucht **in welcher Vollkommenheit die Schauſpieler ihre Rollen auswendig wiſſen ſollen, damit die Wahrheit der Vorſtellung nichts darunter leide:** Die Antwort hierauf iſt offenbar: in der allermöglichſten. „Denn die vornehmſte Aufmerkſamkeit des Schau„ſpielers, ſagt der Verfaſſer, muß dahin gerichtet „ſeyn, daß er uns nichts als die Perſon, die er

„vorſtellt, ſehen laſſe. Wie iſt dieſes aber möglich, „wenn er uns merken läßt, daß er bloß das wiederhohlt, was er auswendig gelernt hat? Ja noch „mehr. Wie kann er uns nur den bloſſen Schauſpieler zeigen, wenn ſein Gedächtniß arbeiten muß? „Wenn der Lauf des Waſſers, das durch ſeine Erhöhung oder durch ſeinen Fall eine Fontaine zu verſchönen beſtimmt iſt, in ſeinen Kanälen durch etwas aufgehalten wird, ſo kann es unmöglich die „verlangte Wirkung thun. Wenn dem Schauſpieler ſeine Rede nicht auf das ſchleunigſte beyfällt, „ſo kann er faſt nicht den geringſten Gebrauch von „ſeinen Talenten machen. — Ja, der Verfaſſer geht noch weiter und behauptet, daß die Schauſpieler, nicht allein ihre eigne Rolle, ſondern auch die Rollen aller andern, mit welchen ſie auf der Bühne zuſammen kommen, wenigſtens zum Theil, wiſſen müſſen. Man muß faſt immer auf dem Theater, ehe man das Stillſchweigen bricht, ſeine Rede durch einige Aktion vorbereiten, und der Anfang dieſer Aktion muß, nach Beſchaffenheit der Umſtände, eine kürzere oder längere Zeit vor der Rede vorhergehen. Wenn man aber nichts als die letzten Worte von der Rede, auf die man antworten ſoll, weis, ſo iſt man oft der Gefahr ausgeſetzt, ſeine Antwort nicht gehörig vorbereiten zu können.

Biß hieher hat der Verfaſſer die Wahrſcheinlichkeiten betrachtet, die der Schauſpieler in ſeinem Spiele beobachten muß, wenn die Vorſtellung wahr ſcheinen ſoll. In dem **neunten Hauptſtücke** betrachtet er nunmehr **diejenigen Wahrſcheinlichkeiten, welche von den äuſſerlichen Umſtänden, in welchen ſich der Schauſpieler befindet, abhangen.** Es muß zum Exempel der Ort der Scene allezeit dem Orte ähnlich ſeyn, in welchem man die **Handlung vorgehen** läßt. Die Zuſchauer müſſen ſich nicht mit auf dem Theater befinden, welches in Paris beſonders Mode iſt. Die Schauſpieler müſſen gehörig gekleidet ſeyn; wenn ſie ihre Rolle in einem prächtigen Aufzuge zu erſcheinen verbindet, ſo müſſen ſie nicht in einem ſchlechten erſcheinen; auch diejenigen Schauſpielerinnen, welche die Mädchen vorſtellen, müſſen ſich nicht allzuſehr putzen, ſondern ihrer Eitelkeit ein wenig Gewalt anthun. Beſonders müſſen die Schauſpieler die Wahrſcheinlichkeit beobachten, wenn ſie ſich den Zuſchauern nach einer That zeigen, die ihre Perſon nothwendig in einige Unordnung muß geſetzt haben. Oreſt, wenn er aus dem Tempel kömmt, wo er, **Hermionen** ein Gnüge zu thun, den **Pirrhus** umgebracht hat, muß nicht in künſtlich friſirten und gepuderten Haaren erſcheinen. . . Noch eine gewiſſe Gleichheit muß zwiſchen dem Schauſpieler und der Perſon, die er vorſtellt, auſſer der, deren wir oben gedacht haben, beobachtet werden. Derjenige Akteur, welcher zuerſt den verlohrnen Sohn vorſtellte, ſchien ſeiner Vortrefflichkeit in dem hohen Komiſchen ungeachtet, dennoch an der unrechten Stelle zu ſeyn, weil man ihn unmöglich für einen jungen Unglücklichen halten konnte, der ſich durch ſeine üble Aufführung in die äuſſerſte Armuth geſtürzt, und das härteſte Elend erduldet habe. Hingegen war das geſunde Anſehen des Montmeny, welcher den eingebildeten Kranken vorſtellte, in dieſer Rolle gar nicht anſtößig, ſondern um ſo viel angenehmer, je lächerlicher es war, daß ein Menſch, dem alles das längſte Leben zu verſprechen ſchien, ſich beſtändig in einer nahen Todesgefahr zu ſeyn einbildete.

Aus den jetzt angeführten Betrachtungen über die Wahrheit der Vorſtellung flieſſen einige andere Betrachtungen, welche das zehnte Hauptſtück ausmachen. Sie betreffen die Vorbereitung großer Bewegungen, das ſtuffenweiſe Steigen derſelben und die Verbindung in dem Uebergange von einer auf die andre. Ein dramatiſcher Dichter, welcher ſeine Kunſt verſtehet, läßt die Zuſchauer mit Fleiß nicht merken, wohin er ſie führen will. Der Schauſpieler muß ſich hierinne nach dem Verfaſſer richten, und muß uns das letzte nicht eher ſehen laſſen, als biß wir eben darauf kommen ſollen. Allein, wie wir das, was uns vorbehalten wird, nicht gern errathen mögen, ſo mögen wir auch eben ſo wenig uns gern betriegen laſſen. Es iſt uns lieb, wenn wir das zu ſehen bekommen, was wir nicht erwarteten, allein mißvergnügt ſind wir, wenn man uns etwas anders hat erwarten laſſen, als das, was wir ſehen. Dieſes erläutert der Verfaſſer durch eine Stelle aus der Phädra, wo dieſe den Hypolit zu einer Liebeserklärung vorbereitet. Das ſtuffenweiſe Steigen beſteht darinne, daß ſich die heftige Bewegung immer nach und nach entwickle, welches eben ſo nothwendig als die Vorbereitung iſt, weil ieder Eindruck, welcher nicht zunimmt, nothwendig abnimmt. Die fernere Folge der angeführten Stelle aus der Phädra muß auch dieſes erläutern. —— Was aber die Verbindung verſchiedner Bewegungen, beſonders diejenigen, die einander vernichten, anbelangt, ſo wird die Stelle aus der Zaire zum Muſter angeführt, wo Orosman bald Wuth, bald Liebe, und bald Verachtung gegen den unſchuldigen Gegenſtand ſeines Verdachts äuſſert. Ich müßte ſie ganz herſetzen, wenn ich mehr davon anführen wollte.

Ein Schauſpieler kann die meiſten der nur gedachten Bedingungen beobachten, und dennoch nicht natürlich ſpielen. Der Verfaſſer unterſucht alſo in dem eilften Hauptſtücke, worinne das natürliche Spiel beſtehe, und ob es auf dem Theater allezeit nöthig ſey. Wenn man unter dem natürlichen Spiele dasjenige meint, welches nicht gezwungen und mühſam läßt, ſo iſt es wohl gewiß, daß es überhaupt alle Schauſpieler haben müſſen. Verſteht man aber eine durchaus genaue Nachahmung der gemeinen Natur darunter, ſo kann man kühnlich behaupten, daß der Schauſpieler unſchmackhaft werden würde, wenn er beſtändig natürlich ſpielen wollte. Der komiſche Schauſpieler, darf nicht nur, ſondern muß auch dann und wann ſeine Rolle übertreiben. Allein man merke wohl, daß unter dieſem Uebertreiben nicht die Heftigkeit der Deklamation eines tragiſchen Akteurs, begriffen iſt, und daß man ſie nur dem komiſchen Akteur erlaubet, um etwas lächerliches deſto ſtärker in die Augen fallen zu laſſen. Doch auch hier müſſen gewiſſe Bedingungen und Umſtände beobachtet werden. Der Schauſpieler muß noch immer bey ſeinen Uebertreiben eine Art von Regeln beobachten; er kann wohl weiter gehen, als die Natur geht, aber keine Ungeheuer muß er uns deswegen nicht vorſtellen. So erlaubt man zum Exempel wohl einem Mahler, daß er, in der Hitze einer luſtigen Raſerey, eine Figur mit einer auſſerordentlich langen Naſe mache; aber dieſe Naſe muß doch ſonſt mit den andern Naſen übereinkommen, und muß ſich an der Stelle befinden, welche ihr die Natur angewieſen hat. Gleichfalls muß der Schauſpieler, wenn er übertreiben will, zuerſt eine Art von Vorbereitung anwenden, und es nicht eher wagen, als biß er den Zuſchauer in eine Art von freudiger Trunkenheit verſetzt hat, welche ihm nicht ſo ſtrenge zu urtheilen erlaubt, als wenn er bey kaltem Blute wäre. Auſſer dieſen zwey Bedingungen muß das Uebertreiben auch nicht allzuhäufig und auch nicht am falſchen Orte angebracht werden. Am falſchen Orte würde es zum Exempel angebracht ſeyn, wenn es diejenigen Akteurs brauchen wollten, die das, was man in der Welt rechtſchafne ehrliche Leute nennt, vorzuſtellen haben, und uns für ſich einnehmen ſollen. Ein deutliches Exempel übrigens, daß das Uebertreiben durchaus nothwendig ſeyn könne, kömmt in den Betriegereyen des Skapins, (Aufz. 1. Auft. 3.) vor, wo Skapin den Argante nachmacht, um den Oktavio die Gegenwart eines aufgebrachten Vaters aushalten zu lehren. Der Akteur kann hier übertreiben ſo viel als er will, weil der Wahrſcheinlichkeit dadurch mehr aufgeholfen, als verletzet wird. Es würde nehmlich weniger wahrſcheinlich ſeyn, daß Oktav ganz betäubt wird, und nicht weis, was er ſagen ſoll, wenn nicht die auſſerordentliche Heftigkeit des Skapins und die Gewaltſamkeit ſeines Betragens, dieſen jungen Liebhaber ſo täuſchte, daß er wirklich den fürchterlichen Argante in dem Skapin zu ſehen glaubte.

Alles was unſer Verfaſſer bisher angeführt hat, thut, wenn es von dem Schauſpieler beobachtet wird, nur denjenigen Zuſchauern Genüge, welche das Gute, was ſie ſehen, empfinden, und damit zufrieden ſind, nicht aber denen, welche zugleich unterſuchen, ob das Gute nicht noch beſſer hätte ſeyn können. Für dieſe hat der Schauſpieler gewiſſe **Feinheiten** von Nöthen, die der Verfaſſer in den folgenden drey Hauptſtücken erklärt. In dem **zwölften Hauptſtücke** handelt er **von dieſen Feinheiten überhaupt**. Eine von den größten beſtehet darinne, daß er dem Verfaſſer nachhilft, wo er etwa durch Unterdrückung eines Worts, oder durch ſonſt eine kleine Unrichtigkeit, die er vielleicht aus Nothwendigkeit des Reims begangen hat, einen ſchönen Gedanken nicht deutlich genug ausgedrückt hat. „Wenn „zum Exempel Sever nach dem Tode des Polieuct „(Aufz. 5. letzter Auftritt) zu dem Felix und zu der Paulina ſagt:

Servez bien votre Dieu, ſervez votre Monarque,

„ſo bekümmert er ſich wenig darum, daß ſie bey ihrer Religion bleiben, allein die Treue gegen den Kayſer betrachtet er, als eine Schuldigkeit, deren ſie ſich auf keine Weiſe entbrechen können. Daher ſprach auch **Baron**, welcher dasienige, was die Verfaſſer nicht ſagten, aber doch gerne ſagen wollten, ungemein glücklich zu errathen wußte, die letztern Worte: **dienet eurem Monarchen**, auf eine ganz andre Art aus, als die erſten: **dienet nur eurem Gott**. Er gieng über die erſte Helfte ganz leicht weg, und legte allen Nachdruck auf die andere. In der erſten nahm er den Ton eines Mannes an, welcher von den Tugenden der Chriſten zwar gerührt, aber von der Wahrheit ihrer Religion noch nicht überzeugt iſt, und alſo ganz wohl zugeben konnte, daß man ihr anhieng, aber es gar nicht für nöthig hielt, ſie ſelbſt zu ergreiffen. In der andern aber gab er durch eine ſehr feine Bewegung und durch eine ſehr künſtliche Veränderung der Stimme zu verſtehen, daß ihm der Dienſt des Kayſers ein weit wichtigerer Punkt zu ſeyn ſcheine, als die genaueſte Beobachtung des Chriſtenthums. — Eine andre Art von den Feinheiten des Schauſpielers kommt auf die Verbergung der Fehler eines Stücks an. Läßt, zum Exempel, der Verfaſſer, eine Perſon, mit der er in Unterredung iſt, allzulange ſprechen, ſo macht er es nicht, wie es wohl oft gewiſſe Schauſpielerinnen machen und läßt ſeine Augen unterdeſſen unter den Zuſchauern herumſchweifen, ſondern er bemüht ſich, durch ein ſtummes Spiel auch alsdenn zu ſprechen, wenn ihm der Dichter das Stillſchweigen auflegt.

In dem dreyzehnden Hauptſtücke nimmt der Verfaſſer, um die **Feinheiten** des Schauſpielers näher zu betrachten, diejenigen vor, welche dem **Tragiſchen insbeſondere zugehören.** „Man glaubt mit Recht, daß die Tragödie große Bewegungen in uns erregen müſſe. Wenn man aber daraus ſchließt daß ſich folglich der Schauſpieler dieſen Bewegungen nicht ununterbrochen genug überlaſſen könne, ſo betriegt man ſich. Oft iſt es ſehr gut, wenn er in denjenigen Augenblicken, in welchen gemeine Seelen denken, daß er ſich in der allergewaltſamſten Bewegung zeigen werde, ganz vollkommen ruhig zu ſeyn ſcheinet. In dieſer Abſtechung liegt der größte und vornehmſte Theil der Feinheiten, welche in dem tragiſchen Spiele anzubringen ſind. Ein Paar Exempel werden dieſes deutlicher machen. „Die ausnehmende Gunſt, womit Auguſtus den **Cinna** beehrte, hatte den letztern doch nicht abhalten können, ſich in eine Verſchwörung wider ſeinen Wohlthäter einzulaſſen. Das

„Vorhaben des Cinna wird entdeckt. Auguſtus läßt ihn vor ſich fordern, um ihm zu entdecken, daß er alle ſeine Untreue wiſſe. Wer ſieht nicht ſogleich ein, daß dieſer Kayſer um ſo vielmehr Ehrfurcht erwecken muß, je weniger er ſeinen Unwillen auslaſſen wird? Und je mehr er Urſache hat, über die Undankbarkeit eines Verräthers erbittert zu ſeyn, den er mit Wohlthaten überſchüttet hat, und der ihm gleichwohl nach Thron und Leben ſteht: deſto mehr wird man erſtaunen, die Majeſtät eines Regenten, welcher richtet, und nicht den Zorn eines ſich rächenden Feindes in ihm zu bemerken. — Eben ſo deutlich fällt es in die Augen, daß je weniger man über die Gröſſe ſeiner entworfnen Unternehmungen erſtaunt ſcheint, deſto gröſſer der Begrif iſt, den man bey andern von ſeinem Vermögen, ſie auszuführen, erweckt. Mithridat muß daher einen weit gröſſern Eindruck machen, wenn er ſeinen Söhnen die Entwürfe, die er den Stolz der Römer zu erniedrigen gemacht hatt, mit einer ganz gelaſſenen und einfältigen Art mittheilet, als wenn er ſie mit Schwulſt und Pralerey auskrahmet, und in dem Tone eines Menſchen vorträgt, welcher den weiten Umfang ſeines Genies und die Gröſſe ſeines Muths gern möchte bewundern laſſen. — Wenn man dieſes gehörig überlegt, ſo wird man hoffentlich nicht einen Augenblick länger daran zweifeln, daß groſſe Geſinnungen zur Vorſtellung einer Tragödie nothwendig erfordert werden. Ein Akteur, welcher keine erhabene Seele hat, wird dieſe verlangten Abſtechungen auf keine Weiſe anbringen können; kaum daß er fähig ſeyn wird, dieſelben ſich vorzuſtellen.

Das **vierzehnte Hauptſtück** handelt von denjenigen **Feinheiten insbeſondere, welche für das Komiſche gehören.** Dieſe ſind zweyerley. Entweder der komiſche Schauſpieler macht uns über ſeine eigne Perſon zu lachen, oder über die andern Perſonen des Stücks. Das erſte zu thun, ſind eine unzählige Menge Mittel vorhanden. Das vornehmſte aber beſteht darinne, daß man ſich der Umſtände zu Nutze macht, welche der Karakter der Perſon an den Tag legen können. Iſt zum Exempel dieſe Perſon ein Geiziger und es brennen zwey Wachslichter in dem Zimmer, ſo muß er nothwendig das eine auslöſchen. Auch bey den Leidenſchaften kann man viel komiſche Feinheiten von dieſer Art anbringen; wenn man nemlich thut, als ob ſie ſich wider Willen der Perſon, die ſie gerne verbergen will, verriethen. Ferner kann man über ſeine Perſon zu lachen machen, wenn man ſie etwas thun läßt, was ihren Abſichten zuwider iſt. Ein Liebhaber, der wider ſeine Schöne in dem heftigſten Zorne iſt und ſie fliehen will, ergötzt uns allezeit, wenn wir ihn aus Gewohnheit den Weg zum Zimmer ſeiner Geliebten nehmen ſehen; desgleichen ein unbedachtſamer Dummer, wenn er dasjenige, was er gerne verſchweigen möchte, ganz laut erzehlt. — Unter den komiſchen Feinheiten, von der andern Art, wodurch man nemlich andre Perſonen lächerlich zu machen ſucht, gehöret der rechte Gebrauch der Anſpielungen, und beſonders das Parodieren, welches entweder aus Unwillen, oder aus bloſſer Munterkeit geſchieht. Gleichfalls gehören die Hinderniſſe hieher, die man der Ungeduld eines andern in Weg legt. Zum Exempel ein Herr glaubt den Brief, den ihm der Bediente bringt, nicht hurtig genug leſen zu können; und dieſes zieht ihn entweder durch die Langſamkeit, mit welcher er ihn ſucht, oder durch die Unvorſichtigkeit, ein Papier für das andre zu ergreifen, auf.

In dem fünfzehnten Hauptſtücke fügt der Verfaſſer zu dem, was von den Feinheiten geſagt worden, einige Regeln, die man bey Anwendung derſelben beobachten muß. Sie müſſen vor allen Dingen diejenige Perſon nicht witzig machen, welche entweder gar keinen oder nur ſehr wenig Witz haben ſoll. Sie müſſen auch alsdenn nicht gebraucht werden, wenn die Perſon in einer heftigen Bewegung iſt, weil die Feinheiten eine völlige Freyheit der Vernunft vorausſetzen. Ferner muß man ſich lieber gar nicht damit abgeben, als ſolche anzuwenden wagen, von deren guten Wirkung man nicht gewiß überzeugt iſt; denn in Abſicht auf angenehme Empfindungen, wollen wir lieber gar keine, als unvollkommene haben.

Alle dieſe Feinheiten ſind von der Art, daß ſie faſt immer ſo wohl geſehen als gehöret werden müſſen. Es giebt deren aber auch noch eine Art, welche bloß geſehen werden dürfen, und dieſe ſind das, was man Theaterſpiele nennt. Der Verfaſſer widmet ihnen das ſechszehnte Hauptſtück. Sie helfen entweder die Vorſtellung bloß angenehmer, oder wahrer machen. Die letztern, welche die Vorſtellung wahrer machen, gehören für die Tragödie ſo wohl, als für die Komödie, die andern aber insbeſondere nur für die Komödie. Ferner hangen ſie entweder nur von einer Perſon, oder von allen Perſonen, die ſich mit einander auf der Bühne befinden, zuſammen ab. Die letztern müſſen ſo eingericht ſeyn, daß in allen Stellungen und Bewegungen eine vollkommene Uebereinſtimmung herrſche. Wenn Phädra dem Hippolyt den Degen von der Seite reißt, ſo müſſen der Schauſpieler und die Schauſpielerin ſich wohl vorgeſehen haben, damit ſie ſich in dem Augenblicke nicht allzuweit von einander befinden, und damit die Schauſpielerinn nicht nöthig hat, das Gewehr, deſſen ſie ſich bemächtigen will, erſt lange zu ſuchen. — Ueberhaupt muß in den Theaterſpielen eine große Abwechſelung zu bemerken ſeyn; und von dieſer handelt der Verfaſſer.

In dem ſiebzehnten Hauptſtücke. Die Abwechſelung gehöret nicht allein für diejenigen Schauſpieler, welche ſich zugleich in der Tragödie und Komödie zeigen wollen; auch nicht für die allein, die nur in der einen oder in der andern ſpielen: ſondern auch für die, die ſich nur zu gewiſſen Rollen beſtimmen, die alle einigermaaſſen mit einander übereinkommen. Die Urſache davon iſt dieſe, weil auch diejenigen Perſonen, die einander am meiſten ähnlich ſind, dennoch gewiſſe Schattirungen haben, die ſie von einander unterſcheiden. Dieſe Schattirungen muß der Schauſpieler aufſuchen, und ſeine Rolle genau zergliedern, wenn er nicht alles unter einander mengen, und ſich nicht einer eckeln Einförmigkeit ſchuldig machen will. — Doch auch nicht einmal in den ähnlichen Rollen allein muß der Schauſpieler ſein Spiel abwechſeln; er muß es auch alsdann abwechſeln, wenn er eben dieſelben Rollen ſpielt. Die wenige Aufmerkſamkeit, die man auf dieſen Artickel richtet, iſt eine von den vornehmſten Urſachen, warum wir nicht gerne einerley Stück mehr als einmal hintereinander ſehen mögen. — Meiſtentheils ſind die Schauſpieler aber nur deswegen ſo einförmig, weil ſie mehr nach dem Gedächtniſſe, als nach der Empfindung ſpielen. Wenn ein Akteur, der Feuer hat, von ſeiner Stellung gehörig eingenommen iſt; wenn er die Gäbe hat, ſich in ſeine Perſon zu verwandeln, ſo braucht er auf die Abwechſelung weiter nicht zu denken. Ob er gleich verbunden iſt, ſo oft er eben dieſelbe Rolle ſpielt, eben derſelbe Menſch zu bleiben, ſo wird er doch immer ein Mittel finden, den Zuſchauern neu zu ſcheinen.

Geſetzt nun, daß das Spiel eines Komödianten vollkommen wahr iſt; geſetzt, daß es natürlich iſt; geſetzt, daß es fein und abwechſelnd iſt: ſo werden wir ihn zwar bewundern, wir werden aber doch immer noch etwas vermiſſen, wenn er nicht die Anmuth des Vortrags und der Aktion damit verbindet. Von dieſer Anmuth handelt das achtzehnte Hauptſtück. Bey Vorſtellung der Tragödie, iſt ſie mit unter der Majeſtät begriffen, welche überall darinnen herrſchen muß. Was aber die Anmuth in dem Komiſchen ſey, beſonders in dem hohen Komiſchen, das läßt ſich ſchwer erklären, und eben ſo ſchwer laſſen ſich Regeln davon geben; überhaupt kann man ſagen, daß ſie darinnen beſtehe, wenn man der Natur auch ſogar in ihren Fehlern Zierde und Reiz giebt. Man muß närriſche Originale nachſchildern, aber man muß ſie auf ihrer ſchönſten Seite nachſchildern. Ein jeder Gegenſtand iſt einer Art von Vollkommenheit fähig, und ein jeder, den man auf der Bühne zeigt, muß ſo vollkommen ſeyn, als er nur immer ſeyn kann. Ein Landmädchen, zum Exempel, iſt auf dem Theater diejenige gar nicht, die es auf dem Dorfe iſt. Es muß unter ihrem Betragen und dem Betragen ihres gleichen, eben der Unterſchied ſeyn, welcher zwiſchen ihren Kleidern und den Kleidern einer gemeinen Bäuerin iſt.

Das neunzehnte Hauptſtück, welches das letzte unſers Schauſpielers iſt, enthält nichts als einen kurzen Schluß, welcher aus einer Betrachtung beſteht, der die natürliche Folge aus den vorhergemachten Anmerkungen iſt. „Je ſchwerer nun, ſagt „der Verfaſſer, die Kunſt iſt, deſto mehr Nachſicht „ſollten wir gegen die jungen Schauſpieler haben, „wenn ſie mit den natürlichen Gaben, die ihnen nö„thig ſind, auch den gehörigen Eifer, in ihrem Werke „vortrefflich zu werden, verbinden. Wenn es aber „unſer Nutzen erfordert, mit dieſen nicht allzuſtrenge „zu verfahren, ſo erfordert es auch unſre Billigkeit,

„vortrefflichen Schauſpielern alle die Achtung wie-
„derfahren zu laſſen, welche ſie verdienen. —— ——

Ich bin überzeugt, daß meine Leſer aus dieſem Auszuge eine ſehr gute Meynung von dem Werke des **Herrn Remond von Sainte Albine** bekommen werden. Und vielleicht werden ſie mir es gar verdenken, daß ich ſie mit einem bloſſen Auszuge abgefertiget habe. Ich muß alſo meine Gründe entdecken, warum ich von einer förmlichen Ueberſetzung, die doch ſchon faſt fertig war, abgeſtanden bin. Ich habe deren zwey. Erſtlich glaube ich nicht, daß unſre deutſchen Schauſpieler viel daraus lernen können; zweytens wollte ich nicht gerne, daß deutſche Zuſchauer ihre Art zu beurtheilen daraus borgen möchten. Das erſte zu beweiſen berufe ich mich theils darauf, daß der Verfaſſer ſeine feinſten Anmerkungen zu erläutern ſehr oft nur ſolche franzöſiſche Stücke anführt, die wir auf unſrer deutſchen Bühne nicht kennen; theils berufe ich mich auf die ganze Einrichtung des Werks. Man ſage mir, iſt es wohl etwas mehr, als eine ſchöne Metaphyſik von der Kunſt des Schauſpielers? Glaubt wohl jemand, wenn er auch ſchon alles, was darinne geſagt wird, inne hat, ſich mit völliger Zuverſicht des Beyfalls, auf dem Theater zeigen zu können? Man bilde ſich einen Menſchen ein, dem es an dem äuſſerlichen nicht fehlt, einen Menſchen, der Witz, Feuer und Empfindung hat, einen Menſchen, der alles weiß, was zur Wahrheit der Vorſtellung gehört: wird ihn denn deswegen ſogleich ſein Körper überall zu Dienſten ſeyn? Wird er deswegen alles durch äuſſerliche Merkmale ausdrücken können, was er empfindet und einſicht? Umſonſt ſagt man: ja, wenn er nur alsdenn Action und Ausſprache ſeiner Perſon gemäß, natürlich, abwechſelnd und reizend einrichtet. Alles dieſes ſind abgeſonderte Begriffe von dem, was er thun ſoll, aber noch gar keine Vorſchriften, wie er es thun ſoll. Der **Herr Remond von Sainte Albine** ſetzet in ſeinem ganzen Werke ſtillſchweigend voraus, daß die äuſſerlichen Modifikationen des Körpers natürliche Folgen von der innern Beſchaffenheit der Seele ſind, die ſich von ſelbſt ohne Mühe ergeben. Es iſt zwar wahr, daß jeder Menſch ungelernt den Zuſtand ſeiner Seele durch Kennzeichen, welche in die Sinne fallen, einigermaaßen ausdrücken kann, der eine durch dieſes, der andre durch jenes. Allein auf dem Theater will man Geſinnungen und Leidenſchaften nicht nur einigermaaſſen ausgedrückt ſehen; nicht nur auf die unvollkommene Weiſe, wie ſie ein einzelner Menſch, wenn er ſich wirklich in eben denſelben Umſtänden befände, vor ſich ausdrücken würde; ſondern man will ſie auf die allervollkommenſte Art ausgedrückt ſehen, ſo wie ſie nicht beſſer und nicht vollſtändiger ausgedrückt werden können. Dazu aber iſt kein ander Mittel, als die beſondern Arten wie ſie ſich bey dem und bey jenem ausdrücken, kennen zu lernen, und eine allgemeine Art daraus zuſammen zu ſetzen, die um ſo viel wahrer ſcheinen muß, da ein ieder etwas von der ſeinigen darinnen entdeckt. Kurz, ich glaube, der ganze Grundſatz unſers Verfaſſers iſt umzukehren. Ich glaube, wenn der Schauſpieler alle äuſſerliche Kennzeichen und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von welchen man aus der Erfahrung gelernet hat, daß ſie etwas gewiſſes ausdrücken, nachzumachen weis, ſo wird ſich ſeine Seele durch den Eindruck, der durch die Sinne auf ſie geſchieht, von ſelbſt in den Stand ſetzen, der ſeinen Bewegungen, Stellungen und Tönen gemäß iſt. Dieſe nun auf eine gewiſſe mechaniſche Art zu erlernen, auf eine Art aber, die ſich auf unwandelbare Regeln gründet, an deren Daſeyn man durchgängig zweifelt, iſt die einzige und wahre Art die Schauſpielkunſt zu ſtudieren. Allein was findet man hiervon in dem ganzen Schauſpieler unſers Verfaſſers? Nichts, oder aufs höchſte nur ſolche allgemeine Anmerkungen, welche uns leere Worte für Begriffe, oder ein **ich weis nicht was** für Erklärungen geben. Und eben dieſes iſt auch die Urſache, warum es nicht gut wäre, wenn unſere Zuſchauer ſich nach dieſen Anmerkungen zu urtheilen gewöhnen wollten. **Feuer**, **Empfindung**, **Eingeweide**, **Wahrheit**, **Natur**, **Anmuth** würden alle im Munde führen, und kein einziger würde vielleicht wiſſen, was er dabey denken müſſe. Ich hoffe eheſtens Gelegenheit zu haben, mich weitläuftiger hierüber zu erklären, wenn ich nehmlich dem Publiko ein kleines Werk über **die körperliche Beredſamkeit** vorlegen werde, von welchem ich jetzt weiter nichts ſagen will, als daß ich mir alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derſelben eben ſo ſicher als leicht zu machen.

VII.

Etwas über

Jakob Thomſon.

„—Das Gedicht auf den Winter iſt ohne Zweifel das am meiſten vollendete und zugleich das mahleriſchſte von ſeinen Jahrszeiten. Es iſt voll großer und lebhafter Scenen. Die Schöpfung ſcheinet in dieſer Jahrszeit in Trauer zu ſeyn, und die ganze Natur nimmt eine melancholiſche Bildung an. Eine ſo poetiſche Einbildungskraft, als des **Thomſons** ſeine war, konnte alſo keine andre, als die grauſamſten und ſchrecklichſten Bilder darbieten, welche die Seele mit einem feyerlichen Schauer über die **Dünſte, Stürme und Wolken**, die er ſo ſchön ſchildert, erfüllen. Die Beſchreibung iſt die eigene Gabe **Thomſons**; wir zittern bey ſeinem Donner im Sommer; wir frieren bey der Kälte ſeines Winters; wir werden erquickt, wenn ſich die Natur bey ihm erneuert, und der Frühling ſeinen angenehmen Einfluß empfinden läßt.

Weil der **Winter** einen ſo allgemeinen Beyfall fand, ſo ward Thomſon, beſonders auf das Anrathen des Hrn. **Mallet** bewogen, auch die andern drey Jahrszeiten auszuarbeiten, mit welchen es ihm eben ſo wohl glückte. Die, welche davon zuerſt ans Licht trat, war der Herbſt; hierauf folgte der Frühling und endlich der Sommer.

Von jedem dieſer vier Stücke, als ein beſonders Gedicht betrachtet, hat man geurtheilet, daß es in Anſehung des Plans fehlerhaft ſey. Nirgends zeigt ſich ein beſonderer Zweck; die Theile ſind einer den andern nicht untergeordnet; man bemerkt unter ihnen weder Folge noch Verbindung: doch dieſes iſt vielleicht ein Fehler der von einer ſo abwechſelnden Materie untrennbar war. Genug, daß er ſich keiner Unfüglichkeit ſchuldig gemacht, ſondern durchgängig lauter ſolche Scenen geſchildert hat, die jeder Jahrszeit beſonders zukommen.

Was den poetiſchen Ausdruck in den Jahrszeiten anbelangt ſo iſt dieſer dem H. Thomſon gänzlich eigen: er hat eine Menge zuſammengeſetzter Worte eingeführt, Nennwörter in Zeitwörter verwandelt, und kurz, eine Art einer neuen Sprache geſchaffen. Man hat ſeine Schreibart als ſonderbar und ſteif getadelt, und wenn man dieſes auch ſchon nicht gänzlich läugnen kann, ſo muß man doch geſtehen, daß ſie ſich zu den Beſchreibungen vortrefflich wohl ſchicket. Der Gegenſtand, den er mahlet, ſtehet ganz vor uns, und wir bewundern ihn in allem ſeinem Lichte; wer wollte aber eine natürliche Seltenheit nicht lieber durch ein Vergrößerungsglas, welches alle kleine Schönheiten deſſelben zu entdecken fähig iſt, betrachten, ob es gleich noch ſo ſchlecht gefaßt iſt, als durch ein anders, welches zu dieſer Abſicht nichts taugt, aber ſonſt mit vielen Zierrathen verſehen iſt? Thomſon iſt in ſeiner Manier ein wenig ſteif; aber ſeine Manier iſt neu; und es iſt niemals ein vorzügliches Genie aufgeſtanden, welches nicht ſeine eigene Weiſe gehabt hätte. So viel iſt wahr, daß ſich die Schreibart Thomſons zu den zärtlichen Leidenſchaften nicht allzuwohl ſchickt, welches man näher einſehen wird, wenn wir ihn bald als einen dramatiſchen Dichter betrachten werden; eine Sphäre, in welcher er zwar ſehr, aber doch nicht ſo ſehr, als in andern Gattungen der Dichtkunſt geglänzt hat.

„— Unter die letzten Werke Thomſons gehöret ſeine **Burg der Trägheit** (Caſtle of Indolence) ein allegoriſches Gedicht von ſo auſſerordentlichen Schönheiten, daß man nicht zu weit geht, wenn man behauptet, dieſes einzige Stück zeige mehr Genie und poetiſche Beurtheilungskraft, als alle ſeine andern Werke. Es iſt in dem Style des Spencers ge-

Univ.-Bibl.
München

ſchrieben, welchen die Engländer in den allegoriſchen Gedichten eben ſo nachahmen, als die Franzoſen den Styl des **Marots** in den Erzehlungen und Sinnſchriften.

Es iſt nunmehr Zeit Thomſon auf derienigen Seite zu betrachten, welche mit unſrer Abſicht eine nähere Verwandſchaft hat; nemlich auf der Seite eines dramatiſchen Dichters. Im J. 1730, ungefehr in dem ſechsten Jahre ſeines Aufenthalts in London, brachte er ſeine erſte Tragödie, unter dem Titel **Sophonisbe**, auf die Bühne, die ſich auf die Karthaginenſiſche Geſchichte dieſer Prinzeßinn gründet, welche der bekannte **Nathanael Lee** gleichfalls in ein Trauerſpiel gebracht hat. Dieſes Stück ward von dem Publiko ſehr wohl aufgenommen. Die Mad. **Oldfield** that ſich in dem Karakter der **Sophonisbe** ungemein hervor, welches Thomſon ſelbſt in ſeiner Vorrede geſtehet. „Ehe ich ſchlieſſe, „ſagt er, muß ich noch bekennen, wie ſehr ich den„ienigen, welche mein Trauerſpiel vorgeſtellt haben, „verbunden bin. Sie haben in der That mir mehr „als Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Was ich „dem Maſiniſſa nur Liebenswürdiges und Einneh„mendes gegeben hatte, alles dieſes hat Hr. **Wilk** „vollkommen ausgedrückt. Auch die Mad. **Old„field** hat ihre **Sophonisbe** unverbeſſerlich geſpielt;

„ſchöner als es der zärtlichſte Eigenſinn eines Verfaſſers verlangen, oder ſich einbilden kann. Der Reiz, die Würde und die glückliche Abwechslung aller ihrer Stellungen und Bewegungen, hat den durchgängigſten Beyfall erhalten, und ihn auch mehr als zu wohl verdient.“

Bey der erſten Vorſtellung dieſes Trauerſpiels fiel eine kleine lächerliche Begebenheit vor. **Thomſon** läßt eine von ſeinen Perſonen gegen die **Sophonisbe** folgende Zeilen ſagen:

O Sophonisbe, Sophonisbe O!

Dieſe Worte waren kaum ausgeſprochen, als ein Spötter aus dem Parterre laut ſchrie:

O Jakob Thomſon, Jakob Thomſon O!

So ungeſittet es nun auch war, die Vorſtellung durch einen ſo lächerlichen Einfall zu unterbrechen, ſo kann man doch das falſche Pathetiſche dieſer getadelten Zeile nicht läugnen, und ein tragiſcher Dichter muß es ſich zur Warnung dienen laſſen, ja wohl auf ſich Acht zu haben, daß er nicht ſchwülſtig wird, wenn er erhaben ſeyn will. — **Thomſon** mußte nothwendig an dem erſten Tage ſeines Trauerſpiels, alle die Bewegungen und Beſorgniſſe eines jungen Schriftſtellers empfinden; er hatte ſich daher an einen dunkeln und abgelegenen Ort auf der oberſten Gallerie gemacht, wo er die Vorſtellung ungehindert abwartzen könnte, ohne für den Dichter erkannt zu werden. Doch die Natur war viel zu ſtark bey ihm, als daß er ſich hätte enthalten können, die Rollen den Schauſpielern nachzuſagen, und manchmal bey ſich zu murmeln: „nun muß die Scene kommen; nun muß das „geſchehen.“ Und hierdurch ward er gar bald von einem Manne von Stande welcher wegen des großen Gedrängs keinen Platz, als auf der Gallerie, hatte finden können, als der Verfaſſer entdeckt.

Nach einem Zwiſchenraume von vier Jahren brachte Thomſon ſeine zweyte Tragödie, den Agamemnon, zum Vorſcheine. Pope gab bey dieſer Gelegenheit einen ſehr merklichen Beweis ſeiner großen Gewogenheit gegen Thomſon; er ſchrieb ſeinetwegen zwey Briefe an die Entrepreneurs der Bühne, und beehrte die erſte Vorſtellung mit ſeiner Gegenwart. Weil er ſeit langer Zeit in kein Schauſpiel gekommen war, ſo wurde dieſes für ein Zeichen einer ganz beſondern Hochachtung aufgenommen. Ob man nun ſchon an Thomſon ausſetzte, daß er in dieſem Trauerſpiele die Handlung allzuſehr verkürzt habe; daß verſchiedne Theile deſſelben zu lang, und andre ganz und gar überflüßig wären, weil nicht die Perſon, ſondern der Dichter darinne rede; und obſchon die Aufführung ſelbſt erſt in dem Monate April vor ſich gieng, ſo ward ſie doch zu verſchiednenmalen mit Beyfall wiederhohlt.

Einige Kunſtrichter haben angemerkt, daß die Karaktere in ſeinen Tragödien mehr durch Beſchreibungen, als durch thätige Leidenſchaften ausgedrückt werden; daß ſie aber alle einen Ueberfluß an den ſeltenſten Schönheiten, an Feuer, an tiefen Gedanken, und an edlen Empfindungen haben, und in einem nervenreichen Ausdrucke geſchrieben ſind. Seine Reden ſind oft zu lang, beſonders für ein engliſches Auditorium, dem ſie manchmal ganz übernatürlich gedehnt vorkommen. Es iſt überhaupt angenehmer für das Ohr, wenn die Unterredung öfter gebrochen wird; doch wird die angeſtrengtere Aufmerkſamkeit deſſelben wohl in keinem Stücke des Thomſons beſſer belohnt, als in dem Agamemnon, und beſonders in der beweglichen Erzehlung, welche Meliſander von ſeiner Ausſetzung auf die wüſte Inſel macht.

„— Ich komme wieder zu unſerm Dichter ſelbſt. Im Jahr 1736. both Thomſon der Bühne ein Trauerſpiel an, unter dem Titel Edward und Eleonora, deſſen Vorſtellung aber, aus politiſchen Urſachen, welche nicht bekannt geworden, unterſagt wurde.

Im Jahr 1744 ward ſein Tankred und Sigismunda aufgeführt; welches Stück glücklicher ausfiel, als alle andre Stücke Thomſons, und noch jetzt geſpielt wird. Die Anlage dazu iſt von einer Begebenheit in dem bekannten Roman des Gil Blas geborgt. Die Fabel iſt ungemein anmuthig; der Karaktere ſind wenige, aber ſie werden alle ſehr wirkſam vorgeſtellt. Nur den Karakter des Seffredi hat man mit Recht als mit ſich ſelbſt ſtreitend, als gezwungen und unnatürlich getadelt.

Auf Befehl des Prinzen von Wallis verfertigte Thomſon, gemeinſchaftlich mit dem Herrn Mallet, die Maske des Alfred, welche zweymal in dem Garten Sr. Hohheit zu Cliffden aufgeführt ward. Nach dem Tode Thomſons ward dieſes Stück von dem Herrn Mallet ganz neu umgearbeitet, und 1751. wieder auf die Bühne gebracht.

Die letzte Tragödie Thomſons, iſt ſein Koriolanus, welcher erſt nach ſeinem Tode aufgeführet ward. Die dem Verfaſſer davon zukommenden Einkünfte, wurden ſeinen Schweſtern in Schottland gegeben, davon eine mit einem Geiſtlichen daſelbſt, und die andre mit einem Manne von geringem Stande in Edinburgh verheirathet iſt. Dieſes Trauerſpiel, welches unter allen Trauerſpielen des Thomſons ohne Zweifel, das am wenigſten vollkommene iſt, ward zuerſt dem Herrn Garrik angebothen, der es aber anzunehmen nicht für gut befand. Der Prolog war von dem Herrn George Lyttleton verfertiget, und von dem Herrn Quin wurde er gehalten, welches einen ſehr glücklichen Eindruck auf die Zuhörer machte. Herr Quin war ein beſonderer Freund Thomſons geweſen, und als er folgende Zeilen, die an und für ſich ſelbſt ſehr zärtlich ſind, ausſprach, ſtellten ſich ſeiner Einbildungskraft auf einmal alle Annehmlichkeiten des mit ihm lange gepflogenen Umganges dar, und wahrhafte Thränen floſſen über ſeine Wangen.

He lov'd his friends (forgive this guſhing tear:
Alas! I feel i am no actor here)
He lov'd his friends with ſuch a warmth of heart,
So clear of int'reſt, ſo devoid of art,
Such generous freedom, ſuch unshaken zeal,
No words can ſpeak it, but our tears may tell.

D. i. Er liebte ſeine Freunde = = verzeiht den herabrollenden Thränen: Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauſpieler mehr = = = Er liebte ſeine Freunde mit ſolcher Inbrunſt des Herzens, ſo rein von allem Eigennutze, ſo fern von aller Kunſt, mit einer ſo großmüthigen Freyheit, mit einem ſo ſtandhaften Ei-

fer, daß es mit Worten nicht auszudrücken iſt. Unſre Thränen mögen davon ſprechen! Die ſchöne Abbrechung in dieſen Worten fiel ungemein glücklich aus. Herr Quin übertraf ſich ſelbſt, und er ſchien niemals ein größerer Schauſpieler, als in dem Augenblicke, da er von ſich geſtand, daß er keiner ſey. Die Pauſe, der tiefe Seufzer, den er damit verband, die Einlenkung, und alles das übrige, war ſo voller Rührung, daß es unmöglich ein bloſſes Werk der Kunſt ſeyn konnte; die Natur mußte dabey das beſte thun.

Auch der Epilogus, welcher von dem Herrn Weſſington mit auſſerordentlicher Laune gehalten ward, gefiel ungemein. Dieſe Umſtände nun, nebſt der Ueberlegung, daß der Verfaſſer nunmehr dahin ſey, verſchafften dieſem Trauerſpiele eine neunmalige Vorſtellung, die es an und vor ſich ſelbſt ſchwerlich würde gefunden haben. Denn, wie geſagt, es iſt bey weitem nicht, irgend einem von den Thomſonſchen Werken, an Güte gleich. Er hatte als ein dramatiſcher Dichter den Fehler, daß er niemals wußte, wenn er aufhören müſſe; er läßt jeden Karakter reden, ſo lange noch etwas zu ſagen iſt; die Handlung ſteht alſo während dieſen gedehnten Unterredungen, ſtill, und die Geſchichte wird matt. Nur ſein Tankred und Sigismunde muß von dieſem allgemeinen Tadel ausgenommen werden; dafür aber ſind auch die Karaktere darinne nicht genug unterſchieden, welche ſich faſt durchgängig auf einerley Art ausdrucken. Kurz, **Thomſon** war ein gebohrner mahleriſcher Dichter, welcher die Bühne nur aus einem Bewegungsgrunde beſtieg, der allzubekannt iſt, und dem man allzuſchwerlich widerſteht. Er iſt in der That der Aeltſtgebohrne des **Spencers**, und er hat es ſelbſt oft bekannt, daß er das beſte, was er gemacht habe, der Begeiſterung verdanken müſſe, in die er ſchon in ſeinen jüngſten Jahren durch die Leſung dieſes alten Dichters ſey geſetzt worden.

Thomſon ward von allen, die ihn kannten, ſehr geliebt. Er war von einer offnen und edeln Gemüthsart; hieng aber dann und wann den geſellſchaftlichen Ergötzungen allzu ſehr nach; ein Fehler, von welchem ſelten ein Mann von Genie frey zu ſeyn pfleget. Sein äußerliches Anſehen war nicht ſehr einnehmend, es ward aber immer angenehmer und angenehmer, je länger man mit ihm umgieng. Er hatte ein dankbares Herz, welches für die geringſte erhaltene Gefälligkeit erkenntlich zu ſeyn bereit war; er vergaß, der langen Abweſenheit, der neuen Bekanntſchaft und des Zuwachſes eigner Verdienſte ungeachtet, ſeine alten Wohlthäter niemals, welches er bey verſchiednen Gelegenheiten gezeigt hat. Es iſt eine richtige Anmerkung, daß ein Herz, dem die Dankbarkeit mangelt, überhaupt der allergrößten Niederträchtigkeit fähig iſt; wie im Gegentheil, wenn dieſe großmüthige Tugend in der Seele vorwirkt, gewiß nicht die andern liebenswürdigen Eigenſchaften fehlen werden, welche eine gute Gemüthsart ausmachen. Und ſo war das Herz unſers vortrefflichen Dichters beſchaffen, deſſen Leben eben ſo untadelhaft als lehrreich ſeine Muſe war!

VIII.

Vorrede
zu den Trauerſpielen
des Jakob Thomſon.

Leipzig 1756.

Das Vergnügen, dieſe Ueberſetzung der Thomſonſchen Trauerſpiele der Welt, als Vorredner, anpreiſen zu können, habe ich dem gütigen Zutrauen eines Freundes zu danken.

Es wäre zu früh, wenn ich mich ſchon ſelbſt ausſchreiben wollte, und bey dieſer Gelegenheit, anderwärts*) zuſammengetragene Nachrichten, von dem Leben und den Werken dieſes engliſchen Dichters nochmals an den Mann zu bringen ſuchte. Es wäre aber auch wider die Klugheit eines eben nicht zu reichen Schriftſtellers, wenn ich mir hier eine Materie wegnehmen, oder wenigſtens verſtümmeln wollte, die ich, nach aller möglichen Ausdeh-

---

(* In dem erſten Stück der theatraliſchen Bibliothek das wir voranſtehend im Auszuge geliefert.

nung, zu einer Fortſetzung jener Nachrichten beſtimmt habe.

Man erwarte alſo hier keine kritiſche Zergliederung irgend eines von dieſen Meiſterſtücken, an die ich den Leſer, ſelbſt zu kommen, nicht lang aufhalten will. Nur das außerordentliche Vergnügen, mit welchem ich ſie geleſen habe, und noch oft leſen werde, will und kann ich nicht verſchweigen. Mäſſigung genug, wenn es mich nicht ſchwatzhaft macht.

Auch die, unter den deutſchen Kennern der ächten Dichtkunſt, welche unſern Thomſon in ſeiner Sprache nicht verſtehen, wiſſen es ſchon aus der wohlgemeinten Ueberſetzung des ſel. Brokes, daß kein Weltalter in keinem Lande, einen mehr mahleriſchen Dichter aufzuweiſen habe, als ihn. Die ganze ſichtbare Natur iſt ſein Gemälde, in welchem man alle heitere, fröhliche, ernſt- und ſchreckliche Scenen des veränderlichen Jahres, eine aus der andern entſtehen, und in die andere zerflieſſen ſieht.

Nun iſt aber das wahre poetiſche Genie ſich überall ähnlich. Ein Sturm iſt ihm ein Sturm; er mag in der großen oder kleinen Welt entſtehen; es mag ihn dort das aufgehabene Gleichgewicht der Luft, oder hier die geſtörte Harmonie der Leidenſchaften verurſachen. Vermittelſt einerley ſcharfen Aufmerkſamkeit, vermittelſt einerley feurigen Einbildungskraft, wird der Dichter, der dieſen Namen verdient, dort ein ſtilles Thal, und hier die ruhige Sanftmuth; dort eine nach Regen lächzende Saat, und hier die wartende Hoffnung; dort die auf reiner Waſſerfläche jetzt ſich ſpiegelnde, jetzt durch neidiſche Wolken verdunkelte Sonne, und hier die ſympathetiſche Liebe und den mißgünſtigen Haß, dort die Schatten der Mitternacht und hier die zitternde Furcht; dort die ſchwindelnde Höhe über ſchreckliche Meerſtrudel herhangenden Felſen, und hier die blinde ſich harabſtürzende Verzweiflung, allemal gleich wahr und gleich glücklich ſchildern.

Dieſes Vorurtheil hatte ich für den tragiſchen **Thomſon** noch ehe ich ihn kannte. Jetzt aber iſt es kein bloſſes Vorurtheil mehr; ſondern ich rede nach Empfindung, wenn ich ihn, auch in dieſer Sphäre, für einen von den größten Geiſtern halte. Denn wodurch ſonſt ſind dieſe, was ſie ſind, als durch die Kenntniß des menſchlichen Herzens, und durch die magiſche Kunſt, jede Leidenſchaft vor unſern Augen entſtehen, wachſen und ausbrechen zu laſſen? Dieſes iſt die Kunſt, dieſes iſt die Kenntniß, die **Thomſon** in möglichſter Vollkommenheit beſitzt, und die kein **Ariſtoteles**, kein **Corneille** lehrt, ob ſie gleich dem **Corneille** ſelbſt nicht fehlte. Alle ihre übrigen Regeln können aufs höchſte nichts als ein ſchulmäßiges Gewäſche hervorbringen. Die Handlung iſt heroiſch, ſie iſt einfach, ſie iſt ganz, ſie ſtreitet weder mit der Einheit der Zeit, noch mit der Einheit des Orts; jede der Perſonen hat ihren beſondern Karakter; jede ſpricht ihrem beſondern Karakter gemäß; es mangelt weder an der Nützlichkeit der Moral, noch an dem Wohlklange des Ausdrukes. Aber du, der du dieſe Wunder geleiſtet, darfſt du dich nunmehr rühmen, ein Trauerſpiel gemacht zu haben? Ja, aber nicht anders, als ſich der, der eine menſchliche Bildſäule gemacht hat, rühmen kann, einen Menſchen gemacht zu haben. Seine Bildſäule iſt ein Menſch, und es fehlt ihr nur eine Kleinigkeit; die Seele.

Ich will bey dieſem Gleichniſſe bleiben, um meine wahre Meynung von den Regeln zu erklären. So wie ich unendlich lieber den allerungeſtalteſten Menſchen, mit krummen Beinen mit Buckeln hinden und vorne erſchaffen, als die ſchönſte Bildſäule eines Praxiteles gemacht haben wollte: ſo wollte ich auch unendlich lieber der Urheber des **Kaufmanns von London**, als des **ſterbenden Kato** ſeyn, geſetzt auch, daß dieſer alle die mechaniſchen Richtigkeiten hat, derentwegen man ihn zum Muſter für die Deutſchen hat machen wollen. Denn warum? Bey einer einzigen Vorſtellung des erſten ſind, auch von den Unempfindlichſten, mehr Thränen vergoſſen worden, als bey allen möglichen Vorſtellungen des andern auch von den Empfindlichſten, nicht können vergoſſen werden. Und nur dieſe Thränen des Mitleids, und der ſich fühlenden Menſchlichkeit, ſind die Abſicht des Trauerſpiels, oder es kann gar keine haben.

Hiermit aber will ich den Nutzen der Regeln nicht ganz leugnen. Denn wenn es wahr iſt, daß auf ihnen die richtigen Verhältniſſe der Theile beruhen, daß das Ganze durch ſie Ordnung und Symmetrie bekömmt; wie es denn wahr iſt; ſollte ich wohl lieber mein menſchliches Ungeheuer, als einen lebendigen Herkules, das Muſter männlicher Schönheit erſchaffen haben wollen?

Ich ſage einen lebendigen **Herkules**, und nicht einen lebendigen **Adonis**. Denn wie die gedoppelte Anmerkung ihre Richtigkeit hat, daß Körper von einer allzuweichlichen Schönheit ſelten viel innere Kräfte beſitzen, und daß hingegen Körper, die an dieſen einen Ueberfluß haben, in ihrer äuſſern Proportion etwas gelitten zu haben ſcheinen: ſo wollte ich lieber die nicht zu regelmäßigen **Horazier** des **Peter Corneille**, als das regelmäßigſte Stück ſeines Bruders gemacht haben. Dieſer machte lauter **Adonis**, lauter Stücke, die den ſchönſten regelmäßigſten Plan haben; jener aber vernachläßigte den Plan zwar auch nicht, allein er wagte es ohne Bedenken, ihn bey Gelegenheit weſentlichern Vollkommenheiten aufzuopfern. Seine Werke ſind ſchöne **Herkules**, die oft viel zu ſchmächtige Beine, einen viel zu kleinen Kopf haben, als es das Verhältniß mit der breiten Bruſt erforderte.

Ich weiß, was man hier denken wird: „Er „will einen Engländer anpreiſen, darum muß er wohl „von den Regeln weniger vortheilhaft ſprechen. Man irrt ſich vor dieſesmal. **Thomſon** iſt ſo regelmäſſig, als ſtark; und wenn dieſes unter uns etwas neues zu hören iſt, der mag es einer bekannten antibrittiſcher Parthey von Kunſtrichtern danken, die uns nur allzugern bereden möchten, daß es unter allen engliſchen Tragödienſchreibern, der einzige **Addiſon** einmal regelmäßig zu ſeyn, verſucht, bey ſeiner Nation aber keinen Beyfall damit gefunden habe.

Und gleichwohl iſt es gewiß, daß auch **Thomſon** nicht allein, wie ich es nennen möchte, **franzöſiſch**, ſondern griechiſch regelmäßig iſt. Ich will nur vornämlich zwey von ſeinen Stücken nennen. Seine **Sophonisbe** iſt von einer Simplicität, mit der ſich ſelten, oder nie, ein franzöſiſcher Dichter begnügt hat. Man ſehe die **Sophonisbe** des **Mai-**

ret und des großen Corneille. Mit welcher Menge von Epiſoden, deren keine in der Geſchichte einigen Grund hat, haben ſie ihre Handlung überladen! **Triſino** deſſen **Sophonisbe** als in Italien, der einzige nach langen barbariſchen Jahrhunderten, die Wiſſenſchaften wieder aufgiengen, das erſte Trauerſpiel war, iſt mit dem Engländer in dieſem Punkte, welchen er den Griechen, den Einzigen Muſtern damals, abgelernt hatte, zu vergleichen.

Und was ſoll ich von ſeinem **Eduard** und **Eleonora** ſagen? Dieſes ganze Stück iſt nichts als eine Nachahmung, der Alceſte des **Euripides**; aber eine Nachahmung, die mehr als das ſchönſte urſprüngliche Stück irgend eines Verfaſſers bewundert zu werden verdient. Ich kann es noch nicht begreifen, durch welchen glücklichen Zufall, Thomſon in der neuern Geſchichte die einzige Begebenheit finden mußte, die mit jener griechiſchen Fabel, einer ähnlichen Bearbeitung fähig war, ohne das geringſte von ihrer Unglaublichkeit zu haben. Ich weiß zwar, daß man an ihrer hiſtoriſchen Wahrheit zweifelt, doch dieſes thut zur Sache nichts; genug daß ſie unter den wirklichen Begebenheiten Statt finden könnte welches ſich von der, die den Stoff der griechiſchen Tragödie ausmacht, nicht ſagen läßt. Es iſt unmöglich, daß Racine, welcher die Alceſte des **Euripides** gleichfalls moderniſiren wollen, glücklicher als Thomſon, damit hätte ſeyn können.

Doch genug von dem Dichter ſelbſt. Ich komme auf die gegenwärtige Ueberſetzung, von welcher ich nur dieſes zu ſagen weiß: Sie hat verſchiedene Urheber, die aber über die beſte Art zu überſetzen, ſich ſehr wohl verglichen zu haben ſcheinen. Wenn ſie ſich über die beſte Art der Rechtſchreibung eben ſo wohl verglichen gehabt hätten, ſo würde ich den Leſer, im Namen des Verlegers nicht erſuchen dürfen, den kleinen Uebelſtand zu entſchuldigen, eine gedoppelte Art derſelben in einem Bande gebraucht zu ſehen.

Eines wollte ich, daß ſie bey ihrer Ueberſetzung nicht weggelaſſen hätten; nämlich die zu jedem Stücke gehörigen Prologen und Epilogen. Sie ſind zwar nicht alle vom Thomſon ſelbſt; ſie enthalten aber alle ſehr viel artiges, und die Epilogen, die von ihm ſelbſt ſind, eifern größtentheils wider den gewöhnlichen bürlesken Ton der engliſchen Epilogen bey Trauerſpielen.

Den einzigen Prologen des Koriolans, desjenigen Stückes, welches erſt nach dem Tode des Verfaſſers geſpielt ward, kann ich mich nicht enthalten hier ganz zu überſetzen. Er ſchildert den moraliſchen Karakter des Dichters, welchen näher zu kennen, dem Leſer nicht gleichgültig ſeyn kann. Er hat den Hrn. Lyttleton zum Verfaſſer, und der Schauſpieler, welcher ihn herſagte war Herr Quin. Dieſes iſt er:

Ich komme nicht hieher, eure Billigkeit in Beurtheilung eines Werks anzuflehen, deſſen Verfaſſer, leider! nicht mehr iſt. Er bedarf keines Vorſprechers; ihr werdet von ſelbſten die gütigen Sachwalter des Verſtorbenen ſeyn. Seine Liebe war auf keine Parthey, auf keine Sekte eingeſchränkt; ſie erſtrekte ſich über das ganze menſchliche Geſchlecht. Er liebte ſeine Freunde —— verzeiht der herabrollenden Thräne. Ach! ich fühle es, hier bin ich kein Schauſpieler —— Er liebte ſeine Freunde mit einer ſolchen Inbrunſt des Herzens, ſo rein von allem Eigennutze, ſo fern von aller Kunſt, mit einer ſo großmüthigen Freyheit, mit einem ſo ſtandhaften Eifer, daß es mit Worten nicht auszudrücken iſt. Unſere Thränen mögen davon ſprechen. O unverfälſchte Wahrheit, o unbefleckte Treue, o männlich reizende und edel einfältige Sitten, o theilnehmende Liebe an der Wohlfahrt des Nächſten, wo werdet ihr eine andere Bruſt, wie die ſeinige, finden? So war der Menſch —— den Dichter kennt ihr nur allzuwohl. Oft hat er eure Herzen mit ſüſſem Weh erfüllt, oft habt ihr ihn, in dieſem vollen Hauſe, mit verdientem Beyfalle, die reinſten Geſetze der ſchönſten Tugend predigen hören. Denn ſeine keuſche Muſe brauchte ihre himmliſche Leyer zu nichts, als zur Einflößung der edelſten Geſinnungen. Kein einziger unſittlicher, verderbter Gedanken, keine einzige Linie, die er ſterbend ausſtreichen zu können, hätte wünſchen dürfen! O möchte eure günſtige Beurtheilung dieſen Abend noch einen andern Lorbeer hinzuthun, ſein Grab damit zu ſchmücken! Jetzt, über Lob und Tadel erhaben, vernimmt er die ſchwache Stimme des menſchlichen Ruhms nicht mehr; wenn ihr aber denen, die er auf Erden am meiſten liebte, denen, welche ſeine fromme Vorſorge nunmehr entzogen iſt, mit welchen ſeine freygäbige Hand und ſein gutwilliges Herz, das wenige, was ihm das Glück zukommen ließ, theilte, wenn ihr dieſem Freunden durch eure Gütigkeit dasjenige verſchafft, was ſie nicht mehr von ihm empfangen können, ſo wird auch noch jetzt in jenen ſeligen Wohnungen, ſeine unſterbliche Seele Vergnügen über dieſe Großmuth empfinden;

Die letzten Zeilen zu verſtehen, muß man ſich aus dem Leben des Dichters erinnern, daß die von der Vorſtellung zukommenden Einkünfte, ſeinen Schweſtern in Schottland gegeben wurden.

IX.

Vorrede
zu
Diderots Theater,

1765.

Dieſes Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmſten Verfaſſern der berufenen Encyklopädie beſtehet aus zwey Stücken, die er als Beyſpiele einer neuen Gattung ausgearbeitet, und mit ſeinen Gedanken ſowohl über dieſe neue Gattung, als über andere wichtige Punkte der dramatiſchen Poeſie, und aller ihr untergeordneten Künſte, der Deklamation, der Pantomime, des Tanzes, begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geſchmack vermiſſen; und in dieſen überall den denkenden Kopf ſpüren, der die alten Wege weiter bahnet, und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl ſagen, daß ſich, nach dem Ariſtoteles, kein philoſophiſcherer Geiſt mit dem Theater abgegeben hat, als Er.

Daher ſieht er auch die Bühne ſeiner Nation bey weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher ſie unter uns die ſchaalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Prof. Gottſched iſt. Er geſtehet, daß ihre Dichter und Schauſpieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernet ſind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Anſtändigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etiquette hinauslaufen ꝛc.

Selten geneſen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewiſſer franzöſiſchen Muſter, als bis der Franzoſe ſelbſt dieſe Muſter zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird alſo darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener iſt, als das Genie in ſeine alte Rechte wieder einzuſetzen, aus welchen es die mißverſtandene Kunſt verdrenget; ob der Mann, der es zugeſtehet, daß das Theater weit ſtärkerer Eindrücke fähig iſt, als man von den berühmteſten Meiſterſtücken eines Corneille und Racine rühmen kann; ob dieſer Mann bey uns mehr Gehör finde, als er bey ſeinen Landsleuten gefunden hat.

Wenigſtens muß es geſchehen, wenn auch wir einſt zu den geſitteten Völkern gehören wollen, deren jedes ſeine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in ſolcher Hoffnung, der Ueberſetzung dieſes Werks unterzogen habe.

II.

Briefe,
die
neueſte Litteratur
betreffend.

Angefangen den 4ten Jenner 1759.

Einleitung.

Der Herr von N. ** ein verdienter Officier, und zugleich ein Mann von Geſchmack und Gelehrſamkeit, ward in der Schlacht bey Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr ** gebracht, und ſeine Wundärzte empfohlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langeweile und ein gewiſſer militariſcher Eckel vor politiſchen Neuigkeiten, trieben ihn, bey den ungern verlaſſenen Muſen eine angenehmere Beſchäftigung zu ſuchen. Er ſchrieb an einige von ſeinen Freunden in B ** und erſuchte ſie, ihm die Lücke, welche der Krieg in ſeine Kenntniß der neueſten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da ſie ihm unter keinem Vorwande dieſe Gefälligkeit abſchlagen konnten, ſo trugen ſie es dem Herrn Fll. auf, ſich der Ausführung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entſtanden, in die Hände gerathen, kann dem Publiko zu wiſſen oder nicht zu wiſſen, ſehr gleichgültig ſeyn. Ich theile ſie ihm mit, weil ich glaube, daß ſie manchem ſowohl von dem ſchreibenden, als leſenden Theile der ſogenannten Gelehrten, nützlich ſeyn können.

Ihre Anzahl iſt bereits beträchtlich, ob ſie gleich ihren Anfang nur vor drey oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherſtellung des Herrn von N. * * fortgeſetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt ſie drucken zu laſſen, wie und wenn ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichſten wöchentlich geſchehen könnte; und ich laſſe ihm ſeinen Willen.

Erſter Brief.

Etwas werden ſie freylich nachzuholen haben; aber nicht viel. Die zwey gefährlichen mühſamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und Vaterlande aufopfern müſſen, ſind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern geweſen. Gegen hundert Namen, — und hundert ſind noch zu wenig — die alle erſt in dieſem Kriege als Namen verdienſtvoller Helden bekannt geworden; gegen tauſend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geſchahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwarteſten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur ſehr wenige Werke ſchon bekannter Verfaſſer anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieſes von uns Deutſchen vor allen andern. Zwar hat der Krieg ſeine blutigſte Bühne unter uns aufgeſchlagen, und es iſt eine alte Klage, daß das allzunahe Geräuſch der Waffen, die Muſen verſcheucht. Verſcheucht es ſie nun aus einem Lande, wo ſie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo ſie ohnedem nicht die beſte Aufnahme erhielten, ſo können ſie auf eine ſehr lange Zeit verſcheucht bleiben. Der Friede wird ohne ſie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholiſchen Vergnügen begleitet, über verlorne Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieſer finſtern Ausſicht zurück. Man muß einen Soldaten ſein unentbehrliches Geſchäft durch die bejammernswürdigen Folgen deſſelben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem ſüſſen Traume unterhalten, daß in unſern geſittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Prozeß unter unabhängigen Häuptern iſt, der alle übrige Stände ungeſtöret läßt, und auf die Wiſſenſchaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue **Xenophons**, neue **Polybe** erwecket. Lieber will ich für Sie auch die leichteſten Spuren der unter uns noch wandelnden Muſen aufſüchen, und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachſpüren, aus welchen ſie, nicht längſt, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben ſcheinen.

Die Umſtände, unter welchen Sie dieſe Arbeit von mir verlangen, machen ſie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich ſtolz zu ſeyn Urſache habe. Kann ſich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerſtreuungen zu lindern, der ſie gern mit Ihnen getheilet hätte? ꝛc.

Zweyter Brief.

Wenigſtens iſt die Gelehrſamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichniſſe ſind nicht viel kleiner geworden; und unſere Ueberſetzer arbeiten noch friſch von der Fauſt weg.

Was haben ſie nicht ſchon alles überſetzt, und was werden ſie nicht noch überſetzen! Eben jetzt habe ich einen vor mir, der ſich an einen engliſchen Dichter — rathen Sie einmal an welchen! — gemacht hat. O Sie können es doch nicht errathen! — An Popen. *)

Und in Proſa hat er ihn überſetzt. Einen Dichter, deſſen großes, ich will nicht ſagen größtes, Verdienſt in dem war, was wir das Mechaniſche der Poeſie nennen; deſſen ganze Mühe dahin gieng, den reichſten, triftigſten Sinn in die wenigſten, wohlklingendſten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen ſolchen Dichter in Proſa zu überſetzen, heißt ihn ärger entſtellen, als man den

---

*) Herrn Alexander Pope ſämmtliche Werke ꝛc. Erſter Band; Altona bey D. Iverſen 1758. in 8vo.

Euklides entſtellen würde, wenn man ihn in Verſe überſetzte.

Es war auch ein bloſſer Buchhändlereinfall; wie der Ueberſetzer ſelbſt geſtehet. Und was geht es dieſen an, womit jener ihn Geld verdienen läßt, und ſelbſt Geld zu verdienen denket? Freylich ſollte ſo ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine beſcheidenere Sprache führen, als unſer Ueberſetzer des **Pope** führet. Er ſollte nicht ſagen: „Ich habe mir eingebildet, meinen Dichter völlig zu verſtehen, und „mich darauf verlaſſen, daß meine eigene kleine „Dichtergabe, ſo geringe ſie auch ſeyn mag, mir „zu Hülfe kommen würde, das Verſtandene ſo auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit „nicht zu viel verlören. —

Denn ie größer er ſich ſelbſt macht, deſto unbarmherziger wird ihm der Leſer ſein thörichtes Unternehmen aufmutzen, deſto höniſcher wird er ihm jeden Fehler vorwerfen, der ſeinem Eigenlobe widerſpricht Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, ſagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten beleſener Mann (a Scholar) ſey; und iſt gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich ſo ein Mann iſt. — Was meynen Sie wohl, daß aus dieſer feinen Anmerckung unter der Feder des Ueberſetzers geworden iſt? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler überſetzt und ſagt: „In der That iſt es ſehr unbillig, daß „man aus uns Schüler haben will, und dennoch „unwillig wird, wenn man uns als Schüler be„findet. *)

Pope vergleicht den **Virgil** mit ſeinem Muſter, dem **Theokrit**. Der Römer, ſagt er, übertrift den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und iſt ihm in nichts nachzuſehen, als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks. (ſimplicity and propriety of ſtyle) **Pope** meynet, daß der Styl in den meiſten Virgiliſchen Eklogen uneigentlicher, verblümter ſey, als in dem Theokritiſchen; und der Vorwurf iſt nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Ueberſetzer ausdrückt, iſt er es gänzlich. Er giebt nemlich Propriety durch **Richtigkeit**; und welcher Schriftſteller, ſelbſt keiner von den Alten ausgenommen, iſt dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctneſs) vorzuziehen? **)

Pope erzehlt die Geſchichte ſeiner Autorſchaft.

---

*) That people ſhould expect us to be Scholars, and yet be angry to find us ſo. In der Vorrede.

**) Abhandlung von der Schäferpoeſie 6. 7. der deutſchen Ueberſetzung.

Ich ſchrieb, ſagt er, weil es mich angenehm beſchäftigte; ich verbeſſerte, weil mir das Verbeſſern eben ſo viel Vergnügen machte, als das Schreiben; ich ließ drucken, weil man mir ſchmeichelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren Beyfall einen guten Namen *) verſchafte. — Der Ueberſetzer aber läßt ihn ſagen: „daß ich denen gefallen könnte, „denen ich zu gefallen wünſchte.“

Virgil, der ſich den **Theokrit** zum Muſter vorſtellt — ſagt **Pope**, und der Ueberſetzer: **Virgil** der den **Theokrit ausſchreibt.**

Dieſes ſind noch lange nicht alle Fehler, aus der bloſſen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoeſie, aus den erſten und leichteſten, nemlich proſaiſchen Stücken des erſten Bandes. **) Urtheilen Sie, wie es tiefer herein ausſehen mag!

Was der Ueberſetzer zur Entſchuldigung ſeiner oft undeutſchen Wortfügungen anführt; wie er ſich in dieſer Entſchuldigung verwirrt und ſich unvermerkt ſelbſt tadelt, iſt auf der 17ten Seite des Vorberichts luſtig zu leſen. Er verlangt, daß man, ihn zu verſtehen, die Kunſt zu leſen beſitze. Aber da dieſe Kunſt ſo gemein nicht iſt, ſo hätte er die Kunſt zu ſchreiben verſtehen ſollen. Und wehe der armen Kunſt zu leſen, wenn ihr vornehmſtes Geſchäft ſeyn muß, den **Wortverſtand** deutlich zu machen! ꝛc.

---

*) Such as it was a credit to please. In der Vorrede.

**) In dem Vorberichte verſpricht man die neun engliſchen Oktavbände in ſechs deutſche zu bringen, und in den erſten deutſchen die Hälfte des zweyten engliſchen mit zu faſſen. Am Ende aber hat man ſich anders beſonnen; und die Leſer erhalten nicht einmal den ganzen engliſchen erſten Band in dieſem erſten deutſchen; denn es fehlet ihm noch der Epilogus zu Rowe's Jane Shore.

Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, deſſen guter Wille uns nun ſchon den zweyten engliſchen Dichter verdorben hat? —— **Verdorben** klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuſchten Leſers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von **Palthen** Ueberſetzung der Thomſonſchen Jahrszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Geſichte gekommen ſeyn. Nur ein Wort von ſeinen **Fabeln des Gay.** *)

Ein guter Fabeldichter iſt Gay überhaupt nicht, wenn man ſeine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunſtrichter aus den beſten Fabeln des **Aeſopus** abſtrahiret haben. Bloß ſeine ſtarke Moral, ſeine feine Satyre, ſeine übrigen poetiſchen Talente machen ihn, trotz jenen Regeln, zu einem guten Schriftſteller.

---

*) Hamburg und Leipzig bey Grund und Holle 1758. in 8vo.

Schade um ſo vielmehr, daß ſo manche feine Satyre dem Ueberſetzer unter der Arbeit verflogen iſt! Und es muß eine ſehr eilfertige Arbeit geweſen ſeyn! Sehr oft hat er ſich auch nicht die Zeit genommen, die Worte ſeines Originals recht anzuſehen. Wenn Gay ſagt:

The Miſer trembling lok'd his cheſt;

(der Geitzhals verſchloß zitternd ſeine Kaſten) ſo ſieht er lock'd für look'd an, und überſetzt: der Geitzhals blickte zitternd auf ſeinen Kaſten. *)

Das engliſche Kameleon rühmt ſich, es habe eines jeden Höflings Leidenſchaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's paſſion,

Und das deutſche ſagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenſchaft zu berühren. Dieſes folglich iſt kaum halb ſo geſchickt als jenes. Verſtehen etwa die deutſchen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation? **)

Gay beſchreibt ein unglückliches Ehepaar. Er der Mann, ſagt er, ***) liebt das Befehlen; und die Frau das Widerſprechen. Sich ſclaviſch zu unterwerfen, iſt durchaus nicht ihre Sache. Sie will

---

*) VI. Fabel. **) II. Fabel. ***) XII. Fabel.

ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug iſt ungemein fein, und eine richtige Bemerkung, Sie werden krank, die lieben eigenſinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut was ſie haben wollen. — Nun ſehen Sie, was der Herr von **Palthen** daraus macht: „Sie will entweder „ihren Willen haben, oder auch umwechſelnd die „Herrſchaft führen. — O dreymal Glücklicher, deſſen Gattin ſich mit dem letztern begnügt!

Die kleinſten Partikeln werden oft unſerm Ueberſetzer zum Anſtoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdrieſſen, daß ich mich mit ſolchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverſchämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns, geht. Ein gewiſſer **C. G. Bergmann** hat **Bolingbroks** Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geſchichte überſetzt, *) und er iſt es, von dem man ſagen kann, daß er alles, was die Welt noch bis jetzt von elenden Ueberſetzern geſehen hat, unendlich weit zurück läſſet. — Ich muß den Beweiß verſparen. Er fordert mehr Raum als mir übrig iſt.

---

*) Leipzig, bey Lankiſchens Erben in groß 8vo 1758.

Vierter Brief.

Unſere Ueberſetzer verſtehen ſelten die Sprache; ſie wollen ſie erſt verſtehen lernen; ſie überſetzen ſich zu üben, und ſind klug genug, ſich ihre Uebungen bezahlen zu laſſen. Am wenigſten aber ſind ſie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären ſie hierzu nicht ganz unfähig, ſo würden ſie es faſt immer, aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo ſie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigſtens geſchieht es durch dieſe etwanige Fähigkeit, daß ihr Leſer oft mehrere als nur die gröbſten bemerkt; und die folgenden des Herrn **Bergmanns** ſind gewiß nicht erſt durch die ängſtliche Zuſammenhaltung des Originals, entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar ſelbſt durch ihre Studien weder weiſer noch beſſer werden, andere aber in den Stand ſetzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nützlichern Abſichten zu ſtudiren, von den Herausgebern verlegener Handſchriften, den Wortforſchern u. ſ. w. redet, gedenkt mit Beyfall eines Gelehrten, den man einſt in der Kirche, in ſeiner Kapelle, unter der ſtückweiſen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bey frommen Leuten nicht ungewöhnlich iſt, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexiconsmachern verſehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieſes *)mit folgender Ueberſetzung: „Ich billige daher die Andacht eines gelehrten Mannes aus der „chriſtlichen Kirche gar ſehr, der in ſeiner Kapelle „vergeſſen hatte, ſich mit Gott zu beſchäftigen, wie „es bey andächtigen Perſonen gar nichts unerhörtes iſt, und der unter andern beſondern Dankſagungen, wodurch er ſich gegen die Gütigkeit Gottes erkenntlich bezeigte, der Welt Wörterbücher verſchafte.“ — So viel Zeilen, ſo viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in ſeiner philoſophiſchen Laune fort; Dieſe Leute wollen eben ſo gern berühmt ſeyn, als andere von größeren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, ſo gut ſie ihnen Gott verliehen hat ꝛc. Sie verdienen Aufmunterung, ſo lange ſie nur bloß zuſammentragen, und weder dabey witzig ſeyn, noch vernünfteln wollen. **) —

---

*) I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Chriſt-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Perſons are apt to do, and amongſt other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodneſs, in furniſhing the world with Makers of Dictionaries. *Letter* 1. *p.* 6.

**) Theſe men *court* fame, as well as their betters, by

Und **Bergmann** fährt fort, zu verhunzen: „Dieſe „Leute **erwerben** ſich Ruhm ſo wohl als ſolche, „die höher ſind als ſie, durch diejenigen Mittel, ſo „ihnen Gott gegeben hat, denſelben zu erlangen ꝛc. „Sie verdienen aber dennoch Aufmunterung, **weil** „ſie beſtändig zuſammen tragen, und weder auf „Witz noch Vernunft Anſpruch machen.

Bolingbroke vergleicht die Syſteme der alten Zeitrechnung und Geſchichte mit bezauberten Schlöſſern. Sie ſcheinen ſagt er, etwas zu ſeyn, und ſind nichts als Phantome; löſe die Bezauberung auf, (diſſolve the charm) und ſie verſchwinden aus dem Geſichte, wie jene. — Hat ihn **Bergmann** verſtanden? „Alle dieſe Syſteme, läßt er ihn ſagen, ſind ſo viele bezauberte Schlöſſer; ſie erſcheinen „als etwas, und ſind nichts als Erſcheinungen. „**Ihre Reitze fliegen gleich dieſen auseinander,** „**und verſchwinden aus unſerm Geſichte.**

O **Bergmann** iſt ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper laſſen verſchwinden, was bloß dazu ſeyn ſchien. **Bergmann** macht ſein hocus pocus,

---

ſuch means as God has given them to acquire it — They deſerve encouragement, however, whilſt they continue to compile, and neither affect wit, or preſume to reaſon.

und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, ſind weg! Ohne alle Spur, weg!

Das allertollſte aber iſt dieſes, daß er —— —— (wie ſoll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem **Hudibras** borgen) daß er ſeinem Autor **die Krätze giebt, um ihn reiben zu können.** Das iſt: er verſteht ihn unrecht, und ſtraft ihn in gelehrten Anmerkungen, wegen einer Ungereimtheit, die er ſelbſt in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in ſeinem dritten Briefe von der Bibel, als einer Quelle der Geſchichte betrachtet. Er kömmt auf die ſogenannte Ueberſetzung der ſiebenzig Dollmetſcher, und ſagt: Die helleniſtiſchen Juden, erzehlten von dieſer Ueberſetzung, um ſie in Anſehen zu bringen, ja gar zu heiligen, eben ſo viel wunderbare Dinge, als die andern Juden von dem **Esra**, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfieng, und von **Simon** dem Gerechten erzehlt hatten, welcher dieſen Kanon zu Ende brachte. Dieſe heiligen Romane, fährt **Bolingbroke** fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geſchichte; die Väter unſerer chriſtlichen Kirche lieſſen es ſich nicht zuwider ſeyn, Gebrauch davon zu machen. Der heil. **Hieronymus** ꝛc. ꝛc. Dieſe heiligen Romane? Was nennt

Bolingbroke ſo? Was ſonſt, als die frommen Mährchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will ſein elender Ueberſetzer, daß er unter dieſen Romanen die heiligen Bücher ſelbſt, und nicht die jüdiſchen Fabeln von ihrer Erhaltung, und ihrer Verdolmetſchung verſtehe. „Hier ſieht man, ruft er lächerlich aus, „die Folgerung des Verfaſſers! „Er hatte vorher ganz und gar nicht beweiſen können, daß die bibliſchen Bücher nicht ſchon da geweſen wären, oder daß ſie verfälſcht worden, jetzt „aber nennt er ſie heilige Romanen, ohne uns zu „ſagen, wodurch ſie ſich in Romanen hätten verwandeln können ꝛc.

Poſſen! Wir wiſſen es freylich, daß **Bolingbroke** oft ziemlich cavalierement von der Bibel ſpricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verſpare wenigſtens ſein Kollegium auf eine andere Stelle.

Und nun ſagen Sie mir, iſt das deutſche Publikum nicht zu bedauern? Ein **Bolingbroke** fällt unter die Hände ſeiner Knaben; ſie ſchreyen Kahlkopf über ihn, die Kahlkinne! Will denn kein Bär hervor kommen, und dieſe Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Engliſche nicht wiſſen; er muß gar nichts wiſſen. Wenn **Bolingbroke** ſagt: die Chronologie iſt eine von den Wiſſenſchaften, welche bloß a limine ſalutandæ ſind; ſo macht iener daraus: welche man ſchon von weitem „empfangen muß. Wenn **Bolingbroke** von dem Kanon des **Marshams** redet, redet jener von **Marshams** Sätzen, und muß nicht wiſſen, daß das Buch dieſes Gelehrten hier gemeint wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn **Bolingbroke** von dem Kanon der heiligen Bücher ſpricht, macht jener die **Ordnung** der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wiſſen, was Herr **Bergmann** ſtudierte? Ob die Theologie?

Schade, daß ſich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf, als die Kirche! Wäre es ſonſt nicht billig, daß man die Handlung, welche dieſe jämmerliche Ueberſetzung drucken laſſen, mit Gewalt anhielte, uns eine beſſere zu liefern, und jene ins Makulatur zu werfen? Sie müßte ſich des Schadens wegen an den Ueberſetzer halten können.

Fünfter Brief.

Der Ueberſetzer des Gay hat ſich zu gleicher Zeit auch als Verfaſſer gezeigt, und **Verſuche zu vergnügen**, *) herausgeben.

---

*) Erſte Sammlung. Roſtock und Wismar bey Berger

Ich denke ſo: mir nützlich zu ſeyn, möchte man ſo oft und viel verſuchen, als man nur immer wollte; wenn ich nur die Verſuche mich zu vergnügen verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierſtuben an uns lernen!

Der **Lenz** des **Herr von Palthen** ſcheinet eine Sammlung von alle dem zu ſeyn, was er bey Ueberſetzung des **Thomſonſchen** Frühlings, ſchlechterers gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die **Thomſon** und **Kleiſt**, und ſelbſt Zachariä verſchmähet haben. Er mahlt Mücken, *) und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüſſe mahle! Doch nicht genug, daß er ſeine Gegenſtände ſo klein wählt; er ſcheint auch eine eigne Luſt an ſchmutzigen und eckeln zu haben. — Die aufgeſchürtzte Bauermagd mit Blutdurchſtrömeten Wangen, und derben ſich zeigenden Waden, wie ſie am abgeſpannten Leiterwagen

---

und Bödner 1758. groß 8vo. Enthält 1) Der Lenz. 2) Ueberſetzung des zweyten Buchs des Palingenius. 3) Projekt, ein immerwährenden Frieden zu unterhalten. 4) Petrarchs Leben in einem Sendſchreiben an die Nachwelt von ihm ſelbſt. 5) Lieder des Horaz. 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles flottantes. 6) Leben des Johann Philipp Palthenius.

*) Seite 14.

ſtehet, mit zackigter Gabel den Miſt darauf zu ſchlagen. — Der erhitzte brüllende Stier, mit der breiten Bruſt, und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht ſtehende Geliebte verfolgt, biß er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über ſie herſtürzt und unwiderſtehlich ſie hält. — Der Ackersmann, der ſein ſchmutziges Tuch löſet, woraus er ſchmierigen Speck und ſchwarzes Brod hervor ziehet. — Die grunzende Sau, mit den fleckigten ſaubern Ferkeln. — Der feurige Schmatz einer Galathee. — Zu viel, zu viel Ingredienzen für Ein Vomitiv!

Hier iſt eine Herzſtärkung! Ein Projekt zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzſtärkung für mich; werden ſie ſagen. „Der Mann „will mir das Handwerk legen! — Ach nicht doch! Er meynt es ſo böſe nicht. Sein Haupteinfall iſt dieſer: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, deſſen Ausſpruch ſich alle europäiſche Staaten gefallen lieſſen. — Merken Sie nun, daß der **Herr von Palthen** ein Rechtsgelehrter iſt? Aber, als jener alte Officier ſeinen Vorſchlag zur Verkürzung der Prozeſſe that, und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth ſich der Officier auch? — Doch dieſes ey Seite! Wenn ſich nun unter den europäiſchen

Mächten Halsſtarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leiſten ſich weigerten? Wie da? O der Herr von Palthen hat vollſtreckende Völker, er hat militariſche Exekution. Hat er die? Nun wohl, ſo hat er Krieg; und Sie ſollen zeitig genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald geſund!

Was ſoll ich Ihnen von ſeinen drey erſten Oden des Horaz ſagen? Gleich vom Anfange heißt es:

Und wenn ihr Wagen ohne Fehl
Mit heiſſer Achs zum Ziel gelanget.

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigſte. Sie mußten um das Ziel herum! —— Laſſen Sie uns nicht weiter leſen.

Und wie oft zeiget der Herr von Palthen, ich weiß nicht, welche eingeſchränkte Kenntniße! : : Petrarch ſagt von ſich: *) „Ich habe nie an Schmauſen ein Vergnügen gefunden, ſondern habe bey „mäßiger Koſt und gewöhnlichen Speiſen ein vergnügteres Leben geführt, als alle Nachfolger des „Apicius. Und der Herr v. P. ſetzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier auf den Apicius „Caelius gezielet, welcher zehn Bücher von der „Kochkunſt geſchrieben ꝛc. —— Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer ſeyn? Er hätte, wie bekannt,

---

*) S. 89.

einen ganz andern **Apicius** hier anführen ſollen, und würde unter drey berühmten Schlemmern dieſes Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Proiekt **des Abts von St. Pierre** zu einem beſtändigen Frieden, ſagt der Herr v. P., ſey ihm nicht zu Geſichte gekommen. Die ganze Welt kennt es. Es iſt unendlich ſinnreicher als ſeines, und läuft auf eine proportionirliche Herabſetzung der Kriegsheere aller europäiſchen Staaten hinaus.

Sechster Brief.

Sie haben Recht; dergleichen ſchlechte Ueberſetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, ſind unter der Kritik. Es iſt aber doch gut, wenn ſich die Kritik dann und wann zu ihnen herabläßt; denn der Schade, den ſie ſtiften, iſt unbeſchreiblich. — Wenn durch eine große, wunderbare Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die deutſch geſchriebenen ausgenommen, untergiengen; welch eine erbärmliche Figur würden die **Virgile** und **Horaze**, die **Schaftesburys** und **Bolingbroks** bey der Nachwelt machen!

Oder meynen Sie, daß bey einem ſo allgemeinen Schiffbruche der Wiſſenſchaften, die deutſche Gelehrſamkeit nur immerhin auch mit verſinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilet! Man verachtet keinen Baum wegen ſeiner unanſehnlichen Blüte, wenn er wegen ſeiner Frucht zu ſchätzen iſt. Unſere ſchönen Wiſſenſchaften würden zu vergeſſen ſeyn; aber unſere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdenn an die Stelle der großen Ausländer, und der noch größern Alten tretten müßten und könnten! **Klopſtock** würde **Homer**; **Kramer**, **Pindar**; **Uz**, **Horatz**; **Gleim**, **Anakreon**; **Geßner**, **Theokrit**; **Wieland**, **Lukrez**; —

Wieland, **Lukrez**? So geht es, wenn man träumet! Es finden ſich im Traume Dinge oft wieder zuſammen, die man ſeit vielen Jahren, nicht mit einander gedacht hat. Herr **Wieland** hätte es längſt gern aus unſerm Gedächtniß vertilgt, daß er der Verfaſſer der **Natur der Dinge** iſt, und aus dem meinigen ſchien es auch wirklich vertilgt zu ſeyn. —

Erlauben Sie mir, Ihnen von dieſem Manne, der ohne Widerrede einer der ſchönſten Geiſter unter uns iſt, mehr zu ſagen; ich mag zu meinem vorige Gegenſtande nicht zurückkehren. Denn warum ſchriebe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle geſpielt haben, als Herr **Wieland**. Ich mag es nicht wieder erzehlen, was Leute, die ihn in K** B** perſönlich gekannt haben, von ihm zu erzehlen wiſſen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftſtellers an? Ich halte nichts davon, aus dieſem die Erläuterungen ſeiner Werke herzuholen. So viel iſt unwiderſprechlich, daß jenes Lehrgedicht, und die **moraliſchen Briefe** uns den Herrn **Wieland** auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betretten beliebt hat. Wenn dieſe Veränderung durch innere Triebfedern, (mich plump auszudrücken) durch den eigenen Mechaniſmus ſeiner Seele erfolgt iſt; ſo werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Iſt ſie aber durch äuſſere Umſtände veranlaßt worden, hat er ſich aus Abſichten, mit Gewalt in ſeine jetzige Denkungsart verſetzen müſſen, ſo bedauere ich ihn aus dem Innerſten meiner Seele. —

Sie wiſſen es ſchon zum Theil, wie ſchlecht er ſich gegen den Herrn **Utz** aufgeführet hat. — Herr **Utz**, nach der Freyheit, zu der jeder ſeines gleichen berechtiget iſt, erklärte ſich wider eine gewiſſe Art von Dichtern; Herr **Wieland** hielt ſich beleidiget, und anſtatt ſeinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftſtellers anzugreifen, fiel er mit ſo frommer Galle, mit einem ſo pietiſtiſchen Stolze auf den moraliſchen Karakter deſſelben; brauchte ſo hämiſche Waffen; verrieth ſo viel Haß, einen ſo verabſcheuungswürdigen Verfolgungsgeiſt,*) daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entſetzen darüber befallen mußte.

Er hatte ſogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug ſeiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieſer fand auch hier Gelegenheit, ſeine edle Mäßigung, ſeine philoſophiſche Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel iſt er allein Urſache, daß Herr **Wieland** in der Sammlung ſeiner **proſaiſchen Schriften**, aus der Zuſchrift der Empfindungen des Chriſten, die härteſte Stelle weggelaſſen hat.

Ich ſende Ihnen hier dieſe **Sammlung**,**) in welcher Sie manchen neuen Aufſatz finden werden. Sie müſſen ſie alle leſen: denn wenn man einen **Wieland** nicht leſen wollte, weil man dieſes und jenes an ihm auszuſetzen findet; welchen von unſern Schriftſtellern würde man denn leſen wollen?

---

*) In der letzten ſeiner Sympathien; und hernach in der Zuſchrift ſeiner Empfindungen eines Chriſten, an den Herrn Oberconſiſtorialrath Sack.

**) Zürich, bey Orell und Comp. 1758. in drey Theilen. Enthält I. 1) Sympathien, 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe, 3) Geſicht von einer Welt unſchuldiger Menſchen. II. 1) Empfindungen des Chriſten. 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3) Betrachtungen über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1)

Siebenter Brief.

Auch mir ſind unter den **Wielandiſchen Schriften** die **Empfindungen des Chriſten** das anſtößigſte geweſen.

Empfindungen des Chriſten, heiſſen Empfindungen, die ein jeder Chriſt haben kann, und haben ſoll. Und von dieſer Art ſind die **Wielandiſchen** nicht. Es können aufs höchſte Empfindungen eines Chriſten ſeyn; eines Chriſten nemlich, der zu gleicher Zeit ein witziger Kopf iſt, und zwar ein witziger Kopf, der ſeine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre Geheimniſſe zu Gegenſtänden des **ſchönen Denkens** macht. Gelingt es ihm nun hiermit, ſo wird er ſich in ſeine verſchönerte Geheimniſſe verlieben, ein ſüſſer Enthuſiaſmus wird ſich ſeiner bemeiſtern, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernſte anfangen zu glauben, daß dieſer Enthuſiaſmus das wahre Gefühl der Religion ſey.

Iſt er es aber? Und iſt es wahrſcheinlich, daß ein Menſch, der den Erlöſer am Kreuze denket, wirklich das dabey denket, was er dabey denken ſollte,

---

Betrachtungen über den Menſchen. 2) Geſicht des Mirza. 3) Zwey Selbſtgeſpräche eines tugendhaften Heiden. 4. Plan einer Academie, zur Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute. 5) Geſpräch des Socrates von der ſcheinbaren und wahren Schönheit.

wenn er ſeine Andacht auf die Flügel der Horaziſchen Ode ſetzt und anhebt: „Wo iſt mein entzückter Geiſt? Welch ein furchtbares Geſicht um mich her! — Schwarze Finſterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne iſt erloſchen, die verlaſſene Natur ſeufzt; ihr Seufzen bebet gleich dem ſchwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesſtille. — Was ſeh ich? Erbleichte Seraphim ſchweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie ſchauen mit gefaltenen Händen, wie erſtarret herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlitz in ſchwarze Wolken. — O des bangen Geſichts! Ich ſehe, ich ſehe den Altar der Verſöhnung, und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet. — *)

Schön! — Aber ſind das Empfindungen? Sind Ausſchweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo dieſe ſo geſchäftig iſt, da iſt ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefſinnige Geiſter gab, und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphiloſophiren, weil ſie ihr philoſophiſches Syſtem darein verweben wollen: ſo giebt es nun auch ſchöne Geiſter, die uns eben dieſe Religion wegwitzeln,

---

*) Empfindungen XIV. S. 99.

damit ihre geiſtlichen Schriften auch zugleich amüſiren können.

Der Ton der Pſalmen, welchen die Empfindungen des Herrn **Wielands** oft annehmen, hat mich an **Peterſens Stimmen aus Zion** wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwiſchen **Peterſen** und **Wielanden** würde dieſem auf keine Weiſe ſchimpflich ſeyn. **Peterſen** war ein ſehr gelehrter und ſinnreicher Mann, und kein gemeines poetiſches Genie. Seine **Uranias** iſt voll treflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe ſagen, als daß Leibnitz ſie zu verbeſſern würdigte, nachdem er ſelbſt den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erſtgedachten **Stimmen** ſind hundert proſaiſche Lieder, die er ſelbſt **Pſalmen** nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

Drey und vierzigſter Pſalm.

„Wie iſt die Welt doch ſo überweiſe worden! Wie „hat ſich die Magd über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleiſches wafnet ſich gegen „die göttliche Einfalt; und die Vernunft ficht wi„der den Glauben.

„Die Weltweisheit ſetzet ſich gegen die göttliche

„Thorheit; ſie meiſtert Gottes Weisheit und verfälſcht ſein groſſes Wort.

„Sie iſt gar zu weiſe zum Himmelreich; darum „kommen ſie auch nicht dahin, wohin die Kinder „kommen ꝛc.

Zwey und achtzigſter Pſalm.

„Brüder! Laſſet uns hingehen, und unſer Leben „laſſen! Die Wahrheit iſt wohl werth, daß wir ſie „bis in den Tod bekennen!

„Es iſt der treue und wahrhafte Zeuge vor uns „hergegangen. Er hat ein gut Bekenntniß bekannt „vor Pontio Pilato. Er mußte auch ſterben, als „ein Verführer —

„Gott ſey Dank, daß wir nicht leben, wie die „Uebelthäter! Wir haben zwar unſerm Gott geſündiget, aber nicht der Welt.

„Es iſt recht und billig, daß uns unſer Vater „züchtiget; es iſt recht, daß er dieſen Leib zerbricht.

„Wir müſſen doch einmal unſere Hütten ablegen; warum nicht jetzt, da wir noch mit unſerm „Tode preiſen unſern Gott?

„So wiſſen wir auch, daß der Tod ſeiner Heiligen bey ihm hochgeachtet ſey, und daß er ihm „ſeine Lieblinge nicht nehmen laſſe —

„Brüder! laſſet uns nicht fürchten, wie die
„Heyden und Sünder pflegen. Furcht iſt nicht in
„der Liebe und in dem Glauben zu unſern Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, ſo wol-
„len wir nun auch dem Herrn ſterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Waſſer ge-
„hen; er wird uns nicht ungetröſtet, noch ungeſtärkt
„laſſen.

„Siehe! Wir ſehen ihn, o wie freundlich iſt er
„uns! Er führet uns über den Tod! Halleluja! —“

Was ſagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn **Wielands** (ſeine Anbeter; er hat dergleichen) auffordern, mir erhabenere und pathetiſchere Stellen in ſeinen ganzen **Empfindungen** zu zeigen? Herr **Wieland** iſt reich an Blühmchen, an poetiſchen Geſchwätze; **Peterſen** an ſtarken Gedanken, an groſſen Geſinnungen; ohne Zwang, ohne Schwulſt. Beyde haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß ſie **Peterſen** in ihrer edeln Einfalt gelaſſen, **Wieland** aber durch affektierte Tiefſinnigkeiten, durch profane Alluſionen, verunſtaltet hat.

Und gleichwohl ſind **Peterſens** Stimmen gar bald verachtet, und vergeſſen worden. Denn **Peterſen** war ein Schwärmer!

Achter Brief.

Ich habe über des Herrn Wielands Plan einer Akademie zur Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute, einige Anmerkungen gemacht, die ich niederſchreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bey ſeinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Dieſe, ſagt er, ſetzten die Erziehung hauptſächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder dieſe noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Abſicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was ſie καλοκαγαθια nennten, in welchem Worte ſie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freyen und edeln Menſchen von einem Sklaven und menſchenähnlichen Thiere unterſcheiden, alle Eigenſchaften und Geſchicklichkeiten welche den Menſchen erhöhen, verſchönern und zur Ausführung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieſer Abſicht, welche allein der menſchlichen Natur würdig iſt, flößte man der Jugend ſo früh als möglich den Geſchmack am Schönen und Guten, nebſt den beſten moraliſchen und politiſchen

Geſinnungen ein; in dieſem Geſichtspunkte ſtudierte man mit ihnen den **Homer**, und ſchmückte ihr Gedächtniß mit den weiſeſten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philoſophen der älteſten Griechen waren ꝛc. — *)

Ich will vors erſte bey einer Kleinigkeit ſtehen bleiben. Was Herr **Wieland** hier von dem **Homer** ſagt, das hat ſeine Abſichten, und der Leſer ſoll die Anwendung davon ſelbſt machen. Er ſoll bey ſich denken: Da es uns, Gott ſey Dank! auch nicht an **Homeren** fehlt, warum werden denn nicht auch unſere **Homere** in dieſer Abſicht mit der Jugend geleſen?

Aber ehe ich mir ſelbſt dieſe Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn **Wieland** mit einer andern beſchwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, ſeine hiſtoriſche Richtigkeit? Iſt es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem **Homer** und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde **Homer**, ich will nicht ſagen durchgängig, ſondern nur von allen denen unter ihnen verſtanden, welchen das Beywort καλοκαγαθοῖς zukam?

Erinnern Sie ſich, würde ich gegen den Herrn

---

*) Im dritten Theile. S. 141.

Wieland fortfahren, was uns **Xenophon** von dem Sokrates erzehlet, *) Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in ſeinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie gieng es ihm damit? Er berief ſich z. E. wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitele, nur zeitverkürzende und ſchädliche Beſchäftigungen rechnete, auf den Ausſpruch des **Heſiodus**:

Ἐργον δ' οὐδεν ὀνειδος, ἀεργιη δε τ' ὀνειδος.

Keine Arbeit, ſondern allein der Müßiggang iſt ſchimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Rathgeber nützlich ſeyn könnten, ſich müßten gefallen laſſen, zu gehorchen, und führte in dieſer Abſicht das Betragen des **Ulyſſes** an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, ſagt **Homer**, **) ſprach **Ulyſſes** mit freundlichen Worten zu, wo ſich aber ein Geringerer unnütze machte, den ſchlug er mit ſeinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu ſeyn:

Δαιμονί, ἀτρεμας ἧσο, και ἀλλων μυθον ἀκυε,
Οἱ σεο φερτεροι εἰσι, συ δ' ἀπτολεμος και ἀναλκις
Ουτε ποτ' ἐν πολεμῳ εναριθμιος, οὐτ' ἐνι βυλῃ.)

---

*) Im erſten Buche ſeiner denkwürdigen Reden des Sokrates.

**) Im 2ten Buche der Ilias, v. 189. u. f.

Was machten die Ankläger des Sokrates aus dieſen Stellen? Sagten ſie nicht, daß ſie gefährliche Lehren enthielten? Daß **Heſiodus** alle Beſchäftigungen billige, ſie möchten noch ſo ungerecht und ſchimpflich ſeyn, wenn ſie nur einträglich wären? Daß **Homer** die geringern und ärmern Leute zu ſchlagen rathe? Und wer waren des **Sokrates** Ankläger? Vielleicht die Unwiſſendeſten in ganz Athen? Gewiß nicht. **Melitus** wenigſtens war nur deswegen wider den **Sokrates** ſo aufgebracht, weil ihm **Sokrates** die Dichter, ſeine Lieblinge, nicht genug zu ſchätzen ſchien. Er war alſo einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch ſagen, daß er dieſe Mißdeutungen nicht ſowohl aus Unwiſſenheit, als aus Bosheit gemacht habe, ſo bedenke man wenigſtens, was er dabey für Richter voraus ſetzte; und ob dieſe Richter Leute ſeyn durften, mit welchen man in der Jugend den **Homer**, nach moraliſchen Abſichten, geleſen hatte? —

Neunter Brief.

So iſt es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunſt ſind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben ſo rar, als die wahren Dichter ſelbſt geweſen. **Homer** ward eben ſo wenig von allen Griechen verſtanden, als **Klopſtock** von allen Deutſchen. Ich ſage **Klopſtock**, und wenn Sie meynen, daß **Bodmer** dem **Homer** näher komme, ſo ſetzen Sie **Bodmern** an ſeine Stelle. —

Jetzt erlauben Sie mir[*], in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Hrn. **Wielands** fortzufahren. Die wichtigſten werde ich von unſerm gemeinſchaftlichen Freunde, dem Hrn. D. entlehnen. —

Den ſchönen und großen Begriff, welchen uns Hr. **W.** von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den überhaupt herhaben? Er ſagt zwar: „So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, „die ich bey Leſung ihrer Scribenten gemacht." — Allein, ich beſorge, ſein Gedächtniß hat ihm hier einen übeln Streich geſpielt. Wenigſtens beweiſet die Stelle des **Xenophon**, auf die er ſich beruft, das gar nicht, was ſie beweiſen ſoll.

Die Philoſophie, ſagt Hr. **W.**, wurde von den Griechen für das nöthigſte und weſentlichſte Stück der Unterweiſung gehalten. — Ja! aber was für eine Philoſophie? War es wirklich die, „welche uns „lehret, was edel oder niederträchtig, was recht „oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit ſey? „Was die Religion, was die menſchliche Geſell„ſchaft, was der Staat in dem wir leben, was alle „unſere übrigen Verhältniſſe von uns fordern?

„Nichts weniger! Es war eine Philoſophie, quæ ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebat, *) eine Philoſophie, welche **Ariſtoteles** hernach unter dem Namen der **exoteriſchen**, von der wahren Philoſophie gänzlich abſonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophiſten.

Mit dieſer moraliſchen und bürgerlichen Philoſophie, fähret Hr. **W.** fort, verband man die ſchönen Künſte, insbeſondere die Beredſamkeit. — Auch dieſes kann mit der hiſtoriſchen Wahrheit nicht beſtehen. Die Griechen ſtudierten die Philoſophie nur in Abſicht auf die Beredſamkeit, und dieſer einzigen Kunſt waren alle übrige Wiſſenſchaften untergeordnet. Selbſt **Alcibiades**, **Xenophon** ſagt es mit ausdrücklichen Worten, — hielt ſich nicht zum **Sokrates** um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunſt zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher **Sokrates** ein ſo großer Meiſter war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede iſt, welche Philoſophen von Profeßion werden wollten, verſteht ſich von ſelbſt.

Es kann kein Vertrauen gegen den Hrn. **W.** erwecken, wenn man offenbar ſieht, daß er ſeinen Leſern nur Staub in die Augen ſtreuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht. Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftsburyſchen Begriff eines **Virtuoſen**, durch ihr καλοι καγαθοι ausgedruckt hätten. Ich wäre ſehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieſes καλος καγαθος etwas anders bedeute, als was wir einen **hübſchen guten Mann** heiſſen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem **Plato**, wo **Sokrates** den jungen **Theages** fragt: τι οὖν; οὐκ ἐδιδαξατο σε ὁ πατηρ και ἐπαιδευσεν ἁπερ ἐνθαδε οἱ ἀλλοι παιδευονται, οἱ των καλων καγαθων πατερων ὑιεις; οἷον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και την ἀλλην αγωνιαν; Können hier καλοι καγαθοι Virtuoſen heiſſen? Und was lieſſen dergleichen Virtuoſen ihre Söhne lernen? Leſen und ſchreiben, auf der Zitter ſpielen, ringen und andere körperliche Uebungen.

---

*) A. Gellius. XX. 5.

Doch es möchte ſeyn; Herr **Wieland** möchte immerhin, uns die alte griechiſche Erziehung noch ſo ſehr verſchönern, wenn man nur ſehen könnte, was er ſelbſt in ſeinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die ſchönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geſchöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anſchlag. Nach dieſen hiſtoriſchen Prämiſſen, wie er ſie nennet, ſpeiſet er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längſt bekannt, und zum Theil recht herzlich ſeichte ſind. z. E.

Er ſagt: *) „Es ſoll von einem Kenner der „Wiſſenſchaften die Ordnung beſtimmt werden, nach „welcher die verſchiednen Diſciplinen und Studien, „mit der Jugend getrieben werden ſollen; damit „das, was ſie zuerſt lernen, allezeit das Fundament zu dem folgenden abgebe.“ — Wer mit den Wiſſenſchaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieſer eingebildeten Ordnung eine Grille iſt. Alle Wiſſenſchaften reichen ſich einander Grundſätze dar, und müſſen entweder zugleich, oder eine iede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik, oder die Kunſt zu denken, ſollte man glauben, müſſe billig vor allen andern Wiſſenſchaften vorangehen; allein ſie ſupponiert die Pſychologie; dieſe die Phyſik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Hr. **Wieland** ganz und gar, und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung derſelben. Hier, ſagt unſer D. möchte ich ihn wohl fragen, ob er iemals den **Baco** geleſen? Ob er geſehen, wie ſehr dieſer Weltweiſe eine Wiſſenſchaft erhebt, in welcher die allgemeine Gründe aller menſchlichen Erkenntniß gelehrt werden? Ob er eine beſſere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus beſondern Wiſſenſchaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abſtrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf beſondere Fälle mit Nutzen anwenden lehret, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den Verſtand aufkläret, und den Weg zu großen und nützlichen Erfindungen bahnet? Ich will der jetzigen Ontologie, fährt unſer Freund fort, nicht das Wort ſprechen. So wie ſie in unſern philoſophiſchen Büchern abgehandelt wird, iſt ſie für junge Leute zu hoch. Wenn ſie aber der Lehrer wohl ſtudieret hat, und bey dem Vortrage einer beſondern Wiſſenſchaft allezeit ſein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die ſich daraus abſondern laſſen; ſo wird er die Ausſichten ſeiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichſam wie unter der Aſche glimmet. Eine jede Wiſſenſchaft in ihrem engen Bezirke eingeſchränkt, kann weder die Seele beſſern, noch den Menſchen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit ſich bey einem jeden Vorfalle ſchnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur dieſe bildet den großen Geiſt, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wiſſenſchaften und Künſten.

---

*) III. Theil, S. 128.

Zehnter Brief.

Herr **Wieland** verſpricht uns ſeine beſten und überlegteſten Gedancken von der Unterweiſung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß ſich während der Arbeit beſonnen haben, daß auch ſeine ſchlechtern und übereilten Gedancken für die Deutſchen ſchon gut genug wären. Die patriotiſche Verachtung, die er gegen ſeine Nation hat, läßt mich es vermuthen.

Der größte Fehler, den man bey der Erziehung zu begehen pflegt, iſt dieſer, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdencken gewöhnet, und dieſen hat **Hr. W.** am wenigſten zu vermeiden geſucht. Er ſcheinet vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der unterſten Klaſſe von jeder Wiſſenſchaft eine hiſtoriſche Kenntniß geben ſoll. *) — Die Natur der Seele verkennt die Eintheilung der menſchlichen Erkenntniß in die hiſtoriſche, philoſophiſche und mathematiſche, die wir der Deutlichkeit halber zu machen

---

(* S. 131.

genöthiget ſind. Die erſten beyden müſſen ohnſtreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folget. Das große Geheimniß die menſchliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen — (Herr **Wieland** hat es nur dem Namen nach gekannt) — beſtehet einzig darinn, daß man ſie in ſteter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu ſind Ehrgeiz und Neubegierde; und die Belohnung iſt das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die hiſtoriſche Kenntniß gleich Anfangs bey, ſo ſchläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig geſtillt, und der Weg, durch eigenes Nachdencken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verſchloſſen. Wir ſind von Natur weit begieriger, das **Wie**, als das **Warum** zu wiſſen. Hat man uns nun unglücklicher Weiſe gewöhnt, dieſe beyden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bey jeder Begebenheit auf die Urſache zu dencken, jede Urſache gegen die Wirckung abzumeſſen, und aus dem richtigen Verhältniß derſelben auf die Wahrheit zu ſchlieſſen: ſo werden wir ſehr ſpät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat. Die Wahrheiten ſelbſt verlieren in unſern Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bey reifern Jahren von ſelbſt angetrieben werden, die Urſachen der erkannten Wahrheiten zu erforſchen.

Wenn aber unſer Freund, der ſich hier durch mich erklärt, behauptet, man müſſe die hiſtoriſche Erkenntniß nie ohne die philoſophiſche gehen laſſen; ſo redet er von der hiſtoriſchen Kenntniß ſolcher Dinge, die man durch Nachdenken heraus gebracht, und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in allen Wiſſenſchaften demonſtrierten Wahrheiten, der Meynungen und Hypotheſen, die man angenommen, gewiſſe Erſcheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künſtliche Erfahrungen und ſorgfältige Beobachtungen heraus gebracht hat. Dieſe hiſtoriſche Kenntniß der Wiſſenſchaften allein iſt es, die man für ſchädlich halten muß. Die hiſtoriſche Kenntniß der geſchehenen Dinge aber kann durch keine Anſtrengung des Genies heraus gebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müſſen hier beſchäftiget ſeyn, bevor man Witz und Beurtheilungskraft gebrauchen kann. Daher iſt es in der Natur der Seele gegründet, daß in Anſehung ſolcher Dinge, die hiſtoriſche Kenntniß den Grund legen muß; und hier iſt ein neuer Fehler, den Herr **Wieland** begehet. Er ſollte mit der Geſchichte der Natur den Anfang machen, und dieſe allen Vorleſungen in der erſten Klaſſe zum Grunde legen. Sie enthält den Saamen aller übrigen Wiſſenſchaften, ſogar die moraliſchen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer ſcharfſinnig genug iſt, ſo wird er die Genies der Schüler bey dieſer Gelegenheit leichtlich prüfen, und unterſcheiden können, zu welcher Kunſt oder Wiſſenſchaft ein jedes derſelben aufgelegt iſt. Herr **Wieland** aber rechnet die Naturgeſchichte mit zu dem Studium der Hiſtorie überhaupt, aus der er drey verſchiedene Diſciplinen gemacht wiſſen will.

Doch nicht genug, daß er den Wiſſenſchaften, durch die vorläufige hiſtoriſche Kenntniß derſelben, alle Anlockungen nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wiſſenſchaften als Wiſſenſchaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, ſich aller trockenen Abhandlungen, abſtrakter Unterſuchungen und ſcharfen Demonſtrationen ſo lange zu enthalten, biß die Untergebenen zu einer großen Reife des Verſtandes gelanget ſind. — Aber man folge nur dieſem Rathe, man ſey nur ſo ſuperficiell, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieſer großen Reife des Verſtandes nie gelangen werden. — Er ſchlägt dagegen vor, daß ſich die Lehrer die Aeſopiſche und Sokratiſche Methode eigen zu machen trachten ſollen, weil dieſe „ihrer Leichtigkeit und Anmuth wegen, der Wahrheit am leichteſten Zutritt zu unſerer Seele verſchaffe.“ — Was für einen Begriff muß Herr **Wieland** von der Sokratiſchen Lehrart haben! Was that **Sokrates** anders, als daß er alle weſentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten heraus zu bringen, und endlich auf eben die Weiſe aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen ſuchte? Seine Definitionen ſind durchgehends richtig; und wenn ſeine Beweiſe nicht immer die ſtrengſte Probe aushalten, ſo ſieht man wenigſtens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachläßigung und Geringſchätzung der trocknen Unterſuchung von Seiten des Philoſophen geweſen. Zu unſern Zeiten kann die Sokratiſche Lehrart mit der Strenge der jetzigen Methode auf eine ſo geſchickte Art verbunden werden, daß man die allertiefſinnigſten Wahrheiten heraus bringt, indem man nur richtige Definitionen aufzuſuchen ſcheinet. — Ich will geſchwind ſchlieſſen; Sie möchten mich um die Muſter in dieſer Art des Vortrages fragen.

Eilfter Brief.

Es iſt wahr, an einer andern Stelle *) ſcheinet Herr **Wieland** die ſtrengſte Lehrart zu billigen, und es zu vergeſſen, daß er den Augenblick zuvor bloß auf die überredende Lehrart gedrungen hat. Aber warum wollen Sie ſich über dieſen Widerſpruch wundern? Es iſt der kleinſte von denen, die ihm entwiſchen. — Ich verſpreche ihn zu heben, (ob ich gleich noch nicht weiß wie?) wenn Sie mir vorher folgenden auflöſen können.

Die chriſtliche Religion iſt bey dem Herrn **Wieland** immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigſtens zu haben ſcheine. — Haben Sie es bemerkt, wie er ſie in ſeiner Akademie will vorgetragen wiſſen? „Ohne die gewöhnliche Methode der „Theologen, und die ungeſchickte Eintheilung in „Theologiam dogmaticam und moralem.“ Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeſchickte Eintheilung! — Das ſchreibt nun Herr **Wieland** ſo hin! — Und doch iſt dieſe Eintheilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es iſt ganz etwas anders, die Lehren des Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas anders, ſie in dem Vortrag, der Ordnung und Deutlichkeit wegen, abzuſondern. Durch dieſes erhält jenes nicht den geringſten Vorſchub. Wer ſich aber, ſo ausdrücklich als Herr **Wieland**, darwider erkläret, der giebt zu verſtehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache, und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehrt wiſſen wolle. Herr **Wieland** wenigſtens verräth dieſen Vorſatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von den eigentlichen „Glaubensartikeln mit keinen andern, als mit Worten der Schrift reden ſolle.“ — Und nun ſind auf einmal alle mögliche Ketzer in den Schooß ſeiner Kirche aufgenommen! —

---

*) S. 143.

Dieſes, und ſeine wiederholte Anpreiſung des **Shaftesbury**, den er in ſeiner Akademie zum klaſſiſchen Schriftſteller macht, werden hoffentlich unſere Theologen nicht ermangeln, in Betrachtung zu ziehen, bevor ſie ſich in das poetiſche Intereſſe des Herrn **Wielands** verwickeln laſſen. **Shaftesbury** iſt der gefährlichſte Feind der Religion, weil er der feinſte iſt. Und wenn er ſonſt auch noch ſo viel Gutes hätte; Jupiter verſchmähte die Roſe in dem Munde der Schlange.

Zwölfter Brief.

Was ich unter des Herrn **Wielands** patriotiſcher Verachtung ſeiner Nation verſtehe, werden Sie am beſten aus einem Exempel abnehmen können. — Herr **Wieland** redet von der Beredſamkeit der Kanzel, und bricht in die Frage aus: „Wie lang wollen wir uns von den Franzoſen beſchämen laſſen, „welche ihre **Boſſuets**, **Bourdaloue**, **Maßillons**, **Trublets** aufweiſen können, da hingegen „unſere **größten** geiſtlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen“?

Wenn doch dem Herrn **Wieland** dieſe einſichtsvolle Frage entwiſcht wäre, als er einem von unſern **größten** geiſtlichen Rednern ſeine Empfindungen zueignete! An eben dem Orte, wo er zu ihm ſagt: „Es würde eine ſtrafbare Undankbarkeit ſeyn, wenn „ich bey dieſer Gelegenheit verſchweigen wollte, mit „wie vieler Rührung und Nutzen ich den **vertheidigten Glauben der Chriſten**, für mich ſelbſt, „und mit andern geleſen, und wie lebhaft mich dieſe herzrührende Selbſtgeſpräche in dem Glauben „der chriſtlichen Religion unterhalten haben.“ — An dieſem Orte, ſage ich, hätte er fortfahren ſollen: Das iſt nun zwar alles wahr, mein Herr; aber doch werden Sie mir erlauben, Ihnen zu ſagen, daß Sie deswegen noch lange kein **Bourdaloue** ſind, noch lange kein **Trublet**! O der große **Trublet**! —

Aber ich glaube, ich fange an zu ſpotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr **Wieland** auch geſagt hätte, warum denn nun unſere **Mosheims** und **Sacks**, unſere **Jeruſalems** und **Cramers**, gegen jene Franzoſen gar nicht in Betrachtung kommen? Die Franzoſen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; ſie zeigen mehr Witz, mehr Einbildungskraft; der **Virtuoſe** ſpricht mehr aus ihnen, ſie haben die körperliche Beredſamkeit bey ihren vortrefflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenſchaften, die dem geiſtlichen Redner nothwendig ſind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlaſſe, der mehr als dieſes ſucht, und es ſeinem Amte für unanſtändig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verſtand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weiß, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunſt des erſtern ein Hülfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk ſeyn müſſe. —

Herr **Wieland** iſt ja ſonſt weit mehr für die Engländer als Franzoſen eingenommen. Wie kömmt es denn aber, daß er nur hier dieſe jenen vorzieht? Hier, in der Beredſamkeit, die man doch, nach ſeinen eigenen Grundſätzen, bey den Franzoſen, wegen ihrer deſpotiſchen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erſtrecket, am wenigſten ſuchen ſollte? Kömmt bey ihm etwa auch ein **Tillotſon** gegen die **Bourdaloue** und **Trublets** noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes **Demoſtheniſche** Reden, nach der ſich unſere geiſtliche Redner zuerſt gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Iſt ihm nur der der größte Redner, der die Affekten ſeiner Zuhörer am geſchwindeſten erregen kann?

Ich habe nur erſt neulich eine ſehr vortrefliche Stelle über dieſe Materie geleſen. Sie ſtehet in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz *) gekommen iſt, daher man den Herr **Wieland** um ſo viel eher darauf verweiſen könnte. Erlauben Sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theologus ſchreibet an einen jungen Geiſtlichen!

„Ich habe, ſagt er, denjenigen Theil der Redekunſt betrachtet, welcher mit Regung der Affekten umgehet; und ich weiß, daß dieſe Kunſt bey

---

*) Moraliſche Beobachtungen und Urtheile. Zürich, bey Orell und Compagnie, 1757. in 8vo.

„den Gottesgelehrten ſowohl, als bey den fanatiſchen und enthuſiaſtiſchen Predigern in großer Hochachtung iſt, und daß man viel Fleiß drauf wendet.

„Die zwey großen Redner in Griechenland und Rom, **Demoſthenes** und **Cicero**, beyde Demagogi in einer demokratiſch eingerichteten Republik, ſind dennoch in Ausübung dieſer Kunſt ſehr voneinander unterſchieden.

„Der erſte, welcher mit einem poliertern, gelehrtern und witzigern Volke zu thun hatte, ſetzte den größten Nachdruck ſeiner Beredſamkeit in die Stärke ſeiner Beweisgründe, und ſuchte alſo hauptſächlich den Verſtand zu überzeugen. **Tullius** hingegen ſahe mehr auf die Neigungen einer aufrichtigen, nicht ſo gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deswegen bey der pathetiſchen Beredſamkeit, welche die Affekten erreget.

„Allein das Vornehmſte, welches man hiebey beobachten muß, iſt dieſes, daß dieſe Redner in allen ihren Reden ein beſonderes Vorhaben hatten; denn bald ſuchten ſie die Verurtheilung oder Losſprechung einer angeklagten Perſon, bald wollten ſie das Volk zum Kriege bereden, bald bemüheten ſie ſich ein Geſetz einzuführen, und dergleichen; und alles dieſes wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nach dem der Vortrag des Redners Bey-

„fall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, „die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder „zu beſänftigen, inſonderheit zu Rom, wo **Tullius** „war. Mit dieſes letzten Schriften machen ſich junge Geiſtliche (ich meyne die, welche Autores leſen) „insgemein mehr bekannt, als mit des **Demoſthenes** ſeinen, welcher doch jenen in vielen Stücken „übertraf, was inſonderheit die Redekunſt anlanget. Allein ich kann nicht ſehen, wie die Kunſt, „die Affekten zu erregen, von großem Nutzen ſeyn „könne, wenn man die Chriſten unterrichtet, wie „ſie ihren Wandel gebührend anzuſtellen haben, wenigſtens in unſern nördlichen Klima, wo ich gewiß verſichert bin, daß auch die größte Beredſamkeit von dieſer Art wenig Eindruck in unſre Gemüther haben wird, ja nicht einmal ſo viel, daß „die Wirkung davon ſich nur bis auf den andern „Morgen erſtreckte.

„Was mich aber inſonderheit veranlaſſet, die „Art zu predigen, da man nur die Affekten zu rühren ſucht, zu verwerfen, iſt dieſes, weil ich geſehen habe, wie ſchlechten Vortheil dieſelbe geſchaft. „Ich kenne einen Herrn, welcher dieſes als eine „Regel beobachtete, daß er alle die Paragraphen „überhüpfte, zu deren Ende er etwann ein Punctum „exclamationis geſtellt hatte. Ich glaube gewiß, daß

„diejenigen Prediger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn ſie ſich umſehen, einen „großen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtſamkeit, „und einen großen Theil ſchlafend finden werden.

„Und es iſt auch kein Wunder, daß ein ſolches „Mittel nicht allemal anſchlägt, maſſen es ſo viel „Kunſt und Geſchicklichkeit erfordert, wenn man es „darinn zu einiger Vollkommenheit bringen will, „als mancher nicht im Cicero findet, geſchweige „aus ihm lernet.

„Ich bitte euch daher gar ſehr, dieſe Kunſt (im „Fall ihr ja unglücklicher Weiſe euch bereden ſolltet, „daß ihr dieſelbe beſäſſet) ſehr ſelten, und mit aller „möglichen Behutſamkeit zu gebrauchen ꝛc. “

Es wohnet mir eine dunkle Erinnerung bey, dieſe Gedanken bereits anderswo geleſen zu haben. Doch dem ſey wie ihm wolle; der Schriftſteller, aus dem ich ſie jetzt entlehne, macht folgende Anmerkung darüber.

„Es nicht zu läugnen, ſagt er, daß dieſe Stelle „von einer großen Einſicht dieſes Gottesgelehrten in „die Wirkung der geiſtlichen Beredſamkeit auf das „menſchliche Gemüth zeuget. Allein iſt wohl keine „Gefahr bey ſeinem Rathe, daß die Leute, dum „vitant vitia, ſtulti in contraria currant? Mich „bedünkt, die größte Kunſt würde ſeyn, das Gründ-

„liche und Pathetiſche (wo es die Natur der Sache erlaubt) dergeſtalt mit einander zu verbinden, „daß dieſes letztere ſtets ſeinen Grund in der Vorſtellung des erſten behielte.“

Sehr wohl! — Und eben dieſe ſo ſchwere Verbindung des Gründlichen und Pathetiſchen iſt es, die unſerm **Moſheim**, nach meinem Bedünken, einen ſehr großen Vorzug vor allen franzöſiſchen Predigern giebt. Allein was geht Herr **Wielanden** das Gründliche an? Er iſt ein erklärter Feind von allem, was einige Anſtrengung des Verſtandes erfordert, und da er alle Wiſſenſchaften in ein artiges Geſchwätze verwandelt wiſſen will, warum nicht auch die Theologie?

Dreyzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn **Wielands**? — Er verlernt ſeine Sprache in der Schweiz. Nicht blos das Genie derſelben, und den ihr eigenthümlichen Schwung; er muß ſogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergeſſen haben. Denn alle Augenblicke läßt er ſeinen Leſer über ein franzöſiſches Wort ſtolpern, der ſich kaum beſinnen kann, ob er einen jetzigen Schriftſteller, oder einen aus dem galanten Zeitalter des **Chriſtian Weiſens** lieſet. Licenz, viſiren, Education, Diſciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalouſie, Korruption, Dexterität, — und noch hundert ſolche Worte, die alle nicht das geringſte mehr ſagen, als die deutſchen, erwecken auch dem einen Eckel, der nichts weniger als ein Puriſte iſt. **Linge**, ſagt Herr **Wieland** ſo gar. —

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge, & pour leurs menus plaiſirs vom Hauſe gegeben wird, dem Hofmeiſter genaue Rechenſchaft geben ſollen. Sie ſollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Meſſer, und Gabel mitbringen. Jeder läßt ſeinen ſilbernen Löffel und zwey zinnerne Teller dem Inſtituto zurück. — Es iſt in der That höchſt lächerlich, wenn man den Herrn **Wieland** ſolche Kleinigkeiten im Voraus feſtſtellen ſiehet, und ſich erinnert, daß er kurz vorher die allerweſentlichſten Punkte von der Hand gewieſen. Die Ordnung, z. E. nach welcher die verſchiedenen Diſciplinen mit der Jugend zu treiben ſind, ſoll ein Kenner der Wiſſenſchaften *) für ihn beſtimmen, und er kann ſich ſelbſt darüber nicht einlaſſen, weil er keine Inſtruktion für die Lehrer ſchreibt. Aber der ſilberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen ſeine Richtigkeit haben, wenn ſich das andere finden ſoll! Genaue Eltern, beſorge ich nur, denen ein ſilberner Löffel keine Kleinigkeit iſt, werden hierbey etwas vermiſſen; Herr **Wieland** nemlich hat ihnen zu ſagen vergeſſen, was denn nun endlich das Inſtitutum mit allen den ſilbernen Löffeln machen ſoll. Und das hätte er ihnen nun freylich wohl ſagen müſſen, und auch gar leicht ſagen können; denn was iſt augenſcheinlicher, als daß eine **Akademie zur Bildung des Verſtandes und Herzens**, ein **Löffelkabinet** haben muß? —)

---

*) S. 128.

Dieſes noch im Vorbeygehen! — Wenn uns Herr **Wieland**, ſtatt jener franzöſiſchen Wörter, ſo viel gute Wörter aus dem ſchweizeriſchen Dialekte gerettet hätte; er würde Dank verdienet haben. Allein es ſcheinet nicht, daß er ſich in dieſem Felde mit kritiſchen Augen umgeſehen. Das einzige Wort, **entſprechen**, habe ich ein oder zweymal mit Vergnügen bey ihm gebraucht gefunden. Es iſt ſchwer, ſagt er einmal, die Lehrer zu finden, die ſolchen Abſichten **entſprechen.** (reſpondent) Dieſes **enſprechen** iſt jezt den Schweizern eigen, und nichts weniger als ein neugemachtes Wort, Denn Friſch führet bereits eine Stelle aus **Kayſerbergers** Poſtille an, wo es heiſſet: **Die Getät und der Nom ſollen einander entſprechen.**

Man muß den neueſten ſchweizeriſchen Schriftſtellern die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie jetzt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehedem. **Geßner** und **Zimmermann** unter andern, ſchreiben ungemein ſchön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an; aber doch nicht mehr, als man andern, den Meißner oder Niederſachſen anmerkt. Herr **Wielanden** iſt es daher um ſo viel mehr zu verdenken, wenn nur er ſeine Sprache in der Schweiz ſo vernachläßiget, daß ihm beſonders gewiſſe eigenthümliche Ausdrücke gar nicht mehr beyfallen. Iſt es z. E. deutſch, wenn er ſagt: Pygmalion ſchnitzte eine Venus **aus Marmor**?

Die moraliſchen Beobachtungen und Urtheile, aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort ſchon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht verſteht, die aber viele Leſer zu verſtehen wünſchten, weil ſie wirklich etwas beſonders auszudrücken ſcheinen; dergleichen ſind hüriſch, *) ringſinnig, **) abſchätzig, ***) Schik ꝛc. ****)

---

*) S. 20. **) S. 22. ***) S. 144. ****) S. 179.

Und dem ohngeachtet laſſen ſie ſich ſehr wohl leſen. Sie ſcheinen aus dem Vertrage einer ganz muntern Geſellſchaft entſtanden zu ſeyn. Der herrſchende Ton darinn iſt **Satyre** und **Humor**. Folgende Beſchreibung *) eines Huſaren, bey Anlaß des Lobes eines Mädchens wird Sie beluſtigen.

„Die keuſche Climene fliehet vor jungen Männern, wie ein erſchrocknes Küchlein vor dem erblickten Geier, und wie ein —— fleucht, wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen Huſaren auf ihn zufliegen ſieht. Welch ein Schauſpiel! An ſeiner Stirne ſteht geſchrieben **Mord**, und die Blicke ſeiner Augen ſind alle vergiftete Spieſſe. Er ſchieſſet dieſelben dicht wie einen Regen von ſich aus, und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grauſame behängt die Rüſtung ſeines Pferdes mit ſieben Todtenköpfen; drey ſind der Schrecken derer, die ihn von hinten nachzuſehen das Glück haben; und viere pochen von vorne. Er hat ſich zwiſchen denſelben hingeſetzt, wie Thomas Kulikan auf ſeinen Thron; und wie Satan von dem Herzen des Verräthers Beſitz genommen hat, alſo hat er ſich mit dreiſtem Stolz auf ſein Pferd geſchwungen. Wer darf zu ihm ſagen: Gott grüſſe dich? Alle hat er —— ab-

---

*) S. 136.

„genommen; ſie bluten noch, und mit den koſtbahren
„Tropfen, die herunter fallen, bezeichnet er
„ſeinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derſelben
„gefärbet bleiben, um das Andenken dieſes
„Zerſtörers zum Abſcheu zu erhalten; andere haben
„die Thränen der Landeskinder ausgewaſchen. Nun
„eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt
„kömmt, ſo achtet der Grauſame ſich beſſer gerüſtet,
„als ein Geſandter, der bey ſeinem öffentlichen
„Einzuge mit verſchwenderiſcher Pracht auf einmal
„will ſehen laſſen, wie groß der ſey, der ihn
„geſendet hat. O, daß Tauſende, ſpricht er, nur
„einen Hals hätten! Warum muß ich ſo viel einzelne
„Köpfe ſpalten; und mein Saber noch hungern,
„wenn ich ihn durch den dickſten Hals geſchlagen
„habe, wie ein Hund hungert, dem ein Kind
„ein Broſamchen ins Maul wirft! Er verſchluckt
„es, er empfindet nichts dabey, und heiſcht mit
„gleich unverwandten Augen und hungernder Begierde
„die groſſe Schüſſel voll, die auf dem Tiſche
„ſteht. Kommt, Brüder! ſpricht er wenn er Menſchenköpfe
„zu ſpalten ausreitet, laßt uns ſehen, wo
„wir Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus
„Hirnſchädeln; ſein Pferd tränkt er auch damit,
„und wenn ſein fürchterlicher Schnautzbart davon
„geröthet wird, ſo wiſcht er es nicht weg. Im

„Quartier ſpricht er zum Wirthe: Gib, was du haſt, und was du nicht haſt, das gib auch, — alsdenn ſterbe: und zur Wirthin: Lebe du bis Morgen, und ſpreite jetzt ein Bett an, für mich und dich. Wenn ihm ein Prieſter begegnet, ſo flucht er, und denſelben Tag will eh nicht ausreiten, denn dieſer Hund (ſagt er) hat mir ein Unglück vorbedeutet.“ — —

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abſchreiben, weil ſie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden ſie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Ketzermacher, ſagt der Verfaſſer, machen es gerade wie der nichtswürdige Blifeil in der Hiſtorie des Fündlings, welcher bloß deswegen in der Bibel geleſen, damit Tom Jones Schläge kriege!“

Vierzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die **Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freyen Künſte** *) in die Hände gekommen. Laſſen Sie ſich in ihrer guten Meynung von dieſem kritiſchen Werke nichts irren. Man hat ihr Partheilichkeit und Tadelſucht vorgeworfen ; aber konnten ſich die mittelmäßigen Schriftſteller, welche ſie kritiſiert hatte, anders verantworten? Dieſe Herren, welche ſo gern jedes Gericht der Kritik für eine grauſame Inquiſition ausſchreyen, machen ſehr ſeltſame Forderungen. Sie behaupten, der Kunſtrichter müſſe nur die Schönheiten eines Werkes aufſuchen, und die Fehler deſſelben eher bemänteln, als bloß ſtellen. In zwey Fällen bin ich ſelbſt ihrer Meynung. **Einmahl**, wenn der Kunſtrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor ſich hat; die beſten Werke der Alten, zum Exempel. **Zweytens**, wenn der Kunſtrichter nicht ſowohl gute Schriftſteller, als nur bloß gute Leſer bilden will. Aber in keinem von dieſen Fällen befinden ſich die Verfaſſer der Bibliothek. Die Güte eines Werks beruhet nicht auf eizelnen Schönheiten; dieſe einzelne Schönheiten müſſen ein ſchönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann ſie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen leſen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunſtrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abſtehen, und das Werk ſo, wie der Philoſoph die Welt, betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbahr ſehe, der Künſtler hat angefangen zu arbeiten, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er machen will, alsdenn muß man ſo gutherzig nicht ſeyn, und einer ſchönen Hand wegen, ein häßliches Geſicht, oder eines reizenden Fuſſes wegen, einen Buckel überſehen. Und daß dieſes wie billig, unſere Verfaſſer nur ſehr ſelten gethan haben, darinn beſtehet ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben ſie es doch gethan, und mir ſind ſie noch lange nicht ſtrenge genug.

---

*) Leipzig bey Dyk, in groß 8vo biß zum 2ten Stücke des 4ten Bandes.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichſam zur Baſis machen darf; ſo bitte ich mir auch die Freyheit aus, verſchiedenes darinn anzeigen zu dürfen, womit ich ſo vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größten Theils dahinaus laufen, daß die Verfaſſer, wie geſagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachſehend geweſen ſind.

Wie wenig, z. E. erinnern ſie bey des Hrn. Prof. **Gottſcheds nöthigem Vorrathe zur Geſchichte der deutſchen dramatiſchen Dichtkunſt**; *) und wie manches iſt doch darinn, das man ihm nothwendig aufdecken ſollte.

Können Sie ſich einbilden, daß der Mann, welcher die **Hans Roſenblüts**, die **Peter Probſts** und **Hans Sachſens** ſo wohl kennet, nur denjenigen nicht kennet, der doch bis jetzt dem deutſchen Theater die meiſte Ehre gemacht hat, unſern **Johann Elias Schlegel**? Unter dem Jahr 1747 führt er die **Theatraliſchen Werke** deſſelben an, und ſagt: „Hier ſtehen 1. Canut, 2. der Geheimnißvolle; 3. „die Trojanerinnen; 4. des Sophokles Elektra; 5. „die ſtumme Schönheit; 6. Die lange Weile.“ Die beyden letztern ſtehen nicht darinn, ſondern machen nebſt dem Luſtſpiele, **der Triumph der guten Frauen**, welches er gar nicht anführet, einen beſondern Band, welchen der Verfaſſer **Beyträge zu dem Däniſchen Theater** benennet hat.

---

*) In dem erſten Stücke des dritten Bandes, S. 85.

Und wieviel andere Unterlaſſungsſünden hat Hr. Gottſched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek ſehr ſtreitig machen, „daß er etwas ſo vollſtän„diges geliefert habe, als man ſonſt, bey Samm„lungen von dieſer Art, von der Bemühung eines „einzigen Mannes kaum erwarten könne.“ — Nicht einmal die dramatiſchen Werke ſeines **Mylius** hat er alle gekannt; denn den **Unerträglichen** vermiſſen wir gar, und von den **Aerzten** muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfaſſer davon geweſen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deswegen nicht genannt, weil er ſich ſelbſt nicht zu nennen für gut befunden; warum nennt er denn den Verfaſſer der **alten Jungfer**?

Ich kenne ſonſt — und bin gar wohl damit zufrieden, — ſehr wenig von unſerm dramatiſchen Wuſte; aber auch das wenige finde ich bey dem patriotiſchen Κοπροφορῳ noch lange nicht alle. So fehlen bey dem Jahre 1747 gleich zwey Stücke, der **Eheſtand**, und das Luſtſpiel auf die Eroberung von Berg op Zoom ꝛc.

Und vor allen Dingen: warum fehlt den **Anne Dore, oder die Einquartierung**, ein Schäferſpiel, in einem Aufzuge? Dieſes Menſch kennet der Herr Profeſſor doch ganz gewiß, und es iſt gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigſtens nicht bey Gelegenheit ſeiner Schaubühne erwähnet hat.

Fünfzehnter Brief.

„Niemand, ſagen die Verfaſſer der Bibliothek, *)
„wird leugnen, daß die deutſche Schaubühne einen
„großen Theil ihrer erſten Verbeſſerung dem Herrn
„Profeſſor Gottſched zu danken habe.“

Ich bin dieſer Niemand; ich leugne es gerade zu. Es wäre zu wünſchen, daß ſich Herr Gottſched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeynten Verbeſſerungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder ſind wahre Verſchlimmerungen.

---

*) Des dritten Bandes, erſtes Stück. S. 85.

Als die Neuberin blühte, und ſo mancher den Beruf fühlte, ſich um ſie und die Bühne verdient zu machen, ſahe es freylich mit unſerer dramatiſchen Poeſie ſehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte ſich um keine Muſter. Unſre **Staats- und Helden-Aktionen** waren voller Unſinn, Bombaſt, Schmutz und Pöbelwitz. Unſre **Luſtſpiele** beſtanden in Verkleidungen und Zaubereyen; und Prügel waren die witzigſten Einfälle derſelben. Dieſes Verderbniß einzuſehen, brauchte man eben nicht der feinſte und gröſte Geiſt zu ſeyn. Auch war Herr Gottſched nicht der erſte, der es einſahe; er war nur der erſte, der ſich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie gieng er damit zu Werke? Er verſtand ein wenig Franzöſiſch und fieng an zu überſetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui Monſieur verſtehen konnte, gleichfalls zu überſetzen; er verfertigte, wie ein ſchweizeriſcher Kunſtrichter ſagt, mit **Kleiſter und Scheere** ſeinen **Cato**; er ließ den **Darius** und die **Auſtern**, die **Eliſe** und den **Bock im Proceſſe**, den **Aurelius** und den **Witzling**, die **Baniſe** und den **Hypochondriſten**, ohne Kleiſter und Scheere machen; er legte ſeinen Fluch auf das extemporieren; er ließ den Harlequin feyerlich vom Theater vertreiben, welches ſelbſt die gröſte Harlequinade war, die jemals geſpielt worden; kurz, er wollte nicht ſowohl unſer altes Theater verbeſſern, als der Schöpfer eines ganz neuen ſeyn. Und was für eines neuen? Eines Franzöſierenden; ohne zu unterſuchen, ob dieſes franzöſierende Theater der deutſchen Denkungsart angemeſſen ſey, oder nicht.

Er hätte aus unſern alten dramatiſchen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geſchmack der Engländer, als der Franzoſen einſchlagen, daß wir in unſern Trauerſpielen mehr ſehen und denken wollen, als uns das furchtſame franzöſiſche Trauerſpiel zu ſehen und zu denken giebt; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholiſche, beſſer auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu große Einfalt mehr ermüde, als die zu große Verwickelung ꝛc. Er hätte alſo auf dieſer Spur bleiben ſollen, und ſie würde ihn geraden Weges auf das engliſche Theater geführet haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieſes zu nutzen geſucht; wie ſein Cato es beweiſe. Denn eben dieſes, daß er den Addiſonſchen Cato für das beſte engliſche Trauerſpiel hält, zeiget deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzoſen geſehen, und damals keinen Shakeſpear, keinen Johnſon, keinen Beaumont und Fletcher ꝛc. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meiſterſtücke des Shakeſpear, mit einigen beſcheidenen Veränderungen, unſern Deutſchen überſetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von beſſern Folgen geweſen ſeyn, als daß man ſie mit dem **Corneille** und **Racine** ſo bekannt gemacht hat. Erſtlich würde das Volk an jenem weit mehr Geſchmack gefunden haben, als es an dieſen nicht finden kann; und zweytens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von dieſen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichteſten von ſo einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben ſcheinet, und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchrecket.

Auch nach den Muſtern der Alten die Sache zu entſcheiden, iſt Shakeſpear ein weit größerer tragiſcher Dichter als **Corneille**; obgleich dieſer die Alten ſehr wohl, und jener faſt gar nicht gekannt hat. **Corneille** kömmt ihnen in der mechaniſchen Einrichtung, und Shakeſpear in dem Weſentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie faſt immer, ſo ſonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzoſe erreicht ihn faſt niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem **Oedipus** des **Sophokles** muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unſere Leidenſchaften haben, als **Othello**, als **König Leer**, als **Hamlet** ꝛc. Hat **Corneille** ein einziges Trauerſpiel, das Sie nur halb ſo gerühret hätte, als die **Zayre** des **Voltaire**? Und die **Zayre** des **Voltaire**, wie weit iſt ſie unter dem **Mohren von Venedig**, deſſen ſchwache Kopie ſie iſt, und von welchem der ganze Karakter des **Orosmanns** entlehnet worden?

Daß aber unſre alten Stücke wirklich ſehr viel Engliſches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläuftig beweiſen. Nur das bekannteſte derſelben zu nennen; **Doktor Fauſt** hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakeſpearſches Genie zu denken vermögend geweſen. Und wie verliebt war Deutſchland und iſt es zum Theil noch, in ſeinen **Doktor Fauſt**! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieſes Trauerſpiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilet, in welchem gewiß ungemein viel Großes liegt. Sind Sie begierig ihn zu leſen? Hier iſt er! — Fauſt verlangt den ſchnellſten Geiſt der Hölle zu ſeiner Bedienung. Er macht ſeine Beſchwörungen; es erſcheinen derſelben ſieben; und nun fängt ſich die dritte Scene des zweyten Aufzugs an.

Fauſt und ſieben Geiſter.

„Fauſt. Ihr? Ihr ſeyd die ſchnelleſten Geiſter
„der Hölle?

„Die Geiſter alle. Wir.

„Fauſt. Seyd ihr alle ſieben gleich ſchnell?

„Die Geiſter alle. Nein.

„Fauſt. Und welcher von euch iſt der ſchnelleſte?

„Die Geiſter alle. Der bin ich!

„Fauſt. Ein Wunder! daß unter ſieben Teufel
„nur ſechs Lügner ſind. — Ich muß euch näher
„kennen lernen.

„Der erſte Geiſt. Das wirſt du! Einſt!

„Fauſt. Einſt? Wie meynſt du das? Predigen
„die Teufel auch Buſſe?

„Der erſte Geiſt. Ja wohl, den verſtockten.—
„Aber halte uns nicht auf.

„Fauſt. Wie heiſſeſt du? Und wie ſchnell biſt
„du?

„Der erſte Geiſt. Du könnteſt eher eine Pro-
„be, als eine Antwort haben.

„Fauſt. Nun wohl. Sieh her; was mache
„ich?

„Der erſte Geiſt. Du fährſt mit deinem Fin-
„ger ſchnell durch die Flamme des Lichts. —

„Fauſt. Und verbrenne mich nicht. So geh
„auch du, und fahre ſiebenmal eben ſo ſchnell durch
„die Flammen der Hölle, und verbrenne dich nicht.
„— Du verſtummſt? Du bleibſt? — So prahlen
„auch die Teufel? Ja, ja; keine Sünde iſt ſo klein

„daß ihr ſie euch nehmen lieſſet. — Zweyter, wie heiſſeſt du?

„Der zweyte Geiſt. Chil; das iſt in eurer langweiligen Sprache: Pfeil der Peſt.

„Fauſt. Und wie ſchnell biſt du?

„Der zweyte Geiſt. Denkeſt du, daß ich meinen Namen vergebens führe? — Wie die Pfeile der Peſt.

„Fauſt. Nun ſo geh, und diene einem Arzte! Für mich biſt du viel zu langſam. — Du dritter, wie heiſſeſt du?

„Der dritte Geiſt. Ich heiſſe Dilla; denn mich tragen die Flügel der Winde.

„Fauſt. Und du vierter? —

„Der vierte Geiſt. Mein Name iſt Jutta, denn ich fahre auf den Strahlen des Lichts.

„Fauſt. O ihr, deren Schnelligkeit in endlichen Zahlen auszudrücken, ihr Elenden. —

„Der fünfte Geiſt. Würdige ſie deines Unwillens nicht. Sie ſind nur Satans Bothen in der Körperwelt. Wir ſind es in der Welt der Geiſter; uns wirſt du ſchneller finden.

„Fauſt. Und wie ſchnell biſt du?

„Der fünfte Geiſt. So ſchnell als die Gedanken des Menſchen.

„Fauſt. Das iſt etwas! — Aber nicht im-

„mer ſind die Gedanken des Menſchen ſchnell. Nicht da, wenn Wahrheit und Tugend ſie auffordern. Wie träge ſind ſie alsdenn! —— Du kannſt ſchnell ſeyn, wenn du ſchnell ſeyn willſt; aber wer ſteht mir dafür, daß du es allezeit willſt? Nein, dir werde ich ſo wenig trauen, als ich mir ſelbſt hätte trauen ſollen. Ach! —— (zum ſechsten Geiſte) Sage du, wie ſchnell biſt du? ——

„**Der ſechste Geiſt.** So ſchnell als die Rache des Rächers.

„**Fauſt.** Des Rächers? Welches Rächers?

„**Der ſechste Geiſt.** Des Gewaltigen, des Schrecklichen, der ſich allein die Rache vorbehielt, weil ihn die Rache vergnügte. ——

„**Fauſt.** Teufel! du läſterſt, denn ich ſehe, du zitterſt. —— Schnell, ſagſt du, wie die Rache des— Bald hätte ich ihn genennt! —— Nein, er werde nicht unter uns genennt! — Schnell wäre ſeine Rache? Schnell? —— Und ich lebe noch? Und ich ſündige noch? ——

„**Der ſechste Geiſt.** Daß er dich noch ſündigen läßt, iſt ſchon Rache!

„**Fauſt.** Und daß ein Teufel mich dieſes lehren muß! —— Aber doch erſt heute! Nein, ſeine Rache iſt nicht ſchnell, und wenn du nicht ſchneller

„biſt als ſeine Rache, ſo geh nur. — (zum ſiebenden Geiſte) — Wie ſchnell biſt du?

„Der ſiebende Geiſt. Unzuvergnügender Sterbliche, wo auch ich dir nicht ſchnell genug bin. —

„Fauſt. So ſage; wie ſchnell?

„Der ſiebende Geiſt. Nicht mehr und nicht weniger, als der Uebergang vom Guten zum Böſen. —

„Fauſt. Ha! du biſt mein Teufel! So ſchnell als der Uebergang vom Guten zum Böſen! — Ja, der iſt ſchnell; ſchneller iſt nichts als der! — Weg von hier, ihr Schnecken des Orkus! Weg! — Als der Uebergang vom Guten zum Böſen! Ich habe es erfahren! ꝛc. “—

Was ſagen Sie zu dieſer Scene? Sie wünſchen ein deutſches Stück, das lauter ſolche Scenen hätte? Ich auch!

Sechszehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweyte Band des **Meßias in der Bibliothek** *) mit vielem Geſchmacke beurtheilet worden. Ueberhaupt davon zu reden, bin ich auch dieſer Meynung; ob ich gleich gegen wenig Recenſionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen dieſe.

---

*) Erſten Bandes, zweytes Stück. S. 291.

Der Abhandlung des Herrn Klopſtocks von der Nachahmung des Griechiſchen Sylbenmaaſſes im deutſchen, hat der Kunſtrichter zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Daß ſie der Verfaſſer ſelbſt ein bloſſes Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen ſollen. Sie iſt in ihrer Art kein ſchlechteres Fragment, als noch bis jetzt der Meßias ſelbſt iſt. Man ſieht nur, daß noch nicht alles geſagt worden, aber was auch geſagt worden, iſt vortreflich. Nur muß man ſelbſt über die alten Sylbenmaaſſe nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verſtehen will, die Herr Klopſtock mehr im Vorbeygehen, als mit Vorſatz zu machen ſcheinet. Und ſo geht es, wenn ein Genie von ſeiner Materie voll iſt, und die tiefeſten Geheimniſſe derſelben kennet; wenn er davon reden muß, wird er ſelten wiſſen, wo er anfangen ſoll; und wenn er denn anfängt, ſo wird er ſo vieles vorausſetzen, daß ihn gemeine Leſer dunkel, und Leſer von etwas beſſerer Gattung ſuperficiell ſchelten werden. Es befremdet mich alſo gar nicht, daß auch den Kunſtrichter in der Bibliothek, die Gedanken des Herrn Klopſtocks nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der proſaiſche Vortrag deſſelben nicht allzuordentlich und angenehm vorkömmt. — Mir gefällt die Proſa unſers

Dichters ungemein wohl; und dieſe Abhandlung insbeſondere iſt ein Muſter, wie man von grammatikaliſchen Kleinigkeiten ohne Pedanterie ſchreiben ſoll.

So gar hat der Kunſtrichter die allerwichtigſte Erinnerung des Herrn **Klopſtocks** gänzlich überſehen. Sie betrift das Geheimniß des poetiſchen Perioden; ein Geheimniß welches uns unter andern den Schlüſſel giebt, warum alle lateiniſche Dichter, in Anſehung der Harmonie, ſo weit unter dem **Virgil** bleiben; ob gleich jeder ihrer Hexameter, vor ſich betrachtet, eben ſo voll und wohlklingend iſt, als jeder einzelne des **Virgils**.

Indem ich des Hexameters und des Herrn **Klopſtocks** hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr **Klopſtock** der erſte ſey, der deutſche Hexameter gemacht habe? Nein, heißt es, Herr **Gottſched** hat ſchon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor **Gottſcheden**, ſetzen noch beleſenere hinzu, **Heräus**. — Aber auch **Heräus** iſt nicht der erſte; ſondern dieſem glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutſchen Ueberſetzer des **Rabelais** *) entdeckt zu haben. Es iſt bekannt, wie frey dieſer mit ſeinem Original umgegangen, und wie viel er ihm eingeſchaltet hat. Unter ſeine Zuſätze nun gehöret auch, am Ende des zweyten Kapitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutſchen Hexametern, das, wie es ſcheint, ein ſcherzhaftes Heldengedicht hat werden ſollen. Die Hexameter ſind, nach der damaligen Zeit recht ſehr gut, und der Ueberſetzer ſagt, er führe ſie deswegen hier an: „Dieweil daraus die „Künſtlichkeit der deutſchen Sprach in allerhand Karmina beſcheint; und wie ſie nun nach Anſtellung „des Hexametri, oder ſechsmäßiger Sylbenſtymmung, und ſilbenmäßigen Sechsſchlag, weder den „Griechen noch Latinen (die das Muß allein eſſen „wollten,) forthin weiche. Er fährt in ſeiner poßierlichen Sprache fort: „wenn ſie ſchon nicht die Proſodie oder Stimmäßigung alſo Abergläubig, wie „bey ihnen halten, ſo iſt es erſt billig, denn wie ſie „ihr Sprach nicht von andern haben, alſo wollen „ſie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach „hat ihre ſondere angeartete Tönung, und ſoll auch „bleiben bey derſelben Angkwöhnung. Ich weiß, daß Sie es nicht ungern ſehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang ſelbſt abſchreibe. Er lautet ſo:

---

*) Die Ueberſetzung iſt 1617. gedruckt.

Fahr ſittiglich, ſittiglich, halt ein mein wutiges G'müthe.
Laß dich verſichern die kluge himmliſche Güte,
Daß du nit freſelich ohngefehr fährſt auf hohen Sande,

Und ſchaffeſt ohne Bedacht dem Wiſart ewige Schande.
Denn jagen zu hitziglich nach Ehr und ewigem Preiſe,
Das jaget ein oftermal zu ſehr in ſpöttche Weiſe.
Sintemal wir Reimensweiß underſtan ein ungepflegtes Dinge,
Daß auch die Teutſche Sprach ſüßiglich wie Griechiſche ſpringe.
Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sinnen,
Werd ich benöthiget höhere Hülf zu gewinnen.
Dann darumb ſind ſonderlich aufgebauwt die himmliſche Feſte,
Daß allda jederzeit Hülf ſuchen Irrdiſche Gäſte.
O mühſame Muſen, Tugendſame und Mutſame Frawen,
Die täglich ſchawen, daß ſie die Künſtlichkeit bawen,
Die keine Müh nimmermehr ſchewen zu fördern dieſe,
Sondern die Mühlichkeit nehmen für Müßigang ſüſſe,
Wann ihr dieſelbige nach Wunſch nur fruchtwarlich endet.
Drumb bitt ich inniglich, daß ihr mir Fördernuß ſendet,
Durch euere Mächtigkeck, damit ir Gemüter erregen,
Daß ſie ergeiſtert nützliches was öffenen mögen,
Zu unſerem jetzigen groſſen vorhabenden Werke,
Von Mannlicher Tugend und mehr dann Menſchlicher Stärke,
Des ſtreitwaren Hackenback ꝛc.

Es nennt ſich unſer deutſcher Ueberſetzer des Rabelais, Huldrich **Ellopoſcleros**, und es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß Johann Fiſchart unter dieſem Namen verborgen liegt. Ελλοψ heißt ſtumm, und iſt bey den griechiſchen Dichtern das gewöhnliche Beywort der Fiſche, daher es auch oft fur ſich allein einen Fiſch bedeutet; und ἐλλοποσκληρος *) folglich muß einen Mann bezeichnen, den das Looß der Fiſche getroffen, der von Fiſchart iſt. Und was kann einander ähnlicher ſeyn, als dieſer deutſche **Rabelais**, und der deutſche Bienenkorb des **Philipp von Marnix**, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fiſchart überſetzt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt **Fiſchart** noch eine Zueignung an die Teutſche Nation vorher gehen. Sie iſt in Hexametern und Pentametern abgefaßt, bey welchen letztern, dieſes Beſondere iſt, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter, ſondern auch jedes Hemiſtichion mit dem andern reimet. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerkſam zu ſeyn.

Dapfere meine Teutſchen, redlich von Gemüt und Geblüte,

---

*) Von dem angeführten Ελλοψ nemlich, und κληρος das Loos; ſo wie βαθυκληρος, Ναυκληρος. Noch natürlicher zwar würde man es von Ελλοψ und σκληρος hart herleiten können, daß es ſo viel heiſſe, als Fiſchhart, zuſammengezogen Fiſchart.

Nur ewerer Herrlichkeit iſt dieſes hie zubereit.
Mein Zuverſicht jederzeit iſt, hilft mir göttliche Güte,
Zu preiſen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.
Ihr ſeyd von Redlichkeit, von groſſer ſtreitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerſtand:
So wer es euch alleſampt fürwar ein mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künſtlichkeit auch bekannt.
Drumb dieſelbige ſonderlich zu förderen eben:
So hab ich mich unverzagt, auf jetziges gern gewagt,
Und hof ſolch Reymes Art werd euch Ergötzlichkeit geben,
Sinntemal ein jeder fragt, nach Newerung die er ſagt.
O Harpffenweis Orpheus, jetzumal kompt widerumb hoche
Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem erſten Preiß.
Denn du ein Tracier von Geburt und teutſcher Sprache,
Der erſt ſolch unterweiſt, frembde Völker allermeiſt,
Dieſelbige lange Zeit haben mit unſerer Künſte,
Allein ſehr ſtolziglich, gepranget unbilliglich:
Jetzumal nun baß bericht, wollen wir den fälſchlichen Dunſte
Ihn nemmen vom Angeſicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Sylbenmaaß mit einer ſehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Zeräus iſt lange ſo ſinnreich nicht, wenn er zu ſeinem Helden ſagt:

Lehrſt du die Deutſchen dein Reich wie Römer verfechten,
Darf ja der Deutſchen ihr Reim römiſchen ähnlicher ſeyn.

Verſchiedene Jahre nach Fiſchart hat Alſted in ſeiner Encyklopädie wieder ein Muſter von deutſchen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erſte gehalten. Die erſte Ausgabe der Encyklopädie iſt von 1620 in Quart, und in dieſer findet es ſich noch nicht, ſondern erſt in der nachherigen vollſtändigern Ausgabe in Folio.

Von Alſteden aber bis auf den Zeräus habe ich des deutſchen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunſt, wo doch Muſter in andern lateiniſchen Sylbenmaaſſen, in dem Alkaiſchen zum Exempel vorkommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wiſſen, iſt deswegen gut, um bey gewiſſen Leſern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen.

Siebenzehnter Brief.

Ich komme auf unſern Meßias zurück. — Der Kunſtrichter tadelt an dem Dichter unter andern,*)

---

*) Des erſten Bandes, zweytes Stück. S. 328.

„daß er zuweilen ſeine Wortfügungen dermaſſen ver„wirre, daß ſich die Beziehung der Begriffe auf„einander verliere, und ſie dunkel werden müßten.“ Er führt folgendes Beyſpiel an:

> Feyert: Es flamm Anbetung der große, der Sabat des Bundes,
> Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stund iſt gekommen.

und ſetzt hinzu: Wer dieſe zwey Verſe ungezwungen „erkläret, erit mihi magnus Apollo, und wann er „eine natürliche Konſtruktion darinn entdecken kann, phyllida ſolus habeto. — Mit dem Tadel ſelbſt kann es hier und da ſeine Richtigkeit haben; aber das Beyſpiel iſt unglücklich gewählt. Laſſen Sie mich verſuchen, ob ich die Phyllis verdienen kann. Die Konſtruktion iſt dieſe: **Feyert! Der große Sabat, der Sabat des Bundes flamme Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde iſt gekommen!** Und was iſt denn hier unnatürliches? Etwa dieſes, daß das Subjekt hinter ſeinem Zeitworte ſteht, und das Zeitwort durch das vorgeſetzte **Es** zum imperſonali geworden zu ſeyn ſcheinet? Aber was iſt in unſerer Sprache gewöhnlicher als dieſes? Hat der Kunſtrichter nie das alte Lied gehört: **Es woll uns Gott genädig ſeyn**? Und hat Herr Klopſtock nicht eben ſo wohl ſagen können: **Es flamme Anbetung der große Sabbat des Bundes?** Die Konſtruktion iſt alſo gerettet, und der Kunſtrichter mache ſich immer fertig, mich als ſeinen großen Apollo zu verehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweydeutig ſeyn? Eloa kömmt vom Throne Gottes herab, und ruft durch die Himmel, daß ietzt der Verſöhner zum Tode geführet werde. Dieſe Stunde der Nacht, wie ſie in der folgenden Zeile heißt, nennet Eloa den großen Sabbat des Bundes, und von dieſem will er, daß er durch alle Welten Anbetung **flamme**, verbreite. —

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weiſe dieſe Recenſion des Meßias bey weitem ſo unterrichtend nicht geworden iſt, als ſie wohl hätte werden können. Ihr Verfaſſer hat die Originalausgabe dieſes großen Gedichts nicht gekannt, die nun ſchon vor vier Jahren, in der königlichen Druckerey zu Koppenhagen *) veranſtaltet worden. Sie beſtehet aus zwey prächtigen Bänden; aber die Pracht iſt das geringſte ihrer Vorzüge. Der erſte Band enthält eine Abhandlung von der geiſtlichen Epopee und die erſten fünf Geſänge; der Zweyte enthält die fünf neuen Geſänge, und die ſchon erwehnte Abhandlung von der Nachahmung der griechiſchen Sylbenmaaſſe. — War dieſe Ausgabe vielleicht zu koſtbar, daß ſich die Liebhaber in Deutſchland mit dem Halliſchen Nachdrucke begnügen laſſen? Oder haben die Herren Buchhändler ſie vorſätzlich unterdrückt? Man ſagt, daß ſie es mit gewiſſen Büchern thun ſollen. — Was läge unterdeſſen daran, wenn nur das Publikum bey dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber hören Sie, wie viel es noch bis jetzt verlieret. Man hat nur den zweyten Band nachgedruckt, und den erſten gar keiner Achtung gewürdiget. Gleichwohl enthält er, wie geſagt, eine beſondere neue Abhandlung, und die Geſänge ſelbſt ſind an ungemein vielen Stellen verändert und verbeſſert worden.

---

*) Im Jahr 1755. in groß 4to.

Veränderungen und Verbeſſerungen aber, die ein Dichter wie Klopſtock, in ſeinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, ſondern mit allem Fleiſſe ſtudieret zu werden. Man ſtudieret in ihnen die feinſten Regeln der Kunſt; denn was die Meiſter der Kunſt zu beobachten für gut befinden, das ſind Regeln.

Sie ſind jetzt nicht in den Umſtänden, daß Sie ſelbſt dieſe Vergleichung der erſten und neuern Lesarten anſtellen könnten, die Sie zu einer andern Zeit ſehr angenehm beſchäftigen würde. Erlauben Sie mir alſo, Ihnen noch eines und das andere davon zu ſagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beyſpiele des beſtimmten Sylbenmaaſſes, der reinern Wortfügung, und der Wahl des edlern Ausdrucks. In Anſehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participia, wo ſie den Perioden zu ſchwerfällig, und zu dunkel machten, aufgelöſet. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt,

Daß er noch durch ſo viele Jahrhunderte, ſeit der Erſchaffung
In der erſten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit glänzte

heißt nunmehr die letzte Zeile

In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donner anſchuf.

Oder wo er ſonſt den Zophiel ſagen ließ:

— — — Verkündigt der dampfende Nebel
Seine von allen Göttern ſo lange gewünſchte Zurückkunft

heißt es jetzt:

Seine Zurückkunft, auf welche die Götter ſo lange ſchon harrten.

Und ſo in hundert andern Stellen, mit welchen die

Feinde der Mittelwörter nun weniger unzufrieden ſeyn werden. — Gewiſſe **Wörter** hat der Dichter zu gemein befunden, und ſie haben ausgeſuchtern weichen müſſen. Wo es vorher hieß:

Wiſche dem Knaben die Zähre vom Antlitz

oder:

Wiſchet mit mir, wenn er ſtirbt, das Blut von ſeinem Geſichte

iſt beydemal für **wiſchen**, **trocknen** geſetzt. Das Wort **Behauſung**, welches der Dichter ſonſt ſehr oft brauchte, hat überall ſeinen Abſchied bekommen; und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es ſtehen geblieben. Ich weis zwar in Wahrheit nicht, was Herr **Klopſtock** wider dieſes alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas darwider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Andere Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören beſonders nicht wenige beſſer ausgemahlte Beſchreibungen; dergleichen dieſe, wo von Geiſtern der Hölle im zweyten Geſange geſagt wird:

——— Sie giengen und ſangen
Eigene Thaten, zur Schmach und unſterblichen Schande verdammet.
Unterm Getöſe geſpaltner (ſie hatte der Donner geſpalten!)

Dumpfer, entheiligten Harfen, verſtimmt zu Tönen des Todes
Sangen ſie ꝛc.

da es vorher bloß geheiſſen:

Unterm Getöſe vom Donner gerührter entheiligter Harfen
Sangen ſie.

Von eben der Art ſind auch folgende Zeilen.

Satan hört ihn voll grimmiger Ungeduld alſo reden,
Wollt itzt, von den Höhen des Throns, der thürmenden Felſen
Einen gegen ihn ſchleudern; allein die ſchreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorne dahin —

Die alte Lesart hatte:

Itzt wollt er auf ihn donnern, allein die ſchreckliche Rechte ꝛc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeſchaltet. Ich führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß ſehr ſchön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jeſu beſchließt, und ſagt:

Er ſoll ſterben! Bald will ich von ihm Staub der Verweſung
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen ausſtreun.
Seht den Entwurf von meiner Entſchlieſſung. So rächet ſich Satan!

heißt es nunmehr weiter:

Satan ſprach es. Indem gieng von dem Verſöhner Entſetzen
Gegen ihn aus. Noch war in den einſamen Gräbern der Gottmenſch.
Mit dem Laute, womit der Läſterer endigte, rauſchte
Vor den Fuß des Meßias ein wehendes Blatt hin. Am Blatte
Hing ein ſterbendes Würmchen. Der Gottmenſch gab ihm das Leben.
Aber mit eben dem Blicke ſandt' er dir, Satan, Entſetzen!
Hinter dem Schritt des geſandten Gerichts verſank die Hölle,
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So ſchreckt ihn der Gottmenſch.
Und ihn ſahe der Abgrund und blieb vor Bewunderung ſtille ꝛc.

Aber auch die Kunſt auszuſtreichen verſtehet Herr **Klopſtock**, und es ſind manche Zeilen weggefallen, die ſich ſeine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen laſſen, wenn er ſie ihnen nicht ſelbſt genommen hätte. Es ſind meiſtentheils Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben, als es z. E. ſeyn ſollte, wenn Adramelech ſagte:

Dann würg ich nicht die vernünftigen Weſen, wie Satan, nur einzeln;
Nein zu ganzen Geſchlechtern! Die ſollen vor mir ſich in Staub hin

Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen, und winden und jammern,
Wenn ſie ſich winden, und krümmen und jammern, ſo ſollen ſie ſterben.

ſo klein war es in der That, und der Dichter hat ſehr wohl daran gethan, daß er die beyden letztern Zeilen in eine gezogen:

Die ſollen vor mir ſich in Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen und winden, und ſterben.

Und wären doch alle ſeine Verkürzungen von dieſer Art! Doch ſo muß ich Ihnen leider ſagen, daß dem Herrn Klopſtock, ich weiß nicht welcher Geiſt der Orthodoxie, oft anſtatt der Kritik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns ſo manchen Ort verſtümmelt, deſſen ſich ein jeder poetiſcher Leſer gegen ihn annehmen muß. Was geht es dieſem an, daß einem Schwachgläubigen die wütenden Entſchlieſſungen des Adramelechs, zu Ende des zweyten Geſanges, anſtößig geweſen ſind oder ſeyn können? Soll er ſich deswegen die vortrefliche Stelle rauben laſſen, wo dieſer raſende Geiſt auch die Seele des Meßias zu tödten ſich vornimmt?

Und wenn der Ewige ſie vor andern Seelen erwählte,
Wenn er ſie ſich zu verherrlichen ſchuf: ſo ſoll er voll Jammer

Um ſie in einſamer Ewigkeit klagen! Drey ſchreckliche Nächte
Soll er um ſie klagen! Wenn er ſich ins Dunkle verhüllt hat,
Soll drey ſchrekliche Nächte kein Seraph ſein Angeſicht ſehen!
Denn will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule
Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinſterten Throne,
Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen
Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott ſeyn!

Und ſolche Stellen haben mehrere weichen müſſen, die ich mir alle ſorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern iſt der Karakter des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal ſo unbeſtimmt geworden, als er vorher war. Er war ſchon anfangs ſehr ſchielend, und nun weis man vollends nicht was man daraus machen ſoll. Auch ſogar alle die Wörter, die einen heydniſchen Verſtand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, ſattſam geheiliget hatte, ſind verwieſen worden; was vorher Schickſal hieß, heißt nun **Vorſicht**, und die **Muſe** hat ſich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbeſſerung, wo das Genie des

Dichters ohne Zweifel am wirkſamſten geweſen, iſt die, welche er mit der Rede des Vaters im erſten Geſang vorgenommen. Es iſt der Anſtändigkeit gemäß, daß ſich Gott ſo kurz als möglich ausdrückt; und jene Rede verſtieß wider dieſe Regel, viel zu ſehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da ſagt, geſagt werden; und der Dichter iſt nunmehr alſo auf das Mittel gefallen, ihn ſelbſt nur die erſten Zeilen ſagen, und das Uebrige einen Seraph von dem Geſichte Gottes leſen zu laſſen. Ich bewundere dieſen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für ſich ſelbſt aber hat er meinen Beyfall nicht.

Achzehnter Brief.

Die Fabeln des Rabbi **Berachja Hanakdan**, *) oder wie er mit ſeinem ganzen Namen heißt; **Berachia Ben-Natronai Hanakdan**, haben Ihre Aufmerkſankeit an ſich gezogen, und Sie wünſchen mehrere von den eigenthümlichen Erfindungen dieſes Fabuliſten zu leſen.

Vorher laſſen Sie ſich einen luſtigen Fehler erzehlen, den Herr Profeſſor **Gottſched** mit dieſen

---

*) Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften III. Band, 1tes St. S. 73.

Fabeln gemacht hat. Weil ſie ihr Verfaſſer Fabeln **der Füchſe** zu nennen gut befunden, ſo hat Herr **Gottſched** den ſchönen Einfall gehabt, ſie für eine Ueberſetzung des Reinecke Fuchs*) auszugeben. Hören Sie nur, was er ſagt: „Die zweyte Ueberſetzung iſt eine Hebräiſche, die unter dem Titel **Miſchle Schualim**, die Fabeln von Füchſen 1557 zu Mantua gedruckt worden. Der Verfaſſer iſt Rabbi **Barachias Ben-Natronai** geweſen. Nun meinet zwar **Morhof**, es wären auch andere Fabeln von andern Thieren darinnen; folglich möchte es nur ein Aeſopiſches Fabelbuch ſeyn. Allein im Reineke Fuchs kommen ja auch andere Fabeln von Thieren vor: und warum hätte man den Fuchs auf den Titel geſetzt, wenn ſeine Geſchichte nicht die vornehmſte darinn wäre.“

Hätte Herr Profeſſor **Gottſched** nicht in dem Wahn geſtanden, daß ein Autor auch zu derjenigen Zeit müſſe gelebt haben, wenn ſeine Schrift das erſtemal gedrukt worden, ſo würde er vielleicht nachgeſchlagen, und dieſen Irrthum nicht begangen haben. Er würde gefunden haben, daß **Berachia Hanakdan** bereits am Ende des dreyzehnten, und zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt, und alſo unmöglich das Werk eines Schriftſtellers aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, dergleichen der **Reineke Fuchs** nach ſeinem eignen Vorgeben iſt, überſetzen können.

---

*) In der Vorrede zum Reineke Fuchs S. 43)

Ferner muß der Herr Profeſſor gar nicht wiſſen, wie faſt alle Büchertitel der Rabinen beſchaffen ſind. Sonſt würde er von dem Titel auf das Buch mit ſolcher Zuverſicht nicht geſchloſſen, noch **Morhofen** ſein entſcheidenes Allein in den Tag hinein, entgegen geſetzt haben. **Morhof** hatte das Buch ohne Zweifel geſehen; und hier, wo es gar nicht ſelten iſt, kann es jeder zu ſehen bekommen, und ſich mit eigenen Augen überzeugen, daß es kein **Reineke Fuchs** iſt. Es ſind Aeſopiſche Fabeln, die gar keinen Zuſammenhang unter ſich haben, und die **Hanakdan**, wie er auf der letzten Seite ſelbſt ſagt, deswegen **Fabeln der Füchſe** genennet hat, weil die Füchſe unter den Thieren, die ihre Rollen in der Fabel ſpielen, die allerklügſten wären.

Es ſind aber mehr neue und dem Rabbi eigene Erfindungen darunter, als Sie vielleicht aus der Nachricht, welche die **Bibliothek** davon ertheilet, vermuthen dürften. Hier ſind einige derſelben mit welchen Sie in den Sammlungen der Aeſopiſchen Fabeln nichts ähnliches finden werden. Von den Schwierigkeiten der Ueberſetzung, ſind Sie bereits unterrichtet.

Die XIX. Fabel.

Die zwey Hirſche und der Menſch.

Ein geheimnißvoller Thor wird oft für weiſe gehalten, und in den Rath der Verſtändigen geſetzt. — Zwey Hirſche ſtanden am Ufer eines Baches, und ſchienen ſich einander Geheimniſſe in die Ohren zu fliſtern. Ein Menſch gieng auf der Heerſtraſſe, und die Neubegierde trieb ihn zu ihnen hin. „Warum „redet ihr ſo leiſe, Freunde? fragte er. In dieſer Einſamkeit wird euch niemand belauſchen.“ — Wir entdecken uns eben keine großen Geheimniſſe, war die Antwort. Die wichtigſte Urſache warum wir hier bey einander ſtehen, iſt die lange Weile.

Die XXVIII. Fabel.

Die Maus, die Sonne, die Wolke, der Wind und die Mauer.

Ein Stutzer unter den Mäuſen dachte bey ſich ſelbſt: Siehe! es iſt nicht gut alleine zu ſeyn, doch finde ich unter allen Thieren keine Frau, die mir gefällt. Ich möchte eine ſchöne, gütige und vornehme Frau, die mir aber nichts verzehret. — Wo finde ich dieſe? — Wohlan! ich will die Sonne heyrathen.

Was kann dieſer an Glanz und Herrlichkeit gleichen? Die Sonne bringt Licht und Erquickung auf ihren Flügeln, wenn alle Bewohner der Erde in Finſterniß eingehüllet ſchlummern. — So eben gieng die Sonne auf. Unſere Maus ward entzückt, und ſprach: „ich habe dich je und je geliebt, und „will dich zu mir ziehen aus lauter Gewo„genheit, (Jer. XXXI. 3.) Ich will dich zur Frau „nehmen, Sonne!“ — Du biſt nicht klug, Maus! verſetzte die liſtige Sonne. Willſt du ein Licht wählen, das alle Augenblick verlöſcht? Siehe! die Sonne ſcheinet, und gehet wieder unter. Wie oft werde ich nicht von den Wolken verdunkelt? Die Wolken, Maus! ſind weit über mich. Erhebe deine Wünſche zu ihnen; ſo wirſt du glücklicher ſeyn. Die Maus eilete zu einer Wolke hin: „ich habe mir „Mühe gegeben, und dich gefunden, meine Liebe, „meine Schöne, meine Braut! Komm! du ſollſt „meine ſeyn; ich werde dich nie verlaſſen.“ – Wenn du mich heyratheſt, antwortete die Wolke, ſo mußt du flüchtig und unſtät herum wandern. Mich treibet der Wind, wohin es ihm gefällt. Laß von der Magd ab und wähle dir die Frau, denn ich bin dem Winde unterthan. — Sie ſuchte hierauf den Wind, und fand ihn in einer Wüſten. Komm mit mir aus dieſer Einöde, rief ſie, komm! Ich habe dich unter allen Geſchöpfen mir zur Frau erleſen. — O du betriegſt dich ſehr, antwortete der Wind, wenn du mich vielleicht für mächtig hältſt! Siehe ich mag toben wie ich will, ſo trotzt mir eine jede gemeine Mauer, und ſtehet aufrecht. Die Mauer würde dich weit glücklicher machen als ich. — Sie machte endlich auch der Mauer ihren Liebesantrag, und ſagte, daß die Sonne, die Wolke und der Wind ſie zu ihr ſchickten. — Gehe! antwortete die Mauer zornig. Wollen ſie meiner ſpotten, weil ich mich nicht ſo gut bewegen kann, als ſie? Sie ſollten Mitleiden mit mir Elenden haben. Die Mäuſe durchgraben meinen Grund, und machen ſich allenthalben freye Durchwege. Jetzo haben mehr als zweyhundert Mäuſegeſchlechter in mir ihre Wohnungen aufgeſchlagen und mich mit Zähnen und Füſſen durchbohrt. Eine ſolche Frau läſſeſt du dir anrathen? — Der junge Freyer ſah ſich in ſeiner ſtolzen Hoffnung betrogen, kehrte zu den Mäuſen zurück, nahm ſich eine aus ſeinem Geſchlechte, und fand eine Gehülfin, die um ihn war. (1 B. Moſ.)

Die XXX. Fabel.

Der Ochs und der Bock.

Ein Ochs erblickte einen Löwen, und floh und hörte ihn immer hinter her brüllen. Endlich verkroch er ſich hinter ein Geſträuche; dort hatte ſich auch ein Bock verſteckt; der Ochs erblickte ihn, und fuhr erſchrocken zurück. Was fürchteſt du dich, Vetter? rief der Bock, wir ſind ja beyde in einem Stall erzogen. Biſt dus, antwortete der Ochs, alles, was lebt iſt mir heute Löwe, ſo ſehr hat mich der Räuber geängſtiget.

Wer verfolgt wird, fürchtet ſeinen eigenen Schatten.

Die XXXVI. Fabel.

Der Wolf und die Thiere.

Der Kanzler des Löwen, der Wolf, ward von allen Thieren verklagt, daß kein lebendiges Geſchöpf vor ſeinem Räuberzahn ſicher ſey. Der Unerſättliche, klagten ſie, macht den Wald zur Einöde, unſere Weiber zu Wittwen, und unſere Kinder zu Wayſen. Der König zürnete, und verwies dem Wolf ſeine Grauſamkeit mit harten Worten. Das Vergangene iſt nicht mehr zu ändern, ſetzte er königlich hinzu; aber hinfüro hüte dich vor Gewalthätigkeit. Begnüge dich mit den todten Thieren, die du auf dem Felde findeſt, und ſchwöre, dich zwey ganze Jahre alles Fleiſches zu enthalten, für jedes lebendige Thier, das du dich zu erwürgen gelüſten läſſeſt. Der Wolf ſchwur und gieng zurück. – Wenige Tage nachher überfiel ihn ein grauſamer Hunger, und er ſahe ein fettes Schaf auf der Wieſe weiden. Da kämpften in ihm Gedanken mit Gedanken. Zwey Jahre kein Fleiſch zu genieſſen! — Die Strafe iſt hart! und ich habe geſchworen — Doch in jedem Jahre ſind drey hundert und fünf und ſechszig Tage. Tag iſt wenn ich ſehen, und Nacht, wenn ich nicht ſehen kann. So oft ich alſo die Augen verſchlieſſe iſt Nacht, und wenn ich ſie wieder aufthue; ſo wirds Tag. — Schnell blinzte er die Augen zu, und that ſie wieder auf; da ward aus Abend und Morgen der erſte Tag. Er zehlte zwey volle Jahre. Nun, ſprach er, habe ich für die Sünde zum voraus gebüßt, ergriff das Schaaf und würgte es.

Ein Räuber findet leichtlich Mittel den kräftigſten Eyd zu vereiteln.

Die XXV. Fabel.

Die Schaafe, der Widder und der Löwe.

Die Schaafe waren einſt in den Ställen allein, denn die Hirten hatten ſich entfernt, und vergeſſen die Thüren hinter ſich zu verſchlieſſen. Keines blieb in dem Stalle, denn ſie giengen heraus auf dem Felde Speiſe zu ſuchen. Sie hatten ſich von dem Dorfe nur wenig entfernt, da kam ein Löwe aus der Wüſten hergezogen, und eilete ſie zu erreichen. Sie erblickten ihn, und riefen ſich einander zu: Wenn der Löwe brüllt, wer wird ſich nicht fürchten? — Kein Mittel war zur Errettung übrig. — Sie ſprachen alſo zum Widder, der ſie anführte: Gehe du dem Fürchterlichen entgegen. Berede ihn mit glatter Zunge, daß er von uns abweiche. Der Widder zog von ſeinem Heere ab, trat näher und ſchmeichelte: Heil dir, König der Thiere! Du biſt immerdar willkommen, und wer dich erblickt, der ſegnet dir entgegen. — Ha! brüllte der Löwe, bey dir und deinen Freunden werde ich Segen finden. Deine liebliche Reden ſind vergeblich. Läßt ſich ein König mit Worten abſpeiſen? Komm! dein Fleiſch wird ſüſſer ſeyn, als dein Gruß. — **Der macht ſich zum Geſpötte, der einen Tyrannen durch Beredſamkeit zu gewinnen gedenkt.**

Die CXXXXII. Fabel.

Der ſtößige Ochs und ſein Herr.

Ein Ochs verkannte ſeinen Herrn, und ſo oft ihn dieſer vor den Pflugſchar ſpannte, ſtieß er um ſich mit Macht. Der Herr ward böſe, und verſchnitt dem Muthwilligen die Hörner. Nun wird er gebändiget ſeyn, ſagte er zu ſeinem Nachbarn; ich habe ihm die Macht zu ſchaden geraubt. — Tages darauf wollte er ihn vorſpannen, und er biß ihn mit ſeinen mörderiſchen Vorderzähnen. Gut, ſagte der Ackersmann, du ſollſt auch dieſe verlieren, und ſchlug ihm die Zähne aus. Aber der Ochs ward dadurch nicht demüthiger, denn den dritten Tag, als ſich der Herr ihm näherte, ſtieß er ihn mit der Hüfte zu Boden, und mißhandelte ihn jämmerlich. — Das haben wir wohl gewußt, ſagten die Nachbarn, der Unbändige ſchadet, ſo lange ein Glied an ihm ganz iſt.

Die LXXXXVIII. Fabel

Ein hungriger Rabe fand ein Aas auf dem Felde und freuete ſich deſſen ſehr. Er hüpfte für Freuden hin und her, ſchlug ſeine Flügel zuſammen, und ſang mit rauher Stimme ſo laut, daß der Adler in der Luft ſein Geſchrey hörte. Was mag dieſes bedeuten dachte der Adler: (2 B M. c. 32, 18.) **Es iſt kein Geſchrey gegen einander, deren die obliegen, oder deren die unterliegen?** Er lies ſich herab, verſcheuchte den Raben, und trug das Gewild davon. — Nun ſchreyet der Rabe nicht mehr, wenn er ein Fraß findet.

Neunzehnter Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutſche Theokrit*) gemacht hat, ſobald nicht vergeſſen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen eine beſſere Ueberſetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man ſich hoffentlich eine Zeitlang vor einem Ufer ſcheuen, an welchem ſo ſchimpflich geſcheitert worden. Aber doch auch eines doriſchen Dichters. Und was meynten Sie zu einem deutſchen Pindar?

Ich mache ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweiz einen jungen kühnen Geiſt erweckt, der uns mit den Begeiſterungen des thebaiſchen Sängers bekannter machen will. Die Sache hat große Schwierigkeiten; und es iſt unendlich leichter über den ganzen Pindar einen gelehrten Kommentar zu ſchreiben, als eine einzige Ode ſchön zu überſetzen; doch der junge Schweizer denkt mit ſeinem Dichter:

— — Ὁ μεγας δε κινδυ-
νος ἀναλκιν ȣ̓ φω-
τα λαμβανει —

und der Verſuch, den er gemacht hat, iſt ſehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgetheilet.

---

*) Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, 2ten Bandes 2tes St. S. 360.

Und was gut iſt, muß man mittheilen; ich theile ihn alſo auch Ihnen mit.

Ich weiß, Sie erwarten nicht, daß die Ueberſetzung in Verſen ſeyn werde. Der einzige Deutſche, wollte ich faſt ſagen, hat die Freyheit, ſeine Proſe ſo poetiſch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieſer poetiſchen Proſe am treueſten ſeyn kann, warum ſoll er ſich das Joch des Sylbenmaaſſes auflegen, wo er es nicht ſeyn könnte?

Es iſt aber auch keine wörtliche Ueberſetzung, denn **Cowley** ſagt: „Wenn jemand den **Pindar** von „Wort zu Wort überſetzen wollte, ſo würde man „glauben, ein **Raſender** habe den **andern** überſetzt.

Doch Sie ſollen ſelbſt urtheilen. Es iſt die erſte, die vierte und die eilfte der Olympiſchen Oden. Die erſte weis ich, kennen ſie gewiß. Wer ſollte auch nicht ſo neugierig geweſen ſeyn, wenigſtens die erſte Ode des **Pindars** zu leſen, wenn ſie ihm auch noch ſo viel Mühe gekoſtet? —

Der Olympiſchen Oden des Pindars erſte.

An den Hiero, König von Syrakus. *)

1. Strophe.

Der Elemente beſtes iſt Waſſer, und wie die lodernde Flamme zur Nacht, alſo glänzet hoch unterm ſtolzen Reichthum das Gold. Aber willſt du Siege erzehlen, o ſuche mein Geiſt, wie in des Aethers Wüſten am Tage kein erwärmender Geſtirn, als die Sonne, ſo auch keine herrlichern Kämpfe, als die Olympiſchen zu ſingen. Sie begeiſtern die Weiſen zu jenen prächtigen Hymnen, die ſie dem Sohne Saturns, in Hierons reichem, glückſeligen Pallaſte verſammelt, weihen.

---

*) Als er in den Olympiſchen Spielen mit dem Rennpferde den Preis erhielt.

1. Antiſtrophe.

Er iſt es, der in dem heerdenreichen Sicilien den Scepter des Rechts trägt; er brach ſich von jeder erhabnen Tugend die Blume, und glänzt in der Blüthe der Harmonie, die wir Dichter öfters um die freundſchaftliche Tafel ſpielen. Wohlan denn! Greif von der Wand herab, Muſe, die doriſche Zither! wenn Piſas und Pherenikus *) Ruhm deine Bruſt in ſüſſer Entzückung dahin reißt; wie er neben den Wellen Alpheus **) flog; wie ſeine ungeſpornten Flanken hoch daher ſchwebten; wie er ihn in den

---

*) Piſa, der Name der Stadt, ohnfern welcher die Olympiſchen Spiele gehalten wurden. Pherenikus hieß das Rennpferd, auf welchem Hiero den Preis erhielt.

**) Der Name des Fluſſes, neben welchem die Rennbahn war.

Schooß des Triumphs trug, ſeinen Herrn, Syrakuſens König, die Luſt der Rennbahn.

1. Epodos.

Ihm ſtrahlet ſein Ruhm in der heldenvollen Pflanzſtadt des Lydiſchen Pelops, *) den ehemals der gewaltige Erdumfaſſer Neptun liebte, **) nachdem Klotho ihn, die Schulter von blendendem Helfenbein leuchtend, aus dem heilenden Erze hob. — Alſo füllen Wunder den Erdkreis, und Fabeln mit künſtlichen Lügen verbrämt, ſiegen der Wahrheit zum Trutz.

---

*) Er verſtehet den Theil von Griechenland, welcher nach dem Pelops, Peloponneſus genennt ward. Und dieſe einzige Erwehnung des Pelops veranlaſſet die ganze folgende weitläuftige Ausſchweifung zum Lobe dieſes Helden.

**) Die Fabel erzehlt von dem Tantalus, des Pelops Vater, die Götter hätten ihn ſo ſehr geliebt, daß ſie ihn mit an ihre Tafel gezogen. Einſt als Tantalus die Götter wieder bewirthen wollen, habe er ſeinen Sohn, den Pelops, geſchlachtet, und ihn denſelben vorgeſetzt. Keiner von den Göttern aber habe davon gekoſtet, auſſer Ceres die ein wenig zu heißhungrig, ein Stück von der Schulter verzehret habe. Die Götter hätten hierauf die Stücke in einen reinen Keſſel geworfen, und den Pelops lebendig wieder heraus gezogen, nachdem ſie ihm eine helfenbeinerne Schulter, anſtatt der verſpeiſten, gegeben. Dieſer reine Keſſel (καθαρος λεβης) iſt es, welchen unſer Ueberſetzer, zwar ſchön, aber etwas zu undeutlich das heilende Erz nennt.

2. Strophe.

Die Dichtkunſt, deren Reiz über alles Honig gieſſet, leihet ihnen ein ehrwürdiges Anſehen, und macht daß öfters ein Mährchen geglaubt wird. Doch wird für die Wahrheit die enthüllende Zukunft zeugen! — Wer es wagt, von Göttern zu reden, der thue es mit Ehrfurcht, und ſeine Schuld iſt geringer! — So will ich ietzt von dir, Sohn des Tantalus, ſagen, was vor mir kein Dichter nie ſprach: Wie, als dein Vater in ſein geliebtes Sipylum, zu einem heiligen Gaſtmale lud, wo wechſelſeitig die Unſterblichen aſſen, der erlauchte Dreyzackführende Gott die Macht der Liebe fühlte;

2. Antiſtrophe.

Und dich auf güldenen Roſſen zu des weit angebeteten Zevs hohem Pallaſte trug, wo nicht lange zuvor auch Ganymedes hin zum Jupiter gekommen war. Da aber du verſchwunden, und dich der Mutter kein ſpähender Kundſchafter wiederbrachte, ſtreute ein benachbarter Fürſt neidiſch das Gerücht aus, deine Gliedmaſſen hätten, mit dem Schwerde zertheilt, und beym flammenden Feuer geſotten, den Göttern zur Speiſe gedienet.

2. Epodos.

Aber der Seligen einen unmäßig zu nennen, iſt Unſinn! Ich zittere! — Denn ſchon oft hat die Rache den Läſterer ergriffen. *) Ward je ein Sterblicher von des Olympus Bewohnern geehret, ſo war es Tantalus. Wiewohl der Größe eines ſo erhabnen Glückes zu ſchwach, bracht ihm ſein Uebermuth einen unbeſiegbaren Jammer; einen drohenden Felſen, den der Vater der Götter über ihn aufhieng. Ewig bemüht, ihn von ſeiner Scheitel zu wälzen, irrt von ihm jede Freude weg.

3. Strophe.

Alſo lebt er, mit drey andern Genoſſen ſeiner Qual, ſein hülfloſes Leben durch, der Unglückſelige! Er entwandte den Himmliſchen, was die Unſterblichen nähret, Nektar und Ambroſia, und gab ſie ſterblichen Gäſten. So betriegt der Menſch ſich ſelber, der ſeiner Thaten eine, der Gottheit zu verbergen hoft. Und des väterlichen Verbrechens wegen, ſandten die Unſterblichen den Pelops zum ſchnellhinwandelnden Volke der Menſchen wieder zurück. Aber da in vollblühender Jugend das zarte Milch-

---

*) Daß Pindar hier auf den Tantalus kömmt, iſt kein neuer Sprung. Sondern es dienet, um die Urſache anzugeben, warum Pelops gleichwohl wieder aus dem Himmel zurückgeſchickt worden.

haar ſeine bräunliche Wangen deckte, ſehnte ſein liebendes Herz ſich, nach der Tochter des Herrſchers zu Piſa,

3. Antiſtrophe.

Der erleuchten Hippodamia. Einſam gieng er im Dunkeln zum ſchäumenden Meer hin, und flehte dem gewaltigbrauſenden König der Waſſer. Er erſchien ihm; da ſprach er: „Wenn dein Herz, „o Neptun, gegen die reizenden Gaben der Venus „nicht fühllos iſt, *) o ſo hemme des Oenomaus „eherne Lanze, bringe mich auf den ſchnellſten deiner Wagen nach Elis, und gewähre mir den Sieg. „Zwar fielen ſchon dreyzehn der liebenden Jünglinge vor dem Speere des Tyrannen, und immer „verſchiebt er die Vermählung der Tochter.

3. Epodos.

„Aber nur der Feige flieht groſſe Gefahren: und „da uns einmal das Verhängniß in das Grab ruft, „warum ſollte im Finſtern, von jeder ſchönen That

---

*) Wer bey dem Oenomaus, um deſſen Tochter Hipodamia anhielt, mußte ſich gefallen laſſen, ein Wettrennen der Wagen, mit ihr einzugehen. Der Vater verſprach ſie dem, der ſie, oder vielmehr den Myrtilus, welcher ſie allezeit führte, einhohlen würde. Wenn aber der Vater, der ihnen auf ſeinem Wagen nachfolgte, ſahe, daß der Freyer ſie nun bald einhohlen möchte, tödtete er ihn mit ſeinem Wurfſpieſſe.

„fern, ein namenloſes Leben uns verzehren? Nein, „dieſe Bahn lauf ich; du aber verleih einen glück„lichen Ausgang“! — Er ſprachs, und ſeine Bitte rührte den Gott, und ſeinen Muth zu erhöhen, ſchenkte er ihm einen goldnen Wagen, und müdelos fliegende Pferde, womit er dem Oenomaus Sieg und Tochter raubte.

4. Strophe.

Sie aber gebahr ihm ſechs Führer der Völker, Söhne, die ſich der Tugend weihten. Jetzt ruht er, von herrlichen Opfern geehrt, am Ufer des Alpheus; Kämpfe umgeben das Grabmahl, und Schaaren von Fremden ehren ſeinen Altar. Weit glänzt von da die Pracht der Olympiſchen Spiele, und ſeine Rennbahn, wo die Behendigkeit der Füſſe, und die hoher Arbeit ſich erkühnende Stärke kämpfet. Wer überwindet, der lebt ſein übriges Leben in honigter Heiterkeit hin, denn er beſitzet den Preis.

4. Antiſtrophe.

Der menſchlichen Güter höchſtes iſt, was uns mit jedem kommenden Tage beglückt, und einen ſolchen *) ſoll jetzt, ſo wollen es Piſas Geſetze, mein Aeoliſches Lied krönen. Unter den Sterblichen iſt

---

*) Den Hiero nemlich, auf welchen er nunmehr wieder zurück kömmt.

keiner des Lobes labyrintiſcher Hymnen würdiger; keiner übertrift ihn an Adel der Seele, oder an herrſchender Macht. Eine ſchützende Gottheit iſts, o Hieron, welche mit zärtlicher Sorge wacht, deine Wünſche zu erfüllen. Und entſteht ſie nicht, o ſo will ich bald, das hoffe ich, deinen ſiegenden Wagen

4. Epodos.

Harmoniſcher tönen; ich will auf Chronions [*]) ſonnigtem Hügel ſtehen, und mein Lob ſoll einen nie betrettenen Pfad wandeln. Schon rüſtet mir darauf die mächtige Muſe den gewaltigſten Pfeil. Der Menſch ſteigt in mannigfaltigen Stuffen empor; aber obenan ſtehen die Throne. Blicke nicht weiter hinaus! Auf dieſer Höhe ſey dir vergönnt, deine Tage zu vollenden, und mir, an der Seite ſolcher Sieger zu ſeyn, unter den Griechen überall bekannt, durch meine Weisheit!

---

*) Ein Berg in der Gegend, wo die Olympiſche Spiele gehalten wurden. Er hatte von dem Saturnus ſeinen Namen, weil dieſer mit dem Jupiter um die Herrſchaft des Himmels auf ihm gekämpft.

Der Olympiſchen Oden des Pindars vierte.

An den Pſaumis, von Kamarina. *)

Strophe.

Schwinger des raſtlos fliegenden Donners, Zevs Höchſter! — Denn mich haben deine zirkelnden Stunden mit dem mannigfaltigen Liede der Zither, zum Zeugen deiner erhabenſten Kämpfe geſandt; und der ſüſſen Bothſchaft vom Glücke der Freunde freuen ſich Edele. — Ja, Sohn des Saturnus, der du den Aetna beherrſcheſt, dieſe ſtürmiſche Laſt des gewaltigen hundertköpfigen Typhons, **) empfange der Grazien zu Liebe, vom Sieg Olympiens meinen Geſang,

Antiſtrophe.

Dieſes ewig dauernde Licht herrlicher Thaten! Denn er kömmt mein Geſang, hoch auf dem Wagen des Pſaumis, der mit Piſas Oelzweig umkränzt, daher zu Kamarinas Triumph eilet. — Alſo höre die Gottheit auch die übrigen ſeiner Wünſche! — Denn Er, den ich lobe, nähret dem Alpheus glänzende Pferde; Mengen der Wanderer nimmt freudig ſein Haus auf, und rein liebt des Patrioten Seele die Ruhe des Staats. — Keine Dichtung färbe mein Lob! Die Erfahrung iſts, die Sterbliche richtet. *)

---

*) Als er auf dem vierſpännigen Wagen den Preis erhielt. Kamarina war eine Stadt in Sicilien. Der Dichter weihet dem Jupiter ſeinen Geſang, weil dieſem die Olympiſchen Spiele heilig waren, deren alle vier Jahre wiederkommende Zeit er die zirkelnden Stunden des Zevs nennet.

**) Jupiter donnerte dieſen Rieſen, der den Himmel mit erſtürmen wollte zu Boden, und wälzte den Aetna über ihn.

Epodos.

Sie entriß den Sohn des Klymenus dem Hohne der Töchter Lemnos. — In ehernen Waffen lief er, und ſiegte; da ſprach er, als er zur Krone

---

*) Und dieſe Wahrheit erläutert er durch das folgende Beyſpiel. Erginus, der Sohn des Klymenus, war einer von den Argonauten; und als dieſe auf Lemnos landeten, traf es ſich, daß gleich die Königin Hypſipyla, zum Andenken ihres verſtorbenen Vaters, Ritterſpiele halten ließ. Als nun die Argonauten dazu eingeladen wurden, machte ſich Erginus unter die bewaffneten Wettrenner; und weil er bereits graue Haare hatte, ob er gleich ſo alt noch nicht war, lachten die Lemniſchen Zuſchauerinnen über ſein kühnes Unterfangen. Unterdeß lief er doch, kam ſelbſt dem Kalais und Zetes, den Söhnen des Boreas, zuvor, und erhielt zum großen Erſtaunen derer, die vorhin über ihn gelacht hatten, den Preis. — Ob es nöthig ſey, mit den Auslegern des Pindars, dieſem Beyſpiele zu Folge anzunehmen, daß auch Pſaumis, an den dieſe Ode gerichtet, in ſeinen jungen Jahren bereits graue Haare gehabt, weis ich eben nicht.

gieng: „Der bin ich, Königin! Dieſer Geſchwindigkeit gleichen Arm und Herz. Aber auch jungen Helden entſproſſen oft graue Haare, und eilen ihrem Alter zu ſchnell vor.

Der Olympiſchen Oden des Pindars eilfte.

An dem Ageſidamus, den Lokrier. *)

Strophe.

Nach Winden ſchmachtet der Schiffer oft, und der Landmann nach Regen, den himmeltr äufelnden Söhnen der Wolken. — Aber wem Heldenarbeit gelang, dem ſind honigtriefende Hymnen Quellen des Nachruhms, und ein Pfand der Unſterblichkeit erhabener Thaten.

Antiſtrophe.

Unerreichbar dem Neid iſt dieſes Lob Olympiens Siegern geweiht; und gern breitet es mein williger Mund aus! Aber durch Gott blühen in der dichterſchen Bruſt ſtets weiſe Gedanken. — Alſo

---

*) Dieſe Ode iſt bey dem Pindar, als eine Zulage gleichſam zu der vorhergehenden zehnten Ode, an eben dieſen Ageſidamus, anzuſehen, deſſen Sieg zu beſingen der Dichter gleich anfangs verſprochen hatte. Weil ihm aber dieſes Verſprechen entfallen war, und er es erſt eine ziemliche Zeit nachher, mit der gedachten zehnten Ode erfüllte, ſo ſchrieb er dieſe eilfte noch oben darein, und nennte ſie auch ſelbſt τοκος, die Zinſe.

ſoll jetzt, — vernimm es, Sohn des Archeſtrats; denn deine Fauſt überwand! —

Epodos.

Meine tonvolle Leyer den Kranz des goldnen Oelzweiges ſingen, der deine Scheitel ſchmückt, und die angeflammte Tugend der weſtlichen Lokrier. Daſelbſt, ihr Muſen, führet feſtlich den Tanz auf! — Nicht ein unwirthbares Volk, euch ſchwör ichs, beſucht ihr, noch ungeübt im Gefühle des Schönen; ſondern ein Volk, tiefſinniger Weisheit und kriegeriſchen Muths voll. Denn Sitten, die die Natur gab, wandelt weder der feurige Fuchs, noch der mächtig brüllende Löwe.

Zwanzigſter Brief.

Sie erinnern ſich doch, daß vor einigen Jahren in dem unterirdiſchen Herkulano eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis iſt es gelungen, eine von den griechiſchen Handſchriften derſelben zu entwickeln, und das Glück hat gewollt, daß es die Ερωτοπαιγνια des Alciphrons ſeyn müſſen. Der Herr von Q** der ſich jetzt in Neapolis aufhält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuſchreiben, und hat es nach Deutſchland geſchickt. Hier iſt es einem von unſern beſten Dichtern in die Hände gefallen, der es ſo vortrefflich gefunden, daß er folgende Ueberſetzung davon gemacht. Es iſt das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und Ueberſchrieben:

„Die Grazien.

„Als an einem Frühlingsabende ſich die drey „Grazien neben einem Walde in acidaliſchen Quellen „beluſtigten, verlohr ſich plötzlich Aglaja, „die Schönſte der Grazien. Wie erſchracken die „Töchter der Anmuth, als ſie Aglajen vermißten! „Wie liefen ſie durch die Bäume und ſuchten und „riefen:

„So ängſtlich bebt auf Manethuſer Saiten
„Der zärtſte Silberton.
„Aglaja! — rief der Silberton.
„Aglaja! — half der Nachhall ſanft verbreiten.
„Umſonſt Aglaja war entflohn.
„Ach, Pan ſchlich längſt ihr nach! Der Frevler hat ſie ſchon!
„Ach, Acidalia: blick her von deinem Thron!
„Soll ſie nach langen Ewigkeiten,
„Nur jetzt nicht länger uns begleiten?
„Zwo Grazien ſind aller Welt zum Hohn;
„Und ach! die dritte hat er ſchon! —
„So klagte ſie. Umſonſt! Aglaja war entflohn.

„Nun ſchlichen ſie an den Büſchen herum, und „ſchlugen leiſe an die Blätter und flohen nach jedem Schlage furchtſam zurück.

„Denn ſtellten ſie ſich gleich, den Räuber auszuſpähn,
„So zitterten ſie doch für Furcht, ihn nur zu ſehn.

„Endlich kamen ſie an ein Roſengebüſche, das mein „Chloe verſteckte —— und mich. Chloe ſaß vor mir, „ich hinter Chloen.

„Jetzt bog ich ſchlau an ihrem Hals mich langſam über,
„Und ſtahl ihr ſchnell ein Mäulchen ab;
„Jetzt bog ſie unvermerkt den Hals zu mir herüber,
„Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg ſich ab,
„Denn jedes nahm und jedes gab.

„In dieſem Spiele überraſchten uns die Grazien, „und ſie lachten laut, da ſie uns küſſen ſahen, und „hüpften fröhlich zu uns herbey. Da iſt Aglaja! — „riefen ſie. Die Schalkhafte! —— Du küſſeſt, da „wir unruhig herumirren, und dich nicht finden können? —— Und jetzt liefen ſie mit meiner Chloe davon.

„Was? rief ich, loſe Räuberinnen!
„Wie ſollte ſie Aglaja ſeyn?
„Ihr irrt euch ſehr, ihr Huldgöttinnen!
„Für Grazien iſt das nicht fein!
„Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, ſie iſt mein!

„Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit „meiner Chloe davon. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter einer Buche hervortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd „alſo zu mir ſprach:

„Warum willſt du zu Chloen eilen?
„Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.
„Küß jetzt einmal ſtatt Chloen mich;
„Wünſch nicht dein Mädchen zu ereilen:
„Ich, eine Göttin, liebe dich.
„Schüchtern ſah ich die Huldgöttin an.
„Auf ihren Wangen ſprach Entzücken,
„Und Jugend und Gefühl aus den verſchämten Blicken
„Gefährliche Reizungen! —— Aber mit dreiſter Hand
„ergriff ich die Huldgöttin, führte ſie zu ihren Schweſtern, und ſprach: Hier iſt Aglaja, ihr Grazien —
„O Chloe, meine Luſt, mein Glück!
„Gebt meine Chloe mir zurück!
„Iſt dieß Aglajens Mund und Blick?
„Da! nehmt die Huldgöttin zurück!

Nun, was ſagen Sie hierzu? O, Sie ſind entzükt. —— Welche allerliebſte, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter ſein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner ſeyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! —— Kommen Sie zurück aus ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat kein Ερωτοπαιγνια geſchrieben; was Sie geleſen, iſt nicht aus dem Griechiſchen überſetzt; die Grazien ſind ein urſprüngliches Werk eines Deutſchen. Streichen Sie die Manethuſer Saiten, gleich zu Anfange nur weg, und ſetzen Cremoneſer Saiten dafür; denn ſo ſagt der Dichter, und ich mußte dieſe geringe Spur des Modernen vor ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich ſie fragen, warum ſollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen gerade zu geſchrieben hätte: In Leipzig ſind vor kurzem vier kleine Bogen heraus gekommen, unter der Aufſchrift, Tändeleyen. — Tändeleyen? würden ſie gerufen haben. Warum thun wir Deutſchen doch das ſo gern, wozu wir am wenigſten aufgelegt ſind? — Vergebens hätte ich hinzu geſetzt: aber es ſind artige Tändeleyen; ſie werden den Verfaſſer auf einem ganz eigenen Pfade finden; ſie ſind eines Greſſets würdig! Sie hätten mir aufs höchſte geglaubt, und — es dabey bewenden laſſen.

Aber nun biete ich Ihnen Trotz, es dabey bewenden zu laſſen. Denn ich muß Ihnen nur ſagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nemlichen Geſchmacke und faſt von gleichem Werthe iſt. Sie werden ſie ganz leſen; laſſen ſie doch ſehen, ob unſere Urtheile zuſammen treffen. — Nach den obigen Grazien, hat Amors Triumph, und der Geſchmack eines Kuſſes meinen vorzüglichen Beyfall. Nächſt dieſen haben mich die Kriegsliſt des Amors, an den Maler, die Ode, und Bacchus

und Amor am meiſten vergnügt. Die **Kennzeichen der Untreue** wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz iſt zu bürgerlich. In dem **Stücke an Chloen** iſt mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu ſeiner untreuen Nymphe ſagt:

Geh hin, und ſey ein Alp, buhl und erweck nur Grauen:

ſo ſtraft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem **verliebten Wunſche** iſt mir die Vermiſchung, der alten Mythologie und des Geiſterſyſtems nach dem Gabalis anſtößig. Dieſe und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfaſſers Stelle geweſen wäre, zurückbehalten, und die einzelnen Schönheiten derſelben zu beſſern Ganzen verſparet. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten **Kennzeichen der Untreue** heilig aufbewahret haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn ſo wie dieſes Stück jetzt iſt, kömmt es mir nicht anders vor, als eine antique verſtümmelte Bildſäule, die ein neuer Steinmetz zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen
„Um in frohem Wechſelſtreit
„Sich den Preis der Schnelligkeit
„Vor den Thierchen zu erringen:
„Doch er fällt aus Müdigkeit
„Schnell in einen Bach und ſchreyt.

„Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn ſanft aus dem Waſſer heraus, und trocknete ſeine naſſen Flügel, und erwärmte ihn in meinem Buſen. Nun dankte mir Amor freundlich, und ſprach: Lieber Jüngling, du haſt den Amor gerettet: womit ſoll ich deine Großmuth vergelten? — Erhalte mir meine Chloe getreu; antwortete ich. — O Jüngling, rief er, was bitteſt du? Steht es in der Gewalt des Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuſchränken? — Da ſchlug ich die Augen nieder, und ſeufzte. Aber der reizende Sohn der Cythere ermunterte mich wieder: Seufze nicht, Jüngling! Amor kann deine Bitte wenigſtens zum Theil erfüllen. —

So weit geht alles gut! Wie geſagt, ein ſchöner antiquer Rumpf; aber nun — welch ein gothiſcher Kopf iſt darauf geflickt!

—„Sobald Chloe einen andern als dich küßt, ſoll ſchnell ein Bärtchen aus ihrer Lippe hervor keimen, zum Merkmal, daß ſie dir untreu iſt. — So ſagte Amor. —

„Nun, Chloe, wirſt du dich wohl ſcheun. —
„Ich würde den Verrath auf deiner Lippe ſehn. —
„Manch holdes Mädchen ſchon ſeh ich mit Bärten gehen:
„Sie müſſen wohl nicht treu geweſen ſeyn.

Ach nicht doch! Sie müſſen keinen Bart haben, die holden Mädchen; ſie mögen uns treu ſeyn oder nicht!

Ein und zwanzigſter Brief.

Ja wohl iſt der Verfaſſer der **Tändeleyen**, wenn dieſe ſein erſter Verſuch ſind, ein Genie, das ſehr viel verſpricht! Aber auch darinn haben Sie Recht: Das **Lied eines Mohren** hätte ihm nicht entwiſchen ſollen. Es iſt nicht allein das ſchlechteſte Stück in ſeiner Sammlung; es iſt an und vor ſich ſelbſt ſchlecht. —— Lied eines **Mohren**! Und der Mohr iſt faſt nirgends als in der Ueberſchrift zu finden. Aendern Sie das einzige **ſchwarze Mädchen** und die **Cederwälder**, ſo kann es ein Kalmucke eben ſo wohl ſingen, als ein Mohr.

Wie weit iſt er hier unter ſeinem Muſter geblieben! Denn wer ſieht nicht ſo gleich, daß ſein Mohrenliedchen, eine Nachahmung des vortreflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des **Verfaſſers des Frühlings** ſeyn ſoll? In dieſem ſcheinet überall die Scene durch, wo es geſungen wird, und überall der, der es ſingt.

—— In den zerſtörten Haaren
Hängt mir ſchon Eis.
——

So will ich bald an Grönlands weiſſen Küſten
Nach Zama ſchreyn.
— —
Die lange Nacht kömmt ſchon ꝛc.

und wie ungekünſtelt, wie wahr iſt alles, was der Lappländer ſpricht; dahingegen der Mohr mit unter Non-Senſe plaudert. Z. E.

Ich will an ihre Bruſt mich legen
Das kleinſte Röcheln ſpähn, und horchen, wie ſie ſchlägt;
Dann ſoll mein Herz mit ſeinen ſtärkern Schlägen
Den Aufruhr bändigen,
Der ſich in ihrem Buſen regt.

Die ſtärkern Schläge ſeines Herzens ſollen den Aufruhr bändigen, der ſich in dem Buſen ſeines Mädchens regt! — Zwar vielleicht hat der Dichter mit dieſem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdenn habe ich nichts dagegen.

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich Lappländiſches Lied, welches der **Herr von Kleiſt** bey dem ſeinigen vor Augen gehabt zu haben ſcheinet. Sie können es bey dem Scheffer in dem fünf und zwanzigſten Hauptſtücke ſeiner Lapponia finden. Schade, daß ich das Buch nicht gleich bey der Hand habe! Sie ſollten mit vergnügen ſehen, daß die Nachahmungen eines ſolchen Meiſters, Verbeſſerungen ſind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsſtriche Dichter gebohren werden, und daß lebhafte Empfindungen kein Vorrecht geſitteter Völker ſind. Es iſt nicht lange, als ich in **Ruhigs Littauiſchem Wörterbuche** blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über dieſe Sprache, eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauiſche **Dainos** oder Liederchen, nemlich, wie ſie die gemeinen Mädchen daſelbſt ſingen. Welch ein naiver Witz! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem Litthauiſchen Wörterbuche nichts zu ſuchen: ich will Ihnen die zwey artigſten alſo nach **Ruhigs** Ueberſetzung, daraus abſchreiben:

Erſte Daina.

Abſchied einer heyrathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgeſagt meim Mütterlein, ſchon vor der Helfte des Sommerleins:

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein Spinnerlein und Weberin.

3.

„Ich habe gnug geſponnen das weiſſe Flächslein; gnug gewürket feine Leinwandlein.

4.

„Ich habe gnug zerſchauert die weiſſen Tiſchlein; ich
„habe gnug gefeget die grünen Gehöftlein.

5.

„Ich habe gnug gehorcht meinem Mütterlein; ich
„muß nun auch horchen meinem Stiefmütterlein.

6.

„O du Kränzlein von grünem Rautelein! Du wirſt nicht
„lange grünen auf meinem Hauptelein.

7.

„Meine Haarflechten von grünem Seidelein, ihr wer-
„det nicht mehr funkeln im Sonnenſchein.

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirſt
„nicht mehr ſo herum flattern vom Wehen des Windes.

9.

„Ich werde beſuchen mein Mütterlein, nicht mit ei-
„nem Kranze, ſondern gehaubet.

01.

„O mein feines Häubelein: Du wirſt noch ſchallen
„vom Winde geblaſen.

11.

„Mein ausgenehtes und buntes Arbeitlein, ihr wer-
„det noch ſchimmern bey der heiſſen Sonnen.

12.

„Meine Haarflechtlein von grünem Seidelein, ihr
„werdet an der Wand hangen und mir Thränen machen.

31.

„Ihr meine Ringelein, ihr güldenen, ihr werdet im
„Kaſten liegen und roſten!

Zweyte Daina.

Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein gieng das Sonnelein
„auf, und unter den Glasfenſterlein ſaß das Mütterlein.

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo biſt du her-
„umgegangen? Und wo hat dein Kränzelein das Nebelein
„befallen?

3.

„Früh, im frühen Morgelein, gieng ich nach Waſſer-
„lein, und da hat mein Kränzelein daß Nebelein befal-
„len.

4.

„Das iſt nicht wahr, Töchterlein, das ſind keine wah-
„ren Wörtelein! Gewiß, du haſt dein Knechtlein über
„Feld begleitet.

5.

„Ja, das iſt wahr, Mütterlein, das ſind wahre Wör-
„telein: Ich hab mit meinem Knechtlein ein Wörtlein ge-
„redet.

Die häufigen Diminutiva, und die vielen Selbſtlauter, mit den Buchſtaben l, r und t untermengt, ſagt Ruhig, machen die Sprache in dieſen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entſchuldiget ſich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe, bey mir hätte er ſich entſchuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Bald werden wir einen von unſern beſten alten Dichtern, wieder unter uns aufleben ſehen. Zwey hieſige Gelehrte, arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht ſeyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekannten Mann nenne. Dieſer Zeitverwandte und Landsmann des großen Opiz, iſt, wie es ſcheinet, nie nach Verdienſt geſchätzet worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, ſo wäre es vielleicht ganz um ihn geſchehen geweſen. Kaum, daß unſere neuen Kunſtrichter und Lehrer der Poeſie ſeinen Namen noch anführen; weiter führen ſie auch nichts von ihm an. Wie viel vortrefliche Beyſpiele aber hätten ſie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden ſie es wohl unterlaſſen haben, wenn ſie dergleichen bey ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn alſo nie geleſen; ſie wußten nicht, was an ihm war; und es wird ſie ohne Zweifel befremden, wenn ſie nun bald einen von unſern größten Dichtern in ihm werden erkennen müſſen.

Es iſt nur zu bedauern, daß ſich Logau bloß auf eine und noch dazu gleich auf die kleinſte Dichtungsart eingeſchränckt hat! Denn er iſt wenig mehr als Epigrammatiſt. Doch in Anſehung der Menge von Sinngedichten, der erſte unter allen; und einer von den erſten, in Anſehung der Güte derſelben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur drey tauſend drucken laſſen, und mehr als ein halbes Tauſend zugegeben. Nun ſetzen Sie —— und für dieſe Berechnung kann ich allenfalls ſtehen, —— daß ein Neuntheil davon vortreflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich iſt; und ſagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigſtens der Unerſchöpfliche genennt zu werden verdienet?

Aber wie vortreflich, werden Sie fragen, ſind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? —— Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wiſſen, wenn ich allenfalls nicht die beſten Exempel wählen ſollte.

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreyßigjährigen Krieges. Was Wunder alſo, wenn ein großer Theil ſeiner Sinngedichte den Krieg, und die ſchrecklichen Folgen deſſelben zum Inhalte hat? Hier ſchrieb der Dichter aus der Fülle ſeines Herzens, und es gelang ihm immer vortreflich. Sehen Sie nur!

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advokaten,
Der ihm ausführt ſeine Thaten.

Keinem hat er was genommen,
Wo er nichts bey ihm bekommen;
Keinem hat er was geſtohlen,
Denn er nahm es unverhohlen;
Keinen hat er je geſchlagen,
Der ſich ließ bey Zeiten jagen;
Was er von der Straſſe klaubet,
Iſt gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun und Schopf gelehret,
Heißt ein Stücke Brod begehret;
Stadt, Land, Menſch und Vieh vernichten,
Heißt des Herren Dienſt verrichten;
Huren, Saufen, Spielen, Fluchen,
Heißt dem Muth Erfriſchung ſuchen;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Heißt —— den Engeln Müh erſparen.

Des Krieges Raubſucht.

Als Venus wollte Mars in ihre Liebe bringen,
Hat ſie ihn blank und bloß am beſten können zwingen.
Denn wär ſie, wie ſie pflegt, im theuern Schmuck geblieben,
Hätt er ſie dürfen mehr berauben, als belieben.

Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegs Genoß,
Sind zwey ungezogne Brüder,
Die durch ihres Fuſſes Stoß
Tretten, was nur ſtehet, nieder.
Jener führet dieſen an;
Wenn mit Morden, Rauben, Brennen

Jener ſchon genug gethan,
Lernt man dieſen erſt recht kennen;
Denn er iſt ſo raſend kühn,
So ergrimmt und ſo vermeſſen,
Daß er, wenn ſonſt alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu freſſen.

Eine Heldenthat.

O That, die nie die Welt, dieweil ſie ſteht geſehen!
O That, die, weil die Welt wird ſtehn, nie wird geſehen!
O That, die Welt in Erz und Zedern billig ſchreibt,
Und wie ſie immer kann, dem Alter einverleibt!
O That, von der hinfort die allerkühnſten Helden,
Was ihre Fauſt gethan, ſich ſchämen zu vermelden!
Vor der Achilles ſtarrt, vor der auch Hektor ſtutzt,
Und Herkules nicht mehr auf ſeine Keule trutzt!
Hört! ſeht! und ſteigt empor! Macht alle Löcher weiter!
Dort ziehen Helden her, dort jagen dreyßig Reiter,
Die greifen kühnlich an, ein wüſtes Gärtnerhaus,
Und ſchmeiſſen Ofen ein, und ſchlagen Fenſter aus.

Vereinigung zwiſchen Jupiter und Mars.

Es that mir jüngſt ein Freund vom Helikon zu wiſſen,
Daß Jupiter mit Mars wollt einen Frieden ſchlieſſen.
Wenn Mars hinfort nicht mehr bey ſeinen Lebenstagen,
Nach Himmel und nach dem, was himmlich iſt, will fragen:
Will Jupiter dahin ſich bindlich dann erklären,
Dem Mars, noch nebſt der Welt, die Hölle zu gewähren.

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unſoldatiſchen Dichter, wenn er etwa die ſchlimme Seite des Krieges und der Krieger allzuſehr übertrieben hätte. Seine Uebertreibungen ſind ja ſo witzig! — Aber ſo witzig Logau iſt, ſo zärtlich, ſo fein, ſo naif ſo galant kann er auch ſeyn!

Frage.

Wie willſt du weiſſe Lilien zu rothe Roſen machen?
Küß eine weiſſe Galathee: ſie wird erröthend lachen.

Ueber das Fieber einer fürſtlichen Perſon.

Unſre Fürſtin lieget krank. Venus hat ihr dieß beſtellt,
Die, ſo lange jene blaß, ſich für ſchön nun wieder hält.

Grabſchrift eines lieben Ehegenoſſen.

Leſer, ſteh! Erbarme dich, dieſes bittern Falles!
Auſſer Gott, war in der Welt, was hier liegt, mir alles!

Ein junges Mädchen und ein alter Greis.

Ein guter Morgen ward gebracht zu einer guten Nacht,
Die aber keine gute Nacht hat gutem Morgen bracht.

Und was kann anakreontiſcher ſeyn, als folgende allerliebſte Tändeleyen?

Von einer Biene.

Phyllis ſchlief: ein Bienlein kam,
Saß auf ihrem Mund und nahm
Honig, oder was es war,
Koridon, dir zur Gefahr.

Denn ſie kam von ihr auf dich,
Gab dir einen bittern Stich.
Ey wie recht, du fauler Mann,
Sollteſt thun, was ſie gethan!

Von einer Fliege.

Eine Fliege war ſo kühn,
Setzte ſich vermeſſen hin
Auf des ſüſſen Mündleins Roth;
Chloris ſchlug, und ſchlug ſie todt.
Florus ſprach: o wenn nur ich
Dürfte dieß erkühnen mich;
Dieſer Schlag, hielt ich dafür,
Diente mehr, als ſchadte mir.

Noch ſind ein großer Theil von **Logaus** Sinngedichten zwar weiter nichts; als moraliſche Sprüche; aber mit einer meiſterhaften Kürze, und ſelten ohne eine ſinnreiche Wendung ausgedrückt. Z. E.

Der Tugend Lohn.

Durch Ehr und reichen Lohn kann Tapferkeit erwachen;
Doch Ehr und reicher Lohn kann Tapferkeit nicht machen.

Reichthum.

Eines Ungerechten Erb, oder ſelbſt ein ſolcher Mann,
Oder beides auch zugleich, iſt wer Reichthum ſammeln kann.

Ein unruhiges Gemüth.

Ein Mühlſtein und ein Menſchenherz wird ſtets herumgetrieben;
Wenn beides nichts zu reiben hat, wird beides ſelbſt zerrieben.

Verleumdung.

Wenn man eine Wunde hat, ſieht man eher Blut als Wunde:
Ungunſt merkt man bald bey Hofe, aber nicht aus was für Grunde.

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieſes Dichters mehr ſagen, ſo bald ſie wird zu haben ſeyn.

Drey und zwanzigſter Brief.

Der alte Logau iſt erſchienen; und ich eile, Ihnen mein Verſprechen zu halten. Er iſt in aller der Sauberkeit und Pracht erſchienen, die ein klaßiſcher Schriftſteller verdienet. Die Herausgeber ſind die Herren **Ramler** und **Leßing**.

„Friedrich von Logau, ſagen ſie in ihrer „Vorrede,*) iſt mit allem Recht für einen von un-

---

*) Friedrichs von Logau Sinngedichte; zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von C. W. Ramler, und G. E. Leßing. Leipzig, 1759. in der Weidmanniſchen Buchhandlung. Ein Alphabet, 11 Bogen.

„ſern beſten Opitziſchen Dichtern zu halten, und dennoch
„zweifeln wir ſehr, ob er vielen von unſern
„Leſern weiter, als dem Namen nach bekannt ſeyn
„wird. Wir können uns dieſes Zweifels wegen auf
„verſchiedene Umſtände berufen. Ein ganzes Jahrhundert
„und drüber, haben ſich die Liebhaber mit einer
„einzigen Auflage dieſes Dichters beholfen; in wie
„vieler Händen kann er alſo noch ſeyn? Und wenn
„ſelbſt **Wernike** keinen kennen will, der es gewagt
„habe, in einer von den lebendigen Sprachen ein
„ganzes Buch voll Sinngedichte zu ſchreiben; wenn
„er dem Urtheile ſeines Lehrers, des berühmten
„**Morhofs**, daß insbeſondere die deutſche Sprache,
„ihrer vielen Umſchweife wegen, zu dieſer Gattung
„von Gedichten nicht bequem zu ſeyn ſcheine, kein
„Beyſpiel entgegen zu ſtellen weis: ſo kann er unſern
„**Logau**, ſeinen beſten, ſeinen einzigen Vorgänger,
„wohl ſchwerlich gekannt haben. Iſt er aber ſchon
„damals in ſolcher Vergeſſenheit geweſen, wer hätte
„ihn in dem nachfolgenden Zeitalter wohl daraus
„geriſſen? Ein **Meiſter**, oder ein **John** gewiß
„nicht, die ihn zwar nennen, die auch Beyſpiele aus
„ihm anführen, aber ſo unglückliche Beyſpiele, daß
„ſie unmöglich einem Leſer können Luſt gemacht haben,
„ſich näher nach ihm zu erkundigen.

Sind Sie begierig, dieſen **Meiſter** und dieſen

John näher zu kennen? Meiſter gab 1726 ein elendes Büchelgen heraus, unter dem Titel: **Anweiſung und Exempel, mehrentheils luſtiger und annehmlicher** Epigrammatum, **aus vielen** Autoribus **zuſammengeleſen.** Und John ſchrieb einen Parnaſſum Sileſiacum, ſive Recenſiones Poetarum Sileſiacorum, quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Muſis litarunt, wovon die erſte Centurie 1728 herausgekommen. Beyde gedenken zwar unſers Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es iſt wahr, die Beyſpiele, die ſie aus ihm anführen, ſind ſehr deutliche Beweiſe von ihrem elenden Geſchmacke. John führt zum Exempel folgendes an:

Miſtjunker.

Ein zartes Mutterkind, das nie vom Haus entnommen,
Iſt einem Ochſen gleich, der nie vom Stall gekommen.

Und gleichwohl ſagt er: quæ quidem Epigrammata leporibus ſuis & ſalibus non deſtituuntur.

„Wir könnten, fahren die Herren Herausgeber fort, eine lange Reihe von Kunſtrichtern, von Lehrern der Poeſie, von Sammlern der gelehrten Geſchichte anführen, die alle ſeiner entweder gar nicht, oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein ꝛc. —

In dieſer Reihe würde ohne Zweifel auch Herr

Profeſſor **Gottſched** ſeinen Platz finden. Dieſer Mann, der ſich mit ſeiner Kenntniß unſrer alten Dichter ſo breit macht, nennt ihn in dem Regiſter zu ſeiner Dichtkunſt **Salomon Logau**; eine ſeltſame Vermiſchung ſeines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muſter aus ihm angeführt, welches er doch aus **Opitzen**, **Flemmingen**, **Dachen**, **Tſcherningen** und andern gethan hat. Desgleichen würde das **Jöcherſche allgemeine Gelehrtenlexicon** hier eine Verbeſſerung erhalten können. Es ſagt nemlich von unſerm Logau: „Er hat den Ruhm und den Beynamen des „Schleſiſchen **Peireſcius** erhalten, und Chriſt. Griphii, ſeines vertrauten Freundes, Entwurf der „Ritterorden, wider deſſen Willen, drucken laſſen. Allein dieſes iſt nicht von ihm, ſondern von ſeinem Sohne, dem Freyherrn **Balthaſar Friedrich** von Logau zu verſtehen.

Doch die Herausgeber haben ſolche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht werth geachtet. „Und wozu, ſagen ſie, ſollten uns dieſe Beweiſe dienen, daß Logau unbekannt geweſen iſt? Ein jeder Leſer, der „ihn nicht kennt, glaubt uns dieſes auch ohne Beweis. — Sie bringen demohngeachtet, im Vorbeygehen, noch zwey Beweiſe an, die ihr Vorgeben auſſer allem Zweifel ſetzen. Der erſte iſt dieſer:

Logau war ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in die er 1648 unter dem Namen des **Verkleinernden** aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der **Sproſſende**, in ſeiner Beſchreibung dieſer Geſellſchaft, unter diejenigen Glieder nicht, die ſich durch Schriften gezeigt haben. Der zweyte Beweis iſt von **S. v. G. auferweckten Gedichten** hergenommen. Schon nemlich im Jahr 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unſers **Logau** zu machen; und wenn er berechtiget war, dieſen Auszug **auferweckte Gedichte** zu nennen, ſo iſt es ja wohl unleugbar, daß ſie vorher ſchon begraben geweſen ſind. „Unterdeſſen, ſagen die Herausgeber, iſt dieſer Ungenannte vielleicht Schuld, daß **Logau** noch tiefer „in die Vergeſſenheit gerith, und nunmehr mit Recht „zu einer neuen Begrabung verdammt werden „konnte. Es iſt unglaublich, welche Freyheit er ſich mit ſeinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten iſt nicht eines unverſtümmelt geblieben; und doch ſieht man meiſtentheils auch nicht die geringſte Urſache, warum er uns ſeine vermeynten Verbeſſerungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen; denn ich weiß, ihre Neugierde iſt größer, als der Eckel ſeyn kann, den ſie Ihnen verurſachen werden. **Die vier Hirtinnen**, iſt eines von den feinſten Sinngedichten des Logau: wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, ſo würde es ein kleines Meiſterſtück ſeyn. Es lautet ſo:

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen Hirten alle;
Ihm zu weiſen mit dem Werke, daß er jeder wohlgefalle,
Krönte Chloris ihn mit Blumen; Doris bracht ihm Honigſchnitte;
Iris grüſſet ihn mit Lächeln; Ciris faßt ihn in die Mitte,
Küßte ſeinen Mundrubin. Ihm behagte nur das Küſſen,
Und er überließ der Ciris, Krone, Honig und das Grüſſen.

Aber welch ein plompes, widerwärtiges Ding hat der Ungenannte daraus gemacht!

Chloris, Doris, Iris, Ciris, liebten Einen in die Wette;
Cloris krönte ihn mit Blumen, Doris gab ihm Honig ein;
Iris grüßte ihn mit lachen; Ciris wollt die Klügſte ſeyn,
Sie behielt den Schäfer Thyrſis, denn ſie führte ihn aufs Bette.

Solche Nichtswürdigkeiten kritiſieren ſich ſelbſt. Ich darf die übrigen alſo bloß nur untereinander ſetzen.

Ohne Noth wird die bewacht,
Die auf Unzucht nie gedacht.

Nur vergebens wird bewacht,
Die auf Unzucht hat gedacht.

Der Ungenannte.

Ohne Nutz wird nie bewacht,
Die auf Geilheit iſt bedacht;
Denn der kleinſte Buhlerſtich,
Iſt für ſie ein Dieterich.

Logau.

Friß die Schaafe ſelbſt: (eine gute Liſt!)
So erfährſt du nicht, daß der Wolf ſie frißt.

Der Ungenannte.

Die Schaafe freſſen ſelbſt, iſt der Tyranen Liſt.
Denn ſo vernimmt man nicht, daß ſie der Wolf auffrißt.

Logau.

Man hat den Feind aufs Haupt geſchlagen;
Doch Fuß hat Haupt hinweggetragen:
Man ſchlag ihn, rath ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß.

Der Ungenannte.

Wenn man den Feind aufs Haupt geſchlagen,
So hat der Fuß ihn weggetragen:
Man ſchlag ihn lieber vor die Scheiben,
So muß er fein beliegen bleiben.

Und ſo ſind die Verbeſſerungen des Ungenannten alle. Daß er dabey gleich die allervortreflichſten Stücke ſeines Dichters ganz überſehen und gar nicht gerettet hat, iſt ein Fehler, den man ſo einem Stümper kaum aufmutzen darf. Er hat ſeine Sammlung dafür mit Stücken von andern Verfaſſern bereichert, die überhaupt davon zu reden, höchſt elend ſind; und ſelbſt diejenigen, die er von **Canitzen** und **Beſſern** eingerücket hat, ſind kaum mittelmäßig. Ein einziges habe ich darinn entdeckt, welches ſo vortreflich iſt, daß ich es unmöglich länger darinn kann vergraben ſeyn laſſen. Es hat einen H. M. zum Verfaſſer; und wer mag wohl dieſer M. ſeyn? Ein **Menantes** iſt es gewiß nicht.

Beliſe und Thyrſis.

Beliſe ſtarb und ſprach im ſcheiden:
Nun Thyrſis, nun verlaß ich dich!
Ich ſtürbe willig und mit Freuden,
Liebt eine dich ſo ſehr als ich.
Ach, ſprach er, mag dich das betrüben?
Beliſe, nur dein Tod iſt ſchwer!
Kanſt du mich ſelbſt nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Welchem von unſern neueſten zärtlichen Dichtern würde dieſes kleine Lied nicht Ehre machen! — O wahrhaftig, das ſchlechte Buch iſt rar, in welches ſich gar nichts gutes, auch nicht von ohngefehr eingeſchlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von ſeinen Lebensumſtänden haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604. gebohren; er bekleidete die Stelle eines Kanzleyraths bey dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig dem vierten, und ſtarb 1655. Sie erwähnen unter ſeinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der beſten lateiniſchen Dichters in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts. Auch unter ſeinen Nachkommen hätten ſie einen Dichter, und zwar einen deutſchen Dichter, finden können; nemlich den Herrn **Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf**, welcher 1737 ein **Poetiſches Vergnügen** herausgab. Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anſtändig gehalten haben, neben einem ſo großen Ahnen, poetiſchen Andenkens, einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer iſt.

Logau hatte Anfangs nur eine Sammlung von zwey hundert Sinngedichten herausgegeben, die, wie er ſelbſt ſagt, wohl aufgenommen worden. Die Herausgeber vermuthen nicht unwahrſcheinlich, daß dieſes im Jahr 1638 müſſe geſchehen ſeyn. Sechszehn Jahr endlich darauf, trat die vollſtändige Sammlung ans Licht, welche ſie bey ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt haben. — Und nun Sehen Sie, ihre Vermuthung iſt eingetroffen. Sie haben ſie nicht von Wort zu Wort abdrucken laſſen; denn drey tauſend fünfhundert und drey und funfzig Sinngedichte, können unmöglich alle gut, alle aufbehalten zu werden würdig ſeyn. Sie haben ihren Dichter auf ſein Drittheil herabgeſetzt, und hören Sie doch, was ſie dabey anmerken! das iſt unter allen Nationen, ſagen ſie, „immer ein ſehr vortreflicher Dichter, von deſſen Gedichten ein Drittheil gut iſt.“ Der Ausſpruch iſt ſtrenge; aber ich glaube doch, er iſt wahr. Das ausgeſuchte Drittheil haben ſie alsdenn in zwölf Bücher vertheilet, die durch ein Paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schluſſe, in ein ſcheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des erſten z. E. iſt folgender.

An mein Buch.

Daß mein Buch, ſagt mir mein Muth,
Noch ganz böſe, noch ganz gut.
Kommen drüber arge Fliegen,
Bleibt gewiß geſundes liegen,
Und das Faule findet man;
Kommen aber Bienen dran,
Wird das Faule leicht vermieden
Und Geſundes abgeſchieden.

Und der Schluß des zehnten;

An den Leſer.

Leſer, wie gefall ich dir? ——
Leſer, wie gefällſt du mir?

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte, haben ſie ſich bey ihrer Abtheilung zwar nicht gerichtet; doch ſcheint es mir, als ob ſie es bey dem einzigen ſechsten Buche hätten thun wollen. In dieſem nemlich, hat faſt jedes Stück, eine gewiſſe Feinheit, Naivität, Zärtlichkeit, ja nicht ſelten Schalkhaftigkeit; und **Logau** erſcheint da ganz als unſer deutſcher Catull; wenn er nicht oft noch etwas beſſeres iſt. Urtheilen Sie ſelbſt.

Urſprung der Bienen.

Jungfern, habt ihr nicht vernommen,
Wo die Bienen hergekommen?
Oder habt ihr nicht erfahren,
Was der Venus wiederfahren,
Da ſie den Adonis liebte,
Der ſie labt und auch betrübte?
Wenn im Schatten kühler Myrthen
Sie ſich kamen zu bewirthen;
Folgte nichts als lieblich Liebeln;
Folgte nichts als tückiſch Bübeln;
Wollten ohne ſüſſes Küſſen
Nimmer keine Zeit vermiſſen:
Küßten eine lange Länge,
Küßten eine große Menge,
Küßten immer in die Wette,
Eines war des Andern Klette.
Bis es Venus ſo verfügte,
Die dieß Thun ſehr wohl vergnügte,
Daß die Geiſter, die ſie hauchten,
Immer blieben, nie verrauchten;

Daß die Küſſe Flügel nahmen,
Hin und her mit Heeren kamen,
Füllten alles Leer der Lüfte,
Wieſe, Thal, Berg, Wald, Feld, Klüfte,
Paarten ſich zum Küſſen immer,
Hielten ohne ſich ſich nimmer,
Saſſen auf die Menſchentöchter,
Machten manches Mundgelächter,
Wenn ſie ſie mit Küſſen grüßten,
Wenn ſie ſie mit Grüſſen küßten.
Aber Neid hat ſcheel geſehen;
Und Verhängniß ließ geſchehen,
Daß ein ſchäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.
Venus, voller Zorn und Wüten
Hat gar ſchwerlich dieß erlitten.
Als ſie mehr nicht konnte ſchaffen,
Gieng ſie, ließ zuſammen raffen,
Aller dieſer Küſſe Schaaren,
Wo ſie zu bekommen waren,
Machte draus die Honigleute,
Daß ſie gäben ſüſſe Beute,
Daß ſie aber auch darneben
Einen ſcharfen Stachel gäben;
So wie ſie das Küſſen büſſen,
Und mit Leid erſetzen müſſen.
Sag ich dieſes einem Tauben,
Wollt ihr Jungfern mir nicht glauben:
Wünſch ich euch, für ſolche Tücke,

Daß euch Küſſen nie erquicke!
Glaubt ihrs aber, o ſo ſchauet,
Daß ihr nicht dem Stachel trauet!

Welch eine glückliche Fiktion! Mit wie viel kleinen Bildern ausgezieret! In welch einer ungekünſtelten, anſtändig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernſthafte Wahrheit angewandt! Hier ſind noch einige aus dieſem Buche.

Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin.

Da, wo ich jetzo war, da war mir herzlich wohl,
Wohl wird mir wieder ſeyn, wohin ich kommen ſoll.
Gunſt ohne Falſch war hier, dort iſt Lieb ohne Liſt;
Hier werd ich ſehr geehrt, dort werd ich ſchön geküßt;
Beym Freunde war ich jetzt, zur Freundin komm ich nun:
Hier that der Tag mir Guts, dort wird die Nacht es thun.

Auf die Pulchra.

Dreyerley vergöttert dich: daß du biſt ſo Wunderſchön;
Und ſo wunderkeuſch; und daß beyde Ding beyſammenſtehn.

An einen Bräutigam.

Wenn du die Braut ins Bette rufſt, ſo wehrt ſie ſich beym Bitten;
Nicht bitte! denn ſie hat ſchon ſelbſt viel vom Verzug erlitten.

Ich will Ihnen unterdeſſen nicht einbilden, daß alle beybehaltene Stücke von gleichen Werthe ſind. Die Herren Herausgeber erkennen es ſelbſt; „aber „genug, ſagen ſie; daß in dem unbeträchtlichſten „noch ſtets etwas zu finden ſeyn wird; warum es

„unſrer Wahl werth geweſen. Iſt es nicht allezeit Witz, ſo iſt es doch allezeit ein guter und groſſer Sinn, ein poetiſches Bild, ein ſtarker Ausdruck, eine naive Wendung und dergleichen.“ — Und das muß man ihnen zugeſtehen! Der gute und groſſe Sinn beſonders, macht eine Menge von **Logaus** Sinngedichten, zu ſo vielen güldenen Sprüchen, die von allen Menſchen ins Gedächtniß gefaßt zu werden verdienen.

Einfältiges Gebät.

Die Einfalt im Gebet iſt großer Witz vor Gott;
Genug wer ihm vertraut, und nennet bloß die Noth.

Freundſchaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt, für Früchte Blumen handeln.

Kurz, es iſt nichts weniger, als eine Uebertreibung, wenn die Herausgeber ſagen: „Es iſt unwiderſprechlich, daß wir in unſerm **Logau** allein, einen **Martial**, einen **Catull**, und **Dionyſius Cato** beſitzen.

Vier und zwanzigſter Brief.

Es war der bloſſe **Logau**, von welchem ich mich mit Ihnen in meinem vorigen Briefe unterhielt;

und ich habe davon noch nichts erwähnt, wie ſehr ſich, auſſer der guten Wahl, die Herren Herausgeber um ihn, und zugleich um alle Liebhaber der deutſchen Sprache, verdient gemacht haben.

Sie ſind nemlich mit ihrem Dichter, wie mit einem wirklichen alten klaßiſchen Schriftſteller umgegangen, und haben ſich die Mühe nicht verdrieſſen laſſen, die kritiſchen **Erythräi** deſſelben zu werden. Ihren Anmerkungen über ſeine Sprache haben ſie die Geſtalt eines Wörterbuchs gegeben, und ſie merken mit Grunde an, „daß ähnliche Wörterbücher „über alle unſere guten Schriftſteller der erſte nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche „unſerer Sprache ſeyn würden.

„Die Sprache des **Logau**, ſagen ſie, iſt, überhaupt zu reden, die Sprache des Opitz und der beſten ſeiner Zeitverwandten und Landsleute. Und wenn Tſcherningen hierinn die erſte Stelle nach „Opitzen gebühret, ſo gebühret die erſte Stelle nach „Tſcherningen unſerm **Logau**. Das Sinngedichte konnte ihm die beſte Gelegenheit geben, die „Schicklichkeit zu zeigen, welche die deutſche Sprache zu allen Gattungen von Materie, unter der „Bearbeitung eines Kopfes erhält, der ſich ſelbſt in „alle Gattungen von Materie zu finden weiß. Seine „Worte ſind überall der Sache angemeſſen, nach-

„drücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetiſch „und vollklingend, wenn er ſtraft; ſanft, einſchmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe „ſpricht; komiſch und naiv, wenn er ſpottet; poßierlich und launiſch, wenn er bloß Lachen zu erregen „ſucht.

Von der Sprachenmengerey, die zu ſeinen Zeiten ſchon ſtark eingeriſſen war, zeigen ſie, daß er völlig frey geweſen iſt. Was er mit einem deutſchen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateiniſchen oder franzöſiſchen aus, und er hat verſchiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunſtwörter nicht unglücklich überſetzt. Z. E. Accentus durch **Beylaut**, Inventarium, durch **Fundregiſter**; Profil, durch **Durchſchnitt**, und zwar nicht nur von Gebäuden, ſondern auch von einem Geſichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat; Anatociſmus durch **Wiederzins** &c. Doch war er hierinn kein übertriebener Puriſt; ſondern er ſpottet vielmehr über die zuweitgehenden Neuerungen des Zeſen, der damals zu gottſchediſiren anfieng.

Es unterſcheidet ſich aber ſeine Sprache von derjenigen, welcher ſich jetzt unſere beſten Schriftſteller bedienen, vornemlich in zwey Stücken, in gewiſſen Wörtern und Fügungen nemlich, die wir, es ſey nun mit Recht oder mit Unrecht haben veralten laſſen, und in verſchiedenen Eigenthümlichkeiten, die er aus der beſondern Mundart ſeiner Provinz beybehalten hat. Von jenen ſagen die Herren Herausgeber: „Wir haben alle ſorgfältig geſammlet, ſo „viele derſelben bey unſerm Dichter vorkommen; „und haben dabey nicht allein auf den Leſer, der „ſie verſtehen muß, ſondern auch auf diejenigen von „unſern Rednern und Dichtern geſehen, welche Anſehen genug hätten, die Beſten derſelben wieder einzuführen. Wir brauchen ihnen nicht zu ſagen, „daß ſie der Sprache dadurch einen weit größern „Dienſt thun würden, als durch die Prägung ganz „neuer Wörter, von welchen es ungewiß iſt, ob ihr „Stempel ihnen den rechten Lauf ſobald geben möchte. Noch weniger brauchen wir ſie zu erinnern, wie „ein veraltetes Wort auch dem eckelſten Leſer durch „das, was Horaz callidam juncturam nennt, annemlich zu machen iſt.“ — Und über die Provinzialſprache ihres Dichters, erklären ſie ſich folgendermaſſen: „Die Schleſiſche Mundart iſt deswegen „einer kritiſchen Aufmerkſamkeit vor allen andern „Mundarten würdig, weil wir in ihr die erſten guten Dichter bekommen haben. Die Vortheile, „welche dieſe Männer an eigenen Wörtern, Verbindungsarten und Wendungen darinn gefunden

„haben, verdienen, wo nicht für allgemeine Vortheile der Sprache angenommen, doch wenigſtens gekannt und geprüft zu werden.

Auf dieſe beyden Stücke haben ſie alſo in ihrem Wörterbuche ihr vornehmſtes Augenmerk gerichtet, von welchem ich Ihnen unmöglich anders einen nähern Begriff machen kann, als wenn ich einige Artikel daraus entlehne, und Sie von dieſen auf die übrigen ſchlieſſen laſſe. Verſchiedene allgemeine Anmerkungen, die in dem Wörterbuche ſelbſt keine fügliche Stelle finden können, machen den Anfang. Z. E. Logau braucht ſehr häufig das Beywort in dem ungewiſſen Geſchlechte als ein Hauptwort. Er ſagt:

Seither iſt unſer Frey in Dienſtbarkeit verkehret.
— — — Ein ſolches Klug.
Dafür ein keuſcher Sinn Entſetz und Grauen trug.
— — — — —
Bey welchem freyes Wahr, der Freundſchaft Seele wohnt.

Für Freyheit, Klugheit, Wahrheit. Die Vortheile, welche dieſer Gebrauch beſonders einem Dichter verſchaffen kann, ſind ſo groß, daß eine beſcheidene Nachahmung wohl ſchwerlich zu mißbilligen wäre. Ich ſage aber mit Fleiß, eine beſcheidene Nachahmung; denn ich fürchte mich ſchon im voraus vor den kleinen Affen, die dergleichen ſubſtantive Neutra mit einer Verſchwendung brauchen dürften, daß wir die wahren Subſtantiva davon ganz und gar nicht zu haben ſcheinen könnten. Was ich aber unſerer Nachahmung, oder vielmehr unſerer uneingeſchränkteſten Aufnahme für noch weit würdiger halte, iſt folgender Gebrauch der Endſylbe, ley. **Logau** ſetzt nemlich dieſe Endſylbe, die wir jetzt nur bey den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu faſt allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beywort von beſonderm Nachdrucke. Z. E.

Zu etwas Großem noch wird Sordalus wohl werden,
Denn ſeinerley Geburt iſt nicht gemein auf Erden.

Wie kurz und bequem iſt dieſes **ſeinerley**; und wie weitſchweifig müſſen wir jetzt dafür ſagen: **eine Geburt, wie ſeine war** ꝛc. Und ſo wie er **ſeinerley** ſagt, ſagt er, und andere Alte, auch **dieſerley, meinerley, deinerley** ꝛc.

Doch ich eile zu einigen Artickeln aus dem Wörterbuche ſelbſt.

„**Bieder**; rechtſchaffen, nützlich, tapfer. Wir „laſſen dieſes alte, der deutſchen Redlichkeit ſo an„gemeſſene Wort muthwillig untergehen. Friſch „führet den Paßionsgeſang: O Menſch bewein dein

„Sünde groß ꝛc. an, worinn es noch vorkomme.
„Wir wollen nachfolgendes Sinngedicht unſers Logaus
„in dieſer Abſicht anführen: (III. 37.)

Wer gar zu bieder iſt, bleibt zwar ein redlich Mann,
Bleibt aber, wo er iſt, kömmt ſelten höher an.

„Biedermann iſt zum Theil noch üblich. Bey ihm
„aber findet man noch andre dergleichen nachdrückliche
„Kompoſita; als **Biederweib**, **Biederherz**,
„**Biederweſen**, **Biederſinnen**. Und welch ein
„vortreffliches Wort iſt nicht das, welches in dem
„alten Lobliede auf den Wendiſchen König Anthyrus
„vorkommt.

Sein Sinn war abgericht auf **Biederlob** und Ehre.

„**Biederlob** iſt hier das Lob, welches man als ein
„Biedermann von einem Biedermanne erhält.

„**Brunſt.** Sinngedicht 2164.

— — Denn wilder Thiere Zunft
Hegt nur zu mancher Zeit der ſüſſen Liebe **Brunſt**.

„Und dieſes iſt auch das wahre eigentliche Wort,
„den Trieb gewiſſer wilden Thiere zur Vermiſchung
„anzuzeigen; derjenigen nemlich, welche dabey brüllen
„oder **brummen**. Unwiſſenheit und Nachläßigkeit
„haben dieſes Wort in **Brunſt** verwandelt, welches
„von **brennen** gemacht iſt, und haben dadurch
„Anlaß gegeben, mit dieſem letztern ſchönen und edeln
„Worte einen unzüchtigen und eckeln Begriff zu verbinden.
„Noch iſt es Zeit, dieſe nachtheilige Ver-

„miſchung wieder abzuſchaffen. **Brunſt** heißt Fervor, ardor, und bedeutet ſo wenig etwas übeles, „daß es die übele Bedeutung nicht anders, als durch „ein Beywort erhalten kann. So ſagt z. E. unſer „**Logau**: **arge Brunſt**, **geile Brunſt**. **Brünſtig** aber, **entbrünſten**, und andere dergleichen „abgeleitete Wörter, brauchen **Opitz**, **Morhof** „in der beſten Bedeutung von der Welt. **Friſch** in ſeinem Wörterbuche ſchreibt zwar“: Brunſt ſagt man nicht wohl von Wölfen, Luchſen und dergleichen, wie einige Jäger thun; ſondern beſſer Bunſt.— „Allein man laſſe ſich nicht irre machen; denn **Friſch** „hat hier offenbar unrecht; weil die Jäger von „Wölfen und Lüchſen weder Brunſt noch Bunſt ſagen, ſondern beyde **rollen** oder **ranzen** laſſen. „S. Döbels erfahrner Jäger.

„**Demmen**. Dieſes Zeitwort braucht **Logau**, „dem erſten Anſehen nach, in zwey ganz verſchiedenen Bedeutungen. Einmal heißt es ihm ſo viel „als verdunkeln, demmericht machen. **Sinng.** 1667.

Gottes Wort leucht helle,
Gottes Wort lauft ſchnelle:
Wer denn will es demmen?
Wer denn will es hemmen?

„Ein andermal bedeutet es ſchlemmen, praſſen. „**Anhang** 228.

In vollem Sauſe leben, nur ſchlemmen, demmen, zehren ꝛc.

„Friſch hat die erſte Bedeutung gar nicht, und aus „der zweyten macht er ein beſonderes Wort, das er „vor ſich, und nicht unter Demmerung ausführt. „Es ſind aber beyde Bedeutungen ſo verwandt, daß „auch mit der zweyten eigentlich der Begriff der „Demmerung zu verbinden iſt. Der Spate in „ſeinem Sprachſchatze ſagt ſehr wohl; Demmen „proprie eſt, noctes conviviis vigilatas ducere, in „tenebris perpotare. Statim autem ad quamcumque intemperantiam & helluationem transferri „cœpit.

„Flitte, die Sinng. 644.

Des Nero Meiſtern nahm die Flitte
Sein Leben hin, wie ſein Geblüte ꝛc.

„Flitte bedeutet ein Inſtrument, womit die Ader „gelaſſen wird. Einige wollen, daß es aus dem „griechiſchen Plebotomum zuſammen gezogen ſeyn „ſoll. Uns deucht es das Urwort von Flitze zu „ſeyn, welches einen Pfeil bedeutet, und wovon „das Wort **Flitzbogen** noch in vielen Provinzen im „Gebrauch iſt. Uebrigens iſt dieſes weder die **Lanzette**, noch der **Schnäpper**, ſondern es iſt das alte „deutſche **Laßeiſen**, ehe es durch Anbringung einer „Schnellfeder verbeſſert und dadurch zu dem ſoge-

„nannten Schnäpper gemacht wurde. S. Hei-
„ſters Chirurgie S. 380.

„Hinſichern, ſich. (XIII. 11.)

Wenn ein redlich frommer Chriſt hin ſich ſichert in das Grab.

„Ein Wort, welches Logau ohne Zweifel gemacht „hat, und welches an dieſem Orte ungemein nach„drücklich iſt, indem es ſo viel ſagen will, als: der „Chriſt, der jetzt in der Welt nirgends ſicher iſt, be„giebt ſich in ſein Grab hin, um daſelbſt gewiß ſicher „zu ſeyn. Einige Neuere haben dergleichen Wör„ter ohne Unterſchied getadelt, andere haben der„gleichen bis zum Eckel gemacht. Dichter von gu„tem Geſchmacke halten das Mittel, und gebrauchen „ſolche Ausdrücke deſto ſeltner, ie glänzender ſie ſind. „Ein Poet muß ſehr arm ſeyn, der ſeine Sprache nur „durch ein einziges Mittel aufzuſtutzen weis.

„Noch, noch; ſagt unſer Dichter (I. 1. II. 12.) „für weder, noch. Die Fälle ſind unzählig, wo „das Sylbenmaaß dem gewöhnlichen weder durch„aus zuwider iſt; und warum ſollten wir es nicht „auch noch heut in jenes bequemere noch verändern „dürfen? Wenigſtens klingt es nicht übel: (II. 18.)

Noch frech wagen,
Noch weich zagen ꝛc.

Aber ich will hier aufhören, abzuſchreiben. Ich weis gewiß, daß Sie den nun erſt auferweckten Logau ſelbſt vor die Hand nehmen, und ſtudiren werden, ſobald Ihnen ihre Umſtände einen anhaltenden Fleiß wieder erlauben.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Ich muß ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Baſel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden iſt. Der Titel heißt: **Vier auserleſene Meiſterſtücke ſo vieler engliſchen Dichter: als, Priors Salomon, Popens Meßias, Youngs jüngſter Tag, Glovers Leonidas. Welchem annoch beygefügt ſind, Popens Verſuch von dem Menſchen, und deſſelben Hirtengedichte. Alles, ſeiner Vortreflichkeit wegen, aus der Urſprache in deutſchen Hexametriſchen Verſen überſetzt.** *)

Priors Salomon iſt von dieſen Meiſterſtücken das einzige, welches hier zum erſtenmale in unſerer Sprache erſcheinet; die übrigen alle haben wir ſchon längſt verſchiedentlich überſetzt leſen können. Zwar nur in Proſa; aber ſind ſchweizeriſche Hexameter nicht auch Proſa?

Prior iſt einer von den Lieblingsdichtern der großen Welt, in der er ſelbſt keine geringe Rolle bey ſeinem Leben ſpielte, ob ihn gleich ſeine Geburt zu den niedrigſten Geſchäften verdammt zu haben ſchien. Kein engliſcher Dichter übertrift ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Witze, an naiver Zärtlichkeit. Unſer **Hagedorn** hat ihn oft glücklich nachgeahmet; und ihn hätte ich wohl das **Nußbraune Mädchen** mögen nacherzehlen hören.

---

*) Bey J. J. Schorndorf in groß Oktavo.

Aber eben dieſer luſtige, verliebte **Prior** iſt auch der Verfaſſer eines ſehr ernſthaften Werkes. Die edeln Bilder, die tiefſinnigen Anmerkungen über der Menſchen Thun und Laſſen, und die vortreflichen Lebensregeln, die man in den **Sprüchen**, in dem **Prediger**, und in den übrigen Büchern antrift, welche gemeiniglich dem **Salomon** zugeſchrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stoff zu einer weit beſſern Gattung von Gedichten darinn zu finden, als jemals die griechiſche, lateiniſche oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm ſich daher vor, aus dieſem unerſchöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu ſammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweiſen dienen, den ſich der **Prediger** gleich Anfangs zum Grunde legt: **Es iſt alles ganz eitel!**

Und hieraus entſtand ſein **Salomon**, ein Gedicht, in welchen der Held deſſelben beſtändig das Wort führet. Die Materie ſonderte ſich von ſelbſt in drey Theile ab, woraus der Dichter ſo viel Bücher machte. In dem erſten wird die Eitelkeit unſerer Erkenntniß; in dem zweyten die Eitelkeit der Wollüſte, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Gröſe gezeiget.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieſes Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden geleſen haben, aber auch wohl ſchwerlich mehr als einmal. **Prior** iſt hier nicht in ſeiner Sphäre. Sein Salomon iſt nicht der spruchreiche Zweifler mehr, der uns ſo viel zu denken giebt; er iſt zu einem geſchwätzigen Homileten geworden, der uns überall alles ſagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringſten die orientaliſche Denkungsart anzunehmen gewußt; ſein weiſer Hebräer ſpricht wie ein ſophiſtiſcher Grieche. —

Doch Sie werden nicht ſowohl mein Urtheil über das Original, als über die Ueberſetzung zu wiſſen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Ueberſetzungen, die uns aus der Schweitz kommen, das Lob laſſen, daß ſie treuer und richtiger ſind als andere. Sie ſind auch ungemein reich an guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bey dem allem ſind ſie unangenehm zu leſen, weil ſelten die Periode ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die ſie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieſes Fehlers nichts hilft, mögen Sie aus folgender Probe ſehen; es iſt der Anfang des ganzen Gedichts.

Kommt, ihr Kinder der Menſchen, in geziemender Andacht,
Hört was der Prediger ſpricht, und glaubt eurem Freunde,
Den die ernſthafte Muſe mit den Gedanken begeiſtert,
Alles ſey eitel, was wir thun, und was wir gedenken,
Daß wir in dieſer Pilgrimſchaft von ſiebenzig Jahren,
Ueber gefährliche Felſen und durch Thäler der Thränen
Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehen,
Durch die Arbeit ermüdet, und das Ende doch fürchtend;
Daß wir alle von Mutterleibe an, ſonſt von nichts wiſſen,
Als von Thorheit, Leidenſchaft, Arbeit, Unruh, und Sorgen;
Daß uns erſt bey dem herannahenden Tode die Wahrheit
Deutlich ſeyn wird, von welcher ich nunmehr tiefſinnig ſinge:
Wir gehen nach falſchen Freunden, und leiden wirkliche Uebel.

Ich will den ſehen, der dieſe Periode gehörig konſtruieren und interpunktieren kann. Wo kömmt z. E. in der vierten Zeile das daß her? Wenn es mit dem vorhergehenden binden ſollte, hätte es in der dritten Zeile heiſſen müſſen: daß alles eitel ſey; und alsdenn würden die übrigen daß natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter ſelbſt anbelangt, ſo können leicht keine nachläßigern in der Welt ſeyn. Es iſt, als ob ſich der Verfaſſer das ausdrückliche Geſetz gemacht hätte, den männlichen Abſchnitt nicht ein einzigesmal zu beobachten. Er geht durch alle mögliche Veränderungen der Skanſion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie anders, als von ohngefehr und mit einen Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Aegyptierin, im zweyten Buche, zum Exempel anführen. Ich wehle dieſe Stelle: um Sie zugleich an eine von den mahleriſchen Phantaſien wieder zu erinnern, die ich jemals bey einem Dichter geleſen habe. Die ſchöne Sklavin weigert ſich die Liebe des Salomo anzunehmen, und ſagt unter andern:

Dieſe Künſte ſelbſt werden dir hier nicht gelingen;
Ich bin ſeit langem eines andern Liebe beſtimmet.
Jenſeit den grauſamen Grenzen des Landes, das dir gehorchet;

Schon in meinem Lande ſchwur ich einem Geliebten,
Der mir gleich iſt, Treue zu; und er ſchwur mir ein gleiches:
Und glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geſchworen.
Unſere beyderſeitigen Worte fuhren gen Himmel;
Die geſchäftigen Engel legten ſie in die Wagſchalen
Fanden ſie gültig, ſchlugen freudig die Flügel, und ſchrieben
Was wir feyerlich geſprochen, in die ewige Rolle.

Der einzige zweyte Vers hat den gefälligen Abſchnitt, den **Virgil**, unter neun Verſen gewiß immer achtmahl beobachtet; aber wie hat er ihn?

Ich bin | ſeit lan | $\overline{\text{gem}}$

Und dergleichen grobe Verſtoſſung wider die Quantität ſind in allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wäßrig, matt, weitſchweifig überhaupt die Sprache dieſes Hexametriſten iſt. Ich will die vortrefliche proſaiſche Ueberſetzung, die uns Herr **Ebert** von dem Leonidas *) gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bey der erſten der beſten Seite ſtehen, ſo wie das Buch auffallen will. — Es iſt die Rede des **Leonidas**, nachdem Agis den Ausſpruch des Delphiſchen Phöbus der Verſammlung eröfnet hatte, daß die Perſer Sieger würden, wo nicht ein König, der vom Herkules abſtamme, Lacedämon durch ſeinen Tod mit Trauern erfülle.

---

*) Im erſten Stücke der Sammlung vermiſchter Schriften.

„Woher dieſes Erſtaunen auf jedem Geſichte, „ihr Männer von Sparta? Zeuget der Name des „Todes dieſe Furcht und Verwunderung? O meine „Freunde! Warum arbeiten wir durch die ſteilen „Wege, welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre „die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre von menſchlichen Füſſen nicht zu erreichen, wenn die Furcht „des Todes unſere Reiſe unterbrechen könnte. Aber „vergebens nimmt er ſeine finſterſten Runzeln und „Schrecken an, um die Feſtigkeit einer Seele zu „erſchüttern, welche weiß, daß ein Leben dem die „Tugend mangelt, Mühſeligkeit und Elend iſt; daß „ſelbſt die Tugend trauert, wenn ihr die Freyheit „mangelt, und nach der Glückſeligkeit vergebens herumſieht. Sprich alſo, o Sparta, und fordere „mein Leben; mein Herz jauchzt deinem Rufe entgegen, und lächelt das rühmliche Schickſal an. „Mit Ruhm zu leben erlauben die Götter vielen; „aber mit gleichem Glanze zu ſterben, das iſt ein „Glück, welches der Himmel von allen den beſten „Gütern des Geſchicks ausließt, und mit ſparender „Hand nur wenigen ſchenket.

Das war Proſa, und nun hören Sie Poeſie!

Warum ſitzt denn nun das Schrecken auf jedem Geſichte,
O ihr Männer von Sparta! Kann der Name des Todes,
Solche Furcht und Wunder erwecken? O theuerſte Freunde!
Warum dringt ihr euch mühſam durch die beſchwerlichen Pfade,
Die zur Tugend führen? Umſonſt wäre die Arbeit,
Und der entfernte Gipfel wäre für menſchliche Füſſe
Allzuſehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode
Uns den Durchgang verſagte. Nein, er bedient ſich vergeblich
Seines grimmigen Anblicks, ſeiner ſchwärzeſten Schrecken
Um ein Herz in Kleinmuth zu ſetzen, dem es bekannt iſt
Daß die Tugend weine, wenn die Freyheit dahin iſt,
Als um eine Sache, die ſie einzig beglücket.
Rede denn frey, o Sparta! ſprich, und fordre mein Leben.
Ja mein frohes Herz giebt es willig, wenn du es forderſt,
Und wünſcht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu leben,
Haben die Götter vielen gewähret; rühmlich zu ſterben
Iſt ein edlerer Seegen; aus der Fülle der Gnaden,
Die das Schickſal beſitzet, hat ihn der Himmel gewählet;
Er iſt ſparſam damit, und hat ihn nicht vielen gegeben.

Man ſollte darauf ſchwören, der Schweizer habe die **Ebertſche** Ueberſetzung vor ſich gehabt, und mit Fleiß alle nachdrückliche Wörter, alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beyſpiel von dem Gegentheile deſſen, was ich oben von den Schweizeriſchen Ueberſetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches ſpricht die Proſa, und welches die Poeſie? **Warum ſitzt denn nun das Schrecken**, oder **Woher dieſes Erſtaunen**? **Sich durch beſchwerliche Pfade mühſam dringen**, oder **ſich durcharbeiten**? —

Nein, wahrlich, nein, ſolche Hexameter meinet der Vorredner zu der Ueberſetzung des verlornen Paradieſes nicht, wenn er ſagt, daß man jenes groſſe Gedicht noch erſt in der vollen Pracht des deutſchen Hexameters überſetzen müſſe, um es dem Grade der Vollkommenheit, den es in ſeiner urſprünglichen Sprache hat, ſo viel als möglich zu nähern. Denn von allen den Freyheiten, die man ſich, wie er glaubt, in dieſer Versart nehmen dürfte, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anſtändigen Verſetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländiſchen Metaphern, und andern dergleichen Erhebungen der Sprache, von allen dieſen Freyheiten, ſage ich, hat unſer Ueberſetzer keine einzige gebraucht.

Und doch führt er dieſe nämliche Stelle des gedachten Vorredners gleichſam zu ſeiner Vertheidigung an.

Wozu hat er ſich nun alſo die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Proſa recht gut überſetzt ſind, noch einmal in Verſe zu überſetzen, die weit ſchlechter, als ſchlechte Proſa ſind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Dic mihi quid melius deſidioſus agam?

Aber hat er die Antwort auf dieſe Frage niemals bey dem Horaz geleſen? Quieſcas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltſamſten an dieſem Werke etwas zu ſagen. Sein Verfaſſer muß ſich in die Hexameter auſſerordentlich verliebt haben, denn er hat ſeine Zueignungsſchrift ſogar in engliſchen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon leſen?

Yes, the Man confin'd to books, in the eyes of the wordling
Seems a creature unable of recreation and pleaſure,
Through himſelf bereft of all the ſocial bleſſings,
And unworthy of the providential kindneſs &c.

Sollte ein gebohrner Engländer nicht ſchon mehr als einmal gefragt haben: Was heißt das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen verſteht, Verſe zu machen. In einer todten, mag es noch hingehen; denn eine todte verſteht niemand vollkommen mehr: aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, deſſen Mutterſprache es iſt, auslachen kann, —— das iſt mir zu unbegreiflich.

Daß unterdeſſen Herr **Simon Grynäus**, (denn ſo heißt unſer hexametriſcher Ueberſetzer, wie man aus der Unterſchrift ſeiner Zueignung ſiehet) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erſte ſey, welcher engliſche Hexameter gemacht hat. Er iſt nur der erſte, welcher ſie, ſo wie die deutſchen, ohne alle Regeln, ja allen ſchon angenommenen Regeln zum Trotze, gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Eliſabeth, wagte es bereits in ſeinem Arcadien, Hexameter und Pentameter und ſapphiſche Oden in ſeiner Sprache zu machen. Und noch vor einigen zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Verſuch gethan, die alten Sylbenmaaße im Engliſchen einzuführen. *) Unter den proſodiſchen Regeln, die er dabey beobachtet hat, iſt unter andern auch die Poſition, und er macht alle Selbſtlauter lang, auf welche zwey oder mehr Mitlauter folgen; wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo ſie auch im Lateiniſchen kurz ſeyn können, wo der zweyte Mitlauter ein y iſt, wo es nicht zwey verſchiedene Mitlauter ſind, ſondern eben derſelbe nur doppelt ſtehet ꝛc.

---

*) An Introduction af the ancient Grac and Latin Miaſures into Briliſh Poetry; attampted in the following pieces, viz a Tranſlation af Virgils firſt Eclogna: a Translation of Virgils fourth Eclogna; Jacob and Rachal, a paſtoral &c, London 1737. 8vo.

So viel ich, als ein Deutſcher, von dieſem neuen Verſuche urtheilen kann, iſt er vortreflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darinn wahrgenommen, der ſich auf mehr als eine Weiſe ſcandiren lieſſe, und ich glaube, wir könnten ſtolz darauf ſeyn, wenn wir viele ſo gute deutſche Hexameter hätten. Erlauben Sie mir zu verſuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des **Virgils**, die auch mit darinn überſetzt iſt, noch gut im Gedächtniſſe habe:

Sicilian Muſes to a Strain more noble aſcend we!
Woods and low Tamariſks delight not every fancy.
Groves if we ſing of, thoſe Groves be worthy a Conſul.
Now is the laſt Epoch of ſong Cumæan arrived:
A new and wondrous ſeries of Things is ariſing.
Now is the bright Virgin, now Saturns Scepter returning.
Now is a new Progeny ſent down from lofty Olympus
The Babe's Birth only, through whom, over Earth univerſal
This Iron age ending ſhall burniſh into a golden,
Chaſte Lucina favour! &c.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß dieſe wiederholten Verſuche, die alten griechiſchen Sylbenmaaſſe, in die brittiſche Poeſie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die zehnſylbigen reimloſen Jamben nicht verdringen konnte? Dürfen wir hoffen, ſetzen Sie hinzu, daß die ähnlichen Verſuche unſerer Deutſchen, von beſſerer Wirkung ſeyn werden?

Es iſt ſchwer eine Neuerung durch ſich ſelbſt beliebt zu machen, und das Publikum läßt ſich in dergleichen Fällen lieber überſchleichen, als überreden. Hätte **Milton** den Hexameter zu ſeinem **verlornen Paradieſe** gewählt, ſo würde er längſt der Lieblingsvers der Nation geworden ſeyn, wenn der Dichter auch nicht das geringſte zu ſeiner Anpreiſung geſagt hätte Die innern Schönheiten des Gedichts, würden die ungewohnte Versart ſo lange vertretten haben, bis ſich das Ohr unmerklich an ſie gewöhnt, und in dem, was es anfangs nur duldete endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreiſen wollen, und von dem möglichen Gebrauche deſſelben Muſter geben, die auſſer. dieſem neuen Metro ſelbſt, nichts vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehn.

Umſonſt würden alſo auch bey uns, bald ein Omeis, bald ein Gottſched, die Möglichkeit eines deutſchen Hexameters erkannt, und nach ihren Kräften Beyſpiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getretten wären, und der Sache nicht durch ihren kritiſchen Richterſpruch, ſondern durch ihren ſtillſchweigenden Gebrauch, den Ausſchlag gegeben hätten. Der Verfaſſer des **Meßias** und des **Frühlings** ſchienen ſich das Wort gegeben zu haben, und ſie traten faſt zu gleicher Zeit mit Werken in dieſer Versart hervor, auf deren noch immer wachſenden Beyfall ich allein die Hofnung gründe, daß ſich der deutſche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfaſſer des **Nimrods** wäre jenen beyden Dichtern im Gebrauche deſſelben zuvorgekommen, (wie er ſich deſſen auch in allem Ernſte rühmet,) würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn ſeine Hexameter auch ſchon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als ſie in der That nicht ſind?

Aber was vermuthen Sie bey dem allen von dem Verfaſſer des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit ſeine neue Versart ſelbſt gemißbilliget? Findet ſich auch nur ein einziger Hexameter in ſeinen neuen Gedichten? Und ſein Ciſſides und Paches, — ich würde darauf geſchworen haben, daß dieſer in Hexameter ſeyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieſes letztere Werk *) bekannt zu machen. Ihre Neugierde iſt mir zuvor gekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches ſie ihm ertheilen, mit einſtimmen. Es iſt wahr, man wird ſchwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem ſo viele große und ſchreckliche Scenen in einem ſo engen Raum zuſammengepreßt wären. Es würde einem geſchickten Mahler etwas leichtes ſeyn, es ganz, ſo wie es iſt, in eine Folge von Gemählden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titelkupfer iſt ein Beweis davon, wo ſich Herr Meil mit eben ſo vieler Kunſt, als Genauigkeit, an die Worte zu halten gewußt hat.

Zuletzt ſetzt er den Bogen auf die Bruſt
Dem Flehenden, mit weggewandten Blick.

Und zu welchen vortreflichen Schilderungen könnte im zweyten Geſange, die Löſchung des Durſtes, und der Tod des Ciſſides, ſo wie im dritten, der getreue Knecht unter dem Teppiche ſeines todten Herrn, Stoff geben! — Doch derjenigen poetiſchen Gemählde, die dem Dichter kein Künſtler mit Linien und Farben nachbilden wird, ſind noch weit mehrere. Als:

---

*) Ciſſides und Paches in drey Geſängen, von dem Verfaſſer des Frühlings, Berlin 1759.

Wenn, vom Orcan gepeitſcht, des Meeres Fluth,
Die mit den ſinkenden Gewölcken ſich,
Hoch in der finſtern Luft, zu miſchen ſchien,
Gleich Berg und Felſen im Erdbeben, fällt,
Und wieder ſteigt und fällt, daß alles heult,
Und alles Donner wird, und ſchnell Neptun
Den mächtigen Trident mit ſtarkem Arm
Aus Waſſerbergen hebt; wie dann der Sturm
Verſtummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer
Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,
Und jeder Strahl von ihm im Meere blitzt:
So ꝛc.

Oder:

Und vom Geſchrey der Stürmenden erklang
Des Himmels Bühne weit, wie ſie erklingt
Vom Tauſendſtimmigen Sturmwinde, wie
Der Wald in Lybien ertönt, wenn Löw
Und Tieger, und manch wütend Thier ins Netz
Der ſchreyenden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Roß war ſtolz wie er;
Es ſchien die Erde zu verachten, kaum
Berührt es ſie mit leichten Füßen, ſchnob,
Und wieherte zu der Trompete Klang,
Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

Doch warum ſchreibe ich noch ab, was Sie vielleicht ſchon auswendig wiſſen?

— — — — — —

Sieben und zwanzigſter Brief.

Der Verfaſſer der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre iſt Herr Duſch; eine der fruchtbarſten Federn unſrer Zeit. Und eben weil es Herr Duſch iſt, haben die Verfaſſer der **Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften** von dem zweyten und dritten Theile derſelben nichts zu ſagen, für gut befunden. Auf eine einzige Erinnerung wider dieſen Scribenten, bekömmt man die Antworten immer zu halben Dutzenden zu leſen. Eine jede Kritik weiß er in eine Streitigkeit zu verwandeln; und wer ſtreitet gern?

Aber nun ſoll ich wenigſtens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie ſetzen mich in Verlegenheit. — Was ſoll ich Ihnen ſagen? Ich habe die Schilderungen nicht geleſen; hier und da darinn blättern, das iſt alles, was mir meine Zeit erlaubt hat.. Zwar, die Schilderungen ſind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung leſen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen wo man will; man findet an einem Orte ſo viel Zuſammenhang, wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade ſo viel Zuſammenhang, als — im Kalender.

Nun wohl; alſo kann ich Ihnen doch die Anmerkungen mittheilen, die ich bey dem Durchblättern zu machen, Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden ſeyn wollen ——

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfaſſer der **Bibliothek** wider die Eintheilung des Werks überhaupt nichts erinnert haben. Herr **Duſch** will die Natur ſchildern; ſeine Schilderungen ſollen eine Art von Verbindung unter ſich haben; die Verbindung nach den Jahrszeiten iſt ſchon gebraucht; Herr **Duſch** iſt ein groſſer Liebhaber des Neuen, des Selbſterfundenen; er wählt alſo die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, dieſe Eintheilung in Monate? Iſt ein Monat von dem andern eben ſo unterſchieden, als eine Jahrszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur dieſem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieſelben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Scribent, ſie uns lieber in dieſem, als in einem andern zu zeigen?

Ich tadle hier eben das, was **Pope** bereits an den Eklogen des **Spenſer** getadelt hat. Auch **Spenſer** hatte einem jeden Monate eine beſondere Ekloge gewidmet; und was ſagt **Pope** dazu? „Dieſe ängſt-

„liche Eintheilung ſeiner Schäfergedichte in Monate,
„hat ihn gezwungen, die nemliche Beſchreibung
„entweder in drey Monaten nach einander, mit
„veränderten Worten zu wiederholen, oder, wenn
„ſie das erſtemal ſchon erſchöpft war, gänzlich weg
„zulaſſen; woher es denn kömmt, daß einige von
„ſeinen Eklogen, (als zum Exempel die ſechſte,
„achte und zehnte,) ſich durch nichts als ihre Titel
„unterſcheiden. Und wie kann es anders ſeyn,
„da das Jahr von der Mannigfaltigkeit nicht iſt,
„daß es, ſo wie eine jede Jahrszeit, alſo auch einen
„jeden Monat, mit einer ihm eigenen Beſchreibung
„verſorgen könnte“? *) — Wenn Herr Duſch, wie man ſagt, auch der Ueberſetzer von **Popens ſämtlichen Werken** iſt, ſo muß es uns ſo viel mehr befremden, daß er ſich dieſer Anmerkung ſeines Hel-

---

*) Yet the ſcrupulous diviſion of his Paſtorals into Months, has obliged him either to repeat the ſame deſcription, in other words, for three months together; or when it was exhauſted bevore, entirely to omit it: whence it comees to paſs that ſome of his Eclogues (as the ſixth, eighth and tenth for example) have nothing but their Titles to diſtinguiſh them. The reaſon is evident, becauſe the year has not that variety in it to furniſh every month wirth a particular deſcription, as it may every ſeaſon.

den nicht erinnern wollen. *) Wenn er es gethan hätte, ſo würde es in ſeinen Schilderungen vielleicht

---

*) Der Herausgeber dieſer Briefe nimmt hier Gelegenheit eine kleine Nachricht einzuſchalten. Herr Duſch hat ſich zum zweyten, dritten und viertenmale gegen unſere Kritik ſeiner Ueberſetzung des Pope mit vieler Bitterkeit verantwortet. Zum zweytenmale in dem Altonaer Reichspoſtreuter; zum drittenmale in gewiſſen neuen Briefen an Freunde und Freundinnen, und zum viertenmale in der Vorrede zu dem zweyten Bande ſeiner Ueberſetzung ſelbſt. Beſonders haben wir uns über ſeinen Brief in dem Reichspoſtreuter nicht genug verwundern können. Nachdem er darinn einige kleine Nachläſſigkeiten, die er begangen hat, die wir aber niemals der Rügung würden werth geſchätzt haben, ſelbſt angezeigt, ſagt er unter andern: „Und nun möchte ich wohl „meinen Prahler auffordern, mir in den beyden Stü„cken, (der Vorrede nemlich und der Abhandlung von „der Schäferpoeſie) ſeinen Vorrath von Fehlern auf„zuweiſen.“ — Wir haben uns zwar nie eines Vorrathes von Fehlern eben in dieſen beyden Stücken gerühmt. Aber dem ohngeachtet kann ich ihm hier melden, daß ſeine Aufforderungen angenommen worden. Es ſoll ſich ehſtens zeigen ob L. oder Duſch der Prahler iſt. In dieſen Briefen zwar ſoll es nicht geſchehen, weil wir den Platz zu etwas beſſern brauchen können. Dem Leſer unterdeſſen doch einen kleinen Vorſchmack zu geben, können wir nicht unangemerkt laſſen, daß ſelbſt in dieſer kleinen Stelle, welche eben aus der Abhandlung über die Schäferpoeſie des Pope angeführet worden, Herr Duſch mehr als einen Fehler begangen hat. Z. E. Wie ungeſchickt überſetzt er The ſcru-

nicht von ſo vielen Gegenſtänden, bis zum Eckel, mutatis mutandis heiſſen: —— Noch blüht die ſchöne Roſe nicht! —— Nun blüht die ſchöne Roſe! — Nun hat die ſchöne Roſe geblüht! ——

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Duſch haben, ſich ſelbſt auszuſchreiben; er, der andere mit der allerunglaublichſten Freyheit ausſchreibet? Jch wenigſtens kann ſeine Schilderungen für nichts anders, als einen beſtändigen Cento, aus **Pope**, **Thomſon**, **Hervey**, **Young**, **Kleiſt**, **Haller** und zwanzig andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er dieſe Männer nur da ausſchreibt, wo er ſie in den Noten anführt. Jch kenne leicht keinen Scribenten, der liſtiger anzuziehen weis. Er bekennt mit der ſcheinbarſten Offenherzigkeit, nicht ſelten ganz entfernte Nachahmungen, um die aller plumpſten Entwendungen damit zu maſkiren. Jch kann ihn zehnmal aufſchlagen, und ich werde ſiebenmal mehr eine alte Lekture zu wiederhohlen, als etwas neues zu leſen glauben.

---

pulous diviſion durch die gar zu richtige Eintheilung. Und to repeat the ſame deſcription for three months together durch für drey Monate zuſammen zu wiederholen. Wie links! Wie ſinnlos! Hat Herr Duſch in ſeinem Wörterbuche nicht gefunden, daß together eben ſo wohl nach einander als zuſammen heiſſen kann? (Einſchaltung des Herausgebers O.)

Aber ich will mich bey ſolchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Theile ſelbſt, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweyten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts ſagen. Ich lief ihn gleich bey ſeiner Neuheit durch, und habe, was ich damals dabey gedachte, wieder vergeſſen. So viel weis ich nur noch: Ich hatte ihn uneingebunden vor mir liegen, und ſahe auf der letzten Seite der Vorrede, daß Herr Duſch einen Fehler des Gedächtniſſes, den er in den erſten drey Monaten begangen hatte, verbeſſerte; er hatte nemlich an einem Orte **Leda** geſetzt, wo Semele ſtehen ſollte. Indem ich noch ſeine Strenge gegen ſich ſelbſt, und ſeine große Liebe zur Genauigkeit bewunderte, ſchlug ich einige Blätter um, und ein weit gröberer Fehler ſprang mir auf einmal ins Auge. Leſen Sie doch! „Bewundert „ſie, die Natur, (ſagt Herr Duſch auf der 280ten „Seite) in den Geſchlechtern der Thiere, von dem „Hunde bis zum Elephanten; in den gefiederten „Schaaren von der Vogelfliege bis zum wüthenden „Strauß; in den Inſekten, die zu betrachten ein „Merian, die neue Welt beſuchet ꝛc.“ — **Ein Merian?** Es gehört eine Note dazu; und die wird uns nähere Nachricht geben. „**Merian**, (heißt die

„gelehrte Note,) ein bekannter Mahler, reiſete, „bloß aus der Begierde, die Schönheiten der Jnſekten zu betrachten, nach Surinam.“ —— Schade, daß ich den bekannten Mahler nicht kenne! Eine Maria Sibylla Merianin kenne ich wohl, die in einer ernſthaftern Abſicht, als die bloſſe Schönheit der Jnſekten zu betrachten, nach Surinam reiſete. — Kurz; hier ſteht **Cadmus**, wo Semele ſtehen ſollte.

Jch komme alſo zum **dritten** Theile. Und dieſer dritte Theil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr **Duſch** hat die Erinnerungen, die in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, gegen ſeinen erſten Theil gemacht worden, gegründet gefunden, und ſich entſchloſſen, ihnen genug zu thun. —— Wie ſchwer muß ihm dieſe Verleugnung ſeiner ſelbſt geworden ſeyn! Er dauert mich! —— Es iſt wahr, ſeine Schreibart iſt nun nicht mehr ſo geſchmückt; ſeine Proſe ſtolpert nicht mehr ſo hexametriſch einher; und doch iſt ſein Buch darum um nichts beſſer geworden.

Noch immer iſt die Tavtologie ſeine liebſte Figur. Ein pathetiſcher Nichts wird man ſelten auf den Kanzeln hören, als man bey ihm faſt auf allen Seiten findet. Z. E. **„Wie widerſprechend iſt die „Thorheit, welche ſich einmal vorgeſetzt hat, „einen Jrrthum zu behaupten. Jn was für**

„Widerſprüche verſinkt ſie nicht!“ *) Wie ſchwatzhaft iſt ein Duſch, welcher ſich einmal vorgeſetzt hat, viel zu ſchreiben. In was für Geſchwätze verſinkt er nicht! — Und ſo gut gerathen ihm ſeine Tavtologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden ſehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anders ſagen, als er hat ſagen wollen. Z. E. Die zärtliche Apoſtrophe an ſeine Doris aus dem November: „Uns beyde, o Doris, wird der Tod „dahin führen, wo unſere Väter ſeit der Sündfluth „ſchlafen. Wir werden nicht gegen dieſes allgemeine „Geſetz der Sterblichkeit murren, nicht zittern, unſern Tod zu ſehen. Aber wollte der Himmel uns „einen Wunſch gewähren, ſo ſollte kein Auge den „Verluſt des andern beweinen! Eine Stunde ſollte „unſer Leben ſchlieſſen; zugleich ſollte in einem Seufzer unſer Athem entfliehen. **) Nun jadoch, ja; wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keines das andere überleben will. Aber ſagen dem ohngeachtet die Worte: **ſo ſollte kein Auge den Verluſt des andern beweinen**, nicht ganz etwas anders? Ihnen zufolge wünſchet Herr Duſch, daß keines von ihnen einäugig werden möge; nicht aber, daß keines das andere überleben möge. Denn nur

---

*) Seite 291. **) Seite 241.

alsdenn, wenn man das Unglück hat einäugig zu werden, beweinet ein Auge den **Verluſt** des andern. Und auch vor dieſem Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris, und ein einäugiger Liebhaber ſind freylich ein trauriger Anblick. Beſonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal ſagen könnte:

> — Puer, lumen quod habes concede puellæ!
> Sic tu cæcus Amor, ſic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr **Duſch** auch oft, wenn er Bilder und Umſtände ohne alle Wahl häuft. Z. E. „Der Landmann weis der Kälte Arbeit entgegen zu ſetzen, und wider Willen des Winters, Schweiß aus ſeiner Stirne zu treiben. Unter ſeinen ſtarken Hieben ſinkt die tauſendjährige Eiche, unter der Gewalt ſeiner abgehärteten Hände zerreißt der Pflug die ſtarre Erdſcholle, und unter **ſeiner Sichel fallen die Aehren der Felder.** *)“ Vortreflich! Nun wiſſen wir doch, wenn der Landmann ſein Korn hauet. Im Winter, um ſich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar das hat nun Herr **Duſch** gewiß nicht ſagen wollen, ſondern ſeine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wider ſeinen Willen hingeſchrieben. Denn ſo viel mag er wohl von der Natur verſtehen, daß er ungefehr weis, in welchen Monat die Erndte fällt. —

fällt. — Mehr aber? — Was er mehr davon weis, das mag er ſicherlich nur halb wiſſen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Duſch will im Anfange ſeines Oktobers eine Beſchreibung von der herbſtlichen Nachtgleiche, (Æquinoctium autumnale) geben, und ſagt: „Jetzo „wieget die Waage Tag und Nacht in gleichen „Schaalen, und der Stand der Sonne theilet den „Erdkreis in Licht und Finſterniß.“ *) Die erſte Hälfte dieſer Beſchreibung iſt ſchön, denn ſie iſt nach einer Zeile des Virgils gemacht, die Herr Duſch ſelbſt anführt.

Libra die ſomnique pares ubi fecerit horas &c.

Allein was ſagen Sie zu der andern Hälfte: **und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finſterniß**? Der Skribent muß träumen. Geſchieht es denn nur bey der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finſterniß theilet? Ich denke es geſchiehet immer; die Sonne mag ſtehen wo ſie will. Denn immer iſt die eine Hälfte der Erdkugel von ihr erleuchtet und die andere nicht; und ſie theilet ſie alſo immer in Licht und Finſterniß. Das iſt unwiderſprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er zu dieſem albernen Zuſatz gekommen iſt. Der gleich darauf folgende Vers bey dem Virgil, den Herr Duſch nicht anführt, heißt:

---

*) Seite 112.

Et medium luci atque umbris jam dividet orbem. *)

Und dieſe Zeile hat er offenbar durch ſein: **der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finſterniß**, überſetzen wollen. Wenn er ſie aber doch erſt hätte verſtehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis; ſondern ſo viel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn dieſe zur Hälfte in Licht und Finſterniß getheilet iſt; wenn die Sonne eben ſo lange über unſerm Horizonte verweilet als unter demſelben, alsdenn haben wir nothwendig Nachtgleiche. **Virgils** Beſchreibung iſt alſo ſehr richtig, da des Herrn Duſchs ſeine ſehr abgeſchmackt iſt. Es entſchuldiget ihn nicht, daß orbis ſehr oft ſo viel heißt als mundus, mundi orbis; es heißt eben ſo oft ein bloſſer Kreis, und er hätte wiſſen ſollen, welche Bedeutung ſich hier ſchickt. Hier nimmt es der Römer eben ſo, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er ſagt: **)

Jam rapidus torrens ſitientes Sirius Indos
Ardebat cœlo, & *medium* ſol igneus *orbem*
Hauſerat.

---

*) Georg. lib. I. v. 209. **) Georg. lib. IV. v. 425.

Sie hatte die Hälfte ihrer Bahn erreicht; es war Mittag. Ich weis zwar, daß auch Ruäus medium orbem durch medium mundum auslegt; allein ich weis auch, daß die proſaiſche Paraphraſis dieſes Jeſuiten erbärmlich iſt, und daß man den Virgil aus ihr ſehr ſchlecht verſtehen lernt. — Und ſo hätte ich zweyerley auf einmal bewieſen; nemlich daß Herr Duſch das Lateiniſche, das er nachahmen wollen, nicht verſtanden hat, und daß er höchſt verwirrte Begriffe von einem Phänomeno in der Natur haben muß, das jeder Anfänger in der Aſtronomie zu erklären weis.

Aber noch ein ander Beyſpiel, was für ſeltſame Vorſtellungen ſich Herr Duſch von Dingen aus dieſer Wiſſenſchaft, und von dem, was durch ihre Grundſätze und Beobachtungen herauszubringen iſt, machen muß! — An einem Orte ſeines Septembers ſagt er: Uebung entwickelt die verborgnen „Kräfte der Seele, wie die Arbeit die Kräfte des „Körpers. Durch ſie geſtärkt, mißt einer die Erde, „verfolgt den Planeten auf ſeiner Bahn, und mißt „die Weite von einer Sonne zur andern ꝛc.“ *) — Wer heißt es nun dem Herrn Duſch, auf die Rechnung der Aſtronomen in einem ſo pathetiſchen Tone ſo greulich zu lügen? Und glaubt er denn, daß ſie

---

*) Seite 64.

ihm dieſe Prahlereyen danken werden? Nichts macht eine Wiſſenſchaft bey dem Pöbel lächerlicher, als wenn ein Stümper Dinge von ihr rühmt, die ſie nie zu leiſten unternommen hat, und auf keine Weiſe leiſten kann. Ich weiß zwar daß Hugenius, und noch in unſern Zeiten Bradley, wahrſcheinliche ohngefähre Berechnungen von dem Abſtande der Fixſterne von unſerer Erde, und folglich zugleich von der Sonne, gegeben haben. Aber heißt denn das die Weite von einer Sonne zur andern, das iſt, von einem Fixſterne zu dem andern meſſen? Kann es unterdeſſen Herr Duſch; ey, ſo ſage er uns doch, wie weit iſt es vom Alcor bis zum Rabeleſit? Oder um ihn, wenn er denkt, die Aufgabe zu erleichtern; wie weit iſt es von einer der Plejaden zu der andern? Denn beynahe muß ich auf den Verdacht kommen, daß er hier nur die ſcheinbare Weite eines Fixſterns von dem andern meint, und dieſe nicht beſſer zu meſſen verlangt, als der gemeine Mann den Schweif des Kometen mißt; nach Spannen. Meynt er aber nur die Meſſung dieſer ſcheinbaren Weite, ſo möchte ich wiſſen, was für eine Stärke des Geiſtes dazu gehöre?

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Duſch unter andern auch gerathen, ſeine Gemählde öfter mit Fiktionen zu unterbrechen. Und ſehen Sie;

auch dieſen Rath hat der gutherzige Skribent angenommen! Er hat mehrere, er hat größere eingeſtreuet; und er verſichert, es würde ihm angenehm ſeyn, wenn ſie gefallen könnten.

Laſſen Sie mich, Wunders halber, eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den **Traum** dazu, der am Ende des Oktobers ſtehet. Prägen Sie ſich es ja wohl ein, daß es ein Traum iſt! —— Herr Duſch alſo entſchlief und träumte. „Ein unumgränz„tes lachendes Thal, in einer kaum ſichtbaren Fer„ne, mit blauen Gebirgen und Wäldern umgeben, „war der Schauplatz, worauf er ſich auf einmal „im Traum befand.“ —— Bemerken Sie doch ſogleich dieſes **unumgränzte** Thal, in einer kaum ſichtbaren Ferne mit Bergen **umgränzt**. —— Hier alſo iſt er; und wenn wird er aus dieſem unumgränzten Thale wieder herauskommen? Laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden. Sieben Zeilen wei„ter verfolgt er bereits durch eine Kette von Hügeln „den Fußſteig, der ihn endlich an die ſchönſte Ebe„ne bringt.“ — Willkommen! Aber was machte der Träumer erſt in dem unumgränzten Thale? Warum befand er ſich nicht gleich in dieſer Ebene? Hätte er den ſauren Weg durch eine Kette von Hügeln nicht ſich und dem Leſer erſparen können? — Und was endekt er in der Ebene? Er entdekt in der Ferne „ein majeſtäti

„ſches Gebäude, das ihn in Erſtaunen und Ehrfurcht
„ſetzte. Der Mond erhellte einige Seiten und Mauern
„die ſich mir im hellen Lichte entgegen kehrten ;
„andere verbargen ſich in tiefen Finſterniſſen. Unermeßliche
„Schatten fielen auf die unumgränzte
„Fläche, und mahlten mit ſchwarzen Finſterniſſen
„die Geſtalt des Tempels in erſtaunlicher Größe
„auf das Feld. Mein Blick übermaß die Länge
„der Schatten nicht, die auf der Fläche lagen, und
„die Zinnen des Gebäudes ſchienen an die Wolken
„zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf korinthiſchen
„Säulen. Alle Theile deſſelben waren in
„der vollkommenſten Symetrie zuſammengefügt ;
„und ihre Verbindung war ſo genau und richtig,
„daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine Theil
„aufhörte, oder der andere anfieng. Kein nöthiges
„Glied wurde hier vermißt, und keine Zierrath
„war überflüßig, eine bewunderswürdige Einfalt
„herrſchte in dem Ganzen, und die Majeſtät
„des kühnen und regelmäßigen Gebäudes ſetzte in
„Erſtaunen." — Das nenn ich eine Beſchreibung!
Ich führe ſie deßwegen ganz an, um Ihnen zu zeigen,
welch ein vortreflicher Baumeiſter Herr Duſch
iſt. Ein großes unermeßliches Gebäude, das durch
ſeine Majeſtät in Erſtaunen und Ehrfurcht ſetzt, deſſen
Zinnen an die Wolken ragen, das keine einzi-

ge überflüßige Zierrath hat, in deſſen Ganzen eine bewundernswürdige Einfalt herrſcht, nach welcher Ordnung würden Sie ſo ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl Acht, und lernen Sie was! Herr Duſch führt es nach der korinthiſchen Ordnung auf. „Das ganze Gebäude ruhte auf korinthiſchen Säulen.“ Es iſt um ein aufgeſchnaptes Kunſtwort eine ſchöne Sache! Und noch eine ſchönere, um die edle Dreuſtigkeit, ein ſolches Kunſtwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! Ein **Genius** begegnet dem Träumer, und ſagt ihm, daß dieſes große Gebäude **der Tempel der Natur** iſt. Er erbietet ſich ihm zum Führer, und nach verſchiedenen vorläufigen Erinnerungen, tretten ſie mit einander in einen ungeheuren Vorhof des Tempels, wo ſie eine Menge von bejahrten Männern nachſinnend, oder mit einander in Unterredung begriffen, erblicken. Alle in der Kleidung der alten Nationen; deren Weltweiſe und Naturforſcher es ſind. Nun fängt der **Genius** ſein Kollegium an: „Jener Schwarm in verſchiedenen Trachten, deren „Stirnen ein hohes Alter mit greiſen Haaren beſtreuet hat, ſind die Weltweiſen barbariſcher Völker. „Du ſiehſt, ſie gehen in kleinen Haufen zuſammen, und unterreden ſich zum Theil ganz leiſe,

„zum Theil durch Räthſel. — Ihre Lehre war „nicht würdig auf die Nachwelt zu kommen. — „Nur wenig iſt davon mit Gewißheit für die Nach„welt übergeblieben. — Hier beſinnt ſich der wachende Herr **Duſch**, ſeinem Genius mit ein Paar Citationen auszuhelfen. Er ſetzt in einer Note hinzu: „Man muß die Nachrichten von dieſen (den „Weltweiſen der barbariſchen Völker) aus verſchie„denen Schriften, als **Bournets** Archæolog. phi„loſ. in der Amſterdammer Ausgabe ſeiner Theorie „der Erde; **Reimmanns** Einleitung in die Ge„ſchichte der Gelehrſamkeit, und andern zuſammen „ſuchen.“ Vortreflich! Man muß ſie aus denen zuſammen ſuchen, die ſie zuſammen geſucht haben. Und wer iſt **Bournet**? Wenn hat ein **Bournet** Archæologias philoſophicas geſchrieben? Ein **Burnet**, weis ich wohl; und was braucht Herr **Duſch** den ehrlichen Schotten in einen Franzoſen zu verwandeln?

„Ein beßrer Hauſe, fährt der **Genius** fort, iſt „der, den du dort in griechiſcher Kleidung ſiehſt. Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjunkts der philoſophiſchen Fakultät, ſo viel falſches, ſo viel nur halb wahres, ſo viel unverdautes Zeug von den verſchiedenen griechiſchen Sekten, und einzeln

Weltweiſen, daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendeſten Kompendio einer Geſchichte der Weltweisheit, finden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er ſie alle abfertiget. Er ſpricht ſein lächerlich! Und ſo gleich erblickt man, anſtatt eines ehrwürdigen Philoſophen, einen dummen Jungen. Z. E. wenn er vom **Pythagoras** ſpricht: **„Eine dunkle geheimnißvolle Lehre, die lächerlichſte unter allen.“** *) **Oder vom Ariſtoteles: „eben ſo lächerlich und dunkel nahm Ariſtoteles Materie, Form und Privation zu ſeinen „Grundquellen an.** **) **Oder an einem andern „Orte vom Epikur: Ich gehe hier nur kurz die „Gründe durch, die dieſes lächerliche Lehrgebäude zu Boden werfen können.“** ***) — O mein Herr Genius, dieſe ihre Beſchuldigung des Lächerlichen, iſt ſehr lächerlich! Sie ſind ein lächerlicher Genius; mit aller Hochachtung von einem Geiſte geſprochen! Und ſagen Sie mir, was wollen Sie dem guten Herrn Duſch weiß machen, wenn ſie unter andern ausrufen: „O Vernunft, wie blind „biſt du oftmals! Was die ältere Zeit ſchon längſt „nicht mehr glaubte, das ſucht die Neue wieder „hervor, und die offenbarſten Irrthümer gewinnen „noch einmal Beyfall: und ein **Spinoza, Cartes**

---

*) Seite 179. **) Seite 180. ***) Seite 274.

„oder **Gaſſendi** kleiden den alten Irrthum des „**Chryſippus** oder des **Epikurus** in eine neuere „beſſere Tracht.“ Was ſie mit dem **Gaſſendus** und **Epikur** wollen, das kann ich ohngefähr errathen. Aber der alte Irrthum des **Chryſippus**? Was iſt das? Was hat **Spinoza** dem **Chryſippus** abgeborgt? Was **Carteſius**? Beyde eben daſſelbe; oder jeder etwas anders? Wenn ſie dem Herrn **Duſch** wieder im Traume erſcheinen, haben ſie doch die Gütigkeit, ſich näher zu erklären!

Sie ſehen, mein Herr, man kann ſich ſchwerlich einer Turlupinade enthalten, wenn man ſieht, daß Leute mit einer Gelehrſamkeit prahlen wollen, in der ſie offenbare Fremdlinge ſind. — Wie ich ſchon bemerkt habe, ſo hilft Herr **Duſch** ſeinem Genius manchmal in einer Note nach; aber ſeinen Noten möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem **Anaxagoras** ſagt er z. E. er lebte in der LXX. Olympias. Sagt man aber von einem Manne ſo, der in dieſer Olympiade erſt gebohren worden? Wenigſtens lebt der **Philoſoph**, in den erſten vier Jahren ſeiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neuern Weltweiſen zu reden kömmt, nichts richtiger; ſo wie ihn Herr **Duſch** auch nichts genauer ergänzt. Der Genius ſagt z. E. von dem großen **Baco**:

„Er war es, der die Geſellſchaften ſtiftete, die ſich „mit vereintem Fleiſſe um die Erkenntniß der Na„tur bemüheten, und die Wiſſenſchaften ins Aufneh„men zu bringen ſuchten. Eine vortrefliche Stiftung, „die ſeinem Andenken Ehre macht, und groß genug „iſt, ſeinen Namen zu verewigen. England hatte „die Ehre, dieſen Weltweiſen gebohren zu haben, „und in ſeinem Schooß die erſte Geſellſchaft wahrer „Philoſophen zu hegen ꝛc.“ *) — Wo hat denn der gelehrte **Genius** geleſen, daß **Baco** die engliſche Societät der Wiſſenſchaften geſtiftet habe? Geſtiftet: ſo ſagt er zweymal. Denn wenn es gleich wahr iſt, daß die erſten Stifter derſelben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des **Baco** genommen, ſo kann man deswegen doch nicht ſagen, daß ſie **Baco** geſtiftet habe. — Noch einen gröbern Fehler aber macht Herr **Duſch**, mit eben dieſem Vater der gereinigtern Weltweisheit, wenn er in der Note ſagt: **)
„Von dieſem Zeitpunkt der Geſchichte der Philoſo„phie ſagt ein Dichter:

Cartes zerreißt die Feſſeln, die mancher ſchon genagt,
Er zweifelt und ſucht Gründe, er findet, und es tagt.
Der Weisheit Genius ſteigt aus des Moders Hügeln,
Und ſchüttelt mit Gewalt den Schulſtaub von den Flügeln.
Ein Baco, Lock und Newton erſetzt, was noch gebricht,
Natur, Verſtand und Sitten, und alles wurde Licht.

---

*) Seite 188. **) Seite 187.

Wohl zu merken, daß der Dichter, der dieſe ſechs Zeilen gereimt hat, wenn ich mich nicht ſehr irre, Herr **Duſch** ſelbſt iſt. Wenigſtens billiget er ſie hier: und zugleich den albern Anachroniſmus, den ſie enthalten. **Carteſius** hat alſo eher geſchrieben als **Baco**? Und **Baco** hat nur erſetzt, was jener noch gebrechen laſſen? —

O, ich bin es müde, mehr ſolche Anmerkungen zu machen. Laſſen ſich mich den Traum verfolgen. — Der Genius kömmt endlich mit dem Herrn Duſch in den Tempel ſelbſt. Und nun machen Sie ſich fertig in den ſeltſamſten Raritätenkaſten zu gucken! „Zwey mächtige Flügel eröfneten den Eingang durch „ein langes Gewölbe, das auf beyden Seiten auf „marmornen Säulen ruhte. Zwiſchen dieſen ſtan„den in ihren Fächern die Bildſäulen der größten „Philoſophen, die durch ihre Bemühungen die wich„tigſten Wahrheiten aufgeheitert hatten. Einige in „der Tracht der Chaldäer ꝛc.“ Iſt das nicht luſtig? Hier ſtehen die Bildſäulen der Philoſophen, die drauſſen in dem Vorhofe lebendig herum liefen. Und auch ſo gar die Bildſäulen derjenigen, deren Lehre nicht werth war, auf die Nachwelt gebracht zu werden; der Chaldäer. Zugleich welch ein kunſtmäßiger Ausdruck: die Bildſäulen ſtanden in ihren Fächern! Niſchen heißen auf deutſch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir ſind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird ſich überall aufhalten? — Nun merken ſie auf; wir treten herein. „Ein erſtaunliches Gewölbe voll majeſtätiſcher Einfalt! — Tauſend Lichter; eine himmelblaue Decke, und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; jetzt geht die Sonne daran auf, und jetzt unter; jetzt ſcheinen die Sterne, jetzt verlöſchen ſie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altares vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahrszeiten vorſtellen; an den Wänden ſchöne Gemählde von den vornehmſten Gegenſtänden, die der Menſch auf der Erde zu betrachten findet; eine korinthiſche Säule, welche eine ſchwarze marmorne Tafel hält, worauf die Geſätze der Natur, der Bewegung und der Schwere geſchrieben ſtehen ꝛc.: das ſind die inneren Dekorationen, für welche Herr Duſch unmöglich einen großen Aufwand an Witz und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber iſt das ſchon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorſtellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich, in ſeinem Kaſten ein neues Fach. „Indem eröfneten zween mächtige Flügel „eine weite Ausſicht aus dem Tempel in ein unabſehbares Feld.“ Merke auf, ſagte mein Führer zu mir und betrachte! — Der natürliche Savoyard:

Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi ha! —— Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräſentiren ſich: „Entblößte Hügel, die ihr Inneres auf„decken; Erdarten, Mineralien, Steine, Metalle ꝛc. Und abermals repräſentiret ſich: „Die ſchönſte Ge„gend; ein ebenes Thal mit unzähligen Kräutern „und Blumen aus allen Himmelsgegenden geſchmückt. Und abermals repräſentiret ſich: „eine unzählbare „Menge von Stauden.“ Und abermals repräſentiren ſich: „theils Pflanzen, theils lebendige Geſchöpfe.“ Und abermals repräſentiren ſich —— O verzweifelt! Ich wollte meinen Herren, noch das ganze Thierreich repräſentiren; aber ſie ſehen das Licht geht mir in dem Kaſten aus. „Die Betrachtung des Thier„reichs ſoll daher ihnen ſelbſt überlaſſen ſeyn!

Nicht ein Haar beſſer läßt Herr **Duſch** ſeinen Genius in allem Ernſte abbrechen, weil, „eine „Prieſterin in weiſſen Atlas gekleidet an den Altar „tritt, und neuen Weihrauch in die hellere Flamme „gießt.“ —— Der Guckkaſten wird nun zu einem Marionettenſpiele. —— Es kömmt noch eine Geſtalt dazu; „ſchön, aber menſchlicher gebildet, mit ei„nem denkenden Auge.“ Und noch eine dritte: „ein bejahrter Greis geht ihr zur Rechten, der in „dieſer Hand ein Sehrohr, in der andern das Bley„maaß trägt.“ Und eine vierte: „zu ihren Linken

„trägt ein blühender Genius ein vollgeſchriebenes „Buch.“ Dieſe drey warfen ſich vor die Stufen des Altars auf ihr Antlitz, indem die Prieſterin mit zum Himmel gefaltenen Händen niederkniete. — Hier endlich, thut der Träumer ſeine erſte Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beſtändig allein geſprochen, und der Träumer hat, wie es ſich in einem eckeln Kollegio für beyde ſchickt, vermuthlich unterdeſſen — geſchlafen. „Wer ſind dieſe, die hier „anbethen? — Jene blühende Geſtalt, ſagt der „Genius, iſt die Vernunft, die von der Erfahrung „zur Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr „beſtändig das Buch der Natur vor, und beyde „führen ſie zu dem Altare, wo die natürliche Religion dem Vater der Weſen opfert. Kaum hatte er „ausgeredet, als ein Lobgeſang von tauſend verſchiedenen Stimmen erklang. — Und ſiehe, dieſer Lobgeſang iſt nach dem Engliſchen des Thomſon. Denn ſie wiſſen wohl, daß wir im Traume nichts neues erfinden, ſondern uns nur mit oft ungeheuern Zuſammenſetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Duſch iſt folglich aus Gründen der Pſychologie zu entſchuldigen, daß er keine neue Hymne ſingen läßt. —

Nachdem der Lobgeſang zu Ende iſt, erfolget eine Stille, und über dieſe Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmids Hunde in der Fabel, der unter dem Getöſe der Hämmer ſehr ruhig ſchlief, und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruhten, und ihn die erfolgte Stille zum Eſſen rief.

Und nun ſagen Sie mir, kann man ſich eine elendere Fiktion gedenken, als dieſen Traum des Herrn Duſch? —— Aber vielleicht argwohnen Sie, daß er nur in meinem Auszuge ſo elend geworden ſey. — Wie könnten Sie zwar das argwöhnen, und welchen Bewegungsgrund könnte ich haben, Ihnen etwas elender einzubilden, als es in der That iſt?

Dem ohngeachtet, ſehen Sie hier noch eine andere Erdichtung dieſes Dichters! Ich will mich die Mühe nicht dauern laſſen, ſie Ihnen in ihrem ganzen Umfange abzuſchreiben. Und wenn dieſe nicht eben ſo elend iſt, als der Traum, ſo will ich es Ihnen erlauben, mich dort für einen Verfälſcher zu halten.

Herr Duſch will uns in ſeinem September *) die Lehre, **daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich ſchädlich nannten**, durch ein Beyſpiel einprägen. Leſen Sie!

„Der Sturmwind zerriß dem Alceſt ſeine Hütte

---

*) Seite 93.

„am Strande der See. In was für Verwünſchungen „und Klagen brach er wider den Himmel aus, „der ihn geſandt hatte! Welch ein elendes Leben, „rief er zu den Felſen, iſt das Meinige! Kaum kann „ich mir mit den Arbeiten meiner Hände das Brodt „erwerben, das meine Nothdurft fordert! Unfrucht„bar fließt mein Schweiß. Mit der Sonne ſiehe „ich auf, und die Mitternacht bringt mir erſt die „Stunde des Schlafes. Aus der Tiefe des unſichern „Meeres muß ich meine Nahrung ziehen, oft mit „Gefahr des Lebens, mit dem Ruder die ungetreuen „Wellen ſchlagen, und von den Ufern des Todes „ein ſchlechtes Opfer für meinen Tiſch hohlen. „Und dennoch, o Himmel, ſendeſt du Stürme, die „meine arme Hütte niederreiſſen? Soll ich denn „den Ungewittern und Regen, ſoll ich allen Belei„digungen des ungütigen Himmels ausgeſetzt, auch „nicht in der Nacht die Ruhe haben, die alle We„ſen wieder vergnügt? Der Vogel ſchläft unter dem „grünen Dache der Blätter. Der Sturm wiegt „ihn in den Schlaf, der meine Wohnung zu Bo„den reißt. Das Wild ruhet ſicher in Höhlen und „in warmen Gebüſchen, und der Wurm findet im „Schooße der Erde eine ſichere Ruheſtädte: nur „ich bin allen Plagen ausgeſetzt, und um mich zu „quälen, gießt der Himmel alle Ungewitter aus.

„Mit dieſen Klagen und Thränen in den Augen, warf er ſich voll Unmuth, und müde ſeines Lebens, Alceſt, auf einen mooßigten Felſen nieder. Die Nacht umſchattete ihn; ein feſter Schlaf nahm ihn in die Arme, und der völlig angebrochene Tag öfnete erſt ſeine ſchweren Augenlieder. Traurig ſtand er von ſeinem harten Lager auf, und wandte ſeine Augen auf das Meer. Dann ſuchte er ſeine Hütte. Die Hütte lag in einem Haufen zuſammen, und ſein Kahn ſtand zerſchlagen auf dem trocknen Sande. Jetzt brach ein neuer Strom von Thränen aus ſeinen Augen, und neue Klagen ſtürzten von ſeinen Lippen. Verzweifelnd ſtieg er die Klippe hinunter, und wanderte zu ſeinem Nachen. Aber der Nachen war zertrümmert, und ſeine Hütte darneben ein Steinhaufen. Von wüthender Verzweiflung getrieben, eilte er ans Meer, entſchloſſen ſein Leben zu endigen, und in demjenigen Elemente den Tod zu ſuchen, das ihm des einzigen Mittels der Erhaltung beraubt hatte. „Nimm auch mein Leben, rief er, nimm dieſes elende Leben, Schickſal, das ich nicht mehr erhalten kann! Jetzo will er ſich in die Wellen ſtürzen; aber indem er mit einem Blicke das Ufer überſah, fiel ihm ein Schiff ins Geſicht, das auf dem Sande auf die Seite gelehnt lag. Die Ma-

„ſen waren zerbrochen, die Segel zerriſſen, und „der Keil ſtak in einer Sandbank. Jetzo vergaß „er ſeinen Entſchluß zu ſterben, und Neubegierde „und Hofnung beflügelten ſeine Füſſe. Was für „Schätze fand er auf dieſem unglücklichen Schiffe, „das eben der Sturm, der ſeinen Kahn und ſeine „Hütte zerſchlagen, an dieſen Strand getrieben „hatte! Wie vergaß er zu ſeufzen, und nennte das „Ungewitter ein Mittel ſeines Glücks, und den „Himmel gütig und weiſe, der ihm den Sturm „geſandt hatte! Tauſendfach war ihm ſein Verluſt „erſetzt, und eben der Sturm den er verwünſchte, „bereicherte ihn.“

Welch ein abſcheuliches Beyſpiel! Abſcheulich in allen möglichen Betrachtungen. — Der Held iſt ein elender Fiſcher; und doch ſpricht dieſer elende Fiſcher, natürlich wie der Poët Duſch. Er ſchlägt die ungetreuen Wellen; er hohlt von den Ufern des Todes ein ſchlechtes Opfer. Welch eine Sprache für einen elenden Fiſcher! Und was muß dieſer Fiſcher ſonſt für ein Narr ſeyn! Der Sturmwind hat ſeine Hütte zerriſſen; er klagt, er murret; er iſt ſeines Lebens müde. Aber doch, denkt er, ehe ich mich erſäufte, kann ich ja wohl noch eine Nacht gut ſchlaffen; er wirft ſich auf einen mooßigten Felſen nieder, und ein feſter Schlaf nimmt ihn in die Arme. Gewiß dieſer feſte Schlaf eines Unglücklichen in der Verzweiflung, iſt ein Meiſterzug des Herrn Duſch! Cato ſchlief kurz zuvor, ehe er ſich umbringen wollte, eben ſo feſt; aber nicht eben ſo lange. Der Fiſcher iſt ein doppelter Cato; der völlig angebrochene Tag öfnet erſt ſeine ſchweren Augenlieder! Anſtatt aber, daß er ſeinen Rauſch der Verzweiflung ſollte ausgeſchlafen haben, wird er noch einmal ſo wüthend als er geſtern war. Bey ihm hieß es nicht: la nuit porte avis. Er iſt feſt entſchloſſen ſein Leben zu enden. —— Und nun geben Sie acht; der Fiſcher des Herrn Duſch iſt nicht bloß ein Narr, der es erſt beſchlafen muß, ob er ſich erſäufen ſoll, oder nicht: er iſt das größte menſchliche Ungeheuer, das je geweſen oder erdichtet worden. Er kömmt an den Strand und entdeckt ein verunglücktes Schiff; er entdeckt, daß vielleicht hundert andere durch den Sturm hundertmal mehr verlohren haben, als er ſelbſt. Was hätte dieſe Entdeckung bey ihm wirken müſſen, wenn ihm Schöpfer Duſch nur einen Funken Menſchheit gegeben hätte? Hätte ſie ſeine Verzweiflung nicht noch höher treiben müſſen? Welch ein Herz muß das ſeyn, von dem es in einem ſolchen Falle heiſſen kann: „er „vergaß ſeinen Entſchluß zu ſterben, und Neubegierde und Hoffnung beflügelten ſeine Füſſe.“ Herr

Duſch fragt an einem andern Orte: *) „Um mich „zu tröſten, wenn meine Wunde blutet, ſoll ich einen andern an der ſeinigen mit dem Tode ringen „ſehen? Es ſind tauſend Schmerzen noch heftiger, „als der meinige, ein ſo ſchrecklicher Gedanke, der „in Verzweiflung ſtürzen muß, ſollte mich ermuntern können“? —— Doch dieſe beſſern Geſinnungen im November konnte Herr Duſch freylich im September noch nicht haben.

Aber laſſen Sie mich dieſes Beyſpiel noch auf einer andern Seite anſehen. Es iſt wahr es enthält gewiſſermaaßen den allgemeinen troſtreichen Satz; Daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich ſchädlich nannten. Aber enthält es nicht auch zugleich einen andern, der nichts weniger als troſtreich iſt? Dieſe nemlich: daß das Unglück vieler, oft das Glück eines einzigen wird. Es iſt wahr; wäre der Sturm, der die Hütte des Fiſchers niederriß, nicht geweſen, ſo hätte jetzt auch kein reiches Schiff an den Strand können geworfen werden, durch deſſen Plünderung der Fiſcher ſeinem Schaden ſo wohl beykam. Aber muß denn deswegen ein reiches Schiff ſcheitern, um einen Fiſcher den Verluſt ſeiner elenden Hütte vergeſſen zu machen? Kann ſich

---

*) Seite 221.

der Unzufriedene, der dieſes Beyſpiel lieſet, nicht eben ſo wohl an die Stelle derjenigen ſetzen, die an dem verunglückten Schiffe Theil haben, als an die Stelle des Fiſchers? —

Und nun laſſen Sie mich meinen Brief einmal ſchlieſſen. Der Mann hat mich angeſteckt, von dem die Rede iſt. Auch Herr Duſch weis niemals das Ende zu finden, er mag ſchreiben wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorne an, als daß er da aufhören ſollte, wo ſeine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief ſchlieſſen, ohne vorher feyerlich zu proteſtieren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herr Duſchen halte? Er könnte wirklich ein guter Schriftſteller geworden ſeyn, wenn er ſich in die ihm zukommende Sphäre hätte einſchlieſſen wollen. Und dieſe haben ihm die Verfaſſer der **Bibliothek** deutlich genug angewieſen. Herr Duſch hat nicht Witz und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu ſeyn; und ein Philoſoph zu ſeyn, nicht genug Scharfſinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beyden etwas, und ohngefähr gleich ſo viel, als dazu gehört ein erträgliches moraliſches Lehrgedichte zu machen. Dieſes mache er; und laſſe ſich ja weder von ſeinen Freunden noch von ſeiner Eitelkeit verführen, Werke de longue halaine zu unternehmen, welche Anlage, Erdichtungen und Oekonomie erfordern!

Keine Stelle in den ganzen Schilderungen, die mir wenigſtens in die Augen gefallen iſt, hat mir mehr gefallen, als die Ausſchweifung über die Gewalt der Mode, im Oktober. *) Ich habe ſo viel ſchlechte **Brocken** für Sie daraus abgeſchrieben, daß Sie mich für neidiſch halten könnten, wenn ich Ihnen nicht auch noch einige gute mittheilte. Wie geſagt; hier und da eine ſittliche Betrachtung, ein Karakter, ein ſatyriſcher Zug gelingt dem Herrn **Duſch**; und das iſt es auch alles, was er zu der ihm angerathenen Dichtungsart nöthig hat.

„Siehe, alles in der Stadt unterwirft ſich dieſer veränderlichen dummen Göttin. Was wir am häufigſten ſehen, dünkt uns am anſtändigſten: und der Irrthum dienet uns ſtatt der Wahrheit, wenn er gemein geworden iſt.

„Frage den halbſehenden **Viſto**, warum er ſich ſo ſehr in Bilder verliebt hat, die er doch durch die Brille betrachten müßte, wenn er wiſſen wollte, was ſie vorſtellen. Er wird dir ſagen, der Geſchmack habe ihn verführt: aber vielleicht ſagt er zugleich einem Vertrauten leiſe ins Ohr: es iſt Mode, Geſchmack zu haben. Denn er ſtarrt, mit einer gleichen Bewunderung, ein elendes Geſchmie-

---

*) Seite 159.

„re und das Meiſterſtück eines **van Dyk** an. Was „machte, daß ſein Landgut in andere Hände fiel? „Ach! grauſamer **Loraine**, funf deine verblichenen Landſchaften. —

„Dort tanzt der zarte **Kurio**. Alles bewegt ſich, „alles lächelt an ihm. Seht doch ſeinen Federhut, „ſeinen vergoldeten Rock, ſeinen koſtbaren Ring, ſeine weiſſe Hand, und ſeine reiche Weſte an! Mit „ihm ſchwatzet die Schöne von Büchern vom Schauplatze, oder vom **Grandiſon**. Dieſem mit ſich „ſelbſt vergnügten Anbeter aller Schönen, erlaubet „ſie, an ihrem werthen Nachttiſche zu ſitzen. — Es „iſt leichter ruft der Weichling, ein ſiegendes Heer „anzuführen, oder ein ſinkendes Land zu erhalten, „als der ſchönen **Flavia** Haare zu kräuſeln, oder „einen Tanz anzuführen, oder neue franzöſiſche Moden nachzuahmen. —

„Mode erhält meiſtens die Stadt geſchäftig. Ob „es Zeit ſey, zum Tanze oder zum Tempel zu gehen; „Zeit zu ſpielen, oder zu beten; Zu glauben oder „ſich zu kleiden; zu lachen oder zu trauern; alles beſtimmt die Mode, die über alle Geſchäfte und Stunden des Tages gebietet. Noch in der letzten Stunde ihres Lebens bekannte **Cephiſe** die Herrſchaft, „die die Mode in ihrem Leben über ihr Herz gewonnen hatte. Mitten in ihrem Gebete, als ihre trau-

„rigen Freunde mit gefaltenen Händen um ihr Bette „ſtanden, rief ſie ihren Bedienten zu ſich:“ In Atlas ſollſt du mich kleiden, und dann ſoll meine Leiche ſechs Tage lang zur Schau ſtehn; ſechs Tage gebietet die Mode.

„Eine Räthin; und keine Karoſſe, und keine „Bediente? Kinder würden über mich lachen, wenn „ſie ſähen, daß ich meine Füſſe zum gehen brauchen „könnte! Wir dürfen nicht ſo ſtark ſeyn! ſagte die „junge Narziſſe zu ihrem Gemahl. — Aber wie? „verſetzte er, bedenken ſie doch! Eine Karoſſe und „Bediente! Ich müßte als ein Betrieger zu Grunde „gehen. — Und wollten ſie ſich noch bedenken, wenn „es die Mode ſo will? —

Acht und zwanzigſter Brief.

Sie ſollen befriediget werden! — Die großen Lobſprüche, welche der **nordiſche Aufſeher** in ſo manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizet. Ich habe ihn geleſen; ob ich mir es gleich ſonſt faſt zum Geſetze gemacht habe, unſere wöchentliche Moraliſten ungeleſen zu laſſen.

Kopenhagen hat bereits an dem **Fremden** (einem Werke des ſeel. Prof. Schlegels) eine dergleichen Schrift von ſehr vorzüglichem Werthe aufzuweiſen. Und nun kann es leicht kommen, daß der nordiſche Aufſeher ein allgemeines Vorurtheil für die deutſchen Werke des Witzes, welche in Dänemark erſcheinen, veranlaſſen hilft. Und würde dieſes Vorurtheil auch ſo ganz ohne Grund ſeyn?— Wenn unſere beſten Köpfe, ihr Glück nur einigermaſſen zu machen, ſich expatriiren müſſen; wenn—

O ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte ſonſt alles darüber vergeſſen; Sie möchten, anſtatt eines Urtheils über eine ſchöne Schrift, Satyre über unſere Nation, und Spott über die elende Denkungsart unſerer Großen zu leſen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der nordiſche Aufſeher hat mit dem fünften Jenner des Jahres 1758. angefangen, und hat ſich in der Fortſetzung weder an einen gewiſſen Tag noch an eine gewiſſe Länge der einzeln Stücke gebunden. Dieſe Freyheit hätten ſich billig alle ſeine Vorgänger erlauben ſollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewiſſen gefallenden Anſchein der Ungezwungenheit, ſondern auch viel weſentliche Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht ſo oft haben bald ausdehnen, bald zuſammenziehen, bald trennen dürfen; ſie hätten ſich gewiſſer Umſtände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen beſſer bedienen können; ſie hätten bald hitziger, bald bequemer arbeiten können ꝛc.

Das ganze 1758ſte Jahr beſtehet aus ſechzig Stücken, die einen anſehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat ſich auf dem Titel als Herausgeber genennt.*) Wie viel Antheil er aber ſonſt daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmſte Verfaſſer ſey; wer ſeine Mitarbeiter ſind: davon ſucht der Leſer vergebens einige nähere Nachricht. Er muß verſuchen, wie viel er davon aus dem Stil und der Art zu denken, errathen kann.

Doch die wahren Verfaſſer jetzt aus den Gedanken zu laſſen, ſo giebt der **nordiſche Aufſeher** vor, daß er ein Sohn des **Neſtor Ironſide** ſey, der ehemals das Amt eines Aufſehers der Sitten von Großbritannien übernahm, und mit allgemeinem Beyfalle verwaltete. Er heiſſe **Arthur Ironſide**; ſeine Mutter ſey die Wittwe eines deutſchen Negozianten geweſen, die ſeinen Vater noch in ſeinem fünfzigſten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieſer nur deswegen von ihm geſchwiegen, um ſich nicht, dieſer ſpäten Liebe wegen, dem muthwilligen Witze der Spötter auszuſetzen. Ein beſondres Schickſal habe ihn genöthiget ſein Vaterland zu verlaſſen, und er betrachte nun Dänemark als ſein zweytes Vaterland, welchem er ohnedem, von ſeinen väterlichen Vorfahren her, eben ſo nahe als jenem angehöre; indem dieſe urſprünglich aus einem nordiſchen Geſchlechte abſtammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen ſey, und durch ſeine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen deſſelben beygetragen habe. —— Hierauf beſchreibt er, mit den eignen Worten ſeines Vaters, die Pflichten eines moraliſchen Aufſehers, und ſagt: „Da ich ſchon in einem Alter bin, wo ich die Einſamkeit eines unbekannten und ruhigen Privatlebens nicht verlaſſen und in Geſchäften gebraucht zu werden ſuchen kann, ohne mich dem Verdachte auszuſetzen, daß ich mehr von einem meinen Jahren unanſtändigen Ehrgeize, als von einer uneigennützigen Begierde, meine Kräfte dem allgemeinen Beſten aufzuopfern, getrieben würde? So habe ich mich entſchloſſen, für mein zweytes Vaterland zu thun, was mein Vater für England gethan hat.“

---

*) Der nordiſche Aufſeher, herausgegeben von Johann Andreas Cramer, ſechzig Stück; Kopenhagen und Leipzig bey Ackermann, 3 Alphabet 12 Bogen.

Auf zwey Punkte verſpricht er dabey ſeinen Fleiß beſonders zu wenden; auf die Erziehung der Jugend nemlich, und auf die Leitung derjenigen, welche ſich mit Leſung guter Schriften und mit den Wiſſenſchaften abgeben, ohne eigentlich ein Geſchäft aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Abſicht auf beydes, in dieſem erſten Bande bereits ſchon vieles geleiſtet. — Seine feinſten Anmerkungen über die beſte Art der Erziehung, hat er in die Geſchichte ſeiner eignen Erziehung gebracht,*) welche mehr als ein Stück einnimmt; in welcher aber vielleicht nicht alle Leſer die eckeln Umſchweife billigen möchten, mit welchen ihm ſein Vater die erſten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beygebracht hat. Er erzählt z. E. **) als ihm ſein Vater mit den Lehren der Nothwendigkeit und dem Daſeyn eines Erlöſers der Menſchen und einer Genugthuung für ſie, bekannt machen wollen: ſo habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortzugehen, zu folgen geſucht, und ſey einzig darauf bedacht geweſen, ihn Jeſum erſt blos als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund, lieben zu lehren. Allein ich fürchte ſehr, daß ſtrenge Verehrer der Religion mit der gewaltſamen Ausdehnung dieſer Regel nicht zufrieden ſeyn werden. Oder ſie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß dieſe Regel hier beobachtet worden. Denn wenn dieſe Regel ſagt, daß man in der Unter-

---

*) Stück 46. 47. 48. **) Stück 50.

weiſung von dem Leichten auf das Schwerere fortgehen müſſe, ſo iſt dieſes Leichtere nicht für eine Verſtümmlung, für eine Entkräftung der ſchweren Wahrheit für eine ſolche Herabſetzung derſelben einzuſehen, daß ſie das, was eigentlich ſeyn ſollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß **Neſtor Ironſide** nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, dabey hat können bewenden laſſen, den göttlichen Erlöſer ſeinem Sohne bloß als einen Mann vorzuſtellen, den Gott „zur „Belohnung ſeiner unſchuldigen Jugend, in ſeinem „dreyßigſten Jahre mit einer ſo großen Weisheit, „als noch niemals einem Menſchen gegeben worden, „ausgerüſtet, zum Lehrer aller Menſchen verordnet, „und zugleich mit der Kraft begabt habe, ſolche „herrliche und auſſerordentliche Thaten zu thun, als „ſonſt niemand auſſer ihm verrichten können.“ — Heißt das den geheimnisvollen Begriff eines ewigen Erlöſers erleichtern? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an deſſen Statt ſetzen; es heißt, mit einem Worte, ſein Kind ſo lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre faſſen kann. Und wenn kann es die faſſen? In welchem Alter werden wir geſchickter, dieſes Geheimniß einzuſehen, als wir es in unſrer Kindheit ſind? Und da es einmal ein Geheimniß iſt, iſt es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflöſſen, als die Zeit der ſich ſträubenden Vernunft damit zu erwarten? — Dieſe Anmerkung im Vorbeygehen!

Was der **nordiſche Aufſeher** zum Beſten der unſtudierten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft ſich ohngefähr auf ſechs oder ſieben neuere Autores, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, beſonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beybringt. So preiſet er z. E. in dem vierten und ſiebenden Stücke die Werke des Kanzlers d'Agueſſeau an, und zwar mit dieſem Zuſatze; „Ich „kann nicht ſchlieſſen, ohne zur Ehre dieſer Werke „und zur Ehre fremder Sprachen zu wünſchen, daß „ſie mit allen andern vortreflichen Arbeiten des „menſchlichen Verſtandes einem jeden Ueberſetzer „unbekannt bleiben mögen, der nur mit der Hand „und nicht mit dem Kopfe; der, mit einem Worte „alles zu ſagen, nicht wie **Ramler** und **Ebert** unter „den Deutſchen, und nicht wie **Lodde** unter uns „überſetzt.“ — In dem dreyzehnten Stücke redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meynen Sie aber, iſt es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von dieſem Dichter ſagt? „Er iſt ein Genie, „das nicht allein weit über einen **Milton** erhoben iſt, „ſondern auch unter den Menſchen am nächſten

„an den Geiſt Davids und der Propheten gränzet ꝛc. „Nach der Offenbarung ſetzt er hinzu, kenne ich faſt „kein Buch, welches ich mehr liebte; kein Buch, „welches die Kräfte meiner Seele auf eine edlere „Art beſchäftigte, als ſeine Nachtgedanken.“ — Die übrigen Schriftſteller, mit welchen er ſeine Leſer unterhält, ſind des Biſchofs **Buttlers** *) Analogie der natürlichen und geoffenbarten Religion; **Heinrich Beaumonts** **) moraliſche Schriften; des Hrn. **Baſedow** ***) praktiſche Philoſophie für alle Stände; des Marquis von **Mirabau** †) Freund des Menſchen; und ein ſehr wohl gerathenes Gedicht eines Däniſchen Dichters, des Hrn. Tullin. ††)

Dieſes letzte Gedicht führet den Tittel: **Ein Maytag.** Es iſt, ſagt der Aufſeher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unſern meiſten Dichtern beſungen zu werden pflegen; es hat aber doch ſo viel wahre poetiſche Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerkſamkeit verdienet. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Ausführung verrathen einen von der Natur begünſtigten Geiſt, der noch mehr erwarten läßt. — Dieſes Urtheil iſt keine Schmei-

cheley;

---

*) Stück 9 und 22. **) Stück 21. ***) Stück 24. 29.
†) Stück 34. 36. 38. 40. ††) Stück 52.

cheien; denn die Strophen welche er im Originale und in einer Ueberſetzung daraus anführt, ſind ſo vortreflich, daß ich nicht weis, ob wir Deutſche jemals ein ſolches Hochzeitgedicht gehabt haben. Schlieſſen Sie einmal von dieſer einzigen Stelle auf das Uebrige:

„Unerſchaffener Schöpfer, gnädig, weiſe, deſſen Liebe unumſchränkt iſt; der du für jeden Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein Paradies erſchaffen haſt, Du biſt alles und alles in **Dir**; überall ſieht man deinen Fußtapfen —— ——

„Du machſt den Sommer, den Winter, den Herbſt zu Predigern deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling —— was ſoll dieſer ſeyn? O Erſchaffer, er iſt ganz Ruhm. Er redet zu den tauben ungläubigen Haufen mit tauſend Zungen. —

„Er iſt unter allen am meiſten **Dir** gleich; er erſchaffet, er bildet, er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er iſt —— er iſt beynahe Du ſelbſt. Wie wenig wiſſen von dieſer Freude die, welche in dem Dunſte und Staube verſchloßner Mauern, wenn die ganze Natur ruft: Komm! unter ſchweren Gedanken furchtſam lauren. ꝛc.

Neun und zwanzigſter Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des Neſtor Ironſide, ſeinen Sohn den Erlöſer kennen zu lehren, gemacht habe; und wundern ſich, wie der Aufſeher eine ſo heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreiſen können. Aber wiſſen ſie denn nicht, daß jetzt ein guter Chriſt ganz etwas anders zu ſeyn anfängt, als er noch vor dreyſig, funfzig Jahren war? Die Orthodoxie iſt ein Geſpötte worden; man begnügt ſich mit einer lieblichen Quinteſſenz; die man aus dem Chriſtenthume gezogen hat, und weichet allem Verdachte der Freydenkerey aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthuſiaſtiſch zu ſchwatzen weis. Behaupten Sie z. E. **daß man ohne Religion kein rechtſchaffner Mann ſeyn könne**; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden laſſen, wie ſie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, ſich gar nicht darüber auszulaſſen; alle ſie betreffende Streitigkeit mit einer frommen Beſcheidenheit abzulehnen: o ſo ſind Sie vollends ein Chriſt, ein Gottesgelehrter, ſo völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöſe Welt nur immer verlangen wird.

Auch der **nordiſche Aufſeher** hat ein ganzes Stük *) dazu angewandt, ſich dieſe Miene der neumodiſchen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entſcheidenden Tone, daß Rechtſchaffenheit ohne Religion widerſprechende Begriffe ſind; und beweiſet es durch — durch weiter nichts, als ſeinen entſcheidenden Ton. Er ſagt zwar mehr als einmal **denn**; aber ſehen Sie ſelbſt wie bündig ſein **denn** iſt. „Denn, ſagt er, ein Mann, welcher ſich „mit Frömmigkeit brüſtet, ohne ehrlich und gerecht „gegen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen „eines Heuchlers an ſeiner Stirne gezeichnet zu werden; und ein Menſch, welcher ſich rühmet, daß „er keine Pflicht der Rechtſchaffenheit vernachläßige, „ob er ſich gleich von demjenigen befreyet achtet, „was man unter dem Namen der Frömmigkeit begreift, iſt — ein Lügner muß ich ſagen, wenn „ich nicht ſtrenge ſondern nur gerecht urtheilen will; „weil er ſelbſt geſtehet, kein rechtſchaffner Mann „gegen Gott zu ſeyn. Iſt alle Rechtſchaffenheit „eine getreue und ſorgfältige Uebereinſtimmung ſeiner Thaten mit ſeinen Verhältniſſen gegen andere, „und wird eine ſolche Uebereinſtimmung für nothwendig und ſchön erklärt; ſo kann ſie nicht weniger nothwendig und rühmlich gegen Gott ſeyn, „oder man müßte läugnen, daß der Menſch gegen „das Weſen der Weſen in wichtigen Verhältniſſen

---

*) Stück 11.

„ſünde. — Was kann deutlicher in die Augen leuchten, als daß das Wort Religion in dem Satze ganz etwas anders bedeutet, als er es in dem Beweiſe bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion, ein Mann, der ſich von der geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann; der kein Chriſt iſt; in dem Beweiſe aber, ein Mann, der von gar keiner Religion wiſſen will. Dort ein Mann, der bey den Verhältniſſen, die ihm die Vernunſt zwiſchen dem Schöpfer und dem Geſchöpfe zeiget, ſtehen bleibt; Hier ein Mann, der durchaus gar keine ſolche Verhältniſſe annehmen will. Dieſe Verwirrung iſt unwiderſprechlich; und man muß ſehr blödſinnig ſeyn, wenn man ſich kann bereden laſſen, daß das, was von dem einem dieſer Perſonen wahr ſey, auch von dem andern gelten müſſe. Und können Sie glauben, daß der Aufſeher dieſen Fechterſtreich noch weiter treibet? Aus folgender Schilderung, die er von einem Manne ohne Religion macht, iſt es klar. „Polidor, höre „ich zuweilen ſagen, iſt zu bedauern, daß er kein „Chriſt iſt. Er denkt über die Religion bis zur Ausſchweifung frey, ſein Witz wird unerſchöpflich, wenn „er anfängt ihre Vertheidiger lächerlich zu machen; „aber er iſt ein ehrlicher Mann; er handelt rechtſchaffen; man wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können ꝛc. —— Aber mit Erlaubniß; dieſem **Polidor** fehlt es nicht bloß an Religion; er iſt ein Narr, dem es an geſunder Vernunft fehlt; und von dieſem will ich es ſelbſt gern glauben, daß alle ſeine **Tugenden**, Tugenden des Temperaments ſind. Denn muß er deswegen, weil er ſich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deswegen darüber ſpotten? Muß er ihre Vertheidiger deswegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt iſt; ein Mann der gar keine Religion zugiebt; ein Mann der über alle Religion ſpottet! Und iſt es billig, alle dieſe Leute in eine Klaſſe zu werfen?

Das war alſo, gelinde zu urtheilen, eine Sophiſterey! Und nun betrachten ſie ſeinen zweyten Grund, wo er das Wort Rechtſchaffenheit in einem engern Verſtande nimmt, und es ſeinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. „Allein, ſagt er, wenn wir „unter der Rechtſchaffenheit auch nur die Pflichten „der geſellſchaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit „verſtehen wollten: So könnte doch vernünftiger „Weiſe nicht vermuthet werden, daß ein Mann oh„ne Religion ein rechtſchaffner Mann ſeyn würde. „Eigennutz, Zorn, Eiferſucht, Wolluſt, Rache und „Stolz, ſind Leidenſchaften, deren Anfälle jeder „Menſch empfindet, und wer weiß nicht, wie ge-

„waltig dieſe Leidenſchaften ſind? Entſagt nur ein „Menſch der Religion; entſagt er künftigen Belohnungen; entſagt er dem Wohlgefallen der Gottheit an ſeinen Handlungen, und iſt ſeine Seele „gegen die Schrecken ihrer Gerechtigkeit verhärtet: „Was für eine Verſicherung haben wir, daß er den „ſtrengen Geſetzen der Rechtſchaffenheit gehorchen „werde, wenn aufgebrachte mächtige Leidenſchaften die Beleidigung derſelben zu ihrer Befriedigung verlangen“? —— Abermals die nemliche Sophiſterey! Denn iſt man denn ſchon ein Chriſt, (dieſen verſieht der Aufſeher unter dem **Manne von Religion**) wenn man künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unſern Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubet? Ich meyne, es gehöret noch mehr dazu. Und wer jenes leugnet, leugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieſes bey Seite geſetzt; ſehen Sie nur, wie liſtig er die ganze Streitfrage zu verändern weis. Er giebt es ſtillſchweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, haben könne; und fragt nur, was für eine Verſicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenſchaften beſtürmen, wirklich ſo handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieſer Frage aber liegt weiter nichts, als dieſes:

daß die geoffenbarte Religion, die Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, vermehre. Und das iſt wahr! Allein kömmt es denn bey unſern Handlungen, bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intenſion derſelben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernſtlich nachgedacht habe, eben ſo viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jeden ich nur den zwanzigſten Theil von jenem Nachdenken geſchenkt habe? Und wenn auch ein Menſch alles glaubet, was ihm die Offenbarung zu glauben befiehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Verſicherung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenſchaften nicht verhindern werden, rechtſchaffen zu handeln? Der Aufſeher hat dieſe Frage vorausgeſehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, „und entſchloſſen iſt, die Verbindlichkeiten zu erfüllen“ ꝛc. Und entſchloſſen! Gut! Dieſe Entſchloſſenheit kann aber auch die bloſſen Gründe der Vernunft, rechtſchaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion, unſere Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln, vermehre: ſo ſehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Abſichten, als den rechtſchaffnen Mann zu bilden. Sie ſetzt ihn voraus; und ihr Hauptzweck iſt, den rechtſchaffnen Mann zu höhern Einſichten zu erheben. Es iſt wahr, dieſe höhern Einſichten, können neue Bewegungsgründe, rechtſchaffen zu handeln werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müſſen? Daß es keine Redlichkeit giebt, als dieſe mit höhern Einſichten verbundene Redlichkeit.

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der nordiſche Aufſeher dieſe Behauptung, „wer kein Chriſt ſey, könne auch kein ehrlicher Mann ſeyn,“ mit unſern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unſere Gottesgelehrten haben dieſe unbillige Strenge nie geäuſſert. Selbſt das, was ſie von den Tugenden der Heiden ſagen, kömmt ihr noch lange nicht bey. Sie leugnen nicht, daß dieſer ihre Tugenden Tugenden ſind; ſie ſagen bloß, daß ihnen die Eigenſchaft fehle, welche ſie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der Aufſeher dieſes auch nur ſagen; will er bloß ſagen, daß alle Rechtſchaffenheit, deren ein natürlicher Menſch fähig iſt, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum ſagt er es nicht mit deutlichen Worten; und warum enthält er ſich des Worts Glaube, auf welches alles dabey ankömmt, ſo ſorgfältig?

Es ſind überhaupt alle ſeine theologiſchee Stücke von ganz ſonderbarem Schlage. Von einem einzigen laſſen Sie mich nur noch ein Paar Worte ſagen. Von demienigen *) nemlich, in welchem der Verfaſſer beſtimmen will, „welche von allen Arten, über das erſte Weſen zu denken, die beſte „ſey?“ Er nimmt deren drey an. „Die erſte, „ſagt er, iſt eine kalte, metaphyſiſche Art, die Gott „beynahe nur als ein Obiekt einer Wiſſenſchaft anſieht, und eben ſo unbewegt über ihn philoſophieret, als wenn ſie die Begriffe der Zeit oder des „Raums entwickelte. Eine von ihren beſondern Unvollkommenheiten iſt dieſe, daß ſie in den Ketten „irgend einer Methode einhergehet, welche ihr ſo „lieb iſt, daß ſie iede freyere Erfindung einer über „Gottes Größe entzückten Seele faſt ohne Unterſuchung verwirft ꝛc. Und weil wir durch dieſe Art „von Gott zu denken, beynahe unfähig werden, uns „zu der höhern, von der ich zuletzt reden werde, zu „erheben, ſo müſſen wir auf unſrer Hut ſeyn, uns „nicht daran zu gewöhnen. — Die zweyte Art „fährt er fort, will ich die mittlere, oder um noch „kürzer ſeyn zu können, Betrachtungen nennen Die „Betrachtungen verbinden eine freyere Ordnung mit „gewiſſen ruhigen Empfindungen, und nur ſelten er-

---

*) Stück XXV.

„heben ſie ſich zu einer Bewunderung Gottes. ꝛc. — „Die dritte endlich iſt, wenn die **ganze** Seele von „dem, den ſie denkt (und wenn denkt ſie?) ſo erfüllt iſt, daß alle ihre übrige Kräfte von der Anſtrengung ihres Denkens in eine ſolche Bewegung „gebracht ſind, daß ſie zugleich und zu einem Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und „Unruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes ſich „verlieren; wenn wir uns nicht enthalten können, „unſer Nachdenken durch irgend eine kurze Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wofern wir darauf kämen, das, was wir denken, durch „Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige und „ſchwache Worte dazu haben würde; wenn wir endlich mit der allertiefſten Unterwerfung eine Liebe „verbinden, die mit völliger Zuverſicht glaubt, daß „wir Gott lieben können, und daß wir ihn lieben „dürfen.

Und dieſe letzte Art über Gott zu **denken**, wie Sie leicht errathen können, iſt es, welche der Verfaſſer allen andern vorziehet. Aber was hat er uns damit neues geſagt? —— Doch wirklich iſt etwas neues darinn. Dieſes nemlich; daß er das **denken** nennt, was andere ehrliche Leute **empfinden** heiſſen. Seine dritte Art über Gott zu **denken**, iſt ein Stand der **Empfindung**; mit welchem nichts als undeutliche Vorſtellungen verbunden ſind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn überlegen Sie nur, was bey einem ſolchen Stande in unſerer Seele vorgeht, ſo werden Sie finden, daß dieſe Art über Gott zu denken, nothwendig die ſchlechteſte Art zu denken ſeyn muß. Als dieſe iſt ſie von gar keinem Werthe; als das aber, was ſie wirklich iſt, von einem deſto größern. Bey der kalten Spekulation gehet die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem andern fort; alle Empfindung die damit verbunden iſt, iſt die Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anſtrengung; eine Empfindung, die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm iſt, weil ſie die Wirkſamkeit ihrer Kräfte dabey fühlet. Die Spekulation iſt alſo das Mittel gar nicht, aus dem Gegenſtande ſelbſt, Vergnügen zu ſchöpfen. Will ich dieſes, ſo müſſen alle deutliche Begriffe, die ich mir durch die Spekulation von den verſchiedenen Theilen meines Gegenſtandes gemacht habe, in eine gewiſſe Entfernung zurückweichen, in welcher ſie deutlich zu ſeyn aufhören, und ich mich bloß ihre gemeinſchaftliche Beziehung auf das Ganze zu faſſen, beſtrebe. Je mehr dieſe Theile alsdenn ſind, je genauer ſie harmonieren; je vollkommner der Gegenſtand iſt: deſto größer wird auch mein Vergnügen darüber ſeyn; und der vollkommenſte Gegenſtand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das iſt der Fall, wenn ich meine **Gedanken** von Gott in **Empfindungen** übergehen laſſe.

Ich errege dem Verfaſſer keinen Wortſtreit. Denn es iſt kein Wortſtreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So ſieht er es z. E. als einen großen Vorzug ſeiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern wir darauf kämen, das was wir denken, „durch Worte auszudrücken, die Sprache zu „wenige und ſchwache Worte dazu haben würde.“ Und dieſes kömmt doch bloß daher, weil wir alsdenn nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß ſie aber alle Nüancen der Empfindung ſollte ausdrücken können, das iſt eben ſo unmöglich, als es unnöthig ſeyn würde.

Doch dieſer Irrthum iſt bey ihm nur der Uebergang zu einem größern. Hören Sie, was er weiter ſagt: „Wofern man im Stande wäre, aus der „Reihe, und daß ich ſo ſage, aus dem Gedränge „dieſer ſchnellfortgeſetzten Gedanken, dieſer Gedanken „von ſo genauen Beſtimmungen, einige mit „Kaltſinn herauszunehmen, und ſie in kurze Sätze „zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott „würden oft darunter ſeyn!„ — Keine einzige neue

Wahrheit! Die Wahrheit läßt ſich nicht ſo in dem Taumel unſrer Empfindungen haſchen! Ich verdenke es dem Verfaſſer ſehr, daß Er ſich bloß gegeben, ſo etwas auch nur vermuthen zu können. Er ſteht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatiſchen und enthuſiaſtiſche Begriffen von Gott gefloſſen ſind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten, ſetzt ſich der Schwärmer hin, überläßt ſich ganz ſeinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derſelben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, ſie in Worte zu kleiden, und wird, — ein **Böhme**, ein **Pordage**. —

Jene erſte kalte metaphyſiſche Art über Gott zu denken, von welcher der Verfaſſer ſo verächtlich urtheilet, daß er unter andern auch ſagt: „Unterdeß „wird ſich ein wahrer Philoſoph, ich meyne einen, „den ſein Kopf und nicht bloß die Methode dazu ge„macht hat, bisweilen darauf einlaſſen, um ſich „durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern:“ Jene Art, ſage ich, muß gleichſam der Probierſtein der dritten, ich meyne aller unſrer Empfindungen von Gott ſeyn. Sie allein kann uns verſichern, ob wir wahre, anſtändige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der ſich nur bisweilen darauf einläßt, um ſich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht ſelten, eben am allerunwürdigſten von Gott denkt, wenn er am erhabenſten von ihm zu denken glaubt.

Dreyßigſter Brief.

„So bekannt gewiſſe Wahrheiten der Sittenlehre „ſind, ſagt der **nordiſche Aufſeher** an einem Orte, ſo oft ſie wiederholt und in ſo veränderten Arten des Vortrags ſie auch ausgebreitet worden ſind: „So wenig dürfen ſich doch Lehrer der Tugend und „der wahren Glückſeligkeit des Menſchen von der „Furcht, daß die Welt ihrer endlich überdrüßig und „müde werden möchte, zurückhalten laſſen, ihr Andenken, ſo oft ſie können, zu erneuern. Wenn ſie „dieſes unterlieſſen, und ſich hüten wollten, nichts „zu ſagen, was nicht original und neu zu ſeyn ſcheinen könnte: So würden ſie dadurch eine unanſtändige Eitelkeit verrathen. Man würde ſie nicht „ohne Grund beſchuldigen dürfen, daß ſie bey den „Arbeiten ihres Geiſtes mehr die Bewunderung, „als den Nutzen ihrer Leſer zum Augenmerke hätten, und, indem ſie ſich Mühe gäben, die Neubegierde derſelben zu beſchäftigen, nur dem Stolze „ihres Verſtandes zu ſchmeicheln ſuchten. Ich hoffe,

„daß ich wider dieſen gemeinen Fehler moraliſcher „Schriftſteller auf meiner Hut ſeyn werde. *) —

Ja, das Lob muß man ihm laſſen! Er iſt wider dieſen Fehler ſehr auf ſeiner Hut geweſen. Nur thut er unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moraliſcher Schriftſteller nennt. Das Gegentheil deſſelben iſt wenigſtens ein eben ſo gemeiner Fehler. Und noch dazu mit dieſem Unterſchiede, daß jenes meiſtentheils der Fehler guter, und dieſes der Fehler ſchlechter Skribenten iſt. Der gute Skribent will entweder ein vollſtändiges Syſtem der Moral liefern; und alsdenn würde er freylich ſehr thöricht handeln, wenn er ſich nur auf diejenigen Wahrheiten einſchränken wollte, welche original und neu ſcheinen könnten. Oder er hat eine freyere Abſicht, und will ſich bloß über diejenigen einzeln Wahrheiten auslaſſen, die ihm beſonders wichtig dünken, und über die er am meiſten nachgedacht zu haben glaubet. In dieſem Falle hütet er ſich ſorgfältig, bekannte Wahrheiten und gemeinnützige Wahrheiten für einerley zu halten. Er weiß, daß viel bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viel gemeinnützige, oder doch ſolche die es werden können, nichts weniger als bekannt ſind. Wenn er nun auf dieſe letzten, wie billig, ſein vor-

---

*) Zu Anfange des 20ſten Stücks.

nehmſtes Augenmerk richtet, ſo kann es nicht fehlen, er wird ſehr oft original und neu nicht bloß ſcheinen, ſondern wirklich ſeyn. Der ſchlechte Scribent hingegen, der das Bekannteſte für das Nützlichſte hält, hoft vergebens, ſich einzig durch ſeine gute Abſicht leſenswürdig zu machen. Iſt er nun vollends gar ſo ſchlecht, daß auch nicht einmal ſeine Einkleidungen der abgedroſchenſten Wahrheiten original und neu ſind: was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringſten zu reizen?

Um dieſe Einkleidungen, an welchen die moraliſchen Wochenblätter der Engländer ſo unerſchöpflich ſind, ſcheinet ſich der **nordiſche Aufſeher** wenig bekümmert zu haben. Er moraliſieret gerade zu; und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Perſonen Briefe an ſich ſchreiben lieſſe, ſo würden ſeine Blätter ohne alle Abwechſelung ſeyn. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren zwey zu nennen, von welchen es ſich noch endlich ſagen lieſſe, daß ſeine Erfindungskraft einige Unkoſten dabey gehabt habe. Das eine *) iſt eine Allegorie von dem Vorzuge der ſchönen Wiſſenſchaften vor den ſchönen Künſten. Aber was iſt auch die beſte Allegorie? Und dieſe iſt noch lange keine von den beſten. Das zweyte **) iſt eine ſatyriſche Nachricht von einer Art neuer **Amazonen**; und dieſe iſt in der That mit vielem Geiſte geſchrieben. Sie haben das Sinnreichſte in dem ganzen **nordiſchen Aufſeher** geleſen, wenn Sie dieſes Stück geleſen haben. Erlauben Sie mir alſo das Vergnügen, Ihnen die weſentlichſten Stellen daraus abzuſchreiben.

---

*) Stück 43.

**) Stück 54.

„Die Geſellſchaft der **neuen Amazonen** iſt, „ſo viel ich noch in Erfahrung bringen können, nicht „zahlreich; unterdeß iſt ſie doch ſehr furchtbar, und „und zwar ihrer geheimen Unternehmungen wegen, „die nach ſichern Nachrichten auf nichts geringers, „als auf die Errichtung eines Univerſaldeſpotismus „abzielen. — Sie ſollen aber ihre gewaltthätigen „Abſichten weniger durch offenbare Feindſeligkeiten, „als durch die Künſte einer ſehr feinen Politik auszuführen ſuchen. Weil ſie ſich vorgeſetzt haben, ſowohl über die jetzige, als über die künftige Männerwelt eine deſpotiſche Gewalt auszuüben; denn „die Gewalt über die Herzen haben die Damen „ſchon lange behauptet: So ſollen ihre Anſtalten beſonders wider unſre jungen Herren gerichtet ſeyn. „Sie haben bemerkt, daß ein höherer Verſtand allezeit über ſchwächern herrſche. In dieſer Ueberzeugung ſuchen ſie es bey ihnen ſo weit zu bringen, „daß ſie die Ausbildung ihres Geiſtes unterlaſſen,

„ihre Seele mit Kleinigkeiten beſchäftigen, und dadurch zu den eigentlichen männlich Geſchäften und Angelegenheiten unfähig werden mögen. Sie ſelbſt ſtellen ſich an, als wenn man weder Vernunft noch Witz nöthig hätte, ihnen zu gefallen; als wenn man ihnen mit ernſthaften und nützlichen Unterredungen überläſtig würde; als wenn ſie ſich wirklich mit leeren Komplimenten, Artigkeiten und lächerlichen Einfällen befriedigen lieſſen; als wenn ſie vor dem bloſſen Namen eines Buches erſchräcken, und durch nichts, als Spielwerke glücklich wären. Allein das iſt lauter Politik und Liſt, und ſo ſcharfſichtige Augen, als die meinigen, laſſen ſich von dieſer Verſtellung nicht hintergehen. Ich bedaure nur unſre jungen Herren, welche die Netze gar nicht zu ſehen ſcheinen, die ihnen auf eine ſo feine Art gelegt werden. Um ſie nach und nach ganz unmännlich zu machen, gewöhnen ſie dieſelben zum Geſchmacke am Putze, zur Veränderung der Moden, und zu einer ganz frauenzimmerlichen Eitelkeit und Weichlichkeit. Und man muß erſtaunen, wenn man ſieht, wie ſehr ihnen alle dieſe feindſeligen Anſchläge auf den Umſturz der jetzigen Einrichtung der Welt zu gelingen anfangen. Denn man betrachte nur viele von unſern jungen Herren. Sie kleiden ſich nicht

„etwa ordentlich und anſtändig; ſie putzen ſich und „ſind länger vor ihrem Nachttiſche, als die meiſten „Damen; ſie ſind ſo ſtolz auf einen gutfriſierten, „wohlgepuderten Kopf; ſie ſind ſo weichlich; ſie „können ſo wenig Witterung und Kälte vertragen; „ſie haben ſogar auch ſchon ihre **Vapeurs** und „**Humeurs**, und wenn die Natur nur ihr Geſicht „verändern wollte, ſo könnte man einige ganz füglich in Schnürleibern gehen laſſen. Wiſſenſchaft „und Geſchmack zu haben, darauf machen viele gar „keinen Anſpruch; in guten Büchern zu leſen, würde eine Galeerenarbeit für ſie ſeyn; und wenn ſie „nicht noch zuweilen mit wirklichen Männern zu „thun hätten, ſo würden ſie gar nichts mehr wiſſen. „So weit haben es ſchon unſere **Amazonen** gebracht. Wie weit dieſes noch in der Folge gehen „könne, und ob nicht unſere Jünglinge mit der Zeit, „wenn ſie nicht bald auf ihre Vertheidigung denken, „Knötchen machen und ihren Strickbeutel mit in „Geſellſchaft werden bringen müſſen, das will ich „der Ueberlegung und Beurtheilung aller nachdenkenden Leſern überlaſſen.

„Man darf eben nicht glauben, daß die **Amazonen** ihre Unternehmungen bloß auf unſere jüngere Welt einſchränken. Einigen von ihnen, die „verheyrathet ſind, ſoll es ſchon gelungen ſeyn, den-

„Deſpotiſmus, auf den ihre Anſchläge abzielen,
„in ihren Häuſern einzuführen. Denn ich habe in
„Erfahrung gebracht, daß ſich Männer bequemt ha-
„ben, die Verwaltung der Küche und andere wirth-
„ſchaftliche Verrichtungen über ſich zu nehmen, die
„man ſonſt nur unter die Geſchäfte des Frauenzim-
„mers gerechnet hat. Der demüthige Mann hält
„es für ſeine Schuldigkeit und Ehre den Einkauf
„deſſen, was in der Küche nöthig iſt, und die An-
„ordnung der Mahlzeiten nach dem Geſchmacke ſei-
„ner hochgebietenden Amazone zu beſorgen, und mit
„einigen ſoll es auch ſo weit gekommen ſeyn, daß
„ſie bey der Zubereitung der Speiſen gegenwärtig
„ſind, und einen Pudding oder Roſtbeef ſo gut
„zu machen wiſſen, als die ausgelernteſte Köchin.
„Man darf, um davon verſichert zu werden, nur
„ein wenig in der Welt Achtung geben. Denn ei-
„nige Männer haben an ihren neuen Geſchäften ſo
„viel Geſchmack gewonnen, daß ſie ihre Gelehrſam-
„keit auch in Geſellſchaften hören laſſen ꝛc.

„Weil die Amazonen vorherſehen, daß ſie, um
„ihr Projekt eines Univerſaldeſpotiſmus auszufüh-
„ren, nicht allein Verſchlagenheit und Liſt, ſondern
„auch die Stärke, die Kühnheit, die Dreiſtigkeit
„und Unerſchrockenheit der Männer nöthig haben
„möchten: ſo haben ſie auch ſchon deswegen die

„nöthigen Maaßregeln genommen. Eben hieraus „ſoll die ſo weit getriebene Entblößung einiger Frauenzimmer entſpringen, denen andre bloß aus Unwiſſenheit und um **modiſch** zu ſeyn, nachfolgen. „Man glaubt gemeiniglich, daß es geſchehe, Reizungen zu zeigen, die billig verborgen bleiben ſollten. „Allein man irrt ſich ſehr, und ich habe die wahre „Urſache entdeckt. Es geſchiehet bloß, um ſich an „die Kälte zu gewöhnen, weil ſie nicht wiſſen, ob „ſie nicht mit der Zeit genöthigt ſeyn möchten, Winterkamragnen zu thun.

„Eben daher kömmt es, daß einige nicht mehr „erröthen, andere den jungen Herren und Männern „ſo dreiſt ins Geſicht ſehen, andere in der Komödie über die Zweydeutigkeiten, bey deren Anhörung man ſonſt, wenn man auch lächelte, das „Geſicht doch hinter den Fächer zu verbergen pflegte, „ſo laut und dreiſt lachen, als die kühnſte und unverſchämteſte Mannsperſon. Eben daher kömmt „es auch, daß viele in den Betheuerungen ſo geſchickt „ſind, die ſich ſonſt die Kriegsmänner vorbehielten, „und noch andere bis in die ſpäteſte Mitternacht wachen, um der gefährlichen Abendluft gewohnt zu „werden.“ —

Ich will nicht unterſuchen, ob dieſer Einfall dem **nordiſchen Aufſeher** ganz eigen iſt; genug er iſt ſchön, und nicht übel, obgleich ein wenig zu ſchwatzhaft, ausgeführt. Viele Worte machen einen kleinen Gedanken durch weitſchweifende Redensarten aufſchwellen; labyrinthiſche Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn faſſen kann: das iſt überhaupt die vorzügliche Geſchicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dieſer Wochenſchrift, der die meiſten Stücke geſchrieben zu haben ſcheinet. Sein Styl iſt der ſchlechte Kanzelſtyl eines ſeichten Homileten, der nur deswegen ſolche **Pneymata** herprediget, damit die Zuhörer ehe ſie ans Ende derſelben kommen, den Anfang ſchon mögen vergeſſen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringſten zu verſtehen. — Ich kenne nur einen einzigen geiſtlichen Redner jetzt in unſerer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht unterhalte ich Sie einmal von ihm. —

Jetzt aber laſſen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen, wie unbeſchreiblich ſchwatzhaft der **nordiſche Aufſeher** oft iſt. Es wird mir Mühe koſten, die Stelle, die ich in dieſer Abſicht anführen muß, abzuſchreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer ungewöhnlichen Größe getrieben worden, iſt doch ein merkwürdiges Ding; ich will mich die Mühe alſo immer nicht verdrieſſen laſſen. Der Aufſeher will in dem zweyten Stücke von der Fähigkeit, die Glückſeligkeit andrer zu empfinden, reden und fängt an; „Derjenige, deſſen Geiſt in den kleinen Bezirken ſeine perſönlichen und häuslichen Vortheile eingeſchränkt bleibt, und unfähig zur Empfindung andrer Glückſeligkeiten iſt, die nicht aus den Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung eigennütziger Leidenſchaften, oder aus dem Glücke ſeiner Familie entſpringen, kömmt mir wie ein Menſch vor, der ein kurzes und blödes Geſicht hat.“ — Das Gleichniß iſt gut; aber nun hören Sie, wie ſchülerhaft er es ausdehnt. — „Der kurzſichtige kennt die Natur weder in ihrer Größe, noch in ihrer vollen Schönheit und Pracht; er ſieht dieſelbe, ſo zu ſagen, nur im kleinen und nicht einmal deutlich! Was entbehrt er nicht, und wie wenig faßt ſein Auge von den unzählbaren und bis ins Unendliche veränderten Wundern der Schöpfung! Wie unzählbare, mannichfaltige Ausſichten, die ein ſtärkeres Auge mit einem fröhlichen Erſtaunen betrachtet, ſind für ihn, als wären ſie gar nicht in der Natur, und wer kann die herrlichen und entzückenden Auftritte alle zählen, die vor ihm ungeſehen und unbewundert vorübergehen? Die Sonne hat für ihn weniger Licht und der Himmel wenig Geſtirne, und wie viel Schön-

„heiten verlieret er nicht auf der Erde? Wenn andere Augen, die in die Weite reichen, in der Entfernung tauſend große und herrliche Gegenſtände „auf einmal und ohne Verwirrung überſehen, und „mit einem Blicke in dieſer Weite Anhöhen und „fruchtbare Thäler, und in jener Entfernung blühende Wieſen und einen weit geſtreckten Wald entdecken, ſo erblickte er kaum die Blumen, die unter ſeinen Füſſen aufwachſen, und ſelbſt von dieſen „bleiben ihm mannichfaltige Reitzungen verborgen, „die ein ſchärferes Auge in ihrem künſtlichen Gewebe „wahrnimmt. Alles iſt vor ihm, wie mit einem „Nebel überzogen; ganze Gebürge verlieren ſich in „ſeinen Augen in Hügel; ſtolze Palläſte bey einem „gewiſſen Abſtande von ihm in Dorfhütten, und „vielleicht ganze Landſchaften in einen grünen, mit „einigen Gebüſchen durchwachſenen Grasplatz. Dem „beſten Auge hingegen iſt ein jeder Theil der Materie bevölkert, und ihm wimmelt vielleicht ein jedes „Laub von Einwohnern, wenn dem Kurzſichtigen „die Natur faſt eine Wüſte, einſam und leer von „Bewegung und Leben zu ſeyn ſcheinet! Wie unvollkommen müſſen nicht ſeine Vorſtellungen von „der Größe, Ordnung, und Vollkommenheit der „Natur, von ihrer angenehmen Mannichfaltigkeit „und Kunſt bey ihrer ſo erhabenen Einfalt und

„Gleichförmigkeit, und von ihrer bis zur Unbegreiflichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen ihren unzählbaren Abwechslungen ſeyn, und wie unglücklich iſt der nicht, wenn er nicht mehr errathen, „als ſehen, und ſeinem ſchwachen Geſichte nicht mit „ſeinem Verſtande zu Hülfe kommen kann! Er muß „mit ſeinen Freuden zu geitzen wiſſen, wenn er „mit ihrem kleinen Vorrathe auskommen will, da „derjenige, welcher gute Augen gut zu gebrauchen „weiß, im Genuſſe faſt verſchwenderiſch ſeyn mag, „indem er ſich nur umſehen darf, um im Ueberfluſſe neue Reizungen, neue Schönheiten und Beluſtigungen zu entdecken.“ —

Noch nicht aus? — Ja; nun iſt es einmal aus, das ewige Gleichniß! Der Aufſeher fährt fort: „Eben ſo iſt es mit denjenigen beſchaffen ꝛc. und, Gott ſey Dank, wir ſehen wieder Land! Was ſagen Sie dazu? Giebt es bey allen guten und ſchlechten Skribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man über das Gleichniß, die Sache ſelbſt ſo lange und ſo weit aus dem Geſichte verlieret?

Ein und dreyßigſter Brief.

In das Feld der ſchönen Wiſſenſchaften und der Kritik iſt der nordiſche Aufſeher nur ſelten übergegangen.

Von den drey eingerückten Oden die ohne Zweifel den Herrn Kramer ſelbſt zum Verfaſſer haben, (die eine auf die Geburt, *) die andere auf das Leiden des Erlöſers, **) und die dritte auf den Geburtstag des Königs, ***) von dieſen verlangen Sie mein Urtheil nicht; das weiß ich ſchon. Herr Kramer iſt der vortreflichſte Verſificateur; dafür erkennen wir ihn beyde. Daß aber ſein poetiſches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetiſches Genie zugeſtehen kann, ſehr einförmig iſt, das haben wir oft beyde bedauert. Wer eine oder zwey von ſeinen ſo genannten Oden geleſen hat, der hat ſie ziemlich alle geleſen. In allen findet ſich viel poetiſche Sprache, und die beneidenswürdigſte Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der ſchöne verſteckte Plan, der auch die kleinſte Ode des Pindars und Horaz zu einem ſo ſonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer iſt, wenn ich ſo reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, bloß in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwey andere Gedichte vor, die meine Aufmerkſamkeit ungleich mehr an ſich gezogen haben. Das Klopſtockiſche Siegel iſt auf beyden; und das läßt ſich ſo leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geiſt-

---

*) Stück 59. **) Stück 15. ***) Stück 11.

liches Lied *) auf die Auferſtehung des Erlöſers iſt, weiß ich auch nicht viel ſonderliches zu ſagen. Es iſt, — wie des Herrn **Klopſtocks** Lieder alle ſind; ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabey empfindet. Aber das zweyte iſt deſto merkwürdiger. Es ſind Betrachtungen über die **Allgegenwart Gottes**, oder vielmehr, des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieſes große Objekt. Sie ſcheinen ſich von ſelbſt in ſymmetriſche Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang ſind, ob ſie ſchon kein beſtimmtes Sylbenmaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begriff davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,
Mit dem Tode:
Heftiger gebetet hatteſt!
Als dein Schweiß und dein Blut
Auf die Erde geronnen war;
In der ernſten Stunde
Thateſt du jene große Wahrheit kund,
Die Wahrheit ſeyn wird,
So lange die Hülle der ewigen Seele
Staub iſt!
Du ſtandeſt, und ſpracheſt
Zu den Schlafenden:
Willig iſt euere Seele;
Allein das Fleiſch iſt ſchwach.

---

*) Stück 16.

Dieſer Endlichkeit Looß
Dieſe Schwere der Erde,
Fühlt auch meine Seele,
Wenn ſie zu Gott, zu Gott!
Zu dem Unendlichen!
Sich erheben will!
Anbetend, Vater, ſink ich in Staub und fleh!
Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!
Mit Feuer taufe meine Seele,
Daß ſie zu dir ſich, zu dir, erhebe!
Allgegenwärtig, Vater, umgiebſt du mich! — —
Steh hier, Betrachtung, ſtill, und forſche
Dieſem Gedanken der Wonne nach!

Und dieſes vorbereitende Gebet iſt der Anfang des Gedichts ſelbſt. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen ſagen ſollte, was ich denn nun aus dem Folgenden, von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen dahin gehörigen Begriffen, der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Ueberzeugung er mich mehr beſtärket: ſo weiß ich freylich nichts darauf zu antworten. Eigentlich iſt das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine ſchöne, prächtige Tirade, über die andere, angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir, während dem Leſen, ſeine Begeiſterung mit ihm zu theilen, geſchienen habe: muß uns denn alles etwas zu denken geben?

Ich hebe meine Augen auf, und ſehe,
Und ſiehe, der Herr iſt überall!
Erde, aus deren Staube
Der erſte der Menſchen geſchaffen ward,
Auf der ich mein erſtes Leben lebe!
In der ich verweſen,
Aus der ich auferſtehen werde!
Gott, Gott würdigt auch dich,
Dir gegenwärtig zu ſeyn!
Mit heiligem Schauer
Brech ich die Blum ab!
Gott machte ſie!
Gott iſt, wo die Blum' iſt!
Mit heiligem Schauer
Fühl ich das Wehn,
Hier iſt das Rauſchen der Lüfte!
Er hieß ſie wehen und rauſchen,
Der Ewige!
Wo ſie wehen, und rauſchen,
Iſt der Ewige!
Freu dich deines Todes, o Leib:
Wo du verweſen wirſt,
Wird der Ewige ſeyn!
Freue dich deines Todes, o Leib:
In den Tiefen der Schöpfung,
In den Höhen der Schöpfung,
Werden deine Trümmern verwehn!
Auch dort, Verweſter, Verſtäubter,
Wird er ſeyn der Ewige!

Die Höhen werden ſich bücken!
Die Tiefen ſich bücken!
Wenn der Allgegenwärtige nun
Wieder aus Staube
Unſterbliche ſchafft!
Halleluja dem Schaffenden!
Dem Tödtenden Halleluja!
Halleluja dem Schaffenden!

In dieſem ſtürmiſchen Feuer iſt das ganze Stück geſchrieben. —— Aber was ſagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich iſt es weiter nichts als eine künſtliche Proſa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöſet, deren jeden man als einen einzeln Vers eines beſondern Sylbenmaſſes betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathſam ſeyn, zur muſikaliſchen Kompoſition beſtimmte Gedichte in dieſem proſaiſchen Sylbenmaſſe abzufaſſen? Sie wiſſen ja, wie wenig es dem Muſikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählet, und alle Schwierigkeiten deſſelben ſorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft iſt es ihm ſogar hinderlich, und er muß, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerſtören, die dem Dichter ſo unſägliche Mühe gemacht hat. Da alſo der proſaiſche Wohlklang entweder von dem muſikaliſchen verſchlungen wird, oder wohl gar durch die Kolliſion leidet, und Wohlklang zu ſeyn aufhöret; wäre es nicht beſſer, daß der Dichter überhaupt für den Muſikus in gar keinem Sylbenmaſſe ſchriebe, und eine Arbeit gänzlich unterlieſſe, die ihm dieſer doch niemals danket? — Ja ich wollte noch weiter gehen, und dieſe freye Versart ſo gar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerſpiele in Proſa zu ſchreiben, und es ſind viele Leſer ſehr unzufrieden damit geweſen, daß man auch dieſe Gattung der eigentlichen Poeſie dadurch entreiſſen zu wollen ſcheinet. Dieſe würden ſich vielleicht mit einem Quaſi-Metro befriedigen laſſen; beſonders wenn man ihnen ſagte, daß z. E. die Verſe des Plautus nicht viel gebundener wären. Skribent ſelbſt behielte dabey in der That alle Freyheit, die ihm in der Proſa zu ſtatten kömmt, und würde bloß Anlaß finden, ſeine Perioden deſto ſymmetriſcher und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauſpieler daraus ziehen könnte, will ich jetzt gar nicht erwähnen; wenn ſich nemlich der Dichter bey der Abtheilung dieſer freyen Zeilen nach den Regeln der Deklamation richtete, und jede Zeile ſo lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zuſammen ausſprechen müßte. ꝛc.

Das einzige Stück des nordiſchen Aufſehers, welches in die Kritik einſchlägt, iſt das ſechs und zwanzigſte, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetiſchen Styl über den proſaiſchen erheben könne und müſſe. Es iſt ſehr wohl geſchrieben, und enthält vortrefliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merket der Verfaſſer an, daß keine Nation weder in der Proſa noch in der Poeſie vortreflich geworden iſt, die ihre poetiſche Sprache nicht ſehr merklich von der proſaiſchen unterſchieden hätte. Er beweiſet dieſes mit dem Exempel der Griechen, Römer, Italiäner und Engländer. Von den Franzoſen aber ſagt er: „Die Franzoſen, welche die Proſa „der Geſellſchaften, und was derſelben nahe kömmt, „mit der meiſten Feinheit und vielleicht am beſten „in Europa ſchreiben; haben ihre poetiſche Sprache „unter allen am wenigſten von der proſaiſchen unter„ſchieden. Einige von ihren Genies haben ſelbſt „über dieſe Feſſeln geklagt, die ſich die Nation von „ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaiters „hat anlegen laſſen. Unterdeß würde man ſich irren, „wenn man glaubte, daß ihre Poeſie gar nicht von „ihrer Proſa unterſchieden wäre. Sie iſt dieſes bis„weilen ſehr; und wenn ſie es nicht iſt: ſo haben „wir wenigſtens das Vergnügen, da, wo wir bey „ihnen den poetiſchen Ausdruck vermiſſen, ſchöne „Proſe zu finden: ein Vergnügen, das uns diejeni-

„gen unter den Deutſchen ſelten machen, welche an die weſentliche Verſchiedenheit der poetiſchen und der proſaiſchen Sprache ſo wenig zu denken ſcheinen.“ — Er kömmt hierauf auf die Mittel ſelbſt, wodurch dieſe Verſchiedenheit erhalten wird. Das erſte iſt die ſorgfältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelſten und nachdrücklichſten Wörter wählen. Unter die letztern zählet er auch dieienigen, die mit Geſchmack zuſammen geſetzt ſind. „Es iſt, ſagt er, der Natur unſrer Sprache gemäß, ſie zu brauchen. Wir ſagen ſo gar im gemeinen Leben: Ein **gottesvergeßner** Menſch. Warum ſollten wir alſo den Griechen hierinn nicht nachahmen, da uns unſere Vorfahren ſchon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?“ — Das zweyte Mittel beſtehet in der veränderten Ordnung der Wörter; und die Regel der zu veränderten Wortfügung iſt dieſe: Wir müſſen die Gegenſtände, die in einer Vorſtellung am meiſten rühren, zuerſt zeigen. — „Aber nicht allein die Wahl guter Wörter“, fährt der Verfaſſer fort, „und die geänderte Verbindung derſelben unterſcheiden den poetiſchen Perioden von dem proſaiſchen. Es ſind noch verſchiedene von denen anſcheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche **Virgil** vorzüglich das gewor-

„den iſt, was er iſt. Ich nehme an, daß die Wörter
„des Perioden und die Ordnung derſelben, der
„Handlung, die der Periode ausdrücken ſoll, gemäß
„ſind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht
„genug. Hier iſt eine Redensart, wo nur ein Wort
„ſeyn ſollte. Und nichts tödtet die Handlung mehr,
„als gewiſſe Begriffe in Redensarten ausdehnen.
„Es kann auch bisweilen das Gegentheil ſeyn. Hier
„ſollte eine glückliche Redensart ſtehen. Der Gedanke
„erfordert dieſe Ausbildung. Dort ſind die Partikeln
„langweilig, welche die Glieder des Perioden
„faſt unmerklich verbinden ſollten. Sie ſinds unter
„andern, wenn ſie zu viel Sylben haben. Ein:
„dem ungeachtet, könnte die ſchönſte Stelle verderben.
„Sie ſinds ferner, wenn ſie da geſetzt werden,
„wo ſie, ohne daß die Deutlichkeit oder der
„Nachdruck darunter litte, wegbleiben konnten. Das
„doch, mit dem man wünſcht, gehört vornehmlich
„hierher. In einer andern Stelle ſtand die Interjektion
„nicht, wo ſie ſtehen ſollte. Das Ach fieng
„den Perioden an; und es hätte glücklicher vor den
„Wörtern geſtanden, welche die Leidenſchaften am
„meiſten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfaſſer
„nicht gewußt, von welcher Kürze, und von
„welcher Stärke das Partizipium geweſen ſeyn würde.
„Darauf hat er es wieder geſetzt, wo es nicht
„hingehörte.“

Schlieſſen Sie aus dieſer Stelle, wie viel feine Anmerkungen und Regeln, der Verfaſſer in einen kleinen Raum zu konzentrieren gewußt hat. Ich möchte gerne allen unſern Dichtern empfehlen, dieſes Stück mehr als einmal zu leſen; es mit allem Fleiſſe zu ſtudieren. Es würde jeder alsdenn wohl von ſelbſt finden, wenn und wie dieſe oder jene allgemeine Regel des Verfaſſers eine Ausnahme leiden könne und müſſe. Die ſorgfältige Wahl der edelſten Wörter, z. E. leidet alsdenn einen großen Abfall, wenn der Dichter nicht in ſeiner eignen Perſon ſpricht. In dem Drama beſonders, wo jede Perſon, ſo wie ihre eigene Denkungsart, alſo auch ihre eigene Art zu ſprechen haben muß. Die edelſten Worte ſind eben deswegen, weil ſie die edelſten ſind, faſt niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geſchwindigkeit, und beſonders im Affekte, zu erſt beyfallen. Sie verrathen die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die Helden in Deklamatoren, und ſtören dadurch die Illuſion. Es iſt daher ſogar ein großes Kunſtſtück eines tragiſchen Dichters, wenn er, beſonders die erhabenſten Gedanken, in die gemeinſten Worte kleidet, und im Affekte nicht das edelſte, ſondern das nachdrücklichſte Wort, wenn es auch ſchon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit ſich führen ſollte, ergreifen läßt. Von dieſem Kunſtſtücke werden aber freylich diejenigen nichts wiſſen wollen, die nur an einem korrekten Racine Geſchmack finden, und ſo unglücklich ſind, keinen Shakeſpear zu kennen.

Zwey und dreyßigſter Brief.

Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geſchichte in dem ganzen Umfange der deutſchen Litteratur, noch am ſchlechteſten ausſehe. Angebauet zwar iſt es genug; aber wie? — Auch mit ihrer Urſache, warum wir ſo wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geſchichtſchreiber aufzuweiſen haben, mag es vielleicht ſeine Richtigkeit haben. Unſere ſchönen Geiſter ſind ſelten Gelehrte, und unſere Gelehrte ſelten ſchöne Geiſter. Jene wollen gar nicht leſen, gar nicht nachſchlagen, gar nicht ſammeln; kurz, gar nicht arbeiten: und dieſe wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und dieſen an der Geſchicklichkeit ihrem Stoffe eine Geſtalt zu ertheilen.

Unterdeſſen iſt es im Ganzen recht gut, daß jene ſich gar nicht damit abgeben, und dieſe ſich in ihrem wohlgemeynten Fleiſſe nicht ſtören laſſen. Denn ſo haben jene am Ende doch nichts verdorben, und dieſe haben wenigſtens nützliche Magazine angelegt, und für unſere künftige Liviuſſe und Tacituſſe Kalk gelöſcht und Steine gebrochen.

Doch nein, — laſſen Sie uns nicht ungerecht ſeyn; — verſchiedene von dieſen haben weit mehr gethan. Es iſt eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Maſcow zu vollkommenen Geſchichtſchreibern fehlen würde, wenn ſie ſich nicht in zu dunkele Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft ſo verderbt und unrein ſind, daß man ſich aus ihnen zu ſchöpfen ſcheuen muß; hier, wo man erſt hundert Widerſprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man ſich nur des kahlen, trockenen Faktums vergewiſſern kann; hier, wo man mehr eine Geſchichte der ſtreitigen Meynungen und Erzehlungen von dieſer oder jener Begebenheit, als die Begebenheit ſelbſt vortragen zu können, hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunſt zu erzählen, zu ſchildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte ſich denn kein Gewiſſen machen, uns ſeine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen, und die Lücken der Zeugniſſe aus ſeiner Erfindung zu ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O weg mit dieſem poetiſchen Geſchichtſchreiber! Ich mag ihn nicht leſen; Sie mögen ihn auch nicht leſen, als einen Geſchichtſchreiber wenigſtens nicht;

und wenn ihn ſein Vortrag noch ſo leſenswürdig machte!

Ueberhaupt aber glaube ich, daß der Name eines **wahren Geſchichtſchreibers** nur demjenigen zukömmt, der die Geſchichte ſeiner Zeiten und ſeines Landes beſchreibet. Denn nur der kann ſelbſt als Zeuge auftretten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein ſolcher geſchätzt zu werden, wenn alle andere, die ſich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweiſen, nach wenig Jahren, von ihres gleichen gewiß verdrungen ſind. Ich bedaure daher oft den mühſamen Fleiß dieſer letztern; beſonders derjenigen von ihnen, die ſich, vermöge ihres Amtes, einer ſo undankbaren Arbeit unterziehen, und Gebauers bleiben müſſen, wenn ſie **Thuani** werden könnten. Die ſüſſe Ueberzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den ſie ſtiften, muß ſie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes ſchadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieſer Schadloshaltung auch nicht zufrieden ſeyn?—

Genug dieſer allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das Werk ſelbſt, welches ſie eigentlich veranlaſſet hat. Seinen Verfaſſer habe ich bereits genennet. Es iſt der verdiente Gelehrte, den Sie ſchon aus ſeiner Geſchichte des Kaiſer Richards kennen müſſen. Jetzt hat er uns eine Portugieſiſche Geſchichte geliefert. *)

Sie würden mich auslachen; wenn ich meinen Brief mit einem umſtändlichen Auszuge derſelben anfüllen wollte. Was könnten Sie neues daraus lernen? Und iſt Ihr Gedächtniß nicht ſo glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefriſchet werden? Kaum verlohnet es ſich der Mühe, Ihnen von dem Werke überhaupt nur ſo viel zu ſagen, daß es aus den akademiſchen Vorleſungen des Verfaſſers über ſeinen **Grundriß zu einer umſtändlichen Hiſtorie der vornehmſten europäiſchen Reiche und Staaten** entſtanden, und in zwey Theile abgeſondert iſt, deren fünf Abtheilungen folgende Aufſchrift haben. I. **Abtheilung**; Von den älteſten Nachrichten vor Einrichtung des Königreichs. II **Abth.** Vom Anfange des Reichs bis zum Ausgange des ächten königlichen Stammes. III. **Abth.** Von dem Ausgange des ächten Stammes bis auf die Vereinigung mit Spanien. IV. **Abth.** Von der

---

*) George Chriſtian Gebauers Portugieſiſche Geſchichte von den älteſten Zeiten dieſes Volks, biß auf die jetzigen Zeiten, mit genealogiſchen Tabellen und vielen Anmerkungen verſehen, in denen die Belege und allerhand Unterſuchungen der hiſtoriſchen Wahrheiten anzutreffen ſind; Leipzig in der Fritſchiſchen Handlung, 1759. In 4to, an drey Alphabeth.

Vereinigung mit Spanien bis auf die Erhebung des Hauſes Braganza. V. Abth. Von den Königen aus dem Hauſe Braganza bis jetzo.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm ſeyn, wenn ich Sie mit dieſer oder jener einzeln Begebenheit, auf die unſer Verfaſſer einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhielte? Es wäre der nächſte Weg, Sie zugleich ſelbſt von ſeinem Vortrage, und von der ſorgfältigſten Art in ſeinen Unterſuchungen zu Werke zu gehen, urtheilen zu laſſen. — Und kenne ich nicht auch Ihren Geſchmack? Kühne Unternehmungen; ſonderbare Unglücksfälle, die einen großen Mann treffen ꝛc. —

O ich müßte mich ſehr irren, oder Sie haben ſich, als ſie nun auf die Portugieſiſche Hiſtorie kamen, bey der Geſchichte des unglücklichen Königs **Sebaſtian**, am längſten; am liebſten verweilet. — Der junge **Sebaſtian**, wie Sie ſich erinnern werden, brannte vor Begierde, ſich mit den Ungläubigen in **Afrika** zu verſuchen. Er ließ ſich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marokko, **Muley Mahomet**, in eigener Perſon beyzuſpringen. Er gieng mit einem anſehnlichen Heere, ſo ſehr es ihm auch ſeine Freunde, ſo ſehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Komete zu widerrathen ſchienen, am Johannistage 1578 unter Segel; ſetzte das Heer den Arzilla ans Land, und gieng auf l'Arache los. Auf dieſem Wege kam es in der Ebene Alkaſſarquivir mit dem feindlichen Heere des **Muley Molukko**, zur Schlacht. Sebaſtian und ſeine Portugieſen erlitten die ſchrecklichſte Niederlage, und er ſelbſt — blieb. So gieng wenigſtens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicher Schickſal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern ſich doch noch auch, daß nach und nach vier **Pſeudo-Sebaſtiane** aufſtunden, als Spanien bereits das Königreich Portugal an ſich geriſſen hatte? Die erſten drey waren offenbare Betrieger, und erhielten ihren verdienten Lohn. „Der vierte hingegen,“ ſagt unſer Skribent, „wußte ſein Thun ſo ſcheinbar zu machen, „daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, ob er nicht „der wahre Sebaſtian geweſen. —

„Er kam, fährt Herr **Gebauer** fort, *) zu „Venedig 1598 zum Vorſcheine, und nachdem er „daſelbſt nicht allein bey dem gemeinen Volke, ſon„dern auch bey etlichen vornehmen Perſonen Glau„ben fand, zumal da einige Portugieſen, die den „König Sebaſtian wohl gekannt hatten, vor ge„wiß verſicherten, daß er dem Geſichte, in der Größe,

---

*) Seite 19 des zweyten Theils.

„in der Rede, demſelben vollkommen gleiche, ward ihm dergeſtalt unter die Arme gegriffen, daß er ſich ſeinem Stande gemäß aufzuführen anfieng, und kein Bedenken hatte, ſich für den öffentlichen auszugeben, den er verſtellte. Darüber bewegte ſich der ſpaniſche Geſandte zu Venedig, **Dominikus Mendoza**, und brachte es bey dem Rathe zu **Venedig** dahin, daß er in Haft genommen, und über ſeine Umſtände, und wer er ſey, befragt wurde. Da erzehlte er umſtändlich, wie er in dem unglücklichen Treffen bey **Alkaſſar** in **Afrika** nicht ſey erſchlagen worden, ſondern, obwol hart verwundet, der Gefangenſchaft wunderbarer Weiſe entgangen ſey. In **Algarbien**, wohin er auf einem leichten Schifflein mit **Chriſtoval von Tavora** übergeſetzt, hätte er ſich heilen laſſen, und weil er des Anblicks der Menſchen nach einem ſo großen Unglücke ſich geſcheuet und geſchämet, habe er ſich vorgenommen, **Abyßinien** und andere weit entlegene Reiche und Lande zu beſuchen. Auf dieſer ſeiner Fahrt ſey er nach Perſien gekommen, habe mancherley Schlachten beygewohnet, und viele Wunden empfangen; endlich ſey er des Herumziehens müde worden, und habe ſich mit einem frommen Alten in **Georgien** in ein einſames Kloſter begeben, und daſelbſt ein Kläusnerleben gefüh-

„ret, biß ihm endlich gefallen, ſeine Unterthanen wieder
„zu ſehen. Auf dieſer Rückreiſe habe er erſt in
„Sicilien gelandet, und von da **Markum Tullium**
„**Katizo** von **Koſenza** nach **Portugall** abgefertiget,
„und als der nicht wieder kommen, habe er
„ſich ſelbſt auf den Weg gemacht, der Meynung,
„ſich zuförderſt zu **Rom** dem Pabſte zu den Füſſen
„zu werfen. Daran habe ihn die Bosheit ſeiner
„eigenen Leuten verhindert, die ihn unterwegens beraubt,
„ſo daß er ſich nach **Venedig** begeben müſſen,
„wo man ihn bald für denjenigen erkannt, der er
„wirklich ſey. Das war nun geſchwinde geſagt, aber
„es fehlte der Beweis, den man aber doch nach der
„Strenge von ihm nicht fordern konnte. Er ſagte
„mit großer Freymüthigkeit, daß er zu dem Rathe
„zu **Venedig** ſich des Beſten verſehe, der ſich wohl
„erinnern würde, was er für Briefe bey dem letzten
„Türkenkriege an ſie geſchrieben, und wie geneigt er
„ſich wegen der Hülfe gegen ſie erboten habe. Wer ihn,
„den König je geſehen habe, müßte ihn kennen. Zu
„deſſen Beſtärkung ward befunden, daß er, gleich dem
„Könige, in dem Geſichte ſowohl, als an dem ganzen
„Leibe an der linken Seite etwas kürzer war, als an der
„rechten; an ſeiner rechten Augenbraune war eine
„Narbe zu ſehen von einer Wunde, wie bey König
„**Sebaſtian**, der ſolche in ſeiner Kindheit bekommen

„hatte; eine große Warze an der Fußzehe und andere Mahle, die man bey dem Könige wahrgenommen hatte, fanden ſich bey dieſem Sebaſtian auch. Er ward drey ganzer Jahre lang in der Haft behalten, und immittelſt bewegten die geflüchteten Portugieſen Himmel und Erde, daß ihr König ihnen möchte frey gegeben werden. Selbſt König Heinrich IV. in **Frankreich**, ließ durch ſeinen Geſandten, den Herrn **du Fresne**, den Rath zu **Venedig** bitten, ſie möchten in der Sache ſprechen, und die **Portugieſen** nicht im Irrthume laſſen. Das Erkenntniß beſtund nun darinn, daß dieſer Mann binnen acht Tagen das **Venetianiſche** Gebiete räumen ſollte, bey ewiger Galeerenſtrafe. Nun überlegten die **Portugieſen** fleißig, was vor einen Weg ihr König erwählen ſollte, um ſicher in ſein Königreich zu gelangen, ob er durch **Graupündten** und die Schweiz, oder durch das **Florentiniſche** ſeinen Weg nehmen ſollte. Zu ſeinem großen Unglücke erwählte er den letztern. Er hatte kaum als ein **Dominikaner** Mönch das **Florentiniſche** Gebiete betretten, als er daſelbſt erwiſcht, und von dem Großherzoge **Ferdinand** dem I. an die Spanier nach **Neapel** ausgeliefert wurde. Da giengen die Unterſuchungen von neuem an, zu großer Verwunder-

„ung derer, die ihn des Betruges überführen wollten. Als ihn der ſpaniſche Unterkönig, **Don Ferdinand Buiz von Caſtro**, Graf von **Lemos**, vor ſich kommen ließ, trat er ihm mit großer Zuverſicht unter die Augen, und weil er ſahe daß der Graf unbedeckt war, ſprach er zu ihm: **decket euch**, **Graf von Lemos**. Als dieſer erwiderte, wer ihm die Macht gegeben habe, ihm mit ſolcher Kühnheit anzureden? ſoll er verſetzt haben: dieſe Macht ſey mit ihm gebohren; wie er ſich denn ſelbſt ſo anſtellen dürfe, als wenn er ihn nicht kenne? Er müſſe ſich doch erinnern, daß ſein Vetter, der König **Philipp**, ihn zweymal an ihn abgeſandt habe, und daß der Degen, den er an ſeiner Seite habe, ihm damals von ihm ſey geſchenkt worden. Andere ſagen, er habe ihn nur erinnert, daß er damals den Grafen mit einem Degen, ſeine Gemahlin aber mit einem Juweel beſchenkt habe. Weil dies nun an ſich ſeine Richtigkeit gehabt, habe der Graf ein ganz Bund ſeiner Degen, und die Juweelen ſeiner Gemahlin in das Zimmer bringen laſſen, da unſer **Sebaſtian** nicht allein die rechten Stücke gleich erkannt, und unter den andern herausgenommen, ſondern auch an dem Juweel ihm gewieſen, wie man daſſelbe an einem gewiſſen Orte eröfnen, und den darunter verborge-

„nen Namen Sebaſtian, entdecken könne, welches „Kunſtſtück bisher dem Grafen und ſeiner Gemahlin „verborgen geweſen. Der Ausgang war, daß „man den Sebaſtian als einen Betrieger auf einen „Eſel ſetzte, ihn in Neapel ſchimpflich herumführte, „ſodann aber auf die Galeeren bringen ließ. Als er „ſich der Spaniſchen Küſte näherte, ward alles in „Portugall rege, ſo daß man ihn nach St. Lucar „auf das Schloß ſetzen mußte, um ſeiner Perſon „mehr verſichert zu ſeyn, an welchem Orte er geblieben „und geſtorben, ohne daß die Art ſeines Todes „iemals recht bekannt worden.“

Dieſes iſt die Geſchichte! Dabey aber läßt es unſer Verfaſſer nicht bewenden, ſondern ſtellet eine umſtändliche Unterſuchung darüber an, welche ein Meiſterſtück in ihrer Art iſt. Es kömmt hierbey, ſagt er, auf zwey Fragen an; „ob der Tod des „König Sebaſtians dergeſtalt in der Gewißheit beruhe, „daß man keine Urſache habe, daran weiter „zu zweifeln, und wenn dieſe erſte Frage ſollte „nicht können bejahet werden, ob jedoch der vierte „Sebaſtian unter diejenigen billig gezählt werde, „welche unter einem falſchen Namen in der Welt „eine große Rolle ſpielen wollen, oder ob auch dies „im Zweifel beruhe.“

Kann man das erſte mit Zuverläßigkeit erweiſen, iſt Sebaſtian bey Alkaſſar gewiß geblieben, ſo iſt das zweyte zugleich entſchieden. Aber, leider, kann man jenes nicht, und aus allen Zeugniſſen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den Kopf bekommen und von ſeinem Pferde herab ſinken ſehen. Die Leiche, die man für die königliche, den Tag nach der Schlacht, aufgehoben, iſt viel zu zerſetzt und verunſtaltet geweſen, als daß ſie hätte kenntbar ſeyn können. Und haben ſie gleich verſchiedene von des Königsleuten, beſonders ein Sebaſtianum Reſendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkannt, ſo läßt ſich doch mit unſerm Gebauer ſehr wohl darauf antworten: „Es war wohl nichts natürlicher, als „dieſer Beyfall. Wer hätte in des barbariſchen „Königs Gegenwart mit dem Reſendio darüber wol„len einen Streit anfangen, da nachdenkliche Leute „leicht begreifen konnten, daß es dem Könige, wenn „er ſollte der Gefahr entflohen, oder auch unter den „übrigen geringern Gefangenen annoch verborgen „ſeyn, allemal zuträglicher ſey, daß man auf Moh„riſcher Seite ſeinen Tod glaube, als daß ihm nach„geſetzt, oder ſonſt weiter nachgeſpüret werde.“ — Es iſt auch nicht zu läugnen, daß ſogleich ein Ruf entſtanden, der von der Wahlſtatt aufgehobene Körper, ſey nicht der wahre Körper des Sebaſtians, ſondern der Körper eines Schweizers. Die Mährchen übrigens, welche, nach dem **Ferreras** und **Thuanus**, die Vermuthung, als ob der König aus der Schlacht entkommen ſey, fälſchlich veranlaßt haben ſollen, ſind ohne alle Wahrſcheinlichkeit.

Und folglich läßt ſich aus dieſem Punkte, der anmaßliche Sebaſtian nicht verdammen. Aber, wenn man ihn ſelbſt näher betrachtet, findet ſich auch da keine Spur des Betruges? Keine; und hundert auſſerordentliche Umſtände ſind alle für ihn. — Er iſt in den Händen der Dieci, oder der Zehnherren, zu Venedig. Sie können dieſen ſtrengen peinlichen Gerichtshof, dieſes erſchreckliche Fehngerichte, deſſen erſte Regel iſt: correre alla pena, prima di eſaminar la colpa. Dieſes Gericht läßt ihn drey ganze Jahre ſitzen, kann in drey ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, obgleich die Spanier, während der Zeit, es nicht werden haben ermangeln laſſen, ihm alles an die Hand zu geben, wodurch ſich, hinter die Bosheit eines ſo liſtigen Feindes kommen zu können, nur einigermaaßen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich ſo nahe legt, daß es ſeinen Urtheilsſpruch nicht länger verweigern kann; was erkennt es ?Eigentlich nichts; es will aber den Unglücklichen los ſeyn, und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das Venetianiſche Gebiete zu räumen. Binnen acht Tagen! „Das ſieht, ſagt unſer Hiſtorikus, eher einem Verfahren ähnlich, mit dem man „verunglückten Staatsdienern, oder unangenehmen „Geſandten begegnet, als der Weiſe, nach welcher „man mit ſchuldig erkannten Miſſethätern verfähret, die man durch die Gerichtsfolge an die Grenzen bringen, und von da in die weite Welt laufen läßt.“ — Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Großherzog von Florenz ihren Verwieſenen anhielt, und an die Spanier auslieferte; denn der Kardinal von Oſſat ſchreibt in einem ſeiner Briefe ausdrücklich, daß ſie es für eine ſtarke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun iſt er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man ſonſt glimpflicher mit ihm umgegangen, als mit den drey vorhergehenden Betrügern, die man alle eines ſchimpflichen Todes ſterben ließ?

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unſern Verfaſſer durch alle kleine Umſtände dieſer Unterſuchung folgen wollte; ſo intereſſant ſie auch bey ihm ſelbſt iſt. Es iſt wahr, er hätte ſie ungleich intereſſanter machen können, wenn er nur ein klein wenig beſſer zu ſchreiben wüßte, und nicht überall den docierenden Profeſſor ſo ſehr hören lieſſe. Aber ſind wir nicht darüber ſchon einig geworden, daß wir unſern Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug daß er ſich überall, als den beleſenſten, als den ſorgfältigſten und unpartheyiſchſten Mann zeiget.

„Als den unpartheyiſchſten? Was könnte einen „Deutſchen auch wohl bewegen, in einer Portu„gieſiſchen Geſchichte partheyiſch zu ſeyn?“ — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß ſich ein Mann, der partheyiſch ſeyn kann, auch in gleichgültigen Dingen verräth. Er iſt immer geneigt, ſich geradezu zu erklären, und urtheilet da allezeit ſelbſt, wo er bloß ſeine Leſer ſollte urtheilen laſſen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der Portugieſiſchen Geſchichte gar nichts vorkomme, wobey ein Deutſcher, aus dieſem oder jenem Vorurtheile, ſollte es auch nur die Liebe zu ſeinem Volke ſeyn, zur Partheylichkeit gereizet werden könnte.

Z. E. Wenn er von des Königs **Johannes des zweyten** eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schiffart redet, gedenket er des bekannten **Martin Beheims**, der ihm ſehr erſprießliche Dienſte dabey geleiſtet habe. Nun wiſſen Sie, was verſchiedene patriotiſche Gelehrte von dieſem Nürenbergiſchen Geſchlechte behaupten wollen; daß nehmlich Er, der erſte wahre Entdecker der neuen Welt zu nennen ſey. Sie ſtützen ſich dabey vornemlich auf die Zeugniſſe des **Ricciolus** und **Benzonus**. Jener giebt zu verſtehen, daß **Beheim** dem **Kolumbus** vielleicht auf die Spur geholfen habe; und dieſer ſagt mit ausdrücklichen Worten,*) daß **Magellanus** die in der Folge nach ihm genannte Meerenge, aus einer Seekarte des **Beheims** habe kennen lernen. Iſt es alſo einem Deutſchen wohl zu verdenken, daß er hier einem **Stüven** und **Doppelmayer** beytritt, und mit dem Verfaſſer der Progrés des Allemands &c. Triumph ruft, daß ſeine Landsleute nicht allein die Druckerey und das Pulver, ſondern auch die neue Welt entdeckt haben? Aber hören Sie, was dem ohngeachtet unſer Hiſtorikus hievon ſagt:**) „Ob übrigens **Martin Beheim** die neue Welt entdeckt habe, ja gar das Fretum Megellanicum bekannt habe, wie jenes **Joh.**

---

*) Hujus Freti obſervatio Magellano tribuenda eſt, nam reliquarum navium præfecti, fretum eſſe negabant, & ſinum duntaxat eſſe cenſebant. Magellanus tamen fretum iſtic eſſe norat quia ut fertur, in charta marina adunctatum viderat, deſcripta ab inſigni quodam Nauclero cui Nomen *Martinus Bohemus*, quam Luſitaniæ Rex in ſuo Muſæo adſervabat. *Benzonus de India occidentali. Tom IV. Americæ Theodori de Bry.*

**) Erſter Band, S. 124. in der Anmerkung.

„Bapt. Ricciolus, *) dieſes aber Hieron. Benzonus bejahet, dünket mich eine ſehr ungewiſſe Sache zu ſeyn. Wenn Hartmann Schedel in ſeiner lateiniſchen Kronick ſchreibet, daß er und Jakobus Ranus (der Rango entdecket hat) über die Aequinoctiallinie hinaus und ſo weit gefahren, daß ihr Schatten, wenn ſie gegen Oſten zugeſehen, ihnen zur rechten Hand gefallen; mag daraus noch nicht geſchloſſen werden, daß ſie bis nach Amerika gekommen. Das erfährt jedermann, der nur über die Linie hinaus iſt. Die alten Urkunden, welche **Wülfer**, **Wagenſeil**, Stüven und Doppelmayer angezogen, ſprechen davon nichts; und die größte Schwierigkeit finde ich in der am 1492 von Beheim verfertigten Weltkugel, in welchem Jahre Kolumbus ſchon auf der Fahrt geweſen. Der

---

*) Herr Gebauer hätte nicht ſagen ſollen, daß es Ricciolus bejahe. Er läßt es ſehr ungewiß. Die Stelle iſt dieſe: Chriſtophorus Columbus —— cum prius in Madera Inſula, ubi conficiendis ac delineandis chartis Geographicis vacabat, *ſive* ſuopte ingenio, ut erat vir Aſtronomiæ, Coſmographiæ & Phyſices gnarus, *ſive* indicio habito a *Martino Behemo*, aut ut Hiſpani dictitant, ab Alphonſo Sanchez de Helva nauclero, qui forte inciderit in Inſulam poſtea Dominicam dictam, cogitaſſet de navigatione in Indiam occidentalem &c. *Geographiæ & Hydograph. Reform. Lib. III. cap.* 22. *p.* 93.

„Herr Doppelmayer hat dieſe Erdkugel in Kupfer „vorgeſtellet, und ie länger ich ſie betrachte, ie weniger finde ich, daß er den obbemeldeten großen Erfindern, **Chriſtophoro Kolumbo** und **Ferdinando Magellani** ihren bisher gehabten Ruhm zweifelhaft machen können.“ — Und an einem andern Orte *) fügt er noch dieſes hinzu: „**Kolumbus** hat „alſo die neue Welt, **Veſputius** aber das eigentliche „**Amerika** entdeckt, oder doch in der alten Welt zuerſt recht bekannt gemacht. Wir Deutſche, die wir „ſonſt recht große Erfinder ſind, haben hier keinen „Theil, nachdem **Martin** Beheims Verdienſte hier „nicht zulangen wollen, und müſſen dieſe Ehre den „**Genueſern** und **Florentinern** überlaſſen, es wäre „denn, daß wir dieſes für unſere Ehre rechnen wollten, daß dieſer vierte Theil der Welt dennoch einen deutſchen Namen führet. Amerigo oder Americus iſt nichts anders als der gute deutſche Name „**Emrich**, und **Amerika** folglich ſo viel als **Emrichsland**.

Nach dieſer unſtreitigen Probe einer rühmlichen Unpartheylichkeit, erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu geben, wie weit unſer Verfaſſer auch in Kleinigkeiten ſeine ſorgfältige Unterſuchung treibet. Ich wähle aber eine Stelle dazu, wo er dem ohngeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen iſt. Sie enthält die Geſchichte eines Bonmot!

---

*) Ebendaſelbſt S. 39.

Herr Gebauer erzählt in dem Texte von dem Vater des ietztregierenden Königs von Portugall, **Johann dem fünften**, daß er gegen ſeinen Adel vielmals geſagt: „König **Johann** der vierte liebte „euch, **Don Pedro** fürchtete ſich vor euch; allein „ich, der ich Herr bin de jure & heredad, fürchte „mich nicht vor euch; und werde euch nicht lieben, „als in ſo ferne euch eure Aufführung meiner königlichen Achtbarkeit würdig machet.“ — In einer Note aber fügt er folgendes hinzu: „Da ich neulicher Zeit die Mémoires pour ſervir à l'Hiſtoire de „Madame de Maintenon, die voller ſonderlichen „Nachrichten ſind, wieder durchlaufe, bemerke ich „eine Stelle, der ich hiebey gedenken muß. Es wird „T III. c. 4. von der Widerrufung des berühmten Edikts von **Nantes** gehandelt, und gemeldet, „daß der Erzbiſchof zu **Paris**, **de Harley**, der „Biſchof zu **Meaux Boſſuet**, und des Königs „Beichtvater, der **P. de la Chaiſe**, König **Ludwig** „den XIV. in Frankreich, nachdem er angefangen „fromm zu werden, die Ausrottung des Ungeheuers, „das ſechs ſeiner Vorfahren niederzulegen nicht ver-

„mocht hätten, dergeſtalt angeprieſen, daß er ſich
„endlich beredet habe, das wahre Mittel ſeine Sünden
„zu tilgen, ſey, wenn er ſein ganzes Reich katholiſch
„mache. Das ſey ſo weit gegangen, daß er
„gegen den Mr. **de Ruvigni** eines Tages ſich herausgelaſſen
„habe, er wolle zufrieden ſeyn, daß eine
„ſeiner Hände die andere abhaue, wenn die Ketzerey
„dadurch könne ausgerottet werden. Dieſer
„Mr. **de Ruvigni** iſt der berühmte Marquis von
„**Ruvigni**, **Heinrich**, der bey der hernach entſtandenen
„Verfolgung mit einigen wenigen Perſonen
„erlanget, daß er mit ſeinem Hauſe das Königreich
„hat verlaſſen, und ſich nach England begeben dürfen.
„Hiſtoire de l'Edit de Nantes par Benoit T.
„III. p. II. p. 898. Er hat ſich hernach in dem Irrländiſchen,
„und Spaniſchen Succeßionskriege
„unter dem Namen des Grafen von **Galloway**
„hervorgethan, zu welcher Würde ihn König **William**
„III. erhoben. Eben dieſer Herr ſoll den König
„**Ludewig** XIV. die Vorſtellung gethan haben,
„daß König **Heinrich** IV. oberwähntes Edikt gegeben,
„**Ludewig** XIII. ſolches erhalten, er ſelber es
„beſtätiget habe, und dennoch daſſelbe alle Tage
„durch die Erklärungen des Königlichen Raths gebrochen
„werde, worauf der König ſoll geantwortet
„haben: Mon grand Pere vous aimoit, mon Pere

„vous craignoit; pour moi, je ne vous crains ni ne vous aime. Mein Großvater liebte euch, mein Vater fürchtete euch, aber ich, ich fürchte euch nicht und liebe euch nicht. Wobey unten die geſchriebenen Memoires des Biſchofs von Agen angezogen werden, und der lateiniſche Vers beygefügt wird:

Vos dilexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

„Es wäre doch was ſonderliches, wenn zween ſo groſſe Könige einerley Einfall gehabt hätten. Die Ehre der erſten Erfindung hätte König **Ludewig**; denn er ſoll das noch vor der Aufhebung des Edikts von **Nantes** geſprochen haben, zu welcher Zeit König Johannes von Portugall noch nicht gebohren war. Daß aber dieſer das ſollte gewußt haben, was König **Ludewig** in Frankreich ſo lange Zeit vorher dem Marquis von **Ruvigni** ſoll gleichſam in das Ohr geſprochen haben, und ſolches ſollte auf ſeine Umſtände angewandt haben, iſt ſchlechterdings unglaublich. Und bey reiferer Ueberlegung wird man bald merken, daß das bon-mot ſich beſſer auf König Johann und ſeine Großen, als auf König **Ludewig** und ſeine **Hugonotten** ſchicke. Es braucht alſo dieß einen beſſern Beweis, als noch vorhanden, zumal da bekannt, daß den Franzöſiſchen Skribenten nicht ungewöhnlich iſt,

„ben einem artigen Einfall über die hiſtoriſche Wahr„heit weg zu ſchreiten. Wenigſtens hat der König „**Ludewig** XIV. den Lateiniſchen Vers nicht ge„braucht, vielweniger gemacht, da er kein Wort La„tein gekonnt, wie die Beweißthümer davon in eben „dieſen Mémoires de Maintenon anzutreffen ſind. ꝛc.

Ich bin im Stande, ein Theil von den Schwierigkeiten zu löſen, die ſich unſer Hiſtorikus hier macht, und die er ſich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß **Johann** V. und **Ludewig** XIV. ihren ſinnreichen Einfall beyde aus einer Quelle haben ſchöpfen können. Leſen Sie nemlich, was ich von **Heinrich** dem vierten, zufälliger Weiſe, gefunden habe. Quelques uns ſe plaignoient que le Roi ne tiendroit point ce qu'il avoit promis aux Huguenots, ſçavoir, ne feroit publier les Edicts faits en leur faveur, là où le Roi Henri le troiſième ſon prédéceſſeur leur avoit toujours tenu parole: il leur repondit: *c'eſt aultre choſe; le Roy Henry vous craignoit & ne vous aimoit pas; mais moi je vous aime & ne vous crains pas.* Dieſe Stelle ſtehet unter deu Apophthegmes de Henri le Grand, ſo wie ſie **Zinkgräf** dem zweyten Theile ſeiner denkwürdigen Reden beygefügt und überſetzt hat. Was erhellet aber unwiderſprechlicher daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieſer wirklich königlichen Rede ſeines Großvaters, aufs höchſte nur den elenden Schwanz erfunden hat. Heinrich der vierte ſagte: **Mein Vorfahr fürchtete euch und liebte euch nicht; ich aber liebe euch, und fürchte euch nicht:** und Ludwig XIV. fühlte ſich groß genug —— keines von beyden zu thun; und fromm genug — die ſein Großvater geliebt hatte, zu haſſen. Ein großer Verſtand; ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen ſo zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälſcht. Denn das iſt zwar wahr, daß ſein Vater Ludewig XIII. einfältig genug war, ſich ſo wohl für alles, als für nichts zu füchten; gleichwohl aber waren unter ſeiner Regierung die Hugenotten nichts weniger als gefährlich, und ſie ſpielten die große Rolle bey weitem nicht mehr, die ſie unter dem dritten Heinrich geſpielet hatten, von welchem ſein Nachfolger mit Recht ſagen konnte, daß er ſie fürchten müſſen —— Und was hindert, daß auch Johann V. dieſe Rede des großen Heinrichs nicht ſollte geleſen haben.

Drey und dreyßigſter Brief.

Ich lief das ſehr anſehnliche Verzeichniß der Schriften durch, die Herr **Gebauer** alle bey ſeinem Werſe gebraucht oder angezogen hat; und vermißte von ohngefähr eine Kleinigkeit, von welcher ich gleichwohl gewünſcht hätte, daß ſie ihm bekannt geworden wäre. —

Sie wiſſen, welche Unruhen in Portugall auf die Nachricht von dem Tode des **Sebaſtians** folgten. Der Kardinal Heinrich war zu alt, war zu blödſinnig, und regierte zu kurze Zeit, als daß er das Königreich bey ſeinem Tode nicht in der äuſſerſten Verwirrung hätte laſſen ſollen. Unter denen, welche Anſprüche auf den erledigten Thron machten, war **Don Antonio** einer der vornehmſten, und wie Sie ſich erinnern werden, der einzige, welcher ſich der Uſurpation des Königs von **Spanien** auf eine thätliche Weiſe widerſetzte. Dieſen Herrn hat unſer Hiſtorikus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von **Portugall** gerechnet, wie es wohl die franzöſiſchen und engliſchen Geſchichtſchreiber zu thun pflegen; er ſcheinet aber doch alles ſorgfältig genug geſammelt zu haben, um uns auch durch dieſen **Durlauchtigen Unglücklichen** ſo kennen zu lernen, als er von der unpartheyiſchen Nachwelt gekannt zu werden verdienet. —

Nun hat des **Don Antonio** Leben unter andern auch die Frau **Gillot** de Sainktonge beſchrieben; und dieſe kleine Lebensbeſchreibung iſt es, von welcher ich mich wundere, daß ſie dem Herrn Gebauer entwiſchen können. Der Amſterdammer Nachdruck, den ich davon vor mir habe, iſt 1696 ans Licht getretten, und das Pariſer Original kann, vermuthe ich, nicht viel älter ſeyn. — Ich kenne dieſe Verfaſſerin ſonſt aus einigen mittelmäßigen Gedichten, und würde eine hiſtoriſche Geburt von ihr ſchwerlich eines Anblicks gewürdiget haben, wenn ſie ſich nicht gleich auf dem Titel derſelben, einer beſondern Quelle und eines Währmannes rühmte, der alle Achtung verdienet. Sie verſichert nemlich, ſich der **Memoires des Gomes Vaſconcellos de Figueredo** bedienet zu haben. *) Von dieſem Manne iſt es bekannt, daß er und ſein Bruder die allergetreueſten Anhänger des **Don Antonio** geweſen ſind. Den letztern erkennet Herr **Gebauer** ſelbſt dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: aber wie kommen dieſe Memoires in die Hände der von Saintonge? Sie wäre nicht die Nouvellenſchreiberin, die ſich dergleichen geheimer Nachrichten fälſchlich gerühmt hätte. Ich ſelbſt würde der bloſſen Verſicherung einer ſchreibſüchtigen Franzöſinn hierinn wenig trauen; aber überlegen Sie dieſen Umſtand: eben der Go-

---

*) Hiſtoire de Dom Antoine Roi de Portugall: tirée des Mémoires de Dom Gomes Vaſconcellos de Figueredo par Mad. de *Saintonge*. In Duodez.

mes **Vaſconcellos de Figueredo**, auf welchen ſich die **Frau von Sainktonge** beruft, war ihr Großvater. Warum ſoll man einer Enkelin nicht glauben, wenn ſie gewiſſe Handſchriften von ihrem Großvater geerbt zu haben vorgiebt? Und wenn das, was ſie daraus mittheilet, an und vor ſich ſelbſt nicht unglaublich iſt, noch mit andern unverdächtigen Zeugniſſen ſtreitet, was kann ein Hiſtorikus wider ſie einwenden?

Erlauben Sie mir alſo, Ihnen in dieſem Briefe verſchiedenes daraus ausziehen zu dürfen, was dieſe und jene Stelle bey unſerm **Gebauer** berichtigen oder in ein größers Licht ſetzen kann.

Vorher aber ein Wort von der Partheylichkeit der Fr. von **Sainktonge**. Die eheliche Geburt des **Don Antonio** iſt bey ihr auſſer Zweifel. Ihr zu Folge hatte ſein Vater, der Herzog **Ludewig** von **Beja**, es ausdrücklich in ſeinem Teſtamente bekannt, daß die Mutter des **Antonio** ihm wirklich, obgleich heimlich angetraut geweſen ſey. *) Gleichwohl ſagt ſie an einem andern Orte, daß ſich **Antonio** ſelbſt, bis zu ſeiner Zurückkunft aus **Afrika**, bloß für einen natürlichen Sohn des Herzog **Ludewigs** gehalten habe. **) Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat, ſo kann jenes nicht wahr ſeyn. Herzog **Ludewig**

---

*) Seite. 18. **) Seite. 26.

ſtarb 1555 und die Zurückkunft des **Antonio** fällt in das Jahr 1568. Sollte **Antonio** ganzer dreyzehn Jahre von dem Teſtamente ſeines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieſer Umſtand iſt falſch. **Ludewig** ſetzte den **Antonio** zwar zu ſeinem völligen Erben ein, aber dieſe Einſetzung beweiſet für ſeine eheliche Geburt ſo viel als nichts. Wäre in dem Teſtamente ihrer gedacht geweſen, ſo würde man keinen weitern Beweis gefordert haben, den die Freunde des **Antonio** doch hernach umſtändlich führen mußten. —— Was meine Geſchichtſchreiberin von dem Tode des Kardinal **Heinrichs** ſagt, beweiſet ihre unbedachtſame Partheylichkeit noch mehr. Der Kardinal ſtarb in ſeinem 68ſten Jahre, und ſie ſagt ſelbſt: il etoit vieux & uſé, c'en devoit etre aſſez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin. Warum läßt ſie es alſo nicht dabey? Warum läßt ſie uns, auſſer dem Alter und der Krankheit, noch eine andere Urſache ſeines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie ſagt mit trockenen Worten: Quelques Hiſtoriens diſent que Philippes trouva le ſecret de l'empecher ce languir. *) **Philippus** erbarmte ſich des kranken **Heinrichs**, und ließ ihn aus der Welt ſchaffen. Wenn ſie doch nur einen von den Geſchichtſchreibern genennt hätte, die dieſes ſagen! Herr Gebauer wenigſtens führt keinen an, dem dieſe grauſame Beſchuldigung eingekommen wäre; und ich ſorge, die Fr. von **Sainktonge** wird die unſelige Urheberin derſelben bleiben.

---

*) Seite. 31. 32.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß ſie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geſchrieben haben. Das worinn man ihr am ſicherſten trauen kann, ſind ohne Zweifel die Nachrichten, die ſie uns von dem Bruder ihres Großvaters giebt, und die Herr **Gebauer** bey folgender Stelle ſehr wohl würde haben brauchen können. „In den Azoriſchen Inſeln, ſonderlich auf **Tercera**, hatte ſich „ein Ruf ausgebreitet, König Sebaſtian ſey nicht „erſchlagen, ſondern entkommen, und werde ſich „bald ſeinen treuen Unterthanen wieder zeigen. Als „hierauf **Antonius** des König Heinrichs Tod und „ſeine Erhebung denen auf **Tercera** wiſſen ließ, „waren ſie deſſen wohl zufrieden, und ob ſie gleich „durch ihre Abgeordnete des Antoni Niederlage „bey **Alkantara** und Flucht erfuhren, blieben ſie „doch in der Treue gegen ihren angebohrnen König „beſtändig, zumal da **Cyprian** von **Figueredo**, „ein ſtandhafter Diener von dem unglückſeligen Antonio, ſie bey dieſen Gedanken erhielt, und **Petrus Valdes** mit ſeinen Spaniern in einer Landung unglücklich war.“ *) —— Herr **Gebauer** iſt hier, wieder ſeine Gewohnheit ſehr koncis, und führt auch, welches er ſehr ſelten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Fr. von Sainktonge hier angeführt haben, wenn er ſie gekannt hätte. Wenigſtens würde er ihr in dem Vornamen des **Figveredo** gefolgt ſeyn, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Denn dieſe Kleinigkeit hat ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, richtiger wiſſen müſſen, als alle andere Skribenten. Sie nennet ihn **Scipio Vaſkoncellos de Figueredo**; und nicht **Ciprian.** Er war, ſagt ſie, *) Gouverneur auf **Terera**, und hatte ſich für den Antonio erkläret, ohne im geringſten auf die Vorſchläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von **Eboly**, **Ruy Gomes**, thun ließ, hören zu wollen. **Philipp II.** brauchte alſo gegen ihn Ernſt, und bemächtigte ſich vors erſte aller Güter, die er in Portugall hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem **Petrus Valdes** wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche **Figueredo** durch ſeinen ſtandhaften Muth fruchtlos machte. **Valdes**, oder wie ihn die Frau von Sainktonge ohne Zweifel nicht ſo richtig nennet, **Balde**, war ein von ſich ſelbſt ſo eingenommener

---

*) Seite 4. 5. des zweyten Bandes.

---

*) Seite. 60. und 3.

Mann, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er konnte ſich nicht einbilden, daß man einen Augenblick gegen ihn beſtehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die Ehre ſeiner Nation ſehr ſchlecht. Er ward gänzlich geſchlagen, und kam mit Schande und Verwirrung uberhäuft, nach Portugall zurück. **Philippus** ließ ihn noch dazu in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Laſt legte, daß er ſich ohne ſeinen Befehl ins Treffen eingelaſſen habe; und **Valdes** bedurfte der kräftigſten Vorſprache aller ſeine Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. —— Das Jahr darauf wurde ein zweyter Verſuch auf **Terecera** unternommen, welcher noch unglücklicher ablief. Herr **Gebauer** ſcheinet von dieſem gar nichts zu wiſſen; die Frau von **Sainktonge** aber erzehlet folgendes davon: Der Gouverneur (**Figueredo**) habe ſo wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerſchrockner Mann als er, eher an eine vortheilhafte Kapitulation, als an die Vertheidigung würde gedacht haben. Seinen Muth aber habe nichts erſchüttern können; und er ſey auf eine Liſt gefallen, die von ſehr guter Wirkung geweſen. Er habe nemlich eine große Anzahl Ochſen aus dem Gebirge kommen, und ſie an dem Tage der Schlacht, mit brennenden Lunten auf ihren Hörnern, mitten unter dem kleinen Haufen ſeiner Truppen forttreiben laſſen. Die Spanier, die einen ſehr ſchwachen Feind vor ſich zu finden geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; ſie hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeinet, und daher mit ſo weniger Ordnung geſtritten, daß auch eine gemeine Tapferkeit zureichend geweſen ſeyn würde, ſie zu überwinden. Das Metzeln ſey erſchrecklich geweſen; von allen ſpaniſchen Soldaten wären nur zwey entkommen, die ſich in ein paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Dieſe zwey hätten looſen müſſen, und der, den das glückliche Loos getroffen, habe die Nachricht von dieſer ſchrecklichen Niederlage nach Portugall überbringen müſſen. *)

So glücklich nun aber **Figueredo** in **Tercera** war, ſo hielt es doch **Antonio** für noch vortheilhafter, wenn er einen ſo tapfern Mann beſtändig um ſich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach Frankreich überkommen, und vertraute **Tercera** dem **Emanuel von Sylva** an. Die Frau von **Saintonge** beklagt ſich, daß verſchiedene Geſchichtſchreiber aus dieſer Veränderung geſchloſſen hätten, **Antonio** müſſe mit dem **Scipio** nicht zufrieden geweſen ſeyn, und führet dagegen eine Stelle aus einem Briefe des **Antonio** an den Pabſt **Gregorius XIII.** an, worinn er ſeiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

---

*) Seite. 75. 76.

Nach den Erzehlungen des Herrn **Gebauers** muß man glauben, daß ſich Antonio, nachdem er ſein Portugall verlaſſen müſſen, beſtändig in Frankreich aufgehalten habe. Der Fr. von Sainktonge zu Folge aber, hat er ſich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erſte Reiſe dahin that er ſogleich nach ſeiner glücklichen Entkommung aus dem Reiche, von **Calais** aus, wohin ihn das Enkhäuſiſche Schiff gebracht hatte. Sie fällt in das Jahr 1581. und ich finde daß **Camden** in ſeinem Leben der Königin Eliſabeth, wie auch aus ihm, **Rapin**, ihrer unter dieſem Jahre gedenken. Zu ſeiner zweyten Reiſe nach England, brachten ihn die Nachſtellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien, während den Unruhen der Ligue, in Frankreich ausgeſetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geſchehen ſeyn, und die Frau von Sainktonge erzehlet uns einen merkwürdigen Umſtand davon, den ſie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben verſichert. „Die Königin Eliſabeth, ſagt ſie, lud ihn auf das inſtändigſte ein, zu ihr nach England zu kommen. Er that es alſo, und ward auf eine ſehr galante Weiſe daſelbſt empfangen. Die Königin hatte eine große Anzahl von den Edelleuten ihres Hofes ſich in Schäfer verkleiden laſſen, und ſchickte ſie ihm, bis

„auf die Höhe von Salisbury entgegen, mit dem „Vermelden, daß er ſich von der großen Schäferin „des Landes allen möglichen Beyſtand zu verſprechen „habe. In allen Städten, wo er durch mußte, „hielt man ihm den prächtigſten Einzug, ſo daß „man ihn eher für einen Sieger, als für einen „ſeiner Länder beraubten König hätte anſehen ſol„len.“ — Dieſer ſein zweyter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1590. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Geſtalt gewonnen, und **Don Antonio** glaubte ſich nunmehr von **Heinrich** dem vierten einen nachdrücklichen Beyſtand verſprechen zu dürfen. **Heinrich** war damals zu **Dieppe**, und **Don Antonio** kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte ſich ſelbſt auf ſeinem Throne noch nicht ſo befeſtiget genug, daß er ſich mit fremden Händeln abgeben könnte. **Don Antonio** kehrte alſo zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Verſprechungen auf eine bequemere Zukunft, wieder nach England; wo er bis ins Jahr 1594 blieb, da ihm **Heinrich** IV. durch ſeinen Geſandten, den Herrn **Beauvais la Nocle** verſichern ließ, daß er wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr ſehr willkommen ſeyn werde. Er gieng alſo nach **Kalais** über, und von da zu dem Könige nach **Char-**

tres. Heinrich bezeigte ſich ungemein willig, ihm zu dienen; ließ ihm auch durch den Marſchall de Matignon ſagen, daß wenn er bey ſeiner (Heinrichs) Krönung mit gegenwärtig ſeyn wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabey laſſen, ſondern ihn auch mit allem, was er zu dieſer Zeremonie brauchen würde, verſehen wollte. Don Antonio lies ſich aber mit ſeinem kurzen Athem entſchuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönne, und gieng nach Paris, wohin ihm auch der König bald darauf folgte. Hier lag Antonio den König ſehr an, ihm mit einer Summe von 26000 Thalern beyzuſpringen; weil aber Heinrich ſein baares Geld gegenwärtig ſelbſt brauchte, ſo erlaubte er ihm, auf ſeinen Namen Geld zu borgen, und verſprach es das folgende Jahr wieder zu geben. Clermont d'Amboiſe war bereits ernennt, die Truppen zu kommandieren, die der König dem Antonio geben wolle. Doch das Schickſal hatte es anders beſchloſſen, und der unglückliche Antonio ſtarb. — Alles dieſes erzehlet die Frau von Sainktonge, und es kann zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauers dienen, bey man ſich, wie geſagt, auch nicht die geringſte Spur findet, daß ſich Antonio in England aufgehalten habe. — Was meynen Sie aber, ob es wohl Heinrichen IV. jemals ein wah=

rer Ernſt geweſen iſt, dem **Antonio** zu helfen, oder ob auch Er eitel genug war, ihn bloß deswegen aus England kommen zu laſſen, um ſeine Krönung durch die Gegenwart einer ſolchen Perſon glänzender zu machen?

Das Beſonderſte, das ich ſonſt bey der Frau von **Sainktonge** finde, ſind verſchiedene Anekdoten, die Nachkommen des **Don Antonio** betreffend. Vornemlich erzehlt ſie ein Liebesabentheur, welches **Don Ludewig**, des **Antonio** Enkel, in Italien gehabt, ſehr weitläuftig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er ſie endlich geheyrathet, kann keine andere ſeyn, als die Prinzeßin von **Monteleone**, mit der er ſich, zu Folge der Hiſtoire Genealogique de la Maiſon Royale de France, verbunden hat; wobey es mich aber wundert, daß ſie die Frau von **Sainktonge** ſchlechtweg une Dame Italienne nennet, und von ihrem Stande ſehr kleine Begriffe erwecket. Damals muß ſich **Don Ludewig** auch dem ſpaniſchen Gehorſame noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vicekönig von Neapel war ſehr erfreut, ſeiner habhaft zu werden. Er muß ſeine Anſprüche erſt ſpät, mit ſeinem Vater dem **Don Emanuel**, aufgegeben haben, von welchem letztern die Frau von **Sainktonge** auch meldet, daß er ein Kapuziner geweſen, ehe er dieſen ſchimpflichen Schritt gethan habe.

Vier und dreyßigſter Brief.

Freuen Sie ſich mit mir! Herr **Wieland** hat die aetheriſchen Sphären verlaſſen, und wandelt wieder unter den Menſchenkindern.

Hier haben Sie vors erſt ſein Trauerſpiel **Lady Johanna Gray**! Ein Trauerſpiel, das er in allem Ernſte für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführet worden, in der Schweiz nemlich, und wie man ſagt mit großem Beyfalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht beſſer als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die „Tragödie, ſagt er, iſt dem edeln Endzweck gewiedmet, das Große, Schöne und Heroiſche der Tugend auf die rührendſte Art vorzuſtellen, — ſie „in Handlungen nach dem Leben zu mahlen, und den „Menſchen Bewunderung und Liebe für ſie abzunöthigen.“ Von dieſer Vorausſetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Karaktere und auf die Handlung ſeines Stücks machen. Die meiſten von jenen ſind **moraliſch gut**; was bekümmert ſich ein Dichter, wie Herr **Wieland** darum, ob ſie **poetiſch** böſe ſind? Die **Johanna Gray** iſt ein liebes frommes Mädchen; die **Lady Suffolk** iſt eine liebe fromme Mutter: der Herzog von **Suffolk** ein lieder frommer Vater; der Lord **Guilford** ein lieber frommer Gemahl; ſogar die Vertraute der **Johanna**, die **Sidney**, iſt eine liebe fromme —— ich weiß ſelbſt nicht was. Sie ſind alle in einer Form gegoſſen; in der idealiſchen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätheriſchen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figurlich zu reden: der Mann der ſich ſo lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns ſchwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, beſonders weiblichen Geſchlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; ſie verhüllen ſich aber alle vor ſeinen Augen in finſtere Wolken, aus welchen er ſie nicht im geringſten zu exorciſiren ſucht, aus Furcht ſie möchten uns, wenn wir ſie näher und in ihrer Wirkſamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit ſeinem Herzoge von **Northumberland**, und mit ſeinem Biſchoff **Gardiner** gehalten. Abſcheulich ſind ſie genug; aber Schade, daß man ſie nur läſtern hört, ohne ſie handeln zu ſehen. —— Laſſen Sie es gut ſeyn; wenn Herr **Wieland** wieder lange genug wird unter den Menſchen geweſen ſeyn, ſo wird ſich dieſer Fehler ſeines Geſichts ſchon verlieren. Er wird die Menſchen in ihrer wahren Geſtalt wieder erblicken; er wird ſich, mit dem Homer, weit von den übertriebenen Moraliſten entfernen, die ſich einbilden, *) μητε τι φαυλον ἀρετη προσειναι, μητε κακια χρηστον; er wird finden, daß ἐν τοις πραγμασι και τῳ βιῳ των πολλων, der Ausſpruch ſeines **Euripides** wahr ſey:

> Ουκ ἀν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,
> Αλλ᾽ ἐστι τις συγκρασις.

Und alsdenn, wenn er dieſe innere Miſchung des Guten und Böſen in dem Menſchen wird erkannt, wird ſtudieret haben, alsdenn geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerſpiele er uns liefern wird! Bis ietzt hat er den vermeynten edeln Endzweck des Trauerſpiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgeſtellt, aber nicht auf die rührendeſte Art; er hat die Tugend gemahlt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Kritik über den Plan ſeiner **Johanna Gray** einlaſſen. Ich finde, daß die Verfaſſer der **Bibliothek** es bereits gethan haben; **) und es ſo gethan haben, daß die Kritik ſelbſt damit zufrieden ſeyn muß. Ich unterſchreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, das ſie dem Stücke in Anſehung des Sylbenmaſſes, des Styls, des Vortrags ertheilet haben. Alles was mir alſo Ihnen davon zu ſagen übrig geblieben, beſtehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeiſt des Herrn **Wielands** in ihr Licht ſetzen ſollen.

---

*) Plutarch.

**) Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, vierten Bandes, zweytes Stück, S. 785.

Die Geſchichte der **Johanna Gray** iſt Ihnen bekannt. **Eduard** VI. ſtarb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward **Johanna** zur Königin ausgerufen. Sie beſaß den Thron neun Tage und ward gefänglich in den **Tour** geſetzt, wo ſie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Dieſen ganzen Zeitraum von ſieben Monaten hat Herr **Wieland** in die Dauer ſeines Trauerſpiels einzuſchränken gewußt. Eduard ſtirbt: erſter **Aufzug**. Johanna ward Königin: zweyter **Aufzug**. Johanna wird abgeſetzt und gefangen genommen: **dritter Aufzug**. Johanna iſt gefangen: **vierter Aufzug**. Johanna wird hingerichtet: **fünfter Aufzug**. Alles dieſes rollt bey dem Herrn **Wieland** ſo geſchwind hinter einander weg, daß der Leſer nicht mehr als ein einzigesmal, zwiſchen dem vierten und fünften Aufzug nemlich, Zeit zu ſchlafen bekömmt.

Doch laſſen Sie mich nicht, wie ein **Gottſchedianer** kritiſiren! Der Dichter iſt Herr über die Geſchichte; und er kann die Begebenheiten ſo nahe zuſammen rücken, als er will. Ich ſage: er iſt Herr über die Geſchichte! Wir wollen ſehen ob Herr **Wieland** dieſe Herrſchaft in mehrern und weſentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verſtand Griechiſch, und konnte den **Plato** in der Grundſprache leſen. Das ſagt die Geſchichte, und Herr **Wieland** ſagt es der Geſchichte nach, ob er gleich von dieſer Eigenſchaft ſeiner Heldin in dem Stücke nicht den geringſten Vortheil ziehet.

— — Nimmer werden uns
Bey Platons göttlichen Geſprächen
Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leſer macht ſich in allem Ernſte Hoffnung, ſie einige Stellen aus dem **Phädon** exponiren zu hören. Aber ſeine Hoffnung ſchlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrſamkeit nur prahlen wollen. Sie iſt ohnedem eine Erzpedantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß ſie noch Hauptſtück und Seite citiere! Man höre nur:

—— Was Gut, was Schön, was Edel iſt,
Was erſt den Menſchen, dann den König bildet,
Des erſten Edwards väterlicher Sinn
Zu ſeinem Volk, und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geiſt des Salomons der Britten,
Das ganze Chor der Schweſter-Tugenden

Die einſt ſich Alfreds Bruſt zum Tempel weyhten,
Befruchteten ſein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit und er ward erhört!
„Umſonſt erbot ihm mit Syrenenlippen
Die Wolluſt ihre ſchnöden Süßigkeiten.
Wie Herkules, verſchmäht er ſie und wählte
Der Tugend ſteilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitſchüler! Von allen iſt etwas darinn: vaterländiſche Hiſtorie, Bibel und Mythologie!

Die Geſchichte ſagt ausdrücklich, daß Johanna vornemlich durch das **ungeſtümme Zuſetzen** ihres Gemahls, des **Guilford Dudley** ſey bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt dieſen häßlichen Umſtand, der uns von dem **Guilford** eine ſehr nichtswürdige Seite zeiget. Wenn **Guilford** ſeine Gemahlin bittet, den Thron zu beſteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Dieſe ſchimpfliche Eigennützigkeit, reimet ſich zu dem edeln Karakter, den Herr **Wieland** dem **Guilford** ſonſt gegeben hat, im geringſten nicht.

Ferner ſagt die Geſchichte, daß der Herzog von **Northumberland** als der feigſte Böſewicht geſtorben ſey, und noch auf dem Blutgerüſte ſeinen Glauben verläugnet habe. Herr **Wieland** will dieſes nicht umſonſt geleſen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuſchauer an dem Schickſale ſeiner **Johanna** nimmt, unendlich dadurch geſchwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfaſſer der **Bibliothek** mit Recht ſagen, iſt **Johanna** mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unſchuld, die ſich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und ſo könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umſtand anführen, den Herr **Wieland** ganz roh aus der Geſchichte genommen hat, und der ſo wahr er immer iſt, dem Intereſſe ſeines Stücks ſchnurſtracks zuwider läuft. Heißt das, als ein Genie arbeiten? Ich meynte, nur der Verfaſſer der **Pariſiſchen Bluthochzeit** ſtehe in dem ſchülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragiſche Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht beſtehen wolle, übrigens aber genau bey den Karakteren, wie ſie die Geſchichte von ſeinen Helden entwirft, bleiben müſſe.

Aber wozu alle dieſe Anmerkungen? Das Trauerſpiel des Herrn **Wielands** muß dem ohngeachtet ein vortreffliches Stück ſeyn; und davon überzeugt mich ein ganz beſonderer Umſtand. Dieſer nemlich: ich finde, daß die deutſche **Johanna Gray** in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden iſt, und da einen engliſchen Dichter gereizt hat, ſie zu plündern; ſie recht augenſcheinlich zu plündern. Die engliſchen Heighwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen ſie auch ſelten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutſchen geplündert haben? Gottſched triumphiert über dieſe vermeintliche Entdeckung gewaltig! Aber es war eine Kalumnie, und Gottſched hatte zu zeitig triumphiert. Hier will ich ihm alſo mit einem beſſern, gegründetern Beyſpiele an die Hand gehen, wie gern ſich die engliſche Biene auf unſern blumenreichen deutſchen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein engliſcher Plagiarius nicht ſeyn; denn er hat ſich darauf verſtanden, was gut iſt. Z E. die vortrefliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter ſagt:

— — Doch wenn Edward wirklich
Berechtigt war, die Kron auf Heinrichs Schweſterkinder
Zu übertagen, iſt die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter ſeyn,
Eh mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortete:

— — Deine Mutter!
Und ſtolzer auf den Titel deiner Mutter
Als auf den Ruhm die glänzende Monarchin
Der ganzen Welt zu ſeyn!

Dieſe vortrefliche Stelle, ſage ich, die ſo hervorſticht, daß alle Recenſenten des **Wielandiſchen** Stücks ſie ausgezogen haben, hat ſich der Engländer ſein eigen gemacht. Er überſetzt ſie ſo:

Ev'n you my gracious Mother, what muſt you be
Ere i can be a Queen?

Ducheſs of Suffolk

That, and that only
They Mother; fonder of that tender Name,
Than all the proud Additions Pow'r can give.

Nicht ſchlimm überſetzt! Gewiß, man ſieht, der Engländer muß ein Mann ſeyn, der etwas eben ſo ſchönes auch wohl aus ſeinem eigenen Kopfe hätte ſagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herrn **Wielanden**, in der Wahl der edelſten und ſtärkſten Ausdrücke, faſt erreicht hat.

Wieland.

— — — Ach, Kerkerbande
Und Schwerdt und Flammen ſind den Heiligen
Gedräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grauſamkeit
Der Prieſter, ſchont des ſchwächern Geſchlechts
Der Kinder nicht! Der Säugling ſelber wird
Des Speers geweihtes Eiſen färben!

Der Engländer.

— — — Perſecution,
That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures.
See where ſhe comes in *Mary's* prieſtly Train!

Still wo't thou doubt, till thou behold her ſtalk,
Red with the Blood of Martyrs, and wide waſting
O'er *Englands* Boſom ? All the mourning Year
Our Tows ſhall glow with unextinguiſh'd Fires;
Our Youth on Racks ſhall ſtretch their crackling Bones,
Our Babes ſhall ſprawl on conſecrated ſpears &c.

Wieland.

Heil dir, Prinzeßin, Heil dir, Enkelin
Von alten Königen, du ſchönſte Blume
Von Yorks und Lankaſters vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter derem Schutze
Die göttliche Religion der Chriſten
Ihr leuchtend Angeſicht, von ihren Flecken
Gereinigt, ſiegreich über alle Länder
Erheben ſoll, durch deren klugen Scepter
Geſäz und Freyheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne dieſe ſegensvolle Inſel
Zur Königin der Erde krönen ſollen.
Mein Knie beugt ſich zuerſt dir ehrfurchtsvoll,
Den Bund der unverletzten Treu zu weyhen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Der Engländer.

Hail, ſacred Princeſs! ſprung from ancient Kings,
Our *England's* deareſt Hope, undoubted Offspring
Of *York* and *Lancaſter's* united Line;
By whoſe bright Zeal, by whoſe victorious Faith
Guarded and fenc'd around, our pure Religion,
That Lamp of Truth which ſhines upon our Altars,
Shal lift its golden Head and flouriſh long;

Beneath whoſe awful Rule, and righteous ſceptre,
The plenteous Years ſhall roll in long Succeſſion;
Law ſhall prevail and ancient Right take place,
Fair Liberty ſhall lift her chearful Head,
Fearleſs of Tyranny and proud Oppreſſion;
No ſad Complaining in our ſtreets ſhall cry,
But Juſtice ſhall be exercis'd in Mercy.
Hail, royal *Jane* &c.

Wieland.

Verwünſcht ſey mein fataler Rath! Verwünſcht
Die Zunge, die zu deinem Untergang
So wortreich war. — Ach meine Tochter,
Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counſels, curs'd my Tongue
That pleaded for thy Ruin, and perſuaded
Thy guiltleſs Feet to tread the Paths of Greatneſs!
My Child! — I have undone the!

Genug! Leben Sie wohl; und lernen Sie hieraus, wie bekannt wir deutſchen Dichter unter den Engländern ſind.

Fünf und dreyßigſter Brief.

So? Vermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der den Herrn **Wieland** ſoll ausgeſchrieben haben, eine kleine Bosheit ſtecke? Sie meynen doch wohl nicht, daß ich ein zweyter **Lauder**, die engliſche Verſe ſelbſt gemacht habe? Allzuviel Ehre für mich! Nein, nein; mein Engländer exiſtieret; und heißt —— **Nikolas Rowe.** Was kann Herr **Wieland** dafür, daß **Nikolas Rowe** ſchon vor vierzig und mehr Jahren geſtorben iſt?

Aber Scherz bey Seite! Es ſey fern von mir, dem Herrn **Wieland** ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bey ſeinem Stücke einen der größten engliſchen Dichter vor Augen gehabt hat. Mich befremdet weiter nichts dabey, als das todte Stillſchweigen, welches er wegen dieſer ſeiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem **Rowe** nur nicht bloſſe einzelne Stellen zu danken hätte! Allein ſo hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringſte Uebertreibung behaupten, daß faſt keine einzige Situation ſein eigen iſt. —— Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der engliſchen **Johanna Gray** mit wenigen vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und **Johanna Gray** iſt mit ihrem **Guilford** noch nicht vermählet. Von dieſem Punkt gehet **Rowe** aus. Die Herzoge von **Northumberland** und **Suffolk**, nebſt einem gewiſſen **Johann Gates** eröfnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von **Northumberland** bereits ſeine Maaßregeln genommen hat, die Nachfolge der päpſtiſchen **Maria** zu verhindern. Die Gegenwart der **Johanna** iſt dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von **Suffolk** gehet ab, ihre Ankunft bey Hofe zu beſchleinigen; ſo wie kurz zuvor **Gates** abgehet, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitſchaft zu halten. **Northumberland** verräth in einer Monologue, weitausſehende Anſchläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß **Johanna**, noch vor **Edwards** Abſterben, mit ſeinem Sohne, dem **Guilford** vermählt werde. Der Graf von **Pembrock** kömmt dazu; ein junger hitziger Mann, den **Northumberland** durch Schmeicheleyen zu gewinnen ſucht. **Pembrock** ſtutzt darüber um ſo vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler ſeines Sohnes iſt. Doch der alte Herzog verſichert ihm, daß dieſe Sache zu klein ſey, als daß ſie ſeiner Achtung gegen ihn das geringſte benehmen könnte, ſie möge auch einen Ausgang haben, was für einen ſie wolle. Er geht ab, und ſagt, daß er des **Pembrocks** im geheimen Rathe erwarte. **Pembrock** bleibt allein und ſpottet des alten Biſchoffs **Gardiner**, der nicht aufhöre, ihm den **Northumberland** als einen falſchen Mann abzumahlen, ohne Zweifel aus bloſſem Haſſe gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan ſey. Er hält den

Vater für eben ſo aufrichtig und edelgeſinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundſchaft unterhält. **Guilford** kömmt, und ihre Freundſchaft iſt ihr Geſpräch. **Guilford** zittert, daß dieſe einen ſo gefährlichen Feind an ihrer beiderſeitigen, auf eben denſelben Gegenſtand abzielenden Liebe haben müſſe! **Pembrock** kann den Gedanken nicht ertragen, daß **Johanna** ihm den **Guilford** vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt ſich von ſeinem Freunde nur noch dieſes, daß ſie in ihrer gemeinſchaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringſte Hinterliſt, zu Werke gehen wollen. **Guilford** bleibt zurück, und empfängt die **Johanna**, die nunmehr bey Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Geſpräch, in welchem ſich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der **Johanna** gegen den **Guilford** zeiget. —— Aus dieſem Aufzuge hat Herr **Wieland** nichts entlehnen können, indem er mit der Geſchichte ſo weit nicht zurückgegangen iſt. Die Perſon des **Pembrocks** aber hat er aus ſeinem Stücke ganz und gar auszuſchlieſſen für gut befunden: als eine Perſon, ohne Zweifel, die in der Geſchichte eine ganz andere Rolle ſpielet. Den Grafen **Wilhelm Herbert von Pembrock** kann **Rowe** ſchwerlich darunter verſtehen; er muß vielmehr den Sohn dieſes Grafen meynen, welcher nachher mit der jüngern Schweſter der Johanna vermählt ward.

Den zweyten Aufzug eröfnen abermals **Northumberland** und **Suffolk**. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von **Suffolk** und **Guilford** kommen dazu. **Guilford** iſt in der äuſſerſten Entzückung über ſein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des ſterbenden Königs weine. Indem tritt ſie herein, und verkündiget den Tod deſſelben. —— Die letzte Rede des Königs iſt bey dem Herrn **Wieland** folgende:

O Gott, —— —— ——
—— —— —— nimm mich zu dir,
Nimm meinen Geiſt aus dieſer Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geiſtern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. —— O meine Seele
Lechzt lange ſchon, dein Angeſicht zu ſchauen!
Du, Vater, weiſſeſt es, wie gut mirs wäre,
Bey dir zu ſeyn! Und doch um derer willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht iſt,
Dein Reich in Englands Grenzen feſt zu gründen.
Doch nicht mein Will, o Vater, ſondern deiner
Geſcheh: ꝛc.

In dieſer Stelle hat Herr **Wieland** dem Rowe nichts zu danken; ſie iſt ganz ſein! Rowe glaubte, ohne Zweifel, daß ein ſterbender König ſich nicht wie eine ſterbende alte Frau ausdrücken müſſe, und legt ihm pathetiſchere Worte in den Mund:

——— Merciful, great Defender!
Preſerve thy holy Altars undefil'd.
Protect this Land from bloody Men and Idols,
Save my poor People from the Yoke of *Rome*
And take thy painful ſervant to thy Mercy!

Northumberland und **Suffolk** beſchlieſſen, den Tod des Königs geheim zu halten, tröſten die **Johanna**, und laſſen ſie mit ihrem **Guilford** allein, der ihr den gefaßten Entſchluß, wegen ihrer ſchleinigen Verbindung, beybringen ſoll. **Guilford** thut es auf die zärtlichſte und ſelbſt ihrer Traurigkeit ſchmeichelhafteſte Art. Eine ſonderbare Scene! **Johanna** tritt ab, und auf einmal wird **Guilford** von ſeinem Freunde überraſcht. **Pembrock** ſieht ihn verwirrt, und will die Urſache ſeiner Verwirrung wiſſen. **Guilford** ſucht ihn allmählig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimniſſe heraus, daß ihm ſein gutes Glück bey ihrer Geliebten den Vorzug verſchaft habe. **Pembrock** geräth in Wuth, beſchuldiget ihn eines verrätheriſchen Verfahrens, daß er wider ihre Abrede, auf eine unedle

Art ſeine Hoffnung untergraben habe, und geht in völliger Raſerey ab.

Die Scene war bisher bey Hofe geweſen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges, verlegt ſie der Dichter in den **Tower**. **Gardiner** der daſelbſt in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet ſich mit dem **Pembrock**. Der Biſchoff hat erfahren, daß die Vermählung zwiſchen der **Johanna** und dem **Guilford** wirklich vor ſich gegangen, und zieht den **Pembrock** dadurch völlig auf ſeine und der **Maria** Seite. Sie treten ab, und **Guilford** führet ſeine **Johanna** herein, weil der geheime Rath ſich in dem **Tower** verſammeln will. Er bereitet ſie auf die große Nachricht vor, die ſie nun bald erfahren ſoll. Kurz darauf erſcheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von **Northumberland** nebſt andere Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt ſeinen Anfang, mit welchen Herr **Wieland** ſeinen ganzen zweyten Aufzug anfüllet. Hier iſt es, wo er dem Engländer das meiſte abgeborgt hat.

Die erſte Scene des vierten Aufzuges haben wiederum **Pembrock** und **Gardiner**. Sie verſprechen ſich beyde, daß das Unternehmen des **Northumberland** einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erſcheint die Wache, und führet den Biſchoff auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch **Pembrock** ſoll abgeführet werden, aber **Guilford** kömmt dazu, ſchickt die Wache ab, und ſagt, daß er ſelbſt für dieſen Gefangenen ſtehen wolle. Er war gekommen, ſeinen Freund zu retten, giebt ihm ſeinen Degen wieder, und dringt in ihn, daß er ſich augenblicklich in Sicherheit begeben ſoll. Der ergrimmte **Pembrock** iſt über dieſes Verfahren betroffen, und will der Großmuth ſeines Freundes lange nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, bis ihm dieſer den Befehl ſeines eignen Vaters zu ſeiner plötzlichen Hinrichtung zeiget, welchen er auf keine andere Weiſe, als durch die anſcheinende Gefangennehmung, zu vereiteln gewußt habe. Nun kömmt **Pembrock** auf einmal wieder zu ſich, und es erfolgte die rührenſte Ausſöhnung, bey der man ſich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber iſt **Pembrock** fort, als **Johanna** mit einem Buche in der Hand (es iſt der **Phädon** deß **Plato**) herein tritt. Die Kataſtrophe iſt ausgebrochen, und ſie beruhiget ſich mit Betrachtungen über die Unſterblichkeit der Seele. Dieſe Scene iſt es, welche ſich Herr **Wieland** hätte zu Nutze machen müſſen, wenn ſeine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrſamkeit geſchwatzt haben ſollte. **Guilford** erfährt von ihr, daß ſie der geheime Rath verlaſſen und ſich zu der **Maria** begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; ſie jammert; **Guilford** tobet, und **Johanna** bleibt ruhig. Indem erſcheinen der Graf **Suſſex** und **Gardiner** mit der Wache, und nehmen alle drey, im Namen der Königin **Maria**, gefangen.

In dem fünften Aufzuge erblicken wir den geſchäfftigen Biſchoff, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle ertheilet. Zu ihm kömmt **Pembrock**. Seine mit dem **Guilford** erneuerte Freundſchaft hat, ihn nicht müßig gelaſſen; er hat bey der Königin, für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem **Gardiner** frohlockend davon Nachricht. Doch das iſt im geringſten nicht nach des Biſchoffs Sinne, er eilet alſo zur **Maria**, ihr dieſe unzeitige Gnade auszureden; und **Pembrock** begiebt ſich zu ſeinem **Guilford**. Jetzt wird die hinterſte Scene aufgezogen, und man ſieht die **Johanna** auf ihren Knieen liegen und beten. **Guilford** tritt zu ihr herein. Sie unterhalten ſich mit Todesbetrachtungen, als **Pembrock** kömmt und ihnen ſeine fröhliche Bottſchaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieſer Strahl von Hoffnung. **Gardiner** erſcheinet, und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß ſie beyde zur römiſchen Kirche zurückkehren ſollen. Dieſe Bedingung wird abgeſchlagen; ſogleich wird **Guilford** zum Tode geführet; die Scene eröfnet ſich noch weiter; man erblickt das Blutgerüſte; **Johanna** beſteiget es, als eine wahre Heldin; **Gardiner** triumphiert; **Pembrock** verwünſcht den Geiſt der Verfolgung; und das Stück ſchließt.

Nunmehr ſagen Sie mir, was Herr **Wieland** mit dieſem großen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingeriſſen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Epiſode des **Pembrocks** herausgeriſſen, und die letzten drey Aufzüge in fünfe ausgedehnet, durch welche Ausdehnung, beſonders des fünften Aufzuges in ſeine beyden letzten, die Handlung ungemein ſchläfrig geworden iſt. Herr **Wieland** läßt den **Guilford** an einem Orte zur **Johanna** ſagen:

Und ſelbſt, o Scheuſal, deine Räthe ſelbſt,
Die kaum mit aufgehabnen Händen ſchwuren,
Dir, dem Geſäz und unſerm heiligen Glauben
Getreu zu bleiben, alle ſind Verräther,
Verdammte Heuchler! — **Pembrock**, ach! mein Freund,
Mein **Pembrock** ſelbſt, vom **Gardiner** betrogen
Fiel zu **Marien** ab.

Man weiß gar nicht, was das für ein **Pembrock** hier iſt, und wie **Guilford** auf einmal eines Freundes namentlich gedenket, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt? Aber nun werden Sie dieſes

Räthſel auflöſen können. Es iſt eben der **Pembrock** des Rowe, dem er in ſeinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Poſſen thut, ſich gleichſam wider ſeinen Willen, einmal einzuſchleichen.

Sechs und dreyßigſter Brief.

Den Einfall des Herrn Prof. **Gottſcheds**, ſeinen Kern der deutſchen Sprachkunſt den ſämmtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und auſſer Deutſchland, zuzuſchreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverſchämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten? Denn was iſt dieſe Zuſchrift anders, als ein Bettelbrief, ſeine Grammatik zu einer klaßiſchen Grammatik deswegen machen zu helfen, weil ſie in vier Jahren dreymal gedruckt worden, und der Herr Autor darüber ein Kompliment aus Wien und aus Chur im Graubündtnerlande erhalten hat? Wenn der Name des Verlegers unter dieſer Zuſchrift ſtünde, ſo würde ich weiter nichts daran auszuſetzen haben, als daß dieſer vergeſſen, den Herren Rektoren und Konrektoren in jedes Dutzend Exemplare, die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreyzehnte gratis obenein zu verſprechen. Aber daß ſich Gottſched ſelbſt durch ſeine blinde Eitelkeit zu dieſem Schritte verleiten laſſen, das muß ihn nothwendig in den Augen aller Rechtſchaffenen nicht bloß lächerlich, es muß ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch ſchon unwiderſprechlich wäre, daß ſeine Sprachkunſt, vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden, verdiente; hätte ein großer Mann, wie er ſeyn will, — denn alle große Männer ſind beſcheiden — einen dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erſchleichen ſuchen ſollen? —

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die ſich dabey verhalten? Sehr leidend; doch ſcheinet es eben nicht, daß ſie ſo leicht zu beſtechen geweſen ſind. Und in der That wäre es für den Herrn Profeſſor ſelbſt ſehr zu wünſchen, daß ſie ſämmtlich ganz und gar nicht auf ſeine Zuſchrift reflektieret hätten. Denn ich ſorge, ich ſorge, man fängt auch ſchon auf kleinen Schulen an, den berühmten **Gottſched**— auszulachen. Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über welches er zu leſen gebeten worden, auf allen Seiten verbeſſern und widerlegen muß, was für eine Achtung können die Schüler für den Profeſſor mit auf die Univerſität bringen?

Und daß jenes zum Theil wirklich geſchehen, beweiſen unter andern die **Anmerkungen**, welche Herr Heinz, Rektor zu Lüneburg, über die Gott-

ſchediſche Sprachlehre vor Kurzem ans Licht geſtellt
hat. *) „Da das Werk, hebt er ſeine Vorrede an,
„welches dieſe Anmerkungen veranlaßt hat, den
„Schulen gewiedmet und zugeſchrieben war: ſo hat,
„däucht mir, der berühmte Verfaſſer, wenn er uns
„anders ſo viel zutrauet, ſchon längſt eine Kritik
„darüber vermuthen müſſen: und da unter ſo vielen
„Schullehrern ſich doch, meines Wiſſens, keiner dazu
„entſchloſſen hat, ſo dürfte ich mir wohl ohne
„Eitelkeit den Vorzug anmaſſen, daß ich die Aufmerkſamkeit
„deſſelben auf die Schulen, unter allen
„mit der größten Achtung erwiedert habe.“ — In
dieſem ſchleichenden Tone eines trocknen naiven Mannes,
fährt Herr Heinz fort, und geſtehet endlich,
daß freylich ſeine ganze Beurtheilung ſo ausgefallen,
daß ihm der Herr Verfaſſer ſchwerlich Dank dafür
wiſſen könne. „Ich verlange, ſagt er, auch nichts
„unmögliches: berufe mich aber ſchlechterdings darauf,
„daß ſie nicht anders gerathen können, und
„daß ſie gerecht ſey.“

Ich möchte meinen Brief am allerungernſten mit grammatikaliſchen Streitigkeiten anfüllen; und

---

*) Johann Michael Heinzens Anmerkungen über des Hrn. Prof. Gottſcheds deutſche Sprachlehre, nebſt einem Anhange einer neuen Proſodie. Göttingen und Leipzig in Küblers Verlage 1759.

Sie wollen überhaupt, nicht ſo wohl dieſe Streitigkeiten ſelbſt, als vielmehr blos das Reſultat derſelben wiſſen. Hören Sie alſo, wie Herr Heinz ſeine ganze Kritik ſchließt. *) „Wollen wir, ſagt „er, noch kürzlich zuſammenrechnen, ehe ich meinen Skribenten verlaſſe? ſo iſt, deucht mir, „durch die bißherige Prüfung folgendes wohl ganz „ausgemacht: daß beyde Sprachlehren des Herrn „Prof. wohl ſchwerlich mit Einſicht und reifer „Gelehrſamkeit geſchriebene Werke heiſſen können: „daß ſie ohne Kritik beynahe unbrauchbar ſind, „wegen der gar zu vielen Fehler, welche doch „theils durch die ausnehmende Zuverſicht, womit „Herr G. ſeine Meynungen vorträgt, theils durch „den ihm gewöhnlichen Dunſt von Worten, theils „durch das Gepränge einer eiteln und magern „Philoſophie, vor unwiſſenden und treuherzigen „Leſern ziemlich verſteckt werden. Ein Gelehrter „wird nirgends etwas finden, das die gewöhnliche „Erkenntniß der deutſchen Sprache überſtiege, „und woraus ein grammatikaliſcher Geiſt, oder „ein Naturell, das zur Philologie gebohren, oder „erzogen wäre, hervorleuchtete. An deſſen ſtatt „offenbaret ſich durch das ganze Werk eine enthuſiaſtiſche Liebe und eigenſinnige Partheylichkeit

---

*) S. 205.

„des V. für die deutſche Sprache, oder vielmehr für ſeine Meynungen und Vorurtheile von derſelben, nebſt einem allzugroßen Vertrauen auf ſeine Einſicht, welche oft in unbedächtige Urtheile und ſchnöde Verachtung gegen angeſehene Schriftſteller oder gar gegen unſchuldige Städte und Provinzen ausbrechen. Wenn andere Sprachlehrer mit ihm einerley Frage abhandeln, ſo wiegt er immer am leichteſten: und der Mangel des Scharfſinnes, der Ueberlegung, und einer genugſamen Uebung in dieſem Felde, iſt allen ſeinen Urtheilen anzuſehen. Die große Grammatik hat vor der andern ſonſt nichts voraus, als die Weitläuftigkeit, mit welcher die Sachen nicht gründlicher, vollſtändiger, gelehrter, ſondern gedehnter, langweiliger, nnd in einem gewiſſen ſchlechten Verſtande, philoſophiſcher geſagt ſind. Zur Probe kann das Kapitel von Nebenwörtern dienen; aber auch jedes andere Stück. Sie macht durchgängig viel Aufhebens von Kleinigkeiten, und thut, als ob vor ihr nicht nur keine Deutſche, ſondern überall noch keine Sprachlehre geſchrieben wäre; und als ob ſie alle grammatikaliſche Begriffe und Eintheilungen zuerſt aus dem tiefen Brunnen, worinn die Wahrheit verborgen liegt, herausholete, welches in der That weder Gelehrſamkeit

„noch Beſcheidenheit beweiſet. Freylich hätte man denken ſollen, daß Herr G. viel weiter ſehen würde, als alle ſeine Vorgänger: da er ſich nicht weniger als vier und zwanzig Jahr zur Ausarbeitung ſeiner Grammatik genommen, wie das Privilegium und die Vorrede bezeugen. Aber der Leſer wird angemerkt haben, daß ich unſern V. oft aus **Bödickern** und **Friſchen** verbeſſern können: hingegen zur Verbeſſerung dieſer Männer aus **Gottſcheden** wüßte ich auch nicht eine Stelle anzugeben. Iſt das aber recht, ſeiner Vorgänger Verdienſte zu unterdrücken, und ihre Bücher der Jugend aus den Händen zu ſpielen, wenn man es ihnen nicht einmal gleich thut? Wenn uns Deutſchen nicht ſo gar leicht Genüge geſchähe, ſo würde der Herr Prof. mit ſeiner lange erwarteten Sprachlehre ſchwerlich eine andere Aufnahme erfahren haben, als ehemals ein gewiſſer Poet in Frankreich mit ſeinem Heldengedichte. Weil aber Herr G. alles mit der Erwartung ſeiner Grammatik angefüllt hatte, ſo wurden unſere alten wohlverdienten Sprachlehrer wenig geleſen, ſondern die meiſten ſparten ihren Appetit nach grammatikaliſcher Erkenntniß auf das groſſe Mahl, ſo er ihnen bereitete, und das iſt wohl die Urſache des groſſen Beyfalls, womit die

„neue Sprachlehre aufgenommen worden. Was
„mag er aber in ſo lieber langer Zeit daran gebauet
„und ausgefeilet haben! da doch noch itzo,
„**nach ſo vielen gelehrten Erinnerungen ſo**
„**vieler Gönner und Freunde**, wie in der andern
„Vorrede ſtehet, und nun nach ſo viel wiederholten
„Auflagen, gleichwohl noch ſo viel, ich mag
„wohl ſagen, kindiſche Fehler darinn ſind? —
„Herr Gottſched, ſchlieſſet er endlich, hätte daher
„viel beſſer gethan, wenn er doch ein Sprachlehrer
„werden wollte, daß er die **Bödikeriſchen**
„und **Friſchiſchen** Grundſätze bloß in bequemere
„Ordnung gebracht hätte. Ich will damit nicht
„ſagen, daß ers hätte thun ſollen, denn meiner
„Meynung nach, mußte er gar keine Sprachlehre
„ſchreiben: weil die grammatiſche Muſe, nach ſo
„vielen feindſeeligen Angriffen, welche er in dem
„Bayliſchen Wörterbuche, und ſonſt überall, auf
„ſie ſelbſt, und auf ihre größten Günſtlinge gethan
„hatte, ihm von je her, nicht anders, als gehäßig
„ſeyn konnten.

Was ſagen Sie hierzu; vorausgeſetzt, daß Herr Heinz ein ehrlicher Mann iſt, der im geringſten nichts übertreibt? (Wenn Sie es nicht vorausſetzen wollen, ſo glauben Sie es ſo lange auf mein Wort, bis Sie Luſt bekommen, ſich ſelbſt davon zu überzeugen.) Wird es Ihnen noch wahrſcheinlich ſeyn, daß Einer, ob er ſchon ein magerer Philoſoph, und ein ſchlechter Dichter iſt, dennoch wohl eine gute Sprachkunſt ſchreiben könne? Oder geſtehen Sie es nun bald, daß ein ſeichter Kopf nirgends erträglich iſt?

Und Herr Profeſſor Gottſched muß es ſelbſt gefühlt haben, daß ihm dieſer Gegner ein wenig zu ſehr überlegen ſey! Sie glauben nicht wie ſeltſam er ſich in ſeinem Neueſten *) gegen ihn gebährdet! Ohne ſich auch nur auf einen einzigen Tadel einzulaſſen, eifert und ſprudelt er da etwas her, woraus kein Menſch klug werden kann; und begegnet dem Rektor mit einem ſo groben Profeſſorſtolze, als verhielte ſich der Rektor zum Profeſſor, wie der Schüler zum Rektor; da doch das Verhältniß in dieſem Falle gerade umgekehrt iſt. „Hier ſteht abermal“ ruft er mit vollem Maule aus, „hier ſteht abermal ein Grammatiker auf, „der an Herrn Prof. Gottſcheds Sprachkunſt zum Ritter werden will. Herr Rektor Heinz zu Lü„neburg, iſt von einem innern Berufe genagt wor„den, ſich durch einen Angriff eines berühmten „Mannes auch berühmt zu machen. Und was war „leichter als dieß? Man kann ja bald etliche Bo-

---

*) In ſeinem Heumonde dieſes Jahrs, S. 546.

„gen über ein Buch zuſammen ſchreiben, deſſen „gute Aufnahme in Deutſchland ihm ein Dorn „im Auge war. Beſondre Urſachen zur Feindſchaft gegen denſelben hatte er nicht: daß geſteht „er ſelbſt. Die Pflichten der Mitglieder einer „Geſellſchaft, dergleichen die Deutſche zu Göttingen iſt, werdens ihm vermuthlich auch nicht auferlegt haben, einer ſeiner ältern Geſellſchafter ſo „ſtürmend anzugreifen. Um deſto mehr wundern „wir uns, daß er dennoch kein Bedenken getragen, „einen ſolchen Anfall auf einen Mann zu thun, „der ihm nicht den geringſten Anlaß dazu gegeben. — Wenn werden die ſchlechten Skribenten einmal aufhören zu glauben, daß nothwendig perſönliche Feindſchaft zum Grunde liegen müſſe, wenn ſie einer von ihren betrogenen Leſern vor den Richterſtuhl der Kritik fordert? — „Doch wie?“ fährt das Neueſte fort; „hat nicht Herr Prof. G. ſeine kleine Sprachlehre den ſämtlichen berühmten Schullehrern in Deutſchland zugeſchrieben? Es iſt wahr, „und der Augenſchein zeigt es, daß ſolches mit „viel Höflichkeit, mit vielen Lobſprüchen, und in „dem beſten Vertrauen zu ihnen geſchehen iſt. „War nun das etwa ein zureichender Grund, denjenigen ſo grämiſch anzuſchnarchen, der ihm zugleich mit andern eine ſolche Ehre erwieſen?

Welcher Wohlgeſittete kann das begreifen? — Derjenige Wohlgeſittete, würde ich hierauf antworten, bey dem die Höflichkeit nicht alles in allen iſt. Der die Wahrheit für keine Schmeicheleyen verläugnet, und überzeugt iſt, daß die nachdrückliche Warnung vor einem ſchlechten Buche ein Dienſt iſt, den man dem gemeinen Weſen leiſtet, und der daher einem ehrlichen Manne weit beſſer anſtehet, als die knechtiſche Geſchicklichkeit, Lob für Lob einzuhandeln. Zudem weiß ich auch gar nicht, was das Neueſte mit dem **grämiſchen Anſchnarchen** will; zwey altfränkiſche Wörter, die ſchwerlich aus einer andern als des Hrn. Prof. eigener Feder können gefloſſen ſeyn. Man kann nicht mit kälterm Blute kritiſiren, als es Hr. Heinz thut; und die Stelle, die Sie oben geleſen haben, iſt die ſtärkſte in ſeinem ganzen Buche. Was finden Sie darinn **grämiſches** und **angeſchnarchtes**? **Grämiſch anſchnarchen** kann niemand als Herr **Gottſched** ſelbſt; und zwar fällt er in dieſen Ton gemeiniglich alsdenn, wenn er ſatyriſch ſeyn will. Z. E. Was iſt **geſchnarchter** als folgende Stelle?
„Doch Herr **Heinz** beſorget, es werde bey ſeinem
„Stillſchweigen, die Gottſchediſche Grammatik ein
„klaßiſches Anſehen gewinnen; da ers zumal nicht
„ohne Galle bemerket, daß bißher alle ſeine Herren
„Kollegen ſtille dazu geſchwiegen: weswegen er glau-

„det, es ſey beſſer, daß einer, als daß keiner das „Maul aufthue, und dieſem großen Unheile ſteure „und wehre. Allein mit ſeiner gütigen Erlaubniß, „fragen wir hier, ob er denn wohl glaube, daß ein „Buch darum gleich zu Boden geſchlagen ſey, weil „Er, **Herr Heinz von Lüneburg**, ſich demſelben „widerſetzet? Wir glauben es gewißlich noch nicht! „Die Gottſchediſche Sprachkunſt, hat ſchon mehr „ſolche grimmige Anfälle überſtanden, und ſteht „doch noch. Sie wird gewiß, den ſeinigen über„ſtehn.“ —— Welche Schreibart! Und wie witzig iſt das **Herr Heinz von Lüneburg**, auf welches einige Zeilen darauf der Sekundaner Kunz; folgt!

Noch eine recht luſtige Stelle aus dem Heumonde des Hrn. Prof. kann ich mich nicht enthalten, Ihnen abzuſchreiben. Indem er Herr Heinzen aushunzt, kommen ihm auch die Verfaſſer der göttingiſchen gelehrten Zeitung in den Weg, die ſich dann und wann unterſtehen, ihm eine kleine Wahrheit zu ſagen, ohne zu bedenken, daß der Herr Profeſſor ein altes Mitglied ihrer deutſchen Geſellſchaft iſt. Er meint, er habe zu dieſer Frechheit nun lange genug ſtille geſchwiegen; und wenn ſie ihn weiter „böſe machten, ſo werde er einmal aufwa„chen, und ihnen durch den Zuruf:

Tecum habita & noris, quam ſit tibi curta ſuppellex.

„ihre Schwäche bekannt machen. — Wir wiſſen „auch nicht, fährt hierauf der **Heumond** fort, was „ihn bisher zu ſolcher Geduld und Gelaſſenheit bewogen; zumal da die göttingiſchen Zeitungen für ein „Werk von einer ganzen Societät der Wiſſenſchaften gelten ſollen, unter deren Aufſicht, und mit „vermuthlicher Genehmhaltung ſie herauskommen. „Gewiß in ſolchen Zeitungen verdammt zu werden, „iſt kein ſolcher Spaß, als wenn einen ein jeder „unbekannter und ungenannter Kritikaſter herunter „macht. Wer alſo auf ſeinen guten Namen hält, „der iſt in ſeinem Gewiſſen verbunden, von einem „ſo unbefugten und gewaltſamen Richter ſich auf „einen höhern zu berufen, und den Ungrund ſeiner „Urtheile zu zeigen. Nichts, als die Verbindung „mit der göttingiſchen deutſchen Geſellſchaft kann „ihn, unſers Erachtens, bisher abgehalten haben, „hier ſo lange ſtille zu ſitzen. Allein wer weis, „wie lange es dauert, ſo ſchicket er ihr ſein Diplom „(nach Hrn. Rath Königs in Haag Beyſpiele) zurück; und ſetzet ſich wieder in die natürlicher Freyheit, ſeine Ehre zu retten. Biß dahin kann er ihnen mit dem Achill in der Iphigenia zurufen:

Dankt es dem Bade bloß, das meinen Zorn noch hemmet,
Sonſt hät er ſchon mein Herz gewaltſam überſchwemmet.

— Welch eine Drohung! Die arme deutſche Geſellſchaft, wenn ihr dieſes Unglück begegnen ſollte! Ich glaube, ſie würde darüber zu einer **wendiſchen.** Denn wie kann eine deutſche Geſellſchaft ohne **Gottſcheden** beſtehen?

Sieben und dreyßigſter Brief.

Hier iſt etwas von einem Verfaſſer, der ziemlich lange ausgeruhet hat! — Es ſind die Fabeln des Herrn **Leßings.** *)

Er meldet uns in der Vorrede, daß er vor Jahr und Tag einen kritiſchen Blick auf ſeine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange genug vergeſſen gehabt, um ſie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er ſie ganz verwerfen wollen; endlich aber habe er ſie, in Betrachtung ſo vieler freundſchaftlichen Leſer, die er nicht gern dem Vorwurfe ausſetzen wollen, ihren Beyfall an etwas ganz unwürdiges verſchwendet zu haben, zu **verbeſſern** beſchloſſen.

Den Anfang dieſer Verbeſſerung hat er mit ſeinen Fabeln gemacht. „Ich hatte mich, ſagt er, „bey keiner Gattung von Gedichten länger verweilet, „als bey der Fabel. Es gefiel mir auf dieſem ge-

---

*) Berlin bey C. F. Voß, in 8vo.

„meinſchaftlichen Raine der Poeſie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabuliſten ſo ziemlich alle, und die beſten von ihnen mehr als einmal geleſen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aeſopus, von den Neuern, für die blumenreichen Abwege der ſchwatzhaften Gabe zu erzählen, ſo ſehr verlaſſen werde. Ich hatte eine Menge Verſuche in der einfältigen Art des alten Phrygiers gemacht. ꝛc.

Und kurz; hieraus iſt das gegenwärtige kleine Werk ſeiner Fabeln entſtanden, welches man als den erſten Band der gänzlichen Umarbeitung ſeiner Schriften anzuſehen hat. Ich muß die Ordnung, die er darinn beobachtet, umkehren, und Ihnen vorher von ſeinen beygefügten Abhandlungen über dieſe Dichtungsart etwas ſagen, ehe ich die Fabeln ſelbſt ihrem Urtheile unterwerfen kann.

Es ſind dieſer Abhandlungen fünfe. Die erſte, welche die weitläuftigſte und dabey die wichtigſte iſt, unterſuchet das **Weſen der Fabel**. Nachdem die Eintheilung der Fabeln in einfache und zuſammengeſetzte (das iſt in ſolche, die bey der allgemeinen Wahrheit, die ſie einprägen ſollen, ſtehen bleiben, und in ſolche, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geſchehenen, oder doch als wirklich geſchehen, angenommenen Fall, weiter anwenden) vorausgeſchickt worden, gehet der Verfaſſer die Erklärungen durch, welche **de la Motte Richer**, **Breitinger** und **Batteux** von der Fabel gegeben haben. Bey der Erklärung des erſten, die allen folgenden Erklärungen zum Muſter gedienet haben, iſt er vornehmlich gegen das Wort Allegorie, und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzählung einer allegoriſchen Handlung beſtehe, ſondern daß die Handlung nur in der zuſammengeſetzten Fabel allegoriſch werde, und zwar allegoriſch, nicht mit dem darinn enthaltenen allgemeinen Satze, ſondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. An der Erklärung des **Richer** ſetzet er vornemlich dieſes aus, daß ſie ein bloſſes allegoriſches **Bild** zu einer Fabel für hinreichend hält. „Ein Bild, ſagt er, heiſſet überhaupt jede ſinnliche „Vorſtellung eines Dinges, nach einer einzigen ihm „zukommenden Veränderung. Es zeigt mir nicht „mehrere, oder gar alle mögliche Veränderungen, „derer das Ding fähig iſt, ſondern allein die, in der „es ſich in einem und eben demſelben Augenblicke befindet. In einem Bilde kann ich alſo zwar wohl eine „moraliſche Wahrheit erkennen, aber es iſt darum „noch keine Fabel. Der mitten im Waſſer dürſtende „**Tantalus** iſt ein Bild, und ein Bild, das mir die

„Möglichkeit zeiget, man könne auch bey dem größten „Ueberfluſſe darben. Aber iſt dieſes Bild deswegen „eine Fabel? — Ein jedes Gleichniß, ein jedes Em„blema würde eine Fabel ſeyn, wenn ſie nicht eine „Mannigfaltigkeit von Bildern, und zwar zu einem „Zwecke übereinſtimmenden Bildern, wenn ſie, mit „einem Worte, nicht das **nothwendig** erforderte, „was wir durch das Wort **Handlung** ausdrücken.“ —— Mit dieſen Worten verbindet er aber einen viel weitern Sinn, als man gemeiniglich damit zu verbinden pfleget, und verſtehet darunter jede Folge von Veränderungen, die zuſammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche **Batteux** von der Handlung giebt, daß ſie nemlich eine Unternehmung ſeyn müſſe, die mit Wahl und Abſicht geſchieht, bey der Fabel nicht Statt finde, zeiget er umſtändlich, indem die allerwenigſten Aeſopiſchen Fabeln in dieſem Verſtande Handlung haben. **Batteux**, wie der Verfaſſer ſehr wahrſcheinlich zeiget, hat ſeine Erklärung nur von einem einzigen in ſeiner Art zwar ſehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muſter tauglichen Exempel abſtrahieret, und überhaupt die Handlung der Aeſopiſchen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu ſehr verwirrt. Die Handlung der beyden letztern, ſagt er, „muß auſſer der Abſicht,

„welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihm ſelbſt zukommende Abſicht haben. Die „Handlung der erſten braucht dieſe innere Abſicht „nicht, und ſie iſt vollkommen genug, wenn nur der „Dichter ſeine Abſicht damit erreichet ꝛc. Der Grund hiervon liegt in den Leidenſchaften welche jene erregen ſollen, und auf deren Erregung dieſe ganz und gar keinen Anſpruch macht. —— Dieſe und verſchiedene andere Anmerkungen nimmt der Verfaſſer nunmehr zuſammen, und ſagt: „In der Fabel wird „nicht eine jede **Wahrheit**, ſondern ein allgemeiner moraliſcher Satz, nicht unter die **allgemeine Handlung**, ſondern auf einen einzeln Fall, „nicht **verſteckt oder verkleidet**, ſondern ſo zurückgeführet, daß ich, nicht blos einige Aehnlichkeiten mit dem moraliſchen Satze in ihm entdecke, ſondern dieſen ganz anſchauend darinn erkenne.“ —— Und das iſt das Weſen der Fabel? Noch nicht völlig. Noch fehlet ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunſtrichter bloß ein dunkles Gefühl gehabt zu haben ſcheinen; dieſer nemlich: **der einzelne Fall**, aus welchen die Fabel beſtehet, muß als **wirklich** vorgeſtellet werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit deſſelben, ſo iſt es ein **Beyſpiel**, eine **Parabel**.

Nachdem der Verfaſſer dieſen wichtigen Unterſchied an einigen Beyſpielen gezeigt, läßt er ſich auf pſychologiſche Urſachen ein, warum ſich das Exempel der praktiſchen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der bloſſen Möglichkeit begnüge, an welcher ſich die Exempel anderer Wiſſenſchaften begnügen. Er findet dieſe Urſache darinn, weil das Mögliche, als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anſchauenden Erkenntniß verhindere, welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich iſt, wenn die anſchauende Erkenntniß zur lebendigen Erkenntniß, als worauf die Moral bey ihren Wahrheiten vornehmlich ſieht, erhöhet werden ſoll. Er zeiget hierauf, daß ſchon **Ariſtoteles** dieſe Kraft des Wirklichen gekannt, aber eine falſche Anwendung davon gemacht habe, weil er ſie aus einer unrechten Quelle hergeleitet. **Ariſtoteles** lehret nemlich, die hiſtoriſchen Exempel hätten deswegen eine größere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich ſey. Unſer Verfaſſer aber ſagt: „Hierinn, glaube ich, „hat **Ariſtoteles** geirret. Von der Wirklichkeit ei„nes Falles, den ich nicht ſelbſt erfahren habe, kann „ich nicht anders als aus Gründen der Wahrſchein„lichkeit überzeugt werden. Ich glaube bloß deswe„gen, daß ein Ding geſchehen, und daß es ſo und „ſo geſchehen iſt, weil es höchſt wahrſcheinlich iſt,

„und höchſt unwahrſcheinlich ſeyn würde, wenn es „nicht, oder wenn es anders geſchehen wäre. Da „alſo einzig und allein die innere Wahrſcheinlichkeit „mich die ehemalige Wirklichkeit eines Falles glauben macht, und dieſe innere Wahrſcheinlichkeit ſich „eben ſowohl in einem erdichteten Falle finden kann; „was kann der Wirklichkeit des erſtern für eine größere Kraft auf meine Ueberzeugung haben, als die „Wirklichkeit des andern? Ja noch mehr: da das „hiſtoriſch Wahre nicht immer auch wahrſcheinlich „iſt; da **Ariſtoteles** ſelbſt ſagt, daß das Vergangene nur gemeiniglich dem Zukünftigen ähnlich „ſey: der Dichter aber die freye Gewalt hat, hierinn von der Natur abzugehen, und alles, was er „für wahr ausgiebt, auch wahrſcheinlich zu machen; „ſo ſollte ich meynen, wäre es wohl klar, daß der „Fabel, überhaupt zu reden, in Anſehung der Ueberzeugungskraft, der Vorzug vor den hiſtoriſchen „Exempeln gebühre. —— Und nunmehr trägt der Verfaſſer ſeine völlige Erklärung der Fabel vor, und ſagt: **Wenn wir einen allgemeinen moraliſchen Satz auf einen beſondern Fall zurückführen, dieſem beſondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geſchichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anſchauend erkennet: ſo heißt dieſe Erdichtung eine Fabel.**

Die zweyte Abhandlung betrifft den Gebrauch **der Thiere in der Fabel.** „Der größte Theil „der Fabeln, ſagt der Verfaſſer, hat Thiere, oder „wohl noch geringere Geſchöpfe zu handelnden Per„ſonen. — Was iſt hiervon zu halten? Iſt es ei„ne weſentliche Eigenſchaft der Fabel, daß die Thie„re darinn zu moraliſchen Weſen erhoben werden? „Iſt es ein Handgriff, der dem Dichter die Er„reichung ſeiner Abſicht verkürzt und erleichtert? „Iſt es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernſtli„chen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des er„ſten Erfinders, beybehält, weil er wenigſtens ſchna„kiſch iſt — quod riſum movet? Oder was iſt „es?“ **Batteux** hat ſich auf dieſe Fragen nicht eingelaſſen, ſondern liſtig genug den Gebrauch der Thiere ſeiner Erklärung der Fabel ſogleich mit angeflikt. **Breitinger** hingegen behauptet, daß die **Erreichung des Wunderbaren** die Urſache davon ſey, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht beſſer als durch ein **lehrreiches Wunderbare** erklären zu können. Allein unſer Verfaſſer zeiget, daß die Einführung der Thiere in der Fabel nicht wunderbar iſt, indem es darinn **vorausgeſetzt** und angenommen werde, daß die Thiere und andere niedrige Geſchöpfe Sprache und Vernunft beſitzen. Seine Meynung gehet alſo dahin, daß die allgemein bekannte Be-

ſtandheit ihrer Karaktere dieſe Vorausſetzung veranlaſſet und ſo allgemein beliebt gemacht habe.
„Je tiefer wir, ſetzt er hinzu, auf der Leiter der
„Weſen herab ſteigen, deſto ſeltener kommen uns
„dergleichen allgemein bekannte Karaktere vor.
„Dieſes iſt denn auch die Urſache, warum ſich der
„Fabuliſt ſo ſelten in dem Pflanzenreiche, noch ſeltener
„in dem Steinreiche, und am allerſelteſten
„vielleicht unter den Werken der Kunſt finden läßt.
„Denn daß es deswegen geſchehen ſollte, weil es
„ſtuffenweiſe immer unwahrſcheinlicher werde, daß
„dieſe geringern Werke der Natur und Kunſt, empfinden,
„denken und ſprechen könnten, will mir nicht
„ein. Die Fabel von dem ehernen und irdenen
„Topfe iſt nicht um ein Haar ſchlechter und unwahrſcheinlicher,
„als die beſte Fabel z. E. von einem
„Affen, ſo nahe auch dieſer dem Menſchen verwandt
„iſt, und ſo unendlich weit jene von ihm abſtehen.

In der dritten Abhandlung ſucht der Verfaſſer eine richtigere Eintheilung der Fabeln feſtzuſetzen. Die alte Eintheilung des **Aphthonius** iſt offenbar mangelhaft. Schon **Wolf** hat bloß die Benennungen davon beybehalten, den damit zu verknüpfenden Sinn aber dahin beſtimmt, daß man den Subjekten der Fabel entweder ſolche Handlungen und Leidenſchaften, überhaupt ſolche Prädikate, die ihnen zukommen, oder ſolche die ihnen nicht zukommen, beylege. In dem erſten Falle hieſſen es **vernünftige** Fabeln; in dem andern **ſittliche Fabeln**; und vermiſchte Fabeln hieſſen ſie alsdenn, wenn ſie etwas ſowohl von der Eigenſchaft der ſittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch dieſe verbeſſerte Eintheilung will unſerm Verfaſſer darum nicht gefallen, weil das **nicht zukommen** einen übeln Verſtand machen, und man wohl gar daraus ſchlieſſen könnte, daß der Dichter eben nicht gehalten ſey, auf die Natur der Geſchöpfe zu ſehen, die er in ſeinen Fabeln aufführet. Dieſe Klippe alſo zu vermeiden glaubt er, man werde am ſicherſten die Verſchiedenheit der Fabeln auf die verſchiedene Möglichkeit der einzeln Fälle, welche die enthalten, gründen können. Dieſe Möglichkeit aber iſt entweder eine unbedingte oder eine bedingte Möglichkeit; und um die alten Benennungen gleichfalls beyzubehalten, ſo nennt er diejenige Fabeln, **vernünftige Fabeln**, deren einzelner Fall ſchlechterdings möglich iſt; diejenigen hingegen, wo er es nur unter gewiſſen Vorausſetzungen iſt, nennt er **ſittliche** Fabeln. Die **vernünftigen** ſind keiner fernern Abtheilung fähig; wohl aber die ſittlichen. Denn die Vorausſetzungen betreffen entweder die Subjekte der Fabeln, oder die Prädikate dieſer Subjekte. Fabeln, worinn die Subjekte vorausgeſetzt werden, nennet er mythiſche Fabeln; und Fabeln, worinn erhöhtere Eigenſchaften wirklicher Subjekte angenommen werden, nennet er hyperphyſiſche Fabeln. Die ferner daraus entſtehende vermiſchte Gattungen nennet er die vernünftig mythiſchen, die vernünftig hyperphyſiſchen, und die hyperphyſiſch mythiſchen Fabeln. — Welche Wörter! werden Sie ausrufen. Welche unnütze ſcholaſtiſche Grübeley! Und faſt ſollte ich Ihnen Recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Eintheilung der Fabel war, ſo war es ihm auch nicht ſo ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieſer Kleinigkeit ſo weit trieb, als ſie ſich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphyſiſchen Fabeln die Natur der Thiere zu erhöhen ſey, und ob ſich die Aeſopiſche Fabel zu der Länge eines epiſchen Gedichts ausdehnen laſſe, iſt wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne ſeine Verſuche, die er in Abſicht der letztern Frage gewagt hat, nicht wohl zu verſtehen iſt. Wenn Sie es einmal ſelbſt leſen ſollten, ſo werden Sie leicht finden, daß ſeine Verſuche ſeine Spekulation nicht erſchöpfen.

In der vierten Abhandlung redet er von dem

Vortrage der Fabeln. Er karakteriſiert den Vortrag des **Aeſopus** und **Phädrus**, und ſcheinet mit dem Vortrage des la Fontaine am wenigſten zufrieden zu ſeyn. **La Fontaine** bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präziſion, und die auſſerordentliche Kürze, durch die ſich **Phädrus** ſo ſehr empfehle, nicht habe erreichen können; und daß alle die Luſtigkeit, mit welcher er ſeine Fabeln aufzuſtützen geſucht, weiter nichts als eine etwanige Schadloshaltung für jene weſentlichere Schönheiten ſeyn ſolle. „Welch Bekenntniß! ruft unſer Verfaſſer aus. „In meinen Augen macht ihm dieſes Bekenntniß mehr „Ehre, als ihm alle ſeine Fabeln machen! Aber wie „wunderbar ward es von dem franzöſiſchen Publikum „aufgenommen! Es glaubte, la **Fontaine** wolle „ein bloſſes Kompliment machen, und hielt die Schadloshaltung unendlich höher, als das, wofür ſie geleiſtet war. Kaum könnte es auch anders ſeyn; denn „die Schadloshaltung hatte allzuviel Reitzendes für „Franzoſen, bey welchen nichts über die Luſtigkeit gehet. Ein witziger Kopf unter ihnen, der hernach „das Unglück hatte, hundert Jahr witzig zu bleiben, *) „meinte ſo gar, la **Fontaine** habe ſich aus **bloſſer Albernheit** (par betiſe) dem **Phädrus** nachgeſetzt; und de la Motte ſchrie über dieſen Einfall:

---

*) Fontenelle.

„mot plaiſant, mais ſolide! — Er gehet hierauf die Zierathen durch, deren die Fabel, nach dem Batteur, fähig ſeyn ſoll, und zeiget, daß ſie ſchnurſtracks mit dem Weſen der Fabel ſtreiten. Sogar Phädrus kömmt ihm nicht ungetadelt davon, und er iſt kühn genug zu behaupten, daß Phädrus, ſo oft er ſich von der Einfalt der griechiſchen Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen plumpen Fehler begehe. Er giebt verſchiedene Beweiſe hiervon, und drohet ſeine Beſchuldigung vielleicht gar durch eine eigene Ausgabe des Phädrus zu rechtfertigen, — Ich beſorge ſehr, unſer Verfaſſer wird mit dieſer Abhandlung am wenigſten durchkommen, und er wird von Glück zu ſagen haben, wenn man ihm keine ſchlimmere Abſicht giebt, als die Abſicht, ſeine eigene Art zu erzehlen, ſo viel als möglich, zu beſchönigen.

Die fünfte Abhandlung iſt die kürzeſte, und redet von einem **beſondern Nutzen der Fabeln in den Schulen.** Es iſt hier nicht die Frage von dem moraliſchen Nutzen, ſondern von einem Nutzen, welchen der Verfaſſer den heuriſtiſchen nennet. Er glaubt nemlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den beſten Uebungen ſey, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen iſt, ſo räth er vors erſte die Fabeln mehr **finden** als **erfinden** zu laſſen; „und „die allmähligen Stuffen von dieſem **Finden** zum „**Erfinden**, ſagt er, ſind es eigentlich, was ich durch „verſchiedene Verſuche meines **zweyten** Buches ha„be zeigen wollen.“ Es ſind aber dieſe Verſuche nichts anders als Umſchmelzungen alter Fabeln, deren Geſchichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald dieſen oder jenen Umſtand derſelben ſo verändert, daß ſich eine andere Moral darinn erkennen läßt. Aus einigen Beyſpielen werden Sie ſich einen deutlichern Begriff davon machen können. Z. E. die bekannte Fabel von der Krähe, die ſich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geſchmückt hatte, führt er einen Schritt weiter, und macht folgende neue Fabel daraus.

Die ſechſte des zweyten Buchs.

„Eine ſtolze Krähe ſchmückte ſich mit den aus„gefallenen Federn der farbigten Pfaue, und miſchte „ſich kühn, als ſie genug geſchmückt zu ſeyn glaubte, „unter dieſe glänzende Vögel der Juno. Sie ward „erkannt; und ſchnell fielen die Pfauen mit ſcharfen „Schnäbeln auf ſie, ihr den betriegeriſchen Putz „auszureiſſen. Laſſet nach! ſchrie ſie endlich; ihr „habt nun alle das eurige wieder. — Doch die „Pfauen, welche einige von den eigenen glänzenden

„Schwingfedern der Krähe bemerkt hatten, verſetz„ten: Schweig, armſelige Närrin: auch dieſe kön„nen nicht dein ſeyn und hackten weiter. —

Dieſe Fabel kann für neu gelten, ob ſie gleich aus alten Stücken zum Theil zuſammen geſetzt iſt: denn es liegt eine neue Moral darinn. „So geht „es dem Plagiarius! Man ertappt ihn hier; man er„tappt ihn da, und endlich glaubt man, daß er „auch das, was wirklich ſein eigen iſt, geſtohlen „habe.“ — Oder die Fabel von den Fröſchen, die ſich einen König erbetten hatten:

Die dreyzehnte des zweyten Buchs.

„Zevs hatte nunmehr den Fröſchen einen andern „König gegeben; anſtatt eines friedlichen Klotzes, „eine gefräßige Waſſerſchlange. Willſt du unſer „König ſeyn, ſchrien die Fröſche, warum verſchlingſt „du uns? — Darum, antwortete die Schlange, „weil ihr um mich gebeten habt. — Ich habe „nicht um dich gebeten! rief einer von den Fröſchen, „den ſie ſchon mit den Augen verſchlang. — Nicht? „ſagte die Waſſerſchlange. Deſto ſchlimmer. So „muß ich dich verſchlingen, weil du nicht um mich „gebeten haſt.

Dieſe Fabel fängt da an, wo die alte aufhöret, und erhält dadurch gleichſam eine Art von hiſtoriſcher Wahrſcheinlichkeit. — Und aus dieſen Proben werden Sie zugleich von dem Tone und der Schreibart unſers Fabuliſten urtheilen können. Jedes von den drey Büchern enthält dreyßig Fabeln; und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem erſten und zweyten Buche vorlege, ſo wird es hoffentlich alles ſeyn, was Sie dieſesmal von mir erwarten. Die erſte, welche ich anführen will, ſcheinet er mit Rückſicht auf ſich ſelbſt und die einfältige Art ſeines Vortrages gemacht zu haben.

Der Beſitzer des Bogens.

„Ein Mann hatte einen treflichen Bogen von
„Ebenholz, mit dem er ſehr weit und ſehr ſicher ſchoß,
„und den er ungemein werth hielt. Einſt aber,
„als er ihn aufmerkſam betrachtete, ſprach er: Ein
„wenig zu plump biſt du doch! Alle deine Zierde
„iſt die Glätte. Schade! Doch dem iſt abzuhelfen,
„fiel ihm ein: Ich will hingehen, und den beſten
„Künſtler Bilder in den Bogen ſchnitzen laſſen. Er
„gieng hin; und der Künſtler ſchnitzte eine ganze Jagd
„auf den Bogen, und was hätte ſich beſſer auf ei-
„nen Bogen geſchickt, als eine Jagd? Der Mann
„war voller Freuden. Du verdieneſt dieſe Zierra-
„then mein lieber Bogen! Indem will er ihn ver-
„ſuchen; er ſpannt; und der Bogen — zerbricht.

Die Schwalbe.

„Glaubet mir, Freunde; die große Welt iſt

„nicht für den Weiſen, iſt nicht für den Dichter!
„Man kennet da ihren wahren Werth nicht, und ach!
„ſie ſind oft ſchwach genug, ihn mit einem nichtigen
„zu vertauſchen. — In den erſten Zeiten war die
„Schwalbe ein eben ſo tonreicher, melodiſcher Vo-
„gel, als die Nachtigall. Sie ward es aber müde,
„in den einſamen Büſchen zu wohnen, und da von
„niemand als dem fleißigen Landmanne, und der un-
„ſchuldigen Schäferinn gehöret und bewundert zu
„werden. Sie verließ ihre demüthigere Freundinn,
„und zog in die Stadt. Was geſchah? Weil man
„in der Stadt nicht Zeit hatte, ihr göttliches Lied
„zu hören, ſo verlernte ſie es nach und nach, und
„lernte dafür — bauen.

Der Geiſt des Salomo.

„Ein ehrlicher Greis trug des Tages Laſt und
„Hitze, ſein Feld mit eigner Hand zu pflügen, und
„mit eigner Hand den reinen Saamen in den lockern
„Schoos der willigen Erde zu ſtreuen. Auf einmal
„ſtand unter dem breiten Schatten einer Linde, ei-
„ne göttliche Erſcheinung vor ihm da! der Greis
„ſtutzte. Ich bin Salomo: ſagte mit vertraulicher
„Stimme das Phantom. Was machſt du hier,
„Alter? Wenn du Salomo biſt, verſetzte der Alte,
„wie kannſt du fragen? Du ſchickteſt mich in meiner
„Jugend zu der Ameiſe; ich ſahe ihren Wandel,

„und lernte von ihr fleißig ſeyn und ſammeln.
„Was ich da lernte, das thue ich noch. — Du haſt
„deine Lektion nur halb gelernt, verſetzte der Geiſt.
„Geh noch einmal hin zur Ameiſe, und lerne nun
„auch von ihr, in dem Winter deiner Jahre ruhen
„und des Geſammelten genieſſen!

Acht und dreyßigſter Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, ſo viel ich weis, in Frankfurt an der Oder ſuchen müſſen, fieng bereits im vorigen Jahr an, eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem erſten Buche derſelben nahmen ſich beſonders verſchiedene Briefe von des **Vignoles** und **Theoph. Sig. Bayern** aus, indem ſie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren, als die übrigen. In dem zweyten Buche verſprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechſel des **Stephanus Vinandus Piphius** zu liefern. Es ſcheinet aber, daß ihn ein ſehr glücklicher Umſtand dieſes Verſprechen aufzuſchieben, verleitet hat. Sein Unternehmen ſelbſt hat nehmlich ſo viel Beyfall gefunden, daß ihm nicht nur verſchiedene Gelehrte ihre litterariſchen Schätze von dieſer Art mitgetheilet haben, ſondern daß ihm auch, durch Vermittlung des Herrn von **Münchhauſen** der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch dieſen Beytrag alſo iſt er in den Stand geſetzt worden, uns noch vorher mit andern leſenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des **Piphius** mögen geſchienen haben.

Die erſten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehro angewachſen iſt, und welche den erſten Band derſelben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe. *) **Bynckershoeck**, **Beverland**, **Gisbert Cuper**, **d'Orville**, **J. A. Fabricius**, **Grävius**, **Gramm**, **Schannat**, **J. P von Ludewig**, **Geßner** ꝛc. ſind die berühmten Namen ihrer Verfaſſer.

Sogar von **Leibnitzen** finden ſich in dem vierten Buche ein Dutzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich dieſe zu leſen am begierigſten geweſen bin. Die erſten zwey derſelben ſind an **P. J. Spenern** geſchrieben, und enthalten wenig mehr, als einige itzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden ſechſe aber an den berühmten **Hue-**

---

*) Sylloge nova Epiſtolarum varii argumenti. Volumen I. libros III. priores continens. Norimbergæ impenſis Hered. Felſeckeri 1760. 2 Alphabet 4 Bogen.

tius ſind deſto intereſſanter und enthalten Gedanken eines Philoſophen, die noch immer unterrichten können. Die zwey erſten ſind von dem Jahre 1673 und zu Paris geſchrieben, aus welchen Datis, wenn Sie ſich der Lebensgeſchichte unſers Weltweiſen erinnern, Sie ohngefehr den Inhalt errathen können. **Huetius** hatte damals die Beſorgung der Ausgaben der klaſſiſchen Schriftſteller, welche vornemlich **zum Gebrauche des Dauphins** eingerichtet ſeyn ſollten; und er glaubte, daß er ſich bey dieſer Arbeit auch unſers **Leibnitz** verſichern müßte. Ob dieſer nun gleich damals ſich mit ganz andern Dingen beſchäfftigte, und beſonders an ſeiner Rechenmaſchine arbeitete: ſo lies er ſich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen Bezirke der Wiſſenſchaften nichts zu klein, ſo wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er ſich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bey welchem ſich Philoſophie, und eine geſunde Philoſophie anbringen lieſſe. Man ſchlug ihm in dieſer Abſicht den ältern **Plinius**, den **Mela**, die **Schriftſteller vom Ackerbaue**, den **Apuleius**, den **Capella** und den **Boethius** vor. „Mich zum **Plinius** zu „entſchlieſſen, ſchreibt er, verſtehe ich zu wenig von „der Arzneygelahrtheit; und von den Schriftſtel„lern des Ackerbaues ſchreckt mich meine geringe

„Kenntniß der Oekonomie ab. Er wählte alſo den **Martianus Capella**, und das Urtheil, das er von dieſem Schriftſteller fällt, iſt ſehr vortheilhaft, und ſollte hinlänglich genug ſeyn, dem **Capella** mehr Leſer zu verſchaffen, als er itziger Zeit wohl haben mag: Martianum Capellam, uſus ingentis auctorem, gratum varietate, ſcientias non libantem tantum, ſed intrantem, ſolum ex ſuperſtitibus ſcriptorem cujusdam artium liberalium encyclopædiæ. Er fieng auch ſchon wirklich an daran zu arbeiten, und wollte die Anmerkungen des **Grotius**, die dieſer in ſeinem fünfzehnten Jahre gemacht hat, ſeiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welch Schickſal war es, das uns derſelben beraubte? **Jaucourt** ſagt in ſeiner Lebensbeſchreibung unſers Weltweiſen, daß ihm alles, was er dazu aufgeſchrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wieder herzuſtellen. **Leibnitz** muß dieſen Verluſt noch in **Paris** erlitten haben, denn in den Briefen, die er 1679 aus Hanover an den **Huetius** ſchreibet, wird des **Capella** gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel ſchon längſt aufgegebenen und abgethanen Sache. **Jaucourt** kann übrigens aus dieſem Briefe darinn verbeſſert werden, daß **Leibnitz** den **Capella** ſelbſt aus eigenem Antriebe gewählet, und daß es eben nicht der Einſicht des **Huetius** zuzuſchreiben, daß er ſich nur mit dieſem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn **Leibnitz** kannte ſich wirklich beſſer, als ihn **Huetius** kannte; welches unter andern auch daraus zu erſehen, daß ihn dieſer mit aller Gewalt auch den **Vitruvius** aufdringen wollte, mit dem er ſich aber abzugeben rund abſchlug, weil er nicht hoffen könne, etwas auſſerordentliches dabey zu leiſten. —— Uebrigens muß es ein wenig verdrieſſen, daß **Leibnitz** bey dieſer Gelegenheit nicht allein allzuklein von ſich ſelbſt, (denn ein beſcheidner Mann kann ſich ſelbſt ſo viel vergeben, als er will,) ſondern auch allzuklein von ſeiner Nation ſpricht: Id enim fateor, tametſi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiæ tamen laudem aliquando apud æquos cenſores conſecutum. Et quid aliud exſpectes a Germano, *cui nationi inter animi dotes ſola laborioſitas relicta eſt?* Nun wundere man ſich noch, wie es komme, daß die Franzoſen einen deutſchen Gelehrten ſo gering ſchätzen, wenn die beſten deutſchen Köpfe ihre Landesleute unter ihnen ſo erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht abſprechen könne. Denn das bilde man ſich ja nicht ein, daß dieſe aus Komplimenten zuſammengeſetzte Nation, auch das für Komplimente halte, was gewiſſermaſſen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die drey folgenden Briefe hat Leibnitz bey Gelegenheit des Huetſchen Werckes **von der Wahrheit der chriſtlichen Religion**, geſchrieben, und ſie enthalten ſehr vortreffliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Kritik. „Die Kritik, ſagt „er, die ſich mit Prüfung der alten Handſchriften, „Münzen, und Inſkriptionen beſchäftiget, iſt eine „ſehr nöthige Kunſt, und zur Feſtſetzung der Wahrheit unſrer Religion, ganz unentbehrlich. Denn „das glaube ich gewiß, gehet die Kritik verlohren, „ſo iſt es auch mit den Schriften unſers Glaubens „geſchehen, und es iſt nichts gründliches mehr übrig, „woraus man einem Chineſer oder Mahomethaner „unſere Religion demonſtrieren könne. Denn geſetzt, „man könnte die fabelhaften Hiſtorien von **Theo„doriko Veronenſi**, wie ſie bey uns die Ammen, „unter dem Namen **Dietrichs von Bern**, den „Kindern erzehlen, von den Erzehlungen des **Kaſ„ſiodorius**, eines zeitverwandten Schriftſtellers, „der bey dieſem Könige Kanzler war, nicht unter„ſcheiden; geſetzt, es käme die Zeit, da man mit „den Türken zweifelte, ob nicht **Alexander der „Große** des Königs **Salomon** oberſter Feldherr

„geweſen ſey; geſetzt, es wären uns, anſtatt des „Livius und Tacitus weiter nichts als einige von „den zierlichen aber im Grunde abgeſchmakten geheimen Nachrichten von den Liebeshändeln großer „Männer, wie ſie jetzt geſchrieben werden, übrig: „geſetzt, es kämen die Fabelhaften Zeiten wieder, „dergleichen bey den Griechen vor dem Herodotus „waren: würde nicht alle Gewißheit von geſchehenen Dingen wegfallen? Wir würden nicht einmal „zeigen können, daß die Bücher der heiligen Schrift „nicht untergeſchoben wären, noch vielweniger, daß „ſie göttlichen Urſprungs wären. Unter allen Hinderniſſen, welche die Ausbreitung der chriſtlichen „Religion in den Morgenländern findet, iſt dieſes, „meiner Meynung nach, auch das vornehmſte, daß „das daſige Volk, weil es von der allgemeinen Geſchichte ganz und gar nichts weiß, die hiſtoriſchen „Beweiſe, auf welche ſich die chriſtliche Religion „ſtützet, nicht begreifen kann.“ —— Er giebt hierauf eine ſehr ſinnreiche, aber aus dem vorhergehenden ſehr natürlich flieſſende Urſache an, warum zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, die Kritik ſo ſtark getrieben, und in den neuern Zeiten hingegen ſo ſehr vernachläßiget worden. „Die Kritik, ſagt er, wenn „ich die Wahrheit geſtehen ſoll, ward damals durch „die theologiſchen Streitigkeiten genähret. Denn

„es iſt kein Uebel in der Welt, das nicht etwas gutes
„veranlaſſen ſollte. Indem man nehmlich von
„dem Sinne der Schrift, von der Uebereinſtimmung
„der Alten, von ächten und untergeſchobenen
„Büchern häufig ſtreiten mußte, und nur derjenige
„von den Kirchenſkribenten aller Jahrhunderte richtig
„urtheilen konnte, der ſich in den übrigen Werken
„des Alterthums gehörig umgeſehen hatte: ſo
„durchſuchte man aufs genaueſte alle Bibliotheken.
„Der König von England **Jakobus** ſelbſt, und andere
„von den vornehmſten Gliedern der Kirche und
„des Staats, gaben ſich mit dergleichen Streitigkeiten,
„vielleicht ein wenig nur allzuſehr ab. Als
„aber dieſe Streitigkeiten in Kriege ausbrachen, und
„nach ſo viel vergoſſenem Blute, die Klügern wohl
„ſahen, daß mit alle dem Geſchrey nichts ausgerichtet
„werde, ſo bekamen, nach wiederhergeſtelltem
„Frieden, ſehr viele vor dieſem Theile der Gelehrſamkeit
„einen Eckel. Und nun fieng ſich ein neuer
„Periodus mit den Wiſſenſchaften an; indem in Italien
„**Galiläus**, in England **Bako**, **Harväus** und
„**Gilbertus**, in Frankreich **Carteſius** und **Gaſſendus**,
„und in Deutſchland der einzige, den ich
„dieſen Männern entgegen zu ſetzen wüßte, **Joachim**
„**Junge**, durch verſchiedene treffliche Erfindungen
„oder Gedanken, den Menſchen Hoffnung machten,

„die Natur vermittelſt der mathematiſchen Wiſſenſchaften näher kennen zu lernen. — Ich will jetzt nicht unterſuchen, worinn es, wie ich glaube, heut zu Tage verſehen wird, und woher es kömmt, daß die Schüler ſo großer Männer, ob ſie gleich mit ſo vielen Hülfsmitteln verſehen ſind, dennoch nichts beſonderes leiſten; denn es iſt hier nicht der Ort dazu. Ich will nur dieſes einzige anmerken, daß ſeit dieſer Zeit das Studium der Alterthümer und die gründliche Gelehrſamkeit hin und wieder in Verachtung gekommen, ſo daß ſich wohl gar einige in ihren Schriften irgend einen Autor zu zitiren, ſorgfältig enthalten, theils damit ſie alles aus ihrem Kopfe genommen zu haben ſcheinen mögen, theils weil es ihrer Faulheit ſo bequemer iſt; da gleichwohl die Anführung der Zeugen, wenn es auf geſchehene Dinge ankömmt, von der unumgänglichſten Nothwendigkeit iſt, und nur durch ſie gründliche Unterſuchungen ſich von einem ſeichten Geſchwätze unterſcheiden. Damit alſo dieſes Uebel nicht weiter um ſich freſſe, kann man die Welt nicht ernſtlich genug erinnern, wie viel der Religion an der Erhaltung der gründlichen Gelehrſamkeit gelegen ſey. —

Und was meynen Sie, wenn dieſe Erinnerung ſchon zu Leibnitz Zeiten, da noch Gudii und Span-

heim

heime, **Voſſii** und **Heinſii** lebten, ſo nöthig war, wie viel nöthiger wird ſie jetzt ſeyn, jetzt da wir noch kaum hier und da Schatten von dieſen Männern haben, und beſonders unſere Gottesgelehrte, die ſich die Erhaltung dieſer gründlichen Gelehrſamkeit am meiſten ſollten angelegen ſeyn laſſen, gleich das allerwenigſte davon verſtehen? Doch anſtatt dieſe verkleinernde Parallele weiter auszuführen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des Leibnitziſchen Briefes vorzulegen.

„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht
„zufrieden ſeyn, die alle Hochachtung gegen das Al-
„terthum ablegen, und von dem **Plato** und Ari-
„ſtoteles nicht anders als von ein Paar elenden So-
„phiſten reden. Hätten ſie dieſe vortreflichen Män-
„ner aufmerkſam geleſen, ſo würden ſie ganz anders
„von ihnen urtheilen. Denn die metaphyſiſche und
„moraliſche Lehre des **Plato**, welche die wenigſten
„aus ihrer Quelle ſchöpfen, iſt wahr und heilig,
„und das, was er von den Ideen und ewigen Wahr-
„heiten ſagt, verdienet Bewunderung. Die Logik,
„Rhetorik und Politik des Ariſtoteles hingegen,
„können im gemeinen Leben von ſehr großem Nutzen
„ſeyn, wenn ſie ſich in einem guten Kopfe, der die
„Welt und ihre Händel kennet, finden. Sogar kann
„man ihm nicht genug dafür danken, daß er in jel-

„ner Phyſik den wahren Begriff des Stetigen gegen die ſcheinbaren Irrthümer der Platoniker gerettet hat. Und wer endlich den Archimedes und **Apollonius** verſtehet, der wird die Erfindungen der allergrößten Neuern ſparſamer bewundern.

Gewiß die Kritik auf dieſer Seite betrachtet, und das Studium der Alten bis zu dieſer Bekanntſchaft getrieben, iſt keine Pedanterie, ſondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibnitz der geworden iſt, der er war, und der einzige Weg, durch welchen ſich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. — Aber welchen luſtigen Kontraſt machet mit dieſer wahren Schätzung der Kritik und alten Schriftſteller, die Denkungsart dieſes und jenes grundgelehrten Wortforſchers, von welchem ſich in eben dieſer Samlung Briefe finden. Z. E. **Gisbert Cupers**. Dieſer Mann war ohnſtreitig einer von den größten Antiquaren, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Antiquitäten willen ſtudierte. Er hält ſich ſtark darüber auf: Sæculis ſuperioribus plerosque eruditorum magis ſtilo operam dediſſe, quam ritibus, moribus, aliiſque præclaris rebus, quæ veterum libris continentur, illuſtrandis. Und damit Sie ja nicht etwa denken, daß er unter dieſen præclaris rebus vielleicht auch die philoſophiſchen Meinungen der Alten verſtehe, ſo leſen Sie folgende Stelle aus einem andern ſeiner Briefe: Recte facis, quod edere conſtitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec Græca valent nec Latina. Ego olim illud percucurri; ſed eidem inhærere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris ævi reliquiæ & hiſtoria; nec capiebar admodum tricis philoſophicis &c.

Unterdeſſen iſt doch in den Briefen dieſes **Cupers**, deren uns eine anſehnliche Folge an den von **Almeloveen** und an **J. A. Fabricius** mitgetheilet wird, viel nützliches und nicht ſelten auch angenehmes. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die **Wahrheit** bey den Alten zwar als eine allegoriſche Perſon eingeführet, und von einigen die Tochter des **Jupiters**, von andern die Tochter des **Saturnus** oder Zeit, von andern die Säugamme des **Apollo** genennt werde, daß ſie aber doch als keine Göttinn von ihnen verehret worden, daß ſie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. **Voſſius**, ſagt er, in ſeinem Werke de Idololatria habe zwar angemerkt, daß **Anaxagoras** zwey Altäre, den einen dem **Verſtande**, und den andern der **Wahrheit** geſetzt habe. Allein **Voſſius** habe ſich hier geirret, weil dieſe Altäre nicht **Anaxagoras** geſetzt habe, ſondern ſie dem **Anaxagoras** geſetzt worden, welcher durch die

Aufſchriften derſelben Νȣ̃ und Ἀληθείας ſelbſt bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt ſey, **Anaxagoras** wirklich den Beynamen Νȣ̃ς geführet habe. (Wenn Sie Kühns Ausgabe des Aelianus nachſehen wollen, ſo werden Sie finden, daß Kuper den Voſſius hier nur zur Hälfte verbeſſert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß Aelian nicht von zwey Altaren, ſondern nur von einem einzigen rede, welcher nach einigen die Aufſchrift Νȣ̃ und nach andern die Aufſchrift Ἀληθείας geführt habe.) Die Betrachtung endlich die **Cuper** über dieſe von den Heiden unterlaſſene göttliche Verehrung der Wahrheit anſtellet, macht ſeiner Frömmigkeit mehr Ehre, als ſeiner Scharfſinnigkeit: Quodſi jam admiſcere vellem hiſce profanis rebus ſanctæ noſtræ religionis chriſtianæ myſteria; an non inde concludere poſſemus, Deum veritatem genuinam ſuis, & primo quidem Judæis, inde Chriſtianis, & præcipue veris, ſolis revelaſſe; gentiles eum male quæſiviſſe in indagatione rerum naturalium, & ita Deum voluiſſe, ut nec ſummam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent &c. Ich würde auf eine natürlichere Urſache gefallen ſeyn. Wenn die Alten die Wahrheit als keine Göttinn verehret haben, ſo kam es ohne Zweifel daher, weil der abſtrakte Begriff der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweiſen exiſtierte, und ihre

Weltweiſen die Leute nicht waren, die gern vergöttern, und die Menge der Altären vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch ein andermal mit verſchiedenen artigen Kleinigkeiten und litterariſchen Anekdoten aus dieſer Sammlung von Briefen unterhalten ſoll: ſo erwarte ich nur einen Wink.

Neun und dreyßigſter Brief.

Der Verfaſſer der ſcherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen ſeiner naiven Wendungen und feinen Sprache, ſo viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweyte verbeſſerte Auflage erſchienen iſt, hat ſich aufs neue in einer andern, und höheren Spähre gezeigt. In der tragiſchen.*) Und mit Ehren.

Was? — wird ohne Zweifel auch hier der kritiſche Freund des Herrn Duſch auffahren — „Was? „Ein Witzling, der den Geiſt der anakreontiſchen „Gedichte beſitzet, ſollte auch den Geiſt der Tragödie „beſitzen? Der eine erſchüttert das Herz; Schrecken „und Thränen ſtehen ihm zu Gebothe; der andere „erregt ein kurzes Vergnügen über einen unerwarteten „Einfall; und wenn er uns ermuntert hat, „und wenn wir lachen, ſo hat er alle Ehre, die er

---

*) Beytrag zum deutſchen Theater, Leipzig bey Dyk, 1759.

„hoffen kann.“ — Man ſollte glauben, fährt dieſer tiefſinnige Kunſtrichter fort, „daß dieſe beyden ſehr „verſchiedenen Eigenſchaften ſich nicht wohl mit einander vertragen könnten. Ich wenigſtens. *) —

Ja, Er wenigſtens! — Er, der Freund, des Herrn Duſch! — Er wird es ſolchergeſtalt gleich a priori wiſſen, daß die Trauerſpiele unſers ſcherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bey dieſer philoſophiſchen Nativitätſtellung bewenden laſſen? Oder wünſchen Sie lieber, mit ihren eigenen Augen zu ſehen, und nach ihren eigenen Empfindungen zu ſchlieſſen? — Ich weiß ſchon, was Sie thun werden; und dieſer Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr **Weiſe** — denn warum ſollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen gefallen hat, und den Sie nun bald hoch ſchätzen werden? — über den Mangel an deutſchen Trauerſpielen. Daß es den Deutſchen am tragiſchen Genie fehlen ſollte, kann er ſich nicht überreden. „Aber ein unglückliches Schickſal, ſagt er, hat bisher über die deutſche Schaubühne gewaltet. Einige dieſer Lieblinge der Muſen „ſind in der Morgenröthe ihres Witzes verblühet, „und haben uns durch ihre erſten Früchte gezeiget,

---

*) S. Duſchs vermiſchte Schriften, S. 46.

„was für eine angenehme Hoffnung wir mit ihnen „verlohren haben.“ — Dieſes muß Sie an die Herren von **Kronegk** und von **Brave** erinnern, von welchen beyden ohne Zweifel der letztere das größere tragiſche Genie war. Er hat noch ein Trauerſpiel in Verſen völlig ausgearbeitet hinterlaſſen, und Freunde, die es geleſen haben, verſichern mich, daß er darinn mehr geleiſtet, als er ſelbſt durch ſeinen **Freygeiſt** zu verſprechen geſchienen. — Andere, fähret Herr **W.** fort, „laſſen, wir wiſſen nicht aus „was für unglücklichen Urſachen, die Jahre des Ge„nies vorbey fliehen: ſie ſchmeicheln uns mit Hoff„nung, und laſſen ſie unerfüllet, bis ſie die Geſchäfte „des Lebens überhäuffen, oder ſie ſich in andere Sor„gen vertheilen.“ — Ich kann nicht ſagen, wer dieſe **andere** ſind. Sind es aber wirklich tragiſche **Genies**, ſo verſpreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend ſind die Jahre nicht, von welchen wir tragiſche Meiſterſtücke erwarten dürfen. Alles was auch der beſte Kopf in dieſer Gattung, unter dem dreyßigſten Jahre leiſten kann, ſind Verſuche. Je mehr man verſucht, je mehr verdirbt man ſich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als biß man ſeiner Sache zum größten Theile gewiß iſt! Und wenn kann man dieſes ſeyn? Wenn man die Natur, wenn man die Alten gnugſam ſtudieret hat. Das aber ſind lange Lehrjahre! Genug, daß die Jahre der Meiſterſchaft dafür auch deſto länger dauern. Sophokles ſchrieb Trauerſpiele bis in die achzigſten Jahre. Und wie gut iſt es einem Tragikus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verlohren hat, die ſo oft Genie heiſſen, und es ſo ſelten ſind. „Noch andern, heißt es weiters, „fehlt es an Aufmunterung; ſie haben niemals eine gute Schauſpielergeſellſchaft geſehen, und kennen die dramatiſche Dichtkunſt bloß aus den **Ariſtoteles** und **Hedelin**. —

Das iſt ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauſpieler. Wir habe keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer franzöſiſcher Schriftſteller von dieſem Punkte der Aufmunterung ſagt: *) „Eigentlich zu reden, ſagt er, giebt es ganz und gar keine öffentlichen Schauſpiele mehr. Was ſind unſere Verſammlungen in dem Schauplatze, auch an den allerzahlreichſten Tagen, gegen die Verſammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Bühnen konnten an die achzig tauſend Bürger einnehmen. Die Bühne des Scaurus war mit drey hundert und ſechzig Säulen, und mit drey tauſend Statuen gezieret.

---

*) Diderot in den Unterredungen über ſeinen natürlichen Sohn.

„Wie viel Gewalt aber eine große Menge von Zuſchauern habe, das kann man überhaupt aus dem Eindrucke, den die Menſchen auf einander machen, und aus der Mittheilung der Leidenſchaften abnehmen, die man bey Rebellionen wahrnimmt. Ja der, deſſen Empfindungen, durch die große Anzahl derjenigen, welche daran Theil nehmen, nicht höher ſteigen, muß irgend ein heimliches Laſter haben; es findet ſich in ſeinem Karakter etwas Einſidleriſches, das mir nicht gefällt. Kann nun ein großer Zulauf von Menſchen die Rührung der Zuſchauer ſo ſehr vermehren, welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfaſſer, und auf die Schauſpieler haben? Welcher Unterſchied, zwiſchen heut oder morgen einmal, ein Paar Stunden, einige hundert Perſonen, an einem finſtern Orte zu unterhalten; und die Aufmerkſamkeit eines ganzen Volkes, an ſeinen feyerlichſten Tagen zu beſchäftigen, im Beſitz ſeiner prächtigſten Gebäude zu ſeyn, und dieſe Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt zu ſehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unſern Talenten abhangen ſoll? — So redet ein Franzoſe! Und welcher Sprung von dem Franzoſen auf den Deutſchen! Der Franzoſe hat doch wenigſtens noch eine Bühne: da der Deutſche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzoſen iſt doch wenigſtens das Vergnügen einer ganzen großen Hauptſtadt; da in den Hauptſtädten des Deutſchen, die Bude der Spott des Pöbels iſt. Der Franzoſe kann ſich doch wenigſtens rühmen, oft ſeinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigſten Männer des Reichs, die feinſte Welt zu unterhalten; da der Deutſche ſehr zufrieden ſeyn muß, wenn ihm ein Paar Dutzend ehrliche Privatleute, die ſich ſchüchtern nach der Bude geſchlichen, zuhören wollen.

Doch laſſen Sie uns recht aufrichtig ſeyn. Daß es mit dem deutſchen Drama noch ſo gar elend ausſiehet, iſt vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Großen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterſtützung mangeln laſſen. Die Großen geben ſich nicht gern mit Dingen ab, bey welchen ſie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang vorausſehen. Und wenn ſie unſere Schauſpieler betrachten, was können Ihnen dieſe verſprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meiſter Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäſchermädchen war ꝛc. Was können die Großen an ſolchen Leuten erblicken, das ihnen im geringſten ähnlich wäre, und ſie anfriſchen könnte, dieſe ihre Repräſentanten auf der Bühne, in einen beſſern und geachtetern Stand zu ſetzen? —

Ich verliere mich in dieſen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch ſobald keine Aenderung hoffen laſſen. — Das erſte Trauerſpiel des Hrn. **Weiſe** heißt: **Eduard der Dritte.**

Eduard der Zweyte war gezwungen worden, ſich von der Regierung los zu ſagen, und es geſchehen zu laſſen, daß ſie auf ſeinen Sohn, **Eduard den Dritten** übergetragen wurde, während deſſen Minderjährigkeit ſeine Mutter Iſabella, mit ihrem Lieblinge **Mortimer** freye Hand zu haben hoften, und ſie eine Zeitlang auch wirklich hatten. Der abgeſetzte König ward aus einem Gefängniſſe ins andere geſchleppt; und ich habe folgenden Umſtand bey dem **Rapin** nie ohne die größte Rührung leſen können. „Als ihn die Ritter **Maltraves** und „**Gournay**, die ihm als Wächter oder vielmehr „als Peiniger zugegeben waren, in ſein letztes Ge„fängniß, in das Schloß zu **Barkley** brachten, „nahmen ſie tauſend unanſtändige Dinge mit ihm „vor, ſogar daß ſie ihm auf freyem Felde mit kal„tem Waſſer, welches aus einem ſchlammigten Gra„ben genommen worden, den Bart putzen lieſſen. „So viel Beſtändigkeit er auch bis dahin bezeuget „hatte, ſo konnte er ſich doch bey dieſer Gelegenheit „nicht enthalten, ſein Unglück zu beweinen und zu „erkennen zu geben, wie ſehr er davon gerührt ſey.

„Unter den Klagen und Vorwürfen, die er denjenigen machte, welche ihm mit ſo vieler Grauſamkeit begegneten, ſagte er, daß ſie, ſie möchten auch machen was ſie wollten, ihm doch nicht den Gebrauch des heiſſen Waſſers nehmen ſollten, um ſich den Bart putzen zu laſſen. Und indem ließ er zwey Ströme von heiſſen Thränen aus ſeinen Augen die Wangen herabflieſſen.

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber was fällt Ihnen ſonſt bey dieſer Antwort ein? Wenn ſie ein Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Hauffe der Kunſtrichter ſagen: ſie iſt unnatürlich; der Schmerz iſt ſo witzig nicht! Und doch war der Schmerz hier ſo witzig; wenn derjenige anders witzig iſt, der das ſagt, was ihm die Umſtände in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor allen Dingen darauf, ſeine Perſonen, ſo zu reden, in eine witzige Situation zu ſetzen, und er kann gewiß ſeyn, daß alle der Witz, den ihnen dieſe Situation giebt, nicht nur untadelhaft, ſondern höchſt pathetiſch ſeyn wird. **Diderot**, den ich Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nemlichen Satz durch das Exempel einer geringern Perſon: „Eine Bäuerin, erzählt er, ſchickte ihren Mann zu ihren Aeltern, die in einem benachbarten Dorfe wohnten. Und da ward dieſer

„Unglückliche von einem ſeiner Schwäger erſchlagen. „Des Tages darauf gieng ich in das Haus, wo ſich „der Fall zugetragen hatte. Ich erblickte ein Bild, „und hörte eine Rede, die ich noch nicht vergeſſen „habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die nack„ten Beine hiengen aus dem Bette heraus. Seine „Frau lag, mit zerſtreuten Haaren, auf der Erde. „Sie hielt die Füſſe ihres Mannes, und ſagte un„ter Vergieſſung von Thränen, und mit einer Aktion, „die allen Anweſenden Thränen auspreßte: Ach, „als ich dich hieher ſchickte, hätte ich wohl ge„glaubt, daß dieſe Füſſe dich zum Tode trü„gen!“ Auch das war Witz, und noch dazu Witz einer Bäuerin; aber die Umſtände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entſchuldigung der witzigen Ausdrücke des Schmerzens und der Betrübniß nicht darinn ſuchen, daß die Perſon, welche ſie ſagt, eine vornehme, wohl erzogene, verſtändige und auch ſonſt witzige Perſon ſey; denn die Leidenſchaften machen alle Menſchen wieder gleich: ſondern darinn, daß wahrſcheinlicher Weiſe ein jeder Menſch ohne Unterſchied, in den nehmlichen Umſtänden das nehmliche ſagen würde. Den Gedanken der Bäurin hätte eine Königin haben können, und haben müſſen; ſo wie das, was dort der König ſagt, auch ein Bauer hätte ſagen können, und ohne Zweifel würde geſagt haben.

Aber ich komme von unſerm **Eduard** ab. Sie wiſſen ſein grauſames Ende. Er wollte vor Betrübniß und Kummer nicht bald genug ſterben. Seine Wächter erhielten alſo Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und ſteckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche ſie ein glüendes Eiſen ſtieſſen; das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er ſtarb unter den entſetzlichſten Schmerzen; und ſein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes geſtorben ſey.

Der Bruder dieſes Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königes, **Edmund** Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hat ſich von den Kunſtgriffen der **Iſabella** hintergehen laſſen, und erkannte es zu ſpät, daß er ſeiner brüderlichen Liebe, zum Beſten einer Buhlerin, und nicht zum Beſten ſeines Vaterlandes, vergeſſen habe. Seine Großmuth erlaubte ihm nicht, ſich lange zu verſtellen. Er ließ es **Iſabellen** und ihrem **Mortimer** gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden ſey; und da ſein Verhalten ſonſt unſträflich war, ſo konnte ihm dieſe nicht anders als mit Liſt beykommen. Sie lieſſen ihm nemlich durch Perſonen, die er für ſeine Freunde hielt, auf eine geſchickte Art zu verſtehen geben, daß ſein Bruder **Eduard** noch am

Leben ſey, und daß man ſeinen Tod aus keiner andern Urſache ausgeſprengt habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die ſeine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schloſſe **Corfe** genau bewahret werde, und wußten dieſes vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verſchiedene Umſtände zu unterſtützen, ſondern auch durch das Zeugniß vieler angeſehenen Perſonen zu beſtätigen, unter welchen ſich zwey Biſchöffe befanden, die entweder ſowohl als **Edmund** betrogen waren, aber ihn betriegen halfen. Der ehrliche **Edmund** ließ ſich in dieſer Schlinge fangen, und faßte den Anſchlag, ſeinen Bruder aus dem Gefängniſſe zu ziehen. Er begab ſich ſelbſt nach **Corfe**, und verlangte frey heraus, zu ſeinem Bruder gelaſſen zu werden. Der Befehlshaber des Schloſſes ſtellte ſich beſtürzt, daß **Edmund** von dieſem Geheimniſſe Nachricht bekommen habe, und leugnet ihm gar nicht, daß **Eduard** in dem Schloſſe ſey, aber er verſicherte ihm, daß er die nachdrücklichſten Befehle habe, niemanden zu ihm zu laſſen. **Edmund** verdoppelte ſein Anhalten; der Befehlshaber beſtand auf ſeiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen Entſchluß, dieſem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm verſicherte, daß er mit allem Ernſte an ſeiner Freyheit arbeiten wolle.

Dieſes Schreiben ward ſogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte ſich ſtrafbar gemacht; Sie vergröſſerte ihrem Sohne die Gefahr, in der er ſich durch die Ränke ſeines Oheims befinde; und kurz, Edmund verlohr ſeinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß ſagen, daß unſer Dichter dieſe gegen den Edmund gebrauchte Liſt, als eine Wahrheit angenommen, und das Schickſal des Edmunds mit dem Schickſale des gefangenen Königs verbanden hat: und ſogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ohngefehr in die Gedanken ſchieſſen. Die Oekonomie iſt die gewöhnliche Oekonomie der franzöſiſchen Trauerſpiele, an welcher wenig auszuſetzen, aber ſelten auch viel zu rühmen iſt. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlaſſen.

Das erſte Dutzend Verſe verſpricht, in Anſehung des Ausdruckes und der Wendung, nichts geringers als eine Schlegelſche Verſifikation.

Lokeſter zu dem Grafen von Kent.

Ja Freund, dieß iſt der Dank, den man am Hofe giebt,
Wo man den Edeln haßt, und den Verräther liebt!
Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolk brachte,
Mich bey der Welt verhaßt, und ſie gefürchtet machte,
Die oft durch meinen Rath, ſtets durch mein Schwerdt gekriegt,
Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieſes oft geſiegt;

Ich, der an ſie zuletzt den König ſelbſt verrathen,
So ſehr ſein Elend ſprach und Freunde für ihn baten:
Ich werd jetzt kaum gehört, und niemals mehr befragt,
Und war ich ohne dich, ſo war ich ſchon verjagt.

Doch dieſer ſchöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unſers Dichters ſeyn könnte, wenn er ſich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat ſich leider ein wenig zu oft vernachläßiget, und dadurch ſelbſt ſeinen Karakteren und Situationen den größten Schaden gethan. Karaktere und Situationen ſind die Kontours des Gemähldes; die Sprache iſt die Kolorite; und man bleibt ohne dieſe nur immer die Hälfte von einem Mahler, die Hälfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeſchreckt haben! So wie der Anfang iſt, ſo werden Sie noch unzähliche Stellen finden. Beſonders in den Scenen, die **Edmund** mit dem jungen Könige, und mit der Iſabella hat. Was kann, eine Kleinigkeiten ausgenommen, ſtärker ſeyn, als folgende Stelle? **Edmund** hat der Königin bittere Wahrheiten, in Gegenwart ihres Sohnes hören laſſen; und ſie verſetzt: Er habe eine andere Sprache geführt.

— — — ſo lang er noch geglaubt,
Daß er für ſich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — .— Nein; ſprich, ſo lang er glaubte,
Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;
So lang er noch geglaubt, es ſtritte ſeine Hand
Für Freyheit, und Geſetz, und Prinz und Vaterland;
So lang er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,
Die Schottland an ſich riß, durch ſeinen Muth verſächte;
So lang er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück
Dein großer Endzweck wär, und daß man das Geſchick
Der Staaten Albions, der Herrſchaft ſchwere Bürde,
Den Weiſeſten des Reichs indeß vertrauen würde:
Allein ſo bald er ſah, daß Geiz nach eigner Macht,
Stolz blinde Rachbegier den Anſchlag ausgedacht,
Daß man nicht für das Glück des beſten Prinzen ſorgte,
Und zu der Miſſethat frech ſeinen Namen borgte,
Daß man den König nicht der Freyheit überließ,
Durch Barbarn gleiche Wuth ihn in den Kercker ſtieß,
Wo man vielleicht noch jetzt den Unglückſeelgen quälet,
Wenn unausſprechlich Leid ihn nicht bereits entſeelet! —

Iſabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite reiſſen will.)

Verwegner! Raſender! entgehe meiner Wuth —

Eduard.

Kühl in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! ꝛc.

Bemerkung einiger Druckfehler.

Seite 12 lin. 19 für Koſcius lies Roſcius
— 35 not. — 3 — peccorum — peccatorum
— 174 — 15 — καλοκαγαδια — καλο καγαθια
— 175 — 23 — καγοκαγαδοι — καλοικαγαθοι
— 176 in der lezten Zeile ὀυτε ποτ᾽ ἐν πολεμω εναριθ-
μιος, ὀτ᾽ ἐνι βυλη
— 176 not. — 3 — v. 189 u. f. — v. 200 u. f.
— 180 — 12 — ὁ — ὀ
— ibid — 12 — ἐπαιδευσεν — ἐπαιδευσεν
— ibid — 13 — καλαθων — καγαθων
— ibid — 13 — ὑιεις — ὑιεις
— 273 — 16 — Hans — Haus
— 291 — 11 — Bunſt — Brunſt
— ibid — 14 — Bunſt — Brunſt
— 304 die Note lies: An Introduction of the ancient Grec and Latin meaſures into Britiſh Poetry; attampted in the following pieces, viz a Translation of Virgils firſt Eclogua a Translation of Virgils fourth Eclogua; Jacob and Rachel &c.

Analekten
für
die Litteratur.

Von
Gotthold Ephraim Leßing.

Zweyter Theil.

Bern und Leipzig,
in der Hallerſchen Buchhandlung, 1785.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts München Bibliothek

Vorrede.

Ich liefere hier den zweyten Band meiner Leßingſchen Nachleſe; und wie ſich deutlich aus dem Inhalt des Erſten abnehmen laſſen, werden dahin nur zerſtreute noch nicht geſammelte Aufſätze gerechnet, die theils in Zeitſchriften, theils in fliegenden Blättern unerkannt oder nachläßig umher lagen; und die, unter einen Geſichtspunkt gebracht, nothwendig ein neues Intereſſe im Publikum hervorbringen müſſen. Dieſe Analekten dienen alſo ganz eigentlich zur Ergänzung der bisher erſchienenen Sammlungen Leßingſcher Schriften; und ob ich gleich aus Manuſcripten nichts liefern kann, da deſſen Bruder der Hr. Münzdirektor Leßing zu Breslau, die Ausgabe derſelben nach und nach, theils ſchon geliefert, theils noch liefern wird; ſo bleibt mir doch immer ein anſehnliches Feld zur Nacherndte übrig; die um ſo ergiebiger und willkommener ſeyn muß, als ſie jene von ihm vollendeten und größtentheils anonymen Aufſätze enthält. Ich kann den Gedanken — alles dahin gehörige zu ſammeln, — nur im Enthuſiasmus denken —

aber leider nicht verfolgen! Genug, ich gebe Blößen, die ich gerne im Angeſichte ſeiner Freunde geſtehe, und die mich nicht höhnen können, weil es mein Wunſch iſt, durch ihren Rath zu gewinnen.

Stimmen aus mehrern Gegenden Deutſchlands, haben für die Nützlichkeit dieſes Inſtituts entſchieden; und es iſt gar nicht einſeitig, wenn ich geradezu behaupte: dieſe Analekten haben Gelegenheit gegeben, Leßings Verdienſte um die Kritik und die Einwirkung derſelben auf den Geſchmack unter uns, allgemeiner ſichtbar zu machen; und ſchon in dieſer Rückſicht, iſt es nicht mehr als Gerechtigkeit, die man den Manen des großen Mannes erweist, ſeine Reliquien auf den Altar zu ſammeln, der ihm bleibendes Denkmal unter uns ſey.

Es iſt nicht meine Schuld, wenn das Opfer nicht die Vollkommenheit hat, deren es fähig wäre. Warum ſchweigen die, die hier reden ſollten; warum muß der Laye reden? Ich habe mehrere angeſehene Litteratoren aufgefordert, an meiner Statt, die Vervollkommnung dieſer Sammlung zu übernehmen, und ſie entſchuldigten ſich — aus Rückſichten, die ihrer Politik aber nicht ihrer Aufrichtigkeit Ehre machen.

Ein paar würdige Männer nehme ich hier aus, die, wo nicht durch wirkliche Unterſtützung, doch durch Aufmunterung meinem Entſchluſſe förderlich waren.

Und ſo ſehe ich mich früher an der Gränze, als ich ſie mir ſtecken wollte. Ihr ſehet hier, Ihr die vertrauten des Mannes, die Wellenlinie durch die ich mich wenden mußte, um nicht zu ſtraucheln. Euch fordere ich auf, die Lücken, die mein unſicherer Tritt nicht auszufüllen vermochte, anzuzeigen; und die Punkte zu beſtimmen, wo ich ſtille zu ſtehen Pflicht habe! Ich kenne ſelbſt noch Quellen, wo ich ſchöpfen könnte; es iſt aber zu mislich blos nach der Manier den Schriftſteller errathen zu wollen! Und das gilt zugleich zu meiner Entſchuldigung, wenn ich in den Litteraturbriefen ꝛc. ꝛc. Aufſätze könnte übergangen haben; genug daß das wirklich gelieferte durchaus und ohne alle Einſchränkung ächt iſt, und Leßings Namen verbürget!

Jene größern Werke, als der Laokoon, *)

---

*) Eine neue aus den Papieren des Verf. berichtigte Ausgabe, iſt verſprochen.

die **Abhandlung vom Tode der Alten**, ꝛc. die antiquariſchen Briefe ꝛc. ꝛc. konnten nicht in meinen Plan fallen, da ſie einzeln genug bekannt, und bey den rechtmäßigen Verlegern wieder aufgelegt werden. Hingegen iſt es ein andrer Fall mit der **Hamburgiſchen Dramaturgie**, die ſeit acht Jahren in den Buchhandlungen fehlt; und mit dem Tode des Verfaſſers, der es in eigenem Verlage hatte, vaterlos geworden. Es wird demnach ſolche als der **dritte Theil der Analeckten** und auch **einzeln**, mit einigen andern hierauf ſich beziehenden Aufſätzen, zur künftigen Oſtermeſſe geliefert werden.

Ich habe nun alles geſagt, und füge nur noch einige allgemeine Erinnerungen über den Inhalt dieſes zweyten Bandes bey: I. **Die Briefe die neueſte Litteratur betreffend**, werden hier beendiget. II. **Epiſtoliſche Nachleſe**; ſie enthält theils Nachrichten von dem Leben Mylius, eines der älteſten Freunde Leßings; theils die Ankündigung des **Mſpts. von Berengarius**; ſo weit es nämlich den allgemeinen Litterator befriedigen, und den Forſcher auf die weitläufige Abhandlung begierig machen kann. III. **Ueber Popens Genie und Schriften**; ſind zwar Auszüge einer engliſchen Schrift, aber mit eingeſtreuten eigenen Raiſonnements und litterariſchen Berichtigungen. Auch wird gelegentlich die Duſchiſche Ueberſetzung des Pope beurtheilt; daß ich glaubte, dieſer Aufſatz, ob er gleich nicht vollendet iſt, gehöre vorzüglich hieher. IV. Geſchichte der engliſchen Schaubühne; eigentlich ein kritiſches Verzeichniß der merkwürdigſten engliſchen Theaterdichter. V. Ernſt und Falk; fünf Geſpräche für Freymäurer. Einige nennen es die Metaphyſik der Freymäurerey. VI. Andreas Skultetus; ein litterariſcher Fund. Aus zweyen Briefen an H. Zachariä. VII. Ueber die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Vervollſtändigung eines ähnlichen Aufſatzes in den Wolfenbüttler Beyträgen. VIII. Fragmente über die Fragmente des Ungenannten; litterariſche Notitzen aus etlich und dreyßig Bogen polemiſcher Schilde, die der Verfaſſer an dem heißen Mittag ausgehangen; da Göze und Kompagnie ihm hart zuſetzten, und die Zeche des Ungenannten von ihm, ſeinem Herausgeber forderten. — Solche Denkmale ſind odiös, und beleidigen die gewöhnliche Denkungsart des Mannes, der ſich dann um ſo viel bitterer und heftiger vertheidiget, als er ſeine Unſchuld fühlet, und die Waffen ſeiner Gegner hämiſch findet.*) Es wäre ungerecht jetzt den ganzen Streit mit allen ſeinen Auswüchſen auffriſchen zu wollen, der mit den nöthigen Beylagen leicht ein halb Dutzend Bände füllen würde; — aber gut iſt es, daß eine Stimme für Leßing bleibe, die ſeine hingeworfenen Sätze und Behauptungen, gegen die Behauptungen ſeiner Gegner — einigermaßen rechtfertige; denn er war noch nicht am Ziele wo er ſeyn wollte. **) Es iſt auch nützlich: die allgemeinern und litte-

---

*) "Seine Streitſchriften, ſagt einer unſrer neuern Schriftſteller, hatten wohl mehr Bitterkeit als er ſelbſt. Dies iſt noch keine Rechtfertigung, aber es zeigt doch ſeinen wahren Karakter.„

**) Sollte Leßing der chriſtlichen Religion, durch die Bekanntmachung dieſer Fragmente, einen tödlichen Streich haben verſetzen wollen — er, der ſeinen Gegnern ſo feyerlich entgegen rufen durfte: „Vorſatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen, Licht und Finſterniß nicht unterſcheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr ſchaudern würde, als dieſen, wenn ich ihn objektive als möglich denken könnte. — daß er ſubjektive möglich iſt, höre ich leider! — — (Duplik) „Was gehen den Chriſten des Theologen Hyrariſchen Erörterungen, die gelegentlich mit in dieſen Streit fielen — nicht untergehen zu laſſen, denn ſie ſind gemeinnützig, und ſie ſind es eigentlich vorzüglich, die meine Auswahl beſtimmt haben. In dieſer Rückſicht will ich beurtheilt ſeyn. Es ſind wenn man will, die Epiſoden des Streits! Z. B. in der Duplik wird das Harmonieenweſen unſrer proteſtantiſchen Theologen unterſucht, und die hiſtoriſche Wahrheit der Evangeliſten mit jener der Profanſcribenten in Parallele geſetzt. — Die Parabel enthält theils ein ſymboliſches Bild der evangeliſchen Geſchichte, theils Rechtfertigungen allgemeiner Streitpunkte. — Die Axiomata ſtellen merkwürdige Sätze und ihre nähere Beantwortung auf, die eben ſo tief gedacht ſind, als beyde paradox ſcheinen. — Im Anti-Göze werden die Fragen erörtert: Welche Vortheile die Religion aus den Einwürfen ihrer Gegner ziehe? Ueber die Freyheit die Religion zu beſtreiten? In welcher Sprache man ſeine Einwürfe vortragen ſoll — ob in der Landesſprache oder der gelehrten? Ueber das Unterſcheidende

---

potheſen und Erklärungen und Beweiſe an? Ihm iſt es doch einmal da das Chriſtenthum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlet." — (Axiomata.)

ſeiner eignen Art zu ſtreiten; über ſeinen Styl und ſeine Logik. Ich glaube dieß iſt die reelſte Ausbeute von dieſer Fehde, und ſie dürfte wahrſcheinlich jenen allen genügen, die ſich durch die Kabale des Streits durchzuwinden weder Zeit noch Muth haben.*)– Man wird hier vorzüglich die Gewandtheit der Sprache, die logiſche Kraft, die den Knoten wie Blitze die Dünſte ſpaltet, bewundern, vielleicht ohne Parthey zu nehmen; und es wäre wider meinen Zweck und den Zweck des Verfaſſers, Proſelyten machen zu wollen, da der Streit ſich erſt entwickeln ſollte, als Leßing vom Tode überraſcht ward.**) X. **Ankündigung und Berichtigung der philoſophiſchen Aufſätze, von K. W. Jeruſalem.** X. **Reviſion.** Hier füge ich noch die einzelnen Stücke bey, die mir während des Drucks iſt die Hände gefallen, und zur

---

*) Ich weiß wie dergleichen freywillige Abkürzungen oft dem Ganzen Eintrag thun; ich glaube aber, hier habe Leßing wirklich gewonnen, denn das Gefühl, man thue ihm unrecht, gieng in einen Feuerſtrom über, der alles verſengte, was ihm nahe kam.

**) Es verſteht ſich, daß derjenige, ſo hier Richter oder Parthey ausmacht, ſich den Rekurs auf die Originalſchriften vorbehält. Siehe zu dieſem Zwecke Leßings theolog. Nachlaß, die Vorrede, u. ſ.

Erläuterung einiger ältern Leßingſchen Schriften dienen können ꝛc. ꝛc.

Ich ſehe nun begierig dem Erfolge entgegen, ob die Wünſche, die ich hier für die Unterſtützung zur Berichtigung und Ergänzung dieſer Analekten vereinige, vermögend ſeyn werden, irgend einen beſcheidenen deutſchen Gelehrten, dem es mehr um die Sache als Rückſichten zu thun iſt, zu reizen, den Staub der unter meinen Füſſen aufgeflogen, ſich zum Merkzeichen zu machen, es ſey hier noch Dank zu erndten; Dank, der ſeiner im Angeſichte des ganzen deutſchen Publikums harret, und den ich mir nur proviſorie zueigne.

Bern im September 1785.

J. G. Heinzmann.

Gotth. Ephr. Leßings Schriften,

die ich kenne; und nach Verzeichniſſen.

1747 Ermunterungen. Eine Wochenſchrift; Hamburg. Leßing nebſt Fuchs und Mylius nahmen Antheil daran. Hier erſchienen zuerſt einige ſeiner Lieder und Sinngedichte auch das Luſtſpiel Damon oder die wahre Freundſchaft.

(Die Lieder und Sinngedichte ſammelte er hernach ſelbſt, und das Luſtſp. ſtehet in Schmids Anthol. 1ten Th.)

1748 Der junge Gelehrte, ein Luſtſpiel, in drey Aufzügen.

Miſogyn, ein Luſtſpiel; damals noch in einem Aufzuge.

1749 Die alte Jungfer, in drey Aufzügen. (im 1ten Theile der Anthol. d. Deutſchen.)

Die Juden, ein Nachſpiel.

Der Freygeiſt, ein Luſtſpiel, in 5 Aufzügen.

1750 Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, (gemeinſchaftl. mit Mylius.)

(Die Leßing angehörigen Stücke, was nicht bloße Ueberſetzungen ſind, in den litter. Analekten.)

Der Schatz, ein Nachſpiel.

1751 Kleinigkeiten, (Samml. von Lied. und Sinnged.)

(Eine verbeſſerte Ausgabe lieferte er in den vermiſchten Schr. 1771.)

1752 Huarts Examen de los ingenios, überſetzt unter dem Titel Prüfung der Köpfe, zu den Wiſſenſchaften. (Neue Ausg. 1785.)

Marigny Geſch. der Araber, unter den Kalifen, 1ter Theil, überſetzt; die beyden andern Theile ſind von ſchlechtern Händen.

1753 - 1755 Von ihm ſelbſt geſammelt und mit neuen Aufſätzen bereichert:

G. E. Leßings Schriften, 6 Theile, in Duodez. Der erſte Theil enthält: Lieder, Oden, Fabeln, 53 Sinngedichte, 21 lateiniſche Epigramme, Fragmente von Lehrgedichten.

Der zweyte Theil, proſaiſche Briefe.

Der dritte Theil, proſaiſche Aufſätze, oder Rettungen berühmter Männer.

(Dieſe 3 Theile ſind verbeſſert nebſt andern dahin gehörigen Aufſätzen wieder aufgelegt worden, ſ. unten vermiſchte Schriften.)

Der vierte und fünfte Theil, der junge Gelehrte, die Juden. der Freygeiſt, der Schatz; Luſtſpiele.

Der ſechste Th. Miſogyn, Miß Sara Sampſon.

(ſtehen in der Sammlung von Luſt- und Trauerſpielen, nebſt neuern.)

(Er nahm Antheil an den neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens, wovon zu Leipzig in den Jahren 1753 bis 62. 12 Bände oder 72 Stücke erſchienen. Ich wünſchte man möchte mir ſeinen Antheil genauer beſtimmen.)

1754 C. Mylius vermiſchte Schriften, geſammelt und mit einer hiſtoriſch-kritiſchen Vorrede, herausgegeben.

(Dieſe Vorrede in Form von Briefen, in der epiſtoliſchen Nachleſe, ſ. Analekten 2ter Band.)

Vademecum für H. Lange, in Taſchenformat.
(In den vermiſchten Schriften, 4ter Theil.)

1754-1758 Theatraliſche Bibliothek, 4 Theile.
(Auszuge in den Analekten.)

1755 Pope ein Metaphyſiker, gemeinſchaftlich mit Moſes Mendelſohn. Veranlaſſet durch eine Preisaufgabe der Berliner Akad.

1756 Hutchinſon Sittenlehre der Vernunft, in 2 Bänden, überſetzt.

1757 Nahm Antheil an der Bibl. der ſchönen Wiſſ. und der freyen Künſte.

1759 Richardſons Fabeln, überſetzt.

Vorrede, zu einer proſaiſchen Ueberſetzung von Thomſons Trauerſpielen.
(In den Analekten.)

Leßings Fabeln, drey Bücher, nebſt Abhandlungen mit dieſer Dichtart verwandten Innhalts. (neu verbeſſert 1777.)

Logau Sinngedichte, mit H. Ramler gemeinſchaftlich beſorgt.

Briefe die neueſte Litteratur betreffend, die den 4ten Jänner 1759 ihren Anfang nahmen, er war einer der vornehmſten Mitarbeiter und in gewiſſem Verſtande ihr Stifter.
(Auszuge in d. Analekten.)

Philotas, Trauerſpiel, in einem Aufzuge.

1760 Diderots Theater, überſetzt, 2 Theile, neu gedrukt 1782.

1765 Zur allgem. deutſchen Bibl. lieferte er mehrere Rezenſionen.

1766 **Laokoon**; oder über die Gränzen der Poeſie und Mahlerey. **Erſter Theil.** (Eine neue Ausgabe iſt verſprochen.)

1767 **Luſtſpiele**, zwey Theile, neue Ausgabe. Im erſten Bande: der junge Gelehrte; die Juden; Miſogyn, in 3 Aufzügen; 2ter Band: Der Freygeiſt; der Schatz, ein neues Luſtſpiel in 5 Aufzügen; Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück, verfertiget 1763.

Hamburgiſche Dramaturgie in 2 Theilen, (als der Analekten 3ter Band.)

1768 **Antiquariſche Briefe**, gegen Klotz, 2 Th. (Berlin.)

1769 **Wie die Alten den Tod gebildet**; eine antiquariſche Abhandlung, (Berlin.)

1770 **Berengarius Turonenſis**, oder Ankündigung eines wichtigen Werks, wovon in der Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuſcript befindlich, welches bisher völlig unbekannt geweſen.

(S. Analekten 2ter B.)

1771 **Skultetus Gedichte**, mit zwey kritiſchen Briefen, über dieſen Dichter. In Zachariä auserleſenen Stücken der beſten deutſchen Dichter, 2r Theil und auch einzeln.

(S. Analekten 2ter B.)

Vermiſchte Schriften, erſter Theil. Von ihm ſelbſt beſorgt, er enthält: 1) 144 Sinngedichte; 2) Epigrammata; 3) Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten; 4) Lieder.

1772 Trauerſpiele, von ihm ſelbſt geſammelt. Miß Sara Sampſon, Philotas, Emilia Galotti, ein neues Trauerſpiel in 5 Aufzugen.

1773 Zur Geſchichte und Litteratur, aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, wovon bey ſeinem Leben 4 Theile erſchienen, der fünfte und ſechste ward von den Herrn Eſchenburg und Leiſte beſorgt.

1774 Vom Alter der Oelmalerey, aus dem Theophyl. Presbyter.

1776 Die philoſophiſchen Aufſätze, von Karl W. Jeruſalem, herausgegeben und mit Zuſätzen bereichert.

(S. Anal.)

1778 Ernſt und Falk, Geſpräche für Freymäurer.

(In den Analekten.)

1779 Von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger.

Nathan der Weiſe, ein heroiſches Drama. Oder wie es H. Engel in ſeiner Poetik nennt, ein Lehrgedicht.

Bey Gelegenheit ſeiner theologiſchen Streitigkeiten mit Schumann, Göze, u. a. ſchrieb er:

Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft, 1777.

Das Teſtament Johannis, 1777.

Eine Duplik, 1778.
Eine Parabel, 1778.
Axiomata, 1778.
Anti-Göze 1 bis 11tes St.

(Litterariſche Auszüge in den Analekten.)

Nöth-

1779 Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage ꝛc. ꝛc.

Der nöthigen Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage, erſte Folge, 1778.

Ueber die Erziehung des Menſchengeſchlechts. (S. Analekten 2ter B.)

In ſeinem theologiſchen Nachlaſſe, 1785 kommen mehrere dahin gehörige Aufſätzen vor.

Nach ſeinem Tode ſind ferner erſchienen:

Theatraliſcher Nachlaß; der Erſte Theil enthält: 1) Weiber ſind Weiber, ein Luſtſpiel; nach Plautus. 2) Vor dieſem; Luſtſpiel. 3) Der Schlaftrunk; Luſtſpiel. 4) Die Matrone von Ephesus; Luſtſpiel. 5) Tarantula eine Poſſenoper. 6) Die glükliche Erbin; ein Luſtſpiel nach Goldoni. 7) Juſtin, Plan eines Luſtſpiels nach Plautus. 8) Vorrede zu Nachſpielen mit Hanswurſt. (Der zweyte iſt verſprochen. Leider iſt aber nichts Ganzes zu erwarten.)

1784 Leßings vermiſchte Schriften, zweyter Theil (Fortſetzung jener von 1771.) enthält: Oden, Fabeln und Erzählungen; poetiſche Fragmente. Nachträge zu den Sinngedichten, Liedern. Entwürfe einiger Oden, Materialien zu einer Abhandlung über die Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel.

Dritter Theil, Rettungen.

1785 Der vierte Theil *), Briefe; das Vademekum für Hr. Lange.

Wir ſollten noch von Leßing zu erwarten haben; ein Leben von Reiske; Anmerkungen über die deutſche Sprache und alte deutſche Litteratur; Kollecktaneen über das Heldenbuch; eine genauere Ausgabe des Renner; über die beſte Einrichtung eines deutſchen Wörterbuchs nebſt einer Probe deſſelben, beſtehend in dem Buchſtaben A; Abhandlung über die körperliche Beredſamkeit; eine Ausgabe des Phädrus, eine Abhandlungen über den Sophokles, die im Jahre 1760 ſchon bis S. 113. abgedrukt ward. Beobachtungen auf ſeiner italiäniſchen Reiſe ꝛc.

---

*) Herr Münzdirektor K. G. Leßing, der Beſitzer und Herausgeber des handſchriftlichen Nachlaſſes ſeines Bruders, erklart ſich bey der Herausgabe dieſes vierten Theils der vermiſchten Schriften, daß es zugleich der letzte ſeye. Meine Analekten, wie ſich der Augenſchein einem jeden aufdringt, konkurrirt mit jener Sammlung darinn: daß ſie ſolche ergänzt, aber durchaus keine Wiederhohlung geſtattet. Diejenigen ſo etwa aus Bedenklichkeit dem Hrn. Münzdirektor in ſeinen Abſichten nicht vorgreifen zu wollen, bißher mit ihren Beytragen und Nachweiſungen gegen mich zuruck gehalten haben, konnen es jetzt ohne Rückſichten thun, und ſich ſchriftlich und offentlich uber die mogliche Vervollkommnung dieſer Analekten erklaren.

H.

Innhalt,
des zweyten Theils.

A. Briefe, die neueſte Litteratur betreffend.

Fortſetzung.

Vierzigſter Brief. Von des Herrn Baſedow Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordiſchen Aufſehers mit den Beſchuldigungen gegen denſelben. S. 3
Ein und vierzigſter Brief. Daß es keine Schmähung ſey, wenn man Herrn Cramer den vortrefflichſten Verſifikateur genennet hat. 9
Zwey und vierzigſter Brief. Von Herrn Baſedow geforderte Beyſpiele, daß es dem Aufſeher gewöhnlich ſey, viel Worte zu machen, und einen kleinen Gedanken durch weitſchweiffige Reden aufzuſchwellen. 15
Drey und vierzigſter Brief. Daß es alſo kein Verbrechen ſey, zu ſagen, der Styl des fleißigſten Mitarbeiters am Aufſeher, ſey der ſchlechte Kanzelſtyl eines ſchlechten Homileten ꝛc. 21
Vier und vierzigſter Brief. Beleuchtung des Satzes im Aufſeher, daß ein Mann ohne Religion kein rechtſchaffener Mann ſeyn könne, und der Baſedowiſchen Vertheidigung. 27
Fünf und vierzigſter Brief. Wie der Aufſeher wohl auf dieſen Satz möge gekommen ſeyn. 41

Sechs und vierzigſter Brief. Vertheidigung des Urtheils über die vom Aufſeher vorgeſchlagene Methode, junge Leute den Erlöſer der Welt kennen zu lernen. 44

Sieben und vierzigſter Brief. Von der Mine der neumodiſchen Rechtgläubigkeit, die ſich der Aufſeher zu geben ſucht. 57

Acht und vierzigſter Brief. Von Herrn Klopſtocks Eintheilung der Arten über Gott zu denken, und von deſſen Liedern, von welchen beyden der Verfaſſer wenig hält. 60

Neun und vierzigſter Brief. Von einem im Aufſeher befindlichen, unter dem Namen des Kupferſteches Raucke erdichteten anzüglichen Briefe. 66

Fünfzigſter Brief. Von Hermann Axels Leßingiſchen Unäſopiſchen Fabeln. 70

Ein und funfzigſter Brief. Von Meinhardts Verſuchen über den Karakter und die Werke der beſten italiäniſchen Dichter; ſind wegen ihrer Bekanntſchaft mit allen den beſten Genies einer ganzen Nation aller Achtung würdig. Von dem Vorzug der italiäniſchen Dichtkunſt vor der deutſchen, wie auch, derſelben Fehlern. Entwurf des Verfaſſers von einer poetiſchen Landkarte. Von der beobachteten Zeitordnung des Verfaſſers bey den Werken der italiäniſchen Dichter. Gegründete Anmerkung des Verfaſſers, daß der Mangel großer Genies nicht dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuzuſchreiben ſey. Vertheidigung des Machiavells wegen ſeiner Verdienſte in Abſicht der Proſe der Italiäner. **Von Homes Grundſätzen der Kritik in einer wohlgerathenen Ueberſetzung von** ebendemſelben. Beurtheilung der Ausgabe von petrarchiſchen Gedichten. S. 89

B. **Epiſtoliſche Nachleſe.**

Sechs Briefe über H. Chriſtl. Mylius. 101 - 130
Ueber Berengarius Turonenſis, an H. Schmid in Braunſchweig. 131 - 168
C. Ueber Popens Genie und Schriften. 171 - 258
D. Geſchichte der engliſchen Schaubühne. 259 u. f.
E. Dialogen. Ernſt und Falk. 307 - 390
F. Andreas Skultetus, an Hrn. Zachariä. 391 - 406
G. Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. 407 - 444

H. **Fragmente über die Fragmente des Ungenannten.**

I. Duplik. 447
II. Parabel, nebſt der Bitte und Abſagungsſchreiben an Hrn. Göze. 465
III. Axiomata. 485
IV. Anti-Göze. Ueber die Vortheile, welche die Religion obiektive aus den Zweifeln und Einwürfen ziehet; und von der Freyheit die Religion zu beſtreiten. 523 - 530
Ob man in der lateiniſchen oder Landesſprache ſeine Einwürfe vortragen ſoll? 530 - 539
Das Verhältnis der Meynungen des Ungenannten mit jenen ſeines Herausgebers; und des

letztern Rechtfertigung gegen die allgemeinern Antaſtungen ſeiner Gegner. S. 547
Ueber Aequivoken und Wortſpiele. 556
Ueber eine gewiſſe Art zu ſtreiten. 560
Nacherinnerung eines Dritten. 565
I. Ankündigung und Prüfung der philoſophiſchen Aufſätze, von K. W. Jeruſalem. 575

K. Reviſion.

I. Ueber das Luſtſpiel die Juden. 589
II. Vorrede zu dem 1ten und 2ten Theile der erſten Ausgabe der vermiſchten Schriften, Berlin 1753. 602
III. Vorrede zu dem 3ten und 4ten Theile der erſten Ausgabe der vermiſchten Schriften, Berlin 1754. 611
IV. Vorrede zu Gleims Preußiſchen Kriegsliedern. 619
V. Beurtheilung der Duſchiſchen Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sitten. Frühlingsmonate. 621
Die Herbſtmonate. 632
VI. Ueber Thomſons Sophonisba, überſetzt von J. H. Schlegel. 644
VII. Ueber die ſogenannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden. 651
VIII. Brief an Gleim, über deſſen Volkslieder. 655

Einige auffallende Druckfehler, um deren Verbeſſerung man bittet.

Pag.	9	Lin.	17	für	Viſiſicateur,	lies	Verſiſicateur.
—	10	—	4	—	progidy,	—	prodigy.
—	86	—	12	—	δειμα	—	δειγμα.
—	173	—	7	—	mon	—	man
—	192	—	19	—	poeta	—	poetæ.
—	553	—	13	—	enſthaft	—	ernſthaft

— 557 und 559 kommt das Wort Stil öfters vor und ſollte Styl geſchrieben ſtehen! ꝛc. ꝛc.

Briefe,
die
neueſte Litteratur
betreffend.

Fortſetzung.

Vierzigſter Brief.

Der zweyte Theil des Nordiſchen Aufſehers iſt noch nicht hier. Sie müſſen ſich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von dieſem Werke geſchrieben! Ich hätte es vorausſehen ſollen, wofür man meine Freymüthigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke, die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont heraufgeführet *), hat ſich in ein erſchreckliches Ungewitter ausgebreitet. Und es iſt keine unbekannte Stimme mehr, die aus der finſtern Höhe deſſelben auf mich herabdonnert. Es iſt die Stimme eines Profeſſors, eines berühmten Profeſſors, der von der Grammatik an bis auf die Philoſophie, ſeine Lehrbücher geſchrieben hat.

Hier iſt der Titel dieſes Ungewitters: **Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordiſchen Aufſehers, und beſonders des Herrn Hofprediger Cramers, mit den merkwürdigen Beſchuldigungen gegen dieſelben, in den Brie-**

---

*) Man ſehe den 28. 29. 30 und 31. Brief.

fen, die neueſte Litteratur betreffend, aufrichtig angeſtellt von Johann Baſedow, Prof. der Königl. Dän. Ritterakademie *). Nun? werden Sie ſagen. Das verſpricht doch auch kein Ungewitter. Herr Baſedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beſchuldigungen. — O Sie vergeſſen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerſtille iſt.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig poſſierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernſthaften Ton annehmen wollte: ſo könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verſtatten wollte. — Was Herr Baſedow auf dem Titel merkwürdige Beſchuldigungen nennt, heiſſen einige Seiten weiter, offenbar falſche, grauſame, bis zu einer ſeltnen Grauſamkeit getriebene Beſchuldigungen. Meine Kritik iſt hart, bitter, lieblos, unbeſonnen; und zwar ſo lieblos und ſo unbeſonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Exiſtenz zu unſern Zeiten nicht denken kann. Sie iſt ein Phänomenon, deſſen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein bloſſes Wort faſt nicht glauben würde. Ich beſitze

---

*) Soröe 1760. in groß 8vo, fünf Bogen.

eine ſchamloſe Dreiſtigkeit. Ich verleumde. Ich habe abſcheuliche Abſichten. Ich habe das ſchwärzeſte Laſter begangen. Ich habe einen unglücklichen Karakter. Ich verdiene den Abſcheu der Welt. Er wünſchet aus Menſchenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da! So einen Freund haben Sie! — Wie beredt iſt die Menſchenliebe des Herrn Baſedow! Welch einen Spiegel hält ſie mir vor! Er ſtehet hinter mir, und zeiget mir ein Ungeheuer darinn. Ich erſchrecke, und ſehe mich um, welcher von uns beyden das Ungeheuer iſt. Dieſe Bewegung iſt natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir ſagen, wenn ich mich auch des Hochverraths ſchuldig gemacht hätte? Wenn ich auch den Himmel geläſtert hätte? **Ich habe das ſchwärzeſte Laſter begangen. Ich habe einen unglücklichen Karakter. Ich verdiene den Abſcheu der Welt.** Wer iſt denn die Majeſtät, die ich beleidiget habe? „Alle Kenner, ſtößt Herr Baſedow in die Trompete, alle „Kenner der jetzigen Gelehrſamkeit der Deutſchen, „wiſſen die Verdienſte des Herrn Hofprediger Cramers. Der Verfaſſer der nach dem Boſſuetſchen „Muſter fortgeſetzten Weltgeſchichte; der neueſte und

„ſorgfältigſte Ausleger des Briefes an die Hebräer;
„der geiſtliche Redner, der in unſern Tagen kaum
„ſo viel Predigten ſchreiben kann, als die Welt von
„ihm zu leſen verlangt, der Ueberſetzer des Chryſoſtomus,
„welcher ſeinem Originale gleicht, daß er
„durch viele Anmerkungen und Abhandlungen bereichert
„hat; derjenige, dem wir die beſte Ueberſetzung
„der Davidiſchen Pſalmen in gebundener
„Schreibart zu danken haben; der Verfaſſer des
„Schutzgeiſtes; derjenige, der an dem Jünglinge,
„den Bremiſchen Beyträgen, und darauf erfolgten
„vermiſchten Schriften, einen anſehnlichen
„Antheil genommen hat; endlich der Verfaſſer
„der meiſten Stücke des Nordiſchen Aufſehers,
„ſind nur — ein einziger Mann, welcher in der
„erſten Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein ſolcher
„einziger Mann iſt! —

Sie ſehen, Herr **Baſedow** nimmt das Maul voll, er mag ſchmähen, oder er mag loben. Die Hyperbol iſt ſeine Lieblingsfigur in beyden Fällen. Dieſer einzige Mann! Nicht zu vergeſſen: er war auch einer von den hälliſchen **Bemühern**, dieſer einzige Mann! — Aber ſoll ich ungerecht gegen jemand ſeyn, weil ihn ein Schmeichler auf eine unverſchämte Art lobt? Nein. — Herr **Cramer** iſt allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer von unſern treflichſten Schriftſtellern. Aber Herr Cramer iſt ein Menſch; könnte er in einer Wochenſchrift nicht etwas gemacht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum ſeine Verdienſte?

Ich weis gar nicht, was Herr **Baſedow** will. Für ihn ſchickt es ſich am allerwenigſten, der Verfechter des **Nordiſchen Aufſehers** zu werden. Er hat Lobſprüche darinn erhalten, die ſeine Unpartheylichkeit ſehr zweifelhaft machen müſſen. Ich beneide ihm dieſe Lobſprüche nicht. Ich ſpreche ſie ihm auch nicht ab. Aber man dürfte ſagen: eine Hand wäſcht die andere. Und noch mehr. Herr **Baſedow** iſt ſelbſt einer von den Verfaſſern des **Nordiſchen Aufſehers**. Es würde mir ein Leichtes ſeyn, die Stücke zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht hat, oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verſtehen. Wenn man nun alſo vermuthete, daß es ihm nicht ſowohl um die Wahrheit, nicht ſowohl um die Ehre des Herrn **Cramers**, als um ſeine eigene Ehre, um die Ehre eines Buchs zu thun ſey, in welchem er gerne wollte, daß ein ewiger Weyrauch für ihn dampfe; eines Buchs, das er gewiſſer Maaßen auch ſein Buch nennen kann?

Herr **Cramer** ſelbſt findet ſich ja durch unſere

Kritik bey weiten nicht ſo beleidiget, als ihn Herr **Baſedow** beleidiget zu ſeyn vorgiebt. Denn er ſoll ihrer, in der Vorrede zu dem zweyten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr **Cramer** iſt ein rechtſchaffener Mann, dem es auf keine Weiſe befremdet, wenn andere andrer Meynung ſind, und er nicht immer den Beyfall erhält, den er ſich überhaupt zu erhalten beſtrebet. Dieſe lautere Quelle gebe ich ſeinem Betragen, ob ihm gleich Herr **Baſedow** eine ganz andere giebt. „Die Selbſtvertheidigung, ſagt er, wenn ſie nicht zu unvollſtändig ſcheinen ſollte, müßte oftmals in einem Tone reden, der von denjenigen, die alles, was ſie ſehen und hören, in Fehlern und Laſtern verwandeln, für den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit mit ſich ſelbſt könnte ausgegeben werden. Ueberdem pflegen Seelen von einer gewiſſen Würde ſo wenig furchtſam und argwöhniſch zu ſeyn, daß ſie, wenn ihre Unſchuld in einem gewiſſen Grade klar iſt, bey der verſtändigen und billigen Welt keine Verantwortung derſelben zu bedürfen glauben.“ — Nicht doch! So ein groſes Air hat Herr **Cramer** gewiß nicht affektieren wollen. Hätte er es aber affektieren wollen, ſo hätte ſein Freund keinen ſolchen Kommentar darüber ſchreiben müſſen. Er hätte es müſſen darauf ankommen laſſen, ob man dieſen edlen Stolz, den Seelen von einer gewiſſen Würde haben, von ſelbſt merken werde. Denn nur alsdenn thut er ſeine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewieſen ſeyn. Sind es gar die Finger eines Freundes, o, ſo wird ſie vollends lächerlich! ꝛc.

Ein und vierzigſter Brief.

Auch nicht in den geringſten Kleinigkeit will mich Herr Baſedow Recht haben laſſen. Lieber ſtellt er ſich unwiſſender als ein Kind, verwirret die bekannteſten Dinge, und verfälſcht auf die hämiſchſte Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetiſches Genie zugeſtehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichſte Verſifikateur iſt. Ich nehme beyde Ausdrücke ſo, wie ſie die feinſten Kunſtrichter der Engländer und Franzoſen nehmen. „Ein poetiſches Ge„nie, ſagt einer von den erſten, *) den ich eben vor „mir liegen habe, “ iſt ſo auſſerordentlich ſelten, that no coutry in the ſucceſſion of many ages has produced above three or four perſons that deſerve

---

*) Der Verfaſſer des Eſſay on the Writings and Genius of pope. S. 111.

the title. The *man of rhymes* may be eaſily found: but the genuine poet, of a lively plaſtic imagination, the true *Maker* or *Creator*, is ſo uncommon a progidy, that one is almoſt tempted to ſubſcribe to the opinion of ſir William Temple, where he ſays: „That of all the numbers of mankind, „that live within the compaſs of a thouſand years, „for one man that is born capable of making as gre„at poet, there may be a thouſand born capable „of making as great generals, or miniſters of ſta„te, as the moſt renowned inſtory.“ Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein ſolcher auſſerordentlicher Menſch iſt? Wenn er es wäre: er würde ganz ſicherlich ein ſchlechter Hofprediger ſeyn. Eben dieſer Engländer erkennet unter ſeinen Landsleuten eigentlich nur drey Männer für Poeten, den Spenſer, den Shakeſpear, den **Milton**. Eben derſelbe ſpricht **Popen** den Namen eines Poeten ſchlechterdings ab. **Popen** ſpricht er ihn ab, der unter ſo vielen vortreflichen Werken, auch eine **Ode** auf die Muſik gemacht hat, die wenigſtens nicht ſchlechter iſt, als die beſte **Cramerſche Ode**. Und wozu macht er dafür **Popen**? Eben dazu, wozu ich **Cramern** mache: zu dem vortreflichſten Verſificateur. Und ich habe **Cramern** geſchmäht, daß ich ihn mit **Popen** auf eine Bank ſetze? Iſt denn ein Verſifikateur nichts als ein Reimer? Kann man der vortrefflichſte Verſifikateur ſeyn, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verſtande, von vielem Geſchmacke zu ſeyn. **Diderot**, der neueſte, und unter den neuen unſtreitig der beſte franzöſiſche Kunſtrichter, verbindet keinen geringern Begriff mit dem Namen eines Verſifikateurs. Quelle differance entre le Verſificateur & le poete! Cependant *ne croyez pas que je mépriſe le premier: ſon talent eſt rare.* Mais ſi vous faites du verſificateur un Apollon, le poete ſera pour moi un Hercule. Or ſuppoſez une lyre a la main d'Hercule, & vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Appollon ſur une maſſue; jettez ſur ſes epaules la peau du lion de Nemée, & vous n'en ferez pas un Hercule. Dieſes ſeltene Talent gebe ich dem Herrn **Cramer**, und gebe es in dem höchſten Grade: und doch habe ich ihn geſchmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geſchmäht? Sind ſeine Schmeichler nicht die unverſchämteſten, die unwiſſendſten, die unter der Sonne ſeyn können? Wenn ſie noch nicht gelernt haben wie ſehr und worinn der Poet von dem Verſifikateur unterſchieden iſt: ſo mögen ſie es doch nur erſt lernen, ehe ſie einen ehrlichen Mann, der es zu begreifen geſucht hat, und ſich dieſem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chikanieren. Wäre das nicht billig? Oder ſuchen ſie es erſt aus unſern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen ſagen: καὶ ἐμοὶ πόνος ὦ [illegible].

Und der Aufrichtige Herr **Baſedow**! Mit aller ſeiner Aufrichtigkeit iſt er ein offenbarer Falſarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachſehen wollen, **Cramern** den **vortreflichſten** Verſiſikateur genennt: und Herr **Baſedow** macht ſeinen Leſern weiß, ich hätte ihn nur einen **guten** Verſiſikateur genennt, und läßt *) dieſe beyden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine ſchamloſe Dreiſtigkeit! mich ſeines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Iſt denn ein guter, mit welchem Beyworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichſte iſt, mit welchem Beyworte ſich leicht nichts zweydeutiges, nichts ironiſches verbinden läßt? — Ich ſage ferner: **Cramer** beſitzt die **beneidenswürdigſte** Leichtigkeit zu reimen: und **Baſedow** läßt mich ihm nur eine **beneidenswürdige** beylegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativ ohne Urſache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner laſſe, wenn ich an ſeiner Aufrichtigkeit, mit der er ſo pralet, nicht ſehr zweifeln ſoll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieſer Verfälſchung, die Sache ſeines Freundes. Hören Sie doch nur. „Das poetiſche Genie des Herrn Hofpre„digers, und beſonders zu erhabenen und zugleich lehr„reichen Oden, iſt zu bekannt, als daß der Journa„liſt mit Grunde hätte hoffen können, Beyfall zu „finden, da er es ihm deſpotiſch abſprach, und nichts „als die Vollkommenheit eines Verſifikateurs laſſen „wollte.“ — Es iſt zu bekannt? Was iſt denn zu bekannt? Daß in den Cramerſchen Oden, (weil es doch mit aller Gewalt Oden heiſſen ſollen) ſich Genie zeiget? Das habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Verſifikateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieſes ſpreche ich ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der **Vortrefflichſte** in ſeiner Art ſeyn könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten **Baſedow** noch weiter: „Ob deſſelben drey Oden, im erſten Theile des Nor„diſchen Aufſehers, Anlaß geben, ein ſolches Ur„theil zu fällen, werden die Leſer aus folgenden Stro„phen ſehen.“ — Aus einzeln Strophen will Herr **Baſedow** beweiſen daß **Cramer** ein poetiſches Genie habe? Und wenn dieſe Strophen auch die vollkommenſten von der Welt wären: ſo könnten ſie das nicht beweiſen. Hier ſind ſie:

---

*) Seite 9.

Aus der Ode über die Geburt Chriſti.

Erſt wird er niederknien und ſtreiten

Der Löw aus Juda. Ewigkeiten
Voll Ehre ſind der Preis des Siegs!
Er leidet, Gott uns zu verſühnen,
Dann werden ihm die Völker dienen,
Wir ſind die Beute ſeines Kriegs.
Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,
Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!
Wie herrlich iſt der Sieger Lohn?
O kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn.

Aus der Ode über das Leiden Jeſu.

Ich, ewig hab ich es begehret,
Ich habe, Vater, dich verkläret,
Verklären will ich dich noch mehr.
Ich hatte tief in Qual verſunken
Schon mehr als einen Kelch getrunken,
Ach wie iſt die Hand ſo ſchwer?
Allein ich will ſie ganz verſühnen,
Laßt ſie in dieſen Wunden ruhn.
Vergieb, vergieb, o Vater, ihnen,
Sie wiſſen, Herr, nicht was ſie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da ſie dem Throne nahe kamen,
Ertönt auf einmal ihr Geſang,
Und alle nennten Friedrichs Namen,
Und alle nennten ihn voll Dank:
Uns hat Jehovah ſein Leben,
In einer der gnädigſten Stunden gegeben,
Fleug unſer Dank, fleug mit umher!
Er, der ihn gab, gedenke Seiner!

Wer liebt nicht ſeine Beherrſcher? doch keiner
Wird billiger geliebt, als Er.

Können Sie ſich des Lachens enthalten? Dieſe Strophen ſollen beweiſen, daß Herr Cramer ein Poet iſt, und ich ein Verleumder bin? Bald bewieſen ſie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in ſehr vielen Cramerſchen Oden, ſehr viele, viel ſchönere Strophen wären: ſo wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen ſolchen Sänger den vortrefflichſten **Verſifikateur** genennet hätte. In dieſen Strophen iſt er kaum ein leidlicher.

Zwey und vierzigſter Brief.

Ich habe geurtheilet: „Viele Worte machen einen kleinen Gedanken durch weitſchweifende Redensarten aufſchwellen: labyrinthiſche Perioden flechten, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe man einen ganzen Sinn faſſen kann: Das ſey überhaupt die vorzügliche Geſchicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem **Nordiſchen Aufſeher**, der die meiſten Stücke geſchrieben zu haben ſcheine.“ Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Baſedow für eine Verläumdung ausſchreyet? Es iſt wahr, ich habe es mit keinen Beyſpielen beſtätiget. Aber mit wie vielen will er es noch beſtätiget haben?

Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen laſſen, wo es auffallen will. — Aber, wer wird mir abſchreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich ſo verſchwenden muß! — Was hilfts? Herr Baſedow hat einen zu ſtarken Trumpf darauf geſetzt. Ich muß, liebe Hand.

Alſo, z. E.

„Große Beyſpiele der Frömmigkeit und Tugend unter denen, welche ſich durch Geburt und Würden über andere Menſchen erheben, ſind nicht allein ſo rührend, ſondern auch ſo unterweiſend und lehrreich, daß nach meinem Urtheile, ſelbſt die, welche ſie nicht nach ihrer ganzen Größe kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das Andenken derſelben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden ſind, und von der bloſſen Furcht, nicht genug von ihnen ſagen zu können, nie zurückgehalten werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rühmen, was ſie davon wiſſen, wenn ſich zumal alle Stimmen zu ihrem Ruhme vereinigen. ꝛc.

„Die Trunkenheit iſt eine ſo ſchändliche Beleidigung der Tugend; ſie erniedriget den Menſchen ſo tief; die Vernachläßigung und Uebertretung der edelſten Pflichten, iſt bey ihren Ausſchweifungen ſo unausbleiblich, und ſie hat ſo viele nachtheilige und unglückſelige Einflüſſe, nicht allein auf die Wohlfarth

„derjenigen, welche ſich dadurch der ſchönſten Vorzüge unſerer Natur berauben,. ſondern auch auf „das öffentliche und gemeine Beſte, daß ſowohl der „Menſchenfreund, als der Patriot, unter einer „dringenden Verbindlichkeit ſtehet, für ſichre und zuverläßige Mittel beſorgt zu ſeyn, einem ſo gefährlichen Laſter Grenzen zu ſetzen, und den ausſchweifenden Gebrauch berauſchender Getränke zu verhindern. ꝛc.

Wie gefallen Ihnen dieſe Perioden? — Aber ſie könnten noch länger ſeyn. — O Geduld, ich will Sie auch nur erſt in Athem ſetzen. Da ſind ſchon etwas längere.

Z. E. „So ſorgfältig ſich auch Aeltern in der „Erziehung ihrer Kinder beſtreben mögen, ſie von „ihrer erſten Kindheit an zur Tugend zu bilden, „und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben, „oder die angebohrne Unordnung deſſelben unterhalten und vermehren kann; ſo nothwendig es auch iſt, „ſehr frühzeitig mit denſelben, als mit vernünftigen „Weſen umzugehen, die des Nachdenkens und der „Ueberzeugung fähig ſind: So iſt es dennoch beynahe unmöglich, dieſe wichtigen Endzwecke ohne „allen Gebrauch ſchmerzhafter Mittel zu erreichen, „ob es gleich eine eben ſo unläugbare Erfahrung „bleibt, daß nach den von Natur ſehr verſchiedenen

„Karakteren der Kinder, einige der Züchtigung mehr, und andere derſelben weniger bedürfen.

Oder: „So oft ich mich zurück erinnere, wie ſorgfältig mein Vater ſchon in meiner frühſten Jugend den Geiſt der Frömmigkeit und eine lebhafte Neigung, aus Gehorſam und Liebe gegen das höchſte Weſen tugendhaft zu ſeyn, in meine Seele zu pflanzen ſuchte, und wenn mir mein Gedächtniß ſagt, vor welchen Ausſchweifungen zu denen ich, gleich andern, ſtarke Reitzungen und Verſuchungen gehabt habe, dieſe Neigung mich bewahret hat: So fühle ich mich allzeit von den zärtlichſten Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob ich ſie gleich durch nichts beweiſen kann, als nur dadurch, daß ich das Andenken ſeiner Geſinnungen erhalte, und durch ſein Beyſpiel andere Väter aufmuntere, Kinder, die ſie glücklich zu machen wünſchen, auf eine ähnliche Weiſe zu erziehen.

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche Theuerung an Gedanken! Gedanken? Daß man der ſchändlichen Trunkenheit ſteuren müſſe; daß man die Kinder auch manchmal züchtigen müſſe ꝛc. Kann man abgedroſchenere Wahrheiten mit aufgeblaſenern Backen predigen? — Mit dieſen vier Perioden fangen ſich vier verſchiedene Stücke an. Und wenn ich Ihnen verſichre, daß ſich dreyßig andere nicht viel erträglicher anfangen; daß in allen Mittel und Ende dem Anfange vollkommen gemäß ſind; daß der Verfaſſer ſehr oft mitten in ſeiner Materie noch weit ſchleppender, langweiliger, verwirrener wird: werden Sie mir auf ein Wort glauben? Nicht? Ich begehre es auch nicht. Aber ihr Athem ſoll es empfinden. Leſen Sie; nehmen Sie dabey alle ihre Gedanken zuſammen; und ſagen Sie mir am Ende, was Sie geleſen haben.

„Da ſich, hebt das dreyßigſte Stück an, in „unſern Zeiten die Beſtreitung, und Verachtung der „Religion ſo weit ausbreitet, daß ſie auch die Geſpräche des Umganges vergiftet; ſo iſt es für diejenigen, welche ſich nach ihren äuſſerlichen Umſtänden „in die Geſellſchaften der größern Welt eingeflochten „ſehen, nicht genug, mit den Wahrheiten ihres Glaubens bekannt zu ſeyn, und die Gründe einzuſehen, „die einen vernünftigen Beyfall wirken. Wer Anfälle zu befürchten hat, der muß ſeine Feinde: er „muß ihre Stärcke, ihre Waffen, und die Art, wie „ſie ſtreiten, kennen, damit er ſich zur Zeit des Kampfes deſto glücklicher vertheidigen könne. Es ſcheinet zwar, daß man von den Einwendungen wider „die Wahrheit nicht unterrichtet zu ſeyn brauche, ſobald man ſie nicht aus Vorurtheil und Gewohnheit

„annimmt; ſobald man ſie bekennt, weil es richtige, überwiegende und unumſtößliche Beweiſe waren, die uns überredeten. Allein wenn man dieſe Wiſſenſchaft beſitzt, und die Schwäche, die Richtigkeit, und beſonders auch die Strafbarkeit der Einwürfe kennt: So hat man weniger zu befürchten, daß die Ruhe unſers Verſtandes in der Wahrheit eine unerwartete und gewaltſame Erſchütterung leiden werde; unſre Vernunft iſt ſelbſt von einer plötzlichen Unordnung und Verdunklung ſicher; man iſt vorbereiteter und geübter, zu widerſtehen, und iſt der rechtſchaffene Mann, der ſeinen Glauben liebt, nicht verbunden, denen zu widerſtehen, welche die groſſen Grundſätze deſſelben angreifen, und entweder durch künſtliche und verblendende Schlüſſe, oder durch Einfälle, welche voll Witz zu ſeyn ſcheinen, ihrer Würde und zugleich ihres Nutzens zu berauben ſuchen. Vielleicht iſt ſeine Ueberzeugung ſo gewiß und unbeweglich, daß ihn keine Einwürfe irren können; aber wenn er in irgend einem geſellſchaftlichen Geſpräche, durch ſolche Zudringungen aufgefordert, welche ihn verbinden, beleidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf gewiſſe Einwürfe nicht antworten kann; wenn er nicht fähig iſt, ihnen ihren falſchen Schimmer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen, und das Falſche in feindſeligen

„Beſchuldigungen zu entdecken: So wird er wider „ſeinen Willen die ſtolzen Verächter ſeines Glaubens „in der Einbildung beſtärken, daß ſie diejenigen, die „ſich für verbunden achten Religion zu haben, weit „überſehen; ſie werden ſein Stillſchweigen und die „Verwirrung, worein ſie ihn brachten, für einen „Triumph über ſie ſelbſt halten, und den Schwächern „können ſie vielleicht mit geringerer Mühe zur Gleichgültigkeit gegen Wahrheiten verführen, die er nicht „genug ſchätzet, weil er ſie nicht genug unterſucht „hat. ꝛc.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn ſchon noch einmal leſen müſſen. Und wenn Sie denn nun ſein Bischen Gedanken weghaben: wollten Sie ſich nicht getrauen, es mit dem ſiebenden Theile ſeiner Worte, eben ſo ſtark und ſchöner vorzutragen?

Drey und vierzigſter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthiſche Perioden, bey welchen man dreymal Athem holen muß, ehe ſich der Sinn ſchlieſſet, wenn dergleichen Perioden, die man geſchrieben oder gedruckt, durch alle ihre verſchränkte und verſchraubte Glieder und Einſchiebſel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und ſchwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langſamen Ausſprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezehlet würden, ob wohl die feurigſte Aufmerkſamkeit, das beſte Gedächtniß ſie in ihrem ganzen Zuſammenhange faſſen, und am Ende auf einmal überſehen könnte? Nimmermehr. Was habe ich denn alſo für ein Verbrechen begangen, wenn ich geſagt habe, der Styl dieſes Verfaſſers im **Nordiſchen Aufſeher**, „ſey der ſchlechte Kanzelſtil eines ſeichten Homileten, der nur deswegen ſolche Pnevmata herpredige, damit die Zuhörer, ehe ſie ans Ende derſelben kommen, den Anfang ſchon mögen vergeſſen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringſten zu verſtehen?“ Habe ich etwas anders als die ſtrengſte Wahrheit geſagt? Freylich iſt das nicht der einzige ſchlechte Kanzelſtil; freylich predigen nicht alle ſeichte Homileten ſo: ſondern nur die ſeichten Homileten predigen ſo, die in **Mitternachts Rhetorik** das Kapitel von den zuſammengeſetzten Perioden nicht ohne Nutzen ſtudieret haben.

Welche invidiöſe Wendung aber Herr **Baſedow** dieſer meiner Kritik giebt, das iſt ganz unbegreiflich. Alles nehmlich, was ich wider dieſen vornehmſten Verfaſſer des **Nordiſchen Aufſehers** ſage, ſoll ich wider den Herrn **Cramer** geſagt haben. Von dieſem, dem Herrn Hofprediger **Cramer**, ſoll ich mit ſchamloſer Dreiſtigkeit, ohne den geringſten

Beweis geſagt haben: Sein Styl ſey der ſchlechte Kanzelſtil eines ſeichten Homileten ꝛc. — Träumt Herr **Baſedow**? O ſo träumt er ſehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn **Cramer** zu thun? Iſt Herr **Cramer** jener vornehmſte von mir getadelte Verfaſſer des **Nordiſchen Aufſehers**: ſo ſey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wiſſen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn **Cramer** überhaupt, was wider den Herrn **Cramer** als **Nordiſchen Aufſeher** geht? Muß die Kritik, die einzelne Blätter von ihm trifft, alle ſeine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn **Baſedow** ſagte: Mein Herr, in dieſer ihrer Ausdehnung meines Tadels, iſt eben ſo wenig Billigkeit, als Verſtand. Habe ich damit geſagt, in allen **Baſedow**ſchen Schriften ſey eben ſo wenig Billigkeit als Verſtand?

Ich habe immer geglaubt, es ſey die Pflicht des Kritikus, ſo oft er ein Werk zu beurtheilen vornimmt, ſich nur auf dieſes Werk allein einzuſchränken; an keinen Verfaſſer dabey zu denken; ſich unbekümmert zu laſſen, ob der Verfaſſer noch andere Bücher, ob er noch ſchlechtere, oder noch beſſere geſchrieben habe; uns nur aufrichtig zu ſagen, was für einen Begriff ſich man aus dieſem gegenwärtigen allein, mit Grunde von ihm machen könne. Das, ſage ich, habe ich geglaubt, ſey die Pflicht des Kritikus. Iſt ſie es denn nicht?

Hätte ich zu verſtehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmſten Verfaſſer des **Nordiſchen Aufſehers**, wegen ſeiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofprediger **Cramers** zu machen ſey: ſo würde ich es gewiß ausdrücklich geſagt haben; ich würde den Herrn **Cramer** dabey genennt haben, ſo wie ich es ohne die geringſte Zurückhaltung bey dem allgemeinen Urtheile über ſeine Oden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr **Cramer** in ſeinen moraliſchen Abhandlungen, die in den **Bremiſchen Beyträgen** und den **vermiſchten Schriften** zerſtreuet ſind, dieſe Schreibart nicht habe; daß er dieſe Schreibart von ſeinem **Chryſoſtomus** und **Boſſuet** nicht könne gelernet haben? Ob er ſie in ſeinen **Predigten** hat, das weis ich nicht: denn dieſe habe ich nie geleſen. So viel aber weis ich, wenn er dieſe Schreibart in ſeinen **Predigten** hat, daß ich den Herrn Hofprediger bedaure; daß ich ſeine Zuhörer bedaure. Aber es kann nicht ſeyn; es muß in ſeinen **Predigten** mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche

Kürze herrſchen: oder er verkennet die geiſtliche Beredſamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apoſtel, welcher Kirchenlehrer, hat je das Wort des Herrn in ſolchen Ciceroniſchen Perioden verkündiget? In Perioden, die Cicero ſelbſt nur alsdenn flochte, wenn er die Ohren einer unwiſſenden Menge kützeln, wenn er gerichtliche Räncke brauchen, wenn er mehr betäuben, als überzeugen wollte?

Und im Grunde ſind das nichts weniger, als Ciceroniſche Perioden, die **Arthur Ironſide** macht. Man ſuche mit Fleiß die allerlängſten aus den Reden des Römers, und ich will verlohren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie ſowohl unter den Worten, als unter den Gedanken, ſo gewaltig vernachläßiget iſt. Und nur dieſe Symmetrie, von welcher **Arthur** gar nichts weiß, macht die langen zuſammengeſetzten Perioden erträglich, beſonders wenn ſie eben ſo ſelten eingeſtreuet werden, als es die kurzen und einfachen bey ihm ſind.

Unterdeſſen muß bey dem Herrn **Baſedow** Cicero doch derjenige ſeyn, deſſen Beredſamkeit noch gröſſere Armſeligkeiten des **Arthur Ironſide** decken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern ſich der eckelhaften Ausdehnung des Gleichniſſes von einem Menſchen, der ein kurzes und blödes Geſicht hat. *) Herr **Baſedow** geſteht zwar ſelbſt, daß dieſes Gleichniß um fünf bis ſechs Zeilen kürzer ſeyn könnte: Aber können Sie ſich einbilden, was er gleichwohl davon ſagt? „Ich „geſtehe es, ſagt er, einige große Schriftſteller, die „mehr Demoſtheniſch als Tullianiſch ſind, würden hier „ein ſo ausführliches Gleichniß nicht gewählt haben. „Aber wer war größer, Tullius oder Demoſthenes? „Viele gute Schriftſteller würden dies Gleichniß nicht „ſo haben ausführen können, wenn ſie auch gewollt „hätten. Aber dieſe würden auch dadurch gezeigt „haben, daß ihnen eine gewiſſe Art der Größe in der „Beredtſamkeit fehle, die man an einem **Cramer** „mit Ehrerbietung bewundert.“ — Da haben wirs! Nun will ich gern nicht ſtärker in den Herrn **Baſedow** dringen; nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches ſo ausgerecktes Gleichniß bey dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er geſtehen müßte, daß auch bey dem Tullius keines anzutreffen wäre, was hätten wir, nach der einſichtsvollen Frage: Aber **wer war größer, Tullius oder Demoſthenes?** anders zu erwarten, als die zweyte Frage: Aber **wer iſt größer, Tullius oder Cramer?** — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern, und ſchweigen.

---

*) Man ſehe unſern dreyßigſten Brief.

Vier und vierzigſter Brief.

Welche verrätheriſche Blicke Herr **Baſedow** in das menſchliche Herz ſchieſſet! Auch meines liegt ſo klar und aufgedeckt vor ſeinen Augen, daß ich darüber erſtaune. —— Sie erinnern ſich, daß mir das Blatt, in welchem der **nordiſche Aufſeher** beweiſen will, **ein Mann ohne Religion könne kein rechtſchaffener Mann ſeyn**, misfiel. Ich glaubte, es misfiele mir deswegen, weil darinn von einem unbeſtimmten Satze unbeſtimmt raiſonnieret werde. Aber nein, mein Misfallen hat einen andern Grund. Herr **Baſedow** weiß, daß es mir deswegen misfallen habe, „weil in demſelben einigen, die ich ſelbſt „für rechtſchaffene Männer halte, dieſer beliebte „Name abgeſprochen wird.„ Ich erſchrack, als ich dieſe Worte zum erſtenmale las. Ich las ſie noch einmal, um zu ſehen, ob ich wenigſtens nicht ein **Vielleicht** dabey überhüpft hätte. Aber da war kein **Vielleicht**. Was Herr **Baſedow** weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwiſſender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz ſo vollkommen, ſo vollkommen, daß —— daß mir das ihrige ganz Finſterniß, ganz Räthſel iſt. —— Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmſte Erinnerung, die ich dem Aufſeher gegen ſeine Erhärtung eines ſo ſtrengen Ausſpruches machte, war dieſe, daß er das Wort, ein **Mann ohne Religion**, in dem Beweiſe ganz etwas anders bedeuten laſſe, als es in dem zu beweiſenden Satze bedeute. Und dieſe Zweydeutigkeit habe ich eine Sophiſterey genennt. Der Text iſt luſtig, den mir Herr **Baſedow** darüber lieſet. Geſetzt, ſagt er, daß es mit dieſem Vorwurfe auch ſeine Richtigkeit hätte: „iſt es nicht ein menſchlicher Fehler der größten Philoſophen, ſich ſelbſt durch eine unvermerkte Zweydeutigkeit der Worte zu hintergehen? Niemand hat noch eine Metaphyſik ohne Fehler geſchrieben, und ich getraue mir zu ſagen, daß die Fehler in dieſer Wiſſenſchaft mehrentheils aus der Zweydeutigkeit der Worte entſtehen. Wer mir ſolche Zweydeutigkeiten nicht mit Fleiß braucht, um andere zu verblenden, wer in ein ſolches Verſehen nicht oft verfällt, wer ſich nicht, wenn man ihm ſeinen Fehler entdeckt hat, durch neue Zweydeutigkeiten hartnäckig vertheidiget, der kann allemal ein großer und verehrenswürdiger Mann ſeyn, und dem kann man, ohne Luſt an gelehrten Scheltworten, nicht Sophiſtereyen und Fechterſtreiche vorwerfen. Sonſt müßte kein **Leibnitz**, **Wolf**, **Mosheim**, ja kein großer Mann, von ſeinen Beurtheilern mit Recht verlangen können, daß er mit ſol-

„chen unhöflichen Vorwürfen möchte verſchont blei„ben.“ — Ich verſtehe von der Höflichkeit nichts, die Herr **Baſedow** hier prediget. Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als Scheltworte ſind. Wenn ein großer Mann eine Sophiſterey begehet, und ich ſage, daß er eine begangen hat: ſo habe ich das Kind bey ſeinem Namen genennt. Ein anderes wäre es, wenn ich ihn deswegen einen Sophiſten nennte. Man kann ſich einer Sophiſterey ſchuldig machen, ohne ein Sophiſt zu ſeyn; ſo wie man eine Unwahrheit kann geſagt haben, ohne darum ein Lügner zu ſeyn; ſo wie man ſich betrinken kann, ohne darum ein Trunkenbold zu ſeyn. Herr **Cramer** iſt ein großer und verehrungswürdiger Mann. Nun ja; und er ſoll es auch bleiben. Aber was verbindet mich denn, von einem großen und verehrungswürdigen Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu ſprechen? Und iſt das der Ton, der einem großen und verehrungswürdigen Manne gefällt? Ein ſolcher Mann ſieht auf die Wahrheit, und nicht auf die Art, wie ſie geſagt wird; und hat er ſich wo geirret, ſo iſt es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Umſtände ſagt: das und das dünkt mich eine Sophiſterey; als wenn man viel von menſchlichen Fehlern der größten Philoſophen präliminieret, und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man es auch einmal ſo gemacht hat, wie Er es macht, daß man auch einmal ſeinen eigenen Verſtand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hören Sie wie Herr Baſedow beweiſen will, daß mein Tadel auch ungegründet und falſch ſey. Er analiſieret in dieſer Abſicht das ganze Blatt; und es iſt nöthig, daß ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: **Keine Rechtſchaffenheit iſt ohne Religion.**

„**Erſter Beweis.** Ein rechtſchaffener ſucht die „Pflichten, die aus ſeinen Verhältniſſen gegen an„dere folgen, alleſamt getreu und ſorgfältig zu er„füllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, „welche ein Menſch ohne Religion nicht zu erfüllen „trachtet.

„**Erſter Zuſatz.** Polidor, deſſen unerſchöpf„licher Witz über Lehren ſpottet, die er niemals „unterſucht hat, und Lehren lächerlich macht, „ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie es verdie„nen, iſt alſo kein rechtſchaffener Mann, ob er „gleich ſeine Zuſage hält, und zuweilen mitleidig „iſt, welches vielleicht noch eine Wirkung des in „der Jugend gelernten Katechismus ſeyn kann, „den er nunmehr verachtet.

„Zweyter Zuſatz. Der Menſch hat eine na„türliche Neigung zu denen Handlungen, die, „wenn ſie aus dem rechten Grunde geſchehen, „rechtſchaffen heiſſen. Aber dieſe Neigung iſt im „hohen Grade ſchwach und unzuverläßig.

„Zweyter Beweis. Ein Rechtſchaffener muß „eine gründliche Erkenntniß von den Gegenſtänden „haben, gegen welche man rechtſchaffen handeln muß. „Indem er zu dieſer Erkenntniß kömmt, gelangt er „auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch „dieſe zum Wunſch einer Offenbarung. Alsdann „hat er die Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung „ohne ſorgfältige Unterſuchung nicht zu verwerfen, „vielweniger zu verſpotten. Thut er es, ſo iſt er „(vermöge des erſten Beweiſes) nicht rechtſchaffen.

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der Lei„denſchaften iſt nicht zu erwarten, daß ein Menſch, „der weder geoffenbarte noch natürliche Religion hat, „die geſellſchaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt ſey, „und alſo in dieſer eingeſchränkten Bedeutung ein „rechtſchaffener Mann ſeyn könne. Man hat aber „beſſern Grund es zu hoffen, wenn er die Religion „in ſeinem Verſtande für wahr hält, und ſein Herz „zur Ausübung derſelben gewöhnt.

Was für eine kleine unanſehnliche, gebrechliche Schöne iſt der nordiſche Aufſeher, wenn man ihm ſeine rauſchende Einkleidung, ſeinen rhetoriſchen Flitterſtaat, ſeine Kothurnen nimmt. Eine ſolche Venus kann nicht ſagen: Ich bin nackend mächtiger, als gekleidet. Gegen ſie darf Minerva nur ihre Eule zu Felde ſchicken. —— Doch lieber keinen Witz! Herr Baſedow iſt ein Todfeind von allem Witze. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bey Witz beſtehen?

Erlauben Sie mir alſo, eine ganz trockene Prüfung der drey Beweiſe, wie ſie Herr Baſedow ausgezogen hat, anzuſtellen. —— Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Worts **ein Mann ohne Religion** mit ihm einig werden. **Ein Mann ohne Religion** alſo, heißt entweder ein Mann, der kein Chriſt iſt, der diejenige Religion nicht hat, die ein Chriſt vorzüglicher Weiſe die Religion nennet: Das iſt die erſte Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugiebt, der weder Chriſt, noch Jude, noch Türke, noch Chineſer ꝛc. weiter als dem Namen nach iſt, der aber eine natürliche Religion erkennt, und die Wahrheiten derſelben auf ſich wirken läßt: Das iſt die zweyte Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der ſich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen können; der alle Pflichten gegen ein höheres Weſen läugnet: Das iſt die dritte Bedeutung. Mehr als dieſe drey Bedeutungen ſollte das Wort **ein Mann ohne Religion** nicht haben. Allein, ich weiß nicht wie es gekommen iſt, daß man ihm auch eine vierte giebt, und ein Mann — ich will ſogleich den rechten Ausdruck brauchen, — einen Narren oder Böſewicht darunter verſtehet, der über alle Religion ſpottet.

Nun laſſen Sie uns ſehen, auf welche von dieſen vier Bedeutungen der erſte Beweis paſſet. **Ein Rechtſchaffener ſucht die Pflichten, die aus ſeinen Verhältniſſen gegen andre folgen, alleſamt getreu und ſorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Menſch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet.** Gut: Aber was für ein **Menſch ohne Religion**? In der erſten Bedeutung? Nein. Denn iſt er ſchon kein Chriſt, ſo erkennet er doch als Türke, oder Jude ꝛc. Pflichten gegen Gott, und trachtet dieſe Pflichten zu erfüllen. In der zweyten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieſer erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bey jenem die rechten Pflichten ſind; ob ſie bey dieſem hinlänglich ſind: Das iſt hier die Frage nicht. Genug jener glaubt, daß es die rechten ſind; dieſer glaubt, daß ſie hinlänglich ſind. Alſo wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung paſſen? Auf einen Menſchen, der gar keine Pflichten gegen ein höchſtes Weſen erkennet? Eben ſo wenig. Denn gegen dieſen iſt der gegenwärtige Beweis ein offenbarer Zirkel? Man ſetzt nemlich das, was er leugnet, als bewieſen voraus, und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennet. Sollte dieſer Beweis gelten: ſo mag ſich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihn ein Papiſt nicht gegen ihn ſelbſt kehret, und in der nemlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Chriſt ſey. Der Papiſt dürfte nemlich nur ſagen: **Ein guter Chriſt ſuchet die Pflichten, die ihm ſeine Religion auflegt, alleſamt getreu und ſorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm dieſe auch Pflichten gegen den Pabſt auf, die Pflicht nemlich dieſes Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet.** Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernſt etwas anders darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unſrer dritten Bedeutung, zu ſeiner Vertheidigung vorbringen würde? Das iſt unwiderſprechlich, ſollte ich meynen. Alſo, zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion ſpottet? Hier giebt es zu unterſcheiden. Entweder er ſpottet darüber, weil er von der Falſchheit aller Religionen überzeugt iſt; oder er ſpottet darüber, ohne dieſe Ueberzeugung zu haben. In dem erſten Falle trift ihn der Beweis eben ſo wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber iſt ein Raſender, dem man ſchlechterdings die geſunde Vernunft und nicht bloß die Religion abſprechen muß. Gegen dieſen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Raſender, ein Mann ohne geſunde Vernunft, kann kein rechtſchaffner Mann ſeyn.

Und das hat Herr Cramer mit ſeinem erſten Beweiſe bewieſen! Doch die Wahrheit iſt mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen ſollte, als er bewieſen hat. Aus ſeinem Beweiſe erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über Religion ſpottet, weil er von der Falſchheit derſelben überzeugt iſt, kein rechtſchaffner Mann ſey: aber dennoch iſt es wahr; er iſt keiner. Allein er iſt nicht deswegen kein rechtſchaffner Mann, weil er keine Religion hat; ſondern weil er ſpottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu ſpotten, die unzählige Menſchen für die heiligſten auf der Welt halten? Was kann ihn entſchuldigen, wenn er durch Spöttereyen, arme Blödſinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verräth Liebloſigkeit, wenigſtens Leichtſinn; und handelt unrechtſchaffen an ſeinem Nächſten. Denn auch ſo gar ein Chriſt, der gegen Mahometaner über den Mahomet ſpotten, weiter nichts als ſpotten wollte, würde kein rechtſchaffner Mann ſeyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß ſeine Lehren anſchlagen werden; und ſey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, ſich ohne ſein Zuthun von ſelbſt verſpotten wird.

Bey dem allen ſcheinet es, als habe es Herr **Cramer** ſelbſt empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem **Mann ohne Religion**, ſondern mit einem **Religionsſpötter** zu thun habe; und zwar auch nur mit dieſem in ſo fern er ſpottet, und nicht in ſo fern er keine Religion hat. Denn was iſt ſein **Polidar**, den er in dem erſten Zuſatze ſeines Beweiſes, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein Religionsſpötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmſten, dem man unmöglich einen Funcken Menſchenverſtand zugeſtehen kann; denn er ſpottet über Lehren, die er niemals unterſucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſie es verdienen. Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn man einen Lahmen beſchreiben wollte: ein Lahmer ſey ein Menſch ohne Flügel.

Ich wende mich zu dem zweyten Beweiſe. “Ein
„Rechtſchaffner muß eine gründliche Erkenntniß
„von den Gegenſtänden haben, gegen welche
„man rechtſchaffen handeln muß. Indem er
„zu dieſer Erkenntniß kömmt, gelangt er auch
„zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und
„durch dieſe zum Wunſche einer Offenbarung.
„Alsdann hat er die Pflicht, eine vorgegebene
„Offenbarung, ohne ſorgfältige Unterſuchnug
„nicht zu verwerfen, vielweniger zu verſpotten. Thut er es; ſo iſt er (vermöge des erſten
„Beweiſes) nicht rechtſchaffen.„ — Das iſt ein
Beweis? Und ein zweyter Beweis? Wenn doch Herr
Baſedow ſo gut ſeyn wollte, ihn in eine ſyllogiſtiſche
Form zu bringen. Doch er fühlt es ſelbſt, daß dieſes
Geſchwätze auf den erſten Beweis hinausläuft, daß
es weiter nichts iſt, als der erſte Beweis, auf den
Religionsſpötter näher eingeſchränkt. Und in wie
fern der Satz von dieſem gilt, darüber habe ich mich
erklärt. Er gilt von ihm, nicht in ſo fern er keine
Religion hat, ſondern in ſo fern er ſpottet.

Alſo der dritte Beweis: “Wegen der Macht
„der Leidenſchaften iſt nicht zu erwarten, daß
„ein Menſch, der weder geoffenbarte noch natürliche Religion hat, die geſellſchaftlichen
„Pflichten zu erfüllen geneigt ſey, und alſo in

„dieſer eingeſchränkten Bedeutung ein recht„ſchaffner Mann ſeyn könne. Man hat aber „beſſern Grund es zu hoffen, wenn er die Re„ligion in ſeinem Verſtande für wahr hält, „und ſein Herz zur Ausübung derſelben ge„wöhnt.„ Auch dieſes Raiſonnement iſt kein Beweis unſers Satzes. Herr Baſedow hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu verſtehen. Ich ſage nemlich: Hier iſt die ganze Streitfrage verändert; anſtatt zu beweiſen, daß ohne Religion keine Rechtſchaffenheit ſeyn könne, ſucht man nur taliter qualiter ſo viel zu erſchleichen, daß es wahrſcheinlicher ſey, es werde eher ein Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion rechtſchaffen handeln. Aber weil jenes wahrſcheinlicher iſt, iſt dieſes darum unmöglich? Und von der Unmöglichkeit iſt gleichwohl in dem Satze die Rede: Es kann keine Rechtſchaffenheit ohne Religion ſeyn. Herr Baſedow ſagt ſelbſt, es ſolle dieſem Beweiſe der zweyte Zuſatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweyte Zuſatz? “Der Menſch hat eine natürli„che Neigung zu denen Handlungen, die, „wenn ſie aus dem rechten Grunde geſchehen, „rechtſchaffen heiſſen. Aber dieſe Neigung iſt „im hohen Grade ſchwach und unzuverläßig.„ Warum iſt ſie ſo ſchwach und unzuverläßig? Wo gen der Gewalt der Leidenſchaften. Und dieſe zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unſere Leidenſchaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unſern Verhältniſſen gegen ein höchſtes Weſen in gar keiner Verbindung ſtehen? Ich ſollte es meynen. Haben wir nun dergleichen: ſo kann jene natürliche Neigung zu rechtſchaffnen Handlungen, ſo ſchwach und unzuverläßig ſie wegen der Leidenſchaften immer ſeyn mag, wenn wir dieſe ihre Hinderniſſe aus dem Wege räumen, auch ohne Religion ſtark und zuverläßig werden. Und kann ſie das, wie ſteht es nun den Cramerſchen Beweis? Iſt es nicht offenbar, daß er ihn durch dieſen Zuſatz ſelbſt untergraben hat? Herr **Baſedow** ſage nicht: Aber die Religion giebt uns noch mehrere Gründe, unſre Leidenſchaften zu bemeiſtern ꝛc. Das gebe ich zu. "Allein, habe ich „damals ſchon erinnert, kömmt es denn bey unſern „Handlungen blos auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intenſion derſelben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, den ich lange und ernſtlich nachgedacht „habe, eben ſo viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigſten Theil von jenem Nachdenken geſchenkt habe„? Wenn Herr **Baſedow** das nicht verſteht: ſo kann ich ihm freylich nicht helfen; und man muß ihm erlauben, ſo lange zu ſchwatzen als er will.

Und wahrhaftig, ſein Geſchwätze erregt ordentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein **Mann ohne Religion** ein ſehr unbeſtimmtes Wort ſey; aber doch, meynet er, habe Herr **Cramer** nicht nöthig gehabt, es zu beſtimmen. Und warum nicht? „Der Herr Hofprediger, ſagt er, trägt im Nordiſchen Aufſeher kein Syſtem vor, und hat die Abſicht nicht, allen möglichen Chikanen eines Widerſächers auszuweichen. Sonſt hätte er allerdings ausdrücklich anzeigen müſſen, ob er unter einem **Manne ohne Religion**, einen ſolchen verſtehe, der gar keine hat, oder nur denjenigen ꝛc.“ Kann man eine größere Abſurtität ſagen? Deswegen, weil der Herr Hofprediger kein Syſtem ſchreibt, darf er unter eben demſelben Worte, bald das, bald jenes verſtehen? Herr **Baſedow** wird nie ein Syſtem ſchreiben: ich wette darauf.

In dem erſten Beweiſe, fährt er fort: meynet Herr **Cramer** einen Mann ohne alle Religion; in dem zweyten einen leichtſinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wieder einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfaſſer eines Wochenblatts, verſichert er, ſey ihm dieſe Vertauſchung erlaubt geweſen; und ich **verdiene den Abſcheu der Welt**, und habe das ſchwärzeſte Laſter begangen, weil ich Böſewicht geglaubt habe: "Der Nordiſche „Aufſeher müſſe und wolle in dieſer ganzen Abhand„lung den Satz: **ohne Religion iſt keine Recht„ſchaffenheit**, in einer und derſelben Bedeutung „verſtehen.„

Das habe ich leider geglaubt. Ja ich habe ſogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem **Manne ohne Religion**, blos einen Mann verſtehe, der die chriſtliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Böſewicht ſetzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben ſagen wollen; er werde doch lieber etwas falſches (das ihm aber wahr ſcheine), als gar nichts haben ſagen wollen. Nun aber, da uns Herr Baſedow ſein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe ſagen wollen: muß ich mich freylich auf den Mund ſchlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich ſchäme! Wollte doch der Himmel, daß ich mich **vor den Augen der Welt verbergen könnte!**

Fünf und vierzigſter Brief.

Herr Cramern muß es alſo hier gegangen ſeyn, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden laſſen. Man glaubt eine große Wahrheit erhaſcht zu haben; man will ſie der Welt ins Licht ſetzen; indem man damit beſchäftiget iſt, fängt man ſelbſt an, ſie deutlicher und beſſer einzuſehen; man ſieht, daß ſie das nicht iſt, was ſie in der Entfernung zu ſeyn ſchien; unterdeſſen hat man ſein Wort gegeben; das will man halten; man dreht ſich jetzt ſo, jetzt anders; man geht unmerklich von ſeinem Ziele ab; und ſchließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiſet, als man zu beweiſen verſprach; doch immer mit der Verſicherung, daß man das Verſprochene bewieſen habe. Amphora coepit inſtitui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtſchaffenheit ſeyn! dieſen großen Satz wollte Herr Cramer beweiſen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigſtens ſo zu brandmarken, daß ſich keiner ſeine Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfe. Der Vorſatz war vortrefflich, und eines eifrig Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß ſich die Wahrheit nicht immer nach unſern guten Abſichten bequemen will. Nicht will? O ſie wird müſſen; wir verſtehen uns aufs beweiſen. “Denn, ſagt Herr Cramer, „ein Menſch welcher ſich rühmet, daß er keine Pflicht „der Rechtſchaffenheit vernachläßige, ob er ſich gleich „von demjenigen befreyt achtet, was man unter dem „Namen der Frömmigkeit begreift, iſt — ein Lügner, muß ich ſagen, wenn ich nicht ſtrenge, ſon-

„dern nur gerecht urtheilen will; weil er ſelbſt geſtehet, kein rechtſchaffener Mann gegen Gott zu „ſeyn.„ Da ſteht der Beweis; und er iſt noch dazu ſchön geſagt. Nun will Herr **Cramer** weiter gehen. Aber indem überlegt er ſeinen Beweis noch einmal: “Ein Rechtſchaffener ſucht alle Pflichten zu erfüllen, auch die Pflichten der Religion; nun ſucht „ein Mann ohne alle Religion dieſe nicht zu erfüllen, ergo —— Denn er hält ſie für keine Pflichten:„ fällt ihm ein, ehe er ſein Ergo ausdenkt. “Er hält „ſie für keine? das iſt etwas anders. So fällt mein „Beweis in die Brüche. Ich ſtriche ihn gern aus; „wenn ich nicht alles ausſtreichen müßte. Ich muß „ſehen, wie ich mir helfe.„ —— Geſchwind ſchlägt er alſo die Volte, und ſchiebt uns für einen Mann ohne alle Religion, einen Religionsſpötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren ſpottet, die er niemals unterſucht hat. —— “Und ſo einer kann „doch kein rechtſchaffener Mann ſeyn?„ —— Kein Menſch wird ihn dafür erkennen. — “Kein Menſch? „Ja, nun habe ich zu wenig bewieſen. Vorhin zu „viel, jetzt zu wenig: wie werde ich es noch machen, „daß ich mich mit meinem frommen Paradoxo durchbringe?„ —— So denkt er, und ſchleicht ſich ſtillſchweigend aus dem Paradoxo in die angrenzende Wahrheit. Anſtatt zu beweiſen, daß ohne Religion keine Rechtſchaffenheit ſeyn könne, beweiſet er, daß da, wo Religion iſt, eher Rechtſchaffenheit zu vermuthen ſey, als wo keine iſt. Das, ſage ich, beweiſet er verſichert aber jenes bewieſen zu haben, und ſchließt. — Nun, ihr Herrn Baſedows,

— — Jovis ſummi cauſa clare plaudite!

Wie geſagt: ſo muß es Herr Cramern hier gegangen ſeyn. Er verſprach etwas zu beweiſen, wobey wir alle die Ohren ſpitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweiſes braucht. Ich aber, der ich mir dieſes von dem Herrn Cramer nicht ſo gleich einbilden konnte, that ihm dabey Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nemlich, er verſtehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mann ohne Chriſtenthum; ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mann zu halten, der ſo ſchreibt, als es in der Hitze des Diſpüts kaum zu reden erlaubt iſt.

Sechs und vierzigſter Brief.

„Warum verſchweigt der Kritikus die Rechtfertigung, die Herr Cramer ſeinem Rathe (einem Kinde „den Erlöſer, vors erſte nur als einen frommen und „heiligen Mann vorzuſtellen) wahrlich um ſchwächerer Perſonen willen, als ein Journaliſt ſeyn ſollte,

„in demſelben fünfzigſten Stücke zugefügt hat?„ — So fragt Herr **Baſedow**, und wahrlich in einem Tone, daß ein treuherziger Leſer darauf ſchwören ſollte, ich hätte dieſe Rechtfertigung aus bloſſer Tücke verſchwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ich ſie aus bloſſem Mitleiden verſchwiegen habe.

Denn wie lautet dieſe Rechtfertigung? So wie folget: "Mein Vater fand ſelbſt in der Offenbahrung „eine Anleitung zu einer vorzüglichen Art des Unterrichts in dieſen uns ſo nothwendigen und unentbehrlichen Lehren, und zwar ſo wohl in der vortrefflichen Rede, die Paulus vor den Athenienſern, als in „der Schutzrede, die er vor dem Landpfleger Felix „und dem Könige Agrippa hielt. „In beyden redet „er von Chriſto: aber auf eine ſolche Art, die uns „lehrt, wie man diejenigen von ihm unterrichten „müſſe, die noch gar keine Erkenntniße von ſeiner erhabenen und herrlichen Perſon haben. Er ſchwieg „mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem „erſten Unterrichte, den er den Athenienſern gab, von „den ſchweren und tiefſten Geheimnißen des Chriſtenthums. Er fieng damit an, daß er ihnen einen „Begriff von der Gottheit beyzubrigen ſuchte. Die „Schöpfung und Regierung der Welt von Gott, und „ſeine Vorſehung, die Schuldigkeit ihn kennen zu lernen, und ſeinen Geſetzen zu gehorchen, und das künf-

„tige Gericht durch einen Menſchen, den er dazu erſehen, und deswegen von den Todten erweckt hätte, „waren die erſten Lehren, die er ihnen verkündigte: „und er wählte ſie offenbar deswegen, weil ſie ſchon „einige obgleich falſche Begriffe davon hatten. So „wenig ſagt er das erſtemal von Chriſto, ob er gleich „genug ſagte, ihre Neubegierde und Aufmerkſamkeit „zu reizen. Lehren von einem tiefern Innhalte würden eine ganz widrige Wirkung hervorgebracht, und „ihren Verſtand nicht ſowohl erleuchtet, als verblendet haben. Man ſieht dieſen großen Lehrer der Völker in ſeiner Schutzrede vor Felix und Agrippa eine „ähnliche Methode beobachten, und ihn aus den Lehren von dem Heilande der Welt dasjenige ausſuchen, „was von einem noch ununterrichteten Verſtande „am leichteſten gefaßt werden konnte. Er machte ihnen Chriſtum, welches beſonders merkwürdig iſt, „zuerſt nicht als einen Verſöhner, der für die Menſchen eine vollkommene Genugthuung geleiſtet hätte, „ſondern als den Lehrer des menſchlichen Geſchlechts „bekannt, als den, der verkündigen ſollte ein Licht **dem Volke Iſrael und den Heiden.**

„Dieſe Rechtfertigung (ſetzt Herr **Baſedow** von dem Seinigen hinzu) „iſt vollkommen gründlich, und „dem Kritikus zu ſtark, als daß er ihrer erwehnen „dürfte. Man darf nicht ſagen, daß das Apoſtoliſche

„Exempel deswegen, weil Heiden und Juden Meynungen hatten, die den Geheimnißen des Chriſtenthums gerade entgegen geſetzt waren, einem ſtuffenweiſe zunehmenden Unterrichte der Kinder nicht „zur Rechtfertigung dienen könne. Denn erſtlich erhellet doch ſo viel daraus, daß es nicht ketzeriſch ſey, „von Chriſto anfangs dasjenige zu ſagen, was weniger wunderbar iſt, und vors erſte von dem Schweren und Geheimnißvollen zu ſchweigen. Zweytens „iſt das Unvermögen kleiner Kinder, den Ausdruck „der Geheimniße zu verſtehen, gewiß eine eben ſo „wichtige Urſache dieſer Lehrart, als die Vorurtheile „der Juden und Heiden.

Herr **Baſedow** glaube ja nicht, daß ich auf dieſem Einwurfe, den er ſich ſelbſt macht, und ſelbſt beantwortet, beſtehen werde. Und warum nicht? Weil er eine Kleinigkeit als unſtreitig vorausſetzet, an der ich mir die Freyheit nehme, noch ſehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die ich ſchlechterdings leugne. Und welches iſt dieſe Kleinigkeit? Nur dieſe: daß Paulus bey beſagten Gelegenheiten beſagte Methode wirklich gebraucht habe.

Dieſes, wie geſagt, leugne ich. Urtheilen Sie, ob ich Grund habe. —— Zuerſt von der Rede des Apoſtels vor den Athenienſern. *) Der Apoſtel wird vor Gerichte geführet, und er ſoll da ſagen, was dieſes für eine neue Lehre ſey, die er lehre. Er fängt an zu reden; wirft ihnen ihren Aberglauben vor; dringet auf den wahren Begriff einer einzigen höchſten Gottheit, der ihren eignen Weiſen nicht ganz unbekannt geweſen ſey; und eilet zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wiſſen verlangt, zu ſeiner neuen Lehre. Die Worte, **Und hat Gott die Zeit der Unwiſſenheit überſehen; nun aber gebeut er allen Menſchen an allen Enden Buße zu thun**; dieſe Worte, ſage ich, ſollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der Neuheit ſeiner Lehre hernehmen könnte; und nun iſt er auf einmal Mitten in ſeiner Materie: **Darum, daß er einen Tag geſetzt hat auf welchen er richten will, den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem ers beſchloſſen hat, und jedermann fürhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt.** Das ſind die Sätze, über die er ſich nunmehr weiter verbreiten will; die er den Athenienſern in der Folge ſeiner Rede näher erklären will. Aber was geſchieht? **Da ſie hörten die Auferſtehung der Todten, da hattens etliche ihren Spott, etliche aber ſprachen: wir wollen dich davon weiter hören.** Es waren theils Epikurer, theils Stoiker, die den Apoſtel vor Gerichte geführt hatten. Die Epikurer ſpotteten; die Stoiker wurden kalt: jene lachen; dieſe gähnen: keiner beſteht auf ſeiner Anklage, und **alſo gieng Paulus von ihnen.** Nun frag ich: wie kann man dieſes für eine ganze, vollſtändige Rede des Apoſtels halten. Es iſt ja offenbar nichts mehr, als der bloſſe Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen; man wollte ihn nicht mehr hören, als er nun eben auf das kam, wovon Herr Cramer ſagt, daß er es vorſetzlich mit einer **bewundernswürdigen Weisheit in dem erſten Unterrichte verſchwiegen habe.** Verſchwiegen? Verſchweigt man das, wozu man uns nicht kommen läßt? Paulus erwähnt des Glaubens, erwähnt des Gerichts: aber ſeine Zuhörer gehen fort. Lag die Urſache alſo in dem Paulus, lag ſie alſo in ſeiner didaktiſchen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von dieſem Glauben nicht mehr ſagte? daß er ſie den **Mann** nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdbodens richten wolle? Herr Cramer macht, zu meinem nicht geringern Erſtaunen, aus dieſem **Manne** einen **Menſchen**; aus dieſem **Manne**, den Petrus mit einer ihm ſelbſt am beſten bewußten Emphaſis *) den **Mann von Gott** nennt, einen Menſchen! Ich möchte doch wiſſen, wie er dieſe Vertauſchung bey unſern Exegeten verantworten wollte. Sie iſt ganz gewiß unverantwortlich; ob ich ſie gleich für weiter gar nichts ausgeben will, als für eine Uebereilung des Herrn Hofpredigers. Hätte **Paulus** weiter reden können, ſo würde ſein zweytes Wort unfehlbar von der Gottheit dieſes Mannes geweſen ſeyn. Denn er beobachtete in dieſem Punkte die menſchliche Klugheit des Herrn Hofpredigers ſo wenig, daß er ſchon vorher zu Athen **auf dem Markte alle Tage, zu denen, die ſich herzufanden**, von der Gottheit Chriſti geſprochen hatte. Wie hätte ſonſt der heilige Geſchichtſchreiber hinzuſetzen können: **Etliche aber der Epikurer und Stoiker, Philoſophi zankten mit ihm, und etliche ſprachen: Was will dieſer Lotterbube ſagen? Etliche aber: Es ſiehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das macht, er hatte das Evangelium von Jeſu, und von der Auferſtehung ihnen verkündigt.** Man überlege die Worte: „Es „ſcheinet als wolle er neue Götter verkündigen; das „machte, er hatte ihnen das Evangelium von Jeſu verkündiget.“ Nichts kann deutlicher ſeyn. Folglich kann Herr **Cramer** aus der obigen Rede für ſich nichts ſchlieſſen. **Erſtlich**, weil ſie nicht der erſte Unterricht war, den der Apoſtel den Athenienſern gab; und **zweytens** weil es eine unterbrochene Rede war. Vielmehr kann man den Herrn **Cramer** aus dieſem Exempel förmlich widerlegen; weil es drittens offenbar iſt, daß der Apoſtel gerade das Gegentheil von dem gethan hat, was er ihn thun läßt; daß er ſeinen Unterricht ohne Umſchweife von der Gottheit Chriſti angefangen hat. Denn er ſchien neue Götter zu verkündigen, weil er ihnen das **Evangelium von Jeſu** verkündigte.

---

*) Apoſtelgeſchicht XVII.

---

*) Apoſtelg. II. 22.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit, gelehrte Bücher zu plündern, und meinem Briefe ſelbſt dadurch ein gelehrtes Anſehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein Vergröſſerungsglas, was er mit bloſſen Augen deutlich genug ſehen kann? Erlauben Sie mir unterdeſſen, nur einen einzigen Mann anzuführen, deſſen exegetiſche Gelehrſamkeit ein wenig mehr auſſer Zweifel geſetzt iſt, als des Herrn **Cramers** oder meine. Es iſt D. **Heumann**. Herr **Baſedow** ſey ſo gut, und leſe dieſes würdigen Gottesgelehrten **Erklärung der Apoſtelgeſchichte**, wenn er die Meynung ſeines Freundes von der obigen Rede des **Paulus**, Vers vor Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich Anfangs gedenkt der Doktor der Vorſtellungen, welche **Sebaſtian Schmidt**, und **Franciskus Fabricius** von dieſer Rede des Apoſtels gemacht haben, und ſagt: „Beyden aber kann ich darinn keinen Beyfall geben,

„wenn ſie glauben, es habe Paulus dieſe Rede an die Profeſſoren der Stoiſchen und Epikuriſchen Weisheit gehalten, und daher die Lehren der Vernunft von Gott oder der philoſophiſchen Theologie vornehmlich vorgetragen. Der leztere, **Fabricius**, will auch die Klugheit unſers heiligen Redners zeigen, und ſuchet ſie auch darinnen, daß Paulus Gott nicht den Gott Abrahams, Iſaacs und Jakobs genennet, auch ſeine Lehren nicht aus den Propheten, ſondern aus heidniſchen Poeten, beſtätigt, wie auch Jeſum nicht einmal mit Namen genennt habe. Wie unbedachtſam iſt doch dieſes! Wird nicht auf dieſe Weiſe Paulo faſt eben die Klugheit beygelegt, welche die Jeſuiten in China ausüben, deren Bekehrungsklugheit von ihren eigenen Religionsverwandten gemißbilliget wird?„ — Was ſagen Sie zu dieſer Stelle? Der Doktor will von keiner **Bekehrungsklugheit** wiſſen, die der Hofprediger eine **bewunderswürdige Weisheit** nennt. **Er ſchwieg mit einer bewunderswürdigen Weisheit in dem erſten Unterrichte, den er den Atheniſern gab, von den ſchweren und tiefſten Geheimniſſen des Chriſtenthums.** Die Rede, die der Apoſtel auf dem Areopago hielt, war der erſte Unterricht nicht, den er den Athenieſern gab; und in dem vorhergegangenen erſten Unterrichte, ſagt der Doktor ausdrüklich, "lehrte Paulus, Jeſus „ſey der Sohn Gottes. *) Die Spötter nennten „Jeſum einen neuen und fremden, das iſt, bisher „unerhörten Gott. Sie ſagten neue Götter, und „meynten doch nur den von Paulo gepredigten Je„ſum. Dieſe Art zu reden iſt gewöhnlich, wenn man „indefinite redet ꝛc.„ Eben ſo ausdrücklich behauptet der Doktor, daß Paulus in der gedachten Rede ſelbſt, allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihn das laute Gelächter der ſpöttiſchen Zuhörer nicht aufzuhören gezwungen hätte. Er erklärt die letzten Worte πιστιν παρασχων πασιν durch, "die Glaubenslehren allen Menſchen „vortragen, und ſie belehren, daß, die Seligkeit „zu erlangen, der Glaube an Jeſum das einzige Mit„tel ſey.„ Er ſagt nicht, daß der Apoſtel den Atheniеnſern nur deswegen von einem künftigen Gerichte durch einen Mann, den Gott dazu erſehen, geprediget, weil dieſes eine Lehre geweſen ſey, von welcher ſie ſchon einige, obgleich falſche Begriffe gehabt hätten: ſondern er ſagt, daß es deswegen geſchehen ſey, weil Paulus durch dieſe drohende Vorſtellung des Gerichts, ſeine Zuhörer aufmerkſam machen, und bewegen wollen, daß ſie den Beweis ſeiner göttlichen Geſandſchaft

---

*) S. deſſen Erklärung des neuen Teſtaments, Seite 246 des ſechsten Theiles.

von ihm verlangen möchten. “Dieſen Beweis, fährt „der Doktor fort, würde er ihnen überzeuglich gegeben haben, wenn ſie nicht bald darauf mit ſpöttiſchem „Schreyen ihm in die Rede gefallen wären, und dieſelbe zu beſchlieſſen, ihn genöthigt hätten. ꝛc.

Nun von des Apoſtels Schutzrede vor dem Landpfleger Felix. — Auch in dieſer iſt nicht die geringſte Spur von der didaktiſchen Klugheit, welche die Methode des **Herrn Cramers** entſchuldigen ſoll. Und wie könnte es auch? Paulus hat darinn nichts weniger als die Abſicht zu unterrichten, und ſeiner Lehre Proſelyten zu ſchaffen: ſondern er ſucht einzig und allein die bürgerliche Klage von ſich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeiget aus den Umſtänden der Zeit, daß die Beſchuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, ſchon an und vor ſich ſelbſt unwahrſcheinlich ſey, und füget die wahre Urſache hinzu, warum er von den Juden ſo verleumdet werde; darum nemlich, **weil er nach dieſem Wege, den ſie eine Sekte heiſſen, alſo dem Gotte ſeiner Väter diene, daß er glaube allem, was geſchrieben ſtehet im Geſetze und in den Propheten.** Von dieſem **Wege** ſagt er alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge, und wenig mehr als ohngefehr einen Einfluß auf den Karakter eines ehrlichen Mannes, eines ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieſes thut er nicht um den Felix zu größern Geheimniſſen vorzubereiten, ſondern blos um von ihm als Richter, bürgerliche Gerechtigkeit zu erlangen. Kurz, es iſt mir unbegreiflich, wie Herr Cramer in dieſer Rede ſeine Methode hat finden können. Hätte er unterdeſſen nur einige Zeilen weiter geleſen; ſo würde er gerade das Gegentheil derſelben, auch hier gefunden haben. Nach etlichen Tagen aber, fährt der Geſchichtſchreiber fort, kam Felix mit ſeinem Weibe Druſilla, die eine Jüdin war, und fodert Paulum, und hört ihn von dem Glauben an Chriſto. Da aber Paulus redet von der Gerechtigkeit, und von der Keuſchheit, und von dem zukünftigen Gerichte, erſchrack Felix und antwortete: Gehe hin auf diesmal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her laſſen rufen. Dieſe Stelle iſt höchſt merkwürdig. Felix und ſeine Gemahlin hören den Apoſtel von dem Glauben an Chriſto, von den unbegreiflichſten Geheimniſſen unſrer Religion. Aber nicht über dieſe unbegreifliche Geheimniſſe erſchracken ſie; nicht dieſe unbegreifliche Geheimniſſe hatten Schuld, daß ſie nicht Chriſten wurden: ſondern das ſtrenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apoſtel zugleich mit drang, das ſchreckte ſie ab.

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schutzrede des Paulus vor dem Könige Agrippa, zu ſagen. — Ich werde hier recht ſehr auf meiner Hut ſeyn müſſen, daß mir nicht etwas hartes gegen den Herrn Cramer entfähret. Seine ganze Theologie mußte ihn verlaſſen haben, als er ſchreiben konnte, „Paulus habe Chriſtum dem Agrippa, zuerſt nicht „als einen Verſöhner, der für die Menſchen eine „vollkommene Genugthuung geleiſtet hatte, ſondern „als den Lehrer des menſchlichen Geſchlechts bekannt „gemacht, als den, der verkündigen ſollte ein Licht „**dem Volke Iſrael und den Heiden.**„ Das iſt zu arg! Hören Sie nur. Agrippa war ein Jude; alſo ein Mann, der mit dem Apoſtel in dem Begriffe von dem Meßias überein kam; alſo ein Mann, dem er nicht erſt beweiſen durfte, daß Gott durch die Propheten einen Meßias verſprochen habe; ſondern den er blos überführen mußte, daß Jeſus der verſprochene Meßias ſey. Und dieſes that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeyungen, der Meßias werde leiden, werde der erſte unter denen ſeyn, die von den Todten auferſtehen, dieſe Prophezeyungen wären in Jeſu erfüllt worden. Paulus ſchwieg alſo von der Göttlichkeit und Genugthuung des Meßias hier ſo wenig daß er beydes vielmehr bey dem Agrippa vorausſetzte. Leiden, Sterben, auferſtehen, ein

Licht dem Volke und den Heiden verkündigen; alles dieſes faßt der Apoſtel in einen einzigen Perioden: und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Chriſto nur als einem Lehrer und nicht als einem Verſöhner gegen den Agrippa geſprochen habe? Er leſe doch nur: **Daß Chriſtus ſollte leiden, und der Erſte ſeyn aus der Auferſtehung von den Todten, und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden.**

Und das iſt nun die Rechtfertigung, welche Herr Baſedow **vollkommen gründlich**, und mir zu ſtark nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe ihrer aus bloſſem Mitleiden nicht erwähnt.

Sieben und vierzigſter Brief.

Sie ſind meine polemiſchen Briefe müde. Ich glaube es ſehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld; ich habe wenig mehr zu ſagen, und will mich ſo kurz als möglich faſſen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung ſeiner Methode in der Offenbarung nicht findet: ſo kann er ſie nirgends finden, als in ſeiner guten Abſicht. Dieſe will ich ihm nicht im geringſten ſtreitig machen. Allein ein Projektmacher, wenn es auch ein theologiſcher Projektmacher wäre, muß mehr als eine gute Abſicht haben. Sein Projekt muß nicht allein für ſich ſelbſt praktikabel ſeyn, ſondern die Ausführung deſſelben muß auch unbeſchadet anderer guten Verfaſſungen, die bereits im Gange ſind, geſchehen können. Beydes vermiſſe ich an dem Projekte des Herrn **Cramers**. **Vors erſte** iſt es für ſich ſelbſt nicht praktikabel. Denn ſo ein Kind, das den Erlöſer erſt als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund, ſoll kennen und lieben lernen, müßte, ſo lange dieſer vorbereitende Unterricht dauerte, von allem öffentliche und häuslichen Gottesdienſte zurückgehalten werden; es müßte weder beten noch ſingen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebrauchten Methode bleiben ſollte. **Zweytens** ſtreitet das Cramerſche Projekt mit mehr als einer angenommenen Lehre unſerer Kirche. Ich will jetzt nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wiſſen, was unſere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch ſchon alsdenn, wenn ſie noch gar keine Begriffe haben, lehret; er muß wiſſen, daß die Frage, die einem Täuflinge geſchiehet: **Glaubeſt du** ꝛc. mehr ſaget, als: **Willſt du mit der Zeit glauben** ꝛc.

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn **Baſedows**, folgendes zu überlegen, bitten. Als ich in dem **Nordiſchen Aufſeher** eine Methode angeprieſen fand, die mir eine unbehutſame Neuerung eines Mannes zu ſeyn ſchien, der die ſtrenge Orthodoxie ſeinen guten Abſichten aufopfert; als ich ſie mit Gründen angeprieſen fand, die den ſorgfältigſten Exegenten gewiß nicht verrathen; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausſpruch, **ohne Religion kann keine Redlichkeit ſeyn**, damit verglich: war es nicht ſehr natürlich, daß mir gewiſſe Gottesgelehrten dabey einfielen, “die ſich mit „einer lieblichen Quinteſſenz aus dem Chriſtenthume „begnügen, und allem Verdachte der Freydenkerey „ausweichen, wenn ſie von der Religion überhaupt „nur fein enthuſiaſtiſch zu ſchwatzen wiſſen.„ Weder Herr **Baſedow** noch Herr **Cramer** wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten ietzt die Menge giebt. Wenn aber jener meine allgemeine Anmerkung ſo ausleget, als ob ich ſie ſchlechterdings auf dieſen angewendet wiſſen wolle; ſo muß ich ſeine Auslegung für eine Kalumnie erklären, an die ich nie gedacht habe. Ich ſage: “auch der **Nordiſche „Aufſeher** hat ein ganzes Stück dazu angewandt, „ſich dieſe Mine der neumodiſchen Rechtgläubigkeit „zu geben ꝛc.„ Iſt denn dieſes eben ſo viel, als wenn ich geſagt hätte: **Auch der Nordiſche Aufſeher iſt einer von dieſen Rechtgläubigen?** Ich rede ja nur von einer Mine, die er ſich geben will. Ich ſage ja nicht, daß er ſich dieſe Mine aus eben der Urſache geben will, aus welcher ſie iene führen. Jene führen ſie, um ihre Freydenkerey damit zu maskiren; und er will ſie annehmen, vielleicht weil er glaubt, daß ſie gut läßt, daß ſie bezaubert. Wenn eine neue Mode aus einer gewiſſen Bedürfniß entſprungen iſt, haben darum alle, welche dieſer Mode folgen, die nemliche Bedürfniß? Haben alle, die einen Kragen am Kleide tragen, einen Schaden an ihrem Halſe, weil ein ſolcher Schaden den erſten Kragen, wie man ſagt, veranlaßt hat?

Acht und vierzigſter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Baſadow in Anſehung des zweyten Mitarbeiters an dem Nordiſchen Aufſeher, des Herrn **Klopſtocks**, mit aller Gewalt ſetzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

“Auch das fünf und zwanzigſte Stück, ſagt Herr Baſedow, “von einer dreyfachen Art über Gott
„zu denken, deſſen Verfaſſer Herr Klopſtock iſt,
„wird von dem Herrn Journaliſten ſehr feindſelig an-
„gegriffen. Er muß vermuthlich das Klopſtockiſche
„Siegel nicht darauf geſehen haben, wie auf an-

„dern Stücken deſſelben Verfaſſers, von welchen er „mit Hochachtung redet. — Herr **Baſedow** will „**vermuthlich** hier ſpotten. Vermuthlich aber wird „der Spott auf ihn zurück fallen.„ Denn geſetzt, ich hätte allerdings das Klopſtockiſche Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es blos deswegen, ohne fernere Unterſuchung, für gut, für vortreflich halten ſollen? hätte ich ſchlieſſen ſollen: weil Herr **Klopſtock** dieſes und dieſes ſchöne Stück gemacht hat; ſo müſſen alle ſeine Stücke ſchön ſeyn? Ich danke für dieſe Logik. "Herr **Klopſtock**, heißt es „an einem andern Orte, ſo gewogen der Kritikus „ſich demſelben auch anſtellt ꝛc.„ Anſtellt? Warum denn anſtellt? Ich kenne den Herrn **Klopſtock** von Perſon nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn ſo kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in **; ich kann ihm nicht ſchaden; er ſoll mir nichts helfen: was hätte ich denn alſo nöthig, mich gegen ihn anzuſtellen? Nein, ich verſichere den Herr **Baſedow** auf meine Ehre, daß ich dem Herrn **Klopſtock** in allem Ernſte gewogen bin; ſo wie ich allen **Genies** gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, muß er überall bey mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut.

Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, mit ſamt ſeinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Eſel, ohne zu ſtraucheln, gehet.

Wer heißt den Herrn **Klopſtock** philoſophiren? So gewogen bin ich ihm freylich nicht, daß ich ihn gern philoſophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr **Baſedow** ſelbſt iſt in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wiſſen, was ich dagegen erinnert habe. **Erſtlich**, daß er uns mit ſeiner dritten Art über Gott zu denken, nichts Neues ſage; das Neue müßte denn darinn liegen, daß er das **denken** nennet, was andere **empfinden** heiſſen. Das räumet Herr **Baſedow** ein, und fragt blos: "Ob man denn über alte Dinge etwas neues „ſagen müſſe? Und ob denn Herr **Klopſtock** nicht „das Recht gehabt habe, das Wort **denken** anders „zu nehmen, als es in der üblichen Sprache einiger „Syſteme genommen werde?„ Ich ſelbſt habe ihm dieſes Recht zugeſtanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen iſt, proteſtirt; als worinn mein **zweyter** Einwurf beſtand. Er ſagt nemlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken, auf neue **Wahrheiten** von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und ſchwach wäre, das, was wir dabey dächten, auszudrücken. Ich ſage: **keine neue Wahrheiten!** Und was ſagt Herr **Baſedow**? “Ich geſtehe, es „wäre vielleicht nicht ganz abzurathen geweſen, den „Ausdruck **neue Wahrheiten** zu vermeiden, oder „ihn vielmehr zu erklären.„ Das geſteht Herr **Baſedow**, und doch zankt er mit mir. Ja freylich; wenn es erlaubt iſt, allen Worten einen andern Verſtand zu geben, als ſie in der üblichen Sprache der Weltweiſen haben: ſo kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieſes Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hatte ich wirklich das Klopſtockiſche Siegel auf dem gedachten Stücke nicht geſehen? O nur allzudeutlich: und ich dächte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verſtehen gegeben. Ich ſchrieb nehmlich: „Ich verdenke es dem Verfaſſer ſehr, daß **Er** ſich bloß gegeben ſo etwas auch nur vermuthen zu können.„ Dieſes **Er** war nicht umſonſt in dem Manuſcrtpte unterſtrichen, ward nicht umſonſt mit Schwabacher gedrukt. Dieſes **Er** war Herr **Klopſtock**. Denn Herr **Baſedow** wird doch wohl wiſſen, wofür die **Gottſchede** und **Hudemanns** den Herrn **Klopſtock** halten. Dieſer Leute wegen that es mir im Ernſte leid, daß **Er** eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beſchuldigungen auf gewiſſe Weiſe zu ſtatten komme.

Und ſo wenig ich aus des Herrn **Klopſtocks** Philoſophie mache, eben ſo wenig mache ich aus ſeinen Liedern. Ich habe davon geſagt: “ſie wären ſo voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabey empfinde.” Herr **Baſedow** hingegen ſagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: “Es iſt, wie mich dünkt, ganz ſo gedankenreich und ſchön, wie die folgende Strophe:

Jeſus, Gott wird wiederkommen.
Ach laß uns dann mit allen Frommen
Erlöſt zu deiner Rechten ſtehn!
Ach du müſſeſt, wenn in Flammen
Die Welt zerſchmilzt, uns nicht verdammen!
Laß alle kämpfen dich zu ſehn!
Dann ſetz auf deinen Thron
Die Sieger, Gottes Sohn,
Hoſianna!
Zur Seligkeit
Mach uns bereit,
Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr **Baſedow** gedankenreich? Wenn das gedankenreich iſt, ſo wundere ich mich ſehr, daß dieſer gedankenreiche Dichter nicht längſt der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden iſt. Iſt das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? Damit aber Herr **Baſedow** und ſeines gleichen, nicht etwa meynen mögen, daß mein Urtheil über die Klopſtockiſchen Lieder, ein bloßer witziger Einfall ſey, ſo will ich ihnen ſagen, was ich dabey gedacht habe. Es kann wahr ſeyn, dachte ich, daß **Herr Klopſtock**, als er ſeine Lieder machte, in dem Stande ſehr lebhafter Empfindungen geweſen iſt. Weil er aber blos dieſe ſeine Empfindungen auszudrücken ſuchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorſtellungen, der die Empfindungen bey ihm veranlaßt hatte, durch den er ſich in das andächtige Feuer geſetzt hatte, verſchwieg und uns nicht mittheilen wollte: ſo iſt es unmöglich, daß ſich ſeine Leſer zu eben den Empfindungen, die er dabey gehabt hat, erheben können. Er hat alſo, wie man im Sprüchworte zu ſagen pflegt, die Leiter nach ſich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten ſeiner, ſo voller Empfindung ſind, daß ein unvorbereiteter Leſer oft gar nichts dabey empfindet. Der **Hamburgiſche Anzeiger** ſagt, es ſey ihm dieſes mein Urtheil eben ſo vorgekommen, “als „ob jemand von **Leßings** ſchönen Fabeln urtheilen „wollte, ſie wären ſo witzig, daß ſie oft ganz aberwitzig darüber würden.„ Der Herr verſuche nunmehr, ob er in ſeine Inſtanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Deſto ſchlimmer aber für **Leßingen**, wenn ſeine Fabeln nichts als witzig ſind?

Neun und vierzigſter Brief.

Herr Baſedow — und nun werde ich ſeiner zum letztenmale gedenken, — wirft auf allen Seiten mit Liebloſigkeiten, mit Verleumdungen um ſich: und der Hamburgiſche Anzeiger ſagt, daß ein ſehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufſeher als ein höchſt ſchlechtes Werk herunter zu ſetzen. Beyde Herren muß ein verborgenes Geſchwür jucken, das ſie mit aller Gewalt aufgeſtochen wiſſen wollen. Ihr Wille geſchehe alſo. Ich wünſche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie ſich wohl des erdichteten Briefes, den der nordiſche Aufſeher in ſeinem ſieben und dreyßigſten Stücke mittheilet? Vielleicht haben Sie ihn überſchlagen. Ich meyne folgenden.

„Mein Herr!

“Hoffentlich werden Sie ſich doch, bey dem „Schluſſe des erſten Theils ihrer Blätter, in Kupfer „ſtechen laſſen. Ich habe Sie zwar noch nicht geſehen, ſo oft ich ſie auch auf unſern Spaziergängen aufgeſucht habe, und ich habe ein ſcharfes Geſicht. Gewiß Sie entziehen ſich dem Publiko allzuſehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen „zu treffen. Das verſpreche ich: Ihr Portrait ſoll „keinem in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften

„etwas nachgeben. Ein altes ſaures Geſicht mit
„Runzeln, wie Gellert und ein anderer Dichter;
„tiefſinnig; ſchief; auch ein wenig mürriſch; denn
„im Schatten bin ich ſtark. Nicht wahr? Ich warte
„nur auf Ihre Erlaubnis, mein Herr, um den Grab-
„ſtichel in die Hand zu nehmen; die Platte iſt ſchon
„fertig. Ich mache auch Inſcriptionen in Proſa
„und Verſen, wenn Sie ſie haben wollen. Ihr
„Verleger iſt, wie ich höre, ſo eigen, daß er Ihr Bild
„dem Werke, ohne Ihr Wiſſen nicht vorſetzen will.
„Aber der wunderliche Mann! Er ſoll nicht dabey
„zu kurz kommen; das Buch wird gewiß deſto beſſern
„Abgang haben. Nur muß er meine Mühe nicht
„umſonſt verlangen.

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen ſtecken:
„Ich kenne eine etwas betagte reiche Wittwe, welche
„alle Augenblicke bereit iſt, ſich in Sie zu verlieben,
„wenn Sie ſo ausſehen, wie ich Sie zeichnen will.
„Die Frau ſieht nicht übel aus. Sie ſind doch noch
„Wittwer? Ich bin Mein Herr

Ihr unterthänigſter Diener,

Philipp Rauk,

Kupferſtecher.

Ich frage einen jeden, dem es bekannt iſt, daß der Kupferſtecher, der ein Paar Portraits vor der **Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften** gemacht hat, wirklich **Rauke** heißt, ob dieſem Briefe das geringſte zu einem förmlichen Pasquille fehlt? Ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen ſollte, als ich ſahe, daß ſich ein Mann, wie der **Nordiſche Aufſeher**, der von nichts als Religion und Redlichkeit ſchwatzt, der es ſeiner Würde fur unanſtändig erklärt hatte, ſich mit der Satyre abzugeben, daß ſich ſo ein Mann ſo ſchändlich vergangen hatte. Geſetzt der Künſtler ſpräche zu ihm: “Mein Herr, der ſie ſo „eigenmächtig nicht Tadel, ſondern Schande austheilen, darf ich wohl wiſſen, wie ich zu dieſem „Brandmahle komme? Es iſt wahr, ich habe eines „von den bewußten Portraits geſtochen; aber nicht „aus freyem Willen, ſondern weil es mir aufgetragen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward, „und ich von dieſer Beſchäftigung lebe. Ich habe „mein Beſtes gethan. Allein man hat mir ein ſo „ſchlechtes Gemählde geliefert, daß ich nichts „beſſeres daraus habe machen können. Ich ſage „Ihnen, daß alle die Fehler, die ſie in meinem Stiche tadeln, in dem Gemählde geweſen ſind; und „daß ein Kupferſtecher keinen Fehler des Gemähldes „nach Gutdünken verbeſſern kann, ohne in Gefahr „zu ſeyn, die Aehnlichkeit auf einmal zu vernichten. „Was weis ich, ob Herr Gellert ein Adonis iſt, oder „ein ſaures Geſicht mit Runzeln hat? Was weis ich,

„ob der andere Dichter (den ich nicht einmal geſto„chen habe) ſchief und mürriſch ausſieht? Wir Kupfer„ſtecher ſtechen die Leute, wie wir ſie gemahlt finden. „Und als Kupferſtecher, ſollte ich meynen, hätte ich „doch immer noch einen Stichel gezeigt, der feſter „und kühner iſt, und mehr verſpricht, als daß er eine „ſo öffentliche Beſchimpfung verdient hätte. Doch „dem ſey wie ihm wolle. Wenn ich auch ſchon der „allerelendeſte Kupferſtecher wäre, warum gehen Sie „aus den Schranken des kritiſchen Tadels? Warum „muß ich noch etwas ſchlimmeres als der elendeſte „Kupferſtecher, warum muß ich ihr **Kuppler** ſeyn? „Muß ich ihr **Kuppler** ſeyn, weil ihre Freunde das „Unglück durch mich gehabt haben, nicht ſo ſchön und „artig in der Welt zu erſcheinen, als ſie ſich in ihren „Spiegeln erblicken? Dieſes einzige frage ich Sie: „muß ich darum ihr **Kuppler** ſeyn?„ —— Wenn, ſage ich, der Künſtler zu dem Aufſeher ſo ſpräche; was könnte der fromme, redliche, großmüthige Mann antworten?

Herr **Baſedow** möchte gar zu gern meinen Namen wiſſen. Gut; er ſoll ihn erfahren, ſobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer, oder Herr **Klopſtock**, oder Er ſelbſt, das Herz hat, ſich zu dieſem Pasquille zu bekennen.

Fünfzigſter Brief.

Sie kennen doch den Aeſopiſchen Zahnſchreyer, Hermann Axel, den die Schweizeriſchen Kunſtrichter vor einigen Jahren mit ſo vieler zujauchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterſchied ſich von andern Zahnſchreyern beſonders dadurch, daß er ſehr wenig redte. Wenn er aber ſeinen Mund aufthat, ſo geſchah es allezeit mit einer Fabel. Der ſchnackiſche Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bey den Tafeln und Gaſtmählern vornehmer und geringer Perſonen erſcheinen; man hielt dafür, daß ſeine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Geſpräche miſchte, überflüßig bezahlt ſey; unter andern wußte er ſehr viel von Gauchlingen zu erzehlen; wie die Gauchlinger über ihre böſe Bach rathſchlagen; wie die Gauchlinger nicht Spitzhoſen anſtatt Pluderhoſen tragen wollen; wie die Gauchlinger ꝛc. Alle dieſe Gauchlingiana haben ſeine Freunde zu Papiere gebracht, und ſie in den Freymüthigen Nachrichten, in den Kritiſchen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. neuen Fabeln, zum erſten, zweyten, dritten und der Himmel gebe, letzten male drucken laſſen.

Das alles wiſſen Sie. Aber wiſſen Sie auch, daß Hermann Axel noch lebt? Daß er nunmehr auf ſeine eigene Hand ein Autor geworden iſt? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirkſam das Gift ſeiner Schmeichler auf ſeinen geſunden Verſtand geweſen ſeyn müſſe? Dieſe böſen Leute hatten ihn und den **Aeſopus** ſo oft zuſammen genennt, bis er ſich wirklich für einen zweyten **Patäkus** (ὡς ἔφασκε τὴν Αἰσώπου ψυχὴν ἔχειν *) gehalten. Nun fiel Leßingen vor kurzem ein, an dieſer Seelenwanderung zu zweifeln, und verſchiedenes wider die Axeliſche Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer beſſer kennen ſollen. Er hätte wiſſen ſollen, daß ſie den geringſten Widerſpruch mit der plumpſten Schmähſchrift zu rächen gewohnt ſind. Hermann Axel ſpricht zwar wenig; aber er kann deſto mehr ſchreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausſchütten. Er wird **Stoppen und Kräuterbündeln** um ſich werfen. Er wird — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat. Leßingiſche unäſopiſche Fabeln: enthaltend die ſinnreichen Einfälle und weiſen Sprüche der Thiere. Nebſt damit einſchlagender Unterſuchung der Abhandlung Herrn Leſſings von der Kunſt Fabeln zu verfertigen. **)

---

*) Plutarch im Leben des Solons.

**) Zürich, bey Orell und Compagnie, in Oktav.

Dieſes Buch, welches um die Hälfte ſtärker iſt als die Leßingiſchen Fabeln ſelbſt, hat ſo viel ſonderbare Seiten, daß ich kaum weiß, von welcher ich es Ihnen am erſten bekannt machen ſoll. So viel läßt ſich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen beſtehet. Jene ſollen ſpöttiſche Parodien auf Leßings Fabeln ſeyn; und in dieſen ſoll die Leßingiſche Theorie von Fabeln mit Gründen beſtritten werden. **Hermann Axel** dünkt ſich in Schimpf und Ernſt maitre paſſé: er will nicht bloß die Lacher auf ſeiner Seite haben, ſondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fratzengeſichtern an, und hört mit Runzeln auf. Aber woher weis ich es, werden Sie fragen, daß **Hermann Axel** der Verfaſſer von dieſen Leßingiſchen unäſopiſchen Fabeln iſt? Woher? Er hat ſich ſelbſt dazu bekannt, indem er verſchiedene von den Fabeln, die ihm in den Kritiſchen Briefen beygelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht dieſe ſowohl als jene ſeine wären; wenn er nicht beyde für Geburten von ihm erkannt wiſſen wollte?

Leſen Sie nur gleich die erſte Fabel, um alle die Beſchuldigungen auf einmal zu überſehen, die er ſeinen witzigen Antagoniſten macht. **Witzig** iſt hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen ſagen. Denn mit allem würde Leßing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit ſeinem Witze. Den kann er durchaus nicht leiden.

Die neue Fabel-Theorie.

„Ich ſaß an einem murmelnden Bache auf einem „glatten Steine, und rief die Muſe an, die den Aeſopus ſeine Fabeln gelehrt hatte. Indem kam mit „ſeltſamen Bocksſprüngen eine Geſtalt wie eines Faunus aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade „auf mich zu, und ſagte: Die Muſe hört dich nicht, „ſie iſt jetzo beſchäftiget einem Poeten beyzuſtehen, der „den Tod Sauls und Jonathans ſingt: Ich will „ſtatt ihrer dir bey deiner Geburt helfen. Ich bin von „dem Gefolge der Muſen, und diene den Poeten und „Mahlern nicht ſelten bey ihrer Arbeit; ſie nennen „mich Capriccio, ich bin jener Geiſt

— — ille ciens animos & pectora verſans,
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

„Die Deutſchen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur wenige von ihnen kennen mich. Ich „machte eine tiefe Verneigung, und ſagte, daß ich „bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen. „Dieſe Mühe, ſagte er, können wir uns ſparen; dafür wollen wir im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir ihre Geſchichten „bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald

„einzelne Umſtände herausnehmen, und eine neue Fabel darauf bauen, oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fabelwildpret niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder Kampf der Leidenſchaften ſoll uns eine Handlung ſeyn. Warum nicht? Wer denkt und fühlt ſo mechaniſch, daß er ſich dabey keiner Thätigkeit bewußt ſey? Zu derſelben brauchen wir auch die innere Abſicht der aufgeführten Perſonen nicht, es iſt genug an unſerer Abſicht. Nur laßt uns nicht vergeſſen, unſerer Fabel die Wirklichkeit zu geben mit dem **Es war einmal** — Ich erlaſſe dir auch die kleinen ſonderbaren Züge in den Sitten der Thiere. Du haſt genug an den allgemeinen bekannten, und dieſe magſt du erhöhen, ſo weit du willſt, und ſie ſo nahe zur menſchlichen Natur bringen, als du willſt. Der müßte ein Dummkopf ſeyn, der deine Fabeln leſen wollte, um die Naturgeſchichte darinn zu ſtudieren.„

„Gewiß, ſagte ich, werden wir ſo Fabeln bekommen, aber es werden wohl Stoppiſche ſeyn. Um Vergebung, verſetzte er, nicht Stoppiſche, ſondern Leßingiſche; In dieſen letzten Tagen iſt Leßing den Menſchen geſchenkt worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu verdauen, zu verbeſſern, und unter die ſcientifiſche Demonſtration zu bringen.

„Wir können ihm die Verantwortung überlaſſen. Er kann ſich mit Witz aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat Unverſchämtheit übrig den Mangel an Gründlichkeit zu erſetzen.

„Laſſet uns, ſagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen. Hilf mir, muntrer Capriccio zu Reimen oder Hexametern, zu Gemählden, zu Zeichnungen der Oerter, der Perſonen, der Stellungen, zu Gedanken die hervorſtechen, zu Anſpielungen. „Fort mit dem Plunder, verſetzte er, den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel Anmuth? Willſt du das Gewürze würzen! Kurz und trocken; mehr verlangt unſer Lehrer nicht: gute Proſe ——

„Entſchuldige dich dann mit deinem Unvermögen, gieb deine Grillen für Orakel, du wirſt weder der Erſte noch der Letzte ſeyn, der das thut —

„Alles, was er mir ſagte, dünkte mich ſeiner ſatyriſchen Geſtalt und ſeinem bocksmäßigen Namen zu entſprechen. Indeſſen folgte ich ihm, und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln.„

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke iſt ſchnurrig genug; aber laſſen Sie uns doch ſehen, auf wie viel Wahrheit ſie ſich gründet. Erſt eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweizern verdorben?

Noch im Jahr 1749, als ſie uns die Gedichte des Pater Ceva bekannt machen wollten, ſtand Capriccio bey ihnen in ſehr groſſem Anſehen. Da war er der poetiſche Taumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer ſchallenden Jagd, die das Hüfthorn bis in den abgelegenſten dunkelſten Winkel der menſchlichen Kenntniſſe ertönen läßt, das ſeltſamſte Wild aufjagt; da war er Muſis gratiſſimus hoſpes; da hatte er dem Pater ſein Gedicht auf den **Knaben Jeſus** machen helfen; da hatte er auch deutſchen Dichtern die trefflichſten Dienſte gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie ſeine Liebe derjenigen erklären laſſen, „die ihm das Schickſal zu lieben auferlegt und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er „aber noch nicht kannte, noch niemals geſehen hatte;„ der andre war durch ihn in einer choriambiſchen Ode „bis in die Tiefen jener Philoſophie gelangt, in welchen er ſich mit ſeinen Freunden noch als Atomos, „die allererſt aus der Hand der Natur kamen, erblickte, bevor ſie noch gebohren waren, doch ſich „nicht ganz unbewußt.„

Klein wie Theilchen des Lichts ungeſehen ſchwärmten,
— wie ſie — auf einem Orangeblatt
Sich zum Scherzen verſammelten,
Im wollüſtigen Schooß junger Aurikelchen
Oft die zaudernde Zeit ſchwatzend beflügelten.

Das alles war und that **Capriccio** bey den Schweizern 1749. Und was laſſen ſie ihn 1760, thun? Schlechte Leßingiſche Fabeln machen. Welche Veränderung iſt mit ihm vorgegangen? Mit ihm keine, aber deſto gröſſere mit den Schweizern. **Capriccio** iſt die Gefährte der **Fröhlichkeit**:

> Lætitia in terras ſtellato ex æthere venit,
> Cui comes ille ciens animos & pectora verſans,
> Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und ſeit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der **Fröhlichkeit**, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetiſches Intereſſe ſchien ein ernſtes, ſchwermüthiges Syſtem zu fordern. Sie hatten ſich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; ſie glaubten ſich in den Karakter ihrer Helden ſetzen zu müſſen; ſie wollten es die Welt wenigſtens gern überreden, daß ſie ſelbſt in einer patriarchaliſchen Unſchuld lebten; ſie ſagten alſo zu der **Fröhlichkeit**: was machſt du? und zu dem **Capriccio**: du biſt toll: Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen dieſen mit unter. Er war ihnen in dem **Noah** nicht munter genug geweſen; er hatte ihnen da nicht genug ſeltſames poetiſches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht **Capriccio** einer von den Spürhunden iſt, die nicht gern ins Waſſer gehen, und beſonders nicht gern in ſo gefährliches Waſſer, als die Sündfluth. Da dachten die Schweizer: willſt du uns nicht, ſo wollen wir dich auch nicht: Lauf! Man höret es zum Theil aus ihrem eigenen Geſtändniſſe. Einer von ihren Poeten ſingt jetzt den Tod Sauls und Jonathans: iſt **Capriccio** bey ihm? Nein. Die Muſe nur iſt bey ihm; und **Capriccio** ſchwärmt indeſſen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

——— pictoribus ille
Interdum aſſiſtens operi, nec ſegnius inſtans
Vatibus ante alios, Muſis gratiſſimus hoſpes.

Ich ſorge, ich ſorge, die Muſe folgt ihrem **Capriccio** nach. Noch eine Meſſe Geduld, und wir werden es ſehen. Wenn ſie ſich doch ja mit ihm wieder ausſöhnten! Da war es mit den Schweizern noch auszuhalten, als **Capriccio** ihr Freund war. Da durfte Lemene ungeſcheut vor ihnen ſingen:

Vorrei eſſer ne l'Inferno
Ma con Tantalo nel rio,
Ma che 'l rio foſſe Falerno
Ma non fuggiſſe mai dal labro mio.

Es war ein allerliebſter Einfall! Denn der Einfall kam vom **Capriccio**. Seit dem kam der Einfall

Es donnert: Trink und ſieh auf mich:
—— —— ——
Zevs iſt gerecht; er ſtraft das Meer:
Sollt er in ſeinen Nektar ſchlagen?

allem Anſehen nach, zwar auch vom Capriccio: allein Capriccio ſteht nicht mehr bey ihnen in Gnaden, und Leßing iſt ein profaner Böſewicht.

Aber zur Sache. “Laß uns, muß Capriccio „ſagen, im Aelian und Suidas und Antonius Libe„ralis ſagen.„ Was will Hermann Axel damit zu verſtehen geben? Offenbar, daß Leßing ſeine Fabeln nicht erfunden, ſondern aus dieſen alten Schriftſtellern zuſammen geſtoppelt habe. Es iſt wahr, er führet ſie in ſeinem Verzeichniſſe an: allein wer dieſe Anführungen unterſuchen will, wird finden, daß nichts weniger als ſeine Fabeln darinn enthalten ſind. Kaum daß ſie einen kleinen Umſtand enthalten, auf welchen ſich dieſer oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweiſen will. Die Wahrheit zu ſagen, hätte ich es ſelbſt lieber geſehen, wenn uns Leßing dieſe kleine gelehrte Brocken erſpart hätte. Wem iſt daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd ſich vor dem Kameele ſcheuet? Wir wollen nicht die Genealogie ſeiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umſtänden, ſondern ſeine Geſchicklichkeit ſie zu brauchen, ſehen: Zudem ſollte er gewußt haben, daß der, welcher von ſeinen Erfindungen, ſie mögen ſo groß oder ſo klein ſeyn als ſie wollen, einige Ehre haben will, die Wege ſorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt iſt. Nicht den geringſten Anlaß wird er verrathen, wenn er ſeinen Vortheil verſtehet: denn ſehr oft iſt die Bereitſchaft dieſen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienſt des Erfinders; und es würden tauſend andere, wenn ſie den nemlichen Anlaß gehabt hätten, wenn ſie in der nemlichen Diſpoſition ihn zu bemerken, geweſen wären, das nemliche erfunden haben. Unterdeſſen kömmt es freylich noch darauf an, ob die Stellen, welche C. anführt, dergleichen Anläſſe ſind. Z. E. Sie erinnern ſich ſeiner Fabel.

Die Furien.

„Meine Furien, ſagte Pluto zu dem Bothen
„der Götter, werden alt und ſtumpf. Ich brauche
„friſche. Geh alſo, Merkur, und ſuche mir auf
„der Oberwelt drey tüchtige Weibesperſonen dazu
„aus. Merkur gieng. — Kurz darauf ſagte Juno
„zu ihrer Dienerinn: Glaubteſt du wohl, Iris,
„unter den Sterblichen zwey oder drey vollkommen
„ſtrenge, züchtige Mädchen zu finden? Aber voll-
„kommen ſtrenge! Verſtehſt du mich? Um Cytheren
„Hohn zu ſprechen, die ſich das ganze weibliche Ge-
„ſchlecht unterworfen zu haben rühmet. Geh im-
„mer, und ſieh, wo du ſie auftreibſt. Iris gieng —
„in welchem Winkel der Erde ſuchte nicht die gute
„Iris! Und dennoch umſonſt! Sie kam ganz allein

„wieder, und Juno rief ihr entgegen; iſt es möglich?
„O Keuſchheit! O Tugend! — Göttin, ſagte
„Iris, ich hätte dir wohl drey Mädchen bringen
„können, die alle drey vollkommen ſtreng und züch-
„tig geweſen; die alle drey nie einer Mannsperſon
„gelächelt; die alle drey den geringſten Funken der
„Liebe in ihren Herzen erſtickt: aber ich kam leider —
„zu ſpät? ſagte Juno. Wie ſo? — Eben hatte
„ſie Merkur für den Pluto abgeholt. — Für den
„Pluto? Und wozu will Pluto dieſe Tugendhaften?
„— Zu Furien.„

Dieſe Fabel iſt die einzige, bey welcher Leßing den Suidas anführet. Und was ſtehet im Suidas davon? Dies: das ἀειπαρθένος (immerjungfer) ein Beyname der Furien geweſen ſey. Weiter nichts? Und doch ſoll dem Suidas mehr als Leßingen dieſe Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas um dieſe Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen. Ohne Zweifel hatte er alſo einen ganz andern Anlaß dieſe Fabel zu machen; und ſein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθένος auszuſtöbern, und es in dieſem gelegnen Augenblicke bey ihm vorbey zu jagen.

Ich wüßte auch kaum zwey bis drey Exempel anzuführen, wo L. ſeinen alten Währmännern mehr ſchuldig zu ſeyn ſchiene, als er dem **Suidas** in dieſer Fabel von den Furien ſchuldig iſt. Hingegen könnte ich ſehr viele nennen, wo er ſie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienſte anrechnen müßte, wenn er ſeine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach der Hand auch wohl ſelbſt gemerkt haben, daß es ſo leicht nicht iſt, in den alten Klaſſicis zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn ſein **Capriccio** verſpricht es zwar zu thun; am Ende aber ſieht man, daß er weder im **Suidas**, noch im **Aelian**, ſondern in den Schriften des Genfer **Rouſſeau**, in **Browns** Eſtimate, in **Popens** Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen dieſe Männer, und ſie ſind unſtreitig größer, als jene ſtaubigte Kompilatorens: allein dem ohngeachtet iſt es weniger erlaubt ſich aus ſolchen Männern, als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieſes nennt das Publikum, welches ſich nicht gern ein Vergnügen zweymal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes mit fremden Federn ſtolzieren.

Doch damit ich Axeln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des **Plutarchs**, wie man mit jungen Leuten die Dichter leſen ſoll. Ich ſage zu danken hat; denn jagen hat er ſie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, ſich mit der Hand greifen zu laſſen. Es heißt bey dem Plutarch: ὁτι μεν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγε, των κρεων, τα μη κρεα, ἡδιϛα ἐϛι, και των ἰχθυων, ὁι μη ἰχθυες, ἐκεινοις ἀποφαινεσθαι παρωμεν, ὁις ὁ Κατων ἐφη, της καρδιας την ὑπερωαν ἐυαισθητοτεραν ὑπαρχειν. Οτι δε των ἐν φιλοσοφια λεγομενων, ὁι σφοδρα νεοι τοις μη δοκουσι φιλοσοφως, μηδε ἀπο σπουδης λεγεσθαι, χαιρουσι μαλλον, και παρεχουσιν ὑπηκοους ἑαυτους και χειροηθεις, δηλον ἐϛιν ἡμιν. "Ob es wahr iſt, was der Dichter Philoxen ſagt, daß das angenehmſte Fleiſch das iſt, „was nicht Fleiſch iſt, und die angenehmſten Fiſche „die, die nicht Fiſche ſind: das wollen wir denen zu „entſcheiden überlaſſen, die mit dem Cato zu reden, „allen ihren Verſtand im Gaumen haben. Das aber iſt „unſtreitig, daß junge Leute diejenigen philoſophiſchen „Lehren am liebſten anhören, am willigſten befolgen, „die in keinem ernſthaften, philoſophiſchen Tone vorgetragen werden.„ —— Nun, was meynen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende;

Der Reitz der Zubereitung.

"Cinna der Poet bat Cleander den leckerhaften „Eſſer auf ein wirthſchaftliches Mittagsmahl. Eine „Schüſſel mit Speiſen ward aufgetragen, Cleander

„aß mit bedachtſamer Mine und ſagte: das angenehmſte Fleiſch iſt, was nicht Fleiſch iſt. Hernach „kam eine Schüſſel mit Fiſchen; dann ſagte er: der „angenehmſte Fiſch iſt, der kein Fiſch iſt. Cinna gab „ihm zu erkennen, daß er dieſe räthſelhafte Sprache „nicht verſtünde. **Cleander** verſetzte: Soll ein Mann, „der den Geſchmack nur in der Kehle hat, den hierüber „belehren, der ihn in dem Verſtande hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd ſeyn, daß die Menſchen „diejenige philoſophiſche Schrift am liebſten haben, „und mit dem meiſten Vergnügen leſen, die nicht „philoſophiſch noch im Ernſt geſchrieben ſcheinet. Sie „wollen in dem Vortrage und den Vorſtellungen eine „ſchmackhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich „dächte, daß wir dieſer Betrachtung deinen Phaeton, „deine Verwandlungen, und deine Katze in Elyſium „ſchuldig wären.„

Und das nennt **Axel** eine Leßingiſche Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieſer Verfaſſer ein ſo kahler Ausſchreiber iſt, und eine ſchöne Stelle eines Alten ſo jämmerlich zu ſeinem Nutzen verarbeitet. Was hat **Axel** hier hinzu erfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht ſchon darinn liegt? Wenn er, als ein Schweizer, wenigſtens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Eſſer zum dritten hätte ſagen laſſen, “der angenehmſte Käſe iſt der, der kein „Käſe iſt: „ ſo wäre es doch noch etwas geweſen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er ſcheinet mir ganz der Poet Cinna ſelbſt geweſen zu ſeyn, der hier die Ehre hat, gegen den Freſſer eine ſehr alberne Perſon zu ſpielen.

Nicht L. ſondern **Arel** ſelbſt iſt ſeit langer Zeit als ein Zuſammenſchreiber bekannt, der ſeine Beleſenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfaſſer der **neuen kritiſchen Briefe** ſein Probeſtück machen ließ und ihm verſchiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand ſich auch dieſe darunter: “Auf einen der ſich rühmte, er kenne das Gedicht, der Meßias, ſehr wohl, es wäre in Hexametern verfaſſet, und er hätte den Vers aus demſelben „behalten: „

Alſo verſammelten ſich die Fürſten der Hölle zu Satan.

Geſchwind beſann ſich **Arel** auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzählte folgendes:

Der Pallaſt des Prinzen Eugens.

“Man redete in einer Geſellſchaft von dem Pallaſte des Prinzen Eugens, der in dem Preußiſchen „Ueberfall ſollte niedergeriſſen werden. Man war „ſehr bemüht ſein Ebenmaaß, ſeine Abtheilungen „und ganze Form zu unterſuchen. Ein Menſch, der „große Reiſen gethan hatte, ſchwieg lange ſtille, end-

„lich fieng er an: Dieſer Pallaſt iſt mir ſo gut bekannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als „er gebauet ward, und ich habe das Glück ein Stückchen von dem Marmor zu beſitzen, woraus er gebauet iſt. Zugleich zog er das Stückchen aus der „Taſche, und betheuerte, daß ers von dem Marmor „herunter geſchlagen hätte, von welchem der Pallaſt „erbauet worden.„

Was iſt das anders, als das Märchen des Hirokles von dem Scholaſtiker, welcher ſein Haus verkaufen wollen? Σχολαςικος οἰκιαν πωλων, λιθον ἀπ᾽ αὐτης εἰς δειγμα περιεφερε.

Ich habe oben die Leßingiſche Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abſchreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieſer zu zeigen, wie glücklich Axel parodiret, wann er ſeinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erſt frage ich Sie: was hat L. wohl mit ſeinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muſter der weiblichen Zucht genennt zu werden verdienen? So offenbar dieſes iſt, ſo wenig will es ihm doch Axel zugeſtehen, ſondern glaubt dieſe Moral erſt durch nachſtehende Fortſetzung hinein zu legen.

Unempfindlichkeit iſt nicht ſtrenge Zucht.

“Haſt du die drey ſtrengen, züchtigen Mädchen „noch nicht gefunden, **Iris**, die ich dir befahl zu „ſuchen, damit ich der Venus Hohn ſprechen könnte? „Alſo fragte **Juno** die Bothſchafterin des Himmels. „Ich fand ſie, antwortete **Iris**, aber ſie waren „ſchon vergeben; **Merkurius** hatte ſie zum **Pluto** „geführt, der ſie für Furien brauchen will. Für „Furien, dieſe Tugendhaften? ſprach **Juno**. O, „verſetzte **Iris**, vollkommen ſtrenge; alle dreye hatten den geringſten Funken in ihren Herzen erſticket, „alle dreye haben niemals einer Mannsperſon gelächelt. Die Göttin machte große Augen und verſetzte: du haſt mir diesmal einen ſchlechten Begriff „von deinem Verſtande gemacht, und deine Moral „iſt mir verdächtig, indem du Tugend, Keuſchheit „und Zucht mit Menſchenhaß und Unempfindlichkeit vermiſcheſt. **Gellert** ſoll mir die ſuchen die „ich verlange.„

Der ſeltſame **Axel**! Alſo muß man dem Leſer nichts zu denken laſſen? und das Kompliment, das **Gellert** hier bekömmt! Er, den die Schweizer ehedem, wie **Leßingen**, mit **Stoppen** in eine Klaſſe ſetzten!

So ſehr unterdeſſen Herr C. von Axeln gemißhandelt worden, ſo weiß ich doch nicht, ob es ihn eben ſehr verdrieſſen darf, ſeine Fabeln ſo gefliſſentlich parodiret zu ſehen. Er mag ſich erinnern, was der Abt Sallier zu dem erſten Requiſito einer Parodie macht. Le ſujet qu'on entreprend de parodier, doit toûjours être un ouvrage connu, celèbre & eſtimé. La critique d'une piéce mediocre, ne peut jamais devenir intéreſſante, ni picquer la curioſité. Quel beſoin de prendre la peine de relever des défauts, qu'on n'apperçoit que trop ſans le ſecours de la critique? Le jugement du public previent celui du cenſeur: ce ſeroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils ſçavent auſſi bien que nous, & tirer un ouvrage de l'obſcurité ou il merite d'être enſeveli. Une pareille parodie ne ſçauroit ni plaire ni inſtruire; & l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un ſujet qui ſoit en quelque façon conſacré par les eloges du public. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verſtehen gegeben hat, daß **Hermann Axel** niemand anders als unſer berühmter **Bodmer** ſey: wie eitel kann er darauf ſeyn, dieſen kritiſchen **Dejanius**,

—— Spectatum ſatis & donatum jam rude, ——

noch eins bewogen zu haben

—— antiquo ſe includere ludo.

Ein und fünfzigſter Brief.

Der Verfaſſer der **Verſuche über den Karakter und die Werke der beſten italieniſchen Dichter**, *) iſt ein Mann, der eine wahre Hochachtung für ſich erwecket. So ein Werk hat uns gefehlt, und es mit ſo vielem Geſchmacke ausgeführet zu ſehen, könnten wir wünſchen, aber kaum hoffen. Er iſt der erſte Ueberſetzer, wenn man den, der eine ſo genaue Bekanntſchaft mit allen den beſten Genies einer ganzen Nation zeiget, der ein ſo feines Gefühl mit einem ſo richtigen Urtheile verbindet, unter deſſen Bearbeitung ſo verſchiedne Schönheiten in einer Sprache, für die ſo gar nicht beſtimmt zu ſeyn ſchienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüthe, in welcher ſie auf ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, ſage ich, ſo einen Schriftſteller anders einen Ueberſetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr ſelbſt ein Original iſt, dem auch die Erfindſamkeit nicht mangeln würde, hätte es ſich ihrer, uns zum beſten, nicht jetzt entäuſſern wollen.

Man kann mit Wahrheit ſagen, daß die italieniſche Litteratur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal die Zeit, da unſere Dichter ſich faſt nichts als welſche Muſter wählten. Aber was für welche? Den **Marino** mit ſeiner Schule. Die Adonis war unſern **Poſteln** und **Feinden** das Gedicht aller Gedichte. Und als uns die Kritik über das Verdienſt dieſer Muſter und dieſer Nachahmer die Augen öfnete, ſo erwogen wir nicht, daß unſer falſcher Geſchmack gerade auf das ſchlechteſte gefallen war, ſondern **Dante** und **Petrarka** mußte die Verführung ihrer ſchwülſtigen und ſpitzfindigen Nachkommen entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italieniſchen Gedichte, und wenn der einzige **Taſſo** ſich noch einigermaſſen in Anſehen erhielt, ſo hatte man es faſt einzig und allein den Sprachmeiſtern zu verdanken.

---

*) Braunſchweig, im Verlage des Wayſenhauſes, erſter Band, 1763, zweyter Band 1764. in 8vo.

Der Innhalt dieſer Verſuche wird daher für die meiſten Leſer auch das Verdienſt der Neuheit haben, und unſere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küſten darinn entdecken, wohin ſie ihr poetiſches Kommercium mit vielem Vortheile erweitern können. Den Vorzug, der die italieniſche Dichtkunſt insbeſondre unterſcheidet, ſetzet der Verfaſſer, in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemahlet ſind, daß ſie ſich in die

Gegenſtände ſelbſt zu verwandeln ſcheinen. Und dieſes iſt gleich die Seite, von welcher unſere Dichtkunſt nur ſehr zweydeutig ſchimmert. Ich ſage zweydeutig; denn auch wir haben maleriſche Dichter die Menge; aber ich beſorge ſehr, daß ſie ſich zu den maleriſchen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten, als die Niederländiſche Schule zu der Römiſchen. Wir haben uns zu ſehr in die Gemählde der lebloſen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unſere komiſche Epopeen haben manche gute **Bambocciade**: aber wo ſind unſere poetiſche **Raphaels**, unſere Maler der Seele?

Das Vortreffliche der italieniſchen Dichter, hat indeß unſern Verfaſſer nicht geblendet; er ſiehet ihre Schwäche und Fehler, wie ihre Schönheiten. Man muß bekennen, ſagt er, daß ſie bey weitem mit der Stärke nicht denken, mit der ſie imaginieren. Daher kömmt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meiſten ihrer Gedichte angelegt ſind; daher die häufigen Ungleichheiten, und der Mangel an ſtarken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geiſt ſo angenehm in den Schriften der Engländer beſchäftigen; dieſes iſt endlich die Urſache, die zu weilen auch einige ihrer beſten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italieniſchen Geſchmack in ſo übeln Ruf gebracht haben.

Die poetiſche Landkarte, die er bey dieſer Gelegenheit entwirft, ſcheinet dem erſten Anſehen nach ein Spiel des Witzes zu ſeyn, und iſt im Grunde mit aller Genauigkeit einer geſunden Kritik aufgenommen. „Man kann bemerken, ſagt er, daß jemehr „ſich die Völker dem Süden nähern, mit deſto leichterer Nahrung ſich ihre Seelen ſo wohl als ihre „Körper befriedigen. Der Engländer braucht ohne „Zweifel die ſchwereſte und die ſolideſte. Seinem „Geſchmacke iſt vielleicht der unſrige am ähnlichſten. „Dem Franzoſen iſt dieſe Nahrung zu ſtark, er muß „ſie mit Esprit verdünnen, oder er iſt im Nothfall „auch mit Esprit allein zufrieden. Die Italiener „entſagen gern beyden, wenn man nur ihre Einbildungskraft durch Gemählde beſchäftiget, und ihr „Gehör durch einen muſikaliſchen Klang vergnügt. „Die Spanier ſind endlich ſo müßig, daß ſie ſich mit „einem bloſſen prächtigen und harmoniſchen Schalle, „mit einer Reihe tönender Worte begnügen können. „Man hat in der That Perſonen von ihren berühmteſten Dichtern, die niemals ein Menſch, auch ihre Verfaſſer ſelbſt nicht verſtanden haben, die aber „ſehr gut klingen und voll von prächtigen Metaphern „ſind. So verſchieden iſt der Geſchmack der Völker, „ſo verſchieden ihre Vorzüge.„

Der Verfaſſer bedienet ſich bey den Werken, die er uns bekannt macht, der Ordnung der Zeit, und dieſe Ordnung hat den Vortheil einer Geſchichte, die den Urſprung und das Wachsthum der italieniſchen Dichtkunſt zeiget, und uns die verſchiedenen Veränderungen in dem Geſchmacke der Nation vor Augen ſtellet. Den erſten Band nehmen alſo Dante und Petrarca ein, und wir lernen dieſe Väter der welſchen Poeſie in ihrer wahren Geſtalt kennen. Der zweyte Band enthält die Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, und aus dem ſechszehnten die vornehmſten Nachahmer des Petrarca, nebſt denjenigen Dichter, den man eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, den Arioſt.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters der Medices, dieſer großmüthigen Beſchützer und Aufmunterer aller Künſte und Wiſſenſchaften, veranlaßt den Verfaſſer zu einer Anmerkung, die eben ſo ſcharfſinnig als wahr iſt. Da ſie auf den äuſſerlichen Zuſtand der deutſchen Litteratur gewiſſermaaſſen angewendet werden kann, ſo wünſchte ich ſehr, daß ſie diejenigen endlich einmal zum Stillſchweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterſtützung ſo häufige und bittere Klagen führen, und in dem Tone wahrer Schmeichler den Einfluß der Groſſen auf die Künſte ſo übertreiben, daß man ihre eigennützige Abſichten nur allzudeutlich merkt. „Man irret ſehr, „ſagt er, wenn man den Mangel großer Genies zu „gewiſſen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und „Aufmunterungen zuſchreibt. Das wahre Genie „arbeitet, gleich einem reiſſenden Strome, ſich ſelbſt „ſeinen Weg durch die gröſte Hinderniſſe. Shake„ſpear, der zu einem Handwerke erzogen worden, „ward ein großer Poet, ohne irgend eine Aufmun„terung zu haben, ja ſo gar, ohne ſelbſt es zu wiſ„ſen. Einer der größten heutigen italieniſchen Dichter „macht, als ein armer Beckerjunge, Poeſien die einen „großen Kunſtrichter in Erſtaunen ſetzen, und ihn „bewegen, ſich ſeiner anzunehmen. Ueberhaupt kön„nen Aufmunterungen niemals Genies erzeugen; „und ſie ſchaden gewiß allemal denen, die es ſchon „ſind, wenn der Gönner nicht ſelbſt den wahren, den „groſſen Geſchmack der Künſte beſitzet. Einen Be„weis davon findet man vielleicht ſelbſt in den ſo ge„rühmten Freygebigkeiten Ludwigs des vierzehnten, „die ihm ſo viel Ehre gemacht haben. Alle die groſ„ſen Genies, die ſeiner Regierung den größten Glanz „gaben, waren ohne ſeine Aufmunterung entſtanden, „und Racine, der ſo ſehr den Geſchmack der Na„tur hatte, deſſen Genie mit dem Geiſte der Alten „genährt war, hätte vermuthlich ſeine Tragödien „nicht durch ſo viel Galanterie entnervet, wir wür-

„den mehr Athalien von ihm haben, wenn ihn „nicht dieſe Aufmunterungen genöthiget hätten, dem „Geſchmacke eines weibiſchen Hofes zu ſchmeicheln. „Der wichtigſte Nachtheil aber, welchen der groſſe „Schutz vielleicht nach ſich ziehet, den die ſchönen „Wiſſenſchaften bey Regenten finden, iſt dieſer, daß „dadurch die Begierde zu ſchreiben, zu ſehr ausgebreitet wird, daß ſo viele, bloß witzige Köpfe ſich an „Arbeiten wagen, die nur dem Genie zukommen. „Dieſe, welche die groſſen Züge der Natur nicht erreichen können, (denn die trift allein das Genie) „ſuchen ſich durch neue Manieren, durch Affektationen zu unterſcheiden, oder führen das Publikum „von der Natur zum Gekünſtelten. Dieſes iſt vermuthlich die Urſache, daß allemal auf die Zeiten „der großen Beſchützer der Künſte, Zeiten des übeln „Geſchmacks und des falſchen Witzes gefolgt ſind.„

Eine andere kleine Ausſchweiffung unſers Verfaſſers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu ſchätzen fähig iſt. Sie betrift den Machiavel. „Machiavel, ſagt er, ein ſehr großer Kopf, den „wir aus ſeinem Fürſten zu wenig kennen, und zu „unrichtig beurtheilen, brachte nach der Calandra „des Kardinals Biberna, ein paar Komödien auf „den Schauplatz, in denen der Satz des Moliere, „mit dem Humor und der komiſchen Stärke der

„Engländer vereiniget iſt. Dieſer **Machiavel** iſt es „auſſerdem, der die Proſe der Italiener zu ihrer wahren „Vollkommenheit gebracht hat. Er vermied die „aufgedrungenen, weitſchweifigen Perioden des **Boccaz**. Sein Styl iſt rein, kurz, gedrängt, und „voll Sachen, und beſtändig klar. Seine Geſchichte „von Florenz iſt die erſte unter den wenigen neuern „Geſchichten, die man den ſchönen hiſtoriſchen Werken der Alten an die Seite ſetzen kann. Sie vereiniget die Klarheit und Reinigkeit des Nepos in der „Erzehlung mit dem Tiefſinn und der Stärke des „Tacitus in den Betrachtungen. Aber keines von „ſeinen Werken macht ihm ſo viel Ehre, als die **Diſcurſe über den Livius**, ein ganz originales Werk, „das voll von Entdeckungen in der Staatskunſt iſt, „deren verſchiedene man in den Werken des Präſidenten **Montesquieu**, als die ſeinigen, bewundert, „weil man den Italiener nicht genug kennt, den „**Montesquieu** ſehr ſtudieret hatte.„

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stücken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das meiſte längſt im Originale geleſen, und wenn ich ihnen nochmals wiederhole, daß ſich in der Ueberſetzung eine Meiſterhand zeiget, welche die Schönheiten der Verſifikation, die nothwendig verloren gehen müſſen, nicht bloß mit der reinſten geſchmeidigſten, wohlklingendſten Proſe, ſondern auch mit unzählig kleinen Verbeſſerungen und Berichtigungen desjenigen, was in der Urſchrift oft ein wenig ſchielend, ein wenig affektiert iſt, kompenſiret hat: ſo werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung ſelbſt anſtellen wollen.

Herr **Meinhardt**, ſo heißt unſer Verfaſſer, hat ſich ſelbſt eine Zeitlang in Italien aufgehalten; ein Umſtand, welcher allein ein gutes Vorurtheil für ihn erwerben kann. Vor kurzen, wie ich höre, hat er eine zweyte Reiſe dahin unternommen; es wäre ſehr zu beklagen, wenn die Fortſetzung ſeines Werks darunter leiden ſollte. Meynen Sie aber, daß dieſer würdige Mann vielleicht eine Prädilektion für die Italiener habe? Sie irren ſich; er muß mit der engliſchen Litteratur eben ſo bekannt ſeyn, als mit der welſchen. Denn ihm haben wir auch die Ueberſetzung von **Heinrich Homes Grundſätzen der Kritik** *) zu danken. Hier mußte ſich der ſchöne Geiſt mit dem Philoſophen in dem Ueberſetzer vereinigen. Es war ein Räthſel für mich, in welchem von unſern Ueberſetzern ich dieſe Vereinigung ſuchen ſollte. Ein ganz unbekannter Name mußte dieſes Räthſel löſen. Sie freuen ſich; aber Sie wundern ſich zugleich. Erinnern Sie ſich, was Seneca ſagt: Einige ſind berühmt; andere ſollten es ſeyn.

---

*) Leipzig in der Dyckiſchen Handlung. Erſter und zweyter Theil, 1763. in 8.

N. S. Ich weiß nicht, ob gewiſſe Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen **Petrarchiſcher Gedichte** *) ans Licht getreten, bereits eine Frucht der nähern Bekanntſchaft ſeyn ſollen, in die Hr. **Meinhardt** unſere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weiß ich aber, daß dieſen Gedichten, welche für ſich betrachtet, ſehr artig ſind, das Beywort **Petrarchiſcher** ganz und gar nicht zukömmt. Iſt es doch auch ein bloſſer Zuſatz des Herausgebers, der ſelbſt zweifelt, ob der Verfaſſer damit zufrieden ſeyn werde. Er kann unmöglich; denn ſein Ton iſt mehr der ſpielende Ton des Anakreons, als der feyerlich ſeufzende des Petrarca. Der platoniſche Italiener guckt nicht ſo lüſtern nach des Buſens Lilgen, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken ſeiner Zärtlichkeit verwebt, ſo verwebt er ſie damit; an ſtatt daß in den deutſchen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geiſtliche, wie in dem ruhigen Elementglaſe, in ihrer ganzen klaren abſtehenden Verſchiedenheit neben einander ſtehn, ohne durch ihre innere Vermiſchung jene wollüſtige Melancholie hervorzubringen, welche den eigentlichen Karakter des Petrarca ausmacht.

---

*) Berlin 1764. in 8.

Epiſtoliſche
Nachleſe.

Erſter Brief.

Vom 20ten März 1754. *)

Ja, mein Herr, die Nachricht iſt gegründet; Herr Mylius iſt zwiſchen den 6ten und 7ten dieſes in London geſtorben. Ich nehme Ihr Beyleid, welches

---

*) Als Vorrede zu den vermiſchten Schriften des H. **Chriſtlob Mylius**, geſammelt von G. E. Leßing, Berlin 1754. Er ſagt zur Einleitung obiger ſechs Briefe: “Es würde ſchwer zu beſtimmen ſeyn, ob Herr **Chriſtlob Mylius** ſich mehr als einen Kenner der Natur, oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen ſeines Lebens für das erſtere den Ausſchlag geben müßten. Sein Beſtreben war allezeit, dieſen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widerſprechend anſehn, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.„

“Ich war verſchiedene Jahre hindurch einer ſeiner vertrauteſten Freunde, und jetzt bin ich ſein Herausgeber geworden: zwey Titel, die mir hinlängliche Erlaubniß geben könnten, mich weitläuftig in ſein Lob einzulaſſen, wenn ich mir nicht ein Gewiſſen machte, denjenigen im Tode zu ſchmeicheln, welcher mich nie in ſeinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.„ “Mit

Sie mir in dieſem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bey dieſem Verluſte nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen ſollten, deren ein zur Freundſchaft gemachtes Herz fähig iſt. Es macht einen ganz beſondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wiſſen, die etwas mehr und etwas anders als die See, von der unſrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abſchied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage, und kein Abſchied, ſo gewiß bildete ich mir ein, ihn wieder zu ſehen. Ich ſpottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz ſchwer gemacht hätten.

"Mit dieſem Vorſatze würde ich eine ſehr kurze und kahle Vorrede machen müſſen, wenn ich nicht, zum Glücke, eine kleine Folge von Briefen in Bereitſchaft hätte, durch welche zum Theil dieſe Sammlung vermiſchter Schriften iſt veranlaſſet worden. Sie ſind an einen Freund geſchrieben, welcher den Herrn Mylius nur bey dem letzten Geräuſche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich beſtimmte ſie zwar nur für zwey Augen; da ich aber niemals gern für zwey Augen etwas zu ſchreiben pflege, welches nicht allenfalls tauſend Augen leſen dürften: ſo mache ich mir kein Bedenken, ſie dem Leſer vorzulegen. Er wird alles darinnen finden, was ihn in den Stand ſetzen kann, von den folgenden proſaiſchen und poetiſchen Aufſätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Herrn Mylius, ein richtiges Urtheil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.„

Wohin, wohin treibt dich mit blutgen Sporen,
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilſt, o Mylius! im Auge feiger Thoren,
Zur künftgen, nicht zur neuen Welt.

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte, noch wenige Tage vor ſeiner Abreiſe, an. Aber ach, die Vermuthung dieſer feigen Thoren iſt richtiger geweſen, als meine Hoffnung! Und gleichwohl war ſie auf die Kenntniß ſeines Körpers, den ich nie einer merklichen Unpäßlichkeit unterworfen geſehen hatte, und auf das Urtheil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reiſen gethan hatten, die er zu thun Willens war, und die darauf ſchworen, daß er das vollkommne Anſehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Luſt verlieren ſich auf irgend etwas ſchmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unſerer Gewalt iſt, mehr Rechnung zu machen? Wäre es nicht beſſer, wenn man auf gut ſtoiſch in den Tag hinein lebte, nnd das Künftige das für uns ſeyn lieſſe, was es in der That iſt; nichts? — Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeyten, haben doch nicht recht prophezeyt, obgleich dasjenige, was ſie prophezeyten, eingetroffen iſt. Die See und Amerika war das, wofür er ſich fürchten ſollte; England war es nicht. Eine Reiſe nur von etlich tauſend Meilen ſollte ihm tödlich ſeyn; und ich kann noch immer behaupten, daß ſie es ihm nicht würde geweſen ſeyn, wenn er nicht vorher geſtorben wäre. — So viel iſt gewiß, er hat ſie nicht thun ſollen. Wenn ich von den allweiſen Einrichtungen der Vorſehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, ſo würde ich keck ſagen, daß ein gewiſſes neidiſches Geſchick über die deutſchen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrſchen ſcheine. Wie viele derſelben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie ſterben reich an Entwürfen, und ſchwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl ſchwer ſeyn, eine natürliche Urſache hiervon anzugeben? Wahrhaftig ſie iſt ſo klar, daß ſie nur derjenige nicht ſieht, der ſie nicht ſehen will. Nehmen ſie an, mein Herr, daß ein ſolches Genie in einem gewiſſen Stande gebohren wird, der, ich will nicht ſagen, der elendeſte, ſondern nur zu mittelmäßig iſt, als daß er noch zu der ſogenannten güldnen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wiſſen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben dieſem immer mehr große Geiſter hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieſes Genie, in einem Lande als Deutſchland, wo faſt alle Arten von Ermunterungen unbekannt ſind, zu überſteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigſten Hülfsmittel zurück gehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienſte auch ſchon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühſamen und ſeiner unwürdigen Geſchäften entkräftet. Iſt es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem erſten ſtarken Sturm unterliegt? Iſt es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper ſiegen, der ohnedem ſchon der ſtärkſte nicht iſt, weil er kein Körper eines Holzhackers werden ſollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in dieſem Falle war unſer Mylius, oder es iſt nie einer darinnen geweſen. Er ward in einem Dorfe gebohren, wo er bald mehr lernen wollte, als man ihn daſelbſt lehren konnte. Er ward von Aeltern gebohren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Urſache ſtudiren zu laſſen, als daß er einmal, nach der Weiſe ſeiner Väter, von einer geſchwind erlernten Brodwiſſenſchaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieſer Brodwiſſenſchaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beynahe nichts ſo zeitig lernt, als ein Schriftſteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu ſeinem Vorfechter zu machen wußte. Er beſaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und ſeine Umſtände zwangen ihn, ſich dieſe Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorſatze ein Dichter zu werden zuträglich iſt. Er ſchrieb, und die grauſame Verbindlichkeit, daß er viel ſchreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er ſeiner liebſten Wiſſenſchaft, der Kenntniß der Natur, mit beſſerm Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie, und begab ſich an einen Ort, wo es ihm mit ſeiner Gelehrſamkeit beynahe wie denjenigen gieng, die von dem, was ſie einmal erworben haben, zehren müſſen, ohne etwas mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute ſagten, daß man ſich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen laſſen. Er wollte und ſollte reiſen; er reiſete auch, allein er reiſete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er ſtarb. —— Ja, mein Herr, das iſt ſein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichſte nicht iſt. Und doch behaupte ich, daß er mehr darinnen geleiſtet hat, als tauſend andere in ſeinen Umſtänden nicht würden geleiſtet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht ſo früh überraſcht, daß er keinen Theil ſeines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröſte ich mich noch; noch mehr aber mit der gewiſſen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommnen philoſophiſchen Gleichgültigkeit wird geſtorben ſeyn. Seine Meynungen, die er von dem Zuſtande der abgeſchiednen Seelen hatte, haben es nicht anders zulaſſen können. Es iſt wahr, er ward in einem großen Vorhaben geſtöhrt, aber nicht ſo, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus ſeinem Vaterlande. Und eben dieſer Eifer führt ſeine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern, aus einem Weltgebäude in das andre. Er gewinnet im Verlieren, und iſt vielleicht eben iezt beſchäftiget mit erleuchteten Augen zu unterſuchen, ob **Newton** glücklich gerathen, und **Bradley** genau gemeſſen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weiß ohne Zweifel ſchon mehr, als er iemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieſes hat er ſich in ſeinem lezten Augenblicke gewiß zum voraus vorgeſtellt, und dieſe Vorſtellungen haben ihn beruhiget, oder es ſind keine Vorſtellungen fähig, einen ſterbenden Philoſophen zu beruhigen. — Ich will aufhören, Sie mit dieſen traurigangenehmen Ideen zu beſchäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen deſto lebhafter überlaſſen zu können. Es iſt bereits Mitternacht, und die herrſchende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl.

Zweyter Brief.

Vom 3ten April.

Ich ſoll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Herrn Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter dieſen beſonders von denen ertheilen, in welchen er ſich als einen ſchönen Geiſt hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie iſt nicht allezeit ein guter Schriftſteller, und es iſt oft eben ſo unbillig einen Gelehrten nach ſeinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach ſeinen Kindern. Der rechtſchaffenſte Mann hat oft die nichtswürdigſten, und der klügſte die dümmſten; ohne Zweifel, weil dieſer nicht die gelegenſten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geiſtliche Vater kann oft in eben dieſem Falle ſeyn, beſonders wenn ihn äuſſerliche Umſtände nöthigen, den Gewinnſt ſeine Minerva, und die Nothwendigkeit ſeine Begeiſterung ſeyn zu laſſen. Ein ſolcher iſt alsdann meiſtentheils gelehrter als ſeine Bücher, anſtatt daß die Bücher derjenigen, welche ſie mit aller Muſſe und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht ſelten gelehrter als ihre Verfaſſer zu ſeyn pflegen. — Nun laſſen Sie mich anfangen. Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen ſoll? — Das erſte, was unter ſeinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf die Schauſpielkunſt, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienſte des Herrn Profeſſor Gottſcheds um die Schauſpielkunſt. Ihr Innhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den Beluſtigungen, die ſie in dem ſechsten Bande derſelben fand. Ich nenne ſie eine Ode, weil ſie Herr Mylius ſelbſt ſo nennt, und ein Verfaſſer ohne Zweifel ſeine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabey auf? Er hat ſie nach der Zeit ſelbſt verachtet, und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodieren helfen, wie Sie es in dem erſten Theile des Liebhabers der ſchönen Wiſſenſchaften finden können. So geht es faſt immer, wenn man Leute von zweydeutigen Verdienſten allzuſehr erhebt, ehe man ſie näher unterſucht hat. Man ſchämt ſich endlich, daß man ſich bloß gegeben hat, und will allzuſpät durch eben ſo übertriebene Beſchimpfungen die Lobſprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf dieſe Ode folgten ſeine Betrachtungen über die Majeſtät Gottes, welche aus einer oratoriſchen Uebung entſtanden waren, mit der er ſich in der vertrauten Rednergeſellſchaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umſchmelzung, die natürliche Erklärung des

Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas hinzu, welche mehr Auſſehen machte, als ſie verdiente. Sie wiſſen, daß der Herr Inſpektor **Burg** ſich alle Mühe gegeben hat, ſie zu widerlegen. Ich, meines Theils, habe ſie allezeit bloß wegen der Dreiſtigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht ſeine, ſondern der Recenſent der **Parentſchen Unterſuchungen** in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieſer als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unſer Schriftſteller, grade weg, als eine Wahrheit vor Und ſo iſt es auch ſchon recht! Ernſthafte geſetzte Männer müſſen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müſſen entſcheiden. Wer würde es auch ſonſt wagen, gebilligten Meynungen die Stirne zu biethen, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unſer Feuer beyſammen haben? — Sie finden dieſe Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Beluſtigungen, ſie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart iſt die Schreibart eines Deklamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung, und das O und das Ach für das ſchönſte Recept zum Feurigen und Pathetiſchen hält. Faſt von eben dieſem Schlage ſind ſeine Abhandlung **von der Dauer des menſchlichen Lebens**; ſeine Unterſuchung, ob die Thiere um der Menſchen willen geſchaffen worden; und ſein Beweis, daß man die Thiere phyſiologiſcher Verſuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe — Aus dieſem leztern Aufſaze kann man unter andern ſehen, daß Herr Mylius die Buchſtabenrechnung damals müſſe gelernt haben. Er wirft mit a und x um ſich, wie einer, der noch nicht lange damit bekannt iſt. Das aber hat er mit ſehr großen Analyſten daſelbſt gemein, daß es ihm vollkommen gelungen iſt, eine Wahrheit, die, in ſchlechten Worten ausgedrückt, ſehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte ſeiner Leſer zum Räthſel zu machen. Zwar — als wenn man nur die Leſer klug zu machen ſchriebe! Gnug, wenn man zeigt, daß man ſelbſt klug iſt. — Auſſer dieſen proſaiſchen Stücken werden Sie auch verſchiedne Gedichte in den Beluſtigungen von ihm finden; beſonders einige ſapphiſche Oden, die dieſes zärtliche Sylbenmaaß ſehr wohl beobachten, und viel artige Stellen haben. Das vornehmſte aber iſt wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen ſagen, bey was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Herr Profeſſor Käſtner hatte kurz vorher ſein philoſophiſches Gedicht über die Kometen in den Beluſtigungen drucken laſſen. Sie haben es doch geleſen? Es iſt in der That ein Gedicht; und in der

That philoſophiſch. Sein Verfaſſer hat ſich längſt den nächſten Platz nach **Hallern** erworben, und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtniſſe an:

> Was aber würde wohl dort im Komet gebohren?
> Ein widriges Gemiſch von Lappen und von Mohren,
> Ein Volk, das unverletzt vom Aeuſſerſten der Welt,
> Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
> Wer iſts der dieſes glaubt?

Ohne Zweifel brachte dieſe Frage den Hrn. **Mylius** auf. Er wollte es ſeyn, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es ſeyn, der auch andre, es zu glauben nöthigte. Er ſetzte ſich alſo, und ſchrieb ein ziemlich lang Gedicht, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Herr Prof. **Käſtner** nicht geleugnet hatte, und von ihrer Wahrſcheinlichkeit, die aber unter ſeinen Händen noch ziemlich unwahrſcheinlich blieb, handelte.

Der Vorſatz an ſich ſelbſt war keines Tadels werth; wie ein Dichter, den Herr **Mylius** nicht wohl leiden konnte, bey einer ähnlichen Gelegenheit ſpricht. Nur Schade, daß er ſeine Einbildungskraft nicht beſſer dabey anſtrengte; nur Schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in ſeiner Gewalt hatte; nur Schade, daß er ſich von dem Reime fortreiſſen ließ, und in ſein ganz Gedicht noch lange nicht ſo viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat ſie gar nicht mehr, als eine einzige ſchöne Zeile darinnen gefunden; dieſe nemlich:

Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?

Er glaubte eine feine Anſpielung auf die großen einflußloſen Sterne unter den Menſchen darinnen zu ſehen, von der ſich noch zweifeln läßt, ob ſie unſer Poet dabey gedacht hat. Was für einen artigen phyſikaliſchen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichthum ſeiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geſchwornen Schüler eines Meiſters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reime gezogen hat? Genug, daß Hr. **Mylius** in den Aufſätzen, die von ſeiner Feder in den Beluſtigungen ſtehen, alles geleiſtet hat, was ein Gottſchedianer leiſten kann. Die poetiſchen ſind flieſſend, und ohne Mittelwörter; und die proſaiſchen ſind gedehnt und rein. —— Sie ſehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen; wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22ten April.

Freylich hat ſich Herr **Mylius** auch in wöchentlichen Sittenſchriften verſucht. — Sie wiſſen, mein Herr, wer die erſten Verfaſſer in dieſer Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefſinn, noch an Gelehrſamkeit, noch an Kenntniß der Welt fehlte. Engländer, die in der größten Ruhe und mit der beſten Bequemlichkeit, auf alles aufmerkſam ſeyn konnten, was einen Einfluß auf den Geiſt und auf die Sitten ihrer Nation hatte. — Wer aber ſind ihre Nachahmer unter uns? Größtentheils junge Witzlinge, die ungefähr der deutſchen Sprache gewachſen ſind, hier und da etwas geleſen haben, und, was das betrübteſte iſt, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müſſen. — Hr. **Mylius** war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745 ſeinen **Freygeiſt** anfieng, und ihn durch zwey und fünfzig Wochen glücklich fortſetzte. Der Titel verſprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unſern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weiß es aus dem Munde des Verfaſſers, daß er ſich nie hingeſetzt, ein Blatt von demſelben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuſchauer geleſen zu haben. Dieſe Art ſich vorzubereiten und ſeinen Geiſt zu einer edeln Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel ſehr lobenswerth. Freylich kann ſie nur bey denen von einiger Wirkung ſeyn, die ſchon vor ſich Kräfte genug hätten, nichts gemeines zu ſchreiben. Denn denen, welchen dieſe Kräfte fehlen, wird ſie zu weiter nichts nützen, als die äuſſerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Geſpräch, bald eine Erzehlung, bald ein Gedichtchen vorlegen, und in dieſer abwechſelnden Armuth ſich ihren Muſtern gleich dünken, deren wahre Schönheiten ſie nicht einmal einſehen. — **Hr. Mylius** ſahe ſie allerdings ein, und man kann nicht leugnen, daß ſich ein großer Theil von ſeinem Freygeiſte ſehr wohl leſen laſſe. Verſchiedene kleine Züge, die er ſeiner Perſon darinnen giebt, ſind etwas mehr als bloſſe Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreyzehnten Blatte von des **Boethius Troſt der Weltweisheit** ſagt, iſt gänzlich nach den Buchſtaben zu verſtehen. Er hatte von dieſem geliebten Buche eine Ausgabe in ſehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anſtatt der geriebnen **Wurzeln und Kräuter**, welche andre aus **Artigkeit** in die **Naſe ſtopfen**, in einer Schnupftabacksdoſe bey ſich trug. Die Ueberſetzung, die er an angeführtem Orte daraus mittheilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutſchen noch nie gebrauchten Versart, der adoniſchen nemlich; und es iſt ſeine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darinnen gehabt hat. Was übrigens den Innhalt des **Freygeiſtes** anbelangt, ſo wird auch der eigenſinnigſte Splitterrichter nicht das geringſte darinnen finden, was der chriſtlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen konnte. Gleichwohl aber ward es; — und dieſes muß ich Ihnen zu melden nicht vergeſſen — ſeinem guten Namen einigermaaſſen nachtheilig, ihn geſchrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel ſeines Buchs ſtatt eines Beynamens, und ſeine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die Namen **Mylius** und **Freygeiſt** eben ſo ordentlich zu verbinden, als man jezt die Namen **Edelmann** und **Religionsſpötter** verbindet. Sie können ſich leicht einbilden, daß dieſe Verbindung bey denen, welche die wahre Urſache davon nicht wußten, oft ein ſehr empfindliches Mißverſtändniß werde verurſacht haben. Es iſt aber ſo ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von ſeiner zweyten moraliſchen Wochenſchrift ſagen, die er bald nach ſeiner Ankunft in Berlin herausgab. Sie hieß der **Wahrſager**. Er kam nicht weiter damit, als bis auf das zwanzigſte Stück. Die fernere Fortſetzung ward ihm höheres Orts verbothen, und es wäre ſeiner Ehre zuträglicher geweſen, wenn man ihm gleich den Anfang unterſagt hätte. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ungleich er ſich darinnen ſieht! Die Schreibart iſt nachläßig, die Moral gemein, die Scherze ſind pöbelhaft und die Satyre iſt beleidigend. Er ſchonte niemanden und hatte nichts ſchlechters zur Abſicht, als ſeine Blätter zur ſcandalöſen Kronicke der Stadt zu machen. Man ſchrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er ſich ohne Zweifel einen allzu großen Begriff von der hieſigen Freyheit der Preſſe gemacht. Er hatte geſehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verſtehen müſſen, und glaubte alſo, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch ſchon ein wenig maßiv wäre. Allein er irrte ſich! Die erſtern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinſte alles verlieren, nemlich ihre Ehre. Was alſo die Obrigkeit dort aus Sicherheit verſtattet, das muß ſie hier aus Mitleiden verbiethen. —— Das erſte Blatt des Wahrſagers kam Donnerſtag heraus. Denn Sonntag vorher wußte Hr. Mylius noch nicht, wie es heiſſen ſollte. Er lief hundert Namen durch, und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen geweſen wäre. Endlich half ihm der geſchwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Noth. Sie können ſich nicht entſchlieſſen, wie Sie ihr Blatt nennen wollen? ſagte der Herr von K** zu ihm: Nennen Sie es den Wahrſager. Die zu dumm waren Sie als einen Freygeiſt zu hören, die werden gewiß nicht zu klug ſeyn, Ihnen als einem Wahrſager zu folgen. Dieſer Einfall ward gebilliget, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drey Stunden war das erſte Stück fertig. Mit eben dieſer Geſchwindigkeit hat Hr. **Mylius** auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieſer Umſtand ſchon nicht ihren geringen Werth entſchuldiget, ſo verhindert er doch wenigſtens zu glauben, daß unſer Tachygraphus ſie nicht beſſer habe machen können. — Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Vom 6ten May.

Herr **Mylius** hat drey Luſtſpiele und ein muſikaliſches Zwiſchenſpiel geſchrieben. Das ſind ſeine theatraliſchen Lorbeern! Das erſte Luſtſpiel ward 1745. in Hamburg gedruckt und heißt die Aerzte. Es iſt in Proſa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drey Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer; es hat keine unwahrſcheinliche Monologen. — Warum darf ich nun nicht gleich darzu ſetzen: kurz, es iſt ein vollkommnes Stück? Warum giebt es gewiſſe ſchwer zu vergnügende eckle Kunſtrichter, welche eine anſtändige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weis nicht, was noch ſonſt mehr, verlangen? Und warum, mein Herr, ſind Sie ſelbſt einer von dieſen Leuten? Ich hätte Ihnen ein ſo vortreflliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutſchen Moliere nennen ſollten. Ein deutſcher Moliere! und dieſer mein Freund! O wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! —— Hören Sie nur, Herr Mylius muſte ſeine Aerzte auf Verlangen machen, was Wunder, daß ſie ihm geriethen, wie —— wie alles, was man auf Verlangen macht. Kurz vorher waren die Geiſtlichen auf dem Lande zum Vorſchein gekommen. Sie kennen dieſes Stück; es hatte einen jungen Menſchen zum Verfaſſer, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit beſſere Anſprüche auf den Ruhm eines guten komiſchen Dichters der Welt vorlegte, und ſelbſt aus Liebe zur Bühne ein Schauſpieler ward, nemlich den verſtorbenen Herrn Krieger. In ſeinen Geiſtlichen hatte er die Satyre auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weis überhaupt nicht, was ich von der Satyre halten ſoll, die ſich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausſchweifung haben nie ein Buch um die Leſer gebracht, wohl aber manchem Buche zu Leſern verholfen. Die Welt konnte ſich an den Geiſtlichen nicht ſatt leſen; ſie wurden mehr als einmal gedruckt; ja ſie wurden, was die Leſer immer um die Hälfte vermehrt, konfiscirt. So eine vortreffliche Aufnahme ſtach einem Buchhändler in die Augen. Er verſprach ſich keinen kleinen Gewinnſt, wenn man auch andre Stände eine ſolche Muſterung könnte paßieren laſſen, und trug die Abfertigung der Aerzte dem Herr Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich ſelbſt unter die Söhne des Aesculaps gehörte. Er brachte ſonderbares Zeug in ſein Luſtſpiel; eine Jungfer, der man es anſehen kann, daß ſie keine Jungfer mehr iſt; ein Paar Freyer, die ſich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine ſchlechte engliſche Komödie paſſen würden. — Doch wie ſteht es um ſein zweytes Luſtſpiel? Es heißt der **Unerträgliche** und iſt gleichfalls in Proſa und fünf Aufzügen. Es ſollte eine perſönliche Satyre ſeyn; muß ich Ihnen im Vertrauen ſagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo eben ſo ſchlecht, als dort mit der Gattung. Denn mit wenigen alles zu ſagen er ſchilderte ſeinen Unerträglichen, ich weis nicht ob ſo glücklich, oder ſo unglücklich, daß ſein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die Aerzte und den Unerträglichen machte Herr Mylius bald nacheinander; ſein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erſt einige Jahre darauf. Es heißt die Schäferinſel; es iſt in Verſen und hat drey Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begriff davon machen ſollte. — Kennen Sie den Geſchmack der Frau Neuberin? Man müßte ſehr unbillig ſeyn, wenn man dieſer berühmten Schauſpielerin eine vollkommne Kenntniß ihrer Kunſt abſprechen wollte. Sie hat männliche Einſichten; nur in einem Artikel verräth ſie ihr Geſchlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauſpiele von ihrer Erfindung ſind voller Putz, voller Verkleidung, voller Feſtivitäten; wunderbar und ſchimmernd. — Vielleicht zwar kannte ſie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine Liſt von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem ſey, wie ihm wolle; genug, daß nach dieſem Schlage ungefehr die Schäferinſel ſeyn ſollte, welche Herr Mylius auch wirklich auf ihr Anrathen ausarbeitete. Er hätte ſie am kürzeſten ein pſeudopaſtoraliſch-muſikaliſches Luſt- und Wunderſpiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, koſtete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte;

und ſo viele bringt ein andrer wohl mit Einrichtung einer einzigen Scene ſchlaflos zu. So lange er damit beſchäftiget war, habe ich ihn, ſeiner Geſchwindigkeit wegen, mehr als einmal beneidet; ſo bald er aber fertig war, und er mir ſeine Geburt vorgeleſen hatte, war ich wieder der großmüthigſte Freund, in deſſen Seele ſich auch nicht die geringſte Spur des Neides antreffen ließ. — Noch ein Wort von ſeinem Zwiſchenſpiele. Es heißt der Kuß; es ward komponiert, und auf der Neuberiſchen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden ſich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewiſſe Schauſpielerin die Schäferin darinne machte. Der Innhalt war aus der Schäferwelt. —— Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genieſſen, und daß ich alſo, Zeit zu gewinnen, ſchlieſſe. Ich will lieber den ganzen Spatziergang an niemanden, als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr ſchreigen; ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4ten Junius.

An Kenntniß der vortreflichſten Muſter fehlte es dem Herrn Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch ſo leicht daran fehlen können, da er das Hülfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in ſeiner Gewalt hatte? Die vornehmſten lebendigen und todten waren ihm geläufig. Von der lateiniſchen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Anſehung der griechiſchen beruf ich mich auf ſeine Ueberſetzungen, die er aus dem Ariſtophanes und Lucian gemacht hat. Dieſe letztern werden Sie in der Sammlung auserleſener Schriften dieſes Sophiſten, welche im Jahr 1745. bey Breitkopfen gedruckt iſt, finden. Der Herr Profeſſor Gottſched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publiko einen ſchlechten Dienſt erwies. Die Beſorger wurden darüber ungehalten, und anſtatt, daß ſie uns den ganzen Lucian deutſch liefern wollten, lieſſen ſie es bey dieſer Probe bewenden. Ich würde einen langen umd trocknen Brief ſchreiben müſſen, wenn ich Ihnen auch alle ſeine Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Italiäniſchen und Engliſchen anführen wollte. Unter den erſtern verdienen ohne Zweifel die **Koſmologie des Herrn von Maupertuis**, nnd des **Herrn Clairaut Anfangsgründe der Algebra** die vorzüglichſte Stelle. Beyde Werke zu überſetzen, ward etwas mehr als die bloſſe Kenntniß der Sprache erfordert; einer Sprache in der er übrigens ſeine Briefe am liebſten abzufaſſen pflegte, Und ich muß es Ihnen nur beyläufig ſagen, daß ſein Briefwechſel ſehr groß war; größer als ihn vielleicht mancher in dem einträglichſten Amte ſitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkoſten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutſchland eingeſchloſſen; er erſtreckte ſich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichſten Antworten von einem Reaumur, Linnäus, Watſon, Lyonet ꝛc. aufweiſen konnte. —— Aus dem Italiäniſchen hat Herr Mylius unter andern in den Beyträgen zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, die Clitia des Machiavells überſetzt; und aus dem Engliſchen, Popens Verſuch über den Menſchen. Durch dieſe letztere Ueberſetzung, welche in Proſa iſt und in dem zweyten Bande der hälliſchen Bemühungen ſteht, wollte er die Arbeit des Herrn Brockes ausſtechen. Das Weitſchweifende und Wäßrichte ſeines paraphraſtiſchen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es ſonſt ohne Fehler auf ſeiner Seite hätte abgehen ſollen, das war ſo leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals ſo viel Engliſch noch nicht, und konnte es auch nicht wiſſen, als er während ſeines Aufenthalts zu London, in ſeinem letzten Jahre, durch die Ueberſetzung von Hogarths Zergliederung der Schönheit, zu wiſſen gezeigt hat. Ja er iſt ſo gar noch ſelbſt, mitten unter den Engländern, ein Schriftſteller in ihrer Sprache geworden. Und zwar ein kritiſcher Schriftſteller. Er ließ nemlich über ein neues Trauerſpiel des Herrn Glover einen Brief drucken, in welchem er ſich Chriſtpraiſe Myll nannte. Ohne Zweifel wollte er die engliſchen Leſer durch ſeinen deutſchen Namen nicht abſchrecken. Noch habe ich dieſen Brief nicht geſehen, und ich kenne ihn nur zum Theil aus dem Monthly Review, wo er ganz kaltſinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Herrn Glover die Verabſäumung einiger dramatiſchen Regeln vorgerückt; und Sie wiſſen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält ſie für eine Sklaverey und ſieht diejenigen, welche ſich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die ſich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch dieſe Könige ſchon Friedriche ſind. Doch ich zweifle, ob Hr. Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; ſein Geiſt war in Gottſcheds Schule zu mechaniſch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit ſeinem Geſchmacke bey einem Volke bewundert werden, welches uns dieſes Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie ſagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein

Herr, dieſes war Hr. Mylius; denn er iſt es, aus deſſen Feder die Beurtheilung des Hallerſchen Gedichts, über den Urſprung des Uebels, in den erſten Stücken der halliſchen Bemühungen, gefloſſen iſt. Ich ſage mit Fleiß, aus ſeiner Feder und nicht aus ſeinem Kopfe. Der Hr. Prof. Gottſched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein ſo ſchimpfliches Werkzeug des Neides geweſen zu ſeyn. Doch ich weiß ſchon, auf wen die größte Schande fällt; auf den ohne Zweifel, auf welchen alle ſeine Schüler ihre Vergehungen bürden, und ihn, wie den Verſöhnungsbock, in die Wüſte ſchicken ſollten. — Aber, bewundern Sie doch mit mir den Hrn. von Haller! Entweder er hat es gewußt, das ihn Hr. Mylius ehedem ſo ſchimpflich kritiſirt habe; oder er hat es nicht gewußt. In dem erſten Falle bewundre ich ſeine Großmuth, die auf keine Rache dieſer perſönlichen Beleidigung gedacht, ſondern ſich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden geſucht hat. In dem andern Falle bewundre ich — ſeine Großmuth nicht weniger, die ſich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen ſeiner ſpöttiſchen Tadler zu wiſſen— Leben Sie wohl. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

Vom 20ten Junius.

O, ich glaube es Ihnen ſehr wohl, mein Herr, daß verſchiedene in ihrer Gegend, welche an der Myliuſiſchen Reiſe Theil gehabt, über den unglücklichen Ausgang derſelben verdrüßlich ſind, und ihr Geld bereuen. Was haben wir nun davon? heißt es bey einigen auch hier. Ehre! habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet. Ehre! —— “Nichts weiter? „verſetzte man. Wir glaubten, wie vortrefflich wir „unſre Naturalienſammlungen würden vermehren können. „ —— Ey! und alſo ſahen Sie den Hrn. Mylius nicht ſo wohl für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen ſollte, als für einen Kommißionair an, der für ſie nach Amerika reiſete, um die Lücken ihres Kabinets, ſo wohlfeil als möglich, zu erfüllen? “Nicht viel anders! „ —— Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freyheit aufrichtig zu geſtehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wiſſen Sie wohl, bin ich in meinem Komplimente fortgefahren, für was Hr. Mylius eigentlich ſie, und alle Beförderer ſeiner Reiſe angeſehen hat? Für Verſchwender; für Leute die ihr überflüßiges Vermögen zu ſonſt nichts beſſern anzuwenden wüßten; die nur Geld verſchenkten, um es zu verſchenken, und —— “Was? hat man mich „unterbrochen; uns für Verſchwender anzuſehen?„ —— Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat ſie Hr. Mylius angeſehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen. Ich habe ihnen hierauf, um ſie rechtſchaffen zu kränken, eine Stelle aus dem ſatyriſchen Sendſchreiben meines Freundes vorgeleſen, in welchem er verſchiedne Anſchläge ertheilet, wie man die Thorheiten und Laſter der Menſchen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieſes Sendſchreiben in die **Ermunterungen** eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, iſt viel zu ſonderbar, als daß mich die Mühe dauern ſollte, ſie Ihnen, mein Herr, hier abzuſchreiben. “Die Verſchwender, „ſagt er, laſſe man ihr Geld auf die Beſoldung einer „Anzahl Reiſender wenden, welche die Welt die Länge „und Quere durchreiſen und durchſchiffen, und, „wenn es das Glück will, allerley phyſikaliſche und „zur Naturgeſchichte gehörige Entdeckungen machen. „Man laſſe auf ihre Unkoſten Luftſchiffe bauen, und „den Erfolg auf ein Gerathewohl ankommen. Die „Ausführung ſolcher Unternehmungen trage man „irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehälſen „auf, und erwarte mit Vergnügen und Gelaſſenheit, „ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen

„und Lehrſätzen wird bereichert werden. Die Sache „mag ſo übel ausſchlagen, als ſie will, ſo werden „doch weder die phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, noch „ihre uneigennützige Handlanger einigen Schaden da„von haben„. — Was ſagen Sie zu dieſer Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß ſie etwas prophetiſches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Herr Mylius ein ſehr lobenswürdiger und vorſichtiger Wagehals würde geweſen ſeyn, wenn ihm der Tod vergönnt hätte ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen. Er würde ſich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforſchers zu ſehen, und um nichts, als um einen Stein oder um ein Kraut ſich Gefahren auszuſetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter geweſen ſeyn, und die Kenntniß des Schönſten in der Natur, des Menſchen, für keine Kleinigkeit angeſehen haben, ob ſie gleich in dem gemeinen Plane ſeiner Reiſe nicht in Betrachtung gezogen war. — Doch, erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas andern ſchreibe. Die Erinnerung der Geſchicklichkeiten meines Freundes iſt mir zu peinlich, und ich empfinde ſeinen Verluſt zu lebhaft, wenn ich derſelben allzuſehr nachhänge. — Laſſen Sie uns vielmehr ꝛc. — *)

---

*) Am Schluſſe der Vorrede: "Hier geriethen wir in

unſerm Briefwechſel auf eine andre Materie, welche für den Leſer wenig reizendes haben würde und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, iſt etwas weniges, was dieſe Sammlung genauer angeht. Sie beſtehet aus lauter Stücken, welche theils in verſchiednen Monatsſchriften zerſtreuet, theils auch einzeln gedruckt waren. Alles deſſen, was in den vorſtehenden Briefen geſagt worden ungeachtet, glaube ich, daß ſehr viele Leſer die meiſten nicht ohne beſonderes Vergnügen leſen werden. Die Poeſien insbeſondere habe ich überall zuſammen geſucht, und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, beſſere aber wohl ſchwerlich auftreiben können. Mit was für Augen man ſie betrachten müſſe, habe ich deutlich genug zu verſtehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Herrn **Mylius** ganz anders ausſehen würden, wenn ſie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären mit welchem er ſeinen **Abſchied aus Europa** gemacht hat. Es ſchien, als ob er erſt um dieſe Zeit recht anfangen wollte, ſein Herz und ſeinen Witz zu brauchen.„ —

Berengarius Turonenſis. *)

Vorrede. Den Gelehrten iſt bekannt, daß Herr Schmid, Profeſſor der Theologie bey dem Karolino in Braunſchweig, ohnlängſt den Brief des Adelmanns an den Berengarius, aus einer Handſchrift der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, zu ergänzen das Glück gehabt. Die Ausgabe davon erſchien zu eben der Zeit, als des regierenden Herzogs Durchlaucht, mir die Aufſicht über dieſe Bibliothek anzuvertrauen, die Gnade hatten: und es war natürlich, daß meine Neugierde, die ungedruckten Schätze derſelben kennen zu lernen, dadurch ihre erſte Richtung erhielt.

Ich zweifle, ob ſie eine glücklichere hätte erhalten können. Denn gleich in den erſten Tagen gerieth mir das Werk in die Hände, welches ich dem Publiko hiermit ankündige.

Wie billig, ertheilte ich dem Herrn Schmid die erſte Nachricht davon, und gegenwärtige An-

---

*) "Ankündigung eines wichtigen Werkes deſſelben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuſcript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben." Von Gotth. Ephr. Leßing. Braunſchweig im Verlage des Wayſenhauſes 1770.

kündigung ſelbſt, beſtehet nur aus den Briefen, die ich darüber an ihn zu ſchreiben, Gelegenheit nahm.

Zwar ſchrieb ich dieſe Briefe ſogleich in der Abſicht, von mehrern geleſen zu werden. Aber dennoch muß ich bekennen, — und um Verzeihung bitten, — daß ich weder die Zeit noch den Fleiß darauf verwandt habe, den dieſe weitere Abſicht erfordert hätte.

Ich glaubte ſogar, hier ſey es allerdings beſſer, lieber um Verzeihung bitten zu wollen, als den Fehler nicht zu begehen. Es kömmt mehr darauf an, was ich ankündige, als wie ich es ankündige; und lieber die Neugierde der Welt, die ein ſo wichtiges Werk ſo lange entbehren müſſen, ein wenig zum Nachtheil meiner Eitelkeit befriediget, als ſpäter.

Beſonders merke ich nun wohl, daß es mir ergangen, wie es faſt immer ergeht, wenn man von der Hand weg ſchreibt. Man wird zugleich zu kurz, und zu lang: man ſagt zugleich zu viel, und zu wenig. Dieſen und jenen ganz kritiſchen Punkt hätte ich vielleicht nur kaum berühren ſollen: mit gewiſſen Schriftſtellern hätte ich mich bey weitem ſo tief nicht einlaſſen ſollen. Dagegen hätte ich mich bey dem weſentlichen Inhalte des angekündigten Werkes länger aufhalten, und mehr Beſonderheiten deſſelben mittheilen müſſen.

Doch wenn bey jenen Auswüchſen, höchſtens nur einige Bogen verſchwendet worden: ſo iſt dieſem Mangel, durch einige Bogen mehr, leicht ein andermal abzuhelfen. Ich habe ohnedem noch gewiſſe Dinge zurück, die zwar nicht eigentlich das Werk des **Berengarius** betreffen, aber doch aus demſelben ein ſo beſonderes Licht erhalten, und mit demſelben in ſo genauer Verbindung ſtehen, daß ſie einer eigenen Erörterung gewiß ſehr werth ſind. Vornehmlich wird es die Schriften des **Paſchaſius** und **Ratramnus** gelten. Mehr brauche ich der Sache kundigen Leſern nicht zu ſagen.

Was ich inzwiſchen vor jetzt liefere, ſo viel oder ſo wenig es iſt, wird doch immer hinlänglich ſeyn, um einen Begriff von dem Ganzen zu machen, und die Anfrage darauf zu gründen, ob und wie fern dieſes Ganze völlig an das Licht gebracht zu werden verdiene?

Ich ſehe voraus, wie unendlich verſchieden die Urtheile hierüber ausfallen müſſen. Aber wer eräthet auch nicht, welche Urtheile allein entſcheiden können? Unſtreitig nur, die Urtheile der Theologen unſerer Kirche: und unter dieſen vorzüglich nur derer, welche die Sache, mehr nach dem Bedürfniſſe, als nach dem Tone der Zeit, ermeſſen können und wollen.

Daß ſodann des regierenden **Herzogs Durchl.** die Erlaubniß zu dem Abdrucke des Manuſcripts ertheilen dürften, glaube ich verſprechen zu können. Ein ſo guter und weiſer Fürſt iſt zu ſehr überzeugt, daß auch ſolche Schätze keine Schätze ſind, wenn ſie nicht jeder nutzen kann, der ihrer bedarf.

Ungern nur, möchte ich mich ſelbſt der Ausgabe unterziehen. Ich kenne meine Kräfte; und begreiffe ſehr wohl, was für ein Unterſchied es iſt, eine dergleichen Handſchrift für ſich, ſo und ſo, zu brauchen, und ſie der Welt in allen Stücken brauchbar zu machen. Schon das Beſtreben dieſes zu thun, würde mich zudem mehr Zeit koſten, als ich von meinen andern Geſchäften entübrigen kann. Dieſe mögen wichtiger ſeyn, oder nicht: es ſind doch immer mehr meine Geſchäfte. Auch wünſchte ich ſehr, daß dem Berengarius die gute Aufnahme unter uns, ſo zuverläßig gemacht würde, als möglich; welches nicht wohl anders geſchehen kann, als wenn ein Gottesgelehrter von Würde und erkannten Verdienſten ihn einzuführen ſich gefallen läßt. Einem ſolchen, er ſey wer er wolle, will ich alles Recht, welches mir die erſte Entdeckung geben könnte, mit Vergnügen abtreten, und er ſoll zu einer Arbeit willkommen ſeyn, zu der ich mich, einzig und allein in Ermanglung eines jeden andern Beſorgers, zu verſtehen gedenke.

I.

Der Inhalt meines Vorigen war eine Kleinigkeit, nur einem Herausgeber nicht gleichgültig, der ſeinen Schriftſteller gern mit allen möglichen Erläuterungen und Rettungen in die Welt ſchicken will. *)

Ich eile, Ihnen eine andere Entdeckung mitzutheilen, die viel zu wichtig iſt, als daß ich nicht, zu völliger Benutzung derſelben, Ihren, oder eines andern würdigen Gelehrten unſerer Kirche Beytritt, auffordern dürfte.

Die Ergänzung des **Adelmanns** macht Ihnen als Kritikus Ehre, dem es genug iſt, die Ueberreſte des Alterthums dem Untergange zu entreiſſen, ohne ſich zu bekümmern, ob ſie von großem Nutzen ſind, und wem damit am meiſten gedienet ſeyn möchte. Geſtehen Sie aber ſelbſt, daß es nicht unſere, ſondern

---

*) Es betraf die Nachweiſung des Aufſatzes vom **Doneda** (in der Raccolta d'Opuſculi ſcient. e Filol. T. XLVI.) in welchem die Zeit, wenn **Adelmann** mit Tode abgegangen, näher beſtimmt werden ſoll, und mit welchem Herr Prof. Schmid ſeine Ausgabe noch hätte bereichern können.

die Römiſche Kirche iſt, die Sie darunter am meiſten ſich verpflichtet haben. Dieſe hat ungern einen ſo angeſehenen Vertheidiger einer ihrer Hauptlehren bisher nur verſtümmelt aufweiſen können; und ſie durfte aus dem Bücherſchatze eines Proteſtantiſchen Hauſes vielleicht am wenigſten erwarten, einen Mangel erſetzt zu ſehen, *) wodurch ſie nun freylich nicht eben neue Waffen, aber doch eine alte Waffe ausgebeſſert und friſch aufgeputzt erhalten.

Zwar weiß ich wohl, daß ihr ſelbſt die Beyſtimmung des **Adelmanns** kann ſtreitig gemacht werden. **Flacius** trug kein Bedenken, ihn unter ſeinen Zeugen der Wahrheit aufzuführen, **) und klar iſt es, daß in dem ganzen Briefe des **Adelmanns** kein Ausdruck zu finden, welcher den cruden Begriff der Transſubſtantiation ſchlechterdings vorausſetzte. Da jedoch **Adelmann** auch mit keinem Worte ſich gegen dieſen Begriff, welcher der herrſchende geworden war, erkläret; da er zwiſchen dem einen Abwege des **Paſchaſius**, den die Kirche mit vollem Haufen einſchlug, und dem andern Abwege, auf welchem er dem **Berengarius** glaubte, keine Mittelſtraſſe zu erkennen ſcheinet: ſo dürfen wir uns wenigſtens nicht wundern, wenn ihn unſere Gegner für ſich anzuziehen, mehr Recht zu haben glauben, als ſie uns, thun zu können, jemals einräumen werden.

---

*) Geleardus wandte ſich desfalls, auſſer den Bibliotheken in Italien, an die zu Paris und Wien; aber bey Unſerer Nachfrage zu halten, muß ihm auch nicht einmal eingefallen ſeyn; ob es ſchon freylich mit allen ſolchen Nachfragen eine ſehr mißliche Sache iſt.

**) Cat. Teſt. Ver. lib. XII. p. 1279. Edit. Genev.

Es ſey denn auch! Wir können ihnen ſo einen Mann gern gönnen, der es — wenn Sie mir erlauben wollen, mein Freund, — kaum verdiente, daß Sie ſich die geringſte Mühe gaben, ihn zu einem Deutſchen zu machen. Er ſey ein Deutſcher, oder ein Wahle, oder was er will, geweſen: er war einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halb offnen Augen, wie im Traume, ihren Weg ſo fortſchlendern. Entweder weil ſie nicht ſelbſt denken können, oder aus Kleinmuth nicht ſelbſt denken zu dürfen vermeynen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten ſie feſt an dem, was ſie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich genug, wenn ſie nur von andern nicht verlangen, mit Gutem und Böſem verlangen, daß ſie ihrem Beyſpiele hierinn folgen ſollen.

Lieber wollte ich, daß Sie mir den **Berengarius** zu einem Deutſchen machen könnten! — “Den „**Berengarius**: dieſen Ketzer? dieſen doppelten „Ketzer? Ketzer in ſeiner Trennung von der Kirche: „Ketzer in ſeiner Rückkehr zu ihr.„

Wäre das auch alles ſo: nichts deſtoweniger! Das

Ding, was man Ketzer nennt, hat eine ſehr gute Seite. Es iſt ein Menſch, der mit ſeinen eigenen Augen wenigſtens ſehen wollen. Die Frage iſt nur, ob es gute Augen geweſen, mit welchen er ſelbſt ſehen wollen. Ja, in gewiſſen Jahrhunderten iſt der Name Ketzer, die größte Empfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden können: noch größer, als der Nahme Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter dieſen läuft doch mancher Betrieger mit unter.

Daß **Berengarius** in einem ſolchen Jahrhunderte gelebt, das iſt wohl unſtreitig. — Alſo auch: wenn Ihnen die Wahl noch jetzt frey ſtünde, ob Sie lieber vom **Adelmann** oder vom **Berengar**, etwas an das Licht bringen wollten; wem würden Sie Ihren Fleiß wohl am liebſten widmen? Doch, das bedarf keiner Frage. Sie wiſſen über dieſes zu wohl, wie unbekannt noch bis jetzt der wahre **Berengarius** iſt; wie unzuverläßig ſich noch bis jetzt von ſeiner wahren Meynung urtheilen laſſe; und wie ſehr, auch daher ſchon, alles erhalten und bekannter gemacht zu werden verdienet, was ihn angehet, und dieſer Unzuverläßigkeit abhelfen kann.

Berengarius ſelbſt hat alles gethan, um die Nachwelt, wegen ſeiner eigentlichen Lehre nicht in Zweifel zu laſſen. Er hat ſie in mehr als einer Schrift vorgetragen, und gegen ſeine Widerſacher in mehr als einer vertheidiget. Das bezeugt **Sigebertus Gemblacenſis.** *)

Aber wo ſind ſie, dieſe Schriften? Hielt man es nicht der Mühe werth, ſie zu erhalten? Oder hielt man es der Mühe werth, ſie vorſetzlich zu vernichten? Wenn die Schriften ſeiner Gegner zugleich mit dahin wären: ſo möchte leicht jenes eben ſo wahrſcheinlich ſeyn, als dieſes. Aber da kann man, auſſer Ihrem **Adelmann**, — wenn man will, — noch einen **Lanfrancus**, einen **Guitmundus**, einen **Algerus**, einen **Deoduinus**, und wie ſie alle heiſſen, der verderbenden Zeit zum Trotze, leſen; die ſich alle trefflich mit dem armen Berengarius herumzanken und —— Recht behalten. Wie natürlich: denn man hört nur immer einen ſprechen; und wenn der andere ja einmal etwas ſagt, ſo ſagt er es durch den Mund ſeines Gegners.

Es müſſen aber, ſchon zu des **Flacius** Zeiten, die Schriften des **Berengarius** ſo gut als aus der Welt geweſen ſeyn. Man kennet den unverdroſſenen

---

*) Scripſit contra Adelmannum —— defendens ſuam de myſteriis Chriſti ſententiam. Et quia multi ad eum, vel contra eum ſuper hac re ſcripſerunt, ſcripſit & ipſe ad vel contra eos. —— *De Script. Eccl. cap.* 154. *in Bibl. Eccl. Fabricii*, *p.* 111.

Fleiß dieſes Mannes, (ſeinen improbus labor, in jedem Verſtande, wie man ſagt) mit welchem er alles überall zuſammen ſuchte, was er zu ſeiner Abſicht dienlich hielt. Gleichwohl war ihm weiter nichts von dem Berengarius bekannt geworden, als was jedermann kannte; ſeine Palinodie auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter Nicolaus dem zweyten, und die wenigen Stellen, welche aus ſeiner nachherigen Verdammung dieſer Palinodie uns Lanfrancus aufzubehalten für gut befunden hat.

Dieſes waren denn auch die Beweisſtücke alle, auf die man ſich in den unglücklichen Sacramentariſchen Streitigkeiten berufen konnte, wenn von der einen, oder von der andern Gemeinde der Proteſtantiſchen Kirche, des Berengarius, zum Schutz oder zum Trutz, Erwähnung geſchah. Ich wünſchte nur, daß es von beyden Theilen mit mehr Mißtrauen in die Glaubwürdigkeit derſelben geſchehen wäre. Ein Widerwurf, den ein vermeynter Irrgläubiger gezwungen unterſchreiben muß; einzelne, unzuſammenhängende Stellen, die ſeine Gegner ihren Widerlegungen aus ſeinen Schriften einverleiben, beweiſen wohl, was dieſe Gegner ſich eingebildet, daß dieſer Irrgeiſt geglaubt; beweiſen wohl, was ſie verlangt, daß er an deſſen Statt glauben ſollen: aber das, was er eigentlich geglaubt hat, kann von beyden, von dem einen ſo wohl als von dem andern, gleich weit entfernt ſeyn.

Luther hatte hier kein Arges; er nahm das, was für die wahre Meynung des Berengarius von den Widerſächern deſſelben ausgegeben ward, dafür an; und da er immer noch der Transſubſtantiation geneigter blieb, als dem bloſſen Tropus, da er ſich überführt hatte, daß dieſe Auslegung mehr mit dem Weſentlichen des Glaubens ſtreite, als jene: ſo bezeigte er ſeinen ganzen Unwillen gegen den Berengarius, und erkannte nicht allein die von dem Pabſt gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht, ſondern billigte auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Wiederrufs ſogar mehr, als ſie ſelbſt von manchen Katholiken waren gebilliget worden. *) Berengar ward in ſeinen Augen das Schlimmſte, was er ſeyn konnte, ein Vorläufer der ihm ſo verhaßten Sacramentierer, deſſen Irrthum Carlſtadt und Zwinglius bloß erneuer-

---

*) "Darum thun die Schwärmer unrecht, ſowohl als die Gloſſa im geiſtlichen Recht, daß ſie den Pabſt Nikolaus ſtrafen, daß er den Berenger hat gedrungen zu ſolcher Bekänntniß, daß er ſpricht: Er zerdrücke und zerriebe mit ſeinen Zähnen den wahrhaftigen Leib Chriſti. Wollte GOtt, alle Päbſte hätten ſo chriſtlich in allen Stücken gehandelt, als dieſer Pabſt mit dem Berenger in ſolcher Bekänntniß gehandelt hat.„ Luthers Bekänntniß vom Abendmahl Chriſti, im Jahr 1528.

ten: *) und was **Berengarius** in **Luthers** Augen war, das blieb er in den Augen ſeiner orthodoxen Nachfolger, der **Weſtphale** und **Selnecker**, die ihn mit aller Strenge behandelten. Mir iſt unter den ältern Theologen unſerer Kirche nur ein einziger bekannt, welcher gelinder und vortheilhafter von dem **Berengarius** urtheilet; und dieſes iſt eben der **Flacius**, **) der gleichwohl zu ſeiner beſſern Meynung von ihm, nicht mehr Data hatte, als jene zu ihrer ſchlimmern. **Arnolden** könnte ich ihm allenfalls noch beygeſellen: aber in deſſen Plane war es, ſich aller Ketzer anzunehmen.

Hingegen lieſſen es die, welche ſich zur Meynung des **Zwinglius** bekannten, ſich nicht zweymal ſagen, daß **Berengarius** ihr Vorgänger geweſen ſey; ſie griffen begierig zu, und ſezten ſich ganz in den Beſitz dieſes Mannes. Wer kann es ihnen verdenken? Es war ihnen daran gelegen, daß ihre Lehre für keine Neuerung angeſehen ward; es mußte ihnen lieb ſeyn,

---

*) "Carlſtadt erneuerte den greulichen Irrthum Berengars vom Sakrament des Abendmals, daß daſelbſt nur Brod und Wein u. ſ. w." **Aurifaber**, im Bericht was ſich mit Luther und ſeiner Lehre in den Jahren 1524 und 25 zugetragen.

**) Sowohl in ſeinem Cat. T. Verit., als auch in den Magdeburgiſchen Centurien, die unter ſeiner Aufſicht ganz in dem Geiſte jenes Werks verfaßt wurden.

in frühern Jahrhunderten die Spuren davon aufweiſen, und dadurch wahrſcheinlich machen zu können, daß ihr Glaube kein andrer, als der Glaube der erſten Chriſten ſey. Dabey war **Berengarius** ein ſo angeſehener, ſo gelehrter, ſo ſcharfſinniger, und von Seiten ſeines Lebens, ſelbſt nach Zeugniſſen ſeiner Feinde, ſo untadelhafter Mann geweſen, daß ſie im geringſten nichts wagten, ſich freywillig für ſeine Nachfolger zu bekennen. Von jeher haben daher auch die angeſehenſten Reformirten Theologen, wo ſie in ihren dogmatiſchen, oder polemiſchen, oder hiſtoriſchen Schriften auf den **Berengarius** kommen konnten, ſich ſehr gern bey ihm verweilet, und ihn mit ſo vieler Befliſſenheit, mit ſo vieler Wärme vertheidiget, daß Lutheriſche Gelehrte davor warnen zu müſſen, nicht umhin zu können glaubten. *)

---

*) Inter eos, qui Hiſtoriam *Berengarii* conſignarunt, circumſpecte & caute legendi ſunt **Reformati**, quandoquidem id agunt, ut purgent Berengarium, ſpecioſeque defendant, quorſum refero Ioannem Epiſcopum Dunelmenſem. *Fechtius de Origine & ſuperſtitione Miſſarum, App. II. de Concomitantia Sacr. p.* 1024. Es iſt Johann Coſin, Biſchof zu Durham, den Fecht namentlich anführet, und deſſen Hiſtoria Transſubſtantiationis Papalis, zu Bremen 1678 nachgedruckt worden. Er hätte aber eben ſowohl einen **Mornäus**, Forbeſius, Uſſerius, und zwanzig andere nennen können, welche Tribbechovius, ohne Zweifel in Gedan-

Nur endlich, zu Anfange dies Jahrhunderts hätten leicht die Wagſchaalen für den **Berengarius** umſchlagen können. Auſſer verſchiednen Kleinigkeiten von ihm, welche fleißige Gelehrte aus Handſchriften nach und nach bekannt machten, die aber mit ſeiner Streitigkeit vom Abendmahle in geringer oder gar keiner Verbindung ſtehen, brachten nemlich **Martene** und **Durand** eine von dem **Berengarius** ſelbſt aufgeſetzte Verhandlung von der, unter **Gregorius dem ſiebenden**, im Jahr 1078 ſeinetwegen gehaltenen Kirchenverſammlung, aus einem Manuſcripte zu **Gemblou** an das Licht. *) Hatte man bis dahin wohl noch gezweifelt, ob überhaupt **Berengarius** unter nur gedachtem Pabſte nochmals perſönlich zu Rom verdammet und zum Widerrufe

gezwungen

---

ken hatte, wenn er ſchrieb: Hæc de certamine *Berengarii* non mea, ſed Hiſtoriam fide docere volui, cum ſiderem ex Reformatis non paucos appoſito verborum colore, obſcuratis aliquibus, nonnullis etiam ſilentio preſſis, nimis dubiam & incertam reddidiſſe *Berengarii* Hiſtoriam. *De Doctoribus Scholaſticis*, *cap. VI.*

*) Acta Concilli Romani, ſub *Gregorio VII*, in cauſa *Berengarii* conſcripta, cum ipſius poſtea recantatione; ex Mſ. codice Gemblacenſi. *Tomo IV. Theſ. novi Anecdot. p.* 99.

gezwungen worden: *) ſo ſahe man nun nicht allein aus dieſer eigenen Schrift des **Berengarius**, daß ſolches allerdings geſchehen, ſondern man ſahe auch zugleich, wie es geſchehen, und daß es ungefehr eben ſo damit zugegangen, als es zwanzig Jahre vorher, unter **Nikolaus** dem zweyten, zugieng. **Berengarius** ließ wiederum die Furcht über ſich Meiſter werden, und bequemte ſich wiederum ſeinen Feinden: kaum aber war er auch wiederum in ſein Frankreich, und da in Sicherheit, als er wiederum mündlich und ſchriftlich bezeugte, wie feſt er noch an ſeiner Lehre hange, und wie wenig ein abgedrungener Eid auch dieſesmal auf ihn wirken könne und ſolle. Indem er dieſes bezeugte, hatte er zugleich Gelegenheit, ſeine Lehre ſelbſt abermals in ihr richtiges Licht zu ſetzen; und es iſt klar, daß beſagte dieſe Schrift daher das einzige Authentiſche enthält, was wir überhaupt bis jetzt davon haben.

---

*) Conciliorum rhapſodus, ex *Blondo & Sabellico* tradit, ſub *Gregorio ſeptimo*, alteram revocationem fuiſſe factam a *Berengario*, quem in Pontificia ſententia mortuum eſſe fingit. Illa vero, cum fundamento careant, omittimus. *Flacius Cat. Teſt. Verit. l. c.* 1274. Doch war auch durch den Ungenannten, deſſen Aufſatz de Berengarii Hæreſiarchæ damnatione multiplici P. Fr. **Chifletius** herausgegeben hatte, die Sache ſchon ſo ziemlich auſſer Zweifel geſetzt.

Aber wie lautet dieſes? Es lautet ſo, daß die Herausgeber, **Martene** und **Durand**, ihn von ſeiner Ketzerey ein Großes erlaſſen zu müſſen glaubten. Sie erklärten, aus den klaren Worten des **Berengarius** ſowohl, als aus der Nachſicht ſelbſt, mit welcher die Kirche bey allen den wiederhohlten Verdammungen gegen ihn verfahren, erhelle unwiderſprechlich, daß **Berengarius** nur in einem einzigen Punkte ſich von dem allgemeinen Glauben entfernt habe; daß er zwar die Transſubſtantiation, aber nicht die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle geleugnet und beſtritten habe. *) Eben dieſes Urtheil war auch bereits vom **Mabillon** gefället, und weitläuftig erhärtet worden, welcher das nemliche Manuſcript zu Gemblou genutzt, und wenn ich ſeine Worte recht verſtehe, gar zu erſt entdecket hatte. **)

Iſt nun aber dieſes; hat **Berengarius** die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle geglaubt

---

*) Ex hoc loco & ex ſuperius dictis patet, *Berengarium* realem, ut aiunt, Chriſti præſentiam admiſiſſe in Euchariſtia, ſed transſubſtantiationem præſertim eum negaſſe, id quod probat multisque exemplis demonſtrat noſter *Mabillonius* in præfat. ad Sæculum VI. Bened. Tomo II. l. c. p. 107.

**) Hoc ſcriptum olim inveni in Bibliotheca Gemblacenſi, quæ ante paucos annos, non levi reipublicæ litterariæ detrimento, incendio conſumpta eſt. *Præf. Tomi I. Sæculi VI. Act. Ord. Bened. p. XVI.*

und bekannt, hat er ſeine Waffen einzig und allein gegen eine Lehre gerichtet, welche auch von unſerer Kirche beſtritten wird: ſo iſt klar, daß, wenn er darum ſchon nicht ein Genoſſe unſeres Glaubens muß geweſen ſeyn, er doch ganz gewiß auch der Mann nicht ſeyn kann, den die Reformierten zu ihrem Vorgänger annehmen dürfen.

Ich bin in den Schriften der neueſten Reformierten Theologen zu wenig beleſen, um zu wiſſen, ob ſie dem ohngeachtet fortgefahren, den **Berengarius** zu einem ihrer Glaubenshelden zu machen. Ich weiß nur, daß **Clericus** nicht ſäumte, dem Urtheile des **Martene** und **Durand** zu widerſprechen, *) und zu zeigen ſuchte, daß aus den Worten des **Berengarius** noch lange nicht folge, was ſie daraus folgern wollen. Da, wo **Clericus** dieſes thut, bekennet er zwar, daß er die weitere Ausführung ihres Urtheils beym **Mabillon**, damals noch nicht geleſen habe: aber auch das weiß ich nicht einmal, ob er ſie nachher geleſen, und irgendwo ſonſt umſtändlicher darauf geantwortet hat.

Von allem dieſem, mein Freund, werden Sie mir mehr zu ſagen wiſſen. Ich werfe nur noch einen Blick auf das Verhalten unſerer Theologen bey dieſem Vorfalle, und ich bin ſogleich, wo ich ſeyn will.

---

*) Bibliotheque anc. & moderne T. XV. p. 306.

Unſere Theologen verhielten ſich, bey dieſer anſcheinenden Möglichkeit, ihren verſchieden denkenden Brüdern einen ſo angeſehenen Vorfechter abzuſpannen, ſehr gleichgültig. Ich will nicht ſagen, ob ſie in ſolchen Dingen überhaupt ein wenig zu gleichgültig ſind; ob ſie, von der Wahrheit ihrer Lehre überzeugt, ſich nicht zu wenig bekümmern, wer ihnen darinn vorgegangen. Ich will nicht ſagen, ob ſie ein für allemal gegen den **Berengarius** zu ſehr eingenommen waren, als daß ſie gern ein Wort um ihn verlieren wollten. Sie mögen gar wohl von jenem Kaltſinne gegen das Alterthum, und von dieſer Abneigung gegen einen Namen, mit dem ſie von jeher einen nachtheiligen Begriff verbunden hatten, gleich weit entfernt geweſen ſeyn. Aber ſie überlegten, ohne Zweifel, daß es ſich kaum der Mühe verlohne, ihr Gegentheil zu ſchwächen, ohne ſich ſelbſt dadurch zu verſtärken. Bey der Ueberzeugung von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahle finden, auſſer dem päbſtiſchen Mißglauben, noch ſo viel andere heterodoxe Vorſtellungen ſtatt: und Impanation, Konſubſtantiation, Aſſumtion, Augmentation, ſind der geſunden Vernunft und der Einfalt des Glaubens nicht weniger entgegen, als die Transſubſtantiation ſelbſt. Wenn **Berengarius** ſich von dieſem Irrwege entfernet hatte: wer konnte ihnen ſagen, ob er ſich nicht auf einem von jenen verlohren; geſezt auch, daß er wirklich nicht aus Scylla in Charybdis geſtürzet wäre? Hierüber gewiß zu ſeyn, reichte auch das noch lange nicht zu, was **Martene** und **Durand** von ihm bekannt gemacht hatten: und ſo lieſſen ſie den Mann ſtehen, wo er nun ſchon einmal ſtand, von deſſen völliger Lauterkeit ſie doch nicht überzeugt ſeyn konnten.

Anders zu verfahren, würde allerdings einer Neckerey ähnlicher geſehen haben, als einem Angriffe von ernſtlichen Folgen. Nur hätte **Mosheim** ſich eines Verdachts enthalten ſollen, der den **Berengarius** allzuſehr erniedriget. Weil **Mosheim** zugeben wollte, daß die wahre Meynung des **Berengarius** nicht deutlich genug erhelle: ſo bedachte er ſich zugleich eines Grundes von dieſer Undeutlichkeit, und fiel unglücklicher Weiſe gerade auf den, an welchem, meines Bedünkens, der ehrliche Name eines Mannes, der das Anſehen haben will, ſich allgemeinen Irrthümern zu widerſetzen, am gewiſſeſten ſcheitert. Er vermuthete nehmlich, **Berengarius** habe mit Fleiß ſeine Meynung ſo dunkel und zweydeutig vorgetragen, damit ſie nicht allzu greulich ſcheinen möge. *)

---

*) Nescio, an de vera ejus hodie ſententia ſatis aperte conſtet. Sunt qui præter Figuram corporis & ſanguinis do-

Ein harter Verdacht! Und womit hätte Berengarius dieſen Verdacht verdient? Etwa damit, daß ſeine Feinde die ausführlichſten ſeiner Schriften unterdrücket haben? Oder will man ſagen, damit, daß er ſchwach genug war, die erkannte Wahrheit zu verleugnen?

Das ſey fern! —— Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigſtens ſind Muth und Entſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns ſelbſt geben können. Aber das, weiß ich, iſt Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, ſie ganz, oder gar nicht, zu lehren; ſie klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit, zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, ſtehen in unſerer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er ſie erworben, nicht brauchen will, der macht ſich um den menſchlichen

---

mini nil eſſe in ſacra cœna, hominem diſputaſſe perhibent, ſunt qui exploratum putant eſſe, quod crediderit, corpus & ſanguinem vere exhiberi. Quidquid ejus reſtat, id multum habet barbariei & obſcuritatis, neque ſtatim legenti ſenſus apparet vocabulorum, quæ adhibuit, ſcholaſticorum. Nec fortaſſis errabit, qui conſulto Berengarium ſententiam, ne nimis atrox videretur, occultaſſe ac ambigue propoſuiſſe, conjecerit. *Inſtitut. Eccleſ. lib. III. p. 553*

Verſtand nur ſchlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, deſto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je ſchwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum iſt.

Weil **Berengarius** ſchwach war: muß er darum mit Vorſatz auch falſch geweſen ſeyn? Weil ich ihn beklagen muß, ſoll ich ihn auch verachten müſſen? Der Mann, der, bey drohenden Gefahren, der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben, und die Wahrheit vergiebt ihm ſeine Untreue, um ſeiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerley Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler ſeyn, nur ihr Liebhaber iſt er nie geweſen.

Ich wüßte kaum etwas ſchlechters, als einen ſolchen Kuppler der Wahrheit; und der Verdacht, daß **Berengarius** dergleichen geweſen ſeyn könne, iſt deſſen, den er trift, und deſſen, der ihn hägen konnte, gleich unwürdig. Auch iſt es dem beſcheidenen Mosheim nur ſelten wiederfahren, ſo voreilig zu argwohnen.

Aber, werden Sie ſagen, wenn es bey dem [illegible] dennoch mehr als Argwohn wäre! Die Möglichkeit wäre doch da, und ich könnte wohl eben ſo voreilig vertheidigen, als Mosheim argwohnen.

Nur dieſesmal nicht; denn kurz, ich habe den unwiderſprechlichſten Beweis in Händen. Und das eben iſt die Entdeckung, welche ich Ihnen mitzutheilen eile. —

Was meynen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß ein Werk des **Berengarius**, ein umſtändliches, ausführliches Werk, welches allem Anſehen nach ſein wichtigſtes Werk geweſen iſt; daß ſo ein Werk, deſſen kein Menſch gedenket, von deſſen Wirklichkeit ſich niemand träumen laſſen; daß ſo ein Werk, von dem ſolcher Dinge ſonſt ſehr kundige Männer ſo gar behaupten, daß es nie exiſtiret habe, auf deſſen Nichtſeyn eben dieſe Männer ganze Gebäude von frommen Vermuthungen und Lügen aufführen: was meynen Sie, wenn ich Ihnen ſage, daß ein ſolches Werk noch vorhanden, daß es hier bey Uns, unter den ungedruckten Schätzen der hieſigen Fürſtlichen Bibliothek vorhanden?

Nicht wahr, das wäre noch ein anderer Fund, als Ihr **Adelmann**, der Ihnen unter eben dieſen Schätzen ſo glücklich in die Hände gerieth?

Sie werden mir kaum glauben: auch habe ich lange meinen eigenen Augen nicht trauen wollen.

Und doch iſt es, wie ich ſage. Kommen Sie: ich rufe Ihnen ſelbſt des Ερμης κοινος zu: denn Sie ſind es, Ihr Adelmann iſt es, ohne die ich doch gewiß dieſen Fund nicht gemacht hätte.

II.

Ich habe Ihnen keine vergebene Freude verurſacht, und ich will ſogleich Ihre Neugierde mehr befriedigen.

Sie wiſſen, daß **Lanfrancus** unter den Gegnern des **Berengarius** den erſten Platz einnimmt. **Berengarius** war auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter **Nikolaus** dem zweyten gezwungen worden, das Anathema über ſeine Meynug zu ſprechen, und eine Glaubensformel zu unterſchreiben, welche hernach ihren Platz unter den Dekretalen gefunden. Aber kaum war er aus den Händen ſeiner Feinde, als er alles wieder zurücknahm, was er, aus Furcht vor dem Tode, gegen die Wahrheit geredet und geſchrieben hatte. Er entſagte jener Glaubensformel in einer eigenen Schrift, in welcher er ſeine abgeſchworne Meynung zugleich aufs neue vertheidigte. Dieſe Schrift war es, welche **Lanfrancus** in einem Werke zu widerlegen glaubte, das mit großem Beyfalle von der Kirche aufgenommen ward, und noch jetzt als ein Hauptwerk in den Euchariſtiſchen Streitigkeiten betrachtet wird. Es iſt ſehr oft, bald einzeln, bald mit andern ähnlichen Werken, bald mit den ſämtlichen Schriften des Verfaſſers, bald in den Bibliotheken der Väter, und in andern dergleichen großen Sammlungen, gedruckt und wieder gedruckt worden. Sie kennen es, und wiſſen, was für Lobſprüche nicht allein die Theologen der Römiſchen Kirche ohne Ausnahme, ſondern auch einige der Unſrigen, daran verſchwendet haben. Es iſt nichts geringers, als ein niederdonnerndes Werk, voll der triumphirendſten Gründe.

Aber haben Sie wohl jemals gehöret, oder irgendwo geleſen, daß **Berengarius** gleichwohl auf dieſes niederdonnernde, triumphirende Werk geantwortet hat?

Gewiß das haben Sie nicht. Vielmehr werden Sie ſich erinneren, gerade das Gegentheil davon geleſen zu haben. Insbeſondere behaupten die Benediktiner, welche die Gelehrtengeſchichte von Frankreich ſchreiben, ausdrücklich, daß **Berengarius** die Widerlegung des **Lanfrancus** ohne Antwort gelaſſen; ja ſie nehmen an, daß die Vorſehung ſich eben dieſer Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholaſtiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren; kurz, ſie ſchreiben dem Buche des Lanfrancus die Bekehrung des Berengarius ganz ſicherlich zu. *)

Die gutherzigen Väter! wenn die Bekehrung des Berengarius eben ſo wahr iſt, als dieſe Veranlaſſung, die ſie ihr geben, ſo mögen die Kanonici

---

*) Wenn ſie von den verſchiedenen Schriften reden, in welchen Berengarius ſeine Meynungen vorgetragen, ſo ſagen ſie: "Ecrits au reſte qui furent mis au poudre par le docte *Lanfranc* ſon illuſtre adverſaire, du vivant méme de *Berengar*, qui les laiſſa ſans replique. Wenn ſie die Zeit beſtimmen wollen, um welche Lanfrancus ſein Werk geſchrieben, ſo muthmaſſen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone: Il y a tout ſujet de croire, que Dieu ſe ſervit de ce méme écrit, pour ouvrir les yeux & toucher le cœur à cet infortuné Scolaſtique. Il y trouva effectivement tout ce qui étoit néceſſaire pour le convaincre de ſa mauvaiſe foi, de ſes alterations, ou falſifications méme à citer les Peres, de ſes autres artifices pour ſoutenir & repandre ſes erreurs, de ſa fauſſe dialectique, de ſa perfidie, de ſes propres contradictions. Il y trouva de plus une refutation complete de toutes ſes objections prétendues triomphantes, & la croiance commune de l'Egliſe établie d'une maniere invincible. Und wenn ſie von dem ähnlichen Werke reden, welches Guitmundus dem Berengarius entgegenſetzte, ſo behaupten ſie geradezu: Ces deux Ouvrages fermerent la bouche à notre Ergoteur, & furent les principaux inſtruments que Dieu emploia pour le ramener à la foi catholique. Depuis cette époque il garda un profond ſilence. — *Hiſtoire littéraire de France*, *T. VIII.* p. 208. 212. 213.

St. Martini zu Tour ja fleißig fortfahren, auf ſeinem Grabe das Ex profundis anzuſtimmen. Ich bedaure, daß ſo viel ſchöne Figuren, ſo viel treffliche Schlüſſe, als Don *** (wie er nun heißt, der in dem achten Bande benannter Geſchichte die Feder geführet hat) anwendet, für nichts und wieder nichts angewendet ſeyn ſollen. Ich bedaure, daß ſein frommer Eifer gegen jeden vermeſſenen Ergoteur, der ihm ſeine gute Meynung von der Schrift des Lanfrancus ſtreitig machen will, nicht Vernünfteleyen und Schlüſſen, die er verachtet, ſondern dem Augenſcheine und der Sache ſelbſt, leider wird weichen müſſen.

Denn mit ſeiner Erlaubniß: eben das Manuſcript, welches ich Ihnen ankündige, iſt die Antwort des **Berengarius** auf jene unwiderlegte und unwiderlegliche Schrift ſeines **Lanfrancus**! — Und nun wird es Ihnen doch bald wahrſcheinlich werden, daß ich nicht zu viel Aufhebens davon gemacht habe? —

Aber Sie wollen wiſſen, wie ich zu dieſer Entdeckung gekommen? und wie es möglich geweſen, daß ſie mir aufbehalten bleiben können?

Auf den erſten Punkt antworte ich Ihnen, daß es, genau zu reden, keine Entdeckung, ſondern, wie ich es ſchon genannt habe, ein Fund iſt. Man entdeckt, was man ſucht: man findet, woran man nicht denkt.

Ich war dabey, mir, meiner jetzigen Beſtimmung gemäß, die Manuſcripte der Bibliothek näher bekannt zu machen, als es aus den bloſſen Verzeichniſſen geſchehen kann. Ich hatte meine Urſachen, warum ich mit den ſogenannten **Weiſſenburgiſchen**, deren Geſchichte Ihnen ungefehr aus dem **Burkhard** bekannt ſeyn wird, *) anfangen wollte. In dem feſten Vorſatze, Stück nach Stück vor die Hand zu nehmen, und keines eher wieder wegzulegen, als bis ich mir eine hinlängliche Idee davon gemacht, traf ich gleich Anfangs auf einen Band, der von auſſen Tractatus de Cœna Domini & Transſubſtantiatione neuerlich beſchrieben war. Ungefehr die nemliche Aufſchrift, de Cœna Domini præſertim de Transſubſtantiatione, hatte eine andere etwas ältere Hand innerhalb, auf den unterſten Rand des erſten Blatts geſetzt. Ihr Adelmann war mir noch im friſchen Gedächtniſſe; und da die Handſchrift eines mit ſeinem Briefe ſo verwandten Inhalts, mir, dem Alter nach, ſeinen Zeiten ſehr nahe zu kommen ſchien: ſo können Sie leicht denken, ob ſie meine Neugier weniger reizte, als eine andere. Um in der Geſchwindigkeit alles davon zu wiſſen, was andere ſchon davon gewußt hätten, nahm ich meine Zuflucht zu den Katalogen. **)

---

*) Hiſt. Bibl. Auguſtanæ Parte I. p. 256.

**) Leibnitz, zu deſſen Zeiten die Weiſſenburgiſchen

Doch in dieſe fand ich mehr nicht eingetragen, als was jene Aufſchriften beſagen; bloß mit dem Zuſatze, Anonymi. Dieſer Zuſatz ſelbſt machte mir ſchlechte Hoffnung, meinen Mann kennen zu lernen: angenommen nemlich, daß man nur denjenigen Schriftſteller einen Anonymus nennen ſollte, der ſich vor ſei-

---

Manuſcripte in die Bibliothek gekommen waren, und der die erſte Gelegenheit ergriff, ihrer zu gedenken, ſagt: (*de Numis Gratiani*, *Op. T. IV. Pr. II. p.* 253.) Plerique ſcripti ſunt temporibus Carolingiorum, & ne dubites, extat in uno Catalogus ipſe antiquus Bibliothecæ Monaſterii, addito nomine Abbatis, ubi hi ipſi bona ex Parte recenſentur, qui nuper Guelferbytum fuere translati. Es war natürlich, daß ich alſo auch dieſen Katalogus aufſuchte, welcher ſich hinter dem Auguſtinus de Concordia Evangeliſtarum (Nro. 30.) befindet. Doch ſobald ich ſahe, daß der Abt, unter welchem er geſchrieben worden, Folmarus ſey, der bereits 1043 mit Tode abgegangen, ſo fiel es von ſelbſt weg, das Manuſcript des Berengarius darinn zu erwarten. Wer ſonſt dieſen Katalogus zu kennen wünſcht, den verweiſe ich auf des Ungenannten Seriem Abbatum Monaſterii Weiſſenburgenſis beym Schannat (*Vind. litt. Coll. I. p.* 8.) wo er, nur wenig verſchieden, eingerückt iſt. Die darinn benannte Werke, ausgenommen was eigentliche Kirchenbücher ſind, finden ſich faſt alle hier; bis auf wenige, unter welchen leider die drey Bände eines deutſchen Pſalters ſind. Dafür aber ſind eine beträchtliche Anzahl anderer dazu gekommen, welche das Kloſter, ohne Zweifel erſt nach dem Abt Folmar, angeſchafft hatte.

nem Werke nicht allein nicht genannt, ſondern auch in dem Werke ſelbſt alles ſorgfältig vermieden hat, was ſeine Perſon verrathen könnte. Das Beſte, was ich mir alſo verſprach, war, einen nahmloſen Mönch des zwölften Jahrhunderts vor mir zu haben, der vielleicht die feine Lehre des Paſchaſius aufs Reine bringen helfen. Doch fieng ich an zu blättern; und das erſte, was mich zu etwas wichtigerm vorbereitete, war die Raſur eines Namens, welche mehr als einmal vorkömmt. Ich erkannte dieſen radierten Namen gar bald für Ioannes Scotus; und welcher wichtigere Nahme hätte mir, in einer Schrift vom Abendmahle, aus dieſen Zeiten, aufſtoſſen können? Sein Buch über dieſen Glaubensartikel, wenn es nicht noch unter einem fremden Namen vorhanden iſt, oder eben ſo unerkannt, wie **Berengarius**, in irgend einer Bibliothek ſtehet, iſt verloren: aber Stellen aus ihm durfte ich in meinem alten Buche, wenn es anders ein noch unbekanntes Buch wäre, zu finden glauben, welche zu vielerley zu brauchen ſtünden. Zugleich fiel mir ſehr häufig, bald ein Inquis tu, bald ein Inquio ego in die Augen, welche anzeigten, daß der Vortrag polemiſch ſey. Das war mir um ſo viel lieber; und nun fieng ich mit Ernſt an zu leſen. Doch kaum hatte ich einige Blätter geleſen, und dabey mich in Ulimmers Sammlung *) nur umgeſehen, als ich auf einmal erkannte, daß jenes Tu Lanfrancus, und dieſes Ego Berengarius wären. Kurz, ich fand, was ich geſagt habe: ein Werk, worinn Berengarius dem Lanfrancus Schritt vor Schritt folget, und auf jedes ſeiner Argumente und Einwendungen nach der nemlichen Methode antwortet, welche ſein Gegner wider ihn gebraucht hatte; nemlich, daß er erſt die eigenen Worte deſſelben anführet, und ſodann ſeinen Beſcheid ausführlich darauf ertheilet.

Was ich Ihnen über den andern Punkt zu ſagen hätte, werden Sie zum Theil, aus der nähern Beſchreibung des Manuſcripts ermeſſen. Es gehöret, wie ich bereits erwähnet habe, zu den Weiſſenburgiſchen Manuſcripten, welche der erſte große Zuwachs waren, den die Bibliothek nach den Zeiten des Herzogs Auguſt erhielt. Ihm, und ſeinem Conring, deſſen Urtheil er über jede beträchtliche Handſchrift zu Rathe zog, die Ihm in den letzten Jahren ſeines Lebens vorkam, dürfte Berengarius wohl ſchwerlich unerkannt geblieben ſeyn. So lange ſich Leibnitz der Bibliothek annahm, hatte er ſein vornehmſtes

Augenmerk

---

*) De veritate corporis & ſanguinis Je. Ch. in Euch. ſacra Authores vetuſti. Lovanii 1561, 8vo.

Augenmerk auf die Geſchichte: und eben ſo hiengen die folgenden verdienten Männer, welche die Bibliothek nutzten, oder ihr vorſtanden, ihrem Hauptſtudio viel zu emſig nach, als daß ſie auſſer ihrem Wege, nach Abentheuren hätten umherſchauen ſollen. Das Manuſcript ſelbſt iſt auf Pergament, und macht einen mäßigen Band in klein Quart, von hundert und vierzehn Blättern. Es hat alles Anſehen, noch in dem eilften, längſtens zu Anfange des zwölften Jahrhunderts, geſchrieben zu ſeyn. Nur war es nicht mit der Sorgfalt geſchehen, daß ein ſpätere Hand nicht viel Fehler und Lücken darinn zu verbeſſern und zu füllen ſollte gefunden haben. Doch hat auch dieſe ſpätere Hand noch alle Merkmale des zwölften Jahrhunderts. Das Schlimmſte iſt dieſes, wovon Sie vielleicht aus der ſchwankenden Angabe des Titels ſchon etwas beſorgt haben: es hat weder Anfang noch Ende. Ich darf glauben, daß nicht die bloſſe ohne Abſicht verwüſtende Zeit an dieſer Verſtümmelung Urſache iſt; ſondern, daß Vorſatz mit dabey gewaltet. Man hat das Werk den Augen der Neugierde entziehen wollen: man hat die gemeinen Leſer, welche der Name Berengarius zu häufig anlocken dürfte, wollen vorbeyſchieſſen laſſen. Vielleicht hat man es auch vor einer gänzlichen Vernichtung, die es von dummen Eiferern und eigennützigen Zwangslehrern zu beſorgen hatte, dadurch in Sicherheit ſetzen wollen: man hat die kenntlichſten Theile aufgeopfert, um das Ganze zu bergen. Mit beyden Abſichten reimet ſich der beſondere Umſtand ſehr wohl, deſſen ich ſchon gedacht habe: daß nehmlich der Name **Scotus**, bis auf den Anfangsbuchſtaben, durchgängig ausgekratzt war. Und dieſer Vorſorge, das Werk eines Erzketzers, es ſey nun weniger in die Augen fallend zu machen, oder vor dem Untergange zu retten, habe ich es denn ohne Zweifel vornehmlich zu danken, daß die Wiedererkennung deſſelben mir aufgeſparet bleiben können.

Doch noch eines ſcheinet hierzu faſt nothwendig! Dieſes; es müſſen ſonſt keine Abſchriften von dieſem Werke des **Berengarius** mehr vorhanden ſeyn, die Unſere muß die einzige ſeyn, die ſich, vielleicht durch Hülfe ihrer Verſtümmlung, erhalten: oder man müßte annehmen, daß noch jetzt Bibliotheken dergleichen haben könnten, ohne es haben zu wollen; daß es noch jetzt Gelehrte geben könne, die wohl wüßten, wo ſo etwas im Verborgenen ſtecke, und es mit gutem Fleiſſe im Verborgenen lieſſen.

Dieſes zwar anzunehmen, dürfte leicht wenig gewagt ſeyn; und mehr als ein Umſtand könnte ſogar dazu berechtigen. Zum Exempel: ſchon **Labbe** und **De Roye** haben angezeigt, daß die erſte Schrift des **Berengarius**, auf welche ſich die Widerlegung des

Lanfrancus beziehet, in der Königlichen Bibliothek zu Paris ganz vorhanden ſey. *) **Lanfrancus** führet nur einzelne Stellen daraus an, bekennet aber, daß in dem Uebrigen, welches zum Theil nicht zur Sache gehörte, **Berengarius** ſeine Dornen mit Roſen unterflochten habe. **) Wie kömmt es, dürfte man fragen, daß uns keine von dieſen Roſen aus dem vollſtändigen Werke jemals mitgetheilet worden? **Martene**, **Mabillon** und ihres gleichen, haben ſo viel unnützes Zeug aus Handſchriften an das Licht gebracht: warum haben ſie dieſem vollſtändigen Werke des **Berengarius** nicht eben den Dienſt erwieſen? Wenn ich mich recht erinnere, ſo bekennet **Mabillon** ſo gar an einem Orte, der mir jetzt nicht wieder in die Hände fallen will, daß er es ganz geleſen: aber was er darinn geleſen, wüßte ich nirgends bey ihm gefunden zu haben. Sicherlich hätte er es leſen können: und die mehr belobten Benediktiner hätten es leſen müſſen, da wenigſtens ihnen nicht unbekannt ſeyn konnte, daß die Treue, mit welcher **Lanfrancus** die einzeln Stellen behandelt, vom **Oudinus** und andern in Zweifel gezogen werden. ***)

---

*) Hiſt. litter. de France, T. VIII. p. 223.

**) Nec ad omnia reſponſurus ſum, quia ſpinis roſas interſeris, & albis atque nigris coloribus phantaſma tuum depingis, quædam etiam dicis, quæ nihil pertinent ad propoſitum quæſtionis. *Cap. II. p. 232. Edit. Dach.*

***) Comment. de Script. Eccl. antiq. T. II. p. 631.

Auch kommen in mehrern Bibliotheken Frankreichs und Italiens, Handſchriften unter dem Namen des **Berengarius** vor, die vielleicht mehr enthalten, als der Titel, den ſie vor der Welt führen, beſagt. Verſchiedene heiſſen Confeſſio oder Recantatio Berengarii: *) und ſo ganz gewiß iſt es doch wohl nicht, daß es die bloſſen aus wenig Zeilen beſtehende Bekenntniſſe oder Widerruffe wären, die **Berengarius** auf den Kirchenverſammlungen ablegen und unterzeichnen müſſen.

Nur um zwey dergleichen Handſchriften, die ſich aber in Brittiſchen Bibliotheken befinden, hat ſich der einzige **Oudinus** näher bekümmert. Die eine iſt die, welche das Dreyfaltigkeitskollegium zu Dublin beſitzt, unter dem Titel, Berengarius de Sacramento altaris, welchem das Verzeichniß beyfüget, daß ſie von einer Handſchrift bey den Jeſuiten zu Löwen copiret worden. Die andre iſt die, welche **Cave** aus dem Verzeichniſſe des Kollegii zur ehernen Naſe in Oxford anführet, und Diſputationes Berengarii cum Lanfranco de præſentia Chriſti in cœna benennet wird.

Doch aus der Abſchrift, welche **Oudinus** durch **Basnagen** von erſterer erhielt, erkannte er, daß es kein Werk des **Berengarius**, ſondern der Traktat eines Ungenannten, de Euchariſtia ſey, den ſchon **Cellotius** herausgegeben. Und eben ſo verſichert er von der andern, daß ſie eigentlich nichts vom **Berengarius**, wohl aber die Widerlegung des **Lanfrancus** enthalte, mit deren Worten des zweyten Kapitels, Patres redarguis incurrisque &c. ſie anfange, weil die erſten Blätter verloren gegangen.

---

*) Beym Montfaucon in der Biblioth. Bibliothecarum Mſptorum nachzuſehen.

Wenn indeß, zufälliger Weiſe, von der letztern Handſchrift zu **Oxford**, **Oudinus**, oder wer ſie ſonſt für ihn in Augenſchein nahm, gerade weiter nichts zu leſen ſich die Mühe genommen hätte, als die Anfangsworte, die er für Worte des **Lanfrancus** erkannte: ſo dürfte eine nochmalige genauere Beſichtigung nicht ganz unnöthig ſeyn. Denn es wäre möglich, daß, der Worte des **Lanfrancus** ungeachtet, womit das verſtümmelte Werk anfängt, es dennoch kein Werk des **Lanfrancus**, ſondern ein Werk des **Berengarius** wäre, und zwar das nemliche Werk, welches ich vor mir habe. Wie ich nehmlich ſchon angemerkt, wollte **Berengarius** ſeinem Gegner in deſſen eigener Methode begegnen, welche eine Art von Dialog ſeyn ſoll: und indem er alſo, Stelle vor Stelle, den **Lanfrancus**, durch ein inquis tu, redend einführt: ſo hätte es ſich ſehr leicht fügen können, daß eben das Blatt mit einer ſolchen Stelle angefangen, an welchem auch dort die Wuth, es ſey der Zeit, oder der Barbaren, oder des frommen Eifers zuerſt ermüdete.

Doch dem allen ſey, wie ihm wolle. Genug, ſo weit wir die ungedruckten Schätze der vornehmſten Bibliotheken in Europa bis jetzt kennen, darf ich mit Grund behaupten, daß unſere Fürſtliche an dem wiedererkannten Werke des **Berengarius** ein Kleinod beſitzet, deſſen ſich keine andere rühmen kann, ja deſſen gleichen auch nur, ſowohl an Seltenheit, als am innern Werthe, ihnen allen ſchwer ſeyn möchte, uns entgegen ſtellen zu können. *)

---

*) Nachdem der Verfaſſer hier auf das eitle Vorgeben der Benediktiner, als wäre Lanfrankus das Werkzeug der Bekehrung des Berengarius geworden; mit den ſtärkſten Gründen vernichtet; ſo geht er zur eigentlichen Geſchichte des Berengarius über, und zwar erörtert er nach der Zeitrechnung folgende beſondre Stücke: I. Ueber die erſte Anklage des Berengarius bey dem Pabſte; S. 70. II. Ueber die Zeit wenn **Berengarius** ſeine Lehre zu behaupten und zu erweitern angefangen; S. 80. III. Ueber die erſte wider ihn zu Rom unter **Leo dem Neunten** 1050 gehaltene Kirchenverſammlung; S. 92. IV. Ueber die Kirchenverſammlung zu **Vercelli** des nemlichen Jahrs; S. 112. V. Ueber die zu Paris in Gegenwart **Heinrichs des Erſten**, gleichfalls von dieſem Jahre; S. 130. VI. Ueber die zu Tours von 1055; S. 143, und endlich VII. Ueber die zu Rom von 1059 unter **Nikolaus dem Zweyten**, als der nähern Veranlaſſung der zwiſchen dem Lanfrankus und **Berengarius** gewechſelten Streitſchriften; S. 159.

S. 175 u. f. wird das Syſtem des Berengarius erläutert, und am Ende wirft Hr. Leßing die Frage auf: “Ob die Streitigkeiten über die Brodverwandlungslehre nicht das urſprüngliche Daſeyn der Lehre prägnanter Zeichen gegen diejenigen auszumachen ſcheinen, die bloſſe Zeichen annehmen? warum wären über jenen erſten Schritt von der Zwingliſchen zur Lutheriſchen Lehre ſo gar keine Streitigkeiten entſtanden, da die zweyte Fortſchreitung ſo groſſe Bewegungen gemacht?„ Den Forſchern und jenen die hier Parthey nehmen, habe ich nun hinlängliche Winke gegeben, dieſe Erörterungen im Originale nachzuleſen. Aber folgende treffende Anmerkung des Verfaſſers ſteht hier noch an ihrer Stelle:

“Ein Mann wie Berengarius, hätte die Wahrheit geſucht; hätte die geſuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem ſein Verſtand alle ihm mögliche Reiſe haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen andere gelehret; wäre bey der bekannten und gelehrten Wahrheit, Trotz allen Gefahren, Trotz ſeiner eignen Furchtſamkeit vor dieſen Gefahren, dreyßig, vierzig Jahre beharret: und auf einmal, in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen, dem Menſchen keine werther ſeyn müſſen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit ſich zu nehmen Hoffnung hat, — eben da, auf einmal, hätte ſeine ganze Seele ſo umgekehret werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu ſeyn aufhörte? — Wer mich dieſes bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Unterſuchungen der Wahrheit von nun an zu entſagen. Denn wozu dieſe fruchtloſen Unterſuchungen, wenn ſich über die Vorurtheile unſerer erſten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? wenn dieſe nie auszurotten, ſondern höchſtens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen ſind, aus welcher ſie wiederum auf uns zurück ſtürzen, eben wenn uns ein andrer Feind die Waffen entriſſen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen ſie bedienten? Nein, nein; einen ſo grauſamen Spott treibet der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Beſtreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals ſchüchtern, niemals laß zu werden wünſchet, der beſiege ja dieſes Vorurtheil zuerſt, daß die Eindrücke unſerer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unſrer Kindheit beygebracht werden, ſind gerade die allerflachſten, die ſich am allerleichteſten durch ſelbſt erworbene Begriffe auf ewig überſtreichen laſſen: und diejenigen, bey denen ſie in einem ſpätern Alter wieder zum Vorſchein kommen, legen dadurch wider ſich ſelbſt das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen ſie jene begraben wollen, noch flacher, noch ſeichter, noch weniger ihr Eigenthum geweſen, als die Begriffe, ihrer Kindheit. Nur von ſolchen Menſchen können alſo auch die gräßlichen Erzehlungen von plötzlichen Rückfällen in längſt abgelegte Irrthümer, auf dem Todbette, wahr ſeyn, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von dieſen; aber von keinem Berengarius. Ein Berengarius ſtirbt ſicherlich, wie er lehrte; und ſo ſterben ſie alle, die eben ſo aufrichtig, eben ſo ernſtlich lehren, als er. „—

Ueber
Popens
Genie und Schriften.

Ein kritiſcher Auszug des Eſſay on the Writings and Genius of Pope; Vol. I. London 756. S. 334. gr. 8vo. *)

---

*) Bibl. der ſch. Wiſſ. 3ten B. 3tes und 4tes St.

Der Name eines Pope iſt auch unter uns allzu berühmt, als daß ein Werk über deſſen Genie und Schriften, welches mit ſo vieler Einſicht abgefaßt iſt, als das gegenwärtige, nicht einen jeden Liebhaber der ſchönen Wiſſenſchaften intereßiren ſollte. Diejenigen von unſern Leſern, welche die Schriften dieſes unſterblichen Dichters nicht in der Urſprache geleſen, werden ihn doch vermuthlich aus einigen guten und ſchlechten Ueberſetzungen haben kennen lernen. Es iſt wahr, die beſten proſaiſchen Ueberſetzungen eines Gedichts ſind mit der umgekehrten Seite einer gewürkten Tapete zu vergleichen. Dieſe Vergleichung hat in Anſehung ſolcher Dichter, wie Boileau und Pope, die allergenaueſte Richtigkeit; denn ein großer Theil ihrer Verdienſte beſtehet in der überaus reinen Diktion und in dem vortrefflichen Wohlklange ihrer Verſe, und was kann hiervon in einer proſaiſchen Ueberſetzung übrig bleiben?

Dem ſey, wie ihm wolle, ſo glauben wir dennoch, daß ein Auszug aus dem kritiſchen Verſuche auch demjenigen Theile von unſern Leſern, welche der engländiſchen Sprache nicht kundig ſind, angenehm ſeyn werde. Auſſer dem gründlichen Geſchmacke und der wohlangebrachten Beleſenheit, welche aus dieſer Schrift allenthalben hervorleuchtet, werden ſie nicht ohne Vergnügen bemerken, wie ſtreng man auſſerhalb Deutſchland die größten Dichter zu beurtheilen gewohnt iſt, und wie ſehr man einen Dichter verehren kann, ohne alles, was aus ſeiner Feder gefloſſen iſt, für Meiſterſtücke zu halten. — Wir haben uns bemühet, die Stellen aus den engländiſchen Dichtern die wir anführen mußten, in deutſche Verſe, bald mit, bald ohne Reime zu überſetzen. Wer das Engliſche verſteht, der findet das Original dabey, und mag ſich bey unſerer Ueberſetzung nicht aufhalten. Wer es aber nicht verſteht, wird es uns vermuthlich Dank wiſſen, ſo unvollkommen auch unſere Ueberſetzung gerathen ſeyn dürfte. Man mag uns auch allenfalls tadeln; wir wollen uns gewiß nicht mit der Herausforderung ſchützen, **der Tadler ſolle es beſſer machen.** — Noch eine Entſchuldigung für die Weitläuftigkeit dieſes Auszugs. — Doch wir werden entweder keine brauchen, oder man wird keine von uns annehmen. Wir eilen alſo zur Sache.

In der Zueignungsſchrift an Dr. Young ſagt unſer Verfaſſer: "Ich habe Hochachtung für das „Andenken eines Pope, ich verehre ſeine Talente; „aber ich glaube nicht, daß er die Vollkommenheit „in ſeiner Kunſt erreicht habe. — In derjenigen

„Art von Gedichten, auf welche er ſich vorzüglich gelegt, ſind ihm zwar alle andere Schriftſteller nachzuſetzen, aber eben dieſe Art, glaube ich, iſt die vortrefflichſte nicht in ſeiner Kunſt. Man giebt, wie es ſcheinet, auf den Unterſchied nicht genug Achtung zwiſchen einem **witzigen Kopfe**, einem ſinnreichen **Schriftſteller**, (a mon of ſenſe,) und einem wahren **Dichter**." **Donne** und **Swift**, **Fontenelle** und **La Motte** hält unſer Kunſtrichter für witzige und ſcharfſinnige Köpfe, aber nichts weniger als für Dichter. Die allergründlichſten Beobachtungen des ſittlichen Lebens der Menſchen, ſind nach ſeiner Meynung, wenn ſie auch noch ſo kurz und ſo lebhaft vorgetragen werden, moraliſche Ausarbeitungen, aber keine Poeſie, und **Boileaus** gereimte Briefe verdienen ihm eben ſo wenig den Namen **Poeſie**, als die Karaktere des **La Bruiere** in Proſa. „Eine ſchöpferiſche und glühende **Einbildungskraft**, ſetzt er hinzu acer Spiritus ac vis, und nichts anders, als dieſe, iſt das wahre Kennzeichen eines geprieſenen und ungemeinen Talents, das ſo wenige beſitzen und von welchem nur ſo wenige urtheilen können."

Wir wiſſen nicht, ob man mit dem Namen **Poet** nicht etwas freygebiger ſeyn könnte; ob ihn z. B. ein **Haller** nicht eben ſo gut verdiene, als ein **Klopſtock**. Vielleicht iſt es überall nichts als ein Wortſtreit; denn wer weiß, ob ein ſcharfſinniger Kopf in dem Verſtande, in welchem dieſes Wort hier genommen wird, nicht ein eben ſo großer Vorzug ſey, als eine glühende und ſchöpferiſche Imagination? Indeſſen ſcheinet unſer Schriftſteller von ſeiner Meynung ſo ſehr überzeugt zu ſeyn, daß er in der Folge ſeiner Zueignungsſchrift kein Bedenken trägt, zu dem berühmten Young zu ſagen: „Hätten Sie nichts anders, als Ihre Satyren geſchrieben; ſo würden Sie ſich zwar den Titel eines witzigen und ſcharfſinnigen Kopfes erworben haben; allein ich weiß gewiß, Sie würden nicht darauf beſtanden ſeyn, bloß um deßwegen ein Poet genennt zu werden. Non ſatis eſt puris verſum perſcribere verbis.“

Er beruft ſich auf die Methode, die Horaz vorſchreibt, wie man eine Stelle unterſuchen ſoll, ob ſie poetiſch ſey, oder nicht; nämlich man ſoll das Sylbenmaaß und die poetiſche Harmonie zerſtören, die Ordnung der Worte umkehren, und alsdenn die Stelle überleſen. Wenn ein poetiſcher Geiſt darinnen iſt; ſo wird er durch alle mögliche Verſetzungen der Worte nicht können getilget werden, ſondern gleich einem Diamant allenthalben hervorleuchten. Er macht die Probe hierauf mit einer Stelle aus Popens Epiſtle to Lord Cobham, und findet, daß es zwar vortreſſlich gedacht, aber eben ſo wenig Poeſie ſey, als das „Qui ſic Maecenas„ deßjenigen Schriftſtellers, der dieſe Methode in Vorſchlag gebracht hat — „Das Erhabene und das Pathetiſche, fährt „unſer Schriftſteller fort, ſind die Nerven der ächten „Poeſie. Wo findet man im Pope das wahre Erhabene, oder das wahre Pathetiſche? In ſeinen „Schriften iſt nihil inane, nihil arceſſitum; — „puro tamen fonti quam magno flumini propior, wie „Quintilian vom Lyſias bemerkt — Voltairs „Urtheil vom Boileau ſcheint ihm vollkommen auch „auf Popen zu paſſen; „ Incapable peut-être du ſublime, qui éleve l'ame, ſagt dieſer berühmte Schriftſteller, & du ſentiment, qui l'attendrit, mais fait pour eclairer ceux, à qui la nature accorda l'un & l'autre, laborieux, ſevere, précis, pur, harmonieux, il devint enfin le Poëte de la raiſon. Dieſe Stelle führt unſer Verf. franzöſiſch an, weil er ſich ſcheuet, oder fürchtet, wie er ſagt, im Engländiſchen ſeine Meynung rund heraus zu ſagen.

Am Ende der Zueignungsſchrift theilet unſer Verf. die engländiſchen Dichter in vier Klaſſen ein. In der erſten behaupten die drey erhabenen und pathetiſchen Dichter, Spenſer, Shakeſpear und Milton, den vornehmſten Rang. Dieſen werden Otway und Lee nachgeſezt. Zur zweyten Klaſſe rechnet er die

Dichter, die zwar das poetiſche Genie in einem nicht ſo hohen Grade beſitzen, aber vorzügliche Talente zur moraliſchen Dichtkunſt damit verbinden, als **Dryden**, **Donne**, **Derham**, **Cowley** und **Congreve**. In der dritten Klaſſe rechnet er die witzigen Köpfe, die einen feinen Geſchmack beſeſſen, und das gemeine geſellſchaftliche Leben angenehm zu beſchreiben gewußt haben, als **Prior**, **Waller**, **Parnell**, **Swift** und **Fentoni** In die letzte Klaſſe endlich ſetzt er die bloſſen Versmacher, obgleich einige unter ihnen für noch ſo angenehm und ſanftſtrömend gehalten werden, als **Pitt**, **Sandys** u. a. In welche Klaſſe eigentlich **Pope** zu ſetzen ſey, nimmt er ſich vor, in ſeinem Werke ſelbſt auszumachen. — Dieſer Rangordnung der engländiſchen Dichter wird im Monthly Review for Juny 1756 (S. 534) weitläuftig widerſprochen. Wir können uns in dieſen kritiſchen Streit um ſo viel weniger einlaſſen, da dieſe Dichter einem großen Theile unſerer Leſer nur dem Namen nach bekannt ſeyn können, und ſchreiten vielmehr zu dem Werke ſelbſt.

Der Verf. folget der Ordnung der **Warburtoniſchen** Ausgabe, und beurtheilet in dem erſten Abſchnitte die vier Schäfergedichte und die **Eklogue Meſſias**. "Es befremdet uns einiger maaſſen, ſagt „unſer Kunſtrichter, wenn wir in den Schäfergedichten

„eines jungen Dichters keine neue ländliche Bilder „antreffen, und ich befürchte, man wird den Schäfergedichten des **Pope** dieſen Vorwurf machen „können. **Theokrits, Virgils** und **Spenſers** Ideen „findet man hier in der angenehmſten und flieſſendſten Sprache ausgedrückt, aber die Beſchreibungen und Sentiments ſind abgenutzt und gemein.„ Er tadelt ferner an dieſen Schäfergedichten die Vermiſchung der griechiſchen und brittiſchen Ideen. Der Fluß **Pactolus** wird mit der **Themſe**, und **Hybla** mit **Windſor** verbunden. "Wenn die Einwohner „Griechenlandes, heißt es ferner, ſich über unmäßige „Hitze beſchweren, und ſich nach kühlenden Höhlen „ſehnten; ſo war dieſes ihren Umſtänden angemeſſen, „und hatte bey ihnen das gehörige Decorum, das „es in dem Karakter eines brittiſchen Schäfers „unmöglich haben kann. **Theokrit** muß in ſchwühlen Sommertagen das Murmeln eines Bachs, und „das Rauſchen der Fichte *) mit weit inniglicherem „Vergnügen gehört haben, als der engländiſche Dichter **) bey einer ſolchen Gelegenheit jemals hat fühlen können.„ — **Pope** ſelbſt, fährt unſer Schriftſteller fort, ſagt in einer Note ***): er habe die beyden Verſe:

---

*) Idyll. I. v. 1. **) Paſt. IV. v. 1, ***) Paſt. II.

Your praiſe the tunefull birds to heav'n ſhall bear
And liſt'ning Wolves grow milder, as they hear;

das iſt:

Die Vögel ſingen deinen Ruhm dem Himmel,
Die Wölfe hören zu, und werden zahm;

wegen der Ungereimtheit in England von Wölfen zu reden, in folgende Verſe verwandelt:

Your praiſe the birds ſhall chant in every grove,
And Winds ſhall waft it to the pow'rs above;

das iſt:

Das Vögelchor beſingt dein Lob im Hayne,
Und Winde wehn es den Geſtirnen zu;

Und in der Ueberſetzung des Verſes aus dem Virgil:

Audiit *Eurotas*, juſſitque ediſcere *Lauros*.

hat er aus eben der Urſache die Lorbeerbäume weggelaſſen, welche ſich nicht zu der Themſe ſchickten, und dafür geſagt:

Thames heard the numbers, as he flow'd along,
And bade the *Willow* learn the moving ſong; *)

das iſt:

Die Themſe floß vorbey und hört ihn ſingen,
Und hieß die Wellen ſeine Lieder lernen.

Unſer Schriftſteller glaubt aber, es ſey eben ſo unſchicklich, in dem Walde zu **Windſor** von dem brennenden **Syrius**, von **köſtlichen Weintrauben**, von einer **Rohrflöte**, u. ſ. w. zu reden; welche Kritik aber einigen vielleicht allzu ſtrenge vorkommen dürfte. Eine Rohrflöte heißt im figürlichen Verſtande nichts anders, als ein ländlicher Geſang.

---

*) Paſt. IV. v. 14.

Die Stelle, wo **Pope** den **Theokrit** oder **Virgil** nachgeahmt, verdienen nach unſers Verf. Meynung wenig Beyfall. — "Ein Schäfer wünſchet beym „Theokrit mit einer Zärtlichkeit des Ausdrucks, die „in einer wörtlichen Ueberſetzung viel verlieren muß: „**O könnte ich werden zur ſummenden Biene, „in deine Grotte fliegen und mich in Epheu und „Farrenkraut verbergen darauf du ruheſt.** *)„ **Pope** hat dieſes Bild folgender geſtalt verändert:

Oh! were I made by ſome transforming pow'r,
The captive bird, that ſings within thy bow'r!
Then might my voice thy liſtning ear employ;
And I thoſe Kiſſes, he receives, enjoy. *)

Das iſt:

O ſchaffte mich ein Gott zum Vogel um,
Der eingeſperrt in deinem Keſich ſingt,
Damit mein Lied dein horchend Ohr vergnüge,
Und ich ſo oft, als er, geküſſet würde.

Das erſte Bild ziehet unſer Verf. aus dreyen Urſachen dem letztern vor. Es hat das wilde und ungekünſtelte Weſen des Schäferlebens, der Gedanke iſt delikat und zugleich neu und ungemein; — ob aber hiewider zu **Popens** Vertheidigung gar nichts vorgebracht werden könnte, und ob überhaupt dieſes und

---

*) Idyl. III. 12. **) Paſt. II. 45.

noch zwey andere kleine Exempel, die der Hr. Verf. anführet, hinreichen, alle Nachahmungen in **Popens** Schäfergedichten zu verurtheilen, erfordert eine Unterſuchung, die uns zu weit führen würde. —

Ueberhaupt muß man zwar geſtehen, **Pope** habe nicht viel neue ländliche Schilderungen; allein die Schäferpoeſie beſtehet nicht bloß in der Malerey ſchöner Landſchaften; die ländlichen Sitten, und die feinen ungekünſtelten Empfindungen haben eben ſo viel, wo nicht mehr Antheil an dieſer Dichtungsart, und dieſe Vorzüge müſſen **Popens** jugendlichen Schäfergedichten in einem merklichen Grade eingeräumet werden. Er hat ſeine Landſchaften von andern geborgt; aber er hat Handlung, Schäferleben, ſanfte Leidenſchaften und feine Geſinnungen hinein gelegt, und iſt dadurch beynahe ein Original werden.

Von der Ekloge, der **Meſſias**, urtheilet unſer Verfaſſer, daß ſie dem **Pollio** des Virgils vorzuziehen ſey. Er vergleicht ſie aber mit der Stelle aus dem Propheten Jeſaias, welche **Pope** nachgeahmt hat, und findet, daß der engländiſche Dichter das Original zwar öfters verſchönert, daß er aber nicht ſelten die Einfalt, Energie und Erhabenheit des heiligen Dichters durch allzu blühende Beywörter und unnützliche Umſchreibungen geſchwächt hat. Er ſchweifet zuletzt in eine kritiſche Betrachtung der angeführten Stelle des Propheten aus, womit er dieſen Abſchnitt beſchließt.

Der zweyte Abſchnitt: Vom Windſor foreſt und den lyriſchen Gedichten.

“Die maleriſche Poeſie, ſagt unſer Kunſtrichter, „war keinesweges **Popens** vorzügliches Talent. Die„ſes Urtheil beweiſen die wenigen Gemälde, die man „in dem Gedichte **Windſor-Foreſt** antrifft, welche „nicht eben ſo gut auf einen jeden andern Ort paſ„ſen ſollten. Man findet allgemeine ländliche Schil„derungen aber keine Gemälde, die dem Walde zu „Windſor eigen wären. — Die Geſchichte der Lo„dona iſt in dem ovidiſchen Geſchmacke. Man wird „aber wenig Umſtände darinn finden, welche nicht „aus irgend einer Verwandlung des Ovids geborgt „ſeyn ſollten. Das Gemälde eines tugendhaften und „gelehrten Mannes in der Einſamkeit iſt vortrefflich. „Es iſt dem Dichter aus dem Herzen gefloſſen; denn „er war gleichſam in ſeinem Elemente, wenn er Wiſ„ſenſchaft und Tugend zu rühmen hatte. Nirgend „hat er mehr poetiſche Begeiſterung gezeigt, als da, „wo er von den Poeten redet, die ſich an demſelben „Orte aufgehalten haben, oder allda geſtorben ſind. „Er bricht in folgende Worte aus:

I ſeem through conſacrated walks to rove,
I hear ſoft Muſic die along the grove;

Led by the ſound I roam from ſhade to ſhade,
By godlik poets venerable made. *)

Das iſt:

Mich dünkt, ich wandle durch geweihte Hayne,
Und höre ſanfte Töne langſam ſterben.
Geführt vom Schall, durchirr' ich jeden Schatten,
Den heil'ge Dichter ehrfurchtsvoll gemacht, u. ſ. w.

“Die Gruppe der allegoriſchen Perſonen, fährt unſer Verf. fort, iſt des Pinſels eines **Rubens** oder **Julius Romanus** würdig, obgleich zu wünſchen wäre, daß die Beywörter **barbariſche** Zwietracht, **tolle** Ehrſucht, und **verhaßter** Neid, nicht ſo allgemein und unbeſtimmt, ſondern eigenthümlicher und maleriſcher ſeyn möchten.„ Dieſen Vorwurf, erinnert er, habe auch **Virgil** nicht ſelten verdienet; denn er begnügt ſich mit den unbeſtimmten Beywörtern *ultrices* curæ, *mortiferum* bellum, *mala* mentis gaudia, u. ſ. w. Endlich glaubt er im **Virgil** nirgend ſolche lebhafte und deutliche Bilder mit ihren eigenthümlichen Merkzeichen und Eigenſchaften anzutreffen, als in folgenden Zeilen des **Pope**:

— *Envy* her own ſnakes ſhall feel, **)
And *Perſecution* mourn his broken wheel;
There *faction* roar, *Rebellion* bite her chain
And gaſping *furies* thirſt for blood in vain.

Das iſt:

— Den **Neid** zernagen eigne Schlangen;
Und die **Verfolgung** ſchleppt zerbrochne Räder;

---

[*] v. 265. [**] v. 417.

Der Aufruhr brüllt, der Aufſtand beißt in Ketten.
Von Blutdurſt ſchnauben Furien, umſonſt.

“Es iſt ein großes und angenehmes Kunſtſtück in der „maleriſchen Poeſie, bemerket unſer Kunſtrichter, „Sittenlehren und Sentenzen gleichſam unverſehens „und durch eine Nebenbetrachtung an ſolchen Stellen „anzubringen, wo wir bloß angenehme Bilder ver„muthet haben.„ Dieſe unerwarteten Betrachtungen erregen in uns, wie der Hr. Verf. an einem andern Orte erinnert, eben daſſelbe Vergnügen, das wir empfinden, wenn wir durch einen Wald oder Hayn ſpatzieren, und plötzlich, indem ſich der Weg herum lenkt, die Statue einer Tugend oder Muſe erblicken. – Er ſagt, **Coopers**-Hill habe vortreffliche Beyſpiele von dieſer Art gegeben; in **Popens** maleriſchen Gedichten aber, die er hier unterſucht, habe er nicht ſo viel dergleichen Stellen gefunden, als man von einem Geiſte, der zu moraliſchen Betrachtungen ſo ſehr aufgelegt iſt, vermuthen ſollte. Wir wollen eins von beyden Exempeln anführen, die er in ſeinem Dichter aufgeſucht hat. “Nachdem **Pope** von der Haſen„jagd geredet, ſetzt er unmittelbar, recht in **Den„hams** Geiſte, hinzu:„

Beaſts urg'd by us their fellow beaſts purſue
And learn of man each other to undo. *)

---

*) v. 124.

Das iſt:

Von uns gehezt, verfolgt ein Thier das andre,
Und lernt vom Menſchen Mitgeſchöpfe morden.

Von den maleriſchen Beſchreibungen der Natur kömmt unſer Verf. auf **Miltons** jugendliche Gedichte, beurtheilet deſſelben Ode auf die Geburt Chriſti, findet überhaupt in **Miltons** vermiſchten Gedichten, die er in ſeiner Jugend ausgearbeitet, und beſonders in deſſen Allegorie, **Il Penſoroſo**, und in der angeführten **Geburt Chriſti** mehr Kennzeichen eines künftigen großen Genies, als in **Popens** jugendlichen Gedichten, obgleich dieſe weit korrekter ſind. — Hierauf ſchweift er in ein Lob der thomſonſchen **Jahrszeiten** aus, das er mit folgender Betrachtung beſchließt: „**Pope** ſcheinet geglaubt zu haben, die „maleriſche Poeſie ſey ſo etwas ungereimtes, als „eine Mahlzeit von lauter Brühen, und ich kenne „verſchiedene andere Perſonen, die eben ſo verächtlich davon urtheilen; allein dieſe mögen bedenken, „daß in einer der Poeſie verſchwiſterten Kunſt, die „Landſchaftsmalerey nach der Hiſtorienmalerey den „nächſten Rang behauptet; und den einzelnen Portraits, den Stücken aus dem niedrigen Leben, den „drollichten Figuren, den Frucht- und Blumenſtücken weit vorgezogen wird; daß **Titian** es für „ſein Genie nicht zu klein geachtet, viel Zeit auf dieſe Gattung zu wenden, und daß ſie nach eben den

„Grundſätzen, nach welchen ſie **Thomſon** verurtheilen, auch **Virgils** Gedichte vom **Landbau**, und den größten Theil des alleredelſten maleriſchen Gedichts, ich meyne den **Lucrez**, verurtheilen müſſen.„ Ohne uns eigentlich wider die maleriſche Poeſie zu erklären, glauben wir, daß die Gründe unſers Verf. nichts beweiſen. Der Pinſel iſt unſtreitig weit glücklicher in der Vorſtellung der Ausſichten und Gegenden der Natur, als die Sprache. Die ſichtbaren Gegenſtände, welche bloß durch Ebenmaaß und Farben entzücken ſollen, werden am lebhafteſten durch Farben und Ebenmaaß vorgeſtellt, da man ſich in einer Beſchreibung öfters ziemlich anſtrengen muß, um ſich durch die Aſſociation der Begriffe der beſchriebenen Gegenſtände mit ihren Farben und Verhältnißgrößen zu erinnern. Zudem ergötzen die ſchönen Landſchaften mehrentheils im Ganzen, und verlieren ihre Annehmlichkeit, wenn ſie durch Hülfe der Wörter nach und nach der Einbildungskraft vorgeſtellet werden. So verſchwiſtert die Dichtkunſt und die Malerey ſind; ſo hat doch eine jede Kunſt ihre angewieſene Grenzen, die durch das Werkzeug der Sinne, für welches ſie arbeiten, beſtimmt werden. **Virgils Landbau** und **Lukrezens Natur der Dinge** ſcheinen uns von **Thomſons Jahrszeiten** weſentlich unterſchieden zu ſeyn. Die Römer wollen eigentlich unterrichten, und malen nur zur Veränderung; der Engländer hingegen hat keine andre Abſicht, als zu malen. —

Unſer Verf. kömmt hierauf zu **Popens** lyriſchen Gedichten, und führet bey dieſer Gelegenheit in einer Note eine Strophe aus einem unbekannt gewordenen Gedichte von **Dryden** auf die Muſik an, die wir ihrer vorzüglichen Schönheit halber hieher ſetzen wollen:

What paſſion cannot muſic raiſe and quell!
 When Jubal ſtruck the corded ſhell;
 His liſt'ning brethren ſtood around,
 And wond'ring on their faces fell,
 To worſhip that celeſtial ſound;
Leſs than a God they thought there could not dwell,
 Within the hollow of that ſhell,
 That ſpoke ſo ſweetly and ſo well.
What paſſion cannot muſic raiſe and quell!

Das iſt:

Wie mächtig kann die Tonkunſt das Gemüth bewegen!
 Als Jubals Saytenſpiel erklang,
 Da horchten um ihn ſeine Brüder,
 Und fielen auf ihr Antlitz nieder,
 Vor dieſem himmliſchen Geſang;
Ein Gott, ſo dachten ſie, muß ſich hierinnen regen;
 Denn ſieh! das Zauberwerk iſt hohl,
 Das ſo begeiſternd ſprach, ſo wohl.
Wie mächtig kann die Tonkunſt das Gemüth bewegen!

„Dieſes iſt ein ſo vollſtändiges und angenehmes Sujet zu einem hiſtoriſchen Gemälde, ſetzet der Kunſtrichter hinzu, daß ich einen Mann von gutem Ge-

„ſchmacke kenne, der entſchloſſen war, es malen zu
„laſſen, wenn er einen tüchtigen Künſtler dazu gefunden
„hätte. Der Maler, ſagte er, würde nichts zu
„thun haben, als die Worte in Farben zu verwandeln,
„denn das Deſſein iſt völlig dazu angelegt. —
„Der Leſer wird ohne Zweifel bemerken, was die
„Wiederholung des erſten Verſes für eine gute Wirkung
„habe; wie nicht weniger, die Schönheit der
„natürlichen Wendung, daß die unerfahrnen Zuhörer
„ſich einbilden, es ſey ein Gott in dem muſikaliſchen
„Inſtrumente verborgen.„ **Dreydens** Alexander's Feaſt hält er für das vortrefflichſte unter den neuern lyriſchen Gedichten, und räumt der popiſchen Ode auf die Muſik die zweyte Stelle nach dieſem Gedichte ein, propior tamen primo quam tertio, wie er nach dem **Quintilian** hinzuſetzt.

Die erſte Strophe, bemerkt er, macht ein vollkommenes Koncert aus. Der Anfang der zweyten Strophe iſt etwas platt, und nicht ſo gut als das Ende derſelben. In der dritten iſt der begeiſternde Geſang des **Orpheus** zu den Argonauten vortrefflich gewählt. „Jedermann, der den Geſang hörte, ward
„ein Held, und

Each Chief his ſeven-fold ſhield diſplay'd
And half unſheath'd the ſhining blade.

Das iſt:

Ein jeder Führer zeigt ſein ſiebenfaches Schild, Und zückt ſein blitzend Schwerdt zur Hälfte aus der Scheide.

Dieſe lebhafte Beſchreibung, ſagt unſer Kunſtrichter, kömmt dennoch der Gewalt und dem Nachdrucke nicht bey, welchen **Dryden** dem Geſange ſeines griechiſchen Virtuoſen zuſchreibt. „Denn als Timotheus Rache ausruft, die Furien heraufſteigen läßt, „und alle die Geiſter von erſchlagenen Griechen, die „unbegraben, unrühmlich und vergeſſen herum liegen, den Augen des Alexanders vorſtellet, wie ein „jeder eine Fackel ſchwingt, auf die feindlichen Tempel der Perſer zeigt, und ihren Fürſten zur Rache „auffordert; ſo ſpringt er plötzlich von ſeinem Throne auf,

—— Seiz'd a flambeau with zeal to deſtroy,
—— ergreift die Fackel, jähling zu verwüſten,

„**Thais** und die übrigen Fürſten, die um ihn ſind, „eilen mit ihm fort, die Stadt in Brand zu ſetzen. —— „

In der vierten Strophe, fährt der Verf. fort, iſt die Ankunft des **Orpheus** in der Hölle vortrefflich angebracht, die Beſchreibung der unterirdiſchen Gegenden ſehr wohl ausgeführt, und die Wirkung der Leyer auf die Einwohner der Hölle überaus zierlich aus dem vierten Buche von **Virgils** Ackerbau überſetzt, und nach dem Gegenſtande des Gedichts eingerichtet, den der Dichter hier behandelt. Der ſiebende

Geſang beym Eingange der fünften Strophe iſt ungemein pathetiſch, beſonders da, wo er die unterirdiſchen Geiſter beſchwöret:

By the heroes armed ſhades
Glittering through the gloomy glades,
By the youths that dy'd for love
Wandring in the myrtle grove;

Das iſt:

Bey Heldenſchatten, die bewafnet
Dort in dem düſtern Durchgang glänzen,
Bey jedem Jüngling, der für Liebe ſtarb
Und hier im Myrthenhayne wandelt.

Dieſe Bilder, ſagt unſer Verf., ſind maleriſch und der Sache angemeſſen; der Schluß von dieſer Strophe aber hat einen ſo poßierlichen und lächerlichen Numerus, daß er, wie der Kunſtrichter bemerket, einem hudibraſtiſchen Liede ähnlich ſieht:

Thus ſong could prevail
O'er death and o'er hell,
A conqueſt how hard and how glorious!
Tho' fate had faſt bound her
With Styx nine times round her,
Yet muſic and love are victorious.

Wir wollen uns bemühen, die Poßierlichkeit des Numerus, die unſer Kunſtrichter in dieſen Zeilen bemerkt, in der deutſchen Ueberſetzung einiger maßen nachzuahmen, aber nur einiger maßen.

So kams, ein Liedlein kriegte
Mit Tod und Höll' und ſiegte.

O was verdient der ſchwere Sieg für Lob!
Das Schickſal hatte ſie gebunden,
Und neunmal mit Styxen umwunden;
Doch ſiegten Harmonie und Liebe ob.

Eben daſſelbe Sylbenmaaß, bemerkt unſer Kunſtrichter, hat **Addiſon** gebraucht, bey dem komiſchen Karakter des **Sir Truſty**, mit welchem er ſeine Oper **Roſamond** ſo ſehr verunſtaltet. Nach **Addiſons** Gehör alſo zu urtheilen, iſt dieſer Numerus geſchickt, etwas niedriges und poßierliches auszudrücken, und **Pope** hat einen freudigen Triumph dadurch nachzuahmen geglaubt.

Die ſechſte Strophe iſt gleichfalls eine Nachahmung des **Virgils**. Der Dichter beſchreibet darinnen den Zuſtand des **Orpheus**, nachdem er ſeine **Eurydice** zum zweyten male verlohren. Indeſſen erinnert unſer Verfaſſer, daß **Pope** einige von den vortrefflichſten Zügen in dieſer Epiſode übergangen, und daß beſonders die Oerter und Gegenden, in welchen **Pope** ſeinen **Orpheus** klagen läßt, nicht ſo wild, nicht ſo traurig, und nicht ſo öde wären, als diejenigen, deren **Virgil** erwähnet. **Orpheus** Tod iſt zwar am Ende der Strophe mit einer odenmäßigen Kürze, und durch einen unvermutheten Schwung ausgedrückt:

Hark! Hæmus reſounds with the Bacchanal's cries,
Ah! ſee he dies!
Yet ev'n in death Eurydice he *ſung*.

Das iſt:

Hört, hört: vom Hämus her erſchallt ein wild Geſchrey,
Ach! ſieh! er ſtirbt:
Doch ſterbend ſingt er noch, Eurydice.

Jedoch **Virgil** ſagt ſtatt ſung, vocabat, welches weit natürlicher und zärtlicher iſt, und ſetzet ein rührendes Beywort hinzu, *miſeram* Euridicen.

Im Anfange vor der letzten Strophe ſcheinet der Dichter bloß den Innhalt der zweyten Strophe zu wiederholen. Unſer Kunſtrichter hält dieſes für eine tadelhafte Tautologie, beſonders da folgende Zeilen, in welchen die Gewalt der Muſik beſchrieben wird:

Muſic the fierceſt grief can charm,
And fate's ſevereſt rage diſarm;
Muſic can ſoften pain to eaſe,
And make deſpair and madneſs pleaſe.

Das iſt:

Die Tonkunſt lindert herben Gram,
Bezähmt des Schickſals ſtrengſte Wut,
Verſüſſet Schmerz und Raſerey,
Und macht Verzweiflung angenehm;

weit ſchwächer ſind, als eben dieſelbe Beſchreibung in der zweyten Strophe, in welcher die Gemüthsbeſchaffenheiten alle perſonificirt werden:

Melancholy lifts her head,
Morpheus rouſes from his bed,
Sloth unfolds her arms and wakes.
Liſt'ning envy drops her ſnakes;
Inteſtine war no more our paſſions wage,
And giddy factions hear away their rage.

Das iſt:

Die Schwermuth hebt ihr Haupt empor,
Und Morpheus ſteht vom Lager auf,
Die Trägheit dehnt ſich aus und wacht.
Dem Neid entſinken ſeine Schlangen;
Kein innerer Zwiſt entſteht aus Leidenſchaften mehr,
Und wilde Meuterey verhönet ihre Wut.

Der Verfaſſer betrachtet hierauf in einer Digreſſion die Natur der Oden. Er behauptet, die Neuern hätten in keiner Dichtungsart mit ſchlechterm Erfolg gearbeitet, als in der Ode, und würden auch von den Alten darinnen am meiſten übertroffen. Dieſes ſchreibet er dem Uebellaute und der Rauhigkeit der neuern Sprachen zu. Diejenigen lebendigen Sprachen, welche der lateiniſchen am nächſten verwandt ſind, hält er für die wohlklingendſten. Der lateiniſchen Sprache aber ſelbſt zieht er mit dem Quintilian die griechiſche vor. Tanto eſt ſermo græcus, ſagt dieſer, latino jucundior, ut noſtri poëtæ, quoties dulce carmen eſſe voluerant, illorum id nominibus exornent. Hierauf handelt unſer Verfaſſer von dem Karakter der Oden des Petrachs, **Metaſtaſio**, **Boileau**, (in deſſen Ode auf Namur er Schwulſt, proſaiſche und kindiſche Stellen findet,) **Malherbe**, **Lamotte**, **Rouſſeau** und **Voltaire**, deſſen beyde Oden an den König von Preuſſen, und auf Maupertuis Reiſe nach Norden, ſich ihm über die korrekte

Mittelmäßigkeit der gewöhnlichen franzöſiſchen Oden, zu erheben ſcheinen. Endlich preiſet er einige Oden von **Akenſide** und von **Gilbert Weſt** mit großen Lobſprüchen an, welche man in **Dodley's** Miſcellanien findet, und kehrt zu den übrigen lyriſchen Gedichten ſeines **Pope** zurück.

Die beyden Chöre in **Lord Buckinghams Brutus** nach dem **Shakeſpear**, welche **Pope** verfertigt hat, ſind überaus ſchön und wohlklingend. Der Verfaſſer bemerkt aber eben den Fehler darinnen, den **Ariſtoteles** ſchon an einigen Chören des **Euripides** getadelt hat, daß ſie nemlich mit dem Innhalte des Stücks gar nicht zuſammen hängen, und nichts zur Handlung beytragen. Das Chor, ſagt **Ariſtoteles**, muß ein Theil, ein Glied des ganzen Stücks ſeyn, und die Handlung befördern helfen. Bey dieſer Gelegenheit weicht der Verfaſſer in eine Beurtheilung der Chöre des **Sophokles** und **Euripides** aus, und führt zum Beſchluſſe eine vortreffliche Stelle aus dem Pater **Brumoy** an, in welcher die Vortheile und Unbequemlichkeiten der Chöre gezeigt werden.

Die Ode über die Einſamkeit, welche in **Popens** Schriften unmittelbar auf den Chören folgt, iſt die erſte poetiſche Ausarbeitung dieſes Dichters. Er hatte noch nicht zwölf Jahre erreicht, als er dieſes

Gedicht verfertigte. Die erſten Skizzen eines ſolchen Künſtlers, ſagt unſer Verfaſſer, verdienen unſere ganze Aufmerkſamkeit. Er findet in dieſem Gedichte merkliche Proben von der Neigung zur Spekulation und zu moraliſchen Betrachtungen, welche ſich nachher in dem Geiſte des Dichters mehr entwickelt, und zum unterſcheidenden Karakter ſeiner Gedichte geworden ſind. Hiervon nimmt er Gelegenheit zu einer abermaligen Digreſſion, und erzehlet einige merkwürdige **Umſtände** von **Popens** Leben, und von ſeiner frühzeitigen Fertigkeit zu dichten. Er beſchließt dieſe biographiſche Nachrichten mit einer Stelle aus dem **Quintilian**, in welcher dieſer unvergleichliche Kunſtrichter von einem jungen Künſtler, zum Kennzeichen des Genies, mehr unkorrekte Erfindſamkeit, als phlegmatiſche Richtigkeit fordert. "Ob **Quintilian**, ſetzt unſer Verfaſſer hinzu, Popens frühzeitige Stücke nicht für allzu rein, allzu „korrekt, und allzu ſehr ausgearbeitet gehalten, und „was er daraus für Folgerungen gezogen haben würde, mag ich hier nicht weiter unterſuchen.„ Hierauf erzehlet der Verfaſſer die Geſchichte des **A. Caraccio** und ſeiner beyden Schüler **Domenichino** und **Guido Reni**, die unſere Leſer oben in der Abhandlung des Abts **du Bos** vom Genie werden gefunden haben. *)

---

*) Bibl. der Künſte, 3ten B. 1ſtes St.

Das letzte Gedicht, das zu dieſem Abſchnitte gehört, iſt die Ode mit der Ueberſchrift, **der ſterbende Chriſt an ſeine Seele**, welches **Pope** auf **Steelens** Anſuchen zur Nachahmung des bekannten **Liedgens**, (der Verfaſſer ſagt Sonnets,) vom **Hadrian**, an ſeinen abſcheidenden Geiſt, verfertigt hat. Der Dichter war der Meynung geweſen, die verkleinernden Beywörter, vagula, blandula, welche in dem Liedgen vorkommen, bedeuteten vielmehr Wehmuth und Zärtlichkeit, als Leichtſinn und Gleichgültigkeit, und daher war er von ſeinem Freunde um eine Nachahmung erſucht worden. Wir wollen das kleine Gedicht ſamt einer etwas freyen Ueberſetzung ganz herſetzen.

The dying Chriſtian to his ſoul.

Ode.

I.

Vital ſpark of heav'nly flame:
Quit, o quit this mortal frame:
Trembling, hoping, ling'ring, flying,
Oh the pain, the bliſs of dying!
Ceaſe, fond nature, ceaſe the Strife,
Let me languish into life.

II.

Hark! they wiſper, Angels ſay,
Siſter ſpirit, come away.
What is this abſorbs me quite?
Steals my ſenſes, ſhuts my ſight,

Drowns my ſpirit, draws my breath?
Tell me, my ſoul, can this be death?

III.

The world recedes, it diſappears!
Heav'n opens on my eyes! my ears
With ſounds ſeraphic ring:
Lend, lend your wings! I mount! I fly!
O Grave! where is thy Victory?
O Death! where is thy ſting?

I.

Hauch Gottes: Der du in mir lebeſt,
Verlaß, verlaß, das ſterbliche Gebein!
Du fliegeſt, ſäumeſt, hoffeſt, bebeſt,
Und fühlſt des Todes Seligkeit und Pein.
Hör auf, Natur: zu widerſtehen,
Laß mich ins Leben übergeben.

II.

Horch: Engel liſpeln, komm von hinnen,
Wohlan! o Schweſter! zögre nicht.
Was raubt mir plötzlich meine Sinnen?
In welche Nacht ſinkt mein Geſicht?
Der Puls hört auf; ich athme tief mit Noth;
O meine Seele! ſprich, heißt das der Tod?

III.

Die Welt verſchwindet tief ins Leere!
Der Himmel öffnet ſich, ich höre
Das göttliche Gebot:
Empfangt ihn an der ewgen Schwelle!
Wo iſt nunmehr dein Sieg? o Hölle!
Wo iſt dein Stachel? Tod!

Unſer Kunſtrichter bemerkt, Pope habe dieſe Ode weniger dem Liedgen des Hadrians zu verdanken, als einer **Ode** eines alten unbekannten engliſchen Reimers, der zu Zeiten **Karls des Zweyten** gelebt, und **Flatman** geheiſſen. Nicht nur die Gedanken, ſondern auch die Worte und Bilder ſind in beyden Dichtern eben dieſelben, und da die letztern keine unmittelbare ſinnliche Empfindungen ſind, die in alle Menſchen einen ähnlichen Eindruck machen; ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß beyde Dichter ſollten von ſelbſt darauf gekommen ſeyn. “Es kann indeſſen ſeyn, „ſetzt er hinzu, und dieſes Urtheil ſcheinet uns am „natürlichſten, daß **Pope** ohne Vorſatz auf die Ge„danken des **Flatman** gefallen, den er vielleicht vor „langer Zeit einmal geleſen haben mag, (denn er „hat die ſchlechteſten Dichter geleſen, wie unſer Kunſt„richter bemerkt, und Gold aus ihrem Kothe her„vorgeſucht,) und er hat ſie angenommen, ohne zu „wiſſen, daß ſie einem andern zugehören.„ Daß dieſes möglich ſey, beweiſet er aus verſchiedenen merkwürdigen Beyſpielen, und führt zuletzt auch verſchiedene Stellen aus dem **Pope** an, davon einige Kunſtrichter bemerkt haben, ſie wären von andern entlehnt. Er ſpricht indeſſen ſeinen Dichter von aller Beſchuldigung eines gelehrten Diebſtahls frey, und wendet auf ihn die Worte an, welche **Dryden** mit weniger Recht von einem andern geſagt hatte: “Wenn er von „einem Dichter etwas nimmt, ſo nimmt ers als Kö-

„nig; was bey einem andern Diebſtahl ſeyn würde, iſt bey ihm Sieg.„ Man hat auch den **Boileau** einſt des gelehrten Diebſtahls beſchuldigen wollen; allein **Pope** und **Boileau** hatten mit dem **Virgil**, dem man vorgeworfen, er habe ſeine beſte Sache aus dem **Homer** genommen, antworten können, cur non illi quoque eadem facta tentarent? Verum intellecturos, facilius eſſe Herculi clavum, quam Homero verſum ſurripere.*)

Der dritte Abſchnitt enthält Anmerkungen über **Popens** Eſſay on Criticiſm. Dieſe hat er in ein und fünfzig Artikel eingetheilt, und ſie machen das ſtärkſte Kapitel im ganzen Werke aus. Wir müſſen geſtehen, daß viele von dieſen Artikeln nicht ſo wichtig ſind, als man ſich von der kritiſchen Einſicht und Beleſenheit unſers Verfaſſers verſprechen ſollte. Sie hätten vielleicht ohne ſonderlichen Verluſt für den Leſer um den vierten Theil abgekürzt werden können. Eine Art von Einleitung aber, die der Herr Verfaſſer voranſetzt, hat uns deſto wichtiger geſchienen. Wir wollen einige Stellen daraus anführen.

“Der Verfaſſer hält den **Verſuch über die Kritik** für ein **Meiſterſtück** in ſeiner Art, indem die Regeln und Geſetze ſo vortrefflich zuſammen hangen, daß ein Ganzes daraus geworden iſt. Nicht

---

*) Donat. Edit. Ultraj. 1704. 17.

„nur lucidus ordo herrſcht darinnen; ſondern man findet in einer ſo oft bearbeiteten Materie neue Geſetze und Bemerkungen, und die alten ſehr wohl erläutert, und glücklich angewendet. — Man muß erſtaunen, ſo viel Kenntniß der Welt, eine ſo reife Beurtheilungskraft, und eine ſolche Einſicht in das menſchliche Herz, bey einem jungen Schriftſteller anzutreffen, der wie **Pope**, als er dieſen **Verſuch** geſchrieben, noch nicht zwanzig Jahr erreicht hatte. Man pflegt ſonſt niemals ohne Ausübung und Erfahrung in irgend einer Kunſt einen richtigen und ausgebildeten Geſchmack zu erlangen. Allein ein lauterer Verſtand und eine große Scharfſinnigkeit waren die karakteriſirenden Eigenſchaften dieſes Autors, und die herrſchenden Vollkommenheiten entwickeln ſich jederzeit am früheſten.„

Nachdem der Verfaſſer die Stelle aus dem du Bos angeführt, worinn gezeigt wird, daß **Virgil**, **Horaz**, **Racine**, **Corneille** und **Raphael** ſchon mehr als dreyßig Jahre hatten, als ſie ihre beſten Stücke verfertiget, ſetzt er hinzu, daß **Shakeſpear** ſeinen **Lear**, **Milton** ſein **verlohrnes Paradies**, **Spencer** ſeine **Feenkönigin** und **Dryden** ſeine **Ode auf die Muſik** in eben demſelben Alter geſchrieben. Hieraus folgert er, daß wenig Dichter ſo früh ihre völlige Reife erlangen, als **Pope**, welcher der

Vorſchrift des Horaz ſehr genau nachgekommen iſt:

> Multa tulit fecitque *puer*, ſudavit & alſit,
> Abſtinuitque venere & vino.

Unter andern Umſtänden, denen Pope die frühzeitige Reiſe ſeiner Seele zu verdanken hatte, erwähnt der Verfaſſer auch ſeine häßliche Leibesgeſtalt. “Ein großer Kenner des menſchlichen Herzens und der geheimen Triebfedern der Handlungen, ſagt er, hat mit vieler Einſicht bemerkt, *) man habe die Häßlichkeit nicht ſo wohl als ein Zeichen, welches öfters trüget, ſondern als eine Urſache anzuſehen, die ſelten ihrer Wirkung verfehlt. Wer ſo etwas an ſich hat, das ihm Verachtung zuziehen kann, der wird ſich ſelbſt unermüdet anſpornen, der geſüchteten Geringſchätzung zu entkommen.„ Es iſt nicht unwahrſcheinlich, ſetzt der Verfaſſer hinzu, daß dieſer Umſtand unſern Dichter angetrieben, ſeine Kräfte zu verdoppeln, um ſich hervorzuthun, und in Anſehen zu ſetzen. Wer von der menſchlichen Natur einige Kenntniß hat, der wird geſtehen, daß öfters die niedrigſten und unerheblichſten Urſachen zu einem ſo vortrefflichen Endzweck, als die Begierde zur Vollkommenheit iſt, das Ihrige beytragen können. —

Unſerm Schriftſteller ſoll verſichert worden ſeyn, daß Pope ſein Eſſay on Criticiſm anfänglich in Pro-

---

*) *Bacon's Eſſays* 44.

ſa abgefaßt, und hernach in Reime gebracht haben ſoll, welches aber faſt unglaublich ſcheint. Er kann wohl, wie es Racine, nach dem Berichte unſers Verfaſſers mit ſeinen Trauerſpielen gemacht, den Hauptinhalt des ganzen Werks vorher überdacht, und die Folge der Gedanken ungefähr feſtgeſetzt haben; alles aber vorher in Proſa aufzuſetzen, wäre vielleicht eben ſo unnützlich als mühſelig geweſen. **Vida** ſelbſt redet in der von dem Verfaſſer angeführten Stelle von nichts als von der Anlegung des Plans, und von der Diſpoſition der Theile überhaupt, welches in ſolchen poetiſchen Ausarbeitungen, in welchen ſich die Theile auf einander ſo wohl, als auf das Ganze beziehen, freylich vorher wohl überlegt werden muß.——

Wir kommen zu den Anmerkungen unſers Kunſtrichters über einzelne Stellen aus dem Criticiſm, von welchen wir unſern Leſern einige zur Probe mittheilen, und mit folgenden vortrefflichen Zeilen den Anfang machen wollen:

Art. 5. In the ſoul while *memory* prevails,
The ſolid pow'r of *underſtanding* fails.
Where beams of bright imagination play,
The memory's ſoft figures melt away. (v. 56.)

Das iſt:

Wenn das Gedächtniß in der Seele herrſcht,
So fehlt die Kraft des gründlichen Verſtandes;
Und ſpielt der rege Strahl der Phantaſey,
So ſchmilzt der weiche Eindruck leicht hinweg.

Man wird kaum eine Metapher finden, ſagt unſer Kunſtrichter, die richtiger angewendet, oder zierlicher ausgedruckt wäre, als dieſe, durch welche der Dichter die Wirkungen einer erhitzten Einbildungskraft ausdrückt. — Die Erfahrung, fährt er fort, beſtätigt die Bemerkung unſers Dichters, indem man dieſe drey großen Eigenſchaften der Seele ſelten in einer Perſon vereinigt findet. — **Baco** theilet die menſchlichen Genies in zwo Klaſſen ein. “Einige beſitzen einen trockenen und deutlichen Verſtand, eine „kalte Einbildungskraft und die Gabe ſich anzuſtrengen. Dieſe bemerken leicht die Verſchiedenheiten „der Dinge, ſind in Kontroverſien Meiſter, und können vortrefflich diſputiren. Dergleichen Köpfe ſind „gemein. Zur zweyten Klaſſe aber gehören diejenigen, welche eine feurige Einbildungskraft, erhabene Gedanken und eine weitläuftige Wiſſenſchaft „beſitzen. Dieſe können die Aehnlichkeiten der Dinge „leicht wahrnehmen; Sie werden Dichter, Schöpfer „in den Wiſſenſchaften, Erfinder in den Künſten, „und bringen allenthalben, wo ſie ihren Blick hinwerfen, ein neues Licht hervor:*)

Art. 16. So pleaſ'd at firſt the towring Alps we try,
Mount o'er the vales, and ſeem to tread the sky,
Th' eternal ſnows appear already paſt,
And the firſt clouds, and mountains ſeem the laſt;

---

*) Nov. Orig. pag. 40.

But thoſe attain'd, we tremble to ſurvey,
The growing labours of the lengthen'd way;
Th' increaſing proſpect tires our wand'ring eyes,
Hills peep o'er hills, and Alps, on Alps ariſe.
(v. 225.)

Das iſt:

So reizen Anfangs hochgethürmte Alpen;
Man wagts, und glaubts jetzt Himmelan zu ſteigen.
Uns dünkt, der ew'ge Schnee ſey nun vorüber,
Dort ſey der letzte Berg, die letzte Wolke.
Man klimmt hinauf; und neue Arbeit, neue Reiſen,
Entwölken ſich dem ſchwindelnden Geſicht.
Das müde Aug durchirrt die grauſe Ferne,
Sieht Berg auf Berg gethürmt, auf Alpen, Alpen.

„Dieſe Vergleichung, ſagt der Kunſtrichter, wird „gemeiniglich als ein Exempel von einer ſtarken Einbildungskraft angeführt. Allein die Bilder ſcheinen zu allgemein, zu unbeſtimmt zu ſeyn, und der „letzte Vers giebt der Seele kein neues Bild.„ Vielleicht iſt der Verfaſſer allzu ſehr von ſeinem feſtgeſetzten Grundſatze eingenommen, keine ſchöpferiſche Bilder im **Pope** zu ſuchen. Indeſſen zieht er dieſer Vergleichung ein Gemälde aus dem **Shaftesbury** vor, welches allzu ſchön iſt, als daß wir es übergehen können. Der Lord vergleicht, ſo wie **Pope** in den angeführten Zeilen, den Fortgang in den Wiſſenſchaften mit einer Reiſe über ein hohes Gebirge. „Am „Fuße des Berges, ſagt er, ragen einige Hügel aus „dem felſichten Boden hervor, und legen einen an-

„ſtändigen Grund, für die ſchwere Laſt, die darauf „ruhet, wo ungeheuere Felſen auf einander gethürmet liegen, und das hohe Gewölbe des Himmels „zu ſtützen ſcheinen. Der arme Menſch wandelt mit „wankenden Schritten auf dem engen Rande des gähen Abſturzes. Mit Schaudern und Schwindel „ſieht er unter ſich, und trauet dem Boden nicht, „der ihn trägt, da er indeſſen von unten das hohle „Rauſchen der Ströme vernimmt, von oben die Ruinen der herüber hangenden Felſen erblickt, und die „umgeſtürzten Bäume, die mit ihren Wurzeln aufwärts gekehrt ſind, mehrere Ruinen nach ſich zu „ziehen drohen.„ *)

Art. 31. If wit ſo much from ign'rance undergo.
(v. 508.)

Wenn die Unwiſſenheit den Witz ſo plaget.

„Die Ungemächlichkeiten, welche den Witz zu begleiten pflegen, ſind in dieſen vortrefflichen Zeilen ſehr „wohl aus einander geſetzt. Die Dichter, welche ſich „für ſehr bekannt und bewundert halten, werden öfters ſehr gedemüthiget. Boileau gieng eines Tages ſeine Penſion zu holen. Der Rentmeiſter las „folgende Worte in dem Patente: Wir bewilligen „dem Boileau dieſen Gehalt, wegen der Zufriedenheit, die wir über ſeine Werke empfunden, und

---

*) The moraliſts Characteriſtics, Vol. II. pag. 253.

„fragte ihn, von was für Art denn ſeine Werke „wären? Es ſind Gebäude, antwortete der Dichter, „ich bin ein Baumeiſter. Racine hielt die Lobes„erhebungen der Unwiſſenden für die vornehmſten „Quellen des Mißvergnügens, und pflegte zu erzeh„len, daß eine alte Magiſtratsperſon, die niemals das „Theater beſucht hatte, eines Tages mit in die Komö„die genommen ward, und ſeine Adromacha auf„führen ſahe. Der Rathsherr war ſehr aufmerkſam „auf das Trauerſpiel, auf welches das Luſtſpiel „les Plaideurs folgte. Im herausgehen ſagte er zu „dem Dichter: Ihr Trauerſpiel, mein Herr! hat „mir auſſerordentlich gefallen: mich wundert nur, „daß es ſich ſo luſtig endiget: J'avois d'abord eu „quelque envie de pleurer, mais la vûe des petits „chiens m'a fait rire.„

Art. 33. When love was all an eaſy monarch's care,
Seldom at Council, never in a war.
(v. 537.)

Das iſt:

Ein König, der für nichts, als Liebe ſorgte,
Im Rathe ſelten war, und nie zu Felde.

„Man hält durchgehends die Regierung Carls II, „ſagt der Verfaſſer, für die Zeiten des Auguſtus in „England, aber ohne Grund. Man legte ſich damals „auf nichts, als auf die Art von Witz, den ſie Sheer„wit nannten. Man ſagt, Rocheſter habe ſich nicht

„vorſtellen können, daß es einen beſſern Dichter gebe, „als **Cowley**. Der König führte beſtändig den **Hu**„**dibras** an. Die Vernachläßigung eines ſolchen Ge„dichts, als das **verlohrne Paradies**, wird ein „ewiges Monument von dem ſchlechten Geſchmacke „der damaligen Zeiten bleiben. — Unſer proſaiſcher „Styl ſieng ſich damals erſt an zu bilden, obgleich die „Sprache des **Hobbes** ſchon rein genug iſt. Dieſer „Weltweiſe, und nicht der blühende **Spratt**, war „der klaßiſche Schriftſteller dieſer Zeiten.„

Art. 38. Horace ſtill charms with graceful negligence,
And without method talks us into ſenſe.
(v. 654.)

Das iſt:

Horazens ſchöne Unordnung gefällt,
Und bringt uns ohne Zwang die Lehren bey.

„Daß in **Horazens** Briefe an die Piſones wirklich „eine Methode anzutreffen ſey, hat letztlich ein Schrift„ſteller *) deutlich gezeigt. Es iſt aber ungegründet, „daß dieſer Brief eine vollſtändige Dichtkunſt enthal„ten ſollte; denn er ſchränkt ſich bloß auf den Zuſtand, „und auf die Fehler der römiſchen Schaubühne ein. „— Ein anderer eben ſo gemeiner Fehler ſcheinet „es zu ſeyn, wenn man glaubt, das **Erhabene** „ſey der Unterſcheidungs-Karakter des **Horaz**. Die „wenigen erhabenen Züge, die wir bey ihm finden,

---

*) Herr Hurd.

„ſind aus dem Pindar, und vermuthlich aus dem Alcäus entlehnt. Seine Vorzüge ſind auserleſene Beobachtungen über das menſchliche Leben, und eine delikate und höfliche Züchtigung der menſchlichen Schwachheiten. Man merkt in allen ſeinen Schriften ſeine Neigung zu moraliſchen Betrachtungen. Der Verfaſſer der Briefe iſt auch in den Oden zu erkennen. Nicht die Erhabenheit, die Eleganz war ſein großer Unterſcheidungs-Karakter, u. ſ. w.„ Dieſes Urtheil über den Horaz iſt im Monthly Review *) ſo gründlich widerlegt worden, daß wir uns nicht enthalten können, die Gegengründe dieſer einſichtsvollen Journaliſten anzuführen. „Es iſt wahr, ſagen ſie, Horaz beſitzt die Eleganz in einem vorzüglichen Grade, und verſchiedene von ſeinen Oden ſind moraliſch und ſatyriſch; kann er aber nicht deswegen immer noch erhaben ſeyn? Was wollen wir denn aus dem Pindar machen, deſſen Oden voller Sittenſprüche ſind? — Und warum muß Horaz ſeine wenige erhabene Züge vom Pindar und Alcäus geborgt haben? Da der Kunſtrichter nicht beſtimmen kann, was der Römer von dem lesbiſchen Dichter entlehnet hat; ſo hätte er ihn deſſen gar nicht beſchuldigen ſollen. Die alten Scholiaſten erwähnen nur zwey Zeilen, die Horaz

---

*) For July 1756. S. 51.

„aus dem Alcäus überſetzt haben ſoll. Wären ihrer „mehr geweſen; ſo würden dieſe Gelehrten die Gelegenheit gewiß nicht haben vorbeygehen laſſen, ihre „Beleſenheit zu zeigen. — Mit dem thebaniſchen „Dichter iſt Horaz zwar etwas freyer umgegangen: „allein wie viel Nachahmungen haben denn die Kritiker in dem römiſchen Dichter finden können, ſo „ſehr ſie auch nachgeſucht haben?„ — Sie glauben, und vielleicht mit Recht, daß die Ode: Pindarum quisquis ſtudet aemulari, beweiſe, Horaz habe ſo erhaben ſeyn können, als Pindar, und verlangen, der Kunſtrichter ſolle ihnen eine pindariſche Ode zeigen, welche den folgenden Oden des Horaz vorzuziehen wäre, nemlich der 15, 35, 37 des erſten Buchs, der 1, 13 und 19 des zweyten Buchs, und vornehmlich der 1, 3, 4, dem Karakter des Regulus in der 5ten, und der 25ten Ode des dritten Buchs; der 4, 9 und 14ten des vierten Buchs, ohne einiger von den Epoden zu gedenken. — Unſer Verf. ſcheinet nur kühne Metaphern und Bilder einer überaus erhitzten Einbildungskraft für erhaben zu halten, weshalb er mit ſeinem Lobe ſo ſehr ſparſam iſt; allein die mehreſten Kunſtrichter nehmen dieſes Wort in einer etwas weitern Bedeutung, und ſie haben die Autorität des Longins auf ihrer Seite.

Bevor wir unſern Auszug fortſetzen, müſſen wir der Ueberſetzung der ſämmtlichen popiſchen Werke gedenken, davon in voriger Meſſe der erſte Band *) herausgekommen iſt. Wer **Popen** bloß aus dieſer Ueberſetzung kennen lernen ſollte, möchte ſich wundern, daß ein ſo mittelmäßiger Geiſt als ein ſo vortrefflicher Dichter berühmt iſt. In der That macht der Engländer in ſeinem deutſchen Kleide eine ſehr armſeelige Figur. Und wie kann es anders ſeyn? Der ganze Einfall taugt nichts, **Popens** Gedichte in deutſche Proſa zu überſetzen. Ein Dichter, deſſen vorzügliche Stärke in der feinen Wendung, im Wohlklange, in der Wahl der Beywörter, und überhaupt in einem körnichten, aber auch überaus angenehm poetiſchen Vortrage beſteht, der mehr unterrichtend als begeiſtert, mehr mit dem Verſtande als mit der Einbildungskraft dichtet, ein ſolcher Dichter muß nothwendig in einer proſaiſchen Ueberſetzung allen Reitz verlieren, den er ſeinen Gedanken eigentlich als Dichter verliehen. Die einzige Sorge des Ueberſetzers (wenn ja überſetzt werden ſoll) muß alſo dahin gehen,

---

*) Unter dem Titel Herrn Alexander **Pope** Esq. ſämmtliche Werke, mit **Wilh. Warbartons** Kommentar und Anmerkungen, aus deſſen neueſter und beſter Ausgabe überſetzt. Erſter Band. Altona bey David Iverſen, 1758.

den Verſtand, die ſcharfſinnigen Sentenzen, und die philoſophiſchen Betrachtungen ſeiner Urſchrift beyzubehalten, und ſie in einen flieſſenden proſaiſchen Diſcurs zu verwandeln. Iſt er aber, wie der gegenwärtige Ueberſetzer der popiſchen Schriften, ſklaviſch genug, ſich an die Worte der Urſchrift zu binden; ſo wird er einen wohlgeſtalten Körper in eine elende Misgeburt verwandeln, der Wohlklang verſchwindet, die Wiederholungen, welche in einem gereimten Gedichte angenehm ſind, werden in der Ueberſetzung eckelhaft, die uneigentlichen Wörter, die der größte Dichter, wenn er reimen muß, nicht vermeiden kann, werden hier unerträglich, und jeder feurige Schwung von einem Gedanken auf den andern, der dem Dichter erlaubt iſt, wird eine unverantwortliche Lücke, von welcher der Leſer einer proſaiſchen Schrift Rechenſchaft fordern wird. Allen Nutzen, den man ſich alſo von einer ſolchen proſaiſchen Ueberſetzung zu verſprechen hat, iſt vielleicht, daß ſie Anfängern die Leſung der Urſchrift erleichtert, indem ſie der Mühe überhoben werden, in den Wörterbüchern nachzuſchlagen. Es würde zu weitläuftig und unſerer Abſicht zuwider ſeyn, alle Stücke, die in dem erſten Bande enthalten ſind, nach der Ordnung zu kritiſiren. Einige Stellen werden genug ſeyn, unſer Urtheil zu rechtfertigen. Wer ſuchen will, wird dergleichen unzähliche finden.

Pope ſingt in ſeiner Ode zur Muſik:

Exulting in triumphs now ſwell the bold notes
In brocken air, trembling, the wild muſic floats,
Till by degrees, remote and ſmall,
The ſtrains decay,
And melt away,
In a dying, dying fall.

Man braucht nur ſehr wenig von der engländiſchen Sprache zu verſtehen, um den vortrefflichen Wohlklang zu merken, der dieſe Verſe ſo angenehm, und zur Muſik ſo bequem macht. Die Worte werden allmälig ſanfter, ſo wie es die Muſik werden muß, und verlieren ſich zuletzt in a dying, dying fall. In der deutſchen Ueberſetzung aber werden dieſe vortrefflichen Verſe zu eckelhaften non-ſenſe. Es heißt allda: „jetzt ſchwillt im Triumphe frohlockend der kühne Geſang; in gebrochner Luft ſchwimmt zitternd die wilde Muſik, bis nach und nach entfernt, und ſchwach die Töne ſchwächer werden, und in einem ſterbenden Fall dahin ſchmelzen.„ Kömmt der deutſche Leſer nicht hier in Verſuchung, das zweyte ſterbenden als einen Druckfehler zu durchſtreichen? Denn in Wahrheit verlängert es im Deutſchen die Periode zur Unzeit, und macht einen Uebellaut, der der Abſicht des Dichters ſchnurſtracks zuwider iſt.

Es fehlet auch an Stellen nicht, wo der Ueberſetzer den Verſtand der Urſchrift verfehlet, und einen ganz verkehrten Sinn herausgebracht hat. Wir haben ſo gar in dem Haarlockenraube ungemein viele Schnitzer gefunden, da doch der Ueberſetzer Vorgänger gehabt, und ſich durch andre Ueberſetzungen einigermaßen hat helfen können. Wir führen einige davon in der untenſtehenden Note *) an, und begnü-

---

*) Z. E. In tasks ſo bold, can little men engage verdeutſcht unſer Ueberſetzer S. 167 durch "können kleine Männer ſo kühne Dinge wagen?„ vortreflich! warum nicht gar Männerchen? —— Was iſt ein ſchmelzendes Mädchen? S. 180. — S. 188 legt der Baron „drey Hoſenbänder, ein halbes Paar Handſchuhe und alle Trophäen von ſeinen vorigen Geliebten auf den Altar.„ — Von welcher Geliebten mag wohl der Baron die Hoſenbänder erobert haben? Pope ſagt three garters, welches Kniebänder bedeutet. Auch die Frau Gottſchedinn hat in ihrer gereimten Ueberſetzung des Lockenraubs die Kniebänder für Hoſenbänder angeſehen. (Man merke, daß das Wort Hoſenband bloß von einem bekannten Orden gebraucht wird, welcher im Engländiſchen eigentlich der Orden des Kniebandes heißt, the Order of the Garter.) —— ſome leſs refin'd (Sylphs nemlich) heißt S. 189 Einige, die nicht ſo klug ſind. —— Carreau-König und Dame, ſagt Pope, ſiegen with pow'rs combin'd, (mit vereinigten Kräften); unſer deutſche Ueberſetzer "mit andern Mächten verbunden„ — 'tis paſt a jeſt heißt S. 208 "ſpaße nicht länger.„ Ueberhaupt iſt die Sprache in der Ueberſetzung dieſes Gedichts ſo erbärmlich matt und kriechend, daß man ſich nach derſelben zu urtheilen, billig verwundern muß, wie die beſten Kunſtrichter dieſes Gedicht ſo ſehr

gen uns allhier noch einige Stellen aus dem Chore zu dem Trauerſpiele Brutus zu berühren, die der Ueberſetzer ganz ohne Verſtand verdeutſcht. **Pope** ſagt in der zweyten Strophe:

When Athens ſinks by fates unjuſt,
When wild barbarians ſpurn her duſt;
Perhaps ev'n Britain's utmoſt ſhore
Shall ceaſe to bluſh with ſtrangers gore;
See Arts her ſavage ſons controul,
And Athens riſing near the pole!
Till ſome new Tyrant lifts his purple hand,
And civil madneſs tears them from the land.

Der deutſche Ueberſetzer;

"Wenn durch ungerechte Schickſale Athen ſinkt; „wenn wilde Barbaren ſeinen Staub mit Verachtung „treten; ſo wird vielleicht Britanniens äuſſerſtes Ufer „aufhören, von dem Blute der Fremden zu erröthen. „Schau, die Künſte beherrſchen deine Söhne, und „Athen erhebt ſich noch am Pole! bis ein neuer Tirann

---

erheben können; wir aber verwundern uns, wie der Ueberſetzer hat in der Vorrede S. 7 ſagen können "er „habe ſich darauf verlaſſen, daß ſeine eigene kleine „Dichtergabe, ſo geringe ſie auch ſeyn mag, ihm zu Hülfe „kommen würde, das Verſtandene ſo auszudrücken, „daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel „verlöhren.„ Unſere Leſer mögen urtheilen, ob der Ueberſetzer Urſache hat, ſich eine kleine Dichtergabe zuzuſchreiben. — Wir wüßten wirklich nicht, wo wir dieß Ding in ſeiner Ueberſetzung ſuchen ſollten.

„ſeine rothe Hand aufhebt, und bürgerliche Raſerey „es von dem Lande fortreißt.„ Wie kömmt der Ueberſetzer auf die Anrufung: “Schau, die Künſte „beherrſchen u. ſ. w.?„ Hat er nicht gemerkt, daß ſee im Engliſchen zu dem Hülfswörtchen ſhall im vorhergehenden Verſe gehört? heißt her deine? Und geht das tears them auf Athen, oder auf arts? — Ferner die zweyte Antiſtrophe?

Ye Gods! what juſtice rules the ball!
Freedom and Arts together fall;
Fools grant whate'er ambition craves,
And men, once ignorant, are ſlaves, u. ſ. w.

Der Ueberſetzer muß nicht eingeſehen haben, daß der dritte und vierte Vers eigentlich eine Erklärung des zweyten ſind; der Dichter ſagt: “Freyheit und „Künſte fallen allezeit mit einander; denn Thoren „gewähren dem Ehrgeitze, was er fordert, und ſind „die Menſchen einmal unwiſſend; ſo ſind ſie gewiß „auch Sklaven.„ Wer wird aber dieſen Sinn in folgenden Worten ſuchen: „Freyheit und Künſte fallen „mit einander; Narren gewähren, was der Ehrgeitz „erbettelt, und Menſchen, die erſt unwiſſend ſind, „ſind ſchon Sklaven.„

In dem darauf folgenden Chore der Jünglinge und der Jungfrauen giebt es mehr dergleichen unverzeihliche Fehler:

Marcus with bluſhes owns he loves,
And Brutus tenderly reproves;

giebt der Ueberſetzer durch: “Markus geſteht mit „Erröthen, daß er liebt, und Brutus tadelt ihn „zärtlich.„ Was für ein Beweis von der Macht der Liebe über die Weisheit iſt es, daß Brutus ſeinen verliebten Sohn tadelt? Heißt es nicht vielmehr, “und Brutus macht zärtliche Vorwürfe„ der Porcia nemlich, deren der Chorus gedenket? — Doch es iſt allzuverdrießlich, ſich mit unſern deutſchen Ueberſetzern abzugeben. Sie ſind ſo rüſtig, und haben eine ſo arbeitſame Fauſt, daß ſie alle Kunſtrichter niederſchreiben. — Wir kehren alſo zu unſerm Eſſayiſten zurück.

v. 42. The bold Longinus all the Nine inſpire,
And bleſs their critic with a poets fire.

Das iſt:

Dich, feuriger Longin! beſeelten alle Neun,
Die ihren Kritikus mit Dichterglut beglückt.

Unſer Kunſtrichter bemerket, Longins Geſchmack und Feinheit der Empfindung ſey zwar vortrefflich, aber ſeine Anmerkungen ſeyn zu allgemein und ſeine Methode zu ungebunden. “Die genaue Beſtimmtheit des wahren philoſophiſchen Kunſtrichters, ſagt „er, verlieret ſich in Deklamationen eines blühenden „Rhetorikverſtändigen. Anſtatt, daß er Grund an„geben ſollte, warum eine große Geſinnung, ein groſes „Bild erhaben ſey, bemühet er ſich vielmehr ſelbſt

„erhaben zu reden, und ſeine eigene hohe Beredſamkeit zu zeigen. Anſtatt daß er uns zeigen ſollte, „worinnen die Größe des Bildes beſteht, mit welchem **Homer** die Bewegungen des **Neptuns** beſchrieben: ſo bemühet ſich der Kunſtrichter, es dem „Dichter gleich zu thun, und ſagt: Auf dem ganzen Erdboden war nicht Raum genug, noch einen „ſolchen Schritt zu thun. *) Wir erwarten die Urſache zu vernehmen, warum die Rede des **Apollo** †) „zu ſeinem Sohne in einem Fragmente des **Euripides** ſo lebhaft und mahleriſch iſt; allein der Kunſtrichter begnügt ſich mit der feurigen Ausrufung: „Sollte man nicht glauben, daß die Seele des

---

*) Der Verfaſſer verwechſelt hier zwey Stellen, welche **Longin** nach einander anführet. In der fünften Ilias nemlich ſagt **Homer** von den Pferden, welche den Wagen der **Juno** zagen, "daß ſie ſo viel Raum, als jemand, der auf einer hohen Wart ſitzend durch die Luft „hindurch auf das weite Meer ſchauet, überſehen kann, „in einem Sprunge zurück geleget hätten.„ Hiervon ſagt **Longin**: "**Homer** miſſet ihre Bewegung nach „der Größe des Erdbodens. —— Wenn die Pferde der „Götter noch einmal alſo anſetzen, ſo werden ſie auf der „Erde keinen Platz finden.„ Gleich darauf führet **Longin** eine Stelle aus der zwanzigſten Ilias an, wo **Neptun** die Tiefen dermaſſen erſchüttert, daß **Pluto** deswegen fürchtet, er möchte die Erde ſpalten.

†) In dem Originale ſtehet vermuthlich durch einen Schreibfehler the ſpeech of *Phaeton*.

„Schriftſtellers zugleich auf den Wagen ſteige, und „alle Gefahr mit ausſtehe, indem er mit den Pferden in der Luft herum irrt? — Ich habe mich öfters gewundert, ſetzt er hinzu, daß **Longin**, der „den **Cicero** anführt, nirgends des **Virgils** gedenkt. Ich vermuthe, ſagt er, er habe ihn bloß „für einen knechtiſchen Nachahmer der Griechen gehalten.„

v. 43. From the ſame foe, at laſt, both felt their doome,
And the ſame age ſaw learning fall and Rome.

Das iſt:

Derſelbe Feind zuletzt, trat beyde in den Graus,
Der Fall der Wiſſenſchaft war auch der Fall von Rom.

Der Kunſtrichter führt hier eine Bemerkung des **Shaftesbury** an, daß zu Rom keine Bildſäule, kein Gemählde, keine Medaille, und ſo gar kein mittelmäßiges Stück in der Baukunſt mehr erſchien, ſo bald die eigenmächtige Gewalt völlig eingeführt war. — **Longin** war der Meynung, ſetzt unſer Kunſtrichter hinzu, und **Addiſon** hat ſie vom **Longin** angenommen, daß die eigenmächtige Regierungsforme ſowohl den ſchönen Künſten, als den Wiſſenſchaften ſchädlich ſeyn. Die neuere Geſchichte aber, fährt er fort, hat uns Beyſpiele von dem Gegentheile gezeigt. Die Mahlerey, die Bildhauerkunſt, und die Muſik ſind zu Rom, ungeachtet der Sklaverey und des Aberglaubens, die allda herrſchen, zu einem hoden Grade der Vollkommenheit empor geſtiegen. Ja der Aberglaube hat zu dem Fortgange der ſchönen Künſte ſehr vieles beygetragen. Denn welchen Enthuſiaſmus muß ein römiſchkatholiſcher Mahler nicht bey ſich verſpühren, wenn er ein Alterſtück mahlet? Dantes, Arioſto und Taſſo, haben auch unter keiner freyen Regierungsform geblühet; und unſer Schriftſteller hält es für eine bloſſe Chimäre, wenn ein großer engliſcher Schriftſteller behauptet, **Milton** würde ſein **verlohrnes Paradies** nicht geſchrieben haben, wenn die Monarchie nicht abgeſchaffet worden wäre. **Michael Angelo**, **Raphael** und **Julius Romanus** haben in einem deſpotiſchen Staate gelebt. Kurz, die ſchönen Künſte ſind allezeit ein Gefolge der Macht und der Ueppigkeit. Die Wiſſenſchaften aber erfordern eine uneingeſchränkte Freyheit, wenn ſie zu ihrer Reife und ihren völligen Kräften gelangen ſollen. In einer Monarchie kann es Dichter, Mahler und Muſikverſtändige geben; aber Redner, Geſchichtſchreiber und Weltweiſen können nur in Republiken gefunden werden.

Hierauf folgen einige Anekdoten und kritiſche Beurtheilungen der Kunſtrichter, deren **Pope** in der Folge ſeines Lehrgedichts gedenkt. Bey Gelegenheit des **Walſch** erinnert unſer Kunſtrichter, **Pope** habe dieſem ſonſt froſtigen Schriftſteller ſehr viel zu danken gehabt; Walſch habe ihm in ſeiner Jugend einen wichtigen Rath ertheilet, denn er pflegte zu Popen zu ſagen, der einzige Weg, auf welchem er ſeine Vorgänger übertreffen könne, ſey die Richtigkeit (correctneſs), und rieth ihm daher, ſich um dieſe Eigenſchaft zu bewerben.

Die Richtigkeit, fährt unſer Verfaſſer fort, iſt ein unbeſtimmtes Wort, mit welchem man öfters gar keinen, und öfters einen weitſchweifigen Sinn verbindet. Es iſt eine ewige eckelhafte Muſik der franzöſiſchen Kunſtrichter, daß die engländiſchen Schriftſteller nicht korrekt ſind. „Wenn das Wort Richtigkeit die Abweſenheit der kleinen Fehler bedeutet; ſo mögen ſie vielleicht Recht haben. Wollen ſie aber daraus ſchlieſſen, daß, weil ihre Trauerſpieldichter Shakespears Unregelmäſigkeit vermieden, und ihre Fabeln ordentlicher eingerichtet haben; ſo müſſe, zum Beyſpiel, ihre Athalie dem Lear vorgezogen werden: ſo iſt nichts ungereimter und ungegründeter, als eben dieſer Begriff. Die Henriade iſt von allen merklichen Fehlern rein; wer wird ſich aber unterſtehen, ſie mit dem verlohrnen Paradieſe in einen Rang zu ſetzen *) Die Deklamationen, mit welchen einige ihrer beſten Trauerſpiele angefüllt ſind, ſind der

---

) S.* hat es ſich unterſtanden; aber es war ein Glück für Deutſchland, daß der Verfaſſer dieſes nicht wußte.

„Natur dieſer Dichtungsart eben ſo ſehr zuwider,
„und vernichten den Endzweck derſelben eben ſo ſehr,
„als Shakeſpears Narren und Todtengräber. Daß
„die Franzoſen ſich einiger vortreflichen Kunſtrichter
„zu rühmen haben, als Boßu, Boileau, Fenelon
„und Brumoy, kann nicht geleugnet werden; daß
„dieſe aber allein hinreichend wären, den Geſchmack
„zu bilden, ohne daß es nöthig ſey, zu den wahren
„Quellen der ſchönen Gelehrſamkeit, zu den griechi-
„ſchen Schriftſtellern, ſeine Zuflucht zu nehmen, kann
„nur von einem ſeichten Halbgelehrten behauptet wer-
„den.

„Ich beſchließe dieſe Betrachtungen, ſetzt unſer
„Kunſtrichter hinzu, mit einer bemerkenswürdigen
„Erfahrung. Bey keiner polierten Nation iſt ein auſ-
„ſerordentliches Werk mehr erſchienen, ſo bald man
„die Kritik ſtudiert und die Regeln der Schreibart feſt
„geſetzt hat. Dieſes hat man in Griechenland, Rom
„und Frankreich geſehen, nachdem Ariſtoteles, Ho-
„raz und Boileau ihre Dichtkunſt geſchrieben. In
„England hat man die Geſetze der Schaubühne nie-
„mals ſo gut verſtanden, als jetzt. Aber was für
„gleichgültige Trauerſpiele hat man nicht letztlich er-
„ſcheinen ſehen, die doch alle von Fehlern frey ſind?
„So ſehr übertrifft unſer Urtheil unſere Ausübung.
„Den eigentlichen richtigen Grund von dieſer Erſchei-

„nung anzugeben, dürfte mit vielen Schwierigkeiten
„verknüpft ſeyn, ſo wie alle Unterſuchungen, welche
„die Geburten der Seele, und die geheime und zarte
„Urſachen betreffen, die in dieſelbe einen Einfluß haben,
„mit dergleichen Schwierigkeiten verbunden ſind.
„Vielleicht werden die natürlichen Kräfte durch die
„furchtſame und vorſichtige Rückſicht auf die Vorſchriften
„der Kunſt eingeſchränkt und geſchwächt.
„Vielleicht hat ſich der philoſophiſche, geometriſche
„und ſyſtematiſche Geiſt, der jetzt ſo ſehr im Schwange
„iſt, von den Wiſſenſchaften auf die ſchöne Gelehrſamkeit
„ausgebreitet, die Vernunſt auf Unkoſten
„der Empfindung zu Rathe zu ziehen gelehrt, und
„dadurch verurſacht, daß unſere Dichter mehr für
„den Kopf, als für das Herz ſchreiben. Endlich
„mögen auch vielleicht die Schriftſteller, die den
„großen Muſtern folgen, aus welchen man die Regeln
„gezogen hat, ſich aus Ehrgeitz bemühen, dieſe
„vortrefflichen Muſter zu übertreffen, daher ſie in den
„Gedanken ſowohl, als in dem Ausdrucke gekünſtelt
„und unnatürlich werden, indem ſie neu und ſelbſt
„Original ſeyn wollen.„

Der vierte Abſchnitt vom Haarlockenraube. Wenn die Alten von den Neuern irgend in einer Art von Schriften übertroffen werden, ſagt unſer Kunſtrichter; ſo iſt es vielleicht die Satyre, und beſonders in der Art von Satyre, die in der Geſtalt der Epopee erſcheinet. Dieſe Art von Vehikulum für die Satyre, glaubt unſer Verfaſſer, ſey von den Alten gar nicht gebraucht worden, ſie ſey aber für die vortrefflichſte zu halten, weil eines Theils der Dichter verſchwindet, und die Verweiſe nicht in ſeinem Namen vorbringt, und andern Theils eine Erzehlung oder Geſchichte annehmlicher und intereſſanter iſt, als eine Reihe von Vorſchriften, Verweiſen oder auch von den allerlebhafteſten Karakteren.

Hierauf erzählte er die Geſchichte des komiſchen Heldengedichtes: "Man hält insgemein Aleſſandro „Taſſoni, welcher im Jahr 1622 zu Paris ein Ge„dicht unter dem Titel: La Secchia rapita, oder „der Raub des Waſſereimers, herausgegeben, das „er im Jahr 1611 in wenigen Monaten verfertiget, „für den Erfinder von dieſer Dichtungsart. – Allein „der gelehrte **Crescembini** in ſeiner Iſtoria della „volgar Poeſia *) zeiget, daß es zweifelhaft wäre,

---

*) Lib. I. S. 58. In Roma per il Chracas 1698. Dieſe älteſte Ausgabe der Hiſtorie des **Crescembini** citiret unſer Verf. In der neueſten Ausgabe, welche 1731 zu Venedig bey **Lorenzo Baſeglio** mit den Kommentarien darüber, in ſechs Quartbänden gedruckt worden, ſtehet die gedachte Stelle S. 73. Der Verfaſſer hätte aber vorzüglich aus den Commentari intorno all' Iſtoria della volgar Poeſia Vol. I. Lib. VI. das dritte Kapitel anfüh-

„ob man nicht die Erfindung des komiſchen Helden„gedichts dem **Francesco Bracciolini** zuſchreiben „müßte. Sein Lo Scherno de gli Dei iſt zwar „erſt vier Jahr ſpäter, als **Taſſonis** Sechia gedruckt,

---

ten ſollen, welches von der heroiſchkomiſchen Poeſie handelt. Denn hier beweiſet **Crescembini**, daß weder dem **Taſſoni**, noch dem **Bracciolini** die Erfindung des komiſchen Heldengedichts zuzuſchreiben ſey. Er widerleget erſtlich den **Chriſtoval de Salazar Mardones**, welcher vorgegeben, der hiſtoriſchkomiſche Styl ſey zuerſt in Spanien von **Ludwig de Gongora** in ſeinem Gedichte vom Piramus und Thisbe gebrauchet worden. Er zeiget an, daß **Taſſoni** mit dem **Gongora** zu einer Zeit gelebet habe, darinnen man ſchon italiäniſche komiſche Heldengedichte aus dem ſechszehnten Jahrhunderte aufweiſen könne; **Villani** in ſeinem Diſcorſo della Poeſia giocoſa zehlet darunter den Orlandino des **Limerno Pitocco**, das Caos des **Treperuna**, welche beyde Werke dem bekannten **Merlino Coccajo** oder **Teofilo Folengo** pflegen zugeſchrieben zu werden; den Morgante des **Ludwig Pulci**, und den Orlando Inamorato des **Berni**. **Crescembini** zeiget aber, daß dieſes ernſthafte Gedichte geweſen, obgleich nach der übeln Gewohnheit viele lächerliche Züge mit untergemiſchet worden. An dem Morgante des **Pulci** habe der bekannte Ueberſetzer des **Plato**, **Marſilius Ficinus**, vielen Antheil gehabt, von welchem Manne man eben nicht vermuthen könne, daß er ſich mit ſpaßhaften Sachen abgeben wollen, und das Caos des **Merlin Coccajo** ſey mehr eine Komödie, als eine Epopee. Hierauf aber zeiget **Crescembini** die beyden älteſten bekannten Ro-

„aber doch einige Jahre eher verfertiget worden, wie
„man aus einem vorangeſetzten Briefe darthun kann.
„Der Vorwurf des taſſoniſchen Gedichts iſt der
„Krieg, welchen die Einwohner zu Modena gegen
„die Einwohner zu Bolonna erklärt hatten, weil
„ſich dieſe weigerten, jenen einige Städte wieder ab-
„zutreten, die ſie ſeit Kayſer Friedrichs II. Zeiten
„in Beſitz gehalten haben, *) Die Italiener haben
„eine

---

miſchen Heldengedichte an. Es ſind nemlich die Gigantea des **Faroboſco**, unter welchem Namen **Girolamo Amelunghi** genannt il **Gobbo di Piſa**, verborgen, und die Nanea des **F. Aminta**. Wer unter dem letztern Namen verſtecket ſey, weiß man noch nicht; beyde Gedichte wurden im Jahr 1566 zuſammengedruckt, ob ſie gleich lange vorher, nemlich das erſte 1547, und das andere 1548, verfertiget waren. Die Gigantea erzehlet den Krieg der Rieſen, um die Götter aus dem Himmel zu jagen, und die Nanea einen andern Krieg, den die Zwerge angefangen, um wieder die Rieſen zu verjagen. Wegen der Gigantea iſt zu bemerken, daß ſie nicht von der Erfindung des **Amelunghi**, ſondern des **Betto Arrighi** war, welcher den erſtern beſchuldigte, daß er durch einen gelehrten Diebſtahl die Erfindung, Gedanken und Einkleidung aus des Arrighi Gedichte I Giganti genommen habe; welches Gedichte aber, ſo viel man weiß, niemals gedruckt worden iſt.

*) Der Verfaſſer vergiſſet das Hauptwerk, wodurch dieſes Gedicht komiſch wird. Unter der Regierung Kayſer **Friedrichs** II. kündigten die Modeneſer den Bologneſern

„eine Menge von dergleichen ſcherzhaften Schriften. „Creſcembini empfielt beſonders ein gewiſſes Gedicht von dieſer Art, welches Lorenzo Lippi im „Jahre 1674 unter dem Titel Malmantile Racquiſtato herausgegeben. Er nennt es Spiritoſiſimo e „legiadriſſimo poema giocoſo.„ *)

ſern den Krieg an, weil dieſelben die Städte San-Ceſarea und Nonantola den Modeneſern nicht wieder herausgeben wollten. In dieſem Kriege erbeuteten einſt die Modener bey einem Einfalle in eine feindliche Stadt einen Waſſereimer, und hiengen denſelben, als ein Siegeszeichen, in ihrer Domkirche auf, wo er noch bis jetzt zu ſehen iſt. Daher nahm Taſſoni Anlaß zu dichten, als ob der ganze Krieg bloß angefangen worden, um dieſen Waſſereimer zu erobern. Siehe Keislers Reiſen, zweyter Theil, S. 986.

*) Daß unſer Verfaſſer in der Hiſtorie der komiſchen Epopee Homers Mäuſenkrieg nicht erwähnt, läßt ſich noch einigermaſſen entſchuldigen. Er hat vielleicht nur von den ſatyriſchkomiſchen Heldengedichten reden wollen, und man kann nicht mit Gewißheit ſagen, daß dieſes Gedicht des Homers ſatyriſch ſey, ob man es gleich nach ein paar tauſend Jahren von des Taſſoni Secchia rapita vielleicht mit eben ſo weniger Gewißheit dürfte ſagen können. — Daß er aber Butlers Hudibras nicht angeführt, können wir auf keinerley Weiſe begreifen. Dieſes Gedicht gehört doch immer zu der Gattung der komiſchen Heldengedichte, obgleich die Sprache der Helden nicht eigentlich darinnen nachgeahmet wird.

Was unſer Kunſtrichter vom **Pult** des **Boileau** ſagt, können wir füglich übergehen, indem dieſes vortreffliche Gedicht in Deutſchland beynahe eben ſo bekannt iſt, als in Frankreich. Wir übergehen auch, was er von *Garth's Diſpenſary*, einer offenbaren Nachahmung des **Pultes**, ſaget, und eilen zu **Popens Haarlockenraube**, welches das vierte nach der Rechnung unſeres Kunſtrichters, und das vortrefflichſte Gedicht von dieſer Art iſt. Die Gelegenheit dazu gab ein Zank, der aus einem kleinen Streiche des Lord **Petre** entſtand, da dieſer auf einer Luſtreiſe Gelegenheit fand, der Miß **Arabello Fermor** eine Locke abzuſchneiden. **Pope** war von Hrn. **Caryl**, (welcher Sekretair der Königin Maria geweſen), erſucht, ein ſolches Gedicht zu verfertigen, um dadurch der Uneinigkeit, die aus dieſem galanten Raube entſtanden war, ein Ende zu machen. Der erſte Entwurf dieſes vortrefflichen Stückes beſtand bloß in zwey Geſängen, und ward in weniger als vierzehn Tagen verfertigt. Da aber das Gedicht einen ſo allgemeinen Beyfall fand; ſo ward es in dem folgenden Jahre von dem Dichter mit den Maſchinereyen der Sylphen bereichert, und bis auf fünf Geſänge ausgedehnt. Dieſe Einſchaltung der Maſchinereyen, an ſolchen Stellen, wo man es gar nicht merkt, daß ſie erſt nachher hineingeſetzt worden, iſt, wie unſer Kunſtrichter bemerket, eines von den größeſten Meiſterſtücken der Kunſt und der Beurtheilungskraft. Die Idee von dieſen unſichtbaren Geiſtern hat **Pope** aus einem gewiſſen franzöſiſchen Buche le Conte de Gabalis genommen, welches, wie einige wollen, eine Satyre wider die Märchen der fanatiſchen Alchymiſten ſeyn ſoll. Allein **Pope** hat nichts als die Idee aus dieſem Buche entlehnt. Die Eigenſchaften, welche er ſeinen Geiſtern beylegt, die Geſchäffte und Verwaltungen, die er ihnen anweiſet, ſind mehrentheils von ſeiner Erfindung. Sie übertreffen die allegoriſchen Perſonen des **Boileau** nicht nur wegen ihrer Neuheit, ſondern auch wegen der vortrefflichen poetiſchen Schönheiten und der feinen Satyre, zu welcher ſie dem Dichter Anlaß gegeben. Die Beſchäfftigungen und die geringe Arbeit eines artigen Frauenzimmers gewinnen einen wichtigen und ſehr erheblichen Anblick, wenn ſie von himmliſchen Geiſtern beobachtet und ſorgfältig bewacht werden.

Die Beſchreibungen in dem zweyten Geſange von den Verrichtungen der Sylphen ſind voller lebhaften Imagination, und ſtellen der Seele die angenehmſten und lachendſten Bilder von der Geſchäfftigkeit der kleinen Luftgeiſter dar. Bey folgenden vortrefflichen Zeilen:

Ye Know the ſphere and various tasks aſſign'd
By laws eternal to th' aerial Kind.
Some in the fields of pureſt æther play,
And bath and brighten in the blaze of day;
Some guide the courſe of wandring orbs in high,
Or role the planets trough the boundleſs sky;
Some, leſs refin'd, beneath the moons pale light,
Purſue the ſtars, that ſhoot acroſs the night;
Or ſuck the miſts in groſſer air below;
Or dip their pinions in the painted bow;
Or brew fierce tempeſts on the wintry main,
Or o'er the gleble diſtill the Kindly rain.
Cant. 2. v. 75.

Das iſt:

Euch iſt bekannt, was für ein Kreis, und was für Pflichten
Das ewige Geſetz dem Luftgeſchlecht beſtimmt,
Der eine ſpielt und ſchwärmt in reiner Himmelsluft,
Und bleicht und ſonnet ſich, im Glanz des heitern Tages;
Ein andrer rollt im Gleiſ' den Kreislauf ferner Welten,
Und wälzt Planeten fort, durch ungemeſſne Ferne.
Wer minder geiſtig iſt, jagt unterm falben Mond
Den Sternen nach, die durch die Nacht hinfallen.
Der ſaugt in niedrer Luft den dichten Nebel ein,
Und taucht die Fittige in den bemalten Bogen.
Der brauet für das Meer ein ſchrecklich Ungeſtüm,
Der ſeigt fürs trockne Land den milden Regen durch.

führt unſer Kunſtrichter eine Stelle aus dem Shakeſpear an, in welcher derſelbe den Feen und ſeinem Ariel ähnliche Beſchäfftigungen giebt. Der unpartheyiſche Kunſtrichter, ſetzt er hinzu, mag urtheilen, welche Beſchreibung den Vorzug verdienet. Die Verrichtungen des Ariels in dem Tempeſt ſind dieſe:

—— —— to tread the ooze
Of the ſalt deep;
To ran upon the ſharp wind of the north;
To do — buſineſs in the veins of th'earth,
When it is bak'd with froſt
—— —— To dive into the fire; to ride
On the curld clouds;

Das iſt:

— — Er ſtampft den Sumpf
In der geſalznen Tiefe;
Rennt auf dem ſchärfſten Nordwind;
Und in der Erden Adern,
Wenn ſie der Froſt gehärtet,
Verrichtet er Geſchäfte ——
Er taucht ſich in die Glut, und fährt
Auf kräuſelndem Gewölk daher.

Er beſchreibt ferner in einem Liede ſeinen Zeitvertreib:

Where the bee ſucks, there ſuck J,
In a cowshlip's bell J lie;
There J couch when owls do cry,
On the bats bak J do fly,
After ſun-ſet merrily;
Merrily, merrily, ſhal J live now,
Under the bloſſom that hangs on the bough.

Das iſt:

Ich ſauge, wo die Biene ſaugt,
Und in der Schlüſſelblume Glöckchen
Verweil ich, wenn die Eulen ſchreyn.
Und flieg, nach Sonnen Untergang

Auf einer Fledermaus Rücken
Luſtig mit ihr fort.
Luſtig, luſtig will ich nunmehr leben,
Unter Blüthen, die am Aſte hangen.

“Wie reich an wilder Imagination, ſetzt unſer Autor „hinzu, und zugleich wie angemeſſen iſt folgende Beſchreibung von den Geſchäfften der Feen in Midſummers-Night-Dream:

— — 'fore the third part of a minute, hence;
Some to kill cankers in the muſc-roſe buds;
Some war with rear-mice for their leathern wings,
To make my ſmall elves coats; and ſome Keep back
The clamorous owl, that nightly hoots and wonders
At our queint ſpirits. —

Das iſt:

— — Eh noch ein drittel Augenblick vergeht,
So tödtet ihr die Raupen in den Roſenknoſpen;
Ihr raubt den Fledermäuſen lederharte Schwingen,
Macht meinen kleinen Nachtgeſpenſtern Kleider.
Ihr wehrt der Eule, daß ſie nicht verwundernd ſchreye,
Und lärme, wenn ein ſchön Geſpenſt erſcheint. —

“Wenn man aber zugiebt, ſagt unſer Kunſtrichter, „daß Shakeſpar dieſen erdichteten Perſonen am „erſten gewiſſe Verrichtungen angewieſen; ſo kann „man auch nicht leugnen, daß Pope durch die Verbindung der allerfeinſten Satyre mit der lebhafteſten Imagination in folgender Stelle alles, was „man im Shakeſpear oder ſonſt in irgend einem „Schriftſteller findet, übertroffen.„

Our humbler province is to tend the fair,
Not a leſs pleaſing, though leſs glorius care;
To ſave the powder from too rough a gale,
Nor let th' impriſon'd eſſences exhale;
To draw freſh colours from the vernal flow'rs;
To ſteal from rainbow's e'er they drop in show'rs
A brighter waſh; to curl their waving hairs,
Aſſiſt their bluſhes, and inſpire their airs;
Nay oft, in dreams invention we beſtow,
To change a flounce, or adda furbelow.
Cant. 2. v. 91.

Das iſt:

Uns traf die niedre Pflicht die Schönen zu bedienen,
Ein anmuthsvoller Dienſt, obſchon ſo rühmlich nicht.
Wir ſchützen vor dem Wind den Puder ihres Haars
Und den verſchloßnen Duft der flüchtigen Eſſenzen.
Wir ſtreifen Farben ab von friſchen Frühlingsblumen,
Und ſammeln Schminke ein vom Glanz des Regenbogens,
Eh er in Tropfen fließt. Der lockt der Nymphe Haar,
Der giebt ihr Minen ein, der hilft ihr oft erröthen,
Und der leiht ihr im Traum erfindungsreichen Witz,
Ein Band hinzu zu thun, ein Schleifchen zu verändern.

"Addiſons berühmter Scherz über die Fiſchbeinröcke, „fährt unſer Verfaſſer fort, iſt mit folgender Beſchrei„bung nicht zu vergleichen, in welcher die Schwie„rigkeit angedeutet wird, einen Theil der Kleidung „zu bewachen, der ſo wichtig iſt:

To fifty choſen ſylphs, of ſpecial note,
We truſt th' important charge, the *petticoat*;
Oft have we known that ſevenfold fence to fail,
Though ſtiff with hoops, and arm'd with ribs of mail;

Form a ſtrong line about the ſilver bound,
And guard the wide circumference around.

Cant. 2. v. 117.

Das iſt:

Der wohlgeprüften Treu, von fünfzig edlen Sylphen,
Will ich die ſchwere Hut des Unterrocks vertraun.
Nicht immer widerſteht die ſiebenfache Wehr
Von Reiffen ausgeſteift, mit Wallfiſchbein bewaffnet,
Dem allzuſchlauen Feind. Schließt einen engen Kreis
Um den verbrämten Saum, und ſchützt das weite Rund.

„Ridet hoc, inquam, Venus ipſa; rident
„Simplices Nymphæ, ferus & Cupido!

Unſer Kunſtrichter betrachtet in der Folge die ganze Anlage des komiſchen Heldengedichts, führt verſchiedene Stellen mit großen Lobeserhebungen an, und kömmt endlich auf die große Kataſtrophe des Gedichts, in welcher die ſo ſchätzbare Locke vergebens geſucht wird. Sie iſt unwiederbringlich verloren! “Dieſe „Entwickelung, ſagt er, wie ſie ein pedantiſcher Schüler des Boſſu nennen möchte, iſt vortrefflich angelegt. Was iſt aus der wichtigen Locke geworden? „Sie iſt mit der Locke der Berenice, die Callimachus ſo berühmt gemacht, unter die Sterne verſetzt „worden. Indem ſie in die Höhe ſteigt, ſehen ihr „die Sylphen zärtlich nach, und verfolgen ihren Flug „durch die Himmel. Man kann die Kunſt des Dichters nicht genug rühmen, daß er die Maſchinen des „Gedichts ſeinen Leſern bis am Ende beſtändig vor

„den Augen hält. Sogar nachdem ſie verwandelt „worden, wird der Sylphen, die ſie ſo ſorgfältig bewacht, nochmals erwähnt. Der Dichter läßt ſie „ſich zuletzt noch über dieſe Ehre erfreuen.

„Als ich das Pult las, ſetzt der Kunſtrichter hinzu, hat mich die Unſchicklichkeit ungemein befremdet, mit welcher Boileau ein ſo poßierliches Gedicht ſo ernſthaft beſchließt. Die Frömmigkeit „und die Gerechtigkeit ſind allzu ehrwürdige Weſen, „als daß ſie ſich um einen Chorpult bekümmern ſollten. Sie erſcheinen ſo ſehr zur Unzeit, und am unrechten Orte, als wenn man den Erzbiſchoff von „Paris in ſeinem hohenprieſterlichen Gewande (pontifical robes) eine Arlequinsrolle ſpielen ließ.„

Zum Beſchluſſe ſagt unſer Kunſtrichter: “Ich „hoffe, man wird es für keine ausſchweifende Lobeserhebung halten, wenn ich ſage, daß der Lockenraub die beſte Satyre ſey, die man hat; daß ſie „eine wahre und lebhafte Schilderung der neuern Lebensart enthalte, und daß unter allen andern komiſchen Heldengedichten der Vorwurf zu dieſem am „vortrefflichſten gewählt und mit der größten Kunſt „ausgeführt ſey. Pope erſcheinet hier in dem Lichte „eines galanten Mannes, der die Welt vollkommen „kennet. Er hat in der That in ſeinem ganzen Betragen nichts von der gezierten Singularität, die

„ſo manche gute Köpfe der Verachtung ausgeſezt,
„und von den eingeführten Geſetzen der Höflichkeit
„und des bürgerlichen Lebens abgeführt hat —— ——
„Wenn einige unter den beſcheidenſten franzöſiſchen
„Kunſtrichtern nun endlich zu erkennen anfangen,
„daß ſie nichts hervorgebracht haben, welches an
„**Erhabenheit** und **Majeſtät** dem **verlohrnen Paradieſe**
„gleich zu ſchätzen wäre; ſo können wir unſerer
„Seits getroſt behaupten, daß ſie nichts hervorgebracht,
„welches an **Delikateſſe**, **Zierlichkeit** und
„feinem **Scherze** dem **Lockenraube** beykomme, ob
„ſie ſich gleich auf dieſe Eigenſchaften ſehr viel zu gute
„thun. In dieſem Werke erſcheinet **Pope** vornehmlich
„als ein Dichter. Er hat mehr Imagination
„darinn gezeigt, als in allen ſeinen übrigen Schriften
„zuſammen genommen. Man muß indeſſen nicht
„vergeſſen, daß er nicht der erſte Schöpfer dieſer ſchönen
„Maſchinen war, in Betrachtung welcher man
„ihm Imagination zuſchreibt. Er hat ſie als wirklich
„vorhandene Dinge angetroffen; aber er hat ſich
„ihrer mit vieler **Kunſt** und **Beurtheilungskraft**
„zu bedienen gewußt.„ —— Man wird ſich zu erinnern wiſſen, daß unſer Schriftſteller geſagt, **Pope** habe nichts als die Namen ſeiner Maſchinen aus dem franzöſiſchen Buche Le Conte de Gabalis entlehnt, und alſo ſcheinet es hier bloß eine Hartnäckigkeit zu

ſeyn, von dem einmal gefällten Urtheile nicht abzugehen, wenn er ſich bemühet, Popens Verdienſte als Erfinder und ſchöpferiſcher Geiſt, ſo viel er kann, zu verringern. Die angeführten Stellen aus dem Shakeſpear ſcheinen aus eben der Abſicht faſt bey den Haaren hergezogen zu ſeyn, um nur zu zeigen, daß auch die Eigenſchaften, welche Pope ſeinen Geiſtern beylegt, nicht völlig von ſeiner Erfindung ſeyn. Indeſſen iſt die Aehnlichkeit allzu geringe, Popen deswegen das Recht der Erfindung abzuſprechen, und ſein ganzes Verdienſt in Kunſt und Beurtheilungskraft zu ſetzen.

Der fünfte Abſchnitt, von der Elegie zum Andenken eines unglücklichen Frauenzimmers, dem Prologus zum Cato, und dem Epilogus zu dem Trauerſpiel Jane Shore.

“Die Elegie, welche dem Dichter aus dem Herzen kam, ſagt unſer Kunſtrichter, iſt zärtlicher und „pathetiſcher, als irgend ein Gedicht von Popen. „Wir wiſſen die Geſchichte dieſes Frauenzimmers „und die Folge von Unglücksfällen nicht, die endlich „zu der melancholiſchen Kataſtrophe Anlaß gegeben, „auf welche im Anfange der Elegie gezielet wird. „Man ſagt, es ſey eben dieſelbe Perſon, an welche „der Herzog von Buckingham einige Zeilen gerichtet, mit den Worten: „An ein Frauenzimmer, das

„entſchloſſen war, ſich ins Kloſter zu begeben. Auf dieſen Entſchluß ſcheinet Pope zu zielen, wenn er in einem von ſeinen Briefen, der vermuthlich an eben dieſelbe Perſon gerichtet war, ſaget: „Wenn Sie entſchloſſen ſind, der Welt aus Rache das Beyſpiel zu rauben, das Sie hineingebracht haben; ſo dünkt mich, Ihr Entſchluß ſey vergeblich. Im Kloſter ſelbſt können die andächtigen Beſchäftigungen Sie der künftigen Welt nicht ſo nahe bringen, daß die gegenwärtige Sie völlig aus dem Geſichte verlieren ſollte. Sie würden vielmehr einem Sterne gleichen, der am Himmel befeſtigt iſt, und die ganze Erde beſcheinet. Was die Vorſehung auch mit dem würdigſten Geſchöpfe, das ich kenne, beſchloſſen: ſo werde ich Ihnen allezeit mit meinen aufrichtigſten Wünſchen folgen; meine beſte Gedanken werden ſich allezeit beſchäfftigen, wenn Sie auch niemals von mir oder von ihnen etwas hören ſollten. Ihr eigener Schutzengel kann nicht beſtändiger und verſchwiegener ſeyn.„

Die Elegie, fährt unſer Kunſtrichter fort, fängt ſich plötzlich, ohne Eingang, mit einem ſtarken Bilde an. Der Dichter bildet ſich ein, unvermuthet den abgeſchiedenen Geiſt ſeiner Freundinn zu erblicken:

What beck'ning ghoſt along the moonlight ſhade,
Invites my ſteps, and points to yonder glade?

Tis ſhe! —— but why that bleeding boſom gor'd,
Why dimly gleams the viſionary ſword?

Das iſt:

Was winket für ein Geiſt, dort in des Mondes Schatten,
Und zeigt mir ſeinen Platz, wohin ich folgen ſoll?
Sie iſts: — jedoch was rinnt für Blut aus ihrem Buſen?
Was ſchim̄ert wie ein Schwerdt, ſo dunkel vor den Augen?

“Dieſe Frage macht den Leſer unruhig; und hat einige Aehnlichkeit mit dem lebhaften und rührenden Gemählde in dem Propheten Jeſajas, welches er ſo „kräftig und nachdrücklich beſchreibt, daß man glaubt, „den Gegenſtand mit Augen zu ſehen. Wer iſt der, „der von Edom kömmt, mit röthlichen Kleidern von Bazra?*) Akenſide hat eine von ſeinen „Oden auf eben die Weiſe angefangen:

O fly! 'tis dire Suſpicion's mien;
And meditating plagues unſeen,
The ſorc'reſs hither bends!
Behold her torch in gall imbru'd;
Behold, her garments drop with blood
Of lovers and of friends!

Das iſt:

O flieh! Es iſt der hämiſche Verdacht!
Der Tücke ſinnt, und zum Verderben wacht;
Er kömmt: der Eintracht Feind!
O ſieh! wie er in Gift die Pfeile taucht!
O ſieh! wie ſein Gewand vom Blute raucht,
Von Bruder, Sohn und Freund!

---

*) C. 63. v. 1.

"Den Umſtand, daß ſie in einem fremden Lande, „entfernt von allen ihren Bekanntſchaften und Bluts„verwandten, geſtorben iſt, hat der Dichter mit un„gemeiner Zärtlichkeit behandelt, und ſehr gelegent„lich angewendet, den Todesfall betrübter und kla„genswürdiger zu machen:

No friend's complaint, no Kind domeſtic tear,*)
Pleas'd thy pale ghoſt, or grac'd thy mournful bier;
By foreign hands thy dying eyes were clos'd,
By foreign hands thy decent limbs compos'd,
By foreign hands thy humble grave adorn'd.

Das iſt:

Dein blaſſer Geiſt vernahm kein freundſchaftliches Trauern;
Um deine Baare hat kein Hausgenoß geweint.
Dein ſterbend Auge ward von Fremden zugedrückt;
Von fremden Händen dir die Glieder angeſchloſſen,
Von fremden Händen dein gemeines Grab geſchmückt.

"Leſer von einiger Empfindung werden, ohne unſer „Erinnern, den Nachdruck merken, der hier in der „Wiederholung des wichtigen Beyworts **fremden** „liegt. —

---

*) Der Kunſtrichter erinnert hier in einer Note, dieſer Ausdruck habe einige Aehnlichkeit mit einem pathetiſchen Zuge in **Sophokles Philoktetes**, von welchem unter andern betrübten Umſtänden, die ſein Unglück ausmachten, geſagt wird, er habe kein συντροφον ομμα um ſich gehabt, v. 171 — not to be translated, ſetzt unſer Verf. hinzu.

"Vielleicht iſt dieſe Elegie, ſagt unſer Kunſtrichter, aus der Urſache ſo vortrefflich gerathen, weil „eine wirkliche Begebenheit die Gelegenheit dazu war. „Es iſt ein unſtreitiger Satz, daß die Natur mehr „Gewalt habe, als die Phantaſie; daß wir allezeit „mehr fühlen, als uns einbilden können; und daß „die allerkünſtlichſte Erdichtung der Wahrheit den „Vorzug laſſen müſſe. Als **Polus**, der berühmte „Schauſpieler, ſeine Zuhörer in mehr als gewöhnliche Bewegungen ſetzte; ſo geſchahe es, luctu & „læmentis veris, indem er in wirkliches Wehklagen, und in wahre Thränen ausbrach: denn als „er die **Elektra** vorſtellen, und über die vermeynte „Urne ihres Bruders **Oreſtes** weinen ſollte; ſo umfaſſete er den wirklichen Aſchenkrug ſeines nicht „lange vorher verſtorbenen Sohnes.„ — Die beſten **Eklogen** vom **Virgil** und die beſten Oden vom **Horaz** ſtützen ſich auf wahrhafte Begebenheiten. — Die allerrührendeſten Gegenſtände der alten und neuern Trauerſpiele beziehen ſich auf eine wahre Geſchichte, auf wirklich geſchehene Dinge. So wie z. B. aus den ältern Zeiten, die Geſchichte des **Joſephs**, des **Oedipus**, des trojaniſchen Krieges, ſamt allen ſeinen Folgen, der **Virginia** und der **Horazier**; in der neuern Geſchichte, die Begebenheiten des Königs Lears *), des Cids, von Romeo und Juliet, und des Oronooko. **)

Unſer Verfaſſer erzählet bey dieſer Gelegenheit eine wahrhafte Geſchichte, deren ſich der vortreffliche Dantes in ſeinem Inferno bedient, die wir ihrer Vortrefflichkeit halber ganz hieher ſetzen wollen. “Ugolino, ein florentiniſcher Graf, beſchreibet, wie er von dem Erzbiſchoffe Ruggieri mit ſeinen Kindern in einem Gefängniße eingeſperrt worden. Die Stunde nahete ſich, da wir hoffeten, man würde uns etwas zu eſſen bringen. Anſtatt aber einige Speiſe zu erblicken, hörte ich die Thüren dieſes ſchrecklichen Gefängniſſes feſter verſperren. Ich betrachtete meine Kinder ſtillſchweigend, und konnte nicht weinen. Mein Herz war verſteinert! Die elenden Kinder weineten, und mein theurer Anſelmo ſagte: Tu guardi sì, padre; che hai? Du ſieheſt uns an, Vater! was fehlet dir? Ich konnte weder weinen, noch antworten, und brachte dieſen Tag und die folgende Nacht bis Tagesanbruch in ſtiller Herzensangſt zu. So bald der Tag in unſerm düſtern Kerker zu ſchimmern anfieng, und ich die vier Geſichter wieder erblickte, in

---

*) Man hat ein Trauerſpiel vom Shakeſpear hiervon.

**) Ein Trauerſpiel vom Otway.

„welchen mein Bildniß eingedruckt war; ſo nagte ich meine beyde Hände aus Wuth und Betrübniß. Meine Kinder, welche glaubten, ich thäte dieſes vor Hunger, ſtanden plötzlich auf, und ſagten: Vater, unſere Quaalen würden erträglicher ſeyn, wenn du deinen Hunger an uns ſtillen wollteſt. Ich hielt mich auf, um ihr Elend nicht zu vergrößern. Dieſen und den folgenden Tag waren wir alle ſtumm. Quel di,e l'altero ſtemmo tutti muti! Grauſame Erde! warum verſchlangſt du uns nicht alle zugleich? Den vierten Tag fiel Gaddo hingeſtreckt zu meinen Füſſen; ſchrie, padre mio,che non m'ajuti! Mein Vater! warum hilfſt du mir nicht? und ſtarb. Die übrigen drey gaben zwiſchen dem fünften und ſechsten Tage einer nach dem andern, den Geiſt auf, ſo verhungert, wie du mich jetzo ſieheſt. Ich ward von einer Blindheit überfallen, tappete mit Händen und Füſſen auf ſie herum, und rief ſie, drey Tage nach ihrem Tode, noch immer bey ihren Namen. E tre di 'li chiamai poichè fur morti; endlich überwand der Hunger meine Betrübniß.

„Hätte man dieſe unnachahmliche Beſchreibung, ſetzt unſer Kunſtrichter hinzu, beym Homer, bey einem griechiſchen Trauerſpieldichter, oder beym

„Virgil angetroffen, wie viel Commentarien, wie „viel Lobreden würde man haben erſcheinen ſehen? „Was ſollen wir von dem Genie ſagen oder denken, „das fähig war, ſie hervorzubringen?„ — —

Der Prologus zu Addiſons Kato, ſagt unſer Autor, übertrifft alle Prologen des Dryden, der ſich in dieſer Art Gedichte mit Recht einen ſo großen Namen erworben — Die beſten Bilder und Anſpielungen darinn ſind mit vieler Beurtheilungskraft, aus gewiſſen Umſtänden in Catos Leben, entlehnt. Folgender Zug iſt ſo erhaben, als nur einer in dem Trauerſpiele ſelbſt ſeyn kann. Der Dichter erzehlt, wie Cäſar mitten im Pompe ſeines triumphirenden Einzuges

Shew'd Rome her Cato's figure drawn in ſtate;
As her dead fathers reverend image paſt,
The pomp' was dark'ned and the day o'ercaſt;
The triumph ceas'd — Tears gush from every eye,
The world's great victor paſs'd unheeded by;
Her laſt good man dejected Rome ador'd,
And honour'd Caſar's leſs, than Cato's ſword.

Das iſt:

Ließ Rom im Siegeszug des Catos Bildniß ſchauen
Das ehrenwerthe Bild des todten Bürgervaters
Gieng kaum vorbey, ſo ward die ſtolze Pracht verdunkelt,
Und der Triumph gehemmt. — Man ſah nun Thränen fließen:
Der Weltbezwinger gieng nun unbemerkt vorüber;

Den letzten freyen Mann beweynt das ſchnöde Rom,
Und ehret Catos Dolch, weit mehr als Cäſars
Schwerdt.

Von dem Trauerſpiele Cato ſelbſt urtheilet der Schriftſteller, es habe den damaligen Staatsunruhen den erſtaunlichen Beyfall zu verdanken, mit welchem es iſt aufgenommen worden. Er geſteht zwar, daß die Sprache in dieſem Trauerſpiele rein und körnicht ſey, auch ſonſt hohe Gedanken in demſelben vorkommen, davon ein nicht geringer Theil aus dem Lukan, Tacitus und Seneka genommen ſind. „Mich dünkt „aber, ſagt er, daß es nicht ſo ſchwer ſey, dieſe pomphafte römiſche Geſinnungen vorzubringen, als man „gemeiniglich glaubt. Ein einziger natürlicher Zug „iſt in meinen Augen mehr werth, als hundert Ge„danken, wie der folgende:

When vice prevails and impious men bear ſway,
The poſt of honour, is a private ſtation.

Das iſt:

Wo Laſter gilt, und Lotterbuben herrſchen,
Sind Ehrenſtellen ein gemeines Amt.

„Cato, fährt unſer Kunſtrichter fort, iſt ein ſchönes „Geſpräch von Freyheit und Liebe zum Vaterlande. „Zu einem dramatiſchen Stücke aber, oder, wie es „einige haben nehmen wollen, zum Muſter einer gu„ten Tragödie, fehlen ihm die beyden vornehmſten „Triebfedern, ohne welche kein Trauerſpiel beſte-

„hen kann, die **Handlung** und das **Pathos**. Es „mangeln ihm auch Karaktere, ob dieſe gleich nicht „ſo nothwendig ſind, als die **Handlung**. Der einzige **Syphar** zeiget in ſeiner Unterredung mit dem „**Juba** einige Kennzeichen eines rauhen Afrikaners. „Die übrigen Reden alle können einer jeden von den „intereſſirten Perſonen in den Mund gelegt werden. — „Die Liebe des **Juba** zu der **Marcia** und des **Portius** zu der **Lucia** ſind fehlerhafte und ſchmackloſe „Epiſoden, welche die Würde der Fabel erniedrigen, „und die Einheit verderben.„ Bey dieſer Gelegenheit wird die üble Gewohnheit der Neuern, in allen Trauerſpielen die Liebe einzumiſchen, mit dem verdienten Tadel belegt, und dem **Voltaire** Beyfall gegeben, welcher behauptet, dieſe Leidenſchaft müßte niemals die zweyte Stelle in einer Tragödie ſpielen, ſondern entweder der Hauptgegenſtand ſeyn, oder gar weg bleiben. „**Phädra**, **Romeo**, **Othello** „und **Monimia**, heißt es, ſind vielleicht die beſten „Gegenſtände zu Trauerſpielen. Die ganze Glücksveränderung in dieſen Stücken beruhet einzig und allein auf dieſer unglücklichen Leidenſchaft, die in ihrer Ausſchweifung aufs höchſte getrieben worden. „Die Griechen haben die größten Gegenſtände behandelt, die zärtlichen aber ſind für das franzöſiſche und engliſche Theater. Jene erregten Schre-

„cken, auf dieſen herrſcht vornehmlich das Mitleiden,„ welches der Verfaſſer in einer Note der Einführung der weiblichen Schauſpieler und dem Anſehen, das ſich das Frauenzimmer bey unſern Partern erworben, zuſchreibet.

Von dem Trauerſpiele Cato kömmt unſer Verf. auf die übrigen Schriften **Addiſons**, die er mit ſeiner gewöhnlichen kritiſchen Strenge beurtheilet. Ja wo wir nicht irren, ſo läßt er dieſem großen Schriftſteller nicht alle Gerechtigkeit widerfahren, die ihm gebühret. Wir haben durchgehends bemerkt, daß er in ſeinem ganzen **Verſuche Addiſons** niemals ohne einige Bitterkeit gedenket. Wir möchten dieſes nicht gerne einer politiſchen Tücke zuſchreiben, davon ein Engländer ſelten befreyet iſt. ——

Der Epilogus zu dem Trauerſpiele Jane Shore giebt unſerm Verfaſſer Gelegenheit, **Rowes** poetiſchen Karakter feſt zu ſetzen, und einige ſeiner Stücke zu beurtheilen. Wir können ihm unmöglich in allen ſeinen Nebenbetrachtungen folgen, und halten uns nur an das, was **Popen** angehet. „Dieſer Dichter, erzählet er, ſoll einen Entwurf gemacht haben, über eine Begebenheit, von welcher unſere alten Annaliſten Meldung thun, ein Heldengedicht zu „verfertigen, über die **Ankunft** des **Brutus**, den „man für einen Abkömmling des **Aeneas** hält, in un-

„ſere Inſel, und über die Errichtung und Feſtſetzung „der brittiſchen Monarchie. — Wird es mir aber „erlaubt ſeyn zu vermuthen, daß dieſes Vorhaben „unſerm Dichter nicht ſonderlich gelungen ſeyn würde? Ein ſo didaktiſches Genie würde ſchwerlich das „Erhabene und Pathetiſche hervorgebracht haben, „in welchem die ganze Kraft der Epopee beſteht. Er „würde uns ſo manche ſchöne Beſchreibungen geliefert, ſo manche allgemeine Karaktere ſchön geſchildert, aber die **Wirklichkeit** dieſer Gegenſtände, „und die **Handlungen** dieſer Karaktere nicht vor „Augen gelegt haben. Homer ſchildert eigentlich „keine Karaktere; ſondern er läßt ſie aus dem Betragen der Perſonen ſchließen, die er aufführet. Pope „würde mehr Raiſonement, als Einbildungskraft, „mehr politiſche Betrachtungen, als rührende natürliche Züge, angebracht haben. Sein Gedichte würde der **Henriade** ähnlicher geweſen ſeyn, als der „Jliade, und vielleicht auch, als dem befreyeten „Jeruſalem. Wäre dieſer Plan ausgeführet worden; ſo hätte man vielleicht bemerkt, und auch die „Urſache davon eingeſehen, wie man in Schilderung „der neuern Lebensart, und der geheimſten Schwachheiten und Thorheiten unſerer Zeitgenoſſen, vortrefflich, und eben dadurch unfähig ſeyn kann, die Zeiten des Heldenthums, und die einfältige Lebensart

„zu ſchildern, welche von der epiſchen Poeſie allein angenehm beſchrieben werden kann. — Man bedenke über dieſes, daß das Gedicht hat gereimt werden ſollen. Ein Umſtand, der allein fähig ſeyn kann, allen Enthuſiasmus zu dämpfen, und unendliche Tautologien und weitſchweifige Umſchreibungen zu verurſachen. Was **Warburton** erzählt, beſtärkt uns noch mehr in dieſen Gedanken. Er ſagt, **Pope** habe in dieſem Gedichte ſehr weitläuftig von der Politik handeln, die verſchiedenen Staatsverfaſſungen unterſuchen, und ſo gar verſchiedene Arten des Gottesdienſtes mit in Betrachtung ziehen wollen, in ſo weit ſie in die Geſellſchaft einen Einfluß haben. Nichts ſchickt ſich weniger zu einem epiſchen Gedichte, ſetzt unſer Kunſtrichter hinzu, als eine ſolche Anlage.„ Nach unſerm Bedünken iſt **Warburton** hierinnen wenig zu trauen. Dieſer gelehrte Mann, deſſen Geſchmack nicht eben der feinſte iſt, hat vielleicht ſeinen **Pope** dem **Homer** und **Virgil** an die Seite zu ſetzen geglaubt: Denn man weiß aus ſeiner göttlichen **Sendung Moſis**, daß er ſo wohl in der **Iliade**, als in der **Aeneide**, nichts anders, als ein politiſches Syſtem, ſuchte. Die beyden Dichter hatten nach ſeiner Meynung keine andere Abſicht, als eine vollſtändige Politik zu hinterlaſſen. —

Der letzte Abſchnitt handelt von den beyden Brieſen **Sappho** an **Phaon** und **Abelard** an **Eloiſe.** „Dieſe Art von poetiſchen Briefen, unter dem Namen von erdichteten Karaktern, iſt eine Erfindung des Ovids. Sie iſt der griechiſchen Elegie weit vorzuziehen, indem ſie zu der beweglichen Sprache, die in jenen herrſcht, noch das Dramatiſche hinzuthut. Eigentlich iſt ſie nichts anders, als eine im Affekte mit ſich ſelbſt gehaltene Unterredung, da das Gemüth den heftigen Bewegungen, die es erſchüttern, den freyen Lauf läßt. Indem aber der Ausbruch der Leidenſchaft an eine gewiſſe Perſon gerichtet wird; ſo erhält das Gedichte dadurch den Grad der Beſtimmtheit und das Eigenthümliche, woran es dem beſten Selbſtgeſpräch in einem Trauerſpiele fehlet.„ — Unſer Autor tadelt an den Briefen des Ovids die Einförmigkeit des Gegenſtandes. Sie enthalten alle nichts, als Klagen von verlaſſenen Liebhabern. Sie ſind ihm auch zu lang; ein Umſtand, der den Dichter genöthigt hat, in Wiederholungen zu verfallen, und die Sentiments zu entkräften. Insbeſondere bemerkt er in dieſem Sendſchreiben von **Sappho** an **Phaon**, daß der Dichter ſeiner Heldinn mehr witzige und feine Galanterien in den Mund legt, als zärtliche und rührende Sentiments, die ihrem Karakter geziemen, und ihre verliebte Empfindlichkeit ſo berühmt gemacht haben.

„Was kann galanter und niedlicher ſeyn, fragt er,
„als folgendes Compliment an Phaon?„

Sume fidem & pharetram; fies manifeſtus Apollo:
Accedant capiti cornua; Bacchus eris.

Dieſe artigen Gedanken, glaubt unſer Verfaſſer, habe man bey Verfertigung folgenden Sinngedichts, das unter den Neuern ſo berühmt iſt, vor Augen gehabt:

Lumine Acon dextro, capta eſt Leonilla ſiniſtro,
Et potis eſt forma vincere uterque Deos;
Blande puer, lumen quod habes, concede ſorori,
Sic tu cæcus *Amor*, ſic erit illa *Venus*.

Wir erinnern uns irgendwo ein ähnliches Sinngedicht von Franciſcus Panigarola geleſen zu haben, welches an Naivität jenem nichts nachgiebt. Es führet die Ueberſchrift: De puero armato.

Mars Venerem, Martemque Venus dum quærit uterque;
Quæſitum, viſo hoc, ſe reperiſſe putat.

Die popiſche Ueberſetzung dieſes Briefes von Sappho an Phaon wird von unſerm Kunſtrichter gelobt. In der That hat Pope manche Stellen ſehr glücklich überſetzt, und ſein Original nicht ſelten verſchönert. Es iſt aber nicht zu leugnen, daß er öfters die Spitzfindigkeit des römiſchen Dichters mit neuen Gegenſätzen vermehrt, und dadurch die Sentiments ſchimmernder, aber auch unnatürlicher gemacht hat. Die angeführte Stelle hat Pope beynahe in der Ueberſetzung verdorben. Ovid läßt Sappho ſagen: „Trage Köcher und Leyer; ſo biſt du der leibhaftige „Apollo: laß Hörner aus deiner Stirne entſproſſen; „ſo biſt du Bacchus„ und ſetzt epigrammatiſch genug hinzu:

Et Phœbus Daphnem, & Gnoſſida Bacchus amavit,
Nec norat lyrices illa, vel illa modos.

Pope läßt den Phaon noch ſchöner werden, als Apollo und Bacchus,.

The harp and bow would you like Phœbus bear,
A brighter Phœbus Phaon might appear;
Would you with ivy wreath your flowing hair,
Not Bacchus' ſelf with Phaon could compare.

Um nun die folgenden Verſe:

Yet Phœbus lov'd and Bacchus felt the flame
One Daphne warm'd, and one the Cretan Dame.

mit den vorhergehenden zu verbinden, nimmt er ſeine Zuflucht zu einer ſehr geſchraubten Anthitheſe:

Nymphs, that in verſes no more could rival me,
Than ev'n thoſe Gods contend in charms with thee.

Bey Gelegenheit der Sappho führt unſer Autor zwey Fragmente von dieſer Dichterinn an, die nicht ſo bekannt ſind, als die beyden vortrefflichen Ueberbleibſel, deren der Zuſchauer gedenkt. Sie ſind kurz, aber ungemein ſchön und zärtlich. Das erſte enthält eine lebhafte Vorſtellung von der ſchmachtenden Unruhe und Verdroſſenheit einer ſehr verliebten Perſon. Wir müſſen uns die zärtliche Dichterinn einbilden, wie ſie ihre Mutter ernſthaft anſiehet, das Gewebe aus den Händen wirft, damit ſie ſich beſchäfftigte, und plötzlich ausruft:

Γλυκεια ματερ, ου τοι
Δυναμαι κρεκειν τον ιστον,
Ποθω δαμεισα παιδος
Βραδιναν δι Αφροδιταν.
Dulcis mater! non poſſum texere telam
Amore victa pueri, per acrem Venerem.

Das zweyte Fragment iſt von der beſchreibenden Gattung, und ſcheinet der Anfang einer Ode an den Abend zu ſeyn. Man findet es bey dem Demetrius Phalereus:

Εσπερε παντα φερεις,
Φερεις οινον, φερεις αιγα,
Φερεις ματερι παιδα.
Veſper omnia fers;
Fers vinum, fers capram,
Fers matri filiam.

Wir konnten uns nicht enthalten, dieſe beyde vortreffliche Antiquen anzuführen, ob ſie gleich eigentlich den Pope nichts angehen. Was aber unſer Verfaſſer in einer abermaligen Digreßion von dem engländiſchen Dichter Fenton und von ſeinen Schriften ſagt, dürfte unſere Leſer nicht ſehr intereßiren. Wir kommen alſo zu dem Schreiben Abelards an Eloiſe, welches das letzte Stück iſt, das unſer Autor in dieſem Bande kritiſiret.

Die Geſchichte dieſes unglücklichen Paars iſt zur Elegie vielleicht die bequemſte, die man jemals behandelt hat. Das Unglück, das ſie betroffen, hat etwas beſonders und ungemeines. Ihre Namen ſind zwar bekannt, aber noch nicht ſehr gebraucht und gemein worden. “Pope war ein vortrefflicher Verbeſſerer, ſagt unſer Kunſtrichter, ob er gleich kein ſonderlicher Erfinder war. So ein ſchönes Gebäude er auf die kleinen Geſpräche des Comte de Gabalis aufgerichtet, eben ſo vortrefflich hat er die rührenden Züge zu bearbeiten gewußt, die in Abelards und Eloiſens Briefen, und in einer kleinen franzöſiſchen Geſchichte von ihrem Leben und ihren Unglücksfällen zerſtreuet ſind.“ — Nach einigen Anekdoten von der Gelehrſamkeit des Abelards und der Heloiſſa, welchen Namen Pope des Wohllauts halber in Eloiſe verwandelt, liefert der Verfaſſer einen zuſammenhängenden Auszug aus dieſem poetiſchen Briefe, in welchem er den Streit und den Tumult der Leidenſchaften in der Bruſt dieſer verliebten Heiligen deutlich aus einander ſetzt, und die Stellen angezeigt, welche Pope aus den lateiniſchen Briefen genommen und verbeſſert hat. Wir wollen einige meiſterhafte Stellen anführen, die in dieſem vortrefflichen Gedichte ſehr häufig anzutreffen ſind. — Es war ſehr ſchwer in einem ſo melancholiſchen Gedichte, von dem Unglücke, das Abelard betroffen, mit Anſtand zu reden. Man ſehe, wie glücklich Pope dieſe Schwierigkeit überwunden!

Alas! how chang'd! what ſudden horrors riſe!
A naked lover, bound and bleeding lies!
Where, where was Eloiſe? her voice, her hand,
Her ponyard had oppos'd the dire comand!
Barbarian ſtay! that bloody ſtroke reſtrain,
The crime was common, common be the pain.

Das iſt:

Ach wie verändert! Welche Greuel! Gebunden
Und nackt wälzt der Geliebte ſich im Blut.
Wo warſt du Eloiſe? Deine Thränen,
Dein Arm, dein Dolch hätt dieſe Wut verhindert.
Barbar! Laß ab von dieſem blutgen Streich!
Du ahndeſt unerhört gemeine Sünden.

“Man weiß nicht, ſagt unſer Kunſtrichter, was „man hier am meiſten rühmen ſoll, die lebhafte „Schilderung, das Pathetiſche, oder die künſtliche „Züchtigkeit, mit welcher die Handlung in dieſen „vortrefflichen Zeilen auf eine ſo verſteckte Weiſe „vorgetragen werden.„

Nachdem Eloiſe eine Zeitlang von den allerentgegengeſetzteſten Leidenſchaften, von Pflicht und Vergnügen, Reue und Leidenſchaft, Andacht und Liebe wechſelsweiſe beſtürmt wird, entſchließt ſie ſich endlich, der Religion allein Gehör zu geben, und die irdiſche Liebe aus ihrer Bruſt zu verbannen. Sie erzählet dem Abelard eine Begebenheit, welche einen ſo ſtarken Eindruck in ſie gemacht, daß ſie nunmehr ſicher glaubt, auf ihrem Entſchluſſe beharren zu können. Die Scene, die ſie beſchreibt, erweckt Ehrfurcht. Sie lag auf einem Grabe, und glaubte in jedem leiſen Winde einen Geiſt ihr zurufen zu hören:

Here as J watch'd the dying lamps around,
From yonder ſhrine J heard a hollow voice.
Come ſiſter come (it ſaid, or ſeemd to ſay)
Thy place is here, ſad ſiſter, come away!
Once like thyſelf J trembled, wept and pray'd,
Love's victim then, but now a ſainted maid.

Das iſt:

Ich lag beym Schimmer halbverlöſchner Lampen,
Und aus dem Heiligthum rief eine Stimme.
Komm, Schweſter! (ſprach ſie, oder ſchien zu ſprechen)
Betrübte Schweſter, komm! Hier iſt dein Ort.
Ich war, wie du, der Liebe Opfer einſt,
Ich bebte, weinte, betete wie du.
Doch jetzt bin ich verklärt. —— —

“Dieſe Scene, ſagt unſer Kunſtrichter, würde eine ſchönes Sujet für den Pinſel abgeben, und verdient einen würdigen Mahler. Eloiſe müßte in einer großen gothiſchen Kirche abgebildet werden, über ihr Haupt eine düſtere Lampe, deren dunkler Schein der Scene nur ſo viel Licht giebt, als nöthig iſt, die Finſterniß zu unterſcheiden. Man müßt

„den Augenblick wählen, in welchem ſie die Stimme
„zum erſten male wahrnimmt, und ſie ſich mit Ver-
„wunderung und Furcht umſehen laſſen.

„Dieſer Brief überhaupt, ſagt unſer Verfaſſer
„am Ende ſeines Auszuges, iſt eines von den aus-
„gearbeiteſten, und gewiß das intereſſanteſte Stück,
„das jemals iſt abgefaßt worden. Er macht, nebſt
„der Elegie zum Andenken eines unglücklichen Frauen-
„zimmers, das einzige Pathetiſche aus, das uns Pope
„geliefert hat. Mich dünkt, ſetzt er endlich hinzu,
„Pope habe den Ruhm, den er bey der Nachwelt
„als Dichter behaupten wird, vornehmlich ſeinem
„Windſor-Foreſt, ſeinem Lockenraube, und dem
„Briefe Abelards an Eloiſe zu verdanken; denn
„die Begebenheiten und Karaktere, auf welche ſich
„ſeine übrigen Schriften beziehen, werden mit der
„Zeit vergeſſen und unbekannt werden, und dieſe
„dadurch ihre Schönheit verlieren. Denn Witz und
„Satyre ſind wandelbar und vergänglich; aber
„Natur und Leidenſchaft dauern ewig.„ Hiermit
beſchließt der Autor den erſten Band.

Wir ſehen der Fortſetzung dieſes lehrreichen Werks mit vielem Verlangen entgegen. Der Verfaſſer beſitzt Geſchmack und Beleſenheit genug, ſeine Kritik über die übrigen Schriften des Pope intereſſant zu machen, ob es gleich nicht zu leugnen iſt, daß ſeine

Schreibart etwas weitſchweifig, und ſein beſtändiges Ausſchweifen aus einer Digreßion in die andere öfters unangenehm wird. *)

M.

---

*) Zu dieſen **Wartonſchen Verſuchen** über **Popens Genie und Schriften** erſchien 1782, (London) der **zweyte Theil**: Nachdem der Verfaſſer ihn ſechs und zwanzig Jahre hatte erwarten laſſen. Eine ausführliche Anzeige deſſelben, die die Leßingiſche ſo lehrreich macht, leſen wir in der **Neuen Bibl. der Künſte**, 30ten B. 1tes und 2tes Stück.

Geſchichte

Geſchichte

der engliſchen Schaubühne.

Geſchichte der engliſchen Schaubühne. *)

1758.

Ich will hier bloß die erſten Züge einer Geſchichte der engliſchen Schaubühne entwerfen; und bloß in der Abſicht, damit der Leſer ohngefehr wiſſe, wohin er die einzeln Theile derſelben, die ich ausführlicher berühre, zu bringen habe.

Es findet ſich eine Nachricht, die, wenn ſie, wie nicht zu zweifeln iſt, ihre Richtigkeit hat, den Urſprung des engliſchen Theaters weit früher heraus ſetzt, als man den Urſprung des Theaters irgend eines andern europäiſchen Volks angeben kann. **Wilhelm Stephanides** (**Fitz-Stephens**) ein Benediktiner zu Kanterbury, der unter der Regierung König **Heinrichs des Zweyten** geſchrieben, und unter der Regierung König **Richards des Erſten**, im Jahr 1191 geſtorben iſt, **) hat nemlich in ſeiner Deſcriptio nobiliſſimæ civitatis Londoniæ folgende Stelle: Londonia pro ſpectaculis theatralibus, pro ludis ſcenicis, ludos habet ſanctiores, repræſentationes miraculorum, quæ ſancti confeſſores operati ſunt, ſeu repræſentationes paſſionum, quibus claruit conſtantia Martyrum. Das iſt: **London hat, anſtatt der theatraliſchen Schauſpiele, weit edlere Spiele, in welchen die Wunder der heiligen Bekenner, und die Leiden der Märtyrer vorgeſtellet werden.** Wider dieſes Zeugniß eines ehrlichen Mannes, iſt nichts einzuwenden; und da er von dieſen Vorſtellungen nicht als von einer Neuigkeit redet: (denn er beſchreibt auch alle andere Arten der damals in London gewöhnlichen Zeitverkürzungen) ſo kann man den Anfang derſelben ſchwerlich ſpäter, als in die Zeiten **Wilhelms des Eroberers** ſetzen.*)

---

*) Theatraliſche Bibl. 4tes Stück.

) Das Jöcherſche Gelehrten **Lexikon ſagt von ihm, er lebte 1190 unter dem König von England Richardo I. Es hätte wenigſtens ſagen ſollen: er lebte noch ꝛc.

Um dieſe Zeit aber hat noch keine einzige andere Nation, etwas einem Theater ähnliches gehabt, es wären denn die Italiäner, wenn man anders mit dem ältern **Riccoboni** annehmen will, daß ſeit dem Verfalle der Römer, ſich das Theater in Italien ohne Unterbrechung fortgepflanzt habe. Und doch kann auch dieſer kein ſo altes ausdrückliches Zeugniß für ſeine Nation aufweiſen. *) Wie er denn die Stelle des **Stephanides** auch nicht gewußt hat, ſondern eine weit neuere Nachricht, die ich nun gleich anführen will, für die älteſte Spur des engliſchen Theaters annimmt.

---

*) Dodſley in der Vorrede zu ſeiner Select Collection of old Plays, die er in zwölf Duodezbänden heraus gegeben.

Vielleicht, daß die andächtigen Vorſtellungen bloſſer Wunderwerke und Leidensgeſchichte, nicht lange nach dem Geſchmacke des engliſchen Pöbels waren. Wenigſtens findet man ohngefehr hundert und vierzig Jahr hernach, daß man ihn mit weit luſtigern Vorſtellungen zu unterhalten geſucht hat. Denn unter der Regierung König **Eduard des Dritten**, ward durch eine Parlamentsakte verordnet, daß eine gewiſſe Geſellſchaft von Leuten, Vagrants genannt, welche durch ganz London Maskeraden angeſtellt, aus der Stadt gepeitſcht werden ſollten, weil ſie in den Trinkhäuſern, und an andern Orten, wo ſich das Volk verſammelt, ärgerliche Dinge geſpielet. **) Worinn

---

*) **Ludwig Riccoboni** in ſeinen Réflexions hiſtoriques & critiques ſur les differens Theatres de l'Europe. Seite 4 - 14.

) Wenn **Riccoboni (in dem angezogenen Werke S. 118) dieſer Parlamentsakte, als der älteſten Spur des engliſchen Theaters gedenkt, ſo druckt er ſich folgender maſſen aus: Sous le regne d'Eduard III. qui commença l'an 1015 & finit en 1038, il eſt rapporté, dans un Livre imprimé à Londres, (*Statutes at large &c.*) que ce ſaint dieſe ärgerlichen Dinge eigentlich beſtanden, kann man nicht ſagen. *) Sie mögen aber beſtanden haben, worinn ſie wollen, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß dieſe **Vagrants** die erſten wahren engliſchen Komödianten waren; denn ſie verlieſſen das abergläubiſche Zeug,

---

Roi ordonna par un Arret du Parlement, *qu'une Aſſemblée &c.* Kann man einen gröbern Fehler wider die Zeitrechnung begehen? **Eduard der Dritte** regierte von 1327 bis 1376, und da ihn **Riccoboni** den heiligen König nennet, ſo iſt es offenbar, daß er ihn mit **Eduard dem Bekenner**, welcher von 1042 bis 1066 regieret, oder gar mit dem heiligen **Eduard dem Märtyrer**, muß vermengt haben.

*) Vielleicht waren ſie derjenigen Art von Schauſpieler nicht unähnlich, die in nachfolgenden Zeiten Mummers genannt wurden, und in einer altväteriſchen Kleidung das Land durchzogen, tanzten und allerhand Gebehrden und Poſſen machten. Es finden ſich dergleichen Mummers noch bis jetzt in England; in dem fünfzehnten Jahrhundert aber waren ſie ſo gemein, und hielten das Volk ſo ſehr von ſeinen Geſchäften ab, daß ſie der menſchlichen Geſellſchaft ſehr ſchädlich wurden. Denn da ſie beſtändig verkleidet und maſkirt einhergiengen, ſo waren ſie an vielen lüderlichen Streichen Schuld, und fiengen Unordnungen an, die mit der Zeit ſo arg wurden, daß in dem dritten Jahre der Regierung König Heinrichs des Achten 1512, eine Parlamentsakte wider dieſe Mummers gemacht wurde, durch welche auf jede Maske die verkauft, oder in einem Hauſe gefunden werden würde, eine Geldſtrafe von 20 Schillings (beynahe 6 Reichsthaler) gelegt ward.

und gaben ſich mit Satyre und Nachahmung der Sitten ab. Ohne Zweifel zwar mit der gröbſten Satyre und mit der plumbſten Nachahmung der aller ärgerlichſten Sitten, die nichts weniger als beſſern kann; doch dieſes konnte im Anfange, zu den damaligen Zeiten, nicht wohl anders ſeyn, und man hätte ſie folglich nicht ſo wohl ganz unterdrücken, als nur einſchränken ſollen.

Nach einer ſo ſcharfen Ahndung aber mußte ſich alles, was einem Schauſpiele ähnlich ſahe, aufs neue unter den Mantel der Religion verbergen, und man ſahe wieder nichts als Myſteries vorſtellen. Im Jahr 1378 überreichten die Collegen der St. Paulusſchule dem K. Richard dem Zweyten eine Bittſchrift, und baten darinn “daß gewiſſen unerfahrnen Leuten Einhalt geſchehen möchte, welche ſich unterfangen hätten, die Geſchichte des alten Teſtaments vorzuſtellen; weil es zu der Kläger Nachtheile geſchehe, als welche ſich in große Koſten geſetzt, um dieſelben zur Weihnachtzeit öffentlich zu ſpielen.„ Hieraus ſieht man, daß die Kollegen der St. Paulusſchule damals ſchon gewiſſermaaßen im Beſitz waren, dergleichen Myſteries aufzuführen, und daß ſie es für Geld thaten. Wenn man alſo auch nur dieſen Zeitpunkt als den erſten des engliſchen Theaters annehmen wollte, ſo würde man es doch noch für älter als das franzöſiſche erkennen müſſen; denn es iſt gewiß, daß die Franzoſen mit den heiligen Vorſtellungen der Brüdern der Paßion, höher nicht als bis 1398 hinaus gehen können.

Unter der Regierung Heinrichs des vierten, und zwar in dem eilſten Jahre derſelben, (1409) wurde von den Londonſchen Kirchendienern (Parish-Clerks) ein Schauſpiel von Erſchaffung der Welt aufgeführt, welches ganzer acht Tage währte, und bey welchem der größte Theil des engliſchen hohen und niedrigen Adels zugegen war. *) Von Erſchaffung der Welt kann es wohl ſchwerlich allein gehandelt haben; und man vermuthet daher, **) daß es vielleicht dasienige Schauſpiel geweſen ſey, von welchem in der Cottonianſchen Bibliothek noch bis jetzt eine Handſchrift aufbewahrt wird. Sie findet ſich in dem gedruckten Bücherverzeichniße derſelben, S. 113. unter folgender Aufſchrift: Schauſpiele in altem engliſchen Sylbenmaaße h. e. Dramata ſacra, in quibus exhibentur hiſtoriæ veteris & novi Teſtamenti, introductis quaſi in ſcenam perſonis illic memoratis, quas ſecum invicem colloquentes pro ingenio ſingit poeta. Videntur olim coram populo, ſive ad inſtruendum, ſive ad placendum, a fratribus mendicantibus repræſentata. Nach dem Zuge der Buchſtaben und der Sprache zu urtheilen, ſcheint das Buch wenigſtens drey hundert Jahr alt zu ſeyn. Es fängt mit einem allgemeinen Prologo an, in welchem der Inhalt von vierzig nachſtehenden Pageants, das iſt: von ſo viel verſchiedenen Akten oder Aufzügen, kürzlich erzehlt wird. Sie ſtellen die Geſchichte beyder Teſtamente, von Erſchaffung der Welt bis auf die Erwehlung des h. Matthias zum Apoſtel vor. Die Begebenheiten des neuen Teſtaments, z. E. die Verkündigung, die Geburth, die Heimſuchung ꝛc. ſind am weitläuftigſten ausgeführt; vor allen aber iſt die Paßion, die Auferſtehung, die Himmelfahrt, und die Erwehlung des h. Matthias ſehr umſtändlich mitgenommen “Der Styl, ſagt ein engliſcher Schriftſteller, *) in „welchem alle dieſe Dinge vorgetragen werden, ſcheint „jetzt ſehr gemein, und weit unter der Würde des Inhalts zu ſeyn. Doch der damalige Geſchmack war „ſo eckel noch nicht, und die aufrichtigen Alten waren ſehr leicht einzunehmen, daß ſie von allen auf „das beſte und liebreichſte urtheilten.„

---

*) Stow's Survey of London.

**) Man ſehe den Dialogue on Plays and Players, welchen Dodsley ſeiner Sammlung beygefügt, und der bey Gelegenheit der Collierſchen Streitigkeit abgefaßt worden. S. 19.

---

*) Der Verfaßer des angezogenen Dialogue &c. S. 20.

Daß aber London damals nicht einzig und allein dergleichen Vorſtellungen hatte, daß auch die Provinzen damit verſehen waren, und daß man da vielleicht eine Menge ärgerlicher und ſchändlicher Dinge damit verband, erhellet aus einer Parlamentsakte vom vierten Jahre der Regierung **Heinrichs des Vierten**, in welcher gewiſſer Waſtors, Maſter-Rimours, Minſtrels (**Spielleute**) und andrer Vagabunden, die ſich in die Landſchaft **Wales** eingeſchlichen hatten, gedacht und befohlen wird, daß es durchaus keinen von dieſem Geſindel ferner vergönnt ſeyn ſoll, Commoiths und Verſammlungen daſelbſt anzuſtellen. Man kann nicht ſagen, was dieſe Maſter-Rimours, die der Landſchaft **Wales** insbeſondere ſo beſchwerlich fielen, eigentlich fur Leute geweſen ſind; eben ſo ſchwer iſt es auch zu beſtimmen, was man ſich fur einen Begriff von ihren angeſtellten Commoiths zu machen habe. Die Grafſchaften in **Wales** *) werden in Bezirke von hundert Dörfern eingetheilet Ein ſolcher Bezirk wird auf Walliſch ein Cantred genennt; und ein Bezirk, der ohngefehr die Helfte davon, das iſt: fünfzig Dörfer enthält, wird ein Commoith genannt. Die Maſter-Rimours bedienten ſich alſo vielleicht dieſes Worts, wenn ſie einen Platz beſtimmet hatten, wo ſie ſpielen wollten, und zehn oder zwölf engliſche Meilen in der Runde, (als in welchen Bezirke ohngefehr fünfzig Dörfer liegen können) davon Nachricht gaben. Daß dieſes gewöhnlich geweſen, iſt aus Carews Survey of Cornwall, einem Buche, welches unter der Regierung der Königin Eliſabeth geſchrieben worden, zu erſehen. Wenn der Verfaſſer von den gewöhnlichen Luſtbarkeiten des Volks ſpricht, ſagt er unter andern; “Das Guary-Miracle, welches auf Engliſch ſo viel als Miracle-Play (Wunderſpiel) bedeutet, iſt eine Art eines Schauſpiels „welches von einer Geſchichte aus der heiligen Schrift „handelt, und auf Cornwalliſch geſchrieben iſt. Zur „Aufführung deſſelben erbauen ſie auf offenem Felde „ein Amphitheater, welches vierzig bis fünfzig Fuß „lang und breit zu ſeyn pfleget. Das Landvolk kommt „von einigen Meilen in der Runde dahin, um es zu „ſehen und zu hören; denn es kommen darinn Teufel „und vielerley ſinnreiche Sprüche vor, daß ſo wohl „das Auge als das Ohr ergötzt wird.„ — Von ſolcher Lauterkeit mögen nun zwar die Vorſtellungen der Maſter-Rimours zu Heinrichs des Vierten Zeiten, wohl nicht geweſen ſeyn, weil man ihnen ſonſt ſchwerlich das Handwerk gelegt hättte.

---

*) So wie die Grafſchaften des übrigen Englands; wo aber dergleichen Bezirke von hundert Dörfern Hundreds genennt werden.

Wie lange die Myſteries auf dem engliſchen Theater geherrſcht, kann man nicht genau beſtimmen; ſo viel iſt aber gewiß, daß ſie, nach einiger Zeit durch eine andere Art von Spielen verdrungen wurden, die man Moralities nennte, und welche wenigſtens einen Schatten von Vernunft hatten. Die Myſteries ſtellten bloß eine Geſchichte des alten oder neuen Teſtaments auf eine abgeſchmackte Weiſe vor, aber in den Moralities war doch irgend ein kleiner Plan, eine Fabel, etwas Moral, und auch wohl etwas Dichtkunſt, indem öſters die Tugenden, und Laſter, und Gemüthsbewegungen ꝛc. als Perſonen darinn aufgeführet wurden. *) In der erſten Helfte des ſechszehnten Jahrhunderts, fingen ſie auch an öfters von der Religion zu handeln; denn die Religion war damals ein Hauptgegenſtand, und es war kein Wunder, wenn eine jede Parthey alle Künſte anwendete, um ihren Sätzen Eingang zu verſchaffen. Wenn die Moralities noch jetzt in England gewöhnlich wären, ſo würden ſie eben ſo fleißig von politiſchen Sachen handeln. Doch dauerten dieſe theologiſch polemiſchen Schau-

---

*) Z. E. In einer alten Morality, unter dem Tittel all for Money (alles für Geld) ſind unter den auftrettenden Perſonen auch folgende: Die Gottesgelahrtheit, die Wiſſenſchaft, die Kunſt, die göttliche Ermahnung, die gottloſe Hülfe, die Gelehrſamkeit mit Geld, die Gelehrſamkeit ohne Geld, Geld ohne Gelehrſamkeit, weder Geld noch Gelehrſamkeit ꝛc.

ſpiele eben nicht lange; denn in einer Parlamentsakte, welche im vier und zwanzigſten Jahre der Regierung König Heinrichs des Achten, zur Beförderung der gereinigtern Religion gemacht ward, iſt eine Klauſel befindlich, wodurch allen Rimours und Schauſpielern verboten wird, in ihren Geſängen oder Stücken das geringſte vorzutragen, was der einmal feſtgeſetzten Lehre nachtheilig ſeyn könnte. Eine von dieſen Moralities, unter dem Titel: New Cuſtom &c. *) welche zur Vertheidigung der Reformation gemacht worden, ward unterdeſſen doch wieder auf das Theater gebracht; nemlich unter der Regierung der Königin Eliſabeth, als ſie die reformirte Religion wieder herſtellte.

Nach den Moralities kamen die Interludes auf, welche kleine Stücke, ob ſie gleich einem Geſpräche ähnlicher ſahen als einem Drama und wenig oder gar keine Handlung hatten, dennoch der wahren Komödie um einen guten Schritt näher kamen, als die vorher gewöhnlichen Spiele. Unter den Verfaſſern dieſer Interludes iſt John Heywood einer der vornehmſten. Er ward zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts in London gebohren und ſtudirte zu Oxford. Die Strenge des akademiſchen Lebens

---

*) Dodsley hat ſie dem erſten Bande ſeiner Sammlung einverleibet.

wollte ihm aber nicht lange gefallen; er begab ſich alſo wieder in ſeine Vaterſtadt, wo er mit dem **Thomas Morus** eine vertraute Freundſchaft errichtete. Er fand auch Mittel, ein Liebling König **Heinrichs des Achten** zu werden, der ihn wegen ſeines muntern Kopfs und ſeiner luſtigen Einfalle ſchätzte. Unter ſeinen Interludes findet ſich eines, in welchem er die Mönche und Ablaßkrämer lächerlich macht. Es führt den Titel: A marry Play between the Pardoner and the Frere, the Curate and Neybour Pratte, und iſt im Jahr 1533 gedruckt. *) Allein er muß nach der Zeit wieder ein ſehr eifriger Papiſt geworden ſeyn; denn er ſtand nicht allein bey der Königin Maria in großen Gnaden, ſondern verließ auch ſogar, nach ihrem Tode, ſein Vaterland, weil er wohl ſahe, daß die proteſtantiſche Parthey, unter Begünſtigung der Königin **Eliſabeth**, nunmehr die Oberhand bekommen werde. Er wandte ſich nach Mecheln, wo er im Jahr 1565 ſtarb. Er war ein guter Muſikus, und hat auſſer ſeinen Interludes, auch noch eine große Menge Epigrammata geſchrieben, die aber nicht viel werth ſind.

Und nun kommen wir endlich auf das erſte engliſche Stück, welches den Namen einer Tragödie verdient. **Thomas Sackville**, nachher Baron von

---

*) Man ſehe den angeführten Dialogue &c. S. 30.

Buckhurſt und endlich Graf von Dorſet, Großſchatzmeiſter von England unter der Regierung der Königin Eliſabeth und König Jakobs des Erſten, war der Verfaſſer deſſelben. Dieſer Herr war in ſeiner Jugend der größte Dichter ſeines Landes, ſo wie er in ſeinen männlichen Jahren der größte Staatsmann deſſelben ward. Er war im Jahr 1526 gebohren, er ſtudirte zu Oxford und Cambridge, und ſahe Frankreich und Italien. Alle ſeine poetiſchen Werke aber hat er vor dieſer Reiſe geſchrieben, und es ſcheint überhaupt nicht, daß er, insbeſondre zu ſeiner Tragödie, durch irgend ein ausländiſches Muſter ſey ermuntert worden. Sie ward den 16ten Jenner 1561 zum erſtenmal, in Gegenwart der Königin Eliſabeth aufgeführt; und der Inhalt iſt aus der alten engliſchen Geſchichte genommen. Sie ward nicht ſogleich gedruckt; während der Zeit aber da ſich der Verfaſſer auf Reiſen befand, machte ſich ein Buchhändler ſeine Abweſenheit zu Nutze, und gab ſie 1565 zu London in 8. ſehr fehlerhaft, heraus. Nach ſeiner Zurückkunft beſorgte er ſelbſt eine richtigere Ausgabe unter dem Titel: **Ferrer und Porrer**, welchen Titel er aber in der folgenden Ausgabe änderte und das Stück **Gorboduc** nennte. “**Gorboduc**, König von England, theilte ſein Reich, noch „bey Lebzeiten, unter ſeine Söhne **Ferrer** und **Por-**

„rex. Dieſe Söhne gerathen in Streit; der ältere „bringt den jüngern um; die Mutter, welche den „ermordeten vorzüglich liebte, tödtet den Mörder; „der König ermordet darauf die Königin; und damit das Theater ja gänzlich rein werde, ſo erregt „das Volk einen Aufſtand, und ſchaft auch den alten Gorboduc aus der Welt ꝛc. „ — Dieſes iſt die Fabel, und Blut wird auf der Scene genug vergoſſen. Die mechaniſchen Regeln der Tragödie, die Einheit der Zeit und des Orts, ſind ſchlecht beobachtet; denn der vierte und fünfte Aufzug allein, enthalten blos eine kleine Dauer von fünfzig Jahren. Allein der Dichter hat von einer andern Seite deſto größere Vorzüge; die Richtigkeit der Empfindungen, die natürliche Deutlichkeit des Styls, die leichte Harmonie des Sylbenmaaßes, ertheilen ſeinem Stücke jene Würde, jene Genauigkeit, die der Tragödie ſo weſentlich iſt, und doch von faſt allen nachfolgenden engliſchen Trauerſpieldichtern, entweder ſo wenig verſtanden, oder ſo ſehr vernachläßiget worden. Selbſt **Pope** machte ſehr viel aus dieſem erſten tragiſchen Verſuche ſeiner Landsleute, und ſeiner Vorſorge hat man die neueſte *) Ausgabe deſſelben zu verdanken, die zu London 1739 in 8. mit dem Leben Mylord

---

*) Auſſer daß es Dodsley auch nachher im zweyten Bande ſeiner Sammlung abdrucken laſſen.

lord **Buckhurſts** und Joſeph Spence, erſchienen iſt. Dieſe Ausgabe war höchſt nöthig; denn das Stück war ſo vergeſſen worden, und ſo wenigen mehr bekannt, daß es ſelbſt Dryden nicht muß geſehn haben, weil er es die **Tragödie von der Königin Gorboduc** nennt, und vorgiebt, daß ſie in gereimten Verſen abgefaßt ſey, welches ſie doch nicht iſt. *) Ich will mich jetzt nicht länger dabey aufhalten, ſondern nur noch dieſen einzigen Umſtand anführen, daß zwar **Gorboduc** überhaupt unſerm Lord **Buckhurſt** gehört, daß aber die erſten drey Aufzüge **Thomas Norton** ausgearbeitet haben ſoll.

Ohngefehr in eben daſſelbe 1561te Jahr fällt auch die erſte engliſche Komödie, die dieſes Namens nicht ganz unwerth iſt, wenigſtens von den Engländern durchgängig dafür erkannt wird. Sie führt auf einer der alteſten Ausgaben, auf der von 1661 nemlich, den Titel: *Gammer Gurton's Needle*, a right pithy pleaſant and merry Comedy; und zugleich wird auf dieſem Titel geſagt, daß ſie von einem Mr. S— Maſter of Arts verfertiget, und hundert Jahr vorher zu Cambridge geſpielet worden. Der Inhalt iſt ohngefehr dieſer: “Die Frau **Gammer Gurton**, als „ſie ihres Bedienten Hodge Beinkleider ausgebeſſert,

---

*) In der Zueignungsſchrift vor ſeinem Rival-Ladies.

„hat ihre Nadel dabey verloren, und ihre Nachbarin **Dame Chot** fällt bey ihr in den Verdacht, „als ob ſie ihr dieſe Nadel entwendet habe. Sie „läßt ſie ſogar durch den Pfarrer des Orts von ihr „wieder abfordern, und bey einem Haare wäre ein „gräulicher Zank darüber entſtanden. Doch **Hodge** „findet die Nadel noch zur rechten Zeit in ſeinen Beinkleidern, und macht der Komödie dadurch ein Ende.„ — Wie viel Komiſches in ſo einem Stücke ſeyn könne, und von welcher Gattung es ſeyn müſſe, kann man gar leicht von ſelbſt abnehmen. **Dodsley** hat es dem erſten Bande ſeiner Sammlung alter Luſtſpiele (S. 123 und folg.) einverleibt, und ich will hier nur noch hinzuſetzen, daß es in langen daktyliſchen Verſen geſchrieben iſt. Vierzig Jahr vorher, den 7ten May 1520, hatte man zwar bereits ein weit beſſeres Stücke auf der engliſchen Bühne geſehen, nemlich eines von den Luſtſpielen des Plautus, welches in Gegenwart des Königs aufgeführet ward: doch glaube ich nicht, daß **Riccoboni** *) allzuwohl daran gethan hat, von dieſem plautiniſchen Stücke die Epoche der engliſchen Komödie zu rechnen. Wenigſtens iſt die Anmerkung die er darüber macht, unrichtig: “daß „man folglich den Engländern das Vorrecht laſſen „müſſe, ihr Theater mit einem guten weltlichen Stück

---

*) In dem angezogenen Werk, S. 121.

„angefangen zu haben, da alle andre europäiſche Nationen das ihrige mit höchſt elenden Poſſenſpielen „angefangen hätten.„ Die Interludes, deren wir in dem vorhergehenden gedacht haben, ſind der wahre Anfang der eigentlichen engliſchen Komödie, und nichts beſſers als Poſſenſpiele geweſen.

Die Bahn war alſo in beyden Arten des Drama gebrochen und die Nacheiferung, welche durch jede gebilligte Neuigkeit erweckt wird, zeigte ſich bey mehr als einem der damaligen ſchönen Geiſter wirkſam. Ich will einige der vornehmſten nahmhaft machen.

Richard Edwards, war zu ſeiner Zeit als ein guter Muſikus und Dichter berühmt. Er ward 1523 geboren und ſtudirte gegen 1547 zu Oxford in dem Chriſtchurch Kollegio. Zu Anfange der Regierung der Königin Eliſabeth, ward er ein Mitglied ihrer Kapelle und Aufſeher der Kapellknaben. Man hat von ihm zwey Luſtſpiele, wovon das eine den Titel führt, **Damon und Pythias**, und vom **Dodsley** dem erſten Theile ſeiner Sammlung einverleibet worden. Aus dem Prologus erhellet, daß **Edwards** recht gute Begriffe von den Karakteren und den Abſichten des Luſtſpiels gehabt hat. Auch ſcheinen ihm die Lehren und Muſter der Alten nicht ganz unbekannt geweſen zu ſeyn; denn er ſagt unter andern in gedachtem Prologo, weil Könige und andre hohe Perſonen in ſeinem Stücke vorkämen, ſo würde er wohl am beſten thun, wenn er es eine Tragikomödie nennte. Dieſer Zug, wie bekannt, iſt von dem Vorredner zu des **Plautus** Amphitruo entlehnet. Das zweyte Luſtſpiel des **Edwards** heißt: **Palämon und Arcite.** In dieſem fand die Königin Eliſabeth, und die ganze Verſammlung, vor der es aufgeführt ward, nichts luſtiger, als ein Geſchrey von Jagdhunden, welches ſehr natürlich nachgeahmet ward.

John Lilly. Er war aus der Landſchaft Kent, und ward in dem Marien Magdalenen Kollegio zu Oxford erzogen, wo er im Jahr 1575 den Gradum eines Magiſters der freyen Künſte annahm. Er machte ſich ſowohl durch verſchiedene dramatiſche Stücke, als vornehmlich durch einen Roman, unter dem Titel: Euphues and his England, or the Anatomy of Wit, bekannt. Der Ausdruck in dieſem Roman war auſſerordentlich unnatürlich; voller Metaphern, Alluſionen, Allegorien und Analogien. Und ob man ſchon damals weit beſſere Muſter der Sprache aufzuweiſen hatte, dergleichen die Schriften eines **Sidney und Spenſer** waren, ſo fand er doch an dem Hofe der Königin Eliſabeth einen ſo auſſerordentlichen Beyfall, daß eine Hofdame, die den **Euphues** nicht leſen, und ſich nach ſeiner Art nicht ausdrücken konnte, damals eben ſo wenig geachtet ward, als jetzt eine, die nicht franzöſiſch ſpricht. Sechſe von Lillys dramatiſchen Stücken ſind, unter dem Titel der **Hofkomödien**, verſchiedne Jahre nachher zuſammen gedruckt worden. *) Sie heiſſen: **Alexander und Campaspe; Endymion; Galathe; Mydas; Sappho und Phaon, und Mutter Bombie.** Die erſte hat **Dodsley** dem zweyten Band ſeiner Sammlung einverleibet.

Jasper Heywood. Ein Sohn des obengedachten **John Heywoods**; gegen 1535 zu London gebohren. Er verlies mit ſeinem Vater England, und trat zu St. Omer in den Jeſuiterorden. Vorher als er noch in Oxford ſtudirte, hatte er einige von den lateiniſchen Trauerſpielen, die unter dem Namen des Seneka angeführet werden, überſetzt; und dieſerwegen gedenke ich hier ſeiner. **Den raſenden Herkules** nemlich, die **Trojanerinnen** und den **Thyeſt**. In den **Trojanerinnen** hat er verſchiedene Veränderungen und Zuſätze angebracht. Die Zuſätze beſtehen in einigen ſechzig Zeilen zu Ende des Chorus nach dem erſten Aufzuge; in einer ganzen Scene zu Anfange des zweyten Aufzuges, in welcher er den Geiſt des Achilles erſcheinen und ihn die Opferung der Polyxena verlangen läßt; desgleichen in drey Strophen, zu dem Chor nach dem zweyten Aufzuge. Die

---

*) London 1632 in Duodez.

Veränderungen betreffen vornehmlich den Chor des dritten Aufzuges, welcher in der Urſchrift faſt aus lauter Namen fremder Gegenden beſtehet, und an deſſen Statt er einen für ſeine Leſer verſtändlichern eingeſchoben hat. —— Er ſtarb 1598 zu Neapolis.

Wie die Stücke dieſer und der übrigen Zeitverwandten Dichter beſchaffen geweſen, kann man aus folgender Stelle des Ritters **Philipp Sidney** erſehen. “Unſere Trauerſpiele und Luſtſpiele, ſagt er „in ſeiner **Vertheidigung der Dichtkunſt**, beobachten weder die Regeln des Wohlſtandes, noch der „Dichtkunſt. Die eine Seite des Theaters iſt Aſien „und die andere Afrika; und dazwiſchen liegen „noch ſo viele Königreiche, daß jeder auftretende „Schauſpieler es ſein erſtes Wort muß ſeyn laſſen, „uns zu ſagen, wer und wo er ſey, weil man ſeine „Rede ſonſt unmöglich würde verſtehen können. Mit „einemmal kommen drey Frauenzimmer, welche Blumen ſuchen, und wir müſſen glauben, daß das Theater einen Garten vorſtelle. Nebenher hören wir, daß „ein Schiff auf eben demſelben Platze verunglückt ſey; „und nun muß das Theater ein Ufer oder ein Fels „ſeyn. Gleich darauf erſcheint in dem Hintertheile „der Schaubühne ein entſetzliches Ungeheuer, welches Feuer ſpeyet, und das Theater iſt folglich eine „Höhle. Nun kommen geſchwind ein halb Dutzend

„Kerle mit Schwerdtern und Schilden, die ein Kriegsheer vorſtellen, herein gelaufen, und wir werden gebeten, das Theater für ein Schlachtfeld zu halten ꝛc. So gehen unſere Dichter mit dem Orte um; und mit der Zeit ſind ſie noch weit freygebiger. Gewöhnlicher Weiſe verliebt ſich ein junger Prinz in eine junge Prinzeßin; nach mancherley Unglück und Verwirrung kömmt die Prinzeßin in geſegnete Umſtände, und wird zu gehöriger Zeit von einem geſunden und wohlgeſtalten Knaben entbunden. Dieſer wird verlohren, findet ſich wieder, wird groß, verliebt ſich, und würde vielleicht ſelbſt wieder einen jungen Sohn ſehen, wenn nicht der Vorhang zufiele ꝛc.„

Endlich ward zu Anfange des vorigen Jahrhunderts das engliſche Theater auf eine weit höhere Staffel der Vollkommenheit gebracht. **Shakeſpear, Beaumont, Fletcher** und **Ben Johnſon** waren die großen Genies, die es mit unſterblichen Werken bereicherten, und es auf einmal zu einem Theater machten, welches, nach dem Griechiſchen, für einen Kenner der ſchönen Wiſſenſchaften das aller intereſſanteſte iſt, und dem Anſehen nach auch bleiben wird.

Von dieſer Zeit an kann man die Geſchichte des engliſchen Theaters, und die Dichter deſſelben, in drey Perioden und Klaſſen eintheilen.

Der erſte Periode fängt an vom Shakeſpear und gehet bis zu der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Krieges, da die Puritaner durchaus alle Schauſpiele verboten. Er beträgt einige funfzig Jahre.

Der zweyte Periode fängt von der Zeit der Reſtitution an, und gehet bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, da einige mehr feine als große Köpfe, beſonders ihrem Trauerſpiele mehr Regelmäßigkeit und Anſtand zu geben anfingen.

Der dritte Periode begreifet das jetztlauffende Jahrhundert; und wie das Theater deſſelben das neue heißen kann, ſo wird man nicht unrecht den zweyten Perioden das mittlere und den erſten das alte engliſche Theater nennen können. Das älteſte folglich würde das Theater vor Shakeſpears Zeiten ſeyn; und von dieſen verlohnt es ſich kaum der Mühe, mehr zu ſagen, als ich bereits geſagt habe.

Aber auch von den drey wichtigern Perioden will ich vor jetzo dem Leſer weiter nichts vorlegen, als ein chronologiſches Verzeichniß der vornehmſten Dichter derſelben, damit er ohngefehr ſehen kann, welch eine reiche Erndte hier auf uns wartet.

Erſter Periode;

oder das alte engliſche Theater.

1. **William Shakeſpear**; gebohren 1564 zu Stratford in der Grafſchaft Warwick. Sein erſtes Stück

iſt Romeo und Juliet von 1597 und die gleich darauf folgenden Richard der Zweyte, und der Dritte. Er ſtarb 1617 im drey und fünfzigſten Jahre ſeines Alters. Die erſte Ausgabe ſeiner Werke iſt von 1623 in Folio. Die vorzüglichſten von den nachherigen Ausgaben ſind, die Ausgabe von **Rowe**, von **Pope**, von **Theobald**, von **Thomas Hanmer** und von **Warburton**.

2. **Francis Beaumont** und **John Fletcher**. Dieſe zwey Freunde ſind als dramatiſche Dichter nicht zu trennen, indem ſie alle ihre Werke gemeinſchaftlich verfertigten. Beaumont war gebohren 1585 und Fletcher 1576. Jener ſtarb noch vor ſeinem dreyßigſten Jahre, 1615; und dieſer 1625 an der Peſt.

3. **Ben Johnſon**; gebohren 1574. Sein erſtes dramatiſches Werk, das er drucken ließ, war das Luſtſpiel Every Man in his Humour; zum erſtenmale aufgeführt 1598. Er ſtarb den 16ten Auguſt 1657 im drey und ſechzigſten Jahre.

4. **Thomas Heywood**; lebte unter der Regierung der Königin Eliſabeth und Jakobi I. und war zugleich ein Schauſpieler. Er hat eine ungeheure Menge Stücke gemacht; wie er denn in der Vorrede zu einem ſagt, daß das gegenwärtige, das zweyhundert und zwanzigſte ſey, welches aus ſeiner

Feder gefloſſen, oder woran er wenigſtens Theil gehabt. Es ſind aber von dieſer großen Anzahl nicht mehr als vier und zwanzig übrig geblieben. Eine von ſeinen Tragödien: A Woman kill'd with kindneſs ſtehet in dem vierten Bande der Dodsleyſchen Sammlung.

5. **Chriſtoph Marloe**; er ſtudirte zu Cambridge, verließ aber die Univerſität gar bald, und ward ein Schauſpieler, und zwar von eben der Geſellſchaft, von welcher Shakeſpear war. Er war zum Tragiſchen beſonders aufgelegt, und unter ſeinen ſechs Stücken iſt auch ein **Doktor Fauſt**. Seine Tragödie, Edward the ſecond, ſtehet in dem zweyten Band der **Dodsleyſchen** Sammlung. **Wood** legt ihm einen ſehr abſcheulichen Karakter bey; und ſagt er ſey ein offenbahrer Atheiſt geweſen. Von dergleichen Beſchuldigungen gehet meiſtentheils viel ab. Sein Ende war ſehr unglücklich. Er hatte ſich in ein gemeines Mädchen verliebt, bey der er einſt einen Nebenbuhler in Livrey antraf. Er zog ſeinen Dolch und wollte ihn in der Wuth erſtechen. Doch der Bediente wich dem Stoſſe aus, riß ihm den Stahl aus der Hand, und verwundete ihn mit ſeinem eigenen Dolche. Die Wunde war tödtlich, und er ſtarb 1591.

6. **George Chapmann**; gebohren 1578. Er ſtu=

dierte zu Oxford und kam nachher nach London, wo er mit Shakeſpear, Johnſon, Fletcher ꝛc. Freundſchaft machte. Er war in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache ſehr erfahren, und ſeine Ueberſetzung des Homers wird auch noch jetzt nicht ganz verachtet. Er hat verſchiedne Trauerſpiele und Komödien geſchrieben. Aus dem Prologo ſeiner Komödie, All Fools, ſieht man, daß zu damaliger Zeit die Standesperſonen und wer ſich ein guter Kunſtrichter zu ſeyn dünkte, anſtatt in den Logen zu ſitzen, mit auf dem Theater ſaſſen, wie es noch jetzt in Frankreich gebräuchlich iſt. Eine andere von ſeinen Komödien: Two wiſe men, and all the reſt Fools, hat ſieben Aufzüge. Unter ſeinen Trauerſpielen heißt eines: Alphonſus Emperor of Germany; in welchem er dieſen Gegenkaiſer **Richards von Kornwall**, bloß ſeiner Nation zu ſchmeicheln, eine ſehr abſcheuliche und unglückliche Rolle ſpielen läßt. Sein Luſtſpiel: The Widow's tears, deſſen Inhalt die bekannte Geſchichte von der Matrone zu Epheſus iſt, ſtehet in dem vierten Bande der Dodsleyſchen Sammlung. Chapmann ſtarb 1655.

7. **William Rowley**; ſchrieb ſechs dramatiſche Stücke, an deren einem: The Birth of Merlin, Shakeſpear Theil hat. Seine beſte Tragödie iſt All's

is loſt by Luſt. Eine von ſeinen Komödien: A Match at Mitnight ſtehet in dem ſechſten Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung. Er lebte noch unter der Regierung **Karls** des erſten.

8. John Marſton; ſtudierte zu Oxford und iſt Verfaſſer von acht dramatiſchen Stücken, die Shakeſpear nach ſeinem Tode, der gegen 1614 muß erfolgt ſeyn, herausgegeben. Eines davon, The Malcontent, a Tragedy, ſtehet in dem vierten Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung. Sie iſt dem **Ben Johnſon** mit vielen Lobſprüchen zugeeignet.

9. **Samuel Daniel**; gebohren 1562. Er ſchrieb auſſer ſeiner **Geſchichte von England**, und vielen andern Gedichten, auch einige Tragödien, und Tragikomödien. Die erſten, namentlich **Philotas** und **Cleopatra**, hat er nach der Art der Alten, mit Chören zwiſchen jedem Aufzuge, verfertiget. Er ward nach dem Tode des groſſen Spenſer, gekrönter Poet, bey der Königin **Eliſabeth**, und ſtarb 1619.

10. **Thomas Decker**; lebte unter der Regierung Jakobi I. Er ward durch die Streitigkeit, die er mit **Ben Johnſon** bekam, berühmter als durch alle ſeine Werke, die in eilf dramatiſchen Stücken, größten Theils Luſtſpielen, beſtehen, wovon er achte

ganz allein, drey in Geſellſchaft mit **Webſter**, und eines in Geſellſchaft mit **Rowley** und **Ford** verfertiget. Unter die erſten achte gehöret The Whore of Babylon, (gedruckt zu London 1601 in Quart) worinn er, unter erdichteten Namen, die vortrefflichen Tugenden der Königin **Eliſabeth**, und die Gefahren vorſtellet, denen ſie durch die glückliche Entdeckung der böſen Abſichten, welche die Jeſuiten und Papiſten wider ihre geheiligte Perſon gehabt, entgangen. Desgleichen: The honneſt Whore, in zwey Theilen, wovon der erſte in dem dritten Bande der **Dodsleyſchen** Sammlung zu finden. Unter die Stücke welche er in Geſellſchaft mit **Webſtern** geſchrieben, gehöret Wyatt's Hiſtory. Der Held dieſes Stücks iſt Sir **Thomas Wyat** aus Kent, welcher in dem erſten Jahre der Königin **Maria** einen Aufſtand erregte, um ihre Vermählung mit **Philippo** von Spanien zu hintertreiben.

11. **Fulk Greville, Lord Brooke**; ein Herr der bey der Königin **Eliſabeth** in großen Gnaden ſtand, und auch an dem Hofe **Jakobi I.** wichtige Stellen bekleidete. Er war ein vertrauter Freund von **Ph. Sidney** und **Camdens** großer Gönner. Er ſchrieb zwey Trauerſpiele, **Alabam** und **Muſtapha**. Das letztere ſtehet in dem zweyten Bande der **Dods-**

leyſchen Sammlung. Er ward 1628 von einem ſeiner Bedienten, der ſich von ihm nicht genug belohnt zu ſeyn glaubte, ermordet.

12. **Philipp Maßinger.** Er war einer von den angeſehenſten Dichtern ſeiner Zeit; gebohren gegen 1585. Er ſtarb zu London 1640. und ward von allen Komödianten, die damals in der Stadt waren zu Grabe begleitet. Auſſer verſchiednen Stücken, die er mit Fletchern und andern in Gemeinſchaft ſchrieb, hat er deren noch vierzehn von ſeiner eignen Arbeit drucken laſſen. Viere davon: The Guardian, a comical Hiſtory; das Luſtſpiel: A new way to pay old debts; die Tragikomödie: The picture, und das Trauerſpiel: The unnaturel Combat hat Dodsley dem achten Bande ſeiner Sammlung einverleibet.

13. **Thomas Randolf**; gebohren 1605. Er ſtudierte zu Cambridge, und war einer von den eifrigſten Anhängern und Bewundrer Ben Johnſons. Er ſtarb 1634. Von ſeinen dramatiſchen Stücken ſtehet das Luſtſpiel: The Muſe's Looking Glaſs, welches zugleich eine Vertheidigung der Schaubühne iſt, in dem ſechsten Bande der Dodsleyſchen Sammlung.

14. **William Alexander Graf von Stirling**; aus einer vornehmen Schottiſchen Familie; gebohren

unter der Regierung der Königin **Eliſabeth** und während der Minderjährigkeit **Jakobi** VI. von Schottland. Er ſtand bey dem letztern und deſſen Sohne **Karl** dem Erſten, in großen Gnaden und bediente wichtige Aemter. Er iſt Verfaſſer von vier dramatiſchen Stücken, die er **Monarchiſche Trauerſpiele** nennet; namentlich, die Alexandriniſche **Tragödie**, **Cröſus**, **Darius** und **Julius Cäſar**. Sie ſind nach dem Muſter der Alten geſchrieben, und haben zwiſchen jedem Aufzuge Chöre. Sie ſind durchaus ernſthaft, und wie die Tragödien des Seneca voller Sinnſprüche; doch ſind auch die ſanftern und zärtlichern Leidenſchaften dann und wann ſehr fein bearbeitet. In der Wahl ſeiner Verſe aber, iſt der Verfaſſer ſehr unglücklich geweſen; es ſind nemlich Verſe mit abwechſelnden Reimen, ſo wie ſie **Pibrac** in ſeinen Vierverſen, oder **Davenant** in ſeinem Gondibert gemacht hat.

15. John Ford; ſchrieb unter der Regierung **Karls** des Erſten, zum Theil in Geſellſchaft mit **Rowley** und **Decker**. Er war zu dem Tragiſchen aufgelegter, als zum Komiſchen. Seine beſte Tragödie ſoll ſeyn: 'Tis Pity ſhe is a Whore! Schade, daß ſie eine Hure iſt! Ein ſonderbarer Titel für ein Trauerſpiel. Die unzüchtige Liebe eines Bru-

ders zu ſeiner Schweſter, wird darinn ein wenig mit allzu lebhaften und reitzenden Farben geſchildert.

16. **Thomas May**, war unter der Regierung der Königin **Eliſabeth** gebohren, und lebte an dem Hofe **Karls** des Erſten, während welcher Zeit er drey Trauerſpiele und zwey Komödien ſchrieb. Die beyden letztern unter dem Titel: The Heir und the old Couple ſind in dem ſiebenden Bande der Dodsleyſchen Sammlung befindlich. Weil er zugleich mit **William Davenant** um die Stelle des gekrönten Hofpoeten anhielt, und ſie nicht bekam, ward er wider den Hof erbittert, und hieng, während dem bürgerlichen Kriege, dem Parlamente an. Er beſchrieb auch die Geſchichte dieſes Parlaments, worinn er alle Galle eines Mißvergnügten ausſchüttete. Er ſtarb 1652.

17. **Thomas Goff**; gebohren gegen das Jahr 1592. Er ſchrieb, als er zu Orford ſtudierte verſchiedene Tragödien; wählte aber hernach den geiſtlichen Stand, und ſchrieb Predigten, deren einige im Jahre 1624 gedruckt worden. Er ſtarb in dem nämlichen Jahre.

18. **Thomas Middleton.** Er lebte unter der Regierung **Karls** des Erſten; und das rühmlichſte was man von ihm ſagen kann, iſt dieſes, daß er mit

Johnſon und Fletcher in Gemeinſchaft gearbeitet, desgleichen auch mit Maßinger und Rowley. Seine dramatiſche Stücke belaufen ſich auf vier und zwanzig, meiſtens Komödien. Eine davon: A mad World, my Maſters! ſtehet in dem fünften Bande der Dodsleyſchen Sammlung; und eine andere: The Mayor of Queenborough, in dem eilften Bande derſelben.

19. **John Suckling**, gebohren 1613. Sein Vater war Haushofmeiſter bey Karl dem erſten. Er reiſete, und wohnte in Deutſchland einem Feldzuge unter Guſtaph Adolph bey. Als er wieder nach Hauſe kam, war der bürgerliche Krieg ausgebrochen. Er brachte auf eigne Koſten einen Trupp Reiter, zum Dienſte des Königs, zuſammen, konnte aber keine großen Dinge damit verrichten, weil er im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Man hat nur vier dramatiſche Stücke von ihm. In Proſa wußte er ſich als ein Mann von Lebensart und Witz auszudrücken; zur Poeſie aber zeigte er kein ſonderlich Genie.

20. **William Cartwright**; gebohren 1611 oder nach andern 1615. Er ſtudierte zu Oxford, wo er verſchiedne Komödien und Tragikomödien ſchrieb. Eine von den leztern: the Royal Slave, ward den 30ten Auguſt 1636 von den Studenten des Chriſt-

Church Kollegii daſelbſt, in Gegenwart des Königs und der Königin mit großem Beyfall aufgeführt. Seine Komödie: the Ordinary ſtehet in dem zehnten Band der Dodsleyſchen Sammlung. **Cortwright** trat hernach in den geiſtlichen Stand, und erwarb ſich durch ſeine pathetiſche Predigten vielen Ruhm. Er ſtarb aber ſehr jung; nemlich 1643 im drey und dreyßigſten Jahr ſeines Alters.

21. **Anthony Brewer**; blühte unter der Regierung **Karls** des Erſten, und ſchrieb, auſſer einer Komödie, **den vor Liebe kranken König**, welches für eines von den beſten irregulären Trauerſpielen, nach **Shakeſpears** ſeinen, gehalten wird. Die Geſchichte iſt ungemein rührend: **Kanut**, König von Dännemark, hat ſich der Stadt Wincheſter, durch Verrätherey eines Einwohners, bemächtiget, und befiehlt alles über die Klinge ſpringen zu laſſen. Er kömmt voller Blutdurſt in das Kloſter, und ſchnaubet nach Mord; hier gehet ihm die Nonne **Cartesmunde** entgegen, und ihre Schönheit hat die Gewalt, die Wuth des tobenden Siegers zu hemmen und ihn gleichſam in einen Menſchen umzuſchaffen. **Kanut** verliebt ſich in ſie, und die ſchöne Nonne überläßt ſich, nach einem langen Streite zwiſchen Ehre und Liebe, dem Tyrannen, und bricht ihre Kloſtergelübde. Die Sprache in

dieſem Stücke des Brewer iſt ſehr modern; die Verſe ſind ſo muſikaliſch, als Rowes Verſe nur immer ſeyn können, und eine Menge Stellen ſind von einer recht ſchmelzenden Zärtlichkeit. —— Noch ſchreiben einige dieſem A. Brewer ein Luſtſpiel zu, unter dem Titel: Lingua, or the Combat of the Tongue and the five ſenſes, for Superiority. Es ward 1607 zuerſt gedruckt, und iſt in dem fünften Bande der Dodsleyſchen Sammlung zu finden. Ein Umſtand macht dieſes Stück merkwürdig. Als es nemlich zu Cambridge aufgeführet ward, ſpielte Oliver Cromwell, als ein junger Student, die Rolle des Gefühls darinn, und zwar mit ſo vieler Empfindung, daß ſein Ehrgeitz dabey zuerſt aufzuwachen anfieng. Folgende Stelle, wo er als ſpielende Perſon gekrönet wird, ſoll ihn unter andern ſo erhitzt haben, daß er in allem Ernſte nach einer wirklichen Krone zu trachten, ſich vorgeſetzt.

Roſes and bays, pack hence! this crown and robe
My brows, and body, circles and inveſts;
How gallantly it fits me! ſure the ſlave
Meaſured my head, that wrought this coronet.
They lie that ſay, complexion connot change!
My blood's enobled, and i am transform'd
Unto the ſacred temper af a king.
Methinks, i hear my noble Paraſites

Stiling me Cæſar, or great Alexander,
Licking my feet &c.

82. James Schirley; iſt einer von den voluminöſeſten dramatiſchen Dichtern dieſes Perioden; doch gehöret er auch einigermaſſen mit in den folgenden. Er hatte zu Cambridge den Gradum angenommen, und war auch bereits Prediger in der Grafſchaft Hertford, als er zur katholiſchen Religion übertrat. Er verließ alſo ſeine Pfarre, kam nach London und fieng an für das Theater zu arbeiten. Die Königin **Henriette Maria**, Karls des Erſten Gemahlin, erzeigte ihm viel Gnade, der er auch, bis ſie in dem bürgerlichen Kriege nach Frankreich flüchten mußte, treulich anhieng. Er trat hierauf in die Dienſte des Herzogs von Newkaſtle, **William Cavendiſch**. Nach der Reſtauration wurden verſchiedne von ſeinen Luſtſpielen nicht ohne Beyfall in London aufgeführt. Man kann aber nicht ſagen, daß ihm Karl der Zweyte irgend eine Belohnung für ſeine beſtändige Treue gegen das Königliche Haus zuflieſſen laſſen. Er ſtarb in großem Elende zu London 1666. Er hat an die acht und dreyßig dramatiſche Stücke, meiſtens Komödien, geſchrieben. Zwey davon, The Bird in the Cage, und The Gamſter, ſtehen in dem neunten Band der Dodsleyſchen Sammlung. Er hat ihr eine iro-

niſche Zuſchrift an **William Prynne**, deſſen wir ein andermal gedenken werden, vorgeſetzt.

Und dieſes werden auch ziemlich die merkwürdigſten dramatiſchen Dichter aus dieſem Perioden ſeyn. Einige andere will ich nur bloß nennen. **Joſeph Rutter**, ein Zeitverwandter des **Johnſon**, deſſen tragiſch-komiſche Paſtorelle The Shepherd's Holiday, in dem ſiebenden Band der **Dodsleyſchen** Sammlung vorkömmt. — **William Habington**, gebohren 1605 und geſtorben 1654, deſſen Tragikomödie: The Queen af Arragon, **Dodsley** ſeinem zehnten Bande einverleibet hat. — **John Webſter**, deſſen Tragödie: The white Devil or Vittoria Corombona, daſelbſt in dem dritten Bande zu finden — Gerwaſe **Markham**, der unter der Regierung **Karls** des Erſten lebte, und für ihn die Waffen ergriff; er iſt Verfaſſer eines einzigen Trauerſpiels: Herod and Antipater. — **Peter Hauſted**, ein Geiſtlicher der Predigten und Komödien geſchrieben, geſtorben 1645. — **John Day**, **Jaſper Main** ꝛc.

Zwenter Periode;
oder das mittlere Theater.

1. **William Davenant**; gebohren 1605 zu Oxford, wo ſein Vater ein Wirthshaus hielt. Er ſtudierte daſelbſt in Linkols-Inn, aber nur kurze Zeit, und that ſich ſeit 1628 mit verſchiednen dramati=

ſchen Stücken und andern Gedichten hervor. Im Jahr 1637 ward er gekrönter Poet an Ben Johnſons Stelle. Er blieb dem König und der königlichen Familie, während dem bürgerlichen Kriege, ſehr treu und ergeben, und kam darüber auch mehr als einmal in Lebensgefahr. Warum er aber die erſte Stelle in dieſem Perioden verdienet, iſt dieſes die Urſache. Da die damaligen Eiferer, deren zartes Gewiſſen es zwar erlaubte, das Blut ihres rechtmäßigen Regenten zu vergieſſen, aber nicht, einen unſchuldigen Scherz anzuhören, alle theatraliſche Vorſtellungen verboten hatten, und nun verſchiedne Jahre gar keine engliſche Bühne exiſtierte: ſo war Davenant der erſte, der auf die Wiederherſtellung derſelben bedacht war. Er mußte aber ſehr behutſam zu Werke gehen, und vor der Hand die Muſik für das Hauptwerk ausgeben. Die Stücke die er in dieſer Abſicht verfertigte, waren mehr Geſpräche und einzelne Deklamationen, als wirkliche Tragödien und Komödien. Dieſer Zwang aber fiel endlich weg, als im Jahr 1660 die königliche Familie wieder eingeſetzt ward. Davenant ſtarb den 7ten April 1668. Die Anzahl ſeiner dramatiſchen Stücke, die er ſo wohl vor als nach den Zeiten der Rebellion gemacht, beläuft ſich ohngefehr auf zwanzig; ſie ſind mit ſeinen übrigen Werken, in einem Foliobande zu London 1673 zuſammen gedruckt worden.

2. **Johann Dryden.** Von dieſem und ſeinen ſämtlichen dramatiſchen Werken werde ich in dem folgenden dreyzehnten Artikel umſtändlich zu handeln anfangen.

3. **Nathanael Lee.** Er ſtudierte kurze Zeit zu Cambridge, und betrat hierauf als Schauſpieler das Theater. Man weis wenig von ſeinen Lebensumſtänden. Er ſtarb noch vor ſeinem vier und dreyßigſten Jahre, und ſchrieb eilf Tragödien. Er beſaß den göttlichen Enthuſiaſmus eines Poeten, und war beſonders in dem Ausdrucke der zärtlichen Leidenſchaften glücklich. Er war einige Zeit vom Verſtande, und ſaß in Bedlam. Für ſein feinſtes und rührendſtes Stück hält man: **Lucius Junius Brutus** ꝛc.

4. **Thomas Otwey**, gebohren 1651. Er ſtudierte zu Oxford, gieng von da nach London, und ward ein Schauſpieler, wozu er aber die größten Gaben nicht hatte. Er diente hierauf als Soldat in Flandern, kam aber in ſchlechten Umſtänden wieder zurück, und fieng an, für die Bühne zu ſchreiben. Seine Luſtſpiele ſind allzu wild und unzüchtig. In ſeinen Trauerſpielen aber iſt er ſo rührend, und zeigt ſich als einen ſo großen Meiſter über das Herz

und die Leidenſchaften ſeiner Zuhörer, daß er unter den alten und neuen dramatiſchen Dichtern, nur ſehr wenige ſeines gleichen hat. Er ſtarb 1685 im drey und dreyßigſten Jahre ſeines Alters, in dem äuſſerſten Elende; und der Verfaſſer des **befreyten Venedigs** mußte in dem großmüthigen und reichen Englande, vor ſeinem Ende noch betteln.

5. **Thomas Shadwell**; gebohren gegen 1640. Er war gekrönter Poet und ſtarb 1692. **Dryden** war ſein großer Feind; allein er verachtete ihn viel zu ſehr. Verſchiedne von ſeinen Komödien ſind reich an **Humor**; und es fehlt ihnen auch nicht an urſprünglichen Karaktern. Er ahmte ſonderlich Ben Johnſon nach.

6. **Thomas Killegrew**. Er war Edelknabe bey **Karl** dem Erſten, und hernach Kammerjunker bey **Karl** dem Zweyten, mit dem er zwanzig Jahr auſſer England lebte. Während dieſer Zeit ſchrieb er neun dramatiſche Stücke, und zwey nach ſeiner Zurückkunft in London, die daſelbſt in einem Foliobande 1664 zuſammen gedruckt worden. Ein Luſtſpiel davon: The Parson's Wedding ſtehet in dem neunten Bande der **Dodsley**ſchen Sammlung. — Auch von einem andern Dichter dieſes Namens, **William Killegrew**, der **Karl** dem Erſten ſehr treu blieb, und hernach gleichfalls an

Karls des Zweyten Hofe lebte, hat man vier dramatiſche Stücke, die zu Oxford 1666 in Folio zuſammen gedruckt worden.

7. **Katharina Philips**, eines Kaufmanns, **John Fowles** Tochter, zu London gebohren 1631. Sie überſetzte einige Trauerſpiele aus dem Franzöſiſchen des **P. Corneille** und ſtarb im zwey und dreyßigſten Jahre ihres Alters 1664.

8. **Roger Boyle Graf von Orrey**; gebohren 1621. Er war einer von den größten Staatsmännern ſeiner Zeit, und ſchrieb einige Tragödien. Er ſtarb 1679.

9. **Aphra Behn**; dieſe bekannte Dichterin ward unter der Regierung **Karls des Erſten** gebohren, und lebte in ihren jüngern Jahren mit ihrem Vater, Namens Johnſon, in Surinam. Als ſie nach London wieder zurück kam, heyrathete ſie daſelbſt ein Kaufmann mit Namen **Behn**. **Karl der zweyte** brauchte ſie in politiſchen Angelegenheiten. Sie hat, auſſer verſchiednen andern Gedichten, ſiebzehn Komödien geſchrieben, welche in vier Duodezbänden 1724 zuſammengedruckt worden. Sie ſtarb 1689.

10. **Charles Sedley**; gebohren gegen 1609. Er kam nach der Reſtauration an den Hof **Karl des Zweyten**, der ihn ſehr werth hielt. Er hatte viel Witz, aber eine ſehr wilde Lebensart. Die Revolution

unter **Jakob** den zweyten, half er ſehr befördern. Er iſt Verfaſſer von drey Komödien und eben ſo vielen Trauerſpielen, die mit ſeinen übrigen Gedichten 1719. in zwey Oktavbänden zuſammen gedruckt worden.

11. **George Etherege**; gebohren gegen 1636. Er ſtudierte einige Zeit zu Cambridge und that eine Reiſe nach Frankreich. Seine erſte Komödie: The comical Revenge, or Love in a Tub, ward 1664 zuerſt aufgeführt, und brachte ihm die Bekanntſchaft der damals berufenen witzigen Köpfe, des Herzogs von **Buckingham**, des Grafen von **Rochester**, des vorerwehnten **Charles Sedley**, zuwege, in deren Lebensart er nicht übel einſchlug. Jakob der Zweyte ſchickte ihn als ſeinen Miniſter nach Regensburg, wo er auch geſtorben ſeyn ſoll. Er hat auſſer dem angeführten Luſtſpiele, deren nur noch zwey oder drey gemacht.

12. **William Mountford**; gebohren 1659. Er war ein berühmter Schauſpieler und zugleich Verfaſſer von einigen dramatiſchen Stücken, unter welchen ſich das Poſſenſpiel befindet: Dr. Fauſtus, with the Humours of Harlequin and Scaramouch. Er ward 1692. meuchelmörderiſcher Weiſe umgebracht.

13. **John Crown**; gebohren in Neuſchottland in

Nordamerika. Er kam nach England über und erlangte als ein dramatiſcher Schriftſteller, an dem Hofe **Karls** des zweyten, nicht den kleinſten Ruhm. Er hat ſiebzehn Stücke für das Theater geſchrieben, unter welchen die Komödie: Sir Courtly Nice, or it cannot be, für das beſte gehalten wird. Er lebte noch 1705. in einen hohen Alter.

14. **Thomas Betterton**, einer von den größten Schauſpielern, die England jemals gehabt hat. Er war gebohren 1635. und ſtarb 1710. Er iſt auch Verfaſſer von drey dramatiſchen Stücken.

15. **John Banks**; Verfaſſer von verſchiednen Tragödien, die von keinem großen poetiſchen Genie zeugen, aber doch nicht ſelten Thränen erregt haben, welches beſonders von ſeinem **Grafen von Eſſex** und **Anna Bullen** zu ſagen iſt. Er lebte noch im Jahr 1706.

16. **George Farquhar**; ein Irrländer, gebohren 1678. Er ſtudierte in dem Dreyfaltigkeits-Kollegio zu Dublin, betrat aber bald das Theater daſelbſt. Im Jahr 1696. kam er nach London, und ward aus einem Schauſpieler ein komiſcher Schriftſteller. Seine Luſtſpiele haben ihren Werth, ob er gleich das Alter nicht erreichte, in welchen er eine reife und allgemeine Kenntniß der Welt hätte haben und zeigen können. Er ſtarb nemlich noch

vor ſeinem dreyßigſten Jahre 1707. in ſehr mißlichen Umſtänden.

17. **Elkanah Settle**; gebohren gegen 1658. Er ſpielte von 1680. den politiſchen Federfechter und war bald ein **Tory** und bald ein **Whig**. Zugleich ſchrieb er an die fünfzehn dramatiſche Stücke und ſtarb 1724.

18. **Edward Ravenscraft**; Verfaſſer von eilf dramatiſchen Stücken. Er war ein großer Feind von **Dryden**. Der Vorwurf des Plagii aber, den er dieſem macht, iſt ihm ſelbſt mit größtem Rechte zu machen, indem er ſeine Luſtſpiele faſt alle, aus franzöſiſchen entlehnet hat, ohne ſie zu verſchönern, welches unter **Drydens** Feder doch oft geſchah. Er muß gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts geſtorben ſeyn.

19. **William Wycherley**; dieſer große komiſche Dichter war gebohren 1640. Er kam ſehr jung nach Frankreich, wo er die katholiſche Religion annahm, der er aber wieder nach ſeiner Zurückkunft in England entſagte. Er war auf dem Punkte bey Karl dem zweyten, der ihn ſehr ſchätzte, ein großes Glück zu machen, als die Liebe auf einmal ſeine ſchönſten Hoffnungen zerſtörte. Er ſtarb 1715. Sein erſtes Luſtſpiel: Love in a Wood, iſt von 1672. Sein Plain-Dealer, welchen **Voltaire** ſehr wohl

zu brauchen gewußt hat, wird für ſein beſtes Stück gehalten.

20. **Nahum Tate**; gebohren unter der Regierung Karls des zweyten. Er ward nach **Shadwells** Tode gekrönter Poete, und lebte bis gegen 1715. Er iſt Verfaſſer von neun Schauſpielen.

21. **Thomas d'Urfey**; Verfaſſer von ein und dreyßig aber ſehr mittelmäßigen Schauſpielen. Er ſtarb 1723. in einem ſehr hohen Alter. Man kennet die ſpaßhaften Lobeserhebungen, die der **Zuſchauer** an verſchiedenen Orten von ihm macht.

22. **Peter Motteaux**; ein Franzoſe, gebohren zu Rouen in der Normandie. Er kam nach England, und trieb in London einen anſehnlichen Handel. Er ward dabey ein engliſcher Schriftſteller, und ſchrieb verſchiedne Schauſpiele. Er kam 1718. im acht und funfzigſten Jahre ſeines Alters, ums Leben.

23. **Miſtreß Manley**; dieſes bekannte unglückliche Frauenzimmer, iſt auch Verfaſſerin von einigen Schauſpielen. Sie ſtarb 1724.

Es finden ſich noch verſchiedene andere dramatiſche Dichter, die in dieſen Perioden zwar gehören, aber weder ſchlecht genug, noch gut genug ſind, näher gekannt zu werden; dergleichen **Flecknoe**, **Gildon**, **Cotton**, **Dennis** ꝛc.

Dritter Periode;

oder das neueſte engliſche Theater.

Ich habe geſagt, daß ich dieſen Perioden von einigen mehr feinen als großen Köpfen zu rechnen anfange, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, beſonders den engliſchen Trauerſpielen, mehr Regelmäßigkeit und Anſtand zu geben bemüht waren. Ich will aber damit nicht ſagen, daß alle mit ihnen zugleich lebende oder auf ſie folgende dramatiſche Schriftſteller ihres Landes, die nehmliche Bahn betreten. Genug, daß ihr Beyſpiel auf alle wenigſtens ſo viel Einfluß gehabt zu haben ſcheint, um mit ihnen eine neue Klaſſe anfangen zu können, worüber ich mich anderwärts näher erklären werde.

1. **Nicholas Rowe.** Dieſer vortreffliche Dichter ward gebohren 1673, in der Grafſchaft Bedford. Sein erſtes Trauerſpiel: The ambitious Stepmother, ſchrieb er in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre. Sein **Tamerlan** war dasjenige, worauf er ſich ſelbſt das meiſte einbildete. Dieſes Stück wird jährlich den vierten und fünften November, als an den Gedächtnißtagen der Pulververſchwörung und der Landung König **Wilhelms** III. in England, geſpielet. **Rowe** ſchrieb auch ein Luſtſpiel, welches aber keinen Beyfall fand. Er ſtarb den 6 December 1718.

2. Joſeph Addiſon. Dieſer ungemeine Schriftſteller verdient hier wegen ſeines berufenen Cato eine Stelle; ob es gleich nicht wahr iſt, daß dieſer Cato, wie Voltaire ſagt, für die erſte vernünftige (raiſonnable) engliſche Tragödie zu halten, und ob er gleich auch bey weiten von der Vollkommenheit nicht iſt, daß er vor allen andern den Deutſchen ſo bekannt zu werden verdient hätte. Addiſon war gebohren 1672; und ſein Cato erſchien zum erſtenmale 1713. Er ſtarb 1719

3. William Congreve; gebohren gegen 1671. oder 72. Er ward in Irrland erzogen und ſtudierte zu Dublin. Sein erſtes Luſtſpiel: The old Batchelor kam 1693 auf das Theater. Das einzige Trauerſpiel, welches er geſchrieben, zeiget, daß das Tragiſche ſeine Sache ganz und gar nicht geweſen. Er hörte zeitig wieder auf für das Theater zu ſchreiben, weil das Publikum ſein beſtes Stück zu kalt aufgenommen hatte. Er ſtarb den 19 Jenner 1729.

4. John Vanbrugh. Er und Congreve ſind in dieſem Perioden ohne Zweifel die größte Zierde der komiſchen Scene. Er ſtarb 1726. Seine Luſtſpiele, an der Zahl achte, ſind in zwey Oktavbänden zuſammen gedruckt. (London 1734.)

5. Richard Steele; gehöret als Verfaſſer verſchiedner Luſtſpiele hieher. Das erſte davon: The Grief

a la-Mode, kam 1702 auf das Theater. Das beſte und ausgearbeiteſte iſt: The Conſcious Lovers, welches 1722 zu erſt geſpielt ward. Er ſtarb den erſten September 1729.

6. **Elijah Fenton**; Verfaſſer eines ſehr guten Trauerſpiels, **Mariamne**, welches 1723 auf die Bühne kam. Er ſtarb 1730.

7. **Edmund Smith**; gleichfalls Verfaſſer nur eines Trauerſpiels, **Phädra und Hippolitus**, das aber gewißer glänzender Fehler wegen, näher gekannt zu werden verdienet. Er ſtarb 1710.

8. **Katharine Cockburn.** Dieſe nicht geringſchätzige Vertheidigerin des Locke, iſt auch Verfaſſerin verſchiedner Schauſpiele. Sie war gebohren 1679 und ſtarb 1747.

9. **Ambroſe Philips.** Dieſer Dichter, den Pope ein wenig zu ſehr verachtet hat, iſt Verfaſſer verſchiedner rührender Trauerſpiele, unter welchen ſich auch eine Ueberſetzung der **Andromacha** des Racine befindet. Er ſtarb 1748.

10. **James Thomſon**; deſſen Leben in dem erſten Bande dieſer Analekten zu finden.

11. **Aaron Hill**; gebohren 1685. Er ſahe ſehr jung Aegypten, Paleſtina und einen großen Theil der Morgenländer, von welcher Reiſe er 1705 wieder zurück kam. Seine erſte Tragödie Elfrid or the

fair Inconſtant, kam 1709 auf die Bühne. Er überſetzte die **Zaire** und **Alzire** des Hrn. von **Voltaire**, welche beyde Trauerſpiele unter ſeiner Feder nichts verloren haben. Er ſtarb 1749.

12. **Lewis Theobald**; er, den **Pope** zuerſt zum Helden ſeiner Dunciade gemacht hatte. Er iſt Verfaſſer von verſchiednen Schauſpielen, unter welchen ſich einige Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen des **Sophokles** und **Ariſtophanes** befinden.

13. **James Miller**; gebohren 1703. Ein Geiſtlicher ſeines Standes, der ſich aber kein Bedenken machte, für das Theater zu arbeiten. Die berühmteſte von ſeinen Komödien iſt: The Humours of Oxford, in welcher die gewöhnlichen Thorheiten und Laſter der daſelbſt ſtudirenden Jugend ſehr lebhaft abgeſchildert werden. Sie ward 1729 zum erſtenmale aufgeführt. Er ſtarb 1743.

14. **George Lillo**; der Verfaſſer des unter uns ſo bekannten **Kaufmanns von London**; gebohren zu London 1693. Er war von Profeßion ein Juwelirer. Das gedachte Stück kam 1731 zuerſt auf die Bühne. Die Geſchichte iſt nicht von ſeiner Erfindung ſondern aus einem alten Bänkelſängerliede genommen; welches bey der Gelegenheit wieder gedruckt und in einem Tage zu Tauſenden ver-

kauft ward. Lillo hat noch verſchiedene andere Trauerſpiele geſchrieben, und ſtarb 1739.

Es gehören noch zu den verſtorbenen dramatiſchen Dichtern aus dieſem Perioden, John Hughes, Charles Johnſon, Philipp Frowde, Fielding und einige andere. Von den noch lebenden will ich zu einer andern Zeit reden, und die vornehmſten derſelben jetzt nur nennen: Young, Moore, Mallet, Havard, Jones, Whithead, Maſon, Hume ꝛc.

Dialogen.

Ernſt und Falk.

Geſpräche

für

Freymäurer.[*]

---

[*] Wolfenbüttel 1778.

Zuſchrift
an
Se. Durchlaucht
den
Herzog Ferdinand.

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu ſchöpfen. — Das Volk lechzet ſchon lange und vergehet vor Durſt. —

N. N.

Vorrede
eines Dritten.

Wenn nachſtehende Blätter die wahre **Ontologie** der Freymäurerey nicht enthalten: ſo wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die ſie veranlaßt hat, ein mehr beſtimmter Begriff von ihrer **Weſenheit** gegeben werde.

Wenn aber die Freymäurer alle, von welchem Schlage ſie auch immer ſeyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Geſichtspunkt der einzige iſt, aus welchem — ſich nicht einem blöden Auge ein bloſſes Phantom zeigt, — ſondern geſunde Augen eine wahre Geſtalt erblicken: ſo dürfte nur noch die Frage entſtehen; warum man nicht längſt, ſo deutlich mit der Sprache herausgegangen ſey?

Auf dieſe Frage wäre vielerley zu antworten. Doch wird man ſchwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Chriſtenthume die ſyſtematiſche Lehrbücher ſo ſpät entſtanden ſind; warum es ſo viele und gute Chriſten gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verſtändliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieſes im Chriſtenthume noch immer zu früh geſchehen, indem der Glaube ſelbſt vielleicht wenig haben gewonnen: wenn ſich Chriſten nur nicht hätten einfallen laſſen, ihn auf eine ganz widerſinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung ſelbſt.

Erſtes Geſpräch.

Ernſt.

Woran denkſt du, Freund?

Falk.

An nichts.

Ernſt.

Aber du biſt ſo ſtill.

Falk.

Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieſſe des erquickenden Morgens.

Ernſt.

Du haſt Recht; und du hätteſt mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk.

Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber ſprechen. Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernſt.

Gewiß.

Falk.

Haſt du des ſchönen Morgens ſchon genug genoſſen; fällt dir etwas ein: ſo ſprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernſt.

Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich ſchon längſt um etwas fragen wollen.

Falk.

So frage doch.

Ernſt.

Iſt es wahr, Freund, daß du ein Freymäurer biſt?

Falk.

Die Frage iſt eines der keiner iſt.

Ernſt.

Freylich! — Aber antworte mir gerade zu. — Biſt du ein Freymäurer?

Falk.

Ich glaube es zu ſeyn.

Ernſt.

Die Antwort iſt eines, der ſeiner Sache eben nicht gewiß iſt.

Falk.

O doch! Ich bin meiner Sache ſo ziemlich gewiß.

Ernſt.

Denn du wirſt ja wohl wiſſen, ob und wenn und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk.

Das weiß ich allerdings: aber das würde ſo viel nicht ſagen wollen.

Ernſt.

Nicht?

Falk.

Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernſt.

Erkläre dich.

Falk.

Ich glaube ein Freymäurer zu ſeyn; nicht ſo wohl, weil ich von älteren Maurern in einer geſetzlichen Loge aufgenommen worden: ſondern weil ich einſehe und erkenne, was und warum die Freymäurerey iſt, wenn und wo ſie geweſen, wie und wodurch ſie befördert oder gehindert wird.

Ernſt.

Und drückſt dich gleichwohl ſo zweifelhaft aus? — Ich glaube einer zu ſeyn!

Falk.

Dieſes Ausdrucks bin ich nun ſo gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigner Ueberzeugung hätte: ſondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg ſtellen mag.

Ernſt.

Du antworteſt mir als einem Fremden.

Falk.

Fremder oder Freund!

Ernſt.

Du biſt aufgenommen, du weiſt alles — —.

Falk.

Andere ſind auch aufgenommen, und glauben zu wiſſen.

Ernſt.

Könnteſt du denn aufgenommen ſeyn, ohne zu wiſſen, was du weißt?

Falk.

Leider!

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Weil viele, welche aufnehmen, es ſelbſt nicht wiſſen; die wenigen aber, die es wiſſen, es nicht ſagen können.

Ernſt.

Und könnteſt du denn wiſſen, was du weißt, ohne aufgenommen zu ſeyn?

Falk.

Warum nicht? — Die Freymäurerey iſt nichts willkührliches, nichts entbehrliches: ſondern etwas nothwendiges, das in dem Weſen des Menſchen und der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet iſt. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken eben ſo wohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird.

Ernſt.

Die Freymäurerey wäre nichts Willkührliches? — Hat ſie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders ſeyn könnten, und folglich willkührlich ſind?

Falk.

Das hat ſie. Aber dieſe Worte und dieſe Zeichen und dieſe Gebräuche, ſind nicht die Freymäurerey.

Ernſt.

Die Freymäurerey wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menſchen, als die Freymäurerey noch nicht war?

Falk.

Die Freymäurerey war immer.

Ernſt.

Nun was iſt ſie denn, dieſe nothwendige, dieſe unentbehrliche Freymäurerey?

Falk.

Wie ich dir ſchon zu verſtehen gegeben: — Etwas, das ſelbſt die, die es wiſſen, nicht ſagen können.

Ernſt.

Alſo ein Unding.

Falk.

Uebereile dich nicht.

Ernſt.

Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk.

Nicht immer; und oft wenigſtens nicht ſo, daß andre durch die Worte vollkommen eben denſelben Begriff bekommen, den ich dabey habe.

Ernſt.

Wenn nicht vollkommen eben denſelben, doch einen etwanigen.

Falk.

Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug; und gefährlich, wenn er das geringſte zu viel enthielte.

Ernſt.

Sonderbar! — Da alſo ſelbſt die Freymäurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wiſſen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten ſie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk.

Durch Thaten. — Sie laſſen gute Männer und Jünglinge, die ſie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — ſehen, ſo weit ſie zu ſehen ſind; dieſe finden Geſchmack daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernſt.

Thaten? Thaten der Freymäurer? — Ich kenne keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meiſtentheils ſchöner gedruckt, als gedacht und geſagt ſind.

Falk.

Das haben ſie mit mehrern Reden und Liedern gemein.

Ernſt.

Oder ſoll ich das für ihre Thaten nehmen, was ſie in dieſen Reden und Liedern von ſich rühmen?

Falk.

Wenn ſie es nicht blos von ſich rühmen.

Ernſt.

Und was rühmen ſie denn von ſich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menſchen, von jedem rechtſchaffnen Bürger erwartet. — Sie ſind ſo freundſchaftlich, ſo gutthätig, ſo gehorſam, ſo voller Vaterlandsliebe.

Falk.

Iſt denn das nichts?

Ernſt.

Nichts! — um ſich dadurch von andern Menſchen auszuſondern. — Wer ſoll das nicht ſeyn?

Falk.

Soll!

Ernſt.

Wer hat, dieſes zu ſeyn, nicht, auch auſſer der Freymäurerey, Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk.

Aber doch in ihr, und durch ſie, einen Antrieb mehr.

Ernſt.

Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intenſive Kraft gegeben! — Die Menge ſolcher Antriebe iſt wie die Menge der Räder in einer Maſchine. Je mehr Räder: deſto wandelbarer.

Falk.

Ich kann dir das nicht widerſprechen.

Ernſt.

Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andre Antriebe verkleinert, verdächtig macht! ſich ſelbſt für den ſtärkſten und beſten ausgiebt!

Falk.

Freund, ſey billig! — Hyperbel, Quidproquo jener ſchalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernſt.

Das will ſagen: Bruder Redner iſt ein Schwätzer.

Falk.

Das will nur ſagen: was Bruder Redner an den Freymäurern preiſet, das ſind nun freylich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner iſt wenigſtens kein Plauderer; und Thaten ſprechen von ſelbſt.

Ernſt.

Ja, nun merke ich, worauf du zieleſt. Wie konnten ſie mir nicht gleich einfallen dieſe Thaten, dieſe ſprechende Thaten. Faſt möchte ich ſie ſchreyende nennen. Nicht genug, daß ſich die Freymäurer einer den andern unterſtützen, auf das kräftigſte unterſtützen: denn das wäre nur die nothwendige Eigenſchaft einer jeden Bande. Was thun ſie nicht für das geſammte Publikum eines jeden Staats, deſſen Glieder ſie ſind!

Falk.

Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur biſt.

Ernſt.

Z. E. die Freymäurer in Stockholm! — Haben ſie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk.

Wenn die Freymäurer in Stockholm ſich nur auch bey einer andern Gelegenheit thätig erwieſen haben.

Ernſt.

Bey welcher andern?

Falk.

Bey ſonſt andern; meyne ich.

Ernſt.

Und die Freymäurer in Dresden! die arme junge

Mädchen mit Arbeit beſchäftigen, ſie klöppeln und ſtücken laſſen, — damit das Findelhaus nur kleiner ſeyn dürfe.

Falk.

Ernſt! Du weißt wohl, wenn ich dich deines Names erinnere.

Ernſt.

Ohne alle Gloſſen dann. — Und die Freymäurer in Braunſchweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten laſſen.

Falk.

Warum nicht?

Ernſt.

Und die Freymäurer in Berlin! die das Baſedowſche Philantropin unterſtützen.

Falk.

Was ſagſt du? — Die Freymäurer? Das Philantropin? unterſtützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernſt.

Die Zeitung hat es auspoſaunet.

Falk.

Die Zeitung! — Da müßte ich Baſedows eigenhändige Quittung ſehen. Und müßte gewiß ſeyn, daß die Quittung nicht an Freymäurer in Berlin, ſondern an die Freymäurer gerichtet wäre.

Ernſt.

Was iſt das? — Billigeſt du denn Baſedows Inſtitut nicht?

Falk.

Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernſt.

So wirſt du ihm ja dieſe Unterſtützung nicht mißgönnen?

Falk.

Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernſt.

Nun dann! — Du wirſt mir unbegreiflich.

Falk.

Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch die Freymäurer können etwas thun, was ſie nicht als Freymäurer thun.

Ernſt.

Und ſoll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk.

Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt haſt, um mich eines ſcholaſtiſchen Ausdruckes, der Kürze wegen zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra ſind.

Ernſt.

Wie meynſt du das?

Falk.

Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die ſie blos deswegen thun, damit ſie dem Volk in die Augen fallen ſollen.

Ernſt.

Um Achtung und Duldung zu genieſſen?

Falk.

Könnte wohl ſeyn.

Ernſt.

Aber ihre wahre Thaten denn? — Du ſchweigſt?

Falk.

Wenn ich dir nicht ſchon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten ſind ihr Geheimniß.

Ernſt.

Ha! ha! Alſo auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk.

Nicht wohl! — Nur ſo viel kann und darf ich dir ſagen: die wahren Thaten der Freymäurer ſind ſo groß, ſo weit ausſehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man ſagen kann: das haben ſie gethan! Gleichwohl haben ſie alles Gute gethan, was noch in der Welt iſt, — merke wohl: in der **Welt**! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der **Welt**.

Ernſt.

O geh! Du haſt mich zum beſten.

Falk.

Wahrlich nicht. — Aber ſieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es iſt der von der Wolfmilchsraupe. — Geſchwind ſage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freymäurer zielen dahin, um größten Theils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernſt.

Und ſind doch auch gute Thaten?

Falk.

Es kann keine beſſere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bey dir.

Ernſt.

Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das iſt ein Räthſel. Und über ein Räthſel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und ſehe den Ameiſen zu.

Zweytes Geſpräch.

Ernſt.

Nun? wo bleibſt du denn? Und haſt den Schmetterling doch nicht?

Falk.

Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernſt.

Ja, ja. Es giebt ſolche Locker!

Falk.

Haſt du nachgedacht?

Ernſt.

Ueber was? Ueber dein Räthſel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den ſchönen Schmetterling! Darum ſoll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freymäurerey mit dir geſprochen, und nie wieder. Denn ich ſehe ja wohl; du biſt, wie ſie alle.

Falk.

Wie ſie alle? Das ſagen dieſe alle nicht.

Ernſt.

Nicht? So giebt es ja wohl auch Kätzer unter den Freymäurern? Und du wäreſt einer. — Doch alle Kätzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon ſprach ich.

Falk.

Wovon ſprachſt du?

Ernſt.

Rechtgläubige oder Kätzeriſche Freymäurer — ſie alle ſpielen mit Worten, und laſſen ſich fragen, und antworten, ohne zu antworten.

Falk.

Meynſt du? — Nun wohl, ſo laß uns von etwas anderm reden. Denn einmal haſt du mich aus dem behaglichen Zuſtande des ſtummen Staunes geriſſen. —

Ernſt.

Nichts iſt leichter, als dich in dieſen Zuſtand wieder zu verſetzen. — Laß dich nur hier bey mir nieder, und ſieh!

Falk.

Was denn?

Ernſt.

Das Leben und Weben auf und in und um dieſen Ameiſenhaufen. Welche Geſchäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und ſchleppt und ſchiebt; und keines iſt dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander ſogar.

Falk.

Die Ameiſen leben in Geſellſchaft, wie die Bienen.

Ernſt.

Und in einer noch wunderbarern Geſellſchaft als die Bienen. Denn ſie haben niemand unter ſich, der ſie zuſammen hält und regieret.

Falk.

Ordnung muß alſo doch auch ohne Regierung beſtehen können.

Ernſt.

Wenn jedes Einzelne ſich ſelbſt zu regieren weiß: warum nicht?

Falk.

Ob es wohl auch einmal mit den Menſchen dahin kommen wird?

Ernſt.

Wohl ſchwerlich!

Falk.

Schade!

Ernſt.

Ja wohl!

Falk.

Steh auf, und laß uns gehen. Denn ſie werden dich bekriechen die Ameiſen; und eben fällt auch mir etwas bey, was ich bey dieſer Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Geſinnungen darüber noch gar nicht.

Ernſt.

Worüber?

Falk.

Ueber die bürgerliche Geſellſchaft des Menſchen überhaupt. — Wofür hältſt du ſie?

Ernſt.

Für etwas ſehr Gutes.

Falk.

Ohnſtreitig. — Aber hältſt du ſie für Zweck, oder für Mittel?

Ernſt.

Ich verſtehe dich nicht.

Falk.

Glaubſt du, daß die Menſchen für die Staaten erſchaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menſchen ſind?

Ernſt.

Jenes ſcheinen einige behaupten zu wollen. Dieſes aber mag wohl das Wahrere ſeyn.

Falk.

So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſeinen Theil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſichrer genießen könne. — Das Totale der einzeln Glückſeligkeit aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats. Auſſer dieſer giebt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bey welcher auch noch ſo wenig einzelne Gleider leiden, und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyranney. Anders nichts!

Ernſt.

Ich möchte das nicht ſo laut ſagen.

Falk.

Warum nicht?

Ernſt.

Eine Wahrheit, die jeder nach ſeiner eignen Lage beurtheilet, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk.

Weißt du, Freund, daß du ſchon ein halber Freymäurer biſt?

Ernſt.

Ich?

Falk.

Du. Denn du erkennſt ja ſchon Wahrheiten, die man beſſer verſchweigt.

Ernſt.

Aber doch ſagen könnte.

Falk.

Der Weiſe kann nicht ſagen, was er beſſer verſchweigt.

Ernſt.

Nun, wie du willſt! — Laß uns auf die Freymäurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wiſſen.

Falk.

Verzeih! — Du ſiehſt wenigſtens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu ſagen.

Ernſt.

Du ſpotteſt. — Gut! das bürgerliche Leben des Menſchen, alle Staatsverfaſſungen ſind nichts als Mittel zur menſchlichen Glückſeligkeit. Was weiter?

Falk.

Nichts als Mittel! Und Mittel menſchlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles ſo eingerichtet, daß der Menſch ſehr bald auf dieſe Erfindung gerathen müſſen.

Ernſt.

Dieſes hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Geſellſchaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unſere Leidenſchaften und unſere Bedürfniſſe, alles darauf führe, ſey ſie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So ſchloſſen ſie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müſſen! Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen ſind — als die Glückſeligkeit jedes wirklichen einzeln Weſens zur Abſicht gehabt hätte!

Falk.

Sehr gut! Du kömmſt mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun ſage mir; wenn die Staatsverfaſſungen Mittel, Mittel menſchlicher Erfindungen ſind: ſollten ſie allein von dem Schickſale menſchlicher Mittel ausgenommen ſeyn?

Ernſt.

Was nennſt du Schickſale menſchlicher Mittel?

Falk.

Das, was unzertrennlich mit menſchlichen Mitteln verbunden iſt; was ſie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterſcheidet.

Ernſt.

Was iſt das?

Falk.

Daß ſie nicht unfehlbar ſind. Daß ſie ihrer Abſicht nicht allein öfters nicht entſprechen, ſondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernſt.

Ein Beyſpiel! wenn dir eines einfällt.

Falk.

So ſind Schiffahrt und Schiffe Mittel in entlegene Länder zu kommen; und werden Urſache, daß viele Menſchen nimmermehr dahin gelangen.

Ernſt.

Die nemlich Schiffbruch leiden, und erſaufen.

Nun glaube ich dich zu verſtehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn ſo viel einzelne Menſchen durch die Staatsverfaſſung an ihrer Glückſeligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfaſſungen ſind viele; eine iſt alſo beſſer als die andere; manche iſt ſehr fehlerhaft, mit ihrer Abſicht offenbar ſtreitend; und die beſte ſoll vielleicht noch erfunden werden.

Falk.

Das ungerechnet! Setze die beſte Staatsverfaſſung, die ſich nur denken läßt, ſchon erfunden; ſetze, daß alle Menſchen in der ganzen Welt dieſe beſte Staatsverfaſſung angenommen haben: meynſt du nicht, daß auch dann noch, ſelbſt aus dieſer beſten Staatsverfaſſung, Dinge entſpringen müſſen, welche der menſchlichen Glückſeligkeit höchſt nachtheilig ſind, und wovon der Menſch in dem Stande der Natur ſchlechterdings nichts gewußt hätte.

Ernſt.

Ich meyne: wenn dergleichen Dinge aus der beſten Staatsverfaſſung entſprängen, daß es ſodann die beſte Staatsverfaſſung nicht wäre.

Falk.

Und eine beſſere möglich wäre? — Nun, ſo nehme ich dieſe Beſſere als die Beſte an: und frage das Nemliche.

Ernſt.

Du ſcheineſt mir hier blos von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menſchlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfaſſungen ſamt und ſonders erkläreſt, nicht anders als mangelhaft ſeyn könne.

Falk.

Nich blos.

Ernſt.

Und es würde dir ſchwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen. —

Falk.

Die auch aus der beſten Staatsverfaſſung nothwendig entſpringen müſſen? — O zehne für eines.

Ernſt.

Nur eines erſt.

Falk.

Wir nehmen alſo die beſte Staatsverfaſſung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menſchen in der Welt in dieſer beſten Staatsverfaſſung leben: würden deßwegen alle Menſchen in der Welt, nur einen Staat ausmachen?

Ernſt.

Wohl ſchwerlich. Ein ſo ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig ſeyn. Er müßte ſich alſo in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nemlichen Geſetzen verwaltet würden.

Falk.

Das iſt: die Menſchen würden auch dann noch

Deutſche und Franzoſen, Holländer und Spanier, Ruſſen und Schweden ſeyn; oder wie ſie ſonſt heiſſen würden.

Ernſt.

Ganz gewiß!

Falk.

Nun da haben wir ja ſchon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieſer kleinern Staaten hätte ſein eignes Intereſſe? und jedes Glied derſelben hätte das Intereſſe ſeines Staats?

Ernſt.

Wie anders?

Falk.

Dieſe verſchiedene Intereſſen würden öfters in Kolliſion kommen, ſo wie jetzt: und zwey Glieder aus zwey verſchiedenen Staaten würden einander eben ſo wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jetzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer begegnet.

Ernſt.

Sehr wahrſcheinlich.

Falk.

Das iſt: wenn jetzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, ſo begegnet nicht mehr ein bloſſer Menſch einem bloſſen Menſchen, die vermöge ihrer gleichen

Natur gegen einander angezogen werden, ſondern ein **ſolcher** Menſch begegnet einem **ſolchen** Menſchen, die ihrer verſchiednen Tendenz ſich bewußt ſind, welches ſie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauiſch macht, noch ehe ſie für ihre einzelne Perſon das geringſte mit einander zu ſchaffen und zu theilen haben.

Ernſt.

Das iſt leider wahr.

Falk.

Nun ſo iſt es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menſchen vereiniget, um ſie durch dieſe Vereinigung ihres Glückes zu verſichern, die Menſchen zugleich trennet.

Ernſt.

Wenn du es ſo verſteheſt.

Falk.

Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verſchiedenes Klima, folglich ganz verſchiedene Bedürfniſſe und Befriedigungen, folglich ganz verſchiedne Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verſchiedene Sittenlehren, folglich ganz verſchiedene Religionen haben. Meynſt du nicht?

Ernſt.

Das iſt ein gewaltiger Schritt!

Falk.

Die Menſchen würden auch dann noch Juden und Chriſten und Türken und dergleichen ſeyn.

Ernſt.

Ich getraue mir nicht, Nein zu ſagen.

Falk.

Würden ſie das; ſo würden ſie auch, ſie möchten heiſſen, wie ſie wollten, ſich unter einander nicht anders verhalten, als ſich unſere Chriſten und Juden und Türken von je her unter einander verhalten haben. Nicht als **bloſſe** Menſchen gegen **bloſſe** Menſchen; ſondern als **ſolche** Menſchen gegen **ſolche** Menſchen, die ſich einen gewiſſen geiſtigen Vorzug ſtreitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menſchen nimmermehr einfallen könnten.

Ernſt.

Das iſt ſehr traurig; aber leider doch ſehr vermuthlich.

Falk.

Nur vermuthlich?

Ernſt.

Denn allenfalls dächte ich doch, ſo wie du angenommen haſt, daß alle Staaten einerley Verfaſſung hätten, daß ſie auch wohl alle einerley Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie einerley Staatsverfaſſung ohne einerley Religion auch nur möglich iſt.

Falk.

Ich eben ſo wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuſchneiden. Eines iſt zuverläßig eben ſo unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfaſſungen. Mehrere Staatsverfaſſungen: mehrere Religionen.

Ernſt.

Ja, ja: ſo ſcheinet es.

Falk.

So iſt es. — Nun ſieh da das zweyte Unheil, welches die bürgerliche Geſellſchaft, ganz ihrer Abſicht entgegen, verurſacht. Sie kann die Menſchen nicht vereinigen, ohne ſie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwiſchen ihnen zu befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hin zu ziehen.

Ernſt.

Und wie ſchrecklich dieſe Klüfte ſind! wie unüberſteiglich oft dieſe Scheidemauern!

Falk.

Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen in verſchiedene Völker und Religionen theilet und trennet. — Dieſe Trennung in wenige große Theile, deren jeder für ſich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch beſſer, als gar kein Ganzes. — Nein; die bürgerliche Geſellſchaft ſetzt ihre Trennung auch in jedem dieſer Theile gleichſam bis ins Unendliche fort.

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Oder meyneſt du, daß ein Staat ſich ohne Verſchiedenheit von Ständen denken läßt? Er ſey gut oder ſchlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder deſſelben unter ſich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn ſie auch alle an der Geſetzgebung Antheil haben, wenigſtens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird alſo vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Beſitzungen des Staats unter ſie gleich vertheilet worden: ſo kann dieſe gleiche Vertheilung doch keine zwey Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigenthum beſſer zu nutzen wiſſen, als der andere. Einer wird ſein ſchlechter genutztes Eigenthum gleichwol unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als andere. Es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben.

Ernſt.

Das verſteht ſich.

Falk.

Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieſer Verſchiedenheit der Stände ſeinen Grund nicht hat.

Ernſt.

Wenn ich dir doch widerſprechen könnte! —— Aber was hatte ich für Urſache, dir überhaupt zu widerſprechen? —— Nun ja! die Menſchen ſind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das iſt nun einmal ſo. Das kann nicht anders ſeyn.

Falk.

Das ſage ich eben!

Ernſt.

Alſo, was willſt du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünſchen machen, daß den Menſchen der Gedanke, ſich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen ſeyn?

Falk.

Verkennſt du mich ſo weit? —— Wenn die bürgerliche Geſellſchaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menſchliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde ſie auch bey weit größern Uebeln noch ſegnen.

Ernſt.

Wer des Feuers genieſſen will, ſagt das Sprichwort, muß ſich den Rauch gefallen laſſen

Falk.

Allerdings! — Aber weil der Rauch bey dem Feuer unvermeidlich iſt: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernſt.

Wohin? — Ich verſtehe dich nicht.

Falk.

Das Gleichniß war doch ſehr paſſend. — Wenn die Menſchen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten, als durch jene Trennungen: werden ſie darum gut, jene Trennungen?

Ernſt.

Das wohl nicht.

Falk.

Werden ſie darum heilig, jene Trennungen?

Ernſt.

Wie heilig?

Falk.

Daß es verboten ſeyn ſollte, Hand an ſie zu legen?

Ernſt.

In Abſicht? —

Falk.

In Abſicht, ſie nicht größer einreiſſen zu laſſen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Abſicht, ihre Folgen ſo unſchädlich zu machen, als möglich.

Ernſt.

Wie könnte das verboten ſeyn?

Falk.

Aber geboten kann es doch auch nicht ſeyn; durch bürgerliche Geſetze nicht geboten! —— Denn bürgerliche Geſetze erſtrecken ſich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieſes würde nun gerade auſſer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. —— Folglich kann es nur ein Opus ſupererogatum ſeyn: und es wäre blos zu wünſchen, daß ſich die Weiſeſten und Beſten eines jeden Staats dieſem Operi ſupererogato freywillig unterzögen.

Ernſt.

Blos zu wünſchen; aber recht ſehr zu wünſchen.

Falk.

Ich dächte! Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerſchaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotiſmus, Tugend zu ſeyn aufhöret.

Ernſt.

Recht ſehr zu wünſchen!

Falk.

Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebornen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr ſeyn müſſe, was ſie für gut und wahr erkennen.

Ernſt.

Recht ſehr zu wünſchen!

Falk.

Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt; in deren Geſellſchaft der Hohe ſich gern herabläßt, und der Geringe ſich dreiſt erhebet.

Ernſt.

Recht ſehr zu wünſchen!

Falk.

Und wenn er erfüllt wäre, dieſer Wunſch?

Ernſt.

Erfüllt? — Es wird freylich hier und da, dann nnd wann, einen ſolchen Mann geben.

Falk.

Nicht blos hier und da; nicht blos dann und wann.

Ernſt.

Zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern auch mehrere.

Falk.

Wie, wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernſt.

Wollte Gott!

Falk.

Und dieſe Männer nicht in einer unwirkſamen Zerſtreuung lebten! nicht immer in einer unſichtbaren Kirche?

Ernſt.

Schöner Traum!

Falk.

Daß ich es kurz mache. — Und dieſe Männer die Freymäurer wären?

Ernſt.

Was ſagſt du?

Falk.

Wie, wenn es die Freymäurer wären, die ſich mit zu ihrem Geſchäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menſchen einander ſo fremd werden, ſo eng als möglich wieder zuſammen zu ziehen?

Ernſt.

Die Freymäurer?

Falk.

Ich ſage: mit zu ihrem Geſchäfte.

Ernſt.

Die Freymäurer?

Falk.

Ah! verzeih! — Ich hatte es ſchon wieder vergeſſen, daß du von den Freymäurern weiter nichts hören willſt — Dort winkt man uns eben zum Frühſtücke. Komm!

Ernſt.

Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freymäurer, ſagſt du —

Falk.

Das Geſpräch brachte mich wider Willen auf ſie zurück. Verzeih! — Komm! Dort, in der gröſſern Geſellſchaft, werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Geſpräch.

Ernſt.

Du biſt mir den ganzen Tag im Gedrenge der Geſellſchaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk.

Haſt du mir ſo etwas wichtiges zu ſagen? Der bloſſen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernſt.

Du ſpotteſt meiner Neugierde.

Falk.

Deiner Neugierde?

Ernſt.

Die du dieſen Morgen ſo meiſterhaft zu erregen wußteſt.

Falk.

Wovon ſprachen wir dieſen Morgen?

Ernſt.

Von den Freymäurern.

Falk.

Nun? — Ich habe dir im Rauſche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernſt.

Das man, wie du ſagſt, gar nicht verrathen kann.

Falk.

Nun freylich; das beruhigt mich wieder.

Ernſt.

Aber du haſt mir doch über die Freymäurer etwas geſagt, das mir unerwartet war; das mir auffiel; das mich denken machte.

Falk.

Und was war das?

Ernſt.

O quäle mich nicht! — Du erinnerſt dich deſſen gewiß.

Falk.

Ja; es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen ſo abweſend machte?

Ernſt.

Das war es! — Und ich kann nicht einſchlafen, wenn du mir wenigſtens nicht noch eine Frage beantworteſt.

Falk.

Nachdem die Frage ſeyn wird.

Ernſt.

Woher kannſt du mir aber beweiſen, wenigſtens nur wahrſcheinlich machen, daß die Freymäurer wirklich jene große und würdige Abſichten haben?

Falk.

Habe ich dir von ihren Abſichten geſprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freymäurer machen konnteſt: habe ich dich blos auf einen Punkt aufmerkſam machen wollen, wo noch ſo vieles geſchehen kann, wovon ſich unſere ſtaatsklugen Köpfe gar nichts träumen laſſen. — Vielleicht, daß die Freymäurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürfige Plätze ſchon ausgefunden und beſetzt, alle nöthige Arbeiten ſchon unter die erforderlichen Hände vertheilet wären.

Ernſt.

Wende dich jetzt, wie du willſt. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freymäurer als Leute, die es freywillig über ſich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk.

Dieſer Begriff kann den Freymäurern wenigſtens keine Schande machen. — Bleib dabey! — Nur faſſe ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehöret. — Den unvermeidlichen Uebeln des

Staats! — Nicht dieſes und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewiſſe Staatsverfaſſung einmal angenommen, aus dieſer angenommenen Staatsverfaſſung nun nothwendig folgen. Mit dieſen giebt ſich der Freymäurer niemals ab; wenigſtens nicht als Freymäurer. Die Linderung und Heilung dieſer überläßt er dem Bürger, der ſich nach ſeiner Einſicht, nach ſeinem Muthe, auf ſeine Gefahr damit befaſſen mag. Uebel ganz andrer Art, ganz höherer Art, ſind der Gegenſtand ſeiner Wirkſamkeit.

Ernſt.

Ich habe das ſehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, ſondern Uebel, ohne welche auch der glücklichſte Bürger nicht ſeyn kann.

Falk.

Recht! Dieſen entgegen — wie ſagteſt Du? — entgegen zu arbeiten?

Ernſt.

Ja!

Falk.

Das Wort ſagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um ſie völlig zu heben? — Das kann nicht ſeyn. Denn man würde den Staat ſelbſt mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müſſen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchſtens dieſe Empfindung in dem Menſchen von weiten veranlaſſen, ihr Aufkeimen begünſtigen, ihre Pflanzen verſetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegen arbeiten heiſſen. — Begreifſt du nun, warum ich ſagte, ob die Freymäurer ſchon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß ſich ſagen laſſe, das haben ſie gethan.

Ernſt.

Und verſtehe auch nur den zweyten Zug des Räthſels. — Gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen ſollen.

Falk.

Wohl! — Nun geh, und ſtudiere jene Uebel, und lerne ſie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüſſe gegen einander ab, und ſey verſichert, daß dir dieſes Studium Dinge aufſchlieſſen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederſchlagendſten, unauflöslichſten Einwürfe wider Vorſehung und Tugend zu ſeyn ſcheinen. Dieſer Aufſchluß, dieſe Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen; — auch ohne Freymäurer zu heiſſen.

Ernſt.

Du legeſt auf dieſes heiſſen ſo viel Nachdruck.

Falk.

Weil man etwas ſeyn kann, ohne es zu heiſſen.

Ernſt.

Gut das! ich verſteh. — Aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich ſie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freymäurerey angehet. —

Falk.

Du kenneſt ſie?

Ernſt.

Haſt du mir ſie nicht ſelbſt genannt?

Falk.

Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch von dem kurzſichtigſten Auge einleuchten: nur einige von den unſtreitigſten, weit umfaſſendſten. — Aber wie viele ſind nicht noch übrig, die, ob ſie ſchon nicht ſo einleuchten, nicht ſo unſtreitig ſind, nicht ſo viel umfaſſen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig ſind!

Ernſt.

So laß mich meine Frage denn blos auf diejenigen Stücke einſchränken, die du mir ſelbſt namhaft gemacht haſt. — Wie beweiſeſt du mir auch nur von dieſen Stücken, daß die Freymäurer wirklich ihr Abſehen darauf haben? — Du ſchweigſt? — Du ſinneſt nach?

Falk.

Wahrlich nicht dem, was ich auf dieſe Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich, mir für Urſachen denken ſoll, warum du mir dieſe Frage thuſt?

Ernſt.

Und du willſt mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Urſachen derſelben ſage?

Falk.

Das verſpreche ich dir.

Ernſt.

Ich kenne und fürchte deinen Scharfſinn.

Falk.

Meinen Scharfſinn?

Ernſt.

Ich fürchte, du verkaufſt mir deine Spekulation für Thatſache.

Falk.

Sehr verbunden!

Ernſt.

Beleidiget dich das?

Falk.

Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfſinn nenneſt, was du ganz anders hätteſt benennen können.

Ernſt.

Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfſinnige ſich ſelbſt betriegt; wie leicht er andern Leuten Plane und Abſichten leihet und unterlegt, an die ſie nie gedacht haben.

Falk.

Aber woraus ſchließt man auf der Leute Plane und Abſichten? Aus ihren einzeln Handlungen doch wohl?

Ernſt.

Woraus ſonſt? — Und hier bin ich wieder bey meiner Frage. — Aus welchen einzeln, unſtreitigen Handlungen der Freymäurer iſt abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck iſt, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menſchen nothwendig machen müſſen, durch ſich und in ſich wieder zu vereinigen.

Falk.

Und zwar ohne Nachtheil dieſes Staats, und dieſer Staaten.

Ernſt.

Deſto beſſer! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu ſeyn, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewiſſe Eigenthümlichkeiten, Beſonderheiten ſind, die dahin leiten, oder daraus entſpringen. — Von dergleichen müßteſt du ſogar in deine Spekulation ausgegangen ſeyn; geſetzt, daß dein Syſtem nur Hypotheſe wäre.

Falk.

Dein Mißtrauen äuſſert ſich noch. — Aber ich hoffe, es ſoll ſich verlieren, wenn ich dir ein Grundgeſetz der Freymäurer zu Gemüthe führe.

Ernſt.

Und welches?

Falk.

Aus welchem ſie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem ſie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernſt.

Das iſt?

Falk.

Das iſt, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterſchied des Vaterlandes, ohne Unterſchied der Religion, ohne Unterſchied ſeines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.

Ernſt.

Wahrhaftig!

Falk.

Freylich ſcheint dieſes Grundgeſetze dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg ſind, vielmehr bereits voraus zu ſetzen, als die Abſicht zu haben, ſie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft ſeyn, ehe es ſich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernſt.

O ja!

Falk.

Und warum ſollten die Freymäurer ſich nicht hier einer gewöhnlichen Liſt haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil ſeiner geheimen Abſichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er ſieht.

Ernſt.

Warum nicht?

Falk.

Warum ſollte der Künſtler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchſilber handeln, damit man ſo weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernſt.

Warum nicht?

Falk.

Ernſt! — Hörſt du mich? — Du antworteſt im Traume, glaub ich.

Ernſt.

Nein, Freund! Aber ich habe genug; genug auf dieſe Nacht. Morgen, mit dem frühſten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk.

Schon? Und warum ſo bald?

Ernſt.

Du kennſt mich, und fragſt? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk.

Ich habe ſie vorgeſtern erſt angefangen.

Ernſt.

So ſehe ich dich vor dem Ende derſelben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk.

Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hat gezündet: — **Ernſt** gieng, und ward Freymäurer. Was er vors erſte da fand, iſt der Stoff eines 4ten und 5ten Geſprächs, mit welchem — ſich der Weg ſcheidet.

Fortſetzung.*)

Vorrede
eines Dritten.

Der Verfaſſer der erſten drey Geſpräche hatte dieſe Fortſetzung, wie man weiß, im Manuſcripte, zum Drucke fertig liegen, als derſelbe höhern Ort's einen bittenden Wink bekam, dieſelbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dieß vierte und fünfte Geſpräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne ſeine Erlaubniß, Abſchriften davon genommen hatten. Eine dieſer Abſchriften war dem jetzigen Herausgeber durch einen ſonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß ſo viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden ſollten, und beſchloß das Manuſcript, ohne Winke zu haben, drucken zu laſſen.

Wenn die Begierde, Licht über ſo wichtige Gegenſtände allgemeiner verbreitet zu ſehen, nicht dieſe Freyheit hinlänglich entſchuldiget; ſo läßt ſich nichts weiter zu Vertheidigung derſelben ſagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer iſt.

Uebrigens wird man doch finden, daß er, aus Vorſicht und Achtung gegen einen gewiſſen Zweig dieſer Geſellſchaft, einige Namen, welche ganz ausgeſchrieben waren, bey der Herausgabe nicht genannt hat.

---

*) 1780.

Viertes Geſpräch.

Falk.

Ernſt! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnenkur längſt beſchloſſen.

Ernſt.

Und befindeſt Dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk.

Was iſt das? Man hat mir ein: "ich freue mich„ ärgerlich ausgeſprochen.

Ernſt.

Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über Dich bin.

Falk.

Ueber mich?

Ernſt.

Du haſt mich zu einem albernen Schritte verleitet — Sieh her! — Gieb mir Deine Hand! — Was ſagſt Du? — Du zuckſt die Achſeln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk.

Dich verleitet?

Ernſt.

Es kann ſeyn, ohne daß Du es gewollt haſt.

Falk.

Und ſoll doch Schuld haben.

Ernſt.

Der Mann Gottes ſpricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk ſoll ſich nicht darnach ſehnen? Und ſoll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er ſie, anſtatt in dieſes gelobte Land, in dürre Wüſten führt?

Falk.

Nun, nun! der Schade kann doch ſo groß nicht ſeyn. — Dazu ſehe ich ja, daß Du ſchon bey den Gräbern unſerer Vorfahren gearbeitet haſt.

Ernſt.

Aber ſie waren nicht mit Flammen, ſondern mit Rauch umgeben.

Falk.

So warte, bis ſich der Rauch verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernſt.

Der Rauch wird mich erſticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, ſehe ich wohl, werden ſich Andere an ihr, die den Rauch beſſer vertragen können.

Falk.

Du ſprichſt doch nicht von Leuten, die ſich vom

Rauch gern beiſſen laſſen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche iſt?

Ernſt.

Du kennſt ſie alſo doch?

Falk.

Ich habe von ihnen gehört.

Ernſt.

Um ſo mehr, was konnte Dich bewegen mich auf dieß Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuſpiegeln, deren Ungrund Du nur allzuwohl wußteſt?

Falk.

Dein Verdruß macht Dich ſehr ungerecht. — Ich ſollte mit Dir von der Freymaurerey geſprochen haben, ohne es auf mehr als eine Art zu verſtehen zu geben, wie unnütz es ſey, daß jeder ehrliche Mann ein Freymaurer werde — wie unnöthig nur? — ja, wie ſchädlich. —

Ernſt.

Das mag wohl ſeyn.

Falk.

Ich ſollte Dir nicht geſagt haben, daß man die höchſten Pflichten der Maurerey erfüllen könne, ohne ein Freymaurer zu heiſſen?

Ernſt.

Vielmehr erinnere ich mich deſſen. — Aber Du weißt ja wohl, wenn meine Fantaſie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich ſie halten? — Ich werfe Dir nichts vor, als daß Du ihr eine ſolche Lockſpeiſe zeigteſt. —

Falk.

Die Du zu erreichen doch auch ſehr bald müde geworden. — Und warum ſagteſt Du mir nicht ein Wort von Deinem Vorſatze?

Ernſt.

Würdeſt Du mir davon abgerathen haben?

Falk.

Ganz gewiß! — Wer wollte einem raſchen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einſchwätzen? Ich mache Dir kein Kompliment; Du warſt ſchon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwohl konnte man mit Dir keine Ausnahme machen. Den Weg müſſen Alle betreten.

Ernſt.

Es ſollte mich auch nicht reuen ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu verſprechen hätte. Aber Vertröſtungen, und wieder Vertröſtungen, und nichts als Vertröſtungen!

Falk.

Wenn man Dich doch ſchon vertröſtet! Und auf was vertröſtet man Dich denn?

Ernſt.

Du weißt ja wohl, auf die ſchottiſche Maurerey, auf die ſchottiſchen Ritter.

Falk.

Nun ja, ganz recht. — Aber weſſen hat ſich denn der ſchottiſche Ritter zu tröſten?

Ernſt.

Wer das wüßte!

Falk.

Und Deines Gleichen, die andern Neulinge des Ordens, wiſſen denn die auch nichts?

Ernſt.

O die! die wiſſen ſo viel! — Der Eine will Gold machen, der Andere will Geiſter beſchwören, der Dritte will die *** wieder herſtellen. — Du lächelſt. — Und lächelſt nur? —

Falk.

Was kann ich anders?

Ernſt.

Unwillen bezeugen über ſolche Querköpfe!

Falk.

Wenn mich nicht Eins mit ihnen wieder verſöhnte.

Ernſt.

Und was?

Falk.

Daß ich in allen dieſen Träumereyen Streben nach Würklichkeit erkenne, daß ſich aus allen dieſen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernſt.

Auch aus der Goldmacherey?

Falk.

Auch aus der Goldmacherey. Ob ſich würklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin ſehr verſichert, daß vernünftige Menſchen nur in Rückſicht auf Freymaurerey es machen zu können wünſchen werden. Auch wird der erſte der beſte, dem der Stein der Weiſen zu Theil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freymaurer. — Und es iſt doch ſonderbar, daß dieſes alle Nachrichten beſtätigen, mit welchen ſich die Welt von wahren oder vermeynten Goldmachern trägt.

Ernſt.

Und die Geiſterbeſchwörer.

Falk.

Von ihnen gilt ohngefehr das nämliche. — Unmöglich können Geiſter auf die Stimme eines andern Menſchen hören, als eines Freymaurers.

Ernſt.

Wie ernſthaft du ſolche Dinge ſagen kannſt! —

Falk.

Bey allem was heilig iſt! nicht ernſthafter als ſie ſind.

Ernſt.

Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen ***, wenn Gott will?

Falk.

Vollends die!

Ernſt.

Siehſt Du! Von denen weißt Du nichts zu ſagen. Denn *** waren doch einmal, Goldmacher aber und Geiſterbeſchwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt ſich freylich beſſer ſagen, wie die Freymaurer ſich zu ſolchen Weſen der Einbildung verhalten, als zu würklichen.

Falk.

Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder — .

Ernſt.

Auch gut! Wenn man nur wenigſtens weiß, daß unter zwey Sätzen einer wahr iſt: Nun! Entweder dieſe *** would be —

Falk.

Ernſt! Eh Du noch eine Spötterey völlig ausſagſt! Auf mein Gewiſſen! — Dieſe — eben dieſe ſind entweder gewiß auf dem rechten Weg, oder ſo weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig iſt, jemals darauf zu gelangen.

Ernſt.

Ich muß das ſo mit anhören. Denn Dich um eine nähere Erklärung zu bitten. —

Falk.

Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernſt.

Wie verſtehſt Du das?

Falk.

Das Geheimniß der Freymaurerey, wie ich Dir ſchon geſagt habe, iſt das, was der Freymaurer nicht über ſeine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten ſind Dinge, die ſich wohl ſagen laſſen, und die man nur zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern, theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verſchwieg.

Ernſt.

Zum Exempel?

Falk.

Zum Exempel! Gleich dieſe Verwandtſchaft unter * * * und Freymaurern. Es kann wohl ſeyn, daß es einmal nöthig und gut war, ſich davon nichts merken zu laſſen. — Aber ietzt — ietzt kann es im Gegentheil höchſt verderblich werden, wenn man aus dieſer Verwandtſchaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte ſie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punkt beſtimmen, in welchem die * * * die Freymaurer ihrer Zeit waren.

Ernſt.

Darf ich ihn wiſſen, dieſen Punkt?

Falk.

Lies die Geſchichte der *** mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirſt Du ihn gewiß errathen, und eben das war die Urſache, warum Du kein Freymaurer hätteſt werden müſſen.

Ernſt.

Daß ich nicht den Augenblick unter meinen Büchern ſitze! — Und wenn ich ihn errathe, willſt Du mir geſtehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk.

Du wirſt zugleich finden, daß Du dieſes Geſtändniß nicht brauchſt — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieſer Punkt iſt es allein, woraus die Entſcheidung deſſelben zu holen iſt — Sehen und fühlen alle Freymaurer, welche jetzt mit den *** ſchwanger gehen, dieſen rechten Punkt; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was ſie thun! Segen zu allem, was ſie unterlaſſen! — Erkennen und fühlen ſie ihn aber nicht, jenen Punkt; hat ſie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat ſie blos der Freymaurer der im ** arbeitet, auf die *** gebracht; haben ſie ſich nur in das ... auf dem ... vergafft; mögten ſie gern einträgliche ... fette Pfründen ſich und ihren Freunden zutheilen können; — Nun ſo ſchenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten können.

Ernſt.

Sieh! Du kannſt doch noch warm und bitter werden.

Falk.

Leider! — Ich danke Dir für Deine Bemerkung, und bin nun wieder, wie Eis.

Ernſt.

Und was meinſt Du wohl, welcher von den beyden Fällen der Fall dieſer Herrn iſt?

Falk.

Ich fürchte der letztere — Mögt' ich mich betrügen! — Denn wenn es der erſte wäre; wie könnten ſie einen ſo ſeltſamen Anſchlag haben? — die * * * wieder herzuſtellen! — Jener große Punkt, in welchem die * * * Freymaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigſtens iſt Europa längſt darüber hinaus, und bedarf darinn weiter keines auſſerordentlichen Vorſchubs — Was wollen ſie alſo? Wollen ſie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen dieſe Frage? Und wider wen? Haſt Du mir denn geſagt. — Haſt Du mir ſagen können, daß mit dieſen Grillen von Goldmachern, Geiſter-Bannern, * * *, ſich andre, als die Neulinge des Ordens ſchleppen? — Aber Kinder werden Männer — Laß ſie nur! — Genug, wie geſagt, daß ich ſchon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit ſichrer Hand führen werden.

Ernſt.

Im Grunde, mein Freund! Sind es auch nicht dieſe Kindereyen, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Ernſthaftes hinter ihnen ſeyn könnte, ſahe ich über ſie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfiſchen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, iſt das: daß ich überall nichts ſehe, überall nichts höre, als dieſe Kindereyen, daß von dem, deſſen Erwartung Du in mir erregteſt, keiner etwas wiſſen will. Ich mag dieſen Ton angeben, ſo oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einſtimmen, immer und aller Orten das tiefſte Stillſchweigen.

Falk.

Du meinſt —

Ernſt.

Jene Gleichheit, die Du mir als Grundgeſetz des Ordens angegeben; Jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit ſo unerwarteter Hofnung erfüllte, mit der Hofnung ſie endlich in Geſellſchaft von Menſchen athmen zu können, die über alle bürgerliche Modifikations hinweg zu denken verſtehen, ohne ſich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu verſündigen —

Falk.

Nun?

Ernſt.

Sie wäre noch! Wenn ſie jemals geweſen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen, und ſich melden! "Ja,, heißt es "ein Jude? Chriſt wenigſtens „muß freylich der Freymaurer ſeyn.„ **Es iſt nun gleichviel was für ein Chriſt.** "Ohne Unterſchied „der Religion, heißt nur, ohne Unterſchied der drey „im heiligen römiſchen Reiche öffentlich geduldeten „Religionen„ — Meinſt du auch ſo?

Falk.

Ich nun wohl nicht.

Ernſt.

Laß einen ehrlichen Schuſter, der bey ſeinem Leiſte Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachſe) laß ihn kommen, und ſich melden! "Ja„ heißt es "ein Schuſter!„ freylich ein Schuſter — Laß einen treulich erfahrnen Dienſtboten kommen und ſich melden — "Ja„ heißt es "dergleichen Leute freylich, die ſich die Farbe zu ihrem Rocke nicht ſelbſt „wählen — Wir ſind unter uns ſo gute Geſell„ſchaft„ —

Falk.

Und wie gute Geſellſchaft ſind ſie denn?

Ernſt.

Ey nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszuſetzen, als daß es nur gute Geſellſchaft iſt, die man in der Welt ſo müde wird — Prinzen, Grafen, Herrn, Offiziere, Räthe, von allerley Beſchlag, Kaufleute, Künſtler — alle die ſchwärmen freylich ohne Unterſchied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That ſind doch alle nur von einem Stande, und der iſt leider —

Falk.

Das, war nun wohl zu meiner Zeit nicht ſo — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit auſſer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art ſie auch ſeyn müſſen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit nicht können zugelaſſen werden, und von der Freymaurerey ausgeſchloſſen ſeyn, ſind doch noch zwey verſchiedene Dinge.

Ernſt.

Wie ſo?

Falk.

Weil Loge ſich zur Freymaurerey verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äuſſeren Wohlſtande der Kirche iſt für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts, zu ſchließen. Vielmehr giebt es einen gewiſſen äuſſerlichen Wohlſtand derſelben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben beſtehen könnte. Auch haben ſich beyde noch nie vertragen, ſondern eins hat das andere, wie die Geſchichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und ſo auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernſt.

Was?

Falk.

Kurz! Das Logenweſen, ſo wie ich höre, daß es jetzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Kaſſe haben; Kapitale machen; dieſe Kapitale belegen; ſie auf den beſten Pfenning zu benutzen ſuchen; ſich ankaufen wollen; von Königen und Fürſten ſich Privilegien geben laſſen, das Anſehn und die Gewalt derſelben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Obſervanz ſind, als der, die man ſo gern zum Weſen der Sache machen mögte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falſch prophezeyet haben!

Ernſt.

Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fahrt jetzt nicht mehr ſo zu. Und zudem ſind ja wohl unter den Perſonen, die ſeine Geſetze machen, oder handhaben, ſelbſt ſchon zu viel Freymaurer —

Falk.

Gut! Wenn ſie alſo auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkſt Du wird eine ſolche Verfaſſung für Einfluß auf ſie ſelbſt haben? Gerathen ſie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon ſie ſich losreißen wollten? Werden ſie nicht aufhören zu ſeyn, was ſie ſeyn wollen? — Ich weiß nicht ob Du mich ganz verſtehſt —

Ernſt.

Rede nur weiter!

Falk.

Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht ſoll dieſes eben der Weg ſeyn, den die Vorſicht auserſehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freymaurerey ein Ende zu machen —

Ernſt.

Schema der Freymaurerey? Was nennſt Du ſo? Schema?

Falk.

Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernſt.

Ich weiß noch nicht —

Falk.

Du wirſt doch nicht glauben, daß die Freymaurer Freymaurerey geſpielt?

Ernſt.

Was iſt nun das? Die Freymaurer nicht Freymaurerey geſpielt?

Falk.

Mit andern Worten! Meynſt Du denn, daß das, was die Freymaurerey iſt, immer Freymaurerey geheiſſen? — Aber ſieh! Schon Mittag vorbey! Da kommen ja bereits meine Gäſte! Du bleibſt doch?

Ernſt.

Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl, denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk.

Nur bey Tiſche, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Geſpräch.

Ernſt.

Endlich ſind ſie fort! — O die Schwätzer! — Und merkteſt Du denn nicht, oder wollteſt Du denn nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er wie er will! — ein Freymaurer iſt? Er klopfte ſo oft an.

Falk.

Ich hörte ihn wohl. Ich merkte ſogar in ſeinen Reden, was Dir wohl nicht ſo aufgefallen — Er iſt von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernſt.

Das wäre nicht das Schlimmſte an ihm.

Falk.

Und hat die Grille, daß der Kongreß eine Loge iſt; daß da endlich die Freymaurerey ihr Reich mit gewafneter Hand gründet.

Ernſt.

Giebt es auch ſolche Träumer?

Falk.

Es muß doch wohl.

Ernſt.

Und woraus nimſt Du dieſen Wurm ihm ab?

Falk.

Aus einem Zuge, der Dir auch ſchon einmal kenntlich werden wird.

Ernſt.

Bey Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freymaurern gar ſo betrogen hätte! —

Falk.

Sey ohne Sorge, der Freymaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, ſo lange ſie wollen und können. — Die Lichter auslöſchen, und wenn ſie ausgelöſcht ſind erſt wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andre Lichter wieder aufſtecken muß; das iſt der Freymaurer Sache nicht.

Ernſt.

Das denke ich auch. — Was Blut koſtet iſt gewiß kein Blut werth.

Falk.

Vortrefflich! — Nun frage, was Du willſt! Ich muß Dir antworten.

Ernſt.

So wird meines Fragens kein Ende ſeyn.

Falk.

Nur kannſt Du den Anfang nicht finden.

Ernſt.

Verſtand ich Dich, oder verſtand ich Dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widerſprichſt Du Dir, oder widerſprichſt Du Dir nicht? — Denn allerdings, als Du mir einmal ſagteſt: *Die Freymaurerey ſey immer geweſen*, verſtand ich es alſo, daß nicht allein ihr Weſen, ſondern auch ihre gegenwärtige Verfaſſung ſich von undenklichen Zeiten herſchreibe.

Falk.

Wenn es mit beyden einerley Bewandtniß hätte! — Ihrem Weſen nach iſt die Freymaurerey eben ſo alt, als die bürgerliche Geſellſchaft. Beyde konnten nicht anders als miteinander entſtehen. — Wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft nur ein Sprößling der Freymaurerey iſt, denn die Flamme im Brennpunkte iſt auch Ausfluß der Sonne.

Ernſt.

Auch mir ſchimmert das ſo vor. —

Falk.

Es ſey aber Mutter und Tochter, oder Schweſter und Schweſter; ihr beyderſeitiges Schickſal hat immer wechſelſeitig in einander gewürkt. Wo ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, befand ſich aller Orten auch die Freymaurerey, und ſo umgekehrt. Es war immer das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden, nervöſen Staatsverfaſſung, wenn ſich die Freymaurerey neben ihr blicken ließ; ſo wie es noch jetzt das ohnfehlbare Merkmal eines ſchwachen, furchtſamen Staats iſt, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernſt.

Zu verſtehen: die Freymaurerey!

Falk.

Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äuſſerliche **Verbindungen**, die ſo leicht in **bürgerliche Anordnungen** ausarten; ſondern auf das Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſierender Geiſter.

Ernſt.

Und wer unterfängt ſich denen zu gebieten?

Falk.

Indeß hat freylich die Freymaurerey immer und aller Orten ſich nach der bürgerlichen Geſellſchaft ſchmiegen und biegen müſſen, denn dieſe war ſtets die ſtärkere. So mancherley die bürgerliche Geſellſchaft geweſen, ſo mancherley Formen hat auch die Freymaurerey anzunehmen ſich nicht entbrechen können, und hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannſt Du glauben, daß der Name Freymaurerey älter ſeyn werde, als diejenige herrſchende Denkungsart der Staaten, nach der ſie genau abgewogen worden?

Ernſt.

Und welches iſt dieſe herrſchende Denkungsart?

Falk.

Das bleibt Deiner eigenen Nachforſchung überlaſſen. — Genug, wenn ich Dir ſage, daß der Name Freymaurer, ein Glied unſerer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieſes laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt zuverläßig vor dieſer Zeit in keinem gedrukten Buche vor, und den will ich ſehen, der mir ihn auch nur in einer geſchriebenen älteren Urkunde zeigen will.

Ernſt.

Das heißt: den deutſchen Namen.

Falk.

Nein, nein! auch das urſprüngliche Free-Maſon, ſo wie alle darnach gemodelte Ueberſetzungen, in welcher Sprache es auch ſeyn mag.

Ernſt.

Nicht doch! — Beſinne Dich. — In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk.

In keinem.

Ernſt.

Gleichwohl habe ich ſelbſt. —

Falk.

So? — Iſt auch Dir von dem Staube etwas

in die Augen geflogen, den man um ſich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernſt.

Aber doch die Stelle im —

Falk.

In der Londinopolis? Nicht wahr. — Staub!

Ernſt.

Und die Parlamentsakte unter Heinrich dem Sechſten?

Falk.

Staub!

Ernſt.

Und die großen Privilegia, die Karl der Eilfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk.

Staub!

Ernſt.

Und Locke?

Falk.

Was für ein Locke?

Ernſt.

Der Philoſoph. — Sein Schreiben an den Grafen von Pembrock; ſeine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechſten eigener Hand geſchrieben?

Falk.

Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund ſeyn; den kenne ich nicht. — Aber wieder Heinrich der Sechſte? — Staub! und nichts als Staub!

Ernſt.

Nimmermehr!

Falk.

Weißt Du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für untergeſchobene Urkunden?

Ernſt.

Und das hätten ſie ſo lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk.

Warum nicht? der Klugen ſind viel zu wenig, als daß ſie allen Geckereyen, gleich bey ihrem entſtehen, wiederſprechen könnten. Genug, daß bey ihnen keine Veriährung Statt findet. — Freylich wäre es beſſer, wenn man vor dem Publiko ganz und gar keine Geckereyen unternähme, denn gerade das Verächtlichſte iſt, daß ſich niemand die Mühe nimmt, ſich ihnen entgegen zu ſtellen, wodurch ſie mit dem Laufe der Zeit das Anſehn einer ſehr ernſthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tauſend Jahren: "würde man denn ſo in die Welt „haben ſchreiben dürfen, wenn es nicht wahr geweſen „wäre? Man hat dieſen glaubwürdigen Männern

„damals nicht widerſprochen, und Ihr wollt Ihnen „jetzt widerſprechen?„

Ernſt.

O Geſchichte! O Geſchichte! Was biſt du?

Falk.

Andersons kahle Rapſodie, in welcher die Hiſtorie der Baukunſt für die Hiſtorie des Ordens untergeſchoben wird, mögte noch hingehen! Für einmal, und für damals mogte das gut ſeyn. — Dazu war die Gaukeley ſo handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf dieſem moraſtigen Grunde fortbauet, daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernſthaften Mann vorzugeben ſich ſchämt, daß man zu Fortſetzung eines Scherzes, den man längſt hätte ſollen fallen laſſen, ſich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn ſie ein nichtswürdiges bürgerliches Intereſſe betrifft, die pillory ſteht. —

Ernſt.

Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortſpiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens ſich von Alters her unter dem homonymen Handwerke vornämlich erhalten hätte? —

Falk.

Wenn es wahr wäre?

Ernſt.

Und muß es nicht wahr ſeyn? — Denn wie käme der Orden ſonſt dazu, die Symbole eben dieſes Handwerks zu entlehnen? Eben dieſes? Und warum keines andern?

Falk.

Die Frage iſt allerdings verfänglich.

Ernſt.

Ein ſolcher Umſtand muß doch eine Urſache haben?

Falk.

Und hat ſie.

Ernſt.

Und hat ſie? Und hat eine andere Urſache, als jene vermeynte?

Falk.

Eine ganz andre.

Ernſt.

Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk.

Wenn Du mir ſchon eher eine ganz andere Frage gethan hätteſt, die ich längſt erwarten mußte, ſo würde Dir das Rathen nun nicht ſchwer fallen.

Ernſt.

Eine andere Frage, die Du längſt hätteſt erwarten müſſen? —

Falk.

Denn, wenn ich Dir ſagte, daß das, was Freymaurerey iſt, nicht immer Freymaurerey geheißen, was war natürlicher und näher —

Ernſt.

Als zu fragen, wie es ſonſt geheißen? — ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk.

Wie die Freymaurerey geheißen, ehe ſie Freymaurerey hieß, fragſt Du? — Maßoney. —

Ernſt.

Nun ja freylich! Maſonry auf Engliſch. —

Falk.

Auf Engliſch nicht Maſonry, ſondern Maſony. — Nicht von Maſon, der Maurer, ſondern von Maſe, der Tiſch, die Tafel.

Ernſt.

Maſe, der Tiſch, in welcher Sprache?

Falk.

In der Sprache der Angelſachſen, doch nicht in dieſer allein, ſondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein urſprünglich deutſches Wort, von welchem noch jetzt ſo mancherley Abſtammungen üblich ſind, oder doch ohnlängſt üblich waren, als: Maskopie, Masleidig, Masgenoſſe; ſelbſt Maſoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche; nur daß es ſeine gute Bedeutung ein wenig verſchlimmert hatte.

Ernſt.

Ich weiß weder von ſeiner guten, noch von ſeiner verſchlimmerten Bedeutung.

Falk.

Aber die Sitte unſerer Vorfahren weißt Du doch, auch die wichtigſten Dinge am Tiſche zu überlegen? — Maſe alſo der Tiſch, und Maſoney eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft. Und wie aus einer geſchloſſenen, vertrauten Tiſchgeſellſchaft ein Saufgelach worden, in welchem Verſtande Agrikola das Wort Maſoney braucht, kannſt Du leicht abnehmen.

Ernſt.

Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald beſſer gegangen?

Falk.

Vorher aber, ehe die Maſoneyen zum Theil ſo ausarteten, und in der guten Meynung des Publikums ſo herabkamen, ſtanden ſie in deſto größerem Anſehn. Es war kein Hof in Deutſchland, weder klein noch groß, der nicht ſeine Maſoney hatte. Die alten Lieder- und Geſchichtsbücher ſind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlöſſern und Palläſten der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man in neuerer Zeit ſo manche ungegründete Auslegung hat. — Und was brauche ich Dir zu ihrem Ruhme mehr zu ſagen, als daß die Geſellſchaft der runden Tafel die erſte und älteſte Maſoney war, von der ſie insgeſammt abſtammen?

Ernſt.

Der runden Tafel? das ſteigt in ein ſehr fabelhaftes Alterthum hinauf —

Falk.

Die Geſchichte des Königs Arthur ſey ſo fabelhaft als ſie will, die runde Tafel iſt ſo fabelhaft nicht.

Ernſt.

Arthur ſoll doch der Stifter derſelben geweſen ſeyn.

Falk.

Mit nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach, — Arthur, oder ſein Vater, hatten ſie von den Angelſachſen angenommen, wie ſchon der Name Maſoney vermuthen läßt; Und was verſteht ſich mehr von ſelbſt, als daß die Angelſachſen keine Sitte nach England herüber brachten, die ſie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch ſieht man es an mehreren deutſchen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Geſellſchaft, kleinere vertraute Geſellſchaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernſt.

Hiermit meineſt Du? —

Falk.

Alles was ich Dir jezt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präciſion ſage, mache ich mich anheiſchig das nächſtemal, daß ich mich mit Dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, ſchwarz auf weiß zu belegen — Höre mich jezt nur, wie man das erſte Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es ſie befriedigt.

Ernſt.

Wo bliebſt Du?

Falk.

Die Maſoney alſo war eine deutſche Sitte, welche die Sachſen nach England verpflanzten. Die Gelehrten ſind uneinig, wer die Maſe-Thonas unter ihnen waren, allem Anſehen nach die Edlen der Maſonry, welche ſo tiefe Wurzeln in dieſem neuen Boden ſchlug, daß ſie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beyblieb, und ſich von Zeit zu Zeit in der herrlichſten Blüthe zeigte. Beſonders waren die Maſoneyen der *** im zwölften Jahrhundert und im dreyzehnten in ſehr großem Rufe. Und ſo eine *** Maſoney war es, die ſich, bis zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, troz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeſchriebenen Hiſtorie freylich ermangeln; Aber eine ſorgfältig aufbewahrte Tradition, die ſo viel Merkmale der Wahrheit hat, iſt bereit dieſen Mangel zu erſetzen.

Ernſt.

Und was hindert dieſe Tradition endlich einmal durch ſchriftliche Vorzeigungen ſich zur Geſchichte zu erheben?

Falk.

Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an — Wenigſtens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ia verpflichtet, Dir und Allen, welche ſich mit Dir in dem nemlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernſt.

Nun denn! — Ich bin in der äußerſten Erwartung.

Falk.

Jene *** Maſoney alſo, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London beſtand, aber in aller Stille beſtand, hatte ihr Verſammlungshaus ohnfern der Sanct Paulskirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeiſter dieſer zweyten Kirche der ganzen Welt war —

Ernſt.

Chriſtoph Wren —

Falk.

Und Du haſt den Schöpfer der ganzen heutigen Freymaurerey genannt —

Ernſt.

Ihn?

Falk.

Kurz! Wren, der Baumeiſter der St. Paulskirche, in deren Nähe ſich eine uralte Maſoney, von undenklichen Jahren her verſammelte, war ein Mitglied dieſer Maſoney, welche er die dreyßig Jahre über, die der Bau dauerte, um ſo öfterer beſuchte.

Ernſt.

Ich fange an ein Misverſtändniß zu wittern.

Falk.

Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Maſoney war bey dem engliſchen Volke vergeſſen, verlohren — Eine Masony, die in der Nähe eines ſo wichtigen Baues lag, in der ſich der Meiſter dieſes Baues ſo fleißig finden ließ, was kann die anders ſeyn, als eine Masonry, als eine Geſellſchaft von Bauverſtändigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernſt.

Natürlich genug!

Falk.

Die Fortſetzung eines ſolchen Baues, einer ſolchen

Kirche intereſsirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der erſten Hand zu haben, bewarb ſich jeder, der einige Kenntniſſe von Baukunſt zu haben vermeynte, um Zutritt zu der vermeynten Maſonry — und bewarb ſich vergebens. Endlich — Du kennſt Chriſtoph Wren, nicht blos dem Namen nach, Du weißt, welch ein erfindſamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wiſſenſchaften entwerfen helfen, welche ſpekulativiſche Wahrheiten gemeinnütziger, und dem bürgerlichen Leben erſprießlicher machen ſollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Geſellſchaft bey, welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Spekulation erhöbe. "Dort, dachte er, „würde unterſucht, was unter dem Wahren, brauchbar; und hier, was unter dem Brauchbaren, wahr „wäre. Wie, wenn ich einige Grundſätze der Maſoney „exoteriſch machte? Wie, wenn ich das, was ſich nicht „exoteriſch machen läßt, unter die Hieroglyphen und „Symbole deſſelben Handwerks verſteckte, und was „man jetzt unter dem Worte Maſonry verſteht, zu einer Free-Maſonry erweiterte, an welcher Mehrere „Theil nehmen könnten?„ — So dachte Wren, und die Freymaurerey ward — Ernſt! Wie iſt Dir?

Ernſt.

Wie einem Geblendeten.

Falk.

Geht Dir nun einiges Licht auf?

Ernſt.

Einiges? Zuviel auf einmal.

Falk.

Begreifſt Du nun —

Ernſt.

Ich bitte Dich Freund, nichts mehr! — Aber haſt Du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk.

Wünſcheſt Du mich da?

Ernſt.

Wünſche? — nachdem Du mir verſprochen —

Falk.

So hab ich der Verrichtungen daſelbſt genug — Noch einmal! ich werde mich über manches aus dem Gedächtniſſe zu ſchwankend, zu unbefriedigend ausgedruckt haben — Unter meinen Büchern ſollſt Du ſehen und greifen — Die Sonne geht unter, Du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernſt.

Eine andre gieng mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein ſechſtes Geſpräch, welches unter dieſen Freunden vorfiel, iſt nicht ſo nachzubilden. Aber das Weſentliche davon iſt zu kritiſchen Anmerkungen über das fünfte Geſpräch beſtimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Andreas Scultetus.

Aus zwey Briefen
an den Herrn Prof. Zachariä.

(von Hamburg, 1769.)

I.

Es iſt ſo, mein Freund, wie Ihnen unſer Ebert geſagt hat. Ich beſitze, ſchon ſeit geraumer Zeit, von einem deutſchen Dichter, einem Schleſier, einem Zeitverwandten des Opitz, den man längſt wieder vergeſſen hat, wenn er anders je außer den Mauern ſeiner Stadt bekannt geworden, verſchiedene gedruckte Stücke, die es ſehr wohl verdienten, daß man ſie, wenigſtens auf einige Zeit, der Vergeſſenheit wieder entriſſe.

Er heißt Andreas Scultetus. Der Geſchlechtsname Scultetus, kömmt in der Rolle der Reimer und Versmacher häufig genug vor. Aber von einem Andreas werden Sie, weder bey dem Neumeiſter, noch John, noch irgendwo, die geringſte Erwehnung finden; welches mir lange Zeit unbegreiflich geweſen.

Das erſte Stück von ihm gerieth mir, vor länger als zwanzig Jahren, zu Wittenberg, in daſiger Univerſitätsbibliothek in die Hände, wo ein glücklicher

Zufall unter einem Wuſte alter Leichen- und Hochzeitliedern, meine Augen darauf lenkte. Der Titel verſprach Bombaſt: *Andreæ Sculteti, Boleslavii*, Oeſterliche Triumphpoſaune. *) Doch er betrog mich, auf eine angenehme Art. Nicht zwar, als ob mir gar nichts von Schwulſt in einem Gedicht, welches ſo abentheuerlich angekündiget ward, aufgeſtoſſen wäre. Aber ich fand doch weit mehr wahres Erhabene, als Schwulſt. Auch ſchrieb ich mir es von Wort zu Wort ab: und ich habe es nach der Zeit ſo oft geleſen, ſo oft vorgeleſen, mir es ſo oft vorleſen laſſen, daß ich jede gute Zeile darinn getreulich aus dem Gedächtniſſe wieder herſtellen könnte, wenn die wenigen Abdrücke, die vielleicht noch in dem oder jenem Winkel ſtecken, mit ſammt meiner Abſchrift, alle auf einmal verſchwänden.

Gleich der Anfang überraſchte mich außerordentlich: und was mich damals überraſchte, gefällt mir noch immer.

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen:
Dich, HErr, kann ohne dich kein Muttermenſch erkennen.
Du pfropfeſt in die Bruſt der Sinne Wunderkraft,
Die uns zu Menſchen macht: du pflanzeſt Wiſſenſchaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre ſchlechte Gaben:
Doch mein Vermögen iſt, Vermögen wollen haben.

---

*) Gedruckt zu Breslau mit Baumanniſchen Schriften 1642 auf zwey vollen Bogen in Quart.

Trägt meine Sinngeburt nur keinen Spott davon,
So ſchätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
— — — — —
— — — ſein ſtrahlumzirktes Licht
Verſchmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,
Zeucht Waſſer euch empor: ſo brechen ſchlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut, ſo höre heute
See, Himmel, Erd und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Oſterſängern an.

Der wahre Ton des Opitz, wo er am meiſten Opitz iſt! Die Gedanken richtig, edel und neu: der Ausdruck leicht und doch ſtark, gewählt und doch natürlich.

In dieſer ſo demüthigen als zuverſichtlichen Anrufung, kündiget der Dichter ſeinen Vorwurf mit einem einzigen Worte an: mich Oſterſänger! Wozu auch deren mehr? Und ſo mit eins, voll von den Wundern und den ſeligen Folgen des großen Tages, den er beſingt, iſt er mitten in dem Lobe deſſelben. Er vergleicht ihn mit andern berühmten Tagen, welche ſeit dem ſchrecklichen Tage,

Da über die Natur Neptunus ſich erhub,
Und, was ſich regt, geſammt der Erde ſelbſt, begrub,
Da alles Waſſer war — — —

in dem Buche der Zeit aufbehalten worden. Einen jeden dieſer Tage ſtellt uns ſein flüchtiger, aber ſicherer Pinſel, mit einem einzigen Zuge vor das Auge, der täuſchender iſt, als ein ganzes weitläuftiges Gemählde ſeyn würde. Der Tag

— — — — da Jſraels Geſchlecht
Das Zeptervolk der Welt, des Cencheres Ziegelknechte,
Das Zuchthaus ſegneten; — —
Der Tag, als den Amalek
— GOttes General, durch zweyer Hände Bitten
Vielmehr, als Joſua durch tauſend, welche ſtritten,
Die Flucht zu geben zwang; —
der Tag, als
— — — aller Himmel GOtt
Den trüben Sinai mit Flammen ſein Gebot
Herabgedonnert hat; —
der Tag, als
— — — — David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirne eingejagt; —
der Tag, als
Elias, der Prophet, mit einem ſchnellen Feuer
Im Himmel Einzug hielt; —
der Tag, als
— du, o Sonnenlicht, den überſchifften Ort
Zum erſten wiederum, auf Jeſajas Wort,
Noch einmal haſt beſucht;

welche Tage! Aber was ſind ſie dem Dichter alle, gegen den Tag ſeines Liedes? Und ſo wie ſich ihm dieſer Tag zu allen andern großen Tagen verhält: ſo auch der Held dieſes Tages zu allen andern Helden. Er berührt einige der vornehmſten, mit ein oder zwey Worten; entwirft die Hauptzüge deſſen, der ſie alle unendlich zurück läßt, und fängt nun an, die Glorie deſſelben, nach dem Muſter eines wahren alten Triumphes, zu beſchreiben.

Es geſchicht nach dieſem Muſter ſogar, daß er von dem Stande der Erniedrigung ſelbſt ausgehen zu müſſen, glaubet.

— — — — Wie aber bey den Alten
Den Führern, welche ſich im Felde ſteif gehalten,
Nachdem ſie überkränzt, mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward ſchattiert,
Wo ihre Fauſt gekämpft: ſo führ ich auch im Schilde
Des Höchſten Niedrigkeit in meiner Verſen Bilde
Hauptſächlich darzuthun.

Er zielet auf die Verkleinerungen und Spottlieder, unter welchen der gemeine Soldat ſeinem triumphirenden Feldherrn folgte. Die Wendung iſt ſonderbar: aber die Bilder, zu welchen ſie Gelegenheit giebt, ſind größtentheils vortrefflich. Urtheilen ſie nach der Frage, mit welcher er ausbricht:

— — — — wo blühte ſeine Pracht
Als Chriſtus eingeſtallt die Mutter angelacht?
Im Lächeln blos allein und in den Perlenzähren —

Oder lieber nach dem Gemählde der Mutter am Kreuze;

Wie JEſus in der Luft die Arme weit gereckt
Und ſich, die ganze Welt zu faſſen, ausgeſtreckt.
Wie ſeine Mutter kocht, die zwiſchen Furcht und Zagen
Ihr aufgeſchwelltes Leid mit Kummer kann ertragen;
Die tauſend Tode ſtirbt, und tauſend Tode lebt.
Ihr Herze pocht und ſchwürt; ihr rechtes Herze webt
In dieſem, welches ſtirbt. Die Thränen fließen dichte;
Kein Tropfen Menſchenblut erregt ſich im Geſichte,
Als welcher obenher von GOttes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donners Art erſchällt.

Denn ich überſpringe dieſen ganzen Ort, ob er gleich bey weiten den größten Theil des Gedichts ausmacht; um Ihnen noch einiges von den Schilderungen des Prunkes und Jubels, mit welchen nun endlich der Dichter die Auferſtehung Chriſti von der geſammten Natur feyern läßt, niederſchreiben zu können. Hier kommen Stellen vor, die des größten Dichters würdig ſind. — Suchen Sie mir eine, in allen Dichtern ſeines Jahrhunderts, die mit folgender verglichen zu werden verdienet? —

— — — Die Werkſtatt dieſer Welt
Staffirt ſich ſtattlich aus und nimmt, als ein Gezelt,
Den Siegesherzog auf. Der Erde Luſtgehege
Beſetzt ihm um und um mit Blumen ſeine Wege.
Violen ſchießen auf, und geben, auf den Schlag
Der Telamoner Frucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen,
Die Aecker, hegen Streit, wer meiſtes könne blühen,
Den Feſttag zu begehn. Der Cypern Blume bloß,
Als welcher Mutter ihm das zarte Haupt verſchloß,
Behaget halb und halb, ſich ſchaamroth zu verſtecken,
Und anderwärts zur Gunſt den Zierrath aufzudecken.
Der andern Kräuter Reſt, ſo keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröſtlich trat,
Und ſchienen allzumal, als hätten ſie gebeten,
Ihr Herrſcher wolle ſie zu Ehren niedertreten.

Welche Phantaſie! welche Empfindung mit einer ſolchen Phantaſie verbunden! Die Roſe, die ſich liebet verſtecken möchte, weil ihre Mutter, die Dornhecke, das heilige zarte Haupt zerritzet! Der namenloſe Reſt von Kräutern, die keine andere Ehre verlangen, als von dem göttlichen Fuße zertreten zu werden!

Und doch iſt die Beſchreibung, welche der Dichter von der ſüßen Freude eines lautern Theiles der Schöpfung macht, faſt noch ſchöner.

Ein ſtiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Geſangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erſcheint, ſo ſchickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, ſo lebt, den tauſendfachen Schall
In Deliens Loſier. Hier ſauſen hundert Zinken,
Hier wird das Meiſterwerk zu ſteigen und zu ſinken,
Auf einmal angewandt. Der Vögelpöbel ſummt,
Auf ihren Mund ergrimmt: das meiſte Theil verſtummt.
Die Lerche bittet bloß ihr Tiretireliren
Der Fugenkünſtlerinn hernach zu praktiziren,
Und ſchweifet trotziglich, bis an der Wolken Port,
Auf allerhand Manier mit lauten Kreiſen fort;
In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren,
Den Vorzug giebt ſie zwar, die Ehre nicht verlohren.

Aber wie? Erinnern Sie ſich wohl, bey einem von unſern neuern Dichtern, die letzte ohne eine Zeile, faſt von Wort zu Wort bereits geleſen zu haben?

In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren.

Sagt nicht auch Kleiſt, ebenfalls von der Lerche?

Die Lerche, die im Auge nicht,
Doch immer in den Ohren iſt.

Sollte es wohl möglich ſeyn, daß an eben derſelben Sache zwey Dichter von ſelbſt eben denſelben kleinen

Umſtand bemerket, und ihn von ſelbſt mit eben denſelben Worten ausgedrückt hätten? Warum nicht möglich? Beſonders, wenn der Umſtand ſo wahr, ſo einleuchtend iſt, und die Worte ſo ungeſucht ſind, als hier. Man ſollte ſich einbilden, man könne eine Lerche gar nicht hören, ohne anzumerken, daß das Auge, geblendet von dem Schimmer der frühen Sonne, in welchem ſich der Sänger badet, ſchwerlich abnehmen könne, wo der Ton herkomme. Aber gleichwohl iſt dieſes der Fall hier nicht: ſondern die Wahrheit iſt, daß **Kleiſt** den gemeinſchaftlichen Umſtand nicht unmittelbar aus der Natur genommen hat. Zu der Zeit nämlich, als er das Geburtslied verfertigte, in welchem er jhm einen Platz gegeben, hatte ich das Glück täglich um ihn zu ſeyn. Er machte mir öfter das Vergnügen, ihm Stellen aus meinem Scultetus vorzuſagen, den ich nur im Gedächtniſſe bey mir führte: und ich hatte es bald weg, daß die Lerche ſein Liebling geworden war. Als er mir daher ſein Gedicht vorlas, ſahe er mich, bey dem Worte Lerche, mit einem Lächeln an, das mir alles voraus ſagte. Ich ſchlug vor Freuden in die Hände. Aber! ſetzte ich hinzu; ich bin feſt entſchloſſen, über lang oder kurz, meinen Dichter wieder drucken zu laſſen. Und alsdenn? Freylich wird es immer Ehre genug für ihn ſeyn, wenn ich anführen kann, daß er hier eben der feine Bemerker geweſen, der — Mit nichten! fiel mir der beſte Mann in das Wort. Nur unter der Bedingung, daß Sie mich ſodann bloß als ſeinen Kopiſten nennen, will ich mir es indeß erlauben, mir eine fremde Schönheit als meine anrechnen zu laſſen. —

Ich habe eine ſehr angenehme Stunde, indem ich mich für Sie mit meinem alten poetiſchen Findlinge — und zugleich mit dem Andenken eines Freundes beſchäftige, deſſen geringſte Eigenſchaften der Dichter und der Soldat waren. Aber dem ohngeachtet erfahren Sie jetzt von jenem weiter nichts. Ich muß erſt hören, welche Aufnahme er, auf dieſe Kundſchaft, ſich von Ihnen zu verſprechen hat.

II.

Ich freue mich, daß ich ſo viel meines altväteriſchen Geſchmacks in Ihnen finde. — Und nun ſollen Sie auch alles wiſſen und alles haben, was ich von meinem Dichter weiß und beſitze. — Aber wenn die Folge dem Anfange nicht entſpricht — wer kann wider das Schickſal? —

Es waren zehn Jahre, und drüber vergangen, und ich war auf gutem Wege, den ganzen Andreas Scultetus zu vergeſſen: als ich nach Schleſien kam. Dort in ſeinem Vaterlande, ſeiner Geburtsſtadt ſo nahe, — denn Sie werden bemerkt haben, daß er ſich auf dem Titel ſeiner öſterlichen Triumphpoſaune einen Buntzlauer nennet — wachte die Neugierde, ihn näher kennen zu lernen, um ſo natürlicher auf, je wahrſcheinlicher ich ſie da befriediget zu ſehen hoffen dürfte. Die Schleſier, (und ich liebe ſie auch darum,) ſind noch große Verehrer derjenigen ihrer Dichter des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, durch die es faſt zu einem allgemeinen Vorurtheile eines guten Dichters in Deutſchland geworden war, ein Schleſier gebohren zu ſeyn. Aber bey wem ich mich auch von ihnen nach einem Andreas Scultetus erkundigte, der des Opitz eigentlicher Landsmann, und nach meinem Bedünken der würdigſte Zögling ſeiner Muſe geweſen ſey; die alle geſtanden, daß ſie ſeinen Namen von mir zuerſt hörten. Selbſt Gelehrte, die aus der Litteraturgeſchichte ihres Landes ſich ein eigenes Studium gemacht hatten, — (Ich muß Ihnen hier ein Paar würdige Freunde, die Herren Arletius und Kloſe in Breslau nennen, deren erſterer ſogar einen reichen Schatz von Opitianis beſitzt, die entweder noch nie, oder wenigſtens nicht in den Sammlungen der Opitziſchen Werke gedruckt worden) — ſelbſt dieſe Männer hörten die öſterliche Triumphpoſaune bey mir zuerſt; und wunderten ſich nicht weniger als ich, von dem Virtuoſen ſelbſt nirgends die geringſte Spur zu finden.

Ich ſchäme mich, Ihnen zu geſtehen, wie viel Zeit und Mühe ich angewandt, unter der unendlichen Menge Schleſiſcher Gelegenheitsdichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, den Namen meines **Scultetus** irgendwo wieder anſichtig zu werden. Endlich war ich ſo glücklich, noch ein Paar andere Gedichte von ihm aufzutreiben, die auf Vorfälle zu Breslau eben daſelbſt, theils in dem nämlichen zwey und vierzigſten, theils in dem nächſt vorhergehenden Jahre, verfertiget und gedruckt waren. Doch auch dieſe gaben mir von dem Verfaſſer ſelbſt weiter kein Licht, bis ich noch auf ein anderes, an den bekannten **Chriſtoph Colerus**, damaligen Konrektor des Gymnaſii zu St. Eliſabeth in Breslau, gerieth, in welchem er ſich für einen Schüler deſſelben bekennet; worauf mir endlich auch eine kurze poetiſche Kondolenz an den Buchhändler **Jakob** in Breslau, über den Verluſt ſeiner Gattinn, aus dem Jahr 1640 von ihm aufſtieß, die ich unter ähnlichen Kondolenzen verſchiedner Gymnaſiaſten zu erblicken glaubte.

Der Vermuthung, die aus beyden dieſen Umſtänden erwuchs, war leicht auf den Grund zu kommen. Hr. Arletius hatte die Güte, die Matrikel des gedachten Gymnaſii für mich nachzuſchlagen: und ſiehe da! ſo fand es ſich wirklich. Der Dichter, dem ich ſo lange nachgeſpüret hatte, war ein junger Gymnaſiaſt; und alles, was ich zum Theil mit ſo vielem Vergnügen von ihm geleſen hatte, waren Verſuche eines Schülers. Die Matrikel beſagte, daß ſein Vater ein Schuſter in Buntzlau geweſen ſey, und daß er den 25ten Auguſt 1639 auf das Gymnaſium nach Breslau gekommen, wo er von dem Rektor Elias Major inſcribiret worden. Ich könnte Ihnen aus eben der Quelle noch ſagen, wo er zu Breslau gewohnt hat: aber ich wünſchte lieber, daß ich Ihnen ſagen könnte, was in der Folge aus ihm geworden. Allem Vermuthen nach muß er, entweder noch auf der Schule, oder bald auf der Univerſität, geſtorben ſeyn. Denn ich glaube nicht, daß andere Umſtände, als der Tod, ſo frühe und ſo beſondere Talente ſo gänzlich würden haben erſticken können, daß nirgends weiter von ihnen etwas gehöret worden.

Meine Achtung für ihn ward indeß durch dieſe Entdeckung eher vermehrt, als vermindert. Denn wenn ich ihm nun die Schönheiten, die ich eines weit reifern Genies nicht für unwürdig gehalten hatte, um ſo viel höher anrechnen mußte: ſo lernte ich zugleich ſeine Fehler von einer Seite betrachten, von welcher ſie mehr als bloße Verzeihung verdienen. Der vornehmſte dieſer Fehler iſt das Beſtreben überall Gelehrſamkeit zu zeigen, durch welches auch in ſeinem beſten Gedichte verſchiedene Stellen ganz unerträglich geworden. Es kommen Anſpielungen vor, die auch nur, ſeinem ſo fleißigen Leſer, noch zu gelehrt ſind: obſchon nicht gelehrt genug, um nur ein einziges Buch darum nachzuſchlagen. Wenn ein Mann dieſen Fehler hat: ſo iſt es eckele Pedanterey. Aber wenn ein Jüngling darein verfällt: ſo zeigt er von einem vollen Kopfe, und iſt einer von den wollüſtigen Auswüchſen, die ein wenig mehr Geſchmack in der Folge ſchon beſchneiden wird. Etwas von dieſem Fehler haben zu können, wäre manchem von unſern jetzigen jungen Dichtern ſehr zu wünſchen. Noch mehr aber manchem von unſern jetzigen jungen Kunſtrichtern: denn da dieſe Herren ſelbſt keine Verſe machen, ſo würden ſie keine damit verderben, wohl aber in denen, welche nur damit verdorben ſind, andere Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter ſeyn.

Eine von ſolchen ſchadloshaltenden Schönheiten bey unſerm Dichter iſt die Sprache, die ſo reich, ſo ſtark, ſo mahleriſch iſt, daß ſie nur mit der Opitziſchen verglichen zu werden verdienet. **Flemming** und **Tſcherning**, und wie ſie alle heiſſen, die dem Opitz damals nacheiferten, kommen ihm bey weiten darinn nicht gleich.

Doch alles das wird Ihnen ohne mich zur Genüge einleuchten, wenn Sie ſich die Mühe nehmen, die Stücke nach der Reihe nun ſelbſt zu leſen, die ich Ihnen hierbey ſende. Es ſtehet bey Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Wollen Sie denſelben einen Platz in Ihrer Sammlung gönnen: ſo können Sie wenigſtens auf Eines Dank gewiß rechnen.

Ich lege noch einige Anmerkungen über verſchiedene Worte und Ausdrücke des Dichters bey, wie ich ſie zu einer andern Ihnen bewußten Abſicht ausgezogen haben: und auch mit dieſen können Sie ſchalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit ſchönern Blumen das Grab eines jungen Dichters beſtreuen, der eine Zeile gemacht hat, um die ihn Kleiſt beneidet! *)

Leßing.

---

*) Dieſer poetiſche Fund des jungen Scultetus, Stücke voll Feuers und Ausdrucks, ſtehn nebſt den kritiſchen Anmerkungen nachzuleſen in dem 2ten Bande von Zachariä auserleſenen Stücken der beſten deutſchen Dichter von Mart. Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten. Braunſchweig 1771. p. 331-424.

Die Erziehung
des
Menſchengeſchlechts *)

---

*) Berlin 1780.

Hæc omnia inde eſſe in quibusdam vera, unde in quibusdam falſa ſunt.

Auguſtinus.

Vorbericht
des Herausgebers.

Ich habe die erſte Hälfte dieſes Aufſatzes in meinen Beyträgen bekannt gemacht. Jetzt bin ich im Stande, das übrige nachfolgen zu laſſen.

Der Verfaſſer hat ſich darinn auf einen Hügel geſtellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeſchriebenen Weg ſeines heutigen Tages zu überſehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünſcht, von ſeinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Ausſicht, die ihn entzücket, auch jedes andere Auge entzücken müſſe.

Und ſo, dächte ich, könnte man ihn ja wohl ſtehen und ſtaunen laſſen, wo er ſtehet und ſtaunet!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein ſanftes Abendroth ſeinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen geweſen!

Ich meyne dieſen. — Warum wollen wir in allen poſitiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem ſich der menſchliche Verſtand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln ſoll; als über eine derſelben entweder lächeln, oder zürnen? Dieſen unſern Hohn, dieſen unſern Unwillen, verdiente in der beſten Welt nichts: und nur die Religionen ſollten ihn verdienen? Gott hätte ſeine Hand bey allem im Spiele: nur bey unſern Irrthümern nicht?

§. 1.

Was die Erziehung bey dem einzeln Menſchen iſt, iſt die Offenbarung bey dem ganzen Menſchengeſchlecht.

§. 2.

Erziehung iſt Offenbarung, die dem einzeln Menſchen geſchieht: und Offenbarung iſt Erziehung, die dem Menſchengeſchlecht geſchehen iſt, und noch geſchieht.

§. 3.

Ob die Erziehung aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht unterſuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß ſehr großen Nutzen haben, und viele Schwierigkeiten heben, wenn man ſich die Offenbarung als eine Erziehung des Menſchengeſchlechts vorſtellet.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menſchen nichts, was er nicht auch aus ſich ſelbſt haben könnte: ſie giebt ihm das, was er aus ſich ſelber haben könnte, nur geſchwinder und leichter. Alſo giebt auch die Offenbarung dem Menſchengeſchlechte nichts, worauf die menſchliche Vernunft, ſich ſelbſt überlaſſen, nicht auch kommen würde: ſondern ſie gab und giebt ihm die wichtigſten dieſer Dinge nur früher.

§. 5.

Und ſo wie es der Erziehung nicht gleichgültig iſt, in welcher Ordnung ſie die Kräfte des Menſchen entwickelt; wie ſie dem Menſchen nicht alles auf einmal beybringen kann: eben ſo hat auch Gott bey ſeiner Offenbarung eine gewiſſe Ordnung, ein gewiſſes Maaß halten müſſen.

§. 6.

Wenn auch der erſte Menſch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte ſofort ausgeſtattet wurde: ſo konnte doch dieſer mitgetheilte, und nicht erworbene Begriff, unmöglich lange in ſeiner Lauterkeit beſtehen. Sobald ihn die ſich ſelbſt überlaſſene menſchliche Vernunft zu bearbeiten anfieng, zerlegte ſie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieſer Theile ein Merkzeichen.

§. 7.

So entſtand natürlicher Weiſe Vielgötterey und Abgötterey. Und wer weiß, wie viel Millionen Jahre ſich die menſchliche Vernunft noch in dieſen Irrwegen würde herumgetrieben haben; ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menſchen erkannten, daß es Irrwege waren: wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine beſſere Richtung zu geben.

§. 8.

Da er aber einem jeden einzeln Menſchen ſich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: ſo wählte er ſich ein einzelnes **Volk** zu ſeiner beſondern Erziehung; und eben das ungeſchliffenſte, das verwildertſte, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dieß war das Iſraelitiſche Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was für einen Gottesdienſt es in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienſte der Aegypter durften ſo verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott ſeiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht, daß ihm die Aegypter allen Gott, alle Götter ausdrücklich unterſagt hatten; es in den Glauben geſtürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, ſey nur ein Vorrecht der beſſern Aegypter: und das, um es mit ſo viel größerm Anſcheine von Billigkeit tyranniſiren zu dürfen. — Machen Chriſten es mit ihren Sklaven noch jetzt viel anders?

§. 11.

Dieſem rohen Volke alſo ließ ſich Gott anfangs blos als den Gott ſeiner Väter ankündigen, um es nur erſt mit der Idee eines auch ihm zuſtehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte, und in Kanaan einſetzte, bezeugte er ſich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger ſey, als irgend ein andrer Gott.

§. 13.

Und indem er fortfuhr, ſich ihm als den Mächtigſten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer ſeyn kann, — gewöhnte er es allmälig zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14.

Aber wie weit war dieſer Begriff des Einigen, noch unter dem wahren tranſcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft ſo ſpät erſt aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit ſchließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn ſich ihm auch ſchon die Beſſerern des Volks mehr oder weniger näherten — konnte ſich doch das Volk lange nicht erheben: und dieſes war die einzige wahre

Urſache, warum es ſo oft ſeinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigſten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das ſo roh, ſo ungeſchickt zu abgezognen Gedanken war, noch ſo völlig in ſeiner Kindheit war, was war es für einer moraliſchen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entſpricht. Der Erziehung durch unmittelbare ſinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier alſo treffen Erziehung und Offenbarung zuſammen. Noch konnte Gott ſeinem Volke keine andere Religion, kein anders Geſetz geben, als eines, durch deſſen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieſes Leben giengen noch ſeine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unſterblichkeit der Seele; es ſehnte ſich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun ſchon dieſe Dinge zu offenbaren, welchen ſeine Vernunft noch ſo wenig gewachſen war: was würde es bey Gott anders geweſen ſeyn, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der ſein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, dieſe Erziehung eines ſo rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott ſo ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desſelben ſo viel ſichrer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menſchengeſchlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem ſo erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkoſungen aufgewachſen und nun zu Jahren des Verſtandes gekommen war, ſtieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in ſeines Vaters Hauſe gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott ſein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindiſchen Erziehung führte: waren die andern Völker des Erdbodens bey dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meiſten derſelben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben: nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geſchieht bey Kindern, die man für ſich aufwachſen läßt; viele blieben ganz roh; einige bilden ſich zum Erſtaunen ſelbſt.

§. 21.

Wie aber dieſe glücklichern Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweiſen: ſo beweiſen die wenigen heidniſchen-Völker, die ſelbſt in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis jetzt einen Vorſprung zu haben ſchienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langſamen aber ſichern Schritten an; es holt manches glücklicher organiſirte Kind der Natur ſpät ein; aber es holt es doch ein, und iſt alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22.

Auf gleiche Weiſe. Daß, — die Lehre von der Einheit Gottes bey Seite geſetzt, welche in den Büchern des alten Teſtaments ſich findet, und ſich nicht findet — daß, ſage ich, wenigſtens die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben, darinn völlig fremd ſind: beweiſet eben ſo wenig wider den göttlichen Urſprung dieſer Bücher. Es kann dem ungeachtet mit allen darinn enthaltenen Wundern und Prophezeyungen ſeine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns ſetzen, jene Lehren würden nicht allein darinn vermißt, jene Lehren wären auch ſogar nicht einmal wahr; laßt uns ſetzen, es wäre wirklich für die Menſchen in dieſem Leben alles aus: wäre darum das Daſeyn Gottes minder erwieſen? ſtünde es darum Gott minder frey, würde es darum Gott minder ziemen, ſich der zeitlichen Schickſale irgend eines Volks aus dieſem vergänglichen Geſchlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeyungen, die er durch ſie aufzeichnen ließ, waren ja nicht blos für die wenigen ſterblichen Juden, zu deren Zeiten ſie geſchahen und aufgezeichnet wurden: er hatte ſeine Abſichten damit auf das ganze jüdiſche Volk, auf das ganze Menſchengeſchlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern ſollen, wenn ſchon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Menſch auf immer dahin ſtirbt.

§. 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des alten Teſtaments beweiſet wider ihre Göttlichkeit nichts. Moſes war doch von Gott geſandt, obſchon die Sanktion ſeines Geſetzes ſich nur auf dieſes Leben erſtreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das iſraelitiſche Volk, an das damalige iſraelitiſche Volk geſandt: und ſein Auftrag war den Kenntniſſen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieſes damaligen iſraelitiſchen Volks, ſo wie der Beſtimmung des künftigen, vollkommen angemeſſen. Das iſt genug.

§. 24.

So weit hätte **Warburton** auch nur gehen müſſen, und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überſpannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Moſis nichts ſchade: er ſollte ihm die göttliche Sendung Moſis ſogar beweiſen. Und wenn er dieſen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines ſolchen Geſetzes für ein ſolches Volk zu führen geſucht hätte! Aber er nahm ſeine Zuflucht zu einem von Moſe bis auf Chriſtum ununterbrochen fortdaurenden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzeln Jude gerade ſo glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es deſſen Gehorſam oder Ungehorſam gegen das Geſetz verdiente. Dieſes Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat beſtehen könne, erſetzt; und eine ſolche Erſetzung eben beweiſe, was jener Mangel, auf den erſten Anblick, zu verneinen ſcheine.

§. 25.

Wie gut war es, daß **Warburton** dieſes anhaltende Wunder, in welches er das Weſentliche der iſraelitiſchen Theokratie ſetzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrſcheinlich machen konnte. Denn hätte er das gekonnt; wahrlich — alsdenn erſt hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigſtens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Moſis wieder herſtellen ſollte, würde an der Sache ſelbſt zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erſchweren wollte.

§. 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder, darf gar wohl dieſes oder jenes wichtige Stück der Wiſſenſchaft oder Kunſt, die es vorträgt, mit Stillſchweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er ſchrieb, noch nicht angemeſſen ſey. Aber es darf ſchlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltenen wichtigen Stücken verſperre oder verlege. Vielmehr müſſen ihnen alle Zugänge zu denſelben ſorgfältig offen gelaſſen werden: und ſie nur von einem einzigen dieſer Zugänge ableiten, oder verurſachen, daß ſie denſelben ſpäter betreten, würde allein die Unvollſtändigkeit des Elementarbuchs zu einem weſentlichen Fehler deſſelben machen.

§. 27.

Alſo auch konnten in den Schriften des alten Teſtaments, in dieſen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte iſraelitiſche Volk, die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln: aber enthalten durften ſie ſchlechterdings nichts, was das Volk, für das ſie geſchrieben waren, auf dem Wege zu dieſer großen Wahrheit auch nur verſpätet hätte. Und was hätte es, wenig zu ſagen, mehr dahin verſpätet, als wenn jene wunderbare Vergeltung in dieſem Leben darinn wäre verſprochen, und von dem wäre verſprochen worden, der nichts verſpricht, was er nicht hält?

§. 28.

Denn, wenn ſchon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieſes Lebens, bey der auf Tugend und Laſter ſo wenig Rückſicht genommen zu ſeyn ſcheinet, eben nicht der ſtrengſte Beweis für die Unſterblichkeit der Seele und für ein anders Leben, in welchem jener Knoten ſich auflöſe, zu führen: ſo iſt doch wohl gewiß, daß der menſchliche Verſtand ohne jenen Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf beſſere und ſtrengere Beweiſe gekommen wäre. Denn was ſollte ihn antreiben können, dieſe beſſern Beweiſe zu ſuchen? Die bloße Neugierde?

§. 29.

Der und jener Iſraelite mochte freylich wohl die göttlichen Verſprechungen und Androhungen, die ſich auf den geſammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied deſſelben erſtrecken, und in dem feſten Glauben ſtehen, daß wer fromm ſey auch glücklich ſeyn müſſe, und wer unglücklich ſey, oder werde, die Strafe ſeiner Miſſethat trage, welche ſich ſofort wieder in Segen verkehre, ſobald er von ſeiner Miſſethat ablaſſe. —— Ein ſolcher ſcheinet den Hiob geſchrieben zu haben; denn der Plan deſſelben iſt ganz in dieſem Geiſte. ——

§. 30.

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung dieſen Glauben beſtärken: oder es war auf immer bey dem Volke, das dieſe Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geſchehen. Denn wenn der Fromme ſchlechterdings glücklich war, und es zu ſeinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß ſeine Zufriedenheit keine ſchrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebensſatt ſtarb: wie konnte er ſich nach einem andern Leben ſehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er ſich nicht ſehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer ſollte es denn? Der Böſewicht? der die Strafe ſeiner Miſſethat fühlte, und wenn er dieſes Leben verwünſchte, ſo gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

§. 31.

Weit weniger verſchlug es, daß der und jener Iſraelite die Unſterblichkeit der Seele und künftige

Vergeltung, weil ſich das Geſetz nicht darauf bezog, geradezu und ausdrücklich läugnete. Das Läugnen eines Einzeln —— wäre es auch ein Salomo geweſen, —— hielt den Fortgang des gemeinen Verſtandes nicht auf, und war an und für ſich ſelbſt ſchon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne läugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen; und in Ueberlegung ziehen, warum man ſich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, iſt der halbe Weg zur Erkenntniß.

§. 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroiſcher Gehorſam iſt, die Geſetze Gottes beobachten, blos weil es Gottes Geſetze ſind, und nicht, weil er die Beobachter derſelben hier und dort zu belohnen verheiſſen hat; ſie beobachten, ob man ſchon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht ſo ganz gewiß iſt.

§. 33.

Ein Volk, in dieſem heroiſchen Gehorſame gegen Gott erzogen, ſollte es nicht beſtimmt, ſollte es nicht vor allen andern fähig ſeyn, ganz beſondere göttliche Abſichten auszuführen? —— Laßt den Soldaten, der ſeinem Führer blinden Gehorſam leiſtet, nun auch von der Klugheit ſeines Führers überzeugt werden, und ſagt, was dieſer Führer mit ihm auszuführen ſich nicht unterſtehen darf? —

§. 34.

Noch hatte das jüdiſche Volk in ſeinem Jehova mehr den Mächtigſten, als den Weiſeſten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt: auch dieſes zum Beweiſe, daß die Begriffe, die es von ſeinem höchſten einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müſſen. Doch nun war die Zeit da, daß dieſe ſeine Begriffe erweitert, veredelt, berichtiget werden ſollten, wozu ſich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente; eines beſſern richtigern Maaßſtabes, nach welchem es ihn zu ſchätzen Gelegenheit bekam.

§. 35.

Anſtatt daß es ihn bisher nur gegen die armſeligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerſchaften geſchätzt hatte, mit welchen es in beſtändiger Eiferſucht lebte: fieng es in der Gefangenſchaft unter dem weiſen Perſer an, ihn gegen das Weſen aller Weſen zu meſſen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36.

Die Offenbarung hatte ſeine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal ſeine Offenbarung.

§. 37.

Das war der erſte wechſelſeitige Dienſt, den beyde einander leiſteten; und dem Urheber beyder iſt ein ſolcher gegenſeitiger Einfluß ſo wenig unanſtändig, daß ohne ihn eines von beyden überflüßig ſeyn würde.

§. 38.

Das in die Fremde geſchickte Kind ſahe andere Kinder, die mehr wußten, die anſtändiger lebten, und fragte ſich beſchämt: warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch ſo? Hätte in meines Vaters Hauſe man mir das nicht auch beybringen, dazu mich nicht auch anhalten ſollen? Da ſucht es ſeine Elementarbücher wieder vor, die ihm längſt zum Eckel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu ſchieben. Aber ſiehe! es erkennet, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig ſein eigen ſey, warum es nicht längſt eben das wiſſe, eben ſo lebe.

§. 39.

Da die Juden nunmehr, auf Veranlaſſung der reinern perſiſchen Lehre, in ihrem Jehova nicht blos den größten aller Nationalgötter, ſondern Gott erkannten; da ſie ihn als ſolchen in ihren wieder hervorgeſuchten heiligen Schriften um ſo eher finden und andern zeigen konnten, als er wirklich darinn war; da ſie vor allen ſinnlichen Vorſtellungen deſſelden einen eben ſo groſſen Abſcheu bezeugten, oder doch in dieſen Schriften zu haben angewieſen wurden, als die Perſer nur immer hatten: was Wunder, daß ſie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienſte Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereyen zu ſeyn erkannte, die ſich dafür des verlaßnen Landes der Juden bemächtiget hatten.

§. 40.

So erleuchtet über ihre eignen unerkannten Schätze kamen ſie zurück, und wurden ein ganz anders Volk, deſſen erſte Sorge es war, dieſe Erleuchtung unter ſich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterey unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, ſo bald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

Die Gottesgelehrten haben dieſe gänzliche Veränderung des jüdiſchen Volks verſchiedentlich zu erklären geſucht; und Einer, der die Unzulänglichkeit aller dieſer verſchiednen Erklärungen ſehr wohl gezeigt hat, wollte endlich “die augenſcheinliche Erfüllung „der über die babyloniſche Gefangenſchaft und die „Wiederherſtellung aus derſelben ausgeſprochnen und „aufgeſchriebnen Weiſſagungen,„ für die wahre Urſache derſelben angeben. Aber auch dieſe Urſache kann nur in ſo fern die wahre ſeyn, als ſie die nun erſt veredelten Begriffe von Gott voraus ſetzt. Die Juden mußten nun erſt erkannt haben, daß Wunderthun und das Künftige vorherſagen, nur Gott zukomme; welches beydes ſie ſonſt auch den falſchen Götzen beygeleget hatten, wodurch eben Wunder und Weiſſagungen bisher nur einen ſo ſchwachen, vergänglichen Eindruck auf ſie gemacht hatten.

§. 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Perſern auch mit der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden ſie in den Schulen der griechiſchen Philoſophen in Aegypten.

§. 43.

Doch da es mit dieſer Lehre, in Anſehung ihrer heiligen Schriften, die Bewandtniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenſchaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem ſinnlichen Volke darinn war gröblich überſehen worden, dieſe aber geſucht ſeyn wollte; da auf dieſe noch Vorübungen nöthig geweſen waren, und alſo nur Anſpielungen und Fingerzeige Statt gehabt hatten: ſo konnte der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele natürlicher Weiſe nie der Glaube des geſammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewiſſen Sekte deſſelben.

§. 44.

Eine **Vorübung** auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Miſſethat des Vaters an ſeinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu ſtrafen. Dieß gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren ſpäteſten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches ſie über dieſe Unſchuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

§. 45.

Eine **Anſpielung** nenne ich, was blos die Neugierde reizen und eine Frage veranlaſſen ſollte. Als die oft vorkommende Redensart, **zu ſeinen Vätern verſammelt werden**, für ſterben.

§. 46.

Einen **Fingerzeig** nenne ich, was ſchon irgend einen Keim enthält, aus welchem ſich die noch zurückgehaltene Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Chriſti Schluß aus der Benennung **Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs.** Dieſer Fingerzeig ſcheint mir allerdings in einen ſtrengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In ſolchen Vorübungen, Anſpielungen, Fingerzeigen beſteht die poſitive Vollkommenheit eines Elementarbuchs; ſo wie die oben erwähnte Eigenſchaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erſchwere, oder verſperre, die negative Vollkommenheit deſſelben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Stil – 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abſtrackten Wahrheiten in Allegorieen und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geſchehen erzählet werden. Dergleichen ſind die Schöpfung, unter dem Bilde des werdenden Tages, die Quelle des moraliſchen Böſen, in der Erzählung vom verbotnen Baume; der Urſprung der mancherley Sprachen, in der Geſchichte vom Thurmbaue zu Babel, u. ſ. w.

§. 49.

2) Den Stil — bald plan und einfältig, bald poetiſch, durchaus voll Tavtologieen, aber ſolchen, die den Scharfſinn üben, indem ſie bald etwas anders zu ſagen ſcheinen, und doch das nämliche ſagen, bald das nämliche zu ſagen ſcheinen, und im Grunde etwas anders bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und ihr habt alle gute Eigenſchaften eines Elementarbuchs ſowol für Kinder als für ein kindiſches Volk.

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch iſt nur für ein gewiſſes

Alter. Das ihm entwachſene Kind länger, als die Meinung geweſen, dabey zu verweilen, iſt ſchädlich. Denn um dieſes auf eine nur einigermaaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darinn liegt; mehr hineintragen, als es faſſen kann. Man muß der Anſpielungen und Fingerzeige zu viel ſuchen und machen, die Allegorieen zu genau ausſchütteln, die Beyſpiele zu umſtändlich deuten, die Worte zu ſtark preſſen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, ſchiefen, ſpitzfindigen Verſtand; das macht es geheimnißreich, abergläubiſch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§. 52.

Die nämliche Weiſe, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Karakter, den ſie dem Geiſte ihres Volks dadurch ertheilten!

§. 53.

Ein beßrer Pädagog muß kommen, und dem Kinde das erſchöpfte Elementarbuch aus den Händen reiſſen. — Chriſtus kam.

§. 54.

Der Theil des Menſchengeſchlechts, den Gott in Einen Erziehungsplan hatte faſſen wollen. — Er hatte aber nur denjenigen in Einen faſſen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politiſche Verhältniſſe in ſich bereits verbunden war —— war zu dem zweyten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das iſt: dieſer Theil des Menſchengeſchlechts war in der Ausübung ſeiner Vernunft ſo weit gekommen, daß er zu ſeinen moraliſchen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerey und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben ſo frey, eben ſo geehrt, eben ſo glücklich zu werden, als es ſein älteres Geſchwiſter ſieht.

§. 56.

Schon längſt waren die Beſſern von jenem Theile des Menſchengeſchlechts gewohnt, ſich durch einen Schatten ſolcher edlern Bewegungsgründe regieren zu laſſen. Um nach dieſem Leben auch nur in dem Andenken ſeiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein andres wahres nach dieſem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf ſeine Handlungen gewönne.

§. 58.

Und ſo ward Chriſtus der erſte zuverläßige, praktiſche Lehrer der Unſterblichkeit der Seele.

§. 59.

Der erſte zuverläßige Lehrer. — Zuverläßig durch die Weiſſagungen, die in ihm erfüllt ſchienen; zuverläßig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverläßig durch ſeine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er ſeine Lehre verſiegelt hatte. Ob wir noch jetzt dieſe Wiederbelebung, dieſe Wunder beweiſen können: das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. So, wie ich es dahin geſtellt ſeyn laſſe, wer die Perſon dieſes Chriſtus geweſen. Alles das kann damals zur Annehmung ſeiner Lehre wichtig geweſen ſeyn: jetzt iſt es zur Erkennung der Wahrheit dieſer Lehre ſo wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erſte **praktiſche** Lehrer. — Denn ein anders iſt die Unſterblichkeit der Seele, als eine philoſophiſche Spekulation, vermuthen, wünſchen, glauben: ein anders, ſeine innern und äuſſern Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieſes wenigſtens lehrte Chriſtus zuerſt. Denn ob es gleich bey manchen Völkern auch ſchon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böſe Handlungen noch in jenem Leben beſtraft würden: ſo waren es doch nur ſolche, die der bürgerlichen Geſellſchaft Nachtheil brachten, und daher auch ſchon in der bürgerlichen Geſellſchaft ihre Strafen hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinſicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben dieſe Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn ſie auch kein ander Verdienſt hätten, als daß ſie einer Wahrheit, die Chriſtus nur allein für die Juden beſtimmt zu haben ſchien, einen allgemeinern Umlauf unter mehrern Völkern verſchaft hätten: ſo wären ſie ſchon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß ſie aber dieſe Eine große Lehre noch mit andern Lehren verſetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war: wie konnte das anders ſeyn? Laßt uns ſie darum nicht ſchelten, ſondern vielmehr mit Ernſt unterſuchen: ob nicht ſelbſt dieſe beygemiſchten Lehren ein neuer Richtungsſtoß für die menſchliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigſtens iſt es ſchon aus der Erfahrung klar, daß die Neuteſtamentlichen Schriften, in welchen ſich dieſe Lehren nach einiger Zeit aufbewahret fanden, das zweyte beßre Elementarbuch für das Menſchengeſchlecht abgegeben haben, und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben ſeit ſiebzehnhundert Jahren den menſchlichen Verſtand mehr als alle andere Bücher beſchäftiget; mehr als alle andere Bücher erleuchtet, ſollte es auch nur durch das Licht ſeyn, welches der menſchliche Verſtand ſelbſt hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter ſo verſchiednen Völkern ſo allgemein bekannt werden können: und unſtreitig hat das, daß ſo ganz ungleiche Denkungsarten ſich mit dieſem nämlichen Buche beſchäftigen, den menſchlichen Verſtand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für ſich beſonders ſein eignes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchſt nöthig, daß jedes Volk dieſes Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra ſeiner Erkenntniſſe halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe ſein Elementarbuch vors erſte anſehen; damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch jetzt höchſt wichtig iſt: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieſes Elementarbuches ſtampfeſt und glüheſt, hüte dich, es deine ſchwächere Mitſchüler merken zu laſſen, was du witterſt, oder ſchon zu ſehn beginneſt.

§. 69.

Bis ſie dir nach ſind, dieſe ſchwächere Mitſchüler; kehre lieber noch einmal ſelbſt in dieſes Elementarbuch zurück, und unterſuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüſſer der Didaktik hältſt, auch wohl nicht etwas Mehrers iſt.

§. 70.

Du haſt in der Kindheit des Menſchengeſchlechts an der Lehre von der Einheit Gottes geſehen, daß Gott auch bloſſe Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbaret; oder verſtattet und einleitet, daß bloſſe Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehret werden: um ſie geſchwinder zu verbreiten, und ſie feſter zu gründen.

§. 71.

Du erfährſt, in dem Knabenalter des Menſchengeſchlechts, an der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, das Nämliche. Sie wird in dem zweyten beſſern Elementarbuche als Offenbarung geprediget, nicht als Reſultat menſchlicher Schlüſſe gelehret.

§. 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Teſtaments entbehren können; ſo wie wir allmälig, zur Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, auch des Neuen Teſtaments entbehren zu können anfangen: könnten in dieſem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgeſpiegelt werden, die wir als Offenbarungen ſo lange anſtaunen ſollen, bis ſie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen.

§. 73.

Z. E. die Lehre von der Dreyeinigkeit. — Wie, wenn dieſe Lehre den menſchlichen Verſtand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen ſollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verſtande, in welchem endliche Dinge eins ſind, unmöglich eins ſeyn könne; daß auch ſeine Einheit eine tranſcendentale Einheit ſeyn müſſe, welche eine Art von Mehrheit nicht ausſchließt? — Muß Gott wenigſtens nicht die vollſtändigſte Vorſtellung von ſich ſelbſt haben? d. i. eine Vorſtellung, in der ſich alles befindet, was in ihm ſelbſt iſt. Würde ſich aber alles in ihr finden, was in ihm ſelbſt iſt, wenn auch von ſeiner **nothwendigen Wirklichkeit**, ſo wie von ſeinen übrigen Eigenſchaften, ſich blos eine Vorſtellung, ſich blos eine Möglichkeit fände? Dieſe Möglichkeit erſchöpft das Weſen ſeiner übrigen Eigenſchaften: aber auch ſeiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollſtändige Vorſtellung von ſich ſelbſt haben: oder dieſe vollſtändige Vorſtellung iſt eben ſo nothwendig wirklich, als er es ſelbſt iſt ꝛc. — Freylich iſt das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorſtellung von mir, weil es nun das von mir hat, wovon Lichtſtrahlen auf ſeine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieſes Bild alles; alles ohne Ausnahme hätte, was ich ſelbſt habe: würde es ſodann auch noch eine leere Vorſtellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbſt ſeyn? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube: ſo irre ich mich vielleicht nicht ſo wohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und ſo viel bleibt doch immer unwiderſprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, ſich ſchwerlich faßlicher und ſchicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74.

Und die Lehre von der Erbſünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Menſch auf der erſten und niedrigſten Stufe ſeiner Menſchheit, ſchlechterdings ſo Herr ſeiner Handlungen nicht ſey, daß er moraliſchen Geſetzen folgen könne.

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nöthigte, anzunehmen: daß Gott, ungeachtet jener urſprünglichen Unvermögenheit des Menſchen, ihm dennoch moraliſche Geſetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen, in Rückſicht auf ſeinen Sohn, d. i. in Rückſicht auf den ſelbſtſtändigen Umfang aller ſeiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzeln verſchwindet, lieber verzeihen wollen; als daß er ſie ihm nicht geben, und ihn von aller moraliſchen Glückſeligkeit ausſchlieſſen wollen, die ſich ohne moraliſche Geſetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleyen über die Geheimniſſe der Religion unterſagt ſind. — Das Wort Geheimniß bedeutete, in den erſten Zeiten des Chriſtenthums, ganz etwas anders, als wir jetzt darunter verſtehen; und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten iſt ſchlechterdings nothwendig, wenn dem menſchlichen Geſchlechte damit geholfen ſeyn ſoll. Als ſie geoffenbaret wurden, waren ſie freylich noch keine Vernunftswahrheiten; aber ſie wurden geoffenbaret, um es zu werden. Sie waren gleichſam das Facit, welches der Rechenmeiſter ſeinen Schülern voraus ſagt, damit ſie ſich im Rechnen einigermaſſen darnach richten können. Wollten ſich die Schüler an dem voraus geſagten Facit begnügen: ſo würden ſie nie rechnen lernen, und die Abſicht, in welcher der gute Meiſter ihnen bey ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, ſchlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum ſollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren hiſtoriſchen Wahrheit, wenn man will, es ſo mißlich ausſieht, gleichwohl auf nähere und beſſere Begriffe vom göttlichen Weſen, von unſerer Natur, von unſern Verhältniſſen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menſchliche Vernunft von ſelbſt nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es iſt nicht wahr, daß Spekulationen über dieſe Dinge jemals Unheil geſtiftet, und der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig geworden. — Nicht den Spekulationen: dem Unſinne, der Tyranney, dieſen Spekulationen zu ſteuern; Menſchen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, iſt dieſer Vorwurf zu machen.

§. 79.

Vielmehr ſind dergleichen Spekulationen — mögen ſie im Einzeln doch ausfallen, wie ſie wollen — unſtreitig die ſchicklichſten Uebungen des menſchlichen Verſtandes überhaupt, ſo lange das menſchliche Herz überhaupt, höchſtens nur vermögend iſt, die Tugend wegen ihrer ewigen glückſeligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bey dieſer Eigennützigkeit des menſchlichen Herzens, auch den Verſtand, nur allein an dem üben wollen, was unſere körperlichen Bedürfniſſe betrift, würde ihn mehr ſtumpfen, als wetzen heiſſen. Er will ſchlechterdings an geiſtigen Gegenſtänden geübt ſeyn, wenn er zu ſeiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen ſoll, die uns, die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben, fähig macht.

§. 81.

Oder ſoll das menſchliche Geſchlecht auf dieſe höchſte Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich dieſe Läſterung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bey dem Geſchlechte nicht weniger als bey dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83.

Die ſchmeichelnden Ausſichten, die man dem Jünglinge eröfnet; die Ehre, der Wohlſtand, die man ihm vorſpiegelt: was ſind ſie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn dieſe Ausſichten der Ehre und des Wohlſtandes wegfallen, ſeine Pflicht zu thun vermögend ſey.

§. 84.

Darauf zwecke die menſchliche Erziehung ab: und die göttliche reiche dahin nicht? Was der Kunſt mit dem Einzeln gelingt, ſollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Läſterung! Läſterung?

§. 85.

Nein; ſie wird kommen, ſie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je überzeugter ſein Verſtand einer immer beſſern Zukunft ſich fühlet, von dieſer Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkührliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die ſeinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und ſtärken ſollten, die innern beſſern Belohnungen deſſelben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen **ewigen Evangeliums**, die uns ſelbſt in den Elementarbüchern des Neuen Bundes verſprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß ſelbſt gewiſſe Schwärmer des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieſes neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten; und nur darinn irrten, daß ſie den Ausbruch deſſelben ſo nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr dreyfaches **Alter der Welt** keine ſo leere Grille; und gewiß hatten ſie keine ſchlimme Abſichten, wenn ſie lehrten, daß der neue Bund eben ſo wohl antiquiret werden müſſe, als es der Alte geworden. Es blieb auch bey ihnen immer die nemliche Oekonomie des nemlichen Gottes. Immer — ſie meine Sprache ſprechen zu laſſen —

der nemliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menſchengeſchlechts.

§. 89.

Nur daß ſie ihn übereilten; nur daß ſie ihre Zeitgenoſſen, die noch kaum der Kindheit entwachſen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

§. 90.

Und eben das machte ſie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft ſehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann dieſe Zukunft nur nicht erwarten. Er wünſcht dieſe Zukunft beſchleuniget; und wünſcht, daß ſie durch ihn beſchleuniget werde. Wozu ſich die Natur Jahrtauſende Zeit nimmt, ſoll in dem Augenblicke ſeines Daſeyns reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Beſſere erkennt, nicht noch bey ſeinen Lebzeiten das Beſſere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß dieſe Schwärmerey allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorſehung! Nur laß mich dieſer Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn ſelbſt deine Schritte mir ſcheinen ſollten, zurück zu gehen! — Es iſt nicht wahr, daß die kürzeſte Linie immer die gerade iſt.

§. 92.

Du haſt auf deinem ewigen Wege ſo viel mitzunehmen! ſo viel Seitenſchritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar ſo gut als ausgemacht wäre, daß das große langſame Rad, welches das Geſchlecht ſeiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere ſchnellere Räder in Bewegung geſetzt würde, deren jedes ſein Einzelnes eben dahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geſchlecht zu ſeiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Menſch (der früher, der ſpäter) erſt durchlaufen haben. — “In einem und eben demſelben Leben durchlaufen haben? Kann er in eben demſelben Leben ein ſinnlicher Jude und ein geiſtiger Chriſt geweſen ſeyn? Kann er in eben demſelben Leben beyde überhohlet haben?„

§. 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Menſch auch nicht mehr als einmal auf dieſer Welt vorhanden geweſen ſeyn?

§. 95.

Iſt dieſe Hypotheſe darum ſo lächerlich, weil ſie die älteſte iſt? weil der menſchliche Verſtand, ehe ihn die Sophiſterey der Schule zerſtreut und geſchwächt hatte, ſogleich darauf verfiel?

§. 96.

Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommung gethan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menſchen bringen können?

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Ausſichten in ewige Belohnungen, ſo mächtig helfen?

§. 98.

Warum ſollte ich nicht ſo oft wiederkommen, als ich neue Kenntniſſe, neue Fertigkeiten zu erlangen geſchickt bin? Bringe ich auf Einmal ſo viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?——

§. 99.

Darum nicht? —— Oder, weil ich es vergeſſe, daß ich ſchon da geweſen? Wohl mir, daß ich das vergeſſe. Die Erinnerung meiner vorigen Zuſtände, würde mir nur einen ſchlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergeſſen muß, habe ich denn das auf ewig vergeſſen?

§. 100.

Oder, weil ſo zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? —— Verloren? —— Und was habe ich denn zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?

Fragmente
über die
Fragmente
des
Ungenannten.

Das albernſte Gewäſche in den Tag hinein, hat oft Gelegenheit zu einem ſehr ſinnreichen Gedanken gegeben; und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geſchwind etwas zu ihrer Vertheidigung ſagen zu müſſen, ſehr witzig. Hier wird, dacht ich, die blinde Henne brav ſcharren: und wer weiß, ob nicht gar ein hübſches Steinchen in dem aufgeſcharrten Miſte ſich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Duplik, p. 119.

I.

Eine Duplik *) **)

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden gefühlt hat, die Auferſtehungsgeſchichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maaße unſrer Einſichten und Kräfte; und es iſt immer rührend, wenn auch der ſchwache abgelebte Neſtor ſich dem ausfordernden Hektor ſtellen will, falls kein jüngerer und ſtärkerer Grieche mit ihm anzubinden ſich getrauet.

---

*) Braunſchweig 1778, gegen Herrn Superintendent Reß zu Wolfenbüttel.

**) Duplik: nicht Replik. Denn die Evangeliſten und mich, halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeuſſerung, daß wegen einiger Widerſprüche in Kleinigkeiten, den Evangeliſten aller Glaube abzuſprechen ſey. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegenſätzen ein, und antwortete ohne Umſchweif, was ich für die kürzeſte und unfehlbarſte Antwort hielt. Dieſe Antwort mißfiel meinem Nachbar, (L. nennt hier ſeinen Gegner im vertraulichen Tone ſo) der ſie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämiſche Beſtätigung der Anklage, als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verſchrieene Waare das 999ſte mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine friſche hohlen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch ſeine Antwort laut für eben das, wofür er meine ſtillſchweigend erklärt hat: für Anklage der Evangeliſten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das iſt ſie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzeln Evangeliſten, ſondern blos um die Glaubwürdigkeit einer gewiſſen Harmonie eigner Schöpfung zu thun iſt, die, wenn ſie erwieſen wäre, die Evangeliſten gerade noch verdächtiger machen würde, als ſie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Alſo Duplik!

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bey dieſem Kampfe Wärtel zu ſeyn, und meine Stange dazwiſchen zu werfen, wenn von der andern Seite ein gar zu hämiſcher und unedler Streich geführet würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperſon; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu ſeyn.

Aber ich darf nicht vergeſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Abſicht verkannt, und meine vorgeſchlagnen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann dieſem Uebel noch vorbauen: und wer wird mir dieſes Wort nicht erlauben, oder verzeihen.

"Erſt wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält; damit wir um ſo redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenſtrahl, der des einen Auge mehr trift, als des andern; ein ſtrenger Luftzug dem dieſer mehr ausgeſetzt iſt, als jener: ſind Vortheile, deren ſich kein ehrlicher Fechter wiſſentlich bedienet. —— Beſonders bewahre uns Gott alle vor der tödlichen Zugluft heimlicher Verläumdung!„

"Mein Ungenannter behauptet: die Auferſtehung Chriſti iſt auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangeliſten davon ſich widerſprechen.„

"Ich erwiedere: die Auferſtehung Chriſti kann ihre gute Richtigkeit haben, ob ſich ſchon die Nachrichten der Evangeliſten widerſprechen.„

"Nun kömmt ein Dritter und ſagt: die Auferſtehung Chriſti iſt ſchlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangeliſten davon widerſprechen ſich nicht.„

—“Es iſt nichts als Gerechtigkeit, die ich der Perſon des Ungenannten wiederfahren laſſe. Die Gerechtigkeit ſeiner Sache ſteht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit, unter entgegengeſetzter Ueberzeugung, in guter Abſicht, eben ſo ſcharfſinnig als beſcheiden durchzuſetzen ſucht, iſt unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beſte edelſte Wahrheit aus Vorurtheil, mit Verſchreyung ſeiner Gegner, auf alltägliche Weiſe vertheidiget.„

“Will es denn Eine Klaſſe von Leuten nie lernen, daß es ſchlechterdings nicht wahr iſt, daß jemals ein Menſch wiſſentlich und vorſetzlich ſich ſelbſt verblendet habe? Es iſt nicht wahr, ſag ich: aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich iſt. Was wollen ſie denn alſo mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verſtockung, geflieſſentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszuſtaffiren, die man Lügen zu ſeyn weiß? Was wollen ſie damit? Was anders, als —— —— Nein; weil ich auch ihnen dieſe Wahrheit muß zu gute kommen laſſen; weil ich auch von ihnen glauben muß, daß ſie vorſetzlich und wiſſentlich kein verläumdriſches Urtheil fällen können: ſo ſchweige ich, und enthalte mich alles Wiederſcheltens.„

“Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt, oder zu ſeyn vermeynet, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worinn allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſtehet. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz. —

“Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke, und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!„ — — — — — —

— “Ich glaubte allerdings, daß z. E. auſſer dem Fragmente von der Auferſtehungsgeſchichte, noch nie und nirgends die häufigen Widerſprüche der Evangeliſten, die ich für wahre Widerſprüche erkannte, ſo umſtändlich und gefliſſentlich ins Licht geſetzt worden.„

“Das glaubte ich; das glaub ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meynung? Wollte ich darum, will ich darum eben da hinaus, wo er hinaus wollte?„

“Mit nichten! — Ich gab den Vorderſatz zu; und leugnete die Folge.„

“Ich gab den Vorderſatz zu; weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Verſuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie ſchlecht es mit allen evangeliſchen Harmonieen beſtellt ſey. Denn, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche ſie zum Grunde legen, ſchlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verſchiedne Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinſtimmung zu ſetzen. Wo Geſchichtſchreiber nur in der Hauptſache übereinkommen, bietet die Methode unſrer evangeliſchen Harmoniſten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man ſoll ſie ſo toll nicht erdenken können: ich will ſie gar bald in Ordnung haben, und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen, mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmoniſten belegen.„ —

“Aber ich leugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat ſich je in der Profangeſchichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionyſius und Tacitus eben dieſelbe Eräugnung, etwa eben daſſelbe Treffen, eben dieſelbe Belagerung, jeder mit ſo verſchiedenen Umſtänden erzählen, daß die Umſtände des einen die Umſtände des andern völlig Lügen ſtrafen: hat man darum jemals die Eräugnung ſelbſt, in welcher ſie übereinſtimmen, geleugnet? Hat man ſich nie getrauet, ſie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgeſonnen, jene widerſpänſtige Verſchiedenheit von Umſtänden wenigſtens, gleich ſtöſſigen Böcken, in einen engen Stall zu ſperren, in welchem ſie das Widereinanderlaufen wohl unterlaſſen müſſen? „

“Das wahre Bild unſrer harmoniſchen Paraphraſen der Evangeliſten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer ſtöſſig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander, und reiben ſich, und drängen ſich. „ — — — —

“O der ſchönen Eintracht! — Ohne eine ſolche immer gährende, brauſende, aufſtoſſende Harmonie, ſollten Livius und Polybius, Dionyſius und Tacitus nicht glaubwürdige Geſchichtſchreiber ſeyn können? „ —

“Poſſen! denkt der freye offene Leſer, der ſich nicht muthwillig durch kleine Sophiſtereyen um den Nutzen und das Vergnügen der Geſchichte bringen will, Poſſen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten aufſliegt? Waren ſie nicht alle Menſchen? Hier hatte nun dieſer oder jener nicht ſo gute Nachrichten, als der dritte! Hier ſchrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach ſeinem beſten Ermeſſen! So ein Umſtand war ihm juſt noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun denn, da ſteht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?„

"So denkt, ſag ich, der freye offene Kopf, der die Schranken der Menſchheit und das Gewerbe des Geſchichtſchreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und ſegne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht welche Untrieglichkeit bis in der kleinſten Faſer eines guten Geſchichtſchreibers zu ſuchen! Haſt du nie geleſen, was ein Geſchichtſchreiber *) ſelbſt, und zwar einer von den allerpünktlichſten, ſagt? Neminem ſcriptorum, quantúm ad hiſtoriam petinet, non aliquid eſſe mentitum. Vollſtändige Begebenheiten freylich nicht, ganze Thatſachen freylich nicht: aber ſo von den kleinen Beſtimmungen welche, die der Strom der Rede, auch wohl ganz unwillkührlich, aus ihm herausſpielet. Welcher Geſchichtſchreiber wäre jemals über die erſte Seite ſeines Werks gekommen, wenn er die Beläge aller dieſer kleinen Beſtimmungen jedesmal hätte bey der Hand haben müſſen? **Nordberg** ſtraft in ſolchen kleinen Beſtimmungen **Voltairen** hundertmal Lügen: und doch iſt es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geſchichtſchreiber macht. So ſtraff den Zügel in der

---

*) **Vopiſcus.**

Hand, kann man wohl eine Kronik zuſammenklauben; aber wahrlich keine Geſchichte ſchreiben.„

“Wenn nun Livius und Dionyſius und Polybius und Tacitus ſo frank und edel von uns behandelt werden, daß wir ſie nicht um jede Sylbe auf die Folter ſpannen: warum denn nicht auch Matthäus und Markus und Lukas und Johannes?„ — — —

“Ich habe mich ſchon erklärt, daß ihr beſondrer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des h. Geiſtes geſchrieben zu haben, hier nichts verſchlägt.„ — — — — —

“Sollte man ſich nicht erſt erkundiget haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geſchichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehrern, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet, (wenn ſie in ein ähnliches Detail kleiner Umſtände gehen wollen, als womit wir die Auferſtehungsgeſchichte ausgeſchmückt finden) ohne die offenbarſten unauflöslichſten Widerſprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges ſolches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehrern, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines ſolchen Exempels eben ſo gewiß überzeugt, als von meinem eignen Daſeyn. „

“Wenn ſich nun in der ganzen unendlichen Weltgeſchichte ein ſolches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangeliſten dieſes Exempel ſollen geliefert haben? —— Weil ſie der h. Geiſt trieb?„ — — — — —

“Mitwirkung des h. Geiſtes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigſten und unerheblichſten Mißbegriffe erkannte; nur über deſſen Schrift beſonders wachte, der dieſe wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geſchehenen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit ſeinen Lehrſätzen gebracht hatte. „ — — — —

“Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferſtehung Chriſti gegründet, welche Ueberzeugung ſich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir jetzt leben, dieſe Augenzeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geſchichtſchreiber von den Ausſagen dieſer Augenzeugen, in welchen Geſchichtſchreibern ſich nur das allgemeine Reſultat von den Ausſagen dieſer Augenzeugen unverfälſcht erhalten konnte: und gleichwohl ſoll unſere jetzige Ueberzeugung von der Auferſtehung Chriſti nicht gegründet genug ſeyn, wenn ſie ſich bloß auf jenes Reſultat der Ausſagen gründet, und ſich nicht zugleich auf die völlige Uebereinſtimmung der Geſchichtſchreiber von dieſen Auszügen gründen kann? —— Da wären wir, die wir ietzt leben, ſchön daran!„

“Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir ietzt leben, auch in dieſem Punkte beſſer daran ſind, als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang von Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas erſetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor ſich, auf den ſie, in Ueberzeugung ſeiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieſes große Gebäude ſelbſt, aufgeführt vor uns. —— Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde ſeines Hauſes, bloß um ſich von der Güte des Grundes ſeines Hauſes zu überzeugen? —— Setzen mußte ſich das Haus freylich erſt, an dieſem und jenem Orte. —— Aber daß der Grund gut iſt, weiß ich nunmehr, da das Haus ſo lange Zeit ſteht, überzeugender, als es die wiſſen konnten, die ihn legen ſahen.„

“Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Geſetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus ſtünde noch in ſeiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände ſich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe: ſogar der

Name des weiſen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer ſo ſonderbaren Grundfeſte den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen, von morſchen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begreiffe ſogar, daß Theodorus wohl ſo uneben nicht geurtheilet haben möchte, daß Kohlen, wenn ſie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerſtehen müßten. Sollte ich wohl, bey aller dieſer wahrſcheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen hiſtoriſchen Ausſage deswegen zweifeln, weil die verſchiednen Urheber derſelben über die Kohlen ſelbſt etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa ſagte, es wären ölbäumene Kohlen geweſen; Pauſanias aber von ellernen, und Vitruvius von eichenen Kohlen ſpräche? O der Thoren, die dieſen Widerſpruch, ſo Widerſpruch als er iſt, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehn, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben ſo wohl der Oelbaum, als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen ſtreiten, als die großen Ebenmaaſſe des Tempels bewundern wollten!„

“Ich lobe mir, was über der Erde ſteht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! —— Vergieb es mir, lieber Baumeiſter, daß ich von dieſem weiter nichts wiſſen mag, als daß es gut und feſt ſeyn muß. Denn es trägt, und trägt ſo lange. Iſt noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenſter aus ſeinem rechten Winkel gewichen: ſo iſt dieſer rechte Winkel freylich ein augenſcheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde: aber er iſt doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieſer, an dieſer will ich meine Betrachtungen weiden; in dieſer, in dieſer will ich dich preiſen, lieber Baumeiſter! Preiſen; auch wenn es möglich wäre, daß die ganze ſchöne Maſſe gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seiffenblaſen ruhete.„

“Daß die Menſchen ſo ungern ſich mit dem befriedigen, was ſie vor ſich haben! — Die Religion iſt da, die durch die Predigt der Auferſtehung Chriſti über die heydniſche und jüdiſche Religion geſieget hat: und dieſe Predigt ſoll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug geweſen ſeyn, als ſie ſiegte? Ich ſoll glauben, daß ſie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich iezt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweiſen kann?„ —

“Nicht viel anders iſt es mit den Wundern, durch welche Chriſtus und ſeine Jünger die Religion gepflanzet. — Mögen doch die iezigen Nachrichten von ihnen noch ſo zweifelhaft, noch ſo verdächtig ſeyn: ſie wurden ja nicht für uns Chriſten gethan, die wir jetzt leben. Genug, daß ſie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die ſie haben ſollten! Und daß ſie die gehabt haben, beweiſet das noch immer fortdaurende Wunder der Religion ſelbſt. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrſcheinlich machen, die bey ihrer erſten Gründung ſollen geſchehen ſeyn. Aber auf die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit dieſer Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht iſt!„ — —

„Die Wunder, die Chriſtus und ſeine Jünger thaten, waren das Gerüſte, und nicht der Bau. Das Gerüſte wird abgeriſſen, ſobald der Bau vollendet iſt. Den muß der Baumeiſter wenig intereſſiren, der ſeine Vortrefflichkeit nur aus dem abgeriſſenen Gerüſte beweiſen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen laſſen, daß ein eben ſo großer Meiſter zu dem Gerüſte müſſe gehört haben, als zu dem Baue ſelbſt. — Kann wohl ſeyn! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringſten nichts auf dieſe Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieſes Vorurtheil von dem Gerüſte, mich im geringſten abhalten laſſen, den Bau ſelbſt nach den eingeſtandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen.„ —

„Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein; ſo tiefe Wunden hat die ſcholaſtiſche Dogmatik der Religion nie geſchlagen, als die hiſtoriſche Exegetik ihr itzt täglich ſchlägt.„

“Wie? Es ſoll nicht wahr ſeyn, daß eine Lüge hiſtoriſch ungezweifelt bewieſen werden könne? Daß unter den tauſend und tauſend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geſchichte Anlaß geben: daß unter dieſen tauſend und tauſend Dingen auch wohl ungeſchehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es ſoll nicht wahr ſeyn, daß unendliche Fakta, wahre unſtreitige Fakta geweſen, für die uns dennoch die Geſchichte zu wenige, zu unwichtige Zeugniſſe hinterlaſſen, als daß wir ſie ohne Leichtſinn glauben könnten?„

“Das ſoll nicht wahr ſeyn?„ — — —

— “Und nun eine Frage — die nicht blos den gegenwärtigen einzeln Fall ſondern das ganze Harmonienweſen betrift.„

— — — — —

“Nemlich—darinn ſind wir ohne Zweifel doch einig? daß weñ ein einzelner weltlicher Geſchichtſchreiber vollkommen mit ſich ſelbſt übereinſtimmt, ſo daß das, was er ſelbſt ſagt, zuſammenhängt und natürlich auseinander fließt; man die Widerſprüche, in die er durch die natürlichſte Erklärung ſeiner Nachrichten mit andern Geſchichtſchreibern geräth, lieber auf ſeiner Rechnung ſtehen laſſen, als durch eine minder natürliche Erklärung ſeiner Worte; ihn mit andern vergleichen, und ihn dadurch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieſes in Abrede ſeyn könnte. Denn woher weiß man, ob der Geſchichtſchreiber, den ich ſo auf ſeine Koſten mit andern übereinſtimmig machen, mit dieſen andern hat übereinſtimmig ſeyn wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, dieſe andere ſtillſchweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem ſo iſt: ſollte man nicht die nemliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geſchichtſchreiber erweiſen, vor allen Dingen den Evangeliſten, die doch auch Geſchichtſchreiber ſeyn ſollen, und ſind, wiederfahren laſſen, ehe und bevor wir ſie zu Werkzeugen des h. Geiſtes machen, der ſich ihrer auf ſo verſchiedne Art bedienen konnte?„

“Sollten wir das; wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe euere Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meyne nicht jene beſſere, die ſich begnügt, ein einſtimmiges Reſultat zu erhalten, und kleine Nebenumſtände, die in dieſem nichts verändern, ſo verſchieden, ſo widerſprechend ſeyn läßt, als ſie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der ſich die Chriſten zu Tatianus Zeiten begnügten. Ich meyne eine Oſiandriſche, oder wie die gemilderten Oſiandriſchen Namen haben, (denn ſie ſind doch alle mehr oder weniger Oſiandriſch;) — kurz eine Harmonie, wie ſie nur in dem Lutherthume entſtanden iſt, wie ſie nur in dem falſch verſtandenen Lutherthume entſtehen konnen. Dieſe, dieſe Harmonie **wächſerner Naſen**, die einen jeden Evangeliſten in jeder Sylbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zuſammen zu ſetzen, das kein einziger Evangeliſt für das Seine erkennen würde; dieſe Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet ſind, die allein dieſe Einwürfe **hervorgebracht** hat: wo bleibt ſie? wer braucht ſie? wer mag ſie? wenn wir die Evangeliſten vor allererſt als geſunde natürliche Menſchen ſchreiben laſſen.»

— — — — — —

“**Vorſatz**, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finſterniß nicht unterſcheiden **wollen**! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr ſchaudern würde, als dieſen, wenn ich ihn **objektive als möglich denken** könnte. Daß er **ſubjektive möglich iſt**, höre ich leider. — — —
— — — — — —

“Ich bin fertig: fertig mit Vertheidigungen und Beantworten. Nicht zwar fertig, mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig, mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz leſen mögen: aber doch fertig mit Vertheidigung deſſen, was ich von den

Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung deſſen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet iſt, wovor ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu ſtehen, mir einfallen laſſen...

—— —— —— —— ——

“Habe ich aber meine Muſſe, auch ſo ſchon, nicht zum Beſten angewandt: was thut das? Wer weiß, ob ich ſie mit etwas andern nicht noch ſchlechter angewandt hätte? Mein Vorſatz war es wenigſtens, ſie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigſtens, daß ich ſie ſo gut anwenden könne. Ich überlaſſe es der Zeit, was meine aufrichtig geſagte Meynung wirken ſoll und kann. — Vielleicht ſoll ſie ſo viel nicht wirken, als ſie wirken könnte. —— —— Iſt das: ſo verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo ſie ſich ergieſſen ſoll, einen unnütz geſchäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwiſſend mit weggeworfen: ſo ſind deine Goldkörner unverloren!„

II.

Eine Parabel.

—— quæ facilem ori paret bolum.
Etymologiſta vetus.

Nebſt einer kleinen Bitte, und einem eventualen Abſagungsſchreiben an Hrn. Paſtor Göze, in Hamburg. *)

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund ſagen, wenn ich der Menſch wäre, der durch öffentliche Berufung auf ſeine Freundſchaften ein günſtiges Vorurtheil für ſich zu erſchleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen ſeiner Nächſten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen laſſen, daß er der Welt erzählet, er ſtehe oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen geſtanden, welche die Welt Freundſchaft zu nennen gewohnt iſt. ——

Denn berechtiget wäre ich allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvor gekommen iſt; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch

---

*) Braunſchweig 1778.

Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß ſeine Wächterſtimme noch meines Namens ſchonen wollen.

Doch, wie geſagt, ich ſuche, blos durch meine Freunde, eben ſo wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß ſie durch mich verlieren ſollten.

Alſo nur, **Ehrwürdiger Mann**: Ich erſuche Sie, die Güte zu haben, nachſtehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Beſonders aber dringe ich darauf, ſich über die beygefügte Bitte nicht blos als Polemiker, ſondern als rechtſchaffner Mann und Chriſt, auf das baldigſte zu erklären ꝛc.

Die Parabel. *)

Ein weiſer thätiger König eines großen, großen Reiches, hatte in ſeiner Hauptſtadt einen Pallaſt von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz beſonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in ſelbem alle um ſich verſammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge ſeiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn ſie ſtritt ſo ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber ſie gefiel doch, und entſprach doch.

Sie gefiel: vornemlich durch die Bewunderung,

---

*) “Dieſe Parabel (ſchreibt Hr. Münzdirektor Leſſing); „hat mein Bruder unter dem Titel: **der Pallaſt im Feuer; Eine Parabel mit ihrer Erklärung**, aufs neue herausgeben wollen, und ſchon die Stellen, zu welchen Erklärungen kommen ſollten auf beſondere Seiten geſchrieben. Es iſt davon aber weiter nichts da, als ein Entwurf zur Vorrede, der ſo lautet: “Dieſe Parabel iſt nicht das Schlechteſte, was ich geſchrieben. —— —— —— Die albern Deutungen des H. Göze nöthigen mich, mein eigner Ausleger zu werden. —— Göze läßt ſich träumen. daß ich damit auf die Händel zielen wollen, welche die Fragmente erregen. — Und ich habe ſie beſtimmt, die ganze Geſchichte der chriſtlichen Religion darunter vorzuſtellen.„

welche Einfalt und Größe erregen, wenn ſie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren ſcheinen.

Sie entſprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Pallaſt ſtand nach vielen, vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollſtändigkeit da, mit welcher die Baumeiſter die letzte Hand angelegt hatten: von auſſen ein wenig unverſtändlich, von innen überall Licht und Zuſammenhang.

Was Kenner von Architektur ſeyn wollte, ward beſonders durch die Auſſenſeiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerſtreuten, großen und kleinen, runden und viereckigten Fenſtern unterbrochen waren; dafür aber deſto mehr Thüren und Thore von mancherley Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch ſo wenige Fenſter in ſo viele Gemächer genugſames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmſten derſelben ihr Licht von oben empfiengen, wollte den Wenigſten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu ſo viele und vielerley Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl ſchicklicher wäre, und eben die Dienſte thun würde. Denn daß durch die mehrern kleinen Eingänge ein jeder, der in den Pallaſt gerufen würde, auf dem kürzeſten und unfehlbarſten Wege, gerade dahin gelangen ſolle, wo man ſeiner bedürfe, wollte den wenigſten zu Sinne.

Und ſo entſtand unter den vermeynten Kennern mancherley Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigſten führten, die von dem Innern des Pallaſtes viel zu ſehen, die wenigſte Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bey dem erſten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig ſehr leicht und kurz machen müſſe; was ihn aber gerade am meiſten verwickelt, was ihm gerade zur hartnäckigſten Fortſetzung die reichſte Nahrung verſchaffte. Man glaubte nämlich verſchiedne alte Grundriſſe zu haben, die ſich von den erſten Baumeiſtern des Pallaſtes herſchreiben ſollten, und dieſe Grundriſſe fanden ſich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Karakteriſtik ſo gut als verloren war.

Ein jeder erklärte ſich daher dieſe Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein jeder ſetzte ſich daher aus dieſen alten Grundriſſen einen beliebigen Neuen zuſammen; für welchen Neuen nicht ſelten dieſer und jener ſich ſo hinreiſſen ließ, daß er nicht allein ſelbſt darauf ſchwor, ſondern auch andere darauf zu ſchwören, bald beredte, bald zwang.

Nur wenige ſagten: "was gehen uns eure Grundriſſe an? Dieſer oder ein andrer: ſie ſind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigſte Weisheit den ganzen Pallaſt erfüllet, und daß ſich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlſtand auf das ganze Land verbreitet.„

Sie kamen oft ſchlecht an, dieſe Wenigen! Denn wenn ſie lachenden Muths manchmal einen von den beſondern Grundriſſen ein wenig näher beleuchteten, ſo wurden ſie von denen, welche auf dieſen Grundriß geſchworen hatten, für Mordbrenner des Pallaſtes ſelbſt ausgeſchrien.

Aber ſie kehrten ſich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geſchickteſten, denienigen zugeſellet zu werden, die innerhalb des Pallaſtes arbeiteten, und weder Zeit noch Luſt hatten, ſich in Streitigkeiten zu mengen, die für ſie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundriſſe nicht ſowohl beygelegt, als eingeſchlummert war, —— einsmals um Mitternacht erſcholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Pallaſte!

Und was geſchah? Da fuhr jeder von ſeinem Lager auf; und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Pallaſte, ſondern in ſeinem eignen Hauſe, lief nach dem Koſtbarſten, was er zu haben glaubte, — nach ſeinem Grundriſſe. "Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Pallaſt kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier ſtehet!„

Und ſo lief ein jeder mit ſeinem Grundriſſe auf die Straſſe, wo, anſtatt dem Pallaſte zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in ſeinem Grundriſſe zeigen wollte, wo der Pallaſt vermuthlich brenne. "Sieh, „Nachbar! hier brennt er! Hier iſt dem Feuer am „beſten beyzukommen. — Oder hier vielmehr, Nach„bar; hier! — Wo denkt ihr beyde hin? Er brennt „hier! — Was hätt' es für Noth, wenn er da „brennte? Aber er brennt gewiß hier! — Löſch „ihn hier, wer da will. Ich löſch ihn hier nicht. – „Und ich hier nicht! — Und ich hier nicht!„ —

Ueber dieſe geſchäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Pallaſt; wenn er gebrannt hätte. – Aber die erſchrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunſt gehalten.

Die Bitte.

Ein andres iſt ein Paſtor: ein andres ein Bibliothekar. So verſchieden klingen ihre Benennungen nicht: als verſchieden ihre Pflichten und Obliegenheiten ſind.

Ueberhaupt denke ich, der Paſtor und Bibliothekar verhalten ſich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Thal, durchſpähet Wald und Wieſe, um ein Kräutchen aufzufinden, dem **Linneus** noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er ſich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert iſt er, ob dieſes neue Kräutchen giftig iſt, oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich ſind — (und wer ſagt es denn, daß ſie nicht nützlich wären?) — ſo iſt es doch nützlich, daß die Gifte bekannt ſind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter ſeiner Flur; und ſchätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die ſeinen Schafen die angenehmſten und zuträglichſten ſind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufſeher von Bücherſchätzen; und möchte nicht gern der Hund ſeyn, der das Heu bewacht: ob ich ſchon freylich auch nicht der Stallknecht ſeyn mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Rauffe trägt.

Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt iſt; ſo zeige ich es an. Vors erſte in unſern Katalogen; und dann nach und nach, ſo wie ich lerne, daß es dieſe oder jene Lücke füllen, dieſes oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich: und bin ganz gleichgültig dabey, ob es dieſer für wichtig, oder jener für unwichtig erkläret, ob es dem einen frommet, oder dem andern ſchadet. Nützlich und verderblich, ſind eben ſo relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, Ehrwürdiger Mann, würdigen alle litterariſche Schätze nur nach dem Einfluſſe, den ſie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu beſorglich als zu fahrläßig ſeyn. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt, oder nicht bekannt iſt? wenn es nur Einen auch von den Kleinſten ärgern könnte, die Ihrer geiſtlichen Aufſicht anvertrauet ſind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, Ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun: ſo ſchelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue; — oder, welches einerley iſt, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesſtunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewuſten Fragmente den geringſten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesſtunde zittern: aber vor meiner Todesſtunde werde ich nie zittern. Am allerwenigſten deswegen, daß ich gethan habe, was verſtändige Chriſten jetzt wünſchen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäſarea, zu Konſtantinopel, mit den Schriften des **Celſus**, des **Fronto**, des **Prophyrius**, wenn ſie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letztern, ſagt ein Mann, der ſich auf ſolche Dinge verſtehet, gäbe jetzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, Ehrwürdiger Mann, daß Sie ſagen werden: “jene alten Feinde der Religion „hätten es allerdings verdient, daß ihre Schriften „ſorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der Neuern ihre aufbewahren, die nach ſiebzehnhundert Jahren doch nichts Neues ſagen könnten„?

Wer weiß das, ohne ſie gehört zu haben? Wer von unſern Nachkommen glaubt das, ohne es zu ſehen? Dazu bin ich der feſten Meynung, daß Welt und Chriſtenthum noch ſo lange ſtehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftſteller der erſten zwey Tauſend Jahre nach Chriſti Geburth, der Welt eben ſo wichtig ſeyn werden, als uns jetzt die Schriftſteller der erſten zwey Hundert Jahre ſind.

Das Chriſtenthum geht ſeinen ewigen allmäligen Schritt: und Verfinſterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Chriſtenthums ſind die Phaſes deſſelben, die ſich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn und Planet und Betrachter auf dem nehmlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieſer ſchrecklichen Stockung!

Alſo, ehrwürdiger Mann: mißbilligen Sie es wenigſtens weniger hart, daß ich ehrlich genug geweſen, eben ſowohl ſehr unchriſtliche Fragmente, als eine ſehr chriſtliche Schrift des **Berengarius**, von ihrem Untergange zu retten, und an das Licht zu bringen.

Doch das iſt die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewiſſen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fordern. Und mit dieſer Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte iſt der Art, daß Sie die Gewährung derſelben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne iſt nichts angelegner, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es beſteht aber dieſes mir zugefügte Unrecht darinn, daß Sie eine von mir geſchriebene Stelle ganz wider ihren Zuſammenhang zu kommentiren, das

Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichniße.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundloſen Wege mit ſeinem ſchwerbeladenen Wagen feſtgefahren, nach mancherley vergeblichen Verſuchen, ſich los zu arbeiten, endlich ſagt, wenn alle Stränge reiſſen, ſo muß ich abladen; wäre es billig, aus dieſer ſeiner Rede zu ſchlieſſen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die ſchwächſten mürbeſten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus dieſem Grunde die Vergütung alles Schadens, ſelbſt alles innern von auſſen unmerklichen Schadens, an welchem eben ſowohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte.

Dieſer Fuhrmann bin ich: dieſer Befrachter ſind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe geſagt, wenn man auch nicht im Stande ſeyn ſollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen, ſo geſchäftig iſt: ſo bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Chriſten unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den weſentlichen Wahrheiten derſelben erlangt haben. Dieſes zu unterſtützen, ſchrieb ich die Stelle nieder, die eine ſo unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müſſen. Ich ſoll und muß geſagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel ſich ſchlechterdings nichts antworten laſſe; daß es nur umſonſt ſey, darauf antworten zu wollen. Ich ſoll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Chriſten dem Theologen, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben; damit ein ſchwacher, aber großſprecheriſcher Feind deſto eher das Feld behaupten könne.

Das iſt nicht die wahre Vorſtellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bey Ihnen auch nicht Vorſatz geweſen ſeyn, eine ſo falſche Vorſtellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuverſicht auf Ihre gute Sache, die ſie auch von mir angegriffen zu ſeyn vermeynten, zu haſtig: Sie übereilten ſich.

Ehrwürdiger Mann, die ſich am leichteſten übereilen, ſind nicht die ſchlechteſten Menſchen. Denn ſie ſind größten Theils eben ſo fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingeſtandene Uebereilung iſt oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächſten Stücke Ihrer freywilligen Beyträge, eine ſo gut als freywillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden; des Inhalts: daß allerdings noch ein gewiſſer Geſichtspunkt übrig ſey, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle ſehr unſchuldig erſcheine:

daß Sie dieſen Geſichtspunkt überſehen; daß Sie weiter keine Urſache haben, dieſen überſehenen Geſichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hier gearbeitet.

Nur eine ſolche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Abſichten verbreiten zu wollen ſcheinen. Nur nach einer ſolchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig ſeyn, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern, gefallen möchte. Ohne eine ſolche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie ſchreiben laſſen, — ſo wie ich Sie predigen laſſe. *)

---

*) Hr. J. M. Göze zu Hamburg ſchrieb gegen Leſſing, in den freywilligen Beyträgen: Etwas vorläufiges gegen des H. Hofrath Leſſings mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſre allerheiligſte Religion, und auf den einigen Lehrgrund derſelben, die H. Schrift, Hamb. 1778. Leſſings Schwächen, 1-3tes Stück, Hamb. 1778.

Das Abſagungsſchreiben.

Mein Herr Paſtor,

Mit vorſtehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen; und ſchon freute ich mich in Gedanken auf den freywilligen Beytrag, in welchem Ihre heilige Fauſt das chriſtliche Banier wieder über mich ſchwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Preſſe, oder ich die Preſſe nicht genugſam fördern konnte, erhalte ich das 61 — 63ſte Stück beſagter Beyträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geſchrieben? Wie ſoll die Nachwelt, auf welche die freywilligen Beyträge doch ganz gewiß kommen werden, einen ſo plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz ſich erklären? — Göze, wird die Nachwelt ſagen, Göze wäre der Mann geweſen, der in Einem Athem gegen einen und eben denſelben Schriftſteller ſauerſüße Komplimente zwiſchen den Zähnen murmeln, und aus vollem Halſe laute Verleumdungen ausſtoſſen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber geſpielt? Die Katze, die um den heißen Brey gehet; und den Eber, der blind auf den Spieß rennet? Das iſt unglaublich! In dem 55ſten Stücke iſt ſein Eifer noch ſo gemäßiget, noch ſo ganz anonymiſch: er neknet weder Sack noch Eſel, auf die ſein Stecken zuſchlägt: und auf einmal im 61ſten Stücke iſt Leßing namentlich hinten und vorne; muß Leßing namentlich geknippen werden, ſo oft er den Krampf in ſeine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Waſſer kaum regen: und hier, **Plumps!** Das iſt unbegreiflich! Nothwendig müßen alſo zwiſchen dem 55ſten und 61ſten Stücke dieſer koſtbaren Blätter, wie wir ſie jetzt haben, alle diejenigen verloren gegangen ſeyn, die uns dieſes **Plumps!** erklären würden.

So wird die Nachwelt ſagen, Herr Paſtor. Doch was kümmert Uns die Nachwelt, Herr Paſtor, die vielleicht auch ſo nicht ſagen wird? Genug, Sie wiſſen ſelbſt am beſten, wie ſehr ſich die Nachwelt irren würde; und ich berühre dieſe Saite blos, um es bey der jetztlebenden Welt, — verſteht ſich, der Welt, die wir **Beyde** füllen — zu entſchuldigen, Falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Hrn. Paſtor Göze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen ſcheinen ſollte, den ich noch bisher anzugeben, für ſchicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Paſtor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich ſetzen, werden allmälig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich ſie Ihnen alle vorrechne: es würde Sie kitzeln, wenn Sie ſähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur ſagen, was daraus kommen wird.

Ich will ſchlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verſchrien werden, der es mit der Lutheriſchen Kirche weniger gut meynet, als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit beſſer mit ihr meyne, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für ſein einträgliches Paſtorat, oder dergleichen, lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einſchwatzen möchte.

Sie, Herr Paſtor, Sie hätten den allergeringſten Funken Lutheriſchen Geiſtes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulſyſtem zu überſehen im Stande ſind? — Sie? der Sie, mit ſtillſchweigendem Beyfall, von ungewaſchenen, auch wohl treuloſen Händen die Seite des Lutherſchen Gebäudes, die ein wenig geſunken war, weit über den Waſſerpaß hinaus ſchrauben laſſen? — Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freylich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bey der Schraube zuruft: ſchraubt dort nicht weiter! damit das Gebäude nicht hier ſtürze! — der Sie dieſen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieſer ehrliche Mann zugleich den ſchriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeiſters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilliget? unterſtützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterſchlagen zu dürfen, geglaubt.

O ſancta ſimplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Paſtor, wo der gute Mann, der dieſes ausrief, nur noch dieſes ausrufen konnte. — Erſt ſoll uns hören, erſt ſoll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O daß Er es könnte, Er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzſichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, ſchreyend aber gleichgültig daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöſet: wer erlöſet uns von dem unerträglichern Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich ein Chriſtenthum, wie du es jetzt lehren würdeſt; wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde! Wer —

Aber ich vergeſſe mich; und würde noch mehr Sie vergeſſen, Herr Paſtor, wenn ich, auf eine dergleichen Aeuſſerung, Ihnen vertraulich zuſpräche: Herr Paſtor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden; bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht beſſer, unſers Gleichen ſchwiegen? unſers Gleichen verhielten ſich nur ganz leidend? Was einer von Uns zurück halten will, möchte der andere übereilen: ſo daß der eine mehr die Abſichten des andern beförderte, als ſeine eignen. Wie wäre es, Herr Paſtor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den erſten und letzten ſeyn lieſſen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich ſchon verloren habe.

Denn nein; das werden Sie nicht wollen. Götze hat noch keinem ſeiner Gegner das letzte Wort gelaſſen; ob er ſich gleich immer das erſte genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung ſagen müſſen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des ſeligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angeſtorben ſeyn.

Ich beklage: denn ſehen Sie, Herr Paſtor, es wird mir unmöglich ſeyn, nicht gegen Ihren Stachel zu läcken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen laſſen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämiſche Anſpielung; jeden, wenn Gott will, giftigen Biß; jeden komiſchen Ausbruch Ihres tragiſchen Mitleids; jeden kniſchenden Seufzer, der es beſeufzet, nur ein Seufzer zu ſeyn; jede pflichtſchuldige Paſtoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freywilligen Beyträge ſpicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von Einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen ſollte, als er hat. Auch haben dieſerley Pharmaka ihren Kredit längſt verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht; der einem Jeden Vernunft und Gelehrſamkeit abſpricht, welcher Vernunft und Gelehrſamkeit anders braucht, als Sie. Beſonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzuſammenhängenden Bruchſtücken kennen, ſo ſchülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu ſchätzen: ſo war dieſer Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrſamkeit, ſieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend ſind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Paſtor, auf mein Wort.

Und ſonach meine Ritterliche Abſage nur kurz. **Schreiben Sie, Herr Paſtor, und laſſen Sie ſchreiben, ſo viel das Zeug halten will: ich ſchreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringſten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht laſſe, wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.**

III.

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

…… acumine pollentibus notionem prædicati in notione ſubjecti indivulſo nexu cum ea cohærentem pervidendi.

Wolfii Ph. r.

Wider den Hrn. Paſtor Göze, in Hamburg. *)

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu ſchreiben mich niederſetze, dürfte mir deßwegen ſehr ſauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn ſchreibe. Ich weiß nur, **wider** wen; und habe ſo wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, **wider** den er gerichtet iſt, daß ich dieſe Hoffnung kaum in einen Wunſch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich ſie mit Ueberlegung und in guter Meynung geſchrieben habe, hat der Hr. Paſtor Göze, in Hamburg, Erinnerungen gemacht, und in zweyerley Zeitungen abdrucken laſſen, die mich lieber als Gegner der chriſtlichen Religion brandmarkten.

---

*) Braunſchweig, 1778.

“Ich mag die Stelle, ſo wie ich ſie geſchrieben habe, *) hier nicht wiederholen. Und das um ſo viel weniger, da ich den einzeln Sätzen derſelben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben ſoll, eine etwas andre Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch dieſe kleine Veränderung allein, mein Gegner mich beſſer verſtehen lernt; beſonders wenn er findet, daß ſeine eignen Einwendungen mir behülflich geweſen, mich beſſer zu erklären. Vielleicht, daß durch dieſe kleine Veränderung allein, meine Sätze vollends werden, was ſie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze ſind, deren Worte man nur gehörig verſtehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln? „

— — — —

“Ich habe es geſagt, und ſage es nochmals: auch an und für ſich ſelbſt, ſind die bisherigen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion, bey weitem nicht mit allen den Kenntniſſen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernſte geſchrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfodern! „

“Und allerdings iſt dieſe meine allgemeine Aeuſſerung aus Induktion entſtanden; und zwar aus einer ſo vollſtändigen, ſo genau erwogenen Induktion, als ich in meiner Verfaſſung zu machen, nur im Stande geweſen. „

---

*) In den Wolfenbüttler Beyträgen.

"Nun, ſo führe man dieſe Induktion erſt vor unſern Augen! ruft mein Gegner in einem ſchon triumphirenden Tone mir zu." — — —

— "Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur ſeit dieſem Jahrhunderte für die Wahrheit der chriſtlichen Religion geſchrieben worden, auf die Kapelle zu bringen; welch ein Zumuthen!" — — — — — — —

— "Er muß nicht thun, als ob der, welcher gewiſſe Beweiſe einer Sache bezweifelt, die Sache ſelbſt bezweifle. Der geringſte Fingerzeig dahin ausgeſtreckt, iſt Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweiſe zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die ſie ſchlechterdings nicht haben können? was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den beſcheidenen Schranken laſſen wollen, innerhalb welchen ſie alle ältere Theologen geſichert genug hielten? Oder iſt dem Hrn. Paſtor die Geſchichte der Dogmatik ſo wenig bekannt, daß er von dieſen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und Er insbeſondere dazu, ſich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit dieſen Veränderungen unzufrieden iſt? Er iſt ja ſonſt kein Freund von theologiſchen Neuerungen. Warum will er nur dieſe gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologiſchen Schulſprache ausgedruckt habe, die ihm geläufig iſt? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewiſſes Syſtem ſchwören müſſen. Mich verbindet nichts, eine andre Sprache, als die meinige, zu reden. Ich bedaure alle ehrliche Männer, die nicht ſo glücklich ſind, dieſes von ſich ſagen zu können. Aber dieſe ehrlichen Männer müſſen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem ſie an die Krippe gebunden ſind. Sonſt hört mein Bedauren auf: und ich kann nichts als ſie verachten.„

So viel von dem Grauſale, der dem Hrn. Paſtor gleich am Eingange des Weges aufſtieß. Nun von der Stelle ſelbſt, die ich, wie geſagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Paſtors zu retten, mich gezwungen ſehe. Die logiſche Ordnung unſrer Gedanken, iſt nicht immer die, in welcher wir ſie andern mittheilen. Aber ſie iſt die, welche vor allen Dingen der Gegner aufſuchen muß, wenn ſein Angriff nach der Billigkeit ſeyn ſoll. Und ſo hätte der Hr. Paſtor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müſſen, wie folget.

I. (3.)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret. — — —

“In dieſem Satze, antwortet er, liegen zwey „Sätze. Einmal: die Bibel enthält das, was zur „Religion gehört. In dem erſten Satze räumt der „Hr. H. das ein, was er in dem vorhergehenden geleugnet hat. Enthält die Bibel das, was zur Religion gehört: ſo enthält ſie die Religion objektiv-„ſelbſt. „

Ich erſchrecke! Ich ſoll geleugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich geſagt habe: die Bibel iſt nicht die Religion? damit?

— “Iſt denn ſeyn und enthalten einerley? Sind es denn ganz identiſche Sätze: die Bibel enthält die Religion? und die Bibel iſt die Religion?

“Der zweyte Satz kann zugegeben werden, wenn „man einen Unterſchied macht zwiſchen dem, was „weſentlich zur Religion gehört, und zwiſchen dem, „was zur Erläuterung und Beſtätigung der Hauptſätze, welche eigentlich das Weſen der Religion ausmachen, gehöret. „ — — — —

— Wie? wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das ſchlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Beſtätigung, auch des allergeringſten Satzes der Religion, diene? Was andere auch gute lutheriſche Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzeln Nachrichten in dieſer und jener Schrift behaupten?„ —

— — — — — —

— “Der Satz, **die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret,** iſt ohne Einſchränkung wahr. Auch kann er, durch ſeinen gehörigen Gebrauch, der Religion unendlich vortheilhafter, als durch ſeinen Mißbrauch ihr ſchädlich werden. Mißbrauch iſt von allen Dingen zu beſorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man ſich im voraus darwider decket.„ —

— — — —

— “Wie geſagt, bey mir ſoll dieſer Satz, der Bibel zu keinem Nachtheile gereichen. Er ſoll ſie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereyen entziehen, und in die aufgegebnen Rechte alter Urkunden wieder einſetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung ſchuldig iſt.„ — — —

II. (4)

“**Es iſt bloſſe Hypotheſe, daß die Bibel in dieſem Mehrern gleich unfehlbar ſey.**„ — —

— “Wenn indeß **Calov** und **Göze** doch Recht hätten! Letzterer führt wenigſtens ein ſo treffliches Dilemma an. “Entweder, ſagt er, dieſes Mehrere „iſt von Gott eingegeben, wenigſtens gebilliget, oder „nicht. Iſt das erſte, ſo iſt es eben ſo unfehlbar, „wie das Weſentliche. Nimmt man aber das letzte an,

„ſo verliert das erſte auch ſeine Zuverläßigkeit.“ — — — —

— “Wie? wenn ſich Gott bey ſeiner Inſpiration gegen die menſchlichen Zuſätze, die ſelbſt durch die Inſpiration möglich wurden, eben ſo verhalten hätte, wie bey ſeiner Schöpfung gegen das **moraliſche Böſe**? Wie? wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geſchehen war, das, was dieſe Wunder hervorgebracht hatten, ſeinem natürlichen Laufe überlaſſen hätte? Was ſchadet es, daß in dieſem Falle die Grenzen zwiſchen menſchlichen Zuſätzen und geoffenbarten Wahrheiten, ſo genau nicht mehr zu beſtimmen wären? Iſt doch die Grenzſcheidung zwiſchen dem moraliſch Böſen und dem moraliſch Guten, eben ſo unbeſtimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Böſen? Würden ſich deswegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menſchlichen Zuſätzen unterſcheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Urſprung an ihr und in ihr keine Spur zuruckgelaſſen, als die hiſtoriſche Wahrheit, die ſie mit ſo vielen Fratzen gemein hat?“ — — — —

— “Endlich das feſte prophetiſche **Wort**! — — Woher der Beweis, daß unter dem prophetiſchen Worte auch alle hiſtoriſchen Worte verſtanden werden? Woher? Die hiſtoriſchen Worte ſind das Vehikulum des prophetiſchen Wortes. Ein Vehikulum aber ſoll und darf die Kraft und Natur der Arzney nicht haben. Was hat der Hr. Paſtor an dieſer Vorſtellung auszuſetzen?„ — — — —

III. (1.)

“**Der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion.**„

“Wenn es wahr iſt, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehöret: wer kann mir wehren, daß ich ſie, in ſo fern ſie beydes enthält, in ſo fern ſie ein bloſſes Buch iſt, den Buchſtaben nenne; und dem beſſern Theile derſelben, der Religion iſt, oder ſich auf Religion beziehet, den Namen des Geiſtes beylege?„

“Zu dieſer Benennung iſt derjenige berechtiget, der das innere Zeugniß des h. Geiſtes annimmt. Denn da dieſes Zeugniß ſich doch nur bey denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äuſſern kann, welche auf unſere geiſtliche Beſſerung mehr oder weniger abzwecken: was iſt billiger, als nur ſolcherley Bücher und Stellen der Bibel den Geiſt der Bibel zu nennen?„ — — —

— “Im Grunde iſt dieſer Unterſchied zwiſchen dem Buchſtaben und dem Geiſte der Bibel, der nämliche, welchen andere auch gute lutheriſche Theologen ſchon längſt zwiſchen der heiligen Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben.„ — — —

IV. (2.)

„Folglich ſind die Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion.„

“Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundſatzes, aus welchem ſie hergeleitet wird. Jener iſt theils zugegeben, theils erwieſen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptſätze der chriſtlichen Religion, keine Einwürfe gegen die Hauptſätze ſelbſt: ſo können noch weniger Einwürfe gegen bibliſche Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion ſind, Einwürfe gegen die Religion ſeyn.„ — — — —

V. (5.)

“Auch war die Religion, ehe ein Bibel „war.„

“Hierwider ſagt der Hr. Paſtor: “Aber doch „nicht ehe eine Offenbarung war.„ — Was er damit will, iſt mir ganz unbegreiflich. Freylich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher ſeyn, als ſie geoffenbaret worden. Aber ſie kann doch eher ſeyn, als ſie niedergeſchrieben worden. Davon iſt ja nur die Rede. Ich will ja nur ſagen: die Religion war, ehe das geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die jetzt ſie ſelbſt ſeyn ſoll. Was ſoll nun die windſchiefe Frage, die mich in meinen eignen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwiedern.„

VI. (6.)

“Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb; und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.„ — — —

“Alles dieſes, ſagt der Hr. Paſtor, kann ich dem „Herausgeber einräumen.„ — Kann? warum nur kann? — Muß mir der Hr. Paſtor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen: — ſo räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Chriſtenthum weit früher geweſen, als das geſchriebne; daß es ſich erhalten und ausbreiten könne, ohne aufgeſchrieben zu ſeyn. — — —

— “Und doch iſt aus der Geſchichte allerdings zu erweiſen, daß ſo lange die Wundergaben, und beſonders die unmittelbare Erleuchtung der Biſchöfe, Statt hatten, man aus dem geſchriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen ſogar, dem Biſchofe nicht anders, als auf das geſchrie-

bene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die ἐμφυτος δοξα της διδαχης, die in den Biſchöfen war, war eben dieſelbe, welche in den Apoſteln geweſen war; und wenn Biſchöfe das geſchriebene Wort anführten, ſo führten ſie es freylich zur Beſtätigung ihrer Meynung, aber nicht als die Quelle ihrer Meynung an.„ — — — —

VII. (7)

“Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhangen: ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der chriſtlichen Religion auf ihnen beruhen.„

“D. i. wenn es wahr iſt, daß die Religion des A. und N. Teſtaments eine geraume Zeit ſchon geoffenbaret war, ehe das geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde; und eine noch geraumere Zeit beſtand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir jetzt zum Kanon des A. und N. Teſtaments rechnen: ſo muß ſie ja wohl ohne dieſe Bücher ſich denken laſſen. Ohne dieſe Bücher, ſage ich. Ich ſage nicht: ohne den Inhalt dieſer Bücher. Wer mich dieſes, ſtatt jenem, ſagen läßt: läßt mich Unſinn ſagen, um das große heilige Verdienſt zu haben, Unſinn zu widerlegen. Nochmals, und nochmals: ohne dieſe Bücher. Auch hat, ſo viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieſer Bücher zuerſt, durch eines dieſer Bücher urſprünglich, geoffenbaret worden, und ſo wie die übrigen dazu gekommen, allmälig mit angewachſen ſey. Vielmehr geſtehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in dieſen Büchern bloß gelegentlich, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieſes Mehrere oder Wenigere wäre ſchon wahr geweſen, ehe es gelegentlich ſchriftlich aufbehalten wurde: und ſollte jetzt für uns nur wahr ſeyn, weil es ſchriftlich aufbehalten worden? „ —

“Hier ſucht ſich zwar der Hr. Paſtor mit einer Unterſcheidung zu helfen: ein anders, will er, ſey die Wahrheit der Religion; und ein anders, unſre Ueberzeugung von dieſer Wahrheit. “Die Wahrheit der „chriſtlichen Religion, ſagt er, beruhet allerdings auf „ſich ſelbſt; ſie beſtehet auf ihrer Uebereinſtimmung „mit den Eigenſchaften und Willen Gottes, und auf „der hiſtoriſchen Gewißheit der Factorum, auf wel„che ihre Lehrſätze ſich zum Theil gründen. Allein, „unſere Ueberzeugung von der Wahrheit der chriſtli„chen Religion beruhet doch lediglich und allein auf „dieſen Schriften.„ Aber, wenn ich dieſe Worte recht verſtehe: ſo ſagt der Hr. Paſtor entweder etwas ſehr Unphiloſophiſches, oder er ſchlägt ſich ſelbſt, und iſt völlig meiner Meynung. Vielleicht auch, daß er ſich ſo unphiloſophiſch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meynung zu ſcheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der chriſtlichen Religion Theils —— (dieſes Theils hat er freylich nicht buchſtäblich hingeſchrieben, aber ſein Sinn erfodert es doch nothwendig ——) wenn ſie, ſage ich, theils auf ſich ſelbſt, d. i. auf ihrer Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes, theils auf der hiſtoriſchen Gewißheit der Factorum beruhet, auf die ſich einige ihrer Lehrſätze gründen: entſpringt nicht aus dieſem doppelten Grunde, auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund ſeine Ueberzeugung für ſich? Was braucht einer von beyden, die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Iſt es nicht fauler Leichtſinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu laſſen? Iſt es nicht leichtſinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen, auf beyde erſtrecken zu wollen? Warum ſoll ich Dinge, die ich deswegen für wahr halten muß, weil ſie mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes übereinſtimmen, nur deswegen glauben, weil andre Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden geweſen, hiſtoriſch erwieſen ſind?

Es ſey immerhin wahr, daß die bibliſchen Bücher alle die Fakta erweiſen, worauf ſich die chriſtlichen Lehrſätze zum Theil gründen: Fakta erweiſen, das können Bücher; und warum ſollten es dieſe nicht können? Genug, daß die chriſtlichen Lehrſätze ſich nicht alle auf Fakta gründen. Die übrigen gründen ſich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit: und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Anſehen des Buches abhangen, in dem ſie vorgetragen worden? Das iſt offenbarer Widerſpruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Paſtor mit einer Zuverſicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre. Würde, fragt er, “wenn die Neuteſtamentlichen Bücher nicht geſchrieben, und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von dem, was Chriſtus gethan und gelehret hat, in der Welt übrig geblieben ſeyn? „ — Gott behüte mich, jemals ſo klein von Chriſti lehren zu denken, daß ich dieſe Frage ſo gerade zu mit Nein zu beantworten wagte! Nein; dieſes Nein ſpräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorſagte. — — Alles, was in der Welt geſchicht, lieſſe Spuren in der Welt zurück, ob ſie der Menſch gleich nicht immer nachweiſen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menſchenfreund, die du nicht aufzuſchreiben, die du zu predigen befahleſt, wenn ſie auch nur wären geprediget worden, ſollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus ſich ihr Urſprung erkennen lieſſe? Deine Worte ſollten erſt in todte Buchſtaben verwandelt, Worte des Lebens geworden ſeyn? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menſchen zu erleuchten, und zu beſſern? Iſt mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tauſend vorſetzlichen und unvorſetzlichen Verfälſchungen unterworfen iſt: ſind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeuſſerung ſeiner unmittelbaren Gewalt, nicht eben ſowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälſchungen bewahren können, als er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes ſeyn will, und ſo keck vorgiebt, daß du deine Abſicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen laſſen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der auſſer dieſem einzigen Wege, den er ſieht, alle andere Wege, weil er ſie nicht ſieht, platterdings leugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie ſo rechtgläubig werden, damit ich nie ſo vermeſſen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe ſind nicht auch wirklich, durch bloſſe mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, ohne deren Hülfe wir ſchwerlich wohl die Schriften des N. Teſtaments vollkommen ſo verſtehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe thun? Dieſes gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingeſtehen: ſondern auch von den Proteſtanten, ob deren es ſchon wenige zugeben. — — —

VIII. (8.)

War ein Zeitraum, in welchem ſie (die chriſtliche Religion) bereits ſo ausgebreitet war, in welchem ſie ſich bereits ſo vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen iſt: ſo muß es auch möglich ſeyn, daß alles, was die Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, wiederum verloren gienge, und die von ihnen gelehrte Religion doch beſtühnde.

Zuerſt alſo: ſeine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ey! Aber doch wohl nicht, nur für einen Mann, an dem die Hand verſtändiger und rechtgläubiger iſt, als der Kopf? “Denn, ſagt er, man „ſetze nur für die Worte: **in welchem gleichwohl „noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen „iſt,** dieſe, **in welchem gleichwohl noch kein „Wort aus dem von ihr geprediget war, was „bis auf uns gekommen iſt**; ſo wird uns die „Falſchheit deſſelben in die Augen leuchten.„ —

Vortrefflich! — Wo iſt der Schriftſteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gottesläſterung anflicken will, ſobald ich ihm, ſtatt ſeiner Worte, andere unterſchieben darf? Andere? blos andere? Wenn es der billige, der chriſtliche Hr. Paſtor dabey bewenden lieſſe! Aber er ſchiebt mir, ſtatt meiner guten, ſtatt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte, Worte unter, die ſchlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich ſage: die chriſtliche Religion war, ehe von der chriſtlichen Religion etwas aufgeſchrieben wurde. Damit ſoll ich geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion geprediget, geoffenbaret wurde. Das iſt, ich ſoll geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhauſe entlaufen, um ſo etwas zu ſagen? zu ſchreiben? — — — — —

— Wie? die chriſtliche Religion ſelbſt würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel verloren giengen? Wie? So hat man noch keinen zuverläßigen Lehrbegriff aus dieſen Schrifften gezogen, der ſich in andern Schriften erhalten würde? So iſt derienige, der ſeinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Chriſt? — — — —

— Man darf nur auf meine Abſicht zurück ſehen, in welcher ich die ganze Stelle geſchrieben habe, die dem Hrn. Paſtor ein ſolches Aergerniß iſt. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabſetzen. Das iſt meine Abſicht. Und nur in dieſer Abſicht ſage ich, daß derjenige, deſſen Herz mehr Chriſti iſt, als der Kopf, ſich ganz und gar an dieſe Einwürfe nicht kehre; weil er fühle, was andere ſich zu denken begnügen; weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er iſt der zuverſichtliche Sieger, der die Feſtungen liegen läßt, und das Land einnimmt. Der Theolog iſt der furchtſame Soldat, der ſich an den Grenzfeſtungen den Kopf zerſtößt, und kaum das Land darüber zu ſehen bekömmt. — — — —

IX. (9)

Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten: ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt.

Jede ſcharfſinnige Unterſcheidung läßt ſich von einem, der ſeiner Sprache nur ein wenig mächtig iſt, in eine Antitheſe bringen. Weil nun aber freylich nicht jede Antitheſe auf einer ſcharfſinnigen Unterſcheidung beruhet; weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes iſt, was ein zerſchmetternder Strahl des Scharfſinnes ſeyn ſollte, zumal bey den lieben

Dichtern: ſo iſt der Name Antitheſe ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herren ſehr gut zu Paſſe, die, ich weiß nicht welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfſinn haben; beſonders, wenn er ſich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie ſchreyen: Antitheſe! Antitheſe! Und damit haben ſie alles widerlegt.

Auch dieſe Antitheſe ſagt nichts! ſagt der vielſagende Hr. Paſtor. "Denn ſind die Evangeliſten und „Apoſtel Männer, welche geredet und geſchrieben „haben, getrieben durch den h. Geiſt: ſo iſt die chriſt„liche Religion wahr, weil die Evangeliſten und Apo„ſtel, oder eigentlich, weil Gott ſelbſt ſie gelehret „hat. Der zweyte Satz ſteht bloß müßig da."

Nun denn! ſo muß ich ſchon das Maaß meiner Sünden häufen, und eine Antitheſe mit einer andern Antitheſe unterſtützen. Auch das, was Gott lehret, iſt nicht wahr, weil es Gott lehren will: ſondern Gott lehrt es, weil es wahr iſt.

Steht der zweyte Satz hier auch müßig? —— Ja; wenn wir nicht wüßten, was dieſe Herren ſich für einen ſchönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, blos weil er es wolle. Und auch das ließe ſich in gewiſſem Verſtande von Gott noch ſagen: ſo daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unſinn in Worte faſſen ſoll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erkläret werden, und alle ſchriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.

Das erſte Wort, was der Hr. Paſtor hierauf erwiedert, iſt: Gut! und ſo freuete ich mich ſchon. Doch er läßt auf dieſes Gut ein Aber folgen: und das ſonderbarſte Aber von der Welt. Sogleich iſt nichts mehr gut: auch das nicht, was wir oben aus ſeinem eignen Munde haben.

Oben (VII. 7.) hatte er ſelbſt uns belehret, daß die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion auf der Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften Gottes beruhe: und nun weiß er auf einmal von dieſer innern Wahrheit kein Wort mehr; ſondern ſetzt die hermeneutiſche Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle, oder erklärt doch wenigſtens die hermeneutiſche Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutiſchen ſeyn müßte!

—— Ich will des Hrn. Paſtors vermeynte Widerlegung, und meine Antwort, in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heiſſen könnte. Nehmlich; ich unterbreche den Hrn. Paſtor: aber der Hr. Paſtor hält ſich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne ſich zu bekümmern, ob unſere Worte zuſammen klappen, oder nicht. Er iſt aufgezogen, und muß ablaufen. Alſo: **Ein Dialog und kein Dialog.**

Er. "Gut; aber derjenige, der mir die ſchriftlichen Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit „erklären **will**, muß mich **vorher** überzeugen, daß er „ſelbſt von der innern Wahrheit derſelben eine richtige und gegründete Vorſtellung habe.„ ——

Ich. **Vorher**? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andre. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt, (ich ſage erklärt, nicht blos erklären **will**:) beweiſet er ja wohl genugſam, daß er ſelbſt von dieſer innern Wahrheit eine richtige Vorſtellung habe.

Er. —— "und daß er ſich nicht ſelbſt ein Bild „davon mache, das ſeinen Abſichten gemäß iſt.„

Ich. Wenn ſeine Abſichten keine innere Güte haben: ſo können die Religionsſätze, die er mir beybringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit iſt keine wächſerne Naſe, die ſich jeder Schelm nach ſeinem Geſichte boßiren kann, wie er will.

Er. "Woher aber will er die Erkenntniß der innern Wahrheit der chriſtlichen Religion nehmen, —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr ſelbſt. Deswegen heißt ſie ja die innere Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von auſſen bedarf.

Er. — "als aus den ſchriftlichen Ueberlieferungen, oder aus den Schriften der Evangeliſten und „Apoſtel„, —

Ich. Was müſſen wir aus dieſen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unſere erſte hiſtoriſche Kenntniß dieſer Wahrheit? Jenes wäre eben ſo ſeltſam, als wenn ich ein geometriſches Theorem nicht wegen ſeiner Demonſtration, ſondern deswegen für wahr halten müßte, weil es im Euclides ſteht. Daß es im Euclides ſteht, kann gegründetes Vorurtheil für ſeine Wahrheit ſeyn; ſo viel man will. Aber ein anders iſt die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein anders, ſie um ihrer ſelbſt willen glauben. Beydes kann vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinaus führen: aber iſt es darum das Nämliche? — Alſo iſt es blos die hiſtoriſche Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel ſollen ſchöpfen können? Aber der größere Theil der Chriſten verſichert, daß es noch eine andere Quelle dieſer hiſtoriſchen Kenntniß gebe; nämlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings iſt es unwiderſprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derſelben geweſen; und daß ſich ſchlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn ſie nicht blos zur zweyten Quelle geworden, ſondern ganz und gar Quelle zu ſeyn aufgehört habe. Doch dem ſey, wie ihm wolle. Ich will hier nur Proteſtant ſeyn; die neuteſtamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unſerer hiſtoriſchen Kenntniß der Religion immerhin ſeyn. Hat ſich die erſte einzige Quelle ſeit ſiebzehnhundert Jahren nie ergoßen? Iſt ſie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer urſprünglichen Lauterkeit und Heilſamkeit in andere Schriften übergetreten? Müſſen ſchlechterdings alle Chriſten aus ihr ſelbſt ſchöpfen? Darf ſich ſchlechterdings kein Chriſt an den nähern zugänglichern Tiefen begnügen, in welche ſie übergetreten iſt? Das, das iſt ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel nicht ohne ſeinen Nachtheil verloren ſeyn? verloren gehen? Warum dürfte er ſie nicht als verloren gegangen anſehen, ſo oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derſelben zuſetzt, die in dem Weſen ſeiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht: ſo darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf dieſen Tag noch kein vollſtändiger untruglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen werden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß jeder mit ſeinen eignen Augen zuſähe; jeder ſein eigner Lehrer, jeder ſein eigner Gewiſſensrath aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich ſodann euch, arme unſchuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des erſten Grades einer beſſern Erziehung ermangeln, noch überall nicht leſen lernen! Ihr glaubt Chriſten zu ſeyn, weil ihr getauft worden. Unglückliche! Da hört ihr ja: daß Leſen können eben ſo nothwendig zur Seligkeit iſt, als Getauft ſeyn!

Er. — "in der gehörigen Verbindung mit den „Schriften des alten Teſtaments."

Ich. Nun vollends gar! — Ich ſorge, ich ſorge, liebe fromme Idioten; ihr müßt noch Hebräiſch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß ſeyn.

Er. "Ich werde ſeiner Vernunft hier nichts einräumen, ob ich gleich allezeit vorausſetze, daß die „Lehrſätze der Religion, welche mir als die chriſtliche „vorgeprediget wird, nie einem allgemeinen und un-

„ſtreitigen Grundſätze der Vernunft widerſprechen „müſſen.„

Ich. Hr. Paſtor! Hr. Paſtor! —— Alſo beſteht die ganze **Vernunftmäſſigkeit** der chriſtlichen Religion darinn, daß ſie nicht **unvernünftig** iſt? —— Und Sie ſchämen ſich nicht in Ihr theologiſches Herz, ſo etwas zu ſchreiben? —— Schreiben Sie es: ſo predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. “Wir erkennen alſo die Wahrheit der chriſt„lichen Religion nur alsdenn, wenn unſere Begriffe „von derſelben eben diejenigen ſind, welche die ſchrift„lichen Ueberlieferungen, die in der h. Schrift ent„halten ſind, davon in unſern Seelen hervorbringen „ſollen.„

Ich. —— Sollen! Aber welche ſollen ſie hervorbringen? —— Können Sie es leugnen, Hr. Paſtor, können Sie es ſich ſelbſt verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. Teſtaments bey allen Menſchen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bey weiten größere Theil bey dieſen dieſe, bey andern andere Begriffe hervorbringt? Welches ſind die rechten, die hervorgebracht werden ſollen? Wer ſoll das entſcheiden? Die Hermenevtik? Jeder hat ſeine eigene Hermenevtik. Welches iſt die wahre? Sind ſie alle wahr? oder iſt keine wahr? Und dieſes

Ding, dieſes mißliche, elende Ding ſoll die Probe der innern Wahrheit ſeyn! Was wäre denn ihre Probe?

Er. “Freylich können die ſchriftlichen Ueberlieferungen der chriſtlichen Religion keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.„

Ich. Mich dünkt, Hr. Paſtor, daß Sie oben ganz ſo freygebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrſatzes genug ſchien, daß er geſchrieben da ſtehe. Sie ſind doch wohl nicht nur darum ſo freygebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es ſind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bey der ſich nichts denken läßt, eben ſo lieb iſt als eine, bey der ſich etwas denken läßt?

Er. “Das ſoll ſie aber auch nicht.„

Ich. Schön, daß ſie nicht ſoll, was ſie nicht kann! — Wenn aber die ſchriftliche Ueberlieferung der chriſtlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben ſoll: ſo hat auch die chriſtliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat ſie ſie nicht von ihr: ſo hängt ſie auch von ihr nicht ab. Hängt ſie von ihr nicht ab: ſo kann ſie auch ohne ſie beſtehen. Dahin will ich ja nur.

Er. “Ihr Zweck iſt alſo dieſer: die innere Wahrheit derſelben zu entdecken und zu beweiſen.„

Ich. Soll entdecken ſo viel heiſſen, als zuerſt bekannt machen: ſo habe ich ſchon bewieſen, daß die Schrift die innere Wahrheit der chriſtlichen der Welt nicht zuerſt bekannt gemacht hat. Hier ſetze ich noch hinzu; daß ſie jetzt den einzeln Menſchen dieſes noch weniger thut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits verſehen, zu ihr. — Und beweiſen! Soll beweiſen hier nur ſo viel heiſſen, als, einen ſchriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweiſenden Satzes enthalten ſind: ſo hat ja der Hr. Paſtor ſelbſt ſchon eingeſtanden, daß ein ſolcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen ſoll. Soll aber beweiſen hier heiſſen, was es eigentlich heißt; die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun: ſo kann ja jedes andere Buch dieſes eben ſo wohl, als die Schrift; beſonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und ſo wäre wieder nicht einzuſehen, warum die chriſtliche Religion jetzt nicht ganz ohne die Schrift ſollte beſtehen können.

Er. “Folglich ſind es leere Worte, wenn man die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion und die Ueberlieferungen, oder deutlicher, die heilige Schrift, einander als zwey verſchiedne Dinge entgegen ſetzen will.„ —

Ich. Entgegen ſetzen? Wer will denn dieſe zwey

Dinge einander entgegen ſetzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß ſie jetzt von einander ganz unabhängig ſeyn können. Sind denn jede zwey verſchiedne Dinge einander entgegen geſetzt? Wer das behauptet, mag freylich leere Worte machen: ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr ſeine Künſte zu zeigen gelernt hat. Ich ſehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntniſſen und Wiſſenſchaften aufgeholfen hat; in welche Barbarey wir leicht wieder verſinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannet würde. Aber der Theolog ſoll uns Chriſten ſein gelehrtes Bibelſtudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er ſoll nur nicht gleich über Unchriſten ſchreyen, wenn er auf einen ehrlichen Layen ſtößt, der ſich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längſt für ihn aus der Bibel gezogen, und dieſen Lehrbegriff nicht ſowohl deßwegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, ſondern weil er einſieht, daß er Gott anſtändiger, und dem menſchlichen Geſchlechte erſprießlicher iſt, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen; weil er fühlt, daß ihn dieſer chriſtliche Lehrbegriff beruhiget.

Er. — “Eben ſo vergeblich, als wenn man ſagen wollte: man muß die Geſetze eines Geſetzgebers

„aus ſeiner innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt; die innere Gerechtigkeit eines Geſetzgebers „muß aus ſeinem Geſetze erkannt, und beurtheilet „werden.„

Ich. Der Hr. Paſtor ſind doch in allen ihren Inſtanzen und Erläuterungen ganz ſonderbar unglücklich. Umgekehrt! ſage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn iſt, ſo wird ſie es hoffentlich wohl bey meinem Kommando bewenden laſſen. Was? die Geſetze eines Geſetzgebers müßten nicht aus ſeiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchſtabe des Geſetzes einen trift, den der Geſetzgeber zu treffen unmöglich kann die Abſicht gehabt haben; wenn, dem Buchſtaben nach, Strafe auf einen fällt, auf deſſen in ihrer Art einzige Handlung, die der Geſetzgeber nicht vorher ſehen können, vielmehr Belohnung als Strafe ſtehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchſtaben, und hohlt ſeinen Ausſpruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß ſie dem Geſetzgeber beygewohnet habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Geſetzgebers müſſe aus ſeinen Geſetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Geſetzgeber? Und Solon würde ſehr unzufrieden geweſen ſeyn, wenn man ihm nicht eine lautrere vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus ſeinen Geſetzen ſichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er ſeinen Bürgern die beſten Geſetze gegeben habe: was antwortete er? Ὅτι οὐ τοὺς καθάπαξ καλλίστους, ἀλλ᾽ ὧν ἐδύναντο τοὺς καλλίστους. "Die „beſten ſchlechterdings nun freylich nicht: aber doch „die beſten, deren ſie fähig waren." Alſo: —

Doch ich bin es herzlich ſatt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonſt könnte ich hier nicht unſchicklich einer Anwendung dieſer Worte des Solon noch gedenken, die dem Hrn. Paſtor höchſt ärgerlich ſeyn würde, wenn er nicht etwa ſchon wüßte, daß ſie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wiſcher von unſern lutheriſchen Paſtoren bekommen, wenn ſie jetzt ſchrieben! Dieſer nämliche Kirchenvater entbricht ſich nicht, eine zweyfache chriſtliche Religion gelten zu laſſen: eine für den gemeinen Mann, und eine andere für den feinern gelehrtern Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bey mir bleibt die chriſtliche Religion die nämliche: nur daß ich die Religion von der Geſchichte der Religion will getrennet wiſſen. Nur daß ich mich weigere, die hiſtoriſche Kenntniß von ihrer Entſtehung und ihrer Fortpflanzung; und eine Ueberzeugung von dieſer Kenntniß, die ſchlechterdings bey keiner hiſtoriſchen Wahrheit ſeyn kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Hiſtoriſche der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre; ſie mögen beantwortet werden können, oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerey des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle ſchon längſt beantwortet. Nur daß ich den kurzſichtigen Hermenevtiker verſchmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmet, um die Möglichkeit zu erhärten, daß dieſe Schwächen auch wohl keine Schwächen ſeyn könnten; der eine kleine Breſche, welche der Feind geſchoſſen, nicht anders zu ſtopfen weiß, als durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eignen Händen macht.

Und damit ſoll ich mich an der chriſtlichen Religion verſündiget haben? Damit? damit, daß ich geſchrieben: “Was gehen den Chriſten des Theologen Hypotheſen, und Erklärungen, und Beweiſe an? Ihm „iſt es doch einmal da, das Chriſtenthum, welches er „ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlet. Wenn „der Paralytikus die wohlthätigen Schläge des elektriſchen Funken erfährt: was kümmert es ihn, ob „Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von „beyden Recht hat?„

Doch, daß ich auch das geſchrieben habe, läßt der Hr. Paſtor ſeinen Zeitungsleſern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl iſt nur zur Rechtfertigung eines Chriſten ſolcher Art, die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen ſo kauderwelſchen Kommentar zu machen für gut befunden. Nur dieſes war die Abſicht dieſer Stelle. Nur dem fühlenden Chriſten ſollt darinn eine Schanze verſichert werden, in welche er ſich getroſt werfen könne, wenn er mit ſeinen muthigern Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen, und die Theologen einer jeden Sekte, den Wahlplatz nicht ſobald räumen, auch nicht ſobald zu räumen brauchen; beſonders, wenn ſie ſich nur mit ihres gleichen herumſchlagen: wer weiß das nicht? Habe auch ich, es nicht genug geſagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiſte ſeines angenommenen Syſtems, Antworten genug haben werde? Habe ich nicht ſelbſt einen Verſuch gemacht, ihm mit einigen dieſer Antworten vorzugreifen? Taugt dieſer mein Verſuch nicht viel; wie leicht möglich iſt: ſo mach es beſſer, wer kann! Das wünſche ich ja nur. Blos darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meynt man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünſchte und hoffte: hätte ich meinen Troſt auf den Fall, daß dergleichen

Antworten nicht erfolgten, lieber zurück behalten ſollen? Warum das? Wollte ich denn durch dieſen Troſt im voraus alle Antworten für überflüßig erklären? Er war ja blos dem einfältigen Chriſten, und nicht dem Theologen gegeben, dieſer Troſt: wenigſtens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über ſeine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch bloß einfältiger Chriſt zu ſeyn.

Daß dieſen Troſt, den ich für das unerſteiglichſte Bollwerk des Chriſtenthums halte, der Hr. Paſtor einen ſtrohernen Schild nennt, thut mir ſeinetwegen ſehr leid. Er iſt, fürchte ich, in ſeinen theologiſchen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangeſteckt geblieben; mehr davon angeſteckt worden, als er ſich auf einer Hamburgiſchen Kanzel wird wollen merken laſſen; mehr, als er ſich vielleicht noch ſelbſt abgemerkt hat. Denn auch er muß alſo alles innere Gefühl des Chriſtenthums leugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören, "Gefühl! „Was Gefühl? Gefühl iſt ein ſtroherner Schild. Unſere Hermeneotik, unſere ſymboliſchen Bücher, das, „das ſind das alles ſchirmende, undurchdringliche, „diamantene Schild des Glaubens!„ ſo kömmt es vermuthlich nur daher, weil ſelbſt in den ſymboliſchen Büchern auf den ſtrohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer ſeyn;

denn es giebt dort mehr ſtroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich ſo ſchmahl wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Menſch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was ſoll ein Paſtor damit, wenn er nicht auch ſeine Bibel, nicht auch ſeine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Hr Paſtor auch ſonach allen ſeinen werthen Herren Kollegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als ſich dieſes Schildes zu bedienen: iſt wohl noch werth, mit ſeinen eignen Worten gehört zu werden. “Ich würde, ſagt er mit „bebender Stimme, den Chriſten, der zugleich Theolog iſt, ſehr betauren, wenn er ſich aus Mangel „andrer Gründe, in der traurigen Nothwendigkeit ſehen ſollte, dieſen aus Stroh geflochtenen Schild den „in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegen zu halten.„ — Das würde gewiſſermaaſſen auch ich thun. Wenigſtens würde ich die Achſeln über ihn zucken, daß er ſein Handwerk ſo ſchlecht verſtünde. Aber wer ſprach denn von einem Chriſten, der zugleich Theolog iſt? Sollen denn, müſſen denn alle Chriſten zugleich Theologen ſeyn? Ich habe noch immer die beſten Chriſten unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigſten wußten. Warum können die nicht einen ſtrohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein ſtroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht: ſo hilft er doch gegen Hiebe. — Der entſchloſſene Hr. Paſtor fährt fort: “Ich würde ihm (dem Chriſten, „der zugleich Theolog iſt) lieber rathen, gar die Flucht „zu nehmen.„ — Wenn er glaubt, daß er ſchlechterdings den Theologen ſeiner Sekte beybehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bey der Fahne halten, die **nur** Chriſten ſind. — “Denn „durch Anwendung dieſer von dem Hrn. Herausgeber an die Hand gegebnen Sätze, würde er die „**Bibel Preis geben, um die Religion zu retten**: aber welche Religion?„ — Welche? Die nehmlich, aus welcher die Bibel entſtand. Die nehmliche, die man in ſpätern Zeiten, als ſie in ihrer urſprünglichen Lauterkeit ſollte verloren gegangen ſeyn, wieder aus der Bibel zog. Oder iſt noch keine zuverläßig daraus gezogen worden? Iſt die daraus gezogene, nur proviſorie, nicht wirklich die chriſtliche? Daß muß wohl; denn der Hr. Paſtor ſagt ſo ganz entſcheidend: “Gewiß nicht die chriſtliche, als welche „mit der Bibel ſteht und fällt.„ — Das thut mir leid! Und die Bibel ſteht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopnevſtie? Allerdings muß er ſagen: wenn ohne Bibel kein Chriſtenthum iſt; ſo iſt ohne Theopnevſtie keine Bibel.

Und hier ſey mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern zurück zu ziehen, an welche mich die nehmlichen Worte ſtehen und fallen erinnern, Die Frage, ſagt ein Mann, *) der ſich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Hrn. Paſtors eigner Art zu folgern, nicht mit der chriſtlichen Religion ein Ernſt ſeyn ſollte — “Die Frage, ob die Bücher des N. Teſtaments von Gott eingegeben ſind, iſt der chriſtlichen Religion nicht völlig ſo wichtig, als die vorige, ob ſie ächt ſind? Sie ſteht und fällt nicht ſo ſchlechterdings mit ihr. Geſetzt, Gott hätte keines der Bücher des N. Teſtaments inſpirirt, ſondern Matthäum, Marcum, Lucam, Johannem, Paulum blos ſich ſelbſt überlaſſen, zu ſchreiben, was ſie wußten, die Schriften wären aber nur alt, ächt und glaubwürdig, ſo würde die chriſtliche Religion die wahre bleiben. Die Wunder, durch die ſie beſtätiget iſt, würden ihre Wahrheit eben ſo gut beweiſen, wenn auch die Zeugen derſelben nicht inſpirirte, ſondern blos menſchliche Zeugen wären, denn ohne hin ſetzen wir bey Unterſuchung der Wahrheit dieſer Wunder gar nicht das göttliche Anſehen der Schriftſteller zum voraus, ſondern betrachten ſie blos als menſchliche Zeugen. Wären die Wunder wahr, die der Evangeliſt er-

---

*) Michaelis, in ſ. Einleitung in die Schriften des N. T. S. 73. n. 1.

„zählte, ſo würden auch die Reden Chriſti, die dadurch beſtätiget ſind, ein untrügliches Gottes Wort ſeyn, doch mit dieſer kleinen Furcht und Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefaſſet, und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben könnte: und aus den Briefen der Apoſtel, geſetzt, ſie hätten in Nebenſachen gefehlt, würden wir doch die ſo oft wiederhohlten Hauptſachen der chriſtlichen Religion, die zu predigen Chriſtus ſie ausſandte, ſo gut lernen können, als etwa aus Bülfingern Wolfens Lehrſätze der Philoſophie. Es wäre alſo ganz wohl möglich, daß iemand an der göttlichen Eingebung der ſamtlichen Schriften des N. T. einen Zweifel hätte, oder ſie ſogar leugnete, und doch die chriſtliche Religion von Herzen glaubte: ia es giebt wirklich ſo denkende, zum Theil in der Stille, zum Theil auch öffentlich, die man nicht ſogleich zu den Unchriſten rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglimpfung, ſondern bloß als Faktum ſey es geſagt: manche alte Kätzer, die die Schriften des N. Teſtaments für ächt, aber doch nicht für untrügliches principium cognoscendi gelten ließen, ſondern ſich zu Richtern über die Apoſtel aufwarfen, könnten wohl eben ſo gedacht haben. —

Wie weit würde der Schutz dieſer Stelle über mich heraus reichen, wenn ich unter dieſer Stelle

Schutz ſuchen müßte! Aber das brauche ich nicht: und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die ſich einen haſtigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wiſſen, als dadurch, daß ſie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Hrn. Paſtor Goeze kenne: ſo verſteht er ſeinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich feſtbehalten, als friſcherdings auf einen Michaelis losgehen ſollte.

Univ. Bibl.
München

IV.

Anti-Göze. *)

Avolent quantum volent paleæ levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior maſſa frumenti in horrea domini reponetur.

Tertulli.

Ueber die Vortheile, welche die Religion objektive aus den Zweifeln und Einwürfen ziehet; und von der Freyheit die Religion zu beſtreiten. **)

—Ich habe die Fragmente drucken laſſen: und ich würde ſie noch drucken laſſen, wenn mich auch aller Welt Gözen darüber in den tiefſten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewiſſen thun zu können geglaubt, habe ich verſchiedentlich auch ſchon beygebracht. Aber Hr. Göze will mir nicht eher zugeſtehen, daß dieſe Gründe das geringſte verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, "wenn ich Fragmente drucken lieſſe, in welchen die

---

*) D. i. Nothgedrungene Beyträge zu den freywilligen Beyträgen des Hrn. Paſtor Goze. Braunſchweig 1778

**) Anti-Goze III. IV. V. VI.

„Gerechtſame des hohen Hauſes, dem ich diene, die „Ehre und Unſchuld der ehemaligen großen und un„beſcholtenen Miniſter deſſelben, und ſelbſt des regie„renden Herrn, ſo angegriffen würden, als dort, „in jenen Fragmenten, die Wahrheit der chriſtlichen „Religion, die Ehre und Unſchuld der h. Apoſtel, „und ſelbſt unſers ewigen Königs, angegriffen wirk„lich werde.„

Wie kindiſch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn laſſen Sie uns doch, Hr. Hauptpaſtor, vor allen Dingen die Sache auf beyden Theilen erſt gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andre Waagſchale zu legen vergeſſen: und Sie wiſſen wohl, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausſchlag. Alſo nur dieſes erſt berichtiget; und ich hoffe, Sie werden mir das beyzubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigſt erlaſſen.

Nämlich; nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen hiſtoriſche und politiſche Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beſchaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, ſondern ſie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtſamen des nämlichen Hauſes noch von mehrern Seiten zu verherrlichen und zu erhärten: was iſt ſodenn Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken laſſen? worauf gründet er ſich? Darauf: daß es doch wohl mit jener Ehre, und jenen Gerechtſamen noch ſo ausgemacht nicht ſey? Darauf: daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müſſe? ſelbſt in der Abſicht nicht, ihn zu verſtärken? — O, Herr Hauptpaſtor, das Durchlauchtigſte Haus meines Herrn iſt Ihnen für dieſe Schmeicheley, für dieſe Beſorgniß recht ſehr verbunden! recht ſehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beyzubringen.

Oder darf ich, was ich bey den Gerechtſamen des Hauſes annehme, dem ich diene, bey der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen dieſe, wenigſtens eben ſowohl zu beantworten ſind, als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geſchärftere Zweifel, geſchärftere Auflöſungen veranlaſſen werden? Nicht?

“Allerdings! ruft der Hr. Hauptpaſtor, allerdings!
„Die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unſrer
„Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, gewinnet allerdings,
„je aufrichtiger und ſcharfſinniger ſie beſtritten

“wird. Aber, das iſt nur die objektive Religion; nur „die objektive! Mit der ſubjektiven iſt es ganz anders. „Die ſubjektive Religion verlieret unwiderſprechlich, „durch dergleichen Beſtreitungen, unendlich mehr, „als jene nur immer dadurch gewinnen kann!„ Folglich —— ——

Und was iſt dieſe ſubjektive Religion? —— “Die „Gemüthsverfaſſung der Menſchen, in Abſicht auf „die Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr „Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die periklitiren bey jedem Worte, das in deutſcher Sprache „gegen unſere allerheiligſte Religion geſchrieben wird.„

So? Bey Gott! ein tiefgedachter Unterſchied, den ich ja in ſeinen Schulterminis zu laſſen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen, und gerade gegen ſeine Beſtimmung gebraucht werden ſoll.

“Denn, wenn es wahr iſt, daß die Religion bey „allen und jeden Anfällen, die auf ſie geſchehen, objektive gewinnt, und nur ſubjektive verliert: wer „will behaupten, daß es alſo nach dem größern Gewinne, oder nach dem größern Verluſte entſchieden „werden müſſe, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu „dulden ſind, oder nicht. Ja, wenn Gewinn und „Verluſt hier völlig homogene Dinge wären, die man „nur von einander abzuziehn brauche, um ſich durch „den Ueberreſt beſtimmen zu laſſen! Aber der Ge-

„winn iſt weſentlich: und der Verluſt iſt nur zufällig. Der Gewinn erſtreckt ſich auf alle Zeiten: der Verluſt ſchränkt ſich nur auf den Augenblick ein, ſo lange die Einwürfe noch unbeantwortet ſind. Der Gewinn kömmt allen guten Menſchen zu ſtatten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben: der Verluſt trift nur wenige, die weder wegen ihres Verſtandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verluſt trift nur die paleas levis fidei; nur die leichte chriſtliche Spreu, die bey jedem Windſtoſſe der Verzweiflung von den ſchweren Körnern ſich abſondert, und auffliegt."

„Von dieſer, ſagt Tertullian, mag doch verfliegen ſo viel als er will! Avolent quantum volent! —— Aber nicht ſo unſre heutigen Kirchenlehrer. Auch von der chriſtlichen Spreu ſoll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen ſie die Körner ſelbſt nicht lüften und umwerfen laſſen."

Ueberhaupt läßt ſich alles, was Tertullian *) von den Ketzereyen ſeiner Zeit, mit ſo vieler Scharfſinnigkeit ſagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freygeiſter unſrer Zeit anwenden. Was ſind dieſe Schriften auch anders als Ketzereyen? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereyen ſo fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; ſie machen keine Partheyen und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als ſchriftlich, und fiengen immer damit an, daß ſie ſich Anhänger zu verſchaffen ſuchten, welche ihren vorzutragenden Lehren ſogleich ein politiſches Gewicht geben könnten. Wie viel unſchädlicher ſchickt jetzt ein Mißgläubiger ſeine Grille blos in die Druckerey, und läßt ſie ſo viel Anhänger ſich machen, als ſie ohne ſein weiteres Zuthun, ſich zu machen vermögen. —

---

*) *De præſcript. hæreticorum.*

Die freygeiſteriſchen Schriften ſind alſo offenbar das kleinere Uebel: und das kleinere Uebel ſollte verderblicher ſeyn, als das große? Wenn das größere Uebel ſeyn muß, **auf daß die, ſo rechtſchaffen ſind, offenbar werden**, — ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, und eben dieſes Gute hervorbringen?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anders am felſigten Ufer zerſchmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um dieſe unglücklichen Schiffe iſt euch zu thun, ihr hättet ſie denn verſichert: euch iſt lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun;

um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böſe Sturmwind! da hat er euch ein Luſthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu ſehr geſchüttelt; da eure ganze koſtbare Orangerie, in ſieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind ſonſt in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu ſchaden? Warum bläſet er nicht bey eurem Zaune vorbey? oder nimmt die Backen wenigſtens weniger voll, ſobald er an euren Grenzſteinen anlangt?

Wenn Tertullian von denen, die ſich zu ſeiner Zeit an den Ketzereyen ſo ärgerten, über deren Fortgang ſo wunderten, ſagt: vane & inconſiderate hoc ipſo ſcandalizantur, quod tantum hæreſes valeant: was würde er von Ihnen ſagen, Herr Hauptpaſtor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerey ſo ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch ſagen: "Kurzſichtiger, — nihil valebunt, ſi illa tantum „valere, non mireris? Dein Lärmen ſelbſt iſt Schuld, „wenn dieſe Fragmente mehr Schaden anrichten, als „ſie anzurichten beſtimmt ſind. Der Ungenannte „wollte ſich keinen Namen erſchreiben: ſonſt hätte er „ſich genannt. Er wollte ſich kein Häufchen ſammlen: „ſonſt hätte ers bey ſeinen Lebzeiten gethan. Mit ei-

„nem Worte: der dieſe Fragmente drucken ließ, hat „weit weniger Verantwortung, als Du, der du das „laute Zeter über ſie anſtimmſt. Jener hat nur gemacht, daß mehrere ſie leſen können: Du machſt, „daß mehrere ſie wirklich geleſen haben, und nun „leſen müſſen.„—

Vielleicht, daß der Herr Hauptpaſtor dieſen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört, als aus meinem! —

Wenn doch indeß das eine ohne dem andern ſehr füglich ſeyn könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre: “daß die chriſtliche Religion objektive allen „Vortheil aus den Einwürfen der Freygeiſter ziehen „könnte, ohne ſubjektive den geringſten Schaden zu „beſorgen?„

Das wäre allerdings das Beſſere. Aber wie? wodurch? — Hier iſt es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantiſch genug klingt, um gründlich ſeyn zu können. Ein andrer würde ihn blos lächerlich machen: ich, ich will ihn prüfen. Denn nur iſt das Pedantiſche faſt Empfehlung.

Es dürfte, ſagt man, nur ausgemacht ſeyn, daß der Streit nie anders, als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. “Schreibt lateiniſch, ihr

„Herrn! ſchreibt lateiniſch! — Ja! wer fleiſſiger „in den Klaſſen geweſen wäre! wer lateiniſch könnte!„ — Nicht weiter, Herr Subkonrektor: oder man merkt Ihre **wahre Abſicht**. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verſchaffen. "Lernt Latein Jungens, lernt Latein! Alle „Einwürfe gegen die Religion ſind lateiniſch geſchrieben! Wenn ihr auch ſelbſt keine ſchreiben wollt: „müßt ihr die geſchriebenen doch kennen.„ — Und nun lernen die Jungens Latein, daß Ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe geſagt, daß ich den Einfall nicht blos lächerlich machen: ſondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich faſt beſorge, daß dieſes auf jenes hinaus liefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernſthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Alſo: wer gegen die Religion ſchreiben will, ſoll nicht anders, als lateiniſch ſchreiben dürfen; damit der gemeine Mann nicht geärgert werde. —

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein verſtehet, als in Pohlen, Ungarn — da müſſen wohl ſonach die Einwürfe gegen die Religion griechiſch geſchrieben werden? — Natürlich! Was für ein ſchöner pädagogiſcher Handgrif, nun auch die griechiſche Sprache in dieſen Ländern gemein zu machen! Denn es verſteht ſich, daß die in andern Ländern wider die Religion geſchriebenen lateiniſchen Bücher in dieſe Länder nicht kommen.

Aber ſchon wieder auf das Lächerliche zu, das ich ſo gern vermeiden möchte! — “Was läge daran, „wenn der Vorſchlag in Pohlen und Ungarn nicht „hülfe? er hülfe doch vors erſte in Deutſchland.„ —

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorſchlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch chriſtlich iſt? — Das iſt, was ich ſo ernſthaft erweiſen will, als möglich.

Zwar, daß er thulich wäre, müßte ich wohl vorausſetzen laſſen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgeſetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringers Verbott, als ein Reichsgeſetz, würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigſtens ewige Gefangenſchaft bey Waſſer und Brod, und ohne Dinte und Feder, müßte im ganzen heiligen römiſchen Reiche darauf ſtehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römiſch ſchriebe. Das Geſetz läge ſchon in dem Namen des heiligen römiſchen Reichs, und ſollte nicht thulich ſeyn?

Nun gut; ſo ſey es thulich: aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Geſetz billig ſeyn, das eben ſo viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausſchlieſſen würde? — Und wer ſieht nicht, daß dieſes hier geſchähe? Oder iſt es das Latein ſelbſt, welches die Fähigkeit gewähret, Zweifel gegen die Religion zu haben, und vorzutragen? Iſt es die Unkunde des Lateins ſelbſt, welche dieſe Fähigkeit allen Menſchen ohne Ausnahme aberkennet? Iſt kein gewiſſenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des **de Roras** nicht beſtehen, daß **das Latein erſt den rechten Narren macht**: aber den rechten Philoſophen macht es doch auch nicht. — Darzu; von was für einem **Latein können** iſt die Rede? Von dem, bis zum ſchreiben. Wenn nun **Baco**, der kein Latein ſchreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte: ſo hätte auch **Baco** dieſe Zweifel unterdrücken müſſen? So hätte ieder Schulkollege, der ein lateiniſches Programma zuſammen raſpeln kann, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß **Baco** wie **Huart** dachte, der es geradezu für das Zeichen eines ſchiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er ſich in einer fremden Sprache beſſer werde ausdrücken können, als in ſeiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: wie ich Latein ſchreiben möchte, kann ich nicht; und wie ich kann, mag ich nicht. — Wenn mehrere wüßten, welch Latein ſie ſchrieben: ſo würden noch wenigere Latein ſchreiben. Es wäre denn freylich, daß ſie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich ſeyn könnte; aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn ſchon in dieſem Betracht, daß man ſonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Geſetz auch nicht klug wäre, wäre es nur in dieſem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man ſich unter ſeinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateiniſchen Männer durch ihre Dollmetſcher nur ſo viel mittheilen lieſſen, als ſie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug weil es den Schaden, dem es vorbauen ſoll, gerade vermehrt? Die Einwendungen gegen die Religion ſollen lateiniſch geſchrieben werden, damit ſie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in iedem Lande, in welchem das Lateiniſche nur bey einer gewiſſen Klaſſe von Leuten üblich wäre: aber auch in ganz Europa? in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn ſollten auch nur in Europa zuſammen, nicht mehr Menſchen ſeyn, welche Lateiniſch könnten, und doch nicht im Stande wären, jedem übeln Eindruck wahrſcheinlicher Zweifel zu widerſtehen und zu begegnen: als dergleichen ſchwache Menſchen, die nicht Lateiniſch könnten, in jedem einzeln Lande? Seele iſt für den Teufel Seele: oder, wenn er einen Unterſchied unter Seelen macht, ſo gewänne er ja wohl noch dabey. Er bekäme, z. E. für die Seele eines deutſchen Michels, der nur durch deutſche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines ſtudirten Franzoſen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten, einen geſpickten.

Sein Votum alſo, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Geſetz gewiß: wenn es auch nicht, noch oben darein, unchriſtlich wäre; wie ſchon daraus zu vermuthen, daß es unbillig iſt. — Ich verſtehe aber unter unchriſtlich, was mit dem Geiſte des Chriſtenthums, mit der letzten Abſicht deſſelben ſtreitet. Nun iſt, ſo viel ich, mit Erlaubniß des Herrn Hauptpaſtor Goeze, davon verſtehe, die letzte Abſicht des Chriſtenthums nicht unſere Seligkeit, ſie mag herkommen woher ſie will: ſondern **unſre Seligkeit, vermittelſt unſrer Erleuchtung**; welche Erleuchtung nicht blos als Bedingung, ſondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig iſt; in welcher am Ende unſre ganze Seligkeit beſteht. Wie ganz alſo dem Geiſte des Chriſtenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung ſo vieler nichts beytragen, als wenige viel leicht ärgern wollen! Immer müſſen dieſe **Wenige**, die niemals Chriſten waren, niemals Chriſten ſeyn werden, die blos unter dem Namen der Chriſten ihr undenkendes Leben ſo hinträumen; immer muß dieſer verächtliche Theil der Chriſten vor das Loch geſchoben werden, durch welches der beſſere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder iſt dieſer verächtlichſte Theil nicht der wenigſte? Muß er wegen ſeiner Vielheit geſchont werden? —— Was für ein Chriſtenthum hat man denn bisher geprediget, daß dem wahren Chriſtenthume noch nicht einmal der größere Haufe ſo anhängt, wie ſichs gehöret? —— Wenn nun auch von dieſen Namenchriſten ſich einige ärgerten; einige von ihnen, auf Veranlaſſung in ihrer Sprache geſchriebener freygeiſteriſchen Schriften, ſo gar erklärten, daß ſie nicht länger ſeyn wollten, was ſie nie waren: was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipſo Domino quidam diſcentium ſcandalizati diverterunt? Wer, ehe er zu handeln, beſonders zu ſchreiben, beginnt, vorher unterſuchen zu müſſen glaubt, ob er nicht vielleicht durch ſeine Handlungen und Schriften, hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Böſewichte, der Feigenblätter ſucht, dergleichen in die Hände ſpielen werde: der entſage doch nur gleich allem Handeln, allem

Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorſetzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden ſoll, wenn ich einen von ungefehr zertrete: ſo weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre; keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es ſich einmal befindet; zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Phyſiſchen entwickelt und zerſtöret, bringt Leben und Tod; bringt dieſem Geſchöpfe Tod, indem ſie jenem Leben bringt: ſoll lieber kein Tod ſeyn, und keine Bewegung? oder lieber, Tod und Bewegung?

Und ſo iſt es mit dieſem Wunſche beſchaffen, daß die Feinde der Religion ſich nie einer andern, als der lateiniſchen Sprache bedienen dürften; mit dieſem Wunſche, der ſo gern Geſetz werden möchte! So iſt es ſchon jetzt damit beſchaffen: und wie meinet man, daß es mit aller Unterſuchung der Wahrheit überhaupt ausſehen würde, wenn er nun erſt Geſetz wäre? —— Man urtheile aus den Krallen, welche die geiſtliche Tyranney in einem ihrer grimmigſten, zum Glück noch gefeſſelten Tyger, bereits zu entblöſſen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Herr Hauptpaſtor S. 79 und 80 über dieſen Punkt ſagt: und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einſchränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen: der hat den Schnupfen ein wenig zu ſtark.

“Verſtändigen, — heißt es alldort — verſtändigen und geſetzten Männern kann es vergönnt bleiben, beſcheidene Einwürfe gegen die chriſtliche Religion, und ſelbſt gegen die Bibel zu machen.„ — Aber von wem ſoll die Entſcheidung abhangen, wer ein geſetzter und verſtändiger Mann iſt? Iſt der blos ein verſtändiger Mann, der Verſtand genug hat, die Verfolgung zu erwägen, die er ſich durch ſeine Freymüthigkeit zuziehen würde? Iſt der blos ein geſetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnſtuhle, in den ihn ſein Amt geſetzt hat, ruhig ſitzen bliebe, und daher herzlich wünſcht, daß auch andre, wenn ſie ſchon ſo weich nicht ſitzen, dennoch eben ſo ruhig ſitzen bleiben möchten? Sind nur das beſcheidene Einwürfe, die ſich beſcheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die ſich beſcheiden, nur ſo weit ſich zu entwickeln, als ohngefehr noch eine Antwort abzuſehn iſt?

Das letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpaſtor fährt fort: „Es wird ſolches nöthig ſeyn, um die Lehrer in Othem zu erhalten„ — So? nur darum? So ſoll alle Beſtreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte ſeyn? Sobald der Präſes dem Opponenten einen Wink giebt; ſobald der Opponent merkt, daß der Reſpondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Hrn. Präſes zu ſehr hungert, als daß dieſer ſelbſt mit gehöriger Ruhe und Umſtändlichkeit, darauf antworten könne: muß die Diſputation aus ſeyn? müſſen Präſes Opponent freundſchaftlich mit einander zum Schmauſe, eilen? —— Doch wohl, nein: denn der Herr Hauptpaſtor ſetzt ja noch hinzu: “und um ſolche „Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die „Chriſtenheit von dem 9ten bis zum 15ten Jahrhundert beynahe völlig zu Grunde gegangen wäre.„ — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpaſtor wohl, daß ſelbſt in dieſen barbariſchen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die chriſtliche Religion gemacht wurden, als die Geiſtlichen zu beantworten Luſt hatten? Bedenkt er wohl, daß dieſe Zeiten nicht darum der chriſtlichen Religion ſo verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte: ſondern darum, weil ſich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpaſtor will, daß unſere werden ſollen?

—— Die Klauſel, in Anſehung der Sprache, habe ich genugſam beleuchtet. Auch habe ich die Klauſel in Anſehung der Perſonen und der Abſicht, berühret.

Aber noch iſt die Klauſel in Anſehung der Punkte ſelbſt übrig, welche die Einwürfe nur ſollen treffen können; und dieſe verdient um ſo mehr, daß wir uns einen Augenblick dabey verweilen, je billiger ſie klingt, je weniger man, dem erſten Anſehen nach, etwas dagegen einzuwenden haben ſollte.

“Nur mußte, ſind die Worte des Herrn Hauptpaſtors, der angreifende Theil die Freyheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von welchen die ganze Chriſtenheit glaubt, daß ſie geredet und geſchrieben haben, getrieben von dem heiligen Geiſte, als Dummköpfe, als Böſewichter, als Leichenräuber zu läſtern. „

Wie geſagt, dieſes klingt ſo billig, daß man ſich faſt ſchämen ſollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch iſt es im Grunde mehr nicht, als Pfiff, oder Armſeligkeit. Denn verſtehen wir uns nur erſt recht!

Will der Herr Hauptpaſtor blos, daß der angreifende Theil die Freyheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anſtatt aller Gründe, zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freyheit nicht haben müßte, ſolche Dinge und Thatſachen zu berühren, aus deren Erweiſung erſt folgen würde, daß den Apoſteln jene Benennungen gewiſſermaaſſen zukommen? Das iſt die Frage, deren er ſich wohl nicht verſehen hat.

Will er blos jenes: ſo iſt ſeine Forderung höchſt gerecht; aber ſie betrift eine Armſeligkeit, über die ſich der Chriſt lieber hinwegſetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf; ſie mögen wider ihn ſelbſt, oder wider ſeinen Glauben gerichtet ſeyn. Ruhige Verachtung iſt alles, was er ihnen entgegen ſetzt. Wehe ſeinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn beſtreite, und ihn doch beſtreitet! —

Will der Herr Hauptpaſtor aber auch zugleich dieſes: ſo geht er mit Pfiffen um, deren ſich nur eine theologiſche Mämme ſchuldig macht; und jeder muß ſich ihm widerſetzen, dem die Wahrheit der chriſtlichen Religion am Herzen liegt. — “Wie? So hat die chriſtliche Religion kranke Stellen, die ſchlechterdings keine Betaſtung dulden? die man ſelbſt der Luft nicht auslegen darf? Oder hat ſie keine ſolche Stellen: warum ſollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, “daß man nur nicht alles ſagen „dürfe, was man gegen ſie ſagen könnte? „ Dieſer Vorwurf iſt ſo erniedrigend, iſt ſo marternd! Ich wiederhohle es: nur eine theologiſche Mämme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu ſehen wünſchen; kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht, daß mir der theologiſche Renomiſt lieber wäre, welcher mitten vom Pflaſter dem leuteſcheuen Freygeiſte, der ſich an den Häuſern hinſchleicht, ein Schnippchen ſchlägt, und trotzig zuruft: “komm heraus, wenn „du was haſt„! Ich kann beyde nicht leiden; und das ſonderbarſte iſt, daß auch hier nicht ſelten Mämme und Renomiſt in Einer Perſon ſind. Sondern ich glaube, daß der wahre Chriſt weder den einen noch den andern ſpielt: zu mißtrauiſch auf ſeine Vernunft; zu ſtolz auf ſeine Empfindung. —

— Wenn nun hieraus erhellet, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen ſie geſchrieben worden, von welcher Beſchaffenheit ſie auch ſeyn mögen, in ihrer Geburt zu erſticken, oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu laſſen; es ſey denn durch die beſſere Belehrung ihrer Urheber; wenn ſelbſt dieſe Urheber, in welchen ſie nur den Irrthum verfolget, alle die Schonung von ihr genieſſen, welche man denienigen ſo gern wiederfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unſer Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann ſie den für ihren Feind erkennen, in welchem ſie nicht einmal den eigenen Irrthum zu verfolgen hat, welcher blos fremde Irrthümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil ie eher ie lieber zu verſchaffen? Wie kann der Herausgeber eines freygeiſteriſchen Buches eine Ahndung von ihr zu beſorgen haben, mit der ſie nicht einmal den Verfaſſer deſſelben anſehen würde? —

— *) Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrektores in Niederſachſen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu ſeyn ſcheinet: und ſo dann glaube ich wirklich der chriſtlichen Religion durch ſeine Bekanntmachung einen größern Dienſt erwieſen zu haben, als Sie mit allen Ihren Poſtillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der chriſtlichen Religion mehr zutraue, als Sie, ſoll ich ein Feind der chriſtlichen Religion ſeyn? Weil ich das Gift, das im Finſtern ſchleichet, dem Geſundheitsrathe anzeige, ſoll ich die Peſt in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Paſtor — Sie irren ſich ſehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre,

---

*) Anti-Göze I

wenn ich ihm nicht herein geholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz exiſtiret, und bereits in mehrern Abſchriften exiſtiret, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des erſten Entwurfs, ſich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freylich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darinn befindlichen plattdeutſchen Bibeln, für Sie von Wort zu Wort konferiret hätte.

Verſichern Sie indeß nicht ſelbſt, daß dieſe leidigen Fragmente ſchon ein Paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den beſorglichen Schaden derſelben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die cauſa ſine qua non dieſer vortrefflichen Werke bin, ſollte desfalls ein Reichshofrathsconcluſum zu beſorgen haben? Vielmehr verſpreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, ſo bald es nicht blos die traurige Pflicht des Reichshofraths ſeyn wird, Unrecht zu ſteuren, und böſe Handlungen zu ahnden, — ſo bald aufgeklärtere tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joſeph II. ſie uns immer mehr und mehr verſprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muſſe und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzuſuchen, und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigſtens keine Noth, daß nur Einer in den erſten Gerichten des Reichs ſeyn ſollte, der ſo dächte — wie **Göze**.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiſte, iſt es von dieſem Lutheriſchen Paſtor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweyhundert und funfzig Jahren mit Ernſt gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doktor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doktor der Theologie erlaubt ſeyn ſoll, die Bibel aufs neue und ſo zu überſetzen, wie er es vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten kann: ſo war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich ſetze hinzu: ſo war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu überſetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit: nämlich gegen die, daß es beſſer ſey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen werde. Den Ungrund dieſes von ſeiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erſt erweiſen; er mußte die Wahrheit des Gegenſatzes erſt erfechten; er mußte ſie als ſchon erfochten vorausſetzen: ehe er ſich an ſeine Ueberſetzung machen konnte. Das alles braucht ein jetziger proteſtantiſcher Ueberſetzer nicht; die Hände ſind ihm durch ſeine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundſatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in ſeiner Sprache leſen dürfe, leſen müſſe, nicht genug leſen könne. Er thut alſo etwas, was ihm niemand ſtreitig macht, daß er es thun könne: anſtatt daß Luther etwas that, wobey es noch ſehr ſtreitig war, ob er es thun dürfe. — Das iſt ja ſonnenklar. — — — — — —

— “Der wahre Lutheraner will nicht bey Luthers Schriften, er will bey Luthers Geiſte geſchützt ſeyn; und Luthers Geiſt erfodert ſchlechterdings, daß man **keinen** Menſchen, in der Erkenntniß der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß.„ Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur **Einem** verbieten will, ſeinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne dieſe Mittheilung im Einzeln, iſt kein Fortgang im Ganzen möglich.

“Herr Paſtor, wenn Sie es dahin bringen, daß unſere lutherſchen Paſtores unſere Päbſte werden; — daß dieſe uns vorſchreiben können, wo wir aufhören ſollen, in der Schrift zu forſchen; — daß dieſe unſerm Forſchen, der Mittheilung unſers Erforſchten, Schranken ſetzen dürfen: ſo bin ich der erſte, der die Päbſtchen wieder mit dem Pabſte vertauſcht.„— Hoffentlich werden mehrere ſo entſchloſſen denken, wenn gleich nicht viele ſo entſchloſſen reden dürften. Und nun, Herr Paſtor, arbeiten Sie nur darauf los, ſo viele Proteſtanten, als möglich wieder in den

Schoos der katholiſchen Kirche zu ſcheuchen. So ein lutheriſcher Eifer iſt den Katholiken ſchon recht. Sie ſind ein Politikus wie ein Theolog. —

— *) Ich habe nirgend geſagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig ſo wie ſie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie geſagt, vielmehr habe ich gerade das Gegentheil geſagt. Ich habe geſagt und erwieſen, daß wenn der Ungenannte auch noch in ſo viel einzeln Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus noch nicht folge, was er daraus folgern zu wollen ſcheine.

Ich darf kühnlich hinzuſetzen, was einer Art von Prahlerey ähnlich ſehen wird. Genug, daß billige Leſer Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerey nöthig iſt; und Leſer von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem nicht der geringſten dieſer Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich geſagt, daß ich der Meynung meines Ungenannten zugethan ſey: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringſte geſchrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte ausſetzen könnte, ein heimlicher Feind der chriſtlichen

---

*) Anti-Göze VII.

Religion zu ſeyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geſchrieben, in welchen ich nicht allein die chriſtliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem beſten Lichte gezeigt, ſondern auch die chriſtlichlutheriſche orthodoxe Religion insbeſondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidiget habe.

Dieſe Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpaſtor größtentheils ſelbſt, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt ſeinen Beyfall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erſt auf einmal den Teufel in mir, der ſich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigſtens in einen Menſchen von eben nicht dem ſchlimmſten Schlage verſtellt hatte? Sollte ich wirklich umgeſchlagen ſeyn, ſeitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und beſſere Kenntniſſe und Einſichten, die ich ſeit unſrer Trennung zu erlangen, eben ſo viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzſichtiger und ſchlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem ſtürmiſchen Alter brauſender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erſt nachläßig ſcheitern, da ſanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben ſo freudig zu landen hoffe, als Er? —— Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin noch der nämliche Menſch: aber der Herr Hauptpaſtor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat ſich ſeiner Sehe bemeiſtert, und die Galle trat ihm über —— Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantæne animis cœleſtibus iræ?—— Doch ich muß meinen Nachtiſch nicht vor der Suppe aufzehren.

Der wahre eigentliche Advokat meines Ungenannten, der mit ſeinem Klienten über den anhängigen Streit Ein Herz und Eine Seele wäre, bin ich alſo nicht, kann ich alſo nicht ſeyn. Ja, ich kann auch nicht einmal der ſeyn, der von der Gerechtigkeit der Sache ſeines Klienten nur eben einen kleinen Schimmer hat, und ſich dennoch, entweder aus Freundſchaft oder aus andern Urſachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Chikanebe giebt; feſt entſchloſſen, jeden Windſtoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu ſetzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht; und ich wüßte auch ſonſt nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit ſeinen Handſchriften, als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder ſo viel Verdruß noch ſo viel Mühe machen würden: wenn es nicht das Verlangen wäre, ſie ſo bald als möglich, ſie noch bey meinen Lebzeiten widerlegt zu ſehen.

Bey Gott! die Verſicherung dieſes Verlangens, weil ich bis jetzt noch wenig Parade damit machen wollen, iſt darum keine leere Ausflucht. Aber freylich eigennützig iſt dieſes Verlangen; höchſt eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern, noch ſelbſt etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß ſie mich an mehrern Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten ſo mancherley Dinge, welche mein Bißchen Scharfſinn und Gelehrſamkeit gehörig auseinander zu ſetzen, nicht zureicht. Ich ſehe hier und da, auf tauſend Meilen, keine Antwort; und der Herr Hauptpaſtor wird ſich freylich nicht vorſtellen können, wie ſehr eine ſolche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhiget.

Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich ſelbſt, meine Beruhigung zu ſuchen, wo ich ſie zu finden glaube? Und wo konnte ich ſie beſſer zu finden glauben, als bey dem Publiko? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum ſeine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern ſchuldig iſt. Aber auch ſeine ewige? Was vor Gott und dem Menſchen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreyen zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung

Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antwortete mir der Herr Hauptpaſtor. —

— *) Hier laſſe man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht ſchämen darf zu wiederhohlen, da es einmal geſtanden iſt. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt geſtoſſen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich ſeinen Zuraunungen nicht immer ſo viel entgegen zu ſetzen wußte, als ich gewünſcht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zuſammen, oder weiter aus einander bringen: und dieſer Dritte kann niemand ſeyn als das Publikum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus dieſem Schritte verſprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerkſam bin, mit welcher man ihn im Publiko empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn ſtutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erſchrickt, oder über ihn poltert: wie verſtehen Sie das? wie beweiſen Sie das? Auch werd ich mich mit der erſten der beſten Antwort des erſten des beſten Gegners ſchwerlich

---

*) Anti-Göze VI.

begnügen können. Denn wenn ſie auch wirklich die beſte wäre: ſo iſt das Beſte doch nicht immer gut; und ich kenne für tauſend Zweifel die beſten Antworten ſehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine ſo ſchwer zu befriedigende Nachforſchung als einen Beweis deſſen vorwerfe, was ich ſo eifrig abzulehnen ſuche! Ich erzeige mich auch dadurch ſo wenig als den Advokaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr, (weil es doch einmal Advokat heiſſen ſoll) als den Advokaten der Religion damit erweiſe, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtſchaffene Advokat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er ſeinen Clienten lange genug angehöret, ſich ein Langes und Breites von ihm vorſagen laſſen, in die Länge und in die Queere ihn ausgefragt', in aliam rurſus ei perſonam tranſeundum eſt, *agenduſque adverſarius*, proponendum, quidquid omnino excogitari contra poteſt, quicquid recipit in ejusmodi diſceptatione natura. Gerade ſo, auch ich! Aber wer den Vertheidigern der Religion ſodann am ſchärſſten widerſprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am ſchlimmſten meynen. Denn ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion interrogare quam *infeſtiſſime*, ac premere, weil auch hier, dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus; weil auch hier optimus eſt in dicendo patronus incredulus.

Nun habe ich freylich dieſer Pflicht gegen mich ſelbſt zur Zeit noch wenig Genüge leiſten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es beſſer zu thun; und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Perſonen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache beſtehen können, welche allein Quinktilian bey ſeinem infeſtiſſime kann gedacht haben.

— *) Ich habe das Werk des Ungenannten ein freymüthiges, ernſthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt: lauter Eigenſchaften, aus welchen die Wahrheit der darinn abgehandelten Materie noch keines Weges folget; und die ich gar wohl auf den Verfaſſer übertragen dürfen, ohne ihn deswegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man ſich in allen Stücken verlaſſen könne. Es ſetzen daher auch dieſe Lobſprüche im geringſten nicht voraus, daß ich ihn näher, oder aus mehrern Werken kenne; noch weniger, daß ich ihn perſönlich kenne, oder gekannt habe. — — — —

---

*) Anti-Göze IX.

— Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein Paar Buchſtaben, die ſo oder ſo geordnet ſind! Ich laſſe es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen, und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugniſſe eines Lichtſcheus trauen können. Aber da, wo von Zeugniſſen, von Dingen, die lediglich auf Zeugniſſen beruhen, gar nicht die Rede iſt; wo die Vernunft auf ihren eignen Wege nur Gründe prüfen ſoll: was ſoll da der Name des, der das bloſſe Organ dieſer Gründe iſt? Er nutzt nicht allein nichts; ſondern ſchadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum giebt, welches alle vernünftige Prüfungen ſo jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch ſonſt weder an Willen noch an Kraft die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und ſogleich läßt ſich der Pöbel, dem das Denken ſo ſauer wird, von ihm blindlings hinreiſſen. Oder es findet ſich, daß der Ungenannte ſchon ſonſt wo übel beſtanden: und ſogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu ſchaffen haben; der feſten ſchönen Meynung, daß dem, der an einen Sinne verwahrloſet iſt, nothwendig alle fünfe mangeln müſſen. —

— *) Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geſchrieben; nicht aus innerm Drang, was er für wahr hielt, auch ſeinem Nächſten mitzutheilen: ſo kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben, als unſelige Ruhmſucht, gloriæ cupiditatem ſacrilegam; und ich finde in der ganzen Geſchichte ihn mit niemanden zu vergleichen, als mit dem Unſinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, ut opere pulcherrimo conſumpto, nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur. Als nun der Fantaſt dieſen ſeinen Schwindel auf der Folter bekannte: was thaten die Epheſer? Sie beſchloſſen, um ihn von der empfindlichſten Seite zu ſtrafen, daß niemand ſeinen Nahmen nennen ſolle; und wir würden es noch nicht wiſſen, wie der ſtolze Narr geheiſſen, hätte ſich Theopompo in ſeinen Geſchichtbüchern dieſer klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weiſen Epheſern; nenne, Troz dem Theopompo, nach dem Beyſpiel des Valerius, den ungeheuren Geck auch noch nicht; und trage an: wie, wenn wir ein gleiches unter uns ausmachten, und den Frevler nie nennten, (geſezt, daß wir ſeinen Namen wüßten, oder erführen) der aus Ehrſucht den Felſen ſprengen wollen, auf welchen Chriſtus ſeine Kirche gegründet? — Ich

---

*) Anti-Göze X.

ſtelle mir vor, ich ſammle die Stimmen, fange an von den Patribus conſcriptis des Lutherthums einem Erneſti, einem Semmler, einem Teller, einem Jeruſalem, einem Spalding ꝛc. und komme herab bis auf den kleinſten Dorfprieſter; und alle, alle ſtimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpaſtor Göze, ſtimmet für Nein. Nein! donnert er; und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden: er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu; Amen!

— *) Und hier noch über meine Aequivoken und Wortſpiele: — Vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpaſtor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden iſt. Jeder Menſch hat ſeinen eignen Stil, ſo wie ſeine eigne Naſe; und es iſt weder artig noch chriſtlich, einen ehrlichen Mann mit ſeiner Naſe zum beſten zu haben, wenn ſie auch noch ſo ſonderbar iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlich-

---

*) Anti-Göze VIII.

ſten Kaskaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reiſſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir ſchreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein ſchwanker, ſchiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und beſtimmt denken kann, als wer ſich des eigentlichſten, gemeinſten, platteſten Ausdruckes bedienet? daß, den kalten, ſymboliſchen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben ſuchen, der Wahrheit ſchlechterdings ſchade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerdt zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Ueberlegenheit welche die Wahrheit einen Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile deſſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt ächten Glanz; und muß auch bey Spötterey und Poſſe, wenigſtens als Folie, unterliegen.

Alſo von der, von der Wahrheit laſſen Sie uns ſprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt Preiß; und freylich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl, der ihn von ſo manchen andern Stilen auszeichen ſoll: und alles, was zu merklich auszeichnet, iſt Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunſtrichter, die ihn von allen ſeinen Fehlern ſäubern wollten, gerade für dieſen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er iſt nicht ſein Fehler: er iſt ſeine Erbſünde. Nämlich: er verweilt ſich bey ſeinen Metapheren, ſpinnt ſie häufig zu Gleichniſſen, und malt gar zu gern mit unter eine in Allegorie aus; wodurch er ſich nicht ſelten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Dieſen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatiſche Arbeiten mit verſtärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß iſt, daß in den wirklichen Geſprächen des Umganges, deren Lauf ſelten die Vernunft, und faſt immer die Einbildung ſteuert, die mehreſten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Dieſe Erſcheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geſchmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am beſten weiter bringen kann! Und ſo wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den beſten proſaiſchen Schriftſteller bilde. Ich denke ſogar, ſelbſt Cicero, wenn er ein beßrer Dialogiſt geweſen wäre, würde in ſeinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften ſo wunderbar nicht ſeyn. In dieſen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die ſich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen geſetzten, immer gleichen Schritt; dieſer verlangt mit unter Sprünge: und ſelten iſt ein hoher Springer, ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpaſtor, das iſt mein Stil, und mein Stil iſt nicht meine Logik. —— Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſeyn, was mein Stil iſt: eine Theaterlogik. So ſagen Sie. Aber ſagen Sie was Sie wollen: die gute Logik iſt immer die nämliche, man mag ſie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, ſie anzuwenden, iſt überall die nehmliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde ſie gewiß auch zu einer Predigt nicht entſtehen: ſo wie der, dem ſie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerſchöpflichſte Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht: denn ſeine Predigten ſind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakeſpear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn ſie, anſtatt des Theaters, die Kanzel hätten beſteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpaſtor, den guten Schloſſer wegen ſeiner Komödien ſo erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? **Wenn er kann.** Die zweyte: darf ein Komödienſchreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. —

— *) Was meine Art zu ſtreiten anbelangt, nach welcher ich nicht ſowohl den Verſtand meiner Leſer durch Gründe zu überzeugen, ſondern mich ihrer Phantaſie durch allerhand unerwartete Bilder und Anſpielungen zu bemächtigen ſuchen ſoll: ſo habe ich mich ſchon zur Hälfte darüber erklärt. Ich ſuche allerdings, durch die Phantaſie mit, auf den Verſtand meiner Leſer zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, ſondern auch für nothwendig,

Grün-

---

*) Anti-Göze VIII.

Gründe in Bilder zu kleiden; und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anſpielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verſtehet, müßte ſchlechterdings kein Schriftſteller werden wollen; denn alle gute Schriftſteller ſind es nur auf dieſem Wege geworden. Lächerlich alſo iſt es, wenn der Herr Hauptraſtor etwas verſchreyen will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher iſt es, wenn er gleichwohl ſelbſt überall ſo viel Beſtreben verräth, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchtern und ſchalen Papierbeſudlern braucht keiner mehr Gleichniſſe, die von nichts ausgehen, und auf nichts hinaus laufen, als Er. Selbſt witzig ſeyn und ſpotten, möchte er manchmal gern; und der Reichspoſtreiter, oder deſſen Pferd, hat ihm auch wirklich das Zeugniß gegeben, “daß er die ſatyriſche Schreibart gleichfalls „in ſeiner Gewalt habe. „ — Worauf ſich aber wohl dieſes gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anſtändige Schreibart, welche ſonſt in der Schrift des Herrn Hauptpaſtors herrſchen ſoll? Ob auf die Gründe, mit welchen er ſtreiten ſoll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl kompetentere Richter erbitten, als den Poſtreiter und ſein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Poſtreiter ſagen wollen, daß der Herr Hauptpaſtor eben ſo gut als ich die ſatyriſche Schreibart in ſeiner Gewalt habe? — Ja, darinn kann der Poſtreiter und ſein Pferd leicht Recht haben. Denn ich habe die ſatyriſche Schreibart, Gott ſey Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünſcht, ſie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freylich mehrere Pferde Satyre zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, iſt dieſes, daß ich einen Poſtreiter einen Poſtreiter, und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit, und Wahrheit mit Wärme geſagt, als Satyre verſchreyet. Häckerling und Haber können nicht verſchiedner von einander ſeyn, mein gutes Pferd! Ich will dich beſſer lehren, was Satyre iſt. Wenn dein Reiter, — ſonſt genannt der **Schwager**; weil er ſchwägerlich die Parthey eines jeden hält, dem er vorreitet, — ſagt, daß eine anſtändige Schreibart, in den Schriften des Herrn Hauptpaſtors herrſche; wenn er ſagt, daß der Herr Hauptpaſtor mit Gründen ſtreite: glaube mir; das, das iſt Satyre. Das iſt eben ſo platte Satyre, als wenn er dich einen Pegaſus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie ſinkeſt. Glaube mir, Scheckchen, du kennſt dieſen abgefeimten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn beſſer. Er hat ſonſt auch mir vorgeritten; und du glaubſt nicht, was für hämiſche Lobſprüche ſein ironiſches Hörnchen da vor mir hergeblaſen. Wie er es mir gemacht hat, ſo macht er es allen; und ich bedaure den Herrn Hauptpaſtor, wenn er, durch ſo ein boshaftes Lob eingeſchläfert, ſich nicht im Ernſt auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm ſchon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches dieſe Gründe ſind. — Denn komm an, Scheckchen, — weil ich doch angefangen habe, mit einem Pferde zu raiſonniren. — Sage du ſelbſt, edler Houyhnhnm — (man muß ſeinen Richter auch in einem Pferde ehren) — ſage du ſelbſt, mit was für Gründen kann der Mann ſtreiten, der ſich auf meine Gegengründe noch mit keinem Worte eingelaſſen hat? der, anſtatt zu antworten, nur immer ſeine alte Beſchuldigungen wörtlich wiederholt, und höchſtens ein Paar neue hinzuſetzt, die er eben ſo wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du ſein erſtes Kartel in die weite Welt getragen, daß du großmüthig einem noch ſtumpf gerittenern Pferde abnahmeſt, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und ſchriftlich zu ſchmähen, ob ich ihm gleich auf jenes ſein Kartel, wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Läſterungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen ſo tückiſch auf, und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, ſondern als einem Buſchklepper zu begegnen? Iſt das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder deſſelben ungeſtört würgen zu können? Der Begriff iſt der Mann; das ſinnliche Bild des Begriffes iſt das Weib; und die Worte ſind die Kinder, welche beyde hervorbringen. Ein ſchöner Held, der ſich mit Bildern und Worten herumſchlägt, und immer thut, als ob er den Begriff nicht ſähe! oder immer ſich einen Schatten von Mißbegriff ſchaft, an welchem er zum Ritter werde.

Nacherinnerung eines Dritten.

—*) Man weiß, daß die Fragmente eines **Ungenannten vom Zweck Jeſu und ſeiner Jünger**, welche Hr. Leßing herauszugeben für nützlich gefunden, nichts geringeres beweiſen ſollen, als daß die Lehre Jeſu ſeit ſiebzehnhundert Jahren noch nicht recht verſtanden worden, und es mit ihr gar nicht ſo beſchaffen ſey, als ſie die Chriſten von Anfang her bis auf den heutigen Tag geglaubt haben. Der **Ungenannte** unternimmt es alſo, die Welt eines Beſſern zu belehren, und will zeigen, daß Jeſus keineswegs eine ſittliche und allgemeine Religion ſtiften wollen; ſondern blos die Abſicht gehabt habe, ein irdiſches Reich für die Juden und nach jüdiſchem Sinn zu errichten, nachdem er aber darüber verunglückt ſey, hätten es ſeine Jünger nicht für rathſam erachtet in eben dem Ton fortzufahren; ſondern das, was Jeſus irdiſcher Weiſe verſtanden und zur Abſicht gehabt, geiſtlicher Weiſe gedeutet, und was Jeſus blos um die Juden an ſich zu ziehen, gethan und vorgeſpiegelt, erſt nach und nach in eine geiſtliche Religion umgeformet, um ſich deſto ſicherer einen Anhang zu machen: wo es ihnen denn auch gelungen ihren Zweck zu erreichen; ja ihr Vorhaben hätte noch dazu den ſonderbaren Erfolg gehabt, daß ein Theil des menſchlichen Geſchlechts, ohne ihren Plan durchzuſchauen und ihre Abſicht zu errathen, bis auf den heutigen Tag von ihrer neuerfundenen Lehre, als von einer göttlichen und heilſamen Anordnung wäre bethöret worden.

---

*) Allg. d. Bibliothek 40ten Bandes 2tes St. p. 417. u. f.

Dieſe Behauptung ſtreitet zwar wider den Augenſchein, und widerſpricht dem Leben und Charakter Jeſu und ſeiner Jünger; der Sinn und Geiſt, der in ihren Lehren und Beſtrebungen herrſcht, und ſich dem ehrlichen und aufmerkſamen Forſcher ihrer Geſchichte und ihrer Schriften aufdringt, ſteht auch einer ſolchen Meynung gerade entgegen. Indeſſen da ſich der Ungenannte alles erlaubt, was in ſeinen Kram dient; da er die Geſchichte und Vorträge im N. T. woraus er ſeinen Beweiß führen will, bald bezweifelt und läugnet, bald verdrehet oder verſtümmelt, bald nicht weiß oder wiſſen will, ſo wie er es nur ſeiner Abſicht gemäß findet; da er endlich vieles mit einmiſcht, das wohl Meynungen, Lehrſätze und Erklärungen verſchiedener Theologen, aber nicht die Lehren und das Verfahren Jeſu und ſeiner Jünger treffen kann; und da auf der andern Seite, wenn es auf die Sache der Religion ankömmt, nur wenig ehrliches und gewiſſenhaft-ſorgfältiges Forſchen unter den Menſchen erwartet werden kann: ſo haben dieſe Fragmente ſehr viel Aufſehen gemacht, viele Leſer verwirret, viele leichtſinnige Gemüther hingeriſſen, und bey vielen, die ihre Religion ehren, oder ſie doch äuſſerlich aufrecht erhalten wollen, Anſtoß, Aergerniß und Geſchrey verurſacht.

Man darf nur dreuſt und unverſchämt gegen heiliggehaltene Dinge heut zu Tage auftreten, ſie grade zu läugnen, und das Gegentheil von dem, was vielen Menſchen glaubwürdig ſcheinet, behaupten: ſo kann man ſchon auf den lauten Beyfall und Triumph eines Haufens, und auf die geheime Einwilligung des andern, gewiſſe Rechnung machen. Ein Theil Menſchen hat das Joch der Religion bereits abgeſchüttelt; ein Theil des heranwachſenden Geſchlechts möchte es gern abſchütteln, um ſeinen Trieben ungeſtört zu folgen; ein Theil hängt nur noch durch die verkümmerte Halfter daran, die aus dem mühſeligen Catechiſmuszwange zurückgeblieben iſt. — Wie willkommen muß denen ein **Reformator** ſeyn, der ſie vollends loshalftert, oder ſie in ihrer Zügelloſigkeit beſtätigen will: Und unter denen, die es mit ihrem Chriſtenthum treu meinen, finden ſich auch noch viele, die nicht unterſucht haben, noch unterſuchen können; die auf guten Glauben für Religion annehmen, was ihnen von Jugend auf als Religion eingeprägt worden; die ſich an eine Reihe von Lehrſätzen feſthalten, ſie mögen nun weſentlich zum Chriſtenthum gehören oder nicht, menſchliche Erklärungen und Zuſätze enthalten, oder klare und unmittelbare Belehrungen ihres göttlichen Lehrersſeyn; die endlich das, was ſie glauben, zur Stimmung und Aenderung ihres Sinnes nicht angewandt, oder nicht gleichförmig und anhaltend angewandt haben: die folglich auch in ihrem Glauben nicht völlig und innerlich ſicher ſind. Bey ſolchen allen kann es denn aber nicht fehlen, ihr Religionsgebäude muß durch jeden dreuſten Angriff erſchüttert werden; und ſie ſelbſt müſſen zuſammenfahren und erſchre cken, wenn ſie mit dem ſeichten und lockern, das auf den erſten Stoß dahin ſinkt, auch das feſte und hauptſächlichſte ſeinen Fall drohen ſehen, und in Furcht gerathen alles zu verlieren, und nichts übrig zu behalten, worauf ſie ſich verlaſſen, oder womit ſie ſich ſchützen könnten. Da muß freylich eine ſolche Schrift, als des Ungenannten ſeine, viel Beſorgniſſe, Bangigkeit, lautes Klagen und Angſtgeſchrey über die dem Chriſtenthum drohende Gefahr nach ſich ziehen.

Wären aber alle, die noch Chriſten ſeyn wollen, mit dem großen Werth der ſimplen und weſentlichen Lehren Jeſu, wie ſie es ſeyn könnten und ſollten, vertraut bekannt; wüßten ſie aus dem treuen Gebrauch derſelben in den Angelegenheiten ihres Geiſtes und ihres Lebens, was ſie daran haben; fühlten ſie die troſtloſe Bedürfniß und die finſtere Verwirrung, darin ſie gerathen würden, wenn der Ungenannte recht haben ſollte: ſo würden ſie zwar über manche ſeiner Wendungen und Vorſtellungen ſtutzig werden; aber deswegen überhaupt an ihrem Glauben keinen Schiffbruch leiden. Im Ganzen werden ſie die Falſchheit ſeines Vortrags und ſeiner Abſicht durchſchauen; ſeine Unwiſſenheit und Geringſchätzung der ehrwürdigſten Lehren des Evangelii wahrnehmen; ſeine Bitterkeit gegen Jeſum und ſeine Lehre, wodurch doch ſo viel Gutes für die Sitten und Angelegenheiten der Menſchen geſtiftet worden, unbegreiflich und beynahe unmenſchlich finden; ſein vorſetzliches Beſtreben, alles daran zu vernichten, und als widerſinnigen Betrug darzuſtellen, mit den erſten Grundtrieben menſchlicher Sittlichkeiten nicht zu vereinigen wiſen; und das, was ihnen etwa in ſeinem Vortrage unbeantwortlich und ſchwer aufzulöſen vorkommen möchte, ruhig ſtehen laſſen: weil es ihre Ueberzeugung in der Hauptſache nicht ſtört; weil ſie dem ohngeachtet wiſſen und erfahren haben, was ihnen die Lehre Jeſu werth ſey: und weil ſie zu einem Schriftſteller kein Vertrauen haben, und auf ſeine Worte kein Gewicht legen können, der ſo handgreiflich alles offenbar gute und würdige an dem Stifter der chriſtlichen Religion überſieht und auf die Seite ſchiebt, und mit dem innigſten Beſtreben alles, zum Theil ohne Wahl und mit Selbſtwiderſpruch, zuſammenrafft, was ſeinem Leben, ſeiner Lehre und ſeinen Geſandten einen nachtheiligen oder verächtlichen Anſtrich geben kann. Die Wahrheit ſpricht und handelt nicht ſo.

Aber, wird man ſagen, nur wenige von denen, die Chriſten heiſſen, ſind ſo, wie du ſie ſchilderſt. Ein Theil der Chriſten iſt vielmehr ſchon ungläubig; ein anderer möchte es gern werden; und ſehr viele glauben nur, was ſie von andern gehört haben, wiſſen ſelbſt nicht recht was ſie glauben, haben nie ihren Glauben auf ſichere Gründe erbauet, noch ſich um die Wahrheit und den Werth deſſelben ſorgfältig bekümmert. Was für Schaden müſſen die **Fragmente des Ungenannten** unter allen dieſen Leuten anrichten, und wie wichtig und heilig iſt die Pflicht demſelben zu ſteuren! —— Recenſent weiß nicht, ob dem Schaden durch Widerlegungen geſteuert werden möchte. Der Ungläubige lieſt ſie nicht, und wird auch ſelten durch Widerlegungen gebeſſert: der Gläubige bedarf ihrer nicht; und wer von ſeinem Glauben keine rechte Ueberzeugung hat, wird oft durch das Leſen der Schriften für und wider das Chriſtenthum, nur noch mehr mit unbeſtimmten Vorſtellungen angefüllt, und verworrener, zweifelmüthiger und kaltſinniger in ſeinem Glauben gemacht, als er zuvor war. Das Chriſtenthum beweiſet ſeine Kraft und Wahrheit in der Anwendung auf Sinn und Leben: da wirket es Ueberzeugung, die von Gelehrſamkeit, Geſchichtkenntniß, und weitläuftig zuſammengeſuchtem Stoff unabhängig iſt; und das iſt chriſtliche Ueberzeugung, die der Gelehrte gar nicht bedarf, und zu vielem wirklichen Schaden mit ihr hat verbunden werden ſollen. Darf Rec. offenherzig ſeine Meynung ſagen, ſo glaubt er, das viele Widerlegen dieſer Fragmente habe am Ende vielleicht mehr geſchadet als gefruchtet. Das Aufſehen, das ſie gemacht, haben ſie großentheils dem Gewicht zu danken, das ſie nicht in ſich ſelbſt, ſondern durch die herandrängende Widerlegungen erhalten haben. Man hätte ſie nur für ſo unbedeutend achten ſollen, als ſie es wirklich ſind: denn Andichtungen, Verdrehungen, und eigenwillige phantaſtiſche Schilderungen des Sinnes und Karakters ſolcher Männer, die ſich in ihren Lehren und Schriften ganz anders zeigen; oder Chikanen und bittere Spöttereyen über die Umſtände ſolcher Begebenheiten, die vor mehr als ſiebzehnhundert Jahren geſchehen ſind, geben doch wohl keinen bedeutenden Werth! —— ſo würde ſich das Aufſehen, das ſie machten, wohl bald verloren haben.

Oder, wenn ja widerlegt ſeyn ſollte, warum in dicken Bänden, die grade von denen nicht geleſen oder verſtanden werden, für die ſie geſchrieben ſeyn ſollten? Warum nun kein Jota und keinen Tüttel übergangen? Warum ſo viel hineingewebt, das nicht zur Sache gehört? Warum denn nun alles erklären, vergleichen, heben wollen, was man doch nach ſo langer Zeit nicht mehr zuverläßig erklären, vergleichen und heben kann, und es auch nicht nöthig hat? Warum alle Ausſprüche und Beweißarten unſerer Schriftgelehrten und Aelteſten dabey vertheidiget? Und wie viel warum könnte man noch herſetzen! Wäre es nicht beſſer geweſen, wenn man ſich eben des Rechts, deſſen ſich der Ungenannte gegen Jeſum und ſeine Jünger anmaßt, auch gegen ihn bedient, und wo nicht mit gleicher Bitterkeit, doch mit nicht minder dreuſten Anmaßung, über den Zweck des Ungenannten etwas geſagt hätte? Oder könnte man nicht, wenn einmal gekämpft werden ſollte, die beyden Fechter, die ſich auf dem Kampfplatz vordrängten, einer mit academiſcher Kunſt und der andere mit aller Ausharrung der Streitſucht bewaffnet, — beyde berühmt in ihrer Art: — allein den Streit ausmachen laſſen? Wahrſcheinlicher Weiſe hätte der Zuſchauer über den künſtlichen Fechterſtreichen des einen, und den ſchwerfälligen Hieben des andern, die Veranlaſſung des Kampfs vergeſſen, und, wie es bey Schauſpielen zu gehen pflegt, zuletzt ſatt und ermüdet den Kampfplatz verlaſſen ꝛc. ꝛc.

— Fragmente und Antifragmente. Zwey Fragmente eines Ungenannten, aus H. Leſſings Beyträgen zur Litteratur abgedrukt mit Betrachtungen darüber. Nebſt einigen Landkarten, Nürnberg 1778.

Fragmente und Antifragmente. Einige von H. Leſſing herausgegebene Fragmente abgedrukt mit Betrachtungen darüber zweyter Theil. Nürnberg 1779.

“Von H. Dokt. Döderlin in Altdorf herausgegeben. Noch habe ich unter allen Antifragmenten, die mir vorgekommen ſind, keines geleſen, welches mit ſo reichhaltiger Kürze dem Forſcher der Wahrheit in dieſem Streit Genüge thäte, und den ehrlichen Zweifler beruhigen könte. — Ich muß es allen, welche durch die Fragmente ſtutzig gemacht ſind, zum eigenen Nachleſen und ohne Einſchränkung empfehlen.„

Ankündigung und Prüfung

der

Philoſophiſchen Aufſätze

von

Karl W. Jeruſalem. *)

---

*) Braunſchweig 1776.

* * *

Der Verfaſſer dieſer Aufſätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit iſt, ſo verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz; ſein Lauf ſchnell. Doch lange leben, iſt nicht viel leben. Und wenn viel denken allein, viel leben iſt: ſo war ſeiner Jahre nur für uns zu wenig.

Den Verluſt eines ſolchen Sohnes, kann jeder Vater fühlen. Aber ihm nicht unterliegen, kann nur ein ſolcher Vater.

Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel ſein bürgerliches Leben antrat, ſchenkte mir ſeine Freundſchaft. Ich genoß ſie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menſchen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von Einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der ſich, meines Bedünkens, ſo viel auf alle übrige ſchlieſſen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der ſich alle gute Neigungen ſo wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausſchließt; nur daß man bey ihm ſo viele andere Talente lieber nicht haben mag, und wenn man ſie hat, vernachläßiget.

Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß;

das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geiſt der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geiſt, und ſo viel ſchätzbarer; der ſich nicht abſchrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf ſeinen Verfolgungen öfters entwiſchte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil ſie ſich in Abwege vor ihm verlor, wohin er ſchlechterdings ihr nicht folgen konnte.

Da wir einander ſelten, oder nie, als unter vier Augen, ſprachen: ſo war unſer Geſpräch immer ſogleich gefunden. Das Näheſte brachte uns immer auf das Entfernteſte. Die Grundſätze einer gewiſſen erſten Philoſophie, deren man ſich lieber jetzt, ſchämte, waren ihm ſehr geläufig, und er hatte einen ſonderbaren Hang, ſie bis auf die gemeinſten Dinge des Lebens anzuwenden. Am liebſten kam er auf ſie zurück wenn ihm in dem Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindungen, irgend eine räthſelhafte Erſcheinung aufſtieß.

In ſolchen Geſprächen giebt es Uneinigkeit, und nicht ſelten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was that das uns? Das Vergnügen einer Jagd iſt ja allezeit mehr werth, als der Fang; und Uneinigkeit, die bloß daher entſtehet, daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, iſt Einigkeit in der Hauptſache, und die reichſte Quelle einer wechſelſeitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundſchaft bauen.

Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Geſundheit allzubeſorgte Geiſter dieſe Art von Unterſuchung, dieſe Entwickelung unſerer Gefühle, dieſe Zergliederung des Schönen, ſo gern verſchreyen, war ihm nicht im mindeſten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines ſolchen Geſchäffts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflöſſen, weil ein zu voreiliger Kunſtrichter dann und wann krude Regeln daraus abſtrahiret, ſchien ihm eine ſehr mißliche Sache zu ſeyn. Und wie ſollte es nicht? Man hintergeht, oder ward ſelbſt hintergangen, wenn man die Regeln ſich als Geſetze denket, die unumgänglich befolgt ſeyn wollen; da ſie weiter nichts als guter Rath ſind, den man ja wohl anhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne ſie das Genie gut arbeitet? aber ob es mit ihnen nicht beſſer gearbeitet hätte? Es ſchöpfe immer nur aus ſich ſelbſt, aber es wiſſe doch wenigſtens, was es ſchöpft. Das Studium des menſchlichen Gerippes macht freylich nicht den Mahler: aber die Verſäumung deſſelben wird ſich an dem Koloriſten ſchon rächen.

Wie empfindbar, wie warm, wie thätig, ſich dieſer junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Menſch er unter den Menſchen war: das wiſſen ſeine übrigen Freunde noch beſſer, als ich. Ich glaube ihnen alles, was ſie davon ſagen. Wer zu deutlichen Begriffen ſich zu erheben gewohnt iſt, kann ja leicht ſich wieder zu klaren herabſtimmen, und es bey dieſen bewenden laſſen. Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben? daß dieſer feurige Geiſt nicht immer ſprüete und loderte, ſondern unter ruhiger und lauer Aſche auch wieder Nahrung an ſich zog; daß dieſes immer beſchäfftigte Herz nicht zum Nachtheil ſeiner höhern Kräfte beſchäfftiget war; und daß dieſen Kopf eben ſo wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten.

Wenn ich auch alſo mit Bekanntmachung dieſer Ueberbleibſel ſeines hellen Verſtandes, weiter nichts ſuchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, ſein Bild völlig zu ründen: wer wollte mich tadeln? Oder vielmehr, weſſen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verſchmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen?

Doch weit gefehlt, daß der innere Werth dieſer Ueberbleibſel mich nicht auch bey denen rechtfertigen ſollte, denen mein junger Freund nichts war, die jetzt bloß den Schriftſteller in ihm ſuchen, wozu ich, mehr auf meine, als auf ſeine Gefahr, ihn mache. Ein näheres Wort über dieſen innern Werth erlaube man mir, am Schluſſe derſelben zu ſagen.

Hier fuge ich nichts mehr hinzu: aber wie vieles wünſchte ich, errathen zu laſſen!

Inhalt

I.
Daß die Sprache dem erſten Menſchen durch Wunder nicht mitgetheilt ſeyn kann.

II.
Ueber die Natur und den Urſprung der allgemeinen und abſtrakten Begriffe.

III.
Ueber die Freyheit.

IV.
Ueber die Mendelsſohniſche Theorie vom ſinnlichen Vergnügen.

V.
Ueber die vermiſchten Empfindungen.

Der Stoff dieſer Aufſätze iſt mehrmalen der Stoff unſrer Geſpräche geweſen. Wenn ich mich jetzt auf alles beſinnen könnte, was darüber abgeredet worden: ſo könnte ich vielleicht einige nicht unbeträchtliche Zuſätze liefern. Zuſätze, welche weder dem einen noch dem andern, ſondern beyden gehören würden; ſo wie es ſich von allen Reſultaten freundſchaftlicher Unterredungen verſtehet, die kein Sokrates anſpinnt und heimlich leitet. Einiges wird mir beyfallen.

Der erſte Aufſatz beziehet ſich auf die damalige Aufgabe der Akademie zu Berlin, über den Urſprung der Sprache; und ich glaube, was er erweiſen ſoll, erweiſet er bündig. Die Sprache kann dem erſten Menſchen durch Wunder nicht mitgetheilet ſeyn. Und folglich? —— Man traue dem Verfaſſer nicht zu, daß er nunmehr ſo fort weiter werde geſchloſſen haben: Folglich hat ſich der Menſch die Sprache ſelbſt erfunden. Dieſes würde allerdings ein Drittes überſpringen heiſſen, welches ohne ein Wunder gar wohl möglich geweſen wäre, und ohne Zweifel das iſt, welches diejenigen, die dem Menſchen die Selbſterfindung der Sprache abſprechen, vornehmlich im Sinne haben. Die Sprache kann den erſten Menſchen ſeyn gelehret worden: er kann eben ſo dazu gelanget ſeyn, wie noch jetzt alle Kinder dazu gelangen müſſen. Fragt man: wodurch? durch wen? Durch Umgang mit höhern Geſchöpfen; durch Herablaſſung des Schöpfers ſelbſt: können die Vertheidiger dieſer Meynung antworten. Laßt es ſeyn, können ſie ſagen, daß dieſer Umgang, dieſe Herablaſſung ſelbſt ein Wunder war: das, was durch dieſes Wunder bewirket wurde, war doch kein Wunder, und es gieng alles dabey ſo natürlich zu, als es bey Vokalmachung der Kinder noch zugeht. Dieſes, wenn man billig ſeyn will, muß man gelten laſſen. Die Sache iſt nur, daß ſodann die ganze Aufgabe von dem Urſprunge der Sprache, keiner reinen philoſophiſchen Auflöſung mehr fähig iſt: indem der mittlere Fall ſich lediglich durch hiſtoriſche Gründe erhärten oder verwerfen läßt. Der Philoſoph kann nur höchſtens eine ſehr geringe Wahrſcheinlichkeit dazu beytragen: dieſe nämlich. Zugegeben, daß die Menſchen die Sprache ſelbſt erfinden können; wenn gleichwohl auf die Erfindung derſelben, wie ſich vermuthen läßt, eine ſo geraume Zeit, vielleicht ſo viele viele Jahrhunderte vergehen müſſen: ſo war es ja wol der Güte des Schöpfers gemäſſer, zum Beſten derer, welche in dieſen ſprachloſen Zeiten ein ſo kümmerliches, kaum Leben zu nennendes Leben gelebt hätten, dem Dinge ſeinen langſamen ganz natürlichen Lauf nicht zu laſſen, ſondern den Weg jenes Unterrichts zu wählen. Wie viel dieſer Wahrſcheinlichkeit durch die in den älteſten Geſchichtſchreibern aufbewahrte Tradition zuwächſt; was für Winke oder Andeutungen hierüber ſich in dem Buche finden, das in allem Verſtande immer ſo ſchätzbar bleibet: dieſes aufs Reine zu bringen, wäre auch immer eine ſehr intereſſante Unterſuchung. Nur iſt es keine Unterſuchung für den Philoſopen, den nichts nöthigen kann, ſich darauf einzulaſſen. Sobald der Philoſoph erwieſen hat, daß dem erſten Menſchen die Sprache durch Wunder nicht mitgetheilet ſeyn kann; und er nunmehr zeiget, wie und wodurch ſie auf die Erfindung derſelben nicht wohl anders als fallen müſſen, zugleich noch beyfügt, was die Anbauung und Ausbildung dieſer Erfindung erleichtern und beſchleunigen können: ſo hat er nicht allein alles gethan, was man von ihm erwarten darf, ſondern hat auch hinlänglich den Folgerungen vorgebaut, für welche Einige die Hypotheſe des höhern Unterrichts gern brauchen möchten.

Auch der zweyte Aufſatz iſt durch jene nämliche Aufgabe veranlaßt worden. Er ſollte den Weg bahnen, eine der vornehmſten Schwierigkeiten zu heben, die man gegen die natürliche Entſtehung der Sprache zu machen pflegt. Weil ſich ohne Zeichen allgemeiner Begriffe keine Sprache denken laſſe; allgemeine Begriffe aber nur die Frucht einer mühſamen Abſtraktion ſeyn ſollen, welche ohne Gebrauch ſymboliſcher Zeichen kaum möglich ſey; ſo müſſe, ſagt man, der Menſch ja wohl eine Sprache ſchon gehabt haben, um die Sprache zu erfinden. Aus dieſem Zirkel iſt man auf einmal heraus, wenn man die Erklärung unſers Verfaſſers annimmt, nach welcher es zu allgemeinen Begriffen der Abſtraktion gar nicht bedarf. Denn, geſetzt auch, daß dieſe Erklärung nicht auf alle und jede allgemeine Begriffe paſſe, ſo paßt ſie doch gewiß auf einen großen Theil derſelben, welches zu der Anwendung hinreichend iſt, die er davon machen wollte. In allen Fällen nämlich, wo das Aehnliche ſofort in die Sinne fällt, das Unähnliche aber ſo leicht nicht zu bemerken iſt, entſtehen allgemeine Begriffe, ehe wir noch den Vorſatz haben, dergleichen durch die Abſonderung zu bilden. Und daß daher dieſer ihre Zeichen in der Sprache eben ſo früh werden geweſen ſeyn, als die Zeichen der einzelnen Dinge, die in ihnen zuſammen treffen, iſt wohl ganz natürlich. Ja früher; Baum iſt ſicherlich ältern Urſprungs, als **Eiche**, **Tanne**, **Linde**.

Der dritte Aufſatz zeiget, wie wohl der Verfaſſer ein Syſtem gefaßt hatte, das wegen ſeiner gefährlichen Folgerungen ſo verſchrieen iſt, und gewiß weit allgemeiner ſeyn würde, wenn man ſich ſo leicht gewöhnen könnte, dieſe Folgerungen ſelbſt in dem Lichte zu betrachten, in welchem ſie hier erſcheinen. Tugend und Laſter ſo erklärt; Belohnung und Strafe hierauf eingeſchränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freyheit abſpricht? Etwas — wenn es Etwas iſt — was wir nicht brauchen; was wir weder zu unſerer Thätigkeit hier, noch zu unſerer Glückſeligkeit dort brauchen. Etwas, deſſen Beſitz weit unruhiger und beſorgter machen müßte, als das Gefühl ſeines Gegentheils nimmermehr machen kann. — Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorſtellung des Beſten wirket, wie viel willkommner ſind ſie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umſtänden bald ſo, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beſte muß. Wenn ich in dieſen Schranken ſelbſt ſo viel Fehltritte noch thue: was würde geſchehen, wenn ich mir ganz allein überlaſſen wäre? einer blinden Kraſt überlaſſen wäre, die ſich nach keinen Geſetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirſt, weil dieſer Zufall ſein Spiel, in mir ſelbſt hat? — Alſo, von der Seite der Moral iſt dieſes Syſtem geborgen. Ob aber die Spekulation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und ſolche Einwendungen, die ſich nur durch ein zweytes, gemeinen Augen eben ſo befremdendes Syſtem heben lieſſen? Das war es, was unſer Geſpräch ſo oft verlängerte, und mit wenigen hier nicht zu faſſen ſtehet.

Was in dem vierten Aufſatze erinnert wird, kömmt jetzt freylich zu ſpät. Herr **Mendelsſohn** hat in der neuen Ausgabe ſeiner philoſophiſchen Schriften *), in den Zuſätzen zu den Briefen über die Empfindungen, (S. 24) es ſelbſt bemerkt, daß die Sinnenluſt noch etwas anders ſey, als Gefühl der verbeſſerten Beſchaffenheit des Körpers, welche die Seele bloß als Zuſchauerinn wahrnehme. Er ſetzt hinzu, daß den harmoniſchen Bewegungen in den Gliedmaſſen der Sinne, zu Folge der Verknüpfung zwiſchen Seele und Körper, ja auch wohl harmoniſche Empfindungen in der Seele entſprechen müſſen. Aber wenn durch dieſen Zuſatz die Frage unſers Verfaſſers: *woher es die Seele erfahre, daß der Körper in einen verbeſſerten Zuſtand verſetzt worden?* beantwortet iſt: ſo iſt ſie auch dadurch gerechtfertiget. So nothwendig der Zuſatz war: ſo ſcharfſinnig war die Frage. Auch iſt es nur dieſe Frage, worauf er würde beſtanden haben, wenn er, nach reifrer Ueberlegung, ohne Zweifel die vermeynten zwey Erfahrungen (S. 61.) zurückgenommen hätte.

---

*) Von 1771, welche unſerm Verf. nicht zu Geſichte gekommen.

Und ſo dürften auch wohl, in dem fünften Aufſatze, verſchiedene einzelne Behauptungen richtiger zu beſtimmen, verſchiedene Erfahrungen genauer zu erwägen ſeyn. Z. E. ob es wahr iſt, daß der Zorn zu den vermiſchten Empfindungen nicht gehöre, indem wir uns des Zuſtandes, darein wir durch ihn verſetzt worden, nie ohne Unluſt erinnerten? Aber dem ohngeachtet bleibt auch dieſer Aufſatz noch immer ſehr ſchätzbar. Der Unterſchied des Obiektiven und Subjektiven iſt wichtig, und unſer Verfaſſer iſt wenigſtens der erſte, der es zu erklären geſucht hat, warum die vermiſchten Empfindungen ſo angenehm ſind, ſo anziehender ſind, als die einfachen angenehmen Empfindungen; welches nur immer bloß als unſtreitige Erfahrung angenommen worden. —

Man ſtößt ſich nicht an einige unförmliche Poſten, welche der Bildhauer in einem unvollendenten Werke, von dem ihn der Todc abgerufen, müſſen ſtehen laſſen. Man ſchätzt ihn nach dem, was der Vollendung darinn am nächſten kommt.

Reviſion.

I.

Ueber das Luſtſpiel die Juden. *)

Unter den Beyfall, welchen die zwey Luſtſpiele in dem vierten Theile meiner Schriften **) gefunden haben, rechne ich mit Recht die Anmerkungen, deren man das eine, die Juden, werth geſchätzt hat. Ich bitte ſehr, daß man es keiner Unleidlichkeit des Tadels zuſchreibe, wenn ich mich eben jetzt gefaßt mache, etwas darauf zu antworten. Daß ich ſie nicht mit Stillſchweigen übergehe, iſt vielmehr ein Zeichen, daß ſie mir nicht zuwider geweſen ſind, daß ich ſie überlegt habe, und daß ich nichts mehr wünſche, als billige Urtheile der Kunſtrichter zu erfahren, die ich auch alsdenn, wenn ſie mich unglücklicher Weiſe nicht überzeugen ſollten, mit Dank erkennen werde.

Es ſind dieſe Anmerkungen in dem 70ten Stücke der Göttingiſchen Anzeigen von gelehrten Sachen, dieſes Jahres, gemacht worden, und in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen hat man ihnen beygepflich-

---

*) Theol. Bibl. 2tes St. **) Aeltere Ausgabe von 1754.

tet. Ich muß ſie nothwendig herſetzen, wenn ich denjenigen von meinen Leſern, welchen ſie nicht zu Geſichte gekommen ſind, nicht undeutlich ſeyn will. “Der Endzweck dieſes Luſtſpiels, hat mein Hr. Gegner die Gütigkeit zu ſagen, iſt eine ſehr ernſthafte Sittenlehre, nämlich die Thorheit und Unbilligkeit des Haſſes und der Verachtung zu zeigen, womit wir den Juden meiſtentheils begegnen. Man kann daher dieſes Luſtſpiel nicht leſen, ohne daß einem die mit gleichem Endzweck gedichtete Erzählung von einem ehrlichen Juden, die in Hrn. Gellerts Schwediſcher Gräfin ſtehet, beyfallen muß. Bey Leſung beyder aber iſt uns ſtets das Vergnügen, ſo wir reichlich empfunden haben, durch etwas unterbrochen worden, das wir entweder zu Hebung des Zweifels oder zu künftiger Verbeſſerung der Erdichtungen dieſer Art bekännt machen wollen. Der unbekannte Reiſende iſt in allen Stücken ſo vollkommen gut, ſo edelmüthig, ſo beſorgt, ob er auch etwann ſeinem Nächſten Unrecht thun und ihn durch ungegründeten Verdacht beleidigen möchte, gebildet, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrſcheinlich iſt, daß unter einem Volke von den Grundſätzen, Lebensart und Erziehung, das wirklich die üble Begegung der Chriſten auch zu ſehr mit Feindſchaft, oder wenigſtens mit Kaltſinnigkeit gegen die Chriſten erfüllen muß, ein ſolches edles Gemüth ſich gleichſam ſelbſt bilden könne. Dieſe Unwahrſcheinlichkeit ſtört unſer Vergnügen deſto mehr, iemehr wir dem edeln und ſchönen Bilde Wahrheit und Daſeyn wünſcheten. Aber auch die mittelmäßige Tugend und Redlichkeit, findet ſich unter dieſem Volke ſo ſelten, daß die wenigen Beyſpiele davon den Haß gegen daſſelbe nicht ſo ſehr mindern, als man wünſchen möchte. Bey den Grundſätzen der Sittenlehre, welche zum wenigſten der größte Theil derſelben angenommen hat, iſt auch eine allgemeine Redlichkeit kaum möglich, ſonderlich da faſt das ganze Volk von der Handlung leben muß, die mehr Gelegenheit und Verſuchung zum Betruge giebt, als andre Lebensarten.„

Man ſieht leicht, daß es bey dieſen Erinnerungen auf zwey Punkte ankömmt. Erſtlich darauf, ob ein rechtſchafner und edler Jude an und vor ſich ſelbſt etwas unwahrſcheinliches ſey, zweytens ob die Annehmung eines ſolchen Juden in meinem Luſtſpiele unwahrſcheinlich ſey. Es iſt offenbar, daß der eine Punkt den andern hier nicht nach ſich zieht; und es iſt eben ſo offenbar, daß ich mich eigentlich nur des leztern wegen in Sicherheit ſetzen durfte, wenn ich die Menſchenliebe nicht meiner Ehre vorzöge, und nicht lieber eben bey dieſem als bey den erſtern verlieren wollte. Gleichwohl aber muß ich mich über den leztern zuerſt erklären.

Habe ich in meinem Luſtſpiele einen rechtſchafnen und edlen Juden wider die Wahrſcheinlichkeit angenommen? —— Noch muß ich dieſes nur bloß nach den eignen Begriffen meines Gegners unterſuchen. Er giebt zur Urſache der Unwahrſcheinlichkeit eines ſolchen Juden die Verachtung und Unterdrückung, in welcher dieſes Volk ſeufzet, und die Nothwendigkeit an, in welcher es ſich befindet, blos und allein von der Handlung zu leben. Es ſey; folgt aber alſo nicht nothwendig, daß die Unwahrſcheinlichkeit wegfalle, ſo bald dieſe Umſtände ſie zu verurſachen aufhören? Wenn hören ſie aber auf, dieſes zu thun? Ohne Zweifel alsdann, wenn ſie von andern Umſtänden vernichtet werden, das iſt, wenn ſich ein Jude im Stande befindet, die Verachtung und Unterdrückung der Chriſten weniger zu fühlen, und ſich nicht gezwungen ſieht, durch die Vortheile eines kleinen nichtswürdigen Handels ein elendes Leben zu unterhalten. Was aber wird mehr hierzu erfordert, als Reichthum? Doch ja, auch die richtige Anwendung dieſes Reichthums wird dazu erfordert. Man ſehe nunmehr, ob ich nicht beydes bey dem Karakter meines Juden angebracht habe. Er iſt reich: er ſagt es ſelbſt von ſich, daß ihm der Gott ſeiner Väter mehr gegeben habe, als er brauche; ich laſſe ihn auf Reiſen ſeyn; ja, ich ſetze ihn ſo gar aus derjenigen Unwiſſenheit,

heit, in welcher man ihn vermuthen könnte; er lieſt, und iſt auch nicht einmal auf der Reiſe ohne Bücher. Man ſage mir, iſt es alſo nun noch wahr, daß ſich mein Jude hätte ſelbſt bilden müſſen? Beſteht man aber darauf, daß Reichthum, beſſere Erfahrung, und ein aufgeklärterer Verſtand nur bey einem Juden keine Wirkung haben könnten: ſo muß ich ſagen, daß dieſes eben das Vorurtheil iſt, welches ich durch mein Luſtſpiel zu ſchwächen geſucht habe; ein Vorurtheil, das nur aus Stolz oder Haß flieſſen kann, und die Juden nicht blos zu rohen Menſchen macht, ſondern ſie in der That weit unter die Menſchheit ſezt. Iſt dieſes Vorurtheil nun bey meinen Glaubensgenoſſen unüberwindlich, ſo darf ich mir nicht ſchmeicheln, daß man mein Stück iemals mit Vergnügen ſehen werde. Will ich ſie denn aber bereden, einen jeden Juden für rechtſchaffen und großmüthig zu halten, oder auch nur die meiſten dafür gelten zu laſſen? Ich ſage es gerade heraus; noch alsdenn, wenn mein Reiſender ein Chriſt wäre, würde ſein Karakter ſehr ſelten ſeyn, und wenn das Seltene blos das Unwahrſcheinliche ausmacht, auch ſehr unwahrſcheinlich. ——

Ich bin ſchon allmählich auf den erſten Punkt gekommen. Iſt denn ein Jude, wie ich ihn angenommen habe, vor ſich ſelbſt unwahrſcheinlich? Und warum iſt er es? Man wird ſich wieder auf die obigen Urſachen berufen. Allein können denn dieſe nicht wirklich im gemeinen Leben eben ſo wohl wegfallen, als ſie in meinem Spiele wegfallen? Freylich muß man, dieſes zu glauben, die Juden näher kennen, als aus dem lüderlichen Geſindel, welches auf den Jahrmärkten herumſchweiſt. — Doch ich will lieber hier einen andern reden laſſen, dem dieſer Umſtand näher an das Herz gehen muß; einen aus dieſer Nation ſelbſt. Ich kenne ihn zu wohl, als daß ich ihm hier das Zeugniß eines eben ſo witzigen, als gelehrten und rechtſchafnen Mannes verſagen könnte. Folgenden Brief *) hat er bey Gelegenheit der Göttingiſchen Erinnerung, an einen Freund in ſeinem Volke, der ihm an guten Eigenſchaften völlig gleich iſt, geſchrieben. Ich ſehe es voraus, daß man es ſchwerlich glauben, ſondern vielmehr dieſen Brief für eine Erdichtung von mir halten wird; allein ich erbiethe mich, demjenigen, dem daran gelegen iſt, unwiderſprechlich von der Authenticität deſſelben zu überzeugen. Hier iſt er:

Mein Herr,

"Ich überſchicke Ihnen hier, das 70ſte Stück der Göttingſchen gelehrten Anzeigen. Leſen Sie den Artickel von Berlin. Die Herren Anzeiger rezenſiren den 4ten Theil der Leßingſchen Schriften, die wir ſo oft mit Vergnügen geleſen haben. Was glauben

---

*) Von Moſes Mendelsſohn.

Sie wohl, daß ſie an dem Luſtſpiele, die Juden, ausſetzen? Den Hauptkarakter, welcher, wie ſie ſich ausdrücken, viel zu edel und viel zu großmüthig iſt. Das Vergnügen, ſagen ſie, daß wir über die Schönheit eines ſolchen Karakters empfinden, wird durch deſſen Unwahrſcheinlichkeit unterbrochen, und endlich bleibt in unſrer Seele nichts, als der bloſſe Wunſch für ſein Daſeyn übrig. Dieſe Gedancken machten mich ſchamroth. Ich bin nicht im Stande alles auszudrücken, was ſie mich haben empfinden laſſen. Welche Erniedrigung für unſere bedrengte Nation! Welche übertriebene Verachtung! Das gemeine Volk der Chriſten hat uns von je her als den Auswurf der Natur, als Geſchwür der menſchlichen Geſellſchaft angeſehen. Allein von gelehrten Leuten erwartete ich jederzeit eine billigere Beurtheilung; von dieſen vermuthete ich die uneingeſchränkte Billigkeit, deren Mangel uns insgemein vorgeworfen zu werden pflegt. Wie ſehr habe ich mich geirrt, als ich einem jeden chriſtlichen Schriftſteller ſo viel Aufrichtigkeit zutrauete, als er von andern fordert.

In Wahrheit! mit welcher Stirne kann ein Menſch, der noch ein Gefühl der Redlichkeit in ſich hat, einer ganzen Nation die Wahrſcheinlichkeit abſprechen, einen einzigen ehrlichen Mann aufweiſen zu können? Einer Nation, aus welcher, wie ſich der Verfaſſer der Juden ausdrückt, alle Propheten und die größeſten Könige aufſtanden? Iſt ſein grauſamer Richterſpruch gegründet? Welche Schande für das menſchliche Geſchlecht! Ungegründet? Welche Schande für ihn!

Iſt es nicht genug, daß wir den bitterſten Haß der Chriſten auf ſo manche grauſame Art empfinden müſſen; ſollen auch dieſe Ungerechtigkeiten wider uns durch Verleumdungen gerechtfertiget werden?

Man fahre fort uns zu unterdrücken, man laſſe uns beſtändig mitten unter freyen und glückſeligen Bürgern eingeſchränkt leben, ja man ſetze uns ferner dem Spotte und der Verachtung aller Welt aus; nur die Tugend, den einzigen Troſt bedrengter Seelen, die einzige Zuflucht der Verlaſſenen, ſuche man uns nicht gänzlich abzuſprechen.

Jedoch man ſpreche ſie uns ab, was gewinnen die Herren Rezenſenten dabey? Ihre Kritik bleibet dennoch unverantwortlich. Eigentlich ſoll der Karakter des reiſenden Juden (ich ſchäme mich, wann ich ihn von dieſer Seite betrachte) das wunderbare, das unerwartete in der Komödie ſeyn. Soll nun der Karakter eines hochmüthigen Bürgers der ſich zum türkiſchen Fürſten machen läßt, ſo unwahrſcheinlich nicht ſeyn, als eines Juden, der großmüthig iſt? Laßt einen Menſchen, dem von der Verachtung der jüdiſchen Nation nichts bekannt iſt, der Aufführung dieſes Stückes beywohnen; er wird gewiß, während des ganzen Stückes für langer Weile gähnen, ob es gleich für uns ſehr viele Schönheiten hat. Der Anfang wird ihn auf die traurige Betrachtung leiten, wie weit der Nationalhaß getrieben werden könne, und über das Ende wird er lachen müſſen. Die guten Leute, wird er bey ſich denken, haben doch endlich die große Entdeckung gemacht, daß Juden auch Menſchen ſind. So menſchlich denkt ein Gemüth, das von Vorurtheilen gereinigt iſt.

Nicht daß ich durch dieſe Betrachtung dem Leßingſchen Schauſpiele ſeinen Werth entziehen wollte; keinesweges! Man weis, daß ſich der Dichter überhaupt, und insbeſondere wenn er für die Schaubühne arbeitet, nur nach der unter dem Volke herrſchenden Meynung zu richten haben. Nach dieſer aber muß der unvermuthete Karakter des Juden eine ſehr rührende Wirkung auf die Zuſchauer thun. Und in ſo weit iſt ihm die ganze jüdiſche Nation viele Verbindlichkeit ſchuldig, daß er ſich Mühe giebt, die Welt von einer Wahrheit zu überzeugen, die für ſie von großer Wichtigkeit ſeyn muß.

Sollte dieſe Rezenſion, dieſe grauſame Seelenverdammung nicht aus der Feder eines Theologen gefloſſen ſeyn? Dieſe Leute denken der chriſtlichen Religion einen großen Vorſchub zu thun, wenn ſie alle

Menſchen, die keine Chriſten ſind für Meichelmörder und Straſſenräuber erklären. Ich bin weit entfernt, von der chriſtlichen Religion ſo ſchimpflich zu denken; das wäre ohnſtreitig der ſtärkſte Beweis wider ihre Wahrhaftigkeit, wenn man ſie feſtzuſtellen alle Menſchlichkeit aus den Augen ſetzen müßte.

Was können uns unſere ſtrengen Beurtheiler, die nicht ſelten ihre Urtheile mit Blute verſiegeln, erhebliches vorrücken? Laufen nicht alle ihre Vorwürfe auf den unerſättlichen Geitz hinaus, den ſie vielleicht durch ihre eigene Schuld, bey dem gemeinen jüdiſchen Haufen zu finden, frohlocken? Man gebe ihnen dieſen zu; wird es denn deswegen aufhören wahrſcheinlich zu ſeyn, daß ein Jude einem Chriſten der in räuberiſche Hände gefallen iſt, das Leben gerettet haben ſollte? Oder wenn er es gethan, muß er ſich nothwendig das edle Vergnügen, ſeine Pflicht in einer ſo wichtigen Sache beobachtet zu haben, mit niederträchtigen Belohnungen verſaltzen laſſen? Gewiß nicht! Zuvoraus wenn er in ſolchen Umſtänden iſt, in welche der Jude im Schauſpiele geſetzt worden.

Wie aber, ſoll dieſes unglaublich ſeyn, daß unter einem Volke von ſolchen Grundſätzen und Erziehung, ein ſo edles und erhabenes Gemüth ſich gleichſam ſelbſt bilden ſollte? Welche Beleidigung! ſo iſt alle unſere Sittlichkeit dahin! ſo regt ſich in uns kein Trieb mehr für die Tugend! ſo iſt die Natur ſtiefmütterlich gegen uns geweſen, als ſie die edelſte Gabe unter den Menſchen ausgetheilt, die natürliche Liebe zum Guten! Wie weit biſt du, gütiger Vater, über ſolche Grauſamkeit erhaben!

Wer ſie näher kennt, theuerſter Freund! und ihre Talente zu ſchätzen weiß, dem kann es gewiß an keinem Exempel fehlen, wie leicht ſich glückliche Geiſter, ohne Vorbild und Erziehung empor ſchwingen, ihre unſchätzbaren Gaben ausarbeiten, Geiſt und Herz beſſern, und ſich in den Rang der größten Männer erheben können. Ich gebe einem jeden zu bedenken, ob ſie, großmüthiger Freund! nicht die Rolle des Juden im Schauſpiel übernommen hätten, wenn ſie auf ihrer gelehrten Reiſe, in ſeine Umſtände geſezt worden wären Ja ich würde unſere Nation erniedrigen, wenn ich fortfahren wollte, einzelne Exempel von edeln Gemüthern anzuführen. Nur das ihrige konnte ich nicht übergehen, weil es ſo ſehr in die Augen leuchtet, und weil ich es allzuoft bewundere.

Ueberhaupt ſind gewiſſe menſchliche Tugenden den Juden gemeiner, als den meiſten Chriſten. Man bedenke den gewaltigen Abſcheu, den ſie für eine Mordthat haben. Kein einziges Exempel wird man anführen können, daß ein Jude, (ich nehme die Diebe von Profeßion aus) einen Menſchen ermordet haben ſollte.

Wie leicht wird es aber nicht manchem ſonſt redlichen Chriſten ſeinem Nebenmenſchen für ein bloſſes Schimpfwort das Leben zu rauben? Man ſagt, es ſey Niederträchtigkeit bey den Juden. Wohl! wenn Niederträchtigkeit Menſchenblut verſchont; ſo iſt Niederträchtigkeit eine Tugend.

Wie mitleidig ſind ſie nicht gegen alle Menſchen, wie milde gegen die Armen beyder Nationen? Und wie hart verdient das Verfahren der meiſten Chriſten gegen ihre Arme genennt zu werden? Es iſt wahr, ſie treiben dieſe beyden Tugenden faſt zu weit. Ihr Mitleiden iſt allzu empfindlich, und hindert beynahe die Gerechtigkeit, und ihre Mildigkeit iſt beynah Verſchwendung. Allein, wenn doch alle, die ausſchweifen, auf der guten Seite ausſchweifeten.

Ich könnte noch vieles von ihrem Fleiße, von ihrer bewundernswürdigen Mäßigkeit, von ihrer Heiligkeit in den Ehen hinzuſetzen. Doch ſchon ihre geſellſchaftlichen Tugenden ſind hinreichend genug, die Göttingſche Anzeigen zu widerlegen; und ich bedaure den, der eine ſo allgemeine Verurtheilung ohne Schauern leſen kann.„ Ich bin ꝛc.

Ich habe auch die Antwort auf dieſen Brief vor mir. Allein ich mache mir ein Bedenken, ſie hier drucken zu laſſen. Sie iſt mit zu viel Hitze geſchrieben, und die Retorſionen ſind gegen die Chriſten ein wenig zu lebhaft gebraucht. Man kann es mir aber gewiß glauben, daß beyde Korreſpondenten, auch ohne Reichthum, Tugend und Gelehrſamkeit zu erlangen gewußt haben, und ich bin überzeugt, daß ſie unter ihrem Volke mehr Nachfolger haben würden, wenn ihnen die Chriſten nur vergönnten, das Haupt ein wenig mehr zu erheben. —

Der übrige Theil der Göttingiſchen Erinnerungen, worinn man mich zu einem andern ähnlichen Luſtſpiele aufmuntert, iſt zu ſchmeichelhaft für mich, als daß ich ihn ohne Eitelkeit wiederhohlen könnte. Es iſt gewiß, daß ſich nach dem daſelbſt angegebnen Plane, ein ſehr einnehmendes Stück machen lieſſe. Nur muß ich erinnern, daß die Juden alsdenn bloß als ein unterdrücktes Volk und nicht als Juden betrachtet werden, und die Abſichten, die ich bey Verfertigung meines Stücks gehabt habe, größtentheils wegfallen würden.

II.

Vorrede

zu dem 1ten und 2ten Theile der erſten Ausgabe der vermiſchten Schriften, Berlin 1753. *)

So ſind die Schriftſteller. Das Publikum giebt ihnen einen Finger, und ſie nehmen die Hand.

Meine Freunde —— es verſteht ſich, daß meine Eigenliebe mit darunter gehört: —— wollen mich bereden, daß einige Bogen von mir den Beyfall der Kenner erlangt hätten. Daß ich es glaube, weil ich meine Rechnung dabey finde, iſt natürlich. Und daß ich mich jetzt der Gefahr ausſetze, dasjenige Alphabetweiſe zu verlieren, was ich Bogenweiſe gewonnen habe, iſt zwar auch natürlich, ob es aber eben ſo gar klug ſey, das iſt eine andere Frage. Wann der Hund, der in der Fabel nach dem Schatten ſchnappt, auch zu meinem Vorbilde wird, ſo mag ich es haben.

Die Bogen, deren ich jetzt gedacht, ſind eine Sammlung kleiner Lieder. Sie erſchienen vor zwey Jahren unter dem Titel **Kleinigkeiten**. **) Man darf nicht glauben, daß ich ſie eben deßwegen ſo nennte, damit ich der unerbittlichen Kritik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte ſchon damals, daß ich der erſte ſeyn wolle, dasienige mit zu verdammen, was ſie verdammt; ſie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben; der zum Trotze ich aber nie dieſe mittelmäßige Stücke für ſchön erkennen würde. Ich griff ihr ſo gar vor, und bat meine Leſer gewiſſe Blätter zu überſchlagen, die ich damit entſchuldigte, daß die Handſchrift ſchon ſeit drey Jahren nicht mehr in meiner Gewalt geweſen ſey.

---

*) Dieſe und die folgende Vorrede ſind der ſpätern Ausgabe nicht beygedruckt.

**) Stehen nun in den vermiſchten Schriften, 1ter Th. neue Ausg. 1771. S. 329. u. f.

Ob dieſe Verſicherung unter die Autorſtreiche gehörte, wird man ietzt aus dem zweyten Drucke ſehen. Ich habe geändert; ich habe weggeworfen, und bin ſo ſtrenge geweſen, als es nur immer meine Einſicht hat zulaſſen wollen. Es iſt wahr, ich hätte noch ſtrenger ſeyn können; wenn ich nämlich alles durchgeſtrichen, oder wenigſtens alles, ohne mich iemals zu entdecken, ſo wie es war, gelaſſen hätte: Denn das elende ſtreicht ſich ſelbſt durch, und ſchlechte Verſe, die niemand lieſet, ſind ſo gut, als wären ſie nicht gemacht werden. Doch es mag drum ſeyn; ich bekenne es, daß ich gegen die kleinen Denkmähler meiner Arbeit nicht ganz ohne Zärtlichkeit bin; und daß ſich dieſe Zärtlichkeit doppelt fühlen läßt, wenn ich ſie namenlos ein Raub des erſten des beſten werden ſehe.

Aber überlege ich es auch? Dieſe Lieder enthalten nichts als Wein und Liebe; nichts als Freude und Genuß; und ich wage es, ihnen vor den Augen der ernſthaften Welt meinen Namen zu geben? Was wird man von mir denken? —— Was man will. Man nenne ſie jugendliche Aufwallungen einer leichtſinnigen Moral, oder man nenne ſie poetiſche Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man ſage, ich habe meine Ausſchweifungen darinnen verewigen wollen, oder man ſage, ich rühme mich darinnen ſolcher Ausſchweifungen, zu welchen ich nicht einmal geſchickt ſey; man gebe ihnen entweder einen allzuwahren Grund, oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerley ſeyn. Genug ſie ſind da, und ich glaube, daß man ſich dieſer Art von Gedichten, ſo wenig als einer andern zu ſchämen hat.

Ich weiß, daß auch andre ſo denken, und wenigſtens bin ich es von einem gewiſſen Herrn H** überzeugt. Dieſer Herr hat meine Kleinigkeiten mit dem allerauſſerordentlichſten Beyfalle beehrt, indem er ſie für ſeine Arbeit ausgegeben. Und wann es nicht darauf ankäme, daß entweder er oder ich ein Lügner ſeyn müßte, ſo würde ich mir ein Vergnügen daraus gemacht haben, ihm niemals zu widerſprechen; denn die Ehre, die ihm daraus hätte zuflieſſen können, wäre ohne Zweifel ſo klein geweſen, daß ſie meinen

Neid nicht würde erweckt haben. Damit ich ihn aber nicht durch dieſe Erklärung gänzlich zu Schanden mache, ſo will ich ihm dasjenige, was er ſich wider mein Wiſſen angemaßt hat, hier vor den Augen der ganzen Welt ſchenken. Ich würde dieſes am beſten in einer Zueignungsſchrift haben thun können, und würde es auch wirklich gethan haben, wann ich von dem Zueignen nicht ein allzu abgeſagter Feind wäre. Dieſe Schenkung, wann es ihm beliebt, kann er auch auf alles das übrige erſtrecken, und ich will gar nicht böſe werden, wenn ich höre, daß auch meine Oden, meine Fabeln, meine Sinnſchriften, und meine Briefe ein andrer gemacht hat.

Doch ich eile von dieſen allen meinen Leſern nur einige Worte zu ſagen. Wann durch das Ausſtreichen in den Liedern keine Lücken entſtanden wären, und wann ich dieſe Lücken zu erfüllen nicht meinen ganzen poetiſchen Vorrath hätte durchlaufen müſſen, ſo würde ich vielleicht an eine Sammlung aller meiner Verſuche noch lange nicht gedacht haben; und ſie würden noch lange zerſtreut und verſtümmelt in der Irre und im Vergeſſen geblieben ſeyn. Doch ſo gehts; wenn man ein Schriftſteller werden ſoll, ſo muß ſich alles ſchicken. Die väterliche Liebe ward auf einmal bey mir rege, und ich wünſchte meine Geburthen beyſammen zu ſehen. Ich weiß nicht was es für ein

Geſchicke iſt, daß ſolche Wünſche immer am erſten erfüllt werden; das aber weiß ich, daß wir oft durch die Erfüllung unſrer Wünſche geſtraft werden. Ob mir es auch ſo gehen ſoll, wird die Aufnahme dieſer zwey Theile entſcheiden, von welchen ich dem Publiko ganz im Vertrauen eröfne, daß ſie nichts als ein Paar verwegne Kundſchafter ſind.

Der erſte enthält dasjenige, was ich in den kleinen Gattungen von Gedichten verſucht habe. Der Lieder habe ich ſchon gedacht, und die verſchiednen neuen Stücke, welche darzu gekommen ſind, haben mich genöthiget, ſie in zwey Büchern abzutheilen. Für dieſe bin ich am wenigſten beſorgt, weil ſie größtentheils das Licht ſchon kennen, und bey dieſem Abdrucke mehr gewonnen, als verlohren haben.

Den wenigen Oden, *) welche darauf folgen, gebe ich nur mit Zittern dieſen Nahmen. Sie ſind zwar von einem ſtärkern Geiſte als die Lieder, und haben ernſthaftere Gegenſtände; allein ich kenne die Muſter in dieſer Art gar zu gut, als daß ich nicht einſehen ſollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen iſt. Und wenn zum Unglücke gar etwa nur das Oden ſeyn ſollten, was ich, der ſchmalen Zeilen ungeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anſtatt der Para-

---

*) Vermiſchte Schriften, neue Ausgabe, 2ter Theil 1784. S. 1.

graphen in Strophen eingetheilet hat; ſo werde ich vollends Urſache mich zu ſchämen haben.

Die Fabeln, *) die ich gemacht habe, ſind von verſchiedener Art, und ich begreiſe unter dieſem Nahmen auch die Erzehlungen, weil ich finde, daß ſie ſelbſt Phädrus mit darunter begriffen hat. Andere mögen dem Beyſpiele des Fontaine folgen, welcher freylich Urſache hatte, ſeine Erzehlungen von den Fabeln, die der Unterweiſung gewidmet ſind, zu unterſcheiden. Die ganze Sache iſt eine Kleinigkeit. In Anſehung der Erfindung, glaube ich, werden ſie größtentheils neu ſeyn, und ich will es andern überlaſſen, dasjenige noch beſſer zu erzehlen, was hundert andere ſchon gut erzehlt haben. Was wird man aber von dem Ausdrucke ſagen? Ich hätte der Art des nun gedachten franzöſiſchen Dichters folgen müſſen, wann ich die Mode hätte mitmachen wollen. Allein ich fand, daß unzählige, weil ſie ihm ohne Geſchicklichkeit nachgeahmet haben, ſo läppiſch geworden ſind; daß man ſie eher für alte Weiber, als für Sittenlehrer halten könnte; ich ſahe, daß es nur einem Gellert gegeben ſey, in ſeine Fußſtapfen glücklich zu tretten. Ich band mich alſo lieber an nichts; und ſchrieb ſie ſo auf, wie es mir jedesmal am beſten gefiel. Daher

---

*) Vermiſchte Schriften, neue Ausgabe, 2ter Theil 1784. S. 37.

kommt es, daß einige niedrig genug ſind; andere aber ein wenig zu poetiſch. Daher kommt es ſogar, daß ich verſchiedene lieber in Proſa habe erzehlen wollen, als in Verſen, zu welchen ich vielleicht damals nicht aufgelegt war.

Ich komme auf die **Sinngedichte**. *) Ich habe hierinnen keinen andern Lehrmeiſter als den Martial gehabt, und erkenne auch keinen andern, es müßten denn die ſeyn, die er für die ſeinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen ſo vortrefflichen Schatz aufbehalten. Aus ihm alſo und aus dieſer Sammlung, wird man verſchiedene überſetzt, und ſehr viele nachgeahmt finden. Daß ich zu beiſſend und zu frey darinnen bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können: ob ich gleich beynahe in der Meynung ſtehe, daß man beydes in Sinnſchriften nicht genug ſeyn kann. Ich habe bey den wenigſten gewiſſe Perſonen im Sinne gehabt, und ich verbitte alſo im voraus alle Erklärungen.

Den Schluß in dem erſten Theile machen **Fragmente**; **) ſolche Stücke nämlich, die ich entweder nicht ganz zu Stande gebracht habe, oder die ich dem Leſer nicht ganz mitzutheilen für gut befinde. Ich hätte ſie alſo wohl ganz und gar zurück behalten können?

---

*) Vermiſchte Schriften, neue Ausg. 1ter Th. S. 1.

**) Vermiſchte Schriften, neue Ausg. 2ter Th. S. 85.

nen? Vielleicht; und es kömmt darauf an, ob man nicht etwas darunter findet, welches gleichwohl der Erhaltung nicht unwerth iſt.

Anfangs war ich willens einige kleine Stücke durch ein Zeichen merklich zu machen. Diejenigen nämlich, die ich mir nicht ganz zuſchreiben kann, und wovon ich die Anlage aus dem oder jenem franzöſiſchen Dichter geborgt zu haben, mir nicht verbergen kann. Doch da dieſer Zeichen nur ſehr wenige geworden wären, und ich auſſerdem überlegte, daß es dem Leſer ſehr gleichgültig ſey, wem er eigentlich einen Einfall zu danken hat, wenn der Einfall ihm nur Vergnügen macht; ſo habe ich es gar unterlaſſen. Ich werde ohnedem der Gefahr nicht ausgeſetzt ſeyn, daß man auch aus meinen Poeſien, zur Ehre des deutſchen Witzes, Proben ins Franzöſiſche überſetzt, und zum Unglück gleich auf ſolche fällt, die von einem Franzoſen entlehnt ſind.

Der zweyte Theil enthält **Briefe.** *) Man wird ohne Zweifel galante Briefe vermuthen. Allein ich muß bekennen, daß ich noch bis jetzt keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen zu ſchreiben. Mir Korreſpondentinnen zu erdichten, und an Schönheiten zu ſchreiben, die nicht exiſtiren, ſchien mir in Proſa ein wenig zu poetiſch zu ſeyn. Es ſind alſo nichts als

---

*) Vermiſchte Schriften, neue Ausg. 4r Theil 1754.

Briefe an Freunde, und zwar an ſolche, an die ich etwas mehr als Komplimente zu ſchreiben gewohnt bin. Ich ſchmeichle mir ſogar, daß in den meiſten etwas enthalten iſt, was die Mühe ſie zu leſen belohnt. Wenn man an Freunde ſchreibt, ſo ſchreibt man ohne ängſtlichen Zwang, und ohne Zurückhaltung. Beydes wird man auch in meinen Briefen finden, und ich will lieber, ein wenig nachläßig und frey ſcheinen, als ihnen dieſe Merkmahle abwiſchen, welche ſie von erdichteten Briefen unterſcheiden müſſen. Ich habe ihrer einen ziemlichen Vorrath, und die, welche ich hier ohne Wahl, ſo wie ſie mir in die Hände gerathen, mitgetheilt, ſind die wenigſten. Es wird mir angenehm ſeyn, wenn meine Freunde nicht die einzigen ſind, die etwas darinnen zu finden glauben.

Ich habe geſagt, daß dieſe beyden Theile nichts als Kundſchafter ſind. Einige ernſthafte Abhandlungen, und verſchiedene größere Poeſien, wozu ich die dramatiſchen Stücke vornehmlich rechne, möchten ihnen gerne folgen. Unter den letzten ſind einige, welche ſchon die Probe der öffentlichen Vorſtellung ausgehalten, und wenn ich ſie ſelbſt rühmen darf, auch Beyfall gefunden haben. Die Probe des Drucks iſt die letzte und wichtigſte.

Ich kann hier meine Vorrede beſchlieſſen, und muß den Leſer um Verzeihung bitten, daß ich von nichts als von mir geredet habe.

III.

Vorrede

zu dem 3ten und 4ten Theile der vermiſchten Schriften, 1754.

Ich bin eitel genug, mich des kleinen Beyfalls zu rühmen, welchen die zwey erſten Theile meiner Schriften, hier und da, erhalten haben. Ich würde dem Publiko ein ſehr abgeſchmaktes Kompliment machen, wann ich ihn ganz und gar nicht verdient zu haben bekennen wollte. Eine ſolche Erniedrigung ſchimpſt ſeine Einſicht, und man ſagt ihm eine Grobheit, anſtatt eine Höflichkeit zu ſagen. Es ſey aber auch ferne von mir, ſeine ſchonende Nachſicht zu verkennen, und die Aufmunterung, die es einem Schriftſteller wiederfahren läßt, welcher zu ſeinem Vergnügen etwas beyzutragen ſucht, für ein ſchuldiges Opfer anzuſehen.

Ob mir nun alſo der erſte Schritt ſchon nicht mißlungen iſt: ſo bin ich doch darum nicht weniger furchtſam, den zweyten zu wagen. Oft lockt man einen nur darum mit Schmeicheleyen aus der Szene hervor, um ihn mit einem deſto ſpöttiſchern Gelächter wieder hineinzutreiben.

Ich nennte es einen zweyten Schritt, aber ich irrte mich: es iſt eben ſowohl ein erſter, als jener. Ein zweyter würde es ſeyn, wenn ich die Bahn nicht verändert hätte. Aber wie ſehr habe ich dieſe verändert! Anſtatt Reime, die ſich durch ihre Leichtigkeit und durch einen Witz empfehlen, der deßwegen keine Neider erweckt, weil jeder Leſer ihn eben ſo gut als der Poet zu haben glaubt, anſtatt ſolcher Reime, bringe ich lange proſaiſche Aufſätze, die zum Theil noch dazu eine gelehrte Mine machen wollen.

Da ich mir alſo nicht einmal eben denſelben Leſer wieder verſprechen kann, wie ſollte ich mir eben denſelben Beyfall verſprechen können? Doch er erfolge, oder erfolge nicht; ich will wenigſtens auf meiner Seite nichts verſäumen, ihn zu erhaſchen. Das iſt, ich will mich des Rechts der Vorrede bedienen, und mit den höflichſten Wendungen, ſo nachdrücklich als möglich, zu verſtehen geben, von welcher Seite ich gerne wollte, daß man dasjenige, was man nun bald wahrſcheinlicher Weiſe leſen, noch wahrſcheinlicherer Weiſe aber nicht leſen wird, betrachten möge.

Ich ſage alſo, daß ich den dritten Theil mit einem Miſchmaſch von Kritik und Litteratur angefüllt habe, der ſonſt einen Autor deutſcher Nation nicht übel zu kleiden pflegt. Es iſt Schade, daß ich mit dieſem Bändchen nicht einige zwanzig Jahre vor meiner Geburt, in lateiniſcher Sprache habe erſcheinen können! Die wenigen Abhandlungen deſſelben ſind alle, Rettungen *), überſchrieben. Und wen glaubt man wohl, daß ich darinnen gerettet habe? Lauter verſtorbene Männer, die mir es nicht danken können. Und gegen wen? Faſt gegen lauter Lebendige, die mir vielleicht ein ſauer Geſichte dafür machen werden. Wenn das klug iſt, ſo weiß ich nicht, was unbeſonnen ſeyn ſoll. —— Man erlaube mir, daß ich nicht ein Wort mehr hinzuſetzen darf.

Ich komme vielmehr ſogleich auf den vierten Theil, von deſſen Inhalte ſich mehr ſagen läßt, weil er niemanden, oder welches einerley iſt, weil er alle und jede angehet. Er enthält Luſtſpiele.

Ich muß es der Gefahr belacht zu werden ungeachtet, geſtehen, daß unter allen Werken des Witzes die Komödien dasjenige iſt, an welches ich mich am erſten gewagt habe. Schon in Jahren, da ich nur die Menſchen aus Büchern kannte —— Beneidenswürdig iſt der, der ſie niemals näher kennen lernt! —— beſchäftigten mich die Nachbildungen von Thoren, an deren Daſeyn mir nichts gelegen war. Theo-

---

*) Vermiſchte Schriften 1784. 3ter Theil.

phraſt, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer kloſtermäßigen Schule, mit aller Bequemlichkeit ſtudierte. — Wie gerne wünſchte ich mir dieſe Jahre zurück; die einzigen in welchen ich glücklich gelebt hatte.

Von dieſen erſten Verſuchen, ſchreibt ſich zum Theil der junge Gelehrte her, den ich, als ich nach Leipzig kam, ernſtlicher auszuarbeiten, mir die Mühe gab. Dieſe Mühe ward mir durch das daſige Theater, welches in ſehr blühenden Umſtänden war, ungemein verſüßt. Auch ungemein erleichtert, muß ich ſagen, weil ich vor demſelben hundert wichtige Kleinigkeiten lernte, die ein dramatiſcher Dichter lernen muß, und aus der bloſſen Leſung ſeiner Muſter nimmermehr lernen kann.

Ich glaubte etwas zu Stande gebracht zu haben, und zeigte meine Arbeit einem Gelehrten, deſſen Unterricht ich in wichtigern Dingen zu genieſſen das Glück hatte. Wird man ſich nicht wundern, als den Kunſtrichter eines Luſtſpiels einen tiefſinnigen Weltweiſen und Meßkünſtler genannt zu finden? Vielleicht wenn es ein anderer, als Hr. Prof. Käſtner wäre. Er würdigte mich einer Beurtheilung, die mein Stück zu einem Meiſterſtücke würde gemacht haben, wenn ich die Kräfte gehabt hätte, ihr durchgängig zu folgen.

Mit ſo vielen Verbeſſerungen unterdeſſen, als ich nur immer hatte anbringen können, kam mein junger Gelehrte in die Hände der Frau Neuberin. Auch ihr Urtheil verlangte ich; aber anſtatt des Urtheils erwieß ſie mir die Ehre, die ſie ſonſt einem angehenden Komödienſchreiber nicht leicht zu erweiſen pflegte; ſie ließ ihn aufführen. Wann nach dem Gelächter der Zuſchauer und ihrem Händeklatſchen die Güte eines Luſtſpiels abzumeſſen iſt, ſo hatte ich hinlängliche Urſache das meinige für keines von den ſchlechteſten zu halten. Wann es aber ungewiß iſt, ob dieſe Zeichen des Beyfalls mehr für den Schauſpieler, oder für den Verfaſſer gehören; wenn es wahr iſt, daß der Pöbel ohne Geſchmack am lauteſten lacht, daß er oft da lacht, wo Kenner weinen möchten; ſo will ich gerne nichts aus einem Erfolge ſchlieſſen, aus welchem ſich nichts ſchlieſſen läßt.

Dieſes aber glaube ich, daß mein Stück ſich auf dem Theater gewiß würde erhalten haben, wenn es nicht mit in den Ruin der Frau Neuberin wäre verwickelt worden. Es verſchwand mit ihr aus Leipzig, und folglich gleich aus demjenigen Orte, wo es ſich, ohne Widerrede, in ganz Deutſchland am beſten ausnehmen kann.

Ich wollte hierauf mit ihm den Weg des Druckes verſuchen. Aber was liegt dem Leſer an der Urſache, warum ſich dieſer bis jetzt verzögert hat! Ich werde beſchämt genug ſeyn, wenn er finden ſollte, daß ich gleichwohl noch zu zeitig damit hervorrückte.

Das war doch noch einmal eine Wendung, wie ſie ſich für einen beſcheidenen Schriftſteller ſchickt! Aber man gebe Acht, ob ich nicht gleich wieder alles verderben werde! — Man nenne mir doch diejenigen Geiſter, auf welche die komiſche Muſe Deutſchlands ſtolz ſeyn könnte? Was herrſcht auf unſern gereinigten Theatern? Iſt es nicht lauter ausländiſcher Witz, der ſo oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unſrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die deutſche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art ſelbſt, wie man unſere Bühne hat verbeſſern wollen, daran Schuld ſeyn? Sollte wohl die Menge von Meiſterſtücken, die man auf einmal, beſonders den Franzoſen abborgte, unſere urſprünglichen Dichter niedergeſchlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, ſo zu reden, alles erſchöpft, und ſetzte ſie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht bloß etwas Gutes, ſondern etwas Beſſers zu machen. Dieſer Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Herrn Kunſtrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen ſollten, bleiben aus.

Was ſoll aber dieſe Anmerkung? Vielleicht meine Leſer zu einer gelindern Beurtheilung bewegen? — Gewiß nicht; ſie können es halten wie ſie wollen. Sie mögen mich gegen meine Landsleute, oder gegen Ausländer aufwägen; ich habe ihnen nichts vorzuſchreiben. Aber das werden ſie doch wohl nicht vergeſſen, wenn die Kritik den jungen Gelehrten insbeſondere angehet, ihn nur immer gegen ſolche Stücke zu halten, an welchen die Verfaſſer ihre Kräfte verſucht haben?

Ich glaube die Wahl des Gegenſtandes hat viel dazu beygetragen, daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein junger **Gelehrte**, war die einzige Art von Narren, die mir auch damals ſchon unmöglich unbekannt ſeyn konnte. Unter dieſem Ungeziefer aufgewachſen, war es ein Wunder, daß ich meine erſten ſatyriſchen Waffen wider daſſelbe wandte?

Das zweyte Luſtſpiel, welches man in dem vierten Theile finden wird, heißt **die Juden**. Es war das Reſultat einer ſehr ernſthaften Betrachtung über die ſchimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk ſeufzen muß, das ein Chriſt, ſollte ich meynen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann. Aus ihm, dachte ich, ſind ehedem ſo viel Helden und Propheten aufgeſtanden, und jetzt zweifelt man, ob ein ehrlicher Mann unter ihm anzutreffen ſey? Meine Luſt zum Theater war damals ſo groß, daß ſich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte. Ich bekam alſo gar bald den Einfall, zu verſuchen, was es für eine Wirkung auf der Bühne haben werde, wenn man dem Volke die Tugend da zeigte, wo es ſie ganz und gar nicht vermuthet. Jch bin begierig mein Urtheil zu hören.

Noch begieriger aber bin ich, zu erfahren, ob dieſe zwey Proben einige Begierde nach meinen übrigen dramatiſchen Arbeiten erwecken werden. Jch ſchmeiſſe davon alle diejenigen aus, welche hier und da unglücklicher Weiſe ſchon das Licht geſehen haben. Ein beſſerer Vorrath, bey welchem ich mehr Kräfte und Einſicht habe anwenden können, erwartet nichts als die Anlegung der letzten Hand. Dieſe aber wird lediglich von meinen Umſtänden abhangen. Ein ehrlicher Mann, der nur einigermaaſſen gelernt hat, ſich von dem Aeuſſerlichen nicht unterdrücken zu laſſen, kann zwar faſt immer aufgelegt ſeyn, etwas ernſthaftes zu arbeiten, beſonders wenn mehr Anſtrengung des Fleiſſes, als des Genies dazu erfodert wird; aber nicht immer etwas witziges, welches eine gewiſſe Heiterkeit des Geiſtes verlangt, die oft in einer ganz andern Gewalt als in der unſrigen ſtehet. — Es rufen mir ohnedem faſt verſäumte wichtigere Wiſſenſchaften zu:

Satis eſt potuiſſe videri!

IV.

Vorrede

zu Gleims Preußiſchen Kriegsliedern.

Die Welt kennet bereits einen Theil von dieſen Liedern; und die feinern Leſer haben ſo viel Geſchmack daran gefunden, daß ihnen eine vollſtändige und verbeſſerte Sammlung derſelben ein angenehmes Geſchenk ſeyn muß.

Der Verfaſſer iſt ein gemeiner Soldat, dem eben ſo viel Heldenmuth als poetiſches Genie zu Theil geworden. Mehr aber unter den Waffen, als in der Schule erzogen, ſcheinet er ſich eher eine eigene Gattung von Ode gemacht, als in dem Geiſte irgend einer ſchon bekannten gedichtet zu haben.

Ich beſitze noch ein ganz kleines Lied von ihm welches in der Sammlung keinen Platz finden konnte: ich werde wohl thun, wenn ich dieſen kurzen Vorbericht damit bereichere. Er ſchrieb mir aus dem Läger vor Prag: “Die Panduren lägen nahe an den Werken der Stadt in den Hölen der Weinberge; als er einen geſehen, habe er nach ihm hingeſungen: „

Was liegſt du, nackender Pandur!
Recht wie ein Hund im Loch?
Und weiſeſt deine Zähne nur?
Und bellſt: So beiſſe doch!

Es könnte ein Herausforderungslied zum Zweykampf mit einem Panduren heiſſen.

Ich hoffe übrigens, daß er noch nicht das letzte Siegeslied ſoll geſungen haben. Zwar falle er bald oder ſpät; ſeine Grabſchrift iſt fertig:

Ειμι δ᾽ εγω θεραπων μεν Ενυαλιοιο ἀνακτος
Και Μουσεων ἐρατον δωρον ἐπισταμενος.

V.

Beurtheilung
der Duſchiſchen Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sitten.

Die Frühlingsmonathe. *)

(Man ſehe den 1ten Theil der Analekten, pag. 310.)

—“Unſer Verfaſſer glaubt, man ſollte weder in der Sittenlehre noch in der Phyſik demonſtrieren, weil die Erkenntniß ohne Annehmlichkeit des Vortrags, gar zu mühſam und zu verdrießlich iſt. Er habe alſo einen angenehmen Vortrag zu ſeinem Vorhaben gewählt. — Laßt uns ſehen, was unſer Schriftſteller durch einen angenehmen Vortrag verſteht?„ —

“Ich wünſchte, ſagt er: zu ſchildern, und durch „Hülfe aller Dichterkünſte auf die Einbildungskraft „dieſes ſo nützlichen Vermögen der Seele, zu wirken. „Meine Arbeit mußte alſo das Anſehen eines Gedich„tes annehmen; und um ſie der Poeſie ſo ähnlich zu „machen, als möglich wäre, ſchrieb ich ſelbſt meinem „Perioden, wo es ohne Zwang geſchehen konnte,

---

*) Bibl. der ſch. W. u. f. Künſte, 3ten B. 1tes St. P. 96.

„ein Sylbenmaas vor ; doch fand ich es nicht für „gut mich beſtändig daran zu binden. „

Unſere Leſer wiſſen nunmehr vermuthlich, was ſie ſich von unſerm Verfaſſer zu verſprechen haben. Schilderungen gewiſſer Gegenſtände, nebſt zufälligen Betrachtungen in einer poetiſchen Proſe, oder in einem proſaiſchen Gedichte, wie ſich der Herr Verfaſſer auszudrücken beliebt, oder in einer ungelenken Proſe, wie wir es nennen, die von halben und ganzen Hexametern ſtrotzet, und mit ſo vielen langweiligen Beywörtern belaſtet, ſchwerfällig einherſtolpert, daß man ohne Angſtſchweiß kaum drey Perioden leſen kann.

Dieſe Art des **angenehmen Vortrags** drohet ſeit einiger Zeit die deutſche Proſe gänzlich zu verderben. Wir haben ſchon moraliſche Abhandlungen, akademiſche Reden, Predigten, Briefe und wer weiß was ſonſt in dieſem Geſchmacke zu leſen bekommen. Bald wird man im gemeinen Leben auch nicht mehr reden, ſondern alles in halbgebrochenen Hexametern herausſingen wollen.

Damit unſere Leſer ſelbſt urtheilen können, wollen wir nur einige Perioden aus der angezeigten Schrift anführen, und zwar die erſten, die wir aufſchlagen werden.

S. 9. "Schau, ſchon führet ſie (die Sonne) „über den Erdkreis beſſere Tage. — O! gewiß die

„beſſern Tage! Noch ſteigen ſie ſelten über dir auf. „Laß ſich nicht den flüchtigen Stern umſonſt aus „dicken Nebeln hervorarbeiten! (O was muß die Zunge hier herausarbeiten.) Noch dickerer Nebel, ſchwerer belaſtete Wolken und Schneegeſtöber werden den „folgenden Tag dir dieſen frohen beſeelenden Stern „wieder verbergen.„ Welches Ohr iſt geduldig genug dergleichen Perioden auszuhalten? Sollte man glauben, daß ſich ein Menſch ſo weit vergehen könne, ſie für wohlklingend zu halten? Was iſt das: „Geize mit den heiligen Stunden„, u. ſ. w. — “Der Geiz iſt edel, und der kroch unter den Thieren, der bloß war und vergieng.„ Muß man nicht ein Oedipus ſeyn, um dieſer Konſtruktion durch die Umkehrung ihre wahre Geſtalt wieder zu geben. Was heißt das: “Eine Sanduhr eröfnet Augen und Ohren? Was ſind ſüſſe Schauer des Schreckens?

S. 80. “Schau, dort wartet auf dich (den „Wollüſtling) auf ſeinem marmornen Tiſche der ſilberne Topf, und dampfet Gerüche aus der Pfeife. — „Nun ertönet der donnernde Tiſch, die ſilberne Teller „läuten zur Mahlzeit, die fliegenden Diener tragen „die dampfende Schüſſel ſchon auf. Wirſt du allein „dieß Opfer verzehren? Schau dein Windſpiel ladet „ſich ein; ſchmeichelnd kommt es herein, ſteht, ſchaut „aufmerkſam dich an, und bewegt den wedelnden „Schweif, u. ſ. w.„

S. 193. Von dem goldenen Weltalter. “Da „wurden nicht die Tiefen ihrer ſeltenen Bewohner „beraubt, nicht aus dem Himmel durch den Donner „der Kunſt, der in Fernen den Tod hin verſendet, „die ſteigende Lerche mitten in der Entzückung des „Lobgeſanges heruntergeſchlagen, nicht das flüchtige „zitternde Reh durch ein geflügeltes Bley im Laufe „geſtürzt, nicht der indianiſche Herbſt ſeiner Früchte „beraubt, die die Weichlichkeit auf fliegenden Schlöſ„ſern von der Morgenröthe auf ihrer wolluſtigen „Tafel verſammelt.„ Welch eine gigantiſche Periode? Was vor kräftige Beywörter, ſeltene Bewohner der Tiefen, Donner der Kunſt, die ſteigende Lerche herunterſchlagen, geflügeltes Bley, indianiſcher Herbſt, fliegende Schlöſſer? Fliegende Schlöſſer! Was ſind das für Geſchöpfe?

Mit dieſen wenigen Exempeln dürfte es vermuthlich genug ſeyn unſern Leſern von dieſer neumodiſchen Schreibart einen Begriff zu machen, wenn ſie irgend ſo glücklich ſeyn ſollten, noch keine Schriften in dieſem Geſchmack geleſen zu haben. Wir wollen uns bemühen, die Urſachen zu finden, warum dieſer ungewöhnliche Numerus ſo rauh und unangenehm klinge.

Man ſchlieſſet insgemein folgender Geſtalt: da das Sylbenmaas in Verſen ſo vollſtimmig und ſo wohlklingend iſt; ſo müßte auch die Proſe deſto harmoniſcher ſeyn, je näher ſie der heroiſchen Verſeart käme, und je mehr man Gelegenheit nähme, ganze Verſe oder wenigſtens die Schlußfällen derſelben in die Proſe einzuflechten. Nichts iſt betrüglicher als dieſer Schluß. Man findet nach einiger Ueberlegung, daß die bewährteſten Kunſtrichter nicht ohne Grund gewarnet haben, in Proſe eine Periode einflieſſen zu laſſen, die einem Verſe ähnlich ſieht.

Das Sylbenmaas iſt eine abgemeſſene Regel der Ordnung, die den Wohlklang auf den Gipfel der Vollkommenheit bringt, wann ſie durchgehends befolget und genau beobachtet wird. Wird aber allzuoft von dieſer Regel abgewichen; ſo dienet ſie vielmehr uns den Mangel der Ordnung als die Ordnung ſelbſt fühlen zu laſſen. Wenn eine Periode bis in die Hälfte nach einem richtigen Sylbenmaaſſe fortläuft; ſo iſt es unſern Ohren eine Marter, wenn ſich die zwote Hälfte an keine Ordnung bindet, und der Freyheit der Proſe bedienen will. Es kömmt uns beynahe vor als wenn ein Schauſpieler, der in der Oper wahrgenommen, daß das Singen den Ausdruck der Leidenſchaften öfters befördert, gewiſſe Stellen in einem Trauerſpiele abſingen, die übrigen aber herſagen wollte.

Das poetiſche Sylbenmaas, und vornehmlich der Hexameter, erfordert einen etwas geſetzten und langſamen Ton. Er geht mit gemeſſenen Schritten feyerlich, ernſthaft und maieſtätiſch fort. Da hingegen die Proſe ſchon etwas freyer, geſchwinder und gleichſam ohne Tackt ausgeſprochen ſeyn will, Wirft man nun dieſe beyde Gattungen auf Geradewohl durcheinander; ſo müſſen wir bald laufen, bald ernſthaft gehen und bald hinken.

Bald geben wir der Ausſprache ein Gewicht, indem uns das anſcheinende Sylbenmaaß dazu berechtiget, bald aber finden wir uns betrogen, und fahren nachher deſto nachläßiger fort, je weniger wir fähig ſind, uns ſogleich wieder in die gehörige Verfaſſung zu ſetzen. Nichts iſt dem Ohre unerträglicher als dieſe unregelmäßige Wiederkehr von abgemeſſener und freyer, ſchwerfälliger und flieſſender Bewegung, davon die Seele weder das Vorhergegangene behalten, noch das künftige mit einiger Wahrſcheinlichkeit vermuthen kann.

Einige gute Köpfe haben dieſe vermiſchte Schreibart gewählt, wenn ſie Gedichte aus einer andern Sprache und vornehmlich aus dem Engliſchen haben ins Deutſche überſetzen wollen, und bey einer ſolchen Gelegenheit iſt ſie weniger zu tadeln. Der Zwang eines richtigen Sylbenmaaſſes verträgt ſich ſelten mit den Pflichten einer guten Ueberſetzung und man müßte öfters das ganze Weſen einer poetiſchen Periode verändern, wenn man ihr den freyen flieſſenden Schwung der Proſe ertheilen wollte. Bey einigen Engländern gehet dieſes noch weit weniger an. Dieſe haben die Gewohnheit, daß ſie alles bis auf die kleinſten Züge ausmahlen, und ihre Gedichte mit einer großen Menge Beywörter anfüllen. Man muß wenigſtens den größten Theil derſelben mit überſetzen, wenn man der Urkunde treu bleiben will, und wie geht dieſes an, ohne der angebundenen Schreibart die Flüſſigkeit zu benehmen, die ihr eigen iſt? Man hat alſo aus Noth zu dieſer vermiſchten Gattung ſeine Zuflucht nehmen müſſen, die wirklich dasjenige iſt, was der **bürgerliche Edelmann des Moliere** verlangte, **weder Verſe noch Proſe.**

Man tadele dieſe Ueberſetzer nicht. Man empfehle ihnen nur, ſich in ihren Schranken zu halten, und ſich, ſo viel möglich, dem Genie der deutſchen Sprache zu nähern, damit der deutſche Leſer zwar merke, er leſe überſetzte Gedichte, aber nicht in die Verſuchung gerathe zu zweifeln ob er auch deutſch leſe.

Wenn wir aber ſelbſt ſchreiben und nicht überſetzen wollen, wenn wir die Freyheit haben, unſere Gedanken mit dem Genie der Mutterſprache übereinſtimmend zu machen, und eine Art des Vortrags zu wählen, die für beyde die bequemſte iſt, warum wollen wir uns in eine ſo unnatürliche Form zwingen, bey welcher gewiß weder die Schönheit der Gedanken noch die Harmonie etwas gewinnet? Man will ſchildern ſagt man, man will die Sprache der Einbildungskraft redee Wohl! So hat denn die proſaiſche Beredſamkeit keine Gemählde, keine Erdichtungen, keine Einbildungskraft? Ohne einen **Plato** einen **Cicero** und andere große Geiſter des Alterthums anzuführen, haben nicht in neuern Zeiten ein **Shaftesbury**, ein **Fenelon**, ein **Mosheim**, ein **Sulzer**, ein **Spalding**, die Sprache der Einbildungskraft in der allerwohlklingendſten Proſe geredet? Sind ihre Perioden deßwegen ungelenke, holpericht und roh worden, weil ſie die allervortrefflichſten Schilderungen vorzubringen hatten?

Wir haben uns wider unſere Gewohnheit allzuſehr bey allgemeinen Betrachtungen aufgehalten. Jedoch der verderbte Geſchmack in der ungebundenen Schreibart hat ſeit einiger Zeit ſo ſehr überhand genommen, daß man nicht genug dawider eifern kann. Ehe noch die engliſchen Schriften in Deutſchland ſo ſehr bekannt waren, wollten viele deutſche Schriften immer das Anſehen haben, als wenn ſie aus dem Franzöſiſchen überſetzt wären, und jetzt haben die vielen Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, womit wir ſeither überſchwemmt worden, einen ganz entgegengeſetzten Geſchmack, eingeführt. Das ſchlimmſte dabey iſt, daß wir mehr geneigt ſind uns das Tadelhafte der Ausländiſchen Schriftſteller als ihre Schönheiten zu eigen zu machen.

Es iſt Zeit, wieder auf unſern Schriftſteller zurück zu kommen. Er hat auſſer dem angeführten Fehler annoch die tadelhafte Gewohnheit, alles ohne Unterſcheid verblümt ſagen zu wollen. Den gemeinſten Gedanken kleidet er öfters in einen Pomp ein, darunter man etwas Erhabenes vermuthen ſollte. Er ſagt z. B. S. 184 in der Note: “Hobbes ſpottete des Tages über, über den Teufel, und brachte die Nächte „in großer Angſt zu.„ Dieſes iſt ein bekannter Vorwurf, dadurch man dieſen miſantropiſchen Weltweiſen hat lächerlich zu machen geſucht. In dem Text hingegen erſcheinet eben dieſer Gedanke in einer ſo aufgeblaſenen Geſtalt, daß er das Spitzfündige verliehret, und kindiſch wird. “Alſo verlacht beym Tage „ein Hobbes die Teufel, aber die Nacht, die erſchreckliche Nacht! Welche Schauer und Todesangſt ſchaffen ihm da die hölliſchen Geiſter, die er nicht glaubet, u. ſ. w.„

Von einem bekannten deutſchen Schriftſteller, der zu ſeiner Zeit vielleicht ohne Verdienſt, die Bewunderung Deutſchlands auf ſich gezogen, hernach aber ſeinen Ruhm überlebt hat, ſagt unſer Verfaſſer S. 264. “Von Stufe zu Stufe ward der Götze ver-

„unter geſchleppt. Wie ringt er gegen den Tod, und „ſchaut mit Sehnſucht nach der Höhe zurück, von „der man ihn riß, und kämpft und ſtämmet die Füſſe „gegen den Rand des Abgrunds, wohin man ihn „zieht. Vergebens ſucht er Zuflucht in den Schulen; „die Schulen ſperren ihn aus, u. ſ. w.„ Wie eckelhaft, wie kindiſch wird hier der kleine ſatyriſche Einfall unter der Folter gedehnt, und über ſeine natürliche Gränzen hinaus gezerrt? Was mag das wohl heiſſen: aber noch ſchläft die tripolitaniſche Schöne? Antwort: Noch hat ſich die Ranunkel nicht geöffnet. Dunkler ſinnreich kann man nicht ſeyn!

Die Begierde zu mahlen und bilderreich zu reden, hat unſern Verfaſſer öfters verleitet Beywörter zuſammen zu ſetzen, die kein Ganzes ausmachen, und ſich zuweilen ſogar widerſprechen. Z. B. S. 270. “Die ſteigende Höhe weinet Bäche, die, wie zitternde Thränen, irrend herunter beben.„ Welcher Unſinn! Alle Worte dieſer Periode mahlen, aber jedes einen andern Gegenſtand. S. 281. “Der Kreislauf der Dinge hatte die erhabenen Schultern „der Berge nöthig, ihnen die ſchiffenden Laſten von „Waſſern zu vertrauen.„ Was für ein widerſinniſches Bild der erhabenen Schultern, mit den ſchiffenden Laſten von Waſſern.

Jedoch man wird kaum eine Seite finden, wo nicht öfters die beſten Bilder durch die Häufung der Beywörter entſtellt und ihrer natürlichen Schönheit beraubt worden wären. Wir haben nur diejenigen anführen wollen, die uns ganz von ungefähr in die Augen gefallen ſind.

Wir müſſen unſerm Verfaſſer indeſſen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Wenn man von der wunderlichen gezierten Schreibart abſtrahirt; ſo findet man in dieſer Schrift öfters ſchöne Gemählde und Beſchreibungen, nicht ſelten Betrachtungen, welche Funken von Genie verrathen, und ſogar die Satire wäre dem Verfaſſer vielleicht gelungen, wenn er ſeine Gedanken ſo ausgedrückt hätte, wie er ſie gedacht hat. Unter andern haben uns die Beſchreibungen einer Ausſicht an der Elbe, einer Feuersbrunſt und eines bäuriſchen Leichenbegängniſſes in dem Märzmonathe; die Beſchreibung des Landguts eines Geizigen im April nnd die Beſchreibung eines Gartens im Maymonath vorzüglich gefallen. Vielleicht ſind noch einige Stellen darinn anzutreffen, die gelobt zu werden verdienen. Allein wir müſſen es geſtehen, daß es uns nicht möglich geweſen iſt, die ganze Schrift in der Folge durchzuleſen. Wir möchten gern einige ſchöne Stellen hier anführen; aber die gezierte Schreibart iſt uns zuwider; es gehet uns wie einſt Malherben mit ſeinem Prediger.

Wir wünſchen, daß der Herr Verfaſſer mit dieſen Schilderungen fortfahren möge. Seine Abſicht iſt eine der löblichſten, und er hat wirklich Talente, ſich in dem Felde, welches er betreten, mit Vortheil zu zeigen. Wir wünſchten aber auch, daß er das gezwungene ſtolzierende Weſen in ſeiner Schreibart verlieſſe, ſich für der Schwulſt und für der Begierde allenthalben zu glänzen, hüte, und zugleich ſeine Beſchreibungen und Gemählde mit einiger Fiktion unterbreche, damit der Leſer durch die Abwechſelung auf eine angenehme Art unterhalten werde. Das Einerley mißfällt uns allenthalben, und wenn Thomſon gleich Stoff genug in den Gegenſtänden der Natur gefunden hatte, in vier Geſängen die Leſer nicht zu ermüden; ſo zweifeln wir doch, ob es unſer Verfaſſer durch vier nicht ſchwache Bände hindurch, aushalten werde. Die Natur iſt unerſchöpflich an Schönheiten; es iſt wahr: aber nicht derjenige, der ſie beſchreibet.

Die Herbſtmonathe. *)

Wir haben in der That eine Freude erlebt, deren ſelten ein Kunſtrichter zu genieſſen das Glück hat. Der Verfaſſer der obbenannten Schilderungen, ein

---

*) Bibl. d. K. 5ter B. 1tes St. p. 104. u. f.

Mann, dem wir weder Genie, noch Beleſenheit, noch eine Kenntniß verſchiedener Dinge abgeſprochen haben, hat ſich diejenigen Anmerkungen, die wir über ſeine Frühlingsmonathe gemacht haben, gefallen laſſen, und ſich bemüht, in der gegenwärtigen Fortſetzung diejenigen Fehler zu vermeiden, die wir nach ſeinem eignen in der Vorrede geäuſſerten Urtheile mit Recht getadelt haben. Es betraf ſolches die von halben und ganzen Hexametern ſtrotzende poetiſche Proſe, in welcher er ſeine Schilderungen vortrug, die, mit ſo viel langweiligen Beywörtern beladen, ſchwer einher ſtolperte und faſt nicht ohne Angſtſchweiß konnte geleſen werden. Er mißbilliget jetzo dieſe Schreibart ſelbſt, und wir haben in dem Erfolg mit einem wahren Vergnügen geſehen, daß er ſie wirklich ſehr geändert hat; aber ſich auch zugleich leichter und angenehmer leſen läßt, als in den vorhergehenden Monathen.

Der Inhalt derſelben ſchränket ſich hauptſächlich auf Beſchreibung aus der Natur nach den Umſtänden der Jahreszeit, und auf phyſikaliſche und moraliſche Betrachtungen ein, worunter der Verfaſſer auch bisweilen kleine Erzählungen und Beobachtungen aus der Naturgeſchichte und Sittenlehre mit eingeſtreuet hat. So unmöglich es uns vorher war, unſern Leſern etwas daraus anzuführen, ſo gern thun wir es jetzt, da er uns dieſe Pflicht nicht mehr ſo ſauer gemacht hat.*) — — —

Unſere Leſer werden zwar in mehrern Beſchreibungen die allzugehäuften Beywörter und oft wiederkommenden hexametriſchen Perioden nicht gänzlich vermiſſen. Doch müſſen wir geſtehen, daß dieſes nur Stellenweiſe vorkommt, und daß der Autor nur zuweilen von der vorigen Gewohnheit hingeriſſen zu ſeyn ſcheint, daß er ſich vergißt, aber auch wieder zu ſich ſelbſt kömmt. Wir hören deswegen ſeine moraliſche oder phyſikaliſche Sprache am liebſten, weil er darinnen meiſtentheils der Natur am gemäßeſten redet und da am meiſten gefällt, wo er am wenigſten gefallen denkt. Hier iſt ein Beyſpiel von der Ergebung in den göttlichen Willen. “Wenn die Natur Schwierigkeiten vorlegt, die dein Verſtand nicht auflöſen kann; ſo hüte dich, die Weisheit und Güte Gottes lieber in Zweifel zu ziehen, als deiner Einſicht zu mißtrauen. In allen Fällen des Lebens herrſchet ſeine Weisheit. Ohne daß es Gott weiß, ſtreuet die Natur nicht ein einziges Saamenkorn der Pflanzen aus, die du verachteſt: ohne ſein Wiſſen wallet das Weltmeer nicht auf, und verſchlingt nicht mit Menſchen bewohnte Inſeln, und ohne ſein Wiſſen zertritt der Fuß des Wanderers kein unſichtbares Inſekt im Staube. Mehr biſt du gewiß, obgleich auch ein Geſchöpf ſeiner Hände, als der Wurm, der ungeachtet zertreten wird. Du haſt es geſehen, daß die ganze Natur die Fülle, und den Ueberfluß aus allen ihren Gebiethen endlich auf dich ergießt; die, für welche der Wurm ein Gegenſtand iſt, ſollte dich vergeſſen, und einem blinden Zufalle Preis geben? Dich, dem ſie eine Seele von himmliſcher Abkunſt gegeben hat, wenn das Thier bloß den körperlichen Inſtinkt zum Führer hat, der mit ihm gebohren wird, und ſtirbt? Ach! vertraue der Hand, die die Sterne in ihren Bahnen wälzet, den Lauf der Sonne gleich gütig, gegen alle Bewohner der Erde, zeichnete: die die ganze unendliche Kette der erſchaffenen Dinge zuſammen flochte, und in ihrer. Vollſtändigkeit ſo lange erhalten wird, bis die Sonne dieſer Welt verlöſcht, die das Jahr in Frühling und Sommer, Herbſt und Winter theilet, in dieſer Zeit Vergnügen, in der andern Reichthümer von Nahrung austheilet: die deine Felder mit dieſen tauſendfältigen Früchten beladet; der Hand vertraue, und ergieb dich dem Willen desjenigen Weſens, deſſen Allmacht die äuſſerſten Gränzen des ganzen Alles umfaſſet. Dein eigenes Glück, und deine Beruhigung beruhet auf dir ſelbſt. Deine Vorſtellung machet dich glücklich, oder unglücklich. Betrachte die Abſicht deines Daſeyns, und lerne aus ihr den Begierden und Wünſchen ihr Ziel ſetzen, deine Weisheit für Thorheit zu ſchätzen, und dich allein der höchſten Weisheit zu überlaſſen.„ —— Doch wir wollen unſern Leſern, die ein Vergnügen an den Schilderungen der Natur und Sitten finden, das Vergnügen nicht rauben, das viele Gute und Schöne im Zuſammenhange zu leſen, und ſich für die Zeit, die ſie darauf wenden, ſelbſt wohl zu belohnen. Wir können aber nicht umhin, noch etliche kleine Anmerkungen über dasjenige, was uns noch zu verbeſſern ſcheint, mit unſrer gewöhnlichen Freymüthigkeit hinzuzuthun und zugleich den Tadel zu rechtfertigen, den wir ſchon bey der Beurtheilung der erſten Monathe geäuſſert haben. Der Herr Verfaſſer iſt ausnehmend in die Metapher verliebt und verſäumt nicht leicht ein. Gelegenheit, wo er ſich derſelben bedienen kann. Wir loben dieſes, zumal wo der Dichter mahlen, und die lebloſen Dinge beſeelen will, ob wir gleich auch darinnen des **Quintilians** Meynung ſind: Vt modicus atque opportunus metaphorae vſus illuſtrat orationem: ita frequens & obſcurat & taedio implet: Aber dieſes wünſchten wir wohl, daß der Herr Verfaſſer bey dem Gebrauche derſelben die Regel mehr beobachtete, die alle Kunſtrichter davon geben, daß man nicht aus einer Metapher in die andere fallen, und allezeit ſolche Beywörter und Prädikate wählen ſoll, die ſich zum Subjekte der angenommenen Metapher ſchicken. Wir wundern uns um ſo viel mehr, daß darinnen der Verfaſſer oft fehlet, da er in den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern wohl bewandert iſt, und keine in dem Gebrauche derſelben ſtrenger ſind, als eben dieſelbe: denn es iſt die Regel der Natur und der geſunden Vernunft. Es iſt wahr, einem Dichter kann man bisweilen noch eher einen ſolchen Uebergang verzeihen, weil er von der Hitze des Genies hingeriſſen wird; doch muß noch ein Schein der Vergleichung übrig bleiben, ſonſt iſt es allezeit fehlerhaft. Wenn alſo Catull ſagt: tenuis ſub artus *flamma dimanat*; ſo drückt dieſes noch die Geſchwindigkeit des Feuers aus, von der die Lateiner das Wort fluere faſt im eigentlichen Verſtande gebrauchen: im Deutſchen würde es fehlerhaft ſeyn, weil wir das Wort flieſſen nicht in dem Verſtande ſagen, ſondern wir ſagen, es läuft. Aber wer z. E. ſolche Metaphern entſchuldigen können: p. 11 blaue Hügel mit krauſem Haare, p. 17 mit der Schar den ſtarken Rücken der Felder zerreiſſen und die Erde zu zähmen, p. 18 für wen empfieng dem natürlicher Acker in ſeinen braunen Wunden den mannichfaltigen Saamen, p. 19 das Band der Nationen wird aufgehoben, p. 20 aber Zwietracht frißt ihre eignen Kräfte, p. 29. Unmitgetheiltes Vergnügen erſtirbt in ſeiner Geburt in der Bruſt, die ſich nicht gegen einen Freund eröffnen, und gleichſam von ihm den Wiederſchein ſeiner eignen Freuden zurück empfangen kann, p. 31. Am Fuß einer Kette von Hügeln in der vertieften Aue, p. 40. Wie viele Millionen von Gliedern folgen in einer richtigen Leiter von dem niedrigen Moſe bis zur hohen Eiche, p. 46. Von einer Leiter zur andern im Denken fortgehn, p. 53. Das wunderbare Gewebe der Gefäſſe, p. 54. Wer hieß jene Wälder aufwachſen, die den Rücken jener Kette von Bergen mit verſchiednem Grün bedecken? ebend. Wenn vor dem kältern Herbſte das Blut der Pflanzen in ihren Adern zu erſtarren beginnet, und der Hauch der Nordwinde den Schmuck von den Gipfeln der Bäume ſchütteln will, p. 60. Schwierigkeiten wetzen den Verſtand, p. 85. Dort laß mich an jenem Ufer der ſchiffreichen Elbe die krauſe Kette von Hügeln ſehen, p. 69. Die blaſſen Schiffer ſahen verzweifelnd in die aufgerührte Waſſerwüſten, p. 89. Früchte geißeln die Steine des Hagels zu Boden, p. 113. Rauſchend freſſen die glänzenden Rinder um ſich her und beſcheren den grünen Rücken des Stoppelfeldes. Die aufſteigenden hellen Wände der Hügel, die ihre ſandige Rücken dem Auge entgegen kehren, ſenden die Blicke nicht geblendet zurück, und die heißen Sonnenſtrahlen tanzen und zittern nicht mehr auf der Fläche der Sandfelder. — Doch wir wollen das Regiſter von ſolchen Redensarten nicht häufen, wo wir glauben, daß entweder die Metapher übel angebracht, übel fortgeſetzt, oder eine gewiſſe Schwerfälligkeit und Dunkelheit verurſachet. Wenn man einmal eine Metapher angefangen hat, warum bleibt man nicht bey derſelbigen und führet ſie fort? So macht es **Homer**, **Virgil**, **Plato**, **Xenophon** und **Cicero**, und alle gute Schriftſteller, die beſtimmt und richtig ſchreiben. Sie ſtreuen nicht Saamen in Wunden, geben einer Kette einen Rücken, oder kräuſeln ſie auf, oder machen aus Steinen Geißeln, oder Füſſe, und theilen einer richtigen Leiter Glieder mit. **Longin** tadelt mit dem **Hermogenes** von Jdeen, I. 6. den **Gorgias**, der von den Geyern geſagt hatte, ſie wären lebendige Gräber; weil ſich dieſes nicht zuſammen vertrüge; unſere deutſchen Witzlinge vereinigen wohl noch andere Dinge zuſammen, und am allermeiſten diejenigen, die ſich bemühen recht zierlich und bilderreich zu ſeyn. Der Verfaſſer ſucht ſich wegen des Gedanken von der Sanduhr, daß ſie Augen und Ohren eröffnet, den wir das letzte mal getadelt, in der Vorrede dadurch zu ſchützen, daß er es von der Zeit wolle verſtanden wiſſen; aber wer kann dieſen Satz: **die Zeit wird dieſe Augen verſchlieſſen und dieſe Ohren verſtopfen, wenn eure Sanduhr verlaufen, die ſie auf eine Zeitlang eröffnet**: wohl anders als wir annehmen? Es iſt natürlich, daß man das relativum die ſo verſtehet, welche Uhr ſie, d. i. **eure Ohren auf eine Zeit lang eröffnet**: es iſt dieſes keine **Verdrehung**, die wir aus dieſem Ausdrucke erzwungen, ſondern der Natur der Sprache gemäß. Wenn wir ſagen: die Mode in hexametriſcher Proſe zu ſchreiben wird endlich auch aufhören, wenn ſie die Kritik beleuchtet, die bisher geherrſchet hat; wer wird das Herrſchen nicht von der Kritik verſtehen, obgleich die Mode darunter gemeynt iſt? — Doch genug über ein Wort geſtritten! Noch eine zwote Erinnerung müſſen wir hinzufügen, dieſes iſt die allzugroße Einförmigkeit der metaphoriſchen Beywörter und Benennungen: dieſe verurſacht wirklich einen Eckel, und wir wünſchten, daß der Autor bey einer anderweitigen Ausgabe für mehr Abwechſelung ſorgete: er hat Lieblingswörter, die auf allen Seiten, zumal in dem erſten Monathe, wiederkommen, der **Sturm zergeißelt, die Winde zergeißeln**, der

---

*) Bibl. der Künſte, 5ten B. 1tes St. p. 105.

Regen zergeißelt, die Steine zergeißeln, die Städter geißeln die Stunden fort ꝛc. Wir ſehen auf den zerflügten Feldern nichts als **Wunden**, da ſind krauſe Wälder, krauſe Hügel, krauſe Büſche, krauſe Spuren, krauſe gezeichnete Flächen, die Sichel ſchieret beſtändig, die Felder ſind geſchoren und die Weiden geſchoren, auch die Ziegen beſcheren die Hügel, und die Rinder die Stoppelfelder; wie oft ſieht er nicht glänzende Rinder, die Wolken bleiben ihm ewig ein **Vorhang**, und der Himmel das hohe oder blaue **Gewölbe**, alles iſt bey ihm durch **Ketten** verbunden; die reifen Aehren ſind ihm nichts, als **güldne** Aehren, **güldne** Laſten, **güldne** Saaten, **güldne** Berge ꝛc. Einem Mann von ſeinem Genie kann es an Reichthum von mahleriſchen und bilderreichen Beywörtern nie fehlen: denn er wird uns Recht geben, daß einerley Gegenſtand, von verſchiednen Seiten gemahlt, weit beſſer gefällt, als ein vielfacher Abdruck von einer Platte.

Dritens wünſchten wir hin und wieder mehr Beſtimmtes im Ausdrucke, weil man oft nicht weiß, welches das Subjekt oder Prädikat iſt. Wir wollen nur ein paar Proben davon anfuhren, die uns in die Augen fallen. S. 59 heißt es: Die unfruchtbaren Blätter der Dorngebüſche, welche die Ziegen an ſteilen Felſen beſcheren, ergieſſen durch ihre hangenden Eyter (ein unangenehmes Wort!) kühle Ströme in deine Gefäße; beſcheren die unfruchtbaren Blätter die Ziegen oder dieſe jene? S. 89. Früchte geißeln die Steine des Hagels zu Boden.

Endlich wird dasjenige oft wiederholet, was vorher ſchon geſagt worden, und die Gedanken bis zum Eckel ausgedehnet. Wir haben dieſes hauptſächlich in ſeinen moraliſchen und phyſikaliſchen Betrachtungen gefunden; nur ein paar aus einem einzigen Monat und in wenig Blättern auf einander! S. 20 und 21 wird die Hülfloſigkeit des Menſchen bey ſeiner Geburt weitläuftig erwähnet, S. 34 wird es mit einer kleinen Veränderung wiederholet, S. 23 heißt es von der Verbindung der Menſchen zur Eintracht: "Mit zehnfachen Feſſeln hat die gütige Vorſehung, ſo wie ſie die ganze Kette der Schöpfung in einander flochte, jedes Geſchöpf an ſein verwandtes Geſchöpf gefeſſelt, und für jedweden Menſchen alle andere Nebenmenſchen gefeſſelt, und für jedweden Menſchen alle Nebenmenſchen erſchaffen. S. 28. Dieſes ſind die Ketten, womit die Weisheit die verſchiedenen Gemüther der Menſchen zur Vereinigung zwingt, und alle Glieder der Erde zu einer Geſellſchaft verbinden wollte, wenn es noch nicht genug war, daß ſie den Seelen ſelbſt den Saamen der Menſchenliebe und Freundſchaft eingepflanzet hatte. S. 41 und 46 kommen faſt einerley Anmerkungen über die Mannichfaltigkeit der Natur in den verſchiedenen Abänderungen der Pflanzen vor. Wir wollen nichts von der Wiederholung einzelner Gedanken ſagen. So ſagt er z. E. S. 32 faſt in einem Perioden: “Freundſchaft ſammlet, wie ein Spiegel, alle Strahlen der Freude, und bricht ſie auf das Herz der Freunde zurück;„ und gleich darauf: “ein Ausruf der Entzückung erweckt den andern wie die Stimme das Echo. Das Lächeln eines Antlitzes iſt der Wiederſchein des Lächelns eines andern, ſo wie die ſtille Waſſerebne den güldnen Glanz der Morgenröthe zurücke giebt. S. 49. Noch ſind unter den Buchenhaynen die Hügel nicht hinweg geſunken, und noch iſt die Erde die Mutter und Ernährerinn ſo vieler Gewächſe nicht unfruchtbarer. S. 51. Hohe Wälder ſinken von den Rücken der Hügel, und der Hügel verliehrt ſich nicht ꝛc. „ Es iſt freylich ſehr ſchwer, zwölf Monate auszufüllen, und immer etwas neues und für den Leſer unterhaltendes zu finden: wir haben ihm dannenher ſchon zu Anfange gerathen, ſeine Beſchreibungen und Gemählde durch kleine Erdichtungen zu erhalten. Wir finden auch in dieſen Monaten etliche Erzählungen, in dem September die Geſchichte des **Euphronius** und der Amelie nach dem **Thomſon**, und den Alceſt, eine Erzählung; den Tempel der Natur, im Oktober; den

Tod Amintors und der Selima, und die gerechtfertigte Vorſehung in der Geſchichte des Ariſt, im November. Sie ſcheinen uns aber zuweilen zu ſehr aus einander gezerrt, und oft mit weitläuftigen Nebenbeſchreibungen beladen. Vielleicht hätte der Verfaſſer noch mehr Abwechſelungen finden können, wenn er bisweilen unter ſeine oft langen und ermüdenden moraliſchen Betrachtungen kleine Anekdoten aus der alten und neuern Geſchichte, die für den Dichter und Redner eine ſo reiche Quelle von anmuthigen und lehrreichen Dingen iſt, auf die Art gemiſcht hätte, wie er es mit phyſikaliſchen gemacht hat. Doch wir ſind vielleicht zu begehrlich, und verlangen immer deſto mehr, je mehr man uns giebt.

VI.

Ueber Thomſons Sophonisba,

überſetzt von J. H. Schlegel. *)

Thomſon, der durch ſeine Jahrszeiten in Deutſchland ſo berühmt iſt, hat dieſem Trauerſpiele eine Vorrede vorgeſetzt, aus der man ſieht, daß dieſes ſein erſter Verſuch auf der Schaubühne geweſen iſt, und Herr Schlegel kann ſich hierbey nicht des Ausrufs enthalten: "was für ein Genie, deſſen erſter Verſuch

---

*) Bibl. der Künſte, 5ten B. 1tes St. p. 117.

dieſes iſt! Thomſon hat in dieſem Stücke gezeiget, daß gewiſſe Dichter in England der dramatiſchen Poeſie ſo genau zu folgen wiſſen, als es jemals in Frankreich geſchehen iſt, daß ſie, und das Unregelmäßige und Gewirre von Zufällen eben ſo gut vermeiden können, wenn ſie nur wollen.„ Wir finden an dieſem Stücke dieſes beſonders ſchön, daß der Verfaſſer, wie man es hauptſächlich an dem Corneille rühmt, jeder Perſon allezeit die ihrem Karakter gemäße Sprache zu geben weiß, und der Herr Sekretär giebt durch die angehängten hiſtoriſchen Abhandlungen jedem jungen tragiſchen Dichter eine Lehre, wie er diejenigen Karaktere, die er bearbeiten will, vorher wohl ausſtudiren ſoll. Man darf nur des Herrn Schlegels Vorrede leſen, um einen guten Begriff von der Ueberſetzung zu bekommen: man wird ſich gleich von dem großen Fleiße, den er darauf gewandt, nichts anders, als etwas vollkommenes verſprechen können, und wann auch ſchon der Schlegeliſche Name, der unter den deutſchen Muſen ſchon ſo rühmlich bekannt iſt, ein gutes Vorurtheil für ihn ſeyn ſollte.

Er hat zweyerley Ausgaben von Thomſons Trauerſpiele zuſammen gehalten und von den Veränderungen und Verbeſſerungen, die er in den letztern gemacht, durch Anmerkungen den Leſer unterrichtet: denn auch eine Zeile, die ein Thomſon weggeworfen, iſt oft ſchöner, als ganze Bände von Alltagspoeten: ſie ſind zugleich ein Beyſpiel, wie ſtrenge große Dichter gegen ſich ſelbſt ſind, und wie man mit ſeinen eignen Arbeiten verfahren müſſe, wenn ſie die Probe der Kritik aushalten ſollen Man wird oft zweifelhaft, ob nicht die verworfene Lesart die verbeſſerte übertrifft: Herr Schlegel giebt in der Vorrede davon etliche Proben, doch der Leſer hat bey ihm die Wahl, weil er ihm beyde zu leſen giebt. Er giebt endlich in der Vorrede von der Versart, deren er ſich in der Ueberſetzung bedienet, Rechenſchaft, und wir ſind ſehr zufrieden, daß er ſich an ein gewiſſes Sylbenmaas gebunden und ſie uns nicht in einer poetiſchen Proſe zu leſen gegeben, weil wir gefunden, wie nachtheilig dieſe Arten von Ueberſetzungen bisher unſerer Sprache geweſen. Man hat ſchon vor ein paar Jahren eine dergleichen Ueberſetzung von Thomſons ſämmtlichen tragiſchen Werken erhalten; ſie iſt aber ſo wörtlich, und dadurch oft ſo fremd für ein deutſches Ohr, daß ſie ſich hin und wieder nicht ohne Eckel leſen läßt, zu geſchweigen, daß auch Sprachfehler darinnen vorkommen, wie wir aus mehr, als aus einem Beyſpiele zeigen könnten, wenn es hier der Ort wäre.

Herr Sekr. Schlegel hat ſich nach der Art faſt aller engliſchen großen Gedichte der fünffüßigen Verſe bedienet, die er bald zehn- bald eilfſylbig machet, nach

Beſchaffenheit der Endwörter, oder wie es zu ſprechen eingeführt iſt, bald männ- bald weiblicher, Verſe. “Reime, ſpricht er, wird man vermuthlich von einer überſetzten Tragödie nicht fordern. Das höchſte, das man einem Ueberſetzer zuzumuthen pflegt, iſt, daß er ſich eben den Zwang, ſo viel als ſeine Sprache leidet, anthue, als der Urheber, und in Thomſons Sophonisba ſind. — Ich habe es für das bequemſte gehalten, dem engliſchen Sylbenmaaße mit allen ſeinen Regeln und Freyheiten zu folgen.

Es hat dieſe Versart in neuern Zeiten beydes in der franzöſiſchen und deutſchen Sprache große Nachahmer gefunden. Die Italiäner haben ſich, wiewohl mit einigem Unterſchiede, ihrer auch vorlängſt und häufig bedient, und die ſo beliebten Hendekaſyllaben der alten Römer ſtimmen, zwar nicht in Anſehung der Abmeſſung, aber doch in Anſehung der Anzahl der Sylben und des Fortlaufens der Zeilen damit überein.„

Wir ſind vollkommen ſeiner Meynung und glauben, daß, wenn man in ungereimten Verſen ſchreiben will, dieſe Versart einen Vorzug vor den ſonſt bey Tragödien gebräuchlichen ſechsfüßigen jambiſchen oder ſogenannten alexandriniſchen habe. Herr Schlegel giebt dieſen Vorzug ſelbſt an: vors erſte hat man die Freyheit mit dem Abſchnitte abzuwechſeln, welches ſo wohl bey Endigung des dritten Fußes, als bey Endigung des andern geſchehen kann.: vors zweyte vermißt man bey ihnen den Reim faſt ganz und gar nicht, den in alexandriniſchen die Gewohnheit faſt nothwendig gemacht hat.

Die Leſer werden von uns keinen Auszug von dieſem Trauerſpiele erwarten. Wer die Geſchichte davon weiß, wird auch ziemlich die ganze Anlage davon wiſſen, denn die große Einfachheit dieſes Stücks iſt eins von ſeinen größten Verdienſten, und man muß das Genie bewundern, das ohne alle Epiſoden fünf Aufzüge mit gleichem Feuer auszufüllen gewußt, welches ſelbſt der große **Corneille** nicht gewaget. Unſere Abſicht iſt hier bloß die Ueberſetzung anzupreiſen und den Leſern eine Probe davon vorzulegen. *)

Die Erfindung des ganzen Plans von der engliſchen **Sophonisba**, an der wir mit ihm die edle Einfalt bewundert haben, gehört dem **Trißino**; und Stellenweiſe hat **Thomſon** ſelbſt ſeine Sprache geborgt. **)

— — — — —

Aber nicht einmal **Trißino** iſt der erſte geweſen, der dieſes vortreffliche Süjet in Italien auf das Theater gebracht hat: ſchon vor ihm ſchrieb **Galeotto Marcheſe von Caretto** ein Trauerſpiel unter dieſem Titel, das er 1502 der **Iſabelle Marcheſin von Man-**

---

*) **) Bibl. der Künſte, 1ten B. 1tes St. p. 1[illegible]0. u. f. 139.

tua zueignete: aber er entfernte ſich noch zu ſehr von ſeinen groſen Vorgängern den Alten in der Tragödie, als daß man ihm einen Platz unter den guten tragiſchen Schriftſtellern einräumen wollen.

Auf das franzöſiſche Theater iſt ſie zuerſt vom **Mont-Chretien**, einem nicht unbekannten alten franzöſiſchen Dichter, gebracht worden. Der zweyte iſt **Mairet**, deſſen **Sophonisba** dreyßig Jahr älter iſt, als **Corneille** ſeine: wir überlaſſen es dem Leſer, den Plan von dieſer und die Vergleichung mit **Thomſons** ſeiner bey Herrn **Schlegeln** nachzuleſen, oder ſie ſelbſt anzuſtellen.

Unter den Deutſchen hat ſich **Lohenſtein** daran gewaget. "Es würde überflüßig ſeyn, ſagt Herr **Schlegel**, ſich in eine Beurtheilung von **Lohenſteins** Fehlern wider die Regeln des Theaters einzulaſſen, und viel Aufhebens darüber zu machen, daß ſich z. E. der Schauplatz in jeder Abhandlung nach Gelegenheit etlichemal verändert, daß die Anzahl der ſpielenden Perſonen, eine gute Menge ſtumme und ein Geſpenſt ungerechnet, ſich auf 20 erſtreckt, daß in den ſo genannten **Reyen** oder Zwiſchenſpielen bald von **Sophonisben** und bald von Kaiſer **Leopold** und ſeiner Gemahlin gehandelt wird. Die Kritik muß entweder die gegenwärtige Beſſerung zum Endzweck haben, oder der Schädlichkeit eines verführeriſchen Beyſpiels vorzubauen ſuchen.

Es hat dieſer Poet fährt er fort, dem es gewißlich an einer Art von Fleiße nicht gefehlt, einen großen Reichthum von Anmerkungen ſeinen Tragödien beydrucken laſſen. Wenn man durch dieſelben von ſeiner weitläuftigen Beleſenheit in den ſchönen Schriften der Alten überzeugt wird; ſo muß man erſtaunen, daß eben derjenige, der ſie ſo viel geleſen, ſich es ſo wenig hat einfallen laſſen, ſie nachzuahmen. Und wenn er doch nur den **Livius** mit Empfindung geleſen hätte, wie weit anders würde ſeine **Sophonisbe** ſeyn! Aber anſtatt einer livianiſchen **Sophonisbe** ſieht man hier die wolluſtigſte und die grauſamſte, die albernſte, ja die niedrigſte Perſon aus dem menſchlichen Geſchlechte, oder vielmehr ein ſolches Gemiſch von Thorheiten und Laſtern, dergleichen niemals in einem menſchlichen Herzen geweſen ſeyn kann, und doch wird unaufhörlich mit ihrem

felſenharten Herz, das des Glückes Schläge
Kaum als ein Ambos fühlt, geprahlt. „

Man kann in der That nichts abgeſchmackters und lächerlichers leſen, als dieſe **Sophonisbe**, und es bleibt ein Paradoxon des menſchlichen Verſtandes, wovon wir noch täglich Proben ſehen, daß man die trefflichſten Sachen leſen und das elendeſte Zeug ſchreiben kann. “Ein **Lohenſtein**, ſagt Hr. **Schlegel**, lieſt die Regeln des **Ariſtoteles** und die Karaktere des **Livius**, er betrachtet die Beyſpiele des **Sophokles**, er hat **Corneillen** zum Zeitgenoſſen, und folgt keinem von ihnen. „

VII.

Ueber die
ſogenannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden. *)

Eine weibliche ſitzende Figur, über Naturs Größe, das Haupt geſtützet auf die rechte Hand, wird unter den Alterthümern zu **Dresden** für eines der ſchönſten und vollkommenſten Werke gehalten, und hat, von langer Zeit, den Namen einer Agrippine geführt.

Winkelmann ſelbſt ließ ihr dieſen Namen; und ſagte: "daß ihr ſchönes Geſicht eine Seele zeige, die „in tiefe Betrachtungen verſenkt, und vor Sorge und „Kummer gegen alle äußere Empfindungen fühllos „ſcheine. Man könnte muthmaßen, ſetzte er hinzu, „der Künſtler habe die Heldin in dem betrübten Augenblicke vorſtellen wollen, da ihr die Verweiſung „nach der Inſel Pandataria war angekündiget worden.„

Woran aber dann und wann ein Kenner nur gezweifelt, das hat vor kurzem Hr. **Caſanova** (in ſeiner Abhandlung über verſchiedne Denkmähler der Dresdner Antikenſammlung) ausdrücklich beſtritten; nicht ohne Verwunderung über Winkelmannen. "Auch **Winkelmann**, ſagt er, legt dieſer Statue „den Namen einer Agrippine bey: denn auch er iſt „bisweilen von der Seuche der Antiquaren befallen „worden, welche die Kenntniß der Künſte aus der „bloſſen Lektüre beſitzen, und deren Auge eben nicht „der feinſte Sinn ihres Körpers iſt. „

---

*) Braunſchw. Zeitung, von 1771. No. 58.

Obnſtreitig wird ein Gelehrter, ohne ein feines Auge, aus bloſſen Büchern, in Dingen dieſer Art, oft ſehr falſch urtheilen. Aber iſt denn das feine Auge ganz untrüglich? Und ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Mann, der ſich das allerfeinſte Auge zutrauet, ohne Zuziehung ſchriftlicher Nachrichten, nicht eben ſo falſche Urtheile fällen könnte?

Hr. **Caſanova** ſagt: " die Statue kan keine „Agrippine ſeyn, weil der Kopf keinem andern „Kopfe der Agrippine, weder auf Münzen, noch „an der berühmten Statue der ſitzenden Agrippine „in Rom, gleichet. „

Ich will jetzt nicht unterſuchen, ob **Winkelmann** nicht eine ganz andere Agrippine in Gedanken gehabt, als von der ihn Hr. **Caſanova** verſtehet. Sondern was ich eigentlich hier anmerken will, betrifft beyde; **Winkelmannen** ſowohl als den Hrn. **Caſanova**.

Winkelmann ſagte, es ſey eine Agrippine; denn ihr Kopf habe viel Aehnlichkeit mit dem Kopfe einer ſtehenden Agrippine in dem Vorſaale der Bibliothek zu St. Markus in Venedig.

Hr. Caſanova ſagt, es ſey keine Agrippine; denn ihr Kopf gleiche keinem andern Kopfe der Agrippine.

Winkelmann ſagte, ihr ſchönes Geſicht zeuge von Sorgen und Kummer.

Hr. Caſanova ſagt, ſie ſitze mehr in einer nachdenkenden tiefſinnigen, als traurigen Stellung; und ihr Geſicht ſey das ſchönſte Ideal.

Aber was reden ſie denn beyde uns ſo viel von dem Kopfe und von dem Geſichte vor? Wußte denn **Winkelmann** nicht, und weiß es Herr **Caſanova** ſelbſt nicht, daß aus dieſem Kopfe nichts zu ſchließen iſt?

Dieſer Kopf iſt neu; dieſer Kopf gehöret, wie noch manches andere, zu den Ergänzungen dieſer dem ohngeachtet vortrefflichen Statue.

Sollte es möglich ſeyn, daß man dieſes in Dresden nie gewußt hätte? Und doch ſcheinet es faſt. Denn nur bloß vergeſſen können weder die Gelehrten noch die Künſtler daſelbſt einen Umſtand haben, auf den, bey allen Vermuthungen, was die Statue vorſtellen ſoll, es einzig und allein ankömmt.

Indeß habe ich weder dieſen noch ienen nöthig, meine Behauptung weitläuftig zu erweiſen. Herr Caſanova und die Künſtler haben das Werk ſelbſt vor ſich, das ſie nach ihrer Kenntniß des Alten und Neuen nur etwas genauer prüfen dürfen. Die Gelehrten aber werden mir leicht auf die Spur kommen, und es bald heraus haben, worauf ich mich gründe. Denn wahrlich verlohnt es ſich kaum der Mühe, daß ich es ihnen ſage: ob es ſich ſchon ſehr der Mühe verlohnet, die Sache ſelbſt wieder allgemein bekannt zu machen.

VIII.

Brief an Gleim,

über deſſen Volkslieder. *).

Liebſter Freund!

Sie haben mir mit Ihren Liedern für das Volk eine wahre und groſe Freude gemacht. — Man hat oft geſagt; wie gut und nothwendig es ſey, daß ſich der Dichter zu dem Volke herablaſſe. Auch hat es hie und da ein Dichter zu thun verſucht. Aber noch keinem iſt es eingefallen, es auf die Art zu thun, wie Sie es gethan haben; und doch denk ich, daß dieſe ihre Art die vorzüglichſte, wo nicht die einzig wahre iſt.

Sich zum Volke herablaſſen, hat man geglaubt, heiſſe, gewiſſe Wahrheiten (und meiſtens — Wahrheiten der Religion) ſo leicht und faßlich vortragen, daß ſie der Blödſinnigſte aus dem Volke verſtehe. Dieſe Herablaſſung alſo, hat man lediglich auf den **Verſtand** gezogen, und darüber an keine weitere Herablaſſung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuſchenden Verſetzung in die mancherley Umſtände des Volkes beſtehet. Gleichwohl iſt dieſe letztere Herablaſſung von der Beſchaffenheit, daß jene erſtere, ohne dieſe letztere, nichts als ein ſchaales Gewäſche iſt, dem alle individuelle Applikation fehlet. Ihre Vorgänger, mein Freund! haben das Volk blos und allein für den ſchwachdenkendſten Theil des Geſchlechts genommen, und daher für das vornehme, und für das gemeine Volk geſungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verſtanden, und den mit ſeinem Körper thätigen Theil im Auge gehabt, dem es nicht ſo wohl am Verſtande als an der Gelegenheit fehlt ihn zu zeigen. Unter dieſes Volk haben Sie ſich gewagt; nicht um es durch gewinnſtloſe Betrachtungen von ſeiner Arbeit abzuziehen, ſondern um es zu ſeiner Arbeit zu ermuntern, und ſeine Arbeit zur Quelle ihm angemeſſener Begriffe, und zugleich zur Quelle ſeines Vergnügens zu machen. Beſonders athmen, in Anſehung des letztern, die meiſten von dieſen ihren Liedern das, was den alten Weiſen ein ſo wünſchenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr ſich aus der Welt zu verlieren ſcheinet. Ich meyne jene fröhliche Armuth, (læta paupertas) die dem Epikur und dem Seneka ſo ſehr gefiel, und bey der es wenig darauf ankommt, ob ſie erzwungen oder freywillig iſt, wenn ſie nur fröhlich iſt, ꝛc.

---

*) Halberſtadt, 1772.

Namenregiſter
über den 1ten u. 2ten Th. der Leßingſchen Analekten.

(Die römiſche Zahl weiſet den Theil, jene andre die Seiten.)

Abraham, (Pater) II. 560.
Addiſon, I. 137. 208. II. 190. 217. 231. 242. 245. 303.
Adelmann, II. 131-139. 152-157.
Aelian, I. 482. II. 73. 82.
Aeſchylus, I. 8.
Aeſopus, I. 153. 464. II. 71. 73.
Agrikola, II. 384.
Agueßau, (d') I. 349.
Akenſide, II. 193. 237.
Alcäus, II. 207. 208.
Alcibiades, I. 179.
Alciphron, I. 153.
Algerus, II. 139.
Ameloveen, I. 481.
Alſted, I. 221.
Aminta, II. 222.
Anakreon, I. 166. II. 98.
Anaxagoras, I. 328. 481.
Anderſon, II. 381.
Angelo, (Michael) II. 218.
Antonius Liberalis, II. 73.
Aphthonius, I. 461.
Apicius, I. 164.
Apollonius, I. 480.
Apuleius, I. 472.
Archimedes, I. 480.
Arioſt, II. 93. 213.
Ariſtophanes, I. 8. 41. II. 305.
Ariſtoteles, I. 134. 143. 179. 458. f. 479. 486. II. 193. 220.
Aretius, II. 402-403.
Arnold, II. 142.
Arthur Ironſide, II, 25. 385.
Auguſt, (Herzog) II. 160.
Auguſtinus, II. 408.
Auguſtus, II. 205.
Aurifaber, II. 142.
Axt, (Hermann) II. 70-88.
Azevedo, (Antonio de) I. 9.

Baco, I. 181. 328-330. 477. II. 200. 202. 533.
Banks, (John) II. 299.
Baron, I. 72. 107.
Baſedow, I. 350. II. 469.

Basnage, II. 164.
Batteux, I. 455. 465.
Bayer, (Th. S.) I. 470.
Beaumont, I. 208. 350. II. 279. 281.
Behn, (Aphra.) II. 297.
Berachia Ben-Natronai Hanakdan, I. 231-240.
Berengarius Turonenſis, II. 131-168. 475.
Bergmann, (C. G.) I. 155-161.
Berni, II. 223.
Beßer, I. 278.
Betterton, (Th.) II. 299.
Beverland, I. 471.
Biberna, II. 95.
Bibiena, (Bern. da) I. 18.
Boccaz, II. 96.
Bodmer, I. 178. II. 88.
Bödiker, I. 446.
Boethius, II. 115.
Boileau, II. 171-233.
Bolingbroke, I. 155-165.
Bos, (du) I. 18. 93. II. 194. 199.
Boßu, II. 220. 232.
Boßuet, I. 190. II. 24.
Bourdaloue, I. 190-192.
Boyle, (Roger II. 297.
Bracciolini, (F.) II. 213.
Bradley, I. 322. II. 107.
Brave, (von) I. 485.
Breitinger, I. 455.
Brewer, (Anth.) II. 290.
Brocke, I. 133. II. 124.
Browns, II. 82.
Bruiere, (la) II. 173.
Brumoy, II. 193. 220.
Buckingh. II. 193. 235. 296.
Bünau, I. 387.
Burg, I. 110.
Burkhard, II. 157.
Burnets, I. 326.
Buttler, I. 350. II. 225.
Bynkershoeck, I. 471.

Calov, II. 490.
Callimachus, II. 232.
Camden, II. 265.
Caniz, I. 278.
Canut, II. 290.
Capella, I. 472. u. f.
Carraccio, (A.) II. 194.
Carlſtadt, II. 141.
Carrew, I. 267.
Cartes, I. 327-330. 477.
Cartwright, (W.) II. 289.
Caryl, II. 226.
Caſanova, II. 633.
Cato, I. 338.
Catull, I. 281. 284. II. 637.
Cave, II. 164.
Cavendiſch, (W.) II. 292.
Cellotius, II. 165.
Celſius, II. 474.

Ceva, II. 76.
Chapmann, (Georg) II. 282.
Chauſſee, (de la) I. 40. 41. 54. 58.
Chifletius, (P. Fr.) II 145.
Chryſoſtamus, II. 6. 24.
Cibber, I. 9.
Cicero, I. 12. 193-195. II. 25. 26. 217. 559. 628. 639.
Clairaut, II. 123.
Cleritus, II. 147.
Coccajo Merlino, II. 223.
Cockburn, (Kath.) II. 304.
Colerus, (Chriſt.) II. 403.
Congreve, I. 9. II. 176. 303.
Conring, II. 160.
Coopers-Hill, II. 183.
Corneille, I. 17. 134. 136. 138. 143. 209-210. II. 199. 297. 645. 648.
Coſin, (Joh.) I. 143.
Cotton, II. 301.
Cowley, I. 242. II. 176. 206.
Cramer, I. 166. 191. 345. 376. II. 3-69.
Crescembini, II. 222-225.
Cromwell, (Oliver) II. 291,
Crown, (John) II. 298.
Cuper, (Gisbert) I. 471. 480. 481.

Dach, I. 274.
Daniel, (Sam.) II. 284.
Dante, II. 90. 93. 218. 240.
Davenant, II. 287. 288. 293.
Day, (John) I. 293.
Decker, (Th.) II. 284. 287.
Demetrius Phaler. II. 251.
Demoſthenes, I. 193. 194. II. 26.
Dennis, II. 301.
Deoduinus, II. 139.
Derham, II. 176.
Destouches, I. 18. 30. 54.
Dionyſius, I. 284. II. 452-455.
Diderot, I. 142-144. 486. 490. II. 11.
Döderlin, II. 572.
Dodsley, II. 193. 260-296.
Domenichino, II. 194.
Donne, II. 173. 176.
Dryden, I. 9. 18. II. 176. 186-188. 197. 199. 242. 273. 295. 296. 300.
Dürand, II. 144-149.
Duſch, I. 310-343. II. 483. 209. 621.
Dyck, (van) I. 342.

Ebert, I 299. 349. II. 393.
Edelmann, II. 116.
Eduard, (Martyrer) II. 262.
Eduard, (Bekenner) II. 262.
Eduard III. II. 261. 262.
Edwards, (Richard) II. 275. 276.
Eliſabeth, II. 267-287.
Epikurus, I. 328.
Etherege, (Georg) II. 298.
Euclides, I. 150. 506.
Eugen, II. 85.
Euripides, I. 8. 138. 423. II. 193. 216.
Euridice, II. 190.

Fabricius, (J. A.) I. 471. 481. II. 139.
Fabricius, (Fr.) II. 51. 52.
Farobosco, II. 224.
Farquhar, (Georg) II. 299.
Fechtius, II. 143.
Fenelon, II. 220. 628.
Fenton, (El.) II. 304. 251.
Fentoni, II. 176.
Fermor, (Arabella) II. 226.
Fielding, II. 306.
Fiſchart, (Joh.) I. 219.
Flacius, II. 136. 139. 142. 145.
Flatmann, II. 197.
Flecknon, II. 301.

Fletcher, I. 208. II 279-289.
Flemming, I. 274. II. 405.
Folmarus, II. 158.
Fontaine, (la) I. 464. II. 607.
Fontenelle, I. 464. II. 173.
Forveſius, II. 143.
Ford, II. 285. 287.
Fowles, (John) II. 297.
Franklin, II. 515.
Friedrich II. II. 224.
Friſch, I. 198. 289. 292. 446.
Fronto, II. 474.
Frowde, (Philipp) II. 306.

Galeotto Marcheſe von Caretto, II. 648.
Galiläus, I. 477.
Garrick, I. 128.
Garth, II. 226.
Gaßendi, I. 328. 477.
Gay, I 153. 154. 161.
Gebauer, I. 388.
Gelcardus, II. 136.
Gellert, I. 51-58. II. 67. 68. 87. 590. 607.
Geßner, I. 166. 199. 471.
Gilbertus, I. 477.
Gildon, II. 301.
Girolano Amel. II. 224.
Gleim, I. 166. II. 619. 637.
Glover, I. 294. II. 125.
Goff, (Thom.) II. 288.
Gongora, (L. de) II. 223.
Gonſalez, (Fr. de Büſos) I. 9.
Göze, II. 465-490. 522. 523. 535. 544. 556. u. f.
Gottſched, I. 13. 16. 143. 204-207. 216. 231. 232. 274. 307. 428. 441-453. II. 63. 109. 123-126.
Grävius, I. 471.
Gramm, I. 471.
Gregor VII. II. 144.
Greßet, I. 257.
Greville, (Full.) II. 285.
Grynäus, (Sim.) I. 304.
Gudius, I. 478.
Guitmundus, II. 139. 155.

Habington, (Will.) II. 293.
Hadrian, II. 195. 196.
Hagedorn, I. 265.
Haller, I. 4. 314. II. 112. 125. 126. 173.
Hammer, (Thom.) II. 281.
Harväus, I. 477.
Havard, II. 306.
Hauſted, (Peter) II. 293.
Hedelin, I. 486.
Heinrich I. II. 166.
Heinrich II. II. 259.
Heinr. IV. II. 264. 266. 267.
Heinrich VI. II. 379. 380.
Heinrich VIII. II. 292. 269.
Heinſius, I. 473.
Heinz, I. 442.
Herodotus, I. 476.
Heräus, I. 216.
Hervey, I. 214.
Heſiodus, I. 176. 177.
Heumann, II. 51.
Heywood, (Jaſper) II. 277.
———, (John) II. 269.
———, (Thom.) II. 281.
Hieronymus, I. 35-37. 159.
Hill, (Aaron) II. 304.
Hobbes, II. 206. 629.
Hogarth, II. 124.
Home, II. 97.
Homer, I. 166. 175-178. 423. II. 198. 216. 225. 241. 246. 247. 283. 639.
Horaz, I. 162-166. 303. II. 174. 199. 206-208. 220. 239.
Huart, II. 533.
Hudemann, II. 63.
Huetius, I. 472.
Hugenius, I. 322.
Hughes, (John) II. 306.
Hume, II. 306.
Hurd, II. 206.

Jakob. (Kön. Engl.) I. 477.
Jak. VI. (Schottl.) II. 287.
Jak. I. II. 271. 281. 284. 285.
Jakob II. II. 298.
Jeruſalem, Vater, I. 191.
— — Sohn, II. 573. u. f.
Jeſajas, II. 180. 237.
Jöcher, I. 274.
John, I. 273.
Johnſon, (Charl.) II. 306.
Johnſon, (Ben) I. 208. II. 279-296.
Jonathan, II. 73. 78.
Jones, II. 306.
Joſeph II. II. 544.
Junge, I. 477.
Jul. Romanus, II. 182. 218.

Käſtner, II. 111. 614.
Karl I. II. 284-297.
Karl II. II. 197. 205. 292-300
Karl XI. II. 379.
Kato, II. 83.
Kauie, II. 67. 68.
Kayſerberger, I. 198.
Keisler, II. 225.
Kem, (Guido) II. 194.
Killegrew, (Thom.) II. 296.
Killegrew, (Will.) II. 296.
Kleiſt, I. 162. 261. 314. II. 399-400. 406.
Klopſtock, I. 166. 178. 215-231. 376. f. II. 60-69. 173.
Kloie, II. 202.
Krieger, II. 119.
Kronegk, I. 485.

Labbe, II. 162.
Lanfrankus, II. 139-166.
Lee, (Nat.) I, 123. II. 175. 295.
Leibnitz, I. 471. 478. 480. II. 28. 157. 160.
Leo IX. II. 166.
Leſſing. I. 271. 453. II. 65. 71-87. 101. 131. 167. 406. 478. 480. 565. 572.
Lillo, (Georg) II. 305.
Lilly, (John) II. 276.
Limerno Pittocco, II. 223.
Linnäus, II. 124. 472.
Lippi, (Lorenzo) II. 225.
Livius, I. 387. 476. II. 96. 452-455.
Lodde, I. 349.
Logau, (H. W. v.) I. 279.
Logau, (Georg v.) I. 279.
Logau, II. 265-294.
Locke, I. 329. II. 304. 379.
Lohenſtein, II. 649.
Longin, II. 208. 215. 221. 639.
Lopez de Vega, I. 9.
Ludwig IV. I. 279.
Ludwig XIV. I. 33. II. 94.
Ludwig, (J. P. v.) I. 471.
Lukan, II. 243.
Lukrez, I. 166. II. 185.
Luther, II. 141. 142. 383. 481. 482. 545.
Lyonet, II. 124.
Lyſias, II. 175.
Lyttelton, (G.) I. 128. 140.

M. D. C. I. 51.
Mabillon, II. 146. 147. 163.
Machiavel, II. 95. 96. 124.
Main, (Jaſper) II. 293.
Major, (Elias) II. 404.
Mairet, I. 137.
Malherbe, II. 192.
Mallet, I. 121. 127. II. 360.
Manley, (Miſtriß) II. 301.
Maria, II. 270. 285.
Maria, (Henriette) II. 292.
Marino, II. 90.
Markham, II. 293.
Marloe, (Chriſt.) II. 282.
Marnix, (Philipp v.) I. 219.
Marſham, I. 161.
Marſilius Ficinus, II. 223.
Marſon, (John) II. 284.
Martene, II. 144. 146. 147. 149. 163.

Martial, I. 284. II. 608.
Maſcow, I. 387.
Maſon, II. 306.
Maſſillon, I. 197.
Maſſinger, (Ph.) II. 286. 287.
Maupertuis, II. 123. 192.
May, (Thom.) II. 288.
Meil, I. 308.
Meinhardt, II. 97. 98.
Meiſter, I. 272. 273.
Mela, I. 472.
Melitus, I. 177.
Mendoſo, (Antonio de) I. 9.
Merian, I. 315.
Metaſtaſio, II. 192.
Michaelis, (J. D.) II. 520. 522.
Middleton, (Thom.) II. 288.
Miller, (James) II. 305.
Milton, I. 306. 349. 428. II. 10. 175. 184. 199. 218.
Mirabeau, (von) I. 350.
Moliere, I. 30. 41 - 46. 52. II. 95. 119. 560.
Montalvoan, (J. P. de) I. 9.
Mont-Chretien, II. 649.
Monteſquieu, II. 96.
Montfaucon, II. 164.
Montiano, (Don Auguſtino de, y Luyando) I. 18.
Montmery, I. 102.
Moore, II. 306.
Moreto, (Auguſtin) I. 9.
Morhof, I. 232. 233. 272.
Mornaus, II. 143.
Morot, I. 123.
Morus, (Thom.) II. 270.
Moſes Mendelsſ, II. 585. 594.
Mosheim, I. 191. 196. II. 28. 149. 151. 152. 628.
Motte, (de la) I. 455. 464. II. 173. 192.
Motteaux, (Pet.) II. 301.
Mountfort, (W. II. 298.
Mylius, I. 205. II. 101-130.

Neyes, II. 96.
Neuberin, (Frau) I. 207. II. 121. 615.
Newton, I. 329. II. 107.
Nikolas, (Pabſt) II. 141. 145. 153. 166.
Nollet, II. 515.
Nordberg, II. 454.
Norton, (Thomas) II. 273.

Oldfield, I. 123.
Omeis, I. 307.
Opitz, I. 265. 274. 285. II. 393. 395. 402. 406.
Orpheus, II. 187. 188. 190.
Orville, (d') I. 471.
Otway, (T.) II. 175. 240. 295.
Oudinus, II. 163 - 165.
Ovid, II. 181. 248. 250. 558.

Palingenius, I. 162.
Palthen, (von) I. 153. 155. 162 - 165.
Panigarola, (F.) II. 249.
Parnell, II. 176.
Paſchaſius, II. 133. 136. 159.
Patåkus, II. 171.
Pauſanias, II. 458.
Pembrok, (Graf v.) II. 379.
Peterſen, I. 171 - 173.
Petrarcha, I. 162. 164. II. 90. 93. 98. 192.
Peter, (Lord) II. 226.
Phådrus, I. 464.
Philippus v. Span. II. 285.
Philips, (Ambroſe) II. 304.
Philips, (Kath.) II. 297.
Philoxen, II. 83.
Pibrac, II. 287.
Pierre, (St.) I. 165.
Pindar, I. 166. 241 - 253. 376. II. 207. 208.
Piphius, (S. Wim.) I. 470.
Pitt, II. 176.
Plato, I. 35. 180. 438. 479. II. 223. 628. 639.

Plautus, I. 8. 17. 35-37. 41. 52. 381. II. 274. 276. 614.
Plinius, I. 472. II. 458.
Plutarch, I. 423. II. 71. 82. 83.
Polus, II. 239.
Polybius, I. 148. II. 452-455.
Pope, I. 125. 149-151. 294. 311-314. II. 10. 82. 124. 169-256. 272. 281. 304. 305
Porphyrius, II. 474.
Praxiteles, I. 135.
Prior, I. 294-305. II. 176.
Probſt, (Peter) I. 204.
Prynne, (Will.) II. 293.
Pulci, (L.) II. 223.
Pythagoras, I. 327.

Quin, I. 128. 140.
Quintilian, II. 175. 187. 192. 194. 553. 636.

Rabelais, I. 216. 218.
Racine, I. 138. 143. 209. 386. II. 94. 199. 201. 205.
Ramler, I. 271. 349.
Randolf, (Thom.) II. 286.
Raphael, II. 91. 199. 218.
Ratramnus, II. 133.
Ravenskraft, (Edw.) II. 300.
Reaumür, II. 124.
Regnard, I. 88.
Reimann, I. 326.
Remond v. St. Albine, I. 18. 59-119.
Reß, II. 447.
Riccoboni, älter, II. 260-262. 274.
Riccoboni, I. 17. 18.
Richard I. II. 259.
Richard II. II. 263.
Rocheſter, II. 205.
Rojas, (Franciſco de) I. 9.
Roſcius, I. 12.
Roſenblüt, (Hans) I. 204.
Rouſſeau, II. 82. 192.
Rowe, (Nik.) I. 152. 432. II. 245. 281. 291. 302.
Rosley, (Will.) II. 283-289.
Roxas, (de) II. 533.
Roye, (de) II. 162.
Ruäus, I. 321.
Rubens, II. 182.
Rubig, I. 262.
Rutter, (Joſ.) II. 293.

Sack, I. 168. 191.
Sachſe, (Hans) I. 204.
Sackville, [Thom.] II. 270.
Saintonge, [Gillot de] I. 409
Salazar, [Chriſtoval de Mardones] II. 223.
Sallier, II. 88.
Santos, II. 176.
Sappho, II. 250.
Saul, II. 73. 78.
Scaurus, I. 486.
Schannat, I. 471.
Scheffer, I. 261.
Schirley, [James] II. 292.
Schlegel [E. J.] I. 343. 494.
Schlegel, [J. H.] II. 644.
Scotus, [Joh.] II. 159. 162.
Schloſſer, II. 560.
Schmid, II. 131. 135.
Schmidt, [Sebaſt.] II. 51.
Scultetus, [Andr.] II. 391-406.
Sedley, [Ch.] II. 297. 298.
Selnecker, II. 142.
Seneka, II. 98. 243. 277. 287.
Seneka, [Trag.] I. 8. 18..
Sidney, [Phil.] I. 304. II. 276. 278. 285.
Sigebertus Gemblacenſis, II. 139.
Shadwell, [T.] II. 296. 301.
Shaftsbury, I. 165. 180. 189. II. 203. 217. 628.
Shakespear, I. 9. 208. 209. 386. II. 10. 94. 175. 193. 199. 219. 220. 228. 230. 235. 240. 279. 280. 282. 284. 290. 560.
Smith, [Edmund] II. 304.

Sokrates, I. 176 - 180. 187. II. 64.
Solon, II. 71. 513. 514.
Sophokles, I. 8. 209. 486. II. 193. 238. 305.
Spalding, II. 628.
Spanheim, I. 478.
Spate, I. 292.
Spence, [Joſeph] II. 273.
Spencer, I. 122. 130. 311.
Spener, [P. J.] I. 471.
Spenſer, II. 10. 175. 177. 199. 276. 284.
Spinoza, I. 327. 328.
Steele, [Rich.] II. 195. 303.
Stephanides, II. 259. 261.
Stirling, [Graf v.] II. 286.
Suidas, II. 73. 81. 82.
Suckling, [John] II. 289.
Sulzer, II. 628..
Swift, II, 173. 176.

Tacitus, I. 387. 476. II. 96. 243. 452-455.
Taſſo, II. 90. 218.
Taſſoni, [Adeß.] II 222-225.
Tate, [Nahum] II. 301.
Terenz, I. 8. II. 614.
Tertullian, II. 523. 527. 529. 536.
Theobald, [Lew.] II. 281. 305
Theokrit, I. 151. 152. 166. 241. II. 177. 179.
Theophraſt, II. 614.
Thomſon, [James] I. 18. 120 - 141. 162. 214. 333. II. 184. 185. 304. 632. 644.
Tillotſon, I. 192.
Titian, II. 184.
Triſſino, I. 138. II. 648.
Trublet, I. 190 - 192.
Tſcherning, I. 274. 285. II. 405

Vanbrugh, [J.] I. 9. II. 303.
Vida, II. 201.
Vignoles, I, 470.
Virgil, I. 151. 152. 216. 299. 305. 319-321. II. 177-179. 217. 239. 242. 247. 639.
Vitruvius, I. 474. I. 458.
Voltaire, I. 17. 28. 30. 210. II. 175. 192. 244. 300. 303. 305. 454.
Vopiſcus, II. 454.
Voßius, I. 478. 481.
Urſey, [Thom.] II. 301.
Uz, I. 166. 167.

Waller, II. 176.
Walſch, II. 218. 219.
Warburton, II. 209. 247. 281. 419.
Webſter, II. 285. 293.
Weſſington, I. 129.
Weiſe, [Chriſt.] I. 4. 196.
[C. Fel.] I. 484. u. f.
Werenfels, [S.] I. 17.
Wernike, I. 272.
Weſtphale, II. 142.
Whitehead, II. 306.
Wieland, I. 166-202. 421. 441
Winkelmann, II 633.
Wolf, I. 461. II. 28. 485.
Wood, II. 282.
Wren, [Chriſt.] II. 397-389.
Wycherley, [Will.] II. 300.

Xenophon, I. 148. 176-179. II. 639.

Young, I. 294. 314. 349. II. 172. 174. 305.

Zachariä, II. 393. 406.
Zarate, [Fernando de] I. 9.
Zeſen, I. 286.
Zigra, II. 483.
Zimmermann, I. 199.
Zwingli, II. 141 - 142.

Analekten
für
die Litteratur.

Von

Gotthold Ephraim Leßing.

Dritter Theil.

Bern und Leipzig,
in der Hallerſchen Buchhandlung, 1786.

Ad
Bibl.
Acad.
Lund.

Vorrede.

Werke, die für den Geſchmack der Nation ſprechen, zu erhalten ſuchen, wenn deutſche Verleger ſie wieder aufzulegen, bedenklich finden, da ihr Zeitalter ſie nicht dafür lohnen würde, iſt ein verdienſtliches Unternehmen, und am gewiſſeſten bey einer dankbarern Nachwelt. Bey dem Schwarm heutiger frivoler Schriftſteller und Leſer iſt dies gar kein Wunder; kein Wunder ſelbſt Gleichgültigkeit gegen Werke eines **Leßings**. Denn unſere Epoche iſt nun die Epoche der Romane, Journale und Taſchenbücher. Sie wird einer andern Platz machen — und ſo wechſeln wir eine Mode gegen die andere ein. Die Buchhändler folgen treulich dem Strom der Zeit. Wer es nun wagen wollte, gegen den Strom zu ſchwimmen, und Werke blos um ihrer innern Güte und Vortreflichkeit willen, ohne Rückſicht, ob es ſich auch belohne? veranſtalten zu laſſen, handelt mehr patriotiſch als kaufmänniſch; und dieſen faſt gewiſſen Erfolg erwartet der Herausgeber dieſer **Hamburgiſchen Dramaturgie**, welche der ſel. Verfaſſer unter eigener Beſorgung verkaufen laſſen, und nun mit ſeinem Tode vaterlos geworden. Es würde ein vortheilhafter Schluß auf den Geſchmack unſerer Nation zu machen ſeyn, wenn ſie ähnliche Bemühungen mit Beyfall lohnen, und das Andenken eines Mannes, deſſen Ruhm in allen Zeitaltern glänzen wird, durch fleißiges Studium ſeiner Schriften an ſich ſelbſt rechtfertigen wollte.

Zur Geſchichte des Buches weis ich nichts beyzufügen. **Leßing** erzählt die Entſtehungsart am Ende und Schluſſe deſſelben. Es iſt bekannt, daß die **Hamburger Direktion**, der wir dieſes Werk zu verdanken haben, vom J. 1767 bis in die Faſten 1769 beſtand, deren Unternehmer die Herren **Seiler**, **Tillemann** und **Bubbers** waren. Männer, die einen **Leßing** zum Dramaturgen wählen konnten, und deren Zweck die Ehre der deutſchen Bühne war, müſſen einſichtsvolle Patrioten geweſen ſeyn; und dieſe Epoche wird in den Annalen des Theaters immer höchſt merkwürdig bleiben.

Vielleicht iſt es nicht unwichtig zu bemerken, daß kürzlich in Paris eine Ueberſetzung dieſes Werks von Herrn Mercier veranſtaltet worden.

Deutſchlands Bühnen haben den Verluſt des unſterblichen Leßings mit einer Würde gefeyert, die ihnen wahre Ehre macht, und uns die ſchmeichelhafteſten Ausſichten giebt.

Die erſte Bühne *) war die Döbbeliniſche zu Berlin, am 24ten Januar 1781. Das Theater ſtellte ein erleuchtetes Caſtrum Doloris mit dem Grabmal und Bildniß des Verſtorbenen vor, zu deſſen Seiten der größte Theil der Schauſpieler und Schauſpielerinnen, an deren Spitze ſich auch Herr Döbbelin befand, in Trauerkleidern ſtanden. Ein Anblick, der bey Eröffnung der Bühne, auf jeden Zuſchauer den lebhafteſten Eindruck machte. Sobald der Vorhang aufgegangen war, hörte man hinter der Bühne eine Trauermuſik, bey welcher das Bendaiſche Chor am Grabe Juliens, mit einiger Abänderung des Texts zu Grunde gelegt war. Die vortreſſliche Stimme der Demoiſelle Niklas machte dieſen Geſang noch herzeindringender. Nach Endigung deſſelben hielt Demoiſelle Döbbelin folgende vom Profeſſor Engel verfertigte Rede:

---

*) S. Theaterkalender 1782.

Den Ihr bewundertet; **Er**, deſſen Meiſterhand
Emilien erſchuf, der Leidenſchaft mit Witze,
Geſchmack mit Phantaſie, wie keiner noch, verband;
Er, der voran an aller Deutſchen Spitze
So ruhmvoll und ſo einzig ſtand: —
Er iſt nicht mehr! Auf öffentlicher Scene,
Aus voller Bruſt dem Edlen hingeweint,
Sey unſers Danks gerechte fromme Thräne
Mit Eurem Dank und Eurem Schmerz vereint! —
Wenn **Er** ein Deutſcher nicht, wenn **Er** ein Britte wäre:
Da ſchlöße ſeinen Sarg die Gruft der Kön'ge ein;
Da würd' ein Volk, gefühlvoll für die Ehre,
Ihm öffentlich ein ewig's Denkmal weihn —
O gönnt dann Ihr des großen Mannes Aſche,
Daß jenen Todtenkrug, der ſie geſammelt hat,
Die deutſche Künſtlerin, in Deutſchlands erſter Stadt,
Mit töchterlichen Thränen waſche!
Sie iſt zu klein, Verdienſt, wie ſo ein Geiſt erwarb,
Mehr als bewundernd zu empfinden;
Zu arm, mit Blumen nur die Urne zu umwinden:
Denn ach! — ſie welken, da **Er** ſtarb!

Die allgemeine Stille, ſo während dieſes ganzen Auftritts im Schauſpielhauſe herrſchte, war ein Beweis der aufrichtigen Theilnehmung des Publikums. Dieſer traurigen Feyerlichkeit folgte die Aufführung der **Emilia Galotti**; auch hier erſchienen die meiſten Schauſpieler noch in Trauer, einige aber nur mit ſchwarzen Unterkleidern. Da das Schauſpielhaus die Menge der Zuſchauer, die ſich an dieſem Tage hinzudrängte, nicht faſſen konnte, ſo wurden ſämmtliche Vorſtellungen am 27ten deſſelben Monats, auf dringendes Verlangen, nochmals wiederholt.

Hamburgs Schaubühne klagte am neunten März den Erſten der dramatiſchen Dichter. Nach der Aufführung der **Emilia Galotti** hörte man eine vortrefliche Trauermuſik, unter welcher der Vorhang geöffnet wurde. Das Theater war durchaus mit ſchwarzem Tuch bekleidet: in der Mitte ſtand auf einem durch fünf Stufen erhöhten Poſtement eine Urne, um welche alle Mitglieder des Theaters in tiefſter Trauer gruppirt waren. Dann folgte ein feyerliches Chor von Madam **Benda**, Mademoiſelle **Reilholz** und Mademoiſelle **Kreß** angeſtimmt, und vom Herrn **Hönicke** komponirt; hierauf ein Recitatif und Arie von Madam **Benda** geſungen, und endlich nachſtehende Rede vom Herrn **Schröder** geſprochen;

Ganz Deutſchland klagt um ſeiner Weiſen größten,
Sieht nun des Forſchers erſte Stelle leer,
Doch Deutſchland kann ſich tröſten,
Es hat der großen Männer mehr,
Vielleicht noch einen, der wie Er,
Sich ſelbſt allein des Ruhmes Hütte baute,
Vor Fürſten, Fürſtendienern nie gekniet.
Tief in der Menſchenheimlichkeiten ſchaute,
Und niemals eine Schadenfroh verrieth,
Der, was er einmal war, mit Ehre,
Und Nachſicht doch für andre blieb,
Und den nicht jeder Sturm der Lehre
Aus der erkannten Wahrheit trieb;
Der Gleisnerey und Prahlſucht kühn verſcheuchte,
Aus Furcht und Haß an keiner Meynung hieng,
Und, wenn er auch Gewißheit nicht erreichte,
Doch immer nah an ihrer Ferſe gieng.

Nur unverwunden bleibt die Trauer,
Mit welcher unſre Kunſt den Schlag beklagt;
Denn dieſe klagt um mehr, iſt um die Dauer
Der vaterländſchen Kunſt verzagt;
Sieht nur den kleinen Troſt von weiten
Hofft, daß noch Dichter in der Ferne ſtehn,
Die nur den einzigen bewährten Richter ſcheuten,
Und kühner nun auf ſeinem Pfade gehn,

Hofft, daß ſein Geiſt auf ihnen ſchwebe,
Und Segen noch auf ihre Werke ſtreu,
Daß Deutſchlands Weh um ihn, ſie noch belebe,
Und Sporn ihm nachzuſtreben ſey.

Drum hat auch unſer Schmerz ſich öffentlich vereint,
Denn in der Still' hat jeder ihn beweint,
Vielleicht, daß den, der auch nach Ruhme geizet,
Der Künſte feyerliche Wehmuth reizet.
Ihm ſelbſt (der Edle) Ihm iſt wohl!
Er weis nun, welche höh're Stelle,
Ein höh'rer Geiſt bekleiden ſoll.
Ihn dürſtete; nun iſt er an der Quelle,
Er ſpürte nach der Erde Leidenſchaften,
Nach Größ' und Schönheit der Natur;
Nun ſieht er ihre erſten Faden haſten,
Tritt auf der Grundgeſetze erſte Spur,
Nun weis er, daß der treue Sucher
Erſt hinter den entfernten Vorhang dringt,
Daß ird'ſche Weisheit, Millionen Wucher
Und kleine Ausſaat große Früchte bringt!
Sprichſt, Deutſchland, du von dir, erwähne ſeiner;
An Neid und Undank ſey die Rache dein;
In unſrer Kunſt ſoll am Altare keiner
Sich, ohne Ihm zu opfern, weihn.
Laß, Vaterland, ihn nicht durch kleines Lob,

Durch Schmeicheln und Nachahmung ſchmähen,
Auf ſeinem Grabe mag der Künſtler Fahne wehen,
Die Ewigkeit ſey ihre Krone drob!

Die Menge der Zuſchauer, und ihr feyerliches Schweigen, war ein deutlicher Beweis ihres Antheils an dieſem großen Verluſt.

Zu **Schwedt** befahl der **Markgraf**, der Wiſſenſchaft und Talent wägt und ſchätzt, der Aſche des großen Mannes ein Trauerfeſt zu weihen. Die Bühne, vorne ſchwarz bekleidet, ſtellte einen Eichenhain vor, im Hintergrunde den Tempel der Unſterblichkeit; an deſſen Schwelle lagen zween traurende Barden; im Innern ſtand Leßings Urne und Büſte auf einem allegoriſchen Altar; auf beyden Seiten die Bildſäulen der perſonificirten Ideen: Natur, Erziehung, Toleranz, Poeſie, Philoſophie, Geſchichte; auch ſah man in Medaillons die Namen der ſechs großen Schauſpiele des Dichters. Unter einer dazu paſſenden ſchönen Ouvertüre, die von einem ausdrucksvollen Orcheſter mit inniger Theilnehmung vorgetragen wurde, erſchienen ſämmtliche Schauſpieler in Trauer und Lorbeerkränzen und Weihrauch in den Händen; unter ihnen Möller als Odoardo

Galotti, der nach Endigung der Muſik folgende in dieſem Karakter geſetzte Rede hielt:

Todt iſt er; – todt? – Staunt darum Ihr ſo ſchüchtern
Und unmuthsvoll mich an?
Ihr Weib vor Weib und Mann vor Mann,
Mit naſſen, bleichen, bebenden Geſichtern? —
Todt iſt er? — Leßing todt! — Wohl Euch,
Wenn Ihr es fühlt! — Weh Euch, wenn Ihr
Es nicht fühlt! — Schlimmer wärt Ihr dann
Als todt — —

Heil Dir, o beſter Fürſt,
Heil Euch, Ihr feinen, ſchönen Seelen,
Die Ihr Ihn weint, und deren Thränen wir
Mit ſüßer Andacht zählen! —

Zu früh entblättert, ha! zu früh gebrochen iſt
Die Roſe, die uns ewig blühen ſollte;
Die goldne Frucht, die ewig reifen wollte;
Zu ſchnell am Horizont erloſchen iſt,
Die Sonne, deren allumfaſſender Glanz,
Von Weisheit, Witz, Geſchmack und Toleranz
Auf alle Felder Licht und Regen brachte,
Die jeden Boden urbar machte! —

Nur Eine Unſchuld, ruft Emilia! —
Ein Leßing nur, ſeufzt laut Germania! —

Und dieſen lieben, großen Einen : : —
Ha! wär' nur Albion ſein Vaterland,
Wie balde ſtänd' an's Avon Strand
Von ſeinem Volk ein Denkmal für Ihn da;
Wie würd' um Ihn ſein König weinen,
Und noch im Grabe ſich mit Ihm vereinen! —
So haſt denn Du, Germania,
In deinem weitgeſtreckten Lande
Nicht ſolch ein Volk, ſolch einen Fürſten? — Schande! —
Ja, Schande wär's! — Doch, meine Mutter, doch! —
Du haſt ſolch einen Fürſten noch.
Denn Friedrich Heinrich lebt — und Leßing lebt! —
Ich ſeh' Ihn — den erhabnen Schatten:
Hoch in des Empyräums Kreiſen ſchwebt
Er da, wo Shakeſpear ſich und Leibniz zu Ihm gatten,
Wo ſie ſich haben, die noch nie ſich hatten,
Vergöttert winkt Er Dank mir zu, für Dich
Nimm hin — empfang' ihn feyerlich,
Und theile, Großer Brennusſohn, das Opfer,
Das noch Melpomene dem Liebling heut
In dieſem Lorbeer bringt — Unſterblichkeit —

Laur.

Hierauf fiel die Muſik wieder ein, und man bekränzte Leßings Büſte und Urne — und opferte Weihrauch —

Eine treffliche Vorſtellung der **Emilia Galotti** folgte, und während des erſten Aktes ſtand iene Urne, die vorher in dem Tempel war, mit Lorbeern und Flor umwunden, im Kabinette des Prinzen. Eine feine Idee Herrn **Möllers**, die auf Kopf und Herz die angenehmſte Wirkung that.

Am 25ten Merz feyerte das Privattheater in **Ellrich** Leßings Andenken. Die Bühne war ſchwarz bezogen und ſtellte ein Caſtrum Doloris vor, welches einen Sarg trug, auf dem Dolch und Maske mit einem Lorbeerkranze umſchlungen, auf einem Kiſſen von Silberſtück lagen. Im Hintergrunde hielt ein Genius mit umgekehrter Lebensfackel, **Leßings** Bildniß, das nach dem Leben gemalt, und ſehr gut getroffen iſt. (Herr Kanonikus **Gleim**, der auch ſelbſt bey dieſer Feyerlichkeit gegenwärtig war, hatte es aus ſeinem Muſentempel dazu geliehen.) Das Parträt war mit Spiegelwandleuchtern umgeben, der Sarg mit Gueridons. Auf der rechten Seite des Sarges ſtanden die Schauſpielerinnen, auf der Linken die Schauſpieler, alle in tiefer Trauer. Nach dem Eingange einer dazu beſonders geſetzten Trauermuſik, ward ein Grablied auf den Verſtorbenen, bald im Chor, bald im Duett abgeſungen, und hierauf durch Madam Rhenzel, mit ſehr vielem Anſtande folgende vortreffliche Rede von Goekingk gehalten:

Der Engel, der mit leichtem Flug
Die Fackel ſeines ſchönen Lebens
Hellleuchtend ſonſt voran vor unſerm Leßing trug,
Kehrt raſch mit einem mal ſie um,
Und das Erſtaunen frägt vergebens:
Warum ſo früh, o Gott! warum?
Zu kühn iſt zwar ſchon dieſe Frage,
Und nur der unerſetzliche Verluſt
Macht ſie verzeihlich; doch, der Klage
Bleibt's wohl erlaubt, daß ſie vor ihre Bruſt
An eines Leßings Sarg ſich ſchlage.
So vielen Witz, ſo viel Verſtand,
Als wir in ihm verloren haben:
O ſaget: kann wohl noch ein Land
So viel in Einem Mann begraben?
Denn Einer Kunſt nur Meiſter ſeyn,
So viel das iſt, war dennoch ihm zu wenig.
Denn ſchritt er in ein neues Feld hinein,
Erobert ward es ganz, und er darinn der König.
Hat er nicht oft in zwanzig Mauren
Die Abende dem Volk durch Spott verkürzt,

Und das Vergnügen, Unſchuld zu bedauren,
Mit ſüßen Thränen ihm gewürzt? —

Doch alles das heißt halb den Mann nur kennen:
O Tauſend Eurer Thränen rinnen
Um ihn, der fern von Euch verſchwand,
Um ihn, den wir den Engeln ſelbſt nicht gönnen,
Wenn Ihr den Weiſen ſelbſt gekannt!
So heiter, und ſo offen, und ſo bieder
Wie er Euch hier im Bild' erſcheint,
War auch ſein Herz! — Ach! keiner ſieht ihn wieder!
Denn er ward Aſche! — Weint!
Und dieſe Thränen, ſamt dem Kranze
Der Maske und dem Dolch, womit, in Staub gebückt,
Noch unſre arme Hand den Sarg des Edlen ſchmückt,
Sind mehr, als wenn bey vollem Kerzenglanze
Die Eitelkeit mit ihrem Firlefanze
Den Sarg der Menſchenquäler drückt.
Wann tauſend Fürſten längſt vergeſſen,
Mit ſamt dem ſammtnen Sarg und ſeinen goldnen Treſſen,
In ihrem eignen Lande ſind,
Und nach der Zeit ein Tröpfchen nur, hernieder
Auf unſre Welt, aus ihrer Urne rinnt,
Schallt Leßings Name noch von allen Lippen wieder.

Nach Endigung der Rede verlor ſich die Muſik in ſanften Schmerz. Hintenher ward Miß Sara Sampſon aufgeführt.

An mehrern Theaterportalen wurde die Büſte Leſſings aufgeſtellt. Ihm huldigte ſeine Nation; — aber was iſt er ihr auch nicht alles geworden? — —

B. im März 1786.

J. G. H.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

Ankündigung.

Es wird ſich leicht errathen laſſen, daß die neue Verwaltung des hieſigen Theaters die Veranlaſſung des gegenwärtigen Blattes iſt.

Der Endzweck deſſelben ſoll den guten Abſichten entſprechen, welche man den Männern, die ſich dieſer Verwaltung unterziehen wollen, nicht anders als beymeſſen kann. Sie haben ſich ſelbſt hinlänglich darüber erklärt, und ihre Aeſſerungen ſind, ſowohl hier, als auswärts, von dem feinern Theile des Publikums mit dem Beyfalle aufgenommen worden, den jede freywillige Beförderung des allgemeinen Beſten verdienet, und zu unſern Zeiten ſich verſprechen darf.

Freylich giebt es immer und überall Leute, die, weil ſie ſich ſelbſt am beſten kennen, bey jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabſichten erblicken. Man könnte ihnen dieſe Beruhigung ihrer ſelbſt gern gönnen; aber, wenn die vermeynten Nebenabſichten ſie wider die Sache ſelbſt aufbringen; wenn ihr hämiſcher Neid, um jene zu vereiteln, auch dieſe ſcheitern zu laſſen, bemüht iſt: ſo müſſen ſie wiſſen, daß ſie die verachtungswürdigſten Glieder der menſchlichen Geſellſchaft ſind.

Glücklich der Ort, wo dieſe Elenden den Ton nicht angeben; wo die größere Anzahl wohlgeſinnter Bürger ſie in den Schranken der Ehrerbietung hält, und nicht verſtattet, daß das Beſſere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotiſche Abſichten ein Vorwurf ihres ſpöttiſchen Aberwitzes werden!

So glücklich ſey Hamburg in allem, woran ſeinem Wohlſtande und ſeiner Freyheit gelegen: denn es verdienet, ſo glücklich zu ſeyn!

Als Schlegel, zur Aufnahme des däniſchen Theaters, —— (ein deutſcher Dichter des däniſchen Theaters!) —— Vorſchläge that, von welchen es Deutſchland noch lange zum Vorwurfe gereichen wird, daß ihm keine Gelegenheit gemacht worden, ſie zur Aufnahme des unſrigen zu thun: war dieſes der erſte und vornehmſte, “ daß man den Schauſpielern ſelbſt die Sorge nicht überlaſſen müſſe, für ihren Verluſt und Gewinnſt zu arbeiten. „ *) Die Prinzipalſchaft unter ihnen, hat eine freye Kunſt zu einem Handwerke herabgeſetzt, welches der Meiſter mehrentheils deſto nachläßiger und eigennütziger treiben läßt, je gewiſſere Kunden, je mehrere Abnähmer, ihm Nothdurft oder Luxus verſprechen.

Wenn hier alſo bis jetzt auch weiter noch nichts geſchehen wäre, als daß eine Geſellſchaft von Freunden der Büh-

---

*) Werke, 3ter Theil, S. 252.

ne Hand an das Werk gelegt, und nach einem gemeinnützigen Plane arbeiten zu laſſen, ſich verbunden hätte: ſo wäre dennoch, blos dadurch, ſchon viel gewonnen. Denn aus dieſer erſten Veränderung können, auch bey einer nur mäßigen Begünſtigung des Publikums, leicht und geſchwind alle andere Verbeſſerungen erwachſen, deren unſer Theater bedarf.

An Fleiß und Koſten wird ſicherlich nichts geſparet werden: ob es an Geſchmack und Einſicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publikum in ſeiner Gewalt, was es hierinn mangelhaft finden ſollte, abſtellen und verbeſſern zu laſſen? Es komme nur, und ſehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme ſoll nie geringſchätzig verhöret, ſein Urtheil ſoll nie ohne Unterwerfung vernommen werden!

Nur daß ſich nicht jeder kleine Kritikaſter für das Publikum halte, und derjenige, deſſen Erwartungen getäuſcht werden, auch ein wenig mit ſich ſelbſt zu Rathe gehe, von welcher Art ſeine Erwartungen geweſen. Nicht jeder Liebhaber iſt Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Akteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern ſchätzen. Man hat keinen Geſchmack, wenn man nur einſeitigen Geſchmack hat; aber oft iſt man deſto partheyiſcher. Der wahre Geſchmack iſt der allgemeine, der ſich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als ſie nach ihrer Art gewähren kann.

Der Stuffen ſind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchſteigen hat; aber eine verderbte Bühne iſt von dieſer Höhe, natürlicherweiſe, noch weiter entfernt: und ich fürchte ſehr, daß die deutſche mehr dieſes als jenes iſt.

Alles kann folglich nicht auf einmal geſchehen. Doch was man nicht wachſen ſieht, findet man nach einiger Zeit gewachſen. Der Langſamſte, der ſein Ziel nur nicht aus den Augen verlieret, geht noch immer geſchwinder, als der ohne Ziel herum irret.

Dieſe Dramaturgie ſoll ein kritiſches Regiſter von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den die Kunſt, ſowohl des Dichters, als des Schauſpielers, hier thun wird. Die Wahl der Stücke iſt keine Kleinigkeit: aber Wahl ſetzt Menge voraus; und wenn nicht immer Meiſterſtücke aufgeführet werden ſollten, ſo ſieht man wohl, woran die Schuld liegt. Indeß iſt es gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird, als es iſt; und der unbefriedigte Zuſchauer wenigſtens daran urtheilen lernt. Einem Menſchen von geſundem Verſtande, wenn man ihm Geſchmack beybringen will, braucht man es nur aus einander zu ſetzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat. Gewiſſe mittelmäßige Stücke müſſen auch ſchon darum beybehalten werden, weil ſie gewiſſe vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Akteur ſeine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine muſikaliſche Kompoſition, weil der Text dazu elend iſt.

Die größte Feinheit eines dramatiſchen Richters zeiget ſich darinn, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens, unfehlbar zu unterſcheiden weiß, was und wie viel davon auf die Rechnung des Dichters, oder des Schauſpielers, zu ſetzen ſey. Denn einen um etwas tadeln, was der andere verſehen hat, heißt beyde verderben. Jenem wird der Muth benommen, und dieſer wird ſicher gemacht.

Beſonders darf es der Schauſpieler verlangen, daß man hierinn die größte Strenge und Unpartheylichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; ſein Werk bleibt da, und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunſt des Schauſpielers iſt in ihren Werken tranſitoriſch. Sein Gutes und Schlimmes rauſchet gleich ſchnell vorbey; und nicht ſelten iſt die heutige Laune des Zuſchauers mehr Urſache, als er ſelbſt, warum das eine oder das andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat.

Eine ſchöne Figur, eine bezaubernde Mine, ein ſprechendes Auge, ein reitzender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodiſche Stimme: ſind Dinge, die ſich nicht wohl mit Worten ausdrücken laſſen. Doch ſind es auch weder die einzigen noch größten Vollkommenheiten des Schauſpielers. Schätzbare Gaben der Natur, zu ſeinem Berufe ſehr nöthig, aber noch lange nicht ſeinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menſchliches wiederfahren iſt, für ihn denken.

Man hat allen Grund, häufige Beyſpiele hiervon ſich von unſern Schauſpielern zu verſprechen. —— Doch ich will die Erwartung des Publikums nicht höher ſtimmen. Beyde ſchaden ſich ſelbſt: der zu viel verſpricht, und der zu viel erwartet.

Heute geſchieht die Eröffnung der Bühne. Sie wird viel entſcheiden; ſie muß aber nicht alles entſcheiden ſollen. In den erſten Tagen werden ſich die Urtheile ziemlich durchkreuzen. Es würde Mühe koſten, ein ruhiges Gehör zu erlangen. — Das erſte Blatt dieſer Schrift ſoll daher nicht eher, als mit dem Anfange des künftigen Monats erſcheinen.

Hamburg, den 22ſten Aprill, 1767.

Hamburgiſche
Dramaturgie.

No. I.

Den 1ſten May, 1767.

Das Theater iſt den 22ſten vorigen Monats mit dem Trauerſpiele, Olint und Sophronia, glücklich eröfnet worden.

Ohne Zweifel wollte man gern mit einem deutſchen Originale anfangen, welches hier noch den Reitz der Neuheit habe. Der innere Werth dieſes Stückes konnte auf eine ſolche Ehre keinen Anſpruch machen. Die Wahl wäre zu tadeln, wenn ſich zeigen lieſſe, daß man eine viel beſſere hätte treffen können.

Olint und Sophronia iſt das Werk eines jungen Dichters, und ſein unvollendet hinterlaſſenes Werk. **Cronegk** ſtarb allerdings für unſere Bühne zu früh; aber eigentlich gründet ſich ſein Ruhm mehr auf das, was er, nach dem Urtheile ſeiner Freunde, für dieſelbe noch hätte leiſten können, als was er wirklich geleiſtet hat. Und welcher dramatiſche Dichter, aus allen Zeiten und Nationen, hätte in ſeinem ſechs und zwanzigſten Jahre ſterben können, ohne die Kritik über ſeine wahren Talente nicht eben ſo zweifelhaft zu laſſen?

Der Stoff iſt die bekannte Epiſode beym Taſſo. Eine kleine rührende Erzehlung in ein rührendes Drama umzuſchaffen, iſt ſo leicht nicht. Zwar koſtet es wenig

Mühe, neue Verwickelungen zu erdenken, und einzelne Empfindungen in Scenen auszudehnen. Aber zu verhüten wiſſen, daß dieſe neue Verwickelungen weder das Intereſſe ſchwächen, noch der Wahrſcheinlichkeit Eintrag thun; ſich aus dem Geſichtspunkte des Erzehlers in den wahren Standort einer jeden Perſon verſetzen können; die Leidenſchaften, nicht beſchreiben, ſondern vor den Augen des Zuſchauers entſtehen, und ohne Sprung, in einer ſo illuſoriſchen Stetigkeit wachſen zu laſſen, daß dieſer ſympathiſiren muß, er mag wollen oder nicht: das iſt es, was dazu nöthig iſt; was das Genie, ohne es zu wiſſen, ohne es ſich langweilig zu erklären, thut, und was der blos witzige Kopf nachzumachen, vergebens ſich martert.

Taſſo ſcheinet in ſeinem Olint und Sophronia, den Virgil, in ſeinem Niſus und Euryalus, vor Augen gehabt zu haben. So wie Virgil in dieſen die Stärke der Freundſchaft geſchildert hatte, wollte Taſſo in jenen die Stärke der Liebe ſchildern. Dort war es heldenmüthiger Dienſteifer, der die Probe der Freundſchaft veranlaßte: hier iſt es die Religion, welche der Liebe Gelegenheit giebt, ſich in aller ihrer Kraft zu zeigen. Aber die Religion, welche bey dem Taſſo nur das Mittel iſt, wodurch er die Liebe ſo wirkſam zeiget, iſt in Cronegks Bearbeitung das Hauptwerk geworden. Er wollte den Triumph dieſer, in den Triumph jener veredeln. Gewiß, eine fromme Verbeſſerung — weiter aber auch nichts, als fromm! Denn ſie hat ihn verleitet, was bey dem Taſſo ſo ſimpel und natürlich, ſo wahr und menſchlich iſt, ſo verwickelt und romanenhaft, ſo wunderbar und himmliſch zu machen, daß nichts darüber!

Beym Taſſo iſt es ein Zauberer, ein Kerl, der weder Chriſt noch Mahomedaner iſt, ſondern ſich aus beyden Religionen einen eigenen Aberglauben zuſammengeſponnen hat, welcher dem Aladin den Rath giebt, das wunderthätige Marienbild aus dem Tempel in die Moſchee zu bringen. Warum machte Cronegk aus dieſem Zauberer einen mahomedaniſchen Prieſter? Wenn dieſer Prieſter in ſeiner Religion nicht eben ſo unwiſſend war, als es der Dichter zu ſeyn ſcheinet, ſo konnte er einen ſolchen Rath unmöglich geben. Sie duldet durchaus keine Bilder in ihren Moſcheen. Cronegk verräth ſich in mehrern Stücken, daß ihm eine ſehr unrichtige Vorſtellung von dem mahomedaniſchen Glauben beygewohnet. Der gröbſte Fehler aber iſt, daß er eine Religion überall des Polytheismus ſchuldig macht, die faſt mehr als jede andere auf die Einheit Gottes dringet. Die Moſchee heißt ihm " ein Sitz „der falſchen Götter, „ und den Prieſter ſelbſt läßt er ausrufen:

„So wollt ihr euch noch nicht mit Rach und Strafe rüſten,
„Ihr Götter? Blitzt, vertilgt das freche Volk der Chriſten!

Der ſorgſame Schauſpieler hat in ſeiner Tracht das Koſtume, vom Scheitel bis zur Zehe, genau zu beobachten geſucht; und er muß ſolche Ungereimtheiten ſagen!

Beym Taſſo kömmt das Marienbild aus der Moſchee weg, ohne daß man eigentlich weiß, ob es von Menſchenhänden entwendet worden, oder ob eine höhere Macht dabey im Spiele geweſen. Cronegk macht den Olint zum Thäter. Zwar verwandelt er das Marienbild in " ein „Bild des Herrn am Kreuz; „ aber Bild iſt Bild, und dieſer armſelige Aberglaube giebt dem Olint eine ſehr verächtliche Seite. Man kann ihm unmöglich wieder gut werden, daß er es wagen können, durch eine ſo kleine That ſein Volk an den Rand des Verderbens zu ſtellen. Wenn er ſich hernach freywillig dazu bekennet: ſo iſt es nichts mehr als Schuldigkeit, und keine Großmuth. Beym Taſſo läßt ihn blos die Liebe dieſen Schritt thun; er will

Sophronien retten, oder mit ihr ſterben; mit ihr ſterben, blos um mit ihr zu ſterben; kann er mit ihr nicht Ein Bette beſteigen, ſo ſey es Ein Scheiterhaufen; an ihrer Seite, an den nämlichen Pfahl gebunden, beſtimmt, von dem nämlichen Feuer verzehret zu werden, empfindet er blos das Glück einer ſo ſüßen Nachbarſchaft, denket an nichts, was er jenſeit dem Grabe zu hoffen habe, und wünſchet nichts, als daß dieſe Nachbarſchaft noch enger und vertrauter ſeyn möge, daß er Bruſt gegen Bruſt drücken, und auf ihren Lippen ſeinen Geiſt verhauchen dürfe.

Dieſer vortreffliche Kontraſt zwiſchen einer lieben, ruhigen, ganz geiſtigen Schwärmerinn, und einem hitzigen, begierigen Jünglinge, iſt beym Cronegk völlig verlohren. Sie ſind beyde von der kälteſten Einförmigkeit; beyde haben nichts als das Märterthum im Kopfe; und nicht genug, daß Er, daß Sie, für die Religion ſterben wollen; auch Evander wollte, auch Serena hätte nicht übel Luſt dazu.

Ich will hier eine doppelte Anmerkung machen, welche, wohl behalten, einen angehenden tragiſchen Dichter vor großen Fehltritten bewahren kann. Die eine betrift das Trauerſpiel überhaupt. Wenn heldenmüthige Geſinnungen Bewunderung erregen ſollen: ſo muß der Dichter nicht zu verſchwenderiſch damit umgehen; denn was man öfters, was man an mehrern ſieht, höret man auf zu bewundern. Hierwieder hatte ſich Cronegk ſchon in ſeinem Codrus ſehr verſündiget. Die Liebe des Vaterlandes, bis zum freywilligen Tode für daſſelbe, hätte den Codrus allein auszeichnen ſollen: er hätte als ein einzelnes Weſen einer ganz beſondern Art da ſtehen müſſen, um den Eindruck zu machen, welchen der Dichter mit ihm im Sinne hatte. Aber Eleſinde und Philaide, und Medon, und wer nicht? ſind alle gleich bereit, ihr Leben dem Vaterlande aufzuopfern;

unſere Bewunderung wird getheilt, und Codrus verlieret ſich unter der Menge. So auch hier. Was in Olint und Sophronia Chriſt iſt, das alles hält gemartert werden und ſterben, für ein Glas Waſſer trinken. Wir hören dieſe frommen Bravaden ſo oft, aus ſo verſchiedenem Munde, daß ſie alle Wirkung verlieren.

Die zweyte Anmerkung betrift das chriſtliche Trauerſpiel insbeſondere. Die Helden deſſelben ſind mehrentheils Märtyrer. Nun leben wir zu einer Zeit, in welcher die Stimme der geſunden Vernunft zu laut erſchallet, als daß jeder Raſender, der ſich muthwillig, ohne alle Noth, mit Verachtung aller ſeiner bürgerlichen Obliegenheiten, in den Tod ſtürzet, den Titel eines Märtyrers ſich anmaßen dürfte. Wir wiſſen jetzt zu wohl, die falſchen Märtyrer von den wahren zu unterſcheiden; wir verachten jene eben ſo ſehr, als wir dieſe verehren, und höchſtens können ſie uns eine melancholiſche Thräne über die Blindheit und den Unſinn auspreſſen, deren wir die Menſchheit überhaupt in ihnen fähig erblicken. Doch dieſe Thräne iſt keine von den angenehmen, die das Trauerſpiel erregen will. Wenn daher der Dichter einen Märtyrer zu ſeinem Helden wählet: daß er ihm ja die lauterſten und triftigſten Bewegungsgründe gebe! daß er ihn ja in die unumgängliche Nothwendigkeit ſetze, den Schritt zu thun, durch den er ſich der Gefahr blos ſtellet! daß er ihn ja den Tod nicht freventlich ſuchen, nicht höhniſch ertrotzen laſſe! Sonſt wird uns ſein frommer Held zum Abſcheu, und die Religion ſelbſt, die er ehren wollte, kann darunter leiden. Ich habe ſchon berühret, daß es nur ein eben ſo nichtswürdiger Aberglaube ſeyn konnte, als wir in dem Zauberer Ismen verachten, welcher den Olint antrieb, das Bild aus der Moſchee wieder zu entwenden. Es entſchuldiget den Dichter nicht, daß es Zeiten gegeben, wo ein ſolcher Aberglaube allgemein war, und bey vielen guten Eigenſchaften beſtehen konnte; daß es noch Länder giebt, wo er der frommen Einfalt nichts befremdendes haben würde. Denn er ſchrieb ſein Trauerſpiel eben ſo wenig für jene Zeiten, als er es beſtimmte, in Böhmen oder Spanien geſpielt zu werden. Der gute Schriftſteller, er ſey von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht blos ſchreibet, ſeinen Witz, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchteſten und Beſten ſeiner Zeit und ſeines Landes in Augen, und nur was dieſen gefallen, was dieſe rühren kann, würdiget er zu ſchreiben. Selbſt der dramatiſche, wenn er ſich zu dem Pöbel herabläßt, läßt ſich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu beſſern; nicht aber ihn in ſeinen Vorurtheilen, ihn in ſeiner unedlen Denkungsart zu beſtärken.

II.

Den 5ten May, 1767.

Noch eine Anmerkung, gleichfalls das chriſtliche Trauerſpiel betreffend, würde über die Bekehrung der Clorinde zu machen ſeyn. So überzeugt wir auch immer von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade ſeyn mögen, ſo wenig können ſie uns auf dem Theater gefallen, wo alles, was zu dem Karakter der Perſonen gehöret, aus den natürlichſten Urſachen entſpringen muß. Wunder dulden wir da nur in der phyſikaliſchen Welt; in der moraliſchen muß alles ſeinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moraliſchen Welt ſeyn ſoll. Die Bewegungsgründe zu jedem Entſchluſſe, zu jeder Aenderung der geringſten Gedanken und Meynungen, müſſen, nach Maaßgebung des einmal angenommenen Karakters, genau gegen einander abgewogen ſeyn, und jene müſſen nie mehr hervorbringen, als ſie nach der ſtrengſten Wahrheit hervorbringen können. Der Dichter kann die Kunſt beſitzen, uns, durch Schönheiten des Detail, über Mißverhältniſſe dieſer Art zu täuſchen; aber er täuſcht uns nur einmal, und ſobald wir wieder kalt werden, nehmen wir den Beyfall, den er uns abgelauſchet hat, zurück. Dieſes auf die vierte Scene des dritten Akts angewendet, wird man finden, daß die Reden und das Betragen der Sophronia die Clorinde zwar zum Mitleiden hätte bewegen können, aber viel zu unvermögend ſind, Bekehrung an einer Perſon zu wirken, die gar keine Anlage zum Enthuſiasmus hat. Beym Taſſo nimmt Clorinde auch das Chriſtenthum an; aber in ihrer letzten Stunde; aber erſt, nachdem ſie kurz zuvor erfahren, daß ihre Aeltern dieſem Glauben zugethan geweſen: feine, erhebliche Umſtände, durch welche die Wirkung einer höhern Macht in die Reihe natürlicher Begebenheiten gleichſam mit eingeflochten wird. Niemand hat es beſſer verſtanden, wie weit man in dieſem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem die empfindliche, edle Seele des Zamor, durch Beyſpiel und Bitten, durch Großmuth und Ermahnungen beſtürmet, und bis in das Innerſte erſchüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er ſo viel Großes ſieht, mehr vermuthen, als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch dieſe Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung des Zuſchauers etwas hätte geſchehen müſſen.

Selbſt der Polyeukt des Corneille iſt, in Abſicht auf beyde Anmerkungen, tadelhaft; und wenn es ſeine Nachahmungen immer mehr geworden ſind, ſo dürfte die erſte

Tragödie, die den Namen einer chriſtlichen verdienet, ohne Zweifel noch zu erwarten ſeyn. Ich meyne ein Stück, in welchem einzig der Chriſt als Chriſt uns intereſſiret.— Iſt ein ſolches Stück aber auch wohl möglich? Iſt der Karakter des wahren Chriſten nicht etwa ganz untheatraliſch? Streiten nicht etwa die ſtille Gelaſſenheit, die unveränderliche Sanftmuth, die ſeine weſentlichſten Züge ſind, mit dem ganzen Geſchäfte der Tragödie, welches Leidenſchaften durch Leidenſchaften zu reinigen ſucht? Widerſpricht nicht etwa ſeine Erwartung einer belohnenden Glückſeligkeit nach dieſem Leben, der Uneigennützigkeit, mit welcher wir alle große und gute Handlungen auf der Bühne unternommen und vollzogen zu ſehen wünſchen?

Bis ein Werk des Genies, von dem man nur aus der Erfahrung lernen kann, wie viel Schwierigkeiten es zu überſteigen vermag, dieſe Bedenklichkeiten unwiderſprechlich widerlegt, wäre alſo mein Rath: — man lieſſe alle bisherige chriſtliche Trauerſpiele unaufgeführet. Dieſer Rath, welcher aus den Bedürfniſſen der Kunſt hergenommen iſt, welcher uns um weiter nichts, als ſehr mittelmäßige Stücke bringen kann, iſt darum nichts ſchlechter, weil er den ſchwächern Gemüthern zu Statten kömmt, die, ich weiß nicht welchen Schauder empfinden, wenn ſie Geſinnungen, auf die ſie ſich nur an einer heiligern Stätte gefaßt machen, im Theater zu hören bekommen. Das Theater ſoll niemanden, wer es auch ſey, Anſtoß geben; und ich wünſchte, daß es auch allem genommenen Anſtoße vorbeugen könnte und wollte.

Cronegk hatte ſein Stück nur bis gegen das Ende des vierten Aufzuges gebracht. Das übrige hat eine Feder in Wien dazu gefüget; eine Feder — denn die Arbeit eines Kopfes iſt dabey nicht ſehr ſichtbar. Der Ergänzer hat, allem Anſehen nach, die Geſchichte ganz anders geendet, als ſie Cronegk zu enden Willens geweſen. Der Tod löſet alle Verwirrungen am beſten; darum läßt er beyde ſterben, den Olint und die Sophronia. Beym Taſſo kommen ſie beyde davon; denn Clorinde nimmt ſich mit der uneigennützigſten Großmuth ihrer an. Cronegk aber hatte Clorinden verliebt gemacht, und da war es freylich ſchwer zu errathen, wie er zwey Nebenbuhlerinnen aus einander ſetzen wollen, ohne den Tod zu Hülfe zu rufen. In einem andern noch ſchlechtern Trauerſpiele, wo eine von den Hauptperſonen ganz aus heiler Haut ſtarb, fragte ein Zuſchauer ſeinen Nachbar: Aber woran ſtirbt ſie denn? —— Woran? am fünften Akte; antwortete dieſer. In Wahrheit; der fünfte Akt iſt eine garſtige böſe Staupe, die manchen hinreißt, dem die erſten vier Akte ein weit längeres Leben verſprachen. ——

Doch ich will mich in die Kritik des Stückes nicht tiefer einlaſſen. So mittelmäßig es iſt, ſo ausnehmend iſt es vorgeſtellet worden. Ich ſchweige von der äußern Pracht; denn dieſe Verbeſſerung unſers Theaters erfordert nichts als Geld. Die Künſte, deren Hülfe dazu nöthig iſt, ſind bey uns in eben der Vollkommenheit, als in jedem andern Lande; nur die Künſtler wollen eben ſo bezahlt ſeyn, wie in jedem andern Lande.

Man muß mit der Vorſtellung eines Stückes zufrieden ſeyn, wenn unter vier, fünf Perſonen, einige vortrefflich, und die andern gut geſpielet haben. Wenn, in den Nebenrollen, ein Anfänger oder ſonſt ein Nothnagel, ſo ſehr beleidiget, daß er über das Ganze die Naſe rümpft, der reiſe nach Utopien, und beſuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrick iſt.

Herr Eckhof war Evander; Evander iſt zwar der Vater des Olints, aber im Grunde doch nicht viel mehr als ein Vertrauter. Indeß mag dieſer Mann eine Rolle machen, welche er will; man kennet ihn in der kleinſten noch immer für den erſten Akteur, und bedauert, auch nicht zugleich alle übrige Rollen von ihm ſehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent iſt dieſes, daß er Sittenſprüche und allgemeine Betrachtungen, dieſe langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anſtande, mit einer Innigkeit zu ſagen weiß, daß das Trivialſte von dieſer Art, in ſeinem Munde Neuheit und Würde, das Froſtigſte Feuer und Leben erhält.

Die eingeſtreuten Moralen ſind Cronegks beſte Seite. Er hat, in ſeinem Codrus und hier, ſo manche in einer ſo ſchönen nachdrücklichen Kürze ausgedrückt, daß viele von ſeinen Verſen als Sentenzen behalten, und von dem Volke unter die im gemeinen Leben gangbare Weisheit aufgenommen zu werden verdienen. Leider ſucht er uns nur auch öfters gefärbtes Glas für Edelſteine, und witzige Antitheſen für geſunden Verſtand einzuſchwatzen. Zwey dergleichen Zeilen, in dem erſten Akte, hatten eine beſondere Wirkung auf mich. Die eine,

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Prieſter nicht.„

Die andere,

„Wer ſchlimm von andern denkt, iſt ſelbſt ein Böſewicht.„

Ich ward betroffen, in dem Parterre eine allgemeine Bewegung, und dasjenige Gemurmel zu bemerken, durch welches ſich der Beyfall ausdrückt, wenn ihn die Aufmerkſamkeit nicht gänzlich ausbrechen läßt. Theils dachte ich: Vortrefflich! Man liebt hier die Moral; dieſes Parterr findet Geſchmack an Maximen; auf dieſer Bühne könnte ſich ein Euripides Ruhm erwerben, und ein Sokrates würde ſie gern beſuchen. Theils fiel es mir zugleich mit auf, wie ſchielend, wie falſch, wie anſtößig dieſe vermeynten Maximen wären, und ich wünſchte ſehr, daß die Mißbilligung an jenem Gemurmle den meiſten Antheil möge gehabt haben. Es iſt nur Ein Athen geweſen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch bey dem Pöbel das ſittliche Gefühl ſo fein, ſo zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen, Schauſpieler und Dichter Gefahr lieſen, von dem Theater herabgeſtürmet zu werden! Ich weiß wohl, die Geſinnungen müſſen in dem Drama dem angenommenen Karakter der Perſon, welche ſie äußert, entſprechen; ſie können alſo das Siegel der abſoluten Wahrheit nicht haben; genug, wenn ſie poetiſch wahr ſind, wenn wir geſtehen müſſen, daß dieſer Karakter, in dieſer Situation, bey dieſer Leidenſchaft, nicht anders als ſo habe urtheilen können. Aber, auch dieſe poetiſche Wahrheit muß ſich, auf einer andern Seite, der abſoluten wiederum nähern, und der Dichter muß nie ſo unphiloſophiſch denken, daß er annimmt, ein Menſch könne das Böſe, um des Böſen wegen, wollen, er könne nach laſterhaften Grundſätzen handeln, das Laſterhafte derſelben erkennen, und doch gegen ſich und andere damit prahlen. Ein ſolcher Menſch iſt ein Unding, ſo gräßlich als ununterrichtend, und nichts als die armſelige Zuflucht eines ſchalen Kopfes, der ſchimmernde Tiraden für die höchſte Schönheit des Trauerſpieles hält. Wenn Jſmenor ein grauſamer Prieſter iſt, ſind darum alle Prieſter Jſmenors? Man wende nicht ein, daß von Prieſtern einer falſchen Religion die Rede ſey. So falſch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenſchen ſeyn müſſen. Prieſter haben in den falſchen Religionen, ſo wie in der wahren, Unheil geſtiftet, aber nicht weil ſie Prieſter, ſondern weil ſie Böſewichter waren, die, zum Behuf ihrer ſchlimmen Neigungen, die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten.

Wenn die Bühne ſo unbeſonnene Urtheile über die Prieſter überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn ſich auch unter dieſen Unbeſonnene finden, die ſie als die grade Heerſtraße zur Hölle ausſchreyen?

Aber ich verfalle wiederum in die Kritik des Stückes, und ich wollte von dem Schauſpieler ſprechen.

III.

Den 8ten May, 1767.

Und wodurch bewirkt dieſer Schauſpieler, (Hr. Eckhof) daß wir auch die gemeinſte Moral ſo gern von ihm hören? Was iſt es eigentlich, was ein anderer von ihm zu lernen hat, wenn wir ihn in ſolchem Falle eben ſo unterhaltend finden ſollen?

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergehet; man muß eben ſo wenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen ſcheinen.

Es verſtehet ſich alſo von ſelbſt, daß die moraliſchen Stellen vorzüglich wohl gelernet ſeyn wollen. Sie müſſen ohne Stocken, ohne den geringſten Anſtoß, in einem ununterbrochenen Fluſſe der Worte, mit einer Leichtigkeit geſprochen werden, daß ſie keine mühſame Auskramungen des Gedächtniſſes, ſondern unmittelbare Eingebungen der gegenwärtigen Lage der Sachen ſcheinen.

Eben ſo ausgemacht iſt es, daß kein falſcher Accent uns muß argwöhnen laſſen, der Akteur plaudere, was er nicht verſtehe. Er muß uns durch den richtigſten, ſicherſten Ton überzeugen, daß er den ganzen Sinn ſeiner Worte durchdrungen habe.

Aber die richtige Accentuation, iſt zur Noth auch einem Papagey beyzubringen. Wie weit iſt der Akteur, der eine

Stelle nur verſteht, noch von dem entfernt, der ſie auch zugleich empfindet! Worte, deren Sinn man einmal gefaßt, die man ſich einmal ins Gedächtniß gepräget hat, laſſen ſich ſehr richtig herſagen, auch indem ſich die Seele mit ganz andern Dingen beſchäftiget; aber alsdann iſt keine Empfindung möglich. Die Seele muß ganz gegenwärtig ſeyn; ſie muß ihre Aufmerkſamkeit einzig und allein auf ihre Reden richten, und nur alsdann.“—

Aber auch alsdann kann der Akteur wirklich viel Empfindung haben, und doch keine zu haben ſcheinen. Die Empfindung iſt überhaupt immer das ſtreitigſte unter den Talenten eines Schauſpielers. Sie kann ſeyn, wo man ſie nicht erkennet; und man kann ſie zu erkennen glauben, wo ſie nicht iſt. Denn die Empfindung iſt etwas Inneres, von dem wir nur nach ſeinen äußern Merkmalen urtheilen können. Nun iſt es möglich, daß gewiſſe Dinge in dem Baue des Körpers dieſe Merkmale entweder gar nicht verſtatten, oder doch ſchwächen und zweydeutig machen. Der Akteur kann eine gewiſſe Bildung des Geſichts, gewiſſe Minen, einen gewiſſen Ton haben, mit denen wir ganz andere Fähigkeit, ganz andere Leidenſchaften, ganz andere Geſinnungen zu verbinden gewohnt ſind, als er gegenwärtig äußern und ausdrücken ſoll. Iſt dieſes, ſo mag er noch ſo viel empfinden, wir glauben ihm nicht: denn er iſt mit ſich ſelbſt im Widerſpruche. Gegentheils kann ein anderer ſo glücklich gebauet ſeyn; er kann ſo entſcheidende Züge beſitzen; alle ſeine Muskeln können ihm ſo leicht, ſo geſchwind zu Gebothe ſtehen; er kann ſo feine, ſo vielfältige Abänderungen der Stimme in ſeiner Gewalt haben; kurz, er kann mit allen zur Pantomime erforderlichen Gaben in einem ſo hohen Grade beglückt ſeyn, daß er uns in denjenigen Rollen, die er nicht urſprünglich, ſondern nach irgend einem guten Vorbilde ſpielet, von der innigſten Empfindung beſeelet ſcheinen wird, da doch alles, was er ſagt und thut, nichts als mechaniſche Nachäffung iſt.

Ohne Zweifel iſt dieſer, ungeachtet ſeiner Gleichgültigkeit und Kälte, dennoch auf dem Theater weit brauchbarer, als jener. Wenn er lange genug nichts als nachgeäffet hat, haben ſich endlich eine Menge kleiner Regeln bey ihm geſammelt, nach denen er ſelbſt zu handeln anfängt, und durch deren Beobachtung (zu Folge dem Geſetze, daß eben die Modifikationen der Seele, welche gewiſſe Veränderungen des Körpers hervorbringen, hinwiederum durch dieſe körperliche Veränderungen bewirket werden,) er zu einer Art von Empfindung gelangt, die zwar die Dauer, das Feuer derjenigen, die in der Seele ihren Anfang nimmt, nicht haben kann, aber doch in dem Augenblicke der Vorſtellung kräftig genug iſt, etwas von den nicht freywilligen Veränderungen des Körpers hervorzubringen, aus deren Daſeyn wir faſt allein auf das innere Gefühl zuverläſſig ſchlieſſen zu können glauben. Ein ſolcher Akteur ſoll z. E. die äußerſte Wuth des Zornes ausdrücken; ich nehme an, daß er die Gründe dieſes Zornes weder hinlänglich zu faſſen, noch lebhaft genug ſich vorzuſtellen vermag, um ſeine Seele ſelbſt in Zorn zu ſetzen. Und ich ſage; wenn er nur die allergröbſten Aeußſerungen des Zornes, einem Akteur von urſprünglicher Empfindung abgelernet hat, und getreu nachzumachen weiß – den haſtigen Gang, den ſtampfenden Fuß, den rauhen bald kreiſchenden bald verbiſſenen Ton, das Spiel der Augenbraunen, die zitternde Lippe, das Knirſchen der Zähne, u. ſ. w. — wenn er, ſage ich, nur dieſe Dinge, die ſich nachmachen laſſen, ſobald man will, gut nachmacht: ſo wird dadurch unfehlbar ſeine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn befallen, welches wiederum in den Körper zurück wirkt, und da auch diejenigen Veränderungen hervorbringt, die nicht blos von unſerm Willen abhangen; ſein Geſicht wird glühen, ſeine Augen werden blitzen, ſeine Muskeln werden ſchwellen; kurz, er wird ein wahrer Zorniger zu ſeyn ſcheinen, ohne es zu ſeyn, ohne im geringſten zu begreifen, warum er es ſeyn ſollte.

Nach dieſen Grundſätzen von der Empfindung überhaupt, habe ich mir zu beſtimmen geſucht, welche äußerliche Merkmale diejenige Empfindung begleiten, mit der moraliſche Betrachtungen wollen geſprochen ſeyn, und welche von dieſen Merkmalen in unſerer Gewalt ſind, ſo daß ſie jeder Akteur, er mag die Empfindung ſelbſt haben, oder nicht, darſtellen kann. Mich dünkt Folgendes.

Jede Moral iſt ein allgemeiner Satz, der, als ſolcher, einen Grad von Sammlung der Seele und ruhiger Ueberlegung verlangt. Er will alſo mit Gelaſſenheit und einer gewiſſen Kälte geſagt ſeyn.

Allein dieſer allgemeine Satz iſt zugleich das Reſultat von Eindrücken, welche individuelle Umſtände auf die handelnden Perſonen machen; er iſt kein bloßer ſymboliſcher Schluß; er iſt eine generaliſirte Empfindung, und als dieſe will er mit Feuer und einer gewiſſen Begeiſterung geſprochen ſeyn.

Folglich mit Begeiſterung und Gelaſſenheit, mit Feuer und Kälte? —

Nicht anders; mit einer Miſchung von beyden, in der aber, nach Beſchaffenheit der Situation, bald dieſes, bald jenes, hervorſticht.

Iſt die Situation ruhig, ſo muß ſich die Seele durch die Moral gleichſam einen neuen Schwung geben wollen; ſie muß über ihr Glück, oder ihre Pflichten, blos darum allgemeine Betrachtungen zu machen ſcheinen, um durch dieſe Allgemeinheit ſelbſt, jenes deſto lebhafter zu genieſſen, dieſe deſto williger und muthiger zu beobachten.

Iſt die Situation hingegen heftig, ſo muß ſich die Seele durch die Moral (unter welchem Worte ich jede allgemeine Betrachtung verſtehe) gleichſam von ihrem Fluge zurückholen; ſie muß ihren Leidenſchaften das Anſehen der Vernunft, ſtürmiſchen Ausbrüchen den Schein vorbedächtlicher Entſchlieſſungen geben zu wollen ſcheinen.

Jenes erfordert einen erhabnen und begeiſterten Ton; dieſes einen gemäßigten und feyerlichen. Denn dort muß das Raiſonnement in Affekt entbrennen, und hier der Affekt in Raiſonnement ſich auskühlen.

Die meiſten Schauſpieler kehren es gerade um. Sie poltern in heftigen Situationen die allgemeinen Betrachtungen eben ſo ſtürmiſch heraus, als das Uebrige; und in ruhigen, beten ſie dieſelben eben ſo gelaſſen her, als das Uebrige. Daher geſchieht es dann aber auch, daß ſich die Moral weder in den einen, noch in den andern bey ihnen ausnimmt; und daß wir ſie in jenen eben ſo unnatürlich, als in dieſen langweilig und kalt finden. Sie überlegten nie, daß die Stückerey von dem Grunde abſtechen muß, und Gold auf Gold brodiren ein elender Geſchmack iſt.

Durch ihre Geſtus verderben ſie vollends alles. Sie wiſſen weder, wenn ſie deren dabey machen ſollen, noch was für welche. Sie machen gemeiniglich zu viele, und zu unbedeutende.

Wenn in einer heftigen Situation die Seele ſich auf einmal zu ſammeln ſcheinet, um einen überlegenden Blick auf ſich, oder auf das, was ſie umgiebt, zu werfen; ſo iſt es natürlich, daß ſie allen Bewegungen des Körpers, die von ihrem bloſſen Willen abhangen, gebieten wird. Nicht die Stimme allein wird gelaſſener; die Glieder alle gerathen in einen Stand der Ruhe, um die innere Ruhe auszudrücken, ohne die das Auge der Vernunſt nicht wohl um ſich ſchauen kann. Mit eins tritt der fortſchreitende Fuß feſt auf, die Arme ſinken, der ganze Körper zieht ſich in den wagrechten Stand; eine Pauſe — und dann die Reflexion. Der Mann ſteht da, in einer feyerlichen Stille, als ob er ſich nicht ſtöhren wollte, ſich ſelbſt zu hören. Die Reflexion iſt aus, — wieder eine Pauſe — und ſo wie die Reflexion abgezielet, ſeine Leidenſchaft entweder zu mäßigen, oder zu befeuern, bricht er entweder auf einmal wieder los, oder ſetzet allmälig das Spiel ſeiner Glieder wieder in Gang. Nur auf dem Geſichte bleiben, während der Reflexion, die Spuren des Affekts: Mine und Auge ſind noch in Bewegung und Feuer; denn wir haben Mine und Auge nicht ſo urplötzlich in unſerer Gewalt, als Fuß und Hand. Und hierinn dann, in dieſen ausdrückenden Minen, in dieſem entbrannten Auge, und in dem Ruheſtande des ganzen übrigen Körpers, beſtehet die Miſchung von Feuer und Kälte, mit welcher ich glaube, daß die Moral in heftigen Situationen geſprochen ſeyn will.

Mit eben dieſer Miſchung will ſie auch in ruhigen Situationen geſagt ſeyn; nur mit dem Unterſchiede, daß der Theil der Aktion, welcher dort der feurige war, hier der kältere, und welcher dort der kältere war, hier der feurige ſeyn muß. Nämlich: da die Seele, wenn ſie nichts als ſanfte Empfindungen hat, durch allgemeine Betrachtungen dieſen ſanften Empfindungen einen höhern Grad von Lebhaftigkeit zu geben geſucht, ſo wird ſie auch die Glieder des Körpers, die ihr unmittelbar zu Gebot ſtehen, dazu beytragen laſſen; die Hände werden in voller Bewegung ſeyn; nur der Ausdruck des Geſichts kann ſo geſchwind nicht nach, und in Mine und Auge wird noch die Ruhe herrſchen, aus der ſie der übrige Körper gern heraus arbeiten möchte.

IV.

Den 12ten May 1767.

Aber von was für Art ſind die Bewegungen der Hände, mit welchen, in ruhigen Situationen, die Moral geſprochen zu ſeyn liebet?

Von der Chironomie der Alten, das iſt, von dem Inbegriff der Regeln, welche die Alten den Bewegungen der Hände vorgeſchrieben hatten, wiſſen wir nur ſehr wenig; aber dieſes wiſſen wir, daß ſie die Händeſprache zu einer Vollkommenheit gebracht, von der ſich aus dem, was unſere Redner darinn zu leiſten im Stande ſind, kaum die Möglichkeit ſollte begreifen laſſen. Wir ſcheinen von dieſer ganzen Sprache nichts als ein unartikulirtes Geſchrey behalten zu haben; nichts als das Vermögen, Bewegungen zu machen, ohne zu wiſſen, wie dieſen Bewegungen eine fixirte Bedeutung zu geben, und wie ſie unter einander zu verbinden, daß ſie nicht bloß eines einzeln Sinnes, ſondern eines zuſammenhängenden Verſtandes fähig werden.

Ich beſcheide mich gern, daß man, bey den Alten, den Pantomimen nicht mit dem Schauſpieler vermengen muß. Die Hände des Schauſpielers waren bey weiten ſo geſchwätzig nicht, als die Hände des Pantomimens. Bey dieſem vertraten ſie die Stelle der Sprache; bey jenem ſollten ſie nur den Nachdruck derſelben vermehren, und durch ihre Bewegungen, als natürliche Zeichen der Dinge, den verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben verſchaffen helfen. Bey dem Pantomimen waren die Bewegungen der Hände nicht bloß natürliche Zeichen; viele derſelben hatten eine konventionelle Bedeutung, und dieſer mußte ſich der Schauſpieler gänzlich enthalten.

Er gebrauchte ſich alſo ſeiner Hände ſparſamer, als der Pantomime, aber eben ſo wenig vergebens, als dieſer. Er rührte keine Hand, wenn er nichts damit bedeuten oder verſtärken konnte. Er wußte nichts von den gleichgültigen Bewegungen, durch deren beſtändigen einförmigen Gebrauch ein ſo großer Theil von Schauſpielern, beſonders das Frauenzimmer, ſich das vollkommene Anſehen von Dratpuppen giebt. Bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, die Hälfte einer grieplichten Achte, abwärts vom Körper, beſchreiben, oder mit beyden Händen zugleich die Luft von ſich wegrudern, heißt ihnen, Aktion haben; und wer es mit einer gewiſſen Tanzmeiſtergrazie zu thun geübt iſt, o! der glaubt, uns bezaubern zu können.

Ich weiß wohl, daß ſelbſt Hogarth den Schauſpielern befiehlt, ihre Hand in ſchönen Schlangenlinien bewegen zu lernen; aber nach allen Seiten mit allen möglichen Abänderungen, deren dieſe Linien, in Anſehung ihres Schwunges, ihrer Größe und Dauer fähig ſind. Und endlich befiehlt er es ihnen nur zur Uebung, um ſich zum Agiren dadurch geſchickt zu machen, um den Armen die Biegungen des Reizes geläufig zu machen; nicht aber in der Meinung, daß das Agiren ſelbſt in weiter nichts, als in der Beſchreibung ſolcher ſchönen Linien, immer nach der nämlichen Direktion, beſtehe.

Weg alſo mit dieſem unbedeutenden Portebras, vornehmlich weg bey moraliſchen Stellen mit ihm! Reiz am unrechten Orte, iſt Affektation und Grimaſſe; und eben derſelbe Reiz, zu oft hinter einander wiederholt, wird kalt und endlich eckel. Ich ſehe einen Schulknaben ſein Sprüchelchen aufſagen, wenn der Schauſpieler allgemeine Betrachtungen mit der Bewegung, mit welcher man in der Menuet die Hand giebt, mir zureicht, oder ſeine Moral gleichſam vom Rocken ſpinnet.

Jede Bewegung, welche die Hand bey moraliſchen Stellen macht, muß bedeutend ſeyn. Oft kann man bis in das Mahleriſche damit gehen; wenn man nur das Pantomimiſche vermeidet. Es wird ſich vielleicht ein andermal Gelegenheit finden, dieſe Gradation von bedeutenden zu mahleriſchen, von mahleriſchen zu pantomimiſchen Geſten, ihren Unterſchied und ihren Gebrauch, in Beyſpielen zu erläutern. Jetzt würde mich dieſes zu weit führen, und ich merke nur an, daß es unter den bedeutenden Geſten eine Art giebt, die der Schauſpieler vor allen Dingen wohl zu beobachten hat, und mit denen er allein der Moral Licht und Leben ertheilen kann. Es ſind dieſes mit einem Worte, die individualiſirenden Geſtus. Die Moral iſt ein allgemeiner Satz, aus den beſondern Umſtänden der handelnden Perſonen gezogen; durch ſeine Allgemeinheit wird er gewiſſermaßen der Sache fremd, er wird eine Ausſchweifung, deren Beziehung auf das Gegenwärtige, von dem weniger aufmerkſamen, oder weniger ſcharfſinnigen Zuhörer, nicht bemerkt oder nicht begriffen wird. Wenn es daher ein Mittel giebt, dieſe Beziehung ſinnlich zu machen, das Symboliſche der Moral wiederum auf das Anſchauende zurückzubringen, und wann dieſes Mittel gewiſſe Geſtus ſeyn können, ſo muß ſie der Schauſpieler ja nicht zu machen verſäumen.

Man wird mich aus einem Exempel am beſten verſtehen. Ich nehme es, wie mir es jetzt beyfällt; der Schauſpieler wird ſich ohne Mühe auf noch weit einleuchtendere beſinnen. —— Wenn Olint ſich mit der Hoffnung ſchmeichelt, Gott werde das Herz des Aladin bewegen, daß er ſo grauſam mit den Chriſten nicht verfahre, als er ihnen gedrohet: ſo kann Evander, als ein alter Mann, nicht wohl anders, als ihm die Betrieglichkeit unſrer Hoffnungen zu Gemüthe führen.

“Vertraue nicht mein Sohn, Hoffnungen, die betriegen! „
Sein Sohn iſt ein feuriger Jüngling, und in der Jugend iſt man vorzüglich geneigt, ſich von der Zukunft nur das Beſte zu verſprechen.

“Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft. „
Doch indem beſinnt er ſich, daß das Alter zu dem entgegengeſetzten Fehler nicht weniger geneigt iſt; er will den unverzagten Jüngling nicht ganz niederſchlagen, und fähret fort:

“Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft. „
Dieſe Sentenzen, mit einer gleichgültigen Aktion, mit einer nichts als ſchönen Bewegung des Armes begleiten, würde weit ſchlimmer ſeyn, als ſie ganz ohne Aktion herſagen. Die einzige ihnen angemeſſene Aktion iſt die, welche ihre Allgemeinheit wieder auf das Beſondere einſchränkt. Die Zeile,

“Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend ſich. „
muß in dem Tone, mit dem Geſtu der väterlichen Warnung, an und gegen den Olint geſprochen werden, weil Olint es iſt, deſſen unerfahrne leichtgläubige Jugend bey dem ſorgſamen Alten dieſe Betrachtung veranlaßt. Die Zeile hingegen,

“Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hoft. „
erfordert den Ton, das Achſelzucken, mit dem wir unſere eigene Schwachheiten zu geſtehen pflegen, und die Hände müſſen ſich nothwendig gegen die Bruſt ziehen, um zu bemerken, daß Evander dieſen Satz aus eigener Erfahrung habe, daß er ſelbſt der Alte ſey, von dem er gelte, ——

Es iſt Zeit, daß ich von dieſer Ausſchweifung über den Vortrag der moraliſchen Stellen, wieder zurückkomme. Was man Lehrreiches darinn findet, hat man lediglich den Beyſpielen des Hrn. Eckhof zu danken; ich habe nichts als von ihnen richtig zu abſtrahiren geſucht. Wie leicht, wie angenehm iſt es, einem Künſtler nachzuforſchen, dem das Gute nicht bloß gelingt, ſondern der es macht?

Die Rolle der Clorinde ward von Madame Henſeln geſpielt, die ohnſtreitig eine von den beſten Aktricen iſt, welche das deutſche Theater jemals gehabt hat. Ihr beſondrer Vorzug iſt eine ſehr richtige Deklamation; ein falſcher Accent wird ihr ſchwerlich entwiſchen: ſie weiß den verworrenſten, holprichſten, dunkelſten Vers, mit einer Leichtigkeit, mit einer Präciſion zu ſagen, daß er durch ihre Stimme die deutlichſte Erklärung, den vollſtändigſten Kommentar erhält. Sie verbindet damit nicht ſelten ein Raffinement, welches von einer ſehr glücklichen Empfindung, oder von einer ſehr richtigen Beurtheilung zeuget. Ich glaube die Liebeserklärung, welche ſie dem Olint thut, noch zu hören:

„— Erkenne mich! Ich kann nicht länger ſchweigen;
„Verſtellung oder Stolz ſey niedern Seelen eigen.
„Olint iſt in Gefahr, und ich bin außer mir ——
„Bewundernd ſah ich oft im Krieg und Schlacht nach dir;
„Mein Herz, das vor ſich ſelbſt ſich zu entdecken ſcheute,
„War wider meinen Ruhm und meinen Stolz im Streite.
„Dein Unglück aber reißt die ganze Seele hin,
„Und jetzt erkenn ich erſt wie klein, wie ſchwach ich bin.
„Jetzt, da dich alle die, die dich verehrten, haſſen,
„Da du zur Pein beſtimmt, von jedermann verlaſſen,
„Verbrechern gleich geſtellt, unglücklich und ein Chriſt,
„Dem furchtbarn Tode nah, im Tod noch elend biſt:
„Jetzt wag ichs zu geſtehn: jetzt kenne meine Triebe!

Wie frey, wie edel war dieſer Ausbruch! Welches Feuer, welche Inbrunſt beſeelten jeden Ton! Mit welcher Zudringlichkeit, mit welcher Ueberſtrömung des Herzens ſprach ihr Mitleid! Mit welcher Entſchloſſenheit gieng ſie auf das Bekenntniß ihrer Liebe los! Aber wie unerwartet, wie überraſchend brach ſie auf einmal ab! und veränderte auf einmal Stimme und Blick, und die ganze Haltung des Körpers, da es nun darauf ankam, die dürren Worte ihres Bekenntniſſes zu ſprechen. Die Augen zur Erde geſchlagen, nach einem langſamen Seufzer, in dem furchtſamen gezogenen Tone der Verwirrung, kam endlich,

„Ich liebe dich, Olint, —

heraus, und mit einer Wahrheit! Auch der, der nicht weiß, ob die Liebe ſich ſo erklärt, empfand, daß ſie ſich ſo erklären ſollte. Sie entſchloß ſich als Heldin, ihre Liebe zu geſtehen, und geſtand ſie, als ein zärtliches, ſchamhaftes Weib. So Kriegerin als ſie war, ſo gewöhnt ſonſt in allem zu männlichen Sitten; behielt das Weibliche doch hier die Oberhand. Kaum aber waren ſie hervor, dieſe der Sittſamkeit ſo ſchwere Worte, und mit eins war auch jener Ton der Freymüthigkeit wieder da. Sie fuhr mit der ſorgloſigſten Lebhaftigkeit, in aller der unbekümmerten ſchüchter Hitze des Affekts fort:

— — — Und ſtolz auf meine Liebe,
„Stolz, daß dir meine Macht dein Leben retten kann,
„Bieth ich dir Hand und Herz, und Kron und Purpur an.

Denn die Liebe äuſſert ſich nun als großmüthige Freundſchaft: und die Freundſchaft ſpricht eben ſo dreiſt, als ſchüchtern die Liebe.

V.

Den 15ten May, 1767.

Es iſt unſtreitig, daß die Schauſpielerinn durch dieſe meiſterhafte Abſetzung der Worte,

“Ich liebe dich, Olint,„ —

der Stelle eine Schönheit gab, von der ſich der Dichter, bey dem alles in dem nämlichen Fluſſe von Worten daher rauſcht, nicht das geringſte Verdienſt beymeſſen kann. Aber wenn es ihr doch gefallen hätte, in dieſen Verfeinerungen ihrer Rolle fortzufahren! Vielleicht beſorgte ſie, den Geiſt des Dichters ganz zu verfehlen; oder vielleicht ſcheute ſie den Vorwurf, nicht das, was der Dichter ſagt, ſondern was er hätte ſagen ſollen, geſpielt zu haben. Aber welches Lob könnte größer ſeyn, als ſo ein Vorwurf? Freylich mus ſich nicht jeder Schauſpieler einbilden, dieſes Lob verdienen zu können. Denn ſonſt möchte es mit den armen Dichtern übel ausſehen.

Cronegk hat wahrlich aus ſeiner Clorinde ein ſehr abgeſchmacktes, widerwärtiges, häßliches Ding gemacht. Und dem ohngeachtet iſt ſie noch der einzige Karakter, der uns bey ihm intereſſiret. So ſehr er die ſchöne Natur in ihr verfehlt, ſo thut doch noch die plumpe, ungeſchlachte Natur einige Wirkung. Das macht, weil die übrigen Karaktere ganz außer aller Natur ſind, und wir doch noch leichter mit einem Dragoner von Weibe, als mit himmelbrütenden Schwärmern ſympathiſiren. Nur gegen das Ende, wo ſie mit in den begeiſterten Ton fällt, wird ſie uns eben ſo gleichgültig und ekel. Alles iſt Widerſpruch in ihr, und immer ſpringt ſie von einem Aeußerſten auf das andere. Kaum hat ſie ihre Liebe erklärt, ſo fügt ſie hinzu:

„Wirſt du mein Herz verſchmähn? Du ſchweigſt?—
Entſchlieſſe dich;
„Und wenn du zweifeln kannſt — ſo zittre!

So zittre? Olint ſoll zittern? er, den ſie ſo oft, in dem Tumulte der Schlacht, unerſchrocken unter den Streichen des Todes geſehen? Und ſoll vor ihr zittern? Was will ſie denn? Will ſie ihm die Augen auskratzen? —— O wenn es der Schauſpielerinn eingefallen wäre, für dieſe ungezogene weibliche Gaſconade, “ſo zittre!„ zu ſagen: ich zittere! Sie konnte zittern, ſo viel ſie wollte, ihre Liebe verſchmäht, ihren Stolz beleidiget zu finden. Das wäre ſehr natürlich geweſen. Aber es von dem Olint verlangen, Gegenliebe von ihm, mit dem Meſſer an der Gurgel, fodern, das iſt ſo unartig als lächerlich.

Doch was hätte es geholfen, den Dichter einen Augenblick länger in den Schranken des Wohlſtandes und der Mäßigung zu erhalten? Er fährt fort, Clorinden in dem wahren Tone einer beſoffenen Marquetenderinn raſen zu laſſen; und da findet keine Linderung, keine Vermäntelung mehr Statt.

Das einzige, was die Schauſpielerinn zu ſeinem Beſten noch thun könnte, wäre vielleicht dieſes, wenn ſie ſich von ſeinem wilden Feuer nicht ſo ganz hinreiſſen lieſſe, wenn ſie ein wenig an ſich hielte, wenn ſie die äußerſte Wuth nicht mit der äußerſten Anſtrengung der Stimme, nicht mit den gewaltſamſten Gebehrden ausdrückte.

Wenn Shakeſpear nicht ein eben ſo großer Schauſpieler in der Ausübung geweſen iſt, als er ein dramatiſcher Dichter war, ſo hat er doch wenigſtens eben ſo gut gewußt, was zu der Kunſt des einen, als was zu der Kunſt des andern gehöret. Ja vielleicht hatte er über die Kunſt des erſtern um ſo viel tiefer nachgedacht, weil er ſo viel weniger Genie dazu hatte. Wenigſtens iſt jedes Wort, das er dem Hamlet, wenn er die Komödianten abrichtet, in den Mund legt, eine goldene Regel für alle Schauſpieler, denen an einem vernünftigen Beyfalle gelegen iſt. “Ich bitte Euch, läßt er ihn unter andern zu den Komödianten ſagen, ſprecht die Rede ſo, wie ich ſie Euch vorſagte; die Zunge muß nur eben darüber hinlaufen. Aber wenn ihr mir ſie ſo heraushalſet, wie es manche von unſern Schauſpielern thun: ſeht, ſo wäre mir es eben ſo lieb geweſen, wenn der Stadtſchreyer meine Verſe geſagt hätte. Auch durchſägt mir mit eurer Hand nicht die Luft, ſondern macht alles hübſch artig; denn mitten in dem Strome, mitten in dem Sturme, mitten, ſo zu reden, in dem Wirbelwinde der Leidenſchaften, müßt ihr noch einen Grad von Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte und Geſchmeidige giebt. „

Man ſpricht ſo viel von dem Feuer des Schauſpielers; man zerſtreitet ſich ſo ſehr, ob ein Schauſpieler zu viel Feuer haben könne. Wenn die, welche es behaupten, zum Beweiſe anführen, daß ein Schauſpieler ja wohl am unrechten Orte heftig, oder wenigſtens heftiger ſeyn könne, als es die Umſtände erfodern: ſo haben die, welche es leugnen, Recht zu ſagen, daß in ſolchem Falle der Schauſpieler nicht viel Feuer, ſondern zu wenig Verſtand zeige. Ueberhaupt kömmt es aber wohl darauf an, was wir unter dem Worte Feuer verſtehen. Wenn Geſchrey und Kontorſionen Feuer ſind, ſo iſt es wohl unſtreitig, daß der Akteur darinn zu weit gehen kann. Beſteht aber das Feuer in der Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Stücke, die den Akteur ausmachen, das ihrige dazu beytragen, um ſeinem Spiele den Schein der Wahrheit zu geben: ſo müßten wir dieſen Schein der Wahrheit nicht bis zur äußerſten Illuſion getrieben zu ſehen wünſchen, wenn es möglich wäre, daß der Schauſpieler allzuviel Feuer in dieſem Verſtande anwenden könnte. Es kann alſo auch nicht dieſes Feuer ſeyn, deſſen Mäßigung Shakeſpear, ſelbſt in dem Strome, in dem Sturme, in dem Wirbelwinde der Leidenſchaft verlangt: er muß blos jene Heftigkeit der Stimme und der Bewegungen meynen; und der Grund iſt leicht zu finden, warum auch da, wo der Dichter nicht die geringſte Mäßigung beobachtet hat, dennoch der Schauſpieler, ſich in beyden Stücken mäßigen müſſe. Es giebt wenig Stimmen, die in ihrer äußerſten Anſtrengung nicht widerwärtig würden; und allzu ſchnelle allzu ſtürmiſche Bewegungen werden ſelten edel ſeyn. Gleichwohl ſollen weder unſere Augen und unſere Ohren beleidiget werden; und nur alsdenn, wenn man bey Aeußerung der heftigen Leidenſchaften alles vermeidet, was dieſen oder jenen unangenehm ſeyn könnte, haben ſie das Glatte und Geſchmeidige, welches ein Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn ſie den höchſten Eindruck machen, und ihm das Gewiſſen verſtockter Frevler aus dem Schlafe ſchrecken ſollen.

Die Kunſt des Schauſpielers ſtehet hier, zwiſchen den bildenden Künſten und der Poeſie, mitten inne. Als ſichtbare Mahlerey muß zwar die Schönheit ihr höchſtes Geſetz ſeyn; doch als tranſitoriſche Mahlerey braucht ſie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunſtwerke ſo imponirend macht. Sie darf ſich, ſie muß ſich das Wilde eines Tempeſta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bey ihr alle das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich iſt, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künſten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß ſie nicht allzulang darinn verweilen; nur muß ſie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmälig vorbereiten, und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanſtändigen auflöſen; nur muß ſie ihm nie alle die Stärke geben, zu der ſie der Dichter in ſeiner Bearbeitung treiben kann. Denn ſie iſt zwar eine ſtumme Poeſie, aber die ſich unmittelbar unſern Augen verſtändlich machen will; und jeder Sinn will geſchmeichelt ſeyn, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebet, unverfälſcht überliefern ſoll.

Es könnte leicht ſeyn, daß ſich unſere Schauſpieler bey der Mäßigung, zu der ſie die Kunſt auch in den heftigſten Leidenſchaften verbindet, in Anſehung des Beyfalles, nicht allzuwohl befinden dürften. —— Aber welches Beyfalles? —— Die Gallerie iſt freylich ein großer Liebhaber des Lermenden und Tobenden, und ſelten wird ſie ermangeln, eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwiedern. Auch das deutſche Parterr iſt noch ziemlich von dieſem Geſchmacke, und es giebt Akteurs, die ſchlau genug von dieſem Geſchmacke Vortheil zu ziehen wiſſen. Der Schläfrigſte raft ſich, gegen das Ende der Scene, wenn er abgehen ſoll, zuſammen, erhebet auf einmal die Stimme, und überladet die Aktion, ohne zu überlegen, ob der Sinn ſeiner Rede dieſe höhere Anſtrengung auch erfodere. Nicht ſelten widerſpricht ſie ſogar der Verfaſſung, mit der er abgehen ſoll; aber was thut das ihm? Genug, daß er das Parterr dadurch erinnert hat, aufmerkſam auf ihn zu ſeyn, und wenn es die Güte haben will, ihm nachzuklatſchen. Nachziſchen ſollte es ihm! Doch leider iſt es theils nicht Kenner genug, theils zu gutherzig, und nimmt die Begierde, ihm gefallen zu wollen, für die That.

Ich getraue mich nicht, von der Aktion der übrigen Schauſpieler in dieſem Stücke etwas zu ſagen. Wenn ſie nur immer bemüht ſeyn müſſen, Fehler zu bemänteln, und das Mittelmäßige geltend zu machen: ſo kann auch der Beſte nicht anders, als in einem zweydeutigen Lichte erſcheinen. Wenn wir ihn auch den Verdruß, den uns der Dichter verurſacht, nicht mit entgelten laſſen, ſo ſind wir doch nicht aufgeräumt genug, ihm alle die Gerechtigkeit zu erweiſen, die er verdienet.

Den Beſchluß des erſten Abends machte der Triumph der vergangenen Zeit, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des le Grand. Es iſt eines von den drey kleinen Stücken, welche le Grand unter dem allgemeinen Titel, der Triumph der Zeit, im Jahr 1724 auf die franzöſiſche Bühne brachte, nachdem er den Stoff deſſelben bereits einige Jahre vorher, unter der Aufſchrift, die lächerlichen Verliebten, behandelt, aber wenig Beyfall damit erhalten hatte. Der Einfall, der dabey zum Grunde liegt, iſt drollig genug, und einige Situationen ſind ſehr lächerlich. Nur iſt das Lächerliche von der Art, wie es ſich mehr für eine ſatyriſche Erzählung, als auf die Bühne ſchickt. Der Sieg der Zeit über Schönheit und Jugend macht eine traurige Idee; die Einbildung eines ſechszigjährigen Gecks und einer eben ſo alten Närrinn, daß die Zeit nur über ihre Reitze keine Gewalt ſollte gehabt haben, iſt zwar lächerlich; aber dieſen Geck und dieſe Närrinn ſelbſt zu ſehen, iſt eckelhafter, als lächerlich.

VI.

Den 19ten May 1767.

Noch habe ich der Anreden an die Zuſchauer, vor und nach dem großen Stücke des erſten Abends, nicht gedacht. Sie ſchreiben ſich von einem Dichter her, der es mehr als irgend ein anderer verſteht, tiefſinnigen Verſtand mit Witz aufzuheitern, und nachdenklichem Ernſte die gefällige Miene des Scherzes zu geben. Womit könnte ich dieſe Blätter beſſer auszieren, als wenn ich ſie meinen Leſern ganz mittheile? Hier ſind ſie. Sie bedürfen keines Kommentars. Ich wünſche nur, daß manches darinn nicht in den Wind geſagt ſey!

Sie wurden beyde ungemein wohl, die erſtere mit alle dem Anſtande und der Würde, und die andere mit alle der Wärme und Feinheit und einſchmeichelnden Verbindlichkeit geſprochen, die der beſondere Inhalt einer jeden erforderte.

Prolog.

(Geſprochen von Madame Löwen.)

Ihr Freunde, denen hier das mannigfache Spiel
Des Menſchen, in der Kunſt der Nachahmung gefiel:
Ihr, die ihr gerne weint, ihr weichen, beſſern Seelen,
Wie ſchön, wie edel iſt die Luſt, ſich ſo zu quälen;
Wenn bald die ſüße Thrän', indem das Herz erweicht,
In Zärtlichkeit zerſchmilzt, ſtill von den Wangen ſchleicht,
Bald die beſtürmte Seel', in jeder Nerv' erſchüttert,
Im Leiden Wolluſt fühlt, und mit Vergnügen zittert!
O ſagt, iſt dieſe Kunſt, die ſo Eur' Herz zerſchmelzt,
Der Leidenſchaften Strom, ſo durch Eur Innres wälzt,
Vergnügend, wenn ſie rührt, entzückend, wenn ſie ſchrecket,
Zu Mitleid, Menſchenlieb', und Edelmuth erwecket,
Die Sittenbilderin, die jede Tugend lehrt,
Iſt die nicht Eurer Gunſt, und Eurer Pflege werth?
Die Fürſicht ſendet ſie mitleidig auf die Erde,
Zum Beſten des Barbars, damit er menſchlich werde;
Weiht ſie, die Lehrerin der Könige zu ſeyn,
Mit Würde, mit Genie, mit Feur vom Himmel ein;
Heißt ſie, mit ihrer Macht, durch Thränen zu ergötzen,
Das ſtumpfeſte Gefühl der Menſchenliebe wetzen;
Durch ſüße Herzensangſt, und angenehmes Graun
Die Bosheit bändigen, und an den Seelen baun;
Wohlthätig für den Staat, den Wüthenden, den Wilden,
Zum Menſchen, Bürger, Freund, und Patrioten bilden.

Geſetze ſtärken zwar der Staaten Sicherheit,
Als Ketten an der Hand der Ungerechtigkeit:
Doch deckt noch immer Liſt den Böſen vor dem Richter,
Und Macht wird oft der Schutz erhabner Böſewichter.
Wer rächt die Unſchuld dann? Weh dem gedrückten Staat,
Der, ſtatt der Tugend, nichts, als ein Geſetzbuch hat!
Geſetze, nur ein Zaum der offenen Verbrechen,
Geſetze, die man lehrt des Haſſes Urtheil ſprechen,
Wenn ihnen Eigennutz, Stolz und Partheylichkeit
Für einen Solons Geiſt, den Geiſt der Drückung leiht!
Da lernt Beſtechung bald, um Strafen zu entgehen,
Das Schwerdt der Majeſtät aus ihren Händen drehen:
Da pflanzet Herrſchbegier, ſich freuend des Verfalls
Der Redlichkeit, den Fuß der Freyheit auf den Hals.
Läßt den, der ſie vertritt, in Schimpf und Banden ſchmachten,
Und das blutſchuld'ge Beil der Themis Unſchuld ſchlachten!
Wenn der, den kein Geſetz ſtraft, oder ſtrafen kann,
Der ſchlaue Böſewicht, der blutige Tyrann,
Wenn der die Unſchuld drückt, wer wagt es, ſie zu decken?
Den ſichert tiefe Liſt, und dieſen waffnet Schrecken.
Wer iſt ihr Genius, der ſich entgegen legt? ——
Wer? Sie, die jetzt den Dolch, und jetzt die Geißel trägt,
Die unerſchrockne Kunſt, die allen Mißgeſtalten
Straſloſer Thorheit wagt den Spiegel vorzuhalten;
Die das Geweb' enthüllt, worinn ſich Liſt verſpinnt,
Und den Tyrannen ſagt, daß ſie Tyrannen ſind;
Die, ohne Menſchenfurcht, vor Thronen nicht endlödet,
Und mit des Donners Stimm' ans Herz des Fürſten redet:
Gekrönte Mörder ſchreckt, den Ehrgeiz nüchtern macht,
Den Heuchler züchtiget, und Thoren klüger lacht:
Sie, die zum Unterricht die Todten läßt erſcheinen,
Die große Kunſt, mit der wir lachen, oder weinen.

Sie fand in Griechenland, Schutz, Lieb', und Lehrbegier;
In Rom, in Gallien, in Albion, und — hier.
Ihr, Freunde, habt hier oft, wenn ihre Thränen floſſen,
Mit edler Weichlichkeit die Euren mit vergoſſen;
Habt redlich Euren Schmerz mit ihrem Schmerz vereint,
Und ihr aus voller Bruſt den Beyfall zugeweint:
Wie ſie gehaßt, geliebt, gehoffet, und geſcheuet,
Und Eurer Menſchlichkeit im Leiden Euch erfreuet.
Lang hat ſie ſich umſonſt nach Bühnen umgeſehn!
In Hamburg fand ſie Schutz: hier ſey denn ihr Athen!
Hier, in dem Schooß der Ruh, im Schutze weiſer Gönner,
Gemuthiget durch Lob, vollendet durch den Kenner;
Hier reifet — ja ich wünſch', ich hoff, ich weiſſag' es! —
Ein zweyter Roſcius, ein zweyter Sophokles,
Der Gräciens Kothurn Germaniern erneure:
Und ein Theil dieſes Ruhms, ihr Gönner, wird der Eure.
O ſeyd deſſelben werth! Bleibt Eurer Güte gleich,
Und denkt, o denkt daran, ganz Deutſchland ſieht auf Euch!

Epilog.

(Geſprochen von Madame Henſel.)

Seht hier! ſo ſtandhaft ſtirbt der überzeugte Chriſt!
So lieblos haſſet er, dem Irrthum nützlich iſt,
Der Barbarey bedarf, damit er ſeine Sache,
Sein Anſehn, ſeinen Traum, zu Lehren Gottes mache.
Der Geiſt des Irrthums war Verfolgung und Gewalt,
Wo Blindheit für Verdienſt, und Furcht für Andacht galt.
So konnt er ſein Geſpinſt von Lügen, mit den Blitzen
Der Majeſtät, mit Gift, mit Meuchelmord beſchützen.
Wo Ueberzeugung fehlt, macht Furcht den Mangel gut:

Die Wahrheit überführt, der Irrthum fordert Blut.
Verfolgen muß man die, und mit dem Schwerdt bekehren,
Die anders Glaubens ſind, als die Iſmenors lehren.
Und mancher Aladin ſieht ſtaatsklug oder ſchwach,
Dem ſchwarzen Blutgericht der heilgen Mörder nach,
Und muß mit ſeinem Schwerdt den, welchen Träumer haſſen,
Den Freund, den Märtyrer der Wahrheit würgen laſſen.
Abſcheulichs Meiſterſtück der Herrſchſucht und der Liſt,
Wofür kein Name hart, kein Schimpfwort lieblos iſt!
O Lehre, die erlaubt, die Gottheit ſelbſt mißbrauchen,
In ein unſchuldig Herz des Haſſes Dolch zu tauchen.
Dich, die ihr Blutpanier oft über Leichen trug,
Dich, Greuel, zu verſchmähn, wer leiht mir einen Fluch:
Ihr Freund', in deren Bruſt der Menſchheit edle Stimme
Laut für die Heldin ſprach, als ſie dem Prieſtergrimme
Ein ſchuldlos Opfer ward, und für die Wahrheit ſank:
Hab Dank für dies Gefühl, für jede Thräne Dank!
Wer irrt, verdient nicht Zucht des Haſſes oder Spottes:
Was Menſchen haſſen lehrt, iſt keine Lehre Gottes!
Ach! liebt die Irrenden, die ohne Bosheit blind,
Zwar Schwächere vielleicht, doch immer Menſchen ſind.
Belehret, duldet ſie; und zwingt nicht die zu Thränen,
Die ſonſt kein Vorwurf trift, als daß ſie anders wähnen!
Rechtſchaffen iſt der Mann, den, ſeinem Glauben treu,
Nichts zur Verſtellung zwingt, zu böſer Heucheley;
Der für die Wahrheit glüht, und, nie durch Furcht gezügelt,
Sie freudig, wie Olint, mit ſeinem Blut verſiegelt.
Solch Beyſpiel, edle Freund', iſt Eures Beyfalls werth:
O wohl uns! hätten wir, was Cronegk ſchön gelehrt,
Gedanken, die ihn ſelbſt ſo ſehr veredelt haben,
Durch unſre Vorſtellung tief in Eur Herz gegraben!
Des Dichters Leben war ſchön, wie ſein Nachruhm iſt:
Er war, und o -- verzeiht die Thrän'! -- und ſtarb ein Chriſt

Ließ ſein vortreflich Herz der Nachwelt in Gedichten,
Um ſie — was kann man mehr? noch todt zu unterrichten.
Verſaget, hat Euch jetzt **Sophronia** gerührt,
Denn ſeiner Aſche nicht, was ihr mit Recht gebührt,
Den Seufzer, daß er ſtarb, den Dank für ſeine Lehre,
Und — ach! den traurigen Tribut von einer Zähre.
Uns aber, edle Freund', ermuntre Gütigkeit;
Und hätten wir gefehlt, ſo tadelt; doch verzeiht.
Verzeihung muthiget zu edlerem Erkühnen,
Und feiner Tadel lehrt, das höchſte Lob verdienen.
Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
In welcher tauſend **Quins**, für einen **Garrick** ſind;
Erwartet nicht zu viel, damit wir immer ſteigen,
Und – doch nur Euch gebührt zu richten, uns zu ſchweigen.

VII.

Den 22ten May, 1767.

Der Prolog zeiget das Schauſpiel in ſeiner höchſten Würde, indem er es als das Supplement der Geſetze betrachten läßt. Es giebt Dinge in dem ſittlichen Betragen des Menſchen, welche, in Anſehung ihres unmittelbaren Einfluſſes auf das Wohl der Geſellſchaft, zu unbeträchtlich, und in ſich ſelbſt zu veränderlich ſind, als daß ſie werth oder fähig wären, unter der eigentlichen Aufſicht des Geſetzes zu ſtehen. Es giebt wiederum andere, gegen die alle Kraft der Legiſlation zu kurz fällt; die in ihren Triebfedern ſo unbegreiflich, in ſich ſelbſt ſo ungeheuer, in ihren Folgen ſo unermeßlich ſind, daß ſie entweder der Ahndung der Geſetze ganz entgehen, oder doch unmöglich nach

Verdienſt geahndet werden können. Ich will es nicht unternehmen, auf die erſtern, als auf Gattungen des Lächerlichen, die Komödie: und auf die andern, als auf auſſerordentliche Erſcheinungen in dem Reiche der Sitten, welche die Vernunft in Erſtaunen, und das Herz in Tumult ſetzen, die Tragödie einzuſchränken. Das Genie lacht über alle die Grenzſcheidungen der Kritik. Aber ſo viel iſt doch unſtreitig, daß das Schauſpiel überhaupt ſeinen Vorwurf entweder dieſeits oder jenſeits der Grenzen des Geſetzes wählet, und die eigentlichen Gegenſtände deſſelben nur in ſo fern behandelt, als ſie ſich entweder in das Lächerliche verlieren, oder bis in das Abſcheuliche verbreiten.

Der Epilog verweilet bey einer von den Hauptlehren, auf welche ein Theil der Fabel und Karaktere des Trauerſpiels mit abzwecken. Es war zwar von dem Hrn. von Cronegk ein wenig unüberlegt, in einem Stücke, deſſen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreutzzüge genommen iſt, die Toleranz predigen, und die Abſcheulichkeiten des Geiſtes der Verfolgung an den Bekennern der mahomedaniſchen Religion zeigen zu wollen. Denn dieſe Kreutzzüge ſelbſt, die in ihrer Anlage ein politiſcher Kunſtgriff der Päbſte waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenſchlichſten Verfolgungen, deren ſich der chriſtliche Aberglaube jemals ſchuldig gemacht hat; die meiſten und blutgierigſten Iſmenors hatten damals die wahre Religion; und einzelne Perſonen, die eine Moſchee beraubet haben, zur Strafe ziehen, kömmt das wohl gegen die unſelige Raſerey, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige Aſien zu verwüſten? Doch was der Tragikus in ſeinem Werke ſehr unſchicklich angebracht hat, das konnte der Dichter des Epilogs gar wohl auffaſſen. Menſchlichkeit und Sanftmuth verdienen bey jeder Gelegenheit empfohlen zu werden, und kein Anlaß dazu kann ſo entfernt ſeyn, den wenigſtens unſer Herz nicht ſehr natürlich und dringend finden ſollte.

Uebrigens ſtimme ich mit Vergnügen dem rührenden Lobe bey, welches der Dichter dem ſeligen Cronegk ertheilet. Aber ich werde mich ſchwerlich bereden laſſen, daß er mit mir, über den poetiſchen Werth des kritiſirten Stückes, nicht ebenfalls einig ſeyn ſollte. Ich bin ſehr betroffen geweſen, als man mich verſichert, daß ich verſchiedene von meinen Leſern durch mein unverhohlnes Urtheil unwillig gemacht hätte. Wenn ihnen beſcheidene Freyheit, bey der ſich durchaus keine Nebenabſichten denken laſſen, mißfällt, ſo laufe ich Gefahr, ſie noch ſo oft unwillig zu machen. Ich habe gar nicht die Abſicht gehabt, ihnen die Leſung eines Dichters zu verleiden, den ungekünſtelter Witz, viel feine Empfindung und die lauterſte Moral empfehlen. Dieſe Eigenſchaften werden ihn jederzeit ſchätzbar machen, ob man ihm ſchon andere abſprechen muß, zu denen er entweder gar keine Anlage hatte, oder die zu ihrer Reife gewiſſe Jahre erfordern, weit unter welchen er ſtarb. Sein Codrus ward von den Verfaſſern der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gekrönet, aber wahrlich nicht als ein gutes Stück, ſondern als das beſte von denen, die damals um den Preis ſtritten. Mein Urtheil nimmt ihm alſo keine Ehre, die ihm die Kritik damals ertheilet. Wenn Hinkende um die Wette laufen, ſo bleibt der, welcher von ihnen zuerſt an das Ziel kömmt, doch noch ein Hinkender.

Eine Stelle in dem Epilog iſt einer Mißdeutung ausgeſetzt geweſen, von der ſie gerettet zu werden verdienet. Der Dichter ſagt:

„Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
„In welcher tauſend **Quins**, für einen **Garrick** ſind.

Quin, habe ich darwider erinnern hören, iſt kein ſchlechter

Schauſpieler geweſen. —— Nein, gewiß nicht; er war Thomſons beſonderer Freund, und die Freundſchaft, in der ein Schauſpieler mit einem Dichter, wie Thomſon, geſtanden, wird bey der Nachwelt immer ein gutes Vorurtheil für ſeine Kunſt erwecken. Auch hat Quin noch mehr, als dieſes Vorurtheil für ſich: man weiß, daß er in der Tragödie mit vieler Würde geſpielet; daß er beſonders der erhabenen Sprache des Milton Genüge zu leiſten gewußt; daß er, im Komiſchen, die Rolle des Falſtaff zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht. Doch alles dieſes macht ihn zu keinem Garrick; und das Mißverſtändniß liegt blos darinn, daß man annimmt, der Dichter habe dieſem allgemeinen und auſſerordentlichen Schauſpieler einen ſchlechten, und für ſchlecht durchgängig erkannten, entgegen ſetzen wollen. Quin ſoll hier einen von der gewöhnlichen Sorte bedeuten, wie man ſie alle Tage ſieht; einen Mann, der überhaupt ſeine Sache ſo gut wegmacht, daß man mit ihm zufrieden iſt; der auch dieſen und jenen Karakter ganz vortrefflich ſpielet, ſo wie ihm ſeine Figur, ſeine Stimme, ſein Temperament dabey zu Hülfe kommen. So ein Mann iſt ſehr brauchbar, und kann mit allem Rechte ein guter Schauſpieler heiſſen; aber wie viel fehlt ihm noch, um der Proteus in ſeiner Kunſt zu ſeyn, für den das einſtimmige Gerücht ſchon längſt den Garrick er[illegible]ret hat. Ein ſolcher Quin machte, ohne Zweifel, den König im Hamlet, als Thomas Jones und Rebhuhn in der Komödie waren; *) und der Rebhuhne giebt es mehrere, die nicht einen Augenblick anſtehen, ihn einem Garrick weit vorzuziehen. “Was? ſagen ſie, Garrick der größte Akteur? Erſchien ja nicht über das Geſpenſt erſchrocken, ſondern er war es. Was iſt das für eine Kunſt, über ein Geſpenſt zu erſchrecken? Gewiß und wahr-

---

*) Sechſter Theil. S. 15.

haſtig, wenn wir den Geiſt geſehen hätten, ſo würden wir eben ſo ausgeſehen, und eben das gethan haben, was er that. Der andere hingegen, der König, ſchien wohl auch etwas gerührt zu ſeyn, aber als ein guter Akteur gab er ſich doch alle möglich Mühe, es zu verbergen. Zudem ſprach er alle Worte ſo deutlich aus, und redete noch einmal ſo laut, als jener kleine unanſehnliche Mann, aus dem ihr ſo ein Aufhebens macht!„

Bey den Engländern hat jedes neue Stück ſeinen Prolog und Epilog, den entweder der Verfaſſer ſelbſt, oder ein Freund deſſelben, abfaſſet. Wozu die Alten den Prolog brauchten, den Zuhörer von verſchiedenen Dingen zu unterrichten, die zu einem geſchwindern Verſtändniſſe der zum Grunde liegenden Geſchichte des Stückes dienen, dazu brauchen ſie ihn zwar nicht. Aber er iſt darum doch nicht ohne Nutzen. Sie wiſſen hunderterley darinn zu ſagen, was das Auditorum für den Dichter, oder für den von ihm bearbeiteten Stoff einnehmen, und unbilligen Kritiken, ſowohl über ihn als über den Schauſpieler, vorbauen kann. Noch weniger bedienen ſie ſich des Epilogs, ſo wie ſich wohl Plautus deſſen manchmal bedienet; um die völlige Auflöſung des Stücks, die in dem fünften Akte nicht Raum hatte, darinn erzehlen zu laſſen. Sondern ſie machen ihn zu einer Art von Nutzanwendung, voll guter Lehren, voll feiner Bemerkungen über die geſchilderten Sitten, und über die Kunſt, mit der ſie geſchildert worden; und das alles in dem ſchnurrigſten, launigſten Tone. Dieſen Ton ändern ſie auch nicht einmal gern bey dem Trauerſpiele; und es iſt gar nichts ungewöhnliches, daß nach dem blutigſten und rührendſten, die Satyre ein ſo lautes Gelächter aufſchlägt, und der Witz ſo muthwillig wird, daß es ſcheinet, es ſey die ausdrückliche Abſicht, mit allen Eindrücken des Guten ein

Geſpötte zu treiben. Es iſt bekannt, wie ſehr Thomſon wider dieſe Narrenſchellen, mit der man der Melpomene nachklingelt, geeifert hat. Wenn ich daher wünſchte, daß auch bey uns neue Originalſtücke, nicht ganz ohne Einführung und Empfehlung, vor das Publikum gebracht würden, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß bey dem Trauerſpiele der Ton des Epilogs unſerm deutſchen Ernſte angemeſſener ſeyn müßte. Nach dem Luſtſpiele könnte er immer ſo burleſk ſeyn, als er wollte. Dryden iſt es, der bey den Engländern Meiſterſtücke von dieſer Art gemacht hat, die noch jetzt mit dem größten Vergnügen geleſen werden, nachdem die Spiele ſelbſt, zu welchen er ſie verfertiget, zum Theil längſt vergeſſen ſind. Hamburg hätte einen deutſchen Dryden in der Nähe; und ich brauche ihn nicht noch einmal zu bezeichnen, wer von unſern Dichtern Moral und Kritik mit attiſchem Salze zu würzen, ſo gut als der Engländer verſtehen würde.

VIII.

Den 26ten May, 1767.

Die Vorſtellungen des erſten Abends wurden den zweyten wiederholt.

Den dritten Abend (Freytags den 24ten v. M.) ward Melanide aufgeführet. Dieſes Stück des Nivelle de la Chauſſee iſt bekannt. Es iſt von der rührenden Gattung, der man den ſpöttiſchen Beynamen, der Weinerlichen, gegeben. Wenn weinerlich heißt, was uns die Thränen nahe bringt, wobey wir nicht übel Luſt hätten zu weinen, ſo ſind verſchiedene Stücke von dieſer Gattung etwas mehr als weinerlich; ſie koſten einer empfindlichen Seele Ströme von Thränen; und der gemeine Praß franzöſiſcher Trauerſpiele verdienet, in Vergleichung ihrer, allein weinerlich genannt zu werden. Denn eben bringen ſie es ungefähr ſo weit, daß uns wird, als ob wir hätten weinen können, wenn der Dichter ſeine Kunſt beſſer verſtanden hätte.

Melanide iſt kein Meiſterſtück von dieſer Gattung; aber man ſieht es doch immer mit Vergnügen. Es hat ſich, ſelbſt auf dem franzöſiſchen Theater, erhalten, auf welchem es im Jahre 1741 zuerſt geſpielt ward. Der Stoff, ſagt man, ſey aus einem Roman, Mademoiſelle de Bontems betittelt, entlehnet. Ich kenne dieſen Roman nicht; aber wenn auch die Situation der zweyten Scene des dritten Akts aus ihm genommen iſt, ſo muß ich einen Unbekannten, anſtatt des de la Chauſſee, um das beneiden, weßwegen ich wohl, eine Melanide gemacht zu haben, wünſchte.

Die Ueberſetzung war nicht ſchlecht; ſie iſt unendlich beſſer, als eine italiäniſche, die in dem zweyten Bande der theatraliſchen Bibliothek des Diodati ſtehet. Ich muß es zum Troſte des größten Haufens unſerer Ueberſetzer anführen, daß ihre italiäniſchen Mitbrüder meiſtentheils noch weit elender ſind, als ſie. Gute Verſe indeß in gute Proſe überſetzen, erfordert etwas mehr, als Genauigkeit; oder ich möchte wohl ſagen, etwas anders. Allzu pünktliche Treue macht jede Ueberſetzung ſteif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich iſt, es auch in der andern ſeyn kann. Aber eine Ueberſetzung aus Verſen, macht ſie zugleich wäßricht und ſchielend. Denn wo iſt der glückliche Verſificateur, den nie das Sylbenmaaß, nie der Reim, hier etwas mehr oder weniger, dort etwas ſtärker oder ſchwächer, früher oder ſpäter, ſagen lieſſe, als er es, frey von dieſem Zwange, würde geſagt haben? Wenn nun der Ueberſetzer dieſes nicht zu unterſcheiden weiß; wenn er nicht Geſchmack, nicht Muth genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulaſſen, da ſtatt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu ſetzen, dort eine Ellipſis zu ergänzen oder anzubringen: ſo wird er uns alle Nachläßigkeiten ſeines Originals überliefert, und ihnen nichts als die Entſchuldigung benommen haben, welche die Schwierigkeiten der Symmetrie und des Wohlklanges in der Grundſprache für ſie machen.

Die Rolle der Melanide ward von einer Aktrice geſpielet, die nach einer neunjährigen Entfernung vom Theater, aufs neue in allen den Vollkommenheiten wieder erſchien, die Kenner und Nichtkenner, mit und ohne Einſicht, ehedem an ihr empfunden und bewundert hatten. Madame Löwen verbindet mit dem ſilbernen Tone der ſonoreſten lieblichſten Stimme, mit dem offenſten, ruhigſten und gleichwohl ausdruckfähigſten Geſichte von der Welt, das feinſte ſchnellſte Gefühl, die ſicherſte wärmſte Empfindung, die ſich, zwar nicht immer ſo lebhaft, als es viele wünſchen, doch allezeit mit Anſtand und Würde äuſſert. In ihrer Deklamation accentuirt ſie richtig, aber nicht merklich. Der gänzliche Mangel interſiver Accente verurſacht Monotonie; aber ohne ihr dieſe vorwerfen zu können, weiß ſie dem ſparſamern Gebrauche derſelben durch eine andere Feinheit zu Hülfe zu kommen, von der, leider! ſehr viele Akteurs ganz und gar nichts wiſſen. Ich will mich erklären. Man weiß, was in der Muſik das Mouvement heißt; nicht der Takt, ſondern der Grad der Langſamkeit oder Schnelligkeit, mit welchen der Takt geſpielt wird. Dieſes Mouvement iſt durch das ganze Stück einförmig; in dem nämlichen Maaße der Geſchwindigkeit, in welchem die erſten Takte geſpielet worden, müſſen ſie alle, bis zu den letzten, geſpielet werden. Dieſe Einförmigkeit iſt in der Muſik nothwendig, weil Ein Stück nur einerley ausdrücken kann, und ohne dieſelbe gar keine Verbindung verſchiedener Inſtrumente und Stimmen möglich ſeyn würde. Mit der Deklamation hingegen iſt es ganz anders. Wenn wir einen Perioden von mehrern Gliedern, als ein beſonderes muſikaliſches Stück annehmen, und die Glieder als die Takte deſſelben betrachten, ſo müſſen dieſe Glieder, auch alsdenn, wenn ſie vollkommen gleicher Länge wären, und aus der nehmlichen Anzahl von Sylben des nehmlichen Zeitmaaßes beſtünden, dennoch nie mit einerley Geſchwindigkeit geſprochen werden. Denn da ſie, weder in Abſicht auf die Deutlichkeit und den Nachdruck, noch in Rückſicht auf den in dem ganzen Perioden herrſchenden Affekt, von einerley Werth und Belang ſeyn können: ſo iſt es der Natur gemäß, daß die Stimme die geringfügigern ſchnell herausſtößt, flüchtig und nachläßig darüber hinſchlupft; auf den beträchtlichern aber verweilet, ſie dehnet und ſchleift, und jedes Wort, und in jedem Worte jeden Buchſtaben uns zuzählet. Die Grade dieſer Verſchiedenheit ſind unendlich; und ob ſie ſich ſchon durch keine künſtliche Zeittheilchen beſtimmen und gegen einander abmeſſen laſſen, ſo werden ſie doch auch von dem ungelehrteſten Ohre unterſchieden, ſo wie von der ungelehrteſten Zunge beobachtet, wenn die Rede aus einem durchdrungenen Herzen, und nicht bloß aus einem fertigen Gedächtniſſe flieſſet. Die Wirkung iſt unglaublich, die dieſes beſtändig abwechſelnde Mouvement der Stimme hat; und werden vollends alle Abänderungen des Tones, nicht bloß in Anſehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, ſondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, ſogar des Holprichten und Geſchmeidigen, an den rechten Stellen, damit verbunden: ſo entſtehet jene natürliche Muſik, gegen die ſich unfehlbar unſer Herz eröffnet, weil es empfindet, daß ſie aus dem Herzen entſpringt, und die Kunſt nur inſofern daran Antheil hat, als auch die Kunſt zur Natur werden kann. Und in dieſer Muſik, ſage ich, iſt die Aktrice, von welcher ich ſpreche, ganz vortrefflich, und ihr niemand zu vergleichen, als Herr Eckhoff, der aber, indem er die intenſiven Accente auf einzelne Worte, worauf ſie ſich weniger befleiſſiget, noch hinzufüget, bloß dadurch ſeiner Deklamation eine höhere Vollkommenheit zu geben im Stande iſt. Doch vielleicht hat ſie auch dieſe in ihrer Gewalt; und ich urtheile bloß ſo von ihr, weil ich ſie noch in keinen Rollen geſehen, in welchen ſich das Rührende zum Pathetiſchen erhebet. Ich erwarte ſie in dem Trauerſpiele, und fahre indeß in der Geſchichte unſers Theaters fort.

Den vierten Abend (Montags den 27ten v. M.) ward ein neues deutſches Original, betittelt Julie, oder Wettſtreit der Pflicht und Liebe, aufgeführet. Es hat den Hrn. Heufeld in Wien zum Verfaſſer, der uns ſagt, daß bereits zwey andere Stücke von ihm, den Beyfall des dortigen Publikums erhalten hätten. Ich kenne ſie nicht; aber nach dem gegenwärtigen zu urtheilen, müſſen ſie nicht ganz ſchlecht ſeyn.

Die Hauptzüge der Fabel und der größte Theil der Situationen, ſind aus der Neuen Heloiſe des Rouſſeau entlehnet. Ich wünſchte, daß Hr. Heufeld, ehe er zu Werke geſchritten, die Beurtheilung dieſes Romans in den Briefen, die neueſte Litteratur betreffend, *) geleſen und ſtudirt hätte. Er würde mit einer ſichereren Einſicht in die Schönheiten ſeines Originals gearbeitet haben, und vielleicht in vielen Stücken glücklicher geweſen ſeyn.

---

*) Th. X. S. 255. u. f.

Der Werth der neuen Heloiſe iſt, von der Seite der Erfindung, ſehr gering, und das Beſte darinn ganz und gar keiner dramatiſchen Bearbeitung fähig. Die Situationen ſind alltäglich oder unnatürlich, und die wenig guten ſo weit von einander entfernt, daß ſie ſich, ohne Gewaltſamkeit, in den engen Raum eines Schauſpiels von drey Aufzügen nicht zwingen laſſen. Die Geſchichte konnte ſich auf der Bühne unmöglich ſo ſchlieſſen, wie ſie ſich in dem Romane nicht ſowohl ſchließt, als verlieret. Der Liebhaber der Julie mußte hier glücklich werden, und Hr. Heufeld läßt ihn glücklich werden. Er bekömmt ſeine Schülerin. Aber hat Hr. Heufeld auch überlegt, daß ſeine Julie nun gar nicht mehr die Julie des Rouſſeau iſt? Doch Julie des Rouſſeau, oder nicht: wem liegt daran? Wenn ſie nur ſonſt eine Perſon iſt, die intereßiret. Aber eben das iſt ſie nicht; ſie iſt nichts, als eine kleine verliebte Närrin, die manchmal artig genug ſchwatzet, wenn ſich Hr. Heufeld auf eine ſchöne Stelle im Rouſſeau beſinnet. „Julie, ſagt der Kunſtrichter, deſſen Urtheils ich erwähnet habe, ſpielt in der Geſchichte eine zweyfache Rolle. Sie iſt Anfangs ein ſchwaches und ſogar etwas verführeriſches Mädchen, und wird zuletzt ein Frauenzimmer, das, als ein Muſter der Tugend, alle, die man jemals erdichtet hat, weit übertrift.„ Dieſes letztere wird ſie durch ihren Gehorſam, durch die Aufopferung ihrer Liebe, durch die Gewalt, die ſie über ihr Herz gewinnet. Wenn nun aber von allen dieſen in dem Stücke nichts zu hören und zu ſehen iſt: was bleibt von ihr übrig, als, wie geſagt, das ſchwache verführeriſche Mädchen, das Tugend und Weisheit auf der Zunge, und Thorheit im Herzen hat?

Den St. Preux des Rouſſeau hat Hr. Heufeld in einen Siegmund umgetauft. Der Name Siegmund ſchmecket bey uns ziemlich nach dem Domeſtiquen. Ich wünſchte, daß unſere dramatiſchen Dichter auch in ſolchen Kleinigkeiten ein wenig geſuchterer, und auf den Ton der großen Welt aufmerkſamer ſeyn wollten. — St. Preux ſpielt ſchon bey dem Rouſſeau eine ſehr abgeſchmackte Figur. „Sie nennen ihn alle, ſagt der angeführte Kunſtrichter, „den Philoſophen. Den Philoſophen! ich möchte wiſſen, „was der junge Menſch in der ganzen Geſchichte ſpricht oder „thut, dadurch er dieſen Namen verdienet? In meinen „Augen iſt er der albernſte Menſch von der Welt, der in „allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis „in den Himmel erhebt, und nicht den geringſten Funken „davon beſitzet. In ſeiner Liebe iſt er abentheuerlich, „ſchwülſtig, ausgelaſſen, und in ſeinem übrigen Thun „und Laſſen findet ſich nicht die geringſte Spur von Ueberlegung. Er ſetzet das ſtolzeſte Zutrauen in ſeine Vernunft, und iſt dennoch nicht entſchloſſen genug, den „kleinſten Schritt zu thun, ohne von ſeiner Schülerin, „oder von ſeinem Freunde an der Hand geführet zu werden.„ — Aber wie tief iſt der deutſche Siegmund noch unter dieſen St. Preux!

IX.

Den 29ten May, 1767.

In dem Romane hat St. Preux doch noch dann und wann Gelegenheit, ſeinen aufgeklärten Verſtand zu zeigen, und die thätige Rolle des rechtſchaffenen Mannes zu ſpielen. Aber Siegmund in der Komödie iſt weiter nichts, als ein kleiner eingebildeter Pedant, der aus ſeiner

Schwachheit eine Tugend macht, und ſich ſehr beleidiget findet, daß man ſeinem zärtlichen Herzchen nicht durchgängig will Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Seine ganze Wirkſamkeit läuft auf ein Paar mächtige Thorheiten heraus. Das Bürſchchen will ſich ſchlagen und erſtechen.

Der Verfaſſer hat es ſelbſt empfunden, daß ſein Siegmund nicht in genugſamer Handlung erſcheinet; aber er glaubt, dieſem Einwurfe dadurch vorzubeugen, wenn er zu erwägen giebt: “daß ein Menſch ſeines gleichen, in einer Zeit von vier nnd zwanzig Stunden, nicht wie ein König, dem alle Augenblicke Gelegenheiten dazu darbieten, große Handlungen verrichten könne. Man müſſe zum voraus annehmen, daß er ein rechtſchaffener Mann ſey, wie er beſchrieben werde; und genug, daß Julie, ihre Mutter, Clariſſe, Eduard, lauter rechtſchaffene Leute, ihn dafür erkannt hätten.„

Es iſt recht wohl gehandelt, wenn man, im gemeinen Leben, in den Karakter anderer kein beleidigendes Mißtrauen ſetzt; wenn man dem Zeugniſſe, das ſich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beymißt. Aber darf uns der dramatiſche Dichter mit dieſer Regel der Billigkeit abſpeiſen? Gewiß nicht; ob er ſich ſchon ſein Geſchäft dadurch ſehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne ſehen, wer die Menſchen ſind, und können es nur aus ihren Thaten ſehen. Das Gute, das wir ihnen, blos auf anderer Wort, zutrauen ſollen, kann uns unmöglich für ſie intereßiren; es läßt uns völlig gleichgültig, und wenn wir nie die geringſte eigene Erfahrung davon erhalten, ſo hat es ſogar eine üble Rückwirkung auf diejenigen, auf deren Treu und Glauben wir es einzig und allein annehmen ſollen. Weit gefehlt alſo, daß wir deßwegen, weil Julie, ihre

Mutter, Clariſſe, Eduard, den Siegmund für den vortrefflichſten, vollkommenſten jungen Menſchen erklären, ihn auch dafür zu erkennen bereit ſeyn ſollten: ſo fangen wir vielmehr an, in die Einſicht aller dieſer Perſonen ein Mißtrauen zu ſetzen, wenn wir nie mit unſern eigenen Augen etwas ſehen, was ihre günſtige Meynung rechtfertiget. Es iſt wahr, in vier und zwanzig Stunden kann eine Privatperſon nicht viel große Handlungen verrichten. Aber wer verlangt denn große? Auch in den kleinſten kann ſich der Karakter ſchildern; und nur die, welche das meiſte Licht auf ihn werfen, ſind, nach der poetiſchen Schätzung, die größten. Wie traf es ſich denn indeß, daß vier und zwanzig Stunden Zeit genug waren, dem Siegmund zu den zwey äußerſten Narrheiten Gelegenheit zu ſchaffen, die einem Menſchen in ſeinen Umſtänden nur immer einfallen können? Die Gelegenheiten ſind auch darnach; könnte der Verfaſſer antworten: doch das wird er wohl nicht. Sie möchten aber noch ſo natürlich herbeygeführet, noch ſo fein behandelt ſeyn: ſo würden darum die Narrheiten ſelbſt, die wir ihn zu begehen im Begriffe ſehen, ihre üble Wirkung auf unſere Idee von dem jungen ſtürmiſchen Scheinweſen, nicht verlieren. Daß er ſchlecht handele, ſehen wir: daß er gut handeln könne, hören wir nur, und nicht einmal in Beyſpielen, ſondern in den allgemeinſten ſchwankendſten Ausdrücken.

Die Härte, mit der Julien von ihrem Vater begegnet wird, da ſie einen andern von ihm zum Gemahle nehmen ſoll, als den ihr Herz gewählet hatte, wird beym Rouſſeau nur kaum berührt. Herr Heufeld hatte den Muth, uns eine ganze Scene davon zu zeigen. Ich liebe es, wenn ein junger Dichter etwas wagt. Er läßt den Vater, die Tochter zu Boden ſtoſſen. Ich war um die Ausführung dieſer Aktion beſorgt. Aber vergebens; unſere Schauſpieler hatten ſie ſo wohl koncertiret; es ward, von Seiten des Vaters und der Tochter, ſo viel Anſtand dabey beobachtet, und dieſer Anſtand that der Wahrheit ſo wenig Abbruch, daß ich mir geſtehen mußte, dieſen Akteurs könne man ſo etwas anvertrauen, oder keinen. Herr Heufeld verlangt, daß, wenn Julie von ihrer Mutter aufgehoben wird, ſich in ihrem Geſichte Blut zeigen ſoll. Es kann ihm lieb ſeyn, daß dieſes unterlaſſen worden. Die Pantomime muß nie bis zu dem Eckelhaften getrieben werden. Gut, wenn in ſolchen Fällen die erhitzte Einbildungskraft Blut zu ſehen glaubt; aber das Auge muß es nicht wirklich ſehen.

Die darauf folgende Scene iſt die hervorragendſte des ganzen Stückes. Sie gehört dem Rouſſeau. Ich weiß ſelbſt nicht, welcher Unwille ſich in die Empfindung des Pathetiſchen miſchet, wenn wir einen Vater ſeine Tochter fußfällig um etwas bitten ſehen. Es beleidiget, es kränket uns, denjenigen ſo erniedriget zu erblicken, dem die Natur ſo heilige Rechte übertragen hat. Dem Rouſſeau muß man dieſen außerordentlichen Hebel verzeihen; die Maſſe iſt zu groß, die er in Bewegung ſetzen ſoll. Da keine Gründe bey Julien anſchlagen wollen; da ihr Herz in der Verfaſſung iſt, daß es ſich durch die äußerſte Strenge in ſeinem Entſchluſſe nur noch mehr befeſtigen würde: ſo konnte ſie nur durch die plötzliche Ueberraſchung der unerwarteſten Begegnung erſchüttert, und in einer Art von Betäubung umgelenket werden. Die Geliebte ſollte ſich in die Tochter, verführeriſche Zärtlichkeit in blinden Gehorſam verwandeln; da Rouſſeau kein Mittel ſahe, der Natur dieſe Veränderung abzugewinnen, ſo mußte er ſich entſchlieſſen, ihr ſie abzunöthigen, oder, wenn man will, abzuſtehlen. Auf keine andere Weiſe konnten wir es Julien in der Folge vergeben, daß ſie den inbrünſtigſten Liebvaber dem kälteſten Ehemanne aufgeopfert habe. Aber da dieſe Aufopferung in der Komödie nicht erfolget; da es nicht die Tochter, ſondern der Vater iſt, der endlich nachgiebt: hätte Herr Heufeld die Wendung nicht ein wenig lindern ſollen, durch die [illegible]uſſeau blos das Befremdliche jener Aufopferung rechtfertigen, und das Ungewöhnliche derſelben vor dem Vorwurfe des Unnatürlichen in Sicherheit ſetzen wollte ;-- Doch Kritik, und kein Ende! Wenn Hr. Heufeld das gethan hätte, ſo würden wir um eine Scene gekommen ſeyn, die, wenn ſie ſchon nicht ſo recht in das Ganze paſſen will, doch ſehr kräftig iſt: er würde uns ein hohes Licht in ſeiner Kopie vermahlt haben, von dem man zwar nicht eigentlich weiß, wo es herkömmt, das aber eine treffliche Wirkung thut. Die Art, mit der Herr Eckhof dieſe Scene ausführte, die Aktion mit der er einen Theil der grauen Haare vors Auge brachte, bey welchen er die Tochter beſchwor; wären es allein werth geweſen, eine kleine Unſchicklichkeit zu begehen, die vielleicht niemanden, als dem kalten Kunſtrichter, bey Zergliederung des Planes, merklich wird.

Das Nachſpiel dieſes Abends war, der Schatz; die Nachahmung des Plautiniſchen Trinummus, in welcher der Verfaſſer alle die komiſchen Scenen ſeines Originals in einen Aufzug zu koncentriren geſucht hat. Er ward ſehr wohl geſpielt. Die Akteurs alle wußten ihre Rollen mit der Fertigkeit, die zu dem Niedrigkomiſchen ſo nothwendig erfordert wird. Wenn ein halbſchieriger Einfall eine Unbeſonnenheit, ein Wortſpiel, langſam und ſtotternd vorgebracht wird; wenn ſich die Perſonen auf Armſeligkeiten, die weite nichts als den Mund in Falten ſetzen ſollen, noch erſt viel beſinnen: ſo iſt die Langeweile unvermeidlich. Poſſen müſſen Schlag auf Schlag geſagt werden, und der Zuhörer muß keinen Augenblick Zeit haben, zu unterſuchen, wie witzig oder unwitzig ſie ſind. Es ſind keine Frauenzimmer in dieſem Stücke; das einzige, welches noch anzubringen geweſen wäre, würde eine froſtige Liebhaberinn ſeyn; und freylich lieber keines als ſo eines. Sonſt möchte ich [illegible] niemanden rathen, ſich dieſer Beſondernheit zu befleißigen. Wir ſind zu ſehr an die Untermengung beyder Geſchlechter gewöhnet, als daß wir bey gänzlicher Vermiſſung des reitzendern, nicht etwas Leeres empfinden ſollten.

Unter den Italienern hat ehedem Cecchi, und neuerlich unter den Franzoſen Deſtouches, das nämliche Luſtſpiel des Plautus wieder auf die Bühne gebracht. Sie haben beyde große Stücke von fünf Aufzügen daraus gemacht, und ſind daher genöthiget geweſen, den Plan des Römers mit eignen Erfindungen zu erweitern. Das vom Cecchi heißt, die Mitgift, und wird vom Riccoboni, in ſeiner Geſchichte des italieniſchen Theaters, als eines von den beſten alten Luſtſpielen deſſelben empfohlen. Das vom Deſtouches führt den Titel, der verborgene Schatz, und ward ein einzigesmal, im Jahr 1745, auf der italieniſchen Bühne zu Paris, und auch dieſes einzigemal nicht ganz bis zu Ende, aufgeführet. Es fand keinen Beyfall, und iſt erſt nach dem Tode des Verfaſſers, und alſo verſchiedene Jahre ſpäter, als der deutſche Schatz, im Drucke erſchienen. Plautus ſelbſt iſt nicht der erſte Erfinder dieſes ſo glücklichen, und von mehrern mit ſo vieler Nacheiferung bearbeiteten Stoffes geweſen; ſondern Philemon, bey dem es eben die ſimple Aufſchrift hatte, zu der es im Deutſchen wieder zurückgeführet worden. Plautus hatte ſeine ganz eigne Manier, in Benennung ſeiner Stücke; und meiſtentheils nahm er ſie von dem allerunerheblichſten Umſtande her. Dieſes z. E. nennte er Trinummus, den Dreyling; weil der Sykophant einen Dreyling für ſeine Mühe bekam.

X.

Den 2ten Juny 1767.

Das Stück des fünften Abends (Dienſtags den 28ten April) war, das unvermuthete Hinderniß, oder das Hinderniß ohne Hinderniß, vom Destouches.

Wenn wir die Annales des franzöſiſchen Theaters nachſchlagen, ſo finden wir, daß die luſtigſten Stücke dieſes Verfaſſers gerade den allerwenigſten Beyfall gehabt haben. Weder das gegenwärtige, noch der verborgene Schatz, noch das Geſpenſt mit der Trommel, noch der poetiſche Dorfjunker, haben ſich darauf erhalten: und ſind, ſelbſt in ihrer Neuheit, nur wenigemal aufgeführet worden. Es beruhet ſehr viel auf dem Tone, in welchem ſich ein Dichter ankündiget, oder in welchem er ſeine beſten Werke verfertiget. Man nimmt ſtillſchweigend an, als ob er eine Verbindung dadurch eingehe, ſich von dieſem Tone niemals zu entfernen; und wenn er es thut, dünket man ſich berechtiget, darüber zu ſtutzen. Man ſucht den Verfaſſer in dem Verfaſſer, und glaubt, etwas ſchlechters zu finden, ſobald man nicht das nehmliche findet. Destouches hatte in ſeinem verheyratheten Philoſophen, in ſeinem Ruhmredigen, in ſeinem Verſchwender, Muſter eines feinern, höhern Komiſchen gegeben, als man vom Moliere, ſelbſt in ſeinen ernſthafteſten Stücken, gewohnt war. Sogleich machten die Kunſtrichter, die ſo gern klaßifizieren, dieſes zu ſeiner eigenthümlichen Sphäre; was bey dem Poeten vielleicht nichts als zufällige Wahl war, erklärten ſie für vorzüglichen Hang und Fähigkeit; was er einmal, zweymal nicht gewollt hatte, ſchien er ihnen nicht zu können: und als er es nunmehr wollte, was ſieht Kunſtrichtern ähnlicher, als daß ſie ihm lieber nicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ehe ſie ihr voreiliges Urtheil änderten? Ich will damit nicht ſagen, daß das Niedrigkomiſche des Destouches mit dem Molieriſchen von einerley Güte ſey. Es iſt wirklich um vieles ſteifer; der witzige Kopf iſt mehr darinn zu ſpüren, als der getreue Mahler; ſeine Narren ſind ſelten von dem behäglichen Narren, wie ſie aus den Händen der Natur kommen, ſondern mehrentheils von der hölzernen Gattung, wie ſie die Kunſt ſchnitzelt, und mit Affektation, mit verfehlter Lebensart, mit Pedanterie überladet; ſein Schulwitz, ſein Maſuren, ſind daher froſtiger als lächerlich. Aber dem ohngeachtet, — und nur dieſes wollte ich ſagen, — ſind ſeine luſtigen Stücke am wahren Komiſchen ſo geringhaltig noch nicht, als ſie ein verzärtelter Geſchmack findet; ſie haben Scenen mit unter, die uns aus Herzensgrunde zu lachen machen, und die ihm allein einen anſehnlichen Rang unter den komiſchen Dichtern verſichern könnten.

Hierauf folgte ein neues Luſtſpiel in einem Aufzuge, betittelt, die neue Agneſe.

Madame Gertrude ſpielte vor den Augen der Welt die fromme Spröde; aber insgeheim war ſie die gefällige, feurige Freundin eines gewiſſen Bernard. Wie glücklich, o wie glücklich machſt du mich, Bernard! rief ſie einſt in der Entzückung, und ward von ihrer Tochter behorcht. Morgens darauf fragt das liebe einfältige Mädchen: Aber Mamma, wer iſt denn der Bernard, der die Leute glücklich macht? Die Mutter merkte ſich verrathen, faßte ſich aber geſchwind. Es iſt der Heilige, meine Tochter, den ich mir kürzlich gewählt habe, einer von den größten im Paradieſe. Nicht lange, ſo ward die Tochter mit einem gewiſſen Hilar bekannt. Das gute Kind fand in ſeinem

Umgange recht viel Vergnügen; Mamma bekömmt Verdacht; Mamma beſchleicht das glückliche Paar; und da bekommt Mamma von dem Töchterchen eben ſo ſchöne Seufzer zu hören, als das Töchterchen jüngſt von Mamma gehört hatte. Die Mutter ergrimmt, überfällt ſie, tobt. Nun, was denn, liebe Mamma, ſagt endlich das unruhige Mädchen. Sie haben ſich den H. Bernard gewählt; und ich, ich mir den H. Hilar. Warum nicht? — Dieſes iſt eines von den lehrreichen Märchen, mit welchen das weiſe Alter des göttlichen Voltaire die junge Welt beſchenkte. Favart fand es gerade ſo erbaulich, als die Fabel zu einer komiſchen Oper ſeyn muß. Er ſahe nichts Anſtößiges darinn, als die Namen der Heiligen, und dieſem Anſtoße wußte er auszuweichen. Er machte aus Madame Gertrude eine platoniſche Weiſe, eine Anhängerin der Lehre des Gabalis; und der H. Bernard ward zu einem Sylphen, der unter dem Namen und in der Geſtalt eines guten Bekannten die tugendhafte Frau beſucht. Zum Sylphen ward dann auch Hilar, und ſo weiter. Kurz, es entſtand die Operette, Iſabelle und Gertrude, oder die vermeinten Sylphen; welche die Grundlage zur neuen Agneſe iſt. Man hat die Sitten darinn, den Unſrigen näher zu bringen geſucht; man hat ſich aller Anſtändigkeit befliſſen; das liebe Mädchen iſt von der reizendſten, verehrungswürdigſten Unſchuld; und durch das Ganze ſind eine Menge gute komiſche Einfälle verſtreuet, die zum Theil dem deutſchen Verfaſſer eigen ſind. Ich kann mich in die Veränderungen ſelbſt, die er mit ſeiner Urſchrift gemacht, nicht näher einlaſſen; aber Perſonen von Geſchmack, welchen dieſe nicht unbekannt war, wünſchten, daß er die Nachbarin, anſtatt des Vaters, beybehalten hätte. — Die Rolle der Agneſe ſpielte Mademoiſelle Felbrich, ein junges Frauenzimmer, das eine vortrefliche

Aktrice verſpricht, und daher die beſte Aufmunterung verdienet. Alter, Figur, Mine, Stimme, alles kömmt ihr hier zu ſtatten; und ob ſich, bey dieſen Naturgaben, in einer ſolchen Rolle ſchon vieles von ſelbſt ſpielet: ſo muß man ihr doch auch eine Menge Feinheiten zugeſtehen, die Vorbedacht und Kunſt, aber gerade nicht mehr und nicht weniger verriethen, als ſich an einer Agneſe verrathen darf.

Den ſechsten Abend (Mitwochs den 29ten April) ward die Semiramis des Hrn. von Voltaire aufgeführet.

Dieſes Trauerſpiel ward im Jahr 1748 auf die franzöſiſche Bühne gebracht, erhielt großen Beyfall, und macht, in der Geſchichte dieſer Bühne, gewiſſermaaßen Epoche. —— Nachdem der Herr von Voltaire ſeine Zayre und Alzire, ſeinen Brutus und Cäſar geliefert hatte, ward er in der Meynung beſtärkt, daß die tragiſchen Dichter ſeiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Von uns Franzoſen, ſagt er, hätten die Griechen eine geſchicktere Expoſition, und die große Kunſt, die Auftritte unter einander ſo zu verbinden, daß die Scene niemals leer bleibt, und keine Perſon weder ohne Urſache kömmt noch abgehet, lernen können. Von uns, ſagt er, hätten ſie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen, in witzigen Anthitheſen, mit einander ſprechen; wie der Dichter, mit einer Menge erhabner, glänzender Gedanken, blenden und in Erſtaunen ſetzen müſſe. Von uns hätten ſie lernen können. —— O freylich; was iſt von den Franzoſen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig geleſen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meynung ſeyn zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle dieſe Vorzüge der Franzoſen auf das Weſentliche des Trauerſpiels eben keinen großen Einfluß hätten; daß es

Schönheiten wären, welche die einfältige Größe der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er ſpricht, und man glaubt. Ein einziges vermißte er bey ſeiner Bühne; daß die großen Meiſterſtücke derſelben nicht mit der Pracht aufgeführet würden, deren doch die Griechen die kleinen Verſuche einer erſt ſich bildenden Kunſt gewürdiget hätten. Das Theater in Paris, ein altes Ballhaus, mit Verzierungen von dem ſchlechteſten Geſchmacke, wo ſich in einem ſchmutzigen Parterre das ſtehende Volk drengt und ſtößt, beleidiget ihn mit Recht; und beſonders beleidigte ihn die barbariſche Gewohnheit, die Zuſchauer auf der Bühne zu dulden, wo ſie den Akteurs kaum ſo viel Platz laſſen, als zu ihren nothwendigſten Bewegungen erforderlich iſt. Er war überzeugt, daß blos dieſer Uebelſtand Frankreich um vieles gebracht habe, was man, bey einem freyern, zu Handlungen bequemern und prächtigern Theater, ohne Zweifel gewagt hätte. Und eine Probe hiervon zu geben, verfertigte er ſeine Semiramis. Eine Königinn, welche die Stände ihres Reichs verſammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Geſpenſt, das aus ſeiner Gruft ſteigt, um Blutſchande zu verhindern, und ſich an ſeinem Mörder zu rächen; dieſe Gruft, in die ein Narr hereingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzoſen etwas ganz Neues. Es macht ſo viel Lermen auf der Bühne, es erfordert ſo viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt iſt. Der Dichter glaubte das Muſter zu einer ganz beſondern Gattung gegeben zu haben; und ob er es ſchon nicht für die franzöſiſche Bühne, ſo wie ſie war, ſondern ſo wie er ſie wünſchte, gemacht hatte: ſo ward es dennoch auf derſelben, vor der Hand, ſo gut geſpielet, als es ſich ohngefähr ſpielen ließ. Bey der erſten Vorſtellung ſaßen die Zuſchauer noch mit auf dem Theater; und ich hätte wohl ein altväteriſches Geſpenſt in einem ſo galanten Zirkel mögen erſcheinen ſehen. Erſt bey den folgenden Vorſtellungen ward dieſer Unſchicklichkeit abgeholfen; die Akteurs machten ſich ihre Bühne frey; und was damals nur eine Ausnahme, zum Beſten eines ſo auſſerordentlichen Stückes, war, iſt nach der Zeit die beſtändige Einrichtung geworden. Aber vornehmlich nur für die Bühne in Paris; für die, wie geſagt, Semiramis in dieſem Stücke Epoche macht. In den Provinzen bleibet man noch häufig bey der alten Mode, und will lieber aller Illuſion, als dem Vorrechte entſagen, den Zayren und Meropen auf die Schleppe treten zu können.

XI.

Den 1ſten Junius, 1767.

Die Erſcheinung eines Geiſtes war in einem franzöſiſchen Trauerſpiele eine ſo kühne Neuheit, und der Dichter, der ſie wagte, rechtfertiget ſie mit ſo eignen Gründen, daß es ſich der Mühe lohnet, einen Augenblick dabey zu verweilen.

„Man ſchrie und ſchrieb von allen Seiten, ſagt der „Hr. von Voltaire, daß man an Geſpenſter nicht mehr „glaube, und daß die Erſcheinung der Todten, in den Augen einer erleuchteten Nation, nicht anders, als kindiſch „ſeyn könne. Wie? verſetzt er dagegen; das ganze Alterthum hätte dieſe Wunder geglaubt, und es ſollte nicht „vergönnt ſeyn, ſich nach dem Alterthume zu richten? „Wie? unſere Religion hätte dergleichen auſſerordentliche

„Fügungen der Vorſicht geheiliget, und es ſollte lächerlich „ſeyn, ſie zu erneuern?„

Dieſe Ausrufungen, dünkt mich, ſind rhetoriſcher, als gründlich. Vor allen Dingen wünſchte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu laſſen. In Dingen des Geſchmacks und der Kritik, ſind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, ſeinen Gegner zum Stillſchweigen zu bringen, aber nicht ſo recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion, muß hier nichts entſcheiden ſollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums, gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugniſſe des Alterthums gelten. Und ſo nach hätten wir es auch hier, nur mit dem Alterthume zu thun.

Sehr wohl; das ganze Alterthum hat Geſpenſter geglaubt. Die dramatiſchen Dichter des Alterthums hatten alſo Recht, dieſen Glauben zu nutzen; wenn wir bey einem von ihnen wiederkommende Todte aufgeführet finden, ſo wäre es unbillig, ihm nach unſern beſſern Einſichten den Prozeß zu machen. Aber hat darum der neue, dieſe unſere beſſere Einſichten theilende dramatiſche Dichter, die nehmliche Befügniß? Gewiß nicht.— Aber wenn er ſeine Geſchichte in jene leichtgläubigere Zeiten zurücklegt? Auch alsdenn nicht. Denn der dramatiſche Dichter iſt kein Geſchichtſchreiber; er erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geſchehen, ſondern er läßt es vor unſern Augen nochmals geſchehen; und läßt es nochmals geſchehen, nicht der bloßen hiſtoriſchen Wahrheit wegen, ſondern in einer ganz andern und höhern Abſicht; die hiſtoriſche Wahrheit iſt nicht ſein Zweck, ſondern nur das Mittel zu ſeinem Zwecke; er will uns täuſchen, und durch die Täuſchung rühren. Wenn es alſo wahr iſt, daß wir jetzt keine Geſpenſter mehr glauben; wenn dieſes Nichtglauben die Täuſchung nothwendig verhindern müßte; wenn ohne Täuſchung wir unmöglich ſympathiſiren können: ſo handelt jetzt der dramatiſche Dichter wider ſich ſelbſt, wenn er uns dem ohngeachtet ſolche unglaubliche Mährchen ausſtaffiret; alle Kunſt, die er dabey anwendet, iſt verloren.

Folglich? Folglich iſt es durchaus nicht erlaubt, Geſpenſter und Erſcheinungen auf die Bühne zu bringen? Folglich iſt dieſe Quelle des Schrecklichen und Pathetiſchen für uns vertrocknet? Nein; dieſer Verluſt wäre für die Poeſie zu groß; und hat ſie nicht Beyſpiele für ſich, wo das Genie aller unſerer Philoſophie trotzet, und Dinge, die der kalten Vernunft ſehr ſpöttiſch vorkommen, unſerer Einbildung ſehr fürchterlich zu machen weiß? Die Folge muß daher anders fallen; und die Vorausſetzung wird nur falſch ſeyn. Wir glauben keine Geſpenſter mehr? Wer ſagt das? Oder vielmehr, was heißt das? Heißt es ſo viel: wir ſind endlich in unſern Einſichten ſo weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweiſen können; gewiſſe unumſtößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Geſpenſter im Widerſpruche ſtehen, ſind ſo allgemein bekannt worden, ſind auch dem gemeinſten Manne immer und beſtändig ſo gegenwärtig, daß ihm alles, was damit ſtreitet, nothwendig lächerlich und abgeſchmackt vorkommen muß? Das kann es nicht heiſſen. Wir glauben jetzt keine Geſpenſter, kann alſo nur ſo viel heiſſen: in dieſer Sache, über die ſich faſt eben ſo viel dafür als darwider ſagen läßt, die nicht entſchieden iſt, und nicht entſchieden werden kann, hat die gegenwärtig herrſchende Art zu denken, den Gründen darwider das Uebergewicht gegeben; einige wenige haben dieſe Art zu denken, und viele wollen ſie zu haben ſcheinen; dieſe machen das Geſchrey und geben den Ton; der größte Haufe ſchweigt und verhält ſich gleichgültig, und denkt bald ſo, bald anders, hört beym hellen Tage mit Vergnügen über die Geſpenſter ſpotten, und bey dunkler Nacht mit Grauſen davon erzählen.

Aber in dieſem Verſtande keine Geſpenſter glauben, kann und darf den dramatiſchen Dichter im geringſten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Saame, ſie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigſten, für die er vornehmlich dichtet. Es kömmt nur auf ſeine Kunſt an, dieſen Saamen zum Käumen zu bringen; nur auf gewiſſe Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit und Geſchwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er dieſe in ſeiner Gewalt, ſo mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen; im Theater müſſen wir glauben, was Er will.

So ein Dichter iſt Shakeſpear, und Shakeſpear faſt einzig und allein. Vor ſeinem Geſpenſte im Hamlet richten ſich die Haare zu Berge, ſie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire that gar nicht wohl, ſich auf dieſes Geſpenſt zu berufen; es macht ihn und ſeinen Geiſt des Ninus — lächerlich.

Shakeſpears Geſpenſt kömmt wirklich aus jener Welt; ſo dünkt es uns. Denn es kömmt zu der feyerlichen Stunde, in der ſchaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düſtern, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wenn und mit welchen wir, von der Amme an, Geſpenſter zu erwarten und zu denken gewohnt ſind. Aber Voltairens Geiſt iſt auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu ſchrecken; es iſt der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts ſagt, nichts thut, was es wahrſcheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er ſich ausgiebt; alle Umſtände vielmehr, unter welchen er erſcheinet, ſtören den Betrug, und verrathen das Geſchöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuſchen und ſchrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen ſoll. Man überlege auch nur dieſes einzige: am hellen Tage, mitten in der Verſammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerſchlage angekündiget, tritt das Voltairiſche Geſpenſt aus ſeiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Geſpenſter ſo dreiſt ſind? Welche alte Frau hätte ihm nicht ſagen können, daß die Geſpenſter das Sonnenlicht ſcheuen, und groſe Geſellſchaften gar nicht gern beſuchten? Doch Voltaire wußte zuverläßig das auch; aber er war zu furchtſam, zu eckel, dieſe gemeinen Umſtände zu nutzen; er wollte uns einen Geiſt zeigen, aber es ſollte ein Geiſt von einer edlern Art ſeyn; und durch dieſe edlere Art verdarb er alles. Das Geſpenſt, das ſich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitten unter den Geſpenſtern ſind, dünket mich kein rechtes Geſpenſt zu ſeyn; und alles, was die Illuſion hier nicht befördert, ſtöret die Illuſion.

Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, ſo würde er auch von einer andern Seite die Unſchicklichkeit empfunden haben, ein Geſpenſt vor den Augen einer groſſen Menge erſcheinen zu laſſen. Alle müſſen auf einmal, bey Erblickung deſſelben, Furcht und Entſetzen äuſſern; alle müſſen es auf verſchiedene Art äuſſern, wenn der Anblick nicht die froſtige Symmetrie eines Ballets haben ſoll. Nun richte man einmal eine Heerde dumme Statiſten dazu ab; und wenn man ſie auf das glücklichſte abgerichtet hat, ſo bedenke man, wie ſehr dieſer vielfache Ausdruck des nehmlichen Affekts die Aufmerkſamkeit theilen, und von den Hauptperſonen abziehen muß. Wenn dieſe den rechten Eindruck auf uns machen ſollen, ſo müſſen wir ſie nicht allein ſehen können, ſondern es iſt auch gut, wenn wir ſonſt nichts ſehen, als ſie. Beym Shakeſpear iſt es der einzige Hamlet, mit dem ſich das Geſpenſt einläßt; in der Scene, wo die Mutter dabey iſt, wird es von der Mutter weder geſehen noch gehört. Alle unſere Beobachtung geht alſo auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, deſto bereitwilliger ſind wir, die Erſcheinung, welche dieſe Zerrüttung in ihm verurſacht, für eben das zu halten, wofür er ſie hält. Das Geſpenſt wirket auf uns, mehr durch ihn, als durch ſich ſelbſt. Der Eindruck, den es auf ihn macht, gehet in uns über, und die Wirkung iſt zu augenſcheinlich uud zu ſtark, als daß wir an der auſſerordentlichen Urſache zweifeln ſollten. Wie wenig hat Voltaire auch dieſen Kunſtgriff verſtanden! Es erſchrecken über ſeinen Geiſt viele; aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel! ich ſterbe! und die andern machen nicht mehr Umſtände mit ihm, als man ungefehr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt.

XII.

Den 9ten Junius 1767.

Ich bemerke noch einen Unterſchied, der ſich zwiſchen den Geſpenſtern des engliſchen und franzöſichen Dichters findet. Voltairs Geſpenſt iſt nichts als eine poetiſche Maſchine, die nur des Knotens wegen da iſt; es intereſſirt uns für ſich ſelbſt nicht im geringſten. Shakeſpears Geſpenſt hingegen iſt eine wirklich handelnde Perſon, an deſſen Schickſale wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid.

Dieſer Unterſchied entſprang, ohne Zweifel, aus der verſchiedenen Denkungsart beyder Dichter von den Geſpenſtern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erſcheinung eines Verſtorbenen als ein Wunder; Shakeſpear als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beyden philoſophiſcher denkt, dürfte keine Frage ſeyn; aber Shakeſpear dachte poetiſcher. Der Geiſt des Ninus kam bey Voltairen, als ein Weſen, das noch jenſeit dem Grabe angenehmer, und unangenehmer Empfindungen fähig iſt, mit welchem wir alſo Mitleiden haben können, in keine Betrachtung. Er wollte blos damit lehren, daß die höchſte Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu beſtrafen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Geſetzen mache.

Ich will nicht ſagen, daß es ein Fehler iſt, wenn der dramatiſche Dichter, ſeine Fabel ſo einrichtet, daß ſie zur Erläuterung oder Beſtätigung irgend einer großen moraliſchen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf ſagen, daß dieſe Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig iſt; daß es ſehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine ſolche einzelne Maxime abzwecken; daß man Unrecht thut, den letzten Sittenſpruch, den man zum Schluſſe verſchiedener Trauerſpiele der Alten findet, ſo anzuſehen, als ob das Ganze blos um ſeinetwillen da wäre.

Wenn daher die Semiramis des Herrn von Voltaire weiter kein Verdienſt hätte, als dieſes, worauf er ſich ſo viel zu gute thut, daß man nämlich daraus die höchſte Gerechtigkeit verehren lerne, die auſſerordentliche Laſterthaten zu ſtrafen, auſſerordentliche Wege wähle: ſo würde Semiramis in meinen Augen nur ein ſehr mittelmäßiges Stück ſeyn. Beſonders da dieſe Moral ſelbſt nicht eben die erbaulichſte iſt. Denn es iſt ohnſtreitig dem weiſeſten Weſen weit anſtändiger, wenn es dieſer auſſerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Beſtrafung des Guten und Böſen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken.

Doch ich will mich bey dem Stücke nicht länger verweilen, um noch ein Wort von der Art zu ſagen, wie es hier aufgeführet worden. Man hat alle Urſache, damit zufrieden zu ſeyn. Die Bühne iſt geräumlich genug, die Menge von Perſonen ohne Verwirrung zu faſſen, die der Dichter in verſchiedenen Scenen auftreten läßt. Die Verzierungen ſind neu, von dem beſten Geſchmack, und ſammeln den ſo oft abwechſelnden Ort ſo gut als möglich in einen.

Den ſiebenden Abend (Donnerſtags, den 30ſten April,) ward der verheyrathete Philoſoph, vom Destouches, geſpielet.

Dieſes Luſtſpiel kam im Jahr 1727 zuerſt auf die franzöſiſche Bühne, und fand ſo allgemeinen Beyfall, daß es in Jahr und Tag ſechs und dreyßigmal aufgeführt ward. Die deutſche Ueberſetzung iſt nicht die proſaiſche aus den zu Berlin überſetzten ſämtlichen Werken des Destouches; ſondern eine in Verſen, an der mehrere Hände geflickt und gebeſſert haben. Sie hat wirklich viel glückliche Verſe, aber auch viel harte und unnatürliche Stellen. Es iſt unbeſchreiblich, wie ſchwer dergleichen Stellen dem Schauſpieler das Agiren machen; und doch werden wenig franzöſiſche Stücke ſeyn, die auf irgend einem deutſchen Theater jemals beſſer ausgefallen wären, als dieſes auf unſerm. Die Rollen ſind alle auf das ſchicklichſte beſetzt, und beſonders ſpielet Madame Löwen die launigte Celiante als eine Meiſterinn, und Herr Ackermann den Gerónt unverbeſſerlich. Ich kann es überhoben ſeyn, von dem Stücke ſelbſt zu reden. Es iſt zu bekannt, und gehört unſtreitig unter die Meiſterſtücke der franzöſiſchen Bühne, die man auch unter uns immer mit Vergnügen ſehen wird.

Das Stück des achten Abends (Freytags, den 1ten May,) war das Kaffeehaus, oder die Schottländerinn, des Hrn. von Voltaire.

Es lieſſe ſich eine lange Geſchichte von dieſem Luſtſpiele machen. Sein Verfaſſer ſchickte es als eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen des Hume, nicht des Gerichtſchreibers und Philoſophen, ſondern eines andern dieſes Namens, der ſich durch das Trauerſpiel, Douglas, bekannt gemacht hat, in die Welt. Es hat in einigen Karakteren mit der Kaffeeſchenke des Goldoni etwas Aehnliches; beſonders ſcheint der Don Marzio des Goldoni, das Urbild des Frelon geweſen zu ſeyn. Was aber dort blos ein bösartiger Kerl iſt, iſt hier zugleich ein elender Skribent, den er Frelon nannte, damit die Ausleger deſto geſchwinder auf ſeinen geſchwornen Feind, den Journaliſten Freron, fallen möchten. Dieſen wollte er damit zu Boden ſchlagen, und ohne Zweifel hat er ihm einen empfindlichen Streich verſetzt. Wir Ausländer, die wir an den hämiſchen Neckereyen der franzöſiſchen Gelehrten unter ſich, keinen Antheil nehmen, ſehen über die Perſönlichkeiten dieſes Stücks weg, und finden in dem Frelon nichts als die getreue Schilderung einer Art von Leuten, die auch bey uns nicht fremd iſt. Wir haben unſere Frelons ſo gut, wie die Franzoſen und Engländer, nur daß ſie bey uns weniger Aufſehen machen, weil uns unſere Litteratur überhaupt gleichgültiger iſt. Fiele das Treffende dieſes Karakters aber auch gänzlich in Deutſchland weg, ſo hat das Stück doch, noch auſſer ihm, Intereſſe genug, und der ehrliche Freeport allein, könnte es in unſrer Gunſt erhalten. Wir lieben ſeine plumpe Edelmüthigkeit, und die Engländer ſelbſt haben ſich dadurch geſchmeichelt gefunden.

Denn nur ſeinetwegen haben ſie erſt kürzlich den ganzen Stamm auf den Grund wirklich verpflanzt, auf welchem er ſich gewachſen zu ſeyn rühmte. Colman, unſtreitig jetzt ihr beſter komiſcher Dichter, hat die Schottländerinn, unter dem Titel des engliſchen Kaufmanns, überſetzt, und ihr vollends alle das nationale Kolorit gegeben, was ihr in dem Originale noch mangelte. So ſehr der Herr von Voltaire die engliſchen Sitten auch kennen will, ſo hatte er doch häufig dagegen verſtoſſen; z. E. darinn, daß er ſeine Lindane auf einem Kaffeehauſe wohnen läßt. Colman miethet ſie dafür bey einer ehrlichen Frau ein, die möblierte Zimmer hält, und dieſe Frau iſt weit anſtändiger die Freundinn und Wohlthäterin der jungen verlaſſenen Schöne, als Fabriz. Auch die Karaktere hat Colman für den engliſchen Geſchmack kräftiger zu machen geſucht. Lady Alton iſt nicht blos eine eiferſüchtige Furie; ſie will ein Frauenzimmer von Genie, von Geſchmack und Gelehrſamkeit ſeyn, und giebt ſich das Anſehen einer Schutzgöttin der Litteratur. Hierdurch glaubte er die Verbindung wahrſcheinlicher zu machen, in der ſie mit dem elenden Frelon ſtehet, den er Spatter nennet. Freeport vornehmlich hat eine weitere Sphäre von Thätigkeit bekommen, und er nimmt ſich des Vaters der Lindane eben ſo eifrig an, als der Lindane ſelbſt. Was im Franzöſiſchen der Lord Falbridge zu deſſen Begnadigung thut, thut im Engliſchen Freeport, und er iſt es allein, der alles zu einem glücklichen Ende bringet.

Die engliſchen Kunſtrichter haben in Colmans Umarbeitung die Geſinnungen durchaus vortreflich, den Dialog fein und lebhaft, und die Karaktere ſehr wohl ausgeführt gefunden. Aber doch ziehen ſie ihr Colmans übrige Stücke weit vor, von welchen man die eiferſüchtige Ehefrau auf dem Ackermanniſchen Theater ehedem hier geſehen, und nach der diejenigen, die ſich ihrer erinnern, ungefehr urtheilen können. Der engliſche Kaufmann hat ihnen nicht

Handlung genug; die Neugierde wird ihnen nicht darinn genähret; die ganze Verwickelung iſt in dem erſten Akte ſichtbar. Hiernächſt hat er ihnen zu viel Aehnlichkeit mit andern Stücken, und der beſten Situation fehlt die Neuheit. Freeport, meynen ſie, hätte nicht den geringſten Funken von Lieben gegen die Lindane empfinden müſſen; ſeine gute That verliere dadurch alles Verdienſt, u. ſ. w.

Es iſt an dieſer Kritik manches nicht ganz ungegründet; indeß ſind wir Deutſchen es ſehr wohl zufrieden, daß die Handlung nicht reicher und verwickelter iſt. Die engliſche Manier in dieſem Punkte, zerſtreuet und ermüdet uns; wir lieben einen einfältigen Plan, der ſich auf einmal überſehen läßt. So wie die Engländer die franzöſiſche Stücke mit Epiſoden erſt vollpfropfen müſſen, wenn ſie auf ihrer Bühne gefallen ſollen; ſo müßten wir die engliſchen Stücke ihren Epiſoden erſt entladen, wenn wir unſere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre beſten Luſtſpiele eines Congreve und Wycherley würden uns, ohne dieſen Aushau des allzu wollüſtigen Wuchſes, unausſtehlich ſeyn. Mit ihren Tragödien werden wir noch eher fertig; dieſe ſind zum Theil bey weitem ſo verworren nicht, als ihre Komödien, und verſchiedene haben, ohne die geringſte Veränderung, bey uns Glück gemacht, welches ich von keiner einzigen ihrer Komödien zu ſagen wüßte.

Auch die Italiäner haben eine Ueberſetzung von der Schottländerin, die in dem erſten Theile der theatraliſchen Bibliothek des Diodati ſtehet. Sie folgt dem Originale Schritt vor Schritt, ſo wie die deutſche; nur eine Scene zum Schluſſe hat ihr der Italiäner mehr gegeben. Voltaire ſagte, Frelon werde in der engliſchen Urſchrift am Ende beſtraft; aber ſo verdient dieſe Beſtrafung ſey, ſo habe ſie ihm doch dem Hauptintereſſe zu ſchaden geſchienen; er habe ſie alſo weggelaſſen. Dem Italiäner dünkte dieſe Enſchuldigung nicht hinlänglich, und er ergänzte die Beſtrafung des Frelons aus ſeinem Kopfe; denn die Italiäner ſind große Liebhaber der poetiſchen Gerechtigkeit.

XIII.

Den 12ten Junius, 1767.

Den neunten Abend (Montags den 4ten May) ſollte Cenie geſpielet werden. Es wurden aber auf einmal mehr als die Hälfte der Schauſpieler, durch einen epidemiſchen Zufall, außer Stand geſetzet, zu agiren; und man mußte ſich zu gut zu helfen ſuchen, als möglich. Man wiederholte die neue Agneſe, und gab das Singſpiel, die Gouvernante.

Den zehnten Abend (Dienſtags deu 5ten May) ward der poetiſche Dorfjunker, vom Deſtouches, aufgeführt.

Dieſes Stück hat im Franzöſiſchen drey Aufzüge, und in der Ueberſetzung fünfe. Ohne dieſe Verbeſſerung war es nicht werth, in die deutſche Schaubühne des weiland berühmten Herrn Profeſſor Gottſcheds aufgenommen zu werden, und ſeine gelehrte Freundin, die Ueberſetzerin, war eine viel zu brave Ehefrau, als daß ſie ſich nicht den kritiſchen Ausſprüchen ihres Gemahls blindlings hätte unterwerfen ſollen. Was koſtet es denn nun auch für große Mühe, aus drey Aufzügen fünfe zu machen? Man läßt in einem andern Zimmer einmal Kaffee trinken; man ſchlägt einen Spaziergang im Garten vor; und wenn Noth an den Mann gehet, ſo kann ja auch der Lichtputzer herauskommen und ſagen: Meine Damen und Herren, treten ſie ein wenig ab; die Zwiſchenakte ſind des Putzens wegen erfunden, und was hilft ihr Spielen, wenn das Parterr nicht ſehen kann? —— Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſonſt nicht ſchlecht, und beſonders ſind der Fr. Profeſſorin die Knittelverſe des Maſuren, wie billig, ſehr wohl gelungen. Ob ſie überall eben ſo glücklich geweſen, wo ſie den Einfällen ihres Originals eine andere Wendung geben zu müſſen geglaubt, würde ſich aus der Vergleichung zeigen, Eine Verbeſſerung dieſer Art, mit der es die liebe Frau recht herzlich gut gemeinet hatte, habe ich dem ohngeachtet aufmutzen hören. In der Scene, wo Henriette die alberne Dirne ſpielt, läßt Destouches den Maſuren zu ihr ſagen: “Sie ſetzen mich in Erſtaunen, „Mademoiſelle; ich habe ſie für eine Virtuoſin gehalten. „O pfuy! erwiederte Henriette; wofür haben Sie mich „gehalten? Ich bin ein ehrliches Mädchen; daß Sie es „nur wiſſen. Aber man kann ja, fällt ihr Maſuren ein, „beydes wohl zugleich, ein ehrliches Mädchen und eine „Virtuoſin ſeyn. Nein, ſagt Henriette: ich behaupte, „daß man das nicht zugleich ſeyn kann. Ich eine Virtuoſin!„ Man erinnere ſich, was Madame Gottſched, anſtatt des Worts, Virtuoſin, geſetzt hat: ein Wunder. Kein Wunder! ſagte man, daß ſie das that. Sie fühlte ſich auch ſo etwas von einer Virtuoſin zu ſeyn, und ward über den vermeinten Stich böſe. Aber ſie hätte nicht böſe werden ſollen, und was die witzige und gelehrte Henriette, in der Perſon einer dummen Agneſe, ſagt, hätte die Frau Profeſſorin immer, ohne Maulſpitzen, nachſagen können. Doch vielleicht war ihr nur das fremde Wort, Virtuoſin, anſtößig; Wunder iſt deutſcher; zudem giebt es unter unſern Schönen fünfzig Wunder gegen eine Virtuoſin; die Frau wollte rein und verſtändlich überſetzen; ſie hatte ſehr recht.

Den Beſchluß dieſes Abends machte die ſtumme Schönheit, von Schlegeln.

Schlegel hatte dieſes kleine Stück für das neuerrichtete Kopenhagiſche Theater geſchrieben, um auf demſelben in einer däniſchen Ueberſetzung aufgeführet zu werden. Die Sitten darinn ſind daher auch wirklich däniſcher, als deutſch. Dem ohngeachtet iſt es unſtreitig unſer beſtes komiſches Original, das in Verſen geſchrieben iſt. Schlegel hatte überall eine eben ſo flieſſende als zierliche Verſifikation, und es war ein Glück für ſeine Nachfolger, daß er ſeine größern Komödien nicht auch in Verſen ſchrieb. Er hätte ihnen leicht das Publikum verwöhnen können, und ſo würden ſie nicht allein ſeine Lehre, ſondern auch ſein Beyſpiel wider ſich gehabt haben. Er hatte ſich ehedem gereimten Komödien ſehr lebhaft angenommen; und je glücklicher er die Schwierigkeiten derſelben überſtiegen hätte, deſto unwiderleglicher würden ſeine Gründe geſchienen haben. Doch, als er ſelbſt Hand an das Werk legte, fand er ohne Zweifel, wie unſägliche Mühe es koſte, nur einen Theil derſelben zu überſteigen, und wie wenig das Vergnügen, welches aus dieſen überſtiegenen Schwierigkeiten entſtehet, für die Menge kleiner Schönheiten, die man ihnen aufopfern müſſe, ſchadlos halte. Die Franzoſen waren ehedem ſo eckel, daß man ihnen die proſaiſchen Stücke des Moliere, nach ſeinem Tode, in Verſe bringen mußte; und noch itzt hören ſie ein proſaiſches Luſtſpiel als ein Ding an, das ein jeder von ihnen machen könne. Den Engländer hingegen würde eine gereimte Komödie aus dem Theater jagen. Nur die Deutſchen ſind auch hierinn, ſoll ich ſagen billiger, oder gleichgültiger? Sie nehmen an, was ihnen der Dichter vorſezt. Was wäre es auch, wenn ſie jezt ſchon wählen und ausmuſtern wollten?

Die Rolle der ſtummen Schöne hat ihre Bedenklichkeiten. Eine ſtumme Schöne, ſagt man, iſt nicht nothwendig eine dumme, und die Schauſpielerin hat Unrecht, die eine alberne plumpe Dirne daraus macht. Aber Schlegels ſtumme Schönheit iſt allerdings dumm zugleich; denn daß ſie nichts ſpricht, kömmt daher, weil ſie nichts denkt. Das Feine dabey würde alſo dieſes ſeyn, daß man ſie überall, wo ſie, um artig zu ſcheinen, denken müßte, unartig machte, dabey aber ihr alle die Artigkeiten lieſſe, die bloß mechaniſch ſind, und die ſie, ohne viel zu denken, haben könnte. Ihr Gang z. E. ihre Verbeugungen, brauchen gar nicht bäuriſch zu ſeyn; ſie können ſo gut und zierlich ſeyn, als ſie nur immer ein Tanzmeiſter lehren kann; denn warum ſollte ſie von ihrem Tanzmeiſter nichts gelernt haben, da ſie ſogar Quadrille gelernt hat? Und ſie muß Quadrille nicht ſchlecht ſpielen; denn ſie rechnet feſt darauf, dem Papa das Geld abzugewinnen. Auch ihre Kleidung muß weder altvätriſch, noch ſchlumpicht ſeyn; denn Frau Praatgern ſagt ausdrücklich:

„Biſt du vielleicht nicht wohl gekleidet? — Laß doch ſehn!
„Nun! -- dreh dich um! — das iſt ja gut, und ſitzt galant.
„Was ſagt denn der Phantaſt, dir fehlte der Verſtand?

In dieſer Muſterung der Fr. Praatgern überhaupt, hat der Dichter deutlich genug bemerkt, wie er das Aeuſſerliche ſeiner ſtummen Schöne zu ſeyn wünſche. Gleichfalls ſchön, nur nicht reizend.

„Laß ſehn, wie trägſt du dich? — Den Kopf nicht ſo zurücke!

Dummheit ohne Erziehung hält den Kopf mehr vorwärts, als zurück; ihn zurück halten, lehrt der Tanzmeiſter; man muß alſo Charlotten, den Tanzmeiſter anſehen, und je mehr, je beſſer; denn das ſchadet ihrer Stummheit nichts, vielmehr ſind die zierlich ſteifen Tanzmeiſtermanieren gerade die, welche der ſtummen Schönheit am meiſten entſprechen; ſie zeigen die Schönheit in ihrem beſten Vortheile, nur daß ſie ihr das Leben nehmen.

„Wer fragt: hat ſie Verſtand? der ſeh nur ihre Blicke.

Recht wohl, wenn man eine Schauſpielerin mit großen ſchönen Augen zu dieſer Rolle hat. Nur müſſen ſich dieſe ſchönen Augen wenig oder gar nicht regen; ihre Blicke müſſen langſam und ſtier ſeyn; ſie müſſen uns, mit ihrem unbeweglichen Brennpunkte, in Flammen ſetzen wollen, aber nichts ſagen.

„Geh doch einmal herum. — Gut! hieher! — Neige dich!
„Da haben wirs, das fehlt. Nein, ſieh! So neigt man ſich.

Dieſe Zeilen verſteht man ganz falſch, wenn man Charlotten eine bäuriſche Neige, einen dummen Knix machen läßt. Ihre Verbeugung muß wohl gelernt ſeyn, und wie geſagt, ihrem Tanzmeiſter keine Schande machen. Frau Praatgern muß ſie nur noch nicht affektirt genug finden. Charlotte verbeugt ſich, und Frau Praatgern will, ſie ſoll ſich dabey zieren. Das iſt der ganze Unterſchied, und Madame Löwen bemerkte ihn ſehr wohl, ob ich gleich nicht glaube, daß die Praatgern ſonſt eine Rolle für ſie iſt. Sie kann die feine Frau zu wenig verbergen, und gewiſſen Geſichtern wollen nichtswürdige Handlungen, dergleichen die Vertauſchung einer Tochter iſt, durchaus nicht laſſen.

Den eilften Abend (Mittwochs den 6ten May) ward Miß Sara Sampſon aufgeführet.

Man kann von der Kunſt nichts mehr verlangen, als was Madame Henſeln in der Rolle der Sara leiſtet, und das Stück ward überhaupt ſehr gut geſpielet. Es iſt ein wenig zu lang, und man verkürzt es daher auf den meiſten Theatern, ob der Verfaſſer mit allen dieſen Verkürzungen ſo recht zufrieden iſt, daran zweifle ich faſt. Man weiß ja, wie die Autores ſind; wenn man ihnen auch nur einen Niednagel nehmen will, ſo ſchreyen ſie gleich: Ihr kommt mir ans Leben: Freylich iſt der übermäßigen Länge eines Stücks, durch das bloße Weglaſſen, nur übel abgeholfen, und ich begreife nicht, wie man eine Scene verkürzen kann, ohne die ganze Folge des Dialogs zu ändern. Aber wenn dem Verfaſſer die fremden Verkürzungen nicht anſtehen, ſo mache er ſelbſt welche, falls es ihm der Mühe werth dünket, und er nicht von denjenigen iſt, die Kinder in die Welt ſetzen, und auf ewig die Hand von ihnen abziehen.

Madame Henſeln ſtarb ungemein anſtändig; in der mahleriſchſten Stellung; und beſonders hat mich ein Zug auſſerordentlich überraſcht. Es iſt eine Bemerkung an Sterbenden, daß ſie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Dieſe Bemerkung machte ſie ſich auf die glücklichſte Art zu Nutze; in dem Augenblicke, da die Seele von ihr wich, äuſſerte ſich auf einmal, aber nur in den Fingern des erſtarrten Armes, ein gelinder Spasmus; ſie kniff den Rock, der um ein weniges erhoben ward, gleich wieder ſank: das letzte Aufflattern eines verlöſchenden Lichts; der jüngſte Strahl einer untergehenden Sonne. — Wer dieſe Feinheit in meiner Beſchreibung nicht ſchön findet, der ſchiebe die Schuld auf meine Beſchreibung: aber er ſehe ſie einmal!

XIV.

Den 16ten Junius 1767.

Das bürgerliche Trauerſpiel hat an dem franzöſ. Kunſtrichter, welcher die Sara ſeiner Nation bekannt gemacht hat,*) einen ſehr gründlichen Vertheidiger gefunden. Die Franzoſen billigen ſonſt ſelten etwas, wovon ſie kein Muſter unter ſich ſelbſt haben.

---

*) Journal Etranger, Decembre 1761.

Die Namen von Fürſten und Helden können einem Stücke Pomp und Majeſtät geben; aber zur Rührung tragen ſie nichts bey. Das Unglück derjenigen, deren Umſtände den unſrigen am nächſten kommen, muß natürlicher Weiſe am tiefſten in unſere Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleiden haben, ſo haben wir es mit ihnen als mit Menſchen, und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand ſchon öfters ihre Unfälle wichtiger, ſo macht er ſie darum nicht intereſſanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unſere Sympathie erfordert einen einzeln Gegenſtand, und ein Staat iſt ein viel zu abſtrakter Begriff für unſere Empfindungen.

“Man thut dem menſchlichen Herze Unrecht, ſagt auch
„Marmontel, man verkennet die Natur, wenn man glaubt,
„daß ſie Titel bedürfe, uns zu bewegen und zu rühren.
„Die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des
„Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des
„Menſchen überhaupt: dieſe ſind pathetiſcher, als alles;
„dieſe behaupten ihre Rechte immer und ewig. Was liegt
„daran, welches der Rang, der Geſchlechtsname, die Geburt
„des Unglücklichen iſt, den ſeine Gefälligkeit gegen
„unwürdige Freunde, und das verführeriſche Beyſpiel,
„ins Spiel verſtricket, der ſeinen Wohlſtand und ſeine
„Ehre darüber zu Grunde gerichtet, und nun im Gefängniſſe
„ſeufzet, von Scham und Reue zerriſſen? Wenn man
„fragt, wo er iſt; ſo antworte ich: er war ein ehrlicher
„Mann, und zu ſeiner Marter iſt er Gemahl und Vater;
„ſeine Gattin, die er liebt und von der er geliebt wird,
„ſchmachtet in der äuſſerſten Bedürfniß, und kann ihren
„Kindern, welche Brod verlangen, nichts als Thränen

„geben. Man zeige mir in der Geſchichte der Helden eine rührendere, moraliſchere, mit einem Worte, tragiſchere Situation! Und wenn ſich endlich dieſer Unglückliche vergiftet; wenn er, nachdem er ſich vergiftet, erfährt, daß der Himmel ihn noch retten wollen: was fehlet dieſem ſchmerzlichen und fürchterlichen Augenblicke, wo ſich zu den Schreckniſſen des Todes marternde Vorſtellungen, wie glücklich er habe leben können, geſellen; was fehlt ihm, frage ich, um der Tragödie würdig zu ſeyn? Das Wunderbare, wird man antworten. Wie? findet ſich denn nicht dieſes Wunderbare genugſam in dem plötzlichen Uebergange von der Ehre zur Schande, von der Unſchuld zum Verbrechen, von der ſüßeſten Ruhe zur Verzweiflung; kurz, in dem äuſſerſten Unglücke, in das eine bloße Schwachheit geſtürzet?„

Man laſſe aber dieſe Betrachtungen den Franzoſen, von ihren Diderots und Marmontels, noch ſo eingeſchärft werden, es ſcheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerſpiel darum bey ihnen beſonders in Schwang kommen werde. Die Nation iſt zu eitel, iſt in Titel und andere äuſſerliche Vorzüge zu verliebt; bis auf den gemeinſten Mann, will alles mit Vornehmern umgehen; und Geſellſchaft mit ſeines gleichen, iſt ſo viel als ſchlechte Geſellſchaft. Zwar ein glückliches Genie vermag viel über ſein Volk; die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben, und ſie erwartet vielleicht auch dort nur den Dichter, der ſie in aller Wahrheit und Stärke zu zeigen verſtehet. Der Verſuch, den ein Ungenannter in einem Stücke gemacht hat, welches er das Gemählde der Dürftigkeit nennet, hat ſchon große Schönheiten; und bis die Franzoſen daran Geſchmack gewinnen, hätten wir es für unſer Theater adoptiren ſollen.

Was der erſtgedachte Kunſtrichter an der deutſchen Sara ausſetzet, iſt zum Theil nicht ohne Grund. Ich glaube aber doch, der Verfaſſer wird lieber ſeine Fehler behalten, als ſich der vielleicht unglücklichen Mühe einer gänzlichen Umarbeitung unterziehen wollen. Er erinnert ſich, was Voltaire bey einer ähnlichen Gelegenheit ſagte: “Man „kann nicht immer alles ausführen, was uns unſere Freunde „rathen. Es giebt auch nothwendige Fehler. Einem „Bucklichten, den man von ſeinem Buckel heilen wollte, „müßte man das Leben nehmen. Mein Kind iſt bucklicht; „aber es befindet ſich ſonſt ganz gut.„

Den zwölften Abend (Donſtags den 7ten May) ward der Spieler, vom Regnard, aufgeführet.

Dieſes Stück iſt ohne Zweifel das beſte, was Regnard gemacht hat; aber Riviere dü Freny, der bald darauf gleichfalls einen Spieler auf die Bühne brachte, nahm ihn wegen der Erfindung in Anſpruch. Er beklagte ſich, daß ihm Regnard die Anlage und verſchiedene Scenen geſtohlen habe; Regnard ſchob die Beſchuldigung zurück, und jetzt wiſſen wir von dieſem Streite nur ſo viel mit Zuverläßigkeit, daß einer von beyden der Plagiarius geweſen. Wenn es Regnard war, ſo müſſen wir es ihm wohl noch dazu danken, daß er ſich überwinden konnte, die Vertraulichkeit ſeines Freundes zu mißbrauchen; er bemächtigte ſich, bloß zu unſerm Beſten, der Materialien, von denen er voraus ſahe, daß ſie verhunzt werden würden. Wir hätten nur einen ſehr elenden Spieler, wenn er gewiſſenhafter geweſen wäre. Doch hätte er die That eingeſtehen, und dem armen dü Freny einen Theil der damit erworbenen Ehre laſſen müſſen.

Den dreyzehnten Abend (Freytags den 8ten May) ward der verheyrathete Philoſoph wiederholet; und den Beſchluß machte, der Liebhaber als Schriftſteller und Bediente.

Der Verfaſſer dieſes kleinen artigen Stückes heißt Cerou: er ſtudirte die Rechte, als er es im Jahre 1740 den Italiänern in Paris zu ſpielen gab. Es fällt ungemein wohl aus.

Den vierzehnten Abend (Montags den 11ten May) wurden die koquette Mutter vom Quinault, und der Advokat Patelin aufgeführt.

Jene wird von den Kennern unter die beſten Stücke gerechnet, die ſich auf dem franzöſiſchen Theater aus dem vorigen Jahrhunderte erhalten haben. Es iſt wirklich viel gutes Komiſches darinn, deſſen ſich Moliere nicht hätte ſchämen dürfen. Aber der fünfte Akt und die ganze Auflöſung hätte weit beſſer ſeyn können; der alte Sklave, deſſen in den vorhergehenden Akten gedacht wird, kömmt nicht zum Vorſcheine; das Stück ſchließt mit einer kalten Erzählung, nachdem wir auf eine theatraliſche Handlung vorbereitet worden. Sonſt iſt es in der Geſchichte des franzöſiſchen Theaters deswegen mit merkwürdig, weil der lächerliche Marquis darinn der erſte von ſeiner Art iſt. Die koquette Mutter iſt auch ſein eigentlichſter Titel nicht, und Quinault hätte es immer bey dem zweyten, die veruneinigten Verliebten, können bewenden laſſen.

Der Advokat Patelin iſt eigentlich ein altes Poſſenſpiel aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, das zu ſeiner Zeit auſſerordentlichen Beyfall fand. Es verdiente ihn auch, wegen der ungemeinen Luſtigkeit, und des guten Komiſchen, das aus der Handlung ſelbſt und aus der Situation der Perſonen entſpringet, und nicht auf bloßen Einfällen beruhet. Bruegs gab ihm eine neue Sprache, und brachte es in die Form, in welcher es gegenwärtig aufgeführet wird. Hr. Eckhof ſpielt den Patelin ganz vortreflich.

Den fünfzehnten Abend (Dienſtags den 12ten May) ward Leßings Freygeiſt vorgeſtellt.

Man kennet ihn hier unter dem Titel des beſchämten

Freygeiſtes, weil man ihn von dem Trauerſpiele des Hrn. von Brave, das eben dieſe Aufſchrift führet, unterſcheiden wollen. Eigentlich kann man wohl nicht ſagen, daß derjenige beſchämt wird, welcher ſich beſſert. Adraſt iſt auch nicht einzig und allein der Freygeiſt; ſondern es nehmen mehrere Perſonen an dieſem Karakter Theil. Die eitle unbeſonnene Henriette, der für Wahrheit und Irrthum gleichgültige Liſidor, der ſpitzbübiſche Johann, ſind alles Arten von Freygeiſtern, die zuſammen den Titel des Stücks erfüllen müſſen. Doch was liegt an dem Titel? Genug, daß die Vorſtellung alles Beyfalls würdig war. Die Rollen ſind ohne Ausnahme wohl beſetzt; und beſonders ſpielt Herr Böck den Theophan mit alle dem freundlichen Anſtande, den dieſer Karakter erfordert, um dem endlichen Unwillen über die Hartnäckigkeit, mit der ihn Adraſt verkennet, und auf dem die ganze Kataſtrophe beruhet, dagegen abſtechen zu laſſen.

Den Beſchluß dieſes Abends machte das Schäferſpiel des Hrn. Pfeffels, der Schatz.

Dieſer Dichter hat ſich, außer dieſem kleinen Stücke, noch durch ein anders, der Eremit, nicht unrühmlich bekannt gemacht. In den Schatz hat er mehr Intereſſe zu legen geſucht, als gemeiniglich unſere Schäferſpiele zu haben pflegen, deren ganzer Inhalt tändelnde Liebe iſt. Sein Ausdruck iſt nur öfters ein wenig zu geſucht und koſtbar, wodurch die ohnedem ſchon allzu verfeinerten Empfindungen ein höchſt ſtudirtes Anſehen bekommen, und zu nichts als froſtigen Spielwerken des Witzes werden. Dieſes gilt beſonders von ſeinem Eremiten, welches ein kleines Trauerſpiel ſeyn ſoll, das man, anſtatt der allzuluſtigen Nachſpiele, auf rührende Stücke könnte folgen laſſen. Die Abſicht iſt recht gut; aber wir wollen vom Weiſſen doch noch lieber zum Lachen, als zum Gähnen übergehen.

XV.

Den 19ten Junius 1767.

Den ſechszehnten Abends (Mitwochs den 13ten May) ward die Zayre des Herrn von Voltaire aufgeführt.

“ Den Liebhabern der gelehrten Geſchichte, ſagt der Hr. von Voltaire, wird es nicht unangenehm ſeyn, zu wiſſen, wie dieſes Stück entſtanden. Verſchiedene Damen hatten dem Verfaſſer vorgeworfen, daß in ſeinen Tragödien nicht genug Liebe wäre. Er antwortete ihnen, daß, ſeiner Meynung nach, die Tragödie auch eben nicht der ſchicklichſte Ort für die Liebe ſey; wenn ſie aber doch mit aller Gewalt verliebte Helden haben müßten, ſo wolle er ihnen welche machen, ſo gut als ein anderer. Das Stück ward in achtzehn Tagen vollendet, und fand großen Beyfall. Man nennt es zu Paris ein chriſtliches Trauerſpiel, und es iſt oft, anſtatt des Polyeukts, vorgeſtellet worden „

Den Damen haben wir alſo dieſes Stück zu verdanken, und es wird noch lange das Lieblingsſtück der Damen bleiben. Ein junger feuriger Monarch, nur der Liebe unterwürfig; ein ſtolzer Sieger, nur von der Schönheit beſiegt; ein Sultan ohne Polygamie; ein Seraglio, in den freyen zugänglichen Sitz einer unumſchränkten Gebieterin verwandelt; ein verlaſſenes Mädchen, zur höchſten Staffel des Glücks, durch nichts, als ihre ſchönen Augen, erhöhet; ein Herz, um das Zärtlichkeit und Religion ſtreiten, das ſich zwiſchen ſeinen Gott und ſeinen Abgott theilet, daß gern fromm ſeyn möchte, wenn es nur nicht aufhören ſollte zu lieben; ein Eiferſüchtiger, der ſein Unrecht erkennet, und es an ſich ſelbſt rächet: wenn dieſe ſchmeichelnde Ideen das ſchöne Geſchlecht nicht beſtechen, durch was lieſſe es ſich denn beſtechen?

Die Liebe ſelbſt hat Voltairen die Zayre diktirt: ſagt ein Kunſtrichter artig genug. Richtiger hätte er geſagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe ſelbſt arbeiten helfen; und das iſt Romeo und Juliet, vom Shakeſpear. Es iſt wahr, Voltaire läßt ſeine verliebte Zayre ihre Empfindungen ſehr fein, ſehr anſtändig ausdrücken: aber was iſt dieſer Ausdruck gegen jenes lebendige Gemählde aller der kleinſten geheimſten Ränke, durch die ſich die Liebe in unſere Seele einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die ſie darinn gewinnet, aller der Kunſtgriffe, mit der ſie jede andere Leidenſchaft unter ſich bringt, bis ſie der einzige Tyrann aller unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird? Voltaire verſteſtehet, wenn ich ſo ſagen darf, den Kanzleyſtyl der Liebe vortrefflich; das iſt, diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn ſie ſich auf das behutſamſte und gemäſſenſte ausdrücken will, wenn ſie nichts ſagen will, als was ſie bey der ſpröden Sophiſtin und bey dem kalten Kunſtrichter verantworten kann. Aber der beſte Kanzelliſte weiß von den Geheimniſſen der Regierung nicht immer das meiſte; oder hat gleichwohl Voltaire in das Weſen der Liebe eben die tiefe Einſicht, die Shakeſpear gehabt, ſo hat er ſie wenigſtens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht iſt weit unter dem Dichter geblieben.

Von der Eiferſucht läßt ſich ungefehr eben das ſagen. Der eiferſüchtige Oroſmann ſpielt, gegen den eiferſüchtigen Othello des Shakeſpear eine ſehr kahle Figur. Und doch iſt Othello offenbar das Vorbild des Oroſmann geweſen. Cibber ſagt,*) Voltaire habe ſich des Brandes be-

---

*) From Engliſh Plays, Zara's French author fir'd
Confeſſ'd his Muſe, beyond herſelf, inſpir'd;
From rack'd Othello's rage, he raiſ'd his ſtyle
And ſnatch'd the brand, that lights this tragic pile.

mächtiget, der den tragiſchen Scheiterhauſen des Shakeſpear in Gluth geſetzt. Ich hätte geſagt: eines Brandes aus dieſem flammenden Scheiterhauſen; und noch dazu eines, der mehr dampft, als leuchtet und wärmet. Wir hören in dem Orosmann einen Eiferſüchtigen reden, wir ſehen ihn die raſche That eines Eiferſüchtigen begehen; aber von der Eiferſucht ſelbſt lernen wir nicht mehr und nicht weniger, als wir vorher wußten. Othello hingegen iſt das vollſtändigſte Lehrbuch über dieſe traurige Raſerey; da können wir alles lernen, was ſie angeht, ſie erwecken und ſie vermeiden.

Aber iſt es denn immer Shakeſpear, werden einige meiner Leſer fragen, immer Shakeſpear, der alles beſſer verſtanden hat, als die Franzoſen? Das ärgert uns; wir können ihn ja nicht leſen. —— Ich ergreife dieſe Gelegenheit, das Publikum an etwas zu erinnern, das es vorſetzlich vergeſſen zu wollen ſcheinet. Wir haben eine Ueberſetzung vom Shakeſpear. Sie iſt noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert ſich ſchon mehr darum. Die Kunſtrichter haben viel Böſes davon geſagt. Ich hätte große Luſt, ſehr viel Gutes davon zu ſagen. Nicht, um dieſen gelehrten Männern zu widerſprechen; nicht, um die Fehler zu vertheidigen, die ſie darinn bemerkt haben: ſondern, weil ich glaube, daß man von dieſen Fehlern kein ſolches Aufheben hätte machen ſollen. Das Unternehmen war ſchwer; ein jeder anderer, als Herr Wieland, würde in der Eil noch öftrer verſtoſſen, und aus Unwiſſenheit oder Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben; aber was er gut gemacht hat, wird ſchwerlich jemand beſſer machen. So wie er uns den Shakeſpear geliefert hat, iſt es noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Fleten, mit welchen es ſie liefert, ſo beleidigen, daß wir nothwendig eine beſſere Ueberſetzung haben müßten.

Doch wieder zur Zayre. Der Verfaſſer brachte ſie im Jahre 1733 auf die Pariſer Bühne; und drey Jahre darauf, ward ſie ins Engliſche überſetzt, und auch in London auf dem Theater in Druri-Lane geſpielt. Der Ueberſetzer war Aaron Hill, ſelbſt ein dramatiſcher Dichter, nicht von der ſchlechteſten Gattung. Voltaire fand ſich ſehr dadurch geſchmeichelt, und was er, in dem ihm eigenen Tone der ſtolzen Beſcheidenheit, in der Zuſchrift ſeines Stücks an den Engländer Fackener, davon ſagt, verdient geleſen zu werden. Nur muß man nicht alles für vollkommen ſo wahr annehmen, als er es ausgiebt. Wehe dem, der Voltairens Schriften überhaupt nicht mit dem ſceptiſchen Geiſte lieſet, mit welchem er einen Theil derſelben geſchrieben hat.

Er ſagt z. E. zu ſeinem engliſchen Freunde: "Eure Dichter hatten eine Gewohnheit, der ſich ſelbſt Addiſon*) unterworfen; denn Gewohnheit iſt ſo mächtig als Vernunft und Geſetz. Dieſe gar nicht vernünftige Gewohnheit beſtand darinn, daß jeder Akt mit Verſen beſchloſſen werden mußte, die in einem ganz andern Geſchmacke waren, als das Uebrige des Stücks; und nothwendig mußten dieſe Verſe eine Vergleichung enthalten. Phädra, indem ſie abgeht, vergleicht ſich ſehr poetiſch mit einem

---

*) Le plus ſage de vos écrivains, ſetzt Voltaire hinzu. Wie wäre das recht wohl zu überſetzen? Sage heißt, weiſe: aber der weiſeſte unter den engliſchen Schriftſtellern, wer wurde den Addiſon dafur erkennen? Ich beſinne mich, daß die Franzoſen auch ein Madchen ſage nennen, dem man keinen Fehltritt, ſo keinen von den groben Fehltritten vorzuwerfen hat. Dieſer Sinn durfte vielleicht hier paſſen. Und nach dieſem konnte man ja wohl gerade zu uberſetzen: Addiſon, derjenige von euern Schriftſtellern, der uns harmloſen, nuchternen Franzoſen am nachſten kommt.

Rehe, Cato mit einem Felſen und Cleopatra mit Kindern, die ſo lange weinen, bis ſie einſchlafen. Der Ueberſetzer der Zayre iſt der erſte, der es gewagt hat, die Rechte der Natur gegen einen von ihr ſo entfernten Geſchmack zu behaupten. Er hat dieſen Gebrauch abgeſchaft; er hat es empfunden, daß die Leidenſchaft ihre wahre Sprache führen, und der Poet ſich überall verbergen müſſe, um uns nur den Helden erkennen zu laſſen.„

Es ſind nicht mehr als nur drey Unwahrheiten in dieſer Stelle; und das iſt für den Hrn. von Voltaire eben nicht viel. Wahr iſt es, daß die Engländer, vom Shakeſpear an, und vielleicht auch von noch länger her, die Gewohnheit gehabt, ihre Aufzüge in ungereimten Verſen mit ein Paar gereimten Zeilen zu enden. Aber daß dieſe gereimten Zeilen nichts als Vergleichungen enthielten, daß ſie nothwendig Vergleichungen enthalten müſſen, das iſt grundfalſch; und ich begreife gar nicht, wie der Herr von Voltaire einem Engländer, von dem er doch glauben konnte, daß er die tragiſchen Dichter ſeines Volkes auch geleſen habe, ſo etwas unter die Naſe ſagen können. Zweytens iſt es nicht an dem, daß Hill in ſeiner Ueberſetzung der Zayre von dieſer Gewohnheit abgegangen. Es iſt zwar beynahe nicht glaublich, daß der Herr von Voltaire die Ueberſetzung ſeines Stücks nicht genauer ſollte angeſehen haben, als ich, oder ein anderer. Gleichwohl muß es ſo ſeyn. Denn ſo gewiß ſie in reimfreyen Verſen iſt, ſo gewiß ſchließt ſich auch jeder Akt mit zwey oder vier gereimten Zeilen. Vergleichungen enthalten ſie freylich nicht; aber, wie geſagt, unter allen dergleichen gereimten Zeilen, mit welchen Shakeſpear, und Johnſon, und Dryden, und Lee, und Otway, und Rowe, und wie ſie alle heiſſen, ihre Aufzüge ſchlieſſen, ſind ſicherlich hundert gegen funfe, die gleichfalls keine enthalten. Was hatte denn

Hill alſo beſonders? Hätte er aber auch wirklich das Beſondere gehabt, das ihm Voltaire leihet: ſo wäre doch drittens das nicht wahr, daß ſein Beyſpiel von dem Einfluſſe geweſen, von dem es Voltaire ſeyn läßt. Noch bis dieſe Stunde erſcheinen in England eben ſo viel, wo nicht noch mehr Trauerſpiele, deren Akte ſich mit gereimten Zeilen enden, als die es nicht thun. Hill ſelbſt hat in keinem einzigen Stücke, deren er doch verſchiedene, noch nach der Ueberſetzung der Zayre, gemacht, ſich der alten Mode gänzlich entäuſſert. Und was iſt es denn nun, ob wir zuletzt Reime hören oder keine? Wenn ſie da ſind, können ſie vielleicht dem Orcheſter noch nutzen; als Zeichen nehmlich, nach den Inſtrumenten zu greifen, welches Zeichen auf dieſe Art weit ſchicklicher aus dem Stücke ſelbſt abgenommen würde, als daß es die Pfeife oder der Schlüſſel giebt.

XVI.

Den 23ſten Junius, 1767.

Die engliſchen Schauſpieler waren zu Hills Zeiten ein wenig ſehr unnatürlich; beſonders war ihr tragiſches Spiel äuſſerſt wild und übertrieben; wo ſie heftige Leidenſchaften auszudrücken hatten, ſchrien und gebehrdeten ſie ſich als Beſeſſene; und das Uebrige tönten ſie in einer ſteifen, ſtrotzenden Feyerlichkeit daher, die in jeder Sylbe den Komödianten verrieth. Als er daher ſeine Ueberſetzung der Zayre aufführen zu laſſen bedacht war, vertraute er die Rolle der Zayre einem jungen Frauenzimmer, das noch nie in der Tragödie geſpielet hatte. Er urtheilte ſo: dieſes junge Frauenzimmer hat Gefühl, und Stimme, und Figur, und Anſtand; ſie hat den falſchen Ton des Theaters noch nicht angenommen; ſie braucht keine Fehler erſt zu verlernen; wenn ſie ſich nur ein Paar Stunden überreden kann, das wirklich zu ſeyn, was ſie vorſtellet, ſo darf ſie nur reden, wie ihr der Mund gewachſen, und alles wird gut gehen. Es gieng auch; und die Theaterpedanten, welche gegen Hillen behaupteten, daß nur eine ſehr geübte, ſehr erfahrne Perſon einer ſolchen Rolle Genüge leiſten könne, wurden beſchämt. Dieſe junge Aktrice war die Frau des Komödianten Colley Cibber, und der erſte Verſuch in ihrem achtzehnten Jahre ward ein Meiſterſtück Es iſt merkwürdig, daß auch die franzöſiſche Schauſpielerin, welche die Zayre zuerſt ſpielte, eine Anfängerin war. Die junge reizende Mademoiſelle Goßin ward auf einmal dadurch berühmt, und ſelbſt Voltaire ward ſo entzückt über ſie, daß er ſein Alter recht kläglich bedauerte.

Die Rolle des Orosmann hatte ein Anverwandter des Hill übernommen, der kein Komödiant von Profeßion, ſondern ein Mann von Stande war. Er ſpielte aus Liebhaberey, und machte ſich nicht das geringſte Bedenken, öffentlich aufzutreten, um ein Talent zu zeigen, das ſo ſchätzbar als irgend ein anders iſt. In England ſind dergleichen Exempel von angeſehenen Leuten, die zu ihrem bloſſen Vergnügen einmal mitſpielen, nicht ſelten. “Alles was uns dabey befremden ſollte, ſagt der Hr. von Voltaire, iſt dieſes, daß es uns befremdet. Wir ſollten überlegen, daß alle Dinge in der Welt von der Gewohnheit und Meynung abhangen. Der franzöſiſche Hof hat ehedem auf dem Theater mit den Opernſpielern getanzt; und man hat weiter nichts beſonders dabey gefunden, als daß dieſe Art von Luſtbarkeit aus der Mode gekommen. Was iſt zwiſchen den beyden Künſten für ein Unterſchied, als daß die eine über die andere eben ſo weit erhaben iſt, als es Talente, welche vorzügliche Seelenkräfte erfordern, über blos körperliche Fertigkeiten ſind?„

Ins Italiäniſche hat der Graf Gozzi die Zayre überſetzt; ſehr genau und ſehr zierlich; ſie ſtehet in dem dritten Theile ſeiner Werke. In welcher Sprache können zärtliche Klagen rührender klingen, als in dieſer? Mit der einzigen Freyheit, die ſich Gozzi gegen das Ende des Stücks genommen, wird man ſchwerlich zufrieden ſeyn. Nachdem ſich Orosmann erſtochen, läßt ihn Voltaire nur noch ein Paar Worte ſagen, uns über das Schickſal des Nereſtan zu beruhigen. Aber was thut Gozzi? Der Italiäner fand es ohne Zweifel zu kalt, einen Türken ſo gelaſſen wegſterben zu laſſen. Er legte alſo dem Orosmann noch eine Tirade in den Mund, voller Ausrufungen, voller Winſeln und Verzweiflung. Ich will ſie der Seltenheit halber unter den Text ſetzen. *)

---

*) Queſto mortale orror che per le vene
Tutte mi ſcorre, omai non è dolore.
Che Baſti ad appagarti, anima bella.
Feroce cor, cor diſpietato, e miſero,
Paga la pena del delitto orrendo.
Mani ciudeli — oh Dio — Mani, che ſiete
Tinte del ſangue di si cara donna,
Voi – voi – dov' è quel ferro? Un' altra volta
In mezzo al petto – Oimè, dov' è quel ferro?
In acuta punta —
Tenebre, e notte
Si fanno intorno —
Perchè non poſſo —
Non poſſo ſpargere
Il ſangue tutto?
Si, si, lo ſpargo tutto, anima mia,
Dove ſei? – piu non poſſo – oh Dio! non poſſo –
Vorrei – vederti – io manco, io manco, oh Dio!

Es iſt doch ſonderbar, wie weit ſich hier der deutſche Geſchmack von dem welſchen entfernet! Dem Welſchen iſt Voltaire zu kurz; uns Deutſchen iſt er zu lang. Kaum hat Orosmann geſagt, “verehret und gerochen;„ kaum hat er ſich den tödlichen Stoß beygebracht, ſo laſſen wir den Vorhang niederfallen. “Iſt es denn aber auch wahr, daß der deutſche Geſchmack dieſes ſo haben will? Wir machen dergleichen Verkürzung mit mehrern Stücken: aber warum machen wir ſie? Wollen wir denn im Ernſt, daß ſich ein Trauerſpiel wie ein Epigramm ſchlieſſen ſoll? Immer mit der Spitze des Dolchs, oder mit dem letzten Seufzer des Helden? Woher kömmt uns gelaſſenen, ernſten Deutſchen die flatternde Ungedult, ſobald die Exekution vorbey, durchaus nun weiter nichts hören zu wollen, wenn es auch noch ſo wenige, zur völligen Rundung des Stücks noch ſo unentbehrliche Worte wären? Doch ich forſche vergebens nach der Urſache einer Sache, die nicht iſt. Wir hätten kalt Blut genug, den Dichter bis ans Ende zu hören, wenn es uns der Schauſpieler nur zutrauen wollte. Wir würden recht gern die letzten Befehle des großmüthigen Sultans vernehmen: recht gern die Bewunderung und das Mitleid des Nereſtan noch theilen: aber wir ſollen nicht. Und warum ſollen wir nicht? Auf dieſes warum, weiß ich kein darum. Sollten wohl die Orosmannsſpieler daran Schuld ſeyn? Es wäre begreiflich genug, warum ſie gern das letzte Wort haben wollten. Erſtochen und geklatſcht! Man muß Künſtlern kleine Eitelkeiten verzeihen.

Bey keiner Nation hat die Zayre einen ſchärfern Kunſtrichter gefunden, als unter den Holländern. Friedrich Duim, vielleicht ein Anverwandter des berühmten Akteurs dieſes Namens auf dem Amſterdamer Theater, fand ſo viel daran auszuſetzen, daß er es für etwas kleines hielt, eine beſſere zu machen. Er machte auch wirklich eine — andere,*) in der die Bekehrung der Zayre das Hauptwerk iſt, und die ſich damit endet, daß der Sultan über ſeine Liebe ſieget, und die chriſtliche Zayre mit aller Pracht in ihr Vaterland ſchicket, die ihrer vorgehabten Erhöhung gemäß iſt; der alte Luſignan ſtirbt vor Freuden. Wer iſt begierig, mehr davon zu wiſſen? Der einzige unverzeihliche Fehler eines tragiſchen Dichters iſt dieſer, daß er uns kalt läßt; er intereſſire uns, und mache mit den kleinen mechaniſchen Regeln, was er will. Die Duime können wohl tadeln, aber den Bogen des Ulyſſes müſſen ſie nicht ſelber ſpannen wollen. Dieſes ſage ich darum, weil ich nicht gern zurück, von der mißlungenen Verbeſſerung auf den Ungrund der Kritik, geſchloſſen wiſſen möchte. Duims Tadel iſt in vielen Stücken ganz gegründet; beſonders hat er die Unſchicklichkeiten, deren ſich Voltaire in Anſehung des Orts ſchuldig macht, und das Fehlerhafte in dem nicht genugſam motivirten Auftreten und Abgehen der Perſonen, ſehr wohl angemerkt. Auch iſt ihm die Ungereimtheit der ſechsten Scene im dritten Akte nicht entgangen. “Orosmann, ſagt er, kömmt, Zayren in die Moſchee abzuholen; Zayre weigert ſich, ohne die geringſte Urſache von ihrer Weigerung anzuführen; ſie geht ab, und Orosmann bleibt als ein Laffe (als eenen lafhartigen) ſtehen. Iſt das wohl ſeiner Würde gemäß? Reimet ſich das wohl mit ſeinem Karakter? Warum dringt er nicht in Zayren, ſich deutlicher zu erklären. Warum folgt er ihr nicht in das Seraglio? Durfte er ihr nicht dahin folgen?„ —— Guter Duim! wenn ſich Zayre deutlicher erkläret hätte: wo hätten denn die andern Akte ſollen herkommen? Wäre nicht die ganze Tragödie darüber in die Pilze gegangen? —— Ganz recht! auch die zweyte Scene des dritten Akts iſt eben ſo abgeſchmackt: Orosmann kömmt wieder zu Zayren; Zayre geht abermals, ohne die geringſte nähere Erklärung, ab, und Orosmann, der gute Schlucker (dien goeden hals) tröſtet ſich desfalls in einer Monologe. Aber, wie geſagt, die Verwickelung, oder Ungewißheit, mußte doch bis zum fünften Aufzuge hinhalten, und wenn die ganze Kataſtrophe an einem Haare hängt, ſo hangen mehr wichtige Dinge in der Welt an keinem ſtärkern.

---

*) Zayre, bekeerde Turkinne. Treurſpel. Amſterdam 1745.

Die letzterwähnte Scene iſt ſonſt diejenige, in welcher der Schauſpieler, der die Rolle des Orosmann hat, ſeine feinſte Kunſt in alle dem beſcheidenen Glanze zeigen kann, in dem ſie nur ein eben ſo feiner Kenner zu empfinden fähig iſt. Er muß aus einer Gemüthsbewegung in die andere übergehen, und dieſen Uebergang durch das ſtumme Spiel ſo natürlich zu machen wiſſen, daß der Zuſchauer durchaus durch keinen Sprung, ſondern durch eine zwar ſchnelle, aber doch dabey merkliche Gradation mit fortgeriſſen wird. Erſt zeiget ſich Orosmann in aller ſeiner Großmuth, willig und bereit, Zayren zu vergeben, wann ihr Herz bereits eingenommen ſeyn ſollte, Falls ſie nur aufrichtig genug iſt, ihm länger kein Geheimniß davon zu machen. Indem erwacht ſeine Leidenſchaft aufs neue, und er fodert die Aufopferung ſeines Nebenbuhlers. Er wird zärtlich genug, ſie unter dieſer Bedingung aller ſeiner Huld zu verſichern. Doch da Zayre auf ihrer Unſchuld beſtehet, wider die er ſo offenbar Beweiſe zu haben glaubet, bemeiſtert ſich ſeiner nach und nach der äuſſerſte Unwille. Und ſo geht er von dem Stolze zur Zärtlichkeit, zur Erbitterung über. Alles was Remond de Saint Albine, in ſeinem Schauſpieler,*) hierbey beobachtet wiſſen will, leiſtet Hr. Eckhof auf eine ſo vollkommene Art, daß man glauben ſollte, er allein könne das Vorbild des Kunſtrichters geweſen ſeyn.

---

*) Le Comedien, Partie II. Chap. X. p. 209.

XVII.

Den 26ten Junius 1767.

Den ſiebzehnten Abend (Donnerſtags den 14ten May) ward der Sidney, vom Greſſet, aufgeführet.

Dieſes Stück kam im Jahre 1745 zuerſt aufs Theater. Ein Luſtſpiel wider den Selbſtmord, konnte in Paris kein großes Glück machen. Die Franzoſen ſagten: es wäre ein Stück für London. Ich weiß auch nicht; denn die Engländer dürften vielleicht den Sidney ein wenig unengliſch finden; er geht nicht raſch genug zu Werke; er philoſophirt, ehe er die That begeht, zu viel, und nachdem er ſie begangen zu haben glaubt, zu wenig; ſeine Reue könnte ſchimpflicher Kleinmuth ſcheinen; ja, ſich von einem franzöſiſchen Bedienten ſo angeführt zu ſehen, möchte von manchen für eine Beſchämung gehalten werden, die des Hängens allein würdig wäre.

Doch ſo wie das Stück iſt, ſcheinet es für uns Deutſche recht gut zu ſeyn. Wir mögen eine Raſerey gern mit ein wenig Philoſophie bemänteln, und finden es unſerer Ehre eben nicht nachtheilig, wenn man uns von einem dummen Streiche zurückhält, und das Geſtändniß, falſch philoſophirt zu haben, uns abgewinnet. Wir werden daher dem Dümont, ob er gleich ein franzöſiſcher Prahler iſt, ſo herzlich gut, daß uns die Etiquette, welche der Dichter mit ihm beobachtet, beleidiget. Denn indem es Sidney nun erfährt, daß er durch die Vorſicht deſſelben dem Tode nicht näher iſt, als der geſundeſten einer, ſo läßt ihn Greſſet ausrufen: “Kaum kann ich es glauben „— Roſalia! — Hamilton! — und du, deſſen glücklicher Eifer u. ſ. w.„ Warum dieſe Rangordnung? Iſt es erlaubt, die Dankbarkeit der Politeſſe aufzuopfern? Der Bediente hat ihn gerettet; dem Bedienten gehört das erſte Wort, der erſte Ausdruck der Freude, ſo Bedienter, ſo weit unter ſeinem Herrn und ſeines Herrn Freunden, er auch immer iſt. Wenn ich Schauſpieler wäre, hier würde ich es kühnlich wagen, zu thun, was der Dichter hätte thun ſollen. Wenn ich ſchon, wider ſeine Vorſchrift, nicht das erſte Wort an meinen Erretter richten dürfte, ſo würde ich ihm wenigſtens den erſten gerührten Blick zuſchicken, mit der erſten dankbarſten Umarmung auf ihn zueilen; und dann würde ich mich gegen Roſalien, und gegen Hamilton wenden, und wieder auf ihn zurückkommen. Es ſey uns immer angelegener, Menſchlichkeit zu zeigen, als Lebensart.

Herr Eckhof ſpielt den Sidney ſo vortrefflich —— Es iſt unſtreitig eine von ſeinen ſtärkſten Rollen. Man kann die enthuſiaſtiſche Melancholie, das Gefühl der Fühlloſigkeit, wenn ich ſo ſagen darf, worinn die ganze Gemüthsverfaſſung des Sidney beſtehet, ſchwerlich mit mehr Kunſt, mit größerer Wahrheit ausdrücken. Welcher Reichthum von mahlenden Geſten, durch die er allgemeinen Betrachtungen gleichſam Figur und Körper giebt, und ſeine innerſten Empfindungen in ſichtbare Gegenſtände verwandelt! Welcher fortreiſſende Ton der Ueberzeugung! —

Den Beſchluß machte dieſen Abend ein Stück in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des l'Affichard, unter dem Titel: Iſt er von Familie? Man erräth gleich, daß ein Narr oder eine Närrin darinn vorkommen muß, der es hauptſächlich um den alten Adel zu thun iſt. Ein junger wohlerzogener Menſch, aber von zweifelhaftem Herkommen, bewirbt ſich um die Stieftochter eines Marquis. Die Einwilligung der Mutter hängt von der Aufklärung dieſes Punktes ab. Der junge Menſch hielt ſich nur für den Pflegeſohn eines gewiſſen bürgerlichen Liſanders, aber es findet ſich, daß Liſander ſein wahrer Vater iſt. Nun wäre weiter an die Heyrath nicht zu denken, wenn nicht Liſander ſelbſt ſich nur durch Unfälle zu dem bürgerlichen Stande herablaſſen müſſen. In der That iſt er von eben ſo guter Geburt, als der Marquis; er iſt des Marquis Sohn, den jugendliche Ausſchweifungen aus dem väterlichen Hauſe vertrieben. Nun will er ſeinen Sohn brauchen, um ſich mit ſeinem Vater auszuſöhnen. Die Ausſöhnung gelingt, und macht das Stück gegen das Ende ſehr rührend. Da alſo der Hauptton deſſelben rührender, als komiſch, iſt: ſollte uns nicht auch der Titel mehr jenes als dieſes erwarten laſſen? Der Titel iſt eine wahre Kleinigkeit; aber dasmal hätte ich ihn von dem einzigen lächerlichen Karakter nicht hergenommen; er braucht den Innhalt weder anzuzeigen, noch zu erſchöpfen; aber er ſollte doch auch nicht irre führen. Und dieſer thut es ein wenig. Was iſt leichter zu ändern, als ein Titel? Die übrigen Abweichungen des deutſchen Verfaſſers von dem Originale, gereichen mehr zum Vortheile des Stücks, und geben ihm das einheimiſche Anſehen, das faſt allen von dem franzöſiſchen Theater entlehnten Stücken mangelt.

Den achtzehnten Abend (Freytags den 15ten May) ward das Geſpenſt mit der Trommel geſpielt.

Dieſes Stück ſchreibt ſich eigentlich aus dem Engliſchen des Addiſon her. Addiſon hat nur eine Tragödie, und nur eine Komödie gemacht. Die dramatiſche Poeſie überhaupt war ſein Fach nicht. Aber ein guter Kopf weiß ſich überall aus dem Handel zu ziehen; und ſo haben ſeine beyden Stücke, wenn ſchon nicht die höchſten Schönheiten ihrer Gattung, wenigſtens andere, die ſie noch immer zu ſehr ſchätzbaren Werken machen. Er ſuchte ſich mit dem einen ſowohl, als mit dem andern, der franzöſiſchen Regelmäßigkeit mehr zu nähern; aber noch zwanzig Addiſons, und dieſe Regelmäßigkeit wird doch nie nach dem Geſchmacke der Engländer werden. Begnüge ſich damit, wer keine höhere Schönheiten kennet!

Deſtouches, der in England perſönlichen Umgang mit Addiſon gehabt hatte, zog das Luſtſpiel deſſelben über einen noch franzöſiſchen Leiſten. Wir ſpielen es nach ſeiner Umarbeitung; in der wirklich vieles feiner und natürlicher, aber auch manches kalter und kraftloſer geworden. Wenn ich mich indeß nicht irre, ſo hat Madame Gottſched, von der ſich die deutſche Ueberſetzung herſchreibt, das engliſche Original mit zur Hand genommen, und manchen guten Einfall wieder daraus hergeſtellet.

Den neunzehnten Abend (Montags den 18ten May) ward der verheyrathete Philoſoph, vom Deſtouches, wiederholt.

Des Regnard Demokrit war dasjenige Stück, welches den zwanzigſten Abend (Dienſtags den 19ten May) geſpielet wurde.

Dieſes Luſtſpiel wimmelt von Fehlern und Ungereimtheiten, und doch gefällt es. Der Kenner lacht dabey ſo herzlich, als der Unwiſſendſte aus dem Pöbel. Was folgt hieraus? Daß die Schönheiten, die es hat, wahre allgemeine Schönheiten ſeyn müſſen, und die Fehler vielleicht nur willkührliche Regeln betreffen, über die man ſich leichter hinausſetzen kann, als es die Kunſtrichter Wort haben wollen. Er hat keine Einheit des Orts beobachtet: mag er doch. Er hat alles Uebliche aus den Augen geſetzt: immerhin. Sein Demokrit ſieht dem wahren Demokrit in keinem Stücke ähnlich; ſein Athen iſt ein ganz anders

Athen, als wir kennen: nun wohl, ſo ſtreiche man Demokrit und Athen aus, und ſetze blos erdichtete Namen dafür. Regnard hat es gewiß ſo gut, als ein anderer, gewußt, daß um Athen keine Wüſte und keine Tiger und Bären waren; daß es, zu der Zeit des Demokrits, keinen König hatte u. ſ. w. Aber er hat das alles jezt nicht wiſſen wollen; ſeine Abſicht war, die Sitten ſeines Landes unter fremden Namen zu ſchildern. Dieſe Schilderung iſt das Hauptwerk des komiſchen Dichters, und nicht die hiſtoriſche Wahrheit.

Andere Fehler möchten ſchwerer zu entſchuldigen ſeyn; der Mangel des Intereſſe, die kahle Verwickelung, die Menge müßiger Perſonen, das abgeſchmackte Geſchwätz des Demokrits, nicht deswegen nur abgeſchmackt, weil es der Idee widerſpricht, die wir von dem Demokrit haben, ſondern weil es Unſinn in jedes andern Munde ſeyn würde, der Dichter möchte ihn genannt haben, wie er wolle. Aber was überſieht man nicht bey der guten Laune, in die uns Strabo und Thaler ſetzen? Der Karakter des Strabo iſt gleichwohl ſchwer zu beſtimmen: man weiß nicht, was man aus ihm machen ſoll; er ändert ſeinen Ton gegen jeden, mit dem er ſpricht; bald iſt er ein feiner witziger Spötter, bald ein plumper Spaßmacher, bald ein zärtlicher Schulfuchs, bald ein unverſchämter Stutzer. Seine Erkennung mit der Cleanthis iſt ungemein komiſch, aber unnatürlich. Die Art, mit der Mademoiſell Beauval und la Thorilliere dieſe Scenen zuerſt ſpielten, hat ſich von einem Akteur zum andern, von einer Aktrice zur andern fortgepflanzt. Es ſind die unanſtändigſten Grimaſſen; aber da ſie durch die Ueberlieferung bey Franzoſen und Deutſchen geheiliget ſind, ſo kömmt es niemanden ein, etwas daran zu ändern, und ich will mich wohl hüten zu ſagen, daß man ſie eigentlich kaum in dem niedrigſten

Poſſenſpiele dulden ſollte, der beſte, drolligſte und ausgeführteſte Karakter, iſt der Karakter des Thalers; ein wahrer Bauer, ſchalkiſch und gerade zu; voller boshafter Schnurren; und der, von der poetiſchen Seite betrachtet, nichts weniger als epiſodiſch, ſondern zu Auflöſung des Knotens eben ſo ſchicklich als unentbehrlich iſt. *)

XVIII.

Den 30ten Junius, 1767.

Den ein und zwanzigſten Abend (Mittwochs den 20ten May) wurde das Luſtſpiel des Marivaux, die falſchen Vertraulichkeiten, aufgeführt.

Marivaux hat faſt ein ganzes halbes Jahrhundert für die Theater in Paris gearbeitet; ſein erſtes Stück iſt vom Jahre 1712, und ſein Tod erfolgte 1763, in einem Alter von zwey und ſiebzig. Die Zahl ſeiner Luſtſpiele beläuft ſich auf einige dreyßig, wovon mehr als zwey Drittheile den Harlekin haben, weil er ſie für die italiäniſche Bühne verfertigte. Unter dieſe gehören auch die falſchen Vertraulichkeiten, die 1763 zuerſt, ohne beſondern Beyfall, geſpielet, zwey Jahre darauf aber wieder hervorgeſucht wurden, und deſto größern erhielten.

Seine Stücke, ſo reich ſie auch an mannichfaltigen Karaktern und Verwicklungen ſind, ſehen ſich einander dennoch ſehr ähnlich. In allen der nehmliche ſchimmernde, und öfters allzugeſuchte Witz; in allen die nehmliche metaphyſiſche Zergliederung der Leidenſchaften; in allen die nehmliche blumenreiche, neologiſche Sprache. Seine

---

*) Hiſtoire du Théatre Français, Tom. XIV. p. 164.

Plane ſind nur von einem ſehr geringen Umfange; aber, als ein wahrer Kallipides ſeiner Kunſt, weiß er den engen Bezirk derſelben mit einer Menge ſo kleiner, und doch ſo merklich abgeſetzter Schritte zu durchlaufen, daß wir am Ende einen noch ſo weiten Weg mit ihm zurückgelegt zu haben glauben.

Seitdem die Neuberin, ſub Auſpiciis Sr. Magnifizenz, des Herrn Prof. Gottſcheds, den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte, haben alle deutſchen Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heiſſen, dieſer Verbannung beyzutreten geſchienen. Ich ſage, geſchienen; denn im Grunde hatten ſie nur das bunte Jäckchen und den Namen abgeſchaft, aber den Narren behalten. Die Neuberin ſelbſt ſpielte eine Menge Stücke, in welchen Harlekin die Hauptperſon war. Aber Harlekin hieß bey ihr Hännschen, und war ganz weiß, anſtatt ſcheckigt, gekleidet. Wahrlich, ein großer Triumph für den guten Geſchmack!

Auch die falſchen Vertraulichkeiten haben einen Harlekin, der in der deutſchen Ueberſetzung zu einem Peter geworden. Die Neuberin iſt todt, Gottſched iſt auch todt! ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an. — Im Ernſte; wenn er unter fremdem Namen zu dulden iſt, warum nicht auch unter ſeinem? “Er iſt ein ausländiſches „Geſchöpf;„ ſagt man. Was thut das? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären! “Er trägt ſich, „wie ſich kein Menſch unter uns trägt:„ —— ſo braucht er nicht erſt lange zu ſagen, wer er iſt. “Es iſt widerſinnig, das nehmliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erſcheinen zu ſehen.„ Man muß ihn als kein Individuum, ſondern als eine ganze Gattung betrachten; es iſt nicht Harlekin, der heute im Timon, morgen im Falken, übermorgen in den falſchen Vertraulichkeiten, wie ein wahrer Hanns in allen Gaſſen, vorkömmt; ſondern es ſind Harlekine; die Gattung leidet tauſend Varietäten; der im Timon iſt nicht der im Falken; jener lebte in Griechenland, dieſer in Frankreich; nur weil ihr Karakter einerley Hauptzüge hat, hat man ihnen einerley Namen gelaſſen. Warum wollen wir eckler, in unſern Vergnügungen wähliger, und gegen kahle Vernünfteleyen nachgebender ſeyn, als — ich will nicht ſagen, die Franzoſen und Italiäner ſind — ſondern, als ſelbſt die Römer und Griechen waren? War ihr Paraſit etwas anders, als der Harlekin? Hatte er nicht auch ſeine eigene, beſondere Tracht, in der er in einem Stücke über dem andern vorkam? Hatten die Griechen nicht ein eigenes Drama, in das jederzeit Satyri eingeflochten werden mußten, ſie mochten ſich nun in die Geſchichte des Stücks ſchicken oder nicht?

Harlekin hat, vor einigen Jahren, ſeine Sache vor dem Richterſtuhle der wahren Kritik, mit eben ſo vieler Laune als Gründlichkeit, vertheidiget. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möſer über das Groteske-Komiſche, allen meinen Leſern, die ſie noch nicht kennen; die ſie kennen, deren Stimme habe ich ſchon. Es wird darinn beyläufig von einem gewiſſen Schriftſteller geſagt, daß er Einſicht genug beſitze, dermaleins der Lobredner des Harlekin zu werden. Jezt iſt er es geworden! wird man denken. Aber nein; er iſt es immer geweſen. Den Einwurf, den ihm Herr Möſer wider den Harlekin in den Mund legt, kann er ſich nie gemacht, ja nicht einmal gedacht zu haben erinnern.

Auſſer dem Harlekin kömmt in den falſchen Vertraulichkeiten noch ein anderer Bedienter vor, der die ganze Intrigue führet. Beyde wurden ſehr wohl geſpielt; und unſer Theater hat überhaupt, an den Herren Henſel und Merſchy, ein Paar Akteurs, die man zu den Bedientenrollen kaum beſſer verlangen kann.

Den zwey und zwanzigſten Abend (Donnerſtags den 21ten May) ward die Zelmire des Herrn Du Belloy aufgeführet.

Der Name Du Belloy kann niemand unbekannt ſeyn, der in der neuern franzöſiſchen Litteratur nicht ganz ein Fremdling iſt. Des Verfaſſers der Belagerung von Calais! Wenn es dieſes Stück nicht verdiente, daß die Franzoſen ein ſolches Lermen damit machten, ſo gereicht doch dieſes Lermen ſelbſt, den Franzoſen zur Ehre. Es zeigt ſie als ein Volk, das auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig iſt; auf das die großen Thaten ſeiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das, von dem Werthe eines Dichters und von dem Einfluſſe des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu ſeinen unnützen Gliedern rechnet, dieſes nicht zu den Gegenſtänden zählet, um die ſich nur geſchäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit ſind wir Deutſche in dieſem Stücke noch hinter den Franzoſen! Es gerade herauszuſagen: wir ſind gegen ſie noch die wahren Barbaren! Barbariſcher, als unſere barbariſchſten Voreltern, denen ein Liederſänger ein ſehr ſchätzbarer Mann war, und die, bey aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künſte und Wiſſenſchaften, die Frage, ob ein Barde, oder einer, der mit Bärfellen und Bernſtein handelt, der nützlichere Bürger wäre? ſicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! — Ich mag mich in Deutſchland umſehen, wo ich will, die Stadt ſoll noch gebauet werden, von der ſich erwarten lieſſe, daß ſie nur den tauſendſten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutſchen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für franzöſiſche Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu ſo einer Eitelkeit fähig ſeyn werden! Was Wunder auch? Unſere Gelehrte ſelbſt ſind klein genug, die Nation in der Geringſchätzung alles deſſen zu beſtärken, was nicht gerade zu den Beutel füllet. Man ſpreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künſtler; man äuſſere den Wunſch, daß eine reiche blühende Stadt der anſtändigſten Erholung für Männer, die in ihren Geſchäften des Tages Laſt und Hitze getragen, und der nützlichſten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geſchäfte haben wollen, (das wird doch wenigſtens das Theater ſeyn?) durch ihre bloße Theilnehmung aufhelfen möge: — und ſehe und höre um ſich. "Dem „Himmel ſey Dank, ruſt nicht blos der Wucherer Albinus, „daß unſere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben!„

— — — — — Ey!

Rem poteris ſervare tuam! — —

Wichtigere? Einträglichere; das gebe ich zu! Einträglich iſt freylich unter uns nichts, was im geringſten mit den freyen Künſten in Verbindung ſtehet. Aber

— hæc animos ærugo & cura peculi
Cum ſemel imbuerit —

Doch ich vergeſſe mich. Wie gehört das alles zur Zelmire?

Du Belloy war ein junger Menſch, der ſich auf die Rechte legen wollte, oder ſollte. Sollte, wird es wohl mehr geweſen ſeyn. Denn die Liebe zum Theater behielt die Oberhand; er legte den Bartolus bey Seite, und ward Komödiant. Er ſpielte einige Zeit unter der franzöſiſchen Truppe zu Braunſchweig, machte verſchiedene Stücke, kam wieder in ſein Vaterland, und ward geſchwind durch ein Paar Trauerſpiele ſo glücklich und berühmt, als ihn nur immer die Rechtsgelehrſamkeit hätte machen können, wenn er auch ein Beaumont geworden wäre. Wehe dem jungen deutſchen Genie, das dieſen Weg einſchlagen wollte! Verachtung und Betteley würden ſein gewiſſeſtes Loos ſeyn!

Das erſte Trauerſpiel des Du Belloy heißt Titus; und

Zelmire war ſein zweytes. Titus fand keinen Beyfall, und ward nur ein einzigesmal geſpielt. Aber Zelmire fand deſto gröſſern; es ward vierzehnmal hinter einander aufgeführt, und die Pariſer hatten ſich noch nicht daran ſatt geſehen. Der Innhalt iſt von des Dichters eigener Erfindung.

Ein franzöſiſcher Kunſtrichter *) nahm hiervon Gelegenheit, ſich gegen die Trauerſpiele von dieſer Gattung überhaupt zu erklären: "Uns wäre, ſagt er, ein Stoff aus der Geſchichte weit lieber geweſen. Die Jahrbücher der Welt ſind an berüchtigten Verbrechen ja ſo reich; und die Tragödie iſt ja ausdrücklich dazu, daß ſie uns die groſſen Handlungen wirklicher Helden zur Bewunderung und Nachahmung vorſtellen ſoll. Indem ſie ſo den Tribut bezahlt, den die Nachwelt ihrer Aſche ſchuldig iſt, befeuert ſie zugleich die Herzen der Jetztlebenden mit der edlen Begierde, ihnen gleich zu werden. Man wende nicht ein, daß Zayre, Alzire, Mahomet, doch auch nur Geburten der Erdichtung wären. Die Namen der beyden erſten ſind erdichtet, aber der Grund der Begebenheiten iſt hiſtoriſch. Es hat wirklich Kreuzzüge gegeben, in welchen ſich Chriſten und Türken, zur Ehre Gottes, ihres gemeinſchaftlichen Vaters haßten und würgten. Bey der Eroberung von Mexiko haben ſich nothwendig die glücklichen und erhabenen Kontraſte zwiſchen den europäiſchen und amerikaniſchen Sitten, zwiſchen der Schwärmerey und der wahren Religion, äuſſern müſſen. Und was den Mahomet anbelangt, ſo iſt er der Auszug, die Quinteſſenz, ſo zu reden, aus dem ganzen Leben dieſes Betrügers; der Fanatismus, in Handlung gezeigt; das ſchönſte philoſophiſchſte Gemählde, das jemals von dieſem gefährlichen Ungeheuer gemacht worden."

---

*) Journal Encyclopédique, Juillet 1762.

XIX.

Den 3ten Julius 1767.

Es iſt einem jeden vergönnt, ſeinen eigenen Geſchmack zu haben; und es iſt rühmlich, ſich von ſeinem eigenen Geſchmacke Rechenſchaft zu geben ſuchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit ertheilen, die, wenn es ſeine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen wahren Geſchmacke machen müßte, heißt aus den Grenzen des forſchenden Liebhabers herausgehen, und ſich zu einem eigenſinnigen Geſetzgeber aufwerfen. Der angeführte franzöſiſche Schriftſteller fängt mit einem beſcheidenen, “Uns wäre lieber geweſen„ an, und geht zu ſo allgemein verbindenden Ausſprüchen fort, daß man glauben ſollte, dieſes Uns ſey aus dem Munde der Kritik ſelbſt gekommen. Der wahre Kunſtrichter folgert keine Regeln aus ſeinem Geſchmacke, ſondern hat ſeinen Geſchmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfodert.

Nun hat es Ariſtoteles längſt entſchieden, wie weit ſich der tragiſche Dichter um die hiſtoriſche Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter, als ſie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich iſt, mit der er ſeine Abſichten verbinden kann. Er braucht eine Geſchichte nicht darum, weil ſie geſchehen iſt, ſondern darum, weil ſie ſo geſchehen iſt, daß er ſie ſchwerlich zu ſeinem gegenwärtigen Zwecke beſſer erdichten könnte. Findet er dieſe Schicklichkeit von ungefehr an einem wahren Falle, ſo iſt ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geſchichtbücher erſt lange darum nachzuſchlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wiſſen denn, was geſchehen iſt? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geſchehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geſchehen iſt: was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geſchehene Hiſtorie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben? Was iſt das erſte, was uns eine Hiſtorie glaubwürdig macht? Iſt es nicht ihre innere Wahrſcheinlichkeit? Und iſt es nicht einerley, ob dieſe Wahrſcheinlichkeit von gar keinen Zeugniſſen und Ueberlieferungen beſtätiget wird, oder von ſolchen, die zu unſerer Wiſſenſchaft noch nie gelangt ſind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Beſtimmung des Theaters mit ſey, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür iſt die Geſchichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater ſollen wir nicht lernen, was dieſer oder jener einzelne Menſch gethan hat, ſondern was ein jeder Menſch von einem gewiſſen Karakter unter gewiſſen gegebenen Umſtänden thun werde. Die Abſicht der Tragödie iſt weit philoſophiſcher, als die Abſicht der Geſchichte; und es heißt ſie von ihrer wahren Würde herabſetzen, wenn man ſie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht, oder ſie gar den Nationalſtolz zu nähren mißbraucht.

Die zweyte Erinnerung des nehmlichen franzöſiſchen Kunſtrichters gegen die Zelmire des Du Belloy, iſt wichtiger. Er tadelt, daß ſie faſt nichts als ein Gewebe mannichfaltiger wunderbarer Zufälle ſey, die in den engen Raum von vier und zwanzig Stunden zuſammengepreßt, aller Illuſion unfähig würden. Eine ſeltſam ausgeſparte Situation über die andere! ein Theaterſtreich über den andern! Was geſchieht nicht alles! was hat man nicht alles zu behalten! Wo ſich die Begebenheiten ſo drängen, können ſchwerlich alle vorbereitet genug ſeyn. Wo uns ſo vieles überraſcht, wird uns leicht manches mehr befremden, als überraſchen. "Warum muß ſich z. E. der

Tyrann dem Rhamnes entdecken? Was zwingt den Antenor, ihm ſeine Verbrechen zu offenbaren? Fällt Ilus nicht gleichſam vom Himmel? Iſt die Gemüthsänderung des Rhamnes nicht viel zu ſchleunig? Bis auf den Augenblick, da er den Antenor erſticht, nimmt er an den Verbrechen ſeines Herrn auf die entſchloſſenſte Weiſe Theil; und wenn er einmal Reue zu empfinden geſchienen, ſo hatte er ſie doch ſogleich wieder unterdrückt. Welche geringfügige Urſachen giebt hiernächſt der Dichter nicht manchmal den wichtigſten Dingen! So muß Polidor, wenn er aus der Schlacht kömmt, und ſich wiederum in dem Grabmahle verbergen will, der Zelmire den Rücken zukehren, und der Dichter muß uns ſorgfältig dieſen kleinen Umſtand einſchärfen. Denn wenn Polidor anders ginge, wenn er der Prinzeßin das Geſicht, anſtatt den Rücken zuwendete: ſo würde ſie ihn erkennen, und die folgende Scene, wo dieſe zärtliche Tochter unwiſſend ihren Vater ſeinen Henkern überliefert, dieſe ſo vorſtechende, auf alle Zuſchauer ſo großen Eindruck machende Scene, fiele weg. Wäre es gleichwohl nicht weit natürlicher geweſen, wenn Polidor, indem er wieder in das Grabmahl flüchtet, die Zelmire bemerkt, ihr ein Wort zugerufen, oder auch nur einen Wink gegeben hätte? Freylich wäre es ſo natürlicher geweſen, als daß die ganzen letzten Akte ſich nunmehr auf dieſe Art, wie Polidor geht, ob er ſeinen Rücken dahin oder dorthin kehret, gründen müſſen. Mit dem Billet des Azor hat es die nehmliche Bewandtniß: brachte es der Soldat im zweyten Akte gleich mit, ſo wie er es hätte mitbringen ſollen, ſo war der Tyrann entlarvet, und das Stück hatte ein Ende.„

Die Ueberſetzung der Zelmire iſt nur in Proſa. Aber wer wird nicht lieber eine körnichte, wohlklingende Proſa hören wollen, als matte, geradebrechte Verſe? Unter allen unſern gereimten Ueberſetzungen werden kaum ein halbes Dutzend ſeyn, die erträglich ſind. Und daß man mich ja nicht bey dem Worte nehme, ſie zu nennen! Ich würde eher wiſſen, wo ich aufhören, als wo ich anfangen ſollte. Die beſte iſt an vielen Stellen dunkel und zweydeutig; der Franzoſe war ſchon nicht der größte Verſifikateur, ſondern ſtümperte und flickte; der Deutſche war es noch weniger, und indem er ſich bemühte, die glücklichen und unglücklichen Zeilen ſeines Originals gleich treu zu überſetzen, ſo iſt es natürlich, daß öfters, was dort nur Lückenbüſſerey, oder Tavtologie, war, hier zu förmlichem Unſinne werden mußte. Der Ausdruck iſt dabey meiſtens ſo niedrig, und die Konſtruktion ſo verworfen; daß der Schauſpieler allen ſeinen Adel nöthig hat, jenen aufzuhelfen, und allen ſeinen Verſtand brauchet, dieſe nur nicht verfehlen zu laſſen. Ihm die Deklamation zu erleichtern, daran iſt vollends gar nicht gedacht worden!

Aber verlohnt es denn auch der Mühe, auf franzöſiſche Verſe ſo viel Fleiß zu wenden, bis in unſerer Sprache eben ſo wäßrig korrekte, eben ſo grammatikaliſch kalte Verſe daraus werden? Wenn wir hingegen den ganzen poetiſchen Schmuck der Franzoſen in unſere Proſa übertragen, ſo wird unſere Proſa dadurch eben noch nicht ſehr poetiſch werden. Es wird der Zwitterton noch lange nicht daraus entſtehen, der aus den proſaiſchen Ueberſezungen engliſcher Dichter entſtanden iſt, in welchen der Gebrauch der kühnſten Tropen und Figuren, außer einer gebundenen kadenſirten Wortfügung, uns an Beſoffene denken läßt, die ohne Muſik tanzen. Der Ausdruck wird ſich höchſtens über die alltägliche Sprache nicht weiter erheben, als ſich die theatraliſche Deklamation über den gewöhnlichen Ton der geſellſchaftlichen Unterhaltungen erheben ſoll. Und ſonach wünſchte ich unſerm proſaiſchen Ueberſetzer recht viele

Nachfolger; ob ich gleich der Meynung des Houdar de la Motte gar nicht bin, daß das Sylbenmaaß überhaupt ein kindiſcher Zwang ſey, dem ſich der dramatiſche Dichter am wenigſten Urſache habe, zu unterwerfen. Denn hier kömmt es blos darauf an, unter zweyen Uebeln das kleinſte zu wählen; entweder Verſtand und Nachdruck der Verſifikation, oder dieſe jenen aufzuopfern. Dem Houdar de la Motte war ſeine Meynung zu vergeben; er hatte eine Sprache in Gedanken, in der das Metriſche der Poeſie nur Kitzelung der Ohren iſt, und zur Verſtärkung des Ausdrucks nichts beytragen kann; in der unſrigen hingegen iſt etwas mehr, und wir können der griechiſchen ungleich näher kommen, die durch den bloſſen Rhytmus ihrer Versarten die Leidenſchaften, die darinn ausgedrückt werden, anzudeuten vermag. Die franzöſiſchen Verſe haben nichts als den Werth der überſtandenen Schwierigkeit für ſich; und freylich iſt dieſes nur ein ſehr elender Werth.

Die Rolle des Antenors hat Herr Borchers ungemein wohl geſpielt; mit aller der Beſonnenheit und Heiterkeit, die einem Böſewichte von großem Verſtande ſo natürlich zu ſeyn ſcheinen. Kein mißlungener Anſchlag wird ihn in Verlegenheit ſetzen; er iſt an immer neuen Ränken unerſchöpflich; er beſinnt ſich kaum, und der unerwarteſte Streich, der ihn in ſeiner Blöße darzuſtellen drohte, empfängt eine Wendung, die ihm die Larve nur noch feſter ausdrückt. Dieſen Karakter nicht zu verderben, iſt von Seiten des Schauſpielers das getreueſte Gedächtniß, die fertigſte Stimme, die freyeſte, nachläßigſte Aktion, unumgänglich nöthig. Hr. Borchers hat überhaupt ſehr viele Talente, und ſchon das muß ein günſtiges Vorurtheil für ihn erwecken, daß er ſich in alten Rollen eben ſo gern übet, als in jungen. Dieſes zeiget von ſeiner Liebe zur Kunſt; und der Kenner unterſcheidet ihn ſogleich von ſo vielen andern jungen Schauſpielern, die nur immer auf der Bühne glänzen wollen, und deren kleine Eitelkeit, ſich in lauter galanten liebenswürdigen Rollen begaffen und bewundern zu laſſen, ihr vornehmſter, auch wohl öfters ihr einziger Beruff zum Theater iſt.

XX.

Den 7ten Julius, 1767.

Den drey und zwanzigſten Abend (Freytags, den 22ſten May,) ward Cenie aufgeführet.

Dieſes vortefliche Stück der Graffigny mußte der Gottſchedin zum Ueberſetzen in die Hände fallen. Nach dem Bekenntniſſe, welches ſie von ſich ſelbſt ablegt, daß "daß ſie die Ehre, welche man durch Ueberſetzung, oder auch Verfertigung theatraliſcher Stücke, erwerben könne, allezeit nur für ſehr mittelmäßig gehalten habe," läßt ſich leicht vermuthen, daß ſie, dieſe mittelmäßige Ehre zu erlangen, auch nur ſehr mittelmäßige Mühe werde angewendet haben. Ich habe ihr die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie einige luſtize Stücke des Destouches eben nicht verdorben hat. Aber wie viel leichter iſt es, eine Schnurre zu überſetzen, als eine Empfindung; Das Lächerliche kann der Witzige und Unwitzige nachſagen; aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen. Sie hat ihre eigene Regeln; und es iſt ganz um ſie geſchehen, ſobald man dieſe verkennt, und ſie dafür den Regeln der Grammatik unterwerfen, und ihr alle die kalte Vollſtändigkeit, alle die langweilige Deutlichkeit geben will, die wir an einem logiſchen Satze verlangen. Z. E. Dorimond hat dem Mericourt eine anſehnliche Verbindung nebſt dem vierten Theile ſeines Vermögens, zugedacht. Aber das wenigſte, worauf Mericourt acht; er verweigert ſich dem großmüthigen Anerbieten, und will ihm aus Uneigennützigkeit verweigert zu haben ſcheinen. “Wozu das? ſagt er. Warum wollen Sie ſich ihres Vermögens berauben? Genießen Sie ihrer Güter ſelbſt; ſie haben Ihnen Gefahr und Arbeit genug gekoſtet.„ J'en jouirai, je vous rendrai tous heureux: läßt die Graffigny den lieben gutherzigen Alten antworten. “Ich will ihrer genießen, ich will euch alle glücklich machen.„ Vortreflich! Hier iſt kein Wort zu viel! Die wahre nachläßige Kürze, mit der ein Mann, dem Güte zur Natur geworden iſt, von ſeiner Güte ſpricht, wenn er davon ſprechen muß! Seines Glückes genießen, andere glücklich machen: beydes iſt ihm nur eines; das eine iſt ihm nicht blos eine Folge des andern; das eine iſt ihm ganz das andere: und ſo wie ſein Herz keinen Unterſchied darunter kennet, ſo weiß auch ſein Mund keinen darunter zu machen; er ſpricht, als ob er das nehmliche zweymal ſpräche, als ob beyde Sätze wahre tavtologiſche Sätze, vollkommen identiſche Sätze wären; ohne das geringſte Verbindungswort. O des elenden, der die Verbindung nicht fühlt, dem ſie eine Partikel erſt fühlbar machen ſoll! Und dennoch, wie glaubt man wohl, daß die Gottſchedinn jene acht Worte überſetzt hat? “Alsdenn werde ich meiner Güter erſt recht genießen, wenn ich euch beyde dadurch werde glücklich gemacht haben.„ Unerträglich! Der Sinn iſt vollkommen übergetragen, aber der Geiſt iſt verflogen; ein Schwall von Worten hat ihn erſtickt. Dieſes Alsdenn, mit ſeinem Schwanze von Wenn; dieſes Erſt; dieſes Recht; dieſes Dadurch: lauter Beſtimmungen, die dem Ausdrucke des Herzens alle Bedenklichkeiten der Ueberlegung geben, und eine warme Empfindung in eine froſtige Schlußrede verwandeln.

Denen, die mich verſtehen, darf ich nur ſagen, daß ungefehr auf dieſen Schlag das ganze Stück überſetzt iſt. Jede feinere Empfindung iſt in ihren geſunden Menſchenverſtand paraphraſirt, jeder affektvolle Ausdruck in die todten Beſtandtheile ſeiner Bedeutung aufgelöſet worden. Hierzu kömmt in vielen Stellen der häßliche Ton des Ceremoniels; verabredete Ehrenbenennungen kontraſtiren mit den Ausrufungen der gerührten Natur auf die abſcheulichſte Weiſe. Indem Cenie ihre Mutter erkennet, ruft ſie: “Frau Mutter! o welch ein ſüßer Name!„ Der Name Mutter iſt ſüß; aber Frau Mutter iſt wahrer Honig mit Citronenſaft! Der herbe Titel zieht das ganze, der Empfindung ſich öffnende Herz wieder zuſammen. Und in dem Augenblicke, da ſie ihren Vater findet, wirſt ſie ſich gar mit einem “Gnädiger Herr Vater! bin ich Ihrer Gnade werth!„ ihm in die Arme. Mon pere! auf deutſch: Gnädiger Herr Vater. Was für ein reſpektuöſes Kind! Wenn ich Dorſainville wäre, ich hätte es eben ſo gern gar nicht wieder gefunden, als mit dieſer Anrede.

Madame Löwen ſpielt die Orphiſe; man kann ſie nicht mit mehrerer Würde und Empfindung ſpielen. Jede Mine ſpricht das ruhige Bewußtſeyn ihres verkannten Werthes; und ſanfte Melancholie auszudrücken, kann nur ihrem Blicke, kann nur ihrem Tone gelingen.

Cenie iſt Madame Henſel. Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was ſie ſagt, hat ſie nicht gelernt; es kömmt aus ihrem eignen Kopfe, aus ihrem eignen Herzen. Sie mag ſprechen, oder ſie mag nicht ſprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es iſt ein ſehr ſeltner Fehler; ein ſehr beneidenswürdiger Fehler. Die Aktrice iſt für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Rieſen zu ſehen, der mit dem Gewehre eines Kadets exerciret. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.

Herr Eckhof in der Rolle des Dorimond, iſt ganz Dorimond. Dieſe Miſchung von Sanftmuth und Ernſt, von Weichherzigkeit und Strenge, wird gerade in ſo einem Manne wirklich ſeyn, oder ſie iſt es in keinem. Wenn er zum Schluſſe des Stücks vom Mericourt ſagt: “Ich will ihm ſo viel geben, daß er in der groſſen Welt leben kann, die ſein Vaterland iſt; aber ſehen mag ich ihn nicht mehr!„ wer hat den Mann gelehrt, mit ein Paar erhobenen Fingern, hierhin und dahin bewegt, mit einem einzigen Kopfdrehen, uns auf einmal zu zeigen, was das für ein Land iſt, dieſes Vaterland des Mericourt? Ein gefährliches, ein böſes Land!

Tot linguæ, quot membra viro! —

Den vier und zwanzigſten Abend (Freytags, den 25ſten May,) ward die Amalia des Herrn Weiße aufgeführet.

Amalia wird von Kennern für das beſte Luſtſpiel dieſes Dichters gehalten. Es hat auch wirklich mehr Intereſſe, ausgeführtere Karaktere und einen lebhaftern gedankenreichern Dialog, als ſeine übrige komiſche Stücke. Die Rollen ſind hier ſehr wohl beſetzt; beſonders macht Madame Böck den Manley, oder die verkleidete Amalia mit vieler Anmuth und mit aller der ungezwungenen Leichtigkeit, ohne die wir es ein wenig ſehr unwahrſcheinlich finden würden, ein junges Frauenzimmer ſo lange verkannt zu ſehen. Dergleichen Verkleidungen überhaupt geben einem dramatiſchen Stücke zwar ein romanenhaftes Anſehen, dafür kann es aber auch nicht fehlen, daß ſie nicht ſehr komiſche, auch wohl ſehr intereſſante Scenen veranlaſſen ſollten. Von dieſer Art iſt die fünfte des letzten Akts, in welcher ich meinem Freunde einige allzu kühn croquirte Pinſelſtriche zu lindern, und mit dem übrigen in eine ſanftere Haltung zu vertreiben, wohl rathen möchte. Ich weiß nicht, was in der Welt geſchieht; ob man wirklich mit dem Frauenzimmer manchmal in dieſem zudringlichen Tone ſpricht. Ich will nicht unterſuchen, wie weit es mit der weiblichen Beſcheidenheit beſtehen könne, gewiſſe Dinge, obſchon unter der Verkleidung, ſo zu brüſquiren. Ich will die Vermuthung ungeäuſſert laſſen, daß es vielleicht gar nicht einmal die rechte Art ſey, eine Madame Freemann ins Enge zu treiben; daß ein wahrer Manley die Sache wohl hätte feiner anfangen können; daß man über einen ſchnellen Strom nicht in gerader Linie ſchwimmen zu wollen verlangen müſſe; daß —— Wie geſagt, ich will dieſe Vermuthungen ungeäußert laſſen; denn es könnte leicht bey einem ſolchen Handel mehr als eine rechte Art geben. Nachdem nehmlich die Gegenſtände ſind; obſchon alsdenn noch gar nicht ausgemacht iſt, daß diejenige Frau, bey der die eine Art fehl geſchlagen, auch allen übrigen Arten Obſtand halten werde. Ich will blos bekennen, daß ich für mein Theil nicht Herz genug gehabt hätte, eine dergleichen Scene zu bearbeiten. Ich würde mich vor der einen Klippe, zu wenig Erfahrung zu zeigen, eben ſo ſehr gefürchtet haben, als vor der andern, allzu viele zu verrathen. Ja wenn ich mir auch einer mehr als Crebillonſchen Fähigkeit bewußt geweſen wäre, mich zwiſchen beyde Klippen durchzuſtehlen; ſo weiß ich doch nicht, ob ich nicht viel lieber einen ganz andern Weg eingeſchlagen wäre. Beſonders da ſich dieſer andere Weg hier von ſelbſt eröffnet. Manley, oder Amalia, wußte ja, daß Freemann mit ſeiner vorgeblichen Frau nicht geſetzmäßig verbunden ſey. Warum konnte er alſo nicht dieſes zum Grunde nehmen, ſie ihm gänzlich abſpänſtig zu machen, und ſich ihr nicht als einen Galan, dem es nur um flüchtige Gunſtbezeigungen zu thun, ſondern als einen ernſthaften

Liebhaber anzutragen, der ſein ganzes Schickſal mit ihr zu theilen bereit ſey: Seine Bewerbungen würden dadurch, ich will nicht ſagen unſträflich, aber doch unſträflicher geworden ſeyn; er würde, ohne ſie in ihren eigenen Augen zu beſchimpfen, darauf haben beſtehen können; die Probe wäre ungleich verführeriſcher, und das Beſtehen in derſelben ungleich entſcheidender für ihre Liebe gegen Fremann geweſen. Man würde zugleich einen ordentlichen Plan von Seiten der Amalia dabey abgeſehen haben; anſtatt daß man jetzt nicht wohl errathen kann, was ſie nun weiter thun können, wenn ſie unglücklicher Weiſe in ihrer Verführung glücklich geweſen wäre.

Nach der Amalia folgte das kleine Luſtſpiel der Saintfoix, der Finanzpachter. Es beſteht ungefehr aus ein Dutzend Scenen von der äuſſerſten Lebhaftigkeit. Es dürfte ſchwer ſeyn, in einen ſo engen Bezirk mehr geſunde Moral, mehr Karakter, mehr Intereſſe zu bringen. Die Manier dieſes liebenswürdigen Schriftſtellers iſt bekannt. Nie hat ein Dichter ein kleineres niedlicheres Ganze zu machen gewußt, als Er.

Den fünf und zwanzigſten Abend (Dienſtags den 26ſten May,) ward die Zelmire des Du Belloy wiederholt.

XXI.

Den 10ten Julius 1767.

Den ſechs und zwanzigſten Abend (Freytags den 29ten May) ward die Mütterſchule des Nivelle de la Chauſſee aufgeführet.

Es iſt die Geſchichte einer Mutter, die für ihre vertheyiſche Zärtlichkeit gegen einen nichtswürdigen ſchmeichleriſchen Sohn, die verdiente Kränkung erhält. Marivaux hat auch ein Stück unter dieſem Titel. Aber bey ihm iſt es die Geſchichte einer Mutter, die ihre Tochter, um ein recht gutes gehorſames Kind an ihr zu haben, in aller Einfalt erziehet, ohne alle Welt und Erfahrung läßt: und wie geht es damit? Wie man leicht errathen kann. Das liebe Mädchen hat ein empfindliches Herz: ſie weiß keiner Gefahr auszuweichen, weil ſie keine Gefahr kennet; ſie verliebt ſich in den erſten, in den beſten, ohne Mamma darum zu fragen, und Mamma mag dem Himmel danken, daß es noch ſo gut abläuft. In jener Schule giebt es eine Menge ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen; in dieſer ſetzt es mehr zu lachen. Die eine iſt der Pendant der andern; und ich glaube, es müßte für Kenner ein Vergnügen mehr ſeyn, beyde an einem Abende hinter einander beſuchen zu können. Sie haben hierzu auch alle äuſſerliche Schicklichkeit; das erſte Stück iſt von fünf Akten, das andere von einem.

Den ſieben und zwanzigſten Abend (Montags den 1ten Junius) ward die Nanine des Herrn von Voltaire geſpielt.

Nanine? fragten ſogenannte Kunſtrichter, als dieſes Luſtſpiel im Jahre 1749 zuerſt erſchien. Was iſt das für ein Titel? Was denkt man dabey? —— Nicht mehr und nicht weniger, als man bey einem Titel denken ſoll. Ein Titel muß kein Küchenzettel ſeyn. Je weniger er von dem Innhalte verräth, deſto beſſer iſt er. Dichter und Zuſchauer finden ihre Rechnung dabey, und die Alten haben ihren Komödien ſelten andere, als nichtsbedeutende Titel gegeben. Ich kenne kaum drey oder viere, die den Hauptkarakter anzeigten, oder etwas von der Intrigue verriethen. Hierunter gehöret des Plautus Miles glorioſus. Wie kömmt es, daß man noch nicht angemerket, daß dieſer Titel dem Plautus nur zur Hälfte gehören kann?

Plautus nannte ſein Stück blos Glorioſus; ſo wie er ein anderes Truculentus überſchrieb. Miles muß der Zuſatz eines Grammatikers ſeyn. Es iſt wahr, der Prahler, den Plautus ſchildert, iſt ein Soldat; aber ſeine Prahlereyen beziehen ſich nicht blos auf ſeinen Stand, und ſeine kriegeriſche Thaten. Er iſt in dem Punkte der Liebe eben ſo großſprecheriſch; er rühmt ſich nicht allein der tapferſte, ſondern auch der ſchönſte und liebenswürdigſte Mann zu ſeyn. Beydes kann in dem Worte Glorioſus liegen; aber ſobald man Miles hinzufügt, wird das glorioſus nur auf das erſtere eingeſchränkt. Vielleicht hat den Grammatiker, der dieſen Zuſatz machte, eine Stelle des Cicero [*]) verführt; aber hier hätte ihm Plautus ſelbſt, mehr als Cicero gelten ſollen. Plautus ſelbſt ſagt:

ALAZON Græce huic Nomen eſt Comœdiæ
Id nos latine GLORIOSUM dicimus ——

und in der Stelle des Cicero iſt es noch gar nicht ausgemacht, daß eben das Stück des Plautus gemeinet ſey. Der Karakter eines großſprecheriſchen Soldaten kam in mehrern Stücken vor. Cicero kann eben ſowohl auf den Thraſo des Terenz gezielet haben. — Doch dieſes beyläufig. Ich erinnere mich, meine Meinung von den Titeln der Komödien überhaupt, ſchon einmal geäuſſert zu haben. Es könnte ſeyn, daß die Sache ſo unbedeutend nicht wäre. Mancher Stümper hat zu einem ſchönen Titel eine ſchlechte Komödie gemacht; und blos des ſchönen Titels wegen. Ich möchte doch lieber eine gute Komödie mit einem ſchlechten Titel. Wenn man nachfragt, was für Karaktere bereits bearbeitet worden, ſo wird kaum einer zu erdenken ſeyn, nach welchem, beſonders die Franzoſen, nicht ſchon ein Stück genannt hätten. Der iſt längſt da geweſen! ruft man. Der auch ſchon! Dieſer würde vom Moliere, jener vom Deſtouches entlehnet ſeyn! Entlehnet? Das kömmt aus den ſchönen Titeln. Was für ein Eigenthumsrecht erhält ein Dichter auf einen gewiſſen Karakter dadurch, daß er ſeinen Titel davon hergenommen? Wenn er ihn ſtillſchweigend gebraucht hätte, ſo würde ich ihn wiederum ſtillſchweigend brauchen dürfen, und niemand würde mich darüber zum Nachahmer machen. Aber ſo wage es einer einmal, und mache z. E. einen neuen Miſanthropen. Wann er auch keinen Zug von dem Molieriſchen nimmt, ſo wird ſein Miſanthrop doch immer nur eine Kopie heiſſen. Genug, daß Moliere den Namen zuerſt gebraucht hat. Jener hat unrecht, daß er fünfzig Jahre ſpäter lebet; und daß die Sprache für die unendlichen Varietäten des menſchlichen Gemüths nicht auch unendliche Benennungen hat.

---

[*]) De Officiis, Lib. I. Cap. 38.

Wenn der Titel Nanine nichts ſagt; ſo ſagt der andere Titel deſto mehr: Nanine, oder das beſiegte Vorurtheil. Und warum ſoll ein Stück nicht zwey Titel haben? Haben wir Menſchen doch auch zwey, drey Namen. Die Namen ſind der Unterſcheidung wegen; und mit zwey Namen iſt die Verwechſelung ſchwerer, als mit einem. Wegen des zweyten Titels ſcheinet der Herr von Voltaire noch nicht recht einig mit ſich geweſen zu ſeyn. In der nehmlichen Ausgabe ſeiner Werke heißt er auf einem Blatte, das beſiegte Vorurtheil; und auf dem andern, der Mann ohne Vorurtheil. Doch beydes iſt nicht weit aus einander. Es iſt von dem Vorurtheile, daß zu einer vernünftigen Ehe die Gleichheit der Geburt und des Standes erforderlich ſey, die Rede. Kurz, die Geſchichte der Nanine iſt die Geſchichte der Pamela. Ohne Zweifel wollte der Herr von Voltaire den Namen Pamela nicht brauchen, weil ſchon einige Jahre vorher ein Paar Stücke unter dieſem Namen erſchienen waren, und eben kein großes Glück gemacht hatten. Die Pamela des Boiſſy und des de la Chauſſee ſind auch ziemlich kahle Stücke; und Voltaire brauchte eben nicht Voltaire zu ſeyn, etwas weit Beſſeres zu machen.

Nanine gehört unter die rührenden Luſtſpiele. Es hat aber auch ſehr viele lächerliche Scenen, und nur in ſo fern, als die lächerlichen Scenen mit den rührenden abwechſeln, will Voltaire dieſe in der Komödie geduldet wiſſen. Eine ganz ernſthafte Komödie, wo man niemals lacht, auch nicht einmal lächelt, wo man nur immer weinen möchte, iſt ihm ein Ungeheuer. Hingegen findet er den Uebergang von dem Rührenden zum Lächerlichen, und von dem Lächerlichen zum Rührenden, ſehr natürlich. Das menſchlich Leben iſt nichts als eine beſtändige Kette ſolcher Uebergänge, und die Komödie ſoll ein Spiegel des menſchlichen Lebens ſeyn. “Was iſt gewöhnlicher, ſagt er, als daß in dem nehmlichen Hauſe der zornige Vater poltert, die verliebte Tochter ſeufzet, der Sohn ſich über beyde aufhält, und jeder Anverwandte bey der nehmlichen Scene etwas anders empfindet? Man verſpottet in einer Stube ſehr oft, was in der Stube neben an äuſſerſt bewegt; und nicht ſelten hat eben dieſelbe Perſon in eben derſelben Viertelſtunde über eben dieſelbe Sache gelacht und geweinet. Eine ſehr ehrwürdige Matrone ſaß bey einer von ihren Töchtern, die gefährlich krank lag, am Bette, und die ganze Familie ſtand um ihr herum. Sie wollte in Thränen zerflieſſen, ſie rang die Hände, und rief: O Gott! laß mir, laß mir dieſes Kind, nur dieſes; magſt du mir doch alle die andern dafür nehmen! Hier trat ein Mann, der eine von ihren übrigen Töchtern geheyrathet hatte, näher zu ihr hinzu, zupfte ſie bey dem Ermel, und fragte: Madame, auch die Schwiegerſöhne? Das kalte Blut, der komiſche Ton, mit denen er dieſe Worte aus-

U[illegible]bl.
[illegible]nen

ſprach, machten einen ſolchen Eindruck auf die betrübte Dame, daß ſie in vollem Gelächter herauslaufen mußte; alles folgte ihr und lachte; die Kranke ſelbſt, als ſie es hörte, wäre vor Lachen faſt erſtickt. „

“Homer, ſagt er an einem andern Orte, läßt ſogar die Götter, indem ſie das Schickſal der Welt entſcheiden, über den poßirlichen Anſtand des Vulkans lachen. Hektor lacht über die Furcht ſeines kleinen Sohnes, indem Andromacha die heiſſeſten Thränen vergießt. Es trift ſich wohl, daß mitten unter den Greueln einer Schlacht, mitten in den Schrecken einer Feuersbrunſt, oder ſonſt eines traurigen Verhängniſſes, ein Einfall, eine ungefehre Poſſe, Troz aller Beängſtigung, Troz alles Mitleids, das unbändigſte Lachen erregt. Man befahl, in der Schlacht bey Speyer, einem Regimente, daß es keinen Pardon geben ſollte. Ein deutſcher Offizier bat darum, und der Franzoſe, den er darum bat, antwortete: Bitten Sie, mein Herr, was Sie wollen; nur das Leben nicht; damit kann ich unmöglich dienen! Dieſe Naivetät gieng ſogleich von Mund zu Munde; man lachte und mezelte. Wie viel eher wird nicht in der Komödie das Lachen auf rührende Empfindungen folgen können? Bewegt uns nicht Alkmene? Macht uns nicht Soſias zu lachen? Welche elende und eitle Arbeit, wider die Erfahrung ſtreiten wollen! „

Sehr wohl! Aber ſtreitet nicht auch der Herr von Voltaire wider die Erfahrung, wenn er die ganz ernſthafte Komödie für eine eben ſo fehlerhafte, als langweilige Gattung erkläret? Vielleicht damals, als er es ſchrieb, noch nicht. Damals war noch keine Cenie, noch kein Hausvater vorhanden; und vieles muß das Genie erſt wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen ſollen.

XXII.

Den 14ten Julius 1767.

Den acht und zwanzigſten Abend (Dienſtags den 2ten Junius) ward der Advokat Patelin wiederholt, und mit der kranken Frau des Herrn Gellert beſchloſſen.

Ohnſtreitig iſt unter allen unſern komiſchen Schriftſtellern Herr Gellert derjenige, deſſen Stücke das meiſte urſprünglich Deutſche haben. Es ſind wahre Familiengemählde, in denen man ſogleich zu Hauſe iſt; jeder Zuſchauer glaubt, einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus ſeiner eigenen Verwandtſchaft darinn zu erkennen. Sie beweiſen zugleich, daß es an Originalnarren bey uns gar nicht mangelt, und daß nur die Augen ein wenig ſelten ſind, denen ſie ſich in ihrem wahren Lichte zeigen. Unſere Thorheiten ſind bemerkbarer, als bemerkt; im gemeinen Leben ſehen wir über viele aus Gutherzigkeit hinweg; und in der Nachahmung haben ſich unſere Virtuoſen an eine allzuflache Manier gewöhnet. Sie machen ſie ähnlich, aber nicht hervorſpringend. Sie treffen; aber da ſie ihren Gegenſtand nicht vortheilhaft genug zu beleuchten gewußt, ſo mangelt dem Bilde die Rundung, das Körperliche; wir ſehen nur immer Eine Seite, an der wir uns bald ſatt geſehen, und deren allzuſchneidende Auſſenlinien uns gleich an die Täuſchung erinnern, wenn wir in Gedanken um die übrigen Seiten herumgehen wollen. Die Narren ſind in der ganzen Welt platt und froſtig und ekel; wann ſie beluſtigen ſollen, muß ihnen der Dichter etwas von dem Seinigen geben. Er muß ſie nicht in ihrer Alltagskleidung, in der ſchmuzigen Nachläßigkeit, auf das Theater bringen, in der ſie innerhalb ihren vier

Pfählen herumträumen. Sie müſſen nichts von der engen Sphäre kümmerlicher Umſtände verrathen, aus der ſich ein jeder gern herausarbeiten will. Er muß ſie aufputzen; er muß ihnen Witz und Verſtand leihen, das Armſelige ihrer Thorheiten bemänteln zu können; er muß ihnen den Ehrgeiz geben, damit glänzen zu wollen.

Ich weiß gar nicht, ſagte eine von meinen Bekanntinnen, was das für ein Paar zuſammen iſt, dieſer Herr Stephan, und dieſe Frau Stephan! Herr Stephan iſt ein reicher Mann, und ein guter Mann. Gleichwohl muß ſeine geliebte Frau Stephan um eine lumpige Adrienne ſo viel Umſtände machen! Wir ſind freylich ſehr oft um ein Nichts krank; aber doch um ein ſo gar großes Nichts nicht. Eine neue Adrienne! Kann ſie nicht hinſchicken, und ausnehmen laſſen, und machen laſſen. Der Mann wird ja wohl bezahlen: und er muß ja wohl.

Ganz gewiß! ſagte eine andere. Aber ich habe noch etwas zu erinnern. Der Dichter ſchrieb zu den Zeiten unſerer Mütter. Eine Adrienne? Welche Schneidersfrau trägt denn noch eine Adrienne? Es iſt nicht erlaubt, daß die Aktrice hier dem guten Manne nicht ein wenig nachgeholfen! Konnte ſie nicht Roberonde, Benediktine, Reſpektueuſe, (ich habe die andern Namen vergeſſen, ich würde ſie auch nicht zu ſchreiben wiſſen,) —— dafür ſagen! Mich in einer Adrienne zu denken; das allein könnte mich krank machen. Wenn es der neueſte Stoff iſt, wornach Madame Stephan lechzet, ſo muß es auch die neueſte Tracht ſeyn. Wie können wir es ſonſt wahrſcheinlich finden, daß ſie darüber krank geworden?

Und ich, ſagte eine dritte, (es war die gelehrteſte,) finde es ſehr unanſtändig, daß die Stephan ein Kleid anzieht, das nicht auf ihren Leib gemacht worden. Aber man ſieht wohl, was den Verfaſſer zu dieſer — wie ſoll ich es nennen? — Verkennung unſerer Delikateſſe gezwungen hat. Die Einheit der Zeit! Das Kleid mußte fertig ſeyn; die Stephan ſollte es noch anziehen: und in vier und zwanzig Stunden wird nicht immer ein Kleid fertig. Ja er durfte ſich nicht einmal zu einem kleinen Nachſpiele vier und zwanzig Stunden gar wohl erlauben. Denn Ariſtoteles ſagt — Hier ward meine Kunſtrichterin unterbrochen.

Den neun und zwanzigſten Abend (Mittwochs den 3ten Junius) ward nach der Melanide des de la Chauſſee, der Mann nach der Uhr, oder der ordentliche Mann, geſpielet.

Der Verfaſſer dieſes Stücks iſt Herr Hippel, in Danzig. Es iſt reich an drolligen Einfällen; nur Schade, daß ein jeder, ſobald er den Titel hört, alle dieſe Einfälle vorausſieht. National iſt es auch genug; oder vielmehr provinzial. Und dieſes könnte leicht das andere Extremum werden, in das unſere komiſchen Dichter verfielen, wenn ſie wahre deutſche Sitten ſchildern wollten. Ich fürchte, daß jeder die armſeligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er gebohren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinſchaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?

Ein Luſtſpiel kann einen doppelten Titel haben; doch verſteht ſich, daß jeder etwas anders ſagen muß. Hier iſt das nicht; der Mann nach der Uhr, oder vielmehr der ordentliche Mann, ſagen ziemlich das nehmliche; außer daß das erſte ohngefehr die Karrikatur von dem andern iſt.

Den dreyßigſten Abend (Donnerſtags den 4ten Junius) ward der Graf von Eſſex, vom Thomas Corneille, aufgeführt.

Dieſes Trauerſpiel iſt faſt das einzige, welches ſich aus der beträchtlichen Anzahl der Stücke des jüngern Corneil le, auf dem Theater erhalten hat. Und ich glaube, es wird auf den deutſchen Bühnen noch öfterer wiederholt, als auf den franzöſiſchen. Es iſt vom Jahre 1678, nachdem vierzig Jahre vorher bereits Calprerede die nehmliche Geſchichte bearbeitet hatte.

“Es iſt gewiß, ſchreibt Corneille, daß der Graf von Eſſex bey der Königin Eliſabeth in beſondern Gnaden geſtanden. Er war von Natur ſehr ſtolz. Die Dienſte, die er England geleiſtet hatte, blieſen ihn noch mehr auf. Seine Freunde beſchuldigten ihn eines Verſtändiſſes mit dem Grafen von Tyrone, den die Rebellen in Irrland zu ihrem Haupte erwählet hatten. Der Verdacht, der dieſerwegen auf ihm blieb, brachte ihn um das Kommando der Armee. Er ward erbittert, kam nach London, wiegelte das Volk auf, ward in Verhaft gezogen, verurtheilt, und nachdem er durchaus nicht um Gnade bitten wollen, den 25ſten Februar 1601 enthauptet. So viel hat nur die Hiſtorie an die Hand gegeben. Wenn man mir aber zur Laſt legt, daß ich ſie in einem wichtigen Stücke verfälſcht hätte, weil ich mich des Vorfalles mit dem Ringe nicht bedienet, den die Königin dem Grafen zum Unterpfande ihrer unfehlbaren Begnadigung, falls er ſich jemals eines Staatsverbrechens ſchuldig machen ſollte, gegeben habe: ſo muß mich dieſes ſehr befremden. Ich bin verſichert, daß dieſer Ring eine Erfindung des Calprerede iſt, wenigſtens habe ich in keinem Geſchichtſchreiber das geringſte davon geleſen.„

Allerdings ſtand es Corneillen frey, dieſen Umſtand mit dem Ringe zu nutzen, oder nicht zu nutzen; aber darinn gieng er zu weit, daß er ihn für eine poetiſche Erfindung erklärte. Seine hiſtoriſche Richtigkeit iſt neuerlich faſt außer Zweifel geſetzt worden; und die bedächtlichſten ſkeptiſchſten Geſchichtſchreiber, Hume und Robertſon, haben ihn in ihre Werke aufgenommen.

Wenn Robertſon in ſeiner Geſchichte von Schottland von der Schwermuth redet, in welche Eliſabeth vor ihrem Tode verfiel, ſo ſagt er: “Die gemeinſte Meinung damaliger Zeit, und vielleicht die wahrſcheinlichſte, war dieſe, daß dieſes Uebel aus einer betrübten Reue wegen des Grafen von Eſſex entſtanden ſey. Sie hatte eine ganz auſſerordentliche Achtung für das Andenken dieſes unglücklichen Herrn; und wiewohl ſie oft über ſeine Hartnäckigkeit klagte, ſo nannte ſie doch ſeinen Namen ſelten ohne Thränen. Kurz vorher hatte ſich ein Vorfall zugetragen, der ihre Neigung mit neuer Zärtlichkeit belebte, und ihre Betrübniß noch mehr vergällte. Die Gräfin von Notthingham, die auf ihrem Todbette lag, wünſchte die Königin zu ſehen, und ihr ein Geheimniß zu offenbaren, deſſen Verheblung ſie nicht ruhig würde ſterben laſſen. Wie die Königin in ihr Zimmer kam, ſagte ihr die Gräfin, Eſſex habe, nachdem ihm das Todesurtheil geſprochen worden, gewünſcht, die Königin um Vergebung zu bitten, und zwar auf die Art, die Ihro Majeſtät ihm ehemals ſelbſt vorgeſchrieben. Er habe ihr nehmlich den Ring zuſchicken wollen, den ſie ihm, zur Zeit der Huld, mit der Verſicherung geſchenkt, daß, wenn er ihr denſelben, bey einem etwanigen Unglücke, als ein Zeichen ſenden würde, er ſich ihrer völligen Gnaden wiederum verſichert halten ſollte. Lady Scroop ſey die Perſon, durch welche er ihn habe überſenden wollen; durch ein Verſehen aber ſey er, nicht in der Lady Scroop, ſondern in ihre Hände gerathen. Sie habe ihrem Gemahl die Sache erzählt, (er war einer von den unverſöhnlichſten Feinden des Eſſex,) und der habe ihr verboten, den Ring weder der Königin zu geben, noch dem Grafen zurück zu ſenden. Wie die Gräfin der Königin ihr Geheimniß entdeckt hatte, bat ſie dieſelbe um Vergebung; allein Eliſabeth, die nunmehr ſowohl die

Bosheit der Feinde des Grafen, als ihre eigene Ungerechtigkeit einſahe, daß ſie ihn im Verdacht eines unbändigen Eigenſinnes gehabt, antwortete: Gott mag Euch vergeben; ich kann es nimmermehr! Sie verließ das Zimmer in großer Entſetzung, und von dem Augenblicke an ſanken ihre Lebensgeiſter gänzlich. Sie nahm weder Speiſe noch Trank zu ſich; ſie verweigerte ſich alle Arzeneyen; ſie kam in kein Bette; ſie blieb zehn Tage und zehn Nächte auf einem Polſter, ohne ein Wort zu ſprechen, in Gedanken ſitzen: einen Finger im Munde, mit offenen, auf die Erde geſchlagenen Augen; bis ſie endlich, von innerlicher Angſt der Seelen und von ſo langem Faſten ganz entkräftet, den Geiſt aufgab.„

XXIII.

Den 17ten Julius, 1767.

Der Herr von Voltaire hat den Eſſex auf eine ſonderbare Weiſe kritiſirt. Ich möchte nicht gegen ihn behaupten, daß Eſſex ein vorzüglich gutes Stück ſey; aber das iſt leicht zu erweiſen, daß viele von den Fehlern die er daran tadelt, theils ſich nicht darinn finden, theils unerhebliche Kleinigkeiten ſind, die ſeiner Seits eben nicht den richtigſten und würdigſten Begriff von der Tragödie vorausſetzen.

Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn von Voltaire, daß er ein ſehr profunder Hiſtorikus ſeyn will. Er ſchwang ſich alſo auch bey dem Eſſex auf dieſes ſein Streitroß, und tummelte es gewaltig herum. Schade nur, daß alle die Thaten, die er darauf verrichtet, des Staubes nicht werth ſind, den er erregt.

Thomas Corneille hat ihm von der engliſchen Geſchichte nur wenig gewußt; und zum Glücke für den Dichter, war das damalige Publikum noch unwiſſender. Jetzt, ſagt er, kennen wir die Königin Eliſabeth und den Grafen Eſſex beſſer; jetzt würden einem Dichter dergleichen grobe Verſtoſſungen wider die hiſtoriſche Wahrheiten ſchärfer aufgemutzet werden.

Und welches ſind denn dieſe Verſtoſſungen? Voltaire hat ausgerechnet, daß die Königin damals, als ſie dem Grafen den Prozeß machen ließ, acht und ſechzig Jahr alt war. Es wäre alſo lächerlich, ſagt er, wenn man ſich einbilden wollte, daß die Liebe den geringſten Antheil an dieſer Begebenheit könne gehabt haben. Warum das? Geſchieht nichts Lächerliches in der Welt? Sich etwas Lächerliches als geſchehen denken, iſt das ſo lächerlich? "Nachdem das Urtheil über den Eſſex abgegeben war, ſagt Hume, fand ſich die Königin in der äuſſerſten Unruhe und in der grauſamſten Ungewißheit. Rache und Zuneigung, Stolz und Mitleiden, Sorge für ihre eigene Sicherheit und Bekümmerniß um das Leben ihres Lieblings, ſtritten unaufhörlich in ihr: und vielleicht, daß ſie in dieſem quälenden Zuſtande mehr zu beklagen war, als Eſſex ſelbſt. Sie unterzeichnete und wiederrufte den Befehl zu ſeiner Hinrichtung einmal über das andere; jetzt war ſie faſt entſchloſſen, ihn dem Tode zu überliefern; den Augenblick darauf erwachte ihre Zärtlichkeit aufs neue, und er ſollte leben. Die Feinde des Grafen lieſſen ſie nicht aus den Augen; ſie ſtellten ihr vor, daß er ſelbſt den Tod wünſche, daß er ſelbſt erklärt habe, wie ſie doch anders keine Ruhe vor ihm haben würde. Wahrſcheinlicher Weiſe that dieſe Aeußerung von Reue und Achtung für die Sicherheit der Königin, die der Graf ſonach lieber durch ſeinen Tod befeſtigen wollte, eine ganz andere Wirkung, als ſich ſeine

Feinde davon verſprochen hatten. Sie fachte das Feuer einer alten Leidenſchaft, die ſie ſo lange für den unglücklichen Gefangnen genähret hatte, wieder an. Was aber dennoch ihr Herz gegen ihn verhärtete, war die vermeyntliche Halsſtarrigkeit, durchaus nicht um Gnade zu bitten. Sie verſahe ſich dieſes Schrittes von ihm alle Stunden, und nur aus Verdruß, daß er nicht erfolgen wollte, ließ ſie dem Rechte endlich ſeinen Lauf.„

Warum ſollte Eliſabeth nicht noch in ihrem acht und ſechzigſten Jahre geliebt haben, ſie, die ſich ſo gern lieben ließ? Sie, der es ſo ſehr ſchmeichelte, wenn man ihre Schönheit rühmte? Sie, die es ſo wohl aufnahm, wenn man ihre Kette zu tragen ſchien? Die Welt muß in dieſem Stücke keine eitlere Frau jemals geſehen haben. Ihre Höflinge ſtellten ſich daher alle in ſie verliebt, und bedienten ſich gegen Ihro Majeſtät, mit allem Anſcheine des Ernſtes, des Styls der lächerlichſten Galanterie. Als Raleigh in Ungnade fiel, ſchrieb er an ſeinen Freund Cecil einen Brief, ohne Zweifel, damit er ihn weiſen ſollte, in welchem ihm die Königin eine Venus, eine Diane, und ich weiß nicht was, war. Gleichwohl war dieſe Göttin damals ſchon ſechzig Jahr alt. Fünf Jahr darauf führte Heinrich Unton, ihr Abgeſandter in Frankreich, die nehmliche Sprache mit ihr. Kurz, Corneille iſt hinlänglich berechtiget geweſen, ihr alle die verliebte Schwachheit beyzulegen, durch die er das zärtliche Weib mit der ſtolzen Königin in einen ſo intereſſanten Streit bringet.

Eben ſo wenig hat er den Karakter des Eſſex verſtellet, oder verfälſchet. Eſſex, ſagt Voltaire, war der Held gar nicht, zu dem ihn Corneille macht: er hat nie etwas merkwürdiges gethan. Aber, wenn er es nicht war, ſo glaubte er es doch zu ſeyn. Die Vernichtung der ſpaniſchen Flotte, die Eroberung von Kadix, an der ihm Voltaire wenig oder gar kein Theil läßt, hielt er ſo ſehr für ſein Werk, daß er es durchaus nicht leiden wollte, wenn ſich jemand die geringſte Ehre davon anmaßte. Er erbot ſich, es mit dem Degen in der Hand, gegen den Grafen von Notthingham, unter dem er kommandirt hatte, gegen ſeinen Sohn, gegen jeden von ſeinen Anverwandten, zu beweiſen, daß ſie ihm allein zugehöre.

Corneille läßt den Grafen von ſeinen Feinden, namentlich vom Raleigh, vom Cecil, vom Cobhan, ſehr verächtlich ſprechen. Auch das will Voltaire nicht gut heiſſen. Es iſt nicht erlaubt, ſagt er, eine ſo neue Geſchichte ſo gröblich zu verfälſchen, und Männern von ſo vornehmer Geburt, von ſo groſſen Verdienſten, ſo unwürdig zu mißhandeln. Aber hier kömmt es ja gar nicht darauf an, was dieſe Männer waren, ſondern wofür ſie Eſſex hielt; und Eſſex war auf ſeine eigene Verdienſte ſtolz genug, um ihnen ganz und gar keine einzuräumen.

Wenn Corneille den Eſſex ſagen läßt, daß es nur an ſeinem Willen gemangelt, den Thron ſelbſt zu beſteigen, ſo läßt er ihn freylich etwas ſagen, was noch weit von der Wahrheit entfernt war. Aber Voltaire hätte darum doch nicht ausrufen müſſen: "Wie? Eſſex auf dem Throne? mit was für Recht? unter was für Vorwande? wie wäre das möglich geweſen?„ Denn Voltaire hätte ſich erinnern ſollen, daß Eſſex von mütterlicher Seite aus dem Königlichen Hauſe abſtammte, und daß es wirklich Anhänger von ihm gegeben, die unbeſonnen genug waren, ihn mit unter diejenigen zu zählen, die Anſprüche auf die Krone machen könnten. Als er daher mit dem Könige Jakob von Schottland in geheime Unterhandlung trat, ließ er es das erſte ſeyn, ihn zu verſichern, daß er ſelbſt dergleichen ehrgeizige Gedanken nie gehabt habe. Was er hier von ſich ablehnte, iſt nicht viel weniger, als was ihn Corneille vorausſetzen läßt.

Indem alſo Voltaire durch das ganze Stück nichts als hiſtoriſche Unrichtigkeiten findet, begeht er ſelbſt nicht geringe. Ueber eine hat ſich Walpole *) ſchon luſtig gemacht. Wenn nehmlich Voltaire die erſtern Lieblinge der Königin Eliſabeth nennen will, ſo nennt er den Robert Dudley und den Grafen von Leiceſter. Er wußte nicht, daß beyde nur eine Perſon waren, und daß man mit eben dem Rechte den Poeten Arouet und den Kammerherrn von Voltaire zu zwey verſchiedenen Perſonen machen könnte. Eben ſo unverzeihlich iſt das Hyſteronproteron, in welches er mit der Ohrfeige verfällt, die die Königin dem Eſſex gab. Es iſt falſch, daß er ſie nach ſeiner unglücklichen Expedition in Irrland bekam; er hatte ſie lange vorher bekommen; und es iſt ſo wenig wahr, daß er damals den Zorn der Königin durch die geringſte Erniedrigung zu beſänftigen geſucht, daß er vielmehr auf die lebhafteſte und edelſte Art mündlich und ſchriftlich ſeine Empfindlichkeit darüber ausließ. Er that zu ſeiner Begnadigung auch nicht wieder den erſten Schritt; die Königin mußte ihn thun.

Aber was geht mich hier die hiſtoriſche Unwiſſenheit des Herrn von Voltaire an? Eben ſo wenig als ihn die hiſtoriſche Unwiſſenheit des Corneille hätte angehen ſollen. Und eigentlich will ich mich auch nur dieſer gegen ihn annehmen.

Die ganze Tragödie des Corneille ſey ein Roman: wenn er rührend iſt, wird er dadurch weniger rührend, weil der Dichter ſich wahrer Namen bedienet hat?

Weßwegen wählt der tragiſche Dichter wahre Namen? Nimmt er ſeine Karaktere aus dieſen Namen; oder nimmt er dieſe Namen, weil die Karaktere, welche ihnen die Geſchichte beylegt, mit den Karakteren, die er in Handlung zu zeigen ſich vorgenommen, mehr oder weniger Gleich-

---

*) Le Chateau d'Otrante, Pref. p. XIV.

heit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meiſten Trauerſpiele vielleicht entſtanden ſind, ſondern wie ſie eigentlich entſtehen ſollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxi der Dichter übereinſtimmender auszudrücken: ſind es die bloßen Fakta, die Umſtände der Zeit und des Ortes, oder ſind es die Karaktere der Perſonen, durch welche die Fakta wirklich geworden, warum der Dichter lieber dieſe als eine andere Begebenheit wählet? Wenn es die Karaktere ſind, ſo iſt die Frage gleich entſchieden, wie weit der Dichter von der hiſtoriſchen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Karaktere nicht betrift, ſo weit er will. Nur die Karaktere ſind ihm heilig; dieſe zu verſtärken, dieſe in ihrem beſten Lichte zu zeigen, iſt alles, was er von dem Seinigen dabey hinzuthun darf; die geringſte weſentliche Veränderung würde die Urſache aufheben, warum ſie dieſe und nicht andere Namen führen; und nichts iſt anſtößiger, als wovon wir uns keine Urſache geben können.

XXIV.

Den 21ten Julius 1767.

Wenn der Karakter der Eliſabeth des Corneille das poetiſche Ideal von dem wahren Karakter iſt, den die Geſchichte der Königin dieſes Namens beylegt; wenn wir in ihr die Unentſchlüßigkeit, die Widerſprüche, die Beängſtigung, die Reue, die Verzweiflung, in die ein ſtolzes und zärtliches Herz, wie das Herz der Eliſabeth, ich will nicht ſagen, bey dieſen und jenen Umſtänden wirklich verfallen iſt, ſondern auch nur verfallen zu können vermuthen laſſen, mit wahren Farben geſchildert finden: ſo hat der Dichter alles gethan, was ihm als Dichter zu thun obliegt. Sein Werk, mit der Chronologie in der Hand, unterſuchen; ihn vor den Richterſtuhl der Geſchichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beyläufige Erwähnung, auch wohl ſolcher Perſonen, über welche die Geſchichte ſelbſt in Zweifel iſt, mit Zeugniſſen belegen zu laſſen, heißt ihn und ſeinen Beruf verkennen, heißt von dem, dem man dieſe Verkennung nicht zutrauen kann, mit einem Worte, chikaniren.

Zwar bey dem Herrn von Voltaire könnte es leicht weder Verkennung noch Chikane ſeyn. Denn Voltaire iſt ſelbſt ein tragiſcher Dichter, und ohnſtreitig ein weit gröſſerer, als der jüngere Corneille. Es wäre denn, daß man ein Meiſter in einer Kunſt ſeyn, und doch falſche Begriffe von der Kunſt haben könnte. Und was die Chikane anbelangt, die iſt, wie die ganze Welt weiß, ſein Werk nun gar nicht. Was ihr in ſeinen Schriften hier und da ähnlich ſieht, iſt nichts als Laune, aus bloßer Laune ſpielt er dann und wann in der Poetik den Hiſtorikus, in der Hiſtorie den Philoſophen, und in der Philoſophie den witzigen Kopf.

Sollte er umſonſt wiſſen, daß Eliſabet acht und ſechzig Jahre alt war, da ſie den Grafen köpfen ließ? Im acht und ſechzigſten Jahre noch verliebt, noch eiferſüchtig! Die groſe Naſe der Eliſabeth dazu genommen, was für luſtige Einfälle muß das geben! Freylich ſtehen dieſe luſtigen Einfälle in dem Kommentare über eine Tragödie; alſo da, wo ſie nicht hingehören. Der Dichter hätte Recht zu ſeinem Kommentator zu ſagen: “Mein Herr Notenmacher, dieſe Schwänke gehören in eure allgemeine Geſchichte, nicht unter meinen Text. Denn es iſt falſch, daß meine Eliſabeth acht und ſechzig Jahre alt iſt. Weiſet mir doch, wo ich das ſage. Was iſt in meinem Stücke, das Euch hinderte, ſie nicht ungefehr mit dem Eſſex von gleichem Alter anzunehmen? Ihr ſagt: Sie war aber nicht von gleichem Alter: Welche Sie? Eure Eliſabeth im Rapin de Thoyras; das kann ſeyn. Aber warum habt ihr den Rapin de Thoyras geleſen? Warum ſeyd ihr ſo gelehrt? Warum vermengt ihr dieſe Eliſabeth mit meiner? Glaubt ihr im Ernſt, daß die Erinnerung bey dem und jenem Zuſchauer, der den Rapin de Thoyras auch einmal geleſen hat, lebhafter ſeyn werde, als der ſinnliche Eindruck, den eine wohlgebildete Aktrice in ihren beſten Jahren auf ihn macht? Er ſieht ja meine Eliſabeth; und ſeine eigene Augen überzeugen ihn, daß es nicht eure achtzigjährige Eliſabeth iſt. Oder wird er dem Rapin de Thoyras mehr glauben, als ſeinen eigenen Augen?„ —

So ungefehr könnte ſich auch der Dichter über die Rolle des Eſſex erklären. “Euer Eſſex im Rapin de Thoyras, könnte er ſagen, iſt nur der Embryo von dem meinigen. Was ſich jener zu ſeyn dünkte, iſt meiner wirklich. Was jener, unter glücklichern Umſtänden, für die Königin vielleicht gethan hätte, hat meiner gethan. Ihr hört ja, daß es ihm die Königin ſelbſt zugeſteht; wollt ihr meiner Königin nicht eben ſo viel glauben, als dem Rapin de Thoyras? Mein Eſſex iſt ein verdienter und großer, aber ſtolzer und unbiegſamer Mann. Eurer war in der That weder ſo groß, noch ſo unbiegſam: deſto ſchlimmer für ihn. Genug für mich, daß er doch immer noch groß und unbiegſam genug war, um meinem von ihm abgezogenen Begriffe ſeinen Namen zu laſſen.„

Kurz: die Tragödie iſt keine dialogirte Geſchichte; die Geſchichte iſt für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewiſſe Karaktere zu verbinden gewohnt ſind. Findet der Dichter in der Geſchichte mehrere Umſtände zur Ausſchmückung und Individualiſirung ſeines Stoffes bequem: wohl, ſo brauche er ſie. Nur daß man ihm hieraus eben ſo wenig ein Verdienſt, als aus dem Gegentheile ein Verbrechen mache!

Dieſen Punkt von der hiſtoriſchen Wahrheit abgerechnet, bin ich ſehr bereit, das übrige Urtheil des Herrn von Voltaire zu unterſchreiben. Eſſex iſt ein mittelmäßiges Stück, ſowohl in Anſehung der Intrigue, als des Styls. Den Grafen zu einem ſeufzenden Liebhaber einer Irton zu machen; ihn mehr aus Verzweiflung, daß er der ihrige nicht ſeyn kann, als aus edelmüthigem Stolze, ſich nicht zu Entſchuldigungen und Bitten herab zu laſſen, auf das Schafot zu führen: das war der unglücklichſte Einfall, den Thomas nur haben konnte, den er aber als ein Franzoſe wohl haben mußte. Der Styl iſt in der Grundſprache ſchwach; in der Ueberſetzung iſt er oft kriechend geworden. Aber überhaupt iſt das Stück nicht ohne Intereſſe, und hat hier und da glückliche Verſe; die aber im Franzöſiſchen glücklicher ſind, als im Deutſchen. “Die Schauſpieler, ſetzt der Herr von Voltaire hinzu, beſonders die in der Provinz, ſpielen die Rolle des Eſſex gar zu gern, weil ſie in einem geſtickten Bande unter dem Knie, und mit einem großen blauen Bande über die Schulter darinn erſcheinen können. Der Graf iſt ein Held von der erſten Klaſſe, den der Neid verfolgt: das macht Eindruck. Uebrigens iſt die Zahl der guten Tragödien bey allen Nationen in der Welt ſo klein, daß die, welche nicht ganz ſchlecht ſind, noch immer Zuſchauer an ſich ziehen, wenn ſie von guten Akteurs nur aufgeſtutzet werden.„

Er beſtätiget dieſes allgemeine Urtheil durch verſchiedene einzelne Anmerkungen, die eben ſo richtig, als ſcharfſinnig ſind, und deren man ſich vielleicht, bey einer wiederholten Vorſtellung, mit Vergnügen erinnern dürfte.

Ich theile die vorzüglichſten alſo hier mit; in der feſten Ueberzeugung, daß die Kritik dem Genuſſe nicht ſchadet, und daß diejenigen, welche ein Stück am ſchärfeſten zu beurtheilen gelernt haben, immer diejenigen ſind, welche das Theater am fleißigſten beſuchen.

“Die Rolle des Cecils iſt eine Nebenrolle, und eine ſehr froſtige Nebenrolle. Solche kriechende Schmeichler zu mahlen, muß man die Farben in ſeiner Gewalt haben, mit welchen Racine den Narciſſus geſchildert hat.„

“Die vorgebliche Herzogin von Irton iſt eine vernünftige tugendhafte Frau, die ſich durch ihre Liebe zu dem Grafen weder die Ungnade der Eliſabeth zuziehen, noch ihren Liebhaber heyrathen wollen. Dieſer Karakter würde ſehr ſchön ſeyn, wenn er mehr Leben hätte, und wenn er zur Verwickelung etwas beytrüge; aber hier vertritt ſie bloß die Stelle eines Freundes. Das iſt für das Theater nicht hinlänglich.„

“Mich dünket, daß alles, was die Perſonen in dieſer Tragödie ſagen und thun, immer noch ſehr ſchielend, verwirret und unbeſtimmt iſt. Die Handlung muß deutlich, der Knoten verſtändlich, und jede Geſinnung plan und natürlich ſeyn: das ſind die erſten, weſentlichſten Regeln. Aber was will Eſſex? Was will Eliſabeth? Worinn beſteht das Verbrechen des Grafen? Iſt er ſchuldig, oder iſt er fälſchlich angeklagt? Wenn ihn die Königin für unſchuldig hält, ſo muß ſie ſich ſeiner annehmen. Iſt er aber ſchuldig: ſo iſt es ſehr unvernünftig, die Vertraute ſagen zu laſſen, daß er nimmermehr um Gnade bitten werde, daß er viel zu ſtolz dazu ſey. Dieſer Stolz ſchickt ſich ſehr wohl für einen tugendhaften unſchuldigen Helden, aber für keinen Mann, der des Hochverraths überwieſen iſt. Er ſoll ſich unterwerfen: ſagt die Königin. Iſt das wohl die eigentliche Geſinnung, die ſie haben muß, wenn ſie ihn liebt? Wenn er ſich nun unterworfen, wenn er nun ihre Verzeihung angenommen hat, wird Eliſabeth darum von ihm mehr geliebt, als zuvor? Ich liebe ihn hundertmal mehr, als mich ſelbſt: ſagt die Königin. Ah, Madame; wenn es ſo weit mit Ihnen gekommen iſt, wenn Ihre Leidenſchaft ſo heftig geworden: ſo unterſuchen Sie doch die Beſchuldigungen Ihres Geliebten ſelbſt, und verſtatten nicht, daß ihn ſeine Feinde unter Ihrem Namen ſo verfolgen und unterdrücken, wie es durch das ganze Stück, obwohl ganz ohne Grund, heißt.„

“Auch aus dem Freunde des Grafen, dem Saliſbury, kann man nicht klug werden, ob er ihn für ſchuldig oder für unſchuldig hält. Er ſtellt der Königin vor, daß der Anſchein öfters betriege, daß man alles von der Partheylichkeit und Ungerechtigkeit ſeiner Richter zu beſorgen habe. Gleichwohl nimmt er ſeine Zuflucht zur Gnade der Königin. Was hatte er dieſes nöthig, wenn er ſeinen Freund nicht ſtrafbar glaubte? Aber was ſoll der Zuſchauer glauben? Der weiß eben ſo wenig, woran er mit der Verſchwörung des Grafen, als woran er mit der Zärtlichkeit der Königin gegen ihn iſt.„

“Saliſbury ſagt der Königin, daß man die Unterſchrift des Grafen nachgemacht habe. Aber die Königin läßt ſich im geringſten nicht einfallen, einen ſo wichtigen Umſtand näher zu unterſuchen. Gleichwohl war ſie als Königin und als Geliebte dazu verbunden. Sie antwortet nicht einmal auf dieſe Eröffnung, die ſie doch begierigſt hätte ergreifen müſſen. Sie erwiedert bloß mit andern Worten, daß der Graf allzu ſtolz ſey, und daß ſie durchaus wolle, er ſolle um Gnade bitten.„

“Aber warum ſollte er um Gnade bitten, wenn ſeine Unterſchrift nachgemacht war?„

XXV.

Den 24ten Julius 1767.

“ Eſſex betheuert ſeine Unſchuld; aber warum will er lieber ſterben, als die Königin davon überzeugen? Seine Feinde haben ihn verläumdet; er kann ſie mit einem einzigen Worte zu Boden ſchlagen; und er thut es nicht. Iſt das dem Karakter eines ſo ſtolzen Mannes gemäß? Soll er aus Liebe zur Irton ſo widerſinnig handeln: ſo hätte ihn der Dichter durch das ganze Stück von ſeiner Leidenſchaft mehr bemeiſtert zeigen müſſen. Die Heftigkeit des Affekts kann alles entſchuldigen; aber in dieſer Heftigkeit ſehen wir ihn nicht. „

“ Der Stolz der Königin ſtreitet unaufhörlich mit dem Stolze des Eſſex; ein ſolcher Streit kann leicht gefallen. Aber wenn allein dieſer Stolz ſie handeln läßt, ſo iſt er bey der Eliſabeth ſowohl, als bey dem Grafen, bloßer Eigenſinn. Er ſoll mich um Gnade bitten; ich will ſie nicht um Gnade bitten; das iſt die ewige Leyer. Der Zuſchauer muß vergeſſen, daß Eliſabeth entweder ſehr abgeſchmackt, oder ſehr ungerecht iſt, wenn ſie verlangt, daß der Graf ſich ein Verbrechen ſoll vergeben laſſen, welches er nicht begangen, oder ſie nicht unterſucht hat. Er muß es vergeſſen, und er vergißt es wirklich, um ſich bloß mit den Geſinnungen des Stolzes zu beſchäftigen, der dem menſchlichen Herze ſo ſchmeichelhaft iſt. „

“ Mit einem Worte: keine einzige Rolle dieſes Trauerſpiels iſt, was ſie ſeyn ſollte; alle ſind verfehlt; und gleichwohl hat es gefallen. Woher dieſes Gefallen? Offenbar aus der Situation der Perſonen, die für ſich ſelbſt rührend iſt. — Ein großer Mann, den man auf das Schaffot führet, wird immer intereßiren; die Vorſtellung ſeines Schickſals macht, auch ohne alle Hülfe der Poeſie, Eindruck; ungefehr eben den Eindruck, den die Wirklichkeit ſelbſt machen würde.„

So viel liegt für den tragiſchen Dichter an der Wahl des Stoffes. Durch dieſe allein, können die ſchwächſten verwirrteſten Stücke eine Art von Glück machen; und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß es immer ſolche Stücke ſind, in welchen ſich gute Akteurs am vortheilhafteſten zeigen. Selten wird ein Meiſterſtück ſo meiſterhaft vorgeſtellt, als es geſchrieben iſt; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer beſſer. Vielleicht, weil ſie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können; vielleicht, weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerkſam zu ſeyn; vielleicht, weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwey hervorſtechenden Perſonen beruhet, anſtatt, daß in einem vollkommenern Stücke öfters eine jede Perſon ein Hauptakteur ſeyn müßte, und wenn ſie es nicht iſt, indem ſie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft.

Beym Eſſex können alle dieſe und mehrere Urſachen zuſammen kommen. Weder der Graf noch die Königin ſind von dem Dichter mit der Stärke geſchildert, daß ſie durch die Aktion nicht noch weit ſtärker werden könnten. Eſſex ſpricht ſo ſtolz nicht, daß ihn der Schauſpieler nicht in jeder Stellung, in jeder Gebehrde, in jeder Miene, noch ſtolzer zeigen könnte. Es iſt ſogar dem Stolze weſentlich, daß er ſich weniger durch Worte, als durch das übrige Betragen äuſſert. Seine Worte ſind öfters beſcheiden, und es läßt ſich nur ſehen, nicht hören, daß es eine ſtolze Beſcheidenheit iſt. Dieſe Rolle muß alſo nothwendig in der Vorſtellung gewinnen. Auch die Nebenrollen können keinen übeln Einfluß auf ihn haben; je ſubalterner Cecil und Salisbury geſpielt werden, deſto mehr ragt Eſſex hervor. Ich darf es alſo nicht erſt lange ſagen, wie vortrefflich ein Eckhof das machen muß, was auch der gleichgültigſte Akteur nicht ganz verderben kann.

Mit der Rolle der Eliſabeth iſt es nicht völlig ſo; aber doch kann ſie auch ſchwerlich ganz verunglücken. Eliſabeth iſt ſo zärtlich, als ſtolz; ich glaube es ganz gern, daß ein weibliches Herz beydes zugleich ſeyn kann; aber wie eine Aktrice beydes gleich gut vorſtellen könne, das begreife ich nicht recht. In der Natur ſelbſt trauen wir einer ſtolzen Frau nicht viel Zärtlichkeit, und einer zärtlichen nicht viel Stolz zu. Wir trauen es ihr nicht zu, ſage ich: denn die Kennzeichen des einen widerſprechen den Kennzeichen des andern. Es iſt ein Wunder, wenn ihr beyde gleich geläufig ſind; hat ſie aber nur die einen vorzüglich in ihrer Gewalt, ſo kann ſie die Leidenſchaft, die ſich durch die andern ausdrückt, zwar empfinden, aber ſchwerlich werden wir ihr glauben, daß ſie dieſelbe ſo lebhaft empfindet, als ſie ſagt. Wie kann eine Aktric nun weiter gehen, als die Natur? Iſt ſie von einem majeſtätiſchem Wuchſe, tönt ihre Stimme voller und männlicher, iſt ihr Blick dreiſt, iſt ihre Bewegung ſchnell und herzhaft: ſo werden ihr die ſtolzen Stellen vortrefflich gelingen; aber wie ſteht es mit den zärtlichen? Iſt ihre Figur hingegen weniger imponirend; herrſcht in ihren Mienen Sanftmuth, in ihren Augen ein beſcheidnes Feuer, in ihrer Stimme mehr Wohlklang, als Nachdruck; iſt in ihrer Bewegung mehr Anſtand und Würde, als Kraft und Geiſt: ſo wird ſie den zärtlichen Stellen die völligſte Genüge leiſten; aber auch den ſtolzen? Sie wird ſie nicht verderben, ganz gewiß nicht; ſie wird noch genug abſetzen; wir werden eine beleidigte zürnende Liebhaberin in ihr erblicken; nur keine Eliſabeth nicht, die Manns genug war, ihren General und Geliebten mit einer Ohrfeige nach Hauſe zu ſchicken. Ich meyne alſo, die Aktricen, welche die ganze doppelte Eliſabeth uns gleich täuſchend zu zeigen vermögend wären, dürften noch ſeltner ſeyn, als die Eliſabeths ſelber; und wir können und müſſen uns begnügen, wenn eine Hälfte nur recht gut geſpielt, und die andere nicht ganz verwahrloſet wird.

Madame Löwen hat in der Rolle der Eliſabeth ſehr gefallen; aber, jene allgemeine Anmerkung nunmehr auf ſie anzuwenden, uns mehr die zärtliche Frau, als die ſtolze Monarchin, ſehen und hören laſſen. Ihre Bildung, ihre Stimme, ihre beſcheidene Aktion, lieſſen es nicht anders erwarten; und mich dünkt, unſer Vergnügen hat dabey nichts verloren. Denn wenn nothwendig eine die andere verfinſtert, wenn es kaum anders ſeyn kann, als daß nicht die Königin unter der Liebhaberin, oder dieſe unter jenen leiden ſollte: ſo glaube ich, iſt es zuträglicher, wenn eher etwas von dem Stolze und der Königin, als von der Liebhaberin und der Zärtlichkeit, verloren geht.

Es iſt nicht bloß eigenſinniger Geſchmack, wenn ich ſo urtheile; noch weniger iſt es meine Abſicht, einem Frauenzimmer ein Kompliment damit zu machen, die noch immer eine Meiſterin in ihrer Kunſt ſeyn würde, wenn ihr dieſe Rolle auch gar nicht gelungen wäre. Ich weiß einem Künſtler, er ſey von einem oder dem andern Geſchlechte, nur eine einzige Schmeicheley zu machen; und dieſe beſteht darinn, daß ich annehme, er ſey von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunſt gehe bey ihm über alles, er höre gern frey und laut über ſich urtheilen, und wolle ſich lieber auch dann und wann falſch, als ſeltner beurtheilet wiſſen. Wer dieſe Schmeicheley nicht verſteht, bey dem erkenne ich mich gar bald irre, und er iſt es nicht werth, daß wir ihn ſtudieren. Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, daß wir ſeine Vollkommenheit einſehen und empfinden, wenn wir auch noch ſo viel Geſchrey davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für ſeine Schwäche haben. Er ſpottet bey ſich über jede uneingeſchränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.

Ich wollte ſagen, daß ſich Gründe anführen laſſen, warum es beſſer iſt, wenn die Aktrice mehr die zärtliche, als die ſtolze Eliſabeth ausdrückt. Stolz muß ſie ſeyn, das iſt ausgemacht: und daß ſie es iſt das hören wir. Die Frage iſt nur, ob ſie zärtlicher als ſtolz, oder ſtolzer als zärtlich ſcheinen ſoll; ob man, wenn man unter zwey Aktricen zu wählen hätte, lieber die zur Eliſabeth nehmen ſollte, welche die beleidigte Königin, mit allem drohenden Ernſte, mit allen Schrecken der rächeriſchen Majeſtät, auszudrücken vermöchte, oder die, welcher die eiferſüchtige Liebhaberin, mit allen kränkenden Empfindungen der verſchmähten Liebe, mit aller Bereitwilligkeit, dem theuern Frevler zu vergeben, mit aller Beängſtigung über ſeine Hartnäckigkeit, mit allem Jammer über ſeinen Verluſt, angemeſſener wäre? Und ich ſage: dieſe.

Denn erſtlich wird dadurch die Verdopplung des nehmlichen Karakters vermieden. Eſſex iſt ſtolz; und wenn Eliſabeth auch ſtolz ſeyn ſoll, ſo muß ſie es wenigſtens auf eine andere Art ſeyn. Wenn bey dem Grafen die Zärtlichkeit nicht anders, als dem Stolze untergeordnet ſeyn kann, ſo muß bey der Königin die Zärtlichkeit den Stolz überwiegen. Wenn der Graf ſich eine höhere Miene giebt, als ihm zukömmt; ſo muß die Königin etwas weniger zu ſeyn ſcheinen, als ſie iſt. Beyde auf Stelzen, mit der Naſe nur immer in der Luft einhertreten, beyde mit Verachtung auf alles, was um ſie iſt, herabblicken laſſen, würde die eckelſte Einförmigkeit ſeyn. Man muß nicht glauben können, daß Eliſabeth, wenn ſie an des Eſſex Stelle wäre, eben ſo, wie Eſſex, handeln würde. Der Ausgang weiſet es, daß ſie nachgebender iſt, als er; ſie muß alſo auch gleich von Anfange nicht ſo hoch daherfahren, als er. Wer ſich durch äuſſere Macht empor zu halten vermag, braucht weniger Anſtrengung, als der es durch eigene innere Kraft thun muß. Wir wiſſen darum doch, daß Eliſabeth die Königin iſt, wenn ſich gleich Eſſex das königliche Anſehen giebt.

Zweytens iſt es in dem Trauerſpiele ſchicklicher, daß die Perſonen in ihren Geſinnungen ſteigen, als daß ſie fallen. Es iſt ſchicklicher, daß ein zärtlicher Karakter Augenblicke des Stolzes hat, als daß ein ſtolzer von der Zärtlichkeit ſich fortreiſſen läßt. Jener ſcheint, ſich zu erheben; dieſer, zu ſinken. Eine ernſthafte Königin, mit gerunzelter Stirne, mit einem Blicke, der alles ſcheu und zitternd macht, mit einem Tone der Stimme, der allein ihr Gehorſam verſchaffen könnte, wenn die zu verliebten Klagen gebracht wird, und nach den kleinen Bedürfniſſen ihrer Leidenſchaft ſeufzet, iſt faſt, faſt lächerlich. Eine Geliebte hingegen, die ihre Eiferſucht erinnert, daß ſie Königin iſt, erhebt ſich über ſich ſelbſt, und ihre Schwachheit wird fürchterlich.

XXVI.

Den 28ten Julius 1767.

Den ein und dreyßigſten Abend (Mittwochs, den 10ten Junius,) ward das Luſtſpiel der Madame Gottſched, die Hausfranzöſin, oder die Mammſell, aufgeführet.

Dieſes Stück iſt eines von den ſechs Originalen, mit welchen 1744, unter Gottſchediſcher Geburtshülfe, Deutſchland im fünften Bande der Schaubühne beſchenkt ward. Man ſagt, es ſey, zur Zeit ſeiner Neuheit, hier und da mit Beyfall geſpielt worden. Man wollte verſuchen, welchen Beyfall es noch erhalten würde, und es erhielt den, den es verdienet; gar keinen. Das Teſtament, von eben derſelben Verfaſſerin, iſt noch ſo etwas; aber die Hausfranzöſin iſt ganz und gar nichts. Noch weniger, als nichts: denn ſie iſt nicht allein niedrig, und platt und kalt, ſondern noch oben drein ſchmutzig, eckel, und im höchſten Grade beleidigend. Es iſt mir unbegreiflich, wie eine Dame ſolches Zeug ſchreiben können. Ich will hoffen, daß man mir den Beweis von dieſem allen ſchenken wird. ——

Den zwey und dreyßigſten Abend (Donnerſtags, den 11ten Junius,) ward die Semiramis des Hrn. von Voltaire wiederholt.

Da das Orcheſter bey unſern Schauſpielern gewiſſermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt, ſo haben Kenner ſchon längſt gewünſcht, daß die Muſik, welche vor und zwiſchen und nach dem Stücke geſpielt wird, mit dem Inhalte deſſelben mehr übereinſtimmen möchte. Hr. Scheibe iſt unter den Muſicis derjenige, welcher zuerſt hier ein ganz neues Feld für die Kunſt bemerkte. Da er einſahe, daß, wenn die Rührung des Zuſchauers nicht auf eine unangenehme Art geſchwächt und unterbrochen werden ſollte, ein jedes Schauſpiel ſeine eigene muſikaliſche Begleitung erfordere: ſo machte er nicht allein bereits 1738 mit dem Polyeukt und Mithridat den Verſuch, beſondere dieſen Stücken entſprechende Symphonien, zu verfertigen, welche bey der Geſellſchaft der Neuberin, hier in Hamburg, in Leipzig, und anderwärts aufgeführet wurden; ſondern ließ ſich auch in einem beſondern Blatte ſeines kritiſchen

Muſikus *) umſtändlich darüber aus, was überhaupt der Komponiſt zu beobachten habe, der in dieſer neuen Gattung mit Ruhm arbeiten wolle.

“Alle Symphonien, ſagt er, die zu einem Schauſpiele verfertiget werden, ſollen ſich auf den Inhalt und die Beſchaffenheit deſſelben beziehen. Es gehören alſo zu den Trauerſpielen eine andere Art Symphonien, als zu den Luſtſpielen. So verſchieden die Tragödien und Komödien unter ſich ſelbſt ſind, ſo verſchieden muß auch die dazu gehörige Muſik ſeyn. Insbeſondere aber hat man auch wegen der verſchiedenen Abtheilungen der Muſik in den Schauſpielen auf die Beſchaffenheit der Stellen, zu welchen eine jede Abtheilung gehört, zu ſehen. Daher muß die Anfangsſymphonie ſich auf den erſten Aufzug des Stückes beziehen; die Symphonien aber, die zwiſchen den Aufzügen vorkommen, müſſen Theils mit dem Schluſſe des vorhergehenden Aufzuges, Theils aber mit dem Anfange des folgenden Aufzuges übereinkommen; ſo wie die letzte Symphonie dem Schluſſe des letzten Anfzuges gemäß ſeyn muß.„

“Alle Symphonien zu Trauerſpielen, müſſen prächtig, feurig und geiſtreich geſetzt ſeyn. Inſonderheit aber hat man den Karakter der Hauptperſonen, und den Hauptinhalt zu bemerken, und darnach ſeine Erfindung einzurichten. Dieſes iſt von keiner gemeinen Folge. Wir finden Tragödien, da bald dieſe, bald jene Tugend eines Helden, oder einer Heldinn, der Stoff geweſen iſt. Man halte einmal den Polyeukt gegen den Brutus, oder auch die Alzire gegen den Mithridat: ſo wird man gleich ſehen, daß ſich keinesweges einerley Muſik dazu ſchicket. Ein Trauerſpiel, in welchem die Religion und Gottesfurcht den Helden, oder die Heldinn, in allen Zufällen beglei-

---

*) Stück 76.

ten, erfordert auch ſolche Symphonien, die gewiſſermaßen das Prächtige und Ernſthafte der Kirchenmuſik beweiſen. Wenn aber die Großmuth, die Tapferkeit, oder die Standhaftigkeit in allerley Unglücksfällen im Trauerſpiele herrſchen: ſo muß auch die Muſik weit feuriger und lebhafter ſeyn. Von dieſer letztern Art ſind die Trauerſpiele Cato, Brutus, Mithridat. Alzire aber und Zayre erfordern hingegen ſchon eine etwas veränderte Muſik, weil die Begebenheiten und die Karaktere in dieſen Stücken von einer andern Beſchaffenheit ſind, und mehr Veränderung der Affekten zeigen.„

“Eben ſo müſſen die Komödienſymphonien überhaupt frey, fließend, und zuweilen auch ſcherzhaft ſeyn; insbeſondere aber ſich nach dem eigenthümlichen Inhalte einer jeden Komödie richten. So wie die Komödie bald ernſthafter, bald verliebter, bald ſcherzhafter iſt, ſo muß auch die Symphonie beſchaffen ſeyn. Z. E. die Komödien, der Falke und die beyderſeitige Unbeſtändigkeit, würden ganz andere Symphonien erfordern, als der verlohrne Sohn. So würden ſich auch nicht die Symphonien, die ſich zum Geitzigen, oder zum Kranken in der Einbildung, ſehr wohl ſchicken möchten, zum Unentſchlüßigen, oder zum Zerſtreuten, ſchicken. Jene müſſen ſchon luſtiger und ſcherzhafter ſeyn, dieſe aber verdrießlicher und ernſthafter.„

“Die Anfangsſymphonie muß ſich auf das ganze Stück beziehen; zugleich aber muß ſie auch den Anfang deſſelben vorbereiten, und folglich mit dem erſten Auftritte übereinkommen. Sie kann aus zwey oder drey Sätzen beſtehen, ſo wie es der Komponiſt für gut findet. — Die Symphonien zwiſchen den Aufzügen aber, weil ſie ſich nach dem Schluſſe des vorhergehenden Aufzuges und nach dem Anfange des folgenden richten ſollen, werden am natürlichſten zwey Sätze haben können. Im erſten kann man mehr auf das Vorhergegangene, im zweyten aber mehr auf das Folgende ſehen. Doch iſt ſolches nur allein nöthig, wenn die Affekten einander allzu ſehr entgegen ſind; ſonſt kann man auch wohl nur einen Satz machen, wenn er nur die gehörige Länge erhält, damit die Bedürfniſſe der Vorſtellung als Lichtputzen, Umkleiden, u. ſ. w. indeß beſorget werden können. — Die Schlußſymphonie endlich muß mit dem Schluſſe des Schauſpiels auf das genaueſte übereinſtimmen, um die Begebenheit den Zuſchauern deſto nachdrücklicher zu machen. Was iſt lächerlicher, als wenn der Held auf eine unglückliche Weiſe ſein Leben verlohren hat, und es folgt eine luſtige und lebhafte Symphonie darauf? Und was iſt abgeſchmackter als wenn ſich die Komödie auf eine fröhliche Art endiget, und es folgt eine traurige und bewegliche Symphonie darauf?„ —

“Da übrigens die Muſik zu den Schauſpielen bloß allein aus Inſtrumenten beſtehet, ſo iſt eine Veränderung derſelben ſehr nöthig, damit die Zuhörer deſto gewiſſer in der Aufmerkſamkeit erhalten werden, die ſie vielleicht verlieren möchten, wenn ſie immer einerley Inſtrumente hören ſollten. Es iſt aber beynahe eine Nothwendigkeit, daß die Anfangsſymphonie ſehr ſtark und vollſtändig iſt, und alſo deſto nachdrücklicher ins Gehör falle. Die Veränderung der Inſtrumenten muß alſo vornehmlich in den Zwiſchenſymphonien erſcheinen. Man muß aber wohl urtheilen, welche Inſtrumente ſich am beſten zur Sache ſchicken, und womit man dasjenige am gewiſſeſten ausdrücken kann, was man ausdrücken ſoll. Es muß alſo auch hier eine vernünftige Wahl getroffen werden, wenn man ſeine Abſicht geſchickt und ſicher erreichen will. Sonderlich aber iſt es nicht allzu gut, wenn man in zwey auf einander folgenden Zwiſchenſymphonien einerley Veränderung der Inſtrumente anwendet. Es iſt allemal beſſer und angenehmer, wenn man dieſen Uebelſtand vermeidet.„

Dieſes ſind die wichtigſten Regeln, um auch hier die Tonkunſt und Poeſie in eine genauere Verbindung zu bringen. Ich habe ſie lieber mit den Worten eines Tonkünſtlers, und zwar desjenigen vortragen wollen, der ſich die Ehre der Erfindung anmaßen kann, als mit meinen. Denn die Dichter und Kunſtrichter bekommen nicht ſelten von den Muſicis den Vorwurf, daß ſie weit mehr von ihnen erwarten und verlangen, als die Kunſt zu leiſten im Stande ſey. Die mehreſten müſſen es von ihren Kunſtverwandten erſt hören, daß die Sache zu bewerkſtelligen iſt, ehe ſie die geringſte Aufmerkſamkeit darauf wenden.

Zwar die Regeln ſelbſt waren leicht zu machen; ſie lehren nur was geſchehen ſoll, ohne zu ſagen, wie es geſchehen kann. Der Ausdruck der Leidenſchaften, auf welchen alles dabey ankömmt, iſt noch einzig das Werk des Genies. Denn ob es ſchon Tonkunſtler giebt und gegeben, die bis zur Bewunderung darinn glücklich ſind, ſo mangelt es doch unſtreitig noch an einem Philoſophen, der ihnen die Wege abgelernt, und allgemeine Grundſätze aus ihren Beyſpielen hergeleitet hätte. Aber je häufiger dieſe Beyſpiele werden, je mehr ſich die Materialien zu dieſer Herleitung ſammeln, deſto eher können wir ſie uns verſprechen; und ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht ein großer Schritt dazu durch die Beeiferung der Tonkünſtler in dergleichen dramatiſchen Symphonien geſchehen könnte. In der Vokalmuſik hilft der Text dem Ausdrucke allzuſehr nach; der ſchwächſte und ſchwankendſte wird durch die Worte beſtimmt und verſtärkt: in der Inſtrumentalmuſik hingegen fällt dieſe Hülfe weg, und ſie ſagt gar nichts, wenn ſie das, was ſie ſagen will, nicht rechtſchaffen ſagt. Der Künſtler wird alſo hier ſeine äußerſte Stärke anwenden müſſen; er wird unter den verſchiedenen Folgen von Tönen, die eine Empfindung ausdrücken können, nur immer diejenigen wählen, die ſie am deutlichſten ausdrücken; wir werden dieſe öfterer hören, wir werden ſie mit einander öfterer vergleichen, und durch die Bemerkung deſſen, was ſie beſtändig gemein haben, hinter das Geheimniß des Ausdrucks kommen.

Welchen Zuwachs unſer Vergnügen im Theater dadurch erhalten würde, begreift jeder von ſelbſt. Gleich vom Anfange der neuen Verwaltung unſers Theaters hat man ſich daher nicht nur überhaupt bemüht, das Orcheſter in einen beſſern Stand zu ſetzen, ſondern es haben ſich auch würdige Männer bereit finden laſſen, die Hand an das Werk zu legen, und Muſtere in dieſer Art von Kompoſition zu machen, die über alle Erwartung ausgefallen ſind. Schon zu Cronegks Olint und Sophronia hatte Herr Hertel eigne Symphonien verfertiget; und bey der zweyten Aufführung der Semiramis wurden dergleichen, von dem Herrn Agrikola in Berlin, aufgeführt.

XXVII.

Den 31ten Julius 1767.

Ich will es verſuchen, einen Begriff von der Muſik des Herrn Agrikola zu machen. Nicht zwar nach ihren Wirkungen; — denn je lebhafter und feiner ein ſinnliches Vergnügen iſt, deſto weniger läßt es ſich mit Worten beſchreiben; man kann nicht wohl anders, als in allgemeine Lobſprüche, in unbeſtimmte Ausrufungen, in kreiſchende Bewunderung damit verfallen, und dieſe ſind eben ſo unterrichtend für den Liebhaber, als eckelhaft für den Virtuoſen, den man zu ehren vermeinet; — ſondern bloß nach den Abſichten, die ihr Meiſter dabey gehabt, und nach den Mitteln überhaupt, deren er ſich, zu Erreichung derſelben, bedienen wollen.

Die Anfangsſymphonie beſtehet aus drey Sätzen. Der erſte Satz iſt ein Largo, nebſt den Violinen, mit Hoboen nnd Flöten; der Grundbaß iſt durch Fagotte verſtärkt. Sein Ausdruck iſt ernſthaft; manchmal gar wild und ſtürmiſch; der Zuhörer ſoll vermuthen, daß er ein Schauſpiel ohngefehr dieſes Innhalts zu erwarten habe. Doch nicht dieſes Innhalts allein; Zärtlichkeit, Reue, Gewiſſensangſt, Unterwerfung, nehmen ihr Theil daran; und der zweyte Satz, ein Andante mit gedämpften Violinen und konzertirenden Fagotten, beſchäftiget ſich alſo mit dunkeln und mitleidigen Klagen. In dem dritten Satze vermiſchen ſich die beweglichen Tonwendungen mit ſtolzen; denn die Bühne eröffnet ſich mit mehr als gewöhnlicher Pracht; Semiramis nahet ſich dem Ende ihrer Herrlichkeit; wie dieſe Herrlichkeit das Auge ſpüren muß, ſoll ſie auch das Ohr vernehmen. Der Karakter iſt Alegretto, und die Inſtrumente ſind wie in dem erſten, außer daß die Hoboen, Flöten und Fagotte mit einander einige beſondere kleinere Sätze haben.

Die Muſik zwiſchen den Akten hat durchgängig nur einen einzigen Satz; deſſen Ausdruck ſich auf das Vorhergehende beziehet. Einen zweyten, der ſich auf das Folgende bezöge, ſcheinet Herr Agrikola alſo nicht zu billigen. Ich würde hierinn ſehr ſeines Geſchmacks ſeyn. Denn die Muſik ſoll dem Dichter nichts verderben; der tragiſche Dichter liebt das Unerwartete, das Ueberraſchende, mehr als ein anderer; er läßt ſeinen Gang nicht gern voraus verrathen; und die Muſik würde ihn verrathen, wenn ſie die folgende Leidenſchaft angeben wollte. Mit der Anfangsſymphonie iſt es ein anders; ſie kann auf nichts Vorhergehendes gehen; und doch muß auch ſie nur den allgemeinen Ton des Stücks angeben, und nicht ſtärker, nicht beſtimmter, als ihn ungefehr der Titel angiebt. Man darf dem Zuhörer wohl das Ziel zeigen, wohin man ihn führen will, aber die verſchiedenen Wege auf welchen er dahin gelangen ſoll, müſſen ihm gänzlich verborgen bleiben. Dieſer Grund wider einen zweyten Satz zwiſchen den Akten, iſt aus dem Vortheile des Dichters hergenommen; und er wird durch einen andern, der ſich aus den Schranken der Muſik ergiebt, beſtärkt. Denn geſetzt, daß die Leidenſchaften, welche in zwey auf einander folgenden Akten herrſchen, einander ganz entgegen wären, ſo würden nothwendig auch die beyden Sätze von eben ſo widriger Beſchaffenheit ſeyn müſſen. Nun begreiſe ich ſehr wohl, wie uns der Dichter aus einer jeden Leidenſchaft zu der ihr entgegenſtehenden, zu ihrem völligen Widerſpiele, ohne unangenehme Gewaltſamkeit, bringen kann; er thut es nach und nach, gemach und gemach; er ſteiget die ganze Leiter von Sproſſe zu Sproſſe, entweder hinauf oder hinab, ohne irgendwo den geringſten Sprung zu thun. Aber kann dieſes auch der Muſikus? Es ſey, daß er es in Einem Stücke, von der erforderlichen Länge, eben ſo wohl thun könne; aber in zwey beſondern, von einander gänzlich abgeſetzten Stücken, muß der Sprung z. E. aus dem Ruhigen in das Stürmiſche, aus dem Zärtlichen in das Grauſame, nothwendig ſehr merklich ſeyn, und alle das Beleidigende haben, was in der Natur jeder plötzliche Uebergang aus einem Aeuſſerſten in das andere, aus der Finſterniß in das Licht, aus der Kälte in die Hitze, zu haben pflegt. Jetzt zerſchmelzen wir in Wehmuth, und auf einmal ſollen wir raſen. Wie? warum? wider wen? wider eben den, für den unſere Seele ganz mitleidiges Gefühl war? oder wider einen andern? Alles das kann die Muſik nicht beſtimmen; ſie läßt uns in Ungewißheit und Verwirrung; wir empfinden, ohne eine richtige Folge unſerer Empfindungen wahrzunehmen; wir empfinden, wie im Traume; und alle dieſe unordentliche Empfindungen ſind mehr abmattend, als ergötzend. Die Poeſie hingegen läßt uns den Faden unſerer Empfindungen nie verlieren; hier wiſſen wir nicht allein, was wir empfinden ſollen, ſondern auch, warum wir es empfinden ſollen; und nur dieſes Warum macht die plötzlichſten Uebergänge nicht allein erträglich, ſondern auch angenehm. In der That iſt dieſe Motivirung der plötzlichen Uebergänge einer der größten Vortheile, den die Muſik aus der Vereinigung mit der Poeſie ziehet; ja vielleicht der allergrößte. Denn es iſt bey weitem nicht ſo nothwendig, die allgemeinen unbeſtimmten Empfindungen der Muſik, z. E. der Freude, durch Worte auf einen gewiſſen einzelnen Gegenſtand der Freude einzuſchränken, weil auch jene dunkeln ſchwanken Empfindungen noch immer ſehr angenehm ſind; als nothwendig es iſt, abſtechende widerſprechende Empfindungen durch deutliche Begriffe, die nur Worte gewähren können, zu verbinden, um ſie durch dieſe Verbindung in ein Ganzes zu verweben, in welchem man nicht allein Mannichfaltiges, ſondern auch Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen bemerke. Nun aber würde, bey dem doppelten Satze zwiſchen den Akten eines Schauſpiels, dieſe Verbindung erſt hinten nach kommen; wir würden es erſt hinten nach erfahren, warum wir aus einer Leidenſchaft in eine ganz entgegengeſetzte überſpringen müſſen: und das iſt für die Muſik ſo gut, als erführen wir es gar nicht. Der Sprung hat einmal ſeine üble Wirkung gethan, und er hat uns darum nicht weniger beleidiget, weil wir nun einſehen, daß er uns nicht hätte beleidigen ſollen. Man glaube aber nicht, daß ſo nach überhaupt alle Symphonien verwerflich ſeyn müßten, weil alle aus mehrern Sätzen beſtehen, die von einander unterſchieden ſind, und deren jeder etwas anders ausdrückt, als der andere. Sie drücken etwas anders aus, aber nicht etwas verſchiedenes; oder vielmehr, ſie drücken das nehmliche, und nur auf eine andere Art aus. Eine Symphonie, die in ihren verſchiedenen Sätzen verſchiedene, ſich widerſprechende Leidenſchaften ausdrückt, iſt ein muſikaliſches Ungeheuer; in Einer Symphonie muß nur Eine Leidenſchaft herrſchen, und jeder beſondere Satz muß eben dieſelbe Leidenſchaft, bloß mit verſchiedenen Abänderungen, es ſey nun nach den Graden ihrer Stärke und Lebhaftigkeit, oder nach den mancherley Vermiſchungen mit andern verwandten Leidenſchaften, ertönen laſſen, und in uns zu erwecken ſuchen. Die Anfangsſymphonie war vollkommen von dieſer Beſchaffenheit; das Ungeſtüme des erſten Satzes zerfließt in das Klagende des zweyten, welches ſich in dem dritten zu einer Art von feyerlicher Würde erhebet. Ein Tonkünſtler, der ſich in ſeinen Symphonien mehr erlaubt, der mit jedem Satze den Affekt abbricht, um mit dem Folgenden einen neuen ganz verſchiedenen Affekt anzuheben, und auch dieſen fahren läßt, um ſich in einen dritten eben ſo verſchiedenen zu werfen; kann viel Kunſt, ohne Nutzen, verſchwendet haben, kann überraſchen, kann betäuben, kann kitzeln, nur rühren kann er nicht. Wer mit unſerm Herzen ſprechen, und ſympathetiſche Regungen in ihm erwecken will, muß eben ſowohl Zuſammenhang beobachten, als wer unſern Verſtand zu unterhalten und zu belehren denkt. Ohne Zuſammenhang, ohne die innigſte Verbindung aller und jeder Theile, iſt die beſte Muſik ein eitler Sandhaufen, der keines dauerhaften Eindruckes fähig iſt; nur der Zuſammenhang macht ſie zu einem feſten Marmor, an dem ſich die Hand des Künſtlers verewigen kann.

Der Satz nach dem erſten Akte ſucht alſo lediglich die Beſorgniſſe der Semiramis zu unterhalten, denen der Dichter dieſen Akt gewiedmet hat; Beſorgniſſe, die noch mit einiger Hoffnung vermiſcht ſind; ein Andante meſto, bloß mit gedämpften Violinen und Bratſche.

In dem zweyten Akte ſpielt Aſſur eine zu wichtige Rolle, als daß er nicht den Ausdruck der darauf folgenden Muſik beſtimmen ſollte. Eine Allegro aſſai aus dem G dur, mit Waldhörnern, durch Flöten und Hoboen, auch den Grundbaß mitſpielende Fagotte verſtärkt, druckt den durch Zweifel und Furcht unterbrochenen, aber immer noch ſich wieder erholenden Stolz dieſes treuloſen und herrſchſüchtigen Miniſters aus.

In dem dritten Akte erſcheint das Geſpenſt. Ich habe, bey Gelegenheit der erſten Vorſtellung, bereits angemerkt, wie wenig Eindruck Voltaire dieſe Erſcheinung auf die Anweſenden machen läßt. Aber der Tonkünſtler hat ſich, wie billig, daran nicht gekehrt; er holt es nach, was der Dichter unterlaſſen hat, und ein Allegro aus dem E mol, mit der nehmlichen Inſtrumentenbeſetzung des vorhergehenden, nur daß E-Hörner mit G-Hörnern verſchiedentlich abwechſeln, ſchildert kein ſtummes und träges Erſtaunen, ſondern die wahre wilde Beſtürzung, welche eine dergleichen Erſcheinung unter dem Volke verurſachen muß.

Die Beängſtigung der Semiramis im vierten Aufzuge erweckt unſer Mitleid; wir bedauern die Reuende, ſo ſchuldig wir auch die Verbrecherin wiſſen. Bedauern und Mitleid läßt alſo auch die Muſik ertönen; in einem Larghetto aus dem A moll, mit gedämpften Violinen und Bratſche, und einer konzertirenden Hoboe.

Endlich folget auf den fünften Akt nur ein einziger Satz, ein Adagio, aus dem Edur, nächſt den Violinen und der Bratſche, mit Hörnern, mit verſtärkenden Hoboen und Flöten, und mit Fagotten, die mit dem Grundbaſſe gehen. Der Ausdruck iſt den Perſonen des Trauerſpiels angemeſſene, bis ins Erhabene gezogene Betrübniß, mit einiger Rückſicht, wie mich deucht, auf die vier letzten Zeilen, in welchen die Wahrheit ihre warnende Stimme gegen die Großen der Erde eben ſo würdig als mächtig erhebt.

Die Abſichten eines Tonkünſtlers merken, heißt ihm zugeſtehen, daß er ſie erreicht hat. Sein Werk ſoll kein Räthſel ſeyn, deſſen Deutung eben ſo mühſam als ſchwankend iſt. Was ein geſundes Ohr am geſchwindeſten in ihm vernimmt, das und nichts anders hat er ſagen wollen; ſein Lob wächst mit ſeiner Verſtändlichkeit; je leichter, je allgemeiner dieſe, deſto verdienter jenes. — Es iſt kein Ruhm für mich, daß ich recht gehört habe; aber für den Hrn. Agricola iſt es ein ſo viel größerer, daß in dieſer ſeiner Kompoſition niemand etwas anders gehört hat, als ich.

XXVIII.

Den 4ten Auguſt 1767.

Den drey und dreyßigſten Abend (Freytags den 12ten Junius) ward die Nanine wiederholt, und den Beſchluß machte, der Bauer mit der Erbſchaft, aus dem Franzöſiſchen des Marivaux.

Dieſes kleine Stück iſt hier Waare für den Platz, und macht daher allezeit viel Vergnügen. Jürge kömmt aus der Stadt zurück, wo er einen reichen Bruder begraben laſſen, von dem er hundert tauſend Mark geerbt. Glück ändert Stand und Sitten; nun will er leben wie vornehme Leute leben, erhebt ſeine Liſe zur Madame, findet geſchwind für ſeinen Hanns und für ſeine Grete eine anſehnliche Parthie, alles iſt richtig, aber der hinkende Bothe kömmt nach. Der Mäkler, bey dem die hundert tauſend Mark geſtanden, hat Banquerot gemacht, Jürge iſt wieder nichts wie Jürge, Hanns bekömmt den Korb, Grete bleibt ſitzen, und der Schluß würde traurig genug ſeyn, wenn das Glück mehr nehmen könnte, als es gegeben hat; geſund und vergnügt waren ſie, geſund und vergnügt bleiben ſie.

Dieſe Fabel hätte jeder erfinden können; aber wenige würden ſie ſo unterhaltend zu machen gewußt haben, als Marivaux. Die drolligſte Laune, der ſchnurrigſte Witz, die ſchalkichſte Satire, laſſen uns vor Lachen kaum zu uns ſelbſt kommen; und die naive Bauernſprache giebt allem eine ganz eigene Würze. Die Ueberſetzung iſt von Kriegern, der das franzöſiſche Patois in den hieſigen platten Dialekt meiſterhaft zu übertragen gewußt hat. Es iſt nur Schade, daß verſchiedene Stellen höchſt fehlerhaft und verſtümmelt abgedruckt werden. Einige müßten nothwendig in der Vorſtellung berichtiget und ergänzt werden. Z. E. folgende, gleich in der erſten Scene.

Jürge. He, he, he! Giv mie doch fief Schillink kleen Geld, ik hev niks, as Gullen un Dahlers.

Liſe. He, he, he! Segge doch, heſt du Schrullen med dienen fief Schillink kleen Geld? wat wiſt du damed maaken?

Jürge. He, he, he, he! Giv mie fief Schillink kleen Geld, ſeg ik die.

Liſe. Woto denn, Hans Narr?

Jürge. För diſſen Jungen, de me mienen Bündel op dee Reiſe bed in unſe Dörp dragen hed, un ik bün ganß licht und ſacht hergahn.

Liſe. Büſt du to Foote hergahn?

Jürge. Ja. Wielt't veel cummoder is.

Liſe. Da heſt du een Maark.

Jürge. Dat is doch noch reſnabel. Wo veel maakt't? So veel is dat. Een Maark hed ſe mie dahn: da, da is't. Nehme't hen; ſo is't richdig.

Liſe. Und du verdeihſt fief Schillink an een Jungen, de die dat Pak dragen hed?

Jürge. Ja! ik met ihm doch een Drankgeld geven.

Valentin. Sollen die fünf Schilling für mich, Herr Jürge?

Jürge. Ja, mien Fründ!

Valentin. Fünf Schilling? ein reicher Erbe! fünf Schillinge? ein Mann von ihrem Stande! Und wo bleibt die Hoheit der Seele?

Jürge. O! et kumt mie even darop nich an, jy dörf't man ſeggen. Maake Fro, ſmiet ehm noch een Schillink hen; by uns regnet man ſo.

Wie iſt das? Jürge iſt zu Fuße gegangen, weil es kommoder iſt? Er fodert fünf Schillinge, und ſeine Frau giebt ihm ein Mark, die ihm fünf Schillinge nicht geben wollte? Die Frau ſoll dem Jungen noch einen Schilling hinſchmeiſſen? warum thut er es nicht ſelbſt? Von dem Marke blieb ihm ja noch übrig. Ohne das Franzöſiſche wird man ſich ſchwerlich aus dem Hanſe finden. Jürge war nicht zu Fuße gekommen, ſondern mit der Kutſche: und darauf geht ſein "Wielt't veel cummoder is. Aber die Kutſche gieng vielleicht bey ſeinem Dorfe nur vorbey, und von da, wo er abſtieg, ließ er ſich bis zu ſeinem Hauſe das Bündel nachtragen. Dafür giebt er dem Jungen die fünf Schillinge; das Mark giebt ihm nicht die Frau, ſondern das hat er für die Kutſche bezahlen müſſen; und er erzählt ihr nur, wie geſchwind er mit dem Kutſcher darüber fertig geworden. *)

Den vier und dreyßigſten Abend (Montags den 29ten Junius) ward der Zerſtreute des Regnard aufgeführt.

Ich glaube ſchwerlich, daß unſere Großväter den deutſchen Titel dieſes Stücks verſtanden hätten. Noch Schlegel überſetzte Diſtrait durch Träumer. Zerſtreut ſeyn, ein Zerſtreuter, iſt lediglich nach der Analogie des Franzöſiſchen gemacht. Wir wollen nicht unterſuchen, wer das Recht hatte, dieſe Worte zu machen; ſondern wir wollen ſie brauchen, nachdem ſie einmal gemacht ſind. Man verſteht ſie nunmehr, und das iſt genug.

Regnard brachte ſeinen Zerſtreuten im Jahre 1697 aufs Theater; und er fand nicht den geringſten Beyfall. Aber vier und dreyßig Jahre darauf, als ihn die Komödianten wieder vorſuchten, fand er einen ſo viel größern. Welches Publikum hatte nun Recht? Vielleicht hatten ſie beyde nicht

---

*) *Blaiſe.* Eh! eh! eh! baille-moi cinq ſols de monnoyes, je n'ons que de groſſes piéces.

Claudine. (le contrefaiſant) Eh! eh! eh! di donc, Nicaiſe, avec tes cinq ſols de monnoye, qu'eſt-ce que t'en veux faire?

Blaiſe. Eh! eh! eh! baille-moi cinq ſols de monnoye, te dis-je.

Claudine. Pourquoi donc Nicodeme?

Blaiſe. Pour ce garçon qui apporte mon paquet depis la voiture juſqu'à cheux nous, pendant que je marchois tout bellement et à mon aiſe.

Claudine. T'es venu dans la voiture?

Blaiſe. Oui, parce que cela eſt plus commode.

Claudine. T'a baillé un écu?

Blaiſe. Oh bien noblement. Combien faut-il? ai-je fait. Un écu, ce m'a-t-on fait. Tenez, le vela, prennez. Tout comme ça.

Claudine. Et tu dépenſes cinq ſols en porteurs de paquets?

Blaiſe. Oui, par maniere de recréation.

Arlequin. Eſt-ce pour moi les cinq ſols, Monſieur Blaiſe?

Blaiſe. Oui, mon ami, etc.

nicht Unrecht. Jenes ſtrenge Publikum verwarf das Stück als eine gute förmliche Komödie, wofür es der Dichter ohne Zweifel ausgab. Dieſes geneigtere nahm es für nichts mehr auf, als es iſt; für eine Farce, für ein Poſſenſpiel, das zu lachen machen ſoll; man lachte, und war dankbar. Jenes Publikum dachte:

—— non ſatis eſt riſu diducere rictum
Auditoris —— —— ——

und dieſes:

—— & eſt quædam tamen hic quoque virtus.

Außer der Verſifikation, die noch dazu ſehr fehlerhaft und nachläßig iſt, kann dem Regnard dieſes Luſtſpiel nicht viel Mühe gemacht haben. Den Karakter ſeiner Hauptperſon fand er bey dem La Bruyere völlig entworfen. Er hatte nichts zu thun, als die vornehmſten Züge theils in Handlung zu bringen, theils erzählen zu laſſen. Was er von dem Seinigen hinzufügte, will nicht viel ſagen.

Wider dieſes Urtheil iſt nichts einzuwenden; aber wider eine andere Kritik, die den Dichter auf der Seite der Moralität faſſen will, deſto mehr. Ein Zerſtreuter ſoll kein Vorwurf für die Komödie ſeyn. Warum nicht? Zerſtreut ſeyn, ſagt man, ſey eine Krankheit, ein Unglück; und kein Laſter. Ein Zerſtreuter verdiene eben ſo wenig ausgelacht zu werden, als einer, der Kopfſchmerzen hat. Die Komödie müſſe ſich nur mit Fehlern abgeben, die ſich verbeſſern laſſen. Wer aber von Natur zerſtreut ſey, der laſſe ſich durch Spöttereyen eben ſo wenig beſſern, als ein Hinkender.

Aber iſt es denn wahr, daß die Zerſtreuung ein Gebrechen der Seele iſt, dem unſere beſten Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte ſie wirklich mehr natürliche Verwahrloſung, als üble Angewohnheit ſeyn? Ich kann es nicht glauben. Sind wir nicht Meiſter unſerer Aufmerkſamkeit? Haben wir es nicht in unſerer Gewalt, ſie anzuſtrengen, ſie abzuziehen, wie wir wollen? Und was iſt die Zerſtreuung anders, als ein unrechter Gebrauch unſerer Aufmerkſamkeit? Der Zerſtreute denkt, und denkt nur das nicht, was er, ſeinen jetzigen ſinnlichen Eindrücken zufolge denken ſollte. Seine Seele iſt nicht entſchlummert, nicht betäubt, nicht außer Thätigkeit geſetzt; ſie iſt nur abweſend, ſie iſt nur anderwärts thätig. Aber ſo gut ſie dort ſeyn kann, ſo gut kann ſie auch hier ſeyn; es iſt ihr natürlicher Beruf, bey den ſinnlichen Veränderungen ihres Körpers gegenwärtig zu ſeyn; es koſtet Mühe, ſich dieſes Berufs zu entwöhnen, und es ſollte unmöglich ſeyn, ihr ihn wieder geläufig zu machen?

Doch es ſey; die Zerſtreuung ſey unheilbar: wo ſteht es denn geſchrieben, daß wir in der Komödie nur über moraliſche Fehler, nur über verbeſſerliche Untugenden lachen ſollen? Jede Ungereimtheit, jeder Kontraſt von Mangel und Realität, iſt lächerlich. Aber lachen und verlachen, iſt ſehr weit auseinander. Wir können über einen Menſchen lachen, bey Gelegenheit ſeiner lachen, ohne ihn im geringſten zu verlachen. So unſtreitig, ſo bekannt dieſer Unterſchied iſt, ſo ſind doch alle Chikanen, welche noch neuerlich Rouſſeau gegen den Nutzen der Komödie gemacht hat, nur daher entſtanden, weil er ihn nicht gehörig in Erwägung gezogen. Moliere, ſagt er z. E., macht uns über den Miſanthropen zu lachen, und doch iſt der Miſanthrop der ehrliche Mann des Stücks; Moliere beweiſet ſich alſo als einen Feind der Tugend, indem er den Tugendhaften verächtlich macht. Nicht doch; der Miſanthrop wird nicht verächtlich, er bleibt, wer er iſt, und das Lachen, welches aus den Situationen entſpringt, in die ihn der Dichter ſetzt, benimmt ihm von unſerer Hochachtung nicht das geringſte. Der Zerſtreute gleichfalls; wir lachen über ihn, aber verachten wir ihn darum? Wir ſchätzen ſeine übrige gute Eigenſchaften, wie wir ſie ſchätzen ſollen; ja ohne ſie würden wir nicht einmal über ſeine Zerſtreuung lachen können. Man gebe dieſe Zerſtreuung einem boshaften, nichtswürdigen Manne, und ſehe, ob ſie noch lächerlich ſeyn wird? Widrig, eckel, häßlich wird ſie ſeyn; nicht lächerlich.

XXIX.

Den 7ten Auguſt 1767.

Die Komödie will durch Lachen beſſern; aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die ſie zu lachen macht, noch weniger bloß und allein die an welchen ſich dieſe lächerliche Unarten finden. Ihr wahrer allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen ſelbſt; in der Uebung unſrer Fähigkeit das Lächerliche zu bemerken; es unter allen Bemäntelungen der Leidenſchaft und der Mode, es in allen Vermiſchungen mit noch ſchlimmern oder mit guten Eigenſchaften, ſogar in den Runzeln des feyerlichen Ernſtes, leicht und geſchwind zu bemerken. Zugegeben, daß der Geizige des Moliere nie einen Geizigen, der Spieler des Regnard nie einen Spieler gebeſſert habe; eingeräumet, daß das Lachen dieſe Thoren gar nicht beſſern könne: deſto ſchlimmer für ſie, aber nicht für die Komödie. Ihr iſt genug, wenn ſie keine verzweifelten Krankheiten heilen kann, die Geſunden in ihrer Geſundheit zu befeſtigen. Auch dem Freygebigen iſt der Geizige lehrreich; auch dem, der gar nicht ſpielt, iſt der Spieler unterrichtend; die Thorheiten, die ſie nicht haben, haben andere, mit welchen ſie leben müſſen; es iſt erſprießlich, diejenigen zu kennen, mit welchen man in Kolliſion kommen kann; erſprießlich, ſich wider alle Eindrücke des Beyſpiels zu verwahren. Ein Präſervativ iſt auch eine ſchätzbare Arzney; und die ganze Moral hat kein kräftigers, wirkſamers, als das Lächerliche. —

Das Räthſel, oder, Was den Damen am meiſten gefällt, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge von Herrn Löwen, machte dieſen Abend den Beſchluß.

Wenn Marmontel und Voltaire nicht Erzählungen und Mährchen geſchrieben hätten, ſo würde das franzöſiſche Theater eine Menge Neuigkeiten haben entbehren müſſen. Am meiſten hat ſich die komiſche Oper aus dieſen Quellen bereichert. Des letztern Ce qui plait aux Dames gab den Stoff zu einem mit Arien untermengten Luſtſpiele von vier Aufzügen, welches, unter dem Titel La Fée Urgèle, von den italiäniſchen Komödianten zu Paris, im Dezember 1765 aufgeführet ward. Herr Löwen ſcheinet nicht ſowohl dieſes Stück, als die Erzählung des Voltaire ſelbſt, vor Augen gehabt zu haben. Wenn man bey Beurtheilung einer Bildſäule mit auf den Marmorblock zu ſehen hat, aus welchem ſie gemacht worden; wenn die primitive Form dieſes Blockes es zu entſchuldigen vermag, daß dieſes oder jenes Glied zu kurz, dieſe oder jene Stellung zu gezwungen gerathen: ſo iſt die Kritik auf einmal abgewieſen, die den Herrn Löwen wegen der Einrichtung ſeines Stücks in Anſpruch nehmen wollte. Mache aus einem Hexenmährchen etwas Wahrſcheinlichers, wer da kann! Herr Löwen ſelbſt giebt ſein Räthſel für nichts anders, als für eine kleine Plaiſanterie, die auf dem Theater gefallen kann, wenn ſie gut geſpielt wird. Verwandlung und Tanz und Geſang konkurriren zu dieſer Abſicht; und es wäre bloßer Eigenſinn, an keinem Belieben zu finden. Die Laune des Pedrillo iſt zwar nicht original, aber doch gut getroffen. Nur dünkt mich, daß ein Waffenträger oder Stallmeiſter, der das Abgeſchmackte und Wahnſinnige der irrenden Ritterſchaft einſieht, ſich nicht ſo recht in eine Fabel paſſen will, die ſich auf die Wirklichkeit der Zauberey gründet, und ritterliche Abendtheuer als rühmliche Handlungen eines vernünftigen und tapfern Mannes annimmt. Doch, wie geſagt, es iſt eine Plaiſanterie; und Plaiſanterien muß man nicht zergliedern wollen.

Den fünf und dreyßigſten Abend (Mittwochs den 1ten Julius) ward, in Gegenwart Sr. Königl. Majeſtät von Dänemark, die Rodegune des Peter Corneille aufgeführt.

Corneille bekannte, daß er ſich auf dieſes Trauerſpiel das meiſte einbilde, daß er es weit über ſeinen Cinna und Cid ſetze, daß ſeine übrige Stücke wenig Vorzüge hätten, die in dieſem nicht vereint anzutreffen wären; ein glücklicher Stoff, ganz neue Erdichtungen, ſtarke Verſe, ein gründliches Raiſonnement, heftige Leidenſchaften, ein von Akt zu Akt immer wachſendes Intereſſe. —

Es iſt billig, daß wir uns bey dem Meiſterſtücke dieſes großen Mannes verweilen.

Die Geſchichte, auf die es gebauet iſt, erzählt Appianus Alexandrinus, gegen das Ende ſeines Buchs von den ſyriſchen Kriegen. “Demetrius, mit dem Zunamen Nikanor, unternahm einen Feldzug gegen die Parther, und lebte als Kriegsgefangener einige Zeit an dem Hofe ihres Königes Phraates, mit deſſen Schweſter Rodogune er ſich vermählte. Inzwiſchen bemächtigte ſich Diodotus, der den vorigen Königen gedienet hatte, des ſyriſchen Thrones, und erhob ein Kind, den Sohn des Alexander Nothus, darauf, unter deſſen Namen er als Vormund anfangs die Regierung führte. Bald aber ſchafte er den jungen König aus dem Wege, ſetzte ſich ſelbſt die Krone auf, und gab ſich den Namen Tryphon. Als Antiochus, der Bruder des gefangenen Königs das Schickſal deſſelben, und die darauf erfolgten Unruhen des Reichs, zu Rhodus, wo er ſich aufhielt, hörte, kam er nach Syrien zurück, überwand mit vieler Mühe den Tryphon, und ließ ihn hinrichten. Hierauf wandte er ſeine Waffen gegen den Phraates, und foderte die Befreyung ſeines Bruders. Phraates, der ſich des Schlimmſten beſorgte, gab den Demetrius auch wirklich los; aber nichts deſto weniger kam es zwiſchen ihm und dem Antiochius zum Treffen, in welcher dieſer den kürzern zog, und ſich aus Verzweiflung ſelbſt entleibte. Demetrius, nachdem er wieder in ſein Reich gekehret war, ward von ſeiner Gemahlin, Cleopatra, aus Haß gegen die Rodogune, umgebracht; obſchon Cleopatra ſelbſt, aus Verdruß über dieſe Heyrath, ſich mit dem nehmlichen Antiochus, ſeinem Bruder, vermählet hatte. Sie hatte von dem Demetrius zwey Söhne, wovon ſie den älteſten, mit Seleukus, der nach dem Tode ſeines Vaters den Thron beſtieg, eigenhändig mit einem Pfeil erſchoß; es ſey nun, weil ſie beſorgte, er möchte den Tod ſeines Vaters an ihr rächen, oder weil ſie ſonſt ihre grauſame Gemüthsart dazu veranlaßte. Der jüngſte Sohn hieß Antiochus; er folgte ſeinem Bruder in der Regierung, und zwang ſeine abſcheuliche Mutter, daß ſie den Giftbecher, den ſie ihm zugedacht hatte, ſelbſt trinken mußte."

In dieſer Erzählung lag Stoff zu mehr als einem Trauerſpiele. Es würde Corneillen eben nicht viel mehr Erfindung gekoſtet haben, einen Tryphon, einen Antiochus, einen Demetrius, einen Seleukus, daraus zu machen, als es ihm, eine Rodegune daraus zu erſchaffen, koſtete. Was ihn aber vorzüglich darinn reizte, war die beleidigte Ehefrau, welche die uſurpirten Rechte ihres Ranges und Bettes nicht grauſam genug rächen zu können glaubte.

Dieſe alſo nahm er heraus; und es iſt unſtreitig, daß ſonach ſein Stück nicht Rodogune, ſondern Cleopatra heiſſen ſollte. Er geſtand es ſelbſt, und nur weil er beſorgte, daß die Zuhörer dieſe Königin von Syrien mit jener berühmten letzten Königin von Egypten gleiches Namens verwechſeln dürften, wollte er lieber von der zweyten, als von der erſten Perſon den Titel hernehmen. “Ich glaubte mich, ſagt er, dieſer Freyheit um ſo eher bedienen zu können, da ich angemerkt hatte, daß die Alten ſelbſt es nicht für nothwendig gehalten, ein Stück eben nach ſeinem Helden zu benennen, ſondern es ohne Bedenken auch wohl nach dem Chore benannt haben, der an der Handlung doch weit weniger Theil hat, und weit epiſodiſcher iſt, als Rodegune; ſo hat z. E. Sophokles eines ſeiner Trauerſpiele, die Trachinerinnen genannt, welches man jetziger Zeit ſchwerlich anders, als den ſterbenden Herkules nennen würde.„ Dieſe Bemerkung iſt an und für ſich ſehr richtig; die Alten hielten den Titel für ganz unerheblich; ſie glaubten im geringſten nicht, daß er den Innhalt angeben müſſe; genug, wenn dadurch ein Stück von dem andern unterſchieden ward, und hiezu iſt der kleinſte Umſtand hinlänglich. Allein, gleichwohl glaube ich ſchwerlich, daß Sophokles das Stück, welches er die Trachinerinnen überſchrieb, würde haben Deianira nennen wollen. Er ſtand nicht an, ihm einen nichtsbedeutenden Titel zu geben, aber ihm einen verführeriſchen Titel zu geben, einen Titel, der unſere Aufmerkſamkeit auf einen falſchen Punkt richtet, deſſen möchte er ſich ohne Zweifel mehr bedacht haben. Die Beſorgniß des Corneille gieng hiernächſt zu weit; wer die egyptiſche Cleopatra kennet, weiß auch, daß Syrien nicht Egypten iſt, weiß, daß mehr Könige und Königinnen einerley Namen geführt haben; wer aber jene nicht kennt, kann ſie auch mit dieſer nicht verwechſeln. Wenigſtens hätte Corneille in dem Stück ſelbſt, den Namen Cleopatra nicht ſo ſorgfältig vermeiden ſollen; die Deutlichkeit hat in dem erſten Akte darunter gelitten; und der deutſche Ueberſetzer that daher ſehr wohl, daß er ſich über dieſe kleine Bedenklichkeit wegſetzte. Kein Skribent, am wenigſten ein Dichter, muß ſeine Leſer oder Zuhörer ſo gar unwiſſend annehmen; er darf auch gar wohl manchmal denken, was ſie nicht wiſſen, mögen ſie fragen!

XXX.

Den 11ten Auguſt 1767.

Cleopatra, in der Geſchichte, ermordet ihren Gemahl, erſchießt den einen von ihren Söhnen, und will den andern mit Gift vergeben. Ohne Zweifel folgte ein Verbrechen aus dem andern, und ſie hatten alle im Grunde nur eine und eben dieſelbe Quelle. Wenigſtens läßt es ſich mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die einzige Eiferſucht ein wüthendes Eheweib zu einer eben ſo wüthenden Mutter machte. Sich eine zweyte Gemahlin an die Seite geſtellet zu ſehen, mit dieſer die Liebe ihres Gatten und die Hoheit ihres Ranges zu theilen, brachte ein empfindliches und ſtolzes Herz leicht zu dem Entſchluſſe, das gar nicht zu beſitzen, was es nicht allein beſitzen konnte. Demetrius muß nicht leben, weil er für Cleopatra nicht allein leben will. Der ſchuldige Gemahl fällt; aber in ihm fällt auch ein Vater, der rächende Söhne hinterläßt. An dieſe hat die Mutter in der Hitze ihrer Leidenſchaft nicht gedacht, oder nur als an ihre Söhne gedacht, von deren Ergebenheit ſie verſichert ſey, oder deren kindlicher Eifer doch, wenn er unter Aeltern wählen müßte, ohnfehlbar ſich für den zuerſt beleidigten Theil erklären würde. Sie fand es aber ſo nicht; der Sohn ward König, und der König ſahe in der Cleopatra nicht die Mutter, ſondern die Königsmörderin. Sie hatte alles von ihm zu fürchten; und von dem Augenblicke an, er alles von ihr. Noch kochte die Eiferſucht in ihrem Herzen; noch war der treuloſe Gemahl in ſeinen Söhnen übrig; ſie fieng an alles zu haſſen, was ſie erinnern mußte, ihn einmal geliebt zu haben; die Selbſterhaltung ſtärkte dieſen Haß; die Mutter war fertiger als der Sohn, die Beleidigerin fertiger, als der Beleidigte; ſie begieng den zweyten Mord, um den erſten ungeſtraft begangen zu haben; ſie begieng ihn an ihrem Sohne, und beruhigte ſich mit der Vorſtellung, daß ſie ihn nur an dem begehe, der ihr eignes Verderben beſchloſſen habe, daß ſie eigentlich nicht morde, daß ſie ihrer Ermordung nur zuvorkomme. Das Schickſal des ältern Sohnes wäre auch das Schickſal des jüngern geworden; aber dieſer war raſcher, oder war glücklicher. Er zwingt die Mutter, das Gift zu trinken, das ſie ihm bereitet hat; ein unmenſchliches Verbrechen rächet das andere; und es kömmt bloß auf die Umſtände an, auf welcher Seite wir mehr Verabſcheuung, oder mehr Mitleid empfinden ſollen.

Dieſer dreyfache Mord würde nur eine Handlung ausmachen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende in der nemlichen Leidenſchaft, der nemlichen Perſon hätte. Was fehlt ihr alſo noch zum Stoffe einer Tragödie? Für das Genie fehlt ihr nichts, für den Stümper, alles. Da iſt keine Liebe, da iſt keine Verwicklung, keine Erkennung, kein unerwarteter wunderbarer Zwiſchenfall: alles geht ſeinen natürlichen Gang. Dieſer natürliche Gang reizet das Genie; und den Stümper ſchrecket er ab. Das Genie können nur Begebenheiten beſchäftigen, die in einander gegründet ſind, nur Ketten von Urſachen und Wirkungen. Dieſe auf jene zurück zu führen, jene gegen dieſe abzuwägen, überall das Ungefehr auszuſchlieſſen, alles, was geſchieht, ſo geſchehen zu laſſen, daß es nicht anders geſchehen können: das, das iſt ſeine Sache, wenn es in dem Felde der Geſchichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtniſſes in Nahrungen des Geiſtes zu verwandeln. Der Witz hingegen, als der nicht auf das in einander Gegründete, ſondern nur auf das Aehnliche oder Unähnliche gehet, wenn er ſich an Werke waget, die dem Genie allein vorgeſparet bleiben ſollten, hält ſich bey Begebenheiten auf, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß ſie zugleich geſchehen. Dieſe mit einander zu verbinden, ihre Faden ſo durch einander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere geſtürzt werden: das kann er, der Witz; und nur das. Aus der beſtändigen Durchkreuzung ſolcher Fäden von ganz verſchiednen Farben, entſtehet denn eine Kontextur, die in der Kunſt eben das iſt, was die Weberey Changeant nennet: ein Stoff, von dem man nicht ſagen kann, ob er blau oder roth, grün oder gelb iſt; der beydes iſt, der von dieſer Seite ſo, von der andern anders erſcheinet; ein Spielwerk der Mode, ein Gauckelputz für Kinder.

Nun urtheile man, ob der große Corneille ſeinen Stoff mehr als ein Genie, oder als ein witziger Kopf bearbeitet habe. Es bedarf zu dieſer Beurtheilung weiter nichts, als die Anwendung eines Satzes, den niemand in Zweifel zieht: das Genie liebt Einfalt; der Witz, Verwicklung.

Cleopatra bringt, in der Geſchichte, ihren Gemahl aus Eiferſucht um. Aus Eiferſucht? dachte Corneille: das wäre ja eine ganz gemeine Frau; nein, meine Cleopatra muß eine Heldin ſeyn, die noch wohl ihren Mann gern verlohren hätte, aber durchaus nicht den Thron; daß ihr Mann Rodogunen liebt, muß ſie nicht ſo ſehr ſchmerzen, als daß Rodogune Königin ſeyn ſoll, wie ſie; das iſt weit erhabner. —

Ganz recht; weit erhabner und — weit unnatürlicher. Denn einmal iſt der Stolz überhaupt ein natürlicheres, ein gekünſtelteres Laſter, als die Eiferſucht. Zweytens iſt der Stolz eines Weibes noch unnatürlicher, als der Stolz eines Mannes. Die Natur rüſtete das weibliche Geſchlecht zur Liebe, nicht zu Gewaltſeligkeiten aus; es ſoll Zärtlichkeit, nicht Furcht erwecken; nur ſeine Reitze ſollen es mächtig machen; nur durch Liebkoſungen ſoll es herrſchen, und ſoll nicht mehr beherrſchen wollen, als es genieſſen kann. Eine Frau, der das Herrſchen, bloß des Herrſchens wegen, gefällt, bey der alle Neigungen dem Ehrgeitze untergeordnet ſind, die keine andere Glückſeligkeit kennet, als zu gebieten, zu tyranniſiren, und ihren Fuß ganzen Völkern auf den Nacken zu ſetzen; ſo eine Frau kann wohl einmal, auch mehr als einmal, wirklich geweſen ſeyn, aber ſie iſt dem ohngeachtet eine Ausnahme, und wer eine Ausnahme ſchildert, ſchildert ohnſtreitig das minder Natürliche. Die Cleopatra des Corneille, die ſo eine Frau iſt, die ihren Ehrgeitz, ihren beleidigten Stolz zu befriedigen, ſich alle Verbrechen erlaubet, die mit nichts als mit machiavelliſchen Maximen um ſich wirft, iſt ein Ungeheuer ihres Geſchlechts, und Medea iſt gegen ihr tugendhaft und liebenswürdig. Denn alle die Grauſamkeiten, welche Medea begeht, begeht ſie aus Eiferſucht. Einer zärtlichen, eiferſüchtigen Frau, will ich noch alles vergeben; ſie iſt das, was ſie ſeyn ſoll, nur zu heftig. Aber gegen eine Frau, die aus kaltem Stolze, aus überlegtem Ehrgeitze, Frevelthaten verübet, empört ſich das ganze

Herz; und alle Kunſt des Dichters kann ſie uns nicht intereſſant machen. Wir ſtaunen ſie an, wie wir ein Monſtrum anſtaunen; und wenn wir unſere Neugierde geſättiget haben, ſo danken wir dem Himmel, daß ſich die Natur nur alle tauſend Jahre einmal ſo verirret, und ärgern uns über den Dichter, der uns dergleichen Mißgeſchöpfe für Menſchen verkaufen will, deren Kenntniß uns erſprießlich ſeyn könnte. Man gehe die ganze Geſchichte durch: unter funfzig Frauen, die ihre Männer vom Throne geſtürzet und ermordet haben, iſt kaum eine, von der man nicht beweiſen könnte, daß nur beleidigte Liebe ſie zu dieſem Schritte bewogen. Aus bloſſem Regierungsneide, aus bloſſem Stolze das Scepter ſelbſt zu führen, welches ein liebreicher Ehemann führte, hat ſich ſchwerlich eine ſo weit vergangen. Viele, nachdem ſie als beleidigte Gattinnen die Regierung an ſich geriſſen, haben dieſe Regierung hernach mit allem männlichen Stolze verwaltet: das iſt wahr. Sie hatten bey ihren kalten mürriſchen, treuloſen Gatten alles, was die Unterwürfigkeit kränkendes hat, zu ſehr erfahren, als daß ihnen nachher ihre mit der äußerſten Gefahr erlangte Unabhängigkeit nicht um ſo viel ſchätzbarer hätte ſeyn ſollen. Aber ſicherlich hat keine das bey ſich gedacht und empfunden, was Corneille ſeine Cleopatra ſelbſt von ſich ſagen läßt; die unſinnigſten Bravaden des Laſters. Der größte Böſewicht weiß ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſucht ſich ſelbſt zu überreden, daß das Laſter, welches er begeht, kein ſo großes Laſter ſey, oder daß ihn die unvermeidliche Nothwendigkeit es zu begehen zwinge. Es iſt wider alle Natur, daß er ſich des Laſters, als Laſters rühmet; und der Dichter iſt äußerſt zu tadeln, der aus Begierde etwas Glänzendes und Starkes zu ſagen, uns das menſchliche Herz ſo verkennen läßt, als ob ſeine Grundneigungen auf das Böſe, als auf das Böſe gehen könnten.

Dergleichen mißgeſchilderte Karaktere, dergleichen ſchaudernde Tiraden, ſind indeß bey keinem Dichter häufiger, als bey Corneillen, und es könnte leicht ſeyn, daß ſich zum Theil ſein Beyname des Großen mit darauf gründe. Es iſt wahr, alles athmet bey ihm Heroismus; aber auch das, was keines fähig ſeyn ſollte, und wirklich auch keines fähig iſt: das Laſter. Den Ungeheuern, den Gigantiſchen hätte man ihn nennen ſollen; aber nicht den Großen. Denn nichts iſt groß, was nicht wahr iſt.

XXXI.

Den 14ten Auguſt 1767.

In der Geſchichte rächet ſich Cleopatra blos an ihrem Gemahle; an Rodogunen konnte, oder wollte ſie ſich nicht rächen. Bey dem Dichter iſt jene Rache längſt vorbey; die Ermordung des Demetrius wird blos erzählt, und alle Handlung des Stücks geht auf Rodogunen. Corneille will ſeine Cleopatra nicht auf halbem Wege ſtehen laſſen; ſie muß ſich noch gar nicht gerächet zu haben glauben, wenn ſie ſich nicht auch an Rodogunen rächet. Einer Eiferſüchtigen iſt es allerdings natürlich, daß ſie gegen ihre Nebenbuhlerin noch unverſöhnlicher iſt, als gegen ihren treuloſen Gemahl. Aber die Cleopatra des Corneille, wie geſagt, iſt wenig oder gar nicht eiferſüchtig; ſie iſt blos ehrgeizig; und die Rache einer Ehrgeizigen ſollte nie der Rache einer Eiferſüchtigen ähnlich ſeyn. Beyde Leidenſchaften ſind zu ſehr unterſchieden, als daß ihre Wirkungen die nehmlichen ſeyn könnten. Der Ehrgeiz iſt nie ohne eine Art von Edelmuth, und die Rache ſtreitet mit dem Edelmuthe zu ſehr, als daß die Rache des Ehrgeizigen ohne Maaß und Ziel ſeyn ſollte. So lange er ſeinen Zweck verfolgt, kennet ſie keine Grenzen; aber kaum hat er dieſen erreicht, kaum iſt ſeine Leidenſchaft befriediget, als auch ſeine Rache kälter und überlegender zu werden anfängt. Er proportionirt ſie nicht ſowohl nach dem erlittenen Nachtheile, als vielmehr nach dem noch zu beſorgenden. Wer ihm nicht weiter ſchaden kann, von dem vergißt er es auch wohl, daß er ihm geſchadet hat. Wen er nicht zu fürchten hat, den verachtet er; und wen er verachtet, der iſt weit unter ſeiner Rache. Die Eiferſucht hingegen iſt eine Art von Neid, und Neid iſt ein kleines, kriechendes Laſter, das keine andere Befriedigung kennet, als das gänzliche Verderben ſeines Gegenſtandes. Sie tobet in einem Feuer fort; nichts kann ſie verſöhnen; da die Beleidigung, die ſie erwecket hat, nie aufhöret, die nehmliche Beleidigung zu ſeyn, und immer wächſet, ie länger ſie dauert: ſo kann auch ihr Durſt nach Rache nie erlöſchen, die ſie ſpat oder früh, immer mit gleichem Grimme, vollziehen wird. Gerade ſo iſt die Rache der Cleopatra beym Corneille; und die Mißhelligkeit, in der dieſe Rache alſo mit ihrem Karakter ſtehet, kann nicht anders als äuſſerſt beleidigend ſeyn. Ihre ſtolzen Geſinnungen, ihr unbändiger Trieb nach Ehre und Unabhängigkeit, laſſen ſie uns als eine große, erhabne Seele betrachten, die alle unſere Bewunderung verdienet. Aber ihr tückiſcher Groll; ihre hämiſche Rachſucht gegen eine Perſon, von der ihr weiter nichts zu befürchten ſtehet, die ſie in ihrer Gewalt hat, der ſie, bey dem geringſten Funken von Edelmuthe, vergeben müßte; ihr Leichtſinn, mit dem ſie nicht allein ſelbſt Verbrechen begeht, mit dem ſie auch andern die unſinnigſten ſo plump und geradehin zumuthet: machen ſie uns wiederum ſo klein, daß wir ſie nicht genug verachten zu können glauben. Endlich muß dieſe Verachtung nothwendig jene Bewunderung aufzehren, und es bleibt in der ganzen Cleopatra nichts übrig, als ein häßliches abſcheuliches Weib, das immer ſprudelt und raſet, und die erſte Stelle im Tollhauſe verdienet.

Aber nicht genug, daß Cleopatra ſich an Rodogunen rächet: der Dichter will, daß ſie es auf eine ganz ausnehmende Weiſe thun ſoll. Wie fängt er dieſes an? Wenn Cleopatra ſelbſt Rodogunen aus dem Wege ſchaft, ſo iſt das Ding viel zu natürlich: denn was iſt natürlicher, als ſeine Feindin hinzurichten? Gienge es nicht an, daß zugleich eine Liebhaberin in ihr hingerichtet würde? Und daß ſie von ihrem Liebhaber hingerichtet würde? Warum nicht? Laßt uns erdichten, daß Rodogune mit dem Demetrius noch nicht völlig vermählet geweſen; laßt uns erdichten, daß nach ſeinem Tode ſich die beyden Söhne in die Braut des Vaters verliebt haben; laßt uns erdichten, daß die beyden Söhne Zwillinge ſind, daß dem älteſten der Thron gehöret, daß die Mutter es aber beſtändig verborgen gehalten, welcher von ihnen der älteſte ſey; laßt uns erdichten, daß ſich endlich die Mutter entſchloſſen, dieſes Geheimniß zu entdecken, oder vielmehr nicht zu entdecken, ſondern an deſſen Statt denjenigen für den älteſten zu erklären, und ihn dadurch auf den Thron zu ſetzen, welcher eine gewiſſe Bedingung eingehen wolle; laßt uns erdichten, daß dieſe Bedingung der Tod der Rodogune ſey. Nun hätten wir ja, was wir haben wollten: beyde Prinzen ſind in Rodogunen ſterblich verliebt; wer von beyden ſeine Geliebte umbringen will, der ſoll regieren.

Schön; aber könnten wir den Handel nicht noch mehr verwickeln? Könnten wir die guten Prinzen nicht noch in größere Verlegenheit ſetzen? Wir wollen verſuchen. Laßt uns alſo weiter erdichten, daß Rodogune den Anſchlag der

Cleopatra erfährt; laſst uns weiter erdichten, daß ſie zwar einen von den Prinzen vorzüglich liebt, aber es ihm nicht bekannt hat, auch ſonſt keinem Menſchen es bekannt hat, noch bekennen will, daß ſie feſt entſchloſſen iſt, unter den Prinzen weder dieſen geliebtern, noch den, welchem der Thron heimfallen dürfte, zu ihrem Gemahle zu wählen, daß ſie allein den wählen wolle, welcher ſich ihr am würdigſten erzeigen werde; Rodogune muß gerächet ſeyn wollen, muß an der Mutter der Prinzen gerächet ſeyn wollen; Rodogune muß ihnen erklären: wer mich von euch haben will, der ermorde ſeine Mutter!

Bravo! Das nenne ich doch noch eine Intrigue! Dieſe Prinzen ſind gut angekommen! Die ſollen zu thun haben, wenn ſie ſich herauswickeln wollen! Die Mutter ſagt zu ihnen: wer von euch regieren will, der ermorde ſeine Geliebte! Und die Geliebte ſagt; wer mich haben will, ermorde ſeine Mutter! Es verſteht ſich, daß es ſehr tugendhafte Prinzen ſeyn müſſen, die einander von Grund der Seele lieben, die viel Reſpekt für den Teufel von Mamma, und eben ſo viel Zärtlichkeit für eine liebäugelnde Furie von Gebieterin haben. Denn wenn ſie nicht beyde ſehr tugendhaft ſind, ſo iſt die Verwicklung ſo arg nicht, als es ſcheinet; oder ſie iſt zu arg, daß es gar nicht möglich iſt, ſie wieder aufzuwickeln. Der eine geht hin und ſchlägt die Prinzeßin todt, um den Thron zu haben: damit iſt es aus. Oder der andere geht hin und ſchlägt die Mutter todt, um die Prinzeßin zu haben: damit iſt es wieder aus. Oder ſie gehen beyde hin, und ſchlagen die Geliebte todt, und wollen beyde den Thron haben: ſo kann es gar nicht auswerden. Oder ſie ſchlagen beyde die Mutter todt, und wollen beyde das Mädchen haben; und ſo kann es wiederum nicht auswerden. Aber wenn ſie beyde fein tugendhaft ſind, ſo will keiner weder die eine noch die andere todt ſchlagen; ſo ſtehen ſie beyde hübſch und ſperren das Maul auf, und wiſſen nicht, was ſie thun ſollen; und das iſt eben die Schönheit davon. Freylich wird das Stück dadurch ein ſehr ſonderbares Anſehen bekommen, daß die Weiber darinn ärger als raſende Männer, und die Männer weibiſcher als die armſeligſten Weiber handeln: aber was ſchadet das? Vielmehr iſt dieſes ein Vorzug des Stückes mehr; denn das Gegentheil iſt ſo gewöhnlich, ſo abgedroſchen! ——

Doch im Ernſte: ich weiß nicht, ob es viel Mühe koſtet, dergleichen Erdichtungen zu machen; ich habe es nie verſucht, ich möchte es auch ſchwerlich jemals verſuchen. Aber das weiß ich, daß es einem ſehr ſauer wird, dergleichen Erdichtungen zu verdauen.

Nicht zwar, weil es bloſſe Erdichtungen ſind; weil nicht die mindeſte Spur in der Geſchichte davon zu finden. Dieſe Bedenklichkeit hätte ſich Corneille immer erſparen können. "Vielleicht, ſagt er, dürfte man zweifeln, ob ſich die Freyheit der Poeſie ſo weit erſtrecket, daß ſie unter bekannten Namen eine ganze Geſchichte erdenken darf; ſo wie ich es hier gemacht habe, wo nach der Erzählung im erſten Akte, welche die Grundlage des Folgenden iſt, bis zu den Wirkungen im fünften, nicht das geringſte vorkömmt, welches einigen hiſtoriſchen Grund hätte. Doch, fährt er fort, mich dünkt, wenn wir nur das Reſultat einer Geſchichte beybehalten, ſo ſind alle vorläufige Umſtände, alle Einleitungen zu dieſem Reſultate in unſerer Gewalt. Wenigſtens wüßte ich mich keiner Regel dawider zu erinnern, und die Ausübung der Alten iſt völlig auf meiner Seite. Denn man vergleiche nur einmal die Elektra des Sophokles mit der Elektra des Euripides, und ſehe, ob ſie mehr mit einander gemein haben, als das bloſſe Reſultat, die letzten Wirkungen in den Begegniſſen ihrer Heldin, zu welchen jeder auf einem beſondern Wege, durch ihm eigenthümliche Mittel gelanget, ſo daß wenigſtens eine davon nothwendig ganz und gar die Erfindung ihres Verfaſſers ſeyn muß. Oder man werfe nur die Augen auf die Iphigenia in Taurika, die uns Ariſtoteles zum Muſter einer vollkommenen Tragödie giebt, und die doch ſehr darnach ausſieht, daß ſie weiter nichts als eine Erdichtung iſt, indem ſie ſich bloß auf das Vorgeben gründet, daß Diana die Iphigenia in einer Wolke von dem Altare, auf welchem ſie geopfert werden ſollte, entrückt, und ein Reh an ihrer Stelle untergeſchoben habe. Vornehmlich aber verdient die Helena des Euripides bemerkt zu werden, wo ſowohl die Haupthandlung, als die Epiſoden, ſowohl der Knoten, als die Auflöſung, gänzlich erdichtet ſind, und aus der Hiſtorie nichts als die Namen haben.„

Allerdings durfte Corneille mit den hiſtoriſchen Umſtänden nach Gutdünken verfahren. Er durfte, z. E. Rodogunen ſo jung annehmen, als er wollte; und Voltaire hat ſehr unrecht, wenn er auch hier wiederum aus der Geſchichte nachrechnet, daß Rodogune ſo jung nicht könne geweſen ſeyn; ſie habe den Demetrius geheyrathet, als die beyden Prinzen, die jetzt doch wenigſtens zwanzig Jahre haben müßten, noch in ihrer Kindheit geweſen wären. Was geht das dem Dichter an? Seine Rodogune hat den Demetrius gar nicht geheyrathet; ſie war ſehr jung, als ſie der Vater heyrathen wollte, und nicht viel älter, als ſich die Söhne in ſie verliebten. Voltaire iſt mit ſeiner hiſtoriſchen Kontrolle ganz unleidlich. Wenn er doch lieber die Data in ſeiner allgemeinen Weltgeſchichte dafür verificiren wollte!

XXXII.

Den 18ten Auguſt 1767.

Mit den Beyſpielen der Alten hätte Corneille noch weiter zurück gehen können. Viele ſtellen ſich vor, daß die Tragödie in Griechenland wirklich zu Erneuerung des Andenkens großer und ſonderbarer Begebenheiten erfunden worden; daß ihre erſte Beſtimmung alſo geweſen, genau in die Fußtapfen der Geſchichte zu treten, und weder zur Rechten noch zur Linken auszuweichen. Aber ſie irren ſich. Denn ſchon Theſpis ließ ſich um die hiſtoriſche Richtigkeit ganz unbekümmert *). Es iſt wahr, er zog ſich darüber einen harten Verweis von dem Solon zu. Doch ohne zu ſagen, daß Solon ſich beſſer auf die Geſetze des Staats, als der Dichtkunſt verſtanden: ſo läßt ſich den Folgerungen, die man aus ſeiner Mißbilligung ziehen könnte, auf eine andere Art ausweichen. Die Kunſt bediente ſich unter dem Theſpis ſchon aller Vorrechte, als ſie ſich, von Seiten des Nutzens, ihrer noch nicht würdig erzeigen konnte. Theſpis erſann, erdichtete, ließ die bekannteſten Perſonen ſagen und thun, was er wollte: aber er wußte ſeine Erdichtungen vielleicht weder wahrſcheinlich, noch lehrreich zu machen. Solon bemerkte in ihnen alſo nur das Unwahre, ohne die geringſte Vermuthung von dem Nützlichen zu haben. Er eiferte wider ein Gift, welches, ohne ſein Gegengift mit ſich zu führen, leicht von übeln Folgen ſeyn könnte.

Ich fürchte ſehr, Solon dürfte auch die Erdichtungen des großen Corneille nichts als leidige Lügen genannt haben. Denn wozu alle dieſe Erdichtungen? Machen ſie in

---

*) Diogenes Laertius, Lib. I. §. 59.

der Geſchichte, die er damit überladet, das geringſte wahrſcheinlicher? Sie ſind nicht einmal für ſich ſelbſt wahrſcheinlich. Corneille prahlte damit, als mit ſehr wunderbaren Anſtrengungen der Erdichtungskraft; und er hätte doch wohl wiſſen ſollen, daß nicht das bloße Erdichten, ſondern das zweckmäßige Erdichten, einen ſchöpferiſchen Geiſt beweiſe.

Der Poet findet in der Geſchichte eine Frau, die Mann und Söhne mordet; eine ſolche That kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt ſich vor, ſie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geſchichte ſagt ihm weiter nichts, als das bloße Faktum, und dieſes iſt eben ſo gräßlich als auſſerordentlich. Es giebt höchſtens drey Scenen, und da es von allen nähern Umſtänden entblößt iſt, drey unwahrſcheinliche Scenen. — Was thut alſo der Poet?

So wie er dieſen Namen mehr oder weniger verdient, wird ihm entweder die Unwahrſcheinlichkeit oder die magere Kürze der größere Mangel ſeines Stückes ſcheinen.

Iſt er in dem erſtern Falle, ſo wird er vor allen Dingen bedacht ſeyn, eine Reihe von Urſachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrſcheinliche Verbrechen nicht wohl anders, als geſchehen müſſen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit blos auf die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er ſuchen, die Karaktere ſeiner Perſonen ſo anzulegen; wird er ſuchen, die Vorfälle, welche dieſe Karaktere in Handlung ſetzen, ſo nothwendig einen aus dem andern entſpringen zu laſſen; wird er ſuchen, die Leidenſchaften nach eines jedem Karakter ſo genau abzumeſſen; wird er ſuchen, dieſe Leidenſchaften durch ſo allmähliche Stuffen durchzuführen: daß wir überall nichts als den natürlichſten, ordentlichſten Verlauf wahrnehmen; daß wir bey jedem Schritte, den er ſeine Perſonen thun läßt, bekennen müſſen, wir würden ihn in dem nehmlichen Grade der Leidenſchaft, bey der nehmlichen Lage der Sachen, ſelbſt gethan haben; daß uns nichts dabey befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, von dem unſere Vorſtellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich voll des innigſten Mitleids gegen die, welche ein ſo fataler Strom dahin reißt, und voll Schrecken über das Bewußtſeyn befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahin reiſſen, Dinge zu begehen, die wir bey kaltem Geblüte noch ſo weit von uns entfernt zu ſeyn glauben. —— Und ſchlägt der Dichter dieſen Weg ein, ſagt ihm ſein Genie, daß er darauf nicht ſchimpflich ermatten werde: ſo iſt mit eins auch jene magere Kürze ſeiner Fabel verſchwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit ſo wenigen Vorfällen fünf Akte füllen wolle; ihm iſt nur bange, daß fünf Akte alle den Stoff nicht faſſen werden, der ſich unter ſeiner Bearbeitung aus ſich ſelbſt immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgenen Organiſation deſſelben auf die Spur gekommen, und ſie zu entwickeln verſtehet.

Hingegen dem Dichter, der dieſen Namen weniger verdienet, der weiter nichts als ein witziger Kopf, als ein guter Verſifikateur iſt, dem, ſage ich, wird die Unwahrſcheinlichkeit ſeines Vorwurfs ſo wenig anſtößig ſeyn, daß er vielmehr eben hierinn das Wunderbare deſſelben zu finden vermeinet, welches er auf keine Weiſe vermindern dürfe, wenn er ſich nicht ſelbſt des ſicherſten Mittels berauben wolle, Schrecken und Mitleid zu erregen. Denn er weis ſo wenig, worinn eigentlich dieſes Schrecken und dieſes Mitleid beſtehet, daß er, um jenes hervorzubringen, nicht ſonderbare, unerwartete, unglaubliche, ungeheure Dinge genug häufen zu können glaubt, und um dieſes zu erwecken, nur immer ſeine Zuflucht zu den auſſerordentlichſten, gräßlichſten Unglücksfällen und Frevelthaten, nehmen zu müſſen vermeinet. Kaum hat er alſo in der Geſchichte eine Cleopatra, eine Mörderin ihres Gemahls und ihrer Söhne, aufgejagt, ſo ſieht er um eine Tragödie daraus zu machen, weiter nichts dabey zu thun, als die Lücken zwiſchen beyden Verbrechen auszufüllen, und ſie mit Dingen auszufüllen, die wenigſtens eben ſo befremdend ſind, als dieſe Verbrechen ſelbſt. Alles dieſes, ſeine Erfindungen und die hiſtoriſchen Materialien, knätet er denn in einen fein langen, fein ſchwer zu faſſenden Roman zuſammen, und wenn er es ſo gut zuſammen geknätet hat, als ſich nur immer Heckſel und Mehl zuſammen knäten laſſen: ſo bringt er ſeinen Teig auf das Dratgerippe von Akten und Scenen, läßt erzählen und erzählen, läßt raſen und reimen, — und in vier, ſechs Wochen, nachdem ihm das Reimen leichter oder ſaurer ankömmt, iſt das Wunder fertig; es heißt ein Trauerſpiel, — wird gedruckt und aufgeführt, — geleſen und angeſehen, — bewundert oder ausgepfiffen, — beybehalten oder vergeſſen, — ſo wie das liebe Glück will. Denn & habent ſua fata libelli.

Darf ich es wagen, die Anwendung hiervon auf den großen Corneille zu machen? Oder brauche ich ſie noch lange zu machen? —— Nach dem geheimnißvollen Schickſale, welches die Schriften ſo gut als die Menſchen haben, iſt ſeine Rodogune, nun länger als hundert Jahre, als das größte Meiſterſtück des größten tragiſchen Dichters von ganz Frankreich, und gelegentlich mit von ganz Europa, bewundert worden. Kann eine hundertjährige Bewunderung wohl ohne Grund ſeyn? Wo haben die Menſchen ſo lange ihre Augen, ihre Empfindung gehabt? War es von 1644 bis 1767 allein dem hamburgiſchen Dramaturgiſten aufbehalten, Flecken in der Sonne zu ſehen, und ein Geſtirn auf ein Meteor herabzuſetzen?

O nein! Schon im vorigen Jahrhunderte ſaß einmal ein ehrlicher Hurone in der Baſtille zu Paris; dem ward die Zeit lang, ob er ſchon in Paris war; und vor langer Weile ſtudirte er die franzöſiſchen Poeten; dieſem Huronen wollte die Rodegune gar nicht gefallen. Hernach lebte, zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts, irgendwo in Italien, ein Pedant, der hatte den Kopf von den Trauerſpielen der Griechen und ſeiner Landesleute des ſechszehnten Sekuli voll, und er fand an der Rodegune gleichfalls vieles auszuſetzen. Endlich kam vor einigen Jahren ſogar auch ein Franzoſe, ſonſt ein gewaltiger Verehrer des Corneilleſchen Namens, (denn, weil er reich war, und ein ſehr gutes Herz hatte, ſo nahm er ſich einer armen verlaßnen Enkelin dieſes großen Dichters an, ließ ſie unter ſeinen Augen erziehen, lehrte ſie hübſche Verſe machen, ſammelte Allmoſen für ſie, ſchrieb zu ihrer Ausſteuer einen großen einträglichen Kommentar über die Werke ihres Großvaters u. ſ. w.) aber gleichwohl erklärte er die Rodogune für ein ſehr ungereimtes Gedicht, und wollte ſich des Todes verwundern, wie ein ſo großer Mann, als der große Corneille, ſolch widerſinniges Zeug habe ſchreiben können. — Bey einem von dieſen iſt der Dramaturgiſt ohnſtreitig in die Schule gegangen; und aller Wahrſcheinlichkeit nach bey dem letztern; denn es iſt doch gemeiniglich ein Franzoſe, der den Ausländern über die Fehler eines Franzoſen die Augen eröffnet. Dieſem ganz gewiß betet er nach; — oder iſt es nicht dieſem, wenigſtens dem Welſchen, — wo nicht gar dem Huronen. Von einem muß er es doch haben. Denn daß ein Deutſcher ſelbſt dächte, von ſelbſt die Kühnheit hätte, an der Vortreflichkeit eines Franzoſen zu zweifeln, wer kann ſich das einbilden?

Ich rede von dieſen meinen Vorgängern mehr, bey der nächſten Wiederholung der Rodogune. Meine Leſer wünſchen aus der Stelle zu kommen; und ich mit ihnen. Jetzt nur noch ein Wort von der Ueberſetzung, nach welcher dieſes Stück aufgeführet worden. Es war nicht die alte Wolfenbüttelſche vom Breſſand, ſondern eine ganz neue, hier verfertigte, die noch ungedruckt lieget; in gereimten Alexandrinen. Sie darf ſich gegen die beſte von dieſer Art nicht ſchämen, und iſt voller ſtarken, glücklichen Stellen. Der Verfaſſer aber, weiß ich, hat zu viel Einſicht und Geſchmack, als daß er ſich einer ſo undankbaren Arbeit noch einmal unterziehen wollte. Corneillen gut zu überſetzen, muß man beſſere Verſe machen können, als er ſelbſt.

XXXIII.

Den 21ſten Auguſt 1767.

Den ſechs und dreyßigſten Abend (Freytags, den 3ten Julius,) ward das Luſtſpiel des Herrn Favert, Solimann der Zweyte, ebenfalls in Gegenwart Sr. Königl. Majeſtät von Dänemark, aufgeführet.

Ich mag nicht unterſuchen, wie weit es die Geſchichte beſtätiget, daß Solimann II. ſich in eine europäiſche Sklavin verliebt habe, die ihn ſo zu feſſeln, ſo nach ihrem Willen zu lenken gewußt, daß er, wider alle Gewohnheit ſeines Reichs, ſich förmlich mit ihr verbinden, und ſie zur Kaiſerin erklären müſſen. Genug, daß Marmontel hierauf eine von ſeinen moraliſchen Erzehlungen gegründet, in der er aber jene Sklavin, die eine Italiänerin ſoll geweſen ſeyn, zu einer Franzöſin macht; ohne Zweifel, weil er es ganz unwahrſcheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne, als eine Franzöſiſche, einen ſo ſeltnen Sieg über einen Großtürken erhalten können.

Ich weiß nicht, was ich eigentlich zu der Erzehlung des Marmontel ſagen ſoll; nicht, daß ſie nicht mit vielem Witze angelegt, mit allen den feinen Kenntniſſen der großen Welt, ihrer Eitelkeit und ihres Lächerlichen, ausgeführet, und mit Eleganz und Anmuth geſchrieben wäre, welche dieſem Verfaſſer ſo eigen ſind; von dieſer Seite iſt ſie vortrefflich, allerliebſt. Aber es ſoll eine moraliſche Erzehlung ſeyn, und ich kann nur nicht finden, wo ihr das Moraliſche ſitzt. Allerdings iſt ſie nicht ſo ſchlüpfrig, ſo anſtößig, als eine Erzehlung des La Fontaine oder Grecourt: aber iſt ſie darum moraliſch, weil ſie nicht ganz unmoraliſch iſt?

Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüſte gähnet, dem ſie der alltägliche und durch nichts erſchwerte Genuß unſchmackhaft und eckel gemacht hat, der ſeine ſchlaffen Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Beſonderes, wieder geſpannet und gereizet wiſſen will, um den ſich die feinſte Sinnlichkeit, die raffinirteſte Zärtlichkeit umſonſt bewirbt, vergebens erſchöpft: dieſer kranke Wollüſtling iſt der leidende Held in der Erzehlung. Ich ſage, der leidende: der Lecker hat ſich mit zu vielen Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr ſchmecken; bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem geſunden Magen Abſcheu erwecken würde, auf faule Eyer, auf Rattenſchwänze und Raupenpaſteten; die ſchmecken ihm. Die edelſte, beſcheidenſte Schönheit, mit dem ſchmachtendſten Auge, groß und blau, mit der unſchuldigſten empfindlichſten Seele, beherrſcht den Sultan, — bis ſie gewonnen iſt. Eine andere, maieſtätiſcher in ihrer Form, blendender von Kolorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebe Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muſe, nur verführeriſcher, wird —— genoſſen, und vergeſſen. Endlich erſcheinet ein weibliches

Ding, flüchtig, unbedachtſam, wild, witzig bis zur Unverſchämtheit, luſtig bis zum Tollen, viel Phyſiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgeſtaltet, Taille, aber keine Figur; dieſes Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpeſten Schmeicheley, wie mit der Thüre ins Haus: Graces au ciel, voici une figure humaine! — (Eine Schmeicheley, die nicht blos dieſer Sultan, auch mancher deutſcher Fürſt, dann und wann etwas feiner, dann und wann aber auch wohl noch plumper, zu hören bekommen, und mit der unter zehnen neune, ſo gut wie der Sultan, vorlieb genommen, ohne die Beſchimpfung, die ſie wirklich enthält, zu fühlen.) Und ſo wie dieſes Eingangskompliment, ſo das Uebrige. —— Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque choſe d'un François. —— En vérité ces Turcs ſont plaiſans; — Je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc —— Je ne déſeſpére pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und ſchilt, es droht und ſpottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Serraglio eine neue Geſtalt gegeben zu haben, auch Reichsgeſetze abändern, und Geiſtlichkeit und Pöbel wider ſich aufzubringen, Gefahr laufen muß, wenn er anders mit ihr eben ſo glücklich ſeyn, als ſchon der und jener, wie ſie ihm ſelbſt bekennet, in ihrem Vaterlande mit ihr geweſen. Das verlohnt ſich wohl der Mühe!

Marmontel fängt ſeine Erzehlung mit der Betrachtung an, daß große Staatsveränderungen oft durch ſehr geringfügige Kleinigkeiten veranlaßt worden, und läßt den Sultan mit der heimlichen Frage an ſich ſelbſt ſchlieſſen: wie iſt es möglich, daß eine kleine aufgeſtülpte Naſe die Geſetze eines Reiches umſtoßen können? Man ſollte alſo faſt glauben, daß er blos dieſe Bemerkung, dieſes anſcheinende Mißverhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung, durch ein Exempel erläutern wollen. Doch dieſe Lehre wäre unſtreitig zu allgemein, und er entdeckt uns in der Vorrede ſelbſt, daß er eine ganz andere und weit ſpeciellere dabey zur Abſicht gehabt. " Ich nahm mir vor, ſagt er, die Thorheit derjenigen zu zeigen, welche ein Frauenzimmer durch Anſehen und Gewalt zur Gefälligkeit bringen wollen; ich wählte alſo zum Beyſpiele einen Sultan und eine Sklavin, als die zwey Extrema der Herrſchaft und Abhängigkeit. „ Allein Marmontel muß ſicherlich auch dieſen ſeinen Vorſatz während der Ausarbeitung vergeſſen haben; faſt nichts zielet dahin ab; man ſieht nicht den geringſten Verſuch einiger Gewaltſamkeit von Seiten des Sultans; er iſt gleich bey den erſten Inſolenzen, die ihm die galante Franzöſin ſagt, der zurückhaltendſte, nachgebendſte, gefälligſte, folgſamſte, unterthänigſte Mann, la meilleure pâte de mari, als kaum in Frankreich zu finden ſeyn würde. Alſo nur gerade heraus; entweder es liegt gar keine Moral in dieſer Erzehlung des Marmontel, oder es iſt die, auf welche ich, oben bey dem Karakter des Sultans, gewieſen: der Käfer, wenn er alle Blumen durchſchwärmt hat, bleibt endlich auf dem Miſte liegen.

Doch Moral oder keine Moral; dem dramatiſchen Dichter iſt es gleich viel, ob ſich aus ſeiner Fabel eine allgemeine Wahrheit folgern läßt, oder nicht; und alſo war die Erzehlung des Marmontel darum nichts mehr, und nichts weniger geſchickt, auf das Theater gebracht zu werden. Das that Favart, und ſehr glücklich. Ich rathe allen, die unter uns das Theater aus ähnlichen Erzehlungen bereichern wollen, die Favartſche Ausführung mit dem Marmonteliſchen Urſtoffe zuſammen zu halten. Wenn ſie die Gabe zu abſtrahiren haben, ſo werden ihnen die geringſten Veränderungen, die dieſer gelitten, und zum

Theil leiden müſſen, lehrreich ſeyn, und ihre Empfindung wird ſie auf manchen Handgriff leiten, der ihrer bloſſen Spekulation wohl unentdeckt geblieben wäre, den noch kein Kritikus zur Regel generaliſiret hat, ob er es ſchon verdiente, und der öfters mehr Wahrheit, mehr Leben in ihr Stück bringen wird, als alle die mechaniſchen Geſetze, mit denen ſich kahle Kunſtrichter herumſchlagen, und deren Beobachtung ſie lieber, dem Genie zum Trotze, zur einzigen Quelle der Vollkommenheit eines Drama machen möchten.

Ich will nur bey einer von dieſen Veränderungen ſtehen bleiben. Aber ich muß vorher das Urtheil anführen, welches Franzoſen ſelbſt über das Stück gefällt haben.*) Anfangs äußern ſich ihre Zweifel gegen die Grundlage des Marmontels. "Solimann der Zweyte, ſagen ſie, war einer von den größten Fürſten ſeines Jahrhunderts; die Türken haben keinen Kaiſer, deſſen Andenken ihnen theurer wäre, als dieſes Solimanns; ſeine Siege, ſeine Talente und Tugenden, machten ihn ſelbſt bey den Feinden verehrungswürdig, über die er ſiegte: aber welche kleine, jämmerliche Rolle läßt ihn Marmontel ſpielen? Roxelane war, nach der Geſchichte, eine verſchlagne, ehrgeitzige Frau, die, ihren Stolz zu befriedigen, der kühnſten, ſchwärzeſten Streiche fähig war, die den Sultan durch ihre Ränke und falſche Zärtlichkeit ſo weit zu bringen wußte, daß er wider ſein eigenes Blut wüthete, daß er ſeinen Ruhm durch die Hinrichtung eines unſchuldigen Sohnes befleckte: und dieſe Roxelane iſt bey dem Marmontel eine kleine Koquette, wie nur immer eine in Paris herumflattert, den Kopf voller Wind, doch das Herz mehr gut als böſe. Sind dergleichen Verkleidungen, fragen ſie, wohl erlaubt? Darf ein Poet, oder ein Erzehler, wenn man ihm auch noch ſo viel Freyheit verſtattet, dieſe Freyheit wohl bis auf die allerbekannteſten Karaktere erſtrecken? Wenn er Fakta nach ſeinem Gutdünken verändern darf, darf er auch eine Lukretia verbuhlt, und einen Sokrates galant ſchildern?„

---

*) Journal Encyclop. Janvier 1762.

Das heißt einem mit aller Beſcheidenheit zu Leibe gehen. Ich möchte die Rechtfertigung des Herrn Marmontel nicht übernehmen; ich habe mich vielmehr ſchon dahin geäußert,*) daß die Karaktere dem Dichter weit heiliger ſeyn müſſen, als die Fakta. Einmal, weil, wenn jene genau beobachtet werden, dieſe, inſofern ſie eine Folge von jenen ſind, von ſelbſt nicht viel anders ausfallen können; da hingegen einerley Faktum ſich aus ganz verſchiednen Karakteren herleiten läßt. Zweytens, weil das Lehrreiche nicht in den bloßen Faktis, ſondern in der Erkenntniß beſteht, daß dieſe Karaktere unter dieſen Umſtänden ſolche Fakta hervor zu bringen pflegen, und hervorbringen müſſen. Gleichwohl hat es Marmontel gerade umgekehrt. Daß es einmal in dem Serraglio eine europäiſche Sklavin gegeben, die ſich zur geſetzmäßigen Gemahlin des Kaiſers zu machen gewußt: das iſt das Faktum. Die Karaktere dieſer Sklavin und dieſes Kaiſers, beſtimmen die Art und Weiſe, wie dieſes Faktum wirklich geworden; und da es durch mehr als eine Art von Karakteren wirklich werden können; ſo ſteht es freylich bey dem Dichter, als Dichter, welche von dieſen Arten er wählen will; ob die, welche die Hiſtorie beſtätiget, oder eine andere, ſo, wie der moraliſchen Abſicht, die er mit ſeiner Erzehlung verbindet, das eine oder das andere gemäßer iſt. Nur ſollte er ſich, im Fall, daß er andere Karaktere, als die hiſtoriſchen, oder wohl gar dieſen völlig entgegen geſetzte wählet, auch der hiſtoriſchen Namen enthalten, und lieder ganz unbekannten Perſonen das bekannte Faktum beylegen, als bekannten Perſonen nicht zukommende Karaktere andichten. Jenes vermehret unſere Kenntniß, oder ſcheinet ſie wenigſtens zu vermehren, und iſt dadurch angenehm. Dieſes widerſpricht der Kenntniß, die wir bereits haben, und iſt dadurch unangenehm. Die Fakta betrachten wir als etwas zufälliges, als etwas, das mehrern Perſonen gemein ſeyn kann; die Karaktere hingegen als etwas weſentliches und eigenthümliches. Mit jenen laſſen wir den Dichter umſpringen, wie er will, ſo lange er ſie nur nicht mit den Karakteren in Widerſpruch ſetzet; dieſe hingegen darf er wohl ins Licht ſtellen, aber nicht veränderen; die geringſte Veränderung ſcheinet uns die Individulität aufzuheben, und andere Perſonen unterzuſchieben, betrügeriſche Perſonen, die fremde Namen uſurpiren, und ſich für etwas ausgeben, was ſie nicht ſind.

---

*) Oben Seite 134.

XXXIV.

Den 25ten Auguſt 1767.

Aber dennoch dünkt es mich immer ein weit verzeihlicherer Fehler, ſeinen Perſonen nicht die Karaktere zu geben, die ihnen die Geſchichte giebt, als in dieſen freywillig gewählten Karakteren ſelbſt, es ſey von Seiten der innern Wahrſcheinlichkeit, oder von Seiten des Unterrichtenden, zu verſtoſſen. Denn jener Fehler kann vollkommen mit dem Genie beſtehen; nicht aber dieſer. Dem Genie iſt es vergönnt, tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath ſeines Gedächtniſſes, ſondern das, was es aus ſich ſelbſt, aus ſeinem eigenen Gefühl, hervorzubringen vermag, macht ſeinen Reichthum aus; *) was es gehört oder geleſen, hat es entweder wieder vergeſſen, oder mag es weiter nicht wiſſen, als inſofern es in ſeinem Kram taugt; es verſtößt alſo, bald aus Sicherheit, bald aus Stolz; bald mit, bald ohne Vorſatz, ſo oft, ſo gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir ſtehen und ſtaunen und ſchlagen die Hände zuſammen und rufen: aber, wie hat ein ſo groſer Mann nicht wiſſen können! — wie iſt es möglich, daß ihm nicht beyfiel! — überlegte er denn nicht? “ O, laßt uns ja ſchweigen; wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in ſeinen Augen lächerlich; alles, was wir beſſer wiſſen, als er, beweiſet blos, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er, und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten.

Marmontels Solimann hätte daher meinetwegen immer ein ganz anderer Solimann, und ſeine Roxelane eine ganz andere Roxelane ſeyn mögen, als mich die Geſchichte kennen lehret: wenn ich nur gefunden hätte, daß, ob ſie ſchon nicht aus dieſer wirklichen Welt ſind, ſie dennoch zu einer andern Welt gehören könnten; zu einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch eben ſo genau verbunden ſind, als in dieſer; zu einer Welt, in welcher Urſachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken; kurz, zu der Welt eines Genies, das — (es ſey mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch ſein edelſtes Geſchöpf zu bezeichnen!) das, ſage ich, um das höchſte Genie im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt verſetzet, vertauſcht, verringert, vermehret, um ſich ein eigenes Ganze

---

*) Pindarus Olymp II ſtr. 5 v 10.

daraus zu machen, mit dem es ſeine eigene Abſichten verbindet. Doch da ich dieſes in dem Werke des Marmontels nicht finde, ſo kann ich es zufrieden ſeyn, daß man ihm auch jenes nicht für genoſſen ausgehen läßt. Wer uns nicht ſchadlos halten kann, oder will, muß uns nicht vorſetzlich beleidigen. Und hier hat es wirklich Marmontel, es ſey nun nicht gekonnt, oder nicht gewollt.

Denn nach dem angedeuteten Begriffe, den wir uns von dem Genie zu machen haben, ſind wir berechtiget, in allen Karakteren, die der Dichter ausbildet, oder ſich ſchaffet, Uebereinſtimmung und Abſicht zu verlangen, wenn er von uns verlangt, in dem Lichte eines Genies betrachtet zu werden.

Uebereinſtimmung: —— Nichts muß ſich in den Karakteren widerſprechen; ſie müſſen immer einförmig, immer ſich ſelbſt ähnlich bleiben; ſie dürfen ſich jetzt ſtärker, jetzt ſchwächer äuſſern, nach dem die Umſtände auf ſie wirken; aber keine von dieſen Umſtänden müſſen mächtig genug ſeyn können, ſie von ſchwarz auf weiß zu ändern. Ein Türk und Deſpot muß, auch wenn er verliebt iſt, noch Türk und Deſpot ſeyn. Dem Türken, der nur die ſinnliche Liebe kennt, müſſen keine von den Raffinements beyfallen, die eine verwöhnte europäiſche Einbildungskraft damit verbindet. “Ich bin dieſer liebkoſenden Maſchinen ſatt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts anzügliches, nichts ſchmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich ſie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Athem erhalten ſeyn:„ ſo kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es iſt wahr, wenn man einem Sultan dieſe Denkungsart einmal giebt, ſo kömmt der Deſpot nicht mehr in Betrachtung; er entäuſſert ſich ſeines Deſpotiſmus ſelbſt, um einer freyern Liebe zu genieſſen; aber wird er deßwegen auf einmal der zahme Affe ſeyn, den eine dreiſte Gauklerin kann tanzen laſſen, wie ſie will? Marmontel ſagt: Solimann war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten ſeines Serraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeſchäfte hätte treiben ſollen. Sehr wohl; aber ſo hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeſchäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten ſeines Serraglio treiben müſſen. Denn zu einem großen Manne gehört beydes: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten, und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er ſuchte, wie ihn Marmontel ſelbſt ſagen läßt, freye Herzen, die ſich aus bloßer Liebe zu ſeiner Perſon die Sklaverey gefallen lieſſen; er hätte ein ſolches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüſtigen Delila verdrängt, bis ihm eine Unbeſonnene den Strick über die Hörner wirft, der er ſich ſelbſt zum Sklaven machen muß, ehe er die zweydeutige Gunſt genieſſet, die bisher immer der Tod ſeiner Begierden geweſen. Wird ſie es nicht auch hierſeyn? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delila, nach dem Genuſſe auf einmal alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane, nach dieſem kritiſchen Augenblicke, für ihn noch behalten? Wird er es, acht Tage nach ihrer Krönung, noch der Mühe werth halten, ihr dieſes Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte ſehr, daß er ſchon den erſten Morgen, ſobald er ſich den Schlaf aus den Augen gewiſcht, in ſeiner verehelichten Sultane weiter nichts ſieht, als ihre zuverſichtliche Frechheit und ihre aufgeſtülpte Naſe. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: Beym Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt!

Ich läugne nicht, daß bey alle den Widerſprüchen, die uns dieſen Solimann ſo armſelig und verächtlich machen, er nicht wirklich ſeyn könnte? Es giebt Menſchen genug, die noch kläglichere Widerſprüche in ſich vereinigen. Aber dieſe können auch, eben darum, keine Gegenſtände der poetiſchen Nachahmung ſeyn. Sie ſind unter ihr; denn ihnen fehlet das Unterrichtende; es wäre denn, daß man ihre Widerſprüche ſelbſt, das Lächerliche oder die unglücklichen Folgen derſelben, zum Unterrichtenden machte, welches jedoch Marmontel bey ſeinem Solimann zu thun offenbar weit entfernt geweſen. Einem Karakter aber, dem das Unterrichtende fehlet, dem fehlet die

Abſicht. — Mit Abſicht handeln iſt das, was den Menſchen über geringere Geſchöpfe erhebt; mit Abſicht dichten, mit Abſicht nachahmen, iſt das, was das Genie von den kleinen Künſtlern unterſcheidet, die nur dichten um zu dichten, die nur nachahmen um nachzuahmen, die ſich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden iſt, die dieſe Mittel zu ihrer ganzen Abſicht machen, und verlangen, daß auch wir uns mit dem eben ſo geringen Vergnügen befriedigen ſollen, welches aus dem Anſchauen ihres kunſtreichen aber abſichtloſen Gebrauches ihrer Mittel entſpringet. Es iſt wahr, mit dergleichen leidigen Nachahmungen fängt das Genie an, zu lernen; es ſind ſeine Vorübungen; auch braucht es ſie in größern Werken zu Füllungen, zu Ruhepunkten unſerer wärmern Theilnehmung: allein mit der Anlage und Ausbildung ſeiner Hauptkaraktere verbindet es weitere und größere Abſichten; die Abſicht uns zu unterrichten, was wir zu thun oder zu laſſen haben; die Abſicht uns mit den eigentlichen Merkmalen des Guten und Böſen, des Anſtändigen und Lächerlichen bekannt zu machen; die Abſicht uns jenes in allen ſeinen Verbindungen und Folgen als ſchön und als glücklich ſelbſt im Unglücke dieſes hingegen als häßlich und unglücklich ſelbſt im Glücke, zu zeigen; die Abſicht, bey Vorwürfen, wo keine unmittelbare Nacheiferung, keine unmittelbare Abſchreckung für uns Statt hat, wenigſtens unſere Begehrungs, und Verabſcheuungskräfte mit ſolchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, die es zu ſeyn verdienen, und dieſe Gegenſtände jederzeit in ihr wahres Licht zu ſtellen, damit uns kein falſcher Tag verführt, was wir begehren ſollten zu verabſcheuen, und was wir verabſcheuen ſollten, zu begehren.

Was iſt nun von dieſen allen in dem Karakter des Solimanns, in dem Karakter der Roxelane? Wie ich ſchon geſagt habe: Nichts. Aber von manchem iſt gerade das Gegentheil darinn; ein Paar Leute, die wir verachten ſollten, wovon uns das eine Eckel und das andere Unwille eigentlich erregen müßte, ein ſtumpfer Wollüſtling, eine abgefäumte Buhlerin, werden uns mit ſo verführeriſchen Zügen, mit ſo lachenden Farben geſchildert, daß es mich nicht wundern ſollte, wenn mancher Ehemann ſich daraus berechtiget zu ſeyn glaubte, ſeiner rechtſchaffen und ſo ſchönen als gefälligen Gattin überdrüßig zu ſeyn, weil ſie eine Elmire und keine Roxelane iſt.

Wenn Fehler, die wir adoptiren, unſere eigene Fehler ſind, ſo haben die angeführten franzöſiſchen Kunſtrichter Recht, daß ſie alle das Tadelhafte des Marmontelſchen Stoffes dem Favart mit zur Laſt legen. Dieſer ſcheinet ihnen ſogar dabey noch mehr geſündiget zu haben, als jener. "Die Wahrſcheinlichkeit, ſagen ſie, auf die es vielleicht in einer Erzählung ſo ſehr nicht ankömmt, iſt in einem dramatiſchen Stücke unumgänglich nöthig; und dieſe iſt in dem gegenwärtigen auf das äuſſerſte verlezet. Der große Solimann ſpielet eine ſehr kleine Rolle, und es iſt unangenehm, ſo einen Helden nur immer aus ſo einem Geſichtspunkte zu betrachten. Der Karakter eines Sultans iſt noch mehr verunſtaltet; da iſt auch nicht ein Schatten von der unumſchränkten Gewalt, vor der alles ſich ſchmiegen muß. Man hätte dieſe Gewalt wohl lindern können; nur ganz vertilgen hätte man ſie nicht müſſen. Der Karakter der Roxelane hat wegen ſeines Spiels gefallen; aber wenn die Ueberlegung darüber kömmt, wie ſieht es dann mit ihm aus? Iſt ihre Rolle im geringſten wahrſcheinlich? Sie ſpricht mit dem Sultan, wie mit einem Pariſer Bürger; ſie tadelt alle ſeine Gebräuche; ſie widerſpricht in allen ſeinem Geſchmacke, und ſagt ihm ſehr harte, nicht ſelten ſehr beleidigende Dinge. Vielleicht zwar hätte ſie das alles ſagen können; wenn ſie es nur mit gemeſſenern Ausdrücken geſagt. Aber wer kann es aushalten, den großen Solimann von einer jungen Landſtreicherin ſo hofmeiſtern zu hören? Er ſoll ſogar die Kunſt zu regieren von ihr lernen. Der Zug mit dem verſchmähten Schnupftuche iſt hart; und der mit der weggeworfenen Tabackspfeife ganz unerträglich.„

XXXV.

Den 28ten Auguſt 1767.

Der letztere Zug, muß man wiſſen, gehört dem Favart ganz allein; Marmontel hat ſich ihn nicht erlaubt. Auch iſt der erſtere bey dieſem feiner, als bey jenem. Denn beym Favart giebt Roxelane das Tuch, welches der Sultan ihr gegeben, weg; ſie ſcheinet es der Delia lieber zu gönnen, als ſich ſelbſt; ſie ſcheinet es zu verſchmähen: das iſt Beleidigung. Beym Marmontel hingegen läßt ſich Roxelane das Tuch von dem Sultan geben, und giebt es der Delia in ſeinem Namen; ſie beuget damit einer Gunſtbezeigung nur vor, die ſie ſelbſt noch nicht anzunehmen Willens iſt, und das mit der uneigennützigſten, gutherzigſten Miene: der Sultan kann ſich über nichts beſchweren, als daß ſie ſeine Geſinnungen ſo ſchlecht erräth, oder nicht beſſer errathen will.

Ohne Zweifel glaubte Favart durch dergleichen Ueberladungen das Spiel der Roxelane noch lebhafter zu machen; die Anlage zu Impertinenzen ſahe er einmal gemacht, und eine mehr oder weniger konnte ihm nichts verſchlagen, beſonders wenn er die Wendung in Gedanken hatte, die er am Ende mit der Perſon nehmen wollte. Denn ohngeachtet, daß ſeine Roxelane noch unbedachtſamere Streiche macht, noch plumpern Muthwillen treibet, ſo hat er ſie dennoch zu einem beſſern und edlern Karaktere zu machen gewußt, als wir in Marmontels Roxelane erkennen. Und wie das? warum das?

Eben auf dieſe Veränderung wollte ich oben *) kommen; und mich dünkt, ſie iſt ſo glücklich und vortheilhaft, daß ſie von den Franzoſen bemerkt und ihrem Urheber angerechnet zu werden verdient hätte.

Marmontels Roxelane iſt wirklich, was ſie ſcheinet, ein kleines närriſches, vermeſſenes Ding, deſſen Glück es iſt, daß der Sultan Geſchmack an ihm gefunden, und das die Kunſt verſteht, dieſen Geſchmack durch Hunger immer gieriger zu machen, und ihn nicht eher zu befriedigen, als bis ſie ihren Zweck erreicht hat. Hinter Favarts Roxelane hingegen ſteckt mehr, ſie ſcheinet die kecke Buhlerin mehr geſpielt zu haben, als zu ſeyn, durch ihre Dreiſtigkeiten den Sultan mehr auf die Probe geſtellt, als ſeine Schwäche gemißbraucht zu haben. Denn kaum hat ſie den Sultan dahin gebracht, wohin ſie ihn haben will, kaum erkennt

---

*) S. 188.

ſie, daß ſeine Liebe ohne Grenzen iſt, als ſie gleichſam die Larve abnimmt, und ihm eine Erklärung thut, die zwar ein wenig unvorbereitet kömmt, aber ein Licht auf ihre vorige Aufführung wirft, durch welches wir ganz mit ihr ausgeſöhnet werden. “Nun kenn ich dich, Sultan: ich habe deine Seele, bis in ihre geheimſte Triebfedern, erforſcht; es iſt eine edle, große Seele, ganz den Empfindungen der Ehre offen. So viel Tugend entzückt mich! Aber lerne nun auch, mich kennen. Ich liebe dich, Solimann; ich muß dich wohl lieben! Nimm alle deine Rechte, nimm meine Freyheit zurück; ſey mein Sultan, mein Held, mein Gebieter! Ich würde dir ſonſt ſehr eitel, ſehr ungerecht ſcheinen müſſen. Nein, thue nichts, als was dich dein Geſetz zu thun berechtiget. Es giebt Vorurtheile, denen man Achtung ſchuldig iſt. Ich verlange einen Liebhaber, der meinetwegen nicht erröthen darf; ſieh hier in Roxelanen — nichts, als deine unterthänige Sklavin.*) „ So ſagt ſie, und uns wird auf einmal ganz anders; die Koquette verſchwindet, und ein liebes, eben ſo vernünftiges als droßigtes Mädchen ſteht vor uns; Solimann höret auf, uns verächtlich zu ſcheinen, denn dieſe beſſere Ro-

---

*) Sultan, j'ai pénétré ton ame;
J'en ai démêlé les reſſorts.
Elle eſt grande, elle eſt fiere, et la gloire l'enflame,
Tant de vertus excitent mes tranſports.
A ton tour tu vas me connoitre:
Je t'aime, Soliman; mais tu l'as mérité.
Reprends tes droits, reprends ma liberté;
Sois mon Sultan, mon Heros et mon Maitre.

Tu me ſoupçonnerois d'injuſte vanité.
Va, ne fais rien, que ta loi n'autoriſe;
Il eſt des préjugés qu'on ne doit point trahir,
Et je veux un Amant, qui n'ai point à rougir:
Tu vois dans Roxelane une Eſclave ſoumiſe

xelane iſt ſeiner Liebe würdig; wir fangen ſogar in dem Augenblicke an zu fürchten, er möchte die nicht genug lieben, die er uns zuvor viel zu ſehr zu lieben ſchien, er möchte ſie bey ihrem Worte faſſen, der Liebhaber möchte den Deſpoten wieder annehmen, ſobald ſich die Liebhaberin in die Sklavin ſchickt, eine kalte Dankſagung, daß ſie ihn noch zu rechter Zeit von einem ſo bedenklichen Schritte zurückhalten wollen, möchte anſtatt einer feurigen Beſtätigung ſeines Entſchluſſes erfolgen, das gute Kind möchte durch ihre Großmuth wieder auf einmal verlieren, was ſie durch muthwillige Vermeſſenheiten ſo mühſam gewonnen: doch dieſe Furcht iſt vergebens: und das Stück ſchließt ſich zu unſerer völligen Zufriedenheit.

Und nun, was bewog den Favart zu dieſer Veränderung? Iſt ſie blos willkührlich, oder fand er ſich durch die beſondern Regeln der Gattung, in welcher er arbeitete, dazu verbunden? Warum gab nicht auch Marmontel ſeiner Erzehlung dieſen vergnügendern Ausgang? Iſt das Gegentheil von dem, was dort eine Schönheit iſt, hier ein Fehler?

Ich erinnere mich, bereits an einem andern Orte angemerkt zu haben, welcher Unterſchied ſich zwiſchen der äſopiſchen Fabel und des Drama findet. Was von jener gilt, gilt von jeder moraliſchen Erzehlung, welche die Abſicht hat, einen allgemeinen moraliſchen Satz zur Intuition zu bringen. Wir ſind zufrieden, wenn dieſe Abſicht erreicht wird, und es iſt uns gleichviel, ob es durch eine vollſtändige Handlung die für ſich ein wohlgeründetes Ganze ausmacht, geſchiehet oder nicht; der Dichter kann ſie abbrechen, wo er will, ſobald er ſich an ſeinem Ziele ſieht; wegen des Antheils, den wir an dem Schickſale der Perſonen nehmen, durch welche er ſie ausführen läßt, iſt er unbekümmert, er hat uns nicht intereßiren, er hat uns unterrichten wollen; er hat es lediglich mit unſerm Verſtande, nicht mit unſerm Herzen zu thun, dieſes mag befriediget werden, oder nicht, wenn jener nur erleuchtet wird. Das Drama hingegen macht auf eine einzige, beſtimmte, aus ſeiner Fabel fließende Lehre, keinen Anſpruch; es gehet entweder auf die Leidenſchaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen ſeiner Fabel anzufachen, und zu unterhalten vermögend ſind, oder auf das Vergnügen, welches eine wahre und lebhafte Schilderung der Sitten und Karaktere gewähret; und beydes erfordert eine gewiſſe Vollſtändigkeit der Handlung, ein gewiſſes befriedigendes Ende, welches wir bey der moraliſchen Erzehlung nicht vermiſſen, weil alle unſere Aufmerkſamkeit auf den allgemeinen Satz gelenkt wird, von welchem der einzelne Fall derſelben ein ſo einleuchtendes Beyſpiel giebt.

Wenn es alſo wahr iſt, daß Marmontel durch ſeine Erzehlung lehren wollte, die Liebe laſſe ſich nicht erzwingen, ſie müſſe durch Nachſicht und Gefälligkeit, nicht durch Anſehen und Gewalt erhalten werden: ſo hatte er Recht ſo aufzuhören, wie er aufhört. Die unbändige Roxelane wird durch nichts als Nachgeben gewonnen; was wir dabey von ihrem und des Sultans Karakter denken, iſt ihm ganz gleichgültig, mögen wir ſie doch immer für eine Närrin, und ihn für nichts beſſers halten. Auch hat er gar nicht Urſache, uns wegen der Folge zu beruhigen; es mag uns immer noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, daß den Sultan ſeine blinde Gefälligkeit bald gereuen werde: was geht das ihn an? Er wollte uns zeigen, was die Gefälligkeit über das Frauenzimmer überhaupt vermag; er nahm alſo eines der wildeſten; unbekümmert, ob es eine ſolche Gefälligkeit werth ſey, oder nicht.

Allein, als Favart dieſe Erzehlung auf das Theater bringen wollte, ſo empfand er bald, daß durch die dramatiſche Form die Intuition des moraliſchen Satzes größtentheils verlohren gehe, und daß, wenn ſie auchvollkommen erhalten werden könne, das daraus erwachſende Vergnügen doch nicht ſo groß und lebhaft ſey, daß man dabey ein anderes, welches dem Drama weſentlicher iſt, entbehren könne. Ich meyne das Vergnügen, welches uns eben ſo rein gedachte, als richtig gezeichnete Karaktere gewähren. Nichts beleidiget uns aber, von Seiten dieſer, mehr, als der Widerſpruch, in welchem wir ihren moraliſchen Werth oder Unwerth mit der Behandlung des Dichters finden; wenn wir finden, daß ſich dieſe entweder ſelbſt damit betrogen hat, oder uns wenigſtens damit betriegen will, indem er das Kleine auf Stelzen hebet, muthwilligen Thorheiten den Anſtrich heiterer Weisheit giebt, und Laſter und Ungereimtheiten mit allen betriegeriſchen Reitzen der Mode, des guten Tons, der feinen Lebensart, der großen Welt ausſtaffiret. Je mehr unſere erſten Blicke dadurch geblendet werden, deſto ſtrenger verfährt unſere Ueberlegung; das häßliche Geſicht, das wir ſo ſchön geſchminkt ſehen, wird für noch einmal ſo häßlich erklärt, als es wirklich iſt; und der Dichter hat nur zu wählen, ob er von uns lieber für ein Giftmiſcher oder für einen Blödſinnigen will gehalten ſeyn. So wäre es dem Favart, ſo wäre es ſeinen Karakteren Solimanns und der Roxelanen ergangen; und das empfand Favart. Aber da er dieſe Karaktere nicht von Anfang ändern konnte, ohne ſich eine Menge Theaterſpiele zu verderben, die er ſo vollkommen nach dem Geſchmacke ſeines Parterrs zu ſeyn urtheilte, ſo blieb ihm nichts zu thun übrig, als was er that. Nun freuen wir uns, uns an nichts vergnügt zu haben, was wir nicht auch hochachten könnten; und zugleich befriediget dieſe Hochachtung unſere Neugierde und Beſorgniß wegen der Zukunft. Denn da die Illuſion des Drama weit ſtärker iſt, als einer bloßen Erzehlung, ſo intereßiren uns auch die Perſonen in jenem weit mehr, als in dieſer, und wir begnügen uns nicht, ihr Schickſal bloß für den gegenwärtigen Augenblick entſchieden zu ſehen, ſondern wir wollen uns auf immer desfalls zufrieden geſtellet wiſſen.

XXXVI.

Den 1ſten September 1767.

So unſtreitig wir aber, ohne die glückliche Wendung, welche Favart am Ende dem Karakter der Roxelane giebt, ihre darauf folgende Krönung nicht anders als mit Spott und Verachtung, nicht anders als den lächerlichen Triumph einer Serva Padrona, würden betrachtet haben; ſo gewiß, ohne ſie, der Kaiſer in unſern Augen nichts als ein kläglicher Pimpinello, und die neue Kaiſerin nichts als eine häßliche, verſchmitzte Serbinette geweſen wäre, von der wir voraus geſehen hätten, daß ſie nun bald dem armen Sultan, Pimpinello dem Zweyten, noch ganz anders mitſpielen werde: ſo leicht und natürlich dünkt uns doch auch dieſe Wendung ſelbſt; und wir müſſen uns wundern, daß ſie, dem ohngeachtet, ſo manchem Dichter nicht beygefallen, und ſo manche drollige dem Anſehen nach wirklich komiſche Erzehlung in der dramatiſchen Forme darüber verunglücken müſſen.

Zum Exempel, die Matrone von Epheſus. Man kennet dieſes beiſſende Mährchen, und es iſt unſtreitig die bitterſte Satyre, die jemals gegen den weiblichen Leichtſinn gemacht worden. Man hat es dem Patron tauſendmal nach erzehlt; und da es ſelbſt in der ſchlechteſten Kopie noch immer gefiel, ſo glaubte man, daß es ein eben ſo glücklicher Stoff auch für das Theater ſeyn müſſe. Houdar de la Motte, und andere, machten den Verſuch; aber ich berufe mich auf jedes feinere Gefühl, wie dieſer Verſuch ausgefallen. Der Karakter der Matrone, der in der Erzehlung ein nicht unangenehmes höhniſches Lächeln über die Vermeſſenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama eckel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberlegungen, deren ſich der Soldat gegen ſie bedienet, bey weitem nicht ſo fein und dringend und ſiegend, als wir ſie uns dort vorſtellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit ſeinem Schmerze wirklich Ernſt iſt, das aber den Verſuchungen und ihrem Temperamente unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geſchlechts zu ſeyn; wir faſſen alſo keinen beſondern Haß gegen ſie; was ſie thut, glauben wir, würde ungefehr jede Frau gethan haben; ſelbſt ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelſt des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Sinnreichen und der Beſonnenheit wegen, verzeihen zu müſſen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieſes Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wohl auch nur ein bloßer Zuſatz des hämiſchen Erzählers ſey, der ſein Mährchen gern mit einer giftigen Spitze ſchließen wollen. Aber in dem Drama findet dieſe Vermuthung nicht Statt; was wir dort nur hören, daß es geſchehen ſey, ſehen wir hier wirklich geſchehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unſer eigener Sinn hier zu unwiderſprechlich; bey der bloßen Möglichkeit ergötzte uns das Sinnreiche der That, bey ihrer Wirklichkeit ſehen wir bloß ihre Schwärze; der Einfall vergnügt unſern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unſere ganze Empfindlichkeit; wir wenden der Bühne den Rücken, und ſagen mit dem Lykas beym Petron, auch ohne uns in dem beſondern Falle des Lykas zu befinden: Si juſtus Imperator fuiſſet, debuit patris familiæ corpus in monimentum referre, mulierem adfigere cruci. Und dieſe Strafe ſcheinet ſie uns um ſo viel mehr zu verdienen, je weniger Kunſt der Dichter bey ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen ſodann in ihr nicht das ſchwache Weib überhaupt, ſondern ein vorzüglich leichtſinniges, lüderliches Weibsſtück insbeſondere. — Kurz, die petroniſche Fabel glücklich auf das Theatre zu bringen, müßte ſie den nehmlichen Ausgang behalten; müßte die Matrone ſo weit gehen, und auch nicht ſo weit gehen. —— Die Erklärung hierüber anderwärts!

Den ſieben und dreyßigſten Abend (Sonnabends, den 4ten Julius,) wurden Nanine und der Advokat Patelin wiederholt.

Den acht und dreyßigſten Abend (Dienſtags, den 7ten Julius,) ward die Merope des Herrn von Voltaire aufgeführt.

Voltaire verfertigte dieſes Trauerſpiel auf Veranlaſſung der Merope des Maffei; vermuthlich im Jahr 1737, und vermuthlich zu Cirey, bey ſeiner Urania, der Marquiſe du Chatelet. Denn ſchon im Jenner 1738 lag die Handſchrift davon zu Paris bey dem Pater Brumoy, der als Jeſuit, und als Verfaſſer des Theatre des Grecs, am geſchickteſten war, die beſten Vorurtheile dafür einzuflößen, und die Erwartung der Hauptſtadt dieſen Vorurtheilen gemäß zu ſtimmen. Brumoy zeigte ſie den Freunden des Verfaſſers, und unter andern mußte er ſie auch dem alten Pater Tournemine ſchicken, der, ſehr geſchmeichelt, von ſeinem lieben Sohne Voltaire über ein Trauerſpiel, über eine Sache, wovon er eben nicht viel verſtand, um Rath gefragt zu werden, ein Briefchen voller Lobeserhebungen an jenen darüber zurückſchrieb, welches nachher, allen unberufenen Kunſtrichtern zur Lehre und zur Warnung, jederzeit dem Stücke ſelbſt vorgedruckt worden. Es wird darinn für eines von den vollkommenſten Trauerſpielen, für ein wahres Muſter erklärt, und wir können uns nunmehr ganz zufrieden geben, daß das Stück des Euripides gleichen Inhalts verlohren gegangen; oder vielmehr, dieſes iſt nun nicht länger verlohren, Voltaire hat es uns wieder hergeſtellt.

So ſehr hierdurch nun auch Voltaire beruhiget ſeyn mußte, ſo ſchien er ſich doch mit der Vorſtellung nicht übereilen zu wollen; welche erſt im Jahre 1743 erfolgte. Er genoß von ſeiner ſtaatsklugen Verzögerung auch alle die Früchte, die er ſich nur immer davon verſprechen konnte. Merope fand den auſſerordentlichſten Beyfall, und das Parterr erzeigte dem Dichter eine Ehre, von der man noch zur Zeit kein Exempel gehabt hatte. Zwar begegnete ehedem das Publikum auch dem großen Corneille ſehr vorzüglich; ſein Stuhl auf dem Theater ward beſtändig frey gelaſſen, wenn der Zulauf auch noch ſo groß war, und wenn er kam, ſo ſtand iedermann auf; eine Diſtinktion, deren in Frankreich nur die Prinzen vom Geblüte gewürdiget werden. Corneille ward im Theater wie in ſeinem Hauſe angeſehen; und wenn der Hausherr erſcheinet, was iſt billiger, als daß ihm die Gäſte ihre Höflichkeit bezeigen? Aber Voltairen wiederfuhr noch ganz etwas anders: das Parterr ward begierig den Mann von Angeſicht zu kennen, den es ſo ſehr bewundert hatte; wie die Vorſtellung alſo zu Ende war, verlangte es ihn zu ſehen, und rufte, und ſchrie und lermte, bis der Herr von Voltaire heraustreten, und ſich begaffen und beklatſchen laſſen mußte. Ich weiß nicht, welches von beyden mich hier mehr befremdet hätte.

ob die kindiſche Neugierde des Publikums, oder die eitele Gefälligkeit des Dichters. Wie denkt man denn, daß ein Dichter ausſieht? Nicht wie andere Menſchen? Und wie ſchwach muß der Eindruck ſeyn, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblicke auf nichts begieriger iſt, als die Figur des Meiſters dagegen zu halten? Das wahre Meiſterſtück, dünkt mich, erfüllet uns ſo ganz mit ſich ſelbſt, daß wir des Urhebers darüber vergeſſen; daß wir es nicht als das Produkt eines einzeln Weſens, ſondern der allgemeinen Natur betrachten. Young ſagt von der Sonne, es wäre Sünde in den Heiden geweſen, ſie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieſer Hyperbel liegt, ſo iſt es dieſer: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne iſt ſo groß, ſo überſchwenglich, daß es dem rohern Menſchen zu verzeihen, daß es ſehr natürlich war, wenn er ſich keine gröſſere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz ſey, wenn er ſich alſo in der Bewunderung der Sonne ſo ſehr verlohr, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermuthe, die wahre Urſache, warum wir ſo wenig Zuverläßiges von der Perſon und den Lebensumſtänden des Homers wiſſen, iſt die Vortreflichkeit ſeiner Gedichte ſelbſt. Wir ſtehen voller Erſtaunen an dem breiten rauſchenden Fluſſe, ohne an ſeine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wiſſen, wir finden unſere Rechnung dabey, es zu vergeſſen, daß Homer, der Schulmeiſter in Smyrna, Homer, der blinde Bettler, eben der Homer iſt, welcher uns in ſeinen Werken ſo entzücket. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieſer Geſellſchaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürſteher ſo genau zu erkundigen, der uns hereingelaſſen. Die Täuſchung muß ſehr ſchwach ſeyn, man muß wenig Natur, aber deſto mehr Künſteley empfinden, wenn man ſo neugierig nach dem Künſtler iſt. So wenig ſchmeichelhaft alſo im Grunde für einen Mann von Genie das Verlangen des Publikums, ihn von Perſon zu kennen, ſeyn müßte: (und was hat er dabey auch wirklich vor dem erſten dem beſten Murmelthiere voraus, welches der Pöbel geſehen zu haben, eben ſo begierig iſt?) ſo wohl ſcheinet ſich doch die Eitelkeit der franzöſiſchen Dichter dabey befunden zu haben. Denn da das Pariſer Parterr ſahe, wie leicht ein Voltaire in dieſe Falle zu locken ſey, wie zahm und geſchmeidig ſo ein Mann durch zweydeutige Kareſſen werden könne: ſo machte es ſich dieſes Vergnügen öftrer, und ſelten ward nachher ein neues Stück aufgeführt, deſſen Verfaſſer nicht gleichfalls hervor mußte, und auch ganz gern hervor kam. Von Voltairen bis zum Marmontel, und von Marmontel bis tief herab zum Cordier, haben faſt alle an dieſem Pranger geſtanden. Wie manches Armeſündergeſichte muß darunter geweſen ſeyn? Der Poſſe gieng endlich ſo weit, daß ſich die Ernſthaftern von der Nation ſelbſt darüber ärgerten. Der ſinnreiche Einfall des weiſen Polichinell iſt bekannt. Und nur erſt ganz neulich war ein junger Dichter kühn genug, das Parterr vergebens nach ſich rufen zu laſſen. Er erſchien durchaus nicht; ſein Stück war mittelmäßig, aber dieſes ſein Betragen deſto braver und rühmlicher. Ich wollte durch mein Beyſpiel einen ſolchen Uebelſtand lieber abgeſchaft, als durch zehn Meropen ihn veranlaßt haben.

XXXVII.

Den 4ten September 1767.

Ich habe geſagt, daß Voltairens Merope durch die Merope des Maffei veranlaſſet worden. Aber veranlaſſet, ſagt wohl zu wenig: denn jene iſt ganz aus dieſer entſtanden; Fabel und Plan und Sitten gehören dem Maffei; Voltaire würde ohne ihn gar keine, oder doch ſicherlich eine ganz andere Merope geſchrieben haben.

Alſo, um die Kopie des Franzoſen richtig zu beurtheilen, müſſen wir zuvörderſt das Original des Italiäners kennen lernen; und um das poetiſche Verdienſt des letztern gehörig zu ſchätzen, müſſen wir vor allen Dingen einen Blick auf die hiſtoriſchen Fakta werfen, auf die er ſeine Fabel gegründet hat.

Maffei ſelbſt faſſet dieſe Fakta, in der Zueignungsſchrift ſeines Stückes, folgender Geſtalt zuſammen. “Daß, einige Zeit nach der Eroberung von Troja, als die Herakliden, d. i. die Nachkommen des Herkules, ſich in Peloponneſus wieder feſtgeſetzet, dem Kreſphont das muſſeniſche Gebiete durch das Loos zugefallen; daß die Gemahlin dieſes Kreſphonts Merope geheiſſen; daß Kreſphont, weil er dem Volke ſich allzu günſtig erwieſen, von den Mächtigern des Staats, mit ſamt ſeinen Söhnen umgebracht worden, den jüngſten ausgenommen, welcher auswärts bey einem Anverwandten ſeiner Mutter erzogen ward; daß dieſer jüngſte Sohn, Namens Aepytus, als er erwachſen, durch Hülfe der Arkader und Dorier, ſich des väterlichen Reichs wieder bemächtiget, und den Tod ſeines Vaters an deſſen Mördern gerächet habe: dieſes erzählet Pauſanias. Daß, nachdem Kreſphont mit ſeinen zwey Söhnen umgebracht worden, Polyphont, welcher gleichfalls aus dem Geſchlechte der Herakliden war, die Regierung an ſich geriſſen, daß dieſer die Merope gezwungen, ſeine Gemahlin zu werden; daß der dritte Sohn, den die Mutter in Sicherheit bringen laſſen, den Tyrannen nachher umgebracht und das Reich wieder erobert habe: dieſes berichtet Apollodorus. Daß Merope ſelbſt den geflüchteten Sohn unbekannter Weiſe töden tödden wollen; daß ſie aber noch in dem Augenblicke von einem alten Diener daran verhindert worden, welcher ihr entdeckt, daß der, den ſie für den Mörder ihres Sohnes halte, ihr Sohn ſelbſt ſey; daß der nun erkannte Sohn bey einem Opfer Gelegenheit gefunden, den Polyphont hinzurichten: dieſes meldet Hyginus bey dem Aepytus aber den Namen Telephontes führet.

Es wäre zu verwundern, wenn eine ſolche Geſchichte, die ſo beſondere Glückswechſel und Erkennungen hat, nicht ſchon von den alten Tragicis wäre genutzt worden. Und was ſollte ſie nicht? Ariſtoteles, in ſeiner Dichtkunſt, gedenkt eines Kreſphontes, in welchem Merope ihren Sohn erkenne, eben da ſie im Begriffe ſey, ihn als den vermeinten Mörder ihres Sohnes umzubringen; und Plutarch, in ſeiner zweyten Abhandlung vom Fleiſcheſſen, ziehlet ohne Zweifel auf eben dieſes Stück,*) wenn er ſich auf die Bewegung beruft, in welche das ganze Theater gerathe, indem Merope die Axt gegen ihren Sohn erhebet, und auf die Furcht, die jeden Zuſchauer befällt, daß der Streich geſchehen werde, ehe der alte Diener dazu kommen könne. Ariſtoteles erwähnet dieſes Kreſphonts zwar ohne Namen des Verfaſſers; da wir aber, bey dem Cicero und mehrern Alten, einen Kreſphont des Euripides angezogen finden, ſo wird er wohl kein anderes, als das Werk dieſes Dichters gemeinet haben.

Der Pater Tournemine ſagt in dem obgedachten Briefe:

---

*) Dieſes vorausgeſetzt, (wie man es denn wohl ſicher vorausſetzen kann, weil es bey den alten Dichtern nicht gebräuchlich, und auch nicht erlaubt war, einander ſolche eigene Situationen abzuſtehlen,) wurde ſich an der angezogenen Stelle des Plutarchs ein Fragment des Euripides finden, welches Joſua Barnes nicht mitgenommen hätte, und ein neuer Herausgeber des Dichters nutzen konnte.

„Ariſtoteles, dieſer weiſe Geſetzgeber des Theaters, hat die Fabel der Merope in die erſte Klaſſe der tragiſchen Fabeln geſetzt (a mis ce ſujet au premier rang des ſujets tragiques) Euripides hatte ſie behandelt, und Ariſtoteles meldet, daß, ſo oft der Kreſphont des Euripides auf dem Theater des witzigen Athens vorgeſtellet worden, dieſes an tragiſche Meiſterſtücke ſo gewöhnte Volk ganz auſſerordentlich ſey betroffen, gerührt und entzückt worden. „ — Hübſche Phraſes, aber nicht viel Wahrheit: Der Pater irret ſich in beyden Punkten. Bey dem letztern hat er den Ariſtoteles mit dem Plutarch vermengt, und bey dem erſtern den Ariſtoteles nicht recht verſtanden. Jenes iſt eine Kleinigkeit, aber über dieſes verlohnet es der Mühe, ein Paar Worte zu ſagen, weil mehrere den Ariſtoteles eben ſo unrecht verſtanden haben.

Die Sache verhält ſich, wie folget. Ariſtoteles unterſucht, in dem vierzehnten Kapitel ſeiner Dichtkunſt, durch was eigentlich für Begebenheiten Schrecken und Mitleid erreget werde. Alle Begebenheiten, ſagt er, müſſen entweder unter Freunden, oder unter Feinden, oder unter gleichgültigen Perſonen vorgehen. Wenn ein Feind ſeinen Feind tödet, ſo erweckt weder der Anſchlag noch die Ausführung der That ſonſt weiter einiges Mitleid, als das allgemeine, welches mit dem Anblicke des Schmerzlichen und Verderblichen überhaupt, verbunden iſt. Und ſo iſt es auch bey gleichgültigen Perſonen. Folglich müſſen die tragiſchen Begebenheiten ſich unter Freunden eräugnen; ein Bruder muß den Bruder, ein Sohn den Vater, eine Mutter den Sohn, ein Sohn die Mutter töden, oder töden wollen, oder ſonſt auf eine empfindliche Weiſe mißhandeln, oder mißhandeln wollen. Dieſes aber kann entweder mit, oder ohne Wiſſen und Vorbedacht geſchehen; und da die That entweder vollführt oder nicht vollführt werden muß: ſo entſtehen daraus vier Klaſſen von Begebenheiten, welche den Abſichten des Trauerſpiels mehr oder weniger entſprechen. Die erſte: wenn die That wiſſentlich, mit völliger Kenntniß der Perſon, gegen welche ſie vollzogen werden ſoll, unternommen, aber nicht vollzogen wird. Die zweyte: wenn ſie wiſſentlich unternommen, und wirklich vollzogen wird. Die dritte, wenn die That unwiſſend, ohne Kenntniß des Gegenſtandes, unternommen und vollzogen wird, und der Thäter die Perſon, an der ſie vollzogen, zu ſpät kennen lernet. Die vierte: wenn die unwiſſend unternommene That nicht zur Vollziehung gelangt, indem die darein verwickelten Perſonen einander noch zur rechten Zeit erkennen. Von dieſen vier Klaſſen giebt Ariſtoteles der letztern den Vorzug; und da er die Handlung der Merope, in dem Kreſphont, davon zum Beyſpiele anführet: ſo haben Tournemine, und andere, dieſes ſo angenommen, als ob er dadurch die Fabel dieſes Trauerſpiels überhaupt von der vollkommenſten Gattung tragiſcher Fabeln zu ſeyn, erkläre.

Indeß ſagt doch Ariſtoteles kurz zuvor, daß eine gute tragiſche Fabel ſich nicht glücklich, ſondern unglücklich enden müſſe. Wie kann dieſes beydes bey einander beſtehen? Sie ſoll ſich unglücklich enden, und gleichwohl läuft die Begebenheit, welche er nach jener Klaßifikation allen andern tragiſchen Begebenheiten vorziehet, glücklich ab. Widerſpricht ſich nicht alſo der große Kunſtrichter offenbar?

Viktorius, ſagt Dacier, ſey der einzige, welcher dieſe Schwierigkeit geſehen; aber da er nicht verſtanden, was Ariſtoteles eigentlich in dem ganzen vierzehnten Kapitel gewollt: ſo habe er auch nicht einmal den geringſten Verſuch gewagt, ſie zu heben. Ariſtoteles, meinet Dacier, rede dort gar nicht von der Fabel überhaupt, ſondern wolle nur lehren, auf wie mancherley Art der Dichter tragiſche

Begebenheiten behandeln könne, ohne das Weſentliche, was die Geſchichte davon meldet, zu verändern, und welche von dieſen Arten die beſte ſey. Wenn z. E. die Ermordung der Klytemneſtra durch den Oreſt, der Innhalt des Stückes ſeyn ſollte, ſo zeige ſich, nach dem Ariſtoteles, ein vierfacher Plan, dieſen Stoff zu bearbeiten, nemlich entweder als eine Begebenheit der erſtern, oder der zweyten, oder der dritten, oder der vierten Klaſſe; der Dichter müſſe nun überlegen, welcher hier der ſchicklichſte und beſte ſey. Dieſe Ermordung als eine Begebenheit der erſtern Klaſſe zu behandeln, finde darum nicht ſtatt: weil ſie nach der Hiſtorie wirklich geſchehen müſſe, und durch den Oreſt geſchehen müſſe. Nach der zweyten, darum nicht: weil ſie zu gräßlich ſey. Nach der vierten, darum nicht: weil Klytemneſtra dadurch abermals gerettet würde, die doch durchaus nicht gerettet werden ſolle. Folglich bleibe ihme nichts, als die dritte Klaſſe übrig.

Die dritte: Aber Ariſtoteles giebt ja der vierten den Vorzug; und nicht blos in einzeln Fällen, nach Maaßgebung der Umſtände, ſondern überhaupt. Der ehrliche Dacier macht es öftrer ſo: Ariſtoteles behält bey ihm Recht, nicht weil er Recht hat, ſondern weil er Ariſtoteles iſt. Indem er auf der einen Seite eine Blöße von ihm zu decken glaubt, macht er ihm auf einer andern eine eben ſo ſchlimme. Wenn nun der Gegner die Beſonnenheit hat, anſtatt nach jener, in dieſe zu ſtoſſen: ſo iſt es ja doch um die Untrüglichkeit ſeines Alten geſchehen, an der ihm im Grunde, noch mehr als an der Wahrheit ſelbſt zu liegen ſcheinet. Wenn ſo viel auf die Uebereinſtimmung der Geſchichte ankömmt, wenn der Dichter allgemein bekannte Dinge aus ihr, zwar lindern, aber nie gänzlich verändern darf: wird es unter dieſen nicht auch ſolche geben, die durchaus nach dem erſten oder zweyten Plane behandelt werden müſſen? Die Ermordung der Klytemneſtra müßte eigentlich nach dem zweyten vorgeſtellet werden; denn Oreſtes hat ſie wiſſentlich und vorſetzlich vollzogen: der Dichter aber kann den dritten wählen, weil dieſer tragiſcher iſt, und der Geſchichte doch nicht geradezu widerſpricht. Gut, es ſey ſo: aber z. E. Medea, die ihre Kinder ermordet? Welchen Plan kann hier der Dichter anders einſchlagen, als den zweyten? Denn ſie muß ſie umbringen, und ſie muß ſie wiſſentlich umbringen; beydes iſt aus der Geſchichte gleich allgemein bekannt. Was für eine Rangordnung kann alſo unter dieſen Planen Statt finden? Der in einem Falle der vorzüglichſte iſt, kömmt in einem andern gar nicht in Betrachtung. Oder um den Dacier noch mehr einzutreiben: ſo mache man die Anwendung, nicht auf hiſtoriſche, ſondern auf blos erdichtete Begebenheiten. Geſetzt, die Ermordung der Klytemneſtra wäre von dieſer letztern Art, und es hätte dem Dichter frey geſtanden, ſie vollziehen oder nicht vollziehen zu laſſen, ſie mit oder ohne völlige Kenntniß vollziehen zu laſſen. Welchen Plan hätte er dann wählen müſſen, um eine ſo viel als möglich vollkommene Tragödie daraus zu machen? Dacier ſagt ſelbſt: den vierten; denn wenn er ihm den dritten vorziehe, ſo geſchähe es blos aus Achtung gegen die Geſchichte. Den vierten alſo? Den alſo, welcher ſich glücklich ſchließt? Aber die beſten Tragödien, ſagt eben der Ariſtoteles, der dieſem vierten Plane den Vorzug vor allen ertheilet, ſind ja die, welche ſich unglücklich ſchlieſſen? Und das iſt ja eben der Widerſpruch, den Dacier heben wollte. Hat er ihn denn alſo gehoben? Beſtätiget hat er ihn vielmehr.

XXXVIII.

Den 8ten September 1767.

Ich bin es auch nicht allein, dem die Auslegung des Dacier kein Genüge leiſtet. Unſern deutſchen Ueberſetzer der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt, *) hat ſie eben ſo wenig befriediget. Er trägt ſeine Gründe dagegen vor, die zwar nicht eigentlich die Ausflucht des Dacier beſtreiten, aber ihn doch ſonſt erheblich genug dünken, um ſeinen Autor lieber gänzlich im Stich zu laſſen, als einen neuen Verſuch zu wagen, etwas zu retten, was nicht zu retten ſey. “Ich überlaſſe, ſchließt er, einer tiefern Einſicht, dieſe Schwierigkeit zu heben; ich kann kein Licht zu ihrer Erklärung finden, und ſcheinet mir wahrſcheinlich, daß unſer Philoſoph dieſes Kapitel nicht mit ſeiner gewöhnlichen Vorſicht durchgedacht habe.„

Ich bekenne, daß mir dieſes nicht ſehr wahrſcheinlich ſcheinet. Eines offenbaren Widerſpruchs machet ſich ein Ariſtoteles nicht leicht ſchuldig. Wo ich dergleichen bey ſo einem Manne zu finden glaube, ſetze ich das größere Mißtrauen lieber in meinen, als in ſeinen Verſtand. Ich verdoppele meine Aufmerkſamkeit, ich überleſe die Stelle zehnmal, und glaube nicht eher, daß er ſich widerſprochen, als bis ich aus dem ganzen Zuſammenhange ſeines Syſtems erſehe, wie und wodurch er zu dieſem Widerſpruche verleitet worden. Finde ich nichts, was ihn dazu verleiten können, was ihm dieſen Widerſpruch gewiſſermaaßen unvermeidlich machen müſſen, ſo bin ich überzeugt, daß er nur anſcheinend iſt. Denn ſonſt würde er dem Verfaſſer, der ſeine Materie ſo oft überdenken müſſen,

---

*) Herrn Curtius, S. 214.

gewiß am erſten aufgefallen ſeyn, und nicht mir ungeübterm Leſer, der ich ihn zu meinem Unterrichte in die Hand nehme. Ich bleibe alſo ſtehen, verfolge den Faden ſeiner Gedanken zurück, vonderire ein jedes Wort, und ſage mir immer: Ariſtoteles kann irren, und hat oft geirret; aber daß er hier etwas behaupten ſollte, wovon er auf der nächſten Seite gerade das Gegentheil behauptet, das kann Ariſtoteles nicht. Endlich findet ſichs auch.

Doch ohne weitere Umſtände; hier iſt die Erklärung, an welcher Herr Curtius verzweifelt. —— Auf die Ehre einer tiefern Einſicht mache ich desfalls keinen Anſpruch. Ich will mich mit der Ehre einer größern Beſcheidenheit gegen einen Philoſophen, wie Ariſtoteles, begnügen.

Nichts empfiehlt Ariſtoteles dem tragiſchen Dichter mehr, als die gute Abfaſſung der Fabel; und nichts hat er ihm durch mehrere und feinere Bemerkungen zu erleichtern geſucht, als eben dieſe. Denn die Fabel iſt es, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht: Sitten, Geſinnungen und Ausdruck werden zehnen gerathen, gegen einen, der in jener untadelhaft und vortreflich iſt. Er erklärt aber die Fabel durch die Nachahmung einer Handlung, πραξεως; und eine Handlung iſt ihm eine Verknüpfung von Begebenheiten, συνθεσις πραγματων. Die Handlung iſt das Ganze, die Begebenheiten ſind die Theile dieſes Ganzen: und ſo wie die Güte eines jeden Ganzen, auf die Güte ſeiner einzeln Theile und deren Verbindung beruhet, ſo iſt auch die tragiſche Handlung mehr oder weniger vollkommen, nach dem die Begebenheiten, aus welchen ſie beſtehet, jede für ſich und alle zuſammen, den Abſichten der Tragödie mehr oder weniger entſprechen. Nun bringt Ariſtoteles alle Begebenheiten, welche in der tragiſchen Handlung Statt haben können, unter drey Hauptſtücke: des Glückswechſels, περιπετειας; der Erkennung, αναγνωρισμου; und des Leidens, παθους. Was er unter den beyden erſtern verſteht, zeigen die Worte genugſam; unter dem dritten aber faßt er alles zuſammen, was den handelnden Perſonen verderbliches und ſchmerzliches widerfahren kann; Tod, Wunden, Martern, und dergleichen. Jene, der Glückswechſel und die Erkennung, ſind das, wodurch ſich die verwickelte Fabel, μυθοι πεπλεγμενοι, von der einfachen, ἁπλων, unterſcheidet; ſie ſind alſo keine weſentliche Stücke der Fabel; ſie machen die Handlung nur mannichfaltiger, und dadurch ſchöner und intereſſanter; aber eine Handlung kann auch ohne ſie ihre völlige Einheit, Rundung und Größe haben. Ohne das dritte hingegen läßt ſich gar keine tragiſche Handlung denken; Arten des Leidens, παθη, muß jedes Trauerſpiel haben, die Fabel deſſelben mag einfach oder verwickelt ſeyn: denn ſie gehen geradezu auf die Abſicht des Trauerſpiels, auf die Erregung des Schreckens und Mitleids; dahingegen nicht jeder Glückswechſel, nicht jede Erkennung, ſondern nur gewiſſe Arten derſelben dieſe Abſicht erreichen, ſie in einem höhern Grade erreichen helfen, andere aber ihr mehr nachtheilig als vortheilhaft ſind. Indem nun Ariſtoteles, aus dieſem Geſichtspunkte, die verſchiednen unter drey Hauptſtücke gebrachten Theile der tragiſchen Handlung, jeden insbeſondere betrachtet, und unterſuchet, welches der beſte Glückswechſel, welches die beſte Erkennung, welches die beſte Behandlung des Leidens ſey: ſo findet ſich in Anſehung des erſtern, daß derjenige Glückswechſel der beſte, das iſt, der fähigſte Schrecken und Mitleid zu erwecken und zu befördern, ſey, welcher aus dem Beſſern in das Schlimmere geſchieht; und in Anſehung der letztern, daß diejenige Behandlung des Leidens die beſte in dem nehmlichen Verſtande ſey, wenn die Perſonen, unter welchen das Leiden bevorſtehet, einander nicht kennen, aber in eben dem Augenblicke, da dieſes Leiden zur Wirklichkeit gelangen ſoll, einander kennen lernen, ſo daß es dadurch unterbleibt.

Und dieſes ſoll ſich widerſprechen? Ich verſtehe nicht, wo man die Gedanken haben muß, wenn man hier den geringſten Widerſpruch findet. Der Philoſoph redet von verſchiedenen Theilen: warum ſoll denn das, was er von dieſem Theile behauptet, auch von jenem gelten müſſen? Iſt denn die möglichſte Vollkommenheit des einen, nothwendig auch die Vollkommenheit des andern? Oder iſt die Vollkommenheit eines Theils auch die Vollkommenheit des Ganzen? Wenn der Glückswechſel und das, was Ariſtoteles unter dem Wort Leiden begreift, zwey verſchiedene Dinge ſind, wie ſie es ſind, warum ſoll ſich nicht ganz etwas Verſchiedenes von ihnen ſagen laſſen? Oder iſt es unmöglich, daß ein Ganzes Theile von entgegen geſetzten Eigenſchaften haben kann? Wo ſagt Ariſtoteles, daß die beſte Tragödie nichts als die Vorſtellung einer Veränderung des Glückes in Unglück ſey? Oder, wo ſagt er, daß die beſte Tragödie auf nichts, als auf die Erkennung deſſen, hinauslaufen müſſe, an dem eine grauſam widernatürliche That verübet werden ſollen? Er ſagt weder das eine noch das andere von der Tragödie überhaupt, ſondern jedes von einem beſondern Theile derſelben, welcher dem Ende mehr oder weniger nahe liegen, welcher auf den andern mehr oder weniger Einfluß, und auch wohl gar keinen, haben kann. Der Glückswechſel kann ſich mitten in dem Stücke eräugnen, und wenn er ſchon bis an das Ende fortdauert, ſo macht er doch nicht ſelbſt das Ende: ſo iſt z. E. der Glückswechſel im Oedip, der ſich bereits zum Schluſſe des vierten Akts äuſſert, zu dem aber noch mancherley Leiden (παθη) hinzukommen, mit welchen ſich eigentlich das Stück ſchließet.

Gleichfalls kann das Leiden mitten in dem Stücke zur Vollziehung gelangen ſollen, und in dem nehmlichen Augenblicke durch die Erkennung hintertrieben werden, ſo daß durch dieſe Erkennung das Stück nichts weniger als geendet iſt; wie in der zweyten Iphigenia des Euripides, wo Oreſtes, auch ſchon in dem vierten Akte, von ſeiner Schweſter, die ihn aufzuopfern im Begriffe iſt, erkannt wird. Und wie vollkommen wohl jener tragiſchſte Glückswechſel mit der tragiſchſten Behandlung des Leidens ſich in einer und eben derſelben Fabel verbinden laſſe, kann man an der Merope ſelbſt zeigen. Sie hat die letztere; aber was hindert es, daß ſie nicht auch die erſtere haben könnte, wenn nehmlich Merope, nachdem ſie ihren Sohn unter dem Dolche erkannt, durch ihre Beeiferung ihn nunmehr auch wider den Polyphont zu ſchützen, entweder ihr eigenes oder dieſes geliebten Sohnes Verderben beförderte? Warum könnte ſich dieſes Stück nicht eben ſowohl mit dem Untergange der Mutter, als des Tyrannen ſchlieſſen? Warum ſollte es einem Dichter nicht frey ſtehen können, um unſer Mitleiden gegen eine ſo zärtliche Mutter auf das höchſte zn treiben, ſie durch ihre Zärtlichkeit ſelbſt unglücklich werden zu laſſen? Oder warum ſollte es ihm nicht erlaubt ſeyn, den Sohn, den er der frommen Rache ſeiner Mutter entriſſen, gleichwohl den Nachſtellungen des Tyranen unterliegen zu laſſen? Würde eine ſolche Merope, in beyden Fällen, nicht wirklich die beyden Eigenſchaften des beſten Trauerſpiels verbinden, die man bey dem Kunſtrichter ſo widerſprechend findet?

Ich merke wohl, was das Mißverſtändniß veranlaſſet haben kann. Man hat ſich einen Glückswechſel aus dem Beſſern in das Schlimmere nicht ohne Leiden, und das durch die Erkennung verhinderte Leiden nicht ohne Glückswechſel denken können. Gleichwohl kann beydes gar wohl ohne das andere ſeyn; nicht zu erwähnen, daß auch nicht beydes eben die nehmliche Perſon treffen muß, und wenn es die nehmliche Perſon trift, daß eben nicht beydes ſich zu der nehmlichen Zeit eräugnen darf, ſondern eines auf das andere folgen, eines durch das andere verurſacht werden kann. Ohne dieſes zu überlegen, hat man nur an ſolche Fälle und Fabeln gedacht, in welchen beyde Theile entweder zuſammen fließen, oder der eine den andern nothwendig ausſchließt. Daß es dergleichen giebt, iſt unſtreitig. Aber iſt der Kunſtrichter deswegen zu tadeln, der ſeine Regeln in der möglichſten Allgemeinheit abfaßt, ohne ſich um die Fälle zu bekümmern, in welchen ſeine allgemeine Regeln in Kolliſion kommen, und eine Vollkommenheit der andern aufgeopfert werden muß? Setzet ihn eine ſolche Kolliſion mit ſich ſelbſt in Widerſpruch? Er ſagt: dieſer Theil der Fabel, wenn er ſeine Vollkommenheit haben ſoll, muß von dieſer Beſchaffenheit ſeyn: jener von einer andern, und ein dritter wiederum von einer andern. Aber wo hat er geſagt, daß jede Fabel dieſe Theile alle nothwendig haben müſſe? Genug für ihn; daß es Fabeln giebt, die ſie alle haben können. Wenn eure Fabel aus der Zahl dieſer glücklichen nicht iſt; wenn ſie euch nur den beſten Glückswechſel, oder nur die beſte Behandlung des Leidens erlaubt: ſo unterſuchet, bey welchem von beyden ihr am beſten überhaupt fahren würdet, und wählet. Das iſt es alles!

XXXIX.

Den 11ten September 1767.

Am Ende zwar mag ſich Ariſtoteles widerſprochen, oder nicht widerſprochen haben; Tournemine mag ihn recht verſtanden, oder nicht recht verſtanden haben: die Fabel der Merope iſt weder in dem einen, noch in dem andern Falle, ſo ſchlechterdings für eine vollkommene tragiſche Fabel zu erkennen. Denn hat ſich Ariſtoteles widerſprochen, ſo behauptet er eben ſowohl gerade das Gegentheil von ihr, und es muß erſt unterſucht werden, wo er das größere Recht hat, ob dort oder hier. Hat er ſich aber, nach meiner Erklärung, nicht widerſprochen, ſo gilt das Gute, was er davon ſagt, nicht von der ganzen Fabel, ſondern nur von einem einzeln Theile derſelben. Vielleicht war der Mißbrauch ſeines Anſehens bey dem Pater Tournemine auch nur ein bloßer Jeſuiterkniff, um uns mit guter Art zu verſtehen zu geben, daß eine ſo vollkommene Fabel von einem ſo großen Dichter als Voltaire, bearbeitet, nothwendig ein Meiſterſtück werden müſſen.

Doch Tournemine und Tournemine. — Ich fürchte, meine Leſer werden fragen: “Wer iſt denn dieſer Tournemine, o wir kennen keinen Tournemine.„ Denn viele dürften ihn wirklich nicht kennen; und manche dürften ſo fragen, weil ſie ihn gar zu gut kennen; wie Monteſquieu.*)

Sie belieben alſo, anſtatt des Pater Tournemine, den Herrn von Voltaire ſelbſt zu ſubſtituiren. Denn auch er ſucht uns, von dem verlohrnen Stücke des Euripides, die nehmlichen irrigen Begriffe zu machen. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles in ſeiner unſterblichen Dichtkunſt nicht anſtehe, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne ſey. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles dieſem Coup de Théatre den Vorzug vor allen andern ertheile. Und vom Plutarch verſichert er uns gar, daß er dieſes Stück des Euripides für das rührendſte von allen Stücken deſſelben habe *). Dieſes leztere iſt nun gänzlich aus der Luft gegriffen. Denn Plutarch macht von dem Stücke, aus welchem er die Situation der Merope anführt, nicht einmal den Titel nahmhaft; er ſagt weder wie es heißt, noch wer der Verfaſſer deſſelben ſey; geſchweige, daß er es für das rührendſte von allen Stücken des Euripides erkläre.

---

*) Lettres familieres

Ariſtoteles ſoll nicht anſtehen, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne ſey! Welche Ausdrücke: nicht anſtehen, zu behaupten! Welche Hyperbel: der intereſſanteſte Augenblick, der ganzen griechiſchen Bühne! Sollte man hieraus nicht ſchlieſſen: Ariſtoteles gehe mit Fleiß alle intereſſante Augenblicke, welche ein Trauerſpiel haben könne, durch, vergleiche einen mit dem andern, wiege die verſchiedenen Beyſpiele, die er von jedem insbeſondere bey allen, oder wenigſtens den vornehmſten Dichtern gefunden, unter einander ab, und thue endlich ſo dreiſt als ſicher den Ausſpruch für dieſen Augenblick bey dem Euripides. Gleichwohl iſt es nur eine einzelne Art von intereſſanten Augenblicken, wovon er ihn zum Beyſpiele anführet; gleichwohl iſt er nicht einmal das einzige Beyſpiel von dieſer Art. Denn Ariſtoteles fand ähnliche Beyſpiele in der Jphigenia, wo die Schweſter den Bruder, und in der Helle, wo der Sohn die Mutter er-

---

*) Ariſtote, dans ſa Poëtique immortelle, ne balance pas à dire que la reconnaiſſance de Mérope et de ſon fils étaient le moment le plus intéreſſant de toute la ſcène Grecque. Il donnait à ce coup de Theatre la préférence ſur tous les autres. Plutarque dit que les Grecs, ce peuple ſi ſenſible, frémiſſaient de crainte que le vieillard, qui devait arrêter le bras de Mérope, n'arrivât pas aſſez tôt. Cette pièce, qu'on jouait de ſon tems, et dont il nous reſte très-peu de fragmens, lui paraiſſait la plus touchante de toutes les tragédies d'Euripide, etc. *Lettre à Mr. Maffei.*

kennet, eben da die erſtern im Begriffe ſind, ſich gegen die andern zu vergehen.

Das zweyte Beyſpiel von der Iphigenia iſt wirklich aus dem Euripides; und wenn, wie Dacier vermuthet, auch die Helle ein Werk dieſes Dichters geweſen: ſo wäre es doch ſonderbar, daß Ariſtoteles alle drey Beyſpiele von einer ſolchen glücklichen Erkennung gerade bey demjenigen Dichter gefunden hätte, der ſich der unglücklichen Peripetie am meiſten bediente. Warum zwar ſonderbar? Wir haben ja geſehen, daß die eine die andere nicht ausſchließt; und obſchon in der Iphigenia die glückliche Erkennung auf die unglückliche Peripetie folgt, und das Stück überhaupt alſo glücklich ſich endet: wer weiß, ob nicht in den beyden andern eine unglückliche Peripetie auf die glückliche Erkennung folgte, und ſie alſo völlig in der Manier ſchloſſen, durch die ſich Euripides den Karakter des tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern verdiente?

Mit der Merope, wie ich gezeigt, war es auf eine doppelte Art möglich; ob es aber wirklich geſchehen, oder nicht geſchehen, läßt ſich aus den wenigen Fragmenten, die uns von dem Kreſphontes übrig ſind, nicht ſchlieſſen. Sie enthalten nichts als Sittenſprüche und moraliſche Geſinnungen, von ſpätern Schriftſtellern gelegentlich angezogen, und werfen nicht das geringſte Licht auf die Oekonomie des Stückes *). Aus dem einzigen, bey dem Polybius, welches eine Anrufung an die Göttin des Friedens iſt, ſcheinet zu erhellen, daß zu der Zeit, in welche die Handlung gefallen, die Ruhe in dem Meſſeniſchen Staate noch nicht wieder hergeſtellet geweſen; und aus ein Paar

---

*) Dasjenige, welches Dacier anführet, (Poëtique d'Ariſtote, Chap. XV. Rem. 23.) ohne ſich zu erinnern, wo er es geleſen, ſtehet bey dem Plutarch in der Abhandlung, wie man ſeine Feinde nutzen ſolle.

andern ſollte man faſt ſchlieſſen, daß die Ermordung des Kreſphontes und ſeiner zwey ältern Söhne, entweder einen Theil der Handlung ſelbſt ausgemacht habe, oder doch nur kurz vorhergegangen ſey; welches beydes ſich mit der Erkennung des jüngern Sohnes, der erſt verſchiedene Jahre nachher ſeinen Vater und ſeine Brüder zu rächen kam, nicht wohl zuſammen reimet. Die größte Schwierigkeit aber macht mir der Titel ſelbſt. Wenn dieſe Erkennung, wenn dieſe Rache des jüngern Sohnes der vornehmſte Innhalt geweſen: wie konnte das Stück Kreſphontes heiſſen? Kreſphontes war der Name des Vaters; der Sohn aber hieß nach einigen Aepytus, und nach andern Telephontes; vielleicht daß jenes der rechte, und dieſes der angenommene Name war, den er in der Fremde führte, um unerkannt und vor den Nachſtellungen des Polyphonts ſicher zu bleiben. Der Vater muß längſt todt ſeyn, wenn ſich der Sohn des väterlichen Reiches wieder bemächtiget. Hat man jemals gehört, daß ein Trauerſpiel nach einer Perſon benennet worden, die gar nicht darinn vorkömmt? Corneille und Dacier haben ſich geſchwind über dieſe Schwierigkeit hinweg zu ſetzen gewußt, indem ſie angenommen, daß der Sohn gleichfalls Kreſphont geheiſſen;*) aber mit welcher Wahrſcheinlichkeit? aus welchem Grunde?

Wenn es indeß mit einer Entdeckung ſeine Richtigkeit hat, mit der ſich Maffei ſchmeichelte: ſo können wir den Plan des Kreſphontes ziemlich genau wiſſen. Er glaubte ihn nehmlich bey dem Hyginus, in der hundert und vier und achtzigſten Fabel gefunden zu haben**). Denn er hält

---

[*] *Remarque 22. ſur le Chapitre XV. de la Poët. d'Ariſt.* Une mere, qui va tuer ſon fils, comme Mérope va tuer Creſphonte, etc.

[**] ... Queſta ſcoperta penſo io d'aver fatta, nel leggere la Favola 184 d'Igino, la quale a mio credere altro non è, che l'Argomento di quella Tragedia, in cui ſi rappreſenta inte-

die Fabeln des Hyginus überhaupt, größten Theils für nichts, als für die Argumente alter Tragödien, welcher Meinung auch ſchon vor ihm Reineſius geweſen war; und empfiehlt daher den neuern Dichtern, lieber in dieſem verfallenen Schachte nach alten tragiſchen Fabeln zu ſuchen, als ſich neue zu erdichten. Der Rath iſt nicht übel, und zu befolgen. Auch hat ihn mancher befolgt, ehe ihn Maffei noch gegeben, oder ohne zu wiſſen, daß er ihn gegeben. Herr Weiß hat den Stoff zu ſeinem Thyeſt aus dieſer Grube geholt; und es wartet da noch mancher auf ein verſtändiges Auge. Nur möchte es nicht der größte, ſondern vielleicht gerade der allerkleinſte Theil ſeyn, der in dieſer Abſicht von dem Werke des Hyginus zu nutzen. Es braucht auch darum gar nicht aus den Argumenten der alten Tragödien zuſammen geſetzt zu ſeyn; es kann aus eben den Quellen, mittelbar oder unmittelbar, gefloſſen ſeyn, zu

welchen

---

ramente la condotta di eſſa. Sovvienmi, che al primo gettar gli occhi, ch' io feci già in quell' Autore, mi apparve ſubito nella mente, altro non eſſere le più di quelle Favole, che gli Argomenti delle Tragedie antiche: mi accertai di ciò col confrontarne alcune poche con le Tragedie, che ancora abbiamo; e appunto in queſti giorni, venuta a mano l'ultima edizione d'Igino, mi è ſtato caro di vedere in un paſſo addotto, coma fu anche il Reineſio di tal ſentimento. Una miniera è però queſta di Tragici Argomenti, che ſe foſſe ſtata nota a' Poeti, non avrebbero penato tanto in rinvenir ſoggerti a lor fantaſia: io la ſcoprirò loro di buona voglia, perchè rendano col loro ingegno alla noſtra età ciò, che dal tempo invidioſo le fu rapito. Merita dunque, almeno per queſto capo, alquanto più di conſiderazione quell' Operetta, anche tal'qual l'abbiamo, che da gli Eruditi non è ſtato creduto: e quanto al diſcordar tal volta dagli altri Scrittori delle favoloſe Storie, queſta avertenza ce ne addita la ragione, non avendole coſtui narrate ſecondo la tradizione, ma conforme i Poeti in proprio uſo convertendole, la avean ridotte.

welchen die Tragödienſchreiber ſelbſt ihre Zuflucht nahmen. Ja, Hyginus, oder wer ſonſt die Kompilation gemacht, ſcheinet ſelbſt, die Tragödien als abgeleitete verdorbene Bäche betrachtet zu haben; indem er an verſchiedenen Stellen das, was weiter nichts als die Glaubwürdigkeit eines tragiſchen Dichters vor ſich hatte, ausdrücklich von der alten ächtern Tradition abgeſöndert. So erzählt er, z. E. die Fabel von der Ino, und die Fabel von der Antiopa, zuerſt nach dieſer, und darauf in einem beſondern Abſchnitte, nach der Behandlung des Euripides.

XL.

Den 15ten September 1767.

Damit will ich jedoch nicht ſagen, daß, weil über der hundert und vier und achtzigſten Fabel der Name des Euripides nicht ſtehe, ſie auch nicht aus dem Kreſphont deſſelben könne gezogen ſeyn. Vielmehr bekenne ich, daß ſie wirklich den Gang und die Verwickelung eines Trauerſpieles hat, ſo daß, wenn ſie keines geweſen iſt, ſie doch leicht eines werden könnte, und zwar eines, deſſen Plan der alten Simplicität weit näher käme, als alle neuere Meropen. Man urtheile ſelbſt: die Erzehlung des Hyginus, die ich oben nur verkürzt angeführt, iſt nach allen ihren Umſtänden folgende:

Kreſphontes war König von Meſſenien, und hatte mit ſeiner Gemahlin Merope drey Söhne, als Polyphontes einen Aufſtand gegen ihn erregte, in welchem er, nebſt ſeinen beyden älteſten Söhnen, das Leben verlohr. Polyphontes bemächtigte ſich hierauf des Reichs und der Hand der Merope, welche während dem Aufruhre Gelegenheit gefunden hatte, ihren dritten Sohn, Namens Telephontes, zu einem Gaſtfreunde in Aetolien in Sicherheit bringen zu laſſen. Je mehr Thelephontes heranwuchs, deſto unruhiger ward Polyphontes. Er konnte ſich nichts Gutes von ihm gewärtigen, und verſprach alſo demjenigen eine große Belohnung, der ihn aus dem Wege räumen würde. Dieſes erfuhr Telephontes; und da er ſich nunmehr fähig fühlte, ſeine Rache zu unternehmen, ſo machte er ſich heimlich aus Aetolien weg, gieng nach Meſſenien, kam zu dem Tyrannen, ſagte, daß er den Telephontes umgebracht habe, und verlangt die von ihm dafür ausgeſetzte Belohnung. Polyphontes nahm ihn auf, und befahl, ihn ſo lange in ſeinem Pallaſte zu bewirthen, bis er ihn weiter ausfragen könne. Telephontes ward alſo in das Gaſtzimmer gebracht, wo er vor Müdigkeit einſchlief. Indeß kam der alte Diener, welchen bisher Mutter und Sohn zu ihren wechſelſeitigen Bothſchaften gebraucht, weinend zu Meropen, und meldete ihr, daß Telephontes aus Aetolien weg ſey, ohne daß man wiſſe, wo er hingekommen. Sogleich eilet Merope, der es nicht unbekannt geblieben, weſſen ſich der angekommene Fremde rühme, mit einer Axt nach dem Gaſtzimmer, und hätte ihn im Schlafe unfehlbar umgebracht, wenn nicht der Alte, der ihr dahin nachgefolgt, den Sohn noch zur rechten Zeit erkannt, und die Mutter an der Frevelthat verhindert hätte. Nunmehr machten beyde gemeinſchaftliche Sache, und Merope ſtellte ſich gegen ihren Gemahl ruhig und verſöhnt. Polyphontes dünkt ſich aller ſeiner Wünſche gewähret, und wollte den Göttern durch ein feyerliches Opfer ſeinen Dank bezeigen. Als ſie aber alle um den Altar verſammelt waren, führte Telephontes den Streich, mit dem er das Opferthier fällen zu wollen ſich ſtellte, auf den König; der Tyrann fiel, und Telephontes gelangte zu dem Beſitze ſeines väterlichen Reiches. *)

---

*) In der 184ten Fabel des Hyginus, aus welcher obige Erzählung genommen, ſind offenbare Begebenheiten in einander gefloſſen, die nicht die geringſte Verbindung unter ſich haben. Sie fängt an mit dem Schickſale des Pentheus und der Agave, und endet ſich mit der Geſchichte der Merope. Ich kann gar nicht begreifen, wie die Herausgeber dieſe Verwirrung unangemerkt laſſen können; es wäre denn, daß ſie ſich blos in derjenigen Ausgabe, welche ich vor mir habe, (Joannis Schefferi, Hamburgi 1674) befände. Dieſe Unterſuchung überlaſſe ich dem, der die Mittel dazu bey der Hand hat. Genug, daß hier, bey mir, die 184te Fabel mit den Worten, quam Licoterſes excepit, aus ſeyn muß. Das übrige macht entweder eine beſondere Fabel, von der die Anfangsworte verlohren gegangen; oder gehöret, welches mir das wahrſcheinlichſte iſt, zu der 137ten, ſo daß, beydes mit einander verbunden, ich die ganze Fabel von der Merope, man mag ſie nun zu der 137ten oder zu der 184ten machen wollen, folgendermaßen zuſammenleſen würde. Es verſteht ſich, daß in der letztern die Worte, cum qua Polyphontes, occiſo Creſphonte, regnum occupavit, als eine unnöthige Wiederholung, mit ſamt dem darauf folgenden ejus, welches auch ſchon ſo überflüßig iſt, wegfallen müßte.

MEROPE.

Polyphontes, Meſſeniæ rex, Creſphontem Ariſtomachi filium cum interfeciſſet, ejus imperium & Meropem uxorem poſſedit. Filium autem infantem Merope mater, quem ex Creſphonte habebat, abſconſe ad hoſpitem in Aetholiam mandavit. Hunc Polyphontes maxima cum induſtria quærebat, aurumque pollicebatur, ſi quis eum necaſſet. Qui poſtquam ad puberem ætatem venit, capit conſilium, ut exequatur patris & fratrum mortem. Itaque venit ad regem Polyphontem, aurum petitum, dicens ſe Creſphontis interfeciſſe filium & Meropis, Telephontem. Interim rex eum juſſit in hoſpitio manere, ut amplius de eo perquireret. Qui cum per laſſitudinem obdormiſſet, ſenex qui inter matrem & filium internuncius erat, flens ad Meropem venit, negans eum apud hoſpitem eſſe, nec comparere. Merope credens eum eſſe filii ſui

Auch hatten, ſchon in dem ſechszehnten Jahrhunderte, zwey italieniſche Dichter, Joh. Bapt. Liviera und Ponponio Torelli, den Stoff zu ihren Trauerſpielen, Kreſphont und Merope, aus dieſer Fabel des Hyginus genommen, und waren ſonach, wie Maffei meynet, in die Fußtapfen des Euripides getreten, ohne es zu wiſſen. Doch dieſer Ueberzeugung ohngeachtet, wollte Maffei ſelbſt, ſein Werk ſo wenig zu einer bloſſen Divination über den Euripides machen, und den verlohrnen Kreſphont in ſeiner Merope wieder aufleben laſſen, daß er vielmehr mit Fleiß von verſchiednen Hauptzügen dieſes vermeyntlichen Euripidiſchen Planes abgieng, und nur die einzige Situation, die ihn vornehmlich darinn gerührt hatte, in aller ihrer Ausdehnung zu nutzen ſuchte.

Die Mutter nehmlich, die ihren Sohn ſo feurig liebte, daß ſie ſich an dem Mörder deſſelben mit eigner Hand rächen wollte, brachte ihn auf den Gedanken, die mütterliche Zärtlichkeit überhaupt zu ſchildern, und mit Ausſchließung aller andern Liebe, durch dieſe einzige reine und tugendhafte Leidenſchaft ſein ganzes Stück zu beleben. Was dieſer Abſicht alſo nicht vollkommen zuſprach, ward verändert; welches beſonders die Umſtände von Meropens zweyter Verheyrathung und von des Sohnes auswärtiger Erziehung treffen mußte. Merope mußte nicht die Gemahlin des Polyphonts ſeyn; denn es ſchien dem Dichter mit der Gewiſſenhaftigkeit einer ſo frommen Mutter zu

---

interfectorem, qui dormiebat, in Chalcidicum, cum ſecuri venit, inſcia ut filium ſuum interficeret, quem ſenex cognovit, & matrem a ſcelere retraxit. Merope poſtquam invenit, occaſionem ſibi datam eſſe, ab inimico ſe ulciſcendi, redit cum Polyphonte in gratiam. Rex lætus cum rem divinam faceret, hoſpes falſo ſimulavit ſe hoſtiam percuſſiſſe, eumque interfecit, patriumque regnum adeptus eſt.

ſtreiten, ſich den Umarmungen eines zweyten Mannes überlaſſen zu haben, indem ſie den Mörder ihres erſten kannte, und deſſen eigene Erhaltung es erforderte, ſich durchaus von allen, welche nähere Anſprüche auf den Thron haben könnten, zu befreyen. Der Sohn mußte nicht bey einem vornehmen Gaſtfreunde ſeines väterlichen Hauſes, in aller Sicherheit und Gemächlichkeit, in der völligen Kenntniß ſeines Standes und ſeiner Beſtimmung, erzogen ſeyn; denn die mütterliche Liebe erkaltet natürlicher Weiſe, wenn ſie nicht durch die beſtändigen Vorſtellungen des Ungemachs, der immer neuen Gefahren, in welche ihr abweſender Gegenſtand gerathen kann, gereizet und angeſtrenget wird. Er mußte nicht in der ausdrücklichen Abſicht kommen, ſich an dem Tyrannen zu rächen; er muß nicht von Meropen für den Mörder ihres Sohnes gehalten werden, weil er ſich ſelbſt dafür ausgiebt, ſondern weil eine gewiſſe Verbindung von Zufällen dieſen Verdacht auf ihn ziehet: denn kennt er ſeine Mutter, ſo iſt ihre Verlegenheit bey der erſten mündlichen Erklärung aus, und ihr rührender Kummer, ihre zärtliche Verzweiflung hat nicht freyes Spiel genug.

Und dieſen Veränderungen zufolge, kann man ſich den Maffeiſchen Plan ungefehr vorſtellen. Polyphontes regieret bereits fünfzehn Jahre, und doch fühlet er ſich auf dem Throne noch nicht befeſtiget genug. Denn das Volk iſt noch immer dem Hauſe ſeines vorigen Königes zugethan, und rechnet auf den letzten geretteten Zweig deſſelben. Die Mißvergnügten zu beruhigen, fällt ihm ein, ſich mit Meropen zu verbinden. Er trägt ihr ſeine Hand an, unter dem Vorwande einer wirklichen Liebe. Doch Merope weiſet ihn mit dieſem Vorwande zu empfindlich ab; und nun ſucht er durch Drohungen und Gewalt zu erlangen, wozu ihm ſeine Verſtellung nicht verhelfen können. Eben dringt er am ſchärfeſten in ſie; als ein Jüngling vor ihn gebracht wird, den man auf der Landſtraße über einem Morde ergriffen hat. Aegisth, ſo nannte ſich der Jüngling, hatte nichts gethan, als ſein eignes Leben gegen einen Räuber vertheidiget; ſein Anſehen verräth ſo viel Adel und Unſchuld, ſeine Rede ſo viel Wahrheit, daß Merope, die noch außerdem eine gewiſſe Falte ſeines Mundes bemerkt, die ihr Gemahl mit ihm gemein hatte, bewogen wird, den König für ihn zu bitten; und der König begnadiget ihn. Doch gleich darauf vermißt Merope ihren jüngſten Sohn, den ſie einem alten Diener, Namens Polydor, gleich nach dem Tode ihres Gemahls anvertrauet hatte, mit dem Befehle, ihn als ſein eigenes Kind zu erziehen. Er hat den Alten, den er für ſeinen Vater hält, heimlich verlaſſen, um die Welt zu ſehen; aber er iſt nirgends wieder aufzufinden. Dem Herze einer Mutter ahnet immer das Schlimmſte; auf der Landſtraße iſt jemand ermordet worden; wie wenn es ihr Sohn geweſen wäre? So denkt ſie, und wird in ihrer bangen Vermuthung durch verſchiedene Umſtände, durch die Bereitwilligkeit des Königs, den Mörder zu begnadigen, vornehmlich aber durch einen Ring beſtärket, den man bey dem Aegisth gefunden, und von dem ihr geſagt wird, daß ihn Aegisth dem Erſchlagenen abgenommen habe. Es iſt dieſes der Siegelring ihres Gemahls, den ſie dem Polydor mitgegeben hatte, um ihn ihrem Sohne einzuhändigen, wenn er erwachſen, und es Zeit ſeyn würde, ihm ſeiuen Stand zu entdecken. Sogleich läßt ſie den Jüngling, für den ſie vorher ſelbſt gebeten, an eine Säule binden, und will ihm das Herz mit eigner Hand durchſtoßen. Der Jüngling erinnert ſich in dieſem Augenblicke ſeiner Aeltern; ihm entfährt der Name Meſſene; er gedenkt des Verbots ſeines Vaters, dieſen Ort ſorgfältig zu vermeiden; Merope verlangt hierüber Erklärung: indem kömmt der König dazu, und der Jüngling wird befreyet. So nahe Merope der Erkennung ihres Irrthums war, ſo tief verfällt ſie wiederum darein zurück, als ſie ſiehet, wie höhniſch der König über ihre Verzweiflung triumphirt. Nun iſt Aegisth unfehlbar der Mörder ihres Sohnes, und nichts ſoll ihn vor ihrer Rache ſchützen. Sie erfährt mit einbrechender Nacht, daß er in dem Vorſaale ſey, wo er eingeſchlafen, und kommt mit einer Axt, ihm den Kopf zu ſpalten; und ſchon hat ſie die Axt zu dem Streiche erhoben, als ihr Polydor, der ſich kurz zuvor in eben den Vorſaal eingeſchlichen, und den ſchlafenden Aegisth erkannt hatte, in die Arme fällt. Aegisth erwacht und fliehet, und Polydor entdeckt Meropen ihren eigenen Sohn in dem vermeynten Mörder ihres Sohnes. Sie will ihm nach, und würde ihn leicht durch ihre ſtürmiſche Zärtlichkeit dem Tyrannen entdeckt haben, wenn ſie der Alte nicht auch hiervon zurück gehalten hätte. Mit frühem Morgen ſoll ihre Vermählung mit dem Könige vollzogen werden; ſie muß zu dem Altare, aber ſie will eher ſterben, als ihre Einwilligung ertheilen. Indeß hat Polydor auch den Aegisth ſich kennen gelehrt; Aegisth eilet in den Tempel, drenget ſich durch das Volk, und —— das Uebrige wie bey dem Hyginus.

XLI.

Den 18ten September 1767.

Je ſchlechter es, zu Anfange dieſes Jahrhunderts, mit dem italiäniſchen Theater überhaupt ausſahe, deſto größer war der Beyfall und das Zujauchzen, womit die Merope des Maffei aufgenommen wurde.

Cedite Romani ſcriptores, cedite Graii,
Neſcio quid majus naſcitur Oedipode:

ſchrie, Leonardo Adami, der nur noch die erſten zwey Akte in Rom davon geſehen hatte. In Venedig ward 1714, das ganze Carneval hindurch, faſt kein anderes Stück geſpielt, als Merope; die ganze Welt wollte die neue Tragödie ſehen und wieder ſehen; und ſelbſt die Operbühnen fanden ſich darüber verlaſſen. Sie ward in einem Jahre viermal gedruckt; und in ſechszehen Jahren (von 1714 bis 1730) ſind mehr als dreyßig Ausgaben, in und außer Italien, zu Wien, zu Paris, zu London davon gemacht worden. Sie ward ins Franzöſiſche, ins Engliſche, ins Deutſche überſetzt; und man hatte vor, ſie mit allen dieſen Ueberſetzungen zugleich drucken zu laſſen. Ins Franzöſiſche war ſie bereits zweymal überſetzt, als der Herr von Voltaire ſich nochmals darüber machen wollte, um ſie auch wirklich auf die franzöſiſche Bühne zu bringen. Doch er fand bald, daß dieſes durch eine eigentliche Ueberſetzung nicht geſchehen könnte, wovon er die Urſachen in dem Schreiben an den Marquis, welches er nachher ſeiner eigenen Merope vorſetzte, umſtändlich angiebt.

“ Der Ton, ſagt er, ſey in der italiäniſchen Merope viel zu naif und bürgerlich, und der Geſchmack des franzöſiſchen Parterrs viel zu fein, viel zu verzärtelt, als daß ihm die bloße ſimple Natur gefallen könne. Es wolle die Natur nicht anders als unter gewiſſen Zügen der Kunſt ſehen; und dieſe Züge müßten zu Paris weit anders als zu Verona ſeyn. „ Das ganze Schreiben iſt mit der äuſſerſten Politeſſe abgefaßt; Maffei hat nirgends gefehlt; alle ſeine Nachläßigkeiten und Mängel werden auf die Rechnung ſeines Nationalgeſchmacks geſchrieben; es ſind wohl noch gar

Schönheiten, aber leider nur Schönheiten für Italien. Gewiß, man kann nicht höflicher kritiſiren! Aber die verzweifelte Höflichkeit! Auch einem Franzoſen wird ſie gar bald zur Laſt, wenn ſeine Eitelkeit im geringſten dabey leidet. Die Höflichkeit macht, daß wir liebenswürdig ſcheinen, aber nicht groß; und der Franzoſe will eben ſo groß, als liebenswürdig ſcheinen.

Was folgt alſo auf die galante Zueignungsſchrift des Herrn von Voltaire? Ein Schreiben eines gewiſſen de la Lindelle, welcher dem guten Maffei eben ſo viel Grobheiten ſagt, als ihm Voltaire Verbindliches geſagt hatte. Der Styl dieſes de la Lindelle iſt ziemlich der Voltairiſche Styl; es iſt Schade, daß eine ſo gute Feder nicht mehr geſchrieben hat, und übrigens ſo unbekannt geblieben iſt. Doch Lindelle ſey Voltaire, oder ſey wirklich Lindelle: wer einen franzöſiſchen Januskopf ſehen will, der vorne auf die einſchmeichelndſte Weiſe lächelt, und hinten die hämiſchſten Grimaſſen ſchneidet, der leſe beyde Briefe in einem Zuge. Ich möchte keinen geſchrieben haben; am wenigſten aber beyde. Aus Höflichkeit bleibet Voltaire diſſeits der Wahrheit ſtehen, und aus Verkleinerungsſucht ſchweifet Lindelle bis jenſeit derſelben. Jener hätte freymüthiger, und dieſer gerechter ſeyn müſſen, wenn man nicht auf den Verdacht gerathen ſollte, daß der nehmliche Schriftſteller ſich hier unter einem fremden Namen wieder einbringen wollen, was er ſich dort unter ſeinem eigenen vergeben habe.

Voltaire rechne es dem Marquis immer ſo hoch an, als er will, daß er einer der erſtern unter den Italiänern ſey, welcher Muth und Kraft genug gehabt, eine Tragödie ohne Galanterie zu ſchreiben, in welcher die ganze Intrigue auf der Liebe einer Mutter beruhe, und das zärtlichſte Intereſſe aus der reinſten Tugend entſpringe. Er beklage es, ſo ſehr es ihm beliebt, daß die falſche Delikateſſe ſeiner Nation ihm nicht erlauben wollen, von den leichteſten natürlichſten Mitteln, welche die Umſtände zur Verwicklung darbieten, von den unſtudirten wahren Reden, welche die Sache ſelbſt in den Mund legt, Gebrauch zu machen. Das Pariſer Parterr hat unſtreitig ſehr Unrecht, wenn es ſeit dem königlichen Ringe, über den Boileau in ſeinen Satyren ſpottet, durchaus von keinem Ringe auf dem Theater mehr hören will; *) wenn es ſeine Dichter daher zwingt, lieber zu jedem andern, auch dem allerunſchicklichſten Mittel der Erkennung ſeine Zuflucht zu nehmen, als zu einem Ringe, mit welchem doch die ganze Welt, zu allen Zeiten, eine Art von Erkennung, eine Art von Verſicherung der Perſon verbunden hat. Es hat ſehr Unrecht, wenn es nicht will, daß ein junger Menſch, der ſich für den Sohn gemeiner Eltern hält, und in dem Lande auf Abendtheuer ganz allein herumſchweift, nachdem er einen Mord verübt, dem ohngeachtet nicht ſoll für einen Räuber gehalten werden dürfen, weil es voraus ſieht, daß er der Held des Stückes werden müſſe; **) wenn es beleidiget wird, daß man einen ſolchen Menſchen keinen koſtbaren Ring zutrauen will, da doch kein Fähndrich in des Königs Armee ſey, der nicht de belles Nippes beſitze. Das Pariſer Parterr, ſage ich, hat in dieſen und ähnlichen Fällen Unrecht: aber warum muß Voltairen auch in andern Fällen, wo es gewiß nicht Unrecht hat, dennoch lieber ihm, als dem Maffei Unrecht zu geben ſcheinen wollen? Wenn die franzöſiſche Höflichkeit gegen Ausländer darinn beſteht, daß man ihnen auch in ſolchen Stücken Recht giebt, wo ſie ſich ſchämen müßten, Recht zu haben, ſo weiß ich nicht, was beleidigender und einem freyen Menſchen unanſtändiger ſeyn kann, als dieſe franzöſiſche Höflichkeit. Das Geſchwätz, welches Maffei ſeinem alten Polydor von luſtigen Hochzeiten, von prächtigen Krönungen, denen er vor dieſen beygewohnt, in den Mund legt, und zu einer Zeit in den Mund legt, wenn das Intereſſe aufs höchſte geſtiegen und die Einbildungskraft der Zuſchauer mit ganz andern Dingen beſchäftiget iſt: dieſes Neſtoriſche, aber am unrechten Orte Neſtoriſche, Geſchwätz, kann durch keine Verſchiedenheit des Geſchmacks unter verſchiedenen kultivirten Völkern, entſchuldiget werden; hier muß der Geſchmack überall der nehmliche ſeyn, und der Italiäner hat nicht ſeinen eigenen, ſondern hat gar keinen Geſchmack, wenn er nicht eben ſo wohl dabey gähnet und darüber unwillig wird, als der Franzoſe. “Sie haben, ſagt Voltaire zu dem Marquis, in Ihrer Tragödie jene ſchöne und rührende Vergleichung des Virgils:

---

*) Je n'ai pu me ſervir, comme Mr. Maffei, d'un anneau, parceque depuis l'anneau royal, dont Boileau ſe moque dans ſes ſatyres, cela ſemblerait trop petit ſur notre théatre.

**) Je n'oſerais hazarder de faire prendre un héros pour un voleur, quoique la circonſtance, où il ſe trouve, autoriſe cette mépriſe.

Qualis populea moerens Philomela ſub umbra
Amiſſos queritur foetus — — —

überſetzen und anbringen dürfen. Wenn ich mir ſo eine Freyheit nehmen wollte, ſo würde man mich damit in die Epopee verweiſen. Denn Sie glauben nicht, wie ſtreng der Herr iſt, dem wir zu gefallen ſuchen müſſen; ich meyne unſer Publikum. Dieſes verlangt, daß in der Tragödie überall der Held, und nirgends der Dichter ſprechen ſoll, und meynet, daß bey kritiſchen Vorfällen, in Rathsverſammlungen, bey einer heftigen Leidenſchaft, bey einer dringenden Gefahr, kein König, kein Miniſter, poetiſche Vergleichungen zu machen pflege.„ Aber verlangt denn dieſes Publikum etwas unrechtes? meynet es nicht, was die Wahrheit iſt? Sollte nicht jedes Publikum eben dieſes verlangen? eben dieſes meynen! Ein Publikum, das anders richtet, verdient dieſen Namen nicht: und muß Voltaire das ganze italiäniſche Publikum zu ſo einem Publiko machen wollen, weil er nicht Freymüthigkeit genug hat, dem Dichter gerade heraus zu ſagen, daß er hier und an mehrern Stellen luxurire, und ſeinen eigenen Kopf durch die Tapeten ſtecke? Auch unerwogen, daß ausführliche Gleichniſſe überhaupt ſchwerlich eine ſchickliche Stelle in dem Trauerſpiele finden können, hätte er anmerken ſollen, daß jenes Virgiliſche von dem Maffei äuſſerſt gemißbrauchet worden. Bey dem Virgil vermehret es das Mitleiden, und dazu iſt es eigentlich geſchickt; bey dem Maffei aber iſt es in dem Munde desjenigen, der über das Unglück, wovon es das Bild ſeyn ſoll, triumphiret, und müßte nach der Geſinnung des Polyphontes, mehr Hohn als Mitleid erwecken. Auch noch wichtigere, und auf das Ganze noch größern Einfluß habende Fehler ſcheuet ſich Voltaire nicht, lieber dem Geſchmacke der Italiäner überhaupt, als einem einzeln Dichter aus ihnen, zur Laſt zu legen, und dünkt ſich von der allerfeinſten Lebensart, wenn er den Maffei damit tröſtet, daß es ſeine ganze Nation nicht beſſer verſtehe, als er; daß ſeine Fehler die Fehler ſeiner Nation wären; daß aber Fehler einer ganzen Nation eigentlich keine Fehler wären, weil es ja eben nicht darauf ankomme, was an und für ſich gut oder ſchlecht ſey, ſondern was die Nation dafür wollte gelten laſſen. “Wie hätte ich es wagen dürfen, fährt er mit einem tiefen Bücklinge, aber auch zugleich mit einem Schnuppchen in der Taſche, gegen den Marquis fort, “bloße Nebenperſonen ſo oft mit einander ſprechen zu laſſen, als Sie gethan haben? Sie dienen bey Ihnen die intereſſanten Scenen zwiſchen den Hauptperſonen vorzubereiten; es ſind die Zugänge zu einem ſchönen Pallaſte; aber unſer ungeduldiges Publikum will ſich auf einmal in dieſem Pallaſte befinden. Wir müſſen uns alſo ſchon nach dem Geſchmacke eines Volks richten, welches ſich an Meiſterſtücken ſatt geſehen hat, und alſo äuſſerſt verwöhnt iſt. „ Was heißt dieſes anders, als: “Mein Herr Marquis, Ihr Stück hat ſehr, ſehr viel kalte, langweilige, unnütze Scenen. Aber es ſey fern von mir, daß ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen ſollte! Behüte der Himmel! ich bin ein Franzoſe; ich weiß zu leben; ich werde niemanden etwas unangenehmes unter die Naſe reiben. Ohne Zweifel haben Sie dieſe kalten, langweiligen, unnützen Scenen mit Vorbedacht, mit allem Fleiße gemacht; weil ſie gerade ſo ſind, wie ſie ihre Nation braucht. Ich wünſchte, daß ich auch ſo wohlfeil davon kommen könnte; aber leider iſt meine Nation ſo weit, ſo weit, daß ich noch viel weiter ſeyn muß, um meine Nation zu befriedigen. Ich will mir darum nicht eben viel mehr einbilden, als Sie; aber da jedoch meine Nation, die Ihre Nation ſo ſehr überſieht „ — Weiter darf ich meine Paraphraſis nicht fortſetzen; denn ſonſt,

Deſinit in piſcem mulier formoſa ſuperne:

aus der Höflichkeit wird Perſifflage, (ich brauche dieſes franzöſiſche Wort, weil wir Deutſchen von der Sache nichts wiſſen) und aus der Perſifflage, dummer Stolz.

XLII.

Den 22ten September 1767.

Es iſt nicht zu läugnen, daß ein guter Theil der Fehler, welche Voltaire als Eigenthümlichkeiten des italieniſchen Geſchmacks nur deswegen an ſeinem Vorgänger zu entſchuldigen ſcheinet, um ſie der italieniſchen Nation überhaupt zur Laſt zu legen, daß, ſage ich, dieſe, und noch mehrere, und noch größere, ſich in der Merope des Maffei befinden. Maffei hatte in ſeiner Jugend viel Neigung zur Poeſie; er machte mit vieler Leichtigkeit Verſe, in allen verſchiednen Stylen der berühmteſten Dichter ſeines Landes: doch dieſe Neigung und dieſe Leichtigkeit beweiſen für das eigentliche Genie, welches zur Tragödie erfordert wird, wenig oder nichts. Hernach legte er ſich auf die Geſchichte, auf Kritik und Alterthümer; und ich zweifle, ob dieſe Studien die rechte Nahrung für das tragiſche Genie ſind. Er war unter Kirchenväter und Diplomen vergraben, und ſchrieb wider die Pfaffe und Basnagen, als er, auf geſellſchaftliche Veranlaſſung, ſeine Merope vor die Hand nahm, und ſie in weniger als zwey Monaten zu Stande brachte. Wenn dieſer Mann, unter ſolchen Beſchäfftigungen, in ſo kurzer Zeit ein Meiſterſtück gemacht hätte, ſo müßte er der außerordentlichſte Kopf geweſen ſeyn; oder eine Tragödie überhaupt iſt ein ſehr geringfügiges Ding. Was indeß ein Gelehrter, von gutem klaßiſchen Geſchmacke, der ſo etwas mehr für eine Erholung als für eine Arbeit anſieht, die ſeiner würdig wäre leiſten kann, das leiſtete auch er. Seine Anlage iſt geſuchter und ausgedrechſelter, als glücklich; ſeine Karaktere ſind mehr nach den Zergliederungen des Moraliſten, oder nach bekannten Vorbildern in Büchern, als nach dem Leben geſchildert; ſein Ausdruck zeigt von mehr Phantaſie als Gefühl; der Litterator und der Verſifikateur läßt ſich überall ſpüren, aber nur ſelten das Genie und der Dichter.

Als Verſifikateur läuft er den Beſchreibungen und Gleichniſſen zu ſehr nach. Er hat verſchiedene ganz vortreffliche wahre Gemählde, die in ſeinem Munde nicht genug bewundert werden könnten; aber in dem Munde ſeiner Perſonen unerträglich ſind, und in die lächerlichſten Ungereimtheiten ausarten. So iſt es z. E. zwar ſehr ſchicklich, daß Aegisth ſeinen Kampf mit dem Räuber, den er umgebracht, umſtändlich beſchreibet, denn auf dieſen Umſtänden beruhet ſeine Vertheidigung; daß er aber auch, wenn er den Leichnam in den Fluß geworfen zu haben bekennet, alle, ſelbſt die allerkleinſten, Phänomena mahlet, die den Fall eines ſchweren Körpers ins Waſſer begleiten, wie er hineinſchießt, mit welchem Geräuſche er das Waſſer zertheilet, das hoch in die Luft ſpritzet, und wie ſich die Fluth wieder über ihn zuſchließt: *) das würde man auch nicht einmal einem kalten geſchwätzigen Advokaten, der für ihn ſpräche, verzeihen, geſchweige ihm ſelbſt. Wer vor ſeinem Richter ſtehet, und ſein Leben zu vertheidigen hat, dem liegen andere Dinge am Herzen, als daß er in ſeiner Erzehlung ſo kindiſch genau ſeyn könnte.

Als Litterator hat er zu viel Achtung für die Simplicität der alten griechiſchen Sitten, und für das Koſtume bezeigt, mit welchem wir ſie bey dem Homer und Euripides geſchildert finden, das aber allerdings um etwas, ich will nicht ſagen veredelt, ſondern unſerm Koſtume näher gebracht werden muß, wenn es der Rührung im Trauerſpiele nicht mehr ſchädlich, als zuträglich ſeyn ſoll. Auch

---

*) Atto I. Sc. III.

— — — — — In core
Pero mi venne di lanciar nel fiume
Il morto, ò ſemivivo; e con fatica
(Ch' inutil' era per riuſcire, e vana)
L'alzai da terra, e in terra rimaneva
Una pozza di ſangue: a mezo il ponte
Portailo in fretta, di vermiglia ſtriſcia
Sempre rigando il ſuol; quinci cadere
Col capo in giù il laſciai: piombò, e gran tonfo
S'udì nel profondarſi: in alto ſalſe
Lo ſpruzzo, e l'onda ſopra lui ſi chiuſe.

hat er zugefliſſentlich ſchöne Stellen aus den Alten nachzuahmen geſucht, ohne zu unterſcheiden, aus was für einer Art von Werken er ſie entlehnt, und in was für eine Art von Werken er ſie überträgt. Neſtor iſt in der Epopee ein geſprächiger freundlicher Alte; aber der nach ihm gebildete Polydor wird in der Tragödie ein alter eckler Saalbader. Wenn Maffei dem vermeyntlichen Plane des Euripides hätte folgen wollen: ſo würde uns der Litterator vollends etwas zu lachen gemacht haben. Er hätte es ſodann für ſeine Schuldigkeit geachtet, alle die kleinen Fragmente, die uns von dem Kreſphontes übrig ſind, zu nutzen, und ſeinem Werke getreulich einzuflechten. *) Wo er alſo geglaubt hätte, daß ſie ſich hinpaßten, hätte er ſie als Pfähle aufgerichtet, nach welchen ſich der Weg ſeines Dialogs richten und ſchlingen müſſen. Welcher pedantiſche Zwang! Und wozu? Sind es nicht die Sittenſprüche, womit man ſeine Lücken füllet, ſo ſind es andere.

Dem ohngeachtet möchten ſich wiederum Stellen finden, wo man wünſchen dürfte, daß ſich der Litterator weniger vergeſſen hätte. Z. E. Nachdem die Erkennung vorgegangen, und Merope einſieht, in welcher Gefahr ſie zweymal geweſen ſey, ihren eignen Sohn umzubringen, ſo läßt er die Iſmene, voller Erſtaunen ausrufen: "Welche wunderbare Begebenheit, wunderbarer, als ſie jemals auf einer Bühne erdichtet worden!"

Con coſi ſtrani avvenimenti nom forſe
Non ſide mai favoleggiar le ſcene.

Maffei

---

*) Non eſſendo dunque ſtato mio penſiero di ſeguir la Tragedia d'Euripide, non ho cercato per conſequenza di porre nella mia que' ſentimenti di eſſa, che ſon rimaſti qua, e là; avendone tradotti cinque verſi Cicerone, e recati tre paſſi Plutarco, e due verſi Gellio, e alcuni trovandoſene ancora, ſe la memoria non m'inganna, preſſo Stobeo.

Maffei hat ſich nicht erinnert, daß die Geſchichte ſeines Stücks in eine Zeit fällt, da noch an kein Theater gedacht war; in die Zeit vor dem Homer, deſſen Gedichte den erſten Saamen des Drama ausſtreuten. Ich würde dieſe Unachtſamkeit niemanden als ihm aufmutzen, der ſich in der Vorrede entſchuldigen zu müſſen glaubte, daß er den Namen Meſſene zu einer Zeit brauche, da ohne Zweifel noch keine Stadt dieſes Namens geweſen, weil Homer keine erwähne. Ein Dichter kann es mit ſolchen Kleinigkeiten halten, wie er will: nur verlangt man, daß er ſich immer gleich bleibet, und daß er ſich nicht einmal über etwas Bedenken macht, worüber er ein andermal kühnlich weggeht; wenn man nicht glauben ſoll, daß er den Anſtoß vielmehr aus Unwiſſenheit nicht geſehen, als nicht ſehen wollen. Ueberhaupt würden mir die angeführten Zeiten nicht gefallen, wenn ſie auch keinen Anachroniſmus enthielten. Der tragiſche Dichter ſollte alles vermeiden, was die Zuſchauer an ihre Illuſion erinnern kann; denn ſobald ſie daran erinnert ſind, ſo iſt ſie weg. Hier ſcheinet es zwar, als ob Maffei die Illuſion eher noch beſtärken wollen, indem er das Theater ausdrücklich außer dem Theater annehmen läßt; doch die bloßen Worte, Bühne und erdichten, ſind der Sache ſchon nachtheilig, und bringen uns geraden Weges dahin, wovon ſie uns abbringen ſollen. Dem komiſchen Dichter iſt es eher erlaubt, auf dieſe Weiſe ſeiner Vorſtellung Vorſtellungen entgegen zu ſetzen; denn unſer Lachen zu erregen, braucht es des Grades der Täuſchung nicht, den unſer Mitleiden erfordert.

Ich habe ſchon geſagt, wie hart de la Lindelle dem Maffei mitſpielt. Nach ſeinem Urtheile hat Maffei ſich mit dem begnügt, was ihm ſein Stoff von ſelbſt anbot, ohne die geringſte Kunſt dabey anzuwenden; ſein Dialog iſt ohne alle Wahrſcheinlichkeit, ohne allen Anſtand und

Würde; da iſt ſo viel Kleines und Kriechendes, das kaum in einem Poſſenſpiele, in der Bude des Harlekins zu dulden wäre; alles wimmelt von Ungereimtheiten und Schulſchnitzern. “ Mit einem Worte, ſchließt er, das Werk des Maffei enthält einen ſchönen Stoff, iſt aber ein ſehr elendes Stück. Alle Welt kömmt in Paris darinn überein, daß man die Vorſtellung deſſelben nicht würde haben aushalten können; und in Italien ſelbſt wird von verſtändigen Leuten ſehr wenig daraus gemacht. Vergebens hat der Verfaſſer auf ſeinen Reiſen die elendeſten Schriftſteller in Sold genommen, ſeine Tragödie zu überſetzen; er konnte leichter einen Ueberſetzer bezahlen, als ſein Stück verbeſſern. „

So wie es ſelten Komplimente giebt, ohne alle Lügen, ſo finden ſich auch ſelten Grobheiten ohne alle Wahrheit. Lindelle hat in vielen Stücken wider den Maffei Recht, und möchte er doch höflich oder grob ſeyn, wenn er ſich begnügte, ihn blos zu tadeln. Aber er will ihn unter die Füße treten, vernichten, und gehet mit ihm ſo blind als treulos zu Werke. Er ſchämt ſich nicht, offenbare Lügen zu ſagen, augenſcheinliche Verfälſchungen zu begehen, um nur ein recht hämiſches Gelächter aufſchlagen zu können. Unter drey Streichen, die er thut, geht immer einer in die Luft, und von den andern zweyen, die ſeinen Gegner ſtreifen oder treffen, trift einer unfehlbar den zugleich mit, dem ſeine Klopffechterey Platz machen ſoll, Voltaire ſelbſt. Voltaire ſcheinet dieſes auch zum Theil gefühlt zu haben, und iſt daher nicht ſaumſelig, in der Antwort an Lindellen, den Maffei in allen den Stücken zu vertheidigen, in welchen er ſich zugleich mit vertheidigen zu müſſen glaubt. Dieſer ganzen Korreſpondenz mit ſich ſelbſt, dünkt mich, fehlt das intereſſanteſte Stück; die Antwort des Maffei. Wenn uns doch auch dieſe der Herr von Voltaire hätte mittheilen wollen. Oder war ſie etwa ſo nicht, wie er ſie durch ſeine Schmeicheley zu erſchleichen hofte? Nahm ſich Maffei etwa die Freyheit, ihm hinwiederum die Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Geſchmacks ins Licht zu ſtellen? ihm zu zeigen, warum die franzöſiſche Merope eben ſo wenig in Italien, als die Italieniſche in Frankreich gefallen könne? ——

XLIII.

Den 25ten September 1767.

So etwas läßt ſich vermuthen. Doch ich will lieber beweiſen, was ich ſelbſt geſagt habe, als vermuthen, was andere geſagt haben könnten.

Lindern, fürs erſte, ließe ſich der Tadel des Lindelle faſt in allen Punkten. Wenn Maffei gefehlt hat, ſo hat er doch nicht immer ſo plump gefehlt, als uns Lindelle will glauben machen. Er ſagt z. E., Aegisth, wenn ihn Merope nunmehr erſtechen wolle, rufe aus: O mein alter Vater! und die Königin werde durch dieſes Wort, alter Vater, ſo gerühret, daß ſie von ihrem Vorſatze ablaſſe und auf die Vermuthung komme, Aegisth könne wohl ihr Sohn ſeyn. Iſt das nicht, ſetzt er höhniſch hinzu, eine ſehr gegründete Vermuthung! Denn freylich iſt es ganz etwas ſonderbares, daß ein junger Menſch einen alten Vater hat! „Maffei, fährt er fort, hat mit dieſem Fehler, dieſem Mangel von Kunſt und Genie, einen andern Fehler verbeſſern wollen, den er in der erſtern Ausgabe ſeines Stückes begangen hatte. Aegisth rief da: Ach, Polydor, mein Vater! Und dieſer Polydor war eben der Mann, dem Merope ihren Sohn anvertrauet hatte. Bey dem Namen Polydor hätte die Königin gar nicht mehr zweifeln müſſen, daß Aegisth ihr Sohn ſey; und das Stück wäre aus geweſen. Nun iſt dieſer Fehler zwar weggeſchaft; aber ſeine Stelle hat ein noch weit gröberer eingenommen. „ Es iſt wahr, in der erſten Ausgabe nennt Aegisth den Polydor ſeinen Vater; aber in den nachherigen Ausgaben iſt von gar keinem Vater mehr die Rede. Die Königin ſtutzt blos bey dem Namen Polydor, der den Aegisth gewarnet habe, ja keinen Fuß in das Meſſeniſche Gebiete zu ſetzen. Sie giebt auch ihr Vorhaben darum nicht auf; ſie fodert blos nähere Erklärung; und ehe ſie dieſe erhalten kann, kömmt der König dazu. Der König läßt den Aegisth wieder losbinden, und da er die That, weswegen Aegisth eingebracht worden, billiget und rühmet, und ſie als eine wahre Heldenthat zu belohnen verſpricht: ſo muß wohl Merope in ihren erſten Verdacht wieder zurückfallen. Kann der ihr Sohn ſeyn, den Polyphontes eben darum belohnen will, weil er ihren Sohn umgebracht habe? Dieſer Schluß muß nothwendig bey ihr mehr gelten, als ein bloßer Name. Sie bereuet es nunmehr auch, daß ſie eines Namens wegen, den ja wohl mehrere führen können, mit der Vollziehung ihrer Rache gezaudert habe;

Che dubitar? miſera, ed io da un nome
Ttrattenere mi laſciai, quaſi un tal nome
Altri aver non poteſſe —

und die folgenden Aeuſſerungen des Tyrannen können ſie nicht anders als in der Meynung vollends beſtärken, daß er von dem Tode ihres Sohnes die allzuverläßigſte, gewiſſeſte Nachricht haben müſſe. Iſt denn das alſo nun ſo gar abgeſchmackt? Ich finde es nicht. Vielmehr muß ich geſtehen, daß ich die Verbeſſerung des Maffei nicht einmal für ſehr nöthig halte. Laßt es den Aegisth immerhin ſagen, daß ſein Vater Polydor heiſſe! Ob es ſein Vater oder ſein Freund war, der ſo hieße, und ihn vor Meſſene warnte, das nimmt einander nicht viel. Genug, daß Merope, ohne alle Widerrede, das für wahrſcheinlicher halten muß, was der Tyrann von ihm glaubet, da ſie weiß, daß er ihrem Sohne ſo lange, ſo eifrig nachgeſtellt, als das, was ſie aus der bloßen Uebereinſtimmung eines Namens ſchlieſſen könnte. Freylich, wenn ſie wüßte, daß die Meynung des Tyrannen, Aegisth ſey der Mörder ihres Sohnes, auf weiter nichts als ihre eigene Vermuthung gründe: ſo wäre es etwas anders. Aber dieſes weiß ſie nicht; vielmehr hat ſie allen Grund zu glauben, daß er ſeiner Sache werde gewiß ſeyn. — Es verſteht ſich, daß ich das, was man zur Noth entſchuldigen kann, darum nicht für ſchön ausgebe; der Poet hätte unſtreitig ſeine Anlage viel feiner machen können. Sondern ich will nur ſagen, daß auch ſo, wie er ſie gemacht hat, Merope noch immer nicht ohne zureichenden Grund handelt; und daß es gar wohl möglich und wahrſcheinlich iſt, daß Merope in ihrem Vorſatze der Rache verharren, und bey der erſten Gelegenheit einen neuen Verſuch, ſie zu vollziehen, wagen können. Worüber ich mich alſo beleidiget finden möchte, wäre nicht dieſes, daß ſie zum zweyten male, ihren Sohn als den Mörder ihres Sohnes zu ermorden, kömmt: ſondern dieſes, daß ſie zum zweyten male durch einen glücklichen ungefehren Zufall daran verhindert wird. Ich würde es dem Dichter verzeihen, wenn er Meropen auch nicht eigentlich nach den Gründen der größten Wahrſcheinlichkeit ſich beſtimmen ließe; denn die Leidenſchaft, in der ſie iſt, könnte auch den Gründen der ſchwächern das Uebergewicht ertheilen. Aber das kann ich ihm nicht verzeihen, daß er ſich ſo viel Freyheit mit dem Zufalle nimmt, und mit dem Wunderbaren deſſelben ſo verſchwenderiſch iſt, als mit den gemeinſten ordentlichſten Begebenheiten. Daß der Zufall Einmal der Mutter einen ſo frommen Dienſt erweiſet, das kann ſeyn; wir wollen es um ſo viel lieber glauben, je mehr uns die Ueberraſchung gefällt. Aber daß er zum zweyten male die nemliche Uebereilung, auf die nemliche Weiſe, verhindern werde, das ſieht dem Zufalle nicht ähnlich; eben dieſelbe Ueberraſchung wiederholt, hört auf Ueberraſchung zu ſeyn; ihre Einförmigkeit beleidiget, und wir ärgern uns über den Dichter, der zwar eben ſo abentheuerlich, aber nicht eben ſo mannichfaltig zu ſeyn weiß, als der Zufall.

Von den augenſcheinlichen und vorſetzlichen Verfälſchungen des Lindelle, will ich nur zwey anführen.— "Der vierte Akt, ſagt er, fängt mit einer kalten und unnöthigen Scene zwiſchen dem Tyrannen und der Vertrauten der Merope an; hierauf begegnet dieſe Vertraute, ich weiß ſelbſt nicht wie, dem jungen Aegisth, und beredet ihn, ſich in dem Vorhauſe zur Ruhe zu begeben, damit, wenn er eingeſchlafen wäre, ihn die Königin mit aller Gemächlichkeit umbringen könne. Er ſchläft auch wirklich ein, ſo wie er es verſprochen hat. O ſchön! und die Königin kömmt zum zweyten male, mit einer Axt in der Hand, um den jungen Menſchen umzubringen, der ausdrücklich deswegen ſchläft. Dieſe nemliche Situation, zweymal wiederholt, verräth die äuſſerſte Unfruchtbarkeit; und dieſer Schluß des jungen Menſchen iſt ſo lächerlich, daß in der Welt nichts lächerlicher ſeyn kann." Aber iſt es denn auch wahr, daß ihn die Vertraute zu dieſem Schlafe beredet? Das lügt Lindelle.*) Aegisth trift die Vertraute an, und bittet ſie, ihm doch die Urſache zu entdecken, warum die Königin ſo ergrimmt auf ihn ſey. Die Vertraute antwortet, ſie wolle ihm gern alles ſagen; aber ein wichtiges Geſchäft rufe ſie jetzt wo anders hin; er ſolle einen Augenblick hier verziehen; ſie wolle gleich wieder bey ihm ſeyn. Allerdings hat die Vertraute die Abſicht, ihn der Königin in die Hände zu liefern; ſie beredet ihn, zu bleiben, aber nicht zu ſchlafen; und Aegisth, welcher, ſeinem Verſprechen nach, bleibet, ſchläft, nicht ſeinem Verſprechen nach, ſondern ſchläft, weil er müde iſt, weil es Nacht iſt, weil er nicht ſiehet, wo er die Nacht ſonſt werde zubringen können, als hier.*) — Die zweyte Lüge des Lindelle iſt von eben dem Schlage. “Merope ſagt er, nachdem ſie der alte Polydor an der Ermordung ihres Sohnes verhindert, fragt ihn, was für eine Belohnung er dafür verlange; und der alte Narr bittet ſie, ihn zu verjüngen.„ Bittet ſie, ihn zu verjüngen? “Die Belohnung meines Dien-

---

*) Und der Herr von Voltaire gleichfalls. Denn nicht allein die Lindelle ſagt: enſuite cette ſuivante rencontre le jeune Egiſte, je ne ſai comment, et lui perſuade de ſe repoſer dans le veſtibule, afin que, quand il ſera endormi, la reine puiſſe le tuer

---

tout à ſon aiſe: ſondern auch der Herr von Voltaire ſelbſt: la confidente de Mérope engage le jeune Egiſte à dormir ſur la ſcene, afin de donner le tems à la reine de venir l'y aſſaſſiner. Was aus dieſer Uebereinſtimmung zu ſchlieſſen iſt, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Selten ſtimmt ein Lügner mit ſich ſelbſt überein; und wenn zwey Lügner mit einander übereinſtimmen, ſo iſt es gewiß abgeredete Karte.

*) Atto IV. Sc. II.

Egi. Mà di tanto furor, di tanto affanno
Qual' ebbe mai cagion? — —
Iſm. Il tutto
Scoprirti io non ricuſo; mà egli è d'uopo
Che qui t'arreſti per brev' ora: urgente
Cura or mi chiama altrove. *Egi.* Io volontieri
T'attendo quanto vuoi.
Iſm. Mà non partire
E non far ſi, ch' iò quà ritorni indarno.
Egi. Mia fè dò in pegno; e dove gir dovrei! —

ſtes, antwortet der Alte, iſt dieſer Dienſt ſelbſt; iſt dieſes, daß ich dich vergnügt ſehe. Was könnteſt du mir auch geben? Ich brauche nichts, ich verlange nichts. Eines möchte ich mir wünſchen; aber das ſtehet weder in deiner, noch in irgend eines Sterblichen Gewalt, mir zu gewähren; daß mir die Laſt meiner Jahre, unter welcher ich erliege, erleichtert würde, u. ſ. w. „*) Heißt das: erleichtere Du mir die Laſt? gieb Du mir Stärke und Jugend wieder? Ich will gar nicht ſagen, daß eine ſolche Klage über die Ungemächlichkeiten des Alters hier an dem ſchickſten Orte ſtehe, ob ſie ſchon vollkommen in dem Karakter des Polydors iſt. Aber iſt denn jede Ungeſchicklichkeit, Wahnwitz? Und mußten nicht Polydor und ſein Dichter, im eigentlichſten Verſtande wahnwitzig ſeyn, wenn dieſer jenem die Bitte wirklich in den Mund legte, die Lindelle ihnen anlügt. — Anlügt? Lügen? Verdienen ſolche Kleinigkeiten wohl ſo harte Worte? — Kleinigkeiten? Was dem Lindelle wichtig-genug war, darum zu lügen, ſoll das einem dritten nicht wichtig genug ſeyn, ihm zu ſagen, daß er gelogen hat? —

---

*) Atto IV. Sc. VII.

Mer. Ma quale, ò mio fedel, qual potro io
Darti gia mai mercè, che i merti agguagli?
Pol. Il mio ſteſſo ſervir fu premio; ed ora
M'è il vederti contenta, ampia mercede.
Che vuoi tu darmi? io nulla bramo: caro
Sol mi ſaria ciò, ch' altri dar non puoto.
Che ſcemato mi foſſe il grave incarco
De gli anni, che mi ſtà sù'l capo, e à terra
Il curva, e preme ſi, che parmi un monte —

XLIV.

Den 29ten September 1767.

Ich komme auf den Tadel des Lindelle, welcher den Voltaire ſo gut als den Maffei trift, dem er doch nur allein zugedacht war.

Ich übergehe die beyden Punkte, bey welchen es Voltaire ſelbſt fühlte, daß der Wurf auf ihn zurückpralle. — Lindelle hatte geſagt, daß es ſehr ſchwache und unedle Merkmale wären, aus welchen Merope bey dem Maffei ſchlieſſe, daß Aegisth der Mörder ihres Sohnes ſey. Voltaire antwortet: “Ich kann es Ihnen nicht bergen; ich finde, daß Maffei es viel künſtlicher angelegt hat, als ich, Meropen glauben zu machen, daß ihr Sohn der Mörder ihres Sohnes ſey. Er konnte ſich eines Ringes dazu bedienen, und das durfte ich nicht; denn ſeit dem königlichen Ringe, über den Boileau in ſeinen Satyren ſpottet, würde das auf unſerm Theater ſehr klein ſcheinen.„ Aber mußte denn Voltaire eben eine alte Rüſtung anſtatt des Ringes wählen. Als Narbas das Kind mit ſich nahm, was bewog ihn denn, auch die Rüſtung des ermordeten Vaters mitzunehmen? Damit Aegisth, wenn er erwachſen wäre, ſich keine neue Rüſtung kaufen dürfe, und ſich mit der alten ſeines Vaters behelfen könne? Der vorſichtige Alte! Ließ er ſich nicht auch ein Paar alte Kleider von der Mutter mitgeben? Oder geſchah es, damit Aegisth einmal an dieſer Rüſtung erkannt werden könne? So eine Rüſtung gab es wohl nicht mehr? Es war wohl eine Familienrüſtung, die Vulkan ſelbſt dem Großgroßvater gemacht hatte? Eine undurchdringliche Rüſtung? Oder wenigſtens mit ſchönen Figuren und Sinnbildern verſehen, an welchen ſie Eurikles und Merope nach fünfzehn Jahren ſogleich wieder erkannten? Wenn das iſt: ſo mußte ſie der Alte freylich mitnehmen; und der Herr von Voltaire hat Urſache, ihm verbunden zu ſeyn, daß er unter den blutigen Verwirrungen, bey welchen ein anderer nur an das Kind gedacht hätte, auch zugleich an eine ſo nützliche Möbel dachte. Wenn Aegiſth ſchon das Reich ſeines Vaters verlor, ſo mußte er doch nicht auch die Rüſtung ſeines Vaters verlieren, in der er jenes wieder erobern konnte. — Zweytens hatte ſich Lindelle über den Polyphont des Maffei aufgehalten, der wie die Merope mit aller Gewalt heyrathen will. Als ob der Voltairiſche das nicht auch wollte! Voltaire antwortet ihm daher: “Weder Maffei, noch ich, haben die Urſachen dringend genug gemacht, warum Polyphont durchaus Meropen zu ſeiner Gemahlin verlangt. Das iſt vielleicht ein Fehler des Stoffes; aber ich bekenne Ihnen, daß ich einen ſolchen Fehler für ſehr gering halte, wenn das Intereſſe, welches er hervorbringt, beträchtlich iſt.„ Nein, der Fehler liegt nicht in dem Stoffe. Denn in dieſem Umſtande eben hat Maffei den Stoff verändert. Was brauchte Voltaire dieſe Veränderung anzunehmen, wenn er ſeinen Vortheil nicht dabey ſahe? —

Der Punkte ſind mehrere, bey welchen Voltaire eine ähnliche Rückſicht auf ſich ſelbſt hätte nehmen können: aber welcher Vater ſieht alle Fehler ſeines Kindes? Der Fremde, dem ſie in die Augen fallen, braucht darum gar nicht ſcharfſichtiger zu ſeyn, als der Vater; genug, daß er nicht der Vater iſt. Geſetzt alſo, ich wäre dieſer Fremde!

Lindelle wirft dem Maffei vor, daß er ſeine Scenen oft nicht verbinde, daß er das Theater oft leer laſſe, daß ſeine Perſonen oft ohne Urſache aufträten und abgiengen; alles weſentliche Fehler, die man heut zu Tage auch dem armſeligſten Poeten nicht mehr verzeihe. — Weſentliche Fehler dieſes? Doch das iſt die Sprache der franzöſiſchen Kunſtrichter überhaupt; die muß ich ihm ſchon laſſen, wenn ich nicht ganz von vorne mit ihm anfangen will. So weſentlich oder unweſentlich ſie aber auch ſeyn mögen; wollen wir es Lindellen auf ſein Wort glauben, daß ſie bey den Dichtern ſeines Volks ſo ſelten ſind? Es iſt wahr, ſie ſind es, die ſich der größten Regelmäßigkeit rühmen; aber ſie ſind es auch, die entweder dieſen Regeln eine ſolche Ausdehnung geben, daß es ſich kaum mehr der Mühe verlohnet, ſie als Regeln vorzutragen, oder ſie auf eine ſolche linke und gezwungene Art beobachten, daß es weit mehr beleidiget, ſie ſo beobachtet zu ſehen, als gar nicht.*) Beſonders iſt Voltaire ein Meiſter, ſich die Feſſeln der Kunſt ſo leicht, ſo weit zu machen, daß er alle Freyheit behält, ſich zu bewegen, wie er will; und doch bewegt er ſich oft ſo plump und ſchwer, und macht ſo ängſtliche Verdrehungen, daß man meynen ſollte, jedes Glied von ihm ſey an ein beſonderes Klotz geſchmiedet. Es koſtet mir Ueberwindung, ein Werk des Genies aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten; doch da es, bey der gemeinen Klaſſe von Kunſtrichtern, noch ſo ſehr Mode iſt, es faſt aus keinem andern, als aus dieſem, zu betrachten; da es der iſt, aus welchem die Bewunderer des franzöſiſchen Theaters, das lauteſte Geſchrey erheben: ſo will ich doch erſt genauer hinſehen, ehe ich in ihr Geſchrey mit einſtimme.

---

*) Dieſes war, zum Theil, ſchon das Urtheil unſers Schlegels. „Die Wahrheit zu geſtehen, ſagt er in ſeinen Gedanken zur Aufnahme des däniſchen Theaters, „beobachten die Engländer, die ſich keiner Einheit des Orts rühmen, dieſelbe großentheils viel beſſer, als die Franzoſen, die ſich damit viel wiſſen, daß ſie die Regeln des Ariſtoteles ſo genau beobachten. Darauf kömmt gerade am allerwenigſten an, daß das Gemählde der Scenen nicht verändert wird. Aber wenn keine Urſache vorhanden iſt, warum die auftretenden Perſonen ſich an dem angezeigten Orte befinden, und nicht vielmehr an demjenigen geblieben ſind, wo ſie vorhin waren; wenn eine Perſon ſich als Herr und Bewohner eben des Zimmers aufführet, wo kurz vorher eine andere, als ob ſie ebenfalls Herr vom Hauſe wäre, in aller Gelaſſenheit mit ſich ſelbſt, oder mit einem Vertrauten geſprochen, ohne daß dieſer Umſtand auf eine wahrſcheinliche Weiſe entſchuldiget wird; kurz, wenn die Perſonen nur deswegen in den angezeigten Saal oder Garten kommen, um auf die Schaubühne zu treten: ſo würde der Verfaſſer des Schauſpiels am beſten gethan haben, anſtatt der Worte, “der Schauplatz iſt ein Saal in Climenens Hauſe,„ unter das Verzeichniß ſeiner Perſonen zu ſetzen: “der Schauplatz iſt auf dem Theater.„ Oder im Ernſte zu reden, es würde weit beſſer geweſen ſeyn, wenn der Verfaſſer, nach dem Gebrauche der Engländer, die Scene aus dem Hauſe des einen in das Haus eines andern verlegt, und alſo den Zuſchauer ſeinem Helden nachgeführet hätte; als daß er ſeinem Helden die Mühe macht, den Zuſchauern zu gefallen, an einen Platz zu kommen, wo er nichts zu thun hat.“

1. Die Scene iſt zu Meſſene, in dem Pallaſte der Merope. Das iſt, gleich Anfangs, die ſtrenge Einheit des Ortes nicht, welche, nach den Grundſätzen und Beyſpielen der Alten, ein Hedelin verlangen zu können glaubte. Die Scene muß kein ganzer Pallaſt, ſondern nur ein Theil des Pallaſtes ſeyn, wie ihn das Auge aus einem und eben demſelben Standorte zu überſehen fähig iſt. Ob ſie ein ganzer Pallaſt, oder eine ganze Stadt, oder eine ganze Provinz iſt, das macht im Grunde einerley Ungereimtheit. Doch ſchon Corneille gab dieſem Geſetze, von dem ſich ohnedem kein ausdrückliches Gebot bey den Alten findet, die weitere Ausdehnung, und wollte, daß eine einzige Stadt zur Einheit des Ortes hinreichend ſey. Wenn er ſeine beſten Stücke von dieſer Seite rechtfertigen wollte, ſo mußte er wohl ſo nachgebend ſeyn. Was Corneillen aber erlaubt war, das muß Voltairen Recht ſeyn. Ich ſage alſo nichts dagegen, daß eigentlich die Scene bald in dem Zimmer der Königin, bald in dem oder jenem Saale, bald in dem Vorhofe, bald nach dieſer bald nach einer andern Ausſicht, muß gedacht werden. Nur hätte er bey dieſen Abwechſe-

lungen auch die Vorſicht brauchen ſollen, die Corneille dabey empfahl: ſie müſſen nicht in dem nemlichen Akte, am wenigſten in der nemlichen Scene angebracht werden. Der Ort, welcher zu Anfange des Akts iſt, muß durch dieſen ganzen Akt dauern; und ihn vollends in eben derſelben Scene abändern, oder auch nur erweitern oder verengern, iſt die äußerſte Ungereimtheit von der Welt. — Der dritte Akt der Merope mag auf einem freyen Platze, unter einem Säulengange oder in einem Saale ſpielen, in deſſen Vertiefung das Grabmahl des Kreſphontes zu ſehen, an welchem die Königin den Aegisth mit eigener Hand hinrichten will: was kann man ſich armſeliger vorſtellen, als daß, mitten in der vierten Scene, Eurikles, der den Aegisth wegführet, dieſe Vertiefung hinter ſich zuſchlieſſen muß? Wie ſchließt er ſie zu? Fällt ein Vorhang hinter ihm nieder? Wenn jemals auf einen Vorhang das, was Hedelin von dergleichen Vorhängen überhaupt ſagt, gepaßt hat, ſo iſt es auf dieſen; [*] beſonders wenn man zugleich die Urſache erwegt, warum Aegisth ſo plötzlich abgeführt, durch dieſe Maſchienerie ſo augenblicklich aus dem Geſichte gebracht werden muß, von der ich nachher reden will. —— Eben ſo ein Vorhang wird in dem fünften Akte aufgezogen. Die erſten ſechs Scenen ſpielen in einem Saale des Pallaſtes: und mit der ſiebenden erhalten wir auf einmal die offene Ausſicht in den Tempel, um einen todten Körper in einem blutigen Rocke ſehen zu können. Durch welches Wunder? Und war dieſer Anblick dieſes Wunders wohl werth; man wird ſagen, die Thüren dieſes Tempels eröffnen ſich auf einmal, Merope bricht auf einmal mit dem ganzen Volke heraus, und dadurch erlangen wir die Einſicht in denſelben. Ich verſtehe; dieſer Tempel war Jhro verwittweten Königlichen Majeſtät Schloßkapelle, die gerade an den Saal ſtieß, und mit ihm Kommunikation hatte, damit Allerhöchſt dieſelben jederzeit trocknes Fußes zu dem Orte ihrer Andacht gelangen konnten. Nur ſollten wir ſie dieſes Weges nicht allein herauskommen, ſondern auch hereingehen ſehen; wenigſtens den Aegisth, der am Ende der vierten Scene zu laufen hat, und ja den kürzeſten Weg nehmen muß, wenn er, acht Zeilen darauf, ſeine That ſchon vollbracht haben ſoll.

---

[*] On met des rideaux qui ſe tirent et retirent, pour faire que les Acteurs paroiſſent et diſparoiſſent, ſelon la neceſſité du Sujet --- ces rideaux ne ſont bons qu'à faire des couvertures pour berner ceux qui les ont inventés, et ceux qui les approuvent. *Pratique du Théatre, Liv. II. chap. 6.*

XLV.

Den 2ten Oktober 1767.

2. Nicht weniger bequem hat es ſich Herr von Voltaire mit der Einheit der Zeit gemacht. Man denke ſich einmal alles das, was er in ſeiner Merope vorgehen läßt, an Einem Tage geſchehen; und ſage, wie viel Ungereimtheiten man ſich dabey denken muß. Man nehme immer einen völligen, natürlichen Tag; man gebe ihm immer die dreyßig Stunden, auf die Corneille ihn auszudehnen erlauben will. Es iſt wahr, ich ſehe zwar keine phyſikaliſche Hinderniſſe, warum alle die Begebenheiten in dieſem Zeitraume nicht hätten geſchehen können: aber deſto mehr moraliſche. Es iſt freylich nicht unmöglich, daß man innerhalb zwölf Stunden um ein Frauenzimmer anhalten und mit ihr getrauet ſeyn kann; beſonders, wenn man es mit Gewalt vor den Prieſter ſchleppen darf. Aber wenn

es geſchieht, verlangt man nicht eine ſo gewaltſame Beſchleunigung durch die allertriftigſten und dringendſten Urſachen gerechtfertiget zu wiſſen; findet ſich hingegen auch kein Schatten von ſolchen Urſachen, wodurch ſoll uns, was blos phyſikaliſcher Weiſe möglich iſt, denn wahrſcheinlich werden. Der Staat will ſich einen König wählen; Polyphont und der abweſende Aegisth können allein dabey in Betrachtung kommen; um die Anſprüche des Aegisth zu vereiteln, will Polyphont die Mutter deſſelben heyrathen; an eben demſelben Tage, da die Wahl geſchehen ſoll, macht er ihr den Antrag; ſie weiſet ihn ab; die Wahl geht vor ſich, und fällt für ihn aus; Polyphont iſt alſo König, und man ſollte glauben, Aegisth möge nunmehr erſcheinen, wenn er wolle, der neuerwählte König könne es, vors erſte, mit ihm anſehen. Nichtsweniger; er beſtehet auf der Heyrath, und beſtehet darauf, daß ſie noch deſſelben Tages vollzogen werden ſoll; eben des Tages, an dem er Meropen zum erſtenmale ſeine Hand angetragen; eben des Tages, da ihn das Volk zum Könige ausgerufen. Ein ſo alter Soldat, und ein ſo hitziger Freyer! Aber ſeine Freyerey, iſt nichts als Politik. Deſto ſchlimmer; diejenige, die er in ſein Intereſſe verwickeln will, ſo zu mißhandeln! Merope hatte ihm ihre Hand verweigert, als er noch nicht König war, als ſie glauben mußte, daß ihm ihre Hand vornehmlich auf den Thron verhelfen ſollte; aber nun iſt er König, und iſt es geworden, ohne ſich auf den Titel ihres Gemahls zu gründen; er wiederholte ſeinen Antrag, und vielleicht giebt ſie es näher; er laſſe ihr Zeit, den Abſtand zu vergeſſen, der ſich ehedem zwiſchen ihnen befand, ſich zu gewöhnen, ihn als ihres gleichen zu betrachten, und vielleicht iſt nur kurze Zeit dazu nöthig. Wenn er ſie nicht gewinnen kann, was hilft es ihn, ſie zu zwingen? Wird es ihren Anhängern unbekannt bleiben, daß ſie gezwungen worden? Werden ſie ihn nicht auch darum haſſen zu müſſen glauben? Werden ſie nicht auch darum dem Aegisth, ſobald er ſich zeigt, beyzutreten, und in ſeiner Sache zugleich die Sache ſeiner Mutter zu betreiben, ſich für verbunden achten? Vergebens, daß das Schickſal dem Tyrannen, der ganzer fünfzehn Jahre ſo bedächtlich zu Werke gegangen, dieſen Aegisth nun ſelbſt in die Hände liefert, und ihm dadurch ein Mittel, den Thron ohne alle Anſprüche zu beſitzen, anbietet, das weit kürzer, weit unfehlbarer iſt, als die Verbindung mit ſeiner Mutter: es ſoll und muß geheyrathet ſeyn, und noch heute, und noch dieſen Abend; der neue König will bey der alten Königin noch dieſe Nacht ſchlafen, oder es geht nicht gut. Kann man ſich etwas komiſcheres denken. In der Vorſtellung, meyne ich; denn daß es einem Menſchen, der nur einen Funken von Verſtande hat, einkommen könne, wirklich ſo zu handeln, widerlegt ſich von ſelbſt. Was hilft es nun alſo dem Dichter, daß die beſondern Handlungen eines jeden Akts zu ihrer wirklichen Eräugnung ungefehr nicht viel mehr Zeit brauchen würden, als auf die Vorſtellung dieſes Akts geht; und daß dieſe Zeit mit der, welche auf die Zwiſchenakte gerechnet werden muß, noch lange keinen völligen Umlauf der Sonne erfordert: hat er darum die Einheit der Zeit beobachtet? Die Worte dieſer Regel hat er erfüllt, aber nicht ihren Geiſt. Denn was er an Einem Tage thun läßt, kann zwar an Einem Tage gethan werden, aber kein vernünftiger Menſch wird es an Einem Tage thun. Es iſt an der phyſiſchen Einheit der Zeit nicht genug; es muß auch die moraliſche dazu kommen, deren Verletzung allen und jeden empfindlich iſt, anſtatt daß die Verletzung der erſtern, ob ſie gleich meiſtens eine Unmöglichkeit involviret, dennoch nicht immer ſo allgemein anſtößig iſt, weil dieſe Unmöglichkeit vielen unbekannt bleiben kann. Wenn z. E. in einem Stücke, von einem Orte zum andern gereiſet wird, und dieſe Reiſe allein mehr als einen ganzen Tag erfordert, ſo iſt der Fehler nur denen merklich, welche den Abſtand des einen Orts von dem andern wiſſen. Nun aber wiſſen nicht alle Menſchen die geographiſchen Diſtanzen; aber alle Menſchen können es an ſich ſelbſt merken, zu welchen Handlungen man ſich Einen Tag, und zu welchen man ſich mehrere nehmen ſollte. Welcher Dichter alſo die phyſiſche Einheit der Zeit nicht anders als durch Verletzung der moraliſchen zu beobachten verſtehet, und ſich kein Bedenken macht, dieſe jener aufzuopfern, der verſtehet ſich ſehr ſchlecht auf ſeinen Vortheil, und opfert das Weſentlichere dem Zufälligen auf. - Maffei, nimmt doch wenigſtens noch eine Nacht zu Hülfe; und die Vermählung, die Polyphont der Merope heute andeutet, wird erſt den Morgen darauf vollzogen. Auch iſt es bey ihm nicht der Tag, an welchem Polyphont den Thron beſteiget; die Begebenheiten preſſen ſich folglich weniger; ſie eilen, aber ſie übereilen ſich nicht. Voltairens Polyphont iſt ein Ephemeron von einem Könige, der ſchon darum den zweyten Tag nicht zu regieren verdienet, weil er den erſten ſeine Sache ſo gar albern und dumm anfängt.

3. **Maffei, ſagt Lindelle, verbinde öfters die Scenen nicht, und das Theater bleibe leer; ein Fehler, den man heut zu Tage auch den geringſten Poeten nicht verzeihe.** "Die Verbindung der Scenen, ſagt Corneille, iſt eine große Zierde eines Gedichts, und nichts kann uns von der Stetigkeit der Handlung beſſer verſichern, als die Stetigkeit der Vorſtellung. Sie iſt aber doch nur eine Zierde und keine Regel; denn die Alten haben ſich ihr nicht immer unterworfen, u. ſ. w." Wie? iſt die Tragödie bey den Franzoſen ſeit ihrem großen Corneille ſo viel voll-

kommener geworden, daß das, was dieſer blos für eine mangelnde Zierde hielt, nunmehr ein unverzeihlicher Fehler iſt? Oder haben die Franzoſen ſeit ihm das Weſentliche der Tragödie noch mehr verkennen gelernt, daß ſie auf Dinge einen ſo großen Werth legen, die im Grunde keinen haben? Bis uns dieſe Frage entſchieden iſt, mag Corneille immer wenigſtens eben ſo glaubwürdig ſeyn, als Lindelle; und was, nach jenem, alſo eben noch kein ausgemachter Fehler bey dem Maffei iſt, mag gegen den minder ſtreitigen des Voltaire aufgehen, nach welchem er das Theater öfters länger voll läßt, als es bleiben ſollte. Wenn z. E. in dem erſten Akte, Polyphont zu der Königin kömmt, und die Königin mit der dritten Scene abgeht, mit was für Recht kann Polyphont in dem Zimmer der Königin verweilen? Iſt dieſes Zimmer der Ort, wo er ſich gegen ſeinen Vertrauten ſo frey herauslaſſen ſollte? Das Bedürfniß des Dichters verräth ſich in der vierten Scene gar zu deutlich, in der wir zwar Dinge erfahren, die wir nothwendig wiſſen müſſen, nur daß wir ſie an einem Orte erfahren, wo wir es nimmermehr erwartet hätten.

4. Maffei motivirt das Auftreten und Abgehen ſeiner Perſonen oft gar nicht: — und Voltaire motivirt es eben ſo oft falſch; welches wohl noch ſchlimmer iſt. Es iſt nicht genug, daß eine Perſon ſagt, warum ſie kömmt, man muß auch aus der Verbindung einſehen, daß ſie darum kommen müſſen. Es iſt nicht genug, daß ſie ſagt, warum ſie abgeht, man muß auch in dem Folgenden ſehen, daß ſie wirklich darum abgegangen iſt. Denn ſonſt iſt das, was ihr der Dichter desfalls in den Mund legt, ein bloßer Vorwand, und keine Urſache. Wenn z. E. Eurikles in der dritten Scene des zweyten Akts abgeht, um, wie er ſagt, die Freunde der Königin zu verſammeln; ſo müßte man von dieſen Freunden und von dieſer ihrer Verſammlung

auch hernach etwas hören. Da wir aber nichts davon zu hören bekommen, ſo iſt ſein Vorgeben ein ſchülerhaftes Peto veniam exeundi, mit der erſten beſten Lügen, die dem Knaben einfällt. Er geht nicht ab, um das zu thun, was er ſagt, ſondern um, ein Paar Zeilen darauf, mit einer Nachricht wiederkommen zu können, die der Poet durch keinen andern ertheilen zu laſſen wußte. Noch ungeſchickter geht Voltaire mit dem Schluſſe ganzer Akte zu Werke. Am Ende des dritten ſagt Polyphont zu Meropen, daß der Altar ihrer erwarte, daß zu ihrer feyerlichen Verbindung ſchon alles bereit ſey; und ſo geht er mit einem Venez, Madame ab. Madame aber folgt ihm nicht, ſondern geht mit einer Exklamation zu einer andern Kouliſſe hinein; worauf Polyphont den vierten Akt wieder anfängt, und nicht etwa ſeinen Unwillen äußert, daß ihm die Königin nicht in den Tempel gefolgt iſt, (denn er irrte ſich, es hat mit der Trauung noch Zeit,) ſondern wiedrum mit ſeinem Erox Dinge plaudert, über die er nicht hier, über die er zu Hauſe in ſeinem Gemache, mit ihm hätte ſchwatzen ſollen. Nun ſchließt auch der vierte Akt, und ſchließt vollkommen wie der dritte. Polyphont citirt die Königin nochmals nach dem Tempel, Merope ſelbſt ſchreyet,

Courons tous vers le temple où m'attend mon outrage;

und zu den Opferprieſtern, die ſie dahin abholen ſollen, ſagt ſie:

Vous venez à l'autel entrainer la victime.

Folglich werden ſie doch gewiß zu Anfange des fünften Akts in dem Tempel ſeyn, wo ſie nicht ſchon gar wieder zurück ſind? Keines von beyden; gut Ding will Weile haben; Polyphont hat noch etwas vergeſſen, und kömmt noch einmal wieder, und ſchickt auch die Königin noch einmal wieder. Vortrefflich: Zwiſchen dem dritten und vierten, und zwiſchen dem vierten und fünften Akte geſchieht demnach nicht allein das nicht, was geſchehen ſollte; ſondern es geſchieht auch, platter Dings, gar nichts, und der dritte und vierte Akt ſchließen blos, damit der vierte und fünfte wieder anfangen können.

XLVI.

Den 6ten Oktober 1767.

Ein anderes iſt, ſich mit den Regeln abfinden; ein anderes, ſie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzoſen; dieſes ſcheinen nur die Alten verſtanden zu haben.

Die Einheit der Handlung war das erſte dramatiſche Geſetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichſam nur Folgen aus jener, die ſie ſchwerlich ſtrenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. Da nemlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mußten, und dieſe Menge immer die nemliche blieb, welche ſie weder weiter von ihren Wohnungen entfernen, noch länger aus denſelben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaßen der bloßen Neugierde wegen zu thun pflegt: ſo konnten ſie faſt nicht anders, als den Ort auf einen und eben denſelben individuellen Platz, und die Zeit auf einen und eben denſelben Tag einſchränken. Dieſer Einſchränkung unterwarfen ſie ſich denn auch bona fide; aber mit einer Biegſamkeit, mit einem Verſtande, daß ſie, unter neun malen, ſieben mal weit mehr dabey gewannen, als verloren. Denn ſie ließen ſich dieſen Zwang einen Anlaß ſeyn, die Handlung ſelbſt ſo zu ſimplifiziren, alles Ueberflüßige ſo ſorgfältig von ihr abzuſöndern, daß ſie, auf ihre weſentlichſten Beſtandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieſer Handlung ward, welches ſich gerade in derjenigen Form am glücklichſten ausbildete, die den wenigſten Zuſatz von Umſtänden der Zeit und des Ortes verlangte.

Die Franzoſen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geſchmack fanden, die durch die wilden Intriguen der ſpaniſchen Stücke ſchon verwöhnt waren, ehe ſie die griechiſche Simplicität kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Orts, nicht als Folgen jener Einheit, ſondern als für ſich zur Vorſtellung einer Handlung unumgängliche Erforderniſſe, welche ſie auch ihren reichern und verwickeltern Handlungen in eben der Strenge anpaſſen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem ſie doch gänzlich entſagt hatten. Da ſie aber fanden, wie ſchwer, ja wie unmöglich öfters, dieſes ſey: ſo trafen ſie mit den tyranniſchen Regeln, welchen ſie ihren völligen Gehorſam aufzukündigen, nicht Muth genug hatten, ein Abkommen. Anſtatt eines einzigen Ortes, führten ſie einen unbeſtimmten Ort ein, unter dem man ſich bald den, bald jenen, einbilden könne; genug, wenn dieſe Orte zuſammen nur nicht gar zu weit aus einander lägen, und keiner eine beſondere Verzierung bedürfe, ſondern die nemliche Verzierung ungefehr dem einen ſo gut als dem andern zukommen könne. Anſtatt der Einheit des Tages ſchoben ſie die Einheit der Dauer unter; und eine gewiſſe Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der niemand zu Bette gieng, wenigſtens nicht öfterer als einmal zu Bette gieng, mochte ſich doch ſonſt noch ſo viel und mancherley darinn eräugnen, ließen ſie für Einen Tag gelten.

Niemand würde ihnen dieſes verdacht haben; denn unſtreitig laſſen ſich auch noch ſo vortreffliche Stücke machen; und das Sprüchwort ſagt, bohre das Brett, wo es am dünſten iſt. —— Aber ich muß meinen Nachbar nur auch da bohren laſſen. Ich muß ihm nicht immer nur die dickeſte Kante, den aſtigſten Theil des Brettes zeigen, und ſchreyen: Da bohre mir durch! da pflege ich durchzubohren! — Gleichwohl ſchreyen die franzöſiſchen Kunſtrichter alle ſo; beſonders wenn ſie auf die dramatiſchen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen ſie von der Regelmäßigkeit, die ſie ſich ſo unendlich erleichtert haben! — Doch mir eckelt, mich bey dieſen Elementen länger aufzuhalten.

Möchten meinetwegen Voltairens und Maffeis Merope acht Tage dauern, und an ſieben Orten in Griechenland ſpielen! Möchten ſie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich dieſe Pedanterien vergeſſen machte!

Die ſtrengſte Regelmäßigkeit kann den kleinſten Fehler in den Karakteren nicht aufwiegen. Wie abgeſchmackt Polyphont bey dem Maffei öfters ſpricht und handelt, iſt Lindellen nicht entgangen. Er hat Recht über die heilloſen Maximen zu ſpotten, die Maffei ſeinem Tyrannen in den Mund legt. Die Edelſten und Beſten des Staats aus dem Wege zu räumen; das Volk in alle die Wollüſte zu verſenken, die es entkräften und weibiſch machen können; die größten Verbrechen, unter dem Scheine des Mitleids und der Gnade, ungeſtraft zu laſſen, u. ſ. w. wenn es einen Tyrannen giebt, der dieſen unſinnigen Weg zu regieren einſchlägt, wird er ſich deſſen auch rühmen? So ſchildert man die Tyrannen in einer Schulübung; aber ſo hat noch keiner von ſich ſelbſt geſprochen. *) —— Es iſt wahr, ſo gar froſtig

---

*) Atto III. Sc. 2.

— — — Quando
Saran da poi ſopiti alquando, e queti
Gli animi, l' arte del regnar mi giovi.

und wahnwitzig läßt Voltaire ſeinen Polyphont nicht deklamiren; aber mit unter läßt er ihn doch auch Dinge ſagen, die gewiß kein Mann von dieſer Art über die Zunge bringt. Z. E.

—— Des Dieux quelquefois la longue patience
Fait ſur nous à pas lents deſcendre la vengeance ——

Ein Polyphont ſollte dieſe Betrachtung wohl machen; aber er macht ſie nie. Noch weniger wird er ſie in dem Augenblicke machen, da er ſich zu neuen Verbrechen aufmuntert:

Eh bien, encore ce crime! —— ——

Wie unbeſonnen, und in den Tag hinein, er gegen Merope handelt, habe ich ſchon berührt. Sein Betragen geden Aegisth ſieht einem eben ſo verſchlagenen als entſchloſſenen Manne, wie ihn uns der Dichter von Anfange ſchildert, noch weniger ähnlich. Aegisth hätte bey dem Opfer gerade nicht erſcheinen müſſen. Was ſoll er da? Ihm Gehorſam ſchwören? In den Augen des Volks? Unter dem Geſchrey ſeiner verzweifelnden Mutter? Wird da

---

Per mute oblique vie n'andranno a Stige
L'alme più audaci, e generoſe. A i vizi
Per cui vigor ſi abbatre, ardir ſi toglie
Il freno allargherò. Lunga clemenza
Con pompa di pieta farò, che ſplenda
Su i delinquenti; a i gran delitti invito,
Onde reſtino i buoni eſpoſti, e paghi
Renda gl' iniqui la licenza; ed onde
Poi fra ſe diſtruggendoſi, in crudeli
Gare private il lor furor ſi ſtempri.
Udrai ſovente riſonar gli editti,
E raddopiar le leggi, che al ſovrano
Giovan ſervate, e transgredite. Udrai
Correr minaccia ognor di guerra eſterna;
Ond' io n'andrò ſu l'atterita plebe
Sempre creſcendo i peſi, e peregrine
Milizie introdurrò. — —

nicht unfehlbar geſchehen, was er zuvor ſelbſt beſorgte:*) Er hat ſich für ſeine Perſon alles von dem Aegisth zu verſehen; Aegisth verlangt nur ſein Schwerdt wieder, um den ganzen Streit zwiſchen ihnen mit eins zu entſcheiden; und dieſen tollkühnen Aegisth läßt er ſich an dem Altare, wo das erſte das beſte, was ihm in die Hand fällt, ein Schwerdt werden kann, ſo nahe kommen? Der Polyphont des Maffei iſt von dieſen Ungereimtheiten frey; denn dieſer kennt den Aegisth nicht, und hält ihn für ſeinen Freund. Warum hätte Aegisth ſich ihm alſo bey dem Altare nicht nähern dürfen? Niemand gab auf ſeine Bewegungen Acht; der Streich war geſchehen, und er zu dem zweyten ſchon bereit, ehe es noch einem Menſchen einkommen konnte, den erſten zu rächen.

“Merope, ſagt Lindelle, wenn ſie bey dem Maffei erfährt, daß ihr Sohn ermordet ſey, will dem Mörder das Herz aus dem Leibe reiſſen, und es mit ihren Zähnen zerfleiſchen.”**) Das heiſt, ſich wie eine Kannibalin, und nicht wie eine betrübte Mutter ausdrücken; das Anſtändige muß überall beobachtet werden.„ Ganz recht; aber obgleich die franzöſiſche Merope delikater iſt, als daß ſie ſo in ein rohes Herz, ohne Salz und Schmalz, beiſſen ſollte; ſo dünkt mich doch, ſie iſt im Grunde eben ſo gut Kannibalin, als die Italiäniſche. —

---

*) Acte I. Sc. 4.

Si ce fils, tant pleuré, dans Meſſene eſt produit,
De quinze ans de travaux j'ai perdu tout le fruit.
Crois-moi, ces préjugés de ſang & de naiſſance
Revivrons dans les cœurs, y prendront ſa défenſe.
Le ſouvenir du père, & cent rois pour ayeux,
Cet honneur prétendu d'être iſſu de nos Dieux;
Le cris, & le déſeſpoir d'une mère éplorée,
Détruiront ma puiſſance encore mal aſſurée.

**) Atto II. Sc. 6.

Quel ſcelerato in mio poter vorrei
Per trarne prima, s'ebbe parte in queſto
Aſſaſſinio il tiranno; io voglio poi
Con una ſcure ſpalancargli il petto
Voglio ſtrappargli il cor, voglio co' denti
Lacerarlo, e sbranarlo — —

XLVII.

Den 9ten Oktober 1767.

Und wie das? —— Wenn es unſtreitig iſt, daß man den Menſchen mehr nach ſeinen Thaten, als nach ſeinen Reden richten muß; daß ein raſches Wort, in der Hitze der Leidenſchaft ausgeſtoßen, für ſeinen moraliſchen Karakter wenig, eine überlegte kalte Handlung aber alles beweiſet: ſo werde ich wohl Recht haben. Merope, die ſich in der Ungewißheit, in welcher ſie von dem Schickſale ihres Sohnes iſt, dem bangſten Kummer überläßt, die immer das Schrecklichſte beſorgt, und in der Vorſtellung, wie unglücklich ihr abweſender Sohn vielleicht ſey, ihr Mitleid über alle Unglückliche erſtrecket: iſt das ſchöne Ideal einer Mutter. Merope, die in dem Augenblicke, da ſie den Verluſt des Gegenſtandes ihrer Zärtlichkeit erfährt, von ihrem Schmerze betäubt dahin ſinkt, und plötzlich, ſobald ſie den Mörder in ihrer Gewalt höret, wieder aufſpringt, und tobet und wüthet, und die blutigſte ſchrecklichſte Rache an ihm zu vollziehen drohet, und wirklich vollziehen würde, wenn er ſich eben unter ihren Händen befände: iſt eben dieſes Ideal, nur in dem Stande einer gewaltſamen Handlung, in welchem es an Ausdruck und Kraft gewinnet, was es an Schönheit und Rührung verlohren hat. Aber Merope, die ſich zu dieſer Rache Zeit nimmt, Anſtalten dazu vorkehret, Feyerlichkeiten dazu anordnet, und ſelbſt die Henkerin ſeyn, nicht tödten ſondern martern, nicht ſtrafen ſondern ihre Augen an der Strafe weiden will: iſt das auch noch eine Mutter? Freylich wohl; aber eine Mutter, wie wir ſie uns unter den Kanibalinnen denken; eine Mutter, wie es jede Bärin iſt. — Dieſe Handlung der Merope gefalle wem da will; mir ſage er es nur nicht, daß ſie ihm gefällt, wenn ich ihn nicht eben ſo ſehr verachten, als verabſcheuen ſoll.

Vielleicht dürfte der Herr von Voltaire auch dieſes zu einem Fehler des Stoffes machen; vielleicht dürfte er ſagen, Merope müſſe ja wohl den Aegiſth mit eigner Hand umbringen wollen, oder der ganze Coup de Théatre, den Ariſtoteles ſo ſehr anpreiſe, der die empfindlichen Athenienſer ehedem ſo ſehr entzückt habe, falle weg. Aber der Herr von Voltaire würde ſich wiederum irren, und die willkührlichen Abweichungen des Maſſei abermals für den Stoff ſelbſt nehmen. Der Stoff erfordert zwar, daß Merope den Aegiſth mit eigner Hand ermorden will, allein er erfordert nicht, daß ſie es mit aller Ueberlegung thun muß. Und ſo ſcheinet ſie es auch bey dem Euripides nicht gethan zu haben, wenn wir anders die Fabel des Hyginus für den Auszug ſeines Stücks annehmen dürfen. Der Alte kömmt und ſagt der Königin weinend, daß ihm ihr Sohn weggekommen; eben hatte ſie gehört, daß ein Fremder angelangt ſey, der ſich rühme, ihn umgebracht zu haben, und daß dieſer Fremde ruhig unter ihrem Dache ſchlafe: ſie ergreift das erſte das beſte, was ihr in die Hände fällt, eilet voller Wuth nach dem Zimmer des Schlafenden, der Alte ihr nach, und die Erkennung geſchieht in dem Augenblicke, da das Verbrechen geſchehen ſollte. Das war ſehr ſimpel und natürlich, ſehr rührend und menſchlich! Die Athenienſer zitterten für den Aegisth, ohne Meropen verabſcheuen zu dürfen. Sie zitterten für Meropen ſelbſt, die durch die gutartigſte Uebereilung Gefahr lief, die Mörderin ihres Sohnes zu werden. Maffei und Voltaire aber machten mich blos für den Aegisth zittern; denn auf ihre Merope bin ich ſo ungehalten, daß ich es ihr faſt gönnen möchte, ſie vollführte den Streich. Möchte ſie es doch haben! Kann ſie ſich Zeit zur Rache nehmen, ſo hätte ſie ſich auch Zeit zur Unterſuchung nehmen ſollen. Warum iſt ſie ſo eine blutdürſtige Beſtie? Er hat ihren Sohn umgebracht: gut; ſie mache in der erſten Hitze mit dem Mörder, was ſie will, ich verzeihe ihr, ſie iſt Menſch und Mutter; auch will ich gern mit ihr jammern und verzweifeln, wenn ſie finden ſollte, wie ſehr ſie ihre erſte raſche Hitze zu verwünſchen habe. Aber, Madame, einen jungen Menſchen, der Sie kurz zuvor ſo ſehr intereßirte, an dem Sie ſo viele Merkmale der Aufrichtigkeit und Unſchuld erkannten, weil man eine alte Rüſtung bey ihm findet, die nur Ihr Sohn tragen ſollte, als den Mörder Ihres Sohnes, an dem Grabmahle ſeines Vaters, mit eigner Hand abſchlachten zu wollen, Leibwache und Prieſter dazu zu Hülfe zu nehmen. — O pfuy, Madame! ich müßte mich ſehr irren, oder Sie wären in Athen ausgepfiffen worden.

Daß die Unſchicklichkeit, mit welcher Polyphont nach fünfzehen Jahren die veraltete Merope zur Gemahlin verlangt, eben ſo wenig ein Fehler des Stoffes iſt, habe ich ſchon berührt. *) Denn nach der Fabel des Hyginus hatte Polyphont Meropen gleich nach der Ermordung des Kreſphonts geheyrathet; und es iſt ſehr glaublich, daß ſelbſt Euripides dieſen Umſtand ſo angenommen hatte. Warum ſollte er auch nicht? Eben die Gründe, mit welchen Euri-

---

*) Oben, S. 250.

kles, beym Voltaire, Meropen jezt nach fünfzehn Jahren bereden will, dem Tyrannen ihre Hand zu geben, *) hätten ſie auch vor fünfzehn Jahren dazu vermögen können. Es war ſehr in der Denkungsart der alten griechiſchen Frauen, daß ſie ihren Abſcheu gegen die Mörder ihrer Männer überwanden und ſie zu ihren zweyten Männern annahmen, wenn ſie ſahen, daß den Kindern ihrer erſten Ehe Vortheil daraus erwachſen könne. Ich erinnere mich etwas ähnliches in dem griechiſchen Roman des Charitons, den d'Orville herausgegeben, ehedem geleſen zu haben, wo eine Mutter das Kind ſelbſt, welches ſie noch unter ihrem Herzen trägt, auf eine ſehr rührende Art darüber zum Richter nimmt. Ich glaube, die Stelle verdiente angeführt zu werden; aber ich habe das Buch nicht bey der Hand. Genug, daß das, was dem Eurikles Voltaire

---

*) Acte II. Sc. 1.
— — *Mér.* Non, mon fils ne le ſouffrirait pas.
L'exil, où ſon enfance a langui condamnée,
Lui ſerait moins affreux que ce lâche hymenée.
Eur. Il le condamnerait, ſi, paiſible en ſon rang,
Il n'en croyait ici que les droits de ſon ſang;
Mais ſi par les malheurs ſon ame était inſtruite,
Sur ſes vrais intérêts s'il réglait ſa conduite,
De ſes triſtes amis s'il conſultait la voix,
Et la néceſſité ſouveraine des loix,
Il verrait que jamais ſa malheureuſe mére
Ne lui donna d'amour une marque plus chère.
Mér. Ah, que me dites-vous?
Eur. De dures vérités,
Qui m'arrachent mon zèle et vos calamités.
Mér. Quoi! Vous me demandez que l'intérêt ſurmonte
Cette invincible horreur que j'ai pour Poliſonte!
Vous qui me l'avez peint de ſi noires couleurs!
Eur. Je l'ai peint dangereux, je connais ſes fureurs;
Mais il eſt tout-puiſſant; mais rien ne lui réſiſte;
Il eſt ſans heritier, et vous aimez Egiſte. —

ſelbſt in den Mund legt, hinreichend geweſen wäre, die Aufführung ſeiner Merope zu rechtfertigen, wenn er ſie als die Gemahlin des Polyphonts eingeführet hätte. Die kalten Scenen einer politiſchen Liebe wären dadurch weggefallen; und ich ſehe mehr als einen Weg, wie das Intereſſe durch dieſen Umſtand ſelbſt noch weit lebhafter, und die Situationen noch weit intriguanter hätten werden können.

Doch Voltaire wollte durchaus auf dem Wege bleiben, den ihm Maffei gebahnet hatte, und weil es ihm gar nicht einmal einfiel, daß es einen beſſern geben könne, daß dieſer beſſere eben der ſey, der ſchon vor Alters befahren worden, ſo begnügte er ſich auf jenem ein Paar Sandſteine aus dem Gleiße zu räumen, über die er meynet, daß ſein Vorgänger faſt umgeſchmiſſen hätte. Würde er wohl ſonſt auch dieſes von ihm beybehalten haben, daß Aegisth, unbekannt mit ſich ſelbſt, von ungefehr nach Meſſene gerathen, und daſelbſt durch kleine zweydeutige Merkmahle in den Verdacht kommen muß, daß er der Mörder ſeiner ſelbſt ſey? Bey dem Euripides kannte ſich Aegisth vollkommen, kam in dem ausdrücklichen Vorſatze, ſich zu rächen, nach Meſſene, und gab ſich ſelbſt für den Mörder des Aegisth aus; nur daß er ſich ſeiner Mutter nicht entdeckte, es ſey aus Vorſicht, oder aus Mißtrauen, oder aus was ſonſt für Urſache, an der es ihm der Dichter gewiß nicht wird haben mangeln laſſen. Ich habe zwar oben *) dem Maffei einige Gründe zu allen den Veränderungen, die er mit dem Plane des Euripides gemacht hat, von meinen eigenen geliehen. Aber ich bin weit entfernt, die Gründe für wichtig, und die Veränderung für glücklich genug auszugeben. Vielmehr behaupte ich, daß jeder Tritt, den er aus den Fußſtapfen des Griechen zu thun gewagt, ein Fehltritt

---

*) S. 229.

geworden. Daß ſich Aegisth nicht kennet, daß er von ungefehr nach Meſſene kommt, und per combinazione d'accidenti (wie Maffei es ausdrückt) für den Mörder des Aegisth gehalten wird, giebt nicht allein der ganzen Geſchichte ein ſehr verwirrtes, zweydeutiges und romanhaftes Anſehen, ſondern ſchwächt auch das Intereſſe ungemein. Bey dem Euripides wußte es der Zuſchauer von dem Aegisth ſelbſt, daß er Aegisth ſey, und je gewiſſer er es wußte, daß Merope ihren eignen Sohn umzubringen kommt, deſto größer mußte nothwendig das Schrecken ſeyn, das ihn darüber befiel, deſto quälender das Mitleid, welches er voraus ſahe, Falls Merope an der Vollziehung nicht zu rechter Zeit verhindert würde. Bey dem Maffei und Voltaire hingegen, vermuthen wir es nur, daß der vermeynte Mörder des Sohnes der Sohn wohl ſelbſt ſeyn könne, und unſer größtes Schrecken iſt auf den einzigen Augenblick verſparet, in welchem es Schrecken zu ſeyn aufhöret. Das Schlimmſte dabey iſt noch dieſes, daß die Gründe, die uns in dem jungen Fremdlinge den Sohn der Merope vermuthen laſſen, eben die Gründe ſind, aus welchen es Merope ſelbſt vermuthen ſollte; und daß wir ihn, beſonders bey Voltairen, nicht in dem allergeringſten Stücke näher und zuverläßiger kennen, als ſie ihn ſelbſt kennen kann. Wir trauen alſo dieſen Gründen entweder eben ſo viel, als ihnen Merope trauet, oder wir trauen ihnen mehr. Trauen wir ihnen eben ſo viel, ſo halten wir den Jüngling mit ihr für einen Betrüger, und das Schickſal, das ſie ihm zugedacht, kann uns nicht ſehr rühren. Trauen wir ihnen mehr, ſo tadeln wir Meropen, daß ſie nicht beſſer darauf merket, und ſich von weit leichtern Gründen hinreiſſen läßt. Beydes aber taugt nicht.

XLVIII.

Den 13ten Oktober 1767.

Es iſt wahr, unſere Ueberraſchung iſt größer, wenn wir es nicht eher mit völliger Gewißheit erfahren, daß Aegisth Aegisth iſt, als bis es Merope ſelbſt erfährt. Aber das armſelige Vergnügen einer Ueberraſchung! Und was braucht der Dichter uns zu überraſchen? Er überraſche ſeine Perſonen, ſo viel er will; wir werden unſer Theil ſchon davon zu nehmen wiſſen, wenn wir, was ſie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch ſo lange vorausgeſehen haben. Ja, unſer Antheil wird um ſo lebhafter und ſtärker ſeyn, je länger und zuverläßiger wir es vorausgeſehen haben.

Ich will, über dieſen Punkt, den beſten franzöſiſchen Kunſtrichter für mich ſprechen laſſen. "In den verwickelten Stücken, ſagt Diderot, *) iſt das Intereſſe mehr die Wirkung des Plans, als die Reden; in den einfachen Stücken hingegen iſt es mehr die Wirkung der Reden, als des Plans. Allein worauf muß ſich das Intereſſe beziehen? Auf die Perſonen? Oder auf die Zuſchauer? Die Zuſchauer ſind nichts als Zeugen, von welchen man nichts weiß. Folglich ſind es die Perſonen, die man vor Augen haben muß. Ohnſtreitig! Dieſe laſſe man den Knoten ſchürzen, ohne daß ſie es wiſſen; für dieſe ſey alles undurchdringlich; dieſe bringe man, ohne daß ſie es merken, der Auflöſung immer näher und näher. Sind dieſe nur in Bewegung, ſo werden wir Zuſchauer den nemlichen Bewegungen ſchon auch nachgeben, ſie ſchon auch empfinden müſſen. — Weit gefehlt, daß ich mit den meiſten, die von der dramatiſchen

---

*) In ſeiner dramatiſchen Dichtkunſt, hinter dem Hausvater S. 327. d. Ueberſ.

Dichtkunſt geſchrieben haben, glauben ſollte, man müſſe die Entwickelung vor dem Zuſchauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es ſollte meine Kräfte nicht überſteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorſetzte, wo die Entwicklung gleich in der erſten Scene verrathen würde, und aus dieſem Umſtande ſelbſt das allerſtärkeſte Intereſſe entſpränge. — Für den Zuſchauer muß alles klar ſeyn. Er iſt der Vertraute einer jeden Perſon; er weiß alles, was vorgeht, alles, was vorgegangen iſt; und es giebt hundert Augenblicke, wo man nichts beſſers thun kann, als daß man ihm gerade vorausſagt, was noch vorgehen ſoll. — O ihr Verfertiger allgemeiner Regeln, wie wenig verſteht ihr die Kunſt, und wie wenig beſitzt ihr von dem Genie, das die Muſter hervorgebracht hat, auf welche ihr ſie bauet, und das ſie übertreten kann, ſo oft es ihm beliebt! — Meine Gedanken mögen ſo paradox ſcheinen, als ſie wollen: ſo viel weiß ich gewiß, daß für Eine Gelegenheit, wo es nützlich iſt, dem Zuſchauer einen wichtigen Vorfall ſo lange zu verhehlen, bis er ſich eräugnet, es immer zehn und mehrere giebt, wo das Intereſſe gerade das Gegentheil erfodert. — Der Dichter bewerkſtelliget durch ſein Geheimniß eine kurze Ueberraſchung; und in welche anhaltende Unruhe hätte er uns ſtürzen können, wenn er uns kein Geheimniß daraus gemacht hätte! — Wer in Einem Augenblicke getroffen und niedergeſchlagen wird, den kann ich auch nur Einen Augenblick bedauern. Aber wie ſteht es alsdenn mit mir, wenn ich den Schlag erwarte, wenn ich ſehe, daß ſich das Ungewitter über meinem oder eines andern Haupte zuſammenziehet, und lange Zeit darüber verweilet! — Meinetwegen mögen die Perſonen alle einander nicht kennen; wenn ſie nur der Zuſchauer alle kennet. — Ja, ich wollte faſt behaupten, daß der Stoff, bey welchem die Verſchweigungen nothwendig ſind, ein undankbarer Stoff iſt; daß der Plan, in welchem man ſeine Zuflucht zu ihnen nimmt, nicht ſo gut iſt, als der, in welchem man ſie hätte entübrigen können. Sie werden nie zu etwas Starkem Anlaß geben. Immer werden wir uns mit Vorbereitungen beſchäftigen müſſen, die entweder allzu dunkel oder allzu deutlich ſind. Das ganze Gedicht wird ein Zuſammenhang von kleinen Kunſtgriffen werden, durch die man weiter nichts als eine kurze Ueberraſchung hervorzubringen vermag. Iſt hingegen alles, was die Perſonen angeht, bekannt: ſo ſehe ich in dieſer Vorausſetzung die Quelle der allerheftigſten Bewegungen. — Warum haben gewiſſe Monologen eine ſo große Wirkung? Darum, weil ſie mir die geheimen Anſchläge einer Perſon vertrauen, und dieſe Vertraulichkeit mich den Augenblick mit Furcht oder Hoffnung erfüllet. — Wenn der Zuſtand der Perſonen unbekannt iſt, ſo kann ſich der Zuſchauer für die Handlung nicht ſtärker intereßiren, als die Perſonen. Das Intereſſe aber wird ſich für den Zuſchauer verdoppeln, wenn er Licht genug hat, und es fühlet, daß Handlung und Reden ganz anders ſeyn würden, wenn ſich die Perſonen kennten. Alsdenn nur werde ich es kaum erwarten können, was aus ihnen werden wird, wenn ich das, was ſie wirklich ſind, mit dem, was ſie thun oder thun wollen, vergleichen kann.„

Dieſes auf den Aegisth angewendet, iſt es klar, für welchen von beyden Planen ſich Diderot erklären würde: ob für den alten des Euripides, wo die Zuſchauer gleich vom Anfange den Aegisth eben ſo gut kennen, als er ſich ſelbſt; oder für den neuern des Maffei, den Voltaire ſo blindlings angenommen, wo Aegisth ſich und den Zuſchauern ein Räthſel iſt, und dadurch das ganze Stück “zu einem Zuſammenhange von kleinen Kunſtgriffen„ macht, die weiter nichts als eine kurze Ueberraſchung hervorbringen.

Diderot hat auch nicht ganz Unrecht, ſeine Gedanken über die Entbehrlichkeit und Geringfügigkeit aller ungewiſſen Erwartungen und plötzlichen Ueberraſchungen, die ſich auf den Zuſchauer beziehen, für eben ſo neu als gegründet auszugeben. Sie ſind neu, in Anſehung ihrer Abſtraktion, aber ſehr alt in Anſehung der Muſter, aus welchen ſie abſtrahiret worden. Sie ſind neu, in Betrachtung, daß ſeine Vorgänger nur immer auf das Gegentheil gedrungen; aber unter dieſe Vorgänger gehört weder Ariſtoteles noch Horaz, welchen durchaus nichts entfahren iſt, was ihre Ausleger und Nachfolger in ihrer Prädilektion für dieſes Gegentheil hätte beſtärken können, deſſen gute Wirkung ſie weder den meiſten noch den beſten Stücken der Alten abgeſehen hatten.

Unter dieſen war beſonders Euripides ſeiner Sache ſo gewiß, daß er faſt immer den Zuſchauern das Ziel voraus zeigte, zu welchem er ſie führen wollte. Ja, ich wäre ſehr geneigt, aus dieſem Geſichtspunkte die Vertheidigung ſeiner Prologen zu übernehmen, die den neuern Kriticis ſo ſehr mißfallen. „Nicht genug ſagt Hedelin, daß er meiſtentheils alles, was vor der Handlung des Stücks vorhergegangen, durch eine von ſeinen Hauptperſonen den Zuhörern geradezu erzählen läßt, um ihnen auf dieſe Weiſe das Folgende verſtändlich zu machen: er nimmt auch wohl öfters einen Gott darzu, von dem wir annehmen müſſen, daß er alles weiß, und durch den er nicht allein was geſchehen iſt, ſondern auch alles, was noch geſchehen ſoll, uns kund macht. Wir erfahren ſonach gleich Anfangs die Entwicklung und die ganze Kataſtrophe, und ſehen jeden Zufall ſchon von weiten kommen. Dieſes aber iſt ein ſehr merklicher Fehler, welcher der Ungewißheit und Erwartung, die auf dem Theater beſtändig herrſchen ſollen, gänzlich zuwider iſt, und alle Annehmlichkeiten des Stückes vernichtet, die faſt einzig und allein auf der Neuheit und Ueberraſchung beruhen.„*) Nein: der tragiſchſte von allen tragiſchen Dichtern dachte ſo geringſchätzig von ſeiner Kunſt nicht; er wußte, daß ſie einer weit höhern Vollkommenheit fähig wäre, und daß die Ergötzung einer kindiſchen Neugierde das geringſte ſey, worauf ſie Anſpruch mache. Er ließ ſeine Zuhörer alſo, ohne Bedenken, von der bevorſtehenden Handlung eben ſo viel wiſſen, als nur immer ein Gott davon wiſſen konnte; und verſprach ſich die Rührung, die er hervorbringen wollte, nicht ſowohl von dem, was geſchehen ſollte, als von der Art, wie es geſchehen ſollte. Folglich müßte den Kunſtrichtern hier eigentlich weiter nichts anſtößig ſeyn, als nur dieſes, daß er uns die nöthige Kenntniß des Vergangenen und des Zukünftigen nicht durch einen feinern Kunſtgriff beyzubringen geſucht; daß er ein höheres Weſen, welches wohl noch dazu an der Handlung keinen Antheil nimmt, dazu gebrauchet; und daß er dieſes höhere Weſen ſich geradezu an die Zuſchauer wenden laſſen, wodurch die dramatiſche Gattung mit der erzählenden vermiſcht werde. Wenn ſie aber ihren Tadel ſodann blos hierauf einſchränkten, was wäre denn ihr Tadel? Iſt uns das Nützliche und Nothwendige niemals willkommen, als wenn es uns verſtohlner Weiſe zugeſchanzt wird? Giebt es nicht Dinge, beſonders in der Zukunft, die durchaus niemand anders als ein Gott wiſſen kann? Und wenn das Intereſſe auf ſolchen Dingen beruht, iſt es nicht beſſer, daß wir ſie durch die Darzwiſchenkunft eines Gottes vorher erfahren, als gar nicht? Was will man endlich mit der Vermiſchung der Gattungen überhaupt? In den Lehrbüchern ſondre man ſie ſo genau von einander ab, als möglich: aber wenn ein Genie, höherer Abſichten wegen, mehrere derſelben in einem und eben demſelben

---

*) Pratique du Théatre, Lib. III. chap. 1.

Werke zuſammenflieſſen läßt, ſo vergeſſe man das Lehrbuch, und unterſuche blos, ob es dieſe höhere Abſichten erreicht hat. Was geht mich es an, ob ſo ein Stück des Euripides weder ganz Erzählung, noch ganz Drama iſt? Nennt es immerhin einen Zwitter; genug, daß mich dieſer Zwitter mehr vergnügt, mehr erbauet, als die geſetzmäßigſten Geburten eurer korrekten Racinen, oder wie ſie ſonſt heiſſen. Weil der Mauleſel weder Pferd noch Eſel iſt, iſt er darum weniger eines von nutzbarſten laſttragenden Thieren? —

XLIX.

Den 16ten Oktober 1767.

Mit einem Worte; wo die Tadler des Euripides nichts als den Dichter zu ſehen glauben, der ſich aus Unvermögen oder aus Gemächlichkeit, oder aus beyden Urſachen, ſeine Arbeit ſo leicht machte, als möglich; wo ſie die dramatiſche Kunſt in ihrer Wiege zu finden vermeynen: da glaube ich dieſe in ihrer Vollkommenheit zu ſehen, und bewundere in jenem den Meiſter, der im Grunde eben ſo regelmäßig iſt, als ſie ihn zu ſeyn verlangen, und es nur dadurch weniger zu ſeyn ſcheinet, weil er ſeinen Stücken eine Schönheit mehr ertheilen wollen, von der ſie keinen Begriff haben.

Denn es iſt klar, daß alle die Stücke, deren Prologe ihnen ſo viel Aergerniß machen, auch ohne dieſe Prologe, vollkommen ganz, und vollkommen verſtändlich ſind. Streichet z. E. vor dem Jon den Prolog des Merkurs, vor der Hekuba den Prolog des Polydors weg; laßt jenen ſogleich mit der Morgenandacht des Jon, und dieſe mit den Klagen der Hekuba anfangen: ſind beyde darum im geringſten verſtümmelt? Woher würdet ihr, was ihr weggeſtrichen habt, vermiſſen, wenn es gar nicht da wäre? Behält nicht alles den nemlichen Gang, den nemlichen Zuſammenhang? Bekennet ſogar, daß die Stücke, nach eurer Art zu denken, deſto ſchöner ſeyn würden, wenn wir aus den Prologen nicht wüßten, daß der Jon, welchen Kreuſa will vergiften laſſen, der Sohn dieſer Kreuſa iſt; daß die Kreuſa, welche Jon von dem Altar zu einem ſchmählichen Tode reiſſen will, die Mutter dieſes Jon iſt; wenn wir nicht wüßten, daß an eben dem Tage, da Hekuba ihre Tochter zum Opfer hingeben muß, die alte unglückliche Frau auch den Tod ihres letzten einzigen Sohnes erfahren ſolle. Denn alles dieſes würde die trefflichſten Ueberraſchungen geben, und dieſe Ueberraſchungen würden noch dazu vorbereitet genug ſeyn: ohne daß ihr ſagen könntet, ſie brächen auf einmal gleich einem Blitze aus der helleſten Wolke hervor; ſie erfolgten nicht, ſondern ſie entſtünden; man wolle euch, nicht auf einmal etwas entdecken, ſondern etwas aufheften. Und gleichwohl zankt ihr noch mit dem Dichter? Gleichwohl werft ihr ihm noch Mangel der Kunſt vor? Vergebt ihm doch immer einen Fehler, der mit einem einzigen Strich der Feder gut zu machen iſt. Einen wollüſtigen Schößling ſchneidet der Gärtner in der Stille ab, ohne auf den geſunden Baum zu ſchelten, der ihn getrieben hat. Wollt ihr aber einen Augenblick annehmen, —— es iſt wahr, es heißt ſehr viel annehmen, — daß Euripides vielleicht eben ſo viel Einſicht, eben ſo viel Geſchmack könne gehabt haben, als ihr; und es wundert euch um ſo viel mehr, wie er bey dieſer großen Einſicht, bey dieſem feinen Geſchmacke, dennoch einen ſo groben Fehler begehen können:

ſo tretet zu mir her, und betrachtet, was ihr Fehler nennt, aus meinem Standorte. Euripides ſahe es ſo gut, als wir, daß z. E. ſein Jon ohne den Prolog beſtehen könne; daß er, ohne denſelben, ein Stück ſey, welches die Ungewißheit und Erwartung des Zuſchauers, bis an das Ende unterhalte: aber eben an dieſer Ungewißheit und Erwartung war ihm nichts gelegen. Denn erfuhr es der Zuſchauer erſt in dem fünften Akte, daß Jon der Sohn der Kreuſa ſey: ſo iſt es für ihn nicht ihr Sohn, ſondern ein Fremder, ein Feind, den ſie in dem dritten Akte aus dem Wege räumen will; ſo iſt es für ihn nicht die Mutter des Jon, an welcher ſich Jon in dem vierten Akte rächen will, ſondern blos die Mäuchelmörderin. Wo ſollten aber alsdenn Schrecken und Mitleid herkommen? Die bloße Vermuthung, die ſich etwa aus übereintreffenden Umſtänden hätte ziehen laſſen, daß Jon und Kreuſa einander wohl näher angehen könnten, als ſie meynen, würde dazu nicht hinreichend geweſen ſeyn. Dieſe Vermuthung mußte zur Gewißheit werden; und wenn der Zuhörer dieſe Gewißheit nur von außen erhalten konnte, wenn es nicht möglich war, daß er ſie einer von den handelnden Perſonen ſelbſt zu danken haben konnte: war es nicht immer beſſer, daß der Dichter ſie ihm auf die einzige mögliche Weiſe ertheilte, als gar nicht? Sagt von dieſer Weiſe, was ihr wollt: genug, ſie hat ihm ihr Ziel erreichen helfen; ſeine Tragödie iſt dadurch, was eine Tragödie ſeyn ſoll: und wenn ihr noch unwillig ſeyd, daß er die Form dem Weſen nachgeſetzet hat, ſo verſorge euch eure gelehrte Kritik mit nichts als Stücken, wo das Weſen der Form aufgeopfert iſt, und ihr ſeyd belohnt? Immerhin gefalle euch Whiteheads Kreuſa, wo euch kein Gott etwas vorausſagt, wo ihr alles von einem alten plauderhaften Vertrauten erfahrt, den eine verſchlagne Zigeunerin ausfragt, immerhin gefalle ſie euch beſſer, als des Euripides Jon: und ich werde euch nie beneiden!-

Wenn Ariſtoteles den Euripides den tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern nennet, ſo ſahe er nicht blos darauf, daß die meiſten ſeiner Stücke eine unglückliche Kataſtrophe haben; ob ich ſchon weiß, daß viele den Stagyriten ſo verſtehen. Denn das Kunſtſtück wäre ihm ja wohl bald abgelernt; und der Stümper, der brav würgen und morden, und keine von ſeinen Perſonen geſund oder lebendig von der Bühne kommen ließe, würde ſich eben ſo tragiſch dünken dürfen, als Euripides. Ariſtoteles hatte unſtreitig mehrere Eigenſchaften im Sinne, welchen zu Folge er ihm dieſen Karakter ertheilte; und ohne Zweifel, daß die eben berührte mit dazu gehörte, vermöge der er nemlich den Zuſchauern alle das Unglück, welches ſeine Perſonen überraſchen ſollte, lange vorher zeigte, um die Zuſchauer auch dann ſchon mit Mitleiden für die Perſonen einzunehmen, wenn dieſe Perſonen ſelbſt ſich noch weit entfernt glaubten, Mitleid zu verdienen. —— Sokrates war der Lehrer und Freund des Euripides; und wie mancher dürfte der Meynung ſeyn, daß der Dichter dieſer Freundſchaft des Philoſophen weiter nichts zu danken habe, als den Reichthum von ſchönen Sittenſprüchen, den er ſo verſchwendriſch in ſeinen Stücken ausſtreuet. Ich denke, daß er ihr weit mehr ſchuldig war; er hätte, ohne ſie, eben ſo ſpruchreich ſeyn können; aber vielleicht würde er, ohne ſie, nicht ſo tragiſch geworden ſeyn. Schöne Sentenzen und Moralen ſind überhaupt gerade das, was wir von einem Philoſophen, wie Sokrates, am ſeltenſten hören; ſein Lebenswandel iſt die einzige Moral, die er prediget. Aber den Menſchen, und uns ſelbſt kennen; auf unſere Empfindungen aufmerkſam ſeyn; in allen die ebenſten und kürzeſten Wege der Natur ausforſchen und lieben; jedes Ding nach ſeiner Abſicht beurtheilen: das iſt es, was wir in ſeinem Umgange lernen; das iſt es, was Euripides von dem Sokrates lernte, und was ihn zu dem Erſten in ſeiner Kunſt machte. Glücklich der Dichter, der ſo einen Freund hat, — und ihn alle Tage, alle Stunden zu Rathe ziehen kann! —

Auch Voltaire ſcheinet es empfunden zu haben, daß es gut ſeyn würde, wenn er uns mit dem Sohn der Merope gleich Anfangs bekannt machte; wenn er uns mit der Ueberzeugung, daß der liebenswürdige unglückliche Jüngling, den Merope erſt in Schutz nimmt, und den ſie bald darauf als den Mörder ihres Aegisths hinrichten will, der nemliche Aegisth ſey, ſofort könne ausſetzen laſſen. Aber der Jüngling kennt ſich ſelbſt nicht; auch iſt ſonſt niemand da, der ihn beſſer kennte, und durch den wir ihn könnten beſſer kennen lernen. Was thut alſo der Dichter? Wie fängt er es an, daß wir es gewiß wiſſen, Merope erhebe den Dolch gegen ihren eignen Sohn, noch ehe es ihr der alte Narbas zuruft? — O, das fängt er ſehr ſinnreich an! Auf ſo einen Kunſtgriff konnte ſich nur ein Voltaire beſinnen! — Er läßt, ſobald der unbekannte Jüngling auftritt, über das erſte, was er ſagt, mit großen, ſchönen, leſerlichen Buchſtaben, den ganzen, vollen Namen, Aegisth, ſetzen; und ſo weiter über jede ſeiner folgenden Reden. Nun wiſſen wir es; Merope hat in dem Vorhergehenden ihren Sohn ſchon mehr wie einmal bey dieſem Namen genannt; und wenn ſie das auch nicht gethan hätte, ſo dürften wir ja nur das vorgedrukte Verzeichniß der Perſonen nachſehen; da ſteht es lang und breit! Freylich iſt es ein wenig lächerlich, wenn die Perſon, über deren Reden wir nun ſchon zehnmal den Namen Aegisth geleſen haben, auf die Frage:

— — — Narbas vous eſt connu?

Le nom d'Egiſte au moins juſqu'à vous eſt venu ?
Quel était votre état, votre rang, votre père ?

antwortet:

Mon père eſt un vieillard accablé de miſère ;
Policlete eſt ſon nom ; mais Egiſte, Narbas,
Ceux dont vous me parlez, je ne les connais pas.

Freylich iſt es ſehr ſonderbar, daß wir von dieſem Aegisth, der nicht Aegisth heißt, auch keinen andern Namen hören; daß, da er der Königin antwortet, ſein Vater heiſſe Polyklet, er nicht auch hinzuſetzt, er heiſſe ſo und ſo. Denn einen Namen muß er doch haben; und den hätte der Herr von Voltaire ja wohl ſchon mit erfinden können, da er ſo viel erfunden hat! Leſer, die den Rummel einer Tragödie nicht recht gut verſtehen, können leicht darüber irre werden. Sie leſen, daß hier ein Burſche gebracht wird, der auf der Landſtraße einen Mord begangen hat; dieſer Burſche, ſehen ſie, heißt Aegisth, aber er ſagt, er heiſſe nicht ſo, und ſagt doch auch nicht, wie er heiſſe, o mit dem Burſche, ſchließen ſie, iſt es nicht richtig; das iſt ein abgefäumter Straßenräuber, ſo jung er iſt, ſo unſchuldig er ſich ſtellt. So, ſage ich, ſind unerfahrne Leſer zu denken in Gefahr; und doch glaube ich in allem Ernſte, daß es für die erfahrnen Leſer beſſer iſt, auch ſo, gleich Anfangs, zu erfahren, wer der unbekannte Jüngling iſt, als gar nicht. Nur daß man mir nicht ſage, daß dieſe Art, ſie davon zu unterrichten, im geringſten künſtlicher und feiner, ſey, als ein Prolog, im Geſchmacke des Euripides! —

L.

Den 20ten Oktober 1767.

Bey dem Maffei hat der Jüngling ſeine zwey Namen, wie es ſich gehört; Aegisth heißt er, als der Sohn des Polydor, und Kreſphont, als der Sohn der Merope. In dem Verzeichniſſe der handelnden Perſonen wird er auch nur unter jenem eingeführt; und Becelli rechnet es ſeiner Ausgabe des Stücks als kein geringes Verdienſt an, daß dieſes Verzeichniß den wahren Stand des Aegiſth nicht voraus verrathe.*) Das iſt, die Italiäner ſind von den Ueberraſchungen noch größere Liebhaber, als die Franzoſen. —

Aber noch immer Merope! — Wahrlich, ich bedaure meine Leſer, die ſich an dieſem Blatte eine theatraliſche Zeitung verſprochen haben, ſo mancherley und bunt, ſo unterhaltend und ſchnurrig, als eine theatraliſche Zeitung nur ſeyn kann. Anſtatt des Innhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine luſtige oder rührende Romane gebracht; anſtatt beyläufiger Lebensbeſchreibungen drolliger, ſonderbarer, närriſcher Geſchöpfe, wie die doch wohl ſeyn müſſen, die ſich mit Komödienſchreiben abgeben; anſtatt kurzweiliger, auch wohl ein wenig ſkandalöſer Anekdoten von Schauſpielern und beſonders Schauſpielerinnen: anſtatt aller dieſer artigen Sächelchen, die ſie erwarteten, bekommen ſie lange, ernſthafte, trockne Kritiken über alte bekannte Stücke; ſchwerfällige Unterſuchungen über das, was in einer Tragödie ſeyn ſollte und nicht ſeyn ſollte; mit unter wohl gar Erklärungen des Ariſtoteles. Und das ſollen ſie leſen? Wie geſagt, ich bedaure ſie; ſie ſind gewaltig angeführt! — Doch im Vertrauen: beſſer, daß ſie es ſind, als ich. Und ich würde es ſehr ſeyn, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Geſetze machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen ſehr ſchwer zu erfüllen wären; wirklich nicht; ich würde ſie vielmehr ſehr bequem finden, wenn ſie ſich mit meinen Abſichten nur beſſer vertragen wollten.

---

*) Fin ne i nomi de Perſonaggi ſi è levato quell' errore, communiſſimo alle ſtampe d'ogni drama, di ſcoprire il ſecreto nel premettergli, e per conſeguenza di levare il piacere a chi legge, overo aſcolta, eſſendoſi meſſo Egiſto, dove era, Creſfonte ſotto nome d'Egiſto.

Ueber die Merope indeß muß ich freylich einmal wegzukommen ſuchen. — Ich wollte eigentlich nur erweiſen, daß die Merope des Voltaire im Grunde nichts als die Merope des Maffei ſey; und ich meyne, dieſes habe ich erwieſen. Nicht ebenderſelbe Stoff, ſagt Ariſtoteles, ſondern ebendieſelbe Verwicklung und Auflöſung machen, daß zwey oder mehrere Stücke für ebendieſelben Stücke zu halten ſind. Alſo, nicht weil Voltaire mit dem Maffei einerley Geſchichte behandelt hat, ſondern weil er ſie mit ihm auf ebendieſelbe Art behandelt hat, iſt er hier für weiter nichts, als für den Ueberſetzer und Nachahmer deſſelben zu erklären. Maffei hat die Merope des Euripides nicht blos wieder hergeſtellet; er hat eine eigene Merope gemacht: denn er gieng völlig von dem Plane des Euripides ab; und in dem Vorſatze ein Stück ohne Galanterie zu machen, in welchem das ganze Intereſſe blos aus der mütterlichen Zärtlichkeit entſpringe, ſchuf er die ganze Fabel um; gut, oder übel, das iſt hier die Frage nicht; genug, er ſchuf ſie doch um. Voltaire aber entlehnte von Maffei die ganze ſo umgeſchaffene Fabel; er entlehnte von ihm, daß Merope mit dem Polyphont nicht vermählt iſt; er entlehnte von ihm die politiſchen Urſachen, aus welchen der Tyrann nun erſt, nach fünfzehn Jahren, auf dieſe Vermählung dringen zu müſſen glaubet; er entlehnte von ihm, daß der Sohn der Merope ſich ſelbſt nicht kennet; er entlehnte von ihm, wie und warum dieſer von ſeinem vermeynten Vater entkommt; er entlehnte von ihm den Vorfall, der den Aegisth als einen Mörder nach Meſſene bringt; er entlehnte von ihm die Mißdeutung, durch die er für den Mörder ſelbſt gehalten wird; er entlehnte von ihm die dunkeln Regungen der mütterlichen Liebe, wenn Merope den Aegisth zum erſtenmal erblickt: er entlehnte von ihm den Vorwand, warum Aegiſth vor Meropens Augen, von ihren eigenen Händen ſterben ſoll, die Entdeckung ſeiner Mitſchuldigen: mit einem Worte, Voltaire entlehnte vom Maffei die ganze Verwicklung. Und hat er nicht auch die ganze Auflöſung von ihm entlehnt, indem er das Opfer, bey welchem Polyphont umgebracht werden ſollte, von ihm mit der Handlung verbinden lernte? Maffei machte es zu einer hochzeitlichen Feyer, und vielleicht, daß er, blos darum, ſeinen Tyrannen jezt erſt auf die Verbindung mit Meropen fallen ließ, um dieſes Opfer deſto natürlicher anzubringen. Was Maffei erfand, that Voltaire nach.

Es iſt wahr, Voltaire gab verſchiedenen von den Umſtänden, die er vom Maffei entlehnte, eine andere Wendung. Z. E. Anſtatt daß, beym Maffei, Polyphont bereits fünfzehn Jahre regieret hat, läßt er die Unruhen in Meſſene ganzer fünfzehn Jahre dauern, und den Staat ſo lange in der unwahrſcheinlichſten Anarchie verharren. Anſtatt daß, beym Maffei, Aegiſth von einem Räuber auf der Straße angefallen wird, läßt er ihn in einem Tempel des Herkules von zwey Unbekannten überfallen werden, die es ihm übel nehmen, daß er den Herkules für die Herakliden, den Gott des Tempels für die Nachkommen deſſelben, anfleht. Anſtatt daß, beym Maffei, Aegiſth durch einen Ring in Verdacht geräth, läßt Voltaire dieſen Verdacht durch eine Rüſtung entſtehen, u. ſ. w. Aber alle dieſe Veränderungen betreffen die unerheblichſten Kleinigkeiten, die faſt alle außer dem Stücke ſind, und auf die Oekonomie des Stückes ſelbſt keinen Einfluß haben. Und doch wollte ich ſie Voltairen noch gern als Aeuſſerungen ſeines ſchöpferiſchen Genies anrechnen, wenn ich nur fände, daß er das, was er ändern zu müſſen vermeynte, in allen ſeinen Folgen zu ändern verſtanden hätte. Ich will mich an dem mittelſten von den angeführten Beyſpielen erklären. Maffei läßt ſeinen Aegisth von einem Räuber angefallen werden, der den Augenblick abpaßt, da er ſich mit ihm auf dem Wege allein ſieht, ohnfern einer Brücke über die Pamiſe; Aegisth erlegt den Räuber, und wirft den Körper in den Fluß, aus Furcht, wenn der Körper auf der Straße gefunden würde, daß man den Mörder verfolgen und ihn dafür erkennen dürfte. Ein Räuber, dachte Voltaire, der einem Prinzen den Rock ausziehen und den Beutel nehmen will, iſt für mein feines, edles Parterr ein viel zu niedriges Bild; beſſer, aus dieſem Räuber einen Mißvergnügten gemacht, der dem Aegisth als einem Anhänger der Herakliden zu Leibe will. Und warum nur Einen? Lieber zwey; ſo iſt die Heldenthat des Aegisths deſto größer, und der, welcher von dieſen zweyen entrinnt, wenn er zu dem ältern gemacht wird, kann hernach für den Narbas genommen werden. Recht gut, mein lieber Johann Ballhorn; aber nun weiter. Wenn Aegisth den einen von dieſen Mißvergnügten erlegt hat, was thut er alsdenn? Er trägt den todten Körper auch ins Waſſer. Auch? Aber wie denn? warum denn? Von der leeren Landſtraße in den nahen Fluß; das iſt ganz begreiflich; aber aus dem Tempel in den Fluß, dieſes auch? War denn außer ihnen niemand in dieſem Tempel? Es ſey ſo; auch iſt das die größte Ungereimtheit noch nicht. Das Wie ließe ſich noch denken: aber das Warum gar nicht. Maffeis Aegisth trägt den Körper in den Fluß, weil er ſonſt verfolgt und erkannt zu werden fürchtet; weil er glaubt, wenn der Körper bey Seite geſchaft ſey, daß ſodann nichts ſeine That verrathen könne; daß dieſe ſodann, mit ſamt dem Körper, in der Fluth begraben ſey. Aber kann das Voltairens Aegisth auch glauben? Nimmermehr; oder der zweyte hätte nicht entkommen müſſen. Wird ſich dieſer begnügen, ſein

Leben davon getragen zu haben? Wird er ihm nicht, wenn er auch noch ſo furchtſam iſt, von weiten beobachten? Wird er ihn nicht mit ſeinem Geſchrey verfolgen, bis ihn andere feſt halten? Wird er ihn nicht anklagen, und wider ihn zeugen? Was hilft es dem Mörder alſo, das Corpus delicti weggebracht zu haben: Hier iſt ein Zeuge, welcher es nachweiſen kann. Dieſe vergebene Mühe hätte er ſparen, und dafür eilen ſollen, je eher je lieber über die Grenze zu kommen. Freylich mußte der Körper, des Folgenden wegen, ins Waſſer geworfen werden; es war Voltairen eben ſo nöthig als dem Maffei, daß Merope nicht durch die Beſichtigung deſſelben aus ihrem Irrthume geriſſen werden konnte; nur daß, was bey dieſem Aegisth ſich ſelber zum Beſten thut, er bey jenem blos dem Dichter zu gefallen thun muß. Denn Voltaire korrigirte die Urſache weg, ohne zu überlegen, daß er die Wirkung dieſer Urſache brauche, die nunmehr von nichts, als von ſeiner Bedürfniß abhängt.

Eine einzige Veränderung, die Voltaire in dem Plane des Maffei gemacht hat, verdient den Namen einer Verbeſſerung. Die nemlich, durch welche er den wiederholten Verſuch der Merope, ſich an dem vermeynten Mörder ihres Sohnes zu rächen, unterdrückt, und dafür die Erkennung von Seiten des Aegisths, in Gegenwart des Polyphonts, geſchehen läßt. Hier erkenne ich den Dichter, und beſonders iſt die zweyte Scene des vierten Akts ganz vortrefflich. Ich wünſchte nur, daß die Erkennung überhaupt, die in der vierten Scene des dritten Aktes von beyden Seiten erfolgen zu müſſen das Anſehen hat, mit mehrerer Kunſt hätte getheilet werden können. Denn daß Aegisth mit einmal von dem Euricles weggeführet wird, und die Vertiefung ſich hinter ihm ſchließt, iſt ein ſehr gewaltſames Mittel. Es iſt nicht ein Haar beſſer, als die übereilte

Flucht, mit der ſich Aegisth bey dem Maffei rettet, und über die Voltaire ſeinen Lindelle ſo ſpotten läßt. Oder vielmehr, dieſe Flucht iſt um ſo vieles natürlicher; wenn der Dichter nur hernach Sohn und Mutter einmal zuſammengebracht, und uns nicht gänzlich die erſten rührenden Ausbrüche ihrer beyderſeitigen Empfindungen gegen einander, vorenthalten hätte. Vielleicht würde Voltaire die Erkennung überhaupt nicht getheilet haben, wenn er ſeine Materie nicht hätte dehnen müſſen, um fünf Akte damit vollzumachen. Er jammert mehr als einmal über cette longue carrière de cinq actes, qui eſt prodigieuſement difficile à remplir ſans épiſodes — Und nun für dieſesmal genug von der Merope!

LI.

Den 23ten Oktober 1767.

Den neun und dreyßigſten Abend (Mittewochs, den 8ten Julius,) wurden der verheyrathete Philoſoph und die neue Agneſe, wiederholt. *)

Chevrier ſagt **), daß Deſtouches ſein Stück aus einem Luſtſpiele des Campiſtron geſchöpft habe, und daß, wenn dieſer nicht ſeinen Jaloux deſabuſé geſchrieben hätte, wir wohl ſchwerlich einen verheyratheten Philoſophen haben würden. Die Komödie des Campiſtron iſt unter uns wenig bekannt; ich wüßte nicht, daß ſie auf irgend einem deutſchen Theater wäre geſpielt worden; auch iſt keine Ueberſetzung davon vorhanden. Man dürfte alſo vielleicht um ſo viel lieber wiſſen wollen, was eigentlich an dem Vorgeben des Chevrier ſey.

---

*) S. den 5ten und 7ten Abend, Seite 59 und 71.

**) L'Obſervateur des Spectacles, T. II. p. 135.

Die Fabel des campiſtronſchen Stücks iſt kurz dieſe: Ein Bruder hat das anſehnliche Vermögen ſeiner Schweſter in Händen, und um dieſes nicht herausgeben zu dürfen, möchte er ſie lieber nicht verheyrathen. Aber die Frau dieſes Bruders denkt beſſer, oder wenigſtens anders, und um ihren Mann zu vermögen, ſeine Schweſter zu verſorgen, ſucht ſie ihn auf alle Weiſe eiferſüchtig zu machen, indem ſie verſchiedne junge Mannsperſonen ſehr gütig aufnimmt, die alle Tage unter dem Vorwande, ſich um ihre Schwägerin zu bewerben, zu ihr ins Haus kommen. Die Liſt gelingt; der Mann wird eiferſüchtig; und williget endlich, um ſeiner Frau den vermeynten Vorwand, ihre Anbeter um ſich zu haben, zu benehmen, in die Verbindung ſeiner Schweſter mit Clitandern, einem Anverwandten ſeiner Frau, dem zu gefallen ſie die Rolle der Koquette geſpielt hatte. Der Mann ſieht ſich berückt, iſt aber ſehr zufrieden, weil er zugleich von dem Ungrunde ſeiner Eiferſucht überzeugt wird.

Was hat dieſe Fabel mit der Fabel des verheyratheten Philoſophen ähnliches? Die Fabel nicht das geringſte. Aber hier iſt eine Stelle aus dem zweyten Akte des Campiſtronſchen Stücks, zwiſchen Dorante, ſo heißt der Eiferſüchtige, und Dubois, ſeinem Sekretair. Dieſe wird gleich zeigen, was Chevrier gemeynet hat.

Dubois. Und was fehlt Ihnen dann?

Dorante. Ich bin verdrüßlich, ärgerlich; alle meine ehemalige Heiterkeit iſt weg; alle meine Freude hat ein Ende. Der Himmel hat mir einen Tyrannen, einen Henker gegeben, der nicht aufhören wird, mich zu martern, zu peinigen. —

Dubois. Und wer iſt denn dieſer Tyrann, dieſer Henker?

Dorante. Meine Frau.

Dubois. Ihre Frau, mein Herr?

Dorante. Ja, meine Frau, meine Frau. — Sie bringt mich zur Verzweiflung.

Dubois. Haſſen Sie ſie denn?

Dorante. Wollte Gott! So wäre ich ruhig. — Aber ich liebe ſie, und liebe ſie ſo ſehr. — Verwünſchte Quaal!

Dubois. Sie ſind doch wohl nicht eiferſüchtig?

Dorante. Bis zur Raſerey?

Dubois. Wie? Sie, mein Herr? Sie eiferſüchtig? Sie, der Sie von je her über alles, was Eiferſucht heißt, —

Dorante. Gelacht, und geſpottet. Deſto ſchlimmer bin ich nun daran! Ich Geck, mich von den elenden Sitten der groſen Welt ſo hinreißen zu laſſen! In das Geſchrey der Narren einzuſtimmen, die ſich über die Ordnung und Zucht unſerer ehrlichen Vorfahren ſo luſtig machen! Und ich ſtimmte nicht blos ein; es währte nicht lange, ſo gab ich den Ton. Um Witz, um Lebensart zu zeigen, was für albernes Zeug habe ich nicht geſprochen! Eheliche Treue, beſtändige Liebe, pfuy, wie ſchmeckt das nach dem kleinſtädtiſchen Bürger! Der Mann, der ſeiner Frau nicht allen Willen läßt, iſt ein Bär! Der es ihr übel nimmt, wenn ſie auch andern gefällt und zu gefallen ſucht, gehört ins Tollhaus. So ſprach ich, und mich hätte man da ſollen ins Tollhaus ſchicken: —

Dubois. Aber warum ſprachen Sie ſo?

Dorante. Hörſt du nicht? Weil ich ein Geck war, und glaubte, es ließe noch ſo galant und weiſe. — Inzwiſchen wollte mich meine Familie verheyrathet wiſſen. Sie ſchlugen mir ein junges, unſchuldiges Mädchen vor; und ich nahm es. Mit der, dachte ich, ſoll es gute Wege haben; die ſoll in meiner Denkungsart nicht viel ändern; ich liebe ſie jezt nicht beſonders, und der Beſitz wird mich noch gleichgültiger gegen ſie machen. Aber wie ſehr hab ich mich betrogen! Sie ward täglich ſchöner, täglich reizender. Ich ſah es und entbrannte, und entbrannte je mehr und mehr; und jetzt bin ich ſo verliebt, ſo verliebt in ſie ——

Dubois. Nun, das nenne ich gefangen werden!

Dorante. Denn ich bin ſo eiferſüchtig! — Daß ich mich ſchäme, es auch nur zu bekennen. — Alle meine Freunde ſind mir zuwider — und verdächtig; die ich ſonſt nicht oft genug um mich haben konnte, ſehe ich jetzt lieber gehen als kommen. Was haben ſie auch in meinem Hauſe zu ſuchen? Was wollen die Müßiggänger? Wozu alle die Schmeicheleyen, die ſie meiner Frau machen? Der eine lobt ihren Verſtand, der andere erhebt ihr gefälliges Weſen bis in den Himmel. Den entzückten ihre himmliſchen Augen, und den ihre ſchönen Zähne. Alle finden ſie höchſt reitzend, höchſt anbetenswürdig; und immer ſchließt ſich ihr verdammtes Geſchwätze mit der verwünſchten Betrachtung, was für ein glücklicher, was für ein beneidenswürdiger Mann ich bin.

Dubois. Ja, ja, es iſt wahr, ſo geht es zu.

Dorante. O, ſie treiben ihre unverſchämte Kühnheit wohl noch weiter! Kaum iſt ſie aus dem Bette, ſo ſind ſie um ihre Toilette. Da ſollteſt du erſt ſehen und hören: Jeder will da ſeine Aufmerkſamkeit und ſeinen Witz mit dem andern um die Wette zeigen. Ein abgeſchmackter Einfall jagt den andern, eine boshafte Spötterey die andere, ein kützelndes Hiſtörchen das andere. Und das alles mit Zeichen, mit Minen, mit Liebäugeleyen, die meine Frau ſo leutſelig annimmt, ſo verbindlich erwiedert, daß — daß mich der Schlag oft rühren möchte! Kannſt du glauben, Dubois? ich muß es wohl mit anſehen, daß ſie ihr die Hand küſſen.

Dubois. Das iſt arg!

Dorante. Gleichwohl darf ich nicht muchſen. Denn was würde die Welt dazu ſagen? Wie lächerlich würde ich mich machen, wenn ich meinen Verdruß auslaſſen wollte? Die Kinder auf der Straße würden mit Fingern auf mich weiſen. Alle Tage würde ein Epigramm, ein Gaſſenhauer auf mich zum Vorſcheine kommen, u. ſ. w.

Dieſe Situation muß es ſeyn, in welcher Chevrier das Aehnliche mit dem verheyratheten Philoſophen gefunden hat. So wie der Eiferſüchtige des Campiſtron ſich ſchämet, ſeine Eiferſucht auszulaſſen, weil er ſich ehedem über dieſe Schwachheit allzuluſtig gemacht hat: ſo ſchämt ſich auch der Philoſoph des Destouches, ſeine Heyrath bekannt zu machen, weil er ehedem über alle ernſthafte Liebe geſpottet, und den eheloſen Stand für den einzigen erklärt hatte, der einem freyen und weiſen Manne anſtändig ſey. Es kann auch nicht fehlen, daß dieſe ähnliche Schaam ſie nicht beyde in mancherley ähnliche Verlegenheiten bringen ſollte. So iſt, z. E. die, in welcher ſich Dorante beym Campiſtron ſiehet, wenn er von ſeiner Frau verlangt, ihm die überläſtigen Beſucher von Halſe zu ſchaffen, dieſe aber ihn bedeutet, daß das eine Sache ſey, die er ſelbſt bewerkſtelligen müſſe, faſt die nemliche mit der bey dem Destouches, in welcher ſich Ariſt befindet, wenn er es ſelbſt dem Marquis ſagen ſoll, daß er ſich auf Meliten keine Rechnung machen könne. Auch leidet dort der Eiferſüchtige, wenn ſeine Freunde in ſeiner Gegenwart über die Eiferſüchtigen ſpotten, und er ſelbſt ſein Wort dazu geben muß, ungefehr auf gleiche Weiſe, als hier der Philoſoph, wenn er ſich muß ſagen laſſen, daß er ohne Zweifel viel zu klug und vorſichtig ſey, als daß er ſich zu ſo einer Thorheit, wie das Heyrathen, ſollte haben verleiten laſſen.

Dem ohngeachtet aber ſehe ich nicht, warum Destouches bey ſeinem Stücke nothwendig das Stück des Campiſtron vor Augen gehabt haben müßte; und mir iſt es ganz begreiflich, daß wir jenes haben könnten, wenn dieſes auch nicht vorhanden wäre. Die verſchiedenſten Karaktere können in ähnliche Situationen gerathen; und da in der Komödie die Karaktere das Hauptwerk, die Situationen aber nur die Mittel ſind, jene ſich äußern zu laſſen, und ins Spiel zu ſetzen: ſo muß man nicht die Situationen, ſondern die Karaktere in Betrachtung ziehen, wenn man beſtimmen will, ob ein Stück Original oder Kopie genennt zu werden verdiene. Umgekehrt iſt es in der Tragödie, wo die Karaktere weniger weſentlich ſind, und Schrecken und Mitleid vornehmlich aus den Situationen entſpringt. Aehnliche Situationen geben alſo ähnliche Tragödien, aber nicht ähnliche Komödien. Hingegen geben ähnliche Karaktere ähnliche Komödien, anſtatt daß ſie in den Tragödien faſt gar nicht in Erwägung kommen.

Der Sohn unſers Dichters, welcher die prächtige Ausgabe der Werke ſeines Vaters beſorgt hat, die vor einigen Jahren in vier Quartbänden aus der Königlichen Druckerey zu Paris erſchien, meldet uns, in der Vorrede zu dieſer Ausgabe eine beſondere dieſes Stück betreffende Anekdote. Der Dichter nemlich habe ſich in England verheyrathet, und aus gewiſſen Urſachen ſeine Verbindung geheim halten müſſen. Eine Perſon aus der Familie ſeiner Frau aber habe das Geheimniß früher ausgeplaudert, als ihm lieb geweſen; und dieſes habe Gelegenheit zu dem verheyratheten Philoſophen gegeben. Wenn dieſes wahr iſt, — und warum ſollten wir es ſeinem Sohne nicht glauben?— ſo dürfte die vermeynte Nachahmung des Campiſtron um ſo eher wegfallen.

LII.

Den 27ten Oktober 1767.

Den vierzigſten Abend (Donnerſtags den 9ten Julius) ward Schlegels Triumph der guten Frauen, aufgeführet.

Dieſes Luſtſpiel iſt unſtreitig eines der beſten deutſchen Originale. Es war, ſo viel ich weiß, das letzte komiſche Werk des Dichters, das ſeine frühern Geſchwiſter unendlich übertrift, und von der Reife ſeines Urhebers zeiget. Der geſchäftige Müßiggänger war der erſte jugendliche Verſuch, und fiel aus, wie alle ſolche jugendliche Verſuche ausfallen. Der Witz verzeihe es denen, und räche ſich nie an ihnen, die allzu viel Witz darinn gefunden haben! Er enthält das kalteſte, langweiligſte Alltagsgewäſche, das nur immer in dem Hauſe eines Meißniſchen Pelzhändlers vorfallen kann. Ich wüßte nicht, daß er jemals wäre aufgeführet worden, und ich zweifle, daß ſeine Vorſtellung dürfte auszuhalten ſeyn. Der Geheimnißvolle iſt um vieles beſſer; ob es gleich der Geheimnißvolle gar nicht geworden iſt, den Moliere in der Stelle geſchildert hat, aus welcher Schlegel den Anlaß zu dieſem Stücke wollte genommen haben.*) Molieres Geheimnißvoller iſt ein Geck, der ſich ein wichtiges Anſehen geben will; Schlegels Geheimnißvoller aber ein gutes ehrliches Schaaf, das den Fuchs ſpielen will, um von den Wölfen nicht gefreſſen zu werden. Daher kömmt es auch, daß er ſo viel ähnliches mit dem Karakter des Mißtrauiſchen hat, den Cronegk hernach auf die Bühne brachte. Beyde Karaktere aber, oder vielmehr beyde Nüancen des nemlichen Karakters, können nicht anders als in einer ſo kleinen und armſeligen, aber ſo menſchenfeindlichen und häßlichen Seele ſich finden, daß ihre Vorſtellungen nothwendig mehr Mitleiden oder Abſcheu erwecken müſſen, als Lachen. Der Geheimnißvolle iſt wohl ſonſt hier aufgeführet worden; man verſichert mich aber durchgängig, und aus der eben gemachten Betrachtung iſt mir es ſehr begreiflich, daß man ihn läppiſcher gefunden habe, als luſtig.

---

*) Miſantrope, Acte II. Sc. 4.

C'eſt de la tête aux pieds, un homme tout miſtère,
Qui vous jette, en paſſant un coup-d'œil égaré,
Et ſans aucune affaire eſt toujours affairé.
Tout ce qu'il vous debite en grimaces abonde.
A force de façons il aſſomme le monde.
Sans ceſſe il a tout bas, pour rompre l'entretien,
Un ſecret à vous dire, & ce ſecret n'eſt rien.
De la moindre vétille il fait une merveille,
Et juſques au bonjour, il dit tout à l'oreille.

Der Triumph der guten Frauen hingegen hat, wo er noch aufgeführet worden, und ſo oft er noch aufgeführet worden, überall und jederzeit, einen ſehr vorzüglichen Beyfall erhalten; und daß ſich dieſer Beyfall auf wahre Schönheiten gründen müſſe, daß er nicht das Werk einer überraſchenden blendenden Vorſtellung ſey, iſt daher klar, weil ihn noch niemand, nach Leſung des Stücks, zurückgenommen. Wer es zuerſt geleſen, dem gefällt es um ſo viel mehr, wenn er es ſpielen ſieht: und wer es zuerſt ſpielen geſehen, dem gefällt es um ſo viel mehr, wenn er es lieſet. Auch haben es die ſtrengſten Kunſtrichter eben ſo ſehr ſeinen übrigen Luſtſpielen, als dieſe überhaupt dem gewöhnlichen Praſſe deutſcher Komödien vorgezogen.

“ Ich las, ſagt einer von ihnen,*) den geſchäftigen Müſſiggänger; die Karaktere ſchienen mir vollkommen nach dem Leben; ſolche Müßiggänger, ſolche in ihre Kinder vernarrte Mütter, ſolche ſchalwitzige Beſuche, und ſolche dumme Pelzhändler ſehen wir alle Tage. So denkt, ſo lebt, ſo handelt der Mittelſtand unter den Deutſchen. Der Dichter hat ſeine Pflicht gethan, er hat uns geſchildert, wie wir ſind. Allein ich gähnte vor Langeweile. —— Ich las darauf den Triumph der guten Frauen. Welcher Unterſchied! Hier finde ich Leben in den Karakteren, Feuer in ihren Handlungen, ächter Witz in ihren Geſprächen, und den Ton einer feinen Lebensart in ihrem ganzen Umgange.„

---

*) Briefe, die neueſte Litteratur betreffend, Th. XXI. S. 133.

Der vornehmſte Fehler, den ebenderſelbe Kunſtrichter daran bemerkt hat, iſt der, daß die Karaktere an ſich ſelbſt nicht deutſch ſind. Und leider, muß man dieſen zugeſtehen. Wir ſind aber in unſeren Luſtſpielen ſchon zu ſehr an fremde, und beſonders an franzöſiſche Sitten gewöhnt, als daß er eine beſonders üble Wirkung auf uns haben könnte.

“Nikander, heißt es, iſt ein franzöſiſcher Abentheurer, der auf Eroberungen ausgeht, allem Frauenzimmer nachſtellt, keinem im Ernſte gewogen iſt, alle ruhige Ehen in Uneinigkeit zu ſtürzen, aller Frauen Verführer und aller Männer Schrecken zu werden ſucht, und der bey allem dieſem kein ſchlechtes Herz hat. Die herrſchende Verderbniß der Sitten und Grundſätze ſcheinet ihn mit fortgeriſſen zu haben. Gottlob! daß ein Deutſcher, der ſo leben will, das verderbteſte Herz von der Welt haben muß. —— Hilaria, des Nikanders Frau, die er vier Wochen nach der Hochzeit verlaſſen, und nunmehr in zehn Jahren nicht geſehen hat, kömmt auf den Einfall ihn aufzuſuchen. Sie kleidet ſich als eine Mannsperſon, und folgt ihm, unter dem Namen Philint, in alle Häuſer nach, wo er Avanturen ſucht. Philint iſt witziger, flatterhafter und unverſchämter als Nikander. Das Frauenzimmer iſt dem Philint mehr gewogen, und ſobald er mit ſeinem frechen aber doch artigen Weſen ſich ſehen läßt, ſtehet Nikander da wie verſtummt. Dieſes giebt Gelegenheit zu ſehr lebhaften Situationen. Die Erfindung iſt artig, der zweyfache Karakter wohl gezeichnet, und glücklich in Bewegung geſetzt; aber das Original zu dieſem nachgeahmten Petitmaitre iſt gewiß kein Deutſcher.„

“Was mir fährt er fort, ſonſt an dieſem Luſtſpiele mißfällt, iſt der Karakter des Agenors. Den Triumph der guten Frauen vollkommen zu machen, zeigt dieſer Agenor den Ehemann von einer gar zu häßlichen Seite. Er tyranniſirt ſeine unſchuldige Juliane auf das unwürdigſte, und hat recht ſeine Luſt ſie zu quälen. Grämlich, ſo oft er ſich ſehen läßt, ſpöttiſch bey den Thränen ſeiner gekränkten Frau, argwöhniſch bey ihren Liebkoſungen, boshaft genug, ihre unſchuldigſten Reden und Handlungen durch eine falſche Wendung zu ihrem Nachtheile auszulegen, eiferſüchtig, hart, unempfindlich, und, wie ſie ſich leicht einbilden können, in ſeiner Frauen Kammermädchen verliebt. — Ein ſolcher Mann iſt gar zu verderbt, als daß wir ihm eine ſchleunige Beſſerung zutrauen könnten. Der Dichter giebt ihm eine Nebenrolle, in welcher ſich die Falten ſeines nichtswürdigen Herzens nicht genug entwickeln können. Er tobt, und weder Juliane noch die Leſer wiſſen recht, was er will. Eben ſo wenig hat der Dichter Raum gehabt, ſeine Beſſerung gehörig vorzubereiten und zu veranſtalten. Er mußte ſich begnügen; dieſes gleichſam im Vorbeygehen zu thun, weil die Haupthandlung mit Nikander und Philinten zu ſchaffen hatte. Kathrine, dieſes edelmüthige Kammermädchen der Juliane, das Agenor verfolgt hatte, ſagt gar recht am Ende des Luſtſpiels: Die geſchwindeſten Bekehrungen ſind nicht allemal die aufrichtigſten! Wenigſtens ſo lange dieſes Mädchen im Hauſe iſt, möchte ich nicht für die Aufrichtigkeit ſtehen. „

Ich freue mich, daß die beſte deutſche Komödie dem richtigſten deutſchen Beurtheiler in die Hände gefallen iſt. Und doch war es vielleicht die erſte Komödie, die dieſer Mann beurtheilte.

Analekten
für
die Litteratur.

Von
Gotthold Ephraim Leſſing.

Vierter Theil.

Bern und Leipzig,
in der Hallerſchen Buchhandlung, 1786.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts- München Bibliothek

Hamburgiſche Dramaturgie.

LIII.

Den 3ten November 1767.

Den ein und vierzigſten Abend (Freytags den 10ten Julius) wurden Cenie und der Mann, nach der Uhr, wiederholt. *)

“Cenie, ſagt Chevrier gerade heraus, **) führet den Namen der Frau von Graffigni, iſt aber ein Werk des Abts von Voiſenon. Es war Anfangs in Verſen; weil aber die Frau von Graffigni, der es erſt in ihrem vier und funfzigſten Jahre einfiel, die Schriftſtellerin zu ſpielen, in ihrem Leben keinen Vers gemacht hatte, ſo ward Cenie in Proſa gebracht. Mais l'Auteur, fügt er hinzu, y a laiſſé 81 vers qui exiſtent dans leur entier. „ Das iſt, ohne Zweifel, von einzeln hin und wieder zerſtreuten Zeilen zu verſtehen, die den Reim verloren, aber die Sylbenzahl beybehalten haben. Doch wenn Chevrier keinen andern Beweis hatte, daß das Stück in Verſen geweſen: ſo iſt es ſehr erlaubt, daran zu zweifeln. Die franzöſiſchen Verſe kommen überhaupt der Proſa ſo nahe, daß es Mühe koſten ſoll, nur in einem etwas geſuchteren Style zu ſchreiben, ohne daß ſich nicht von ſelbſt ganze Verſe zuſammen finden, denen nichts wie der Reim mangelt. Und gerade denjenigen, die gar keine Verſe machen, können dergleichen Verſe am erſten entwiſchen; eben weil ſie gar kein Ohr für das Metrum haben, und es alſo eben ſo wenig zu vermeiden, als zu beobachten verſtehen.

Was hat Cenie ſonſt für Merkmale, daß ſie nicht aus der Feder eines Frauenzimmers könne gefloſſen ſeyn? “Das

---

*) Siehe den 23ten und 29ten Abend, Seite 113 und 126.

**) Obſervateur des Spectacles, Tome I. p. 211.

Frauenzimmer überhaupt, ſagt Rouſſeau,*) liebt keine einzige Kunſt, verſteht ſich auf keine einzige, und an Genie fehlt es ihm ganz und gar. Es kann in kleinen Werken glücklich ſeyn, die nichts als leichten Witz, nichts als Geſchmack, nichts als Anmuth, höchſtens Gründlichkeit und Philoſophie verlangen. Es kann ſich Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit und alle Talente erwerben, die ſich durch Mühe und Arbeit erwerben laſſen. Aber jenes himmliſche Feuer, welches die Seele erhitzet und entflammet, jenes um ſich greifende verzehrende Genie, jene brennende Beredtſamkeit, jene erhabene Schwünge, die ihr Entzückendes dem Innerſten unſers Herzens mittheilen, werden den Schriften des Frauenzimmers allezeit fehlen.

Alſo fehlen ſie wohl auch der Cenie? Oder wenn ſie ihr nicht fehlen, ſo muß Cenie nothwendig das Werk eines Mannes ſeyn? Rouſſeau ſelbſt würde ſo nicht ſchlieſſen. Er ſagt vielmehr, was er dem Frauenzimmer überhaupt abſprechen zu müſſen glaube, wolle er darum keiner Frau insbeſondere ſtreitig machen. (Ce n'eſt pas à une femme, mais aux femmes que je refuſe les talens des hommes.**) Und dieſes ſagt er eben auf Veranlaſſung der Cenie; eben da, wo er die Graffigni als die Verfaſſerin derſelben anführt. Dabey merke man wohl, daß Graffigni ſeine Freundin nicht war, daß ſie übles von ihm geſprochen hatte, daß er ſich an eben der Stelle über ſie beklagt. Dem ohngeachtet erklärt er ſie lieber für eine Ausnahme ſeines Satzes, als daß er im geringſten auf das Vorgeben des Chevrier anſpielen ſollte, welches er zu thun, ohne Zweifel, Freymüthigkeit genug gehabt hätte, wenn er nicht von dem Gegentheile überzeugt geweſen wäre.

Chevrier hat mehr ſolche verkleinerliche geheime Nachrichten. Eben dieſer Abt, wie Chevrier wiſſen will, hat für die Favart gearbeitet. Er hat die komiſche Oper, Annette und Lubin, gemacht; und nicht Sie, die Aktrice, von der er ſagt, daß ſie kaum leſen könne. Sein Beweis iſt ein Gaſſenhauer, der in Paris darüber herumgegangen; und es iſt allerdings wahr, daß die Gaſſenhauer in der franzöſiſchen Geſchichte überhaupt unter die glaubwürdigſten Dokumente gehören.

---

*) à d'Alembert, p. 193.

**) Ibid. p. 78.

Warum ein Geiſtlicher ein ſehr verliebtes Singſpiel unter fremden Namen in die Welt ſchicke, ließe ſich endlich noch begreifen. Aber warum er ſich zu einer Cenie nicht bekennen wolle, der ich nicht viele Predigten vorziehen möchte, iſt ſchwerlich abzuſehen. Dieſer Abt hat ja ſonſt mehr als ein Stück aufführen und drucken laſſen, von welchen ihn jedermann als den Verfaſſer kennet, und die der Cenie bey weiten nicht gleich kommen. Wenn er einer Frau von vier und fünfzig Jahren eine Galanterie machen wollte, iſt es wahrſcheinlich, daß er es gerade mit ſeinem beſten Werke würde gethan haben? —

Den zwey und vierzigſten Abend (Montags den 13ten Julius) ward die Frauenſchule von Moliere aufgeführt.

Moliere hatte bereits ſeine Männerſchule gemacht, als er im Jahre 1662 dieſe Frauenſchule darauf folgen ließ. Wer beyde Stücke nicht kennet, würde ſich ſehr irren, wenn er glaubte, daß hier den Frauen, wie dort den Männern, ihre Schuldigkeit geprediget würde. Es ſind beydes witzige Poſſenſpiele, in welchen ein Paar junge Mädchen, wovon das eine in aller Strenge erzogen und das andere in aller Einfalt aufgewachſen, ein Paar alte Laffen hintergehen, und die beyde die Männerſchule heiſſen müßten, wenn Moliere weiter nichts darinn hätte lehren wollen, als daß das dümmſte Mädchen noch immer Verſtand genug habe zu betrügen, und daß Zwang und Aufſicht weit weniger fruchte und nutze, als Nachſicht und Freyheit. Wirklich iſt für das weibliche Geſchlecht in der Frauenſchule nicht viel zu lernen; es wäre denn, daß Moliere mit dieſem Titel auf die Eheſtandsregeln, in der zweyten Scene des dritten Akts, geſehen hätte, mit welchen aber die Pflichten der Weiber eher lächerlich gemacht werden.

“Die zwey glücklichſten Stoffe zur Tragödie und Komödie, ſagt Trublet,*) ſind der Cid und die Frauenſchule. Aber beyde ſind vom Corneille und Moliere bearbeitet worden, als dieſe Dichter ihre völlige Stärke noch nicht hatten. Dieſe Anmerkung, fügt er hinzu, habe ich von dem Herrn von Fontenelle.„

Wenn doch Trublet den Herrn von Fontenelle gefragt hätte, wie er dieſes meyne. Oder Falls es ihm ſo ſchon verſtändlich genug war, wenn er es doch auch ſeinen Leſern mit ein Paar Worten hätte verſtändlich machen wollen. Ich wenigſtens bekenne, daß ich gar nicht abſehe, wo Fontenelle mit dieſem Räthſel hingewollt. Ich glaube, er hat ſich verſprochen; oder Trublet hat ſich verhört.

Wenn indeß, nach der Meynung dieſer Männer, der Stoff der Frauenſchule ſo beſonders glücklich iſt, und Moliere in der Ausführung deſſelben nur zu kurz gefallen: ſo hätte ſich dieſer auf das ganze Stück eben nicht viel einzubilden gehabt. Denn der Stoff iſt nicht von ihm; ſondern theils aus einer ſpaniſchen Erzählung, die man bey dem Scarron, unter dem Titel, die vergebliche Vorſicht, findet, theils aus den ſpaßhaften Nächten des Straparolle genommen, wo ein Liebhaber einem ſeiner Freunde alle Tage vertrauet, wie weit er mit ſeiner Geliebten gekommen, ohne zu wiſſen, daß dieſer Freund ſein Nebenbuhler iſt.

“Die Frauenſchule, ſagt der Herr von Voltaire, war ein Stück von einer ganz neuen Gattung, worinn zwar alles nur Erzählung, aber doch ſo künſtliche Erzählung iſt, daß alles Handlung zu ſeyn ſcheinet.„

---

*) Eſſais de Litt. & de Morale, T. IV. p. 295.

Wenn das Neue hierinn beſtand, ſo iſt es ſehr gut, daß man die neue Gattung eingehen laſſen. Mehr oder weniger künſtlich, Erzählung bleibt immer Erzählung, und wir wollen auf dem Theater wirkliche Handlungen ſehen. —— Aber iſt es denn auch wahr, daß alles darinn erzählt wird? daß alles nur Handlung zu ſeyn ſcheint? Voltaire hätte dieſen alten Einwurf nicht wieder aufwärmen ſollen; oder, anſtatt ihn in ein anſcheinendes Lob zu verkehren, hätte er wenigſtens die Antwort beyfügen ſollen, die Moliere ſelbſt darauf ertheilte, und die ſehr paſſend iſt. Die Erzehlungen nemlich ſind in dieſem Stücke, vermöge der innern Verfaſſung deſſelben, wirkliche Handlung; ſie haben alles, was zu einer komiſchen Handlung erforderlich iſt; und es iſt bloße Wortklauberey, ihnen dieſen Namen hier ſtreitig zu machen.*) Denn es kömmt ja weit weniger auf die Vorfälle an, welche erzählt werden, als auf den Eindruck, welche dieſe Vorfälle auf den betrognen Alten machen, wenn er ſie erfährt. Das Lächerliche dieſes Alten wollte Moliere vornehmlich ſchildern; ihn müſſen wir alſo vornehmlich ſehen, wie er ſich bey dem Unfalle, der ihm drohet, gebehrdet; und dieſes hätten wir ſo gut nicht geſehen, wenn der Dichter das, was er erzählen läßt, vor unſern Augen hätte vorgehen laſſen, und das, was er vorgehen läßt, dafür hätte erzählen laſſen. Der Verdruß, den Arnolph empfindet, der Zwang, den er ſich anthut, dieſen Verdruß zu verbergen; der höhniſche Ton, den er annimmt, wenn er dem weitern Progreſſe des Horaz nun vorgebauet zu haben glaubet; das Erſtaunen, die ſtille Wuth, in der wir ihn ſehen, wenn er vernimmt, daß Horaz dem ohngeachtet ſein Ziel glücklich verfolgt: das ſind Handlungen, und weit komiſchere Handlungen, als alles, was außer der Scene vorgeht. Selbſt in der Erzählung der Agneſe, von ihrer mit dem Horaz gemachten Bekanntſchaft, iſt mehr Handlung, als wir finden würden, wenn wir dieſe Bekanntſchaft auf der Bühne wirklich machen ſähen.

---

*) In der Kritik der Frauenſchule, in der Perſon des Dorante: Les récits eux-mêmes y ſont des actions ſuivant la conſtitution du ſujet.

Alſo, anſtatt von der Frauenſchule zu ſagen, daß alles darinn Handlung ſcheine, obgleich alles nur Erzählung ſey, glaubte ich mit mehrerm Rechte ſagen zu können, daß alles Handlung darinn ſey, obgleich alles nur Erzählung zu ſeyn ſcheine.

LIV.

Den 6ten November 1767.

Den drey und vierzigſten Abend (Dienſtags, den 14ten Julius,) ward die Mütterſchule des La Chauſſee, und den vier und vierzigſten Abend (als den 15ten,) der Graf von Eſſex wiederholt. *)

Da die Engländer von je her ſo gern domeſtica facta auf ihre Bühne gebracht haben, ſo kann man leicht vermuthen, daß es ihnen auch an Trauerſpielen über dieſen Gegenſtand nicht fehlen wird. Das älteſte iſt das von Joh. Banks, unter dem Titel, der unglückliche Liebling, oder Graf von Eſſex. Es kam 1682 aufs Theater, und erhielt allgemeinen Beyfall. Damals aber hatten die Franzoſen ſchon drey Eſſexe; des Calprenede von 1638; des Boyer von 1678, und des jüngern Corneille, von eben

---

*) S. den 26ten und 30ten Abend, Seite 118 und 126.

dieſem Jahre. Wollten indeß die Engländer, daß ihnen die Franzoſen auch hierinne nicht möchten zuvorgekommen ſeyn, ſo würden ſie ſich vielleicht auf Daniels Philotas beziehen können; ein Trauerſpiel von 1611, in welchem man die Geſchichte und den Karakter des Grafen, unter fremden Namen, zu finden glaubte.*)

Banks ſcheinet keinen von ſeinen franzöſiſchen Vorgängern gekannt zu haben. Er iſt aber einer Novelle gefolgt, die den Titel, geheime Geſchichte der Königin Eliſabeth und des Grafen von Eſſex, führet**), wo er den ganzen Stoff ſich in die Hände gearbeitet fand, daß er ihn blos zu dialogiren, ihm blos die äußere dramatiſche Form zu ertheilen brauchte. Hier iſt der ganze Plan, wie er von dem Verfaſſer der unten angeführten Schrift, zum Theil, ausgezogen worden. Vielleicht, daß es meinen Leſern nicht unangenehm iſt, ihn gegen das Stück des Corneille halten zu können.

"Um unſer Mitleid gegen den unglücklichen Grafen deſto lebhafter zu machen, und die heftige Zuneigung zu entſchuldigen, welche die Königin für ihn äußert, werden ihm alle die erhabenſten Eigenſchaften eines Helden beygelegt; und es fehlt ihm zu einem vollkommenen Karakter weiter nichts, als daß er ſeine Leidenſchaften nicht beſſer in ſeiner Gewalt hat. Burleigh, der erſte Miniſter der Königin, der auf ihre Ehre ſehr eiferſüchtig iſt, und den Grafen wegen der Gunſtbezeigungen beneidet, mit welchen ſie ihn überhäuft, bemüht ſich unablâßig, ihn verdächtig zu machen. Hierinn ſteht ihm Sir Walter Raleigh, welcher nicht minder des Grafen Feind iſt, treulich bey; und beyde werden von der boshaften Gräfin von Nottingham noch mehr verhetzt, die den Grafen ſonſt geliebt hatte, nun aber, weil ſie keine Gegenliebe von ihm erhalten können, was ſie nicht beſitzen kann, zu verderben ſucht. Die ungeſtüme Gemüthsart des Grafen macht ihnen nur allzugutes Spiel, und ſie erreichen ihre Abſicht auf folgende Weiſe.

---

*) Cibber's Lives of the Engl. Poets. Vol. I. p. 147.

**) The Companion to the Theatre. Vol. II. p. 99.

Die Königin hatte den Grafen, als ihren Generaliſſimus, mit einer ſehr anſehnlichen Armee gegen den Tyrone geſchickt, welcher in Irrland einen gefährlichen Aufſtand erregt hatte. Nach einigen nicht viel bedeutenden Scharmützeln ſahe ſich der Graf genöthiget, mit dem Feinde in Unterhandlungen zu treten, weil ſeine Truppen durch Strabazen und Krankheiten ſehr abgemattet waren, Tyrone aber mit ſeinen Leuten ſehr vortheilhaft poſtiret ſtand. Da dieſe Unterhandlung zwiſchen den Anführern mündlich betrieben ward, und kein Menſch dabey zugegen ſeyn durfte, ſo wurde ſie der Königin als ihrer Ehre höchſt nachtheilig, und als ein gar nicht zweydeutiger Beweis vorgeſtellet, daß Eſſex mit den Rebellen in einem heimlichen Verſtändniſſe ſtehen müſſe. Burleigh und Raleigh, mit einigen andern Parlamentsgliedern, treten ſie daher um Erlaubniß an, ihn des Hochverraths anklagen zu dürfen, welches ſie aber ſo wenig zu verſtatten geneigt iſt, daß ſie ſich vielmehr über ein dergleichen Unternehmen ſehr aufgebracht bezeiget. Sie wiederholt die vorigen Dienſte, welche der Graf der Nation erwieſen, und erklärt, daß ſie die Undankbarkeit und den boshaften Neid ſeiner Ankläger verabſcheue. Der Graf von Southampton, ein aufrichtiger Freund des Eſſex, nimmt ſich zugleich ſeiner auf das lebhafteſte an; er erhebt die Gerechtigkeit der Königin, einen ſolchen Mann nicht unterdrücken zu laſſen; und ſeine Feinde müſſen für dieſesmal ſchweigen. (Erſter Akt.)

Indeß iſt die Königin mit der Aufführung des Grafen nichts weniger, als zufrieden, ſondern läßt ihm befehlen, ſeine Fehler wieder gut zu machen, und Irrland nicht eher wieder zu verlaſſen, als bis er die Rebellen völlig zu Paaren getrieben, und alles wieder beruhiget habe. Doch Eſſex, dem die Beſchuldigungen nicht unbekannt geblieben, mit welchen ihn ſeine Feinde bey ihr anzuſchwärzen ſuchen, iſt viel zu ungedultig, ſich zu rechtfertigen, und kömmt, nachdem er den Tyrone zu Niederlegung der Waffen vermocht, des ausdrücklichen Verbots der Königin ungeachtet, nach England über. Dieſer unbedachtſame Schritt macht ſeinen Feinden eben ſo viel Vergnügen, als ſeinen Freunden Unruhe; beſonders zittert die Gräfin von Rutland, mit welcher er insgeheim geheyrathet iſt, vor den Folgen. Am meiſten aber betrübt ſich die Königin, da ſie ſieht, daß ihr durch dieſes raſche Betragen aller Vorwand benommen iſt, ihn zu vertreten, wenn ſie nicht eine Zärtlichkeit verrathen will, die ſie gern vor der ganzen Welt verbergen möchte. Die Erwägung ihrer Würde, zu welcher ihr natürlicher Stolz kömmt, und die heimliche Liebe, die ſie zu ihm trägt, erregen in ihrer Bruſt den grauſamſten Kampf. Sie ſtreitet lange mit ſich ſelbſt, ob ſie den verwegnen Mann nach dem Tower ſchicken, oder den geliebten Verbrecher vor ſich laſſen und ihm erlauben ſoll, ſich gegen ſie ſelbſt zu rechtfertigen. Endlich entſchließt ſie ſich zu dem letztern, doch nicht ohne alle Einſchränkung: ſie will ihn ſehen, aber ſie will ihn auf eine Art empfangen, daß er die Hoffnung wohl verlieren ſoll, für ſeine Vergehungen ſo bald Vergebung zu erhalten. Burleigh, Raleigh und Nottingham ſind bey dieſer Zuſammenkunft gegenwärtig. Die Königin iſt auf die letztere gelehnet, und ſcheinet tief im Geſpräche zu ſeyn, ohne den Grafen nur ein einzigesmal anzuſehen. Nachdem ſie ihn eine Weile vor ſich knien laſſen, verläßt ſie auf einmal das Zimmer, und gebietet allen, die es redlich mit ihr meynen, ihr zu folgen, und den Verräther allein zu laſſen. Niemand darf es wagen, ihr ungehorſam zu ſeyn; ſelbſt Southampton gehet mit ihr ab, kömmt aber bald, mit der troſtloſen Rutland, wieder, ihren Freund bey ſeinem Unfalle zu beklagen. Gleich darauf ſchicket die Königin den Burleigh und Raleigh zu dem Grafen, ihm den Kommandeſtab abzunehmen; er weigert ſich aber, ihn in andere, als in der Königin eigene Hände, zurück zu liefern, und beyden Miniſtern wird, ſowohl von ihm, als von dem Southampton, ſehr verächtlich begegnet. (Zweyter Akt.)

Die Königin, der dieſes ſein Betragen ſogleich hinterbracht wird, iſt äußerſt gereizt, aber doch in ihren Gedanken noch immer uneinig. Sie kann weder die Verunglimpfungen, deren ſich die Nottingham gegen ihn erkühnt, noch die Lobſprüche vertragen, die ihm die unbedachtſame Rutland aus der Fülle ihres Herzens ertheilet; ja, dieſe ſind ihr noch mehr zuwider als jene, weil ſie daraus entdeckt, daß die Rutland ihn liebet. Zuletzt befiehlt ſie, dem ohngeachtet, daß er vor ſie gebracht werden ſoll. Er kömmt, und verſucht es, ſeine Aufführung zu vertheidigen. Doch die Gründe, die er desfalls beybringt, ſcheinen ihr viel zu ſchwach, als daß ſie ihren Verſtand von ſeiner Unſchuld überzeugen ſollten. Sie verzeihet ihm, um der geheimen Neigung, die ſie für ihn hegt, ein Genüge zu thun; aber zugleich entſetzt ſie ihn aller ſeiner Ehrenſtellen, in Betrachtung deſſen, was ſie ſich ſelbſt als Königin, ſchuldig zu ſeyn glaubt. Und nun iſt der Graf nicht länger vermögend, ſich zu mäßigen; ſeine Ungeſtümheit bricht los; er wirft den Stab zu ihren Füßen, und bedient ſich verſchiedner Ausdrücke, die zu ſehr wie Vorwürfe klingen, als daß ſie den Zorn der Königin nicht aufs höchſte treiben ſollten. Auch antwortete ſie ihm darauf, wie es Zornigen ſehr natürlich iſt; ohne ſich um Anſtand und Würde, ohne ſich um die Folgen zu bekümmern: nemlich, anſtatt der Antwort, giebt ſie ihm eine Ohrfeige. Der Graf greift nach dem Degen; und nur der einzige Gedanke, daß es ſeine Königin, daß es nicht ſein König iſt, der ihn geſchlagen, mit einem Worte, daß es eine Frau iſt, von der er die Ohrfeige hat, hält ihn zurück, ſich thätlich an ihr zu vergehen. Southampton beſchwört ihn, ſich zu faſſen; aber er wiederholt ſeine ihr und dem Staate geleiſteten Dienſte nochmals, und wirft dem Burleigh und Raleigh ihren niederträchtigen Neid, ſo wie der Königin ihre Ungerechtigkeit vor. Sie verläßt ihn in der äußerſten Wuth; und niemand als Southampton bleibt bey ihm, der Freundſchaft genug hat, ſich jetzt eben am wenigſten von ihm trennen zu laſſen. (Dritter Akt.)

Der Graf geräth über ſein Unglück in Verzweiflung, er läuft wie unſinnig in der Stadt herum, ſchreyt über das ihm angethane Unrecht, und ſchmähet auf die Regierung. Alles das wird der Königin, mit vielen Uebertreibungen, wiedergeſagt, und ſie giebt Befehl, ſich der beyden Grafen zu verſichern. Es wird Mannſchaft gegen ſie ausgeſchickt, ſie werden gefangen genommen, und in den Tower in Verhaft geſetzt, bis daß ihnen der Prozeß kann gemacht werden. Doch indeß hat ſich der Zorn der Königin gelegt, und günſtigern Gedanken für den Eſſex wiederum Raum gemacht. Sie will ihn alſo, ehe er zum Verhöre geht, allem, was man ihr darwider ſagt, ungeachtet, nochmals ſehen; und da ſie beſorgt, ſeine Verbrechen möchten zu ſtrafbar befunden werden, ſo giebt ſie ihm, um ſein Leben wenigſtens in Sicherheit zu ſetzen, einen Ring, mit dem Verſprechen, ihm gegen dieſen Ring, ſobald er ihn ihr zuſchicke, alles, was er verlangen würde, zu gewähren. Faſt aber bereuet ſie es wieder, daß ſie ſo gütig gegen ihn geweſen, als ſie gleich darauf erfährt, daß er mit der Rutland vermählt iſt; und es von der Rutland ſelbſt erfährt, die für ihn um Gnade zu bitten kömmt. (Vierter Akt.)

LV.

Den 10ten November 1767.

Was die Königin gefürchtet hatte, geſchieht; Eſſex wird nach den Geſetzen ſchuldig befunden und verurtheilet, den Kopf zu verlieren, ſein Freund Southampton desgleichen. Nun weiß zwar Eliſabeth, daß ſie, als Königin, den Verbrecher begnadigen kann; aber ſie glaubt auch, daß eine ſolche freywillige Begnadigung auf ihrer Seite eine Schwäche verrathen würde, die keiner Königin gezieme; und alſo will ſie ſo lange warten, bis er ihr den Ring ſenden, und ſelbſt um ſein Leben bitten wird. Voller Ungeduld indeß, daß es je eher je lieber geſchehen möge, ſchickt ſie die Nottingham zu ihm, und läßt ihn erinnern, an ſeine Rettung zu denken. Nottingham ſtellt ſich, das zärtlichſte Mitleid für ihn zu fühlen; und er vertrauet ihr das koſtbare Unterpfand ſeines Lebens, mit der demüthigſten Bitte an die Königin, es ihm zu ſchenken. Nun hat Nottingham alles, was ſie wünſchet; nun ſteht es bey ihr, ſich wegen ihrer verachteten Liebe an dem Grafen zu rächen. Anſtatt alſo das auszurichten, was er ihr aufgetragen, verläumdet ſie ihn auf das boshafteſte, und mahlt ihn ſo ſtolz, ſo trozig, ſo feſt entſchloſſen ab, nicht um Gnade zu bitten, ſondern es auf das Aeuſſerſte ankommen zu laſſen, daß die Königin dem Berichte kaum glauben kann, nach wiederholter

Verſicherung aber, voller Wuth und Verzweiflung den Befehl ertheilet, das Urtheil ohne Anſtand an ihm zu vollziehen. Dabey giebt ihr die boshafte Nottingham ein, den Grafen von Southampton zu begnadigen, nicht weil ihr das Unglück deſſelben nahe geht, ſondern weil ſie ſich einbildet, daß Eſſex die Bitterkeit ſeiner Strafe um ſo vielmehr empfinden werde, wenn er ſieht, daß die Gnade, die man ihm verweigert, ſeinem mitſchuldigen Freunde nicht entſtehe. In eben dieſer Abſicht räth ſie der Königin auch, ſeiner Gemahlin, der Gräfin von Rutland, zu erlauben, ihn noch vor ſeiner Hinrichtung zu ſehen. Die Königin williget in beydes, aber zum Unglücke für die grauſame Rathgeberin; denn der Graf giebt ſeiner Gemahlin einen Brief an die Königin, die ſich eben in dem Tower befindet, und ihn kurz darauf, als man den Grafen abgeführet, erhält. Aus dieſem Briefe erſieht ſie, daß der Graf der Nottingham den Ring gegeben, und ſie durch dieſe Verrätherin um ſein Leben bitten laſſen. Sogleich ſchickt ſie, und läßt die Vollſtreckung des Urtheils unterſagen; doch Burleigh und Raleigh, dem ſie aufgetragen war, hatten ſo ſehr damit geeilet, daß die Bothſchaft zu ſpät kömmt. Der Graf iſt bereits todt. Die Königin geräth vor Schmerz außer ſich, verbannt die abſcheuliche Nottingham auf ewig aus ihren Augen, und giebt allen, die ſich als Feinde des Grafen erwieſen hatten, ihren bitterſten Unwillen zu erkennen.„

Aus dieſem Plane iſt genugſam abzunehmen, daß der Eſſex des Banks ein Stück von weit mehr Natur, Wahrheit und Uebereinſtimmung iſt, als ſich in dem Eſſex des Corneille findet. Banks hat ſich ziemlich genau an die Geſchichte gehalten, nur daß er verſchiedene Begebenheiten näher zuſammen gerückt, und ihnen einen unmittelbarern Einfluß auf das endliche Schickſal ſeines Helden gegeben hat. Der Vorfall mit der Ohrfeige iſt eben ſo wenig erdichtet, als der mit dem Ringe; beyde finden ſich, wie ich ſchon angemerkt, in der Hiſtorie, nur jener weit früher und bey einer ganz andern Gelegenheit; ſo wie es auch von dieſem zu vermuthen. Denn es iſt begreiflicher, daß die Königin dem Grafen den Ring zu einer Zeit gegeben, da ſie mit ihm vollkommen zufrieden war, als daß ſie ihm dieſes Unterpfand ihrer Gnade jetzt erſt ſollte geſchenkt haben, da er ſich ihrer eben am meiſten verluſtig gemacht hatte, und der Fall, ſich deſſen zu gebrauchen, ſchon wirklich da war. Dieſer Ring ſollte ſie erinnern, wie theuer ihr der Graf damals geweſen, als er ihn von ihr erhalten; und dieſe Erinnerung ſollte ihm alsdann alle das Verdienſt wiedergeben, welches er unglücklicher Weiſe in ihren Augen etwa könnte verloren haben. Aber was braucht es dieſes Zeichens, dieſe Erinnerung von heute bis auf morgen? Glaubt ſie ihrer günſtigen Geſinnnungen auch auf ſo wenige Stunden nicht mächtig zu ſeyn, daß ſie ſich mit Fleiß auf eine ſolche Art feſſeln will? Wenn ſie ihm in Ernſte vergeben hat, wenn ihr wirklich an ſeinem Leben gelegen iſt: wozu das ganze Spiegelgefechte? Warum konnte ſie es bey den mündlichen Verſicherungen nicht bewenden laſſen? Gab ſie den Ring, blos um den Grafen zu beruhigen; ſo verbindet er ſie, ihm ihr Wort zu halten, er mag wieder in ihre Hände kommen, oder nicht. Gab ſie ihn aber, um durch die Wiedererhaltung deſſelben von fortdauernden Reue und Unterwerfung des Grafen verſichert zu ſeyn: wie kann ſie in einer ſo wichtigen Sache ſeiner tödlichſten Feindin glauben? Und hatte ſich die Nottingham nicht kurz zuvor gegen ſie ſelbſt als eine ſolche bewieſen?

So wie Banks alſo den Ring gebraucht hat, thut er nicht die beſte Wirkung. Mich dünkt, er würde eine weit beſſere thun, wenn ihn die Königin ganz vergeſſen hätte, und er ihr plötzlich, aber auch zu ſpät, eingehändiget würde, indem ſie eben von der Unſchuld, oder wenigſtens geringern Schuld des Grafen, noch aus andern Gründen überzeugt würde. Die Schenkung des Ringes hätte vor der Handlung des Stücks lange müſſen vorhergegangen ſeyn, und blos der Graf hätte darauf rechnen müſſen, aber aus Edelmuth nicht eher Gebrauch davon machen wollen, als bis er geſehen, daß man auf ſeine Rechtfertigung nicht achte, daß die Königin zu ſehr wider ihn eingenommen ſey, als daß er ſie zu überzeugen hoffen könne, daß er ſie alſo zu bewegen ſuchen müſſe. Und indem ſie ſo bewegt würde, müßte die Ueberzeugung dazu kommen; die Erkennung ſeiner Unſchuld und die Erinnerung ihres Verſprechens, ihn auch dann, wenn er ſchuldig ſeyn ſollte, für unſchuldig gelten zu laſſen, müßten ſie auf einmal überraſchen, aber nicht eher überraſchen, als bis es nicht mehr in ihrem Vermögen ſtehet, gerecht und erkenntlich zu ſeyn.

Viel glücklicher hat Banks die Ohrfeige in ſein Stück eingeflochten. —— Aber eine Ohrfeige in einem Trauerſpiele! Wie engliſch, wie unanſtändig! —— Ehe meine feinern Leſer zu ſehr darüber ſpotten, bitte ich ſie, ſich der Ohrfeige im Cid zu erinnern. Die Anmerkung, die der Herr von Voltaire darüber gemacht hat, iſt in vielerley Betrachtung merkwürdig. “Heut zu Tage, ſagt er, dürfte man es nicht wagen, einem Helden eine Ohrfeige geben zu laſſen. Die Schauſpieler ſelbſt wiſſen nicht, wie ſie ſich dabey anſtellen ſollen: ſie thun nur, als ob ſie eine gäben. Nicht einmal in der Komödie iſt ſo etwas mehr erlaubt; und dieſes iſt das einzige Exempel, welches man auf der tragiſchen Bühne davon hat. Es iſt glaublich, daß man unter andern mit des wegen den Cid eine Tragikomödie betitelte; und damals waren faſt alle Stücke des Scuderi und des Boisrobert Tragikomödien. Man war in Frankreich lange der Meynung geweſen, daß ſich das ununterbrochene Tragiſche, ohne alle Vermiſchung mit gemeinen Zügen, gar nicht aushalten laſſe. Das Wort Tragikomödie ſelbſt, iſt ſehr alt; Plautus braucht es, ſeinen Amphitruo damit zu bezeichnen, weil das Abentheuer des Soſias zwar komiſch, Amphitruo ſelbſt aber in allem Ernſte betrübt iſt. „ —— Was der Herr von Voltaire nicht alles ſchreibt! Wie gern er immer ein wenig Gelehrſamkeit zeigen will, und wie ſehr er meiſtentheils damit verunglückt!

Es iſt nicht wahr, daß die Ohrfeige im Cid die einzige auf der tragiſchen Bühne iſt. Voltaire hat den Eſſex des Banks entweder nicht gekannt, oder vorausgeſetzt, daß die tragiſche Bühne ſeiner Nation allein dieſen Namen verdiene. Unwiſſenheit verräth beydes; und nur das letztere noch mehr Eitelkeit, als Unwiſſenheit. Was er von den Namen der Tragikomödie hinzufügt, iſt eben ſo unrichtig. Tragikomödie hieß die Vorſtellung einer wichtigen Handlung unter vornehmen Perſonen, die einen vergnügten Ausgang hat; das iſt der Cid, und die Ohrfeige kam dabey gar nicht in Betrachtung; denn dieſer Ohrfeige ungeachtet, nannte Corneille hernach ſein Stück eine Tragödie, ſobald er das Vorurtheil abgelegt hatte, daß eine Tragödie nothwendig eine unglückliche Kataſtrophe haben müſſe. Plautus braucht zwar das Wort Tragicocomœdia: aber er braucht es blos im Scherze; und gar nicht, um eine beſondere Gattung damit zu bezeichnen. Auch hat es ihm in dieſem Verſtande kein Menſch abgeborgt, bis es in dem ſechszehnten Jahrhunderte den ſpaniſchen und italiäniſchen Dichtern einfiel, gewiſſe von ihren dramatiſchen Mißgeburten ſo zu nennen.*) Wenn aber auch Plautus ſeinen

---

*) Ich weiß zwar nicht, wer dieſen Namen eigentlich zuerſt gebraucht hat; aber das weiß ich gewiß, daß es Garnier nicht iſt. Hedelin-

Amphitrio im Ernſte ſo genannt hätte, ſo wäre es doch nicht aus der Urſache geſchehen, die ihm Voltaire andichtet. Nicht weil der Antheil, den Soſias an der Handlung nimmt, komiſch, und der, den Amphitruo daran nimmt, tragiſch iſt: nicht darum hätte Plautus ſein Stück lieber eine Tragikomödie nennen wollen. Denn ſein Stück iſt ganz komiſch, und wir beluſtigen uns an der Verlegenheit des Amphitruo eben ſo ſehr, als an des Soſias ſeiner. Sondern darum, weil dieſe komiſche Handlung größtentheils unter höhern Perſonen vorgehet, als man in der Komödie zu ſehen gewohnt iſt. Plautus ſelbſt erklärt ſich darüber deutlich genug:

Faciam ut commixta ſit Tragico-comœdia:
Nam me perpetuo facere ut ſit Comœdia
Reges quo veniant & di, non par arbitror.
Quid igitur? quoniam hic ſervus quoque partes habet,
Faciam hanc, proinde ut dixi, Tragico-comœdiam.

ſagte: *Je ne ſai ſi Garnier fut le premier qui s'en ſervit, mais il a fait porter ce titre à ſa Bradamante; ce que depuis pluſieurs ont imité.* (*Prat. du Th. L. II. ch.* 10.) Und dabey hätten es die Geſchichtſchreiber des franzöſiſchen Theaters auch nur ſollen bewenden laſſen. Aber ſie machten die leichte Vermuthung des Hedelins zur Gewißheit, und gratulirten ihrem Landsmanne zu einer ſo ſchönen Erfindung. *Voici la premiere Tragi-comédie, ou pour mieux dire le premier poëme du Théatre qui a porté ce titre — Garnier ne connoiſſoit pas aſſez les fineſſes de l'art qu'il profeſſoit; tenons-lui cependant compte d'avoir le premier, & ſans le ſecours des Anciens, ni de ſes Contemporains, fait entrevoir une idée, qui n'a pas été inutile à beaucoup d'Auteurs du dernier ſiecle.* Garniers Bradamante iſt von 1582, und ich kenne eine Menge weit frühere ſpaniſche und italianiſche Stücke, die dieſen Titel führen.

LVI.

Den 13ten November 1767.

Aber wiederum auf die Ohrfeige zu kommen. — Einmal iſt es doch nun ſo, daß eine Ohrfeige, die ein Mann von Ehre von ſeines Gleichen oder von einem Höhern bekömmt, für eine ſo ſchimpfliche Beleidigung gehalten wird, daß alle Genugthuung, die ihm die Geſetze dafür verſchaffen können, vergebens iſt. Sie will nicht von einem dritten beſtraft, ſie will von dem Beleidigten ſelbſt gerächet, und auf eine eben ſo eigenmächtige Art gerächet ſeyn, als ſie erwieſen worden. Ob es die wahre oder die falſche Ehre iſt, die dieſes gebietet, davon iſt hier die Rede nicht. Wie geſagt, es iſt nun einmal ſo.

Und wenn es nun einmal in der Welt ſo iſt: warum ſoll es nicht auch auf dem Theater ſo ſeyn? Wenn die Ohrfeige dort im Gange ſind: warum nicht auch hier?

Die Schauſpieler, ſagt der Herr von Voltaire, wiſſen nicht, wie ſie ſich dabey anſtellen ſollen. Sie wüßten es wohl; aber man will eine Ohrfeige auch nicht einmal gern im fremden Namen haben. Der Schlag ſetzt ſie in Feuer; die Perſon erhält ihn, aber ſie fühlen ihn; das Gefühl hebt die Vorſtellung auf; ſie gerathen aus ihrer Faſſung; Scham und Verwirrung äußert ſich wider Willen auf ihrem Geſichte; ſie ſollten zornig ausſehen, und ſie ſehen albern aus; und jeder Schauſpieler, deſſen eigene Empfindungen mit ſeiner Rolle in Kolliſion kommen, macht uns zu lachen.

Es iſt dieſes nicht der einzige Fall, in welchem man die Abſchaffung der Maſken bedauern möchte. Der Schauſpieler kann ohnſtreitig unter der Maſke mehr Contenance halten; ſeine Perſon findet weniger Gelegenheit auszubrechen; und wenn ſie ja ausbricht, ſo werden wir dieſen Ausbruch weniger gewahr.

Doch der Schauſpieler verhalte ſich bey der Ohrfeige, wie er will: der dramatiſche Dichter arbeitet zwar für den Schauſpieler, aber er muß ſich darum nicht alles verſagen, was dieſem weniger thulich und bequem iſt. Kein Schauſpieler kann roth werden, wenn er will: aber gleichwohl darf es ihm der Dichter vorſchreiben; gleichwohl darf er den einen ſagen laſſen, daß er es den andern werden ſieht. Der Schauſpieler will ſich nicht ins Geſichte ſchlagen laſſen; er glaubt, es mache ihn verächtlich; es verwirrt ihn; es ſchmerzt ihn: recht gut! Wenn er es in ſeiner Kunſt ſo weit noch nicht gebracht hat, daß ihn ſo etwas nicht verwirre; wenn er ſeine Kunſt ſo ſehr nicht liebet, daß er ſich, ihr zum Beſten, eine kleine Kränkung will gefallen laſſen: ſo ſuche er über die Stelle ſo gut wegzukommen, als er kann; er weiche dem Schlage aus; er halte die Hand vor; nur verlange er nicht, daß ſich der Dichter ſeinetwegen mehr Bedenklichkeiten machen ſoll, als er ſich der Perſon wegen macht, die er ihn vorſtellen läßt. Wenn der wahre Diego, wenn der wahre Eſſex eine Ohrfeige hinnehmen muß: was wollen ihre Repräſentanten dawider einzuwenden haben?

Aber der Zuſchauer will vielleicht keine Ohrfeige geben ſehen? Oder höchſtens nur einem Bedienten, den ſie nicht beſonders ſchimpft, für den ſie eine ſeinem Stande angemeſſene Züchtigung iſt? Einem Helden hingegen, einem Helden eine Ohrfeige! wie klein, wie unanſtändig! —— Und wenn ſie das nun eben ſeyn ſoll? Wenn eben dieſe Unanſtändigkeit die Quelle der gewaltſamſten Entſchlieſſungen, der blutigſten Rache werden ſoll, und wird? Wenn jede geringere Beleidigung dieſe ſchreckliche Wirkungen nicht hätte haben können? Was in ſeinen Folgen ſo tragiſch werden kann, was unter gewiſſen Perſonen nothwendig ſo tragiſch werden muß, ſoll dennoch aus der Tragödie ausgeſchloſſen ſeyn, weil es auch in der Komödie, weil es auch in dem Poſſenſpiele Platz findet? Worüber wir einmal lachen, ſollen wir ein andermal nicht erſchrecken können?

Wenn ich die Ohrfeigen aus einer Gattung des Drama verbannt wiſſen möchte, ſo wäre es aus der Komödie. Denn was für Folgen kann ſie da haben? Traurige: die ſind über ihrer Sphäre. Lächerliche? die ſind unter ihr, und gehören dem Poſſenſpiele. Gar keine? ſo verlohnte es nicht der Mühe, ſie geben zu laſſen. Wer ſie giebt, wird nichts als pöbelhafte Hitze, und wer ſie bekömmt, nichts als knechtiſche Kleinmuth verrathen. Sie verbleibt alſo den beyden Extremis, der Tragödie und dem Poſſenſpiele; die mehrere dergleichen Dinge gemein haben, über die wir entweder ſpotten oder zittern wollen.

Und ich frage jeden, der den Cid vorſtellen ſehen, oder ihn mit einiger Aufmerkſamkeit auch nur geleſen, ob ihn nicht ein Schauder überlaufen, wenn der großſprecheriſche Gormas den alten würdigen Diego zu ſchlagen ſich erdreiſtet? Ob er nicht das empfindlichſte Mitleid für dieſen, und den bitterſten Unwillen gegen jenen empfunden? Ob ihm nicht auf einmal alle die blutigen und traurigen Folgen, die dieſe ſchimpfliche Begegnung nach ſich ziehen müſſe, in die Gedanken geſchoſſen, und ihn mit Erwartung und Furcht erfüllet? Gleichwohl ſoll ein Vorfall, der alle dieſe Wirkung auf ihn hat, nicht tragiſch ſeyn?

Wenn jemals bey dieſer Ohrfeige gelacht worden, ſo war es ſicherlich von einem auf der Gallerie, der mit den Ohrfeigen zu bekannt war, und eben jetzt eine von ſeinem Nachbar verdient hätte. Wenn aber die ungeſchickte Art, mit der ſich der Schauſpieler etwa dabey betrug, wider Willen zu lächeln machte, der biß ſich geſchwind in die Lippe, und eilte, ſich wieder in die Täuſchung zu verſetzen, aus der faſt jede gewaltſamere Handlung den Zuſchauer mehr oder weniger zu bringen pflegt.

Auch frage ich, welche andere Beleidigung wohl die Stelle der Ohrfeige vertreten könnte? Für jede andere würde es in der Macht des Königs ſtehen, dem Beleidigten Genugthuung zu ſchaffen; für jede andere würde ſich der Sohn weigern dürfen, ſeinem Vater den Vater ſeiner Geliebten aufzuopfern. Für dieſe einzige läßt das Pundonor weder Entſchuldigung noch Abbitte gelten; und alle gütliche Wege, die ſelbſt der Monarch dabey einleiten will, ſind fruchtlos. Corneille ließ nach dieſer Denkungsart den Gormas, wenn ihm der König andeuten läßt, den Diego zufrieden zu ſtellen, ſehr wohl antworten:

Ces ſatisfactions n'appaiſſent point une ame:
Qui les reçoit n'a rien, qui les fait ſe diffame.
Et de tous ces accords l'effet le plus commun,
C'eſt de déshonorer deux hommes au lieu d'un.

Damals war in Frankreich das Edikt wider die Duelle nicht lange ergangen, dem dergleichen Maximen ſchnurſtracks zuwider lieſen. Corneille erhielt alſo zwar Befehl, die ganzen Zeilen wegzulaſſen; und ſie wurden aus dem Munde der Schauſpieler verbannt. Aber jeder Zuſchauer ergänzte ſie aus dem Gedächtniſſe, und aus ſeiner Empfindung.

In dem Eſſer wird die Ohrfeige dadurch noch kritiſcher, daß ſie eine Perſon giebt, welche die Geſetze der Ehre nicht verbinden. Sie iſt Frau und Königin: was kann der Beleidigte mit ihr anfangen? Ueber die handfertige wehrhafte Frau würde er ſpotten; denn eine Frau kann weder ſchimpfen, noch ſchlagen. Aber dieſe Frau iſt zugleich der Souverain, deſſen

Beſchimpfungen unauslöſchlich ſind, da ſie von ſeiner Würde ein Art von Geſetzmäßigkeit erhalten. Was kann alſo natürlicher ſcheinen, als daß Eſſex ſich wider dieſe Würde ſelbſt auflehnet, und gegen die Höhe tobet, die den Beleidiger ſeiner Rache entzieht? Ich wüßte wenigſtens nicht, was ſeine letzten Vergehungen ſonſt wahrſcheinlich hätten machen können. Die bloße Ungnade, die bloße Entſetzung ſeiner Ehrenſtellen konnte und durfte ihn ſo weit nicht treiben. Aber durch eine ſo knechtiſche Behandlung außer ſich gebracht, ſehen wir ihn alles, was ihm die Verzweiflung eingiebt, zwar nicht mit Billigung, doch mit Entſchuldigung unternehmen. Die Königin ſelbſt muß ihn aus dieſem Geſichtspunkte ihrer Verzeihung würdig erkennen; und wir haben ſo ungleich mehr Mitleid mit ihm, als er uns in der Geſchichte zu verdienen ſcheinet, wo das, was er hier in der erſten Hitze der gekränkten Ehre thut, aus Eigennutz und andern niedrigen Abſichten geſchieht.

Der Streit, ſagt die Geſchichte, bey welchem Eſſex die Ohrfeige erhielt, war über die Wahl eines Königs von Irrland. Als er ſahe, daß die Königin auf ihrer Meynug beharrte, wandte er ihr mit einer ſehr verächtlichen Gebehrde den Rücken. In dem Augenblicke fühlte er ihre Hand, und ſeine fuhr nach dem Degen. Er ſchwur, daß er dieſen Schimpf weder leiden könne noch wolle; daß er ihn ſelbſt von ihrem Vater Heinrich nicht würde erduldet haben: und ſo begab er ſich vom Hofe. Der Brief, den er an den Kanzler Egerton über dieſen Vorfall ſchrieb, iſt mit dem würdigſten Stolze abgefaßt, und er ſchien feſt entſchloſſen, ſich der Königin nie wieder zu nähern. Gleichwohl finden wir ihn bald darauf wieder in ihrer völligen Gnade, und in der völligen Wirkſamkeit eines ehrgeizigen Lieblings. Dieſe Verſöhnlichkeit, wenn ſie ernſtlich war, macht uns eine ſehr ſchlechte Idee von ihm; und keine viel beſſere, wenn ſie Verſtellung war. In dieſem Falle war er wirklich ein Verräther, der ſich alles gefallen ließ, bis er den rechten Zeitpunkt gekommen zu ſeyn glaubte. Ein elender Weinpacht, den ihm die Königin nahm, brachte ihn am Ende weit mehr auf, als die Ohrfeige; und der Zorn über dieſe Verſchmälerung ſeiner Einkünfte, verblendete ihn ſo, daß er ohne alle Ueberlegung losbrach. So finden wir ihn in der Geſchichte, und verachten ihn. Aber nicht ſo bey dem Banks, der ſeinen Aufſtand zu der unmittelbaren Folge der Ohrfeige macht, und ihm weiter keine treuloſen Abſichten gegen ſeine Königin beylegt. Sein Fehler iſt der Fehler einer edeln Hitze, den er bereuet, der ihm vergeben wird, und der blos durch die Bosheit ſeiner Feinde der Strafe nicht entgeht, die ihm geſchenkt war.

LVII.

Den 17ten Novembber 1767.

Banks hat die nemlichen Worte beybehalten, die Eſſex über die Ohrfeige ausſtieß. Nur daß er ihn dem einen Heinriche noch alle Heinriche in der Welt, mit ſamt Alexandern, beyfügen läßt.*) Sein Eſſex iſt überhaupt zu

---

*) *Act. III.*

——— ——— ——— ——— By all
The Subtilty, and Woman in your Sex,
I ſwear, that had you been a Man you durſt not,
Nay, your bold Father Harry durſt not this
Have done — Why ſay I him? Not all the Harrys,
Nor Alexander's ſelf, were he alive,
Shou'd boaſt of ſuch a deed on Eſſex done
Without revenge. ——— ———

viel Prahler; und es fehlet wenig, daß er nicht ein eben ſo großer Gaſconier iſt, als der Eſſex des Gaſconiers Calprenede. Dabey erträgt er ſein Unglück viel zu kleinmüthig, und iſt bald gegen die Königin eben ſo kriechend, als er vorher vermeſſen gegen ſie war. Banks hat ihn zu ſehr nach dem Leben geſchildert. Ein Karakter, der ſich ſo leicht vergißt, iſt kein Karakter, und eben daher der dramatiſchen Nachahmung unwürdig. In der Geſchichte kann man dergleichen Widerſprüche mit ſich ſelbſt, für Verſtellung halten, weil wir in der Geſchichte doch ſelten das Innerſte des Herzens kennen lernen: aber in dem Drama werden wir mit dem Helden allzu vertraut, als daß wir nicht gleich wiſſen ſollten, ob ſeine Geſinnungen wirklich mit den Handlungen, die wir ihm nicht zugetrauet hätten, übereinſtimmen, oder nicht. Ja, ſie mögen es, oder ſie mögen es nicht: der tragiſche Dichter kann ihn in beyden Fällen nicht recht nutzen. Ohne Verſtellung fällt der Karakter weg; bey der Verſtellung die Würde deſſelben.

Mit der Eliſabeth hat er in dieſen Fehler nicht fallen können. Dieſe Frau bleibt ſich in der Geſchichte immer ſo vollkommen gleich, als es wenige Männer bleiben. Ihre Zärtlichkeit ſelbſt, ihre heimliche Liebe zu dem Eſſex, hat er mit vieler Anſtändigkeit behandelt; ſie iſt auch bey ihm gewiſſermaßen noch ein Geheimniß. Seine Eliſabeth klagt nicht, wie die Eliſabeth des Corneille, über Kälte und Verachtung, über Gluth und Schickſal; ſie ſpricht von keinem Gifte, das ſie verzehre; ſie jammert nicht, daß ihr der Undankbare eine Suffolk vorziehe, nachdem ſie ihm doch deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß er um ſie allein ſeufzen ſolle, u. ſ. w. Keine von dieſen Armſeligkeiten kömmt über ihre Lippen. Sie ſpricht nie als eine Verliebte; aber ſie handelt ſo. Man hört es nie, aber man ſieht es, wie theuer ihr Eſſex ehedem geweſen, und noch iſt. Einige Funken Eiferſucht verrathen ſie; ſonſt würde man ſie ſchlechterdings für nichts, als für ſeine Freundin halten können.

Mit welcher Kunſt aber Banks ihre Geſinnungen gegen den Grafen in Aktion zu ſetzen gewußt, das können folgende Scenen des dritten Aufzuges zeigen. —— Die Königin glaubt ſich allein, und überlegt den unglücklichen Zwang ihres Standes, der ihr nicht erlaube, nach der wahren Neigung ihres Herzens zu handeln. Indem wird ſie die Nottingham gewahr, die ihr nachgekommen. —

Die Königin. Du hier, Nottingham? Ich glaubte, ich ſey allein.

Nottingham. Verzeihe, Königin, daß ich ſo kühn bin. Und doch befiehlt mir meine Pflicht, noch kühner zu ſeyn.— Dich bekümmert etwas. Ich muß fragen, — aber erſt auf meinen Knien Dich um Verzeihung bitten, daß ich es frage — Was iſts, das Dich bekümmert? Was iſt es, das dieſe erhabene Seele ſo tief herab beuget? — Oder iſt Dir nicht wohl?

Die Königin. Steh auf; ich bitte dich. — Mir iſt ganz wohl. — Ich danke dir für deine Liebe. — Nur unruhig, ein wenig unruhig bin ich, — meines Volks wegen. Ich habe lange regiert, und ich fürchte, ihm nur zu lange. Es fängt an, meiner überdrüßig zu werden. — Neue Kronen ſind wie neue Kränze; die friſcheſten, ſind die lieblichſten. Meine Sonne neiget ſich; ſie hat in ihrem Mittage zu ſehr gewärmet; man fühlet ſich zu heiß: man wünſcht, ſie wäre ſchon untergegangen. — Erzähle mir doch, was ſagt man von der Ueberkunſt des Eſſex?

Nottingham. — Von ſeiner Ueberkunſt — ſagt man — nicht das Beſte. Aber von ihm — er iſt für einen ſo tapfern Mann bekannt —

Die Königin. Wie? tapfer? da er mir ſo dienet? — Der Verräther!

Nottingham. Gewiß, es war nicht gut —

Die Königin. Nicht gut! nicht gut? — Weiter nichts?

Nottingham. Es war eine verwegene, frevelhafte That.

Die Königin. Nicht wahr, Nottingham? — Meinen Befehl ſo gering zu ſchätzen! Er hätte den Tod dafür verdient. — Weit geringere Verbrechen haben hundert weit geliebtern Lieblingen den Kopf gekoſtet.

Nottingham. Ja wohl. — Und doch ſollte Eſſex, bey ſo viel größerer Schuld, mit geringerer Strafe davon kommen? Er ſollte nicht ſterben?

Die Königin. Er ſoll! — Er ſoll ſterben, und in den empfindlichſten Martern ſoll er ſterben! — Seine Pein ſey, wie ſeine Verrätherey, die größte von allen! — Und dann will ich ſeinen Kopf und ſeine Glieder, nicht unter den finſtern Thoren, nicht auf den niedrigen Brücken, auf den höchſten Zinnen will ich ſie aufgeſteckt wiſſen, damit jeder, der vorübergeht, ſie erblicke und ausrufe: Siehe da, den ſtolzen undankbaren Eſſex! Dieſen Eſſex, welcher der Gerechtigkeit ſeiner Königin trotzte! — Wohl gethan! Nicht mehr als er verdiente! — Was ſagſt du, Nottingham? Meinſt du nicht auch? — Du ſchweigſt? Warum ſchweigſt du? Willſt du ihn noch vertreten?

Nottingham. Weil Du es denn befiehlſt, Königin, ſo will ich Dir alles ſagen, was die Welt von dieſem ſtolzen, undankbaren Manne ſpricht —

Die Königin. Thu das! — Laß hören: was ſagt die Welt von ihm und mir?

Nottingham. Von Dir, Königin? — Wer iſt es, der von Dir nicht mit Entzücken und Bewunderung ſpräche? Der Nachruhm eines verſtorbenen Heiligen iſt nicht lauterer, als Dein Lob, von dem aller Zungen ertönen. Nur dieſes einzige wünſchet man, und wünſchet es mit den heiſſeſten Thränen, die aus der reinſten Liebe gegen Dich entſpringen, — dieſes einzige, daß Du geruhen möchteſt, ihren Beſchwerden gegen dieſen Eſſex abzuhelfen, einen ſolchen Verräther nicht länger zu ſchützen, ihn nicht länger der Gerechtigkeit und der Schande vorzuenthalten, ihn endlich der Rache zu überliefern. —

Die Königin. Wer hat mir vorzuſchreiben?

Nottingham. Dir vorzuſchreiben! — Schreibet man dem Himmel vor, wenn man ihn in tiefeſter Unterwerfung anflehet? — Und ſo flehet Dich alles wider den Mann an, deſſen Gemüthsart ſo ſchlecht, ſo boshaft iſt, daß er es auch nicht der Mühe werth achtet, den Heuchler zu ſpielen. — Wie ſtolz! wie aufgeblaſen! Und wie unartig, pöbelhaft ſtolz; nicht anders als ein elender Lakey auf ſeinen bunten verbrämten Rock! — Daß er tapfer iſt, räumt man ihm ein; aber ſo, wie es der Wolf oder der Bär iſt, blind zu, ohne Plan und Vorſicht. Die wahre Tapferkeit, welche eine edle Seele über Glück und Unglück erhebt, iſt fern von ihm. Die geringſte Beleidigung bringt ihn auf; er tobt und raſet über ein Nichts; alles ſoll ſich vor ihm ſchmiegen; überall will er allein glänzen, allein hervorragen. Luzifer ſelbſt' der den erſten Saamen des Laſters in dem Himmel ausſtreuete, war nicht ehrgeiziger und herrſchſüchtiger, als er. Aber, ſo wie dieſer aus dem Himmel ſtürzte —— ——

Die Königin. Gemach, Nottingham, gemach! — Du eiferſt dich ja ganz aus dem Athen. — Ich will nichts mehr hören — (bey Seite) Gift und Blattern auf ihre Zunge! — Gewiß, Nottingham, du ſollteſt dich ſchämen, ſo etwas auch nur nachzuſagen; dergleichen Niederträchtigkeiten des boshaften Pöbels zu wiederholen. Und es iſt nicht einmal wahr, daß der Pöbel das ſagt. Er denkt es auch nicht. Aber ihr, ihr wünſcht, daß er es ſagen möchte.

Nottingham. Ich erſtaune, Königin —

Die Konigin. Worüber?

Nottingham. Du gebotheſt mir ſelbſt, zu reden —

Die Königin. Ja, wenn ich es nicht bemerkt hätte, wie gewünſcht dir dieſes Geboth kam! wie vorbereitet du darauf wareſt! Auf einmal glühte dein Geſicht, flammte dein Auge; das volle Herz freute ſich, überzuſlieſſen, und jedes Wort, jede Gebehrde hatte ſeinen längſt abgezielten Pfeil, der jeder mich mit trift.

Nottingham. Verzeihe, Königin, wenn ich in dem Ausdrucke meine Schuldigkeit gefehlet habe. Ich maß ihn nach Deinem ab.

Die Königin. Nach meinem? — Ich bin ſeine Königin. Mir ſteht es frey, dem Dinge, das ich geſchaffen habe, mitzuſpielen, wie ich will. — Auch hat er ſich der gräßlichſten Verbrechen gegen meine Perſon ſchuldig gemacht. Mich hat er beleidiget; aber nicht dich. — Womit könnte dich der arme Mann beleidiget haben? Du haſt keine Geſetze, die er übertreten, keine Unterthanen, die er bedrücken, keine Krone, nach der er ſtreben könnte. Was findeſt du denn alſo für ein grauſames Vergnügen, einen Elenden, der ertrinken will, lieber noch auf den Kopf zu ſchlagen, als ihm die Hand zu reichen?

Nottingham. Ich bin zu tadeln —

Die Königin. Genug davon! — Seine Königin, die Welt, das Schickſal ſelbſt erklärt ſich wider dieſen Mann, und doch ſcheinet er dir kein Mitleid, keine Entſchuldigung zu verdienen! —

Nottingham. Ich bekenne es, Königin! —

Die Königin.. Geh, es ſey dir vergeben! — Rufe mir gleich die Rutland her. —

LVIII.

Den 20ten November 1767.

Nottingham geht, und bald darauf erſcheinet Rutland. Man erinnere ſich, daß Rutland, ohne Wiſſen der Königin, mit dem Eſſex vermählt iſt.

Die Königin. Kömmſt du, liebe Rutland? Ich habe nach dir geſchickt. — Wie iſts? Ich finde dich, ſeit einiger Zeit, ſo traurig. Woher dieſe trübe Wolke, die dein holdes Auge umziehet? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann ſuchen.

Rutland. Großmüthige Frau! – Ich verdiene es nicht, daß meine Königinn ſo gnädig auf mich herabſiehet.

Die Königin. Wie kannſt du ſo reden? — Ich liebe dich; ja wohl liebe ich dich. — Du ſollſt es daraus ſchon ſehen! — Eben habe ich mit der Nottingham, der widerwärtigen! — einen Streit gehabt; und zwar — über Mylord Eſſex.

Rutland. Ha!

Die Königin. Sie hat mich recht ſehr geärgert. Ich konnte ſie nicht länger vor Augen ſehen.

Rutland. (bey Seite) Wie fahre ich bey dieſem theuern Namen zuſammen! Mein Geſicht wird mich verrathen. Ich fühle es; ich werde blaß —— und wieder roth. ——

Die Königin. Was ich dir ſage, macht dich erröthen? ——

Rutland. Dein ſo überraſchendes, gütiges Vertrauen, Königin. ——

Die Königin. Ich weiß, daß du mein Vertrauen verdieneſt. —— Komm, Rutland, ich will dir alles ſagen. Du ſollſt mir rathen. —— Ohne Zweifel, liebe Rutland, wirſt du es auch gehört haben, wie ſehr das Volk wider den armen, unglücklichen Mann ſchreyet; was für Verbrechen es ihm zur Laſt leget. Aber das Schlimmſte weißt du vielleicht noch nicht? Er iſt heute aus Irrland angekommen, wider meinen ausdrücklichen Befehl; und hat die dortigen Angelegenheiten in der größten Verwirrung gelaſſen.

Rutland. Darf ich Dir, Königin, wohl ſagen, was ich denke? —— Das Geſchrey des Volkes, iſt nicht immer die Stimme der Wahrheit. Sein Haß iſt öfters ſo ungegründet ——

Die Königin. Du ſprichſt die wahren Gedanken meiner Seele. —— Aber, liebe Rutland, er iſt dem ohngeachtet zu tadeln. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Buſen mich lehnen. —— O gewiß, man legt mir es zu nahe! Nein, ſo will ich mich nicht unter ihr Joch bringen laſſen. Sie vergeſſen, daß ich ihre Königin bin. —— Ah, Liebe; ſo ein Freund hat mir längſt gefehlt, gegen den ich ſo meinen Kummer ausſchütten kann; ——

Rutland. Siehe meine Thränen, Königin — Dich ſo leiden zu ſehen, die ich ſo bewundere! — O, daß mein guter Engel Gedanken in meine Seele, und Worte auf meine Zunge legen wollte, den Sturm in Deiner Bruſt zu beſchwören, und Balſam in Deine Wunden zu gießen!

Die Königin. O, ſo wäreſt du mein guter Engel! mitleidige, beſte Rutland! —— Sage, iſt es nicht Schade, daß ſo ein braver Mann ein Verräther ſeyn ſoll? daß ſo ein Held, der wie ein Gott verehret ward, ſich ſo erniedrigen kann, mich um einen kleinen Thron bringen zu wollen?

Rutland. Das hätte er gewollt? das könnte er wollen? Nein, Königin, gewiß nicht, gewiß nicht! Wie oft habe ich ihn von Dir ſprechen hören! mit welcher Ergebenheit,

gebenheit,

benheit, mit welcher Bewunderung, mit welchem Entzücken habe ich ihn von Dir ſprechen hören!

Die Königin. Haſt du ihn wirklich von mir ſprechen hören?

Rutl. Und immer als einen Begeiſterten, aus dem nicht kalte Ueberlegung, aus dem ein inneres Gefühl ſpricht, deſſen er nicht mächtig iſt. Sie iſt, ſagte er, die Göttin ihres Geſchlechts, ſo weit über alle andere Frauen erhaben, daß das, was wir in dieſen am meiſten bewundern, Schönheit und Reitz, in ihr nur die Schatten ſind, ein größeres Licht dagegen abzuſetzen. Jede weibliche Vollkommenheit verliert ſich in ihr, wie der ſchwache Schimmer eines Sternes in dem alles überſtrömenden Glanze des Sonnenlichts Nichts überſteigt ihre Güte; die Huld ſelbſt beherrſchet, in ihrer Perſon, dieſe glückliche Inſel; ihre Geſetze ſind aus dem ewigen Geſetzbuche des Himmels gezogen, und werden dort von Engeln wieder aufgezeichnet. — O, unterbrach er ſich dann mit einem Seufzer, der ſein ganzes getreues Herz ausdrückte, o, daß ſie nicht unſterblich ſeyn kann! Ich wünſche ihn nicht zu erleben, den ſchrecklichen Augenblick, wenn die Gottheit dieſen Abglanz von ſich zurückruft, und mit eins ſich Nacht und Verwirrung über Britannien verbreiten.

Die Königin. Sagte er das, Rutland?

Rutland. Das, und weit mehr. Immer ſo neu, als wahr in Deinem Lobe, deſſen unverſiegene Quelle von den lauterſten Geſinnungen gegen Dich überſtrömte ——

Die Königin. O, Rutland, wie gern glaube ich dem Zeugniſſe, das du ihm giebſt!

Rutland. Und kannſt ihn noch für einen Verräther halten?

Die Königin. Nein; — aber doch hat er die Geſetze übertreten. —— Ich muß mich ſchämen, ihn länger zu ſchützen. —— Ich darf es nicht einmal wagen, ihn zu ſehen.

Rutland. Ihn nicht zu ſehen, Königin? nicht zu ſehen? — Bey dem Mitleid, das ſeinen Thron in Deiner Seele aufgeſchlagen, beſchwöre ich Dich, — Du mußt ihn ſehen! Schämen? weſſen? daß Du mit einem Unglücklichen Erbarmen haſt? —— Gott hat Erbarmen: und Erbarmen ſollte Könige ſchimpfen? — Nein, Königin; ſey auch hier Dir ſelbſt gleich. Ja, Du wirſt es; Du wirſt ihn ſehen, wenigſtens einmal ſehen. –

Die Königin. Ihn, der meinen ausdrücklichen Befehl ſo gering ſchätzen können? Ihn, der ſich ſo eigenmächtig vor meine Augen drengen darf? Warum blieb er nicht, wo ich ihm zu blieben befahl?

Rutland. Rechne ihm dieſes zu keinem Verbrechen! Gieb die Schuld der Gefahr, in der er ſich ſahe. Er hörte, was hier vorgieng; wie ſehr man ihn zu verkleinern, ihn Dir verdächtig zu machen ſuche. Er kam alſo, zwar ohne Erlaubniß, aber in der beſten Abſicht; in der Abſicht, ſich zu rechtfertigen, und Dich nicht hintergehen zu laſſen.

Die Königin. Gut, ſo will ich ihn denn ſehen, und will ihn gleich ſehen. — O, meine Rutland, wie ſehr wünſche ich es, ihn noch immer eben ſo rechtſchaffen zu finden, als tapfer ich ihn kenne!

Rutland. O, nähre dieſe günſtige Gedanke! Deine königliche Seele kann keine gerechtere hägen. — Rechtſchaffen! So wirſt Du ihn gewiß finden. Ich wollte für ihn ſchwören; bey aller Deiner Herrlichkeit für ihn ſchwören, daß er es nie aufgehöret zu ſeyn. Seine Seele iſt reiner als die Sonne, die Flecken hat, und irrdiſche Dünſte an ſich ziehet, und Geſchmeiß ausbrütet. — Du ſagſt, er iſt tapfer; und wer ſagt es nicht? Aber ein tapferer Mann iſt keiner Niederträchtigkeit fähig. Bedenke, wie er die

Rebellen gezüchtiget; wie furchtbar er Dich dem Spanier gemacht, der vergebens die Schätze ſeiner Indien wider Dich verſchwendete. Sein Name floh vor Deinen Flotten und Völkern vorher, und ehe dieſe noch eintrafen, hatte ſchon ſein Name geſiegt.

Die Königin. (bey Seite) Wie beredt ſie iſt! —— Ha! dieſes Feuer, dieſe Innigkeit, — das bloſe Mitleid gehet ſo weit nicht. —— Ich will es gleich hören! —— (zu ihr) Und dann, Rutland ſeine Geſtalt. –

Rutland. Recht, Königin; ſeine Geſtalt. —— Nie hat eine Geſtalt den innern Vollkommenheiten mehr entſprochen! —— Bekenn es, Du, die Du ſelbſt ſo ſchön biſt, daß man nie einen ſchönern Mann geſehen! So würdig, ſo edel, ſo kühn und gebieteriſch die Bildung! Jedes Glied, in welcher Harmonie mit dem andern! Und doch das Ganze von einem ſo ſanften lieblichen Umriſſe! Das wahre Modell der Natur, einen vollkommenen Mann zu bilden! Das ſeltene Muſter der Kunſt, die aus hundert Gegenſtänden zuſammen ſuchen muß, was ſie hier bey einander findet;

Die Königin. (bey Seite) Ich dacht es! —— Das iſt nicht länger auszuhalten. –(zu ihr) Wie iſt dir, Rutland? Du geräthſt außer dir. Ein Wort, ein Bild überjagt das andere. Was ſpielt ſo den Meiſter über dich? Iſt es blos deine Königin, iſt es Eſſex ſelbſt, was dieſe wahre, oder dieſe erzwungene Leidenſchaft wirket? —— (bey Seite) Sie ſchweigt; —– ganz gewiß, ſie liebt ihn. — Was habe ich gethan? Welchen neuen Sturm habe ich in meinem Buſen erregt? u. ſ. w.

Hier erſcheinen Burleigh und die Nottingham wieder, der Königin zu ſagen, daß Eſſex ihren Befehl erwarte. Er ſoll vor ſie kommen. "Rutland, ſagt die Königin; wir ſprechen einander ſchon weiter; geh nur. — Nottingham, tritt du näher.„ Dieſer Zug der Eiferſucht iſt vortreflich. Eſſex kömmt; und nun erfolgt die Scene mit der Obrfeige. Ich wüßte nicht, wie ſie verſtändiger und glücklicher vorbereitet ſeyn könnte. Eſſex anfangs, ſcheinet ſich völlig unterwerfen zu wollen; aber, da ſie ihm befiehlt, ſich zu rechtfertigen, wird er nach und nach hitzig; er prahlt, er pocht, er trotzt. Gleichwohl hätte alles das die Königin ſo weit nicht aufbringen können, wenn ihr Herz nicht ſchon durch Eiferſucht erbittert geweſen wäre. Es iſt eigentlich die eiferſüchtige Liebhaberin, welche ſchlägt, und die ſich nur der Hand der Königin bedienet. Eiferſucht überhaupt ſchlägt gern. —

Ich, meines Theils, möchte dieſe Scenen lieber auch nur gedacht, als den ganzen Eſſex des Corneille gemacht haben. Sie ſind ſo karakteriſtiſch, ſo voller Leben und Wahrheit, daß das Beſte des Franzoſen eine ſehr armſelige Figur dagegen macht.

LIX.

Den 24ten November 1767.

Nur den Styl des Banks muß man aus meiner Ueberſetzung nicht beurtheilen. Von ſeinem Ausdrucke habe ich gänzlich abgehen müſſen. Er iſt zugleich ſo gemein und ſo koſtbar, ſo kriechend und ſo hochtrabend, und das nicht von Perſon zu Perſon, ſondern ganz durchaus, daß er zum Muſter dieſer Art von Mißhelligkeit dienen kann. Ich habe mich zwiſchen beyde Klippen, ſo gut als möglich, durchzuſchleichen geſucht; dabey aber doch an der einen lieber, als an der andern, ſcheitern wollen.

Ich habe mich mehr vor dem Schwülſtigen gehütet, als vor dem Platten. Die mehreſten hätten vielleicht gerade das Gegentheil gethan; denn ſchwülſtig und tragiſch, halten viele ſo ziemlich für einerley. Nicht nur viele, der Leſer: auch viele, der Dichter ſelbſt. Ihre Helden ſollten wie andere Menſchen ſprechen? Was wären das für Helden? Ampullæ & Sesquipedalia verba? Sentenzen und Blaſen und ellenlange Worte: das macht ihnen den wahren Ton der Tragödie.

“Wir haben es an nichts fehlen laſſen, ſagt Diderot,*) (man merke, daß er vornehmlich von ſeinen Landsleuten ſpricht,) “das Drama aus dem Grunde zu verderben. Wir haben von den Alten die volle prächtige Verſifikation beybehalten, die ſich doch nur für Sprachen von ſehr abgemeſſenen Quantitäten und ſehr merklichen Accenten, nur für weitläufige Bühnen, nur für eine in Noten geſetzte und mit Inſtrumenten begleitete Deklamation ſo wohl ſchickt: ihre Einfalt aber in der Verwickelung und dem Geſpräche, und die Wahrheit ihrer Gemählde haben wir fahren laſſen.„

Diderot hätte noch einen Grund hinzufügen können, warum wir uns den Ausdruck der alten Tragödien nicht durchgängig zum Muſter nehmen dürfen. Alle Perſonen ſprechen und unterhalten ſich da auf einem freyen, öffentlichen Platze, in Gegenwart einer neugierigen Menge Volks. Sie müſſen alſo faſt immer mit Zurückhaltung, und Rückſicht auf ihre Würde, ſprechen; ſie können ſich ihrer Gedanken und Empfindungen nicht in den erſten den beſten Worten entladen; ſie müſſen ſie abmeſſen und wählen. Aber wir Neuern, die wir den Chor abgeſchaft, die wir unſere Perſonen gröſtentheils zwiſchen ihren vier Wänden laſſen: was können wir für Urſache haben, ſie dem ohngeachtet immer eine ſo geziemende, ſo ausgeſuchte, ſo rhetoriſche Sprache führen zu laſſen? Sie hört niemand, als dem ſie es erlauben wollen, ſie zu hören; mit ihnen ſpricht niemand als Leute, welche in die Handlung wirklich mit verwickelt, die alſo ſelbſt im Affekte ſind, und weder Luſt noch Muße haben, Ausdrücke zu kontrolliren. Das war nur von dem Chore zu beſorgen, der, ſo genau er auch in das Stück eingeflochten war, dennoch niemals mit handelte, und ſtets die handelnden Perſonen mehr richtete, als an ihrem Schickſale wirklichen Antheil nahm. Umſonſt beruft man ſich deßfalls auf den höhern Rang der Perſonen. Vornehme Leute haben ſich beſſer ausdrücken gelernt, als der gemeine Mann: aber ſie affektiren nicht unaufhörlich, ſich beſſer auszudrücken, als er. Am wenigſten in Leidenſchaften; deren jeder ſeine eigene Beredſamkeit hat, mit der allein die Natur begeiſtert, die in keiner Schule gelernt wird, und auf die ſich der Unerzogenſte ſo gut verſtehet, als der Polirteſte.

---

*) Zweyte Unterredung hinter dem natürlichen Sohne. S. den Ueberſ. 247.

Bey einer geſuchten, koſtbaren, ſchwülſtigen Sprache kann niemals Empfindung ſeyn. Sie zeigt von keiner Empfindung, und kann keine hervorbringen. Aber wohl verträgt ſie ſich mit den ſimpelſten, gemeinſten, platteſten Worten und Redensarten.

Wie ich Banks Eliſabeth ſprechen laſſe, weiß ich wohl, hat noch keine Königin auf dem franzöſiſchen Theater geſprochen. Den niedrigen vertraulichen Ton, in dem ſie ſich mit ihren Frauen unterhält, würde man in Paris kaum einer guten adelichen Landfrau angemeſſen finden. “Iſt dir nicht wohl? — Mir iſt ganz wohl. Steh auf, ich bitte dich. — Nur unruhig; ein wenig unruhig bin ich. — Erzähle mir doch. — Nicht wahr, Nottingham? Thu das! Laß hören! — Gemach, gemach! — Du eiſerſt dich aus dem Athem. — Gift und Blattern auf ihre Zunge! — Mir ſteht es frey, dem Dinge, das ich geſchaffen habe, mitzuſpielen, wie ich will. — Auf den Kopf ſchlagen. — Wie iſts? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann ſuchen. — Wie kannſt du ſo reden? — Du ſollſt es ſchon ſehen. — Sie hat mich recht ſehr geärgert. Ich konnte ſie nicht länger vor Augen ſehen. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Buſen mich lehnen. — Ich dacht es! — Das iſt nicht länger auszuhalten.„ —— Ja wohl iſt es nicht auszuhalten! würden die feinen Kunſtrichter ſagen ——

Werden vielleicht auch manche von meinen Leſern ſagen. —— Denn leider giebt es Deutſche, die noch weit franzöſiſcher ſind, als die Franzoſen. Ihnen zu gefallen, habe ich dieſe Brocken auf einen Haufen getragen. Ich kenne ihre Art zu kritiſiren. Alle die kleinen Nachläßigkeiten, die ihr zärtliches Ohr ſo unendlich beleidigen, die dem Dichter ſo ſchwer zu finden waren, die er mit ſo vieler Ueberlegung dahin und dorthin ſtreuete, um den Dialog geſchmeidig zu machen, und den Reden einen wahrern Anſchein der augenblicklichen Eingebung zu ertheilen, reihen ſie ſehr witzig zuſammen auf einen Faden, und wollen ſich krank darüber lachen. Endlich folgt ein mitleidiges Achſelzucken: “man hört wohl, daß der gute Mann die große Welt nicht kennet; daß er nicht viele Königinnen reden gehört; Racine verſtand das beſſer; aber Racine lebte auch bey Hofe.„

Dem ohngeachtet würde mich das nicht irre machen. Deſto ſchlimmer für die Königinnen, wenn ſie wirklich nicht ſo ſprechen, nicht ſo ſprechen dürfen. Ich habe es lange ſchon geglaubt, daß der Hof der Ort eben nicht iſt, wo ein Dichter die Natur ſtudiren kann. Aber wenn Pomp und Etiquette aus Menſchen Maſchinen macht, ſo iſt es das Werk des Dichters, aus dieſen Maſchinen wieder Menſchen zu machen. Die wahren Königinnen mögen ſo geſucht und affektirt ſprechen, als ſie wollen: ſeine Königinnen müſſen natürlich ſprechen. Er höre der Hekuba des Euripides nur fleißig zu; und tröſte ſich immer, wenn er ſchon ſonſt keine Königinnen geſprochen hat.

Nichts iſt züchtiger und anſtändiger als die ſimple Natur. Grobheit und Wuſt iſt eben ſo weit von ihr entfernt, als Schwulſt und Bombaſt von dem Erhabnen. Das nehmliche Gefühl, welches die Grenzſcheidung dort wahrnimmt, wird ſie auch hier bemerken. Der ſchwülſtigſte Dichter iſt daher unfehlbar auch der pöbelhafteſte. Beyde Fehler ſind unzertrennlich; und keine Gattung giebt mehrere Gelegenheit in beyde zu verfallen, als die Tragödie.

Gleichwohl ſcheinet die Engländer vornehmlich nur der eine, in ihrem Banks beleidiget zu haben. Sie tadelten weniger ſeinen Schwulſt, als die pöbelhafte Sprache, die er ſo edle und in der Geſchichte ihres Landes ſo glänzende Perſonen führen laſſe; und wünſchten lange, daß ſein Stück von einem Manne, der den tragiſchen Ausdruck mehr in ſeiner Gewalt habe, möchte umgearbeitet werden.*) Dieſes geſchah endlich auch. Faſt zu gleicher Zeit machten ſich Jones und Brook darüber. Heinrich Jones, von Geburt ein Irrländer, war ſeiner Profeßion nach ein Maurer, und vertauſchte, wie der alte Ben Johnſon, ſeine Kelle

---

*) (*Companion to the Theatre Vol. II. p.* 105.) — *The Diction is every where very bad; and in ſome Places ſo low, that it even becomes unnatural. — And I think, there cannot be a greater Proof of the little Encouragement this Age affords to Merit, than that no Gentleman poſſeſt of a true Genius and Spirit of Poetry, thinks it worth his Attention to adorn ſo celebrated a Part of Hiſtory with that Dignity of Expreſſion befitting Tragedy in general, but more particularly, where the Characters are perhaps the greateſt the World ever produced.*

mit der Feder. Nachdem er ſchon einen Band Gedichte auf Subſcription drucken laſſen, die ihn als einen Mann von großem Genie bekannt machten, brachte er ſeinen Eſſex 1753 aufs Theater. Als dieſer zu London geſpielt ward, hatte man bereits den von Heinrich Brook in Dublin geſpielt. Aber Brook ließ ſeinen erſt einige Jahre hernach drucken; und ſo kann es wohl ſeyn, daß er, wie man ihm Schuld giebt, eben ſowohl den Eſſex des Jones, als den vom Banks, genutzt hat. Auch muß noch ein Eſſex von einem James Ralph vorhanden ſeyn. Ich geſtehe, daß ich keinen geleſen habe, und alle drey nur aus den gelehrten Tagebüchern kenne. Von dem Eſſex des Brook, ſagt ein franzöſiſcher Kunſtrichter, daß er das Feuer und das Pathetiſche des Banks mit der ſchönen Poeſie des Jones zu verbinden gewußt habe. Was er über die Rolle der Rutland, und über derſelben Verzweiflung bey der Hinrichtung ihres Gemahls, hinzufügt,*) iſt merkwürdig; man lernt auch daraus das Pariſer Parterr auf einer Seite kennen, die ihm wenig Ehre macht.

Aber einen ſpaniſchen Eſſex habe ich geleſen, der viel zu ſonderbar iſt, als daß ich nicht im Vorbeygehen etwas davon ſagen ſollte. —

---

*) (Journal Encycl. Mars 1761.) *Il a auſſi fait tomber en démence la Comteſſe de Rutland au moment que cet illuſtre époux eſt conduit à l'échafaud; ce moment où cette Comteſſe eſt un objet bien digne de pitié, a produit une très-grande ſenſation, & a été trouvé admirable à Londres: en France il eut paru ridicule, il auroit été ſifflé, & l'on auroit envoyé la Comteſſe avec l'Auteur aux Petites-Maiſons.*

LX.

Den 27ten November 1767.

Er iſt von einem Ungenannten, und führet den Titel: Für ſeine Gebietherin ſterben.*) Ich finde ihn in einer Sammlung von Komödien, die Joſeph Padrino zu Sevilien gedruckt hat, und in der er das vier und ſiebzigſte Stück iſt. Wenn er verfertiget worden, weiß ich nicht; ich ſehe auch nichts, woraus es ſich ungefehr abnehmen ließe. Das iſt klar, daß ſein Verfaſſer weder die franzöſiſchen und engliſchen Dichter, welche die nehmliche Geſchichte bearbeitet haben, gebraucht hat, noch von ihnen gebraucht worden. Er iſt ganz original. Doch ich will dem Urtheile meiner Leſer nicht vorgreifen.

Eſſex kömmt von ſeiner Expedition wider die Spanier zurück, und will der Königin in London Bericht davon abſtatten. Wie er anlangt, hört er, daß ſie ſich zwey Meilen von der Stadt auf dem Landgute einer ihrer Hofdamen, Namens Blanca, befinde. Dieſe Blanca iſt die Geliebte des Grafen, und auf dieſem Landgute hat er, noch bey Lebszeiten ihres Vaters, viele heimliche Zuſammenkünfte mit ihr gehabt. Sogleich begiebt er ſich dahin, und bedient ſich des Schlüſſels, den er noch von der Gartenthüre bewahret, durch die er ehedem zu ihr gekommen. Es iſt natürlich, daß er ſich ſeiner Geliebten eher zeigen will, als der Königin. Als er durch den Garten nach ihren Zimmern ſchleichet, wird er, an dem ſchattichten Ufer eines durch denſelben geleiteten Armes der Temſe, ein Frauenzimmer gewahr, (es iſt ein ſchwüler Sommerabend,) das mit den bloßen Füßen in dem Waſſer ſitzt, und ſich abkühlet. Er bleibt voller Verwunderung über ihre Schönheit ſtehen, ob ſie ſchon das Geſicht mit einer halben Maske bedeckt hat, um nicht erkannt zu werden. (Dieſe Schönheit, wie billig, wird weitläufig beſchrieben, und beſonders werden über die allerliebſten weißen Füße in dem klaren Waſſer, ſehr ſpitzfindige Dinge geſagt.) Nicht genug, daß der entzückte Graf zwey kryſtallene Säulen in einem flieſſenden Kryſtalle ſtehen ſieht; er weiß vor Erſtaunen nicht, ob das Waſſer der Kryſtall ihrer Füße iſt, welcher in Fluß gerathen, oder ob ihre Füße der Kryſtall des Waſſers ſind, der ſich in dieſe Form kondenſirt hat.*) Noch verwirrter macht ihn die halbe ſchwarze Maske auf dem weißen Geſichte: er kann nicht begreifen, in welcher Ab-

---

*) Dar la vida por ſu Dama, el Conde de Sex; de un Ingenio de eſta Corte.

---

*) Las dos columnas bellas
Metiò dentro del rio, y como al vellas
Vi un cryſtal en el rio deſatado,
Y vi cryſtal en ellas condenſado,
No ſupe ſi las aguas que ſe vian
Eran ſus pies, que liquidos corrian,
O ſi ſus dos columnas ſe formaban
De las aguas, que alli ſe congelaban.

Dieſe Aehnlichkeit treibt der Dichter noch weiter, wenn er beſchreiben will, wie die Dame, das Waſſer zu koſten, es mit ihrer hohlen Hand geſchöpft, und nach dem Munde geführt habe. Dieſe Hand, ſagt er, war dem klaren Waſſer ſo ähnlich, daß der Fluß ſelbſt für Schrecken zuſammenfuhr, weil er befürchtete, ſie möchte einen Theil ihrer eigenen Hand mittrinken.

Quiſo prabar a caſo
El agua, y fueron cryſtalino vaſo
Sus manos, acercò las a los labios,
Y entonces el arrayo llorò agravios,
Y como tanto, en fin, ſe parecia
A ſus manos aquello que bebia,
Temi con ſobreſalto (y no fue en vano)
Que ſe bebiera parte de la mano.

ſicht die Natur ein ſo göttliches Monſtrum gebildet, und auf ſeinem Geſichte ſo ſchwarzen Baſalt mit ſo glänzendem Helfenbeine gepaaret habe; ob mehr zur Bewunderung, oder mehr zur Verſpottung? *) Kaum hat ſich das Frauenzimmer wieder angekleidet, als, unter der Ausrufung: Stirb, Tyrannin! ein Schuß auf ſie geſchieht, und gleich darauf zwey maskirte Männer mit bloßem Degen auf ſie los gehen, weil der Schuß ſie nicht getroffen zu haben ſcheinet. Eſſex beſinnt ſich nicht lange, ihr zu Hülfe zu eilen. Er greift die Mörder an, und ſie entfliehen. Er will ihnen nach; aber die Dame ruft ihn zurück, und bittet ihn, ſein Leben nicht in Gefahr zu ſetzen. Sie ſieht, daß er verwundet iſt, knüpft ihre Schärpe los, und giebt ſie ihm, ſich die Wunde damit zu verbinden. Zugleich, ſagt ſie, ſoll dieſe Schärpe dienen, mich Euch zu ſeiner Zeit zu erkennen zu geben; jetzt muß ich mich entfernen, ehe über den Schuß mehr Lermen entſteht; ich möchte nicht gern, daß die Königin den Zufall erführe, und ich beſchwöre Euch daher um Eure Verſchwiegenheit. Sie geht, und Eſſex bleibt voller Erſtaunen über dieſe ſonderbare Begebenheit, über die er mit ſeinem Bedienten, Namens Coſme, allerley Betrachtungen anſtellt. Dieſer Coſme iſt die luſtige Perſon des Stücks; er war vor dem Garten geblieben, als ſein Herr hereingegangen, und hatte den Schuß zwar gehört, aber ihm doch nicht zu Hülfe kommen dürfen. Die Furcht hielt an der Thüre Schildwache, und verſperrte

---

*) Yo, que al principio vi, ciego, y turbado
A una parte nevado
Y en otra negro el roſtro,
Juzguè, mirando tan divino monſtruo,
Que la naturaleza cuidadoſa
Deſigual uniendo tan hermoſa,
Quiſo hacer por aſſombro, o por ultrage,
De azabache y marfil un maridage.

ihm den Eingang. Furchtſam iſt Coſme für viere *); und das ſind die ſpaniſchen Narren gemeiniglich alle. Eſſex bekennt, daß er ſich unfehlbar in die ſchöne Unbekannte verliebt haben würde, wenn Blanca nicht ſchon ſo völlig Beſitz von ſeinem Herz genommen hätte, daß ſie durchaus keiner andern Leidenſchaft darinn Raum laſſe. Aber, ſagt er, wer mag ſie wohl geweſen ſeyn? Was dünkt dich, Coſme? — Wer wirds geweſen ſeyn, antwortet Coſme, als des Gärtners Frau, die ſich die Beine gewaſchen? —— **) Aus dieſem Zuge kann man leicht auf das Uebrige ſchlieſſen. Sie gehen endlich beyde wieder fort; es iſt zu ſpät geworden; das Haus könnte über den Schuß in Bewegung gerathen ſeyn; Eſſex getraut ſich daher nicht, unbemerkt zur Blanca zu kommen, und verſchiebt ſeinen Beſuch auf ein andermal.

Nun tritt der Herzog von Alanzon auf, mit Flora, der Blanca Kammermädchen. (Die Scene iſt noch auf dem Landgute, in einem Zimmer der Blanca; die vorigen Auftritte waren in dem Garten. Es iſt des folgenden Tages.) Der König von Frankreich hatte der Eliſabeth eine Verbindung mit ſeinem jüngſten Bruder vorgeſchlagen. Dieſes iſt der Herzog von Alanzon. Er iſt, unter dem Vorwande einer Geſandſchaft, nach England gekommen, um dieſe

---

*) Ruido de armas en la Quinta,
Y dentro el Conde? Que aguardo.
Que no voi à ſocorrerle?
Que aguardo? Lindo recado:
Aguardo à que quiera el miedo
Dexarme entrar: —— ——
—— —— —— ——
Coſme, que ha tenido un miedo
Que puede valer por quatro

** La muger del hortelano,
Que ſe lavaba las piernas.

Verbindung zu Stande zu bringen. Es läßt ſich alles, ſowohl von Seiten des Parlaments als der Königin, ſehr wohl dazu an: aber indeß erblickt er die Blanca, und verliebt ſich in ſie. Jetzt kömmt er, und bittet Floren, ihm in ſeiner Liebe behülflich zu ſeyn. Flora verbirgt ihm nicht, wie wenig er zu erwarten habe; doch ohne ihm das geringſte von der Vertraulichkeit, in welcher der Graf mit ihr ſtehet, zu entdecken. Sie ſagt blos, Blanca ſuche ſich zu verheyrathen, und da ſie hierauf ſich mit einem Manne, deſſen Stand ſo weit über den ihrigen erhaben ſey, doch keine Rechnung machen könne, ſo dürfte ſie ſchwerlich ſeiner Liebe Gehör geben. —— (Man erwartet, daß der Herzog auf dieſen Einwurf die Lauterkeit ſeiner Abſichten betheuern werde, aber davon kein Wort! Die Spanier ſind in dieſem Punkte lange ſo ſtrenge und delikat nicht, als die Franzoſen.) Er hat einen Brief an die Blanca geſchrieben, den Flora übergeben ſoll. Er wünſcht, es ſelbſt mit anzuſehen, was dieſer Brief für Eindruck auf ſie machen werde. Er ſchenkt Floren eine güldene Kette, und Flora verſteckt ihn in eine anſtoſſende Gallerie, indem Blanca mit Coſme hereintritt, welcher ihr die Ankunft ſeines Herrn meldet.

Eſſex kömmt. Nach den zärtlichſten Bewillkommungen der Blanca, nach den theuerſten Verſicherungen des Grafen, wie ſehr er ihrer Liebe ſich würdig zu zeigen wünſche, müſſen ſich Flora und Coſme entfernen, und Blanca bleibt mit dem Grafen allein. Sie erinnert ihn, mit welchem Eifer und mit welcher Standhaftigkeit er ſich um ihre Liebe beworben habe. Nachdem ſie ihm drey Jahre widerſtanden, habe ſie endlich ſich ihm ergeben, und ihn, unter Verſicherung ſie zu heyrathen, zum Eigenthümer ihrer Ehre gemacht. (Te hice duenno de mi honor: der Ausdruck ſagt im Spaniſchen ein wenig viel.) Nur die Feindſchaft, welche unter ihren beyderſeitigen Familien obgewaltet, habe nicht erlaubt, ihre Verbindung zu vollziehen. Eſſex iſt nichts in Abrede, und fügt hinzu, daß, nach dem Tode ihres Vaters und Bruders, nur die ihm aufgetragene Expedition wider die Spanier dazwiſchen gekommen ſey. Nun aber habe er dieſe glücklich vollendet; nun wolle er unverzüglich die Königin um Erlaubniß zu ihrer Vermählung antreten. —— Und ſo kann ich dir denn, ſagt Blanka, als meinem Geliebten, als meinem Bräutigam, als meinem Freunde, alle meine Geheimniſſe ſicher anvertrauen. *) ——

LXI.

Den 1ten December 1767.

Hierauf beginnt ſie eine lange Erzehlung von dem Schickſale der Maria von Schottland. Wir erfahren, (denn Eſſex ſelbſt muß alles das, ohne Zweifel, längſt wiſſen,) daß ihr Vater und Bruder dieſer unglücklichen Königin ſehr zugethan geweſen; daß ſie ſich geweigert, an der Unterdrückung der Unſchuld Theil zu nehmen; daß Eliſabeth ſie daher gefangen ſetzen, und in dem Gefängniſſe heimlich hinrichten laſſen. Kein Wunder, daß Blanca die Eliſabeth haßt, daß ſie feſt entſchloſſen iſt, ſich an ihr zurächen. Zwar hat Eliſabeth nachher ſie unter ihre Hofdamen aufgenommen, und ſie ihres ganzen Vertrauens gewürdiget. Aber Blanca iſt unverſöhnlich. Umſonſt wählte die Königin, nur kürz-

---

*) Bien podrè ſeguramente
Revelarte intentos mios,
Como a galan, como a duenno,
Como a eſpoſo, y como a amigo.

lich, vor allen andern das Landgut der Blanca, um die Jahrszeit einige Tage daſelbſt ruhig zu genieſſen. — Dieſen Vorzug ſelbſt, wollte Blanca ihr zum Verderben gereichen laſſen. Sie hatte an ihren Oheim geſchrieben, welcher, aus Furcht, es möchte ihm wie ſeinem Bruder, ihrem Vater, ergehen, nach Schottland geflohen war, wo er ſich im Verborgnen aufhielt. Der Oheim war gekommen; und kurz, dieſer Oheim war es geweſen, welcher die Königin in dem Garten ermorden wollen. Nun weiß Eſſex, und wir mit ihm, wer die Perſon iſt, der er das Leben gerettet hat. Aber Blanca weiß nicht, daß es Eſſex iſt, welcher ihren Anſchlag vereiteln müſſen. Sie rechnet vielmehr auf die unbegrenzte Liebe, deren ſie Eſſex verſichert, und wagt es, ihn nicht blos zum Mitſchuldigen machen zu wollen, ſondern ihm völlig die glücklichere Vollziehung ihrer Rache zu übertragen. Er ſoll ſogleich an ihren Oheim, der wieder nach Schottland geflohen iſt, ſchreiben, und gemeinſchaftliche Sache mit ihm machen. Die Tyrannin müſſe ſterben; ihr Name ſey allgemein verhaßt; ihr Tod ſey eine Wohlthat für das Vaterland, und niemand verdiene es mehr als Eſſex, dem Vaterlande dieſe Wohlthat zu verſchaffen.

Eſſex iſt über dieſen Antrag äußerſt betroffen. Blanka, ſeine theure Blanca, kann ihm eine ſolche Verrätherey zumuthen? Wie ſehr ſchämt er ſich, in dieſem Augenblicke, ſeiner Liebe! Aber was ſoll er thun? Soll er ihr, wie es billig wäre, ſeinen Unwillen zu erkennen geben? Wird ſie darum weniger bey ihren ſchändlichen Geſinnungen bleiben? Soll er der Königin die Sache hinterbringen? Das iſt unmöglich: Blanca, ſeine ihm noch immer theure Blanca, läuft Gefahr. Soll er ſie, durch Bitten und Vorſtellungen, von ihrem Entſchluſſe abzubringen ſuchen? Er müßte nicht wiſſen, was für ein rachſüchtiges Geſchöpf eine beleidigte Frau iſt; wie wenig es ſich durch Flehen erweichen, und durch Gefahr abſchrecken läßt. Wie leicht könnte ſie ſeine Abrathung, ſein Zorn, zur Verzweiflung bringen, daß ſie ſich einem andern entdeckte, der ſo gewiſſenhaft nicht wäre, und ihr zu Liebe alles unternähme? *) — Dieſes in der Geſchwindigkeit überlegt, faßt er den Vorſatz, ſich zu verſtellen, um den Roberto, ſo heißt der Oheim der Blanca, mit allen ſeinen Anhängern, in die Falle zu locken.

---

*) Ay tal traicion! vive el Cielo,
Que de amarla eſtoi corrido.
Blanca, que es mi dulce duenno,
Blanca, à quien quiero, y eſtimo,
Me propone tal traicion!
Que harè, porque ſi ofendido,
Reſpondiendo, como es juſto,
Contra ſu traicion me irrito,
No por eſſo ha de evitar
Su reſuelto deſatino.
Pues darle cuenta a la Reina
Es impoſſibile, pues quiſo
Mi ſuerte, que tenga parte
Blanca en aqueſte delito.
Pues ſi procure con ruegos
Diſuadirla, es desvario,
Que es una muger reſuelta
Animal tan vengativo,
Que no ſe dobla à los rieſgos:
Antes con afecto impio,
En el miſmo rendimiento
Suelen aguſar los filos;
Y quizà deſeſperada
De mi enojo, o mi deſvio,
Se declarara con otro
Menos leal, menos fino,
Que quizà por ella intente,
Lo que yo hacer no he querido.

Blanka wird ungeduldig, daß ihr Eſſex nicht ſogleich antwortet. “ Graf, ſagt ſie, wenn Du erſt lange mit Dir zu Rathe gehſt, ſo liebſt Du mich nicht. Auch nur zweifeln, iſt Verbrechen. Undankbarer! —— *) Sey ruhig, Blanca! erwiedert Eſſex: ich bin entſchloſſen. —— Und wozu? —— Gleich will ich Dir es ſchriftlich geben. „

Eſſex ſetzt ſich nieder, an ihren Oheim zu ſchreiben, und indem tritt der Herzog aus der Gallerie näher. Er iſt neugierig zu ſehen, wer ſich mit der Blanca ſo lange unterhält; und erſtaunt, den Grafen von Eſſex zu erblicken. Aber noch mehr erſtaunt er über das, was er gleich darauf zu hören bekömmt, Eſſex hat an den Roberto geſchrieben, und ſagt der Blanca den Inhalt ſeines Schreibens, das ſofort durch den Coſme abſchicken will. Roberto ſoll mit allen ſeinen Freunden einzeln nach London kommen; Eſſex will ihn mit ſeinen Leuten unterſtützen; Eſſex hat die Gunſt des Volks; nichts wird leichter ſeyn, als ſich der Königin zu bemächtigen; ſie iſt ſchon ſo gut, als todt. —— Erſt müßt ich ſterben! ruft auf einmal der Herzog, und kömmt auf ſie los. Blanca und der Graf erſtaunen über dieſe plötzliche Erſcheinung; und das Erſtaunen des letztern iſt nicht ohne Eiferſucht. Er glaubt, daß Blanca den Herzog bey ſich verborgen gehalten. Der Herzog rechtfertiget die Blanca, und verſichert, daß ſie von ſeiner Anweſenheit nichts gewußt; er habe die Gallerie offen gefunden, und ſey von ſelbſt hereingegangen, die Gemählde darinn zu betrachten. **)

---

*) Si eſtàs conſultando, Conde,
Allà dentro de ti miſmo
Lo que has de hacer, no me quieres.
Ya el dudarlo fue delito.
Vive Dios, que eres ingrato!

**) Por vida del Rey mi hermano,
Y por la que mas eſtimo.

Der Herzog. Bey dem Leben meines Bruders, bey dem mir noch koſtbarern Leben der Königin, bey —— Aber genug, daß Ich es ſage: Blanca iſt unſchuldig. Und nur ihr, Mylord, haben Sie dieſe Erklärung zu danken. Auf Sie, iſt im geringſten nicht dabey geſehen. Denn mit Leuten, wie Sie, machen Leute, wie ich ——

Der Graf. Prinz, Sie kennen mich ohne Zweifel nicht recht? ——

De la Reina mi ſennora,
Y por — pero yo lo digo
Que en mi es el mayor empenno
De la verdad del decirlo,
Que no tiene Blanca parte
De eſtar yo aqui ——— ———
——— ——— ——— ———
Y eſtad mui agradecido
A Blanca, de que yo os dè,
No ſatisfacion, aviſo
De eſta verdad, porque a vos,
Hombres como yo — *Cond.* Imagino
Que no me conoceis bien.
Duq. No os havia conocido
Haſta aqui; mas ya os conozco,
Pues ya tan otro os he viſto
Que os reconozco traidor.
Cond. Quien dixere — *Duq.* Yo lo digo,
Mo pronuncieis algo, Conde,
Que na yo puedo ſufriros.
Cond. Qualquier coſa que yo intente —
Duq. Mirad que eſtoi perſuadido
Que hacer la traicion cobardes;
Y aſſi quando os he cogido
En un lance que me dà
De que ſois cobarde indicios,
Non he de aprovechàrme de eſto,
Y aſſi os perdona mi brio
Eſte rato que teneis

Der Herzog. Freylich habe ich Sie nicht recht gekannt. Aber ich kenne Sie nun. Ich hielt ſie für einen ganz andern Mann: und ich finde, Sie ſind ein Verräther.

Der Graf. Wer darf das ſagen?

Der Herzog. Ich: — Nicht ein Wort mehr! Ich will kein Wort mehr hören, Graf!

Der Graf. Meine Abſicht mag auch geweſen ſeyn —

Der Herzog. Denn kurz: ich bin überzeugt, daß ein Verräther kein Herz hat. Ich treffe Sie als einen Verräther: ich muß Sie für einen Mann ohne Herz halten. Aber um ſo weniger darf ich mich dieſes Vortheils über Sie bedienen. Meine Ehre verzeiht Ihnen, weil Sie der Ihrigen verluſtig ſind. Wären Sie ſo unbeſcholten, als ich Sie ſonſt geglaubt, ſo würde ich Sie zu züchtigen wiſſen.

Der Graf. Ich bin der Graf von Eſſex. So hat mir noch niemand begegnen dürfen, als der Bruder des Königs von Frankreich.

Der Herzog. Wenn ich auch der nicht wäre, der ich

El valor deſminuido;
Que a eſtar todo vos entero,
Superia daros câſtigo.
Cond. Yo ſoi el Conde de Sex
Y nadie ſe me ha atrevido
Sino el hermano del Rey
De Francia. — *Duq.* Yo tengo brio
Para que ſin ſer quien ſoi,
Pueda mi valor invicto
Caſtigar, non digo yo
Solo a vos, mòs a vos miſmo.
Sienda leal, que ès lo mas
Con que queda encarecido.
Y pues ſois tan gran Soldado,
No echeis a perder, os pido,
Tantas heroicas hazannas
Con un hecho tan indigno —

bin; wenn nur Sie der wären, der Sie nicht ſind, ein Mann von Ehre: ſo ſollten Sie wohl empfinden, mit wem Sie zu thun hätten. — Sie der Graf von Eſſex? Wenn Sie dieſer berufene Krieger ſind; wie können Sie ſo viele große Thaten durch eine ſo unwürdige That vernichten wollen? —

LXII.

Den 4ten December 1767.

Der Herzog fährt hierauf fort, ihm ſein Unrecht, in einem etwas gelindern Tone, vorzuhalten. Er ermahnt ihn ſich eines beſſern zu beſinnen; er will es vergeſſen, was er gehört habe; er iſt verſichert, daß Blanca mit dem Grafen nicht einſtimme, und daß ſie ſelbſt ihm eben das würde geſagt haben, wenn er, der Herzog, ihr nicht zuvorgekommen wäre. Er ſchließt endlich: "Noch einmal, Graf; gehen Sie in ſich! Stehen Sie von einem ſo ſchändlichen Vorhaben ab! Werden Sie wieder Sie ſelbſt! Wollen Sie aber meinem Rathe nicht folgen: ſo erinnern Sie ſich, daß Sie einen Kopf haben, und London einen Henker!„ *) — Hiermit entfernt ſich der Herzog. Eſſex iſt in der äußerſten Verwirrung; es ſchmerzt ihn, ſich für einen Verräther gehalten zu wiſſen; gleichwohl darf er es jetzt nicht wagen, ſich gegen den Herzog zu rechtferti-

---

*) Miradlo mejor, dexad
Un intento tan indigno,
Correſponded à quien ſois,
Y ſino baſtan aviſos,
Mirad que ay Verdugo en Londres,
Y en vos cabeza, harto os digo.

gen; er muß ſich gedulden, bis es der Ausgang lehre, daß er da ſeiner Königin am getreueſten geweſen ſey, als er es am wenigſten zu ſeyn geſchienen *). So ſpricht er mit ſich ſelbſt: zur Blanca aber ſagt er, daß er den Brief ſogleich an ihren Oheim ſenden wolle, und geht ab. Blanca desgleichen; nachdem ſie ihren Unſtern verwünſcht, ſich aber noch damit getröſtet, daß es kein Schlimmerer als der Herzog ſey, welcher von dem Anſchlage des Grafen wiſſe.

Die Königin erſcheinet mit ihrem Kanzler, dem ſie es vertrauet hat, was ihr in dem Garten begegnet. Sie befiehlt, daß ihre Leibwache alle Zugänge wohl beſetze; und morgen will ſie nach London zurückkehren. Der Kanzler iſt der Meynung, die Mäuchelmörder aufſuchen zu laſſen, und durch ein öffentliches Edikt demjenigen, der ſie anzeigen werde, eine anſehnliche Belohnung zu verheißen, ſollte er ſelbſt ein Mitſchuldiger ſeyn. " Denn da es ihrer zwey waren, ſagt er, die den Anfall thaten, ſo kann leicht einer davon ein eben ſo treuloſer Freund ſeyn, als er ein treuloſer Unterthan iſt. „ **) —— Aber die Königin mißbilliget dieſen Rath; ſie hält es für beſſer, den ganzen Vorfall zu unterdrücken, und es gar nicht bekannt werden zu laſſen, daß es Menſchen gegeben, die ſich einer ſolchen That erkühnen dürfen. " Man muß, ſagt ſie, die

---

*) Non he de reſponder al Duque
Haſta que el ſuceſſo miſmo
Mueſtre como fueron falſos
De mi traicion los indicios,
Y que ſoi mas leal, quando
Mos traidor he parecido.

**) Y pues ſon dos los culpados
Podrà ſer, que alguno de ellos
Entregue al otro que es llano,
Que ſerà traidor amigo
Quien fue desleal vaſſallo.

Welt glauben machen, daß die Könige ſo wohl bewacht werden, daß es der Verrätherey unmöglich iſt, an ſie zu kommen. Auſſerordentliche Verbrechen werden beſſer verſchwiegen, als beſtraft. Denn das Beyſpiel der Strafe iſt von dem Beyſpiele der Sünde unzertrennlich; und dieſes kann oft eben ſo ſehr anreizen, als jenes abſchrecken. „ *)

Indem wird Eſſex gemeldet, und vorgelaſſen. Der Bericht, den er von dem glücklichen Erfolge ſeiner Expedition abgeſtattet, iſt kurz. Die Königin ſagt ihm, auf eine ſehr verbindliche Weiſe: “ Da ich Euch wieder erblicke, weiß ich von dem Ausgange des Krieges ſchon genug „**). Sie will von keinen nähern Umſtänden hören, bevor ſie ſeine Dienſte nicht belohnt, und befiehlt dem Kanzler, dem Grafen ſogleich das Patent als Admiral von England auszufertigen. Der Kanzler geht; die Königin und Eſſex ſind allein; das Geſpräch wird vertraulicher; Eſſex hat die Schärpe um; die Königin bemerkt ſie, und Eſſex würde es aus dieſer bloßen Bemerkung ſchlieſſen, daß er ſie von ihr habe, wenn er es aus den Reden der Blanca nicht ſchon geſchloſſen hätte. Die Königin hat den Grafen ſchon längſt heimlich geliebt; und nun iſt ſie ihm ſogar das Leben ſchuldig.***) Es koſtet ihr alle Mühe, ihre Neigung

---

*) Y es gran materia de eſtado
Dar a entender, que los Reyes
Eſtan en ſi tan guardados
Que aunque la traicion los buſque,
Nunca ha de poder hallarlos;
Y aſſi el ſecreto averigue
Enormes delitos, quando
Mas que el caſtigo, eſcarmientos
Dè de exemplares el pecado.

**) Que ya ſolo con miraros
Sè el ſuceſſo de la guerra.

***) No baſtaba, amor tyranno
Una inclinacion tan fuerte,
Sin que te aya ayudado
Del deberle yo la vida?

zu verbergen. Sie thut verſchiedne Fragen, ihn auszulocken und zu hören, ob ſein Herz ſchon eingenommen, und ob er es vermuthe, wem er das Leben in dem Garten gerettet. Das letzte giebt er ihr durch ſeine Antworten gewiſſermaaßen zu verſtehen, und zugleich, daß er für eben dieſe Perſon mehr empfinde, als er derſelben zu entdecken ſich erkühnen dürfe. Die Königin iſt auf dem Punkte, ſich ihm zu erkennen zu geben; doch ſiegt noch ihr Stolz über ihre Liebe. Eben ſo ſehr hat der Graf mit ſeinem Stolze zu kämpfen: er kann ſich des Gedankens nicht entwehren, daß ihn die Königin liebe, ob er ſchon die Vermeſſenheit dieſes Gedankens erkennet. (Daß dieſe Scene größtentheils aus Reden beſtehen müſſe, die jedes ſeitab führet, iſt leicht zu erachten.) Sie heißt ihn gehen, und heißt ihn wieder ſo lange warten, bis der Kanzler ihm das Patent bringe. Er bringt es; ſie überreicht es ihm; er bedankt ſich, und das Seitab fängt mit neuem Feuer an.

Die Königin. Thörichte Liebe! —

Eſſex. Eitler Wahnſinn! —

Die Königin. Wie blind! —

Eſſex. Wie verwegen! —

Die Königin. So tief willſt du, daß ich mich herabſetze? —

Eſſex. So hoch willſt du, daß ich mich verſteige?

Die Königin. Bedenke, daß ich Königin bin!

Eſſex. Bedenke, daß ich Unterthan bin!

Die Königin. Du ſtürzeſt mich bis in den Abgrund, —

Eſſex. Du erhebeſt mich bis zur Sonne, —

Die Königin. Ohne auf meine Hoheit zu achten.

Eſſex. Ohne meine Niedrigkeit zu erwägen.

Die Königin. Aber, weil du meines Herzens dich bemeiſtert: —

Eſſex. Aber, weil Du meiner Seele Dich bemächtiget: —

Die Königin. So ſtirb da, und komm nie auf die Zunge!

Eſſex. So ſtirb da, und komm nie über die Lippen *)!

(Iſt das nicht eine ſonderbare Art von Unterhaltung? Sie reden mit einander; und reden auch nicht mit einander. Der eine hört, was der andere nicht ſagt, und antwortet auf das, was er nicht gehört hat. Sie nehmen einander die Worte nicht aus dem Munde, ſondern aus der Seele. Man ſage jedoch nicht, daß man ein Spanier ſeyn muß, um an ſolchen unnatürlichen Künſteleyen Geſchmack zu finden. Noch vor einigen dreyßig Jahren fanden wir Deutſche eben ſo viel Geſchmack daran; denn unſere Staats- und Heldenaktionen wimmelten davon, die in allem nach den ſpaniſchen Muſtern zugeſchnitten waren.)

Nachdem die Königin den Eſſex beurlaubet und ihm befohlen, ihr bald wieder aufzuwarten, gehen beyde auf verſchiedene Seiten ab, und machen dem erſten Aufzuge ein Ende. —— Die Stücke der Spanier, wie bekannt, haben deren nur drey, welche ſie Jornadas, Tagewerke, nennen. Ihre allerälteſte Stücke hatten viere: ſie krochen, ſagt Lope de Vega, auf allen vieren, wie Kinder; denn es wa-

---

*) *Rein.* Loco Amor – *Cond.* Necio impoſſibile –
Rein. Què ciego – *Cond.* Què temerario –
Rein. Me abates a tal baxeza –
Cond. Me quieres ſubir tan alto –
Rein. Advierte, que ſoi la Reina –
Cond. Advierte, que ſoi vaſallo –
Rein. Pues me humillas a el abyſmo –
Cond. Pues me acercas a los rayos –
Rein. Sin reparar mi grandeza –
Cond. Sin mirar mi humilde eſtado –
Rein. Ya que te miro acà dentro –
Cond. Ya que en mi te vas entrando –
Rein. Muere entre el pecho, y la voz.
Cond. Muere entre el alma, y los labios.

ren auch wirklich noch Kinder von Komödien. Virves war der erſte, welcher die vier Aufzüge auf drey brachte; und Lope folgte ihm darinn, ob er ſchon die erſten Stücke ſeiner Jugend, oder vielmehr ſeiner Kindheit, ebenfalls in vieren gemacht hatte. Wir lernen dieſes aus einer Stelle in des letztern neuen Kunſt, Komödien zu machen *); mit der ich aber eine Stelle des Cervantes in Widerſpruch finde **), wo ſich dieſer den Ruhm anmaßt, die ſpaniſche Komödie von fünf Akten, aus welchen ſie ſonſt beſtanden, auf drey gebracht zu haben. Der ſpaniſche Litterator mag dieſen Widerſpruch entſcheiden; ich will mich dabey nicht aufhalten.

LXIII.

Den 8ten December 1767.

Die Königin iſt von dem Landgute zurückgekommen; und Eſſex gleichfalls. Sobald er in London angelangt, eilt er nach Hofe, um ſich keinen Augenblick vermiſſen zu laſſen. Er eröffnet mit ſeinem Coſme den zweyten Akt, der in dem königlichen Schloſſe ſpielt. Coſme hat, auf Befehl des Grafen, ſich mit Piſtolen verſehen müſſen; der Graf hat heimliche Feinde; er beſorgt, wenn er des Nachts ſpät vom Schloſſe gehe, überfallen zu werden. Er heißt den Coſme, die Piſtolen nur indeß in das Zimmer der Blanca zu tragen, und ſie von Floren aufheben zu laſſen. Zugleich bindet er die Schärpe los, weil er zur Blanca gehen will. Blanca iſt eiferſüchtig; die Schärpe könnte ihr Gedanken machen; ſie könnte ſie haben wollen; und er würde ſie ihr abſchlagen müſſen. Indem er ſie dem Coſme zur Verwahrung übergiebt, kömmt Blanca dazu. Coſme will ſie geſchwind verſtecken: aber es kann ſo geſchwind nicht geſchehen, daß es Blanca nicht merken ſollte. Blanca nimmt den Grafen mit ſich zur Königin; und Eſſex ermahnt im Abgehen den Coſme, wegen der Schärpe reinen Mund zu halten, und ſie niemanden zu zeigen.

---

*) Arte nuevo de hazer Comedias, die ſich hinter des Lope Rimas befindet.

El Capitan Virves inſigne ingenio,
Puſo en tres actos la Comedia, que antes
Andava en quadro, como pies de ninno,
Que eran entonces ninnas las Comedias,
Y yo las eſcrivi de onze, y doze annos,
De à quatro actos, y de à quatro pliegos,
Porque cada acto un pliego contenia

**) In der Vorrede zu ſeinen Komödien: Donde me atrevi a reducir las Comedias a tres Jornadas, de cinco que tenian.

Coſme hat, unter ſeinen andern guten Eigenſchaften, auch dieſe, daß er ein Erzplauderer iſt. Er kann kein Geheimniß eine Stunde bewahren, er fürchtet ein Geſchwür im Leibe davon zu bekommen; und das Verboth des Grafen hat ihn zu rechter Zeit erinnert, daß er ſich dieſer Gefahr bereits ſechs und dreyßig Stunden ausgeſetzt habe.*) Er giebt Floren die Piſtolen, und hat den Mund ſchon auf, ihr auch die ganze Geſchichte, von der maskirten Dame und Schärpe, zu erzählen. Doch eben beſinnt er ſich, daß es wohl eine würdigere Perſon ſeyn müſſe, der er ſein

---

*) ——— Yo no me acordaba
De decirlo, y lo callaba,
Y como me lo entrego,
Ya por decirlo rebiento,
Que tengo tal propriedad,
Que en un hora, ó la mitad,
Se me hace poſtema un cuento.

Geheimniß zuerſt mittheile. Es würde nicht laſſen, wenn ſich Flora rühmen könnte, ihn deſſen deflorirt zu haben.*) (Ich muß von allerley Art des ſpaniſchen Witzes eine kleine Probe einzuflechten ſuchen.)

Coſme darf auf dieſe würdigere Perſon nicht lange warten. Blanca wird von ihrer Neugierde viel zu ſehr gequält, daß ſie ſich nicht, ſobald als möglich, von dem Grafen losmachen ſollen, um zu erfahren, was Coſme vorhin ſo haſtig vor ihr zu verbergen geſucht. Sie kömmt alſo ſogleich zurück, und nachdem ſie ihn zuerſt gefragt, warum er nicht ſchon nach Schottland abgegangen, wohin ihn der Graf ſchicken wollen, und er ihr geantwortet, daß er mit anbrechendem Tage abreiſen werde: verlangt ſie zu wiſſen, was er da verſteckt halte? Sie dringt in ihn: doch Coſme läßt nicht lange in ſich dringen. Er ſagt ihr alles, was er von der Schärpe weiß; und Blanca nimmt ſie ihm ab. Die Art, mit der er ſich ſeines Geheimniſſes entlediget, iſt äußerſt eckel. Sein Magen will es nicht länger bey ſich behalten; es ſtößt ihm auf; es kneipt ihn; er ſteckt den Finger in den Hals; er giebt es von ſich; und um einen beſſern Geſchmack wieder in den Mund zu bekommen, läuft er geſchwind ab, eine Quitte oder Olive darauf zu kauen.**) Blanca kann aus ſeinem verwirrten Ge-

---

*) Allà Flora; mas no
Sera Perſona mas grave —
No es bien que Flore ſe alabe
Que el cuento me desflorò.

**) Ya ſe me viene à la boca
La purga. —— —— ————
O que regueldos tan ſecos
Me vienen! terrible aprieto. ————
Mi eſtomago no lo lleva;
Proteſto que es gran trabajo.
Meto los dedos. ———— ————

ſchwätze zwar nicht recht klug werden: ſie verſteht aber doch ſo viel daraus, daß die Schärpe das Geſchenk einer Dame iſt, in die Eſſex verliebt werden könnte, wenn er es nicht ſchon ſey. "Denn er iſt doch nur ein Mann; ſagt ſie. Und wehe der; die ihre Ehre einem Manne anvertrauet hat! Der beſte, iſt noch ſo ſchlimm!„*) — Um ſeiner Untreue alſo zuvorzukommen, will ſie ihn je eher je lieber heyrathen.

Die Königin tritt herein, und iſt äuſerſt niedergeſchlagen. Blanca fragt, ob ſie die übrigen Hofdamen rufen ſoll: aber die Königin will lieber allein ſeyn; nur Irene ſoll kommen, und vor dem Zimmer ſingen. Blanca geht auf der einen Seite nach Irenen ab, und von der andern kömmt der Graf.

Eſſex liebt die Blanca: aber er iſt ehrgeizig genug, auch der Liebhaber der Königin ſeyn zu wollen. Er wirft ſich dieſen Ehrgeiz ſelbſt vor; er beſtraft ſich deswegen; ſein Herz gehört der Blanca; eigennützige Abſichten müſſen es ihr nicht entziehen wollen; unächte Convenienz muß keinen ächten Affekt beſiegen **). Er will ſich alſo lie-

---

Y pues la purga he trocado,
Y el ſecreto he vomitado
Deſde el principio haſta el fin,
Y ſin dexar coſa alguna,
Tal aſco me diò al decillo,
Voi à probar de un membrillo,
O a mordar de una azeituna. ———

*) Es hombre al fin, y ay de aquella
Que a un hombre fiò ſu honor,
Siendo tan malo el mejor.

**) Abate, abate las alas,
No ſubas tanto, buſquemos
Mas proporcionada esfera
A tan limitado vuello.

der wieder entfernen, als er die Königin gewahr wird: und die Königin, als ſie ihn erblickt, will ihm gleichfalls ausweichen. Aber ſie bleiben beyde. Indem fängt Irene vor dem Zimmer an zu ſingen. Sie ſingt eine Redondilla, ein kleines Lied von vier Zeilen, deſſen Sinn dieſer iſt; “Sollten meine verliebten Klagen zu deiner Kenntniß gelangen: o ſo laß das Mitleid, welches ſie verdienen, den Unwillen überwältigen, den du darüber empfindeſt, daß ich es bin, der ſie führet.„ Der Königin gefällt das Lied; und Eſſex findet es bequem, ihr durch daſſelbe, auf eine verſteckte Weiſe, ſeine Liebe zu erklären. Er ſagt, er habe es gloſſiret *), und bittet um Erlaubniß, ihr ſeine

---

Blanca me quiere, y a Blanca
Adoro yo ya en mi duenno;
Pues como de amor tan noble
Por una ambicion me alexo?
No conveniencia baſtarda
Venza un legitimo afecto.

*) Die Spanier haben eine Art von Gedichten, welche ſie Gloſſas nennen. Sie nehmen eine oder mehrere Zeilen gleichſam zum Texte, und erklären oder umſchreiben dieſen Text ſo, daß ſie die Zeilen ſelbſt in dieſe Erklärung oder Umſchreibung wiederum einflechten. Den Text heißen ſie Mote oder Letra, und die Auslegung insbeſondere Gloſſa, welches denn aber auch der Name des Gedichts überhaupt iſt. Hier läßt der Dichter den Eſſex das Lied der Irene zum Mote machen, das aus vier Zeilen beſteht, deren jede er in einer beſondern Stanze umſchreibt, die ſich mit der umſchriebenen Zeile ſchließt. Das Ganze ſieht ſo aus:

MOTE.

Si acaſo mis deſvarios
Llegaren a tus umbrales,
La laſtima de ſer males
Quite el horror de ſer mios.

Gloſſe vorſagen zu dürfen. In dieſer Gloſſe beſchreibt er ſich als den zärtlichſten Liebhaber, dem es aber die Ehrfurcht verbiete, ſich dem geliebten Gegenſtande zu entdecken. Die Königin lobt ſeine Poeſie: aber ſie mißbilliget

GLOSSA.

Aunque el dolor me provoca
De mis quexas, y no puedo,
Que es mi oſadia tan poca,
Que entre el reſpeto, y el miedo
Se me mueren en la boca;
Y aſſi non llegan tan mios
Mis males a tus orejas.
Porque no han de ſer oidos
Si acaſo digo mis quexas,
Si acaſo mis deſvarios.
El ſer tan mal explicados
Sea ſu mayor indicio,
Que trocando en mis cuidados
El ſilencio, y vos ſu oficio,
Quedaran mas ponderados:
Deſde oy por eſtas ſennales
Sean di ti conocidos,
Que ſin duda ſon mis males
Si algunos mas repetidos
Llegaren a tus umbrales.
Mas ay Dios! que mis cuidados
De tu crueldad conocidos,
Aunque mas acreditados,
Seran menos adquiridos,
Que con los otros mezclados.
Porque no ſabiendo, a quales
Mas tu ingratitud ſe deba
Viendolos todos iguales
Fuerza es que en commun te mueva,
La laſtima de ſer males.
En mi eſte afecto violento
Tu hermoſo deſden le cauſa;
Tuyo, y mio es mi tormento;

ſeine Art zu lieben. “Eine Liebe, ſagt ſie unter andern, die man verſchweigt, „kann nicht groß ſeyn; denn Liebe wächſt nur durch Gegenliebe, und der Gegenliebe macht man ſich durch das Schweigen muthwillig verluſtig.„

LXIV.

Den 11ten December 1767.

Der Graf verſetzt, daß die vollkommenſte Liebe die ſey, welche keine Belohnung erwarte; und Gegenliebe ſey Belohnung. Sein Stillſchweigen ſelbſt mache ſein Glück: denn ſo lange er ſeine Liebe verſchweige, ſeye ſie noch unverworfen, könne er ſich noch von der ſüßen Vorſtellung täuſchen laſſen, daß ſie vielleicht dürfe genehmiget werden. Der Unglückliche ſey glücklich, ſo lange er noch nicht

wiſſe,

Tuyo, porque eres la cauſa;
Y mio, porque yo ſiento:
Sepan, Laura, tus deſvios
Que mis males ſon tan tuyos,
Y en mis cuerdos deſvarios
Eſtos que tienen de tuyos
Quite el horror de ſer mios.

Es müſſen aber nicht eben alle Gloſſen ſo ſymmetriſch ſeyn, als dieſe. Man hat alle Freyheit, die Stanzen, die man mit den Zeilen des Mote ſchließt, ſo ungleich zu machen, als man will. Man braucht auch nicht alle Zeilen einzuflechten; man kann ſich auf eine eine einzige einſchränken, und dieſe mehr als einmal wiederholen. Uebrigens gehören dieſe Gloſſen unter die ältern Gattungen der ſpaniſchen Poeſie, die nach dem Boſcan und Garcilaſſo ziemlich aus der Mode gekommen.

wiſſe, wie unglücklich er ſey *). Die Königin widerlegt dieſe Sophiſtereyen als eine Perſon, der ſelbſt daran gelegen iſt, daß Eſſex nicht länger darnach handle; und Eſſex, durch dieſe Widerlegung erdreiſtet, iſt im Begriff, das Bekenntniß zu wagen, von welchem die Königin behauptet, daß es ein Liebhaber auf alle Weiſe wagen müſſe, als Blanca hereintritt, den Herzog anzumelden. Dieſe Erſcheinung der Blanca bewirkt einen von den ſonderbarſten Theaterſtreichen. Denn Blanca hat die Schärpe um, die ſie dem Coſme abgenommen, welches zwar die Königin, aber nicht Eſſex gewahr wird **).

---

*) ——— *El mas verdadero amor*
Es el que en ſi miſmo quieto
Deſcanſa, ſin atender
A mas paga, o mas intento:
La correſpondencia es paga,
Y tener por blanco el precio
Es querer por grangeria. –
—— —— —— —— ——— ———
Dentro eſta del ſilencio, y del reſpeto
Mi amor, y aſſi mi dicha eſta ſegura,
Preſumiendo tal vez (dulce locura!)
Que es admitido del mayor ſugeto.
Dexandome engannar de eſte concepto,
Dura mi bien, porque mi enganno dura;
Necio ſera la lengua, ſi aventura
Un bien que eſta ſeguro en el ſecreto. –
Que es feliz quien no ſiendo venturoſo
Nunca llega a ſaber, que es deſdichado.

**) *Por no morir de mal, quando*
Puedo morir de remedio,
Digo pues, ea, oſſadia,
Ella me alento, que temo? –
Que ſera bien que a tu Alteza –
(Sale Blanca con la vanda pueſta.)
Bl. *Sennora, el duque* – Con. *A mal tiempo*

Eſſex. So ſey es gewagt! — Friſch! Sie ermuntert mich ſelbſt, Warum will ich an der Krankheit ſterben, wenn ich an den Hülfsmitteln ſterben kann? was fürchte ich noch? — Königin, wann denn alſo, —

Viene Blanca. **Bl.** *Eſta aguardando*
En la antecamara – **Rein.** *Ay, cielo!*
Bl. *Para entrar* – **Rein.** *Que es lo que miro!*
Bl. *Licencia.* **Rein.** *Decid; – que veo! –*
Decid que eſpere; – eſtoi loca! –
Decid, andad. **Bl.** *Ya obedezco,*
Rein. *Venid aca, volved.* **Bl.** *Que manda*
Vueſtra Altera? **Rein.** *El daño es cierto.* –
Decidle – no ay que dudar –
Entretenedle un momento –
Ay de mi! – mientras yo ſalgo –
Y dexadme. **Bl.** *Que es aqueſto?*
Ya voi. **Con.** *Ya Blanca ſe fue,*
Quiero pues volver – **Rein.** *Ha zelos!*
Con. *A declararme atrevido,*
Pues ſi me atrevo, me atrevo
En fe de ſus pretenſiones.
Rein. *Mi prenda en poder ageno?*
Vive dios, pero es verguenza
Que pueda tanto un afecto
En mi. **Con.** *Segun lo que dixo*
Vueſtra Altera aqui, y ſupueſto,
Que cueſta cara la dicha,
Que ſe compra con el miedo,
Quiero morir noblemente.
Rein. *Porque lo decis?* **Con.** *Que eſpero,*
Si a vueſtra Alteza (que dudo!)
Le declaraſſe mi afecto,
Algun amor – **Rein.** *Que decis?*
A mi? como, loco, necio,
Conoceiſme? Quien ſoi yo?
Decid, quien ſoi? que ſoſpecho,
Que ſe os huyo la memoria. –

Blanca. Der Herzog, Ihro Majeſtät, —

Eſſex. Blanca könnte nicht ungelegener kommen.

Blanca. Wartet in dem Vorzimmer, —

Die Königin. Ah! Himmel!

Blanca. Auf Erlaubniß, —

Die Königin. Was erblicke ich?

Blanca. Hereintreten zu dürfen.

Die Königin. Sag ihm — Was ſeh ich! — Sag ihm, er ſoll warten. — Ich komme von Sinnen! — Geh, ſag ihm das.

Blanca. Ich gehorche.

Die Königin. Bleib! Komm her! näher! —

Blanca. Was befehlen Ihro Majeſtät? —

Die Königin. O ganz gewiß! — Sage ihm — Es iſt kein Zweifel mehr! — Geh, unterhalte ihn einen Augenblick, Weh mir! — Bis ich ſelbſt zu ihm herauskomme. Geh, laß mich!

Blanca. Was iſt das? — Ich gehe.

Eſſex. Blanca iſt weg. Ich kann nun wieder fortfahren, —

Die Königin. Ha, Eiferſucht!

Eſſex. Mich zu erklären. — Was ich wage, wage ich auf ihre eigene Ueberredung.

Die Königin. Mein Geſchenk in fremden Händen! Bey Gott! — Aber ich muß mich ſchämen, daß eine Leidenſchaft ſo viel über mich vermag!

Eſſex. Wenn denn alſo, — Wie Ihre Majeſtät geſagt, — und wie ich einräumen muß, — das Glück, welches man durch Furcht erkauft, — ſehr theuer zu ſtehen kömmt; — wenn man viel edler ſtirbt: — ſo will auch ich, —

Die Königin. Warum ſagen Sie das, Graf?

Eſſex. Weil ich hoffe, daß, wann ich — Warum fürchte ich mich noch? —— wann ich Ihro Majeſtät meine Leidenſchaft bekennte, daß einige Liebe ——

Die Königin. Was ſagen Sie da, Graf? An mich richtet ſich das? Wie? Thor! Unſinniger! Kennen Sie mich auch? Wiſſen Sie, wer ich bin? Und wer Sie ſind? Ich muß glauben, daß Sie den Verſtand verlohren. ——

Und ſo fahren Ihro Majeſtät fort, den armen Grafen auszufenſtern, daß es eine Art hat! Sie fragt ihn, ob er nicht wiſſe, wie weit der Himmel über alle menſchliche Erfrechungen erhaben ſey? Ob er nicht wiſſe, daß der Sturmwind, der in den Olymp dringen wolle, auf halbem Wege zurückbrauſen müſſe? Ob er nicht wiſſe, daß die Dünſte, welche ſich zur Sonne erhieben, von ihren Stralen zerſtreut würden? — Wer vom Himmel gefallen zu ſeyn glaubt, iſt Eſſex. Er zieht ſich beſchämt zurück, und bittet um Verzeihung. Die Königin befiehlt ihm, ihr Angeſicht zu meiden, nie ihren Pallaſt wieder zu betreten, und ſich glücklich zu ſchätzen, daß ſie ihm den Kopf laſſe, in welchem ſich ſo eitle Gedanken erzeugen können *). Er entfernt ſich; und die Königin geht gleichfalls ab, nicht ohne uns merken zu laſſen, wie wenig ihr Herz mit ihren Reden übereinſtimmen.

Blanca und der Herzog kommen an ihrer Statt, die Bühne zu füllen. Blanca hat dem Herzoge es frey geſtanden, auf welchem Fuße ſie mit dem Grafen ſtehe; daß er nothwendig ihr Gemahl werden müſſe, oder ihre Ehre ſey verlohren. Der Herzog faßt den Entſchluß, den er wohl faſſen muß; er will ſich ſeiner Liebe entſchlagen: und ihr Vertrauen zu vergelten, verſpricht er ſogar, ſich

---

*) —— —— *No me veais,*
Y agradeced el que os dexo
Cabeza, en que ſe engendraron
Tan livianos penſamientos.

bey der Königin ihrer anzunehmen, wenn ſie ihr die Verbindlichkeit, die der Graf gegen ſie habe, entdecken wolle.

Die Königin kömmt bald, in tiefen Gedanken, wieder zurück. Sie iſt mit ſich ſelbſt im Streit, ob der Graf auch wohl ſo ſchuldig ſey, als er ſcheine. Vielleicht, daß es eine andere Schärpe war, die der ihrigen nur ſo ähnlich iſt. —— Der Herzog tritt ſie an. Er ſagt, er komme, ſie um eine Gnade zu bitten, um welche ſie auch zugleich Blanca bitte. Blanca werde ſich näher darüber erklären; er wolle ſie zuſammen allein laſſen: und ſo läßt er ſie.

Die Königin wird neugierig, und Blanca verwirrt. Endlich entſchließt ſich Blanca, zu reden. Sie will nicht länger von dem veränderlichen Willen eines Mannes abhangen; ſie will es ſeiner Rechtſchaffenheit nicht länger anheim ſtellen, was ſie durch Gewalt erhalten kann. Sie flehet die Eliſabeth um Mitleid an: die Eliſabeth, die Frau; nicht die Königin. Denn da ſie eine Schwachheit ihres Geſchlechts bereuen müſſe: ſo ſuche ſie in ihr nicht die Königin, ſondern nur die Frau *).

---

*) —— —— *Ya eſtoi reſuelta;*
No a la voluntad mudable
De un hombre eſté yo ſujeta,
Que aunque no sé que me olvide,
Es necedad, que yo quiera
Dexar a ſu corteſia
Lo que puede hacer la fuerza.
Gran Iſabela, eſcuchadme,
Y al eſcucharme tu Alteza,
Ponga aun mas que la atencion,
La piedad con los orejas.
Iſabella os he llamado
En eſta ocaſion, no Reina,
Que quando vengo a deciros
Del honor una flaqueza,
Que he heco como muger,
Porque mejor os parezca,
No Reina, muger os buſco.
Solo muger os quiſiera. —

LXV.

Den 3ten December 1767.

Du? mir eine Schwachheit? fragt die Königin.

Blanca. Schmeicheleyen, Seufzer, Liebkoſungen, und beſonders Thränen, ſind vermögend, auch die reinſte Tugend zu untergraben. Wie theuer kömmt mir dieſe Erfahrung zu ſtehen! Der Graf —

Die Königin. Der Graf? Was für ein Graf? —

Blanca. Von Eſſex.

Die Königin. Was höre ich?

Blanca. Seine verführeriſche Zärtlichkeit —

Die Königin. Der Graf von Eſſex?

Blanca. Er ſelbſt, Königin. —

Die Königin. (bey Seite) Ich bin des Todes! — Nun: weiter!

Blanca. Ich zittere. — Nein, ich darf es nicht wagen —

Die Königin macht ihr Muth, und lockt ihr nach und nach mehr ab, als Blanca zu ſagen brauchte; weit mehr, als ſie ſelbſt zu hören wünſcht. Sie höret, wo und wie der Graf glücklich geweſen *); und als ſie endlich auch höret, daß er ihr die Ehe verſprochen, und daß Blanca auf die Erfüllung dieſes Verſprechens dringe; ſo bricht der ſo

---

*) Bl. *Le llamé una noche obſcura* ———
Rein. *Y vino a verte?* Bl. *Pluguiera*
A dios, que no fuera tanta
Mi deſdicha, y ſu fineza.
Vino mas galan que nunca,
Yo que dos veces ciega,
Por mi mal, eſtaba entonces
Del amor, y las tinieblas ———

lange zurückgehaltene Sturm auf einmal aus. Sie verhöhnet das leichtgläubige Mädchen auf das empfindlichſte, und verbietet ihr ſchlechterdings, an den Grafen weiter zu denken. Blanca erräth ohne Mühe, daß dieſer Eifer der Königin, Eiferſucht ſeyn müſſe: und giebt es ihr zu verſtehen.

Die Königin. Eiferſucht? — Nein; blos deine Aufführung entrüſtet mich. — Und geſetzt, — ja geſetzt, ich liebte den Grafen. Wenn ich, — Ich ihn liebte, und eine andere wäre ſo vermeſſen, ſo thöricht, ihn neben mir zu lieben, — was ſage ich, zu lieben? — ihn nur anzuſehen, — was ſage ich, anzuſehen? — ſich nur ein Gedanke von ihm in den Sinn kommen zu laſſen; das ſollte dieſer andern nicht das Leben koſten? — Du ſiehſt, wie ſehr mich eine blos vorausgeſetzte, erdichtete Eiferſucht aufbringt: urtheile daraus, was ich bey einer wahren thun würde. Jetzt ſtelle ich mich nur eiferſüchtig; hüte dich, mich es wirklich zu machen! *)

---

*) Rein. *Eſte es zelo, Blanca.* Bl. *Zelos,*
Annadiendoſe una letra,
Rein. *Que decis?* Bl. *Sennora, que*
Si acaſo poſſible fuera,
A no ſer vos la que dice
Eſſas palabras, dixera,
Que eran zelos. Rein. *Que ſon zelos?*
No ſon zelos, es ofenſa
Que me eſtais haciendo vos.
Supongamos, que quiſiera
A el Conde en eſta ocaſion:
Pues ſi yo a el Conde quiſiera
Y alguna atrevida, loca
Preſumida, deſcompueſta
Le quiſiera, que es querer?
Que le mirara, o le viera;
Que es zelo? No ſe que diga.

Mit dieſer Drohung geht die Königin ab, und läßt die Blanca in der äuſſerſten Verzweiflung. Dieſes fehlte noch zu den Beleidigungen, über die ſich Blanca bereits zu beklagen hatte. Die Königin hat ihr Vater und Bruder und Vermögen genommen, und nun will ſie ihr auch den Grafen nehmen. Die Rache war ſchon beſchloſſen; aber warum ſoll Blanca noch erſt warten, bis ſie ein anderer für ſie vollzieht? Sie will ſie ſelbſt bewerkſtelligen, und noch dieſen Abend. Als Kammerfrau der Königin, muß ſie ſie auskleiden helfen; da iſt ſie mit ihr allein; und es kann ihr an Gelegenheit nicht fehlen. —— Sie ſieht die Königin mit dem Kanzler wiederkommen, und geht, ſich zu ihrem Vorhaben gefaßt zu machen.

Der Kanzler hält verſchiedene Briefſchaften, die ihm die Königin nur auf einen Tiſch zu legen befiehlt; ſie will ſie vor Schlafengehen noch durchſehen. Der Kanzler erhebt die auſſerordentliche Wachſamkeit, mit der ſie ihren Reichsgeſchäften obliege; die Königin erkennt es für ihre Pflicht und beurlaubet den Kanzler. Nun iſt ſie allein und ſezt ſich zu den Papieren. Sie will ſich ihres verliebten Kummers entſchlagen, und anſtändigern Sorgen überlaſſen. Aber das erſte Papier, was ſie in die Hände nimmt,

---

No hai coſa que menos ſea ——
No la quitara la vida?
La ſangre no la bebiera? ——
Los zelos, aunque fingidos,
Me arrebataron la lengua,
Y diſpararon mi enojo ——
Mirad que no me deis zelos,
Que ſi fingidos ſe altera
Tanto mi enojo, ved vos,
Si fuera verdad, qui hiciera ——
Eſcarmentad en las burlas,
No me deis zelos de veras.

iſt die Bittſchrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! “Muß es denn eben, ſagt ſie, von einem Grafen ſeyn, was mir zuerſt vorkömmt!„ Dieſer Zug iſt vortrefflich. Auf einmal iſt ſie wieder mit ihrer ganzen Seele bey demjenigen Grafen, an den ſie jetzt nicht denken wollte. Seine Liebe zur Blanca iſt ein Stachel in ihrem Herzen, der ihr das Leben zur Laſt macht. Bis ſie der Tod von dieſer Marter befreye, will ſie bey dem Bruder des Todes Linderung ſuchen: und ſo fällt ſie in Schlaf.

Indem tritt Blanca herein, und hat eine von den Piſtolen des Grafen, die ſie in ihrem Zimmer gefunden. (Der Dichter hatte ſie, zu Anfange dieſes Akts, nicht vergebens dahin tragen laſſen.) Sie findet die Königin allein und entſchlafen: was für einen bequemern Augenblick könnte ſie ſich wünſchen? Aber eben hat der Graf die Blanca geſucht, und ſie in ihrem Zimmer nicht getroffen. Ohne Zweifel erräth man, was nun geſchieht. Er kömmt alſo, ſie hier zu ſuchen, und kömmt eben noch zurecht, der Blanca in den mörderiſchen Arm zu fallen, und ihr die Piſtole, die ſie auf die Königin ſchon geſpannt hat, zu entreiſſen Indem er aber mit ihr ringt, geht der Schuß los: die Königin erwacht, und alles kömmt aus dem Schloſſe herzugelaufen.

Die Königin. (im Erwachen) Ha! Was iſt das?

Der Kanzler. Herbey, herbey! Was war das für ein Knall, in dem Zimmer der Königin? Was geſchieht hier?

Eſſex. (mit der Piſtole in der Hand) Grauſamer Zufall!

Die Königin. Was iſt das, Graf?

Eſſex. Was ſoll ich thun?

Die Königin. Blanca, was iſt das?

Blanca. Mein Tod iſt gewiß!

Eſſex. In welcher Verwirrung befinde ich mich!

Der Kanzler. Wie? der Graf ein Verräther?

Eſſex. (bey Seite) Wozu ſoll ich mich entſchlieſſen? Schweige ich: ſo fällt das Verbrechen auf mich. Sage ich die Wahrheit: ſo werde ich der nichtswürdige Verkläger meiner Geliebten, meiner Blanca, meiner theuerſten Blanca.

Die Königin. Sind Sie der Verräther, Graf? Biſt du es, Blanca? Wer von euch war mein Retter? wer mein Mörder? Mich dünkt, ich hörte im Schlafe euch beyde rufen: Verrätherin! Verräther! Und doch kann nur eines von euch dieſen Namen verdienen. Wenn eines von euch mein Leben ſuchte, ſo bin ich es dem andern ſchuldig. Wem bin ich es ſchuldig, Graf? Wer ſuchte es, Blanca? Ihr ſchweigt? — Wohl, ſchweigt nur! Ich will in dieſer Ungewißheit bleiben; ich will den Unſchuldigen nicht wiſſen, um den Schuldigen zu kennen. Vielleicht dürfte es mich eben ſo ſehr ſchmerzen, meinen Beſchützer zu erfahren, als meinen Feind. Ich will der Blanca gern ihre Verrätherey vergeben, ich will ſie ihr verdanken; wenn dafür der Graf nur unſchuldig war.*)

---

*) *Conde, vos traidor? Vos, Blanca?*
El juicio eſta indiferente,
Qual me libra, qual me mata.
Conde, Blanca, reſpondedme!
Tu a la Reina? tu a la Reina?
Oid, aunque confuſamente:
Ma, traidora, dixo el Conde;
Blanca dixo: Traidor eres.
Eſtas razones de entrambos
A entrambas coſas convienen:
Uno de los dos me libra,
Otro de los dos me ofende.
Conde, qual me daba vida?
Blanca, qual me daba muerte?
Decidme! — no lo digais,
Que neutral mi valor quiere,

Aber der Kanzler ſagt, wenn es die Königin ſchon hierbey wolle bewenden laſſen, ſo dürfe er es doch nicht; das Verbrechen ſey zu groß; ſein Amt erfordere, es zu ergründen; beſonders da aller Anſchein ſich wider den Grafen erkläre.

Die Königin. Der Kanzler hat Recht; man muß es unterſuchen. —— Graf,

Eſſex. Königin! ——

Die Königin. Bekennen Sie die Wahrheit. —— (bey Seite) Aber wie ſehr fürchtet meine Liebe, ſie zu hören! —— War es Blanca?

Eſſex. Ich Unglücklicher!

Die Königin. War es Blanca, die meinen Tod wollte?

Eſſex. Nein, Königin; Blanca war es nicht.

Die Königin. Sie waren es alſo?

Eſſex. Schreckliches Schickſal! —— Ich weiß nicht.

Die Königin. Sie wiſſen es nicht? — Und wie kömmt dieſes mörderiſche Werkzeug in Ihre Hand? —

Der Graf ſchweigt, und die Königin befiehlt, ihn nach dem Tower zu bringen. Blanca, bis ſich die Sache mehr aufhellt, ſoll in ihrem Zimmer bewacht werden. Sie werden abgeführt, und der zweyte Aufzug ſchließt.

Por no ſaber el traidor,
No ſaber el innocente.
Mejor es quedar confuſa,
En dudo mi juicio quede,
Porque quando mire a alguno,
Y de la traicion me acuerde,
A penſar, que es el traidor,
Que es el leal tambien pienſe.
Yo le agradeciera à Blanca,
Que ella la traidora fueſſe,
Solo à truque de que el Conde
Fuera el, que eſtaba innocente. ——

LXVI.

Den 18ten December 1767.

Der dritte Aufzug fängt ſich mit einer langen Monologe der Königin an, die allen Scharfſinn der Liebe aufbietet, den Grafen unſchuldig zu finden. Die Vielleicht werden nicht geſparet, um ihn weder als ihren Mörder, noch als den Liebhaber der Blanca denken zu dürfen. Beſonders geht ſie mit den Vorausſetzungen wider die Blanca ein wenig ſehr weit: ſie denkt über dieſen Punkt überhaupt lange ſo zärtlich und ſittſam nicht, als wir es wohl wünſchen möchten, und als ſie auf unſern Theatern denken müßte *).

Es kommen der Herzog, und der Kanzler: jener, ihr ſeine Freude über die glückliche Erhaltung ihres Lebens zu bezeigen; dieſer, ihr einen neuen Beweis, der ſich wider den Eſſex äuſſert, vorzulegen. Auf der Piſtole, die man ihm aus der Hand genommen, ſteht ſein Name; ſie

---

*) No pudo ſer que mintiera,
Blanca en lo que me conto
De gozarla el Conde. No,
Que Blanca no lo fingiera:
No pudo haverla gozado.
Sin eſtar enamorado,
Y quando tierno, y rendido,
Entonces la haya querido,
No puede haverla olvidado?
No le vieron mis antojos
Entre acogimientos ſabios,
Mui callando con los labios,
Mui bachiller con los ojos,
Quando al decir ſus enojos
Yo ſu deſpecho renni?

gehört ihm; und wem ſie gehört, der hat ſie unſtreitig auch brauchen wollen.

Doch nichts ſcheinet den Eſſex unwiderſprechlicher zu verdammen, als was nun erfolgt. Coſme hat, bey anbrechendem Tage, mit dem bewußten Briefe nach Schottland abgehen wollen, und iſt angehalten worden. Seine Reiſe ſieht einer Flucht ſehr ähnlich, und eine ſolche Flucht läßt vermuthen, daß er an dem Verbrechen ſeines Herrn Antheil könne gehabt haben. Er wird alſo vor den Kanzler gebracht, und die Königin befiehlt, ihn in ihrer Gegenwart zu verhören. Den Ton, in welchem ſich Coſme rechtfertiget, kann man leicht errathen. Er weiß von nichts; und als er ſagen ſoll, wo er hingewollt, läßt er ſich um die Wahrheit nicht lange nöthigen. Er zeigt den Brief, den ihm ſein Graf, an einen andern Grafen nach Schottland zu überbringen befohlen: und man weiß, was dieſer Brief enthält. Er wird geleſen, und Coſme erſtaunt nicht wenig, als er hört, wohin es damit abgeſehen geweſen. Aber noch mehr erſtaunt er über den Schluß deſſelben, worinn der Ueberbringer ein Vertrauter heißt, durch den Roberto ſeine Antwort ſicher beſtellen könne. “Was höre ich? ruft Coſme. Ich ein Vertrauter? Bey dieſem und jenem! ich bin kein Vertrauter; ich bin niemals einer geweſen, und ich will auch in meinem Leben keiner ſeyn. —— Habe ich wohl das Anſehen zu einem Vertrauten? Ich möchte doch wiſſen, was mein Herr an mir gefunden hätte, um mich dafür zu nehmen. Ich, ein Vertrauter, ich, dem das geringſte Geheimniß zur Laſt wird? Ich weiß, zum Exempel, daß Blanca und mein Herr einander lieben, und daß ſie heimlich mit einander verheyrathet ſind: es hat mir ſchon lange das Herz abdrücken wollen; und nun will ich es nur ſagen, damit ſie hübſch ſehen, meine Herren, was für ein Vertrauter ich bin.

Schade, daß es nicht etwas wichtigeres iſt: ich würde es eben ſo wohl ſagen. „*) Dieſe Nachricht ſchmerzt die Königin nicht weniger, als die Ueberzeugung, zu der ſie durch den unglücklichen Brief von der Verrätherey des Grafen gelangt. Der Herzog glaubt, nun auch ſein Stillſchweigen brechen zu müſſen, und der Königin nicht länger zu verbergen, was er in dem Zimmer der Blanca zufälliger Weiſe angehört habe. Der Kanzler dringt auf die Beſtrafung des Verräthers, und ſobald die Königin wieder allein iſt, reizen ſie ſowohl beleidigte Majeſtät, als gekränkte Liebe, des Grafen Tod zu beſchließen.

Nunmehr bringt uns der Dichter zu ihm, in das Gefängniß. Der Kanzler kömmt und eröfnet dem Grafen, daß ihn das Parlement für ſchuldig erkannt, und zum Tode verurtheilet habe, welches Urtheil morgendes Tages vollzogen werden ſolle. Der Graf betheuert ſeine Unſchuld.

Der Kanzler. Ihre Unſchuld, Mylord, wollte ich

---

*) Que eſcucho? Sennores mios!
Dos mil demonios me lleven,
Si yo confidente ſoi,
Si lo he ſido, o ſi lo fuere,
Ni tengo intencion de ſerlo.
——— ——— Tengo yo
Cara de ſer confidente?
Yo no ſè que ha viſto en mi
Mi amo para tenerme
En eſta opinion; y à fe,
Que me holgara de que fueſſe
Coſa de mas importancia
Un ſecretillo mui leve,
Que rabio ya por decirlo,
Que es que el Conde a Blanca quiere,
Que eſtan caſados los dos
En ſecreto ——— ———

gern glauben: aber ſo viele Beweiſe wider Sie! —— Haben Sie den Brief an den Roberto nicht geſchrieben? Iſt es nicht Ihr eigenhändiger Name?

Eſſex. Allerdings iſt er es.

Der Kanzler. Hat der Herzog von Alanzon Sie, im dem Zimmer der Blanca, nicht ausdrücklich den Tod der Königin beſchließen hören?

Eſſex. Was er gehört hat, hat er freylich gehört.

Der Kanzler. Sahe die Königin, als ſie erwachte, nicht die Piſtolen in Ihrer Hand? Gehört die Piſtole, auf der Ihr Name geſtochen, nicht Ihnen?

Eſſex. Ich kann es nicht läugnen.

Der Kanzler. So ſind Sie ja ſchuldig.

Eſſex. Das läugne ich.

Der Kanzler. Nun, wie kamen Sie denn dazu, daß Sie den Brief an den Roberto ſchrieben?

Eſſex. Ich weiß nicht.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß der Herzog den verrätheriſchen Vorſatz aus Ihrem eignen Munde vernehmen mußte?

Eſſex. Weil es der Himmel ſo wollte.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß ſich das mörderiſche Werkzeug in Ihren Händen fand?

Eſſex. Weil ich viel Unglück habe.

Der Kanzler. Wenn alles das Unglück, und nicht Schuld iſt: wahrlich, Freund, ſo ſpielet Ihnen Ihr Schickſal einen harten Streich. Sie werden ihn mit Ihrem Kopfe bezahlen müſſen.

Eſſex. Schlimm genug. *)

---

*) *Cond.* Solo el deſcargo que tengo
Es el eſtar innocente.
Seneſcal. Aunque yo quiera creerlo
No me dexan los indicios,

"Wiſſen Ihro Gnaden nicht, fragt Coſme der dabey iſt, ob ſie mich etwa mit hängen werden„? Der Kanzler antwortet

Y advertid, que ya no es tiempo
De dilacion, que mannana
Haveis de morir. *Cond.* Yo muero
Innocente. *Sen.* Pues decid
No eſcribiſteis a Roberto
Eſte carta? Aqueſta firma
No es la vueſtra? *Cond.* No lo niego.
Sen. El gran duque de Alanzon
No os oyò en el apoſento
De Blanca trazar la muerte
De la Reina? *Cond.* Aqueſſo es cierto
Sen. Quando desbertò la Reina
No os hallò, Conde, a vos meſmo
Con la piſtola en la mano?
Y la piſtola que vemos
Vueſtro nombre allì gravado
No es vueſtro? *Cond.* Os lo concedo
Sen. Luego vos eſtais culpado.
Cond. Eſſo ſolamente niego.
Sen. Pues como eſcribiſteis, Conde,
La carta al traidor Roberto?
Cond. No lo ſè. *Sen.* Pues como el Duque
Que eſcucho vueſtros intentos,
Os convence en la traicion?
Cond. Porque aſſi lo quiſo el cielo.
Sen. Como hallando en vueſtra mano
Os culpa el vil inſtrumento?
Cond. Porque tengo poca dicha. —
Sen. Pues ſabed, que ſi es deſdicha
Y no culpa, en tanto aprieto
Os pone vueſtra fortuna,
Conde amigo, que ſupueſto
Que no dais otro deſcargo,
En ſe de indicios tan ciertos,
Mannana vueſtra cabeza,
Ha de pagar ———

antwortet Nein, weil ihn ſein Herr hinlänglich gerechtfertiget habe; und der Graf erſucht den Kanzler, zu verſtatten, daß er die Blanca noch vor ſeinem Tode ſprechen dürfe. Der Kanzler bedauert, daß er, als Richter, ihm dieſe Bitte verſagen müſſe; weil beſchloſſen worden, ſeine Hinrichtung ſo heimlich, als möglich, geſchehen zu laſſen, aus Furcht vor den Mitverſchwornen, die er vielleicht ſowohl unter den Großen, als unter dem Pöbel in Menge haben möchte. Er ermahnt ihn, ſich zum Tode zu bereiten, und geht ab. Der Graf wünſchte blos deswegen die Blanca noch einmal zu ſprechen, um ſie zu ermahnen, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. Da er es nicht mündlich thun dürfen, ſo will er es ſchriftlich thun. Ehre und Liebe verbinden ihn, ſein Leben für ſie hinzugeben; bey dieſem Opfer, das die Verliebten alle auf der Zunge führen, das aber nur bey ihm zur Wirklichkeit gelangt, will er ſie beſchwören, es nicht fruchtlos bleiben zu laſſen. Es iſt Nacht; er ſetzt ſich nieder zu ſchreiben, und befiehlt Coſmen, den Brief, den er ihm hernach geben werde, ſogleich nach ſeinem Tode der Blanca einzuhändigen. Coſme geht ab, um indeß erſt auszuſchlafen.

LXVII.

Den 22ten December 1767.

Nun folgt eine Scene, die man wohl ſchwerlich erwartet hätte. Alles iſt ruhig und ſtille, als auf einmal eben die Dame, welcher Eſſex in dem erſten Akte das Leben rettete, in eben dem Anzuge, die halbe Maſke auf dem Geſichte, mit einem Lichte in der Hand, zu dem Grafen in das Gefängniß hereintritt. Es iſt die Königin. “ Der Graf, ſagt ſie vor ſich im Hereintreten, hat mir das Leben erhalten: ich bin ihm dafür verpflichtet. Der Graf hat mir das Leben nehmen wollen: das ſchreyet um Rache. Durch ſeine Verurtheilung iſt der Gerechtigkeit ein Genüge geſchehen: nun geſchehe es auch der Dankbarkeit und Liebe; „ *) Indem ſie näher kömmt, wird ſie gewahr, daß der Graf ſchreibt. “ Ohne Zweifel, ſagt ſie, an ſeine Blanca! Was ſchadet das? Ich komme aus Liebe, aus der feurigſten, uneigennützigſten Liebe: jetzt ſchweige die Eiferſucht! —— Graf! „ —— Der Graf hört ſich rufen, ſieht hinter ſich, und ſpringt voller Erſtaunen auf. “ Was ſeh ich! —— Keinen Traum, fährt die Königin fort, ſondern die Wahrheit. Eilen Sie, ſich davon zu überzeugen, und laſſen Sie uns koſtbare Augenblicke nicht mit Zweifeln verlieren. —— Sie erinnern ſich doch meiner? Ich bin die, der Sie das Leben gerettet. Ich höre, daß Sie morgen ſterben ſollen, und ich komme, Ihnen meine Schuld abzutragen, Ihnen Leben für Leben zu geben. Ich habe den Schlüſſel des Gefängniſſes zu bekommen gewußt. Fragen Sie mich nicht, wie? Hier iſt er nehmen Sie; er wird Ihnen die Pforte in den Park eröfnen; fliehen Sie, Graf, und erhalten Sie ein Leben, das mir ſo theuer iſt. „ ——

Eſſex. Theuer? Ihnen, Madame?

---

*) El Conde me diò la vida
Y aſſi obligada me veo;
El Conde me daba muerte,
Y aſſi ofendida me quexo,
Pues ya que con la ſentencia
Eſta parte he ſatisfecho,
Pues cumpli con la juſticia,
Con el amor cumplir quiero. —

Die Königin. Würde ich ſonſt ſo viel gewagt haben, als ich wage?

Eſſex. Wie ſinnreich iſt das Schickſal, das mich verfolgt! Es findet einen Weg, mich durch mein Glück ſelbſt unglücklich zu machen. Ich ſcheine glücklich, weil die mich zu befreyen kömmt, die meinen Tod will: aber ich bin um ſo viel unglücklicher, weil die meinen Tod will, die meine Freyheit mir anbietet. — *)

Die Königin verſtehet hieraus genugſam, daß ſie Eſſex kennet. Er verweigert ſich der Gnade, die ſich ihm angetragen, gänzlich; aber er bittet, ſie mit einer andern zu vertauſchen.

Die Königin. Und mit welcher?

Eſſex. Mit der, Madame, von der ich weiß, daß ſie in Ihrem Vermögen ſteht, — mit der Gnade, mir das Angeſicht meiner Königin ſehen zu laſſen. Es iſt die einzige, um die ich es nicht zu klein halte, Sie an das zu erinnern, was ich für Sie gethan habe. Bey dem Leben, das ich Ihnen gerettet, beſchwöre ich Sie, Madame, mir dieſe Gnade zu erzeigen.

Die Königin. (vor ſich) Was ſoll ich thun? Vielleicht, wenn er mich ſieht, daß er ſich rechtfertiget! Das wünſche ich ja nur.

Eſſex. Verzögern Sie mein Glück nicht, Madame.

Die Königin. Wenn Sie es denn durchaus wollen, Graf; wohl: aber nehmen Sie erſt dieſen Schlüſſel; von ihm hängt Ihr Leben ab. Was ich jetzt für Sie thun darf,

---

*) Ingenioſa mi fortuna
Hallò en la dicha mas nuevo
Modo de hacerme infeliz,
Pues quando dichoſo veo,
Que me libra quien me mata,
Tambien deſdichado advierto,
Que me mata quien me libra.

könnte ich hernach vielleicht nicht dürfen. Nehmen Sie; ich will Sie geſichert wiſſen. *)

Eſſex. (indem er den Schlüſſel nimmt) Ich erkenne dieſe Vorſicht mit Dank. —— Und nun, Madame, — ich brenne, mein Schickſal auf dem Angeſichte der Königin, oder dem Ihrigen zu leſen.

Die Königin. Graf, ob beyde gleich eines ſind, ſo gehöret doch nur das, welches Sie noch ſehen, mir ganz allein; denn das, welches Sie nun erblicken, (indem ſie die Maſke abnimmt) iſt die Königin. Jenes, mit welchem ich Sie erſt ſprach, iſt nicht mehr.

Eſſex. Nun ſterbe ich zufrieden! Zwar iſt es das Vorrecht des königlichen Antlitzes, daß es jeden Schuldigen begnadigen muß, der es erblickt; und auch mir müßte dieſe Wohlthat des Geſetzes zu Statten kommen. Doch ich will weniger hierzu, als zu mir ſelbſt, meine Zuflucht nehmen. Ich will es wagen, meine Königin an die Dienſte zu erinnern, die ich ihr und dem Staate geleiſtet —**).

---

*) Pues ſi eſto ha de ſer, primero
Tomad, Conde, aqueſta llave,
Que ſi ha de ſer inſtrumento
De vueſtra vida, quiza
Tan otra, quitando el velo,
Seré, que no pueda entonces
Hacer lo que ahora puedo,
Y como a daros la vida
Me empenne, por lo que os debo,
Por ſi no puedo deſpues,
De eſta ſuerte me prevengo.

**) Moriré yo conſolado,
Aunque ſi par privilegio
En viendo la cara al Rey
Queda perdonado el reo;
Yo de eſte indulto, Sennora,
Vida por ley me prometo;

Die Königin. An dieſe habe ich mich ſchon ſelbſt erinnert. Aber Ihr Verbrechen, Graf, iſt größer als Ihre Dienſte.

Eſſex. Und ich habe mir nichts von der Huld meiner Königin zu verſprechen?

Die Königin. Nichts.

Eſſex. Wenn die Königin ſo ſtreng iſt, ſo rufe ich die Dame an, der ich das Leben gerettet. Dieſe wird doch wohl gütiger mit mir verfahren?

Die Königin. Dieſe hat ſchon mehr gethan, als ſie ſollte: ſie hat Ihnen den Weg geöfnet, der Gerechtigkeit zu entziehen.

Eſſex. Und mehr habe ich um Sie nicht verdient, um Sie, die mir Ihr Leben ſchuldig iſt?

Die Königin. Sie haben ſchon gehört, daß ich dieſe Dame nicht bin. Aber geſetzt ich wäre es: gebe ich Ihnen nicht eben ſo viel wieder, als ich von Ihnen empfangen habe?

Eſſex. Wo das? Dadurch doch wohl nicht, daß Sie mir den Schlüſſel gegeben?

Die Königin. Dadurch allerdings.

Eſſex. Der Weg, den mir dieſer Schlüſſel eröfnen kann, iſt weniger der Weg zum Leben, als zur Schande. Was meine Freyheit bewirken ſoll, muß nicht meiner Furchtſamkeit zu dienen ſcheinen. Und doch glaubt die Königin, mich mit dieſem Schlüſſel, für die Reiche, die ich ihr er-

---

Eſto es en commun, que es
Lo que a todos da el derecho;
Pero ſi en particular
Merecer el perdon quiero,
Oid, vereis, que me ayuda
Major indulto en mis hechos,
Mis hazanas: ——— ———

fechten, für das Blut, das ich um ſie vergoſſen, für das Leben, das ich ihr erhalten, mich mit dieſem elenden Schlüſſel für alles das abzulohnen? *) Ich will mein Leben einem anſtändigern Mittel zu danken haben, oder ſterben. (indem er nach dem Fenſter geht.)

Die Königin. Wo gehen Sie hin?

Eſſex. Nichtswürdiges Werkzeug meines Lebens, und meiner Entehrung: Wenn bey dir alle meine Hoffnung beruhet, ſo empfange die Fluth, in ihrem tiefſten Abgrunde, alle meine Hoffnung! (Er eröffnet das Fenſter, und wirft den Schlüſſel durch das Gitter in den Kanal) Durch die Flucht, wäre mein Leben viel zu theuer erkauft. **)

Die Königin. Was haben Sie gethan, Graf? — Sie haben ſehr übel gethan.

---

*) Luego eſta, que aſſi camino
Abrirà a mi vida, abriendo,
Tambien la abrirà a mi infamia;
Luego eſta, que inſtrumento
De mi libertad, tambien
Lo havrà de ſer de mi miedo.
Eſta, que ſolo me ſirve
De huir, es el deſempenno
De Reinos, que os he ganado,
De ſervicios, que os he hecho,
Y en fin, de eſſa vida, de eſſa,
Que teneis oy por mi eſfuerzo?
En eſta ſe cifra tanto? —

**) Vil inſtrumento
De mi vida, y de mi infamia,
Per eſta rexa cayendo
Del parque, que bate el rio,
Entre ſus cryſtales quiero,
Si ſois mi eſperanza, hundiros,
Caed al humedo centro,
Donde el Tamaſis ſepulte
Mi eſperanza, y mi remedio.

Eſſer. Wann ich ſterbe: ſo darf ich wenigſtens laut ſagen, daß ich eine undankbare Königin hinterlaſſe. — Will ſie aber dieſen Vorwurf nicht: ſo denke ſie auf ein anderes Mittel, mich zu retten. Dieſes unanſtändigere habe ich ihr genommen. Ich berufe mich nochmals auf meine Dienſte: es ſtehet bey ihr ſie zu belohnen, oder mit dem Andenken derſelben ihren Undank zu verewigen.

Die Königin. Ich muß das letztere Gefahr laufen. — Denn wahrlich, mehr könnte ich, ohne Nachtheil meiner Würde, für Sie nicht thun.

Eſſer. So muß ich dann ſterben?

Die Königin. Ohnfehlbar. Die Frau wollte Sie retten: die Königin muß dem Rechte ſeinen Lauf laſſen. Morgen müſſen Sie ſterben; und es iſt ſchon morgen. Sie haben mein ganzes Mitleid; die Wehmuth bricht mir das Herz; aber es iſt nun einmal das Schickſal der Könige, daß ſie viel weniger nach ihren Empfindungen handeln können, als andere. — Graf, ich empfehle Sie der Vorſicht! —

LXVIII.

Den 25ten December 1767.

Noch einiger Wortwechſel zum Abſchiede, noch einige Ausrufungen in der Stille: und beyde, der Graf und die Königin, gehen ab; jedes von einer beſondern Seite. Im Herausgehen, muß man ſich einbilden, hat Eſſex Coſmen den Brief gegeben, den er an die Blance geſchrieben. Denn den Augenblick darauf kömmt dieſer damit herein, und ſagt, daß man ſeinen Herrn zum Tode führe; ſobald es damit vorbey ſey, wolle er den Brief, ſo wie er es verſprochen, übergeben. Indem er ihn aber anſieht, erwacht ſeine Neugierde. “Was mag dieſer Brief wohl enthalten? Eine Eheverſchreibung? die käme ein wenig zu ſpät. Die Abſchrift von ſeinem Urtheile? die wird er doch nicht der ſchicken, die es zur Wittwe macht. Dein Teſtament? auch wohl nicht. Nun was denn?„ Er wird immer begieriger; zugleich fällt ihm ein, wie es ihm ſchon einmal faſt das Leben gekoſtet hätte, daß er nicht gewußt, was in dem Briefe ſeines Herrn ſtünde. “Wäre ich nicht, ſagt er, bey einem Haare zum Vertrauten darüber geworden? Hohl der Geyer die Vertrautſchaft? Nein, das muß mir nicht wieder begegnen!„ Kurz, Coſme beſchließt den Brief zu erbrechen; und erbricht ihn. Natürlich, daß ihn der Inhalt äuſſerſt betroffen macht; er glaubt, ein Papier, das ſo wichtige und gefährliche Dinge enthalte, nicht geſchwind genug los werden zu können; er zittert über den bloßen Gedanken, daß man es in ſeinen Händen finden könne, ehe er es freywillig abgeliefert; und eilet, es geraden Weges der Königin zu bringen.

Eben kömmt die Königin mit dem Kanzler heraus. Coſme will ſie den Kanzler nur erſt abfertigen laſſen; und tritt bey Seite. Die Königin ertheilt dem Kanzler den lezten Befehl zur Hinrichtung des Grafen; ſie ſoll ſogleich, und ganz in der Stille vollzogen werden; das Volk ſoll nichts davon erfahren, bis der geköpfte Leichnam ihm mit ſtummer Zunge Treue und Gehorſam zurufe. *) Den Kopf ſoll der Kanzler in den Saal bringen, und, nebſt dem blutigen Beile, unter einen Teppich legen laſſen; hierauf die Großen des Reichs verſammeln, um ihnen mit eins Verbrechen und Strafe zu zeigen, zugleich ſie an dieſem Beyſpiele ihrer Pflicht zu erinnern, und ihnen ein-

---

*) Haſta que el tronco cadaver
Le ſirva de muda lengua.

zuſchärfen, daß ihre Königin eben ſo ſtrenge zu ſeyn wiſſe, als ſie gnädig ſeyn zu können wünſche: und das alles, wie ſie der Dichter ſagen läßt, nach Gebrauch und Sitte des Landes *).

Der Kanzler geht mit dieſen Befehlen ab, und Coſme tritt die Königin an. “ Dieſen Brief, ſagt er, hat mir mein Herr gegeben, ihn nach ſeinem Tode der Blanca einzuhändigen. Ich habe ihn aufgemacht, ich weiß ſelbſt nicht warum; und da ich Dinge darinn finde, die Ihro Majeſtät wiſſen müſſen, und die dem Grafen vielleicht noch zu Statten kommen können: ſo bringe ich ihn Ihro Majeſtät, und nicht der Blanca. „ Die Königin nimmt den Brief, und lieſet: “ Blanca, ich nahe mich meinem letzten Augenblicke; man will mir nicht vergönnen, mit dir zu ſprechen: empfange alſo meine Ermahnung ſchriftlich. Aber vors erſte lerne mich kennen; ich bin nie der Verräther geweſen, der ich dir vielleicht geſchienen; ich

---

*) Y aſſi al ſalon de palacio
Hareis que llamados vengan
Los Grandes y los Milordes,
Y para que alli le vean,
Debaxo de una cortina
Hareis poner la cabeza
Con el ſangriento cuchillo,
Que amenaza junto a ella,
Por ſymbolo de juſticia,
Coſtumbre de Inglaterra:
Y en eſtando todos juntos,
Monſtrandome juſticiera,
Exhortandolos primero
Con amor a le obedienzia,
Les monſtraré luego al Conde,
Para que todos atiendan,
Que en mi ay rigor que los rinda,
Si ay piedad que los atreva.

verſprach, dir in der bewußten Sache behülflich zu ſeyn, blos um der Königin deſto nachdrücklicher zu dienen, und den Roberto, nebſt ſeinen Anhängern, nach London zu locken. Urtheile, wie groß meine Liebe iſt, da ich dem ohngeachtet eher ſelbſt ſterben, als dein Leben in Gefahr ſetzen will. Und nun die Ermahnung: ſtehe von dem Vorhaben ab, zu welchem dich Roberto anreizet; du haſt mich nun nicht mehr; und es möchte ſich nicht alle Tage einer finden, der dich ſo ſehr liebte, daß er den Tod des Verräthers für dich ſterben wollte. „ *) —

Menſch! ruft die beſtürzte Königin, was haſt du mir da gebracht? Nun? ſagt Coſme, bin ich noch ein Vertrau-

---

*) Blanca en el ultimo trance,
Porque hablarte no me dexan,
He de eſcribirte un conſejo,
Y tambien una advertencia;
La advertencia es, que yo nunca
Fui traidor, que la promeſſa
De ayudar en lo que ſabes,
Fue por ſervir a la Reina,
Cogiendo a Roberto en Londres,
Y a los que ſeguirle intentan;
Para aqueſto fue la carta:
Eſto he querido que ſepas,
Porque adviertas el prodigio
De mi amor, que aſſi ſe dexa
Morir, por guardar tu vida.
Eſte ha ſido la advertencia:
(Valgame dios!) el conſejo
Es, que deſiſtas la empreſſa
A que Roberto te incita.
Mira que ſin mi te quedas,
Y no ha de haver cada dia
Quien por mucho que te quiera,
Por conſervarte la vida
Por traidor la ſuya pierda. —

ter? — "Eile, fliehe, deinen Herrn zu retten: Sage dem Kanzler, einzuhalten! — Holla, Wache! bringt ihn augenblicklich vor mich, — den Grafen, — geſchwind!„ — Und eben wird er gebracht: ſein Leichnahm nemlich. So groß die Freude war, welche die Königin auf einmal überſtrömte, ihren Grafen unſchuldig zu wiſſen, ſo groß ſind nunmehr Schmerz und Wuth, ihn hingerichtet zu ſehen. Sie verflucht die Eilfertigkeit, mit der man ihren Befehl vollzogen: und Blanca mag zittern!

So ſchließt ſich dieſes Stück, bey welchem ich meine Leſer vielleicht zu lange aufgehalten habe. Vielleicht auch nicht. Wir ſind mit den dramatiſchen Werken der Spanier ſo wenig bekannt; ich wüßte kein einiges, welches man uns überſetzt, oder auch nur Auszugsweiſe mitgetheilet hätte. Denn die Virgina des Auguſtino de Montiano y Luyando iſt zwar ſpaniſch geſchrieben; aber kein ſpaniſches Stück: ein bloßer Verſuch in der korrekten Manier der Franzoſen, regelmäßig aber froſtig. Ich bekenne ſehr gern, daß ich bey weiten ſo vortheilhaft nicht mehr davon denke, als ich wohl ehedem muß gedacht haben.*) Wenn das zweyte Stück des nemlichen Verfaſſers nicht beſſer gerathen iſt; wenn die neuern Dichter der Nation, welche eben dieſen Weg betreten wollen, ihn nicht glücklicher betreten haben: ſo mögen ſie mir es nicht übel nehmen, wenn ich noch immer lieber nach ihrem alten Lope und Calderon greife, als nach ihnen.

Die ächten ſpaniſchen Stücke ſind vollkommen nach der Art dieſes Eſſex. In allen einerley Fehler, und einerley Schönheiten: mehr oder weniger; das verſteht ſich. Die Fehler ſpringen in die Augen: aber nach den Schönheiten dürfte man mich fragen. — Eine ganz eigene Fabel; eine ſehr ſinnreiche Verwicklung; ſehr viele, und ſonderbare, und immer neue Theaterſtreiche; die ausgeſparteſten Situationen; meiſtens ſehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Karaktere; nicht ſelten viel Würde und Stärke im Ausdrucke. —

---

*) Theatraliſche Bibliothek, erſtes Stück, S. 117.

Das ſind allerdings Schönheiten: ich ſage nicht, daß es die höchſten ſind; ich läugne nicht, daß ſie zum Theil ſehr leicht bis in das Romanenhafte, Abentheuerliche, Unnatürliche, können getrieben werden, daß ſie bey den Spaniern von dieſer Uebertreibung ſelten frey ſind. Aber man nehme den meiſten franzöſiſchen Stücken ihre mechaniſche Regelmäßigkeit: und ſage mir, ob ihnen andere, als Schönheiten ſolcher Art, übrig bleiben? Was haben ſie ſonſt noch viel Gutes, als Verwicklung, und Theaterſtreiche und Situationen.

Anſtändigkeit: wird man ſagen. — Nun ja; Anſtändigkeit. Alle ihre Verwicklungen ſind anſtändiger, und einförmiger; alle ihre Theaterſtreiche anſtändiger, und abgedroſchener; alle ihre Situationen anſtändiger, und gezwungener. Das kömmt von der Anſtändigkeit!

Aber Coſme, dieſer ſpaniſche Hanswurſt; dieſe ungeheure Verbindung der pöbelhafteſten Poſſen mit dem feyerlichſten Ernſte; dieſe Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen, durch die das ſpaniſche Theater ſo berüchtiget iſt? Ich bin weit entfernt, dieſe zu vertheidigen. Wenn ſie zwar blos mit der Anſtändigkeit ſtritte, — man verſteht ſchon, welche Anſtändigkeit ich meyne; — wenn ſie weiter keinen Fehler hätte, als daß ſie die Ehrfurcht beleidigte, welche die Großen verlangen, daß ſie der Lebensart, der Etiquette, dem Ceremoniel, und allen den Gaukeleyen zuwiderlief, durch die man den größern Theil der Menſchen bereden will, daß es einen kleinern gäbe, der von weit beſſerm Stoffe ſey, als er: ſo würde mir die unſinnigſte Abwechſlung von Niedrig auf Groß, von Aberwitz auf Ernſt, von Schwarz auf Weiß, willkommener ſeyn, als die kalte Einförmigkeit, durch die mich der gute Ton, die feine Welt, die Hofmanier, und wie dergleichen Armſeligkeiten mehr heiſſen, unfehlbar einſchläfert. Doch es kommen ganz andere Dinge hier in Betrachtung.

LXIX.

Den 29ten December 1767.

Lope de Vega, ob er ſchon als Schöpfer des ſpaniſchen Theaters betrachtet wird, war es indeß nicht, der jenen Zwitterton einführte. Das Volk war bereits ſo daran gewöhnt, daß er ihn wider Willen mit anſtimmen mußte. In ſeinem Lehrgedichte, über die Kunſt, neue Komödien zu machen, deſſen ich oben ſchon gedacht, jammert er genug darüber. Da er ſahe, daß es nicht möglich ſey, nach den Regeln und Muſtern der Alten für ſeine Zeitgenoſſen mit Beyfall zu arbeiten: ſo ſuchte er der Regelloſigkeit wenigſtens Grenzen zu ſetzen; das war die Abſicht dieſes Gedichts. Er dachte, ſo wild und barbariſch auch der Geſchmack der Nation ſey, ſo müſſe er doch ſeine Grundſätze haben; und es ſey beſſer, auch nur nach dieſen mit einer beſtändigen Gleichförmigkeit zu handeln, als nach gar keinen. Stücke, welche die klaßiſchen Regeln nicht beobachten, können doch noch immer Regeln beobachten, und müſſen dergleichen beobachten, wenn ſie gefallen wollen. Dieſe alſo, aus dem bloßen Nationalgeſchmacke hergenommen, wollte er feſtſetzen; und ſo ward die Verbindung des Ernſthaften und Lächerlichen die erſte.

„Auch Könige, ſagt er, könnet ihr in euern Komödien auftreten laſſen. Ich höre zwar, daß unſer weiſer Monarch (Philipp der Zweyte) dieſes nicht gebilliget; es ſey nun, weil er einſahe, daß es wider die Regeln laufe, oder weil er es der Würde eines Königes zuwider glaubte, ſo mit unter den Pöbel gemengt zu werden. Ich gebe auch gern zu, daß dieſes wieder zur älteſten Komödie zurückkehren heißt, die ſelbſt Götter einführte; wie unter andern in dem Amphitruo des Plautus zu ſehen: und ich weiß gar wohl, daß Plutarch, wenn er von Menandern redet, die älteſte Komödie nicht ſehr lobt. Es fällt mir alſo freylich ſchwer, unſere Mode zu billigen. Aber da wir uns nun einmal in Spanien ſo weit von der Kunſt entfernen: ſo müſſen die Gelehrten ſchon auch hierüber ſchweigen. Es iſt wahr, das Komiſche mit dem Tragiſchen vermiſchet, Seneka mit dem Terenz zuſammengeſchmolzen, giebt kein geringeres Ungeheuer, als der Minotaurus der Paſiphae war. Doch dieſe Abwechſelung gefällt nun einmal; man will nun einmal keine andere Stücke ſehen, als die halb ernſthaft und halb luſtig ſind; die Natur ſelbſt lehrt uns dieſe Mannigfaltigkeit, von der ſie einen Theil ihrer Schönheit entlehnet.„ *)

---

*) Eligeſe el ſujeto, y no ſe mire,
(Pardonen los preceptos) ſi es de Reyes,
Aunque por eſto entiendo, que el prudente,
Filipo Rey de Eſpanna, y Sennor nueſtro,
En viendo un Rey en ellos ſe enfadava,
O fueſſe el ver, que al arte contradize,
O que la autoridad real no deve
Andar fingida entre la humilde plebe,
Eſte es bolver à la Comedia antigua,
Donde vemos, que Plauto puſo Dioſes,
Como en ſu Anfitrion lo mueſtra Jupiter.
Sabe Dios, que me peſa de aprovarlo,
Porque Plutarco hablando de Menandro,
No ſiente bien de la Comedia antigua,

Die letzten Worte ſind es, weswegen ich dieſe Stelle anführe. Iſt es wahr, daß uns die Natur ſelbſt, in dieſer Vermengung des Gemeinen und Erhabenen, des Poſſierlichen und Ernſthaften, des Luſtigen und Traurigen, zum Muſter dienet? Es ſcheinet ſo. Aber wenn es wahr iſt, ſo hat Lope mehr gethan, als er ſich vornahm; er hat nicht blos die Fehler ſeiner Bühne beſchöniget; er hat eigentlich erwieſen, daß wenigſtens dieſer Fehler keiner iſt; denn nichts kann ein Fehler ſeyn, was eine Nachahmung der Natur iſt.

"Man tadelt, ſagt einer von unſern neueſten Scribenten, an Shakeſpear, — demjenigen unter allen Dichtern ſeit Homer, der die Menſchen, vom Könige bis zum Bettler, und von Julius Cäſar bis zu Jak Fallſtaff, am beſten gekannt, und mit einer Art von unbegreiflicher Intuition durch und durch geſehen hat, — daß ſeine Stücke keinen, oder doch nur einen ſehr fehlerhaften unregelmäßigen und ſchlecht ausgeſonnenen Plan haben; daß komiſches und tragiſches darinn auf die ſeltſamſte Art durch einander geworfen iſt, und oft eben dieſelbe Perſon, die uns durch die rührende Sprache der Natur, Thränen in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf uns durch irgend einen ſeltſamen Einfall oder barokiſchen Ausdruck ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, doch

---

Mas pues del arte vamos tan remotos,
Y en Eſpanna le hazemos mil agravios,
Cierren los Doctos eſta vez los labios.
Lo Tragico, y lo Comico mezclado,
Y Terencio con Seneca, aunque ſea,
Como otro Minotauro de Paſife,
Haran grave una parte, otra ridicula,
Que aqueſta variedad deleyta mucho,
Buen exemplo nos da naturaleza,
Que por tal variedad tiene belleza

dergeſtalt abkühlt, daß es ihm hernach ſehr ſchwer wird, uns wieder in die Faſſung zu ſetzen, worinn er uns haben möchte. —— Man tadelt das, und denkt nicht daran, daß ſeine Stücke eben darinn natürliche Abbildungen des menſchlichen Lebens ſind. „

“ Das Leben der meiſten Menſchen, und (wenn wir es ſagen dürfen) der Lebenslauf der großen Staatskörper ſelbſt, in ſo fern wir ſie als eben ſo moraliſche Weſen betrachten, gleicht den Haupt- und Staatsaktionen im alten gothiſchen Geſchmacke in ſo vielen Punkten, daß man beynahe auf die Gedanken kommen möchte, die Erfinder dieſer letztern wären klüger geweſen, als man gemeiniglich denkt, und hätten, wofern ſie nicht gar die heimliche Abſicht gehabt, das menſchliche Leben lächerlich zu machen, wenigſtens die Natur eben ſo getreu nachahmen wollen, als die Griechen ſich angelegen ſeyn ließen, ſie zu verſchönern. Und jetzt nichts von der zufälligen Aehnlichkeit zu ſagen, daß in dieſen Stücken, ſo wie im Leben, die wichtigſten Rollen ſehr oft gerade durch die ſchlechteſten Akteurs geſpielt werden, — was kann ähnlicher ſeyn, als es beyde Arten der Haupt- und Staatsaktionen einander in der Anlage, in der Abtheilung und Diſpoſition der Scenen, im Knoten und in der Entwicklung zu ſeyn pflegen. Wie ſelten fragen die Urheber der einen und der andern ſich ſelbſt, warum ſie dieſes oder jenes gerade ſo und nicht anders gemachet haben? Wie oft überraſchen ſie uns durch Begebenheiten, zu denen wir nicht im mindeſten vorbereitet waren? Wie oft ſehen wir Perſonen kommen und wieder abtreten, ohne daß ſich begreifen läßt, warum ſie kamen, oder warum ſie wieder verſchwinden? Wie viel wird in beyden dem Zufall überlaſſen? Wie oft ſehen wir die größeſten Wirkungen durch die armſeligſten Urſachen hervorgebracht? Wie oft das

Ernſthafte und Wichtige mit einer leichtſinnigen Art, und das Nichtsbedeutende mit einer lächerlichen Gravität behandelt? Und wenn in beyden endlich alles ſo kläglich verworren und durch einander geſchlungen iſt, daß man an der Möglichkeit der Entwicklung zu verzweifeln anfängt: wie glücklich ſehen wir durch irgend einen unter Blitz und Donner aus papiernen Wolken herabſpringenden Gott, oder durch einen friſchen Degenhieb, den Knoten auf einmal zwar nicht aufgelöſet, aber doch aufgeſchnitten, welches in ſo fern auf eines hinauslauft, daß auf die eine oder die andere Art das Stück ein Ende hat, und die Zuſchauer klatſchen oder ziſchen können, wie ſie wollen oder —— dürfen. Uebrigens weiß man, was für eine wichtige Perſon in den komiſchen Tragödien, wovon wir reden, der edle Hannswurſt vorſtellt, der ſich, vermuthlich zum ewigen Denkmal des Geſchmacks unſerer Voreltern, auf dem Theater der Hauptſtadt des deutſchen Reiches erhalten zu wollen ſcheinet. Wollte Gott, daß er ſeine Perſon allein auf dem Theater vorſtellte! Aber wie viel große Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man nicht in allen Zeiten mit Hannswurſt, —— oder, welches noch ein wenig ärger iſt, durch Hannswurſt, — aufführen geſehen? Wie oft haben die größeſten Männer, dazu gebohren, die ſchützenden Genii eines Throns, die Wohlthäter ganzer Völker und Zeitalter zu ſeyn, alle ihre Weisheit und Tapferkeit durch einen kleinen ſchnackiſchen Streich von Hannswurſt, oder ſolchen Leuten vereitelt ſehen müſſen, welche, ohne eben ſein Wamms und gelben Hoſen zu tragen, doch gewiß ſeinen ganzen Karakter an ſich trugen? Wie oft entſteht in beyden Arten der Tragi-Komödien die Verwicklung ſelbſt lediglich daher, daß Hannswurſt durch irgend ein dummes und ſchelmiſche-

Stückchen von ſeiner Arbeit den geſcheidten Leuten, eh ſie ſichs verſehen können, ihr Spiel verderbt? „—

Wenn in dieſer Vergleichung des großen und kleinen, des urſprünglichen und nachgebildeten, heroiſchen Poſſenſpiels — (die ich mit Vergnügen aus einem Werke abgeſchrieben, welches unſtreitig unter die vortreflichſten unſers Jahrhunderts gehört, aber für das deutſche Publikum noch viel zu früh geſchrieben zu ſeyn ſcheinet. In Frankreich und England würde es das äußerſte Aufſehen gemacht haben; der Name ſeines Verfaſſers würde auf aller Zungen ſeyn. Aber bey uns? Wir haben es, und damit gut. Unſere Großen lernen vors erſte an den * * * kauen; und freylich iſt der Saft aus einem franzöſiſchen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß ſchärfer und ihr Magen ſtärker geworden, wenn ſie indeß Deutſch gelernt haben, ſo kommen ſie auch wohl einmal über den — Agathon. *) Dieſes iſt das Werk, von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem ſchicklichſten Orte, lieber hier als gar nicht, ſagen will, wie ſehr ich es bewundere: da ich mit der äußerſten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillſchweigen unſere Kunſtrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone ſie davon ſprechen. Es iſt der erſte und einzige Roman für den denkenden Kopf, von klaßiſchem Geſchmacke. Roman? Wir wollen ihm dieſen Titel nur geben, vielleicht, daß es einige Leſer mehr dadurch bekömmt. Die wenigen, die es darüber verlieren möchte, an denen iſt ohnedem nichts gelegen.)

---

*) Zweyter Theil, S. 192.

LXX.

Den 1ten Januar 1768.

Wenn in dieſer Vergleichung, ſage ich, die ſatyriſche Laune nicht zu ſehr vorſtäche: ſo würde man ſie für die beſte Schutzſchrift des komiſch-tragiſchen, oder tragiſch-komiſchen Drama, (Miſchſpiel habe ich es einmal auf irgend einem Titel genannt gefunden) für die geflieſſendlichſte Ausführung des Gedankens beym Lope halten dürfen. Aber zugleich würde ſie auch die Widerlegung deſſelben ſeyn. Denn ſie würde zeigen, daß eben das Beyſpiel der Natur, welches die Verbindung des feyerlichen Ernſtes mit der poſſenhaften Luſtigkeit rechtfertigen ſoll, eben ſo gut jedes dramatiſche Ungeheuer, das weder Plan, noch Verbindung, noch Menſchenverſtand hat, rechtfertigen könne. Die Nachahmung der Natur müßte folglich entweder gar kein Grundſatz der Kunſt ſeyn; oder, wenn ſie es doch bliebe, würde durch ihn ſelbſt die Kunſt, Kunſt zu ſeyn aufhören; wenigſtens keine höhere Kunſt ſeyn, als etwa die Kunſt, die bunten Adern des Marmors in Gyps, nachzuahmen; ihr Zug und Lauf mag gerathen, wie er will, der ſeltſamſte kann ſo ſeltſam nicht ſeyn, daß er nicht natürlich ſcheinen könnte; blos und allein der ſcheinet es nicht, bey welchem ſich zu viel Symmetrie, zu viel Ebenmaaß und Verhältniß, zu viel von dem zeiget, was in jeder andern Kunſt die Kunſt ausmacht; der künſtlichſte in dieſem Verſtande iſt hier der ſchlechteſte, und der wildeſte der beſte.

Als Kritikus dürfte unſer Verfaſſer ganz anders ſprechen. Was er hier ſo ſinnreich aufſtützen zu wollen ſcheinet, würde er, ohne Zweifel als eine Mißgeburt des barbariſchen Geſchmacks verdammen, wenigſtens als die erſten Verſuche der unter ungeſchlachteten Völkern wieder auflebenden Kunſt vorſtellen, an deren Form irgend ein Zuſammenfluß gewiſſer äuſſerlichen Urſachen, oder das Ohngefehr, den meiſten, Vernunft und Ueberlegung aber den wenigſten, auch wohl ganz und gar keinen Antheil hatte. Er würde ſchwerlich ſagen, daß die erſten Erfinder des Miſchſpiels (da das Wort einmal da iſt, warum ſoll ich es nicht brauchen?) “die Natur eben ſo getreu nachahmen wollen, als die Griechen ſich angelegen ſeyn laſſen, ſie zu verſchönern.„

Die Worte getreu und verſchönert, von der Nachahmung und der Natur, als dem Gegenſtande der Nachahmung, gebraucht, ſind vielen Mißdeutungen unterworfen. Es giebt Leute, die von keiner Natur wiſſen wollen, welche man zu getreu nachahmen könne; ſelbſt was uns in der Natur mißfalle, gefalle in der getreuen Nachahmung, vermöge der Nachahmung. Es giebt andere, welche die Verſchönerung der Natur für eine Grille halten; eine Natur, die ſchöner ſeyn wolle, als die Natur, ſey eben darum nicht Natur. Beyde erklären ſich für Verehrer der einzigen Natur, ſo wie ſie iſt: jene finden in ihr nichts zu vermeiden; dieſe nichts hinzuzuſetzen. Jenen alſo müßte nothwendig das gothiſche Miſchſpiel gefallen; ſo wie dieſe Mühe haben würden, an den Meiſterſtücken der Alten Geſchmack zu finden.

Wann dieſes nun aber nicht erfolgte? Wann jene, ſo große Bewunderer ſie auch von der gemeinſten und alltäglichſten Natur ſind, ſich dennoch wider die Vermiſchung des Poſſenhaften und Intereſſanten erklärten? Wann dieſe, ſo ungeheuer ſie auch alles finden, was beſſer und ſchöner ſeyn will, als die Natur, dennoch das ganze griechiſche Theater, ohne den geringſten Anſtoß von dieſer Seite, durchwandelten : Wie wollten wir dieſen Widerſpruch erklären ?

Wir würden nothwendig zurückkommen , und das , was wir von beyden Gattungen erſt behauptet , widerrufen müſſen. Aber wie müßten wir widerrufen , ohne uns in neue Schwierigkeiten zu verwickeln ? Die Vergleichung einer ſolchen Haupt- und Staatsaktion, über deren Güte wir ſtreiten , mit dem menſchlichen Leben , mit dem gemeinen Laufe der Welt , iſt doch ſo richtig !

Ich will einige Gedanken herwerfen , die , wenn ſie nicht gründlich genug ſind , doch gründlichere veranlaſſen können. —— Der Hauptgedanke iſt dieſer : es iſt wahr , und auch nicht wahr , daß die komiſche Tragödie , gothiſcher Erfindung , die Natur getreu nachahmet ; ſie ahmet ſie nur in einer Hälfte getreu nach , und vernachläßiget die andere Hälfte gänzlich ; ſie ahmet die Natur der Erſcheinungen nach , ohne im geringſten auf die Natur unſerer Empfindungen und Seelenkräfte dabey zu achten.

In der Natur iſt alles mit allem verbunden , alles durchkreuzt ſich , alles wechſelt mit allem , alles verändert ſich eines in das andere. Aber nach dieſer unendlichen Mannichfaltigkeit iſt ſie nur ein Schauſpiel für einen unendlichen Geiſt. Um endliche Geiſter an dem Genuſſe deſſelben Antheil nehmen zu laſſen , mußten dieſe das Vermögen erhalten , ihr Schranken zu geben , die ſie nicht hat ; das Vermögen abzuſondern , und ihre Aufmerkſamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieſes Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens ; ohne daſſelbe würde es für uns gar kein Leben geben ; wir würden vor allzu verſchiedenen Empfindungen nichts empfinden ; wir würden ein beſtändiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes ſeyn ; wir würden träumen , ohne zu wiſſen , was wir träumten.

Die Beſtimmung der Kunſt iſt, uns in dem Reiche des Schönen dieſer Abſonderung zu überheben, uns die Fixirung unſerer Aufmerkſamkeit zu erleichtern: Alles, was wir in der Natur von einem Gegenſtande, oder einer Verbindung verſchiedener Gegenſtände, es ſey der Zeit oder dem Raume nach, in unſern Gedanken abſondern, oder abſondern zu können wünſchen, ſondert ſie wirklich ab, und gewährt uns dieſen Gegenſtand, oder dieſe Verbindung verſchiedener Gegenſtände, ſo lauter und bündig, als er nur immer die Empfindung, die ſie erregen ſollen, verſtattet.

Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit ſind, und eine andere von nichtigem Belange läuft queer ein: ſo ſuchen wir der Zerſtreuung, die dieſe uns drohet, möglichſt auszuweichen. Wir abſtrahiren von ihr; und es muß uns nothwendig eckeln, in der Kunſt das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünſchten.

Nur wenn eben dieſelbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Intereſſe annimmt, und eine nicht blos auf die andere folgt, ſondern ſo nothwendig aus der andern entſpringt; wenn der Ernſt das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, ſo unmittelbar erzeugt, daß uns die Abſtraktion des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdenn verlangen wir ſie auch in der Kunſt nicht, und die Kunſt weiß aus dieſer Unmöglichkeit ſelbſt Vortheil zu ziehen. —

Aber genug hiervon: man ſieht ſchon, wo ich hinaus will. ——

Den fünf und vierzigſten Abend (Freytags den 12ten Julius) wurden die Brüder des Hrn. Romanus, und das Orakel vom Saint-Foix geſpielt.

Das erſtere Stück kann für ein deutſches Original gelten, ob es ſchon, größten Theils, aus den Brüdern des

Terenz genommen iſt. Man hat geſagt, daß auch Moliere aus dieſer Quelle geſchöpft habe; und zwar ſeine Männerſchule. Der Herr von Voltaire macht ſeine Anmerkungen über dieſes Vorgeben: und ich führe Anmerkungen von dem Herrn von Voltaire ſo gern an! Aus ſeinen geringſten iſt noch immer etwas zu lernen: wenn ſchon nicht allezeit das, was er darinn ſagt: wenigſtens das, was er hätte ſagen ſollen. Primus ſapientiæ gradus eſt, falſa intelligere; (wo dieſes Sprüchelchen ſteht, will mir nicht gleich beyfallen) und ich wüßte keinen Schriftſteller in der Welt, an dem man es ſo gut verſuchen könnte, ob man auf dieſer erſten Stuffe der Weisheit ſtehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweyte zu erſteigen, weniger behülflich ſeyn könnte; ſecundus, vera cognoſcere. Ein kritiſcher Schriftſteller, dünkt mich, richtet ſeine Methode auch am beſten nach dieſem Sprüchelchen ein. Er ſuche ſich nur erſt jemanden, mit dem er ſtreiten kann: ſo kömmt er nach und nach in die Materie, und das übrige findet ſich. Hierzu habe ich mir in dieſem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die franzöſiſchen Skribenten vornehmlich erwählet, und unter dieſen beſonders den Hrn. von Voltaire. Alſo auch jetzt, nach einer kleinen Verbeugung, nur darauf zu! Wem dieſe Methode aber etwann mehr muthwillig als gründlich ſcheinen wollte: der ſoll wiſſen, daß ſelbſt der gründliche Ariſtoteles ſich ihrer faſt immer bedient hat. Solet Ariſtoteles, ſagt einer von ſeinen Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, quærere pugnam in ſuis libris. Atque hoc facit non temere, & caſu, ſed certa ratione atque conſilio nam labefactatis aliorum opinionibus, u. ſ. w. O des Pedanten! würde der Hr. von Voltaire rufen. —— Ich bin es blos aus Mißtrauen in mich ſelbſt.

“ Die Brüder des Terenz, ſagt der Hr. von Voltaire, können höchſtens die Idee zu der Männerſchule gegeben haben. In den Brüdern ſind zwey Alte von verſchiedener Gemüthsart, die ihre Söhne ganz verſchieden erziehen; eben ſo ſind in der Männerſchule zwey Vormünder, ein ſehr ſtrenger und ein ſehr nachſehender: das iſt die ganze Aehnlichkeit. In den Brüdern iſt faſt ganz und gar keine Intrigue: die Intrigue in der Männerſchule hingegen iſt fein, und unterhaltend und komiſch. Eine von den Frauenzimmern des Terenz, welche eigentlich die intereſſanteſte Rolle ſpielen müßte, erſcheinet blos auf dem Theater, um niederzukommen. Die Iſabelle des Moliere iſt faſt immer auf der Scene, und zeigt ſich immer witzig und reizend, und verbindet ſogar die Streiche, die ſie ihrem Vormunde ſpielt, noch mit Anſtand. Die Entwicklung in den Brüdern iſt ganz unwahrſcheinlich; es iſt wider die Natur, daß ein Alter, der ſechszig Jahre ärgerlich und ſtreng und geizig geweſen, auf einmal luſtig und höflich und freygebig werden ſollte. Die Entwicklung in der Männerſchule aber, iſt die beſte von allen Entwicklungen des Moliere; wahrſcheinlich, natürlich, aus der Intrigue ſelbſt hergenommen, und, was unſtreitig nicht das ſchlechteſte daran iſt, äuſſerſt komiſch.

LXXI.

Den 5ten Januar 1768.

Es ſcheinet nicht, daß der Herr von Voltaire, ſeit dem er aus der Klaſſe bey den Jeſuiten gekommen, den Terenz viel wieder geleſen habe. Er ſpricht ganz ſo davon, als von einem alten Traume; es ſchwebt ihm nur noch ſo was davon im Gedächtniſſe; und das ſchreibt er auf gut Glück ſo hin, unbekümmert, ob es gehauen oder geſtochen iſt. Ich will ihm nicht aufmutzen, was er von der Pamphila des Stücks ſagt, “ daß ſie blos auf dem Theater erſcheine, um niederzukommen. „ Sie erſcheinet gar nicht auf dem Theater; ſie kömmt nicht auf dem Theater nieder; man vernimmt blos ihre Stimme aus dem Hauſe; und warum ſie eigentlich die intereſſanteſte Rolle ſpielen müßte, das läßt ſich auch gar nicht abſehen. Den Griechen und Römern war nicht alles intereſſant, was es den Franzoſen iſt. Ein gutes Mädchen, das mit ihrem Liebhaber zu tief in das Waſſer gegangen, und Gefahr läuft, von ihm verlaſſen zu werden, war zu einer Hauptrolle ehedem ſehr ungeſchickt. —

Der eigentliche und grobe Fehler, den der Herr von Voltaire macht, betrift die Entwicklung und den Karakter des Demea. Demea iſt der mürriſche ſtrenge Vater, und dieſer ſoll ſeinen Karakter auf einmal völlig verändern. Das iſt, mit Erlaubniß des Herrn von Voltaire, nicht wahr. Demea behauptet ſeinen Karakter bis ans Ende. Donatus ſagt: Servatur autem per totum mitis Micio, ſævus Demea, Leno avarus, u. ſ. w. Was geht mich Donatus an? dürfte der Herr von Voltaire ſagen. Nach Belieben wenn wir Deutſche nur glauben dürfen, daß Donatus den Terenz fleißiger geleſen und beſſer verſtanden, als Voltaire. Doch es iſt ja von keinem verlohrnen Stücke die Rede; es iſt noch da; man leſe ſelbſt.

Nachdem Micio den Demea durch die triftigſten Vorſtellungen zu beſänftigen geſucht, bittet er ihn, wenigſtens auf heute ſich ſeines Aergerniſſes zu entſchlagen, wenigſtens heute luſtig zu ſeyn. Endlich bringt er ihn auch ſo weit; heute will Demea alles gut ſeyn laſſen; aber morgen bey früher Tageszeit, muß der Sohn wieder mit ihm aufs Land; da will er ihn nicht gelinder halten, da will er es wieder mit ihm anfangen, wo er es heute gelaſſen hat; die Sängerin, die dieſem der Vetter gekauft, will er zwar mitnehmen, denn es iſt doch immer eine Sklavin mehr, und eine, die ihm nichts koſtet; aber zu ſingen wird ſie nicht viel bekommen, ſie ſoll kochen und backen. In der darauf folgenden vierten Scene des fünften Akts, wo Demea allein iſt, ſcheint es zwar, wenn man ſeine Worte nur ſo obenhin nimmt, als ob er völlig von ſeiner alten Denkungsart abgehen, und nach den Grundſätzen des Micio zu handeln anfangen wolle. *) Doch die Folge zeigt es, daß man alles das nur von dem heutigen Zwange, den er ſich anthun ſoll, verſtehen muß. Denn auch dieſen Zwang weiß er hernach ſo zu nutzen, daß er zu der förmlichſten hämiſchſten Verſpottung ſeines gefälligſten Bruders ausſchlägt. Er ſtellt ſich luſtig, um die andern wahre Ausſchweifungen und Tollheiten begehen zu laſſen; er macht in dem verbindlichſten Tone die bitterſten Vorwürfe; er wird nicht freygebig, ſondern er ſpielt den Verſchwender; und wohl zu merken, weder von dem Seinigen, noch in einer andern Abſicht, als um alles, was er Verſchwenden nennt, lächerlich zu machen. Dieſes erhellet unwiderſprechlich aus dem, was er dem Micio antwortet, der ſich durch den Anſchein betriegen läßt, und ihn wirklich verändert glaubt. **) Hic oſtendit Terentius,

---

*) —— Nam ego vitam duram, quam vixi usque adhuc
Prope jam excurſo ſpatio mitto —

**) MI. Quid iſtuc? Quæ res tam repente mores mutavit tuos?
Quod prolubium, quæ iſtæc ſubita eſt largitas? DE. Dicam tibi:
Ut id oſtenderem, quod te iſti facilem et feſtivum putant,
Id non fieri ex vera vita, neque adeo ex æquo et bono,
Sed ex aſſentando, indulgendo, et largiendo, Micio.
Nunc adeo, ſi ob eam rem vobis mea vita inviſa eſt, Aeſchine,

ſagt Donatus, magis Demeam ſimulaſſe mutatos mores, quam mutaviſſe.

Ich will aber nicht hoffen, daß der Herr von Voltaire meynet, ſelbſt die Verſtellung laufe wider den Karakter des Demea, der vorher nichts als geſchmählt und gepoltert habe: denn eine ſolche Verſtellung erfodere mehr Gelaſſenheit und Kälte, als man dem Demea zutrauen dürfe. Auch hierinn iſt Terenz ohne Tadel, und er hat alles ſo vortreflich motiviret, bey jedem Schritte Natur und Wahrheit ſo genau beobachtet, bey dem geringſten Uebergange ſo feine Schattirungen in Acht genommen, daß man nicht aufhören kann, ihn zu bewundern.

Nur iſt öfters, um hinter alle Feinheiten des Terenz zu kommen, die Gabe ſehr nöthig, ſich das Spiel des Akteurs dabey zu denken; denn dieſes ſchrieben die alten Dichter nicht bey. Die Deklamation hatte ihren eignen Künſtler, und in dem Uebrigen konnten ſie ſich ohne Zweifel auf die Einſicht der Spieler verlaſſen, die aus ihrem Geſchäfte ein ſehr ernſtliches Studium machten. Nicht ſelten befanden ſich unter dieſen die Dichter ſelbſt; ſie ſagten, wie ſie es haben wollten; und da ſie ihre Stücke überhaupt nicht eher bekannt werden ließen, als bis ſie geſpielt waren, als bis man ſie geſehen und gehört hatte: ſo konnten ſie es um ſo mehr überhoben ſeyn, den geſchriebenen Dialog durch Einſchiebſel zu unterbrechen, in welchen ſich der beſchreibende Dichter gewiſſermaaßen mit unter die handelnden Perſonen zu miſchen ſcheinet. Wenn man ſich aber einbildet, daß die alten Dichter, um ſich die Einſchiebſel zu erſparen, in den Reden ſelbſt, jede Bewegung, jede Gebehrde, jede Miene, jede beſondere Abänderung der Stimme, die dabey zu beobachten, mit an-

---

Quia non iuſta injuſta prorſus omnia, omnino obſequor;
Miſſa facio; effundite, emite, facite quod vobis lubet!

zudeuten geſucht: ſo irret man ſich. In dem Terenz allein kommen unzählige Stellen vor, in welchen von einer ſolchen Andeutung ſich nicht die geringſte Spur zeiget, und wo gleichwohl der wahre Verſtand nur durch die Errathung der wahren Aktion kann getroffen werden; ja in vielen ſcheinen die Worte gerade das Gegentheil von dem zu ſagen, was der Schauſpieler durch jene ausdrücken muß.

Selbſt in der Scene, in welcher die vermeynte Sinnesänderung des Demea vorgeht, finden ſich dergleichen Stellen, die ich anführen will, weil auf ihnen gewiſſermaaßen die Mißdeutung beruhet, die ich beſtreite. —— Demea weis nunmehr alles, er hat es mit ſeinen eignen Augen geſehen, daß es ſein ehrbarer frommer Sohn iſt, für den die Sängerin entführt worden, und ſtürzt mit dem unbändigſten Geſchrey heraus. Er klagt es dem Himmel und der Erde und dem Meere; und eben bekömmt er den Micio zu Geſicht.

Demea. Ha! da iſt er, der mir ſie beyde verdirbt — meine Söhne, mir ſie beyde zu Grunde richtet!

Micio. O ſo mäßige dich, und komm wieder zu dir!

Demea. Gut, ich mäßige mich, ich bin bey mir, es ſoll mir kein hartes Wort entfahren. Laß uns blos bey der Sache bleiben. Sind wir nicht eins geworden, wareſt du es nicht ſelbſt, der es zuerſt auf die Bahn brachte, daß ſich ein jeder nur um den ſeinen bekümmern ſollte? Antworte. *) u. ſ. w.

---

*) ——— ——— *Dem.* Eccum adeſt
Communis corruptela noſtrum liberum.
Mic. Tandem reprime iracundiam, atque ad te redi.
Dem. Repreſſi, Redii, mitto maledicta omnia:
Rem ipſam putemus. Dictum hoc inter nos fuit,
Et ex te adeo eſt ortum, ne tu curares meum,
Neve ego tuum? reſponde. —

Wer ſich hier nur an die Worte hält, und kein ſo richtiger Beobachter iſt, als es der Dichter war, kann leicht glauben, daß Demea viel zu geſchwind austobe, viel zu geſchwind dieſen gelaſſenern Ton anſtimme. Nach einiger Ueberlegung wird ihm zwar vielleicht beyfallen, daß jeder Affekt, wenn er aufs äußerſte gekommen, nothwendig wieder ſinken müſſe; daß Demea, auf den Verweiß ſeines Bruders, ſich des ungeſtümen Jachzorns nicht anders als ſchämen könne: das alles iſt auch ganz gut, aber es iſt doch noch nicht das rechte. Dieſes laſſe er ſich alſo vom Donatus lehren, der hier zwey vortreffliche Anmerkungen hat. Videtur, ſagt er, paulo citius deſtomachatus, quam res etiam incertæ poſcebant. Sed et hoc morale: nam juſte irati, omiſſa ſævitia ad ratiocinationes ſæpe feſtinant. Wenn der Zornige ganz offenbar Recht zu haben glaubt, wenn er ſich einbildet, daß ſich gegen ſeine Beſchwerden durchaus nichts einwenden laſſe: ſo wird er ſich bey dem Schelten gerade am wenigſten aufhalten, ſondern zu den Beweiſen eilen, um ſeinen Gegner durch eine ſo ſonnenklare Ueberzeugung zu demüthigen. Doch da er über die Wallungen ſeines kochenden Geblüts nicht ſo unmittelbar gebieten kann, da der Zorn, der überführen will, doch immer Zorn bleibt; ſo macht Donatus die zweyte Anmerkung; non quod dicatur, ſed quo geſtu dicatur, ſpecta; et videbis neque adhuc repreſſiſſe iracundiam, neque ad ſe rediiſſe Demeam. Demea ſagt zwar, ich mäßige mich, ich bin wieder bey mir: aber Geſicht und Gebehrde und Stimme verrathen genugſam, daß er ſich noch nicht gemäßiget hat, daß er noch nicht wieder bey ſich iſt. Er beſtürmt den Micio mit einer Frage über die andere, und Micio hat alle ſeine Kälte und gute Laune nöthig, um nur zum Worte zu kommen.

LXXII.

Den 8ten Januar 1768.

Als er endlich dazu kömmt, wird Demea zwar eingetrieben, aber im geringſten nicht überzeugt. Aller Vorwand über die Lebensart ſeiner Kinder, unwillig zu ſeyn, iſt ihm benommen: und doch fängt er wieder von vorne an, zu nergeln. Micio muß auch nur abbrechen, und ſich begnügen, daß ihm die mürriſche Laune, die er nicht ändern kann, wenigſtens auf heute Frieden laſſen will. Die Wendungen, die ihn Terenz dabey nehmen läßt, ſind meiſterhaft. *)

Demea. Nun gieb nur Acht, Micio, wie wir mit die-

---

*) ——— ——— *Dem.* Ne nimium modo
Bonæ tuæ iſtæ nos rationes, Micio,
Et tuus iſte animus æquus ſubvertat. *Mic.* Tace;
Non fiet. Mitte jam iſtæc; da te hodie mihi:
Exporge frontem. *Dem.* Scilicet ita tempus fert,
Faciendum eſt: ceterum rus cras cum filio
Cum primo lucu ibo hinc. *Mic.* De nocte cenſeo:
Hodie modo hilarum fac te. *Dem.* Et iſtam pſaltriam
Una illuc mecum huic abſtraham. *Mic.* Pugnaveris.
Eo pacto prorſum illic alligaris filium
Modo facito, ut illam ſerves. *Dem.* Ego iſtuc videro.
Atque ibi favillæ plena, fumi, ac pollinis,
Coquendo ſit ſaxo et molendo; præter hæc
Meridie ipſo faciam ut ſtipulam colligat:
Tam excoctam reddam atque atram, quam carbo eſt. *Mic.*
Placet.
Nunc mihi videre ſapere. Atque equidem filium,
Tum etiam ſi nolit, cogam, ut cum illa una cubet.
Dem. Derides? fortunatus, qui iſtoc animo ſies:
Ego ſentio. *Mic.* Ah, pergiſne? *Dem.* Jam jam deſino.

ſen ſchönen Grundſätzen, mit dieſer deiner lieben Nachſicht, am Ende fahren werden.

Micio. Schweig doch! Beſſer, als du glaubeſt. — Und nun genug davon! Heute ſchenke dich mir. Komm, kläre dich auf.

Demea. Mags doch nur heute ſeyn! Was ich muß, das muß ich. — Aber morgen, ſo bald es Tag wird, geh ich wieder aufs Dorf, und der Burſche geht mit. —

Micio. Lieber, noch ehe es Tag wird; dächte ich. Sey nur heute luſtig.

Demea. Auch das Menſch von einer Sängerin muß mit heraus.

Micio. Vortrefflich! So wird ſich der Sohn gewiß nicht wegwünſchen. Nur halte ſie auch gut.

Demea. Da laß mich vor ſorgen! Sie ſoll in der Mühle und vor dem Ofenloche, Mehlſtaubs und Kohlſtaubs und Rauchs genug kriegen. Dazu ſoll ſie mir am heiſſen Mittage ſtoppeln gehn, bis ſie ſo trocken, ſo ſchwarz geworden, als ein Löſchbrand.

Micio. Das gefällt mir! Nun biſt du auf dem rechten Wege! — Und alsdenn, wenn ich wie du wäre, müßte mir der Sohn bey ihr ſchlafen, er möchte wollen oder nicht.

Demea. Lachſt du mich aus? — Bey ſo einer Gemüthsart, freylich, kannſt du wohl glücklich ſeyn. Ich fühl es, leider —

Micio. Du fängſt doch wieder an?

Demea. Nu, nu; ich höre ja auch ſchon wieder auf.

Bey dem “Lachſt du mich aus?„ des Demea, merkt Donatus an: Hoc verbum vultu Demeae ſic profertur: ut ſubriſiſſe videatur invitus. Sed rurſus EGO SENTIO, amare ſevereque dicit. Unvergleichlich! Demea, deſſen voller Ernſt es war, daß er die Sängerin, nicht als Sängerin, ſonderrn als eine gemeine Sklavin halten und nutzen wollte, muß über den Einfall des Micio lachen. Micio ſelbſt braucht nicht zu lachen: je ernſthafter er ſich ſtellt, deſto beſſer. Demea kann darum doch ſagen: Lachſt du mich aus? und muß ſich zwingen wollen, ſein eignes Lachen zu verbeiſſen. Er verbeißt es auch bald, denn das "Ich fühl es leider„ ſagt er wieder in einem ärgerlichen und bittern Tone. Aber ſo ungern, ſo kurz das Lachen auch iſt: ſo große Wirkung hat es gleichwohl. Denn einen Mann, wie Demea, hat man wirklich vors erſte gewonnen, wenn man ihn nur zu lachen machen kann. Je ſeltner ihm dieſe wohlthätige Erſchütterung iſt, deſto länger hält ſie innerlich an; nachdem er längſt alle Spur derſelben auf ſeinem Geſichte vertilgt, dauert ſie noch fort, ohne daß er es ſelbſt weiß, und hat auf ſein nächſtfolgendes Betragen einen gewiſſen Einfluß. —

Aber wer hätte wohl bey einem Grammatiker ſo feine Kenntniſſe geſucht? Die alten Grammatiker waren nicht das, was wir jetzt bey dem Namen denken. Es waren Leute von vieler Einſicht; das ganze weite Feld der Kritik war ihr Gebiete. Was von ihren Auslegungen klaßiſcher Schriften auf uns gekommen, verdient daher nicht blos wegen der Sprache ſtudirt zu werden. Nur muß man die neuern Interpolationen zu unterſcheiden wiſſen. Daß aber dieſer Donatus (Aelius) ſo vorzüglich reich an Bemerkungen iſt, die unſern Geſchmack bilden können, daß er die verſteckteſten Schönheiten ſeines Autors mehr als irgend ein anderer zu enthüllen weiß: das kömmt vielleicht weniger von ſeinen größern Gaben, als von der Beſchaffenheit ſeines Autors ſelbſt. Das römiſche Theater war, zur Zeit des Donatus, noch nicht gänzlich verfallen; die Stücke des Terenz wurden noch geſpielt, und ohne Zweifel noch mit vielen von den Ueberlieferungen geſpielt, die ſich aus den beſſern Zeiten des römiſchen Geſchmacks herſchrieben;

ſchrieben: er durfte alſo nur anmerken, was er ſahe und hörte; er brauchte alſo nur Aufmerkſamkeit und Treue, um ſich das Verdienſt zu machen, daß ihm die Nachwelt Feinheiten zu verdanken hat, die er ſelbſt ſchwerlich dürfte ausgegrübelt haben. Ich wüßte daher auch kein Werk, aus welchem ein angehender Schauſpieler mehr lernen könnte, als dieſen Kommentar des Donatus über den Terenz: und bis das Latein unter unſern Schauſpielern üblicher wird, wünſchte ich ſehr, daß man ihnen eine gute Ueberſetzung davon in die Hände geben wollte. Es verſteht ſich, daß der Dichter dabey ſeyn, und aus dem Kommentar alles wegbleiben müßte, was dieſ bloße Worterklärung betrift. Die Dacier hat in dieſer Abſicht den Donatus nur ſchlecht genutzt, und ihre Ueberſetzung des Textes iſt wäßrig und ſteif. Eine neuere deutſche, die wir haben, hat das Verdienſt der Richtigkeit ſo ſo, aber das Verdienſt der komiſchen Sprache fehlt ihr gänzlich; *) und Donatus iſt auch nicht weiter gebraucht, als ihn die Dacier zu brau-

---

*) Halle 1753. Wunders halben erlaube man mir die Stelle daraus anzuführen, die ich eben jetzt überſetzt habe. Was mir hier aus der Feder geſloſſen, iſt weit entfernt, ſo zu ſeyn, wie es ſeyn ſollte: aber man wird doch ungefehr daraus ſehen können, worinn das Verdienſt beſteht, das ich dieſer Ueberſetzung abſprechen muß.

Demea. Aber mein lieber Bruder, daß uns nur nicht deine ſchönen Gründe, und dein gleichgültiges Gemüthe ſie ganz und gar ins Verderben ſtürzen.

Micio. Ach, ſchweig doch nur, das wird nicht geſchehen. Laß das immer ſeyn. Ueberlaß dich heute einmal mir. Weg mit den Runzeln von der Stirne.

Demea. Ja, ja, die Zeit bringt es ſo mit ſich, ich muß es wohl thun. Aber mit anbrechendem Tage gehe ich wieder mit meinem Sohne aufs Land.

Micio. Ich werde dich nicht aufhalten, und wenn du die Nacht wieder gehn willſt; ſey doch heute nur einmal fröhlich.

Demea. Die Sängerin will ich zugleich mit herausſchleppen.

chen für gut befunden. Es wäre alſo keine gethane Arbeit, was ich vorſchlage: aber wer ſoll ſie thun? Die nichts beſſers thun könnten, können auch dieſes nicht: und die etwas beſſers thun könnten, werden ſich bedanken.

Doch endlich vom Terenz auf unſern Nachahmer zu kommen. —— Es iſt doch ſonderbar, daß auch Herr Romanus den falſchen Gedanken des Voltaire gehabt zu haben ſcheinet. Auch er hat geglaubt, daß am Ende mit dem Karakter des Demea eine gänzliche Veränderung vorgehe; wenigſtens läßt er ſie mit dem Karakter ſeines Lyſimons vorgehen. “Je Kinder, läßt er ihn rufen, ſchweigt doch! Ihr überhäuſt mich ja mit Liebkoſungen. Sohn, Bruder, Vetter, Diener, alles ſchmeichelt mir, blos weil ich einmal ein bißchen freundlich ausſehe. Bin ichs denn, oder bin ichs nicht? Ich werde wieder recht jung, Bruder: Es iſt doch hübſch, wenn man geliebt wird. Ich will auch gewiß ſo bleiben. Ich wüßte nicht, wenn ich ſo eine vergnügte Stunde gehabt hätte. Und Frontin ſagt: Nun unſer Alter ſtirbt gewiß bald*). Die Veränderung iſt gar

---

Micio. Da thuſt du wohl, dadurch wirſt du machen, daß dein Sohn ohne ſie nicht wird leben können. Aber ſorge auch, daß du ſie gut verhältſt.

Demea. Dafür werde ich ſchon ſorgen. Sie ſoll mir kochen, und Rauch, Aſche und Mehl ſollen ſie ſchon kenntlich machen. Auſſerdem ſoll ſie mir in der größten Mittagshitze gehen und Aehren leſen, und dann will ich ſie ihm ſo verbrannt und ſo ſchwarz, wie eine Kohle, überliefern.

Micio. Das gefällt mir; nun ſeh ich recht ein, daß du weislich handelſt; aber dann kannſt du auch deinen Sohn mit Gewalt zwingen, daß er ſie mit zu Bette nimmt.

Demea. Lachſt du mich etwa aus? Du biſt glücklich, daß du ein ſolches Gemüth haſt; aber ich fühle.

Micio. Ach! hältſt du noch nicht inne?

Demea. Ich ſchweige ſchon.

*) So ſoll es ohne Zweifel heiſſen, und nicht: ſtirbt ohnmöglich bald. Für viele von unſern Schauſpielern iſt es nöthig, auch ſolche Druckfehler anzumerken.

zu plötzlich. „ Ja wohl; aber das Sprüchwort, und der gemeine Glaube, von den unvermutheten Veränderungen, die einen nahen Tod vorbedeuten, ſoll doch wohl nicht im Ernſte hier etwas rechtfertigen?

LXXIII.

Den 12ten Januar 1768.

Die Schlußrede des Demea bey dem Terenz, geht aus einem ganz andern Tone. " Wenn euch nur das gefällt: nun ſo macht, was ihr wollt, ich will mich um nichts mehr bekümmern!„ Er iſt es ganz und gar nicht, der ſich nach der Weiſe der andern, ſondern die andern ſind es, die ſich nach ſeiner Weiſe künftig zu bequemen verſprechen. —— Aber wie kömmt es, dürfte man fragen, daß die letzten Scenen mit dem Lyſimon in unſern deutſchen Brüdern, bey der Vorſtellung gleichwohl immer ſo wohl aufgenommen werden? Der beſtändige Rückfall des Lyſimon in ſeinen alten Karakter macht ſie komiſch: aber bey dieſem hätte es auch bleiben müſſen. —— Ich verſpare das Weitere, bis zu einer zweyten Vorſtellung dieſes Stücks.

Das Orakel vom Saint-Foix, welches dieſen Abend den Beſchluß machte, iſt allgemein bekannt, und allgemein beliebt.

Den ſechs und vierzigſten Abend (Montags den 20ten Julius) ward Miß Sara,*) und den ſieben und vierzigſten, Tages darauf, Nanine **) wiederholt. Auf die Nanine folgte, der unvermuthete Ausgang, von Marivaux in einem Akte.

---

*) S. den 11ten Abend, Seite 79.

**) S. den 27ten, 33ten und 37ten Abend, Seite 119, 157 u. 204.

Oder, wie es wörtlicher und beſſer heißen würde: die unvermuthete Entwicklung. Denn es iſt einer von denen Titeln, die nicht ſowohl den Inhalt anzeigen, als vielmehr gleich anfangs gewiſſen Einwendungen vorbauen ſollen, die der Dichter gegen ſeinen Stoff, oder deſſen Behandlung, vorher ſieht. Ein Vater will ſeine Tochter an einen jungen Menſchen verheyrathen, den ſie nie geſehen hat. Sie iſt mit einem andern ſchon halb richtig, aber dieſes auch ſchon ſeit ſo langer Zeit, daß es faſt gar nicht mehr richtig iſt. Unterdeſſen möchte ſie ihn doch noch lieber, als einen ganz Unbekannten, und ſpielt ſogar, auf ſein Angeben, die Rolle einer Wahnwitzigen, um den neuen Freyer abzuſchrecken. Dieſer kömmt; aber zum Glücke iſt es ein ſo ſchöner liebenswürdiger Mann, daß ſie gar bald ihre Verſtellung vergißt, und in aller Geſchwindigkeit mit ihm einig wird. Man gebe dem Stücke einen andern Titel, und alle Leſer und Zuſchauer werden ausrufen: das iſt auch ſehr unerwartet! Einen Knoten, den man in zehn Scenen ſo mühſam geſchürzt hat, in einer einzigen nicht zu löſen, ſondern mit eins zu zerhauen! Nun aber iſt dieſer Fehler in dem Titel ſelbſt angekündiget, und durch dieſe Ankündigung gewiſſermaßen gerechtfertiget. Denn, wenn es nun wirklich einmal ſo einen Fall gegeben hat: warum ſoll er nicht auch vorgeſtellt werden können? Er ſahe ja in der Wirklichkeit einer Komödie ſo ähnlich: und ſollte er denn eben deswegen um ſo unſchicklicher zur Komödie ſeyn? —— Nach der Strenge, allerdings: denn alle Begebenheiten, die man im gemeinen Leben wahre Komödien nennet, findet man in der Komödie wahren Begebenheiten nicht ſehr gleich; und darauf käme es doch eigentlich an.

Aber Ausgang und Entwicklung, laufen beyde Worte nicht auf eins hinaus? Nicht völlig. Der Ausgang iſt, daß Jungfer Argante den Craſt und nicht den Dorante heyrathet, und dieſer iſt hinlänglich vorbereitet. Denn ihre Liebe gegen Doranten iſt ſo lau, ſo wetterläuniſch; ſie liebt ihn, weil ſie ſeit vier Jahren niemanden geſehen hat, als ihn; manchmal liebt ſie ihn mehr, manchmal weniger, manchmal gar nicht, ſo wie es kömmt: hat ſie ihn lange nicht geſehen, ſo kömmt er ihr liebenswürdig genug vor; ſieht ſie ihn alle Tage, ſo macht er ihr Langeweile; beſonders ſtoſſen ihr dann und wann Geſichter auf, gegen welche ſie Dorantens Geſicht ſo kahl, ſo unſchmackhaft, ſo eckel findet! Was brauchte es alſo weiter, um ſie ganz von ihm abzubringen, als daß Craſt, den ihr ihr Vater beſtimmte, ein ſolches Geſicht iſt? Daß ſie dieſen alſo nimmt, iſt ſo wenig unerwartet, daß es vielmehr ſehr unerwartet ſeyn würde, wenn ſie bey jenem bliebe. Entwicklung hingegen iſt ein mehr relatives Wort; und eine unerwartete Entwicklung involviret eine Verwicklung, die ohne Folgen bleibt, von der der Dichter auf einmal abſpringt, ohne ſich um die Verlegenheit zu bekümmern, in der er einen Theil ſeiner Perſonen läßt. Und ſo iſt es hier: Peter wird es mit Doranten ſchon ausmachen; der Dichter empfiehlt ſich ihm.

Den acht und vierzigſten Abend (Mittwochs den 22ten Julius) ward das Trauerſpiel des Herrn Weiße, Richard der Dritte, aufgeführt: zum Beſchluſſe, Herzog Michel.

Dieſes Stück iſt ohnſtreitig eines von unſern beträchtlichſten Originalen: reich an großen Schönheiten, die genugſam zeigen, daß die Fehler, mit welchen ſie verwebt ſind, zu vermeiden, im geringſten nicht über die Kräfte des Dichters geweſen wäre, wenn er ſich dieſe Kräfte nur ſelbſt hätte zutrauen wollen.

Schon Shakeſpear hatte das Leben und den Tod des dritten Richards auf die Bühne gebracht: aber Hr. Weiße erinnerte ſich deſſen nicht eher, als bis ſein Werk bereits fertig war. "Sollte ich alſo, ſagt er, bey der Vergleichung ſchon viel verlieren: ſo wird man doch wenigſtens finden, daß ich kein Plagium begangen habe: aber vielleicht wäre es ein Verdienſt geweſen, an dem Shakeſpear ein Plagium zu begehen.

Vorausgeſetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer geſagt hat, es laſſe ſich dem Herkules eher ſeine Keule, als ihm ein Vers abdringen, das läßt ſich vollkommen auch vom Shakeſpear ſagen. Auf die geringſte von ſeinen Schönheiten iſt ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakeſpears! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, ſich neben ihr zu ſtellen.

Shakeſpear will ſtudirt, aber nicht geplündert ſeyn. Haben wir Genie, ſo muß uns Shakeſpear das ſeyn, was dem Landſchaftsmahler die Camera obſcura iſt: er ſehe fleiſſig hinein, um zu lernen, wie ſich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektiret; aber er borge nichts daraus.

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakeſpears keine einzige Scene, ſogar keine einzige Tirade, die Herr Weiße ſo hätte brauchen können, wie ſie dort iſt. Alle, auch die kleinſten Theile beym Shakeſpear, ſind nach den großen Maaßen des hiſtoriſchen Schauſpiels zugeſchnitten, und dieſes verhält ſich zu der Tragödie franzöſiſchen Geſchmacks, ungefehr wie ein weitläuftiges Freſcogemählde gegen ein Migniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu dieſem aus jenem nehmen, als etwa ein Geſicht, eine einzelne Figur, höchſtens eine kleine Gruppe, die man ſodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben ſo würden aus einzeln Gedanken beym Shakeſpear ganze Scenen, und aus einzeln Scenen ganze Aufzüge werden müſſen. Denn wenn man den Ermel aus dem Kleide eines Rieſen für einen

Zwerg recht nutzen will, ſo muß man ihm nicht wieder einen Ermel, ſondern einen ganzen Rock daraus machen.

Thut man aber auch dieſes, ſo kann man wegen der Beſchuldigung des Plagiums ganz ruhig ſeyn. Die meiſten werden in dem Faden die Flocke nicht erkennen, woraus er geſponnen iſt. Die wenigen, welche die Kunſt verſtehen, verrathen den Meiſter nicht, und wiſſen, daß ein Goldkorn ſo künſtlich kann getrieben ſeyn, daß der Werth der Form den Werth der Materie bey weitem überſteiget.

Ich für mein Theil bedaure es alſo wirklich, daß unſerm Dichter Shakeſpears Richard ſo ſpät beygefallen. Er hätte ihn können gekannt haben, und doch eben ſo original geblieben ſeyn, als er jetzt iſt: er hätte ihn können genutzt haben, ohne daß ein einziger übertragener Gedanke davon gezeugt hätte.

Wäre mir indeß eben das begegnet, ſo würde ich Shakeſpears Werk wenigſtens nachher als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwiſchen, die mein Auge unmittelbar darinn zu erkennen, nicht vermögend geweſen wäre. —— Aber woher weiß ich, daß Herr Weiße dieſes nicht gethan? Und warum ſollte er es nicht gethan haben?

Kann es nicht eben ſowohl ſeyn, daß er das, was ich für dergleichen Flecken halte, für keine hält? Und iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künſtlers größtentheils viel ſcharfſichtiger iſt, als das ſcharfſichtigſte ſeiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm dieſe machen, wird er ſich von neunzehn erinnern, ſie während der Arbeit ſich ſelbſt gemacht, und ſie auch ſchon ſich ſelbſt beantwortet zu haben.

Gleichwohl wird er nicht ungehalten ſeyn, ſie auch von andern machen zu hören: denn er hat es gern, daß man über ſein Werk urtheilet: ſchaal oder gründlich, links oder rechts, gutartig oder hämiſch, alles gilt ihm gleich; und auch das ſchaalſte, linkſte, hämiſchſte Urtheil, iſt ihm lieber, als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die eine oder die andere Art in ſeinen Nutzen zu verwenden wiſſen: aber was fängt er mit dieſer an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für ſo etwas auſſerordentliches halten: und doch muß er die Achſeln über ſie zucken. Er iſt nicht eitel, aber iſt gemeiniglich ſtolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel, als ein unverdientes Lob, auf ſich ſitzen laſſen. ——

Man wird glauben, welche Kritik ich hiermit vorbereiten will. — Wenigſtens nicht bey dem Verfaſſer, — höchſtens nur bey einem oder dem andern Mitſprecher. Ich weiß nicht, wo ich es jüngſt gedruckt leſen mußte, daß ich die Amalia meines Freundes auf Unkoſten ſeiner übrigen Luſtſpiele gelobt hätte.*) — Auf Unkoſten? aber doch wenigſtens der frühern? Ich gönne es Ihnen, mein Herr, daß man niemals Ihre ältern Werke ſo möge tadeln können. Der Himmel bewahre Sie vor dem tückiſchen Lobe: daß ihr letztes immer ihr beſtes iſt! ——

LXXIV.

Den 15ten Januar 1768.

Zur Sache. — Es iſt vornehmlich der Karakter des Richards, worüber ich mir die Erklärung des Dichters wünſchte.

---

*) Eben erinnere ich mich noch: in des Hrn. Schmids Zuſätzen zu ſeiner Theorie der Poeſie. S. 45.

Ariſtoteles würde ihn ſchlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Anſehen des Ariſtoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit ſeinen Gründen zu werden wüßte.

Die Tragödie, nimmt er an, ſoll Mitleid und Schrecken erregen: und daraus folgert er, daß der Held derſelben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Böſewicht ſeyn müſſe. Denn weder mit des einen noch mit des andern Unglücke, laſſe ſich jener Zweck erreichen.

Räume ich dieſes ein: ſo iſt Richard der Dritte, eine Tragödie, die ihres Zweckes verfehlt. Räume ich es nicht ein: ſo weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragödie iſt.

Denn Richard der Dritte, ſo wie ihn Herr Weiße geſchildert hat, iſt unſtreitig das größte abſcheulichſte Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich ſage, die Bühne: daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich.

Was für Mitleid kann der Untergang dieſes Ungeheuers erwecken? Doch, das ſoll er auch nicht; der Dichter hat es darauf nicht angelegt; und es ſind ganz andere Perſonen in ſeinem Werke, die er zu Gegenſtänden unſers Mitleids gemacht hat.

Aber Schrecken? — Sollte dieſer Böſewicht, der die Kluft, die ſich zwiſchen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Leichen gefüllet, mit den Leichen derer, die ihm das Liebſte in der Welt hätten ſeyn müſſen; ſollte dieſer blutdürſtige, ſeines Blutdurſtes ſich rühmende, über ſeine Verbrechen ſich kitzelnde Teufel, nicht Schrecken in vollem Maaße erwecken?

Wohl erweckt er Schrecken; wenn unter Schrecken das Erſtaunen über unbegreifliche Miſſethaten, das Entſetzen über Bosheiten, die unſern Begriff überſteigen, wenn darunter der Schauder zu verſtehen iſt, der uns bey

Erblickung vorſetzlicher Greuel, die mit Luſt begangen werden, überfällt. Von dieſem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden laſſen.

Aber dieſes Schrecken iſt ſo wenig eine von den Abſichten des Trauerſpiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weiſe zu mindern ſuchten, wenn ihre Perſonen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie ſchoben öfters lieber die Schuld auf das Schickſal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängniſſe einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freyen Menſchen in eine Maſchine: ehe ſie uns bey der gräßlichen Idee wollten verweilen laſſen, daß der Menſch von Natur einer ſolchen Verderbniß fähig ſey.

Bey den Franzoſen führt Crebillon den Beynamen des Schrecklichen. Ich fürchte ſehr, mehr von dieſem Schrecken, welches in der Tragödie nicht ſeyn ſollte, als von dem ächten, das der Philoſoph zu dem Weſen der Tragödie rechnet.

Und dieſes —— hätte man gar nicht Schrecken nennen ſollen. Das Wort, welches Ariſtoteles braucht, heißt Furcht: Mitleid und Furcht, ſagt er, ſoll die Tragödie erregen; nicht, Mitleid und Schrecken. Es iſt wahr, das Schrecken iſt eine Gattung der Furcht; es iſt eine plötzliche, überraſchende Furcht. Aber eben dieſes Plötzliche, dieſes Ueberraſchende, welches die Idee deſſelben einſchließt, zeiget deutlich, daß die, von welchen ſich hier die Einführung des Wortes Schrecken, anſtatt des Wortes Furcht, herſchreibet, nicht eingeſehen haben, was für eine Furcht Ariſtoteles meyne. - Ich möchte dieſes Weges ſobald nicht wieder kommen: man erlaube mir alſo einen kleinen Ausſchweif.

“Das Mitleid, ſagt Ariſtoteles, verlangt einen, der unverdient leidet: und die Furcht einen unſers gleichen. Der Böſewicht iſt weder dieſes, noch jenes; folglich kann auch ſein Unglück, weder das erſte noch das andere erregen. „ *)

---

*) Im 13ten Kapitel der Dichtkunſt.

U[illegible] bl.
München

Dieſe Furcht, ſage ich, nennen die neuern Ausleger und Ueberſetzer Schrecken, und es gelingt ihnen, mit Hülfe dieſes Worttauſches, dem Philoſophen die ſeltſamſten Händel von der Welt zu machen.

“ Man hat ſich, ſagt einer aus der Menge, *) über die Erklärung des Schreckens nicht vereinigen können; und in der That enthält ſie in jeder Betrachtung ein Glied zu viel, welches ſie an ihrer Allgemeinheit hindert, und ſie allzuſehr einſchränkt. Wenn Ariſtoteles durch den Zuſatz unſers gleichen, nur blos die Aehnlichkeit der Menſchheit verſtanden hat, weil nemlich der Zuſchauer und die handelnde Perſon beyde Menſchen ſind, geſetzt auch, daß ſich unter ihrem Karakter, ihrer Würde und ihrem Range ein unendlicher Abſtand befände: ſo war dieſer Zuſatz überflüßig; denn er verſtand ſich von ſelbſt. Wenn er aber die Meynung hatte, daß nur tugendhafte Perſonen, oder ſolche, die keinen vergeblichen Fehler an ſich hätten, Schrecken erregen könnten: ſo hatte er Unrecht; denn die Vernunft und die Erfahrung iſt ihm ſodann entgegen. Das Schrecken entſpringt ohnſtreitig aus einem Gefühl der Menſchlichkeit: denn jeder Menſch iſt ihm unterworfen, und jeder Menſch erſchüttert ſich, vermöge dieſes Gefühls, bey dem widrigen Zufalle eines andern Menſchen. Es iſt wohl möglich, daß irgend jemand einfallen könnte, dieſes von ſich zu läugnen: allein dieſes würde allemal eine Verläugnung ſeiner natürlichen Empfindungen, und alſo eine bloße Prahlerey aus verderbten Grundſätzen, und kein Einwurf ſeyn. — Wenn nun auch einer laſterhaften Perſon, auf die wir eben unſere Aufmerkſamkeit wenden, unvermuthet ein widriger Zufall zuſtößt, ſo verlieren wir den Laſterhaften aus dem Geſichte, und ſehen blos den Menſchen. Der Anblick des menſchlichen Elendes über-

---

*) Hr. S. in der Vorrede zu ſ. komiſchen Theater, S. 35.

haupt, macht uns traurig, und die plötzliche traurige Empfindung, die wir ſodann haben, iſt das Schrecken. „

Ganz recht: aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was ſagt das wider den Ariſtoteles? Nichts. Ariſtoteles denkt an dieſes Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns nur das Unglück unſers gleichen ſetzen könne. Dieſes Schrecken, welches uns bey der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem andern bevorſtehet, iſt ein mitleidiges Schrecken, und alſo ſchon unter dem Mitleide begriffen. Ariſtoteles würde nicht ſagen, Mitleiden und Furcht; wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modifikation des Mitleids verſtünde.

“Das Mitleid, ſagt der Verf. der Briefe über die Empfindungen, *) iſt eine vermiſchte Empfindung, die aus der Liebe zu einem Gegenſtande, und aus der Unluſt über deſſen Unglück zuſammengeſetzt iſt. Die Bewegungen, durch welche ſich das Mitleid zu erkennen giebt, ſind von den einfachen Symptomen der Liebe, ſowohl als der Unluſt, unterſchieden, denn das Mitleid iſt eine Erſcheinung. Aber wie vielerley kann dieſe Erſcheinung werden! Man ändere nur in dem bedauerten Unglück die einzige Beſtimmung der Zeit: ſo wird ſich das Mitleiden durch ganz andere Kennzeichen zu erkennen geben. Mit der Elektra, die über die Urne ihres Bruders weinet, empfinden wir ein mitleidiges Trauern, denn ſie hält das Unglück für geſchehen, und bejammert ihren gehabten Verluſt. Was wir bey den Schmerzen des Philoktets fühlen, iſt gleichfalls Mitleiden, aber von einer etwas andern Natur; denn die Quaal, die dieſer Tugendhafte auszuſtehen hat, iſt gegenwärtig, und überfällt ihn vor unſern Augen. Wenn aber

---

*) Philoſophiſche Schriften des Herrn Moſes Mendelsſohn, zweyter Theil, S. 4.

Oedip ſich entſetzt, indem das große Geheimniß ſich plötzlich entwickelt; wenn Monime erſchrickt, als ſie den eiferſüchtigen Mithridates ſich entfärben ſieht; wenn die tugendhafte Desdemona ſich fürchtet, da ſie ihren ſonſt zärtlichen Othello ſo drohend mit ihr reden höret: was empfinden wir da? Immer noch Mitleiden! Aber mitleidiges Entſetzen, mitleidige Furcht, mitleidiges Schrecken. Die Bewegungen ſind verſchieden, allein das Weſen der Empfindungen iſt in allen Fällen einerley. Denn, da jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden iſt, uns an die Stelle des Geliebten zu ſetzen: ſo müſſen wir alle Arten von Leiden mit der geliebten Perſon theilen, welches man nachdrücklich Mitleiden nennet. Warum ſollten alſo nicht auch Furcht, Schrecken, Zorn, Eiferſucht, Rachbegier, und überhaupt alle Arten von unangenehmen Empfindungen, ſogar den Neid nicht ausgenommen, aus Mitleiden entſtehen können? — Man ſieht hieraus, wie gar ungeſchickt der gröſte Theil der Kunſtrichter die tragiſchen Leidenſchaften in Schrecken und Mitleiden eintheilet. Schrecken und Mitleiden! Iſt denn das theatraliſche Schrecken kein Mitleiden? Für wen erſchrickt der Zuſchauer, wenn Merope auf ihren eignen Sohn den Dolch ziehet? Gewiß nicht für ſich, ſondern für den Aegiſth, deſſen Erhaltung man ſo ſehr wünſchet, und für die betrogne Königin, die ihn für den Mörder ihres Sohnes anſiehet. Wollen wir aber nur die Unluſt über das gegenwärtige Uebel eines andern, Mitleiden nennen: ſo müſſen wir nicht nur das Schrecken, ſondern alle übrige Leidenſchaften, die uns von einem andern mitgetheilet werden, von dem eigentlichen Mitleiden unterſcheiden. „ —

LXXV.

Den 19ten Januar 1768.

Dieſe Gedanken ſind ſo richtig, ſo klar, ſo einleuchtend, daß uns dünkt, ein jeder hätte ſie haben können, und haben müſſen. Gleichwohl will ich die ſcharfſinnigen Bemerkungen des neuen Philoſophen dem alten nicht unterſchieben; ich kenne jenes Verdienſte um die Lehre von den vermiſchten Empfindungen zu wohl; die wahre Theorie derſelben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er ſo vortrefflich auseinandergeſetzt hat, das kann doch Ariſtoteles im Ganzen ungefehr empfunden haben: wenigſtens iſt es unläugbar, daß Ariſtoteles entweder muß geglaubt haben, die Tragödie könne und ſolle nichts als das eigentliche Mitleid, nichts als die Unluſt über das gegenwärtige Uebel eines andern, erwecken, welches ihm ſchwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenſchaften überhaupt, die uns von einem andern mitgetheilet werden, unter dem Worte Mitleid begriffen.

Denn er, Ariſtoteles, iſt es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragiſchen Leidenſchaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falſch verſtanden, falſch überſetzt. Er ſpricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und ſeine Furcht iſt durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorſtehende Uebel eines andern, für dieſen andern, erweckt, ſondern es iſt die Furcht, welche aus unſerer Aehnlichkeit mit der leidenden Perſon für uns ſelbſt entſpringt; es iſt die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über dieſe verhänget ſehen, uns ſelbſt treffen können; es iſt die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenſtand ſelbſt werden können. Mit einem Worte: dieſe Furcht iſt das auf uns ſelbſt bezogene Mitleid.

Ariſtoteles will überall aus ſich ſelbſt erklärt werden. Wer uns einen neuen Kommentar über ſeine Dichtkunſt liefern will, welcher den Dacierſchen weit hinter ſich läßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philoſophen vom Anfange bis zum Ende zu leſen. Er wird Aufſchlüſſe für die Dichtkunſt finden, wo er ſich deren am wenigſten vermuthet; beſonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral ſtudiren. Man ſollte zwar denken, dieſe Aufſchlüſſe müßten die Scholaſtiker, welche die Schriften des Ariſtoteles an den Fingern wußten, längſt gefunden haben. Doch die Dichtkunſt war gerade diejenige von ſeinen Schriften, um die ſie ſich am wenigſten bekümmerten. Dabey fehlten ihnen andere Kenntniſſe, ohne welche jene Aufſchlüſſe wenigſtens nicht fruchtbar werden konnten: ſie kannten das Theater und die Meiſterſtücke deſſelben nicht.

Die authentiſche Erklärung dieſer Furcht, welche Ariſtoteles dem tragiſchen Mitleid beyfüget, findet ſich in dem fünften und achten Kapitel des zweyten Buchs ſeiner Rhetorik. Es war gar nicht ſchwer, ſich dieſer Kapitel zu erinnern; gleichwohl hat ſich vielleicht keiner ſeiner Ausleger ihrer erinnert, wenigſtens hat keiner den Gebrauch davon gemacht, der ſich davon machen läßt. Denn auch die, welche ohne ſie einſahen, daß dieſe Furcht nicht das mitleidige Schrecken ſey, hätten noch ein wichtiges Stück aus ihnen zu lernen gehabt: die Urſache nemlich, warum der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum nur die Furcht, warum keine andere Leidenſchaft, und warum nicht mehrere Leidenſchaften, beygeſellet habe. Von dieſer Urſache wiſſen ſie nichts, und ich möchte wohl hören, was ſie aus ihrem Kopfe antworten würden, wenn man ſie fragte: warum z. E. die Tragödie nicht eben ſowohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht, erregen könne und dürfe?

Es beruhet aber alles auf dem Begriffe, den ſich Ariſtoteles von dem Mitleiden gemacht hat. Er glaubte nemlich, daß das Uebel, welches der Gegenſtand unſers Mitleidens werden ſolle, nothwendig von der Beſchaffenheit ſeyn müſſe, daß wir es auch für uns ſelbſt, oder für eines von den Unſrigen, zu befürchten hätten. Wo dieſe Furcht nicht ſey, könne auch kein Mitleiden Statt finden. Denn weder der, den das Unglück ſo tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für ſich zu fürchten ſähe, noch der, welcher ſich ſo vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreiſe, woher ihm ein Unglück zuſtoſſen könne, weder der Verzweifelnde noch der Uebermüthige, pflege mit andern Mitleid zu haben. Er erkläret daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige, eines durch das andere. Alles das, ſagt er, iſt uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wäre, oder begegnen ſollte, unſer Mitleid erwecken würde[*]: und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns ſelbſt bevorſtünde. Nicht genug alſo, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben ſollen, ſein Unglück nicht verdiene, ob er es ſich ſchon durch irgend eine Schwachheit zugezogen: ſeine gequälte Unſchuld, oder vielmehr ſeine zu hart heimgeſuchte Schuld, ſey für uns verlohren, ſey nicht vermögend, unſer Mitleid zu erregen, wenn wir keine

---

[*] Ὡς δ' ἁπλῶς εἰπεῖν, φοβερά ἐστιν ὅσα ἐφ' ἑτέρων γιγνόμενα, ἢ μέλλοντα, ἐλεεινά ἐστιν. Ich weiß nicht, was dem Aemilius Portus (in ſeiner Ausg. der Rhet. Spiræ 1598.) eingekommen iſt, dieſes zu überſetzen: Denique ut ſimpliciter loquar, formidabilia ſunt, quæcunque ſimulac in aliorum poteſtatem venerunt, vel ventura ſunt, miſeranda ſunt. Es muß ſchlechtweg heiſſen, quæcunque aliis evenerunt, vel eventura ſunt.

Möglichkeit ſähen, daß uns ſein Leiden auch treffen könne. Dieſe Möglichkeit aber finde ſich alsdenn, und könne zu einer großen Wahrſcheinlichkeit erwachſen, wenn ihn der Dichter nicht ſchlimmer mache, als wir gemeiniglich zu ſeyn pflegen, wenn er ihn vollkommen ſo denken und handeln laſſe, als wir in ſeinen Umſtänden würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigſtens glauben, daß wir hätten denken und handeln müſſen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne ſchildere. Aus dieſer Gleichheit entſtehe die Furcht, daß unſer Schickſal gar leicht dem ſeinigen eben ſo ähnlich werden könne, als wir ihm zu ſeyn uns ſelbſt fühlen: und dieſe Furcht ſey es, welche das Mitleid gleichſam zur Reife bringe.

So dachte Ariſtoteles von dem Mitleiden, und nur hieraus wird die wahre Urſache begreiflich, warum er in der Erklärung der Tragödie, nächſt dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht als ob dieſe Furcht hier eine beſondere, von dem Mitleiden unabhängige Leidenſchaft ſey, welche bald mit bald ohne dem Mitleid, ſo wie das Mitleid bald mit bald ohne ihr, erreget werden könne; welches die Mißdeutung des Corneille war: ſondern weil, nach ſeiner Erklärung des Mitleids, dieſes die Furcht nothwendig einſchließt; weil nichts unſer Mitleid erregt, als was zugleich unſere Furcht erwecken kann.

Corneille hatte ſeine Stücke ſchon alle geſchrieben, als er ſich hinſetzte, über die Dichtkunſt des Ariſtoteles zu kommentiren.[*] Er hatte funfzig Jahre für das Theater gearbeitet: und nach dieſer Erfahrung würde er uns unſtreitig vortreffliche Dinge über den alten dramatiſchen Koder haben ſagen können, wenn er ihn nur auch während der Zeit ſeiner Arbeit fleißiger zu Rathe gezogen hätte. Allein dieſes ſcheinet er, höchſtens nur in Abſicht auf die mechaniſchen Regeln der Kunſt, gethan zu haben. In den weſentlichern ließ er ſich um ihn unbekümmert, und als er am Ende fand, daß er wider ihn verſtoſſen, gleichwohl nicht wider ihn verſtoſſen haben wollte: ſo ſuchte er ſich durch Auslegungen zu helfen, und ließ ſeinen vorgeblichen Lehrmeiſter Dinge ſagen, an die er offenbar nie gedacht hatte.

---

[*] Je haſarderai quelque choſe ſur cinquante ans de travail pour la ſcène, ſagt er in ſeiner Abhandlung über das Drama. Sein erſtes Stück, Melite, war von 1625, und ſein letztes, Surena, von 1675; welches gerade die funfzig Jahre ausmacht, ſo daß es gewiß iſt, daß er, bey den Auslegungen des Ariſtoteles, auf alle ſeine Stücke ein Auge haben konnte, und hatte.

Corneille hatte Märtyrer auf die Bühne gebracht, und ſie als die vollkommenſten untadelhafteſten Perſonen geſchildert; er hatte die abſcheulichſten Ungeheuer in dem Pruſias, in dem Phokas, in der Kleopatra aufgeführt: und von beyden Gattungen behauptet Ariſtoteles, daß ſie zur Tragödie unſchicklich wären, weil beyde weder Mitleid noch Furcht erwecken könnten. Was antwortet Corneille hierauf? Wie fängt er es an, damit bey dieſem Widerſpruche weder ſein Anſehen, noch das Anſehen des Ariſtoteles leiden möge? "O, ſagt er, mit dem Ariſtoteles können wir uns hier leicht vergleichen.*) Wir dürfen nur annehmen, er habe eben nicht behaupten wollen, daß beyde Mittel zugleich, ſowohl Furcht als Mitleid, nöthig wären, um die Reinigung der Leidenſchaften zu bewirken, die er zu dem letzten Endzwecke der Tragödie macht: ſondern nach ſeiner Meynung ſey auch eines zureichend. — Wir können dieſe Erklärung, fährt er fort, aus ihm ſelbſt bekräftigen, wenn wir die Gründe recht erwägen, welche er von der Ausſchlieſſung derjenigen Begebenheiten, die er in den Trauerſpielen mißbilliget, giebt. Er ſagt niemals: dieſes oder jenes ſchickt ſich in die Tragödie nicht, weil es blos Mitleiden und keine Furcht erweckt; oder dieſes iſt daſelbſt unerträglich, weil es blos die Furcht erweckt, ohne das Mitleid zu erregen. Nein; ſondern er verwirft ſie deswegen, weil ſie, wie er ſagt, weder Mitleid noch Furcht zuwege bringen, und giebt uns dadurch zu erkennen, daß ſie ihm deswegen nicht gefallen, weil ihnen ſowohl das eine als das andere fehlet, und daß er ihnen ſeinen Beyfall nicht verſagen würde, wenn ſie nur eines von beyden wirkten.„

---

*) Il eſt aiſé de nous accommoder avec Ariſtote, &c.

LXXVI.

Den 22ten Januar 1768.

Aber das iſt grundfalſch! —— Ich kann mich nicht genug wundern, wie Dacier, der doch ſonſt auf die Verdrehungen ziemlich aufmerkſam war, welche Corneille von dem Texte des Ariſtoteles zu ſeinem Beſten zu machen ſuchte, dieſe größte von allen überſehen können. Zwar, wie konnte er ſie nicht überſehen, da es ihm nie einkam, des Philoſophen Erklärung vom Mitleid zu Rathe zu ziehen? — Wie geſagt, es iſt grundfalſch, was ſich Corneille einbildet. Ariſtoteles kann das nicht gemeynt haben, oder man müßte glauben, daß er ſeine eigene Erklärungen vergeſſen können, man müßte glauben, daß er ſich auf die handgreiflichſte Weiſe widerſprechen können. Wenn, nach ſeiner Lehre, kein Uebel eines andern unſer Mitleid erreget, was wir nicht für uns ſelbſt fürchten: ſo konnte er mit keiner Handlung in der Tragödie zufrieden ſeyn, welche nur Mitleid und keine Furcht erreget: denn er hielt die Sache ſelbſt für unmöglich; dergleichen Handlungen exiſtirten ihm nicht; ſondern ſobald ſie unſer Mitleid zu erwecken fähig wären, glaubte er, müßten ſie auch Furcht für uns erwecken; oder vielmehr, nur durch dieſe Furcht erweckten ſie Mitleid. Noch weniger konnte er ſich die Handlung einer Tragödie vorſtellen, welche Furcht für uns erregen könne, ohne zugleich unſer Mitleid zu erwecken: denn er war überzeugt, daß alles, was uns Furcht für uns ſelbſt errege, auch unſer Mitleid erwecken müſſe, ſobald wir andere damit bedrohet, oder betroffen erblickten; und das iſt eben der Fall der Tragödie, wo wir alle das Uebel, welches wir fürchten, nicht uns, ſondern andern begegnen ſehen.

Es iſt wahr, wenn Ariſtoteles von den Handlungen ſpricht, die ſich in die Tragödie nicht ſchicken, ſo bedient er ſich mehrmalen des Ausdrucks von ihnen, daß ſie weder Mitleid noch Furcht erwecken. Aber deſto ſchlimmer, wenn ſich Corneille durch dieſes **weder noch** verführen laſſen. Dieſe disjunktive Partikeln involviren nicht immer, was er ſie involviren läßt. Denn wenn wir zwey oder mehrere Dinge von einer Sache durch ſie verneinen, ſo kömmt es darauf an, ob ſich dieſe Dinge eben ſowohl in der Natur von einander trennen laſſen, als wir ſie in der Abſtraktion und durch den ſymboliſchen Ausdruck trennen können, wenn die Sache dem ohngeachtet noch beſtehen ſoll, ob ihr ſchon das eine oder das andere von dieſen Dingen fehlt. Wenn wir z. E. von einem Frauenzimmer ſagen, ſie ſey weder ſchön noch witzig: ſo wollen wir allerdings ſagen, wir würden zufrieden ſeyn, wenn ſie auch nur eines von beyden wäre; denn Witz und Schönheit laſſen ſich nicht blos in Gedanken trennen, ſondern ſie ſind wirklich getrennet. Aber wenn wir ſagen, dieſer Menſch glaubt weder Himmel noch Hölle: wollen wir damit auch ſagen, daß wir zufrieden ſeyn würden, wenn er nur eines von beyden glaubte, wenn er nur den Himmel und keine Hölle, oder nur die Hölle und keinen Himmel glaubte? Gewiß nicht: denn wer das eine glaubt, muß nothwendig auch das andere glauben; Himmel und Hölle, Strafe und Belohnung ſind relativ; wenn das eine iſt, iſt auch das andere. Oder, um mein Exempel aus einer verwandten Kunſt zu nehmen; wenn wir ſagen, dieſes Gemählde taugt nichts, denn es hat weder Zeichnung noch Kolorit: wollen wir damit ſagen, daß ein gutes Gemählde ſich mit einem von beyden begnügen könne? —— Das iſt ſo klar!

Allein, wie, wenn die Erklärung, welche Ariſtoteles von dem Mitleiden giebt, falſch wäre? Wie, wenn wir auch mit Uebeln und Unglücksfällen Mitleid fühlen könnten, die wir für uns ſelbſt auf keine Weiſe zu beſorgen haben?

Es iſt wahr: es braucht unſerer Furcht nicht, um Unluſt über das phyſikaliſche Uebel eines Gegenſtandes zu empfinden, den wir lieben. Dieſe Unluſt entſtehet blos aus der Vorſtellung der Unvollkommenheit, ſo wie unſere Liebe aus der Vorſtellung der Vollkommenheiten deſſelben; und aus dem Zuſammenfluſſe dieſer Luſt und Unluſt entſpringet die vermiſchte Empfindung, welche wir Mitleid nennen.

Jedoch auch ſo nach glaube ich nicht, die Sache des Ariſtoteles nothwendig aufgeben zu müſſen.

Denn wenn wir auch ſchon, ohne Furcht für uns ſelbſt, Mitleid für andere empfinden können: ſo iſt es doch unſtreitig, daß unſer Mitleid, wenn jene Furcht dazu kömmt, weit lebhafter und ſtärker und anzüglicher wird, als es ohne ſie ſeyn kann. Und was hindert uns, anzunehmen, daß die vermiſchte Empfindung über das phyſikaliſche Uebel eines geliebten Gegenſtandes, nur allein durch die dazukommende Furcht für uns, zu dem Grade erwächſt, in welchem ſie Affekt genannt zu werden verdienet?

Ariſtoteles hat es wirklich angenommen. Er betrachtet das Mitleid nicht nach ſeynen primitiven Regungen, er betrachtet es blos als Affekt. Ohne jene zu verkennen, verweigert er nur dem Funke den Namen der Flamme. Mitleidige Regungen, ohne Furcht für uns ſelbſt, nennt er Philanthropie: und nur den ſtärkern Regungen dieſer Art, welche mit Furcht für uns ſelbſt verknüpft ſind, giebt er den Namen des Mitleids. Alſo behauptet er zwar, daß das Unglück eines Böſewichts weder unſer Mitleid noch unſere Furcht errege: aber er ſpricht ihm darum nicht alle Rührung ab. Auch der Böſewicht iſt noch Menſch, iſt noch ein Weſen, das bey allen ſeinen moraliſchen Unvollkommenheiten, Vollkommenheiten genug behält, um ſein Verderben, ſeine Zernichtung lieber nicht zu wollen, um bey dieſer etwas mitleidähnliches, die Elemente des Mitleids gleichſam, zu empfinden. Aber, wie ſchon geſagt, dieſe mitleidähnliche Empfindung nennt er nicht Mitleid, ſondern Philanthropie. “Man muß, ſagt er, keinen Böſewicht aus unglücklichen in glückliche Umſtände gelangen laſſen: denn das iſt das untragiſchſte, was nur ſeyn kann; es hat nichts von allem, was es haben ſollte; es erweckt weder Philanthropie, noch Mitleid, noch Furcht. Auch muß es kein völliger Böſewicht ſeyn, der aus glücklichen Umſtänden in unglückliche verfällt; denn eine dergleichen Begebenheit kann zwar Philanthropie, aber weder Mitleid noch Furcht erwecken.„ Ich kenne nichts kahleres und abgeſchmackteres, als die gewöhnlichen Ueberſetzungen dieſes Wortes Philanthropie. Sie geben nemlich das Adjektivum davon im Lateiniſchen durch hominibus gratum; im Franzöſiſchen durch ce que peut faire quelque plaiſir; und im Deutſchen durch “was Vergnügen machen kann.„ Der einzige Goulſton, ſo viel ich finde, ſcheinet den Sinn des Philoſophen nicht verfehlt zu haben; indem er das φιλανθρωπον durch quod humanitatis ſenſu tangat überſetzt. Denn allerdings iſt unter dieſer Philanthropie, auf welche das Unglück auch eines Böſewichts Anſpruch macht, nicht die Freude über ſeine verdiente Beſtrafung, ſondern das ſympathetiſche Gefühl der Menſchlichkeit zu verſtehen, welches, Trotz der Vorſtellung, daß ſein Leiden nichts als Verdienſt ſey, dennoch in dem Augenblick des Leidens, in uns ſich für ihn reget. Herr Curtius will zwar dieſe mitleidige Regungen für einen unglücklichen Böſewicht, nur auf eine gewiſſe Gattung der ihn treffenden Uebel einſchränken. "Solche Zufälle des Laſterhaften, ſagt er, die weder Schrecken noch Mitleid in uns wirken, müſſen Folgen ſeines Laſters ſeyn: denn treffen ſie ihn zufällig, oder wohl gar unſchuldig, ſo behält er in dem Herzen der Zuſchauer die Vorrechte der Menſchlichkeit, als welche auch einem unſchuldig leidenden Gottloſen ihr Mitleid nicht verſagt.„ Aber er ſcheinet dieſes nicht genug überlegt zu haben. Denn auch dann noch, wenn das Unglück, welches den Böſewicht befällt, eine unmittelbare Folge ſeines Verbrechens iſt, können wir uns nicht entwehren, bey dem Anblicke dieſes Unglücks mit ihm zu leiden.

" Seht jene Menge, ſagt der Verfaſſer der Briefe über die Empfindungen, die ſich um einen Verurtheilten in dichte Haufen drenget. Sie haben alle Greuel vernommen, die der Laſterhafte begangen; ſie haben ſeinen Wandel, und vielleicht ihn ſelbſt verabſcheuet. Jetzt ſchleppt man ihn entſtellt und ohnmächtig auf das entſetzliche Schaugerüſte. Man arbeitet ſich durch das Gewühl, man ſtellt ſich auf die Zähen, man klettert die Dächer hinan, um die Züge des Todes ſein Geſicht entſtellen zu ſehen. Sein

Urtheil iſt geſprochen; ſein Henker naht ſich ihm; ein Augenblick wird ſein Schickſal entſcheiden. Wie ſehnlich wünſchen jetzt aller Herzen, daß ihm verziehen würde! Ihm? dem Gegenſtande ihres Abſcheues, den ſie einen Augenblick vorher ſelbſt zum Tode verurtheilet haben würden? Wodurch wird jetzt ein Strahl der Menſchenliebe wiederum bey ihnen rege? Iſt es nicht die Annäherung der Strafe, der Anblick der entſetzlichſten phyſikaliſchen Uebel, die uns ſogar mit einem Ruchloſen gleichſam ausſöhnen, und ihm unſere Liebe erwerben? Ohne Liebe könnten wir unmöglich mitleidig mit ſeinem Schickſale ſeyn.

Und eben dieſe Liebe, ſage ich, die wir gegen unſern Nebenmenſchen unter keinerley Umſtänden ganz verlieren können, die unter der Aſche, mit welcher ſie andere ſtärkere Empfindungen überdecken, unverlöſchlich fortglimmet, und gleichſam nur einen günſtigen Windſtoß von Unglück und Schmerz und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen; eben dieſe Liebe iſt es, welche Ariſtoteles unter dem Namen der Philanthropie verſtehet. Wir haben Recht, wenn wir ſie mit unter dem Namen des Mitleids begreifen. Aber Ariſtoteles hatte auch nicht Unrecht, wenn er ihr einen eigenen Namen gab, um ſie, wie geſagt, von dem höchſten Grade der mitleidigen Empfindungen, in welchem ſie, durch die Dazukunft einer wahrſcheinlichen Furcht für uns ſelbſt, Affekt werden, zu unterſcheiden.

LXXVII.

Den 26ten Januar 1768.

Einem Einwurfe iſt hier noch vorzukommen. Wenn Ariſtoteles dieſen Begriff von dem Affekte des Mitleids hatte, daß er nothwendig mit der Furcht für uns ſelbſt verknüpft ſeyn müſſe: was war es nöthig, der Furcht noch insbeſondere zu erwähnen? Das Wort Mitleid ſchloß ſie ſchon in ſich, und es wäre genug geweſen, wenn er blos geſagt hätte: die Tragödie ſoll durch Erregung des Mitleids die Reinigung unſerer Leidenſchaft bewirken. Denn der Zuſatz der Furcht ſagt nichts mehr, und macht das, was er ſagen ſoll, noch dazu ſchwankend und ungewiß.

Ich antworte: wenn Ariſtoteles uns blos hätte lehren wollen, welche Leidenſchaften die Tragödie erregen könne und ſolle, ſo würde er ſich den Zuſatz der Furcht allerdings haben erſparen können, und ohne Zweifel ſich wirklich erſparet haben; denn nie war ein Philoſoph ein größerer Wortſparer, als er. Aber er wollte uns zugleich lehren, welche Leidenſchaften, durch die in der Tragödie erregten, in uns gereiniget werden ſollten; und in dieſer Abſicht mußte er der Furcht insbeſondere gedenken. Denn obſchon, nach ihm, der Affekt des Mitleids, weder in noch außer dem Theater, ohne Furcht für uns ſelbſt ſeyn kann; ob ſie ſchon ein nothwendiges Ingredienz des Mitleids iſt: ſo gilt dieſes doch nicht auch umgekehrt, und das Mitleid für andere iſt kein Ingredienz der Furcht für uns ſelbſt. Sobald die Tragödie aus iſt, höret unſer Mitleid auf, und nichts bleibt von allen den empfundenen Regungen in uns zurück, als die wahrſcheinliche Furcht, die uns das bemitleidete Uebel für uns ſelbſt ſchöpfen laſſen. Dieſe nehmen wir mit; und ſo wie ſie, als Ingredienz des Mitleids, das Mitleid reinigen helfen, ſo hilft ſie nun auch, als eine vor ſich fortdauernde Leidenſchaft, ſich ſelbſt reinigen. Folglich, um anzuzeigen, daß ſie dieſes thun könne und wirklich thue, fand es Ariſtoteles für nöthig, ihrer insbeſondere zu gedenken.

Es iſt unſtreitig, daß Ariſtoteles überhaupt keine ſtrenge logiſche Definition von der Tragödie geben wollen. Denn ohne ſich auf die blos weſentlichen Eigenſchaften derſelben einzuſchränken, hat er verſchiedene zufällige hineingezogen, weil ſie der damalige Gebrauch nothwendig gemacht hatte. Dieſe indeß abgerechnet, und die übrigen Merkmale in einander reduciret, bleibt eine vollkommen genaue Erklärung übrig: die nemlich, daß die Tragödie, mit einem Worte, ein Gedicht iſt, welches Mitleid erreget. Ihrem Geſchlechte nach, iſt ſie die Nachahmung einer Handlung; ſo wie die Epopee und die Komödie: ihrer Gattung aber nach, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung. Aus dieſen beyden Begriffen laſſen ſich vollkommen alle ihre Regeln herleiten: und ſogar ihre dramatiſche Form iſt daraus zu beſtimmen.

An dem letztern dürfte man vielleicht zweifeln. Wenigſtens wüßte ich keinen Kunſtrichter zu nennen, dem es nur eingekommen wäre, es zu verſuchen. Sie nehmen alle die dramatiſche Form der Tragödie als etwas Hergebrachtes an, das nun ſo iſt, weil es einmal ſo iſt, und das man ſo läßt, weil man es gut findet. Der einzige Ariſtoteles hat die Urſache ergründet, aber ſie bey ſeiner Erklärung mehr vorausgeſetzt, als deutlich angegeben. “ Die Tragödie, ſagt er, iſt die Nachahmung einer Handlung, — die nicht vermittelſt der Erzählung, ſondern vermittelſt des Mitleids und der Furcht, die Reinigung dieſer und dergleichen Leidenſchaften bewirket. „ So drückt er ſich von Wort zu Wort aus. Wem ſollte hier nicht der ſonderbare Gegenſatz, “ nicht vermittelſt der Erzählung, ſondern vermittelſt des Mitleids und der Furcht, „ befremden? Mitleid und Furcht ſind die Mittel, welche die Tragödie braucht, um ihre Abſicht zu erreichen: und die Erzählung kann ſich nur auf die Art und Weiſe beziehen, ſich dieſer Mittel zu bedienen, oder nicht zu bedienen. Scheinet hier alſo Ariſtoteles nicht einen Sprung zu machen? Scheinet hier nicht offenbar der eigentliche Gegenſatz der Erzählung, welches die dramatiſche Form iſt, zu fehlen? Was thun aber die Ueberſetzer bey dieſer Lücke? Der eine umgeht ſie ganz behutſam: und der andere füllt ſie, aber nur mit Worten. Alle finden weiter nichts darinn, als eine vernachläßigte Wortfügung, an die ſie ſich nicht halten zu dürfen glauben, wenn ſie nur den Sinn des Philoſophen liefern. Dacier überſetzt: d'une action — qui, ſans le ſecours de la narration, par le moyen de la compaſſion & de la terreur u. ſ. w.; und Curtius: “einer Handlung, welche nicht durch die Erzählung des Dichters, ſondern (durch Vorſtellung der Handlung ſelbſt) uns, vermittelſt des Schreckens und Mitleids, von den Fehlern der vorgeſtellten Leidenſchaften reiniget.„ O, ſehr recht! Beyde ſagen, was Ariſtoteles ſagen will, nur daß ſie es nicht ſo ſagen, wie er es ſagt. Gleichwohl iſt auch an dieſem Wie gelegen; denn es iſt wirklich keine blos vernachläßigte Wortfügung. Kurz, die Sache iſt dieſe: Ariſtoteles bemerkte, daß das Mitleid nothwendig ein vorhandenes Uebel erfodere; daß wir längſt vergangene oder fern in der Zukunft bevorſtehende Uebel entweder gar nicht, oder doch bey weitem nicht ſo ſtark bemitleiden können, als ein anweſendes; daß es folglich nothwendig ſey, die Handlung, durch welche wir Mitleid erregen wollen, nicht als vergangen, das iſt, nicht in der erzählenden Form, ſondern als gegenwärtig, das iſt, in der dramatiſchen Form, nachzuahmen. Und nur dieſes, daß unſer Mitleid durch die Erzählung wenig oder gar nicht, ſondern faſt einzig und allein durch die gegenwärtige Anſchauung erreget wird, nur dieſes berechtigte ihn, in der Erklärung anſtatt der Form der Sache, die Sache gleich ſelbſt zu ſetzen, weil dieſe Sache nur dieſer einzigen Form fähig iſt. Hätte er es für möglich gehalten, daß unſer Mitleid auch durch die Erzählung erregt werden könne: ſo würde es allerdings ein ſehr fehlerhafter Sprung geweſen ſeyn, wenn er geſagt hätte, "nicht durch die Erzählung, ſondern durch Mitleid und Furcht." Da er aber überzeugt war, daß Mitleid und Furcht in der Nachahmung nur durch die einzige dramatiſche Form zu erregen ſey: ſo konnte er ſich dieſen Sprung, der Kürze wegen, erlauben. — Ich verweiſe desfalls auf das nehmliche neunte Kapitel des zweyten Buchs ſeiner Rhetorik.*)

Was endlich den moraliſchen Endzweck anbelangt, welchen Ariſtoteles der Tragödie giebt, und den er mit in die Erklärung derſelben bringen zu müſſen glaubte: ſo iſt bekannt, wie ſehr, beſonders in den neuern Zeiten, darüber geſtritten worden. Ich getraue mich aber zu erweiſen, daß alle, die ſich dawider erklärt, den Ariſtoteles nicht verſtanden haben. Sie haben ihm alle ihre eigenen Gedanken untergeſchoben, ehe ſie gewiß wußten, welches ſeine wären. Sie beſtreiten Grillen, die ſie ſelbſt gefangen, und bilden ſich ein, wie unwiderſprechlich ſie den Philoſophen widerlegen, indem ſie ihr eigenes Hirngeſpinſte zu Schanden machen. Ich kann mich in die nähere Erörterung dieſer Sache hier nicht einlaſſen. Damit ich jedoch nicht ganz ohne Beweis zu ſprechen ſcheine, will ich zwey Anmerkungen machen.

I. Sie laſſen den Ariſtoteles ſagen, "die Tragödie ſoll uns, vermittelſt des Schreckens und Mitleids, von den Fehlern der vorgeſtellten Leidenſchaften reinigen." Der vorgeſtellten? Alſo, wenn der Held durch Neugierde, oder

---

*) Επει δ' εγγυς φαινομενα τα παθη, ἐλεεινα ἐστι, τα δε μυριοστον ἐτος γενομενα, ἢ ἐσομενα, οὐτ' ἐλπιζοντες, οὐτε μεμνημενοι, ἢ ὁλως οὐκ ἐλεουσιν, ἢ οὐχ ὁμοιως. ἀναγκη τους συναπεργαζομενους σχημασι και φωναις, και ἐσθητι, και ὁλως τῃ ὑποκρισει, ἐλεεινοτερους εἰναι.

Ehrgeiz, oder Liebe, oder Zorn unglücklich wird: ſo iſt es unſere Neugierde, unſer Ehrgeiz, unſere Liebe, unſer Zorn, welchen die Tragödie reinigen ſoll? Das iſt dem Ariſtoteles nie in den Sinn gekommen. Und ſo haben die Herren gut ſtreiten; ihre Einbildung verwandelt Windmühlen in Rieſen; ſie jagen, in der gewiſſen Hoffnung des Sieges, darauf los, und kehren ſich an keinen Sancho, der weiter nichts als geſunden Menſchenverſtand hat, und ihnen auf ſeinem bedächtlichern Pferde hinten nach ruft, ſich nicht zu übereilen, und doch nur erſt die Augen recht aufzuſperren. Των τοιουτων παθηματων, ſagt Ariſtoteles, und das heißt nicht, der vorgeſtellten Leidenſchaften; das hätten ſie überſetzen müſſen durch, dieſer und dergleichen, oder, der erweckten Leidenſchaften. Das τοιουτων bezieht ſich lediglich auf das vorhergehende Mitleid und Furcht; die Tragödie ſoll unſer Mitleid und unſere Furcht erregen, blos um dieſe und dergleichen Leidenſchaften, nicht aber alle Leidenſchaften ohne Unterſchied zu reinigen. Er ſagt aber τοιουτων und nicht τουτων; er ſagt, dieſer und dergleichen, und nicht blos, dieſer: um anzuzeigen, daß er unter dem Mitleid, nicht blos das eigentlich ſogenannte Mitleid, ſondern überhaupt alle philantropiſche Empfindungen, ſo wie unter der Furcht nicht blos die Unluſt über ein uns bevorſtehendes Uebel, ſondern auch jede damit verwandte Unluſt, auch die Unluſt über ein gegenwärtiges, auch die Unluſt über ein vergangenes Uebel, Betrübniß und Gram, verſtehe. In dieſem ganzen Umfange ſoll das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, unſer Mitleid und unſere Furcht reinigen; aber auch nur dieſe reinigen, und keine andere Leidenſchaften. Zwar können ſich in der Tragödie auch zur Reinigung der andern Leidenſchaften, nützliche Lehren und Beyſpiele finden; doch ſind dieſe nicht ihre Abſicht; dieſe hat ſie mit der Epopee und

Komödie gemein, inſofern ſie ein Gedicht, die Nachahmung einer Handlung überhaupt iſt, nicht aber inſofern ſie Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung insbeſondere iſt. Beſſern ſollen uns alle Gattungen der Poeſie: es iſt kläglich, wenn man dieſes erſt beweiſen muß; noch kläglicher iſt es, wenn es Dichter giebt, die ſelbſt daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles beſſern; wenigſtens nicht jedes ſo vollkommen, wie das andere; was aber jede am vollkommenſten beſſern kann, worinn es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein iſt ihre eigentliche Beſtimmung.

LXXVIII.

Den 29ten Januar 1768.

2. Da die Gegner des Ariſtoteles nicht in Acht nahmen, was für Leidenſchaften er eigentlich, durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie, in uns gereiniget haben wollte: ſo war es natürlich, daß ſie ſich auch mit der Reinigung ſelbſt irren mußten. Ariſtoteles verſpricht am Ende ſeiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenſchaften durch die Muſik redet, von dieſer Reinigung in ſeiner Dichtkunſt weitläuftiger zu handeln. "Weil man aber, ſagt Corneille, ganz und gar nichts von dieſer Materie darinn findet, ſo iſt der größte Theil ſeiner Ausleger auf die Gedanken gerathen, daß ſie nicht ganz auf uns gekommen ſey." Gar nichts? Ich meines Theils glaube, auch ſchon in dem, was uns von ſeiner Dichtkunſt noch übrig, es mag viel oder wenig ſeyn, alles zu finden, was er einem, der mit ſeiner Philoſophie ſonſt nicht ganz un-

bekannt iſt, über dieſe Sache zu ſagen für nöthig halten konnte. Corneille ſelbſt bemerkte eine Stelle, die uns, nach ſeiner Meynung, Licht genug geben könne, die Art und Weiſe zu entdecken, auf welche die Reinigung der Leidenſchaften in der Tragödie geſchehe: nemlich die, wo Ariſtoteles ſagt, “das Mitleid verlange einen, der unverdient leide, und die Furcht einen unſers gleichen.„ Dieſe Stelle iſt auch ſehr wichtig, nur daß Corneille einen falſchen Gebrauch davon machte, und nicht wohl anders als machen konnte, weil er einmal die Reinigung der Leidenſchaften überhaupt im Kopfe hatte. “Das Mitleid mit dem Unglücke, ſagt er, von welchem wir unſers gleichen befallen ſehen, erweckt in uns die Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne; dieſe Furcht erweckt die Begierde, ihm auszuweichen; und dieſe Begierde ein Beſtreben, die Leidenſchaft, durch welche die Perſon, die wir bedauern, ſich ihr Unglück vor unſern Augen zuziehet, zu reinigen, zu mäßigen, zu beſſern, ja gar auszurotten; indem einem jeden die Vernunft ſagt, daß man die Urſache abſchneiden müſſe, wenn man die Wirkung vermeiden wolle.„ Aber dieſes Raiſonnement, welches die Furcht blos zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung der Leidenſchaften bewirkt, iſt falſch, und kann unmöglich die Meynung des Ariſtoteles ſeyn; weil ſo nach die Tragödie gerade alle Leidenſchaften reinigen könnte, nur nicht die zwey, die Ariſtoteles ausdrücklich durch ſie gereiniget wiſſen will. Sie könnte unſern Zorn, unſere Neugierde, unſern Neid, unſern Ehrgeitz, unſern Haß und unſere Liebe reinigen, ſo wie es die eine oder die andere Leidenſchaft iſt, durch die ſich die bemitleidete Perſon ihr Unglück zugezogen. Nur unſer Mitleid und unſere Furcht müßte ſie ungereiniget laſſen. Denn Mitleid und Furcht ſind die Leidenſchaften, die in der Tragödie wir, nicht aber die handelnden Perſonen, empfinden; ſind die Leidenſchaften, durch welche die handelnden Perſonen uns rühren, nicht aber die, durch welche ſie ſich ſelbſt ihre Unfälle zuziehen. Es kann ein Stück geben, in welchem ſie beydes ſind: das weiß ich wohl. Aber noch kenne ich kein ſolches Stück: ein Stück nemlich, in welchem ſich die bemitleidete Perſon durch ein übelverſtandenes Mitleid, oder durch eine übelverſtandene Furcht ins Unglück ſtürze. Gleichwohl würde dieſes Stück das einzige ſeyn, in welchem, ſo wie es Corneille verſteht, das geſchehe, was Ariſtoteles will, daß es in allen Tragödien geſchehen ſoll: und auch in dieſem einzigen würde es nicht auf die Art geſchehen, auf die es dieſer verlangt. Dieſes einzige Stück würde gleichſam der Punkt ſeyn, in welchem zwey gegen einander ſich neigende gerade Linien zuſammentreffen, um ſich in alle Unendlichkeit nicht wieder zu begegnen. —— So gar ſehr konnte Dacier den Sinn des Ariſtoteles nicht verfehlen. Er war verbunden, auf die Worte ſeines Autors aufmerkſamer zu ſeyn, und dieſe beſagen es zu poſitiv, daß unſer Mitleid und unſere Furcht, durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie, gereiniget werden ſollen. Weil er aber ohne Zweifel glaubte, daß der Nutzen der Tragödie ſehr gering ſeyn würde, wenn er blos hierauf eingeſchränkt wäre: ſo ließ er ſich verleiten, nach der Erklärung des Corneille, ihr die ebenmäßige Reinigung auch aller übrigen Leidenſchaften beyzulegen. Wie nun Corneille dieſe für ſein Theil leugnete, und in Beyſpielen zeigte, daß ſie mehr ein ſchöner Gedanke, als eine Sache ſey, die gewöhnlicher Weiſe zur Wirklichkeit gelange: ſo mußte er ſich mit ihm in dieſe Beyſpiele ſelbſt einlaſſen, wo er ſich denn ſo in der Enge fand, daß er die gewaltſamſten Drehungen und Wendungen machen mußte, um ſeinen Ariſtoteles mit ſich durch zu bringen. Ich ſage, ſeinen Ariſtoles: denn der rechte iſt weit entfernt, ſolcher Drehungen und Wendungen zu bedürfen. Dieſer, um es abermals und abermals zu ſagen, hat an keine andere Leidenſchaften gedacht, welche das Mitleid und die Furcht der Tragödie reinigen ſolle, als an unſer Mitleid und unſere Furcht ſelbſt; und es iſt ihm ſehr gleichgültig, ob die Tragödie zur Reinigung der übrigen Leidenſchaften viel oder wenig beyträgt. An jene Reinigung hätte ſich Dacier allein halten ſollen: aber freylich hätte er ſodann auch einen vollſtändigern Begriff damit verbinden müſſen. “Wie die Tragödie, ſagt er, Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen, das iſt nicht ſchwer zu erklären. Sie erregt ſie, indem ſie uns das Unglück vor Augen ſtellet, in das unſers gleichen durch nicht vorſetzliche Fehler gefallen ſind; und ſie reiniget ſie, indem ſie uns mit dieſem nemlichen Unglücke bekannt macht, und uns dadurch lehret, es weder allzuſehr zu fürchten, noch allzuſehr davon gerührt zu werden, wann es uns wirklich ſelbſt treffen ſollte. — Sie bereitet die Menſchen, die allerwidrigſten Zufälle muthig zu ertragen, und macht die Allerelendeſten geneigt, ſich für glücklich zu halten, indem ſie ihre Unglücksfälle mit weit größern vergleichen, die ihnen die Tragödie vorſtellet. Denn in welchen Umſtänden kann ſich wohl ein Menſch finden, der bey Erblickung eines Oedips, eines Philoktets, eines Oreſts, nicht erkennen müßte, daß alle Uebel, die er zu erdulden, gegen die, welche dieſe Männer erdulden müſſen, gar nicht in Vergleichung kommen?„ Nun iſt das wahr; dieſe Erklärung kann dem Dacier nicht viel Kopfbrechens gemacht haben. Er fand ſie faſt mit den nemlichen Worten bey einem Stoiker, der immer ein Auge auf die Apathie hatte. Ohne ihm indeß einzuwenden, daß das Gefühl unſers eigenen Elendes nicht viel Mitleid neben ſich duldet; daß folglich bey dem Elenden, deſſen Mitleid nicht zu erregen iſt, die Reinigung oder Linderung ſeiner Betrübniß durch das Mitleid nicht erfolgen kann: will ich ihm alles, ſo wie er es ſagt, gelten laſſen. Nur fragen muß ich: wie viel er nun damit geſagt? Ob er im geringſten mehr damit geſagt, als, daß das Mitleid unſere Furcht reinige? Gewiß nicht: und das wäre doch nur kaum der vierte Theil der Forderung des Ariſtoteles. Denn wenn Ariſtoteles behauptet, daß die Tragödie Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen: wer ſieht nicht, daß dieſes weit mehr ſagt, als Dacier zu erklären für gut befunden? Denn, nach den verſchiedenen Kombinationen der hier vorkommenden Begriffe, muß der, welcher den Sinn des Ariſtoteles ganz erſchöpfen will, ſtückweiſe zeigen, 1. wie das tragiſche Mitleid unſer Mitleid, 2. wie die tragiſche Furcht unſere Furcht, 3. wie das tragiſche Mitleid unſere Furcht, und 4. wie die tragiſche Furcht unſer Mitleid reinigen könne und wirklich reinige. Dacier aber hat ſich nur an den dritten Punkt gehalten, und auch dieſen nur ſehr ſchlecht, und auch dieſen nur zur Helfte erläutert. Denn wer ſich um einen richtigen und vollſtändigen Begriff von der Ariſtoteliſchen Reinigung der Leidenſchaften bemüht hat, wird finden, daß jeder von jenen vier Punkten einen doppelten Fall in ſich ſchließet. Da nemlich, es kurz zu ſagen, dieſe Reinigung in nichts anders beruhet, als in der Verwandlung der Leidenſchaften in tugendhafte Fertigkeiten, bey jeder Tugend aber, nach unſerm Philoſophen, ſich diſſeits und jenſeits ein Extremum findet, zwiſchen welchem ſie inne ſtehet: ſo muß die Tragödie, wenn ſie unſer Mitleid in Tugend verwandeln ſoll, uns von beyden Extremis des Mitleids zu reinigen vermögend ſeyn; welches auch von der Furcht zu verſtehen. Das tragiſche Mitleid muß nicht allein, in Anſehung des Mitleids, die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, ſondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragiſche Furcht muß nicht allein, in Anſehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher ſich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, ſondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteſte, auch das unwahrſcheinlichſte, in Angſt ſetzet. Gleichfalls muß das tragiſche Mitleid, in Anſehung der Furcht, dem was zu viel, und dem was zu wenig, ſteuern: ſo wie hinwiederum die tragiſche Furcht, in Anſehung des Mitleids. Dacier aber, wie geſagt, hat nur gezeigt, wie das tragiſche Mitleid unſere allzu große Furcht mäßige: und noch nicht einmal, wie es dem gänzlichen Mangel derſelben abhelfe, oder ſie in den, welcher allzu wenig von ihr empfindet, zu einem heilſamern Grade erhöhe; geſchweige, daß er auch das Uebrige ſollte gezeigt haben. Die nach ihm gekommen, haben, was er unterlaſſen, auch im geringſten nicht ergänzet; aber wohl ſonſt, um nach ihrer Meynung, den Nutzen der Tragödie völlig außer Streit zu ſetzen, Dinge dahin gezogen, die dem Gedichte überhaupt, aber keinesweges der Tragödie, als Tragödie, insbeſondere zukommen; z. E. daß ſie die Triebe der Menſchlichkeit nähren und ſtärken; daß ſie Liebe zur Tugend und Haß gegen das Laſter wirken ſolle, u. ſ. w. *) Lieber! welches Gedicht ſollte das nicht? Soll es aber ein jedes: ſo kann es nicht das unterſcheidende Kennzeichen der Tragödie ſeyn; ſo kann es nicht das ſeyn, was wir ſuchten.

---

*) Hr. Curtius in ſeiner Abhandlung von der Abſicht des Trauerſpiels, hinter der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt.

LXXIX.

Den 2ten Februar 1768.

Und nun wieder auf unſern Richard zu kommen. —— Richard alſo erweckt eben ſo wenig Schrecken, als Mitleid: weder Schrecken in dem gemißbrauchten Verſtande, für die plötzliche Ueberraſchung des Mitleids; noch in dem eigentlichen Verſtande des Ariſtoteles, für heilſame Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne. Denn wenn er dieſe erregte, würde er auch Mitleid erregen; ſo gewiß er hinwiederum Furcht erregen würde, wenn wir ihn unſers Mitleids nur im geringſten würdig fänden. Aber er iſt ſo ein abſcheulicher Kerl, ſo ein eingefleiſchter Teufel, in dem wir ſo völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns ſelbſt finden, daß ich glaube, wir könnten ihn vor unſern Augen den Martern der Hölle übergeben ſehen, ohne das geringſte für ihn zu empfinden, ohne im geringſten zu fürchten, daß, wenn ſolche Strafe nur auf ſolche Verbrechen folge, ſie auch unſerer erwarte. Und was iſt endlich das Unglück, die Strafe, die ihn trift? Nach ſo vielen Miſſethaten, die wir mit anſehen müſſen, hören wir, daß er mit dem Degen in der Fauſt geſtorben. Als der Königin dieſes erzählt wird, läßt ſie der Dichter ſagen:

Dieß iſt etwas: ——

Ich habe mich nie enthalten können, bey mir nachzuſprechen: nein, das iſt gar nichts! Wie mancher gute König iſt ſo geblieben, indem er ſeine Krone wider einen mächtigen Rebellen behaupten wollen? Richard ſtirbt doch, als ein Mann, auf dem Bette der Ehre. Und ſo ein Tod ſollte mich für den Unwillen ſchadlos halten, den ich das ganze Stück durch, über den Triumph ſeiner Bosheit empfunden? (Ich glaube, die griechiſche Sprache iſt die einzige, welche ein eigenes Wort hat, dieſen Unwillen über das Glück eines Böſewichts, auszudrücken: νεμεσις, νεμεσαν.*) Sein Tod ſelbſt, welcher wenigſtens meine Gerechtigkeitsliebe befriedigen ſollte, unterhält noch meine Nemeſis. Du biſt wohlfeil weggekommen! denke ich: aber gut, daß es noch eine andere Gerechtigkeit giebt, als die poetiſche!

Man wird vielleicht ſagen: nun wohl! wir wollen den Richard aufgeben; das Stück heiſt zwar nach ihm; aber er iſt darum nicht der Held deſſelben, nicht die Perſon, durch welche die Abſicht der Tragödie erreicht wird; er hat nur das Mittel ſeyn ſollen, unſer Mitleid für andere zu erregen. Die Königin, Eliſabeth, die Prinzen, erregen dieſe nicht Mitleid? ——

Um allem Wortſtreite auszuweichen: ja. Aber was iſt es für eine fremde, herbe Empfindung, die ſich in mein Mitleid für dieſe Perſonen miſcht? die da macht, daß ich mir dieſes Mitleid erſparen zu können wünſchte? Das wünſche ich mir bey dem tragiſchen Mitleid doch ſonſt nicht; ich verweile gern dabey; und danke dem Dichter für eine ſo ſüße Quaal.

Ariſtoteles hat es wohl geſagt, und das wird es ganz gewiß ſeyn! Er ſpricht von einem μιαρον, von einem Gräßlichen, das ſich bey dem Unglücke ganz guter, ganz unſchuldiger Perſonen finde. Und ſind nicht die Königin, Eliſabeth, die Prinzen, vollkommen ſolche Perſonen? Was haben ſie gethan? wodurch haben ſie es ſich zugezogen, daß ſie in den Klauen dieſer Beſtie ſind? Iſt es ihre Schuld, daß ſie ein näheres Recht auf den Thron haben, als er? Beſonders die kleinen wimmernden Schlachtopfer, die noch kaum rechts und links unterſcheiden können! Wer wird läugnen, daß ſie unſern ganzen Jammer verdienen? Aber iſt dieſer Jammer, der mich mit Schaudern an die Schickſale der Menſchen denken läßt, dem Murren wider die Vorſehung ſich zugeſellet, und Verzweiflung von weiten nachſchleicht, iſt dieſer Jammer —— ich will nicht fragen, Mitleid? —— Er heiſſe, wie er wolle. —— Aber iſt er das, was eine nachahmende Kunſt erwecken ſollte?

---

*) Ariſt. Rhet. lib. II. cap. 9.

Man ſage nicht: erweckt ihn doch die Geſchichte; gründet er ſich doch auf etwas, das wirklich geſchehen iſt. – Das wirklich geſchehen iſt? es ſey: ſo wird es ſeinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zuſammenhange aller Dinge haben. In dieſem iſt Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geſchick und Grauſamkeit ſcheinet. Aus dieſen wenigen Gliedern ſollte er ein Ganzes machen das völlig ſich rundet, wo eines aus dem andern ſich völlig erklärt, wo keine Schwierigkeit aufſtößt, derentwegen wir die Befriedigung nicht in ſeinem Plane finden, ſondern ſie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge, ſuchen müſſen; das Ganze dieſes ſterblichen Schöpfers ſollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers ſeyn; ſollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie ſich in ihm alles zum Beſten auflöſe, werde es auch in jenen geſchehen: und er vergißt, dieſe ſeine edelſte Beſtimmung ſo ſehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorſicht mit in ſeinem kleinen Zirkel flicht, und gefliſſentlich unſern Schauder darüber erregt? — O verſchonet uns damit, ihr, die ihr unſer Herz in eurer Gewalt habt! Wozu dieſe traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Dieſe kann uns nur die kalte Vernunft lehren; und wenn die Lehre der Vernunft in uns bekleiben ſoll, wenn wir, bey unſerer Unterwerfung noch Vertrauen und fröhlichen Muth behalten ſollen: ſo iſt es höchſt nöthig, daß wir an die verwirrenden Beyſpiele ſolcher unverdienten ſchrecklichen Verhängniſſe ſo wenig, als möglich, erinnert werden. Weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es ſeyn könnte, aus allen Büchern mit ihnen! —

Wenn nun aber die Perſonen des Richards keine einzige, die erforderlichen Eigenſchaften hat, die ſie haben müßten, falls er wirklich das ſeyn ſollte, was er heißt: wodurch iſt er gleichwohl ein ſo intereſſantes Stück geworden, wofür ihn unſer Publikum hält? Wenn er nicht Mitleid und Furcht erregt: was iſt denn ſeine Wirkung? Wirkung muß er doch haben, und hat ſie. Und wenn er Wirkung hat: iſt es nicht gleichviel, ob er dieſe, oder ob er jene hat? Wenn er die Zuſchauer beſchäftiget, wenn er ſie vergnügt: was will man denn mehr? Müſſen ſie denn, nothwendig nur nach den Regeln des Ariſtoteles, beſchäftiget und vergnügt werden?

Das klingt ſo unrecht nicht: aber es iſt darauf zu antworten. Ueberhaupt: wenn Richard ſchon keine Tragödie wäre, ſo bleibt er doch ein dramatiſches Gedicht; wenn ihm ſchon die Schönheiten der Tragödie mangelten, ſo könnte er doch ſonſt Schönheiten haben. Poeſie des Ausdrucks; Bilder; Tiraden; kühne Geſinnungen; einen feurigen hinreiſſenden Dialog; glückliche Veranlaſſungen für den Akteur, den ganzen Umfang ſeiner Stimme mit den mannichfaltigſten Abwechſelungen zu durchlaufen, ſeine ganze Stärke in der Pantomime zu zeigen, u. ſ. w.

Von dieſen Schönheiten hat Richard viele, und hat auch noch andere, die den eigentlichen Schönheiten der Tragödie näher kommen.

Richard iſt ein abſcheulicher Böſewicht: aber auch die Beſchäftigung unſers Abſcheues iſt nicht ganz ohne Vergnügen; beſonders in der Nachahmung.

Auch das Ungeheuere in den Verbrechen participiret von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken.

Alles, was Richard thut, iſt Greuel; aber alle dieſe Greuel geſchehen in Abſicht auf etwas; Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unſere Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er ausgeführt wird werden, und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige ſo ſehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zweckes, Vergnügen gewähret.

Wir wollten, daß Richard ſeinen Zweck erreichte; und wir wollten, daß er ihn auch nicht erreichte. Das Erreichen erſpart uns das Mißvergnügen, über ganz vergebens angewandte Mittel: wenn er ihn nicht erreicht, ſo iſt ſo viel Blut völlig umſonſt vergoſſen worden; da es einmal vergoſſen iſt, möchten wir es nicht gern, auch noch blos vor langer Weile, vergoſſen finden. Hinwiederum wäre dieſes Erreichen das Frohlocken der Bosheit; nichts hören wir ungerner; die Abſicht intereßirte uns, als zu erreichende Abſicht; wenn ſie aber nun erreicht wäre, würden wir nichts als das Abſcheuliche derſelben erblicken, würden wir wünſchen, daß ſie nicht erreicht wäre; dieſen Wunſch ſehen wir voraus, und uns ſchaudert vor der Erreichung.

Die guten Perſonen des Stücks lieben wir; eine ſo zärtliche feurige Mutter, Geſchwiſter, die ſo ganz eines in dem andern leben; dieſe Gegenſtände gefallen immer, erregen immer die ſüßeſten ſympathetiſchen Empfindungen, wir mögen ſie finden, wo wir wollen. Sie ganz ohne Schuld leiden zu ſehen, iſt zwar herbe, iſt zwar für unſere Ruhe, zu unſerer Beſſerung kein ſehr erſprießliches Gefühl: aber es iſt doch immer Gefühl.

Und ſo nach beſchäftiget uns das Stück durchaus, und vergnügt durch dieſe Beſchäftigung unſere Seelenkräfte. Das iſt wahr; nur die Folge iſt nicht wahr, die man daraus zu ziehen meynet: nemlich, daß wir alſo damit zufrieden ſeyn können.

Ein Dichter kann viel gethan, und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß ſein Werk Wirkungen auf uns hat: es muß auch die haben, die ihm, vermöge der Gattung, zukommen; es muß dieſe vornehmlich haben, und alle andere können den Mangel derſelben auf keine Weiſe erſetzen; beſonders wenn die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit, und Koſtbarkeit iſt, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn ſie weiter nichts als ſolche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anſtalten erfordernde Gattung eben ſowohl zu erhalten wären. Ein Bund Stroh aufzuheben, muß man keine Maſchinen in Bewegung ſetzen; was ich mit dem Fuße umſtoſſen kann, muß ich nicht mit einer Mine ſprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

LXXX.

Den 5ten Februar 1768.

Wozu die ſaure Arbeit der dramatiſchen Form? wozu ein Theater erbauet, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtniſſe gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke, und mit der Aufführung deſſelben, weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu Hauſe in ſeinem Winkel geleſen, ungefehr auch hervorbringen würde.

Die dramatiſche Form iſt die einzige, in welcher ſich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigſtens können in keiner andern Form dieſe Leidenſchaften auf einen ſo hohen Grad erreget werden: und gleichwohl will man lieber alle andere darinn erregen, als dieſe; gleichwohl will man ſie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu ſie ſo vorzüglich geſchickt iſt.

Das Publikum nimmt vorlieb. — Das iſt gut, und auch nicht gut. Denn man ſehnt ſich nicht ſehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.

Es iſt bekannt, wie erpicht das griechiſche und römiſche Volk auf die Schauſpiele waren; beſonders jenes, auf das tragiſche. Wie gleichgültig, wie kalt iſt dagegen unſer Volk für das Theater! Woher dieſe Verſchiedenheit, wenn ſie nicht daher kömmt, daß die Griechen vor ihrer Bühne ſich mit ſo ſtarken, ſo außerordentlichen Empfindungen begeiſtert fühlten, daß ſie den Augenblick nicht erwarten konnten, ſie abermals und abermals zu haben: dahingegen wir uns vor unſerer Bühne ſo ſchwacher Eindrücke bewußt ſind, daß wir es ſelten der Zeit und des Geldes werth halten, ſie uns zu verſchaffen? Wir gehen, faſt alle, faſt immer, aus Neugierde, aus Mode, aus Langerweile, aus Geſellſchaft, aus Begierde zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater: und nur wenige, und dieſe wenige nur ſparſam, aus anderer Abſicht.

Ich ſage, wir, unſer Volk, unſere Bühne: ich meyne aber nicht blos, uns Deutſche. Wir Deutſche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unſern Kunſtrichtern, die in dieſes Bekenntniß mit einſtimmen, und große Verehrer des franzöſiſchen Theaters ſind, dabey denken: das kann ich ſo eigentlich nicht wiſſen. Aber ich weiß wohl, was ich dabey denke. Ich denke nemlich dabey: daß nicht allein wir Deutſche; ſondern daß auch die, welche ſich ſeit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beſte Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzoſen noch kein Theater haben.

Kein Tragiſches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die franzöſiſche Tragödie macht, ſind ſo flach, ſo kalt! — Man höre einen Franzoſen ſelbſt davon ſprechen.

“ Bey den hervorſtechenden Schönheiten unſers Theaters, ſagt der Herr von Voltaire, fand ſich ein verborgener Fehler, den man nicht bemerkt hatte, weil das Publikum von ſelbſt keine höhere Ideen haben konnte, als ihm die großen Meiſter durch ihre Muſter beybrachten. Der einzige Saint-Evremont hat dieſen Fehler aufgemutzt; er ſagt nemlich, daß unſere Stücke nicht Eindruck genug machten, daß das, was Mitleid erwecken ſolle, aufs höchſte Zärtlichkeit errege, daß Rührung die Stelle der Erſchütterung, und Erſtaunen die Stelle des Schreckens vertrete; kurz, daß unſere Empfindungen nicht tief genug giengen. Es iſt nicht zu läugnen: Saint-Evremont hat mit dem Finger gerade auf die heimliche Wunde des franzöſiſchen Theaters getroffen. Man ſage immerhin, daß Saint-Evremont der Verfaſſer der elenden Komödie Sir Politik Wouldbe, und noch einer andern eben ſo elenden, die Opern genannt, iſt; daß ſeine kleinen geſellſchaftlichen Gedichte das kahlſte und gemeinſte ſind, was wir in dieſer Gattung haben; daß er nichts als ein Phraſesdrechsler war: man kann keinen Funken Genie haben, und gleichwohl viel Witz und Geſchmack beſitzen. Sein Geſchmack aber war unſtreitig ſehr fein, da er die Urſache, warum die meiſten von unſern Stücken ſo matt und kalt ſind, ſo genau traf. Es hat uns immer an einem Grade von Wärme gefehlt: das andere hatten wir alles.„

Das iſt: wir hatten alles, nur nicht das, was wir haben ſollten; unſere Tragödien waren vortrefflich, nur daß es keine Tragödien waren. Und woher kam es, daß ſie das nicht waren?

“Dieſe Kälte aber, fährt er fort, dieſe einförmige Mattigkeit, entſprang zum Theil von dem kleinen Geiſte der Galanterie, der damals unter unſern Hofleuten und Damen ſo herrſchte, und die Tragödie in eine Folge von verliebten Geſprächen verwandelte, nach dem Geſchmacke des Cyrus und der Clelie. Was für Stücke ſich hiervon noch etwa ausnahmen, die beſtanden aus langen politiſchen Raiſonnements, dergleichen den Sertorius ſo verdorben, den Otho ſo kalt, und den Surena und Attila ſo elend gemacht haben. Noch fand ſich aber auch eine andere Urſache, die das hohe Pathetiſche von unſerer Scene zurückhielt, und die Handlung wirklich tragiſch zu machen verhinderte: und dieſe war, das enge ſchlechte Theater mit ſeinen armſeligen Verzierungen. — Was ließ ſich auf einem Paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuſchauern angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit welchen Zurüſtungen konnte man da die Augen der Zuſchauer beſtechen, feſſeln, täuſchen? Welche große tragiſche Aktion ließ ſich da aufführen? Welche Freyheit konnte die Einbildungskraft des Dichters da haben? Die Stücke mußten aus langen Erzählungen beſtehen, und ſo wurden ſie mehr Geſpräche als Spiele. Jeder Akteur wollte in einer langen Monologe glänzen, und ein Stück, das dergleichen nicht hatte, ward verworfen. — Bey dieſer Form fiel alle theatraliſche Handlung weg; fielen alle die großen Ausdrücke der Leidenſchaften, alle die kräftigen Gemählde der menſchlichen Unglücksfälle, alle die ſchrecklichen bis in das Innerſte der Seele dringende Züge weg; man rührte das Herz nur kaum, anſtatt es zu zerreiſſen.„

Mit der erſten Urſache hat es ſeine gute Richtigkeit. Galanterie und Politik läßt immer kalt; und noch iſt es keinem Dichter in der Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. Jene laſſen uns nichts als den Fat, oder den Schulmeiſter hören: und dieſe fodern, daß wir nichts als den Menſchen hören ſollen.

Aber die zweyte Urſache? —— Sollte es möglich ſeyn, daß der Mangel eines geräumlichen Theaters und guter Verzierungen, einen ſolchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Iſt es wahr, daß jede tragiſche Handlung Pomp und Zurüſtungen erfordert? Oder ſollte der Dichter nicht vielmehr ſein Stück ſo einrichten, daß es auch ohne dieſe Dinge ſeine völlige Wirkung hervorbrächte?

Nach dem Ariſtoteles, ſollte er es allerdings. "Furcht und Mitleid, ſagt der Philoſoph, läßt ſich zwar durchs Geſicht erregen; es kann aber auch aus der Verknüpfung der Begebenheiten ſelbſt entſpringen, welches letztere vorzüglicher, und die Weiſe des beſſern Dichters iſt. Denn die Fabel muß ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie, auch ungeſehen, den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten blos anhört, zu Mitleid und Furcht über dieſe Begebenheiten bringet, ſo wie die Fabel des Oedips, die man nur anhören darf, um dazu gebracht zu werden. Dieſe Abſicht aber durch das Geſicht erreichen wollen, erfodert weniger Kunſt, und iſt deren Sache, welche die Vorſtellung des Stücks übernommen."

Wie entbehrlich überhaupt die theatraliſchen Verzierungen ſind, davon will man mit den Stücken des Shakeſpears eine ſonderbare Erfahrung gehabt haben. Welche Stücke brauchten, wegen ihrer beſtändigen Unterbrechung und Veränderung des Orts, des Beyſtandes der Scenen und der ganzen Kunſt des Dekorateurs wohl mehr, als eben dieſe? Gleichwohl war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen ſie geſpielt wurden, aus nichts beſtanden, als aus einem Vorhange von ſchlechtem groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen blanken, höchſtens mit Matten oder Tapeten behangenen, Wände zeigt; da war nichts als die Einbildung, was dem Verſtändniſſe des Zuſchauers und der Ausführung des Spielers zu Hülfe kommen konnte: und dem ohngeachtet, ſagt man, waren damals die Stücke des Shakeſpears ohne alle Scenen verſtändlicher, als ſie es hernach mit denſelben geweſen ſind.*)

Wenn ſich alſo der Dichter um die Verzierung gar nicht zu bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo ſie nöthig ſcheinet, ohne beſondern Nachtheil ſeines Stücks wegbleiben kann: warum ſollte es an dem engen, ſchlechten Theater gelegen haben, daß uns die franzöſiſchen Dichter keine rührendere Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen ſelbſt.

Und das beweiſet die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzoſen eine ſchönere, geräumlichere Bühne; keine Zuſchauer werden nicht mehr darauf geduldet; die Couliſſen ſind leer; der Dekorateur hat freyes Feld; er mahlt und bauet dem Poeten alles, was dieſer von ihm verlangt: aber wo ſind ſie denn die wärmern Stücke, die ſie ſeitdem erhalten haben? Schmeichelt ſich der Herr von Voltaire, daß ſeine Semiramis ein ſolches Stück iſt? Da iſt Pomp und Verzierung genug; ein Geſpenſt oben darein: und doch kenne ich nichts kälteres, als ſeine Semiramis.

---

*) (Cibber's Lives of the Poets of G. B. and Ir. Vol. II. p. 78. 79.) Some have inſinuated, that fine ſcenes proved the ruin of acting — In the reign of Charles I. there was nothing more than a curtain of very coarſe ſtuff, upon the drawing up of which, the ſtage appeared either with bare walls on the ſides, coarsli matted, or covered with tapeſtry; ſo that for the place originally repreſented, and all the ſucceſſive changes, in which the poets of thoſe times freely indulged themſelves, there was nothing to help the ſpectator's underſtanding, or to aſſiſt the actor's performance, but bare imagination. — The ſpirit and judgement of the actor's ſupplied all deficiencies, and made as ſome would inſinuate, plays more intelligible without ſcenes, than they afterwards were with them.

LXXXI.

Den 9ten Februar 1768.

Will ich denn nun aber damit ſagen, daß kein Franzoſe fähig ſey, ein wirklich rührendes tragiſches Werk zu machen? daß der volatile Geiſt der Nation einer ſolchen Arbeit nicht gewachſen ſey? — Ich würde mich ſchämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutſchland hat ſich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich, für mein Theil, hätte nun gleich die wenigſte Anlage dazu. Denn ich bin ſehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geiſtes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man ſagt zwar: der tiefſinnige Engländer, der witzige Franzoſe. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilet. Es giebt eben ſo viel witzige Engländer, als witzige Franzoſen, und eben ſo viel tiefſinnige Franzoſen, als tiefſinnige Engländer: der Braß von dem Volke aber iſt keines von beyden. —

Was will ich denn? Ich will blos ſagen, was die Franzoſen gar wohl haben könnten, daß ſie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte ſich der Herr von Voltaire ſelbſt beſſer kennen müſſen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meyne: ſie haben es noch nicht; weil ſie es ſchon lange gehabt zu haben glauben. Und in dieſem Glauben werden ſie nun freylich durch etwas beſtärkt, das ſie vorzüglich vor allen Völkern haben: aber das iſt keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

Es geht mit den Nationen, wie mit einzeln Menſchen. — Gottſched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf dieſen falle,) galt in ſeiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterſcheiden wußte. Philoſophie und Kritik ſetzten nach und nach dieſen Unterſchied ins Helle: und wenn Gottſched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn ſich ſeine Einſichten und ſein Geſchmack nur zugleich mit den Einſichten und dem Geſchmacke ſeines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: ſo hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er ſich ſchon ſo oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn ſeine Eitelkeit überredet hatte, daß er es ſey: ſo unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er ſchon zu beſitzen glaubte: und je älter er ward, deſto hartnäckiger und unverſchämter ward er, ſich in dieſem träumeriſchen Beſitze zu behaupten.

Gerade ſo, dünkt mich, iſt es den Franzoſen ergangen. Kaum riß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarey: ſo glaubten ſie es der Vollkommenheit ſchon ganz nahe. Racine ſchien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage, (die es zwar auch nie geweſen,) ob der tragiſche Dichter nicht noch pathetiſcher, noch rührender ſeyn könne, als Corneille und Racine, ſondern dieſes ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte ſich darauf einſchränken, dem einen oder dem andern ſo ähnlich zu werden als möglich. Hundert Jahre haben ſie ſich ſelbſt, und zum Theil ihre Nachbarn mit, hintergangen: nun komme einer, und ſage ihnen das, und höre, was ſie antworten!

Von beyden aber iſt es Corneille, welcher den meiſten Schaden geſtiftet, und auf ihre tragiſchen Dichter den verderblichſten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch ſeine Muſter verführt: Corneille aber, durch ſeine Muſter und Lehren zugleich.

Dieſe letztern beſonders, von der ganzen Nation (bis auf einen oder zwey Pedanten, einen Hedelin, einen Dacier, die aber oft ſelbſt nicht wußten, was ſie wollten,) als Orakelſprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt: haben, — ich getraue mich, es Stück vor Stück zu beweiſen, — nichts anders, als das kahlſte, wäßrigſte, untragiſchſte Zeug hervorbringen können.

Die Regeln des Ariſtoteles ſind alle auf die höchſte Wirkung der Tragödie kalkulirt. Was macht aber Corneille damit? Er trägt ſie falſch und ſchielend genug vor; und weil er ſie doch noch viel zu ſtrenge findet: ſo ſucht er, bey einer nach der andern, quelque modération, quelque favorable interprétation; entkräftet und verſtümmelt, deutelt und vereitelt eine jede, —— und warum? pour n'être pas obligé de condamner beaucoup de poemes que nous avons vu réuſſir ſur nos théatres; um nicht viele Gedichte verwerfen zu dürfen, die auf unſern Bühnen Beyfall gefunden. Eine ſchöne Urſache!

Ich will die Hauptpunkte geſchwind berühren. Einige davon habe ich ſchon berührt; ich muß ſie aber, des Zuſammenhanges wegen, wiederum mitnehmen.

1. Ariſtoteles ſagt: die Tragödie ſoll Mitleid und Furcht erregen. —— Corneille ſagt: o ja, aber wie es kömmt; beydes zugleich iſt eben nicht immer nöthig; wir ſind auch mit einem zufrieden; jetzt einmal Mitleid, ohne Furcht:

ein andermal Furcht, ohne Mitleid. Denn wo blieb ich, ich der große Corneille, ſonſt mit meinem Rodrigue und meiner Chimene? Die guten Kinder erwecken Mitleid; und ſehr großes Mitleid: aber Furcht wohl ſchwerlich. Und wiederum: wo blieb ich ſonſt mit meiner Kleopatra, mit meinem Pruſias, mit meinem Phokas? Wer kann Mitleid mit dieſen Nichtswürdigen haben? Aber Furcht erregen ſie doch. — So glaubte Corneille: und die Franzoſen glaubten es ihm nach.

2. Ariſtoteles ſagt: die Tragödie ſoll Mitleid und Furcht erregen; beydes, verſteht ſich, durch eine und eben dieſelbe Perſon. —— Corneille ſagt, wenn es ſich ſo trift, recht gut. Aber abſolut nothwendig iſt es eben nicht; und man kann ſich gar wohl auch verſchiedener Perſonen bedienen, dieſe zwey Empfindungen hervorzubringen: ſo wie Ich in meiner Rodogune gethan habe. —— Das hat Corneille gethan: und die Franzoſen thun es ihm nach.

3. Ariſtoteles ſagt: durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, ſoll unſer Mitleid und unſere Furcht, und was dieſen anhängig, gereiniget werden. — Corneille weiß davon gar nichts, und bildet ſich ein, Ariſtoteles habe ſagen wollen: die Tragödie erwecke unſer Mitleid, um unſere Furcht zu erwecken, um durch dieſe Furcht die Leidenſchaften in uns zu reinigen, durch die ſich der bemitleidete Gegenſtand ſein Unglück zugezogen. Ich will von dem Werthe dieſer Abſicht nicht ſprechen: genug, daß es nicht die Ariſtoteliſche iſt; und daß, da Corneille ſeinen Tragödien eine ganz andere Abſicht gab, auch nothwendig ſeine Tragödien ſelbſt ganz andere Werke werden mußten, als die waren, von welchen Ariſtoteles ſeine Abſicht abſtrahiret hatte; es muſten Tragödien werden, welches keine wahren Tragödien waren. Und das ſind nicht allein ſeine, ſondern alle franzöſiſche Tragödien geworden;

weil ihre Verfaſſer alle, nicht die Abſicht des Ariſtoteles, ſondern die Abſicht des Corneille, ſich vorſetzten. Ich habe ſchon geſagt, daß Dacier beyde Abſichten wollte verbunden wiſſen: aber auch durch dieſe bloße Verbindung, wird die erſtere geſchwächt, und die Tragödie muß unter ihrer höchſten Wirkung bleiben. Dazu hatte Dacier, wie ich gezeigt, von der erſtern nur einen ſehr unvollſtändigen Begriff, und es war kein Wunder, wenn er ſich daher einbildete, daß die franzöſiſchen Tragödien ſeiner Zeit, noch eher die erſte, als zweyte Abſicht erreichten. “ Unſere Tragödie, ſagt er, iſt, zu Folge jener, noch ſo ziemlich glücklich, Mitleid und Furcht zu erwecken und zu reinigen. Aber dieſe gelingt ihr nur ſelten, die doch gleichwohl die wichtigere iſt, und ſie reiniget die übrigen Leidenſchaften nur ſehr wenig, oder, da ſie gemeiniglich nichts als Liebesintriguen enthält, wenn ſie ja eine davon reinigte, ſo würde es einzig und allein die Liebe ſeyn, woraus denn klar erhellet, daß ihr Nutzen nur ſehr klein iſt.*)„ Gerade umgekehrt! Es giebt noch eher franzöſiſche Tragödien, welche der zweyten, als welche der erſten Abſicht eine Genüge leiſten. Ich kenne verſchiedene franzöſiſche Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenſchaft recht wohl ins Licht ſetzen; aus denen man viele gute Lehren, dieſe Leidenſchaft betreffend, ziehen kann: aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen ſollte, in welchem ich, aus verſchiedenen griechiſchen und engliſchen Stücken gewiß weiß, daß ſie es erregen kann. Verſchiedene franzöſiſche Tragödien ſind ſehr feine, ſehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur daß es keine Tragödien ſind. Die Verfaſſer derſelben konnten nicht anders, als ſehr gute Köpfe ſeyn; ſie verdienen, zum Theil, unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur daß ſie keine tragiſche Dichter ſind; nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakeſpear zum Shakeſpear macht. Dieſe ſind ſelten mit den weſentlichen Foderungen des Ariſtoteles im Widerſpruch: aber jene deſto öfterer. Denn nur weiter —

---

*) (Poët. d'Ariſt. Chap. VI. Rem. 8.) Notre Tragédie peut réuſſir aſſez dans la premiere partie, c'eſt-à-dire, qu'elle peut exciter & purger la terreur & la compaſſion. Mais elle parvient rarement à la derniere, qui eſt pourtant la plus utile, elle purge peu les autres paſſions, ou comme elle roule ordinairement ſur des intrigues d'amour, ſi elle en purgeoit quelqu'une, ce ſeroit celle-là ſeule, & par-là il eſt aiſé de voir qu'elle ne fait que peu de fruit.

LXXXII.

Den 12ten Februar 1768.

4. Ariſtoteles ſagt: man muß keinen ganz guten Mann, ohne alle ſein Verſchulden, in der Tragödie unglücklich werden laſſen; denn ſo was ſey gräßlich! — Ganz recht, ſagt Corneille; “ein ſolcher Ausgang erweckt mehr Unwillen und Haß gegen den, welcher das Leiden verurſacht, als Mitleid für den, welchen es trift. Jene Empfindung alſo, welche nicht die eigentliche Wirkung der Tragödie ſeyn ſoll, würde, wenn ſie nicht ſehr fein behandelt wäre, dieſe erſticken, die doch eigentlich hervorgebracht werden ſollte. Der Zuſchauer würde mißvergnügt weggehen, weil ſich allzuviel Zorn mit dem Mitleiden vermiſcht, welches ihm gefallen hätte, wenn er es allein mit wegnehmen können. Aber — kömmt Corneille hinten nach;

denn mit einem Aber muß er nachkommen, — aber, wenn dieſe Urſach wegfällt, wenn es der Dichter ſo eingerichtet, daß der Tugendhafte, welcher leidet, mehr Mitleid für ſich, als Widerwillen gegen den erweckt, der ihn leiden läßt: alsdenn? — O alsdenn, ſagt Corneille, halte ich dafür, darf man ſich gar kein Bedenken machen, auch den tugendhafteſten Mann auf dem Theater im Unglücke zu zeigen.„ *) — Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philoſophen ſo in den Tag hineinſchwatzen kann; wie man ſich das Anſehen geben kann, ihn zu verſtehen, indem man ihn Dinge ſagen läßt, an die er nie gedacht hat. Das gänzlich unverſchuldete Unglück eines rechtſchaffenen Mannes, ſagt Ariſtoteles, iſt kein Stoff für das Trauerſpiel; denn es iſt gräßlich. Aus dieſem Denn, aus dieſer Urſache, macht Corneille ein Inſofern, eine bloße Bedingung, unter welcher es tragiſch zu ſeyn aufhört. Ariſtoteles ſagt: es iſt durchaus gräßlich, und eben daher untragiſch. Corneille aber ſagt: es iſt untragiſch, inſofern es gräßlich iſt. Dieſes Gräßliche findet Ariſtoteles in dieſer Art des Unglückes ſelbſt: Corneille aber ſetzt es in den Unwillen, den es gegen den Urheber deſſelben verurſacht. Er ſieht nicht, oder will nicht ſehen, daß jenes Gräßliche ganz etwas anders iſt, als dieſer Unwille; daß wenn auch dieſer ganz wegfällt, jenes doch noch in ſeinem vollen Maaße vorhanden ſeyn kann: genug, daß vors erſte mit dieſem Quid pro quo verſchiedene von ſeinen Stücken gerechtfertiget ſcheinen, die er ſo wenig wider die Regeln des Ariſtoteles will gemacht haben, daß er vielmehr vermeſſen genug iſt, ſich einzubilden, es habe dem Ariſtoteles blos an dergleichen Stücken gefehlt, um ſeine Lehre darnach näher einzuſchränken, und verſchiedene

---

* J'eſtime qu'il ne faut point faire de difficulté d'expoſer ſur la ſcene des hommes très-vertueux.

Manieren daraus zu abſtrahiren, wie dem ohngeachtet das Unglück des ganz rechtſchaffenen Mannes ein tragiſcher Gegenſtand werden könne. En voici, ſagt er, deux ou trois manières, que peut-être Ariſtote n'a ſû prevoir, parce qu'on n'en voyoit pas d'exemples ſur les théatres de ſon tems. Und von wem ſind dieſe Exempel? Von wem anders, als von ihm ſelbſt? Und welches ſind jene zwey oder drey Manieren? Wir wollen geſchwind ſehen. — “Die erſte, ſagt er, iſt, wenn ein ſehr Tugendhafter durch einen ſehr Laſterhaften verfolgt wird, der Gefahr aber entkömmt, und ſo, daß der Laſterhafte ſich ſelbſt darinn verſtricket, wie es in der Rodogune und im Heraklius geſchiehet, wo es ganz unerträglich würde geweſen ſeyn, wenn in dem erſten Stücke Antiochius und Rodogune, und in dem andern Heraklius, Pulcheria und Martian umgekommen wären, Cleopatra und Phokas aber triumphiret hätten. Das Unglück der erſten erweckt ein Mitleid, welches durch den Abſcheu, den wir wider ihre Verfolger haben, nicht erſtickt wird, weil man beſtändig hoft, daß ſich irgend ein glücklicher Zufall eräugnen werde, der ſie nicht unterliegen laſſe.„ Das mag Corneille ſonſt jemanden weiß machen, daß Ariſtoteles dieſe Manier nicht gekannt habe: Er hat ſie ſo wohl gekannt, daß er ſie, wo nicht gänzlich verworfen, wenigſtens mit ausdrücklichen Worten für angemeſſener der Komödie als Tragödie erklärt hat. Wie war es möglich, daß Corneille dieſes vergeſſen hatte? Aber ſo geht es allen, die voraus ihre Sache zu der Sache der Wahrheit machen. Im Grunde gehört dieſe Manier auch gar nicht zu dem vorhabenden Falle. Denn nach ihr wird der Tugendhafte nicht unglücklich, ſondern befindet ſich nur auf dem Wege zum Unglücke; welches gar wohl mitleidige Beſorgniſſe für ihn erregen kann, ohne gräßlich zu ſeyn. — Nun, die zweyte Manier: “Auch kann es ſich zutragen, ſagt Corneille, daß ein ſehr tugendhafter Mann verfolgt wird, und auf Befehl eines andern umkömmt, der nicht laſterhaft genug iſt, unſern Unwillen allzuſehr zu verdienen, indem er in der Verfolgung, die er wider den Tugendhaften betreibet, mehr Schwachheit als Bosheit zeiget. Wenn Felix ſeinen Eidam Polyeukt umkommen läßt, ſo iſt es nicht aus wüthendem Eifer gegen die Chriſten, der ihn uns verabſcheuungswürdig machen würde, ſondern blos aus kriechender Furchtſamkeit, die ſich nicht getrauet, ihn in Gegenwart des Severus zu retten, vor deſſen Haſſe und Rache er in Sorgen ſtehet. Man faſſet alſo wohl einigen Unwillen gegen ihn, und mißbilliget ſein Verfahren; doch überwiegt dieſer Unwille nicht das Mitleid, welches wir für den Polyeukt empfinden, und verhindert auch nicht, daß ihn ſeine wunderbare Bekehrung, zum Schluſſe des Stücks, nicht völlig wieder mit den Zuhörern ausſöhnen ſollte. „ Tragiſche Stümper denke ich, hat es wohl zu allen Zeiten, und ſelbſt in Athen gegeben. Warum ſollte es alſo dem Ariſtoteles an einem Stücke, von ähnlicher Einrichtung, gefehlt haben, um daraus eben ſo erleuchtet zu werden, als Corneille? Poſſen! Die furchtſamen, ſchwankenden, unentſchloſſenen Karaktere, wie Felix, ſind in dergleichen Stücken ein Fehler mehr, und machen ſie noch oben darein ihrer Seits kalt und eckel, ohne ſie auf der andern Seite im geringſten weniger gräßlich zu machen. Denn, wie geſagt, das Gräßliche liegt nicht in dem Unwillen oder Abſcheu, den ſie erwecken: ſondern in dem Unglücke ſelbſt, das jene unverſchuldet trift; daß ſie einmal ſo unverſchuldet trift als das andere, ihre Verfolger mögen böſe oder ſchwach ſeyn, mögen mit oder ohne Vorſatz ihnen ſo hart fallen. Der Gedanke iſt an und für ſich ſelbſt gräßlich, daß es Menſchen geben kann, die ohne alle ihr Verſchulden unglücklich ſind. Die Heiden hätten dieſen gräßlichen Gedanken ſo weit von ſich zu entfernen geſucht, als möglich: und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauſpielern vergnügen, die ihn beſtätigen? wir? die Religion und Vernunft überzeuget haben ſollte, daß er eben ſo unrichtig als gotteslåſterlich iſt? —— Das nemliche würde ſicherlich auch gegen die dritte Manier gelten; wenn ſie Corneille nicht ſelbſt näher anzugeben, vergeſſen hätte.

5. Auch gegen das, was Ariſtoteles von der Unſchicklichkeit eines ganz Laſterhaften zum tragiſchen Helden ſagt, als deſſen Unglück weder Mitleid noch Furcht erregen könne, bringt Corneille ſeine Läuterungen bey. Mitleid zwar, geſteht er zu, könne er nicht erregen; aber Furcht allerdings. Denn ob ſich ſchon keiner von den Zuſchauern der Laſter deſſelben fähig glaube, und folglich auch deſſelben ganzes Unglück nicht zu befürchten habe: ſo könne doch ein jeder irgend eine jenen Laſtern ähnliche Unvollkommenheit bey ſich hegen, und durch die Furcht vor den zwar proportionirten, aber doch noch immer unglücklichen Folgen derſelben, gegen ſie auf ſeiner Hut zu ſeyn lernen. Doch dieſes gründet ſich auf den falſchen Begriff, welchen Corneille von der Furcht und von der Reinigung der in der Tragödie zu erweckenden Leidenſchaften hatte, und widerſpricht ſich ſelbſt. Denn ich habe ſchon gezeigt, daß die Erregung des Mitleids von der Erregung der Furcht unzertrennlich iſt, und daß der Böſewicht, wenn es möglich wäre, daß er unſere Furcht erregen könne, auch nothwendig unſer Mitleid erregen müßte. Da er aber dieſes, wie Corneille ſelbſt zugeſtehet, nicht kann, ſo kann er auch jenes nicht, und bleibt gänzlich ungeſchickt, die Abſicht der Tragödie erreichen zu helfen. Ja Ariſtoteles hält ihn hierzu noch für ungeſchickter, als den ganz

tugendhaften Mann; denn er will ausdrücklich, falls man den Held aus der mittlern Gattung nicht haben könne, daß man ihn eher beſſer als ſchlimmer wählen ſolle. Die Urſache iſt klar: ein Menſch kann ſehr gut ſeyn, und doch noch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er ſich in ein unabſehliches Unglück ſtürzet, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllet, ohne im geringſten gräßlich zu ſeyn, weil es die natürliche Folge ſeines Fehlers iſt. — Was Du Bos *) von dem Gebrauch der laſterhaften Perſonen in der Tragödie ſagt, iſt das nicht, was Corneille will. Du Bos will ſie nur zu den Nebenrollen erlauben; blos zu Werkzeugen, die Hauptperſonen weniger ſchuldig zu machen; blos zur Abſtechung. Corneille aber will das vornehmſte Intereſſe auf ſie beruhen laſſen, ſo wie in der Rodogune: und das iſt eigentlich was mit der Abſicht der Tragödie ſtreitet, und nicht jenes. Du Bos merket dabey auch ſehr richtig an, daß das Unglück dieſer ſubalternen Böſewichter keinen Eindruck auf uns mache. Kaum, ſagt er, daß man den Tod des Narcis im Britannikus bemerkt. Aber alſo ſollte ſich der Dichter, auch ſchon deswegen, ihrer ſo viel als möglich enthalten. Denn wenn ihr Unglück die Abſicht der Tragödie nicht unmittelbar befördert, wenn ſie bloße Hülfsmittel ſind, durch die ſie der Dichter deſto beſſer mit andern Perſonen zu erreichen ſucht: ſo iſt es unſtreitig, daß das Stück noch beſſer ſeyn würde, wenn es die nemliche Wirkung ohne ſie hätte. Je ſimpler eine Maſchine iſt, je weniger Federn und Räder und Gewichte ſie hat, deſto vollkommener iſt ſie.

---

*) Reflexions cr. T. I. Sect. XV.

LXXXIII.

Den 16ten Februar 1768.

6. Und endlich, die Mißdeutung der erſten und weſentlichſten Eigenſchaft, welche Ariſtoteles für die Sitten der tragiſchen Perſonen fodert! Sie ſollen gut ſeyn, die Sitten. — Gut? ſagt Corneille. “Wenn gut hier ſo viel als tugendhaft heiſſen ſoll: ſo wird es mit den meiſten alten und neuen Tragödien übel ausſehen, in welchen ſchlechte und laſterhafte, wenigſtens mit einer Schwachheit, die nächſt der Tugend ſo recht nicht beſtehen kann, behaftete Perſonen genug vorkommen.„ Beſonders iſt ihm für ſeine Cleopatra in der Rodogune bange. Die Güte, welche Ariſtoteles fodert, will er alſo durchaus für keine moraliſche Güte gelten laſſen; es muß eine andere Art von Güte ſeyn, die ſich mit dem moraliſch Böſen eben ſowohl verträgt, als mit dem moraliſch Guten. Gleichwohl meynet Ariſtoteles ſchlechterdings eine moraliſche Güte: nur daß ihm tugendhafte Perſonen, und Perſonen, welche in gewiſſen Umſtänden tugendhafte Sitten zeigen, nicht einerley ſind. Kurz, Corneille verbindet eine ganz falſche Idee mit dem Worte Sitten, und was die Proäreſis iſt, durch welche allein, nach unſerm Weltweiſen, freye Handlungen zu guten oder böſen Sitten werden, hat er gar nicht verſtanden. Ich kann mich jetzt nicht in einen weitläuftigen Beweis einlaſſen; er läßt ſich nur durch den Zuſammenhang, durch die ſyllogiſtiſche Folge aller Ideen des griechiſchen Kunſtrichters, einleuchtend genug führen. Ich verſpare ihn daher auf eine andere Gelegenheit, da es bey dieſer ohnedem nur darauf ankömmt, zu zeigen, was für einen unglücklichen Ausweg Corneille, bey Verſeh-

lung des richtigen Weges, ergriffen. Dieſer Ausweg lief dahin: daß Ariſtoteles unter der Güte der Sitten den glänzenden und erhabenen Karakter irgend einer tugendhaften oder ſtrafbaren Neigung verſtehe, ſo wie ſie der eingeführten Perſon entweder eigenthümlich zukomme, oder ihr ſchicklich beygelegt werden könne: le caractere brillant & élevé d'une habitude vertueuſe ou criminelle, ſelon qu'elle eſt propre & convenable à la perſonne qu'on introduit. “ Cleopatra in der Rodogune, ſagt er, iſt äußerſt böſe; da iſt kein Meuchelmord, vor dem ſie ſich ſcheue, wenn er ſie nur auf dem Throne zu erhalten vermag, den ſie allem in der Welt vorzieht; ſo heftig iſt ihre Herrſchſucht. Aber alle ihre Verbrechen ſind mit einer gewiſſen Größe der Seele verbunden, die ſo etwas Erhabenes hat, daß man, indem man ihre Handlungen verdammet, doch die Quelle, woraus ſie entſpringen, bewundern muß. Eben dieſes getraue ich mir von dem Lügner zu ſagen. Das Lügen iſt unſtreitig eine laſterhafte Angewohnheit; allein Dorant bringt ſeine Lügen mit einer ſolchen Gegenwart des Geiſtes, mit ſo vieler Lebhaftigkeit vor, daß dieſe Unvollkommenheit ihm ordentlich wohl läßt, und die Zuſchauer geſtehen müſſen, daß die Gabe ſo zu lügen, ein Laſter ſey, deſſen kein Dummkopf fähig iſt. „ — Wahrlich, einen verderblichern Einfall hätte Corneille nicht haben können! Befolget ihn in der Ausführung, und es iſt um alle Wahrheit, um alle Täuſchung, um allen ſittlichen Nutzen der Tragödie gethan! Denn die Tugend, die immer beſcheiden und einfältig iſt, wird durch jenen glänzenden Karakter eitel und romantiſch: das Laſter aber, mit einem Firniß überzogen, der uns überall blendet, wir mögen es aus einem Geſichtspunkte nehmen, aus welchem wir wollen. Thorheit, bloß durch die unglücklichen Folgen von dem Laſter abſchrecken wollen, indem man die innere Häßlichkeit deſſelben verbirgt: Die Folgen ſind zufällig; und die Erfahrung lehrt, daß ſie eben ſo oft glücklich als unglücklich fallen. Dieſes bezieht ſich auf die Reinigung der Leidenſchaften, wie ſie Corneille ſich dachte. Wie ich mir ſie vorſtelle, wie ſie Ariſtoteles gelehrt hat, iſt ſie vollends nicht mit jenem trügeriſchen Glanze zu verbinden. Die falſche Folie, die ſo dem Laſter untergelegt wird, macht, daß ich Vollkommenheiten erkenne, wo keine ſind; macht, daß ich Mitleiden habe, wo ich keines haben ſollte. —— Zwar hat ſchon Dacier dieſer Erklärung widerſprochen, aber aus untriftigern Gründen; und es fehlt nicht viel, daß die, welche er mit dem Pater Le Boſſu dafür annimmt, nicht eben ſo nachtheilig iſt, wenigſtens den poetiſchen Vollkommenheiten des Stücks eben ſo nachtheilig werden kann. Er meynet nemlich, “die Sitten ſollen gut ſeyn,„ heiſſe nichts mehr als, ſie ſollen gut ausgedrückt ſeyn, qu'elles ſoient bien marquées. Das iſt allerdings eine Regel, die, richtig verſtanden, an ihrer Stelle, aller Aufmerkſamkeit des dramatiſchen Dichters würdig iſt. Aber wenn es die franzöſiſchen Muſter nur nicht bewieſen, daß man, “gut ausdrücken„ für ſtark ausdrücken genommen hätte. Man hat den Ausdruck überladen, man hat Druck auf Druck geſetzt, bis aus karakteriſirten Perſonen, perſoniſirte Karaktere; aus laſterhaften oder tugendhaften Menſchen, hagere Gerippe von Laſtern und Tugenden geworden ſind.—

Hier will ich dieſe Materie abbrechen. Wer ihr gewachſen iſt, mag die Anwendung auf unſern Richard ſelbſt machen.

Vom Herzog Michel, welcher auf den Richard folgte, brauche ich wohl nichts zu ſagen. Auf welchem Theater wird er nicht geſpielt, und wer hat ihn nicht geſehen oder geleſen? Krüger hat indeß das wenigſte Verdienſt darum;

denn er iſt ganz aus einer Erzählung in den Bremiſchen Beyträgen genommen. Die vielen guten ſatyriſchen Züge, die er enthält, gehören jenem Dichter, ſo wie der ganze Verfolg der Fabel. Krügern gehört nichts, als die dramatiſche Form. Doch hat wirklich unſere Bühne an Krügern viel verlohren. Er hat Talent zum niedrig Komiſchen, wie ſeine Kandidaten beweiſen. Wo er aber rührend und edel ſeyn will, iſt er froſtig und affektirt. Hr. Löwen hatte ſeine Schriften geſammelt, unter welchen man jedoch die Geiſtlichen auf dem Lande vermißt. Dieſes war der erſte dramatiſche Verſuch, welchen Krüger wagte, als er noch auf dem Grauen Kloſter in Berlin ſtudirte.

Den neun und vierzigſten Abend, (Donnerſtags, den 23ſten Julius) ward das Luſtſpiel des Hrn. von Voltaire, die Frau, die Recht hat, geſpielt, und zum Beſchluſſe des l'Affichard: Iſt er von Familie? *) wiederholt.

Die Frau, die Recht hat, iſt eines von den Stücken, welche der Hr. von Voltaire für ſein Haustheater gemacht hat. Dafür war es nun auch gut genug. Es iſt ſchon 1758 zu Carouge geſpielt worden: aber noch nicht zu Paris; ſo viel ich weiß. Nicht als ob ſie da, ſeit der Zeit, keine ſchlechtern Stücke geſpielt hätten: denn dafür haben die Marins und Le Brets wohl geſorgt. Sondern weil —— ich weiß ſelbſt nicht. Denn ich wenigſtens möchte doch noch lieber einen großen Mann in ſeinem Schlafrocke und ſeiner Nachtmütze, als einen Stümper in ſeinem Feyerkleide ſehen.

Karaktere und Intereſſe hat das Stück nicht; aber verſchiedene Situationen, die komiſch genug ſind. Zwar iſt auch das Komiſche aus dem allergemeinſten Fache, da es ſich auf nichts als aufs Incognito, auf Verkennungen

---

*) S. den 17ten Abend, S. 93.

und Mißverſtändniſſe gründet. Doch die Lacher ſind nicht eckel; am wenigſten würden es unſre deutſchen Lacher ſeyn, wenn ihnen das Fremde der Sitten und die elende Ueberſetzung das mot pour rire nur nicht meiſtens ſo unverſtändlich machte.

Den funfzigſten Abend (Freytags den 24ſten Julius) ward Greſſets Sidney wiederholt. Den Beſchluß machte der ſehende Blinde.

Dieſes kleine Stück iſt von Le Grand, und auch nicht von ihm. Denn er hat Titel und Intrigue und alles, einem alten Stücke des de Broſſe abgeborgt. Ein Offizier, ſchon etwas bey Jahren, will eine junge Wittwe heyrathen, in die er verliebt iſt, als er Ordre bekömmt, ſich zur Armee zu verfügen. Er verläßt ſeine Verſprochene, mit den wechſelſeitigen Verſicherungen der aufrichtigſten Zärtlichkeit. Kaum aber iſt er weg, ſo nimmt die Wittwe die Aufwartungen des Sohnes von dieſem Offiziere an. Die Tochter deſſelben macht ſich gleichergeſtalt die Abweſenheit ihres Vaters zu Nutze, und nimmt einen jungen Menſchen, den ſie liebt, im Hauſe auf. Dieſe doppelte Intrigue wird dem Vater gemeldet, der, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen, ihnen ſchreiben läßt, daß er ſein Geſicht verloren habe. Die Liſt gelingt; er kömmt wieder nach Paris, und mit Hülfe eines Bedienten, der um den Betrug weiß, ſieht er alles, was in ſeinem Hauſe vorgeht. Die Entwicklung läßt ſich errathen; da der Offizier an der Unbeſtändigkeit der Wittwe nicht länger zweifeln kann, ſo erlaubt er ſeinem Sohne, ſie zu heyrathen, und der Tochter giebt er die nemliche Erlaubniß, ſich mit ihrem Geliebten zu verbinden. Die Scenen zwiſchen der Wittwe und dem Sohne des Offiziers, in Gegenwart des letzten, haben viel Komiſches; die Wittwe verſichert, daß ihr der Zufall des Offiziers ſehr nahe gehe, daß ſie ihn aber darum nicht weniger liebe; und zugleich giebt ſie ſeinem Sohn, ihrem Liebhaber, einen Wink mit den Augen, oder bezeigt ihm ſonſt ihre Zärtlichkeit durch Gebehrden. Das iſt der Inhalt des alten Stücks vom de Broſſe,*) und iſt auch der Inhalt von dem neuen Stücke des Le Grand. Nur daß in dieſem die Intrigue mit der Tochter weggeblieben iſt, um jene fünf Akte deſto leichter in Einen zu bringen. Aus dem Vater iſt ein Onkel geworden, und was ſonſt dergleichen kleine Veränderungen mehr ſind. Es mag endlich entſtanden ſeyn wie es will; genug, es gefällt ſehr. Die Ueberſetzung iſt in Verſen, und vielleicht eine von den beſten, die wir haben; ſie iſt wenigſtens ſehr flieſſend, und hat viele drollige Zeilen.

LXXXIV.

Den 19ten Februar 1768.

Den ein und funfzigſten Abend (Montags den 27ten Julius) ward der Hausvater des Hrn. Diderot aufgeführt.

Da dieſes vortreffliche Stück, welches den Franzoſen nur ſo ſo gefällt, — wenigſtens hat es mit Müh und Noth kaum ein oder zweymal auf dem Pariſer Theater erſcheinen dürfen, — ſich, allem Anſehen nach, lange, ſehr lange, und warum nicht immer? auf unſern Bühnen erhalten wird; da es auch hier nicht oft genug wird können geſpielt werden: ſo hoffe ich, Raum und Gelegenheit genug zu haben, alles auszukramen, was ich ſowohl über das Stück ſelbſt, als über das ganze dramatiſche Syſtem des Verfaſſers von Zeit zu Zeit angemerkt habe.

---

*) Hiſt. du Th. Fr. Tome VII. p. 226.

Ich hole recht weit aus. —— Nicht erſt mit dem natürlichen Sohne, in den beygefügten Unterredungen, welche zuſammen im Jahre 1757 herauskamen, hat Diderot ſein Mißvergnügen mit dem Theater ſeiner Nation geäuſſert. Bereits verſchiedene Jahre vorher ließ er es ſich merken, daß er die hohen Begriffe gar nicht davon habe, mit welchen ſich ſeine Landsleute täuſchen, und Europa ſich von ihnen täuſchen laſſen. Aber er that es in einem Buche, in welchem man freylich dergleichen Dinge nicht ſucht; in einem Buche, in welchem der perſiflirende Ton ſo herrſchet, daß den meiſten Leſern auch das, was guter geſunder Verſtand darinn iſt, nichts als Poſſe und Höhnerey zu ſeyn ſcheinet. Ohne Zweifel hatte Diderot ſeine Urſachen, warum er mit ſeiner Herzensmeynung lieber erſt in einem ſolchen Buche hervorkommen wollte: ein kluger Mann ſagt öfters erſt mit Lachen, was er hernach im Ernſte wiederholen will.

Dieſes Buch heißt Les Bijoux indiſcrets, und Diderot will es jetzt durchaus nicht geſchrieben haben. Daran thut Diderot auch ſehr wohl; aber doch hat er es geſchrieben, und muß es geſchrieben haben, wenn er nicht ein Plagiarius ſeyn will. Auch iſt es gewiß, daß nur ein ſolcher junger Mann dieſes Buch ſchreiben konnte, der ſich einmal ſchämen würde, es geſchrieben zu haben.

Es iſt eben ſo gut, wenn die wenigſten von meinen Leſern dieſes Buch kennen. Ich will mich auch wohl hüten, es ihnen weiter bekannt zu machen, als es hier in meinen Kram dienet. ——

Ein Kaiſer —— was weiß ich, wo und welcher? —— hatte mit einem gewiſſen magiſchen Ringe gewiſſe Kleinode ſo viel häßliches Zeug ſchwatzen laſſen, daß ſeine Favoritin durchaus nichts mehr davon hören wollte. Sie hätte lieber gar mit ihrem ganzen Geſchlechte darüber brechen mögen; wenigſtens nahm ſie ſich auf die erſten vierzehn Tage vor, ihren Umgang einzig auf des Sultans Majeſtät und ein Paar witzige Köpfe einzuſchränken. Dieſe waren, Selim und Riccaric: Selim, ein Hofmann; und Riccaric, ein Mitglied der kaiſerlichen Akademie, ein Mann, der das Alterthum ſtudiret hatte, und ein großer Verehrer deſſelben war, doch ohne Pedant zu ſeyn. Mit dieſen unterhält ſich die Favoritin einsmals, und das Geſpräch fällt auf den elenden Ton der akademiſchen Reden, über den ſich niemand mehr ereifert als der Sultan ſelbſt, weil es ihn verdrießt, ſich nur immer auf Unkoſten ſeines Vaters und ſeiner Vorfahren darinn loben zu hören, und er wohl vorausſieht, daß die Akademie eben ſo auch ſeinen Ruhm einmal dem Ruhme ſeiner Nachfolger aufopfern werde. Selim, als Hofmann, war dem Sultan in allem beygefallen; und ſo ſpinnt ſich die Unterredung über das Theater an, die ich meinen Leſern hier ganz mittheile.

“ Ich glaube, Sie irren ſich, mein Herr: antwortete Riccaric dem Selim. Die Akademie iſt noch jetzt das Heiligthum des guten Geſchmacks, und ihre ſchönſten Tage haben weder der Weltweiſe noch der Dichter aufzuweiſen, denen wir nicht andere aus unſerer Zeit entgegen ſetzen könnten. Unſer Theater ward für das erſte Theater in ganz Afrika gehalten, und wird noch dafür gehalten. Welch ein Werk iſt nicht der Tamerlan des Turigraphe! Es verbindet das Pathetiſche des Euriſope mit dem Erhabnen des Azophe. Es iſt das klare Alterthum! „

“Ich habe, ſagt die Favoritin, die erſte Vorſtellung des Tamerlans geſehen, und gleichfalls den Faden des Stücks ſehr richtig geführet, den Dialog ſehr zierlich, und das Anſtändige ſehr wohl beobachtet gefunden. „

“Welcher Unterſchied, Madam, unterbrach ſie Riccaric, zwiſchen einem Verfaſſer wie Turigraphe, der ſich durch Leſung der Alten genähret, und dem größten Theile unſrer Neuern!„

“Aber dieſe Neuern, ſagte Selim, die Sie hier ſo wacker über die Klinge ſpringen laſſen, ſind doch bey weitem ſo verächtlich nicht, als Sie vorgeben. Oder wie? finden Sie kein Genie, keine Erfindung, kein Feuer, keine Karaktere, keine Schilderungen, keine Tiraden bey ihnen? Was bekümmere ich mich um Regeln, wenn man mir nur Vergnügen macht? Es ſind wahrlich nicht die Bemerkungen des weiſen Almudir und des gelehrten Abdaldok, noch die Dichtkunſt des ſcharfſinnigen Facardin, die ich alle nicht geleſen habe, welche es machen, daß ich die Stücke des Aboulcazem, des Mouhardar, des Albakoukre, und ſo vieler andern Saracenen bewundere! Giebt es denn auch eine andere Regel, als die Nachahmung der Natur? Und haben wir nicht eben die Augen, mit welchen dieſe ſie ſtudirten?„

“Die Natur, antwortete Riccaric, zeiget ſich uns alle Augenblicke in verſchiedenen Geſtalten. Alle ſind wahr, aber nicht alle ſind gleich ſchön. Eine gute Wahl darunter zu treffen, das müſſen wir aus den Werken lernen, von welchen Sie eben nicht viel zu halten ſcheinen. Es ſind die geſammelten Erfahrungen, welche ihre Verfaſſer und deren Vorgänger gemacht haben. Man mag ein noch ſo vortrefflicher Kopf ſeyn, ſo erlangt man doch nur ſeine Einſichten eine nach der andern; und ein einzelner Menſch ſchmeichelt ſich vergebens, in dem kurzen Raume ſeines Lebens, alles ſelbſt zu bemerken, was in ſo vielen Jahrhunderten vor ihm entdeckt worden. Sonſt ließe ſich behaupten, daß eine Wiſſenſchaft ihren Urſprung, ihren Fortgang, und ihre Vollkommenheit einem einzigen Geiſte zu verdanken haben könne; welches doch wider alle Erfahrung iſt.„

“Hieraus, mein Herr, antwortete ihm Selim, folget weiter nichts, als daß die Neuern, welche ſich alle die Schätze zu Nutzen machen können, die bis auf ihre Zeit geſammelt worden, reicher ſeyn müſſen, als die Alten: oder, wenn ihnen dieſe Vergleichung nicht gefällt, daß ſie auf den Schultern dieſer Koloſſen, auf die ſie geſtiegen, nothwendig müſſen weiter ſehen können, als ſie ſelbſt. Was iſt auch, in der That, ihre Naturlehre, ihre Aſtronomie, ihre Schifskunſt, ihre Mechanik, ihre Rechenlehre, in Vergleichung mit unſern? Warum ſollten wir ihnen alſo in der Beredſamkeit und Poeſie nicht eben ſowohl überlegen ſeyn?„

“Selim, verſetzte die Sultane, der Unterſchied iſt groß, und Riccaric kann Ihnen die Urſachen davon ein andermal erklären. Er mag Ihnen ſagen, warum unſere Tragödien ſchlechter ſind, als der Alten ihre: aber daß ſie es ſind, kann ich leicht ſelbſt auf mich nehmen, Ihnen zu beweiſen. Ich will Ihnen nicht Schuld geben, fuhr ſie fort, daß Sie die Alten nicht geleſen haben. Sie haben ſich um zu viele ſchöne Kenntniſſe beworben, als daß Ihnen das Theater der Alten unbekannt ſeyn ſollte. Nun ſetzen Sie gewiſſe Ideen, die ſich auf ihre Gebräuche, auf ihre Sitten, auf ihre Religion beziehen, und die Ihnen nur deswegen anſtößig ſind, weil ſich die Umſtände geändert haben, bey Seite, und ſagen Sie mir, ob ihr Stoff nicht immer edel, wohlgewählt und intereſſant iſt? ob ſich die Handlung nicht gleichſam von ſelbſt einleitet? ob der ſimple Dialog dem Natürlichen nicht ſehr nahe kömmt? ob die Entwickelungen im geringſten gezwungen ſind? ob ſich das Intereſſe wohl theilt, und die Handlung mit Epiſoden überladen iſt? Verſetzen Sie ſich in Gedanken in die Inſel Alindala; unterſuchen Sie alles, was da vorgieng, hören Sie alles, was von dem Augenblicke an, als der junge Ibrahim und der verſchlagene Forfanti ans Land ſtiegen, da geſagt ward: nähern Sie ſich der Höhle des unglücklichen Polipüle; verlieren Sie kein Wort von ſeinen Klagen, und ſagen Sie mir, ob das geringſte vorkömmt, was Sie in der Täuſchung ſtören könnte? Nennen Sie mir ein einziges neueres Stück, welches die nemliche Prüfung aushalten, welches auf den nemlichen Grad der Vollkommenheit Anſpruch machen kann: und Sie ſollen gewonnen haben. „

“ Beym Brama! rief der Sultan, und gähnte; Madame hat uns da eine vortreffliche akademiſche Vorleſung gehalten! „

“ Ich verſtehe die Regeln nicht, fuhr die Favoritin fort, und noch weniger die gelehrten Worte, in welchen man ſie abgefaßt hat, aber ich weiß, daß nur das Wahre gefällt und rühret. Ich weiß auch, daß die Vollkommenheit eines Schauſpiels in der ſo genauen Nachahmung einer Handlung beſtehet, daß der ohne Unterbrechung betrogene Zuſchauer bey der Handlung ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn glaubt. Findet ſich aber in den Tragödien, die Sie uns ſo rühmen, nur das geringſte, was dieſem ähnlich ſähe? „

LXXXV.

Den 23ten Februar 1768.

“ Wollen Sie den Verlauf darinn loben? Er iſt meiſtens ſo vielfach und verwickelt, daß es ein Wunder ſeyn würde, wenn wirklich ſo viel Dinge in ſo kurzer Zeit geſchehen wären. Der Untergang oder die Erhaltung eines Reichs, die Heyrath einer Prinzeßin, der Fall eines Prinzen, alles das geſchieht ſo geſchwind, wie man eine Hand umwendet. Kömmt es auf eine Verſchwörung an? im erſten Akte wird ſie entworfen; im zweyten iſt ſie beyſammen; im dritten werden alle Maßregeln genommen, alle Hinderniſſe gehoben, und die Verſchwornen halten ſich fertig; mit nächſtem wird es einen Aufſtand ſetzen, wird es zum Treffen kommen, wohl gar zu einer förmlichen Schlacht. Und das alles nennen Sie gut geführt, intereſſant, warm, wahrſcheinlich? Ihnen kann ich nun ſo etwas am wenigſten vergeben, der Sie wiſſen, wie viel es oft koſtet, die allerelendeſte Intrigue zu Stande zu bringen, und wie viel Zeit bey der kleinſten politiſchen Angelegenheit auf Einleitungen auf Beſprechungen und Berathſchlagungen geht. „

“ Es iſt wahr, Madame, antwortete Selim, unſere Stücke ſind ein wenig überladen; aber das iſt ein nothwendiges Uebel; ohne Hülfe der Epiſoden würden wir uns vor Froſt nicht zu laſſen wiſſen. „

“ Das iſt: um der Nachahmung einer Handlung Feuer und Geiſt zu geben, muß man die Handlung weder ſo vorſtellen, wie ſie iſt, noch ſo, wie ſie ſeyn ſollte. Kann etwas lächerlicheres gedacht werden? Schwerlich wohl; es wäre denn etwa dieſes, daß man die Geigen ein lebhaftes Stück, eine muntere Sonate ſpielen läßt, während daß die Zuhörer um den Prinzen bekümmert ſeyn ſollten, der auf dem Punkte iſt, ſeine Geliebte, ſeinen Thron und ſein Leben zu verlieren. „

“ Madame, ſagte Mongogul, Sie haben vollkommen Recht; traurige Arien müßte man indeß ſpielen, und ich will Ihnen gleich einige beſtellen gehen. Hiermit ſtand er auf, und gieng heraus, und Selim, Riccaric und die Favoritin ſetzten die Unterredung unter ſich fort. „

“ Wenigſtens, Madame, erwiederte Selim, werden Sie nicht läugnen, daß, wenn die Epiſoden uns aus der Täuſchung herausbringen, der Dialog uns wieder hereinſetzt. Ich wüßte nicht, wer das beſſer verſtünde, als unſere tragiſche Dichter. „

“ Nun ſo verſteht es durchaus niemand, antwortete mir Mirzoza. Das Geſuchte, das Witzige, das Spielende, das darinn herrſcht, iſt tauſend und tauſend Meilen von der Natur entfernt. Umſonſt ſucht ſich der Verfaſſer zu verſtecken; er entgeht meinen Augen nicht, und ich erblicke ihn unaufhörlich hinter ſeinen Perſonen. Cinna, Sertorius, Maximus, Aemilia, ſind alle Augenblicke das Sprachrohr des Corneille. So ſpricht man bey unſern alten Saracenen nicht mit einander. Herr Riccaric kann Ihnen, wenn Sie wollen, einige Stellen daraus überſetzen; und Sie werden die bloße Natur hören, die ſich durch den Mund derſelben ausdrückt. Ich möchte gar zu gern zu den Neuern ſagen: “Meine Herren, anſtatt daß ihr euern Perſonen bey aller Gelegenheit Witz gebt, ſo ſucht ſie doch lieber in Umſtände zu ſetzen, die ihnen welchen geben.„

“Nach dem zu urtheilen, was Madame von dem Verlaufe und dem Dialoge unſerer dramatiſchen Stücke geſagt hat, ſcheint es wohl nicht, ſagte Selim, daß ſie den Entwicklungen wird Gnade wiederfahren laſſen.„

“Nein, gewiß nicht, verſetzte die Favoritin: es giebt hundert ſchlechte für eine gute. Die eine iſt nicht vorbereitet; die andere eräugnet ſich durch ein Wunder. Weis der Verfaſſer nicht, was er mit einer Perſon, die er von Scene zu Scene ganze fünf Akte durgeſchleppt hat, anfangen ſoll: geſchwind fertiget er ſie mit einem guten Dolchſtoße ab; die ganze Welt fängt an zu weinen, und ich, ich lache, als ob ich toll wäre. Hernach, hat man wohl jemals ſo geſprochen, wie wir deklamiren? Pflegen die Prinzen und Könige wohl anders zu gehen, als ſonſt ein Menſch, der gut geht? Geſtikuliren ſie wohl jemals, wie Beſeſſene und Raſende? Und wenn Prinzeſſinnen ſprechen, ſprechen ſie wohl in einem ſo heulenden Tone? Man nimmt durchgängig an, daß wir die Tragödie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben: und ich, meines Theils, halte es faſt für erwieſen, daß von allen Gattungen der Litteratur, auf die ſich die Afrikaner in den letzten Jahrhunderten gelegt haben, gerade dieſe die unvollkommenſte geblieben iſt. „

“ Eben hier war die Favoritin mit ihrem Ausfalle gegen unſere theatraliſche Werke, als Mongogul wieder hereinkam. Madame, ſagte er, Sie werden mir einen Gefallen erweiſen, wenn Sie fortfahren. Sie ſehen, ich verſtehe mich darauf, eine Dichtkunſt abzukürzen, wenn ich ſie zu lang finde. „

“ Laſſen Sie uns, fuhr die Favoritin fort, einmal annehmen, es käme einer ganz friſch aus Angote, der in ſeinem Leben von keinem Schauſpiele etwas gehört hätte; dem es aber weder an Verſtande noch an Welt fehle; der ungefehr wiſſe, was an einem Hofe vorgehe; der mit den Anſchlägen der Höflinge, mit der Eiferſucht der Miniſter, mit den Hetzereyen der Weiber nicht ganz unbekannt wäre, und zu dem ich im Vertrauen ſagte: “ Mein Freund, es äußern ſich in dem Seraglio ſchreckliche Bewegungen. Der Fürſt, der mit ſeinem Sohne mißvergnügt iſt, weil er ihn im Verdacht hat, daß er die Manimonbande liebt, iſt ein Mann, den ich für fähig halte, an beyden die grauſamſte Rache zu üben. Dieſe Sache muß, allem Anſehen nach, ſehr traurige Folgen haben. Wenn Sie wollen, ſo will ich machen, daß Sie von allem, was vorgeht, Zeuge ſeyn können. „ Er nimmt mein Anerbieten an, und ich führe ihn in eine mit Gitterwerk vermachte Loge, aus der er das Theater ſieht, welches er für den Pallaſt des Sultans hält. Glauben Sie wohl, daß Trotz alles Ernſtes, in dem ich mich zu erhalten bemühte, die Täuſchung dieſes Fremden einen Augenblick dauern könnte? Müſſen Sie nicht vielmehr geſtehen, daß er, bey dem ſteifen Gange des Akteurs, bey ihrer wunderlichen Tracht, bey ihren ausſchweifenden

Gebehrden, bey dem ſeltſamen Nachdrucke ihrer gereimten, abgemeſſenen Sprache, bey tauſend andern Ungereimtheiten, die ihm auffallen würden, gleich in der erſten Scene mir ins Geſicht lachen und gerade heraus ſagen würde, daß ich ihn entweder zum beſten haben wollte, oder daß der Fürſt mit ſamt ſeinem Hofe nicht wohl bey Sinnen ſeyn müßten.„

“Ich bekenne, ſagte Selim, daß mich dieſer angenommene Fall verlegen macht; aber könnte man Ihnen nicht zu bedenken geben, daß wir in das Schauſpiel gehen, mit der Ueberzeugung, der Nachahmung einer Handlung, nicht aber der Handlung ſelbſt, beyzuwohnen.„

“Und ſollte denn dieſe Ueberzeugung verwehren, erwiederte Mirzoza, die Handlung auf die allernatürlichſte Art vorzuſtellen?„ —

Hier kömmt das Geſpräch nach und nach auf andere Dinge, die uns nichts angehen. Wir wenden uns alſo wieder, zu ſehen, was wir geleſen haben. Den klaren lautern Diderot! Aber alle dieſe Wahrheiten waren damals in den Wind geſagt. Sie erregten eher keine Empfindung in dem franzöſiſchen Publiko, als bis ſie mit allem didaktiſchen Ernſte wiederholt, und mit Proben begleitet wurden, in welchen ſich der Verfaſſer von einigen der gerügten Mängel zu entfernen, und den Weg der Natur und Täuſchung beſſer einzuſchlagen, bemüht hatte. Nun weckte der Neid die Kritik. Nun war es klar, warum Diderot das Theater ſeiner Nation auf dem Gipfel der Vollkommenheit nicht ſahe, auf dem wir es durchaus glauben ſollen; warum er ſo viel Fehler in den geprieſenen Meiſterſtücken deſſelben fand: blos und allein, um ſeinen Stücken Platz zu ſchaffen. Er mußte die Methode ſeiner Vorgänger verſchrien haben, weil er empfand, daß in Befolgung der nemlichen Methode, er unendlich unter ihnen bleiben würde. Er mußte ein elender Charlatan ſeyn, der allen fremden Theriak verachtet, damit kein Menſch andern als ſeinen kaufe. Und ſo fielen die Paliſſots über ſeine Stücke her.

Allerdings hatte er ihnen auch, in ſeinem natürlichen Sohne, manche Blöße gegeben. Dieſer erſte Verſuch iſt bey weitem das nicht, was der Hausvater iſt. Zu viel Einförmigkeit in den Karakteren, das Romantiſche in dieſen Karakteren ſelbſt, ein ſteifer koſtbarer Dialog, ein pedantiſches Geklingle von neumodiſch philoſophiſchen Sentenzen: alles das machte den Tadlern leichtes Spiel. Beſonders zog die feyerliche Thereſia (oder Conſtantia, wie ſie in dem Originale heißt,) die ſo philoſophiſch ſelbſt auf die Freyerey geht, die mit einem Manne, der ſie nicht mag, ſo weiſe von tugendhaften Kindern ſpricht, die ſie mit ihm zu erzielen gedenkt, die Lacher auf ihre Seite. Auch kann man nicht läugnen, daß die Einkleidung, welche Diderot den beygefügten Unterredungen gab, daß der Ton, den er darinn annahm, ein wenig eitel und pompös war; daß verſchiedene Anmerkungen als ganz neue Entdeckungen darinn vorgetragen wurden, die doch nicht neu und dem Verfaſſer nicht eigen waren; daß andere Anmerkungen die Gründlichkeit nicht hatten, die ſie in dem blendenden Vortrage zu haben ſchienen.

LXXXVI.

Den 26ten Februar 1768.

Zum Exempel, Diderot behauptete,*) daß es in der menſchlichen Natur aufs höchſte nur ein Dutzend wirklich komiſche Karaktere gäbe, die großer Züge fähig wären; und daß die kleinen Verſchiedenheiten unter den menſchlichen Karakteren nicht ſo glücklich bearbeitet werden könnten, als die reinen unvermiſchten Karaktere. Er ſchlug daher vor, nicht mehr die Karaktere, ſondern die Stände auf die Bühne zu bringen: und wollte die Bearbeitung dieſer, zu dem beſondern Geſchäfte der ernſthaften Komödie machen. “ Bisher, ſagt er, iſt in der Komödie der Karakter das Hauptwerk geweſen; und der Stand war nur etwas Zufälliges: nun aber muß der Stand das Hauptwerk, und der Karakter das Zufällige werden. Aus dem Karakter zog man die ganze Intrigue: man ſuchte durchgängig die Umſtände, in welchen er ſich am beſten äußert, und verband dieſe Umſtände unter einander. Künftig muß der Stand, müſſen die Pflichten, die Vortheile, die Unbequemlichkeiten deſſelben zur Grundlage des Werks dienen. Dieſe Quelle ſcheint mir weit ergiebiger, von weit größerm Umfange, von weit größerm Nutzen, als die Quelle der Karaktere. War der Karakter nur ein wenig übertrieben, ſo konnte der Zuſchauer zu ſich ſelbſt ſagen: das bin ich nicht. Das aber kann er unmöglich läugnen, daß der Stand, den man ſpielt, ſein Stand iſt; ſeine Pflichten kann er unmöglich verkennen. Er muß das, was er hört, nothwendig auf ſich anwenden. „

---

*) S. die Unterredungen hinter dem natürlichen Sohne, Seite 321. 22. d. Ueberſ.

Was Paliſſot hierwieder erinnert, *) iſt nicht ohne Grund. Er läugnet es, daß die Natur ſo arm an urſprünglichen Karakteren ſey, daß ſie die komiſchen Dichter bereits ſollten erſchöpft haben. Moliere ſahe noch genug neue Karaktere vor ſich, und glaubte kaum den allerkleinſten Theil von denen behandelt zu haben, die er behandeln könne. Die Stelle, in welcher er verſchiedne derſelben in der Geſchwindigkeit entwirft, iſt ſo merkwür-

---

*) Petites Lettres ſur de grands Philoſophes, Lettr. II.

dig als lehrreich, indem ſie vermuthen läßt, daß der Miſanthrop ſchwerlich ſein Non plus ultra in dem hohen Komiſchen dürfte geblieben ſeyn, wenn er länger gelebt hätte. *) Paliſſot ſelbſt iſt nicht unglücklich, einige neue Karaktere von ſeiner eignen Bemerkung beyzufügen: den dummen Mäcen, mit ſeinen kriechenden Klienten; den Mann, an ſeiner unrechten Stelle; den Argliſtigen, deſſen ausgekünſtelte Anſchläge immer gegen die Einfalt eines treuherzigen Biedermanns ſcheitern; den Scheinphiloſophen; den Sonderling, den Destouches verfehlt ha-

---

*) (Impromptu de Verſailles, Sc. 2.) Eh! mon pauvre Marquis, nous lui (à Moliere) fournirons toujours aſſez de matiere, & nous ne prenons guéres le chemin de nous rendre ſages par tout ce qu'il fait & tout ce qu'il dit. Crois-tu qu'il ait épuiſé dans ſes Comédies tous les ridicules des hommes, & ſans ſortir de la Cour, n'a-t-il pas encore vingt caracteres de gens, où il n'a pas touché? N'a-t-il pas, par exemple, ceux qui ſe font les plus grandes amitiés du monde, & qui, le dos tourné, font galanterie de ſe déchirer l'un l'autre? N'a-t-il pas ces adulateurs à outrance, ces flatteurs inſipides qui n'aſſaiſonnent d'aucun ſel les louanges qu'ils donnent, & dont toutes les flatteries ont une douceur fade qui fait mal au cœur & à ceux qui les écoutent? N'a-t-il pas ces lâches courtiſans de la faveur, ces perfides adorateurs de la fortune, qui vous encenſent dans la proſpérité, & vous accablent dans la diſgrace? N'a-t-il pas ceux qui ſont toujours mécontens de la Cour, ces ſuivans inutiles, ces incommodes aſſidus, ces gens, dis-je, qui pour ſervices ne peuvent compter que des importunités, & qui veulent qu'on les récompenſe d'avoir obſédé le Prince dix ans durans? N'a-t-il pas ceux qui careſſent également tout le monde, qui promenent leurs civilités, à droite, à gauche, & courent à tous ceux qu'ils voyent avec les mêmes embraſſades, & les mêmes proteſtations d'amitié? — — Va, va, Marquis, Moliere aura toujours plus de ſujets qu'il n'en voudra, & tout ce qu'il a touché n'eſt que bagatelle au prix de ce qui reſte.

be; den Heuchler mit geſellſchaftlichen Tugenden, da der Religionsheuchler ziemlich aus der Mode ſey. — Das ſind wahrlich nicht gemeine Ausſichten, die ſich einem Auge, das gut in die Ferne trägt, bis ins Unendliche erweitern. Da iſt noch Erndte genug für die wenigen Schnitter, die ſich daran wagen dürfen!

Und wenn auch, ſagt Paliſſot, der komiſchen Karaktere wirklich ſo wenige, und dieſe wenigen wirklich alle ſchon bearbeitet wären: würden die Stände denn dieſer Verlegenheit abhelfen? Man wähle einmal einen; z. E. den Stand des Richters. Werde ich ihm denn, dem Richter, nicht einen Karakter geben müſſen? Wird er nicht traurig oder luſtig, ernſthaft oder leichtſinnig, leutſelig oder ſtürmiſch ſeyn müſſen? Wird es nicht blos dieſer Karakter ſeyn, der ihn aus der Klaſſe metaphyſiſcher Abſtrakte heraushebt, und eine wirkliche Perſon aus ihm macht? Wird nicht folglich die Grundlage der Intrigue und die Moral des Stücks wiederum auf dem Karakter beruhen? Wird nicht folglich wiederum der Stand nur das Zufällige ſeyn?

Zwar könnte Diderot hierauf antworten: Freylich muß die Perſon, welche ich mit dem Stande bekleide, auch ihren individuellen moraliſchen Karakter haben; aber ich will, daß es ein ſolcher ſeyn ſoll, der mit den Pflichten und Verhältniſſen des Standes nicht ſtreitet, ſondern aufs beſte harmoniret. Alſo, wenn dieſe Perſon ein Richter iſt, ſo ſteht es mir nicht frey, ob ich ihn ernſthaft oder leichtſinnig, leutſelig oder ſtürmiſch machen will: er muß nothwendig ernſthaft und leutſelig ſeyn, und jedesmal es in dem Grade ſeyn, den das vorhabende Geſchäfte erfodert.

Dieſes, ſage ich, könnte Diderot antworten: aber zugleich hätte er ſich einer andern Klippe genähert; nemlich der Klippe der vollkommenen Karaktere. Die Perſonen ſeiner Stände würden nie etwas anders thun, als was ſie nach Pflicht und Gewiſſen thun müßten; ſie würden handeln, völlig wie es im Buche ſteht. Erwarten wir das in der Komödie? Können dergleichen Vorſtellungen anziehend genug werden? Wird der Nutzen, den wir davon hoffen dürfen, groß genug ſeyn, daß es ſich der Mühe verlohnt, eine neue Gattung dafür feſt zu ſetzen, und für dieſe eine eigene Dichtkunſt zu ſchreiben?

Die Klippe der vollkommenen Karaktere ſcheinet mir Diderot überhaupt nicht genug erkundiget zu haben. In ſeinen Stücken ſteuert er ziemlich gerade darauf los: und in ſeinen kritiſchen Seekarten findet ſich durchaus keine Warnung davor. Vielmehr finden ſich Dinge darinn, die den Lauf nach ihr hin zu lenken rathen. Man erinnere ſich nur, was er, bey Gelegenheit des Kontraſts unter den Karakteren, von den Brüdern des Terenz ſagt.*) "Die zwey kontraſtirten Väter darinn ſind mit ſo gleicher Stärke gezeichnet, daß man dem feinſten Kunſtrichter Trotz bieten kann, die Hauptperſon zu nennen; ob es Micio oder ob es Demea ſeyn ſoll? Fällt er ſein Urtheil vor dem letzten Auftritte, ſo dürfte er leicht mit Erſtaunen wahrnehmen, daß der, den er ganzer fünf Aufzüge hindurch, für einen verſtändigen Mann gehalten hat, nichts als ein Narr iſt, und daß der, den er für einen Narren gehalten hat, wohl gar der verſtändige Mann ſeyn könnte. Man ſollte zu Anfange des fünften Aufzuges dieſes Drama faſt ſagen, der Verfaſſer ſey durch den beſchwerlichen Kontraſt gezwungen worden, ſeinen Zweck fahren zu laſſen, und das ganze Intereſſe des Stücks umzukehren. Was iſt aber daraus geworden? Dieſes, daß man gar nicht mehr weis, für wen man ſich intereßiren ſoll. Vom Anfange her iſt man für den Micio gegen den Demea geweſen, und am Ende iſt man für keinen von beyden. Beynahe ſollte man einen dritten Vater verlangen, der das Mittel zwiſchen dieſen zwey Perſonen hielte, und zeigte, worinn ſie beyde fehlten.„

---

* In der Dichtkunſt hinter dem Hausvater, S. 358. der Ueberſ.

Nicht ich! Ich verbitte mir ihn ſehr, dieſen dritten Vater; es ſey in dem nemlichen Stücke, oder auch allein. Welcher Vater glaubt nicht zu wiſſen, wie ein Vater ſeyn ſoll? Auf dem rechten Wege dünken wir uns alle: wir verlangen nur, dann und wann vor den Abwegen zu beyden Seiten gewarnet zu werden.

Diderot hat Recht: es iſt beſſer, wenn die Karaktere blos verſchieden, als wenn ſie kontraſtirt ſind. Kontraſtirte Karaktere ſind minder natürlich und vermehren den romantiſchen Anſtrich, an dem es den dramatiſchen Begebenheiten ſo ſchon ſelten fehlt. Für eine Geſellſchaft, im gemeinen Leben, wo ſich der Kontraſt der Karaktere ſo abſtechend zeigt, als ihn der komiſche Dichter verlangt, werden ſich immer tauſend finden, wo ſie weiter nichts als verſchieden ſind. Sehr richtig! Aber iſt ein Karakter, der ſich immer genau in dem graden Gleiße hält, das ihm Vernunft und Tugend vorſchreiben, nicht eine noch ſeltenere Erſcheinung? Von zwanzig Geſellſchaften im gemeinen Leben, werden eher zehn ſeyn, in welchen man Väter findet, die bey Erziehung ihrer Kinder völlig entgegengeſetzte Wege einſchlagen, als eine, die den wahren Vater aufweiſen könnte. Und dieſer wahre Vater iſt noch dazu immer der nemliche, iſt nur ein einziger, da der Abweichungen von ihm unendlich ſind. Folglich werden die Stücke, die den wahren Vater ins Spiel bringen, nicht allein jedes vor ſich unnatürlicher, ſondern auch unter einander einförmiger ſeyn, als es die ſeyn können, welche Väter von verſchiednen Grundſätzen einführen. Auch iſt es gewiß, daß die Karaktere, welche in ruhigen Geſellſchaften blos verſchieden ſcheinen, ſich von ſelbſt kontraſtiren, ſobald ein ſtreitendes Intereſſe ſie in Bewegung ſetzt.

Ja es iſt natürlich, daß ſie ſich ſodann beeifern, noch weiter von einander entfernt zu ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Der Lebhafte wird Feuer und Flamme gegen den, der ihm zu lau ſich zu betragen ſcheinet: und der Laue wird kalt wie Eis, um jenen ſo viel Uebereilungen begehen zu laſſen, als ihm nur immer nützlich ſeyn können.

LXXXVII. LXXXVIII.

Den 4ten März 1768.

Und ſo ſind andere Anmerkungen des Paliſſot mehr, wenn nicht ganz richtig, doch auch nicht ganz falſch. Er ſieht den Ring, in den er mit ſeiner Lanze ſtoſſen will, ſcharf genug; aber in der Hitze des Anſprengens, verrückt die Lanze, und er ſtößt den Ring gerade vorbey.

So ſagt er über den natürlichen Sohn unter andern: “ Welch ein ſeltſamer Titel! der natürliche Sohn! Warum heißt das Stück ſo? Welchen Einfluß hat die Geburt des Dorval? Was für einen Vorfall veranlaßt ſie? Zu welcher Situation giebt ſie Gelegenheit? Welche Lücke füllt ſie auch nur? Was kann alſo die Abſicht des Verfaſſers dabey geweſen ſeyn? Ein Paar Betrachtungen über das Vorurtheil gegen die uneheliche Geburt aufzuwärmen? Welcher vernünftige Menſch weiß denn nicht von ſelbſt, wie ungerecht ein ſolches Vorurtheil iſt? „

Wenn Diderot hierauf antwortete: Dieſer Umſtand war allerdings zur Verwickelung meiner Fabel nöthig; ohne ihm würde es weit unwahrſcheinlicher geweſen ſeyn, daß Dorval ſeine Schweſter nicht kennet, und ſeine Schweſter von keinem Bruder weiß; es ſtand mir frey, den Titel davon zu entlehnen, und ich hätte den Titel von noch einem geringern Umſtande entlehnen können. — Wenn Diderot dieſes antwortete, ſag ich, wäre Paliſſot nicht ungefähr widerlegt?

Gleichwohl iſt der Karakter des natürlichen Sohnes einem ganz andern Einwurfe blos geſtellet, mit welchem Paliſſot dem Dichter weit ſchärfer hätte zuſetzen können. Dieſem nemlich: daß der Umſtand der unehelichen Geburt, und der daraus erfolgten Verlaſſenheit und Abſonderung, in welcher ſich Dorval von allen Menſchen ſo viele Jahre hindurch ſahe, ein viel zu eigenthümlicher und beſonderer Umſtand iſt, gleichwohl auf die Bildung ſeines Karakters viel zu viel Einfluß gehabt hat, als daß dieſer diejenige Allgemeinheit haben könne, welche nach der eigenen Lehre des Diderot ein komiſcher Karakter nothwendig haben muß. — Die Gelegenheit reizt mich zu einer Ausſchweifung über dieſe Lehre: und welchem Reize von der Art brauchte ich in einer ſolchen Schrift zu widerſtehen?

“Die komiſche Gattung, ſagt Diderot,*) hat Arten, und die tragiſche hat Individua. Ich will mich erklären. Der Held einer Tragödie iſt der und der Menſch: es iſt Regulus, oder Brutus, oder Cato, und ſonſt kein anderer. Die vornehmſte Perſon einer Komödie hingegen muß eine große Anzahl von Menſchen vorſtellen. Gäbe man ihr von ungefähr eine ſo eigene Phyſiognomie, daß ihr nur ein einziges Individuum ähnlich wäre, ſo würde die Komödie wieder in ihre Kindheit zurücktreten. — Terenz ſcheinet mir einmal in dieſen Fehler gefallen zu ſeyn. Sein Heavtontimorumenos iſt ein Vater, der ſich über den gewaltſamen Entſchluß grämet, zu welchem er ſeinen Sohn durch übermäßige Strenge gebracht hat, und der ſich deswegen nun ſelbſt beſtraft, indem er ſich in Kleidung und Speiſe kümmerlich hält, allen Umgang fliehet, ſein Geſinde abſchaft, und das Feld mit eigenen Händen bauet. Man kann gar wohl ſagen, daß es ſo einen Vater nicht giebt. Die größte Stadt würde kaum in einem Jahrhunderte Ein Beyſpiel einer ſo ſeltſamen Betrübniß aufzuweiſen haben.„

---

*) Unterred. S. 292. d. Ueberſ.

Zuerſt von der Inſtanz des Heavtontimorumenos. Wenn dieſer Karakter wirklich zu tadeln iſt: ſo trift der Tadel nicht ſowohl den Terenz, als den Menander. Menander war der Schöpfer deſſelben, der ihn, allem Anſehen nach, in ſeinem Stücke noch eine weit ausführlichere Rolle ſpielen laſſen, als er in der Kopie des Terenz ſpielet, in der ſich ſeine Sphäre, wegen der verdoppelten Intrigue, wohl ſehr einziehen müſſen.*) Aber daß er von Menandern her-

---

*) Falls nemlich die ſechste Zeile des Prologs

Duplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici,

von dem Dichter wirklich ſo geſchrieben, und nicht anders zu verſtehen iſt, als die Dacier und nach ihr der neue engliſche Ueberſetzer des Terenz, Colman, ſie erklären: Terence only meant to ſay, that he had doubled the characters; inſtead of one old man, one young gallant, oue miſtreſs, as in Meuander, he had two old men &c. He therefore adds very properly: novam eſſe oſtendi, — which certainly could not have been implied, hat the characters been the ſame in the Greek poet. Auch ſchon Adrian Barlandus, ja ſelbſt die alte Gloſſa interlinealis des Aſcenſius, hatte das duplex nicht anders verſtanden: propter ſenes & juvenes ſagt dieſe; und jener ſchreibt, nam in hac latina ſenes duo, adoleſcentes item duo ſunt. Und dennoch will mir dieſe Auslegung nicht in den Kopf, weil ich gar nicht einſehe, was von dem Stücke übrig bleibt, wenn man die Perſonen, durch welche Terenz den Alten, den Liebhaber und die Geliebte verdoppelt haben ſoll, wieder wegnimmt. Mir iſt es unbegreiflich, wie Menander dieſen Stoff, ohne den Chremes und ohne den Clitipho, habe behandeln können; beyde ſind ſo genau hineingeflochten, daß ich mir weder Verwickelung noch Auflöſung ohne ſie denken kann. Einer andern Erklärung, durch welche ſich Julius Scaliger lächerlich gemacht hat, will ich gar nicht gedenken. Auch die, welche rührt, dieſes allein ſchon hätte, mich wenigſtens, abgeſchreckt, den Terenz desfalls zu verdammen. Das ὦ Μένανδρε καὶ βίε, πότερος ἆρ᾽ ὑμῶν πότερον ἐμιμήσατο; iſt zwar froſtiger, als witzig geſagt: doch würde man es

---

Eugraphius gegeben hat, und die von Faerne angenommen worden, iſt ganz unſchicklich. In dieſer Verlegenheit haben die Kritici bald das duplex, bald das ſimplici in der Zeile zu verändern geſucht, wozu ſie die Handſchriften gewiſſermaßen berechtigten. Einige haben geleſen:

Duplex quæ ex argumento facta eſt duplici.

Andere:

Simplex quæ ex argumento facta eſt duplici.

Was bleibt noch übrig, als daß nun auch einer lieſet:

Simplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici?

Und in allem Ernſte! ſo möchte ich am liebſten leſen. Man ſehe die Stelle im Zuſammenhange, und überlege meine Gründe.

Ex integra Græca integram comœdiam
Hodie ſum acturus Heavtontimorumenon:
Simplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici.

Es iſt bekannt, was dem Terenz von ſeinen neidiſchen Mitarbeitern am Theater vorgeworfen ward:

Multas contaminaſſe græcas, dum facit
Paucas latinas ---

Er ſchmelzte nemlich öfters zwey Stücke in eines, und machte aus zwey griechiſchen Komödien eine einzige lateiniſche. So ſetzte er ſeine Andria aus der Andria und Perinthia des Menanders zuſammen; ſeinen Eunuchus, aus dem Eunuchus und dem Colax eben dieſes Dichters; ſeine Brüder, aus den Brüdern des nehmlichen und einem Stücke des Diphilus. Wegen dieſes Vorwurfs rechtfertigt er ſich nun in dem Prologe des Heavtontimorumenos. Die Sache ſelbſt geſteht er ein; aber er will damit nichts anders gethan haben, als was andere gute Dichter vor ihm gethan hätten.

——— ——— Id eſſe factum hic non negat
Neque ſe pigere, & deinde factum iri autumat.
Habet bonorum exemplum: quo exemplo ſibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Ich habe es gethan, ſagt er, und ich denke, daß ich es noch öfterer wohl überhaupt von einem Dichter geſagt haben, der Karaktere zu ſchildern im Stande wäre, wovon ſich in der größten Stadt kaum in einem ganzen Jahrhunderte ein einziges Beyſpiel zeiget? Zwar in hundert und mehr Stü-

---

thun werde. Das bezog ſich aber auf vorige Stücke, und nicht auf das Gegenwärtige, den Heautontimorumenos. Denn dieſer war nicht aus zwey griechiſchen Stücken, ſondern nur aus einem einzigen gleiches Namens genommen. Und das iſt es, glaube ich, was er in der ſtreitigen Zeile ſagen will, ſo wie ich ſie zu leſen vorſchlage:

Simplex quæ ex argumento facta eſt ſimplici.

So einfach, will Terenz ſagen, als das Stück des Menanders iſt, eben ſo einfach iſt auch mein Stück; ich habe durchaus nichts aus andern Stücken eingeſchaltet; es iſt, ſo lang es iſt, aus dem griechiſchen Stücke genommen, und das griechiſche Stück iſt ganz in meinem Lateiniſchen; ich gebe alſo

Ex integra Græca integram Comœdiam.

Die Bedeutung, die Faerne dem Worte integra in einer alten Gloſſe gegeben fand, daß es ſo viel ſeyn ſollte, als a nullo tacta, iſt hier offenbar falſch, weil ſie ſich nur auf das erſte integra, aber keinesweges auf das zweyte integram ſchicken würde. --- Und ſo glaube ich, daß ſich meine Vermuthung und Auslegung wohl hören läßt! Nur wird man ſich an die gleich folgende Zeile ſtoſſen:

Novam eſſe oſtendi, & quæ eſſet ---

Man wird ſagen: wenn Terenz bekennet, daß er das ganze Stück aus einem einzigen Stücke des Menanders genommen habe; wie kann er eben durch dieſes Bekenntniß bewieſen zu haben vorgeben, daß ſein Stück neu ſey, novam eſſe? --- Doch dieſe Schwierigkeit kann ich ſehr leicht heben, und zwar durch eine Erklärung eben dieſer Worte, von welcher ich mich zu behaupten getraue, daß ſie ſchlechterdings die einzige wahre iſt, ob ſie gleich nur mir zugehört, und kein Ausleger, ſo viel ich weiß, ſie nur von weitem vermuthet hat. Ich ſage nemlich: die Worte,

Novam eſſe oſtendi, & quæ eſſet ---

beziehen ſich keinesweges auf das, was Terenz den Vorredner in dem Vorigen ſagen laſſen; ſondern man muß darunter verſtehen, apud Aediles; novus aber heißt hier nicht, was aus des Terenz eigenem Kopfe gefloſſen, ſondern blos, was im Lateiniſchen noch ken könnte ihm auch wohl Ein ſolcher Karakter entfallen ſeyn. Der fruchtbarſte Kopf ſchreibt ſich leer; und wenn die Einbildungskraft ſich keiner wirklichen Gegenſtände der Nachahmung mehr erinnern kann, ſo komponirt ſie deren ſelbſt, welches denn freylich meiſtens Karrikaturen werden. Dazu will Diderot bemerkt haben, daß ſchon Horaz, der einen ſo beſonders zärtlichen Geſchmack hatte, den Fehler, wovon die Rede iſt, eingeſehen, und im Vorbeygehen, aber faſt unmerklich, getadelt habe.

Die Stelle ſoll die in der zweyten Satyre des erſten Buchs ſeyn, wo Horaz zeigen will, "daß die Narren aus einer Uebertreibung in die andere entgegengeſetzte zu fallen pflegen. Fufidius, ſagt er, fürchtet für einen Verſchwender gehalten zu werden. Wißt ihr, was er thut? Er leihet monatlich für fünf Prozent, und macht ſich im voraus

---

nicht vorhanden geweſen. Daß mein Stück, will er ſagen, ein neues Stück ſey, das iſt, ein ſolches Stück, welches noch nicht lateiniſch erſchienen, welches ich ſelbſt aus dem Griechiſchen überſezt, das habe ich den Aedilen, die mir es abgekauft, bewieſen. Um mir hierinn ohne Bedenken beyzufallen, darf man ſich nur an den Streit erinnern, welchen er, wegen ſeines Eunuchus, vor den Aedilen hatte. Dieſen hatte er ihnen als ein neues, von ihm aus dem Griechiſchen überſeztes Stück verkauft; aber ſein Widerſacher, Lavinius, wollte den Aedilen überreden, daß er es nicht aus dem Griechiſchen, ſondern aus zwey alten Stücken des Nävius und Plautus genommen habe. Freylich hatte der Eunuchus mit dieſen Stücken vieles gemein; aber doch war die Beſchuldigung des Lavinius falſch; denn Terenz hatte nur aus eben der griechiſchen Quelle geſchöpft, aus welcher, ihm unwiſſend, ſchon Nävius und Plautus vor ihm geſchöpft hatten. Alſo, um dergleichen Verläumdungen bey ſeinem Heautontimorumenos vorzubauen, was war natürlicher, als daß er den Aedilen das griechiſche Original vorgezeigt, und ſie wegen des Inhalts unterrichtet hatte? Ja, die Aedilen konnten das leicht ſelbſt von ihm gefordert haben. Und darauf geht das

Novam eſſe oſtendi, & quæ eſſet

bezahlt. Je nöthiger der andere das Geld braucht, deſto mehr fodert er. Er weiß die Namen aller jungen Leute, die von gutem Hauſe ſind, und jetzt in die Welt treten, dabey aber über harte Väter zu klagen haben. Vielleicht aber glaubt ihr, daß dieſer Menſch wieder einen Aufwand mache, der ſeinen Einkünften entſpricht? Weit gefehlt; Er iſt ſein grauſamſter Feind, und der Vater in der Komödie, der ſich wegen der Entweichung ſeines Sohnes beſtraft, kann ſich nicht ſchlechter quälen: non ſe pejus cruciaverit.„ — Dieſes ſchlechter, dieſes pejus, will Diderot, ſoll hier einen doppelten Sinn haben; einmal ſoll es auf den Fuſidius, und einmal auf den Terenz gehen; dergleichen beyläufige Hiebe, meynet er, wären dem Karakter des Horaz auch vollkommen gemäß.

Das letzte kann ſeyn, ohne ſich auf die vorhabende Stelle anwenden zu laſſen. Denn hier, dünkt mich, würde die beyläufige Anſpielung dem Hauptverſtande nachtheilig werden. Fuſidius iſt kein ſo großer Narr, wenn es mehr ſolche Narren giebt. Wenn ſich der Vater des Terenz eben ſo abgeſchmackt peinigte, wenn er eben ſo wenig Urſach hätte, ſich zu peinigen, als Fuſidius, ſo theilt er das Lächerliche mit ihm, und Fuſidius iſt weniger ſeltſam und abgeſchmackt. Nur alsdenn, wenn Fuſidius ohne alle Urſache eben ſo hart und grauſam gegen ſich ſelbſt iſt, als der Vater des Terenz mit Urſache iſt, wenn jener aus ſchmutzigem Geize thut, was dieſer aus Reu und Betrübniß that: nur alsdenn wird uns jene unendlich lächerlicher und verächtlicher, als mitleidswürdig wir dieſen finden.

Und allerdings iſt jede große Betrübniß von der Art, wie die Betrübniß dieſes Vaters: die ſich ſelbſt nicht vergißt, die peiniget ſich ſelbſt. Es iſt wider alle Erfahrung, daß kaum alle hundert Jahre ſich ein Beyſpiel einer ſolchen Betrübniß finde: vielmehr handelt jede ungefehr eben ſo;

nur mehr oder weniger, mit dieſer oder jener Veränderung. Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er ſahe daher in dem Betragen des Heavtontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht blos von dem Affekte hingeriſſen, thun, ſondern auch bey kälterm Geblüte fortſetzen zu müſſen glauben.*) Hæc omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore: maximeque declaratur, hoc quaſi officii judicio fieri, quod ſi qui forte, cum ſe in luctu eſſe vellent, aliquid fecerunt humanius, aut ſi hilarius locuti eſſent, revocant ſe rurſus ad mœſtitiam, peccatique ſe inſimulant, quod dolere intermiſerint: pueros vero matres & magiſtri caſtigare etiam ſolent, nec verbis ſolum, ſed etiam verberibus, ſi quid in domeſtico luctu hilarius ab iis factum eſt, aut dictum: plorare cogunt. -- Quid ille Terentianus ipſe ſe puniens? u. ſ. w.

Menedemus aber, ſo heißt der Selbſtpeiniger bey dem Terenz, hält ſich nicht allein ſo hart aus Betrübniß; ſondern, warum er ſich auch jeden geringen Aufwand verweigert, iſt die Urſache und Abſicht vornemlich dieſes: um deſto mehr für den abweſenden Sohn zu ſparen, und dem einmal ein deſto gemächlicheres Leben zu verſichern, den er jetzt gezwungen, ein ſo ungemächliches zu ergreifen. Was iſt hierinn, was nicht hundert Väter thun würden? Meynt aber Diderot, daß das Eigene und Seltſame darinn beſtehe, daß Menedemus ſelbſt hackt, ſelbſt gräbt, ſelbſt ackert: ſo hat er wohl in der Eil mehr an unſere neuere, als an die alten Sitten gedacht. Ein reicher Vater jetziger Zeit, würde das freylich nicht ſo leicht thun: denn die wenigſten würden es zu thun verſtehen. Aber die wohlhabenſten, vornehmſten Römer und Griechen waren mit allen ländlichen Arbeiten bekannter, und ſchämten ſich nicht, ſelbſt Hand anzulegen.

Doch alles ſey, vollkommen wie es Diderot ſagt! Der

---

*) Tuſc. Quæſt. lib. III. c. 27.

Karakter des Selbſtpeinigers ſey wegen des allzu Eigenthümlichen, wegen dieſer ihm faſt nur allein zukommenden Falte, zu einem komiſchen Karakter ſo ungeſchickt, als er nur will. Wäre Diderot nicht in eben den Fehler gefallen? Denn was kann eigenthümlicher ſeyn, als der Karakter ſeines Dorval? Welcher Karakter kann mehr eine Falte haben, die ihm nur allein zukömmt, als der Karakter dieſes natürlichen Sohnes? “Gleich nach meiner Geburt, läßt er ihn von ſich ſelbſt ſagen, ward ich an einen Ort verſchleidert, der die Grenze zwiſchen Einöde und Geſellſchaft heißen kann; und als ich die Augen aufthat, mich nach den Banden umzuſehen, die mich mit den Menſchen verknüpften, konnte ich kaum einige Trümmern davon erblicken. Dreyßig Jahre lang irrte ich unter ihnen einſam, unbekannt und verabſäumet umher, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menſchen empfunden, noch irgend einen Menſchen angetroffen zu haben, der die meinige geſucht hätte.„ Daß ein natürliches Kind ſich vergebens nach ſeinen Aeltern, vergebens nach Perſonen umſehen kann, mit welchen es die nähern Bande des Bluts verknüpfen: das iſt ſehr begreiflich; das kann unter zehnen neunen begegnen. Aber daß es ganze dreyßig Jahre in der Welt herum irren könne, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menſchen empfunden zu haben, ohne irgend einen Menſchen angetroffen zu haben, der die ſeinige geſucht hätte: das, ſollte ich faſt ſagen, iſt ſchlechterdings unmöglich. Oder, wenn es möglich wäre, welche Menge ganz beſonderer Umſtände müßten von beyden Seiten, von Seiten der Welt und von Seiten dieſes ſo lange inſulirten Weſens, zuſammengekommen ſeyn, dieſe traurige Möglichkeit wirklich zu machen? Jahrhunderte auf Jahrhunderte werden verfließen, ehe ſie wieder einmal wirklich wird. Wollte der Himmel nicht, daß ich mir je das menſchliche Geſchlecht anders vorſtelle! Lieber wünſchte ich ſonſt ein Bär gebohren zu ſeyn, als ein Menſch. Nein, kein Menſch kann unter Menſchen ſo lange verlaſſen ſeyn! Man ſchleudere ihn hin, wohin man will: wenn er noch unter Menſchen fällt, ſo fällt er unter Weſen, die, ehe er ſich umgeſehen, wo er iſt, auf allen Seiten bereit ſtehen, ſich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, ſo ſind es geringe! Sind es nicht glückliche, ſo ſind es unglückliche Menſchen! Menſchen ſind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Waſſers berühren darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu verflieſſen: das Waſſer heiſſe, wie es will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ozean.

Gleichwohl ſoll dieſe dreyßigjährige Einſamkeit unter den Menſchen, den Karakter des Dorval gebildet haben. Welcher Karakter kann ihm nun ähnlich ſehen? Wer kann ſich in ihm erkennen? nur zum kleinſten Theil in ihm erkennen?

Eine Ausflucht, finde ich doch, hat ſich Diderot auszuſpüren geſucht. Er ſagt in dem Verfolge der angezogenen Stelle: “In der ernſthaften Gattung werden die Karaktere oft eben ſo allgemein ſeyn, als in der komiſchen Gattung; ſie werden aber allezeit weniger individuell ſeyn, als in der Tragiſchen.„ Er würde ſonach antworten: Der Karakter des Dorval iſt kein komiſcher Karakter; er iſt ein Karakter, wie ihn das ernſthafte Schauſpiel erfodert; wie dieſes den Raum zwiſchen Komödie und Tragödie füllen ſoll, ſo müſſen auch die Karaktere deſſelben das Mittel zwiſchen den komiſchen und tragiſchen Karakteren halten; ſie brauchen nicht ſo allgemein zu ſeyn als jene, wenn ſie nur nicht ſo völlig individuell ſind, als dieſe; und ſolcher Art dürfte doch wohl der Karakter des Dorval ſeyn.

Alſo wären wir glücklich wieder an dem Punkte, von welchem wir ausgiengen. Wir wollten unterſuchen, ob es wahr ſey, daß die Tragödie Individua, die Komödie aber Arten habe: das iſt, ob es wahr ſey, daß die Perſonen der Komödie eine große Anzahl von Menſchen faſſen und zugleich vorſtellen müßten; da hingegen der Held der Tragödie nur der und der Menſch, nur Regulus, oder Brutus, oder Cato ſey, und ſeyn ſolle. Iſt es wahr, ſo hat auch das, was Diderot von den Perſonen der mittlern Gattung ſagt, die er die ernſthafte Komödie nennt, keine Schwierigkeit, und der Karakter ſeines Dorval wäre ſo tadelhaft nicht. Iſt es aber nicht wahr, ſo fällt auch dieſes von ſelbſt weg, und dem Karakter des natürlichen Sohnes kann aus einer ſo ungegründeten Eintheilung keine Rechtfertigung zuflieſſen.

LXXXIX.

Den 8ten März 1768.

Zuerſt muß ich anmerken, daß Diderot ſeine Aſſertion ohne allen Beweis gelaſſen hat. Er muß ſie für eine Wahrheit angeſehen haben, die kein Menſch in Zweifel ziehen werde, noch könne; die man nur denken dürfe, um ihren Grund zugleich mit zu denken. Und ſollte er den wohl gar in den wahren Namen der tragiſchen Perſonen gefunden haben? Weil dieſe Achilles, und Alexander, und Cato, und Auguſtus, heiſſen, und Achilles, Alexander, Cato, Auguſtus, wirkliche einzelne Perſonen geweſen ſind: ſollte er wohl daraus geſchloſſen haben, daß ſonach alles, was der Dichter in der Tragödie ſie ſprechen und handeln läßt, auch nur dieſen einzeln ſo genannten Perſonen, und keinem in der Welt zugleich mit, müſſe zukommen können? Faſt ſcheinet es ſo.

Aber dieſen Irrthum hatte Ariſtoteles ſchon vor zwey tauſend Jahren widerlegt, und auf die ihr entgegen ſtehende Wahrheit den weſentlichen Unterſchied zwiſchen der Geſchichte und Poeſie, ſo wie den größern Nutzen der letztern vor der erſtern, gegründet. Auch hatte er es auf eine ſo einleuchtende Art gethan, daß ich nur ſeine Worte anführen darf, um keine geringe Verwunderung zu erwecken, wie in einer ſo offenbaren Sache ein Diderot nicht gleicher Meynung mit ihm ſeyn könne.

“ Aus dieſen alſo, ſagt Ariſtoteles, *) nachdem er die weſentlichen Eigenſchaften der poetiſchen Fabel feſtgeſetzt, “ aus dieſen alſo erhellet klar, daß des Dichters Werk nicht iſt, zu erzählen, was geſchehen, ſondern zu erzählen, von welcher Beſchaffenheit das Geſchehene, und was nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit dabey möglich geweſen. Denn Geſchichtſchreiber und Dichter unterſcheiden ſich nicht durch die gebundene oder ungebundene Rede: indem man die Bücher des Herodotus in gebundene Rede bringen kann, und ſie darum doch nichts weniger in gebundener Rede eine Geſchichte ſeyn werden, als ſie es in ungebundener waren. Sondern darinn unterſcheiden ſie ſich, daß jener erzählet, was geſchehen; dieſer aber, von welcher Beſchaffenheit das Geſchehene geweſen. Daher iſt denn auch die Poeſie philoſophiſcher und nützlicher als die Geſchichte. Denn die Poeſie geht mehr auf das Allgemeine, und die Geſchichte auf das Beſondere. Das Allgemeine aber iſt, wie ſo oder ſo ein Mann nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit ſprechen oder handeln würde; als worauf die Dichtkunſt bey Ertheilung der Namen ſieht. Das Beſondere hingegen iſt, was Alcibiades gethan, oder gelitten hat. Bey der Komödie nun hat ſich dieſes ſchon ganz offenbar gezeigt; denn wenn die Fabel

---

*) Dichtkunſt 9tes Kapitel.

nach der Wahrſcheinlichkeit abgefaßt iſt, legt man die etwanigen Namen ſonach bey, und macht es nicht wie die Jambiſchen Dichter, die bey dem Einzeln bleiben. Bey der Tragödie aber hält man ſich an die ſchon vorhandenen Namen; aus Urſache, weil das Mögliche glaubwürdig iſt, und wir nicht möglich glauben, was nie geſchehen, da hingegen was geſchehen, offenbar möglich ſeyn muß, weil es nicht geſchehen wäre, wenn es nicht möglich wäre. Und doch ſind auch in den Tragödien, in einigen nur ein oder zwey bekannte Namen, und die übrigen ſind erdichtet; in einigen auch gar keiner, ſo wie in der Blume des Agathon. Denn in dieſem Stücke ſind Handlungen und Namen gleich erdichtet, und doch gefällt es darum nichts weniger. „

In dieſer Stelle, die ich nach meiner eigenen Ueberſetzung anführe, mit welcher ich ſo genau bey den Worten geblieben bin, als möglich, ſind verſchiedene Dinge, welche von den Auslegern, die ich noch zu Rathe ziehen können, entweder gar nicht oder falſch verſtanden worden. Was davon hier zur Sache gehört, muß ich mitnehmen.

Das iſt unwiderſprechlich, daß Ariſtoteles ſchlechterdings keinen Unterſchied zwiſchen den Perſonen der Tragödie und Komödie, in Anſehung ihrer Allgemeinheit, macht. Die einen ſowohl als die andern, und ſelbſt die Perſonen der Epopee nicht ausgeſchloſſen, alle Perſonen der poetiſchen Nachahmung ohne Unterſchied, ſollen ſprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, ſondern ſo wie ein jeder von ihrer Beſchaffenheit in den nemlichen Umſtänden ſprechen oder handeln würde und müßte. In dieſem καθολου, in dieſer Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poeſie philoſophiſcher und folglich lehrreicher iſt, als die Geſchichte; und wenn es wahr iſt, daß derjenige komiſche Dichter, welcher ſeinen Perſonen ſo eigene Phyſiognomien geben wollte, daß ihnen nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, die Komödie, wie Diderot ſagt, wiederum in ihre Kindheit zurückſetzen und in Satyre verkehren würde: ſo iſt es auch eben ſo wahr, daß derjenige tragiſche Dichter, welcher nur den und den Menſchen, nur den Cäſar, nur den Cato, nach allen den Eigenthümlichkeiten, die wir von ihnen wiſſen, vorſtellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle dieſe Eigenthümlichkeiten mit dem Karakter des Cäſar und Cato zuſammen gehangen, der ihnen mit mehrern gemein ſeyn, daß, ſage ich, dieſer die Tragödie entkräften und zur Geſchichte erniedrigen würde.

Aber Ariſtoteles ſagt auch, daß die Poeſie auf dieſes Allgemeine der Perſonen mit den Namen, die ſie ihnen ertheile, ziele, (ȣ ϛοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη;) welches ſich beſonders bey der Komödie deutlich gezeigt habe. Und dieſes iſt es, was die Ausleger dem Ariſtoteles nachzuſagen ſich begnügt, im geringſten aber nicht erläutert haben. Wohl aber haben verſchiedene ſich ſo darüber ausgedrückt, daß man klar ſieht, ſie müſſen entweder nichts, oder etwas ganz falſches dabey gedacht haben. Die Frage iſt: wie ſieht die Poeſie, wenn ſie ihren Perſonen Namen ertheilt, auf das Allgemeine dieſer Perſonen? und wie iſt dieſe ihre Rückſicht auf das Allgemeine der Perſon, beſonders bey der Komödie, ſchon längſt ſichtbar geweſen?

Die Worte: ἐϛι δε καθολȣ μεν, τῳ ποιῳ τα ποῖ ἀττα συμβαινει λεγειν, ἡ πραττειν κατα το εἰκος, ἡ το ἀναγκαιον, ȣ̓ ϛοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη, überſetzt Dacier: une choſe générale, c'eſt ce que tout homme d'un tel ou d'un tel caractère, a dû dire, ou faire vraiſemblablement ou néceſſairement, ce qui eſt le but de la Poéſie lors méme, qu'elle impoſe les noms à ſes perſonnages. Vollkommen ſo überſetzt ſie auch Herr Curtius: Das Allgemeine iſt, was einer, vermöge eines gewiſſen Karakters, nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit redet oder thut. Dieſes Allgemeine iſt der Endzweck der Dichtkunſt, auch wenn ſie den Perſonen beſondere Namen beylegt." Auch in ihrer Anmerkung über dieſe Worte, ſtehen beyde für einen Mann; der eine ſagt vollkommen eben das, was der andere ſagt. Sie erklären beyde, was das Allgemeine iſt; ſie ſagen beyde, daß dieſes Allgemeine die Abſicht der Poeſie ſey: aber wie die Poeſie bey Ertheilung der Namen auf dieſes Allgemeine ſieht, davon ſagt keiner ein Wort. Vielmehr zeigt der Franzoſe durch ſein lors méme, ſo wie der Deutſche durch ſein auch wenn, offenbar, daß ſie nichts davon zu ſagen gewußt, ja daß ſie gar nicht einmal verſtanden, was Ariſtoteles ſagen wollen. Denn dieſes lors méme, dieſes auch wenn, heißt bey ihnen nichts mehr, als ob ſchon; und ſie laſſen den Ariſtoteles ſonach blos ſagen, daß ungeachtet die Poeſie ihren Perſonen Namen von einzeln Perſonen beylege, ſie dem ohngeachtet nicht auf das Einzelne dieſer Perſonen, ſondern auf das Allgemeine derſelben gehe. Die Worte des Dacier, die ich in der Note anführen will, *) zeigen dieſes deutlich. Nun iſt es wahr, daß dieſes eigentlich keinen falſchen Sinn macht; aber es erſchöpft doch auch den Sinn des Ariſtoteles hier nicht. Nicht genug, daß die Poeſie, ungeachtet der von einzeln Perſonen genommenen Namen, auf das Allgemeine gehen kann: Ariſtoteles ſagt, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine ziele, ȣ̔ ϛοχάζεται. Ich ſollte doch wohl meynen, daß beydes nicht einerley wäre. Iſt es aber nicht einerley: ſo geräth man nothwendig auf die Frage: wie zielt ſie darauf? Und auf dieſe Frage antworten die Ausleger nichts.

---

*) Ariſtote prévient ici une objection, qu'on pouvoit lui faire, ſur la définition, qu'il vient de donner d'une choſe générale; car les ignorans n'auroient pas manqué de lui dire, qu'Homère, par exemple, n'a point en vue d'écrire une action générale & univerſelle, mais une action particuliere, puiſqu'il raconte ce qu'ont fait de certains hommes, comme Achille, Agamemnon, Ulyſſe, &c. & que par conſéquent, il n'y a aucune différence entre Homere & un Hiſtorien, qui auroit écrit les actions d'Achille. Le Philoſophe va au devant de cette objection, en faiſant voir que les Poëtes, c'eſt-à-dire,

---

les Auteurs d'une Tragédie ou d'un Poëme Epique, lors même, qu'ils impoſent les noms à leurs perſonnages, ne penſent en aucune maniere à les faire parler véritablement, ce qu'ils ſeroient obligé de faire, s'ils écrivoient les actions particulieres & véritables d'un certain homme, nommé Achille ou Edipe, mais qu'ils ſe propoſent de les faire parler & agir néceſſairement ou vraiſemblablement; c'eſt-à-dire, de leur faire dire, & faire tout ce que des hommes de ce même caractère devoient faire & dire en cet état, ou par néceſſité, ou au moins ſelon les regles de la vraiſemblance; ce qui prouve inconteſtablement que ce ſont des actions générales & univerſelles. Nichts anders ſagt auch Herr Curtius in ſeiner Anmerkung; nur daß er das Allgemeine und Einzelne noch an Beyſpielen zeigen wollen, die aber nicht ſo recht beweiſen, daß er auf den Grund der Sache gekommen. Denn ihnen zufolge würden es nur perſonifirte Karaktere ſeyn, welche der Dichter reden und handeln ließe: da es doch karakteriſirte Perſonen ſeyn ſollen.

XC.

XC.

Den 11ten März 1768.

Wie ſie darauf ziele, ſagt Ariſtoteles, dieſes habe ſich ſchon längſt an der Komödie deutlich gezeigt: Επι μεν ȣ̓ν της κωμῳδιας; ἠδη τȣτο δηλον γεγονεν. συστησαντες γαρ τον μυθον δια των ἐικοτων, ȣ̓τω τα τυχοντα ὀνοματα ἐπιτιθεασι, και ȣ̓χ ὡσπερ οἱ ἰαμβοποιοι περι των καθ᾽ ἑκαστον ποιȣσιν. Ich muß auch hiervon die Ueberſetzung des Dacier und Curtius anführen. Dacier ſagt: C'eſt ce qui eſt déja rendu ſenſible dans la Comédie, cat les Poëtes comiques, après avoir dreſſé leur ſujet ſur la vraiſemblance, impoſent après cela à leurs perſonnages tels noms qu'il leur plait, & n'imitent pas les Poetes ſatyriques, qui ne s'attachent qu'aux choſes particulieres. Und Curtius: " In dem Luſtſpiele iſt dieſes ſchon lange ſichtbar geweſen. Denn wenn die Komödienſchreiber den Plan der Fabel nach der Wahrſcheinlichkeit entworfen haben, legen ſie den Perſonen willkührliche Namen bey, und ſetzen ſich nicht, wie die jambiſchen Dichter, einen beſondern Vorwurf zum Ziele. Was findet man in dieſen Ueberſetzungen von dem, was Ariſtoteles hier vornemlich ſagen will? Beyde laſſen ihn weiter nichts ſagen, als daß die komiſchen Dichter es nicht machten wie die Jambiſchen, (das iſt, ſatyriſchen Dichter,) und ſich an das Einzelne hielten, ſondern auf das Allgemeine mit ihren Perſonen giengen, denen ſie willkührliche Namen, tels noms qu'il leur plait, beylegten. Geſetzt nun auch, daß τα τυχοντα ὀνοματα dergleichen Namen bedeuten könnten: wo haben denn beyde Ueberſetzer das ȣ̓τω gelaſſen? Schien ihnen denn dieſes οὕτω gar nichts zu ſagen: Und doch ſagt es hier alles: denn dieſem οὕτω zufolge, legten die komiſchen Dichter ihren Perſonen nicht allein willkührliche Namen bey, ſondern ſie legten ihnen dieſe willkührliche Namen ſo, οὕτω, bey. Und wie ſo? So, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine zielten: οὗ στοχάζεται ἡ ποίησις ὀνόματα ἐπιτιθεμένη. Und wie geſchah das? Davon finde man mir ein Wort in den Anmerkungen des Dacier und Curtius!

Ohne weitere Umſchweiſe: es geſchah ſo, wie ich nun ſagen will. Die Komödie gab ihren Perſonen Namen, welche, vermöge ihrer grammatiſchen Ableitung und Zuſammenſetzung, oder auch ſonſtigen Bedeutung, die Bedeutung, die Beſchaffenheit dieſer Perſon ausdrückten: mit einem Worte, ſie gab ihnen redende Namen; Namen, die man nur hören durfte, um ſogleich zu wiſſen, von welcher Art die ſeyn würden, die ſie führen. Ich will eine Stelle des Donatus hierüber anziehen. Nomina perſonarum, ſagt er bey Gelegenheit der erſten Zeile in dem erſten Aufzuge der Brüder, in comœdiis duntaxat, habere debent rationem & etymologiam. Etenim abſurdum eſt, comicum aperte argumentum confingere: vel nomen perſonæ incongruum dare vel officium quod ſit a nomine diverſum. *)

---

*) Dieſe Periode konnte leicht ſehr falſch verſtanden werden. Nemlich wenn man ſie ſo verſtehen wollte, als ob Donatus auch das für etwas ungereimtes hielte, Comicum aperte argumentum confingere. Und das iſt doch die Meynung des Donatus gar nicht. Sondern er will ſagen: es würde ungereimt ſeyn, wenn der komiſche Dichter, da er ſeinen Stoff offenbar erfindet, gleichwohl den Perſonen unſchickliche Namen, oder Beſchäftigungen beylegen wollte, die mit ihren Namen ſtritten. Denn freylich, da der Stoff ganz von der Erfindung des Dichters iſt, ſo ſtand es ja einzig und allein bey ihm, was er ſeinen Perſonen für Namen beylegen, oder was er mit dieſen Namen für einen Stand oder für eine Verrichtung

Hinc ſervus fidelis Parmeno infidelis vel Syrus vel Geta: miles Thraſo vel Polemon: juvenis Pamphilus: matrona Myrrhina, & puer ab adore Storax: vel a ludo & a geſticulatione Circus: & item ſimilia. In quibus ſummum Poetæ vitium eſt, ſi quid e contrario repugnans contrarium diverſumque protulerit, niſi per ἀντίφρασιν nomen impoſuerit jokulariter, ut Miſarygrides in Plauto dicitur trapezita. Wer ſich durch noch mehr Beyſpiele hiervon überzeugen will, der darf nur die Namen bey dem Plautus und Terenz unterſuchen. Da ihre Stücke alle aus dem Griechiſchen genommen ſind: ſo ſind auch die Namen ihrer Perſonen griechiſchen Urſprungs, und haben, der Etymologie nach, immer eine Beziehung auf den Stand, auf die Denkungsart, oder auf ſonſt etwas, was dieſe Perſonen mit mehrern gemein haben können; wenn wir ſchon ſolche Etymologie nicht immer klar und ſicher angeben können.

Ich will mich bey einer ſo bekannten Sache nicht verweilen: aber wundern muß ich mich, wie die Ausleger des Ariſtoteles ſich ihrer gleichwohl da nicht erinnern können, wo Ariſtoteles ſo unwiderſprechlich auf ſie verweiſet. Denn was kann nunmehr wahrer, was kann klärer ſeyn, als was der Philoſoph von der Rückſicht ſagt, welche die Poeſie bey Ertheilung der Namen auf das Allgemeine nimmt? Was kann unläugbarer ſeyn, als daß ἐπὶ μὲν τῆς κωμῳδίας ἤδη τοῦτο δῆλον γέγονεν, daß ſich dieſe Rückſicht bey der Komödie beſonders längſt offenbar gezeigt habe? Von ihrem erſten Urſprunge an, das iſt, ſobald ſich die Jambiſchen

---

verbinden wollte. Sonach dürfte ſich vielleicht Donatus auch ſelbſt ſo zweydeutig nicht ausgedrückt haben; und mit Veränderung einer einzigen Sylbe iſt dieſer Anſtoß vermieden. Man leſe nemlich entweder: Abſurdum eſt, Comicum aperte argumentum confingentem vel nomen perſonæ, &c. Oder auch, aperte argumentum confingere & nomen perſonæ, u. ſ. w.

Dichter von dem Beſondern zu dem Allgemeinen erhoben, ſobald aus der beleidigenden Satyre die unterrichtende Komödie entſtand: ſuchte man jenes Allgemeine durch die Namen ſelbſt anzudeuten. Der großſprecheriſche feige Soldat hieß nicht wie dieſer oder jener Anführer aus dieſem oder jenem Stamme: er hieß Pyrgopolinices, Hauptmann Mauerbrecher. Der elende Schmaruzer, der dieſem um das Maul gieng, hieß nicht, wie ein gewiſſer armer Schlucker in der Stadt: er hieß Artotrogus, Brockenſchröter. Der Jüngling, welcher durch ſeinen Aufwand, beſonders auf Pferde, den Vater in Schulden ſetzte, hieß nicht, wie der Sohn dieſes oder jenes edeln Bürgers: er hieß Phidippides, Junker Spaarroß.

Man könnte einwenden, daß dergleichen bedeutende Namen wohl nur eine Erfindung der neuern griechiſchen Komödie ſeyn dürften, deren Dichtern es ernſtlich verboten war, ſich wahrer Namen zu bedienen; daß aber Ariſtoteles dieſe neuere Komödie nicht gekannt habe, und folglich bey ſeinen Regeln keine Rückſicht auf ſie nehmen können. Das Letztere behauptet Hurd; *) aber es iſt eben ſo falſch,

---

*) Hurd in ſeiner Abhandlung über die verſchiedenen Gebiete des Drama: From the account of Comedy, here given, it may appear, that the idea of this drama is much enlarged beyond what it was in Ariſtotele's time: who deſines it to be, an imitation of light and trivial actions, provoking ridicule. His notion was taken from the ſtate and practice of the Athenian ſtage; that is from the old or middle comedy, which anſwer to this deſcription. The great revolution, which the introduction of the new comedy made in the drama, did not happen till afterwards. Aber dieſes nimmt Hurd blos an, damit ſeine Erklärung der Komödie mit der Ariſtoteliſchen nicht ſo geradezu zu ſtreiten ſcheine. Ariſtoteles hat die Neue Komödie allerdings erlebt, und er gedenkt ihrer namentlich in der Moral an den Nikomachus, wo er von dem anſtändigen und unanſtändigen Scherze handelt.

als falſch es iſt, daß die ältere griechiſche Komödie ſich nur wahrer Namen bedient habe. Selbſt in denjenigen Stücken, deren vornehmſte, einzige Abſicht es war, eine vornehme bekannte Perſon lächerlich und verhaßt zu machen, waren, außer dem wahren Namen dieſer Perſon, die übrigen faſt alle erdichtet, und mit Beziehung auf ihren Stand und Karakter erdichtet.

(Lib. IV. cap. 14.) Ἰδοι δ᾽ ἀν τις και ἐκ των κωμῳδιων των παλαιων και των καινων. Τοις μεν γαρ ἠν γελοιον ἡ ἀισχρολογια τοις τι μαλλον, ὑπονοια. Man konnte zwar ſagen, daß unter der Neuen Komödie hier die Mittlere verſtanden werde; denn als noch keine Neue geweſen, habe nothwendig die Mittlere die Neue heiſſen müſſen. Man konnte hinzuſetzen, daß Ariſtoteles in eben der Olympiade geſtorben, in welcher Menander ſein erſtes Stück aufführen laſſen, und zwar noch das Jahr vorher. (Euſebius in Chronico ad Olymp. CXIV. 4.) Allein man hat Unrecht, wenn man den Anfang der Neuen Komödie von dem Menander rechnet; Menander war der erſte Dichter dieſer Epoche, dem poetiſchen Werthe nach, aber nicht der Zeit nach. Philemon, der dazu gehört, ſchrieb viel früher, und der Uebergang von der Mittlern zur Neuen Komödie war ſo unmerklich, daß es dem Ariſtoteles unmöglich an Muſtern derſelben kann gefehlt haben. Ariſtophanes ſelbſt hatte ſchon ein ſolches Muſter gegeben; ſein Kokalos war ſo beſchaffen, wie ihn Philemon ſich mit wenigen Veränderungen zueignen konnte: Κωκαλον, heißt es in dem Leben des Ariſtophanes, ἐν ᾧ εἰσαγει φθοραν και ἀναγνωρισμον, και τἀλλα παντα ἃ ἐζηλωσε Μενανδρος. Wie nun alſo Ariſtophanes Muſter von allen verſchiedenen Abänderungen der Komödie gegeben, ſo konnte auch Ariſtoteles ſeine Erklärung der Komödie überhaupt auf ſie alle einrichten. Das that er denn; und die Komödie hat nachher keine Erweiterung bekommen, für welche dieſe Erklärung zu enge geworden wäre. Hurd hätte ſie nur recht verſtehen dürfen; und er würde gar nicht nöthig gehabt haben, um ſeine an und für ſich richtigen Begriffe von der Komödie außer allen Streit mit den Ariſtoteliſchen zu ſetzen, ſeine Zuflucht zu der vermeintlichen Unerfahrenheit des Ariſtoteles zu nehmen.

XCI.

Den 15ten März 1768.

Ja die wahren Namen ſelbſt, kann man ſagen, giengen nicht ſelten mehr auf das Allgemeine, als das Einzelne. Unter dem Namen Sokrates wollte Ariſtophanes nicht den einzeln Sokrates, ſondern alle Sophiſten, die ſich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen. Der gefährliche Sophiſt überhaupt war ſein Gegenſtand, und er nannte dieſen nur Sokrates, weil Sokrates als ein ſolcher verſchrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht paßten; ſo daß Sokrates in dem Theater getroſt aufſtehen, und ſich der Vergleichung Preis geben konnte! Aber wie ſehr verkennt man das Weſen der Komödie, wenn man dieſe nicht treffende Züge für nichts als muthwillige Verläumdungen erklärt, und ſie durchaus dafür nicht erkennen will, was ſie doch ſind, für Erweiterungen des einzeln Karakters, für Erhebungen des Perſönlichen zum Allgemeinen!

Hier ließe ſich von dem Gebrauche der wahren Namen in der griechiſchen Komödie überhaupt verſchiednes ſagen, was von den Gelehrten ſo genau noch nicht aus einander geſetzt worden, als es wohl verdiente. Es ließe ſich anmerken, daß dieſer Gebrauch keinesweges in der ältern griechiſchen Komödie allgemein geweſen, *) daß ſich nur

---

*) Wenn, nach dem Ariſtoteles, das Schema der Komödie von dem Margites des Homer, οὐ ψογον, ἀλλα το γελοιον δραματοποιησαντος, genommen worden: ſo wird man, allem Anſehen nach, auch gleich Anfangs die erdichteten Namen mit eingeführt haben. Denn Margites war wohl nicht der wahre Name einer

der und jener Dichter gelegentlich deſſelben erkühnet, *) daß er folglich nicht als ein unterſcheidendes Merkmal dieſer Epoche der Komödie zu betrachten. **) Es ließe ſich zeigen, daß als er endlich durch ausdrückliche Geſetze un-

---

gewiſſen Perſon: indem Μαγειρος, wohl eher von μαγευς gemacht worden, als daß μαγευς von Μαγειρος ſollte entſtanden ſeyn. Von verſchiednen Dichtern der alten Komödie finden wir es auch ausdrücklich angemerkt, daß ſie ſich aller Anzüglichkeiten enthalten, welches bey wahren Namen nicht möglich geweſen wäre. Z. E. von dem Pherekrates.

*) Die perſönliche und namentliche Satyre war ſo wenig eine weſentliche Eigenſchaft der alten Komödie, daß man vielmehr denjenigen ihrer Dichter gar wohl kennet, der ſich ihrer zuerſt erkühnet. Es war Cratinus, welcher zuerſt τῳ χαριεντι της κωμῳδιας το ὠφελιμον προσεθηκε, τους κακως πραττοντας διαβαλλων, και ὡσπερ δημοσιᾳ μαστιγι τῃ κωμῳδιᾳ κολαζων. Und auch dieſer wagte ſich nur Anfangs an gemeine verworfene Leute, von deren Ahndung er nichts zu befürchten hatte. Ariſtophanes wollte ſich die Ehre nicht nehmen laſſen, daß er es ſey, welcher ſich zuerſt an die Großen des Staats gewagt habe: Ir. v. 750.

Ουκ ἰδιωτας ανθρωπισκους κωμῳδων, ὐδε γυναικας,

Αλλ' Ἡρακλεους ὀργην τιν' ἐχων, τοισι μεγιστοις ἐπιχειρει.

Ja er hätte lieber gar dieſe Kühnheit als ſein eigenes Privilegium betrachten mögen. Er war höchſt eiferſüchtig, als er ſahe, daß ihm ſo viele andere Dichter, die er verachtete, darinn nachfolgten.

**) Welches gleichwohl faſt immer geſchicht. Ja man geht noch weiter, und will behaupten, daß mit den wahren Namen auch wahre Begebenheiten verbunden geweſen, an welchen die Erfindung des Dichters keinen Theil gehabt. Dacier ſelbſt ſagt: Ariſtote n'a pu vouloir dire qu'Epicharmus & Phormis inventerent les ſujets de leurs pieces, puiſque l'un & l'autre ont été des Poëtes de la vieille Comédie, où il n'y avoit rien de feint, & que ces avantures feintes ne commencerent à être miſes ſur le théatre, que du tems d'Alexandre le Grand, c'eſt-à-dire, dans la nouvelle Comédie. (Remarque ſur le Chap. V. de la terſagt war, doch noch immer gewiſſe Perſonen von dem Schutze dieſer Geſetze entweder namentlich ausgeſchloſſen waren, oder doch ſtillſchweigend für ausgeſchloſſen gehalten wurden. In den Stücken des Menanders ſelbſt, wurden noch Leute genug bey ihren wahren Namen genannt und lächerlich gemacht. *) Doch ich muß mich nicht aus einer Ausſchweifung in die andere verlieren.

Poët. d'Ariſt.) Man ſollte glauben, wer ſo etwas ſagen konnte, mußte nie auch nur einen Blick in den Ariſtophanes gethan haben. Das Argument, die Fabel der alten griechiſchen Komödie war eben ſowohl erdichtet, als es die Argumente und Fabeln der Neuen nur immer ſeyn konnten. Kein einziges von den übriggebliebenen Stücken des Ariſtophanes ſtellt eine Begebenheit vor, die wirklich geſchehen wäre: und wie kann man ſagen, daß ſie der Dichter deswegen nicht erfunden, weil ſie zum Theil auf wirkliche Begebenheiten anſpielt? Wenn Ariſtoteles als ausgemacht annimmt, ὅτι τὸν ποιητὴν μᾶλλον τῶν μύθων εἶναι δεῖ ποιητὴν, ἢ τῶν μέτρων: würde er nicht ſchlechterdings die Verfaſſer der alten griechiſchen Komödie aus der Klaſſe der Dichter haben ausſchließen müſſen, wenn er geglaubt hätte, daß ſie die Argumente ihrer Stücke nicht erfunden? Aber ſo wie es, nach ihm, in der Tragödie gar wohl mit der poetiſchen Erfindung beſtehen kann, daß Namen und Umſtände aus der wahren Geſchichte entlehnt ſind: ſo muß es, ſeiner Meynung nach, auch in der Komödie beſtehen können. Es kann unmöglich ſeinen Begriffen gemäß geweſen ſeyn, daß die Komödie dadurch, daß ſie wahre Namen brauche, und auf wahre Begebenheiten anſpiele, wiederum in die Jambiſche Schmähſucht zurück falle: vielmehr muß er geglaubt haben, daß ſich das καθόλου ποιεῖν λόγους ἢ μύθους gar wohl damit vertrage. Er geſteht dieſes den älteſten komiſchen Dichtern, dem Epicharmus, dem Phormis und Krates zu, und wird es gewiß dem Ariſtophanes nicht abgeſprochen haben, ob er ſchon wußte, wie ſehr er nicht allein den Kleon und Hyperbolus, ſondern auch den Perikles und Sokrates namentlich mitgenommen.

*) Mit der Strenge, mit welcher Plato das Verbot, jemand in der Komödie lächerlich zu machen, in ſeiner Republik einführen wollte,

Ich will nur noch die Anwendung auf die wahren Namen der Tragödie machen. So wie der Ariſtophaniſche Sokrates nicht den einzeln Mann dieſes Namens vorſtellte, noch vorſtellen ſollte; ſo wie dieſes perſonifirte Ideal einer eiteln und gefährlichen Schulweisheit nur darum den Namen Sokrates bekam, weil Sokrates als ein ſolcher Täuſcher und Verführer zum Theil bekannt war; zum Theil noch bekannter werden ſollte; ſo wie blos der Begriff von Stand und Karakter, den man mit dem Namen Sokrates verband und noch näher verbinden ſollte, den Dichter in der Wahl des Namens beſtimmte: ſo iſt auch blos der Begriff des Karakters, den wir mit den Namen Regulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt ſind, die Urſache, warum der tragiſche Dichter ſeinen Perſonen dieſe Namen ertheilet. Er führt einen Regulus, einen Brutus auf, nicht um uns mit den wirklichen Begegniſſen dieſer Männer bekannt zu machen, nicht um das Gedächtniß derſelben zu erneuern: ſondern um uns mit ſolchen Begegniſſen zu unterhalten, die Männern von ihrem Karakter überhaupt begegnen können und müſſen. Nun iſt zwar wahr, daß wir dieſen ihren Karakter aus ihren wirklichen Begegniſſen abſtrahiret haben: es folgt aber doch daraus nicht, daß uns auch ihr Karakter wieder auf ihre Begegniſſe zurückführen müſſe; er kann uns

---

(μητε λογῳ, μητε εικονι, μητε θυμῳ, μητε ἀνευ θυμου, μηδαμως μηδενα των πολιτων κωμῳδειν) iſt in der wirklichen Republik niemals darüber gehalten worden. Ich will nicht anführen, daß in den Stücken des Menander noch ſo mancher Cyniſche Philoſoph, noch ſo manche Buhlerin mit Namen genennt ward: man könnte antworten, daß dieſer Abſchaum von Menſchen nicht zu den Bürgern gehört. Aber Kteſippus, der Sohn des Chabrias, war doch gewiß Athenienſiſcher Bürger, ſo gut wie einer: und man ſehe, was Menander von ihm ſagte. (Menandri Fr. p. 137. Edit. Cl.)

nicht ſelten weit kürzer, weit natürlicher auf ganz andere bringen, mit welchen jene wirkliche weiter nichts gemein haben, als daß ſie mit ihnen aus einer Quelle, aber auf unzuverfolgenden Umwegen und über Erdſtriche hergefloſſen ſind, welche ihre Lauterkeit verdorben haben. In dieſem Falle wird der Poet jene erfundene den wirklichen ſchlechterdings vorziehen, aber den Perſonen noch immer die wahren Namen laſſen. Und zwar aus einer doppelten Urſache: einmal, weil wir ſchon gewohnt ſind, bey dieſen Namen einen Karakter zu denken, wie er ihn in ſeiner Allgemeinheit zeiget; zweytens, weil wirklichen Namen auch wirkliche Begebenheiten anzuhängen ſcheinen, und alles, was einmal geſchehen, glaubwürdiger iſt, als was nicht geſchehen. Die erſte dieſer Urſachen fließt aus der Verbindung der Ariſtoteliſchen Begriffe überhaupt; ſie liegt zum Grunde, und Ariſtoteles hatte nicht nöthig, ſich umſtändlicher bey ihr zu verweilen; wohl aber bey der zweyten, als einer von anderwärts noch dazu kommenden Urſache. Doch dieſe liegt jetzt außer meinem Wege, und die Ausleger insgeſammt haben ſie weniger mißverſtanden als jene.

Nun alſo auf die Behauptung des Diderot zurück zu kommen. Wenn ich die Lehre des Ariſtoteles richtig erklärt zu haben, glauben darf: ſo darf ich auch glauben, durch meine Erklärung bewieſen zu haben, daß die Sache ſelbſt unmöglich anders ſeyn kann, als ſie Ariſtoteles lehret. Die Karaktere der Tragödie müſſen eben ſo allgemein ſeyn, als die Karaktere der Komödie. Der Unterſchied, den Diderot behauptet, iſt falſch: oder Diderot muß unter der Allgemeinheit eines Karakters ganz etwas anders verſtehen, als Ariſtoteles darunter verſtand.

XCII.

Den 18ten März 1767.

Und warum könnte das Letztere nicht ſeyn? Finde ich doch noch einen andern, nicht minder trefflichen Kunſtrichter, der ſich faſt eben ſo ausdrückt als Diderot, faſt eben ſo geradezu dem Ariſtoteles zu widerſprechen ſcheint, und gleichwohl im Grunde ſo wenig widerſpricht, daß ich ihn vielmehr unter allen Kunſtrichtern für denjenigen erkennen muß, der noch das meiſte Licht über dieſer Materie verbreitet hat.

Es iſt dieſes der engliſche Kommentator der Horaziſchen Dichtkunſt, Hurd: ein Schriftſteller aus derjenigen Klaſſe, die durch Ueberſetzungen bey uns immer am ſpäteſten bekannt werden. Ich möchte ihn aber hier nicht gern anpreiſen, um dieſe ſeine Bekanntmachung zu beſchleunigen. Wenn der Deutſche, der ihr gewachſen wäre, ſich noch nicht gefunden hat: ſo dürften vielleicht auch der Leſer unter uns noch nicht viele ſeyn, denen daran gelegen wäre. Der fleißige Mann, voll guten Willens, übereile ſich alſo lieber damit nicht, und ſehe, was ich von einem noch unüberſetzten guten Buche hier ſage, ja für keinen Wink an, den ich ſeiner allezeit fertigen Feder geben wollen.

Hurd hat ſeinem Kommentar eine Abhandlung, über die verſchiedenen Gebiete des Drama, beygefügt. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß bisher nur die allgemeinen Geſetze dieſer Dichtungsart in Erwägung gezogen worden, ohne die Grenzen der verſchiedenen Gattungen derſelben feſtzuſetzen. Gleichwohl müſſe auch dieſes geſchehen, um von dem eigenen Verdienſte einer jeden Gattung insbeſondere ein billiges Urtheil zu fällen. Nachdem er alſo die Abſicht des Drama überhaupt, und der drey Gattungen deſſelben, die er vor ſich findet, der Tragödie, der Komödie und des Poſſenſpiels, insbeſondere feſtgeſetzt: ſo folgert er, aus jener allgemeinen und aus dieſen beſondern Abſichten, ſowohl diejenigen Eigenſchaften, welche ſie unter ſich gemein haben, als diejenigen, in welchen ſie von einander unterſchieden ſeyn müſſen.

Unter die letztern rechnet er, in Anſehung der Komödie und Tragödie, auch dieſe, daß der Tragödie eine wahre, der Komödie hingegen eine erdichtete Begebenheit zuträglicher ſey. Hierauf färt er fort: The ſame Genius in the two dramas is obſervable, in their draught of characters. Comedy makes all its characters general; Tragedy, particular. The Avare of Moliere is not ſo properly the picture of a covetous man, as of covetouſneſs itſelf. Racine's Nero on the other hand, is not a picture of cruelty, burt of a cruel man. D. i. “In dem nehmlichen Geiſte ſchildern die zwey Gattungen des Drama auch ihre Karaktere. Die Komödie macht alle ihre Karaktere general; die Tragödie partikular. Der Geizige des Moliere iſt nicht ſo eigentlich das Gemählde eines geizigen Mannes als des Geizes ſelbſt. Racinens Nero hingegen iſt nicht das Gemählde der Grauſamkeit, ſondern nur eines grauſamen Mannes.„

Hurd ſcheinet ſo zu ſchlieſſen: wenn die Tragödie eine wahre Begebenheit erfordert, ſo müſſen auch ihre Karaktere wahr, das iſt, ſo beſchaffen ſeyn, wie ſie wirklich in den Individuis exiſtiren; wenn hingegen die Komödie ſich mit erdichteten Begebenheiten begnügen kann, wenn ihr wahrſcheinliche Begebenheiten, in welchen ſich die Karaktere nach allem ihrem Umfange zeigen können, lieber ſind, als wahre, die ihnen einen ſo weiten Spielraum nicht erlauben, ſo dürfen und müſſen auch ihre Karaktere ſelbſt allgemeiner ſeyn, als ſie in der Natur exiſtiren; angeſehen dem Allgemeinen ſelbſt, in unſerer Einbildungskraft eine Art von Exiſtenz zukömmt, die ſich gegen die wirkliche Exiſtenz des Einzeln eben wie das Wahrſcheinliche zu dem Wahren verhält.

Ich will jetzt nicht unterſuchen, ob dieſe Art zu ſchlieſſen nicht ein bloßer Zirkel iſt: ich will die Schlußfolge blos annehmen, ſo wie ſie da liegt, und wie ſie der Lehre des Ariſtoteles ſchnurſtracks zu widerſprechen ſcheint. Doch, wie geſagt, ſie ſcheint es blos, welches aus der weitern Erklärung des Hurd erhellet.

“ Es wird aber, fährt er fort, hier dienlich ſeyn, einer doppelten Verſtoſſung vorzubauen, welche der eben angeführte Grundſatz zu begünſtigen ſcheinen könnte. „

“ Der erſte betrift die Tragödie, von der ich geſagt habe, daß ſie partikuläre Karaktere zeige. Ich meyne, ihre Karaktere ſind partikulärer, als die Karaktere der Komödie. Das iſt: die Abſicht der Tragödie verlangt es nicht und erlaubt es nicht, daß der Dichter von den charakteriſtiſchen Umſtänden, durch welche ſich die Sitten ſchildern, ſo viele zuſammenzieht, als die Komödie. Denn in jener wird von dem Karakter nicht mehr gezeigt, als ſo viel der Verlauf der Handlung unumgänglich erfodert. In dieſer hingegen werden alle Züge, durch die er ſich zu unterſcheiden pflegt, mit Fleiß aufgeſucht und angebracht. „

“ Es iſt faſt, wie mit dem Portraitmahlen. Wenn ein großer Meiſter ein einzelnes Geſicht abmahlen ſoll, ſo giebt er ihm alle die Lineamente, die er in ihm findet, und macht es Geſichtern von der nehmlichen Art nur ſo weit ähnlich, als es ohne Verletzung des allergeringſten eigenthümlichen Zuges geſchehen kann. Soll eben derſelbe Künſtler hingegen einen Kopf überhaupt mahlen, ſo wird er alle die gewöhnlichen Mienen und Züge zuſammen anzubringen ſuchen, von denen er in der geſammten Gattung bemerkt hat, daß ſie die Idee am kräftigſten ausdrücken, die er ſich jetzt in Gedanken gemacht hat, und in ſeinem Gemählde darſtellen will.„

“ Eben ſo unterſcheiden ſich die Schildereyen der beyden Gattungen des Drama: woraus denn erhellet, daß, wenn ich den tragiſchen Karakter partikular nenne, ich blos ſagen will, daß er die Art, zu welcher er gehört, weniger vorſtellig macht, als der komiſche; nicht aber, daß das, was man von dem Karakter zu zeigen für gut befindet, es mag nun ſo wenig ſeyn, als es will, nicht nach dem Allgemeinen entworfen ſeyn ſollte, als wovon ich das Gegentheil anderwärts behauptet, und umſtändlich erläutert habe.„ *)

“ Was zweytens die Komödie anbelangt, ſo habe ich geſagt, daß ſie generale Karaktere geben müſſe, und habe zum Beyſpiele den Geizigen des Moliere angeführt, der mehr der Idee des Geizes, als eines wirklichen geizigen Mannes entſpricht. Doch auch hier muß man meine Worte nicht in aller ihrer Strenge nehmen. Moliere dünkt mich in dieſem Beyſpiele ſelbſt fehlerhaft; ob es ſchon ſonſt, mit der erforderlichen Erklärung, nicht ganz unſchicklich ſeyn wird, meine Meynung begreiflich zu machen.„

“ Da die komiſche Bühne die Abſicht hat, Karaktere zu ſchildern, ſo meyne ich, kann dieſe Abſicht am vollkommenſten erreicht werden, wenn ſie dieſe Karaktere ſo allgemein macht, als möglich. Denn indem auf dieſe Weiſe die in dem Stücke aufgeführte Perſon gleichſam der Repräſentant aller Karaktere dieſer Art wird, ſo kann unſere Luſt

---

*) Bey den Verſen der Horaziſchen Dichtkunſt: Reſpicere exemplar vitæ morumque jubebo Doctum imitatorem, & veras hinc ducere voces, wo Hurd zeiget, daß die Wahrheit, welche Horaz hier verlangt, einen ſolchen Ausdruck bedeute, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß iſt; Falſchheit hingegen das heiße, was zwar dem vorhabenden beſondern Fall angemeſſen, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinſtimmend ſey.

an der Wahrheit der Vorſtellung ſo viel Nahrung darinn finden, als nur möglich. Es muß aber ſodann dieſe Allgemeinheit ſich nicht bis auf unſern Begriff von den möglichen Wirkungen des Karakters, im Abſtrakto betrachtet, erſtrecken, ſondern nur bis auf die wirkliche Aeuſſerung ſeiner Kräfte, ſo wie ſie von der Erfahrung gerechtfertiget werden, und im gemeinen Leben Statt finden können. Hierinnen haben Moliere, und vor ihm Plautus, gefehlt; ſtatt der Abbildung eines geizigen Mannes, haben ſie uns eine grillenhafte widrige Schilderung der Leidenſchaft des Geizes gegeben. Ich nenne es eine grillenhafte Schilderung, weil ſie kein Urbild in der Natur hat. Ich nenne es eine widrige Schilderung; denn da es die Schilderung einer einfachen unvermiſchten Leidenſchaft iſt, ſo fehlen ihr alle die Lichter und Schatten, deren richtige Verbindung allein ihr Kraft und Leben ertheilen könnte. Dieſe Lichter und Schatten ſind die Vermiſchung verſchiedener Leidenſchaften, welche mit der vornehmſten oder herrſchenden Leidenſchaft zuſammen den menſchlichen Karakter ausmachen; und dieſe Vermiſchung muß ſich in jedem dramatiſchen Gemählde von Sitten finden, weil es zugeſtanden iſt, daß das Drama vornehmlich das wirkliche Leben abbilden ſoll. Doch aber muß die Zeichnung der herrſchenden Leidenſchaft ſo allgemein entworfen ſeyn, als es ihr Streit mit den andern in der Natur nur immer zulaſſen will, damit der vorzuſtellende Karakter ſich deſto kräftiger ausdrücke.

XCIII.

Den 22ten März 1768.

“ Alles dieſes läßt ſich abermals aus der Mahlerey ſehr wohl erläutern. In karakteriſtiſchen Porträten, wie wir diejenigen nennen können, welche eine Abbildung der Sitten geben ſollen, wird der Artiſt, wenn er ein Mann von wirklicher Fähigkeit iſt, nicht auf die Möglichkeit einer abſtrakten Idee losarbeiten. Alles was er ſich vornimmt zu zeigen, wird dieſes ſeyn, daß irgend eine Eigenſchaft die herrſchende iſt; dieſe drückt er ſtark, und durch ſolche Zeichen aus, als ſich in den Wirkungen der herrſchenden Leidenſchaft am ſichtbarſten äußern. Und wenn er dieſes gethan hat, ſo dürfen wir, nach der gemeinen Art zu reden, oder, wenn man will, als ein Kompliment gegen ſeine Kunſt, daß es uns nicht ſowohl den Menſchen, als die Leidenſchaft zeige; gerade ſo, wie die Alten von der berühmten Bildſäule des Apollodorus vom Silanion angemerkt haben, daß ſie nicht ſowohl den zornigen Apollodorus, als die Leidenſchaft des Zornes vorſtelle.*) Dieſes aber muß blos ſo verſtanden werden, daß er die hauptſächlichen Züge der vorgebildeten Leidenſchaft gut ausgedrückt habe. Denn im Uebrigen behandelt er ſeinen Vorwurf eben ſo, wie er jeden andern behandeln würde: das iſt, er vergißt die mitverbundenen Eigenſchaften nicht, und nimmt das allgemeine Ebenmaaß und Verhältniß, welches man an einer menſchlichen Figur erwartet, in Acht. Und das heißt denn die Natur ſchildern, welche uns kein Beyſpiel von einem Menſchen giebt, der ganz und gar in eine einzige Leidenſchaft verwandelt wäre. Keine Metamorphoſis könnte ſeltſamer und unglaublicher ſeyn. Gleichwohl ſind Portraite, in dieſem tadelhaften Geſchmacke verfertiget, die Bewunderung gemeiner Gaffer, die, wenn ſie in einer Sammlung das Gemählde, z. E. eines Geizigen, (denn ein gewöhnlicheres giebt es wohl in dieſer Gattung nicht,) erblicken, und nach dieſer Idee jede Muſkel, jeden

---

*) Non hominem ex ære fecit, ſed iracundiam. Plin. lib. 34. 8.

Zug angeſtrenget, verzerret und überladen finden, ſicherlich nicht ermangeln, ihre Billigung und Bewunderung darüber zu äußern. — Nach dieſem Begriffe der Vortrefflichkeit würde Le Bruns Buch von den Leidenſchaften, eine Folge der beſten und richtigſten moraliſchen Portraite enthalten: und die Karaktere des Theophraſts müßten, in Abſicht auf das Drama, den Karaktern des Terenz weit vorzuziehen ſeyn. „

“Ueber das erſtere dieſer Urtheile, würde jeder Virtuoſe in den bildenden Künſten unſtreitig lachen. Das letztere aber, fürchte ich, dürften wohl nicht alle ſo ſeltſam finden; wenigſtens, nach der Praxis verſchiedener unſerer beſten komiſchen Schriftſteller und nach dem Beyfalle zu urtheilen, welchen dergleichen Stücke gemeiniglich gefunden haben. Es ließen ſich leicht faſt aus allen karakteriſtiſchen Komödien Beyſpiele anführen. Wer aber die Ungereimtheit, dramatiſche Sitten nach abſtrakten Ideen auszuführen, in ihrem völligen Lichte ſehen will, der darf nur B. Johnſons Jedermann aus ſeinem Humor *) vor ſich

---

*) Beym B. Johnſon ſind zwey Komödien, die er vom Humor benennt hat: die eine Every Man in his Humour, und die andere Every Man out of his Humours. Das Wort Humor war zu ſeiner Zeit aufgekommen, und wurde auf die lächerlichſte Weiſe gemißbraucht. Sowohl dieſen Mißbrauch, als den eigentlichen Sinn deſſelben, bemerkt er in folgender Stelle ſelbſt:

As when ſome one peculiar quality
Doth ſo poſſeſs a Man, that it doth draw
All his affects, his ſpirits, and his powers,
In their conſtructions, all to run one way,
This may be truly ſaid to be a humour.
But that a rook by wearing a py'd feather,
The cable hatband, or the three-pil'd ruff,
A yard of ſhoe-tye, or the Switzer's knot
On his French garters, ſhould affect a humour!
O, it is more than moſt ridiculous.

nehmen; welches ein karakteriſtiſches Stück ſeyn ſoll, in der That aber nichts als eine unnatürliche, und wie es die Mahler nennen würden, **harte** Schilderung einer Gruppe von für ſich beſtehenden Leidenſchaften iſt, wo-

---

In der Geſchichte des Humors ſind beyde Stücke des Johnſon alſo ſehr wichtige Dokumente, und das letztere noch mehr als das erſtere. Der Humor, den wir den Engländern jetzt ſo vorzüglich zuſchreiben, war damals bey ihnen großen Theils Affektation: und vornehmlich dieſe Affektation lächerlich zu machen, ſchilderte Johnſon Humor. Die Sache genau zu nehmen, müßte auch nur der affektirte, und nie der wahre Humor ein Gegenſtand der Komödie ſeyn. Denn nur die Begierde, ſich von andern auszuzeichnen, ſich durch etwas Eigenthümliches merkbar zu machen, iſt allgemeine menſchliche Schwachheit, die, nach Beſchaffenheit der Mittel, welche ſie wählet, ſehr lächerlich, oder auch ſehr ſtrafbar werden kann. Das aber, wodurch die Natur ſelbſt, oder eine anhaltende zur Natur gewordene Gewohnheit, einen einzeln Menſchen von allen andern auszeichnet, iſt viel zu ſpeciell, als daß es ſich mit der allgemeinen philoſophiſchen Abſicht des Drama vertragen könnte. Der überhäufte Humor in vielen Engliſchen Stücken, dürfte ſonach auch wohl das Eigene, aber nicht das Beſſere derſelben ſeyn. Gewiß iſt es, daß ſich in dem Drama der Alten keine Spur von Humor findet. Die alten dramatiſchen Dichter wußten das Kunſtſtück, ihre Perſonen auch ohne Humor zu individualiſiren: ja die alten Dichter überhaupt. Wohl aber zeigen die alten Geſchichtſchreiber und Redner dann und wann Humor; wenn nemlich die hiſtoriſche Wahrheit, oder die Aufklärung eines gewiſſen Fakti, dieſe genaue Schilderung [illegible] immer erfordert. Ich habe Exempel davon fleißig geſammelt, die ich auch blos darum in Ordnung bringen zu können wünſchte, um gelegentlich einen Fehler wieder gut zu machen, der ziemlich allgemein geworden iſt. Wir überſetzen nemlich jetzt, faſt durchgängig, Humor durch Laune; und ich glaube mir bewußt zu ſeyn, daß ich der erſte bin, der es ſo überſetzt hat. Ich habe ſehr unrecht daran gethan, und ich wünſchte, daß man mir nicht gefolgt wäre. Denn ich glaube es unwiderſprechlich beweiſen zu können, daß Humor und Laune ganz verſchiedene, ja in gewiſſem Verſtande gerade entgegengeſetzte Dinge ſind. Laune kann zu Humor von man das Urbild in dem wirklichen Leben nirgends findet. Dennoch hat die Komödie immer ihre Bewunderer gehabt; und beſonders muß Randolph von ihrer Einrichtung ſehr bezaubert geweſen ſeyn, weil er ſie in ſeinem Spiegel der Muſe ausdrücklich nachgeahmt zu haben ſcheint.„

“Auch hierinn, müſſen wir anmerken, iſt Shakeſpear, ſo wie in allen andern noch weſentlichern Schönheiten des Drama, ein vollkommenes Muſter. Wer ſeine Komödien in dieſer Abſicht aufmerkſam durchleſen will, wird finden, daß ſeine auch noch ſo kräftig gezeichneten Karaktere, den größten Theil ihrer Rollen durch, ſich vollkommen wie alle andere ausdrücken, und ihre weſentlichen und herrſchenden Eigenſchaften nur gelegentlich, ſo wie die Umſtände

---

werden; aber Humor iſt, außer dieſem einzigen Falle, nie Laune. Ich hatte die Abſtammung unſers deutſchen Worts und den gewöhnlichen Gebrauch deſſelben, beſſer unterſuchen und genauer erwägen ſollen. Ich ſchloß zu eilig, weil Laune das Franzöſiſche Humeur ausdrucke, daß es auch das Engliſche Humour ausdrucken könnte: aber die Franzoſen ſelbſt können Humour nicht durch Humeur überſetzen. — Von den genannten zwey Stücken des Johnſon hat der erſte, Jedermann in ſeinem Humor, den vom Hurd hier gerügten Fehler weit weniger. Der Humor, den die Perſonen deſſelben zeigen, iſt weder ſo individuell, noch ſo überladen, daß er mit der gewöhnlichen Natur nicht beſtehen könnte; ſie ſind auch alle zu einer gemeinſchaftlichen Handlung ſo ziemlich verbunden. In dem zweyten hingegen, Jedermann aus ſeinem Humor, iſt faſt nicht die geringſte Fabel; es treten eine Menge der wunderlichſten Narren nach einander auf, man weiß weder wie, noch warum; und ihr Geſpräch iſt überall durch ein Paar Freunde des Verfaſſers unterbrochen, die unter dem Namen Grex eingeführt ſind, und Betrachtung über die Karaktere der Perſonen und über die Kunſt des Dichters, ſie zu behandeln, anſtellen. Das aus ſeinem Humor, out of his Humour, zeigt an, daß alle die Perſonen in Umſtände gerathen, in welchen ſie ihres Humors ſatt und überdrüßig werden.

eine ungezwungene Aeußerung veranlaſſen, an den Tag legen. Dieſe beſondere Vortreflichkeit ſeiner Komödien entſtand daher, daß er die Natur getreulich kopirte, und ſein reges und feuriges Genie auf alles aufmerkſam war, was ihm in dem Verlaufe der Scenen dienliches aufſtoßen konnte: da hingegen Nachahmung und geringere Fähigkeiten kleine Scribenten verleiten, ſich um die Fertigkeit zu beeifern, dieſen einen Zweck keinen Augenblick aus dem Geſichte zu laſſen, und mit der ängſtlichſten Sorgfalt ihre Lieblingskaraktere in beſtändigem Spiele und ununterbrochener Thätigkeit zu erhalten. Man könnte über dieſe ungeſchickte Anſtrengung ihres Witzes ſagen, daß ſie mit den Perſonen ihres Stücks nicht anders umgehen, als gewiſſe ſpaßhafte Leute mit ihren Bekannten, denen ſie mit ihren Höflichkeiten ſo zuſetzen, daß ſie ihren Antheil an der allgemeinen Unterhaltung gar nicht nehmen können, ſondern nur immer, zum Vergnügen der Geſellſchaft, Sprünge und Männerchen machen müſſen.„

XCIV.

Den 25ten März 1768.

Und ſo viel von der Allgemeinheit der komiſchen Karaktere, und der Grenzen dieſer Allgemeinheit, nach der Idee des Hurd! — Doch es wird nöthig ſeyn, noch erſt die zweyte Stelle beyzubringen, wo er erklärt zu haben verſichert, in wie weit auch den tragiſchen Karakteren, ob ſie ſchon nur partikular wären, dennoch eine Allgemeinheit zukomme: ehe wir den Schluß überhaupt machen können, ob und wie Hurd mit Diderot, und beyde mit dem Ariſtoteles übereinſtimmen.

“Wahrheit, ſagt er, heißt in der Poeſie ein ſolcher Ausdruck, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß iſt; Falſchheit hingegen ein ſolcher, als ſich zwar zu dem vorhabenden beſondern Falle ſchicket, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinſtimmet. Dieſe Wahrheit des Ausdrucks in der dramatiſchen Poeſie zu erreichen, empfiehlet Horaz *) zwey Dinge: einmal, die Sokratiſche Philoſophie fleißig zu ſtudiren; zweytens, ſich um eine genaue Kenntniß des menſchlichen Lebens zu bewerben. Jenes, weil es der eigenthümliche Vorzug dieſer Schule iſt, ad veritatem vitæ propius accedere; **) dieſes, um unſerer Nachahmung eine deſto allgemeinere Aehnlichkeit ertheilen zu können. Sich hiervon zu überzeugen, darf man nur erwägen, daß man ſich in Werken der Nachahmung an die Wahrheit zu genau halten kann: und dieſes auf doppelte Weiſe. Denn entweder kann der Künſtler, wenn er die Natur nachbilden will, ſich zu ängſtlich befleißigen, alle und jede Beſonderheiten ſeines Gegenſtandes anzudeuten, und ſo die allgemeine Idee der Gattung auszudrücken verfehlen. Oder er kann, wenn er ſich dieſe allgemeine Idee zu ertheilen bemüht, ſie aus zu vielen Fällen des wirklichen Lebens, nach ſeinem weiteſten Umfange, zuſammenſetzen; da er ſie vielmehr von dem lautern Begriffe, der ſich blos in der Vorſtellung der Seele findet, hernehmen ſollte. Dieſes leztere iſt der allgemeine Tadel, womit die Schule der Niederländiſchen Mahler zu belegen, als die ihre Vorbilder aus der wirklichen Natur, und nicht, wie die Italiäniſche, von dem geiſtigen Ideale der Schönheit entlehnet. ***) Jenes aber entſpricht einem andern Fehler,

---

*) De arte poet. v. 310. 317. 318.

**) De Orat. I. 51.

***) Nach Maaßgebung der Antiken. Nec enim Phidias, cum faceret Jovis formam aut Minervæ, contemplabatur aliquem, e quo den man gleichfalls den Niederländiſchen Meiſtern vorwirft, und der dieſer iſt, daß ſie lieber die beſondere, ſeltſame und groteske, als die allgemeine und reizende Natur, ſich zum Vorbilde wählen. „

“ Wir ſehen alſo, daß der Dichter, indem er ſich von der eigenen und beſondern Wahrheit entfernet, deſto getreuer die allgemeine Wahrheit nachahmet. Und hieraus ergiebt ſich die Antwort auf jenen ſpitzfindigen Einwurf, den Plato gegen die Poeſie ausgegrübelt hatte, und nicht ohne Selbſtzufriedenheit vorzutragen ſchien. Nemlich, daß die poetiſche Nachahmung uns die Wahrheit nur ſehr von weitem zeigen könne. Denn, der poetiſche Ausdruck, ſagt der Philoſoph, iſt das Abbild von des Dichters eigenen Begriffen; die Begriffe des Dichters ſind das Abbild der Dinge; und die Dinge das Abbild des Urbildes, welches in dem göttlichen Verſtande exiſtiret. Folglich iſt der Ausdruck des Dichters nur das Bild von dem Bilde eines Bildes, und liefert uns urſprüngliche Wahrheit nur gleichſam aus der dritten Hand.*) Aber alle dieſe Vernünfteley fällt weg, ſobald man die nur gedachte Regel des Dichters gehörig faſſet, und fleißig in Ausübung bringet. Denn indem der Dichter von den Weſen alles abſondert, was allein das Individuum angehet und unterſcheidet, überſpringet ſein Begriff gleichſam alle die zwiſchen inne liegenden beſondern Gegenſtände, und erhebt ſich, ſo viel möglich, zu dem göttlichen Urbilde, um ſo das unmittelbare Nachbild der Wahrheit zu werden. Hieraus lernt man denn auch einſehen, was und wie viel jenes ungewöhnliche Lob, wel-

---

ſimilitudinem duceret: ſed ipſius in mente incidebat ſpecies pulchritudinis eximia quædam, quam intuens in eaque defixus ad illius ſimilitudinem artem & manum dirigebat. (Cic. Orat. 2.)

*) Plato de Repl. L. X.

ches der große Kunſtrichter der Dichtkunſt ertheilet, ſagen wolle; daß ſie, gegen die Geſchichte genommen, das ernſtere und philoſophiſchere Studium ſey: Φιλοσοφωτερον και σπουδαιοτερον ποιησις ἱστοριας ἐστιν. Die Urſache, welche gleich darauf folgt, iſt nun gleichfalls ſehr begreiflich: ἡ μεν γαρ ποιησις μαλλον τα καθολου, ἡ δ' ἱστορια τα καθ' ἑκαστον λεγει.*) Ferner wird hieraus ein weſentlicher Unterſchied deutlich, der ſich, wie man ſagt, zwiſchen den zwey groſen Nebenbuhlern der griechiſchen Bühne ſoll befunden haben. Wenn man dem Sophokles vorwarf, daß es ſeinen Karakteren an Wahrheit fehle, ſo pflegte er ſich damit zu verantworten, daß er die Menſchen ſo ſchildere, wie ſie ſeyn ſollten, Euripides aber ſo, wie ſie wären. Σοφοκλης ἐφη, αὐτος μεν οἱους δει ποιειν, Ευριπιδης δε οἱοι εἰσι.**) Der Sinn hievon iſt dieſer: Sophokles hatte, durch ſeinen ausgebreitetern Umgang mit Menſchen, die eingeſchränkte enge Vorſtellung, welche aus der Betrachtung einzelner Karaktere entſteht, in einen vollſtändigen Begriff des Geſchlechts erweitert; der philoſophiſche Euripides hingegen, der ſeine meiſte Zeit in der Akademie zugebracht hatte, und von da aus das Leben überſehen wollte, hielt ſeinen Blick zu ſehr auf das Einzelne, auf wirklich exiſtirende Perſonen geheftet, verſenkte das Geſchlecht in das Individuum, und mahlte folglich, den vorhabenden Gegenſtänden nach, ſeine Karaktere zwar natürlich und wahr, aber auch dann und wann ohne die höhere allgemeine Aehnlichkeit, die zur Vollendung der poetiſchen Wahrheit erfodert wird.„***)

---

*) Dichtkunſt, Kap. 9. **) Ibid. Kap. 25.

***) Dieſe Erklärung iſt der, welche Dacier von der Stelle des Ariſtoteles giebt, weit vorzuziehen. Nach den Worten der Ueberſetzung ſcheinet Dacier zwar eben das zu ſagen, was Hurd ſagt: que Sophocle faiſoit ſes Héros, comme ils devoient être, & qu'Eu-

“ Ein Einwurf ſtößt gleichwohl hier auf, den wir nicht unangezeigt laſſen müſſen, man könnte ſagen, “ daß philoſophiſche Spekulationen die Begriffe eines Menſchen eher abſtrakt und allgemein machen, als ſie auf das Individuelle einſchränken müßten. Das leztere ſey ein Mangel, welcher aus der kleinen Anzahl von Gegenſtänden entſpringe, die den Menſchen zu betrachten vorkommen; und dieſem Mangel ſey nicht allein dadurch abzuhelfen, daß man ſich mit mehrern Individuis bekannt mache, als worinn die Kenntniß der Welt beſtehe; ſondern auch dadurch, daß man über die allgemeine Natur der Menſchen nachdenke, ſo wie ſie in guten moraliſchen Büchern gelehrt werde. Denn die Verfaſſer ſolcher Bücher hätten ihren allgemeinen Begriff von der menſchlichen Natur nicht anders als aus einer ausgebreiteten Erfahrung (es ſey nun ihrer eignen, oder fremden) haben können, ohne welche ihre Bücher ſonſt von keinem Werthe ſeyn würden. „ Die Antwort hierauf dünkt mich, iſt dieſe. Durch Erwägung der

---

ripide les faiſoit comme ils étoient. Aber er verbindet im Grunde einen ganz andern Begriff damit. Hurd verſtehet unter dem Wie ſie ſeyn ſollten, die allgemeine abſtrakte Idee des Geſchlechts, nach welcher der Dichter ſeine Perſon mehr, als nach ihren individuellen Verſchiedenheiten ſchildern müſſe. Dacier aber denkt ſich dabey eine höhere moraliſche Vollkommenheit, wie ſie der Menſch zu erreichen fähig ſey, ob er ſie gleich nur ſelten erreiche; und dieſe, ſagt er, habe Sophokles ſeinen Perſonen gewöhnlicher Weiſe beygelegt: Sophocle tâchoit de rendre ſes imitations parfaites, en ſuivant toujours bien plus ce qu'une belle Nature étoit capable de faire, que ce qu'elle faiſoit. Allein dieſe höhere moraliſche Vollkommenheit gehöret gerade zu jenem allgemeinen Begriffe nicht; ſie ſtehet dem Individuo zu, aber nicht dem Geſchlechte, und der Dichter, der ſie ſeinen Perſonen beylegt, ſchildert gerade umgekehrt, mehr in der Manier des Euripides als des Sophokles. Die weitere Ausführung hiervon verdienet mehr als eine Note.

allgemeinen Natur des Menſchen lernet der Philoſoph, wie die Handlung beſchaffen ſeyn muß, die aus dem Uebergewichte gewiſſer Neigungen und Eigenſchaften entſpringet: das iſt, er lernet das Betragen überhaupt, welches der beygelegte Karakter erfodert. Aber deutlich und zuverläſſig zu wiſſen, wie weit und in welchem Grade von Stärke ſich dieſer oder jener Karakter, bey beſondern Gelegenheiten, wahrſcheinlicher Weiſe äußern würde, das iſt einzig und allein eine Frucht von unſrer Kenntniß der Welt. Daß Beyſpiele von dem Mangel dieſer Kenntniß, bey einem Dichter, wie Euripides war, ſehr häufig ſollten geweſen ſeyn, läßt ſich nicht wohl annehmen, auch werden, wo ſich dergleichen in ſeinen übrig gebliebenen Stücken etwa finden ſollten, ſie ſchwerlich ſo offenbar ſeyn, daß ſie auch einem gemeinen Leſer in die Augen fallen müßten. Es können nur Feinheiten ſeyn, die allein der wahre Kunſtrichter zu unterſcheiden vermögend iſt; und auch dieſem kann, in einer ſolchen Entfernung von Zeit, aus Unwiſſenheit der griechiſchen Sitten, wohl etwas als ein Fehler vorkommen, was im Grunde eine Schönheit iſt. Es würde alſo ein ſehr gefährliches Unternehmen ſeyn, die Stellen im Euripides anzeigen zu wollen, welche Ariſtoteles dieſem Tadel unterworfen zu ſeyn, geglaubt hatte. Aber gleichwohl will ich es wagen, eine anzuführen, die, wenn ich ſie auch ſchon nicht nach aller Gerechtigkeit kritiſiren ſollte, wenigſtens meine Meynung zu erläutern dienen kann.„

XCV.

Den 29ten März 1768.

“Die Geſchichte ſeiner Elektra iſt ganz bekannt. Der Dichter hatte, in dem Karakter dieſer Prinzeßin, ein tugendhaftes, aber mit Stolz und Groll erfülltes Frauenzimmer zu ſchildern, welches durch die Härte, mit der man ſich gegen ſie ſelbſt betrug, erbittert war, und durch noch weit ſtärkere Bewegungsgründe angetrieben ward, den Tod eines Vaters zu rächen. Eine ſolche heftige Gemüthsverfaſſung, kann der Philoſoph in ſeinem Winkel wohl ſchließen, muß immer ſehr bereit ſeyn, ſich zu äuſſern. Elektra, kann er wohl einſehen, muß, bey der geringſten ſchicklichen Gelegenheit, ihren Groll an den Tag legen, und die Ausführung ihres Vorhabens beſchleunigen zu können wünſchen. Aber zu welcher Höhe dieſer Groll ſteigen darf? d. i. wie ſtark Elektra ihre Rachſucht ausdrücken darf, ohne daß ein Mann, der mit dem menſchlichen Geſchlecht und mit den Wirkungen der Leidenſchaften im Ganzen bekannt iſt, dabey ausrufen kann: das iſt unwahrſcheinlich? Dieſes auszumachen, wird die abſtrakte Theorie von wenig Nutzen ſeyn. So gar eine nur mäßige Bekanntſchaft mit dem wirklichen Leben, iſt hier nicht hinlänglich uns zu leiten. Man kann eine Menge Individua bemerkt haben, welche den Poeten, der den Ausdruck eines ſolchen Grolles bis auf das Aeußerſte getrieben hätte, zu rechtfertigen ſcheinen. Selbſt die Geſchichte dürfte vielleicht Exempel an die Hand geben, wo eine tugendhafte Erbitterung auch wohl noch weiter getrieben worden, als es der Dichter hier vorgeſtellet. Welches ſind denn nun alſo die eigentlichen Gränzen derſelben, und wodurch ſind ſie zu beſtimmen? Einzig und allein durch Bemerkung ſo vieler einzeln Fälle als möglich; einzig und allein vermittelſt der ausgebreiteſten Kenntniß, wie viel eine ſolche Erbitterung über dergleichen Karaktere unter dergleichen Umſtänden, im wirklichen Leben gewöhnlicher Weiſe vermag. So verſchieden dieſe Kenntniß in Anſehung ihres Umfangs iſt, ſo verſchieden wird denn auch die Art der

Vorſtellung ſeyn. Und nun wollen wir ſehen, wie der vorhabende Karakter von dem Euripides wirklich behandelt worden. „

“ In der ſchönen Scene, welche zwiſchen der Elektra und dem Oreſtes vorfällt, von dem ſie aber noch nicht weis, daß er ihr Bruder iſt, kömmt die Unterredung ganz natürlich auf die Unglücksfälle der Elektra, und auf den Urheber derſelben, die Klytemneſtra, ſo wie auch auf die Hoffnung, welche Elektra hat, von ihren Drangſalen durch den Oreſtes befreyet zu werden. Das Geſpräch, wie es hierauf weiter gehet, iſt dieſes:

“ **Oreſtes.** Und Oreſtes? Geſetzt, er käme nach Argos zurück ——

“ **Elektra.** Wozu dieſe Frage, da er, allem Anſehen nach, niemals zurückkommen wird?

“ **Oreſtes.** Aber geſetzt, er käme! Wie müßte er es anfangen, um den Tod ſeines Vaters zu rächen?

“ **Elektra.** Sich eben deß erkühnen, weſſen die Feinde ſich gegen ſeinen Vater erkühnten.

“ **Oreſtes.** Wollteſt du es wohl mit ihm wagen, deine Mutter umzubringen?

“ **Elektra.** Sie mit dem nemlichen Eiſen umbringen, mit welchem ſie meinen Vater mordete!

“ **Oreſtes.** Und darf ich das, als deinen feſten Entſchluß, deinem Bruder vermelden?

“ **Elektra.** Ich will meine Mutter umbringen, oder nicht leben!

“ Das Griechiſche iſt noch ſtärker:

“ Θανοιμι, μητρος αιμ᾽ επισφαξασ᾽ εμης.

“ Ich will gern des Todes ſeyn, ſobald ich meine Mutter umgebracht habe!

“ Nun kann man nicht behaupten, daß dieſe letzte Rede ſchlechterdings unnatürlich ſey. Ohne Zweifel haben ſich

Beyſpiele genug eräugnet, wo unter ähnlichen Umſtänden die Rache ſich eben ſo heftig ausgedrückt hat. Gleichwohl, denke ich, kann uns die Härte dieſes Ausdrucks nicht anders als ein wenig beleidigen. Zum mindeſten hielt Sophokles nicht für gut, ihn ſo weit zu treiben. Bey ihm ſagt Elektra unter gleichen Umſtänden nur das: Jetzt ſey dir die Ausführung überlaſſen! Wäre ich aber allein geblieben, ſo glaube mir nur: beydes hätte mir gewiß nicht mißlingen ſollen; entweder mit Ehren mich zu befreyen, oder mit Ehren zu ſterben!„

“Ob nun dieſe Vorſtellung des Sophokles der Wahrheit, in ſo fern ſie aus einer ausgebreiteten Erfahrung, d. i. aus der Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt, geſammelt worden, nicht weit gemäßer iſt, als die Vorſtellung des Euripides, will ich denen zu beurtheilen überlaſſen, die es zu beurtheilen fähig ſind. Iſt ſie es, ſo kann die Urſache keine andere ſeyn, als die ich angenommen: daß nemlich Sophokles ſeine Karaktere ſo geſchildert, als er, unzähligen von ihm beobachteten Beyſpielen der nemlichen Gattung zufolge, glaubte, daß ſie ſeyn ſollten; Euripides aber ſo, als er in der engeren Sphäre ſeiner Beobachtungen erkannt hatte, daß ſie wirklich wären. —„

Vortrefflich! Auch unangeſehen der Abſicht, in welcher ich dieſe langen Stellen des Hurd angeführt habe, enthalten ſie unſtreitig ſo viel feine Bemerkungen, daß es mir der Leſer wohl erlaſſen wird, mich wegen Einſchaltung derſelben zu entſchuldigen. Ich beſorge nur, daß er meine Abſicht ſelbſt darüber aus den Augen verloren. Sie war aber dieſe: zu zeigen, daß auch Hurd, ſo wie Diderot, der Tragödie beſondere, und nur der Komödie allgemeine Karaktere zutheile, und dem ohngeachtet dem Ariſtoteles nicht widerſprechen wolle, welcher das Allgemeine von allen poetiſchen Karakteren, und folglich auch von den tragiſchen verlanget. Hurd erklärt ſich nemlich ſo: der tragiſche Karakter müſſe zwar partikular oder weniger allgemein ſeyn, als der komiſche, d. i. er müſſe die Art, zu welcher er gehöre, weniger vorſtellig machen; gleichwohl aber müſſe das Wenige, was man von ihm zu zeigen für gut finde, nach dem Allgemeinen entworfen ſeyn, welches Ariſtoteles fordere. *)

Und nun wäre die Frage, ob Diderot ſich auch ſo verſtanden wiſſen wolle? —— Warum nicht, wenn ihm daran gelegen wäre, ſich nirgends in Widerſpruch mit dem Ariſtoteles finden zu laſſen? Mir wenigſtens, dem daran gelegen iſt, daß zwey denkende Köpfe von der nemlichen Sache nicht Ja und Nein ſagen, könnte es erlaubt ſeyn, ihm dieſe Auslegung unterzuſchieben, ihm dieſe Ausflucht zu leihen.

Aber lieber von dieſer Ausflucht ſelbſt, ein Wort! — Mich dünkt, es iſt eine Ausflucht, und iſt auch keine. Denn das Wort Allgemein wird offenbar darinn in einer doppelten und ganz verſchiedenen Bedeutung genommen. Die eine, in welcher es Hurd und Diderot von dem tragiſchen Karakter verneinen, iſt nicht die nemliche, in welcher es Hurd von ihm bejahet. Freylich beruhet eben hierauf die Ausflucht: aber wie, wenn die eine die andere ſchlechterdings ausſchlöſſe?

In der erſten Bedeutung heißt ein allgemeiner Karakter ein ſolcher, in welchem man das, was man an mehrern oder allen Individuis bemerkt hat, zuſammen nimmt; es heißt mit einem Worte, ein überladener Karakter; es iſt mehr die perſoniſirte Idee eines Karakters, als eine

---

*) In calling the tragic character particular, I ſuppoſe it only leſs repreſentative of the kind than the comic; not that the draught of ſo much character as it is concerned to repreſent ſhould not be general.

karakteriſirte Perſon. In der andern Bedeutung aber heißt ein allgemeiner Karakter ein ſolcher, in welchem man von dem, was an mehrern oder allen Individuis bemerkt worden, einen gewiſſen Durchſchnitt, eine mittlere Proportion angenommen; es heißt mit einem Worte, ein gewöhnlicher Karakter, nicht zwar in ſo fern der Karakter ſelbſt, ſondern nur in ſo fern der Grad, das Maaß deſſelben gewöhnlich iſt.

Hurd hat vollkommen Recht, das καθόλου des Ariſtoteles von der Allgemeinheit in der zweyten Bedeutung zu erklären. Aber wenn denn nun Ariſtoteles dieſe Allgemeinheit eben ſowohl von den komiſchen als tragiſchen Karakteren erfordert: wie iſt es möglich, daß der nemliche Karakter zugleich auch jene Allgemeinheit haben kann? Wie iſt es möglich, daß er zugleich überladen und gewöhnlich ſeyn kann? Und geſetzt auch, er wäre ſo überladen noch lange nicht, als es die Karaktere in dem getadelten Stücke des Johnſon ſind; geſetzt, er ließe ſich noch gar wohl in einem Individuo gedenken, und man habe Beyſpiele, daß er ſich wirklich in mehrern Menſchen eben ſo ſtark, eben ſo ununterbrochen geäußert habe, würde er dem ohngeachtet nicht auch noch viel ungewöhnlicher ſeyn, als jene Allgemeinheit des Ariſtoteles zu ſeyn erlaubet?

Das iſt die Schwierigkeit! — Ich erinnere hier meine Leſer, daß dieſe Blätter nichts weniger als ein dramatiſches Syſtem enthalten ſollen. Ich bin alſo nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulöſen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer ſich weniger zu verbinden, ja wohl gar ſich zu widerſprechen ſcheinen: wenn es denn nur Gedanken ſind, bey welchen ſie Stoff finden, ſelbſt zu denken. Hier will ich nichts als Fermenta cognitionis ausſtreuen.

XCVI.

Den 1ten April 1768.

Den zwey und funfzigſten Abend (Dienſtags den 28ten Julius) werden des Herrn Romanus Brüder wiederholt.

Oder ſollte ich nicht vielmehr ſagen: die Brüder des Herrn Romanus? Nach einer Anmerkung nemlich, welche Donatus bey Gelegenheit der Brüder des Terenz macht: Hanc dicunt fabulam ſecundo loco actam, etiam tum rudi nomine poetæ; itaque ſic pronunciatam, Adelphoi Terenti, non Terenti Adelphoi, quod adhuc magis de fabulæ nomine poeta, quam de poetæ nomine fabula commendabatur. Herr Romanus hat ſeine Komödien zwar ohne ſeinen Namen herausgegeben: aber doch iſt ſein Name durch ſie bekannt geworden. Noch jetzt ſind diejenigen Stücke, die ſich auf unſerer Bühne von ihm erhalten haben, eine Empfehlung ſeines Namens, der in Provinzen Deutſchlandes genannt wird, wo er ohne ſie wohl nie wäre gehöret worden. Aber welches widrige Schickſal hat auch dieſen Mann abgehalten, mit ſeinen Arbeiten für das Theater ſo lange fortzufahren, bis die Stücke aufgehört hätten, ſeinen Namen zu empfehlen, und ſein Name dafür die Stücke empfohlen hätte?

Das meiſte, was wir Deutſche noch in der ſchönen Litteratur haben, ſind Verſuche junger Leute. Ja das Vorurtheil iſt bey uns faſt allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in dieſem Felde zu arbeiten. Männer, ſagt man, haben ernſthaftere Studia, oder wichtigere Geſchäfte, zu welchen ſie die Kirche oder der Staat auffordert. Verſe und Komödien heiſſen Spielwerke; allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man ſich höchſtens bis in ſein fünf und zwanzigſtes Jahr beſchäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, ſollen wir fein alle unſere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieſes Amt einige Zeit, etwas zu ſchreiben, ſo ſoll man ja nichts anders ſchreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range deſſelben beſtehen kann; ein hübſches Kompendium aus den höhern Fakultäten, eine gute Chronike von der lieben Vaterſtadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.

Daher kömmt es denn auch, daß unſere ſchöne Litteratur, ich will nicht blos ſagen gegen die ſchöne Litteratur der Alten, ſondern ſogar faſt gegen aller neuern polirten Völker ihre, ein ſo jugendliches, ja kindiſches Anſehn hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlet es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch ſehr. Sie hat noch ſo wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt iſt, gern zur Hand nimmt, wenn er, zu ſeiner Erholung und Stärkung, einmal außer dem einförmigen eckeln Zirkel ſeiner alltäglichen Beſchäftigungen denken will! Welche Nahrung kann ſo ein Mann wohl, z. E. in unſern höchſt trivialen Komödien finden? Wortſpiele, Sprüchwörter, Späßchen, wie man ſie alle Tage auf den Gaſſen hört: ſolches Zeug macht zwar das Parterr zu lachen, das ſich vergnügt ſo gut es kann; wer aber von ihm mehr als den Bauch erſchüttern will, wer zugleich mit ſeinem Verſtande lachen will, der iſt einmal da geweſen und kömmt nicht wieder.

Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Menſch, der erſt ſelbſt in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und ſie ſchildern. Das größte komiſche Genie zeigt ſich in ſeinen jugendlichen Werken hohl und leer; ſelbſt von den erſten Stücken des Menanders ſagt Plutarch,*) daß ſie mit ſeinen ſpätern und letztern Stücken gar nicht zu vergleichen geweſen. Aus dieſen aber, ſetzt er hinzu, könne man ſchlieſſen, was er noch würde geleiſtet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meynt man wohl, daß Menander ſtarb? Wie viel Komödien meynt man wohl, daß er erſt geſchrieben hatte? Nicht weniger als hundert und fünfe; und nicht jünger als zwey und funfzig.

Keiner von allen unſern verſtorbenen komiſchen Dichtern, von denen es ſich noch der Mühe verlohnte zu reden, iſt ſo alt geworden; keiner von den jetztlebenden iſt es noch zur Zeit; keiner von beyden hat das vierte Theil ſo viel Stücke gemacht. Und dieſe Kritik ſollte von ihnen nicht eben das zu ſagen haben, was ſie von dem Menander zu ſagen fand? — Sie wage es aber nur, und ſpreche!

Und nicht die Verfaſſer allein ſind es, die ſie mit Unwillen hören. Wir haben, dem Himmel ſey Dank, jetzt ein Geſchlecht ſelbſt von Kritikern, deren beſte Kritik darinn beſteht, — alle Kritik verdächtig zu machen. "Genie! Genie! ſchreyen ſie. Das Genie ſetzt ſich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, iſt Regel!„ So ſchmeicheln ſie dem Genie: ich glaube, damit wir ſie auch für Genies halten ſollen. Doch ſie verrathen zu ſehr, daß ſie nicht einen Funken davon in ſich ſpüren, wenn ſie in einem und eben demſelben Athen hinzuſetzen: "die Regeln unterdrücken das Genie!„ — Als ob ſich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken lieſſe! Und noch dazu durch etwas, das, wie ſie ſelbſt geſtehen, aus ihm hergeleitet iſt. Nicht jeder Kunſtrichter iſt Genie: aber jedes Genie iſt ein gebohrner Kunſtrichter. Es hat die Probe aller Regeln in ſich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm ſeine Empfindung in Worten ausdrücken. Und dieſe ſeine in Worten ausgedrückte Empfindung ſollte ſeine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, ſo viel ihr wollt; es verſteht euch nur, inſofern es eure allgemeinen Sätze den Augenblick in einem einzeln Falle anſchauend erkennet; und nur von dieſem einzeln Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf ſeine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beyſpiels, die Erinnerung einer eigenen glücklichen Erfahrung auf ſie zu wirken im Stande iſt. Behaupten alſo, daß Regeln und Kritik das Genie nie unterdrücken können: heißt mit andern Worten behaupten, daß Beyſpiele und Uebung eben dieſes vermögen; heißt, das Genie nicht allein auf ſich ſelbſt, heißt es ſogar, lediglich auf ſeinen erſten Verſuch einſchränken.

---

*) Επιτ. της συγκρισεως Αριστ. και Μεναν. p. 1558. Edit. Henr. Stephani.

Eben ſo wenig wiſſen dieſe weiſe Herren, was ſie wollen, wenn ſie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Kritik auf das genieſſende Publikum mache, ſo luſtig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Menſch einen Schmetterling mehr bunt und ſchön findet, ſeitdem das böſe Vergrößerungsglas erkennen laſſen, daß die Farben deſſelben nur Staub ſind.

« Unſer Theater, ſagen ſie, iſt noch in einem viel zu zarten Alter, als daß es den monarchiſchen Scepter der Kritik ertragen könne. — Es iſt faſt nöthiger die Mittel zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kann, als darzuthun, wie weit wir noch von dieſem Ideale entfernt ſind. — Die Bühne muß durch Beyſpiele, nicht durch Regeln reformiret werden. — Raiſonniren iſt leichter, als ſelbſt erfinden. »

Heißt das, Gedanken in Worte kleiden: oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten ſuchen, und keine erhaſchen? — Und wer ſind ſie denn, die ſo viel von Beyſpielen, und vom Selbſterfinden reden? Was für Beyſpiele haben ſie denn gegeben? Was haben ſie denn ſelbſt erfunden? — Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beyſpiele zu beurtheilen vorkommen, ſo wünſchen ſie lieber Regeln; und wenn ſie Regeln beurtheilen ſollen, ſo möchten ſie lieber Beyſpiele haben. Anſtatt von einer Kritik zu beweiſen, daß ſie falſch iſt, beweiſen ſie, daß ſie zu ſtrenge iſt; und glauben verthan zu haben! Anſtatt ein Raiſonnement zu widerlegen, merken ſie an, daß Erfinden ſchwerer iſt, als Raiſonniren; und glauben widerlegt zu haben.

Wer richtig raiſonnirt, erfindet auch: und wer erfinden will, muß raiſonniren können. Nur die glauben, daß ſich das eine von dem andern trennen laſſe, die zu keinem von beyden aufgelegt ſind.

Doch was halte ich mich mit dieſen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert laſſen, was die Grillen am Wege ſchwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um ſie zu zertreten, iſt ſchon zu viel. Ihr Sommer iſt ſo leicht abgewartet!

Alſo, ohne weitere Einleitung, zu den Anmerkungen, die ich bey Gelegenheit der erſten Vorſtellung der Brüder des Hrn. Romanus,*) annoch über dieſes Stück verſprach! — Die vornehmſten derſelben werden die Veränderungen betreffen, die er in der Fabel des Terenz machen zu müſſen geglaubet, um ſie unſern Sitten näher zu bringen.

Was ſoll man überhaupt von der Nothwendigkeit dieſer Veränderungen ſagen? Wenn wir ſo wenig Anſtoß finden, römiſche oder griechiſche Sitten in der Tragödie geſchildert zu ſehen: warum nicht auch in der Komödie? Woher die Regel, wenn es anders eine Regel iſt, die Scene der erſtern in ein entferntes Land, unter ein fremdes Volk; die Scene der andern aber, in unſere Heimath zu legen? Woher die Verbindlichkeit, die wir dem Dichter aufbürden, in jener die Sitten desjenigen Volkes, unter dem er ſeine Handlung vorgehen läßt, ſo genau als möglich zu ſchildern; da wir in dieſer nur unſere eigene Sitten von ihm geſchildert zu ſehen verlangen? “ Dieſes, ſagt Pope an einem Orte, ſcheinet dem erſten Anſehen nach bloßer Eigenſinn, bloße Grille zu ſeyn: es hat aber doch ſeinen guten Grund in der Natur. Das Hauptſächlichſte, was wir in der Komödie ſuchen, iſt ein getreues Bild des gemeinen Lebens, von deſſen Treue wir aber nicht ſo leicht verſichert ſeyn können, wenn wir es in fremde Moden und Gebräuche verkleidet finden. In der Tragödie hingegen iſt es die Handlung, was unſere Aufmerkſamkeit am meiſten an ſich ziehet. Einen einheimiſchen Vorfall aber für die Bühne bequem zu machen, dazu muß man ſich mit der Handlung größere Freyheiten nehmen, als eine zu bekannte Geſchichte verſtattet. »

---

*) Drey und ſiebenzigſtes Stück. S. 115.

XCVII.

Den 5ten April 1768.

Dieſe Auflöſung, genau betrachtet, dürfte wohl nicht in allen Stücken befriedigend ſeyn. Denn zugegeben, daß fremde Sitten der Abſicht der Komödie nicht ſo gut entſprechen, als einheimiſche: ſo bleibt noch immer die Frage, ob die einheimiſchen Sitten nicht auch zur Abſicht der Tragödie ein beſſeres Verhältniß haben, als fremde? Dieſe Frage iſt wenigſtens durch die Schwierigkeit, einen einheimiſchen Vorfall ohne allzumerkliche und anſtößige Veränderungen für die Bühne bequem zu machen, nicht beantwortet. Freylich erfodern einheimiſche Sitten auch einheimiſche Vorfälle: wenn denn aber nur mit jenen die Tragödie am leichteſten und gewiſſeſten ihren Zweck erreichte, ſo müßte es ja doch wohl beſſer ſeyn, ſich über alle Schwierigkeiten, welche ſich bey Behandlung dieſer finden, wegzuſetzen, als in Abſicht des Weſentlichſten zu kurz zu fallen, welches ohnſtreitig der Zweck iſt. Auch werden nicht alle einheimiſche Vorfälle ſo merklicher und anſtößiger Veränderungen bedürfen; und die deren bedürfen, iſt man ja nicht verbunden zu bearbeiten. Ariſtoteles hat ſchon angemerkt, daß es gar wohl Begebenheiten geben kann und giebt, die ſich vollkommen ſo eräugnet haben, als ſie der Dichter braucht. Da dergleichen aber nur ſelten ſind, ſo hat er auch ſchon entſchieden, daß ſich der Dichter um den wenigern Theil ſeiner Zuſchauer, der von den wahren Umſtänden vielleicht unterrichtet iſt, lieber nicht bekümmern, als ſeiner Pflicht minder Genüge leiſten müſſe.

Der Vortheil, den die einheimiſchen Sitten in der Komödie haben, beruhet auf der innigen Bekanntſchaft, in der wir mit ihnen ſtehen. Der Dichter braucht ſie uns nicht erſt bekannt zu machen; er iſt aller hierzu nöthigen Beſchreibungen und Winke überhoben; er kann ſeine Perſonen ſogleich nach ihren Sitten handeln laſſen, ohne uns dieſe Sitten ſelbſt erſt langweilig zu ſchildern. Einheimiſche Sitten alſo erleichtern ihm die Arbeit, und befördern bey dem Zuſchauer die Illuſion.

Warum ſollte nun der tragiſche Dichter ſich dieſes wichtigen doppelten Vortheils begeben? Auch er hat Urſache, ſich die Arbeit ſo viel als möglich zu erleichtern, ſeine Kräfte nicht an Nebenzwecke zu verſchwenden, ſondern ſie ganz für den Hauptzweck zu ſparen. Auch ihm kömmt auf die Illuſion des Zuſchauers alles an. -- Man wird vielleicht hierauf antworten, daß die Tragödie der Sitten nicht groß bedürfe; daß ſie ihrer ganz und gar entübriget ſeyn könne. Aber ſonach braucht ſie auch keine fremde Sitten; und von dem Wenigen, was ſie von Sitten haben und zeigen will, wird es doch immer beſſer ſeyn, wenn es von einheimiſchen Sitten hergenommen iſt, als von fremden.

Die Griechen wenigſtens haben nie andere als ihre eigene Sitten, nicht blos in der Komödie, ſondern auch in der Tragödie, zum Grunde gelegt. Ja ſie haben fremden Völkern, aus deren Geſchichte ſie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen griechiſchen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch unverſtändliche barbariſche Sitten entkräften wollen. Auf das Koſtume, welches unſern tragiſchen Dichtern ſo ängſtlich empfohlen wird, hielten ſie wenig oder nichts. Der Beweis hiervon können vornehmlich die Perſerinnen des Aeſchylus ſeyn; und die Urſache, warum ſie ſich ſo wenig an das Koſtume binden zu dürfen glaubten, iſt aus der Abſicht der Tragödie leicht zu folgern.

Doch ich gerathe zu weit in denjenigen Theil des Problems, der mich jezt gerade am wenigſten angeht. Zwar indem ich behaupte, daß einheimiſche Sitten auch in der Tragödie zuträglicher ſeyn würden, als fremde: ſo ſetze ich ſchon als unſtreitig voraus, daß ſie es wenigſtens in der Komödie ſind. Und ſind ſie das, glaube ich wenigſtens, daß ſie es ſind: ſo kann ich auch die Veränderungen, welche Herr Romanus in Abſicht derſelben, mit dem Stücke des Terenz gemacht hat, überhaupt nicht anders als billigen.

Er hatte Recht, eine Fabel, in welche ſo beſondere griechiſche und römiſche Sitten ſo innig verwebet ſind, umzuſchaffen. Das Beyſpiel erhält ſeine Kraft nur von ſeiner innern Wahrſcheinlichkeit, die jeder Menſch nach dem beurtheilet, was ihm ſelbſt am gewöhnlichſten iſt. Alle Anwendung fällt weg, wo wir uns erſt mit Mühe in fremde Umſtände verſetzen müſſen. Aber es iſt auch keine leichte Sache mit einer ſolchen Umſchaffung. Je vollkommener die Fabel iſt, deſto weniger läßt ſich der geringſte Theil verändern, ohne das Ganze zu zerrütten. Und ſchlimm! wenn man ſich ſodann nur mit Flicken begnügt, ohne im eigentlichen Verſtande umzuſchaffen.

Das Stück heißt die Brüder, und dieſes bey dem Terenz aus einem doppelten Grunde. Denn nicht allein die beyden Alten, Micio und Demea, ſondern auch die beyden jungen Leute, Aeſchinus und Kteſipho, ſind Brüder. Demea iſt dieſer beyden Vater; Micio hatte den einen, den Aeſchinus, nur an Sohnes Statt angenommen. Nun begreif ich nicht, warum unſerm Verfaſſer dieſe Adoption mißfallen. Ich weis nicht anders, als daß die Adoption auch unter uns, auch noch jetzt gebräuchlich, und vollkommen auf den nemlichen Fuß gebräuchlich iſt, wie ſie es bey den Römern war. Dem ohngeachtet iſt er davon abgegangen: bey ihm ſind nur die zwey Alten Brüder, und jeder hat einen leiblichen Sohn, den er nach ſeiner Art erziehet. Aber, deſto beſſer! wird man vielleicht ſagen. So ſind denn auch die zwey Alte wirkliche Väter; und das Stück iſt wirklich eine Schule der Väter, d. i. ſolcher, denen die Natur die väterliche Pflicht aufgelegt, nicht ſolcher, die ſie freywillig zwar übernommen, die ſich ihrer aber ſchwerlich weiter unterziehen, als es mit ihrer eignen Gemächlichkeit beſtehen kann.

Pater eſſe diſce ab illis, qui vere ſciunt!

Sehr wohl! Nur Schade, daß durch Auflöſung dieſes einzigen Knoten, welcher bey dem Terenz den Aeſchinus und Kteſipho unter ſich, und beyde mit dem Demea, ihrem Vater, verbindet, die ganze Maſchine auseinander fällt, und aus Einem allgemeinen Intereſſe zwey ganz verſchiedene entſtehen, die blos die Konvenienz des Dichters, und keineswegs ihre eigene Natur zuſammen hält.

Denn iſt Aeſchinus nicht blos der angenommene, ſondern der leibliche Sohn des Micio, was hat Demea ſich viel um ihn zu bekümmern? Der Sohn eines Bruders geht mich ſo nahe nicht an, als mein eigener. Wenn ich finde, daß jemand meinen eigenen Sohn verziehet, geſchähe es auch in der beſten Abſicht von der Welt, ſo habe ich Recht, dieſem gutherzigen Verführer mit aller der Heftigkeit zu begegnen, mit welcher, beym Terenz, Demea dem Micio begegnet. Aber wenn es nicht mein Sohn iſt, wenn es der eigene Sohn des Verziehers iſt, was kann ich mehr, was darf ich mehr, als daß ich dieſen Verzieher warne, und wenn er mein Bruder iſt, ihn öfters und ernſtlich warne? Unſer Verfaſſer ſetzt den Demea aus dem Verhältniſſe, in welchem er bey dem Terenz ſtehet, aber er läßt ihm die nemliche Ungeſtümheit, zu welcher ihn doch nur jenes Verhältniß berechtigen konnte. Ja bey ihm ſchimpfet und tobet Demea noch weit ärger, als bey dem Terenz. 'Er will aus der Haut fahren, “ daß er an ſeines Bruders Kinde Schimpf und Schande erleben muß. „ Wenn ihm nun aber dieſer antwortete: “ Du biſt nicht klug, mein lieber Bruder, wenn du glaubeſt, du könnteſt an meinem Kinde Schimpf und Schande erleben. Wenn mein Sohn ein Bube iſt und bleibt, ſo wird, wie das Unglück, alſo auch der Schimpf nur meine ſeyn. Du magſt es mit deinem Eifer wohl gut meynen; aber er geht zu weit; er beleidiget mich. Falls du mich nur immer ſo ärgern willſt, ſo komm mir lieber nicht über die Schwelle! u. ſ. w. „ Wenn Micio, ſage ich, dieſes antwortete:

nicht wahr, ſo wäre die Komödie auf einmal aus? Oder könnte Micio etwa nicht ſo antworten? Ja müßte er wohl eigentlich nicht ſo antworten:

Wie viel ſchicklicher eifert Demea beym Terenz. Dieſer Aeſchinus, den er ein ſo lüderliches Leben zu führen glaubt, iſt noch immer ſein Sohn, ob ihn gleich der Bruder an Kindes Statt angenommen. Und dennoch beſtehet der römiſche Micio weit mehr auf ſeinem Rechte als der deutſche. Du haſt mir, ſagt er, deinen Sohn einmal überlaſſen; bekümmere dich um den, der dir noch übrig iſt;

—— —— nam ambos curare, propemodum
Repoſcere illum eſt, quem dediſti —— —

Dieſe verſteckte Drohung, ihm ſeinen Sohn zurück zu geben, iſt es auch, die ihn zum Schweigen bringt; und doch kann Micio nicht verlangen, daß ſie alle väterliche Empfindungen bey ihm unterdrücken ſoll. Es muß den Micio zwar verdrießen, daß Demea auch in der Folge nicht aufhört, ihm immer die nemlichen Vorwürfe zu machen: aber er kann es dem Vater auch nicht verdenken, wenn er ſeinen Sohn nicht gänzlich will verderben laſſen. Kurz, der Demea des Terenz iſt ein Mann, der für das Wohl deſſen beſorgt iſt, für den ihm die Natur zu ſorgen aufgab; er thut es zwar auf die unrechte Weiſe, aber die Weiſe macht den Grund nicht ſchlimmer. Der Demea unſers Verfaſſers hingegen iſt ein beſchwerlicher Zänker, der ſich aus Verwandſchaft zu allen Grobheiten berechtiget glaubt, die Micio auf keine Weiſe an dem bloßen Bruder dulden müßte.

XCVIII.

Den 8ten April 1768.

Eben ſo ſchielend und falſch wird, durch Aufhebung der doppelten Brüderſchaft, auch das Verhältniß der beyden jungen Leute. Ich verdenke es dem deutſchen Aeſchinus, daß er*) "vielmals an den Thorheiten des Kteſipho Antheil nehmen zu müſſen geglaubt, um ihn, als ſeinen Vetter, der Gefahr und öffentlichen Schande zu entreiſſen.„ Was Vetter? Und ſchickt es ſich wohl für den leiblichen Vater, ihm darauf zu antworten: " ich billige deine hierbey bezeigte Sorgfalt und Vorſicht; ich verwehre dir es auch inskünftige nicht!„ Was verwehrt der Vater dem Sohne nicht? An den Thorheiten eines ungezogenen Vetters Antheil zu nehmen? Wahrlich, das ſollte er ihm verwehren. "Suche deinen Vetter, müßte er ihm höchſtens ſagen, ſo viel als möglich von Thorheiten abzuhalten: wenn du aber findeſt, daß er durchaus darauf beſteht, ſo entziehe dich ihm: denn dein guter Name muß dir werther ſeyn, als ſeiner.„

Nur dem leiblichen Bruder verzeihen wir, hierinn weiter zu gehen. Nur an leiblichen Brüdern kann es uns freuen, wenn einer von dem andern rühmet:

— — Illius opera nunc vivo! Feſtivum caput,
Qui omnia ſibi poſt putarit eſſe præ meo commodo:
Maledicta, famam, meum amorem & peccatum in ſe tranſtulit.

Denn der brüderlichen Liebe wollen wir von der Klugheit keine Grenzen geſetzt wiſſen. Zwar iſt es wahr, daß unſer

---

*) Aufz. I. Auftr. 3. S. 18.

Verfaſſer ſeinem Aeſchinus die Thorheit überhaupt zu erſparen gewußt hat, die der Aeſchinus des Terenz für ſeinen Bruder begehet. Eine gewaltſame Entführung hat er in eine kleine Schlägerey verwandelt, an welcher ſein wohlgezogener Jüngling weiter keinen Theil hat, als daß er ſie gern verhindern wollen. Aber gleichwohl läßt er dieſen wohlgezogenen Jüngling für einen ungezogenen Vetter noch viel zu viel thun. Denn müßte es jener wohl auf irgend eine Weiſe geſtatten, daß dieſer ein Kreatürchen, wie Citaliſe iſt, zu ihm in das Haus brächte? in das Haus ſeines Vaters? unter die Augen ſeiner tugendhaften Geliebten? Es iſt nicht der verführeriſche Damis, dieſe Peſt für junge Leute, *) deſſentwegen der deutſche Aeſchinus ſeinem lüderlichen Vetter die Niederlage bey ſich erlaubt: es iſt die bloße Konvenienz des Dichters.

Wie vortrefflich hängt alles das bey dem Terenz zuſammen! Wie richtig und nothwendig iſt da auch die geringſte Kleinigkeit motiviret! Aeſchinus nimmt einem Sklavenhändler ein Mädchen mit Gewalt aus dem Hauſe, in das ſich ſein Bruder verliebt hat. Aber er thut das, weniger um der Neigung ſeines Bruders zu willfahren, als um einem größern Uebel vorzubauen. Der Sklavenhändler will mit dieſem Mädchen unverzüglich auf einen auswärtigen Markt: und der Bruder will dem Mädchen nach; will lieber ſein Vaterland verlaſſen, als den Gegenſtand ſeiner Liebe aus den Augen verlieren. **) Noch erfährt Aeſchinus zu rechter

---

*) Seite 30.

**) Act. II. Sc. 4.

Ae. Hoc mihi dolet, nos pæne ſero ſciſſe: & pæne in eum locum
Rediiſſe, ut ſi omnes cuperent, nihil tibi poſſent auxiliarier.
Ct. Pudebat. *Ae.* Ah, ſtultitia eſt iſtæc, non pudor, tam ob parvulam
Rem pæne e patria; turpe dictu. Deos quæſo ut iſtæc prohibeant.

Zeit dieſen Entſchluß. Was ſoll er thun? Er bemächtiget ſich in der Geſchwindigkeit des Mädchens, und bringt ſie in das Haus ſeines Oheims, um dieſem gütigen Manne den ganzen Handel zu entdecken. Denn das Mädchen iſt zwar entführt, aber ſie muß ihrem Eigenthümer doch bezahlt werden. Micio bezahlt ſie auch ohne Anſtand, und freuet ſich nicht ſowohl über die That der jungen Leute, als über die brüderliche Liebe, welche er zum Grunde ſiehet, und über das Vertrauen, welches ſie auf ihn dabey ſetzen wollen. Das größte iſt geſchehen; warum ſollte er nicht noch eine Kleinigkeit hinzufügen, ihnen einen vollkommenen vergnügten Tag zu machen?

— — — Argentum adnumeravit illico:
Dedit præterea in ſumptum dimidium minæ.

Hat er dem Kteſipho das Mädchen gekauft, warum ſoll er ihm nicht verſtatten, ſich in ſeinem Hauſe mit ihr zu vergnügen? Da iſt nach den alten Sitten nichts, was im geringſten der Tugend und Ehrbarkeit widerſpräche.

Aber nicht ſo in unſern Brüdern! Das Haus des gütigen Vaters wird auf das ungeziemendſte gemißbraucht. Anfangs ohne ſein Wiſſen, und endlich gar mit ſeiner Genehmigung. Citaliſe iſt eine weit unanſtändigere Perſon, als ſelbſt jene Pſaltria; und unſer Kteſipho will ſie gar heyrathen. Wenn das der Terenziſche Kteſipho mit ſeiner Pſaltria vorgehabt hätte, ſo würde ſich der Terenziſche Micio ſicherlich ganz anders dabey genommen haben. Er würde Citaliſen die Thüre gewieſen, und mit dem Vater die kräftigſten Mittel verabredet haben, einen ſich ſo ſträflichen emanzipirenden Burſchen im Zaume zu halten.

Ueberhaupt iſt der deutſche Kteſipho von Anfange viel zu verderbt geſchildert, und auch hierinn iſt unſer Verfaſſer von ſeinem Muſter abgegangen. Die Stelle erweckt mir immer Grauſen, wo er ſich mit ſeinem Vetter über ſeinen Vater unterhält.*)

Leander. Aber wie reimt ſich das mit der Ehrfurcht, mit der Liebe, die du deinem Vater ſchuldig biſt?

Lycaſt. Ehrfurcht? Liebe? hm! die wird er nicht von mir verlangen.

Leander. Er ſollte ſie nicht verlangen?

Lycaſt. Nein, gewiß nicht. Ich habe meinen Vater gar nicht lieb. Ich müßte es lügen, wenn ich es ſagen wollte.

Leander. Unmenſchlicher Sohn: Du bedenkſt nicht, was du ſagſt. Denjenigen nicht lieben, der dir das Leben gegeben hat! So ſprichſt du jetzt, da du ihn noch leben ſiehſt. Aber verliere ihn einmal; hernach will ich dich fragen.

Lycaſt. Hm! ich weis nun eben nicht, was da geſchehen würde. Auf allen Fall würde ich wohl auch ſogar unrecht nicht thun. Denn ich glaube, er würde es auch nicht beſſer machen. Er ſpricht ja faſt täglich zu mir: "Wenn ich dich nur los wäre: wenn du nur weg wäreſt!" Heißt das Liebe? Kannſt du verlangen, daß ich ihn wieder lieben ſoll?

Auch die ſtrengſte Zucht müßte ein Kind zu ſo unnatürlichen Geſinnungen nicht verleiten. Das Herz, das ihrer, aus irgend einer Urſache, fähig iſt, verdienet nicht anders als ſklaviſch gehalten zu werden. Wenn wir uns des ausſchweifenden Sohnes gegen den ſtrengen Vater annehmen ſollen: ſo müſſen jene Ausſchweifungen kein grundböſes Herz verrathen; es müſſen nichts als Ausſchweifungen des Temperaments, jugendliche Unbedachtſamkeiten, Thorheiten des Kitzels und Muthwillens ſeyn. Nach dieſem Grundſatze haben Menander und Terenz ihren Kteſipho geſchildert. So ſtreng ihn ſein Vater hält, ſo entfähret ihm doch nie das geringſte böſe Wort gegen denſelben. Das einzige, was man ſo nennen könnte, macht er auf die vortrefflichſte Weiſe wieder gut. Er möchte ſeiner Liebe gern wenigſtens ein Paar Tage, ruhig genieſſen; er freuet ſich, daß der Vater wieder hinaus auf das Land an ſeine Arbeit iſt; und wünſcht, daß er ſich damit ſo abmatten, — ſo abmatten möge, daß er ganze drey Tage nicht aus dem Bette könne. Ein raſcher Wunſch: aber man ſehe, mit welchem Zuſatze:

---

* Aufz. I. Auftr. 6.

— — — — utinam quidem
Quod cum ſalute ejus fiat, ita ſe defatigarit velim,
Ut triduo hoc perpetuo prorſum e lecto nequeat ſurgere.

Quod cum ſalute ejus fiat! Nur müßte es ihm weiter nicht ſchaden! — So recht! ſo recht, liebenswürdiger Jüngling: Immer geh, wohin dich Freude und Liebe rufen! Für dich drücken wir gern ein Auge zu! Das Böſe, das du begehſt, wird nicht ſehr böſe ſeyn: Du haſt einen ſtrengern Aufſeher in dir, als ſelbſt dein Vater iſt! — Und ſo ſind mehrere Züge in der Scene, aus der dieſe Stelle genommen iſt. Der deutſche Kteſipho iſt ein abgefeimter Bube, dem Lügen und Betrug ſehr geläufig ſind: der römiſche hingegen iſt in der äuſſerſten Verwirrung, um einen kleinen Vorwand, durch den er ſeine Abweſenheit bey ſeinem Vater rechtfertigen könnte.

Rogabit me: ubi fuerim? quem ego hodie toto non vidi die.
Quid dicam? Sy. Nil ne in mentem venit? Ct. Nunquam quicquam. Sy. Tanto nequior.
Cliens, amicus, hoſpes, nemo eſt vobis? Ct. Sunt, quid poſtea?
Sy. Hiſce opera ut data ſit. Ct. Quæ non data ſit? Non poteſt fieri?

Dieſes naive, aufrichtige: quæ non data ſit! Der gute Jüngling ſucht einen Vorwand; und der ſchalkiſche Knecht ſchlägt ihm eine Lüge vor. Eine Lüge! Nein, das geht nicht: non poteſt fieri!

XCIX.

Den 12ten April 1768.

Sonach hatte Terenz auch nicht nöthig, uns ſeinen Kteſipho am Ende des Stücks beſchämt, und durch die Beſchämung auf dem Wege der Beſſerung zu zeigen. Wohl aber mußte dieſes unſer Verfaſſer thun. Nur fürchte ich, daß der Zuſchauer die kriechende Reue, und die furchtſame Unterwerfung eines ſo leichtſinnigen Buben nicht für ſehr aufrichtig halten kann. Eben ſo wenig, als die Gemüthsänderung ſeines Vaters. Beyder Umkehrung iſt ſo wenig in ihrem Karakter gegründet, daß man das Bedürfniß des Dichters, ſein Stück ſchlieſſen zu müſſen, und die Verlegenheit, es auf eine beſſere Art zu ſchließen, ein wenig zu ſehr darinn empfindet. — Ich weis überhaupt nicht, woher ſo viele komiſche Dichter die Regel genommen haben, daß der Böſe nothwendig am Ende des Stücks entweder beſtraft werden, oder ſich beſſern müſſe. In der Tragödie möchte dieſe Regel noch eher gelten; ſie kann uns da mit dem Schickſale verſöhnen, und Murren in Mitleid kehren. Aber in der Komödie, denke ich, hilft ſie nicht allein nichts, ſondern ſie verdirbt vielmehr vieles. Wenigſtens macht ſie immer den Ausgang ſchielend, und kalt, und einförmig. Wenn die verſchiedenen Karaktere, welche ich in eine Handlung verbinde, nur dieſe Handlung zu Ende bringen, warum ſollen ſie nicht bleiben, wie ſie waren? Aber freylich muß die Handlung ſodann in etwas mehr, als in einer bloßen Kolliſion der Karaktere, beſtehen. Dieſe kann allerdings nicht anders, als durch Nachgebung und Veränderung des einen Theils dieſer Karaktere, geendet werden; und ein Stück, das wenig oder nichts mehr hat als ſie, nähert ſich nicht ſowohl ſeinem Ziele, ſondern ſchläft vielmehr nach und nach ein. Wenn hingegen jene Kolliſion, die Handlung mag ſich ihrem Ende nähern, ſo viel als ſie will, dennoch gleich ſtark fortdauert: ſo begreift man leicht, daß das Ende eben ſo lebhaft und unterhaltend ſeyn kann, als die Mitte nur immer war. Und das iſt gerade der Unterſchied, der ſich zwiſchen dem letzten Akte des Terenz, und dem letzten unſers Verfaſſers befindet. Sobald wir in dieſem hören, daß der ſtrenge Vater hinter die Wahrheit gekommen: ſo können wir uns das Uebrige alles an den Fingern abzählen; denn es iſt der fünfte Akt. Er wird Anfangs poltern und toben; bald darauf wird er ſich beſänftigen laſſen, wird ſein Unrecht erkennen, und ſo werden wollen, daß er nie wieder zu einer ſolchen Komödie den Stoff geben kann: desgleichen wird der ungerathene Sohn kommen, wird abbitten, wird ſich zu beſſern verſprechen; kurz, alles wird ein Herz und eine Seele werden. Den hingegen will ich ſehen, der in dem fünften Akte des Terenz die Wendungen des Dichters errathen kann! Die Intrigue iſt längſt zu Ende, aber das fortwährende Spiel der Karaktere läßt es uns kaum bemerken, daß ſie zu Ende iſt. Keine verändert ſich; ſondern jeder ſchleift nur dem andern eben ſo viel ab, als nöthig iſt, ihn gegen den Nachtheil des Exceſſes zu verwahren. Der freygebige Micio wird durch das Manöuvre des geizigen Demea dahin gebracht, daß er ſelbſt das Uebermaaß in ſeinem Bezeigen erkennet, und fragt:

> Quod proluvium? quæ iſtæc ſubita eſt largitas?

So wie umgekehrt der ſtrenge Demea durch das Manöuvre des nachſichtsvollen Micio endlich erkennet, daß es nicht genug iſt, nur immer zu tadeln und zu beſtrafen, ſondern es auch gut ſey, obſecundare in loco. ——

Noch eine einzige Kleinigkeit will ich erinnern, in welcher unſer Verfaſſer ſich, gleichfalls zu ſeinem eigenen Nachtheile, von ſeinem Muſter entfernt hatte.

Terenz ſagt es ſelbſt, daß er in die Brüder des Menanders eine Epiſode aus einem Stücke des Diphilus übergetragen, und ſo ſeine Brüder zuſammen geſetzt habe. Dieſe Epiſode iſt die gewaltſame Entführung der Pſaltria durch den Aeſchinus: und das Stück des Diphilus hieß, die mit einander Sterbenden.

> Synapothneſcontes Diphili comœdia eſt ——
> In Græca adoleſcens eſt, qui lenoni eripit
> Meretricem in prima fabula —— ——
> —— —— eum hic locum ſumpſit ſibi
> In Adelphos —— —— ——

Nach dieſen beyden Umſtänden zu urtheilen, mochte Diphilus ein Paar Verliebte aufgeführet haben, die feſt entſchloſſen waren, lieber mit einander zu ſterben, als ſich trennen zu laſſen: und wer weis was geſchehen wäre, wenn gleichfalls nicht ein Freund ins Mittel geſchlagen, und das Mädchen für den Liebhaber mit Gewalt entführt hätte? Den Entſchluß, mit einder zu ſterben, hat Terenz in den bloßen Entſchluß des Liebhabers, dem Mädchen nachzufliehen und Vater und Vaterland um ſie zu verlaſſen, gemildert. Donatus ſagt dieſes ausdrücklich: Menander mori illum voluiſſe fingit, Terentius fugere. Aber ſollte es in dieſer Note des Donatus nicht Diphilus anſtatt Menander heiſſen? Ganz gewiß; wie Peter Nanius dieſes ſchon angemerkt hat. *) Denn der Dichter, wie wir geſehen,

---

*) Sylloge V. Miſcell. cap. 10. Videat quæſo accuratus lector, num pro Menandro legendum ſit Diphilus. Certe vel tota Comœdia, vel pars iſtius argumenti, quod hic tractatur, ad verbum e Diphilo translata eſt. --- Ita cum Diphili comœdia a commoriendo nomen habeat, & ibi dicatur adoleſcens mori voluiſſe, quod Terentius in fugere mutavit: omnino addu

ſagt es ja ſelbſt, daß er dieſe ganze Epiſode von der Entführung nicht aus dem Menander, ſondern aus dem Diphilus entlehnet habe; und das Stück des Diphilus hatte von dem Sterben ſogar ſeinen Titel.

Indeß muß freylich, anſtatt dieſer von dem Diphilus entlehnten Entführung, in dem Stücke des Menanders eine andere Intrigue geweſen ſeyn, an der Aeſchinus gleicher Weiſe für den Kteſipho Antheil nahm, und wodurch er ſich bey ſeiner Geliebten in eben den Verdacht brachte, der am Ende ihre Verbindung ſo glücklich beſchleunigte. Worinn dieſe eigentlich beſtanden, dürfte ſchwer zu errathen ſeyn. Sie mag aber beſtanden haben, worinn ſie will: ſo wird ſie doch gewiß eben ſowohl gleich vor dem Stücke vorhergegangen ſeyn, als die vom Terenz, dafür gebrauchte Entführung. Denn auch ſie muß es geweſen ſeyn, wovon man noch überall ſprach, als Demea in die Stadt kam; auch ſie muß die Gelegenheit und der Stoff geweſen ſeyn, worüber Demea gleich Anfangs mit ſeinem Bruder den Streit beginnet, in welchem ſich beyder Gemüthsarten ſo vortrefflich entwickeln.

—— —— Nam illa, quæ antehac facta ſunt
Omitto: modo quid deſignavit! ——
Fores effregit, atque in ædes irruit
Alienas — — — —
— — clamant omnes, indigniſſime
Factum eſſe. Hoc advenienti quot mihi, Micio
Dixere? in ore eſt omni populo — —

Nun habe ich ſchon geſagt, daß unſer Verfaſſer dieſe gewaltſame Entführung in eine kleine Schlägerey verwandelt hat. Er mag auch ſeine guten Urſachen dazu gehabt

---

cor, eam imitationem a Diphilo, non a Menandro mutuatam eſſe, & ex eo commoriendi cum puella ſtudio συναποθνησκοντες nomen fabulæ inditum eſſe.

haben; wenn er nur dieſe Schlägerey ſelbſt, nicht ſo ſpät hätte geſchehen laſſen. Auch ſie ſollte und müßte das ſeyn, was den ſtrengen Vater aufbringt. So aber iſt er ſchon aufgebracht, ehe ſie geſchieht, und man weis gar nicht worüber? Er tritt auf und zankt, ohne den geringſten Anlaß. Er ſagt zwar: “Alle Leute reden von der ſchlechten Aufführung deines Sohnes; ich darf nur einmal den Fuß in die Stadt ſetzen, ſo höre ich mein blaues Wunder.„ Aber was denn die Leute eben jetzt reden; worinn das blaue Wunder beſtanden, das er eben jetzt gehört, und worüber er ausdrücklich mit ſeinem Bruder zu zanken kömmt, das hören wir nicht, und können es auch aus dem Stücke nicht errathen. Kurz, unſer Verfaſſer hätte den Umſtand, der den Demea in Harniſch bringt, zwar verändern können, aber er hätte ihn nicht verſetzen müſſen! Wenigſtens, wenn er ihn verſetzen wollen, hätte er den Demea im erſten Akte ſeine Unzufriedenheit mit der Erziehungsart ſeines Bruders nur nach und nach müſſen äußern, nicht aber auf einmal damit herausplatzen laſſen. —

Möchten wenigſtens nur diejenigen Stücke des Menanders auf uns gekommen ſeyn, welche Terenz genutzet hat! Ich kann mir nichts Unterrichtenders denken, als eine Vergleichung dieſer griechiſchen Originale mit den lateiniſchen Kopieen ſeyn würde.

Denn gewiß iſt es, daß Terenz kein bloßer ſklaviſcher Ueberſetzer geweſen. Auch da, wo er den Faden des Menandriſchen Stückes völlig beybehalten, hat er ſich noch manchen kleinen Zuſatz, manche Verſtärkung oder Schwächung eines und des andern Zuges erlaubt; wie uns deren verſchiedene Donatus in ſeinen Scholien angezeigt. Nur Schade, daß ſich Donatus immer ſo kurz, und öfters ſo dunkel darüber ausdrückt, (weil zu ſeiner Zeit die Stücke des Menanders noch ſelbſt in jedermanns Händen waren,) daß es ſchwer wird, über den Werth oder Unwerth ſolcher Terenziſchen Künſteleyen etwas Zuverläßiges zu ſagen. In den Brüdern findet ſich hierinn ein ſehr merkwürdiges Exempel.

C.

Den 15ten April 1768.

Demea, wie ſchon angemerkt, will im fünften Akte dem Micio eine Lektion nach ſeiner Art geben. Er ſtellt ſich luſtig, um die andern wahre Ausſchweifungen und Tollheiten begehen zu laſſen; er ſpielt den Freygebigen, aber nicht aus ſeinem, ſondern aus des Bruders Beutel; er möchte dieſen lieber auf einmal ruiniren, um nur das boshafte Vergnügen zu haben, ihm am Ende ſagen zu können: “Nun ſieh, was du von deiner Gutherzigkeit haſt!„ So lange der ehrliche Micio nur von ſeinem Vermögen dabey zuſetzt, laſſen wir uns den hämiſchen Spaß ziemlich gefallen. Aber nun kömmt es dem Verräther gar ein, den guten Hageſtolz mit einem alten verlebten Mütterchen zu verkuppeln. Der bloße Einfall macht uns Anfangs zu lachen; wenn wir aber endlich ſehen, daß es Ernſt damit wird, daß ſich Micio wirklich die Schlinge über den Kopf werfen läßt, der er mit einer einzigen ernſthaften Wendung hätte ausweichen können: wahrlich, ſo wiſſen wir kaum mehr, auf wen wir ungehaltner ſeyn ſollen; ob auf den Demea, oder auf den Micio. *)

---

*) Act. V. Sc. 8.

Dem. Ego vero jubeo, & in hac re, & in aliis omnibus,
Quam maxime unam facere nos hanc familiam;
Colere, adjuvare, adiungere. *Aeſ.* Ita quæſo pater.

Demea. Ja wohl iſt das mein Wille! Wir müſſen von nun an mit dieſen guten Leuten nur eine Familie machen; wir müſſen ihnen auf alle Weiſe aufhelfen, uns auf alle Art mit ihnen verbinden. ——

Aeſchinus. Das bitte ich, mein Vater.

Micio. Ich bin gar nicht dagegen.

Demea. Es ſchickt ſich auch nicht anders für uns. — Denn erſt iſt ſie ſeiner Frauen Mutter ——

Mic. Haud aliter cenſeo. *Dem.* Imo hercle ita nobis decet.
Primum hujus uxoris eſt mater. *Mic.* Quid poſtea?
Dem. Proba, & modeſta. *Mic.* Ita ajunt. *Dem.* Natu grandior.
Mic. Scio. *Dem.* Parere jam diu hæc per annos non poteſt.
Nec qui eam reſpiciat, quisquam eſt: ſola eſt. *Mic.* Quam hic rem agit?
Dem. Hanc te æquum eſt ducere; & te operam, ut fiat, dare.
Mic. Me ducere autem? *Dem.* Te. *Mic.* Me? *Dem.* Te inquam. *Mic.* Ineptis. *Dem.* Si tu ſis homo,
Hic faciat. *Aeſ.* Mi pater. *Mic.* Quid? Tu autem huic, aſine, auſcultas. *Dem.* Nihil agis,
Fieri aliter non poteſt. *Mic.* Deliras. *Aeſ.* Sine te exorem, mi pater.
Mic. Inſanis, aufer. *Dem.* Age, da veniam filio. *Mic.* Satin' ſanus es?
Ego novus maritus anno demum quinto & ſexageſimo
Fiam; atque anum decrepitam ducam? Idne eſtis auctores mihi?
Aeſ. Fac; promiſo ego illis. *Mic.* Promiſti autem? de te largitor puer.
Dem. Age, quid, ſi quid te majus oret? *Mic.* Quaſi non hoc ſit maximum.
Dem. Da veniam. *Aeſ.* Ne gravere. *Dem.* Fac, promitte. *Mic.* Non omittis?
Aeſ. Non; niſi te exorem. *Mic.* Vis eſt hæc quidem. *Dem.* Age prolixe Micio.
Mic. Etſi hoc mihi pravum, ineptum, abſurdum, atque alienum a vita mea
Videtur: ſi vos tantopere iſtuc vultis, fiat. ——

Micio. Nun dann?

Demea. Auf die nichts zu ſagen; brav, ehrbar ——

Micio. So höre ich.

Demea. Bey Jahren iſt ſie auch.

Micio. Ja wohl.

Demea. Kinder kann ſie ſchon lange nicht mehr haben. Dazu iſt niemand, der ſich um ſie bekümmerte; ſie iſt ganz verlaſſen.

Micio. Was will der damit?

Demea. Die mußt du billig heyrathen, Bruder. Und du, (zum Aeſchinus) mußt ja machen, daß er es thut.

Micio. Ich? ſie heyrathen?

Demea. Du!

Micio. Ich?

Demea. Du! wie geſagt, du!

Micio. Du biſt nicht klug.

Demea. (zum Aeſchinus) Nun zeige, was du kannſt: Er muß!

Aeſchinus. Mein Vater ——

Micio. Wie? — Und du, Geck, kannſt ihm noch folgen?

Demea. Du ſtreibeſt dich umſonſt: es kann nun einmal nicht anders ſeyn.

Micio. Du ſchwärmſt.

Aeſchinus. Laß dich erbitten, mein Vater.

Micio. Raſeſt du? Geh!

Demea. O, ſo mach dem Sohne doch die Freude!

Micio. Biſt du wohl bey Verſtande? Ich, in meinem fünf und ſechszigſten Jahre noch heyrathen? Und ein altes verlebtes Weib heyrathen? Das könnet ihr mir zumuthen?

Aeſchinus. Thu es immer: ich habe es ihnen verſprochen.

Micio. Verſprochen gar? — Bürſchchen, verſprich für dich, was du verſprechen willſt!

Demea. Friſch! wenn es nun etwas wichtigeres wäre, warum er dich bäte?

Micio. Als ob etwas wichtigers ſeyn könnte, als das?

Demea. So willfahre ihm doch nur!

Aeſchinus. Sey uns nicht zuwider!

Demea. Fort, verſprich!

Micio. Wie lange ſoll das währen?

Aeſchinus. Bis du dich erbitten laſſen.

Micio. Aber das heißt Gewalt brauchen.

Demea. Thu ein Uebriges, guter Micio.

Micio. Nun dann; — ob ich es zwar ſehr unrecht, ſehr abgeſchmackt finde; ob es ſich ſchon weder mit der Vernunft noch mit meiner Lebensart reimet: — weil ihr doch ſo ſehr darauf beſtebt; es ſey!

“Nein, ſagt die Kritik; das iſt zu viel! Der Dichter iſt hier mit Recht zu tadeln. Das einzige, was man noch zu ſeiner Rechtfertigung ſagen könnte, wäre dieſes, daß er die nachtheiligen Folgen einer übermäßigen Gutherzigkeit habe zeigen wollen. Doch Micio hat ſich bis dahin ſo liebenswürdig bewieſen, er hat ſo viel Verſtand, ſo viele Kenntniß der Welt gezeigt, daß dieſe ſeine letzte Ausſchweifung wider alle Wahrſcheinlichkeit iſt, und den feinern Zuſchauer nothwendig beleidigen muß. Wie geſagt alſo: der Dichter iſt hier zu tadeln, auf alle Weiſe zu tadeln!„

Aber welcher Dichter? Terenz? oder Menander? oder beyde? —— Der neue engliſche Ueberſetzer des Terenz, Colmann, will den größern Theil des Tadels auf den Menander zurückſchieben; und glaubt aus einer Anmerkung des Donatus beweiſen zu können, daß Terenz die Ungereimtheit ſeines Originals in dieſer Stelle wenigſtens ſehr gemildert habe. Donatus ſagt nemlich: Apud Menandrum ſenex de nuptiis non gravatur. Ergo Terentius

ευρετικως

“ Es iſt ſehr ſonderbar, erklärt ſich Colmann, daß dieſe Anmerkung des Donatus ſo gänzlich von allen Kunſtrichtern überſehen worden, da ſie, bey unſerm Verluſte des Menanders, doch um ſo viel mehr Aufmerkſamkeit verdienet. Unſtreitig iſt es, daß Terenz in dem letzten Akte dem Plane des Menanders gefolgt iſt: ob er nun aber ſchon die Ungereimtheit, den Micio mit der alten Mutter zu verheyrathen, angenommen, ſo lernen wir doch vom Donatus, daß dieſer Umſtand ihm ſelber anſtößig geweſen, und er ſein Original dahin verbeſſert, daß er den Micio alle den Widerwillen gegen eine ſolche Verbindung äußern laſſen, den er in dem Stücke des Menanders, wie es ſcheinet, nicht geäuſſert hatte. „

Es iſt nicht unmöglich, daß ein römiſcher Dichter nicht einmal etwas beſſers könne gemacht haben, als ein Griechiſcher. Aber der bloßen Möglichkeit wegen, möchte ich es gerne in keinem Falle glauben.

Colmann meynet alſo, die Worte des Donatus: Apud Menandrum ſenex de nuptiis non gravatur, heiſſen ſo viel, als: beym Menander ſtreibet ſich der Alte gegen die Heyrath nicht. Aber wie, wenn ſie das nicht hießen? Wenn ſie vielmehr zu überſetzen wären: beym Menander fällt man dem Alten mit der Heyrath nicht beſchwerlich? Nuptias gravari würde zwar allerdings jenes heiſſen: aber auch de nuptiis gravari? In jener Redensart wird gravari gleichſam als ein Deponens gebraucht: in dieſer aber iſt es ja wohl das eigentliche Paßivum, und kann alſo meine Auslegung nicht allein leiden, ſondern vielleicht wohl gar keine andere leiden, als ſie.

Wäre aber dieſes: Wie ſtünde es denn um den Terenz? Er hätte ſein Original ſo wenig verbeſſert, daß er es vielmehr verſchlimmert hätte; er hätte die Ungereimtheit mit der Verheyrathung des Micio, durch die Weigerung deſſelben nicht gemildert, ſondern ſie ſelber erfunden. Terentius εὑρετικος! Aber nur, daß es mit den Erfindungen der Nachahmer nicht weit her iſt.

CI. CII. CIII. CIV.

Den 19ten April 1768.

Hundert und erſtes bis viertes? —— Ich hatte mir vorgenommen, den Jahrgang dieſer Blätter nur aus hundert Stücken beſtehen zu laſſen. Zwey und funfzig Wochen, und die Woche zwey Stück, geben zwar allerdings hundert und viere. Aber warum ſollte, unter allen Tagewerkern, dem einzigen wöchentlichen Schriftſteller kein Feyertag zu Statten kommen? Und in dem ganzen Jahre nur viere: iſt ja ſo wenig!

Doch Dodsley und Kompagnie haben dem Publiko, in meinem Namen, ausdrücklich hundert und vier Stück verſprochen. Ich werde die guten Leute ſchon nicht zu Lügnern machen müſſen.

Die Frage iſt nur: wie fange ich es am beſten an? —— Der Zeug iſt ſchon verſchnitten: ich werde einflicken oder recken müſſen. —— Aber das klingt ſo ſtümpermäßig. Mir fällt ein, — was mir gleich hätte einfallen ſollen: die Gewohnheit der Schauſpieler, auf ihre Hauptvorſtellung ein kleines Nachſpiel folgen zu laſſen. Das Nachſpiel kann handeln, wovon es will, und braucht mit dem Vorhergehenden nicht in der geringſten Verbindung zu ſtehen. — So ein Nachſpiel dann, mag die Blätter nun füllen, die ich mir ganz erſparen wollte.

Erſt ein Wort von mir ſelbſt! Denn warum ſollte nicht auch ein Nachſpiel einen Prolog haben dürfen, der ſich mit einem Poeta, cum primum animum ad ſcribendum appulit, anfienge?

Als, vor Jahr und Tag, einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Verſuch zu machen, ob nicht für das deutſche Theater ſich etwas mehr thun laſſe, als unter der Verwaltung eines ſogenannten Prinzipals geſchehen könne: ſo weiß ich nicht, wie man auf mich dabey fiel, und ſich träumen ließ, daß ich bey dieſem Unternehmen wohl nützlich ſeyn könnte? — Ich ſtand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen: ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte; bis gerade auf dieſe Freunde! — Noch ſind mir in meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilektion erleſen zu ſeyn, glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hieſigen Theaters konkurriren wolle? darauf war alſo leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am beſten könne?

Ich bin weder Schauſpieler, noch Dichter.

Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freygebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt, und Farben verquiſtet, iſt ein Mahler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neuerern erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich empor arbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf preſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt oder verdrüßlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freylich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: ſo auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: ſo koſtet es mich ſo viel Zeit, ich muß von andern Geſchäften ſo frey, von unwillkührlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſeyn, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bey jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, niemand in der Welt ungeſchickter ſeyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italiäniſche Theater that, der es in einem Jahre mit dreyzehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutſche zu thun, folglich bleiben laſſen. Ja, das würde ich bleiben laſſen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauiſcher gegen alle erſte Gedanken, als des De la Caſa und der alte Shandy nur immer geweſen ſind. Denn wenn ich ſie auch ſchon nicht für Eingebungen des böſen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegoriſchen, halte: *) ſo denke ich doch immer, daß die erſten Gedanken die erſten ſind, und daß das Beſte auch nicht einmal in allen Suppen obenauf zu ſchwimmen pflegt. Meine erſte Gedanken ſind gewiß kein Haar beſſer, als Jedermanns erſte Gedanken: und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügſten zu Hauſe.

—— Endlich fiel man darauf, ſelbſt das, was mich zu einem ſo langſamen, oder, wie es meinen rüſtigern Freunden ſcheinet, ſo faulen Arbeiter macht, ſelbſt das an mir nutzen zu wollen: die Kritik. Und ſo entſprang die Idee zu dieſem Blatte.

Sie gefiel mir dieſe Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen ſelbſt Ariſtoteles von den Stüken der griechiſchen Bühne zu ſchreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Caſaubonus bey mir gelacht zu haben, der ſich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wiſſenſchaften, einbildete, daß es dem Ariſtoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bey ſeinen Didaskalien zu thun

---

*) *An opinion* John de la Caſa, *archibiſhop of Benevento was afflicted with — which opinion was, — that whenever a Chriſtian was writing a book (not for his private amuſement, but) where his intent and purpoſe was bona fide, to print and publiſh it to the world, his firſt thougths were always the temptations of the evil one. — My father was hugely pleaſed with tis theory of John de la Caſa; and (had it not cramped him a little in his creed) I believe would have given ten of the beſt acres in the Shandy eſtate, to have been the broacher of it; — but as he could not have the honour of it in the litteral ſenſe of the doctrine, he took up with the allegory of it. Prejudice of education, he would ſay, is the devil &c.* (*Life and Op. of Triſtram Shandy, Vol. V. p. 74.*)

geweſen.*) —— Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Ariſtoteles, wenn er ſich mehr um den poetiſchen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geſchmacks, darinn bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen ſie zuerſt aufgeführet worden:

Ich war ſchon Willens, das Blatt ſelbſt Hamburgiſche Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzufremd, und nun iſt es mir ſehr lieb, daß ich ihm dieſen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das ſtand bey mir: wenigſtens hatte mir Lione Alacci desfalls nichts vorzuſchreiben. Aber wie eine Didaskalie ausſehen müſſe, glauben die Gelehrten zu wiſſen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieſer Caſaubonus breviter & eleganter ſcriptas nennt. Ich hatte weder Luſt, meine Didaskalien ſo kurz, noch ſo elegant zu ſchreiben: und unſere jetztlebende Caſauboni würden die Köpfe trefflich geſchüttelt haben, wenn ſie gefunden hätten, wie ſelten ich irgend eines chronologiſchen Umſtandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verlohren gegangen wären, auf irgend ein hiſtoriſches Faktum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludwigs des Vierzehnten, oder Ludwigs des Funfzehnten, ob zu Paris, oder zu Verſailles, ob in Gegenwart der

---

*) (Animadv. in Athenæum Libr. VI. cap. 7.) Διδασκαλια accipitur pro eo ſcripto, quo explicatur ubi, quando, quomodo & quo eventu fabula aliqua fuerit acta. — Quantum critici hac diligentia veteres chronologos adjuverint, ſoli æſtimabunt illi, qui norunt quam infirma & tenuia præſidia habuerint, qui ad in eundam fugacis temporis rationem primi animum appulerunt. Ego non dubito, eo potiſſimum ſpectaſſe Ariſtotelem, cum Διδασκαλιας ſuas componeret —

Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieſes oder jenes franzöſiſche Meiſterſtück zuerſt aufgeführt worden: das würden ſie bey mir geſucht, und zu ihrem großen Erſtaunen nicht gefunden haben.

Was ſonſt dieſe Blätter werden ſollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erkläret: was ſie wirklich geworden, das werden meine Leſer wiſſen. Nicht völlig das, wozu ich ſie zu machen verſprach: etwas anderes; aber doch, denk ich, nichts ſchlechteres.

“ Sie ſollten jeden Schritt begleiten, den die Kunſt, ſowohl des Dichters, als des Schauſpielers hier thun würde. „

Die leztere Hälfte bin ich ſehr bald überdrüßig geworden. Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat: ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verlohren; ſie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geſchwätze darüber, hat man in verſchiedenen Sprachen genug, aber ſpezielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präziſion abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Akteurs in einem beſondern Falle zu beſtimmen ſey, deren wüßte ich kaum zwey oder drey. Daher kömmt es, daß alles Raiſonnement über dieſe Materie immer ſo ſchwankend und vieldeutig ſcheinet, daß es eben kein Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, ſich auf alle Weiſe dadurch beleidiget findet. Gelobt wird er ſich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben: ja öfters wird er gar nicht einmal wiſſen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung ſchon längſt gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künſtler, in Anſehung der Kritik, in eben dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundſätze ihrer Künſte abnimmt. — So viel zu meiner, und ſelbſt zu deren Entſchuldigung, ohne die ich mich nicht zu entſchuldigen hätte.

Aber die erſtere Hälfte meines Verſprechens? Bey dieſer iſt freylich das **Hier** zur Zeit noch nicht ſehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken ſind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber ſchon bey dem Ziele ſehen; bey einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgeſteckt wird? Wenn das Publikum fragt; was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet: ſo frage ich wiederum; und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas ſchlimmers, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert: es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Karakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchwornen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; alles was uns von jenſeit dem Rheine kömmt, iſt ſchön, reizend, allerliebſt, göttlich; lieber verläugnen wir Geſicht und Gehör, als daß wir es anders finden ſollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimaſſe für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poeſie, Geheule für Muſik, uns einreden laſſen, als im geringſten an der Superiorität zweifeln, welche dieſes liebenswürdige Volk, dieſes erſte Volk in der Welt, wie es ſich ſelbſt ſehr beſcheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und ſchön und erhaben und anſtändig iſt, von dem gerechten Schickſale zu ſeinem Antheile erhalten hat. —

Doch dieſer Locus communis iſt ſo abgedroſchen, und die nähere Anwendung deſſelben könnte leicht ſo bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war alſo genöthiget, anſtatt der Schritte, welche die Kunſt des dramatiſchen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bey denen zu verweilen, die ſie vorläufig thun müßte, um ſodann mit eins ihre Bahn mit deſto ſchnellern und größern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen, und ſein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf ſich jedermann rühmen: ich glaube, die dramatiſche Dichtkunſt ſtudirt zu haben; ſie mehr ſtudirt zu haben, als zwanzig, die ſie ausüben. Auch habe ich ſie ſo weit ausgeübt, als es nöthig iſt, um mitſprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, ſo wie der Mahler ſich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinſel ganz und gar nicht zu führen weiß, ſo auch der Dichter. Ich habe es wenigſtens verſucht, was er bewerkſtelligen muß, und kann von dem, was ich ſelbſt nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es ſich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo ſo mancher ſich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, ſtummer ſeyn würde, als ein Fiſch.

Aber man kann ſtudiren, und ſich tief in den Irrthum hinein ſtudiren. Was mich alſo verſichert, daß mir dergleichen nicht begegnet ſey, daß ich das Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt nicht verkenne, iſt dieſes, daß ich es vollkommen ſo erkenne, wie es Ariſtoteles aus den unzähligen Meiſterſtücken der griechiſchen Bühne abſtrahiret hat. Ich habe von dem Entſtehen, von der Grundlage der

der Dichtkunſt dieſes Philoſophen, meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern konnte. Indeß ſteh ich nicht an zu bekennen, (und ſollte ich in dieſen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich ſie für ein eben ſo unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer ſind. Ihre Grundſätze ſind eben ſo wahr und gewiß, nur freylich nicht ſo faßlich, und daher mehr der Chikane ausgeſetzt, als alles, was dieſe enthalten. Beſonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit ſo ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwiderſprechlich zu beweiſen, daß ſie ſich von der Richtſchnur des Ariſtoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne ſich eben ſo weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieſer Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmteſten Muſter der franzöſiſchen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn dieſe Bühne ſoll ganz nach den Regeln des Ariſtoteles gebildet ſeyn; und beſonders hat man uns Deutſche bereden wollen, daß ſie nur durch dieſe Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher ſie die Bühnen aller neuern Völker ſo weit unter ſich erblicke. Wir haben das auch lange ſo feſt geglaubt, daß bey unſern Dichtern, den Franzoſen nachahmen, eben ſo viel geweſen iſt, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unſer Gefühl beſtehen. Dieſes ward, glücklicher Weiſe, durch einige engliſche Stücke aus ſeinem Schlummer erwecket, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig ſey, als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht. Aber geblendet von dieſem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den engliſchen Stücken fehlten zu augenſcheinlich gewiſſe Regeln, mit welchen uns die Franzöſiſchen ſo bekannt gemacht hatten. Was ſchloß man daraus? Dieſes: daß ſich auch ohne dieſe Regeln der Zweck der Tragödie erreichen laſſe; ja daß dieſe Regeln wohl gar Schuld ſeyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit dieſen Regeln fieng man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterey zu erklären, dem Genie vorzuſchreiben, was es thun, und was es nicht thun müſſe. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verſcherzen; und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunſt aufs neue für ſich erfinden ſolle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienſt um unſer Theater beyzumeſſen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, dieſe Gährung des Geſchmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigſtens ſchmeicheln, indem ich mir nichts angelegener ſeyn laſſen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der franzöſiſchen Bühne zu beſtreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzoſen. Einige beyläufige Bemerkungen, die ſie über die ſchicklichſte äußere Einrichtung des Drama bey dem Ariſtoteles fanden, haben ſie für das Weſentliche angenommen, und das Weſentliche, durch allerley Einſchränkungen und Deutungen, dafür ſo entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entſtehen konnten, die weit unter der höchſten Wirkung blieben, auf welche der Philoſoph ſeine Regeln kalkulirt hatte.

Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, man mag ſie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man dieſe Aeußerung für Prahlerey nehmen könne. Man merke alſo wohl, was ich hinzuſetze: Ich werde es zuverläßig beſſer machen, — und doch lange kein Corneille ſeyn, — und doch lange kein Meiſterſtück gemacht haben. Ich werde es zuverläßig beſſer machen; — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jedermann thun kann, — der ſo feſt an den Ariſtoteles glaubet, wie ich.

Eine Tonne, für unſere kritiſche Wallfiſche! Ich freue mich im voraus, wie trefflich ſie damit ſpielen werden. Sie iſt einzig und allein für ſie ausgeworfen; beſonders für den kleinen Wallfiſch in dem Salzwaſſer zu Halle! —

Und mit dieſem Uebergange, — ſinnreicher muß er nicht ſeyn, — mag denn der Ton des ernſthaftern Prologs in den Ton des Nachſpiels verſchmelzen, wozu ich dieſe letztern Blätter beſtimmte. Wer hätte mich auch ſonſt erinnern können, daß es Zeit ſey, dieſes Nachſpiel anfangen zu laſſen, als eben der Hr. Stl., welcher in der deutſchen Bibliothek des Hrn. Geheimerath Klotz, den Innhalt deſſelben bereits angekündiget hat —*)

Aber was bekömmt denn der ſchnackiſche Mann in dem bunten Jäckchen, daß er ſo dienſtfertig mit ſeiner Trommel iſt? Ich erinnere mich nicht, daß ich ihm etwas dafür verſprochen hätte. Er mag wohl blos zu ſeinem Vergnügen trommeln; und der Himmel weis, wo er alles her hat, was die liebe Jugend auf den Gaſſen, die ihm mit einem bewundernden Ah! nachfolgt, aus der erſten Hand von ihm zu erfahren bekömmt. Er muß einen Wahrſagergeiſt haben, Trotz der Magd in der Apoſtelgeſchichte. Denn wer hätte es ihm ſonſt ſagen können, daß der Verfaſſer der Dramaturgie auch mit der Verleger derſelben iſt? Wer hätte ihm ſonſt die geheimen Urſachen entdecken können, warum ich der einen Schauſpielerin eine ſonore Stimme beygelegt, und das Probeſtück einer andern ſo erhoben habe? Ich war freylich damals in beyde verliebt: aber ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß es eine lebendige Seele errathen ſollte. Die Damen können es ihm auch unmöglich ſelbſt geſagt haben: folglich hat es mit dem Wahrſagergeiſte ſeine Richtigkeit. Ja, weh uns armen Schriftſtellern, wenn unſere hochgebietende Herren, die Journaliſten und Zeitungsſchreiber, mit ſolchen Kälbern pflügen wollen: Wenn ſie zu ihren Beurtheilungen, außer ihrer gewöhnlichen Gelehrſamkeit und Scharfſinnigkeit, ſich auch noch ſolcher Stückchen aus der geheimſten Magie bedienen wollen; wer kann wider ſie beſtehen?

---

*) Neuntes Stück, S. 60.

“Ich würde, ſchreibt dieſer Hr. Stl. aus Eingebung des Kobolts, “auch den zweyten Band der Dramaturgie anzeigen können, wenn nicht die Abhandlung wider die Buchhändler dem Verfaſſer zu viel Arbeit machte, als daß er das Werk bald beſchlieſſen könnte.„

Man muß auch einen Kobolt nicht zum Lügner machen wollen, wenn er es gerade einmal nicht iſt. Es iſt nicht ganz ohne, was das böſe Ding dem guten Stl. hier eingeblaſen. Ich hatte allerdings ſo etwas vor. Ich wollte meinen Leſern erzählen, warum dieſes Werk ſo oft unterbrochen worden; warum in zwey Jahren erſt, und noch mit Mühe, ſo viel davon fertig geworden, als auf ein Jahr verſprochen war. Ich wollte mich über den Nachdruck beſchweren, durch den man den geradeſten Weg eingeſchlagen, es in ſeiner Geburt zu erſticken. Ich wollte über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks überhaupt, einige Betrachtungen anſtellen. Ich wollte das einzige Mittel vorſchlagen, ihm zu ſteuern. — Aber, das wäre ja ſonach keine Abhandlung wider die Buchhändler geworden? Sondern vielmehr, für ſie; wenigſtens, der rechtſchaffenen Männer unter ihnen; und es giebt deren. Trauen Sie, mein Herr Stl., Ihrem Kobolte alſo nicht immer ſo ganz! Sie ſehen es! was ſolch Geſchmeiß des böſen Feindes von der Zukunft noch etwa weis, das weis es nur halb! —

Doch nun genug dem Narren nach ſeiner Narrheit geantwortet, damit er ſich nicht weiſe dünke. Denn eben dieſer Mund ſagt: antworte dem Narren nicht nach ſeiner Narrheit, damit du ihm nicht gleich werdeſt! Das iſt: antworte ihm nicht ſo nach ſeiner Narrheit, daß die Sache ſelbſt darüber vergeſſen wird; als wodurch du ihm gleich werden würdeſt. Und ſo wende ich mich wieder an meinen ernſthaften Leſer, den ich dieſer Poſſen wegen ernſtlich um Vergebung bitte.

Es iſt die lautere Wahrheit, daß der Nachdruck, durch den man dieſe Blätter gemeinnütziger machen wollen, die einzige Urſache iſt; warum ſich ihre Ausgabe bisher ſo verzögert hat, und warum ſie nun gänzlich liegen bleiben. Ehe ich ein Wort mehr hierüber ſage, erlaube man mir, den Verdacht des Eigennutzes von mir abzulehnen. Das Theater ſelbſt hat die Unkoſten dazu hergegeben, in Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigſtens einen anſehnlichen Theil derſelben wieder zu erhalten. Ich verliere nichts dabey, daß dieſe Hoffnung fehlſchlägt. Auch bin ich gar nicht ungehalten darüber, daß ich den zur Fortſetzung geſammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen kann. Ich ziehe meine Hand von dieſem Pfluge eben ſo gern wieder ab, als ich ſie anlegte. Klotz und Konſorten wünſchen ohnedem, daß ich ſie nie angelegt hätte; und es wird ſich leicht einer unter ihnen finden, der das Tageregiſter einer mißlungenen Unternehmung bis zu Ende führet, und mir zeiget, was für einen periodiſchen Nutzen ich einem ſolchen periodiſchen Blatte hätte ertheilen können und ſollen.

Denn ich will und kann es nicht bergen, daß dieſe letzten Bogen faſt ein Jahr ſpäter niedergeſchrieben worden, als ihr Datum beſagt. Der ſüße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, iſt ſchon wieder verſchwunden: und ſo viel ich dieſen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der ſeyn, wo ein ſolcher Traum am ſpäteſten in Erfüllung gehen wird.

Aber auch das kann mir ſehr gleichgültig ſeyn! —— Ich möchte überhaupt nicht gern das Anſehen haben, als ob ich es für ein großes Unglück hielte, daß Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Sie können von keiner beſondern Wichtigkeit ſeyn, eben weil ich Antheil daran genommen. Doch wie, wenn Bemühungen von weiterm Belange durch die nemlichen Undienſte ſcheitern könnten, durch welche meine geſcheitert ſind? Die Welt verliert nichts, daß ich, anſtatt fünf und ſechs Bände Dramaturgie nur zwey an das Licht bringen kann. Aber ſie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines beſſern Schriftſtellers eben ſo ins Stecken geriethe; und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das nützlichſte, unter ähnlichen Umſtänden unternommene Werk verunglücken ſollte und müßte.

In dieſem Betracht ſtehe ich nicht an, und halte es für meine Schuldigkeit, dem Publiko ein ſonderbares Komplot zu denunziren. Eben dieſe Dodsley und Kompagnie, welche ſich die Dramaturgie nachzudrucken erlaubet, laſſen ſeit einiger Zeit einen Aufſatz, gedruckt und geſchrieben, bey den Buchhändlern umlaufen, welcher von Wort zu Wort ſo lautet:

Nachricht an die Herren Buchhändler.

Wir haben uns mit Beyhülfe verſchiedener Herren Buchhändler entſchloſſen, künftig denenjenigen, welche ſich ohne die erforderlichen Eigenſchaften in die Buchhandlung miſchen werden, (wie es, zum Exempel, die neuaufgerichtete in Hamburg und anderer Orten vorgebliche Handlungen mehrere) das Selbſtverlegen zu verwehren, und ihnen ohne Anſehen nachzudrucken; auch ihre geſetzten Preiße allezeit um die Hälfte zu verringern. Die dieſem Vorhaben bereits beygetretene Herren Buchhändler, welche wohl eingeſehen, daß eine ſolche unbefugte Störung für alle Buchhändler zum größten Nachtheil gereichen müſſe, haben ſich entſchloſſen, zu Unterſtützung dieſes Vorhabens, eine Kaſſe aufzurichten, und eine anſehnliche Summe Geldes eingelegt, mit Bitte, ihre Namen vorerſt nicht zu nennen, dabey aber verſprochen, ſelbige ferner zu unterſtützen. Von den übrigen gutgeſinnten Herren Buchhändlern erwarten wir demnach zur Vermehrung der Kaſſe, desgleichen, und erſuchen, auch unſern Verlag beſtens zu rekommandiren. Was den Druck und die Schönheit des Papiers betrift, ſo werden wir der Erſten nichts nachgeben; übrigens aber uns bemühen, auf die unzählige Menge der Schleichhändler genau Acht zu geben, damit nicht jeder in der Buchhandlung zu höcken und zu ſtören anfange. So viel verſichern wir, ſowohl als die noch zutretende Herren Mitkollegen, daß wir keinem rechtmäßigen Buchhändler ein Blatt nachdrucken werden; aber dagegen werden wir ſehr aufmerkſam ſeyn, ſobald jemanden von unſerer Geſellſchaft ein Buch nachgedruckt wird, nicht allein dem Nachdrucker hinwieder allen Schaden zuzufügen, ſondern auch nicht weniger denenjenigen Buchhändlern, welche ihren Nachdruck zu verkauſen ſich unterfangen. Wir erſuchen demnach alle und jede Herren Buchhändler dienſtfreundlichſt, von allen Arten des Nachdrucks in einer Zeit von einem Jahre, nachdem wir die Namen der ganzen Buchhändlergeſellſchaft gedruckt angezeigt haben werden, ſich los zu machen, oder zu erwarten, ihren beſten Verlag für die Hälfte des Preißes oder noch weit geringer verkauſen zu ſehen. Denenjenigen Herren Buchhändlern von unſerer Geſellſchaft aber, welchen etwas nachgedruckt werden ſollte, werden wir nach Proportion und Ertrag der Kaſſe eine anſehnliche Vergütung widerfahren zu laſſen nicht ermangeln. Und ſo hoffen wir, daß ſich auch die übrigen Unordnungen bey der Buchhandlung mit Beyhülfe gutgeſinnter Herren Buchhändler in kurzer Zeit legen werden.

Wenn die Umſtände erlauben, ſo kommen wir alle Oſtermeſſen ſelbſt nach Leipzig, wo nicht, ſo werden wir doch desfalls Kommißion geben. Wir empfehlen uns Deren guten Geſinnungen, und verbleiben Deren getreuen Mitkollegen,

J. Dodsley und Kompagnie.

Wenn dieſer Aufſatz nichts enthielte, als die Einladung zu einer genauern Verbindung der Buchhändler, um dem eingeriſſenen Nachdrucke unter ſich zu ſteuern, ſo würde ſchwerlich ein Gelehrter ihm ſeinen Beyfall verſagen. Aber wie hat es vernünftigen und rechtſchaffenen Leuten einkommen können, dieſem Plane eine ſo ſtrafbare Ausdehnung zu geben? Um ein Paar armen Hausdieben das Handwerk zu legen, wollen ſie ſelbſt Straßenräuber werden? “Sie wollen dem nachdrucken, der ihnen nachdruckt.„ Das möchte ſeyn; wenn es ihnen die Obrigkeit anders erlauben will, ſich auf dieſe Art ſelbſt zu rächen.

Aber ſie wollen zugleich das Selbſtverlegen verwehren. Wer ſind die, die das verwehren wollen? Haben ſie wohl das Herz, ſich unter ihren wahren Namen zu dieſem Frevel zu bekennen? Iſt irgendwo das Selbſtverlegen jemals verboten geweſen? Und wie kann es verboten ſeyn? Welch Geſetz kann dem Gelehrten das Recht ſchmälern, aus ſeinem eigenthümlichen Werke alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weiſe daraus ziehen kann? “ Aber ſie miſchen ſich ohne die erforderlichen Eigenſchaften in die Buchhandlung. „ Was ſind das für erforderliche Eigenſchaften? Daß man fünf Jahre bey einem Manne Pakete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Pakete zubinden? Und wer darf ſich in die Buchhandlung nicht miſchen? Seit wenn iſt der Buchhandel eine Innung? Welches ſind ſeine ausſchlieſſenden Privilegien? Wer hat ſie ihm ertheilt?

Wenn Dodsley und Kompagnie ihren Nachdruck der Dramaturgie vollenden, ſo bitte ich ſie, mein Werk wenigſtens nicht zu verſtümmeln, ſondern auch das getreulich nachdrucken zu laſſen, was ſie hier gegen ſich finden. Daß ſie ihre Vertheidigung beyfügen — wenn anders eine Vertheidigung für ſie möglich iſt — werde ich ihnen nicht verdenken. Sie mögen ſie auch in einem Tone abfaſſen, oder von einem Gelehrten, der klein genug ſeyn kann, ihnen ſeine Feder dazu zu leihen, abfaſſen laſſen, in welchem ſie wollen: ſelbſt in dem ſo intereſſanten der Klotziſchen Schule, reich an allerley Hiſtörchen und Anekdötchen und Paſquillchen, ohne ein Wort von der Sache. Nur erkläre ich voraus die geringſte Inſinuation, daß es gekränkter Eigennutz ſey, der mich ſo warm gegen ſie ſprechen laſſen, für eine Lüge. Ich habe nie etwas auf meine Koſten drucken laſſen, und werde es ſchwerlich in meinem Leben thun. Ich kenne, wie ſchon geſagt, mehr als einen rechtſchaffenen Mann unter den Buchhändlern, deſſen Vermittlung ich ein ſolches Geſchäft gern überlaſſe. Aber keiner von ihnen muß mir es auch verübeln, daß ich meine Verachtung und meinen Haß gegen Leute bezeige, in deren Vergleich alle Buſchklepper und Weglaurer wahrlich nicht die ſchlimmern Menſchen ſind. Denn jeder von dieſen macht ſeinen coup de main für ſich: Dodsley und Kompagnie aber wollen Bandenweiſe rauben.

Das Beſte iſt, daß ihre Einladung wohl von den wenigſten dürfte angenommen werden. Sonſt wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernſt darauf dächten, das bekannte Leibnitziſche Projekt auszuführen.

Verzeichnis
der beurtheilten Schauſpiele
in der Hamburgiſchen Dramaturgie.

Erſter Theil.

Olint und Sophronia, ein Trauerſpiel, von Cronegk. S. 9 - 37
Der Triumph der vergangenen Zeit, ein Luſtſpiel. 36
Melanide, von Nivelle de La Chauſee. 47
Julie, oder Wettſtreit der Pflicht und Liebe, von H. Heufeld. 51
Der Schatz, ein Nachſpiel. 57
Das unvermuthete Hinderniß, ein Luſtſpiel, von Deſtouches. 59
Die neue Agneſe, ein Luſtſpiel. 60
Semiramis, des H. v. Voltaire, Trauerſp. 62 u. 146 f.
Der verheyrathete Philoſoph, von Deſtouches, ein Luſtſpiel. 71. 287 f.
Das Kaffeehaus, oder die Schottländerin, ein Luſtſpiel, von Voltaire. 72
Der poetiſche Dorfjunker, von Deſtouches. 75
Die ſtumme Schönheit, von Schlegel. 77
Miß Sara Sampſon, von Leßing. 79
Der Spieler, von Regnard. 83
Der Liebhaber als Schriftſteller und Bedienter. 83
Die koquette Mutter. 84
Der Advokat Patelin. 84
Der Freygeiſt, von Leßing. 84
Der Schatz, ein Schäferſpiel, von Pfeffel. 85
Zayre, von Voltaire. 86
Sidney, ein Luſtſpiel, von Greſſet. 97
Iſt er von Familie? 98
Das Geſpenſt mit der Trommel. 99
Der Demokrit des Regnard, ein Luſtſpiel. 100

Die falſchen Vertraulichkeiten, ein Luſtſpiel, von Marivaux. . . . S. 102
Zelmire, des H. Dü Belloy. . . 105
Cenie, von der Fr. v. Graffigny. 1r Th. 113. 2r Th. 3 f.
Amalia, ein Luſtſpiel, von H. Weiſe. . 116
Die Mütterſchule, des Nivelle de la Chauſſee. 118
Nanine, ein Luſtſpiel, von Voltaire. . 119
Die kranke Frau, von Gellert. . . 124
Der Mann nach der Uhr. . . 126
Der Graf von Eſſex, von Thom. Corneille. 126
Die Hausfranzöſin oder die Mamſell, von Mad. Gottſched. 145
Der Bauer mit der Erbſchaft, von Marivaux. 157
Der Zerſtreute, von Regnard. . . 160
Das Räthſel, oder was den Damen gefällt, v. Löwen. 164
Rodegüne, ein Trauerſpiel, des Pet. Corneille. 165
Solimann der Zweyte, ein Luſtſpiel, des Favert. 184
Merope, ein Trauerſpiel, von Voltaire. . 204
Der Triumph der guten Frauen, ein Luſtſpiel, von Schlegel. 293

Zweyter Theil.

Die Frauenſchule, des Moliere. . . 5
Der Graf von Eſſex, nach Banks. (ſiehe auch 1r Th. S. 126. f.) 8
Scenen aus einem ſpaniſchen Eſſex. . 42
Die Brüder, des H. Romanus. . 102. 237 u.f.
Der unvermuthete Ausgang, von Marivaux. 115
Richard der Dritte, ein Trauerſpiel, des H. Weiße. 117
Herzog Michel. . . . 172
Die Frau die Recht hat, ein Luſtſpiel, v. Voltaire. 173
Der ſehende Blinde, von Le Grand. . 174
Der Hausvater, des H. Diderot. . 175
Fortgeſetzte Beurtheilung der Brüder, des Hrn. Romanus. 237

Allgemeine Bemerkungen.

No.

I - V. Cronegks Verdienſte um die Bühne, S. 9. 44. — Anmerkungen über das Trauerſpiel überhaupt, und das chriſtliche insbeſondere, S. 11 u. f. — **Eckhof.** — Ueber Accentuation, Empfindung, Geſten und Sprache, S. 17. 20 - 37.

VI - VII. Prolog und Epilog, S. 38 u. f. — Das Schauſpiel iſt das Supplement der Geſetze, S. 42. — Kreuzzüge, S. 43. — Lob des Schauſpieler Quins, S. 44. — Ueber den Prolog und Epilog, S. 46 - 47.

VIII - IX. Bemerkung über die rührende Gattung, genannt die Weinerliche, S. 47. — Für Ueberſetzer, S. 48. — Ueber Aktion und Deklamation, S. 49 - 50. — **Eckhof**, S. 51. — Ueber Rouſſau's Heloiſe, S. 52. — Für den Akteur, S. 57.

X - XII. Ueber **Destouches**, S. 59. — **Voltaire**, S. 62 - 63. — Vom Schrecklichen und Pathetiſchen auf der Bühne, S. 66. — Shakeſpear's Geſpenſt im Hamlet, S. 67. — Ueber **Collmanns** Umarbeitung der Schottländerin, S. 73. — Geſchmack der Engländer und Deutſchen, S. 74.

XIII - XVI. Schlegels Verſifikation, S. 77. — Die Aktion, S. 78 - 80. — Ueber das bürgerliche Trauerſpiel, S. 80. — Die **Wielandiſche** Ueberſetzung des Shakeſpear, S. 88. — **Voltaire**, S. 89. — Die engliſchen Schauſpieler, S. 91. — Geſchmack der Deutſchen und Welſchen. S. 94. — **Eckhof**, S. 96.

XVII. Rangordnung auf der Bühne bey moraliſchen Scenen, S. 97. — **Eckhof**, S. 98. — Die Benennung der Schauſpiele, S. 99. — **Addiſon**, S. 99.

XVIII - XIX. Marivaux, S. 102. — Harlekin von Gottſched vertrieben, S. 103. — Patriotiſmus der Franzoſen und Deutſchen, S. 105. — Bemerkungen eines

No.

französiſchen Kunſtrichters über das Trauerſpiel, S. 107. — Berichtigungen derſelben nach den Grundſätzen des Ariſtoteles, S. 108 u. f. — Von gereimten Ueberſetzungen, S. 111. — Für den Akteur, S. 112.

XX. Für die Aktrice und den Akteur, S. 115 - 116.

XXI. Was denkt man bey einem Titel? S. 119. — Von dem Lächerlichen und Ernſthaften, S. 122 - 123.

XXII - XV. Gellert, S. 124. — Provinzialſtücke, S. 126. — **Voltaire**, S. 129. — Von den wahren und falſchen Karakteren, S. 133. — Was iſt die Geſchichte dem Theaterdichter? S. 136. — Wie viel an der Wahl des Stoffes liege? S. 140 u. f. — **Eckhof** als Eſſex, S. 141 - 142. — Die Rolle der Eliſabeth im Eſſex, — wie kann eine Aktrice weiter gehen als die Natur? S. 142 - 144. — Dem Künſtler gehe ſeine Kunſt über alles, S. 143.

XXVI. Regeln die Tonkunſt und Poeſie in genauere Verbindung zu bringen, S. 147 u. f.

XXVII. Theorie des Hrn. Agrikola für das Orcheſter, S. 151.

XXVIII - XXXII. Was iſt Lächerlich? S. 162 - 163. — Muß man allemal das Stück nach ſeinem Helden benennen? S. 167. — Karakter des Weibes, S. 171. — Karakteriſtiſche Kennzeichen des Ehrgeizigen und Eiferſüchtigen, S. 173 - 174. — Darf man dem Schauſpiel hiſtoriſche Namen unterlegen, — eine ganze Geſchichte erdenken, oder das Faktum vergrößern und vermindern? S. 177 - 182.

XXXIII - XLV. **Marmontel**, S. 185. — Die Karaktere müſſen dem Dichter weit heiliger ſeyn als die Fakta, S. 189. — Von der innern Wahrſcheinlichkeit, Uebereinſtimmung und Abſicht der Karaktere, S. 190. 195. 201. — Unterſchied zwiſchen der äſopiſchen Fabel und dem Drama, S. 199. — Ehrenbezeugung dem Corneille, S. 205. — **Voltaire**, S. 205. — **Homer**, S. 206.

No.

— Ariſtoteles über tragiſche Scenen, S. 210 u. f. — Maffei, S. 238. — Von Verbindung der Scenen, S. 250.

XLVI - L. Die Einheit der Handlung war das erſte dramatiſche Geſetz der Alten, S. 260. — Von Schürzung des Knotens im Spiel, S. 271. — Die Prologen des Euripides, S. 274 u. f. — Was machte den Euripides zum tragiſchſten aller tragiſchen Dichter? S. 279 u. f.

LI - LII. Karakter der Komödie und der Tragödie, S. 292. — Schlegels theatraliſche Arbeiten, S. 293.

Zweyter Theil.

LIII - LIX. Karakter der franzöſiſchen Verſe, S. 3. — Meynung des Rouſſeau vom Frauenzimmer, S. 4. — Die gegebene Ohrfeige auf dem Theater, S. 22 u. f. — Karakter den der tragiſche Dichter nicht nützen kann, S. 26. — Vom Styl in Dramen, und der Sprache der Empfindung, S. 37 - 49.

LX - LXXIII. Karakter der ſpaniſchen Stücke, S. 91. — Lope de Vega Verdienſte um die Bühne ſeiner Nation, S. 93. — Deſſen Grundſatz, S. 93 - 94. — Shakeſpear, — über das komiſch-tragiſche und tragiſch-komiſche Drama, S. 95-102. — Wielands Agathon, S. 98. Voltaire, S. 103. — Kommentar über den Terenz, Seitenhiebe auf Voltaire, S. 103. 115. — Donatus Kommentar über den Terenz; was die alten Grammatiker waren, S. 112 u. f. — Homer und Shakeſpear, S. 118.

LXXIV - LXXXIII. Prüfung der tragiſchen Karaktere nach den Grundſätzen des Ariſtoteles und der Neuern; — metaphyſiſchen Begriffe von Mitleid und Furcht, S. 121 u. f. — Ariſtoteles, S. 127. — Corneille, S. 129. — Definition von der Tragödie, S. 135 u. f. —

No.

Moraliſche Zwecke derſelben, S. 140-147. — Das hiſtoriſche Drama; — Die Klippe an welcher die Wahrheit des hiſtoriſchen Drama ſcheitert, S. 150. — Was der Dichter thut, S. 153. — Die Bühne der Griechen, der Römer und der Neuern, S. 154. Gottſched, S. 160. — Corneille und Racine, S. 160-161. — Ueber Ariſtoteles Regeln der Tragödie, von Corneille, S. 161-172.

LXXXIV-XCV. Diderots Meynung von der franzöſiſchen Bühne, S. 176-184. — Deſſen Vorſchläge die bürgerlichen Stände auf das Theater zu bringen; Gegenanmerkungen, S. 186-189. — Diderot von der Schilderung vollkommener und kontraſtirten Karaktere, S. 189. — Iſt es wahr, daß die Tragödie Individua, die Komödie aber Arten habe? D. i., ob es wahr ſey, daß die Perſonen der Komödie eine große Anzahl von Menſchen faſſen und zugleich vorſtellen müßten; da hingegen der Held der Tragödie nur ein einzelner Mann und Held ſeyn ſoll? S. 192-201. — Dürfen die Karaktere der Tragödie eben ſo allgemein ſeyn als die Karaktere der Komödie? S. 201-236.

XCVI-CIV. Was dem Ruhm der deutſchen Bühne und der ſchönen Litteratur überhaupt, hinderlich ſey, S. 237. — Nicht nur in der Komödie, auch in der Tragödie ſind einheimiſche Sitten zuträglicher als fremde, S. 242-244. — Muß in der Komödie wie in der Tragödie der Böſewicht am Ende beſtraft werden? S. 253. — Würdigung des Verfaſſers ſeiner ſelbſt, S. 264 u. f. — Von den Didaskalien der Griechen, S. 266 u. f. — Was der Hamburger Dramaturge leiſten wollen, und wirklich geleiſtet: S. 267. 269. 271. — (ſ. oben Dramaturgie Erſter Theil die Ankündigung S. 6 u. f.) — Was iſt unſre Schauſpielkunſt, und was ſind die Schauſpieler? S. 268. — Wie entſpricht der deutſche Nationalkarakter dem Wunſch zu einem Nationaltheater, S. 269. — Auf weſſen Grundſätze der Verfaſſer ſeine dramatiſche Kritik gründe? S. 270. — Welches Verdienſt er ſich zueigne, S. 272. — Paradox ſcheinende Aeußerung, S. 272-273. — Intermezzo, S. 273. — Zur Geſchichte dieſes Buches, S. 275 u. f.

[illegible] 627

Gotthold Ephraim Leſſings
Leben,

nebſt

ſeinem noch übrigen

litterariſchen Nachlaſſe.

Herausgegeben

von

K. G. Leſſing.

Erſter Theil.

Berlin, 1793.

In der Voſſiſchen Buchhandlung.

114

i.) soweit [illegible] Einbd. enthalten!

1.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Das Schickſal und der Charakter eines Menſchen hangen ſo ſehr von ſeiner Geburt und ſeinen Familienverhältniſſen ab, daß man dem Gemälde deſſelben eine weſentliche Schattirung rauben würde, wenn man gar nichts davon erwähnte. Darum ſtehen hier einige kurze Nachrichten von Leſſings Vorfahren.

Der erſte derſelben, deſſen handſchriftliche Nachrichten gedenken, iſt Clemens Leſſigk, Pfarrer in Churſachſen, im Erzgebirgiſchen Kreiſe, unter der Chemnitzer Inſpektion.

Ob ſie gleich von ihm nichts, nicht einmal den Ort wiſſen, wo er Pfarrer geweſen, ſo erzählen ſie doch mit einer ſichtbarlichen Zufriedenheit, daß dieſer Clemens Leſſigk 1580 die bekannte Eintrachtsformel, zufolge aller gedruckten Ausgaben davon, mit unterſchrieben.

Einer ſeiner Söhne, Matthäus Leſſing, Diakonus zu Skeuditz, einem Städtchen im

Stifte Merſeburg, zwiſchen Leipzig und Halle, hatte unter andern einen Sohn, mit Namen Chriſtian, der, wie es in einem alten geſchriebenen Lebenslaufe heißt, ein Litteratus und Pachtinhaber unterſchiedlicher hochadlicher Güter war. Soll wohl weiter nichts ſagen, als ein ehrlicher Pächter, der, ehe er zu pachten anfing, auf Schulen und Univerſitäten geweſen war.

Einer von deſſen Söhnen hieß auch Chriſtian, wollte nicht treiben, was ſeines Vaters war, lernte rechten und richten, und ward Bürgermeiſter in dem nehmlichen Skeuditz.

Von dieſes Mannes Söhnen that aber einer, Namens Theophilus, der Großvater von Gotthold Ephraim Leſſing, was ſein Vater that, und ward Bürgermeiſter zu Kamenz, einer von den ſo genannten Sechsſtädten der Oberlauſitz.

Von ihm muß man ſchon, etwas weitläufiger zu ſeyn, ſich erlauben. Er erblickte, ſo heißt es in ſeinem Lebenslaufe: Perſonalia betitelt, bey annoch währendem dreyßigjährigen Kriege, 1647 das Licht der Welt, kam 1659 nach Merſeburg auf das damals ſehr berühmte fürſtliche Gymnaſium, wo er ſich bey dem Rektor deſſelben, Doktor Georg Möbius, durch Fleiß und gute Aufführung ſehr empfahl. Kurz vorher ehe er auf die Univerſität nach Leipzig gehn wollte, brannten ſeine Eltern und ſeine Vaterſtadt ganz ab. Sie konnten ihm deshalb auf die hohe Schule nicht mehr als zwey Rthlr. mitgeben. Dieſes Unglück wurde aber ſein Glück. Der Rektor Möbius empfahl ihn den beyden Bürgermeiſtern daſelbſt: wodurch er ein Stipendium auf 1 Jahr erhielt, in das Haus und an den Tiſch des einen Bürgermeiſters Wagner kam, und den Vortheil hatte, den angeſehenſten Einwohnern bekannt zu werden. Er informirte dafür Wagners beyde jüngſte Söhne, von denen einer, wegen ſeines ungemein fähigen Gedächtniſſes und frühzeitigen Verſtandes, ſchon im 14ten Jahre mit großem Ruhme Magiſter werden konnte.

Dieſer Theophilus Leſſing hielt 1670, nach Vollendung ſeiner philoſophiſchen Collegien, eine Diſputation de Religionum tolerantia.

Nicht von der Duldung der drey Religionen im Römiſchen Reiche, ſondern von der allgemeinen Duldung aller Religionen. Vier und zwanzig Jahr vor der Geburt des weltlichen Toleranzpredigers Voltaire, in einem Lande, das an Geſchmack, Aufklärung und Frömmigkeit mit Frankreich wetteiſern kann. Er könnte der Vorläufer Voltairens heißen, hätte er nur ſonſt etwas von ſeinen Fehlern und Tugenden. So aber weiß man nicht einmal, ob er dieſe Diſputation drucken laſſen.

1676 ward er in dem Churfürſtlich-Sächſiſchen Amte Stolpen Aktuarius, und kam 1681, nach der Peſt in Kamenz, in den daſigen Rath, wo er zehn Jahr Rathsherr und Scabinus oder Gerichtsſchöppe, zehn Jahr Stadtſchreiber oder Syndikus, zehn Jahr Stadtrichter, und vier und zwanzig Jahr Bürgermeiſter war. Bey den erſten Rathsämtern, verwaltete er auch viele Gerichtshaltereyen in der daſigen Gegend, und war über achtzig Jahr alt, als er ſtarb.

Daß ihn ſeine Toleranzideen nicht auf heterodoxe Religionsgedanken gebracht, beweiſet eine Bibel in Folio, die er für ſeine Mühwaltung bey einem Erbſonderungsgeſchäfte geſchenkt bekommen. Man findet darin, wie oft er ſie zu leſen angefangen und beendiget, und wie viele Kinder und Freuden ihm Gott beſcheret.

In ſolchen frommen Geſinnungen erzog er auch ſeine Kinder. Einer davon, der erſte aus der zweyten Ehe, Johann Gottfried, war unſers Leſſings Vater, geboren den 24ten November 1693.

Er zeigte frühzeitig ein ſtarkes Gedächtniß, außerordentlichen Hang zum Geſchichtsſtudium, und machte als Knabe ſo große Fortſchritte, darin, daß ſeine Lehrer ſolche, gegen die wenigen Progreſſen in der Lateiniſchen Sprache, für zu unverhältnißmäßig hielten. Eine Lateiniſch geſchriebene Grammatik hatte Schuld. Die trocknen Sprachregeln ekelten ihm ſchon an; nun kam dazu, daß er ſie nicht ganz verſtand, und ſein Lehrer ſie ihm auch nicht ganz deutlich machen konnte. Der Vater merkte dieſes, und gab ihm eine Deutſche Grammatik; ließ ihn nicht die Regeln von Anfang bis zu Ende auswendig lernen, ſondern las ſogleich einen

Lateiniſchen Geſchichtſchreiber mit ihm, und nahm das Grammatikaliſche nur gelegentlich nach und nach mit.

Bald ſchickte er ihn auf das Gymnaſium zu Görlitz, wo Großer, ein guter Hiſtoriker und Philologe, Rektor war. Hier fand ſich die Liebe zur Lateiniſchen und Griechiſchen Sprache noch mehr, und ſein Fleiß darin war ſo anhaltend, daß ihn ſeine Lehrer im neunzehnten Jahre ſeines Alters für fähig erklärten, auf die Univerſität Wittenberg zu gehn.

Er ſtudierte zwar Philoſophie und Theologie mit Ernſt, legte ſich aber doch dabey auf die Orientaliſchen Sprachen, wie nicht weniger auf die Franzöſiſche und Engliſche, am meiſten aber auf die letztere.

Gleich im erſten Jahre ſeines akademiſchen Lebens vertheidigte er Planeri novam ſententiam de affectibus, und hielt die folgenden Jahre noch mehrere Disputationen. In dieſer Art von gelehrten Streiten erwarb er ſich ſolchen Beyfall, daß ihm der damalige Dekanus Brendel umſonſt die Magiſterwürde antrug, und der Hofrath und Leibarzt von Berger, ſein Examinator, ein churfürſtliches Stipendium verſchaffte. Er hatte gewiß weder Familienanhang noch ſonſtige Empfehlungen, die manchmal die Stelle des Fleißes und Talents vertreten müſſen. Sein Benehmen war anſpruchlos, aber bieder und ſittſam.

Ob er gleich 1716 nach Dreßden ging, um ſich bey dem Oberconſiſtorium examiniren zu laſſen, ſo war doch ſeine Abſicht, auf der Univerſität zu bleiben und Profeſſor zu werden. Deshalb reiſete er 1717 wieder nach Wittenberg, opponirte und reſpondirte daſelbſt nicht wenig, und weil in dieſem Jahre die zweyhundertjährige Gedächtnißfeyer der Lutheriſchen Kirchenveränderung einfiel, ſchrieb er Vindicias Reformationis Lutheri a nonnullis novatorum praejudiciis.

Nach Endigung dieſer Schrift erhielt er, ohne alle ſein ſchriftliches oder mündliches Geſuch, den Ruf als Prediger und Katechet in ſeiner Vaterſtadt. Auf einmal verſchwand das ganze Univerſitätspländchen, das er ſich entworfen. Er hielt dieſen magiſtratiſchen Ruf für einen göttlichen, dem er gehorchen müſſe.

Er kam alſo 1718 als Prediger und Katechet in ſeine Vaterſtadt. Unermüdet in ſeinen Pflichten, glaubte er nicht, daß das Amt für ihn, ſondern er für das Amt ſey; und merkte, was wir nur jetzt zu merken glauben, daß, wenn die Menſchen moraliſcher und beſſer werden ſollen, man mit dem vernünftigen Unterrichte der Jugend anfangen müſſe. Er ſchrieb daher ſelbſt einen Katechismus, der unter die beſten der damaligen Zeit gerechnet wurde. Was die neuen pädagogiſchen Aufklärer dabey ausſetzen könnten, würde er als Theologe mißbilligen, als Philoſoph vielleicht beherzigen; aber nie zugeben, daß der Philoſoph Lehrer chriſtlicher Kinder würde.

So angelegen er ſich aber das beſſere Katechiſiren ſeyn ließ, ſo rückte er doch auch mit ſeinen Zeitgenoſſen in den übrigen theologiſchen Wiſſenſchaften fort, und vermehrte vorzüglich ſeine Kenntniſſe in der Geſchichte. Sein Amt war nicht das Ende ſeines Studirens, ſondern nur die Richtung deſſelben. Größerer Würden werth zu ſeyn, war ihm rühmlicher, als ſie zu bekleiden, und die Vermehrung ſeiner Einſichten ſchien ihm Belohnung genug.

Dieſe Genügſamkeit, ſich nur ſelbſt zu vervollkommen, und ſich zu nichts zuzudrängen, aber was ihm die Vorſehung angewieſen, nach allen ſeinen Kräften zu bearbeiten, iſt ein Hauptzug in ſeinem Charakter, den er bey allen ſeinen häuslichen Sorgen nie verleugnete, wenn es auch die Erhaltung ſeiner zahlreichen Familie nöthig zu machen ſchien.

Er hatte einen ziemlichen Briefwechſel mit den damals angeſehenſten Theologen, einem Marperger, Löſcher, Mosheim, Rambach, Neumeiſter, Pleske; aber, als dieſe Männer ſtarben, machte er keine neue ſchriftliche Bekanntſchaften, ob er gleich unermüdet fort las, was Thealogie und Geſchichte betraf.

Dieſe Männer würden ihm, zum Theil gewiß, in einem Geſuche zu ſeiner weiteren Beförderung behülflich geweſen ſeyn; aber ſich ſelbſt anzutragen, den beſcheidnen Ausrufer ſeiner Verdienſte mit gutem Anſtande ſelbſt zu machen, verſtand er auch nicht im mindeſten, und mochte es wohl für niedriger halten, als es manchmal nach Zeiten und Umſtänden ſeyn mag.

1724 wurde er Diakonus, und 1733 erſter Prediger, oder, wie es in Kamenz heißt, Paſtor primarius: Aemter, die bey den vielen Kindern, die er nach und nach bekam, kaum hinreichten, ihn vor dem leidigen Hunger zu ſchützen. Sie änderten und mehrten ſeine Arbeiten; ſeine Denkart und ſeinen unermüdeten Fleiß, der ihm zur andern Natur geworden, änderten ſie nicht. Auch da noch war ſeine Erholung Studiren, und die Anwendung ſeiner Muße, dem Publikum ſeine Gedanken über Materien mitzutheilen, die freylich jetzt minder wichtig ſcheinen. Er gieng ſelten ſpazieren, und noch ſeltner machte er Beſuche, wenn nicht ſeine Amtspflicht ſie ihm auflegte.

Er heirathete 1725 die älteſte Tochter ſeines Vorgängers, des Paſtor Primarius Feller, und bekam mit ihr zehn Söhne und zwey Töchter; als er aber ſtarb, waren nur noch vier Söhne und eine Tochter am Leben.

Es giebt wohl wenig oder gar keine Eltern, die nicht von ganzem Herzen das Beſte ihrer Kinder zum Augenmerk hätten, ſo verkehrt und widerſprechend es auch manchmal ſeyn mag.

Aber die Sorge und Zärtlichkeit der Eltern Leſſings vereinigte ſich ſichtbarlich auf dieſen einzigen Punkt. Ob ſie gleich auch wußten, daß den Neigungen ihrer Kinder freye Wahl bleiben müſſe, und ihr dunkles Gefühl, wozu ſie ſich ſchicklich glaubten, oder Luſt bezeigten, beſſer ſey, als elterliches Raffinement und Erfahrung: ſo konnte doch der Vater ſeine Abſicht nicht genug verbergen, aus ſeinen Kindern Gelehrte zu machen, wenn ſie Fähigkeiten dazu beſäßen; und die Mutter, die von der großen Welt nichts wußte, war eine zu fromme Frau, als daß ſie nicht gebetet und gewünſcht hätte, daß wenigſtens der älteſte Sohn, Gotthold Ephraim, ein Gottesmann werden möchte.

Je älter aber Leſſings Vater wurde, je mehr entfernte er ſich von der Lieblingsidee mit ſeinen Kindern, und an ſeinem Ende bereuete er ſie ganz und gar. Er opferte ſich mit der Mutter dem Vorſatze, ſie alle auf Univerſitäten und Schulen zu ſchicken, mit faſt unbegreiflicher Verleugnung alles Selbſtgenuſſes, deſſen der dürftigſte Handwerksmann theilhaft wird. Und wenn es dennoch nirgends zulangen wollte, ſo ſuchte er ſich nur mehr einzuziehn und ſich ſelbſt abzudarben. Ob er gleich von etwas heftigem Temperamente war, ſo ward er doch über dieſes kümmerliche Leben nie ungeduldig. Seine höchſte Klage war: Wir armen Geiſtlichen haben es jetzt gar zu ſchlimm, und vollends wir, die wir viele Kinder haben. Er gab, ſo zu ſagen, den letzten Heller für ſie hin, mit einer Willigkeit, die kaum ihres gleichen hat. Und nicht bloß für ſeine Kinder; für alle Arme und Bedrängte! Er kannte die Maxime nicht: von ſeinem Ueberfluſſe mitzutheilen; denn er hatte in ſeinem Leben nicht erfahren, was Ueberfluß ſey, ſondern hielt es für ſeine erſte Pflicht, auch von ſeiner Armuth den Armen geben zu müſſen. In ſeinem Hauſe war es Geſetz und Gewohnheit, keinen Bettler von der Thüre ohne eine kleine Gabe abzuweiſen. Und man kann verſichern, daß damals allen möglichen Landſtreichern die Thore der Sechsſtadt Kamenz offen ſtanden: von Prinzen an, die um der Religion vertrieben worden, oder aus dem entfernteſten Winkel der Erde kamen, ſie anzunehmen, bis auf die fechtenden Handwerksburſchen, die weder arbeiten wollten, noch konnten.

Was ihm die Vorſehung an Glücksgütern verſagte, das erſetzte ſie reichlich mit einem geſunden Körper, heiterm und zufriednem Gemüthe, mit Gelaſſenheit und Standhaftigkeit. Sich durch alle Mühſeligkeiten dieſes Lebens durchdringen müſſen, hatte etwas tröſtliches für ihn, ohne darauf ſtolz zu ſeyn, oder über die Undankbarkeit der Welt zu klagen, daß ſie ſein Verdienſt nicht genug belohne. Er erfüllte ſo ſtill als eifrig die Pflichten des Vaters, des Mannes und des Predigers, und ſah ganz andern Belohnungen entgegen, als die ſind, wornach wir hienieden ſtreben. Er ſtarb 1770 im 77ſten Jahre ſeines Lebens, und im 53ſten Jahre ſeines Amtes.

Wenn Streben nach vollkommenen Einſichten, und daraus geleitetes Handeln, Aufklärung iſt: ſo gehört er gewiß mit unter die aufgeklärteſten Theologen ſeiner Zeit. Er eiferte wider viele Vorurtheile des Chriſtenthums, und fing an, es mit dem edelſten Vorſatze zu läutern. Was er für wahr hielt, behauptete er mit ganzem Ernſte, und war nicht klein genug, auf Nebenumſtände Rückſicht zu nehmen. Es iſt ein mißliches Ding zu beſtimmen, wie weit er damit gekommen, und wie weit er habe kommen können. Schien er Einigen ein zu ſtrenger Theologe, ſo war gewiß nicht angeborne Fühlloſigkeit der Grund; und wo ſein Herz mit ſeinem theologiſchen Verſtande kämpfte, blieb immer ſein Herz Sieger. Von Verſtellung wußte er ſo wenig, daß man ihm lieber die größte Unbekanntſchaft mit der Welt aufbürdete; und ſeine anſcheinende Rohigkeit gegen verfeinerte Weltkinder, war bloß der unverſtellte Drang, für die chriſtliche Religion zu leben und zu ſterben.

Das Verzeichniß ſeiner Schriften, wird hier nicht ganz am unrechten Orte ſeyn, da es wohl ſchwerlich ſonſt wo vollſtändig anzutreffen iſt. Sie ſind folgende:

Sonderbare Hausandacht, die in einem Gebete und vier Liedern beſteht, zur Zeit der großen Theurung. Dresden 1710. (Die Lieder wurden hernach in das Kamenziſche Geſangbuch eingerückt.)

Allgemeine Erinnerungen bey Beurtheilung der Beſeſſenen, Geſpenſter, Zauberey und Hexerey. Dresden 1720.

Die rechte Geſtalt des chriſtlichen Glaubens, nebſt einer Vorrede, in welcher die Mängel der damaligen meiſten katechetiſchen Bücher gezeigt werden. Leipzig 1724. Zwickau 1743.

Vorſchläge zu zwey theologiſchen Schriften, davon die erſte: Die Zurückweiſung unbußfertiger Sünder vom Gebrauche des heiligen Nachtmahls; die andere: Das unbenommene Recht der Kinderzucht; betriſt. Dresden 1725.

Luthers Tröſtungen, an die Chriſten zu Halle, über Winklers Ermordung. Halle 1726.

Kurze Anzeige von einigen Mängeln der gemeinen Communionbücher. 1727.

Zweyhundertjähriges Gedächtniß von der 1727 an Oſtern gehaltenen erſten evangeliſchen Predigt, mit einer kurzen Reformationsgeſchichte, und Entwurf von einer ausführlichen Geſchichte ſeiner Vaterſtadt Kamenz. Leipzig bey Heinſius 1727.

Unpartheyiſches Urtheil über einen in Budiſſin erhobenen Liederſtreit. 1727.

Kurze Fragen von der Wiedergeburt und dem göttlichen Gerichte der Verſtockung. Kamenz 1728.

Diſquiſitio hiſtorica de confeſſione fidei quam Proteſtantes Hiſpania ejecti 1559 Londini ediderunt. 1729.

Hiſtoriſches Religionsgeſpräch, von der merkwürdigen Geſchichte der Augsburgiſchen Confeſſion, bey Gelegenheit des zweyhundertjährigen evangeliſchen Jubelfeſtes vorgeſtellt. Leipzig und Kamenz 1730.

Von den ſubtilen Weibermördern. Kamenz.

Unpartheyiſche Gedanken, von einer jährlichen Gedächtnißfeyer der Augsburgiſchen Confeſſion. Leipzig 1731.

Von der Liebe zu den Wunden Jeſu. Dresd. 1731.

Ueberſetzt hat er

Geiſtreiche Betrachtungen vom heiligen Abendmahl, aus dem Franzöſiſchen.

Johann Tillotſons Grundlegung der vornehmſten Wahrheiten in Predigten, aus dem Engl. mit D. Marpergers Vorrede. Dresden 1728.

Johann Tillotſons Glaubensregel, aus dem Engl. Dresden 1731.

Johann Tillotſons Vorſtellung der Lehre und Gebräuche der Römiſchen Kirche, aus dem Engl. Dresden 1732.

Auch ſchrieb er, außer vielen Gelegenheitspredigten, Abhandlungen, die nicht beſonders gedruckt worden ſind.

In den Weimariſchen Anmerkungen aus der Theologie, Kirchen- und Gelehrten-Hiſtorie:

Schriftmäßige Gedanken von der augenblicklichen Buße. 1 Band 2te Samml.

Betrachtungen über die bedenkliche Redensart vom geiſtlichen Tode Chriſti. 1. Band 3te Samml.

Animadverſa hiſtorica in Crypto-Socinianorum Collegia Biblica. 1. B. S. 44. u. f.

In den Oberlauſitziſchen Beyträgen zur Gelahrheit und derſelben Hiſtorie:

Gedanken über das Bekenntniß der allervornehmſten Gelehrten, von der Schwäche des menſchlichen Verſtandes in den allerwichtigſten Materien. 1738.

Gedanken über die Heyrath mit ſeiner verſtorbenen Frauen leiblichen Bruders leiblichen Tochter. 2 B. 26 — 30 Stück.

In den frühaufgeleſenen Früchten der Sammlungen, von Alten und Neuen:

Exegetiſche Betrachtung über die Worte Amos V. 26. und Apoſtelgeſ. VII, 3.

In den Heſſiſchen Hebopfern:

Ueber die Hochachtung der Arndtſchen Schriften.

Auch war er ein ſehr fleißiger Mitarbeiter an der auserleſenen theologiſchen Bibliothek.

Ein faſt ausgearbeiteres Manuſcript, das er in ſeinen letzten drey Jahren geſchrieben, kann man unmöglich ganz mit Stillſchweigen übergehen. Nach ſeiner Vorrede dazu ſollte es den Titel haben: Meine Gedanken über die vor funfzig Jahren von mir widerlegten ſiebenzehn Vorurtheile, (*) die man nach einem Zeitlaufe von zweyhundert Jahren zum Nachtheil

---

(*) Oben S. 7. Vindiciae Reformationis &c.

der Kirchenbeſſerung auf die Bahn gebracht. Die Vorrede fängt damit an:

„Die unverdiente Güte meines Gottes hat mich gegen das 74ſte Jahr meines Lebens und gegen das 50te Jahr meines Predigtamts leben laſſen. In dieſer verfloſſenen Zeit haben ſich unzählige Veränderungen zugetragen, welche den Zuſtand der Menſchen in und außer der Chriſtenheit, obſchon anders, jedoch nicht viel beſſer gemacht. Gewiſſenszwang und Verfolgungsgeiſt iſt zwar nach und nach ziemlich verloſchen; die unerhörten Grauſamkeiten in Religionsſachen ſind abgekommen: aber dagegen hat nun eine ungemeſſene Freyheit und unverſchämte Frechheit, von göttlichen und geiſtlichen Dingen zu reden und zu ſchreiben was man will, überhand genommen. Der um ſich gefreſſene Unglaube hat ſich auf den Thron des Aberglaubens geſetzt. Die heilige Schrift hat jedermann leſen, aber auch ſchänden dürfen. Gute und löbliche Anſtalten in Kirchen- und Polizeyſachen ſind gemacht und anbefohlen worden; aber Ungerechtigkeit, Unbarmherzigkeit, Unwiſſenheit und Ungehorſam iſt dadurch nicht weniger geworden. Die Wiſſenſchaften ſind geſtiegen, aber die Sitten der Menſchen nicht gebeſſert. Durch Gelehrſamkeit, nicht durch Gottesfurcht, will man berühmt werden.“

„So denke ich, wenn ich eine Vergleichung mit den vorigen und jetzigen Zeiten und Leuten anſtelle. Jene verachte ich nicht, und dieſe kann ich nicht allzuſehr erheben. Vieles wird unter den Menſchen wohl anders, aber nicht beſſer. Das Alte ſieht man auf der ſchlimmen, und das Neue nur auf der guten Seite an.“

„Die Vertheidigung der Glaubenswahrheiten, die in Gottes Wort gegründet, und einen unſtreitigen Einfluß in das thätige Chriſtenthum haben, iſt für ein Hauptwerk eines ächten Gottesgelehrten beynahe zu aller Zeit gehalten worden; aber niemals iſt dieſe Pflicht ſo enge eingeſchränkt geweſen, als jetzt, da nichts ſo ſehr als die Gleichgültigkeit in Religionsſachen bey denen, die Chriſten heißen, überhand genommen; auf die nun gar Verachtung zu folgen ſcheint. Wer redet und ſchreibt gern von Religion? Wer lieſt gern theologiſche

Bücher? Bey den berühmteſten Gelehrten in dieſen Tagen ſind ſie ſo verhaßt und übel angeſchrieben, daß ſie es für Strafe halten, ſie zu leſen, und wenn ſie ja endlich leſen, nichts Geſcheidtes darin finden.“

„Ein anders iſt es, etwas ohne Urſache verachten, und ein anders, etwas mit gutem Grunde widerlegen. Lege et judica, ſagt ja die geſunde Vernunft. Wie kann ich aber richtig urtheilen, wenn ich ohne Fleiß und Aufmerkſamkeit leſe?“

„Kennt der wohl Luthers, und ſeines vornehmſten Beyſtands Philipp Melanchthons Schriften; kennt der wohl was Spalatin, Johann Bugenhagen, Juſtus Jonas, Brentius Snepſius, Urbanus Rhegius Aquila (*)

(*) Jöchers gelehrtes Lexicon erzählt von dieſem Aquila oder Adler, daß er unter andern auch auf dem Franz von Sickingiſchen Schloſſe Ebernburg in großer Lebensgefahr geweſen ſey. Die darin zur Beſatzung liegenden Soldaten hätten nehmlich von ihm verlangt, eine Stückkugel zu taufen, und da er ſolches abgeſchlagen, hätten ſie ihn in einen großen meſſingenen Feuermörſer geſteckt, in der Meynung, ihn ſo über die Mauer hinauszuſchieſſen. Als aber das Zündkraut etlichemal, ohne und Myconius gethan und geſchrieben: der behaupten kann, daß die Gelehrten, welche in und außer Deutſchland die Reformation angehoben, Männer von ſehr mittelmäßiger Geſchicklichkeit geweſen, und daher viel niedergeriſſen, wenig aber erbauet hätten?“

„Da ich vor 50 Jahren zu Wittenberg Vindicias Reformationis Lutheri ſchrieb und auf das Katheder brachte, war mir dieſes Vorurtheil nicht bekannt, weil man noch nicht auf eine offenbar falſche Art die Kirchenbeſſerung beſtritten, und nur diejenigen alſo davon urtheilen, die beſagte Theologen ſehr wenig oder gar nicht geleſen, und doch ihre innerliche Beſchaffenheit vollkommen wiſſen wollen. So weit iſt es mit den ſtolzen Freygeiſtern unſrer Zeit gekommen!“

Die von ihm widerlegten Vorurtheile gegen die Lutheriſche Reformation ſind folgende.

1) Luthers Reformation in den Lehr- und Glaubensartikeln ſey nicht ſo nöthig geweſen, als man vorgegeben, und die Kirchen-

---

das inwendige Pulver anzuzünden, abgebrannt, habe ihn einer der Befehlshaber mit den Beinen wieder herausziehen laſſen.

verbeſſerer hätten nicht Chriſti, ſondern ihre Lehre und Ehre zum Augenmerk gehabt.

2) Die Kirchenverbeſſerung ſey mit allzugroßem und noch dazu fleiſchlichem Eifer angefangen worden.

3) Luthers erſte Schriften hätten mehr Nutzen geſtiftet als ſeine letztern, weil jene mit mehr Demuth und Sanftmuth abgefaßt wären, als dieſe.

4) So ſey er auch Anfangs beſcheiden geweſen, habe Widerſpruch und Andersgeſinnte vertragen können, hernach habe ihn der Hochmuth eingenommen, er habe geſchimpft, verketzert und in keiner Kirchengemeinſchaft ſtehen wollen.

5) Er ſey von den Hohen im Lande unterſtützt worden.

6) Man habe auf einige Glaubenslehren geſehen, nicht aber auf wahres und thätiges Chriſtenthum.

7) Luther und ſeine Gehülfen hätten die Lehrer und Zuhörer mehr verſchlimmert als gebeſſert; und

8) Bey der Kirchenverbeſſerung nicht auf die Verbeſſerung der Polizey Rückſicht genommen.

9) Er ſey Schuld, daß die Kirchenzucht und der Kirchenbann gänzlich abgeſchafft worden.

10) Er habe auf die Erhaltung und Ehre des Predigtamts wenig geſehen, und beydes geſchwächt.

11) Er habe lieber Anfangs allen öffentlichen Gottesdienſt und äußerliche Ceremonien abſchaffen, als ſich mit denſelben lange aufhalten wollen.

12) Er habe von der Würde, dem Anſehen und der Nothwendigkeit beyder Sacramente, der Taufe und des Abendmahls, im Anfange ganz andere Gedanken als hernach gehabt.

13) Er habe die unverſchämte Frechheit eingeführt, von Religionsſachen alles zu predigen und zu ſchreiben, was man wolle.

14) Er habe mit der vorgenommenen Kirchenverbeſſerung unſagliche Streitigkeiten, ohne allen Nutzen, aber mit vielem Schaden, auf die Bahn gebracht.

15) Er ſey von Zwingli und Calvinus in ſeiner Kirchenverbeſſerung nicht gehindert worden.

16) Unſere Evangeliſche Kirche habe nach der Lutheriſchen Reformation vieles noch aus dem Papſtthume beybehalten.

17) Das was Lutherus gethan, ſey nur als Vorbote und Morgenröthe der zu hoffen ſtehenden allgemeinen und vollkommenen Kirchenverbeſſerung anzuſehn.

18) Luthers Perſon, Gelehrſamkeit und Gemüthsbeſchaffenheit, ſey Urſache, daß ſeine Kirchenverbeſſerung ſchlechten Fortgang gehabt.

19) Man habe bey der Kirchenverbeſſerung das Beſte der hohen, mittlern und niedrigen Schulen nicht vor Augen gehabt;

20) Nicht für die Armuth geſorgt, und die Einkünfte der eingegangenen Klöſter, die dazu hätten angewendet werden ſollen, zu andern Abſichten verſchleudert.

21) Die Reformation ſey ein aus ſittlichen und politiſchen Urſachen zuſammengekommenes Menſchenwerk.

Endlich 22) wäre es zwar kein bloßes Vorurtheil, daß Gelehrſamkeit und verbeſſerte Staatskunſt vom Reformationswerke befördert worden; allein da die gelehrteſten Staatsleute nach Religion nicht viel fragten, ſo müßte man doch die dabey waltende göttliche Fügung und Regierung erkennen, ohne welche alle menſchliche Klugheit und Gelehrſamkeit nichts zu Stande gebracht haben würde.“

Ob Leſſings Vater dieſe Vorurtheile alle glücklich und hinlänglich widerlegt, kommt bloß auf die Frage an: Iſt die Bibel nach den Buchſtaben oder nach der geſunden Vernunft zu verſtehn, oder kann man ſie bald nach der erſten, bald nach der andern Weiſe erklären? Und da nichts der Mode ſo unterworfen iſt, als die chriſtliche Theologie: ſo würde der Druck dieſes Buchs eben ſo geſucht werden, wie ein Magazin von Alonge-Perucken damaliger Zeit.

2.

Aus dem bisher Erzählten ergiebt ſich alſo ganz klar, daß Gotthold Ephraim Leſſing nicht, wie Voltaire, aus einer poetiſchen und weltlich geſinnten, ſondern aus einer frommen, ächt Lutheriſchen Familie entſproſſen iſt, worin keiner die ſymboliſchen Bücher in Zweifel gezogen, noch wegen einer ſonſtigen Heterodoxie in Anſpruch genommen worden.

Leſſing, der älteſte ſeiner lebenden Geſchwiſter, aber nicht der Erſtgeborne, iſt zu Kamenz, und nicht zu Paſewalk in Pommern, wie in dem Meuſelſchen gelehrten Deutſchlande von 1776 ſteht, den 22. Januar 1729 geboren, und den 24. eben deſſelben Monats in der daſigen Lutheriſchen evangeliſchen Pfarrkirche getauft.

Was dabey für allerhand fromme Betrachtungen gemacht worden, und ſonſt Merkwürdiges vorgefallen, kann man ſo gründlich nicht angeben, wie Herr Conſiſtorial-Rath Büſching von ſeiner Geburt und Taufe *). Aber verſichern kann man, daß Leſſing, ſo bald er nur etwas lallen konnte, zum Beten angehalten wurde, und den erſten mündlichen Unterricht in der Religion von ſeinem Vater ſelbſt erhielt. Im vierten und fünften Jahre wußte er ſchon, was, warum und wie er glauben ſollte. Zugleich mußte er in der Bibel und in des Vaters

*) In ſeinem Leben S. 30.

Katechismus leſen, welchen ihm der Vater zugleich erklärte. Bey den Betſtunden, die Morgens und Abends allezeit mit der Familie gehalten wurden, lernte Leſſing bey Zeiten viele Lieder; und vielleicht ſchreibt ſich daher ſeine erſte Luſt zur Deutſchen Poeſie. Einige Jahre weiter hin hatte er einen Privatlehrer, mit Namen, Mylius: deſſen jüngſter Bruder derjenige Mylius iſt, welcher ein beſonderer Freund von ihm in Leipzig und Berlin war, und auf ſeiner gelehrten Reiſe in London ſtarb. Deſſen ungeachtet aber unterrichtete ihn der Vater doch noch ſelbſt, vornehmlich im Chriſtenthum.

Als ein Maler ihn im fünften Jahre mit einem Bauer, in welchem ein Vogel ſaß, malen wollte, hatte dieſer Vorſchlag ſeine ganze kindiſche Mißbilligung. Mit einem großen, großen Haufen Bücher, ſagte er, müſſen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt ſeyn. Der Maler that es, und wer das Gemälde ſah, erfuhr dieſe Anekdote. Es war eben der Mahler, der ihn nachher im Zeichnen unterrichtete, und ihm frühzeitig Geſchmack an den bildenden Künſten beybrachte. Denn, wie Leſſing oft erzählte, war er kein ganz ſchlechter Künſtler, und beſaß ſogar etwas Kunſtgelehrſamkeit. Wie er ſich aber nach Kamenz verirrt hatte, weiß Gott!

Seine Eltern erzählten oft ihren übrigen Kindern, daß Leſſing von Kindheit an mit eben ſo großer Luſt als Leichtigkeit gelernt, und nichts lieber gethan, als, ſogar zum Zeitvertreibe, in Büchern geblättert, wenn er auch nicht immerfort darin geleſen. Das Beyſpiel des fleißigen Vaters, der faſt nicht von ſeiner Studierſtube kam, und die beſondre Hochachtung, die er für Gelehrte unwillkührlich äußerte, nicht affektirte, trug ohne Zweifel ihren Theil zu dieſer Bücherluſt bey.

Als ſein Privatlehrer Rektor zu Königsbrück bey Kamenz wurde, ſchickte ihn der Vater in die öffentliche Stadtſchule, unter dem damaligen Rektor Heinze.

Je älter er wurde, je mehr zeigten ſich Fähigkeit und Luſt, alles zu lernen, was ihm nur vorkam. Dieſe beyden Erforderniſſe zu einem hoffnungsvollen Jünglinge machten den Eltern nicht wenig Freude.

Sie beſchloſſen, ihren Sohn auf die Fürſtenſchule zu Meiſſen zu bringen. Die Ausſicht, daß er daſelbſt allen Unterricht und alle Verpflegung umſonſt hatte, bis auf die Kleidung, und der vorzügliche Ruf, worin die fürſtlichen Landſchulen damals ſtanden, waren wohl die größten Bewegungsgründe.

Ehe er aber dahin ging, nahm ihn einer ſeiner Verwandten zu ſich, der damalige Paſtor Lindner zu Putzkau, einem Dorfe eine kleine Meile von Biſchofswerda, wo der Vater des ſel. Geheimenraths Klotz Superintendent war. Lindner hatte auf derſelben Fürſtenſchule ſtudirt, und wußte am beſten, was zur Annahme eines ſolchen Jünglings erfordert würde. Er fand ihn dazu tüchtig, und im Junius 1741 ward er dahin gebracht. Man mußte ihn aber um ein Jahr älter machen, weil keiner unter dem 13ten und über dem 16ten Jahr angenommen werden ſoll.

Dieſe Fürſtenſchule hat freylich das ganze Gepräge ihrer Stiftungszeit, und es wäre äußerſter Blödſinn, zu behaupten, ſie könne nicht beſſer ſeyn. Aber wo iſt eine Schulanſtalt ohne ſichtbare Mängel?

Das Erſte und Schätzbarſte iſt, daß man da von keinen Nahrungsſorgen etwas wußte; des Armen und Vornehmen, wie des Reichen und Geringen Söhne gleiche Koſt, gleiche Wohnung und gleichen Unterricht genoſſen; daß hundert und zwanzig Jünglinge mit einander lebten und ſich freuten, und keiner dem andern lange verborgen blieb. Man wußte und hörte von keinen Zerſtreuungen und Abhaltungen, die in mittleren und vornehmlich großen Städten der brauſenden und unbefangnen Jugend ſo nachtheilig werden. Man bekümmerte ſich weder um die Armſeligkeiten der großen noch der kleinen Welt; redete mehr von Griechenland und Latium als von Sachſen; ſprach mehr Lateiniſch als Franzöſiſch; betete ſehr viel, ſchwärmte aber doch ſehr wenig, und, wer mehr vom Studiren als vom Beten hielt, ſtudirte ohne zu beten. Freylich mußte er die Vorſicht gebrauchen, ſich auf keiner ſolchen Sünde ertappen zu laſſen. Es geſchah auch ſelten, und wenn es geſchah, war es bloß durch Verrätherey; denn unter hundert und zwanzig Jünglingen werden ſich doch wohl ein Paar Anſchwärzer, Intoleranten oder Einfaltspinſel befinden, die nicht durch Fleiß und Rechtſchaffenheit, ſondern durch Nebendinge die Gunſt ihrer Vorgeſetzten erſchleichen? Es wären ja ſonſt nicht Menſchenkinder.

Der Fleißige, der Fähige, der Gutmüthige, ward ſelten von ſeinen Mitſchülern verkannt; eher von ſeinen Lehrern, die man aber deshalb nicht immer niederer Partheylichkeit beſchuldigte. Man freute ſich nur im Stillen, ein Fleckchen zu ſehn, das ſie nicht recht ſahen.

Freylich bey dem erſten flüchtigen Anblick ſchien es, als könnte man da nur Griechiſch und Lateiniſch lernen; aber wer mit der Verfaſſung dieſer Schule ein wenig genauer bekannt iſt, findet dieſen Vorwurf ungerecht.

Wurde das Lateiniſche und Griechiſche Sprachſtudium zu hoch angeſchlagen, und bey Erklärung der alten Griechen und Römer mehr auf die Worte, als auf die Sache geſehen, ſo war das Zufälligkeit, lag gar nicht in der Einrichtung der Schule, ſondern in der Unwiſſenheit, oder in dem Eigenſinn dieſes oder jenes Lehrers, der beydes nicht verbinden wollte.

Selbſt die philoſophiſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften wurden ernſtlich getrieben, und es fehlte nicht an Unterricht in der Franzöſiſchen und Italiäniſchen Sprache, im Zeichnen, in der Muſik und im Tanzen.

War es Geſetz, oder vielleicht mehr Gewohnheit, dieſen letzteren nur in den ſo genannten Freyſtunden zu ertheilen, ſo nahmen es doch die wenigſten Lehrer ſo buchſtäblich, ſondern wollten nur den alten Sprachen und Humanioribus, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, den Vorzug vor der Franzöſiſchen Sprache und den belles lettres bewahren.

In dieſer Kloſterſchule brachte Leſſing fünf ganze Jahre zu; und, wie er oft verſicherte, ihr allein verdankte er es, wenn ihm etwas Gelehrſamkeit und Gründlichkeit zu Theile geworden.

Er war noch nicht drey Jahre darin, ſo überſchickte er ſeinem Vater eine Glückwunſchrede, in welcher er die Gleichheit eines Jahres mit dem andern bewies. Sie iſt das einzige, was ſich ganz und unverſehrt von ſeinen Schularbeiten unter den Papieren ſeines Vaters vorgefunden hat. Man kann ſich nicht entbrechen, ſie am Ende ganz beyzufügen. Sie hat freylich alle Steifigkeit und Gelehrſamkeitsſucht eines Jünglings, die damals unter dem Namen der Regelmäßigkeit noch ſehr genährt wurde. Aber trotz allen dieſen Jugendfehlern, bricht darin ſo viel geſunder Verſtand und Aufmerkſamkeit auf alles um und neben ihm hervor, daß man Leſſingen mit Recht unter die frühzeitigen Köpfe zählen kann. Man bedenke, er hatte noch nicht funfzehn Jahr, und der Inhalt dieſer Rede war von ihm, ſo zu ſagen, nicht aus der Luft gegriffen, ſondern paſſend gewählt. Der Vater äußerte mit der Mutter bey allen Gelegenheiten: daß die Welt ſchlimmer würde. Wenn alte, kränkliche Leute dergleichen ſagen, ſo nimmt es freylich weniger Wunder. Daß aber ſein Vater im funfzigſten Jahre ſchon ſo dachte, wunderte den Sohn, der es für Vorurtheil hielt, und es ihm zu benehmen ſich getrauete. Eine Schrift dieſer Art, von einem geliebten Sohne, war freylich dem Vater ſehr willkommen, und er hob ſie zum Andenken auf.

Sie war ihm der beſte Beweis, daß ſich ſein Sohn glücklich fühle, und das Unglückliche ſeiner Lage weder kenne, noch mit einer glücklichern vergleiche. O, wenn man ſein ganzes Leben hindurch ſo Jüngling ſeyn könnte! Schade, daß die Antwort des Vaters auf dieſe Rede des Sohns verloren gegangen iſt! Er wird ihm gewiß darin Gegengründe aus ſeinem beklemmten Herzen und aus der Erfahrung ſeines kleinen Geſchäftskreiſes vorgehalten, und ihn auf die Zukunft, wenn er die Welt beſſer kennen werde, verwieſen haben. Die Wahrheit war freylich auf des Sohnes Seite; aber die eigne individuelle Erfahrung ſprach für den Vater.

Der junge Leſſing ſtudirte ſogar in denjenigen Stunden, welche zur Ruhe und Erholung ausgeſetzt waren, und las für ſich ſehr viele Claſſiker, die in den öffentlichen Lektionen nicht traktirt wurden, und die vornehmlich nach ſeinem Geſchmacke waren. „Theophraſt, Plautus und Terenz, ſagt er*), waren meine Welt,

---

*) In der Vorrede zum 3ten Theil ſeiner kleinen Schriften. Berlin 1754. Sämtl. Schriften. Th. VIII. S. 44.

die ich in dem engen Bezirke einer kloſtermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit ſtudirte. — Wie gern wünſchte ich mir dieſe Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.“ Auch las er den Anakreon ſehr fleißig, und machte einige Nachahmungen davon ſchon auf der Schule. Sie geriethen ihm ſo wohl, daß er ſie nachher mit in ſeine Gedichte aufnahm.

Obgleich die Lateiniſche Poeſie zu den officiis perfectis eines Fürſtenſchülers, die Deutſche aber zu den imperfectis gehörte, ſo trieb er die letztere doch mehr als die erſtere, und beſang die Keſſelsdorfer Schlacht in Deutſchen Verſen. Es iſt freylich die Arbeit eines Schülers, und die Funken des Genies liegen noch ganz ſparſam in dieſer gereimten Proſe.

Er machte ſie aber nicht auf eignen Antrieb, ſondern auf Verlangen des Vaters, dem er darüber den erſten Februar 1746 Folgendes ſchrieb: „Das Lob, das Sie mir wegen des „verfertigten poetiſchen Sendſchreibens an den „Herrn Oberſtlieutnant von Carlowitz“ (von dem er eben eine Freyſtelle in dieſer Fürſten-

ſchule erhalten hatte) „unverdient ertheilt ha-
„ben, ſoll mich, ob ich gleich wenig Luſt habe,
„dieſe Materie noch einmal vorzunehmen, an-
„reihen, nach Dero Verlangen ein kürzeres,
„und wo möglich, ein beſſeres zu machen.
„Zwar, Ihnen es frey zu geſtehen, wenn ich
„die Zeit, die ich damit zugebracht, und noch
„zubringen muß, überlege, ſo muß ich mir
„ſelbſt den Vorwurf machen, daß ich ſie auf
„eine unnütze Weiſe verſplittert habe. Der
„beſte Troſt dabey iſt, daß es auf Ihren Be-
„fehl geſchehen.“

So lange er mit unermüdetem Fleiße die Griechiſchen und Lateiniſchen Claſſiker ſtudirte, und ſeine Gedanken in dieſen beyden Sprachen zur Uebung aufſetzte, war er ein Günſtling des Conrektors Höre, der ein ganzer Philolog, und ein exemplariſcher frommer Mann war, von den übrigen Dingen der Welt aber nichts wußte, und nichts hielt. Einen Deutſchen Vers machte er wohl mit, und alle ſeine Deutſchen Erklärungen der Bibel ſchloß er mit einem Denkreime. Gottſched würde ihn ſogar für einen ganz guten Dichter erklärt haben, obgleich einer oder der andere Schüler ſich des Lachens dabey nicht allezeit enthalten konnte, ſo ruhig es auch in ſeinen Stunden ſeyn mußte. Daher konnte er es auch an ſeinen Schülern leiden, wenn ſie Deutſche Reimerey nebenher trieben.

Als aber der junge Leſſing ſah, daß er auch einige lebendige Sprachen nothwendig lernen, und in den mathematiſchen Wiſſenſchaften einen guten Grund legen müſſe, ließ er mit den erſten Uebungen etwas nach, und ward in den Augen des Conrektors unfleißig.

Klemm *), der damalige Mathematikus an dieſer Schule, war gewiß der Gelehrteſte und Scharfſinnigſte ſeiner Kollegen; aber von keinem Anſehn: denn er hatte das Unglück, keinen guten Vortrag zu haben; doch erſetzte er dieſes durch ſeine unbegränzte Bereitwilligkeit, außer den geſetzten Stunden, jeden, der beſonders Luſt und Fähigkeit zur Mathematik bewies, mündlich zu belehren. Leſſing ergriff natürlich dieſe Gelegenheit, und lernte aus

---

*) Joh. Aug. Müllers Verſuch einer Geſchichte der churſächſiſchen Fürſten- und Landſchule zu Meiſſen. Leipzig 1789. II. B. S. 180. und 181.

ſeinem Umgange, wie wenig Reelles er wiſſe, und wie viel er noch zu lernen habe. Von ihm hörte er, daß Lateiniſch, Griechiſch, Franzöſiſch, Engliſch und Italiäniſch, nur Werkzeug zur Gelehrſamkeit, nicht die Sache ſelbſt ſey. Klemm verſtand dieſe Sprachen alle, und ſprach auch einige davon ziemlich. Ohne Philoſophie und Mathematik wäre ein Gelehrter nicht viel, ſagte er ihm hundertmal, und mochte wohl zuweilen mit auf den gelehrten Herrn Conrektor zielen. Dieſe Wahrheiten leuchteten dem wißbegierigen Leſſing bald ein, und nun fing er an; vornehmlich Mathematik mit Eifer zu ſtudiren. Zwey Manuſcripte, die ſich noch unter ſeinen Papieren gefunden, ſind Beweiſe davon. Das erſte iſt eine Deutſche Ueberſetzung des 2ten, 3ten und 4ten Buchs des Euklides, und das andere betrifft die Geſchichte der Mathematik. Man ſieht aus dem letztern zugleich, daß er auch die gelehrten Zeitungen auf der Schule geleſen, und ſich manche Anekdote daraus gezogen.

Die Zeugniſſe von den letztern Jahren ſeines Schullebens, welche die Lehrer für jeden ihrer Schüler nach jedem halbjährigen Examen ausſtellten, beſtätigten ſeinen Fleiß in den mathematiſchen Wiſſenſchaften.

Als der Vater ſich einſtmals bey dem Rektor Grabner erkundigte, der ſich auf die Kenntniß der jungen Leute beſſer verſtand, und ihren Fähigkeiten mehr Spielraum erlaubte, gab dieſer ihm folgendes derbe Lob: „Es iſt ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektiones, die andern zu ſchwer werden, ſind ihm kinderleicht. Wir können ihn faſt nicht mehr brauchen.“

Dieſes Lob war vielleicht Urſach, daß ihn der Vater ein Jahr eher als gewöhnlich aus dieſer Schule nahm. Die Bitten des Sohnes, der ſie mit dem fünften Jahre ſatt hatte, trugen dazu auch nicht wenig bey, und eine kleine Schulpedanterey war vielleicht die dritte Urſache. Sie zeigt ſeine jugendliche Freymüthigkeit und Liebe zur Wahrheit, die ihm über alles ging, und freylich mehr Feinde als Freunde erweckte.

In dieſer Schule iſt der Gebrauch, daß von den Lehrern, die alle außer dem Schulbezirke wohnen; wöchentlich einer nach dem andern Tag und Nacht bey den jungen Leuten ſeyn, und die Früh-, Nachmittags- und Abend-Betſtunden mit ihnen halten muß. Man benennt dieſen wöchentlichen Inſpektor mit dem Mönchgriechiſchen Namen: Hebdomadarius. Sonabends kommen alle Lehrer zuſammen, um ſich über das Beſte der Schule zu berathſchlagen. Nachher werden die Tiſch-, Tabulat- und Hof-Inſpektores, welches allezeit die erſten zwölf Schüler ſind, hereingerufen, die nicht nur anzeigen, was etwa die Woche vorgefallen, ſondern auch vernehmen müſſen, was weiter beobachtet werden ſoll. In einer ſolchen Verſammlung, die man die Cenſur hieß, war der junge Leſſing auch als Inſpektor zugegen, und der Rektor fragte, warum die Schüler in dieſer Woche (da der Conrektor Höre Hebdomadarius geweſen) ſo ſpät ins Gebet gekommen. Alles ſchwieg, nur Leſſing nicht, der voreilig genug war, einem ſeiner Cameraden neben ihm zuzuflüſtern: Das weiß ich. Der Rektor, der es hörte, befahl ihm, es laut zu ſagen. Anfangs wollte er nicht; endlich platzte er heraus: Der Herr Conrektor kommt nicht gleich mit dem Schlage; daher denket jeder, das Gebet gehe nicht ſogleich an.

Der Herr Conrektor mochte es wohl nicht mit gutem Gewiſſen in Abrede ſeyn können, und rief nur aus: Admirabler Leſſing! Seit der Zeit hießen dieſen ſeine Schulkameraden nicht anders.

Man muß jenen Mann gekannt haben, um ſeine Empfindlichkeit aus ſeiner Antwort ermeſſen zu können. Er war der ehrlichſte und rechtſchaffenſte Mann, voll Hebräiſcher, Griechiſcher und Lateiniſcher Gelehrſamkeit, hielt viel auf Bibel und Bibelleſen, verſteht ſich, in den Grundſprachen; hatte aber nicht das Geringſte von der Urbanität, die er bey Erklärung der Griechiſchen und Lateiniſchen Autoren empfahl und über die Galanterie und Höflichkeit ſeiner Zeitgenoſſen weit erhob. Der erſte Ausbruch ſeiner Mißbilligung waren Demoſtheniſche Komplimente, wie ſie uns der brave Reiske verdeutſcht hat, mit einer etwas kräftigen Bewegung der Hände. Wurde er aber in Ernſt böſe, ſo fing er an zu ſatyriſiren und höhnen.

Als nachher Leſſings Bruder, der jetzige Conrektor in Chemnitz, auf eben die Schule kam, und ſich bey dem Höre, der nun Rektor geworden war, meldete, entließ der ihn folgendergeſtalt: „Nun geh in Gottes Namen; ſey fleißig, aber nicht ſo naſeweis wie dein Bruder.“ — Der ehrliche Mann konnte der Wirkung der Rache gebieten, aber nicht der Aeußerung der Empfindlichkeit.

Man findet darüber noch Folgendes in einem von Leſſings Briefen an ſeinen Vater.
„Das Lob, welches der Bruder in Meiſſen
„hat, erfreut mich ausnehmend. Ich wünſche,
„daß er den Beyfall, den er in der Schule
„erhalten, auch in der Welt haben möge.
„Dem guten Herrn Rektor hat es gefallen,
„ſeinen Groll gegen mich auch in dieſem Briefe
„ein wenig zu verrathen. Er kann aber nichts
„deſto weniger verſichert ſeyn, daß ich alle
„Hochachtung für ihn habe: ob es mich
„gleich gar nicht gereuet, ihm nicht in allem
„gefolgt zu haben. Ich weiß wohl, daß
„es ſeine geringſte Sorge iſt, aus ſeinen
„Untergebenen vernünftige Leute zu machen,

„wenn er nur wackre Füſtenſchüler aus ihnen
„machen kann, d. i. Leute, die ihren Lehrern
„blindlings glauben, ununterſucht, ob ſie nicht
„Pedanten ſind.“

Und es ſcheint einmal in unſrer Natur zu liegen, die unbedeutendſte Erinnerung von einem Untergebenen nicht gut aufnehmen zu können. Der Jüngling ſollte daher um ſeines Beſten willen nichts weniger thun als dieſes, und Leſſing that um ſeiner jugendlichen Eitelkeit willen nichts lieber, als dieſes. Für Eine Gelegenheit, wo es ihm gefrommt, ſind zehn, wo es ihm geſchadet hat. Doch das hat man unſrer Jugend umſonſt geprediget, und ich hoffe zur Menſchheit, man wird es auch der künftigen umſonſt predigen.

Einige erzählen die Sache etwas anders. Der Rektor, ein ſchlauer und feiner Mann, habe dem Conrektor wegen ſeines Spätkommens zum Gebet eine Erinnerung thun wollen, und darauf gerechnet, daß unter zwölf Jünglingen ſchon einer ſeyn würde, den mehr Wahrheit als Klugheit leitete, und daher dieſe Frage gethan. Als der Rektor Leſſingen zum Schein eine Strafe diktiren wollen, habe ſich der Conrektor aus allen Kräften dagegen geſetzt.

Zu Ende des Junius 1746 nahm Leſſing öffentlich von der Schule Abſchied, und handelte bey dieſer Gelegenheit de Mathematica Barbarorum. Es konnte nicht fehlen, daß er mit einem guten Zeugniſſe nach Hauſe kam. Wäre er aber auch damit nicht verſehn geweſen, ſo hätte der Vater doch gefunden, daß der Sohn die fünf Jahre gut angewendet hatte. Er behielt ihn auch nur einige Wochen zu Hauſe, und ſchickte ihn dann auf die Univerſität nach Leipzig.

3.

Hier kam er freylich in eine ganz andere Welt, und in Rückſicht ſeiner in eine große. Dieſe Stadt hat für Reiche und Arme manches Anziehende, und iſt gegen der Letzteren keimende Schuleitelkeit ein herrliches Präſervativ. Nur dem Studirenden von mittelmäßigem Vermögen ſollte dahin zu gehen nicht gerathen werden. Leſſing war mehr unter die Armen zu rechnen. Aber hatte er auch die Eigenſchaften eines armen Studenten? Er, der zu

Hauſe die Sorge der Eltern nicht fühlte, und auf einer Schule gelebt hatte, wo weder Mangel noch Ueberfluß, noch Ueppigkeit, noch alle möglichen Zerſtreuungen der reichen Jugend herrſchten. Nun fielen ſie ihm auf einmal in die Augen, und mußten auf ihn um deſto mehr wirken, je neuer ſie ihm waren, und je mehr Jugend und Feuer zu dieſem Genuß einluden. Er kannte den Grundſatz ſehr wenig, ſich in die Leute zu ſchicken, ſich zu ſchmiegen und zu biegen, um in der Welt fortzukommen; war von dem herrlichen Sittenſpruche aufgeblaſen, daß Weisheit und Tugend mehr ſey als Reichthum und Ehrenſtellen. Sollte man nicht zittern, einen ſolchen Jüngling ohne Führer und Leiter auf einmal in die wirkliche Welt geſtoßen zu ſehen? Deſſen ungeachtet konnten ſeine Eltern nichts weiter thun, als ſich auf den Schutz Gottes und die Führung der heiligen Engel verlaſſen; das heißt mit profanen Worten: ſie ließen der Sache ihren natürlichen Lauf, und bauten nicht auf Menſchen, ſondern auf die Menſchheit, thaten aber alles, was ſie nach ihren Umſtänden thun konnten.

Der Vater, noch mehr aber die Mutter, hatten wohl Anfangs alles darauf angelegt, daß der Sohn Theologie ſtudiren ſollte. Als dieſer aber nicht die geringſte Neigung, ſondern vielmehr alle mögliche Abneigung dagegen bezeugte, und offenherzig verſicherte, daß ihm zu dieſem Beruf Sprache, Körper und Denkart fehlten: ſo glaubte der Vater in Hinſicht ſeiner Fähigkeiten noch weiter mit ihm gehen zu können, und ſchmeichelte ſich ſchon Gelegenheit zu finden, ihn auf die damals eben geſtiftete Göttingiſche Univerſität als Profeſſor zu brinbringen, wenn er vier bis fünf Jahr ſo fleißig zu Leipzig ſtudirte, als er zu Meiſſen gethan. Der Sohn ſchien auch dieſem Plane nicht ganz entgegen; nur das Unvermögen der Eltern, ihn nicht einmal drey Jahre hinlänglich unterſtützen zu können, vereitelte ihn.

Er hatte ſich in Leipzig kaum umgeſehen, ſo erwachte ſeine Liebe zur Dichtkunſt, und vornehmlich zum Theater. Auch ward er bald inne, was ihm zum geſelligen Menſchen fehle, und daß er ſeinen Körper bisher ganz vernachläſſiget habe. Er lernte alſo reiten, tanzen, fechten und voltigiren: nicht um davon Profeſſion zu machen, oder Bewunderung einzuerndten, ſondern um nicht länger im Umgange ſo ſteif und hölzern zu bleiben. Sezt ein Theil Menſchen auf dieſe Bildung zu viel Werth, ſo macht auch gewiß ein anderer Theil zu wenig daraus. Seine Eltern, und viele ehrliche Leute mehr, würden ſie an ihm nicht vermißt haben. Die Mutter hielt ſie ſogar für etwas ſehr Weltliches und Sündliches, der Vater für etwas ſehr Ueberflüſſiges, das bloß der reiche Cavalier zur Parade mitmachen könne. Der Sohn betrachtete ſie aber von der rechten Seite, und ruhete nicht eher, als bis er dadurch die, welche ihn über das Linke ſeiner Manieren mit Recht geneckt, zum Schweigen gebracht hatte.

Herr Kreisſteuer-Einnehmer Weiße war zu Leipzig einer ſeiner erſten und vorzüglichſten Freunde, und blieb es bis an ſein Ende. Er war ihm in den ſchönen Wiſſenſchaften ungefähr das, was ihm Moſes Mendelsſohn zu Berlin in der Philoſophie war. Sie wurden mit einander durch Johann Heinrich Schlegel; den nachmaligen Däniſchen Hiſtoriographen, bekannt, welcher mit Leſſingen in Meißen ſtudirt hatte, und zu gleicher Zeit auf die Univerſität kam. Sie hatten ſich kaum geſehn und geſprochen, ſo öffneten ſich ihre Herzen gegen einander, und Jünglinge wie ſie, durch gleichen Eifer für die ſchönen Wiſſenſchaften getrieben, wurden bald vertraute Freunde. Kein Tag verſtrich, wo ſie einander nicht beſuchten: wenigſtens gingen ſie im Sommer des Abends mit einander ſpazieren, und des Winters in das Schauſpiel.

Leſſing hatte zwar einen Stubenburſchen, mit dem er ſogar auf Einer Schule geweſen, und der ein ſehr geſchickter und fleißiger Mann war; ſie paßten aber übrigens gar nicht für einander. Dieſer behauptete mit etwas zu großer Zuverſicht und diktatoriſcher Freundſchaft: man müſſe ſo ordentlich und fleißig ſtudiren, wie er, oder es könne nicht gut gehn. Leſſing, der den Vorwurf des Unfleißes und der Liederlichkeit zwar nicht verdiente, aber ganz anders ſtudirte und lebte, ſpottete über ſeinen mechaniſchen Fleiß; und unbärtige Mentoren können dieſes noch weniger vertragen, als bärtige: folglich war immer Streit und Zank unter ihnen, welchem Leſſing durch ſeine Entfernung am beſten auszuweichen glaubte. Und wohin konnte er da anders flüchten, als zu einem Freunde, deſſen Denkart und Neigung mit der ſeinigen ſich beſſer vertrug?

Herr Weiße und Leſſing hörten anfänglich mit einander einerley Collegia. Es währte aber nicht lange, ſo lief Leſſing aus einem ins andere. Kein Lehrer that ihm Genüge: alle ſchienen ihm ſeicht, und gaben ſeinem Leichtſinn oft Gelegenheit zum Spotte; den einzigen Erneſti ausgenommen, den er dann und wann über die Römiſchen Alterthümer, über die Griechiſchen Klaſſiker, und über die Univerſalgeſchichte, doch ſparſam genug, hörte. Oft ſchwatzte er ſeinen Freund Weiße noch vor Erneſti's Thüre weg, und auf die Promenade.

Eines Tages kam er zu ihm, und ſagte: er wolle Medicin ſtudiren; er habe ein Paar Collegia gefunden, in denen er etwas Neues gehört zu haben glaube. Dies waren Chemie und Botanik bey dem D. Hundertmark.

Sein Eifer erkaltete aber auch hier geſchwind denn es war ihm nie rechter Ernſt damit. Und wenn er erzählte: das erſte Collegium, welches er gehört, ſey über die Geburtshülfe geweſen; ſo war es Laune und Scherz, den einige ſeiner Freunde zu buchſtäblich nahmen. Indeß trug er allenthalben Bücher zuſammen, und las viel, beſonders die Deutſchen Wolfiſchen Schriften, die er deshalb auch ſeinem Freunde mit vieler Wärme anpries.

Herr Naumann, der jetzt noch zu Görlitz privatiſiren ſoll, und vornehmlich durch ſein Heldengedicht, Nimrod, den Kunſtrichtern viel Vergnügen gemacht hat, ſchrieb ſchon dazumal in allen möglichen Gattungen der Poeſie, vom Epigramm bis zum Heldengedichte, und in Proſa alles, was man haben wollte. Er war ein Unſterblicher der damaligen Deutſchen ſchöngeiſteriſchen Welt. Die Schweizer nannten ihn in ihrer Zürcher Zeitung nur den kleinen Bäuzener, weil er aus Bauzen in der Oberlauſitz gebürtig iſt. Uebrigens der beſte Schlag von Menſchen, nicht ohne Witz und drollige, poſſierliche Einfälle. Dieſer vermehrte bald ihre Abendgeſellſchaften. Seine Lebhaftigkeit, Gutmüthigkeit, und Mangel an Beurtheilungskraft gaben Blößen die Menge. Stets brachte er einen ganzen Stoß ſelbſt verfertigter Gedichte mit, die er vorlas, und ihre Kritik mit der komiſcheſten Art abwies. Gerade ein Mann, wie Leſſing ſich damals zum Umgange wünſchte! Denn er hatte immer Leute mit gewiſſen Eigenheiten, wenn es auch Schwachheiten waren, lieber, als ſolche, die den gebahnten Weg in Wiſſenſchaften ſchlichen, und einer ſklaviſchen Pünktlichkeit der Moral anzuhängen ſchienen; weil das, genau betrachtet, meiſtens Sinnenſtumpfheit und Heucheley iſt.

Wenn ihm, wie man behauptet hat, in Leipzig der Umgang des ſeligen Gellert und der Verfaſſer der Bremiſchen Beyträge nie behagte, ſo kann man wohl jenes nicht zur Urſache angeben. Hatte aber Gellert von je her ſo etwas Weinerliches und Aengſtliches, wie in den letzten Jahren ſeines Lebens, ſo war er allerdings kein Mann für einen geſunden und unbefangnen Jüngling, der die Welt genießen will, wenn auch alle Glücksumſtände es ihm zu verbieten ſcheinen. Als ihn Leſſing ſpäterhin einmal in ſeiner Krankheit, welches die gewöhnliche Hypochondrie war, beſuchte, und in einem chriſtlichen Tröſter leſend fand, gab er ihm auf das freundſchaftlichſte zu verſtehn, daß ſolche Lektüre für ihn nicht ſey, und er ſich mit ganz andern Dingen aufheitern müſſe. Gellert fuhr wider ſeine Gewohnheit darüber auf, mit den Worten: Stören Sie mich nicht in meinem Glauben, in dem einzigen Troſt meiner Krankheit! Leſſing empfahl ſich darauf mit guter Manier, und wünſchte in ſeinem Herzen, daß die Aerzte mit ihm glücklicher ſeyn möchten.

Unter Herrn Hofrath Käſtner, damaligem Profeſſor zu Leipzig, übten ſich einige Studirende im Disputiren, als Chriſtoph Mylius, Joh. Heinrich und Joh. Adolph Schlegel, Zachariä und Andere, die nachher rühmlichſt bekannt wurden. Zu dieſen geſellte ſich auch Leſſing ſchon 1746, und blieb dabey bis im September 1748. Das einzige Collegium, das er ſo lange ausgehalten, und der einzige Profeſſor, der aus ſeinem Lehrer ſein Freund geworden, und bis an den Tod geblieben. Die vom

Diſputiren nicht viel halten, werden vielleicht da den Grund zu Leſſings gelehrter Streitſucht gelegt finden; aber man vergeſſe nicht, daß dies zugleich der eindringendſte Unterricht iſt: und wird auch da keine Wahrheit ausgemacht, welches überhaupt bey einem ſolchen Collegio eine ſehr verkehrte Abſicht wäre, ſo wird doch der Verſtand mehr geübt, als durch zehnmal ſo vieles Leſen und Hören, Präpariren und Repetiren, wo ſo leicht das bloße Gedächtniß arbeitet.

Mit keinem von denen, welche dieſes Collegium hörten, wurde er vertrauter Freund, als mit Chriſtoph Mylius, der aber zu Leipzig in keinem guten Rufe ſtand. Man ließ zwar ſeinen Talenten und Kenntniſſen alle Gerechtigkeit widerfahren; in Anſehung ſeines moraliſchen Charakters aber dachte Leſſing weit vortheilhafter von ihm, als alle ſeine übrigen damaligen Freunde, welche ihn für einen ſchmutzigen, leichtſinnigen und lockern Menſchen hielten. Leſſing mochte dieſe Fehler ſogar nicht in Abrede ſeyn können; aber was mehr? Dafür fand er bey ihm, was er an vielen der wohlgezogenſten Jünglinge nicht fand: Unterhaltung und Nahrung für ſeinen Geiſt. Ging Mylius in niedergetretenen Schuhen, durchlöcherten Strümpfen, und zerriſſenem Kleide, zum Aergerniß der galanten Leipziger Welt, ſo ahmte Leſſing ihm darin niemals nach. Bey ſo viel verſprechenden Geiſtesgaben *), wie Leſſing an ihm bemerkte, wovon ſeine Schriften nicht einmal der größte Beweis ſind, glaubte er indeß dieſe Nachläſſigkeiten überſehen zu müſſen.

Aber dieſer Mylius paſſirte ſchon damals für einen Freygeiſt. Dies ſchreckliche Wort hört man itzt faſt gar nicht mehr, um einen Menſchen zu bezeichnen, der ohne poſitive Religion lebt, oder zu leben ſcheinen will. Er hatte das Zurückgehen des Schattens an dem Sonnenzeiger Ahas für eine ganz natürliche Sache erklärt, und auf die Widerlegung einiger großen Gottesgelehrten weder widerufen, noch ihre Erklärung annehmen wollen. Er hatte auch ein Wochenblatt: der Freygeiſt, geſchrieben, in welchem zwar nicht das Geringſte gegen chriſtliche Tugend und Religion zu finden

---

*) Siehe die Vorrede zu Mylius Schriften.

war; aber von da an war der Name: Mylius und Freygeiſt, eben ſo unzertrennlich, als Edelmann und Religionsſpötter *).

Mit einem ſolchen, ohne ganze Schuhe, Strümpfe und Rock, ging Leſſing vertrauter um, als mit den ordentlichſten akademiſchen Bürgern, die den Schneider und Schuſter weder in Verlegenheit ſetzten, noch von ihnen in Verlegenheit geſetzt wurden.

Sein zweyter verdächtiger Umgang in Leipzig war mit der Schauſpielergeſellſchaft, die bey einer gewiſſen Art Menſchen damals weder kaufmänniſchen noch moraliſchen Kredit hatte. Die Prinzipalin, oder wie es jetzt heißt, die Theaterdirektrice, Neuberin, hatte zweyerley Beſucher. Einige ſchätzten an ihr die Künſtlerin; andere das Frauenzimmer. Daß aber Leſſing außer der Kunſt und ihrem geiſtreichen Umgange noch etwas an ihr geſchätzt habe, iſt ſchwerlich zu glauben; denn er war bey den übrigen Prieſterinnen Melpomenens und Thaliens eben ſo gern geſehen, und die vorzüglichen Schauſpieler, Heydrich, Koch, Bruck und Brückner, hatten nicht weniger Antheil

---

*) Siehe die Vorrede zu Mylius Schriften.

an ſeiner Geſellſchaft. Er hielt es nicht für klein, von ihnen zu lernen, was man aus keinem Buche lernt, und doch wiſſen muß, wenn man von der Aufführung eines Stücks richtig urtheilen will. Nur nahm er ihre Ausſprüche nicht für richterliche Urtheile, von denen an den Menſchenverſtand oder an beſſere Einſichten zu appelliren verwehrt iſt; und ſo ward bald aus dem Lernenden der Lehrer.

Brückner *), der immer viele Achtung und Freundſchaft für Leſſingen hatte, auch da noch,

---

*) Man erlaube mir hier eine Anekdote von ihm anzubringen, die freylich nicht eigentlich hierher gehört. Er wurde nachher der blindeſte Verehrer von dem berüchtigten Schröpfer, und ging mit ſeinem Vertrauen auf ihn ſo weit, daß er ihm ſeine von ſeinem Gehalt mühſam erſparte Barſchaft lieh. Ob er gleich davon nicht einen Pfennig wieder ſah, obgleich deſſen Schurkereyen ſich alle entdeckten, womit er die ganze Stadt Leipzig eine Weile geäfft: ſo war Brückner doch nicht von ſeiner Enthuſiaſterey gegen ihn abzubringen, und hoffte ſteif und feſt, er werde wieder lebendig werden und Wunder thun. Mit zehn ſolchen Anhängern hätte ein verſchmitzter Kopf, im rechten Winkel der Erde, zum Erſtaunen der Seher und Leſer, eine große Sekte ſtiften können. Uebrigens hatte Brückner geſunden

als ihm Eckhof von Leſſingen weit vorgezogen wurde, verſicherte mit vieler Aufrichtigkeit, daß er Leſſingen oft bey den ſchwierigſten Rollen zu Rathe gezogen, und von niemanden beſſer belehrt worden ſey, als von ihm. Leſſing habe ihm ſogar die ſchwerſten Stellen ſelbſt vordeklamirt und geſtikulirt, und er, Brückner, ſey von deſſen Richtigkeit und Eindringlichkeit in die Rolle anſchaulich überführt worden; nur den Anſtand hätte er an Leſſingen zuweilen dabey vermißt. Man weiß aber wohl, daß dieſes ein Steckenpferd der Franzöſiſchen Schauſpieler iſt, welches die Deutſchen unter dem Namen: Schlendrian, dreſſiren.

Hieraus erhellet nun freylich zur Genüge, daß Leſſing auf der Univerſität keine der ſo genannten Brotwiſſenſchaften im Ernſte ſtudirte. Aber müßig war er deshalb nicht. Aeſthetik, Philoſophie, Naturlehre und Mathematik umfaßte ſein wißbegieriger Geiſt; allein es war nur Koſterey: und die Collegia, die er darüber zu hören anfing, behagten ihm auf keine Weiſe.

Verſtand, ziemliche Kenntniß der Menſchen, und war nichts weniger als Schwärmer in ſeinem Metier und ſeinen übrigen Handlungen.

Unmöglich konnte dieſes an den Lehrern und ihrer Lehrart liegen. Leipzig hat immer verdiente Männer in allen Fächern gehabt. Und wahrhaftig! ſo ein Wunder war er nicht, daß ſie ihn nichts mehr lehren können. Eigendünkel und Liederlichkeit war es auch nicht von ſeiner Seite. Und was denn?

Es giebt eine Art guter Köpfe, die in der Jugend vornehmlich verkannt werden; und unter dieſe gehörte auch Leſſing. Auch die beſten Vorſchriften ſind für ſie nicht; ſie müſſen durchaus ihrem eignen Gange ganz überlaſſen werden. Ihrem Studiren eine andere, und wie man glaubt, eine beſſere Richtung geben, iſt ſo viel, als ſie davon abwendig machen; und wenn ſie ſich ſogar aus eigner Ueberzeugung nach fremder Vorſchrift zwingen wollen, ſo fühlen ſie doch das für ſie nicht paſſende Joch. Fallen ſie aber auf etwas von freyen Stücken, ſo leben und weben ſie ganz darin, und laſſen nicht eher ab, als bis ſie es ziemlich erſchöpft zu haben glauben. Unterdeſſen nehmen ſie aber nichts anders vor; ſelbſt ihre Erholungen haben darauf Beziehung. Je größer der Umfang ihrer

Kenntniſſe wird, je länger hält ihr Fleiß an. Dabey ſind ſie aber doch ſehr der Zerſtreuung ausgeſetzt, und können leicht auf einen andern Gegenſtand mit eben der Hitze und Anhaltung gebracht werden. Das Planmäßige fällt alſo ganz bey ihnen weg, das jeder andere Studirende beobachten muß, wenn er die Univerſität nicht vergebens beſucht haben will.

Das Hören der Collegien, welches ſonſt ſo viel Vorzüge vor dem Buchunterrichte hat, iſt bey ihnen von keinem großen Nutzen, der Profeſſor beobachte auch alles, was von ihm gefordert werden kann. Das allermittelmäßigſte Buch leiſtet ihnen mehr Nutzen, welches ſie weglegen, ſo bald ſie ſich nicht mehr aufmerkſam fühlen. Sie können nach Belieben ungewöhnlich weit fortrücken, wo es ihnen ſchon bekannt, oder ſehr leicht ſcheint, und ſich deſto länger bey dem aufhalten, was für ſie mehr Erklärung braucht. Im Collegio müßten ſie fort hören, und könnten nur nach Endigung deſſelben das thun, was ſie ſogleich bey dem Leſen vornehmen. Der mündliche Unterricht iſt nach dem Bedarf der größten Menge eingerichtet; jene können aber den ſchriftlichen durch Bücher ihren individuellen Fähigkeiten anmeſſen.

Leſſing ward bald inne, wie ſehr die ſchönen Wiſſenſchaften, wider alles ſein Erwarten, auf dieſem Muſenſitze geſchätzt wurden. Ungereimte und gereimte Sächelchen machten Aufſehen, die auf der Schule weder Rektor noch Konrektor gelobt, deren Schlechtheit der Mathematiker a priori demonſtrirt, und ſeine Mitſchüler wohl gar parodirt hätten: denn ſpotten iſt von jeher leichter geweſen, als beſſer machen. Natürlich mußte in ihm der Gedanke entſtehen, Dichter und Schriftſteller zu werden.

Die Seichtheit der Gottſchediſchen Schule war vielleicht der größte Sporn dazu, und folglich der damalige ſchlechte Geſchmack das Mittel zum beſſeren. Leſſing ſah, daß er noch lange ſtudiren müſſe, ehe er dem mittelmäßigſten Philologen, Philoſophen und Mathematiker gleich käme; aber dem damaligen beſten Deutſchen Dichter, Kunſtrichter und Belletriſten gleich zu kommen, oder ihn gar zu übertreffen, konnte ihm ſo ſchwer nicht dünken.

Hierzu kam die Noth, die Erfinderin und Beförderin aller Künſte und Wiſſenſchaften. Die Eltern thaten zwar alles, was ſie konnten; es war aber zu wenig, und im ökonomiſchen Raffiniren beſtand Leſſings Stärke nie. Wenn er ſie auch beſeſſen hätte, ſein Herz hätte ſie nie zur Ausübung kommen laſſen. Die Natur liefert den Menſchen oft zu gut, um ihn für dieſe Welt fehlerfrey zu bilden.

In den Ermunterungen, einer Hamburgiſchen Wochenſchrift*), ſoll er die erſten Schriftſtellerproben abgelegt haben. Die zwey Luſtſpiele: Damon oder die Freundſchaft, und die alte Jungfer, welche hernach bey ſeinem Leben, aber wider ſein Wiſſen und Willen, beſonders gedruckt worden, befinden ſich nebſt einigen Liedern und Sinngedichten darin.

Um den Winter über das Schauſpiel frey beſuchen zu dürfen, forderte er ſeinen Freund Herrn Weiße auf, mit ihm das einzige Trauerſpiel von Marivaux, Hannibal betitelt, zu überſetzen. Jeder übernahm die Hälfte, und ſie überſetzten es in gereimte Alexandriner *): wie es dazumal die Theatermode wollte, als ein Trauerſpiel ſo wenig ohne dergleichen Verſe, als ohne eine große, rothe oder grüne Decke und Fiſchbeinröcke ſeyn durfte. Jetzt würde man freylich darüber lachen; dazumal lachte man über unſere jetzige Mode.

---

*) Nach Herrn Weiße waren nicht Fuchs und Mylius, wie die Chronologie des Deutſchen Theaters und der Leſſingſche Analektenſammler ſagen, ſondern ein gewiſſer M. Agrikola der Herausgeber, mit dem Leſſing aber in keiner beſondern Verbindung ſtand.

Es wurde auch aufgeführt; ob ſie aber ihren Zweck erreichten, weiß ich nicht. Vermuthlich wohl: denn Leſſing ergab ſich immer mehr und mehr dem Theater, und beredete auch Herrn Weiße zu ſeinem erſten theatraliſchen Stücke, der Matrone von Epheſus; die ſogleich auf dem Neuberiſchen und andern Theatern aufgeführt ward, und auf dem Kochiſchen, noch nach dem ſiebenjährigen Kriege, in Leipzig und Berlin vielen Beyfall hatte, wo ich ſie oft mit Vergnügen geſehen. Leſſing machte ſich auch über dieſe Petroniſche Schnurre,

---

*) In dem Theatraliſchen Nachlaß, 2 B. Vorrede, Seite 27. habe ich es für ein Original ausgegeben. Herr Kreis-Steuer-Einnehmer Weiße hat aber die Güte gehabt, mich eines Beſſern zu belehren.

und zeigte ſeinen Entwurf dazu Herrn Weiße, der darüber ſeine Matrone ins Feuer werfen wollte. Leſſing rettete ſie aber, und gab ſie einem gewiſſen Menſchen, der ſie an Schönemann nach Hamburg ſchickte, wo ſie nach etlichen Jahren gedruckt zum Vorſchein kam, nachdem ſie der Verfaſſer ſchon längſt vergeſſen hatte. Leſſing wollte den bittern Spott des Herrn Weiße über das ſchöne Geſchlecht mildern. Da aber ſeine Milderung doch noch Spott bleibt, ſo iſt es eine Frage, ob er ſich vielen Dank damit verdient habe. Er hat den unwahrſcheinlichen Spott nur wahrſcheinlich machen wollen; und auf ſolche Art möchte Herr Weiße doch den Vorzug bey dem ſchönen Geſchlechte behalten: wenigſtens bey denen, die über Komplimente gegen ihr Geſchlecht raffiniren.

Außerdem gab Leſſing auch zu der Wochenſchrift, welche Mylius unter dem Titel: Der Naturforſcher, vom 1. Julius 1747. bis December 1748. in Leipzig ſchrieb, Gedichte; daher ihn Mylius nur ſeinen anakreontiſchen Freund nannte. Die meiſten davon nahm er in ſeine

Kleinigkeiten auf, und daraus in ſeine Schriften; allein viele hat er nie wieder drucken laſſen. Das Gedicht über die Alten und Neuen, worin er ſich weder ganz für die Erſten noch für die Letzten erklärt, (welches wohl auch die beſte Partie iſt) fand einen poetiſchen Gegner, deſſen Gedicht Leſſing im Naturforſcher mit gereimten Anmerkungen begleitete.

Es iſt zu verwundern, daß er dieſer Wochenſchrift in ſeiner Vorrede zu Mylius Schriften mit keinem Worte gedenkt, wo er doch deſſen übrige Arbeiten der Reihe nach durchgeht und beurtheilt; vermuthlich, weil er Mitarbeiter daran war, und von ſich ſelbſt zu ſprechen ſo viel als möglich vermied.

Das erſte theatraliſche Stück, welches er unter ſeinem Nahmen herausgab, war: Der junge Gelehrte. Leſſing hatte es ſchon auf der Fürſtenſchule angefangen, und alles hineingebracht, was er in der kleinen Schulwelt beobachten konnte. Ein wirklicher Vorfall machte, daß er es wieder vornahm.

Ein junger Gelehrter in Leipzig beeiferte ſich um einen Preis, den die Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin damals ausgeſetzt hatte. Er ſchickte ſeine Abhandlung ein, und äußerte viel Erwartung und Zuverſicht gegen ſeine vertrauten Freunde. Als er einmal mit ihnen beyſammen war, kam die niederſchlagende Nachricht, ſeine Abhandlung ſey für die ſchlechteſte gehalten worden.

So etwas diente in Leſſings Plan; dieſen Zug konnte er herrlich gebrauchen! Er ging ſein Stück noch einmal durch, und brachte ihn an. Seine Freunde, denen er es in der Handſchrift mittheilte, (denn vorgeleſen hat er wohl nie eins von den ſeinigen) fanden es ſchön.

Die Veranlaſſung dazu wird aber auch auf eine andere Art erzählt. Die Neuberin gab, außer extemporirten Stücken und theatraliſchen Ueberſetzungen, auch ſo genannte regelmäßige Stücke, Deutſche Originale aus der Gottſchediſchen Schule. Sie fanden oft mehr Beyfall, als die ſchlechten Ueberſetzungen der beſten ausländiſchen. Ein dergleichen Deutſches Original hatte bald nach ſeiner Ankunft in Leipzig, erzählt man, großen Beyfall: Leſſingen ſchien es aber höchſt kahl und mager. Er ſtimmte alſo nicht mit dem aufgeklärten Publikum, ſpottete vielmehr über deſſen Aufklärung: ein großes Verbrechen für einen Studenten! und man ſtopfte ihn dem tadelſüchtigen Mund mit dem wahren Gemeinſatze: Tadeln ſey leichter, als beſſer machen. Mehr brauchte es nicht, um ihn zu einem Deutſchen Nationalſchriftſteller zu erheben, und ſeine Schulgeburt hervorſuchen zu laſſen.

Vielleicht gaben beyde Vorfälle in verſchiedenen Zirkeln ſeiner Freunde dazu Anlaß. Es ſey aber, wie es ſey; um dieſe Zeit arbeitete er ſeinen jungen Gelehrten von neuem um, und gab ihn der Madam Neuberin, ob ſie ihn auf ihrem Theater aufzuführen werth halte? Anſtatt dieſe Ehre ſchwer zu machen, bezeugte ſie ihm ihre vollkommene Bewunderung, und bekomplimentirte ihn mit dem Zuruf eines theatraliſchen Genies, einer Sonne der aufkeimenden Nationalbühne; und ob er gleich das alles nicht buchſtäblich nahm, ſo freute es ihn doch im Herzen, von einer Schauſpielerin, wie das Deutſche Theater ſeit dem keine wieder gehabt, des gewiſſen Beyfalls des Publikums verſichert zu werden.

Nun war ſein ganzes Geſchäft, ſein ganzes Vergnügen das Theater, und Herr Weiße hatte nicht eher vor ihm Ruhe, als bis er eine zweyte Theaterarbeit unternahm, nehmlich ſein Luſtſpiel: Der Leichtgläubige. Leſſing, dem er es in der Handſchrift mittheilte, ſchrieb mit Bleyſtift ſeine Bemerkungen dazu, welches Manuſcript Herr Weiße noch in ſeinem Pulte verwahrt. Es iſt eine ſo genannte piéce à tiroir, d. i. ein Stück ohne ordentliche Fabel, wo der Hauptcharakter durch bloße Situationen lächerlich gemacht wird. Es wurde auf dem Kochiſchen Theater zu verſchiedenen Malen aufgeführt; der Verfaſſer hat es aber nie drucken laſſen, noch weniger in die Sammlungen ſeiner Luſtſpiele aufgenommen.

Dem allen ungeachtet brachte es eine Nacheiferung bey Leſſingen hervor. Er machte einen Plan zu einer Komödie gleiches Inhalts, und borgte dazu viel von dem Charakter des Horner aus Wicherley's Country Wife. Herr Weiße beſitzt noch das Exemplar, wo Leſſing ſich die

Stellen angeſtrichen, die er dabey zu nutzen dachte. „Ueberhaupt, ſetzt Herr Weiße hinzu, „hatte er die Gewohnheit, ſeine theatraliſchen „Arbeiten von Akt zu Akt, und Scene für „Scene aufs genaueſte zu entwerfen, und „dann zu ſagen, daß er ſie fertig habe. Erſt, „wenn er ſie in Druck geben wollte, arbeitete „er ſie nach ſeinem Entwurfe langſam und mit „vieler Bedachtſamkeit für die Preſſe, welches „ihm nie leicht wurde, ſondern die äußerſte „Anſtrengung koſtete.“

Wer war nun glücklicher als Leſſing? Er vergaß dabey, was ſeine guten Eltern dazu ſagen würden. Er hatte ſich wohl eine Philoſophie gemacht, wonach die theatraliſchen Arbeiten eben ſo nützlich, und etwas unterhaltender werden könnten, als die geiſtlichen Reden, ohne dazu berufen und ordinirt zu ſeyn: aber der Vater wußte von dieſer Philoſophie nichts, und die Mutter verdammte ſie gerade zu. Freylich mochte ſich Leſſing einbilden, daß ſie von ſeinem theatraliſchen Lebenswandel nichts erführen; aber auf einmal ward er aus dieſem Irrthum geriſſen. Er erhielt einen Brief von ſeinem Vater, dem man des Sohnes Lebenswandel zu Leipzig in Carikatur geſchildert hatte. Der Brief enthielt natürlich eine väterliche Strafpredigt über die Vernachläſſigung ſeines Zweckes, über den niederträchtigen Umgang mit Komödianten, über die gottloſe Freundſchaft gegen den Freygeiſt Mylius; und eine ſehr wohlgemeinte Vorſtellung, daß er ſeine Liebhaberey dem die cur hic nicht aufopfern müſſe. Der Vater mochte ihm wohl dabey noch vorſtellen, daß der Magiſtrat zu Kamenz, von dem er ein Stipendium erhielt, welches eigentlich für Befliſſene der Gottesgelahrtheit beſtimmt war, es ihm bey ſolcher Lebensart entziehen könne, oder wohl gar wolle. Genug, es brachte Leſſingen ſehr auf. Daraus iſt ſchon abzunehmen, daß er dem Vater nicht ganz unrecht gab, und die Vorurtheile, oder die Gleichgültigkeit, womit derſelbe des Theaters und der Poeſie immer erwähnte, und die Anpreiſung der nützlicheren Studien, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nicht ganz ohne Eindruck blieben: denn Leſſing getrauete ſich nicht, ſeine Lebensart zu rechtfertigen, oder dem Vater offenherzig zu bekennen, daß er zu jenen Neigung und Talent habe, und dieſen natürlichen oder göttlichen Beruf allen andern vorziehe.

Mit dem Briefe kam er zu ſeinem Freunde Herrn Weiße; voller Wuth warf er ihn auf den Tiſch, mit den Worten: Leſen Sie einmal den — Brief, den ich eben von meinem Vater erhalte! In der Hitze wollte er den Komödienzettel, worauf die Ankündigung des jungen Gelehrten, mit Beyſetzung ſeines Namens, Gotthold Ephraim Leſſing, kommen ſollte, an alle Herren des Raths zu Kamenz ſchicken. Herr Weiße rieth es ihm freylich ab, und er folgte dieſesmal, ob er gleich ſonſt nicht gewohnt war, ſich von dergleichen Vorſätzen abbringen zu laſſen. Denn er erzählte ſie gewöhnlich nicht um Rath darüber einzuziehn, ſondern ſeinen Charakter zu zeigen. Vermuthlich hat Leſſing ſeinem Vater geantwortet, und die Apologie des Theaters und der Komödianten mag wohl nicht der kleinſte Theil der Antwort geweſen ſeyn. Unterdeſſen wurde ſein junger Gelehrter aufgeführt, und der Beyfall, den er erhielt, hätte den Kummer erſetzt, den ihm die Unzufriedenheit ſeines Vaters verurſachte, wenn nicht noch ein unangenehmer Zufall dazu gekommen wäre.

Man pflegt in Sachſen, und wahrſcheinlich in der ganzen rechtgläubigen Chriſtenheit, zu Weyhnachten Geſchenke an die Kinder zu vertheilen, worunter ein ſo genannter Butterſtritzel iſt, welcher an andern Orten Wecken oder Stolle heißt. Dergleichen ſchickte die Mutter durch einen Bekannten, der auf die Leipziger Neujahrsmeſſe ging, auch an den Sohn, vermuthlich mit dem Auftrage, ſich unter der Hand nach ſeiner Aufführung zu erkundigen. Der Bekannte mochte aber viel zu chriſtlich ſeyn, um es bey Schriftſtellern und Schauſpielern zu thun, die ihm Leſſings Lob gewiß nicht vorenthalten hätten. Er erfuhr, daß des Paſtors Sohn nicht bloß ein Komödienſchreiber geworden ſey, ſondern auch mit lauter Komödianten umgehe. Kurz, er brachte die tragiſche Nachricht nach Hauſe, daß er ſogar den Weyhnachtsſtritzel bey einer Bouteille Wein mit einigen Komödianten verzehrt habe.

War er von ungefähr dazu gekommen, oder hatte er es nur erzählen hören, oder ſchien es ihm etwa Leſſings Charakter angemeſſen?

Alles dreyes kann möglich ſeyn; und zu einer glaubwürdigen Erzählung iſt ſchon ein Fall hinreichend.

Die Mutter weinte bitterlich, und gab ihren Sohn zeitlich und ewig verloren. Der Vater ſah ihn am Rande des Verderbens, woraus er ihn plötzlich zu reißen für das Beſte hielt. Er ſchrieb alsbald dem ausſchweifenden Jünglinge: „Setze dich, nach Empfang dieſes, ſogleich auf die Poſt, und komme zu uns. Deine Mutter iſt todtkrank, und verlangt dich vor ihrem Ende noch zu ſprechen.“ Leſſing ohne Bedenken macht ſich auf, wie er ſteht und geht, und ſiehe! es fällt ein ſtarker Froſt ein. Die Zärtlichkeit der Mutter erwacht; ſie wünſcht, ſo ſehr ſie ſeine Zurückberufung betrieben, daß er dieſesmal nicht gehorchen möge: denn nun fällt ihr ſein gutes, weiches Herz, ſein Gehorſam und die Unbeſorgtheit für ſich ſelbſt ein, mit der er ſich auf den Weg begeben werde. Sie macht ſich die bitterſten Vorwürfe, und fühlt, daß es doch beſſer geweſen ſey, er wäre mit Freygeiſtern und Komödianten weiter umgegangen, als auf dem Poſtwagen erfroren. Sie kann die Zeit nicht erwarten, in der er kommen ſoll; tauſendmal des Tages ruft ſie angſtvoll ſich tröſtend aus: „Er wird nicht kommen! „Ungehorſam lernt ſich in böſer Geſellſchaft!“ Aber er kommt, tritt in die Stube halb erfroren. Man freuet ſich, den zweymal verloren gegebnen Sohn wieder zu ſehen, und iſt nur beſorgt, daß ihm der ausgeſtandene Froſt nachtheilig werden möge. Mit noch immer bekümmertem Herzen kann die Mutter den Gedanken nicht bey ſich behalten: Warum biſt du auch in der Kälte gekommen? Liebſte Mutter, Sie wollten es ja, antwortet er ganz harmlos, und klappert dabey an Händen und Füßen. Es ahndete mir gleich, daß Sie nicht krank wären, und ich freue mich herzlich darüber. Kurz, aus dem Verweiſe, der ihm zugedacht war, ward eine herzliche Unterredung, wobey kein andrer Wortwechſel vorfiel, als den der verſchiedene Geſichtspunkt verurſachte, aus welchem beyde Theile das Theater betrachteten. Der

Vater ſah auf die Wirklichkeit der damaligen Bühne; der Sohn auf die Möglichkeit einer beſſeren, wovon er ſo voll war, daß er, wie er oft erzählt, ſelbſt mit zu ſpielen Luſt hatte, wenigſtens in ſeinen eignen Stücken. Einige wollen gar behaupten, er hätte kurz vor ſeiner Abreiſe nach Hauſe, mit einem andern Bekannten auf das Hamburgiſche Theater gehen wollen. Dieſes kann ſeine Richtigkeit haben; nachdem er aber einmal wieder bey ſeinem Vater war, änderte ſich ſeine Denkungsart gar ſehr. Nicht daß er Poeſie und Theater ganz aufgegeben hätte, aber ſein Enthuſiasmus dafür kühlte ſich doch ab. Alles, was ſich dagegen ſagen läßt, mußte er alle Tage hören; und nur ein ganz Fühlloſer, welches ein junger Schriftſteller am ſeltenſten iſt, nimmt nichts von den Meinungen ſeiner Eltern, Freunde und Bekannten an. Der Entſchloſſenſte und Hartnäckigſte ſtimmt ſich ein wenig um, wenn er gar keinen Gleichdenkenden findet. Lacht und ſpottet er auch des Vorurtheils; nach und nach bequemt er ſich doch unbemerkt darnach, und findet am Ende, was er dabey Anfangs nicht ganz erwogen.

Sein Witz und ſeine muntre Laune vertrieben oft den Ernſt, den der Vater einmiſchte, welcher ſeines Sohnes Gründe ganz und gar nicht billigte, aber doch zu viel Einſicht beſaß, ſie unvernünftig zu nennen. Dabey ſahe der Alte, daß des Jünglings ſittlicher Charakter noch immer unverdorben geblieben war, und er in den übrigen Kenntniſſen nicht geringe Fortſchritte gethan hatte. Um ſeiner Mutter willen, bey welcher Leſſing ſich zu rechtfertigen ſchon mehr Mühe hatte, machte er eine Predigt, und zeigte, daß er alle Tage ein Prediger werden könne. Hätte er einen ſchwarzen Rock angezogen, eine geiſtliche Perükke aufgeſetzt, die Kanzel beſtiegen, und ſie gehalten, dann wäre er eher zu ſeinem Zweck bey ihr gekommen. Aber ſo konnte er die heilige Stätte nicht beflecken, da das ganze Städtchen wußte, daß er Komödien geſchrieben, und da viele gar gute Freunde und Bekannte ihr herzliches Mitleiden über dieſen freygeiſteriſchen Sohn durch Mienen und Worte äußerten: denn es war noch zweifelhaft, ob die Mutter ſich mehr über ſeine Freundſchaft mit dem Freygeiſt Mylius, oder über den Umgang mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen, kümmerte.

Er blieb bis Oſtern zu Hauſe, und war in der Zeit nicht müßig. Ob er gleich nichts von theatraliſchen Arbeiten daſelbſt unternahm, ſo machte er doch manches anakreontiſche Lied von Liebe und Wein. Gott weiß es, daß er in ſeines Vaters Hauſe zu beyden ſelbſt keine Gelegenheit hatte; und vielleicht, wenn er dieſe gehabt, hätte er keine ſolche Lieder gemacht!

Eines Tages kam ſeine fromme Schweſter auf ſeine Stube, da er eben ausgegangen war, ſah dieſe Lieder, las ſie, ärgerte ſich nicht wenig darüber, und entſchloß ſich auch auf der Stelle, ſie in den Ofen zu werfen, wo ſie ſich an der poetiſchen Flamme recht ſehr ergötzte. Die kleinen Brüder verriethen es ihm, als er ſeine Papiere vermißte. Der erſte Unwille war auch alles. Er nahm eine Handvoll Schnee, und warf ihn ihr in den Buſen, um ihren frommen Eifer abzukühlen. Ob eine Schweſter jedes andern jungen Dichters ſo gut weggekommen wäre, ſteht dahin. Er war aber gleich wieder mit ihr gut, und bezeigte weder gegen ſie, noch gegen Eltern oder Geſchwiſter deshalb jemals die geringſte Empfindlichkeit.

Seines Vaters Büchervorrath, der für einen armen Prediger ſehr anſehnlich war, aber doch hauptſächlich nur in das Fach der Theologie und Gelehrten-Geſchichte einſchlug, ließ er gleichwohl nicht ungenutzt. Alles dieſes ſah der Vater mit ſeinen Augen, und unterhielt ſich mit ihm darüber. Er ſah, daß er nicht, wie andere Dichter, die übrigen Wiſſenſchaften gering ſchätzte, oder ſie zu erlernen Abneigung bezeigte, ſondern vielmehr mit ſeinem Vater ſo gern von Litteratur und Theologie redete, wie mit einem Andern vom Theater. Erklärte er auch frey ſeine Abneigung gegen Theologie, ſo verſprach er doch, ſich dem akademiſchen Leben zu widmen.

In dieſer Geſinnung reiſete er wieder nach Leipzig. Er fand keinen Grund, ſeine alten Bekanntſchaften nicht wieder zu erneuern. Die Abweſenheit von einigen Monaten, wo er von der theatraliſchen Welt nichts geſehn, und nur leider! mit dem Wahren zu viel Unwahres gegen ſie gehört, belebte ſeine Luſt aufs neue. Er war früh bey den Proben, und Abends bey den Vorſtellungen. Er ſtudirte die Schauſpielerkunſt mit ſolchem Eifer, als wenn ein Lehrſtuhl darüber in Leipzig für ihn errichtet werden ſollte. Zum Glück verlor die Neuberin einige gute Mitglieder ihres Theaters, vernachläſſigte es durch ihren Umgang mit einem gewiſſen Amtmann aus Oſchatz, und brachte es in Abnahme. Dadurch wurde ihm Leipzig gleichgültig, zumal, da Mylius auch weg und nach Berlin gegangen war, um die Rüdigerſche, jetzt Voſſiſche, Zeitung zu ſchreiben.

An Gelde fehlte es Leſſingen ſtets, und jetzt fühlte er dieſen Mangel doppelt, da er für einige ſeiner nach Wien gegangenen theatraliſchen Freunde gut geſagt hatte. Er vertraute aber Herrn Weiße nur wenig davon. Als dieſer ihn nach einigen Tagen in ſeinem Logis beſuchen wollte, erfuhr er von der Aufwärterin, Leſſing ſey auf ein paar Tage verreiſt. Er kam aber gar nicht wieder, und Hr. Weiße erhielt von ihm ein Billet aus Wittenberg, wo er auf ſeiner Reiſe nach Berlin krank geworden, und ſich einige Wochen bey einem Vetter aufhalten mußte, der mit ihm zu Hauſe aufgewachſen war, und zum Glück daſelbſt ſtudirte.

Viele erzählen zwar, er ſey zuerſt nach Wien der Schauſpielerin Lorenzin nachgegangen, und von da nach Berlin gereiſet. Allein das ſind nur ſinnreiche Muthmaßungen, die eine Art müßiger Menſchen ſeinem Charakter gemäß glaubte. Die theatraliſchen Talente dieſer Frau *) hielt er keiner ſolchen Reiſe werth. Ja, ſagen einige geſetzte und exemplariſche Leute, es geſchah nicht aus Liebe zur theatraliſchen Kunſt, ſondern aus Liebe zur ſchönen Künſtlerin. Ein Scharfblick der Selbſterfahrung! Die Wahrheit ſieht er nicht.

4.

Daß Herr Weiße von dieſer Reiſe nach Berlin nichts erfuhr, lag ganz in Leſſings Charakter, der nun einmal weiter in die Welt wollte, und die Gründe dazu ſelbſt nicht hinlänglich fand.

Daß er an einem Orte ſo viel, als an dem andern für ſich ſah; daß, wie Mylius, der nach Berlin gegangen, ihm vielleicht geſchrieben haben

---

*) Leſſings Briefwechſel mit ſeiner Frau. 1 Th. S. 367 und 368.

ben mochte, in Berlin für ihn beſſere Ausſichten und mehr Gelegenheiten zur Schriftſtellerey wären; würde ſein aufrichtiger Freund bezweifelt haben, und er hätte Herrn Weiße mit aller ſeiner, bey ſolcher Gelegenheit nicht fehlenden Spitzfindigkeit, Recht geben müſſen.

Ein General, der nicht Luſt zu ſchlagen hat, hält Kriegesrath; und ein Student, der nicht von der Akademie will, überlegt mit ſeinen guten Freunden.

Seinen Eltern ſchrieb er ſogar nichts eher davon, als bis nach ſeiner Ankunft in Berlin, die für ſie ein größeres Schrecken war, als die Nachricht, daß er Komödien geſchrieben, oder gar bald ſelbſt Komödien ſpielen werde. Was will er an einem ſtockfremden, an einem ſo gefährlichen Orte, hieß es, wo er allen Zerſtreuungen und Verführungen ausgeſetzt iſt?

Sie erkundigten ſich daher in Leipzig nochmals bey Bekannten, und jeder meldete etwas Unfrommes und Leichtſinniges von ihm. Wahres, und noch mehr Unwahres wurde von ihm geglaubt, nur das nicht, was er ſeiner Mutter ſelbſt ſchrieb.

Ein Auszug aus einem ſeiner Briefe an ſie, wird ſein ganzes Univerſitätsleben, und die Urſache warum er nach Berlin gegangen, am beſten entwickeln.

„Ich beſorge,“ ſchrieb er ihr den 20ſten Jenner, „daß ich bey Ihnen in dem Verdacht „einer allzugeringen Liebe und Hochachtung, „die ich Ihnen ſchuldig bin, ſtehe. Ich beſorge, daß Sie glauben werden, meine jetzige „Aufführung komme aus lauter Ungehorſam „und Bosheit. Dieſe Beſorgniß macht mich „unruhig. Und wenn ſie gegründet ſeyn ſollte, „ſo würde es mich deſto ärger ſchmerzen, ſe „unſchuldiger ich mich weiß. Erlauben Sie mir „deshalb, daß ich nur mit wenig Zügen Ihnen meinen ganzen Lebenslauf auf Univerſitäten abmalen darf: ich bin gewiß verſichert, „Sie werden alsdann mein jetziges Verfahren „gütiger beurtheilen. Ich komme jung von „Schulen, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß „mein ganzes Glück in den Büchern beſtehe. „Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo „man die ganze Welt im Kleinen ſehen kann. „Ich lebte die erſten Monate ſo eingezogen,

„als ich in Meiſſen nicht gelebt hatte. Stets bey den Büchern, nur mit mir ſelbſt beſchäftiget, dachte ich eben ſo ſelten an die übrigen Menſchen, als vielleicht an Gott. Dieſes Geſtändniß kömmt mir etwas ſauer an, und mein einziger Troſt dabey iſt, daß mich nichts Schlimmeres als der Fleiß ſo närriſch machte. Doch es dauerte nicht lange, ſo gingen mir die Augen auf. Soll ich ſagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? Die künftige Zeit wird es entſcheiden. Ich lernte einſehn, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was für eine Ungleichheit wurde ich zwiſchen mir und Andern gewahr? Eine bäueriſche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwiſſenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Mienen, aus welchen jedermann ſeine Verachtung zu leſen glaubte; das waren die guten Eigenſchaften, die mir, bey meiner Beurtheilung, übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich

„niemals empfunden habe. Und die Wirkung derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierin zu beſſern, es koſte, was es wolle. Sie wiſſen ſelbſt, wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten und voltigiren. Ich will in dieſem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann alſo auch das Gute von mir ſagen. Ich kam in dieſen Uebungen ſo weit, daß mich diejenigen ſelbſt, die mir im voraus alle Geſchicklichkeit darin abſprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieſer gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geſchickter geworden, und ich ſuchte Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernſthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzuſehen, die weit angenehmer, und vielleicht eben ſo nützlich ſind. Die Komödien kamen mir zuerſt in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will; mir haben ſie ſehr große Dienſte gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterſcheiden. Ich lernte wahre und falſche Tugend daraus ken-

„nen, und die Laſter eben ſo ſehr wegen ihres Lächerlichen, als wegen ihres Schändlichen fliehen. Habe ich alles dieſes nur in eine ſchwache Ausübung gebracht, ſo hat es gewiß mehr an andern Umſtänden als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmſten Nutzen, den die Luſtſpiele bey mir gehabt haben, vergeſſen. Ich lernte mich ſelbſt kennen, und ſeit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und geſpottet, als über mich ſelbſt. Doch ich weiß nicht, was mich damals für eine Thorheit überfiel, daß ich auf den Entſchluß kam, ſelbſt Komödien zu machen. Ich wagte es, und als ſie aufgeführt wurden, wollte man mich verſichern, daß ich nicht unglücklich darin wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich ſie mit mehrerem Ernſte treiben ſoll. Ich ſann daher Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, noch kein Deutſcher ſich ſehr hervorgethan hat. Aber plötzlich ward ich in meinen Bemühungen durch Ihren Befehl, nach Hauſe

5

„zu kommen, geſtört. Was daſelbſt vorgegan-
„gen, können Sie ſelbſt noch allzuwohl wiſſen,
„als daß ich Ihnen durch eine unnütze Wieder-
„holung verdrießlich falle. Man legte mir be-
„ſonders die Bekanntſchaft mit gewiſſen Leu-
„ten, in die ich zufälliger Weiſe gerathen war,
„zur Laſt. Doch hatte ich dabey Ihrer Gütigkeit
„zu danken, daß mir andere Verdrießlichkeiten,
„an denen einige Schulden Urſache waren,
„nicht ſo heftig vorgerückt wurden. Ich blieb
„ein ganzes Vierteljahr in Kamenz, wo ich
„weder müßig noch fleißig war. Gleich von
„Anfange hätte ich meiner Unentſchloſſenheit,
„welches Studium ich wohl erwählen wollte,
„wehren ſollen. Man hatte derſelben nun
„über Jahr und Tag nachgeſehn. Und Sie
„werden ſich zu erinnern belieben, wozu ich
„mich auf Ihr dringendes Anhalten erklärte.
„Ich wollte Medicin ſtudiren. Wie übel Sie
„aber damit zufrieden waren, will ich nicht
„wiederholen. Bloß Ihnen zu Gefallen zu le-
„ben, erklärte ich mich noch überdies, daß ich
„mich nicht wenig auf Schulſachen legen woll-
„te, und daß es mir gleich ſeyn würde, ob ich

,,einmal durch dieſes oder jenes fortkäme. In
,,dieſem Vorſatz reiſete ich wieder nach Leipzig.
,,Meine Schulden waren bezahlt, und ich hätte
,,nichts weniger vermuthet, als wieder darein
,,zu verfallen. Doch meine weitläuftige Be-
,,kanntſchaft, und die Lebensart, die meine
,,Bekannten an mir gewohnt waren, ließen
,,mich an eben dieſer Klippe nochmals ſcheitern.
,,Ich ſahe allzudeutlich, wenn ich in Leipzig
,,bliebe, ſo würde ich niemals mit dem, was
,,mir beſtimmt iſt, auskommen können. Der
,,Verdruß, den ich hatte, Ihnen neue Ungele-
,,genheiten zu verurſachen, brachte mich auf
,,den Entſchluß, von Leipzig wegzugehen.
,,Ich erwählte gleich Anfangs Berlin zu mei-
,,ner Zuflucht. Es mußte ſich wunderlich
,,ſchicken, daß mich zu der Zeit Herr Leſſing
,,aus Wittenberg beſuchte. Ich reiſete mit
,,ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage
,,mich daſelbſt aufzuhalten, und umzuſehen,
,,und alsdann noch zur Sonnenfinſterniß in
,,Berlin zu ſeyn. Aber ich ward krank. Ich
,,bin mir niemals zu einer unerträglichern Laſt
,,geweſen, als damals. Doch ich hielt es eini-

„germaßen für eine göttliche Schickung; wenn
„es nicht unanſtändig iſt, auch in ſolchen
„kleinen und geringen Sachen ſich auf ſie
„zu berufen. Nach meiner Geneſung beſchloß
„ich mit des Vaters Einwilligung, in Witten=
„berg den Winter über zu verbleiben, und
„hoffte gewiß, dasjenige wieder zu erſparen,
„was ich in Leipzig zugeſetzt hatte. Doch ich
„wurde bald gewahr, daß das, was in mei=
„ner Krankheit und durch andere Umſtände,
„die ich aber jetzt verſchweigen will, aufgegan=
„gen war, mehr, als ein Quartal Stipen=
„dium ausmachte. Der alte Verſatz alſo
„wachte bey mir wieder auf, nach Berlin zu
„gehen. Ich kam und bin noch da; in was
„für Umſtänden, wiſſen Sie ſelbſt am beſten.“

Ein väterlicher Brief mit bittern Vorwürfen und dem Befehle, ſogleich nach Hauſe zu kommen, erging ſogleich an ihn nach Berlin. Seine Antwort, und noch zwey andere Briefe, die ſich erhalten haben, ſchildern zur Genüge ſein Verhältniß mit dem Vater, und ſeine Beſchäftigungen.

„Sie verlangen durchaus,“ ſchrieb er an ſeinen Vater, „daß ich nach Hauſe kommen ſoll. „Sie fürchten, ich möchte in der Abſicht nach „Wien gehen, um daſelbſt ein Komödienſchreiber zu werden. Sie wollen für gewiß wiſſen, „ich müſſe hier Herrn Mylius zu Frohne arbeiten und dabey Hunger und Kummer ausſtehn. Sie ſchreiben mir ſogar ganz unverholen: es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterſchiedenen Gelegenheiten, hier „unterzukommen geſchrieben hätte. Ich bitte „Sie inſtändigſt, ſetzen Sie ſich an meine „Stelle, und überlegen, wie einen ſolche ungegründete Vorwürfe ſchmerzen müſſen, deren Falſchheit, wenn Sie mich nur ein wenig „kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Doch muß ich mich am meiſten „wundern, wie Sie den alten Vorwurf von „den Komödien wieder aufwärmen können. „Daß ich Zeitlebens keine mehr machen oder „leſen wollte, habe ich Ihnen niemals verſprochen, und Sie haben ſich viel zu vernünftig „gegen mich bezeigt, als daß Sie es je im Ernſte „verlangt hätten. Wie können Sie ſchreiben,

„daß ich in Wittenberg nichts als Komödien
„gekauſt hätte? da doch unter den daſelbſt
„befindlichen Büchern, nicht mehr als aufs
„höchſte zwey, ſich befinden können. Der
„größte Theil derſelben beſteht aus ſtatiſtiſchen
„Schriften, die Sie ganz natürlicher Weiſe
„hätten können ſchlieſſen laſſen, daß ich künf-
„tig geſonnen wäre, eben ſo viel in der Welt,
„und im Umgange der Menſchen zu ſtudiren, als
„in Büchern. Meine Correſpondenz mit Ko-
„mödianten iſt ganz anders, als Sie ſich ein-
„bilden. Nach Wien habe ich an den Baron
„Seiller geſchrieben, welches der Direktor von
„allen Oeſtreichiſchen Theatern iſt; ein Mann,
„deſſen Bekanntſchaft mir keine Schande macht,
„und mir noch zeitig genug nützen kann. Ich
„habe nach Danzig und Hannover an gleiche,
„oder wenigſtens ſehr geſchickte Leute, geſchrie-
„ben; und ich glaube, es könne mir kein Vor-
„wurf ſeyn, wenn man mich auch an mehreren
„Orten als in Kamenz kennt. Werfen Sie
„mir nicht dagegen ein, es kennten mich nur
„Komödianten. Wenn mich dieſe kennen, ſo
„müſſen mich nothwendig auch alle kennen, die

„meine Arbeiten von ihnen aufführen ſehen.
„Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, z. E.
„aus Kopenhagen, zeigen, die nicht von Komödianten
„geſchrieben ſind, zum Zeugniſſe,
„daß meine Briefe nicht bloß die Schauſpiele
„zum Grunde haben. Und ich mache mir ein
„Vergnügen daraus, dieſen Briefwechſel alle
„Tage zu erweitern. Ich werde eheſtens nach
„Paris an Herrn Crebillon ſchreiben, ſo bald ich
„mit der Ueberſetzung ſeines Catilina zu Stande
„bin. Sie ſagen, daß Ihnen meine Manuſcripte
„zeigten, daß ich viel angefangen, wenig
„aber fortgeſetzt hätte? Iſt das ſo ein
„großes Wunder?

„Muſae ſeceſſum ſcribentis et otia quaerunt:
„aber nondum Deus nobis haec otia fecit. Und
„wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was
„hier und da von mir zerſtreut iſt, (ich will
„meine Schauſpiele nicht dazu rechnen, weil
„ſich doch die Meiſten einbilden, das wären
„Sachen, die eben ſo wenig Mühe erforderten,
„als Ehre brächten) ſo würde es bey
„alle dem doch noch etwas austragen. Ich
„werde mich aber wohl hüten, Ihnen das ge-

„ringſte davon zu nennen, weil es Ihnen vielleicht noch weniger, als meine Schauſpiele, anſiehen möchte. Ich wollte nur, daß ich beſtändig Komödien geſchrieben hätte; ich würde jetzt in ganz andern Umſtänden ſeyn. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen ſind, habe ich ſehr wohl bezahlt bekommen. Doch haben Sie die Gütigkeit, ſich noch wenige Monate zu gedulden, ſo ſollen Sie ſehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin, oder nur für Andere arbeite. Glauben Sie denn nicht, daß ich weiß, von wem Sie ſolche Nachrichten bekommen haben? daß ich weiß, an wen, und wie oft Sie meinetwegen an Perſonen geſchrieben, die nothwendig ein ſehr übles Concept haben von mir bekommen müſſen. Doch ich will glauben, daß Sie es zu meinem Beſten gethan haben, und Ihnen den Schaden und Verdruß nicht Schuld geben, der mir daraus entſtanden iſt. Was die Stelle in dem Seminario philologico in Göttingen anbelangt, ſo bitte ich Sie inſtändigſt, ſich alle erſinnliche Mühe deswegen zu geben. Ich verſpreche

„es Ihnen, bey Gott, daß, ſo bald es gewiß
„iſt, ich ſogleich nach Hauſe kommen, oder
„von hieraus dahin gehen will. Wiſſen
„Sie aber gar nichts Gewiſſes für mich, ſo
„iſt es ja beſſer, daß ich hier bleibe, an einem
„Orte, wo ich mein Glück machen kann, geſetzt,
„ich müßte auch warten. Was ſoll ich
„zu Hauſe? — — Erlauben Sie mir, daß ich
„Ihnen die Rede eines Vaters bey dem Plautus
„mittheile, welcher gleichfalls mit ſeinem
„Sohne nicht durchaus zufrieden war.

„Non optume haec ſunt, neque ego ut aequum cenſeo;
„Verum meliora ſunt, quam quae deterrima:
„Sed hoc unum conſolatur me atque animum meum,
„Quia, qui nihil aliud, niſi quod ſibi ſoli placet,
„Conſulit adverſum filium, nugas agit;
„Miſer ex animo fit; ſecius nihilo facit,
„Suae ſenectuti is acriorem hyemem parat &c.

„Die Gedanken ſind ſo vernünftig, daß die
„Ihrigen nothwendig damit übereinſtimmen
„müſſen. Was hat die Frau Mutter Urſache,
„ſich ſo über mich zu betrüben? Es muß ihr

„ja gleichviel ſeyn, ob ich hier oder da mein „Glück finde, wenn ſie mir es wirklich gönnt, „wie ich gewiß glaube. Und wie haben Sie „ſich denn vorſtellen können, daß ich, wenn „ich auch nach Wien gegangen wäre, daſelbſt „meine Religion würde verändert haben? „Daraus kann ich ſchließen, wie ſehr Sie „wider mich eingenommen ſeyn müſſen. Doch „Gott, hoffe ich, ſoll mir Gelegenheit geben, „ſo wohl meine Liebe gegen meine Religion, „als gegen meine Eltern deutlich genug an den „Tag zu legen.“

In dem einen Briefe vertheidigt er ſeinen Hang zum Theater und zur anakreontiſchen Poeſie.

„Ich bitte, heißt es, mir auch das vornehmſte von meinen Manuſcripten aus; auch „die einigen Bogen: Wein und Liebe. Es „ſind freye Nachahmungen des Anakreon, „wovon ich ſchon einige in Meiſſen gemacht „habe. Ich glaube nicht, daß ſie mir der „ſtrengſte Sittenrichter zur Laſt legen kann.

„Vita verecunda eſt, Muſa jocoſa mihi.

„So entſchuldigte ſich Martial in gleichem
„Falle, und man muß mich wenig kennen,
„wenn man glaubt, daß meine Empfindungen
„im geringſten damit harmoniren. Sie ver-
„dienen auch nichts weniger, als den Titel,
„den Sie ihnen, als ein allzu ſtrenger Theo-
„loge geben. Sonſt würden die Oden und
„Lieder des Herrn von Hagedorn einer viel
„ärgeren Benennung werth ſeyn. In der
„That iſt nichts als meine Neigung, mich in
„allen Arten der Poeſie zu verſuchen, die Ur-
„ſache ihres Daſeyns. Wenn man nicht ver-
„ſucht, welche Sphäre uns eigentlich zukommt,
„ſo wagt man ſich öfters in eine falſche, wo
„man ſich kaum über das Mittelmäßige er-
„heben kann, da man ſich in einer andern
„vielleicht bis zu einer bewunderungswürdigen
„Höhe hätte ſchwingen können. Sie werden
„aber auch vielleicht gefunden haben, daß ich
„mitten in dieſer Arbeit abgebrochen habe,
„und es müde geworden bin, mich in ſolchen
„Kleinigkeiten zu üben.

„Wenn man mir mit Recht den Titel eines
„Deutſchen Moliere beylegen könnte, ſo könnte

„ich gewiß eines ewigen Nahmens geſichert
„ſeyn. Die Wahrheit zu ſagen, ſo habe ich
„zwar ſehr große Luſt, ihn zu verdienen, aber
„ſein Umfang, und meine Ohnmacht ſind zwey
„Dinge, die auch die größte Luſt erſticken
„können. Seneca giebt den Rath: Omnem
„operam impende, ut te aliqua dote notabilem
„facias. Aber es iſt ſehr ſchwer, ſich in einer
„Wiſſenſchaft notabel zu machen, worin
„ſchon allzuviele excellirt haben. Habe ich
„denn alſo ſehr übel gethan, daß ich zu mei-
„nen Jugendarbeiten etwas gewählt, wor-
„in noch ſehr wenige meiner Landsleute ihre
„Kräfte verſucht haben? Und wäre es nicht
„thöricht, eher aufzuhören, als bis man
„Meiſterſtücke von mir geleſen hat? Den
„Beweis, warum ein Komödienſchreiber kein
„guter Chriſt ſeyn könne, kann ich nicht er-
„gründen. Ein Komödienſchreiber iſt ein
„Menſch, der die Laſter auf ihrer lächerlichen
„Seite ſchildert. Darf denn ein Chriſt über
„Laſter nicht lachen? Verdienen Laſter ſo viel
„Hochachtung? Und wenn ich Ihnen nun gar
„verſpreche, eine Komödie zu machen, die

„nicht

„die Herren Theologen nicht nur leſen, ſon„dern auch loben ſollen? Halten Sie mein „Verſprechen für unmöglich? Wie, wenn ich „eine auf die Freygeiſter und auf die Verächter „Ihres Standes machte? Ich weiß gewiß, „Sie würden vieles von Ihrer Schärfe fahren „laſſen, ꝛc. ꝛc.“

In dem zweyten wurde er etwas empfindlicher, als man gegen ſeine Eltern ſeyn ſoll, wenn ſie aus Unkunde und bloßer Liebe ihren Kindern Verdruß und Kränkung verurſachen. Denn von welchem ehrlichen Manne ſie nur glaubten, er wiſſe etwas von ihrem ins Verderben rennenden Sohne, dem ſchrieben ſie, den ſprachen ſie; und es konnte nicht fehlen, der Sohn mußte alles wieder erfahren. Ihr größter Kummer, und die größte Unwahrheit war, daß er ganz blindlings ſeinem Freunde, dem Freygeiſt Mylius anhinge, daß er nach Wien gehn und die Religion verwechſeln wollte, Komödien und Verſe zu ſchreiben fortführe, und nichts thäte, wodurch er ſeine Frömmigkeit und Gelehrſamkeit nach ihren Begriffen bewieſe. Nun ſey er gar in dem freygeiſteriſchen

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Berlin, ſcheine da bleiben zu wollen, wo man an heiligen Abenden und erſten Feyertagen Komödien und Opern ſpiele, exercire, paradire, manöuvrire, wo man alle Religionen dulde und keine herrſchen laſſe, wo die Lutheriſchen Geiſtlichen nichts von der Eintrachtsformel wüßten, und nach eines Menſchen Geſchicklichkeit und guter Aufführung, nie aber nach ſeiner Religion gefragt würde, wo ſogar der gottloſe Edelmann ungeſtört eſſen und trinken könne, was er habe. Dieſe Kümmerniſſe kamen freylich mehr von der Mutter, als vom Vater; aber ſo viel iſt auch gewiß, daß Beyde mit der Zeit aufgeklärter dachten.

Hier iſt das Wichtigſte aus gedachtem Briefe.
„Ich habe den Koffer, ſchrieb er am 30. May,
„mit den ſpecificirten Sachen richtig erhalten.
„Ich danke Ihnen für dieſe große Probe Ih-
„rer Gütigkeit, und würde in meinem Danke
„weitläuftiger ſeyn, wenn ich nicht leider aus
„allen Ihren Briefen gar zu deutlich ſchließen
„müßte, daß Sie eine Zeitlang her gewohnt
„ſind, ſich überreden zu laſſen, das allernie-
„drigſte von mir zu gedenken. Nothwen-

„dig muß Ihnen alſo auch der Dank eines „Menſchen, von dem Sie ſo unvortheilhafte „Meynungen hegen, nicht anders als verdächtig ſeyn. Was ſoll ich aber dabey thun? „Soll ich mich weitläuftig entſchuldigen? „Soll ich meine Verläumder beſchimpfen, „und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll „ich mein Gewiſſen, ſoll ich Gott zum Zeugen „anrufen? Ich müßte weniger Moral in „meinen Handlungen anzuwenden gewohnt „ſeyn, als ich in der That bin, wenn ich „mich ſo weit vergehen wollte. Aber die Zeit „ſoll Richter ſeyn. Die Zeit ſoll es lehren, ob „ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Ueberzeugung in meiner Religion, und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit ſoll lehren, ob der ein beſſerer Chriſt iſt, der die „Grundſätze der chriſtlichen Lehre im Gedächtniſſe, und, oft ohne ſie zu verſtehen, im „Munde hat, in die Kirche geht, und alle „Gebräuche mitmacht, weil ſie gewöhnlich „ſind; oder der, der einmal klüglich gezweifelt „hat, und durch den Weg der Unterſuchung zur „Ueberzeugung gelangt iſt, oder ſich wenig-

„ſtens noch dazu zu gelangen beſtrebt. Die
„chriſtliche Religion iſt kein Werk, das man
„von ſeinen Eltern auf Treue und Glauben
„annehmen ſoll. Die meiſten erben ſie zwar
„von ihnen ſo wie ihr Vermögen; aber ſie zeigen
„durch ihre Aufführung auch, was für
„rechtſchaffene Chriſten ſie ſind. So lange
„ich nicht ſehe, daß eins der vornehmſten Gebote
„des Chriſtenthums, **ſeinen Feind zu**
„**lieben**, beſſer beobachtet wird, ſo lange
„zweifle ich, ob diejenigen Chriſten ſind, die
„ſich dafür ausgeben.

„Herr **** hätte etwas wahrhafter ſeyn
„können in ſeinen Nachrichten. Hier haben
„ſie die ganze Geſchichte Ihres Briefes an den
„alten Herrn R****, wie ich ſie vor wenig
„Wochen gehört habe. Dieſer Mann iſt viel
„zu alt, als daß er ſich mit Briefſchreiben
„abgeben könnte; er hat alſo ſeine ganze
„Correſpondenz ſeinem Schwiegerſohn dem
„Herrn — aufgetragen. Dieſem iſt der Brief
„nothwendig in die Hände gefallen; dieſer
„hat ihn erbrochen. Warum ſoll ihn Herr
„Mylius erbrochen haben? Damit man viel-

„leicht in Kamenz das Recht haben möge, noch nachtheiliger von ihm mit einigem Schein des Rechts zu reden? Herrliche Urſache! Mylius war mit — ſehr ſpeciell bekannt; denn er iſt ſein Verleger. Weil ſich alſo im benannten Briefe auch vieles auf ihn bezog, ſo hat — ihm denſelben gewieſen. Der Brief wäre fähig genug geweſen, ihm bey dem alten R**** den größten Verdacht zuzuziehn. Wem haben Sie es alſo zuzuſchreiben, daß der Brief unterdrückt worden? Niemanden, als ſich ſelbſt, da Sie eine Perſon mit ins Spiel gemiſcht, die mit meinen Angelegenheiten gar nichts zu thun hat. Auf das aber, was mich betroffen, hat — ich weiß nicht, ob ſelbſt oder durch ſeinen Diener, oder durch jemand andern antworten laſſen.

„Werde ich niemals des Vorwurfs los werden können, den Sie mir wegen Mylius machen? Sed facile ex tuis querelis querelas matris agnoſco, quae, licet alias pia et integra, in hunc nimio flagrat odio. Noſtra amicitia nihil unquam aliud fuit, adhuc eſt, et in omne tem-

„pus erit, quam communicatio ſtudiorum. Illane „culpari poteſt? Rarus immo nullus mihi cum ipſo „ſermo intercedit, de parentibus meis, de officiis, „quae ipſis vel praeſtanda, vel deneganda ſint, de „cultu Dei, de pietate, de fortuna hac vel illa via „amplificanda, ut habeas, quem in illo ſeducto„rem et ad minus juſta inſtigatorem meum timeas. „Cave ne de muliebri odio nimium participes. Sed „virum te ſapientem ſcio, iuſtum aequumque: et „ſatis mihi conſtat, te illud, quod ſcripſiſti, amori „in uxorem, amore tuo digniſſimam, dediſſe. „Veniam dabis, me haec paucula latino ſermone „litteris mandaſſe; ſunt enim, quae matrem ad „ſuſpicionem nimis proclivem offendere poſſint. „Deum tamen obteſtor, me illam maximi facere, „amare et omni pietate colere.“

Man kann ſich hierbey nicht der Frage erwehren: ob Leſſing wohl, nach Berlin zu gehn ganz unterlaſſen haben würde, wenn ihn die Eltern auf der Univerſität unterhalten, oder auf eine andre Art verſorgen können?

Großer ſo genannter Genieſtreiche war er zwar nicht fähig; aber den Weg, der ihm ganz ſeiner Neigung entgegen vorgeſchrieben wäre, hätte er wohl nicht lange ausgehalten. Er würde unter der Wahl, entweder in Berlin dürſtig zu leben, oder nach der Eltern Willen zu ſtudiren, der ſich alsdann auch etwas poſitiver und unbiegſamer geäußert hätte, gewiß eine Mittelſtraße getroffen haben. Um alle ſeine theatraliſchen und poetiſchen Arbeiten wäre es aber wohl geſchehen geweſen. Hätte ihn auch manchmal der poetiſche Drang dazu verleitet, ſo wäre doch gewiß davon nichts gedruckt worden. Sein Geiſt, der ſich in ſo mancherley Arten von Beſchäftigung finden konnte, würde ſich gar bald in den theologiſchen Labyrinthen verloren haben. Prediger wäre er zwar wohl ſchwerlich jemals geworden; aber Lehrer, Erklärer eines Buchs, das ſchon millionenmal erklärt worden, und ſinnreicher Muſterer und Flicker des theologiſchen Syſtems, in welchem er erzogen und geboren war. Er hätte nur in die Bekanntſchaft eines und des andern ſcharfſinnigen Theologen à la Leibnitz, kommen dürfen, und ſiehe, er wäre in einem Winkel von Deutſchland angebetet, und in dem andern verdammt worden! Aber ſo brachte ihn die Armuth nach einer Stadt, und unter Freunde, wo der geſunde Menſchenverſtand die Hypotheſen der menſchlichen Schlauigkeit und Einbildungskraft mit zu den übrigen bewundernswürdigen Träumen des philoſophiſchen Scharfſinns, in aller Ehrfurcht, aber ohne allen Einfluß auf das bürgerliche Leben, zu ſtellen wußte.

Im Oktober fingen er und Mylius an, eine Quartalſchrift herauszugeben, die den Titel führt: Beyträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters. Stuttgard 1750.

Ihr Plan war, nicht nur die theatraliſchen Werke, ſondern auch die Vorſtellungskunſt derſelben zu beurtheilen, und ein Gemälde von dem ganzen Europäiſchen Theaterweſen zu geben, woran es damals noch ſehr fehlte.

Daß ſie aber ſchon mit dem vierten Stücke aufhörte, hatte wohl ſeinen Grund hauptſächlich darin, daß Mylius nicht der beſte Mitarbeiter dazu war. Deſſen ungeachtet war ſie für die damalige Zeit unterrichtend, und die erſte ihrer Art. Sie kann auch noch jetzt für einen theatraliſchen Katechismus paſſiren, ungeachtet man in vielen Stücken weiter gekommen, und aufgeklärter iſt.

Uebrigens ſind dieſe Beyträge eben keiner ſcharfen Kritik zu beſchuldigen; und doch verurſachten ſie manche Klage, die bey dem Vater angebracht, und dem Sohne nachdrücklich verwieſen, auch zu einem höchſt wichtigen Grunde gemacht wurde, warum ſeine Eltern nicht mit ihm zufrieden ſeyn könnten.

Z. B. ein gewiſſer Landsmann, Magiſter Jm. Fr. Gr., hatte Samuel Werenfelſens Vertheidigung der Schauſpiele aus dem Lateiniſchen ſo elend verdeutſcht, daß man im dritten Stücke dieſer Beyträge ſeine Klugheit rühmt, auf dem Titel geſagt zu haben: Ins Deutſche überſetzt. Denn man könnte es auch für Wendiſch halten. Ferner werden Beweiſe angeführt, daß er weder Sprache noch Sache verſtanden, und von dieſer Lateiniſchen Schrift ſich ſchon eine beſſere Deutſche Ueberſetzung in den kritiſchen Beyträgen finde.

Der Vater dieſes Magiſters nahm das ſehr übel, und beſchwerte ſich bitterlich bey Leſſings Vater, welcher ſeinem Sohne einen derben Verweis darüber gab, und vermuthlich die Schrift zu ſehen verlangte, worin der arme Herr Magiſter getadelt war. Leſſing ſchickte ſie auch ſeinem Vater ſogleich, mit den Worten: „Die Recenſion iſt von mir, und es dauert mich nur, ſie nicht noch ärger gemacht zu haben. Sollte Gr. ſich über die Ungerechtigkeit meines Urtheils beſchweren, ſo gebe ich ihm die Freyheit, mit meinen Sachen auf gleiche Art zu verfahren.“ — Hierauf ſchrieb ihm der Vater wieder, daß dieſer Magiſter Gr. nicht ſo ſchlecht ſey, als er glaube; der Magiſtrat zu L. habe ihn ſogar zum Conrektor berufen. Leſſing erwiederte: „Wenn Herr Magiſter Gr. glaubt, daß die Welt ſeinen Herrn „Sohn verläſtere, ſo thut er der Welt Unrecht. „So lange der neue Conrektor mit einer unglaublichen Unwiſſenheit gleichwohl einen ſo „ausſchweifenden Stolz verbinden wird, ſo „lange verläſtert er ſich ſelbſt. Der Artikel, „den ich nur heute Abends in den Hamburgi-

„ſchen Nachrichten von ihm geleſen habe, muß „ihn bey allen Vernünftigen lächerlich machen. „Ich möchte doch wiſſen, was er auf die „Schuljungenſchnitzer antworten könnte, die „ich ihm in dem dritten Stücke der theatrali„ſchen Beyträge gezeigt habe? Der Magiſtrat „zu L. iſt derjenige eben nicht, deſſen Wahl „ich zum Währmann meiner Verdienſte haben „wollte.“

Die Nachricht von einem in Freyberg aufgeführten Schulſchauſpiele des Rektors Biedermann, die von dort eingeſchickt war, und die Mylius vermuthlich ohne Leſſings Wiſſen einrückte, tadelte ſein Vater nicht weniger; denn er war ein Freund von dieſem gelehrten Schulmanne. Leſſing zeigte aber auch hierin, daß er für jedes Verdienſt Achtung habe, wenn er auch etwas Lächerliches bey demſelben finde, und antwortete: „Wider den Herrn Bieder„mann iſt hier mehr als Eine Kritik zum Vor„ſchein gekommen: ſo wohl in hieſigen beyden (nehmlich Berliniſchen) „Zeitungen hat man „ihn herumgenommen, als auch in beſon„ders gedruckten Blättern. Man hat ihm zu

„viel gethan, und hätte nicht vergeſſen ſollen, „daß er ein Mann iſt, der ſonſt Verdienſte „hat.“

Als Leſſing dem alten Buchhändler R. ein Verzeichniß von ſeinem groſzen Vorrath gebundener Bücher gemacht, hörte der Vater davon, und beklagte nur, daß die Sache nicht lange gewährt; worüber der Sohn folgende Auskunft gab: „Wer Ihnen geſchrieben, daß „es mir ſchlecht ginge, weil ich bey Hrn. R. „nicht mehr den Tiſch und andere Einnahme „hätte, der hat Ihnen eine große Lüge geſchrieben. Ich habe mit dieſem alten Manne nie „länger etwas wollen zu thun haben, als bis „ich mir ſeine große Bibliothek recht bekannt „gemacht hätte. Der Tiſch bekümmert mich „in Berlin am allerwenigſten. Ich kann für „1 Ggr. 6 Pf. eine ſtarke Mahlzeit thun.“

Ein gewiſſer Baron von Dobreslaw, dem der König von Preußen, Friedrich Wilhelm, die Bibliothek ſchenkte, welche der in Frankfurt, ſo wohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit als ſeiner Narrheit, bekannte Profeſſor Ebertus beſeſſen, und dem Könige von Spanien vermacht haben wollte, that Leſſingen für ſeine damaligen Umſtände folgenden Vorſchlag:

Unter den Handſchriften dieſer Bibliothek befand ſich eine Lateiniſche Ueberſetzung der Bibliotheque orientale des Herbelot. Dieſe wollte von Dobreslaw drucken laſſen, weil das Original ſich ſehr ſelten gemacht, und oft mit dreyßig Thaler bezahlt wurde. Sie war aber ſehr unleſerlich geſchrieben, und der Sinn des Originals darin oft ſehr falſch ausgedrückt. Leſſing ſollte ſie verbeſſern, oder vielmehr ganz neu umſchmelzen. Er wies es aber bedächtlich von ſich, weil es ihn ſo lange und ganz allein mit Einem Gegenſtande beſchäftiget haben würde, daß er weiter gar nichts dabey vornehmen können, und folglich viele angefangene Sachen liegen laſſen müſſen.

Die Herausgabe ſeiner Gedichte, wovon er den größten Theil hernach in ſeine kleinen Schriften aufnahm, lag ihm mehr am Herzen. Sie erſchienen zum erſtenmale ohne ſeinen Namen, unter dem Titel: Kleinigkeiten, bey eben dem Verleger, wo die Beyträge zum Theater herauskamen. Jetzt würden ſie ſo viel Aufſehen ſchwerlich machen, wo man bloß auf Correktheit und poetiſche Sprache ſieht, die bey einem mittelmäßigen Reimer fehlerfreyer ſeyn kann. Allein die Empfindung einer unbefangenen, gutmüthigen, obgleich auch muthwilligen, aber nicht rohen und ungebildeten Jugend, und der ganze Anakreontiſche Geiſt ſtechen ſo hervor, daß ſie noch heute den ſchärfſten Kunſtrichter einnehmen könnten. Die geringe Meynung, die Leſſing davon hatte, da er ſie nicht einmal unter ſeinem Namen erſcheinen laſſen wollte, bezeichnet Beſcheidenheit, Unpartheylichkeit gegen ſeine Arbeiten, und Selbſterkenntniß, die man ſo ſelten bey angehenden Dichtern findet, und die, wo ſie iſt, keinen ſchlechten Beweis der Beurtheilungskraft giebt. Der Beyfall, den er wenigſtens nicht in ſo hohem Grade erwartete, verblendete ihn nicht, und er ließ allen ſeinen Nachfolgern, die ihn übertrafen, volle Gerechtigkeit widerfahren.

Er legte ſich auch in dieſer Zeit auf die Spaniſche Sprache, und glaubte dabey, ſie würde ihm mit der Zeit nützliche Dienſte leiſten, da ſie damals, und vielleicht auch jetzt, in Deutſchland nicht ſehr betrieben ward. Aber von dieſem Nutzen für ihn hat man wohl nichts gehört, außer folgende Anekdote.

Er ſpazierte einmal mit ſeinem Freunde Mylius unter den Linden, und plauderte mit ihm zur Uebung Spaniſch. Ein Spanier ging hinter ihnen her, freute ſich herzlich, wo nicht Landsleute, doch Kundige ſeiner Mutterſprache, zu finden, und redete ſie an. Sie verſtanden ihn aber kaum, und konnten ihn noch weniger Spaniſch unterhalten, weil die Unterhaltung vermuthlich von Dingen aus dem gemeinen Leben, und nicht von Wiſſenſchaften, ſeyn mochte. So geht es gewöhnlich Gelehrten, die keinen Lehrmeiſter einer fremden Sprache haben, als ſich ſelbſt.

Bey allen dieſen Beſchäftigungen vergaß er nicht, was er ſeinem Vater verſprochen, das unchriſtliche Berlin mit dem chriſtlichen Göttingen zu verwechſeln.

Er ſchrieb ihm einmal: „Sie thun mir Unrecht, wenn Sie glauben, daß ich meine Meynung wegen Göttingen ſchon wieder geändert

„hätte. Ich verſichere Sie nochmals, daß ich morgen dahin abreiſen wollte, wenn es möglich wäre. Nicht weil es mir jetzt eben ſchlecht in Berlin geht, ſondern, weil ich es Ihnen verſprochen habe. Denn in der That ich habe große Hoffnung, daß ſich mein Glück bald hier ändern werde. Bis hieher habe ich zwar vergebens darauf gehofft; allein ich muß geſtehn, daß vielleicht auch einige Fehler auf meiner Seite mit untergelaufen ſind. Mit Schaden wird man klug. Die Bekanntſchaft des Herrn B. v. d. G.“ (der ſeine Güter in Polen hatte, ſich damals einige Zeit in Berlin wegen eines Proceſſes aufhalten mußte, und tagtäglich mit ihm und Mylius zuſammen war) „hat mir nicht wenig genutzt, mich hier auf einen ſichern Weg zu bringen. Er hat mir bey unterſchiedenen von ſeinen Freunden Zutritt verſchafft, welche mir wenigſtens eine Menge Verſprechungen machen. Auch dieſe ſind nicht zu verwerfen, wenn ſie nur nicht immer Verſprechungen bleiben. Ich mache keine Rechnung darauf, und habe meine Sache ſo eingerichtet, daß ich

„auch ohne ſie dieſen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich, heißt bey mir, „was ein Anderer vielleicht zur Noth nennen „würde. Allein, was thut mir das, ob ich „in der Fülle lebe, oder nicht, wenn ich nur „lebe? Ich will unterdeſſen, da ich es noch in „Berlin mit anſehe, meine Zeit ſo anzuwenden ſuchen, daß ich ſie nicht für verloren ſchätzen darf, wenn meine Hoffnung auch fehlſchlägt; und vor allen Dingen will ich mich bemühen, das fertig zu machen, wodurch ich „mich in Göttingen zu zeigen gedenke.“

Der Vater ſchien ihm aber nicht recht zu glauben, und ſchrieb daher: „Er merke wohl, es ſey ihm bey dem allen doch kein rechter Ernſt; Berlin habe ihn gefeſſelt, und er mache nur Ausflüchte.“ Denn in des Vaters Augen war es kein Ort von gründlicher und gottſeliger Gelehrſamkeit. Er bildete ſich ein, und traf es wohl auch in etwas, nur ein witziger Franzoſe könne da ſein Glück machen. Jene weltberühmten Männer, von Voltairen bis auf den Abbé de Prades, waren ihm keine Gelehrten, ſondern Weltleute mit mannichfaltigen aber oberflächlichen Kenntniſſen und tiefſinniger Theiſterey oder gar Atheiſterey.

„Es iſt wahr, antwortete Leſſing darauf, in Berlin ſind Gelehrte die Menge, und unter dieſen erhalten allezeit die Franzoſen den Vorzug. Allein ich glaube, daß auch Göttingen keinen Mangel leidet, und daß ein Menſch, wie ich bin, auch da aus einem großen Haufen hervorzudringen hat, wenn er will bekannt werden. Ich glaube alſo, daß es von mir eben nicht allzuklug gehandelt ſeyn würde, wenn ich einen großen Ort mit einem andern vertauſchte, wo ich als ein Unbekannter eine Menge Hinderniſſe von neuem überſteigen müßte, die ich hier zum Theil überſtiegen habe. Das Wenige, was ich in Göttingen zu hoffen hätte, kann in keine Betrachtung kommen, weil ich hier in Berlin das Jahr über wenigſtens auf noch einmal ſo viel gewiſſe Rechnung machen kann. Meynen Sie aber, daß ich dieſen Verdienſt auch in Göttingen beybehalten könne, ſo irren Sie unmaßgeblich. Er hängt von verſchiedenen Perſonen ab, von welchen ich hernach allzuweit entfernt ſeyn

„würde, als daß ihnen an meiner Arbeit viel gelegen ſeyn ſollte. Ehe ich in Göttingen dergleichen Perſonen wieder auftreibe, würden alle die Verdrießlichkeiten mich nochmals überfallen, die mich hier oft bis zur Verzweiflung gebracht haben. — Und ſind die 50 Rthlr. und der freye Tiſch ſchon ganz gewiß? Ich bin ſchon allzuoft angeführt worden, als daß ich mich auf bloße Verſprechungen verlaſſen ſollte. Sie haben Recht, Gottes Vorſorge muß bey meinem Glücke das Beſte thun; allein dieſe kann hier eben ſo viel als anderwärts für mich thun. Ich habe überzeugende Beweiſe davon, für die ich dem Himmel insbeſondere danken würde, wenn ich glaubte, daß man ihm nur für das Gute danken müßte.“

Eine der erſten Bekanntſchaften Leſſings in Berlin, war Herr Richier de Louvain. Sie waren ſo ziemlich von gleichem Schickſale und gleichem Alter, und daher bald gute Freunde. Was Richiern an Geiſtesgaben fehlte, erſetzte er durch ſein gutes Herz. Zwar mußte er ſich oft über Leſſingen ärgern, wenn er der Franzöſiſchen Litteratur nicht Weyhrauch genug ſtreute, oder Lafontaine nicht für den größten Fabeldichter, und Corneille und Racine nicht für die größten Tragiker in der Welt hielt. Ihre Unterredungen waren mehr beluſtigend als belehrend. Wenn aber Richier endlich nicht weiter konnte, und ausrief: Es iſt doch nur von Ihnen lauter Widerſpruchslaune! ſo ſagte Leſſing ihm wohl in allem Ernſte, was er darüber dachte. Dem allen ungeachtet blieben ſie ſtets gute Freunde, und Richier lernte dabey von der Deutſchen Litteratur ſo viel, daß er in Geſellſchaften dieſelbe in Schutz nehmen konnte, wozu freylich nicht viel gehören ſoll. Das Luſtigſte dabey war, daß er es meiſtens gegen Deutſche thun mußte, die im Grunde von einer ſo viel, als von der andern verſtanden, und durch dreiſte Herabwürdigung der Deutſchen ſich Anſehn gaben. Er ſoll manchmal der ſiegende Theil geblieben ſeyn, und ſeine Deutſchen Gegner oft in Erſtaunen geſetzt haben.

Richier wurde 1750 aus einem Franzöſiſchen Sprachmeiſter Sekretair bey Voltairen, und war es kaum vier Wochen, als er Gelegenheit hatte, Leſſingen dieſem großen Manne mit dem kleinen Orden zu empfehlen.

Die Veranlaſſung dazu war, daß Voltaire einen Deutſchen Ueberſetzer zu jenen Memorialen ſuchte, welche er gegen den Juden Hirſch, mit dem er in den bekannten Proceß verwickelt war, für das Kammergericht verfertigte. Voltaire lud ihn alle Tage zu ſich zu Tiſche; ſprach auch von Litteratur und Wiſſenſchaften, doch immer in ſo zurückhaltendem und ernſtem Tone, daß den Tiſchgenoſſen wenig Spielraum ihres Witzes blieb. Voltaire war nur gegen die Großen ungenirt und ausgelaſſen: wie die feinen Spieler, die nur Höfe und große Herren ſuchen, ſelten aber, oder mit der äußerſten Vorſicht, ihre Kollegen. Zu dieſer Zeit lachte das Berliniſche Publicum über Voltairen; der König verehrte ihn. Sein Proceß gab zu vielen luſtigen Einfällen Anlaß. Leſſing wollte auch das Seinige dazu beytragen. Aus ſeinem Sinngedichte auf dieſen Proceß aber ward eine Beleidigung, und mit Recht unterdrückte er es, als er ſeine kleinen Schriften wieder herausgab.

Es iſt zwar nicht zu läugnen, Voltaire machte in Berlin ein wenig den Wucherer, und fand an Abraham Hirſch einen noch größeren; oder eigentlicher: ein dritter Gauner machte ihm den Hirſch verdächtig. Allein man heißt das in der honetten Sprache: ſpekuliren. Nach Herrn Klein *), ſcheint Voltaire ſo wenig wie Abraham Hirſch reine Sache gehabt zu haben. Beyde glaubten wohl, daß es mit Himmel und Hölle nicht viel zu ſagen hätte, daß aber die Landesgeſetze keinen Spaß verſtänden, wenn es herauskäme.

Philoſoph Voltaire dachte vielleicht: Wirſt du ertappt; der ſouveraine Verehrer der Voltairiſchen Schriften wird dir deine Sünde wider das Geſetz vergeben, ohne dein Profitchen zu Waſſer werden zu laſſen: ſo wie du ihm oft ſeine Deutſchen Solöcismen corrigireſt, ohne ſeine ſchönen Gedanken zu verderben. Es träumte ihm nicht einmal, daß ein königlicher Günſtling zu Berlin weniger gelte, als zu Paris. Etwas Ehrfurcht hatte zwar die unbeſtechliche Juſtiz für den Franzöſiſchen Apoll: ſie wich von

---

*) Kleins Annalen der Geſetzgebung 1. B. S. 113 — 117.

ihrer gewöhnlichen ſtrengen Form des Prozeſſes ab; aber nur ſo lange, bis ſich der unjuriſtiſche Friedrich darüber erklärt hatte. Der Jude dachte von Voltairen: Schuſter bleib bey deinem Leiſten; die Speculation mit den Steuerſcheinen iſt eine zu reelle Calculation für einen ſchönen Geiſt und Dichter. Er muß gewitzigt werden, und das kann ich ohne alle Gefahr thun. Verklagen kann er mich nicht, wenn er ſich ſelbſt nicht mit anklagen will.

Herrn M**** unrichtige Geſchichtserzählung davon *) iſt mit dem Marquis von Condorcet, oder wie es nun richtiger nach der Franzöſiſchen Nationalentadelung heißen muß, mit dem Condorcet **), hierdurch genug widerlegt.

Nach dieſem Vorfalle ging Voltaire mit ſeinem Sekretair nach Potsdam, und vollendete ſein Siècle de Louis XIV. Als ſie im December wieder nach Berlin kamen, beſuchte Leſſing ſei-

---

*) La vie de Voltaire par M. 1787. in 8vo. — M.... nennt den Juden Abraham Hirſch oder Hirſchel: Hirſchel, c'eſt à dire le beau cerf.

**) Oeuvres completes de Voltaire T. 71. à Gotha S. 71. und 72.

nen Freund Richier, und fand ihn mit dieſem ebengedruckten Voltairiſchen Werke beſchäftigt. Vier und zwanzig Exemplare ſollten an das Königliche Haus verſchenkt werden, ehe eine andere Seele eine Zeile davon zu leſen bekäme. Natürlich mußten dieſes ausgeſuchte Exemplare ſeyn, und der Verleger Henning hatte zu ſolchem Behuf eine größere Anzahl abgeliefert. Aus dieſen wählte Richier die beſten. Leſſings Neugier ward nicht wenig gereitzt, hin und wieder darin zu leſen. Da er hörte, daß dieſes Ausſuchen keinen Verzug leide, ſo erbot er ſich zu helfen. Richier, hiermit ſehr zufrieden, mußte ihm dafür verſprechen, wenn ſich aus den Defektbogen etwa der erſte Theil zuſammenbringen ließe, ihm denſelben auf einige Tage zu leihen. Sie wurden mit dem Ausſuchen fertig, und fanden auch unter den Ausſchußbogen den erſten Theil bis auf einen Bogen zuſammen. Dieſen las Leſſing gleich auf Richiers Stube, und die übrigen nahm er mit nach Hauſe. Ehe er aber wegging, mußte er heilig verſprechen, dieſe Ausſchußbogen längſtens in drey Tagen wieder zu ſchicken, und ja keinem andern Menſchen zu zeigen. Als Leſſing den andern Tag mit Leſung dieſes Theils eben zu Ende war, beſuchte ihn einer ſeiner Landsleute, Hofmeiſter bey einem Herrn von Schulenburg. Dieſer drang mit Bitten ſo lange in Leſſingen, bis er ihm erlaubte, die Bogen mitnehmen zu dürfen. Ihm hatte es wohl gethan, daß Richier ſeine Neugier befriedigte: er glaubte alſo, ſeinem Landsmanne auch nichts abſchlagen zu dürfen, zumal da dieſer verſprach, das Werk noch denſelben Tag wiederzubringen. Drechſel, ſo hieß dieſer Landsmann, ging damit nach Hauſe. Zum Unglück machte die Gräfin von Bentink, Voltairens beſondere Freundin, um dieſe Zeit einen Beſuch bey der Frau von Schulenburg. Drechſel, ſeines Verſprechens nicht mehr eingedenk, wollte ſich gern beyden Damen mit einer Neuigkeit empfehlen, oder kamen ſie von ungefähr auf ſeine Stube, und fanden das Werk bey ihm. Genug, Frau von Bentink, welche ſich von Voltairen unlängſt ein Exemplar ausgebeten, aber es unter dem Vorwande nicht erhalten hatte, weil das Königl. Haus damit noch nicht verſehen ſey, fuhr in eigner Perſon zu Voltairen, und erzählte ihm, was ſie geſehn und geleſen. Unterdeſſen hatte aber Drechſel das Exemplar ſchon an Leſſingen wieder abgegeben. Der Franzöſiſche Geſchichtſchreiber gerieth außer ſich, tobte und wüthete, und ließ ſeinen Sekretair rufen. Der geſtand die ganze Sache, und bat, ihm die Freundſchaft gegen Leſſingen zu Gute zu halten. Aber ohne Gnade und Barmherzigkeit mußte er ſogleich zu ſeinem Freunde gehen, und ihm die Bogen abfordern. Leſſing war zu allem Unglück verreiſet. Traurig kam der arme Sekretair zurück, und klagte dieſen von ihm gar nicht vermutheteten Vorfall. Darüber ward Voltaire Feuer und Flamme, ſagte dem beſtürzten Richier auf den Kopf zu: es ſey klar, er und Leſſing hätten ihm ein ganzes Exemplar entwendet, ob er ſie gleich alle bis auf dieſe Defektbogen des erſten Theils richtig bekommen; ſie wollten ſein Werk nachdrucken oder überſetzen. Eins war ihm aber ſo ungelegen, wie das andere. *) Es hieß damals, Voltaire hätte mit ſeinem Buchdrucker Henning

---

*) Oeuvres compl. de Voltaire à Gotha Tom. 53. S. 465.

ſchon eine Deutſche Ueberſetzung verabredet, die zu Frankfurt an der Oder herauskommen ſollte. Er mißhandelte ſeinen Sekretair auf eine Art, die er an einem andern ſehr ſarkaſtiſch gerügt haben würde. Dieſer mußte ſich gleich hinſetzen, und einen Brief an Leſſingen ſchreiben, den Voltaire ſelbſt wörtlich diktirte. Daß er voll grober oder feiner Kunſtgriffe, und ungegründeter Beſchuldigungen geweſen ſeyn mag, da er im Nahmen ſeines bey ihm in Ungnade gefallenen Sekretairs abging, iſt aus Leſſings Antwort zu ermeſſen, die gleich darauf Richier, ſamt dem aus Verſehn mitgenommenen erſten Theile, erhielt. Schade, daß man die ſchöne Voltairiſche Briefſammlung nicht damit vermehren kann. Es iſt verlohren gegangen, dies deutliche Beyſpiel, wie verſchieden ein Menſch von dem andern denkt, in deſſen Namen er den Brief diktirt; wir können alſo den philoſophiſchen Dichter, oder den dichteriſchen Philoſophen, in ſeinem nicht ganz ſaubern Schlafrocke der praktiſchen Moral, nicht überraſchen. Leſſings Franzöſiſche Antwort an Richier kann man aber doch zum Beſten geben. Ob man deshalb bey ſeinem Schatten, oder bey dem Publicum um Vergebung zu bitten hat, beurtheile man nach Belieben. Leſſing konnte nicht umhin, ſeinem Freunde Franzöſiſch zu ſchreiben, weil Voltaire es auch leſen ſollte; und dieſer verſtand nur ſo viel Deutſch, als zur Unterhaltung mit Pferden und Bedienten nöthig iſt *). Mit der Lateiniſchen Sprache hätte Leſſing vielleicht bey ſeinem Freunde Richier angeſtoßen. Er ſchrieb daher in einer Sprache, in der er wohl nicht mit Andern ſich zu unterhalten pflegte. Hier iſt ſein Brief in der Ueberſetzung **):

---

*) Oeuvres compl. de Voltaire à Gotha Tom. 58. S. 381.

**) Im Original lautet er alſo:

Vous me croyez donc capable, Monſieur, d'un tour des plus traitres? et je Vous parais aſſez mépriſable, pour me traiter comme un voleur, qui est hors d'atteinte? On ne lui parle raiſon, que parceque la force n'est pas de miſe.

Voilà l'exemplaire dont ils s'agit. Je n'ai jamais eu le deſſein de le garder. Je Vous l'aurois même renvoyé ſans Votre lettre, qui est la plus ſingulière du monde. Vous m'y donnez des vues, que je n'ai pas. Vous Vous imaginez, que je m'etais mis à traduire un livre, dont Mr. Henning a annoncé, il y a long tems, la traduction, comme étant deja ſous preſſe. Sachez, mon ami, qu'en fait des occupa-

„Sie müſſen mich doch der größten Betrü„gerey fähig halten? Sie behandeln mich nicht „beſſer, als einen Dieb, dem man nicht bey„kommen kann. Man redet mit ihm durch „Vernunftgründe, weil Gewalt nicht Statt „findet.

„Da haben Sie Ihr Exemplar. Ich habe „es nie behalten wollen. Ich hätte es Ihnen „ohne Ihren Brief wieder geſchickt, der der „ſonderbarſte von der Welt iſt. Sie bilden „ſich ein, ich hätte ein Buch zu überſetzen an„

tions literaires, je n'aime pas à me rencontrer avec qui que ce ſoit. Au reſte, j'ai la folle envie de bien traduire, et pour bien traduire Mr. de Voltaire, je ſais, qu'il ſe faudroit donner au Diable. C'eſt ce que je ne veux pas faire. — — — C'eſt un bon mot que je viens de dire: trouvez-le admirable, je vous prie; il n'eſt pas de moi.

Mais au fait. Vous vous attendez à des excuſes, et les voilà. J'ai pris ſans Votre permiſſion avec moi, ce que Vous ne m'aviez prêté qu'en cachette. J'ai abuſé de votre confiance; j'en tombe d'accord. Mais eſt-ce ma faute, ſi contre ma curioſité ma bonne foi n'eſt pas la plus forte? En partant de Berlin, j'avois encore à lire quatre feuilles. Mettez Vous à ma place, avant que de prononcer contre moi. Mr. de Voltaire pourquoi n'eſt il-pas un Limiers ou un autre compilateur, les ouvrages deſquels on peut

„gefangen, deſſen Ueberſetzung, nach Herrn
„Hennings Ankündigung, ſchon längſt unter der
„Preſſe iſt? Nein, lieber Freund, im litterariſchen
„Fache gehe ich niemanden gern ins
„Gehege. Auch möchte ich gern gut überſetzen,
„wenn ich einmal überſetze. Und um Herrn
„von Voltaire gut zu überſetzen, muß man des
„Teufels werden, was ich nun eben nicht werden
„möchte. — Bewundern Sie immer dieſen
„Einfall ein wenig; er iſt nicht von mir.

„Aber zur Sache. Sie erwarten Entſchuldigung,
„und die meinige iſt dieſe. Was Sie mir
„nur verſtohlner Weiſe geliehen, nahm ich gar
„ohne Ihre Erlaubniß mit. Das iſt freylich

finir partout, parceque ils nous ennuyent partout? Vous dites dans Votre lettre: Mr. de Voltiare ne manquera pas de reconnoitre ce ſervice, qu'il attend de Votre probité. Par ma foi voilà autant pour le brodeur. Ce ſervice eſt ſi mince, et je m'en glorifierai ſi peu, que Mr. de Voltaire ſera aſſez reconnoiſſant, s'il veut bien avoir la bonte de l'oublier. Il Vous a fait beaucoup de reproches, que vous ne meritez pas? J'en ſuis au deſeſpoir; dites lui donc que nous ſommes amis, et que ce n'eſt qu'un excès d'amitié, qui Vous a fait faire cette faute, ſi c'en eſt une de Votre part. Voilà aſſez pour gagner les pardons d'un Philoſophe. Je ſuis &c.

„nicht der beſte Gebrauch Ihres gütigen
„Vertrauens. Aber was kann ich dafür,
„wenn mein Gewiſſen nicht ſtärker als meine
„Neugier iſt? Als ich von Berlin reiſete,
„hatte ich noch vier Bogen zu leſen. Setzen
„Sie ſich an meine Stelle, ehe Sie mich
„richten. Herr von Voltaire iſt kein Limiers,
„kein Zuſammenſtoppler, deſſen Werke man
„überall ausgeleſen hat, weil ſie überall lange
„Weile machen

„Sie ſagen in Ihrem Briefe: Herr von
„Voltaire *werde nicht ermangeln, für*
„*dieſen Dienſt, den er von meiner*
„*Rechtſchaffenheit erwarte, dankbar*
„*zu ſeyn.* Wozu ſo viel Umſtände?
„Dieſer Dienſt iſt ſo gering an ſich ſelbſt,
„und ich werde mich deſſen ſo wenig rühmen,
„daß Herr von Voltaire dankbar genug iſt,
„wenn er die Güte hat, ihn zu vergeſſen.
„Er hat Ihnen aber viel unverdiente Vorwürfe
„gemacht, und das geht mir nahe.
„Sagen Sie ihm doch, wir wären Freunde,
„und nur aus zu großer Freundſchaft hätten
„Sie dieſes Vergehn begangen, wenn es an-

„ders ein Vergehn iſt. Das wäre doch hinlänglich, dächt' ich, die Verzeihung eines Philoſophen zu erlangen?"

Dieſer Leſſingiſche Brief gerieth zwar in Voltairens Hände, der nicht für gut fand, ſeinem Exſekretair davon die geringſte Nachricht zu geben; allein ſo ſpät, daß Voltaire unterdeſſen an Leſſingen ſelbſt zu ſchreiben für nöthig fand. Es iſt ein zu ſchönes Original, als daß ich es nicht ſammt der Addreſſe einrücken ſollte*). Im

---

*) „à Monſieur
„Monſieur Leſſing, Candidat en Medicine.
à Vittemberg.
„et s'il n'eſt pas à Vittemberg, renvoyez à Leipzig, pour etre remis à ſon pere, miniſtre du St. Evangile, à deux miles de Leipzig, qui ſaura ſa demeure.
Saxe."

à Berlin de 1. Janvier.

„On Vous a deja ecrit, Monſieur, pour Vous prier de rendre l'exemplaire qu'on m'a derobé, et qu'on a remis entre vos mains. Je ſais, qu'il ne pouvait etre confié à un homme moins capable d'en abuſer, et plus capable de le bien traduire. Mais comme j'ai depuis corrigé beaucoup cet ouvrage, et que j'y ai fait inſerer plus de quarante cartons, Vous me feriez un tort conſiderable de le traduire „dans

Im Deutſchen klingt es etwa ſo:

Aufſchrift:

„Herrn,
Herrn Leſſing, Candidaten der Medicin,
zu Wittenberg;

und wenn er nicht zu Wittenberg iſt, ſo ſchicke man den Brief nach Leipzig, damit ihn ſein Vater erhält, der zwey Meilen von Leipzig Lutheriſcher Prediger iſt, und ſeinen Aufenthalt ſchon wiſſen wird.

Sachſen.“

„dans l'état, ou Vous l'avez. Vous m'en feriez un
„beaucoup plus grand encore, de ſouffrir, qu'on
„imprimat le livre en français. Vous ruineriez Mr.
„de Francheville, qui est un trés honête homme,
„et qui est l'editeur de cet ouvrage. Vous ſentez
„qu'il ſeroit obligé de porter ſes plaintes au public,
„et aux Magiſtrats de Saxe. Rien ne pourroit Vous
„nuire d'avantage, et Vous fermer irrévocablement
„le chemin de la fortune. Je ſerais trés affligé, ſi la
„moindre négligence de Votre part dans cette affaire
„mettoit Mr. de Francheville dans la cruelle neceſſité,
„de rendre ſes plaintes publiques. Je Vous prie
„donc, Monſieur, de me renvoyer l'exemplaire,
„qu'on Vous a deja redemandé en mon nom. C'est
„un vol, qu'on m'a fait. Vous avez trop de probité,
„pour ne pas reparer le tort, que j'eſſuie. Je
„ſerois trés ſatisfait, que non ſeulement Vous tra-

Der Brief ſelbſt.

Berlin, den erſten Jenner.

„Man hat Sie, mein Herr, ſchon ſchriftlich erſucht, das mir geſtohlne und in Ihre Hände gekommene Exemplar wieder heraus zu geben. Ich weiß, bey Ihnen iſt es wohl aufgehoben. Sie können keinen ſchlechten Gebrauch davon machen, und ſind der Mann es am beſten zu überſetzen. Da ich aber ſeitdem dieſes Werk ſehr verbeſſert, und mehr als vierzig Blätter ein-

„duiſiez le livre en Allemand, mais que vous le faſſiez paroitre en Italien, ainſi que vous l'avez dit au precepteur des enfans de Mr. de Schulenbourg. Je Vous renverrai l'ouvrage entier, avec tous les cartons et tous les renſeignements neceſſaires, et je recompenſerai avec plaiſir la bonne foi, avec laquelle Vous m'aurez rendu ce que je vous redemande. On ſait malheureuſement dans Berlin, que c'est mon ſecretaire Richier, qui a fait ce vol. Je ferai ce que je pourrai, pour ne pas perdre le coupable; & je lui pardonnerai même, en faveur de la reſtitution, que j'attends de vous. Ayez la bonté de me faire tenir le paquet par les chariots de poſte, et comptez ſur ma reconnoiſſance, étant entièrement à Vous

Voltaire

Chambellan du Roi."

,, gelegt habe, ſo geſchähe mir ein großer Nachtheil, wenn Sie es ſo überſetzten, wie Sie es haben, und noch ein viel größerer, wenn Sie es ſo Franzöſiſch drucken ließen. Sie würden den ehrlichen Francheville dadurch ins Unglück bringen, welcher der Verleger dieſes Werks iſt. Er müßte Sie bey dem Publikum und bey der Juſtiz in Sachſen belangen, wie Sie begreifen. Nichts würde Ihnen mehr Schaden thun, und auf immer den Weg zu Ihrem Glück verſperren. Mir würde es ſehr leid ſeyn, wenn die geringſte Verſäumniß von Ihrer Seite in dieſer Sache, Herrn Francheville in die grauſame Nothwendigkeit ſetzte, öffentlich ſich zu beſchweren. Haben Sie alſo die Güte, mein Herr, ſchicken Sie mir das Exemplar zurück, das man Ihnen ſchon in meinem Nahmen abgefordert hat. Es iſt mir entwendet. Sie ſind ein zu ehrlicher Mann, als daß Sie nicht mein erlittenes Unrecht wieder gut machen wollten. Ich bin zufrieden, daß Sie es nicht nur verdeutſchen, ſondern auch in Italiäniſcher Sprache herausgeben, wie Sie zum Schulenburgiſchen Informator geſagt

„haben. Ich werde Ihnen das ganze Werk
„mit allen Einſchaltungen und nöthigen Erklä-
„rungen übermachen, und mit Vergnügen die
„Rechtſchaffenheit belohnen, mit der Sie mir
„das wiedergeben, was ich zurückfordere.
„Zum Unglück weiß man in Berlin, daß mein
„Sekretair Richier mir es geſtohlen hat. Ich
„will thun was ich kann, um den Verbrecher
„nicht ganz unglücklich zu machen, und ihm
„ſogar verzeihen, wenn Sie ſich zur Rückgabe
„entſchließen. Schicken Sie mir das Paket
„mit der fahrenden Poſt, und rechnen Sie
„auf meine Erkenntlichkeit. Ich bin ganz der
„Ihrige

Voltaire,

Königlicher Kammerherr. *)

---

*) Richier ſchrieb mir noch im Jahre 1784, als ich ihm die beyden angeführten Briefe in Abſchrift mittheilte, Folgendes:

„Nach Verlauf von zwey und dreyßig Jahren
„und darüber, ſeit der unglücklichen Geſchichte,
„die mich, durch Ihres Bruders Verſehen, um
„Brot, und, ſo viel es an Voltairen lag, um
„Ehre brachte; iſt dieſes das erſtemal, daß mir
„der Inhalt der zwey eingeſandten Abſchriften
„zu Geſichte kommt. Die an mich gerichtete iſt

Bemerkt man in dieſem Voltairiſchen Briefe nicht ganz etwas Außerordentliches? Jedermann weiß freylich, daß der König von Preußen ihn zum Kammerherrn machte, und mit dem Orden für das Verdienſt beehrte. Aber von dieſen herrlichen Brelocken, (magnifiques bagatelles, oder wie ſie Voltaire auch ſonſt nannte: anciennes breloques.) von dem Titel Königl. Kammerherr, hat Voltaire ſonſt nie Gebrauch gemacht; wenigſtens iſt davon in ſeinen Werken, durch ſiebzig Bände, keine Spur zu finden. Ein Philoſoph thut nichts ohne Urſache. Hielt er etwa Leſſingen für einen Deutſchen, der einen Voltaire nicht kenne,

„eine Antwort auf einen Brief an Ihren Bruder, [illegible] mit Voltaire in der erſten Hitze ſelbſt diktirt hat; weswegen er auch Ihrem Bruder ſo „fremd vorkam. Da ich nun gleich darauf den „Dienſt des Herrn von Voltaire verlaſſen mußte, „ſo iſt dieſer Brief, nebſt dem Buche, in Voltairs „Hände gerathen, und er hat mir nicht die Ehre „erwieſen, es mich wiſſen zu laſſen. Den andern Brief hat Voltaire ſelbſt geſchrieben, vermuthlich, weil die Antwort Ihres Bruders nicht „gleich auf den erſten Poſttag erfolgt iſt. Da nun wohl aber den Rang eines Königl Kammerherrn?

Was auch immer bey Friedrich dem Zweyten ein Kammerherr gegolten haben mag, dieſer Brief kann einen diplomatiſchen Beweis abgeben, daß Voltaire es nicht allein *war*, ſondern ſich auch ſo *nannte*, wenn er ſein Anſehn gegen Deutſche geltend machen wollte.

Ungeachtet Voltaire nun überzeugt war, Leſſing wolle ihn weder überſetzen noch nachdrucken, und Richter ſey ganz unſchuldig, ſo vergaß er doch, was er an den Grafen von Argental ſchrieb: *) il ne faut pas ſe facher contre ceux qui ne peuvent pas nuire.

„aber Dero ſel. Bruder dieſe beyden Briefe aufbewahrt hat, ſo muß ſich unter ſeinen Papieren auch mein erſter Brief finden, nebſt einem andern, in welchem ich ihm die traurigen Folgen ſeines Verfahrens melde; auch das Concept einer Lateiniſchen Antwort an Voltairen, von welcher mir Ihr Bruder nachher geſagt: Voltaire würde ſie gewiß nicht an das Fenſter geſteckt haben. Das ſind ſeine eignen Worte."

*) Oeuvres de Voltaire à Gotha T. 18. S. 380.

Gegen Richier, der Anfangs gute Worte gab, trieb er Vorwürfe und Beleidigungen ſo weit, daß er ihm ſogar mit dem Fortjagen drohete. Dadurch ward endlich Richier aus ſeiner nachgebenden Geduld gebracht, und nahm das für das Beſte bey dieſem Handel an, was Voltaire wohl für das größte Unglück hielt. Wäre er bey Voltairen zeitlebens geblieben, ſo hätte er aufs höchſte das Schickſal des Paters Adam gehabt, nicht des erſten, wie Voltaire meynt, und wie alle übrige Menſchen glauben, nicht des glücklichſten Menſchen. So kam Richier in die Dienſte des Prinzen Heinrich, in denen er als Bibliothekar und Ordensrath ſtarb.

Was ſagt man zu dieſem Betragen des Vertheidigers von Calas, de la Barre und den funfzehn tauſend Leibeignen auf dem Berge Jura, gegen zwanzig bepelzte Domherren? Richier, der Voltairens brauſende Hitze kannte, entſchuldigte ſie mit dem liebreichſten Herzen; und Leſſing ſchwieg ganz, weil er ſich ärgerte, mit ſeiner Neugier einem Freunde wider Willen geſchadet zu haben. — Richier dachte edel müthig gegen Voltairen; er ſprach nie bitter von ihm, ſondern immer mit der größten Ehrfurcht, mit einer Anhänglichkeit, die heuchleriſche Affectation nicht äußern kann; nie erwähnte, noch weniger ſpottete er der Schwachheiten, welche große Genies den Mittelmenſchen tagtäglich in ziemlicher Sorgloſigkeit aufzutiſchen pflegen. Er war mit ſeinem Freunde Leſſing nie unzufriedner, als da dieſer die Dramaturgie herausgab. Wer große Männer auch dann noch, wenn ſie ihm ſelbſt Unrecht gethan haben, nicht tadeln laſſen kann, und ſie gegen ſeine Freunde ſogar in Schutz nimmt, der verdient ſicherlich das Lob, daß er Verdienſt zu ſchätzen wiſſe.

Mylius ſchrieb aus Berlin an Leſſing nach Wittenberg: „Ihre Sache mit Voltairen hat hier viel Aufſehns gemacht. Sie ſind nach Ihrer Abreiſe bekannter geworden, als Sie es bey Ihrem Daſeyn waren.“

Der Handel ward aber auch ſehr verſchieden erzählt. Einige ſagten: Leſſing habe ein Exemplar von Voltairens Siécle de Louis XIV. aus der Druckerey unter der Hand erhalten;

und man habe es bey ihm eher leſen können, als Voltaire es an den König und das Königl. Haus geſendet. Aus Furcht vor böſer Ahndung und Verfolgung des Voltaire habe er ſich nach Wittenberg begeben.

Risbeck *) verſtellt es noch häßlicher, wenn er ſagt: Bloß dieſe warme Theilnehmung an allem, was auf unſer Vaterland einigen Bezug hat, verleitete mich, an einem meiner hieſigen Freunde ein kleines Schelmſtück zu begehen. Es iſt ungefähr das nehmliche, welches Leſſing, durch die Ueberſetzung des Jahrhunderts von Ludwig dem Vierzehnten, an Voltaire begangen hat. —

So viele Unwahrheiten, als Worte! Er konnte doch in jedem Buchladen erfahren, wer dieſes Jahrhundert verdeutſcht habe; und ein Risbeck hätte nur in dieſe Verdeutſchung hinein ſehen dürfen, um ſich zu überzeugen, daß ſie nicht von Leſſingen ſeyn könne!

---

*) Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland an ſeinen Bruder zu Paris, überſetzt von K. R. In der Vorrede zum 1. Theile.

Iſt es denn ſo etwas Geringes, einem ehrlichen Manne ein kleines Schelmſtück nachzuſagen? Oder hat ein gelehrtes Schelmſtück nicht ſo viel auf ſich, wie jedes andere? Es iſt wahr, ſo bald man weiß, daß Risbeck der Verfaſſer der Briefe eines reiſenden Franzoſen iſt, ſo fällt ein Schelmſtück weg; aber nur das Risbeckiſche. Das Leſſingiſche bleibt; und das Andenken deſſelben wird durch Risbecks Erdichtung nur erneuert. Es iſt nicht gleichgültig, wenn ſich ein viel geleſener Schriftſteller eine übereilte Behauptung erlaubt.

Warum ging aber Leſſing ſo unvermuthet von Berlin nach Wittenberg? — Wahrlich nicht aus Furcht vor Voltairen; ſondern hauptſächlich aus Gehorſam gegen ſeinen Vater, der, wie man geſehn, ſeinen Aufenthalt zu Berlin höchſt mißbilligte, aus Gründen, deren einige dem Sohne ſelbſt nicht unwichtig ſchienen.

Hätte der Vater ſo viel geben können, als Leſſing auf der Univerſität ein oder zwey Jahre zu ſeiner Habilitirung noch brauchte, ſo wäre er entweder gar nicht nach Berlin gegangen, oder nur einige Wochen dort geblieben. So aber konnte ihm der Vater nicht füglich vorſchreiben, wo, und wie er leben ſollte, da er nur leben mußte, wie er konnte. Blieb aber der väterliche Befehl aus, ſo wirkte doch der väterliche Rath.

Hierzu mochte kommen, daß ihm der Bekanntſchaften in Berlin zu viel wurden, und mehr Zerſtreuungen verurſachten, als er wünſchte. Ein Gelehrter, wie er werden ſollte, mußte ſeine Zeit mehr unter den Todten als den Lebenden verbringen, und die vergangenen Thorheiten und Tugenden mehr, als die Narrheit und Weisheit ſeiner Zeit ſtudiren. Beydes in gleichem Maaße zu verbinden, ſchien ihm zwar das Klügſte. Aber wo zuerſt anfangen? Je mehr er ſtudirte, je mehr ſah er, daß er zu ſtudiren hätte. Eine alltägliche Mittelmäßigkeit in Beyden ſich erwerben, und dann ſie zu ſeinem und ſeines Nächſten Frommen anwenden — ſo klein oder ſo klug dachte er nicht. Dieſer Genieflug hat ihn nachher oft gereuet. Der Adler, der am höchſten ſteigt, muß doch ein Neſt haben, weil er in der Nähe der Sonne ſeine Nahrung ſo wenig findet, wie der Menſch in der Gelehrſamkeit. Die Buchwelt, wo man das Gold und Silber der Weisheit gleich gediegen beyſammen findet, hatte freylich zu der Zeit mehr Reitz und Anziehung für ihn, als die wirkliche, die aus den entſetzlichſten Teufen nur Erz und Steine födert, wovon die Zugutmachung manchmal kaum der Mühe und Koſten lohnt. Die Süßigkeit bey dem Aufſuchen und Scheiden leuchtete ihm damals nicht genug ein.

5.

In Wittenberg ſtudirte er ſehr emſig, und ſo gar etwas nach dem Plane ſeines Vaters. Seinen Eltern zu gefallen wurde er daſelbſt Magiſter, und that dadurch den erſten Schritt zum Univerſitätsleben, nach welchem er ſich aber nie ſehnte, und nur ſeinen eigentlichen Plan verſteckte, mit dem er gegen ſeinen Vater nach und nach hervorkam. Ob ihn dieſer Univerſitätsrang Geld gekoſtet, bin ich nicht im Stande zu ſagen: ich vermuthe aber nicht; wenigſtens war es nicht viel: denn er hatte kaum ſelbſt zur Stillung des Hungers und Durſtes. Er ſah es nie gern, wenn man ihn Magiſter nannte; ſo gar ſeinen Vater bat er, die Aufſchriften ſeiner Briefe an ihn damit nicht zu verbrämen. Einige hießen dies Eigenſinn, andere Stolz; aber Verachtung dieſes Ranges war es nie, und Klotz *), der ihn damit demüthigen wollte, erfuhr am beſten, daß Leſſing den wahren Werth davon wohl kannte.

Leſſings Bruder, der jetzige Conrektor zu Chemnitz, ſtudirte zu eben der Zeit in Wittenberg Theologie. Beyde bezogen eine Stube zuſammen; und hatte der jüngere wenig, ſo hatte der ältere noch weniger. Das aber kümmerte ſie nicht im mindeſten. Sie ſtudirten deſto fleißiger, und waren vergnügter und aufgeräumter, als wenn ſie Glücksgüter vollauf gehabt hätten. So viel ſie auch zu Hauſe ſaßen, ſo bekamen ſie doch bald einige Freunde, unter andern den zu Leipzig verſtorbenen Profeſſor der Theologie D. Schwarz, welcher damals in Wittenberg Bibliothekar bey der Univerſitätsbibliothek war.

---

*) Leſſings antiquariſche Briefe 2. Th. Sämtliche Schriften. Th. XII. S. 156.

Dieſer ſollte einmal bey dem Begräbniſſe eines Studenten, der ein Meißniſcher Fürſtenſchüler geweſen, eine Parentation halten, ward aber die Nacht zuvor unvermuthet ſo krank, daß er ſich nicht aus dem Bette regen konnte. Von allen Bekannten wollte keiner dieſen Freundſchaftsdienſt über ſich nehmen; endlich bat Schwarz Leſſingen, ſein Concept bey der Leichenbeſtattung abzuleſen. Leſſing zog alſo einen ſchwarzen Rock an, extemporirte aber eine eigne Rede, die vielen Beyfall, nur den ſeinigen nicht hatte. Auf dieſen Vorfall, oder auf ſich ſelbſt, machte er das bekannte Epigramm *):

O Redner! dein Geſicht zieht jämmerliche Falten,
Indem dein Mund erbärmlich ſpricht.
Eh' du mir ſollſt die Leichenrede halten,
Wahrhaftig, lieber ſterb' ich nicht!

Ueberhaupt theilte er damals ſeine Gedanken gern in Epigrammen mit. Er machte auf einige ſeiner daſigen Freunde, und auf alles, was in Wittenberg Aufſehn erregte, Sinngedichte;

---

*) Leſſings ſämtliche Schriften, Berlin 1771. 1. Th. S. 61. (105.)

ſelbſt auf die Profeſſoren und ihre ſchönen Töchter. Mag ſich aber wohl damit nicht ſehr beliebt gemacht haben! Allein das war nur zum Zeitvertreib, und gleichſam wider ſeinen Willen, zur Erholung und Entſchädigung für ſeinen kümmerlichen Zuſtand.

Es ſcheint Erfahrung zu ſeyn, daß die guten Köpfe nie ſatiriſcher ſind, als in Armuth und Unglück. Sie thun dann mit Reichthum beſſerer Art groß. Leſſing war von dieſen braven Jünglingen; er läugnete gleichſam durch ſeine luſtige Laune, was ſonſt auf keine Art zu läugnen geweſen wäre.

Seinem Freunde, Hrn. Weiße, ſchrieb er nach Jahr und Tag eine lange poetiſche Epiſtel in ſo polirten Reimen, als er vielleicht ſonſt in ſeinem Leben kaum gemacht hat. Herr Weiße bewahrte ſie auch ſorgfältig. Leſſing erinnerte ſich derſelben bey ſeinem letzten Daſeyn zu Leipzig, als er nach Italien ging, und bat ſie ſich zu leſen aus. Nach vieler Weigerung verſprach Herr Weiße ſie zu ſuchen; wollte ſie ſich aber vorher abſchreiben. Allein Leſſing kam darnach zu ſchnell, als dieſer kaum mit der vierzehnten oder achtzehnten Zeile fertig war, und verlangte ſie mit dem ausdrücklichen Verſprechen, ſie ihm nach ſeiner Rückreiſe wieder einzuhändigen. Herr Weiße gab ſie in dieſer Hoffnung heraus, ohne ſie vollends abzuſchreiben, erhielt ſie aber nicht wieder.

Zu ſeinen damaligen wichtigeren Beſchäftigungen, gehört ſeine Ueberſetzung des Huarte von Prüfung der Köpfe, aus dem Spaniſchen. Ein Buch, das Ungereimtheiten mit Ungereimtheiten, und einſeitige Erfahrungen mit andern einſeitigen Erfahrungen widerlegt und vertheidigt, das λίνον λίνῳ συνάπτει. Freylich konnte es zu der Zeit, da es zumal in Spanien ungefähr 1566 erſchien, dem Leſer nicht ſo auffallen, als jetzt, und vielleicht gar Bewunderung erregen. Die Hirngeſpinnſte des Galenus, Hippokrates, und Ariſtoteles, ſind ſo herrlich mit des Verfaſſers eigenen verwebt, daß ſich die leidigen Syſtemmacher daran ſpiegeln können. Von den Temperamenten oder verſchiedenen Vermiſchungen der Wärme, Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit läßt der Spanier, mit ſeinem Ariſtoteles und Galenus, alle geiſtigen Fähigkeiten des Menſchen, ja ſogar Tugend und Laſter entſtehen. Die Menſchen, ſagt er, ſind nach Beſchaffenheit der Wärme, Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit des Landes, nach Beſchaffenheit des Waſſers und der Luft, bald dumm, bald klug, bald tapfer, bald feige, bald grauſam, bald offenherzig, bald lügenhaft, bald aufrichtig, u. ſ. w.

So ein Buch könnte man immer mit einem ſechsfach dickeren Commentar begleiten, und Leſſing hat nicht Eine Anmerkung dazu gefügt! War er denn damals ſo kenntnißarm? Das wäre ein wenig zu arm! Ueberſetzte er es bloß, um ſich im Spaniſchen zu üben und ſeinen dringendſten Bedürfniſſen dadurch abzuhelfen? Auch kein Verbrechen! Aber die Belehrung, die es ihm bey dem allen gewährte, war wohl die Haupturſache, obgleich jenes mitgewirkt haben mag.

Belehrung? und ſyſtematiſche Grillen und Vorurtheile! wie reimt ſich das? Gar gut! Wer es ſich nicht verdrießen läßt, die tückiſcheſten und verwildertſten Pferde zu reiten, wird ein viel beſſerer Reiter, als wer Tag für Tag, auf der ſchönſten Bahn, die Schulen alle durchmacht. Und das grillenhafteſte Buch übt den menſchlichen Verſtand weit mehr, als eins, welches die ausgemachteſte Wahrheit in der größten Ordnung vorbringt.

Jeder mittelmäßige Kopf kann jetzt ein nützlicheres Buch ſchreiben, und zu klug ſeyn, um auf ſolche Vorſchriften zu fallen, als das funfzehnte Hauptſtück giebt. Nur Huarte's Einbildungskraft konnte ſich ſo verſteigen. Und dieſes Verſteigen intereſſirte Leſſingen, weil es zugleich ſo viel Stoff zum Nachdenken und Lachen gab; und er glaubte, es würde auch einen und den andern intereſſiren, der eben darum nicht erſt Spaniſch lernen wollte.

Einem ſolchen Buche waren nicht viele Leſer zu verſprechen; und doch iſt die Leſſingiſche Ueberſetzung in einer neuen Ausgabe, und zwar mit des Herrn Profeſſor Eberts Anmerkungen, erſchienen *).

---

*) Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften. Aus dem Spaniſchen überſetzt von Gotth. Ephr. Leſſing. Zweyte verbeſſerte, mit Anmerkungen und Zuſätzen vermehrte Auflage, von Joh. Jakob Ebert, Prof. der Mathem. Wittenberg und Zerbſt 1785 — 1787.

Leſſings zweyte Beſchäftigung war die Kritik der Meſſiade, und die Lateiniſche poetiſche Ueberſetzung derſelben, die er mit ſeinem Bruder anfing. Die allgemeine Aufmerkſamkeit, womit Deutſchland dieſe Epopee des Herrn Klopſtock aufnahm, erregte Lob und Tadel, und wie gewöhnlich, waren die Tadler vorlauter, als die Lober. Ein neues Unternehmen ohne beyde verſpricht ſelten viel. Der gröſste damalige Vorwurf war Dunkelheit, und daſs der Hexameter, deſſen Schöpfer Klopſtock in Deutſchland war, obgleich ſchon einige Verſuche damit vorhergegangen, der Deutſchen Poeſie nicht angemeſſen ſey; auch Versarten ohne Reime im Deutſchen überhaupt barbariſche Neuerungen wären. Es iſt gewiſs kein kleines Zeichen von dem Fortgange unſrer Poeſie, daſs man jetzt dieſe Vorwürfe gar nicht mehr hört, und wenn ſie ja noch vorkommen ſollten, nur der Unwiſſenheit zuſchreibt.

Auch noch ein andrer Vorwurf hat aufgehört, den zwar nicht die Dichter, ſondern die Theologen damaliger Zeit, Herrn Klopſtock machten; nehmlich, es ſey höchſt unchriſtlich, ſo eine heilige Sache, wie das Erlöſungswerk, nach dem Muſter einer heidniſchen Iliade oder Odyſſee zu beſingen; und noch ſündlicher, Dinge hineinzubringen, die ſich weder nach der Augsburgiſchen Konfeſſion, noch nach der Eintrachtsformel beſchwören laſſen. Kaum unter den Stillen im Lande, und den Urlſpergern im Ackerwerke Gottes wird man dergleichen Profanität mehr gerügt finden.

Vielleicht ſind die Theologen nun überzeugt, daß die Muſendiener den Gottesdienern unverkennbaren Nutzen verſchaffen, und daß ihre Beyträge Dank verdienen, nicht aber unter die Eingriffe in ihr heiliges, von Gott verliehenes Monopolium gehören. Dieſen Gang der Dinge kann man auch Aufklärung nennen, wenn man ſich und ſeine Zeitgenoſſen zu bekomplimentiren Luſt hat.

Leſſing wollte durch die Lateiniſche Ueberſetzung beweiſen, daß die Gedanken in der Meſſiade gar nicht ſo dunkel und unverſtändlich wären, als ſie im Deutſchen Einigen ſchienen. Ob ſie aber einem Virgil, oder Ovid, oder überhaupt einem Lateiner verſtänd lich geweſen wäre, darf man freylich hier nicht fragen. Lateiner haben wir ſchon lange nicht mehr gehabt, wohl aber Menſchen und Nationen, die ihre, in ihrer Mutterſprache gefaßten Gedanken mit Lateiniſchen Worten ausgedrückt; und ſolchen Deutſch-Lateiniſchen Chriſten war ſie beſtimmt. Recht ſehr gut, daß es damals hieß, ein gewiſſer Däniſcher Legationsprediger zu Madrit habe ſchon dergleichen Ueberſetzung fertig; wodurch beyde Leſſinge bewogen wurden, von einer undankbaren Arbeit abzuſtehen, zu der ſie ſchon einen Titel in Quart drucken laſſen *).

Noch mehr Zeit verwendete Leſſing auf die Berichtigung und Verbeſſerung des Jöcherſchen Gelehrtenlexikons, welches in vier Quartbänden 1750 und 1751 erſchien. Von der Gelegenheit dazu und von ſeinem Briefwechſel mit Jöchern iſt ſchon anderswo geredet worden **). Zur Vollſtändigkeit dieſer Sache aber muß man anführen, daß damals in Leipzig von Leſſingen

---

*) Leſſings ſämmtliche Schriften, Berlin 1784. 4. Theil. S. 68.

**) Eben daſelbſt Vorrede S. 10. und weiter.

ausgeſtreuet wurde, er habe an D. Jöchern geſchrieben: wofern er nicht eine gewiſſe Summe Geldes, die etwa funfzig oder ſechzig Rthlr. betrug, unverzüglich überſchickte, ſo wolle er ihn vor der ganzen gelehrten Welt durch eine Kritik über ſein Gelehrtenlexikon äußerſt lächerlich machen. Herr Weiße, dem dieſe Klätſcherey weder unbekannt noch gleichgültig bleiben konnte, meldete ſie Leſſingen nach Wittenberg. Leſſing ſchenkte ihm darauf klaren Wein ein, und geſtand, in dieſem mit ſo großen Lobſprüchen ausposaunten Buche allerdings ſo viele lächerliche Fehler gefunden zu haben, daß er es für Pflicht gehalten, Jöchern in ſeiner Blöße darzuſtellen. Seine Kritik, die er verfertiget und der damalige Dekanus Ritter nicht die Cenſur paſſiren laſſen wollen, habe er deshalb auf ſeine Koſten drucken zu laſſen angefangen. D. Jöcher, der dies ſogleich durch Rittern erfuhr, bat aber Leſſingen in einem ſehr höflichen Briefe *), davon abzuſtehen, und ihm lieber ſeine Bemerkungen freundſchaftlich zu überlaſſen, um ſolche bey einer künfti-

---

*) Leſſings ſämmtliche Schriften 4. Theil. Vorrede S. 14 – 18.

gen Ausgabe zu benutzen. Leſſing ſoll ſich gleich dazu gern verſtanden, doch geäußert haben, daß man ihm nicht zumuthen könne, die Koſten für die ſchon gedruckten Bogen zu tragen; genug, daß er ſeine Arbeit vergebens gehabt *). Ob die Entſchädigung geſchehen, iſt ſehr zu bezweifeln. Man hätte es wenigſtens nicht unerinnert gelaſſen, als Leſſing einige Bogen davon in den zweyten Theil ſeiner kleinen Schriften 1753, wo Jöcher noch lebte, einrückte. Wären die Leſſingiſchen Briefe eben ſo gut aufgehoben worden, als die Jöcherſchen, ſo würde nichts weiter einem Zweifel unterworfen ſeyn.

Was iſt aber daran gelegen? Nur die moraliſche Kleinigkeit in Leſſings Charakter, ob er, ein junger Menſch, einen Jöcher ohne Schuld und Urſache beleidigen, oder gar ſchnellen,

---

*) Nach Jöchers drittem Briefe iſt es vielmehr offenbar, daß Leſſing von freyen Stücken die Verbeſſerung des gelehrten Lexikons aufgab, und gar keine Entſchädigung verlangte. Jöcher bot ſie ihm nur an, wenn dieſe Bogen nicht auf des Verlegers, ſondern auf Leſſings eigne Koſten, gedruckt worden wären.

oder nur die Unrichtigkeiten und Irrungen des Jöcherſchens Schriftſteller-Lexikons anzeigen und berichtigen wollte. Der erſte Brief von Jöchern enthält Dinge, die Leſſing gewiß nicht unbeantwortet gelaſſen; und Jemand aus Gleditſchens Handlung muß wahrſcheinlich zu dieſer ausgeſtreuten Lüge Anlaß gegeben haben. Warum, und wie, läßt ſich kaum errathen.

Bey der Streitigkeit mit dem Paſtor Lange, die in eben dieſem Jahre den Anfang nahm, und von der man an demſelben Orte *) das Meiſte angeführt findet, wurde Leſſing nicht weniger beleidigt; und daß es der Gegner ſelbſt zu thun ſich nicht ſchämte, brachte Leſſingen eben auf, ſich die gehörige Genugthuung an ihm ſelbſt zu nehmen. Sein Vademecum an Paſtor Langen würde ſich ſonſt ſchwerlich ganz vertheidigen laſſen.

Er wollte auch des Aldretes Varias antiguedades de Eſpanna Africa y otras provincias überſetzen. Allein es fand ſich kein Verleger dazu. Selbſt Baumgarten in Halle glaubte, dies

---

*) In erwähnter Vorrede S. 9 – 18

Werk ſey zu gelehrt geſchrieben, als daß es Leſer genug in Deutſchland finden würde.

Es iſt wohl kaum der Mühe werth, zu erwähnen, daß Leſſing in dieſem Jahre zum Ehrenmitgliede der Geſellſchaft von Freunden der ſchönen Wiſſenſchaften zu Halle aufgenommen wurde, die damals ein Deutſches Lexikon herausgeben und Leſſingen zum Mitarbeiter haben wollte.

6.

Wundern wird es wohl niemanden, daß Leſſing in Jahr und Tag Wittenberg überdrüßig war, und gerades Weges nach Berlin zurückging, wo er ſeine alten Bekannten wieder antraf, (unter andern auch Herrn M. Naumann, welcher ſich aus Leipzig ebenfalls dahin begeben) und wo Leſſing ſich bald wichtigere Freunde für ſeine ganze Lebenszeit machte. Es geſchah aber auch, wie das erſtemal, ohne Bewilligung des Vaters, welcher den Freygeiſt Mylius in Verdacht hatte, daß er ihn wieder nach dem böſen Berlin gelockt hätte. Es war aber nicht ſo.

Leſſing ſchrieb ſeinem Vater im May 1753: „Ich muß die Bekanntſchaft mit dem Herrn

„Mylius noch immer hören. Sie ſchreiben „mir: Sie ſähen wohl, daß ich der Nachfol„ger des Herrn Mylius hätte ſeyn ſollen und „müſſen. Ich verſtehe dieſes ganz und gar „nicht. Nicht im geringſten Stücke bin ich es, „welches ich Ihnen deutlich zeigen könnte, „wenn es ſich der Mühe lohnte. Es kömmt „aber daher, weil Sie weder eigentlich wiſſen, „was Herr Mylius hier gemacht hat, noch „was ich hier mache. Ich würde wieder nach „Berlin zurück gezogen ſeyn, wenn Herr „Mylius auch da geblieben wäre, wie er denn „auch wirklich noch ganzer drey Monate da „geweſen iſt.“

In Berlin war er faſt eben ſo fleißig, wie zu Wittenberg, nur mit etwas uneigennützigerem Fleiße. Er behielt ſein Pfund nicht im Schweißtuche, ſondern nutzte es ſo gut er konnte, um nicht zu darben; und lernte einſehn, daß nichts anders thun, als geiſtige Schätze ſammeln, auch Geitz ſey, und zwar eben ſo thörichter als der Geldgeitz.

Sein Freund Mylius, der bisher die Voſſiſche Zeitung geſchrieben, verließ Berlin.

Leſſing übernahm den gelehrten Artikel darin, und daher entſtand die Rede, er ſey Zeitungsſchreiber geworden, und an Mylius Stelle gekommen. Der Vater, welcher es erfuhr, war damit nichts weniger als zufrieden. Er hielt einen Zeitungsſchreiber für nichts erbaulicher, als einen Komödianten oder Komödienſchreiber, ob er gleich für ſein Leben gern gelehrte und politiſche Zeitungen las. Einem Prediger damaliger Zeit ſind ſolche Vorurtheile zu vergeben, die er in ſeinem kleinen Wirkungskreiſe auf Treue und Glauben annimmt, bis er in die Nothwendigkeit geſetzt wird, ſie ſelbſt zu prüfen. Und da fand er denn wohl, daß ſolche Beſchäftigungen eben ſo nützlich wären, und Achtung verdienten, als die übrigen Beförderungen des Wohlſtandes und der Bequemlichkeit, die wir oft zu unſerm Beſten entbehren, noch öfter mißbrauchen.

Je mehr aber der Vater ſeine Einſichten berichtigte, je mehr mäßigte er ſeine Mißbilligung, und ſah ein, daß, da alles von Zeit und Umſtänden abhinge, der Sohn zu ſeinem Glücke den beſten Weg nur ſelbſt wählen könne, am wenigſten aber auf der Stube ſeiner Eltern etwas für ihn ausgegrübelt würde. Er ließ ihn daher von nun an ſeinen eigenen Weg wandeln, der, nach aller Strenge genommen, niemals unmoraliſch war. Denn je weiſer wir werden, je mehr enthalten wir uns des Willkührlichen in unſern Vorſchriften.

Leſſing gab 1753. den erſten und zweyten Theil, 1754. den dritten und vierten Theil ſeiner kleinen Schriften in Duodez heraus. Ein wahres Mancherley für Gelehrte und Ungelehrte, für Stutzer und Graubärte; ſo zugerichtet, daß jeder davon zu koſten verleitet ward.

Von den Gedichten fand man damals ſelten, in ihrer Art, ſo viel Gutes beyſammen. Der Stoff war Liebe: nicht die Leidenſchaft und Ausgelaſſenheit, ſondern nur der Reitz davon, der auch dem ernſten Alten nicht ganz mißfällt; und Wein und Fröhlichkeit.

Die Briefe waren natürlich, aber nicht ſo kindiſch und ſpielend; freymüthig und einleuchtend, aber nicht ſo gedankenleer und kahl, wie die damaligen von ſo genanntem guten Geſchmack.

Der Inhalt ſelbſt mannigfaltig, und, nach damaliger allgemeiner Denkart, neu, und wohl gar paradox. Von einer Seite zog ihm dieſes freylich ſchele Geſichter zu; auf der andern nahm man es für Zuthat auf, welche die gewöhnlichſte Koſt auch dem feinſten Gaumen genießbar macht.

Seine Rettungen ſchienen nicht ſowohl einen Freymüthigen, als einen Unbedachtſamen anzukündigen. Er vertheidigte darin lauter Todte, und griff lauter Lebende an, die in nicht geringem Anſehn ſtanden. Da er aber dieſe Betrachtung in der Vorrede ſelbſt machte, ſo kann es wohl weniger auf Rechnung ſeiner Unklugheit, als vielmehr ſeiner dreiſten Geradheit gebracht werden.

Seine Komödien waren Muſter für die damalige Deutſche Bühne; und es iſt nicht zu viel behauptet: nur von dieſer Zeit an, durfte ein Vernünftiger ſich derſelben nicht ſchämen.

Selbſt das Aeußerliche davon, Papier, Druck und Verzierungen, zeigten von beſſerem Geſchmack, als bisher dabey gewöhnlich geweſen war.

Der Vater, der ſehr fleißig Journale und Zeitungen las, fand nun häufig ſeinen Sohn gelobt und getadelt; und was iſt natürlicher, als daß ihm das Erſtere gerechter däuchte, als das Letztere?

Als er um dieſe Zeit einmal nach Dresden kam, und in einem Hauſe, für das er viele Hochachtung hatte, manches Schmeichelhafte von ſeinem Sohne hörte, und ſogar verſichert wurde, daß deſſen kleine Schriften auf den Toiletten der vornehmen Damen zu finden wären: ſo konnte er trotz aller Einwendung, daß der Sohn ſeine Talente beſſer gebrauchen möchte, doch ſeine herzliche Freude nicht bergen; und eiferte fortan nicht ſowohl gegen das Theater überhaupt, als vielmehr gegen das Schlechte und Unſittliche, woran es die herumziehenden Truppen in kleinen Städten nicht ermangeln laſſen. Er warnte hernach vor dem Mißbrauche, nicht mehr vor der Sache ſelbſt.

Leſſing überſetzte auch den erſten Theil von Marigny's Geſchichte der Araber. Sie beſteht im Franzöſiſchen aus vier, im Deutſchen nur aus drey Theilen. Er wollte noch einen vierten, von der Geſchichte der Maraviden in Spanien, als eigene Arbeit, dazu fügen, welches aber unterblieb. Die Vorrede iſt von ihm, obgleich darunter die Buchſtaben M. L. A. ſtehn. Er hätte ſich auch genannt, wenn er darin den D. Baumgarten in Halle nicht widerlegt hätte, der die Marignyſche Geſchichte in den Halliſchen Zeitungen von 1751. zu ſehr, und mit Unrecht getadelt, und wohl ſchwerlich mehr als die Vorrede geleſen hatte. Vielleicht wollte Baumgarten dadurch auf eine beſſere Hiſtorie dieſes Volks in der allgemeinen Weltgeſchichte weiſen, deren Ueberſetzung unter ſeiner Aufſicht herauskam. Dieſe ſchriftſtelleriſche Partheylichkeit witterte Leſſing vermuthlich; man kann aber auch ſehn, mit welcher Hochachtung und Beſcheidenheit er ſeine Meynung gegen dieſen Gelehrten ſagt.

Marigny nahm, wie bekannt, den jetzt bey uns noch nicht ganz vergeſſenen Rollin zum Vorbilde, und iſt kein unglücklicher Nachbilder. Die Ueberſetzung ſcheint aber doch keine freye Wahl, ſondern eine gewöhnliche Meßſpekulation geweſen zu ſeyn. Denn Leſſing geſteht aufrichtig, ſo wie der Verfaſſer, nicht ein Wort Arabiſch zu können, und giebt bey dieſer Gelegenheit die Fälle an, wo es ein Geſchichtſchreiber der Araber nur nöthig habe. Doch, ehrlich von der Sache zu reden, iſt es ſehr mißlich, die Geſchichte eines Volks zu ſchreiben, oder zu überſetzen, deſſen Sprache man nicht im geringſten verſteht. In ſpäteren Jahren hätte Leſſing gewiß gefragt: iſt denn eine Geſchichte der Araber, deren Verfaſſer und Ueberſetzer der Arabiſchen Sprache ganz unkundig ſind, den Franzoſen und Deutſchen nothwendig? Es wäre beſſer, man kennte ein Volk gar nicht, als auf dieſe Art. Das Nichtwiſſen iſt lange nicht ſo nachtheilig, als das Falſchwiſſen.

Leſſing verdeutſchte auch, wie man aus einem Briefe an ſeinen Vater ſieht, Friedrichs des Zweyten drey Schreiben an das Publikum, die Begierde nach geheimen Nachrichten betreffend, imgleichen eine Schrift des großen Königs über den damaligen Streit zwiſchen England und Preußen.

Ferner ſammelte er die Schriften ſeines Freundes Mylius, welcher in London auf ſeiner Reiſe nach Amerika geſtorben war, und begleitete ſie mit einer Vorrede, die einen Beweis von Unpartheylichkeit und aufrichtiger Schätzung des Myliusſchen Werthes abgeben kann. Und wer mißbilligt wohl die Freymüthigkeit, womit er diejenigen beurtheilt, auf deſſen Koſten Mylius reiſete, wenn gleich ein Haller an deren Spitze war? Es ſollte lauter Uneigennützigkeit ſeyn, und es war gewöhnliche Selbſtſucht, die an und für ſich nichts Tadelnswürdiges hatte, als daß man ſich dabey der alten Beſchönigungsleyer bediente, die Naturkunde zu befördern und die Ehre Gottes auszubreiten.

Er gab auch das erſte und zweyte Stück ſeiner theatraliſchen Bibliothek 1754 heraus.

Hier iſt nicht der unſchicklichſte Ort, anzuführen, was er um dieſe Zeit noch alles thun wollte: es überſtieg allerdings die Kräfte des einzelnen Menſchen.

So wollte er Beckers bezauberte Welt mit Berichtigungen und Vermehrungen herausgeben, und hatte ſchon viele Materialien in Wittenberg dazu geſammelt; desgleichen eine Wochenſchrift: Der Blinde; eine andere:

Meine Brieftaſche; und eine dritte: Kleine Romane und Erzählungen, deren jegliches Stück, wo möglich, ein Roman ſeyn ſollte; ferner ein Journal unter dem Titel: Verſchiedenes von verſchiedenen Verfaſſern verſchiedenen Inhalts; ein anderes mit Mendelsſohn: Das Beſte aus ſchlechten Büchern. Einen ziemlichen Vorrath dazu hatte der letztere ſchon geſammelt; allein, es fand ſich kein Verleger, weil man glaubte, (welche ſonderbare Einbildung!) das gebe ein unendliches Werk. Er wollte endlich aus den Schriften des Jordanus Brunus, Hieronymus Cardanus und Thomas Campanella die merkwürdigſten Stellen ausziehen und ſeine Betrachtungen darüber machen.

Es befindet ſich noch unter ſeinen Papieren ein Zettel, worauf er Folgendes geſchrieben: „In meinen jüngeren Jahren wollte ich eine periodiſche Schrift, unter dem Titel: Das Beſte aus ſchlechten Büchern, mit dem Lemma aus dem Ambroſius: (Commentar. in S. Luc. prooem.) Legimus aliqua ne legantur, herausgeben

Das erſte Stück war ſchon fertig, und mein Freund Moſes hatte mir ein paar ſchöne Beyträge, aus einigen ſchlechten Compendien der Carteſianiſchen Philoſophie gegeben, von welchen ich bedaure, daß ich ſie nicht mehr zu finden weiß. Doch weil ich voraus ſah, daß mir die Fortſetzung zu ſchwer werden würde, ſo unterblieb ein Vorhaben, zu welchem ich mir kaum jetzt Kräfte genug zutraue.″

Eine Poſſe erſchien zu Leipzig unter dem Titel: Gniſſel, dem rückwärts geleſenen Namen: Leſſing. Es war Rache eines Gottſchedianers wegen der Kritik über die Aeſthetik in einer Nuß, die Leſſing in die Voſſiſche Berliniſche Zeitung eingerückt; aber eine ſo kahle und geſchmackloſe Rache, daß Leſſing nichts Boshafteres thun konnte, als ſie zu Berlin nachdrucken, und gratis austheilen zu laſſen. Die Würde des Mannes verliert nie durch Unwahrheit, ſie ſey von ihm gut oder ſchlecht, plump oder hämiſch geſagt.

Es konnte nicht fehlen, daß ein ſolcher Fleiß nicht Leſſings äußerliche Umſtände etwas verbeſſert hätte. Und wenn jede Beſſerung unſeres Zuſtandes, ſo gering ſie auch an und für ſich iſt, in uns Freude erweckt, ſo war es für ihn doch keine, ſich allein zu freuen. Er lud daher ſeinen Bruder, mit dem er zu Wittenberg ſtudirt und gehungert hatte, zu ſich, welcher auch kam. Der Vater ſah es aber nicht gern, und ſchien zu argwöhnen, er wolle ſeinen Bruder von der theologiſchen Laufbahn abwendig machen.

Er rechtfertigte ſich daher in einem Briefe an ſeinen Vater folgendergeſtalt: „Es iſt gar „nicht mein Wille geweſen, meinen Bruder „aus Wittenberg hieher zu ziehen. Ich habe um „nichts gebeten, als ihm die Erlaubniß zu ge„ben, mich auf einige Wochen zu beſuchen. „Es ſind jetzt Ferien in Wittenberg, und er „hat nicht nöthig, hier etwas zu verzehren. „Sein kurzer Aufenthalt könnte ihm auch auf „verſchiedene Art nützlich ſeyn; wenn es auch „nur in Anſehung der orientaliſchen Sprachen „wäre. Es muß Ihnen nothwendig angenehm „ſeyn, daß er darin etwas beſonders thun will; „und es iſt gewiß, daß er ein größeres Glück

„dadurch machen kann, als durch die bloße Theologie. In Holland gelten die orientaliſchen Sprachen ungemein viel; und da ich an dem Herrn Profeſſor König im Haag einen großen Gönner habe, welcher bey der Statthalterin, deren Bibliothekar er zugleich iſt, viel vermag: ſo würde es etwas leichtes ſeyn, ihn auf eine vortheilhafte Art dahin zu bringen. Doch Sie haben ihn zu etwas anderem beſtimmt. Er ſoll predigen. Ich habe nichts dawider zu ſagen; dieſes aber weiß ich aus Erfahrung, daß ſeine Leibeskonſtitution gar nicht dazu iſt, weil er nicht eine Viertelſtunde, geſchweige eine ganze, ohne Verletzung zu reden vermag. Doch vielleicht giebt ſich dieſes; und wenn er auch ſchon mehr Zeit auf die orientaliſchen Sprachen, als auf die Theologie ſelbſt verwendet hätte, ſo würde er doch noch zehnmal eher im Stande ſeyn, zu predigen, als ein ****, oder ein andrer Candidat in Kamenz. Ich glaube nicht, daß Sie ſonſt die geringſte Klage ſeinetwegen führen können.“

Hernach nahm Leſſing, zur Erleichterung ſeiner Eltern, einen andern Bruder zu ſich. Aber, wie dieſer ſelbſt mit vieler Laune erzählt, er kam in ein zu gutes Leben. Alles was er ſah, bezauberte ihn. Er konnte ſich an den ſchönen Straßen nicht ſatt ſehn. Die Wachtparaden, die Komödien, die Spaziergänge feſſelten ihn ſo, daß er darüber Schule und Studiren vergaß. Sein älterer Bruder merkte es, und glaubte, daß dieſer heftige Eindruck, der bey einem vierzehnjährigen Knaben aus einem kleinen Orte ganz natürlich ſey, ſich nach und nach legen werde. Aber nichts weniger als das! Er wurde ein Beweis, daß bequeme Tage nicht ſtets zum Studiren aufmuntern, ſondern davon abziehen. Er brauchte zu ſeiner Bildung einen ganz andern Ort: das fromme Pädagogium zu Halle, wo man Gottesfurcht und Fleiß mit eben ſo kräftigen Mitteln erweckte, als Diſciplin und Exerciren.

Die Freundſchaft, welche Leſſing 1754 mit Moſes Mendelsſohn *) und Herrn Nikolai

*) Die erſte Bekanntſchaft mit ihm ſoll durch das Schachſpiel entſtanden ſeyn. Ein gewiſſer Iſaak, der es mit Leſſingen zuweilen ſpielte, rühmte auch Moſes

ſtiftete, war für alle drey wohl von gleicher Wichtigkeit, zur Bildung ihres gelehrten Charakters. Ganz verſchieden an Erziehung und anfänglicher Denkungsart, und doch ſo ganz einig an Eifer für ihre geiſtige Selbſtvervollkommung und Beförderung der Wiſſenſchaften, theilten ſie einander ihre fruchtbarſten Ideen mit. Da Jeder die des Andern zu berichtigen und zu verbeſſern aufgefordert wurde, und Keiner doch für ſeine eigne eine ſo unbezwingliche Vorliebe hatte, daß das Gegentheil davon bey ihm keinen Eindruck machen konnte, ſo mußten ihre Aeußerungen, wenn ſie ſie zu Papiere brachten, immer viel Richtigkeit und Neuheit haben. Sechs Augen ſehen freylich mehr, als zwey; zumal, wenn das eine Paar für die Ferne, das zweyte für die Nähe, und das dritte für die Schärfe vorzüglich iſt. Bey Andern wirken gemeiniglich die Gegengründe, die Jeder mit ſeiner beſten Kraft darſtellt, Kälte, Mißtrauen und wohl gar Neid oder Gering-

---

Mendelsſohn darum, und brachte ihn darauf zu Leſſingen. Sie mögen aber wohl in der Folge wenig mit einander geſpielt haben.

ſchätzung: daher nimmt die feine Welt auch das lebhafte Disputiren für Ungezogenheit. Bey ihnen machte es aber die Freundſchaft nur vertrauter und inniger, und diente ihr gleichſam zur Nahrung. Nicht Gleichheit ihrer Denkart, die ſehr verſchieden war, ſondern ihr ſcharfer und richtiger Blick, den jeder von jeder Sache faſt anders nahm, war der Grund ihres vertrauten Umgangs. Sie lernten mehr aus ihren freundſchaftlichen Streitigkeiten, als aus Büchern und Kollegien, wo der Lehrende in einem fort ſpricht, der Lernende aber zuhört, bewundert, oder ſchläft. Leſſing hatte die Nützlichkeit davon ſchon aus dem Käſtneriſchen Disputatorium einſehen lernen; und da dieſe freundſchaftlichen, offenen Unterredungen weder an Ort noch Zeit gebunden waren, noch der Anſchlagezettel oder anderer Feyerlichkeiten bedurften, ſo war alles vollkommen nach ſeinem Sinne.

Schade, daß Moſes und Leſſing nicht manche dieſer gelehrten Disputen aufgeſchrieben! Ihr gedruckter Briefwechſel giebt einigen Vorſchmack davon. Doch wir haben von Herrn

Nikolai darüber noch etwas zu erwarten; ein ſo gelehrter und genauer Beobachter vergaß gewiß nicht, das Vorzüglichſte davon aufzuſchreiben.

Leſſing kannte ſchon gelehrtere und gebildetere Juden, als Moſes Mendelsſohn damals war; aber es waren Kaufleute oder Mediciner, die ihre Philoſophie nach chriſtlicher Weiſe umgeformt, oder wenigſtens doch zwiſchen ihr und den jüdiſchen Kenntniſſen eine eben ſo große Scheidewand gezogen hatten, wie vor einem halben Jahrhundert noch zwiſchen unſrer Theologie und Philoſophie Statt fand. Sie hatten alle ihre erlangten Einſichten nur zur Vervollkommung ihres Metiers gebraucht; alles was nicht gerade dahin paßte, wurde nach und nach aufgegeben, und gleich einem tauben Gebirge verlaſſen.

Jene drey jungen Männer aber, ſo bald ſie ſich ein wenig genauer kennen lernten, entſchloſſen ſich, wenn man ſich bergmänniſch ausdrücken darf, den alten Mann wieder zu bebauen. Sie merkten gar bald, daß die Gehaltigkeit nicht ſchlecht ſey, ſondern nur der bisherige Bau nicht ſehr ernſtlich und verſtändig getrieben worden. Freylich ſahen ſie dabey nicht ſehr auf eine Förderung des Goldes und Silbers für ſich; denn dazu wußten ſie beſſere Gänge, die Leſſing aber am ſchlechteſten nutzte.

Die erſte Frucht von Leſſings und Moſes Mendels-ſohns geſellſchaftlichem Studiren, iſt wohl die Schrift: Pope ein Metaphyſiker, welche ſie bey Gelegenheit einer Aufgabe der Berliniſchen Akademie über das Popiſche Syſtem mit einander aufſetzten, und in welcher ſie zeigten, daß ein philoſophiſcher Dichter, oder vielmehr vortrefflicher Verſifikateur, noch kein Philoſoph ſey; ferner, daß Pope der Dichter kein Syſtem habe, ſondern aus allen Syſtemen ſich nehme, was zur lebhafteſten, oder ſinnlich vollkommenſten Darſtellung gut ſey. Ob gleich Leibnitz, wie Pope, ſagt: Alles iſt gut, was iſt; ſo meynten doch Beyde eine ganz verſchiedene Vollkommenheit.

Warum dieſe Schrift nicht in Berlin gedruckt zu ſeyn das Anſehen haben ſollte; iſt ein wahres Räthſel, wenn die Verfaſſer damals die philoſophiſche Freymüthigkeit nicht für weniger ausübbar hielten, als die theologiſche.

Obgleich Herr Profeſſor Ramler in dieſes gelehrte Kleeblatt ſo eigentlich nicht gehört, ſo war doch Leſſings Umgang und Freundſchaft mit ihm gewiß nicht geringe, und muß ſich um dieſe Zeit gleichfalls angefangen haben. Herr Ramler, der nur allein für ſchöne Wiſſenſchaften, und vornehmlich für die lyriſche Dichtkunſt lebte, war viel zu begeiſtert, um ſich die Beſchaffenheit ſeiner Begeiſterung zu entwickeln; er dachte viel für ſich, raiſonnirte aber nur wenig über ſeinen Gegenſtand mit Andern, weil er wohl wußte, ſo viel Gutes er auch darüber hören könnte, daß ſie ihm immer ſeinen Geſichtspunkt verrücken würden. Und von dieſem allein hängt doch die Stärke und Lebhaftigkeit der poetiſchen Darſtellung ab. Man kann wohl philoſophiren, was ein hoher und ſchöner Sprung überhaupt ſey; aber nur beſtimmen, welcher der leichteſte und glücklichſte für den Künſtler iſt, wenn er ihn gethan hat. Er wollte entweder ein Ramler ſeyn, oder gar nichts. Schwerlich wird ein großes dichteriſches Genie eine Aeſthetik ſchreiben; höchſtens eine Horaziſche Poetik. Und doch hat einen Theil der Kritik niemand in der Dichtkunſt höher gebracht, als Herr Ramler; und Leſſing, der alles zu ehren und zu nutzen wußte, nahm dieſe von ihm mit vielem Danke an, anſtatt daß andere ſeine Feile geringſchätzten oder gar verachteten.

Mit ſeinem Freunde, Herrn Joh. Wilhelm Meil, unterhielt er ſich ſehr oft von den bildenden Künſten, und ſchätzte ſeine Wiſſenſchaft darin eben ſo ſehr, wie ſein Kunſttalent. Hr. Meil trat mit Leſſingen ſeine Laufbahn an; ſeine Vignetten zu deſſen kleinen Schriften ſind von ſeinen erſten Arbeiten.

Premontval, Sulzer, König, Süßmilch, Kirnberger und viele andere verdiente Männer gewährten ihm oft lehrreiche Unterredungen, und wenn man die übrigen Bekanntſchaften dazu rechnet, bey denen er als Freund angeſehn und geachtet wurde: ſo hätte man glauben ſollen, er würde Berlin zu ſeinem beſtändigen Aufenthalte wählen; aber nichts weniger als das! Theils war es Temperament und Verlangen, in der Welt ſich herumzutreiben, weil das auf die angenehmſte und leichteſte Art Menſchenkenntniß verſchafft; wenn auch nicht die tiefſte, doch gewiß die mannichfaltigſte: theils auch Nothwendigkeit. Was iſt hinreißender, als gute Geſellſchaft? und ein Mann, der von ſeinem Kopfe, wie ein Taglöhner von ſeiner Hände Arbeit lebt, muß dieſes Kleinod des glücklichen Lebens mehr beſchreiben und rühmen, als genießen.

Den Plan zu ſeiner Miß Sara wollte er gern ungeſtört und hinter einander, in Einem Feuer ausarbeiten. Er ging daher auf einige Zeit nach Potsdam, dachte an nichts weiter, als an dieſe Tragödie, die er auch da vollendete, und ſprach keine lebendige Seele, außer einen einzigen Bekannten, den Faktor der daſigen Voſſiſchen Buchhandlung, welcher ſehr leicht etwas bewunderte und oft die gewöhnlichſte Sache ſehr ſonderbar fand. Leſſing bediente ſich zu ſeiner Erholung deſſen Schwäche, und ein Gedanke, den der ehrliche Mann nicht in ſeinem Katechismus fand, gab oft dazu Stoff vollauf. Es kam endlich ſo weit, daß er gegen alle Freunde in Ernſt behauptete, Leſſing habe ſich überſtudirt.

Jenes bürgerliche Trauerſpiel, das erſte in Deutſchland, aber keine Nachahmung des Kaufmanns von London, noch weniger eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen, wurde zuerſt in Frankfurt an der Oder, wohin Leſſing deshalb ſelbſt reiſete, (eine Aufmerkſamkeit, die er vor- und nachher keinem ſeiner theatraliſchen Stücke erwieſen hat) mit großem Beyfall aufgeführt, und eben ſo, bald in mehreren Städten. So gar in Wien, der Hauptſtadt von Deutſchland, wo der wahre große Weltton allein herrſcht, wie Gebler und Sonnenfels bald nach dieſer Zeit als große Weltmänner verſicherten; es verſteht ſich, mit Verbeſſerungen, vornehmlich was die Kenntniß der großen Welt anbelangt, welche Provinzialſtädte, wie Berlin, Leipzig, und dergleichen, wo Leſſing damals ſich aufhielt, niemals haben können. Sara z. E. heißt den Hanswurſt der als Melleſonts Bedienter darin erſcheint, nicht du, ſondern Ihr. Aber das ſind nur Kleinigkeiten von Verbeſſerungen. Wollte man ſie alle ausheben, man müßte einige Bogen anfüllen; und welcher Leſer würde ſie verſtehn, außer ein geborner Wiener, d. i. ein Weltmann?

Vom Titel und der Perſonenliſte kann man auf das Ganze der Verbeſſerungen ſchließen. Hier iſt beydes von Wort zu Wort:

Neues bürgerliches Trauerſpiel von fünf Handlungen, aus dem Engliſchen gezogen, betitelt: Miſſara und Sirſampſon, mit Hanswurſt des Mellefonts getreuem Bedienten; dargegeben von Chriſtiana Friderika Huberin, gebohrne Lorenzin; (eben derſelben, deren man oben erwähnte.)

Agirende Perſonen: Sirſampſon, Vater der Miſſara, eine tugendhafte Liebhaberin des Mellefont, erwählten Bräutigams derſelben.
Waitwel, ein alter Diener des Sirſampſon.
Marwood, ehemalige Liebhaberin des Mellefont.
Betty, der Miſſara Kammermädel.
Hanna, der Marwood Kammermädel.
Arabella, der Marwood Tochter.
Hanswurſt, des Mellefonts Bedienter.
Ein Bedienter der Marwood.
Ein Wirth.

Die Aktion ſpielt in einem Gaſthof ohnweit der Stadt London.

Es wurde auch mit vielen, aber doch nicht ſo ſchönen, Veränderungen in das Franzöſiſche und Däniſche überſetzt, und die erſtere Ueberſetzung ſogar zu St. Germain bey dem Herzoge von Noailles, vor dem Herzoge von Choiſeul und einem Theil des Königlichen Hofes, mit großem Beyfall aufgeführt. Alles Ehre, die nichts ſagt; aber, daß Diderot es mit den beyden Engliſchen bürgerlichen Trauerſpielen, dem Spieler und dem Kaufmann von London, Franzöſiſch herausgeben wollte, war etwas.

Auf den Theatern Deutſchlands mußte es ſeiner Länge wegen verkürzt werden; und dadurch glaubten die Verkürzer, die Langweiligkeiten, die allerdings dieſes Stück hatte, vertilgt zu haben. Was Leſſing darüber in ſeiner Dramaturgie ſagt, iſt wohl alles, was man mit Grunde ſagen kann *).

So großen und ſo allgemeinen Beyfall es aber auch hatte, ſo gab es doch einige, die es weit unter ſeinen wahren Werth zu bringen ſuchten. Sie erwieſen auf eine gelehrte Art und bloß zur Beförderung des guten Geſchmacks,

---

*) Erſter Theil. St. XIII. und XIV.

ſchmacks, daß es das unregelmäßigſte und untauglichſte Ding, und oben drein aus Engliſchen Romanen und Tragödien zuſammengeſtoppelt ſey. Zuſchauer und Leſer, denen der gelehrte Diebſtahl ſehr gleichgültig iſt, ſchienen doch nicht recht Luſt zu haben, das, was ihnen einmal gefallen hatte, nun elend zu finden; und ſo blieb es beliebt, bis die neuen tragiſchen Kraft- und Drangſtücke kamen, über die es vergeſſen wurde.

Mit dieſer theatraliſchen Beſchäftigung erwachte in Leſſingen zugleich wieder das Verlangen nach theatraliſchem Umgange, den er zu Berlin nicht hatte, und nach Freunden, die ſich für die Deutſche Bühne mehr intereſſirten, als die Berliniſchen.

7.

Er reiſete 1755 nach Leipzig, ohne alle Berathſchlagung darüber mit einem ſeiner Freunde. Moſes, der am meiſten damit unzufrieden war, glaubte doch, er werde dieſer Laune nicht lange nachhängen, und dann gewiß wieder Berlin wählen. Denn ſeine Philoſophie hatte vom

Deutſchen Theater eben keine große Idee, und hielt es faſt für Schade, daß Leſſing dieſe Zeit, ſo kurz ſie auch ſeyn möchte, der Philoſophie raubte. Aber Leſſingen lag damals die Verbeſſerung des Theaters ſehr am Herzen: er ſchien nur zu philoſophiren, um es deſto mehr veredeln zu können. Moſes hatte wohl nicht eigentlich die Abſicht, ihm ſeinen Plan auszureden; allein, er brauchte alle Gründe mit allem freundſchaftlichen Nachdrucke, ihm zu beweiſen, daß ſein Geiſt nach etwas Größerem und Beſſerem ſtreben müſſe. Dergleichen ſchmeichelhafte Vorſpiegelungen bleiben ſelten ohne Wirkung; und damit Moſes ſolche durch Leſſings That nicht widerlegt glauben ſollte, ſo meldete ihm der letztere, daß er den Goldoni zwar fleißig leſe, nach welchem er ein Stück l'Erede fortunata *) ſchon angefangen, und zu Oſtern 1756. noch fünf andere, die er theils im Kopfe, theils auf dem Papiere ſchon fertig habe, in einem Bande herausgeben, aber dann das Theater in Ruhe laſſen werde **).

---

*) Theatraliſcher Nachlaß 1. Th. S. 199 — 208.

**) Gelehrter Briefwechſel 1. Th. S. 22 und 23.

Man kann dabey nicht unbemerkt laſſen, wie gut Moſes ſchon damals Leſſings Schwächen kannte. Er rügte gar wacker ſeine Verbeſſerungen zum Jöcherſchen Gelehrten Lexicon, ſeine Bücherſucht, ſein unſtätes Leben, ſeinen Kitzel, manchem eingebildeten Hochgelahrten nicht wie einem Fuder Heu aus dem Wege zu gehn, ſondern muthwillig mit ſeinen Beobachtungen in den Weg zu treten. Leſſing mußte ihm aber ſeine Schwachheiten nicht ſo auf, nicht weil er deren an ihm keine bemerkt hätte, ſondern weil er fühlte, daß ſie der Welt philoſophiſcher ſchienen. Mit ſeinem Schickſal zufrieden ſeyn; auf nichts Anſpruch machen, als ungeſtört philoſophiren zu können, wenn man des Tages genug die Welſche Praktika geübt; an den Umgange von einem Paar vernünftigen Freunden genug haben, ohne tauſend Narren kennen lernen zu wollen, wie Moſes ſich ſelbſt ausdrückt *), um ſich von noch größeren Narren auslachen zu laſſen: das iſt ſo philoſophiſch, daß es für einen jungen Mann zu philoſophiſch ſcheint.

---

*) Gelehrter Briefwechſel 1. Theil S. 17.

Selbſt ſeine Luſt zu reiſen hätte ihm Moſes ausgeredet, wenn ſie nicht ſo gar groß geweſen. Profeſſor Sulzer hatte ſchon in Berlin für Leſſingen eine Gelegenheit dazu; aber er ſollte den Hofmeiſter dabey machen, und das war die Urſache, warum er es ausſchlug. In Leipzig fand er eine beſſere, und dieſe war Schuld, daß er weder die glückliche Erbin vollendete, noch die übrigen fünf theatraliſchen Stücke erſchienen.

Winkler, eines ſehr reichen Kaufmanns Sohn, der in ſeiner Vaterſtadt Leipzig ſtudirt hatte, wollte reiſen, und verlangte dazu von Herrn Weiße einen Begleiter. Er ſchlug Leſſingen vor, welcher es ohne Bedenken annahm, ſo wenig auch ſonſt dieſer Reiſende nach ſeinem Wunſche war. Es war nur ein reicher Reiſender, von dem man ſagen konnte, er hatte alles und nichts, was zum Reiſen erfordert wird; aber ſein Geld ſicherte ihn gegen Jedermanns abſchlägige Antwort, dem er ſeine Reiſegeſellſchaft antrug. Hatte er auch eigentlich keine andere Abſicht, als die Küchen und Keller der Ausländer kennen zu lernen, ſo konnte doch ſein Gefährte noch andere ausführen, und aus Dankbarkeit ihm manches Gute in ſeinen Verdauungsſtunden beybringen. Neugierde iſt der erſte Grund alles unſers Wiſſens; nur nach langer Erfahrung werden wir inne, daß, ſo wie ihre Befriedigung die extenſive Größe unſrer Kenntniſſe mehrt, ſie die intenſive mindert. In der großen Welt, in die ſich jeder junge Reiche ſo gern drängt, wird auf die erſte mehr geſehn, als auf die lezte, welche die Vorſehung den Glückskindern meiſtens vorenthält. Die Idee von dem Nutzen einer ſolchen bequemen Durchſtreichung der Länder war ſelbſt bey Leſſingen damals unverhältnißmäßig groß: er achtete des Bedenklichen dabey nicht, und war froh, daß er eine Gelegenheit gefunden, wie er an Moſes Mendelſohn ſelbſt ſchrieb, die *) ungleich vortheilhafter für ihn ſey, als der Sulzeriſche Vorſchlag. Er reiſe nicht als Hofmeiſter, nicht unter der Laſt eines ihm auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorſchriften einer eigenſinnigen Familie, ſondern als bloßer Geſellſchaf-

---

*) Gelehrter Briefwechſel 1. Th. S. 24.

ter eines Menſchen, welchem es weder an Vermögen noch am Willen fehle, ihm die Reiſe ſo nützlich und angenehm zu machen, als er ſie ſich ſelbſt werde machen wollen.

Er ging dabey ſo unbeſorgt zu Werke, daß er mit Winklern nicht einmal einen ſchriftlichen Contrakt gemacht haben würde, wenn ſein Freund, der Accisinſpektor Saal zu Leipzig, ihn nicht noch dazu vermocht hätte. Laut dieſer Urkunde wollten ſie vier Jahre reiſen, und Leſſing ſollte jährlich ein Gehalt von 200 Rtlr. und ganz freye Station haben.

Vor dieſer großen Reiſe ging er erſt auf einige Wochen nach Dresden *), und traf unverhofft auch ſeine Eltern daſelbſt an, die dahin gekommen waren, um mit einem Freybergiſchen Prediger die Sühne zu pflegen; deſſen Paſto-

---

*) Auch reiſete er mit Herrn Weiße nach Gera. Ich erwähne dieſes nur darum, weil ſich ſogar ein von ihm mit Bleyſtift beſchriebenes Quartblatt über dieſe Reiſe vorgefunden, woraus ſehr wahrſcheinlich wird, daß er noch vor Herrn Büſching den ſinnreichen Einfall zu ſolchen jetzt ſo beliebten Reiſebeſchreibungen gehabt. Warum er ihn aber nicht zuerſt ausgeführt, davon kann man ſich eine beliebige Urſache angeben, nachdem man günſtig oder ungünſtig von ihm denkt.

ralklugheit ſie um eine ganz anſehnliche Erbſchaft, ihre einzige Hoffnung in ihren armen Umſtänden, ziemlich plump gebracht, aber doch Mittel gefunden hatte, vor der Welt das zu bleiben, was er war.

Leſſing mußte mit ſeinen Eltern auf ein paar Tage nach Hauſe reiſen, wo ſeine unerwartete Ankunft in der Familie ſo viel Freude verurſachte, daß man den zu Gottes Ehren getroffenen magern Vergleich nicht fühlte. Denn man hatte bloß aus dem Grunde darein gewilligt, weil die Betrügerey eines Geiſtlichen gar zu offenbar geworden wäre, und dadurch der ganze geiſtliche Stand bey Unverſtändigen leicht in ein nachtheiliges Licht kommen können.

Was der Sohn zu dieſer weiſen Vorſicht ſagte, weiß man nicht. Er hielt es vielleicht für eine ſehr gewöhnliche Sache, zu deren Bezüchtigung ſich ſein Witz eben nicht berufen fühlte, oder begriff wohl gar nicht die juriſtiſche Nachgiebigkeit gegen die Theologie, die, um dem Heidenthume nicht gleich zu werden, alles mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe deckt.

Den 10ten May 1756. trat er ſeine Reiſe mit Winklern an, ging von Leipzig über Magdeburg, Halberſtadt, Braunſchweig, Hildesheim, Hannover, Zelle, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Oldenburg, Embden, Gröningen, Leuwarden, Franecker, Harlingen; und von Lemmer aus, nachdem ſie von Harlingen wieder zurück nach Leuwarden über Ylſt und Schneck gefahren waren, über die Süder-See nach Amſterdam, wo ſie den 29. Julius ankamen.

Von dort ſchrieb Leſſing ſeinem Vater: Wir haben uns an jedem dieſer Orte, nachdem es ſich der Mühe verlohnte, einige Tage oder Wochen aufgehalten; und ſo bald wir von hier aus die übrigen vereinigten Provinzen beſehen haben, werden wir nach England übergehn, welches wohl zu Anfange des Oktobers geſchehen dürfte *).

Allein daraus wurde nichts. Der König von Preußen fiel im Monat Auguſt in Sachſen

---

*) Auch von dieſer Reiſe hat er ſich ein ordentliches Tagebuch gehalten, woraus man Eins und das Andere bey der Skizze ſeiner Italiäniſchen Reiſe anführen wird.

ein, und Leipzig bekam Preußiſche Beſatzung. Ihr Commandant, der General von Hauſen, nahm ſein Quartier in der Feuerkugel auf dem Neumarkt, welches Haus Winklern gehörte, mit dem Leſſing reiſete. Schrecken und Erſtaunen über unerwartete Gäſte, die ohne allen Zwang grade herausſagen, wie ſie es gern haben möchten, und nicht immer auf Anbieten warten, mochte in der erſten Nachricht an Winklern die Sache ein wenig übertrieben und ſchrecklicher gemacht haben, als ſie an und für ſich war. Er wollte daher nicht nur nicht weiter reiſen, ſondern ſogleich zurückgehn; und Leſſing mochte es wohl auch für das Beſte für ihn halten, und es ihm nicht einmal abrathen; ob man gleich verſichern wollen, Winkler hätte beſſer gethan, er wäre nicht zurückgegangen. Man hätte in ſeinem Hauſe weiter nichts thun können, als ſich einquartieren. Nachdem er aber ſich ſelbſt zeigte, mußte er ſeiner eignen reichen Perſon und der Leipziger Commandantenwürde Ehre machen. Es waren ja ſo faſt die Reichſten in Leipzig bey dem erſten Schreck ausgetreten, und fanden ſich nur nach und nach wieder ein, ſo wie ſie die Gelegenheit erſahen, mit ihrem Durchlauchtigſten Depoſitarius und ſeinen Helden Geſchäfte zu machen, die ſie wegen der etwas ſtarken Contribution ein wenig ſchadlos hielten.

Winkler und Leſſing waren alſo in Leipzig eher zurück, als es ſich ihre Freunde und Bekannten verſahen, und Winkler beſchloß ſogleich nicht weiter zu reiſen. Dieſen patriotiſchen Vorſatz konnte ihm Leſſing nicht ausreden; er ſchickte ſich alſo in ſeine Laune, und erwähnte dabey nur der gütigen Erfüllung ſeines Contrakts mit ihm. Winkler aber hielt dieſen durch den Krieg für aufgehoben, und meynte, der Preußen Viſiten würden ihm ſchon ſo genug koſten, ohne das Vergnügen zu haben, ſie in ihrer Heimath einmal wieder beſchmauſen zu können. Leſſing konnte gegen dieſen letzten Grund nichts einwenden, und verſicherte ihn: er habe weder mittelbar noch unmittelbar an dieſem Beſuche Schuld, glaube aber in völligem Ernſte, Keiner von der ganzen Preußiſchen Armee werde es ihm übel nehmen, wenn er ſein Kontingent nicht in eigner Perſon abtrüge und fortreiſete. Kurz, ſie konnten ſich darüber in Güte nicht verſtändigen, und beyde ſahen ſich nach einem rechtlichen Beyſtande um, der die Gründe eines Jeden am beſten vor der unpartheyiſchen Gerechtigkeit zu Leipzig entwikkelte. Im Jahr 1765. war dieſer Proceß völlig zu Ende, und der Advokat, welcher Leſſingen beyſtand, ſiegte *).

---

*) Als ich 1764 als Student, im Namen meines Bruders, dieſen humoriſtiſchen kranken Sachwalter deshalb beſuchen mußte, that er ſich nicht wenig noch auf ſeinem Sterbebette zu gute, daß er dieſen Prozeß nicht ſo wohl gewonnen, als in ſo kurzer Zeit beendiget hätte. Ich konnte zwar dieſe Schnelligkeit damals nicht recht begreifen; aber mit den Jahren wird man klüger, und ich danke es dieſem Rechtsmanne in der Grube noch, vor den Augen der ganzen Welt, d. i. derjenigen, denen dieſes Büchlein oder dieſer Bogen davon von ungefähr in die Hände fällt, daß er Mittel und Wege gewußt, dieſen Prozeß nicht erſt im künftigen neunzehnten Jahrhunderte mit einem Vergleiche beenden zu müſſen, den jedes unjuriſtiſche Menſchenkind ſchon 1765 machen können. Ich bin von der Möglichkeit einer ſolchen Verzögerung ſo überzeugt, daß ich das frühere Ende für eine beſondere Freundſchaft anſehe, die er meinem Bruder erwies. Hat noch einer und der andere Freund an dieſer Beſchleunigung Antheil gehabt, ſo verſteht ſich unſer Dank von ſelbſt.

Es giebt Leute, die Proceſſe mit einander führen, und doch recht herzlich gute Freunde bleiben: ſie wollen einander eigentlich nicht um das Geringſte beeinträchtigen, aber ſich auch nicht das Geringſte nehmen laſſen, was das Glück ihnen nach der Meynung Unpartheyiſcher zugewendet. Beyde ſehen, daß der Ausgang, wie er auch ſeyn mag, ſie nicht drückt. Das war aber hier der Fall nicht. Sie waren ſchon unterweges über einander höchſt mißvergnügt geworden, und mochten ſchon manchen unfreundlichen Auftritt mit einander gehabt haben. Leſſing machte die Erfahrung, daß, der Begleiter eines Reichen zu ſeyn, eben ſo ſehr ſeine Schwierigkeiten habe, als eine Hofmeiſterſtelle eines reiſenden Unmündigen. Er hatte zwar dieſe kurze Reiſe zu ſeinem Vortheil genutzt: mit Winklern verſchiedene Kunſtkabinetter beſucht, ſich mit einer guten, zumal hiſtoriſchen Kenntniß von Kupferſtichen bereichert, und ſeinen Gefährten veranlaßt, davon einen ziemlichen Vorrath zu ſammeln; aber Winkler wollte reiſen, wie es ihm beliebte und behagte, und Leſſing, wie es Beyden nützte. Das Geld, das Winklern dieſe Reiſe koſtete, ſollte nicht weggeworfen ſeyn, und Winkler wollte es wegwerfen, um ſagen zu können, er ſey gereiſet. Leſſing hatte allerdings Unrecht, ihm dieſes wehren zu wollen, und Winkler mußte die Ehre ſeines Reichthums retten, um Leſſingen zu zeigen, daß er Herr ſey. Die Gelegenheit, mit ihm völlig zu brechen, fand ſich nach ihrer Zurückkunft gar bald.

An dem Tiſche, wo ſie in Leipzig beyde aßen, ſpeiſeten viele Kaufleute mit, die über der Mahlzeit ihr Herz einander eröffneten, und die Preußiſchen Forderungen an die Stadt für die härteſten Kriegserpreſſungen hielten, die nur ein freygeiſtiger König einer Evangeliſch chriſtlichen Stadt thun könne. Sie klagten, ſchmälten und verdammten. Leſſing der keine Kontribution zu erlegen hatte, und auf keine Weiſe etwas verlor, ob der König von Polen, oder der König von Preußen Sachſen inne hatte, war viel zu unpartheyiſch, um alles zu billigen, was dieſen Herren über den Krieg einfiel; und da jeder redete, wie er ſich die Sache dachte, ſo billigte er vieles an dem Könige von Preußen, was ſie natürlich mißbilligen mußten. Selbſt daß er es mit Witz und Laune that, vermehrte ſeine Feinde. Dabey beging er die Unvorſichtigkeit, daß er ſeinen Freund, den Major Kleiſt, und noch einige andere Officiere in dieſe Tiſchgeſellſchaft brachte. Die Kaufleute glaubten auf dieſe Art ihr Herz nicht mehr einander eröffnen zu können, und blieben weg; denn ſie waren unbillig genug, keinen Preußiſchen Officier für ſo billig zu halten, daß er dem leidenden Theile alle harten und bittern Worte über das, was Politik und Kriegesrecht mit ſich bringt, zu gute halten würde. Die Wirthin, die dieſe Tiſchgeſellſchaft hielt, machte daher Winklern Vorwürfe, daß er ſie um die beſten Kunden brächte. Anſtatt Leſſingen ſeine Verlegenheit dieſerwegen freundſchaftlich zu eröffnen, ſchickte er ihm ein Billet, worin er ihm gerade zu ſagte, daß ſie geſchiedene Leute wären, und er noch den nehmlichen Tag von ihm ziehen müſſe; denn er wohnte bey ihm in der Feuerkugel. Eine Impertinenz, die nur ein Menſch, wie Winkler, zu begehen fähig war! Leſſing hätte es eben nicht gleich thun dürfen; aber er that es doch: nur drang er deſto ernſtlicher auf die Erfüllung des Contrakts. Hatte auch Winkler alle Urſache zur ſchleunigen Trennung von ihm, ſo ſieht man doch ſchon, daß Großmuth, oder nur die Manier davon, Winklers Erbtheil nicht war. Bloß Menſchen ohne alle Sitten, von ſchmutzigem Geize und Bauernſtolze betragen ſich ſo.

Freund Weiße wollte zwar Ausſöhnung und Vergleich ſtiften; allein er fand von beyden Seiten kein Gehör: und bey Leſſingen hätte es Niederträchtigkeit ſcheinen können, wenn er eine ſolche Ungezogenheit mit Nachgiebigkeit erwiedern wollen.

Der Proceß ging alſo, wie geſagt, vor ſich, und Winkler mußte endlich 800 Rthlr. bezahlen. In einer Stadt, wo der Reiche den Ton angiebt, wie in den Reichsſtädten der Patricier, konnte Leſſing dadurch nicht ſehr beliebt werden; zumal, da es an Schwachköpfen nicht fehlte, die Winklers Betragen billigten, und verſicherten: es würde nicht zur Trennung gekommen ſeyn, wenn Leſſing nicht ſo offenbar die Preußiſche Partie als ein geborner Lauſitzer, und folglich Churſächſiſches Landeskind, genommen hätte. Schade, daß ein ſolcher herrlicher Vorwand nicht rechtlich ſeyn kann!

Dem allen ungeachtet blieb er in Leipzig, und ſein Umgang war nicht mehr ſo ausgebreitet, aber deſto angenehmer und lehrreicher.

Der Dichter Kleiſt war mit dem Hauſiſchen Regimente als Major in Leipzig eingerückt. Leſſing, der mit ihm ſchon als Hauptmann bey dem Prinz Heinrichſchen Regimente freundſchaftlichen Umgang gehabt, wollte dieſe unverhoffte Freude mit ſeinem Freunde Weiße theilen, und brachte dieſen alſo gleich zu Kleiſten, der am hitzigen Fieber krank lag. Die drey waren faſt alle Tage beyſammen. Nach ſeiner Geneſung ritten ſie mit einander ſehr oft aus, und brachten die meiſten Abende auf Kleiſts Zimmer zu. Zu ihnen geſellte ſich Herr von Brawe, der ſeit anderthalb Jahren von der Schulpforte gekommen war, und in Leipzig ſtudirte: ein junger Mann von ungemeinen Fähigkeiten, und der nach den Trauerſpielen, die wir von ihm haben, zu urtheilen, ein großer tragiſcher Dichter geworden wäre, wenn ihn nicht das allgemeine Schickſal der Deutſchen theatraliſchen Dichter getroffen hätte, zu Anfang ſeiner Laufbahn zu ſterben. Er war freylich nicht das, was wir jetzt Genie nennen, und hielt zu ſeinem Lieblingsſtudium die Philoſophie für ſo nöthig, daß er ſie nicht nur bey dem D. Cruſius hörte, ſondern ſich in deſſen theologiſch-philoſophiſche Subtilitäten ganz hineinſtudirte, und davon überzeugte *).

Leſſing, der gern über alles disputirte, oder vielmehr ſich über alles mit ſeinen Freun-

---

*) Cruſius, wie bekannt, galt damals, und auch nachher, in Leipzig bey Einigen für den größten und ſcharfſichtigſten Philoſophen nicht bloß ſeines Zeitalters, ſondern aller Zeiten; bey Andern aber nur für einen philoſophirenden eifrigen Bengelianer. Mir ſchien er ein ſehr ſonderbarer Mann zu ſeyn, der ſich auf ſeiner Stube verſpekulirt hatte, und vor lauter Scharfſinn den geſunden Menſchenverſtand nicht wieder fand. Er lächelte über die Schwächen und Lücken der Leibnitz-Wolfiſchen Philoſophie mit vielem Behagen, und ahndete die ſeinigen nicht. Spötter ſagen indeß: er hätte nur über ſeine Zuhörer gelächelt, die ihm mit ſo vieler Bewunderung zugehört.

den und Bekannten unterhielt, machte die Cruſiuſſiſche Philoſophie bald zu dem Gegenſtande ihrer Unterredungen. Denn man mag das erſte beſte Buch von ſeiner Philoſophie aufſchlagen, ſo hat man etwas zu denken oder zu lachen, wie bey dem Huart, nur auf eine ganz andre Manier. Will man dieſes an Leſſingen für Ungezogenheit, oder gar Verführung ausgeben, ſo wäre zu wünſchen, daß wir viel Ungezogne und Verführer hätten. Lernen iſt nicht Studiren, ſondern Denken: und wie kann derjenige denken lernen, welcher das Für und Wider nur aus dem Buche hat, oder vom Katheder hört?

Je unverdauter Brawe ſeine Cruſianiſmen vorbrachte, und ſich mehr mit Cruſiuſſiſcher Terminologie, als mit dem, was ſie Richtiges lehrte, verſchanzte, je mehr ward er in die Enge gebracht, ſo daß Weiße und Kleiſt ihm oft zu Hülfe kommen mußten, wenn Leſſing ihn mehr zu beſiegen als zu belehren ſchien. Das Undeutliche und Schwerfällige, was die Cruſiuſſiſche Philoſophie erhöhet oder erniedriget, war öfters die Veranlaſſung zu Leſſings Spott;

und wo auch Cruſius Recht haben mochte, fiel er doch wegen zu großer Anhänglichkeit ſeines Schülers durch. Denn die philoſophiſchen Jünger ſind wie die Jünger Chriſti: ſie machen aus dem Plane ihres Lehrers oft ganz etwas anders, und erweitern ihn gerade da, wo ſie ihn verengen ſollten. Cruſius ging von der Bibel bloß als theologiſcher Philoſoph aus, und nahm für allgemein geltende Wahrheit, was Leuten von Vernunft, die eben ſo viel von der Bibel, als vom Koran wiſſen und halten, ganz und gar nicht dafür einleuchtet. Er wollte vielleicht nur mit Stockchriſten zu thun haben und dieſe zu Cruſiuſſiſchen Philoſophen machen. Sein Schüler Brawe aber glaubte, Leuten von Leſſings Schlage die Härtigkeit ihres Herzens, und die Verblendung ihres Verſtandes, nicht predigen, ſondern vernunftmäßig erweiſen zu müſſen. Dieſe gelehrten Zwiſtigkeiten hinderten indeß nicht, daß ſie nicht recht herzliche gute Freunde geblieben, oder daß Leſſing Brawens Werth nicht anerkannt hätte.

Doch alles dieſes war nur Erholung von ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, deren er in Leipzig noch mehr, als in Berlin übernahm.

Auf dieſem Muſenſitze ſind Ueberſetzen und Hofmeiſtern die einzigen Hülfsquellen für junge Gelehrte. Erſtere wählte er nur aus Noth, ob es gleich die Kenntniſſe des Schriftſtellers ſehr erweitern und vervollkommen kann, wenn er ſelbſt wählt und vorſchlägt, was er überſetzen will. An eignen Schriften ununterbrochen arbeiten, greift den Kopf zu ſehr an, als daß die Arbeit immer mit Kopf geſchehen könnte. Der lebhafte Geiſt hat zwiſchen Erholung und ſcharfem Nachdenken gern ein Mittelding, wobey ſeine Seele Nahrung hat und thätig iſt.

Hofmeiſtern war aber auch in der höchſten Noth ſeine Sache nicht. Es hatte für ihn zu vielen Zwang und Schwierigkeit. Iſt es köſtlich geweſen, ſo iſt es Mühe und Arbeit geweſen, die zur Belehrung unſers künftigen Geſchäftslebens ſo viel als nichts beyträgt, wenn man ſich nicht ganz dem Erziehungsweſen widmet. Aus dieſer Urſache ſchlug er alles aus, was ihm von dieſer Art angeboten wurde und manchmal ſehr vortheilhaft war.

Hutcheſons Sittenlehre der Vernunft, welche in England 1754 erſchien, und viel Aufſehn machte, gründet ſich bloß auf das innerliche Gefühl. Leſſing, und vornehmlich ſein Freund Moſes fanden dieſes Buch im Einzelnen ſchön und vortrefflich, allein ſeinen Grundſatz eines moraliſchen Syſtems ſchwankend und unbeſtimmt. Leſſing überſetzte es aber doch, um es zugleich ſtudiren zu können. Und was hätte ein komiſcher Dichter wohl mehr zu ſtudiren, als die Sittenlehre, welche ſich auf Erfahrungen der menſchlichen Gefühle, Neigungen und Leidenſchaften gründet?

In eben dieſer Hinſicht verdeutſchte er aus dem Engliſchen: Richardſons, des berühmten Romanendichters, Sittenlehre für die Jugend in den auserleſenſten Aeſopiſchen Fabeln. Die Geſchichte dieſes Fabelbuchs für Kinder erzählt er in der Vorrede dazu, und es muß in Deutſchland nicht weniger als in England Leſer gefunden haben; denn ich habe ſchon die vierte Auflage von 1783 vor mir. Jede

Fabel iſt nicht bloß mit einer Lehre, ſondern auch mit einer weitläuftigern Betrachtung begleitet; und um es nicht an typographiſchen Verſchönerungen fehlen zu laſſen, iſt auch bey jeder Fabel ein Kupferchen, das freylich jetzt in manchem Abcbuche beſſer iſt. Wenn ſich der gute Geſchmack der Deutſchen Künſtler an den Fibeln geſättigt haben wird, vielleicht fällt er dann auf ein ſolches Fabelbuch.

Die Ueberſetzung dieſes letzten Werkes ward eine Veranlaſſung zu ſeinen Aeſopiſchen Fabeln. Wenigſtens hat Leſſing ſchon damals einige Herrn Weiße gewieſen. An der Ueberſetzung der Thomſonſchen Trauerſpiele hatte er wohl keinen andern Antheil, als daß er Vorredner dazu wurde.

Wer ſollte aber wohl glauben, daß er auch ein Gebetbuch überſetzt habe? Im Grunde freylich nur vier bis fünf Bogen davon; doch war ſein Vorſatz es ganz zu überſetzen. Die Aufforderung dazu kam von ſeiner Schweſter, welche von Romanen, Komödien und allen weltlichen Gedichten eine abgeſagte Feindin iſt, aber Predigten, Erbauungsbücher, in Proſe und in Verſen, deſto mehr liebte. Sie wünſchte von Herzen, ihr Bruder möchte doch einmal nach ihrem Sinne ſchreiben. Dieſes verurſachte oft manchen Spaß unter ihnen, und er verſprach ihr immer, ſchon noch ein Buch zu finden, das ihren ganzen Beyfall haben ſollte. Und ſiehe! Laws ernſthafte Ermunterungen an alle Chriſten zu einem frommen und heiligen Leben, fiel ihm vermuthlich in der vortheilhaften Beurtheilung eines Engliſchen Journals auf. Er entdeckte Herrn Weiße, daß er wohl Luſt hätte, dieſes Buch zu überſetzen, wenn er einen Verleger dazu fände. Der Buchhändler Reich wollte es übernehmen. Leſſing fing auch an zu überſetzen, und Reich zu drucken; aber Leſſings erwähnte Reiſe nach Dresden kam dazwiſchen. Er wollte nur zehn bis zwölf Tage ausbleiben; es wurden ſechs Wochen daraus, und an die Ueberſetzung dachte er gar nicht. Wollte Herr Weiße ſeinen Freund bey Reichen nicht in Mißkredit bringen, ſo mußte er ſich ſelbſt zur Vollendung dieſer Ueberſetzung bequemen. Und will man Leſſings Frömmigkeit nicht in Zweifel ziehn, ſo muß man ſich vorſtellen, er habe es zuvor mit vieler Andacht in der Originalſprache geleſen.

Die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, welche 1757 erſchien, war eine gemeinſchaftliche Unternehmung von Leſſing, Moſes Mendelsſohn und Herrn Nikolai, und gewiß eine ganz uneigennützige! Das Honorarium, das ſie ſich dafür ausgemacht, verwendeten ſie auf einen Preis, den ſie 1756 in einer vorläufigen Nachricht davon, auf die beſte Tragödie ſetzten. Man ſagt zu ihrem Lobe nicht zu viel, wenn man ſie die erſte gute Zeitſchrift in ihrem Fache nennt, wo von den ekelhaften Ausfällen der Schweizeriſchen und Gottſchediſchen Schule nichts mit eingeflochten wurde; wo Unpartheylichkeit und Freymüthigkeit ſo ſichtbar waren, daß nur die gezüchtigten ſchlechten Autoren dagegen ſchrieen. Ihre Fortdauer bis jetzt, unter dem Titel: Neue Bibliothek, iſt ein nicht kleiner Beweis dafür.

Herr Nikolai gab wohl den erſten Gedanken dazu, und hatte über die erſten vier Bände die Direktion und Beſorgung der Materiaſien. Moſes Mendelsſohn *) diente dabey mit Rath und That; Leſſing regulirte den Druck, und revidirte alles noch einmal, was dazu beſtimmt wurde. Herrn Nikolai's Abhandlung vom Trauerſpiele, womit das erſte Stück den Anfang machte, veranlaßte einen großen Theil ihres Briefwechſels. Sie kritiſirten einander ihre Kritiken und Abhandlungen ſchärfer, als ſie gegen andere Schriftſteller waren. Leſſing nahm ſich ſogar die Freyheit, ſeiner Freunde Urtheile, wenn ſie ihm nicht gefielen, zu kaſſiren.

Nikolai wollte ganz verborgen bleiben **); aber dieſes Geheimniß verrieth nicht Leſſing, ſondern das Geheimniß verrieth ihn, wie er Herrn Nikolai ſchrieb.

Sonderbar war es, daß die beyden jungen Dichter, welchen der Preis für ihre eingeſchickten Tragödien zuerkannt wurde, in einem Jahre, nehmlich 1758 ſtarben: der Verfaſſer des Codrus, von Kronegk, ſogar noch eher, als er von dem Preiſe Nachricht haben konnte,

---

*) Leſſings gelehrter Briefwechſel, 1. Band S. 191 u. 192.

**) Ebendaſelbſt S. 63 u. 64.

im 28ſten Jahre ſeines Alters. Er hatte in dem dabey gelegten Zettel verfügt: die Verfaſſer der Bibliothek möchten, wenn er den Preis erhielte, ihn auf ein zweytes Stück ſchlagen. Von Brawe erlebte zwar die Krönung ſeines Freygeiſtes, ſtarb aber auch kurz darauf im zwanzigſten Jahre ſeines Alters.

Leſſing war mit dem Codrus nicht ganz zufrieden, und arbeitete davon ſelbſt einen Plan aus, der ſich aber unter ſeinen Papieren nicht gefunden hat. Um dieſe Zeit gieng er ſchon an ſeine Virginia, die er hernach unter dem Titel: Emilia Galotti, herausgab. Er ſonderte alles das ab, was ſie für den Römiſchen Staat intereſſant machte. Er glaubte, das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther iſt, als ihr Leben, ſey an und für ſich ſchon tragiſch, und fähig genug, die ganze Seele zu erſchüttern, wenn auch gleich kein Umſturz einer Saatsverfaſſung darauf erfolge. Er machte aber alle ſieben Tage nur ſieben Zeilen; erweiterte unaufhörlich ſeinen Plan, und ſtrich unaufhörlich etwas von dem ſchon Ausgearbeiteten wieder aus. Seine Anlage war damals nur in drey Akten, und er bediente ſich aller Freyheiten der Engliſchen Bühne. Schade, daß ſich auch von dieſem Plane *) nichts vorgefunden, um ihn mit ſeiner vollendeten Tragödie beſagten Inhalts zu vergleichen! Es ſcheint doch an manchen Stellen und Ausdrücken merklich, daß er faſt zu lange das Beſte geſucht. Davor braucht man keinen unſrer jetzigen Dichter zu warnen: ſie wollen dichteriſche Genies, nicht Dichter ſeyn.

Nach der Schlacht bey Roßbach, welche den 5ten November 1757 vorfiel, wurde Kleiſt über das Lazareth geſetzt. So viel Gutes er auch dabey ſtiften konnte und ſtiftete, ſo wäre er doch lieber mit zu Felde gegangen. Sein edler Geiſt wollte glänzende Thaten thun, und ſchien zuweilen zu vergeſſen, daß ſein perſönlicher Werth nicht von dem Ungefähr des Berufs, ſondern von der Art und Weiſe, wie er

---

*) Was er davon gegen Moſes Mendelsſohn (Leſſings gelehrter Briefwechſel 1. Th. S. 259—261) anführt, iſt noch ein wenig zu kahl, um darüber ein Urtheil zu fällen. Nicht zu rechnen, daß dasjenige, was Moſes dagegen einwendet, (ebend. S. 267) ſehr gegründet zu ſeyn ſcheint.

ihn erfüllte, abhange. Leſſing tröſtete ihn daher immer mit einer Stelle aus Xenophons Cyropädie, daß die tapferſten Männer immer auch die mitleidigſten wären, wie auch die Erfahrung beſtätige. Die acht Pilgrimme aus Bremen und Lübeck, welche gegen den Feind zu ſtreiten ausgezogen wären, hätten ſich zuerſt im gelobten Lande der Kranken und Verwundeten angenommen.

Kleiſt wurde ſeines Wunſches nicht eher theilhaftig, als im Frühjahr 1759, da er zu der Armee des Prinzen Heinrich kam.

Leſſing ging ſchon einige Zeit vorher nach Berlin, und hätte es längſt gethan, wenn ihn Kleiſt nicht in Leipzig zurückgehalten *).

Da auch Herr Weiße nach Paris gehen wollte, ſo war wohl nichts mehr im Stande, ihn von ſeinem Vorhaben abzuhalten.

8.

In Berlin ſchränkte er ſich auf ſeine alten Freunde ein. Moſes Mendelsſohn, Nikolai, Ramler, Voß, Meil, und einige wenige

---

*) Leſſings gelehrter Briefwechſel 1. Th. S. 241.

Andere erſetzten ihm Kleiſt, Weiß und noch ein paar Leipziger Freunde. Uebrigens ſchien er aber nur hieher gekommen zu ſeyn, um noch ungeſtörter zu arbeiten, als in Leipzig. Was hat er nicht alles in der kurzen Zeit, ehe er von da nach Breslau ging, geſchrieben!

Sein Trauerſpiel, Philotas: ein Kriegsſtück, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, das alle Prinzen auswendig lernen, und ihnen früh ein alter Staatsmann, und Nachmittags ein alter General erklären ſollte. Was iſt rührender, anziehender in der Natur, als ein junger Kronerbe, der ganz Soldat iſt, ganz Held werden will, nicht auf Koſten, ſondern zum Frommen ſeines Vaterlandes, der nach dem erſten verunglückten Verſuche das Staatswohl ſeinem Leben vorzieht? Es iſt ein edler jugendlicher Enthuſiasmus, von dem man freylich ſelten hört, den man deshalb wohl für unnatürlich halten mag. Die aber gar ſagen, das Stück ſey bloß ein verunglückter Verſuch einer Tragödie ohne Frauenzimmer, ſo wie er einen ähnlichen mit einer Komödie gemacht; muß man denen nicht allen Sinn für das wahre

Tragiſche abſprechen? Nicht ganz unwahrſcheinlich haben die Unterredungen mit Kleiſten über den ſiebenjährigen Krieg, wo ſo mancher edle hoffnungsvolle junge Krieger gleich mit der erſten Probe endete, Leſſingen den Urſtoff dazu gegeben. Es war bey ihm eine Zeit, wo er aus allem ein Sinngedicht machte, und wieder eine, wo er jeden wichtigen Vorfall in Tragödie oder Komödie brachte. Daß er nicht alles, was er wollte, vollendete, lag in ſeiner Menſchlichkeit; denn oft wollte er mehr, als ſeine Kräfte vermochten. Oft hätten ſie auch vermocht, was er gewollt; aber er floh zuweilen Mühſamkeit und Anſtrengung mit der unmuthsvollen Frage: wozu das alles?

Die Litteraturbriefe, zu denen Leſſing die erſte Idee gegeben haben ſoll, verdanken wir nebſt ihm den Herren Mendelsſohn und Nikolai. Warum ſie alle drey die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften mit dem vierten Bande aufgegeben, ſcheint nicht bekannt geworden zu ſeyn. Vielleicht drohete man ihnen in Leipzig unter der Hand, daß, wenn ſie ihre Freymüthigkeit nicht herabſtimmten, man ihnen ihre

Kritik ganz verbieten würde. Vielleicht vermutheten ſie es nur aus dem Lärmen, den einige der beurtheilten Schriftſteller erregten. In Berlin, wo damals Preßfreyheit, troz ihrem Mißbrauche, nicht ſo leicht beeinträchtigt wurde, glaubten ſie ihre Meynungen ungeſtörter gangbar machen zu können.

Den Verdruß, der für ihre Aufrichtigkeit, wie ſie wohl ſahen, ihrer wartete, hielten ſie für Aufmunterung, die ſich freylich mit der gewöhnlichen nicht recht reimt; und ohne Zweifel wären ſie in der damaligen Stimmung Märtyrer der Kritik geworden, wenn nur Jemand eine Märtyrerkrone austheilen wollen. Es ließ ſich auch ein Jahr nach der Entſtehung dieſer Briefe faſt dazu an. Der Dichter zu Sansſouci hatte von der Unſterblichkeit der Seele und der göttlichen Vorſorge nicht ſo gedichtet, wie er nach dem Syſteme des Einen von den drey Mitarbeitern ſollte. Dieſer machte ſeine philoſophiſchen Betrachtungen darüber, und ſchob alles auf die leidige Nachahmung des Lukrez, um ſich oder dem Dichter zu ſchmeicheln, welches man ſo eigentlich nicht errathen kann. Der königliche Dichter — nein, Gott bewahre! der Generalſiskal glaubte ex officio der Frechheit eines bloß geduldeten kleinen Juden (denn er hatte damals noch nicht das chriſtliche Generalprivilegium) Einhalt thun zu müſſen; verbot bis nach ausgemachter Sache den Verkauf der Litteraturbriefe, und forderte den Frechen vor ſich. Dieſer erſchien, und vertheidigte ſich ungefähr auf folgende Art: Wer Verſe macht, ſchiebt Kegel; und wer Kegel ſchiebt, er ſey wer er wolle, König oder Bauer, muß ſich gefallen laſſen, daß der Kegeljunge ſagt, wie er ſchiebt. Das Gleichniß gefiel, und man erſtaunte ob der Beſcheidenheit der Poeſie und Philoſophie, und hatte gar keine Luſt, es weder dem dichteriſchen König, noch dem königlichen Dichter anzuzeigen: nicht aus Furcht, eine unangenehme Wahrheit zu ſagen, ſondern aus Furcht, ausgelacht zu werden. O gute Zeit, wenn die Geſchäftsleute noch das Auslachen ſcheuen! Eine gelehrte oder philoſophiſche Uneinigkeit dem Kammergerichte zur Schlichtung zu übergeben, war damals nicht Mode. Folglich hatten die Litteraturbriefe wieder ihren ungeſtörten Fortgang. Wer Wunden durch ſie bekam, ſchrie oder verbiß ſie; und man könnte faſt ſagen, mancher heilte ſie ſich.

Schon in Leipzig beſchäftigte ſich Leſſing mit Fabeln, nicht mit verſificirten, ſondern wahren äſopiſchen. Lafontaine und Gellert hatten das Publicum ſo verwöhnt, daß es nur von verſificirten hören mochte. Leſſing hatte auch ſelbſt in ſeinen kleinen Schriften einige nicht unglückliche Verſuche davon gegeben, die ſehr gut aufgenommen wurden. Deſſen ungeachtet fand er bey reifer Ueberlegung dieſe launige und ſchnurrige Schwatzhaftigkeit, oder wie der Franzöſiſche Ueberſetzer der Leſſingiſchen Fabeln d'Autelmy ſagt, dieſe poetiſchen Pompons, der wahren Abſicht einer Fabel ganz zuwiderlaufend. Es iſt nicht viel anders, als in einem ernſten Stücke einen Poſſenreißer mitunter auftreten zu laſſen, um die Zuſchauer aufmerkſamer zu machen. Sie werden es auch; nur nicht auf das, worauf ſie ſollen.

Die unäſopiſchen Fabeln des ſel. Bodmers ſollten eine witzige und beißende Satire auf Leſſings Fabeltheorie ſeyn, und waren eher alles, als das. Gute, derbe Wahrheit, die auch der unbeſangene Hirte in den Schweizeriſchen Gebirgen nicht verkennt, war Bodmers Erbtheil; was weiter hinauslag, damit hätte er ſich nicht befaſſen müſſen, wenn er für ſeinen Nachruhm ſorgen wollen.

Noch einer Art wunderlicher Gegner von Leſſings Fabeltheorie muß man erwähnen; derjenigen, die da meynen, es ſey gar keine Kunſt, ſolche Fabeln zu machen. Es ſey ein bloßer witziger Einfall, den jeder Menſche habe, und leicht haben könne. Man würde überſchwemmt damit werden. Lehrt die Erfahrung, daß wir es mehr ſind, als mit jeder andern Art Gedichte? Die guten davon ſind noch zu zählen.

Ohne die genaue Freundſchaft, worin Leſſing und Herr Profeſſor Ramler ſtets mit einander lebten, die ſogar ihre Erholungsſtunden der Beförderung der Deutſchen Litteratur widmeten, und dazumal die Bildung und Bereicherung der Deutſchen Sprache zu ihrem beſondern Gegenſtande nahmen, hätten wir Logau's Sinngedichte nicht. Sie beyde waren allein im Stande, einen alten, faſt ganz vergeſſenen Dichter zu ihrer Zeit mit Ehren und Bewunderung auftreten zu laſſen. Vielen, die Gelehrſamkeit dazu gehabt, hätte es doch an Geſchmack gefehlt, und Andern, die dieſen in einem großen Grade beſeſſen, wieder an Gelehrſamkeit.

Wenn man noch hinzufügt, daß Leſſing an Sophokles Leben zu dieſer Zeit zu arbeiten anfing: ſo kann man ſich leicht von ſeinem Fleiße eine Idee machen. Man könnte auch hinzuſetzen, daß er nicht unbelohnt blieb; aber es iſt doch ſchicklicher, bloß anzuführen, daß er im Oktober 1760 Ehrenmitglied der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin wurde. Probſt Süßmilch ſchlug ihn dazu vor; Profeſſor Sulzer ſetzte ſich dagegen aus dem philoſophiſchen Grunde: man wiſſe ja nicht, unter welchem Titel man ihn wählen ſolle. Er war doch Magiſter aller ſieben freyen Künſte, und Ehrenmitglied gelehrter Geſellſchaften. Was heißt denn der Titel Akademiſt, wenn ein Magiſter, und das Mitglied gelehrter Geſellſchaften keinen Anſpruch darauf machen darf?

Daß beyde Würden etwas gemein und wohlfeil geworden, iſt freylich nicht zu leugnen. Aber iſt es der Titel Profeſſor weniger? Oder meynte Sulzer nur, Leſſing ſey weder Theologe, noch Juriſt, noch Mediciner, noch Mathematiker, noch Chemiker von Profeſſion, folglich einer ſolchen Geſellſchaft nicht anpaſſend? Zu des ehrlichen Schweizers Ehre: dieſe Ausflucht war nur ein Vorwand. Er wußte wohl, daß in der Akademie nicht von Titeln und Profeſſionen, ſondern von Kenntniſſen die Rede ſeyn könne. Er hätte gern an Leſſings Stelle einen Andern gehabt, einen Landsmann, oder einen gelehrten Schutzverwandten, der bey phyſikaliſchen Unterſuchungen ſein Handlanger zu ſeyn ſich zur Unſterblichkeit rechnete. Es ging aber nicht. Die Akademie wählte für ſich, nicht für ihn. Süßmilch vertraute dieſes Leſſingen ſelbſt, mit der Bitte, daß er ſich deshalb nie an Sulzern rächen möchte. Und Leſſing hielt Wort. Sulzer machte aus Shakeſpears Cymbeline ein Ding, worin alle unweſentlichen theatraliſchen Regeln, mit gänzlicher Vernachläſſigung aller weſentlichen, beobachtet waren.

In ſeinem Wörterbuch entwiſchten ihm manche Blößen und Partheylichkeiten, die aufzudecken, gar keine Mühe koſtete. Und Leſſing machte nicht auch nur von fern die geringſte Anſpielung darauf. Ohne dieſen Vorfall hätte Sulzer wahrſcheinlich Leſſings Kritik einmal gefühlt. Klotz muß dieſe Anekdote entweder nicht zeitig genug, oder gar nicht gewußt haben.

Sulzern muß man aber auch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er keine Feindſchaft gegen Leſſing hegte, und ſich für ſein Glück ſogar intereſſirte, wie man weiter unten ſehen wird. Nur ſein treues Herz gegen andere Freunde ſchlug manchmal zu partheyiſch, und verzählte ſich in den Graden der Würdigkeit. Warum ſollte es auch in der gelehrten Welt anders ſeyn, als in der politiſchen? Da danke man Gott und der Publicität, wenn nur gerade nicht der Unwürdigſte ſtatt des Würdigſten genommen wird. Das letzte war auch gewiß bey Sulzern nicht der Fall.

Leſſingen machte freylich die Sache keine Freude, weil es hieß: man habe ihn auf ſein Anſuchen aufgenommen. Er unterließ es deswegen ſogar, ſeinem alten Vater Nachricht davon zu geben, dem ſie zu hohen Vergnügen gereicht hätte.

Aber iſt es nicht zu verwundern, daß ein aufgeklärter Theolog Leſſingen zu dieſer Ehrenbezeugung verhalf, ein Philoſoph dagegen kämpfte, und unter Akademiſten der Theolog gegen den Philoſophen Recht behielt? Möchte man nicht gar erſtaunen, wenn man dazu weiß, daß Leſſing im ſiebenjährigen Krieg unter ſeinen Freunden ganz laut und ernſtlich die Parthey der Orthodoxen und Sachſen in Berlin nahm? Dem allen ungeachtet wurde er Mitglied der Königlichen Akademie, und kurz darauf Sekretair bey einem General, der dem Könige von Preußen ſo zugethan war, daß Leſſing zu ſagen pflegte: wäre der König ſo unglücklich geworden, ſeine Armee unter einem Baum verſammeln zu können, General Tauenzien hätte gewiß unter dieſem Baume geſtanden.

9.

Dieſe neue Laufbahn in Breslau trug zu ſeiner Weltkenntniß nicht wenig bey. Eigentlich war er Sekretair des Generals, des Gouverneurs, und des Generalmünzdirektors, wozu der König den General Tauenzien gleichfalls machte: nicht um ſeine münzwiſſenſchaftlichen, ſondern ſeine militairiſchen Verdienſte zu belohnen. Wer Leſſingen aber dem General empfohlen, hat man nicht erfahren.

Sein Freund Moſes Mendelsſohn erzählte oft: Leſſing ſey nach Breslau gegangen, ohne ſeinen vertrauten Berliniſchen Freunden ein Wort davon zu ſagen. Auch erſieht man ſolches aus einem Briefe *); aber das Sonderbarſte bey der ganzen Sache war, daß Moſes, der es ſonſt gern ſah, wenn Gelehrte nicht bloß von Gelehrſamkeit lebten, Leſſings Entſchluß mißbilligte. Die Gefährlichkeit der Lage, in welche er dadurch kam, und das Nachgeben gegen gewiſſe Perſonen, wozu ihn vielleicht Gutherzigkeit und Unkunde der Sache verleiten könnte, waren die geringſte Urſache. Moſes hielt das Münzweſen, wie es damals betrieben wurde, für den unmoraliſchſten und unpolitiſchſten Unfug, ſo ſehr ſich deſſen Chriſten und Juden, Türken und Heiden, in alten und neuen Zeiten, in aufgeklärten und unaufge-

---

*) Gelehrter Briefwechſel 1. Theil S. 276.

klärten Staaten theilhaftig gemacht *). Leſſing aber fragte bey ſolchem Schritte nie um Rath: wenn er auch noch ſo gewagt und mißlich ſchien, ſo that er ihn für ſich. Er gab aber auch nicht gern guten Rath, weil auf das Ungefähr, das niemand nur wahrſcheinlich beſtimmen kann, ſehr viel, ja faſt alles ankommt, und

---

*) Man hat dabey von Moſes Mendelsſohn eine Anekdote erzählt. Wäre ſie auch nur erdichtet, ſo iſt ſchon dieſes, daß man ſie ihm angedichtet, ein Beweis ſeines edlen Charakters. Die damaligen Münzunternehmer hätten ihn nehmlich zu ihrem Disponenten machen wollen, und ihm ein ſehr großes jährliches Gehalt angeboten. Er hätte es aber aus der Urſache ausgeſchlagen, weil er eine dem allgemeinen Beſten ſchadende Sache, die er nicht hindern könne, wenigſtens um ſeines Privatnutzens willen nicht fördern helfen wolle. Für die Wahrheit der Anekdote ſteht man nicht; daß ſie ſeiner wahren Geſinnung gemäß ſey, iſt ausgemacht. Doch von ſeiner Münzketzerey an einem andern Orte, wo auch gezeigt werden ſoll, daß Leſſing auf die Hauptſache in ſeinem Amte nicht unaufmerkſam geweſen. Wenn Spötter daraus beweiſen wollen, daß er ſich zu einem wackern Geſchäftsmanne nicht ſchickte, ſo haben ſie nicht ganz Unrecht. Der und ein Mousquetier in Reih und Glied haben freylich einerley Beſtimmung, und beyde werden noch höher geſchätzt, wenn ſie auch außer Reih und Glied nicht raiſonniren.

der Menſch wagen muß. Wer den guten Ausgang ſeiner Wagerey für eine Wirkung ſeiner Klugheit und Vorſicht hält, macht ſich bloß ein Compliment.

Leſſings einziger Wunſch war damals, unabhängig zu leben und bloß nach ſeinem Hange zu ſtudiren. Bis jetzt hatte er die Schätze der Weisheit geſucht, die jeder zu haben glaubt, der weiter nichts hat. In der Schule hatte er freylich zur Gnüge gehört, daß der ein König ſey, der nichts brauche. Er fühlte aber von Jugend auf ſchon, daß er mehr brauche, als er habe, und daß ein König wohl ein großes Ding ſeyn möge, nur kein unabhängiges, was er für das höchſte Gut dieſes irdiſchen Irrhauſes anſah. Wenn er die Mittel zur Unabhängigkeit erhalten, ob er dann glücklich geweſen, iſt eine Frage, die man faſt mit Nein beantworten könnte. Genug, damals hatte er ſich eine Idee von einem unabhängigen Schlaraffenleben gemacht, um deſſentwillen man wohl ein Paar Jahre Zwang und Unterwürfigkeit opfern könne. Er hatte dabey alles ſehr weislich kalkulirt, nur die Launen ſeines

Herzens nicht. Einen und den andern, der auf die Art reich geworden, wie er es ungefähr werden wollte, hätte er etwas genauer ſtudiren ſollen, und er würde gefunden haben, daß er eher den Stein der Weiſen, und den richtigen Verſtand der Offenbarung Johannis finden, als ſo ſich einen kleinen Vorrath von Geld ſammeln würde. Zu dem mochten ihm Dinge vorgeſpiegelt worden ſeyn, die in der Ferne gar löblich ſich ſchauen laſſen, aber in der Nähe ganz etwas anders ſind. Manches ſcheint unſchuldig, was im Grunde eine ſo widrige und gefährliche Knifferey iſt, daß man dazu erſt alles Gefühl des Anſtändigen und Redlichen in ſich erſtickt haben muß. Wer nicht die entlegenſten Schikanen zuſammen überſehen kann, wird das Opfer des gröbſten Eigennutzes, indem er die erlaubteſte Sache beabſichtiget.

Doch mögen die auch nicht ganz Unrecht haben, die von ihm ſagen: Er ſaß an der Quelle, ſah ſchöpfen, und lachte manchmal über die Art des Schöpfens, verſäumte aber darüber ſelbſt zu ſchöpfen *). Und daher ſcheint es, daß er das Sammeln und Sparen, ſo nothwendig er es zu ſeinem künftigen unabhängigen Leben erachtete, doch nicht ſeinen einzigen Hauptzweck ſeyn ließ, dem die andern alle nachſtehen müßten. Er wollte folglich nur die Maxime durch ſein Beyſpiel beweiſen, daß ein Gelehrter nicht immer gelehrte Geſchäfte haben müſſe; ja daß ſie, je disparater ſie oft wären, deſto nützlicher und lehrreicher für ſeine Hauptabſicht würden.

*) Man gab es ihm einmal im Vertrauen zu verſtehn, und er ſagte ganz unverholen: er habe es Anfangs nicht verſtanden, und als er es verſtanden, ſey es zu ſpät geweſen. Es war eine ganz unſchuldige Sache, was man meynte. Um die neuen Geldauflagen, (ſo könnte man am beſten die damaligen Münzfuße nennen) wovon er immer die erſte Nachricht haben konnte, und welche die Münzunternehmer in den Tag hinein aus lauter Unwiſſenheit, die aber Gott ſegnete, machten, hätte er ſich nur eben ſo ſehr bekümmern ſollen, als um die neuen und alten Bücherauflagen; und, hielt er jene ſeiner Aufmerkſamkeit nicht für werth, den erſten beſten Judenjungen zu Rathe ziehn, oder in Compagnie nehmen müſſen, wenn der etwa zu klug geweſen wäre, einem Gelehrten um des Brotes willen zu dienen.

Leute, die faſt die ganze Welt durchreiſten, aber nie andre Menſchen, als die von ihrem Metier, aufſuchten, haben in ihrem ganzen Thun und Betragen ſo etwas Aengſtliches und Ungewandtes, daß ein Anderer, der kaum zehn Meilen von ſeinem Geburtsorte geweſen, aber bald mit der, bald mit jener fremden Sache zu thun gehabt, ihnen in allem mächtiglich überlegen iſt, und als ein weit beſſer erfahrner Menſchenkenner erſcheint.

Leſſing lebte in vielem Betracht in Breslau ſehr angenehm. Er fand ſich bald in ſeinen General, der einer von den großen Edelſteinen war, die Friedrich nicht verkannte, obgleich ſie nicht geſchliffen waren. Er lernte faſt alle Offiziere der Preußiſchen Armee kennen, und darunter manchen vortrefflichen Mann, der von der Kriegsſama nicht ausposaunt, noch dem Könige ſo bekannt wurde, als er es verdiente. Er ſah, wie die größten Begebenheiten ohne Abſicht entſtanden; wie Zufall oft ſchlechte Sachen gut, und gute ſchlecht machte; wie den Großen oft Dinge zugeſchrieben werden, die ſie dem Verſtande und der Herzensgüte ihrer Untergebenen zu verdanken haben.

Dieſer große Guckkaſten der Welt, in dem er jetzt ſah, war ſo poſſierlich und verworren, als der kleine, vor dem er bisher geſtanden; nur daß das Poſſierliche, um ſeiner Größe willen, ſchrecklich wurde. Er gewöhnte ſich aber bald daran, wie der Fuchs an den grimmigen Löwen, und ſah ein, daß es auf dem großen politiſchen Schauplatze der geiſtigen Kräfte ſehr wenig, der körperlichen aber deſto mehr bedürfe.

Er verbrachte ſeine Erholungszeit nach ſeinen Berufsgeſchäften nicht bloß unter den Büchern, ſondern auch am Spieltiſche. Die übrigen unnützen Zeitvertreibe, die die große Welt zur Abwehrung der langen Weile erfunden hat, verachtete er auch nicht. Allein ſeinen Freunden iſt doch nichts ſo aufgefallen, wie ſeine Spielſucht, die in Breslau ihren Anfang, und zu Wolfenbüttel ihr Ende genommen haben ſoll.

Sein liebſtes Spiel war Pharao, das ſeinen ganzen Reitz vom hohen Gewinne zu haben ſcheint. Was man dabey denken könnte, iſt ſchwer anzugeben. Wie vielmal eine Karte gewonnen oder verloren? welche nun am wahrſcheinlichſten zu erwarten? Dem, der es nicht ſelbſt geſpielt, muß es der fadeſte Zeitvertreib dünken; und wer gar nur pointirt, um zu gewinnen, wird das Gegentheil von dem bezwecken, worauf er ausgeht.

Was vermochte Leſſingen alſo dazu? Die Sorge für ſeine Geſundheit. – Wird man nicht lachen? Und noch mehr, wenn man bedenkt, daß er mit großer Leidenſchaft ſpielte.

Einer ſeiner Freunde, der ihn bey dem Pharaotiſche beobachtete, ſah einmal, wie ihm die Schweißtropfen vom Geſichte herunterliefen. Er ſah auch, daß er nicht im Unglücke war, ſondern dieſen Abend ſehr glücklich ſpielte. Als ſie mit einander nach Hauſe gingen, tadelte er ihn, daß er nicht bloß ſeine Börſe, ſondern noch etwas Wichtigeres, ſeine Geſundheit, ruiniren würde. Gerade das Gegentheil, antwortete Leſſing. Wenn ich kaltblütig ſpielte, würde ich gar nicht ſpielen; ich ſpiele aber aus Grunde ſo leidenſchaftlich. Die heftige Bewegung ſetzt meine ſtockende Maſchine in Thätigkeit, und bringt die Säfte in Umlauf; ſie befreyet mich von einer körperlichen Angſt, die ich zuweilen leide. — Dem Boshaften wird dabey der ehrliche Baſedow einfallen, welcher ſeine Trunkenheit faſt eben ſo vertheidigte. Spielte Leſſing zum Zeitvertreibe und gleichgültig, ſo mußte der Schweiß, den man an ihm bemerkte, aus ganz andern Urſachen entſtehn; entſtand er durch die Gefahr des Spiels, ſo konnte er, nach dem ordentlichen Laufe der Natur, wohl nicht zur Geſundheit gereichen. Es ſcheint vielmehr, daß dieſen Schweiß das warme Zimmer, welches voller Menſchen und Tabacksraucher war, veranlaßt habe.

Seine Spielſucht beſtand aus der ganz ſimpeln Urſache, daß er aus größeren Uebeln das kleinſte wählen wollte. Einmal ſah er ſich genöthiget, einen größern und weitläuftigern Umgang zu haben, als in Berlin und Leipzig; zweytens war es auch ſein Vorſatz, nicht bloß die gelehrte, ſondern die übrige Welt zu ſtudiren, da er einmal ſo gute Gelegenheit dazu hatte. Was ſollte er nun in den öffentlichen

Geſellſchaften thun? Nur ſolche aufſuchen, wo er philoſophiren, oder von ſchönen Wiſſenſchaften plaudern konnte? Nun, da wäre er nicht einen Schritt weiter geweſen, als in Leipzig und Berlin, oder wohl gar einen zurück. Unter politiſchen Kannengießern durfte er vollends wegen ſeiner Lage nicht laut werden. Was blieb ihm alſo übrig, als Spiel, wobey er noch immer die Geſellſchaft um ſich beobachten konnte? Und daher mochte wohl auch der Vorwurf kommen, daß er nicht den rechten Spielgeiſt habe, der ganz mit ſeiner Partie beſchäftigt ſeyn müſſe.

Die Klugheit befahl ihm auch über die gewöhnlichen Dinge, nach ſeiner wahren Einſicht, ſich nicht heraus zu laſſen. Denn wenn er ſie mit ſeinen eignen Augen betrachtete, ſo ward er immer eine Seite gewahr, die man gewöhnlich überſah, und wurde daher bald des Widerſpruchs und der Paradoxie beſchuldiget. Geſellſchaften, wo Convenienz das erſte Vernunftgeſetz iſt, haſſen nichts ſo ſehr, als das Abweichen von den meiſten und vornehmſten Stimmen. Der Kluge ſagt lieber nichts, wozu er nichts nach ſeiner wahren Einſicht ſagen kann.

Iſt Leſſings eigne Ausſage von Gewicht, ſo geſtand er, in Breslau oft und hoch geſpielt, aber im Durchſchnitte wenig oder gar nichts verloren zu haben. Sein General habe ihm ſogar ſein hohes Spielen vorgehalten; er habe ihm aber ſtets erwiedert: es ſey einerley, ob man hoch oder niedrig ſpiele; ja, das hohe Spiel habe den Vortheil, daß es die Aufmerkſamkeit erhalte, das kleine aber zerſtreue ſehr leicht. Freylich hätte Leſſing beſſer gethan, dem Beyſpiele ſeines Generals zu folgen; aber er mußte ja zeigen, daß er ein Gelehrter und ſchöner Geiſt ſey, die ganz eigne Wege zum Reichwerden einſchlagen.

Die zweyte Sünde, deren er in Breslau von ſeinen Freunden beſchuldigt wurde, war das viele Bücherkaufen. Es war Spekulation und Liebhaberey. Die Bücher gingen damals im ſchlechten Gelde faſt wohlfeiler weg, als ſonſt im guten; er wußte, daß er Bücher beſſer verwahren konnte, als Baarſchaften, die ihm der erſte beſte Dürftige abjammerte, und ſie waren auch das Einzige von Erheblichkeit, das er aus Breslau nach Berlin zurückbrachte.

Sein dritter Fehler war, er wollte den edlen und großmüthigen Reichen machen, ehe er es war; er wollte es nicht einen Augenblick nicht ſeyn, wo er es ſeyn konnte. Das Sprichwort: Geben iſt ſeliger, als Nehmen, ſtand nicht bloß in ſeiner Bibel, ſondern lag in ſeinem Herzen viel zu tief, als daß Erfahrung dagegen etwas vermochte. Er borgte ſogar, um ſeinen Eltern und Geſchwiſtern beyſtehen zu können; und ſchwerlich wird er es jemals dem vertrauet haben, dem er abborgte.

Er hätte aber noch mehr thun können, wenn er keine Bücher gekauft, und keine Karte angerührt hätte. — Dite bene, parlate bene, ſoll in Italien jeder Fuhrmann zu ſeinem Collegen ſagen, ehe er ſein Aber vorbringt. Und ſo erlaube man es hier! — Aber alsdann hätte ſich die Idee von Sparen und Sammeln in ſeinem Kopfe und in ſeinem Herzen ſo ſehr eingeniſtet, daß er eher eine rührende Tragödie geſchrieben, als eine rührende That gethan; daß er das menſchliche Elend, anſtatt es zu kleiden und zu ſpeiſen, mit weiſen Sittenſprüchen aus einem Seneka oder Epiktet beſchenkt hätte. Kurz, es ſtand nicht bey ihm, was er ſeyn wollte. Er mußte entweder ein ſchmutziger Sparer, oder ein gutherziger Verſchwender ſeyn.

Du moraliſcher, regelmäßiger Mann, der du von Jugend auf alle Pfennige zuſammen hältſt; der du anders keine Karte anrührſt, als wenn du darin leichte Dukaten an deine Correſpondenten zur Saldirung ſendeſt; kein anderes Buch kaufeſt, als auf dem Trödel, Poſtille, Bibel oder Geſangbuch, und doch ſo manchen Friedrichsd'or in den Gotteskaſten legſt, und an deinem Geburts- und Namenstage die Armen ſpeiſeſt und tränkeſt, ſtatt mit deinen Freunden zu ſchmauſen und zu brauſen: danke Gott, daß du nicht biſt, wie er; erlaube aber mir, meinem Gott zu danken, daß er nicht war, wie du!

Seine gelehrten Freunde, mit denen er am vertrauteſten umging, waren der ſelige Rektor Arletius, und der noch lebende Herr Rektor Kloſe: Männer vom biederſten Charakter und unſchätzbarer Gelehrſamkeit.

Es iſt wahr, daß jener durch ſeine Unterredungen mit dem verſtorbenen Könige nachher erſt recht bekannt wurde, und ſie auch ſelbſt für die Vollendung ſeines Ruhmes hielt. Der König ſah in ihm das leibhafte Bild eines Deutſchen Gelehrten, d. i. einen geraden rohen Biedermann, der von jedem Griechiſchen und Lateiniſchen Worte Rechenſchaft geben kann, und deſto unbekannter mit der übrigen ganzen Welt iſt. Man mußte alle Ernſthaftigkeit zuſammennehmen, um über Arletius nicht zu lachen, wenn er erzählte, wie er den König aus ſeinen eignen Gedichten überführt, daß er keine Unſterblichkeit der Seele glaube, oder wie er die Königliche Frage: ob er noch ein Junggeſelle ſey, mit Ja beantwortet hätte. Er hegte nicht den geringſten Argwohn gegen ſeinen König, der die Gnade hatte, mit ihm bisweilen ein wenig Spaß zu treiben. Sonſt ließ er nicht leicht mit ſich ſcherzen, ſo gar wenn er auf ſeine Geſpenſter- und Goldmacher-Geſchichtchen kam, deren er einen großen Vorrath mit unverſtelltem Glauben beſaß. Nach ſeinem Tode bezeigte der König wieder Verlangen nach einem Deutſchen Gelehrten, und man ſtellte ihm den Rektor Kloſe vor. An dieſem fand er freylich das Gegentheil, bis auf die Gelehrſamkeit und Rechtſchaffenheit; und vielleicht hätte Kloſe von Deutſchen Gelehrten eine beſſere Idee mit veranlaſſen können. Aber ſo ſprach ihn der König nur einmal, als er das letztemal in Breslau war.

Mit Herrn Kloſe beſuchte Leſſing unter andern die Bibliotheken und Klöſter ſehr fleißig; und doch bereut er in einem ſeiner Collectaneen, zu Breslau die ſchönen Kapellen in der Domkirche, und andere Monumente der Baukunſt und Mahlerey daſelbſt, nicht aufmerkſam genug betrachtet zu haben. Es iſt überhaupt zu verwundern, da es daſelbſt Liebhaber und Kenner der Künſte giebt, (iſt ihre Zahl in Verhältniß gegen andere Städte auch geringer,) daß noch keine Beſchreibung von dem jetzigen Zuſtande und den noch vorhandenen Sehenswürdigkeiten dieſer Stadt, außer der vergriffenen abgeſchmackten Gomolkiſchen, erſchienen iſt. Man hat doch von andern weit unbeträchtlichern Städten recht gute. Schleſien hat eine hohe Demuth; es ſcheint immer geringer als es iſt, und der Himmel erhalte es dabey! Mit dem Reichen, der nichts mehr hat als was alle Leute von ihm wiſſen, iſt es nicht weit her.

Mit dem verſtorbenen Profeſſor Straube, der von Vielen zu ſehr verkannt wurde, war er nicht weniger Freund: ob wegen ſeiner Gottſchedischen Schöngeiſterey, oder wegen der Beſonderheiten ſeines Charakters, das iſt wohl nicht erſt zu ſagen. Straube, ein ganz unbehülflicher Körper dem Aeußern nach, hatte in den Alltags-Dingen, die der große Kopf manchmal zu ſehr vernachläſſiget, Schlauigkeit und Scharſſinn, worauf er ſich mit vieler Drolligkeit und Naivetät verließ, und dadurch viel zur luſtigen Geſellſchaft beytrug. Den Rektor an der Marien-Magdalenen-Schule beſuchte er zuweilen auf der Bibliothek. Leuſchner hatte eine Commentatio ſuper Elpiſticis rectius explicandis zu Hirſchberg 1750. herausgegeben, die Leſſing irgendwo kritiſirt hatte. Mit dieſer Kritik war aber der Verfaſſer unzufrieden, und Leſſing erfuhr es. Was hatte er zu thun?

Er kam einſt mit ſeinem Freunde Kloſe auf die Bibliothek, und zog einen Folianten und Quartanten nach dem andern hervor, um ihm daraus ſein Urtheil über ihn zu beweiſen. Leuſchnern, einem ſanften gefälligen Manne, der nach keiner Art von Streit mit Leſſingen ſich ſehnte, ward kalt und warm darüber. Sie haben Recht; es iſt nicht zu leugnen, ſagte er bey jedem Buche, und trug es mit eben ſo großer Geſchwindigkeit an Ort und Stelle, als es Leſſing hervorzog.

Man übergeht alle übrigen Bekanntſchaften, zu denen ihn ſeine damalige Lage und Geſchäfte brachten. Waren ſie auch nicht immer freywillig gewählt, ſo zeichneten ſie ſich doch ſtets durch eine oder die andere hervorſtechende Eigenſchaft aus. Was nur den unbeſcholtenen alltäglichen Gang ging, war nicht ſo recht für ihn. Der Menſch ſollte nicht bloß ein ſich nährendes Thier ſeyn, das außer ſeiner Weide nichts denkt. Er ſchätzte dieſe Leute, als nützliche; er liebte ſie aber nicht als umgängliche Bürger.

Als ſein General die Blokade vor Schweidnitz im Auguſt 1762 zu kommandiren befehligt wurde, mußte Leſſing ihn begleiten, imgleichen 1763 nach dem Frieden auf einer Reiſe zum Könige nach Potsdam, von wo er nach Berlin auf einige Tage zu ſeinen Freunden ſich Urlaub nahm.

Seine litterariſchen Arbeiten blieben freylich etwas liegen. Was er auch davon anfing, waren nur Entwürfe, die er einſt bey größerer Muße und Freyheit auszuarbeiten hoffte. Sogar ſchrieb er ſelten an ſeine Freunde; und wenn er ja ſchrieb, ſo geſchah es mehr, ſich in ihrer Freundſchaft zu erhalten, als einen gelehrten Briefwechſel anzufangen. Moſes Mendelsſohn, um den er ſich noch am meiſten bekümmerte, konnte gar nicht begreifen, wie er auf einmal aus einer ganz andern Lebensart keinen Rückblick auf ſeine vorige thun könne; und als er vernahm, daß Leſſing den Vergnügungen ſich zu ſehr ergebe, und vornehmlich ſpiele, ſo warnte er ihn gar durch eine Zueignungsſchrift an ihn, die er ſeinen philoſophiſchen Schriften beſonders vordrucken ließ, und ihm zuſchickte *).

Leſſing fühlte wohl den Stachel, und gab ſeinem Freunde auch Recht; aber deshalb ließ er von ſeiner Lebensart nicht, oder konnte vielmehr nicht. Die beſten Stunden des Tages mußte er ſeinem Berufe widmen. War das auch leichte und ſehr mechaniſche Arbeit, ſo ermüdete ſie doch nicht weniger; und wer ſo lange in dem gelehrten Schriftſtellerjoche gezogen, als er zu Leipzig, Wittenberg und Berlin, der

---

*) Da ſie nur für ihn und einige gute Freunde abgedruckt wurde, ſo wird ſie hier nicht am unrechten Orte ſtehn.

Zueignungsſchrift an einen ſeltſamen Menſchen.

Die Schriftſteller, die das Publikum anbeten, beklagen ſich, es ſey eine taube Gottheit; es laſſe ſich verehren, und anflehen; man rufe von Morgen bis an den Mittag, und da wäre keine Stimme noch Antwort. Ich lege meine Blätter zu den Füßen eines Götzen, der den Eigenſinn hat, eben ſo harthörig zu ſeyn. Ich habe gerufen, und er antwortet nicht. Jetzo verklage ich ihn vor dem tauben Richter, dem Publiko, das ſehr oft gerechte Urtheile fällt, ohne zu hören.

wird ſich bey ſeiner Befreyung nicht zum Vergnügen wieder hineinſpannen. Freylich mochte ihm zuweilen einfallen, wie viele Zeit er verſchwende, die er nach ſeines Freundes Denkart beſſer anwenden könne. Aber da er ſich bewußt war, daß er ſie nur als Schriftſteller nicht, als Menſch aber wohl nütze, ſo beruhigte er ſich um deſto mehr, weil er ſich vorgenommen, in dieſer Laufbahn nicht lange zu bleiben.

Es iſt zu zweifeln, ob wir eine Minna von Barnhelm von ihm hätten, wenn er nicht dieſen Poſten angenommen. Bey allen ſeinen Zerſtreuungen machte er ſich Plane zu Komödien

Die Spötter ſagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu ſchaffen, iſt über Feld, oder ſchläft vielleicht, daß er erwache! — O nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht; Reiſen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen iſt ſein Geiſt zu munter, und zu Geſchäften zu faul. Sonſt war ſein Ernſt das Orakel der Weiſen, und ſein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber itzt iſt das Orakel verſtummt, und die Narren trotzen ungezüchtiget. Er hat ſeine Geißel Andern übergeben, aber ſie ſtreichen zu ſanft, denn ſie fürchten Blut zu ſehen. — Und er,

„Wenn er nicht hört, noch ſpricht, nicht fühlt,
„Noch ſieht; was thut er denn? — Er ſpielt.

und Tragödien, und ſeine Luſt zu theatraliſchen Arbeiten verleidete ihm nicht der ſonderbare Geſchmack, der damals in Breslau herrſchte. Schuch, der berühmte Hanswurſt, den man ſich jetzt noch oft zurückwünſcht, ſpielte damals zu Breslau, vornehmlich den Winter durch, mit ſeiner Geſellſchaft, muß ich ſchon ſagen, ob ſie gleich wahrem Lumpengeſindel ähnlich ſah, das Schuch auch nach Verdienſt zu behandeln wußte; ein paar Perſonen ausgenommen, die weder vor ſeinen Schnurren aufkamen, noch lange bey ihm blieben. Er gab ſeine Haupt- und Staatsaktionen und ſeine Burlesken mit mehr Beyfall, als die regelmäßigen Stücke, die er nicht dem ſo genannten ſich aufklärenden Publicum zu gefallen aufführte, ſondern weil er alle Tage ſelbſt zu ſpielen nicht aushalten konnte. Wer beyde Arten von Vorſtellungen damals geſehen, wird es gar nicht ſonderbar finden, wenn Leſſing ſelbſt die letztern weniger beſuchte, als die erſtern; dieſe zwangen ihn doch manchmal zum Lachen, die regelmäßigen Stücke aber nur zum Gähnen und Herausgehn. Daß zuweilen eine oder die andere

Aktriße ihre Rolle erträglich herbetete, widerlegt das Allgemeine der Bemerkung nicht. Leſſing dachte wie das Publikum, und affektirte nicht das Gegentheil, zur Aufrechthaltung der theatraliſchen Regelmäßigkeit, welche man damals lieber eine theatraliſche Magerkeit nennen ſollen. Das Plumpe, Gemeine, Unpolirte, die oft wiederkommenden Lazzi und Schnurren jenes meiſterhaften Poſſenreißers waren deshalb nicht weniger, was ſie waren; aber blieben doch etwas aus der wahren alltäglichen Natur. Das Leere, Unreife, Schielende und Unnatürliche, welches der unkundige Schriftſteller in ſeinen vier Pfählen mit allen ſeinen Kruditäten ausheckt, findet ſich weder in der verfeinerten, noch in der rohen Welt. Es iſt ein behämmerter Kieſel gegen jenen ungeſchliffenen Diamant, wenn auch nur ein Tafelſtein daraus zu machen iſt.

Leſſing war weit entfernt, zu glauben, ſchon theatraliſche Meiſterſtücke gemacht zu haben, obgleich damals die ſeinigen zu den beſten Deutſchen Originalen gehörten. Er wußte, was ihr hauptſächlicher Fehler ſey; ſie hatten alle noch etwas von der Studirſtube. Diderots Theater, das er noch zu Berlin überſetzt hatte, in keiner andern Abſicht, als das Deutſche Publicum auf edlere und richtigere Begriffe vom Theater zu bringen, veranlaßte auch ſelbſt in ihm eine ganz andere Stimmung, und ganz neue Ideen, ſogar ſeine Geringſchätzung des Franzöſiſchen Theaters. Darum fand auch Diderot damit in Paris gar keinen Beyfall, und die eitlen Schauſpieler daſelbſt wollten den Hausvater gar nicht aufführen.

Leſſing hatte einen Stand kennen lernen, über deſſen glänzende Thaten ſeine Zeitgenoſſen erſtaunten, ohne dadurch glücklicher zu werden. Es iſt ſonderbar, daß Glieder aus dieſem Stande immer auf dem Theater karricaturirt worden waren. Der unpolirte und polirte Komiker der Römiſchen Republik, wo die Krieger gewiß im größten Anſehen ſtanden, Plautus und Terenz, ſtellten ihre Soldaten, die ſie auf das Theater brachten, jederzeit in ein lächerliches, meiſtens in ein verächtliches Licht. Kaum wird vor Leſſings Minna ein Deutſches Luſtſpiel zu finden ſeyn, wo ſie anders geſchildert worden wären. Bey den Spaniern, Franzoſen, Engländern und Italiänern, deren Bühnen uns etwas bekannt geworden, iſt die Rolle der Soldaten poſſenhaft, und die Ausnahmen können in keinen Betracht kommen, weil deren zu wenige ſind. Schon genug, Leſſingen zu dem Entſchluſſe zu bringen, ſie einmal von der guten und wahren Seite zu ſchildern. Was ihn aber vollends darin beſtärkte, war das Schickſal der Preußiſchen Freyparthie, welche nach dem ſiebenjährigen Kriege abgedankt wurde. Es war freylich im Ganzen der Abſchaum der Europäiſchen Menſchheit; aber wie jede Sache ihre Ausnahme hat, ſo war es auch unter dieſer Art Truppen. Eine Menge ſehr edler Menſchen hatten ſich aus Ehrgeitz, Lernbegierde oder ſchuldloſem Leichtſinn dazu begeben, und verdienten an der Seite der würdigſten Preußiſchen Krieger zu ſtehn. Nur wenige Freybatataillone hatten das Glück, der Preußiſchen Armee einverleibt zu werden; die übrigen alle mußten das Gewehr ſtrecken, ehe ſie ſichs verſahen, und die Officiere konnten hingehen, wo ſie hergekommen waren. Was hörte man nicht für Geſchichtchen! Da hatte ein Mühlknappe, der ſich bis zum Major geſchwungen, nach ſeiner Verabſchiedung dem Könige den Orden für das Verdienſt zurückgeſchickt, damit dieſes ſchöne Ehrenzeichen nicht ſtaubig würde, weil er wieder in der Mühle ſein Brot ſuchen müſſe. Dort hatte ein alter General im Spazierenreiten bey einer Schmiede einen verabſchiedeten wackern Rittmeiſter, deſſen er ſich mit großer Achtung erinnerte, Pferde beſchlagen ſehn, der nun wieder gewordene Schmidt aber ſich weder des Generals, noch des thatenreichen Krieges, noch ſeiner Würde, erinnern wollen. Was auch davon wahr oder nicht wahr ſeyn mag; genug, daß der Weitzen mit dem Unkraut ausgerottet wurde, und ſelbſt die Krieger mit ſechzehn Ahnen die braven aber unglücklichen Kriegesmänner mit und ohne Ahnen beklagten.

Leſſing entwarf in Breslau nur den Plan zur Minna, den er erſt in Berlin ausarbeitete. Sie erſchien auch nicht eher, als 1767 im Druck, und wurde 1768 nach vielen dagegen gemachten Schwierigkeiten in Berlin aufgeführt. Wieder ein Beweis, daß man auf dem Deutſchen Theater das wirkliche Deutſche Leben nicht oft ſah! Denn alle Einwendungen gegen die Aufführung liefen dahin aus: man könne zwar über Gott raiſonniren und dramatiſiren, aber nicht über Regierung und Polizey.

Welche Menge Nachahmer hat dieſes Stück erweckt! Was nur im Militairſtande vorkommen kann, hat man nachher auf der Bühne geſehen: Kriegs- und Standrecht, Arquebuſiren und Ehrlichmachen, Spießruthen und Prügel, Trommel und Pfeifen, Inſubordination und Deſertion, Marquetender und Spione! Eine Theatergarderobe glich nun einer Montirungskammer, und in der Stadt, wo keine Beſatzung war, konnte manche Truppe ihre gangbarſten Stücke nicht aufführen.

Dank den ſinnreichen Schöpfern der Operetten und Ritterdramen, die dem militairiſchen Unfuge ein wenig geſteuert! Nun hat doch die zärtliche Dame Nahrung für ihren Geiſt, und der Deutſche Krieger Beyſpiele von Tapferkeit und Patriotismus aus der Zeit ſeiner Ahnen!

Die Nachricht, welche der Herr Rektor Kloſe mir von Leſſings Aufenthalte in Breslau, zu geben die Freundſchaft gehabt hat, würde verlieren, wenn ich ſie nicht ganz unverändert hier mittheilte.

„Nun ſah ich," ſchreibt Herr Kloſe, „einen meiner erſten Wünſche erfüllt. Leſſing kam nach Breslau, um ſeine Geſundheit, die durch anhaltendes Studiren gelitten hatte, wieder herzuſtellen und ſeinem Geiſt und Körper Erholung zu verſchaffen. Als Gouvernements-Sekretair beym General Tauenzien erreichte er dieſe Abſicht, welche tauſend Andere zweckwidrig würden gefunden haben. Er widmete die Stunden, welche ihm ſeine Amtsgeſchäfte, die er Vormittags verrichtete, übrig ließen, der Geſellſchaft und den Wiſſenſchaften. So bald er vom General von Tiſche kam, welches gewöhnlich um vier Uhr war, ging er entweder in einen Buchladen oder in eine Auktion, meiſtentheils aber nach Hauſe. Hier kamen gewöhnlich Perſonen, in Angelegenheiten, ſeiner Hülfe und Unterſtützung bedürftig, zu ihm, die er bald abfertigte, um ſich durch Unterredungen, die Litteratur und Wiſſenſchaften betreffend, zu erholen. Zuweilen fand ich den Profeſſor Straube, zuweilen den Münzrendanten Langner, auch manchmal den Rektor Arlet bey ihm. Dieſem las er einſt aus des Andreas Skultetus Gedichten vor, und wunderte ſich, daß dieſer große Litterator einen der beſten Dichter aus Opitzens Schule nicht kannte. Schon damals äußerte er, daß er ſeine aufgefundenen Gedichte wieder drucken laſſen würde; und weil Skultetus dieſelben als Gymnaſiaſt in Breslau geſchrieben, ſo glaubte Leſſing, daß hier der Ort wäre, wo man zuverläſſig einige biographiſche Nachrichten von ihm ſich verſprechen könnte. Alles, was Rektor Arlet ihm verſchaffen konnte, war die Schulmatrikel, aus welcher er das Jahr erſah, in welchem Skultetus nach Breslau gekommen. Als er einſt auf der Marien-Magdalenen-Bibliothek ſich befand, zeigte ich ihm die erſte Ausgabe von Logau's Sinngedichten, die er nie vorher geſehen. Seine Freude war ſo groß, daß er auch Herrn Profeſſor Ramler daran Theil nehmen zu laſſen beſchloß, daher er ſie ihm gleich zuſchickte. Obſchon ſein Geiſt alles Wiſſenswerthe umfaßte, wozu ihm ſeine auserleſene Bibliothek, die er ſich hier geſammelt, Veranlaſſung und Nahrung gab; ſo beſchäftigte er ſich doch in den erſten Jahren hier am liebſten mit kritiſchen, antiquariſchen, dramatiſchen und litterariſchen Gegenſtänden. Er machte ſich Entwürfe zu mehreren Stücken, worunter auch Alcibiades war. Die Skizze zu ſeiner Minna von Barnhelm ſchrieb er in heitern Frühlingsmorgenſtunden im Neldnerſchen Garten im Bürgerwerder. Auch dachte er zuweilen an ſeinen Dr. Fauſt, und war geſonnen, einige Scenen aus Noels Satan zu nutzen. Ein hitziges Fieber unterbrach dieſe ſeine Lieblingsbeſchäftigungen. Er litt dabey viel; am meiſten aber quälten ihn die Unterhaltungen ſeines Arztes, des alten Dr. Morgenbeſſer, wovon Gottſched das Hauptthema war, der ihm auch in ſeinen geſunden Tagen anekelte. Als die Krankheit aufs Höchſte geſtiegen, lag er ganz ruhig mit einer bedeutenden Miene da. Dieſe fiel ſeinem Freunde ſo auf, daß er vertraulich fragte: Was er denn jetzt dächte? Eben bin ich begierig zu erfahren, was in meiner Seele beym Sterben vorgehen wird. Da ihm nun gezeigt wurde, daß dieſes unmöglich ſey, ſo verſetzte er ganz abgebrochen: Sie intriguiren mich."

„Nachdem er wieder geneſen, bekam ſein Geiſt eine ſonderbare Spannung, die er mehrere Jahre vorher nicht empfunden. Er fing an Verſe zu machen, und zwar komiſche Erzählungen, worunter auch die war: Der oben wird für dich ſorgen; ingleichen verſifizirte er verſchiedene Fabeln. Ihm waren Erzählungen von dem Gehalt, wie in der Sammlung Geſta Romanorum, ingleichen Schimpf und Ernſt, mehrere ſtehen, ſehr willkommen; er äußerte dabey öfters den Wunſch, daß ſich ein Gelehrter finden möchte, der ihre Entſtehung und weitere Fortpflanzung kritiſch unterſuchte. Wenn er auf die Bibliothek zu St. Bernhardin in der Neuſtadt kam, hielt er ſich meiſtens bey dem Repoſitorio auf, wo eine beträchtliche Anzahl von Sammlungen der Art ſtehet, die aus dem vorhergehenden Jahrhundert, und, wie man leicht denken kann, itzt auch nicht einmal dem Titel nach mehr bekannt ſind; als: der Scheerenſchleifer ꝛc. Er durchlief ſie, um Goldkörner darin aufzufinden, welchen er das ſchönſte Gepräge zu geben wußte. Auch wünſchte er, daß manche vergeſſene Romane wieder gedruckt würden, wohin er beſonders den Ritter vom goldnen Faden rechnete.“

„Er hatte nun verſchiedene kritiſche und antiquariſche Aufſätze in ſeinem Pulte liegen, die er hier in Breslau niedergeſchrieben; nun war er um einen Titel beſorgt. Anfangs glaubte er nicht, ſie in ein Ganzes verweben zu können; daher wollte er ſie unter der Aufſchrift Hermäa drucken laſſen. Da aber Winkelmanns Geſchichte der Kunſt ihm ſo viel Stoff zu Unterſuchungen und Berichtigungen darbot, und Laokoon ganz vorzüglich ſeinen Forſchungsgeiſt aufgereitzt hatte, wobey er die Beſchreibungen des Virgil, Petron und Sadoletus verglich; ſo leitete ihn dieſes auf allgemeine Ausſichten über die Beſtimmung der Gränzen der Poeſie und Malerey, welche er nun zuſammengeſtellt dem Publiko unter dem Titel: Laokoon, vorlegte. Er äußerte bey der Gelegenheit oft ſeine Beſorgniß wegen des Styls, da er mehrere Jahre kein großes zuſammenhangendes Ganze geſchrieben hatte. Und gerade dieſes Werk zeichnet ſich durch ſeine klaſſiſche Energie, Präciſion nnd Eleganz vor allen andern aus. In den letzten Jahren ſeines Aufenthaltes zu Breslau fing er an, mit theologiſchen Unterſuchungen ſich zu befaſſen. Er machte einen Entwurf zu einer großen Abhandlung von den Verfolgungen und Märtyrern der Chriſten, und that einem ſeiner Freunde den Vorſchlag, die Kirchenväter gemeinſchaftlich zu leſen. In Juſtin dem Märtyrer fand er, nach ſeiner Verſicherung, ganz andere Religionsſätze, als in den neueren Zeiten im Gange waren. Imgleichen wurde Spinoza's Philoſophie der Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen. Er las diejenigen, welche ihn hatten widerlegen wollen, worunter Bayle nach ſeinem Urtheil derjenige war, welcher ihn am wenigſten verſtanden hatte. Dippel war ihm der, welcher in des Spinoza wahren Sinn am tiefſten eingedrungen. Doch hat er hier nie das mindeſte, wie gegen Jakobi, auch gegen ſeine Vertrauteſten geäußert."

„Nach dem Hubertsburger Frieden, welchen er hier öffentlich mit großer Feyerlichkeit ausgerufen, dachte er nun Breslau zu verlaſſen, ob ihn gleich der General erſuchte, noch länger zu bleiben, auch ihm eine vortheilhafte Bedienung anbot, die er aber von ſich wies, weil nach ſeiner Verſicherung der König von Preußen keinen ohne abhängig zu ſeyn und zu arbeiten bezahle. Aus eben dem Grunde hatte er die Profeſſur in Königsberg, die ihm vor einigen Jahren angeboten wurde, ausgeſchlagen; beſonders, weil der Profeſſor der Beredſamkeit alle Jahr einen Panegyrikus zu halten verpflichtet wäre.“

„Sein Entwurf, den er ſich ſchon einige Jahre vor ſeiner Abreiſe von Breslau gemacht, war: zuerſt nach Wien zu gehen und daſelbſt die Kayſerliche Bibliothek zu nützen; von da wollte er nach Italien reiſen, und die Antiken ſtudiren, vor allen Dingen aber war ſein Lieblingsgedanke Griechenland, um die klaſſiſchen Gegenden und die noch übrig gebliebenen Denkmahle dieſes in ſeiner Art einzigen Volks näher kennen zu lernen. Dieſe Ausſichten erheiterten ihm manche Stunde in Breslau. Das Beſte, was er von hier mitnahm, war ſeine auserleſene Bibliothek."

„Burke's Werk vom Erhabnen hatte er angefangen zu überſetzen; weil aber eine vollſtändigere Ausgabe davon erſcheinen ſollte, ſo war er entſchloſſen, dieſelbe abzuwarten, und es alsdann mit ſeinen eignen Abhandlungen bereichert herauszugeben."

„Wenn von Dichtern die Rede war, ſo behauptete er, daß nur der epiſche den Namen in der eigentlichen Bedeutung verdiene, und daß der dramatiſche in keine Vergleichung mit ihm komme. Klopſtock ſchätzte er vorzüglich; nach ihm ſeine Freunde Ramler und Gleim."

„Faſt täglich ging er nach ſechs gegen ſieben Uhr in das Theater, und von da mehrentheils, ohne das Stück ausgehört zu haben, in die Spielgeſellſchaft, von wo er ſpät nach Hauſe zurückkehrte, und den andern Tag nicht vor acht oder neun Uhr aufſtand. Ich habe ihn ſogar noch gegen zehn Uhr im Bette gefunden."

Und dies wäre wohl das unverdächtigſte Zeugniß eines zwar innigen, aber eben ſo aufrichtigen Freundes, daß Leſſing auch in Breslau für die Wiſſenſchaften nicht müßig geweſen, ſondern wie eine fleißige Biene Honig von Blumen zuſammengetragen hat.

10.

Weder Mißmuth über ſeine Lage, noch verminderte Zufriedenheit ſeines Generals mit ihm, noch ein ſonſtiger unangenehmer Vorfall veranlaßte ihn, ſeinen Abſchied zu nehmen. Es iſt vielmehr am Tage, daß er deſſen Schutz und Vorſprache zuverläſſig zu gewärtigen hatte, wenn er in Preußiſche Dienſte treten wollte. Leſſing hatte aber nun einmal eine zu fürchterliche Idee von des Königs von Preußen Maxime: dat paullulum, ut facias multum; und würde doch, wenn er ſich nur in der Preußiſchen Oekonomie hätte recht umſehen wollen, manchmal gerade das Gegentheil gefunden haben. Doch, wie geſagt, er haßte nicht Arbeiten, ſondern vorgeſchriebene Arbeiten, und wollte lieber von der unerbittlichen Nothwendigkeit, als von der Menſchen Willkühr und Einrichtungen, abzuhangen ſcheinen.

Er ſchlug auch die gelehrten Beſchäftigungen viel zu hoch an, als daß er ſie gegen bürgerliche vertauſchen konnte. Zwey Briefe an ſeine Eltern beweiſen dieſes ſehr deutlich.

So ſchrieb er unter dem 30. Novbr. 1763: „Meine wertheſten Eltern betrachten mich, als wenn ich hier in Breslau ſchon etablirt wäre; und dieſes bin ich doch ſo wenig, daß ich gar leicht meine längſte Zeit hier geweſen ſeyn dürfte. Ich warte nur noch einen einzigen Umſtand ab, und wenn dieſer nicht nach meinem Willen ausfällt, ſo kehre ich zu meiner alten Lebensart wieder zurück. Ich hoffe ohnedies nicht, daß Sie mir zutrauen werden, als hätte ich mein Studiren an den Nagel gehängt, und wollte mich bloß elenden Beſchäftigungen de pane lucrando widmen. Ich habe mit dieſen Nichtswürdigkeiten nun ſchon mehr als drey Jahr verloren. Es iſt Zeit, daß ich wieder in mein Geleiſe komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe ich erreicht; ich habe meine Geſundheit ſo ziemlich wieder hergeſtellt, ich habe ausgeruhet, und mir von dem wenigen, was ich erſparen können, eine treffliche Bibliothek angeſchafft, die ich mir nicht umſonſt angeſchafft haben will. Ob ich ſonſt einige hundert Thaler übrig behalten werde, weiß ich ſelbſt nicht. Wenigſtens werden ſie mir nebſt dem, was ich aus meinem gewonnenen Proceſſe erhalte, ſehr wohl zu Statten kommen, daß ich ein Paar Jahr mit deſto mehr Gemächlichkeit ſtudiren kann. Indeſſen ſoll mich dieſes nicht hindern, für meine Brüder mein Aeußerſtes zu thun.“ — Und in einem andern vom 13ten Junius 1764. ſagt er: „Es ſollte mir leid thun, wenn ſich meine liebſten Eltern, durch unrichtig eingezogene Nachrichten, von meinen bisherigen Umſtänden einen falſchen Begriff gemacht hätten. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, ſondern mehr als einmal geäußert, daß mein jetziges Engagement von keiner Dauer ſeyn könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr als jemals entſchloſſen ſey, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne iſt, zu abſtrahiren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Reſt deſſelben noch zum Sklaven zu machen. — Ich ſchreibe Ihnen dieſes, liebſter Vater, und muß Ihnen dieſes ſchreiben, damit es Sie nicht befremde, wenn Sie mich in Kurzem wieder von allen Hoffnungen und Anſprüchen auf ein fixirtes Glück, wie man es nennt, weit entfernt ſehen ſollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt geweſen bin, herauszuſetzen, und alsdann verlaſſe ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter werden wird, iſt mein geringſter Kummer. Wer geſund iſt, und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umſtände befürchten, die außer Stand zu arbeiten ſetzen können, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſehung. Ich habe ein beſſeres, und habe Freunde."

Oſtern 1765 verließ Leſſing Breslau ganz, und ging über ſeine Vaterſtadt Kamenz nach Leipzig, um ſeine daſigen alten Freunde zu beſuchen. Mit ſeinen Büchern und übrigen Meublen hatte er ſeinen Bedienten vorausgeſchickt, welcher auch einige Wochen eher in Berlin ankam, und, weil er immer mehr brüderlich als knechtiſch behandelt worden war, ſich faſt zu brüderlich betrug. Er gab ſich nicht nur bey dem Hauswirth ſeines Herrn für deſſen Bruder aus, ſondern bediente ſich ſogar ſeiner Wäſche und Kleider, um deſto leichter Glauben und Credit zu finden. Verkleidungen auf dem Theater waren niemals Leſſings Geſchmack; noch weniger außer dem Theater. Daher entließ er ihn, ſo bald er nach Berlin kam, ohne ihm ſeine ſchlechte Komödie ſehr zu kritiſiren. Denn nach der erſten Hitze war ihm dergleichen doch nur Komödie. Als ihm einſtmals ein guter Freund erzählte, daß einer ſeiner Bedienten, den er in Breslau gehabt, ſich bey ihm etwas geſchafft, und nun ein Haus mit einem Kaffeeſchanke gekauft habe, antwortete er: der hat es doch gut angewendet!

In Kurzem fand er ſich zu Berlin wieder ſo reich, wie vor fünf Jahren, aber ſeine Ausgaben ziemlich vergrößert. Er hatte ſeinen jüngſten Bruder zu ſich genommen. Daher war er genöthigt, deſto fleißiger zu ſeyn, und, ob er gleich dieſes immer geweſen, doch vorzüglich ſeinen Fleiß auf die baldige Vollendung einiger Werke zu richten, die er in Breslau ſchon angefangen. Gott weiß, ob wir ohne dieſen äußeren Drang noch ſo zeitig den Laokoon und die Minna von Barnhelm erhalten hätten.

Laokoon, oder über die Gränzen der Poeſie und Malerey, erſchien 1766 noch vor der Minna von Barnhelm, nachdem man in fünf Jahren nichts Gedrucktes von Leſſing geſehn hatte. Er verſprach ſich nicht viele Leſer, und bat deshalb ſeinen Freund und Verleger, nur eine kleine Auflage zu machen. Aber er irrte ſich. Ward der Laokoon auch nicht ſo ſehr gekauft, ſo wurde er doch ſtark geleſen, und noch mehr darüber geſprochen und geſchrieben.

Winkelmann hatte es mit ſeinen Schriften, und mit ſeinen kräftigen Beweiſen, daß man außer Rom weder wahren Geſchmack noch Kunſteinſicht erlangen könne, dahin gebracht, daß damals die gelehrte und galante Welt von nichts als Antiken ſprach, daß ſie von Rom redete, um ſich zu bilden, und daß jedem die Griechiſchen und Lateiniſchen Autoren ohne das Antikenſtudium ganz unverſtändlich und ungenießbar ſchienen. Der Eifer ging ſo weit, daß man in den geringſten Schulen, wo man eigentlich gute Bäcker, Schneider, Schuſter und dergleichen nothwendige Bürger erziehet, Lipperts Daktyliothek empfahl und einzuführen ſuchte. Natürlich waren es die großen Männer in dieſem Fache nicht ſelbſt, die dieſe verkehrte Anwendung machten, ſondern nur die läſtigen Nachahmer, die poſſierlichen Modemitmacher, die eine Sache entweder gar nicht oder übermäßig ſchätzen; die alles verderben, weil ſie es allgemein machen wollen; die mit dem Zimmermann oder Anſtreicher eben ſo gut vom alten Griechiſchen Styl ſchwatzen, wie mit dem Bildhauer und Maler.

Auch Leſſing billigte dieſen Enthuſiasmus nicht; denn er wirkte nichts, als alberne Anhänger und unnützes Geſchrey. Er ſchätzte Winkelmanns Talente und Verdienſte, und ſtudirte deſſen Schriften; aber da ſeine Verehrung nicht blind tappte, ſo mußte er Manches finden, wo Winkelmann nicht recht zu Hauſe war. Die

Herren vom Metier, die allein competente Richter zu ſeyn glaubten, weil ſie allein dafür beſoldet wurden, nahmen es ſehr ungnädig, daß Leſſing mit ſeinem Laokoon gleichſam zu verſtehen geben wolle: anch' io ſon pittore. Sie erklärten ihn im Stillen für einen Pfuſcher, da er weder bey ihnen gelernt, noch ſich in ihre Lade gekauft hatte, und verwieſen ihn bloß in die Zunft der Dichter und ſchönen Geiſter. Doch Winkelmann ſelbſt war unpartheyiſcher; und das iſt man immer, je größer man in ſeinem Fache iſt.

Er ſchrieb einem ſeiner Freunde: „Die Auszüge aus Herrn Leſſings Schrift, welche mir ein Beweis nicht gemeiner Freundſchaft ſind, verdienen mehr als die Beſchreibung der Villa des Cardinals. Aber irren Sie Sich nicht, wenn Sie glauben, dieſelbe von mir verlangt zu haben? Ich weiß es nicht. Den Werth dieſer Auszüge vermindert es nicht, daß ich das Buch ſelbſt zuvor aus Dresden bekommen habe. Leſſing, von dem ich leider nichts geſehn hatte, ſchreibt, wie man geſchrieben zu haben wünſchen möchte; und wenn ich nicht ſeine Reiſe von Ihnen erfahren hätte, ſo wäre ich demſelben mit einem Schreiben zuvorgekommen. Es verdient derſelbe alſo, wo man ſich vertheidigen kann, eine würdige Antwort. Wie es rühmlich iſt, von würdigen Leuten gelobt zu werden, ſo kann es auch rühmlich werden, ihrer Beurtheilung würdig geachtet zu ſeyn.“

Herr Gleim, der, wenn gleich nicht in einem großen, doch immer ſehr freundſchaftlichen Briefwechſel mit Leſſing ſtand, ſchrieb ihm ſolches, da er eben zu Leipzig gehört hatte, Winkelmann ſey gegen Leſſing aufgebracht, und werde ſich gegen den Laokoon heftig vertheidigen.

An der allgemeinen Deutſchen Bibliothek, die 1765 ihren Anfang nahm, hat Leſſing nie Antheil gehabt, ob er gleich über eine oder die andere Recenſion, die dem Schriftſteller zu unglimpflich ſchien, zur Rede geſtellt, und wacker ausgehunzet wurde. Das geſchah in gedruckten und ungedruckten Briefen, und darüber war er immer ſehr luſtig, und ſcherzte mit ſeinem Freunde Nikolai, den die Sache eigentlich anging.

So erſchien unter andern poſſierlichen Verweiſen: Sendſchreiben an den Herrn Magiſter Leſſing die allgemeine Deutſche Bibliothek betreffend: ein Ergänzungsſtück des 5ten Bandes insbeſondere. Leipzig, zu finden bey Chr. Gottl. Hilſchern. 1768.

Es herrſcht darin ſo komiſche Bitterbosheit, daß der Hochgeehrteſte Herr Magiſter, wie Leſſing immer heißt, unmöglich böſe werden konnte, wenn der Sendſchreiber in allem Ernſte behauptete: die Welt ſetze nun einmal als bekannt voraus, Leſſing und ſeine Freunde wären die vornehmſten Arbeiter an dieſem kritiſchen Werke. Geſetzt Leſſing wolle es gar nicht Wort haben, ſo thue dieſes auch nichts zur Sache. Er habe in dieſem Falle nichts zu verantworten, und könne, was ihm zur Laſt gelegt werde, leicht von ſich ablehnen. Die Pſalmen und Threnodien wären mit ſo vielen Lobeserhebungen aufgenommen worden; nur der Recenſent der allgemeinen Deutſchen Bibliothek (V. B. 2. St. S. 263) fände ſie kaum mittelmäßig, und nenne ſie gar ein ſchwülſtiges, froſtiges, affektirtes und mattes Geſchwäzt. Der Sendſchreiber kommt darüber ſo gar in poetiſche Wuth, und ſingt:

Du kritiſch Thier, willſt du die Zähne bläcken?
O! geh und lerne nur an den Parnaß dich ſtrecken,
Um an den Füßen der Hippokrene zu lecken.
Dann werden dir die Pſalmen beſſer ſchmecken.
Wärſt du geſcheut, du würdeſt wie die Schnecken
Dich in dich ſelbſt ſo lang verſtecken,
Bis du könnt'ſt beſſere Recenſionen hecken.
Soll Momus ſtets dir Luſt erwecken
Nur immer Fehler zu entdecken?
Gewiß das können alle Gecken.
Was? du willſt noch die Zähne bläcken?
Meynſt du, man ſoll vor dir erſchrecken?
O nein, du magſt vor Grimm verr .... —

Doch er kommt wieder zu ſich ſelbſt, und beweiſet in Proſa, aber aus dem Homer, daß dieſer Recenſent der allgemeinen Deutſchen Bibliothek ein Bulle und ein Eſel ſey.

Ueberhaupt muß man anmerken, daß Leſſing von dieſer Zeit an die Fertigkeit zu kritiſiren entweder verlernt, oder wenigſtens Grundſätze angenommen hatte, die derſelben ganz entgegen ſtanden. Es war ſein Vorſatz, ſich nur auf Ein oder zwey Fächer einzuſchränken, um darin deſto vorzüglichere Werke zu liefern, und mehr mit Beyſpielen vorzugehn, als Lehren zu geben, die allein die Ausführung immer mißlich machen. Es war auch Bequemlichkeit, nicht gleich alles niederzuſchreiben, was ihm bey dem Leſen eines neuen Buches eingefallen war. Das wird deſto wahrſcheinlicher, da er ſich wirklich an das ungeſunde Stubenhüten und ununterbrochene Arbeiten nicht recht gewöhnen konnte, ſo ſüß und leicht er es ſich auch in Breslau vorgeſtellt hatte.

Man merkte, und er läugnete es ſeinen Freunden nicht, daß ſeinem etwas ſtärker gewordenen Körper die ſitzende Lebensart nicht mehr behage. Die Breslauiſche, die er für Sklaverey anſah, war viel geſunder. War er auch da nicht ſein eigner Herr; mußte er gleich bald dies bald jenes thun, das ſchwerlich zur Erweiterung weder ſeiner noch der menſchlichen Kenntniſſe überhaupt etwas beytrug: ſo war es doch meiſtens mechaniſche Beſchäftigung; ſo griff es doch ſeine Seelenkräfte nicht ſo an, und gab ſeiner Maſchine allen möglichen Umtrieb, nicht einzuroſten.

Er glaubte ausgeruhet zu haben, und, wenn man ſich ſo ausdrücken darf, er hatte ſich verſtanden. Nun fühlte er erſt recht die Nothwendigkeit und die Laſt, ununterbrochen, und in gleich großer Anſtrengung zu arbeiten. Zerſtreuungen und Abhaltungen hatte er nun nicht mehr außer, ſondern in ſeiner Studierſtube. Wenn er in der beſten Arbeit auf und nieder ging, fiel ihm der Titel eines Buches in die Augen. Er ſah hinein, fand einen Gedanken, der auf ſeine jetzige Meditation zwar ganz und gar keine Beziehung hatte, aber doch ſo herrlich, ſo vortrefflich war, daß er ſich ihn wenigſtens aufſchreiben mußte; und im Aufſchreiben konnte er ſeine Gedanken dabey nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſe bezogen ſich wieder auf etwas Anderes, dem er ſogleich nachzuforſchen nicht unterlaſſen konnte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, es gar nicht zu finden, wenn er es brauchte. — Welche neue Entdeckung! welch ein ſchöner Aufſchluß! Nun hatte die Sache ein ganz anderes Anſehn! —

Der Buchdruckerjunge aber klopfte und verlangte Manuſcript. Ja, das war wohl fertig, nur mußte es noch einmal durchgeſehen werden; und deswegen hatte er ſich auch heute früh recht zeitig hingeſetzt. Allein er ſtand von ſeiner Arbeit auf, und das Aufſtehn hatte ihm zwar Stoff zu einem neuen Buche gegeben, aber das zu drucken angefangene Manuſcript war deshalb nicht weiter durchgeſehn. Der Burſche kam, wie befohlen, wieder; und mit genauer Noth hatte Leſſing ſeine Gedanken aufs neue ſammeln können. Er ſah ſelbſt ein, es werde nicht weit reichen; aber er wollte nicht eher einen Fuß aus der Stube ſetzen, bis er ganz mit dem Manuſcripte fertig wäre. Lieber Gott! gegen Abend war ſeine ganze Seele von dem Stubendunſt beklemmt; er mußte friſche Luft ſchöpfen. Er ging nur auf eine Stunde zu einem Freunde. Der Freund unterhielt ihn von einer ſchönen Materie; ſie kamen ins Plaudern. Zwar ging er zeitig genug nach Hauſe; aber für heute war das Manuſcript vergeſſen. Er ſaß aber doch bis zwölf Uhr. Des Freundes Meynung hatte viel Anziehendes, mußte aber durch einen gewiſſen Umſtand berichtigt werden. War der nicht außer Zweifel, ſo war es ſchöner Schein ohne Realität.

Er legte ſich zu Bette, ſtand auf, war nicht heiter, und mochte lieber alles thun als ſitzen und ſeine eigne Arbeit durchleſen, die ihm gar nicht gefiel. — Bruder, ſagte er wohl endlich, die Schriftſtellerey iſt die ekelhafteſte, die abgeſchmackteſte Beſchäftigung. Nimm dir ein Beyſpiel an mir! — Endlich war er wieder im Geleiſe; aber wie lange! Er durfte nur wegſehen, und die Bücher ſpielten ihm einen neuen Streich. Wenn er nur keine Bücher hätte!

Ob er nun gleich mit dieſer freywillig gewählten Lebensart unzufrieden war, ſo wollte er doch von nichts als von ſo genannten litterariſchen Beſchäftigungen wiſſen. Er hatte vielerley Plane; und wäre er nur entſchloſſen genug geweſen, einen in Ernſt durchzuſetzen, ſo wäre es vielleicht nach ſeinem Wunſche ausgeſchlagen. Bald wollte er von Berlin weg, da das, wovon er zu leben gedachte, ihm jeder

Ort gewährte; bald nach Dresden; bald auf das Land, um einige Jahre da nichts als Komödien auszuarbeiten, deren Aufführung er dann, mit einer eigenen Truppe von Ort zu Ort ziehend, auf ſeine Gefahr unternehmen wollte. Allein auf einmal fiel ihm wieder das Schlüpfrige dieſer Lebensart ein, und man hätte geglaubt, Göze, oder ein anderer orthodoxer Lehrer, habe ſein Herz gerührt. Doch gab ihm die üble Laune nie ſolche unrichtige Begriffe von Schauſpielern, wie Johnſonen.

Herr von Brenkenhof, jetzt Major in Preußiſchen Dienſten, der damals in Berlin ſeinen Hofmeiſter eben ſatt hatte, wählte ſich Leſſingen zu ſeinem Geſellſchafter, und zog ſogar zu ihm. Sie wurden einander zu gut, um einander viel zu genieren, und ihre Freundſchaft verlor weder durch den Umgang, noch durch die Trennung. Sie reiſeten mit einander nach Pyrmont: Herr von Brenkenhof, um ſeiner Geſundheit willen; Leſſing zur Geſellſchaft.

Bald nachher als der Letztere von dort zurückkam, erhielt er eine Einladung nach Hamburg, wohin er im December 1766 ging.

Eine Geſellſchaft Theaterliebhaber daſelbſt übernahm die Schaubühne für ihre Rechnung, und hatte zu Leſſingen das Vertrauen, er werde ihren guten Zweck mit befördern können. Daß ihre Hauptabſicht war, ihren Mitbürgern ein beſſeres Schauſpiel zu geben, als ſie bisher gehabt, war in der That eben ſo wenig zu leugnen, als die Wahrheit, daß das Hamburgiſche Theater immer eins der beſten in Deutſchland geweſen. Ihre untergeordnete Abſicht mußte freylich ſeyn, ſo wenig als möglich dabey Schaden zu leiden, und nach Zeit und Umſtänden ſogar zu gewinnen. Aber, leider! lehrt die tägliche Erfahrung, daß dergleichen Theaterunternehmungen bloß darum ſcheitern, weil es nicht umgekehrt iſt.

Und woher kommt dieſes? Männer, die ihren Geſchmack gebildet, oder durch Erziehung und andere Umſtände vom Moraliſchen und Schönen richtigere und feinere Begriffe bekommen, als der große Hauſe haben kann, nehmen nur auf ihren Geſchmack Rückſicht, ſorgen nur für einen guten Zeitvertreib nach ihrem Geſchmacke; und weil ihnen der ihrige der beſſere dünkt, und es wohl auch ſeyn mag, ſo meynen ſie, daß er für das Publicum auch der gewünſchteſte ſeyn müſſe. Sie merken zwar zeitig genug, daß es anders iſt, zumal in einer Republik; aber, anſtatt das Publicum zu ſtudiren und nach und nach zu verbeſſern, glauben ſie, es liege bloß an den Schauſpielern, welche die Feinheiten der Kunſt nicht fühlbar genug machen könnten. Sie werden ſogar gegen diejenigen ungerecht, die ſich nach der Menge richten. Das Sprichwort: Beſſer iſt beſſer, iſt kein Maßſtab für den theatraliſchen Beyfall; und machen ſie ihn mit Gewalt dazu, ſo ſchreibt und ſpricht das Publicum für ſeine Meynung zwar nicht viel, behauptet ſie aber ernſtlicher: es bleibt weg, und ſeine geringſte Sorge iſt, was die Damen und Herren von ſeinem Geſchmacke dazu ſagen. Spotten ſie über daſſelbe; ſo ſpottet es auch nach ſeiner Art über ſie. Alsdann bleibt das Theater leer; und ein leeres Theater, wenn man auch auf die Koſten nicht ſehen wollte, die doch in der Fortdauer ein zu beträchtlicher Gegenſtand werden, iſt ein jämmerliches Ding. Die beſte

Vorſtellung eines Stücks gefällt dann nur halb, oder wir glauben das wenigſtens, weil die Theilnahme am Vergnügen ſchon Vergnügen erregt. Wäre das nicht, die Großen hätten längſt Mittel gefunden, das unadelige Publicum zumal von ſolchen Schauſpielen auszuſchließen, die ſie auf ihre Koſten geben.

Kommen nun aber dazu noch andere Menſchlichkeiten von Seiten der Unternehmer, und von Seiten des Publicums gar Mißtrauen und Vorſatz, die gute Sache zu hindern, ſo wird alle Bemühung umſonſt. Alles aufgeben, heißt dann, ſich gut aus dem Wirrwarr ziehen.

Leſſing, dem ziemlich vortheilhafte Bedingungen gemacht, und alle Bedenklichkeiten, die er dabey hatte, gehoben waren, ſchloß mit den Unternehmern einen Contrakt zu ſeiner Zufriedenheit, und kam zurück nach Berlin, wo er nur noch bis zum März 1767 blieb. Den beſten Theil ſeiner Bücher nahm er nach Hamburg mit; den übrigen aber, der vornehmlich in die Philologie und Kritik einſchlug, worunter ſich auch die erſten Abdrücke der Lateiniſchen und Griechiſchen Autoren befanden, ließ er verauktioniren. So wenig er daraus löſete, ſo würde es doch noch weniger geweſen ſeyn, wenn nicht aus Warſchau für die Zaluskiſche Bibliothek Beſtellungen eingelaufen wären; denn in Berlin war niemand, der den ſeltenen Schund erſtanden hätte.

II.

Bey ſeiner zweyten Ankunft zu Hamburg fand er die Lage der Sache ſchon ganz anders. Es waren eine Menge Dinge dabey vorgegangen, die ihm nicht gefielen. Es herrſchte unter den Unternehmern Uneinigkeit, und niemand wußte, wer Kellner oder Koch war. Sein Wochenblatt, die Dramaturgie, fing er aber doch an zu ſchreiben, und ſelbſt zu drucken.

Denn da ihm das Theater keine ſolide Ausſicht gewährte, ſo wollte er auf eine andere Art in Hamburg feſten Fuß faſſen. Herr Legationsrath Bode hatte damals daſelbſt einen Buchhandel und eine Buchdruckerey, und ſuchte dazu einen Compagnon, weil er mit einem Ruſſiſchen Officier auf Reiſen gehen wollte.

Leſſing wurde bald mit ihm einig, und ſie ſchloſſen deshalb mit einander einen Vertrag auf Schaden und Vortheil zu gleichen Theilen. Es iſt dabey auf alle mögliche Fälle, die einen ſolchen Geſellſchaftshandel treffen können, Rückſicht genommen; ſogar feſtgeſetzt, daß die Druckerey das angenommene Zeichen einer Mayblume, mit der Umſchrift: ex utili gloria, behalten ſolle. Alle Exceptionen oder Rechtsbehelfe ſind namentlich angeführt, und wenn der Vertrag noch zwanzig Jahr aufgehoben wird, ſo braucht wenigſtens ein Preußiſcher Juriſt einen Antiquar, ihn zu verſtehen.

Aus einer Abſchrift, die ſich unter Leſſings Papieren gefunden, erſieht man, daß ſie auch gemeinſchaftlich um Privilegium und Cenſurfreyheit für die Dramaturgie und alle dramatiſchen Stücke, die ſie zum Gebrauche des Hamburgiſchen Theaters einzeln oder in Sammlungen drucken laſſen würden, angehalten haben. Es verſteht ſich, daß beyde Geſuche abgeſchlagen worden; und der Magiſtrat bey dieſer Gelegenheit eine allergnädigſte Kayſerliche Hinweiſung auf die Reichsſatzungen in Anſehung der Büchercenſur, zum Beſten der freyen Reichsſtadt Hamburg, erhalten hat, wenn man anders die Orakelſprache der Deutſchen Reichs-Themis recht verſteht. Damit der Leſer von geſetztem Geiſte auch eine reelle Nahrung bey einer ſo winzigen Lektüre habe, wie die Lebensgeſchichte eines Deutſchen Gelehrten iſt, ſo wird dieſes Reſcriptum oder Concluſum Caeſareum gewiſſenhaft und vollſtändig angeführt.

Es lautet alſo:

Lunae 29. Februarii 1768.

Bode, Bürger in Hamburg, und Gotthold Ephraim Leſſing daſelbſt, puncto Privilegii Impreſſorii, 1mo) über die Hamburgiſche Dramaturgie und deren Beyträge, 2do) alle dramatiſche Stücke, welche ſie zum Gebrauch des Hamburgiſchen Theaters einzeln oder in Sammlungen drucken laſſen; ſive impetrantiſcher Anwald von Fier ſub praeſ. 4ten hujus überreichet allerunterthänigſte Anzeige ad Concluſum Caeſareum de 22. Decembris 1767 ſammt Bitte: pro clementiſſime de ſuper reflectendo impertiendoque privilegio impreſſorio abſque inſerta clauſula. appon. Concluſum.

Imo) Hat das Begehren nicht ſtatt, ſed

IIdo) cum Incluſione Exhibiti reſcribatur ex officio dem Magiſtrat der Reichsſtadt Hamburg: da Ihro Kayſerl. Majeſtät der in dem Anſchluſſe enthaltenen Anzeige einer dortſelbſtigen gänzlichen Hintanſetzung deſſen, was die Reichsgeſetze in puncto der Büchercenſur ſo ernſtgemeſſen verordnen, zur Zeit keinen Glauben beyzumeſſen vermöchten, ſo habe Magiſtratus darüber zu Faſſung weiterer Kayſerlichen Verordnung in termino duorum menſium ſeinen allerunterthänigſten Bericht zu erſtatten, dabey aber beſonders, wie es zeithero mit der Reichsgeſetzmäßigen Aufſtellung der Büchercenſuren und Verpflichtung der Drukker auf die Reichsſatzungen gehalten worden, beſcheinigt anzuzeigen, immittelſt auch weder Impetrantibus noch ſonſt Jemanden einigen Druck oder Verkauf ohne Cenſur zu verſtatten.

III°) Injungatur dem Reichshofraths-Thürhüter, die Inſinuation obigen Reſcripti zu bewirken, und darüber effluxo termino Anzeige zu thun.

Andreas Edler von Stock ꝛc.

Doch auch dieſe Verbindung hatte bald, im Februar 1769, ein Ende. Leſſing mochte wohl nicht mit Unrecht glauben, zu dergleichen Geſchäften gehöre weder großes Raffinement des Geiſtes, noch beſondere Weltkenntniß. Es erfordert aber wenigſtens Emſigkeit und ruhiges Beharren, welche er nicht ſehr beſaß. Kleine Vortheile, ſo unbedeutend und niedrig ſie einzeln ſcheinen, werden zuſammen beträchtlich. Dies mochte er wohl wiſſen, und ſich ſchmeicheln, ſie nutzen zu können, wenn er wolle. Allein er irrte in ſich ſelbſt, und hoffte auf das Glück, das ſo oft in dergleichen Fällen mehr thut, als alle Speculation des unermüdeten Eifers. Das Glück aber hatte ſeinen Scherz mit ihm.

Was die Veranlaſſung zu dieſer Trennung geweſen, hat man nicht erfahren: genug, Herr

Lega

Legationsrath Bode ſetzte hernach dieſes Werk noch eine Zeitlang allein fort, und man weiß nicht, daß ihr freundſchaftliches Verſtändniß darunter gelitten hätte.

Was Leſſings Wochenſchrift, die Dramaturgie, ſelbſt anbelangt, ſo ſollte ſie etwas mehr werden, als ſie geworden iſt. Sie ſollte eine unpartheyiſche aber ſcharfe Beurtheilung der Dichter und Schauſpieler zugleich werden; und — ſie ward bloß eine Kritik der dramatiſchen Schriftſteller.

Dies ging ſo zu. Das Schauſpielvölkchen, das ſich gern, auch abgeſchmackt, loben, aber nicht zurecht weiſen, noch weniger tadeln läßt, erregte Himmel und Hölle, ſo bald er damit vorkam; ſo vorſichtig er es auch anzuſtellen gleich in der Ankündigung ſeines Wochenblatts ſich angelegen ſeyn ließ. In dem erſten Stücke läßt er den guten Schauſpielern, und vornehmlich den Schauſpielerinnen, ſo viel Gerechtigkeit widerfahren, daß ſie faſt zur Schmeicheley wird, um nur anzubringen, daß Eins und das Andere hätte beſſer gemacht werden können. Ueber dieſe Verwegenheit ſetzten ihn die theatraliſchen Damen gleich zur Rede, vermuthlich in Aſſiſtenz ihrer rechtlichen oder theatraliſchen Kuratoren; und weil er des Streitens ſchon genug hatte, oder einen theatraliſchen Streit für noch unedler hielt, als einen Klotziſchen, brach er lieber von der ganzen Materie ab. Man ſah Leſſingen bey dem Theater für einen Mann an, der nach dieſer Hamburgiſchen Unternehmung ziemlich gäng und gebe geworden, für einen Theaterdichter, der Prologe und Epiloge der Dame oder dem Herrn, der ſie halten ſollte, hübſch anpaſſen, und in andern Dingen, wo das Anpaſſen ſich nicht recht thun ließ, ihre Ungeſchicklichkeit, oder manchmal ihre Minnekaprice durch ſein eignes Anſehn vertheidigen und lobpreiſen ſollte. Dafür werde er beſoldet. Und es iſt ja ſo in allen Ständen und bey allen Künſtlern!

Von Voltairen hätte er lernen können, ſich mit Klugheit bey ſolchen kritiſchen Fällen zu betragen; aber er hatte nun einmal den Tik, von dem nichts lernen zu wollen. Ein chriſtlicher Leichenprediger würde ihm das ſehr hoch anrechnen, wenn er keine Fragmente herausgegeben hätte. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob es zu ſeinem Lobe oder zu ſeinem Tadel gereicht. Für was man es aber auch halten will; wahr iſt es! Wo tadelte dieſer Franzöſiſche Theaterpatriarch einen Akteur oder eine Aktrice? Wie himmelhoch erhob er nicht jede ziemlich gute, wenn ſie zumal in ſeinen Stücken die Hauptrolle machte! Ihre ganze Atmoſphäre war dann von ſeinem Rauchfaſſe ſo wohlriechend, daß einer geſunden Naſe nicht wohl dabey ward.

Wer für eine gute Sache arbeiten will, ſcheint es, muß ſich nicht für die Sache ſelbſt, ſondern nur für ihre Partheynehmer verwenden, und für die erſte eigentlich Gott ſorgen laſſen. Leſſing ging, als ein plumper Deutſcher, einen ganz andern Weg: ihm war es bloß um die Sache zu thun, und die Herren und Damen waren ihm nur dann ſchätzbar, wenn ſie zur Vollkommenheit dieſer Sache beytrugen. Verdarben ſie ſie aber, oder thaten ſie wenigſtens nach ihren Kräften nicht genug, ſo wollte er warnen, tadeln und zurecht weiſen. Das hießen ſie aber, der Kunſtliebe, der Ehrliebe und dem Patriotismus in die Augen ſchlagen.

Es iſt wahr, die Dramaturgie fand im Ganzen großen Beyfall; das aber, was Leſſing vom Franzöſiſchen Theater behauptete, allgemeine Mißbilligung. Man wollte gar Neid gegen Voltairen darin finden. Leſſing hatte dieſes vorausgeſehn, und deshalb fiel es ihm nicht ſehr auf. Aber andere Unannehmlichkeiten, die man aus dieſer Wochenſchrift klaubte, waren ihm deſto unerwarteter.

Zum Beyſpiel: Leſſing war die Oſtermeſſe 1768 zu Leipzig, und fand ſeinen Freund, Hrn. Weiße nicht daſelbſt. Gleich wußte man, warum? Er war über Leſſings Kritik in der Dramaturgie böſe, und wollte von ihm gar nichts mehr wiſſen. Beyde aber waren zu verſtändige und zu herzliche Freunde, und fühlten ihren innern Werth zu gut, um ſich durch ſolche Klätſchereyen irre führen zu laſſen.

Herr Weiße ſchrieb Leſſingen unter dem 9ten Auguſt 1768: „Noch kann ich es gar nicht vergeſſen, liebſter beſter Leſſing, daß ich Sie bey Ihrem letzten Aufenthalte in Leipzig gar nicht genoſſen habe. Sagen Sie nicht, daß es meine eigne Schuld geweſen ſey. Die Woche nach der Meſſe iſt wegen ausgeleerter Kaſſen faſt die einzige Zeit, wo ich ruhig die Stadt verlaſſen kann, und mein Arzt, der wegen einiger vorhergegangenen Anfälle von Steckflüſſen meinetwegen beſorgt war, trieb mich fort, eine kleine Waſſerkur, ſo bald als möglich, zu gebrauchen. Den Dienſtag darauf kam ich zurück, und fand Sie zu meiner größten Kränkung nicht mehr. Vielleicht machte ich bey meinem erſten und älteſten Freunde, der mein Herz, ſo wie das ſeinige kennen muß, nicht dieſe Entſchuldigung, wenn ich nicht gehört hätte, daß ein gewiſſer Dummkopf Sie bereden wollen, ich ſey über Ihre Kritik meiner theatraliſchen Poſſen in der Dramaturgie verdrüßlich. Da wäre ich in der That nicht werth, daß Sie mich beurtheilt hätten, wenn ich ſo klein dächte, oder Sie mir eine ſo kindiſche Aufführung zutrauen könnten. Mit Freuden gebe ich Ihnen alle meine theatraliſchen Tändeleyen Preis, und ein Freund, wie Sie, iſt mir lieber, als meine ganze Autorſchaft. Genug hiervon!“

Ein andrer junger Mann, dem die Leſſingiſche Kritik über die Voltairiſchen Tragödien ſehr gefiel, war dreiſt oder boshaft genug, dieſe theatraliſche Wochenſchrift Voltairen ſelbſt zu überſchicken, und ſich eine Antwort darauf auszubitten. Weil er glaubte, ſein Franzöſiſch auch zu verſtehen, ſo ſchrieb er Voltairen in dieſer Sprache, welcher ihm folgendergeſtalt antwortete: „Ich bin zu alt, noch Deutſch zu lernen, um meine Gegner zu verſtehen. Sie melden mir, daß Herrn Leſſings Blätter gut geſchrieben ſind. In der That, wenn er ſo gut Deutſch ſchreibt, wie Sie Franzöſiſch, ſo müſſen ſie ganz vortrefflich ſeyn.“

Die Dramaturgie fand auch bald einen Nachdrucker. Leſſingen konnte das um deſto weniger erfreuen, da er nicht bloß Verfaſſer, ſondern auch Verleger war; und die Verleidung des erſten Probeſtücks ſeines Verlags erbitterte ihn auch. Daß ſeine eignen ſchlechten Vorkehrungen mit Schuld hatten, möchte man faſt glauben. So viel iſt gewiß, in der Oſter-

und Michaelismeſſe zu Leipzig 1769 war kein Exemplar von der Originaldramaturgie zu bekommen, und der Nachdruck, den Dodsley und Compagnie unter der Hand vertrödelte, hatte natürlich ſtarken Abgang; denn er war zu haben.

Um dieſe Zeit hieß es, die angeſehenſten Buchhändler in Deutſchland hätten ſich unter einander verbunden, einem Nachdrucker allen ſeinen guten Verlag nachzudrucken, und um den halben Preis, und noch geringer zu verkaufen, damit er die Wahrheit des Spruchs aus Erfahrung lerne: Was du nicht willſt, daß dir die Leute thun ſollen, thue ihnen auch nicht.

Manchen ſchien das Projekt nichts anders als das: den Stehlern und Hehlern das Ihrige zu rauben. Schade nur, daß dergleichen Leute ſelten viel haben, und, Böſes mit vielfachem Böſen zu vergelten, weder politiſche noch moraliſche Beſſerung hervorbringt!

Leſſing hatte gehört, die Nachdrucker der Dramaturgie hätten in einer gedruckten Nachricht behauptet: ſo müſſe man es den Schriftſtellern machen, die ihre Werke ſelbſt verlegten und dadurch den Buchhändlern ihre Nahrung nähmen. Er glaubte etwas zu voreilig*), dieſe hätten mit jenen gemeinſchaftliche Sache, und er müſſe ſo eine Ungerechtigkeit in ihr wahres Licht ſetzen. Aber er irrte ſich ganz. Dodsley und Compagnie waren Büchertrödler, mit denen ſich kein rechtſchaffner Buchhändler abgab: eine Art Menſchen, die nur der Hunger kühn machte. Er lernte, wie übel es iſt, Leute, die keine Rechtſchaffenheit haben, bey der Rechtſchaffenheit anzugreifen. Seine bitterſte und beißendſte Widerlegung, die er ſeiner Ausgabe der Dramaturgie anfügte, druckten ſie ganz gegen ſein Vermuthen ungeſcheut von Wort zu Wort nach, und fügten eine Rechtfertigung bey, die ein Muſter von Grobheit und Unverſchämtheit ſeyn kann. Doch ſie wurden bald zum Schweigen und zur Unthätigkeit gebracht, nicht von Leſſingen, ſondern von denen, deren Beſtes ſie zu verfechten glaubten.

*) Siehe allgemeine deutſche Bibliothek X. Band 1tes Stück S. 1 — 8.

Es entſtehen jährlich dergleichen verkehrte Speculanten; aber ſie bewirken doch ſelten etwas mehr, als einigen Schaden für den rechtlichen Mann, und für ſich und ein Paar Schwindler deſto zeitigeren Bankerutt. Und daraus werden ſie vielleicht am beſten belehrt, daß aus dem Nachdruck nichts kommt, wenn ihn die Regenten aus einſeitiger Politik nicht ganz offenbar in Schutz nehmen. Doch auch in dieſem Falle wird der Nutzen nicht groß ſeyn.

Der Streit mit Klotzen machte ſchon mehr Aufſehn, und Leſſing kam anfangs bey ſehr unpartheyiſchen Leſern in Verdacht der gelehrten Mißgunſt, woran er gewiß nicht kränkelte.

Doch Klotz, wie Hauſen ihn aufrichtig ſchildert, beſaß mehr Ruhmſucht als Genie, und mehr Scheelſucht als Nacheiferung, wenn vom Ruhme eines Gelehrten die Rede war. Es galt ihm im Grunde gleich, durch welche Mittel er berühmt wurde, wenn er es nur wurde. Sein gelehrter Charakter taugte nicht viel; ſein moraliſcher gar nichts. Er liebte das luſtige Gelag, nicht freymüthige Geſellſchaft; er war in ſeinem Umgange nicht grade und dreiſt, ſondern ungezogen. Er wollte kein Pedant ſeyn, und wurde ein Geck. Und an dieſer ganzen verfehlten Bildung hatte zu frühes Lob Schuld, mit dem man vielleicht die beſte Abſicht hegte. Er war in Görlitz ein Wunderkind, und in Halle ein Wunderſtudent, obgleich da der Profeſſor als Geheimer Rath figurirte. So lange er Opuscula philologica und poëtica, Mores Eruditorum . Ridicula litteraria und dergleichen, Lateiniſch ſchrieb, war ſein Ruf freylich ſehr groß. Denn jedermann bewunderte die hübſchen Exercitia eines muthwilligen Humaniſten, der aus der ſkandalöſen Chronik mit ſo ſchönen Phraſen, über deren Erlernung man nicht wenig geſchwitzt, plaudern konnte.

Nun aber erkühnte er ſich, in einer lebendigen Sprache zu ſchreiben, über Wiſſenſchaften, in denen er ſich ſeit heute und geſtern erſt umgeſehn, mit einer Flüchtigkeit, die auch das größte Genie nicht weit gebracht hätte, und mit einer Zuverſicht, die den beſcheidenſten Mann verdroß. Er zeigte ſich in eben dem Jahre, da der Laokoon erſchien, mit ſeiner Schrift: Ueber das Studium des Alterthums;

im folgenden mit der: Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine und ihrer Abdrücke. Waren ſie elend in Anſehung des Styls, ſo waren ſie noch magerer an antiquariſchen Kenntniſſen. Die erſte war mit Einem Worte unter aller Kritik; die zweyte gedankenloſe Zuſammenſtoppelung: ſie hatte das einzige Gute, daß ſie für den ehrlichen Profeſſor Lippert mit einem dienſtſchuldigen Kratzfuße Käufer zu ſeinen Glaspaſten und Abdrücken zuſammenſchrie. Lippert, der ſich einen Kunſtkenner und einen Gelehrten zugleich dachte, wie Friedrich Wilhelm einen Soldaten und Gelehrten, machte ihm ſeine dankbare Gegenverbeugung, worüber Klotz glaubte, Herr und Meiſter aller antiquariſchen Künſte geworden zu ſeyn. An Leſſingen, der ihm große Kenntniſſe hierin abſprach, aber doch einen feinen und richtigen Geſchmack *) zugeſtand, wollte er ſeine Meiſterſchaft beweiſen, oder vielmehr Leſſings Arbeit tadeln, damit man glauben ſollte, er könne ein Meiſterſtück machen.

---

*) Leſſings ſämmtliche Schriften Th. XII. S. 107.

So gern man Herrn Hauſen *) einräumt, daß Leſſing Klotzens freymüthiges Urtheil über den Laokoon nicht verbat, ſo unbezweifelt muß auch Herr Hauſen einraumen, daß Europäiſche Höflichkeit Leſſingen dazu zwang. Klotz hatte ihn Lateiniſch gelobt, das iſt: übertrieben. Darüber möchte ein Verſchämter eine Injurienklage anſtellen. Leſſing konnte daraus nicht viel vortheilhaftes ahnden. Was hätte es aber geholfen, wie Leſſing ſelbſt ſagt, wenn er es ihm auch nicht erlaubt hätte?

Zu dem, was man nicht ändern kann, wenn es kein Unrecht iſt und eine Verbindlichkeit ſcheint, muß man ſchon ſagen: Viel Ehre! viel Güte! Und auch das liegt nicht einmal in Leſſings Antwort an Klotzen. Er ſagt ihm vielmehr die Urſache, warum er wenig oder gar keine kompetenten Richter erwarte. Hätte Klotz nur etwas alltägliche Weltkenntniß beſeſſen, ſo hätte er daran genug gehabt.

Doch wie Herr Hauſen weiter ganz recht erinnert: was hätte Leſſing dagegen haben kön-

---

*) Klotzens Leben von Hauſen S. 32.

nen, wenn Klotz am Laokoon dasjenige beurtheilte, was er zu beurtheilen im Stande war? Man ſetze noch hinzu, wenn ihm Klotz ſeinen ganzen Laokoon, gründlich oder nicht gründlich, verworfen hätte. Zu was konnte Leſſing mehr berechtigt ſeyn, als es zu widerlegen?

Leſſing that es aber mit ſo vieler Bitterkeit, mit ſo weniger Schonung, und mit ſo ſichtbarem Vorſatze, ihn dem Gelächter und der Verachtung Preis zu geben. Leſſings Einſichten und Scharfſinn erſchienen dabey auf Koſten ſeines Herzens. Er kam wenigſtens in Verdacht, lieber ein grundgelehrter Kunſtkenner, als ein edler Mann ſeyn zu wollen. — Dachte er ſo verkehrt, ſo lohnte es nicht der Mühe, ihn aus dem Wuſte der übrigen Grundgelehrten hervorzuziehn. Mit ſeinen Schriften oder Werken hat die Welt den ganzen Gelehrten oder Künſtler.

Aber Leſſing wurde nicht bitter, weil Klotz ihn mit Aeußerung der größten Unwiſſenheit widerlegte, und der unverzeihlichſten Fehler beſchuldigte. Ein vernünftiger Schriftſteller muß ſich dergleichen Vorwürfe von Unwiſſenden gefallen laſſen. Die Schreibfreyheit iſt ein kleines Uebel, und ein großes Gut. Nimmt man ſie dem Narren, ſo nimmt man ſie auch dem Weiſeſten.

Leſſing dachte von der gelehrten Welt, wie einſt die edlen Ritter von ihrem Stande, und glaubte, bloß Weisheit und Gelehrſamkeit müſſe darin Anſehn geben. Er hätte allerdings gut gethan, wenn er manchen Sancho Panſa darüber gehört hätte, der oft ſonderbares Geſindel darin bemerkte, welches Leſſing freylich auszurotten ſuchte, ſo bald er ſich nicht ſtellen konnte, als ob er es nicht ſehe.

Er erfuhr alle die niedeten' Ränke und Streiche, womit ſich Klotz in der Deutſchen Gelehrten Republik zum Diktator aufwerfen wollte. Das Tückiſchſte dabey war, daß er Leſſingen und ſeine Freunde eben deſſen beſchuldigte, was er allein that, und damit ſeine poſſierliche Eitelkeit nothwendig zu machen glaubte. Leſſing, der von allem dieſem ſo weit entfernt war, daß er nichts lächerlicher fand, als gelehrte Sektirerey, wußte, daß Klotz ſeine meiſte Beleſenheit, die er von geſchnittenen

Steinen ausgekramt, aus einem ſchlecht nachgeſchriebnen Collegio des Prof. Chriſt de gemmis genommen, und zwar ſo fehlerhaft genommen, als es ein Unkundiger nur abſchreibt. Leſſing wußte, daß Klotz ſich ſogar mit den ſchönen Federn des Herrn Hofraths Heyne lächerlich brüſtete, welcher ein Collegium über die Archäologie geleſen, woraus Klotz ganze Stellen ausgeſchrieben, als z. E. daß Hygins Fabeln bloße Stoffe zu Tragödien wären. Ueber die ganze Geſchichte Amors auf Steinen, ließ ſich Klotz noch dazu unverſchämt loben. Dieſe und dergleichen Sächelchen brachten Leſſing gegen Klotz auf. Er wußte noch geringere Talente und größere Unwiſſenheit zu ertragen, wenn kein Anſpruch dabey gemacht wurde, und wenn affektirte Höflichkeit nicht einſichtsvollere Männer verdrängen wollte. Kamen aber Praktiken und Kabalen dazu, um bey Pinſeln Bewunderung, und bey Blöden Furcht zu erregen, dann hackte Leſſing auf die Krähe ſo lange, bis ihr auch nicht die unbedeutendſte Pfauenfeder blieb.

Hätte er aber bey dem allen nicht beſſer gethan, wenn er dem Löwen nachgeahmt, der ſich mit ſchwächeren Thieren nicht abgiebt? Warum den Löwen machen, wenn Marder und Iltiſſe zu jagen ſind? — Kann ihre Menge nicht auch Löwen nachtheilig werden? Und war auch die Gefahr ſo groß nicht; iſt es billig jede nützliche Handlung, der moraliſchen Splitterichterey auszuſetzen: ſie könnte noch beſſer ſeyn?

Leſſings Streit mit Klotzen hatte ſeinen Nutzen. Die gelehrten Gecken traten nicht mehr ſo in den Weg, und trieben ihr Weſen weniger öffentlich. Die antiquariſchen Briefe und die Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet, wären ohne dieſen Streit ſchwerlich erſchienen. Das Schlechteſte iſt nicht ſo ſchlecht, daß es nicht etwas Gutes bewirkte.

Klotz war über den Verleger der Briefe, Herrn Nikolai, ſo aufgebracht, daß er ihm in einem Briefe alle Freundſchaft aufkündigte, und ihn zu verklagen drohte. Wie mag er nicht erſt auf den Verfaſſer gezürnt haben, der zugleich der Drucker war! Gleichwohl bekam Herr Nikolai kurz darauf einen Brief ohne Ort und Datum, bloß v. N. unterſchrieben. Dieſer N. hatte Klotzen und Burmann verſöhnt, und wollte auch Herrn Nikolai, wenn der erſt die Hand dazu böte, mit Klotz verſöhnen, der freylich nicht den Anfang machen würde. Da Herr Nikolai dieſe Gnade verwarf, ſo erlebte er das Unglück, daß Klotz eine Stelle aus einem Nikolaiſchen Briefe an ihn drucken ließ, und Herr Nikolai wartete dagegen mit dem gedruckten Verzeichniß der Klotziſchen Recenſionen in der allgemeinen Deutſchen Bibliothek auf. Doch das findet man alles daſelbſt ausführlicher, und wer der Gedemüthigte iſt, wird nicht ſchwer zu errathen. Kurz, Klotz fiel immer tiefer hinein, je mehr er ſich herauswinden wollte, und ſein Anſehn endigte faſt, wie das Schröpferiſche; nur daß Klotz aus der Welt gerufen wurde, und Schröpfer ſich mit einem Piſtolenſchuſſe hinaus ſtahl. Die Anhänger Beyder wurden ſogleich überzeugt, daß ſie ſich ihrer Anhänglichkeit zu ſchämen hatten.

Außer dieſem Streite, über deſſen Unanſtändigkeit ſich niemand mehr ärgerte, als die, welche die derbe Kraftſprache zur Bildung der feinen Welt kurz hernach aufbrachten, entſtand in den Hamburgiſchen Zirkeln, die Leſſing beſuchte, ein Aergerniß für die Aufklärer und Aufgeklärten; und es kam von Leſſingen! Freylich erzeugte es mehr lebhafte Unterhaltung unter Freunden und Bekannten, als öffentliche Streitſchriften.

Göze, damaliger Senior, oder, nach der Bahrdtſchen religiöſen Vernunftſprache, Kapitalhengſt der rechtgläubigen Heerde zu Hamburg, bekam einige Beſuche von Leſſingen, in denen ſie freylich nicht die kanoniſchen Bücher des alten und neuen Teſtaments, oder den Werth des alten und neuen Hamburgiſchen Theaters feſtſetzten, aber von andern gelehrten Sachen ſprachen. Der lutheriſche Eiferer, der nun einmal ſich ohne Kraft fühlte, ihm die Kirchenbuße aufzulegen *), verſtand ſo gut

---

*) Von Gözens Eifer gegen die Andersgeſinnten in der Religion dachte Leſſing ziemlich richtig. Er ſchreibt einmal Folgendes von ihm: (es iſt ein Büchelchen in 8vo, worin er ſich vielerley aufgezeichnet) „Daß

einen profanen Gelehrten zu unterhalten, wie Chriſtus mit Zöllnern und Sündern zu ſpeiſen. Leſſing, dem jeder geſcheidte Mann gefiel, in was für einer Kappe er auch ſteckte, fand Behagen an Gözens Gelehrſamkeit; und die aufgeklärten Schandmäuler ſetzen hinzu: an ſeinem Rheinwein. Er beſuchte ihn oft, ohne Se. Hochwürden in die Verlegenheit einer Gegenviſite zu ſetzen. Leſſings Bekannte und Freunde erfuhren dieſes gar bald, und wollten ihn damit

Göze für das Verbrennen der Ketzer und Heterodoxen ſtimmen ſollte, glaube ich nicht. Dazu iſt er wirklich wohl noch zu weichherzig. Aber daß er darauf beſtehen würde, daß Semler, Baſedow und Teller, ein Reisbündel auf dem Rücken, vor ſeiner Kanzel erſcheinen und ſo widerrufen müßten, das bin ich vollkommen überzeugt. Weiter trieb Heinrich VIII in England, wenn er gnädig war, ſeinen Eifer wider die Ketzer auch nicht. Ich ſage, wenn er gnädig war; denn mit unter ließ er einen doch auch wirklich verbrennen: z. E. einen gewiſſen Johann Lambert, einen Schulhalter in London um 1538, der die körperliche Gegenwart Chriſti im heil. Abendmahl leugnete. Und das that Heinrich, als er ſelbſt kaum mit dem Reisbündel losgekommen wäre, wenn ihm der Pabſt das Urtheil hätte ſprechen ſollen.“

in Schimpf und Ernſt aufziehn. Sie waren aber ganz betroffen, als er ihnen unverholen geſtand: er mache daraus kein Geheimniß, daß er Gözens Gelehrſamkeit, und ſogar ſeine Theologie, ſchätze. Die Feinen hielten es für Widerſpruchgeiſt, und die Ueberfeinen für Spötterey. Jedermann glaubte, wenn Leſſing ja Parthey nehme, ſo müſſe er mit Leib und Seele dem Prediger an der St. Katharinenkirche, Alberti, zugethan ſeyn. Dies war der vernunftvollſte, toleranteſte und artigſte Prediger in Hamburg. Alle, die aufgeklärt ſeyn wollten, hingen ihm an, ſo wie der gemeine Mann ſeinem frommen Senior Göze. Leſſing war mit Alberti'n ſehr oft in Geſellſchaft, und wollte auch da ſeine Anhänglichkeit an Gözen nicht verhehlen, ungeachtet er Alberti'n nicht weniger ſchätzte. Warum dieſe beyden Gottesmänner in Streit geriethen, kann man am beſten aus der allgemeinen Deutſchen Bibliothek erſehn *).

Es iſt wahr, Göze predigte wider Alberti, und machte es ſo arg, daß der Magiſtrat für gut fand, es ihm zu verbieten. Alberti er-

---

*) Siebzehnter B. 2. Stük S. 615 — 726

wähnte Gözens gar nicht auf der Kanzel. Aber ſo hoch man ihm dieſe Gezogenheit auch anrechnet, ſo war es doch mehr Nothwendigkeit. Sein kleines Häufchen, wenn es auch alle Vernünftige in ganz Hamburg umfaßte, war taub, und wenn es alles hörte, ſo prüfte es auch alles, und behielt ſich nur das Beſte; das Beſte bezweckt aber weniger Anhänglichkeit an der Perſon, als an der Wahrheit.

Göze hingegen redete zu ſeinem Volke, das aus einem bibliſchen Schnickſchnack bald eine Rede Gottes macht, und ſeinen Ohren ungeſäumt Hände und Füße folgen läßt. Man nenne dieſe größte Menge immer Pöbel; ſie iſt die Stütze der Kanzel und des Throns. Nichts macht eine erbärmlichere Figur, als die reine geſunde Vernunft. Wer allenfalls die jämmerlichſte dabey machen könnte, wäre vielleicht der, welcher glaubt, der Pöbel verkenne in Allem ſein wahres Intereſſe, weil er gern davon hört, wovon der Dümmſte ſo viel weiß, wie der Weiſeſte, und der Weiſeſte doch ſo gern überzeugen will. Es iſt menſchliches Bedürfniß, ein Steckenpferd zu haben; und da es uns in der Jugend ſo wohl behagt, warum ſollte man ſich deſſen im Alter ſchämen?

Die Predigt, wovon uns Herr Nikolai in der Berliniſchen Monatſchrift *) Nachricht gegeben, beweiſet Leſſings gerade und edle Geſinnung hierin am meiſten, und es iſt Schade, daß ſie niemand aufgehoben hat.

Bey Gelegenheit der Göziſchen Unterſuchung über die Sittlichkeit der Bühne warf man Leſſingen, zur Neckerey vermuthlich, die Frage auf: Ob ein Geiſtlicher Komödien, und ein Komödiant Predigten ſchreiben dürfe? Leſſing antwortete darauf ganz trocken: der erſte, wenn er kann, und der andere, wenn er will.

Er wollte auch eine Monatſchrift ſchreiben, drucken und verlegen. Sie ſollte den Titel führen: Deutſches Muſeum. Der Plan war ſchon dazu entworfen, und vielen Freunden mitgetheilt, die er um Beyträge und Mitarbeitung erſuchte. Hr. Weiße verſprach ihm ſeinen Beyſtand mit der guten Ermahnung: Ich zweifle nicht, daß die Projekte, die Sie machen, vortrefflich ſind; nur laſſen Sie es nicht

---

*) Januar 1791. S. 32—45. S. auch Leſſings ſämmtliche Schriften. Th. VII. S. 103.

bloße Projekte bleiben. Auch Hr. Nikolai ließ es nicht an einer guten Warnung fehlen.

„Für Ihr neues Journal,“ ſchrieb er ihm, habe ich allen Reſpekt, wenn Sie lauter ſolche Sachen einrücken, wie diejenigen, die in das erſte Stück kommen ſollen. Es wird alle, die jemals geweſen, übertreffen. Befleißigen Sie ſich nur auf Vorrath; das iſt die Hauptſache, wenn die Fortſetzung ununterbrochen erfolgen ſoll.“

Zum Ueberfluß wurde er in Hamburg endlich gar Freymaurer. Warum? Die wahre Weisheit auf einmal zu ſchauen? oder gar zu beſitzen? Sollte er jemals ſo ſchwach geweſen ſeyn, ſie in etwas anderem zu ſuchen, als im Nachdenken? Oder hielt er die Freymaurerey für ein Mittel des weitern und beſſern Fortkommens im Auslande?

Dieſes wäre noch der wahrſcheinlichſte und beſte Grund, da er zu dieſer Zeit feſt entſchloſſen war, alles zu verkaufen und nach Italien zu gehen. Allein er wird dadurch ſehr unwahrſcheinlich, daß Leſſing alle Empfehlungen ſeiner Freunde ernſtlich verbat, die ihm ſehr anſehnliche und wichtige verſchaffen wollten. Sollte er die freymaureriſchen Bekanntſchaften allen andern vorgezogen haben? Das kann wohl nur ein Stockfreymaurer ſich denken.

Und wenn er nun damit weder erlaubte noch unerlaubte Abſichten auszuführen geſucht, weder Geld noch Fürſtengunſt, noch Protektion, noch Beförderung, noch ſonſt das Geringſte für ſich erlangen wollen: warum ließ er ſich denn in dieſe geheime Geſellſchaft aufnehmen? Die Menſchheit zu ſtudiren?

Allerdings giebt es in der wirklichen Welt viele Dinge, die der Scharfſinnigſte, und in vielen und wichtigen Sachen ganz Unterrichtete deſto verkehrter ſieht, je aufmerkſamer er ſie in der Ferne betrachtet. Darauf zugegangen, und er erblickt das Johanniswürmchen. Geht er nun wieder davon, ſo iſt er manchmal neidiſch, und verlangt, daß ein Anderer ſelbſt darnach gehe, wie er; oder iſt ſchadenfroh genug, etwas Lächerliches, oder Wichtiges darüber zu erzählen, um die Schwachheiten der Menſchen belachen, beſchelten oder beklagen zu können; noch unedlerer Abſichten nicht zu gedenken. Dieſes alles ſpannt die allgemeine Neugier noch mehr. Aber ich dachte, die Geheimniſſe dieſer Geſellſchaft wären ſo ventilirt worden, wie jemals die religiöſen der alten und neueren Zeit. Wer von beyden noch nicht weiß, was er davon denken ſoll; wer dieſe in der Nähe mit Glas oder ohne Glas noch erſt beäugeln will: dem verwandelt gewiß der Taſchenſpieler ſeine Perücke in Mäuſe, und bringt ihm ein Schloß an den Mund. Weicht er aber dieſem Schabernack ſchlau genug aus, ſo weiß ich nicht, wo ſeine Ehrlichkeit, ſeine Geradheit, ſeine Menſchenliebe bleibt, wenn er ruhig und ſtillſchweigend den unſchuldigen Nächſten, er ſey Quer- oder Schwachkopf, noch ferner damit täuſchen ſieht.

Vielleicht ging es aber Leſſingen, wie es gewöhnlich manchem geſchäftigern Wanderer geht. Es entſteht ein Auflauf; er weiß, daß es nichts ſeyn wird, tritt aber doch mit hin, und lacht und ärgert ſich zugleich über ſeine Neugier. Leſſing war in Hamburg von einigen Freunden umgeben, die vielleicht, wie die Chriſten von einem vernünftigen Juden ſagen: Schade, daß er kein Chriſt iſt! eben ſo zu ihm ſprachen: Schade, daß Sie kein Freymaurer ſind! — O, Sie müſſen einer werden. Und er ward es!

Man ſoll ihm auch einen ehrenvollen Vorzug bey ſeiner Annahme angeboten haben, der gewöhnlichen Candidaten ſo leicht nicht gewährt wird, worunter wohl Fürſten und Prinzen nach freymaureriſcher Klugheit nicht gerechnet werden, mit denen es der Orden vermuthlich zu halten pflegt, wie der Europäiſche Kriegsdienſt.

Dieſe ſchmeichelhafte Aufnahme zu Gunſten ſeiner beſtand darin, ihn ſogleich durch alle Grade hindurchzuführen, wenn er die Fortſetzung ſeines Ernſt und Falk unterdrücken, und ſich aller weitern Unterſuchung enthalten, oder ſie wenigſtens nur für ſich anſtellen wolle, ohne etwas darüber drucken zu laſſen. Man ſetzt hinzu, er hatte die Wahrheit zu lieb, als daß er eine ſolche Bedingung eingegangen wäre.

An der Richtigkeit dieſer Anekdote iſt noch zu zweifeln, weil er dieſe Geſpräche erſt zu Wolfenbüttel vollendete, ob er ſie gleich in Hamburg angefangen haben mochte. Denn er pflegte ſelten, zumal zu dieſer Zeit, aus ſeinen unvollendeten Handſchriften ſeinen Bekannten vorzuleſen.

Iſt ſie aber gegründet, ſo war der angebotene Preis ſo gering, daß es wunderlich bleibt, wie man jemals hoffen dürfen, Leſſing werde um deſſentwillen ſeinen Charakter verläugnen. Nicht zu gedenken, daß die Liebe zu geiſtigen Kindern wie zu leiblichen ſteigt, wenn ſie ohne ihr Verſchulden unterdrückt werden!

Am Tage ſeiner Aufnahme, führte ihn ſein Freund —, ein eifriger Freymaurer, mit dem er nie in Begeiſterung von dieſer Art Geſellſchaft geſprochen, in ein Nebenzimmer, und fragte ihn: Nicht wahr, Sie finden nichts wider Staat, Religion und Sitten bey uns? Nein, antwortete Leſſing mit vieler Lebhaftigkeit. Wollte der Himmel! ich fände etwas der Art, ſo fänd' ich doch etwas!

Moſes Mendelsſohn erinnerte ſich im Zirkel ſeiner Freunde auch einer Unterredung mit Leſſingen darüber mit vielem Vergnügen. Als er ihn nehmlich auf ſeiner Rückreiſe von Hannover in Wolfenbüttel beſuchte; fragte er ihn;

Sie ſind auch, wie ich gehört habe, Freymaurer geworden? Iſt das wahr, Freund?

Leſſing. O ja, lieber Moſes; wohl bin ich's geworden.

Moſes. Nun?

Leſſing. Was nun? Nun ſoll ich offenbaren? Nicht? Aber das darf ich nicht, kann ich wahrlich nicht. — Ich habe geſchworen. —

Moſes. Sie ſcherzen, lieber Leſſing. Glauben Sie wirklich, mein unſchuldiges Nun, das doch auch einen andern Sinn haben kann, ginge dahin, Ihnen die Geheimniſſe des Ordens zu entlocken? Das ſey fern! — Aber wie? Von früher Jugend ſuchen wir die Wahrheit; ſeit unſerer Bekanntſchaft ſuchen wir ſie gemeinſchaftlich mit aller Anſtrengung, mit aller Treue, mit welcher ſie geſucht ſeyn will. Und nun könnte es Wahrheiten geben, die Leſſing, ſeinem fünf und zwanzigjährigen Freunde nicht zu offenbaren, geſchworen — feierlich geſchworen? Und ich ſollte dieſe Wahrheiten zu wiſſen nicht neugierig ſeyn können? Sind es aber nicht Wahrheiten, die der

Orden ſeinen Jüngern mittheilt, ſo werden Sie noch vielmehr geſtehen, daß ich — — —

Leſſing lachte herzlich über Moſes Eifer, und ſagte: Hören Sie auf, lieber Moſes. Da habe ich meinen Orden für nichts und wider nichts compromittirt.

Mehr braucht es wohl für den Leſer nicht, um ihm zu beweiſen, was Leſſing von der Unbedeutſamkeit, aber auch Unſchädlichkeit dieſes Ordens für einen vernünftigen Mann, gedacht und erfahren hat. Man bringt' es nicht hier an, um Einen oder den Andern davor zu warnen; da ſey Gott vor! Eine Loge iſt ein ſo unſchädlicher Ort, wie jeder anderer, wo man Kränzchen, Tabagie, Klub, Aſſemblee und dergleichen hält, um ſich durch Poſſen außer ſeinem Beruf zu zerſtreuen, wenn Berufs- und Hausposſen einem den Kopf ein wenig zu warm gemacht haben. Denn die Erfüllung wahrer Pflichten iſt keine Laſt, die man ſich aus den Gedanken zu ſchlagen trachtet.

So mannichfaltige Zerſtreuungen, die Leſſing in Hamburg hatte, und ſo vielerley Beſchäftigungen, denen er ſich freywillig unterzog, fingen doch nun an, ihn nicht mehr vor übler Laune zu ſchützen. Er war aber aufmerkſam genug, ſie nur wenigen Freunden merken zu laſſen. Anfang von Hypochondrie war es nicht; der wußte er mit ſeinem geſunden und feſten Körper vorzukommen: wohl aber ein wenig Unmuth über ſeinen äußerlichen Zuſtand.

Er arbeitete und arbeitete, und kam immer weiter herunter; war nichts weniger als Verſchwender, aber ſtets wollte er mehr leiſten, als er konnte. Seine Projekte, die gar nicht aus der Luft gegriffen waren, um ſeinen Bedürfniſſen, worunter freylich die Unterſtützung der Seinigen mit gehörte, abzuhelfen, gewährten ihm zuweilen gute Ausſichten; allein er hatte nicht Kaltblütigkeit genug, ſie mit Beharrlichkeit durchzuſetzen, und das Geringſte, das ihm in den Weg gelegt wurde, war im Stande, die ganze Sache zu vereiteln.

Er, der ſo viele Sprichwörter wußte, hatte das ganz gewöhnliche vergeſſen: aller Anfang iſt ſchwer. Er kannte die Menſchen ſehr gut; aber wenn er mit ihnen zu thun hatte, ſo nahm er ſich mit ihnen nicht nach ſeiner eigenen Kenntniß, ſondern nach ſeinem eignen Charakter. Und das iſt die einzige Urſache, warum ſo viele Leute von Weltkenntniß ohne alle Weltkenntniß in Geſchäften erſcheinen; aber auch deſto beliebter und größer werden, wenn ſie auf edle Gemüther treffen.

In dieſer mißmuthigen Stimmung der Seele beſchloß er, alle ſeine Habſeligkeiten loszuſchlagen, und nach Italien zu gehen, um daſelbſt ganz für ſich zu leben und zu ſtudiren. Rom ſchien ihm hierzu der beſte Ort zu ſeyn. Er verkaufte deshalb ſeine Bücher, und fand, ſo ziemlich gut er ſie auch verkaufte, doch am Ende, daß ihm nicht einmal für ein Jahr in Rom zu leben, übrig blieb.

Doch das hätte ihn von ſeinem Vorhaben nicht abgebracht; noch weniger die verkehrte Auslegung, die man davon *) aus Höhnerey machte, und die einer ſeiner Freunde aus Wohlmeynen treuherzig genug war, nachzuſchreiben, um ihm ein Kompliment zu machen.

Ein Deus ex machina erſchien gleichſam zu ſeiner Rettung. Der Herr Profeſſor Ebert,

---

*) Leſſings gelehrter Briefwechſel 2. Th. S. 194 u. 195.

der dem jetzt regierenden Herzoge von Braunſchweig, damaligem Erbprinzen, einige Leſſingſche Briefe an ſich und Klotzen vorgeleſen, bemerkte, daß ſie dem gefallen hätten, dem ſie gefallen ſollten; und rieth Leſſingen, wenn er nach Caſſel und Göttingen reiſete, wo er noch vor ſeiner Reiſe nach Italien einige Monate bleiben wollte, den Weg über Braunſchweig zu nehmen, weil ihn der Erbprinz kennen lernen, und bey der Wolfenbüttelſchen Bibliothek angeſetzt wiſſen wolle. Die antiquariſchen Briefe wirkten doch etwas Gutes. Der Braunſchweigiſche Hof gehörte zu den wenigen, die damals der Deutſchen Litteratur nicht bloße Toleranzfreyheit, wie den Juden, ſondern auch alle jura Chriſtianorum, wie der Franzöſiſchen Litteratur, und noch dazu umſonſt, zugeſtanden. War es ein Glück, von einem Hofe gekannt zu werden, ſo mußte es bey dieſem ſchmeichelhaft ſeyn. Leſſing verſäumte daher die Gelegenheit nicht, reiſete ſchon im November 1769 dahin, und kam zu Ausgange des Decembers wieder zurück nach Hamburg. Die Beſorgniß, nicht den vortheilhafteſten Ein-

Eindruck gemacht zu haben, und die dabey gegebne Schilderung von ſich ſelbſt ſind Beweiſes genug, wie hoch er die erhaltene Einladung ſchätzte. Er ſah hier nicht ſo wohl auf die Größe des äußerlichen Glücks, das er machte, als auf die Art, wie er es machte. Man verlangte an ihm nicht einen Mann, um gleichſam die Rotte zu füllen, ſondern dem Verdienſte Gelegenheit zu noch größeren Verdienſten zu geben.

Seinem Vater, der kurz vor ſeinem Tode ihn über eins und das andere befragte, ſchrieb er Folgendes: „Eigentlich iſt es der Erbprinz, welcher mich hierher gebracht. Er ließ mich auf die gnädigſte Art zu ſich einladen, und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwieſen, deren ich mich von dem geſammten Hauſe zu rühmen habe, welches aus den leutſeligſten und beſten Perſonen von der Welt beſteht. Ich bin indeß der Menſch nicht, der ſich zu ihnen drängen ſollte; vielmehr ſuche ich mich von allem, was Hof heißt, ſo viel möglich zu entfernen, und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuſchränken.“

„Die Stelle ſelbſt iſt ſo, als ob ſie von jeher für mich gemacht wäre, und ich habe es um ſo viel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andere Anträge von der Hand gewieſen. Sie iſt auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann. Das allerbeſte aber dabey iſt die Bibliothek, die Ihnen ſchon dem Ruhme nach bekannt ſeyn muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir ſie jemals eingebildet hatte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Noth verkaufen müſſen, nun ſehr wohl vergeſſen. Ich wünſchte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herumführen zu können, da ich weiß, was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern ſind.“

„Eigentlich Amtsgeſchäfte habe ich dabey keine andere, als die ich mir ſelbſt machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf geſehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen ſoll. Indeß werde ich beydes zu verbinden ſuchen: oder eigentlich zu reden, folgt ſchon eins aus dem andern."

Leſſing kam dadurch auf einmal aus einem Sumpfe, in den er immer tiefer hinein gerathen war, je mehr er ſich herausarbeiten wollen.

Er konnte ſich nun ohne Verdruß ſeines Büchervorraths entſchlagen, da er den völligen Gebrauch einer der beſten Bibliotheken in Deutſchland erhielt. Er durfte ſogar ſeine damalige Lieblingsidee, nach Italien zu gehen und die Schätze des Alterthums weiter zu ſtudiren, nicht aufgeben: man hatte die Gnade, ihm die gelegentliche Erfüllung ſeines Wunſches zu verſprechen, und erfüllte ihn auch. Was ihm aber die meiſte Freude machte, war, daß es ſo ganz nach dem Wunſche ſeines Vaters ausfiel, dem alles, was ſich bisher mit dieſem Sohne zugetragen hatte, zwecklos ſchien.

Durch ſeinen Ruf nach Wolfenbüttel wurde der Vaterwunſch erfüllt, ſeine Söhne alle verſorgt zu ſehen. Er wußte am beſten, was ſein mit Recht geliebteſter Sohn für ein Bücherwurm ſey, bey aller ſeiner Lebhaftigkeit und

Laune zu ſchwärmen und zu reiſen. Er ſchloß von ſich auf ſeinen Sohn, daß ihm ein ſolcher Poſten erwünſcht ſeyn müſſe.

In dieſer Zeit machte Leſſing noch eine ihm ſehr wichtige Bekanntſchaft und Freundſchaft mit dem jetzigen Vicepräſidenten Herrn Herder, der aus Frankreich zurückkam, und den zu ſchätzen und zu lieben ihm freylich ſehr leicht ward.

Leſſing verweilte ſich in Hamburg länger, als er verſprochen hatte. Sein Freund Herr Hofrath Ebert wünſchte damals, daß ſich die Urſache davon mehr auf eine verlobte Braut im eigentlichen Verſtande beziehen möchte, als auf die figürliche, die Bibliothek; ſetzte aber hinzu: leider ſind Sie vor dieſem Verdachte nur zu ſicher! Allein er war es nicht. Er hatte daſelbſt die Bekanntſchaft der verwittweten Madame König gemacht: einer Frau von vielem Geiſt und Verſtande, die bey ihrer Weiblichkeit männliche Thätigkeit und Entſchloſſenheit beſaß, und bey der Sorge für ihr und ihrer Kinder Glück nie das feinere Gefühl des edlen Herzens gegen Andere erſtickte. Selbſt die Zärtlichkeit gegen Leſſingen beruhete auf ihrer

Mutterpflicht, und ſie würde mit ihm nie eine Verbindung eingegangen ſeyn, wenn ſie nicht dieſer Pflicht mehr als ſich ſelbſt Genüge leiſten können. Leſſing war aber auch unter allen der, welcher ihrer Abſicht vollkommen entſprach: ein Kinderfreund; und das Glück der ihrigen zu machen, oder nach allen Kräften dazu beytragen, hielt er für wahre Beweiſe ſeiner Liebe gegen die Mutter.

Die Leidenſchaft Liebe, wie ſie einige unſerer großen Dichter geſchildert haben, ſah er zwar gern in der meiſterhaften Darſtellung, war aber überzeugt, ſie ſey in der wirklichen Welt fehlerhaft und unſtatthaft. Wer erfahrungslos genug war, ſie in das gemeine Leben hinüber verpflanzen zu wollen, begann nach Leſſings Meynung mehr eine Unmöglichkeit als Lächerlichkeit. Auch muß man bedenken, daß er ſchon in den Jahren war, wo die glücklichen und unglücklichen Wertheriaden nicht mehr kleiden, und der brave und nützliche Mann allein Werth hat. Leſſing war Schriftſteller und Dichter nur auf ſeiner Studierſtube; in Geſellſchaft und den übrigen Verhältniſſen des

Lebens ſtets geſelliger Menſch; und Sonderling, oder ſtreitſüchtig ſchien er nur in der unbefangenen Betrachtung der mannigfaltigen Seiten eines Gegenſtandes, womit er nicht allezeit zurückzuhalten die Gabe hatte. Dieſe Eigenheit verdient freylich einen ſo harten Nahmen nicht; aber nicht immer theilen Sachverſtändige die Nahmen aus.

Den Beweis von dem vortrefflichen Charakter dieſer Frau könnte man ſchon aus Leſſings Wahl führen, der ſo manches ſchätzbare Frauenzimmer kennen lernte, und doch nur von dieſer gefeſſelt wurde. Aber dieſer Beweis iſt trüglich, und widerſpricht der täglichen Erfahrung. Die Inconſequenz unſeres Verſtandes zeigt ſich nirgends ſo ſehr wie beym Heirathen. Wer die Briefe, welche Leſſing mit ihr bis zur Verheirathung gewechſelt, mit Aufmerkſamkeit, nicht bloß zum Zeitvertreibe lieſt, wird eine beſſere Urſache finden, ſie hoch zu ſchätzen.

Man tadelt dieſe Briefe als unintereſſant, alltäglich und anzüglich gegen Unſchuldige. Auf das erſte kann der Herausgeber nichts antworten, als die Einwendung jenes Bauern, der ſeine Ackerpferde zu Markt brachte, und dem ein Stallmeiſter mitleidig zu verſtehen gab, daß ſie weder als Schulpferde, noch als Reitpferde taugten: „Wunderlicher Herr! Habe ich ſie denn dafür ausgegeben? oder ausgeben können? Sie ſtehen zur Nachfrage da für Leute, wie ich bin.“

Das Anzügliche oder Beleidigende aber weiß der Herausgeber bis dieſe Stunde nicht zu finden. Er bekennt, daß ihm die Leſſingiſchen Freundſchaftszirkel in Hamburg nicht bekannt ſind, und daß er viele Stellen dieſer Briefe nicht verſteht; glaubte aber nicht, daß Andere etwas Nachtheiliges daraus verſtehen würden. Konnte er vermuthen, daß ſie einen Unſchuldigen oder Schuldigen ſchaden möchten, ſo hätte die Welt ſie nicht zu ſehen bekommen.

Zu Ende des Aprils verließ Leſſing endlich Hamburg ganz. Nachdem er ſich einige Tage in Braunſchweig aufgehalten, begab er ſich an ſeinen Beſtimmungsort Wolfenbüttel.

Hier mußte er natürlich ſehr fleißig werden. Er traf daſelbſt gar keine Freunde an, ob er ſich gleich nachher einige erwarb. Der Ort iſt an und für ſich leer und ſtille, und hat alle die herrlichen Dinge nicht, die Leſſingen zuweilen zerſtreuen konnten. Die Bibliothek war das Einzige, was ihn beſchäftigte und vergnügte. Natürlich befriedigte er alſo mit großem Eifer ſeine Neugier auf derſelben; und gleich die erſten Tage entdeckte er nicht, ſondern fand (denn wie er ſelbſt ſagt: Man entdeckt was man ſucht, und findet woran man nicht denkt) ein Manuſcript, von dem man bisher glaubte, daß es gar nicht exiſtire; welches Conring und Leibnitz ſo gar überſehen; (vielleicht, weil dieſen Herren die euchariſtiſchen Trakaſſerieen im Grunde nicht ſehr behagten) kurz, das Manuſcript des Erſubſtantiators Berengarius von Tours, worin er das wichtige Werk des Transſubſtantiator Lanfrankus von Wort zu Wort widerlegt. Welch ein Aufſchluß in der Theologie! Nunmehr durften ſich die Katholiken nicht mehr rühmen, ihr Lanfrankus habe den Ketzer Berengarius mit Gründen ſo in die Enge gebracht, daß er nicht darauf antworten können. Berengarius hat ſeinem Feinde nachdrücklich zugeſetzt, und man muß glauben, daß die Transſubſtantiatoren nichts mehr dagegen vorbringen können, da ſie in der Verzweiflung beſchloſſen, es zu unterdrücken; ſonſt würden ſie ihn ja wohl widerlegt haben. Aber dies iſt nicht der einzige Triumph. Berengarius iſt in der Lehre vom heiligen Abendmahl kein Zwinglianer, kein Reformirter; er iſt Lutheraner. Er glaubt weder Transſubſtantiation, noch bloßen Tropus; ſondern hält wirklich das Brot und den Wein im Abendmahl nach der Weihung für den Leib und das Blut des Herrn. Iſt das nicht noch unglaublicher als die Transſubſtantiation, Impanition, Conſubſtantiation, Aſſumtion, Augmentation? Was ſchadet es dem, der Glauben hat? Es iſt die reine, wahre, orthodoxe Meynung des großen Luthers, der es billigte, daß der arme Berengarius um ſeiner Ketzerey willen verdammt wurde, weil man damals von ihm in den Gedanken ſtand, er habe die Wörtchen: τοῦτ' ἐστι für: das bedeutet, und nicht für:

das iſt es wirklich, angenommen *). Und nun ſage man, daß Leſſing nicht dem frommen Fähnlein der Lutheraner mit Eifer gefolgt ſey; daß er nicht ſeine geſunde Vernunft gefangen nehmen können, und hier auch genommen habe! Er thut ſich gegen ſeinen Freund, den verſtorbenen Profeſſor Schmid zu Braunſchweig **), der die Ergänzung des Adelmann eben herausgegeben, auch nicht wenig zu gute auf den Dienſt, den er der Lutheriſchen Kirche mit Ankündigung ſeines Berengarius Turonenſis leiſte. Wer darin Schalkheit finden will, dem wird man es ſchwerlich ausreden können; aber vor der unpartheyiſchen Gerechtigkeit kommt er mit ſeinen Gloſſen nicht fort.

Wie ſehr Leſſingen dieſer Fund erfreute, ſieht man aus ſeinem letzten Brief an ſeinen Vater. „Gleich Anfangs,“ ſagt er, „habe „ich unter den hieſigen Manuſcripten, deren „an 6000 vorhanden ſind, eine Entdeckung

---

*) Berengarius Turonenſis, oder Ankündigung eines wichtigen Werks aus der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, von G. Ephr. Leſſing, Braunſchweig 1770. S. 7 und 8.

**) Ebendaſelbſt S. 1 und 2.

„gemacht, welche ſehr wichtig iſt und in die „theologiſche Gelehrſamkeit einſchlägt. Sie „kennen den Berengarius, welcher ſich im „eilften Jahrhundert der Lehre der Transſubſtantiation widerſetzte. Von dieſem habe ich „nun ein Werk aufgefunden, von dem, wie „ich ſagen darf, noch kein Menſch etwas weiß; „ja deſſen Exiſtenz die Katholiken ſchlechterdings geleugnet haben. Es erläutert die „Geſchichte der Kirchenverſammlungen in gedachtem Jahrhundert, die wider den Berengarius gehalten wurden, ganz außerordentlich, und enthält zugleich die unwiderſprechlichſten Beweiſe, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegriff Lutheri „vom Abendmahl gehabt hat, und keineswegs einer Meynung zugethan geweſen, die „der Reformirten ihrer beykäme. Ich werde „das ganze Manuſcript herausgeben, und laſſe „bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, „die ich Ihnen nächſtens ſenden will."

Aber der gute Vater erlebte ſeines Sohns Ankündigung dieſes Berengariſchen Manuſcripts nicht; erfuhr auch nicht, wie vortheilhaſt ſie Erneſti in Leipzig aufgenommen, und daß er erklärt hatte, Leſſing verdiene deshalb zum Doktor Theologiä kreirt zu werden. Er ſtellte ſogar in ſeinen Collegiis dieſen Doctorandum zum leibhaften Exempel dar, daß, wer Humaniora gründlich verſtehe, alles in der Welt mit Ehren behandeln könne.

Ob dieſes Lob Leſſingen etwas ſtolz gemacht, ergiebt ſich aus dem, was er ſeiner nachherigen Frau nach Wien ſchrieb. „Gott ſey Dank! *) nun bin ich damit zu Stande; und in dem nächſten Wiener Verzeichniſſe von verbotenen Büchern werden Sie wohl den Titel angezeigt finden. Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bey unſern Lutheriſchen Theologen geſetzt habe. Machen Sie ſich nur gefaßt, mich für nichts geringeres, als für die Stütze unſerer Kirche, ausgeſchrieen zu hören. Ob das mich aber ſo recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren.“

---

*) Leſſings freundſchaftlicher Briefwechſel 1. Th. S. 56.

Und das hat ſie allerdings gelehrt. Faſt möchte man glauben, er habe ſich auf dieſen Fund im Ernſt etwas zu Gute gethan. Wäre er ſeines Vaters Vater geweſen, ſo hätte er gar ſtolz darauf ſeyn können. Aber die gottloſe allgemeine Deutſche Bibliothek! Die war Schuld, daß ſich der Leſer nicht mehr in die Denkart jener Zeiten ſetzen wollte, wenn ſich auch ſchon der Schriftſteller dazu herabließ. Niemand verlangte nach dem Berengariſchen Manuſcripte; kein Schmid erſchien bis auf den heutigen Tag, der es, wie das Lanfrankiſche Buch vom Leibe und Blute des Herrn, herausgegeben hätte! Doch wir müſſen das Beſte hoffen. Vielleicht erweckt Gott noch einen katholiſchen Geiſtlichen, der dieſen Dienſt zur Ehre der Lutheraner über ſich nimmt. Leſſing hielt ſich dazu für unwürdig, und ſcheint ſogar gegen manches Lob darüber argwöhniſch geweſen zu ſeyn.

Sein jüngſter Bruder ſchrieb ihm aus Berlin: „Deinen Berengarius habe ich noch nicht geſehen. Ob ich gleich ſo wenig vom Abendmahle als vom Mittagsmahle verſtehe, ſo bin ich doch begierig zu wiſſen, was dieſer Archidiakonus Andegavenſis davon geſagt hat. Ich hätte hundert Jahr in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek ſeyn, und tauſendmal das Manuſcript ſehen können; mir wäre es wie Deinen Vorgängern gegangen.“ — Wer ſieht nicht, daß er ihm wegen ſeiner Aufmerkſamkeit und Entdeckungsgabe ein Kompliment machen wollte?

Er nahm es aber in einem ganz andern Sinne, und antwortete: „Ich habe es, Gott weiß, nie nöthig gehabt, um Geld zu ſchreiben als jetzt; und dieſe Nothwendigkeit hat natürlicher Weiſe ſogar Einfluß auf die Materien, wovon ich ſchreibe. Was eine beſondere Heiterkeit des Geiſtes, was eine beſondere Anſtrengung erfordert, was ich mehr aus mir ſelbſt ziehen muß, als aus Büchern, damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. Ich ſage Dir dieſes, damit Du Dich nicht wunderſt, wenn ich, Deines Mißfallens ungeachtet, etwa gar noch einen zweyten Theil zum Berengarius ſchreibe. Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnſten iſt: wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen.“

Moſes Mendelsſohn, der ihn zu Wolfenbüttel im Oktober eben dieſes Jahrs beſuchte, gratulirte ihm zu ſeiner Entdeckung, mit den Worten: daß er ſie ihm nicht beneide. Dies ſchien Leſſing in dem Sinne zu nehmen, als wenn ſein Freund über ſeine Beſchäftigung lächle. Freylich pflegte Moſes oft ſeine Freunde zu fragen, wenn ſie etwas vornahmen oder vornehmen wollten: wird dadurch die Kenntniß der Menſchen berichtiget, oder vermehrt? das Nachdenken geſtärkt? und der Weg zur Glückſeligkeit gebahnter und ſicherer? Einen Zweck muß doch die Arbeit haben.

Bey dieſem Beſuche zeigte ſich die verſchiedene Denkungsart der beyden Freunde noch auf eine andere Weiſe. Leſſing führte, wie leicht zu ermeſſen iſt, Moſes in die Bibliothek, und wollte ihn nun mit allen ihren Seltenheiten bekannt machen. Aber der Verfaſſer des Phädon war, als er hineintrat, wie vor Verwunderung verſteinert, und rief nach einer Pauſe aus: Welche erſtaunliche Menge von Büchern, und wie wenig weiß man! Dem Bibliothekär möchte dieſe Betrachtung wohl nicht willkommner ſeyn, als dem Luſtwandler der Kirchhof; aber der Freund erkannte daran ſeinen Philoſophen, zumal da er noch hinzuſetzte: Ich bin zu Ihnen nicht darum, ſondern um Ihretwillen gekommen. Nur Ihre Meynungen will ich wiſſen, nicht was in dieſen ſchönen Särgen iſt.

Und nun unterhielten ſie einander deſto herzlicher und vertrauter. Freylich wohl auch wenig von Moſes Talmudiſcher Gottesgelahrtheit, und ſeiner Ausgabe der Hebräiſchen Bibel. Denn beyde erbten ihr Lieblingsſtudium von ihren guten Vätern, und kannten deſſen Wichtigkeit im Stillen nur zu wohl; aber die [illegible] ſpiegelte es ihnen immer als eine Sache vor, die man nicht ſo leichtſinnig verwerfen müſſe; ja, jeder glaubte, an dem ſeinigen etwas Beſſeres zu haben, als der andere. Leſſing ſchien am Ende ſich nichts Erbauliches davon zu verſprechen; Moſes Mendelsſohn aber mehr, als jemals dadurch bewirkt werden kann. Beyde hatten die edelſte Abſicht. Moſes wollte uns

Mittel zur Glückſeligkeit in die Hände ſpielen, Leſſing in die Hände geben. Natürlich, daß der erſte mehr Beyfall fand, als der letztere. Moſes war zu ängſtlich beſorgt, daß bey zu vielem Lichte ein Nichts daraus werden möchte, und Leſſing zu zuverſichtlich, als daß ihm je eingefallen wäre, Unterſuchung könne die Wahrheit zu Nichts machen. Sie werden nun wohl Beyde wiſſen, woran ſie ſind. Da wir aber davon nichts erfahren können, ſo wäre das Beſte, wir thäten wie ſie; wir gingen jeder unſern Weg, blieben im Grunde herzliche Freunde, und ließen verfinſtern und erleuchten, wer mit gnädigſter Erlaubniß einer hohen Obrigkeit Luſt und Belieben dazu hätte. An Zulauf wird es keiner Parthey fehlen, wenn ſie nur ſonſt ihr Werk recht verſtehe.

Außer dieſer theologiſchen Arbeit, fing er auch an, ſeine kleine Schriften umzuſchmelzen, kam aber damit nicht weiter als bis zum fünften Bogen des zweyten Theils. Der erſte Theil erſchien zu Berlin 1771 unter dem Titel: Vermiſchte Schriften.

Sein Freund, Herr Ramler, hatte die Güte, nicht bloß die Correktur von dieſen vermiſchten Schriften zu übernehmen, ſondern die Gedichte ganz durchzuſehn, davon auszuſtreichen, was ihm nicht gefiel, und hinzuzuſetzen oder zu verändern, wie es ihm beſſer däuchte. Niemals mißbilligte Leſſing dies, ſondern bewunderte allezeit Ramlers feines, richtiges Gefühl, und nahm daher Ramlers Verbeſſerungen in ſeinen Gedichten mit Dank auf.

Die ſitzende Lebensart, die mit dieſen Arbeiten verbunden war, wollte Leſſingen in die Länge nicht bekommen. Er ward krank, und wußte zu ſeiner Wiederherſtellung nichts Beſſeres vorzunehmen, als eine Reiſe nach Hamburg und Berlin.

Und in Berlin war es, wo er zuerſt ſeinen Freunden das Manuſcript zeigte, woraus die berüchtigten Fragmente genommen ſind. Er hatte die Abſicht, es daſelbſt ganz drucken zu laſſen. Sein Freund Voß wollte es auch verlegen, wenn es die Berliniſche Cenſur paſſirte. Man übergab es daher dem theologiſchen Cenſor. Dieſer hatte nichts dagegen; aber das

Imprimatur wollte er nicht darauf ſchreiben. Der Druck unterblieb alſo.

Leſſing war kaum von Berlin nach Wolfenbüttel zurück, ſo erhielt der Profeſſor Sulzer einen Auftrag, (vermuthlich von dem damaligen Oeſtreichiſchen Geſandten) ſich zu erkundigen, ob Leſſing wohl Luſt hätte, unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien zu gehen. Seine Erklärung darauf war ungefähr dieſe:

„Ob er ſchon nicht eigentlich Urſache hätte, mit ſeiner gegenwärtigen Situation unzufrieden zu ſeyn, und es auch nicht wäre, ſo ſähe er doch voraus, daß ſeine Beruhigung dabey in die Länge nicht dauern könne. Beſonders würde er die Einſamkeit, in der er zu Wolfenbüttel nothwendig leben müſſe, und den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie er ihn an andern Orten gewohnt geweſen ſey, auf mehrere Jahre ſchwerlich ertragen können. Er würde, ſich gänzlich ſelbſt überlaſſen, an Geiſt und Körper krank; immer unter Büchern vergraben zu ſeyn, dünke ihn wenig beſſer, als im eigentlichen Verſtande begraben zu ſeyn. Folglich wenn er vorausſähe, daß eine Veränderung mit ihm endlich nothwendig ſeyn würde: ſo wäre es freylich gut, wenn er je eher je lieber dazu thäte; beſonders, wenn dieſe Veränderung wirkliche Verbeſſerung ſeiner äußerlichen Umſtände ſeyn könnte, die nach dem, was ihm alles auf dem Halſe läge, viel zu kümmerlich wären. — Aber ein Vorſchlag nach Wien? Was könnte das für einer ſeyn? Wenn er das Theater beträfe, ſo möchte er gar nichts davon wiſſen. Das Theater überhaupt würde ihm von Tage zu Tage gleichgültiger, und mit dem Wiener Theater, welches unter einem eigennützigen Impreſſarius ſtände, möchte er vollends nichts zu thun haben. Die ſchönſten Verſprechungen, die bündigſten Verabredungen, die er da fordern und erwarten könnte, würden doch nur Verſprechungen und Verabredungen von und mit einem Partikulier ſeyn, und ſeine Freunde würden es ihm ſehr verdenken, wenn er eine gewiſſe dauerhafte Verſorgung ungewiſſen Ausſichten aufopfern wollte. Doch vielleicht beträfe der Vorſchlag nicht das Theater, wenigſtens nicht unmittelbar; und in dieſem Falle, geſtehe er, würde er ſich nicht ſehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauſchen. Er ſetze voraus, daß er bey dieſem Tauſche in allem Betracht gewinne.

Als man ihm nochmals verſicherte, daß der Antrag von keinem Theaterimpreſſarius noch Partikulier, ſondern von einem Kayſerlichen Miniſter käme, und er wohl thäte, wenn er Forderungen mache; erwiederte er: — Was kann ich für Forderungen machen, da ich nicht weiß, was man von mir verlangt? Denn durch ungewiſſe Hoffnungen möchte ich mich nicht gern an dieſem oder jenem hindern laſſen, was ich gleichwohl auch nicht unternehmen und anfangen möchte, wenn mich eine gänzliche Veränderung außer Stand ſetzte, es zu vollenden. Endlich erfuhr er von Sulzern, man werde ihn von Wien aus einladen, dahin zu kommen, und wenn es ihm daſelbſt gefiele, ſeine Bedingungen gern erfüllen. Dieſe Einladung erfolgte aber nicht; und wenn ſie auch erfolgt wäre, ſo hätte doch daraus nichts werden können. Denn es wäre für ihn ſo wohl unanſtändig als unſicher geweſen, ſich von ſeinem Herzoge dazu Urlaub auszubitten. Sagte er nicht die

Wahrheit: was für einen Vorwand konnte er brauchen, der wahrſcheinlich genug geweſen wäre, daß man nicht ſogleich hindurch ſehen können? Und ſagte er ſie, daß er nehmlich Wien beſehen wolle, ob es ihm daſelbſt zu einem beſtändigen Aufenthalte gefiele: was konnte er wohl für eine Antwort erwarten?

„Ich ſehe nun überhaupt wohl, ſchrieb er endlich ſeinem Bruder in Berlin unter dem 31ten December 1771, was es mit dem ganzen Dinge iſt. Es ſteht in öffentlichen Blättern ja genug davon, und in den Erfurter Gelehrten Zeitungen leſe ich, daß Prof. Riedel mit einer ſehr anſehnlichen Beſoldung nach Wien zu der Stelle eines K. K. Raths berufen, auch ihm dabey die freye Uebung der proteſtantiſchen Religion geſtattet worden. Er werde im Anfang des künftigen Jahrs ſeine Stelle antreten, und in ſolchen Geſchäften gebraucht werden, die für die Litteratur unſers Vaterlandes von der größten Wichtigkeit ſeyn würden.“

„Aber, lieber Gott! ſetzte Leſſing hinzu, wenn die guten Wiener mit Riedeln den Anfang machen: was kann man ſich viel davon verſprechen? Und wenn ſie Riedeln auf ſeine famam, und auf Treu und Glauben Anderer, ſo fort berufen können: warum wollen ſie mich denn erſt ſehen? warum muthen ſie denn mir erſt eine Reiſe auf Beſichtigung zu? Man wird ſagen, die Beſichtigung ſey für mich. Aber es kommt mir ganz vor, daß ſie eben ſo wohl für die Wiener ſeyn ſoll, als für mich. — Kurz, ohne alle Gewißheit zu haben, thue ich keinen Schritt. Und wenn Riedel ſeinen ganzen Anhang nach ſich zieht, wie er ohne Zweifel zu thun ſuchen wird, ſo ſoll es mir lieb ſeyn, wenn man mich läßt, wo ich bin. — Die Zeit wirds lehren.“

Riedel war aber wirklich nur ein Nothnagel. Man hatte viele andere Gelehrte nach Wien berufen, von allen aber abſchlägige Antwort erhalten. Von Leſſingen vermuthete man ſie ſich deſto eher, da er in ſeiner jetzigen Lage noch ganz neu war. Und er möchte ſie auch wohl gegeben haben, wenn ſeine Freundin, Madame König, nicht zwey Fabriken in Wien gehabt hätte, die ſie auch bald darauf dahin zogen, und wenn Leſſingen, ſo wie ihr, im Grunde ein großer Ort nicht lieber als ein kleiner geweſen wäre. Was ſie aber hernach von Wien abwandte, war die fürchterliche, vielleicht übertriebene Vorſtellung, daß man der Gnade des Hofes nicht lange gewiß bleiben könne, wenn man ſich nicht in den Schooß der allein ſeligmachenden Kirche begebe. Der aufgeklärte Joſeph ſelbſt könne nicht ſchützen, wie er wünſche, und ſeiner edlen Mutter ſey nur von dieſer Seite beyzukommen. Nun hätten ſich Leſſing und ſeine Freundin wohl entſchloſſen, aus Ehrfurcht für eine ſo große Dame, für die edelſte, gerechteſte und gutherzigſte Regentin, die Ceremonien der Römiſchen Kirche mitzumachen, die doch auch die Chriſtliche Kirche iſt. Dem widerſprach aber ein andres Vorurtheil. Man darf nicht, um ſein Glück zu machen, den herrſchenden Gottesdienſt eines Landes, eines Regenten eben ſo harmlos annehmen, als man ſich in ſeine übrigen Sitten und Gebräuche findet, wenn man auf die Achtung rechtſchaffener Zuſchauer Anſpruch machen will. Man darf in dieſem Einen Punkt nicht aufgeden, was man zu vertheidigen ſich nicht berufen fühlt. So lange einer Religion nicht gleiche Vorzüge mit der andern eingeräumt werden, kann es mit aller Duldung nicht weit her ſeyn. Die iſt nur eine gute Miene bey böſem Spiele. Darin waren Griechen und Römer weiter als wir!

Doch der ganze Plan, den ein Großer des Hofes mit Genehmigung des Kayſers entwarf, eine Akademie der Wiſſenſchaften in Wien zu errichten, zerſchlug ſich. Die Akademie iſt nicht errichtet, und die nachtheiligſten der Folgen, die man vielleicht von ihr befürchtete, ſind ohne ſie erfolgt. Dem Geiſt des Jahrhunderts wehrt man nicht. Wohl dem Jahrhundert, deſſen Geiſt der Geiſt der Menſchlichkeit iſt!

Im März wurde Leſſing mit ſeinem Trauerſpiel Emilia Galotti fertig. Das Sujet davon war eins ſeiner älteſten, das er ſchon einmal in Hamburg auszuarbeiten anfing. Aber weder die alte, noch die Hamburgiſche Ausarbeitung brauchte er, weil jene nur in drey Aufzügen abgetheilt, und dieſe ſo angelegt war, daß ſie zwar vorgeſtellt, aber nicht gedruckt werden ſollte. Das neue Trauerſpiel ward zum erſtenmal am 13. März 1772 zum Geburtstage der verwittweten Herzogin von Braunſchweig aufgeführt *), und kurz darauf in Hamburg, Berlin, Wien und an vielen andern Orten.

---

*) Andere Dichter ſcheuen ſich nicht, ihre Dedikationen, die ſie bey ſolchen Gelegenheiten machen, wenn ſie zumal an hohe Perſonen ſind, ihrem Stücke beyzufügen. Leſſing machte zwar keine Dedikation dazu; aber wohl befürchtete er, daß Döbbelin, der damals mit ſeiner Truppe am Braunſchweigiſchen Hofe ſpielte, damit anſtößig werden könnte, und ſchrieb daher folgenden Brief an den regierenden Herzog:

„Ich unterſtehe mich, eine große Kleinigkeit an Ew. Durchlaucht zu bringen, die jedoch für mich darum keine Kleinigkeit iſt, weil ich nicht gern das Geringſte thun oder geſchehen laſſen wollte, was Ew. Durchlaucht wünſchen könnten, daß es gar nicht oder anders geſchehen wäre.“

„Döbbelin hatte erfahren, daß eine neue Tragödie von mir, die ich aber bereits vor einigen Jahren ausgearbeitet, gegenwärtig in Berlin gedruckt werde. Er bat mich, ihm das Manuſcript davon zukommen zu laſſen, um ſie auf den bevorſtehenden Geburtstag der Herzoginn Königl. Hoheit aufzuführen. Ich konnte ihm ſolches nicht wohl verweigern. Doch nahm ich mir ſogleich dabey vor, ſo bald ein Abdruck in meinen Händen ſeyn würde, durch Vorlegung deſſelben vor allen

Die Zuſchauer lachten oft, wo ſie weinen ſollten, und weinten, wo man ihnen ein bitteres Lächeln nicht übel nehmen können. Den Vornehmen war der Kammerherr anſtößig, den Maitreſſen die Orſina; Allen aber der Angelo keine tragiſche Perſon. Die Franzöſiſche Kritik nannte es ein witziges Ungeheuer; die Deutſche ein tägliches Studium, das man immer gern bey der Hand hat.

Dingen mich der Genehmigung Ewr. Durchlaucht zu verſichern."

„Ich thue ſolches hiermit, ob ſchon das ganze Stück noch nicht gänzlich abgedruckt iſt, und ich Ewr. Durchlaucht nur die Bogen bis in den vierten Aufzug vorlegen kann. Indeß werden auch ſchon dieſe hinlänglich ſeyn, einen Begriff von dem Ganzen zu machen, welches weiter nichts als die alte Römiſche Geſchichte der Virginia in einer modernen Einkleidung ſeyn ſoll."

„Ich weiß nicht, ob es überhaupt ſchicklich iſt, an einem ſo erfreulichen Tage eben ein Trauerſpiel aufzuführen; noch weniger weiß ich, ob Ew. Durchlaucht an dieſem Tage nicht etwas ganz anders zu ſehen wünſchen könnten. Sollte dieſes ſeyn: ſo iſt es zu einer Abänderung noch immer Zeit; und falls Ew. Durchl. dem Döbbelin nicht unmittelbar Dero Willensmeynung darüber wiſſen zu laſſen geruhen wollen: ſo erwarte ich nur einen Wink, um unter irgend einem leicht zu findenden

Von dieſem herrlichen Beyfalle genoß Leſſing wenig, und ſah nicht Eine Aufführung dieſes Stücks zu Braunſchweig. Er war faſt wieder da, wo er ein Jahr früher war: nicht eigentlich krank, aber ſchlimmer als krank, in einer ſolchen Zerrüttung, daß er nicht hätte beurtheilen können, was an ſeiner eigenen Arbeit gut oder ſchlecht ſey. Schale Urtheile oder ſchale Lobeserhebungen mit dem Hute unter dem Arme anzuhören, war nie ſeine Sache.

Von dieſer Zeit an fühlte er etwas in ſich, das man Spleen nennen könnte. „Sie haben,

Vorwande die Aufführung dieſes neuen Stücks zu hintertreiben.“

Die Antwort aber war, daß es gar füglich geſchehen könne. Doch dieſer Einwilligung ungeachtet wäre die Aufführung faſt zurückgegangen. Der Tag dazu kam immer näher, und Döbbelin hatte noch nicht die letzten Scenen dieſes Trauerſpiels, welches in Berlin gedruckt wurde. Leſſing hätte ſie vielleicht auch nicht ſo bald gemacht, Döbbelin aber drohete, ſie aus ſeinem Kopfe hinzuzufügen; und das wirkte ſo viel, daß Leſſing das Stück zeitig genug vollendete, um ſchon am Tage der Vorſtellung ein Exemplar davon durch den ſel. Zachariä der verwittweten Herzogin überreichen zu laſſen.

ſchrieb er an ſeine nachherige Gattin *), doch weiter nichts als Sorgen, deren Ende Sie abſehen können, auf eine oder die andere Weiſe. Mir aber iſt jetzt nicht ſelten das ganze Leben ſo ekel — ſo ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich ſie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen; ein Aufenthalt, der mir durch den gänzlichen Mangel alles Umgangs — (denn den Umgang, welchen ich haben könnte, mag ich nicht haben) — unerträglich wird; eine Ausſicht in das ewige liebe Einerley: — Das alles ſind Dinge, die einen ſo nachtheiligen Einfluß auf meine Seele, und von da auf meinen Körper haben, daß ich nicht weiß, ob ich krank oder geſund bin. Wer mich ſieht, macht mir ein Kompliment wegen meines geſunden Ausſehens, und ich möchte dieſes Kompliment lieber mit einer Ohrfeige beantworten. Denn was hilft es, daß ich noch ſo geſund ausſehe, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines geſunden Menſchen unfähig fühle? Kaum daß ich noch die Feder führen kann.“

---

*) Leſſings freundſchaftlicher Briefwechſel 1. Theil. S. 395 u. 396.

Desgleichen an ſeinen Bruder nach Berlin: „Du weißt es ja wohl ſchon längſt, wie es mit mir ſteht, wenn ich in langer Zeit nichts von mir hören laſſe, nehmlich, daß ich ſodann äußerſt mißvergnügt bin. Wer wird durch Mittheilung und Freundſchaft die Sphäre ſeines Lebens auch zu erweitern ſuchen, wenn ihn beynahe des ganzen Lebens ekelt? Oder wer hat auch Luſt, nach vergnügten Empfindungen in der Ferne umher zu jagen, wenn er in der Nähe nichts um ſich ſieht, was ihm deren auch nur Eine gewähren kann?“

Ungeachtet dieſes hypochondriſchen Unmuths, der vielleicht der Anfang ſeiner Krankheit war, die kein Arzt errieth und an der er ſtarb, war er doch ſehr fleißig; und vornehmlich in ſeinem Berufe. Aber für den Schriftſteller iſt das immer die undankbarſte Arbeit; er geht dabey viel zu ’grade zu, als daß er nicht unabſichtlich anſtoßen ſollte. Kann man es nicht zu einem Subordinationsverbrechen machen, ſo merkt man es ſich doch für die Folge, und macht unterdeſſen den Patron und Freund. Es iſt freylich der gewöhnliche Lauf des großen und kleinen, des politiſchen und gelehrten Dienſts; aber Leſſing fußte ein wenig zu ſehr auf die beſondere Gnade, in der er bey dem regierenden Herzog zu ſtehen glaubte, um dies ganz zu beherzigen.

Er brachte die Bibliothek in eine ganz andere und beſſere Ordnung. Wird man nicht fragen: Wie konnte er dadurch anſtoßen? O, gar ſehr! Die Oberaufſicht dieſer Bibliothek hatte der damalige Geheime Rath und Kanzler von Praun. Leſſing durfte ohne deſſen Wiſſen und Genehmigung dergleichen eigentlich nicht vornehmen, und that es doch: indem er bloß den Herzog unmittelbar und mündlich, den Kanzler gar nicht, um Erlaubniß dazu bat. Diesmal war es Leſſings Abſicht, durch deſſen Uebergehung weniger mißfällig zu werden. Die alte Ordnung, welche er in eine beſſere verwandeln zu müſſen glaubte, war ein Werk dieſes gelehrten Geheimen Raths, welchem mit edler Dreiſtigkeit das Mangelhafte der alten, und das Beſſere der neuen Ordnung zu zeigen, Leſſingen ein wenig zu dreiſt ſchien. Auch dachte er durch Vorwendung des höchſten Befehls aller Gründe überhoben zu ſeyn, wenn es ſeinem Miniſter einfallen ſollte, ihn zur Rede zu ſtellen. Er hoffte, bald Gelegenheit zu haben, ihm einen tieferen Reverenz zu machen, und machte ihn auch. Aber die neue Rangirung in der Bibliothek blieb doch ein Merkmahl der inſubordinirten Kühnheit, obgleich Herr von Praun nicht für gut fand, Leſſingen darüber klaren Wein einzuſchenken.

Da Herr von Praun zugleich ein frommer und orthodoxer Geheimer Rath war, ſo verſah es Leſſing vielleicht nicht weniger damit, daß er die Cenſurfreyheit für ſeine herauszugebenden Schriften ſuchte. Der Herzog ertheilte ſie ihm unter den gewöhnlichen Bedingungen, ohne ſeinen Kanzler darüber zu befragen, weil er deſſen Meynung ſich wohl vorſtellen konnte, und die Großen manchmal herzlich über das lachen, was ihre eifrigen Räthe beginnen.

In einer ſolchen Lage ſah ſich Leſſing, ehe er, ſo zu ſagen, in Wolfenbüttel warm geworden war. Man konnte ihn freylich nicht deshalb unterdrücken, weil er ein zu großes Gegengewicht dafür hatte. Aber eine gewiſſe Beſorgniß einer nicht günſtigen Erwähnung ſeiner, wo es anſchlagen könnte, vermochte er ſich doch nicht ganz auszureden.

Jetzt muß man eines kleinen antiquariſchen Fundes Erwähnung thun, den Leſſing in der Bibliothek machte, den aber weder Profane noch Fromme für ſo wichtig hielten, als Berengars Lutheriſche Meynung vom Nachtmahle Chriſti.

Leſſing entdeckte, daß eine Statue, die ſich unter den Alterthümern zu Dresden befindet, und von jeher den Namen Agrippine geführt, einmal in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek geſtanden habe, doch ohne Kopf und Arme, ſo wie ſie in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Rom ausgegraben worden.

Er machte den Schluß ſeiner Anzeige davon in den Braunſchweigiſchen Zeitungen etwas räthſelhaft, nachdem er ſeine Verwunderung über Herrn Caſanova und Winkelmann geäußert, daß ſie Beyde dieſe Statue nach dem Kopfe beurtheilt hätten, welcher doch mit den Armen neu und erſt nachher angeſetzt ſey.

„Sollte es möglich ſeyn, ſchloß er, daß man dieſes in Dresden nie gewußt hätte? Und doch ſcheint es faſt. Denn nur bloß vergeſſen können weder die Gelehrten noch die Künſtler daſelbſt einen Umſtand haben, auf den bey allen Vermuthungen, was die Statue vorſtellen ſoll, es einzig und allein ankömmt."

„Indeß habe ich weder dieſen noch jenen nöthig, meine Behauptung weitläuftig zu erweiſen. Herr Caſanova und die Künſtler haben das Werk ſelbſt vor ſich, das ſie nach ihrer Kenntniß des Alten und Neuen nur etwas genauer prüfen dürfen. Die Gelehrten werden mir leicht auf die Spur kommen, und es bald heraus haben, worauf ich mich gründe. Denn wahrlich verlohnt es ſich kaum die Mühe, daß ich es ihnen ſage: ob es ſich ſchon ſehr der Mühe verlohnt, die Sache ſelbſt wieder allgemein bekannt zu machen."

Als dieſe Leſſingiſche Anzeige erſchien, befand ſich ein Dresdner Künſtler gerade in Berlin, welcher von dieſer Agrippine gegen Leſſings Freunde urtheilte: ihr Kopf könne zwar antik ſeyn, wie Herr Caſanova behauptet hätte, aber dieſer Agrippine nicht zukommen, und er müſſe von einer andern Antike auf dieſelbe geſetzt ſeyn. Er wäre zu dem übrigen Körper viel zu klein; ſonſt aber ein zu ſchöner Kopf für einen neuen Künſtler. Leſſing habe alſo in ſo weit Recht gehabt, daß der Kopf zu dieſer Statue nicht gehöre; aber nicht gleich folgern ſollen, er ſey neu.

Hatte er dazu aber nicht eben ſo viel Grund, als der Künſtler, welcher behauptete, der Kopf ſey zu ſchön, um neu ſeyn zu können? Scheint es nicht eine zu beſcheidne Kühnheit, was man ſich oder Andern, deren Kunſt man kennt, nicht zutrauet, allen möglichen Künſtlern in der Welt abzuſprechen? Die Unmöglichkeit an und für ſich iſt doch nicht behauptlich? Leſſing konnte ſich vielleicht nicht vorſtellen, daß man aus zwey Ueberbleibſeln zweyer ſchönen Statuen Eine gemacht hätte, wo Kopf und Rumpf nicht zuſammen paßten. Hätte aber der Dresdner Künſtler nicht recht geſehen, und Kopf und Rumpf paßten wirklich zuſammen; warum will man denn nicht ſagen, wie man zu dem Kopfe gekommen: ob es der dazu gehörige oder ein nur dazu paſſender ſey? Dergleichen ſinnreiche Zuſammenſetzungen finden ſonſt bloß unter Antikenhändlern Statt. Aber wer keine Antwort bekam, war Leſſing; und auch die Philoſophen ſchwiegen, wofür ſie von jedermann bewundert wurden, der Leſſings garſtige Streitſucht kannte. Endlich aber kam er ſelbſt nach Dresden, ſah die Statue, und — ſoll ſein Urtheil ganz zurückgenommen haben. — Ganz? Nicht doch, nur einen Theil ſeines Urtheils! Nehmlich den, daß der Kopf neu ſey! Wahrſcheinlich! Aber auch den, daß er angeſetzt ſey, daß er zu dem Torſo eigentlich nicht gehöre? Wo iſt Wahrſcheinlichkeit dazu? Der Kunſtrichter in der allgemeinen Deutſchen Bibliothek *), ſetzt noch hinzu, er habe den gelehrten Antiquar, Hrn. Inſpektor Wacker **), der ſie ihm zeigte, gefragt: warum ſchrieben Sie damals nicht gegen mich? und die mehr als freymüthige Antwort darauf wäre geweſen: weil er es nicht der Mühe werth gefunden. Dieſe (ja wohl mehr als freymüthige)

---

*) Band CII. S. 623.

**) Leſſings ſämmtliche Schriften 10. Theil. Vorrede S. XIII.

Antwort hätte Leſſingen nicht beleidigt, der jeden Widerſpruch vertragen können, wenn er gründlich geweſen wäre.

Um aller Gründlichkeit willen, wo iſt hier das Gründliche? Das Verächtliche, das Stolze, das Selbſtſüchtige, wenn man ſich betroffen fühlt, nichts ſagen kann und doch etwas ſagen will, das ſieht man wohl. Ein Alterthumsforſcher, ein Inſpektor einer Alterthümerſammlung, ſoll es nicht der Mühe werth finden, eine Aeußerung dieſer Art über eine der ſchönſten Antiken unter ſeiner Verwahrung in das gehörige Licht zu ſtellen? Hätte er ſich entſchuldigt: dazu bliebe ihm nicht Zeit genug; der neugierigen Gaffer wären zu viel, die ihn abhielten; was könnte man dagegen einwenden? Leſſing hätte ihn bedauert, daß er auch zu denen gehöre, die zu viele kleine Pflichten auf ſich haben, um die großen erfüllen zu können.

Oder hätte Leſſing aus Unbedachtſamkeit die Frage an einen ſehr beſchäftigten großen Staatsminiſter gethan, der aus Liebhaberey die Antiquitätenſammlung mit ihm beſah; ſo würde es Leute genug geben, die eine ſolche Antwort darauf bewunderten: wenigſtens könnte man ſie eben nicht tadeln, obgleich unter Hunderten nicht Einer wäre, der ſie geradezu gegeben hätte.

Das woron ich lebe, was meines Berufs iſt, ſoll nicht der Mühe einer Berichtigung werth ſeyn? Was würde man wohl zu einem Schuſter ſagen, in deſſen Laden man ein Paar Schuhe fände, die man für zwey einzelne hielte, und der auf eine ſolche Bemerkung erwiederte: es ſey nicht der Mühe werth, davon zu reden?

Aber Leſſingen hat es doch nun einmal nicht beleidigt. Woher weiß das der Recenſent? Doch daher nicht, daß Leſſing darauf nichts erwiederte? Was ſoll ein Fremder machen, dem eine Plumpheit an einem Orte widerfährt, wo er ſich Artigkeit gewärtigt.

Aber warum ſchrieb er nichts weiter von dieſer Agrippine? Sein theologiſcher Kampf, ſeine Kränklichkeit und vielleicht gar die Ausſicht, die er damals hatte, nach Dresden zu kommen, können ihn abgehalten haben.

Man hat unter ſeinen Papieren nichts davon gefunden? Wie viel iſt von denen nicht ſonſt verloren gegangen? *) Und wie oft hat er nicht ſolchen armſeligen Stolz gezüchtiget? Beantwortete Klotz Leſſings antiquariſche Briefe etwa anders, nachdem er alle ſeine elenden Waffen gegen ihn verbraucht hatte? Was iſt leichter und bequemer, als Beſchuldigung der Kleinigkeitsſucht? Manchem ſchmeckt ſie auch beſſer, als die beſten Gründe der Sache.

Man verzeihe dieſe etwas weitläuftig ſcheinende Erörterung. Ich habe nichts dawider,

---

*) Einen kleinen Zettel ausgenommen, worauf ſich über dieſen Inhalt Folgendes aufgezeichnet befindet: (Schade, daß Einiges davon ſo verwiſcht iſt, daß man es nicht leſen kann!)

„Statue d'Agrippine . . . . . im Palais des Tuilleries unter den Statues & Buſtes antiques des Maiſons royales (à Paris 16—) ſ. VIII. Dieſe Statue war ehedem in dem Kabinette des Kardinals Mazarini, und ſie iſt es, welche die Dresdner, Agrippine, taufen helfen. Denn weil ſich dieſe eben ſo auf den rechten Arm ſtützet und faſt in einer eben ſo gedankenvollen Stellung da ſitzt, wie die Dresdner, ſo hat man ohne Zweifel die eine nach der andern genannt. Mich däucht ſo gar, daß der daß man der Sache ein ſchönes Mäntelchen umhängt; nur muß Leſſing nicht dadurch beſchämt werden ſollen. Apelles ſagte zum kritiſchen Schuſter nicht: das iſt eine Kleinigkeit; ſondern er nahm ſtillſchweigend ſein Gemälde hinein, und beſſerte es. Apelles!

Aber hier parodirte, wird man vielleicht ſagen, Herr Inſpektor Wacker Apelles Antwort an den weiter gehenden Schuſter: ne ſutor ultra crepidam! In der That? Paßt die Antwort?

Eine zweyte Bemühung ſeinem Amte zu genügen, waren Leſſings Beyträge zur Ge-

---

Kopf der Dreſdner von dieſer Franzöſiſchen entlehnt iſt; wenigſtens ſind die ..... Augenhaare an beyden die nehmlichen. Die Franzöſiſche aber iſt nur vier Fuß hoch.

Del Muſeo Capitolino Tom. VI. Tab. 53. Die Agrippina di Germanico ſitzt mit über einander geſchlagenen Beinen an der Lehne eines Stuhls zurückgelehnt, über welchen ſie den linken Arm ... zurückgeſchoben. Hat mit der Dreſdner Agrippine allerdings nichts gemein.

Hiſt. de l'Acad. Royal. des Inſcript. T. XXIX. p. 266 ſur un moyen d'incorporer la couleur &c.

T. XXVIII. ..... Germanicus & Agrippine qui ne reſſemble pas mal à celle de Dresde."

ſchichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Aus ſeiner Vorrede zum erſten Beytrage, der 1773 erſchien, kann man ihre ganze Abſicht erkennen. Daß er nicht lauter antiquariſche und philologiſche Seltenheiten aus dieſer Bibliothek fördern wollen, wozu eben keine Cenſurfreyheit nöthig geweſen, ſieht man freylich; und er mag wohl gleich vom Anfange auf die allmählige Einrückung der ſo berufenen Fragmente Hinſicht genommen haben.

Das Manuſcript, aus dem er dieſe geliefert, hat verſchiedene Erzählungen veranlaßt, und noch getrauet ſich niemand zu ſagen, wer der Verfaſſer davon eigentlich iſt. Daß Leſſing ihn zuverläſſig wußte, aber nicht bekannt machen durfte, leidet keinen Zweifel.

War der Verfaſſer ein Theologe, ſo iſt es kein Wunder, daß er damit nicht herausrückte. Und fürchtet ſich ſeine Familie noch jetzt, ihn für den Verfaſſer dieſes Werkes anerkennen zu laſſen, ſo muß ſie wohl glauben, daß der Geiſt unſers philoſophiſchen und freymüthigen Jahrhunderts noch mächtigen Gegenwirkungen unterworfen ſey. Ihr Vorfahr ſchonte der Schwachheit ſeiner Zeitgenoſſen, ertrug ſie, faßte ſich mit Geduld und Standhaftigkeit, und blieb doch nicht ohne Hoffnung, für die vernünftige Zukunft zu arbeiten.

Widerſprechend handeln und reden müſſen, iſt eine nicht geringe Anſtrengung der Seele; und für alle dieſe Anſtrengung und Mühe nichts anders zur Belohnung ſuchen, als unerkannt, mit der Zeit und ohne Störung, ſeinen Nachkommen nützlich zu ſeyn, ein großmüthiger Zweck.

Der Verfaſſer der Fragmente ſey, wer er wolle, er war ein zweyter Collins. Beſcheiden, ſanftmüthig, weiſe und rechtſchaffen, ſchwor er auf die Bibel, ging zum Abendmahl, und blieb bis in den Tod Mitglied einer Kirche, der ſeine Vernunft nicht in allem gewogen ſeyn konnte. Er folgte ihr, wo Pflicht und Moral einſtimmten, ſchrieb gegen ſie das, was ſeine Vernunft an ihr ausſetzte, handelte aber nie gegen ſie. Denn er hätte ihr ein Anſehn genommen, das ſie einmal hatte, und das ihr niemand unter dem Vorwande, daß ſie es mit

Unrecht beſitze, rauben mag, ohne die Sicherheit des Eigenthums zu verletzen. Er wollte nur vernünftige Menſchen machen, und dann jedem überlaſſen, was er zu glauben für das Beſte hielte. Unſere Aufklärer hingegen wollen die politiſche Lage verrücken, und der Vernunft dabey ſo viel einräumen, wie ſie für dienlich halten.

Wer lieblos genug iſt, jenes unerlaubte Heucheley zu nennen, hat von Vorſicht und Freymüthigkeit nicht die beſten Begriffe. Wer ſich für Wahrheit aufopfert, ohne ſie auf dem einzigen rechten Wege der Ueberzeugung durch Vernunftgründe annehmlich zu machen, wird zwar in den Augen ſeiner Anhänger ein Märtyrer der Wahrheit; aber dem Unpartheyiſchen bleibt er nichts, als ein Don Quichote. Man gehe die ganze Religionsgeſchichte durch, und man wird finden, daß immer Vorurtheil gegen Vorurtheil kämpfte, und die geſunde Vernunft nur einen unbedeutenden Beyläufer machte. Man will den Beyfall nicht erwarten, ſondern erzwingen; man will ſiegen, nicht überzeugen. Jener aber wollte nur überzeugen, nie ſiegen, und lieber vergeſſen ſeyn, als blenden und gaukeln. Brachte Leſſing dieſes Manuſcript noch zu zeitig ans Licht, ſo kann man ihn, aber nicht den Verfaſſer, tadeln. Man widerlege es ſcharf, beißend, ſpöttiſch, burlesk, ernſthaft, pathetiſch: das iſt erlaubt, und kann auch löblich ſeyn. Man wird genug damit ausrichten, und ſich bey den Seinigen berühmt machen. Aber gegen Feder und Vernunft, zuſammen oder allein angewandt, brauche man nicht Knittel und Verbot. Wer das thut, iſt der Aufrührer im Staate, der Verführer des Volks, und der Vergifter ſeines Regenten. Er will mehr ſeyn, als Ordnung und Gerechtigkeit erlaubt. Erwehrt er ſich auch aller ſchlimmen Folgen für ſich; der Verachtung des vernünftigen Mannes wird er nicht entgehn.

In den drey erſten Beyträgen, die Leſſing vor ſeiner Reiſe nach Italien herausgab, finden ſich zwar ſchon einige theologiſche Sachen, als Leibnitzens Vorrede zu Soners Beweiſe von der Ungerechtigkeit der ewigen Höllenſtrafe, nebſt Leſſings Gedanken darüber mit Rückſicht auf das, was Herr Profeſſor Eberhard in Halle in ſeiner Apologie des Sokrates über Leibnitzen urtheilt; eben dieſes großen Weltweiſen defenſio trinitatis per nova reperta logica, und endlich das erſte Fragment aus dem erwähnten Manuſcript: von Duldung der Deiſten. Das ſind aber nur Proben, aus welchen man noch nicht recht merken konnte, ob Leſſing ſich mehr zu den Orthodoxen als den Heterodoxen ſchlagen wolle, wiewohl es ſonſt genug unter ſeinen Freunden bekannt war, daß er den Erſtern geneigter ſey, als den Letztern, im Grunde aber von beyden nicht ſehr erbauet werde.

Ich nehme keinen Anſtand, eine Stelle aus einem ſeiner Briefe an mich anzuführen, die ſeine Denkungsart hierin noch mehr aufklärt. „Freylich, ſchrieb er im Februar 1774, wird ſo viel angefangen, und wenig vollendet. Aber was ſchadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte: wäre es nicht eben das? — Vielleicht wirſt Du auch dieſe Geſinnung ein wenig miſanthropiſch finden, welches Du mich in Anſehung der Religion zu ſeyn in Verdacht haſt.

Ohne nun aber zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinen Nebenmenſchen zufrieden zu ſeyn Urſache habe, muß ich Dir doch ſagen, daß Du Dir hierin wahrlich eine ganz falſche Idee von mir machſt, und mein ganzes Betragen in Anſehung der Orthodoxie ſehr unrecht verſteheſt. Ich ſollte es der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſucht? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bey meinen Schreibereyen irgend einen andern Zweck hätte, als jene großen Abſichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieſes thun zu können glaube. Und was iſt ſimpler, als dieſe Art? Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beybehalten wiſſen. Ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reines zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders unſere neumodiſche Theologie gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer? Mit der Orthodoxie war man, Gott ſey Dank! ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt dieſe Scheidewand nieder, und macht uns, unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nur nach dieſem Punkte genauer, und ſieh etwas weniger auf das, was unſere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was ſie dafür an die Stelle ſetzen wollen. Darin ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt; aber das möchte ich nicht mit Dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſey. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie ſetzen will, als ſich das alte anmaßt. Und doch verdenkſt Du es mir, daß ich dieſes alte vertheidige? Meines Nachbars Haus droht ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich Hülfe leiſten. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauſes ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen; oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen, wie meines eigenen.“ —

Was Leſſing über Herrn Adelungs Deutſches Lexikon zu dieſer Zeit geſchrieben, iſt gänzlich verloren gegangen. Auch hat man nichts von dem gefunden, was er gegen Semlers freye Unterſuchung unter dem Titel: Eine noch freyere Unterſuchung des Canons des Alten Teſtaments, herausgeben wollte. Die Hauptſache darüber war ein Fragment aus dem oft angeführten Manuſcripte.

Er fing vieles an, vollendete aber nichts, außer was er vom Alter der Oelmalerey herausgab. Denn ſeine hypochondriſche Laune nahm von Täge zu Tage zu. Es war nie sein Wille geweſen, an einem Orte, wie Wolfenbüttel, von allem Umgange wie er ihn brauchte entfernt, Zeit ſeines Lebens Bücher zu hüten. Er empfand nur allzuſehr, daß er trockener und ſtumpfer an Geiſt und Sinnen wurde, ſo ſehr ſich auch ſeine hiſtoriſchen Kenntniſſe erweiterten. Etwas mochte wohl zu dieſem Unmuthe beytragen, daß man ihm von freyen Stücken zur weiteren Beförderung, oder wenigſtens zur Verbeſſerung ſeiner häuslichen Umſtände, Hoffnung gemacht. Vielleicht hatte er dies aus einer oder der andern freundlichen Aeußerung nur zu leicht geſchloſſen, und nun wieder aus einem eben ſo unwichtigen Umſtande ſich zu leicht das Gegentheil eingebildet. Daß er die Braunſchweigiſchen Dienſte den Wieneriſchen und allen andern vorzog, war ſichtbar. Dem regierenden Herzoge, oder wenigſtens dem damaligen Erbprinzen, durch deſſen freye Wahl allein er an die Bibliothek gekommen, und der ihn in beſondern Schutz nahm, mochte aber doch von Leſſingen in aller unmaßgeblichſter Demuth inſinuirt worden ſeyn, daß er noch immer der alte Sperling auf dem Dache wäre, daß er nur einen ſchicklichen Vorwand ſuche, auf gute Art wegzukommen, wenn er etwas erlange, wonach er unter der Hand ſehr emſig ſtrebe; und wie dergleichen wirkende Empfehlungen weiter lauten.

Aber daran dachte Leſſing doch im Ernſte nicht mehr, ſondern nur, wie er Gelegenheit finden ſollte, wichtigere Dienſte zu leiſten, damit er aus dieſem Grunde um Verbeſſerung bitten könnte. Denn er war feſt entſchloſſen, zu heirathen, und nicht verliebt genug, geradezu eine Unbeſonnenheit zu begehen, welches freylich nicht Liebhaberſitte iſt. Nur nachdem er glaubte, alle Hoffnung zur weiteren Beförderung im Braunſchweigiſchen aufgeben zu müſſen, wies er andere Vorſchläge, die ihm gemacht wurden, nicht mehr gerade von ſich.

Was ihn hauptſächlich in dieſem Betragen beſtärkte, war, daß er des Erbprinzen Gnade verloren zu haben glaubte. Dieſer ließ ihn im Jahr 1773 aus eigener Bewegung nach Braunſchweig zu ſich rufen, und eröffnete ihm: der regierende Herzog wünſchte, er möchte ſich auf die Geſchichte und Rechte des Braunſchweigiſchen Hauſes legen, da der Probſt Lichtenſtein zu Helmſtädt verſtorben ſey, welcher bisher dieſes Fach gehabt. Leſſingen war dieſes freylich willkommner, und der Erbprinz mit ſeiner Bereitwilligkeit ſo zufrieden[*]), daß er ihm befahl, ſogleich mit dem Geheimen Rath Schl.. weiter von der Sache zu ſprechen, weil dieſer ihn dem regierenden Herzoge dazu vorgeſchlagen hätte. Leſſing that es, und alles wurde richtig, bis auf den kleinen Umſtand, dem Geheimen Rath von Praun auf eine unanſtößige Art das Erforderliche beyzubringen. Mit dieſer Nachricht wollte er dem Erbprinzen aufwarten; der war aber beſchäftigt, und ließ ihm ſagen, daß er ihn einen der nächſten Tage rufen laſſen würde. Vergnügt ging Leſſing nach Wolfenbüttel zurück, und legte ein halbes Jahr alles bey Seite, um ſich zu ſeiner künftigen Beſtimmung vorzubereiten. Es ging noch ein halbes Jahr vorbey, und er ward nicht gerufen; man tröſtete ihn aber damit, daß der

---

[*]) Siehe Leſſings freundſchaftliche Briefe 2. Theil. S. 71 und 72.

Herr Geh. Rath v. Schl. die Sachen auf die lange Bank zu ſchieben pflege. Dieſer ſtarb zum Unglück; und Leſſing erhielt dennoch weder Nein noch Ja. Je mehr er ſeine Hoffnung damit genährt, deſto mehr kränkte es ihn. Von einem Fürſten, den er mehr aus Ueberzeugung, als aus Pflicht verehrte, von dem gekannt und geſchätzt zu ſeyn ihm ſo ſchmeichelhaft war, ſah er ſich auf einmal ſo kalt behandelt. Nun fing er an, ſich zu fühlen; das heißt: er wurde eigenſinnig, und that gerade, was er nicht thun ſollte.

Anſtatt ſich zu bemühen, vor den Erbprinzen zu kommen, oder dem regierenden Herzoge die Sache vortragen zu können, nahm er ſich feſt vor, ſich vor dem erſtern gar nicht ſehen zu laſſen, und zu warten, bis er gerufen würde *). Er wartete auch wirklich bis zum März 1775 in ziemlichem Aerger fort. Die Liebe hatte ein wenig ſeinen Charakter geändert, und ihm zu warmes Blut gemacht. Seine übrigen Umſtände trugen auch das ihrige bey. Zu einer andern Zeit würde er höchſtens darüber gloſſirt haben.

---

*) Leſſings freundſchaftliche Briefe. 1. Th. S. 72 bis 75.

Endlich entſchloß er ſich zu einer Reiſe, deren Abſicht nicht ſowohl ſeine, als Anderer Abſicht mit ihm war. Er ging auf vierzehn Tage nach Berlin. Da erkundigte man ſich unter der Hand, ob er wohl Wolfenbüttel mit Berlin vertauſchen, und bey der Regie einen Poſten annehmen wolle, wenn auch zwey Stellen in Eine geſchmolzen werden müßten. Mit zu vieler Arbeit, die wider ſeine Neigung ſey, würde man ihn wohl zu verſchonen wiſſen. Aber das Anerbieten kam ihm jetzt ſo oft, daß er ſich gar nicht mehr recht darüber erklärte. Zudem lag ihm der damalige Kayſerliche Geſandte ſehr an, nach Wien zu reiſen, und gab ihm eine Menge Empfehlungsſchreiben mit, die er aber für ſich gar nicht nutzen wollte, vielleicht eher für ſeine Freundin, um derentwillen er eigentlich dahin ging. Er nahm ſeinen Weg über Dresden, wo er ſich einige Tage aufhielt, und über Prag. Zu Ende des März war er in Wien. Da fand er über ſein Vermuthen eine ſo ſchmeichelhafte Aufnahme, und ſo wahrſcheinliche Vorſpiegelungen, ſein Glück machen zu können, daß er gegen die Wenigen, die nach den Klotziſchen Brieſen ihm daſelbſt nicht wohl wollten, hätte ſtolziren dürfen, wenn dieſe Eitelkeit je ſeine Sache geweſen wäre. Zu ſeiner noch größern Zufriedenheit traf der Prinz Leopold von Braunſchweig, der eine Reiſe nach Italien machen wollte, auch in Wien ein. Daß Leſſing davon kein Wort wußte, ſcheint ſonderbar, verhielt ſich aber wirklich ſo. Der Urlaub, den er ſich genommen, war nur auf Berlin, und erſt von Dresden aus bat er um die Erlaubniß, auch nach Wien gehen zu dürfen. Hätte ihn der Prinz eher in ſein Reiſegefolge nehmen wollen: warum würde er nicht gleich Anfangs gethan haben, was er nun that? Er bat ſich ihn bey ſeinem Vater, dem regierenden Herzog aus, und erhielt auch ohne Schwierigkeit die Genehmigung. Ueber dieſen Zufall war Leſſing ſehr erfreut: er gewährte ihm einen Theil ſeines Wunſches, da er ſich deſſen Erfüllung am wenigſten verſah; und hätte er ſeine eheliche Verbindung in Wien nicht ſchon in völlige Richtigkeit gebracht gehabt, ſo wäre er zwar mit dem Prinzen zurückgekommen, aber gewiß nur ſo lange noch in Deutſchland geblieben, als er gebraucht hätte, um auf beſtändig nach Italien zu ziehen.

Er hielt, wie Risbeck *), die päpſtliche Regierung für ſanfter als alle übrigen von Europa. Das kann auch wahr ſeyn, ohne eben viel für ihre übrige Güte zu beweiſen. Ein Land, deſſen Wohlſeyn ſich auf die Albernheit andrer Nationen gründet, hat immer eine jämmerliche Regierung, ſie ſey ſanft oder grauſam. Die Müßiggänger mit ihrer Schalkheit haben ein beſſeres Loos, als der ehrliche, arbeitſame, und tugendhafte Mann, dem alle gute Unternehmungen zu Waſſer werden müſſen. Wäre das jetzige Rom nicht eine ausgeartete Tochter, der nichts als ihr Pflichttheil, der ſchöne Himmel und die alten Ueberbleibſel der Beherrſcherin der Welt, geblieben iſt: was hätte der Kirchenſtaat wohl?

Die Reiſe war freylich viel zu ſchnell, und viel zu vornehm, um ſehr unterrichtend ſeyn zu können. Die Annehmung und Erwiederung der allenthalben erhaltenen Ehrenbezeugungen

*) Briefe eines reiſenden Franzoſen. 1. Bd. 1784. S. 258.

koſtete auch dem Zeit, dem ſie nicht galten; und Leſſing mußte an vielen Dingen Theil nehmen, die er ſich zur Erſparung der Zeit und Erreichung ſeines Zwecks verſagt hätte. Auch nannte er dies bloß einen Vorſchmack, den er von Italien bekommen, und der ihn begieriger auf den völligen Genuß mache. Er hielt ein ordentliches Tagebuch darüber, welches er wenigſtens dann herauszugeben hoffte, wenn er eine zweyte Reiſe dahin angeſtellt haben würde *).

Ehe er Wien verließ, beehrte ihn die Kayſerin Maria Thereſia mit einer Unterredung. Sie fragte ihn unter andern: wie er mit Wien, mit den öffentlichen Anſtalten daſelbſt, mit dem Theater und mit den Verdienſten der Wiener Gelehrten um die Deutſche Litteratur zufrieden ſey. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie auch der offenherzigſte, unpartheyiſchſte Deutſche dieſe Fragen beantworten können. Weder die

---

*) Es erfolgt, ſo wie es aus ſeinen Papieren zuſammengetragen worden, am Ende ganz vollſtändig. Haben die unvollendeten und nur zu eigenem Gebrauch entworfenen Zeichnungen eines Künſtlers ihren Werth, ſo wird man auch die Bekanntmachung eines ſolchen Manuſcripts nicht unnütz finden.

Wahrheitsliebe, noch die Klugheit verſtattete etwas anders, als allgemeine beyfällige Ausdrücke, die ſo wenig als möglich der alltäglichen Schmeicheley glichen. Feine treffende Erinnerungen würden übel angebracht geweſen ſeyn, wo ſie unhöflich und ſelbſtſüchtig ſcheinen mußten. Zum Glück durfte Leſſing hinzuſetzen, daß er ſich bey einem ſo kurzen Aufenthalte nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen.

Die Kayſerin, wie alle Großen dieſer Erde, und man ſollte vielmehr ſagen, wie alle Menſchen, gewohnt bey ſolchen Gelegenheiten wenigſtens Eine angenehme Wahrheit zu hören, (denn an einer Stadt, wie Wien, laſſen ſich doch aus hunderten ihrer Annehmlichkeiten und Vorzüge wohl ein Paar herausheben, ohne daß man in den Ton der Hofſprache zu verfallen braucht) nahm dieſes einfache Geſtändniß für einen verſteckten Tadel. „Ich glaube, „Ihn zu verſtehen,“ ſagte ſie. „Ich weiß „wohl, daß es mit dem guten Geſchmacke „nicht recht fort will. Sage Er mir doch, „woran die Schuld liegt? Ich habe alles

„gethan, was meine Einſichten und Kräfte „erlaubten. Aber oft denke ich, ich ſey nur „ein Frauenzimmer; und eine Frau kann in „ſolchen Dingen nicht viel ausrichten.“

Als die Kayſerin nachher auf den Prinzen von Braunſchweig zu ſprechen kam, fragte ſie: ob er auch nach Mayland gehn würde; und als Leſſing es bejahte, erwiederte ſie mit heiterm Blicke: da werde ich Ihm einen Brief an den Grafen Firmian mitgeben; ich weiß, Er wird mir dieſe Bekanntſchaft verdanken. Bey der Abreiſe des Prinzen ſchickte ſie Leſſingen auch wirklich ein eigenhändiges Empfehlungsſchreiben zu.

Die Abreiſe nach Italien geſchah den 25. April, und in der Mitte des Decembers war der Prinz mit ſeinem Gefolge ſchon wieder in München, wo Leſſing ſich von ihm trennte, und noch einmal nach Wien ging; doch nicht, ſo ſehr es ihm dort auch gefallen hatte, um irgend etwas für ſich auszurichten *).

Den 10. Januar 1776 war er in Dresden, und wurde dem Churfürſten vorgeſtellt, der ihn ſehr gnädig empfing. Nachdem er eins und

---

*) Leſſings freundſchaftliche Briefe Th. II. S. 195.

das andere über ſeine Italiäniſche Reiſe geſprochen, fragte er ihn, was für ein Landsmann er wäre; und als Leſſing antwortete, daß er die Ehre habe, ſein geborner Unterthan zu ſeyn, erwiederte er: Das habe er wohl gewußt, auch daß er ſein Glück außer ſeinem Vaterlande gefunden. Wollte er aber einmal wieder zurück kommen, ſo ſollte ihn dieſer Schritt nicht gereuen, wenn er bey einem ſolchen Falle ſich des Churfürſten erinnerte. In dieſer Rückſicht wurde ihm die Stelle des ſel. Hagedorn angetragen *), der dazumal ſchon ſehr alt und ſchwach war.

Von Dresden kam er nach Berlin, und hielt ſich dort über drey Wochen auf, ob er ſich gleich nur ein Paar Tage verweilen wollte. An guten Ausſichten fehlte es ihm auch da nicht. Allein er ſah nur zu wohl, daß in den Preußiſchen Staaten für den Deutſchen Gelehrten bloß Schulen und Univerſitäten wären, und Profeſſoriren doch nie ſeine Sache werden könne. Ja, hätten nicht ſchon die Braunſchweigiſchen Dienſte ſeine Vorliebe entſchieden, ſo würde er jedes andre Amt daſelbſt eher angenommen ha-

---

*) Leſſings freundſchaftliche Briefe Th. II. S. 197.

ben, als ein ſo genanntes gelehrtes. Denn nun erkannte er wohl, daß man, um ſein Brot zu verdienen, eben kein Gelehrter, ſondern ſonſt nur ein guter dummer Teufel ſeyn müſſe, wie er ſich gegen einen ſeiner Brüder ſchriftlich herausließ. Er wäre ganz offenherzig geweſen, wenn er zugleich geſtanden hätte, daß er in ſeinem gelehrten Wirkungskreiſe endlich die goldne Regel begriffen: Man müſſe nicht zu viel, oder vieles beſſer wiſſen. Gelehrſamkeit und Kenntniſſe erhöhen wohl den Werth des Menſchen, erleichtern aber ſeine Beförderung nicht. Damit prahlen geht an; damit beſcheiden ſeyn, iſt ſchon kitzlicher; aber davon Gebrauch machen, wie ſehr es auch Pflicht ſcheint, bringt oft an den Bettelſtab: und damit den Ruhm eines gelehrten und weiſen Mannes erkaufen wollen, iſt Verſchwendung oder Uebermuth.

Endlich kam Leſſing zu Ende des Februars nach Braunſchweig zurück, und ſchien ſehr willkommen zu ſeyn. Nur der Erbprinz ließ ihn nicht vor ſich; wodurch Leſſings ganze Unzufriedenheit wieder erwachte. Von ungefähr begegnete er dem Prinzen bald nachher auf der Straße; und ſiehe! er war nicht gemeldet worden, und erhielt die Verſicherung, in Kurzem gerufen zu werden. Aber das erfolgte nicht. Nun entſchloß ſich Leſſing zu einem Schritte, den er ſchon vor drey Jahren thun ſollen, und der ihn ſchon damals aller Beſorgniſſe überhoben hätte. Er ſchrieb an den Erbprinzen, und erhielt eine Antwort, die ihn zwar befriedigte, aber auch beſchämte. Er hatte ſich an dieſem großen Fürſten geirrt. Zwar erhielt er über das Vergangene keinen Aufſchluß, erkannte aber doch, daß keine Hofkabale im Stande geweſen ſey, ihm die Gnade des Erbprinzen zu entreißen. Der ganze Handel glich manchem Schauſpiel, deſſen drey erſte Aufzüge völlig überflüſſig wären, wenn man gleich Anfangs thäte, was erſt im vierten geſchieht. Leſſing, der nicht nur in ſeiner gegenwärtigen Lage verbeſſert wurde, ſondern auch die vortheilhafteſten Ausſichten in die Zukunft erhielt, ſollte durch einen glücklichen Umſtand, der in dieſem Schauſpiele gar nicht vorbereitet war, erfreuet werden.

Dieſer Umſtand machte damals in den Zeitungen großes Aufſehn, und ward, wenn nicht ein Triumph für die ſchönen Wiſſenſchaften ſelbſt, doch ein großer Troſt für die, welche ſich ihnen ganz ergaben.

In Manheim wurde ein Nationaltheater errichtet. Einige der Angeſehenſten daſelbſt glaubten, Leſſing würde dabey gute Dienſte leiſten, und hatten den Einfall, ihn dem Churfürſten in Vorſchlag zu bringen, der ſich den Antrag auch gern gefallen ließ. Die erſte Abſicht war wohl, ihn mit Ausſichten, die man für beſſer als ſeine gegenwärtige Lage hielt, ganz und gar in Pfälziſche Dienſte zu ziehen. Doch ließ man davon in der Ferne nichts laut werden.

Der Buchhändler Herr Schwan in Manheim, kam zu Anfange des Septembers 1776 nach Wolfenbüttel, und erwähnte des Nationaltheaters gar nicht, weil man wohl ſchon wiſſen mochte, wie herzlich ſatt Leſſing dieſe Laufbahn hatte. Er überbrachte Leſſingen nur das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Manheimer Akademie, mit dem Fürſtlichen Anerbieten einer Penſion von hundert Louisd'or, wenn er an den Arbeiten der Akademie Theil nehmen und jährlich eine Abhandlung einſchicken, auch wenigſtens alle zwey Jahre einmal den öffentlichen Verſammlungen in Manheim perſönlich beywohnen wollte: doch mit jedesmaliger Entſchädigung für die Reiſekoſten und dortiger Freyhaltung. Welche ſchöne Anerbietung, und welche herrliche Ausſicht bey ſeiner vorhabenden Heyrath *)! Endlich findet doch das Verdienſt ſeine Belohnung! hieß es damals. Leſſing eilte auch gleich, ſeinem Fürſten davon Nachricht zu geben, und um Erlaubniß zu bitten, dieſes annehmen zu dürfen. War er noch nicht vergnügt, ſo mußte er es durch die gnädige Antwort werden, die er erhielt. Der regierende Herzog erlaubte es ihm nicht nur, ſondern verſprach ihm auch den Urlaub zu ſeinen ihm obliegenden Manheimer Reiſen gern zu ertheilen; ſo weit derſelbe, wie voraus zu ſehn, bey ſeinen jetzigen, und dermaleinſt ihm noch zu beſtimmenden Geſchäften Statt haben könne. Den Beyfall des Erbprinzen dazu hatte er auch: was fehlte zu ſei-

---

*) Leſſings freundſchaftlicher Briefwechſel Th. II. S. 271. bis 273.

nem Glücke? Seine Braut, eine geborne Pfälzerinn, lobte ſeinen Entſchluß, die Herzoglichen Dienſte nicht mit den Churfürſtlichen zu vertauſchen, doch aber zur Ehre ihres Vaterlandes beyzutragen.

Leſſing war alſo an dem Ziele, womit ſich alle Romane ſchließen, und wo die Leſer das errungene Glück der Helden ſich ſelbſt denken und malen können. Mit ſeiner Frau traf er wirklich ein gutes Loos: nicht deswegen, weil ſie kaum drey Monathe über das Flitterjahr lebte, ſondern weil ſie eine Frau war, welche die Welt kannte, ohne die große Dame zu affektiren, und ſich aus der reichen und thätigen, in der ſie bisher gelebt, ſehr gut und gern in die ſtille Eingeſchränktheit eines Gelehrten fand, der deſto einſamer lebt, je mehr die Zeitungen von ihm aus Mangel anderer Klätſchereyen ſchwatzen.

In einer getreuen Lebensbeſchreibung kann man es aber wohl nicht auf die ſtarke oder ſchwache Einbildungskraft ankommen laſſen, ſondern muß ſchon erzählen, wie dieſes Glück wirklich geweſen iſt.

Herr Schwan hatte kaum Leſſings Entſchluß nach Schwetzingen überbracht, ſo ſchrieb ſchon der Pfälziſche Miniſter Herr v. Hompeſch unter dem 18ten Septembr. an Leſſingen: wie angenehm dem Churfürſten dieſer Entſchluß ſey, und wie ſehr er ſelbſt deſſen perſönliche Bekanntſchaft wünſche. Er bat auch dringendſt: Leſſing möchte ſeine Reiſe nach Manheim ſo viel wie möglich beſchleunigen, weil das Manheimer Nationaltheater noch dieſen Winter zu Stande kommen und eröffnet werden müſſe. Da es aber an Schauſpielern fehle, ſo erſuche er ihn zugleich, dergleichen zu engagiren, und ſie im November nach Manheim zu ſchicken.

Leſſing antwortete: er befürchte ſehr, ſich gleich dieſes erſten Auftrags nicht allzugut entledigen zu können. Es ſey nehmlich bey den Schauſpielern eine unverbrüchliche Sitte, daß ſie alle ihre Veränderungen nur gegen die Adventszeit oder die Faſten vornehmen dürften, und bis dahin ſchlechterdings gebunden wären. Von jetzt (den 27ſten Septbr.) bis zum November nur einigermaßen erträgliche Subjekte zu finden, würde ſehr ſchwer halten, indem es lauter ſolche ſeyn würden, die ganz und gar müßig lägen, und ſich außer allem Engagement befänden; welches denn, wie natürlich, immer die allerelendeſten oder ſchlimmſten zu ſeyn pflegten.

Unter dem 13ten Oktober meldete ihm dieſer nehmliche Miniſter: da man in Manheim auf ſeine mitwirkende Einſicht und Kenntniß rechne, ſo wolle man ihm auch die zweckmäßigen Mittel überlaſſen, und er möchte alſo nur nach eigenem Gutbefinden die Bedingungen der von ihm anzunehmenden Schauſpieler beſtimmen. Zu dem Ende nahm Leſſing einige an, ſo gut er ſie in der Eil bekommen konnte. Ein Theil davon fand keinen Beyfall. Einer kam auch gar nicht, ob er gleich Reiſegeld erhalten hatte; und Leſſing wurde deshalb ziemlich ernſtlich von den Muſikintendanten, den Grafen P. u. S., angegangen, dieſen Vorſchuß beyzutreiben: ſo daß man faſt glauben muß, dieſe beyden Herren hätten dem Churfürſten nicht den Anſchlag gegeben, Leſſingen nach Manheim zu berufen.

In der Mitte des Januars 1777 reiſete er endlich ſelbſt dahin ab, mit einer ſo ſchlechten

Zuverſicht, daß er wünſchte, ſchon wieder zurück zu ſeyn. Ihm ſchauderte vor dem bloßen Gedanken, ſich wieder mit dem Theater abgeben zu müſſen. Er hatte es ſich auch ausdrücklich verbeten; allein das Verlangen des Churfürſten, und ein zweyter Brief des Miniſters v. H. hatten der Sache gleich eine Wendung gegeben, bey der er dieſe Unannehmlichkeit nicht ganz ablehnen konnte.

An einem Hofe, wie ihn Risbeck ſchildert *), iſt die Beförderung der menſchlichen Kenntniſſe und des guten Geſchmacks das Werk der politiſchen Oekonomie. Es lag dem Miniſter wenig daran, an Leſſingen ein würdiges Mitglied der Akademie ins Land zu ziehn, oder das neue Nationaltheater bey dem beſſeren, aber kleineren Theile des Publikums ſchätzbar zu machen, wenn nur der größere Theil fleißig hineinkam. Seine ganze Correſpondenz mit Leſſing erwähnt der Akademie nicht mit einem Worte, und nur des Theaters, das in einem halben Jahre zur Verwunderung der ganzen Deutſchen Welt,

---

*) Risbecks Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland 2. B. S. 331 bis 337.

in der größten Vollkommenheit da ſtehen ſollte. In ſo einer kurzen Zeit kann viel Geſchrey, aber keine wirkliche Verbeſſerung gemacht werden, welche nur nach und nach entſteht, und zwar deſto unmerklicher, je reeller ſie iſt.

Der Miniſter wollte einen Schreyer für das Manheimer Theater haben, und für ſich ein Mittel mehr, die Gunſt ſeines Fürſten zu behaupten, der in der beſten Abſicht ein Deutſches Nationaltheater wünſchte. Gütig und billig von Natur, ſah er gar nicht darauf, ob es viel oder wenig koſte. Der Miniſter freylich, auch des großmüthigſten Herrn, wird ſich immer ein Verdienſt daraus machen, viel mit wenigem beſchicken zu können: damit ihn wenigſtens das Publikum über Erſparniß lobe, wenn auch ſeines Fürſten Lob nur der Vollkommenheit zu Theil wird.

Leſſing war kaum ein Paar Tage in Manheim, ſo erkannte er die Abſicht des Miniſters. Sie verdroß ihn, ob er gleich ſeinem beſten Freunde nichts darüber geſtand. Nicht daß er ſie an und für ſich getadelt hätte; nur fand er keinen Bewegungsgrund für die Auszeichnung, daß man gerade an ihm Sparſamkeit beweiſen wolle, und hielt ſie für ein Zeichen heimlicher Geringſchätzung.

Die Vorſchläge, welche der Miniſter v. H. Leſſingen that, klangen zwar ganz gut; aber es waren bloße Anerbietungen. Man hielt Leſſingen für zu gelehrt, um im Leben Schein von Wahrheit zu unterſcheiden; und er hielt vielleicht manches für Schein, was Hr. v. H. ſelbſt kaum dafür erkannte. Wären dies die erſten Schmeicheleyen geweſen, die ihm ein Miniſter gemacht, ſie hätten ihn leicht zu einer Uebereilung verleiten können; aber der Eitelſte wird ſie gewohnt, wie der Hofmann die tiefſten Verbeugungen.

Es iſt wahr, Leſſing wurde von dem Churfürſten ſehr gnädig aufgenommen, und fand einen und den andern Freund, der ihn gern in Manheim geſehen hätte; aber die Gegenparthey war zu groß, und lauerte nur auf Leſſings Erklärung und wirkliche Entſchließung, um alles zu vereiteln. Anſtatt Leſſingen dieſes merken zu laſſen, und zur Bedachtſamkeit zu rathen, vermäntelte der Miniſter vielmehr ſeine

Ohnmacht, und drang auf einen poſitiven Entſchluß. Leſſing ſah aber keinen Grund, warum er ſich von dem feſten Stuhle, auf dem er ſaß, auf einen wankenden, wenn gleich koſtbaren, Armſtuhl ſetzen ſollte. Die Gegenparthey, die davon ganz wohl unterrichtet ſeyn mochte, beredete alſo den wackern Fürſten: Leſſing ſey gegen die Pfalz zu gleichgültig, und lache über alles was Pfälziſch heiße; ſey unduldſam, eigenſinnig, ſtolz, zurückhaltend, und was er ſonſt nicht war. Hatte er ſich in Heidelberg, wohin er auf einige Tage ging, um einige Verwandten ſeiner Frau zu beſuchen, weit offenherziger herausgelaſſen, als in Manheim, ſo war es ganz natürlich, und konnte wahr ſeyn, weil man dort offenherziger mit ihm ſprach.

Als er ſchon wieder aus Manheim zurück war, trug Herr v. H. ihm noch an, außer den akademiſchen Beſchäftigungen, die Oberkuratel der Heidelberger Univerſität mit einem Gehalt von 2000 Rthlrn. und dem Charakter eines Churfürſtlichen Regierungsraths zu übernehmen. Leſſing ſchlug es aber nun ab. Das Concept des Briefes, den er dem Miniſter darüber ſchrieb, iſt zu undeutlich und zu abgekürzt, als daß man ſeine Gründe daraus recht angeben könnte.

Herr v. H. wies dieſen Brief dem Churfürſten, welcher ſich folgendergeſtalt darüber ausgelaſſen haben ſoll: „Man ſieht wohl, Leſſingen gefällt die Pfalz nicht; man iſt ihm ja ſo weit als möglich entgegen gegangen. Es ſcheint ein wunderbarer Mann zu ſeyn, der ſich gegen Niemanden erklären will; man muß ihm deswegen in generalen, aber gnädigen Ausdrücken antworten.“ — Das that denn der Miniſter, und er verſtand ſo gar noch etwas mehr; nehmlich, auf eine feine Art Leſſingen um das zu bringen, was ihm der Churfürſt von freyen Stücken angeboten, und Leſſing auch angenommen hatte: um die Penſion von 500 Rthlrn.

Der Brief des Miniſters v. H. lautet alſo:

„Manheim, den 7. April
1777.

„So patriotiſch das Verlangen war, einen Leſſing für die Pfalz auf eine dauerhafte Art zu gewinnen; ſo gegründet die Hoffnung ſeyn möchte, dadurch unſern Muſen ein neues Leben, und unſerm Nationaltheater das gehörige Anſehen und die nöthige Conſiſtenz zu geben, damit es auf die Sitten und den Geſchmack Deutſchlands wirken könne: ſo einleuchtend iſt hingegen Ihrer Seits die Bedenklichkeit, Ihre dermalige günſtige Lage mit einer andern zu vertauſchen; und wir müſſen uns ſchon mit dem Welſchen Sprichwort verbeſcheiden: Chi ſta bene non ſi move Indeſſen freuet es mich doch, daß Sie uns nicht ganz unſerem Schickſal überlaſſen, ſondern wenigſtens von Zeit zu Zeit beſuchen, und zur Beſörderung der Wiſſenſchaften und Künſte in Manheim das Gehörige beytragen wollen. Dieſes kann und wird nicht umſonſt oder zu Ihrem eigenen Nachtheil gefordert werden. Da ſie aber eine ſtete Penſion mit Verbindlichkeit jährlich hierher zu reiſen, ausgeſchlagen, und zu wünſchen geſchienen haben, Ihre Freyheit unbeſchränkt beyzubehalten; ſo bleibet mir nichts weiter mehr übrig, auf Ihr geehrtes Schreiben vom 10ten März zu erwiedern, als Sie zu verſichern, daß, ſo oft es Ihnen gefällig ſeyn wird, Ihr Verſprechen in Erfüllung zu bringen, Se. Churfürſtl. Durchlaucht gewiß nicht entſtehen werden, Sie nicht allein ſchadlos zu halten, ſondern auch Ihre Bemühungen auf eine Höchſtderoſelben und Ihrer würdige Art zu erkennen. Da nun ſolchergeſtalten die Ihnen anſtößig geſchienene Bedingung einer beſtimmten jährlichen Reiſe in ſo weit hinwegfiele, ohne daß Sie etwas dabey verlören, ſo verhoffe ich, daß Ew. Wohlgeb. auch in dieſer Aeußerung des Miniſters, die aufrichtige Geſinnung des Freundes nicht mißkennen werden, der mit wahrer Hochachtung beſtehet

Ewr. Wohlgeboren
gehorſamer Diener,

JhE. v. Hompeſch.

Leſſings Antwort nach ſeinem Concepte war dieſe:

„Ich darf Ewr. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7ten April nicht länger ſchuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seilerſche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte.

Wahrlich bedürfte ich auch eines ſolchen Lichts recht ſehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorſpiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln laſſe.

Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Verſprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja ſelbſt freywillig von dieſem Verſprechen losſage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind iſt, weiß es das Unrecht nicht auseinander zu ſetzen.

Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein ſolches Kind halten: ſo bin ich ſchon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinanderſetzung eines ſo geringfügigen Handels jemanden beſchwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabey vorbehalten.

Ich bin nicht ohne Vorwiſſen des Herzogs von Braunſchweig, in deſſen Dienſten ich ſtehe, nach Manheim gereiſet. Ich habe ihm ſagen müſſen, was für Verſprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. — Wenn er nun erfährt, daß aus dieſen Verſprechungen nichts geworden, was ſoll ich ſagen? —

Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? – ihm Schwans, Ewr. Excellenz, und alle anderen gewechſelten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen laſſen was er will?

Doch ſo neugierig wird der Herzog ſchwerlich ſeyn; und ich beſorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit ſo manches von dem Deutſchen Theater geſchrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Manheimiſchen Theaters, ohne mich dabey zu vergeſſen, bereits gedacht worden: ſo kann es nicht fehlen, daß man der Fortſetzung derſelben nicht ferner gedenken und mich dabey ins Spiel bringen dürfte.

Hier muß ich Ewr. Excellenz meine Schwäche geſtehen. Ich vergebe tauſend geſprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erſte Sylbe, die ſich jemand über meinen

Antheil an dem Manheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es ſich in der Wahrheit verhält, ſage ich dem Publico alles rein heraus.

Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu ſcherzen: daß ich demohngeachtet die Manheimer Bühne nicht ganz ihrem Schickſale überlaſſen und von Zeit zu Zeit beſuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet ſie mich zuerſt geſucht, mir dennoch nicht zum beſten begegnen wollen oder können, — mich ſolchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich ſeyn.

Verzeihen Ew. Excellenz meine Freymüthigkeit. Ich verharre in allem Uebrigen mit der vollkommenſten Verehrung

Ewr. Excellenz"
ꝛc. ꝛc.

Der Miniſter ließ Leſſingen darauf durch einen Freund wiſſen: ob er ihm gleich auf Befehl des Churfürſten ſo abſchlägig ſchreiben müſſen, ſo wären doch Seine Durchlaucht noch aufs wärmſte für ihn geſinnt, und es käme nur auf Leſſingen an, das Herz des Churfürſten umzuſtimmen, das bloß Leſſings Gleichgültigkeit verſtimmt hätte; wozu freylich das Geſchwätz derer, die ihn nicht gern in der Pfalz ſähen, das Ihrige auch beygetragen. Würde er aber nur das Geringſte verfertigen, entweder für die Akademie oder für das Theater; ſo würde gleich alles wieder gut ſeyn: er würde dann fortern und erhalten können, was er ſich nur wünſche; und wollte er ſich dann ihm, dem Miniſter, anvertrauen, ſo ſollte er ſehen! Es wäre nun einmal in der Pfalz ſo: der Churfürſt böte nicht gern an, wo er abſchlägige Antwort befürchten könne!" —

Selbſt aus dieſer Erklärung ſieht man zur Genüge, daß die Gegenparthey zu viel gegen Herrn v. H. vermochte, und Leſſing ihren Ränken immer ausgeſetzt geblieben wäre, wie er ſich auch dabey genommen hätte. Gewiſſen Leuten iſt ein Vernünftiger ein größerer Anſtoß, als der erklärteſte Nichtswürdige.

Für Leſſing war alſo das ganze Geſchrey, das in der belletriſtiſchen Welt davon erregt wurde, nichts, als ein koſtbarer Zeitverluſt, der das Bißchen Kenntniß von Hofleuten, das er dabey erhielt, nicht aufwog. Selbſt was er für das Theater bey ſeinem ſechswöchentlichen Aufenthalte in Manheim that, oder vielmehr vorſchlug, vernichtete die Kabale.

Der Churfürſt hatte die beſte und edelſte Abſicht mit dem Deutſchen Theater; und obgleich mancher große Fürſt zu dieſer Zeit auf eine ſo genannte Deutſche Nationalbühne ſein Augenmerk richtete: ſo zeichnete ſich doch dieſes Churfürſten Gedanke dadurch vor allen andern aus, daß man mit der Zeit lauter junge talentvolle Pfälzer anziehen wollte, die dabey auf eine lebenslängliche Verſorgung rechnen könnten. Aber wie es ſcheint, braucht der Regent, der eine gute Sache vereitelt haben will, weiter nichts zu thun, als ſie ſeinen Hofleuten treuherzig zu überlaſſen.

Leſſing ſchlug dem Miniſter v. H. vor, die Seylerſche Geſellſchaft nicht ſo, wie ſie war, ganz anzunehmen, ſondern es ſo einzurichten, daß die beſten Mitglieder derſelben der Stamm würden, auf welchen man ſo viele der Pfälziſchen jungen Zöglinge pfropfen könnte, als deren vorzügliches Talent zeigen würden. Der Miniſter ſollte Seylern und den beſten Schauſpielern ſeiner Geſellſchaft die Sache von der rechten Seite vorſtellen und ihnen desfalls ſchickliche Anträge zum Grunde legen, ſo würde es wohl geben. Zum Beyſpiel: man ſolle Seylern und ſeiner Frau, welche mit ihrer Geſellſchaft, ſo zu reden, den Fonds hergäben, ein anſtändiges Auskommen verſichern. Seyler wäre zwar nicht ſelbſt Akteur, aber ein Mann von Geſchmack und dabey von großen Handels-Einſichten, der alſo auch außer dem Theater gar wohl einen Platz finden und da Seiner Durchlaucht erſprießliche Dienſte leiſten könnte. Seine Frau wäre eine der beſten Schauſpielerinnen geweſen, die Leſſing je geſehen; ſie ſey noch ſehr gut, und habe dabey ein ganz eignes Talent, junge Perſonen ihres Geſchlechts zu bilden. Die übrigen, auf welche man vornehmlich zu ſehen hätte, wären Borchers, Brandes und ſeine Frau, Thering und Großmann. Dieſen allen könnte man das Gehalt, das ſie bey Seylern hätten, auf Lebenslang verſichern, mit dem Verſprechen einer dieſem Gehalte gemäßen Penſion, im Falle des Alters und Unvermögens. Das Abonnement, welches ſich auf acht- bis neuntauſend Gulden belieſe, würde dazu hinlänglich ſeyn.

Die baaren Einkünfte jeder Vorſtellung würden ſodann vermuthlich zur Belohnung und Aufmunterung der Manheimiſchen Zöglinge zureichen, die freylich nicht gleich Anfangs als gebildete Schauſpieler beſoldet werden könnten, aber die Ausſicht hätten, mit der Zeit an die Stelle von jenen zu kommen.

Es wäre unnöthig, aus den jetzt ſpielenden Perſonen mehr als ſieben oder acht der beſten beyzubehalten; denn es wäre überhaupt überflüſſig, die Geſellſchaft höher, als auf zwölf bis vierzehn Perſonen, anwachſen zu laſſen. Fünf Frauenzimmer und ſieben bis acht Mannsperſonen könnten alle gute Stücke beſetzen, welche aufgeführt zu werden geſchrieben wären.

Da aber hiermit doch nur die Hälfte von dem Gedanken Sr. Durchlaucht in Erfüllung käme, indem bloß für das Gegenwärtige geſorgt, und dadurch noch kein Schauſpieler auf die Zukunft angezogen würde: ſo wäre es nöthig, mit den ganz jungen Leuten von Zeit zu Zeit Proben zu machen, indem man ſie nicht bloß unter die Erwachſenen mit einſchöbe, ſondern von ihnen allein ganze kleine Stücke aufführen ließe, welches dem Publicum gewiß nicht unangenehm ſeyn würde. Hierzu wäre der Balletmeiſter Lanz noch immer ganz brauchbar, und die erforderlichen Koſten ließen ſich aus dem Ueberſchuſſe des Abonnements, oder der baaren täglichen Einnahme hoffentlich gleichfalls beſtreiten.

Auf dieſe Art bliebe die ganze Sache vom Hofe abhängig, und doch als ein Inſtitut betrachtet, das der Churfürſt befördert wünſchte: anſtatt daß das Publicum einen Unternehmer, von dem es glauben müſſe, daß er nichts als ſeinen Vortheil ſuche, bald mit ſeiner Unterſtützung verlaſſen würde.

Die politiſch-bürgerliche Aufſicht über das ganze Werk bliebe noch immer dem Kammerherrn, den Se. Churfürſtliche Durchlaucht dazu ernennen würden. Die ökonomiſche Verwaltung könnte Seylern aufgetragen werden.

Die Aufſicht aber von Seiten der Kunſt und Moral ſollte der Churfürſt der Deutſchen Akademie anvertrauen, woraus ſowohl das Theater als dieſe Akademie nicht geringen Vortheil ziehen könnte. Zu dem Ende müßte ſie erſtens die neu herauskommenden Stücke leſen und prüfen, und diejenigen davon vorſchlagen, die der Aufführung am würdigſten wären; zweytens über die Sprache der Schauſpieler wachen, und durch ihre Erinnerungen ſo viel wie möglich verhindern, daß weder üble Ausſprache, noch grammatiſche Fehler, ſich in dem Publicum verbreiteten. Auf dieſe Art allein könnte die Manheimer Deutſche Geſellſchaft mehr auf das Publicum wirken, als noch eine gewirkt zu haben ſich rühmen dürfte. Es verſtände ſich, daß man ihr zu dieſem Behuf eine eigne Loge im Theater einräumte. Drittens, die Deutſche Geſellſchaft müſſe zu dieſer Abſicht einen Ausſchuß von ſechs oder ſieben Gliedern ernennen, die von jeder Vorſtellung dasjenige vor ſie brächte, was einer allgemeinen Berathſchlagung würdig wäre.

Würde nun ſodann ſich etwas finden, worüber die Geſellſchaft, mit der er ohnehin in Verbindung zu ſtehen die Ehre habe, ſeine Meynung verlange, ſo werde er ſich ein Vergnügen daraus machen, ſie gern zu ertheilen. Das ſey aber auch der ganze Einfluß, den er dabey zu haben wünſche; denn eine nähere unmittelbare Aufſicht über das Theater habe er, wie der Miniſter v. H. wiſſe, gleich Anfangs verbeten. Sollte man ſich gleichwohl von ihm mehr verſprochen haben, als er zugeſagt, ſo müſſe er ſich gefallen laſſen, daß man ſich zu dem allen nicht gehalten glaube, was Herr Schwan, auch außerdem ihm verſprechen zu dürfen, mündlich und ſchriftlich verſichert habe. Er ſähe wohl, daß es, ungeachtet aller großen Verheißungen im Namen Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht, auf nichts weiter angeſehen ſey, als auf eine etwanige Schadloshaltung der Reiſekoſten und ſeines Zeitverluſts; und wenn die Reiſen und die verlaufene Zeit, mit der er allerdings ein wenig ſparſam zu ſeyn Urſache habe, wegfielen, er auch nichts zu erwarten befugt ſey. Ja, er würde ſich ſchämen, unter dieſem Titel das Geringſte anzunehmen.

Dieſer Vorſchlag ſchmeckte zu ſehr nach Billigkeit, und war für keine Parthey. Gleichwohl nahm der Miniſter ihn an, oder ſchien ihn vielmehr anzunehmen. Seyler, der deshalb in Dresden keinen neuen Contrakt geſchloſſen, kam auch wirklich nach Manheim, fand aber alles ganz anders, als man es ihm zugeſagt. Den Churfürſten hatte die Gegenparthey ganz wider ſeine Geſellſchaft eingenommen, und niemand wollte von ihm etwas wiſſen. Leſſing, den man ſchon ſo gut als weggebiſſen, hatte ihn empfohlen; und von deſſen Empfehlung ſollte in die Pfalz nichts kommen. Seyler wollte ſich über dieſe ungerechte Behandlung beſchweren. Aber Fürſten und Prinzen, Miniſter und Räthe hielten Wache vor dem Zimmer des Churfürſten, dem Seyler eine Supplik zu Füßen zu legen ſuchte. Man nahm lieber Marchands Geſellſchaft, und gab dieſem noch einmal ſo viel als man Seylern angeboten. Lachen Sie, ſchrieb einer ſeiner Freunde an Leſſingen, Marchand erhält 18000 Fl., damit er die dicke Amme ſey, welche das mächtige Wiegenkind, die Deutſche Nationalbühne, womit die Pfalz ſo lange ſchwanger ging, zur Geburt helfe. Heiliger Gott! was muß man erleben! Mit Leſſingen fängt man an, und mit Marchand hört man auf! —

Bey dieſer offenbaren Mißhandlung, der ſich Seyler ausgeſetzt ſah, und die ihn in großen Schaden brachte, nahm er zu einer unſchuldigen Liſt ſeine Zuflucht. Er ließ dem Juſtizminiſter, der ihn eben ſo wenig vor ſich ließ, und auch ſeine Supplik an den Churfürſten nicht annehmen wollte, gerade heraus ſagen: wofern man ihm nicht hinlängliche Genugthuung gäbe, ſo wäre er entſchloſſen, mit Leſſingen über das erlittene Unrecht gemeinſchaftliche Sache zu machen, und das unbillige Verfahren des Pfälziſchen Hofes der ganzen Welt aufzudecken. Von Leſſings Seite wäre man wohl davor ſicher geweſen: denn er ließ ſeine Gegner nicht gern merken, daß ihm weh geſchehen ſey; man mußte aber dergleichen, nach einem Schreiben, das er an den Miniſter von H. für Seylern ergehen laſſen, doch vermuthet haben. In dieſem Schreiben hatte er unter andern geſagt: „Ich könnte meines Theils mit einem kleinen

Desappointement (das iſt der gelindeſte Name, den ich dem Betragen gegen mich geben kann,) ſchon vorlieb nehmen; aber ich möchte nicht gern auch noch ſo wenig beygetragen haben, wenn es auch nur durch eine bloße Empfehlung geweſen wäre, daß ehrliche Leute in Verlegenheit geſetzt würden, wovon ſich die Großen freylich keinen Begriff machen können.“ Kurz, Seiler erhielt zu ſeiner Schadloshaltung 1000 Reichsthaler! Und Leſſing nichts? — Bey Leibe! Mit einem Billet des Miniſters ein Geſchenk zur Vergütung der Reiſekoſten, und ein ſchön vergoldetes und mit Leder überzogenes Käſtchen mit dreyßig kupfernen Medaillen *). Man weiß, daß die Kunſt ſich in Kupfer eben ſo gut ausnimmt, wie in Silber oder Gold, wodurch ſie, vornehmlich bey einem Gelehrten, der Gefahr ausgeſetzt wird, in dem Tiegel verloren zu gehen!

*) Es iſt eine Folge von Medaillen, die ſich mit dem erſten Pfalzgrafen der Bayeriſchen Herzoge, Ludwig, anfängt, und bis auf den jetzigen Churfürſten Carl Theodor geht, welcher dieſe Medaillen durch ſeinen Münzrath und Graveur Schäfer den Sohn 1758 hat ſchneiden laſſen. Sie ſind vortreflich gearbeitet, und gewiß das Meiſterſtück dieſes Künſtlers.

Von dieſem Handel, den man vielleicht ein wenig zu offenherzig erzählt, (weshalb man den Leſer um Vergebung bitten muß, der die Begebenheiten nicht ſo plan und gradezu haben will, wie ſie in der Welt vorfallen) redete Leſſing ſehr wenig; und ſelbſt ſeinem Freunde Herrn Nikolai, als er ſich dieſerwegen bey ihm erkundigte, ſchrieb er weiter nichts, als dieſes: „Von wegen der Nationalſchaubühne hätte Ihnen einfallen ſollen, was Chriſtus von den falſchen Propheten ſagt, die ſich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden. So alsdenn jemand zu Euch ſaget, hier iſt Chriſtus, oder da, ſo ſollt ihrs nicht glauben. Werden ſie euch ſagen, ſiehe er iſt in Wien, ſo glaubets nicht! ſiehe, er iſt in der Pfalz, ſo gehet nicht hinaus. Wenigſtens wenn mir dieſer Spruch zu rechter Zeit beygefallen wäre, ſo ſollte ich noch nach Manheim kommen. Dieſes iſt alles, was ich Ihnen von einer Sache ſagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte.“

Nach dieſer in den Zeitungen ſo ausposaunten theatraliſchen Aufklärung und Reformation, die Leſſing ſich aber nach' ſeiner Zurückkunſt von Manheim ganz aus dem Sinne ſchlug, beſchäftigte er ſich hauptſächlich mit der polemiſchen Theologie, deren lächerliche Seite ihn bald ſo ſehr anzog, daß ihm alle theatraliſche Arbeiten dagegen ſchal und wäſſerig ſchienen. An Verbeſſerung der Theologie dachte er dabey vermuthlich nicht, wohl aber an Aufrechthaltung des geſunden Menſchenverſtandes. Er hielt die modiſche Aufklärung für die abſcheulichſte Inconſequenz, deren ſich die Lutheriſchen Gottesmänner jemals ausgeſetzt, und glaubte, ſie führten nichts geringeres im Schilde, als die geſunde Vernunft aus der Philoſophie zu verjagen, und Theologie und Philoſophie ſo zuſammen zu kneten, daß beyde nur Eins wären, aber deſto widerwärtiger.

Leſſing zog, wie ſchon oben bemerkt iſt, die alte orthodoxe, im Grunde tolerante Theologie, der neuen, im Grunde untoleranten vor, weil jene mit dem geſunden Menſchenverſtande nichts zu thun hat, und dieſe ihn gern beſtechen möchte. Er wollte ſich mit ſeinem offenbaren Feinde vertragen, um gegen ſeinen heimlichen deſto beſſer auf ſeiner Hut ſeyn zu können. Er entfernte ſich aber, wie es im Streiten zu geſchehen pflegt, von dieſer Abſicht: nicht, als ob er im Grunde anderer Meynung aus Ueberzeugung geworden wäre, ſondern weil der übertriebene Eifer der Orthodoxen ſeine Vernunft ein wenig zu ſehr erwärmte, ſo daß er jene Schwächen mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zuzudecken vergaß. Das meiſte davon iſt ſchon in der Vorrede zum theologiſchen Nachlaſſe angeführt, und man wird hier nur dasjenige nachholen, was darin übergangen worden.

Bekanntlich verlor Leſſing in Braunſchweig über die Herausgabe der oft erwähnten Fragmente die Cenſurfreyheit, welche er von dem Herzoge, zur Herausgabe ſeiner Beyträge aus der Wolfenbüttelſchen Bibliothek, erhalten hatte.

Die Gründe dazu waren wichtig und einleuchtend. Der regierende Herzog von Braunſchweig war abgelebt und hinfällig; die Reſcripte wurden nicht mehr von ihm eigenhändig unterſchrieben, ſondern nur mit einem nachgeſchnittenen Stempel, auf ſeine mündliche Einwilligung, ſignirt. Der Erbprinz lag zu Felde, und die ganze Regierungslaſt ruhete auf dem geheimen Miniſterium. Der Miniſter Hr. v. Praun hatte Leſſings gelehrtem Unfuge bisher mit großer Nachſicht mehr zuſehen müſſen, als zugeſehn; aber zu ſeinem theologiſchen, den er beſonders mit der Herausgabe des 3ten Theils ſeiner Beyträge, und des Fragments: vom Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger anrichtete, erlaubte ſein Gewiſſen ihm nicht, länger zu ſchweigen.[*]

Die Wayſenhausbuchhandlung zu Braunſchweig, von der Leſſing ſeine damaligen theologiſchen Sachen verlegen ließ, erhielt unter dem 6ten Jul. 1778 den Befehl, nicht das Geringſte von ihm mehr zum Drucke anzunehmen, es ſey denn zuvor die Handſchrift an das fürſtliche Miniſterium eingeſandt, und von demſelben gebilligt worden, noch viel weniger, wenn dergleichen etwa wirklich unter der Preſſe ſich befinden ſollte, es auszugeben, vielmehr aber ein genaues Verzeichniß von den vorräthigen Exemplaren des 3ten und 4ten Theils der Beyträge und der darauf ſich beziehenden Stücke, nebſt einer Note über den Betrag deſſen, was bisher daraus gelöſet worden, einzureichen, und kein Exemplar mehr davon zu verkaufen.

Zur Urſache dieſer genommenen Cenſurfreyheit gab das fürſtl. Reſcript an, daß Leſſing die noch zum Ueberfluß ausdrücklich beygefügte Klauſel, nichts drucken zu laſſen, was die Religion und die guten Sitten beleidigen könne, höchſt muthwillig übertreten habe. Er rechtfertigte ſich zwar in ſeiner Verantwortung damit: er habe ſie nur ſo verſtehen können, daß er in ſeiner Perſon, aus ſeinem Kopfe, in einem dogmatiſirenden, affirmativen Tone nichts ſolle drucken laſſen, was beſonders der Religion entgegen ſey; und in dieſem Verſtande wäre ihm nichts heiliger geweſen, als dieſe Klauſel. Wenn aber der Concipient dieſes Reſcripts ſie nun auch dahin ausdeuten wolle, als ob ihm dadurch unterſagt worden, daß ſelbſt von dem, was er von fremder Arbeit aus Manuſcripten bekannt machen würde, nichts die Religion betreffen müſſe, ſo könne er unmöglich glauben, daß dieſes des Herzogs Meynung ſey. Es wäre ja von jeher erlaubt geweſen, die Einwürfe der Ungläubigen gegen die Religion bekannt zu machen, damit man den Rechtgläubigen Gelegenheit verſchaffe, ſie beantworten zu können, und unſer Glaube nicht den Vorwurf erhalte, daß man irgend etwas, was dagegen geſagt werde, unterdrücke. Er würde eher die ganze Herausgabe ſeiner Beyträge aufgegeben, als ſich einer ſo unchriſtlichen Einſchränkung unterworfen haben, die dem regierenden Herzoge gar nicht ähnlich ſehe. Er ſelbſt habe ja die Fragmente mit einer Widerlegung begleitet, die von unverdächtigen Lutheriſchen Theologen mehr gelobt worden, als ihm die Beſcheidenheit nachzuſagen zulaſſe. Er werde aber deſſen ungeachtet gehorchen, und von den Fragmenten nichts mehr drucken laſſen, ehe er es nicht einem Fürſtl. Miniſterium zur Unterſuchung vorgelegt; doch hoffe er, daß Es der Wayſenhausbuchhandlung bedeuten werde, unter das Verbot der Fragmente nicht ſeine Antigöziſchen Blätter mit zu rechnen: denn dieſe bitte er, nach wie vor, ohne Cenſur in dem Verlage derſelben drucken laſſen zu dürfen. Er wäre in dieſem Streite der angegriffene Theil. Das Bitterſte, was er gegen Gözen bisher vorgebracht, wären nur Complimente gegen das, womit Göze ihn beleidigt; und der ganze Streit hätte auf die chriſtliche Religion keinen Einfluß.

Auf ſeine Verantwortung erfolgte aber nichts, ſondern unter dem 13ten Jul. ein Reſcript an ihn ſelbſt, das der regierende Herzog zu ſigniren Anſtand genommen, aber auf Zureden des Miniſters endlich doch ſignirt hatte. Es war des noch ſchärfern Inhalts: die Handſchrift des Ungenannten, woraus die Fragmente entlehnt, integraliter. nebſt den etwa genommenen Abſchriften, binnen acht Tagen unfehlbar einzuſchicken, und ſich aller fernern Bekanntmachung dieſer Fragmente und anderer ähnlichen Schriften, bey Vermeidung ſchwerer Ungnade und ſchärfern Einſehens, gänzlich zu enthalten. Auch ſey ſeine Diſpenſation von der Cenſur hiermit aufgehoben, und das Original davon von ihm zurückzuliefern.

Dieſem Befehle gehorchte Leſſing ungeſäumt, und gab das Original der Diſpenſation von der Cenſur zurück. Er war verſichert, daß er durch den Gebrauch derſelben mehr Gutes als Böſes geſtiftet habe, und ſehr gleichgültig, ob dieſes *jetzt* oder *hier* (in Wolfenbüttel und Braunſchweig nehmlich) einige Theologen begriffen oder nicht. Er überreichte zugleich das oft erwähnte Manuſcript in aller Vollſtändigkeit, nur in etwas beſſerer Ordnung, als er es gefunden. Es fehlten zwar daran einige Bogen; er zeigte aber an, daß der Erbprinz ſie bey ſich hätte. Das, was er ablieferte, betrug 335 beſchriebene Oktavſeiten. Er bat um ein Recepiſſe, mit dem er ſich einmal über das Abkommen dieſes Manuſcripts von der Bibliothek legitimiren könne; und ſchloß endlich damit, daß der kleine Theil davon, der in den Fragmenten des erſten Entwurfs, in der Herzoglichen Bibliothek geſtanden, ganz und völlig ausgearbeitet bereits in mehrern Abſchriften exiſtire und von Hand in Hand gehe. Käme das ganze Werk ans Licht, als wozu die vom Conſiſtorio zu Wolfenbüttel ſo unbedachtſam eingeleitete Confiskation einiger Stücke deſſelben leicht Gelegenheit geben könnte, ſo möchte man ihn außer Verdacht eines Antheils daran haben.

Unter dem 3ten Auguſt bekam er darauf zur Reſolution, (die man wohl, um dem kranken Herzoge nicht zu läſtig zu fallen, ohne ſein Wiſſen figurirt haben mochte) daß ſein Geſuch nicht Statt habe, und er ohne Vorwiſſen des Miniſteriums auch auswärts nichts drucken laſſen dürfe. Zugleich wurde ihm ernſtlich verwieſen, daß er das fürſtliche Conſiſtorium bey Ausübung der dieſem Landescollegio obliegenden theuren Pflichten, einer Unbedachtſamkeit zu beſchuldigen ſich nicht zu viel ſeyn laſſen.

So viel darf wohl ein Laye dem andern ins Ohr fliſtern, daß, wenn eine Schrift wider die chriſtliche Religion viel geleſen werden ſoll, ein Conſiſtorium nur den weltlichen Arm dagegen zu Hülfe rufen darf. Dieſe Fragmente ſind ein Beweis mehr davon. Ehe das Braunſchweigiſche Miniſterium ſein Verbot dagegen ergehen ließ, wurden die Beyträge wenig geleſen, hoch geprieſen und vergeſſen. Nachdem ſie aber confiſcirt waren, wollte jedermann wiſſen was es wäre, daß ſo viele chriſtliche

Goliathe und Davide ſich aufmachten, dem Herausgeber einem Felſen oder ein Steinchen an den Kopf zu ſchleudern. Die Fragmente wurden alſo nachgedruckt, und ſogar von Leuten geleſen, die außer ihrer Poſtille und ihrem Kubach kein Buch anſehen. Die chriſtlichen Conſiſtoria machen mit ihren Verfügungen Unchriſten. Sie wollen Wölfe und Füchſe auch zu Schafen haben. Verſtänden ſie ſich auf die Natur dieſer Thiere, die ſich bey allem dieſem Beginnen nicht ändert, ſo verfielen ſie nicht immer in denſelben Fehler, und verbreiteten die Freygeiſterey wider Willen.

Man will ſogar verſichern, daß Leſſing über die wenige Senſation, die das erſte Fragment im Publico gemacht, ärgerlich geweſen, und die nachherige Confiscation derſelben unter der Hand mehr betrieben, als öffentlich zu verhindern geſtrebt habe. Die Confiscation wäre ſein einziger Wunſch geweſen, und der einzige Liebesdienſt, den ihm der ſelige Miniſter von Praun erwieſen. Die Sache klingt ein wenig zu boshaft; doch iſt ſie möglich. Denn er ſchrieb ſeinem jüngſten Bruder nach Berlin: Ich habe meine Urſachen, warum ich die Confiscation des neuen Fragments (vom Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger) recht gern geſchehen laſſe. Nur ſoll man meine Schriften nicht zugleich mit confiſciren; und darüber beiße ich mich noch gewaltig herum: feſt entſchloſſen, die Sache aufs äußerſte ankommen zu laſſen, und eher meinen Abſchied zu nehmen, als mich dieſer vermeynten Demüthigung zu unterwerfen.“ –

Der Bruch des Hauptpaſtors Göze mit Leſſingen ſoll daher entſtanden ſeyn. Göze, der ſeinen Sohn in Helmſtädt beſuchen wollte, oder ihn dahin brachte, reiſete durch Braunſchweig, und von da aus nach Wolfenbüttel, um Leſſingen zu ſprechen, der an eben dem Tage mit einigen Hamburgiſchen Freunden nach Braunſchweig gegangen war. Da ſie einander alſo verfehlt hatten, ſo ging Leſſing, der es erfuhr, mit dem Herrn Profeſſor Eſchenburg in das Wirthshaus, wo Göze in Braunſchweig abgeſtiegen, aber von Wolfenbüttel noch nicht zurück war. Sie gaben alſo Karten ab. Den Morgen darauf reiſete Göze in aller

Frühe wieder fort. Nicht lange hernach ſchrieb er an Leſſingen, und erſuchte ihn, eine in der Wolfenbüttelſchen Bibliothek befindliche Bibelausgabe, wegen einer gewiſſen Stelle, zu collationiren, und, wenn dieſe ſich ſo verhielte, wie er auf einem Zettel bemerkt hätte, bloß das Wort: concordat, darunter zu ſchreiben. Leſſing verſäumte, ihm zu antworten. Göze beklagte ſich darüber in der ſchwarzen Zeitung, nannte ihn aber nicht bey ſeinem Nahmen, ſondern nur den berühmten Bibliothekar einer berühmten Bibliothek, und fügte hinzu: er habe ſich darauf an einen berühmten Geiſtlichen eben dieſes Orts, den ſel. Generalſuperintendenten Knittel, gewendet, der ihm ſogleich mit umgehender Poſt alle erwünſchte Auskunft gegeben habe. Leſſing, da er dieſes las, wollte an Gözen ſchreiben und ſich entſchuldigen; aber auch das vergaß er, und Göze der ein beſſeres Gedächtniß hatte, nicht. Er erzählte dieſen Vorfall der Welt *), und blies darauf in den ſchwarzen Zeitungen gegen die Fragmente, wie es einem Wächter Zions gebührt.

---

*) Leſſings Schwächen S. 18

Allein ehe dieſer theologiſch-komiſche Streit recht ausbrach, ſtarb Leſſingen ſeine Frau im Kindbette. Dieſes Unglück, dem er noch wenige Tage vorher zu entgehen glaubte, drückte ihn ſehr nieder, und war vielleicht Schuld, daß er bey Gözen eine Gefälligkeit unterließ, die er dem unbekannteſten Gelehrten nicht ſo leicht zu verſagen pflegte, ſo geringfügig die Sache an und für ſich ſelbſt ſeyn mochte. Hätten ſich aber alle dieſe kleinen Umſtände auch nicht ereignet; Göze hätte wahrſcheinlich doch gegen die Fragmente und ihren Herausgeber zu ſchreiben nicht unterlaſſen: denn es war einmal bey ihm unumſtößlicher Grundſatz, über alles, was er in das Verhältiß mit Gott zwingen konnte, die menſchlichen Verhältniſſe zu vergeſſen. Leſſing hätte ſonach einen Streit nicht vermeiden können, der eine heilſame Erſchütterung des Zwerchfells auch für denjenigen war, der wohl wußte, was dem Eifer eines Göze entgegen zu ſtellen ſey; und für die, welche nicht ſo weit ſind, ward er ſogar unterrichtend.

Vielleicht hatte Göze für ſich ſelbſt ein inniges Wohlgefallen an dem Antigöze, und wurde nur giftig, als der Streit ernſthaft werden ſollte. So ſcheint auch das Braunſchweigiſche Miniſterium im Grunde gedacht zu haben. Es ließ eilf Stücke Antigöze geruhig in die Welt gehn; nur als Leſſing den Streit auf eine wichtige und ernſthafte Seite lenkte, nahm es ihm Schreib- und Druckfreyheit.

Jetzt that Leſſing einen Schritt, von dem er ſich ſehr ſchlimme Folgen verſprach. Er ließ nehmlich einen Bogen gegen Göze unter dem Titel: Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Göze, zu Berlin drucken, obgleich Wolfenbüttel darauf ſtand, und zeigte es dem Braunſchweigiſchen Miniſterio ſelbſt an.

Dieſes verwies ihm ſeinen Schritt unter dem 17ten Auguſt, und verbot ihm nochmals, etwas in Religionsſachen ſo wenig im Braunſchweigiſchen als im Auslande, unter ſeinem, noch andern angenommenen Nahmen, ohne Genehmigung des Fürſtlichen Geheimen Miniſteriums drucken zu laſſen.

Deſſen ungeachtet blieb Leſſing feſt entſchloſſen, Gözen nichts unbeantwortet zu laſſen, und ließ in Hamburg, wohin er in Angelegenheiten ſeiner Stiefkinder im Sommer reiſete, auf das dritte Stück ſeiner Schwächen, die Göze ziemlich ſtark werden ließ, eine Antwort drucken. Das Braunſchweigiſche Miniſterium nahm aber weder davon Notiz, noch verfügte es das Geringſte weiter dagegen. Es mochte wohl einſehn, daß der Miniſter von Praun in dieſer Sache ſchon zu viel verfügen laſſen, und der Beyfall des abweſenden Erbprinzen ſchwerlich zu erwarten ſtehe: denn der dritte und vierte Theil der Leſſingiſchen Beyträge wurde wieder zum Verkauf frey gegeben, und Leſſing ſchrieb, was ihm beliebte; nur wagte er nicht, es im Braunſchweigiſchen drucken und verlegen zu laſſen.

Auf dieſe gerechte und weiſe Klemme, in die ihn ein wachſames Conſiſtorium zu nehmen endlich Mittel und Wege gefunden, bekam Leſſing das Heimweh nach dem freyen Felde des Theaters, und kündigte ſeinen Nathan an, den er ſchon vor drey Jahren, gleich nach ſeiner Zurückkunft aus Italien, ins Reine bringen und drucken laſſen wollte. Er glaubte dadurch dem Feinde (nicht dem böſen Feinde) in die Flanken zu fallen, und da er keine Fragmente mehr herausgeben durfte, wenigſtens ein Stück zu liefern, auf das die Orthodoxen und Unorthodoxen zwar heimlich kräftig ſchimpfen, gegen das aber die Letztern ſich öffentlich zu erklären, wohl unterlaſſen würden.

Anfangs ſtand man in den Gedanken, es würde ein ſatiriſches Stück werden, um den theologiſchen Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlaſſen; deshalb waren Leſſings Freunde, vornehmlich Moſes Mendelsſohn, damit gar nicht zufrieden. Nur als Leſſing erklärte, daß es nichts weniger als etwas dergleichen, ſondern ein ſo rührendes Stück werden ſolle, als er nur jemals gemacht, billigte es Moſes um deſto mehr, weil er hoffte, daß es Leſſingen von dem Streite mit Gözen abbringen würde, an dem Moſes nicht viel Geſchmack zu haben ſchien. Es war wirklich eine ſonderbare Eigenheit dieſes philoſophiſchen Freundes, daß er ſolche Dinge mit der größten Feyerlichkeit und unverſtelltem Ernſte behandelt wiſſen wollte. Auch war Leſſing ſo ziemlich dieſer

Meynung: nur glaubte er ſich berechtigt, unter dem, was eigentlich dazu gehörte, und dem, was Liſt und Heucheley dazu erhoben, einen nicht kleinen Unterſchied zu machen. Weder Voltaire, noch der Philoſoph von Sansſouci, noch ſonſt ein vernünftiger Mann ohne poſitive Religion, haben je die Moral lächerlich machen wollen: dazu hatten ſie zu viel Weltkenntniß; nur alle alberne Mährchen, welche abgeſchmackte Ammen für erzählbar erachteten, und die vergangene Zeit in Dunkel gehüllt hat, ſahen ſie nicht für heilige Dinge an.

Wie das Publicum den Nathan aufgenommen, wie er auch zum Theil kritiſirt worden, kann ein ſchönes Capitel in der Kirchenhiſtorie abgeben. In der Geſchichte der Vernunft wird das Stillſchweigen davon das beſte ſeyn. Nicht, als wenn es gar keine Kunſtrichter noch Leſer gegeben, die den Geiſt dieſes Gedichts durchdrungen, und die Abſicht des Dichters erkannt hätten: ſo ſehr fällt das Gute nie; ſondern, weil es deren ſo wenige gab und giebt, die bloß vernünftige Menſchen zu ſeyn ſich nicht ſchämen, und dieſe wenigen ſich mehr des Abſcheus oder wenigſtens der Verachtung gewärtigen, als der grimaſſirten Duldung.

Leſſingen hinderte ſeine Krankheit, den Nathan mit einer Vorrede in die Welt zu ſchicken, worin er die gebrauchten Arabiſchen Worte und Nahmen erklären wollte. Der Derwiſch, ein Nachſpiel zum Nathan, und eine Abhandlung über die dramatiſche Interpunktion ſollten der zweyte Theil dazu werden. Von den letzten beyden Stücken hat ſich gar nichts unter ſeinen Handſchriften gefunden, und von ſeiner Vorrede nur zwey Blätter, die aber ſehr unleſerlich geſchrieben ſind. Hier iſt, ſo viel man davon herausbringen können. Auf einem Quartblatte ſteht dieſes:

„Es iſt allerdings wahr, und ich habe kei-
„nem meiner Freunde verhehlt, daß ich den er-
„ſten Gedanken zum Nathan im Dekameron
„des Boccaz gefunden. Allerdings iſt die dritte
„Novelle des erſten Buchs, dieſer ſo reichen
„Quelle theatraliſcher Produkte, der Keim,
„aus dem ſich Nathan bey mir entwickelt hat.
„Aber nicht erſt jetzt, wohl erſt nach der
„Streitigkeit, in welche man einen Layen, wie

„mich, nicht bey den Haaren hätte ziehen ſollen. Ich erinnere dieſes gleich Anfangs, damit meine Leſer nicht mehr Anſpielungen ſuchen mögen, als deren noch die letzte Hand hineinzubringen im Stande war.“

„Nathans Geſinnung gegen *alle* poſitive Religion iſt von jeher *die meinige* geweſen. Aber hier iſt nicht der Ort, ſie zu rechtfertigen.“

Auf einem andern Blatte ſteht Folgendes:

„Vorrede.

„Wenn man ſagen wird, dieſes Stück lehre, daß es nicht erſt von geſtern her unter allerley Volke Leute gegeben, die ſich über alle geoffenbarte Religion hinweggeſetzt hätten, und doch gute Leute geweſen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz ſichtbar meine Abſicht dahin gegangen ſey, dergleichen Leute in einem weniger abſcheulichen Lichte vorzuſtellen, als in welchem der chriſtliche Pöbel ſie gemeiniglich erblickt: ſo werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben.“

„Denn beydes kann auch ein Menſch lehren und zur Abſicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen ſolchen zu ſtellen, bin ich nicht verſchlagen genug: doch dreiſt genug, mich als einen ſolchen nicht zu verſtellen.“ —

„Wenn man aber ſagen wird, daß ich wider die poetiſche Schicklichkeit gehandelt, und jenerley Leute unter Juden und Muſelmännern wolle gefunden haben: ſo werde ich zu bedenken geben, daß Juden und Muſelmänner damals die einzigen Gelehrten waren; daß der Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menſchlichen Geſchlechte bringen, zu keiner Zeit einem vernünftigen Manne müſſe auffallender geweſen ſeyn, als zu den Zeiten der Kreuzzüge, und daß es an Winken bey den Geſchichtſchreibern nicht fehlt, ein ſolcher vernünftiger Mann habe ſich nun eben in einem Sultane gefunden.“

„Wenn man endlich ſagen wird, daß ein Stück von ſo eigner Tendenz nicht reich genug an eigner Schönheit ſey: — ſo werde ich

„ſchweigen, aber mich nicht ſchämen. Ich bin
„nur eines Ziels bewußt, unter dem man auch
„noch viel weiter mit allen Ehren bleiben
„kann.“

„Noch kenne ich keinen Ort in Deutſchland,
„wo dieſes Stück ſchon jetzt aufgeführt wer-
„den könnte. Aber Heil und Glück dem, wo
„es zuerſt aufgeführt wird.“ –

Vielleicht vollendete Leſſing dieſe Vorrede nicht, weil ihn, noch vor Beendigung des Nathan, die Semleriſche Beantwortung der Fragmente in die Hände fiel. Dadurch ward er auf einmal wieder in den theologiſchen Streit gezogen. Alle heitre Stunden, die ihm ſeine Kränklichkeit ließ, verwendete er auf Leſung ſeiner theologiſchen Gegner, und auf Entwerfung von Briefen an verſchiedene Theologen, denen es an ſeinen theologiſchen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt hatte. Der Anfang derſelben findet ſich im Theologiſchen Nachlaſſe.

Endlich kam der Erbprinz zurück, und trat bald darauf die Regierung an. Von dem ganzen miniſterialiſchen Verbote wurde nichts mehr erwähnt, und Leſſing genoß bis an ſein Ende der Gnade des neuen Herzogs, auf eine vorzügliche Art.

Der Miniſter von Praun war ſogar nicht im Stande, mitzuwirken, als das Corpus Evangelicorum im Herbſte 1780, der Fragmente wegen, den Reichsfiſkal wider Leſſingen excitiren wollte. Der Herzog ließ dieſen ſelbſt rufen, und eröffnete es ihm, mit der großmüthigſten Verſicherung ſeines Schutzes. Ein Anderer würde über dieſen Vorfall deſſen ungeachtet betreten geweſen ſeyn; Leſſing aber freuete ſich herzlich, daß die Fragmente und ſein Nathan endlich Aufſehn erregten, welches ſie ihm Anfangs nicht genug machten. Aber leider kränkelte er nach Vollendung ſeines Nathans in Einem fort.

Daß der Nathan, dieſes herrliche Lobgedicht auf die Vorſehung *), Leſſings letzte Tage verbittert, wo nicht gar am Ende ſein Leben abgekürzt habe; daß die Kabale aus den Studierſtuben und Buchläden in die Privathäuſer ſeiner Freunde und Bekannten gedrungen

---

*) Moſes Mendelſohns Morgenſtunden. Berlin 1786. S. 269 — 273

ſey; daß Leſſing, der allenthalben willkommene Freund und Bekannte, allenthalben trockne Geſichter, zurückhaltende, froſtige Blicke, kalte Bewillkommung und frohe Abſchiede gefunden; daß er ſich endlich von ſeinen Freunden und Bekannten verlaſſen, und allen Nachſtellungen ſeiner Verfolger bloß geſtellt geſehn: das iſt eine unrichtige Vorſtellung des kranken Moſes, die nicht Partheylichkeit oder zu große Freundſchaft, ſondern nur die täglich ſteigende Siechheit ſeines Körpers hervorbrachte. Denn an dem ſah man am beſten, wie wenig die Seele in einem ungeſunden Körper iſt. Leſſing verlor ſeine jovialiſche Laune, und ward eine ſchläfrige, gefühlloſe Maſchine, nicht weil viele Kleine und Große zu ſeinem theologiſchen Streite und ſeinem Nathan ſcheel ſahen, ſondern weil in ſeinem Körper etwas war, das an ſeiner übrigen geſunden Conſtitution nagte, wie man aus der Beſchreibung der Zergliederung ſieht, die mit ſeinem Leichname *) angeſtellt wurde.

---

*) Dieſer Aufſatz aus dem Göttingiſchen Magazin der Wiſſenſchaften und Litteratur iſt weiter unten beygefügt, weil er dem theilnehmenden Leſer dieſer Nachrichten unentbehrlich iſt.

Bey dem allen, daß er ſich Feinde gemacht haben konnte, hatte er auch Beſchützer und Freunde. Der jetzt regierende Herzog von Braunſchweig, deſſen Gnade er, wie man geſehn, verloren zu haben ſich einige Zeit einbildete, zeigte nachher gegen ihn die huldreichſten Geſinnungen, und Leſſing ward davon durch die ſichtbarſten Aeußerungen des ganzen Hofes bis an ſeinen Sterbetag gänzlich überzeugt. Selbſt nach ſeinem Tode gab der Herzog den unläugbarſten Beweis ſeiner Zufriedenheit mit ihm. Er ließ ihm auf ſeine eigne Koſten, und von freyen Stücken, ein ſehr anſtändiges Begräbniß veranſtalten.

Wem ein ganzer Hof mit Achtung begegnet, dem entziehen ſich ſeine Bekannten nicht ſo leicht. Sollte es aber ja einen Freund gegeben haben, der Leſſingen über ſeine theologiſchen Streitigkeiten oder gar über ſeinen Nathan ſein Herz entzogen hätte, der kann gewiß glauben, daß Leſſing dieſes mit unter das Glück rechnete, das ihm die Herausgabe der Fragmente oder des Nathans machte. Moſes Mendelsſohn ſah in ſeinen letzten Tagen die

Sache der poſitiven Religion mit ganz andern Augen an, als der vernünftige Weltmann, der jeden gern bey der Meynung läßt, die er ſich gemacht, oder machen laſſen, wenn nur ſonſt alles in der menſchlichen Ordnung bleibt. Er hielt dafür, es ſey um die Moral und die ganze Tugend des Menſchen geſchehen, wenn die poſitive Religion in ihrem wahren Lichte betrachtet werde. Auch konnte er gegründete Urſache haben, wegen ſeiner Glaubensgenoſſen ſo beſorgt zu ſeyn. Leſſing aber hegte von den Chriſten eine größere Idee. Er glich einem Generale, der einen forcirten Marſch thun muß, und nicht darauf ſehen kann, ob einer und der andre Schwache darüber liegen bleibt. Mit ſolchen menſchenfreundlich ſcheinenden Betrachtungen könnte man aller Wirkſamkeit ein Ende machen. Aergerniß hin, Aergerniß her! Iſt jemals ein orthodoxes Buch verboten worden, weil ſich der vernünftige Mann daran ärgerte?

In dem, was Leſſing in der noch übrigen Zeit ſeines Lebens drucken ließ, kann man vielleicht hier und da eine Spur zu entdecken glauben, daß die Kränklichkeit ſeines Körpers nicht ohne allen Einfluß auf ſeinen Geiſt geblieben ſey.

Unter dem 23ſten November 1779 ſtand im Wiener Diarium ungefähr Folgendes: „Leſſing, deſſen Verdienſte ſchon ſo allgemein berühmt und bekannt wären, daß ſie nicht erſt nöthig hätten, durch einen ſchwachen Federzug der Zeitungsſchreiber erhoben zu werden, habe wegen einiger Fragmente von der Judenſchaft zu Amſterdam ein Geſchenk von 1000 Dukaten erhalten. Belohnungen dieſer Art, hieß es weiter, verdienten allerdings öffentlich angemerkt zu werden, weil ſie zugleich die Ueberzeugung wirkten, daß ächte Verdienſte und wahre Gelehrſamkeit nie unbelohnt blieben, und jedes Genie zur unverdroſſenen Nacheiferung aufmuntern müßten.“ —

Der Artikel war aus einer fremden Zeitung überſetzt, und wohl gar ohne böſe Abſicht von jemand verbreitet worden, der die Fragmente nicht kannte. Aber unter dem 27ſten eben dieſes Monats hieß es in demſelben Diarium: „Wir haben in unſrer letzten Zeitung No. 85. einfließen laſſen, daß Leſſing wegen Herausgabe einiger Fragmente von der Amſterdammer Judenſchaft mit 1000 Dukaten ſey beſchenkt worden. Die Sache iſt zwar vollkommen wahr; da wir aber durch eine noch beſſere Hand, als jene war, ſo uns dieſe Neuigkeit mittheilte, verſichert worden ſind, daß eben dieſe Fragmente wider die chriſtliche Religion höchſt anſtößig wären, und Leſſing auch ſchon ſchwere Ahndungen empfunden habe: ſo widerruft man hiermit alles auf das feyerlichſte, was man bey dieſer Gelegenheit zu Leſſings Lobe geſagt hat; je gewiſſer es iſt, daß Aufſätze, welche das Heilige der Religion antaſten, ſie mögen auch mit dem ſchönſten Prunk der Gelehrſamkeit prangen, nicht lobens-, — nein, ſondern im höchſten Grade verabſcheuungswürdig wären.“

Dieſer mit Lügen geſtopften Albernheit wollte Leſſing erſt in eben derſelben Zeitung durch ſeinen Stiefſohn, der ſich damals gerade in Wien befand, widerſprechen laſſen; aber dieſe politiſche Zeitung nahm wohl Unwahrheiten und Verläumdungen gegen einen ehrlichen Mann an, doch keine Rechtfertigung deſſelben.

Leſſing wollte nun einen beſondern Bogen drucken laſſen; allein die Cenſur in Wien war auch dagegen viel zu wachſam. Endlich wurde ein Bogen: Noch nähere Berichtigung des Mährchens von 1000 Dukaten, oder Judas Iſchariotḥ der Zweyte im November 1779, zu Regensburg ohne Cenſur gedruckt, und einige hundert Exemplare davon in Wien eingeſchwärzt, damit Leſſings Freunde und alle Unpartheyiſche die Sache ſelbſt beurtheilen möchten.

Wenn eine Abſicht bey der erſten Ausbreitung dieſes Mährchens war, ſo konnte es wohl ſchwerlich eine andere ſeyn, als die, daß ein Schalk über Chriſten lachen wollte, welche glaubten, daß es Juden gäbe, die ihre Dukaten ſo verſchleuderten; Leſſings Demüthigung oder Verkleinerung läßt ſich dabey nicht recht denken. Gleichwohl aber beantwortete er dieſe Poſſe mit einem Ernſte, mit dem kein Mährchen betrachtet zu werden verdient.

Eine gewiſſe Art Menſchen im Ernſt oder Scherz belehren, iſt vergeblich. Indem man ſich ganz in ihre Denkart verſetzt, wird man ihnen wider Willen gleich, oder ſcheint es wenigſtens.

Göze mochte ſich wohl unter der Hand Mühe gegeben haben, Leſſingen in Wien als einen Menſchen anzugeben, der keiner von den drey im Römiſchen Reiche geduldeten Religionen zugethan wäre, und den man einzuſperren, oder wenigſtens des Landes zu verweiſen, vor Gott nicht übel thun würde. Wie vergilt Leſſing dieſe Paſtoralempfehlung? Er giebt zu verſtehn, daß Göze ihn nur darum verfolge, weil er einen Theil des katholiſchen Religionsſyſtems gegen den blinden Eifer dieſes Lutheraners in Schutz genommen. Göze wolle eigentlich die Katholiken und Reformirten vertilgen, um ſein Lutherthum einzig und allein herrſchen laſſen zu können. Dies war allerdings eine höchſt erlaubte Diverſion, die Leſſing Gözen zu machen ſuchte; aber man konnte den edlen Streiter doch auch mißverſtehn, als wolle er den Reichshofrath ernſtlich gegen Gözen verhetzen, und nicht bloß ein unſinniges Verlangen abwehren, das Göze an den Reichshofrath gebracht hatte.

Der Satz, welcher der Schrift über die Erziehung des Menſchengeſchlechts zum Grunde liegt, kann zu Folgerungen Anlaß geben, die der Lehrer ohne Zweifel nicht bezweckte. Offenbarung, behauptet dieſer, iſt Erziehung, die dem Menſchengeſchlechte geſchehen, und noch geſchieht. Einige Gedanken und Winke ſeiner Abhandlung gehören zu den ſchönſten Ausſichten des menſchlichen Geiſtes, und verdienen die Bewunderung einer Zeit, wie ſie kommen muß, die mancher von uns gefundenen Wahrheit jene falſchen Folgerungen entziehen wird, welche leider oft mit der Wahrheit jung, aber hoffentlich nie ſo alt werden als ſie.

Noch möchte es ſcheinen, als habe Leſſing bey zerrütteten Geſundheitsumſtänden mehr Arbeiten übernommen, als bey völligen Kräften; denn er machte mit der Hamburgiſchen Theaterdirektion noch unter dem 9. Auguſt 1780 den Contrakt, ihr von zwey neuen Schauſpielen, die er jährlich zu verfertigen verſprach, (ob ihm gleich die Fortſetzung ſeines theologiſchen Streits ſchon alle Hände voll zu thun gab,) den alleinigen Gebrauch auf ſechs Monate zu laſſen. Sie ſtipulirte ihm funfzig Stück Louisd'or für jedes Schauſpiel. Dieſer Contrakt hieß indeß nichts mehr, als ein Verſprechen, dem Hamburgiſchen Publikum, welches ſich eines beſondern Rechts auf Leſſing ſchmeichelte, und ihn ſo ſehr liebte, daß es wohl Gegengunſt von ihm verdiente, ſeine Stücke eher zukommen zu laſſen, als jedem andern. Die Zeit der Verfertigung blieb immer in Leſſings Willkühr, da er nicht nach Maßgabe dieſer Zeit, ſondern für jedes Stück bezahlt werden ſollte. Die Unternehmer des Hamburgiſchen Theaters hofften, Leſſing würde ihnen jährlich zwey Stücke ſchaffen können, weil ſie ſich ſchmeichelten, ſein Pult enthalte deren eine ganze Menge faſt vollendeter; und Leſſing mochte mit ihnen über den unbedeutenden Ausdruck dieſer Hoffnung nicht zanken. Ein gutmüthiger Mann, der in der Menſchenkenntniß alt geworden iſt, legt keiner unſchädlichen Freude gern etwas in den Weg.

Was Leſſings häusliches Leben in Wolfenbüttel die letzte Zeit anbelangt, ſo war es ganz einfach und eingeſchränkt. Er liebte überhaupt keine großen Geſellſchaften, aber einen freyen offenen Umgang, der ihm ein nothwendiges Bedürfniß des Lebens geworden, das er Anfangs zu Wolfenbüttel gänzlich entbehrte. Doch währte es nicht lange, ſo hatte er auch da Freunde und Bekannte. Die erſten Jahre waren es der jetzige Geheimerath von Hoym, der Geheimerath von Praun, ſo lange Leſſing an deſſen Bücherordnung in der Bibliothek nichts änderte; der damalige Droſt, jetzt Däniſche Kammerherr, von Döring, Rektor Heuſinger, Profeſſor Leiſte, Abt Häſeler und einige andere, vornehmlich aber der ſelige junge Jeruſalem, und die letzten Jahre ſein Arzt, der Doktor Topp, der bald nach ihm ſtarb. Da dieſe Männer theils viele Berufsgeſchäfte hatten, theils für ſich fleißig ſtudirten, ſo hatte Leſſing freylich an keinem Orte, wenn ich Wittenberg ausnehme, ſo wenig Zerſtreuung, als zu Wolfenbüttel; und dieſes war wohl eine Miturſache, daß er der Theologie ſo viel Zeit ſchenkte, als wolle er wirklich Doktor der Theologie werden, wozu er doch von niemanden Genehmigung hatte, außer von dem ſeligen Erneſti.

Seine größten Erholungen und Zerſtreuungen machte er ſich wohl in Braunſchweig, wo er ſchon vertraute Freunde hatte und mehrere nach und nach bekam. Zu den erſteren gehörten Zachariä, der Konſiſtorialrath Schmidt, (von dem er zu ſagen pflegte, er wiſſe ſelbſt nicht, was er wiſſe, und den er ganz vorzüglich liebte) Herr Hofrath Ebert, und Herr Hofrath Eſchenburg; zu den letztern der damalige Kammerherr von Kuntſch, der Graf Marſchall, der damalige Oberſt, jetzige General, von Warnſtedt, (welcher Hofmeiſter des Prinzen Leopold war, und ihn auch nach Italien führte) und Leiſewitz, deſſen Julius von Tarent Gelegenheit zu ihrer Freundſchaft gab. Leſſing war die Oſtermeſſe 1776 mit Herrn Eſchenburg im Buchladen, um ſich das Neueſte und Merkwürdigſte auszuſuchen. Dieſes Trauerſpiel war mit darunter. Leſſing las es, und fand es vortrefflich. Er glaubte, es ſey von dem Herrn Geheimenrath Göthe. Herr Eſchenburg äußerte dagegen einige Zweifel. Deſto beſſer! ſagte Leſſing; ſo giebt es außer Göthen noch Ein Genie, das ſo etwas machen kann.

So bald alſo Herr Leiſewitz von Hannover, wo er damals lebte, nach Braunſchweig kam, brachte ihn Herr Eſchenburg zu Leſſingen. Seit der Zeit beſuchten ſie einander oft, und wurden bald Freunde.

Vor und nach ſeiner Verheirathung war Leſſing nicht ſelten ganze Wochen lang in Braunſchweig. Arbeiten nahm er nie daſelbſt vor; deſto fleißiger und eingezogener lebte er dafür in Wolfenbüttel. Es war ihm zur Gewohnheit, und dadurch zum Bedürfniß geworden, eine Zeitlang ohne Unterbrechung zu arbeiten, und dann wieder eine Zeitlang ununterbrochen nichts zu thun, das heißt, nichts zu ſchreiben, aber nichts deſto weniger zu denken, und wie die Bienen einzuſammeln. Wenn man ihn bloß als Schriftſteller betrachtet, ſo that er das Letzte viel zu unverhältnißmäßig, und war unfleißig. Und hätten ihn aus ſeiner gelehrten Muße nicht manchmal äußerliche Umſtände gebracht; er hätte noch manches nicht geſchrieben. So lange er aber verheirathet war, kam er wenig nach Braunſchweig, und ging in Wolfenbüttel noch weniger aus.

Dieſe Eingezogenheit war nicht bloßer Vorſatz und häusliche Verabredung, ſondern entſprang aus ſeinem damaligen Temperamente. Seine Freunde Hr. Eſchenburg und Hr. Leiſewitz haben von 1777 an eine gewiſſe Schwere und Schlafſucht an ihm bemerkt. In den heiterſten Zirkeln ſeiner Freunde, wenn dieſe Abends um ihn her laut wurden, überfiel ihn ein unüberwindlicher Trieb zum Schlummer, aus dem er ſich endlich, angeregt oder von ſelbſt, gewöhnlich mit der Frage: Nun, was giebts? wieder aufraffte. Selbſt in ſeinen vertrauteſten Briefen liegt ſeit dieſer Zeit etwas ſo Mißmüthiges und Gleichgültiges, daß es ſcheint, als ſey alle Hoffnung auf dieſer Welt nicht von ihm aufgegeben, ſondern ihm ganz verſchwunden geweſen. Kein Muth mehr, wie ſonſt, Schwierigkeiten zu überwinden, ſondern eine unthätige Gelaſſenheit, ohne Murren zu leiden. Da bloß körperliche Uebel dieſe Stimmung der Seele erzeugten, die ſich Anfangs nicht häufig äußerte; ſo machte man damals ein gelehrtes Uebel daraus, und hieß es Einbildung und Faulheit. Seine letzte

Reiſe, die er nach Hamburg that, ſchien ihn einigermaßen kurirt zu haben; aber das war nur Schein: das Uebel verſchlimmerte ſich bald wieder von Tag zu Tage. Er wurde dabey äußerſt engbrüſtig, und war nicht im Stande, zwanzig Schritte zu gehen, ohne ſehr müde zu werden und ausruhen zu müſſen. Das Feuer ſeiner Augen verloſch, und die Lebhaftigkeit ſeiner Unterhaltung wurde immer ſeltner. Er hatte faſt keine einzige heitere Stunde mehr. Doch wagte er es, ſich in Braunſchweig erholen zu wollen.

„Den 3ten Febr. 1781 *), ſagt Hr. Hofrath Leiſewitz, wie er Abends in Geſellſchaft geſpeiſet hatte, kommt er höchſt engbrüſtig zu Hauſe, und hat ſogar die Sprache verloren. Demungeachtet will er zu keinem Arzt ſchicken, und befiehlt auch dem Bedienten, ihn allein zu laſſen, und das Zimmer zu verſchließen. Er hat eine höchſt üble Nacht gehabt, und gleichwohl trifft ihn einer ſeiner Bekannten den andern Morgen unter den Händen des Friſeurs an, weil er feſt entſchloſſen iſt, nach Wolfenbüttel

---

*) Göttingiſches Magazin ꝛc. von Lichtenberg und Forſter, 2ter Jahrgang 1ſtes St. S. 147.

zu fahren, das er wahrſcheinlich nicht erreicht hätte. Es koſtete Mühe, ihn davon abzubringen, und ihn zu überreden, den Leibmedikus Bruckmann kommen zu laſſen. Dieſer ließ ihm ſogleich eine Ader ſchlagen, und Zugpflaſter legen. Er fing nun auch an, Blut auszuwerfen, ſchien ſich doch aber gleich den folgenden Tag ziemlich erholt zu haben.“

„Während ſeiner Krankheit war er ſehr ruhig, gelaſſen, und zuweilen munter, oft und lange außer Bette, nahm viele Beſuche an, und ließ ſich vorleſen. Zu einer Zeit ſchien er ſich ſeinen Tod ſehr nahe, zu einer andern ſehr entfernt zu denken. Auf ſeine gänzliche Geneſung hoffte er unterdeſſen nicht, und erklärte einmal, er ſey auf Leben oder Tod gefaßt.“

„Er hatte in ſeinem ganzen Leben einen ungemein folgſamen Schlaf, der ſogleich kam, wenn es ihm nur einfiel, die Augen zu ſchließen, und verſicherte oft, nie geträumt zu haben. Dieſes Glück behielt er bis an ſein Ende, und ſagte noch kurz vorher: wenn er den ganzen Tag geſchlafen hätte, freue er ſich doch auf die Nacht.“

„Unterdeſſen kamen die Anfälle der Engbrüſtigkeit immer von neuem wieder, und es war umſonſt, daß ſeine Aerzte, Hr. Leibmedikus Bruckmann, und Hr. Hofrath Sommer, alles anwandten, was die Freundſchaft fordern, und die Kunſt leiſten konnte.“

„Am letzten Tage, den 15ten Febr. 1781, glaubte er, ſich außerordentlich wohl zu befinden; wie er ſich aber Abends ins Bette legen ließ, befiel ihn die Engbrüſtigkeit ſo heftig, daß er nach wenigen Minuten, ſich und den Umſtehenden unvermuthet, ſtarb.“

Ich habe Leſſings Tod lieber mit den Worten eines ſeiner ganz unpartheyiſchen Freunde, der dabey gegenwärtig war, erzählen wollen, als mit meinen eigenen. Denn man hat auch zuverläſſige Briefe, die der Kirchenbote für Religionsfreunde aller Kirchen *) über Leſſings Tod abgegeben hat. Man weiß zwar nicht von Wem noch an Wen; aber ſie ſind nun einmal da, und erzählen mit vieler Umſtändlichkeit.

Die Geſellſchaft, heißt es daſelbſt, die Leſſing vor ſeinem Ende bey ſich hatte, beſtand

---

*) Fünftes Stück 1781. S. 175 – 181.

aus Chriſten und Juden. Wohl wahr! und wenn es in Braunſchweig vernünftige Heyden und Türken gäbe, ſo würden auch davon einige nicht gefehlt haben. So etwas fällt nur einem Kirchenboten auf! — Wenn der ſelige Jeruſalem dafür nicht gleich von Leſſingen bey ſeinem Sterben angenommen wurde, ſo geſchah es vielleicht, weil er ihn in der Reverende vermuthete; nachher, da er als Freund kam, iſt er gewiß gut aufgenommen werden. Denn Jeruſalem war ein Mann, der auch noch von andern Dingen, als von ſeinem Berufe, ſprechen konnte; und man kann in Wahrheit verſichern, er war Leſſings Freund: nicht eben von ſeinen vertrauteſten, aber doch von denen, die Leſſingen ſehr achteten. Der Scherz des D. B., wie ſich Leſſing begraben laſſen ſollte, iſt eben nicht von den feinſten; aber was denn nun mehr, lieber Kirchenbote, wenn er auch wahr wäre?

Auch kann es wahr ſeyn, daß Leſſing, als man erzählte, daß der Geiſtliche von St. Sulpiz ſich unterfangen, den ſterbenden Voltaire noch zu ſtören, ganz unwillig zu einem Freunde geſagt habe: „Wenn Sie mich im Sterben ſehn, rufen Sie mir den Notar herbey; ich will mich gegen ihn erklären, daß ich in keiner der herrſchenden Religionen ſterbe.“

Alles übrige ſind offenbare Erfindungen, die einen Kirchenboten völlig charakteriſiren, der unter Weges in eine Schenke einkehrt, und betrunkenen Bauern Wunderdinge erzählt. Niemand beneidet ihm die Schenke und ſeine Zuhörer. Noch weniger wird Jemand wünſchen, daß die Preßfreyheit nicht wäre, weil der Kirchenbote hinzuſetzt: das Volk glaube, der Teufel habe Leſſingen geholt. In dem Fall hätte der Teufel eine beſſere Acquiſition gemacht, als er machen würde, wenn er alle fromme Seelen bekäme, die den Kirchenboten geſchrieben haben! Wer nicht dieſer Meynung iſt, kann auch ein guter Mann ſeyn, und noch mehr, ein guter Chriſt! Leſſing, wie er als Lutheraner und Deutſcher geboren ward, ſtarb auch als Lutheraner und Deutſcher. Seine Aſche ruhe!

Hier mag noch die ſchon erwähnte Zergliederung ſeines Leichnams, ſo wie der Hofrath Sommer ſie aufgeſetzt hat *), folgen.

„Aeußerlich war nichts am Körper zu ſehen, außer daß ſich auf dem Rücken einige blaue Flecken befanden, die durch das Liegen nach dem Tode entſtanden waren.“

„Die Haut ſelbſt war wenigſtens drey Linien dick.“

„Merkwürdig war eine dicke und ſtarke Fettſtreiſe, die längs der weißen Linie bis zum Schambeine herunterging, oberwärts breiter und nach unten allmählig ſchmäler zulief, ſo daß ſie wohl bey ihrem Anfange drey Zoll und am Ende einen Zoll breit war. Sie entſtand durch eine Duplicatur des Bauchfells unter dem ſchwertförmigen Knorpel des Bruſtbeins und den benachbarten Rippen eines Theils, und andern Theils formirte ſie die über den äußern Rand der Leber verlängerte Membrane, wodurch daſelbſt eine Falte 1½ Zoll entſtand. Dieſe Fettſtreiſe war, zwiſchen dem ſchwertförmigen Knorpel und dem Nabel, beſonders feſt mit

---

*) Göttingiſches Magazin der Wiſſenſchaften und Litteratur. Zweyten Jahrg. Erſtes Stück. S. 159.

dem übrigen Bauchfelle verwachſen, unterhalb des Nabels aber freyer und für ſich beſtehend.“

„Das Bauchfell war hin und wieder mit dem Netze vermittelſt weißer feſter und glänzender Faſern, die gleichſam ſehnicht zu ſeyn ſchienen, zuſammengewachſen.“

„Das Netz war ungewöhnlich dick und fett; es bedeckte alle Gedärme des Unterleibes vollkommen, und erſtreckte ſich tief in das Becken; mit dem Blinddarm war es durch eine ſtarke Membran verwachſen.“

„Die dünnen Gedärme waren größtentheils leer und entzündet, das Ileum aber am mehrſten. So war auch an dem Grimdarme eine nicht geringe Entzündung wahrzunehmen.“

„Der linke herunterſteigende Grimdarm war äußerſt dünn, weit dünner als die ſogenannten dünnen Gedärme, und aus ſeiner Lage weg und in das Becken gepreßt.“

„Der Magen war weit und dünne, links nach ſeinem Grunde ſtark entzündet, und enthielt eine mäßige Menge vorher genoſſener dünner Speiſen.“

„Die Leber ſchien auch entzündet zu ſeyn, der vordere Rand derſelben war ſehr dünn.“

„Die Gallenblaſe ragte mit ihrem Grunde faſt auf einen Zoll über dieſen Rand hervor, und enthielt ſehr wenig rother ſafranfarbiger Galle.“

„Die Urinblaſe war klein und zuſammengezogen, und die Nieren, ſo wie auch die übrigen Theile des Unterleibes, als Milz, Pankreas ꝛc. geſund.“

„Bey Eröffnung der Bruſthöhle fand man folgendes.“

„Die Rippenknorpel waren alle durchaus verknöchert und mußten durchgeſägt werden.“

„An der erſten rechten wahren Rippe und an der ſechſten linken waren da, wo die Knochen ſonſt mit den Rippen vereinigt ſind, ſpitzige Knochenauswüchſe.“

„Der ſchwertförmige Knorpel war ebenfalls Knochen und unbiegſam.“

„Auf beyden Seiten waren acht wahre Rippen.“

„Das Mediaſtinum war ſehr fett.“

„In jeder Bruſthöhle befand ſich eine große Menge röthlichen Waſſers, das man faſt zu einem hieſigen Quartier (etwa zu zwölf Unzen) anſchlagen konnte.“

„Die linke Lunge war vorzüglich entzündet, mit einem ſchäumigen Blute angefüllt, die rechte war es weniger. Sie waren nicht mit dem Bruſtfelle verwachſen, auch frey von Eitergeſchwüren.“

„Im Herzbeutel befanden ſich wohl zwey Unzen röthlichen Waſſers.“

„Die vordere Fläche des Herzens war beſonders mit Fett bewachſen.“

„In der rechten Herzkammer befand ſich etwas Polypöſes, das ſich bis in die Lungenſchlagader erſtreckte, ſonſt war ſie von Blut leer.“

„Die rechte enthielt auch kaum einen Theelöffel voll Blut.“

„Die großen Gefäße des Herzens waren alle von Blut entlediget.“

13.

Dies wäre das Vorzüglichſte aus Leſſings Leben, ſo weit das gelehrte und bürgerliche nicht von einander getrennt ſeyn konnten. Leſſing war, ſo zu ſagen, nicht ganz Stockgelehrter; er beſaß Biegſamkeit und Menſchenkenntniß, auch in der bürgerlichen Welt eine wichtige Rolle zu ſpielen, wenn er Glück gehabt hätte. Aber das hatte er nur ruckweiſe; es ſchien ihn nur zuweilen zu necken, um ihn ſeine Entfernung deſto peinlicher empfinden zu laſſen. Hätte er das Breslauiſche bürgerliche Verhältniß, in welches ihn das Glück ſetzte, nicht ganz und gar aufgegeben, und es wieder mit dem Buchladen vertauſcht: vielleicht hätte er ein ſo genanntes großes bürgerliches Glück gemacht; doch vielleicht auch nicht. Er ſah vermuthlich, daß im bürgerlichen Zuſtande alles aufs Glück ankommt, welches den Spruch des weiſeſten Königs bewährt: Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn, zum Streit nicht ſtark ſeyn; zur Nahrung nicht geſchickt ſeyn; zum Reichthum nicht klug ſeyn; zum angenehm ſeyn nicht, ein Ding wohl kennen: ſondern alles liegt an Zeit und Glück." Glaubte er nun darauf nicht rechnen zu dürfen, ſo handelte er wie ein kluger Arzt, der lieber den Kranken ganz aufgiebt, als ſeine

Schande an ihm kurirt. In der gelehrten Welt kommt auch viel auf Glück an; aber mit überwiegenden Kräften des Geiſtes wird doch endlich der Zweck, Beyfall und Nachruhm, nicht ſo leicht verfehlt. Iſt auch Mangel und Dürftigkeit das Loos des Lebenden, ſo entſchädigen ihn doch die Nachkommen, deren Gerechtigkeit weder von Leidenſchaft, noch von Eigennutz, oder Egoismus mehr verkümmert wird. Die Ausſicht, auf eine Zeitlang in die Zukunft zu wirken und bewundert zu werden, hält was ſie verſpricht; und wie viel das werth ſey, was ſie hält, entſcheidet die beſondere Schätzung eines Jeden.

Abentheuer und Wunderdinge, die flüchtige Neugier und die unerſättliche Einbildung des Leſers zu nähren, konnte man nicht anbringen, ohne die Wahrheit bey Seite zu ſetzen. Wer an Romanen und romanhaften Lebensgeſchichten Vergnügen findet; wer nur aus Großthaten, die der erfahrnen und kalten Vernunft unleidlicher Schimmer ſind, Unterhaltung oder Erweiterung ſeiner Kenntniſſe ſchöpft: wird Leſſings Leben nicht dazu gebrauchen können.

*

Unpartheylichkeit und Offenherzigkeit wird man wohl nicht ſehr vermißt haben, aber deſto mehr Vollſtändigkeit, und Gabe, gut und treffend zu erzählen, mit raffinirter Hinſicht auf das, was jetzt allgemein geltend iſt.

Sollte es aber doch ſcheinen, daß zu oft der Bruder erzähle, ſo wäre es freylich ein Fehler, den er, bey allem ſeinen feſten Vorſatze ihn zu vermeiden, nicht vermieden, und den zu entſchuldigen, der unverzeihlichſte wäre.

Leſſing war theilnehmenden Herzens an allem, was ſeine Eltern und Geſchwiſter betraf, bereitwillig zu allen ihren Wünſchen: nicht mit künſtlichen Wendungen und herzrührenden Aeußerungen, die ſo ſüß klingen, daß ſie auf den Erfahrnen gar keine Wirkung thun; es war nicht Raiſonnement: bloße Natur, und faſt Unbewußtheit, anders handeln zu können. Nie war er launiſch oder ärgerlich, als wenn er nicht konnte, wie man wünſchte: nicht gegen den Wünſchenden, ſondern gegen ſich ſelbſt. Er hatte andere Begriffe von den ſo genannten menſchlichen und göttlichen Dingen, als ſeine Eltern und Geſchwiſter; aber das knüpfte das

Band der Eintracht und der kindlichen und brüderlichen Liebe nur feſter; machte ihn nur thätiger zu Pflichten, welche ihm die kaltblütige Ueberlegung erlaſſen hätte. Und ſo wie er Bruder war, war er auch Freund, Gatte und Vater!

Die Vertheidigung des Unglücklichen trieb er faſt bis zur Sophiſterey, und eine nur etwas ſcharfe Beurtheilung deſſelben ſchalt er den liebloſeſten Stolz, deſſen ſich rohe Eigenliebe ohne Selbſterkenntniß ſchuldig machen könne. Sein gröbſter Beleidiger war, in Noth, vor der geringſten Miene ſeines Tadels ſicher. Sein Zorn oder Widerwille ward dann wie abgeſchnitten. Unglück war in ſeinen Augen ein Altar, an dem man auch den Schuldigen unangegriffen laſſen muß.

Kurz, den Grund alles Edlen und Geſelligen hatte die Natur ſo tief in ihn gelegt, daß er einer von den chriſtlichen Schwärmern zu ſeyn ſchien, welche die guten Werke ſehr ſtreng und eifrig ausüben, aber keinen großen Werth darauf ſetzen. Von Seiten ſeines Herzens ließe ſich nichts tadeln, als ein Uebermaß ren Großmuth. Dieſen Fehler wagten ſeine abgeſchmackteſten und armſeligſten Gegner nicht zu rügen. Sie beſchuldigten ihn zwar der ſchlimmen Folgen, die ein zu gutes Herz nach ſich zieht; aber ſie verſtanden ſich zu gut auf die Kunſt, durch böſen Leumund zu wirken, um übertriebene Herzensgüte als Urſache dieſer Folgen anzugeben. Ihnen zwar war dieſer Herzensgüte fremd; aber ſelten wird das menſchliche Gefühl ſo ſtumpf, und der Witz ſo aberwitzig, daß der, welcher hart wie Stein iſt, nicht immer eine heimliche Ehrfurcht gegen die Großmuth behielte, und ſeine Mißbilligung derſelben unterdrückte.

Man hat Leſſingen daher lieber als Spieler und Verſchwender ausgeſchrieen. Er war aber beydes im eigentlichſten Verſtande nicht. Er war von Jugend auf zur frugalſten Lebensart gewöhnt, und was man Vergnügungen der großen und kleinen Welt nennt, erweckte ihm gar bald Ueberdruß und Mißbehagen. Fand man ihn aber ja darin, ſo war es Neugierde und Verlangen, nicht aus Beſchreibungen, ſondern aus Erfahrung alles kennen zu lernen, was den geſelligen Menſchen beträfe. Daher ſagte er einmal zu Kleiſten in Leipzig: Sie müſſen alle Tage ſpazieren gehn, und ich alle Tage auf das Kaffeehaus, wenn wir unſere Erholungsſtunden zweckmäßig anwenden wollen.

Von ſeiner Spielſucht hat man ſchon geredet. Leidenſchaft war ſie gewiß nicht: man kann bloß ſagen, daß er ſich ohne rechten Spielgeiſt zuweilen in ein zu hohes Spiel einließ. Vielleicht betrug ſein ganzer Spielverluſt in ſeinem Leben nicht mehr, als was Voltaire in ſeiner Jugend in einem Augenblicke im Biribi verlor *). Bey Voltairen machte dieſer Verluſt, daß er gar nicht mehr ſpielte. Leſſing blieb ſich bey Gewinn und Verluſt gleich, und darum ſpielte er weder mehr noch weniger. Ob Beyde darüber Bewunderung verdienen, entſcheide der Leſer.

Streben und nicht Streben nach Reichthum iſt eine Wurzel manches Uebels und manches Guten. Viele edle Handlungen Voltairens unterblieben, wäre er nicht reich geweſen; und manche Schrift von Leſſingen wäre bey mehr

*) Düſault Gedanken über die Leidenſchaften beym Spiele. Breslau 1781. S. 114.

Sorge für Reichthum ausgeblieben. Wir wollen geradezu bekennen, daß die praktiſche Moralität der Menſchen ſehr zufällig und aus den vielen Nebendingen nicht ganz rein herauszufinden iſt. Beyder theoretiſche Moralität war gewiß ſo ſchätzbar, daß ſich keine poſitive Religion derſelben ſchämen darf. Beyder Denk- und Handlungsarten waren freylich höchſt verſchieden.

„Als ehrbarer Heide, als Philoſoph mag er hingehen,“ wird die aufgeklärte und orthodoxe Chriſtenheit ſagen; „aber ein ächter Chriſt, ein Lutheraner war er nicht: der Pantheiſt! der Spinoziſt!“ — Barmherzigkeit, liebe Chriſten, liebe Lutheraner! er war wirklich ein ehrlicher Chriſt, ein ehrlicher Lutheraner, in allem möglichen Sinne, in dem man dieſe Benennungen nehmen kann. Sein Verſtand war freylich ſein Verſtand, ſeine Vorſtellungen ſeine Vorſtellungen, und ſein ganzes Erkennen immerwährende Ebbe und Fluth. Alles das wirkt, wie es einmal wirkt; darüber können weder unſere Pathen für uns, noch wir ſelbſt für uns, etwas verſprechen, angeloben und beſchwören. Das iſt ein Ding für ſich; und man kann eher ſeinen ganzen Verſtand verſchwören, als Beybehaltung einer unveränderten Richtung deſſelben beſchwören. Der Geiſt des wahren Chriſtenthums hat mit dieſem Verſtande nichts zu thun, und kann ihn auch nicht feſſeln wollen. Die Angelobung ſeiner Pathen und ſeiner ſelbſt nachher, gleicht einem Bürgereide. Man bleibt immer ein treuer ehrlicher Bürger, wenn man gleich ſagt und ſchreibt, wie die gute Bürgereinrichtung ſeyn ſollte, wie ſie war, und wie ſie geworden iſt. Man will damit nicht Störung, nicht Unruhe erregen; man will nur dem Hochedlen Magiſtrat Anlaß geben, auf Bürgerverbeſſerung zu denken, nicht eigenmächtige Selbſtverbeſſerungen erſchleichen, aufdringen oder anzetteln. Leſſing wollte weder Theismus, noch Pantheismus, noch Seelenwanderung, noch Heidenthum, noch Judenthum ſtatt des Chriſtenthums einführen; er wollte nur nach ſeiner Einſicht von allem dieſem richtige Begriffe geben. Er vertheidigte das Chriſtenthum weder wie Göze, noch wie Semler: er vertheidigte es nach ſeiner Art; und in ſeinem Fragmentiſten ſah er weder einen Dummkopf, noch einen Böſewicht. War er nicht immer gravitätiſch genug, ſo halte man es ſeinem jovialiſchen Temperamente zu gut, und bedenke, daß Luther ſelbſt manchmal unter Schwänken und Schnurren ſeinen Gegnern bittre Pillen gab.

Eltern, Vaterland und Religion ſind Dinge, die wir uns nicht geben; aber an allen dreyen ererben wir viel Gutes, ob es gleich vielleicht beſſer und mehr ſeyn könnte. Leſſing war kein undankbarer Sohn; er wäre es geweſen, wenn er einem alten Erbſtück kein Plätzchen mehr vergönnen wollen: einem Erbſtück, das ſein Vater ſo werth hielt! Es war ja deſſen ganzer Reichthum, deſſen ganze Glückſeligkeit; und Leſſings geliebte Verwandtſchaft ſieht es vielleicht noch dafür an. Leſſing war weit entfernt es für neumodiſche Waare umtauſchen zu wollen, wie man ſie auf den Märkten der Philoſophie zum Kauf herumträgt. Er ſelbſt zimmerte ſich nichts neues, und wäre ſchwach genug geweſen, ſeine Arbeit auf Koſten der väterlichen geltend machen zu wollen? Wo iſt in ſeinem Leben eine Spur von dieſer ſelbſtſüchtigen Eitelkeit?

Wären die Lutheraner verfolgt worden, und hätte ſich kein Verdienterer zu ihrer Vertheidigung aufgeworfen, Leſſing hätte ſich an ihre Spitze geſtellt, und ſein Leben für ſie hinzugeben nicht zu viel geachtet; er hätte es für die Freyheit ihrer Meynung hingegeben, wenn er ſie auch für die wunderlichſte in der Welt gehalten. Die Seele muß ſo frey denken, als der Körper athmen: beyde machen den Menſchen aus, ob wir gleich von der erſtern weniger wiſſen, als von dem letztern. Wir können die Luft verdicken, verpeſten, verdünnen und reinigen, aber den Menſchen darum nicht in ein Behältniß ſperren, weil die reinſte Luft darin iſt. Er wird ohne Einſperren darin bleiben, wenn er keine reinere findet. Das muß er ſelbſt fühlen; da kann er ſich auf keinen künſtlichen Luftmeſſer verlaſſen.

Männer ſind keine Kinder; und wenn auch ihr Verſtand oft ſehr kindiſch ſcheint, ſo ſind doch die Theologen oder Geiſtlichen keine Väter, ob ſie gleich mit unter Patres und Beichtväter genennet werden. Sie ſind auch keine Hirten; denn die Menſchen können keine Schafe werden, ob ſie wohl zuweilen die Scheere fühlen. Was ſind ſie denn? Rathgeber, Regiſtratoren, Aufbewahrer und Vorträger deſſen, was die Vorfahren von Moralität, Gott und Welt erzählt, gedacht, und wie ſie es gedacht und erzählt haben. Sie werden beſoldet, weil ſie ihre ganze Zeit, ihre ganze Seelenkraft darauf verwenden ſollen, ihre Gedanken darüber zu ſagen, das Gute davon in dem vortheilhafteſten Lichte darzuſtellen, und es ſo nützlich und erbaulich zu machen, als es den Eltern war und den jetzigen Zeitgenoſſen noch immer ſeyn kann. Aber ſie müſſen keinen Unterſchleif mit der Philoſophie treiben, oder aus der Taſche ſpielen. Sie müſſen aus dem alten Vorrathe das Beſte herausſuchen, aber nichts vertilgen, und neues hinzuſetzen, ohne mit aller Offenherzigkeit eines Biedermanns zu Werke gegangen zu ſeyn.

Eine gelehrte Akademie konnte die Frage aufwerfen: ob man das Volk zu ſeinem Beſten täuſchen könne? Ein ehrlicher Mann wird es belehren, aber nie täuſchen. Es iſt nur Scheingut, was aus Täuſchung entſteht. Leſſing war von ganzem Herzen wider eine ſolche Beförderung des menſchlichen Wohls, ſie möge auf Zwang oder Täuſchung hinauslaufen; er wollte nur ſeine Mitchriſten auf die geiſtlichen Väter und Hirten in philoſophiſchen Schafskleidern aufmerkſam machen. Die im orthodoxen Ornate daher wandelten, glaubte er, wären ſeinen Mitchriſten bekannt genug, und von ihnen hätte die wahre Philoſophie nichts zu fürchten. Uebrigens war er der Gemeinde, die ſich Lutheraner nennet, aufrichtig zugethan; denn er war in ihr geboren und erzogen, und hätte zu ihrem Beſten gern alles beygetragen, wenn er dazu am rechten Orte geſtanden. Er hätte ſeinen Lutheranern keine Kirche, keine Glocke, oder ein ſonſtiges Vorrecht, oder bloß einen Putz, aus falſcher Toleranz vergeben oder nehmen laſſen, aber auch keiner andern Religion oder Sekte etwas genommen. Suum cuique war ihm gar zu heilig!

Und ſo, glaube ich, kann jeder Gelehrte, jeder denkende Kopf, vom König bis zum Bettler, ſein väterliches Teſtament ehren und lieben, ohne ſein ganzes Leben durch ein bevormundetes Kind zu bleiben, das die Ruthe bekommt, ſo bald es hört und ſieht, oder gar ſpricht, was es nicht ſoll. Er kann ſich aber auch auf immer dieſer ſeligen Ruthe unterwerfen, wenn ſie ihm behagt, ohne an ſeinen übrigen Gerechtſamen eines Majorennen zu verlieren.

Wenn man alſo von Leſſingen verbreitete, er werde ſeine Religion ändern, ſo war es hämiſche Verläumdung und boshafter Wunſch, daß er ſo eigennützig handeln möchte. Er ſchämte ſich weder ſeiner Eltern und Vorfahren, weil ſie nicht Grafen und Fürſten waren, noch ſeiner Religion, weil ſie nicht vollkommner war; viel weniger war er abgeſchmackt genug, beydes für etwas anders auszugeben. Ein Künſtler, der bey einem Stümper gelernt, begeht nie die Albernheit, ſeinem Lehrer zu einem Dädalus zu machen; aber er ſpricht ihm auch das wenige Gute nicht ab, das er hatte.

Leſſing zweifelte nicht, daß man ſich mit jeder poſitiven Religion behelfen könne, wohl aber gar ſehr, daß man eine fehlerfreye und ganz vernunftmäßige für alle Zeiten erdenken werde. Fehlerfreyheit und ewige Dauer ſind keine Eigenſchaften eines Menſchenwerks.

Sein moraliſcher Charakter iſt alſo immer ſchätzbar und liebenswürdig, und unter den guten einer der vorzüglichſten, wenn auch jeder nach ſeiner Denkweiſe Flecken darin bemerkt. Leſſing affektirte weder einen Engel in menſchlicher Geſtalt, noch einen gelehrten Bravo, der ſich über alle geſellſchaftliche Sitten und Concurrenz wegſetzt. So wie ſein ganzes äußerliches Betragen bis auf die Kleidung, nichts Hervorſtechendes, nichts Zurückſtoßendes hatte, ſo war auch ſein Geiſt. Man gewann ihn lieb, je länger man mit ihm umging. Selbſt die, welche keine Gelehrte, noch witzige Köpfe waren, oder ſeyn wollten, fanden in ihm den verſtändigen und gutmüthigen Mann; und Viele, die ihn am dritten Orte zufällig kennen lernten, verwunderten ſich daher, daß er Leſſing ſey. Denn die Sucht, bey allen Gelegenheiten zu glänzen, den Gelehrten auch da, wo es nicht nöthig iſt, hervorſchimmern zu laſſen, wie ein gefallſüchtiges Mädchen den Buſen unter ihrem Flortuche, war ſeine Sache nicht. Er richtete ſich gern nach jeder Geſellſchaft, oder vermied diejenige ganz, worin er keine Unterhaltung für ſich vermuthete. Er drängte ſich auch zu nichts, noch weniger machte er ſich koſtbar, und ließ ſich ſuchen. Er ſtrebte nicht, Eitelkeit zu verbergen, ſondern keine Eitelkeit zu haben. Er hatte keinen Stolz; er konnte aber auch keinen vertragen. Er war leutſelig, freundlich, gütig und dienſtfertig, aber das alles auf eine männliche Weiſe, wenn gleich oft mit vieler Luſtigkeit und Schalkheit.

Einen Theil deſſen, was wir hier über ſeinen Charakter geſagt haben, beſtätigt einer ſeiner vertrauteſten Freunde, Moſes Mendelsſohn. Dieſer ſchrieb bald nach Leſſings Tode an deſſen jüngeren Bruder Folgendes:

„Nicht ein Wort, mein Beſter, von unſerm Verluſte, von der großen Niederlage, die unſer Herz erlitten. Das Andenken des Mannes, den wir verloren, iſt mir jetzt zu heilig, um es durch Klagen zu entweihen. Es erſcheinet mir nunmehr in einem Lichte, das Ruhe und erquickende Heiterkeit auf die Gegenſtände verbreitet. Nein! ich rechne nicht mehr, was ich durch ſeinen Hintritt verloren. Mit gerührtem Herzen dank' ich der Vorſehung für die Wohlthat, daß ſie mich ſo früh, in der Blüthe meiner Jugend, hat einen Mann kennen laſſen, der meine Seele gebildet hat, den ich bey jeder Handlung, die ich vorhatte, bey jeder Zeile, die ich hinſchreiben ſollte, mir als Freund und Richter vorſtellte, und den ich mir zu allen Zeiten noch als Freund und Richter vorſtellen werde, ſo oft ich einen Schritt von Wichtigkeit zu thun habe. Wenn ſich in dieſe Betrachtung noch etwas Melancholiſches mit einmiſchet; ſo iſt es vielleicht die Reue, daß ich ſeine Führung nicht gehörig benutzt habe, daß ich nicht geizig genug war nach ſeinem lehrreichen Umgange, daß ich manche Stunde vernachläſſigte, in der ich mich mit ihm hätte unterhalten können. Ach! ſeine Unterhaltung war eine ergiebige Quelle, aus welcher man unaufhörlich neue Ideen des Guten und Schönen ſchöpfen konnte, die er wie gemeines Waſſer von ſich ſprudelte, zu jedermanns Gebrauch. Die Milde, mit welcher er ſeine Einſichten mittheilte, ſetzte mich zuweilen in Gefahr, das

Verdienſt zu verkennen; denn ſie ſchien ihn in keine Unkoſten zu ſetzen, und zuweilen ſchob er ſie den meinigen ſo mit unter, daß ich ſie nicht mehr unterſcheiden konnte. Ueberhaupt war ſeine Mildthätigkeit hierin nicht von der engherzigen Art mancher Reichen, die es fühlen laſſen, daß ſie Almoſen ausſpenden; ſondern er ſpornte den Fleiß an, und ließ verdienen, was er gab.

Alles wohl überlegt, mein Liebſter, iſt Ihr Bruder gerade zur rechten Zeit abgegangen. Nicht nur in dem Plane des Weltalls zur rechten Zeit: denn da geſchiehet eigentlich nichts zur Unzeit; ſondern auch in unſerer engen Sphäre, die kaum eine Spanne zum Durchmeſſer hat, zur rechten Zeit. Fontenelle ſagt von Kopernikus: er machte ſein neues Syſtem bekannt, und ſtarb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anſtande ſagen können: er ſchrieb Nathan den Weiſen, und ſtarb. Von einem Werke des Geiſtes, das eben ſo ſehr über Nathan hervorragte, als dieſes Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geſchrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher ſteigen, ohne in eine Region zu kommen, die ſich unſern ſinnlichen Augen völlig entzieht; und dies that er. Nun ſtehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und ſtaunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verſchwand. Noch einige Wochen vor ſeinem Hintritte hatte ich Gelegenheit ihm zu ſchreiben: er ſolle ſich nicht wundern, daß der große Haufe ſeiner Zeitgenoſſen das Verdienſt dieſes Werks verkenne; eine beſſere Nachwelt werde noch funfzig Jahre nach ſeinem Tode daran lange Zeit zu kauen und zu verdauen finden. Er iſt in der That mehr als Ein Menſchenalter ſeinem Jahrhunderte zuvorgeeilt."

Ende des Erſten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt

von Leſſings ſämmtlichen Schriften, ſo weit ſie bis jetzt abgedruckt ſind.

Leſſings ſämmtliche Schriften.

Erſter Theil. 1771. 1 Rthlr.

I. Sinngedichte.

II. Epigrammata.

III. Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten.

IV. Lieder.

Zweiter Theil. 1784. 1 Rthlr.

I. Oden.

II. Fabeln und Erzählungen.

III. Fragmente.

IV. Gedichte, die man nach ſeinem Tode unter ſeinen Papieren gefunden.

V. Zur Geſchichte der Aeſopiſchen Fabel.

Dritter Theil. 1784. 20 Gr.

Rettungen.

1. **Rettung des Lemnius,**
2. **— — des Cochläus.**

3. Rettung des Hieronymus Cardanus.
4. — — des Inepti Religioſi und ſeines ungenannten Verfaſſers.
5. Rettungen des Horaz.

Vierter Theil. 1785. 1 Rthlr.

Briefe.

1. Ueber Rouſſeau's gekrönte Rede von der Schädlichkeit der Wiſſenſchaften.
2. Ueber eine deutſche Ueberſetzung der Georgica des Virgils.
3. Eine Probe von einem ſeiner allererſten Gedichte über die Mehrheit der Welten.
4. Ueber die Nikoliniſche Pantomime.
5. Eine rührende Geſchichte: Triumph der väterlichen Liebe, oder Jacob Tomms.
6. Ueber den Reim.

7—11. Ueber Klopſtocks Meſſiade.

12. Ueber Diderots Schreiben über die Tauben und Stummen.
13. Ueber den Tod eines Freundes, mit dem er ſich kurz vorher entzweyt hatte.
14. Ueber Jöchers Gelehrten-Lexikon.
15. Ueber Paſtor Langens Ueberſetzung der Horaziſchen Oden.
16. Paſtor Langens Antwort darauf.
17. Ein Vademecum für den Herrn Paſtor Lange in Laublingen, v. Gotth. Ephr. Leſſing.
18. Paſtor Langens Schreiben an Herrn Pr. N. zu Fr. ſeine Streitigkeit mit Leſſingen betreffend.
19. Pr. N. zu Fr. Antwortſchreiben an Herrn Paſtor Lange, über eben dieſen Inhalt.

Fünfter Theil 1791. 22 Gr.

I. Drei Bruchſtücke über einige Fragmente des Wolfenbüttelſchen Ungenannten.

II. Durch die Fragmente des Wolfenbüttelſchen Ungenannten veranlaßte, einzeln gedruckte kleine Schriften.

1. Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.
2. Das Teſtament Johannis. Ein Geſpräch.
3. Eine Duplik.

Sechſter Theil. 1791. 22 Gr.

Fortſetzung.

4. Eine Parabel, nebſt einer kleinen Bitte, und einem eventualen Abſagungsſchreiben, an den Herrn Paſtor Göze, in Hamburg. 1778.
5. Gotth. Ephr. Leſſings nöthige Antwort, auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Göze, in Hamburg. 1778.
6. Der nöthigen Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Göze, in Hamburg, Erſte Folge. 1778.
7. Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.
8. Vorrede zu dem Fragmente des Wolfenbüttelſchen Ungenannten von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger. 1778.
9. Anti-Göze. D. i. Nothgedrungener Beyträge zu den freiwilligen Beyträgen des Herrn Paſtor Göze, 1ſter bis 11ter Beitrag. 1778.

Siebenter Theil. 1792. 22 Gr.

I. Theologiſche Aufſätze.

1. Leibnitz von den ewigen Strafen.

2. Des Andreas Wiſſowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit.
3. Vorrede zu einer Predigt über zwei Texte.

II. Philoſophiſche Aufſätze.

1. Pope, ein Metaphyſiker.
2. Vorrede und Zuſätze zu Carl Wilhelm Jeruſalems philoſophiſchen Aufſätzen.
3. Ernſt und Falk, Geſpräche für Freymaurer.

Achter Theil. 1792. 1 Rthlr.

I. Geſammelte Vorreden.

1. Zu Johann Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften. 1752.
2. Zu Marigny Geſchichte der Araber, unter der Regierung der Kalifen. 1753.
3. Zu dem erſten und zweiten Theile der Leſſingſchen vermiſchten Schriften. 1753.
4. Zu dem dritten und vierten Theile. 1754.
5. Zu Chriſtlob Mylius vermiſchten Schriften. 1754.
6. Zu Richardſons Sittenlehre für die Jugend in äſopiſchen Fabeln. 1757.
7. Zu Gleims Preußiſchen Kriegsliedern. 1758.
8. Zu Friedrichs von Logau Sinngedichten. 1759.

II. Beyträge zur Kenntniß der deutſchen Sprache.

1. Wörterbuch über Friedrichs von Logau Sinngedichte. 1759.
2. Anmerkungen zu Andreas Scultetus Gedichten. 1769.

III. Vom Alter der Oelmalerey aus dem Theophilus Presbyter. 1774.

Neunter Theil. 1792. 1 Rthlr. 4 Gr.

Laokoon, oder über die Gränzen der Malerey und Poeſie. Mit beyläufigen Erläuterungen verſchiedener Punkte der alten Kunſtgeſchichte. 1766.

Zehnter Theil. 1792. 1 Rthlr. 6 Gr.

I. Hinterlaſſene Fragmente zum zweiten Theil des Laokoon.
II. Von der Verſchiedenheit der Zeichen, deren ſich die Künſte bedienen.
III. Die verſchiedenen Demenſionen ſchwächen die Wirkung der Malerey.
IV. Kleinere Fragmente artiſtiſchen Inhalts, welche bey der zweiten Ausgabe des Laokoons ſchon als Anhang bekannt gemacht worden ſind.
V. Wie die Alten den Tod gebildet.
VI. Ueber die ſogenannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden.
VII. Anmerkungen zu Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums.
VIII. Ueber die Ahnenbilder der Römer. Eine antiquariſche Unterſuchung.
IX. Fragmente über die Iſiſche Tafel.
X. Kleinere antiquariſche Fragmente.

Eilfter und Zwölfter Theil. 1793. 2 Rthlr.

I. Briefe antiquariſchen Inhalts.
Erſter bis ſieben und funfzigſter Brief.

II. Entwürfe zur Fortſetzung der Briefe antiquariſchen Inhalts. Aus Leſſings Papieren.

III. Zuſätze zu den Briefen antiquariſchen Inhalts. Von J. J. Eſchenburg.

IV. Zuſätze zu der Abhandlung vom Alter der Oelmalerey. Von Ebendemſelben.

Dreizehnter Theil. 1793. 1 Rtl. 6 Gr.

Einige Beyträge zur Geſchichte und Litteratur, aus der Wolfenbüttelſchen Bibliothek.

1. Berengarius Turonenſis: oder Ankündigung eines wichtigen Werks deſſelben, wovon in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuſcript befindlich, welches bisher völlig unbekannt geblieben.
2. Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger. Erſte Entdeckung.
3. Romulus und Rimicius.
4. Von dem Schickard-Marchtaleriſchen Tarich Beni Adam.
5. Die Nachtigall.
6. Beantwortete Anfragen.
7. Marco Polo aus einer Handſchrift ergänzt, und aus einer andern ſehr zu verbeſſern.
8. Die Flandriſche Chronik beym Martene und Durand, aus einer Handſchrift ergänzt.
9. Ehmalige Fenſtergemälde im Kloſter Hirſchau.
10. Des Kloſters Hirſchau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteſte Schriftſteller.

Anhang zu dem Berengarius Turonenſis.

Vierzehnter Theil. 1793. 1 Rtl. 6 Gr.

Einige Beyträge zur Geſchichte und Litteratur aus der Wolfenbüttelſchen Bibliothek.

(Fortſetzung.)

11. Erasmus Stella und deſſen nun erſt ans Licht tretende Commentarii de reb. ac pop. orae inter Albim & Salam.

12. Von Adam Neuſern, einige authentiſche Nachrichten.
13. Ergänzungen des Julius Firmicus.
14. Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſänger. Zweite Entdeckung.
15. Ueber den Anonymus des Nevelet.

Beyträge zur Griechiſchen Litteratur.

1. Paulus Silentiarius, auf die Pythiſchen Bäder.
2. Vermeinte ANEKΔOTA des Antoninus in der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz.
3. Zur Griechiſchen Anthologie.
4. Leben des Sophokles.

Funfzehnter u. Sechzehnter Theil. 1793. 2 Rthlr. 12 Gr.

Kollektaneen zur Litteratur. Herausgegeben und weiter ausgeführt von J. J. Eſchenburg. Zwei Bände A — Z.

Siebzehnter Theil. 1793. 1 Rtl. 6 Gr.

Theologiſcher Nachlaß.

1. Neue Hypotheſe über die Evangeliſten, als bloß menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet.
2. Theſes aus der Kirchengeſchichte.
3. G. E. Leſſings Bibliolatrie.
4. Von den Traditoren.
5. Die Religion Chriſti.
6. Hiſtoriſche Einleitung in die Offenbarung Johannis.
7. G. E. Leſſings ſogenannte Briefe an verſchiedene Gottesgelehrten u. ſ. w.
8. Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.
9. Ueber die von der Kirche angenommene Meynung, daß es beſſer ſey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen würde.

10. Gegen eine Stelle aus Leß von der Wahrheit der chriſtlichen Religion.
11. Von der Art und Weiſe der Fortpflanzung und Ausbreitung der chriſtlichen Religion.
12. Das Chriſtenthum der Vernunft.
13. Ueber eine Prophezeyhung des Cardanus, die chriſtliche Religion betreffend.
14. Vom Arianismus.
15. Hilkias.
16. Ueber die Entſtehung der geoffenbarten Religion.
17. Gedanken über die Herrnhuter.
18. Tertullianus de Praeſcriptionibus.
19. Kleinere Fragmente.

Anhang.

Nähere Berichtigung des Mährchens von 1000 Dukaten oder Judas Iſchariot dem Zweiten. December 1779.

Achtzehnter Theil. 1793. 1 Rtl. 6 Gr.

I. Fabeln. Drei Bücher. Nebſt Abhandlungen mit dieſer Dichtungsart verwandten Inhalts. 1759.

II. Nathan der Weiſe. Ein dramatiſches Gedicht, in fünf Aufzügen. 1779.

Der neunzehnte bis fünf und zwanzigſte Theil werden die Luſt- und Trauerſpiele, den theatraliſchen Nachlaß und die dramaturgiſchen Schriften enthalten.

Der ſechs und zwanzigſte Leſſings Antheil an den Litteraturbriefen, und andre Recenſionen von ihm.

Vom ſieben und zwanzigſten bis zum dreißigſten, oder letzten, folgen dann Leſſings Briefwechſel mit Moſes Mendelsſohn, Campe, Ebert, Eſchenburg, Gleim, Heyne, Nikolai, Ramler und andern Deutſchen Gelehrten.

Einzeln ſind folgende Schriften von G. E. Leſſing in der Voſſiſchen Buchhandlung zu haben:

Zur Geſchichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Sechs Beyträge.	4 Rthlr.
Erſter Beytrag gr. 8. N. Aufl. 1793.	16 Gr.
Zweyter — gr. 8. N. Aufl. 1793.	16 Gr.
Dritter — gr. 8. N. Aufl. 1793.	16 Gr.
Vierter — gr. 8. N. Aufl. 1793.	16 Gr.
Fünfter — gr. 8. 1781.	16 Gr.
Sechſter — gr. 8. 1781.	16 Gr.
Luſtſpiele, zwey Theile. Neue Auflage. 8. Berlin 1786.	1 Rthlr. 12 Gr.
Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück. N. Auflage. 8. Berlin 1786.	8 Gr.
Trauerſpiele. Neue Aufl. 8. Berlin 1788.	1 Rthlr.
Miß Sara Samſon. 8. Berlin 1772.	8 Gr.
Emilia Galotti. 8. Berlin 1772.	8 Gr.
Philotas, ein Trauerſpiel. Neue Aufl. 8. Berlin 1788.	4 Gr.
Nathan der Weiſe, ein dramatiſches Gedicht in fünf Aufzügen. Dritte Auflage. 8. Berlin 1791.	12 Gr.
Fabeln, drey Bücher, nebſt Abhandlungen mit dieſer Dichtungsart verwandten Inhalts; zweyte Auflage. 8. Berlin 1777.	16 Gr.

Wie die Alten den Tod gebildet, eine Unterſuchung, gr. 8. Berlin 1768. 16 Gr.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. 8. Berlin 1786. 6 Gr.

Theatraliſcher Nachlaß, 1ſter Theil. 8. 1784. 20 Gr.

— — — 2ter Theil. 8. 1786. 20 Gr.

Theologiſcher Nachlaß. gr. 8. 1784. 20 Gr.

Laokoon; oder über die Grenzen der Malerey und Poeſie, mit vorläufigen Erläuterungen verſchiedener Punkte der alten Kunſtgeſchichte. Neue verm. Auflage. Herausgegeben von K. G. Leſſing. gr. 8. Berlin 1788. 1 Rthlr. 4 Gr.

Leſſings freundſchaftlicher Briefwechſel mit ſeiner Frau. 1ſter Theil. 8. Berlin 1789. 1 Rthl. 4 Gr.

— — — 2ter Theil. 8. 1789. 22 Gr.

Leſſings Gelehrter Briefwechſel, 1ſter Theil. 8. 1789. 1 Rthlr.

— — — — 2ter Theil. 8. 1789. 18 Gr.

Kollektaneen zur Litteratur. Herausgegeben und weiter ausgeführt von J. J. Eſchenburg, zwei Bände. 8. Berlin 1790. 3 Rthlr.

Leben des Sophokles. Herausgegeben von J. J. Eſchenburg. 8. Berlin 1790. 16 Gr.

Berengarius Turonenſis, oder Ankündigung eines wichtigen Werkes deſſelben, wovon in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuſcript befindlich, welches bisher völlig unerkannt geblieben. gr. 8. Braunſchweig 1770. 16 Gr.

C

Gotthold Ephraim Leſſings
Leben,

nebſt

ſeinem noch übrigen

litterariſchen Nachlaſſe.

Herausgegeben

von

K. G. Leſſing.

Zweiter Theil.

Berlin, 1795.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

50 F

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Ueber Leſſings Philoſophie und Theologie. Seite 1
Anzeige ſeiner philoſophiſchen und theologiſchen Bruchſtücke. 89
Die Bruchſtücke ſelbſt. 101
Ueber Leſſings poetiſches und vorzügliches theatraliſches Verdienſt. 289

Ueber
Leſſings
Philoſophie und Theologie.

Der Gelehrte, oder vielmehr der Schriftſteller, ſo geringen Einfluß er auch gewöhnlich in das bürgerliche Leben hat, wirkt doch immer auf ſeine Zeitgenoſſen und Nachkommen. Der Nutzen, den er ſtiftet, iſt mehr dauerhaft, als glänzend, mehr ausgebreitet, als wichtig. Oft ſcheint er ſo gar weniger geleiſtet zu haben, als er nach ſeinen Talenten konnte, weil er alle zeitlichen Ausſichten aufopferte, und ſich bloß der ſtillen Betrachtung der Wahrheit widmete. Es ſchadet aber ſeinem Verdienſte nichts, wenn er bei ſeinem Leben weder großen Anhang noch mächtige Autorität dadurch bekam; wenn er gar verfolgt und verhöhnt wurde; oder — da man immer an beidem etwas Schuld hat — wenn er nicht geſchätzt wurde, wie er es verdiente, und ſich unter den gewöhnlichen Menſchen gleichſam verlor.

Verkannt und ſchief beurtheilt zu werden, iſt immer das allgemeine Schickſal des denkenden Kopfes. Es kann auch nicht anders ſeyn. Er befindet ſich meiſtens außer dem gelehrten Geleiſe ſeines Zeitalters, und ſucht ſich im Stillen einen andern Weg, über deſſen Beſchwerlichkeit er weder ermüdet, noch durch poſſierliche Sprünge und Wendungen ſich Mitſchlenderer zu verſchaffen ſucht. Die ihm aus der großen Heerſtraße mitleidig nachgaffen und belauern, erregen oft Lärmen über ihn, welcher ihn mehr bekannt, als berühmt macht. Nach und nach verlieren ſich einige ihm höchſt nachtheilige Vorurtheile, und ſein Gutes kommt an den Tag. Dieſe ſpäte Gerechtigkeit hilft freilich ihm nichts, aber der Welt.

Es giebt zwar auch eine andere Art Denker unter den Schriftſtellern, die in ihren Kenntniſſen nicht zurück bleiben, zuweilen auch wohl weiter kommen, als die erſtern. Allein ihr Ruhm und Nachruhm liegt ihnen ſo ſehr am Herzen, daß ſie entweder die große Heerſtraße nie verlaſſen, wo ſie neue Geleiſe, aber keinen beſſern Weg machen; oder wenn ſie ja eine neue Bahn brechen, ſo iſt ſie ſo nahe an dem alten Wege, und ziehet ſo viele ſechsſpännige Karoſſen nach ſich, daß der übrige bunte Haufen voll Neugier um alles in der Welt willen nicht zurück bleiben würde. Bewunderung über Bewunderung ertönt von allen Seiten, bis die alte Straße ganz leer iſt. Der Weiſe, von der Menge mit fortgeſtoßen, fühlt das Gedränge ſo gut wie zuvor; und wer allein auf einem einſamen entfernten Wege wandelt, ruft bei Erblickung dieſer Wunderdinge: was ein Menſch mit Menſchen nicht machen kann!

Von welcher Art Gelehrter Leſſing war, iſt nicht ſchwer zu ſagen. Er trieb Anfangs mit Willen, und am Ende wider ſeinen Willen, Polyhiſtorie. Jeweniger er wußte, deſto zuverläſſiger glaubte er, mit der Zeit alles zu erforſchen, und gleichſam aus allen Brunnen die Wahrheit zu ſchöpfen. Allein je mehr er darauf ausging, und je weiter er kam, deſto unergründlicher wurden ihm die Quellen, und er ſahe wohl, daß der Mann von Kopf mehr viel als Vieles thun kann. So kam er auf den Weg der Gründlichkeit, indem ihn der Hang zur Vielwiſſerei davon abzubringen ſchien.

Bei ſeinem Studieren gab er keiner Wiſſenſchaft aus Ueberlegung und Wahl den Vorzug, ſondern hielt ſie alle für gleich wichtig, überließ ſich folglich ganz dem Zufalle und dem gelegentlichen Eindrucke. Denn er hatte keinen andern Hauptzweck als die Wahrheit; und ſah mehr auf den allgemeinen Nutzen als auf den ſeinigen, mehr auf *das* Verdienſt, als auf *den* Verdienſt. Die Theologie war ihm eben ſo wichtig, als die Antiquität, die Vorſtellung der alten Griechen und Römer von dem Tode eben ſo forſchenswerth, als die Vorſtellung der Chriſten von der Dreieinigkeit. Sobald eine Sache für ihn nicht mehr Reitz hatte, ſobald ein gewiſſer dunkler Ueberdruß ſich dabei einſchlich, ſtand er mitten unter der Arbeit davon ab, und überließ ſich einer andern Beſchäftigung mit eben ſo viel Theilnahme und Eifer. Freilich ging es ihm bei ſeinem Unterſuchen oft wie dem Tantalus: er ſchwamm gleichſam in der Wahrheit herum, und wenn er ſie ganz gewiß zu haben glaubte, verſchwand ſie ihm wie der Traum eines ſüßen Schlafes. Sein Hunger und Durſt wurde zwar nie geſtillt, verurſachte ihm aber auch nicht Marter und Schmerz, ſondern eine Behaglichkeit, welche der Forſchungsgeiſt ohne alle zu heftige Leidenſchaft ſtets gewährt. Er fühlte ſich glücklich, indem er die Menſchheit fühlte, und träumte ſich keine höheren Anſprüche. Mitunter überlud er ſich allerdings ſeine Seele, verſäumte die gehörige Verdauung, und wollte die Folgen dann durch Mittel heilen, die in den gewöhnlichen Dispenſatorien der Philoſophie nicht ſtehen. Die philoſophiſchen Apotheker kreuzten und ſegneten ſich deshalb, oder ſpielten die Großmüthigen und Gleichgültigen; er aber rief bei einer ſolchen Königlich Salomoniſchen Ueberladung wohl aus: es iſt alles eitel!

Bloß ſtudieren um zu ſtudieren; bloß zu ſchreiben um zu ſchreiben, oder ſeinen Unterhalt daraus zu machen, oder zu vermehren: iſt wohl eben ſo niedrig, als bloß zu eſſen, um zu eſſen, und zu ſchlafen, um wieder zu eſſen. Ich kenne keinen größeren Schimpf als dieſe Beſchuldigung, obgleich darauf weder im alten noch im neuen Geſetzbuche eine Strafe ſteht. Leſſings übelſte Laune damit verdächtig zu machen, befleckt nicht ſeinen guten Nahmen, ſondern beleuchtet nur den armſeligen Geiſt desjenigen, der nichts Erhebliches zu Leſſings Nachtheile vorbringen kann. Er hatte gewiß die edle Abſicht, der Welt mit ſeinen Arbeiten nützlich zu ſeyn, die Maſſe ihrer Glückſeligkeit zu vermehren, und die Laſt ihres Elendes und Kummers zu vermindern. Wie bejammernswürdig wäre nicht der geringſte Mensch, wenn er bei ruhiger Betrachtung nicht ſagen könnte: auch ich habe zum allgemeinen Stoffe der Glückſeligkeit beigetragen. Ich vergelte die Wohlthaten der Vorfahren mit meinen Wohlthaten für die Nachkommen!

Aufklärung mußte alſo bei ſeinen ſchriftſtelleriſchen Bemühungen der Hauptzweck ſeyn; und ich glaube, daß ihn Wenige ſo vor

Augen gehabt haben als er, vornehmlich wenn er ſich der neuen Aufklärungsſucht ſtandhaft widerſetzte. Viele Quellen der Wahrheit ſind leider, beim Lichte beſehen, nichts als alte Pfützen, welche die Sinne, trotz allen angewendeten Bemühungen, ſehr ſtark beleidigen. Sie zu vernichten, iſt kein großes Verdienſt, und noch ein geringeres, das verdorbene Waſſer für kein beſſeres auszugießen. Aber ſie ſäubern und reines hineinleiten, und dafür ſorgen, daß weder aus Nachläſſigkeit noch mit Vorſatz neuer Moder hinein komme, iſt Pflicht, deren ſtille Erfüllung Leſſing für ſein größtes Verdienſt hielt.

Daher war es ihm ſo wenig um Anhang und freundſchaftlichen Beifall zu thun. Bloß Nothwendigkeit der unumſtößlichſten Gründe ſollte den Freund nöthigen. Er war zu reich an Gedanken und Planen, um einen und den andern nicht fahren laſſen zu können, der bei der Feuerprobe unecht befunden wurde. Die erſte Würde eines Aufklärers ſollte ſeyn, ſich bloß auf ſeine gute Sache zu verlaſſen, und ohne Geräuſch, wie ein ehrbarer ſtiller Bürger, einherzuwandeln, ohne zurück oder vor ſich zu ſehen, ob ihm Kleine oder Große nachgaffen, ob Viele oder Wenige ihm nachfolgen; alle Gewalt und Liſt nebſt aller armſeligen Politik zu verſchmähen, wenn ſie auch noch ſo heilſam ſchiene, und an einen noch ſo hohen Standort bringen könnte. Nur der Muthwillige oder Boshafte, der vorſetzlich Steine in den Weg wirft oder Löcher darin macht, müßte die Geißel der Satire und Verhöhnung fühlen. Auch hierin war Leſſing ein Muſter: nie klagte er über Mangel an Unterſtützung, an Beifall, an Patriotismus. Er wollte aufklären ohne zu blenden oder aufzudringen, ohne direkte Abſicht nach Belohnung. Er ſuchte dieſer durchaus würdig zu werden, ohne ſie eben gerade zu verlangen. Ueberſchritt er hierin die Regeln der Klugheit, ſo ſchadete er doch niemanden als ſich ſelbſt; und war es gar ein Fehler, ſo ſieht man, daß zu einem vortrefflichen gelehrten Charakter auch Fehler gehören. Ganz Beſcheidenheit oder Achtung für die Kenntniſſe und Verdienſte Anderer war er auch da, wo er mit etwas

Unbeſcheidenheit den Gecken und Prahler abwies.

Er unterredete ſich gern über das, womit er ſich beſchäftigte, oder ziemlich weit zu ſeyn glaubte; aber nicht in der ſtolzen Abſicht, ſich Verbreiter und Jünger zu machen: nicht an den Tafeln der Hohen der Erde, oder in den großen Cirkeln, wo man nur glänzen und hervorſtechen, nicht ſich freundſchaftlich mittheilen will. Er ſuchte ſich gern gründliche Gegner, um dieſe mit allen ſeinen Gründen, und auch mannigmal bloß mit Witz und Scharfſinn, in die Enge zu treiben; und wer ihn ausparirte und ihm wacker zuſetzte, verlor ſein Vertrauen und ſeine Achtung nicht. Nur mußte er ſich keiner andern Waffen, als gelehrter bedienen; denn gegen unedle und hämiſche Kunſtgriffe war er ein wenig ausgelaſſen. Verachtung und Bettelſtolz wies er mit ziemlichen Sarkasmen ab. Bitterkeit entſtand mannigmal auch von der unangenehmen Lage ſeiner häuslichen Angelegenheiten, über die er ſich zwar ſtets hinaus zu ſetzen, aber ihrer ſich nicht ganz zu entſchlagen verſtand. Sie wirkte, ohne daß er es wußte.

So voll und überzeugt er auch von ſeinen Meinungen war, ſo wurde ſein Enthuſiasmus doch nie ſo mächtig, daß er je vergeſſen hätte, wie viel den größten und beſten Einſichten fehlt, um ſie zu den einzigen, richtigſten und unfehlbarſten zu machen. Viele glaubten daher, er habe für nichts Intereſſe, weil das ſeinige weder überſpannt noch egoiſtiſch war. Andere, die es beſſer zu treffen glaubten, hielten ſein Grübeln gegen allgemein angenommene Meinungen, und ſeine Anhänglichkeit und Aufſuchung des Guten an gewiſſen Sonderheiten in Gedanken und Handlungen für bloße Streitſucht, die nicht Belehrung und Berichtigung ſeiner Geſinnungen, ſondern bloß einen rohen Widerſpruchsgeiſt zum Grunde hätte, nach der ſcharfſinnigen Weiſe derer, welche behaupten, daß die Menſchen bloß aus Vergnügen am Böſen böſe wären. Man kann ſich wohl keine kopfloſere Aufbürdung denken als dieſe. Es ſind nicht immer Leute ohne Einſicht und Weltkenntniß, die Leſſing damit beehren; aber ſie halten Wahrheit für Modekram, an dem ſeyn kann, was da will, wenn er nur nicht verlegen iſt.

Leſſing hat von Seiten ſeines Styls gewiß alle Vorzüge, welche die Engländer ihrem Johnſon mit Recht zuſchreiben. Und ich glaube, er erlangte ſie auf eben dieſem Wege; denn er gab ſich, wie Johnſon, bei jeder Gelegenheit die äußerſte Mühe, alles was er ſchrieb und redete, ſo ſtark und eindringlich als möglich einzukleiden, ſich keine Nachläſſigkeit zu erlauben und keinen ſchielenden oder unbeſtimmten Ausdruck ſtehen zu laſſen. Ja, je älter er wurde, deſto ſtrenger und ſorgfältiger wurde ſeine Schreibart. In Wolfenbüttel hat er ſich von allen Briefen, die er ſchrieb, Concepte gemacht; ſo gar finden ſich dergleichen von Briefen an ſeine Geſchwiſter. Je mehr ſein ſchriftſtelleriſcher Ruhm wuchs, deſto ſaurer machte er ſich jede Zeile. Er hatte nicht den lächerlichen Stolz, lauter bewundernswürdige neue Sachen herauszugeben, ſondern immer etwas Beſſeres als ſein letztes war. In der Wahl des Ausdrucks wüßte ich keinen Deutſchen über ihn. Wir haben größere Philoſophen, größere Dichter, aber keinen größern Styliſten. Wem dieſes mein offenherziges Bekenntniß zu partheiiſch ſcheint, deſſen Gründe möchte ich wohl zu meiner Belehrung wiſſen; und wenn es auch nur idealiſche wären. — Schon deshalb allein verdienten Leſſings zurückgelaſſene Bruchſtücke den Druck.

Niemand hätte wohl ſeinen gelehrten Charakter beſſer geſchildert als Moſes Mendelsſohn, der ſich vorgenommen, ſein Leben zu beſchreiben. Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, ſeinen dazu entworfenen Plan, der mir glücklicher Weiſe in die Hände gerathen iſt, hier einzuſchalten: von Wort zu Wort, wie er ſich auf einem beſondern halben Bogen befindet.

„Hauptzüge.“

„Liebe zum Forſchen. Dieſer konnte er
„alle ſeine übrigen Neigungen aufopfern (a).
„Lieblingsneigung ſich der ſchwächern Seite

,,anzunehmen. Scharfſinn, der an Sophiſterei
,,gränzte. Scharfſinn mit reichhaltigem
,,Witze verbunden. Dieſer führte ihn durch
,,alle Fächer der Litteratur mit gleichem Fortgang,
,,und machte ſie ihm alle gleich angenehm.
,,Das Jagen behagte ihm mehr,
,,als das gejagte Wildbret. — Vernünftige,
,,nicht ſinnliche Einbildungskraft. Mehr
,,Fähigkeit ſich in Leidenſchaft zu denken, als
,,zu verſetzen. Daher das Gekünſtelte, faſt
,,Verkünſtelte, ſeiner verliebten Auftritte.
,,Daher ſein aufrichtiges Geſtändniß, er habe
,,mehr Kritik als Genie. Am glücklichſten
,,war er in ſolchen Charakteren, die an den
,,ſeinigen gränzten. Tellheim und der Tempelherr
,,werden mit den Jahren Odoardos.
,,Juſt wird durch Religion zum Kloſterbruder.

,,Beſcheiden in einem hohen Grade. —
,,Mangel an äußerlicher Höflichkeit. Unfähigkeit
,,mit den Großen umzugehen. Eindruck
,,den d'Alemberts Abhandlung ſur le
,,commerce de gens de lettres avec les
,,Grands auf ihn machte. Entfernung von

„aller Gleißnerei, von Eigennutz und Eigendünkel. Nahm Tadel und Verbeſſerung von „Freunden mit der größten Bereitwilligkeit an. „Mildthätigkeit mit äußerlichem und innerlichem Vermögen. Unverdroſſenheit ſich zu „allen Zeiten in Unterſuchungen einzulaſſen, „und von ſeinen Einſichten mitzutheilen. „Ohne Ruhmredigkeit, ſo daß man ſich ſelbſt „weiſer dünkte, ob man gleich deſſen Ueberlegenheit nur allzuſehr empfand.

„Iſt es Reichthum oder Beſcheidenheit, „daß er es nie ſich merken ließ, wenn er beſtohlen ward? — Ein Exempel hiervon ſeine „Gedanken vom Lachen und Weinen. „Ich hatte die Abſicht nicht zu plündern; „ſondern war vielmehr einem unordentlichen „Hauswirthe zu vergleichen, der Sachen in „Verwahrung nimmt, ohne Buch darüber zu „führen, und daher in Gefahr kommt, ſich „fremdes Gut anzumaßen.

„(a) Beſtimmung des Menſchen, mehr „Forſchen als Finden. Das Finden ſoll Abſicht ſeyn; aber die Mittel ſelbſt ſind Endzweck: ſo wie beim Wohlwollen. Wahr-

,,heit wie Münze zugezählt, ohne Unterſuchung
,,des Schrots und Korns, iſt ſchädlich. Daher
,,der beſtändige Zirkel in Wiſſenſchaften und
,,Künſten. Weg der Vorſehung! Nutzen der
,,Vorurtheile. Die Vorſehung, ſagt man,
,,habe den Menſchen Wohlwollen ins Herz gelegt,
,,damit ſie ſich bei ihrer Schwachheit behülflich
,,ſeyn mögen. Ich würde ſagen, die
,,Vorſehung hat den Menſchen Schwäche
,,zugetheilt, damit Wohlwollen einen Gegenſtand
,,habe.

,,Alles Beſtreben der Menſchen hat das
,,Erlangen eines gewiſſen Guts zur Abſicht,
,,und den Beſitz deſſelben zum Ziele. Der
,,Beſitz aber macht ſelten ſo glücklich, als
,,das Erlangen. Auch kann das Beſtreben
,,ſelbſt unſere Kräfte zuweilen auf eine unſeren
,,Neigungen angemeſſene Weiſe beſchäftigen,
,,daß wir uns dabei wohl befinden; und in
,,dieſem Falle kann ſogar Beſtreben ohne zu
,,erhalten, glücklicher machen, als Beſitz ohne
,,Beſtreben. Nur muß die Hoffnung des Erhaltens
,,mit in Anſchlag kommen; indem
,,ſie den Genuß vermehrt. Zuweilen aber

„giebt uns der Beſitz mehr Gelegenheit unſere
„Kräfte thätig zu erhalten, oder auf eine
„unſern Neigungen angemeſſene Weiſe zu beſchäftigen,
„als das Beſtreben. In dieſem
„Falle kann das Beſtreben bloß als Mittel begehrlich
„ſeyn, und, in Ermangelung des Endzweckes,
„als ein Uebel angeſehn werden.
„Z. B. der Bau eines Hauſes, die Cur einer
„Krankheit.

„Gefundene Wahrheit hat einen doppelten
„Nutzen: einen theoretiſchen und einen praktiſchen.
„Die überlieferte Wahrheit iſt ſteril
„an theoretiſchem Nutzen. Daher kann der
„ſpekulative Kopf ſie gar wohl dem Forſchen
„nachſetzen.

„Mit der Stelle aus dem Spinoſa haben
„Sie recht, ſchreibt er den 14. Sept. 1757 *).
„Ein abermaliger Beweis, wie obenhin ich
„alles anzuſehen gewohnt bin. Wenn Ihnen
„mehr aufſtoßen ſollte, was mit meiner (oder
„vielmehr Ihrer) Erklärung des Lachens ꝛc.

---

*) Leſſings gelehrter Briefwechſel, I. Theil S. 118. Sämmtl. Schriften. Th. XXVIII.

„(Dec. 1760.*). Sie gehen auf Ihrem „Pfade fort ꝛc. Welche Beſcheidenheit! „Und vollends der vom Aug. 1761**). Wahrer Ausdruck ſeiner innern Empfindungen!

„Derſelbe Inhalt im ſchaurigen Tone an „Herrn Nicolai Oct. 1762.

„Klopſtock und Gerſtenberg (Auguſt 1767.)

„Wohlthätigkeit und Milde (Oct. 1768.)

„Forſchen nach Wahrheit — Vorurtheile — „(Jan. 1771.)

„Ueber Emilia Galotti (April 1772.)

„Ueber Leibnitz und das Geheimniß der „Dreieinigkeit (May 1774.)

„Beſſer eine unphiloſophiſche Sache, philoſophiſch vertheidigen ꝛc.

„Ueber Phyſiognomik (Julius 1776.)

„Ueber Bunkel (März 1779.)"

Nach dieſem ganz flüchtigen Plane konnte nur ein Moſes Mendelsſohn arbeiten, und ein Meiſter wird aus der bloßen Skizze den Meiſter erkennen.

---

*) Leſſings gelehrter Briefwechſel, I. Th. S. 176.

**) Ebend. S. 188.

Ueber Leſſings Philoſophie und Theologie.

War Leſſing wirklich Spinoziſt? Alles zu erzählen, was gleich nach ſeinem Tode zwiſchen Herrn geheimen Rath Jakobi und dem ſeligen Moſes Mendelsſohn vorgefallen, wäre unnütze Wiederholung. Sie waren beide Leſſings Freunde, glaubten beide, ihn zu kennen, und kannten ihn hierin nicht ganz. Beide hatten Schranken geſetzt, in denen er ſich nothwendig finden laſſen ſollte. Jeder aber bemerkte ziemlich richtig, daß er da nicht war, wo ihn der Andere mit Gewißheit vermeinte.

Herr Jakobi drang in Spinozens Syſtem mit vieler Gründlichkeit, und fand, daß es den Denker mehr befriedige, als der Theismus. Das mochte er wohl Leſſingen im Vertrauen eröffnet und Leſſing ihm ein Gleiches von ſich wieder vertrauet haben; aber nicht, daß er für rathſam fände, es in die Welt zu ſchreiben. Doch wenn Herr Jakobi weiter kein Verſehen gemacht, ſo werden ihn **Zehn** tadeln und

Hundert loben. Was aber den Theiſten oder den gläubigen Aufgeklärten in der Chriſtenheit höchſt auffiel, war Herrn Geh. Rath Jakobi's Salto mortale aus dem lückenhaften Pantheismus in den Abgrund des Glaubens und der Offenbarung. Natürlich erſchraken darüber Chriſt und Jude, und ahndeten, er müßte ſich den Kopf zerſchmettert haben. Arzt und Wundarzt lieſen eilig hinzu, ihn, wo nicht zu heilen, doch mitleidig zu verbinden. Aber als ſie ihm nahe kamen, war er nicht geſprungen, nicht gefallen, und befand ſich ziemlich wohl. Es war eine von den gewöhnlichen Gaukeleien, die man ſeit Leibnitzens Zeiten ſchon oft geſehen: mehr amüſirend, als ſcharfſinnig; aber für einen großen Theil Menſchenkinder gar philoſophiſch.

Glaube war ihm Lernen, und Offenbarung Erfahrung, oder, wie es Herr Jakob in die Seele des Herrn Geh. Raths Jakobi denkt, ſinnliche Evidenz oder anſchauende Erkenntniß.

Herr Vicepräſident Herder *) ſagt gleichfalls zu Jakobis Vertheidigung viel Wahres, kann aber nicht in Abrede ſeyn, daß kein Menſch das Wort Offenbarung in dieſem Verſtande nehmen könne, ohne in eine babyloniſche Verwirrung der Sprachen zu gerathen, ſo wenig als die ewigen Höllenſtrafen der Chriſten in dem Sinne, den ihnen Leſſing beilegt. So oft ich dergleichen leſe, kann ich mich der Empfindung nicht erwehren, daß man den Leſer täuſchen, perſifliren, oder wenigſtens mit ihm Sokratiſchen Scherz treiben wolle.

Dieſen metaphyſiſchen Sprung des Herrn Geh. Raths Jakobi hätte man belachen oder bewundern ſollen. Denn was kann man mit einem Philoſophen machen, der den Thurm einen Stall, und den Stall einen Thurm wider allen Sprachgebrauch nennen will? Der kaltblütige Moſes aber machte ſich auf, dieſe Jakobiſchen Fortſchritte in der Philoſophie zu beleuchten. Denn Herr Jakobi blieb dabei, daß er nicht zu ſpringen, ſondern zu gehen pflege.

---

*) Gott; einige Geſpräche. Gotha 1787. S. 147 = 150.

Freilich hatte die Erzählung, daß Leſſing die Hypotheſe des Pantheismus conſequenter gefunden, als die theiſtiſche, Moſes Mendelsſohnen ſehr gekränkt.

Warum doch? War Leſſings älterer Freund empfindlich, daß der jüngere etwas wußte, was der ältere nur allein von ihm wiſſen wollte? Oder wußte er es gar nicht? und ſollte es Niemand wiſſen? Glaubte er wirklich, es würde mit Leſſings bekannt gewordener Anhänglichkeit am Spinozismus um die ganze Vernunftreligion oder Moral geſchehen ſeyn, die niemand lauterer und reiner gelehrt, als der Verfaſſer des Nathans, und der Fragmentiſt?

Lieber Gott! beruhet ſie auf armſeligen Beweiſen a priori; hat der Menſch nicht ſtündlich und augenblicklich Ueberzeugungen, daß er nur durch ſie glücklich ſeyn kann, daß er, ſo viel er von ihr abgeht, an ſeiner Behaglichkeit und an ſeiner Hoffnung, wie er ſie ſich träumet oder muthmaßt, verlieren muß: o ihr Mufti, Rabbi und Superintendenten, flieht in die Wälder, damit euch die, welche ihr geſtern noch ſo pathetiſch um ihrer Frömmigkeit willen ſegnetet, nicht heute knebeln oder ſpießen! Sie iſt in den menſchlichen Herzen zu tief, und die einzige Stütze eurer Moralen und Religionen. Ohne ſie hörte man auf eure metaphyſiſchen und theologiſchen Spitzfindigkeiten nicht einmal. Der täglichen Erfahrung entgegen prahlen, iſt wahrlich nicht politiſch.

Moſes Mendelsſohn ſah dieſes wohl ein; er erblickte aber Herrn Jakobi's Aeußerungen von einer zu gefährlichen Seite, und glaubte nichts geringeres, als daß nun die chriſtliche Religion zu lauter Glauben und Offenbarung im gewöhnlichen Sinne ſchmelzen würde. Indem er die Jakobiſche Philoſophie mißbilligte, ſchmeichelte er ihr mit einer großen Wirkung, die im Stande ſeyn könnte, die Aufklärung zu hindern, welche in der jüdiſchen und chriſtlichen Religion glimmte. Und (ſoll ich meine Meinung ganz heraus ſagen?) Moſes Mendelsſohn war mehr um die ſeinige, als die unſrige bekümmert. Er hoffte nur, bei der größern Vernünftigkeit der unſrigen, an der

Verbeſſerung der ſeinigen mit Glück arbeiten zu können. Konnte er alſo anders handeln? er als ein bedrückter Jude mit allen ſeinen bedrückten Religionsbrüdern, die doch ſo gut Menſchen von innen und außen ſind, als Leſſings Religionsbrüder, ihren Werth auch ſo fühlen, aber ſich ihn täglich abſprechen laſſen müſſen! Konnte er glücklich in Voltairens Fußſtapfen treten, ſeine Brüder aufgeben, lachen und ſpotten, wo Wahrheit und Ernſt nichts mehr vermag? Faſt iſt kein beſſeres Mittel.

Aber ſeine Religionsbrüder ſind unglücklich! Der edle Mann kann wohl des glücklichen Bruders vergeſſen, wenn er nicht handelt, wie er ſoll; allein ſeinen unglücklichen Bruder im Stiche laſſen, nicht retten, nicht auch mit glücklich zu machen ſuchen: kann das ein edler Bruder? Lieber macht er ſich ſelbſt mit unglücklich. Geht er da zu weit; überſieht er Fehler über Fehler, und beſchönigt ſie, wo er nicht ſollte: du Kaltblütiger, ehe du ihn tadelſt, lerne erſt Bruder werden!

Das philoſophiſcheſte Mittel zur Aufklärung ſeiner Nation ergriff Moſes dabei vielleicht nicht, gewiß aber das heilſamſte, das thunlichſte. Er wollte in ſeiner Nation kein erklärter Reformator ſeyn, weil reformiren nicht allezeit beſſer aufklären zur Hauptabſicht hat, und der Nutzen dem Gelärm und der Trennung, die es macht, ſelten entſpricht.

Das Beiſpiel einiger von unſeren jetzigen proteſtantiſchen Geiſtlichen, die auf den glücklichen oder unglücklichen Einfall gekommen waren, aus unſerer ganz poſitiven Religion ohne vieles Geräuſch, mehr mit Connivenz als Erlaubniß einer hohen Obrigkeit, eine ziemlich reine Vernunftreligion zu machen, hatte er vor ſich, war dafür ganz eingenommen, und wollte es in ſeiner Religion nachahmen. Dort iſt es aber nicht ſo leicht; er mußte daher gänzlich der ſeinigen anzuhangen ſcheinen, und ſie für vernunftmäßiger ausgeben als ſie ſeyn mag, um das hinein zu bringen, was nach ſeiner Angabe ſchon darin ſeyn ſollte.

Es iſt eine herrliche Sache, aus Kupfer Gold zu machen; oder vielmehr dem Kupfer immerfort Gold zuzuſetzen, bis vor lauter Gold kein Kupfer mehr ſichtbar wird. Aber eine kalte Vergoldung macht noch keine goldene Maſſe; und zu was auch lauter reines Gold? Eine kluge Beſchickung iſt keine Betrügerey; man muß nur nicht darauf ſetzen: aurum purum, und die Leute anfahren, die es ſelbſt probiren wollen, und es bloß nach ihrer eigenen Probe anzunehmen erklären. Ob ſie das Probiren eben verſtehen oder nicht, iſt gleichgültig. Probiren ſie fleißig, ſo werden ſie ſchon mit Schaden klug werden. Man kann es mit oder ohne Meiſter lernen. Wer ſich auf eines Andern Probe verläßt, iſt nicht zu beneiden.

Die Moral oder die Vernunftreligion ſollte alſo, nach Moſes Mendelsſohns Grundſätzen, dem Aufklärer des Chriſtenthums und Judenthums das ſeyn, was dem Maler das Ideal iſt. Doch konnte er nie erwarten, daß man aus Hrn. Kants Kritik der reinen Vernunft Kügelchen machen und damit nach ſeinen Morgenſtunden werfen würde. Der Talmud und Luthers Katechismus können nicht verſchiedener ſeyn, als die Kantiſche und Moſes Mendelsſohniſche Philoſophie. Beyde haben eine ſehr gute Seite; aber auch das Gepräge der menſchlichen Schwachheit. Es hat keine etwa Urſache, auf die andere mitleidig herab zu ſehen, woraus ohnehin nichts weiter als Erbitterung entſteht, die wie die Enthuſiaſterey das Waſſer zwar trübt, aber ſich nie ruhig ſetzen läßt.

Drey Hypotheſen über die mögliche Exiſtenz Gottes und der Welt ſind von jeher gangbar geweſen, und aus ihnen entſtehen wohl alle übrigen. Jede hat ihre ſtarke und ſchwache Seite; keine iſt unüberwindlich; obgleich immer eine beliebter geweſen iſt, als die andere. Anſtatt daß der Anhänger die ſeinige zu einem Inbegriffe von unumſtößlichen Wahrheiten a priori zu erheben geſucht, hat er lieber die beiden andern zu Ungereimtheiten herabzuwürdigen geſtrebt. Gerade ſo machen es die aufgeklärten Staaten; anſtatt ihre innerliche Kraft zu vermehren, ſuchen ſie nur die andern zu ſchwächen, und dünken ſich dadurch immer ſtärker zu werden. Jeder Staatsmann könnte alſo ein Philoſoph, und jeder Philoſoph ein Staatsmann ſeyn. Auf mehr müſſen aber beyde nicht Anſpruch machen. Denn die Vergrößerung ihrer eignen innerlichen Stärke iſt ihnen nur Nebenwerk.

Etwas nothwendig für ſich Beſtehendes, von nichts Abhangendes, kann man nicht bloß, ſondern muß man denken; und wenn man das Gott ohne weitern Zuſatz nennt, ſo muß man einen Gott annehmen, oder man hebt alles Denken auf.

Entweder Gott und die Welt iſt Eins, exiſtirt nothwendig von Ewigkeit, ohne Anfang und Ende (Pantheismus oder Spinozismus).

Oder Gott iſt das erſchaffende, und die Welt das erſchaffene Weſen, oder die Modifikation; verhält ſich wie Urſache und Wirkung; ungefähr wie Seelen- und Leibeskräfte (Theismus).

Oder wir ſollen, können und werden auch, bey unſern eingeſchränkten Fähigkeiten und

Einſichten, nichts ganz Zuverläſſiges und nichts ganz Evidentes davon wiſſen.

Behauptet man es poſitiv, ſo iſt es Kanteismus. Sagt man dazu weder ja noch nein, ſondern nur non liquet, ſo iſt es Skepticismus; Aberwitz aber, wenn aus dem ungewiſſen Daſeyn allgemeiner Wahrheiten a priori das Nichtſeyn der übrigen Wahrheiten folgen ſoll, oder den Unwiſſenden vorgeſpiegelt wird, daß es daraus folge *).

Die Kantiſche Hypotheſe ſcheint freylich ſehr wahr zu ſeyn. Denn wo man menſchliche Unwiſſenheit vorausſetzt, hat man immer großen Grund. Theiſt und Pantheiſt retten ſich damit aus den Lücken ihrer Ge-

---

*) Eben da ich dieſes ins Reine ſchreibe, fällt mir glücklicher Weiſe der neue Deutſche Merkur 1794 in die Hände, worin ſich der Anfang einer ſyſtematiſchen Darſtellung aller bisher möglichen Syſteme der Metaphyſik befindet. Worauf ich nur hinzeige, wird daſelbſt ſyſtematiſch ausgeführt und ein vollſtändigen Begriff von dem gegeben, worauf es hauptſächlich ankommt. Es iſt freilich ſchon mehr metaphyſiſche Terminologie, der ich ſo viel als möglich auszuweichen geſucht habe.

dankengewebe. Der ſcharfſinnigſte Weiſe und der beſchränkteſte Querkopf bringen endlich, gleichſam wie verabredet, das traurige Reſultat heraus: wir wiſſen nichts. Sokrates ſagte es ſchon; und wer wollte nicht ein Sokrates ſeyn?

Es iſt nicht allezeit Selbſterkenntniß, die ſo ſpricht; oft nur Prahlerei. Man will beſcheidentlich damit ſagen: alles was bisher über dieſe Gegenſtände geſagt und geſchrieben worden, iſt Armſeligkeit, und hat gar kein philoſophiſches Gepräge. Der Mittelkopf ſieht nun einmal nicht die große Seite, das Tiefſinnige des Satzes, daß man von dem wirklichen Daſeyn deſſen, was man unter Gott und Welt verſteht, nichts wiſſen kann; da doch die Unbefangenen ohne Anſpruch nur ungefähr geſagt haben: das was durch Analogie, Induktion und Muthmaßung wahrſcheinlich wird, iſt, gegen die unbezweifelte Wahrheit, nicht viel mehr als nichts.

Einem armen Teufel zu beweiſen, daß er nichts hat, erfordert eben keinen großen Aufwand von Geiſteskraft; und ihm gar den

Troſt geben, daß er ewig nichts haben werde, iſt ſo wenig theologiſch als philoſophiſch, und für den Menſchen die jämmerlichſte Ausſicht.

Aber können und werden wir auch nichts wiſſen, weil wir bisher ſehr wenig, oder vielmehr gar nichts gewußt? kann nicht etwas kommen, das uns auf einmal aus dieſer Unwiſſenheit herausreißt? ſollte die Metaphyſik und die Elementarphiloſophie die einzige Wiſſenſchaft ſeyn, die dem Ungefähr nichts zu verdanken hätte, ſondern alles allein der unmittelbaren Spekulation? Wie viele Wiſſenſchaften und Künſte waren Anfangs bloße Einfälle, bloßes Spielwerk des Witzes und der Grübelei, ohne allen abzuſehenden Nutzen? Nur als die Menſchen an Kenntniſſen zunahmen, Entdeckungen aller Art machten und Dinge fanden, die ſie eigentlich nicht ſuchten, wurden manche Hirngeſpinnſte zu Realitäten.

Doch Hr. Kant hat nunmehr ſyſtematiſch erwieſen, daß der Menſch von dem Daſeyn der Dinge nur durch ſeine Sinne oder Erfahrung überführt werden und von der Wahrheit der Dinge an und für ſich unmöglich etwas zu verläſſig erfahren könne; daß Verſtand und Vernunft zu weiter nichts dienen und dienen ſollen, als die ſinnlichen Kenntniſſe zu berichtigen; daß von dem Denkbaren auf das wirklich Exiſtirende eben ſo ſicher zu ſchließen ſey, als von einer entzückenden Romanheldin auf ein wirkliches Mädchen.

Iſt das unbezweifelt nun ausgemacht? ſind alle Erinnerungen dagegen nur Folgen des Neides und des Vorurtheils? Oder iſt es mit ſeiner Hypotheſe, wie mit einem ſchönen Saatfelde, worauf neben Weizen auch Dornen und Diſteln wachſen?

Nicht zu gedenken, daß eine Philoſophie, die uns ſagt, „daß ein Gegenſtand, der da iſt, uns in die Sinne fällt, und der uns in die Sinne fällt, da iſt, das Uebrige aber bloße Träummerei oder Grübelei ſey,“ das Feld des Nachdenkens eben nicht ſehr erweitern kann.

Woher aber erweiſt man, daß der Menſch bloß und allein durch ſeine Sinne oder Empfindungen ſich von dem Daſeyn der Dinge verſichert, und ſeine Vernunft mit dieſen Dingen zuſammen gleichſam nur ein ens completum, dem Weſen und der Subſiſtenz nach, ausmache, und zu weiter nichts als zur Berichtigung der Erfahrungen diene? Da wir von keinem Dinge an und für ſich etwas wiſſen: wie können wir von uns an und für ſich etwas wiſſen?

Wo iſt denn das Unphiloſophiſche, das Vernunftwidrige in der Muthmaßung, daß man auf die Gewißheit der Dinge außer der Sinnenwelt noch kommen, oder mit ganz befriedigenden Gründen ihr Nichtſeyn mit der Zeit auf einmal oder nach und nach erweiſen werde? Daß es noch nicht geſchehen, iſt doch kein Beweis, daß es nie geſchehen könne. Wer kann ſagen, daß aus den metaphyſiſchen Grübeleien nichts gekommen, noch kommen werde? Wer die bekannten Wege der Metaphyſik verläßt und einen neuen gefunden, der wandele ihn; aber er laſſe ſich nicht einfallen, vor den alten Schlagbäume anzulegen, wenn auch ſein neuer Weg hundertmal beſſer und ſicherer wäre. Dem Verdachte der Partheiſucht kann er nicht entgehen. Die verſchiedenen Wege zum Ziele ſind keine Hinderung zum Ziele. Lieber Wanderer, ſieh nicht auf deinen Nebenwanderer mit Cruſianiſch lachender Miene; noch weniger mache, wie ein Zauberer, einen Kreis um dich her, aus dem ſich der menſchliche Verſtand nicht wagen ſoll. Der Knabe bewundert es, und der Mann lacht. Ich möchte in einer Welt nicht ſeyn, wo alles ſo ausgemacht und unumſtößlich wäre, als zweymal zwey iſt vier. Man müßte dir weiſem Manne, entweder beſtändig zuhören, oder vor langer Weile närriſch werden.

Die Gränzen unſeres Wiſſens, die Erkenntnißkraft nicht Eines Menſchen, nicht Einer Generation, nicht Eines Landes, ſondern aller Länder, aller Menſchen und aller Zeiten, wie ein Tapezierer eine Stube ausmeſſen und mit ewig dauerhaften Möbeln ausputzen zu wollen: welch ein Einfall! Soll man zu dieſer ungeheuren Unternehmung lachen oder die Achſeln zucken? Könnte ein Leibnitz oder Newton auch auf ſo einen Einfall kommen? Ich möchte wohl das non plus ultra einer der unbedeutendſten Künſte oder Wiſſenſchaften kennen, damit ich ein ſolches Unternehmen nur nicht ſo gar paradox fände. Anmaßungen dieſer Art macht die tägliche Erfahrung bald zu nichte. Ich befürchte, nicht die Nachwelt, ſondern wir ſelbſt noch werden dieſe Herrlichkeiten unter die Raritäten von der Quadratur des Zirkels, dem perpetuum mobile, und wie die tiefſinnigen Nebenſachen alle heißen, mit aller möglichen Verwunderung über uns ſelbſt zeitig genug ſetzen. Wie viel gehört nicht dazu, nur ungefähr zu beſtimmen, was bis in unſere Zeit der menſchliche Verſtand bewirkt; aber wer kann die künftigen Gränzen des Menſchenverſtandes feſtſetzen? Wie vieles heißen wir nicht Fortſchritte, was nur Seitenſprünge unſerer Erkenntniß ſind; und ſo wieder umgekehrt. Die Wahrheit, das Ziel des Menſchen, ſehe ich eben ſo gut, als die Stadt Prag, die mir der Führer auf der Schneekuppe zeigte. Da, wohin er mit dem Finger wies, und bei hellem Tage den heiligen Nepomuk auf der Brücke mit ſeinem ſcharfen Auge zu ſehen wähnte, mag ungefähr Prag liegen. Jeder giebt dies auch zu, welcher der Wege dahin kundig iſt. Wer hat aber noch zur Zeit ein ſo gutes Fernrohr, daß er von der Schneekuppe den heiligen Nepomuk wirklich ſieht? Doch die Macht oder Ohnmacht des menſchlichen Vorſtellungs- und Erkenntnißvermögens zu beſtimmen, iſt noch etwas mehr, und führt nicht zu Skepticismus, ſondern zum unausſtehlichen Dogmatismus, den die kritiſche Philoſophie ſammt dem Skepticismus in Banden gelegt zu haben ſich beſcheiden rühmt.

Wenn Plinius etwas ſtark ſagt: furor eſt, profecto furor, egredi ex eo (mundo), et tanquam interna ejus cuncta plane jam ſint nota, ita ſcrutari externa: quaſi vero menſuram ullius rei poſſet agere, qui ſui neſciat: aut mens hominis videre, quae mundus ipſe non capiat*); ſo meint er doch

---

*) Damit aber der Heide Plinius (Hiſt. nat. Tom. I. lib. 2. p. 70. edit. Harduin.) den rechtgläubigen Chriſten nicht etwa verführe, ſagt der eben ſo fromme als grundgelehrte Jeſuit auf der vorhergehenden Seite (69.) in einer Note: demonſtrabat

nur, daß wir erſt recht die ſinnliche Welt gleichſam ausſtudieren, ehe wir uns über dieſelbe hinausſchwingen; behauptet aber nicht, daß außer derſelben für uns gar nichts ſey.

Eine Philoſophie, durch welche die Fehler an dem Gebäude der Theiſten und Pantheiſten ſehr deutlich werden, aber welche ſelbſt keinen tadelfreien Grund hat, hätte Leſſing allerdings ſtudiert und benutzt; nur ſie von einer Seite zu eingeſchränkt und von der andern zu praleriſch gefunden. Er hätte ſich

vir omni ſcientiarum genere eximie eruditus, e ſocietate noſtra, P. Joannes Mathaeus Mahoudeau (deſſen weder Jöcher noch Moreri gedenkt, und den die gottloſe Encyklopedie mit Vorſatz im Artikel der Zimmerei und Maurerei verſchwiegen hat) ex Kalendario Judaico, quod Moſem vel Adamum habet auctorem, creatum eſſe mundum a Deo ante Chriſtum 4008. die 4. Novembris Jul. eademque die 1. Octobris Greg. ab antecedente veſpera, die quae nobis Dominica, littera Dom. Jul. G. Gregor. A. Quoniam ita ſtatui cogunt notati a Moſe in Diluvio et in Exodo dies, quos ex ejusdem Kalendarii legibus perquam accurate aſſignavit in inſigni opere nondum edito de Kalendario Judaico. Wer nicht Theiſt noch Pantheiſt ſeyn kann, der ſei Mahoudeauiſt!

gefreut, daß eine Schule entſtanden, welche ſich über gewiſſe Gränzen nicht hinauswagt, aus Beſorgniß, auf offne See ohne Kompaß und andere nöthigen Kenntniſſe zu gerathen.

Freilich würde die Schiffahrt nicht viel Vortheil haben, wenn lauter ſolche ſichere philoſophiſche Köpfe Seekapitäne wären. Und dieſe Philoſophie hat noch die ſtolze Anmaßung, alle übrigen philoſophiſchen Syſteme durch das ihrige entweder ſchon verdrängt zu haben, oder verdrängen zu wollen.

Die Weisheit gleicht einem Mädchen, die nicht bei dem Klügſten, ſondern oft bei dem Unbeſonnenen, ihre Rechnung findet. Ihres Vaters oder ihres Vormunds Strenge wird in den Augen der Unpartheiiſchen Tyrannei, und dadurch entſteht ſogar auf eine gewiſſe Zeit Verkennung des Guten in dieſer Philoſophie.

Im Grunde iſt ſie das Häuschen des Skepticismus, welches die witzigen und nicht witzigen Architekten mit lächerlichen Abzeichnungen beehrt, und die eifrigen Beförderer der Tugend und Wahrheit mit Koth beworfen oder gar zu zerſtören geſucht. Herr Kant hat es nur angeſtrichen; die Aner und Iſten haben es mit neuen Thüren und Fenſtern verſehn und in das philoſophiſche Kataſter unter Zeichen und Nahmen, zum Muſter aller philoſophiſchen Häuſer, bloß des Unterſchiedes wegen eingetragen.

Leſſing hätte Pantheismus und Theismus ſchwerlich ſo weit erhoben, hätte er auch ſeine ganze Lebenszeit ganz allein darauf verwendet. Er ſpann gern philoſophiſche und theologiſche Gewebe, aber faſt keines aus. Er wurde das Nichtige davon zu ſchnell inne, und hatte einen zu lebhaften und mannigfachen Geiſt, um für ſeine Arbeiten in einem hohen Grade eingenommen bleiben zu können.

So wie Herr Profeſſor Kant mit ſeiner Hypotheſe ſeine Zeitgenoſſen in vielen Stükken aufgeklärt und noch aufklärt; ſo haben es auch Leibnitz, Spinoza, Bayle, Hume und Mendelsſohn gethan. Leſſing, der ſich für kein Syſtem entſcheidend beſtimmte, ſondern ein gewiſſes Uebereinkommen zwiſchen Pantheismus und Theismus gleichſam witterte, welches Moſes Mendelsſohn den geläuterten Pantheismus nennt, hat auch ſein Theil zur Aufklärung der Welt gegeben. Alle metaphyſiſchen Syſteme, die noch kommen können, werden ſich ſtets auf eine der drei Haupthypotheſen gründen, und immer neue Aufſchlüſſe, wenn auch zuweilen mit Verſchlüſſe, machen. Gott bewahre nur ihre Erfinder und Anhänger, vor dem zwar bürgerlich ganz verzeihlichen, aber höchſt unphiloſophiſchen Wahne, das ihrige für das einzige apodiktiſche, evidente Syſtem zu halten, in welchem die Wahrheit nur allein zu finden ſey! Der menſchliche Geiſt hat Schranken: eine Erfahrung, die kein Menſch in Abrede ſeyn kann; doch wer ſie beſtimmen will, macht ſichere und ehrliche Boten, die jedes Steinchen auf der Landſtraße kennen, aber keine Jäger, die Berg und Thal, Wald und Feld mit allem was da lebt und webt, finden und entdecken. Man ſey immer für ſeine geiſtigen Erfindungen eingenommen und ſuche ſie zu nichts geringerem, als zum Syſtem der einzigen Weisheit zu erheben; man mache Jedem, der ein gleiches wagt, jeden Schritt ſchwer, nicht mit ſchriftſtelleriſchen Ungezogenheiten oder mit frommen religiöſen Conſequenzen, ſondern mit Scharfſinn, Feſtigkeit und Unerſchrockenheit des Geiſtes. Einen Philoſophie- oder Religions-Verein wünſchen ſich nur die Trägen, die, wie arbeiten, auch für ſich denken laſſen möchten. Höchſtens wollen ſie aus dieſen Wiſſenſchaften eine Troſtbäckerei für ihre begangenen Thorheiten haben, die ſie bisweilen zu Ehren und Würden erhoben, zuweilen auch davon gebracht.

Philoſophiſche und theologiſche Streitigkeiten müſſen nicht aufhören, ſondern nur jedem Staatsbürger unnachtheilig werden. Wer ein Monopolium oder nur eine Mode, nicht mehr frei davon zu reden, unter welchem Vorwand es iſt, bei der philoſophiſchen oder bürgerlichen Macht bezwecke, macht ſeinen eignen Waaren ſchlechten Kredit, und entgeht dem Verdachte nicht, den Blödſinnigen damit betrügen zu wollen.

So dachte Leſſing; und ſo denken vielleicht, obgleich mit großer Verſchiedenheit, Alle, welche keine verkehrten Begriffe von Ruhe, Zufriedenheit und menſchlicher Gewißheit haben und nicht in dem Wahne ſtehen, daß man arbeite, um einmal nicht mehr arbeiten zu dürfen, und denke, um einmal nicht mehr denken zu dürfen.

Theismus und Pantheismus ſind darin einig, daß ein nothwendiges, für ſich beſtehendes Etwas ſeyn muß; nur die eigentliche Beſchaffenheit davon iſt nach jedem Syſtem anders: beide laſſen ſich denken, ſind vernunftmäßig, dabei aber voller Unerklärbarkeiten.

Gott und Welt! Gott und Natur! Geiſt und Materie! Unbedingte, nothwendige und unendliche Kraft, und unbedingte nothwendige und unendliche Wirkung! Subſtanz und Accidenz oder Modifikation oder Attribut! Denkende Kraft und Ausdehnung! Urſache und Wirkung! Gott oder das einige Geſetz aller Subſtanzen, aller Kräfte oder unendlicher Eigenſchaften: was iſt aller dieſer philoſophiſcher Wortpomp anders, als Kinderpröbchen, armſelige Kenntniſſe, womit der lallende Knabe den Anfang ſeines Bewußtſeyns nach und nach zu äußern pflegt? Er will damit zu verſtehen geben: ich und alles an, in und außer mir exiſtirt oder ſcheint zu exiſtiren, iſt entweder von Ewigkeit her, von ſich ſelbſt nothwendig, ohne Anfang und Ende, ohne Vermehrung und Verminderung. Alles iſt Eins oder die einzige Subſtanz.

Oder es kommt von einem Weſen, das dieſe nothwendige und unendliche Kraft hat, alles zu bewirken; und dieſe Kraft iſt von ſeiner Wirkung verſchieden, wobei wir freilich weniger denken oder uns die Vorſtellung ſchwieriger machen.

Wir können und müſſen hier in Bildern und Gleichniſſen aus unſerer armſeligen Erfahrung reden. Da iſt eins immer in gewiſſer Rückſicht beſſer, als das andere: und der Scharfſinnigſte hat ſtets das beſte, nicht an und für ſich, ſondern in Anſehung der Betrachter und Beobachter.

Freilich ſollten Pantheiſt und Theiſt brüderlich zu einander ſagen: wir beide wiſſen es nicht, und wir werden noch ziemlich vieles lernen müſſen, ehe wir uns darüber beſſer verſtändigen können. Doch darin ſind wir einig, daß wir ein nothwendiges für ſich beſtehendes Weſen, als exiſtirend, nicht bloß als möglich, denken und vorausſetzen müſſen; oder wir ſind unſer ſelbſt nicht bewußt. Du denkſt dir alles, Gott und Welt, Urſache und Wirkung, das vielleicht nur eine Idee in uns iſt und das auf einander Folgende und neben einander Beſtehende bedeutet, in Einem, in einer Subſtanz beiſammen; ich mir jedes beſonders. Ob nun mein Gedankengebäude oder das deinige der wirklichen Exiſtenz entſpricht, kann keiner dem andern apodiktiſch erweiſen. Aber eins von beiden muß in der Exiſtenz ſeyn. Sollte es eine dritte Art zu exiſtiren geben, ſo wäre ſie ja gar nicht für uns begreiflich und für uns ſo gut als gar nicht. Wir wären nicht beſſer daran, als an einer Tafel, wo für höhere und niedere Weſen, nur für Menſchen nicht, die herrlichſten Speiſen an und für ſich aufgetragen wären.

Kann man nicht bald Theiſt, bald Pantheiſt, ohne Widerſpruch ſeyn? Und was ſchadet es denn der Güte von Leſſings philoſophiſchem Charakter, wenn er bald als ſpeculirender Philoſoph, die Grundſätze und Wege des Pantheismus verfolgte; bald als populairer Schriftſteller die Principien des Theismus annahm und darnach philoſophirte und moraliſirte? Iſt der ein Heuchler, oder ein Zweiächsler, oder ein Ptolemäer, welcher mit dem gewöhnlichen Ausdrucke ſagt: die Sonne geht auf, geht unter; ob er gleich vom Kopernikaniſchen Syſtem völlig überzeugt iſt? Der Ptolemäer und der Kopernikaner ſagen doch durch dieſen Ausdruck gewöhnlich weiter nichts, als, wir Erdenbewohner empfinden unmittelbar die Strahlen der Sonne zu einer Zeit, und zur andern wieder nicht. Das rechte, wie es geſchieht, will ſelten jemand ausgemacht wiſſen.

Spinoza, der die pantheiſtiſche Hypotheſe in ein völliges Syſtem brachte, worauf er ſeine ganze Lebenszeit verwendete, wollte damit weder eine Schule errichten, noch ſich ſonſt Anſehen und Anhänger machen; wollte nur ungeſtört an ſeinem Gewebe ſpinnen, ohne ein anderes zu zerſtören oder herabzuwürdigen. Dieſer ſtille vernünftige Weltbürger Spinoza, der ohne alle gelehrte und philoſophiſche Anſprüche war, wurde ein allgemeiner Gegenſtand des Haſſes, der Verfolgung und des Abſcheus, des gelehrten und ungelehrten, des angeſehenen und unangeſehenen Pöbels, hauptſächlich nach ſeinem Tode. Noch vor vierzig Jahren war kein Schulwinkel, in welchem man nicht Abſcheu! Abſcheu! ſchrie; kein ſchöner Geiſt, der ihn nicht für närriſch erklärte; und kein Theologe, der nicht bei Spinoza den Teufel dachte, der im Finſtern die armen Seelen zu verſchlingen ſucht.

Ein Pantheiſt und ein Atheiſt waren ſo gar Baylen gleichbedeutende Wörter! Er nannte den Spinoza nur den ſyſtematiſchen Atheiſten. Freilich ſagte man ſchon bei jenes Leben, er habe den Spinoza nicht recht verſtanden; welches er aber in ſeinem Dictionnaire recht ſehr übel nimmt. Hier iſt nicht der Ort, auszumachen, ob die, welche ihn deſſen beſchuldigen, Spinozens Syſtem beſſer durchdrungen, und wer ihn eigentlich recht eingeſehen habe. Der Verfaſſer des Artikels Spinoza in der Franzöſiſchen Encyclopédie (Pariſer Ausgabe des 5ten Theils in Neuſchatel 1765) nennt ihn zwar keinen ſyſtematiſchen Atheiſten, um Baylen nicht nachzuahmen; aber doch einen Atheiſten, der zuerſt den Atheismus in ein Syſtem gebracht, und von demſelben un corps de doctrine lié et tiſſu ſelon la méthode des géomètres verſertigt.

Die Folioweisheit mit damaliger Franzöſiſcher Aufklärung und großem Weltone, iſt nicht immer Nahrung des unbefangenen Denkers; und der Encyklopediſt hat ganz Recht zu ſagen: ceux qui cenſurent le plus dedaigneuſement les penſées des autres, ſont fort indulgens envers eux mêmes. Ein Motto für alle philoſophiſche Syſteme, und auch für dieſe Encyclopedie.

Obgleich aber die Beſchuldigung der Atheiſterei auf hundert Jahre lang den guten Namen des armen Spinoza beſchmitzte, ſo iſt doch das Ende davon, daß ihm deſto mehr

Recht widerfährt, je weniger von der Modeaufklärung zu erwarten war. Es beſteht nicht in einem Monumente, zu dem ein gutmüthiger Laie das Geld von allen Enden der Welt, und aus den Taſchen der Reichen und Armen, mit und ohne Anſtand, barmherzig und unbarmherzig, zu praktiziren ſucht, um uns ehrliche Deutſchen der Dankbarkeit oder der Undankbarkeit zeihen zu können. Es iſt die unbefangene Unterſuchung ſeiner Schriften, die man aufs neue anzuſtellen für gut befunden; die ziemliche Geradheit, mit der man das Richtige und Unrichtige ſeines Syſtems angiebt, ohne Rückſicht auf diejenigen, welche Philoſophie und Religion zu einem Beſchönigungsſyſtem uralter nahrhafter Thorheiten, freilich auch ohne Arges, machen möchten. Ich habe zwar keine Pausbacken, und beklage es auch nicht, um in die Poſaune der Fama damit ſtoßen zu können; aber ich will nicht bergen, daß ich Herrn Profeſſor Heydenreichs Natur und Gott nach Spinoza (Leipz. 1781. 1. Th.) und des Herrn Vicepräſidenten Herders Gott (Einige Geſpräche, Gotha 1787.)

mit Vergnügen und Belehrung geleſen. So wenig das von mir ſagen will, ſo gern ſage ich es doch.

Jener ſchrieb es an einem Orte, wo weder Handelsjude noch Spinoziſtiſcher Philoſoph ſonſt gelitten war. Der Geiſt der Weisheit und des Handels ſchreiet zwar nach Freiheit, aber duldet keine; denn die Freiheit, intolerant zu ſeyn, iſt auch Freiheit: und dieſe ganze unbeſchränkte Freiheit verzögert doch nicht die Vollendung ſeiner Schrift?

Dieſer wird der Dunkelheit beſchuldigt, zwar nur von Recenſenten der allgemeinen deutſchen Bibliothek. Ich wünſchte es nicht geleſen zu haben; ich ward darüber Viſionair, und ſah den Glanz des aufgeklärten Theismus im Klugheitsröckchen der ſanftmüthigen Intoleranz; ich fiel nicht vor Entzückung in eine Betäubung, ſondern der ganze Stoß von Inkonſequenzen, viel größer, als wenn ich dieſe Bibliothek auf einen Haufen bringe, lag vor meinen Augen, und eine Stimme vom Himmel rief: „das iſt Aufklärung! weg mit Herders Helldunkel!“

Ihm wäre es doch leicht geweſen, zwei große Folianten, den einen von den Sottiſen der aufgeklärten Theiſten, und den zweiten von den Sottiſen der unaufgeklärten Theiſten gegen den Pantheismus zu ſchreiben; und er thut es nicht: er redet nur von einer weiſen Nothwendigkeit, vom höchſten Daſeyn. Die alten Philoſophen hatten ein Wort fatum, welches in blinde Nothwendigkeit zu überſetzen, eben keine himmliſche Weisheit verräth. Herr Herder mag weder von Pantheiſten noch Atheiſten wiſſen; er thut gleichſam nur die Frage: iſt meine Vorſtellung von dem göttlichen Weſen auch eine würdige Vorſtellung? Wird dadurch ein allerhöchſtes nothwendiges Weſen geläugnet? Er will aufräumen, aber nicht ausräumen. Es iſt ihm um Ausdruck deſſen zu thun, was in eines Jeden Herz und Verſtand geſchrieben zu ſeyn ſcheint. Jedes ſeiner Worte ſagt einen großen Gedanken; aber alle zuſammen erſchöpfen den Begriff nicht, am wenigſten Eins. Hier wird Scharfſinn immer Dunkelheit, wenn wir nicht die hohe Weisheit lehren: wir wiſſen nichts von den Dingen an und für ſich. Eine Entdeckung, auf die kein Menſchenverſtand ſtolz geweſen. Wer auf die Jagd gehet, weiß noch nicht das Wildbret, das er ſchießen wird; aber als guter Jäger weiß er, daß er gewiß etwas ſchießt.

Warum verdenkt man es Herrn Herder, daß er bei ſeinen philoſophiſchen Reiſen einmal im Gaſthofe zum Pantheismus eingekehrt iſt? Es iſt ein ſtattliches Gebäude, und der Wirth behandelt ſeine Gäſte nach Würden. Das neidiſche Hotel Theismus mag nun darüber gloſſiren, wie es will. Bloß, wenn es gegen ihn billig iſt, wird der Gaſthof das Hotel nicht um allen Zuſpruch bringen.

Compromittire ich hier wider meine Abſicht, ſo bin ich zur demüthigſten Abbitte bereit. Ich habe den Wein gerühmt, der mir wohl geſchmeckt, ohne ihn aus Eifer dem Leſer in den Hals gießen zu wollen.

Möchte man doch von nun an von der abſcheulichen Anſchuldigung der Atheiſterei nie hören! Dem Menſchen, dem Ebenbilde Gottes, dem Abdrucke Gottes, dem Gedanken oder Theilchen Gottes, dem Geſchöpfe Gottes, oder wie nur der menſchliche Witz und Scharfſinn das Verhältniß oder die Abhängigkeit des Menſchen von dem All aller Dinge bezeichnen kann, mit metaphyſiſchen oder theologiſchen Brocken das Leben zu erſchweren, iſt barbariſcher, als ſeinen überwundenen Feind gebraten auftiſchen.

Gelehrter, ſcharfſinniger Bayle, was dachteſt du wohl, da du den armen Spinoza einen Atheiſten nannteſt?

Iſt es derjenige, welcher nichts Nothwendiges, nichts für ſich Beſtehendes zugiebt; welcher kein Weſen, das die abſolute Bedingung alles übrigen enthält, oder keine nothwendige Exiſtenz und Ordnung aller Dinge anerkennt; iſt der ein Atheiſt: ſo giebt es keinen, und kann keinen mit fünf geſunden Sinnen geben. Aderlaß, nicht Gründe, bedarf es bei ihm!

Soll aber ein Atheiſt auch derjenige ſeyn, welcher in dieſes abſolut nothwendige Etwas nicht die abſtrakten Begriffe der menſchlichen Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Vollkommenheit in endloſem Maße hineinlegt; der nicht, wie Hans Sachſe, ſinnreichen Andenkens, dieſe nothwendige für ſich und alle Menſchen nie ganz zu ergründende Subſtanz mit Doctor Luthers oder eines neuern aufgeklärtern Theologen Katechismus in der Hand, examinirend und züchtigend ſich denkt: ſo ſind alle Philoſophen, alle nach Wahrheit ſtrebende Menſchen, Atheiſten. Denn ſie alle proteſtiren feierlich gegen Anthropopathie und Anthropomorphismus.

Gott ſich auch in der allergrößten Vollkommenheit perſonificirt denken, oder ſein Wirken mit den menſchlichen Handlungen und Gedanken meſſen, nur Anfang und Ende dabei ins Unendliche verlangen, iſt Abgötterei; und wenn ich ja reſpektvoll reden muß, feine Abgötterei, ſo feine, als wenn der Liebhaber das Portrait ſeiner Schöne, in Ermangelung ihrer ſelbſt, mit zu Bette nimmt. Einen ſonſt tauglichen Menſchen ohne dieſe fromme Zärtlichkeit aus der tugendhaften Geſellſchaft zu ſtoßen, charakteriſirt unſer philoſophiſches Jahrhundert ſo leibhaft, als die Intoleranz mit Feuer und Schwert gegen die Aufklärung in der poſitiven Religion, nur die unaufgeklärten Zeiten bezeichnen kann.

Das Wort Atheiſt könnte alſo füglich aus der philoſophiſchen und menſchlichen Geſellſchaft bleiben. Soll aber Leſſing ja mit Spinoza dieſes Abzeichen haben, wer kann wider den Strom ſchwimmen?

Als ich das erſtemal in einer Geſellſchaft von lauter Juden war, wollte ich das Wort Jude nicht gern brauchen. Ein Jude mit einem langen langen Barte bemerkte meine Verlegenheit, und ſagte mir, meine Hand drückend: „Sagen Sie immer: Jude! Dieſes Wort iſt bei uns ſo ehrwürdig, als bei Ihnen das Wort Chriſt.“

Wie kann man aber Theiſt und Pantheiſt zugleich ſeyn? Die Endung Iſt bezeichnet, nach Herrn Hofrath Adlung, eine männliche Perſon von gewiſſer Beſchaffenheit. Zum Exempel Blumiſt, ein Liebhaber der Blumen, Glockeniſt, der ein Glockenſpiel ſpielt. Folglich auch Spinoziſt, der Spinozens Gedankenreihe über Gott und

Welt inne hat, und dieſes Syſtem, oder vielmehr dieſe Hypotheſe, zur Aufklärung der Menſchen ſo gut anwendet, als er kann. Verdrängt eine nicht kenntnißloſe Billigung dieſes Syſtems nothwendig eine andere des **Theismus**, **Skepticismus**, und was für Ismus noch möglich iſt?

Kann man aber alles zugleich ſeyn? Von dem einen wie von dem andern behaupten, daß es die einzige wahre und richtige Vorſtellung der Sache ſelbſt ſey; das übrige Irrthum und Unkunde, Wirkung des geringen Verſtandes und verkehrten Willens? Nein, man kann nicht ein philoſophiſcher Geck ſeyn, und niemanden iſt es eingefallen, Leſſingen ſo zu bezeichnen.

Aber von dieſen beiden Hypotheſen, wenn man die Gründe unpartheyiſch zuſammenſtellt, vergleicht und unterſucht, muß doch eine die wahrſcheinlichere ſeyn? Allerdings, da es ein wahres und richtiges Syſtem für uns gewiß giebt. Nur daß wir, leider! bis jetzt es noch nicht kennen. Folglich mag es mit dem mehr oder weniger Wahrſcheinlichem jetzt noch ſo eine Sache ſeyn.

Leſſing ſagte nicht zu ſeinem Freunde: nun habe ich die reine einzige Wahrheit gefunden; nun weiß ich, wie weit die menſchliche Vorſtellungskraft geht, was ſie vermag und nicht vermag, wie es mit der Wirklichkeit der Dinge an ſich ſelbſt iſt; und auf keinem andern Wege kann man zur rechten Wahrheit kommen. Er ſagte nur, bald ſcherzweiſe, bald ernſtlich: der Spinozismus hat mir mehr Grund, als meine vorhergehende Meinung. Ob aber ſeine letztere oder ſeine erſte der objektiven Wirklichkeit ſich mehr nähere, darüber zu entſcheiden dünkte er ſich zu wenig Philoſoph; und wer ihn dafür gehalten, würde ihm ſo angenehm geweſen ſeyn, als der ihm bei ſeiner Krankheit verſicherte, daß er ſehr geſund und wohl ausſähe, ob er ſich gleich ganz anders fühlte. Höchſtens konnte er gegen ſeine Freunde behaupten: wenn es nur zwei Vorſtellungsarten gäbe, daß eine die richtige ſeyn müſſe; welche aber? konnte er ſo wenig ſagen, als ſein Freund Moſes Mendelsſohn, der ſich in das Syſtem einer außerweltlichen Gottheit und einer außergöttlichen Welt wider ſeinen Willen zu ſehr vertieft hatte. Beides läßt ſich weder a priori noch a poſteriori beweiſen; und doch ſcheinen beide metaphyſiſche Denkarten ſehr fruchtbar und die älteſten Meinungen zu ſeyn, ſo viele Unterabtheilungen man auch von jeder Gattung hat. Wenn wir beiden mit aller Strenge und fortdauerndem Eifer nachgrübeln, vielleicht ergrübeln wir etwas Sicheres. Etwas müſſen wir doch haben, wonach wir unſere Ideen ordnen und reihen.

Man kann, leider! ſeine Gedanken einander unmöglich ohne Gleichniſſe, ſinnliche Bilder und ohne Sprache aus der Sinnenwelt mittheilen; oder man müßte gar nicht davon reden. Und daher wohl die meiſten Schwierigkeiten, welche von dieſen Hypotheſen unzertrennlich bleiben.

Was der Theismus gegen den Spinozismus an Conſequenz verliert, gewinnt er wieder an dem herrlichen trefflichen Bilde, das er veranlaßt. Gott, der Schöpfer und Regierer der Welt! Ein unendliches, allwiſſendes, allgütiges und allmächtiges Weſen, vor dem keiner meiner Gedanken, noch die geringſte meiner Handlungen verborgen bleibt, der mich unendlich väterlich belehrt, und nur väterlich beſtraft, oder eigentlich beſſer, der keinen Wohlgefallen an meinem Verderben, wohl aber Wohlgefallen an meiner endloſen Vervollkommnung hat! Wenn ein ſolcher Gott nicht iſt, ſo muß man ihn dichten, ſagte ſchon Voltaire. Und klingt unſers großen Philoſophen Hrn. Kants Nothwendigkeit eines a priori nicht zu erweiſenden Gottes anders? Anders, aber nichts beſſer! Ob man dabei gehüpft und gepfiffen, oder mit dem Zeigefinger an der Naſe tiefſinnig einhergegangen, thut zur Sache nichts. Es iſt kein Tadel, daß er nicht weiter gekommen. Denn wer iſt weiter gekommen? und kann man zuverläſſig ſagen, daß man weiter kommen werde, ehe man nicht ſchon weiter iſt? Sondern es iſt nur

Zuruf an jeden philoſophiſchen Triumphator unſerer Zeit: reſpice poſt te!

Moſes Mendelsſohn wollte allerdings durch ſeine Morgenſtunden nichts mehr, als eine moraliſche Nothwendigkeit eines Gottes beweiſen, und gleichſam die Jugend vor allen metaphyſiſchen Zweifeln mit allen möglichen Künſten der Rhetorik und Dialektik bewahren. Gilt das ihnen Philoſophie, deſto beſſer! Wer getröſtet ſeyn will, nimmt es nicht ſo genau; und wer mehr als leidige ungewiſſe Ausſichten des Troſtes verlangt, dem kann man zwar ſeinen Verſtand ſchärfen, aber nicht befriedigen. Jener Küſter ſagte: Troſt die Menge; aber Hülfe nicht! Der ſolide Mann ſagt: Rath die Menge, aber Geld nicht; und der Philoſoph: Syſteme die Menge, aber kein ganz wahres!

Leſſing blieb daher nicht weniger in allen ſeinen moraliſchen Schriften, und ich möchte ſagen, in allem, was er für die Welt ſchrieb und that, bei der unwiderſprechlich ſchönen Idee von Gott, ſo wie ſein Freund Herr Ramler als Dichter bei der Griechiſchen und

Römiſchen Mythologie, obgleich Dichter aufſtanden, welche die nordiſchen Mythen vorzogen. Tadeln kann man das letztere nicht; nur den Zweck bei ſeinen Zeitgenoſſen verfehlt man, ohne des Geſchmacks der Nachkommen daran gewiß zu ſeyn.

Trockene Denker und Grübler, trug er aber Bedenken, mit einer auf dem Deſtillirkolben der Metaphyſik abgezogenen Moral, als mit der einzigen richtigen, in Ernſt abzuweiſen, wenn er ſich nicht damit ſelbſt zu begnügen das Anſehen hatte. Gegen ſeinen Freund, Herrn Geheimenrath Jakobi, welcher den Geiſt des Spinozismus einſah und eben nicht nachzubeten pflegte, war er in Scherz und Ernſt offenherzig, und war bald Stock-, bald geläuterter Pantheiſt. Ein Stäubchen, ein Gedanke, ein wirkliches Theilchen der nothwendig für ſich beſtehenden Subſtanz, oder des Alls zu bleiben ſtreben, oder Gott ähnlich zu werden ſuchen; iſt das nicht, als wenn ich ſagte: ein edler Mann zu bleiben ſtreben, oder ein edler Mann zu werden ſuchen? Beides ſetzt Nothwendigkeit moraliſcher Handlungen voraus; und wenn Moral oder Vernunftreligion gerettet iſt, um derentwillen Moſes Mendelsſohn den Pantheismus mit dem Theismus verdrängen zu wollen ſchien, ſo hat es ja nichts zu ſagen, ob der Chriſt einen Juden, und der Jude einen Chriſten zum Führer und Begleiter in ſeinem Grübeln nimmt. Leibnitz und Spinoza ſind ein Paar ehrwürdige Männer, deren ſich kein Philoſoph zu ſchämen hat; obgleich der eine ein gutbeſoldeter Hofmann, und der andere ein armer Glasſchleifer war.

Von Leſſings ſpinoziſtiſchen Grundſätzen findet ſich unter ſeinen nachgelaſſenen Papieren nur das wenige, welches im Anhange Nro. IV. beigebracht iſt. Es kann wohl ſeyn, daß vieles davon verloren gegangen. Allein ſo ſehr Leſſing den Spinoza ſtudierte, und am Ende ſich ſeinen Meinungen um ſo mehr näherte, als Mendelsſohn ſich davon entfernte: ſo kann man doch nicht behaupten, daß er Spinozens Syſtem unbedingt angenommen. Nichts ſieht ihm unähnlicher.

In ſeiner Jugend, wo Anhänglichkeit und zu großes Vertrauen auf gewiſſe Lehrſätze nicht allein zu entſchuldigen, ſondern gar zu loben ſeyn könnte, that er nichts lieber, als die Rückſeiten der geltendſten Lehrſätze hervorziehen und betrachten. Er ſollte als freier Denker in ſeinen letzten Jahren anders gehandelt haben? Er nahm ſich vielleicht dieſes Syſtems nur eifriger an, weil die Aufklärer ſolchem eben ein ſtatthaftes Leichenbegängniß, unter Begleitung der Staatswagen der Toleranz und Menſchenliebe, zu halten und Spinozens Büſte dann in Weſtminſterhall zu London aufzuſtellen vorhatten. Welch ein glänzendes Opfer der Aufklärung! Und der ſtreitſüchtige Leſſing wollte nur es beſſer ſtudiert wiſſen, ohne es eben nach Verdienſten feierlich zu begraben.

Er ſtudierte den Leibnitz eben ſo wohl als den Spinoza, und weit fleißiger, wenn nach den Auszügen und Papieren zu urtheilen iſt, die ſich in ſeiner Verlaſſenſchaft vorgefunden: wie denn ſein ganzer Geiſt und ſeine ganze Beſchäftigungsweiſe mit der Leibnitziſchen ſchon mehr Aehnliches hat.

Jaucourt ſagt von Leibnitz, daß er von Jugend an keine herrſchende Neigung für eine Art von Wiſſenſchaften mehr, als für eine andere gezeigt, und ſich vielen mannigfachen Wiſſenſchaften mit einerlei Leidenſchaft gewidmet; und Fontenelle: daß er, wie die Alten, welche acht Pferde neben einander ſpannten und zu führen wußten, eben ſo viel Wiſſenſchaften zuſammen und gemeinſchaftlich getrieben. Dies kann man auch von Leſſing ſagen. Beide wollten das Vorzüglichſte ihrer Zeit nicht bloß wiſſen, ſondern ſtudieren, erweitern und läutern. Leibnitz war mehr Hofmann und richtete ſich nach dem allgemein Geltenden unter den Großen; Leſſing, der kein ſolches Glück hatte, lebte mehr nach ſeiner Laune und unbemerkt. Doch je mehr er in die Welt kam und den Großen ſich zu nähern Gelegenheit hatte, deſto ähnlicher ſchien er Leibnitzen zu werden.

Zu des letztern Zeiten ſtanden die Mathematik und das rohe oder orthodoxe Chriſtenthum in ungekränktem Anſehen: zu Leſſings Zeiten die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, und die Vernunftmoral, wozu die Aufklärer die Religionen machen wollen. Philoſophen und Theologen waren ſie beide, und zu ihrem Glücke das letztere nur theoretiſch.

Leibnitzens Philoſophie konnte allen Religionsmeinungen angepaßt werden, oder war vielmehr die reſpektvolle Küſterinn des Chriſtenthums. Es gab keine theologiſche Ungereimtheit, welche er nicht mit ſeinem Scharfſinn meiſterlich, und ich möchte faſt ſagen, marktſchreieriſch, bediente. Die ihn mit dem Ruſſiſchen Kaiſer Peter dem Erſten vertraulich ſprechen gehört, behaupten zwar, daß er in ſeinem Herzen ganz anders gedacht. Es ſey wahr oder nicht wahr, ſo bleibt es doch immer eine Satire auf ſeinen Verſtand oder ſein Herz.

Leſſing wollte Religion und Philoſophie für ſich beſtehn und jede dieſer Wiſſenſchaften ihren Gang beſonders gehen laſſen. Keine ſollte ſich auf Koſten der andern verſtärken oder ſchwächen. Ob ſie gleich, genau genommen, nur Einen Stamm ausmachen, ſo ſah er ſie doch für zwei Pfropfreiſer an, die ganz verſchiedene Früchte tragen ſollen. Er wollte weder frommen Prinzeſſinnen hofieren, noch freigeiſteriſchen Fürſten ſich empfehlen. Leibnitzens Scharfſichtigkeit verliert dadurch nichts; noch wird Leſſings Gefälligkeit dadurch zur Ungeſchliffenheit. Wo Leibnitz lebte, war die Lateiniſche, Franzöſiſche und Deutſche Sprache gäng und gebe; die Lateiniſche in der gelehrten, die Franzöſiſche in der galanten Welt, die Deutſche bei denen, welche weder zur einen, noch zur andern gehören wollten.

Wer drei Sprachen ſchreibt, ſchreibt keine beſonders, wenn gleich verſtändlich; und dies war der Fall mit Leibnitzen. Sein Deutſch iſt abſcheulich, ſein Latein ſo ſo, und ſein Franzöſiſch „für einen Deutſchen gut!“ habe ich Viele urtheilen hören.

Leſſing, ob er gleich Lateiniſch, Griechiſch, Spaniſch, Franzöſiſch, Italiäniſch, Engliſch und Holländiſch verſtand, einige Sprachen davon auch etwas radebrechte, ſchrieb doch nur in ſeiner Mutterſprache, und wird immer einer von den Männern bleiben, der ſie dem Gelehrten und dem Weltmanne angenehm gemacht; nur müſſen ſie davon etwas mehr als gewöhnlich wiſſen.

Man hat weder von Leibnitzen, noch von Leſſingen ein völlig ausgearbeitetes Syſtem der Metaphyſik oder der Theologie. Beide wurden nach dem hannöveriſchen Dialekt für Lövenix (Glaubenichts) gehalten. Man ſchmunzelte zuweilen über ihre Gelehrſamkeit, die ihnen in jener Welt nicht viel hülfe, und in dieſer ſelten weiter brächte, als ein goldenes Handwerk. Vox populi iſt zwar nie vox Dei, aber zuweilen vox veritatis. Doch hat man nicht gehört, daß das Volk ſie gehaßt hätte; denn ſie verachteten die chriſtlichen Glaubensübungen und Ceremonien nicht, ob ſie gleich ihnen ſelten beiwohnten: noch weniger entſagten ſie ihnen gänzlich oder öffentlich, ſondern wendeten gar oft ihren Scharfſinn auf die Vernünftigung religiöſer Satzungen an *).

---

*) Leibnitz ging freilich darin weiter, als Leſſing; denn des erſtern lebendes Publikum war vorneh-

Leibnitz ſtellte ſie nie in ein verächtliches oder lächerliches Licht, ſondern ließ den ehrwürdigen Schleier über der Sache ſelbſt, den Leſſing in dem Streite mit Göze ſchon ein wenig

mer und gelehrter, des letzteren aber verſtändiger, und ſonderte ſchon Grillen von Wahrheiten eines großen Mannes. Könnte wohl jetzt ein Gelehrter ſo ſchreiben, wie Leibnitz an ſeinen Herzog? (Böhmers Magazin 1ter Band, 1tes Stück, S. 142. und folgende) „In theologia revelata, ſagt Leibnitz, übernehme ich mich zu demonſtriren, nicht zwar veritatem, denn die fleußt a revelatione, ſondern poſſibilitatem myſteriorum, contra inſultus infidelium et Atheorum, dadurch ſie von allen contradictionibus vindicirt werden, nehmlich poſſibilitatem Trinitatis, Incarnationis, Euchariſtiae. Und in ſpecie de Euchariſtiae valitate contra ſignificatores zu gedenken, ſo hat nun Monſieur Arnaud ex perpetua veterum traditione realitatem gegen Mr. Claude zur Genüge erwieſen; aber es wird alles vergebens ſeyn, dafern nicht die einige clava impoſſibilitatis et contradictionis ex manibus horum Herculum extorquirt wird. Denn ſie bleiben dabei, es ſey eine unmügliche ſich ſelbſt contradicirende, aller Vernunft derogirende Sache, die nothwendig figurate müßte verſtanden werden, ſowohl, als Herodes eſt vulpes, agnus eſt paſcha. Und wenn tauſend loca patrum und ſcripturae angeführt würden, ſo iſt doch zu ſehr zurückſchob. Daher waren die Theologen nicht ſo ſehr gegen ſie aufgebracht, als gegen Voltairen und ſeines Gleichen. Der gewöhnliche Menſch, oder das Volk, worun-

„dieſe Replique unbenommen. Und darin werden
„ſie confirmirt per philoſophiam hodiernam, a Ga-
„lilaeo, Bacone, Gaſſendo, Carteſio, Hobbeſio etc.
„emendatam. Denn ſolche philoſophia cum uni-
„verſali applauſu bey allen curioſis angenommen
„wird, weil ſie alles Körperliche per magnitudi-
„nem, figuram et motum mechanice ohne [illegible]
„entibus erkläret. Allein ſo ſehr die Philoſophie
„von Politicis geliebt, ſo ſehr wird ſie von eifri-
„gen Theologis catholicis gefürchtet, dieweil auf
„einmal alle die wunderlichen notiones tenebricoſae
„fallen, damit die Scholaſtici Euchariſtiam ſtützen
„wollen. Und iſt Carteſio, Magnano, Digbaeo,
„und Thomae Anglo, Borello, Bonarti und etli-
„chen andern gar übel gangen, die Euchariſtiae
„myſteria cum Philoſophia emendata conciliren
„wollen. Daher Arnoldus, ob er wohl Philoſo-
„phiae emendatae ſcientiſſimus iſt, ſich doch nicht
„daran wagen dürfen, wie oft ihm gleich Claude
„impoſſibilitatem und contradictionem objecirt.

„Ich aber bin endlich durch dieſe Unterſuchun-
„gen dahin gekommen, daß ich poſſibilitatem Eu-
„chariſtiae, wie ſie im Concilio Tridentino erkläret
„worden, ſalva Philoſophia emendata, welches vie-

der ich jeden vernünftigen Mann mitzähle, der nicht Aufklärer oder Schriftſteller ex profeſſo ſeyn will, iſt viel zu gutmüthig und duldſam, als daß er nicht Jeden nach ſeiner Phantaſie reden, ſchreiben und thun laſſen

---

,,len unglaublich vorkommen wird, zu demonſtriren mir getraue. Ich will weiſen, vi principiorum Philoſophiae emendatae neceſſe eſſe, ut detur in omni corpore principium ultimum incorporeum, ſubſtantiale, a mole diſtinctum, et hoc illud eſſe, quod veteres, quod ſcholaſtici ſubſtantiam dixerunt, etſi nequiverint ſe diſtincte explicare, multo minus ſententiam ſuam demonſtrare.

,,Ich will ferner weiſen, daß dieſes principium zugleich an mehr Orten, ja unter weit entlegenen unterſchiedenen ſpeciebus zugleich ſeyn können. Dadurch nicht allein der praeſentiae realis, transſubſtantiationis ſelbſt, davon zu reden auch Arnoldus ſich ſcheut, Möglichkeit klar gemacht wird. An welchen Dingen allen gewiſſenhaften Menſchen, ſonderlich hohen Potentaten, denen vieler Menſchen Wohlfahrt zu verantworten, höchlich gelegen.“

Ich kann es nicht läugnen, daß mir hierbei die Taſchenſpieler und Marktſchreier eingefallen ſind. Man ſieht daraus, was für Rollen auch ein Leibnitz ſpielen müſſen, um bei den Großen beliebt zu werden. Oder hat er ſeinem Herzog bloß hofiren oder ihn narriren wollen?

ſollte, wodurch Keinem an Eigenthum und Behaglichkeit abgeht. Wenn aber die Seelenhirten ihr Anſehn und ihre nicht geringen Talente zur hinreißendſten Verſpiegelung brauchen, daß Hunger und Durſt, Peſtilenz und Feuer, wo nicht ſchon noch in dieſem Leben, doch gewiß in jenem, über diejenigen kommen müſſe, welche dem Unfug eines philoſophiſchen Grillenfängers, den ſie freilich zugleich zum größten Böſewicht und zum öffentlichen Störer der häuslichen und politiſchen Ruhe machen, länger in Geduld zuſähen: ja, dann iſt es etwas anders; dann giebt es ſehr Wenige, die ſich auf die Kantiſche Verdeutlichung des Unterſchiedes zwiſchen Idee und Objekt beſönnen, ſondern alle nehmen eins für das andere, und das endigt ſich nothwendig mit einer Art von geläuterter Guillotinirung.

Leibnitz und auch Moſes Mendelsſohn verſtanden ſich alſo ſehr wohl auf das allmähliche Verbeſſern der Menſchen, und machten die Philoſophie zu einer artigen Hofdame, in deren Munde auch das Unphiloſophiſche recht philoſophiſch klinge: Leſſing ſchon weniger, Spinoza am allerwenigſten. Von Voltairen kann hier nicht die Rede ſeyn, weil dieſer faſt allein die Lächerlichkeiten der allein ſeligmachenden und der übrigen nicht weniger ſeligmachenden Kirchen nicht bloß ohne Schonung aufdeckte, ſondern alles, was ſie Gutes hatten und bewirkten, verachtete, und zu Abſurditäten und Lächerlichkeiten witzelte. Von Bahrdten und ſeines Gleichen gleichfalls nicht, die ſogar auf Koſten ihres eigenen Wohls und Anſehens nur Lachen erregen, und, damit ſie vom Volke nicht der Steinigung würdig erklärt werden, zugleich Volksbibeln und Volkslieder ſchreiben.

Hume, und die in ſeine Fußſtapfen treten, ſcheinen die einzigen zu ſeyn, die keine Rückſicht nehmen, was dabei aus der moraliſchen Welt werden würde; ſie ſcheinen faſt zu glauben, (und das iſt wohl ihr einziger Glaube) daß aus der Strenge der Wahrheit auch für die Moral nichts Nachtheiliges folgen kann. Herrn Kants Syſtem, der ſeines Lehrers Skepticismus zu einem Dogmatismus geformt, troß ſeinem natürlichen Widerwillen gegen alles übrige Dogmatiſiren, iſt noch zu wenig außer der Schulwelt durchdacht worden. Ein Aeneſidemus möchte den Werth davon wohl am beſten beſtimmen.

Unter allen dieſen großen Männern, den eigentlichen Schöpfern unſerer Aufklärung, tritt Spinoza mit einer Eigenheit auf, die mit ſeinem übrigen ſanftmüthigen und nachſichtigen Charakter mir nicht recht zu ſtimmen ſcheint, wofern es wahr iſt, was der undeutſche Brucker in ſeinen zuſammengerafften Fragen (7ter Theil, Ulm 1736. S. 820.) dem Basnage nacherzählt. Die Juden ſollen ihm eine jährliche Penſion von tauſend Livres angeboten haben, wenn er bei ihnen bleiben und ſich nur äußerlich in den Ceremonien und dem Gottesdienſte nach ihrer Weiſe halten wolle. Allein, mit den eigenen Worten des Herrn Bruckers nachzuſchwatzen: „Spinoza war „nicht nur dergleichen Verſtellung feind, ſondern fand auch ſo viel Unanſtändiges und „ſeinem ingenio geometrico zuwideres in

„dem Judenthume, daß er ſich nicht dazu „entſchließen konnte.“

Der duldſame und alles Aufſehen meidende Spinoza, der ſo freundſchaftlich ſeine chriſtlichen Hausleute zum Kirchengehn ermahnte, ja wohl gar mit ihnen die Predigten wiederholte, der ſollte ſo mürriſch gegen eine ganze Nation geweſen ſeyn, in der er erzogen worden? Nein wahrhaftig, wenn ſeine Apologie, worin er ſein Scheiden aus dem Judenthume rechtfertiget, gedruckt wäre, wir würden darin finden, daß er nicht eher ausſchied, als nachdem ein Jude heimtückiſcher Weiſe gegen ihn in der Schule den Dolch gezogen, und man dieſen Unſinnigen nicht darauf einſperren wollte.

Dieſe großen Philoſophen, und auch Leſſing, konnten daher nie die Abſicht haben, die geltende poſitive Religion ihres Vaterlandes zu zerſtören, ſondern ſtrebten vielmehr, ihre Nützlichkeit zu verbreiten und zu befördern. Welcher Vernünftige wird dem Lahmen eine Maſchine rauben, weil er ein friſches geſundes Bein doch nie bekommen kann?

Und es iſt nicht ſowohl Störung der öffentlichen Ruhe (denn dieſe hängt von ganz andern Dingen ab), ſondern Ungezogenheit, gegen einen andern, als den Arzt, davon zu reden, und in einer andern Abſicht, als die Maſchine zu verbeſſern.

Alle die Aufſätze nnd Auszüge aus dem Leibnitz, welche man zur Philoſophie und Theologie rechnen kann, habe ich unter Nr. V. beigebracht.

Locke, vom menſchlichen Verſtande, war nicht weniger Leſſings Studium, und er wollte ſogar eine Schrift unter dem Titel: Neue Verſuche vom menſchlichen Verſtande, herausgeben, wie man aus dem Anfang eines Vorberichts erſieht, der ſo lautet:

> „Da der Verſuch vom menſchlichen
> „Verſtande, den wir einem berühmten
> „Engländer zu danken haben, eins der
> „ſchönſten und ſchätzbarſten Werke dieſer
> „Zeit iſt, ſo habe ich mich entſchloſſen, An-
> „merkungen darüber zu machen, indem ich
> „über eben denſelben Gegenſtand und über

„die meiſten darin berührten Dinge ſeit langer Zeit ſehr viel nachgedacht habe, und glaube, daß dieſes eine gute Gelegenheit ſeyn könnte, etwas davon, unter dem Titel: Neue Verſuche vom menſchlichen Verſtande, bekannt zu machen, und meinen Gedanken in ſo guter Geſellſchaft eine deſto geneigtere Aufnahme zu verſchaffen. Auch habe ich geglaubt, daß ich mich der Arbeit eines Andern gar wohl bedienen könne, nicht allein um mir die Mühe zu erleichtern, ſondern auch um demjenigen, was er uns gegeben hat, etwas beizufügen, welches weit leichter iſt, als von friſchem anzufangen und auf eigene Koſten alles umzuarbeiten. Wahr iſt es, ich bin nicht ſelten einer andern Meinung, als er. Aber weit gefehlt, daß ich ſeinen Verdienſten darum das Geringſte entziehen ſollte: ich ſetze ſie vielmehr dadurch in ihr völliges Licht.“ —

In den letzten Jahren ſeines Lebens war auch eine ſeiner Lieblingsideen die Seelenwanderung. Vermuthlich ſollte das Bruchſtück von der Möglichkeit mehrerer Sinne Nro. VI. gleichſam Vorbereitung und Einleitung zu ſeiner Abhandlung von der Seelenpräexiſtenz und Metempſychoſe ſeyn. Denn auf der letzten Seite dieſes ſeines handſchriftlichen Bruchſtückes ſteht Folgendes:

„Dieſes mein Syſtem iſt gewiß das älteſte aller philoſophiſchen Syſteme. Denn es iſt eigentlich nichts als das Syſtem von der Seelenpräexiſtenz und Metempſychoſe, welches nicht allein ſchon Pythagoras und Plato, ſondern auch vor ihnen Aegyptier und Chaldäer und Perſer, kurz alle Weiſen des Orients, gedacht haben.

„Und ſchon dieſes muß ein gutes Vorurtheil dafür wirken. Die erſte und älteſte Meinung iſt in ſpekulativen Dingen immer die wahrſcheinlichſte, weil der geſunde Menſchenverſtand ſofort darauf verfiel.

„Es ward nur dieſes älteſte, und wie ich glaube, einzig wahrſcheinliche Syſtem durch zwei Dinge verſtellt. Einmal —“

Was dieſes für zwei Dinge geweſen, davon iſt unter allen ſeinen Papieren nichts zu finden. Aus ſeinen mündlichen Unterredungen erinnere ich mich nur ſo viel. Die menſchliche Seele, glaubte er, wäre ſchon in viele Körper gewandert und immer aus dem letztern vollkommener gekommen, als aus dem vorhergehenden; es könnte ſeyn, daß ſie auch Anfangs gar in thieriſchen Körpern geweſen und durch Verlaſſung endlich in menſchliche übergegangen, aus denen ſie noch in weit edlere Weſen wandern würde, wenn ſie nicht vorſetzlich dieſer Veredlung entgegen arbeitete *).

Wer dieſe Meinung für eine ganz eigene Sonderbarkeit in Leſſings Denkart erklärt, gegen den habe ich nichts. Jeder Menſch hat Eigenes, und dieſes Eigne unterſcheidet ihn von andern. Will man aber damit hochgelahrt zu verſtehen geben, er habe wider ſeine

---

*) Das Neueſte, was ich darüber kenne, iſt: Helim, oder über die Seelenwanderung, von Karl Groſſe. Zittau und Leipzig 1789. Aber vor lauter Zucker kann ich nicht ſchmecken, ob ich ſtarken Thee oder ſchwachen Kaffee genieße.

Ueberzeugung ſo etwas nur auf das Tapet gebracht, um von Andern angegriffen, oder wegen ſeines Scharfſinns, womit er dieſe Meinung ſtützte, bewundert oder wohl gar berühmt zu werden: ſo wird das Manchem wieder ſehr wahrſcheinlich ſeyn, ob ich gleich geſtehen muß, daß es, nach meinem Sinne, ihn eben nicht ſehr erheben kann.

Leſſing machte es wie der Arme, der in dem Kehricht des Reichen ſucht und ſich freuet, wenn er darin zuweilen Sachen findet, die der Letztere aus Unwiſſenheit oder Nachläſſigkeit verworfen. Er geht nach Hauſe, ſäubert ſie und ſtutzt ſie ſo gut auf, als es ihre Beſchaffenheit verſtattet, und freuet ſich, zu ſeinem reichen Nachbar zu ſagen: da habe ich auch etwas, was ſo gut iſt, wie eine deiner Herrlichkeiten. Du haſt es zwar auf die Straße geworfen; aber ſieh nur, ob es dich nicht gereuet! Der Reiche lacht über ihn, und er über den Reichen; und es ſteht dahin, wer mehr Mitlacher hat.

Von den Meiſtern und Herren, von den Kennern und Beurtheilern dieſer hohen Naritäten des Alterthums und der neuern Zeiten ſollte zwar die Entſcheidung abhängen; ſie ſind aber auch Menſchen, welche mehr nach Mode als wahrſcheinlichen Gründen den Ausſpruch thun. Sie nehmen uns Alltagemenſchen die Gefangennehmung unſrer kleinen Vernunft nicht ſo übel, als die nichtinconſequenten Forderungen, welche zuweilen die Gottesmänner an ſie ergehen laſſen. Zur Luſt nur ein Pröbchen!

Die weltberühmte Encyclopedie, (mis en ordre et publié par Mr. Diderot et Mr. d'Alembert, à Paris 1751. Tom. X. p. 444.) die gewiß kein geſchmackvoller Bibliothekar ſeinem gnädigen Herrn in ſeine Handbibliothek zu ſetzen vergeſſen wird, ſchließt den Artikel Metempsychose: mais on a beau vouloir adoucir un dogme monstrueux au fond, tout ce qu'on gagne par cettes sortes d'adoucissemens, c'est de le rendre plus monstrueux. Und damit entläßt der Encyklopädiſt den lehrbegierigen Leſer, der mit deutlichen Worten hört, daß die Seelenwanderung im Grunde ein ungeheurer Lehrſatz iſt. Un dogme monſtrueux au fond, wollte ich ſagen!

In dem deutſchen Gelehrten Kehricht (um mich bei den Herren guten Tons in Gunſt zu ſetzen), in dem Zeilerſchen großen vollſtändigen Univerſal-Lexikon aller Wiſſenſchaften und Künſte (36. Band) wird der Artikel Seelenwanderung doch ſo geſchloſſen:

„Betrachtet man die Sache nach der
„Vernunſt, ſo ſieht man die Seelenwanderung für eine leere Einbildung an. So
„viel erkennet man wohl, daß ſie nichts
„Unmögliches ſey, und alſo nichts Widerſprechendes in ſich halte, man mag die
„Sache auf Seiten der Seelen oder auf
„Seiten Gottes anſehen. Denn da die
„Seele ein Geiſt iſt, ſo kann ſie ſich auch
„wohl mit andern Körpern vereinigen,
„und da Gott einmal ſelbige mit einem
„Leibe verknüpft, ſo kann er dieſes noch
„mehrmal thun. Allein eine Möglich-

„lichkeit iſt noch keine Wirklichkeit, und wenn man gleich denken kann, es ſey möglich, daß die Seele von einem Körper zum andern wandere, ſo folgt dieſes doch nicht daraus, daß dieſes auch wirklich geſchehe. Und weil diejenigen, die dergleichen vertheidigen, nicht den geringſten Grund ihrer Meinung angeben können, indem ſie ſolche weder aus der Natur der Seelen, noch aus gewiſſen Wirkungen durch die Erfahrung leiten können, ſo hält man ſie billig für eine leere Einbildung *). Sie iſt auf das genaueſte mit der Meinung von der Prä-

---

*) Nur Schade oder gut, daß man damit die Unſterblichkeit der Seele und die ganze Leibnitziſche Metaphyſik abweiſen könnte. Und doch muß der Menſch gute Romane leſen, wenn er keine gute Geſchichte hat. Durch die Wirklichkeit kann der Menſch ſelten in ſeinen Betrachtungen beruhiget werden; aber oft durch Möglichkeit oder Einbildung! und dieſe der Wirklichkeit ſo nahe bringen:

„exiſtenz der Seelen verknüpft; und wie „man wider dieſelbe einwenden kann, es „erinnere ſich gleichwohl die Seele niemals „ihres Zuſtandes, alſo läßt ſich auch dieſes „wider die Wanderung einwenden. So „viel erkennet man daraus, daß die Heiden „durch ſolche Metempſychoſie zu verſtehen „gegeben, wie die Seele nach dem „Tode noch übrig bleibe; wenn man aber „darauf ihre Unſterblichkeit gründet, ſo „iſt dieſes ein irriges Concept von derſelben."

Welchen Artikel, den Franzöſiſchen oder den Deutſchen, wollte man wohl lieber gemacht haben?

Nimmt man alles zuſammen, was Leſſing bei ſeinem Leben über Theologie und Philoſophie ſchrieb, und man nach ſeinem

---

als möglich, wäre keine üble Beſchäftigung der Philoſophen, dächte ich; unbeſchadet deſſen, was Andere darüber anders dächten.

Tode aus ſeinen Papieren zuſammengeleſen und in dieſem Anhange noch beigebracht: ſo muß man bei aller uns angeborner Partheilichkeit, die durch kaltes Blut und großen Scharſſinn ſtark gemindert, aber nie ganz unterdrückt wird, geſtehn, daß er oft aus Quellen ſchöpfte, deren Untiefe dem Wahrheitsgefühle mehr auffällt, als erklärbar iſt. Läugnen kann man aber nicht, daß er mehr ein kritiſcher als ein ſyſtematiſcher Philoſoph und Theologe war, daß er mehr erfand, als ausführte, mehr die ſchwachen und gefährlichen Stellen entdeckte, als die ſichern vertheidigte und behauptete. Seine Mannigfaltigkeit machte ihn mehr zum philoſophiſchen Partheigänger, als zum General der ſkeptiſchen oder dogmatiſchen Philoſophie. Er wollte mehr den Unterdrückten zu Hülfe kommen, als mit den Siegenden den Triumph halten. Er wollte keine Autorität für ſich, aber eben ſo wenig ſie auch einem andern laſſen. Er würde bei weniger Einſicht den Oſtracismus in der gelehrten Welt einzuführen nicht unterlaſſen haben.

Wer unter der Maske der Freiheit und Unpartheilichkeit das Ruder ein wenig nach Willkühr lenkte (und wer thäte das nicht?), gegen den rüſtete er ſich bald; und da war er dann mehr ſinnreich und gewandt, als unwiderſtehlich und hinreißend. Der freie Unterſuchungsgeiſt machte ihn in den Augen des Schwachen ſtreitſüchtig, und bei den Weiterſehenden niederreißend: ihn, der im Grunde gegen das Niederreißen war, und jede elende und einfallende Hütte zu gründen und zu ſtützen ſuchte, wenn man ſie für kein Muſter der menſchlichen Baukunſt den Marktſchreiern überließ. Er ſpottete gern; aber er wollte auch den Einfältigen nicht bei der Naſe herumgeführt wiſſen: Niemanden Reichthum einreden, aber auch Keinen zum Bettler herabwürdigen. Bei ihm brauchte es weder Zeugniß noch Empfehlung, um den guten Kopf gelten zu laſſen, was er verdiente; und der Verkannte erhielt Achtung über ſein Verdienſt. Er war ein Plebejaner, und ſuchte den Werth der echten

Patricier zu erhalten, nicht durch tanzmäßige Kratzfüße, ſondern durch Abwehrung der läſtigen Aufklärer und Verfinſterer, welche auf dem gelehrten Theater große Rollen ſpielen, und ſich Beklatſcher durch Freibillette oder kriechende Betteley in der größten Stille aufſuchen und den zufälligen Beifall für verdienten anſehn.

Um ſeinen philoſophiſchen Charakter ganz zu haben, darf man einige Aeußerungen nur von ihm ſelbſt beherzigen, vornehmlich was er in ſeiner Ankündigung des Berengarius S. 17 und 18 ſagt:

> „Ich weiß nicht, ob es Pflicht iſt,
> „Glück und Leben der Wahrheit aufzu-
> „opfern: wenigſtens ſind Muth und Ent-
> „ſchloſſenheit, welche dazu gehören, keine
> „Gaben, die wir uns ſelbſt geben kön-
> „nen. Aber das, weiß ich, iſt Pflicht,
> „wenn man Wahrheit lehren will, ſie
> „ganz oder gar nicht zu lehren; ſie

„klar und rund, ohne Räthſel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit *) zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, ſtehn in unſrer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder wenn er ſie erworben, nicht brauchen will, der macht ſich um den menſchlichen Verſtand nur ſchlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, deſto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit

---

*) Das möchte doch nicht ſo ganz allgemein behauptet werden können. Zu vieles und zu großes Vertrauen auf ſeine Kräfte und die Nützlichkeit ſeiner Beſchäftigung iſt eben ſo nachtheilig, als das Gegentheil. Hier Vertrauen und Mißtrauen mit Durchſiehung zu verbinden, mußte wohl des praktiſchen Philoſophen größtes Erbtheil ſeyn.

„entfernt halten kann, je ſchwerer es uns „einleuchtet, daß es Irrthum iſt. — Der „Mann, der bei drohender Gefahr der „Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch ſehr lieben, und die Wahrheit „vergiebt ihm ſeine Untreue um ſeiner „Liebe willen.“

Anzeige
seiner
philoſophiſchen und theologiſchen Bruchſtücke.

Anzeige der Aufſätze und Skizzen philoſophiſchen und theologiſchen Inhalts aus Leſſings nachgelaſſenen Papieren.

1. Glückwünſchungsrede bei dem Eintritt des 1743ſten Jahres, von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern.

Er war 14 Jahr, da er dieſes ſchrieb, und als einen Beweis ſeines frühzeitigen Denkens und Beobachtens wird der Druck deſſelben gewiß Entſchuldigung finden. Das Kindiſche und Schulmäßige darin weglaſſen oder abändern, hieße ihm die Authenticität nehmen.

2. Ueber die Elpiſtiker.
   1) Entwurf zur Abhandlung.
   2) Der Anfang der Abhandlung ſelbſt.

Man ſehe, was ſchon in den Leſſingſchen Kollektaneen 1 B. S. 221 bis 224. davon angeführt wird; und doch iſt der ganze Stoff dazu nichts als folgendes Gleichniß bei dem Plutarch, Quaest. Convival.

Lib. IV. quaest. 4. p. 686. edit. Reiskii. ὥσπερ δὴ οἱ προσαγορευθέντες ἐλπιστικοὶ φιλόσοφοι συνεκτικώτατον εἶναι τῷ βίῳ τὸ ἐλπίζειν ἀποφαίνονται; und nirgends weiter wird auch der Elpiſtiker gedacht.

Die Veranlaſſung dazu war des verſtorbenen Breslauiſchen Rektors Leuſchner Abhandlung de Secta Elpisticorum Variorum opuscula. Lips. 1755. in 4to, welche Leſſing in der Berliniſchen Voſſiſchen Zeitung kritiſirt hatte. Wahrſcheinlich ſetzte er dieſen Entwurf hernach zu Breslau auf; denn Doktor Heumann, welchen er darin noch einen würdigen Veteran unter unſern jetztlebenden Gelehrten nennt, ſtarb 1764.

Die Leuſchneriſche Abhandlung, worin die Meinungen des Heumann, Brucker, und Jöcher über dieſen Gegenſtand beurtheilt werden, iſt ganz und mit weißem Papier durchſchoſſen, und mit vielen Anmerkungen von Leſſingen begleitet, welche er alle zu ſeiner Abhandlung nutzen wollte.

Da Leſſing unter den Elpiſtikern nichts anders, als die Pſeudomanten verſtand, und Lucians Alexander, wie Herr Wieland ſagt, ein Virtuos in theurgiſchen Betrügereien war, ſo hat ſogar Leſſing zu dieſem Behuf dieſes Stück, nebſt noch vielen andern ſich dahin beziehenden Stellen aus dem Lucian, zu überſetzen angefangen.

3. Ueber eine zeitige Aufgabe, welche in dem deutſchen Merkur ſtand, und ſo hieß:

> Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philoſophen und Lucianiſcher Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet? Und in welchen Schranken müſſen ſich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu ſeyn?

4. Spinoziſterei. Es ſind zwei kleine unvollendete Aufſätze, die von Leſſings ſpinoziſtiſcher Denkungsart zeugen könnten. Sie ſind an Moſes Mendelsſohn gerichtet. Aus beiden würde aber noch nicht folgen, daß Leſſing Spinozens Syſtem ganz angenommen, noch weniger daß Moſes Mendelsſohn es gewußt habe, welchem es gar nicht

auffiel, daß Leſſing ſich des Pantheismus gegen den Theismus annahm. Niemand könnte ſich auch einfallen laſſen, daraus ihn zum Spinoziſten zu machen.

Der eine Aufſatz iſt ein Anfang von ſeiner Betrachtung über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott. Er würde ſehr bündig ſeyn, wenn nur nicht vorausgeſetzt wäre, daß Gott gerade Vorſtellungen, und ſolche, wie die Menſchen, haben müſſe. Von dem Göttlichen kann man freilich nur nach menſchlicher Weiſe reden; aber muß man denn aus dieſem menſchlichen unvollkomnenen Bilde Schlüſſe machen?

Der zweite iſt gleichfalls an Moſes Mendelsſohn gerichtet. Als dieſer ſeine Schriften 1771 von neuem herausgab, wollte Leſſing ihm nicht allein ſein Urtheil darüber ſchreiben, ſondern ihm auch die Gegenmeinungen in aller Stärke angeben, damit ſie Moſes Mendelsſohn eben ſo männiglich abwieſe. Davon iſt dieſes der Anfang einer Probe, worin Leſſing behauptet, daß Leibnitz ſeine vorherbeſtimmte Harmonie unmöglich aus dem Spinoza genommen haben könne, welchem die Seele nichts anders, als der ſich ausdehnende Körper, und der Körper nichts anders, als die ſich ausdehnende Seele iſt.

5. Leibnitziſterei.

1) Chronologiſche Umſtände ſeines Lebens.

Es iſt nicht das Verzeichniß der vornehmſten Umſtände nach der Ordnung der Jahre, ſo wie es vor der Deutſchen Ueberſetzung des Leibnitziſchen Lebens von Jaucourt ſteht. Bei der flüchtigſten Gegeneinanderhaltung wird man den Unterſchied gleich finden; und obſchon Leſſings chronologiſche Umſtände nichts Neues enthalten, ſo beweiſen ſie doch, daß er nicht bloß einen ſehr ausführlichen Lebenslauf hat ſchreiben wollen, ſondern daß er ſich auch

2) Auszüge aus Leibnitzens Schriften zur Schilderung ſeines philoſophiſchen Geiſtes gemacht. Das übrige von Leibnitzen wird bei einem ſchicklichen Orte mit angebracht werden. Sonderbar iſt es aber doch, daß

er des Zuſammenſtopplers Ludovici Hiſtorie der Leibnitziſchen Philoſophie und Lebensbeſchreibung nicht zu kennen ſcheint.

[illegible]

6. Daß mehr als fünf Sinne für den Menſchen ſeyn können.

7. Notiones directrices in den vornehmſten menſchlichen Wiſſenſchaften, Künſten und Kenntniſſen.

8. Bemerkungen über Burke's philoſophiſche Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen und Schönen.

Man weiß, daß Leſſing nicht bloß mit einer Ueberſetzung dieſes Werkes umging, ſondern auch vornehmlich Anmerkungen dazu ſchreiben wollte. Dieſer Vorſatz, mit dem er auch ſtarb, war vielleicht Schuld, daß erſt 1773 eine deutſche Ueberſetzung, Riga bei Joh. Fr. Hartknoch, erſchien. Sie iſt von einem Philoſophen, der ſowohl der Sache als der Sprache mächtig iſt: nur Schade, daß er ſeine Bemerkungen zurückbehalbehalten, die ihm unter der Ueberſetzung nicht haben fehlen können.

Aus dem, was von Leſſings Ueberſetzung vorhanden iſt, erſieht man, daß er nicht von Abſchnitt zu Abſchnitt, ſondern wie ihn die Luſt angewandelt, bald dieſes bald jenes verdeutſcht hat. Ich trage kein Bedenken zu geſtehn, daß ich, wo ich ſie mit der gedruckten verglichen, der letztern den Vorzug geben müſſen. Ganz wahrſcheinlich aber würde er ſie auch nicht ſo gelaſſen haben, wenn er mit ſeinem eigenen Stoffe, den ihm die Burkeſche Unterſuchung darbot, nur erſt ins Reine gekommen wäre. Er war von den Lateiniſchen und Griechiſchen Autoren her zu ſehr gewohnt, im Original immer mehr zu ſuchen und zu finden, als wahrſcheinlich hineingelegt ſeyn mochte.

Der Verluſt ſeiner Ueberſetzung wäre daher wohl erſetzt, nur ſeine Bemerkungen nicht. Leſſing ſchrieb im Oktober 1768 an ſeinen jüngſten Bruder nach Berlin: „Die Ueberſetzung dieſes Engliſchen Werkes „habe ich ſelbſt noch nicht aufgegeben. „Es iſt mir lieb, daß ich damit gezaudert; ich würde mit den eigenen Abhandlungen, die ich dazu machen wollen, jetzt „ſicherlich unzufrieden ſeyn.“ — Moſes Mendelsſohn hatte ihm über dieſes Werk eine völlige Recenſion zugeſchickt, und ſie ſteht als ein Geſchenk für ihn hier am rechten Platze. Leſſings Abhandlungen begleitete ſein Freund mit eigenen Bemerkungen, woraus man am beſten ſehen kann, daß ſie nicht zuſammen kamen, noch einander ſchrieben, wie Voltaire den Vierzigern der Pariſer Akademie nachzuſagen die Schalkheit hat.

9. Daß man die Menſchen eben ſo von ihrer Begierde, ihr Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, abhalten ſollte, als man ihnen abräth zu forſchen, was ihr Schickſal in dieſem Leben ſey.

10. Betrachtung über die geiſtliche Beredſamkeit.

11. Anfang eines Geſprächs über Soldaten und Mönche.

12. Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, ſondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams ſind.

13. Womit ſich die geoffenbarte Religion am meiſten weiß, macht mir ſie gerade am verdächtigſten, nehmlich mit der völligen Verſicherung von der Unſterblichkeit der Seele.

14. Eine Stelle aus dem Tertullian gegen die Ketzer kann man auf die Schriften wider die Religion ſehr gut anwenden.

15. Der Philoſoph auf der Kirchenverſammlung.

16. Wiclef.

17. Manuscripta latina theologica.

18. Von des Papſtes Hadrians des Zweiten Auszügen aus den Briefen Papſt Gregorius des Erſten.

Dieſe beiden letzten Nummern ſind freilich mehr ein Pröbchen von ſeiner patriſtiſchen Beleſenheit und bibliothekariſchen Kenntniß, als ſeiner philoſophiſch-theologiſchen.

Die Bruchſtücke ſelbſt.

I.

Glückwünſchungsrede,

bey dem Eintritt des 1743ſten Jahres, von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern.

Die meiſten alten Poeten und Weltweiſen, hochzuehrender Herr Vater, haben geglaubt, daß die Welt von Jahren zu Jahren ſchlimmer würde, und in einen unvollkommenern Zuſtand verfiele. Wir können hieran nicht zweifeln, wenn wir uns erinnern, was ein Heſiodus, ein Plato, ein Virgil, ein Ovid, ein Seneca, Salluſt und Strabo von den vier Altern der Welt geſchrieben haben, und wie bemüht ſie geweſen mit den lebhafteſten Farben die goldenen Zeiten unter dem Saturn, die ſilbernen unter dem Jupiter, die kupfernen unter den Halbgöttern, die eiſernen aber unter den jezigen Menſchen abzubilden. Es iſt zwar ſchwer, die eigentliche Quelle dieſes ſinnreichen Gedichts zu entdecken; es kann ſeyn, daß dieſe

Männer etwas vom Stande der Unſchuld im Paradieſe gehört haben; es kann ſeyn, daß ſie ſelbſt einmal die heilige Schrift zu ſehen bekommen haben, welche ihnen Gelegenheit zu ihren Fabeln geben müſſen. Das iſt aber gewiß, daß ihre ganze Erzählung, ſo artig ſie auch klinget, ohne Grund iſt, und kaum einer Möglichkeit, geſchweige Wahrſcheinlichkeit ähnlich ſieht. Denn erſtlich erzählen ſie uns ſolches ohne Grund, ohne Beweis, ohne Zeugniß. Hernach iſt auch die Erzählung ſelbſt ſo beſchaffen, daß ſie von der Wahrheit ſehr entfernt und keines Beifalls würdig zu ſeyn ſcheint. Ihre hochgeprieſenen goldenen Zeiten ſind ein bloßes Hirngeſpinſt. Wir ſollen glauben, daß eitle und verderbte Menſchen ohne alle Geſetze, welche doch die Seele aller menſchlichen Geſellſchaften ſind, weiſe, tugendhaft und glücklich gelebt haben. Sollte, dies wohl möglich ſeyn? Wir ſollen uns überreden laſſen, daß eine tiefe Unwiſſenheit, eine rauhe Lebensart, wilde Sitten, eine unachtſame und faule Muße, unangebaute Felder und Gärten, wüſte Einöden, armſelige Hütten und Höhlen, nackende Leiber, eine elende und harte Koſt, ein Mangel alles Umganges, aller Bequemlichkeiten und aller Annehmlichkeiten, die wahren Merkmahle der glückſeligen und goldenen Zeiten geweſen ſind.

Wir ſollen uns einbilden, als lebten wir jezt in dem eiſernen, ſchlimmſten und elendeſten Zeiten, da wir doch ganz offenbar an unſern Jahren mehrere Merkmahle der goldenen Zeiten wahrnehmen, als jene Alten gehabt haben. Denn dieſes iſt unſtreitig eine goldene, oder die glückſeligſte Zeit, in welcher man die meiſten und beſten Mittel, und die wenigſten Hinderniſſe findet, die wahre Zufriedenheit der Menſchen, die allgemeine Wohlfahrt und die vollkommene Glückſeligkeit Aller nach Wunſche zu befördern. Sie dürfen aber nicht meynen, H. V., als wenn dieſe kindiſchen Vorurtheile und abgeſchmackten Irrthümer mit unſeren uralten Vorfahren alle wären begraben worden. Nein! wir finden auch unter uns einfältige, ſchwermüthige, mißvergnügte und undankbare Leute, welche ihnen ſelbſt und andern mit den ungerechten und ungegründeten Klagen beſchwerlich fallen, daß die Menſchen wirklich jezt in den eiſernen Zeiten lebten, daß die Menſchen von Jahre zu Jahre ſchlimmer würden, daß die Welt ſich zu ihrem völligen Untergange neigte. So vieles Mitleiden ich mit den kindiſchen Klagen der Schwachheit habe, ſo gewiß getraue ich mir doch jezt bei meinen ſchwachen Kräften zu erweiſen, daß eigentlich eine Zeit vor der andern keinen Vorzug habe, ſondern, daß ein Jahr dem andern völlig gleich ſey. Die Zeit iſt eine Ordnung der Dinge, die in der Welt auf einander folgen; ſie wird durch die Ordnung unſerer Gedanken begriffen, welche ſich die Sachen bald als vergangene, bald als gegenwärtige, bald als zukünftige vorſtellen. Alles was nach und nach geſchiehet, geſchicht in der Zeit. Ein Jahr iſt ein Theil der Zeit; dieſer Theil der Zeit wird bald nach ſeiner Größe, bald nach ſeiner Beſchaffenheit betrachtet, nachdem es entweder von der Meßkunſt, oder von der Naturlehre, oder Sittenlehre beſchrieben wird. Bei den Meßkünſtlern heißt ein Jahr diejenige Zeit, da die Sonne die ganze Sommerſtraße durchlaufen hat, oder eine gewiſſe Reihe auf einander folgender Tage, Wochen und Monathe. Sie hören gleich, H. B., daß die Meßkünſtler das Jahr nur nach ihrer Größe betrachten; hier aber werde ich nicht den geringſten Widerſpruch beſorgen dürfen, wenn ich ſage, daß ein Jahr bis auf einen geringen Unterſchied ſo groß ſey, wie das andere. Ein Naturverſtändiger hingegen verſteht durch ein Jahr diejenigen Wirkungen, welche die Natur einen Frühling, Sommer, Herbſt und Winter hindurch hervorzubringen pflegt. Ein Sittenlehrer aber redet im verblümten Verſtande, wenn er ein

Jahr gut oder böſe, gleich oder ungleich nennet. Er verſteht dadurch die guten und böſen Zufälle, die guten und böſen Handlungen der Menſchen, welche die zwölf Monathe hindurch geſchehen ſind. Sie können leicht ermeſſen, H. V., daß ich hier die Jahre als ein Naturkündiger und Sittenlehrer anſehe, wenn ich zu behaupten ſuche, daß eins dem andern gleich ſey. Sie können auch leicht einſehen, daß in dieſem Verſtande ein Jahr dem andern gleich ſey, wenn es einerley Kräfte und Wirkungen, einerlei Zufälle, einerlei Handlungen, einerlei Abſichten und Mittel mit dem andern aufzuweiſen hat. Und, o! wie leicht wird mir es ſeyn, die Gleichheit der Jahre zu erweiſen, da ich den deutlichen Ausſpruch der geſunden Vernunft, das göttliche Zeugniß der heiligen Schrift, und den unverwerflichen Beifall der Erfahrung auf meiner Seite habe. Niemand läugnet, daß Gott der Schöpfer dieſer Welt ſey; niemand läugnet, daß Gott die Welt ſehr gut erſchaffen habe; niemand läugnet, daß ſehr gut ſeyn, eben ſo viel heiße, als in ſeiner Art die größte Vollkommenheit beſitzen. Hat aber die Welt in ihrer Art die größte Vollkommenheit, ſo werde ich ohne Bedenken ſagen können, daß alles was in der Welt zugleich iſt und auf einander folget, mit einander übereinſtimmen müſſe; und daß die Welt, ſo lange ſie nach des Schöpfers Willen Welt bleiben ſoll, keine Hauptveränderung leiden könne. Denn hierin beſtehet eben die weſentliche Vollkommenheit eines Dinges. Geſchiehet nun in der Welt keine Hauptveränderung; ſtimmt in derſelben alles mit einander überein: ſo iſt nichts leichter, als den Schluß zu machen, daß auch die Jahre in der Welt mit einander übereinſtimmen, daß eins dem andern gleich ſeyn müſſe. Eben ſo, wie man nur diejenige Uhr vollkommen zu nennen pflegt, in welcher eine Minute, eine Stunde, ein Tag mit dem andern genau und richtig übereinſtimmt. Dieſer Beweis führet mich unvermerkt zu einem andern. Wir wiſſen und empfinden es, daß Gott nicht allein der Schöpfer, ſondern auch der Erhalter aller Dinge iſt. Es erhält aber derſelbe die Welt durch eine Menge gewiſſer Kräfte, welche er derſelben anerſchaffen hat. Allein dieſe Kräfte ſind noch in eben der Menge und Beſchaffenheit vorhanden, als ſie im Anfange der Welt geweſen ſind. Sie ſind noch in eben der Menge da, ſonſt müßten ſie ſich entweder ſelbſt vermindert haben, oder Gott müßte ſie durch ſeine Allmacht in ihr voriges Nichts verwandelt haben. Das erſte iſt nicht möglich, weil dieſe Kräfte nicht die Allmacht haben, die zu ihrer Zernichtung nöthig wäre. Das andere aber iſt nicht glaublich, weil man nicht den geringſten Grund der Wahrſcheinlichkeit angeben kann, daß Gott dieſelben vermindern wollen, und aus was für einer Abſicht er ſolches gethan hätte. Sie ſind auch noch in eben der Beſchaffenheit vorhanden; ſonſt würden ſie andere Wirkungen hervorbringen müſſen, welches der Erfahrung widerſpricht. Sind alſo alle Kräfte, wodurch Gott die Welt in ihrem Weſen erhält, ſowohl in ihrer Menge als Beſchaffenheit annoch vorhanden, ſo müſſen ſie auch wirken. Sonſt wären ſie ohne Nutzen und ohne Abſicht da, welches der Weisheit Gottes zuwider liefe. Ja ſie müſſen auch Wirkungen hervorbringen, die ihnen gleich ſind; ſonſt hätte ſich ihre Beſchaffenheit verändert. Zweifelt alſo niemand daran, daß vom Anfange der Welt bis auf unſere Tage einerlei Kräfte und einerlei Wirkungen derſelben geweſen ſind; o! wer wollte doch Bedenken tragen, ſicher zu ſchließen, es müſſe auch ein Jahr dem andern gleich ſeyn: weil eins wie das andere einerlei Wirkungen, einerlei Kräfte der Natur aufzuweiſen hat.

Sie belieben nunmehr mich mit Dero gütiger Aufmerkſamkeit weiter zu begleiten. Die Menſchen haben ihre Natur, ihre Menſchlichkeit niemals verändert und abgelegt; die heutigen Einwohner der Welt befinden ſich in eben den Hauptumſtänden, in welchen ihre erſten Väter vor fünftauſend Jahren ſtanden. Sie haben noch eben die weſentlichen Theile, eben die Seele, eben den Leib, eben den Verſtand und Willen, eben die Hauptneigungen, eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Abſichten, warum ſie der Schöpfer in die Welt geſetzt, eben die Mittel, die ihnen Gott zur Erlangung derſelben gegeben, eben die Hinderniſſe und das Verderben, eben die Wege zur Weisheit und Thorheit, zur Tugend und zum Laſter, zur Ruhe und zur Unruhe, zur Glückſeligkeit und Verderben, welche jene erſten Beſitzer der Erde hatten. Iſt es auch glaublich, H. V., daß einerlei Samen unterſchiedene Früchte trage, daß einerlei Quellen unterſchiedene Waſſer hervorbringen, und iſt es auch wahrſcheinlich, daß aus einerlei guten und böſen Herzen, aus einerlei guten und böſen Abſichten und Mitteln, aus einerlei guten und böſen Bewegungsgründen, unterſchiedene gute und böſe Handlungen, und aus dieſen wiederum unterſchiedene gute und böſe Zufälle entſpringen können? Ich weiß es, Sie geben mir gerne Beifall, wenn ich ſage, daß die Handlungen und Zufälle unſerer jetzt lebeyden Brüder und unſerer uralten Vorfahren bis auf einige ſehr geringe Nebenumſtände eine ſehr genaue Gleichheit haben, wir wollten uns denn bereden laſſen, die Menſchen hätten iezt aufgehört, Menſchen zu ſeyn. Sie erlauben alſo, daß ich weiter ſchließe. Sind die guten und böſen Umſtände, Neigungen, Handlungen, und Zufälle aller Menſchen, ſie mögen leben wo ſie wollen, einander gleich; ſo werden auch die Jahre, in denen ſie leben, und in welchen ſie geſchehn, einander gleich ſeyn. Ich behaupte dieſes um ſo viel mehr, da ich einen Zeugen auf meiner Seite habe, welchen Dero Glaube und Frömmigkeit nicht verwerfen kann. Ein Zeuge, durch den der Geiſt der Wahrheit redet, der König, deſſen Weisheit nicht nur ehemals die Welt bewunderte, ſondern welchen auch noch jezt Juden und Chriſten in tiefer Ehrerbietung verehren, ein Salomo, durch welchen uns Gott den Prediger aufzeichnen laſſen, verſichert uns eben dieſes *). Was iſt es, ſpricht er, das geſchehen iſt? Eben das, das hernach geſchehen wird. Was iſt es, das man gethan hat? Eben das, was mancher noch wieder thun wird; und es geſchiehet nichts neues unter der Sonnen. Geſchiehet auch etwas, davon man ſagen möchte:

---

*) Prediger Sal. 1, 9. 10.

Siehe, das iſt neu? Denn es iſt zuvor auch geſchehn in den vorigen Zeiten, die vor uns geweſen ſind. Kann ich nicht hieraus recht ſicher ſchließen? geſchiehet nichts neues unter der Sonnen, geſchiehet in unſeren Zeiten nichts, das nicht ſchon in den vorigen Zeiten geſchehen wäre; thut man in unſern Tagen nichts, das man nicht ſchon in den vorigen Tagen der Welt gethan hätte: ſo müſſen auch die Jahre, in welchen es geſchieht und gethan wird, einander gleich ſeyn. Doch ſollte ſich auch jemand finden, welcher ſich nicht ſcheuete, Vernunft und Schrift in Zweifel zu ziehen, ſo würde ſich doch niemand getrauen können, der Stimme der Erfahrung zu widerſprechen. Man leſe nur die alten und neuen Geſchichten, welche geſchickte und redliche Männer mit Sorgfalt aufgezeichnet haben; man halte ſie gegen einander, und man urtheile unpartheiiſch. Wird man nicht geſtehen müſſen, daß uns in beiden einerlei Bewegungen und Wirkungen der Natur, einerlei gute und böſe Handlungen der Menſchen, einerlei glückliche und unglückliche Zufälle und Begebenheiten vorgeſtellt werden? Werden wir nicht mit Ueberzeugung ausrufen müſſen, es geſchiehet nichts neues unter der Sonnen; darum iſt ein Jahr dem andern gleich! Ja ich frage euch, Ihr Brüder, die ihr jezt durch Gottes Gnade ein neues Jahr zu leben anfangt, ſprecht ſelbſt, ob in dem vergangenen Jahre etwas vorgefallen, geſchehen und gethan ſey, welches nicht auch in den vorigen Tagen geſchehen, und in den künftigen Jahren ſich zutragen wird? Wenn es gleich nicht in unſerm Vaterlande, in unſerm Welttheile geſchehen iſt; denn bei dieſer Betrachtung müſſen wir die Welt als einen Ort anſehen. Wird man alſo nicht aufrichtig geſtehen müſſen, ein Jahr ſey dem andern gleich, weil Vernunft, Schrift und Erfahrung hier zuſammen treten, und ſolches einſtimmig verſichern. Doch ich kann leicht vorausſehen, daß meine Meinung bei Einigen Widerſpruch finden wird. Man wird mir einwenden, daß nicht ein Jahr dem andern gleich ſeyn könne. Man wird mir die Wunder der göttlichen Allmacht entgegenſetzen, welche gewiſſe Jahre von den andern unendlich unterſcheiden. Man wird die Landplagen zu Beweiſen anführen; man wird ſich auf die Zeiten der Barbarei berufen. Man wird den Ausſpruch eines erleuchteten Paulus entgegenſetzen, welcher vorher geſagt *), daß in den lezten Tagen gräuliche Zeiten kommen werden. Allein alle dieſe Zweifel werden wegfallen, wenn

---

*) 2. Timoth. 3, 1.

man erwägt, daß ich hier nicht von den außerordentlichen Wirkungen der Allmacht Gottes, welche ſelten geſchehen, ſondern von den ordentlichen Wirkungen der Natur rede. Wenn man vorausſezt, daß ich nicht von einzelnen Theilen des Erdbodens, ſondern von der ganzen Welt überhaupt ſpreche. Und ich rede mit der Erfahrung, wenn ich behaupte, daß faſt kein Jahr zu finden, in welchem man nicht in einem Theile der Welt den Anfall der Landplagen empfunden habe. Denn auch dieſe ſind Mittel, wodurch die weiſeſte Vorſchung Gottes die Welt in ihrer Vollkommenheit zu erhalten pflegt. Die Barbarei hat auch keine Hauptveränderung in der Zeit gemacht. Die Erfahrung behauptet, daß dieſelbe nur in gewiſſen Theilen der Welt geherrſcht, ſo lange faſt die Welt ſteht. Was endlich das Zeugniß des heiligen Paulus anlangt, ſo widerſpricht daſſelbe meinem Satze nicht. Denn der heilige Geſandte Gottes ſaget nichts mehr, als daß die Tage des neuen Bundes eben ſo wenig als die Tage des alten Teſtaments von allen Irrthümern, Laſtern und böſen Menſchen frei ſeyn würden. Er führet auch lauter ſolche Laſter an, die nicht neu, ſondern alt ſind, und welche er ſchon in dem Anfange ſeines Briefes an die Römer beſtrafet. Kurz, Timotheus wird von ihm ermahnet, dergleichen laſterhafte Menſchen zu meiden. Darum müſſen ſie zu Timotheus Zeiten gelebt haben. Es bleibt alſo dabei, daß ein Jahr dem andern gleich ſey. Iſt dieſes wahr, o wie wenig Grund bleibt uns noch übrig, die Tage unſerer Väter als die goldenen, die beſten, die glückſeligſten mit neidiſchen Augen anzuſehen und mit ſeufzender Stimme andern anzupreiſen! Warum ſcheuen wir uns nicht, mißvergnügte Verläumder und undankbare Verächter unſerer Jahre zu ſeyn? .Warum ſchreien wir dieſelben als eiſerne, als ſchlimme, als unglückſelige Zeiten aus? Warum ſeufzen wir ſo ängſtlich voller Unzufriedenheit nach beſſern Zeiten? da doch unſere Tage durch Gottes weiſe Güte beſſer ſind, als wir ſie verdienen, und es nur an uns liegt, daß wir dieſelben nicht beſſer gebrauchen und uns zu Nutze machen. Warum hoffen wir ohne genugſamen Grund? Warum laſſen wir uns endlich nicht als vernünftige Menſchen den heiligen Willen Gottes, ſeine weiſe Einrichtung der Welt, ſeine weiſe Regierung der Zeit in zufriedener Gelaſſenheit gefallen, und bedienen uns der Jahre, die uns die weiſe Vorſehung gönnet und die für uns allezeit die beſten ſind? So wie es unſere Gemüthsruhe, die allgemeine Wohlfahrt und unſere

Glückſeligkeit erfordert. Kluge Chriſten, glückliche Seelen, die ſich in die Zeit zu ſchicken wiſſen; unglückliche Thoren, welche ohne Noth klagen und ohne Grund hoffen! Sie, H. V., haben nunmehr wiederum ein Jahr geendet, das dem vorigen gleich iſt. Sie haben durch Gottes Gnade ein neues angefangen, bei dem ich ſchon im Voraus ſo viel Aehnlichkeit mit dem vergangenen und zukünftigen erblicke, daß ich faſt Bedenken trage, daſſelbe ein neues Jahr zu nennen. Das alte Jahr war voll von den ehrwürdigen Wundern der Weisheit, Macht und Güte Gottes, deren Sie und alle die Unſrigen erfreute Zeugen ſind, und das neue wird daran nicht leer ſeyn, wie wir ſicher hoffen können. Die Kräfte der Natur ſind auf den Wink der höchſten Vorſehung im vergangenen Jahre geſchäftig geweſen, alles reichlich hervorzubringen, was zur Erhaltung der Welt, unſeres Weſens und Wohlſeyns dient. Und ſie werden in dem gegenwärtigen, wenn es Gott gefällt, nicht Muße haben. Das zwei und vierzigſte Jahr dieſes Jahrhunderts hat uns überflüßige Mittel angeboten, die hohen Abſichten unſeres Schöpfers, weswegen wir leben und da ſind, zu erfüllen. Und das drei und vierzigſte wird gegen uns Unwürdige eben ſo freigebig ſeyn, wenn wir es erkennen wollen, und es an nichts fehlen laſſen, was zu unſerm und der ganzen menſchlichen Geſellſchaft Beſten dienet. Hatte das vorige Jahr ſeine Plagen, die uns der ſtarke Arm des Höchſten überwinden half, ſo wird auch das jezige zu unſerer Prüfung ſeine Uebel haben. Doch getroſt, wir ſind in Gottes Hand! Jezt verehre ich die allerhöchſte Majeſtät in tiefſter Demuth, und danke ihr mit der reineſten Regung meiner Seele für alles das Gute, das ſie die Welt und uns hat genießen laſſen, und welches ſie uns fernerhin, wie mich mein Glaube verſichert, erzeigen wird. Ich preiſe nebſt Ihnen die weiſe und mächtige Liebe des höchſten Regenten, die Zeit, und auch unſere Tage, die gegen uns ſtets neu iſt, und niemals alt wird, mit vergnügtem und zufriedenem Herzen. Ich wünſche endlich mit der Redlichkeit und mit dem Eifer, der Chriſten gebührt, der Geiſt des Höchſten wolle uns alſo regieren, daß wir uns Gottes Willen allezeit gefallen laſſen, daß wir die beſtändige Miſchung des Guten und Böſen von ſeiner Hand alſo annehmen, daß wir dabei weder übermüthig noch kleinmüthig werden, daß wir die Kräfte und Wirkungen der Welt alſo gebrauchen, daß wir ſie nicht mißbrauchen, daß wir die Mittel zu unſrer Seelenruhe und unſrer Glückſeligkeit und der allgemeinen Wohlfahrt ſo anwenden, wie es die Ehre unſers Herrn erfordert. Mir wünſche ich von Ihnen in dieſem Jahre gleiche Liebe, gleiches Gebet, gleiche Vorſorge, gleiche Treue und gleichen Beiſtand. Ich verſpreche Ihnen dafür gleiche Dankbefliſſenheit, gleiche Ehrerbietung, gleichen Gehorſam, gleiche Begierde, Ihnen gefällig zu werden, gleichen Eifer, Gott für Dero Wohlſeyn anzuflehn. So werden wir in der That erfahren, daß wir in den goldenen Zeiten leben, daß ein Jahr dem andern gleich iſt.

II.

Ueber die Elpiſtiker.

Ornari res ipsa nequit, contenta doceri.
HORAT.

Abriß der Abhandlung von den Elpiſtikern.

Plutarch iſt der einzige Wehrmann dieſer Anekdote, die man ſich lange Zeit bloß zu wiſſen begnügt, bis endlich ihre Muthmaßungen darüber geäußert a) Heumann, b) Brucker, c) Jöcher. Einiger geringen Lichter nicht zu gedenken.

I. Antitheſis.

1. Wider Heumann, daß die Elpiſtiker keine Chriſten geweſen.
   - a) Bruckers Gründe, aus dem Namen der Philoſophen, der ihnen vom Plutarch beigelegt wird.
     Unzulänglichkeit dieſes Grundes.

B) Meine Gedanken.

a) Die Hoffnung des zukünftigen Lebens war kein unterſcheidendes Kennzeichen des Chriſtenthums.

1. Ohne dieſe Hoffnung kann keine Religion gedacht werden. Warburton würde hinzuſetzen, ohne dieſe Hoffnung kann nicht einmal ein Staat menſchlicher Einrichtung beſtehen.

2. Außer daß dieſe Hoffnung in der gemeinen Religion der Heiden nicht fehlen konnte, war ſie das Hauptwerk ihrer geheimen. All ihre Myſterien lieſen auf ſie hinaus. (S. Diog. Laert. lib. VI. p. m. 319. Die Antwort des Antiſthenes, conf. in vita Diogenis, p. m. 334.)

3. Hätte ſie aber auch ſchon der heidniſchen Religion gemangelt, ſo war ſie doch in den Schulen der Philoſophen viel zu bekannt und angenommen, als daß ſie den Heiden an den Chriſten etwas Unerhörtes oder Lächerliches hätte ſeyn können.

b) Will man aber unter dieſer Hoffnung gar ungezweifelte Gewißheit verſtehen, ſo der nur ein Chriſt von ſeiner künftigen Seligkeit ſeyn kann: ſo ſage ich, daß dieſe unter die geheimen Lehren des Chriſtenthums gehörte, und aus dieſem Grunde der Anlaß zu einer allgemeinen Benennung der Chriſten unmöglich ſeyn konnte.

8. Wider Bruckern, daß die Chriſtiker nicht die Stoiker ſeyn können. Denn

1) die Stoiker waren nicht die einzigen Philoſophen, welche die Hoffnung eines künftigen Lebens annahmen. Dieſes bekennt Brucker ſelbſt; aber er ſagt, ſie wären diejenigen, welche das meiſte Gerede davon machten.

2) Doch auch das waren ſie nicht, und bloße Stellen aus dem Seneca können dieſes nicht beweiſen. Die übrigen Stoiker alle reden weit ſeltner davon und Epiktet zum Exempel faſt gar nicht. S. Lipsii Physiol. Stoicorum, lib. III. p. 170. Auch Antoninus redet niemals anders als zweifelhaft davon. Siehe lib. IV. p. 107. wo Gataker auch den Wankelmuth des Seneca hierin zeigt, und ſehr richtig anmerkt, daß alle die Stellen, wo Seneca poſitiv davon re-

det, nicht aus ſeiner Ueberzeugung, ſondern aus den veranlaſſenden Umſtänden zu beurtheilen. Conf. Anton. lib. XII. p. 350.

3) Es hätte aus ihrem Syſteme ſelbſt bewieſen werden können, nach welchem aber die Hoffnung jenes Lebens einen ſehr zweideutigen Anblick erhält. Denn ſie glaubten, daß die Seele von langer Dauer, unſterblich aber darum nicht ſey. S. Lips. l. c. Sie werde mit der Welt untergehn, und ob ſie ſchon nach dieſer allgemeinen Verbrennung wieder hergeſtellt werden würde, ſo würde es dennoch geſchehen, ohne ſich ihres vorigen Zuſtandes zu erinnern. Veniet iterum qui vos in lucem reponat dies, quem multi recuſarent niſi oblitos reduceret. Epiſt. 36. Welche Unſterblichkeit!

4) Und wenn auch dieſe Hoffnung, nach dem ſtoiſchen Syſtem, ſo zweideutig nicht wäre, ſo würde ſie doch ſchon als Hoffnung mit der Apathie der Stoiker ſtreiten.

5) Ja ihr nachzuhangen, würde auch aus dem Grunde keinem ſtoiſchen Weiſen geziemet haben, da ſie doch immer noch keine apodiktiſche Wahrheit iſt, ſondern nur eine Wahrſcheinlichkeit, eine Vermuthung, von

welcher der ſtoiſche Weiſe ſeinen Beifall zurückhalten mußte. S. Lipsii Manuduct. p. 161.

Und aus dieſem Geſichtspunkte muß die Ungewißheit betrachtet werden, mit welcher ſich Seneca darüber ausdrückt. Er glaubte weder das eine, noch das andere, weil keines Gewißheit, beides nur Vermuthung war. Aber er hält ſich auf beides gefaßt. Es ſey, daß die Seele untergeht, es ſey, daß ſie fortdauert: und wo er ſich für das erſte mehr, als für das andere erklärt, als Epiſt. 54., da iſt er ſo wenig mit ſich in Widerſpruch, wie Brucker glaubt, oder ſpricht ſeine wahren Geſinnungen vor Angſt über den annahenden Tod, wie Gataker meynt, (p. 108.) aufrichtiger; daß er alsdenn nur kleinmüthiger würde geſprochen haben, wenn er in dem Tone jener Troſtſchriften geblieben wäre, und daß er eben hier der Stoiker in ſeiner Größe iſt, wenn er zeigt, daß er auch auf das Allerſchlimmſte, auf den gänzlichen Untergang, gefaßt ſey.

Dieſes mußten die Epikureer wiſſen, und konnten daher den Stoikern aus dieſem anſcheinenden Widerſpruche keinen Vorwurf machen. Wie konnten ſie, wie durften ſie hiernächſt den Skeptikern etwas Lächerliches anheften, welches auf die herrſchende Religion zurückgefallen wäre?

3. Wider Heumann und Bruckern zugleich.

Beide nehmen ohne Grund an, daß die Hoffnung des künftigen Lebens darunter zu verſtehen ſey. Es erhellt aber aus dem Zuſammenhange und aus dem [illegible] allzudeutlich, daß bloß die Hoffnung dieſes Lebens gemeint ſey. Denn jene iſt vielmehr eine Zerſtörerin dieſes Lebens, welches gezeigt wird

a) an den erſten Chriſten, deren Verachtung des Todes aus jener Hoffnung vornehmlich entſprang. Sie ließ nicht allein die wahren Bekenner, wenn der Heide ihre Gewiſſensfreiheit kränken und ſie zur Verleugnung der erkannten Wahrheit zwingen wollte, alle Martern dulden und verachten, ſondern ſie war es auch, welche ſo viel falſche Märtyrer machte, die für nichts beſſer als für Selbſtmörder zu halten ſind. Und die Heiden ſelbſt ſchrieben dieſe Bereitwilligkeit zu dem ſchmerzlichſten Tode nicht bloß dem Ehrgeize zu, ſo wie Aſklepiades bei dem Prudentius in Romano £

Hymno περὶ εὐχ. XIV. Populare quiddam sub colore gloriae illiterata credidit frequentia, ut se per aevum consecrandos autumnat, welches auch die Meinung des Julianus war (v. Greg. Nazianzenii invect. I. in Jul. apud Kortholtum, p. 175.), auch nicht bloß einer anſteckenden und zur Gewohnheit gewordenen Raſerei, wie Arrianus ad Epict. lib. IV. cap. 7. nicht einer bloßen Halsſtarrigkeit, wie Antoninus *), ſondern vornehmlich der Hoffnung eines ewi

---

*) Lib. XI. §. 3. p. m. 319. Wenn anders παράταξις daſelbſt, woran ich aber zweiſle, Halsſtarrigkeit bedeutet. Denn es kann gar wohl ſeine gewöhnliche Bedeutung behalten und durch vitae institutum erklärt werden, ſo daß es ſo viel als das ὑπὸ ἔθους beim Arrian bedeutet. Denn wirklich war es auch der Vorwurf der Heiden, daß ſich die Chriſten durch ihre ſtrenge Lebensart zu dieſer Verachtung des Todes angewöhnten. Tertull. de spectaculis c. 1. sunt qui existiment, Christianum expeditum morti genus ad hanc obstinationem abdicatione voluptatum erudiri etc. Am beſten würde τάξις durch disciplina zu überſetzen ſeyn, welches Tertullian ſelbſt in dem Folgenden brauche. Oder es ſind überhaupt ihre kirchlichen Διαταγαὶ oder Διατάξεις darunter zu verſtehen, vermöge welcher die Verleugnung des Namens Chriſti und

gen und beſſern Lebens, v. Lucianus in Peregrino, Tom. III. p. 337. Euseb. lib. V. cap. 1. wo das Nehmliche von der Hoffnung, beſonders der Auferſtehung der Körper, geſagt wird.

b) An den Philoſophen. 1) Das Exempel des Cleambrotus beim Callimachus, 2) das Exempel des Hegeſias und die Stellen im Somnio Scipionis und Senec. Epist. 102. Und wie natürlich dieſe Art zu denken ſey, erkennet man aus der oben angeführten Antwort des Antiſthenes.

c) An ganzen Völkern, worunter die alten Deutſchen vornehmlich gehören. Siehe die Stelle des Appianus in Lipsii Physiol. Stoic. p. 173.

4. Wider Jöchern: daß die Elpiſtiker nicht die Cyniker ſeyn können.

Die einzige Sentenz des Diogenes beweiſet nichts. Was er darin von der Hoffnung ſagt, kann jeder Weltweiſe ſagen. Wäre ſie aber eine beſondere Stütze der cyniſchen prak-

---

die Weigerung, ſeinetwegen ſich allen Verfolgungen und dem Tode ſelbſt auszuſetzen, für das gräßlichſte, abſcheulichſte, unverzeihlichſte Verbrechen erkläret wird. S. Const. Apost. Lib. V. c. 4.

tiſchen Weltweisheit geweſen, ſo hätte dieſes aus ihrem Syſtem ſelbſt gezeigt werden müſſen. Nun aber kann gerade das Gegentheil daraus gezeigt werden. Beweis

a) aus den Lehrſätzen der Stoiker, welche die Cyniker durchaus annahmen. Denn die Cyniker waren nur eine Art von Stoikern.

b) Aus der ganzen Schilderung des Cynikers beim Arrianus, lib. III. cap. 3.

II. Uebergang zu meiner Erklärung.

Ehe ich dieſe vortrage, wird es dienlich ſeyn

1) Derjenigen zu gedenken, die ſich für eine der angeführten Meinungen erklären, und beſonders für die Jöcheriſche.

a) Leuſchner.

1. Die von ihm gehäuften Stellen des N. T., wo der Hoffnung gedacht wird, beweiſen nichts. Die damalige Fortpflanzung der chriſtlichen Religion war ganz anders, als die erſten Predigten derſelben. Wie wir ſchon oben geſehn.

2. Er hätte die Heumanniſche Meinung auf die bloße Auferſtehung der Leiber einſchließen ſollen. Aber auch das hat er unterlaſſen, und überhaupt nichts hinzu-

gefügt, wodurch die Hermanniſche Meinung wahrſcheinlicher würde.

NB. Was er von der Wahrſcheinlichkeit ſagt, daß es zu vermuthen, Paulus werde ſich näher um die Chriſten bekümmert haben, iſt ſchimäriſch. Bei dieſer Gelegenheit

1) von dem Vorgeben des Theodor Victor, welcher den Plutarch mit einem viel ſpätern dieſes Namens, den Origines zum Chriſtenthum bekehrte, vermengt. Conf.

2) Die gute Meinung des Franz. Balduinus (Comment. ad Edicta principum Roman. de Christo), welcher ſchreibt: scripsit eo tempore Plutarchus librum περι δεισιδαιμονιας: impietatem et superstitionem recte notat. Sed religionem quam in medio collocat, non videt. Fortasse ad Christianos accessisset, sed principem suum Trajanum reformidat.

3) Die Mosheimiſche Anmerkung von dem Gebrauche des Wortes δαιμων beim Plutarch. Sie iſt falſch, weil dieſes daſelbſt von einem weit ältern

Weiſen gebraucht wird: weil die Anmerkung, die Thales in dem Folgenden darüber macht, damit ſtreitet. Siehe Warburtons göttliche Sendung Moſis, 1 B. S. 179-223.

4) Von den Wiſſenſchaften und den Geſinnungen gegen das Chriſtenthum überhaupt zu urtheilen.

a) Ein Mann, der ſo unrichtige Begriffe von der jüdiſchen Religion hat, konnte unmöglich richtige von der chriſtlichen haben, die ſich auf jene gründet, v. Sympos. lib. IV. quaest. 5. Es iſt indeß doch merkwürdig, daß dieſes Buch juſt da verſtümmelt iſt, wo man das Beſte von dem Gotte der Juden zu erfahren vermuthen mußte; denn die 6te Frage *) ſollte handeln: quis apud Judaeos deus? Wie man Dinge darin gefunden, welche den erſten Chriſten nicht anſtanden.

b) Ein Mann, der ſich wider alle barbariſche Gottesdienſte und Gebräuche, das iſt, wider alle ausländiſche

---

*) In der Reiskiſchen Ausgabe des Plutarchs finde ich ſie nicht.

erklärt; der in der Religion auf nichts mehr dringt, als το θειον και πατριον ἀξιωμα της εὐσεβειας beizubehalten, (Siehe ſein Buch περι δεισιδαιμονιας. Edit. Henr. Steph. pag. 288.): iſt es wahrſcheinlich, daß der von der chriſtlichen anders ſollte gedacht, und nur die chriſtliche heimlich ſeiner heidniſchen ſollte vorgezogen haben?

c) Ein Mann, der alles für Aberglauben hält, was uns die Gottheit als einen Richter, als einen Rächer, als etwas anders, als das allermenſchenfreundlichſte Weſen betrachten läßt (l. c.), mußte der auch nicht die chriſtliche Religion zu dem Aberglauben zählen, ſie, die einen Gott prediget, der ſeinen eignen Sohn hinrichten laſſen, um ſeiner Gerechtigkeit genug zu thun? Man verſuche es, ob die chriſtliche Religion in die *) der Plutarchiſchen Ohngötterei und Deiſidaimonie paßt; und ich will es ſodann glauben, daß er von der chriſtlichen ein heimlicher Anhänger geweſen.

---

*) Hier iſt ein Wort im Originale, das ich für Mitte leſe, das mir aber hier nicht recht zu paſſen

5) Von dem Zeugniſſe des Julians in Mysopag. pag. 58. der Franzöſiſchen Ueberſetzung.

b) Stiebritz.

a) Zu zeigen, welche Wendung man der Heumanniſchen Meinung, noch außer ihrer bloßen Einſchränkung auf die Auferſtehung der Leiber, geben könne, um ſie soutenable zu machen.

1. Auf das Vorurtheil der alten Chriſten, daß Chriſtus nochmals im Fleiſche erſcheinen werde. Conf. Origines d. Ur. p. 351. Lucianus in philopatris.

2. Auf einige Ketzer, die ihren Anhängern ein wirkliches ewiges Leben auf dieſer Welt verſprachen, als den Menander und ſeinen Anhang. Euseb. Hist. Eccl. lib. III. c. 26. oder auf den Cerinthus und deſſen Lehre vom tauſendjährigen Reiche.

3) Zu zeigen, auf welche Religion oder philoſophiſche Sekte man ſonſt die Elpiſtiker deuten könne.

1. Der Stiebritziſche Einfall von den Juden.

a) Die von ihm angeführte Stelle des Auguſtinus würde wenig ſagen.

ſcheint. Vielleicht können die kritiſchen Oedipi errathen, was ich armer Davus nicht kann. Der H.

b) Aber die Beſchaffenheit der jüdiſchen Religion ſelbſt, die ihre Hoffnung auf kein künftiges Leben, ſondern auf Glückſeligkeit dieſes Lebens gründet, auf die Ankunft eines irdiſchen Meſſias.

c) Und viele Stellen aus dem Philo würden dieſen Einfall ziemlich wahrſcheinlich machen können.

d) Ja man würde vielleicht ſeine Therapevſie dazu brauchen können.

e) Wenn dieſe Vermuthung ſich nur ſonſt mit der Zeit des Plutarchs und andern Umſtänden reimen wollte.

f) Betrachtungen über die Hoffnungen der Juden überhaupt. Ob es wahrſcheinlich, daß ſie durch ſie (nehmlich die Hoffnung) wieder die Oberhand gewinnen werden.

2. Die Pythagoriker. Nach Veranlaſſung der Stelle des Clemens Alexandrinus, wo die Hoffnung ausdrücklich zu dem letzten Zwecke ihrer Philoſophie gemacht wird.

3. Die Skeptiker, deren Erwartung, daß gewiſſe Erſcheinungen, ſo wie ſie ein- und mehrmal auf einander gefolgt, auch wiederum auf einander folgen werden, in weit-

künftigem Verſtande gar wohl Hoffnung genannt werden könnte.

4. Vornehmlich die Epikureer, welches ſich aus den zwei Hauptlehren ihres Syſtems zeigen läßt.

   a) Aus der Leugnung einer göttlichen Vorſicht. Da ſie ſich auf dieſe nicht verlaſſen konnten, was konnte ſie anders im Unglücke aufrecht erhalten, als die Hoffnung, daß der Zufall vielleicht noch ein gutes Glück für ſie im Vorrath habe.

   b) Aus ihrer Geringſchätzung des Todes, an den ſie ſo wenig als möglich zu denken ſich bemühten. Die merkwürdige Stelle in dem Prometheus des Aeſchylus, und was der Scholiaſt darüber anmerkt.

4) Verwerfung aller dieſer Vermuthungen, ſo wahrſcheinlich auch die eine oder die andere gemacht werden könnte.

III. Theſis. Meine Meinung, daß die Elpiſtiker Pſeudomanten geweſen, die ſich den Namen der Philoſophen angemaßt. Dieſe Meinung will ich in der Ordnung vortragen, ſo wie ich ſelbſt nach und nach darauf gekommen bin.

1. Es iſt aus dem Vorigen klar, daß die Elpiſtiker keine von den bekannten Sekten ſeyn können.
2. Sollen ſie aber deſſen ungeachtet Philoſophen ſeyn, ſo müſſen ſie eine eigne Sekte, die ihre eigne beſondere Lehrſätze gehabt, ausgemacht haben.

Unwahrſcheinlichkeit dieſer Vermuthung aus dem Stillſchweigen aller Scribenten, und beſonders des Diogenes Laertius.

Einwurf, den man wider das Stillſchweigen des Diogenes daher nehmen können, daß er mehrerer Sekten gar nicht gedacht, z. E. der Sextiner.

Beantwortung dieſes Einwurfes. Die Sextiner waren eine bloß Römiſche, die außer Rom vielleicht wenig oder gar nicht bekannt war. Zudem macht ſie Seneca vielleicht nur zu einer bloßen Sekte; denn ſie ſelbſt gaben ſich für Pythagoräer aus.

Was das Stillſchweigen des Diogenes von noch größerem Gewichte macht, iſt dieſes, daß man zeigen kann, daß Diogenes den Plutarch geleſen. Er citirt ihn zu verſchiedenenmalen; die Eriſtiker, wenn ſie Philoſophen geweſen wären, würden ihm alſo nicht unbekannt geweſen ſeyn.

3. Was können ſie alſo geweſen ſeyn, als Leute, die ſich den Namen der Philoſophen anmaßten. Hierin beſtärken mich die Worte des Plutarchs ſelbſt, in welchen ich glaube, daß man das προσαγορευω nicht in ſeiner völligen Stärke verſtanden hat.

Denn αγορευειν, προσαγορευειν heißt nicht bloß nennen, ſondern aus Höflichkeit nennen, eingeführter Weiſe nennen, fälſchlich nennen.

1) Siehe die Stelle in dem Kühnſchen Indice zu dem Aelian unter προσαγορευω.

2) Eine Parallelſtelle beim Origines, lib. V. contra Celsum, §. 61. p. m. 624. obſchon daſelbſt αναγορευω ſteht.

4. Waren es alſo Leute, welche ſich den Namen der Philoſophen nur anmaßten, ſo iſt die Frage: was waren ſie eigentlich? Beweis, daß die Wahrſager und Pſeudomanten ſich den Namen der Philoſophen angemaßt.

a) Aus dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Philoſtratus vom Nero.

b) Aus den damaligen Verfolgungen der Philoſophen.

5. Zugegeben, daß ſich die Pſeudomanten Philoſophen genennet; aber warum Elpiſtiſche Philoſophen?

Weil die Hoffnung und der allen Menſchen natürliche Hang zu derſelben der ganze Grund iſt, auf welchem ihre Künſte beruhen.

Erläuterungen dieſes Sazes aus dem Leben des Pſeudomanten Alexanders, wie ihn Lucian ſelbſt vorträgt.

6. Aber vielleicht iſt dieſes ein bloßer Einfall des Lucians. Man müßte zeigen, daß dieſe Pſeudomanten wirklich ſelbſt die Hoffnung außerordentlich erhoben, um dadurch ihren Künſten den Eingang in die Herzen offen zu halten.

Die merkwürdige Stelle aus dem Dio Chryſoſtomus.

7. Einwurf, welcher daher genommen, daß ſich die Wahrſagerei nicht auf die bloße Hoffnung, ſondern eben ſowohl auf die Furcht ſtüze.

Beantwortung deſſelben: ἐλπις bedeutet beides, und heißt überhaupt bloß die Erwartung des Zukünftigen.

Zu zeigen, in wie weit auch die Furcht συνεκτικωτατον τῳ βιῳ ſey.

8. Endlich die Stelle des Ariſtoteles: die Wahrſagung hieß wirklich bei den Griechen die Elpiſtik. Will man alſo noch zweifeln, was Elpiſtiker waren?

Die Abhandlung ſelbſt.

Plutarch gedenket, im Vorbeigehn, gewiſſer Philoſophen, die man von dem griechiſchen Namen der Hoffnung Elpiſtiker genennt habe; weil ſie die Hoffnung für das feſteſte Band des menſchlichen Lebens, und dieſes ohne jene für durchaus unerträglich erklärt hätten.

Mehr ſagt uns Plutarch von ihnen nicht; und da die beleſenſten Gelehrten, Lipſius, Menage, Fabricius, ihrer auch ſonſt bei keinem andern Alten erwähnt fanden: ſo ging es mit dieſer Anekdote der philoſophiſchen Geſchichte, wie mit allen

Nachrichten, die ſich bloß auf das Zeugniß eines Einzigen gründen. Man begnügt ſich, ſie zu wiſſen, ſie zu wiederholen, und wenn ſie tauſendmal wiederholt werden, ſo haben ſie gleich noch eben ſo viel Licht, als ihnen ihr erſter Währmann ertheilen können oder wollen. Endlich aber findet ſich denn wohl ein Kopf, in dem ſich ſolche vermeinte Inſeln an irgend ein feſtes Land ſchließen. Er weiß nicht mehr als ſeine Vorgänger, aber er vermuthet mehr. Seine Vermuthung erzeugt eine andere; dieſe eine dritte; und iſt die Sache nur einigermaßen wichtig genug, um Nacheiferung zu erwecken, ſo ſind in kurzem der Vermuthungen ſo viele, daß ihre Verſchiedenheit und Menge einen treuherzigen Leſer weit verlegener macht, als er nimmermehr bei dem gänzlichen Mangel derſelben geweſen wäre. Leider werden auf dieſe Weiſe die Gegenſtände der Gelehrſamkeit unendlich vermehrt. Jede Monade von Wahrheit wandert aus einem ungeſtalteten Körper von Meinungen in den andern, belebt den einen mehr, den andern weniger; den kürzer, den länger; und wer die ganze Geſchichte aller dieſer hinfälligen Erſcheinungen nicht inne hat, nicht an den Fingern zu erzählen weiß, wird von der Sache ſelbſt ſo viel als gar nichts zu wiſſen geachtet. Muthmaßungen und

Wahrſcheinlichkeiten erfüllen das Gehirn des Litterators; wo ſoll der Plaz darin für die Wahrheit herkommen?

Glücklich genug, wenn dieſe Ausſchweifungen des Wizes und der Eitelkeit, die uns von dem geraden Pfade ablenken, ein bloßer Schneckenzug ſind, der, nachdem er uns um alle Gegenden herumgeführt, wieder in die Richtungslinie der Wahrheit hineinfällt, wenn aus allen den Muthmaßungen endlich eine Entdeckung entſpringt. Alsdann hat doch wenigſtens unſre wahre Wiſſenſchaft Einen Schritt weiter gethan; die nach uns kommen, ſehen den labyrinthiſchen Ausweg, laſſen ihn ſeitab liegen und gehen geradezu.

Der erſte, der ſeine Vermuthung über die Elpiſtiker äußerte, war D. Heumann, ein würdiger Veteran unter unſern jezt lebenden Gelehrten. Er glaubte, Plutarch könne wohl die Chriſten gemeint haben. Seine Gründe ſchienen einem Manne nicht erheblich genug, der von ſolchen Sachen zu urtheilen das erſte Recht hatte. Brucker widerlegte ihn, und behauptete, daß die Stoiker darunter zu verſtehen wären. Darauf trat ein Dritter (es war D. Jöcher) ins Mittel, widerſprach beiden, und brachte die Cyniker in Vorſchlag.

Unter dieſe Hypotheſen haben ſich die Gelehrten getheilt. Ich weiß aber nicht, wie es gekommen, daß die Heumanniſche noch immer die meiſten Anhänger erhalten, ob ſie ſchon gleich die ſonderbarſte iſt. Doch vielleicht hat eben dieſes Sonderbare ſie empfohlen.

Wer bloß beitritt, kann die öffentliche Ertheilung ſeiner Stimme erſparen. Nur eine uns eigne Meinung berechtigt, daß wir auch gehört zu werden verlangen können; beſonders da in Unterſuchungen von dieſer Art nicht immer der Gelehrteſte den rechten Punkt trifft, ſondern oft das gute Glück *) die Entdeckung der Wahrheit einem aufhebt, der ſeinem Mitbewerber um dieſen Preis an Beleſenheit und Scharfſinn weit nachſtehet.

Dieſes zu meiner Entſchuldigung; indem ich es wagen will, Männern von unſtreitigen Verdienſten zu widerſprechen, und mich vermeſſe, eine Kleinigkeit beſſer zu wiſſen, als ſie, die mich ſo oft in wichtigern Dingen unterrichtet haben.

Die Elpiſtiker, will ich erweiſen, waren weder Chriſten, noch Stoiker, noch Cyniker; man hat die Worte des Plutarchs nicht gehörig erwogen;

---

*) Ευτυχια, ἡ συμπαντων εγω της εν ανθρωποις δεινοτητος και σοφιας ὁρω κρατουσαν.

Demosth.

Man hat die zeitverwandten Schriftſteller zu wenig um Rath gefragt; man hätte ſich erinnern ſollen, was Elpiſtik bei den Alten war; und was wäre natürlicher geweſen, als zu vermuthen, daß die Elpiſtiker Leute ſeyn mußten, welche die Elpiſtik trieben. — Eins nach dem andern!

Erſtes Hauptſtück.

Wider D. Heumann, daß die Elpiſtiker keine Chriſten geweſen.

Meine Gründe wider Heumann ſind von zweierlei Gattung. Einige kann ich nur gegen ihn allein, andere gegen ihn und Bruckern zugleich brauchen. Dieſes Hauptſtück iſt den erſten beſtimmt.

Ich will zuvörderſt die Meinung des Doctors, ſo viel möglich, mit ſeinen eignen Worten vortragen *). Er ſchließt ſo: „Weil weder Cicero noch „Seneca, noch Diogenes Laertius, noch ſonſt ein „Alter außer dem Plutarch, der Elpiſtiker gedenkt, „ſo können ſie ſchwerlich eine philoſophiſche Sekte „geweſen ſeyn. Aber eine beſondere Art von Leu„ten muß es doch gegeben haben, die dieſen Na„men geführt, und da die Chriſten, ſagt er, „von den damals florirenden Heiden auch hierin

---

*) Act. Philoſoph. XVIII. Stück p. 911 u. f.

„unterſchieden waren, daß, da die Heiden nach „dieſem Leben keine Hoffnung hatten, ſie hingegen „durch den Tod in das ewige Leben einzugehen „hofften, und durch dieſe Hoffnung, zum größten „Erſtaunen ihrer Verfolger, alle Martern glücklich „überwanden: ſo muthmaße ich, daß Plutarch nie„mand anders als ſie unter den Elpiſtikern ver„ſtanden habe.“

Man ſieht leicht, daß es hier auf zwei Stücke ankommt: einmal, ob wirklich die Heiden ohne Hoffnung eines Lebens nach dem Tode geweſen; zweitens, ob die Chriſten ſich durch dieſe Hoffnung ſo ausgezeichnet, daß ſie einen beſondern Namen davon tragen können. Das Letzte ſucht H. durch verſchiedene Stellen aus dem Minutius Felix, aus dem Theophilus, aus dem Tertullianus zu beſtätigen; das Erſte aber? — Es wird fremd ſcheinen, wenn ich ſage, daß er das Erſte gleichſam als unſtreitig vorausſetzt und kaum der Mühe werth achtet, in einer kleinen Note ſich deshalb auf eine Stelle des Apoſtels Paulus an die Theſſalonicher *), und auf den Ausſpruch des Julius Cäſar beim Salluſt **) zu beziehen.

---

*) I. 4, 13.

**) In Bello Catilinae, cap. 51: mortem cuncta mortalium mala dissolvere, ultra neque curae neque gaudio locum esse.

Der Stelle des Apoſtels werde ich weiter unten gedenken. Aber der Ausſpruch des Julius Cäſar, was ſoll dieſer beweiſen? Ich will nicht ſagen, daß es Kunſtrichter giebt, die für gaudio darin gladio oder cladi leſen wollen, welches einen weit unſchuldigern Sinn geben würde. Ich gebe es zu, daß die Unſterblichkeit der Seele dem Julius Cäſar ein unglaubliches Hirngeſpinſt geweſen *); eine Denkungsart, die mehrern Helden gemein iſt. Allein wie Cäſar hiervon dachte, ſo dachten nicht alle Römer, ſo dachten nicht alle Heiden. Aus der Freidenkerei eines einzeln Mannes folgt auf die Rechtgläubigkeit des ganzen Volks nichts. Oder was meint man, wenn nach ſechzehnhundert Jahren aus der ähnlichen Stelle eines neuen Cäſars der nehmliche Schluß gemacht werden ſollte? Weil dieſer geſchrieben **):

Ne voyons dans la mort qu'un tranquille sommeil
A l'abri des malheurs sans songe sans reveil.
Hélas! tout est égal pour notre cendre éteinte,
Il n'est aucun objet ni d'espoir ni de crainte.

Haben wir alle ſeine Zeitverwandten mit ihm eingeſtimmt? War er der Mund ſeines ganzen

---

*) Er ſagt von den Druiden (lib. IV, B. g. c.): Imprimis hoc volunt persuadere, non interire animas.

**) Poesies diverses. Epit. XVIII.

Volks? — Auch ließ M. Porcius Cato in ſeiner Gegenrede dem Cäſar dieſen ſeinen Unglauben nicht ſo hingehen; und wenn er ihn ſchon nicht mit dem Eifer eines Orthodoxen widerlegte, ſo gab er doch deutlich genug zu verſtehen, daß er die Bekennung deſſelben im öffentlichen Rathe für ſehr ungeziemend halte.

Man häufe aber auch, ſtatt dieſer einen Stelle, tauſend auf tauſend, und man wird darum nicht mehr gewinnen. Denn entweder man muß den Heiden alle Religion abſprechen, oder man muß zugeben, daß ſie ein künftiges Leben, eine künftige Belohnung und Strafe geglaubt haben. Ohne dieſen Glauben kann keine Religion beſtehn; Warburton würde hinzuſetzen: ſelbſt keine bürgerliche Geſellſchaft, kein Staat kann ohne ihn beſtehn. Dieſer Gelehrte hat mir die Mühe erſpart, eine ſchon an ſich ſo unwiderſprechliche Sache durch Zeugniſſe zu beweiſen. Man leſe das zweite Buch des erſten Theils ſeiner göttlichen Sendung Moſis; man blättere in den erſten den beſten alten Schriftſtellern, und überall werden die deutlichſten Spuren von der Unſterblichkeit der Seele, von ihrer Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit nach dem Tode auch in das flüchtigſte Auge fallen.

Wem aber dieſe Spuren, mit ſo abgeſchmackten Fabeln vermiſcht, daß Juvenal *) ſie zu ſeiner Zeit nur noch kaum von Knaben, qui nondum aere lavantur, geglaubt ſahe, zu unwerth, zu elend ſcheinen, als daß ſich den Heiden eine Hoffnung der Zukunft daraus zuſchreiben ließe, die den Namen einer gegründeten Hoffnung nur einigermaßen verdiene: der erinnere ſich, daß außer der öffentlichen Religion ſie auch noch ihre geheimere hatten, deren hauptſächlichſter Gegenſtand ein höherer und zuverläſſiger Grad dieſer Hoffnung war. Nihil melius illis mysteriis, ſagt Cicero **), quibus ex agresti immanique vita, exculti ad humanitatem et mitigati sumus: Initiaque, ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus, neque solum cum laetitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore moriendi. Man ſehe da, worauf dieſe Geheimniſſe abzielen; auf nichts geringers als auf ein fröhliches Leben und auf einen hoffnungsvollen Tod. Dieſer beſſern Hoffnung rühmten ſich die Eingeweihten auch ungeſcheut und ſo zuverſichtlich, daß ſie die ſchwachen Seelen der Uneingeweihten mit Angſt und Schrecken erfüllten.

---

*) Sat. II. 148.

**) De Legibus, Lib. II. cap. 14. Wie ich dieſe Stelle anführe, ſo wird ſie in allen Ausgaben geleſen, die ich zu Rathe ziehen können. Deſſenungeachtet ſcheinen mir die Worte: Initiaque ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus eine verborgene Wunde zu haben, und ich vermuthe, daß es eigentlicher geheißen: initia, ut appellantur itaque vera principia vitae, cognovimus. Wenigſtens iſt dieſe Leſart dem Sinne gemäßer. Denn Cicero will nicht ſowohl ſagen, daß die Geheimniſſe der wirkliche Anfang des Lebens, ſondern vielmehr, daß ſie der Anfang des wahren Lebens geweſen, welches er dem wilden rohen Leben des ungeſitteten Weltalters entgegenſetzt.

— — ως τρισολβιοι
Κεινοι βροτων, ὁι ταυτα δερχθεντες τελη,
Μολωσ' ες ᾁδε· τοισδε γαρ μονοις εκει
Ζην εστι, τοις δε αλλοισι παντ' εκει κακα.

O dreimal glückliche Sterbliche, die dieſer Geheimniſſe kundig herabfahren! Denn ſie allein werden dort leben, da die andern nichts als Elend erwartet. So hatte ſich Sophokles darüber ausgedrückt, und Plutarch, der uns dieſe Stelle aufbehalten *), merkt ausdrücklich an, daß viele tauſend Men-

---

*) In dem Traktate: **Wie die Poeten mit der Jugend zu leſen.** Er ſagt nicht, aus wei-

ſchen dadurch unruhig und ſchwermüthig gemacht werden. (πολλας ανθρωπων μυριαδας εμπεπληκεν αθυμιας περι των μυστηριων ταυτα γραψας.) Er hält daher auch für nöthig, ſie der Jugend nie ohne einen Gegenſatz, der das Uebertriebene derſelben mildere, vorzuleſen, und ſchlägt jene Antwort des Diogenes dazu vor. Wie? ſagt der Cyniker *), als er eine ähnliche Anpreiſung der Geheimniſſe hörte, ſo ſollte es der diebiſche Patäcion, weil er eingeweiht iſt, dort beſſer treffen, als Epaminondas? Der Philoſoph, ſo ein Spötter er ſonſt war, läßt die Hoffnung einer künftigen Glückſeligkeit in ihrem Werthe, und behauptet nur, daß ſie ſich mehr auf ein tugendhaftes Leben, als auf den Antheil, den man an den Geheimniſſen habe, gründen müſſe.

---

chem Stücke die Stelle genommen; ohne Zweifel aber hat ſie ſich im Triptolemus befunden, wo dieſen Ceres, der die Eleuſiniſchen Geheimniſſe heilig waren, in ihren Erfindungen unterrichtete.

*) Τι λεγεις; κρειττονα μοιραν ἕξει Παταικιων ὁ κλεπτης αποθανων η Επαμινονδας ὁτι μεμυηται,

III.

Ueber eine zeitige Aufgabe:

Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philoſophen und Lucianiſcher Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet? Und in welchen Schranken müſſen ſich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu ſeyn?

(Deutſcher Merkur.)

Ich habe lieber ſagen wollen: über eine zeitige Aufgabe; als: über eine Aufgabe der Zeit. Einmal, weil dieſes mir zu Franzöſiſch klingt: und dann, weil eine Aufgabe der Zeit nicht immer eine zeitige Aufgabe iſt. Das iſt: eine Aufgabe, welche zu gegenwärtiger Zeit auf dem Tapete iſt, iſt nicht immer eine Aufgabe, die der gegenwärtigen Zeit beſonders angemeſſen, und eben jezt zur Entſcheidung reif wäre. Ich wollte aber gern, daß man mehr dieſes als jenes bei meinem Titel denken möchte.

Da ſtand vor einiger Zeit eine Aufgabe im Deutſchen Merkur, über die jetzt ſo manches geſchrieben wird. Ich muß doch auch ein wenig darüber nachdenken. Nur Schade, daß ich nicht nachdenken kann, ohne mit der Feder in der Hand! Zwar was Schade! Ich denke nur zu meiner eigenen Belehrung. Befriedigen mich meine Gedanken am Ende: ſo zerreiße ich das Papier. Befriedigen ſie mich nicht: ſo laſſe ich es drucken. Wenn ich beſſer belehrt werde, nehme ich eine kleine Demüthigung ſchon vorlieb.

Die Aufgabe heißt: Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philoſophen und Lucianiſcher Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet? Und in welchen Schranken müſſen ſich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu ſeyn?

Eine ſonderbare Aufgabe! dünkt mich bei dem erſten allgemeinen Blicke, mit dem ich ſie anſtaune. Wenn ich doch wüßte, was dieſe Aufgabe veranlaßt hat, und worauf ſie eigentlich zielt!

Weiß man wenigſtens nicht, wer ſie aufgegeben? Ein kaltblütiger Philoſoph und Lucianiſcher Geiſt? Oder ein Enthuſiaſt und Schwärmer?

Der Wendung nach zu urtheilen, wohl ein Enthuſiaſt und Schwärmer. Denn Enthuſiasmus und Schwärmerei erſcheinen darin als der angegriffene Theil, — den man auch wohl verkenne, — gegen den man zu weit zu gehen in Gefahr ſey.

Doch was kümmern mich Veranlaſſung und Abſicht und Urheber? Ich will ja nicht zu dieſes oder jenes Gunſten, mit der oder jener Rückſicht die Aufgabe entſcheiden: ich will ja nur darüber nachdenken.

Wie kann ich aber einer Aufgabe nachdenken, ohne ſie vorher durchzudenken? Wie kann ich die Auflöſung zu finden hoffen, wenn ich von der Aufgabe und ihren Theilen keinen deutlichen, vollſtändigen, genauen Begriff habe? Alſo Stück für Stück, und πρωτον απο των πρωτων.

Kaltblütige Philoſophen? — Iſt das nicht ſo etwas, als ein ſtählerner Degen? Freilich giebt es auch hölzerne Degen; aber es iſt doch nur eigentlich den Kindern zu gefallen, daß man einen hölzernen Degen einen Degen nennt.

Nicht alle Kaltblütige ſind Philoſophen. Aber alle Philoſophen, habe ich gedacht, wären doch kaltblütig.

Denn ein warmer Philoſoph! — was für ein Ding! — Ein warmer philoſophiſcher Kopf, das begreife ich wohl. Aber ein philoſophiſcher Kopf iſt ja noch lange nicht ein Philoſoph. Ein philoſophiſcher Kopf gehört zu einem Philoſophen: ſo wie Muth zu einem Soldaten. Nur gehöret beides nicht allein dazu. Es gehöret noch weit mehr als Muth zum Soldaten, und noch weit mehr als natürlicher Scharfſinn zum Philoſophen.

Wortgrübelei! wird man ſagen. — Wer mit Wortgrübelei ſein Nachdenken nicht anfängt, der kommt, wenig geſagt, nie damit zu Ende. — Nur weiter.

Kaltblütige Philoſophen und Lucianiſche Geiſter — das ſollen doch wohl nicht die nehmlichen Weſen ſeyn? — Lucian war ein Spötter, und der Philoſoph verachtet alle Spötterei. — Philoſophiſche Köpfe, weiß ich wohl, mochten einmal, und möchten noch gern die Spötterei zum Probierſteine der Wahrheit machen. — Aber eben darum waren und ſind ſie auch keine Philoſophen, ſondern nur philoſophiſche Köpfe.

Folglich, ſind kaltblütige Philoſophen und Lucianiſche Geiſter zwei verſchiedene Klaſſen von Geiſtern: ſo iſt auch die Aufgabe doppelt.

Einmal fragt man: wird durch die Bemühung der kaltblütigen Philoſophen gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet?

Und einmal: wird durch die Bemühung der Lucianiſchen Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet?

Unmöglich kann auf dieſe doppelte Frage nur Eine Antwort zureichen. Denn nothwendig haben verſchiedene Geiſter auch ein verſchiedenes Verfahren. — Und wenn die Bemühung der kaltblütigen Philoſophen mehr Gutes als Böſes, oder nichts als Gutes ſtiftete: ſo könnte leicht die Bemühung der Lucianiſchen Geiſter mehr Böſes als Gutes, oder nichts als Böſes ſtiften. Oder umgekehrt.

Wie können nun die Schranken des einen auch die Schranken des andern ſeyn?

Ich will geſchwind den Weg links, und den Weg rechts ein wenig vorauslaufen, um zu ſehen, wohin ſie beide führen. Ob es wahr iſt, daß beide an der nehmlichen Stelle wieder zuſammentreffen? — Bei Enthuſiasmus und Schwärmerei.

Enthuſiasmus! Schwärmerei! — Nennt man dieſe Dinge erſt ſeit geſtern? Haben dieſe Dinge erſt ſeit geſtern angefangen, ihre Wirkungen in der Welt zu äußern? Und ihre Wirkungen — ihre ſeligen und unſeligen Wirkungen — ſollten nicht längſt dem ruhigen Beobachter ihr innerſtes Weſen aufgeſchloſſen haben?

O freilich weiß iedermann, was Enthuſiasmus und Schwärmerei iſt; und weiß es ſowohl, daß der genaueſte Schattenriß, das ausgemahlteſte Bild, welches ich hier von ihnen darſtellen wollte, ſie in den Gedanken eines jeden gewiß nur unkenntlicher machen würde.

Erklärungen bekannter Dinge ſind wie überflüßige Kupferſtiche in Büchern. Sie helfen der Einbildung des Leſers nicht allein nicht; ſie feſſeln ſie; ſie irren ſie.

Aber was will ich denn? Es iſt ja in der Aufgabe auch nicht einmal die Rede davon, was Enthuſiasmus und Schwärmerei wirklich iſt. Es iſt ja nur die Rede von dem, was die kaltblütigen Philoſophen und Lucianiſchen Geiſter für Enthuſiasmus und Schwärmerei halten.

Und was halten ſie denn dafür? — Das was wirklich Enthuſiasmus und Schwärmerei iſt? oder was es nicht iſt?

Wenn das, was es wirklich iſt: ſo ſind wir wieder im Geleiſe. Wenn aber das, was es nicht iſt, und ihnen tauſenderlei Dinge Enthuſiasmus und Schwärmerei ſcheinen können, die es nicht ſind: ſo mag Gott wiſſen, auf welches von dieſen tauſenderlei Dingen ich fallen muß, den Sinn des Aufgebers zu treffen! Der Aufgabe fehlt eine Beſtimmung, ohne welche ſie unendlicher Auflöſungen fähig iſt.

Z. E. Dieſe Herren, die ich nicht kenne und nicht kennen mag, hielten Wärme und Sinnlichkeit des Ausdrucks, inbrünſtige Liebe der Wahrheit, Anhänglichkeit an eigne beſondere Meinungen, Dreiſtigkeit zu ſagen was man denkt, und wie man es denkt, ſtille Verbrüderung mit ſympathiſirenden Geiſtern — hielten, ſage ich, dieſer Stücke eins oder mehrere, oder alle, für Enthuſiasmus und Schwärmerei: ei nun! deſto ſchlimmer für ſie. — Iſt es aber ſodann noch eine Frage, ob ihre Bemühungen gegen dieſe verkannten Eigenſchaften, auf welchen das wahre philoſophiſche Leben des denkenden Kopfes beruht, mehr Böſes als Gutes ſtiften?

Doch wie können ſie das? Wie können, wenigſtens kaltblütige Philoſophen, ſo irrig und abgeſchmackt denken? — Philoſophen! — Den Lucianiſchen Geiſtern ſieht ſo etwas noch eher ähnlich; weil Lucianiſche Geiſter nicht ſelten ſelbſt Enthuſiaſten ſind, und in ihrer gedankenloſen Luſtigkeit einen Einfall für einen Grund, eine Poſſe für eine Widerlegung halten.

Aber, wie geſagt, Philoſophen! — Philoſophen ſollten nicht beſſer wiſſen, was Enthuſiasmus und Schwärmerei iſt? Philoſophen ſollten in Gefahr ſeyn, durch ihre Bemühungen gegen Enthuſiasmus und Schwärmerei, mehr Böſes als Gutes zu ſtiften? Philoſophen?

Denn was thut denn der Philoſoph gegen Enthuſiasmus und Schwärmerei? — Gegen den Enthuſiasmus der *Darſtellung* thut er nicht allein nichts; ſondern er pflegt ihn vielmehr auf das allerſorgfältigſte. Er weiß zu wohl, daß dieſer die ἀκμή, die Spitze, die Blüthe aller ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften iſt, und daß einem Dichter, einem Mahler, einem Tonkünſtler den Enthuſiasmus abrathen, nichts anders iſt, als ihm anrathen, zeitlebens mittelmäßig zu bleiben. — Aber gegen den Enthuſiasmus der *Spekulation*? was thut er gegen den? Gegen den, in welchem er ſich ſelbſt ſo oft befindet? — Er ſucht bloß zu verhüten, daß ihn dieſer Enthuſiasmus nicht zum Enthuſiaſten machen möge. So wie der feine Wollüſtling, dem der Wein ſchmeckt, und der gern unter Freunden ſein Gläschen leeret, ſich wohl hüten wird, ein Trunkenbold zu werden. Was nun der Philoſoph, an ſich, zu ſeinem eignen Beſten thut, das ſollte er nicht auch an Andern thun dürfen? Er ſucht ſich die dunkeln lebhaften Empfindungen, die er während des Enthuſiasmus gehabt hat, wenn er wieder kalt geworden, in deutliche Ideen aufzuklären. Und er ſollte dieſes nicht auch mit den dunkeln Empfindungen Andrer thun dürfen? Was iſt denn ſein Handwerk, wenn es dieſes nicht iſt? Trift er endlich, der Philoſoph, auf den doppelten Enthuſiasmus, das iſt, auf einen Enthuſiaſten der Spekulation, welcher den Enthuſiasmus der Darſtellung in ſeiner Gewalt hat, was thut er dann? Er unterſcheidet. Er bewundert das Eine, und prüft das Andere.

Das thut der Philoſoph gegen den Enthuſiasmus! Und was gegen die Schwärmerei? — Denn beides ſoll hier doch wohl nicht Eins ſeyn? Schwärmerei ſoll doch wohl nicht bloß der überſetzte Ekelname von Enthuſiasmus ſeyn?

Unmöglich! Denn es giebt Enthuſiaſten, die keine Schwärmer ſind. Und es giebt Schwärmer, die nichts weniger als Enthuſiaſten ſind; kaum, daß ſie ſich die Mühe nehmen, es zu ſcheinen.

Schwärmer, Schwärmerei kommt von Schwarm, ſchwärmen; ſo wie es beſonders von den Bienen gebraucht wird. Die Begierde, Schwarm zu machen, iſt folglich das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers.

Aus was für Abſichten der Schwärmer gern Schwarm machen möchte, welcher Mittel er ſich dazu bedienet: das giebt die Klaſſen der Schwärmerei.

Nur weil diejenigen Schwärmer, welche die Durchſetzung gewiſſer Religionsbegriffe zur Abſicht haben, und eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgeben, (ſie mögen Betrüger oder Betrogene, betrogen an ſich ſelbſt oder von Andern ſeyn,) um zu jener Abſicht zu gelangen, die vielleicht wiederum nur das Mittel iſt, eine andere Abſicht zu erreichen: nur weil dieſe Schwärmer, ſage ich, leider die zahlreichſte und gefährlichſte Klaſſe der Schwärmerei ausmachen, hat man dieſe Schwärmer κατ᾽ ἐξοχὴν Schwärmer genennt.

Daß manche Schwärmer aus dieſer Klaſſe durchaus keine Schwärmer heißen wollen, weil ſie ſeine eignen göttlichen Triebe und Offenbarungen vorgeben, thut nichts zur Sache. So klug ſind die Schwärmer alle, daß ſie ganz genau wiſſen, welche Maske ſie zu jeder Zeit vornehmen müſſen. Jene Maske war gut, als Aberglaube und Tyrannei herrſchten. Philoſophiſchere Zeiten erfordern eine philoſophiſchere Maske. — Aber umgekleidete Maske, wir kennen euch doch wieder! Ihr ſeid doch Schwärmer; — weil ihr Schwarm machen wollt. Und ſeid doch Schwärmer von dieſer gefährlichſten Klaſſe; weil ihr das nehmliche, weswegen ihr ſonſt eigne göttliche Triebe und Offenbarungen vorgabt, blinde Anhänglichkeit, nun dadurch zu erhalten ſucht, daß ihr kalte Unterſuchung verſchreiet, ſie für unanwendbar auf gewiſſe Dinge ausgebt, und ſie durchaus nicht weiter getrieben wiſſen wollt, als ihr ſie ſelbſt treiben wollet und könnet.

Gegen dieſe Schwärmerei im allerweiteſten Verſtande, was thut der Philoſoph? — Der Philoſoph! — Denn um den Lucianiſchen Geiſt bekümmere ich mich auch hier nicht. Wie deſſen Bemühungen gegen den Enthuſiasmus nicht weit her ſeyn können, weil er ſelbſt Enthuſiaſt iſt: ſo können auch ſeine Bemühungen gegen die Schwärmerei von keinem wahren Nutzen ſeyn, weil er ſelbſt

Schwärmer iſt. Denn auch Er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf ſeiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! — Der lächerlichſte, verächtlichſte Schwarm von allen.

Weg mit den Fratzengeſichtern! — Die Frage iſt: was der Philoſoph gegen die Schwärmerei thut?

Weil der Philoſoph nie die Abſicht hat, ſelbſt Schwarm zu machen, ſich auch nicht leicht an einen Schwarm anhängt; dabei wohl einſieht, daß Schwärmereien nur durch Schwärmerei Einhalt zu thun iſt: ſo thut der Philoſoph gegen die Schwärmerei — gar nichts. Es wäre denn, daß man ihm das für Bemühungen gegen die Schwärmerei anrechnen wollte, daß wenn die Schwärmerei ſpekulativen Enthuſiasmus zum Grunde hat, oder doch zum Grunde zu haben vorgiebt, er die Begriffe, worauf es dabei ankommt, aufzuklären und ſo deutlich als möglich zu machen bemüht iſt.

Freilich ſind ſchon dadurch ſo manche Schwärmereien zerſtoben. Aber der Philoſoph hatte doch keine Rückſicht auf die ſchwärmenden Individua; ſondern ging bloß ſeinen Weg. Ohne ſich mit den Mücken herumzuſchlagen, die vor ihm herſchwärmen, koſtet ſeine bloße Bewegung, ſein Stillſitzen ſogar, nicht wenigen das Leben. Die wird von ihm zertreten; die wird verſchluckt; die verwickelt ſich in ſeinen Kleidern; die verbrennet ſich an ſeiner Lampe. Macht ſich ihm eine durch ihren Stachel an einem empfindlichen Orte gar zu merkbar — Klapp! Trifft er ſie, ſo iſt ſie hin. Trifft er ſie nicht — reiſe, die Welt iſt weit!

Im Grunde iſt es auch nur dieſer Einfluß, welchen die Philoſophen auf alle menſchlichen Begebenheiten, ohne ihn haben zu wollen, wirklich haben. Der Enthuſiaſt und Schwärmer ſind daher gegen ihn ſo ſehr erbittert. Sie möchten raſend werden, wenn ſie ſehen, daß am Ende doch alles nach dem Kopfe der Philoſophen geht, und nicht nach ihrem.

Denn was die Philoſophen ſogar ein wenig nachſehend und partheiiſch gegen Enthuſiaſten und Schwärmer macht, iſt, daß ſie, die Philoſophen, am allermeiſten dabei verlieren würden, wenn es gar keine Enthuſiaſten und Schwärmer mehr gäbe. Nicht bloß, weil ſodann auch der Enthuſiasmus der Darſtellung, der für ſie eine ſo lebendige Quelle von Vergnügungen und Beobachtungen iſt, verloren wäre; ſondern weil auch der Enthuſiasmus der Spekulation für ſie eine ſo reiche Fundgrube neuer Ideen, eine ſo luſtige Spize für weitere Ausſichten iſt, und ſie dieſe Grube ſo gern befahren, dieſe Spitze ſo gern beſteigen; ob ſie gleich unter zehnmalen das Wetter nicht einmal da oben treffen, was zu Ausſichten nöthig iſt. Und unter den Schwärmern ſieht der Philoſoph ſo manchen tapfern Mann, der für die Rechte der Menſchheit ſchwärmt, und mit dem er, wenn Zeit und Umſtände ihn aufforderten, eben ſo gern ſchwärmen, als zwiſchen ſeinen vier Mauern Ideen analyſiren würde.

Wer war mehr kaltblütiger Philoſoph, als Leibnitz? Und wer würde ſich die Enthuſiaſten ungerner haben nehmen laſſen, als Leibnitz? Denn wer hat je ſo viel Enthuſiaſten beſſer genutzt, als eben er? — Er wußte ſogar, daß wenn man aus einem deutſchen Enthuſiaſten auch ſonſt nichts lernen könne, man ihn doch der Sprache wegen leſen müſſe. So billig war Leibnitz! — Und wer iſt den Enthuſiaſten gleichwohl verhaßter, als eben dieſer Leibnitz! Wo ihnen ſein Name nur aufſtößt, gerathen ſie in Zuckungen; und weil Wolf einige von Leibnitzens Ideen, manchmal ein wenig verkehrt, in ein Syſtem verwebt hat, das ganz gewiß nicht Leibnitzens Syſtem geweſen wäre: ſo muß der Meiſter ewig ſeines Schülers wegen Strafe leiden. — Einige von ihnen wiſſen zwar ſehr wohl, wie weit Meiſter und

Schüler von einander noch abſtechen; aber ſie wollen es nicht wiſſen. Es iſt doch ſo gar bequem, unter der Eingeſchränktheit und Geſchmackloſigkeit des Schülers den ſcharfen Blick des Meiſters zu verſchreien, der es immer ſo ganz genau anzugeben wußte, ob und wie viel jede unverdaute Vorſtellung eines Enthuſiaſten Wahrheit enthalte, oder nicht!

„O dieſes verwüſtenden, tödtenden, unſeligen „Blickes!“ ſagt der Enthuſiaſt. „Da macht der „kalte Mann einen kleinen lumpigen Unterſchied, „und dieſes Unterſchieds wegen ſoll ich alles aufgeben? Da ſeht ihr nun, was das Unterſcheiden „nutzt! Es ſpannt alle Nerven ab. Ich fühle mich „ja gar nicht mehr, wie ich war. Ich hatte ſie „ſchon ergriffen die Wahrheit; ich war ganz im Beſitz derſelben: — wer will mir mein eignes Gefühl „abſtreiten? — Nein, ihr müßt nicht unterſcheiden, „nicht analyſiren; ihr müßt das, was ich euch ſage, „ſo laſſen, nicht wie ihr es denken könnt, ſondern „ſo wie ich es fühle; wie ich gewiß machen will, „daß ihr es auch fühlen ſollt, wer euch Gnade und „Segen giebt.“

Nach meiner Ueberſetzung: — wenn euch Gott Gnade und Segen giebt, den einzigen ungezweifelten Segen, wie der Gott, den Menſchen ausgeſtellet, zu verkennen, mit Füßen zu treten!

Freilich was konnte der ehrliche Mann in dem Haſen zu Athen, deſſen ſchönen Enthuſiasmus ein alter Arzt, ich weiß nicht, ob durch eine Purganz oder durch Nieſewurz verjagte, anders antworten, als: Giftmiſcher!

Alſo ſo, nur ſo beträgt ſich der Philoſoph gegen Enthuſiasmus und Schwärmerei. Iſt das alles nicht gut, was er thut? Was könnte denn Böſes darin ſeyn? Und was will nun die Frage: Kann was Böſes in dem ſeyn, was er thut?

IV.

Spinoziſterei.

Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott.

Durch Spinoza iſt Leibnitz nur auf die Spur der vorherbeſtimmten Harmonie gekommen.

Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott.

Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, ſo muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann.

Man nenne ſie das Complement der Möglichkeit; ſo frage ich: iſt von dieſem Complemente der Möglichkeit in Gott ein Begriff, oder keiner? Wer wird das Letztere behaupten wollen? Iſt aber ein Begriff davon in ihm; ſo iſt die Sache ſelbſt in ihm; ſo ſind alle Dinge in ihm ſelbſt wirklich.

Aber, wird man ſagen, der Begriff, welchen Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, hebt die Wirklichkeit dieſes Dinges außer ihm nicht auf. Nicht? So muß die Wirklichkeit außer ihm etwas haben, was ſie von der Wirklichkeit in ſeinem Begriffe unterſcheidet. Das iſt: in der Wirklichkeit außer ihm muß etwas ſeyn, wovon Gott keinen Begriff hat. Eine Ungereimtheit! Iſt aber nichts dergleichen, iſt in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, alles zu finden, was in deſſen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen: ſo ſind beide Wirklichkeiten Eins, und alles, was außer Gott exiſtiren ſoll, exiſtirt in Gott.

Oder man ſage: die Wirklichkeit eines Dinges ſey der Inbegriff aller möglichen Beſtimmungen, die ihm zukommen können. Muß nicht dieſer Inbegriff auch in der Idee Gottes ſeyn? Welche Beſtimmung hat das Wirkliche außer ihm, wenn nicht auch das Urbild in Gott zu finden wäre? Folglich iſt dieſes Urbild das Ding ſelbſt, und ſagen, daß das Ding auch außer dieſem Urbild exiſtire, heißt, deſſen Urbild auf eine eben ſo unnöthige als ungereimte Weiſe verdoppeln.

Ich glaube zwar, die Philoſophen ſagen, von einem Dinge die Wirklichkeit außer Gott bejahen, heiße weiter nichts, als dieſes Ding bloß von Gott unterſcheiden, und deſſen Wirklichkeit von einer andern Art zu ſeyn erklären, als die nothwendige Wirklichkeit Gottes iſt.

Wenn ſie aber bloß dieſes wollen, warum ſollen nicht die Begriffe, die Gott von den wirklichen Dingen hat, dieſe wirklichen Dinge ſelbſt ſeyn? Sie ſind von Gott noch immer genugſam unterſchieden, und ihre Wirklichkeit wird darum noch nichts weniger als nothwendig, weil ſie in ihm wirklich ſind. Denn müßte nicht der Zufälligkeit, die ſie außer ihm haben ſollte, auch in ſeiner Idee ein Bild entſprechen? Und dieſes Bild iſt nur ihre Zufälligkeit ſelbſt. Was außer Gott zufällig iſt, wird auch in Gott zufällig ſeyn, oder Gott müßte von dem Zufälligen außer ihm keinen Begriff haben. — Ich brauche dieſes außer ihm, ſo wie man es gemeiniglich zu brauchen pflegt, um aus der Anwendung zu zeigen, daß man es nicht brauchen ſollte.

Aber, wird man ſchreien: Zufälligkeiten in dem unveränderlichen Weſen Gottes annehmen! — Nun?

Bin ich es allein, der dieſes thut? Ihr ſelbſt, die ihr Gott Begriffe von zufälligen Dingen beilegen müßt, iſt euch nie beigefallen, daß Begriffe von zufälligen Dingen zufällige Begriffe ſind?

Durch Spinoza iſt Leibnitz nur auf die Spur der vorherbeſtimmten Harmonie gekommen.

(An Moſes Mendelsſohn.)

Ich fange bei dem erſten Geſpräche an. Darin bin ich noch Ihrer Meinung, daß es Spinoza iſt, welcher Leibnitzen auf die vorherbeſtimmte Harmonie gebracht hat. Denn Spinoza war der erſte, welchen ſein Syſtem auf die Möglichkeit leitete, daß alle Veränderungen des Körpers bloß und allein aus deſſelben eigenen mechaniſchen Kräften erfolgen können. Durch dieſe Möglichkeit kam Leibnitz auf die Spur ſeiner Hypotheſe. Aber bloß auf die Spur; die fernere Ausſpinnung war ein Werk ſeiner eigenen Sagacität.

Denn daß Spinoza die vorherbeſtimmte Harmonie ſelbſt, geſetzt auch nur ſo, wie ſie in dem göttlichen Verſtande antecedenter ad decretum exiſtirt, könne geglaubt, oder ſie doch wenigſtens von weitem im Schimmer könne erblickt haben: daran heißt mich alles zweifeln, was ich nur kürzlich von ſeinem Syſteme gefaßt zu haben vermeyne.

Sagen Sie mir, wenn Spinoza ausdrücklich behauptet, daß Leib und Seele ein und eben daſſelbe einzelne Ding ſind, welches man ſich nur bald unter der Eigenſchaft des Denkens, bald unter der Eigenſchaft der Ausdehnung vorſtelle, (Sittenlehre, Th. II. §. 126.) was für eine Harmonie hat ihm dabei einfallen können? Die größte, wird man ſagen, welche nur ſeyn kann; nehmlich die, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat. Aber, heißt das nicht mit Worten ſpielen? Die Harmonie, welche das Ding mit ſich ſelbſt hat! Leibnitz will durch ſeine Harmonie das Räthſel der Vereinigung zweier ſo verſchiedener Weſen, als Leib und Seele ſind, auflöſen. Spinoza hingegen ſieht hier nichts Verſchiedenes, ſieht alſo keine Vereinigung, ſieht kein Räthſel, das aufzulöſen wäre.

Die Seele, ſagt Spinoza an einem andern Orte (Th. II. §. 163.), iſt mit dem Leibe auf eben die Art vereiniget, als der Begriff der Seele von ſich ſelbſt mit der Seele vereiniget iſt. Nun gehöret der Begriff, den die Seele von ſich ſelbſt hat, mit zu dem Weſen der Seele, und keines läßt ſich ohne das andere gedenken. Alſo auch der Leib läßt ſich nicht ohne die Seele gedenken, und nur dadurch, daß ſich keines ohne das andere gedenken läßt, dadurch, daß beide eben daſſelbe einzelne Ding ſind, ſind ſie nach Spinoza's Meinung mit einander vereiniget.

Es iſt wahr, Spinoza lehrt: „die Ordnung „und die Verknüpfung der Begriffe ſey mit der Ordnung und Verknüpfung der Dinge einerlei.“ Und was er in dieſen Worten bloß von dem einzigen ſelbſtſtändigen Weſen behauptet, bejahet er anderwärts und noch ausdrücklicher insbeſondere von der Seele (Th. V. §. 581.): „So wie die Gedanken „und Begriffe der Dinge in der Seele geordnet und „unter einander verknüpft ſind: eben ſo ſind auch „aufs genaueſte die Beſchaffenheiten des Leibes oder „die Bilder der Dinge, in dem Leibe geordnet und „unter einander verknüpft.“ Es iſt wahr, ſo drückt ſich Spinoza aus, und vollkommen ſo kann ſich auch Leibniz ausdrücken. Aber wenn beide ſodann einerlei Worte brauchen, werden ſie auch einerlei Begriffe damit verbinden? Unmöglich! Spinoza denkt dabei weiter nichts, als daß alles, was aus der Natur Gottes, und der zu Folge, aus de Natur eines einzelnen Dinges, formaliter folge, in ſelbiger auch objective, nach eben der Ordnung und Verbindung, erfolgen müſſe. Nach ihm ſtimmet die Folge und Verbindung der Begriffe in der Seele, bloß deswegen mit der Folge und Verbindung der Veränderungen des Körpers überein, weil der Körper der Gegenſtand der Seele iſt; weil die Seele nichts als der ſich denkende Körper, und der Körper nichts als die ſich ausdehnende Seele iſt. Aber **Leibnitz** — Wollen Sie mir ein Gleichniß erlauben! Zwei Wilde, welche beide das erſtemal ihr Bildniß in einem Spiegel erblicken. Die Verwunderung iſt vorbei, und nunmehr fangen ſie an, über dieſe Erſcheinung zu philoſophiren. Das Bild in dem Spiegel, ſagen beide, macht eben dieſelben Bewegungen, welche ein Körper macht, und macht ſie in der nehmlichen Ordnung. Folglich, ſchlieſſen beide, muß die Folge der Bewegungen des Bildes, und die Folge der Bewegungen des Körpers ſich aus einem und eben demſelben Grunde erklären laſſen *).

---

*) Hiermit ſtimmt auch Herr Heidenreich (ſ. deſſen Natur und Gott nach Spinoza, 1. Th. Leipzig 1789. S. 90 bis 102.) Aber dieſer ſonſt ſo unpartheiliche als gründliche Philoſoph, geht er nicht zu weit, wenn er behauptet, Moſes Mendelsſohn habe den Spinozismus nur aus Compendien gekannt, oder Spinozens Schriften höchſtens flüch-

tig geleſen? Joachim Lange, der ſchon Leibnitzen beſchuldigte, ſeine vorherbeſtimmte Harmonie aus dem Spinoza genommen zu haben, möchte wohl nie des Anſehens, geſchweige des aufmerkſamen Durchleſens von Moſes Mendelsſohn gewürdigt worden ſeyn. Von dieſem Lange hätte er auf ſein Wort gewiß nicht ſo etwas angenommen. Bloß weil er es behauptete, wäre er der Sache an der Quelle weiter nachgegangen.

Auch war Moſes Abſicht nicht, Leibnitzen eines Plagiats verdächtig zu machen, ſondern die Urſache anzugeben, warum Leibnitz nicht ſagen wollen, woher er die vorherbeſtimmte Harmonie habe. Viele Leſer, ſagt Moſes ganz recht, beurtheilen die Wahrheit nur nach einer gewiſſen Genealogie, und brauchen nur zu wiſſen, daß ſie bei dem oder jenem Schriftſteller in einer Verwandtſchaft mit einem Irrthume geſtanden habe, um ſie zu verwerfen. Ueberhaupt ſind die philoſophiſchen Geſpräche zwar das Erſte, was Moſes geſchrieben, aber nicht das Vorzüglichſte; er iſt da etwas zu Leibnitziſch-Wolfiſch, und ſieht vor lauter Bäumen den Wald nicht. Anmerk. des H.

V.

Leibnitziſterei.

Chronologiſche Umſtände von Leibnitzens Leben.

Einige Auszüge aus Leibnitzens Schriften, die er vermuthlich zu deſſen Lebensbeſchreibung brauchen wollen.

Leibnitz.

Chronologiſche Umſtände ſeines Lebens.

Er hat ſein Leben ſelbſt beſchreiben wollen, wie aus ſeinem Briefe an Peliſſon sur la Tolerance zu erſehen. Geboren 1646.

Zu Leipzig profitirte er das Meiſte von Jacob Thomaſio, und in Jena von Erhard Weigeln.

1664 wurde er Magiſter Philosophiae zu Leipzig, nachdem er vorher de principio individui diſputirt.

1666 diſputirte er zu Leipzig pro facultate de complexionibus, nachdem er vorher über quaestiones ex jure collectas und de conditionibus diſputirt hatte.

1666 erſchien auch ſeine ars combinatoria. Dieſer war beigefügt: demonstratio existentiae Dei ad mathematicam certitudinem exacta.

1666 ward er in Altorf Doctor Juris, nachdem er in Leipzig Repuls bekommen, und diſputirte de casibus perplexis in jure.

1666 ging er von da nach Nürnberg, und ſchaffte ſich auf die bekannte Art Zutritt bei der alchymiſtiſchen Geſellſchaft, wie Brucker ſagt.

Der Prediger daſelbſt, Juſtus Jacob Leibnitz, der Memorabilia Bibliothecae Norimbergensis geſchrieben, und deſſen Freundſchaft ſich Leibnitz erwarb, war kein Verwandter von ihm, ſondern nur ein bloßer Namensvetter.

Zu Nürnberg lernte er auch Boineburgen kennen, welcher ihm Hoffnung machte, in die Dienſte des Churfürſten von Mainz zu kommen, weswegen er ſich nach Frankfurt begab, um da in der Ruhe zu ſeyn.

1668 gab er heraus novam methodum docendae discendaeque jurisprudentiae cum catalogo desideratorum in jurisprudentia, und bald darauf: Corporis juris reconcinnandi rationem. Um eben dieſe Zeit wollte er auch Alstedii Encyclopaediam verbeſſern und vermehren, bei welcher Arbeit ihm Haſenthaler helfen ſollte. Auf dieſes Project kam er auch noch in ſeinem Alter wieder zurück.

1669 ſchrieb er für den Prinzen von Pfalz-Neuburg. das Specimen demonstrationum politicarum pro eligendo rege Polonorum, nachdem Johannes Caſimirus abgedankt hatte.

In eben dem Jahre gab er den Nizelium de veris principiis et vera ratione philosophandi contra Pseudophilosophos heraus.

1670 ward er Hofrath des Churfürſten von Mainz.

1671 kam er zuerſt in die Bekanntſchaft des Herzogs von Braunſchweig-Lüneburg, Johann Friedrichs, Kalenbergiſcher Linie, und ſchrieb die defensionem logicam S. S. Trinitatis, desgleichen Hypothesin physicam novam seu theoriam motus concreti. Das letztere hat Chriſtian Knorr, der Verfaſſer der fabulae denudatae, unter dem Nahmen Chriſt. Peganius Deutſch überſetzt, und ſeiner Ueberſetzung von Browur Pseudoxia epidemica beigefügt.

Erſt nachher erſchien ſeine Theoria motus abstracti, in welcher ſchon mancher Samen zu ſeiner ihm nachher eigenen Philoſophie enthalten iſt: das omne corpus esse mentem momentaneam seu carentem recordatione etc. Ungefähr aus dieſer Zeit iſt ſeine Notitia opticae promotae.

1672 ſchickte ihn Boineburg mit ſeinem Sohne nach Frankreich. Hier gab ihm die Bekanntſchaft mit Huygens Anlaß, daß er ſich erſt recht auf die Mathematik legte. Doch ließ er ſich auch bereden, den Martianus Capella in usum Delphini auszuarbeiten *), ob er ſchon überhaupt das koſtbare Unternehmen dieſer Ausgaben mißbilligte, und glaubte, daß man das Geld beſſer für die Wiſſenſchaften anwenden könnte, beſonders zur nähern Kenntniß der Natur.

---

*) Ludowici ſagt in Leibnitzens Leben, daß er zwar die Arbeit mit ſolchem glücklichen Fortgange angegriffen, daß er die Herausgabe deſſelben bewerkſtelligen können, aber einige loſe Leute hätten ihm alles entwendet, was er darüber zu Papiere gebracht. In der Note dazu beruft er ſich auf das Elogium in den actis eruditorum, führt aber dabei an (S. 68.): daß Feller in supplementis vitae Leibnitianae es anders erzähle, und man daraus ſchließen müſſe, daß Leibnitz dieſe Arbeit gar nicht übernommen habe. Anmerk. d. H.

1673 ging er von Frankreich nach England, nachdem Beineburg geſtorben, und man ihn vergebens in Frankreich zu behalten ſuchte, weil er die Religion nicht ändern wollte.

Hier in England beſchäftigte er ſich ſchon mit ſeiner Rechenmaſchine. Aber in eben dem Jahre ſtarb der Churfürſt zu Mainz, und Leibniz kam auſſer Dienſt und Penſion. Er ging alſo wieder nach Paris zurück, und begab ſich von da aus in des Herzogs Johann Friedrichs Dienſte, der ihn zu ſeinem Hofrath und Bibliothekar machte, mit Erlaubniß, ſo lange in Paris zu bleiben, bis er ſeine Rechenmaſchine zu Stande gebracht.

1675 wurde er zu Paris auswärtiges Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften.

1675 ging er wieder nach England, und von da
1676 nach Holland, wo er mit dem Bürgermeiſter Hudden Bekanntſchaft machte.

1677 kam er nach Hannover. Die Bibliothek daſelbſt ward durch den Zukauf der Bibliothek des Hamburgiſchen Medici und Profeſſors, Martini Fogelii, auf ſeinen Rath vermehrt. In dieſe Zeit fallen auch die Bemühungen, das Waſſer aus den Bergwerken auf dem Harz zu bringen.

Desgleichen ſchrieb er um dieſe Zeit, als die Franzöſiſchen Geſandten auf dem Nimwegiſchen Frie-

dem

den keinen Geſandten der deutſchen Fürſten, außer der Churfürſten, zulaſſen wollten, unter dem Namen Caeſarini Furſtenarii de jure ſuprematus ac legationis principum Germaniae, wozu er ſich aber doch niemals bekennen wollen, um ſich an den Königl. und Churfürſtlichen Höfen, an welchen er gelitten war, nicht in Mißgunſt zu ſetzen.

1677 überſchrieb er an Newton zuerſt etwas von ſeinem Calculo differentiali, nachdem ihm dieſer vorher ſeinen calculum fluxionum nur in einem Räthſel übermacht hatte *).

1679 ſtarb ſein Herzog Johann Friedrich, auf deſſen Tod er das ſchöne lateiniſche Gedicht machte. Ernſt Auguſt aber, deſſen Bruder, der ihm in der Regierung folgte, beſtätigte ihn mit einer Penſion von 600 Rthlr. als Hofrath; obſchon Leibnitz ſelbſt kaiſerl. Dienſte ſuchte und an Lambecii Stelle Bibliothekar werden wollte.

---

*) Leibnitzens Verſuche in der Phyſik und Chymie gedenkt er gar nicht, da doch Leibnitz in dieſem Jahre ſich ſehr viele Mühe gab, den von Kraft erfundenen Phoſphorus nachzumachen Auch von Leibnitzens Bemühungen um beſſere und bequemere Kutſchen ſchweigt er.

Anmerk. des H.

1681 und 82 correſpondirte Leibnitz mit Schelhammern über die Entſtehung und Fortpflanzung des Schalls.

1683 machte Leibnitz in den Actis eruditorum ſeine Gedanken von der Interuſur-Rechnung bekannt,

1684 ſein Specimen de dimenſionibus figurarum inveniendis, und gerith darüber mit Tſchirnhaus und Craig in Streit; publicirte aber in dieſem Jahre den methodum tangentium und den de maximis & minimis.

In eben dieſem Jahre unternahm er ſeine gelehrte Reiſe zur Erläuterung der Braunſchweigiſchen Geſchichte. Er reiſete beſonders Deutſchland durch, und ging von da nach Italien.

Nach dieſer Reiſe, bei der ihn aber Eccard beſchuldigt, daß er παρεργα, nehmlich ſeine Mathematik und Philoſophie, dem εργῳ vorgezogen, fallen ſeine theologiſchen Streitigkeiten mit Peliſſon.

1686 ſchrieb Leibnitz über die Geſetze der Bewegung, und bekam darüber mit Catelan und Papin Streit.

1690 fand Leibnitz die Auflöſung der Ketten- und Stricklinie.

1691 machte ihn Anton Ulrich, Herzog zu Braunſchweig-Wolfenbüttel, auch zu ſeinem Hofrath und Bibliothekar in Wolfenbüttel.

1692 ward ſein Herr Ernſt Auguſt Churfürſt; welches Geſchäft Platen trieb, dem Leibnitz in Beiſchaffung aller Rechte und Vorzüge des Hauſes aus der Geſchichte ſehr behülflich war. Um dieſe Zeit ſchrieb er auch ſeine Protogaea.

1693 erſchien ſein Codex juris gentium diplomaticus, der größtentheils aus Wolfenbütteliſchen Handſchriften genommen war.

1694 beſchäftigte er ſich wieder mit metaphyſiſchen Speculationen, und ſchrieb ſeine Abhandlungen de notione ſubſtantiae und de ipſa natura ſive vi inſita in den Actis eruditorum.

1695 erſchien in den Actis eruditorum ſein Specimen dynamicum.

In eben dieſem Jahre machte er in dem Journal des Savans ſein Syſtem von der harmonia praeſtabilita bekannt.

1696 ward er Geheimer Juſtizrath und Hiſtoriograph des Churfürſten von Hannover.

1697 machte er ſeine Dyadik bekannt, die er als ein Bild creationis ex nihilo atque uno, id eſt creatore, wollte betrachtet wiſſen *).

Auch kamen in dieſem Jahre ſeine noviſſima Sinica heraus.

1698 kamen ſeine monumentorum hiſtoricorum nondum hactenus editorum Tomi II. heraus.

1700 brachte er die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin zu Stande.

1703 war er einige Monathe in Berlin krank.

1704 wollte er auch zu Dresden eine ähnliche Akademie anzulegen verſuchen. Aber das ging nicht, und er gab ſich mit den Irenicis ab, die damals in Berlin betrieben wurden.

1705 ſtarb die Königin Sophie Charlotte.

---

*) Der Entwurf zu einer Medaille, welche Leibnitz ſeinem Herzoge 1697 zum Neujahrsgeſchenke machte, iſt gezeichnet und beſchrieben in Leibnitzens Leben von Ludowici S. 130. Die ausführliche Erklärung aber von dieſer Rechnung Eins und Null machte er 1703 der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris bekannt mit der Schrift Explication de l'Arithmetique binaire, qui ſe ſert des ſeuls caracteres 0 et 1, welche in deren Geſchichte von 1703 auch gedruckt iſt.

Anmerk. d. H.

1707 erſchien der erſte Tomus ſeiner collectionum hiſtoricarum antiquit. Bruswicienſes illuſtrantium; die übrigen 2 Toni folgten 1710 und 1711.

In eben dieſem Jahre brachte er auch ſeine Theodicée zu Stande.

1708 beſchäftigten ihn zum Theil die Werke des Cludeworth und Puffendorff.

1710 erſchien der erſte Band von den Miſcellaneis Berolinenſibus, desgleichen die Théodicée zum erſtenmale im Druck.

In eben dieſem Jahre ſchaffte er die Gudeiſchen Reſte nach Wolfenbüttel.

1711 ſprach er Peter den Großen zu Torgau, der ihn auch mit einer Penſion von 1000 Rthlr. zu ſeinem Juſtizrathe ernannte.

Zu Ende dieſes Jahres machte ihn der Kaiſer Karl VII. zum Reichshofrath und Baron.

1713 reiſete er nach Wien, und ward in der Unterhandlung des Utrechter Friedens gebraucht. Der Kaiſer gab ihm 2000 Fl. und freie Tafel, mit dem Verſprechen die Penſion zu verdoppeln, wenn er in Wien bleiben wollte.

In Wien gab er ſich auch viel Mühe, eine Akademie der Wiſſenſchaften anzulegen. Er verließ es aber noch in dieſem Jahre, weil die Peſt da ausbrach und ihn ſein Hof zurück forderte. Der Churfürſt von Hannover war König in England geworden, und Leibnitz ſchrieb ſeinen Anti-Jacobite, den er aber nie für ſeine Arbeit erkennen wollte.

Um dieſe Zeit, weil ſein Hof mit ihm nicht vergnügt war, daß er ſo oft an fremden Höfen ſich aufhalte und das Geſchäft der Braunſchweigiſchen Geſchichte vernachläſſige, wollte er nach Frankreich gehen, und Eccard ward Braunſchweigiſcher Hiſtoriograph, um das von ihm angefangene Werk fortzuſetzen.

1715 erſchien ſein Aufſatz de origine Francorum.

In dieſe Zeit fallen auch ſeine Streitſchriften mit Clarken, die aber erſt nach ſeinem Tode heraus kamen.

Er ſtarb 1716.

Einige Auszüge aus Leibnitzens Schriften, die Leſſing zu deſſen Lebensbeſchreibung gebrauchen wollen.

De la *ſpecieuse génerale* qu'il a voulu donner, où toutes les verités de raiſon ſe ſoient réduites à une façon de calcul. Ce pourroit être en même tems une manière de langue ou d'écriture univerſelle, Tom. V. p. 7. *).

---

*) Leibnitzii Opera omnia ſtudio Lud. Dutens. Colon. Allobr. et Berolini 1780. Edit. m. Es ſcheint ſonderbar, daß Leſſing aus einem Buche anführen können, das lange nach ſeinem Tode erſt herausgekommen; aber es iſt nur ein neugedruckter Titel der Leibnitziſchen Werke, welche zu Genf 1768 erſchienen ſind. Hieher kann man auch rechnen, was Leibnitz an ſeinen Herzog (Böhmers Magazin 1 B. 1 St. S. 136) darüber geſchrieben. In-Philoſophie, ſagt er, habe ich ein Mittel funden, dasjenige, was Carteſius und andre per Algebram et analyſin in Arithmetica et Geometria gethan, in allen Scientien zu wege zu bringen per

Les études a l'an de 15 ans p. 8.

Er bekennt, daß er in die Tiefe der Mathematik nicht eher eingedrungen, als bis er Huygens zu Paris kennen lernen. Ebend.

Formaliſten und Materialiſten. Dieſe letztern wollen alles in der Natur mechaniſch erklären. Jene, die Formaliſten, wohin die Platoniker und Ariſtoteliker gehören, nehmen die cauſas ſimiles mit zu Hülfe. Doch haben einige von dieſen die wirkenden Urſachen cauſas efficientes et materiales zu ſehr vernachläſſiget, wie Henr. Morus in England, welche glaubten qu'il y a des Phéno-

artem combinatoriam, welche Lullius und Kircherus zwar excoliret, bei weitem aber in ſolcher deren intima nicht geſehen; dadurch alle notiones compoſitae in der ganzen Welt in wenig ſimplices, als deren Alphabet reduciret und aus ſolches Alphabets Combination wiederum alle Dinge ſammt ihren theorematibus und was uns von ihnen zu inventiren möglich, ordinata methodo mit der Zeit zu finden ein Weg gebahnt wird. Welche Invention, dafern ſie, wills Gott! zu Werke gerichtet, als Mater aller Inventionen von mir vor das importanteſte gehalten wird, ob ſie gleich das Anſehn noch zur Zeit nicht haben mag. Ich habe dadurch alles, was erzählt werden ſoll, gefunden, und hoffe noch ein Mehreres zu Wege zu bringen.

Anmerk. des H.

mènes qui ne peuvent être appliqués mecaniquement p. 11. Huygens verachtete die Infiniteſimalrechnung des Leibnitz, bis er aus Beiſpielen ſah, von welchem erſtaunlichen Nutzen ſie ſey: und da legte er ſich kurz vor ſeinem Tode noch darauf. Leibnitz ſagt von ihm: lui a qui un mérite tout à fait eminent donnoit quaſi droits de mépriſer tout ce qu'il ne ſavoit pas. p. 11.

Eben ſo wollte auch der Marquis de l'Hôpital von Leibnitzens ſpecioſa generalis nichts wiſſen, oder konnte ſich vielmehr keinen Begriff davon machen. Und Leibnitz ſahe wohl, daß alles dabei darauf ankommen würde, daß er in einigen handgreiflichen Exempeln den Nutzen davon zeigte. Allein um dieſes thun zu können, hätte er erſt ſeine Charakteriſtik erfinden müſſen, wozu er ſich 1714 nicht beſonders mehr aufgelegt fühlte. Ibid.

Leibnitz hatte die hinterlaſſenen Werke des Paſcal ſur les coniques in Ordnung gebracht. Ob ſie hernach herausgekommen? p. 12.

Das Leibnitziſche Syſtem dürfte wohl am leichteſten und beſten aus der Abhandlung zu erlernen ſeyn, die er für den Prinzen Eugen ſchrieb, (T. II. Pars. I. p. 20.) weil dieſe ſo abgefaßt iſt, daß ſie auch von denen verſtanden werden kann, die weder in der Sprache der Schulphiloſophie noch der Carteſianiſchen Philoſophie geübt ſind. Denn nach der erſten bequemte er ſich in den Aufſätzen, die in den Actis eruditorum eingerückt wurden, und nach letzterer in denen, welche in das Journal des Savans und andere Franzöſiſche Journale kamen, wie er ſelbſt erinnert p. 12-13.

Ueber Chriſt. Wolf, daß er nicht viel Verbindung mit ihm gehabt und alſo keinen nähern Unterricht von ſeiner Philoſophie erhalten können. p. 15.

Seinen Optimismus hat Leibnitz p. 19 in wenig Worten vortreflich ausgedrückt: Tous les desordres particuliers sont redressés avec avantage dans le total, même en chaque monade.

Erfinden.

Saepius aliquid novi invenit, qui artem non intelligit. Item αὐτοδίδακτος quam alius. Irrumpit enim per portam viamque aliis non tritam, aliamque rerum faciem invenit. Omnia nova miratur, in ea inquirit, quae alii quasi comperta praetervolant.

Dies ſind merkwürdige Worte von Leibnitz (Misc. Leibn. p. 147.), über welche ſich ein ſehr lehrreicher Commentar ſchreiben ließe. Es folgt unter andern daraus, wie wenig nothwendig ein allzuſorgfältiger, allzumethodiſcher Unterricht, auf den unſere neuern Pädagogen dringen, im Grunde für die menſchliche Seele iſt *).

Ideae innatae.

In wie fern dieſe Leibniz behauptet und von Locken darin abgegangen, ſieht man am beſten aus einer Stelle an Bierling (Oper. Tom. V. p. 358.):

In Lockio sunt quaedam particularia non male exposita, sed in summa longe aberravit a janua, nec naturam mentis veritatisque intellexit. Si discrimen inter veritates necessarias, seu demonstratione perceptas, et eas, quae nobis sola inductione utcunque innotescunt, satis considerasset, animad-

---

*) So ſchreibt Leibniz auch von ſich ſelbſt an den Herzog Johann Ernſt von Braunſchweig-Lüneburg (Böhmers Magazin 1 B. 1 St. S. 135): Weil mir meine Eltern zeitlich geſtorben und ich faſt ohne einige Direktion meiner Studien geweſen, habe ich das Glück gehabt, vor mich über Bücher von allerhand Sprachen, Religionen und Scientien zu gerathen, wie wohl ohne gebührende Ordnung und ſolche Anfangs nur aus Trieb der Delektation zu leſen, davon ich aber unempfindlich den Nutzen geſchöpft, daß ich von gemeinen Präjudiciis befreiet worden und auf viele Dinge kommen, woran ich ſonſt nimmermehr gedacht hätte.

Anmerk. des H.

vertisset, necessarias non posse comprobari, nisi ex principiis mentis insitis; cum sensus quidem doceant, quid fiat, sed non quid necessario fiat. Idem non satis animadvertit, ideas entis, substantiae unius et ejusdem, veri, boni, aliasque multas menti nostrae ideo innatas esse, quia ipsa innata est sibi, et in se ipsa haec omnia deprehendit. Nempe nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu, nisi ipse intellectus. Multa alia in Lockium animadverti possent, cum etiam immaterialem animae naturam per cuniculos subruat. Inclinavit ad Socinianos, (quemadmodum et amicus eius Clericus) quorum paupertina semper fuit de Deo et mente philosophia.

Nouveaux Essais sur l'entendement humain par Leibnitz *).

La Comtesse Connaway, Platonicienne, p. 27. Les avantages du Systeme de Leibnitz. Ibid.

Le Système paroit allier Platon avec Democrite, Aristôte avec Descartes, les Scholastiques

---

*) Oeuvres philoſophiques latines et françoiſes de feu Mr. Leibnitz tirées de ſes MSS. qui ſe conſervent dans la Bibliotheque royale à Hanovre et publiées par Mr. Rud. Eric Raspe avec une préface de Mr. Käſtner, à Amſterd. et Leipzig 1765. 4.

avec les Modernes, la théologie et la morale avec la raison. Il semble qu'il prend le meilleur de tous cotés et que puis apres il va plus loin qu'on n'est allé encore. J'y trouve une explication intelligible de l'union de l'ame et du corps, chose dont j'avois desesperé auparavant. Je trouve les vrais principes des choses dans les unités des substances que ce systême introduit et dans leur harmonie préétablie, par la substance primitive. J'y trouve une simplicité et une uniformité surprenantes en sorte qu'on peut dire que c'est par tout et toujours la même chose aux degrés de perfection près. Je vois maintenant ce que Platon entendoit, quand il prenoit la matière pour un être imparfait et transitoire; ce que Aristote vouloit dire par son Entelechie; ce que c'est la promesse que Democrite même faisoit d'une autre vie chez Pline; comme les animaux sont des automates suivant Descartes, et comment ils ont pourtant des ames et du sentiment selon l'opinion du genie humain; comment il faut expliquer raisonnablement ceux qui ont donné de la vie et de la perception à toutes choses comme Cardan, Conquanella et mieux qu'eux feue Madame la Comtesse de Connaway, Platonicienne et notre ami feu Mr. François Mercure van Helmont (quoique d'ailleurs herissé de paradoxes inintelligibles) avec son ami feu Mr. Henry Morus; comment les loix de la nature (dont une bonne partie étoit ignorée avant ce système) tirent leur origine des principes superieurs à la matière, quoique pourtant tout se fasse mecaniquement dans la matière, en quoi les autres spiritualismes, que je viens de nommer, avoient manqué avec ... et mêmes les Cartesiens, en croyant que les substances immaterielles changeoient si non la force au moins la direction ou determination des mouvemens des corps, au lieu que l'ame et le corps gardent parfaitement leurs loix, chacun les siennes selon le nouveau systéme et que neanmoins l'un obéit à l'autre autant qu'il le faut.

La philosophie de Leibnitz est fort peu connue; mais sa Théologie l'est encore moins. Je ne parle pas de cette Théologie, qui fait partie de la Philosophie; mais de cette autre d'origine celeste, en un mot, de la chretienne. La manière comment celle-ci a existé dans la tête de notre Philosophe, comment elle s'est arrangée avec les principes de pure raison, quelle influence elle a eu, partant sur sa vie que sur ses raisonnements, et sur sa façon de les proposer: c'est là ce que j'appelle sa Théologie, dont je dis qu'elle

et très inconnue, tout digne qu'elle est d'être bien eclairci.

Leibnitz nimmt in ſeinen Protogaeis [*]) mit Burnet an, daß die Berge durch die Sündfluth entſtanden. Ob das wahr ſey, mag Gott wiſſen. Aber der Einwurf, den Schmidt [**]) dagegen, in der Vorrede zu dieſem von ihm herausgegebenen Werke des Leibnitz, macht, iſt herzlich elend. Nehmlich, daß die Berge von der Weisheit und Allmacht Gottes allzudeutlich zeigten, als daß ſie ein Werk der Sündfluth ſeyn könnten. Als ob beides nicht beiſammen beſtehen könnte: und als ob die Zerſtörungen der Sündfluth, um ſie ſo zu nennen, dem blinden Zufalle überlaſſen geweſen wären. Leibnitz und Burnet haben weiter nichts ſagen wollen, als daß ſich Gott der Sündfluth bedient, die Berge ſo und ſo, zu der und zu jener Abſicht hervorzubringen.

---

[*]) Acta eruditorum anni 1691. p. 40-42. Opera Leibnitzii per Dutens Tom. VI. p. 211.

[**]) Ob dieſes der Profeſſor zu Helmſtädt Johann Andreas Schmid oder ein anderer iſt, und wo Leibnitzens Protogaea von dieſem Schmid herausgekommen, habe ich nirgends finden können.

Anmerk. des H.

VI.

Daß mehr als fünf Sinne für den Menſchen ſeyn können.

1) Die Seele iſt ein einfaches Weſen, welches unendlicher Vorſtellungen fähig iſt.

2) Da ſie aber ein endliches Weſen iſt, ſo iſt ſie dieſer unendlichen Vorſtellungen nicht auf einmal fähig, ſondern erlangt ſie nach und nach in einer unendlichen Folge von Zeit.

3) Wenn ſie ihre Vorſtellungen nach und nach erlangt, ſo muß es eine Ordnung geben, nach welcher, und ein Maß, in welchem ſie dieſelbe erlangt.

4) Dieſe Ordnung und dieſes Maß ſind die Sinne.

5) Solcher Sinne hat ſie gegenwärtig fünfe. Aber nichts kann uns bewegen zu glauben, daß ſie Vorſtellungen zu haben ſo fort mit dieſen fünf Sinnen angefangen habe.

6) Wenn die Natur nirgends einen Sprung thut, ſo wird auch die Seele alle unteren Staffeln durchgegangen ſeyn, ehe ſie auf die gekommen, auf welcher ſie ſich gegenwärtig befindet. Sie wird erſt jeden dieſer fünf Sinne einzeln, hierauf alle zehn Amben, alle zehn Ternen und alle fünf Quaternen derſelben gehabt haben, ehe ihr alle fünfe zuſammen zu Theil geworden.

7) Dieſes iſt der Weg, den ſie bereits gemacht; auf welchem ihrer Stationen nur ſehr wenige können geweſen ſeyn, wenn es wahr iſt, daß der Weg, den ſie noch zu machen hat, in ihrem jetzigen Zuſtande ſo einförmig bleibt. Das iſt, wenn es wahr iſt, daß außer dieſen fünf Sinnen keine andern Sinne möglich, daß ſie in alle Ewigkeit nur dieſe fünf Sinne behält, und bloß durch die Vervollkommung derſelben der Reichthum ihrer Vorſtellungen anwächſt.

8) Aber wie ſehr erweitert ſich dieſer ihr zurückgelegter Weg, wenn wir den noch zu machenden auf eine des Schöpfers würdige Art betrachten. Das iſt, wenn wir annehmen, daß weit mehrere Sinne möglich, welche die Seele ſchon alle einzeln, ſchon alle nach ihren einfachen Complexionen (das iſt jede zwey, jede drey, jede viere zuſammen) gehabt hat,

Ehe ſie zu dieſer jetzigen Verbindung von fünf Sinnen gelangt iſt.

9) Was Grenzen ſetzt, heißt Materie.

10) Die Sinne beſtimmen die Grenzen der Vorſtellungen der Seele (§ 4); die Sinne ſind folglich Materie.

11) Sobald die Seele Vorſtellungen zu haben anfing, hatte ſie einen Sinn, war ſie folglich mit Materie verbunden.

12) Aber nicht ſo fort mit einem organiſchen Körper. Denn ein organiſcher Körper iſt die Verbindung mehrerer Sinne.

13) Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinn dienen. Das iſt, die ganze materielle Welt iſt bis in ihre kleinſten Theile beſeelt.

14) Stäubchen, die der Seele zu einerley Sinne dienen, machen homogene Urſtoffe.

15) Wenn man wiſſen könnte, wie viel homogene Maſſen die materielle Welt enthielte: ſo könnte man auch wiſſen, wie viele Sinne möglich wären.

16) Aber wozu das! Genug, daß wir zuverläſſig wiſſen, daß mehr als fünf dergleichen homo-

feine Maſſen exiſtiren, welchen unſere gegenwärtigen fünf Sinne entſprechen.

17) Nehmlich, ſo wie der homogenen Maſſe, durch welche die Körper in den Stand der Sichtbarkeit kommen, (dem Lichte) der Sinn des Geſichts entſpricht: ſo können und werden gewiß, z. E. der elektriſchen Materie, oder der magnetiſchen Materie ebenfalls beſondre Sinne entſprechen, durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob ſich die Körper in dem Stande der Elektricität, oder in dem Stande des Magnetismus befinden, welches wir jetzt nicht anders als aus angeſtellten Verſuchen wiſſen können. Alles was wir jetzt noch von der Elektricität oder von dem Magnetismus wiſſen, oder in dieſem menſchlichen Zuſtande wiſſen können, iſt nicht mehr als was Saunderſon von der Optik wußte. — Kaum aber werden wir den Sinn der Elektricität oder den Sinn des Magnetismus ſelbſt haben: ſo wird es uns gehen, wie es Saunderſon würde ergangen ſeyn, wenn er auf einmal das Geſicht erhalten hätte. Es wird auf einmal für uns eine ganz neue Welt voll der herrlichſten Phänomene entſtehen, von denen wir uns jetzt eben ſo wenig einen Begriff machen könnten, als er ſich von Licht und Farben machen konnte.

18) Und ſo wie wir jezt von der magnetiſchen und elektriſchen Kraft, oder von dem homogenen Urſtoffe (Maſſen), in welchem dieſe Kräfte wirkſam ſind, verſichert ſeyn können, ob man gleich irgend einmal wenig oder gar nichts von ihnen gewußt: eben ſo können wir uns von hundert, von tauſend andern Kräften in ihren Maſſen verſichert halten, ob wir gleich von ihnen noch nichts wiſſen, welchen allen ein beſonderer Sinn entſpricht.

19) Von der Zahl dieſer uns noch unbekannten Sinne iſt nichts zu ſagen. Sie kann nicht unendlich ſeyn, ſondern ſie muß beſtimmt ſeyn, ob ſie ſchon von uns nicht beſtimmbar iſt.

20) Denn wenn ſie unendlich wäre, ſo würde die Seele in alle Ewigkeit auch nicht einmal zum Beſitze zweier Sinne zugleich haben gelangen können.

21) Eben ſo iſt auch nichts von den Phänomenen zu ſagen, unter welchen die Seele im Beſitz jedes einzeln Sinnes erſcheint.

22) Wenn wir nur vier Sinne hätten, und der Sinn des Geſichts uns fehlte, ſo würden wir uns von dieſem eben ſo wenig einen Begriff machen können, als von einem ſechſten Sinne. Und alſo darf man an der Möglichkeit eines ſechſten

Sinnes und mehrerer Sinne eben ſo wenig zweifeln, als wir in jenem Zuſtande an der Möglichkeit des fünften zweifeln dürften. Der Sinn des Geſichts dient uns, die Materie des Lichts empfindbar zu machen, und alle dieſelben Verhältniſſe gegen andere Körper. Wie viel andere dergleichen Materie kann es nicht noch geben, die eben ſo allgemein durch die Schöpfung verbreitet iſt!

VII.

Notiones directrices
in den vornehmſten menſchlichen Wiſſenſchaften, Künſten und Kenntniſſen.

Notiones directrices in der Naturlehre.

1. **Von der Größe des Weltgebäudes.**
   - a) Eine Meile = 24000 Fuß.
   - b) Umfang der Erde = 5400 Meilen.
   - c) Durchmeſſer derſelben = 1720 Meilen.
   - d) Entfernung des Mondes = 30 Erddiameter = 51600 Meilen.
   - e) Entfernung der Sonne = 900 Erddiameter, alſo dreißigmal weiter als der Mond.
   - f) Der nächſte Fixſtern = mehr als 450,000,000 Erddiameter, alſo mehr denn 50,000 mal weiter als die Sonne.

II. Von der Geſchwindigkeit.

a) Ein guter gewöhnlicher Mannsgang = 120 Schritt in einer Minute, der Schritt zu 2½ Fuß, alſo 300 Fuß Weges in einer Minute.

b) Ein mittelmäßiger Wind macht 10 Fuß in einer Secunde, oder 600 Fuß in einer Minute.

c) Ein Wind, der 20 Fuß in einer Secunde durchläuft, alſo 1200 Fuß in einer Minute, iſt ſchon ziemlich ſtark.

d) Der 50 Fuß in einer Secunde macht, ſehr heſtig.

e) Auf die Geſchwindigkeit des Windes folgt die Geſchwindigkeit des Schalles, der in einer Secunde 1000 Fuß macht, alſo 2½ Meile in einer Minute.

f) Ungefähr eben ſo geſchwind bewegt ſich auch eine Kanonenkugel.

g) Wenn man aber die ſtärkſte Ladung nimmt, ſo rechnet man, daß ſie 2000 Fuß in einer Secunde, und alſo 120,000 Fuß in einer Minute durchlaufen könnte, das iſt in einer Minute 5 Meilen. Dieſe Geſchwindigkeit, welche die größte iſt, die man auf der Erde antrifft, ſcheint ungeheuer, und doch iſt ſie nur

400mal größer, als der unter a) beſtimmte Mannsgang.

b) Aber weit größere Geſchwindigkeiten giebt es an dem Himmel.

a) Die Erde um ihre Axe 5400 Meilen in 24 Stunden, welches nur 300mal geſchwinder als der Mannsgang iſt, und alſo um ¼ weniger geſchwind, als die größte Geſchwindigkeit der Kanonenkugel.

b) Auf den Weg der Erde um die Sonne aber kommen in 24 Stunden 128,250 Meilen, das iſt 18mal geſchwinder als eine Kanonenkugel.

c) Die größte Geſchwindigkeit, die wir kennen, iſt die Geſchwindigkeit des Lichts, das in jeder Minute 2,000,000 Meilen durchläuft, alſo 300000mal geſchwinder, als eine Kanonenkugel ſchießt.

III. Von dem Schalle.

VIII.

Bemerkungen über Burke's philoſophiſche Unterſuchungen über den Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen und Schönen.

I. Von Moſes Mendelsſohn.

Anmerkungen über das Engliſche Buch: On the sublime and beautiful.

Sect. I.

Die Neubegierde iſt eine unmittelbare Folge von der Vorſtellungskraft der Seele; denn dieſe führet ein Beſtreben nach neuen Vorſtellungen mit ſich. In dieſem allgemeinen Verſtande betrachtet, iſt ſie nicht ſo leicht zu befriedigen, als der Verfaſſer behauptet. Wenn ſie aber, wie öfters zu geſchehen pflegt, auf unerhebliche Gegenſtände verfällt, als dann iſt ſie bald geſättigt. Die Luſt verſchwindet, und man beſtrebt ſich ſogleich nach einem neuen Gegenſtande. Wo ich nicht irre, ſo drücken die Deutſchen dieſen Unterſchied der Empfindungen durch Neubegierde und Neugier aus.

Daß aber ein gewiſſer Grad der Neuheit erfordert wird, wenn uns ein Gegenſtand Luſt oder Unluſt gewähren ſoll, läßt ſich aus der Natur der Seelenkräfte ſehr leicht erklären. Wir werden vielleicht in der Folge Gelegenheit bekommen, dieſes weitläuftiger aus einander zu ſetzen.

Sect. II.

Pain and pleasures are simple ideas, incapable of definition. Nicht weil ſie einfache, ſondern weil ſie dunkle Begriffe ſind. Uebrigens, wenn ſich ſchon die Empfindungen in ihren beſondern Arten nicht erklären laſſen, ſo kann man doch überhaupt ſehr deutlich erklären, was Luſt, Unluſt u. ſ. w. ſey.

Daß die Unluſt etwas mehr vorausſetze, als die Beraubung der Luſt, hat ſchon Wolf erinnert. (S. deſſen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele.)

Sect. III. et IV.

Gaudium ortum ex eo, quod malum sit praeteritum vel metus mali evanuerit, dicitur Hilarims. Wolfii Psychol. empyr. §. 855. Und in der Note, Germani dicunt. Ich bin froh, daß das Unglück vorbei iſt. Wolf meint, das Subſtantivum von froh, ſey Fröhlichkeit. Mich dünkt aber, es ſey ein Unterſchied zwiſchen fröhlich und froh. Vielleicht kann man ſagen: Frohheit. Baumgart. Met. Ed. IV. § 682. ſagt das Frohſeyn. Prop. §. 856. ebendaſelbſt ſcheint mir ſehr richtig zu ſeyn. Es läßt ſich daraus erklären, warum dasjenige, was unſer Engländer delight nennet, nothwendig entweder Gleichgültigkeit und Gemüthsruhe, oder mit einer unangenehmen Empfindung vermiſcht ſeyn müſſe.

Sect VI. bis XI.

Hätte der Verfaſſer des Cartes Erklärung vom Vergnügen gewußt; ſo würde er ſich nicht Schwierigkeiten gemacht haben, wo keine ſind. Am Ende des 10ten Abſchnittes z. B. weiß er die Endabſicht nicht, warum dem Menſchen eine Liebe zum ſchönen Geſchlecht eingepflanzt worden ſey. Von der Luſt an gewiſſen lebloſen Dingen redet der Verfaſſer noch gar nicht, und man ſiehet durchgehends, daß ihm das Wort Vollkommenheit in ſeinem ganzen Umfange unbekannt geweſen.

Gefahr und Schmerz ſind ihm Quellen des Erhabenen, und unter dem Wort Erhaben verſteht er die heftigſten Gemüthsbewegungen, deren die Seele fähig iſt. Meines Erachtens kann dieſes bloß von einer gewiſſen Gattung des Erhabenen geſagt werden, nehmlich von dem Erhabenen in den Leidenſchaften; und auch alsdann müßten die heftigen Gemüthsbewegungen, aus welchen die Erhabenheit entſtehen ſoll, nicht bloß auf die Selbſterhaltung abzielen. Der körperliche Schmerz iſt nur alsdann eine Quelle des Erhabenen, wenn er mit ſtandhaftem Muthe beſiegt wird. Ja ich würde dieſes auch von dem Schrecken, der aus der Gefahr entſpringt, behaupten. Hingegen ſind die heftigen Gemüthsbewegungen, die aus geſellſchaftlichen Neigungen entſpringen, weit fruchtbarere Quellen des Erhabenen.

Was der Verfaſſer von der Liebe zum andern Geſchlechte ſagt, verdient geleſen zu werden. Wenn er aber p. 18 um Addiſon zu widerlegen ſagt, and this we may fairly conclude from this apparent want of choice u. ſ. w.; ſo beweiſet dieſes gar nichts wider Addiſon: denn es werden unſtreitig weit deutlichere Begriffe erfordert, die vorzügliche Schönheit eines einzelnen Dinges in ſeiner Art zu erkennen, als wenn ihm bloß vor Geſchöpfen von einer andern Art ein Vorzug gegeben werden ſoll. Indeſſen ſcheint Addiſons Meinung nicht völlig ausgemacht zu ſeyn. Vielleicht thut die Uebereinſtimmung der Neigungen bey den Thieren mehr als die Schönheit.

Sect. XIII. Sympathy.

Was der Verfaſſer hiervon ſagt, klingt ziemlich paradox. Indeß ſind die Bemerkungen, die er anführt, richtig. Ich habe hierbey einen Einfall gehabt, auf welchen mich eigentlich ein gewiſſer Brief von Herrn Leſſing gebracht hat. Ich finde einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen den unangenehmen Empfindungen über die Unvollkommenheiten des Körpers, und den unangenehmen Empfindungen über die Unvollkommenheiten der Seele. Die Vorſtellung einer Unvollkommenheit in dem Körper iſt uns zuwider, ſowohl ſubjective, in ſo weit eine Unvollkommenheit in dem Körper iſt, als objective, in ſo weit dieſe Unvollkommenheit ein Gegenſtand unſers Bewußtſeyns iſt. Daher wünſchen wir bey einem körperlichen Mangel entweder ihm abhelfen zu können, oder uns deſſelben nicht bewußt zu ſeyn. Die Unvollkommenheiten der Seele hingegen ſind uns nur unangenehm, qua imperfectio, aber nicht qua objectum cognitionis nostrae. Die Vorſtellung der Unvollkommenheiten ſcheint, in ſo weit ſie eine Erkenntniß der Schranken iſt und in ſo weit ſie die Fähigkeit der Seele Unvollkommenheiten zu verabſcheuen, beſchäftigt, eine Vollkommenheit des Geiſtes zu ſeyn. Daher wünſchen wir z. E. bey der Reue die Abweſenheit der moraliſchen Unvollkommenheit, aber nicht die Abweſenheit des Bewußtſeyns derſelben. Bey mitleidigen Empfindungen ſind noch weit mehr angenehme Empfindungen mit den unangenehmen vermiſcht. Die moraliſche Vollkommenheit des bemitleideten Gegenſtandes, welche durch den Contraſt der phyſiſchen Unvollkommenheit deſſelben noch mehr erhoben wird und unſere Bereitwilligkeit an ſeinem Schickſale Theil zu nehmen, vermehren die Quelle der angenehmen Empfindung, indem ſie anſchauende Erkenntniſſe der Vollkommenheit ſind. Bey der Erdichtung und Nachahmung gehet dieſes noch weiter, indem die Schönheit der Erdichtung, der Nachahmung, und der Geſchicklichkeit des Künſtlers die angenehme Empfindung vermehren, indeſſen daß die Ueberzeugung, die Geſchichte ſey eine bloße Erdichtung, die unangenehme Empfindung einigermaßen verringert. Es iſt ſchwer ſich über dergleichen Subtilitäten deutlich genug auszudrücken. Indeſſen wird dieſes, wie ich hoffe, hinreichend ſeyn, verſchiedene Schwierigkeiten aufzulöſen. Man hat ſich nur überhaupt vor dem Fehler einiger Weltweiſen zu hüten, welche glauben die Erſcheinungen in der Geiſterwelt aus eben ſo einfachen Urſachen herleiten zu können, als die Erſcheinungen in der Körperwelt. Die Seele iſt ungemein geſchäftig, und zwar niemals ſo ſehr als in dem Augenblicke des Affects. Alles was ihr die Einbildungskraft, die Vorherſehung, die Vernunft u. ſ. w. Angenehmes oder Unangenehmes darſtellen, fließet in dieſem Augenblicke zuſammen, und aus der Vermiſchung und Verwirrung deſſelben entſtehet der Affect, den wir a potiori bald angenehm bald unangenehm nennen; und ich weiß nicht, ob man nicht behaupten kann, es gebe durchaus keine Empfindung, die ganz rein angenehm oder unangenehm ſey. Ich bitte dieſen Punkt reiflich zu erwägen.

Sect. XIV.

Die Worte S. 24. When ever we are formed — let the ſubject be what it will *), ſind merkwürdig.

---

*) Herr Prof. Garve überſezt dieſe Stelle ſo: allenthalben, wo die Natur die Abſicht hat, daß wir handeln und thätig ſeyn ſollen, da hat ſie die Leidenſchaft, die uns dazu antreibt, mit irgend einer Art von Wohlgefallen oder Luſt verbunden, der Gegenſtand derſelben mag ſeyn, welcher er wolle.

Der Verfaſſer iſt ein ſehr guter Beobachter der Natur.

Sect. XV.

S. 26. Man ſetze aber die Umſtände in beiden Fällen gleich. Man laſſe nehmlich die Gelegenheit Trauerſpiele aufführen zu ſehn, ſo ſelten ſeyn, als die Gelegenheit, einen Staatsverbrecher hinrichten zu ſehen. Man nehme Zuſchauer von gutem Geſchmack, die das Theater ſo gut verſtehen als der Pöbel das Schaffot, man laſſe übrigens den Zuſchauer weder mit der hinzurichtenden Perſon, noch mit ihrem Verbrechen in einiger Relation ſtehen: alsdann mag man wählen laſſen.

Das Exempel p. 27 beweiſet, daß uns zwar der Untergang einer großen volkreichen Stadt subjective betrübt; allein die Kenntniß von ihrem Untergange und von den großen Veränderungen, die dabey vorgefallen ſind, wie nicht weniger das menſchliche Gefühl, das bey Erblickung der Ruinen in uns rege wird, objective als Vollkommenheiten Vergnügen erwecken.

Sect. XVI. Imitation.

Welch ein Sprung! wir ſind aus Sympathie geneigt nachzumachen, was andere Menſchen thun; daher vergnügen wir uns an der Nachahmung eines Miſthaufens oder eines Küchengeräthes.

Das Geſetz, das hier p. 29 vorgeſchrieben wird, um zu unterſcheiden ob das Vergnügen aus der Nachahmung oder aus der Schönheit des Gegenſtandes ſelbſt entſpringe, hat den Mangel, daß der Verfaſſer aus einer einzigen Urſache herleiten will, was bloß dem Zuſammenfluſſe vieler Urſachen zuzuſchreiben iſt. Warum ſoll unſer Vergnügen nicht, ſo wie die Vollkommenheit ſelbſt, aus der Nachahmung der Schönheit des Gegenſtandes und der Geſchicklichkeit des Künſtlers zuſammengeſetzt ſeyn?

Part. II.

Sect. I.

Die Betrachtung, daß das Erhabene ein Erſtaunen zuwege bringen kann, hätte leichtlich den Verfaſſer auf die Folge leiten können, daß die Bewunderung die Quelle des Erhabenen ſey; denn das Erſtaunen iſt bloß ein höherer Grad von Bewunderung.

Sect. II.

Eine Schlange iſt weder an ſich noch in der bloßen Nachahmung des Bildhauers oder Malers, ein erhabener Gegenſtand; die Abbildung deſſelben in einem Gleichniſſe kann erhaben werden und in der Geſchichte des Laokoon kann ſie zum Erhabenen etwas beytragen.

Sect. III.

Iſt unvergleichlich.

Sect. IV.

Daß uns die Gemälde und Bilder überhaupt durch Worte nicht ſo klar geſchildert werden können, als in der Malerey, kommt vielleicht daher, daß uns die Worte eigentlich dasjenige in der Folge auf einander verſtellen, was in dem Gegenſtande neben einander exiſtirt. Aus keiner andern Urſache glaube ich, werden durch die Muſik und Poeſie heftigere Leidenſchaften erregt, als durch die Malerey und Bildhauerkunſt. Der erſte Augenblick entdeckt uns in einem Gemälde alles Rührende, das darin anzutreffen iſt, und man muß Nachdenken und Kenneraugen mitbringen, wenn man in dem zweiten Augenblicke etwas Neues entdecken will.

Sect. V.

Nunmehr wird man auch die beyden Verſe des Horaz beſſer verſtehen. Wenn die oculis ſubjecta fidelibus nicht weniger in der Folge auf einander vorgeſtellt werden, als die demissa per aures, wie ſolches auf dem Theater geſchieht, ſo muß die Rührung deſto heftiger ſeyn. Dubos hat alſo Unrecht und unſer Verfaſſer auch.

Was der Verfaſſer von undeutlichen Begriffen ſagt, hat zwar überhaupt ſeine Richtigkeit, und es iſt leicht, ſolches ſowohl aus der Natur der Schönheit als aus der Natur der Leidenſchaften zu beweiſen. Indeſſen thut dieſes hier nichts zur Sache, indem diejenige Vorſtellung, aus welcher die Leidenſchaft entſpringt, in der Malerei öfters durch weniger Zeichen und folglich undeutlicher ausgedrückt wird, als in der Poeſie.

Es giebt Gegenſtände, welche in der Malerei ſtärker rühren, als die Poeſie. Nach unſern Begriffen wird dies alsdann geſchehen müſſen, wenn die Vorſtellung nicht mehr als einen einzigen Augenblick anfüllt. Mentor, welcher den Telemach von einer ſteilen Klippe ins Meer ſtürzet, und ſelbſt hineinſpringt, muß nothwendig in einem Gemälde ſtärker rühren, als in der Poeſie.

Man begehet gemeiniglich den Fehler, daß man die Wirkungen zweier Kräfte vergleicht, ohne dasjenige in Betrachtung zu ziehen, was eine jede Kunſt in ihrer Art beſtimmt. Soll die Malerei mit der Poeſie verglichen werden, ſo muß man den Unterſchied beſtändig vor Augen haben, daß jene in der Folge neben einander, dieſe hingegen in der Folge auf einander wirkt.

Sect. VI.

Einſam in nächtlichem Dunkel durchſtreichen ſie todte Gefilde, öde düſtere Reiche, grauſe Wohnungen der Schatten.

Sect. VII.

Alle dieſe Erſcheinungen haben ihren guten Grund. Wir verbinden mit jeder ungeheuren Höhe den Begriff des Einſturzes, und zwar aus optiſchen Gründen, indem der obere Theil weiter hervorzuragen ſcheinen muß. Daher hört die Vorſtellung auf ſchrecklich zu ſeyn, wenn die Höhe mit der Baſis auf der andern Seite einen ſpitzen Winkel macht. Der Verfaſſer hat anzumerken vergeſſen, daß die Höhe deſto ſchrecklicher iſt, wenn ſie mit der Baſis auf der abgewendeten Seite einen ſtumpfen Winkel ausmacht. Der Schwindel, welcher uns überfällt, wenn wir in eine ungeheure Tiefe hinabſehen, beweiſet die Furcht hineinzuſtürzen, in welche wir durch die Einbildungskraft geſetzt werden.

Die Schönheit dieſer Vorſtellung beſteht in ihrer Größe, in ihrer Mannichfaltigkeit, d. i. in ihrer äſthetiſchen Vollkommenheit.

Sect. X.

Eine krumme Linie iſt ſchöner als eine gerade, wegen ihrer großen Mannigfaltigkeit; denn alle Theile einer geraden Linie ſind per definitionem der ganzen ähnlich, und nur der Größe nach davon zu unterſcheiden. Bey einer regelmäßigen krummen Linie aber findet man ſowohl Mannigfaltigkeit als Einheit.

Die Urſache, welche von dem Verfaſſer angeführt wird, kann zwar auch etwas dazu beitragen; daß ſie aber nicht die einzige ſey, erhellet daraus, weil eine krummlinige Figur auch alsdann noch ſchöner iſt, als eine geradlinige, wenn wir ſie nicht vom Proſpect ſondern in dem Grunde betrachten.

Sect. XII.

Bey der Größe eines Gebäudes kommt es vielleicht hauptſächlich darauf an, daß das Gebäude, in einer mäßigen Entfernung, das ganze Auge anfülle, aber auch ganz überſehen werden könne. Dieſes ſind eben die Gränzen, welche Ariſtoteles für jede Schönheit überhaupt beſtimmt.

Sect. XIII.

Aus dieſer Anmerkung des Verfaſſers wäre eine allgemeine Maxime für alle Virtuoſen zu machen. Sie müſſen niemals die Gränzen ihrer Geſchicklichkeit merken laſſen, und lieber etwas weniger leiſten als ſie leiſten können, als die Schranken ihrer Fähigkeit zu erkennen geben.

Sect. XIV.

Die Schwierigkeit vermehrt die Bewunderung.

Sect. XVIII.

Zur Bewunderung wird kein fröhliches und durch bunte Zierathen ermuntertes Gemüth, ſondern ein ernſthafter und nachdenkender Sinn erfordert. Die bunten Zierathen ſind mit den Vollkommenheiten des äußern Zuſtandes zu vergleichen, deren Verachtung, nach dem Longin, mehr Hohes mit ſich führt als ſie ſelbſt.

Sect. XIX.

Das Plötzliche, das Unerwartete iſt nur in denjenigen Künſten eine Schönheit, welche in der Folge auf einander beſtehen. In der Baukunſt und Malerei ſind ſie häßlich.

Part. III.

Sect. II.

Aus allen dieſen angeführten Beiſpielen kann nichts mehr geſchloſſen werden, als daß die Proportion nicht allezeit die einzige, und auch nicht allezeit die nächſte Urſache der Schönheit iſt. Sie iſt aber die einzige und nächſte Urſache der Schönheit in den Linien und in den Tönen. Dieſes iſt nicht zu läugnen. Bey den ſchönen Gewächſen kommt noch hinzu die Schönheit der Farbe, der Abwechſelung von Licht und Schatten, die idealiſche Schönheit des Endzweckes und des Nutzens eines jeden Theils, in ſo weit dieſe mit der Hauptabſicht des Ganzen übereinſtimmen. Aus den verſchiedenen Gattungen der Vollkommenheiten entſpringen verſchiedene Regeln, deren Colliſionen die Ausnahmen unvermeidlich machen. Man weiß wie dieſe Ausnahmen beſchaffen ſeyn müſſen, und wird daher nicht begreifen, in welchem Falle ſie von Seiten der Proportion gemacht werden müſſen.

Sect. IV.

Der Verfaſſer redet immer von der **Proportion** der Haupttheile, da er doch auf die Proportion der Schönheitslinien und auf die Schönheit ihrer Zuſammenſetzung zurück gehen müßte.

Sect. V. VI.

Der Verfaſſer könnte mit eben ſo viel Recht beweiſen, daß die Harmonie und ihre Abwechſelung und Fortſchreitung nicht der Grund der Schönheit in der Muſik ſey. Alle ſeine Einwürfe laſſen ſich auch wider dieſe ausgemachte Wahrheit anwenden. Man muß aber eine zuſammengeſetzte Schönheit nicht aus eben dem Grunde beurtheilen als eine einfache.

Wenn der Verfaſſer Sect. VI. Exempel von nützlichen Sachen anführt, welche nicht ſchön ſind, ſo kommt es entweder daher, daß die Nützlichkeit nicht ſinnlich iſt, deswegen das Ding zwar vollkommen, aber nicht ſchön iſt, oder ſie iſt mit ſo viel ſinnlichen Unvollkommenheiten begleitet, daß die Vorſtellung der Häßlichkeit prädominirt. Die männliche Leibesſtärke z. E. kann aus dreierlei Geſichtspunkten betrachtet werden: 1) als eine abſtrakte Eigenſchaft des männlichen Geſchlechts; 2) in ſo weit ſie ſich in dem Contur der Gliedmaßen zeigt; 3) oder wenn ſie in Action begriffen iſt, wie z. B. in einem Kampfe. Aus dem erſten Geſichtspunkte betrachtet, kann ſie nicht ſchön ſeyn, weil ſie nicht ſinnlich iſt. Aus dem zweiten iſt ſie wirklich ſchön, jedoch von der Schönheit einer Venus unterſchieden; bey einem männlichen Contur prädominirt die Stärke, bey einem weiblichen hingegen die Annehmlichkeit, weil der letztere mit mehreren Linien des Reizes untermengt iſt. Endlich aus dem dritten Geſichtspunkte betrachtet, iſt die Leibesſtärke ein fruchtbarer Quell der Schönheit.

Daß aber die Nützlichkeit nicht die einzige Quelle der Schönheit iſt, läßt ſich aus den Conſonanzen der Muſik und aus der Linie der Schönheit leicht beweiſen.

Sect. VII.

Es wäre Sklavenarbeit alle falſchen Schlüſſe des Verfaſſers nach der Reihe zu widerlegen. Was in dieſem Abſchnitte von dem innerlichen Uhrwerk und von dem äußerlichen Gehäuſe geſagt wird, beweiſet bloß, daß nicht eine jede Vollkommenheit, ſondern nur eine ſinnliche Vollkommenheit, ſchön iſt, daß aber die Seele eine jede Vollkommenheit durch das Nachdenken in eine Schönheit verwandeln kann. Ich habe eben das Exempel von der innerlichen Struktur einer Uhr in der Anmerkung zu den Briefen über die Empfindungen angeführt, und in den Briefen ſelbſt gezeigt, wie ein mathematiſches Lehrgebäude ſelbſt in eine Schönheit verwandelt werden könne, wenn ſich der Mathematiker alle abſtrakten Schlüſſe auf einmal in ihrem Zuſammenhange undeutlich vorſtellt.

Sect. IX.

Die Schwachheit die uns öfters bey einem Frauenzimmer gefällt, erregt die Vorſtellung der Zärtlichkeit und der feinen Empfindung.

Eine Schönheit im Unglücke erregt Mitleiden.

Schamröthe und Beſcheidenheit ſind moraliſche Schönheiten, und Anzeigen einer ſanften Gemüthsbeſchaffenheit und zärtlicher Empfindung.

Sect. X.

Iſt vortrefflich; hingegen iſt nichts ungereimters, als die Folge, welche der Verfaſſer Sect. XI aus dieſen Bemerkungen ziehen will.

Sect. XIII.

Kleine Gegenſtände gefallen uns nicht, weil ſie klein ſind, ſondern wenn ein kleiner Gegenſtand eben ſo ſchön iſt, als ein groſer, ſo geben wir dem erſtern einen Vorzug, wegen ſeiner Naivetät, weil er mit einer geringern Maſſe eine eben ſo groſe Quantität der ſinnlichen Vollkommenheit verbindet.

Sect. XIV.

Das Rauhe und Unebene mißfällt uns wegen der ſinnlichen Unordnung in der Diſpoſition der Theile. Wenn aber die Glätte der Mannigfaltigkeit hinderlich iſt, ſo mißfällt ſie uns. Die Folge hiervon iſt, daß die Erhöhungen und Vertiefungen in großen Partien abwechſeln müſſen, damit ſowohl die Mannigfaltigkeit als die Einheit in die Sinne falle. Man bemerkt dieſes bey den Falten in den Gewändern, bey den Landſchaften, bey ſchönen Geſichtsbildungen, u. ſ. w.

Sect. XV.

Dieſer Abſchnitt beſtätigt unſere vorige Anmerkung, und alles was der Verfaſſer hier bemerkt, läßt ſich aus der allgemeinen Erklärung der Schönheit, und aus ihrer Anwendung auf die Schönheitslinie ſo ſehr leicht erklären.

Sect. XVI.

Was hier der Schönheit zugeſchrieben wird, iſt meines Erachtens theils der Linie des Reizes, theils der Naivetät zuzuſchreiben. Der Weinſtock, der Orangenbaum u. ſ. w. ſind lieblich, wegen der Linie des Reizes, die ſie vorſtellen. Der Schoßhund iſt naiv und reizend. Eine Zärtlichkeit der Leibesbeſchaffenheit bringet Schönheit in den Mienen und Bewegungen hervor, die, wie ich bereits anderswo bemerkt, reizend ſind, da hingegen eine ſtarke und robuſte Leibesbeſchaffenheit minder ſchöne

Bewegungen der Gliedmaßen, Mienen und Geſichtsmuskeln hervorbringt.

Sect. XXIII.

Was Eleganz oder Zierlichkeit ſey, hat der Verfaſſer, wie mich dünkt, nicht richtig erklärt. Wenn ich von demjenigen, was man unter einer zierlichen Schreibart zu verſtehen pflegt, abſtrahire; ſo würde ich ſagen, ein Gegenſtand ſey zierlich, wenn alle ſeine Theile einen mittlern Grad der Schönheit haben, ohne jemals weder in das Niedrige noch in das Erhabene merklich auszuſchweifen.

Sect. XXIV.

The touch takes in the pleaſure of ſoftneſs etc. In der Malerei und Bildhauerkunſt giebt es ein Kunſtſtück, die Weichheit des Fleiſches gleichſam dem Auge ſichtbar zu machen.

Sect. XXV. XXVI.

Was der Verfaſſer von der Muſik ſagt, iſt ziemlich ſeicht. Warum ſchweiget er aber gänzlich von dem Unterſchiede der Diſſonanzen und Conſonanzen? Würde ihn die Betrachtung derſelben nicht auf den wahren Begriff der Schönheit gebracht haben? Die Conſonanzen ſind weder kleiner, noch glätter, noch niedlicher, als die Diſſonanzen. Wird es hier zu läugnen ſeyn, daß die Proportion eine Quelle der Schönheit ſey?

Sect. XXVII.

Das Große feſſelt unſere Aufmerkſamkeit und hält ſie bey einem Gegenſtande feſt.

Das Rauhe und Ungeheure erreget Schrecken und Erſtaunen.

Das Unebene in den kleinen Theilen ziehet unſere Aufmerkſamkeit von den Theilen ab, und lenkt ſie auf das Ganze.

Die gerade Linie gefällt nur bey erhabenen Gebäuden, bey welcher Gelegenheit ſie Unachtſamkeit auf äußerliche Zierathen anzeigt.

Der plötzliche Uebergang von Licht zu Finſterniß und umgekehrt, erregt Erſtaunen.

Die Feſtigkeit und Deutlichkeit gefallen nur in der Baukunſt, wo ſie den Endzweck befördern. Bey andern Gelegenheiten ſind die Gegenſtände deſto größer und ſchrecklicher, wenn ſie einzuſtürzen drohen.

The one (the sublime) being founded on pain. Auf welchen Schmerz gründet ſich ein erhabener Contur, eine erhabene Wahrheit, der erhabene Begriff von Gott, von dem Weltbau, der Ausdruck: Gott ſprach es werde Licht ꝛc.?

Part IV.

Sect. 2. 3. 4. 5.

Sind ſehr philoſophiſch und verdienen mit Aufmerkſamkeit geleſen zu werden.

Sect. VI. VII.

Man kann auch mit dieſen beyden Abſchnitten zufrieden ſeyn, in ſo weit ſie die körperliche Vorſtellung der Leidenſchaften und ihrer Wirkung erklären. Da aber die geiſtigen Vorſtellungen mit den körperlichen auf das genaueſte übereinſtimmen müſſen; ſo muß ſich alles dieſes aus der Natur der Seele und ihrer Fähigkeiten nicht weniger erklären laſſen, als aus der Natur des Körpers. Nach meinen Begriffen hat der Verfaſſer bloß von der ſinnlichen Luſt gehandelt, welche alle angenehme Vorſtellungen begleitet (S. Briefe über die Empfindungen.) Die Veränderungen aber, welche in der Seele vorgehen, wenn wir eine angenehme oder unangenehme Vorſtellung haben, gehören vor den Richterſtuhl der Pſychologie.

Sect. IX.

Große Gegenſtände beſchäftigen die Fiber des Auges faſt bis zur Ermüdung. Dieſes iſt die Erklärung der körperlichen Vorſtellung. Große Gegenſtände enthalten eine große Mannigfaltigkeit, und beſchäftigen die Vorſtellungskraft der Seele faſt bis zur Ermüdung. Dieſes iſt die Erklärung der geiſtigen Vorſtellung. In ſo weit ſie die Fibern bewegen, vermehren ſie die Wirkſamkeit der Nerven, und ſetzen den Körper in einen beſſern Zuſtand; dadurch wird die angenehme Empfindung in der Seele, welche aus der Beſchäftigung ihrer Kräfte entſpringt, mit der ſinnlichen Luſt vermehret, welche in dem dunklen Bewußtſeyn einer verbeſſerten Leibesbeſchaffenheit ihren Grund hat, und daher entſteht die Deutlichkeit und Verwirrung, welche wir bei einer jeden angenehmen Empfindung vermehren.

Sect. III.

Ich komme abermals auf dieſen Abſchnitt zurück, weil ich hier eine Stelle zu flüchtig übergangen bin. S. 122 behauptet der Verfaſſer: die Kennzeichen des Schmerzens und des Schreckens ſeyen einerley. Dieſes willkührlich angenommenen Satzes bedient ſich der Verfaſſer in der Folge, zu beweiſen, daß diejenigen Gegenſtände, deren Vorſtellung mit einigem Schmerze begleitet iſt, in dem Körper alle Merkmahle und Bewegungen des Schreckens hervorbringen. Die Erfahrung ſcheint aber dieſem Satze zu widerſprechen. Wir empfinden bey einem heftigen

Schmerze convulſiviſche Bewegungen in allen Gliedmaßen; bey einem Schrecken hingegen iſt es vielmehr ein convulſiviſches Zittern, welches von der Zuſammenziehung der äußern Haut entſtehet. Die Augen rollen und verdrehen ſich bey einem Schmerze: bey einem Schrecken hingegen ſind ſie ſtarr und unbeweglich. Die vorher erwähnte Zuſammenziehung der äußern Haut iſt auch die Urſache, warum bey einem Schrecken die Haare empor ſtehen, welches aber bey einem Schmerze nie beobachtet worden. Man beobachtet dies auch bey einem heftigen Schmerze, wie es z. B. bey Damiens Hinrichtung beobachtet worden. Die Natur verändert die Bewegungen in dem Körper, nachdem die Gefahr gegenwärtig, inſtehend, oder zukünftig, vorher erwartet, oder plötzlich entſtanden iſt. Es muß alſo ein Schmerz plötzlich entſtehen, wenn er mit dem Schrecken ähnliche Wirkungen haben ſoll. Wenn alſo der Verfaſſer Sect. XI. behauptet, die großen Gegenſtände erregten in den Augen einigen Schmerz, und daher ſolche Bewegungen, die den Bewegungen des Schreckens ähnlich wären, ſo hätte die Einſchränkung hinzugethan werden ſollen, daß die Vorſtellung neu, unerwartet und plötzlich ſeyn müſſe.

Sect. X. S. 134.

Wenn es wahr iſt, daß eine Menge kleiner Gegenſtände ohne Einheit die Aufmerkſamkeit zerſtreue, da ſie hingegen durch die Einheit im Mannigfaltigen rege gemacht wird, ſo iſt der Schluß ſehr leicht daraus zu ziehen, daß die Einheit im Mannigfaltigen oder die ſinnliche Vollkommenheit die Quelle der angenehmen Empfindungen ſey.

Ebendaſelbſt S. 134.

But the eye or the mind etc. Iſt es aber das Auge, welches durch die Vorſtellung, daß die Ausdehnung keine Grenzen habe, ermüdet wird, oder iſt es vielmehr die Vorſtellungskraft der Seele? Gewiß das Auge kann auf keine andere Weiſe Schmerzen empfinden, als wenn allzu heftig in daſſelbe gewirkt wird. Die Vorſtellung der Grenzenloſigkeit aber gehört bloß für die Seele. Man muß alſo nothwendig die Urſache der angenehmen und unangenehmen Empfindungen ſowohl in den Seelenkräften (pneumatice) als in den Gliedmaßen des Körpers (physice) ſuchen, und ihre genaue Uebereinſtimmung zeigen, wenn man ſich einen vollſtändigen Begriff von denſelben machen will.

Sect. XII.

Man bemerkt vielmehr, daß eine Folge von rauhen Tönen deſto ſchrecklicher ſey, je unordentlicher ſeine Geſchwindigkeit und Stärke ab- und zunehmen, wie ſolches der Trommelſchlag bey einer Feuersbrunſt bezeugt.

Sect. XIII.

Dieſer Abſchnitt enthält ſehr ſchöne Gedanken. Indeſſen ſcheint mir doch außer allem Zweifel zu ſeyn, daß keine heftige Empfindung in den Fibern des Auges die Erhabenheit verurſache; ſonſt würde eine wiederholte Vorſtellung einer rothen Farbe, oder eine Reihe ähnlicher Gebäude, ſowohl erhaben ſeyn, als eine Reihe von Säulen. Bey einer Colonade ſcheint mir der Umſtand etwas dazu beyzutragen, daß die Säulen ſinnliche Stützen vorſtellen, auf welchen eine Laſt ruhet. Eine Menge ähnlicher Säulen erregt alſo eine ſinnliche Vorſtellung der Wichtigkeit, Laſt und Feſtigkeit des darauf ruhenden Gebäudes. Dieſe Vorſtellung ſetzt uns in Erſtaunen. Daher denn die ſchönſte Colonade, welche nichts trägt, nicht erhaben iſt.

Sect. XVII. S. 148.

Boerhave giebt von dieſem Schrecken im Schlafe eine andere Erklärung (S. deſſen Phyſiologie)

Sect. XIX.

Daß die Liebe eine Erſchlaffung in den feſten Theilen des Körpers verurſachen ſollte, ſcheint wider alle

Erfahrung zu ſtreiten. Der ſchnellere Umlauf des Geblüts und die lebhaftere Bewegung der übrigen flüſſigen Theile ſcheinen vielmehr zu beweiſen, daß ſich die feſten Theile mit mehrerer Kraft zuſammenziehen.

Sect. XX — XXIII.

Alles was der Verfaſſer Relaxation of fibres nennt, iſt bloß eine ſenfte gemäßigte Wirkung in die Nervenwärzchen, die unter der Oberhaut befindlich ſind. Die glatten Körper wirken in alle dieſe Wärzchen in gleichem Verhältniſſe, da hingegen die rauhen und unebenen, einige heftig und die andern gar nicht reizen. Es iſt gar nicht in der Natur des menſchlichen Körpers gegründet, daß uns die Relaxation angenehm ſeyn ſollte, wenn nicht vorher eine ſpasmodiſche Bewegung da geweſen iſt.

Ueberhaupt iſt alles was der Verfaſſer von der Schönheit ſagt, lange ſo gründlich und philoſophiſch nicht, als was er in eben dieſem 4ten Theile von dem Erhabenen behauptet hatte. Ja die Bemerkungen und Erfahrungen ſelbſt, die er von der Schönheit anführt, ſind theils nichtsbedeutend, theils unſicher, theils auch offenbar falſch.

Der fünfte Theil gefällt mir am wenigſten. Weil wir mit gewiſſen abſtracten Worten nicht allezeit deutliche Begriffe verbinden; ſo glaubt der Verfaſſer, wir bedienen uns derſelben bloß als Töne, ohne irgend einen Begriff damit zu verknüpfen. Blacklocks Gedichte habe ich nicht geſehen. Ich weiß alſo nicht, ob er nicht die Gegenſtände geſchildert hat, wie ſie ihm durch das Gefühl bekannt geworden ſind. Saunderſon aber kann eben ſo gut von den Farben philoſophirt haben, wie ich alle Verhältniſſe in der Muſik, die Verſetzungen der Accorde, die verſchiedenen Combinationen der Töne u. ſ. w. ausrechnen kann, ohne ein Inſtrument ſpielen, oder die Töne im Singen treffen zu können.

Beſchluß.

Wenn ich jetzt, nachdem ich dieſes Werk geleſen, eine Abhandlung vom Erhabenen zu ſchreiben hätte, ſo würde ich ſie ungefähr folgender Geſtalt einrichten.

Ich würde vorläufig bemerken, daß der Schrecken und die Bewunderung eine Beſtimmung mit einander gemein hätten, in einer andern hingegen von einander abgingen. Jene iſt das Plötzliche und Unvermuthete; dieſe hingegen die Vollkommenheit oder die Unvollkommenheit des Gegenſtandes unſerer Vorſtellung.

In ihren Wirkungen würde ich ſowohl phyſice als pnevmatice eben dieſe Beſchaffenheit bemerken.

Die Plötzlichkeit verurſacht physice die Bewegung der flüßigen Theile gegen die inneren Gliedmaßen, und folglich ein Schauern in den äußern Gliedmaßen, ein Starren, ein Angaffen, u. ſ. w. Dieſes hat die Bewunderung mit dem Schrecken gemein. Pneumatice wird durch die Plötzlichkeit die Aufmerkſamkeit rege gemacht. Alle übrigen Begriffe verſchwinden, und der Begriff des Schreckens und der Bewunderung herrſcht ganz allein in unſerer Seele.

Da aber der Gegenſtand des Schreckens als unvollkommen, die Bewunderung hingegen als vollkommen vorgeſtellt wird, ſo ſind alle phyſikaliſche und pſychologiſche Veränderungen, welche durch das Schrecken verurſacht werden, unangenehm, durch die Bewunderung aber angenehm.

Ich würde ferner bemerken, daß einige Vorſtellungen primarie erhaben wären, in ſo weit ſie bewundernswürdige Vollkommenheiten darſtellen, andere aber blos secundarie, in ſo weit ſie verurſachen, daß die Vorſtellung heftiger wirkt, und uns plötzlich übereilet, oder in ſo weit ſie irgend auf eine mechaniſche Weiſe ein Schauern in den äußern Gliedmaßen zuwege bringen. Denn da die plötzliche Hinreißung der Aufmerkſamkeit in der Seele, mit dem Schauern in den äußern Gliedmaßen des Körpers verknüpft iſt; ſo müſſen ſie wechſelsweiſe einander hervorbringen, wie ſolches von allen Wirkungen und Urſachen in der animaliſchen Natur bemerkt worden.

Das urſprünglich Erhabene, würde ich, wie in meiner Abhandlung, bloß in der Bewunderung ſuchen.

Das ſecundarie Erhabene, oder die Beförderungsmittel des Erhabenen, würde ich allen Vorſtellungen zuſchreiben, die ſchrecklich, wild, rauh, ungeheuer und dergleichen ſind, und bey dieſer Gelegenheit würde ich mich der vortrefflichen Anmerkungen unſers Verfaſſers bedienen, und ſie mit meinen allgemeinen Grundſätzen zu verbinden ſuchen.

Ich werde nicht nöthig haben zu erinnern, daß der Schrecken zwar in der Natur unangenehm ſey, in der Nachahmung aber das Unangenehme verliere, und bloß diejenige Beſtimmung behalte, welche er mit dem Bewundernswürdigen gemein hat, nehmlich das Plötzliche und Unvermuthete, wodurch die Wirkung des Erhabenen befördert wird.

Als eine Folge aus dieſen Grundſätzen würde ich

1) Den ſchönen Wiſſenſchaften ſowohl das urſprünglich Erhabene von der erſten und zweiten Gattung, als alle möglichen Hülfsmittel des Erhabenen zuſchreiben.

2) Wie nicht weniger die Malerey und Bildhauerkunſt. Die erſtere kann ſich auch des Lichts

und Schattens als eines Beförderungsmittels des Erhabenen bedienen. Hieraus ließe ſich die glückliche Wirkung der Schlagſchatten in der Malerey, wie nicht weniger der kühnen und plötzlichen Abwechſelung des Lichts und Schattens in den Rembrandſchen Stücken erklären. Bey dem letzthin in der Bibliothek recenſirten Kindlein von Dietrich hat ſich der Maler dieſes Beförderungsmittels des Erhabenen ſehr glücklich bedient. Die Größe der Maße und der Ausdehnung trägt in dieſen beyden Künſten nichts zum Erhabenen bey. Der ewige Vater des Michael Angelo würde vermuthlich nichts gewinnen, wenn man ihn auch noch zweymal ſo groß malen wollte Aber er würde verlieren, wenn man ihn halb ſo groß machte. Ich würde dieſes unſerm engländiſchen Schriftſteller zu bedenken geben.

3) Der Muſik würde ich alles urſprünglich Erhabene von der erſten Gattung abſprechen. Das von der zweiten Gattung kommt ihr wirklich zu, und das Hülfsmittel des Erhabenen deſſen ſie ſich bedient, beſtehet in einer langſamern ungeſchmückten Fortſchreitung durch fremde und unerwartete Gänge, die gleichſam durch Mark und Bein dringen, und das Schauern verurſachen, wovon ich oben geredet. Die Muſik beweiſet, daß jede unerwartete Empfindung dieſes Schauern, dieſe Bewegung der

flüßigen Theile gegen die inneren Gliedmaßen verurſacht.

4) In der Baukunſt iſt die Größe der Maße und Ausdehnung das vornehmſte Hülfsmittel des Erhabenen, und wo ich nicht irre, aus keiner andern Urſache, als weil ſie ein ſinnliches Bild von der Wichtigkeit des Gebäudes, von der Feſtigkeit der Stützen, von der Pracht und Würde der Bewohner u. ſ. w. vorſtellet.

Ich habe alles nach der Ordnung oder nach der Unordnung hingeſchrieben, in welcher ich es gedacht habe. Ich werde mich vermuthlich bald zu langweilig, bald zu kurz und zu undeutlich ausgedrückt, und, was noch ſchlimmer iſt, vielleicht öfters widerſprochen haben. Jedoch es ſind bloße Embryonen von Gedanken, die ein Leſſing erſt entwickeln und beſeelen muß. Vielleicht kann er auch einigen von meinen Mißgeburten eine regelmäßige Geſtalt geben und ein Leben einhauchen.

Was Erhaben und Schön heißt.

Alle angenehmen Begriffe ſind undeutliche Vorſtellungen einer Vollkommenheit.

Die Vollkommenheit iſt die Einheit im Mannigfaltigen.

Bey der unendlichen Vorſtellung der Einheit im Mannigfaltigen, iſt entweder der Begriff der Einheit, oder der Begriff der Mannigfaltigkeit der klärſte.

Die undeutliche Vorſtellung einer Vollkommenheit, in welcher der Begriff der Einheit der klärſte iſt, nennen wir ſchön.

Die undeutliche Vorſtellung einer Vollkommenheit, in welcher der Begriff der Mannigfaltigkeit der klärſte iſt, nennen wir erhaben.

Daher heißt in dem ganzen Umfange der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte nichts ſchön, was ſich nicht auf einmal überſehen läßt, und nichts erhaben, was ſich auf einmal aus einem Geſichtspunkte ganz betrachten läßt.

Unfroh.

Man weiß die eigentliche philoſophiſche Bedeutung des Wortes froh, nach welcher es die angenehme Empfindung, die durch die Aufhörung der Unluſt erregt wird, bedeutet. Welch Wort nun aber drückt die unangenehme Empfindung aus, welche durch die Aufhörung einer Luſt erregt wird? Ohne Zweifel unfroh. Und ſo haben es auch wirklich unſere Alten gebraucht. Z. E. der Graf v. Kilchberg, in folgender Apoſtrophe an den Winter.

Hey winter din gewalt
Luot uns aber húre leit
du verderbest uns der bluomen schin
du welkest gruenen wald
Und darzuo die linden breit
du gesweigest uns die vogellin
Des bin ich unfro — doch so mac sin werden rat
Wil di suesse eine
Die ich mit trúwen meine
Min muot hohestat

Maneſſ. Samml. Th. 1. S. 13.

„Schon wieder, Winter, leiden wir unter deiner Gewalt! du verderbeſt uns den Glanz der „Blumen; du welkeſt den Hayn und die breite „Linde, du verſtummeſt die Vögel; deß bin ich „unfroh! Doch es mag noch hingehen, wenn nur „Sie, die Süße, die Eine, die ich ſo innig liebe, „mein Gemüth erquicket.“

Von der Liebe.

(19ter Abſchnitt des 4ten Theils)

1.

Wen wir lieben, an deſſen Vergnügen und Mißvergnügen nehmen wir Antheil; wir ſind mit ihm vergnügt und mißvergnügt.

2.

Wir können aber mit niemand vergnügt oder mißvergnügt ſeyn, wenn wir nicht mit ihm, wegen des Gegenſtandes ſeines Vergnügens oder Mißvergnügens einerlei Sinnes ſind. Wer ſich über etwas freuet, das ich für ein Uebel halte *), oder über etwas trauert, was ich für ein Gut halte, mit dem kann ich unmöglich trauern oder mich freuen.

3.

Folglich iſt die Aehnlichkeit der Denkungsart, die Identität der Urtheile, der Grund aller Liebe **).

4.

Wenn wir uns ſelbſt zum Gegenſtande unſerer Betrachtung machen, ſo denken wir uns, als

---

*) Wen geht dieſes etwas näher an? ihn? mich? oder einen dritten?

**) Nicht Aehnlichkeit der Denkungsart überhaupt; ſondern die Aehnlichkeit der Urtheile über Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, die mich außer uns, und haben gleichſam einen confuſen Begriff von einem außer uns exiſtirenden Selbſt *).

5.

Zwiſchen dieſem unſern Selbſt und einer andern Perſon können wir Aehnlichkeiten der Empfindung und der Urtheile wahrnehmen. Je mehrere und größere dergleichen Aehnlichkeiten wir wahrnehmen, deſto ſtärker wird der Grund unſerer Liebe zu dieſer Perſon.

6.

Und je mehrere und größere dergleichen Aehnlichkeiten wir zwiſchen einer andern Perſon und unſerm Selbſt wahrnehmen, deſto ſchwerer wird es uns (beſonders in dem Stande der confuſen Ideen) dieſe Perſon von unſerm Selbſt zu unterſcheiden.

7.

Und aus dieſer Schwierigkeit, dieſe Perſon von unſerm Selbſt zu unterſcheiden, kömmt es, daß wir

---

oder ihn angehen. Dieſe aber iſt nicht die Urſache, ſondern die Wirkung der Liebe.

*) Wir betrachten öfters die Wirkungen unſerer Seele einzeln, als Dinge die außer uns ſind. Sobald wir ſie aber zuſammen nehmen, und ſie als eine Perſon betrachten; ſo fließen alle die Begriffe gleichſam in ein innerliches Selbſt zuſammen.

ihre Empfindungen für die unſrigen, und unſere für die ihrigen halten, daß wir an ihrem Vergnügen oder Mißvergnügen Antheil nehmen, und verlangen, daß ſie es auch an unſerm Vergnügen und Mißvergnügen nehmen ſolle.

8.

Die Schwachheit, ſchon bei geringen und wenigen Aehnlichkeiten, die eine andere Perſon mit uns hat, dieſe Perſon mit uns ſelbſt zu verwechſeln, heißt die Sympathie *).

9.

Die Sympathie wirkt daher plötzlich, und verräth allezeit einen ſehr geringen Grad von Scharfſinn **).

10.

Die ganze Liebe der Thiere gegen einander iſt Sympathie. Und man ſollte ſagen, daß man, vermöge der Sympathie, nicht ſowohl ſich an eines andern, als den andern an ſeine Stelle ſetze.

11.

Was hat aber der Genuß der veneriſchen Wolluſt mit der Liebe gemein, daß man ihn des Naments der Liebe gewürdigt hat? Sezt er die wahre Liebe voraus? oder ſollte er ſie doch wenigſtens vorausſetzen? Keins von beiden. Das Weſen der Liebe beſteht darin, daß ich das Vergnügen der geliebten Perſon für das meinige, und mein Vergnügen für das ihrige halte. Nun aber findet ſich eine ähnliche Erſcheinung bei der veneriſchen Wolluſt; die angenehmen Empfindungen der einen Perſon ſind von den angenehmen Empfindungen der andern unzertrennlich; die einen reitzen und unterhalten die andern; keins von beiden weiß, ob es mehr Vergnügen erhält oder mittheilt *). Und aus dieſer

---

*) Dieſe Erklärung von der Sympathie macht mich etwas ſtutzen. Ich wünſchte ſie annehmen zu können.

**) Aber einen deſto größern Grad von Witz.

---

*) Ich kann mit dieſer Erklärungsart noch nicht völlig einſtimmen. Folgende Beiſpiele ſcheinen mir ihre Unzulänglichkeit darzuthun.

1) Die Liebe zu den Kindern, die bey vielen Leuten heftiger Affekt iſt. — —

2) Die Freude über die Unwiſſenheit meines Freundes in Anſehung einer Gefahr, die ihm bevorſtehet. Wir unterſcheiden uns in dieſem Falle auch allzudeutlich.

3) Wir perſonificiren öfters das menſchliche Geſchlecht, unſer Vaterland u. ſ. w. und ertheilen dem abſtrakten Begriff vom Menſchen überhaupt oder von dem Vaterlande die Individualität, um an deſſen Schickſale Theil zu nehmen. Nach der Wolfiſchen Erklärung läßt ſich dieſes leicht begreifen. Wollen Sie aber behaupten, daß wir

ähnlichen Erſcheinung kömmt es, daß man den Beiſchlaf zu einer Art von Liebe gemacht. Er iſt es auch in den kurzen Augenblicken ſeiner Dauer wirklich, und vielleicht die intimſte Liebe in der ganzen Natur.

uns von dieſer erdichteten Perſon nicht unterſcheiden können?

4) Der Menſch befindet ſich in dem Zuſtande der verwirrten Begriffe, wenn er ſeine Vorſtellungen zwar von ſich, aber nicht von einander unterſcheiden kann. Er bleibt ſich alsdann ſeiner bewußt, aber die Dinge die er ſich vorſtellt, kann er nicht von einander unterſcheiden. In dem Zuſtande der völlig dunklen Begriffe aber, können wir die Vorſtellungen ſogar von uns ſelbſt nicht unterſcheiden, und das Bewußtſeyn hört auf. Wollen Sie alſo annehmen, daß ſich bey der Liebe alle unſere Vorſtellungen völlig verdunkeln, dergeſtalt, daß ſie ſogar das Bewußtſeyn aufheben? Die allergrößte Aehnlichkeit der Vorſtellungen mit uns ſelbſt hebt das Bewußtſeyn nicht auf, daß wir nicht das innig ſind, was wir uns vorſtellen; ſonſt würde ſie unſere Begriffe völlig verdunkeln, welches doch bey der Liebe nicht geſchieht, wenn ſie nicht mit einer körperlichen Wolluſt verbunden iſt. Iſt aber dieſes, ſo hat die Verdunkelung gewiß einen ganz andern Grund, als die Aehnlichkeit.

Von dem Haſſe.

Die Schwierigkeiten bey der gemeinen Erklärung des Haſſes ſcheinen mir noch weit größer zu ſeyn, als bey der gemeinen Erklärung der Liebe.

Der Haß, ſagt man, iſt das Vermögen (dispositio) der Seele, aus eines andern Unglück Vergnügen zu ſchöpfen*).

Unglück iſt Unvollkommenheit — Und alſo können wir auch aus der Unvollkommenheit Vergnügen ſchöpfen? und alſo iſt das Vergnügen nicht bloß die anſchauende Erkenntniß einer Vollkommenheit? — Ich weiß gar nicht, was ich hierbey denken ſoll**).

Unterdeſſen hat mich meine Erklärung der Liebe auf eine ähnliche Erklärung des Haſſes geleitet, bey der ich einen dergleichen Widerſpruch nicht verdauen darf***).

---

*) Wolf nennet dispositio die Bereitſchaft.

**) Dieſer Einwurf iſt zur Gnüge beantwortet worden.

***) Sie ſollen zugleich an die Urſachen der Feindſchaft gedenken, die Wolf mit gutem Vorbedacht nicht hat wollen in die Definition des Haſſes bringen. Die nächſte Urſache des Haſſes iſt die Betrachtung, daß der Glücksſtand dieſes Menſchen mir oder andern Menſchen, die ich liebe, ſchädlich ſeyn kann, und zwar durch Verſchulden, indem ich ihn als moraliſch unvollkommen erkannt habe.

So wie ich mir bey der Liebe, des Unterſchiedes zwiſchen mir und der geliebten Perſon nicht bewußt bin, ſo bin ich mir hingegen dieſes Unterſchiedes zwiſchen mir und der gehaßten Perſon nur allzuſehr bewußt.

Da ich mir nun die Perſon, die ich haſſe, als eine ſolche denke, die von mir völlig unterſchieden iſt, ſo kann es nicht fehlen*), daß nicht der Begriff einer Vollkommenheit in ihr, in mir den Begriff einer Unvollkommenheit, und umgekehrt der Begriff einer Unvollkommenheit in ihr, in mir den Begriff einer Vollkommenheit erwecken ſollte. Geſchähe dieſes nicht, ſo würde ich die gehaßte Perſon mir gleich und nicht von mir unterſchieden denken, welches wider die Vorausſetzung iſt**).

---

*) Wie folgt dieſes? Daraus daß eine andere Perſon von mir unterſchieden iſt, folgt keinesweges, daß ſie mir völlig entgegengeſetzt ſey; und völlig entgegengeſetzt müſſen ſich die Perſonen zweyer Feinde ſeyn, wenn Ihre Erklärung richtig ſeyn ſoll.

**) Ich ſehe nicht ein wie dieſes folgt. Warum kann ich mit meinem Feinde über Recht und Unrecht, über Wahr und Falſch einſtimmig ſeyn? Warum trennen wir uns nur alsdann, wenn es Urtheile über Vollkommenheit oder Unvollkommenheit betrifft, die einen von uns ſelbſt angehen?

Wir freuen uns folglich nicht über des Feindes Unvollkommenheit, ſondern über unſere Vollkommenheit, die wir uns bey jener gedenken. Und ſo auch mit unſerm Verdruſſe über die Vollkommenheit des Feindes.

Wenn meine Erklärung der Liebe den Menſchen erniedriget, ſo erhöht ihn meine Erklärung des Haſſes um eben ſo viel; da ich ihm von einer ſo abſcheulichen Eigenſchaft, an einer Vollkommenheit Mißvergnügen zu finden, weil dieſe Vollkommenheit einem andern gehört, losſpreche. — Der wahre Werth des Menſchen kann bey keiner Wahrheit verlieren *).

---

*) Ihre Erklärung von der Liebe iſt nicht ſo ſehr zu verwerfen, als die vom Haſſe. Denn ich haſſe einen Menſchen, der beſtändig den böſen Vorſatz hat mir zu ſchaden, der alſo in dem Urtheile über meine Vollkommenheit von mir abgehet. Wie kömmt es aber, daß ich zur Vergeltung auch in Anſehung der Urtheile über ſeine Vollkommenheit von ihm abgehe? Worauf gründet ſich dieſes jus talionis? Die Unähnlichkeit zwiſchen zwey Menſchen kann doch unmöglich totaliter ſeyn. Sie müſſen alſo annehmen, daß in dem Stande der dunklen Vorſtellungen der Begriff der Unähnlichkeit bloß prädominirt. Wir ſind alſo zwey Perſonen, die zwar von einander unterſchieden, aber nicht einander entgegengeſetzt ſind.

IX.

Daß man die Menſchen eben ſo von der Begierde ihr Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, abhalten ſolle, als man ihnen abräth zu forſchen, was ihr Schickſal in dieſem Leben ſey.

So viel fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menſchen mit der Wiſſenſchaft des Zukünftigen wenig gedient ſey; und die Vernunft hat glücklich genug gegen die thörichte Begierde der Menſchen, ihr Schickſal in dieſem Leben vorauszuwiſſen, geeifert. Wenn wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unſerm Schickſal in jenem Leben zu wiſſen, eben ſo verdächtig, eben ſo lächerlich zu machen?

Die Verwirrungen, die jene Begierde angerichtet hat, und welchen (wie ich am Oedipus zeigen kann) durch ſchickliche Erdichtungen des Unvermeidlichen die Alten vorbeugen mußten, ſind groß; aber noch weit gröſſer ſind die, welche aus den andern entſpringen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht eben ſo ruhig abwarten, als einen künftigen Tag?

Dieſer Grund gegen die Aſtrologie iſt ein Grund gegen alle geoffenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Kunſt gäbe, das Zukünftige zu wiſſen, ſo ſollten wir dieſe Kunſt lieber nicht lernen. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz ungezweifelt unterrichtete, ſo ſollten wir lieber dieſer Religion kein Gehör geben.

X.

Betrachtung über die geiſtliche Beredſamkeit.

Werte genug, die Bayle über die Beredſamkeit des Pythagoras macht! Er vergleicht ſie mit der kräftigen Beredſamkeit des Capiſtran*) wi

---

*) Capiſtran, ein Franciſkanermönch im 15ten Jahrhundert, aus Capiſtran in Italien, wurde nach Böhmen geſchickt, die Huſſiten zu bekehren, und predigte den Kreuzzug in Deutſchland, Ungarn und Pohlen. 1452 kam er nach Nürnberg oder Magdeburg, errichtete ſich auf öffentlichem Markte eine Kanzel, und predigte mit ſolcher Kraft gegen die Sünde des Spiels, daß die Nürnberger alle Karten und Würfel auf einen Haufen zuſammentrugen und verbrannten. Das Jahr darauf war er zu Breslau, und predigte zugleich wider die Juden ſo kräftig, daß man in ganz Schleſien eine große Menge verbrannte, weil ſie gegen die heilige Hoſtie nicht genug Reſpekt bezeugt. War ſeine Be-

der die Spiele, und der ohnmächtigen Beredſamkeit des Concerts gegen den Kopfputz der Frauenzimmer. Er macht Betrachtungen über Betrachtungen. Nur die wichtigſte, die man, wie ich wenigſtens glaube, darüber machen kann, wollte ihm nicht einfallen. Dieſe meine ich; daß alle Wirkungen der Beredſamkeit nur von ſehr kurzer Dauer ſind. Auch war ſie bey den Alten nur ein bloßes Rüſtzeug, wenn in der Geſchwindigkeit, auf der Stelle, ein leichtſinniges Volk, ein gährender unentſchloſſener Richter, bewegt und gelenkt werden ſollte. Die Kraft, die ſie ſodann äuſerte, wurde weislich ſogleich in ein Decret, in ein Geſetz, in ein richterliches Urtheil verwandelt, und nur dadurch behielt ſie ihre Fortdauer. Jetzt da ſie bey weitem ſo gewaltig nicht mehr iſt, haben wir ihr gleichwohl weit ſchwerere Dinge aufgetragen. Unſer ganzes moraliſches Leben, alle unſere chriſtliche Pflichten ſoll ſie ordnen und reitzen; aber da iſt kein Geſetz, kein weltlicher Arm der ihr zu Hülfe kommt, der ihre flüchtigen Eindrücke gründe, und ihre angefangene Erſchütterung in eine ſtete Bewegung fortſetze.

---

redſamkeit wichtig, ſo war es ſein Gebet noch mehr. Kein Wunder alſo, daß er vom Papſt Alexander VIII. im October 1690 kanoniſirt wurde!

Ich will ſagen, daß unſere geiſtliche Beredſamkeit, ohne die Kirchenzucht, von der heut zu Tage unter uns kaum die geringſte Spur mehr übrig iſt, nothwendig eine ſehr armſeelige Figur ſpielen muß. Unſere Kanzeln können ſich keiner Redner rühmen; ihre beſten Betreter ſind Sophiſten, und wenn ſie es noch wären!

Conecte predigte damals wider die hohen **Hennias**, eine Art von **Fontangen**, die damals Mode waren. So lange er dawider predigte, ſo lange er ſeine Gaſſenjungen' und dieſe ihre Steine bey der Hand hatten, ſo lange zog das Frauenzimmer ihre **Hennias**, wie die Schnecke ihre Hörner bey entſtehendem Geräuſch, ein. Kaum hört das Geräuſch auf, kaum iſt **Conecte** aus einem Orte weg, ſo kommen die **Hennias** und die Hörner größer als jemals, wieder zum Vorſchein. Ich habe ſchon geſagt, daß dieſes vielleicht auch der Fall des **Pythagoras** zu Croton geweſen. Ich gründe dieſe Vermuthung nicht ſowohl auf die Verfolgung, welche kurz darauf über die Schule des Pythagoras zu **Croton** erging, als vielmehr darauf, daß noch in den nachmaligen Zeiten **Croton** als ein ſehr üppiger Ort berüchtiget war.

XI.

Geſpräch über die Soldaten und Mönche.

A. Muß man nicht erſchrecken, wenn man bedenkt, daß wir mehr Mönche haben als Soldaten?

B. Erſchrecken? Warum nicht eben ſowohl erſchrecken, daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche? Denn eins gilt nur von dem und jenem Lande in Europa; und nie von Europa überhaupt. Was ſind Mönche? und was ſind denn Soldaten?

A. Soldaten ſind Beſchützer des Staats ꝛc.!

B. Mönche ſind Stützen der Kirche!

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate!

A. — — — — —

B. Du willſt ſagen: daß es weit mehr Soldaten giebt als Mönche.

A. Nein, nein, mehr Mönche als Soldaten.

B. In dem und jenem Lande von Europa magſt du Recht haben. Aber in Europa überhaupt? Wenn der Landmann ſeine Saat von Schnecken und Mäuſen vernichtet ſiehet: was iſt ihm dabey das Schreckliche? daß der Schnecken mehr ſind als der Mäuſe? Oder daß es der Schnecken oder der Mäuſe ſo viel giebt?

A. Das verſteh' ich nicht.

B. Weil du nicht willſt. — Was ſind denn Soldaten?

A. Beſchützer des Staats.

B. Und Mönche ſind Stützen der Kirche.

A. Mit eurer Kirche!

B. Mit eurem Staate!

A. Träumſt du? der Staat! der Staat! das Glück, welches der Staat jedem einzelnen Gliede in dieſem Leben gewährt.

B. Die Seligkeit, welche die Kirche jedem Menſchen nach dieſem Leben verheißt.

A. Verheißt!

B. Simpel!

XII.

Beweis, daß nicht die Juden, ſondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams ſind.

Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, ſondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams ſind. Daher weil dieſe von Iſmael, der ganz gewiß der Sohn des Abraham war, und nicht von Iſaak abſtammen, der zwar der Sohn der Sara, aber Gott weiß, ob auch der Sohn Abrahams war. Dieſen Verdacht bekräftiget

1) Die Zuſammenſtimmung der Zeit, indem Sara eben darauf mit ihm wieder kam, als ſie bey dem Abimelech geweſen war *).

---

*) Die vorhergeſchickte ſo umſtändliche Verſicherung, daß ſie von dem Abimelech nicht berühret worden, zeigt genugſam, daß der Schreiber ſelbſt die üblen

2) Verſchiedene kleine Umſtände, welche in der Bibel ſelbſt auf dieſen Verdacht zu zielen ſcheinen. Als

a) der Nahme Iſaak, welcher ſo viel bedeutet *als man wird lachen* 1. Moſ. XVII. 19. Dahinter ſcheint mehr zu ſtecken, als die bloße Verwunderung, daß die betagte Sara ihrem noch betagteren Manne einen Sohn bringt.

b) Die Austreibung des Iſmael, mit ſammt der Hagar, weil Iſmael ſpottete und ſein Gelächter hatte. Worüber ſonſt, als darüber, daß ſich ſein guter Vater ſo gutherzig ein Bankbein unterſchieben ließ. XXI. Nach des Michaelis Ueberſetzung kömmt es heraus, als ob Iſmael über das Gaſtmahl gelacht hätte, welches Abraham bey der Entwöhnung des Iſaak angeſtellt. Aber wenn dieſes auch: ſo muß er doch Urſache zu glauben gehabt haben, warum er dieſes Gaſtmahl für lächerlich gehalten.

c) Die Stelle XXI. 12. wo Gott zu dem Abraham ſagt: In Iſaak ſoll dir der Same ge-

---

Folgen vorausgeſehen, die man aus dieſer Zuſammenſtimmung der Zeit ziehen könne. Denn als Sara bey dem Könige der Aegypter war, wird keine dergleichen Verſicherung von ihm gegeben.

nennet werden; von dem Jſmael hingegen es heißt v. 13. Darum, daß er deines Samens iſt.

d) Dürfte nicht vielleicht auch die Bereitwilligkeit Abrahams den Jſaak zu opfern, daraus zu erklären ſeyn! Dieſer Verſuch, aus welchem man hernach eine göttliche Probe gemacht, kam ihm in einem Anfalle von Eiferſucht ein. Die Liebe gegen ſeinen verſtoßenen wahren Sohn wachte auf; er wollte alſo den andern aus dem Wege ſchaffen.

XIII.

Womit ſich die geoffenbarte Religion am meiſten weiß, macht mir ſie gerade am verdächtigſten.

„Die geoffenbarte Religion, ſagt man, gewährt uns allein die völlig ungezweifelte Verſicherung von der Unſterblichkeit der Seele. Die Vernunft ſpeiſet uns hierüber mit bloßen Wahrſcheinlichkeiten ab.“

Ich will dies einmal ſo wahr ſeyn laſſen. Ich will nicht wiederholen, was man ſo oft erinnert hat: nehmlich, daß eine geoffenbarte Religion, die ſich auf menſchliche Zeugniſſe gründet, unmöglich eine ungezweifelte Verſicherung in irgend etwas gewähren kann; (denn daß die Zeugniſſe worauf ſie ſich gründet, glaubwürdige Zeugniſſe ſind, kann höchſtens doch nur höchſt wahrſcheinlich gemacht werden): ſo iſt ihre Verſicherung doch auch nur eine höchſt wahrſcheinliche Verſicherung. Doch, wie geſagt, ich will es ganz ungezweifelt wahr ſeyn laſſen, daß uns die geoffenbarte Religion allein die völlige Verſicherung von der Unſterblichkeit der Seele gewähret.

Die völlige Verſicherung, die völlige! Eine Verſicherung bey der ſich das Gegentheil gar nicht denken läßt. Ein Widerſpruch, wenn es je einen gegeben hat. — Doch ich will ja von dieſer Seite den Streit nicht ſuchen. — Der Angriff ſcheint mir von einer andern Seite noch leichter.

XIV.

Eine Stelle aus dem Tertullian gegen die Ketzer, kann man auf die Schriften wider die Religion ſehr gut anwenden.

Von den Schriften wider die Religion läßt ſich ſehr wohl ſagen, was Tertullian von den Ketzereyen ſagt: ad hoc sunt, ut fides habendo tentationem, haberet etiam probationem. Und von denen, welche ſich wundern und darüber ärgern, daß dieſe Bücher ſo geleſen werden, kann man eben ſo recht ſagen: Vane et inconsiderate hoc ipſo scandalizantur. Denn wahrlich auch dieſe Bücher, wie die Ketzereyen, nihil valebunt, si illos tantum valere non mirentur.

XV.

Der Philoſoph auf der Kirchenverſammlung.

Ich bringe den Philoſophen an keinen Ort, in keine Verſammlung, wo er nie etwas zu ſuchen gehabt hätte.

Denn wenigſtens die Chriſten der erſten Jahrhunderte hielten einen Mann, der bloß bey dem Lichte der Natur ſah und handelte, mit dieſem Lichte ſich völlig begnügen ließ, dieſes Licht nur immer ſo rein und hell als möglich ſich zu machen und zu erhalten ſuchte: die erſten Chriſten, ſage ich, hielten ſo einen Mann, das iſt, einen Philoſophen, für ſo wenig gefährlich, daß ſie ihn nicht nur mehrmalen zum Schiedsrichter ihrer theologiſchen Streitigkeiten freywillig erwählten, ſondern es auch gern geſchehen ließen, wenn einer oder mehrere in öffentlichen Kirchenverſammlungen für diejenigen chriſtlichen Lehrer das Wort führten, deren ungewöhnliche Meynungen zu prüfen dieſe Kirchenverſammlungen angeſtellt waren.

Ob von letzteren mehrere Exempel vorhanden ſind, als das von der erſten allgemeinen Kirchenverſammlung zu Nicäa, weiß ich nun eben nicht; aber auch dieſes einzige Exempel iſt ſchon hinreichend zu erweiſen, auf welchem guten Fuß ehedem zwey Mächte mit einander gelebt haben, die ſich jezt ſo gewaltig anfeinden.

Die Nachricht, welche uns Gelaſius in ſeiner Geſchichte der Nicäiſchen Kirchenverſammlung von dieſen Hülfstruppen der Philoſophie giebt, mit deren Verſtärkung Arius daſelbſt erſchien, iſt äußerſt merkwürdig. Daß ſie alle aus der Schule des Porphyrius geweſen, ſcheint mir daher wahrſcheinlich, weil Conſtantinus ausdrücklich befahl, daß die Arianer von dieſer Zeit an Porphyrianer heißen ſollten.

Beſonders ſpielte einer derſelben eine ganz außerordentliche Rolle, wenn ſich dieſer Ausdruck anders auch dahin beziehen läßt, wo ſich die ſpielende Perſon in der Hauptſache nur leidend verhält. Er hatte nehmlich verſchiedene Tage hinter einander mit den verſammelten rechtgläubigen Vätern unter großem Zulauf ganz bewundernswürdig geſtritten. Die deutlichſten Stellen der Schrift, welche dieſe gegen ihn vorbrachten, vermochten wider ihn nichts; er hatte Ausflüchte über Ausflüchte, und entſchlüpfte durch ſeine Sophiſtereyen meiſtentheils, ſo oft ſie ihn am feſteſten zu haben glaubten. Er ward daher ſo übermüthig, daß er immer mit — — — — Stolz in die ruhige Verſammlung trat und ſich — — — — —

Das Aergerniß ward groß: bis endlich ein ganz ungelehrter Mann aufſtand (einer von den heiligen Bekennern, der mit dem Biſchof zugegen war) und um die Erlaubniß bat, mit dem Philoſophen anbinden zu dürfen. Allein die dieſen guten Mann kannten, und wußten wie einfältig und unwiſſend er ſey, verwehrten es ihm ernſtlich, um ſich nicht den Feinden der Wahrheit zum Geſpötte zu machen. Doch der Bekenner beſtand auf ſeinem Verhaben, trat mit eins — — — — und ſprach: Im Namen Jeſu Chriſti des Vaters Gottes, daß — — — der Vater war, höre die Lehre der Wahrheit, o Philoſoph! Es iſt nur ein Gott, der Himmel und Erde und alles was darin iſt erſchaffen hat, den Menſchen aus Staub gebildet, und alles durch ſein Wort und ſeinen heiligen Geiſt erhält. Dieſes Wort, Philoſoph, iſt der Sohn Gottes.

XVI.

Wiclef.

Henric de Knygthon de eventibus Angliae lib. V. unter dem Jahre 1382 ſagt, daß Wiclef zuerſt die Bibel ins Engliſche überſetzt habe, wenigſtens das Neue Teſtament *).

> Hic Magister Ioh. Wyclef Evangelium quod Christus contulit clericis et Ecclesiae doctoribus, ut ipſi Laicis et infirmioribus personis secundum temporis exigentiam et personarum indigentiam cum mentis eorum esurie dulciter ministrarent, transtulit de **Latino** in Anglicam linguam non angelicam.

Die Wicleffiſche Ueberſetzung des N. T. iſt auch wirklich im Druck erſchienen, aber erſt 1731, da ſie John Lewis in Fol. herausgegeben.

---

*) Hist. Anglicanae script. p. 2644.

Iſt die alte Engliſche Bibel, die wir im MS. haben, die aber auch das A. T. enthält, älter oder neuer? oder iſt es Wiclefs ſelbſt, aus deſſen Zeiten die Schrift zu ſeyn ſcheint?

XVII.

Manuscripto latina theologica in Folio.

1) Coelii Lactantii Firmiani Opera in membrana.

Von allen Handſchriften des Lactantius in unſerer Bibliothek iſt zu merken, daß ſie Burmann zu ſeiner Ausgabe (von 1739) nicht ſo brauchen können, wie er wohl gewünſcht, und daß er nur in einzelen Stellen ſie nachſehen dürfen. (ſ. Bunem. Praefatio no. 43. 47.) Wenn er aber ſagt, daß die Codices aus der Gudiusſchen Verlaſſenſchaft hierher gekommen, ſo iſt dieſes nicht ganz richtig; denn der, welcher in dem Quartcatalogo unter Nummer 2 ſpecificirt iſt, iſt zurückgeblieben.

Dieſer Codex enthält die VII libr. institutionum, die in den Ueberſchriften durchgängig den Zuſatz adversus gentes führen, welches ich nicht finde, daß es Burmann ſonſt aus einem Manuſcript angemerkt habe. Die Eintheilung in Capitel durch alle ſieben Bücher, iſt die nehmliche, die Burmann mit Römiſchen Zahlen angegeben hat, und zu jedem Kapitel iſt der Inhalt mit rother Tinte an den Rand geſchrieben. Dergleichen Inhalte hat Burmann ganz weggelaſſen. Zu den Griechiſchen Stellen war in dem Texte Platz gelaſſen, die aber ebenfalls mit rother Tinte von einer etwas neuern Hand eingetragen worden, wovon jedoch eine Lateiniſche Ueberſetzung bereits von der ältern Hand, die den Text geſchrieben hatte, an den Rand geſchrieben war.

Auf die Institutiones folgen die Bücher de ira und de opificio Dei vel formatione hominis, beide ohne alle Abtheilungen von Kapiteln. Endlich ſchließt das Carmen de Phoenice (welches aber nicht des Lactantius, ſondern des Claudianus ſeines iſt), und von einer neuern Hand die Stelle aus dem zweyten Buche des Plinius von dieſem Vogel.

Die Anfangsbuchſtaben ſind von Gold und illuminirt, und der ganze Codex höchſtens aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts. Er ſcheint in Italien geſchrieben zu ſeyn, wie denn auch der Name Domini Andreae Gritti, welcher auf dem letzten leeren Blatte ſtehet, ohne Zweifel der Name eines ſeiner frühern Beſitzer geweſen.

2. Lactantii quaedam, quorum initia in membrana, maxima autem pars in charta ſcripta.

Dieſer Codex fängt an mit dem Buche de Opificio Dei, in XXI. Kapitel abgetheilt, deren jedes ſeinen übergeſchriebenen Inhalt hat. Am Ende aber findet ſich noch ein anderer, etwas umſtändlicher Inhalt aller 21 Capitel. Die Eintheilung in nur 20 Kapitel beym Burmann iſt etwas verſchieden.

Hierauf folgen die Institutiones, in ihre Bücher, und dieſe in ihre Capitel abgetheilt, meiſtens mit dem übergeſchriebenen Inhalte, wie er in dem vorhergehenden Codice zu leſen. Die Institutiones führen hier gleichfalls den Zuſatz: adverſus gentes *).

Endlich macht das Buch de ira den Beſchluß, in 25 Kapitel getheilt, mit überſchriebenem Inhalt **).

Und folglich enthält dieſer Codex eben ſo

---

*) Die Griechiſchen Stellen ſind nicht eingeſchrieben; aber die Lateiniſche Ueberſetzung findet ſich gleichfalls am Rande von der nehmlichen Hand.

**) Die Bücher folgen alſo in dieſem Codice ſehr gut, nehmlich, ſo wie ſie nach einander geſchrieben ſind. S. Hamberger.

wohl die ganzen Werke des Lactantius als der vorhergehende; indem ihm ebenfalls nicht mehr als das Epitome institutionum, und das Buch de mortibus persecutorum fehlen, welche erſt in neueren Zeiten Pfaff *) und Beluzius in bisher noch einzigen Manuſcripten der Königl. Turiniſchen und der Colbertiniſchen Bibliothek zu Paris entdeckt haben.

Die Pergamentblätter dieſes Codicis finden ſich eben nicht zum Anfange der verſchiedenen Bücher, ſondern ſind durch das Ganze ohne Ordnung zerſtreut. Der papierne Theil iſt ſehr ſchönes weißes und ſtarkes Papier, welches einen Buchſtaben zum Zeichen hat, der entweder ein p oder b iſt, ſo wie er rechts oder verkehrt ſteht.

Das Ganze iſt durchgehends auf geſpaltenen Columnen geſchrieben, und ſchwerlich wohl älter als aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts. Zum Ende hat der Schreiber folgende vier ſchöne Zeilen angehängt:

Ut laetus ponti spumantis navita lymphas
Munere congaudet summi tranasse potentis,
Sic sacro calamo scriptor sulcasse libellos
Rhetoris egregii nomen Lactantii est cui.

---

*) Nur vollſtändig, mit dem fehlenden Anfange. Denn das meiſte davon war ſchon längſt vor ihm bekannt und gedruckt.

3. Lactanti nonnulla. In membrana.

Dieſer Codex, wie ſchon angemerkt, iſt nicht in unſere Bibliothek gekommen. Dafür will ich ſogleich die andern Codices Lactantii mitnehmen, die in derſelben vorhanden.

Erſtlich alſo ein chartaceus unter den Gudianis in folio No. 71, den ich in dem gedruckten Verzeichniſſe in 4to nicht finde, und der alſo ohne Zweifel für dieſen fehlenden wird mitgekommen ſeyn. Er enthält aber nur die Institutiones, und iſt, wenn er alt iſt, aus dem Anfange des 15ten Jahrhunderts.

Zweytens ein membranaceus in Quart, in dem gedruckten Quartcatalogo no. 24. p. 546; nach unſerer Zahl aber 240 Gud. Dieſer enthält vom Lactantius:

1. Das Buch de ira, gleichfalls in 25 Kapitel, (alſo anders abgetheilt als beym Burmann, der nur 23 zählt) mit ihrem vorgeſetzten Inhalte. Voran ſtehet von der nehmlichen Hand, folgende ſehr vernünftige Erinnerung.

   „Quicunque hunc pulcherrimum Lactantii librum legis, sic sobrie legendum esse curaveris, ut non omnia de dei ira dicta credas esse approbanda, sed ducem ac praeceptorem habeas beatum Augustinum, qui in eius Enchiridio ait:

Cum autem Deus irasci dicitur, non eius perturbatio significatur: qualis est in animo irascentis hominis. Sed ex humanis motibus translato vocabulo: vindicta eius, quae non nisi justa est, irae nomen accipit.

2. Das Buch de Dei opificio, nach der Eintheilung des Codicis No. 2 in 21. Kapitel, mit den nehmlichen Ueberſchriften derſelben; gleichfalls doppelt, wovon die zweyten Notae ineditae in Lactantium heißen.

3. Das Gedicht des Lactantius de Phoenice, dem das Gedicht des Claudians ähnlichen Inhalts, und die Stelle aus dem Plinius beygefügt ſind.

4. L. C. Lactantii Firmiani de sacratissima resurrectione Christi versus.

Iſt das Gedicht de Pascha, in der Bünemanniſchen Ausgabe p. 1515. welches aber wohl mit mehrerem Grunde dem Venectius Fortunatus zugeſchrieben wird, unter deſſen Gedichten es ſich auch lib. III c. 7. befindet.

Das Sonderbare unſerer Handſchrift iſt, daß das Gedicht ſich mit dem 39 und 40 Verſe anfängt.

Salve feſta dies, toto venerabilis aevo,
Qua deus infernum vicit et aſtra tenet.

worauf alles in ſeiner Ordnung folgt, bis auf den 100 Vers, mit welchem es ſchließt, ſo daß es von den noch folgenden zehn Verſen, die wegen des Aſpera gens ſaxo Auslegens bedurft haben, nichts weiß, die alſo wohl ein fremder und ſpäterer Zuſatz ſeyn könnten.

Das Alter dieſes Codicis iſt zu Ende des Buchs mit den Worten angegeben:

III. Non. Jan. MCCCCXXXIII.

und dieſes Datum iſt nur deswegen merkwürdig, weil durchgängig der Schreiber das lange ſ zum Schluß der Worte gebraucht hat, und kein kleines s kennet; welches ſonſt von Neuern für das Merkmahl eines höhern Alters angegeben wird.

Drittens ein Chartaceus in folio unter unſern Auguſteis No. 6. 7. Er enthält 1. die libros inſtitutionum in ihre Kapitel abgetheilt, mit deren Inhalt. Das 7te Buch iſt nicht de vita beata, ſondern de divino prooemio zu Anfange überſchrieben; zu Ende aber heißt es de divino procemio i. e. beata vita et ultimo futuro judicio ad Constantinum Imperatorem, daß alſo wohl die gewöhnliche Ueberſchrift die Glossa ſeyn könnte. 2. de opificio Dei gleichfalls in 25 Kapiteln, nebſt den Ueberſchriften, die auch hier gedoppelt ſind, wie ſie in den angegebenen Codicibus vorkommen. 3. de ira Dei ebenfalls in 25 Kapiteln mit den Aufſchriften. 4. de resurrectione Christi versus, welche auch hier mit dem 39 Verſe anfangen, Salve festa dies, und die letzteren zehne nicht haben. 5. Versus de Phoenice, dem ebenfalls noch das Gedicht des Claudians und die Stelle aus dem Plinius beygefügt ſind; mit noch andern ähnlichen Stellen aus den Metamorphoſen des Ovidii, und einer Italiäniſchen aus dem Dante.

Aus letzterer Stelle iſt nicht unwahrſcheinlich zu vermuthen, daß der Codex in Italien geſchrieben worden. Etwa um 1400. Das Papier iſt ſchön weiß und ſtark, und hat ein Zeichen, welches einem Crucifix, das in einen Cirkel eingeſchloſſen iſt, ähnlich ſieht.

Viertens, iſt das Gedicht de resurrectione noch in einem Chartaceo unter den Augusteis No. 33. 1. bald zum Schluſſe zu finden, wo es gleichfalls eben ſo anfängt und aufhört.

4. B. Ambrosii Mediolaniensis Hexameron in Membrana.

Der Charakter dieſes Codex iſt ganz Gothiſch, und er kann höchſtens aus dem 14ten Jahrhunderte ſeyn. Wenn noch. Vor jedem Buche iſt das darin abgehandelte Tagewerk in einem kleinen Bilde vorgeſtellt, das Gold und helle Farben genug hat. Was ich darin geleſen habe, iſt ſehr incorrect.

5. B. Hieronymi Epistolae elegantissime scriptae. In membrana.

6. Hieronymi Epistolae. In membrana.

7. Hieronymi Epistolae et alia quaedam opera. In membrana.

Dieſer Codex muß nicht mit in unſere Bibliothek gekommen ſeyn.

8. Hieronymus in Epistolas Pauli ad Ephesos et Galatas. In membrana.

Von wem, und wenn dieſer Codex geſchrieben worden, davon findet ſich auf dem Blatte einige Nachricht. Oben nehmlich, ſteht mit kleiner Schrift: Hoc ego Richmundus feci Clementis alumpnus. Scripsi devote Horberto (oder Norberto) patre jubente. Und darunter mit größerer Schrift einer andern Hand: Liber conventus Monasterii Clementis in Iborgh Ordinis S. Benedicti.

Iborgh aber iſt ein kleiner Ort in Weſtphalen im Stifte Paderborn, der jetzt Dreyburg oder Driburg heißt. Es kömmt alſo nur darauf an, zu wiſſen, wenn ein Abt Herbert oder Norbert daſelbſt gelebt hat. Der Codex müßte wenigſtens aus dem Anfange des 14ten Jahrhunderts ſeyn wenn es wahr iſt, was in der Staats- und Reiſegeographie ſteht (VIII. p. 538.), daß das Schloß an Driburg nebſt dem dabey geſtandenen Kloſter ſchon ſeit 1340 wüſt gelegen.

9. D. Aurelii Augustini de sermone Domini in monte libri II. ib. Iohannes Cassianus de sexto vitio principali quod Graeci Ἀκηδίαν vocant. III. Ivonis Canonici regularis et Carnutensis Episcopi de statu vitae suae Epistola. IV. Ejusdem Epistola ad Rainaldum. V. Rainaldi Responsio ad praecedentem epistolam. VI. Ejusdem defensio in alia causa, in Membrana.

Erſt muß ich von dieſem Codice überhaupt anmerken, wem er ehedem gehört. Es ſteht nehmlich unten auf der erſten Seite: Iste liber est St. Genovefae Parisiens. quicunque eum furatus fuerit vel titulum istum deleverit, anathema sit. Amen.

1. Die Bücher des Augustinus de sermone Domini in monte ſtehen Tom. III. Parte II. der Benedictiner Ausgabe, und deren Text möchte wohl ſchwerlich daraus zu verbeſſern ſeyn. Ueber die wenigen darin vorkommenden Griechiſchen Worte, iſt die Ausſprache Buchſtabe für Buchſtabe Lateiniſch geſchrieben.

2. Iſt ein bloßes Stück des Caſſianus, nehmlich die ſieben erſten Kapitel des 10ten Buchs de institutis Coenobiorum, welches 10te Buch de spiritu Acediae handelt. Alſo ſollte es nicht ἀδικία ſondern ἀκηδία heißen, welches etwas ganz anders iſt. Dem Wort nach, iſt ἀκηδία ſo viel als Sorgloſigkeit; Verdroſſenheit aber drückt es näher aus, und wenn man alle Symptomata zuſammennimmt, die Cassianus davon angiebt, ſo war es eine Art von Hypochondrie, welche die Mönche und Eremiten gemeiniglich circa horam sextam überfiel; das iſt gegen Mittag: nimirum, dum circa meridiem inedia et labore fatigati, adhuc tribus horis, nempe ad nonam usque pomeridianam, cibum expectarent, abstinentes plerique, infirmiores, non item, quos Ace-

dia superabat. Inde terrorem, dolorem ac vertiginem illis fuisse generatam, ſagt Alardus Gazaeus in ſeinem Commentar über das Werk des Cassianus.

3. **Ein ungedruckter Brief des Ivo, zu folge der Anmerkung, die Gudius an den Rand geſchrieben.** Epistola haec ἀνέκδοτος, neque dubium, quin sit Ivonis Carnotensis Episcopi et regularis Canonici, etiamsi inter editas eius non extat.

Nun iſt allerdings nicht unter den Briefen zu finden, wie ſie in der Ausgabe des Fronto von den ſämmtlichen Werken des Ivo (v. 1647 Fol. Parisiis) (no. 39. Th. X.) vorkommen. Es müßte aber doch auch erſt nachgeſehen werden, ob ihn nicht etwa Dacherius, oder Mabillon, oder Muratori, welche einzelne Briefe des Ivo herausgegeben, ſchon bekannt gemacht. S. Hamberger. IV. p. 72.

Fronto, der Herausgeber der ſämmtlichen Werke, war Canonicus regul. St. Genovevae Paris. Und unſer Codex, wie angezeigt, gehörte ehedem dieſem Kloſter. Er mußte alſo wohl zu den Zeiten des Fronto ſchon abhänden gekommen ſeyn; ſonſt würde ihn dieſer ohne Zweifel, ſowohl dieſes als der nachfolgenden Stücke wegen, genutzt haben. (Gudius war gegen 1660 zu Paris.)

Der Brief fängt an: Cum nuper Aurelianis de vita trium nulla colloqueremur, te ipſo occaſionem dante etc. — und endet ſich: et ne formides si dura tibi vaticinetur Agabus.

4. Ein Brief des Ivo unter den gedruckten in den ſämmtlichen Werken der 256 an den Bruder Rainald, welcher dies Kloſter verlaſſen und ein Eremit werden wollte. Aber nun folgt

5. die Antwort des Bruder Rainalds darauf, welche nicht gedruckt iſt, und ſich anfängt: Diu dubitavi epistolae tuae multo melle pariter absinthioque aspersae respondere, und ſich ſchließt: ubi plenius praecepta dominica adimplere potuerit. Vale. Und hierauf endlich folgt

6. ohne alle Ueberſchrift ein neuer Abſatz, welcher ſich anfängt: Quia relicta saepius coenobii talium fratrum ſocietate; — und ſchließt: brevibus ecclesiarum claustris includi t sum. Und zu dieſem Zuſatze hat Gudius an den Rand geſchrieben: Ejusd. Rainaldi de eadem re,

disquisitio alia eidem ἀναδοτέα. Alſo de eadem re, nicht de alia causa, wie der Catalogus ſagt.

11. Aurelii Prudentii Opera. In membrana.

Eine Handſchrift vom Prudentius in Fol. iſt in unſerer ganzen Bibliothek nicht. Auch weiſt unſer Verzeichniß bey dieſer Nummer auf einen Band in Octav. N. 202., welcher Prudentii opera enthält auf Pergament; er iſt aber von vorn herein defect, und fängt mit der 44ſten Zeile des 4ten Hymnus der Cathemerinon an.

Nil est dulcius ac magis saporum.

Die Hymni Cathemerinon hören mit dem 10. auf, bey deſſen Schluſſe ausdrücklich ſteht: Finit liber qui praetitulatur Cathemerinos grece, cotidianus latine; es fehlt alſo der 11te und 12te.

Hierauf kommt: Liber Peristephanon, aber ohne die Vorrede. Die Hymni folgen auch nicht in der nehmlichen Ordnung, z. E. der XI in der Ausgabe des Weitz, in honorem Quirini, iſt der dritte. Zum Schluſſe der Peristephanon, kommen die zwey folgenden Hymni der Cathemerinon.

Sodann die Apotheosis, Hamartigenia, Psychimachia.

In dieſer findet man die 27 erſten Verſe doppelt, und zu Anfange der erſtern ſtehet:

Aurelius Prudens virtutum praelia Clemens
Cum viciis cecinit, metrica scolasticus arte.

Zu Ende dieſes Gedichts lieſt man die Zeilen:

Hic libri statuit metam Prudentius auctor
Laudans virtutes quas sanctos decet habere
Excutiensque pius de mentibus vicia cuncta.

Ferner folgen die zwey Bücher contra Symmachum; und endlich das Diptychon, vor welchem an zwanzig Zeilen ſtehen, zu denen Gudius an den Rand geſchrieben: Non est in editione Theodori Pulmanni; und in Weizii Ausgabe (von 1618) ſtehen ſie auch nicht. Sie fangen an:

Immolat deo patri pius, fidelis, innocens, prudens
dona conscientiae, quibus beata mens habundat intus. *)

---

*) Ich finde nun, daß dieſe Zeilen die fehlende Vorrede zu dem Buche Peristephanon ſind, die auch in einem andern Codice des Prudentius, welcher ſich unter den Augustanis befindet, ebenfalls an dieſem Orte ſtehen. Wie man ſie aber beym Weizius an jenem Orte findet, ſo werden ſie wohl auch in Pulmanns Ausgabe daſelbſt ſtehen, nur daß Gudius dieſes nicht bemerkt hatte.

Hinten an dem Diptychon ſind noch folgende Stücke: eine Anmerkung über die 10 Namen Gottes im Hebräiſchen, quae quisquis super se habuerit nec in aqua, nec in armis unquam peribit, und ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, welches anfängt:

Hos in laude tua cano versus Virgo Maria
Atque Dei genitrix tali cognomine felix etc.

Der größte Theil davon iſt verloſchen.

Dieſer Codex gehörte ehedem Bernhard Rotterdorſen. Er ſcheint aus dem 13ten Jahrhunderte zu ſeyn, und hat faſt durchgängig Gloſſen zwiſchen den Zeilen am Rande.

12. Gregorii M. Epistolarum lib. XII. In membrana.

In der Ausgabe der Benedictiner (von Paris 1705, vier Bände in Fol., in welcher die Briefe in dem zweyten Bande ſtehn) ſind die Briefe in 14 Bücher eingetheilet. Aber man glaube nicht, daß dieſer Codex etwa die ſämmtlichen Briefe, oder doch wenigſtens die 12 erſten Bücher in ſich begreiſe. Er enthält bey weitem nicht die Hälfte derſelben, und iſt am Ende defect.

Das erſte Buch Indiction. IX. hat zwar auch 85 Briefe, die aber weder nach der alten, noch nach der von den Benedictinern beſtimmten Ordnung auf einander folgen.

Hierauf kommen 78 hinter einander numerirte Briefe, die mit den erſten zweyen des zweyten Buchs Indiction. X. anfangen, welches 2te Buch aber nur 34 Briefe bey den Benedictinern enthält.

Und endlich folgen 41 Briefe, die gar nicht numerirt ſind, wovon der letzte der 60ſte Brief des 6. Buches iſt, an den **Eulogius**, Biſchof zu Alexandria, welcher ſich anfängt: mater et custos bonorum omnium charitas. Darauf kommen die erſten Zeilen eines Briefes, der anfängt: Quamvis fraternitatem vestram bonis esse intentam operibus —

Ein ebenfalls unvollſtändiger Codex von des Gregorii Briefen, welcher mit dem 8ten Buche anhebt, iſt unter den Weiſſenburgiſchen Mscr. No. 71, der 293 Briefe enthält, die aber gar nicht numerirt ſind. Beide Codices wird ſich vielleicht der Mühe lohnen, bey mehrerer Muße, Brief für Brief zu conferiren. Ein weit beſſerer und älterer Codex aber von den Epistolis Gregorii, in welchem ſie ſämmtlich in 2 Bücher vertheilt ſind, iſt unter den Augusteis No. 75, welche Eintheilung darum merkwürdig iſt, weil die Benedictiner in ihrer Vorrede zu den Epiſteln ſagen: Etsi enim nonnulli sunt

Msti codices, in quibus absque ulla librorum distinctione laudatae repraeſentantur epistolae, nulli tamen occurrerunt nobis, qui eas in libros dividendo, in pauciores quam quatuordecim partiantur.

Doch ſehe ich nun aus dem gleich darauf Folgenden, daß dieſes die epistolae decretales Gregorii ſind, welche der Papſt Hadrianus aus allen ausziehen, und in zwey Bücher vertheilen laſſen. Der Weiſſenburgiſche Codex fängt bey dem 2ten Buche dieſer decretalium an.

XVIII.

Von des Papſtes Hadrians des I. Auszuge aus den Briefen Papſt Gregorius I.

Papſt **Gregorius** I. zugenannt der Große, beſtieg den päpſtlichen Stuhl 590 den 3ten September, und ſtarb den 12ten März 604, nachdem er alſo 13 Jahre, 6 Monate und 10 Tage regiert hatte.

Die Briefe, welche er während ſeiner Regierung in Geſchäften des Stuhls geſchrieben, hatte er fleißig nach den Jahren geſammelt, und er ſtarb alſo ehe er das 14te Jahr derſelben vollendet hatte.

Dieſes bezeugt Iohannes Diaconus, welcher ſein Leben in 4 Büchern beſchrieben, das er Iohann VIII. zugeeignet (alſo zwiſchen 872 — 882), aber lib. IV. §. 72 ſchreibt:

> „Licet Longobardorum perfidia saeviente, post Ezechielis tractatus ab expositione librorum destiterit, ab exponendis tamen epistolis, quamdiu vivere potuit, nunquam omnino cessavit, quarum videlicet

> tot libros in scrinio dereliquit, quot annos advixit. Unde quartum decimum epistolarum librum septimae indictionis terminum non peregit.“

Die Benedictiner, welchen wir die neueſte Ausgabe der Werke dieſes Pabſtes von 1705 in 4 Folianten zu danken haben, hatten alſo recht, die Briefe deſſelben, welche bisher nur in 12 Bücher abgetheilt waren, nach dieſer genauern Eintheilung in 14 Bücher der Zeitfolge nach zu ordnen.

Aber Iohannes Diaconus fährt nach angezogener Stelle fort:

> „Ex quorum multitudine primi Hadriani Papae temporibus quaedam epistolae decretales per singulas indictiones excerptae sunt, et in duobus voluminibus, sicut modo cernitur, congregatae.“

Dieſes bekräftiget Sigebertus Gemblacencis de script. eccles. cap. 79. wenn er ſchreibt:

> „Adrianus Papa libros epistolarum primi Gregorii Papae abbreviavit, et utiliora quaeque decerpens tredecim libros ad duos redegit.

Desgleichen Trithemius cap. 254. de Sc. Eccl.:

> „libros XIII epistolarum S. Gregorii Papae abbreviavit in duos, utiliora decerpens.

Liber Primus.

1. Venancio Lunensi Episcopo scripsit ut subsidium a se missae Abbatissae et adiutorium in omnibus praeberet - X. 43.

2. Cyridano, qui censum sitonici quod in horreis ecclesiae susceptum fuerat, restituere jubebat et in speciem praeparare, omnino interdixit sub hujusmodi dispendio Ecclesiam subjacere. XII. 34.

3. Theodoro Curatori de susceptione conjugis Iohannis Praefecti urbis. X. 6.

4. Mariniano Episcopo Ravennatis de eadem Iohannis coniuge benigne suscipienda. X. 7.

5. Romano defensori Vitum quendam collaudat quem in defensorum scola praesentare voluit. - - XI. 29.

6. Fantino defensori injungit causam, ut habitam inter Maurentium, Magistrum militum, et Victorem, Panormitanum Episcopum, determinaret. - - XII. 4.

7 Savino Subdiacono mandat ut adjutorium Proculo Episcopo ad suam ecclesiam revertenti praeberet. - XIII. 24.

8. Anthemio Subdiacono de pecunia quae apud Benenatum Episcopum remansisse dicebatur,

quam pro construendo susceperat, perquirere praecepit. - - IX. 51.

9. Per Sabinum subdiaconum Palumbum Episcopum eo quod res vel ministeria Ecclesiae remisse servaverit clementer arguit XII. 26.

10. Vituli defensori per Bonifacium notarium scripsit, ut in utilitatem Parochiae Barbaricina mancipia comparari debuisset. XI. 21.

11. Maurencium magistrum militum oratur ut Arogi duci suaderet ut Savino Subdiacono ad deducendas S. Petri ecclesiae trabes operam ferret. - - XII. 20.

12. Gregorio Expraefecto scripsit ut solatium Salvio Subdiacono ad deducendas trabes supradictas praestaret. - XII. 22.

13. Arogi duci mandat ut solatium Savio Subdiacono ad deducendas ad mare easdem trabes exhiberet. - - XII. 21.

14. Stephano injunxit auxiliari Savio Subdiacono in jam dicto negotio. XII. 23.

15. Romano defensori commendat, ut Petrum, quem ipse defensorem fecerat, qui de massa juris romanae ecclesiae fuerat, admoneret, ne filios suos alicubi in conjugium, nisi in ea massa de qua fuerat, sociare non praesumeret. - - XII. 25.

16. Savino Subdiacono ut causam quam Clerus Regitanae Ecclesiae contra Episcopum suum habere questus est, cum aliis reverendissimis viris diffiniret, praecepit. - IX. 47.

17. Romano defensori injungit ut Laurentio de pecunia quam Bonifacius reliquerat, satisfacere deberet. - - XII. 15.

18. Mariniano Episcopo Ravennae svadet ut Maurentio vel missis suis adjutorium ferri deberet. - - XII. 5.

19. Hilario Notario, navem in qua Vitulis navigarat Deo datae Abbatissae transmissam esse innotescit, atque ei praecipit ut eam ab omni onere vel angaria, ac si sua fuisset, I exc. accurreret. - X. 67.

20. Theodoro Curatori scribit ut Maurentii magistri militum missis ſolatium ferre deberet. - - XII. 6.

21. Paulino, Proculo, Palumbo, Venereo, ac Marciano Episcopis injungit ut inter Bonifacium Episcopum et Clerum suum causas, habita summa aequitate, discuterent, perscrutatasque sibi diligenter innotescere jussit. - - IX. 48.

22. Anastasium Antiochenum pro rectae fidei tenore collaudat, fundamentum unum esse

Christum secundum apostolum commemorat, ipsum vero pastorem esse, per hostium id est Christum ingreditur, ostendit, exemplum Jacobi servientis inducit pro vita piissimi Imperatoris qui haereticorum ora conclusit orandum esse innotuit, exemplar primae Ephesinae ecclesiae, ut inviolata permaneret, inquirere iubet, eosque qui per praemia ad sanctum ordinem pervenerint, errorem Symoniacae haereseos incurrere manifestat. IX. 49.

23. Anthemio Subdiacono permandat ut Matthaeo Scholastico XII. dare solidos festinaret. - - XII. 2.

24. Bonam Abbatissam ad possidendam Ecclesiam, quam Iohannes Presbyter construxit, clementer invitat. - - III. 37.

25. Venantio Episcopo Lunensi scribit, ut Agrippino Presbytero Ferolano quaedam debita ad reparationem ecclesiarum solvere procuraret. - - X. 44.

26. Anthemio Subdiacono Campaniae praecipit ut Gallo Manclero qui pro susceptione servi publici juris in monasterium constrictus erat, auxilium praestaret.

27. Romano defensori injungit ut Fausto res suas, quae a Syracusanae ecclesiae actionariis

subtractae erant eius cuius fuerant dominio reformaret. - - XI. 47.

28. Iohanni episcopo Syracusano de eiusdem Fausti rebus violenter ablatis. XI. 42.

29. Pulcherrimum exhortatorium ad Secundinum, servum Dei, in quo dulcedinem epistolae illius collaudat, infirmitatis suae et curarum secularium molestiam inducit, vitam solitariam ducentes frequentioribus inimici jaculis patere denunciat, mentem poenitentis ad mala transacta cogitando recurrendo sub cicatricis specie partim exponit, St. Leonis papae fidem et sanctam Chalcedonensem synodum Orientis ecclesias custodire fortiter, eumque salubriter sub specie Moysis supra petram salutis in unitate catholicae ecclesiae producit, animum autem perversorum hominum, qui tria capitula in sancta synodo refutabant, accusat, epistolam vero quae in fine synodi adjacebat, quae Nesbrium defendere nitebatur et S. Cyrillum refutabat, auctoritate sanctae synodi damnet quaestionem utilem de animabus parvulorum, qui sine baptysmo moriuntur, introducit, sequiturque salutatio ipsius ad eundem venerabilem virum. IX. 52.

30. Romano, Defensori Siciliae, scribit, ut solatium quibusdam de Histriae partibus suum Episcopum in Sicilia requirentibus praeberet, et eundem Episcopum ad se venire volentem cum suo adjutatorio destinaret. IX. 94.

31. Andreae Scholastico suggerit, ut Castorio Cartulario ab eo misso solatium in omnibus ferat. - - V. 45.

32. Habitantes insulam Capraeacam *) qui pertinaciam schismatico **) collaudat, introducens vigilantiam domini super electos et titubantis palmatis in radice fidei, permanentis virentiam exponit. - IX. 97.

33. Pro Basilio qui Isticorum schisma contempserat, eumque ut Castorio Cartulario subsidium praestet, ammonet. V. 46.

34. Desiderio Episcopo Pancratium diaconum commendat, svadens ei, quamvis suae ecclesiae militare debuerat, ne illum a Monachi proposito segregaret, sed patria ammonitione ne a sancto voto tempesceret, roboraret. XII. 25.

35. Marcellinum, Proconsulem Dalmatiae, eo quod de causa Maximi et exspoliatione illius

---

*) i. e. insula Capreae.

**) f. l. Schismaticorum refutarent.

mali auctor extiterit, acrius corripit, asserens suam relationem (l. relaxationem) vel gratiam ita sibi prodesse, si prius domino pro talibus gestis satisfacere per poenitentiam contenderet. - - . IX. 5.

36. Maurentium, magistrum militum, hortatur, ut si alii navigarent cuiusdam etiam Domini filium navigare permitteret. - XII. 26.

37. Gulfarem, magistrum militum, pro zelo catholicae fidei cum gratiarum actione salutat, hortans eum, ut infatigabiliter pro animarum lucris in unitate ecclesiae a Schismaticorum errore quantos poterit revocaret, confirmansque pro hoc labore deum et felicitatem praesentis vitae et gaudia aeterna concessurum - - IX. 93.

38. Mastaloni quoque grates refert, quod pro unitate sanctae Ecclesiae fideliter desudaret, eumque ne in hoc forte deficeret paterna ammonitione corroborat, talenti absconditi et erogati exemplum inducit, studii, quod coeperat fructum ſine carere denuntiat, ad ultimum Theodosium eiusdem certaminis cooperatorem collaudat. - V. 47.

39. Maurentio Theodorium commendat, suggerens ei ut eum a murorum vigiliae pondere levigaret. - IX. 73.

40 Anthemio Subdiacono Campaniae scribit, ut Benenatum Episcopum cum accusatoribus ad eum subceleriter destinaret, ut causas ipsius districta inquiſitione discuteret. IX. 50.

L. II. Dieſer Brief, wie die Benedictiner ſagen, kömmt nur in wenigen Manuſcripten vor. Das ſtreitige Bilannorum heißt in unſerm Codice deutlich Bricinorum. XII. 20.

25. Dieſen Brief, welchen die Benedictiner Libr. X. indict. III. haben, ſetzet unſer Codex ausdrücklich menſe Maii Indictione II.

29. Es iſt ein gutes Zeichen für unſern Codex, daß dieſem Briefe, welcher bey den Benedictinern der 52 des IX. Buchs iſt, die zwey verdächtigen Stücke gänzlich fehlen, das nehmlich de clericis lapsis, und das de imaginibus.

Ueber

Ueber
Leſſings
poetiſches
und vorzüglich
theatraliſches Verdienſt.

Ueber Leſſings poetiſches und vorzüglich theatraliſches Verdienſt.

Leſſing fing früher an zu dichten, als zu philoſophiren; er machte es auch um nichts beſſer, als jeder andere junge Dichter, der weder philoſophiren kann, noch philoſophiren will. Er ſah auf die Kritik und die Kritiker mit einiger Verachtung herunter. So brach er zum Beyſpiele in einem Fragmente ſeiner Gedichte *) aus:

Wird Ariſtoteles nicht ohne Grund geprieſen,
Dem nie ſich die Natur als unterm Flor gewieſen?
Ein dunkler Wörterkram von Form und Qualität
Iſt was er Andern lehrt und ſelber nicht verſteht.
Zu glücklich, wenn ſie nicht mit ſpitzig ſeichten Grillen
Die Lücken der Natur durch leere Töne füllen!

Und in einer andern **):

Wo kömmt die Frechheit her, ſo unbeſtimmt zu
richten?

---

*) Leſſings Schriften, Th. 2. S. 214 und 215.

**) Leſſings Schriften, Th. 2 S. 127 und 128.

Wer lehrt den gröbſten Geiſt die Fehler ſehn und dichten?
Iſt nicht, uneins mit ſich, ein Thor des Andern Feind?
Und fühlt der Künſtler nur ſie all' auf ſich vereint?
Iſt nicht der Grund, weil ſie erſchlichne Regeln wiſſen,
Und auf gut Glück darnach vom Stock zum Winkel ſchließen?
Er iſts. Nun tadle mich, daß ich die Regeln ſchmäh,
Und mehr auf das Gefühl als ihr Geſchwätze ſeh.
Die Schweſter der Muſik hat mit ihr gleiches Glücke:
Kritiken ohne Zahl und wenig Meiſterſtücke,
Seitdem der Philoſoph auf dem Parnaſſe ſtreift
Und Regeln abſtrahirt und die mit Schlüſſen ſteift.
Der Schüler hat gehört, man müſſe fließend dichten.
Was braucht der Schüler mehr des Schweizers Lied zu richten?
Grob, Lohenſteiniſch ſchwer, giebt ſeinen Worten Wucht,
Die Menge lobt den Wahn; das iſt des Wahnes Frucht.
Ja ſeine Tyranney hat leichte Beſſerungen
Nach langem Widerſtand ihm endlich abgedrungen.
Und berſten möcht ich oft, wenn tadelndes Geſchmeiß.

Das kaum mit Müh und Noth die drey Einheiten weiß,
Den Plaut und Molier zu überſehen glaubet,
Das iſt, dem Herkules im Schlaf die Keule raubet,
Und brächt ihm gern damit ſchimpfvolle Wunden an;
Nur Schade, daß kein Zwerg ſie mächtig ſtören kann.
Kunſtwörter müſſen dann der Dummheit Blöße decken,
Und ein gelehrt Citat macht Zierden ſelbſt zu Flecken.
Ach arme Poeſie! anſtatt Begeiſterung
Und Götter in der Bruſt, ſind Regeln jetzt genug.
Noch einen Bodmer nur, ſo werden ſchöne Grillen
Der jungen Dichter Hirn ſtatt Geiſt und Feuer füllen.
Sein Affe ſchneidert ſchon ein ontologiſch Kleid
Dem zärtlichen Geſchmack zur Maskeradenzeit.
Sein kritiſch Lämpchen hat die Sonne jüngſt erhellet,
Und Klopſtock ward durch ihn, wie er ſchon ſtand, geſtellet *).

Hätte man daraus wohl den ſtrengen Kunſtrichter prophezeiht? oder den Mann, der den ganzen Ausfluß ſeiner poetiſchen Ader, die, nach dieſen Verſen zu urtheilen, nicht

---

*) Sollte dieſe Stelle nicht mit gewirkt haben, daß Bodmer Leſſings unäſopiſche Fabeln ſchrieb?

ſehr groß war, der kunſtrichteriſchen Lanzette einmal verdanken würde? Wer ſieht nicht hier Funken eines Genies, und eben keines poetiſchen, welches ſich am wenigſten von der Kritik Feſſeln will anlegen laſſen? Allein es war nichts weniger als das, ſondern der unwillkührliche Ausbruch ſeiner bittern Laune. Er fühlte ſchon die großen Forderungen des Kunſtrichters, und belachte den kritiſchen Pedanten in ihm. Damals gab er in ſeinen Gedichten ſo manche Blößen, die man troß dem Beifalle, welchen zu der Zeit jeder kahle Reim erhielt, nicht unaufgedeckt gelaſſen hatte.

Daß er ſich faſt in allen Dichtungsarten verſuchte, war freylich von ihm Lernbegierde, aber auch Unkunde der dabey zu überwindenden Schwierigkeiten. Auch ſieht man wohl, daß er in allem, wo es mehr auf Deutlichkeit, Richtigkeit und Präciſion der Gedanken ankam, wo die Wirkungen der höhern Seelenkräfte der dichteriſchen Phantaſie mit zu Statten kommen — daß er darin viel glücklicher war, als in einer bilderreichen Darſtellung dieſer abſtrakten Gedanken. Bis auf Reim und Sylbenmaß war zu ſeiner Zeit für die poetiſchen Bedürfniſſe wenig oder gar nicht geſorgt. Und wie konnte es alſo auch bey Leſſingen anders ſeyn, da Vater und Lehrer ſich auf die eigentliche Poeſie ſo wenig, und ſo zu ſagen nur auf Verſifikation für das Haus, verſtanden? Jeder, der reimte und ſkandirte, war ihnen ein Poet. Sie hatten nicht einmal von dem Unterſchiede des proſaiſchen und poetiſchen Styls hinlängliche Begriffe. Mithin konnten ſie ihm nichts, als einige unbedeutende Regeln des mechaniſchen Versbaues beybringen. Folglich hatte er bald von der Poeſie mehr Begriffe als ſie, und ſie bewunderten ihn ſchon, als ſie ihn noch ſcharf richten ſollten. Dies war vielleicht die Urſache mit, daß ſeine Luſt zu Verſen in ſeinen Jünglingsjahren ſo außerordentlich ſich verbreitete. Als er aber nach und nach zu größern theoretiſchen Kenntniſſen in der Poeſie kam, nahm ſein Fleiß ab. Er verſificirte nie ſehr leicht; und als er es zu einiger Fertigkeit gebracht hatte, fand er, daß ſie nicht der Mühe lohne, und fing an in einer Art der Poeſie zu dichten, die

Reim und Sylbenmaß, wenigſtens bey dem Deutſchen, ſehr füglich entbehrt.

Seine Lieder waren das Erſte, was er unter dem Titel: Kleinigkeiten, in die Welt ſchickte. Sie erſchienen zu Stuttgard bey Metzler 1751 zum erſtenmale, aber nicht ſo gefeilt und polirt, wie ſie in dem erſten und zweiten Theile ſeiner jetzt herausgekommenen ſämmtlichen Schriften ſich befinden. Man darf jene nur mit dieſen zuſammen halten, um ſich zu überführen, was für Vortheile die letzte Feile einem Liedchen gewährt. Ich habe die vierte Auflage der Kleinigkeiten von 1769 vor mir, und finde, daß viele kleine Gedichte hernach von ihm nicht einmal einer Beſſerung gewürdigt worden ſind, obgleich manche hübſche Wendung darin iſt. Sie athmen keine große Zärtlichkeit noch tiefes Gefühl der Liebe, welche in ſchwärmeriſche Leidenſchaft oder in ſchmachtende Klagen ausbräche; ſie haben aber das Feuer und den Geiſt eines unbefangenen Jünglings von geſundem Blute, deſſen Laune und Zufriedenheit alles um ſich aufheitert und vergnügt. Er iſt mehr vom Weine als von Mädchen begeiſtert; muthwillig, aber nie auf die entfernteſte Weiſe zotenhaft. Seine Empfindung ſcheint oft Witz zu ſeyn, weil der Geiſtreiche ſein Gefühl mit lachender und witziger Munterkeit äußert, wo der Liebetrunkne winſelt und den vier leeren Wänden ſein Herzeleid klagt.

Daß uns eine Manier mehr behagt, als die andre, iſt noch kein Beweis von ihrem Vorzuge. Wenn man ihn aber einer und der andern Dichtungsart giebt, ſo urtheilt man einſeitig, obgleich ſehr natürlich. Daher haben Leſſings Lieder eben ſo viel Tadler als Lobpreiſer gefunden; und, was das ſonderbarſte iſt, man hat gerade das Unſchuldige und Gute ſeiner Lieder angegriffen. Freilich als ſie erſchienen, war vieles, was jetzt vernünftige Aufklärung heißt, noch Sünde. Nichts als Wein und Liebe! nichts als Freude und Genuß! Wie kann ein ernſthafter Menſch, geſchweige ein Chriſt, ſich damit zeigen oder empfehlen wollen? Für den Frohſinn der Menſchen überhaupt, nicht etwa der Chriſten, oder der allein gewiß in den Himmel kommenden Lutheraner arbeiten, iſt die erſte Stufe zur

Hölle. So ſprach der moraliſche Tadler, und kreuzte und ſegnete ſich über die ausſchweifenden Zeiten, und daß die aufgeklärten Conſiſtorien nicht ernſtere und gottgefälligere Mittel dagegen vorſchlugen. Der Poetiſchkritiſche hingegen rief: es erhebt nicht, es entzückt nicht; es iſt alles zu natürliche, zu ſchwache Empfindung, um dichteriſch ſeyn zu können. Jedermann hat ſolche Einfälle, und die Gewalt der Liebe fühlt faſt ein jeder beſſer; denn es ſcheint, als wenn manche ſogenannte gefühlvolle Muſenliebhaber den poetiſchen Ausbruch der Liebe auf den Geſchlechtstrieb reducirten, oder die platoniſchen Uebertreibungen für den höchſten Grad der feinen Liebe hielten. Sie ſind entweder zu geſund oder zu krank, um die Mittelſtraße halten zu können. Doch allen dieſen hochweiſen und die Welt beſſern ſollenden Kritiken zum Trotz, ſang man ſo häufig die Lieder: O Jüngling ſey ſo ruchlos nicht; und: Geſtern, Brüder, könnt ihrs glauben; als man jetzt ſingt: Blühe liebes Veilchen; und: Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher. In dem glücklichen Zuſtande, in der Empfindung unſers geſunden Daſeyns und in der heitern Empfänglichkeit der Eindrücke der Natur beurtheilen wir den Werth ſolcher Lieder am beſten und richtigſten. Nur Leute in dieſer Lage des Lebens ſingen; und meiſtens unter einem Zuſammenfluſſe von andern Umſtänden kritiſirt man. Ich höre nicht gern den Weiſen in der Unpäßlichkeit über ſeinen geſunden ungelehrten Mitbruder urtheilen.

Freilich haben ſich ſeit der Zeit mehrere lyriſche Dichter gefunden, und vornehmlich iſt das Mechaniſche der Deutſchen poetiſchen Sprache ſo vorzüglich bearbeitet worden, daß auch der mittelmäßige Sänger hierin Leſſingen gleich kömmt, oder ihn wohl gar übertrifft. Aber wird darum ein Gericht ſchlechter, weil man es auf vielen andern Tafeln findet?

Seine Oden ſind ſchon von geringerm Werthe als ſeine Lieder. Er glüht, er ſchäumet nicht; er hat nichts von der Begeiſterung und dem Schwunge Pindars, dem ſich oft die Bilder zuſammen drängen, ſo daß der kalte Leſer davon ganz ſchwindlicht wird. Daher ſo viele gelehrte Erklärer und keine Empfinder! Er ſieht alles auf Einmal und bezeichnet es nur mit wenigen Worten: die Augen eines Begeiſterten ſind eine laterna magica. Leſſings Phantaſie iſt mehr ſtark, tiefſinnig, als lebhaft: voll ſeines Stoffs ſieht er zu deutlich und klar. Seine Bilder ſind nicht bloß empfunden, ſondern ſtudiert, und etwas kritiſch, nicht poetiſch, ausgemalt. Er verfertigte ſeine Oden meiſtens auf gewiſſe Gelegenheiten, ſetzte ſich nicht, ſondern dachte ſich nur in Begeiſterung. Wo Mißmuth und Unwillen losbricht, iſt er ganz Leben, wie zum Beiſpiel in der vierten und achten ſeiner Oden. Seine ganze Jugend, wenn er über ſein Schickſal nachſann, war unverdienter Mangel und Kummer. So groß ſein Stolz war, dieſe Lage zu verbergen, ſo konnte er doch zuweilen dem Sturme ſeiner Empfindungen nicht gebieten. Seine Heiterkeit war nur Vergeſſenheit ſeines Zuſtandes und ſtudierte Verachtung alles deſſen, was der Menſch zu ſeiner Behaglichkeit haben muß. So ſehr er ſich in ſeiner Jugend brüſtete, es entbehren zu können, ſo nagt es ihn doch innerlich, es entbehren zu müſſen.

In ſeinen Adern tobte juvenaliſch Feuer;
Der Unmuth reichte ihm die ſcharfgeſtimmte
Leyer.

Mit der Zeit wird man freilich auch des Elendes gewohnt; und dieſen Troſt genoß er ſo gut, als der Galeerenſklav.

Sein paar nachgelaſſene Entwürfe zu Oden in Proſa, enthalten ungekünſtelteres Feuer und mehr Fülle des Herzens; nur Orpheus *) ſcheint eine zu epigrammatiſche Bitterkeit zu haben. Doch kann man bei Oden von Entwürfen auf die Ausarbeitung ſchließen?

* * *

Die Fragmente von ſeinen Lehrgedichten zeigen mehr Fertigkeit im Verſificiren und Denken, als Spuren eines ächten poetiſchen Genies. Es iſt freilich die Dichtungsart, welche ſich der Proſa am meiſten nähert, weil darin Ergötzung dem Unterrichte nachſteht, und Annehmlichkeit der Richtigkeit ſich auf-

---

*) Leſſings Schriften, Th. 2. S. 16 u. 20.

opfern ſoll. Nach meiner Empfindung iſt das Lehrgedicht weder kalt noch warm; weder recht lehrreich noch recht ergötzend: es iſt entweder für den Knaben, oder für den Mann, der nicht weiß, was er will. Zum Gefühle iſt es zu philoſophiſch, und zur Philoſophie zu ſpielieriſcher Lehrpunkt. Wenn unſere Sinne ſo abgeſtumpft ſind, daß ſie von nichts mehr gerührt werden, ſo will man ihren Genuß gleichſam durch das Denken würzen; und ſo weit man es würzt, denkt man auch. Man reitzt den Appetit und ſtärkt die Seele nicht. Man ißt mit Appetit, und verträgt doch keine ſtarke Speiſe. Doch man verſtehe recht: die Rede iſt hier bloß von den philoſophiſchen Gegenſtänden, welche das Lehrgedicht dem Leſer erſt recht verſinnlichen ſoll. Sagt man aber, daß jeder Gegenſtand ſo lange poetiſch iſt; ſo lange das Verſinnlichen die Hauptſache und ſcharf und richtig denken nur Nebenſache iſt; hingegen philoſophiſch, ſo bald ſich das Gegentheil findet: ſo, dächte ich, ſpielt man mit den Worten.

Allgemeine Wahrheiten, Grundſätze, Maximen und Regeln, wenn ſie es wirklich ſind, werden durch die Verſinnlichung weder allgemeiner, noch richtiger, noch gründlicher. Ihre poetiſche Zuſammenfügung iſt für den Unterrichteten eine angenehme Wiederholung, für den Unwiſſenden aber ein angreifendes Studium, wobei alle Ergötzung wegfällt. Und wenn er nun endlich ein ſolches poetiſches Lehrgedicht gefaßt hat, ſo glaubt er ſchon die ganze Sache gefaßt zu haben, und jedes angenehme Bildchen, jede launichte Wendung, um einem Gedanken Leben und Nachdruck zu geben, nimmt ein ſolcher Leſer für ausgemachte und erwieſene Wahrheit. Das Lehrgedicht, wenn es gut iſt, betäubt und überredet, aber belehrt eigentlich nicht; wenigſtens nicht mehr ls jede Ode, jede Fabel, jedes Schauſpiel. Es hat den Namen von dem, was es gerade nicht thut, nicht thun ſoll. Lehrgedicht iſt in eben ſo paſſender Name, als geheimer Juſtizrath. Geheimniß und Juſtiz iſt nicht iel weniger, als Unrecht und Recht, und als ehren und Dichten. Kurz, wo das Lehrgedicht elehrt, iſt es kein Gedicht, und wo es Geicht iſt, belehrt es nicht. Wein und Waſſer mit einander vermiſcht, iſt weder für den geſunden Magen, noch für den geſunden Geſchmack; und wenn es gleich nicht ſchadet, ſo iſt es doch nur für kränkelnde Damen, die mit dem gemeinen Weibe nicht gern Waſſer trinken wollen: obgleich aus dem beſten Weine Waſſer genung deſtillirt werden kann.

In den Fragmenten von Leſſings Lehrgedichten findet man den Denker, aber höchſt ſelten den Dichter, ob man ihm gleich gar nicht die Verlegenheit des Reims anmerkt. Zuweilen nimmt ſeine Verſifikation ſo ein, daß wir ſie für Poeſie halten. Seine guten geſunden Gedanken haben zwar kein poetiſches Kleid, noch weniger Lappen aus der poetiſchen Lumpenlade, wohl aber ein paſſendes und zierliches Gewand. Es fehlt ihm nicht an Tropen, Bildern und Wendungen; aber alles hat eine zu philoſophiſche Nüchternheit. Sylbenmaß und Reim abgezogen, iſt es eine gedankenreiche Proſe.

Seine Sinngedichte haben den durchgängigen Tadel erlitten, welcher wohl das größte

Lob enthält, daß ſie zu ſpitzig, zu beißend wären. Das iſt eben ſo, als wenn man ſagte, die Säure iſt zu ſauer. So viel ſie des poetiſchen Ausdrucks bedürfen, haben ſie. Sie können den beſten von den neuen und alten Sinngedichten aller Nationen an die Seite geſtellt werden. Viele Epigrammatiſten haben eine größere Menge verfertigt; aber in Verhältniß keine Anzahl ſo vortrefflicher. Martial, den Leſſing ſich zum Muſter nahm, hat ſo manches Unſittliche und Schmutzige, das dem keuſchen Ohre anſtößig wird, wenn es auch das beſte Lateiniſche Ohr iſt; das Deutſche iſt freilich ſchon verwöhnter: und doch hat er ihn auf keine Weiſe darin nachgeahmt.

Wo Theorie ſonſt gut iſt, da taugt Praxis ſelten viel; Leſſing aber iſt ganz Ausnahme. Er hat ſich ſelbſt Geſetze vorgeſchrieben, und ſie aufs genauſte befolgt. Freilich ſcheint er ſich den Begriff des Epigramms *) ſehr verengt und die eben ſo guten, wo nicht beſſern Arten kleiner Gedichte, als ſeine Sinngedichte, ver-

---

*) Herders zerſtreute Blätter, zweite Sammlung, S. 105 — 170.

worfen oder doch wenigſtens aus ſeiner Gränze verwieſen zu haben, wodurch er denen hauptſächlich anſtößig wird, welche die epigrammatiſchen Spitzen oder Pointen bei dem beißenden Witz eben ſo ſehr ſcheuen, als eine gewiſſe Art Theologen die uneingeſchränkte Vernunft. Von allen möglichen Gedichten iſt ihnen keine Gattung ſo unbedeutend, geringfügig und verächtlich, als diejenige, worin der Witz das Hauptwerk iſt, wenn er auch vom größten Tiefſinn zeugte. Sie finden nichts leichter und einem angeſehnen Mann unanſtändiger, als zu witzeln. Räſonniren und treffende Epigramme machen, ſind Sünden wider den heiligen Geiſt, das iſt, wider ihren verſchobnen Geiſt. Denn das Anſehn bei dem Volke gründet ſich ſtets auf Unfehlbarkeit; und wenn auf keine religiöſe mehr, ſo doch auf eine politiſche. Der Witz aber iſt immer naſeweis, und findet vornehmlich an den Götzen des Pöbels, des Volks und der Gekrönten Schwächen über Schwächen, und wird nie bitterer, als wo er ſich in tiefſter Ehrfurcht vor den Sottiſen der dummen Gewalt beugen ſoll. Allein Leſſingen war es nie eingefallen, die übrigen kleinen Gedichte, die Herder in ſeine Definizion von dem Epigramm hinein gebracht hat, zu verdrängen oder gar zu vernichten: er wollte ſie nur abgeſondert, nicht einmal geringer geachtet wiſſen; wollte nur diejenige Art kleiner Gedichte, welche Herder die raſche und flüchtige nennt, wo zwei Gedanken unerwartet zuſammentreffen und einander auflöſen, unter Epigramm verſtehen und das eigentliche Sinngedicht nennen. Unter dieſen beiden Gedanken verſtand Leſſing Erwartung und Aufſchluß; Herder billigt das aber nicht, weil dieſe von Leſſing herkommenden Wörter einander nicht entſprechen. Allein thun die, welche er dafür vorſchlägt, Darſtellung und Befriedigung, oder alle lateiniſche Benennungen, welche er in einer Note anführt, es mehr? Doch dieſes wäre am Ende Wortklauberei. Was Herder weiter anführt, ſcheint mir von größerer Wichtigkeit. „Ueberdem, ſagt er, ſind Erwartung und Aufſchluß dem Epigramm nicht

„ausſchließend eigen; ſie müſſen bei einem jeden Worte, das die menſchliche Seele unterhalten ſoll, Statt finden. Wehe der Epopee, dem Drama, ja ſelbſt wehe der Geſchichte, der philoſophiſchen Abhandlung, ſogar dem mathematiſchen Lehrſatze, der keine Erwartung zu erregen weiß, oder dieſe nicht durch einen völligen Aufſchluß befriedigt! Wehe aber auch einem jeden Werke der Kunſt und Dichtkunſt, oder des Unterrichtes und der Lehre, das nur Erwartung erregen, und in ihr die Neugier befriedigen wollte; denn überall müſſen dieſe Empfindungen nur Ingredienzien ſeyn und bleiben. Sie ſind das weiche lockere Band, das bald länger, bald kürzer gehalten, das mehr oder minder angeſtrengt, ſowohl die Theile des Werkes als unſrer Empfindungen zwar verbindet, aber ſie nicht ausmacht.“ — Dieſes was er gegen Leſſingen weiter ſagt, ſchien mir ſehr ſcharfſinnig und paſſend, und ich war nach nichts geſpannter, als nach der Herderſchen Erklärung. Die fand ich endlich folgendergeſtalt: „Das Epigramm iſt nichts als die

„poetiſche Expoſition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenſtandes zu irgend einem genommenen Ziel der Lehre oder der Empfindung.“ —

„O daß Leſſing lebte! ſetzt er hinzu. Er ſollte der erſte ſeyn, der dieſen Abſchnitt läſe, und der unpartheiiſche Forſcher des Wahren, der gegen ſich ſelbſt am ſtrengſten war, würde auch in dieſer Kleinigkeit unpartheiiſch entſcheiden.“

Er würde es allerdings. Aber würde er nicht auch erwiedern: Poetiſche Expoſition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenſtandes, und genommenes Ziel der Lehre oder der Empfindung ſind dem Epigramm nicht ausſchließend eigen; ſie müſſen bei einem jeden poetiſchen Werke Statt finden. Wehe der Epopee, dem Drama, ja ſelbſt der Fabel und dem Lehrgedichte, wenn ſie keine Expoſition und kein Ziel haben! Das ſind Dinge, ohne die ſich gar kein Gedicht denken läßt. Wo bleibt denn das eigenthümliche Charakteriſtiſche des Epigramms? Nicht zu erwähnen, daß ein undeutſches Wort, eine Expoſition, eben keine große Deutlichkeit macht, und eine Wort- oder Sach Erklärung doch ſo etwas bewirken ſoll. Bedeutet Expoſition hier ſo viel als Erklärung, Erzählung oder alles zuſammen, Darſtellung? Wenn das letzte, warum denn dieſes Wort nicht gebraucht?

Leſſing wollte bloß von dem Worte Epigramm die Regeln des jetzigen oder Martialiſchen Sinngedichts abziehen, oder vielmehr daraus folgern. Denn das Ding, ſagt er, dem der Sprachgebrauch einen gewiſſen Namen zu geben fortfährt, fährt unſtreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu haben, für welches dieſer Name eigentlich erfunden war. Und was wiſſen wir denn nun viel mehr, wenn das Epigramm aus Darſtellung und Befriedigung, und nicht, wie Leſſing will, aus Erwartung und Aufſchluß beſteht? Andere Worte machen in Erklärungen nicht allezeit einen andern Sinn. Das Fehlerhafte der Leſſingiſchen Meinung möchte man daher wohl zugeſtehn, wenn man nur die eigentliche Herderſche Verbeſſerung recht ſehn könnte.

Uebrigens ging Leſſing vom Martial aus, und Herr Herder von der Griechiſchen Blumenleſe, deren Sammler wohl ſchwerlich an des Erſtern beſchränkte Idee vom Sinngedichte, noch an des Zweiten große und viel umfaſſende Erklärung dachten, womit alle in den Anthologieen ſich befindende kleine Gedichte unter Eine Gattung gebracht ſeyn ſollen. Meleager, Philippus Kephalos, Planudes, und wie ſie alle geheißen haben, ſammelten die Gedichte Griechiſcher Poeten mit eben ſo viel Scharfſinn und Wahl, als unſere Herausgeber der Muſenalmanache die Verſe und Reime unſrer Dichter und Dichterlinge. Und was können unſere Zeitgenoſſen dafür, wenn ihre Sammlungen nicht ſo gehaltreich ſind, als der Griechen ihre? Man bedenke auch, daß jene alle Jahre eine Anthologie zu Markte zu bringen haben. Wäre es aber nicht ein ſonderbarer Einfall, wenn ein ſcharfſinniger Nachkomme ſie alle unter einerley Gattung kleiner Gedichte bringen wollte? Daß Leſſing mehrere verſchiedene kleine Gedichte kannte und zugab, aber nicht ſo hochſchätzte, als die Martialiſchen Epigramme, liegt mehr in der Individualität ſeines poetiſchen Charakters. In dem zweiten Theile ſeiner Schriften befinden ſich ja ſolche, welche nach ſeiner eigenen Definition keine Martialiſche Sinngedichte ſeyn können. Herr Herder hätte alſo nur erwieſen, daß es noch mehrere Arten, und nach ſeinem Geſchmack beſſere Arten kleiner Gedichte gebe, als Leſſingiſche Sinngedichte. Daran hat aber Leſſing nicht gezweifelt und wohl kein Menſch; nur Herr Herder hat verſucht, ſie unter Eine Gattung zu zwingen: wobei er vortreffliche Beobachtungen anbringt. Das Zugemüſe iſt mehr werth, als das Fleiſch. Auf das Klaſſificiren und Definiren der Gedichte überhaupt muß man nicht zu viel bauen. Es iſt wie mit den Religionen und Sekten. Jede hat freilich charakteriſtiſche Kennzeichen genug; aber ſie ſo haarklein aus einander zu ſetzen, hält ſchon ſchwer, da man heute das dazu rechnet, was man morgen verwirft: und dann wird man oft manches von einer behaupten müſſen, was man der andern unmöglich abſprechen kann. Alle gründen ſich auf Moral; und je mehr ſie davon abweichen, deſto tauglicher ſind ſie für die Welt als Religionen und Sekten. Und ſo iſt es auch mit den mannigfaltigen Gedichten; je mehr ſie von der lebhafteſten oder ſinnlichſten Darſtellung abweichen, je weniger ſind ſie Gedichte. Das Uebrige, wird Leſſing ſagen, ſind Tonnen für die gelehrten Wallfiſche, damit zu ſpielen.

Um die Fabel und Erzählungen hat Leſſing noch mehr Verdienſt. Ueber La Fontaine und Gellert haben wir faſt den Aeſop ganz vergeſſen, oder wir beurtheilten wenigſtens die Aeſopiſchen Fabeln darnach. Leſſing ſelbſt gab einige recht gute gereimte mit aller angenehmen Geſchwätzigkeit heraus, worunter aber doch einige ſind, welche für wirklich äſopiſche gelten könnten, als die zweite und dritte *). Er konnte alſo deſto unverdächtiger Richter von beiden Arten ſeyn. Sein unpartheyiſcher und ſcharfſinniger Geiſt erklärte ſich am Ende für die Aeſopiſche, ob er

---

*) Leſſings ſämmtliche Schriften Th. 2. S. 19 u. 40.

gleich die Gellertiſche nicht geradezu, noch ganz verwarf: nur für zweckmäßiger erklärte er die erſte. Wenn man glaubt, daß ihn die Leichtigkeit der Aeſopiſchen, da ſie in Proſa ſind, zu ſeiner Behauptung mit bewog, ſo trifft man es wahrlich am wenigſten. Er hatte ſeine Aeſopiſchen Fabeln, ſo wie wir ſie jetzt in Proſa haben, faſt alle verſificirt und das für ſie gethan, was Phädrus für die Aeſopiſchen, ohne ſie eben an manchen Stellen zu verſchlechtern. Allein ſie ſind alle mit denen, welche er neu dazu erfunden hatte, in einer Kiſte verloren gegangen, deren ſchon in der Vorrede zum zweiten Theile ſeiner ſämmtlichen Schriften erwähnt worden iſt.

Man hat oft die Frage aufgeworfen, warum er ſich dieſe Mühe mit ſeinen Fabeln gegeben, da ſie doch in Proſa ſo gut erzählt ſind, und er nicht der Mann war, welcher die Sache nach dem Schweiße, den ſie koſtete, und nach dem Oele, das man dabei verbrannte, beurtheilte. Hätte er ſie etwa zum Singen beſtimmen wollen, ſo wäre die Urſache leicht zu finden; auch da noch, wenn ſie gereimt geweſen wären. Denn es giebt noch Deutſche Leſer genug, die von keiner andern Poeſie wiſſen wollen, als von gereimten Verſen. Was noch ſo poetiſch, aber reimlos iſt, deucht ihnen ſchwülſtige Proſa. Ihr Ohr kitzelt wohl das Wiederkommen zweier Worte, die nur einen oder zwei verſchiedne Anfangsbuchſtaben haben, und etwas ganz Verſchiednes bezeichnen. Aber bei der Abwechſelung kurzer und langer Sylben fühlen ſie nichts. Freilich wollte Leſſing für ſolche feine Kenner wohl nicht ſchreiben, und natürlich zum beſſern Geſchmack etwas beitragen; ſollte man aber Dem mit Recht den guten Geſchmack abſprechen, der die Theorie der Ohrenkitzelung nicht inne hatte und noch weniger ſie ausübte? Reim und Sylbenmaß macht doch keine Poeſie, wie Gottlob! nun alle Lehrbücher nicht mehr in Zweifel ziehn. Die Hebräiſche Poeſie iſt ein leibhaftes Beiſpiel davon. Sie hat weder eigentliches Sylbenmaß noch Reim; wohl aber ſehr ausgeſuchten Rhythmus und Zeilenmaß. Gleichwohl iſt im Deutſchen jede Poeſie, welcher Reim und

Silbenmaß, wenigſtens letzteres fehlt, wenn ſie auch noch ſo darſtellend, noch ſo ſinnlich und bildlich wäre, und an das Herz redete, eine mangelhafte Poeſie. Der Einfall, daß die prächtigſte Tafel mit den beſten und ſeltenſten Gerichten und Weinen, ohne Tiſchtuch und Serviette kein Gaſtmahl ſey, wo man ſich mehr zu vergnügen als ſatt zu eſſen (ob man gleich das letztere oft nur zu ſehr thut) geladen wird, iſt ein Einfall, den Europäiſche Damen und wohl auch Herren richtig finden werden, aber nicht einer, welcher von unſern Gewohnheiten gar nichts weiß und es vermuthlich für einen unnützen Luxus halten möchte, der einzuſchränken wäre, weil dadurch ſelbſt kein Geſchmack weder gereitzt noch befriedigt wird. Sollte das Sylbenmaß zur Poeſie ſich ungefähr ſo verhalten: ſo wäre es als Hülfsmittel zum Ausdrucke und zur Erzeugung der lebhafteſten Vorſtellung nicht ſehr weit her; ſo wäre es am beſten, man ſagte gleich, es iſt eine Gewohnheit, an der wir uns je mehr und mehr gewöhnen, je mehr wir ſie mit machen. Es gab eine

Zeit in Deutſchland, wo keine langen und kurzen Sylben, wohl aber ein Reim bemerkt wurde, und man hieß es die barbariſche Zeit, weil unſer Ohr etwas kitzelte, was das Lateiniſche und Griechiſche Ohr nicht kitzelte. Als man das Sylbenmaß ohne Reim einführte, ſchrie man lange Zeit: der Poeſie fehle etwas Weſentliches. Nach und nach gewöhnte man ſich daran, und nun iſt man ſchon ſo weit, daß der Reim wenigſtens in den Luſt- und Trauerſpielen uns Deutſchen, wo nicht anſtößig, doch höchſt entbehrlich ſcheint. Soll man nun rufen: Triumph, ihr aufgeklärten Zeiten! oder: heute an dem, morgen an jenem?

Ich bekenne, daß ich von Leſſings Verſificiren ſeiner Fabeln keinen Grund finden kann, zumal da ſein Vorbild, Aeſop ſelbſt, nur Proſaiker iſt. Der Welt zu zeigen, daß ihm Verſe ſo leicht wären als Proſa, oder er ſie wenigſtens ſo gut machen könne, als ein anderer Dichter, ſcheint mir, ihm aufzubürden, als habe er einer zu kleinlichen Eitelkeit einen Theil ſeiner Zeit aufopfern wollen. Giebt es wohl etwa viele, denen der verſificirte Adam beſſer ſchmeckt, als der proſaiſche?

Hätte er es bloß darum gethan, damit Bodmer inskünftige nicht mehr Leſſingiſche unäſopiſche Fabeln ſchreiben könne? Iſt auch nicht ſehr wahrſcheinlich! Bodmer, der fromme Bodmer *), der zwar die Thiere zu der Fähigkeit der menſchlichen Natur, aber nicht zu der Würde und den Hoffnungen der Chriſten, und ich ſetze hinzu eines lutheriſch evangeliſch orthodoxen Chriſten, der ſtandhaft bei der Eintrachtsformel geblieben, erhöhet wiſſen wollte, ſchrieb ungereimte Epopeen und reimloſe Verſe die Menge, daß Leſſing unmöglich glauben konnte, Bodmer würde ſeinen Rappen ungeſattelt laſſen, um dem Fuchs oder Eſel nicht das Vorrecht eines Chriſten ſtreitig zu machen.

Daß es Eigenſinn und Laune geweſen ſey, ſo wie er ſie in vielen andern Dingen bewieſen, iſt freilich ein ſo tiefſinniger Aufſchluß in ſeinem Charakter, als der metaphyſiſche Satz, daß alles ſeinen Grund hat, in der Phyſik, wo

*) Leſſings unaſopiſche Fabeln S. 249.

wir von ſo wenigen Dingen den rechten Grund wiſſen oder angeben können. Ein Einſichtsvollerer kann daher allein beſtimmen, was die poetiſche Welt durch Leſſings verlorne verſificirte Fabeln für einen Verluſt gehabt. Von denen, die neu hinzu gekommen, und gar noch nicht gedruckt waren, iſt hier die Rede nicht.

So viel man ihm aber in dieſer Gattung der Poeſie Verdienſt laſſen will, ſo glaube ich doch, daß er um das Deutſche Theâter noch größeres hat. Was auf demſelben gut iſt, dazu trug er ſehr viel, wo nicht das meiſte, bey. So unleidlich auch die Schauſpieler, nicht die Deutſchen allein, ſondern alle ohne Ausnahme, gegen jede Kritik ſind, ſo iſt ſie doch das Einzige, was ſie bildet. Der Tadel, der ſie trifft, ſchmerzt ſie deſto mehr, je mehr er Einfluß auf ihre Kunſt hat, und ſie ihn zu verwerfen ſcheinen wollen. Die ſtolzeſten Schauſpieler, wenn ſie nicht ganz am Kopfe verwahrloſet ſind, treiben ſich zwar, um ihres Ruhmes willen, in den Vorzimmern der Großen herum, und haben zuweilen das Glück, auf eine oder die andere Art einen gnädigen Blick wegzugaukeln; allein ſie fühlen doch zeitig genug, daß es nicht Achtung für die Kunſt, folglich auch nicht für ſie, ſondern eine ſie demüthigende Herablaſſung iſt. Die Deutſche Nationalbühne, wie ſich jedes winzige Theater eines Fürſten oder einer Stadt zu betiteln pflegt, wenn es ſich nicht mit extemporirten, ſondern ſtudierten Deutſchen Originalſtücken oft mehr lächerlich als berühmt macht, lebt jetzt allein von dem fleißigen Beſuche des Publikums; und wenn ihr, nach der Sprache der Anſchlagezettel, der hochgeneigte Zuſpruch fehlt, ſo kann ihr der gnädige nicht viel helfen. Sie kann alſo die Stimme der Einſichtsvollen nicht ſo ganz von ſich weiſen, und muß ſie wenigſtens ſo reſpektiren, wie der ſchlaue Rechtsmann die Geſetze. Es kömmt freilich ſehr oft keine Beſſerung, ſondern nur eine Veränderung heraus; denn vox populi iſt öfters eines ſehr abgeſchmackten, aber doch eines allgemein geltenden Dei vox, und das Uebel iſt, ſo lange dieſe allgemeine Stimmung währt, nur ein Uebel für die paar Vernünftigen, die ſich vor Scham verkriechen und ſchweigen. Es mag Deus oder populus regieren, ſo oft jeder allein regiert, ſo oft iſt es eine ſehr tolle Regierung. Und wohl dem, der einem davon zu mißfallen das Unglück hat, oder, ſo zu ſagen, mit Leib und Seele nicht ganz Eines derſelben Meinung iſt, oder, mit der deutlichen Sprache der Offenbarung zu reden, lau befunden wird, und weder kalt noch warm iſt; er wird aus dem Klub der Aufklärung ausgeſpieen, und findet ſein Ende in dem bürgerlichen Leben durch die Guillotine oder durch den Strick; und in dem gelehrten, wohin auch das theatraliſche wie der Küſter zu dem Prediger gehört, durch Journal oder Zeitung. Es ſcheint einmal das Loos der Menſchheit zu ſeyn, aus einem Extrem in das andere zu fallen, und mit Schaden nicht klug zu werden, ſondern nur aufzuhören.

Allein von Leſſings Verdienſt als theatraliſcher Kunſtrichter will man hier eigentlich nicht reden, ſondern von dem als theatraliſcher Dichter. Auch dieſes, glaube ich, iſt nicht gering. Von wenigen kann man ſagen, was man von ihm mit Recht behauptet: ſein erſtes Stück war ſein ſchlechteſtes, und ſein letztes ſein beſtes. Fleiß und Mühe ohne Talent iſt freilich etwas Erbärmliches; doch Talent ohne Fleiß und Mühe mag rühmlicher klingen, ſagt aber eben ſo wenig. Wo eins davon allein iſt, da ſcheint wohl beides nicht viel zu taugen. Freilich iſt nichts ohne Ausnahme; aber hier möchten wohl der Ausnahme große Täuſchungen unterliegen, und die ganze Sache auf eine Schmeichelei hinauslaufen, die ſich der Müßiggänger ſelbſt macht. So viel bleibt aber unſtreitig, daß ein ſchöner Keim, aus dem ein herrlicher Baum hätte werden können, und nicht geworden, gegen einen mittelmäßigen Baum aus einem gewöhnlichen Keime ſo viel als nichts iſt.

Leſſing machte ſeine erſten Luſtſpiele in einer Zeit, wo man in Deutſchland ein vernünftiges Theater unter die Paradoxen zählte, nehmlich von 1747 bis 1750, ungefähr in einem Zeitraume von vier Jahren. Was er von 1750 bis 1763, bis auf ſeine Minna von

Barnhelm, für das komiſche Theater ſchrieb, iſt nichts Vollendetes, wie ſein theatraliſcher Nachlaß weiſet. Schlegels, Krügers und Gellerts Stücke waren zu damaliger Zeit das non plus ultra theatraliſcher Kunſt. War gleich dieſer Anfang nicht ganz zu verachten, ſo ſtach er doch gegen den ausländiſchen Reichthum der Stücke ganz ab, welche durch Deutſche Einkleidung und ſchülerhafte Dolmetſchung wahrhaftig nichts gewannen, wohl aber ſehr verloren. Kein Wunder daher, daß die Deutſche Bühne damals äußerſt verachtet war und ſich ihr kein guter Kopf, den nicht das Glück ganz verloren gegeben, weder als Schriftſteller noch als Schauſpieler widmen wollte. Zur Bekämpfung dieſes damals über alle Begriffe herrſchenden Vorurtheils gehört nicht allein Einſicht in die Sache, ſondern auch Feſtigkeit der Seele, die ſich nicht allezeit bei den Jünglingen von Talenten findet. Man weiß aus Leſſings Leben, wie ſehr man ſeine Neigung zum Theater zu unterdrücken ſuchte; und deſſen ungeachtet konnte man mit ihm nicht ganz zum Zwecke kommen. Ob nicht ſogar dieſes Gegenſtreben zu ſeinem damaligen Fleiße beytrug, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Wenigſtens machte ihn die nachherige Aufmunterung ſeiner Freunde und der zunehmenden Theaterliebhaber nicht fleißiger.

Und wie alt war Leſſing damals? Achtzehn bis zwey und zwanzig Jahr. Was können die meiſten Jünglinge in dieſem Alter? Ein albernes Collegium noch alberner nachſchreiben, und in allen den Sprachen, die ſie erlernt zu haben ſich rühmen, ſelbſt in ihrer Mutterſprache, ſich kaum dem Becker, Schneider und Schuſter ohne Fehler mittheilen. Und unter wen kommen ſie auch? und unter wen kam Leſſing vollends? Er war noch nicht ein Jahr in Leipzig, und hatte, ſo zu ſagen, kaum in die Welt gerochen; denn die Schule, aus der er geſchieden, war mehr ein Kloſter, wo Knaben gefüttert und dreſſirt werden, auch vieles lernen, was ſie als Weltleute eben nicht ſehr brauchen können. Und doch hatte er ſchon da den jungen Gelehrten zu entwerfen angefangen. Gewiß gaben ihm die Veranlaſſung dazu nicht ſein Vater und ſeine Lehrer, denen dieſe Art Poeſie ein Gräuel war. Das Genie brach durch zufällige Nahrung wie ein Strom hervor, gegen den alles Dämmen vergeblich iſt. Man erklärte den Terenz wohl am wenigſten in der Abſicht, ihm Geſchmack an der theatraliſchen Kunſt beyzubringen. Vielleicht verglich aber der Lehrer manche Stellen mit dem Plautus. Leſſing bekam dadurch das erſte Verlangen nach dem letztern, las ihn, und fand ein beſonderes Behagen an ihm. Denn Plautus iſt lebhafter, witziger und weit komiſcher als Terenz, ob er ihm gleich an Feinheit ſehr nachſteht. Mit dem Jünglinge von Kopf iſt es ja gerade ſo. Den Moliere mochte ihm wohl der Franzöſiſche Sprachmeiſter empfohlen haben, um ihn daraus das Franzöſiſche zu lehren; und ſiehe! er lernte dieſes und noch etwas mehr: denn er ſtudierte auch die Menſchen, die um ihn waren. Pedanten und Gecke von Gelehrten und Gelehrtlingen waren das Vornehmſte und Wichtigſte, was ihm vorkam; die übrigen Menſchen, die er nachher ſchilderte, dachte ſich ſein Kopf nach dem Plautus und Moliere, und dadurch wurden viele Perſonen in ſeinen Stücken, (ich meyne beide Theile der Luſtſpiele, mit gänzlicher Ausnahme der Minna von Barnhelm aber) allerliebſte witzige Geſchöpfe, wie ſie weder im Lateiniſchen, noch im Franzöſiſchen, und Deutſchen ſind. Sie waren Kopieen von fremden Kopieen, und hatten Kenntniſſe und Erfahrungen auf eben die Art und Weiſe, wie der Dichter ſelbſt. Ich bin gewiß, mit Erlaubniß aller aufgeklärten Schuldirektoren und ihrer ganz bewundernswürdigen Einrichtungen zur Vorbereitung des Jünglings auf ſein künftiges Leben, daß Shakeſpear bey dem Pferdehalten an dem Komödienhauſe, wo nicht mehr Welt, doch mehr Herzenskenntniſſe ſammeln, und folglich ſich zum theatraliſchen Dichter beſſer bilden konnte, als Leſſing in ſeiner Lage auf der Fürſtenſchule. Denn dafür, daß Shakeſpear keinen Plautus, Terenz und Moliere kannte, beharrte er ohne falſch geleitete und geſchwächte Aufmerkſamkeit bey allem, was vorzüglich ſeinen Sinnen auffiel und ſeiner Phantaſie Nahrung gab. Freilich wurde er dadurch höchſt unregelmäßig, das heißt, er bekümmerte ſich am wenigſten, wie Andere es gemacht hatten und Andere glaubten, daß man es machen müſſe, ſondern machte es bloß nach ſeinem Kopfe. Aber was eigner Kopf vorbringt, überwiegt allezeit, was die Regeln erzeugen, welche ſelten mehr ſind, als einſeitige hingeworfene Betrachtung über den und jenen guten Kopf und den einfältigen Schluß, daß man es eben ſo machen müſſe, wenn man es gut machen wolle. Shakeſpear mußte alſo ganz neu ſcheinen, wo Leſſing mit allem ſeinem Studieren nur gewöhnlicher Schöngeiſt ſchien.

Man werfe nur einen flüchtigen Blick auf Leſſings theatraliſche Arbeiten. Faſt in jeder Scene wird man beſtätigt finden (ich nehme nochmals aber die Minna aus), daß gerade ſeine Anhänglichkeit an Moliere, Terenz und Plautus, worüber ihm die wenigen, die von dieſem Fache mit ſprechen zu können glaubten, viele Lobeserhebungen machten, ihm alle Originalität raubte, und von dem eigentlichen Deutſchen Charakter, womit ſich ſeine Perſonen auszeichnen ſollten, nicht nur entfernte, ſondern ſeine Feile vollends alles das wegnahm, was ſich im erſten Feuer wider ſeinen Willen eingedrungen hatte.

Seine beiden erſten Stücke, Damon und die alte Jungfer, ſind ein Beweis ſeiner Jugend, Unerfahrenheit, und ſeiner flachen, wenig geläuterten Kenntniſſe. Ja, man möchte ſagen, ſobald er ſeine theatraliſchen Muſter nicht nachahmte, oder aus dem einzigen Zirkel ſeiner Bekanntſchaft gerieth, war er äuſſerſt niedrig und faſt anſtößig für die feine Welt. Aber hätte er ſich an das Urtheil der feinen und gar gelehrten Welt nicht gekehrt, wäre den in dieſen beiden Stücken angetretenen Weg nur dreiſt fortgegangen, und hätte ſich mehr auf den Kaffeehäuſern und an allen den Oertern, wo die Menſchen ſich keinen Zwang anthun, als in den Bibliotheken eingefunden; vermuthlich hätten wir von ihm keinen Berengarius, keine Erziehung des Menſchengeſchlechts, aber Komödien, deren Unregelmäſſigkeit jeder Schulmann usque ad oculos erwieſen und das gereiſte und ungereiſte Närrchen von Geſchmack und Weltton, wie die

Peſt gemieden hätte, welche aber ein Spiegel unſrer wahren Sitten und noch bis jetzt eine Lieblingslektüre des Deutſchen Mannes wären. Man ſollte zwar jener beiden Stücke gar nicht erwähnen; denn er hat ſie nie unter ſeinem Namen herausgegeben, und ſie noch weniger in die Sammlung ſeiner Luſtſpiele aufgenommen; allein die Anekdotenhummeln unterdrückten nun ihren natürlichen Trieb nicht, und ſumſeten damit ſo gut ſie konnten. Leſſing hatte Recht ſie zu verwerfen, und wir haben jetzt das Recht, daraus zu lernen, ohne daß es ſeinem erworbenen Ruhme ſchadet oder frommt.

Damon, oder die Freundſchaft, erſchien zu allererſt und noch eher gedruckt, als der junge Gelehrte. Es iſt wirklich das Unausgearbeitetſte und Kahleſte, was er für das Theater geſchrieben. Käme jetzt ein ſolches Stück zum Vorſchein, wir würden ſchwerlich einen Verfaſſer der Minna von Barnhelm daraus prophezeihen. Außer dem fließenden und verſtändlichen Dialog und ein paar guten, den Perſonen aber nichts weniger als paſſenden Einfällen, wüßte ich nichts daran zu rühmen; und gleichwohl wäre aus dem Stoffe viel zu machen. Eine reiche Wittwe wählt ſich aus einer großen Menge Freier gerade nur zwei zu ihren Freunden, welche Herzensfreunde unter einander zu ſeyn ſcheinen, der eine in der That, der andere nur mit Worten, und will abwarten, bis einer von dieſen Beiden in allem Ernſt ſich für ihren Anbeter und Freier erklärt. Der wahre Freund bemerkt, daß ſein Wortfreund Neigung zu ihr hat, und aus Freundſchaft unterdrückt er die ſeinige. Allein die kluge Liſette, das Kammermädchen der Wittwe, hat der Verfaſſer auf ſeiner Studierſtube gehabt, und ſie ſo von dem ganzen Gange ſeines Stücks unterrichtet, als er es nur immer ſelbſt ſeyn kann. Sie macht oft die Rolle eines Präſes, unter dem der Reſpondent mit dem Opponenten von der Freundſchaft diſputirt; nur daß ſie witziger iſt, und des geſunden Verſtandes ſo viel hat, als der rechte Präſes meiſtens Gelehrſamkeit. Die Rolle des Oronts würde noch das Komiſchſte ſeyn, wenn ſeine Schelmerei durch das beſtändige: verſteh er mich, dem Leſer und Zuſchauer nicht zu bald zum Ekel würde.

In dieſem Stücke hätten ſich die geheimen und verſchlungenen Nüancen der Liebe und Freundſchaft durch Handlungen der Wittwe und der Freunde entwickeln müſſen; aber der ganze Knoten beruhet auf der glücklichen Zurückkunft der Schiffe, welche die Freunde ausgerüſtet, nicht auf dem Betragen und den Leidenſchaften und Sitten der Perſonen. Sturm und Wellen aber ſind ſo philoſophiſch und moraliſch, daß ſie das Schiff des ächten Freundes glücklich in den Hafen bringen, und das Werkzeug zu ſeyn geruhen wollen, den Biedermann für ſeine Freundſchaft und Treue, die man weder zu tadeln noch zu loben Grund hat, belohnen zu können. Hier konnten ihm alle Beiſpiele, alle Dichter von allen Nationen nichts helfen; noch weniger ſein Fleiß und ſein Witz. Was weiß ein achtzehnjähriger Jüngling von den mannigfachen Falten der Liebe und Freundſchaft? Es konnte nichts Kluges werden, oder es mußte etwas ganz anders werden. Einen ächten jungen Gelehrten kann es geben, aber keinen ächten jungen komiſchen Schriftſteller. Je mehr er davon aus Büchern weiß, je weniger weiß er eigentlich davon. Es kommt dabei nicht auf das Gedächtniß, ſondern auf unſere gehabten ähnlichen Empfindungen und Leidenſchaften an. Ja ſie müſſen in uns ſchon ſo abgeſtumpft ſeyn, daß wir ſie in uns ſelbſt und bei Andern ruhig beobachten, und mit unſern ſelbſt gehabten Leidenſchaften und Empfindungen vergleichen können. Wo das nicht iſt, da wird es angenehme Witzelei oder wohlklingendes Gewäſch. Aber, lieber Gott! ſind wir ſo weit, ſo haben wir ſelten mehr Luſt zu ſchreiben, und wenn ſich dieſe zuweilen auch fände, nicht Muße und Zeit genug. Leſſings Leben iſt ein ſprechender Beweis davon.

In ſeinem zweiten ausgeſetzten Kinde: die alte Jungfer, findet man ſchon die Perſonen charakteriſirter und hervorſtechender; ſie haben auch ſchon ihre eignere und angemeßnere Sprache: es iſt aber alles das Triviale, Pöbelhafte und Verſchobene, das ſich zwar in allen Klaſſen der Menſchen findet, aber in keiner weder gefallen, noch belehren kann. Die Handlung geht raſch und iſt voll burlesker Situationen. Eine alte Jungfer von ſechs und funfzig Jahren kann freilich gewöhnlich nichts anders erwarten, wenn ſie dergleichen erwartet, als um des Geldes willen geheirathet zu werden, und muß ſich allen Bedingungen unterwerfen, ſo abgeſchmackt und entehrend ſie ſie auch ſelbſt fühle. Iſt das keine neue, ſo iſt es doch eine nützliche Lehre für unentſchloßne Mädchen.

Herr Oront und Frau Oront ſind ein zärtliches Ehepaar, wie man ſie in jedem ehrbaren Bürgerhauſe eines kleinen Städchens findet, man mag zur Rechten oder zur Linken aus ſeinem Quartiere gehn. Sie ſind ſo herzlich einig, wo ſie es ſind, und ſchimpfen und ärgern ſich ſo herzlich, wo ſie es nicht ſind, und das wird kaum des Tages zehnmal ſeyn. Krauſel, ein Gelegenheitsreimer, und ein Schneider, welche die alte Jungfer verkennt und daher einen für den andern nimmt, jeder es aber für eine Beſchimpfung hält, geben eine ſehr drollige Scene. Nur die folgende, wo ſich dieſer Verſifex ſelbſt aus ſeinem Quodlibet vorlieſet, und bei der alten Jungfer zu betteln anfängt, fällt ein wenig in ekle Carricatur, die ein Poſſenſpiel, wie dieſes, doch nicht ganz verſtellt. Was kann ein bittrerer Spott für eine alte Jungfer ſeyn, als der Gebacknitzjunge Peter, welcher ſich in ihren Freier, einen abgedankten lahmen und verſchuldeten Officier, verkleiden ſoll, und bei der alten Jungfer ſeine Rolle gar zu gut zu ſpielen befürchtet, ſo daß ſie ihm wohl im Ernſte auf dem Halſe bleiben könnte und deshalb Sicherheit dafür verlangt? Vermuthlich machte Leſſing dieſes Stück in ſeiner Vaterſtadt; wenigſtens hatten ihn einige Charaktere, die er daſelbſt beobachtete, zu dieſer Schnurre veranlaßt. Wenn ein theatraliſcher Dichter nicht gleich von Jugend auf eine ſolche Aufmerkſamkeit beweiſet, ſo wird er ſie gewiß in größern Zirkeln des Umgangs und bei reifern Jahren und mehrerer Kenntniß ganz unterlaſſen. Die Neſſel muß gleich brennen, oder ſie brennt nie.

Ich gehe nun zu ſeinen zwei Bänden Luſtſpiele, die unter ſeinem Namen ſtets erſchienen.

Erſt von ſeinen fünf Stücken darin, welche, ich wiederhole es noch einmal, in ſeinem achtzehnten bis zwei und zwanzigſten Jahre geſchrieben worden ſind. Minna von Barnhelm, als das ſechſte Stück, verfertigte er dreizehn Jahre darauf, und es hat freilich entſchiedene Vorzüge, die andere Deutſche Dichter noch bis auf dieſen Tag ſehr wenig erreicht haben, ungeachtet ich nicht in Abrede ſeyn will, daß nicht größere Genies entſtanden wären.

Aller Beifall eines Luſt- und Trauerſpiels, oder eines jeden Dramas oder Schauſpiels kömmt entweder von dem Dialog her, oder von ſeinem Roman und ſeiner Geſchichte, oder von der Schilderung der darin handelnden Perſonen. Man ſieht freilich, daß eins ohne die beiden andern nicht vollkommen ſeyn kann, und nur daraus zuſammen ein befriedigendes Ganze entſpringt.

Die Theaterpolitik wäre zwar die vierte Nothwendigkeit, welche zur Aufrechthaltung eines Stücks oft mehr beiträgt, als die Erfüllung der drei erwähnten Erforderniſſe; ich meyne das Intrigiren zwiſchen Zuſchauer und Schauſpieler, die Haſchung nach Aufmunterung der Großen und Kleinen, welche Schreier und Auspoſauner ſind, und ſich in der Tonne herumwälzen, wenn ihre fleißigen Nebenmenſchen eigentlich arbeiten. Sie iſt mit der Staatspolitik Eines Gelichters, wenn man den höhern Gegenſtand ausnimmt. Wer darin etwas Vorzügliches leiſten will, muß mit allen erſinnlichen Betteleien, mit allen niedrigen Kunſtgriffen und mit den offenbarſten Niederträchtigkeiten eine ausgemachte Schamloſigkeit verbinden, und ſich alles erlauben, was der feine und kluge Mann verſchmähet, weil es gar zu plump iſt, und die kopfloſeſten Menſchen vorausſetzt. Die erfahrnen Taſchenſpieler behaupten zwar, daß man bloß dadurch eine unbegränzte Bewunderung erhalte; und ob ich gleich die Möglichkeit davon nicht recht einſehe, ſo habe ich doch an der Wirklichkeit keinen Zweifel. Und alſo bewundere wer da will von dieſer Seite den Staat oder das Theater!

Leſſings Dialog war eine ganz neue Erſcheinung. Die beſten Stücke der damaligen theatraliſchen Dichter waren in dieſem Punkte kaum zum Ausſtehn. Alle Kunſt der Schauſpieler reichte nicht zu, das Schleppende, Schielende und Schiefe, das Unpaſſende und von dem Deutſchen Sprachgenie Abweichende zu verſtecken. Anſtatt dem Spieler ſeine Mühe zu erleichtern, fand er lauter neue Schwierigkeiten. Es werden in Leſſings Luſtſpielen wenige Stellen ſeyn, wo der Ausdruck die Pantomime des Spielers in Verlegenheit ſetzt, oder wobei er nicht gleich wüßte, was er zu thun hätte. Alles ſo munter, ſo lebhaft, ſo ungezwungen darſtellend! Könnte man etwas daran tadeln, ſo wäre es dieſes, daß Leſſing die Bedienten und Mädchen und alle, die nicht weit über dieſe Menſchenklaſſe ſind, oft zu kräftig, zu klug und zu fein ſprechen läßt. Fehlerhaft reden, ſchimpfen wie die Hökerweiber, und fluchen wie die Fuhrknechte, oder gar Zoten reißen, wie Geſindel ohne Scham und Zucht, muß dieſe Art Menſchen auf dem Theater nicht, ob das gleich ſehr natürlich und wahr wäre. Gärrick vergleicht dieſe Natürlichkeit mit einem Theile des menſchlichen Körpers, den man nicht gern in Geſellſchaft nennt, doch unter vier Augen, wenn er recht ſchön iſt, vor Entzückung küßt. Dieſe Perſonen brauchen bei Leſſingen zuweilen Wendungen und Redensarten, die aus dem Auslande entlehnt worden, aber das Bürgerrecht ſchon ſo haben, daß ſie ſogar Herr Adelung in ſein Deutſches Wörterbuch aufgenommen, wofür er ihnen hätte ſolche in den Mund legen ſollen, welche den Provinzen eigen ſind, in denen ſie geboren worden oder doch leben. Ich meyne nicht, daß ſie vom Anfange bis zu Ende in ihrem Dialekte reden, ſondern nur hin und her ſolche Solöcismen oder Provinzialismen und Ortseigenheiten und Wendungen einſtreuen möchten, wofür ſich im Hochdeutſchen nichts ſo Kräftiges und Eigentliches ſagen läßt, und das doch dem gemeinen Manne, wenn er nach ſeiner Art richtig und gut ſpricht, zur rechten Zeit und leichter einfällt, als dem Gelehrten und Weltmanne. Die Sache iſt von Seiten des Verfaſſers allerdings ſehr ſtudiert und mühſam, aber deſto natürlicher und wahrer an den Perſonen ſelbſt. Freilich muß man es nicht übertreiben; noch weniger aus der Uebertreibung die Anklage dagegen machen. Es iſt auch das ſchicklichſte Mittel, unſere Buchſprache zu bereichern; denn die freye Annahme des gebildeten Publikums entſchiede. In ſeiner Minna von Barnhelm findet man ſolche Spuren, wenn zum Exempel die Franziska ſagt: „Im Wagen muß der Herr Major Katz aushalten; ich verdiene den Biß;“ und der Wachtmeiſter: „nehmen Sie doch der Weile mein Geld.“ Ich will auch damit gar nicht ſagen, als wenn ſich davon in ſeinen vorhergehenden Stücken nichts fände.

Bei Erſcheinung des jungen Gelehrten fiel freilich der Vorzug des Dialogs ſo ſtark in die Augen, daß ihn niemand leugnen oder abſtreiten konnte; aber man zog auch daraus einen ſcheinbaren Tadel, daß die Lebhaftigkeit, die Präciſion und der Nachdruck deſſelben dem Stande und dem Charakter der Perſonen gar oft nicht entſpräche. Es herrſche darin einerley Scherz, Rede und Spott, ungefähr wie im Marionettenſpiele, nehmlich desjenigen allein, der den hölzernen Figuren die Bewegung gäbe. Das Beſſere macht hier die Sache nicht natürlicher. Es iſt wahr, man könnte dieſes aus Leſſings fünf erſten Komödien erweiſen; aber dadurch haben diejenigen nichts gewonnen, welche behaupten, daß dergleichen Perſonen gerade ſo reden müßten, wie ſie in der Natur reden. Es iſt hierbei eine Mittelſtraße zu beobachten, die ſich im Allgemeinen nicht gut vorſchreiben läßt. Alles iſt noch ſo unbeſtimmt, und hat ſo viele und mancherlei Seiten; auch beweiſen einzelne Wörter und Redensarten, wie nicht weniger manchmal ganze Wendungen und Reden, für die Natürlichkeit der Rolle eben das, was ein einzelner Ziegel oder Stein für die Gründlichkeit und Schönheit eines ganzen Gebäudes. Man kann hierüber viel diſputiren, kritiſiren und reguliren, ohne das Geringſte auszumachen. Der Beifall des Leſers mehr als des Zuſchauers muß entſcheiden, ſo ein armſeliger Gewährsmann er auch für die Güte des Dialogs iſt. Genug, Leſſing war der erſte, welcher deshalb gefiel und das deutſche Theater dadurch auf einmal hob, auch die beſſere Sorte von wohlgezogenen Menſchen nach und nach hinein lockte. Nothwendig mußte daraus für ihn Beifall erfolgen, welcher um deſto größer war, je weniger man damals von einem theatraliſchen Dichter forderte. Da ſo etwas aber ihn niemals einſchläferte oder aufblies, ſondern vielmehr nur anſpornte: ſo hatte ſein letztes Stück vor ſeinem vorhergehenden immer Vorzüge; und dieſes verlangte er auch von jedem guten Dichter. So ſchön dieſe Regel für ihn war, und ſie ſich jeder zum unverbrüchlichſten Geſetz machen ſollte: ſo weiß ich doch nicht, ob ſie ſich bei dem Kritiker auf die gründliche Kenntniß des Genies mancher Art, und auf die Billigkeit überhaupt gründet.

Der Roman, die Geſchichte, die Handlung, die Fabel ſeiner Stücke, oder wie man es nennen will, iſt verſchiednen Werths. Bei manchem, das iſt nicht zu leugnen, hat er ſich erſt den Hauptcharakter gedacht, und dann die Fabel nebſt allen Umſtänden, unter welchen er am ſtärkſten und beſten hervor ſticht, dazu erfunden. Er wird aber dadurch ſehr überladen und folglich unnatürlich; ob gleich jeden Zug davon die tägliche Erfahrung beſtätigt und dazu das Original aufweiſen kann. Der Leſer und Zuſchauer hat Recht, eine ſolche Behandlung des Charakters zu tadeln; denn ſie bringt ihn um ſeine Täuſchung, und macht die Wahrheit durch Häufung der Wahrheit zur Unwahrheit. Eine ſolche Bearbeitung des Charakters, wo alle andere Perſonen bloß für dieſen da ſind und handeln, nützt zur Kenntniß des Charakters, wenn ſie ja was nützet, nichts mehr, als eine wortreiche Paraphraſe eines Autors. Man will die Güte des Feldes aus einem reichen Kornmagazine erweiſen.

Sein junger Gelehrter und ſeine Juden, wo nicht ſo gar ſeine beſſeren Stücke, als ſein Freygeiſt und ſein Miſogyn, ſind auf dieſe Art entſtanden. Aber der junge Gelehrte iſt doch noch etwas zu roh gerathen, ob gleich ganz wahr. Die Liebe fühlt er nicht; von der weltlichen Eitelkeit der Gelehrten beweiſet er eine gar zu unweltliche Kenntniß; kennt nur, heiſcht nur den gar zu unbedeutenden, und jetzt wo nicht verächtlich, doch zu gemein werdenden Wirkungskreis eines Gelehrten der Schriftſtellerey. Bediente und Mädchen im Hauſe haben ihn ein wenig zu ſehr zum Beſten: der junge Gelehrte ſoll kein dummer, ſondern nur durch Gedächtnißwerk verſchobener Kopf ſeyn. Er ſoll zu viel gelernt und zu wenig gedacht haben; ſelbſt die Wahrheit iſt in ſeinem Kopfe noch Vorurtheil: kurz, er iſt mehr ein gelehrtes Kind, als ein Gelehrter. Leſſing hat die Erfahrung der gelehrten Unarten aus ſich ſelbſt genommen. Auf der Fürſtenſchule zu Meißen, wo man andere Thoren weder ſah noch hörte, war er ſelbſt ſo ein Stückchen von jungem Gelehrten. Er wollte der Welt einen Triumph ſeiner Selbſterkenntniß geben. Das Stück würde paſſender: der gelehrte Student von der Univerſität, heißen.

Die Juden. Dieſe Komödie ſollte eigentlich heißen: das chriſtliche Vorurtheil gegen die

Juden. Es tritt ja in dieſem Stücke gar kein Jude auf. Der Reiſende und ſein Reitknecht ſollen Juden ſeyn! So biſt du, lieber Leſer, auch ein Mahomedaner. Sein Vater kann einer geweſen ſeyn; aber daß er ſelbſt einer iſt, äußert er nur in einem Monologe, und endlich dem Baron, dem er das Leben gerettet, als dieſer ſeine Räuber, die ihn auf der Straße angefallen, aus der kahlen Urſache für Juden hält, weil ſie Bärte gehabt hätten. Sein Reitknecht ruft nur dabei aus: Drum habe ich nicht gewußt, warum der Herr auf der Reiſe kein Schweinefleiſch eſſen wollte, und ſonſt hundert Alfanzereyen machte. Mehr kommt doch von ihrem Judenthume im ganzen Stücke nicht vor, wenn nicht etwa die Stelle noch dazu gehören ſoll, wo das Kammermädchen den Reitknecht zum Schluſſe fragt: Und wenns dazu kömmt, iſt Er wohl gar auch ein Jude, ſo ſehr Er ſich verſtellt? und dieſer antwortet: Das iſt zu neugierig für eine Jungfer gefragt. Solche Unbeſtimmtheiten des Hauptcharakters paſſen in ein Märchen von Juden, das in ein Geſpräch gekleidet iſt, aber in keine Komödie. Wenn ſie noch hieße: Die Vernunftjuden, ſo wie wir Vernunftchriſten ſagen; ſo wäre es doch allenfalls etwas geſagt: wenigſtens nach der Sprache unſerer aufgeklärten lutheriſchen Theologen, denen ein Vernunftchriſt ein ſolcher Chriſt iſt, welcher alles was von jeher den Chriſten von Juden, Heiden und Mahomedanern unterſchied, für Irrthum und Albernheit aus der Vernunft erklärt. Einen dergleichen Vernunftjuden hatte auch Leſſing im Sinne: er kannte vielleicht auch keinen andern, und wollte durch ſein Nachſpiel beweiſen, daß ein vernünftiger Mann unter den Juden, ſo wie unter allen Religionen, auch ein rechtſchaffner, in der Noth beiſtehender und ganz uneigennütziger Mann ſeyn könne, wenn er an und für ſich zumal ſchon reich geweſen ſey. Freilich ein ſehr unnöthiger Beweis, der durch eine Komödie am allerwenigſten mehr Kraft erhält, als er ſchon an und für ſich hat. Denn eine Komödie iſt nun einmal keine wörtlich vorgefallene Begebenheit, ſondern eine höchſtwahrſcheinliche, wie ſie ungefähr alle Tage vorkommen kann.

Die, welche an der höchſten Wahrſcheinlichkeit eines biedern Juden oder Chriſten, er ſey nun ein Vernunftjude oder ein Stockjude, ein Vernunftchriſt oder Stockchriſt, nur Miene machen zu zweifeln, die belehre man weder mit Komödien und Tragödien noch mit Satyren, noch weniger mit Abhandlungen, und wenn Gott will, mit tiefſinnigen Beweiſen a priori oder a poſteriori. Liebt jemand etwa das Wort Stock vor ſeinem Religionsnamen, wie der neugebackne Edelmann das Wort Von vor ſeinem Geſchlechtsnamen, ſo gehe er in ſein Kämmerlein, und ſchließe die Thüre hinter ſich zu, laſſe ſie aber ja nicht auf, daß man hineinſehen kann, oder ſchreie und ſinge ſo ſehr, daß man es hört *), und bete zu ſeinem

---

*) Wie etwa meine frommen chriſtlichen Nachbaren in dem Pohlniſchen Herrgott, einem Bierhauſe, oder wie es zu Breslau heißt, einem Kretſcham, der gerade an die Münze ſtößt, wo ich dieſe Vernunft- oder Stock-chriſtliche Betrachtung niederſchreibe. Ich denke, daß dieſes ein beſſerer Beweis von frommen Chriſten zu Breslau iſt, als wenn ich erſt mich in die Koſten ſetzen, und eine Komodie davon machen wollte, weil es etwa ein paar witzigen oder unwitzigen Köpfen einfallen konnte, an der Exiſtenz frommer gläubiger Chriſten in großen Städten zu zweifeln.

Gott und Vater für ihn im Verborgnen. Iſt er aber ein Vernunftchriſt, welchen der Stockchriſt gewiß von ſeinen Würden abſetzt, wenn es ſonſt Zeit und Umſtände erlauben und der Vernunftchriſt mit dem Zuvorkommen nicht hindern kann, ſo erbarme er ſich des unter die Mörder gefallnen Nächſten, welchen ſie geſchlagen, ausgezogen und ohne Vernunft und Religion nackend liegen gelaſſen; gieße in ſeine Wunden Oel und Wein, hebe ihn auf ſein Thier, und bringe ihn in ſein Haus, und pflege ihn, bis er geſund wird. Oder wenn er dazu nicht Gelegenheit hat, ſo übergebe er ihn der Kur eines Vernunft-Arztes, aber keines Stockarztes, für den ich übrigens allen Reſpekt habe, wenn er mich nicht kuriren darf.

Der ſelige Ritter Michaelis, welcher dieſes Nachſpiel in den Göttingiſchen gelehrten Zeitungen recenſirte, äußerte damals eine Meinung, welche man heut zu Tage ſchwerlich mehr anderswo, als in Schul- und Univerſitätswinkeln, höchſtens, aber doch nur ſehr ſelten, auf einer Dorfkanzel, unbelacht äußert, nehmlich dieſe: „Der unbekannte

,,Reiſende in Leſſings Juden ſey in allen Stükken ſo vollkommen gut, ſo edelmüthig, ſo ,,beſorgt, ob er auch ſeinem Nächſten Unrecht ,,thue, und ihn durch ungegründeten Verdacht ,,beleidigen möchte, daß es zwar nicht unmöglich, aber doch allzu unwahrſcheinlich ſey, ,,daß unter einem Volke, wie das Jüdiſche, ein ,,ſolches edles Gemüth ſich gleichſam ſelbſt bilden ,,könne.“ Der übrigen theatraliſch-theologiſch-politiſchen Saalbadereien, die Michaelis dabei auskramt, nicht zu gedenken.

Man erwarte ja nicht, daß ich dergleichen, als vernünftiger Menſch, widerlegen zu können oder gar zu wollen Miene mache. Ich frage nur als Stockchriſt, als Stocklutheraner, und ungeheuchelter Befolger unſers neuen Religionsedikts, für deſſen geſegneten Einfluß man Gott nicht genug danken kann: ob wir von Vernunfttheologen zu Göttingen oder Halle das Judenthum ſo weit erniedrigen laſſen können, ohne unſrer allerheiligſten und ſeligmachenden Religion etwas zu vergeben? Chriſtus war ſelbſt ein Jude, und die Juden laſſen ſichs nicht ausreden, daß er als

Jude gekreuzigt und geſtorben ſey *). Er bildete ſich unter den Juden, und wurde ein ſo

---

*) Selbſt unſer jüdiſch frommer Moſes Mendelsſohn gehörte darunter. Ein aufgeklärter, und wenn ich mich noch recht erinnere, ein Franzöſiſcher Vernunfttheologe zu Berlin wollte ſich von freien Stücken ſeiner armen Seele erbarmen und ihm zur chriſtlichen Seligkeit, ich weiß nicht mehr, ob nach Kantiſchen oder nach Götzeſchen Grundſätzen und Manieren, helfen; aber der in dieſem Kapitel etwas verſtockte Moſes fühlte ſeinem vernunftvollen Proſelytenmacher auf den Zahn, und fragte ihn unter andern um die Stellen im neuen Teſtamente, worin Chriſtus dem Judenthum öffentlich und feyerlich entſagt, welcher nach ſeiner Einſicht nur in der jüdiſchen Religion aufklären, ſie aber keinesweges aufheben wollen. Der Bekehrer hatte ſich auf alle Einwendungen eines jüdiſchen Gelehrten gefaßt gemacht, nur auf dieſe nicht. Moſes, mit einem ſchalkhaften Lächeln, welches er mit vieler Demuth gegen eine menſchenfreundliche Hochwürden verſtecken konnte, folgerte aus dem Stillſchweigen, daß der Herr Prediger eigentlich ein heimlicher Vernunftjude ſey, gegen welchen Maimonides und er wenig einzuwenden hätten. Denn zwiſchen einem Vernunftjuden und einem Vernunftchriſten ſey kein andrer Unterſchied, als daß ſich der Letztere ſchäme des Erſtern Namen zu führen, und der erſtere ihn beibehalte, ſo ſehr er auch deshalb mit Verachtung und Abgaben über die Gebühr von der weiſen Staatspolitik belaſtet werde. Hierin

vollkommner Menſch, als ein Gottes Sohn nur werden kann. Eine Religion, die einen Chriſtum gebildet, ſollte nicht mehr einen ſo kahlen Reiſenden, als der Leſſingiſche incognito reiſende Jude iſt, hervorbringen? Wer das behauptet, der läſtert den Vater und den Sohn, die jüdiſche und die chriſtliche Religion. Wäre es nicht bey einer ſo profanen Sache, als eine Komödie, ſo würde ich dieſen zu raſchen und unbedachten theologiſchen Eifer, ſo alt er auch iſt, bei einer hohen Commiſſion der reinen Glaubenslehre anhängig zu machen mich hiermit erkühnen. Doch ſo viel kann ich nicht unterlaſſen zu ſagen: Ritter Michaelis, Gott hab ihn ſelig! hätte beſſer gethan, wenn er ſtatt ſeiner unorthodoxen Aeußerung die Erinnerung gemacht, daß Leſſing eigentlich keinen Juden, ſondern nur einen reichen vernünfti-

---

lag kein Spott, kein Tadel von Moſes: er als ein ernſter Anhänger und Bekenner des Optimismus wußte wohl, daß alle dieſe Leiden zur beſten Welt des Judenthums gehören. Und ſo viel er ſich auf dieſen philoſophiſchen Troſtgrund zu Gute that, ſo wenig wollte er damit den jüdiſchen und chriſtlichen Troſtgründen den Rang ſtreitig machen.

gen Mann, unter den Juden geboren, geſchildert habe. Nun ſind die vernünftigen Leute in allen Religionen ſich gleich; folglich erweiſet dieſes Stück für die jüdiſche Religion gar nichts. Zweifelt auch der Rabbi an einem vernünftigen Manne in ſeiner Religion nicht, ſo will er doch, daß er ſich mit ſeiner armſeligen Vernunft nicht zu breit mache, und ſie ſein, wie ſein raſches Pferd, im Zaume halte; im gegenſeitigen Falle wird er ihn ſeinen jüdiſch-geiſtlichen Druck zu ſeiner Seelen Heil ſo ſtark fühlen laſſen, als es der chriſtliche ſegensvolle Druck zum allgemeinen Heil der Juden erlaubt: denn die Feſtigkeit einer Mauer beruhet auf dem ſenkrechten Drucke der Steine über einander, und Gott hat nun ſein auserleſenes Volk zum unterſten oder zum Grundſteine der ewigen Seligkeit nach dieſem Leben auserſehn. Das kann kein Jude leugnen, oder er bringt ſich um alle Welten, die ihm nach dieſem Leben erb- und eigenthümlich verſprochen ſind. Hält es eine erleuchtete theologiſche Fakultät zu Göttingen oder andern berühmten Orten, oder nur ein von Gott beſeeltes Mitglied daraus, wo nicht für ganz unmöglich, doch für höchſt unwahrſcheinlich, daß unter den Juden ein guter ehrlicher Mann ſeyn kann, ſo ſey der Rabbi ja behutſam, ehe er ihn geiſtlicher injuriarum belangt. Denn ein chriſtlicher Gottesmann iſt kein Engliſcher Juriſt; er nimmt die Worte nicht buchſtäblich, ſondern nach dem beſten und weiteſten Sinne, der ihm zuträglich iſt. Wie wenn der ſelige Michaelis noch lebte und ſagte: ich habe das nicht als eine Beſchimpfung gegen die jüdiſche Religion behauptet, ſondern nur als den einzigen Vorzug, worin ſie uns übertrifft, worin wir ihr nachahmen müſſen; denn wir ſollen das Gute auch an unſern Feinden rühmen. Was will der Rabbi dagegen ſagen? Nichts, als daß unſere Toleranzprinzipien die Weiſen dieſer Welt zu Schanden machen. Hätte Liſette den Mantelſack, worin die Bücher des reiſenden Juden waren, anſtatt ſich darauf zu ſetzen und zu plaudern, nur eröffnet, ſo würden ſich gewiß darin philoſophiſche Erweiſe des Chriſtenthums gefunden haben, die eine ſo ſchöne jüdiſche Bildung wahrſcheinlich machen, und wir orthodoxen Chriſten für Unkraut in den Weizen geſäet halten. Denn die Zeit der Ernte iſt da, wo wir das Unkraut in Bündeln ſammeln und verbrennen, den Weizen aber in unſre Scheuern ſammeln *).

Ob aber das Wort Vernunft in Religionsſachen zu dulden ſey; oder ob es nicht damit gehalten werden ſollte, wie es der große Friedrich eine Zeitlang mit dem Kaffee machte, welchen der gemeine Mann aus den allgemeinen Kaffeebrennereyen nehmen und ſo theuer kaufen mußte, als die von Gott und dem Könige verordneten Diener des Staats es heilſam fanden, die Eximirten aber ſich brennen, wie ihnen beliebte, und ſo wohlfeil kaufen konnten, als es nur möglich war: das iſt eine zu hohe Frage, über welche nur Concilien und Conſiſtorien in pleno zu entſcheiden zukömmt, aber kein naſeweiſer mit und ohne Ruhm rüſtiger Schriftſteller vernünfteln muß.

---

*) Solches alles redete Jeſus durch Gleichniſſe zu dem Volke, und ohne Gleichniſſe redete er nicht zu ihnen. Matth. 13, 34.

Kurz, Leſſings Juden ſind gerathen, wie alle Arbeiten eines Jünglings, welcher Talente, aber nicht Bekanntſchaft genug mit den Verhältniſſen ſeines Gegenſtandes zur Welt beſitzt.

Ob gleich das Luſtſpiel der Miſogyn noch ein Jahr eher verfertigt wurde, als die Juden, ſo erſchien es doch erſt im letzten Theile ſeiner kleinen Schriften 1755 in einem Akte, und 1767 in der Sammlung ſeiner Luſtſpiele in drey Aufzügen. Ich habe die erſte Ausgabe nicht, um ſie mit der neueſten zu vergleichen: auch kann dieſes Stück, wie es jetzt vermehrt und verbeſſert iſt, unter ſeine Jugendarbeiten nicht ganz gerechnet werden.

Der Freygeiſt, in fünf Aufzügen, iſt vortrefflich, und das ausgearbeitetſte von ſeinen jugendlichen Stücken. Plautus und Moliere, die Leuchtthürme nach ſeiner damaligen theatraliſchen Vollkommenheit, haben kein beſſeres gemacht. Es ſchmeckt zwar noch hier und da nach Schule und Gelehrſamkeit; der Inhalt iſt aber auch noch daraus: ob es gleich ſchon mehr Seiten des bürgerlichen Lebens hat, als der junge Gelehrte.

Liſidor, Adraſt, Theophan und gar Juliane reden zuweilen wie ein Buch. Dieſes Lob ſchließt ſchon im gemeinen Leben einen feinen Tadel in ſich; und um ſo mehr iſt dies der Fall an den Perſonen auf dem Theater. Die Menſchen müſſen da zwar kräftiger und charakteriſirter ſprechen, als im täglichen Umgange, wenn man ſie nicht eben ſogleich überdrüßig werden ſoll, als in dieſem; aber es muß alles aus dem Innern des vorzuſtellenden Charakters genommen und ſo entfernt vom Studierten ſeyn, als es aus den Tiefen des Menſchen und ſeinen täglichen Lebensverhältniſſen herausſtudiert iſt. Das Theater gleicht einer reichen Porcellainniederlage, wo ich alles ſehr bequem beyſammen finde, was bildende Kunſt und Fleiß hervorzubringen im Stande iſt; aber von den Beſchwerlichkeiten und mannigfachen Bearbeitungen des armen Tagelöhners bis zu dem ſogenannten Arkaniſten und Maler dabei nichts erfahre. Der Genuß iſt die Belehrung, und die Belehrung iſt der Genuß. Ich kann ſo wenig vor dem Theater allein ein Schauſpieldichter werden, als im Porcellainmagazine ein Arkaniſt und Maler; und doch wäre es für beide ſehr ſchlimm, wenn ſie dergleichen gar nie geſehen hätten.

Adraſt, der Freigeiſt, und Theophan, der junge Geiſtliche, ſind vortrefflich durchgeführt: Philoſophie und Religion ſind nur der Vorwand ihrer Uneinigkeit, und mögen im thätigen Leben wohl ſelten viel mehr ſeyn, höchſtens auf Univerſitäten in Handwerksneid ausarten. Der Freigeiſt würde gegen den Geiſtlichen zu brutal ſcheinen, wenn man nicht wüßte, daß er von andern Geiſtlichen angeführt und betrogen worden und vom Anfange gleich in Theophan nur einen begünſtigten Nebenbuhler ſähe. Es liegt keinesweges in der menſchlichen Natur, ſeinen Nebenmenſchen um ſeines Standes, um ſeines Vaterlandes und um ſeiner Religion willen zu haſſen; es iſt nur nichtswürdiger Kunſtgriff der Liſt und Tyranney, vermittelſt Verleumdung und allerhand andrer erbaulicher patriotiſcher Künſte den rohen Menſchen, der ſich mehr dem blinden Inſtinkte als der Vernunft überläßt, unter dem Bilde ſeiner Sicherheit und Wohlfahrt dahin zu verleiten. Einem vernünftigen Menſchen gilt es offenbarer Widerſpruch.

Hätte Leſſing nichts anders geſchrieben, als dieſes Stück, ſo müßte er der größte Verehrer des geiſtlichen Standes ſcheinen, in welchem er zwar bis in ſeinen Tod Freunde fand, aber keinen, welcher ihn nicht einer zu großen Geringſchätzigkeit gegen denſelben geziehen hätte. Vielleicht wollte er ſich damit rechtfertigen und das Gegentheil beweiſen. Zu dieſer Zeit war es noch ſehr nöthig, wenn er nicht in Gefahr kommen wollte, den Namen eines Gelehrten zu verlieren.

Mancher kritiſcher Leſer ſetzt an dieſem Luſtſpiele aus, daß es ſchon mit dem 7ten Auftritte des 4ten Aufzugs ſein Ende erreichte, wenn Adraſt dem Theophan, der ihm ſein ganzes Herz entdecken wollte, ſtille gehalten und ihm nicht davon gewiſcht wäre. Wenigſtens ſollte es Theophan ihm vorhalten, (im 3ten Auftritte des 5ten Aufzugs) als Adraſt ausruft: „o Theophan! Theophan! ich würde

Ihre ganze Aufführung mit einem andern Auge angeſehen haben!“ anſtatt daß er bloß ſagt: „Keine Entſchuldigungen, Adraſt! Vorurtheile und eine unglückliche Liebe ſind zwei Stücke, deren eins ſchon hinreicht, einen Mann zu etwas ganz anderm zu machen, als er iſt.“ Doch dieſer Tadel iſt von keinem großen Belange, und auch dadurch gerechtfertigt, daß Adraſt vor allen Dingen ſuchte, ihm nichts zu verdanken zu haben.

Weit unwahrſcheinlicher und für dieſes Stück etwas zu unnatürlich und poſſenhaft ſcheint der Spaß der horchenden Liſette, welche dem Johann (S. 60) auf die Worte: „ich will — ich will — auf der Stelle verblinden, wenn ein Teufel iſt,“ — die Augen zuhält, und als Johann im Ernſte glaubt, er ſey blind geworden und ſagt: „ich will mich gern bekehren! Ach! was bin ich für ein Böſewicht geweſen“ — ihm eine Ohrfeige giebt. Allein zu dieſer Zeit vertrug man ſolche gekünſtelte Lazzi der in Livrey gekleideten Hanswürſte. Das ganze Theaterſpiel iſt bei dem allen doch ein burlesker Pendant zu dem Freigeiſt, welcher, nach dem Gellert, ſich auf dem Sterbebette von ſeiner Magd bekehren ließ. Wenigſtens hielten es die Theologen für einen Beweis ad hominem; und wenn ein komiſcher Schriftſteller deren Beifall hat, ſo iſt die Nützlichkeit ſeiner Kunſt erwieſen.

Der Schatz, ein Nachſpiel voller komiſchen luſtigen Situationen und Züge, die gar nicht aus dem Lachen kommen laſſen, iſt ganz nach dem Trinummus des Plautus. Wenn es den Reichthum des Lateiners an Witz, drolligen Einfällen und Streichen beweiſet, ſo iſt dieſe Verdeutſchung davon das beſte und redendſte Muſter, wie man den Plautus für unſer Theater benutzen muß. Ihn und den ſarkaſtiſchen Schnurrenmacher Ariſtophanes von Scene zu Scene zu überſetzen, wäre nicht ſowohl eine zu unkluge Geißel für die keuſchen Ohren, vornehmlich des weiblichen Publikums, das zwey Drittel der Theaterliebhaber ausmacht, als vielmehr eine ganz unnütze Mühe, oder höchſtens die einzige nützliche Bemühung, dem Deutſchen dieſe ausländiſche Theaterruthe zu verleiden.

So viele höchſt beißende Anſpielungen und Durchhechelungen und ſo wohl paſſende und natürliche Wortſpiele können wohl eben in der Deutſchen Sprache ſeyn, wenn Deutſche Plautus und Ariſtophanes darin ſchreiben, aber nur nicht gerade da, wo ſie in Griechiſche Sitten und Thorheiten eingreifen. Wer aus dieſen alten Komikern für Unkundige des Lateiniſchen und Griechiſchen, gute Ueberſetzungen oder Nachahmungen macht, der kann auch ein ſolches Original machen, und verſteht ſich auf mehr als ſeine Vorbilder; denn er kennt ſein und ihr Volk. Wer in der theatraliſchen Kunſt ſich hervorthun will, macht ſie aber gern zu ſeinem Studium.

Daß der Schatz, ſo oft ich ihn aufführen geſehn, nicht ſo volle Zufriedenheit bei den Zuſchauern erregte, als er mir es ſtets beim Leſen gethan, kam hauptſächlich daher, daß ſich die damaligen Deutſchen Schauſpieler damit nicht ſo viel Mühe gaben, als mit den Moliereſchen Farßen und andern gangbaren Schnurren, und man ſchon anfing, im Theater mehr für ſeine romanhafte Phantaſie als für Scherz und Lachen Nahrung zu ſuchen. Ich will eben nicht ganz dieſe Richtung des Geſchmacks des Publikums verwerfen; aber ſo viel iſt doch gewiß, daß daher ein Publikum entſtand, welches für nichts Sinn hat, als für Lermen machende Märchen in unnatürlichen Dialog verwebt. Wir haben keine Moliere, keine Shakeſpeare, ſogar keine Goldoni; und doch ſind wir auf der höchſten Stufe des Geſchmacks! O Wunder des Geſchmacks!

Zu dieſer Zeit war kein theatraliſcher Dichter, welcher mit Leſſingen gewetteifert, oder ihm nur in Anſehung des Fleißes, viel weniger des Genies, gleich gekommen wäre. Die armſeligſten Produkte erſchienen und verloſchen ſogleich wie Lampen ohne gutes und ſchlechtes Oel. Sie machten weder auf das Publikum, noch auf die Schauſpieler, noch auf die Schriftſteller den geringſten Eindruck, außer daß ſie in einer und der andern Tageſchrift Gelegenheit gaben, die Vervollkommnung, oder wenigſtens die Aufklärung, der Deutſchen Bühne mit lächerlichen Pausbacken auszupoſaunen.

Es iſt wahr, der Beyfall dieſer Leſſingiſchen Luſtſpiele war ſichtbar, allein gegen den Mangel, den die Deutſche Bühne damals litt, doch ſehr gering. Sie wurden zu zeitig von viel ſchlechterm Machwerk verdrängt und ſind, ſo viel ich weiß, auf keinem Theater mehr im Gange. Was hülf' auch eine Unterſuchung, ob ſie dieſe Vergeſſenheit ſchon verdienen? An theatraliſchen Früchten fehlt es jetzt nicht, und neu iſt neu; denn das Publikum denkt wahrſcheinlich davon, wie von den wirklichen Baumfrüchten, die kaum Einen Herbſt durch ſich halten können, und gleich mit Stumpf und Stiel verzehret werden müſſen.

Man wird es oft beklagen gehört haben, daß Leſſing nicht ſo fortfuhr, wie er anfing, und ſich nicht ganz dem Theater widmete. Wenn er es gethan, was wäre wohl daraus gekommen? Lange das nicht, was er doch für daſſelbe geworden! Wir hätten wahrſcheinlich von ihm eine Menge Bände und Ausgaben auf holländiſchem Poſt, geglättetem Schweizer- und engliſchem Velin-Papier, mit Kupfern und ohne Kupfer, mit Didotſchen oder Ungeriſchen Lettern, von Komödien und Tragödien, von Dramen und Monodramen, von Familiengemälden, Operetten tragiſchen, komiſchen, auch närriſchen und leeren Inhalts, und was alles der menſchliche Witz zur Aufklärung des Verſtandes und Beutels erfindet. Darunter wären aber kaum Ein oder Zwei vortreffliche Meiſterſtücke; das übrige gewöhnliches Machwerk, worunter hier und da eine gute Scene und dann und wann eine herrliche und neue Situation. Es ähnelte ſich alles und lebte auch ſo lange als die Kinder jenes reichen Kaufmannsſohns, deſſen Vater gerne bei ſeinem Leben noch eine reiche Nachkommenſchaft ſehen wollte, und alſo dem einzigen Sohne zu jeder Taufe tauſend Stück Friedrichsd'or gab. Der ließ taufen, daß es Hebamme, Prieſter und Küſter nicht genug bewundern, aber ganz zuverläſſig darauf rechnen konnten. Nur Schade, daß für jede Leiche der Vater nicht eben ſoviel ausgemacht hatte!

Die Vorſehung erwies dem Deutſchen Theater die gröſte Wohlthat, daß ſie damals keinen Fürſten erweckte, welcher Leſſingen ſeinem Deutſchen Theater vorſetzte. Er hätte nun aus Pflicht und aus dankbarer Begierde dem Fürſten zu gefallen geſchrieben, was er nur glauben können, daß es gefalle, wenn es auch eigentlich nicht gefallen ſollte. Er wäre bey dem Fürſten und ſeinem Publikum ſo beliebt geworden, daß an Leſſings Beſſerung und Weiterſchreitung gar nicht zu denken geweſen wäre. Vor lauter Einſchlucken des Weihrauchs hätte er ſich bei Zeiten eine Engbrüſtigkeit zugezogen, oder wäre des ewigen Einerleys vom theatraliſchen Bettel überdrüſſig geworden und hätte, in Gnaden oder Ungnaden, wie man es nehmen will, ſeinen Abſchied erhalten. Denn mit der Faulheit der Deutſchen Gelehrten macht man nicht ſo viel Federleſen, als mit der geſchmackvollen Muße eines Ausländers. Der Deutſche muß lernen, daß das erſte Kennzeichen eines ſchlechten Geſchmacks die Faulheit iſt, und nur bey Hofe für ** *) gehört, deren S** S. dummes Zeug genug machen, ohne daß ſie ſich erſt ſelbſt bemühen dürfen.

---

*) Hier hat der Cenſor ein paar Seiten ausgeſtrichen, und daran ſehr wohl und weislich gethan. Man

Leſſing ſah in der That ſeine Verſuche, wenn er ſie gleich nicht ſo nannte, mit weit ſtrengern Augen an, als der Kunſtrichter und Leſer. Sie waren einmal in der Welt, und man hatte nichts Beſſeres; folglich wollte er daran nicht mehr feilen, ſondern neue beſſere liefern. Dazu, glaubte er, gehöre ſo wohl genaue Durchſuchung der alten Schätze des Ein- und Auslandes, als auch eine Weltkenntniß, welche man nicht, wie eine Profeſſion, in gewiſſen Jahren erlernt, ſondern ſo lange man lebt, lernen muß. Man lernt ſie auch nie aus, und hat ſie am meiſten gelernt, wenn man ſo viel als nichts gelernt zu haben ſagen möchte. Man kann zu gelehrt und zu ungelehrt ſeyn, wenn man für das Vergnügen des Publikums ſchreiben will. Es giebt keine Regel, als die einzige Regel: keine für unumſtößlich und ohne Ausnahme zu halten. Wenn man der innern Stimme ſeiner eignen Rel-

---

muß niemanden beleidigen, noch weniger Stände und Perſonen bey Namen nennen, denen gar nichts daran liegt, ſich gedruckt zu leſen. Religion, Staat und gute Sitten leiden, wenn dem Glanze des Staats die Folie genommen wird.

gung getroſt folgt, ſo legt man wohl den beſten Beweis ab, daß man zum Schriftſteller geboren iſt.

Es war nicht Stolz von ihm, ſondern ein natürlicher Trieb, eine Zeit lang ſeine Kunſt mit dem Publikum zu ſtudieren, ſo daß es ihm ſeine darauf verwendete Zeit bezahle, gewiß nicht theurer, als er ſeinen Schuſter und Schneider. Und wie ſollte er es auch anders machen? Er war arm und glaubte vom Schickſal zu einem Gelehrten beſtimmt zu ſeyn. Was man heißt, ein bürgerliches Amt ſuchen, ſchien ihm in ſeinen Umſtänden, ohne vermögende Gönner und Freunde, welche an eines jungen Mannes Fähigkeiten, wie man zu ſagen pflegt, zuweilen den Narren gefreſſen, nur kriechen und ſich ſklaviſch ſchmiegen zu müſſen, welches ſein Jugendfeuer für eben ſo niedrig als betteln hielt. Wie weit eine ſolche Denkart zu loben oder zu tadeln ſey, gehört nicht hieher; auch würde dieſe Unterſuchung für unbeſcholtene gute Köpfe, welche nicht jeden Graubart für einen Weiſen halten, höchſt unerbaulich ausfallen. Es war auch gar nichts Neues und

Sonderbares, und geſchieht in unſern Zeiten noch weit mehr. Die berühmteſten Theologen ſtudierten auf dieſe Art ihre Religion und wohl auch diejenige, deren allgemeine Seligkeit ſie etwas ausſchneiden zu müſſen glauben, damit die ihrige auch wachſen und gedeihen könne. Sind auch dieſe von Gott mit ganz beſondern Nahrungsgewerben privilegirt, ſo ſieht man doch, daß es der Philoſoph, der Kunſtrichter und der Politiker eben ſo gut und wohl noch beſſer zu nutzen weiß. Sie machen aus ihren Vorbereitungen und Sammlungen zu ihren Geſchäften und ihren anfänglichen Uebungen gleich Bücher, und werden ſchon durch die Hoffnung, die man daraus ſchöpft, oft ſo berühmt, daß ſie ihren wahren Ruhm zu gründen vergeſſen. Leſſing aber konnte nicht einmal ſo glücklich oder unglücklich ſeyn. Seine Beiträge zum Theater und ſeine theatraliſche Bibliothek fanden wenig Beifall und noch wenigere Käufer. Und es ging ganz natürlich zu. Fehler und Schwachheiten theatraliſcher Schriftſteller berührt er wohl manchmal; aber wo findet man darin ein Gedicht auf eine göttliche Thalia, das heißt, auf eine junge Aktriße? Und er konnte reimen und war etwa 24 Jahr! Oder einen Kupferſtich einer Scene, wo A. Z. ihre puderigen Haare ſich zerzauſet, ihre von Baumwolle geſchwellte Bruſt öffnet, und mit dem Dolchſtoße ſo wonnereich zur Erde fällt, als je eine Dulcinea ſich ihrem Adonis auf den ſchönen Sofa geworfen hat. Wo rühmt er das Verdienſt eines Fürſten um die Deutſche Bühne oder um den verfeinerten Geſchmack? Immer redet er freilich etwas zu trocken von ſeinem Handwerke, und legt uns die ausländiſchen Muſter vor, ohne uns zu erweiſen, daß ihnen die Deutſchen gleich kommen, oder ſie gar übertreffen. Weder Dilettant, noch der Mann von Metier will immer lernen, wenn er lieſt; er will, wie bei den heiligen Sakramenten, mit wohlriechendem Weihrauch in eine ſüße Betäubung gebracht werden. Und was vollends die theatraliſchen Kenntniſſe anbelangt, ſo glaubt ſie jeder zu haben, der ein Parterr- oder Logen-Billet bezahlen kann. Er dünkt ſich ſogar etwas mehr, als Ariſtoteles und Diderot, wenn er vollends aus einer großen Abfütterung*) kömmt, und vor vollem Magen und ausgeſtandenem Etikettenzwang nicht ſchlafen noch ſpielen, wohl aber vor der Bühne ſeinen Nachbar mit ſeinen kunſtrichteriſchen Ausſprüchen verjagen kann.

Daß die theatraliſche Bibliothek zum Ladenhüter geworden, erfuhr Leſſing ſelbſt nicht eher, als bis er ſie durch ſeinen Bruder unter ſeiner Aufſicht fortſetzen laſſen wollte. Es geſchah, als er von Berlin nach Hamburg zum Theater ging. Sie gleicht an Werthe und Einſicht freilich nicht ſeiner Dramaturgie; aber ſie war doch eine Zeitſchrift, und wenn ich nicht irre, nebſt ſeinen Beiträgen die erſte, welche die Kenntniſſe in dieſem Fache verbreitete und ſichtete. Unter ſeinen Papieren haben ſich noch ſo manche Auszüge, Anmerkungen, Verſuche, Urtheile und Plane gefunden, daß man leicht mit einem Bändchen ſeinen theatraliſchen Nachlaß vermehren könnte. Da er aber kein Vermächtniß iſt, wie man mit Recht geurtheilt, ſo mag das Erſchienene genug ſeyn, daraus den Mann im Schlafrocke kennen zu lernen.

---

*) So nannte man ſonſt in Berlin (ich weiß aber nicht, ob noch jetzt) auf Teutſch ein Diner, wozu z. E. eine Excellenz, oder ſonſt eine große Herrſchaft, adliche und unadliche Eximirte und andere Männer bei der Stadt zugleich, mit Ausſchluß des andern Geſchlechtes, einlud.

In allen Deutſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen, Holländiſchen, ja ſogar in den Engliſchen Gängen des Theatergebirges, die er öfters und faſt täglich eine Zeitlang befuhr, fand er mehr taubes Geſtein; und was ja Erz war, ſo mager, als die Reichenſteiner Arſenikalſchliche nur immer an Gold *) ſeyn können. Er hatte ſchon angefangen, ſie aufzulaſſen, und dem Publikum keine Kuxe davon mehr zu verkaufen, als Diderot ſein Theater in Frankreich zu Tage föderte.

Dieſes Werk, welches Leſſing überſetzte, brachte ihn auf ganz neue und wichtigere Betrachtungen, wie man aus der Vorrede zur erſten und zweiten Auflage ſeiner Deutſchen Ueberſetzung am beſten erſehen kann. Unſre Deutſchen Schauſpieler betrugen ſich dabei

---

*) Man rechnet auf den Berliniſchen Centner im Durchſchnitte noch nicht ganz einen Dukaten Gold.

klüger, als die Franzöſiſchen; ob ſie es aber mehr nützten, ungeachtet ſie die Diderotſchen Stücke ſogleich aufführten und der Hausvater noch vor zehn Jahren großen Beifall in Deutſchland fand: das iſt mehr zu wünſchen, als zu erweiſen. Auf unſere Schriftſteller ſcheint Diderot doch nicht ganz umſonſt gewirkt zu haben. Er fand zwar nicht ſo erklärte und geblendete Nachahmer, als gewiß das größere Genie, der Verfaſſer des Götz von Berlichingen, hatte; aber ſtille und langſame Verbeſſerungen ſind immer heilſamer als Revolutionen, die weder in der gelehrten noch in der politiſchen Welt des Schreibens und Redens werth ſind, das ſie verurſachen. Das Gute, das allezeit mit ihnen kömmt, begleitet eine närriſche und in der politiſchen Welt ganz zerſtörende Trunkenheit, welche man Enthuſiasmus und Patriotismus tauft, und iſt bei der eingetretenen Nüchternheit ſo viel als ein Nichts, oder, wenn es ja reell iſt, ſo etwas, woran noch kein Vernünftiger je gezweifelt hat. Es geziemt mir nicht, mich hier weiter über die Fortſchritte zur Verbeſſerung unſers Theaters auszulaſſen: denn das Urtheil des Zeitgenoſſen iſt immer partheiiſch, ſo bald er ſelbſt daran Theil nimmt, wäre er auch weiter nichts dabei, als der Lichtputzer bei einer Deutſchen Nationalbühne; oder ſcheint es doch wenigſtens zu ſeyn, wenn er nicht ganz ausführlich die Gründe angeben kann, welches hier zu weitläuftig wäre.

Von Leſſings Seite trug das Studium dieſes Franzöſiſchen Philoſophen zur Schönheit ſeiner bald darauf erſchienenen Minna von Barnhelm bei, ob ſie gleich nichts von dem Zuſchnitte der Diderotſchen Stücke hat. Er ſchrieb auch nicht dem Schauſpieler alle Pantomime vor, die er dabei anbringen würde, wenn er alle Rollen mit ſeiner Perſon beſetzte. Er glaubte, wären ſie ſchlechtere Schauſpieler, als er ſeyn würde, ſo würden ſie es auch ſchlechter befolgen; und wären ſie beſſere, ſo könnte er ſie durch eine ſolche zu ſehr detaillirte einſeitige Vorſchrift von dem Beſſern, was ſie dabei anbringen könnten, ableiten; und wenn ſie es doch beſſer machten, ſtatt alles Danks, dem ungerechten Tadel des Publikums ausſetzen, worunter man immer die plurima, nicht die ſapientiora vota, meynt. Denn die Menge will immer Stoff zum Widerſpruch, nicht zur Beſſerung haben, deren Unfähigkeit ſie blindlings ahnet; und dieſes iſt das einzige Wahre, was man bei ihr ſuchen muß. Bei dem allen aber ſchmeichelt uns doch der Beifall dieſer Menge, und wer in dieſem Beſitze iſt, glaubt nicht allein der weiſeſte Schriftſteller und Schauſpieler, ſondern auch der weiſeſte Sterbliche zu ſeyn. Damit möchte ich aber doch nicht ſagen, daß Leſſing mehr Vertrauen in die Geſchicklichkeit ſeiner Schauſpieler geſetzt, als Diderot in die ſeinigen, ſondern vielmehr glauben, daß die unſrigen mit ein wenig zu viel Vertrauen aufgemuntert, und die Franzöſiſchen mit Strenge und Wahrheit, und ohne Voltairiſche Hätſchelei gezüchtigt und belehrt zu werden verdienten.

Es iſt ſonderbar, daß er nach ſeiner Minna weiter kein komiſches Stück vollendete. An dem Schlaftrunke hat er einigemal angeſetzt; und das, was er davon fertig gemacht, ſind

Schilderungen aus dem wohlhabenden Bürgerſtande, den unſere theatraliſchen Schriftſteller noch am wenigſten kennen. Der Ton iſt in dieſem Bruchſtücke viel niedriger, als in der Minna, ohne in das Matte oder Pöbelhafte zu fallen. Die unvollendete Matrone von Epheſus läßt uns aber noch mehr ſeine Abneigung gegen das Luſtſpiel beklagen, welche er in ſeinen reifern Jahren nicht ganz ohne Vorſatz äußerte, nachdem er eine haltreichere Teufe ergründet, und zu der beneidenswürdigſten Beute gewiſſe Hoffnung gegeben. Hatte er als Philoſoph Unrecht, daß er mit dieſem Pfunde nicht beſſer wucherte, ſo war er doch als Menſch zu entſchuldigen, welcher ſeine Selbſterhaltung dabei aufopfern müſſen. Ruhm und Ehre der Zukunft iſt überhaupt für den denkenden Kopf eine ſehr mißliche und verbrauchte Aufmunterung, aber in unſrer Zeit für den theatraliſchen Schriftſteller eine lächerliche, da er zu deutlich ſieht, daß das Publikum alles ißt, was nur friſch gekocht iſt, und den größten Appetit bezeigt, wenn es hübſch nach der Garküche ſchmeckt, und einem artigen Leipziger Allerley gleicht, das man zum Ueberfluß noch brav mit Syrup und Zwiebeln gewürzt hat.

Ich komme nun zu ſeinen Trauerſpielen, welche nach der Epopee für die ſchwerſte und mühſamſte Gattung von Gedichten gehalten werden. Damit iſt gar nicht gemeynt, daß ein elender Tragiker vor einem mittelmäßigen Komiker den Vorzug habe; noch weniger will man dasjenige wiederholen, was Leſſing in ſeiner Dramaturgie ſchon geäußert: daß das Genie ohne viele Menſchenkenntniß ein vortreffliches Trauerſpiel, aber kein Luſtſpiel hervorbringen könne.

Ein gutes tragiſches Stück beruht auf dem Drange der ſtärkſten Empfindungen und heftigſten Leidenſchaften. Ihre ſtille und ſanfte Wirkung gehört mehr für die Komödie. Wo ſind ſie nun in ſtärkerer Kraft und unverletzterer Reinheit, als bei dem Jüngling und jungen Mann? Er nimmt den Stoff ſeiner Tragödie nicht aus den ſcharfſinnigen ruhigen Beobachtungen an ſich oder Andern, ſondern ſie iſt aus den Bewegungen ſeines eignen Herzens ein ganz unmittelbarer Stoff. Er fängt ſo leicht, ſo gern Feuer, ſo wenig er mit Maß und Ziel aller Empfindungen bekannt iſt: er ſtürzt ſich ſo unbefangen aus einer Leidenſchaft in die andere, und macht den Roman eines Andern ſo unvorſetzlich zu ſeinem eignen. Ein Leben ohne Leidenſchaft ſcheint ihm ſchon unbehaglich genug, und jeder Roman, jede Geſchichte wird in ſeiner Vorſtellung Feuer und Flamme. Erfahrung muß freilich die Empfindungen berichtigen, leiten und richten; aber kann ſie ſie verſtärken? Die Verſchönerung der Empfindung, ohne die nach und nach ſteigende höchſte Stärke, iſt eine meiſterhafte Marionette gegen eine Schauſpielerin: ſie hat alles, nur das Leben nicht. Ja, wenn es der Mechanik möglich wäre, der Marionette eine Sprache zu geben, die ſonoriſcher, als die ſchöne weibliche Stimme iſt; es wäre doch darin kein menſchliches Leben. Hat man wohl den Flötenſpieler mit der künſtlichen Flötenuhr vertauſcht, oder des Erſtern Spiel mit dem Spiele des Letztern für einerlei gehalten, ob man gleich die ganz natürliche Nachahmung dabei bewundert? Das was den Unterſchied macht, wird leicht gehört, und von dem befangenen Kopfe gefühlt. Die gewöhnliche Eſelsbrücke der Kunſtrichter, daß ſich ein ſolcher Unterſchied zwar fühlen, aber weder beſchreiben noch erklären laſſe, kann man bey unſerer, wie man glaubt, aufs höchſte getriebenen Kritik noch nicht ganz in den Winkel werfen.

Wenn daher Einige Leſſings Miß Sara ſeiner Emilia Galotti vorziehen, ſo gründet es ſich auf dieſes dunkle Gefühl, auf das wahre lateiniſche Sprichwort: ignoti nulla cupido. Die geſichtete, die meiſterhafte Naturſprache, der ſo durchgängig angemeſſene gedrungene Ausdruck aller agirenden Perſonen iſt uns Zuſchauern zu ungewöhnlich; wir haben noch nicht bei wenigen Worten viel denken gelernt. Unſere Schauſpieler glauben natürlich zu ſeyn, wenn ſie auf dem Theater wie in Geſellſchaft, wie auf Kaffeehäuſern plappern. Der bisweilen treffende Einfall und Ausdruck des Jünglings, ſein Brauſen und Gähren, ſein Wittern der Empfindungen ſtatt der Empfindung ſelbſt, hat unendlichen

Reiz für diejenigen, welche an Kenntniß und Erfahrung Zeitlebens Jünglinge bleiben; und daraus beſteht die aufgeklärte Welt am meiſten. Sie überhüpfen das wahre männliche Alter, und ſind ſchon Greiſe, wo ſie thätige Männer ſeyn ſollten. Die bloße Jugend mit allen ihren Fehlern kann uns beſtechen; und die Beſtechung muß doch irgend worin beſtehn? Eine bucklichte Mutter wird an ihrem geſunden bucklichten Kinde eben die Augenweide haben, welche eine ſchön gewachſene Mutter an ihrer ſchlanken Tochter hat. Die mittelmäßigſten Schauſpieler können die Miß Sara gut vorſtellen, wenn ſie nicht ganz an Herzen und Sinnen verdorben ſind; die Emilia Galotti aber wird von allen verhunzt, die nicht die feinſten Ausſpäher jedes Wortes ſind.

Kein beſſeres Zeugniß ſeines jugendlichen und männlichen Alters hätte Leſſing der Welt vorlegen können, als dieſe beiden Trauerſpiele. Das kritiſche Für und Wider, welches bei Erſcheinung derſelben entſtand, zeigte ſchon von ihrer innern Güte. Nicht als wenn wir nicht in beiden herzlich weinen könnten: die

Emilia Galotti redet aber mit dem Verſtande zum Herzen; die Miß Sara mit lauter Empfindung, und daher ſcheint ſie hin und her zu geſchwätzig. Dieſer letztern Tragödie wird Jedermann Gerechtigkeit widerfahren laſſen; aber nur ganz Gebildete, die ſelten ſo gebildet ſind, daß ſie nichts zur größten Vollkommenheit der Leſſingiſchen Manier von der ihrigen anbieten ſollten. In der Emilia ſcheinen viele Züge und Schilderungen aus der feinen Komödie zu ſeyn; aber ſie ſind es eigentlich nicht, ſondern werden es nur durch die unrichtige Darſtellung des Schauſpielers. Die Vergehungen der Miß Sara würden mit unſern Herzen ſich auch in einer beſſern Welt, als die unſrige, finden; aber die mannigfachen bekleiſterten Bubenſtücke in der Emilia Galotti können ſich nur in einer ſo verfeinerten aufgeklärten Halunkenwelt zutragen, in der zu leben wir der Vorſehung danken müſſen. Wir Deutſchen ſchmeicheln uns zwar, daß Leſſing bloß Italieniſche Sitten, mit Deutſchen etwas verſetzt, geſchildert habe, um unſerm tugendhaften Publikum ſie nicht ſo gar abſchreckend zu malen: allein ich dächte, die Höfe, und was ſich ſonſt dahin rechnet, hätten in Europa nur Eine Sitte; vom höchſten bis zum kleinſten ſehen ſie ſich wie ein Ey dem andern ähnlich, ſo verſchieden auch ihr Ceremoniell und ihre Etikette ſeyn mag. Wer in der Geſchichte nur ein wenig bewandert iſt, muß es ziemlich gut documentiren können. Es geſchieht zwar alles auf Italieniſchem Grund und Boden; aber es geſchieht am Hofe, unter den Augen des Fürſten. Es iſt zwar ein ſehr kleiner Hof; aber an Ränken, Intriguen, Vorurtheilen, Poliſſonerien und Grauſamkeiten giebt er keinem großen in der Welt nach. Nicht Italieniſche, ſondern Europäiſche vornehme Sitten wollte Leſſing malen.

Wer lernen will, was Dialog iſt, muß ihn in der Emilia Galotti ſtudieren, wie der Bildner und Maler die Antiken. Gedrungen ohne dunkel und ſchwerfällig, erhaben ohne ſchwülſtig, natürlich ohne gemein und niedrig zu ſeyn, vermiſcht mit bitterm Spott und giftiger Perſiflage, dem täglichen Hofbrodte, mit einer ſolchen gekünſtelten Offenheit, daß der Befangene und Harmloſe nie weiß, woran er iſt.

So lange die vortreffliche Schauſpielerin, Madame Starkin, die Claudia zu Berlin machte, ſchien dieſe Tragödie mit Ende ihrer Rolle, das iſt, mit dem Ende des dritten Aufzugs, an Energie zu verlieren, da doch nachher erſt recht das Intereſſe zu wachſen und das Schickſal der Emilia ſich zu entwickeln anfängt. Der Fehler liegt nicht am Dichter, ſondern in dem Mangel der guten Schauſpieler: ſie war die einzige, die in ihrer Rolle nichts verloren gehen ließ und alles darſtellte, was ſich die erwärmte Einbildungskraft denken kann; anſtatt daß die übrigen nur hier und da dem vollen Sinne ihrer Rolle genügten. Eine ſolche Aktriße iſt dem Ganzen, das ein mittelmäßiger Schauſpielertrupp ſonſt macht, ein wahrer Nachtheil: man vergißt ſogar darüber die jungen Schönen, welche vermittelſt des Friſeurs und der Putzhändlerin doch alle ihre Kräfte aufbieten.

So wenig man aber übrigens an den Vorſtellungen und dem Dialoge auszuſetzen ſchien, ſo viel hatte man doch an der Hauptſache ſelbſt zu erinnern. Wie bekannt, iſt die Emilia eine moderniſirte Römiſche Virginia, und es konnte nicht fehlen, daß die Kunſtrichter ſie damit in Parallele ſtellten. Sie meynten, nach Leſſings Anlage habe der Vater der Emilia nur eine einfache Urſache, ſein Kind zu ermorden: nehmlich die Abwendung ihrer Entehrung; nach des Livius Erzählung aber Virginius zwei: Abwendung der Entehrung und Sklaverei. Und da man einſah, daß es nicht auf die Menge der Beweggründe, ſondern vielmehr auf ihre Stärke und Lebhaftigkeit ankäme, ſo wollte man erweiſen, des Virginius Beweggrund ſey entſcheidend, der des Odoardo nicht. Denn Virginius hätte gar kein anderes Rettungsmittel gehabt, als das, ſein Kind zu ermorden. Hat es aber Odoardo? Ein alter Degen, bieder und gut, welcher den Prinzen und ſeinen Kammerherrn aus Ueberzeugung flieht; der zwar kein Hofmann iſt, aber wohl weiß, was ein Marinelli vermag, ſieht ein, daß der Prinz eine ſolche Beſchimpfung an ſeiner Tochter ungeahndet begehen kann. Er hat ein Ehr- und Tugendgefühl, nicht ganz von Land- und Sitten-Vorurtheilen frei, aber auch nicht ſo verfeinert, daß er es ſich für Ehre hielte, ſeine einzige Tochter einem Prinzen zu ſo etwas hinzugeben. Alle die verfeinerten Wörter: Mätreſſe, Geliebte, Gebieterin, oder nach dem neuen Preußiſchen Geſetzbuche, Frau an der linken Hand, denkt er ſich unter einem einzigen Worte — halten Sie ſich alle die Ohren zu — unter dem Worte: Hure *). Eine ſolche Ausſicht mit ſeiner Tochter iſt ihm der größte Schandfleck ſeiner Familie, der größte Schimpf, den man ſeinen grauen Haaren anthun kann. Er würde noch ſehr anſtehn, dem Prinzen ſeine Tochter zur Gemahlin an die rechte Hand zu geben; denn er will ſie glücklich, nicht glänzend verheirathen. Dieſer einzigen geliebten Tochter, der er eben einen Ge-

---

*) Emilia ſcheint auch kein anderes Wort zu haben, und alle treue Mädchen und Frauen mochten davon wohl nicht viel feiner denken. Denn ſie ſagt zu ihrem Vater, indem ſie die Roſe aus ihren Haaren reißt: herunter mit dir! du gehörſt nicht in das Haar einer — wie mein Vater will, daß ich werden ſoll.

mahl nach ſeinem Herzen gegeben, und die ihn auch von ganzem Herzen lieben will, wird der Bräutigam vor ihren Augen meuchelmörderiſch erſchoſſen. Und durch dieſe nichtswürdige Art findet der Vater ſeine Tochter in des Wollüſtlings Händen; aber ſie auch in der Stimmung der Seele (7ter Auftritt des 5ten Aufzugs), wie ſie zu der ſeinigen paßt. Wenn das alles kein entſcheidender Beweggrund iſt, ſo giebt es keinen. Bald möchte ich ſagen, der Kunſtrichter war kein Vater, hatte keine Tochter; war am Hofe, und, was noch ſchlimmer iſt, äffte Hofſitten nach; hieß Galanterie, was der unbeſcholtene Menſch Buhlerei und Hurerei nennt.

Man hat bei dieſer Gelegenheit auch die Antwort des Odoardo: „Kind, es iſt keine Haarnadel,“ für zu witzig, und daß Emilia die Roſe aus ihren Haaren nimmt und zerreißt, für ihre Situation zu ruhig gefunden.

Diderot bemerkte ſchon, daß der natürliche und wahre Schmerz zuweilen ſich mit Witz ausdrückt. Freilich wenn der Verfaſſer hier nicht Leſſing geweſen wäre, ſo würde Odoardo ſeiner Tochter eine Predigt gehalten haben, worin viel grimaſſirt werden können, aber Leſer und Zuhörer gewiß nicht ſo viel gedacht hätten, als dieſe Worte zu denken geben. Daß ein Mädchen, welches ihre Roſe, mit der ſie ihrem Geliebten zuerſt gefallen, aus den Haaren rauft, in einer ruhigen Lage zu ſeyn ſcheint, liegt bloß an unſerer wenigen Einbildungskraft dabei. Wer die Worte der Emilia für ihre Lage zu ruhig findet, hat Döbbeliniſche Begriffe von der Tragödie. Sonderbar, daß Einige Stellen für Meiſterſtücke halten, welche Andere gerade fehlerhaft finden! Doch über das Mehr und Weniger von Würze wird man wohl nie übereinſtimmen. Zum Glück hat dieſes Stück, ſo viel es auch Beifall fand, keine unmittelbare Nachahmer gehabt. Denn weder der Fleiß allein, noch das Genie allein, kann dergleichen hervorbringen; nur wenn beides mit der ſtrengſten Auswahl des Stoffs verbunden wird, iſt es möglich: und wie ſelten iſt dieſes beiſammen! Man hat zwar Orſinen, Angelos und Contis auf das Theater gebracht: aber es ſind unter andern Händen Ungeheuer und Pinſel geworden.

Die meiſten Dichter glauben, wenn ſie nur ihre Einbildungskraft brav in Koſten geſetzt, wenn ſie nur darüber recht entzückt ſind und ſich bis in den Himmel verſetzt fühlen, ſo haben ſie alles gethan, was ihr Gedicht unſterblich macht. Die Mittel, den andern in gleichen Zuſtand zu ſetzen, ſind die Schwierigkeiten, an die ſie nicht denken. Sie verwechſeln immer ihre wollüſtige Stunden der Empfängniß des Plans mit den Geburtsſchmerzen und der Erziehung ſelbſt. Sollen nun die herrlichen Bilder unſerer ſchwellenden Phantaſie auf das Papier kommen, ſo ſind die Worte ſolche armſelige Repräſentanten, daß ſie kaum die Erinnerung unſerer eigenen Begeiſterung erwecken, zumal wenn wir uns ſchon etwas abgekühlt haben. Dann ſoll der Vorleſer oder Schauſpieler heraus grimaſſiren, was der Dichter nicht geſagt, wohl aber ſich dunkel gedacht haben mag. Als wenn nicht alles aus des Dichters innerem Sinn in den unſrigen hauptſächlich durch Rede gehen müßte! Wir winſeln über den wenigen Geſchmack des Publikums, über den Mangel an Luſt und Liebe, und wir verſtehen die Kunſt zu wenig, ſie zu erregen. Leſſing war ein Genie, welches ſeine Begeiſterung ſehr mindern mußte, um die Darſtellung, woraus wir eigentlich des Dichters poetiſche Fülle beurtheilen, deſto lebhafter und vollkommner zu machen. Das Geſpinſt einer Handlung koſtete ihm wenig Mühe, aber deſto mehr das Aufwickeln deſſelben auf ſeinen eigenen Knaul. Die Fäden waren ihm bald zu grob, bald zu fein, und oft ſo in einander verfitzt, daß ſich freilich die meiſten begnügt hätten, ſie zu zerſchneiden, und ſo gut ſie ohne große Mühe gekonnt, zuſammen zu knöteln. Er aber legte und wendete und probierte, bis ſich alle Fäden ohne Schnitzeln natürlich zu ſeinem Gebrauche gaben. Und wenn das ja zuweilen ganz unmöglich war, ſo geſchah es doch ſo fein, daß es kein gewöhnliches Auge entdeckte. Iſt das auch Spitzfindigkeit und kleinliche Künſtelei, welcher man Mühe und Fleiß nicht gleich anſieht, aber durch Grübeln und Forſchen auf die Spur kömmt: ſo kann doch Leſſings Emilia Galotti nicht, mit dem Malerausdrucke, als geleckt getadelt werden.

Nach Vollendung dieſer Arbeit, fühlte er ſeine Seele abgeſpannt, und faßte den Vorſatz, ſie nie wieder ſo anzuſtrengen. Allein wie eine Ueberſättigung von einer Speiſe, welche unſerm Gaumen vorzüglich ſchmeckt, nach völliger Verdauung und wieder eingefundenem Hunger, nur deſto größern Appetit macht, ſo ging es auch Leſſingen. Mitten in ſeinen theologiſchen Kreuzzügen, wo es ſo manche Komödie poſſierlichen und ärgerlichen Inhalts gab, widmete er ſeine Erholungsſtunden ſeinem Lieblingsſtudium: gleich einem Verliebten, welcher ſein Mädchen wieder zu ſehen verredet hat, aber es doch für Gewiſſensſache hält, es ganz verderben zu laſſen. Menſchenliebe war es, und Mädchenliebe wird es.

Es iſt noch ſehr die Frage: ob wir ohne die heilloſen Fragmente Nathan den Weiſen hätten. Es war damit gar nicht Leſſings Abſicht, wie Herr Geheime Rath Jacobi meynt, den Geiſt aller Offenbarung verdächtig zu machen. Jede ſeyn ſollende göttliche Offenbarung, ſie mag auf wahrhafte Geſchichte oder auf Wunder ſich gründen, und mehr heilſam oder mehr ſchädlich in ihren Folgen ſeyn, iſt nicht ein geoffenbarter, ſondern ein offner Widerſpruch der geſunden Vernunft. Das Verdächtigmachen aller metaphyſiſchen Grübler, und das Glaubwürdigmachen aller geiſtlichen Staatsperücken, aller philoſophiſchen Masken und Larven, die mit ſo vielem Behagen den Saal füllen, thut dazu nichts. Es thut es bloß und allein die ſinnreiche Einrichtung, das arme Gehirnchen des Kindes an ſolche übervernünftige Märchen mit aller Feyerlichkeit und Klugheit in Führung der Ruthe zu gewöhnen und bey reifern Jahren die freye und unbefangene Unterſuchung von Dingen, wovon wir nichts Zuverläſſiges und Poſitives wiſſen und vielleicht nie viel wiſſen werden, mit Verluſt oder Verminderung der bürgerlichen Ehre zu brandmarken. Laßt die Regenten alle Philoſophen von Sansſouci ſeyn: es wird nicht an Schaaren von Sekten, Religionen und dergleichen mangeln; aber es wird ihnen die bürgerliche Unterſtützung fehlen, daß ſie mehr vermögen, als ihre Kräfte. Der unbefangene Mann wird es für verſchiedne Theater halten, wo man ſeine Zeit ganz nützlich zubringen kann, wenn man es einmal verſteht, ſie gut anzuwenden. In ſolcher Rückſicht verdienen ſie allein des Staats Huld und Schutz; in jeder andern ſind ſie ein Wurm in den Pfeilern deſſelben. Deſto gefährlicher, je unmerkbarer iſt.

Noch weniger war Leſſings Abſicht dabey, jedes Syſtem von Religion ohne Unterſchied, als Syſtem, in ein verhaßtes Licht zu ſtellen. Gerade das Gegentheil! Er wollte jede poſitive Religion, als ein weiſes menſchliches Syſtem, das durch Zeit und Umſtände verändert worden, und noch oft verändert werden wird, in dem gebührenden Reſpekte erhalten. Göttliches Syſtem iſt ſo viel als ein Gott von Fleiſch und Bein; und wer davon etwas wiſſen will, ſagt die albernſte Prahlerey. Sie führt zu lichtem Aberglauben, und giebt nur Stricke her, den harmloſen Menſchen, als Schlachtvieh, ſie um den Hals zu werfen.

Was war denn aber ſeine Abſicht? Uns Chriſten einmal in einen reinen Spiegel ſehn zu laſſen.

> Der Aberglauben ſchlimmſter iſt, den ſeinen
> Für den erträglichern zu halten.

Natürlich, daß diejenigen, welche ſich darin nicht hübſch finden, ihn wegwerfen, und, wenn ſie können, zerſchlagen: eine Freyheit, die man ſchon dem Menſchen laſſen muß, in der Hoffnung, daß der Menſch doch nicht aufhört ſo Menſch zu ſeyn, daß er nicht zuweilen hineinzuſehn verlange. Leſſing wollte zeigen, daß der vernünftige, denkende und gute Mann, in welcher Religion er auch geboren worden, in welchen Orden ihn Zufall und andere Umſtände auch geſetzt, immer über alle politiſche und blinde Anhänglichkeit an einer Religion ſey, und Religionsvorzug als die heilloſeſte Grille verabſcheue.

Darum nahm er ſeinen Helden aus dem jetzt verachtetſten, einſtmals von Gott ſelbſt erwählten Volke, aus dem jüdiſchen; und der Werth aller Perſonen in dieſem Stücke kömmt nicht daher, welcher Religion ſie anhangen, ſondern wie ſie ihr anhangen.

Aber war es nicht von Leſſing die abgefeimteſte Bosheit gegen das Chriſtenthum, daß er in dieſem dramatiſchen Gedichte gerade deſſen Anhänger allein abgeſchmackt und ſchurkiſch malte, weit unter den Mameluken ſelbſt?

Nicht alle ſeine Anhänger! Aus der Religion der Daja und des Patriarchen ſind auch der Tempelherr und der Kloſterbruder. Jene beyden ſind nur die verächtlichen Perſonen, welche die Geſetze der Vernunft und Menſchheit ihren Religionsgrillen aufzuopfern im Stande ſind. Die Verwandten aller übrigen Religionen erſcheinen doch alle vernünftig, wenn auch mit Fehlern, und können trotz denſelben herzlich geliebt und herzlich geſchätzt werden. Wer wollte nicht gegen ſie den Spruch: vertragt einander in Liebe, ausüben? Aber wer kann es gegen den Patriarchen? Möchte man nicht dem ſtolzen Schuft ins Geſicht ſpeyen, ſobald man ihn nur aus den Kreuzgängen kommen ſieht? Und wenn man die häusliche Daja, die aus Liebe die arme Recha mit ihren Grillen quält, um dieſer herzlichen Liebe willen nicht haſſen kann, ſo flieht man doch ein ſolches hirnverbranntes Religionsſtück, ſobald es ſich uns naht. Des Derwiſchs Alhafi Ordensgelübde werden an Ungereimtheiten den chriſtlichen nichts nachgeben: und was für ein herrlicher Menſch iſt das! Möchte man nicht mit ihm am Ganges zu den Ghebern nackend wandern, wäre auch dort in dem brennenden Sande keine andere Erholung als Schachſpielen?

Leſſing dachte von den Chriſten überhaupt weit edler als ſie von ſich ſelbſt zu denken im Stande ſind. Daß wir Chriſten einer Beſſerung bedürfen, haben auch die blindeſten Orthodoxen nicht abgeleugnet. Und was gehört dazu? Sich ſelbſt, nicht bloß von der guten Seite, ſondern auch von der ſchlechten, zu kennen; ſich über ſich ſelbſt zu ſchämen und zu ärgern. Wo kann man dieſes beſſer als im Nathan? Was würden wir zu einem Arzte ſagen, der den Brand bis zum geſunden Fleiſche, wo es ſo ſehr ſchmerzt, raſch und muthig auszuſchneiden anſtehn wollte, weil der Patient ſein Freund iſt und große Schmerzen dabey leiden muß? Deſto mehr, deſto eher muß er es thun! Er läßt ihn gern in ſeinen Schmerzen die beleidigendſten Vorwürfe und Namen gegen ſich brauchen. Aber wenn ſein Freund doch darauf ginge? — Auch alsdann noch, wenn er ſich auf das Zeugniß aller ſeiner verſtändigen Collegen berufen könnte, daß dieſer ſchmerzende Schnitt manchmal geholfen. So ein moraliſcher Dichter war Leſſing, und ſo edel dachte er von Welt und Nachwelt, daß man am Ende doch das rechte Gute einſehn, und über die mancherlei Gleißnerei, womit man dagegen arbeite, die Augen eröffnen werde. Noch eröffnen wir das linke bloß, wenn wir das rechte feſt zudrücken. Noch ſchielen wir bloß mit dem einen Auge ſo abſcheulich, und blinzeln mit dem andern, daß uns die Gegenſtände nur halb und zerbrochen erſcheinen. Wollen wir mit beiden zugleich nicht ſehn, ſondern nur mit Einem: ſo ſind wir freilich beſſer daran als Stockblinde. Aber Gott gab uns zwei Augen weder zum Blinzeln noch zum Schielen, ſondern zum Sehn!

Jeder andre Dichter, deſſen Imagination ſchwelgender, deſſen Lebhaftigkeit ſtärker und größer ſeyn kann, blinzelt und ſchielt doch beyher mit, um ſeine unſterblichen Werke auch von ſeinen Zeitgenoſſen bewundert und begafft zu ſehn. Leſſing aber nicht. Sollte ihm die unpartheiiſche Welt auch ewig fehlen, ſo wüßte ich doch nicht, um was ich meinen Bruder mehr beneiden könnte, als um ſeinen Nathan. Wer ihn für keinen großen lyriſchen Dichter hält, zu dem ſage ich: können wir alles ſeyn? Wer in ihm aber den dramatiſchen und didaktiſchen Dichter verkennt, dem zeige ich den Nathan!

Druckfehler zu verbeſſern.

Seite 68 Zeile 17: valitate, lies: validitate.
— — — 25: derigirende, l: derogirende.
— 124 — 9: συνεκτικοτατον, l: συνεκτικωτατον.
— 125 — 4: tumnat, l: tumat.
— — — 17: ἐθνς, l: ἐθνος.
— — — —: Chriſtianum, l: Chriſtianos.
— 126 — 7: Cleambrotus, l: Cleombrotus
— 128 — 11: giuns, l: gnuns.
— 130 — 2: δειον, l: θειον.
— 131 — 2: Myſopag. l: Miſopog.
— — — 11: Origines, l: Origenes. Und ſo auch an andern Orten mehr.
— 146 — 13: ως, l: ω.
— — — 16: δε, l: δ'
— 147 letzte Zeile: μεμικται, l: μεμιγται.
— 157 Zeile 18: an, l: von.
— 168 — 6: Hieher ſollte eine Note kommen, worin geſagt wird, daß alles dies bis zu S. 170 Z. 9, das erſte Wort — in einem Briefe Leſſings an Moſes Mendelsſohn ſteht, Bd. 25, S. 297 — 300.
— 174 — 12: Nizelium, l: Nizolium.
— — letzte Zeile: Browur Pſeudoxia, lies: Brown Pſeudodoxia.
— 177 Zeile 3: Fürſtenarii, l: Fürſtenerii.
— 181 — 8: Cludeverth, l: Cudworth.
— 184 — 1: a Van, l: à l'age.
— 188 — 2: mentis, l: menti.
— 189 — 7 von unten: geme, l: genre.
— 190 — 6: ſpiritualiſmes, l: ſpiritualites.
— 191 — 6: Schmidt, l: Scheid. (Und ſo fällt die, durch Leſſings Schreibfehler veranlaßte, Note ** des Herausgebers weg).
— 244 — 3: mußten, l: zu wußten.
— 261 — 2: Manuſcripto, l: Manuſcripta.
— — — 7 u. 8: Burmann, l: Bünemann. So auch in der letzten Zeile u. a. Stellen.
— 272 — 11: Nun, l: Er.

Gotthold Ephraim Leſſings

Leben,

nebſt

ſeinem noch übrigen

litterariſchen Nachlaſſe.

Herausgegeben

von

K. G. Leſſing.

Dritter Theil.

Berlin, 1795.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

G. E. Leſſings

Nachlaß

zur Deutſchen Sprache, alten Literatur,
Gelehrten- und Kunſt-Geſchichte;

geordnet
von
Georg Guſtav Fülleborn.

Vorrede.

Der hieſige Herr Münzdirector Leſſing übergab mir die nachgelaſſenen Papiere ſeines Bruders, um daraus noch vollends das Brauchbare zur Bekanntmachung auszuheben. Wenn das Publicum Urſache finden ſollte, mit Herrn Leſſings getroffner Wahl unzufrieden zu ſeyn; ſo will ich gern einen Theil dieſes Unwillens auf mich leiten, weil ich nicht leugnen kann, dieſen Auftrag mit ziemlich dreiſter Bereitwilligkeit übernommen zu haben. Unterdeſſen darf ich ſo viel im voraus verſichern, daß ich bey der Behandlung dieſes Nachlaſſes möglichſt vorſichtig und gewiſſenhaft verfahren bin.

Auf den erſten Anblick ſchien mir der geſammte Vorrath überaus beträchtlich; aber er ſchwand mir unter den Händen zuſammen, als ich ihn näher unterſuchte, und alles Unbrauchbare bey Seite zu legen anfing.

Ich rechne dazu erſtens diejenigen Sammlungen von allerhand Notizen, welche ſich Leſſing in ſehr frühen Jahren zu ſeinem eignen Gebrauche angelegt hat, als er anfing, ſich in dieſer oder jener Wiſſenſchaft umzuſehen. Welchen Nutzen würde es haben, wenn ich z. B. die Titel von Morhofs Polyhiſtor, Baylens Wörterbuch, Jöchers Gelehrten-Lexicon und ähnliche, oder die, noch dazu unvollſtändig, angemerkten Ausgaben alter Claſſiker mit abdrucken ließe? Ferner glaubte ich auch die Auszüge unterdrücken zu müſſen, welche Leſſing ebenfalls zu ſeinem Gebrauche — angefangen hatte, denn beynahe keiner iſt vollendet. Auszüge z. B. aus Geſners Mithridates, aus der Dacier Anmerkungen über Homer, aus Fabricius Griechiſcher Bibliothek, aus Morhofs Polyhiſtor, aus Creſollii Vacationes Autumnales (in Betreff der Declamation), aus Benthems Holländiſchem Kirchen- und Schulen-Staat von 1698, aus Köhlers Abhandlung über den Theuerdank, und andern bekannten Werken. Alle dieſe Auszüge enthalten entweder nur Verzeichniſſe der Rubriken, von welchen in jenen Büchern gehandelt wird, oder Dinge, die Leſſingen in frühern Jahren noch neu und unbekannt waren, die aber jetzt jeder Gelehrte ſich ſchämen würde nicht zu wiſſen. Ich weiß wohl, wie lehrreich ein guter Auszug, ſelbſt aus den bekannteſten Schriften, ſeyn kann, wenn er aus einer beſtimmten Abſicht angelegt wird: aber das iſt hier der Fall nicht. Oder was könnte uns z. B. ein Anszug der Stücke Griechiſcher Tragiker und Komiker aus Fabricius Bibliothek nützen? Eben ſo unnütz und zwecklos ſchien mir eine Mittheilung der Ueberſetzungen aus den Alten zu ſeyn, dergleichen Leſſing in ſeiner Jugend mehrere angefangen hat. So fand ich hin und wieder auf einzelnen Blättern Perioden aus Ariſtoteles Poetik überſetzt, welche er in der Folge weit richtiger und Deutſcher in ſeiner Dramaturgie gegeben hat. Ein Anfang einer Ueberſetzung von Seneca's Briefen iſt ſo holpricht, daß er gewiß unter die allererſten Jugendarbeiten Leſſings gehört. Einen beſſern Fund hoffte ich an zwey Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, von Cercean's Geſpräche über die Beredſamkeit, und eines Ungenannten Schreiben über den Charakter der Italiäner, zu thun; aber ich konnte nur wenige Blätter davon auffinden, und auch in dieſen zeigte ſich der Anfänger. Mit ihnen zugleich legte ich einen angefangnen Index zu Politians Epiſteln, auch aus Leſſings Jugendzeit, bey Seite. Endlich glaubte ich auch, alle Entwürfe zu nachher ausgearbeiteten oder ganz aufgegebenen Abhandlungen, dem Publicum vorenthalten zu dürfen. Der erſtern ſind nur wenige; ein Entwurf zu dem Aufſatze über das Alter der Oelmalerey, zu der Ergänzung der Flandriſchen Chronik, zu der Auskunft über den Theodulus, und zu einer Abhandlung über die Freymaurerey oder Maſſoney, wie ſie Leſſing lieber nennen wollte, worin er entweder daſſelbe weiter auszuführen gedachte, was er in Ernſt und Falk (5tes Geſpräch) äußert, oder da in dieſem Entwurfe kein Wort mehr geſagt iſt, als wir in gedachtem Geſpräche finden, ſo war vielleicht dieſer Aufſatz die Grundlage jenes Geſprächs. (Vergl. Leſſings Kollectaneen, herausgegeben von Eſchenburg. Art. Freimäurer.) Außer dieſen fand ich einen Plan zu einem Aufſatze über die Entſtehung der veneriſchen Krankheit, denſelben, deſſen Hr. H. Eſchenburg in den Kollectaneen Art. Venusſeuche gedenkt. Eben derſelbe bemerkt zugleich, daß Leſſing den ganzen Plan, über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben, nachher aufgegeben habe; und da ſeit der Zeit von gelehrten Aerzten genauere Unterſuchungen darüber angeſtellt worden ſind, und der Leſſingiſche Entwurf ſich nicht einmal durch den Styl empfiehlt, (denn er hat nur kurze Anmerkungen und Citate): ſo hat das Publicum in keinem Falle dabey etwas verloren. Von allen übrigen zurückgelegten Leſſingiſchen Papieren werde ich bey den einzelnen Rubriken, zu welchen ſie gehören, genaue Nachricht geben.

Die meiſte Aufmerkſamkeit ſchienen mir diejenigen Papiere zu verdienen, welche zur Geſchichte, Literatur und Kritik der Deutſchen Sprache, zur alten Literatur, zur Gelehrten-Geſchichte, und zur Geſchichte der Kunſt Beyträge lieferten.

Was zuvörderſt den Leſſingiſchen Nachlaß zur Deutſchen Sprache betrifft; ſo glaube ich, den Freunden der vaterländiſchen Literatur eine nicht unwichtige Mittheilung zu machen. Hier iſt das Verzeichniß deſſen, was ich gefunden habe, und in gegenwärtigem Bande liefere:

1. Fragmente einer Unterſuchung Ueber das Heldenbuch. Sie ſtehen in einem dicken Hefte, und ſind vom 23ſten

Februar 1759 datirt. Dieſes Heft iſt, wie aus der Handſchrift und Jahrzahl erhellt, daſſelbe, welches Hr. Nicolai*) und Eſchenburg**) für verloren halten. Vielleicht hat Leſſing ſelbſt es verloren gegeben, weil er in der Folge nichts mehr zur ausführlicheren Verarbeitung der geſammelten Materialien gethan hat. Die Handſchrift iſt beynahe durchaus gleich, das heißt alſo, aus Einer Periode, (denn Leſſings Hand änderte ſich ſehr oft) und die Materialien ſelbſt ſind noch in ihrem rohen Zuſtande, wenige Paragraphen ausgenommen, die er auf der Stelle ausgearbeitet hat. Was verloren ſeyn kann, iſt vielleicht ein vollſtändiger Auszug aus dem Heldenbuche geweſen; wenigſtens fand ich zwey halbdurchgerißne

---

*) S. Leſſings ſämmtliche Schriften 27. Th. S. 68.

**) S. Leſſings Kollectaneen, Art. Nicolaus. Die von Leſſing dort citirte Anmerkung über den Nicolaus oder Nix findet ſich in dieſem Hefte über das Heldenbuch, unter den Anmerkungen zum dritten Theile.

Blätter, auf welchen Stellen aus dem Heldenbuche mit untermiſchten proſaiſchen Erzählungen des Inhalts ſtanden. Es iſt wahrſcheinlicher, daß Leſſings Bedienter ſolche einzelne Blätter verbraucht hatte. — Ueber den Werth dieſer Fragmente habe ich in einer Nachſchrift einige Anmerkungen gewagt.

2. Ein Band, mit der Aufſchrift: Zur Geſchichte der Deutſchen Sprache und Literatur, von den Minneſingern bis auf Luther, größtentheils aus Handſchriften der Herzoglichen Bibliothek; vom Jahr 1777.

Er enthält freylich nur einzelne Data, und die vielen zwiſchen jeder Anmerkung befindlichen leeren Blätter zeigen, wie viel Leſſing noch zu ſammeln, oder über das Geſammelte zu ſagen gedachte. Aber auch das Wenige, was wir hier finden, iſt für den Literator ſehr wichtig, und beſonders ein guter Leitfaden für den, der die Wolfenbüttelſche Bibliothek in dieſer Abſicht benutzen kann.

3. Eine Abſchrift des Renners, die ich nur habe bey einzelnen Citaten benutzen, aber wegen ihrer Unvollſtändigkeit noch nicht ganz mittheilen können. In einer Anmerkung bey No. 2. habe ich ſie genauer beſchrieben.

4. Fragmente: Ueber Thomas Murner. Ich habe nur dasjenige ausgehoben, was von andern Literatoren überſehen oder falſch angegeben iſt.

5. Viele Bändchen, Blätter und Papierſchnitze, mit altdeutſchen Wörtern, alten Dichterſtellen, Redensarten und Nachweiſungen, die ich zuſammen alphabetiſch geordnet, und Beyträge zu einem Deutſchen Gloſſarium genannt habe.

Da hin und wieder von dem Vorhaben Leſſings, ein Deutſches Wörterbuch zu ſchreiben, Erwähnung geſchehen iſt: ſo will ich hier anzeigen, was ich in Betreff deſſelben unter dem Nachlaſſe gefunden habe. Ein mit Foliobogen durchſchoßnes Deutſch-Lateiniſches Lexicon, und dreyzehn kleine Quartbücher, die nach dem Alphabete eingetheilt ſind, enthalten eine Menge Deutſcher Wörter, bey deren einigen neuere Dichterſtellen ausgezeichnet ſind; nur bey ſehr wenigen ſteht eine etymologiſche oder kritiſche Anmerkung. Wenn ich alle dieſe Wörter mit dem, was dabey ſteht, ausſchreiben wollte: ſo würde ich kaum zwey Bogen zuſammen bringen, und in dieſen zwey Bogen würde ſehr wenig zu finden ſeyn, was nicht ſchon in Adelungs Wörterbuche ſtände. Ich habe das letztere ſorgfältig verglichen, und bin ſo glücklich geweſen, einige Leſſingiſche Anmerkungen darüber im Entwurf aufzufinden, die uns ſehr bedauern laſſen, daß wir nicht mehr haben bekommen ſollen. Ein Leſſingiſches Wörterbuch aber kann ich nicht liefern.

6. Dieſe Anmerkungen über Adelungs Wörterbuch, ſo wie einige andre Sprachbemerkungen in den gedachten Büchern, theile ich unter der Rubrik: Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen, mit, in welcher ich noch verſchiedne Leſſingiſche Papiere zuſammengenommen habe.

7. Verſchiedne Anmerkungen zu einem Dictionnaire comparé, wie wir es nennen könnten. Ich gebe ſie unter dem Titel: **Vergleichung Deutſcher Wörter und Redensarten mit fremden.**

Es befinden ſich darunter mehrere Vergleichungen Deutſcher Redensarten mit **Griechiſchen.** Leſſing hatte nemlich in frühern Zeiten den Plan, nach dem Beyſpiele einiger Franzöſiſchen Gelehrten, etwas über die Analogie der Deutſchen und Griechiſchen Sprache zu ſchreiben. Ein dazu gehöriges Manuſcript iſt 1759 angefangen, und hat die Ueberſchrift: **Ueber die Aehnlichkeit der Griechiſchen und Deutſchen Sprache, zur Erleichterung der erſtern, und Verbeſſerung der letztern.** Leſſing ſcheint bey dieſer Idee von keinem beſtimmten Princip ausgegangen zu ſeyn; denn bald leitet er Griechiſche Wörter von Deutſchen, z. B. δεῖνα von **den**, bald Deutſche von Griechiſchen, z. B. Ehre von ἦρα, ab. Ueberall aber giebt er zu viel auf die Aehnlichkeit des Klanges der Wörter. In der Folge hat er ſelbſt die Hand von dieſem Plane abgezogen, und das Publicum würde durch die Mittheilung dieſer wenigen Anmerkungen nichts gewinnen.

8. Etliche Bändchen, Bogen und Blätter mit Denkverſen u. dergl. glaubte ich am beſten unter die Rubrik: Altdeutſcher Witz und Verſtand, zuſammen zu ordnen. Denn ſo ſagt Eſchenburg im 5ten Beytrage Zur Geſchichte und Literatur aus den Schätzen ꝛc. S. 185.

> „Unter dieſer Aufſchrift war der
> „ſel. Leſſing ſeit mehreren Jah-
> „ren Willens, eine Sammlung
> „von Sprichwörtern, Apophtheg-
> „men und Denkverſen altdeutſcher
> „Schriftſteller zu veranſtalten, die
> „er zum Theil aus verſchiednen
> „Handſchriften der Wolfenbüttel-
> „ſchen Bibliothek, zum Theil aus
> „gedruckten Büchern des fünfzehn-

> „ten und ſechszehnten Jahrhunderts zu wählen gedachte.“

Es befanden ſich unter den Papieren beynahe alle die **Priameln**, welche Eſchenburg in dem angeführten Beytrage, und neuerlich in **Gräters Bragur** Th. 2. S. 332. f. mitgetheilt hat. Nur acht Priameln erſcheinen hier zum erſtenmal.

Das **Lehmannſche** Florilegium politicum (Lübeck 1639. 8.), aus welchem mehrere Apophthegmen genommen ſind, wollte Leſſing wahrſcheinlich beſonders bearbeitet herausgeben, wie ich aus einem rein und zierlich geſchriebnen Titelblatte vermuthe, welches ſo lautet:

> Chriſtoph Lehmanns Blumengarten, friſch ausgejätet, aufgeharkt und umzäunt von einem Liebhaber alter Deutſcher Sprache und Weisheit. Erſtes Beet. 1770.

Noch fand ſich ein Band, in welchem Leſſing die Namen der Minneſinger aus der Maneſſiſchen Sammlung in alphabetiſcher Ordnung eingetragen hat. Nur bey vier Namen ſtehen einige genealogiſche Anmerkungen, und auch dieſe habe ich nicht erſt aufgenommen, weil ſie nichts Mehreres und Beſſeres enthalten, als was Adelung im zweyten Bande ſeines Magazins darüber beygebracht hat.

Dies iſt der ſämmtliche Leſſingſche Nachlaß zur Geſchichte, Literatur und Kritik der Deutſchen Sprache.

Mit demſelben liefre ich zugleich alle vorgefundene Anmerkungen über Griechiſche und Römiſche Schriftſteller, und antiquariſche Gegenſtände, in denen Leſſings Scharfſinn und Gelehrſamkeit unverkennbar iſt. Man hat zwar an Leſſingen als Philologen manche Blößen entdeckt *); aber wem ſollte nicht, bey dem Durchleſen dieſes philologiſchen Nachlaſſes, die Menge verſchiedner Auctoren, die Leſſing geleſen hat, die Aufmerkſam-

---

*) S. Allgemeine Literatur-Zeitung. Sept. 1794. No. 305. (Recenſion der Reichenbachſchen Ueberſetzung von Leſſings Anmerkungen über Klaſſiker.)

keit, der feine Geſchmack, womit er ſie las, und die Bündigkeit und Präciſion der Anmerkungen, die er darüber machte, eine gerechte Bewunderung dieſes großen Kopfes abnöthigen? Wenn er zuweilen, beſonders bey kritiſchen Bemerkungen, gefehlt hat, ſo geſchah es nicht aus Unwiſſenheit, ſondern aus allzu großem Scharfſinn. Er wollte überall auch in den Alten die Genauigkeit und Präciſion finden, die ihm ſelbſt eigen war.

Das philologiſche Publicum hat noch einen wichtigen Beytrag zur alten Literatur aus Leſſings Nachlaſſe zu hoffen, eine Handſchrift der Aeſopiſchen Fabeln, von der Madame Reiske abgeſchrieben, und von Leſſing mit einigen Anmerkungen begleitet *), welche ein gelehrter Philolog überarbeiten wird.

---

*) Die Abſchrift iſt von dem Augſpurgiſchen Codex genommen. Leſſing ſelbſt geſtand, daß er darin alle ſeine Erwartungen übertroffen gefunden. S. Romulus ꝛc. im Erſten Beytrage Zur Geſchichte und Literatur ꝛc. S. 72. Anmerk.

Die dritte Abtheilung des gegenwärtigen Bandes liefert, zum Theil in alphabetiſcher Ordnung, alle die Anmerkungen von Wichtigkeit, welche Leſſing auf Veranlaſſung des Jöcherſchen Gelehrtenlexicons oder Bayle's und andrer literariſchen Werke zur Gelehrten-Geſchichte und Literatur entworfen hat. Was ſich weder hier, noch ſonſt irgendwo füglich unterbringen ließ, wird künftig unter dem Titel: Nachtrag zu Leſſings Kollectaneen, aus ſeinem Nachlaſſe, mitgetheilt werden.

Einige Beyträge zur Geſchichte der Kunſt und Künſtler enthält die vierte Abtheilung. Zurückgelegt habe ich etliche angefangne Verzeichniſſe der Stücke von Rembrand und andern Künſtlern, welche lauter bekannte Sachen enthalten. Zur Empfehlung des Mitgetheilten brauche ich nichts hinzuzuſetzen.

Verſchiedne Philoſophumena, Selbſtbetrachtungen, launichte Einfälle, mehrere Nachrichten über die Wolffenbüttelſche Bibliothek und deren Schätze, einige

Inedita aus derſelben, Auszüge aus Leſſings Reiſe-Journalen, und verſchiedne ſtatiſtiſche Fragmente bleiben, nebſt dem gedachten Nachtrage zu den Kollectaneen, für eine andre Gelegenheit aufbehalten.

Ich kann dieſe Anzeige nicht beſchließen, ohne mir ſelbſt einige Betrachtungen zu wiederholen, wozu ich beym Durchſtudieren dieſes Leſſingſchen Nachlaſſes häufig veranlaßt wurde.

Leſſing ſagte einſt bey Gelegenheit der Meſſiade: es ſey beynahe noch lehrreicher zu wiſſen, was ein Dichter ausgeſtrichen, als was er ſtehen gelaſſen habe. Etwas ähnliches kann man von ſeinen nachgelaſſenen Papieren ſagen. Sie zeigen, wie viel ſpecielle und dem Anſchein nach unwichtige Unterſuchungen vorher gehen müſſen, ehe man in irgend einer Wiſſenſchaft etwas Großes wagen kann, und wie gewiſſenhaft Leſſing war, vorher ſelbſt zu lernen, ehe er ſich zu lehren getraute. Dieſe Aufmerkſamkeit auf die unbedeutendſten Bücher oder Nachrichten, dieſe Sorgfalt, alles genau aufzuzeichnen, was ihm bey der Lectüre oder auf dem Wege ſeiner Unterſuchung nebenher aufſtieß, dieſes Beſtreben, überall auf die Tiefe zu dringen, wovon die mitgetheilten rohen Materialien auf jeder Seite Beweiſe geben: das war es, was Leſſingen zu dem weiſen Mißtrauen in die geprieſenſten Schriftſteller, zu der Theilnahme an jedem Zweige des menſchlichen Wiſſens, und zu der Feſtigkeit ſeiner Anſichten und zu ſeiner durchdringenden Scharfſichtigkeit verhalf. In völlig ausgearbeiteten Abhandlungen wird man den kleinen Fleiß ihres Verfaſſers weniger gewahr, beſonders bey Leſſing, der ſeine Leſer gleichſam bey der Hand von Idee zu Idee führt, und ihnen alle Hülfsmittel, deren Aufſuchung ihm oft große Mühe koſtete, ganz leicht und unbemerkt in die Hände zu ſpielen weiß. Aber hier in dieſen unverbundnen Sammlungen, deren Zweck man nur ſelten errathen kann, und die eben darum meiſtens ſehr unwichtig ſcheinen, zeigt ſich der mühſame Fleiß und die Beurtheilungskraſt ihres Urhebers in ihrem vollen Lichte.

Die Gleichgültigkeit, oder, ich möchte ſagen, Uneigennützigkeit, womit Leſſing ſo manche wichtige Bemerkung, die er niedergeſchrieben hatte, in der Folge vergaß und unbenutzt ließ, zeugt mehr, als alles, von dem Reichthume ſeines Genies, eben ſo, wie von ſeiner Gewiſſenhaftigkeit und Achtung gegen das Publicum. Wie ſehr würden manche von unſern heutigen Schriftſtellern eilen, Bemerkungen, wie deren im Leſſingiſchen Nachlaſſe ſo viele vorkommen, ſogleich mit Pomp und Lärm unter das Publicum zu bringen! Wie viel ſchrieb Leſſing, um es wieder zu vergeſſen; und wie viel vergaß er gern, weil er keine Gelegenheit fand, es zum Nutzen der Wiſſenſchaften an den Mann zu bringen! Es iſt ganz der Ton des uneigennützigen Reichen, worin er auf einem Blättchen in dem Nachlaſſe über ſeine Kollectaneen ſich auslässt:

Ich weiß nicht, — ſagt er bey Gelegenheit einer Anmerkung über den maleriſchen Wohlklang in den Dichtern — wo die Blätter meiner ehemaligen Sammlungen hingekommen. Mir geht es mit allen meinen Kollectaneis, wie der Virgilianiſchen Sybille. Ich ſchreibe dergleichen Dinge meiſtens auf einzelne Blätter, die ich dann wohl hinlege, und ordentlich aufzuheben denke; aber weht auch nur der kleinſte Wind darunter, und treibt er ſie einmal aus einander:

Nunquam deinde cavo volitantia prendere ſaxo
Nec revocare ſitus, aut jungere carmina curo.

Eine Menge gründlicher Notizen verdankte Leſſing, wie man auch aus dieſem Nachlaſſe ſieht, den Vorreden und Dedicationen der Bücher. Ein Wink für jeden Literator! Jöcher und Bayle ſelbſt haben dieſen Kunſtgriff nicht ſonderlich verſtanden.

Zu Betrachtungen über Leſſings moraliſchen Charakter und ſeine beſonders gegen das Ende ſeines Lebens ungewöhnlich verdüſterte Stimmung wird mir ein andrer Theil ſeines Nachlaſſes Gelegenheit geben.

Ich habe hier in Rückſicht meines Antheils an der Herausgabe noch ſo viel zu erinnern, daß ich, außer dem Geſchäfte des Aufſuchens und Anordnens, nur einige Anmerkungen und Nachweiſungen auf neuere Schriften hinzugeſetzt, und hin und wieder mir eine kleine Einwendung gegen Leſſings Meynung erlaubt habe: und ich gebe gern zu, daß ich bey weitem nicht alle die Forderungen erfüllt habe, welche man an einen Herausgeber des Leſſingiſchen Nachlaſſes machen kann. Das Publicum muß damit zufrieden ſeyn, denſelben unverfälſcht und in einiger Ordnung zu erhalten. Man dankt ja wohl auch für den bloßen Abdruck eines Textes, und die Philologen machen es zum Geſetz, einen Text mit allen Fehlern und Lücken abdrucken zu laſſen, damit der Kenner deſto richtiger über deſſen Beſchaffenheit urtheilen könne.

Ich kann nicht paſſender ſchließen, als mit den Worten Leſſings, womit er einſt den Nachlaß eines ſeiner Freunde empfahl. „Man ſtößt ſich nicht an einige unförmliche Poſten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müſſen ſtehen laſſen. Man ſchätzt ihn nach dem, was der Vollendung darin am nächſten kommt.“

Breslau,
im November
1794.

Georg Guſtav Fülleborn,
Profeſſor am Eliſabetaniſchen
Gymnaſium.

Inhalt.

I.

Leſſings Nachlaß zur Geſchichte, Literatur und Kritik der Deutſchen Sprache.

Seite

I. Ueber das Heldenbuch — — 3

II. Zur Geſchichte der Deutſchen Sprache und Literatur — — — 76

III. Ueber Thomas Murner — — 135

IV. Beyträge zu einem Deutſchen Gloſſarium — — — — 142

V. Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen — 177

VI. Vergleichung Deutſcher Wörter und Redensarten mit fremden — 201

VII. Altdeutſcher Witz und Verſtand — 220

II.

Leſſings philologiſcher Nachlaß.

I. Anmerkungen über Griechiſche und Römiſche Schriftſteller — — 233

II. Vermiſchte Anmerkungen — — 307

III.

Leſſings Nachlaß zur Gelehrten-Geſchichte und Literatur.

Seite
I. Anmerkungen zur Gelehrten-Geſchichte — — — — 315
II. Vermiſchte literariſche Anmerkungen — — — — 371

IV.

Leſſings artiſtiſcher Nachlaß.

I. Anmerkungen über Fueßlin und Heinike — — — — 387
II. Vermiſchte Anmerkungen und Nachrichten über Künſtler, Kunſtwerke u. dergl. — — — — 391

I.

Leſſings Nachlaß
zur
Geſchichte, Literatur und Kritik
der
deutſchen Sprache.

I.

Ueber das Heldenbuch.

Angefangen den 23ſten Februar 1758.

§. 1.

Ueber die verſchiednen Ausgaben dieſes Heldenbuchs will ich mich nicht einlaſſen. Grabener *) hat alles geſammelt, was Köhler,

---

*) Grabener gab als Rector der Schule zu Neuſtadt bey Dresden ſechs Programme über das Heldenbuch heraus, in den Jahren 1730—37, wovon das zweyte über die Ausgaben handelt.

Die erſte von Hagenau 1509 fol. S. Gottsched de temporibus Teuton. vatum mythicis.

Die zweyte zu Francfurt 1545.

Die dritte ebend. 1560.

Die vierte ebend. 1579.

Die neueſte ebend. 1590. Grabner zweifelt, ob dieſe Ausgabe exiſtire. Allein ich habe ſie ſelbſt zum Gebrauche. Sie iſt in Quart, und hat den Titel Heldenbuch, darinn viel ſeltzame Geſchichten und kurzweilige Hiſtorien, von den groſſen Helden und Roſen, Wie ſie ſo ritterlichen umb eines Königs Tochter geſtritten haben, Und wies ihnen zu Wormbs im groſſen und kleinen Roſen-

Placcius, Vogt, Horn und Andre davon angemerkt haben. Ich habe mich bey meiner Unterſuchung der Ausgabe von 1560 in klein Folio bedient. Hier iſt ihr Titel:

> Das Heldenbuch. Welchs auffs new corrigirt und gebeſſert iſt, mit ſchönen Figuren geziert. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn, durch Weygand Han und Sygmund Feyerabend.

Sie hat 187 Blätter, und jede Seite zwey Spalten. Ich wäre vielleicht begieriger geweſen, eine ältere aufzutreiben, wenn nicht verſchiedne Stellen, die ich aus der allererſten hier und da angeführt geleſen, mich genugſam hätten erkennen lernen, daß die alte ſchwäbiſche Sprache auch in der allererſten ſchon große Veränderungen erlitten habe.

§. 2.

Es muß noch eine andre alte Sammlung von Heldenliedern unter dieſem Titel exiſti-

garten ergangen iſt. Jetzundt durchauß mit newen Figuren gezieret und in vier underſchiedliche Bücher abgetheilet, deßgleichen zuvor nie Getruckt iſt. Franckf. am M. in Verlegung Sigmund Feyerabendt" (der auch die Vorrede dazu gemacht hat.) Nach derſelben Ausgabe citirt auch Hr. Häßlein im Bragur Th. I. S. 320. Die meiſten Figuren paſſen in dieſer Ausgabe beſſer, als die in der von 1560, welche offenbar alle in ein anderes Werk gehören.

Vergl. die Schriftſteller, welche Koch im Compend. S. 67. anführt.

Anm. d. Herausg.

ren; denn Köhler in der Unterſuchung vom Theuerdank ſagt: Aliam collectionem heroicarum cantionum, a priori prorſus diverſam, vulgo tamen ignoratam, ex bibliotheca ſua inſtructiſſima nobis obtulit D. Godofredus Thomaſius Archiater Norimb., anno 1477 absque loci mentione excuſam.

§. 3.

Morhof, Köhler, Friſch, Wachter, Gottſched, welche dieſes unſers Heldenbuches gedenken, machen uns alle ſo verwirrte und undeutliche Begriffe davon, daß ſie ſich ſchwerlich die Mühe können genommen haben, es ganz zu leſen.

§. 4.

Der Herausgeber hat es in vier Theile getheilet, deren Ueberſchriften dieſe ſind:

Erſter Theil ſagt von Keyſer Ottnitten und dem kleinen König Elberich, wie ſie mit groſſer Gefahr über Meer in der Heydenſchaft eim König ſeine Tochter abgewunnen (und wie er Sie ihm zu einem Ehelichen Gemahl vermählen lieſſe.)

Ander Theil meldet von Herr Hugdieterichen und ſeinem Sohn Wolfdieterichen, wie die umb der Gerechtigkeit willen, offt den troſtloſen Leuten haben hülff mit ihren trefflichen Thaten gethan, neben andern kühnen

Helden, ſo ihnen in nöthen beygeſtanden ſeyn.

Dritt Theil zeigt an, vom Roſengarten zu Worms, der durch Crimhilten, König Gibichs Tochter ward gepflanzt, dardurch nachmals der mehrer theil Helden und Ryſen zu abgang kommen, unnd erſchlagen ſind worden.

Im vierdten Theil wird gemelt, von dem kleinen König Laurin, dem Gezwerge, wie er ſeinen Roſengarten mit ſo groſſer mannheit und mit Zauberey umbgienge, biß er zuletzt von den Helden bezwungen ward und ihr Gaukelmann ſeyn mußt, (Mit ſampt andern kurtzweiligen Hiſtorien, Im andern Theil dieſes Heldenbuchs verfaßt, welches auch in ſein ſonderliche beſchreibungen underſchiedlich iſt geordnet worden.)

§. 5.

Allein der Herausgeber iſt ein höchſt unwiſſender Mann geweſen. Er hat drey Gedichte, die alle drey völlig von einander unterſchieden ſind, und allem Anſehen nach auch drey unterſchiedne Verfaſſer haben, in eins zuſammengeworfen. Die erſten zwey Theile machen ein beſondres Gedicht aus, der dritte ein beſondres, und der vierte desgleichen.

Der einzige Geldaſt unterſcheidet die Verfaſſer, wie es ſich gehört. Die erſtern zwey Theile führt er allezeit unter dem Namen Eſchilbachs an; wenn er von dem dritten Buche redet, ſagt er: (S. 363) incertus auctor partis III Heldebuch. Doch ſagt er auch S. 406: Anonymus, aut fortean idem auctor partis III Heldebuch, nemlich Eſchilbach. Das vierte Buch aber führt er unter dem Namen Heinrichs von Offterdingen an.

Grabener vermuthet, daß Offterdingen auch von dem dritten Verfaſſer ſey; welche Vermuthung weniger kritiſche Einſicht in den Styl verräth, als Goldaſts.

Das erſte Gedicht, welches in den zwey erſten Theilen enthalten iſt, ſollte alſo den Titel führen:

Von Kaiſer Ottnitt und Wolffdieterich.

§. 6.

Von dem Alter der Verfaſſer dieſes Heldenbuchs ſagt

Eccard. in hiſt. Genel. Princip. Saxoniae ſup. Cap. V. §. 9. p. 174. 59.

Liber hic de heroibus veteribus a Wolframo Eſchenbachio et Henrico Efftertingio compoſitus eſt tempore Friederici m.

Barbaroſſae, et quidem ante Canoniſationem Caroli III. et promulgationem Pſeudo-Turpini, ut pluribus argumentis in Hiſtoria Poëſeos Germanicae demonſtrabo.

Dieſe Beweiſe iſt Eccard mit ſammt dem Buche ſchuldig geblieben. Und ich hätte um ſo viel lieber ſehen mögen, wie ſie ausgefallen wären, je unwiderſprechlicher man dieſes Vorgeben widerlegen kann.

a SS.

Die Canoniſation Carls des Großen geſchah mit Genehmhaltung Papſt Paſchalis III, wie Friedericus I ſelbſt bezeugt in ſeinem Diplomate bey Jac. Andr. Cruſio de vita et rebus geſtis Witekindi c. XV. p. 116. Ballando T. II. Act. 55. Menſ. Jan. p. 888. und andern.

Paſchalis aber ſtarb 1168, und gleichwohl gedenkt der Dichter der Herzoge von Merane, die Friedrich I erſt im Jahre 1180 creirt hat. Hätte dieſes ohne einen prophetiſchen Geiſt geſchehen können? Wenn Grabener dieſen Widerſpruch bemerkt hätte, ſo würde er ſich auf dieſen Conſenſum celeberrimi Eccardi nichts zu gute gethan haben.

Vor 1180 kann der Verfaſſer alſo nicht geſchrieben haben. Allein ich vermuthe, daß er auch nicht vor 1248 geſchrieben habe, und zwar eben deswegen, weil der Herzoge von Merane gedacht wird, die 1248 ſchon wieder ausgingen. Würde es der Dichter gewagt haben, würde es nicht wider ſeinen Plan geweſen ſeyn, ein noch lebendes Geſchlecht zu nennen, wo er lauter falſche Namen brauchte?

§. 7.

Goldaſt (Tom. III. Conſtitut. Imperial. Praefat. ad Regem Britann. Jacobum p. 3. 4 & 5.) will, daß unter dem Kayſer Ottnitt Odoacer, der Heruler König, und unter Wolfdieterich Theodoricus Veronenſis zu verſtehen ſey; doch ohne die geringſten Gründe dieſer ſeiner Muthmaßung anzuführen.

Allein einem Manne, wie Goldaſt, muß man auch da Gründe zutrauen, wo er keine angiebt. Und ihn widerlegen wollen, ohne dieſe vorher aufzuſuchen, heißt ſich ein leichtes Spiel machen.

Die bloße Aehnlichkeit des Schalles, und aufs höchſte der Ableitung, welche die Namen Ottnit und Odoacer, Theodoricus und Dietrich haben, kann ſein einziger Grund nicht geweſen ſeyn. Er muß größere Aehnlichkeiten zwiſchen den Begebenheiten, die uns der Dichter von beyden meldet, und denen, die uns die Geſchichtſchreiber von ihnen aufgezeichnet, entdeckt haben.

Und dieſe finden ſich auch wirklich.

Ottocar hatte ſich zum Herrn desjenigen Theils von Italien gemacht, welcher in den folgenden Zeiten den Namen der Lombardey bekam. Ottnitt iſt König von Lombarten, und iſt es durch das Recht der Waffen.

Wolffdieterich iſt der Sohn eines Königs von Conſtantinopel.

Theodoricus ward von dem Kayſer Zeno an Kindesſtatt angenommen *).

Wolffdietrich kommt, dem Kayſer Ottnit ſein Reich ſtreitig zu machen. Theodoricus kam mit ſeinen Gothen nach Italien, in der Abſicht, die Heruler zu verdrängen. Seine Abſicht gelang; er ſchlug den Odoacer bey Verona, und belagerte ihn drey ganzer Jahre in Ravenna **).

Eben da Wolffdietrich dem Ottnitt am ſtärkſten zuſetzt, da er ihn faſt überwunden hat, ändert ſich die Scene auf einmahl: Ottnitt und Wolfſdietrich werden Freunde, und unzertrennliche Freunde, Geſellen. **Theodoricus**, wie geſagt, hatte den **Odoacer** ſchon drey Jahre in Ravenna belagert, und ſchon hatte ſich ihm ganz Italien unterworfen. Dennoch ließ Theodoricus von dem Rechte des Siegers ſo viel nach, daß er den Odoacer zum Mitgenoſſen ſeines neuen Reiches annahm.

---

*) Man ſehe den Brief des Atalaricus, ſeines Enkels, an den K. Juſtinian, beym Caſſiodor B. 8. Ludewig (im Leben Juſtinians S. 401) erklärt dieſe Adoption für weiter nichts, als eine formulam curialem. Aber, wäre ſie nichts als ein leerer Titel geweſen, ſo macht doch Atalaricus offenbar zu viel Aufhebens davon.

**) Jornandes de reb. Get. p. 140.

Wolfſdietrich kommt in den Verdacht, ſeinen treuen Genoſſen, den **Ottnitt**, umgebracht zu haben. **Theodoricus** brachte den Odoacer wirklich mit eigner Hand um.

Wolfſdietrich folgte dem **Ottnitt** in allen ſeinen Reichen und Rechten. So folgte **Theodoricus** dem **Odoacer**.

Dieſe Aehnlichkeiten ſind nicht gering, wenigſtens hinlänglich, Goldaſten von dem Vorwurfe eines unüberdachten Vorgebens loszuſprechen.

§. 8.

Aber ſie werden von unzähligen und offenbaren Unähnlichkeiten unendlich überwogen.

Ottnitt heißt Römiſcher Kayſer, und Procopius ſagt ausdrücklich, daß ſich Odoacer dieſen Titel nie angemaßt. Procop. de bello Goth. lib. I. c. 1. ἀλλὰ ΡΗΞ διεβίω καλούμενος.

Rom und auch Lateran, ſagt der Dichter, habe dem Ottnitt gedient. Und wie wenig hatte Odoacer in Rom zu ſagen! Er wagte es nicht einmal, ſeinen Sitz da zu nehmen.

Kurz: **Ottnitt** iſt ein ſehr mächtiger Herr, dem alle deutſche Reiche und alle Reiche in dem Lande der Walhen unterthan ſind. **Odoacer** hingegen herrſchte bloß über Italien, deſſen dritten Theil er ſeinen Herulern zu Lehen gab.

Und das waren die anſehnlichen Lehnsträger nicht, welche **Ottnitt** um ſich hat, und die er anredet:

Ihr Fürſten und ihr Herren,
Groſſen Freyen Dienſtmann.

Lehnsträger alſo von allen Heerſchilden *)! Was wußte man aber von dieſen zu einer Zeit, in welcher verſchiedene Gelehrte nur den allererſten Urſprung der Lehne gefunden zu haben glauben?

---

*) Den niedrigſten Heerſchild ungerechnet, deren älteſte Spuren man erſt unter Heinrich IV findet, obgleich eine ähnliche Eintheilung des Adels lange vorher üblich geweſen ſeyn muß.

§. 9.

Grabener führt an, daß Marqu. Freherus (Origin. Palat. P. I. c. 10.) Joh. Deckherrus (beym Placcius in Theatro Anon.) und Petr. Dahlmannus, im Schauplatz der masquirten und demasquirten Gelehrten Num 37.) das ganze Heldenbuch für nichtswürdige Fabeln gehalten. Morhof und andre glauben, daß Fabeln nur untermiſcht ſind.

Grabener ſelbſt bemerkt, daß nichts im ganzen Heldenbuche ſey, woraus man ſchließen könne, daß man die darin enthaltnen Fabeln höher, als in das zwölfte Jahrhundert ſetzen dürfe. Sein Beweis iſt vornehmlich dieſer, daß der Herzoge von Merane darin gedacht werde, deren erſten doch Friedrich I creirt habe.

§. 10.

Gottſcheds Meynung, die nicht leicht abgeſchmackter ſeyn könnte, iſt dieſe, daß

Ottnitt, Odoacer der Heruler König,

Wolffdietrich, der Weſtgothen König Theodoricus,

Dietrich von Bern, der Oſtgothen König Theodoricus Veronenſis ſey.

Nur etwas zum Beweiſe:

Im J. 490 belagerte Theodoricus den Odoacer in Ravenna, und drey Jahr darauf ward Odoacer umgebracht. Wie kann nun aber eben dieſer Theodoricus, nach mehr als achtzig Jahren nach dem Tode des Odoacer (Ottnitts) die dem Wolffdietrich entflohnen Würme vollends erſchlagen haben? (denn drey Jahr, nachdem die Würme Ottnit verſchlungen, ſchlug ſie erſt Wolffdietrich, und 80 Jahr nach Wolffdietrichen, die übrigen Dietrich von Bern.)

Der Anhang des Heldenbuchs ſagt gar: Demſelben Kaiſer Ottnitt dienet Reuſſen und das Land zu Bern, darnach über 200 Jahr warde das Landt Bern Herrn Dietrich von Bern.

Dietrich von Bern kann alſo der Theodoricus Veronenſis nicht ſeyn, der Odoacern überwand, oder Ottnit kann Odoacer nicht ſeyn.

§. 11.

Meine Erklärung:

Der Dichter hat unter dem Ottnit, die beyden Gegenkayſer Ottos des Vierten, nemlich Philipp und Friedrich II verſtanden, und verſchiedne von ihren vornehmſten Thaten in dieſem ſeinem Roman von Ottnit, in ein Ganzes verbunden.

§. 12.

Von den Herzogen von Merane.

Ge. Dav. Koeleri Diſſert. de Ducibus Maraniae ex Comitibus de Audechs ortis. Altorf. 1729.

In dem Leben Notkeri c. XVI. T. 1. ſcript. rer. Aleman. Gold. p. 396. wird bereits eines Cuononis Ducis Meraniae gedacht, wobey Goldaſt die Anmerkung macht: Ego, qui Ducatus ſit, aeque cum ignariſſimis ſcio, niſi Moravia ſit, quae adhuc Alemannis Meran, interim Merenland. Köhler, der dieſe Stelle §. 1. anführt, fährt fort: Si Goldaſtus in ea annotatione loqueretnr de Ducatu Maraniae ab Imp. Friderico conſtituto, omnino Planerus (in hiſtor. Variſciae p. 34.) Goldaſto ignorantiam Ducatus Meranii attribuere poſſet, ſed cum reſpiciat Ducatum Meraniae tempore imperatoris Ottonis I. iam extantem, qui omnino eo aevo incognitus erat, Goldaſtus ab hac ignorantiae culpa immunis eſſe videtur.

Wenn nun aber zu Otto's I Zeiten bereits Herzoge von Merane exiſtirt haben, wie würde es mit unſern Beweiſen ausſehen?

Unterdeſſen löſet Köhler dieſen Knoten ſehr wohl. Er ſagt: Ekkehard (im Leben Notkeri) habe unter Fried. II geſchrieben, und nenne den Cunonem, generum Ottonis M. nur deswegen einen Herzog von Merane, quoniam etiam forte praefuit Carentanis, quemadmodum eius filius Otto (vid. Ditmarus lib. V. p. 370 apud Leibn.) Ad Carinthiam vero olim etiam pertinuiſſe Tirolenſem ditionem teſtatur Megiſerus Annal. Carint. l. I. c. 2. p. 14., cujus pars potior aevo ipſius Ekkehardi dicebatur Ducatus Meraniae. Ex ſui ergo ſeculi uſu et notitia dixit Ekkehardus Cunonem Ducem Meraniae.

(Es war, wie man ſieht, dem kritiſchen Leſſing mit dieſer Anmerkung nur darum zu thun, einem möglichen Einwurfe gegen ſeine Hypotheſe zu begegnen. Und wer die, häufig von Geſchichtſchreibern und Dichtern benutzte, Freyheit der Anticipation kennt, wird mit ihm eingeſtehen müſſen, daß durch Köhlers Bemerkung die Schwierigkeit vollkommen gehoben ſey. Weiter durfte ſich wohl Leſſing nur auf das beziehen, was §. 6. und 8. über das Alter der Herzoge von Merane beygebracht iſt, und was mit ſeiner Hypotheſe auf das Beſte zuſammenſtimmt.)

Anm. d. H.

§. 13.

Die Saracenen.

Die Saracenen waren unter Friedrich II noch nicht in Sicilien unterdrückt. Friedrich hatte noch im Jahr 1221 viel mit ihnen zu ſchaffen. Die Verheerungen, die ſie in dieſem Königreiche angerichtet hatten, bewogen den Kayſer, wider ſie in das Feld zu ziehen. Bey ſeiner Annäherung zogen ſie ſich auf die Gebirge, und hier war es nicht möglich, ihnen beyzukommen. Friedrich faßte den Entſchluß, ſie zu belagern und auszuhungern. Und weil ſie Mangel an Lebensmitteln litten, wurden ſie bald auf das Aeußerſte gebracht, und gezwungen, ſich an den Kayſer zu ergeben. Viele baten um Erlaubniß, daß ſie ſeine Staaten verlaſſen dürften, und erhielten ſie ganz leicht. Die Uebrigen, die unter ſeiner Herrſchaft bleiben wollten, wurden nach Nocera in Apulien gebracht; man verbot ihnen bey ſchwerer Strafe, daß ſie keine Waffen in ihren Häuſern haben ſollten.

Barre IV. S. 12.

Collenut. Lib. IV. hiſt. Neap.

Hiſt. de Reb. geſt. Fred. apud Murator. T. VIII.

Friedrich II bediente ſich auch der Saracenen bey ſeinen Armeen. So beſtand z. E. das Heer, mit welchem Rainald (den der Kayſer, als er 1228 endlich nach dem gelobten Lande ging, als ſeinen Statthalter hinterlaſſen hatte) in das Erbgut des h. Petrus eindrang, um den Papſt Gregorius IX zu bekriegen, aus Deutſchen und Saracenen aus Sicilien.

Die Saracenen aus Nocera oder Lucerria thaten auch Manfreden gute Dienſte, und nahmen ihn in ihre Stadt auf, wie Jamſilla (apud Murat. T. VIII. p. 530.) und Saba Malaſpina (Hiſt. lib. I. c. 4.) mit Mehrerem berichten. Sie intereſſirten ſich für den jungen Conradin. (Monachus Patav. Chron. ap. Murat. T. VIII. p. 728.) Sie waren ſogar die letzten, mit welchen Carolus fertig werden konnte, bis er endlich 1269 Nocerta nach einer langwierigen Belagerung einnahm, wobey die meiſten Saracenen elend verhungert waren. S. den angeführten Monachus, und Saba Malaſp. zu Ende des 4ten Buches.

(Dieſe Anmerkungen zielen offenbar auf die Erzählungen, welche das Heldenbuch von Ottnits Vaſallen dem Heyden Zacharis macht, Beziehung haben. — Rieſe oder Ryß heißt ein Saracene. Rais oder Reis iſt der Name, den die Türken den Capitains ihrer Galeeren beylegen. Es iſt ein Arabiſches Wort, und heißt ſo viel als Befehlshaber. S. Ricaut de l'empire Ottomann. Friſch nimmt es für Rieſe, und ſagt, das Wort ſey vor Alters, beſonders von den Poeten, für einen großen Herrn gebraucht worden.)

Anm. d. H.

§. 14.

Anwendung der Leſſingiſchen Hypotheſe

I. auf verſchiedne Prädicate, die der Dichter dem Ottnit giebt und die auf Friedrich II paſſen [*]:

A. Ottnit wohnt in Italien.

Friedrich II war in Deutſchland weder geboren, noch erzogen Anno 1212 kam er nach Deutſchland, 1220 ging er wieder nach Italien, und kam erſt 1235 auf kurze Zeit wieder nach Deutſchland, bey Gelegenheit der Empörung ſeines älteſten Sohnes Henrici. Das Jahr darauf war er ſchon wieder in Italien. Zwar rief ihn die Empörung

---

[*] Alles, was hier Leſſing von Friedrich anführt, findet man ſehr richtig und ſchön erzählt in der Geſchichte Friedrichs des Zweyten. Züllichau, 1792.

Friedrichs des Streitbaren, Herzogs von Oeſtreich, zu Ende 1236 nach Deutſchland; doch war er das folgende Jahr 1237 im Auguſt ſchon wieder in Italien. 1238 ging er abermals auf eine kurze Zeit nach Deutſchland, kam aber noch eben daſſelbe Jahr nach Italien zurück. Und von der Zeit an findet man nicht, daß er wieder nach Deutſchland gekommen ſey.

> Es ſaß da in Lamparten
> Ein edler König reich,
> Auff einer Burg hieß Garden.
>
> Heldenb. S. 1.

Lamparten, Lombardey.

Die Longobarden überſchwemmten Italien um das Jahr 586. Der Name der Lombardey iſt alſo noch ſpäter zu ſetzen. Die Anticipation, welche Gottſched hier will gelten laſſen, iſt lächerlich.

Deſiderius, der letzte König der Longobarden, ward geſangen 744.

Karl der Große, nachdem das Lombardiſche Reich ein Ende genommen, hatte in den meiſten Städten Grafen geſetzt, deren einige den fürſtlichen Titel führten, und nachmals die Länder größtentheils an ſich zogen u. ſ. w. S. Bünaus Leben Friedr. I. S. 32 — 33.

Garden.

Azo Marchio Eſtenſis ward von den Einwohnern von Mantua mit gewaffneter Hand wieder in Verona eingeſetzt. Eccelius II wäre bey dieſer Gelegenheit bald gefangen worden. Illo namque die, ſagt Gerard Mauriſius ap. Murat. VIII. p. 16., vix evaſit Dominus Eccelinus etc. Fugerunt ergo contrarii Marchionis ad arcem Gardae — Arcem autem Gardae — undique per terram et aquam ſtrictiſſime (Marchio) obſidebat.

B. Ottnit iſt des Sternlaufs kundig.

Ueber die Aſtrologie Friedrichs II S. Antonius Godius Chron. Vicent. beym Murat. T. VIII. p. 83. (Beyde Geſchichtchen mit den Aſtrologen ſind indeſſen verdächtig.) Mehr beweiſt Rolandinus lib. IV. c. 12. Nichts iſt entſcheidender, als das Zeugniß des Saba Malaſpina hiſt. Sic. l. I. cap. 2. bey Murat. T. VIII. p. 788. Vergl. Ricobaldus Ferrarienſis Hiſtor. Imper. p. 1120. bey Murat. IX. Matthaeus Paris in hiſt. Mai. p. 285. F. Franciſci Pipini Chron. l. 2. Murat. T. IX. p. 670. (de Scotto Friederici Aſtrologo.)

C. Rom und Lateran.

Unter Lateran iſt der päpſtliche Stuhl, und unter Rom die weltliche Gewalt dieſer Stadt zu verſtehen, durch welche Trennung ganz deutlich auf Zeiten gewieſen wird, in welchen die Päpſte über den Rath und die Bürgerſchaft in Rom nichts zu ſagen hatten. Und dieſes iſt von den Zeiten der Schwäbiſchen Kayſer wahr.

Schon Friedrich I mußte in dem Vergleiche, den er mit Papſt Eugenius III auf dem Reichstage zu Coſtnitz 1152 oder 53 einging, verſprechen, er wolle, ohne des Papſtes Einwilligung, weder mit König Rogerio, noch mit den rebelliſchen Römern jemals Frieden machen, ſondern, dieſelben unter den päpſtlichen Gehorſam zu bringen, allen Fleiß anwenden. Baronii Annal. anno 1152.

Arnold, ein Schüler Abälards, der kühne Feind aller weltlichen Macht und Güter der Biſchöfe und Geiſtlichen, ſoll ſogar Willens geweſen ſeyn, die Römiſche Republik wieder in den vorigen Stand zu ſetzen, das Capitolium von Neuem zu erbauen, den Bürgermeiſtern und der Röm. Ritterſchaft das ehemalige Anſehen wieder zu verſchaffen, hingegen die Stadt der päpſtlichen Obrigkeit gänzlich zu entziehen.

Otto Friſ. L. II. c. 20.

Im J. 1228 verjagten ſogar die Römer den Papſt Gregorius IX aus Rom, als er den Kayſer Friedrich II auf eine ſo übereilte und ärgerliche Weiſe in den Bann gethan hatte.

D. Von der Wahlen Land.

Wie kann man ſagen, daß den Schwäbiſchen Kayſern alle Könige in Deutſchland und der Wahlen Land gedient hätten?

Saxo Grammat. L. XIII. p. 242 und L. XIV. p. 262 leugnet, daß Dännemark dem Deutſchen Reiche jemals unterwürfig geweſen ſey.

Aber Friedrich I lockte den König Waldemar in Dännemark aus ſeinen Staaten, und verlangte, daß er ihm huldigen ſollte. S. Barre III. S. 600. vergl. den daſelbſt angeführten Brief Conrads III an Johannes von Conſtantinopel. Eben ſo gewiß iſt es, daß König Friedrich auf dem Reichstage zu Merſeburg 1152 den Däniſchen Prinzen-Streit entſchied. Der neubeſtätigte Däniſche König wurde in Friedrichs Gegenwart gekrönt, und von ihm durch das Schwert belehnt, wie er denn auch dem Deutſchen Könige den Lehnseid abgelegt, und das

Reichsſchwert vorgetragen. **Bünau** im Leben Fried. S. 14.

§. 15.

II. Auf verſchiedne Facta ſelbſt.

1. Von ſeiner verdächtigen Geburt.

Friedrich II war Heinrichs VI und der Conſtantia Sohn, 1194 geboren, zu Aſſiſi, einer Neapolit. Stadt. Das Gerücht, daß er untergeſchoben ſey, war allgemein; (Struv. in Synt. Hiſt. Germ. Diſſ. XX de Fried. II und in Corp. hiſt. Ger. VII. Sect. VI. §. 1.) ob es gleich erdichtet ſcheint. **Facell** Geſch. von Sicilien, und **Pandolph** Geſch. von Neapolis.

2. Von ſeiner Gemahlin aus Syrien.

Friedrich II mußte ſich dem Papſt Honorius III verbindlich machen, die Jolanta, nach andern Iſabella, eine Tochter des Königs von Jeruſalem Johannes, zu heurathen. Die Verbindung ward in Rom vollzogen.

3. Von dem Haſſe ſeines Schwiegervaters.

Friedrich verlangte Jeruſalem zur Morgengabe. Johann mußte ſich dazu bequemen, und ward, ungeachtet der Fürbitte des Papſtes, von ſeinem Eidam unwürdig behandelt.

Barre IV. p. 36. 37.
Platina in Hon. III.
Sanut. L. III. P. II. c. 10.
Ap. Rain. ad an. 1226.

4. Von der Verwüſtung ſeiner Länder durch das Kriegesheer des Papſtes, den er ſelbſt einen Drachen genennt.

Als Friedrich ſeinen Kreuzzug angetreten hatte, bekriegte Reinhold, der Statthalter in Italien, ohne ſein Vorwiſſen, den Papſt. Die päpſtlichen Truppen commandirte Johannes, der mit außerordentlicher Grauſamkeit den Krieg führte. S. Barre. Johannes wollte durchaus Kayſer werden, und ſtreute ſogar, um ſich Parthey zu machen, ein Gerücht von Friedrichs Tode aus.

5. Von ſeinem doppelten Banne.

Gregorius IX that ihn das erſtemal in Bann, als er von ſeinem angetretenen Kreuzzuge zurück kam, weil er die See nicht vertragen konnte. Unter dem zweyten ſtarb er (am 13ten December 1250).

Verſchiedne Meynungen über ſeinen Tod.

§. 16.

Der Name Ottnit oder Ottenit.

(Hier hat Leſſing nichts, als eine Stelle aus Barre III. S. 916 über den Beynamen Primiſlaus, Ottocar, d. h. der dem Otto ergeben iſt, ausgezeichnet.)

§. 17.

Erklärung der Perſon Wolfdietrichs.

(Hier iſt kein Wort weiter angemerkt. Auf einem andern Blättchen ſteht: Ueber Wolfdietrich S. pag. 929.

Ich ſuchte dieſe Seite im Barre, und fand daſelbſt: daß Kayſer Philipp die Prinzeſſin Irene geheurathet habe, und ihrem Vater, den ſein Bruder Alexis vom Throne geſtoßen, beyzuſtehen ſuchte. Der junge Alexis ſollte durch Hülfe der Kreuzfahrer auf den Thron geſetzt werden.

Vielleicht ſuchte Leſſing unter dieſer Geſchichte die Geſchichte des vertriebnen Wolfdietrichs.)

§. 18.

Einige andre Punkte.

1. Vom Elephanten.

Das Memoriale Poteſtatum Regienſium (Murat. T. VIII. S. 1110) merkt als etwas Beſondres an, daß Friedrich 1237 in ſeinem Heere gegen die Mayländer einen Elephanten gehabt. Er hatte ihn vom Sultan bekommen. S. Murat. Geſch. von It. Th. VII. S. 469. Vergl. Richardus in Chron. apud Murat T. VII. S. 1004 unter dem Jahre 1228.

2. Von den Heyden.

Die Schriftſteller des 13ten Jahrhunderts haben es durchgängig im Gebrauch, auch den Mahomedanern den Namen Heyden zu geben. S. Memoriale Poteſt. R. (Murat. T. VIII. p. 1099.) und Anon. Vatican. (ap. Mur. T. VIII. p. 761.)

3. Von den Römerzügen.

Die Anſtalten zu der Expedition, welche Ottnit vor hat, ſehen denjenigen ſehr ähnlich, die bey den ſogenannten Römerzügen beobachtet wurden.

4. Von Friedrichs Kreuzzug.

S. Monachus Patav. in Chron. ap. Murat. T. VIII. p. 672. Ricobaldus Ferrar. (ap. Mur. T. IX. p. 127.)

(Hat Leſſing hierbey vielleicht an die Stelle im Heldenbuche gedacht, wo Ottnit ſagt:

Welcher Chriſt dort erſtirbet,
Dem geb ich guten Troſt,
Das er Gotts Huld erwürbet,
Und auch ſein Seel erloſt.

und weiter:

Das wir den Heyden dringen
Von der ungerechtigkeit,

Und wie die Jungfraw bringen
Zur werden Chriſtenheit.

ferner:

Und tauffen Heyden Blinde
Die noch nit Chriſten ſind.

Ottnit ſagt, daß er Feinde zurücklaſſen wird, die ſich ſeine Abweſenheit zu Nutze machen werden.

Gut iſt der Freunde Rath,
So das die Burg zu Garten
So manchen Ritter hat,
Wo man mich wolt vertreiben u. ſ. w.

Unter ähnlichen Beſorgniſſen trat Friedrich II den Kreuzzug an.

Ottnit iſt ſehr hitzig auf die Prinzeſſin:

Die Jungfraw alters eine
Jhn alſo ſehre zwank,
Sie hat dem Held geheure
Genommen Muth und ſinn ꝛc.

Und Friedrich II war ſehr verliebt.)

Anm. d. H.

5. Vom Heyden Zacharies, der im Heldenbuche ſagt:

— — in der Stadt Meſſon
Jn meinem Königreiche *).

---

*) Gegen dieſen Heyden iſt Ottnitt ſehr tolerant, und der Heyde ſelbſt ein treuer ehrlicher Mann. Auch Friedrich II war ſehr tolerant, wider Willen des Papſtes. Und wie treu die Saracenen in Nocera Friedrichen waren, iſt ſchon oben von Leſſing bemerkt worden.

Anm. d. H.

Die Saracenen in Sicilien hatten ihre Regulos. Richard. ap. Murat. T. VII. p. 920. Vielleicht Mirabeltus, der im Jahr 1222 Unruhen in Sicilien erregte. S. c. l. S. 995.

6. Luders. (Gerwarts Herzegthum, S. Held. Bl. 4.)

Iſt eine Stadt in Oberelſaß, an den Burgundiſchen Grenzen. Doch könnte Luders vielleicht auch ſo viel heißen, als Lothringen; Lotharius, Luderus und Lutherus ſind dieſelben Namen.

7. Friedrich ein Freund der Jagd.

S. Rolandinus lib. IV. c. 9.

8. Von Friedrichs ſcharfſinnigen Reden.

Ricobaldus Ferrar. ap. Murat. T. IX. p. 131.

9. Von der Pflicht der Kayſer, Wittwen und Wayſen zu beſchützen. (S. Held. Bl. 3. b)

S. Barre III. S. 969.
ebend. IV. p. 52.
Conc. gener. T. II. p. 413.
Act. ap. Rain. anno 1228. p. 1.

10. Vom Panner-Amte.

S. Abrecht Diſſert. de Vexillis Imperii.

Ottnit macht den Eligas zum Fendrich. (Bl. 4)

11. Von Terſis.

Es iſt ohne Zweifel Tarviſium. S. von einem daſelbſt veranſtalteten Turniere Rolandin. lib. I. c. 13. (Vergl. Held. Bl. 141. b.)

(Bey dem Durchſuchen des Barre fielen mir auch folgende Punkte auf:

S. 498. Von den Brüdern des Hoſpitals zum h. Johannes zu Jeruſalem. Dieſer Brüder wird auch im andern Theile des Heldenbuchs gedacht.

S. 916. Primiſlav, Markgraf von Mähren, mußte in Regenſpurg aus Noth am Brückenbau arbeiten. Etwas ähnliches erzählt der Anhang des Heldenbuchs vom König Frathelle.

S. 902. Kayſer Heinrichs VI Anforderungen an die Morgenländiſchen Kayſer. S. 903. Die Deutſche Abgabe, welche ſehr wohl in das Heldenbuch paßt.

Kann man nicht auch Reinold S. 623. Manfred und Eccelin III, den Schwiegerſohn Friedrichs II, einrangiren?)

Anm. d. H.

Anmerkungen

zum dritten Theile des Heldenbuchs.

Vom Roſengarten.

Das Buch George Roſts (aus der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts):

„Heldenbuch vom Roſengarten oder gründlicher Bericht von den neuen Propheten, Roſenkreuzern, Chiliaſten und Enthuſiaſten,“ handelt alſo von etwas ganz anderm.

Erich VII. König von Dännemark, ſtellte im Jahre 1311 zu Roſtock ein Turnier an. Weil die Roſtocker die fremden Herren nicht aufnehmen wollten, lagerte man ſich an einem benachbarten Orte, genannt **der Roſengarten.** u. ſ. w. S. Barre IV. p. 473.

Kranz Vandalia L. VII. c. 89 ſeq.

Herm. Corneri Chron. col. 976. ap. Eccard. T. II.

Vom Nix.

Chron. F. Franciſci Pipini lib. II. c. 48. apud Murat. T. IX. p. 669. (de Nicolao Piſce.)

(S. Leſſings Kollectaneen, her. von Eſchenburg, unter dem Worte Nicolaus.)

Anm. d. H.

Die Stelle lautet ſo: Nicolaus Piſcis hoc etiam tempore in Regno Siciliae eſt natus. Hic enim, dum puer eſſet, delectabatur eſſe in aquis aſſiduus; cujus mater ob hoc indignata, maledictionem illi imprecata eſt, ut ſcilicet ſemper delectaretur eſſe in aquis, ut extra eas non

poſſet vivere; quod ſiquidem contigit, nam ſemper ex tunc in aquis maris vixit, ut piſcis. Diu extra aquas eſſe non poterat; nautis apparebat, et cum eis in navibus aliquamdiu erat, maris aeſtus illis praedicens, et ſecreta quae viderat in profundo. Anguillam maximum piſcium eſſe dixit, et inter Siciliam et Calabriam pelagum profundiſſimum eſſe. Imperator Fridericus cum eo ſermonem habuit, et projecto in fundo vaſe argenteo, inſtitit illi, ut deſcenderet in profundum, ac vas illud afferret. Ille vero ait, ſi deſcendero in profundum, non revertor: experiri tamen promiſit, et cum deſcendiſſet, ultra non comparuit hominum viſui. Reminiſcor, quod dum puer eſſem, audire conſuevi matres, dum puerulis vagientibus terrorem vellent incutere, hunc eis Nicolaum ad memoriam reducebant.

(Ich finde keinen Nicolaus im Heldenbuche gedacht.)

Vom Mönch Ilſar.

Der erſte Papſt, der die Turniere verbot, ſcheint Innocentius II geweſen zu ſeyn, nemlich in Synodo Romana c. 10.

Ihm folgte hierin Eugenius III in Concilio Rhem. can. 22

Ferner Alexander III in Concil. Later. ao. 1179. S. Jus Can. (X de Torneam. c. 1. et 2.)

Dann folgte das Verbot Honorii IV. S. Em. Gonzalez Tellez lib. V. Dec. Tit. XIII de Torneam.

Eben ſo Clemens V.

Johannes XXII.

Im Kriege wider den Eccelin führte der Prediger-Mönch Johannes die Bologneſer an. S. Murat. T. IX. p. 29. beym Jahre 1256.

Vom König Tyrol von Schotten.

Deſſen Paraeneſis in Tom. I. Par. Vet. Goldaſt. p. 273. Man kennt dieſen König nicht.

In des Matthaei Spinelli Ephemer. Neapol. (ap. Murat. VII. p. 1088) finde ich eines Ducis Scotiae gedacht; aber ich weiß nichts Beſtimmtes über ihn.

(S. Fragmente von ihm in der Maneſſ. Sammlung II. 248. überſezt in Gräters Bragur Th. I. S. 223 f. Ich weiß nicht, warum Leſſing dies hier angemerkt hat.)

Anm. d. H.

Nachſchrift des Herausgebers.

Das hier Mitgetheilte iſt alles, was ſich in dem Leſſingiſchen Manuſcripte über das Heldenbuch finder. Einige andre Citate, die ſich Leſſing noch nebenher angemerkt hat, betreffen das Werk des Barre, und die darin vorkommenden Unrichtigkeiten; ſie ſind an ſich nicht von beſondrer Wichtigkeit, und gehen das Heldenbuch nichts an.

Allerdings bleiben in Rückſicht des Heldenbuches noch viele Fragen unbeantwortet, noch viele Perſonen, Begebenheiten und Namen unerklärt. Selbſt über den Verfaſſer hat Leſſing nichts angemerkt, außer daß derſelbe nicht vor 1248 könne geſchrieben haben.

Ich ſage, durch die Leſſingiſche Hypotheſe iſt dennoch vieles unerklärt geblieben. Aber muß denn alles erklärt werden? Gewiß würde Leſſing ſelbſt, wenn er dieſe geſammelten Materialien verarbeitet hätte, vieles unerklärt gelaſſen haben.

In den alten Deutſchen Epopeen nemlich iſt allerdings eine hiſtoriſche Grundlage vorhanden; aber dieſe iſt gemeiniglich durch erdichtete Namen ſo unkenntlich gemacht, und durch eingewebte Fictionen ſo ſehr verändert, daß ſie ſich ſchwer erkennen läßt. Ein auffallendes Beyſpiel giebt der bekannte Theuerdank. Doch warum berufe ich mich auf die alten Deutſchen Epopeen? Es iſt der Fall bey allen, bey Homers Iliade wie bey Klopſtocks Meſſiade. Es ſoll und kann nicht alles Factum ſeyn, es ſoll und kann nicht alles erklärt werden. So viel wird indeſſen jeder Kenner zugeben, daß die Leſſingiſche Hypotheſe *) über die hiſtoriſche Grundlage der beyden erſten Bücher des Heldenbuchs, unter allen die wahrſcheinlichſte iſt. Rieſen, Drachen, Zwerge, Zauberer und Liebes-Abentheuer ſind die gewöhnlichen Zuthaten der Rittergedichte, und bedürfen alſo keiner Deutung.

Das dritte Buch iſt keine Fortſetzung des zweyten, und vielleicht nicht von demſelben Verfaſſer. Das vierte, von Heinrich von Oſterdingen (ſonſt Ofterdingen) verfaßt, iſt in einer ganz andern Versart, und hängt mit jenen gar nicht zuſammen, außer daß einige Helden darin vorkommen, deren im zweyten und dritten Buche ſchon gedacht wird.

Ueberhaupt bedarf die ganze Sammlung, die den Titel Heldenbuch führt, noch einer ſehr ſtrengen Kritik; vielleicht erhalten wir einen guten Beytrag dazu im Bragur, in deſſen zweytem Theile S. 289 eine Abhandlung über das Heldenbuch verſprochen wird.

Daß Wolfram von Eſchenbach der alleinige Verfaſſer deſſelben nicht ſeyn könne, haben ſchon andere aus der Stelle (Blatt 111, Seite 6) geſchloſſen, wo es heißt:

Solchs iſt mir gar wol kund
Mit Wolfram dem werden
Meiſter von Eſchenbach.

---

*) S. §. 10. und wegen Wolfdieterichs § 16.

Aber aus dieſer Stelle folgt eben ſo wenig, daß Eſchenbach Mitarbeiter daran geweſen ſey. Er kann ja in einem andern Gedichte Wolffdietrichs Abentheuer beſungen haben, auf welches ſich unſer Verfaſſer hier eben ſo, wie ſonſt auf andre Dichter, beruft, wenn er z. B. Blatt 98 Seite b. ſagt:

Als ich geſchrieben finde
Das laſſen wir betagen
Und höret von eim Kinde
Gar groſſes wunder ſagen
Das hetten die Wölffe wilde
Getragen in ein Hol
In einem groſſen Gefilde
Das wiſſen die „Meiſter" wol.

Aber wer auch immer Verfaſſer der Erzählung von Ottnit und Wolffdietrich geweſen ſeyn mag: ſo iſt er, wie ſchon die jezt angeführte Stelle zeigt, nicht der erſte geweſen, der dieſen Stoff behandelte. Wir finden häufig Berufungen auf andre Werke:

Daß Buch daß ſagt uns hie

oder:

Hier nach des Buches ſage

oder:

Wie da geſchrieben ſteht.

Beſonders wird Blatt 36. Seite b. eines Buches gedacht, welches im Kloſter zu Tagmunden gelegen hatte und dann einem Biſchof zu Eyſtete zugeſchickt ward, der es bis an ſein Ende las,

Nach ſeinem Todt zehen Jahre
Laß es ſein Capellan,

und dieſer verehrte es dem Kloſter Sanct Walpurg zu Eyſtete, wo es von der Aebtiſſin und den Frauen geleſen ward.

Zween Meiſter bey ihm blieben
Die bath ſie allezeit
Daß ſie das Buch abſchrieben
Zu Teutſch der Chriſtenheit.

Doch können dieſe Bücher auch Chroniken geweſen ſeyn, aus welchen unſer Dichter den Stoff entlehnte. Eben das iſt vielleicht der Fall mit dem Buche, welches gleich im erſten Verſe beſchrieben wird:

Ein Buch daz ward ſich funden
Zu Surders in der Stadt
Das hette zu den ſtunden
Geſchrifft viel manches Blatt
Und das die wilden Herden
Hetten allda begraben u. ſ. w.

Ich kann mich nicht tiefer in dieſe Unterſuchung einlaſſen, weil es mir an Hülfsmitteln fehlt. Unterdeſſen glaubte ich keine unnütze Arbeit zu übernehmen, wenn ich, zum beſſern Verſtändniß der Leſſingiſchen Anmerkungen, einen körnichten Auszug aus dieſer wirklich ſchönen alten Epopöe lieferte. Hier iſt er, und zwar nach der bey §. 1. beſchriebnen Ausgabe von 1590 in Quart angefertigt. Vielleicht findet ein neuerer Dichter hier Stoff zu einem zweyten Oberon oder Doolin.

Auszug
des erſten Gedichts im Heldenbuche:
Von Kayſer Ottnitt und Wolfſdietrich.

(Zuſatz zu den Leſſingiſchen Sammlungen, vom Herausgeber.)

Erſtes Buch.

Der Hauptheld deſſelben iſt Kayſer Ottenit.

Blatt 1. In Lamparten wohnte auf der Burg Garten ein König Namens Ottnit. Er war ein mächtiger Herr,

Er hat die Land bezwungen
Vom gbürg biß an das Meer
Sie zinßten ihm all jahre —
— — —
Allandt biß iehn Lamparten
Die waren ihm underthan,
Die dienten ihm ab Garten
Wol zwen und ſibenzig Mann.
— — —
Bl. 1 b Drum dient im mit gewalt
Rom und auch Lateran.

Für ſeine Perſon war er ein ſchöner Mann, beſaß die Stärke von zwölf Mann, und war ein guter Aſtrolog.

Himmelslauf was er weiß.

Er ſollte nun darauf bedacht ſeyn, ſich nach ſeines Standes Würde zu beweiben. Hierüber zog er ſeine Vaſallen (Dienſtmann) zu Rathe, und verlangte, daß ſie ihm eine Jungfrau vorſchlagen ſollten.

Sie dachten hin und her
Bis an den fünften Tag,

aber vergebens. Hellenot, geboren von Tuſcan, geſteht, daß er nicht wiſſe, auf wen er fallen ſolle, da dem Ottnit alle Könige

In allen teutſchen Reichen
Und in der Walhen landt

unterthan wären. Endlich beſinnt ſich Eligas von Reuſſen auf eine ſchöne und hochgeborne Jungfrau, um die aber noch Niemand geworben habe, ohne ſein Leben zu verlieren. Er ſagt:

Ihrn Vatter ich dir nenne Bl. 2
Der heiſſet Machabol
Den ich gar wohl erkenne
Sein Leib iſt Mordes voll
Ihm dienet mehr der Lande
Denn dir der Chriſtenheit
Er iſt der ohne Schande
Die Heydniſche Krone treit.
Zu Suders in Syrien
lieget ſeine Hauptſtatt — (Muntebur)

Die Zinnen von Muntebur, erzählt er, wären von einer Menge Köpfe beſteckt, die dieſer blutgierige Heyde allen abgeſchlagen, die um ſeine Tochter angehalten. Er hätte im geringſten keine Luſt, ſie zu verſorgen, denn

Er meynt ohn alle Scham
Wenn im ſein Fraw ſtirbet
Er wöll dann ſeyn ihr Mann.
Das wolle Gott nicht, ſpricht Ottnit,
Bl. 2. b Ich wil vor mit ihm ſtreiten
Eh denn ſie bey ihm liegt.

Kurz, er beſchließt, über das Meer zu gehen, und dem Heyden ſeine Tochter zu entführen, zu welcher Fahrt ihm denn ſeine Freunde und Vaſallen allen möglichen Beyſtand und Hülfe verſprechen. Eligas, als ſeiner Mutter Bruder, verſpricht, ihn nebſt 5000 kühnen Helden zu begleiten und ſein Leben für ihn zu wagen. Auch jeder von ſeinen 72 Vaſallen verſpricht, ihn mit 100 Rittern zu begleiten. Eben ſo viel verſpricht auch Hellenot von Tuſcan, und will die Anzahl noch vermehren, wenn er den Kayſer in Perſon begleiten dürfe. Aber Ottnit nimmt ihn nicht mit, ſondern überträgt ihm die Regierung ſeiner Lande und die Vorſorge für ſeine Mutter. Zum Mitgehülfen giebt ihm Ottnit den Herzog **Gerwart**, welcher gleichfalls ein Contingent von 5000 Helden zu ſtellen verſpricht. B. 4. b Herzog **Zacheris**, ein Heyde, erbietet ſich zu zwölf Kielen, mit guter Speiſe und den beſten Weinen beladen, und zu 20000 Mann, die den Kayſer über das Meer begleiten ſollen. Dieſe Schiffe, ſagt er, ſollen in dem guten Hafen

— in der Stadt Meſſyn
In meinem Königreiche

warten. Ottnit freuet ſich über dieſe Nacht; bey dieſer Gelegenheit ſagt er:

Wenn ich mit meiner Reyſen
Nun wil von hinnen fahren
So muß Witwen und Wayſen
Gott in meim Landt bewaren.

Er verlangt, daß die Hülfsvölker wohl bewaffnet ſeyn ſollen,

Wiſt daß ich keinen nehme
Iſt eim ein Finger bloß.

Die Lehnsträger verſprechen es ihm, und die Fahrt wird auf den künftigen May feſtgeſetzt, nachdem Ottnit den Eligas vorher zum Fähnrich erkohren. Die Vaſallen und Lehnsträger beurlauben ſich von Ottnit, um in ihren Ländern die verſprochnen Anſtalten zu machen. Und hiemit

Ottnites abenthewr
Iſt nun die erſte hin.

Unterdeſſen, da Ottnit den May Bl. 5. b. kaum erwarten kann, will er auf Abentheuer ausreiten. Seine ſorgſame Mutter iſt dawider; weil er ſich aber nicht will abhalten laſſen, so giebt ſie ihm einen Ring, deſſen Stein von ganz beſonderer Kraft ſey, und ihm zu Abentheuern verhelfen, und dabey die beſten Dienſte leiſten werde. Um ihn zu verſuchen, heißt ſie ihn nach einer gewiſſen groſſen Linde reiten,

Fünfhundert Ritter kühne
Die Linde Schatten treyt.

Er reitet ohne alle Begleitung dahin, und findet die Linde. Dieſe hatte

Von Laub ein ſchweren Laſt
Und hett auf ihrem Reyſe
Viel manchen werthen Gaſt
Bl. 7. Die Vogel mit gebrachte
Sie ſungen widerſtreit —

Unter derſelben findet er ein kleines Kind liegen; dafür ſieht er es wenigſtens an. Er entſchließt ſich, das Kind mitzunehmen; wie er es aber forttragen will, bekommt er einen gewaltigen Streich vor die Bruſt. Endlich fängt das Kind an, mit ihm zu ringen, und entdeckt ihm, daß es ein mächtiger König ſey. Ortnit bezwingt ihn, und Elbrich, ſo heißt dieſes Weſen, bittet um ſein Leben. Er verſpricht
Bl. [illegible] ihm dafür eine vortreffliche Brunne, ein Schwerdt, das Gold und Stahl ſchrote, Namens Almary, auch

iſt es geheiſſen Roſſe,

zwey gute Beingewandt, ein gutes Haupttach, (Helm) und einen Schild, der gegen alle Waffen die Probe halte.

Bl. [illegible] Jezt bittet Elbrich den Ortnit
Durch aller Frauwen Ehre,

um den Ring; Ortnit aber ſträubt ſich dagegen. Endlich, nach vielen ſehr artigen Wechſelreden, zeigt er ihm denſelben. Kaum iſt der Ring vom Finger, ſo verſchwindet der Zwerg. Nach langem Bitten und Drohen giebt ihm Elbrich den Ring wieder, und entdeckt ihm, daß er (Elbrich) ſein Vater ſey. Ottnit tobt zwar Anfangs über die Untreue ſeiner Mutter; da ihm aber Elbrich ſagt, daß die Sache geſchehen ſey, weil ſein (Ottnits) vermeynter Vater keine Kinder habe erzeugen können; Bl. 12.

Da ſprach der Ehren ſtete
So muß ich überſehen
Was ich darzu nun thete
So were es doch geſchehen.

Elbrich beſchreibt ihm ſeine Macht, und holet ihm hierauf die Waffen auß dem holen Berg, die er ihm geredt hatte. Als ſich Ottnit auf ſein Roß ſchwingt, da

wollt Elbrich der Kleine
Heben den Stegereiff;

allein Ottnit ließ es durchaus nicht geſchehen.

In den goldnen Waffen, die er von Elbrich bekommen hatte, ſchien er von Füßen bis aufs Haupt zu brennen. Der Glanz ſeines Helms wird ſehr dichteriſch beſchrieben:

Der Morgenſtern frölichen Bl. 12. b.
Durch die Wolken herbrach
Dem ſchein auch gar geleiche
Sein liechtes haubet Tach

Nachdem er drey Tage umſonſt nach Abentheuern ausgeritten, kommt er am vierten an ſeine Burg. Bl. 14. Die Seinigen wollen ihn nicht erkennen, es kommt zum Kampfe. Endlich entdeckt er ſich und ſie nehmen ihn freudig auf.

Als das Jahr um war, kommen Bl. 14. b. die Lehnsträger, und ſchwören ihm Treue. Er ging mit dem Heere nach Meſſin, wo ihn der heydniſche Mann Zacheris empfängt. Sie gehen an Bord. Nach einer Fahrt von ſechs Wochen ruft der Marner, daß er Suders, die Hauptſtadt des Heyden, ſehe. Elbrich war insgeheim mit zu Schiffe gegangen, und hilft ihnen bey allen vorkommenden Gefahren. So räth er zum Beyſpiele, als Ottnits Flotte auf ein heydniſches Heer ſtößt, daß ſich Ottnit für einen Kaufmann ausgeben ſoll; er verehrt ihm auch einen Stein, der ihn alle Sprachen lehrt. Ottnit bekommt von den Heyden ein ſicheres Geleit. Elbrich Bl. 19 übernimmt die Botſchaft an den König. Erſt ſucht er ihn zum chriſtlichen Glauben zu bereden, und dann verkündigt er ihm die Abſicht des Ottnit, um ſeine Tochter zu freyen, worüber der König ſehr ergrimmt; aber er faßt ſich bald:

Apollo und Machmete
Die ſollen uns mit lahn.

Alles ſticht auf Elbrich los, aber Niemand ſieht ihn. Elbrich kommt mit der Nachricht zu Ottnit, daß er die Jungfrau durchaus mit Gewalt gewinnen müſſe. Durch ſeine Hülfe kommen ſie an das Land, und es hebt ein gewaltiges Gemetzel zwiſchen Ottnit und den Heyden an. Ottnit aber

Bl. 22. b. — macht mannichen ſchlafen
Ohn allen ſeinen Dank
Viel manchem Saracenen
Nam er dießmal ſein Leben.

Nach kleinen Kämpfen, worin beſonders Bl. 22. Eligas ſich ſehr grauſam zeigt, kommt Ortnit in ein Gemach mit tauſend Frauen, die er mit Elbrichs Hülfe tauft. Sie verweilen hier eine Nacht, und ziehen dann unter Elbrichs Anführung nach Muntebur. Sie ſchlagen das Lager nah an der Burg auf, und Elbrich wirft alles Geſchütz, das auf der Mauer ſteht, in den Graben. Die Gemahlin des Heiden ſetzt ihm zu, die Tochter dem Ortnit zu geben; aber der Heyde beſchließt, ſich zu wehren,

Ich hab ſibenzig tauſent Mann
So will ich ihn mit ſtreiten
An dem Burggraben beſtahn.

Elbrich hört es, und redet ungeſehen mit Bl. 23. ihm, und zieht ihm eben ſo ungeſehen den Bart aus.

Am andern Tage beginnt ein blutiges Treffen. Des Heyden Tochter ſah zu, und grämte ſich ſehr. Eine ſehr dichteriſche Beſchreibung ihrer Perſon:

Ihr Hertz brann alſo ſchone Bl. 24. b. f.
Recht als ein rot Rubein
Gleich dem vollen Mone
Gaben ihr äuglein ſchein.
Sich hett die Maget reine
Mit Roſen wol bekleid
Und auch mit Perlin kleine
Niemand da treſt die Meid.

Sie war ſchön an dem leibe
Und zu den ſeiten ſchmahl

Recht als ein Kertze Scheibe
Wohlgeſchaffen überall
Ihr beyden Händ gemeine
Daß ihr gantz nichts gebrach
Ihre Näglein ſchön und reine
Daß man ſich darinn beſach.

Ihr Har war ſchön umbfangen
Mit edler Seiden ſein
Das ließ ſie nieder hangen
Das hübſche Mägedlein
Sie trug ein Kron mit Steinen
Sie war von Gold ſo rot
Elberich dem viel Kleinen
War zu der Magte not.

Da vornen in der Kronen
Lag ein Karfunkelſtein
Der in dem Pallaſt ſchone
Recht als ein Kertz erſchein
Auf irem Haupt das Hare
War lauter und auch fein
Es leuchtet alſo klare
Recht als der Sonnenſchein.

Die Magd die ſtund alleine
Gar trawrig war ir Muth
Ihr Farb und die war reine
Lieblich als Milch und Blut
Her durch ir zöpffe reinen
Schien ir Halß als der Schnee

Elberich dem viel Kleinen
Thet der Maget Jammer weh.

Elbrich tröſtet ſie unſichtbar, und ſagt ihr:

Der König im Lamparten
Der iſt der Herre mein
Bey dem ſolt du auf Garten
Ein edle Königin ſeyn.

Zwar weigert ſie ſich lange; aber da ihr Elbrich den Ottnit in der Ferne zeigt, ſprach ſie mit ſchalle,

Mein Hertz gantz ſein begehrt,

und ſchickte ihm durch Elbrich ihren Ring, unter der Bedingung, daß er ihres Vaters ſchone. Die Heyden ziehen ſich bald in die Burg zurück. Elbrich bringt durch Liſt die Jungfrau zum Ottnit, der voll Entzücken ausruft:

Ich lob Gott immermehre Bl. 18. b.
Wol an derſelben Stundt
Er kußt ſie minniglichen
An iren roten Mundt.

Nicht lange, ſo ſetzt ihm der Heyde nach. Eligas rettet den Ottnit aus der Gefahr. Ein artiges Geſpräch Ottnits mit der Jungfrau, in welchem dieſe ihre kindliche Liebe beweiſt. Endlich tauften Eligas und Elbrich die Königin, und Ottnit fuhr mit ihr und dem Reſte ſeiner Leute frölich davon, Bl. 3.

Sie kamen nach Meſſyn Bl. 32 b.
Sie wurden wohl empfangen
Man hieß ſie willkomb ſeyn.

Ottnit ſtellt ſeine Gemahlin dem Hofe vor, und hält großes Turnier, Stechen und Rennen. Auf vieles Bitten der Kayſerin und Ottnits, zeigt ſich Elberich ſichtbar in ſeiner Pracht,

Gar manniche Fraw milde
Auß irem Munde ſprach
Daß ſie kein ſchöner bilde
Mit augen je geſach.

Die Kayſerin wird im Chriſtenthum unterrichtet,

Wer je gelehrt war worden
Die ſagten ir Gottes Wort
Der Heydeniſche Orden
Ward gantz an ir zerſtört.

Bl. 34. Der Heyde, der unterdeſſen gewaltig tobte,

Er hett ſein Sinn verlohren
Acht Wochen und ein Tag
Daß er von rechtem Zoren
Da keiner ruhen pflag,

findet an ſeinem Jäger einen Rathgeber, wie er ſich an Ottnit rächen könne. Dieſer Jäger, genannt Welle, hat zwey junge ungeheure Würme in einer Höhle gefunden, und ſchlägt vor, dieſe in einen Schrein zu packen, und mit einem freundlichen Briefe an Ottnits Gemahlin zu ſenden. Dieſe Würme, meynt er, würden dort großen Schaden anrichten, und wenn Ottnit mit ihnen dran ginge, ihn tödten. Der Jäger wird abgeſandt, kommt bey Ottnit an, und, nachdem er ſeine Beſtellung gemacht, wird er von dieſem nach Bl. 5. Triend geſandt, um dort, wie er gelogen hatte, eine Aberhemiſche Kröte, die Edelſteine kleine gebiert, und einen ſchönen Elephanten groß zu ziehen, welche zum Geſchenke für Ottnit beſtimmt wären. In kurzem läßt der Jäger die Würme los, und dieſe machen eine fürchterliche Verwüſtung.

Hier wird die Geſchichte Ottnits abgebrochen und ein andrer Held, **Wolfdietrich**, tritt auf die Bühne.

Ich will ſeine erſte Geſchichte kurz zuſammenfaſſen. — Sein Vater war **Hug** [illegible] **dietrich**, König von Conſtantinopel. Dieſer wollte ſich nach dem Tode ſeines Vaters, des Königs **Attenus** oder **Arnus**, verheirathen, und da ſagt man ihm von der **Hilburg**, des Königs **Waligund** zu **Salneck** Tochter; man ſagt ihm aber auch zugleich, daß ihr Vater bey den Heiligen geſchworen habe, ihr keinen Mann zu geben, und ſie deswegen zwiſchen vier Mauern eingeſchloſſen halte. Doch Hugdietrich faßt ſogleich ſeinen Entſchluß darnach: er lernt Weiberarbeit nähen, ſtricken, ſticken und dergleichen, verkleidet ſich als ein Frauenzimmer, nimmt verſchiedene Dirnen zur Begleitung mit, und kommt ſo vor die Burg zu Salneck. Hier giebt er ſich bey dem Könige Waligund für die Schweſter des Hugdietrichs aus, und ſagt, ſie wäre von ihrem Bruder vertrieben worden. Waligund verſpricht ihm ſogleich einen Zufluchtsort an ſeinem Hofe, bis zur Ausſöhnung mit dem Bruder. Er, oder vielmehr die vermeynte Sie, macht ſich gar bald durch ihre ſchöne Frauenzimmer-Arbeit ſo beliebt, daß man ſie erſucht, die junge Hilburg darin zu unterrichten. Er wird alſo zu ihr in das Schloß gelaſſen, und man kann leicht denken, was er ſie belehrt. Er macht ſie ſchwanger, und begiebt ſich unter dem Vorwande, daß er mit ſeinem Bruder verſohnt ſey, wieder fort. Hilburg kommt bald darauf mit einem Sohne nieder, der nach ſeinem Vater Dietrich genannt wurde. Als ſie einsmals von ihrer Mutter beſucht werden ſollte, läßt ſie, aus Furcht, daß dieſe das Geſchrey des Kindes hören möchte, das Kind in den Schloßgraben herab. Hier ſchleppt es eine Wölfin mit ſich fort, und bringt es in die Höhle zu ihren Jungen. Der König jagt kurz darauf, und ſeine Jäger finden den jungen Dietrich, welchen er als ſein Kind will auferziehen laſſen. Endlich geſteht Hilburg ihrer Mutter den ganzen Handel, und dieſe bringt es dem alten Waligund auf eine Weiſe bey, daß er die Einwilligung in die Verbindung ſeiner Tochter mit Hugdietrichen giebt. Dieſer holt die Hilburg ab, und bringt ſie in ſein Königreich, wo er mit ihr außer dem Dietrich, der wegen der Begebenheit mit dem Wolfe, nun Wolffdietrich hieß, noch zwey andre Söhne zeugte, Namens Begen und Waſmuth.

Bl. 57. Nun kommt das Heldenbuch wieder auf den Kayſer Ottnit zurück.

Dieſer will nichts geringeres, als die ganze Welt bezwingen, und ſchickt daher auch an Hugdietrichen, mit dem Begehren, daß er ihm ſein Land verzinſen ſolle. Dieſe Zumuthung empfindet der junge Wolfdietrich weit übler als der Vater, und läßt dem Ottnit ſagen:

Daß er ſein ſölle warten
Bis daß er werd ein Mann
So woll er je zu Garten
Umb ſein eigen Landt beſtahn.

Bald darauf ſtirbt Hugdietrich, läßt ſeinem Sohne W. das Königreich Conſtantinopel, und giebt den beyden andern Söhnen eigne Länder. Wolfdietrich wird von Bechtung unterrichtet. Bl. 59. a. b.

Die andern Brüder wollen den Wolfdietrich nicht für ihren Bruder erkennen, und geben vor, daß ihn ihre Mutter mit einem Grafen Wölffelein erzeugt habe, und jagen ihn von Land und Leuten. Auf ſeiner Flucht hat er verſchiedene Abentheuer mit Rieſen, denen er ohne Erbarmen das Haupt abſchlägt, wenn ſie ſich nicht wollen taufen laſſen. Einer darunter iſt der Heyde Belmund. Ein rauches Weib wünſcht den Wolfdietrich zum Gemahl zu bekommen; ſie hat ihn geſucht Bl. 60.

Wol ſieben gantze Jahr. Bl. 70. b.

Endlich findet ſie ihn, und macht ihm ſelbſt den Antrag.

Das iſt nicht in mein ſinnen
So ſprach Wolfdieterich
Daß ich dich wöll gewinnen
Du wilde Valdin reich
Fahr hin zur hellen under
Du biſt des Teufels genoß

Mich nimmet immer wunder
Dein ungefüger Doß.

Aber ſie bezaubert ihn, macht ihn taub, und nimmt ihm Wehr und Waffen. Wolfdietrich verlangt das Geraubte zurück; aber ſie macht ihm die obigen Anträge, und Wolfdietrich bleibt trotzig.

Bl. 71. b. Ich beger nicht deines Leibes
Der Teuffel ſchlaff bey dir
Eins ſolchen rauhen Weibes
Ich warlich wol embir.

Die Bezauberung wird noch ſchlimmer, und Wolfdietrich wahnwitzig,

Sie macht auß im ein Thoren.

Bl. [illegible] Endlich legte ſich ein Engel vom Himmel drein, und auf deſſen Befehl entzaubert ſie ihn wieder. Nachdem ſie ihm geſagt hat, daß ſie eine Königin von Trey ſey, und daß ſie ſich will taufen laſſen, entſchließt er ſich, ſie zu heirathen.

Bl. 74. Sie ſteigt in einen Brunnen, und

Da in deß Brunnen wage
Hett ſie die Haut gelahn
Es ſah auch nie kein Auge
Kein Weib ſo wol gethan.

Auch Wolfdietrich ſteigt hinein, und

Als er nun kam herwieder
Da war er wunneſan
Mit ſenfften ſüßem ſinne
Er an ein Beth da lag
Mit Frawe Sigeminne (ſo war ihr Tauffnahme)
Er da viel freuden pflag.

Nach einiger Zeit erinnerte er ſich an das, was er dem Kayſer Ottnit ehemals drohen laſſen. Seine Gemahlin giebt ihm allerley Sachen zum Schutze mit auf den Weg,

Sanct Jörgen Hemmat ſeidin ſein Bl. [illegible] b.
Und weiß recht als der Schnee
Und Sanct Beatrix Heylthumb
Darinn verſiegelt was
Das halff den Herrn Unguentum
Daß er gar wohl genaß.

Wolffdietrich macht ſich auf, kommt vor Ottnits Burg, und begehrt mit ihm zu ſtreiten. Ottnit weigert ſich deſſen nicht, zieht aber in dem Kampfe den Kürzern, worauf ſich beyde ausſöhnen und eine genauere Freundſchaft errichten. Wolffdietrich reiſet hierauf wieder zu ſeiner Bl. [illegible] b. Elſe nach Troy, die ihm bald darauf von einem Rieſen entführt wird. Er errettet ſie aus deſſen Gewalt, erlegt den Rieſen und des Rieſen Schweſter, genießt aber ſeiner Elſe nicht lange, weil ſie bald darauf ſtirbt. Kayſer Ottnit ſelbſt Bl. [illegible] war als Pilgrim mit ihm gegangen, die Elſe zu ſuchen. Der Rieſe, der ſie entführt hatte, hieß Treſſan.

Wol zu denſelben zeiten Bl. [illegible]
Da im (Wolffdietrichen) ſein Fraw
war todt
Da hub ſich bey Ottniten
Groß iammer und groß not.

Die Würme, die Machabol ihm ins Land geſchickt hatte, richten nemlich ſchreckliche Verwüſtung an.

Er nimmt ſich vor, ſie zu beſtreiten,

Lieber ich wer nie gebern
Daß ich in meinem Lande
Wolte den ſchaden han.

Seine Gemahlin verſucht alles, ihn davon abzuhalten,

Mit Armen und mit Hande
Sie in da umbeſchloß,

aber er bleibt feſt, und nimmt von ihr Abſchied.
Bl. 91. Wenn er ſterben ſollte, ſchlägt er ihr vor, den Wolffdietrich, als den würdigſten, zu heirathen.

Er trifft auf den Rieſen Welle, der die Wür-
Bl. [illegible] me ins Land gebracht hatte, und nach ſchwerem Kampfe erlegt er ihn und ſein Weib Ruß. Weil er indeſſen ſeinen Ring vergeſſen hat, ſo kehrt er noch einmal zurück, und muß noch
Bl. [illegible] einmal die zärtliche Abſchiedsſcene von ſeiner Gemahlin beſtehen.

Sie ſprach mit trawrigen Muhte
Ich muſt euch urlaub geben
Gott vom Himmel der gute
Behüt euch ewer Leben.

Unterweges trift er den kleinen Elbrich, der ihm ebenfalls dieſe Unternehmung widerräth; doch Ottnit bleibt entſchloſſen.

Bl. [illegible] Ich hab michs angenommen
Es geh mir wie Gott wölle
Zu ſchaden oder frommen.

Er reitet fort, und unter einer verzauberten Linde überfällt ihn der Schlaf. Ein Wurm kommt;

und da Ottnit, trotz dem Bellen ſeines Hundes, nicht erwacht, verſchlingt ihn der Wurm; denn ſein Maul

Das was in ſeiner weite Bl [illegible].
Recht als ein groſſe Thür.

Zur rechten Zeit kommt die Zauberin, entreißt ihn dem Wurm, und nimmt ihn mit in ihre Wohnung in einen hohlen Berg,

Er ward gar ſchön empfangen
Das thet manch kleiner Zwerg.

Der Bracke kommt allein zurück, und es erhebt ſich alſo ein großes Wehklagen, weil man den Kayſer für todt hält. Die Kayſerin Bl. [illegible] b. wird von ihren Unterthanen gehaßt und verſtoßen, und muß ſich mit ihrer Hände Arbeit ernähren; nur der Burgherr nimmt ſich ihrer an.

Unterdeſſen befahl ein Engel von Bl [illegible]. Gott geſandt, der Zauberin, den Ottnit heim ziehen zu laſſen. Sie gehorchte, und Ottnit kam in Begleitung des Elbrich, den er unter der grünen Linde fand, fröhlich nach Lamparten. Hier iſt alles voll Freude, und die Kayſerin ſelbſt was ihr

Zu leyde ie geſchach
Das hett ſie alls vergeſſen
Wie ſie den Herren ſach

Eligas und der kleine Elbrich zie- Bl. [illegible]. b. b.
hen in ihre Heimath. Ruhig lebte Ottnit in Garten eilf Jahre und drey Monathe. Die Würme mehrten ſich und fingen von neuem an, zu morden. Da beſchloß Ottnit, gegen den Rath El-

brichs und ſeiner Gemahlin, abermals gegen ſie auszuziehen.

Bl. [illegible] Auf dem erſten Zuge findet er einen Elephanten mit einem Wurme in Streit, und befreyt jenen. Der Elephant geht mit ihm. Aber unglücklicher Weiſe ſchläft Ottnit abermals unter einer verzauberten Linde ſo feſt ein, daß weder der Elephant, noch das Roß und die Hunde ihn erwecken können, und der Wurm, Namens Schadesan, verſchlingt ihn, und

Bl. 101. Legt ihn für die Jungen
Die ſugen ihn durch das Werk.

Neues Wehklagen der Kayſerin, als ſie ſeinen Tod erfährt; ſie will keinen Mann nehmen,

Er hab denn die Würm erſchlagen
Und das ver werd gerechen
Der liebe Herre mein.

Das geſchicht, wie das Heldenbuch voraus ſagt, und

Bl. 102. Nun hat Ottnitt ein ende
Und hebt Wolffdietrich an.

Zweytes Buch

Von Wolffdietrich.

Wolffdietrich ſchickt ſich an zu einer Reiſe Bl. [illegible] nach dem heiligen Grabe; gleich Anfangs beſteht er ein Abentheuer mit zwölf Straßenräubern, die er alle niedermacht. Unterweges kehrt er in eine Burg ein, wo man ihn ſehr wohl aufnimmt; beſonders thut des Ritters ſchönes Töchterlein, die hieß Treutlein, ſehr ſchön mit ihm,

Sie hieß den Held ellende (fremden) Bl. 105.
Wol Gottwillkommen ſeyn
Mit ihr ſchnee weiſſen Hände
Führt in das Mägetlein
So recht und tugentliche
Auff ein Pallaſt hindann
Sie blickt in minnigliche
Mit hübſchen äuglin an.

Aber Wolfdietrich muß leider fort, und ritt Bl. 106.

Auff gegen Oſterreiche
Biß er gehn Pullen kam
Schwaben zu der rechten hände
Ließ liegen der kühn Weygandt
Da kehrte er behende
Hin in Lamparten Land.

Bey der Stadt Meſſrit ſetzt er über die See. Es fehlt nicht an Abentheuern mit heydniſchen Schiffen, und nicht an Belehrungen. Unter andern packt er einen Heyden kräftiglich, und ſtieß ihn

Baldt in das Meer hindann Bl. 107. b
Da ward der Heyde wilde
Zuhand ein Chriſten Mann
Wernher ward er genennet
Im Tauffe ſicherlich.

Von hier kommt W. nach Ackes, und eilt zu dem Teutſchen Hauſe, deſſen Hauptherren ihn hoch aufnahmen.

Sie erzählen ihm, was ſie von den Saracenen leiden müſſen, und Wolfdietrich verſpricht ihnen, mit vierzig Brüdern die Heyden zu ſchlagen. Am andern Tage macht er ſich mit dieſen vierzig Brüdern auf, und ſchlägt die Heyden,

Bl. 112. Daß man da in dem Blute
Biß über die Sporen ging.

— — — —

Da wurden von den Griechen (ſo heißen
Wolfdietrich und ſeine Leute)
Und von den Brüdern klar
Wol achzig tauſendt ſiechen
Welch da verdurben gar
Die andern wurden ertränket
Wol in dem wilden Meer
Alſo ward gar verſenket
Der Heyden wildes Heer.

Bl. 113. b Nach ſieben Tagen kommt Wolfdietrich von da bis gegen Jeruſalem; aber noch vorher beſteht er ein fürchterliches Abentheuer mit Saracenen. Der König Merzigan erfährt,

Wie daß ihm groſſe ſchwere
Ein Chriſte hett gethan,

Bl. 114. und läßt die Ritter, unter Anführung des Terfis, ausziehen, den Wolfdietrich zu ſchlagen. Die Heyden nehmen ihn, nach ſtarker Gegenwehr, gefangen, und führen ihn vor den König, der ihm den Strick zuerkennt, und ihn ins Gefängniß werfen läßt. Ein Heyde hilft ihm aus demſelben, und Wolfdietrich wird von neuem mit andern Chriſten Sieger über die Heyden,

Wolfdieterich der freche
Der war der Heyden Hagel

— — —

Er ſtellt ſie auf der Heyde
Gleich als der Wind das Laub.

Er kehrt vom heiligen Grabe zurück, ſo Bl. 117. b. ſehr ihn auch die Brüder bitten, dort zu bleiben. Auf der Rückreiſe findet er eine Burg, auf deren Zinnen lauter Todtenköpfe ſteckten, lauter Köpfe von Chriſten, die der Heyde Belligan durch ſeine Tochter verlockt und dann getödtet hatte.

Wolfdietrich faßt Muth, und bittet Bl. 118 um Einlaß. Der Beſitzer nimmt ihn dem Scheine nach freundlich auf, macht ihm aber ſo bange, daß er wieder fort reiten will. Doch er muß umkehren, weil ein bezauberter See im Wege iſt. Belligan nimmt ihn wieder auf, und die Jungfrau wird beordert, ihn, wie gewöhnlich, zur Liebe zu verführen, damit ihn Belligan bey dieſer Gelegenheit tödten kann.

Es wird ein köſtlich Mahl gehalten, Bl. 120. (deſſen Beſchreibung ſehr poetiſch iſt) und Wolfdietrich mit der Jungfrau zu Bette geführt. Aber er weigert ſich, bey ihr zu liegen. Ich bin ein Chriſt, ſagt er, und ihr eine Heydin,

Beyſchlaff ich euch zur Stunde
Jungfrawe hochgeboren
Mein Seel im Hellegrunde
Müßt ewig ſeyn verloren
Jr würdet denn ein Chriſte
Und wölten euch tauffen lahn.

Sie ſetzt ſeiner Einbildungskraft und Bl. 123. b. ſeiner Sinnlichkeit aufs heftigſte zu, zeigt ihm ih-

ren ſchönen nackten Leib, (den das Heldenbuch etwas
ſehr üppig beſchreibt), macht ſich über ihn her;
aber der Held betete und rührte ſie nicht an, ſo
ſehr ihm auch die Luſt ankam. Jetzt kam Belligan
in das Schlafgemach, und forderte den Wolfdietrich
Bl. 124. zum Kampfe. Statt deſſen muß er
zwey andre Proben mit dem Heyden beſtehen, über
einen breiten Graben ſpringen, und ſich mit ihm
mit ſcharfen Meſſern werfen. Mit der Hülfe Gottes
und Sanct Jörgens Hemde bleibt Wolfdietrich
unverſehrt, und wirft den Heyden todt, ſchlägt ſich
mit fünfhundert Mann, und erſticht auch die Heydin.
Bl. 129. — Zweyhundert Heyden ließen ſich
von ihm taufen, nachdem er aus einem harten
Steine, zum Zeichen, Waſſer hervorkommen ließ.
Die Todtenköpfe werden abgenommen. Wolfdietrich
Bl. 130. b nimmt die Jungfrau mit. Sie verwandelt
ſich in eine Krähe, und fliegt auf einen
hohen Baum.

Bl. 131. Jetzt beſteht er ein Abentheuer mit ſieben
und zwanzig Höllenhunden (Teufeln) und
fünfhundert Heyden. Endlich ſpringt er vor Angſt
ins Meer, aber ein Zwerg rettet ihn.

Bl. 132. Von dieſem erfährt er, daß ſein Königreich
eingenommen iſt, und ſeine elf Dienſtmann
in Feſſeln liegen. Er muß vor ſeinen Brüdern
fliehen,

Er dorfft des tages ſchein
In Griechen nit erbeiten,

daher geht er über das Meer nach Sicilien. Hier ſtößt er auf einen fürchterlichen Rieſen Baldemar, und überwindet ihn. Dafür wird er von dem Könige Marſilan gütig aufgenommen und Bl. 13[illegible] von deſſen Gemahlin und ihren Frauen köſtlich ausgerüſt. Unter andern giebt man ihm ein Hemde von Seide, und

Ein Borte der war breyt Bl. 138

— — —

Manch Berlin klein und groſſe

Waren geführt darein.
Sarbir von Oriente
Und manch edel Geſtein
Von hoher Preſidente
Schön under einander ſchein
Viel Türkel und Jochande
Sach man ergleſten gar
Wer Edelgeſtein erkannte
Und liechte Rubin klar.

So ſehr man ihn bittet da zu bleiben, ſo zieht er doch davon. In dem nächſten Walde erſcheint ihm Bl. 140.

Ein Weib von wilder arte
Ueber all Bäum ſie gieng

— — —

Zwey wundergroße Brüſte
Sie an dem Leibe trug —

— — —

Ihr Naſe gehn dem Kinne
Gieng ihr da völliglich
Ihr Augen ſach man brinne
Des Strauſſen Augen gleich

Ihr Mundt die beyde Ohren
Mit weite gar beſchloß u. ſ. w.

Bl. 141. Dieſes Weib, Königin Runy, pflegt ſeiner
vier Tage, und trägt ihn dann, als wäre er ein
Eichhorn, 22 Meilen an einem Tage, bis nach
Lamparten. Vor Terſis giebt es Turniere, wo-
rin ſich Wolfdietrich brav hält, und den Preis,
die Tochter eines reichen Bürgers (Burgherrn)
mit Land und Leuten, ausſchlägt. Hier erfähret
er die Nachricht von Ottnits Tode, und beſchließt,
gegen die Würme zu ziehen, um der Kayſerin Hand
zu verdienen. Er reitet nach Ottnits Burg, und
unterhält ſich mit der Kayſerin, die auf der Zinne
ſteht, und ihm in den Graben einen Ring zum Un-
Bl. 130. terpfand ihrer Treue herabläßt. Er
reitet fort.

Im Walde findet er einen von den Würmen erſchlagenen Ritter, und nicht weit von da eine kreißende Frau. Wolfdietrich will ihr bey der Geburt beyſtehn, aber, aus Delicateſſe, mit verbundenen Augen,

Zerzerret Fraw das Hembde
Verbindt mir die Augen mein
Und laſt mich eure Amme
Zu dieſen Zeiten weſen

Während er nach Waſſer läuft, hat ſie geboren, und er findet ſie und das Kind todt. Nachdem er den Ritter und dieſe beyden begraben hat, zieht er weiter, die Würme zu ſuchen. Ein Löwe findet ſich zu ihm, (wie zu Ottnit der Elephant). Das erſte Abentheuer mit einem Wurme läuft nicht zum beſten ab. Aber der Wurm war auch ſehr ſchrecklich,

Sein Haupt und ſein Genicke Bl. 152
Von Horne harte war
Da mitten ſpannen dicke
Und lauter als ein Glaß
Zwiſchen ſchuldern und üchſſen
War er zwölff elen lang
Auf vier und zwenzig Füſſen
War gar freylich ſein Gang.

Wolfdietrichs Schwert ward von der Hitze weicher, denn Bley, und endlich zerbrach es ganz, und der Wurm trug den Löwen im Munde, und den Wolfdietrich mit dem Schwanze zu ſeinen Jungen; aber ſie können ihn nicht verzehren, weil Sanct Jörgens Hemde ihn beſchützt, Bl. 154 — ſondern werfen ſich ihn, wie einen Ball, einander in den Rachen. Wolfdietrich findet unter den Leichnamen, die in der Höhle liegen, ein Schwert, und mit dieſem entflieht er, nachdem er den Wurm erlegt hat. Ein andrer Wurm verfolgt ihn; aber auch dieſen tödtet er Bl. 156. b. mit ſeinen zehn Jungen. Zum Beweiſe nimmt er ſich die Zungen mit. Otnits Geiſt erſcheint, und ſchenkt ihm das Land und die Kayſerin.

Herzog Gerwart iſt unterdeſſen auch ausgezogen, die Würme zu erlegen. Er findet ſie todt, und will ſich den Ruhm dieſer That fälſchlich beylegen. Aber Wolfdietrich, den er unterweges antrifft, und mit dem er darüber ins Handgemenge kommt, ſchlägt ihn nieder. — Die Kayſerin welche nun erfährt, daß Wolfdietrich Sieger iſt, läßt ihn zu Hof einladen; aber er will nicht eher Bl. 168. kommen, als bis er die zwey noch übrigen Würme erlegt hat. Nach einigen Abentheuern kommt er ſiegreich zur Kayſerin, die ihn mit Freuden, aber zuerſt heimlich, empfängt.

Plötzlich rückt der Burggraf heran, um den Wolfdietrich zu tödten. Er verſteckt ſich Anfangs; Bl. 169. b. aber zuletzt muß er in einem Kampf mit drey hundert Mann entweichen. Die Kayſerin legt die Sache bey, indem ſie vorſchlägt, in Begleitung des Wolfdietrichs in den Wald zu ziehen, um die todten Würme mit Augen zu ſehn. Hier erſcheinen abermals Würme. Die andern Begleiter flüchten auf die Bäume; aber Wolfdietrich erlegt ſie tapfer, und empfängt die Hend der Kayſerin. Bl. 170. Beſchreibung des Hochzeitmahles.

Wolfdietrich kann ſeiner elf Dienſtmann nicht vergeſſen, und erregt den Unwillen der Kayſerin, ſeiner Gemahlin. Ich bin euch feind, ſagt ſie,

Bl. 171. b. Daß euch nur eylff Dienſtknechte
Sind lieber denn ein Keyſerin.

Sie klagt es ihren Vaſallen, und dieſe befragen Wolfdietrich um die Lage der Sachen. Dieſer legt ihnen die Frage vor:

Hetten ihr ſechzehn Sönhere
Und auch vier tauſent Mann
— — —
Würdet ihr denn beraubet
Mit Streit vier tauſent Mann
Wolten ihr denn nicht erlaubet
Die Kind führen von dann —

Sie antworten, ja. Nun fährt W. fort:

Mir was ein Fürſte verne
Mit Dienſte underthan
Der verlor durch mich alleine
Vier tauſent kühner Mann
Ich hieſs ihn dannen rheiten
Er wolte nicht verzagen
Biſs ihm mit härtem ſtreitten
Sechs Sün wurden erſchlagen.
Es was Bechtung der reiche
Geboren von Meran
Er zog mich tugentleiche —

Ich muſs ihn befreyen, da er mir ſo werth iſt. Die Kayſerin erkennt jetzt Wolfdietrichs edlen Sinn, und bittet ihn fußfällig um Vergebung. Sie ſöhnen ſich aus.

Wolfdietrich zieht mit anſehnlicher Macht nach Conſtantinopel, wo er binnen zwanzig Tagen anlangt. Mit zwölf Mann geht er in Wallers Weiſe (als Pilgrimm) vor das Schloſs, worin ſeine Dienſtmann gefangen lagen, und giebt ſich ihnen zu erkennen. Aber er kam in Gefahr, und auf ein Zeichen erſchienen andre ſeiner Leute ihm zu Hülfe: nach einigen Treffen aber erobert er Conſtantinopel wieder, und läſst ſich huldigen. Seine Brüder, für welche die Kayſerin beym Abſchiede gebeten hatte, verſchont er; aber Bechtung war beym Kampfe gefallen. Bl. 173.

Wolfdietrich kommt mit ſeinen Leuten und den gefangenen Brüdern zurück, und ent- Bl. 183.

läßt die letztern großmüthig in ihre Länder, nachdem ſie ihm Treue geſchworen haben.

Er wird in Rom gekrönt, und ſtellt nachher zu Garten Turniere und Stechen an. Hier erinnert er ſich der Jungfrau in Terſis, der er einen Mann verſprochen hatte; er läßt ſie nach Garten holen, und vermählt ſie mit Herebrandt. Dieſer erzeugt mit ihr drey Söhne, Hiltebrandt, Nergar, und den nachherigen Münch Ilſan. Wolfdietrich vertheilt unter Bl. 185. ſeine Dienſtmann Land und Leute, eben ſo, wie unter die Herren von Lamparten. Graf Hartmann und Hermann bekommen Weſterreiche, die Burg zu Garten Herebrandt, Hach empfängt Briſach, ein Bechtung wird mit Meran, ein andrer mit Kernterlandt beſchenkt. Sachſen und Brabant bekommen die Helden Bechter und Alibrant; vier ſendet er nach Griechenlandt. So entläßt er ſie.

Wolfdietrich ſelbſt erzeugt mit der Kayſerin Bl. 186. eine Tochter, Namens Sidrate, und einen Sohn Hugdietrich, den er bey Herebrandt erziehen läßt. Als Hugdietrich zwölf Jahr alt war, ſtarb die Kayſerin, ſeine Mutter. Wolfdietrich ging vor Gram in das Kloſter Tuſkal in den Sanct Jörgen Orden: das Reich übergab er ſeinem Sohne Hugdietrich.

Bl. 180. b. Im Kloſter ſah er bald, daß die Mönche ſehr ungerecht handelten, und, eingedenk ſeiner alten Sitten, band er ſie einſt alle zuſammen mit den Bärten, und hängte ſie ſo lange auf, bis ſie Beſſerung gelobten. — Nach einiger Zeit ließ der heydniſche König Tharigas dem Kloſter Fehde ankündigen. Wolfdietrich übernimmt die Vertheidigung des Ordens, und ſchickt zu ſeinem Sohne Hugdietrich um Hülfe. Dieſer kommt ſelbſt mit einem Heere, in Bl. 191. b. Begleitung des jungen Hiltebrandt, und hilft die Serabenen ſchlagen. Tharigas wird gefangen, und läßt ſich taufen.

Der fromme Wolfdietrich empfindet Gewiſſensbiſſe über ſeine Thaten, und läßt ſich Bl. 196. eine Buße auflegen. Man befiehlt ihm, eine Nacht auf der Baare zuzubringen. Hier erſcheinen ihm alle die Geiſter derer, die er erſchlagen hat, und er kämpft mit ihnen. Dadurch wird er aller Sünden frey, und lebt noch ſechzehn Jahre in der Brüderſchaft.

Die Engel an ſein Ende Bl. 196. b.
Führten ſein Seel hindan
Für Gott ohn miſſewende
Alſo ſoll es uns auch gahn
Sprechet Amen geleiche
Solchs werd uns allen war
Daß uns Gott von Himmelreiche
Helff an der Engelſchar.

Auszug
des zweyten Gedichts im dritten Buche.

Abentheuer Dietrichs von Bern, im Roſengarten zu Worms, der König Gibich und deſſen Tochter Crimhilde gehörte

In Worms am Rhein lebte ein König Gi-
Bl. 197. bich, der hatte drey Söhne und eine
Tochter Crimhilde, die Braut des ſtarken Rit-
ters Seyfried aus Niederland. Dieſe hörte
von dem von Bern und ſeinen Thaten, daß ſie
begierig ward, ihn mit dieſem Seifried ſich meſ-
ſen zu ſehn. Sie hatte einen Anger voll Roſen,
anderthalb Meilen breit,

Darumb ſo ging ein maure
Ein ſeydin ſaden ſein
Da gederfft den Fürſten ſaure
Keiner kommen darein.

Dieſen bewachte ſie ſelbſt mit zwölf kühnen Helden,
Wer da hinein wollte, den würde man
mit Streit beſtahn.

Bl. 198. Crimhilde verſpricht einem Herzog von
Brabant die ſchöne Saba zur Gemahlin, wenn er
den von Bern zu einem ritterlichen Spiel einladen
Bl. 199. will. Er übernimmt die Botſchaft, und
reiſt ab mit 500 Rittern.

Die erſte Nacht geſchwinde
Mußt er zu Heydelberg ſein.
An dem andern Morgen
Die Recken hoch genannt
Kamen all on ſorgen
Gen Hall in Schwaben landt
An deß dritten Tags ſcheine
Spat kamen ſie geritten
Dahin gen Nörling eine
Nach ritterlichen ſitten.
Wol an dem vierdten morgen
Kamen ſie zu abendt do
Gen Augſpurg one ſorgen,

und ſo weiter nach Bern. Der Berner erfährt ihre Ankunft, und beſchließt, ſich mit zehen hundert Rittern zu waffnen. Aber die Herzogin von Bern,

Die was zu Giſſel geſeſſen
Wol in Lampartin Land,

erkennt die Fremden aus dem Fenſter, und erzählt dem Sabin, Herzog von Brabant, die Abſicht des Berner. Sie verſpricht, ihn dem Berner vorzuſtellen. Es geſchieht, und Sabin überreicht das Aufforderungsſchreiben der Crimhilde, welches der Capellan ablieſt. Dieterich von Bern iſt Anfangs unentſchloſſen; aber die tapfre Aeußerung des alten Hiltebrandts von Garten muntert ihn auf, die Aufforderung anzunehmen. Indeſſen da der Capellan aus dem Briefe noch ſehr trotzige Drohungen vorlieſt,

Bl. 101.

Der Brief war grob und feſte,
ſo will der Berner die Boten niederhauen. Doch
Bl. 104. auf Bitte der Herzogin, nimmt ſich
Wolffhart ihrer an, und Berner bewirthet ſie
freundlich, und entläßt ſie mit Geleit, und mit
der Zuſage, daß er an den Rhein kommen werde.
Bl. 105. Nun hebt der Berner diejenigen Helden aus, mit welchen er ziehen will, und zwar
Wolffhart, Sigeſtab, Heyme, Wittich,
Ortwein, Eckardt, Helmſchrot, Amelolt, den Münch Ilſan, Eyſenburg,
Dietlieb von Steyr und Hiltebrandt.
Siegeſtab wird abgeſandt, den Dietlieb von
Steyr einzuladen, und bringet ihn mit. Der
Bl. 109. Münch Ilſan waffnet ſich gegen die Ritter, die ihn einladen wollen; aber Hiltebrandt belehrt ihn eines Beſſern. Er will mitziehn, wenn
man vom Abte Erlaubniß auswirkte. Aber

Bl. 110. Da ſprach der Abt vermeſſen
Es iſt nicht unſer recht
Mit Beten und mit Meſſen
So ſind wir Gottesknecht
Wir ſollen tag und nachte
Zu dienen ſeyn bereyt
Gott der uns hat gemacht
Der Bruder ſey euch verſeyt.

Aber der von Bern droht dem Kloſter, und der
Abt läßt ihn ziehen, und bittet ſich auch einen
Kranz aus dem Roſengarten aus.

Sie ziehen nun, 60000 Mann ſtark, gen
Bl. 110. Worms. — Am Rhein haben ſie noch

ein luſtiges Abentheuer mit dem Fährmann Ruprecht, der ſie Anfangs nicht überſezen will.

König Gibich empfängt die Fremden höflich; eben das thut Crimhilde. Doch kommen ſie bald zu Zank, und der Wettſtreit beginnt. Bl. 211. b.

Des Berners Ritter beſiegen die Ritter der Crimhilde, und bekommen jeder von ihr Bl. 213. b.

Ein Roſenkränzelein
Ein helſſen und ein küſſen;

der alte Hiltebrandt aber verbittet ſich die Küſſe. Dietrich von Bern überwindet den König Seifried. Bl. 218.

Der Münch Ilſan erlegt 52 Helden und bekommt 52 Kränzlein und ſo viel Helſſen und Küſſen. Bl. 229.

König Gibich ſchwört dem Dietrich von Bern Lehnsunterthänigkeit, und dieſer reitet mit ſeinen Leuten nach Hauſe. Münch Ilſan bringt den Mönchen die Kränze mit, und drückt ſie ihnen auf die Platten,

Daß ihn das rote blute Bl. 230.
Hin über die Oren rann,

wobey er ſie ein wenig auslacht. Einige hängt er an den Bärten auf, bis ſie zahm werden.

Sie halffen im ſein Sünd tragen
Mit ſingen und mit leſen.

Und dieſer Geſang ſchließt ſich:

Alſo nam das ſtreitten ein ende Bl. 231.
Das von der Frawen kam
Gott unſern kummer wende
Und Maria lobeſan.

Auszug
des dritten Gedichts im vierten Buche.

Abentheuer Dietliebs von Steyermark und Dietrichs von Bern mit dem Zwergen-Könige Laurin.

Dietlieb von Steyermark hatte eine
Bl. 231. schöne Schweſter Similt, die auf einem Spaziergange in ſeiner Geſellſchaft auf einmahl unter einer grünen Linde verſchwand, entführt von dem Zwergen-Könige Laurin. In der Verlegenheit reitet er nach Garten zu Hildebrandt, um ſich Raths zu erholen. Dieſer entſchließt ſich ſogleich, mit ihm auszuziehen, um die Schweſter aufzuſuchen.

Auf dem Wege treffen ſie einen wilden Mann, den Laurin verzaubert hat, und der ihnen von dieſem Zwerge Nachricht giebt. Auch Laurin hat, wie dieſer erzählt,

Bl. 234. — ein köſtlichen Anger

Darbey ein ſchönes Gärtelein
Därumb geht ein ſeydin Fadem
Das bringt gar manchen Mann in noht
Der da vergeuſt ſein Blut ſo roth.
Vier Porten an dem Garten ſind
Und wenn man ſie beſchloſſen ſind

So ſahe ich nie ſo kühnen Mann
Er muſt die Roſen laſſen ſtahn.

Dieſer mächtige König, erzählt der Waldmann,

— Tyrolt heiſt der Than
Da wohnet er auch mit Hauſe.

Jetzt reiſt Dietleb mit ſeinem Gefolge nach Bern, und verweilt dort ein halbes Jahr. Hier lebte der berühmte Dietrich, und da einmahl von dem Laurin die Rede iſt, beſchließt Dietrich, gegen ihn auszuziehn. Ihn begleitet der kühne Wittich.

Beyde kommen an Laurins Garten, Bl. 233. b zerſchlagen die Pforten, und zerſtören alle Roſen. Auf einmahl erſchien König Laurin, in prächtiger Rüſtung, ſo daß ihn Wittich Anfangs für den Engel Michael hält. Aber der kleine Mann fängt an zu ſchelten,

Ihr Holzböck und ir wilden Affen
Was habt ir in dem mein zu ſchaffen
— — —
Ihr müßt geben ſchwere pfandt
Den linken Fuß die rechte handt;

und Dietrichen wird ſo bange, daß er jämmerlich ausruft:

Ich wolt' daß ich zu Beren wär.

Aber Wittich beſteht mit ihm ein Gefecht, Bl. 238. worin er den Kürzern zieht. Zu rechter Zeit rücken Hiltebrandt, Wolfhart und Dietlieb heran, und Dietrich wagt einen Strauß mit dem Kleinen, worin dieſer viel leidet, und zuletzt, um den Schlägen zu entgehn, verſchwindet. Unſichtbar prügelt er nun auf die Helden los, bis Dietrich ihn zum Ringen auffordert, wobey der Zwerg ſo ſehr mitgenommen wird, daß er um ſein Leben bittet. Aber Dietrich iſt hart, und Dietlieb, der um ſeiner Schweſter willen, ſich für den Bl. 240. Zwerg verwendet, entreißt dieſen, muß aber dafür mit dem Berner und Hiltebrandt ſich herumſchlagen. Zuletzt machen ſie Frieden, und Laurin verſpricht, die Helden in ſeinen wundervollen Berg zu führen.

Die fünf Ritter gehen mit ihm, und nach-Bl. 243. dem ſie unterweges bey einem andern Zwerge eingekehrt ſind, kommen ſie endlich in den hohlen Berg, der der Tugendtberg heißt. Auf einmal macht er ſie, einen dem andern unſichtbar. Aber Geſang, Muſik und Ritterſpiel Bl. 245. machten ſie froh. Endlich erſcheint die Königin ſelbſt, und empfängt die Gäſte. Ihrem Bruder erzählt ſie von ihrem guten Leben; aber ſie ſehnt ſich dennoch weg: denn, ſagt ſie,

Dieß iſt ein ungetauftes gebiet
Sie glauben an Chriſt von Himmel nit
Ihr glaub der iſt mir gar unwert
Mein Gemüt heim zu landt begert.

Saus und Schmaus beginnt; aber ſo wie dies vorbey iſt, werden ſie einander wieder unſichtbar. Laurin klagt der Königin ſeinen erlittenen Schaden; doch ſie beruhiget ihn, und nöthigt ihm das Verſprechen ab, die Ritter unbeſchädiget heim zu bringen. Aber Laurin hält ſein Wort nicht; er Bl. 247. läßt ihnen einen Schlaf machenden Trank

geben, und als ſie feſt ſchlieſen, wurden ſie gebunden
in einen Kerker geworfen. Dietlieb war in
einer beſondern Kammer eingeſperrt, aus der
ihn ſeine Schweſter befreyt. Sie zeigt ihm Bl. 248
den Kerker der Ritter, und verhilft ihm zu den
Waffen. Dietlieb wirft die Waffen in den Kerker.
Die Ritter rüſten ſich, und fangen Streit
mit Laurin und ſeinen Zwergen an. Dietrich
nahm dem Zwerge ſeinen magiſchen Ring, und
Laurin kommt ſo ſehr ins Gedränge, daß er in ein
Horn ſtoßen läßt, auf welches Signal fünf ſtarke
Rieſen zu Hülfe kommen. Aber auch dieſe Bl. 251.
werden erſchlagen; und die Ritter ziehen mit
Dietliebs Schweſter und reicher Beute nach Hauſe.
Den König Laurin nahmen ſie als Gefangnen mit,

Der mußt zu Bern ein gauckler ſein.

Und hiermit iſt dieſe Geſchichte aus.

Heinrich von Oſterdingen Bl. 253. b.
Dieſe Abentheuwr geſangen hat
Deß waren im die Fürſten holdt
Sie gaben im Silber und Golt
Darzu auch Pfenning und reiche wath
Hiemit das Buch ein ende hat
Wol von den außerwölten Degen
Gott geb uns allen ſeinen Segen.

A M E N.

II.

Zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur,

von den Minneſängern bis auf Luthern.

Gröſstentheils aus Handſchriften
der Herzoglichen Bibliothek.

Angefangen den 1ſten Auguſt 1777.

> „Von dem Minneſängern bis zu Luthern iſt ein weiter Weg. Ich hatte nie der Muße genug, um zu ſehen, ob dort auch Roſen an den Dornen waren. Du mußt ihn auf deiner Wanderſchaft gehen."
>
> Klopſtock an den, welcher
> die Geſchichte unſrer Sprache ſchreiben wird.
> Gelehrtenrep. S. 170.

Ich fange mit dem vierzehnten Jahrhunderte an, als der Stamm der ſogenannten Minneſänger bereits geraume Zeit abgeſtorben war.

Wann hörten die Minneſinger eigentlich auf?

Und was war die Urſache ihres Aufhörens?

1. Die Frage iſt von den Minneſingern, und nicht von den Dichtern überhaupt. Daß die Dichter überhaupt von der Epoche der Minneſinger an bis auf Luthern nie aufgehört haben, iſt eben zu erweiſen; aber wohl jene erotiſche.
2. Sie hörten nicht nach und nach auf, wie alle Dinge in der Welt, ſondern gleichſam durch eine plötzliche Unterbrechung.
3. Welche die Aufnahme der Dichtkunſt nur in der Ermunterung und dem Beyſpiele der Großen ſuchen, und daher die Regierung der Schwäbiſchen Kayſer auch hier zur Triebfeder machen, werden ſagen, daß der Untergang eben dieſes Hauſes mit dem Tode Conradins 1268 auch den Untergang der Deutſchen Poeſie veranlaßt habe. Aber es iſt noch gar nicht erwieſen, daß ein Schwäbiſcher Kayſer irgend etwas für Deutſche Dichter und Dichtkunſt gethan habe *),

---

*) Denſelben Zweifel hegt Leſſing im fünften Beytr. zur Geſch. und Lit. S. 31. A. d. H.

oder gar ſo viel gethan habe, daß der aufhörende Einfluß deſſelben in Deutſchland ſo allgemeine Folgen hätte haben können.

4. Es muß alſo ein andrer Umſtand dazu gekommen ſeyn, der die erotiſche Muſe in Deutſchland ſchweigen machte; unter mehreren z. B. das Interregnum, welches auf die Schwäbiſchen Kayſer folgte, und ganz Deutſchland in die äußerſte Zerrüttung ſetzte.

5. Es iſt zu vermuthen, daß vielleicht auch die erſte Erſcheinung der Geißelbrüder um 1260, die ſich ſehr bald aus Italien nach Deutſchland verbreiteten, eine von den mitwirkenden Urſachen geweſen ſey. Wenigſtens hatte dieſe abergläubiſche Sekte in Italien ſelbſt dieſe Wirkung. Denn der Monachus Paduanus (beym Urſtiſio T. I.) ſagt ausdrücklich: Siluerunt tunc temporis omnia muſicae inſtrumenta et amatoriae cantilenae. Sola cantio poenitentiae lugubris audiebatur ubique tam in civitatibus quam in villis. Es käme darauf an, auch bey Deutſchen Geſchichtſchreibern eine ähnliche Stelle aufzufinden.

1300.

Und hier ſtößt mir ſogleich Trimberg auf, der ſeinen Renner um 1300 oder 1303 ſchrieb. — Aus ihm voraus die Stelle, wo die guten Dichter des vergangenen Jahrhunderts genannt werden, die damals ſchon anfingen, vergeſſen zu werden; berichtiget aus unſern Handſchriften des Renners.

1175. Geilkeit luder und unkeuſch
Mutwill und unzimlich teuſch
Haben mangen herren alſo beſeſſen
Das ſi der weis gar haben vergeſſen
In der hievor edel herren ſungen
1180. Von **Botenlaub** und von **Morungen**
Von **Limpurk** und von **Windeſpek**
Von **Neiff** **Wildome** und von **Braunek**

1180. **Botenlaub**, Graf Otto von Bottenlaube, von dem einige Strophen in den Maneſſ. Minneſingern T. I. 15. 16. **Heinrich von Morungen**, deſſen Fragmente ebend. I. 49—57.

1181. Von **Limpurk**, der Schenke von Limburg. Ebend. [illegible]. Windeſpek oder **Winsbeck** iſt bekannt. (S. **Bragur** Th. 2 S. [illegible])

1182. **Neiff** iſt ohne Zweifel **Gottfried von Niffen**, deſſen Fragmente ebend. S. 22. 21.

Wildome iſt ſicherlich der **von Wildonie**, (ein undeutſcher Name) deſſen Fragmente ebend. S. [illegible]. Im Frankfurter Druck ſteht ſtatt Neiff Wildome, **Niefertauwe**. Von dem von **Braunek** konnte Leſſing nichts finden. (Iſt es vielleicht der Brunek, auf welchen ein Gedicht vorhanden war, deſſen im Renner gedacht wird?)

Her Walter von der Vogelweid
Wer des vergeß des wer mir leid
1185. Allein er war nit reich des gutes
Doch was er ſinniges Mutes
Her Reimar und Her Peterlein
Müzen diß Genoß an ſinn wol ſein
Deſſelben wil ich dem Marner jehen
(ſagen)
1190. Wer maiſter Cunraden hat geſehen
Von Wirzpurg oder ſein gedicht
Der ſetz in wol zu der pflicht
Wan er volgt ir aller ſpor
Doch rennet in allen der Marner vor
1195. Der luſtig teutſch und ſchön latein
Als friſchen brunnen und ſtarken wein

Gewis

1183. Her Walter von der Vogelweid. S. Minneſ. I. S. 101—148.

1187. Her Reimar. In den Minneſ. kommen zwey Reinmar vor. Einer iſt Reinmar der Videler, deſſen Fragmente Th. 2. S. 150 ſtehen; und der andre Reinmar von Zweter, Th. 2. S. 122—151, (eben der, deſſen der Marner S. 169 nicht zum Beſten gedenkt.) „Her Peterlein kenne ich noch nicht.“ L. — Unter den zwölf alten Meiſtern wird ein Peterlein Sachs genannt. S. Tenzels Monatl. Unt. 1691. S. 913. Anm. d. H.

1189. Marner. Minneſ. Th. 2. S. 166—177. ein Schüler Walters von der Vogelweide, S. 173.

1190. Conrad von Würzburg. Minneſ. Th. 2. S. 199—207.

1195. Iſt noch ein Lob des Marners, aus welchem man ſchließen ſollte, daß er Deutſch und Latein unter einander gemengt habe. Gleichwohl iſt dieſes

Gemiſchet hatt im ſüß reden.
Meiſter Conrad iſt worten ſchön
Die er gar vert hat gewechſelt
Und von latein alſo gedrechſelt
Das lützel (wenig) layen ſie vernemen
An teutſchen buchen die nit zemen
Wer dichten wil der dicht alſo
Das weder zu niedrig noch zu hoh
Seines ſinnes flieg, das mittel halte
So wirt er wert bey jungen und alten.
Was der menſch nich verſtet
Treg es im in die oren get.
Des hör ich mangen toren vernichten
Meiſter Conrads meiſterliches dichten,
Ich hör aber ſein gedicht ſelten
Wol gelert pfaffen ſchelten.
Wer gar ſich fleiſt an ſelzam reim
Der wil auch, das ſeines ſinnes leim
Auſſen an ſchönen worten kleb
Und lützel nuz darinne ſweb.

Von Trimbergs Perſon.

Außer einer Anmerkung über einen Hugo Poëta Bamberg., deſſen Engelhuſen in ſeinem Chronicon gedenkt, unter dem Pabſte Nicolaus III, (vergl. Leibnit. Scrippt. Brunsvic. To. II. p. 1121.) hat L. nichts beygebracht.

Flögel hat Folgendes: Hugo blühte um das Ende des 13ten und den Anfang des 14ten Jahrhunderts. Er hat ſeinen Zunamen von ſeinem

---

ein Fehler, den er gleich darauf an Conrad von Wirzburg (zum Theil) tadelt.

Geburtsort Trimberg, welches ein Dorf an der Saale im Hochſtift Würzburg, im Fränkiſchen Kreiſe gelegen, iſt. — Ob Hugo, der von ſich ſagt, daß er 40 Jahr zu Turſtadt (einer Vorſtadt zu Bamberg) Schulmeiſter geweſen, ein wirklicher Schulmeiſter oder ein Vorſteher der Meiſterſänger geweſen, kann wegen Entfernung der Zeit nicht wohl ausgemacht werden. S. Geſch. der kom. Lit. 3. B. S. 17.

Von deſſen früheren Gedichten, welche verloren gegangen.

Anm. des Herausg.

I. Die Einleitung zum Renner ſagt:

Dichtens het ich mich verlaubt *)
Von der zeit her, ſeit mein haupt
Mangerley Dône gewann.
Sieden, dieſſen, ſeuſen, ſingen,
5. Zwizern, grellen, ſnurren, klingen,
Die dôn ich gelernet han
Seit ich werd ein alter man **).
Sie mir vor gar unkunt waren
Bis ich kam gen funfzig jaren,
10. Do hub ſich ihr ampte an.

---

*) Das gedruckte Exemplar läßt den Dichter eine ziemliche Albernheit ſagen. Dichtens hat ich mir erleubet, von der Zeit her, ſint u. ſ. w. Das hieße: Ich habe nicht eher zu dichten angefangen, als ſeitdem ich verdrüßliche Zufälle habe. Und der gute Mann ſagt doch eigentlich: Seit dem [illegible] Jahre hatte ich aufgehört zu dichten, ich hatte Urlaub, Abſchied, vom Dichten genommen.

**) V. 7 fehlt im Drucke.

Anmerkungen d. H.

Und weiter hin:

25. Vor het ich ſiben búchelein
In teutſch gemacht, und in latein
Fúnfthalbes, das halben wil ich laſſen bleiben
Und wil das zu erſte ſchreiben.

Eins dieſer Bücher erwähnt Hugo im Renner, (S. Flögel S. 16.) genannt der Sammler.

Ich hatte vor vier und dreißig jaren
Meinen Geſellen *), die da bei mir waren,
Gemacht ein kleines búchelein —
Das war der Sameler genannt,
Ehe das kam von meiner hand,
Da ward ſein ein Quintern verloren.

II. Um die Stellen, welche Leſſing aus Engelhuſen angemerkt hat, nicht ganz unbenuzt zu laſſen, wage ich hier eine Vermuthung: ob nicht vielleicht der Hugo Bambergenſis, von welchem Engelhuſen ſpricht, unſer Trimberg, und das von jenem genannte Buch eins von Trimbergs Büchlein in Latein ſeyn kann? Die Stelle bey Engelhuſen lautet ſo:

Hoc tempore floret Bambergae Poëta, dictus Hugo, qui omnes Poëtas in unum redegit, ſub pulchra proſa tempus et materiam ipſorum pertractans, cujus hoc eſt epitaphium (Schluß):

Mille ſimul cum ducentis annis copulatis
Octoginta ſimul, praeſens ſit arte Regiſtrum.

---

*) Schulcollegen? Anm. d. H.

Ein Manuſcript des Engelhuſen, welches Leibnitz verglichen hat, ſagt:

> in unum collegit, tempus et materiam eorum pertractans breviter, quaſi duobus verſibus comprehendens

Könnte nicht dieſes Regiſtrum, welches 1280 geſchrieben war, unſerm Hugo, Schulmeiſter zu Turſtadt vor Bamberg, zugehören?

III. Flögel führt noch eine Nachricht über ein andres Werk unſers Trimberg, genannt Neu ins Land, an. S. 15. Aber das ſcheint mir kein beſondres Werk zu ſeyn. Denn abgerechnet, daß der von Flögels Währsmann angegebne Inhalt dieſes Buchs vollkommen derſelbe iſt, den unſer Renner hat; ſo veranlaßte mich auch eine Stelle in dem letztern, zu muthmaßen, daß man ſtatt Neu ins Land, richtiger leſen würde: Ren ins Land. Im Renner heißt es nehmlich:

Renner iſt diß buch genannt
Wanne es ſoll rennen durch die land.

Flögels Währsmann will dieſes Gedicht bloß im erſten Manuſcript, und zwar nur ſtückweiſe, geſehen haben: vielleicht hatte Trimberg damals den Titel ſo gefaßt, oder der gedachte Währsmann ihn nicht recht behalten.

Vom Renner insbeſondre.

Leſſing hat hier nicht ein Wort angemerkt. Anſtatt nun Flögeln oder einen andern Literator abzuſchreiben, will ich hier, als am ſchicklichſten Orte, etwas über die Abſchrift einſchalten, welche Leſſing vom Renner gemacht und hinterlaſſen hat.

Er hat ſie betitelt:

Der Renner
Haugs von Trimberg.
Aus drey Handſchriften
der Herzoglichen Bibliothek zu Wolffenbüttel wieder hergeſtellt.

I.

V. 1—4366.

Sie iſt rein und ſauber geſchrieben, enthält aber, wie man ſieht, nicht den ganzen Renner.

Von der Idee, wornach er ſie angefertigt, hat er ſelbſt im fünften Beytrage zur Geſchichte und Literatur S. 19 einiges beygebracht. Vergl. ebend. Eſchenburg S. 252.

Die eine Handſchrift iſt, wie er unten beym Jahre 1472 gelegentlich anmerkt, vom Jahre 1388, und wie ich auf einem andern Blättchen beyläufig gefunden habe, von einem Michel von Wirtzpurk gecorrigirt, rechtfertigt und capitelirt und geregiſtrirt. Von den andern beyden hat er nirgends etwas angemerkt.

In einem Briefe an Herder (S. Leſſings ſämmtliche Schriften. 29. Th. S. 493.) ſagt er, unter dem 10. Jan. 1779:

„Mit dem Renner iſt mir nur kürzlich ein beſondres glückliches Unglück begegnet. Ich

„hatte aus drey Manuſcripten, welche unſre
„Bibliothek beſitzt, (die Ihnen bekannte Gu-
„denſche Abſchrift iſt nicht darunter; dieſe
„war ſchon vorher veräußert worden, ehe
„Leibnitz die übrigen Gudenſchen Handſchrif-
„ten kaufen ließ) einen Renner zuſammenge-
„ſchrieben, wie ich glaubte, daß er wohl kön-
„ne geweſen ſeyn; und wollte ihn eben bey
„Weygand drucken laſſen, als mir unver-
„muthet ein viertes Manuſcript in Hamburg
„zu Handen kommt, welches ſo gut und ſo
„alt iſt, daß ich alles aufs neue durchgehen
„muß. Wenn ich aber Zeit dazu finden wer-
„de u. ſ. w."

Ich weiß nicht, was das für ein Hamburgiſches Manuſcript iſt: wenn es das Ebelingſche ſeyn ſollte, wovon unter dem Jahre 1309 Erwähnung geſchicht, ſo hat er es auf einem andern Blatte gelegentlich für ſchlechter, als das Wolfenbüttelſche auf Pergament, erklärt. Oder vielleicht gehört hieher eine Anmerkung, die ich unter Leſſings Collectaneen-Blättern fand:

„Ein ſchönes Manuſcript vom Renner hatte
„auch Anderſon, welches er Diet. von Reden
„communicirt hatte."

Da wir ein ſo elendes gedrucktes Exemplar vom Renner haben, und dieſes noch obendrein äuſerſt ſelten iſt; ſo wäre es ſehr verdienſtlich, wenn ein Gelehrter, der die Wolffenbüttelſche Bibliothek benutzen kann, die von Leſſing angefangne Arbeit vollendete.

Proben aus dieſem Gedichte.

1) Die Stelle, wo die alten Deutſchen Romane genennt werden, die damals allgemein geleſen wurden.

(Ich finde in Leſſings Abſchrift keine weiter, als folgende:)

1217. Alſo ſein bekannt durch teutſche lant
Erke, Iwan und Triſtrant
Künk Rucher und Her Parzifal
1220. Wygolais, der groſſen ſchal
Hat beiait und hohen preis.

Ich habe keine gedruckte Ausgabe des Renner, und das Leſſingiſche Manuſcript iſt, wie erwähnt, nicht vollſtändig. Ich kann daher nicht wiſſen, ob nicht folgende Stelle, die ich auf einem beſondern Blättchen von Leſſing aufgezeichnet fand, eigentlich hierher gehört. Iſt ſie nicht aus dem Renner, wie ich jedoch vermuthe: ſo betrifft ſie wenigſtens deſſelben Gegenſtand, die alten Romane. Das Bl. bezeichnet wahrſcheinlich die gedruckte Ausgabe.

Erke kenne ich nicht.
Iwan; iſt es vielleicht der Ibain des Hartmann von der Aue?
Triſtrant, von Eylhart von Hobbergen.
Künk (König) Rucher kenne ich nicht.
Parzifal und Titurell, von Wolfram von Eſchenbach. Gedruckt 1477. S. Koch Compend S. 66.
Wygolais, von Wirich von Grafenberg. S. Koch. S. 67. (Leſſing ſelbſt hat über dieſe Romane nirgends etwas angemerkt.)

Bl. 82.

So ſpricket eyner ich höre gern
Von Hern Diederich von Bern
Und auch von den alten Recken
Und ander wil von Hern Ecken
Der dritte wil die Reuſſen ſtürmen
Der vierdte wil ſich friedes wörmen
Der fünfte wil Hern Triſtrant
Dem ſechſten iſt Hern Eckes haß bekaudt
Der ſiebente wil Hern Parzeval
Der acht die tafel ründe überal
Der neunte Kremolden mort
Der zehende der Nabelungen hort
Den eylften gehnt in meine wort
Als der mit bley Marmel bort
Der zwölfte wil Rücker beſunder
Der dreyzehende König Alexanders wunder
Dieſer wil den Ritter mit dem rathe
So wil eyner gehn zu dem bade
Dieſer wil ſummen yener geigen ꝛc.

Seite XCVI. b.
des Pergamentinen Codex.

So ſpricht einer ich horte gern
Von hern Dietrichen von beren
Und auch von den alten reken
Der ander wil von hern ecken
Der drit wil von hern ruzzen ſturm *).
Der vierd wil ſeifrieds wurm
Der funfft wil hern triſterant
Dem ſechſten iſt **) ek baz bekant
Der ſibent wil hern parzifal
Der acht die ***) tafelraun überal
Der neunt wil kriemhilden mort
Der zehent der nyblung hort
Dem eylften gen ein meine wort
Als der mit pley marmel port
Der zwölft wil rükern beſunder
Der dreyzehent künk alexanders wunder
Der wil den ritter mit dem rad
So wil yener gen zu bad
†) Der wil ſummen durr wil geigen

a) Die Stelle von den verſchiednen Deutſchen Mundarten und ihrem Gebrauche.

In Leſſings Abſchrift habe ich eine ſolche Stelle nicht gefunden. Statt derſelben will

---

Leſarten des Codex auf Papier Bl. CIIII. b.
*) von der reuſſen ſturm.
**) iſt erck wol bekant.
***) die tafelrunde.
†) pauken jener wil geigen.

ich eine andre herſetzen, zur Probe von Hugos Art zu philoſophiren:

Wie könnt ein man getun allain,
Das aller werlt geviel gemain?
Das kont got ſelber nit getun.
Ein vater wil anders dann ſein ſun,
2245. Ein tochter wider ir muter ſtrebt,
Und das die werlt in werren lebt,
Davon iſt ſie werlt genannt.
Got in der werlt nimmer vand,
Dann acht menſchen, die er lies
2250. Uf erden leben, da er hies
Die archen beſlieſſen über all.
Da was der ſeinen zal vil ſchmal
Von der wir all ſein bekummen,
Reich und arm, bös mit den frummen.
2255. Zürnen wir arm immer und immer,
Herren und vögt zerrint uns nimmer.
Doch vellet ir manger in den dorn,
Von welchem geſchlecht er iſt geborn.

V. 2246—47. Etymologiſche Künſteleyen, wie wir ſie in den Dichtern jener Zeiten häufig antreffen. „**Werolt**, ſo heißt das alte Wort, iſt aus Wer, „vir, und old (quod in prisca Danorum lingua est „aetas) zuſammengeſetzt, und bedeutet eigentlich ein „Mannsalter. So wird der Hebräer Olam und der „Griechen αιων für ganze Welt genommen. „Wachter merkt indeß an, daß Olfridus der einzige „ſey, der das Wort in der Bedeutung von Mundus „brauche.“ Eine Anmerkung von Leſſing, die ich auf einem beſondern Blättchen fand.

Anm. d. H.

3) Die eingeſtreuten Fabeln und Erzählungen.

In Gräters Bragur Th. 2. S. 189 hat Eſchenburg deren fünf aus der gedruckten Ausgabe mitgetheilt; wovon ich die erſtere, die beiden Hunde, hier zur Vergleichung einrücke, wie ſie in L. Abſchrift ſteht:

Ein veißer Hund vom hofe lief
Ein mager hund do gen im rief:
715. Geſelle, wann kumſt du ſo ſatt.
Er ſprach, ich was an einer ſtat
Da as ich manik vaiſtes ſtük
Ein ſtek hat aber mir den rük
So gar zepert und auch zeplawen
720. Das die vart mich hat gerowen.
Wann ich über hoh mauer ſprank
Des mus mein leip ſein immer krank.
Zo hof mocht mangen wol gelingen
Müſt er nit tieff und verr ſpringen.
725. Süßer Slik hat ſauren ſlak
Wol im der ſich generen mak
On ſopten laben und ſopten traben
Do leibs und ſel man angſt mus haben
Wer ſo lang zu hof wart
730. Unz er gewinnet groen part

Gen, gegen, zu. Wann von wannen. Was, war. Manik, manch. Zepert, gebohrt. Zeplawen, zerblaut. Gerowen, gereut. Wann, ſeitdem. Verr, ſehr. Slik, Schluk. Sopten, ſolchen. Bey Eſchenburg Ohne ſolches Umhertraben. Unz, bis. Groen part, grauen Bart.

Hat er allein ſein gut geſpart
Und nicht dabei ſein ſel bewart
So hat er ſorg und greſſ arbeit
Leider nicht wol angelait
Hoffart, geitikeit und unkeuſch
Lert hofleut vil manik geteuſch.

Eine andre:

Der Fuchs und der Rabe.

Einen fuchs hievor der hunger twank,
Des nam er mangen krummen gank.
Je doch ze jüngſt ſah er, das
Ein rab uf einem baum ſas,
Der het einen kes in ſeinem mund.
Der fuchs ſprach zu derſelben ſtund:
O rab ſchön und edelleich,
Den weiſſen ſwanen biſtu geleich:
Vor allen vogeln man dich ſol
Preiſen, ob du ſingeſt wol.
Mit lob er in beraubt,
Der rab in des gelaubt
Und ſank, das es im wol gefiel,
Der Kes im aus dem mund da fiel,
Den zukt der fuchs und lief hindan,
Mit falſchem lob er in gewan.

Angelait, angelegt. Geitikeit, Geiz. Geteuſch, Tauſchung.

In der gedruckten Ausgabe fehlen alſo V. 721 — 726, und 732.

Anm. d. Herausg.

Nu wiſſet das wir nach der raben
Vil manger in der werelt haben
Die frumm ſich dünken und ſchön,
Solt man di nach ir tugend krön,
Man ſetzt in auf einen eſels ſattel
Oder ein gebüren das ein hatel
Weilent auf irem haupt trug —
Damit ſei der red genug.

Noch um 1300 ſetzt die Helvetiſche Bibliothek (2tes St.) den Richtebrief der Bürger von Zürich, oder das Municipialgeſetz dieſer Stadt, ehe Brun das Bürgermeiſterthum und die Zünfte eingeführt hat. Dieſes Geſetz iſt daſelbſt abgedruckt, mit Erläuterungen über die alte Sprache, in welchen viel Gutes iſt. Unter andern ſieht man daraus, daß die Schreibart, Swenne für wenn, ſwer für wer, welche man zum Theil auch in der Maneſſiſchen Sammlung findet, die damalige Schreibart und Ausſprache der Züricher geweſen iſt.

Anmerkung. Alle Gedichte und andre Werke, welche etwas für die unbefleckte Empfängniß der Maria ſagen, müſſen nach 1290 geſchrieben ſeyn. Denn primus pro illibata Conceptione privatim ſcripſit Pariſiis Raymundus Lullus, Beatus et Martyr dictus, videlicet Saec. II. Scholaſtico et Chriſti anno 1290, et ſecundus Richardus de Media Villa Minorita, qui eodem anno florebat, ſchreibt Gesner in ſeiner Theol. dogm. ſchol. T. I. p. 26. Unter dieſe Dichter gehört z. B. auch Heinrich Frauenlob, ſ. das Jahr 1317.

1307.

Markgraf Friedrichs von Meiſſen (Dietzmanns Bruder) Strophe in Spangenbergs Sächſiſcher Chronik S. 472.

1309.

Unter dieſes Jahr ziehe ich den Steyerſchen Ottokar von Hornek, weil deſſen gereimte Chronik, die vom Jahr 1250 anfängt, mit dieſem Jahre ſich endet. P. Hieron. Petz hat ſie zum erſtenmal im Jahr 1745 aus drey Manuſcripten des 15ten Jahrhunderts herausgegeben, und ſie macht bey ihm den dritten Theil der Scriptt. Rer. Auſtr. aus.

(S. von Khautz Verſuch einer Geſch. der Oeſter. Gelehrten S. 18—26. Vergl. Koch Comp. S. 34.)

Von eben dieſem Jahre iſt eine Abſchrift des Renners, von einem Johann Trinhart zu Bamberg, die Herr Ebeling in Hamburg beſitzt, und verglichen zu werden verdient, weil ſie vermuthlich noch bey Lebzeiten des Dichters, und vielleicht unter ſeinen Augen gemacht iſt. Das Gedicht ſelbſt heißt darin Centiloquium Magiſtri Hugonis de Trimberg. Sie iſt auf Papier.

Leſſing hat die Ebelingiſche Handſchrift des Renners bey ſich gehabt und gebraucht. Aber er muß ſie nicht ſo wichtig gefunden haben, weil er ihrer nicht mit beſonderm Ruhm gedenkt. S. oben Art. Renner. Anm. d. H.

1314.

Bis zum Antritt der Regierung Kayſer Ludwigs IV von Bayern.

Wenn es auch nicht wahr ſeyn ſollte, daß bereits 1235 Kayſer Friedrich II den zu Maynz damals errichteten Landfrieden in Deutſcher Sprache aufſetzen laſſen;

wenn es auch nicht wahr ſeyn ſollte, daß Kayſer Rudolph I 1279 verordnet, daß forthin alle Geſetze, Edicte und gerichtliche Acten in Deutſcher Sprache abgefaßt werden ſollten, wie Aventinus, Cruſius und Spangenberg behaupten: *)

---

*) Ich weiß nicht, warum L. ſo ungewiß darüber iſt. In Krauß Geſch. der Oeſter. Gel. S. [illegible] finde ich folgende Stelle:

„Man weiß, wie K. Maximilian I. auf dem Köl-
„niſchen Reichstage d. Jahres [illegible] Friedrichs des
„II. im J. 1236 und Rudolphs I im J. 1274 ge-
„machte Verordnung erneuert und geboten,
„daß alle Staatsſchriften, alle Reichsgeſetze,
„Rathsbeſcheide, Vorträge und Briefe inskünftig

ſo iſt doch wenigſtens gewiß, daß Kayſer Ludwig von Bayern der erſte geweſen, der ſeine Geſetze, Privilegia und Belehnungen in Deutſcher Sprache gegeben.

Anm. Es gab auch ſchon vor Ludovico Bavaro Deutſche Inſtrumenta und Diplomata.

1315.

Der erſte ewige Bund der Eidgenoſſen. S. Waldkirch I. S. 152.

1317.

Starb Heinrich Frauenlob, von welchem das Chronicon Alberti Argentinenſis apud Urſtiſium T. II. p. 108. nachzuſehen iſt. Er heißt darin magnus dictator, und cantica canticorum dictavit Teutonice.

Dictare, ſagt Leibnitz Scr. Br. To. III. p. 677. Note, illis temporibus ſignificabat epiſtolam ſcribere. Vergl. Hahnii Collect. To. I. und die Vorrede, worin er über das Wort Dictamen handelt. Leibnitz hat wohl Unrecht. Kommt dictare von dichten, oder dichten von dictare *)?

Seine

„in deutſcher Sprache abgefaßt und geſchrieben „wurden.“ Anm. d. H.

*) Adelungen ſcheinen die Wörter dictare, dictator und dictamen aus dem Deutſchen gebildet zu ſeyn. Man

Seine Ueberſetzung des hohen Liedes habe ich vielleicht in dem geſchriebenen Auszuge der Geſchichten des A. T. entdeckt. 81. 32. fol. S. d. J. 1458.

(Fragmente von ihm in der Maneſſ. Sammlung.)

1323.

Ludwigs von Bayern Landfriede zu Nürnberg. S. Ohlenſchlagers Samml. der R. Abſch. Th. I. S. 43.

Um 1325.

Bartholom Regenbog, ſeines Handwerks ein Schneider (zu Ulm). Von einem ſeiner Lieder, worin er Frauenlob als todt gedenkt ſ. Spangenberg in Hanemanns Anmerk. über Opitz Dichtkunſt. S. 163.

Einige ſeiner Fragmente in der Maneſſ. Sammlung Th. II. S. 197.

1331.

Eine Reiſebeſchreibung nach dem gelobten Lande, in Niederſächſiſcher Sprache, von

---

Man weiß zwar oder nimmt mit vieler Wahrſcheinlichkeit an, daß dictare bey den Alten auch ſchon in der Bedeutung von dichten vorkommt, z. B. Horaz Sat. 1. 4. 10. und Briefe 1. 10. u. m.; aber den Subſtantivis ſieht man das Nachgebildete zu ſehr an. Am meiſten ſprechen für Adelungs Meynung die beygebrachten etymologiſchen Gründe. Es wäre ſonderbar, wenn die Deutſchen von der ſeltnen Bedeutung eines lateiniſchen Wortes ein eignes Wort gebildet hätten. Anm. d. H.

einem gewiſſen Ludolphus. (41. Msc. Blankenb. fol.)

In ihr kommt eben die Aufſchrift auf den Pyramiden in Aegypten vor, die ich in einer Lateiniſchen Reiſebeſchreibung nach dem heiligen Grabe in den Weiſſenburgiſchen Mss. geſunden.

1333.

Kayſer Ludwigs Reichsabſchied zu Eſſlingen, wodurch die Pfahlbürger aufgehoben werden. S. Ohlenſchlager.

1336.

Fängt die Limpurgiſche Chronik an, welche Fauſt von Aſchaffenburg 1617 zuerſt herausgab.

Es iſt die älteſte Deutſche Chronik *), ſo viel ich weiß, äußerſt merkwürdig, weil

---

*) Lievers Chronik ausgenommen, welcher bereits im 9ten Jahrhunderte ſoll gelebt haben. Wenigſtens muß der, welcher ſie zuerſt Deutſch aufgeſetzt und abgeſchrieben, um 1133 gelebt haben, vermöge ſeiner eignen Erinnerung unter dieſem Jahre. A. von L.

Anm. Die Nachricht von dem Maler Wilhelm unter 1380 (Limp. Chr.) iſt, glaub' ich, einzig. Doch ich ſehe, daß ſie die Annales Francf. Domin. auch haben.

A. des Herausg.

> ſie ſo viele beſondre Kleinigkeiten mitnimmt, daß ſie auch fleißig der Lieder gedenkt, die jedes Jahr am meiſten geſungen wurden, und ſie alſo noch oft von mir wird angeführt werden müſſen.

Der Verfaſſer war Notarius oder Schreiber der Stadt Limpurg an der Lahn, und 1317 geboren. Sie geht bis 1398.

1337.

Conrad von Amenenhuſen hat das Lat. Buch Jacob de Caſallis vom Schachſpiel *) in Deutſche Reime gebracht. S. Schilter Catal. Auct. Germ. p. 36. Ein MS. hiervon von einem Ulricus Berner geſchrieben iſt in unſrer Bibl. No. 81. 25. fol.

In den Collectaneis der Gottſchedin ein Lied über die Ausſchaffung der Juden von Regenſpurg. Der Dichter nennt ſich Hieronym El, und war ein Nagler zu Regenſpurg.

1347.

Gerlach, edler Herr zu Limburg. Von ihm ſagt die vorbenannte Chronik S. 4.

> „Auch was er der klugſte Dichter von
> „Teutſchen und Lateiniſchen, als einer
> „ſeyn mocht in allen teutſchen Landen.“

---

*) S. Leſſings Collectaneen. Art. Schach; und Clodius biblioth. luſoria ſ. v. Ceſollis.

Anm. d. H.

Reichard, Herr zu Weſterburg oder Weſſerburg, ein tapfrer Ritter. Die Limpurgiſche Chronik ſchreibt:

„Da wurden die von Coblenz jämmer„lich geſchlagen und niedergeworfen bey „Grenſauw, und verblieben ihrer todt „172 Mann, und wurden ihrer dazu „7 gefangen. Das thete Reinhard „Herr zu Weſterburgk. Derſelbe war „zwar ein edler Ritter von Sinn, Leib „und Geſtalt, und ritt dem vorgenann„ten Kayſer Ludewig nach, und machte „dieß Lied:

Ich dorfte den Hals zu brechen
Wer rechet mir den Schaden dann?
So hett ich niemand der Mich reche,
Ich bin ein ungefreumdter Mann.
Uff Ihre Gnad acht ich kleine Sach,
Das laſe ich Sie verſtehn ꝛc.

„Da der vorgenannte Kayſer Ludwig „das Lied hörte, ſtrafte er den Herrn „von Weſterburg, und ſagte, er ſollte „es der Frauwen gebeſſert haben. Da „name der von Weſterburg ein kurze „Zeit, and ſagte, Er wolte es der Frau„wen beſſern, und ſang dieß Lied.

In Jammer nöten Ich gar verbrinn
Durch ein Weib ſo minnigliche ꝛc.

„Da ſprach Kayſer Ludewig, Waßer-
„burg hat es nun wohl gebeſſert.“

Dieſe beyden, Gerlach und Reinhard, ſind alſo ein Beweis, daß, ſobald Deutſchland wieder ruhiger und glücklicher war, die Dichtkunſt unter den Großen wiederum mehr Freunde gewann.

Ich will alſo in dieſe erſte Hälfte des 14ten Jahrhunderts verſchiedene Dichter bringen, die wenigſtens nicht ſpäter können gelebt haben, und die ich für älter anzunehmen keinen Grund habe. Als:

1. Otto (Ulrich?) von Thürheim; deſſen zwey Heldengedichte, durch die er ein drittes von Wolfram von Eſchenbach von vorn und von hinten erweiterte und fortſetzte. S. 30 12. MS. fol.

   S. Leſſings B. zur Geſch. und Lit. Band 5. S. 79. von Eſchenburg.

Andre kann man aus Kochs Comp. und ä. W. leicht zuſetzen. Anm. d. H.

1349.

Wiedererſcheinung der Geißler. Von ihren Geſängen, welche in der Limp. Chronik Laiſen heißen, ſ. auch Cramers Pommerſche Kirchenhiſtorie S. 67. (240. 1. Hiſt. fol.)

Friſch leitet das Wort Laiſen von Eleiſon. Sollte es nicht vielmehr das alte Franzöſiſche Lais ſeyn, welches auch im Italianiſchen und Franzöſiſchen vorkommt, und von welchem der neueſte Engl. Herausgeber des Chaucer Vol. IV. S. 164. nachzuſehen iſt

1350.

„In derſelbigen Zeit ſung man ein neues
„Lied in Teutſchen Landen, das war gemein
„zu pfeiffen und zu trommeln und zu allen
„Freuden:

Wiſſet wer den ſeinen ie auserkieſet
Und ohn alle ſchuld ſeinen treuen Freund
verlieſet
Der wird viel gerne ſiegelos
Getreuwen freund den ſoll niemand laſen
Wenn man das vergelten nit en kan."

Limp Chr. S. 18.

Die Chronik in Niederſächſiſcher Mundart 83. 12. fol., worin noch manches Gute iſt.

„Auf dieſes ſang man aber ein gut Lied
„von Frauwenzuchten und ſonderlich auf ein
„Weib zu Straßburg, die hieſe Agnes, und
„was aller Ehren werth, und trift auch alle
„gute Weiber an. Das Lied ging alſo:

Eines reinen guten Weibes angeſicht
Und frolich gemüt dabey
Die ſeind warlich gut zu ſehn
Zu guten Weiben han ich pflicht
Wenn ſie ſeind alles Wandels frey.

Limp. Chron. S. 18.

„Darnach nit lang ſang man aber ein gut „Lied von Weiß und Worten durch ganz „Teutſchland alſo:“

Ach reines Weib von guter Art
Gedenk an alle Stetigkeit
Daß man auch nie von dir ſait
Das reinen Weiben übel ſteit.
Daran ſoltu nun gedenken
Und ſolt von mir nit wenken
Dieweil das ich das Leben han.

Noch iſt mir eine Klage not
Von der liebſten Frauwen mein,
Das ihr zartes Mündlein rot
Wil mir ungenädig ſein.
Sie wil mich zu Grund verderben
Unterſt wil ſie vor mich erben
Dazu en weiß ich keinen rat

Ebend. S. 19.

Um 1350 lebte auch Conrad von Mayenberg, Conradus de monte Puellarum, Canonicus Ratisbonenſis, deſſen verſchiedene Lateiniſche Werke bekannt genug ſind. Er ſoll aber auch das Buch von der Natur ins Deutſche überſetzt haben, nach dem Zeugniſſe der alten Drucke, die wir davon in der Bibliothek haben. Einer Augſp. bey Bämler, 1478. fol. Wir haben ein Mspt von 1474., in welchem er ſelbſt (50. ſ. fol.) der

Verfaſſer davon heißt, und daß er es urſprünglich Deutſch geſchrieben. S. Baumgartens Nachrichten ꝛc. B. 2. S. 181.

1352.

Das Buch von den neun Felſen. MS. 78. 5. ein Werk von Taulern.

(S. bey **Koch** im Comp. S. 37 die Literatur über Tauler.)

„In denſelbigen Zeiten ſang man dis „Liedgen:

Ach Gott daß ich ſie meiden muß
Die ich mir zu der frauwen hatt erkoren,
Das thut mir wahrlich allzumal wehe
Mocht mir noch werden ein freundlicher Gruß
Des ich ſo lange hab entberen.

Limp. Chron. S. 30.

1356.

„In dieſer Zeit ſang man das Tagelied „von der heil. Paſſion, und war neu, und „machte es ein Ritter:

O ſtarker Gott
All unſer Noth
Befehlen wir Herr in dein Geboth,
Laß uns den Tag mit Gnaden überſcheinen.
Die Namen drey,
Die ſtehend uns bey,
In allen Nöthen wo wir ſein.
Die Nigel und das Sper und auch die Crone.

Ebend.

Güldne Bulle abgefaßt.

1357.

„In demſelben Jahre ſang und pfiff man
„in allen dieſen Landen dis Lied:

Mancher went, daß niemand beſſer ſey, denn he,
Dieweil das ihm gelingen,
Dem wil ich wünſchen, daß ihm nimer Heil geſcheh
Und wil des frölich ſingen
Lieb, kehr dich an ſein klaffen nicht,
Des bitt ich durch die Treuwe blos
Iſt an ihm klein ihr gut geloß
Gar wol ihr ſtat das Angeſicht.

Chron. S. 32.

1359.

„In derſelbigen Zeit ſang und pfeiff man
„dis Lied:

Gott geb ihm ein verderben Jahr,
Der mich macht zu einer Nonnen
Und mir den ſchwarzen Mantel gab,
Den weiſſen Rok darunden.
Sol ich ein Nonn gewerden
Den wider meinen Willen,
So wil ich auch ein Knaben jung
Seinen Kumer ſtillen.
Und ſtillt er mir den meinen nit
Daran mag he verlieſen.

Chron. S. 34.

1360.

„In demſelbigen Jahre verwandelten ſich die Carmina und Gedichte in Teutſchen Landen. Denn man bißhero lange Lieder geſungen hatte, mit fünf oder ſechs Geſetzen. Da machten die Meiſter neuwe Lieder, das hieſe Wiederſang mit drey Geſetzen. Auch hatte es ſich alſo verwandelt mit dem Pfeiffenſpiel, und hatten aufgeſtiegen in der Muſica, daß die nicht alſo gut war bißhero, als nun ausgangen iſt. Denn wer vor fünf oder ſechs Jahren ein guter Pfeiffer war im Land, der dauchte jetzund nit ein Flihen.

„Da ſang man dieſe Wiederſang:

Hoffen helt mir das Leben
Trauren thet mir anders wohl.

In den Annal. Dominican. Francf. beym Senkenberg Select. To. II. p. 14. heißt es ebenfalls:

Eodem anno (1360) muſica ampliata eſt, nam novi cantores ſurrexere et componiſta et figuriſta inceperunt alios modos aſſerere, fiſtulatores quoque ſe in multum emendaverunt, et magiſtralia carmina meliorata ſunt.

Heinrich von Mugeln. Deſſen Ungariſche Chronik unter den Handſchriften unſrer Bibl. 19. 26. 4. eine zweyte 20. 4.

Er ſchrieb alle ſeine Werke und Gedichte zu Ehren Rudolphs IV von Oeſtreich.

1361.

„In dieſer Zeit ſang man das Lied:
Aber ſcheiden ſcheiden das thut wehe,
Von einer die ich gern anſehe
Und iſt das mir unmüglich.

Limp. Chr. S. 40.

1363.

Verordnung Kayſer Carls IV gegen die ungehorſamen Ritter des Teutſchen Ordens. S. Schenner Samml. hiſt. Schr. 1. Th.

1364.

„In dieſen Zeiten pfeiff und ſang man
„dis Lied und Wiederſang.
Ich wil in Hofnung leben fort
Ob mir ichts Heil möcht geſchehen
Von derli ebſten Frauwe mein.

Sprech ſie zu mir ein freundlich Wort
So müſt trauwern von mir fliehen
Ich hoffe Ihr Gunſt mich ie mit heil
Bekehre. Ach Gott, daß ich ſie ſelte ſehen,
Ich wolt in Hofnung leben.

Limp. Chron. S. 43.

1366.

„Da ſang man und pfeiff dis Lied:
Schach Tafelſpiel
Ich nunmehr beginnen wil.

1367.

„Da ſang und pfeiff man dis Lied:
Nit laß ab alſo ein Weil.
Ach Ich, Ich will dir immer in ganzer Treu
leben
Ich hoff ich find daſſelb in dir.

Limp. Chr. S. 48.

1368.

Fragmente eines Lieds beym Senkenberg Sel. T. III. S. 301, oder deſſen Thüring. Chron. Kap. 50 und 52.

1370.

Der ſogenannte Pfaffenbrief. S. Waldkirch I. S. 178.

1371.

Das Niederſächſiſche Lied (in der Lüneburg. Chron. bey Leibnitz To. III. p. 185) auf die unglückliche Ueberrumpelung der Stadt Lüneburg von Herzog Magnus dem Jüngern.

S. Pfeffinger, Th. I. S. 263.

1374.

„Umb dieſe Zeit pfeiff und ſang man dis
„Lied:
Geburt rein und ſeuberlich
Weis ich ein Weib gar minniglich
Die iſt mit zuchten wol bewart
Ach daß es müſt die rein und zart.

„und dis Lied:

Wie mocht mir immer baß geſein?
In ruh ergrünt mir das Herze mein
Als auf einer Auwen
Daran gedenke
Mein lieb und nit wenke.

Limp. Chron. S. 64.

Zum Schluſſe dieſes Jahrs ſagt dieſelbe Chronik S. 75:

„Zu dieſer Zeit, fünf oder ſechs Jahr davor, war auf dem Mayn ein Münch Barfüßer Ordens, der war von den Leuten ausſetzig und war nicht rein. Der machte die beſten Lieder und Reihen in der Welt von Gedicht und Melodeyen, daß ihm niemand auf Rheinesſtrom oder in dieſen Landen wol gleichen mochte. Und was er ſunge, das ſungen die Leute alle gern, und alle Meiſter pfiffen, und andre Spielleute fürten den Geſang und das Gedicht.“ Er ſang das Lied:

Ich bin ausgezehlet,
Man weiſet mich Armen vor die Thür
Untreu ich ſpür
Nun zu allen Zeiten.

„Item ſang er:

May, May, May, die wunnigliche Zeit
Menniglichen Freude geit
Ohne mir. Wer meinte das?

„Item ſang er:

Der Untreu iſt mir geſpielt.

Daſſelbe erzählen die Annales Dominican. Francf. bey Senkenberg To. II. S. 16.

1376.

Das Stadtrecht von Pettau (in Nieder-Steyermark, dem Biſchof von Salzburg gehörig) unter unſern Handſchriften 55. 2. 4.

In dieſe Zeit gehört vielleicht eine Deutſche geſchriebne Chronik MSS. 83. 15. fol.

1379.

„In dieſer Zeit ſang und pfeiff man dis „Lied:

Die Widerfart ich gänzlich iage
Das prüf ich Jäger an der Spor
Hoho! ſie iſt davor
Der ich ſo lang gewartet han.

Limp. Chron. S. 80.

1380.

Verlangen ich will mich nit begeben
Nacht und Tag zu keiner Zeit.

Ebend. S. 82.

1386.

Das alte Lied von der Sempacher Schlacht. Bey Senkenberg Sel. To. IV. S. 147.

S. Waldkirch I. 181.

Der Verfaſſer dieſes Lieds heißt Halbfutter, wie er ſich in der letzten Strophe nennt. Er war ſelbſt bey der Schlacht geweſen. (Das Exemplar des alten Drucks zu Zürich bey Auguſtin Frieß war in der Thomaſiusſchen Bibliothek.)

In dieſem Jahre endigte Otto von Paſſau, ein Franciskaner, ſein Buch, genannt die 24 Alten oder der güldne Thron. Eine Abſchrift in Deutſcher Sprache vom J. 1425 unter unſern MSS. I. 13. fol. Eine Holländiſche Ausgabe, Harlem 1484.

1390.

Jacobus Twinger Presb. Argent. Verfaſſer eines Deutſchen Vocabular. S. Schilter Catal. Auct. Germ. p. 36.

1394.

Der Schildtberger (aus München geb.) trat in dieſem Jahre ſeine Reiſe an, deren Beſchreibung im 16ten Jahrhundert gedruckt wurde.

Zu merken darin beſonders

1. Die Sperberburg zur Erläuterung des kleinen Romans in Capellani Eroticis. Kommt auch in der Meluſina vor.
2. Der große Rieſe.

1397.

Ein langes Gedicht auf die Schlacht bey Berchtheim, die Biſchof Gerhard ſeinen Bürgern zu Würzburg lieferte, haben wir unter den MSS. Blankenb. N. 76. in einer neueren Abſchrift.

Es iſt gedruckt in Reinhards Beytr. zur Hiſtorie Frankenlandes, Theil II. S. 259.

Von der Schlacht ſ Strohmayers Collectaneen, die ich unter 1399 anführe.

Aus der letztern Hälfte dieſes Jahrhunderts iſt vermuthlich auch das Leyen Doctrinal, in niederſächſiſchen Verſen 41. MSS. Blankenb. fol. Es iſt aus dem Brabantiſchen überſetzt, und das Brabantiſche Original iſt einem Herzoge Johannes von Brabant (aber welchem?) zugeſchrieben.

1399.

Zu dieſem verlaufnen Jahrhundert gehören Ulmann Strohmayers eines Nürnbergers Collectanea. MS. 19. 4. Sie betreffen zwar nur größtentheils ſein Geſchlecht, doch ſind auch von 1368 bis 1401 verſchiedne andre Nachrichten eingeſtreuet, die man nicht überall findet. Z. B. von der vorgehabten Vergiftung des Kayſers Rudolph durch ſeinen Arzt Hermann, auf Anſtiften eines Arztes zu Mayland. Jener ward in Nürnberg geradebrecht, den Mittwoch vor Pfingſten 1401.

1400.

Von dieſem Jahre haben wir ein großes Gedicht eines Ungenannten, welches Grüninger 1500 fol. gedruckt hat, unter dem Titel:

> „Von eines Künigs Tochter von Frankreich, ein hübſches Leſen, wie der Künig ſie ſelb zu der Ehe wolt han, des ſie doch Got vor im behüt, und darub ſie vil trübſal und not erlidt, zuletzt ein Künigin von Engelland ward.“

1401.

Das Lied von Stürzebecher. S. luſtige Geſellſchaft S. 182.

(Canzler und Meißn. Quart. Jahrg. 2. St. 1.)

1408.

Die Fragen, welche Kayſer Rupertus dem Vehm-Gerichte vorlegen laſſen, (welche Datt de pace publica ſchon edirt,) verdienen aus unſerm beſſern Exemplare noch einmal edirt zu werden. 64. 7. MS. 4.

Von dieſem Jahre iſt auch de ordinarius des Rodes to Brunswick beym Leibnitz To. II. p. 446. vergl. deſſen Introd.

1410.

Petrus Dresdenſis, Verfaſſer des Liedes In dulci jubilo. Daß er nicht Erfinder dieſer Art von Baſtardpoeſie geweſen, erhellt aus der Stelle des Renner (über Conrad von Wirzburg.):

Thomaſius Diſſert de Petro Dresdenſi.

1414.

Eine Niederſächſiſche Chronik (41. MSS. Blankenb.) von 785 bis auf dieſes Jahr. Vielleicht ſchon gedruckt.

1415.

Der Spruch auf die Eroberung des Feyaw von den Eidgenoſſen. S. Senkenberg Select. IV. p. 61.

1420.

Johannes Simon. Von ihm ein langes Gedicht vom Leben Johannis II Biſch. von Würzburg. Stellen daraus bey Lorenz Frieß nach Ludew. Ausgabe, S. 702. 727. 771. 777.

1421.

Bis auf dieſes Jahr geht die Lüneburgiſche Chronik, bey Leibniz To. III. p. 172.

1424.

Rhythmi de doloſa oppreſſione civium Aquisgranenſium, in Eberh. Windeks Hiſtoria Imper. Sigism. bey Menken Script. rer. ger. To. I. p. 1210.

1432.

Um dieſe Zeit war zu Würzburg ein Dichter oder Meiſterſänger mit Namen Bernkopf. S. Lorenz Frieß, Ludw Ausg. S. 718. Er nannte ſich Frauwenzucht.

1435.

Johann Weilers Chronik MSS. 83. 15 fol. ſcheint etwas älter; denn ſie geht nur bis auf Papſt Urban VI und Biſchof Friedrich von Blankenheim zu Strasburg, der es 1375 ward. Merkwürdig das Kapitel S. 199, wie Deutſche Sprache ſich erhub.

Des Bürgers von Aſchersleben Lied vom Magdeburgiſchen Kriege, nur in der hochdeutſchen Ueberſetzung vorhanden in Spangenbergs Sächſ. Chron. S. 538.

1437.

Unſer MS. vom Lucidarius oder aurea gemma. 78. 4. fol.

Ebend. eine Ueberſ. von St. Bernhards Epiſtel an Raimundum.

Ebend. die Lehre, wie ſich die Prälaten halten ſollen, von Henricus Hagennaue.

Eine proſ. Ueberſetzung von den Fabeln des Avianus, in d. J. geſchrieben 81. 16. fol. dabey auch der Anonymus des Nevelet.

(S. Fünfter Beytrag zur Geſch. und Lit. S. 3. f. und S. 45. f.)

1439.

Friedrich von Landskron, der die Reformatio Sigismundi untergeſchoben. S. Hardt. Conſ. Conſt. T. I. p. 27. praef.

1440.

Johann Rothe. Bis auf dieſes Jahr geht ſeine Thüringiſche Chronik, bey Menken To. II. p. 1634.

1442.

In dieſem Jahre iſt zu Marienburg die Regel des Teutſchen Ordens gegeben worden, von welcher wir eine ſchöne Abſchrift haben von 1585. 5. 6. 4.

1448.

Andreas Riedler, eine Beſchreibung der Kirchen zu Rom. 16. MS. 1. 4.

Um 1450.

Eliſabeth, Gemahlin des Grafen von Naſſau-Sarbrück, Tochter des Gr. Friderici von Vaudemont, überſetzte die Hiſtorie von Hug Schaplern; franz. ausgezogen von ihrem Sohne Johann von N. S. zu Paris. Dieſelbe zuſammengezogen von Conrad Heydendörfer, Straßb. 1500. fol.

1452.

Volkslieder von gutem Regiment. S. Spangenb. S. Chr. S. 557.

Schnepper Hans Roſenblüt. Seine Beſchreibung der Schlacht bey Hembach in Reinhards Beytr. 1. Th. S. 225. Seine Priameln.

(S. Eſchenburg im 5ten Beytrage S. 187 f. Vergl. Koch im Comp. S. 88.)

1453.

Von dieſem Jahre iſt die Mörin Hermanns von Sachſenheim.

Baumgarten, Nachr. 2. B. S. 237, hat dieſelbe Ausgabe fol. von 1538 (lies 1539) vor ſich gehabt. (Die unſrige, Hiſt. 251.)

(S. Bibl. der Romane, Th. 7. im Auszuge.)

1454.

Von dieſem Jahre ein MS. eines Deutſchen und Lateiniſchen Pſalters, 17. 4. 4.

1455.

Das Lied auf den Sächſiſchen Prinzenraub. S. Triller Verr. ſeines Prinzenraubes.

1456.

Eine Ueberſetzung in Deutſchen Reimen von dem Speculo humanae ſalvationis MS. 81. 15. fol.

Eben dahin vielleicht die Ueberſ. in Niederſächſ. Verſen, 41. MS. Blank. fol., hinten daran noch andre Niederſ. Gedichte.

Ueberſetzung der Hiſtorie der Meluſina, von N. Thüringen (von Ringeltlingen gelegen bey Bern im Uchtlande) Straßb. bey Knobloch 1516.

1457.

Lied auf den Tod König Ladislaus Posthumus von Ungarn und Böhmen. Senkenberg Selecta T. V. p. 42. Deutſches Muſ. 1778. Novemb.

1458.

Ein Deutſcher Auszug der Geſchichten des A. T. in MS.

1461.

Von Herz. Wilhelms zu Sachſen Reiſe nach dem heiligen Grabe ſoll eine Hiſtorie vorhanden ſeyn. S. Spangenberg Sächſ. Chr. S. 563.

1462.

Von 1462 oder 67 die erſte Deutſche gedruckte Bibel? Baumgarten Nachr. 1. B. S. 99.

Michel Beheim, ein Gedicht von der Zwietracht Kayſer Friedrichs und ſeines Bruders Herzogs Albrecht. MS. in Gotha.

1466.

Die Reime auf den Liebling Biſchof Johannes III zu Würzburg, Namens Hars.

S. Frankens Geſch. des Frankenlandes S. 194.

1467

Starb Hartung, Kammermeiſter des Raths zu Erfurt, welcher Rothens Chronik von 1440 bis auf dieſes Jahr fortgeſetzt und fortſetzen laſſen. S. Menke T. III. 1186.

1468.

Von der Hand eines Conrad von Oettingen, und von dieſem Jahre, haben wir in der Bibl. einen Band 75. 10., der Folgendes enthält:

1. Die Hiſtorie vom König Apollonius.
2. Die Hiſtorie von Gryſel.
3. Die Hiſtorie von Guiscardo und Sigismunda.
4. Der Ackermann von Beheim, der mit dem Tode eifert, daß er ihm ſeine Frau genommen.

1. Die Geſchichte des Apollonius gedruckt ſ. l. et a. in 4. Dieſen erſten Druck haben wir 64. 20. Quodl. 4.; aus ihm iſt Velſners Ausgabe 1595 ſehr zu verbeſſern. Ueberſ. in ottave rime Venedig 1535. 8. und 1598. 8. Eine alte Deutſche Ueberſ. Straßburg 1516.

2. Die Geſchichte der Gryſel iſt, wie bekannt, aus dem Lateiniſchen des Pe-

trarch, der ſie aus dem Ital. des Boccaz genommen. Eine Deutſche Ueberſ. davon iſt mehrmalen gedruckt, als zu Straßb. 1520. 4. (welche genau mit unſerm MS. ſtimmt.)

1470.

Hier will ich der geiſtlichen Brüderſchaft St. Urſula gedenken, weil ſie St. Urſulä Schifflein hieß, und dieſe Benennung gutes Licht auf Brands Narrenſchiff wirft.

Eine Nachricht davon iſt gedr. zu Nürnb. 1513, doch nicht zum erſtenmal.

Ein Lied zu Ehren derſelben von Johann Goſſler, Prediger zu Regenſpurg. S. die genannte Nachricht.

D. Thüring Frickards Beſchreibung der Streitigkeit zwiſchen der Stadt Bern und den Twingherrn. S. Helvetiſche Bibl. 3tes St.

1472.

Johann Calmund Ord. Praedic., zwey geiſtliche Schriften, die chriſtliche Weisheit, und vom chriſtlichen Leben. 86. 3. fol.

Ich vermuthe, daß dieſe Tractate älter ſind, welche Br. Kalmund bloß abgeſchrieben; denn die zwey Stücke, Ich die Jugend und Ich das Alter, im erſten Tractate, finden ſich in unſrer beſten

Abſchrift des Renners vom J. 1158, wo auch das nehmliche Lateiniſch vorkommt.

Das Uebrige in dieſem Bande von Kalmunds Hand nicht zu vergeſſen.

Anmerkung.

Ich habe dieſe beyden Stücke auf einem andern Blatte von Leſſing abgeſchrieben gefunden, und rücke ſie hier mit ein:

Ducta per eventus tranſit male ſtulta
Juventus.

Ich pins di iugent
Di di tugent
Und untugent vehet an
Mein gemüte
Stet in plüte
Di veil ich nit ſorgen kan
Lachen ſingen
Tanzen ſpringen
Ler ich frauwen unde man
Er iſt weis
Der nach preis
Sich bei mir behalten kan
Wil er ſehen
Und durchſphehen
Wi gar ich unſtere bin
Zu ſleten dingen
Sol er twingen
Leip ſel port werk unde ſin

Tut er das
So geſchiht im bas
Denn ob er mir volget nach
Wer mein ſpil
Nit meiden wil
Den meid ich oder tun im ſchach.

Triſte gerens pectus frigeſcit cana Senectus.

Ich pins das alter
Das von kalter
Art ſich mus wermen hie
Got erparme
Das mein arme
Sein ſo kalt und meine knie
Weilent ſang ich
Weilent ſprang ich
Und ſah frölich hin und her
Nun hat taugen
Mut und augen
Di zeit das iar gemacht mir ſwer
Für das ſchimpfen (ſcherzen)
Mus ich rimpfen
Augen und die wangen mein
Alſus geklumphet
Und gerumphet
Mus ich leider lange ſein
Genuk mir wirret
Das mich irret
Wen ich ſol gehn aus und ein

Gottes güte
Mich behüte
Und wend von mir der helle pein.

Dieſe wohlklingenden Zeilen müſſen noch älter, als von 1358 ſeyn. Die Lateiniſchen Verſe nehmlichen Inhalts und Sylbenmaßes, die dabey ſtehen, verlohnt ſich nicht der Mühe abzuſchreiben. Beyſatz von Leſſing.

1473.

Handſchrift von der Ueberſetzung der Reiſen Mandevills, verfaßt von Otto von Diemeringen, Thumherr zu Metz, MS. 14. 10. 4.

Eine Handſchrift: dat prologus von dem hilgen Lande. In wat jare johan mandevil toch over mer, führt Koch an. S. 27.

1474.

Hans von Wollheim Reiſebuch. MS. 17. 8. 4. Er trat in dieſem Jahre ſeine Reiſe nach dem gelobten Lande an.

Das Regiment der jungen Kinder. Bey Bämlern zu Augſp. in dieſem Jahre gedruckt.

Desgl. der Bom der geſipten Freundtſchafft aus J. Andreä ebend.

1475.

Albrecht von Eybe, ſtirbt. S. Vorr. zu deſſen Spiegel der Sitten, gedr. 1511.

Sein Tractat: Ob einem Manne ſey zu nehmen ein ehelich Weib oder nit, gedr. 1472.
(S. bey Koch. S. 40.)

1476.

Die alte Deutſche Chronik von allen Kayſern und Königen, gedr. bey Bämler. Merkwürdig wegen der eingeſchalteten Reformation Sigismundi.
(Hernach gedr. 1480 bey Sorg in Augſpurg.)

1477.

Eberhard von Schüren. Von deſſen Teutoniſta ſiehe Richey hinter dem Idioticon Hamb.

1479.

Hans Tucher von Nürnberg, der in dieſem Jahre ſeine Reiſe antrat. Die Beſchreibung gedr. Augſp. 1482. fol. Wir haben ein MS. davon. 18. 14. 4 In dem nemlichen Bande eine Pilgerſchaft nach dem gelobten Lande von Felix Faber unter Papſt Sixtus IV.

Teutſche Ueberſ. vom Lucidarius, ſonſt Aurogemma genannt, gedr. bey Bämler, Augſp.

1480.

Die erſte gedr. Ausgabe vom Schwabenſpiegel. ſ. Senkenberg vom Gebr. d. d. R. S. 216.

Ludwig Hohenwang von Tal Elchingen, Ueberſetzer des Vegetius, (in d. J. gedruckt). Die Ueberſ. iſt Johanſen Grafen zu Lüpffen, Landgr. zu Stülingen und Herrn zu Hewen, zugeeignet. Viel Holzſchnitte.

1486.

Der erſte Druck von Lievers Schwäb. Chronik.

1487.

Marcus von Weida.

Unter dieſes Jahr bringe ich dieſen Deutſchen Dominikaner, Leſemeiſter der h. Schrift und Prediger des Kloſters St. Paul zu Leipzig; denn von dieſem Jahre beſitzt die Bibl. ein Werk von ihm in MS., das vom ehelichen Stande handelt und an Churfürſt Friedrich gerichtet iſt. (Er kann alſo wohl nicht, wie Jöcher aus dem Eckard anmerkt, bis 1530, oder gar 1550, gelebt haben) 23. 35. MS. 4.

Es finden ſich auch noch verſchiedene gedr Bücher von ihm in der Bibl., unter welchen er das Buch geiſtlicher Gnaden, welches 1503 zu Leipzig in 4. gedruckt iſt, weder ſelbſt gemacht, noch ſelbſt überſetzt hat. Das Original iſt Lateiniſch, und er hat nur den Druck beſorgt; die Ueberſetzung, ſagt er, ſey von trefflichen Prälaten, deren Namen nicht Noth ſey zu nennen. Der Inhalt iſt das wunderbare und beſchauliche Leben der h. Jungfrauen Mathildis und Gertrudis, im Kloſter Helffede.

Unter den Geſichten der h. Gertrud iſt eins, wenigſtens mit feiner Ueberlegung erdichtet, das ich als ein Exempel der Deutſchen Sprache dieſes Werks herſetzen will. (B. 5. Kap. 18.)

> „Gebeten von eynen Bruder, fragte ſie den herren vm gebete: wo do weren dy ſelen Salomonis, Sampſonis, Origenis und Travani? Darzu der herr antwort: Was ich barmherzigkeit gethon hab mit der ſelen Salemonis, wil ich das den Menſchen verborgen ſey, auff das fleiſchliche Sunde von den Menſchen deſto mehr vermiden werde. Was auch mein gutikeit mit der ſele Sampſonis gemacht hat, wil ich das is unbekannt ſey, auff das ſich die Menſchen hynfur an yeen frvuden zu rechen forchten. Was aber mein gutikeit' mit der ſelen Origenis vorbracht hat, wil ichs verborgen ſeyn, auff das ſich keyner thue erheben vertrauwend in ſeyne Kunſt. Was darober mein mildikeit von der ſele Travani geheiſſen hat, wil ich das dy Menſchen nicht wiſſen, auff das der chriſtliche Glaub darauws mehr erhoben werd, wen dieſer wo wol er ſcheyn in allen Togenden, enwer er doch des chriſtlichen Glauben und der Tauff."

Einige orthographiſche Beſonderkeiten:

Das Punctum iſt die einzige Interpunction, und dient auch ſtatt des Comma. Nur wenn es ein itzt gebräuchliches Punctum vorſtellt, folgt ein großer Buchſtabe darauf, den die Subſtantiva ſonſt nicht haben.

Das z nie ohne vorhergehendes c; als czu, Barmherczigkeit.

Ein ů gar nicht, ſondern dafür bloß u oder v, als Sunde, darvber.

Qv für k, als qvam.

In der Handſchrift vom Eheſtande eben ſo, (vielleicht alſo das Autographum des Verf.) außer daß das c hinter z ſteht, als zcum,

1489.

Ueberſetzung von den Geſtis Romanorum

Mit dieſem Jahre endet die Chroneke der Saſſen. (S. bey Koch. S. 41. n. 9.)

Ueber die Geſta Romanorum.

Es ſcheint mir hier der beſte Ort zu ſeyn, das Wenige, was Leſſing über dieſes Buch auf verſchiedenen Blättchen angemerkt hat, anzubringen.

Der Schweizeriſche Herausgeber der ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger hat ihnen einige proſaiſch[illegible]

Fabeln beygefügt, die ſein Dichter gleichfalls erzehlt hatte, um die eigne Ausbildung deſſelben darnach beurtheilen zu können.

„Sie (nemlich jene proſaiſchen Stücke)
„ſind aus einer alten Handſchrift in
„Folio, die in der Stiftsbibliothek allhier
„verwahrt wird, und den Titel
„hat Geſta Romanorum. Es ſind
„hundert derſelben, deren einige Boccaz
„gebraucht hat. Das Alter der
„Handſchrift ſcheinet von der Mitte des
„vierzehnten Jahrhunderts."

Sollte dem Schweizer wohl nicht bekannt geweſen ſeyn, daß auch dieſes Werk längſt gedruckt iſt? Sollte er wohl geglaubt haben, daß er uns da wirklich etwas aus einer unbekannten Handſchrift mittheile?

Dieſe Geſta Romanorum ſind eine ſehr bekannte Sammlung kleiner Geſchichten, mit geiſtlichen Anwendungen zum Nutzen der Prediger im 14 und 15ten Seculo veranſtaltet. Sie iſt eigentlich in Lateiniſcher Sprache abgefaßt, in welcher ſie auch in den erſten 100 Jahren der Druckerey mehr als einmal gedruckt worden iſt. Sie iſt aber auch ſchon im 15ten Jahrhunderte in einer Deutſchen Ueberſetzung erſchienen. Augſp. 1489 in klein Folio (hat nur 93 Kapitel.)

*) Die älteſte Ausgabe 1473. S. Marchand p. 63. De geſten van Romen. tot Zwol 1484. fol.

Ex geſtis Romanorum Hiſtoriæ volubiles moralizatæ, per Girard. Leen. Goudæ 1480. 4.

Geſta Rom. cum applicationibus moraliſatis ac myſticis. ſ. l. et typ. 1489. fol. (hat 181 Kap.)

Geſta Rom. cum appl. mor. ac myſt. Par. 1499. 4.

Unter eben dem Titel, impenſis Ryman de Oringaw in offic. Henr. Gran in Hagenau 1508. fol.

Franzöſ. Ueberſ. 1525.

Lateiniſche. Lugd. 1539. (181. Kap.)

Es werden darin citirt c. 154. 155. 162. des Gervaſii Otia imperialia, der um 1211 ſchrieb.

Anmerkungen darüber

nach der alten Deutſchen Ausgabe.

Sehr anmuthig im Geſchmacke der Feenmährchen iſt No. 8.

desgleichen No. 23.
— — — 25.
— — — 45.

---

*) Dieſe Notizen ſcheinen zum Theil aus Maittaire genommen zu ſeyn.

desgleichen No. 57.

— — — 76.

Sehr artig die Erzählung von Diogenes und Alexander No. 15.

Aus Quintilians oder Senecas Declamationen ſcheint mir zu ſeyn No. 19. Stoff zu einer Tragödie.

Hannibal, ein Kayſer zu Rom No. 43.

Virgilius ein Zauberer Bl. 8. No. 18., (umſtändlicher Blatt 43.)

Kayſer Phocas ein Schmid No. 29.

Von einer Bildſäule Friedrichs II. No. 52.

Nr. 66. Das Süjet von Shakeſpeares Kaufmann von Venedig.

No. 77. hat ganz die Form eines kleinen romantiſchen Heldengedichts und eine der Odyſſee ähnliche Auflöſung.

Das Lat. Original hat weit mehr Geſchichten, als die Deutſche Ueberſetzung, und alle in einer ganz andern Ordnung. Im Deutſchen fehlen Kap. 8. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 18. 19.

No. 79. eine ſeltſame Weiſe, die Echtheit eines Sohnes zu prüfen.

No. 55. Kayſer Claudius, Alexander und Sokrates zuſammen.

1490.

Anton Sorg, einer der erſten gelehrten Buchdrucker, überſetzte die Vitas Philos. &

Poetarum. bey ihm gedr. Augſ. ſ. d. Jahr 1476.

1493.

Friedrich Riedrer Rhetoriſcher Spiegel gedruckt in d. J.

Um 1495.

Johannes Gottfried de Odernheim, Paſtor zu Oppenheim.

> Multos veterum auctorum tractatus in vernaculam linguam de latino ſermone convertit — Vidi ex his Tallium de Nat. Deorum, quem tranſtulit ad inſtantiam ſtrenui militis Frederici Camerarii Dalburgii, non minus eleganter, quam docte. Auguſtinum quoque de Civitate Dei ad eundem Fredericum transferre incepit & 12 ferme libros iam conſumavit. Trithem. de V. Germ. i.

Pamphilius Gegenbach, ein Dichter zu Baſel.

1. die 10 Alter dieſer Welt, ein Faſtnachtsſpiel.

   Zwey andre von ihm ſ. bey Koch S. 216.

2. der welſche Fluß.
3. der alte Eydgenoß, ein Lid in der Weiß, als die Böhmer Schlacht.

Johann Camerarius von Dalburg, Biſchof zu Worms. ſ. Tritheim. Spangenb Sächſ. Chron. S. 12. von 1585.

1496.

In d. J. gedr. Breydenbachs Reiſe. (S. Baumgarten Nachr. Th. 2. S. 233—36.)

1497

Das andächtige Zeitglöggleyn des Lebens und Leidens Chriſti, gedr. zu Baſel. 8. Beygebunden Sanct Brigitten Gebetly.

1499.

Niclas Schradin von Lucern beſingt den Krieg der Eidgenoſſen mit Kayſer Maximilian ꝛc Dieſe gereimte Chronik iſt gedruckt 1500 zu Surſee. S. Waldkirch 1. S. 250.

Ein Gedicht auf Biſchof Bechtold von Maynz.

Das (vielleicht einzige) Deutſche Buch, das zu Rom gedruckt worden, für die Deutſchen Pilgrimme, die auf das Jubeljahr zogen. Hierin kommt die Päpſtin Johanna als wirklich vor. f. 3. b. (Bibl. 1232. 17. Theol. 8.)

Die geiſtliche Remfart von Geilern von Kayſersberg gepredigt, in demſ. Bande.

1504.

Johann Hug von Schleſtadt Pfarrer zu St. Stephan in Straſburg. Wagen für die h. Kirche und des R. Reichs.

1507.

Gemma gemmarum. Colon. 4. Ein Lat. Deutſches Wörterbuch.

1512.

Jacob Köbel, Stadtſchreiber zu Oppenheim. Glaubliche Offenbarungen ꝛc.

1513.

Die Brüderſchaft St. Urſulä. Nürnb.

1515.

Dietrich von Pleningen Ueberſ. des Panegyricus von Plinius. 19. Ethic. fol. gedr. zu Landshut in Bayern. Murners verd. Aeneis.

1516.

Vertomanns Reiſe.

Frau Untreue von dem Ritter Johann von Morßheim. gedr. in d. J. Eine andre Ausg. Straßb. 1534. 4.

(S. Koch S. 107.)

Das Büchlein von den drey Dingen zu Rom.

1518.

Kayſer Maximilian ſtirbt. Verdienſte um die Deutſche Sprache. (Doctor Staupitz nicht zu vergeſſen.)

1518.

Von Erfindung des Turniers. Augſp. (von Marx Würſung.)

1519.

Murners Verdeutſchung der Inſtitutionen Juſtinians. Das Lied über die ſogenannte Stifts-Fehde, ſ. bey Leibnitz To. III. S. 154.

III.

Ueber Thomas Murner.

Thomas Murner.

Berichtigung dieſes Artikels beym Marchand Dictionnaire Hiſtorique etc. à la Haye 1758. To. 2.

Einige Seiten Text und verſchiedne Blätter mit Anmerkungen. Es war nur Leſſings Abſicht, den Marchand zu berichtigen. Ausführlicher und genauer iſt unſtreitig die neuere Schrift über dieſen merkwürdigen Mann,

> Nachrichten von Thomas Murners Leben und Schriften, geſammelt von Georg Ernſt Waldau, Hoſpitalprediger zu Nürnberg. Nürnberg bey Hauſſe 1775. 112. S. 8.

zu welcher Panzer in den Annalen der ältern Deutſchen Literatur S. 347 f. eine kleine Nachleſe geliefert hat *).

---

*) S. auch Vorrede zur neuen Ausgabe von Murners Schelmenzunft. Halle bey Gebauer 1788.
Anm. d. H.

*

Waldau führt S. 50. einige Schriftſteller an, welche Murnern für den Verfaſſer vom Eulenſpiegel halten, und wünſcht darüber eine nähere Belehrung *). Leſſing hat Folgendes angemerkt.

Ich war lange begierig geweſen, den eigentlichen Verfaſſer dieſes ſinnreichen Werkes zu kennen, welches zu den wenigen Deutſchen Schriften gehört, die faſt in alle Europäiſche Sprachen überſetzt worden, als ich es von ungefähr in der neueſten Ausgabe des Jöcherſchen Gelehrten-Lexicons für eine Geburt unſers Murners angegeben fand. Ich glaubte der Angabe, ohne zu unterſuchen, welchem von ſeinen Gewährsmännern Jöcher ſie nachgeſchrieben habe. Auch noch itzt mag ich mir nicht die Mühe nehmen, der Sache auf den Grund zu gehen: genug, ich weiß, daß ſie falſch iſt. Denn aus einer alten Ausgabe des Eulenſpiegels, die ſich in der (Wolfenbüttelſchen) Bibliothek befindet, (25 Ethic. 40) habe ich gelernt, 1) daß er bereits gegen 1483 geſchrieben worden; 2) daß er in Sächſiſcher Sprache, das iſt, auf Plattdeutſch geſchrieben worden; und 3) daß ſein Verfaſſer ein Laye geweſen, der ganz und

---

*) Koch im Compendium der Deutſch. Lit. G. S. 91. hat dieſen Wunſch überſehen. Anm. d. H.

gar kein Lateiniſch verſtanden. Alle dieſe drey Punkte aber paſſen ganz und gar nicht auf unſern Murner. Denn Murner konnte 1483 unmöglich ſchon Bücher ſchreiben, da er ſich 1499 noch einen Pariſer Studenten nennt *), der vielleicht nur eben Magiſter geworden war. Noch weniger konnte Murner Plattdeutſch ſchreiben; denn er war ein gebohrner Straßburger. Auch würde es mehr als Beſcheidenheit, es würde Lüge geweſen ſeyn, wenn er ſich für einen unſtudierten Leyen ausgegeben hätte, der kein Lateiniſch könnte, ſo ſchlecht und barbariſch auch ſchon ſein Latein ſeyn mochte. Die alte Ausgabe des Eulenſpiegels, woraus ich dieſe Nachrichten habe, iſt in Quart, gedruckt zu Augspurg durch Alexander Weißenhorn, im Jahr 1540, und führet den Titel:

> Eyn wunderbarliche und ſeltzame Hiſtory von Dyll Ulnſpiegel, bürtig aus dem Lande Brunſchweig, wie er ſein Leben verbracht hatt, neulich aus Sächſiſcher Sprach auff gut Teutſch verdolmetſchet, ſer kurtzweilig zu leſen mit ſchönen Figuren.

Hier iſt die Verſicherung von dem zweyten Punkte, die Grundſprache betreffend, in

---

*) S. die innere Aufſchrift der Invectiva Fr. Th. Murner ſacrarum literarum Studens Pariſienſis.

welcher der Eulenſpiegel geſchrieben worden. Die andern beyden Punkte aber finden ſich in der Vorrede beſtätiget, die nach ihrem größten Theile, der hieher gehört, ſolgendermaßen lautet: Als man zalt u. ſ. w.

Er hat die Stellen nicht abgeſchrieben.

*

Von Murners Invectiva contra Aſtrologos, die Waldau nicht näher kennt S. 40., und Marchand falſch beurtheilt, indem er ſie für eine Satire auf Murner hält, giebt er ſolgende Nachricht. Es hatten, als Kayſer Maximilian 1499 den Krieg mit den Schweizern anfieng, einige Aſtrologen, ohne Zweifel um ihn von dieſem Kriege abzuſchrecken, prophezeyt, daß er ſelbſt ſeinen Tod und Untergang darin finden würde, und dieſe Prophezeyung iſt es, gegen welche Murner loszieht, und deren Ungrund er aus allen Gründen, die ihm die damalige Philoſophie an die Hand gab, in vollem Ernſte beſtreitet. Die ganze Schrift beſteht aus 6 Blättern in Quart, auf deren erſtem unter dem Titel ein Holzſchnitt befindlich, wo ein doppelter Adler zu ſehen, mit einem Paar Zwillinge auf der einen, und einem alten Manne, der einen Topf auf einer Scheibe dreht, auf der andern Seite. Die Zwillinge waren das

Zeichen, unter welchem der Kayſer geboren war, und der alte Töpfer ſoll ohne Zweifel den bedeuten, in deſſen Händen allein unſer Schickſal iſt. Murner heißt auf dem Titel liberalium artium magiſter, nicht, wie Leich ſagt, *) liberalium artium ſtudii Pariſienſis magiſter. Das Ganze iſt in Form eines Briefes an Werner von Mörsperg, und datirt ex Argentina octavo die Maii Anno Domini MCCCCLXXXXIX. Drucker und Druckort iſt nicht bekannt.

*

Dem fleißigen Waldau iſt ein Werk von Murner entgangen, welches unter dem Titel: Nova Germania wahrſcheinlich ſchon 1502 gedruckt geweſen ſeyn muß, und welches, wie Leſſing vermuthet, gegen Jacob Wimphelingii Germania cis Rhenum 1502 (neu herausgegeben von Moſcheroſch Straßb. 1649) gerichtet war. Leſſing kennt es nur aus der Abfertigung, welche einige Schüler Wimphelings gegen Murnern ausgeben ließen, Defenſio Germaniæ Jacobi Wimphelingii &c. Friburg. 1502 oder 3 in 4. **) Murner hatte dem alten Wimpheling mündlich und ſchriftlich verſprochen, ſein Buch nicht drucken zu laſſen; er hatte aber nicht Wort gehalten, worüber in der Apologie ein eigner Brief Wimphelings an Murner zu leſen iſt.

---

*) De origine et incrementis Typographiae Lipſ. p. 140

*) S. Waldau S. 18. Anm. d. H.

*

Schriften Murners, von denen ich zweifele, ob ſie wirklich gedruckt ſind.

1) Ein Buch von der Perſpective, welches M. in dem Tractat de Pythonico contractu anführt, mit dieſen Worten:

> Sicut nec ſol cauſat alium et alium radium in aëre & in aqua niſi propter diverſitatem recipientium, quod in perſpectivis noſtris conclamatum eſt.

2) Ein Werk betitelt Quadripartitum majus, wider die Aſtrologen, deſſen er eben daſelbſt gedenkt:

> Hoc autem cum ſit contra Aſtrologos, clarius de hoc loquar in Quadripartito meo majori.

Dieſes Werks gedenkt er auch zum Schluſſe ſeiner Invectiva contra Aſtrologos.

*

Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen will, wer die Deutſche Sprache in allem ihrem Umfange ſtudieren will, dem rathe ich, die Murneriſchen Gedichte fleißig zu leſen.

Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends beſſer zu Hauſe finden, als in ihnen.

*

Er verſpricht, Murnern gegen den Vorwurf, als habe er bloß des Geldes wegen geſchrieben, zu vertheidigen, und zu beweiſen, daß ihn ſein Drucker und Verleger herzlich ſchlecht bezahlte. Die Anmerkung dazu iſt aber nicht vorhanden.

IV.

Beyträge zu einem Deutſchen Gloſſarium.

Erklärung der abgekürzten Bücher-Titel.

P. bedeutet: **Pauli Schimpf und Ernſt**; eine Sammlung kleiner Erzählungen, an der Zahl 541. Eine nähere Auskunft fand ich unter den Papieren nicht. Das B. bedeutet hier, wie ſonſt, **Blatt**.

Seb. Fr. bedeutet: **Sebaſtian Franke Sprichwörder Schöne Weis** u. ſ. w. wahrſcheinlich nach der Ausg. Frankf. a. M. 1541. 2. Th.

Eyr. bedeutet: **Eyring** Proverbiorum Copia u. ſ. w. (S. Adelungs Magazin, J. I. St. 2. S. 554.) Eisleben 1601—3.

H. Sen. bedeutet: **Herrs** Seneca, wahrſcheinl. nach MS. citirt.

F. Sen. bedeutet: **Fuchs** Seneca.

Pant. bedeutet: **Pantaleons** Ueberſezung von Cardans Offenbarung der Natur. Baſel,

G. R. bedeutet: Die alte Ueberſetzung der Geſta Romanorum.

Scher. bedeutet: Barthol. Scherius Geiſtl. weltliche und häuſliche Sprachen-Schule ꝛc. Wittenb. 1619. 4.

Werd. bedeutet: Werders Taſſo, Gottfried od. erlöſtes Jeruſalem. Frankf. a. M. 1651.

Teuerd. bedeutet: Theuerdank.

Kriemh. bedeutet: Kriemhilden Rache, nach Bodmers Ausg. Zürch. 1757. 4.

Morh. bedeutet: Morhof Unterricht der deutſchen Sprache und Poeſie, ſammt deſſen deutſchen Gedichten. Zweyte Ausgabe. 1702.

Meyers T. bedeutet: Rudolf Meyers Todten-Dantz. Zürich. 1650.

Tſchern. bedeutet: Andr. Tſcherning Deutſcher Gedichte Frühling. Breslau. 1642. 8.

Opitz bedeutet: Opitzens verdeutſchte Argenis.

Lohenſt. bedeutet: Lohenſteins Sophonisbe.

Heldenb. bedeutet: Das Heldenbuch, nach der Ausg. Frankf. a. M. 1560. fol.

Br. bedeutet: Brandts Narrenſchiff. Kayſ. Geiler von Kayſersberg.

M. S. bedeutet: Maneſſ. Sammlung der Minneſänger.

Andere Citate ſind ausgeſchrieben. Bey vielen Wörtern hat Leſſing die Quellen nicht angemerkt.

A.

Ab, ſo viel als gegen. Er thät fremd ab ihr. Pauli Bl. 30.

— ſo viel als von, unde. Er kam ab ſeinem Schloß. Bl. 33.

Abdachig, was allmählig abfällt. Schottel von der D. Hauptſprache, S. 617.

Abdüſen, etwa das Franz. debeciſer? Schottel ebend.

Abe'ntheurer, ſchon bey Pauli Bl. 2. Aus ihm ſcheint es Hans Sachs genommen zu haben. Iſt damit etwa das alte ananterer verwandt, welches das Vocabul. teuton. erklärt, ſcenicus, qui recitat geſta et mores de hominibus mala? Aber iſt dieſe Erklärung richtig?

Abeſpern, Friſch kennt es nicht. Es müßte von Aas, Lockſpeiſe, herkommen. Der Spate hat es auch unter eſſen, S. 897.

Abgeilen, Schottel S. 617. von geilen, betteln; durch unverſchämtes Betteln erlangen.

Abgeſellen, ſich, Schottel S. 617, ſich von einem geſellſchaftlichen Umgange entziehen.

Abſchrenzen oder abſchränzen, durch Liſt und Rank um etwas bringen. Stumpf 2, 24. (Schranz: der Riß, die Spalte.)

Abtheil, das Franz. Appanage.

Abtiſch, vom Tiſche. Gefordert abtiſch. P. Bl. 48.

Abzug, Rudolph hatte viel Abzugs von ſeinen Freunden. Stumpf 2, 24. Er ließ ihnen viel zufließen.

Accommodiren, ſich, „ſo heißt man heutiges Tags Katholiſch werden.“ Zinkgräf Apophthegmen Th. 2, S. 84.

Aehren, Nachähren, Nachährer, alte gute Wörter für Nachleſe. Seb. Fr.

Aene und Uräne, avus, proavus. P. B. 53.

Affenwerk, nugae. Opitz Arg. 93.

Alchmeyer, Chymiſten. P. B. 65.

Amey, Ampe, aus dem franz. Amie. Geliebte.

Amme, Hebamme. Heldenb. S. 110.

Ammeln, Kinder warten. Gurinz.

Ampel, Lampe. Tſcherning S. 97.

An dem Tode liegen, wofür wir izt ſehr abgeſchmackt ſagen: auf den Tod liegen.

Andt, ſo viel als weh.

Und wer lang Zeit
Nach Ehren ſtreit
Muß dannen weit
Das thut mir andt
Mein treuer Dienſt bleibt unbekannt.

Bey Zinkgräf Apophthegm. I. S. 181.

Anerſtorbnes Gut, ererbtes. Opitz Arg. 104.

Angſter, der, ein Gefäß, Flaſche. (von αγγος?)

Anken, Butter. Pant. S. 7.

Anſichtig, anſehnlich. P. Bl. 7.

„Der Gruck achtet ihn für einen hochgelehrten Mann, wann er anſichtig war."

Anſiegen, obſiegen. Heldenb. S. 25.

Anſtellen, einem Mädchen ein Kind. (machen) Zinkgräf Ap. 2, S. 130.

Arbeit, Geburtsſchmerzen. Heldenb. S. 34.

So dich die Zeit nun finde
Und du zu arbeit ſolt gahn
Mit unſerm lieben Kinde.

Argwille, animus infestus. Alt und gut. S. Haltaus Gloſſ.

Arzneien, ſich laſſen, für: ſich operiren laſſen.

Atz, der, Jus albergariae. Zinkgräf Apopht I, S. 214.

Aucke, was iſt das für ein Wort? G. R. Bl. 92. Im Lateiniſchen ſteht bufo. (Mir ſcheint es dem Tone nachgebildet, wie Unke.)

Aufgeſtabt, aufgeſchrieben. (Buchſtab.) Heldenb. S. 140.

Ihr ſchwert denn mit der Hand
All aufgeſtabte Ende.

Aufwarten, Jemanden aufpaſſen. Opitz 1, 1.

Augenſpiegel, Brille. P. B. 97.

„Etliche können es auswendig, und bedürfen keiner Augenſpiegel."

Ausbeißen, Jemanden aus dem Credit bringen. Zinkgräf Apopht. 1, S. 154.

Ausbieten, herausfordern.

„Zween Meiſter hätten etwas mit einander zu ſprechen, deß einer den andern ausbot zu kämpfen." P. B. 62.

Ausbündige Männer, treffliche, eximii. Opiz S. 69.

B.

Bar, vir illuſtris. Heldenb. S. 95.

Barhaupt, chapeau-bas. Ein gutes Wort.

Bärmig, barmherzig. Brand. 14.

Bärtling, ein Mann mit einem Barte, Capuziner. Aventinus B. Chron. B. 280.

Bauen, bewohnen. Einen Wald bauen. Held. 75.

Bed, Steuer, Abgabe. Daher Bed im Spiele.

Bedacht, Bedenkzeit. Teuerd. Hauptſt. 1.

Begangenſchaft, Handel, Gewerbe. Stumpf 2, 3.

Begeben, ſich, aus der Welt ſich zurückziehn. Haltaus Gloſſ.

Begnügig, contentus. H. Sen. 57. „daß „der Weiſe an ihm ſelbſt begnügig iſt."

Beiten und peytten, warten. Teuerd. Hp. 8. Held. S. 7. Siehe Wachter.

Beizen, herabſteigen. Heldenb. S. 86.

Bekürzen, etwas; „damit ich's bekürze," kurz mache. P. B. 72.

Beliß, muß nächſt dem Marſchall ein anſehnliches Hofamt verwaltet haben.

Beſcheidenheit, Mäßigung. Teuerd. Hp. 3.

Beſtäten, zur Erde beſtatten. Held. S. 85.

Betrangen, martern. Werd. 2.

Bill, das **Unbill**, indignatio, Unwillen.

Bisbern, **wispern**, leiſe reden. Werd. 5. Gewisbel. ital. bisbiglio.

Blicke, Funken. Heldenb. S. 43.

Blind, erdichtet. Blinde Namen.

Blinzen, das Geſicht blinzt, titubat acies. Fuchs Sen. S. 272.

Blinzlingen, mit verſchloßnen Augen. P.

Bocken, mit der Stirne gegen einander ſtoßen, Seb. Fr. „Bock dich nicht mit einem „Widder.“

Botzhür, daß uns der Botzhür ſchänd, ein Fluch. P. B. 27.

Brack, Leydhund, ein Hund. Heldenb. S. 67.

Bremſe, muß auch ſo viel bedeuten, als ein Maulkorb.

Bücherey, Bibliothek. Morh. S. 253. Tſcherning hat das Wort Liberey, von liber. S. 187.

Büſſen, die Haare, kräuſeln, locken. P. B. 41. auch pudern. S. Brand. Mit Schwefelharz büſſen das Haar. Crocei coloris crines efficere, ſagt Kayſersberg.

Büne, für Decke. P. B. 33.

„Seine (Domitians) Diener hätten gern gewußt, was er doch die Zeit thät, ſo er allein „wär, und bohrten ein Loch oben durch die „Büne, und lugten, was er thät.“

Burmen.

Des nahm die Königin wenig wahr,

Und ſah herfür unklägendlich
Recht ſam ein Falk der buſtnet ſich.
Herm. v. Sachſ. VIII.

ohne Zweifel ſo viel als ſich aufblaſen, (ſich buſen hat Friſch) woron auch Buſnarr.

D.

Danken, Gedanken. Teuerd. Hp. 2.

Daren, dürfen. Oſt.

Daube, die, woraus die Fäſſer zuſammengeſetzt werden. Deutſch. Rabelais. Kap. 5.

Deheiner ſlahte, auf keine Art. Kriemh. Sp. 4.

Diet, Volk. Heldenb. S. 25.

Da hub er ſich mit Schalle
An die heidniſchen Diet.

(Herr Häßlein nimmt es für Geſchlecht. Bragur II. S. 292.)

Doß, Getöſe. Heldenb. S. 13.

Drehſeln, wohlklingender und der Ableitung gemäßer, als drechſeln.

Drommer, ein Wort, welches ich in Fabers Lexico unter helvolus, von heluus, für gleichbedeutend mit Schieler gebraucht finde. Ich finde es beym Friſch nicht erklärt. Iſt Drommer und Schieler und Bleicher völlig einerley?

Dunkeln. Heldenb. S. 176.

Die Nacht die fieng zu dunkeln an.

Durchächten, verfolgen, durchziehen. **H. Sen.** 58. **Durchächtung** der Chriſten. **P. B.** 33.

> „Der Muckenſtecher (Domitian) hat die „andre Durchechtung vollbracht in dem „Chriſten-Glauben.“

E.

Ehrengrempeln. Durch dieſes Wort überſetzt Aventinus **Simonie.**

> „Der Biſchoff von Bamberg wurde des „Geitzes und Ehrengremplens verklagt.“
>
> **Chron.** V. **Bl.** 347. b.

Ehrengrempler. Ebend.

Ehrgrembſen.

> „Sie wurden alle drey des Laſters Ambitus, genannt das Ehrgrembſen, ſo einer über die maß mit unrechter Weiß nach Ehren trachtet. und die kauft“ ꝛc. **Avent. B.** V. **Bl.** 344.

Eichen, meſſen. „Eine Eiche iſt ein gewiß Maas flüſſiger Dinge, gleich einem Eymer.“ **Gurinß.**

Eilende Fälle, wo eine ſchleunige Hülfe erfordert wird. S. **Haltaus Gloſſar.**

Einleiben für einverleiben.

Eintweders, eins von beyden. **Pant. S.** 2.

Eliendthaft, virtus, robur. **Held. S.** 84.

Entliden, entgliedern, ſchwächen. Kommt oft vor.

Entſchlag, das Franzöſiſche Decharge, Quittung. **Haltaus Gloſſar.**

Entſchönen, deformare. Haltaus Gloſſar.

Eräugen, ſich, ſichtbar werden. Morh. Ged. S. 16.

Erbärmde, Erbarmung. Meyers T. in der Zuſchrift.

Ergößlichkeit, für Geſchenk. Zinkgräf Ap. 1, 186.

Erlaſſen ſich, eines Dinges, ſich deſſen begeben. Zinkgräf Ap. 1, 54.

Ernſten, ein gutes altes Zeitwort, ernſthaft ſeyn.

Erſchellen, ein Horn, in ein Horn blaſen. Heldenb.

Erſchnarchen ſich etwas, ſich etwas durch Drohungen erpreſſen. Opitz. Arg. 105.

Erſte, der, ſtatt zuerſt. Er brach das Bündnis der erſte. Zinkgräf Apopht. 1, S. 87. Er rennte der erſte. Ebend. 118.

Etwan, ehedem, vorzeiten. Brand, öfters.

F.

Fahrende Schüler, „als man ſie nennt erfahrene Schüler“ P. B. 46. B. 76. 89. wo dieſe farne Schüler immer als Magiker vorkommen. (Gewöhnlich nimmt man fahrend für herumziehend.)

Fahrt, wofür wir itzt Mahl brauchen. Ein fahrt oder zwier. Luther.

Fahrum, ein ſchwärmender Bienenſchwarm.

Falſcher Liebe pflegen. „Landgraf Friedrich ließ ſich nicht begnügen an ſeinem Gemahl, ſondern pflegte falſcher Liebe mit einer Kunigunde ꝛc." Meißn. Chron. von Krauß. S. 80.

Farm, fehlt bey Friſch. Das Vocabul. teut. erklärt es durch cymba, nomen navis, ampla et haud profunda. (In Schleſien Pram.)

Faſeln, gedeihen. Seb. Fr. „Pfaffengut faſelt nicht."

Federklauber, Schmarotzer. Seb. Fr.

Feickiſch, kleinmüthig. Vocab. teut.

Feigen. „Er zeigt ihr die Feigen, nach Gewohnheit der Walhen, da ſie den Taumen durch zwen Finger ſtoſſen, das heißt ein Feig." P. B. 85.

Felbern, Erlen.

Feler, eine Weide, ſalix. Vocab. teut.

Ferge, ein Fährmann. Held. S. 154.

Ferr, fern.

Ferte, Ort, Stelle. Heldenb. S. 110.

Fillen und villen, ſchinden. G. R. Bl. 12. „Das ſy in ſchunden oder vilten."

Fiſel, das männliche Glied. „Libenter heißt ein Pfaffenfiſel: ſemper ein Wolfsmagen." Deutſch. Rabelais Kap. 4.

Flaſir, am Schuh; liripipium. Vocab. t.

Flins, ein hartes Geſtein. „Stahel, Flinſe und Stein." Ulr. von Turh. MS.

Folant, von Rieſen. Heldenb. S. 78. Wachter leitet es von voler, ſtehlen.

Freißlich, ſchrecklich.

Frevel für Strafe. Zinkgräf Apopht. 2, S. 85.

Frey, ein Freyherr. Brand.

Fuduz. Uz Eckſtein. Vulva.

Füdrige Wörter, ſesquipedalia verba.

Fug, Nutzen.

Fund, neue Fünde, ſo viel als neue Moden. Brand Kap. 4.

Funſiger, Stultus. Vocab. teut.

G.

Gahen, eilen. Kriemh. S. 1. Gäh, vorſchnell.

Gäffeln, herumgaffen. Brand. 32.

Gänge, geläufig: gänge Zunge.

Garten, was heißt es? Betteln, garten und terminiren. Seb. Fr.

Gaukleute, artifices ſcenici. H. Sen. 59. was heißt hier Gauk?

Gefüll, Pelzwerk. Avent. Chron. 289.

Geheuer, groß. Oſt.

Geißel, Executor. P. B. 44. ein Geißelmahl. (nicht obſes.)

Geiſter, ein Enthuſiaſt. Luther.

Geleben, eines Gnade leben. Seb. Fr. „Man gelebt eines Gottes, nicht eines Menſchen."

Gelegenheit, Lage eines Orts. Opitz 1, 2.

Gemach, was zu einem anſtändigen Unterhalt ausgeſezt wird. Hennenberger vom Deutſchen Orden.

Genoß, gleich, genoß am Adel. Teuerd. Hp. 5.

Geren, ſinus veſtis, Heldenb. (S. auch Luthers Bibelüberſ. Haggai 2, v. 13.)

Gerner, das Beinhaus, Knochenhaus. P. B. 44.

Geſchmack, für Geruch. Held. S. 171. Die Roſen verlorn irn geſchmack.

Geſtrüttich, Geſträuch. Opiz. 1. B. 1. K.

Gienen, das Maul aufgienen, für aufſperren. P. B. 72. Seb. Fr.

Ginnen, bey den alten Dichtern für beginnen.

Glazet, glazig, kahl. Brand. 42.

Glenz, der Lenz. (alſo von Glanz?) P. B. 41.

Glimpf, eine weibliche Mode. „Den Glimpf „werfen ſie über die Achſeln uß an den Rucken.“ P. B. 73. (Die andre Bedeutung für Beſcheidenheit iſt bekannt.)

Glückhaft, wer oft und viel Glück hat. Alſo mehr, als glücklich.

Gluff, ſ. darüber Zinkgräf Apophth. 1, S. 35. (eine Art Griffel, Nadel u. dergl.)

Goller, Kragen am Rocke, Kappe. Auch ſo viel als Halsband.

Grind, oft ſo viel als Kopf.

Güder, ein Verthuer, Verſchwender. P. B. 35. „Allwegen muß ein Sparer einen Güder haben.“ (Daher vergeuden.)

Gugel, cucullus.

Gumpen, ſpringen. P. B. 47. Seb. Fr.

Gunkel, ein Spinnrocken. Seb. Fr. (Wir ſchreiben jezt Kunkel.)

Gurr, ein Pferd. **Heldenb.** S. 171.

Guzgauch, Gukguk. P. B. 58.

H.

Habdruß, quaedam peſtis circa genitalia, vel Herdruß. Vocab. Teuton. (welches gewiß noch vor 1450 gedruckt iſt.) S. bey Friſch **Druß-Sucht.**

Haftig, ſeverus. Vocab. teuton.

Halber, zur Hälfte. **Heldenb.** S. 124.

Hallig, hallig, proclivis. **Thalhellig**, prono loco. H. **Sen.**

Hälmlein einem durch das Maul ſtreichen, einem ſchmeicheln. P. B. 32.

> „Und dankte ihnen — und ſtrich ihnen
> „das Hälmlein durch das Maul."

Halsperge, Rüſtung. Kriemh. S. Friſch unter **Hals. Heldenb.** S. 10.

Hämmerling, Meiſter, ein Beyname des böſen Geiſtes. **Scher.**

Helb, ein Stiel, z. B. an der Axt. B. **Waldis**, IV. 83.

Helffant, Elephant. **Heldenb.** Daher vielleicht unſer Elfenbein.

Heimlich, zahm, von Thieren.

Heinacht, heute Nacht. **Heldenb.** S. 53.

Hemling, ſo iſt in einer alten Ueberſetzung des Terenz, Ulm 1485, das Wort Eunuchus gegeben. Von Hammel leitet es **Gottſched**. S. **Vorrath** S. 39.

Hemmat, Hemde. **Heldenb.** S. 50.

Herbſten, erndten. P. B. 41.

Herr, ſo viel als Ritter. **Brand** 84. Davon **Herling**, oder Herrling. S. Friſch.

Heumarder, ein ſchlechtes Pelzfutter. P. B. 81.

> „Es trägt etwa einer eine mardere Schau-
> „ben da fornen, und dahinden iſt ſie mit
> „**Hewmarder** gefuttert — ſeyn alte
> „rüdige Schafe."

Hinterred, Nachrede. Br.

Hinterſtändig, für rückſtändig. **Zinkgräf** Ap. 2, S. 134.

Hirz, für Hirſch. Bey **Pauli** öfters.

Hochzeit, ein großes Gaſtgebot. **Heldenb.** S. 33.

Höne, Rieſe. **Held.** S. 60.

Sie hat geführet der höne
Auff ein burg, die iſt gut.

Hofferig, bullicht. Hoffer, Buckel. P. B. 61.

Horden, ſo viel als Harren?

Hort. Was heißt es?

Von Büchern hab ich groſſen Hort. **Kayſ.**

Hotzeln. „Er lacht, daß er hotzelt." P. B. 94.

Hübſchheit. **Zinkgräf** Apopht. 1, S. 222.

Hulder, Courmacher, Liebhaber.

Huich, ein vorübergehender Platzregen. D. **Rabelais**.

J

Imbiß, Frühſtück. P. B. 67. (Auch Imbs.)
„An dem Morgen hinken ſie zu Gott,
„nach dem Imbiß laufen ſie zum Teufel.“

Inner, für innerhalb. Opitz Arg. 99.

Joch, auch, ſogar. Brand.

Irrig, unentſchloſſen. Teuerd. Hp. 2.

Der König, als er ſie gehört hätt,
Saß er klein Weil ungeredt
Und bedacht der Sach gar wohl
Wie dann ein weiſer Mann thun ſoll
Dann er in der Wahl irrig was.

Jüngſte Tag, Sterbetag. Heldenb.

Jungfrau, auch von Männern. P. Bl. 16.
„Der böſe Geiſt ſprach, er wollt nit wei-
„chen, man hätte dann einen Prieſter, der
„ein Jungfrau wäre, der drey Meſſen ce-
„lebrirte.“

K

Kamben, Querbretter in den Mühlrädern. Kön. Tyrol. Vitruvio pinnæ, ſunt aſſamenta in tympano, quæ aquæ impetu impelluntur. Goldaſt.

Karthaunen, Deutſcher als Kanonen. Zinkgräf Apopht. 2, S. 106.

Kauffen, oft ſo viel als heurathen.

Käufig, was Käufer findet. P. B. 82.
„Die Rußtäuſcher, wenn ein Pferd kein
„Schwanz mehr hat, ſo binden ſie ihm
„einen an, der macht es denn käufig.

Kemnate, vielleicht ein Zimmer, Kammer. Held. S. 62. (Herr Häßlein erklärt es durch Streitthurm, Hochwarte, Landſchloß. Bragur II., S. 293.)

Ketſchen, ſchleppen, tragen.

Kieb, Zank. „Lieb wächſt durch Kieb.“ Deut. Rabelais, Kap. 5. (Daher wohl auch keiffen, kieffen.)

Kirchhofblumen, ſehr artig für graue Haare. P. B. 32.

Klaffer, Verleumder, ital. abbaiatore; klaffen, unverſchämt reden. Heldenb. Verklaffen, verrathen. Heldenb. S. 39.

Klappern, klatſchen, ausplaudern. H. Sen. 54. Klappernarren, Suſurrones. Br.

Klieben, chlieben, ſpalten. Klobe, ein großes Scheit Holz.

Klitter, Dintenfleck. Zinkgräf Ap. 1. 230.

Klünſeln, fovere infantes. H. Sen.

Knellen, entzweyplatzen. Br.

Kobel, ein elendes Pferd. Kommt öfters vor.

Koppen, er koppt nur nach in die Art. Br. Er folgt mir nach, hat die neue Ausgabe.

Köpf, Becher. Held. 81. Daher unſer Köpfchen, vom Obertheile der Theeſchalen.

Kotze, Pilgrams-Kotzen, Rock, ital. ſchiavina. S. auch Heldenb. S. 54. (In Schleſien ſagt man Pferdekotze für Decke.)

Krachen, ſie fängt an zu krachen, für: ſie bekommt Geburtsſchmerzen. Deut. Rabelais Kap. 9. (Aber mehr ſcherzweiſe.)

Krank, ſchlecht, krankes Brod. **Held.** S. 52.

Kräutlein, ein ſchlimmer Menſch. **Luthers Hans Worſt.** (Noch jezt üblich.)

Kröpfen, den Kropf füllen. **B. Waldis** IV. 82.

Kröſe, das Eingeweide. **Heldenb.** S. 98.

Kuder, eine Art Werg, ſtupa. P. B. 53.
„ſtack ein Pfund Werks oder Kuder darin.“

Kugelechtig, rund. Pant. S. 2. (Unſer kuglicht.)

Kumpf, klein, eng, ſchmal. P. B. 33.
„Jezt ſo kann man die Schuh nicht kumpf
„genug machen, und mehr einem Kalbs
„maule gleich, denn einem Schuh.“

Kunſt, Ankunſt.

Du viel liebe kunſt des meien.
Gr. von Kilchberg M. S. 12.

Kürren, knarren.

L

Laichen, betrügen. G. R. Bl. 9.
„Da laichet ſi in gleich darumb, als ſi in
„vor um das ringlin gelaichet.“
S. auch Vocab. Teuton.

Laidig, häßlich, von laide. **Zinkgräf** Ap 2. 108.

Leibſchütz, Trabant. **Zinkgräf** Ap. 1. 62.

Lesmeiſter, Prediger. P. B. 86.
„In einem Prediger-Kloſter war ein Les
„meiſter, Prädicant.“

Letner, Lectionarium, ein erhabner Ort in den alten Kirchen. P. B. 66.

Liebt, es liebt, für beliebt. P. B. 62.
„Wann man uns ein Ding verbietet, ſo „liebt es uns erſt."

Limbde, Leumund, **Leimat**. Bey **Luther** oft.

Loben, oft ſo viel als geloben. **Kriemh.**

Loſen, lauſchen, hören. **Loß Geſell.** P. B. 17.

„Loſa, Loſa, wie die Vogel ſingent."
Gr. von Kilchberg M. S. 1. 14.

Lüften, heben, erheben.

„Du lerche luftet ihr gedöne".
Gr. von Kilchberg M. S. 12.

Lugen, ſehen. **Heldenb.** S. 8. Engl. to look. Daher eine **Luche**, Loch. Vielleicht auch **Lucke** oder **Licke**, Spalte. (In Schleſien ſagt man: er lauft fort, wenn er nur einen **Luck** hat.)

Lupfen, **erlupfen**, erheben. P. B. 27.
„Die lupften ihn auf als leicht als ein Federlein."

Lützel, wenig. Oſt.

M

Maßen, mäßigen. **Flemming.** S. 60.

Mancherhand, mancherley. **H. Sen.** 53.
„Das Leſen vieler und mancherhand Bücher, „omnis generis."

Mannen, einen Mann nehmen. P. B. 43.
„Es iſt ſorglich, mannen oder weiben."

Manneszeitig, nubilis. Oſt.

Markten, handeln, dingen.

Mas, Maſen, ein Flecken, ein Mahl. P. B. 87.

Masleidig, faſtidiens, vom Magen. H. Sen. 13.

Meuchliſch, liſtig. Oſt.

Michel, viel, groß. Heldenb. S. 48.

Sein klagen das war grimme
Michel und auch ſehr groß.

Milchzins, Abgabe der Prieſter, die ſich Mädchen hielten. Uz Eckſtein. S. 16.

Mißgehen, unglücklich gehen. Held. S. 45.

Mißlungen iſt der Frau, ſie hat abortirt. P. B. 76.

Mitleidenheit, gleichförmige, Sympathie, widerwärtige, Antipathie. Pant. S. 1.

Mornig, morgend, mornigen Tags. H. Gen. 60.

Mühen, für affligere und affligi.

Des thet gar ſehre mühen
Den Held Wolfdieterich. Heldenb.

Muſig, Muße habend. Fiſchart *).

Mutternakt, ganz nackt. Morh. Ged. 93. Tſchern. S. 175.

Mutzen, ſich aufmutzen, für aufputzen. P. B. 4. eben ſo Brand 59.

---

*) Könnte man nicht dieſes Wort wieder aufnehmen, um den Begriff der guten Muße damit auszudrücken, zum Unterſchiede von dem Müßigen? Das otioſum des Lateiners kommt öfter in jenem Sinne vor, und wir müſſen es dann jedesmal umſchreiben. Anm. d. H.

Myet, Lohn. „Die nehmen Gaben, Schenk und Myet.“ Brand 46.

N.

Nakt, unbewaffnet. Oft im Heldenb.

Namen, mit Namen, ſo viel als nehmlich.

Nindert, nirgends. Theuerd. Hp. 8.

Nötern, nothzüchtigen. Oefters.

Nützſüchtig, ein ſchönes Wort, intereſſirt, auf ſeinen Nutzen bedacht. Zinkgräf Apophth. 1. S. 47.

Nym, nicht mehr.

O.

O, für oder. Brand 42.

Oleib, Ueberbleibſel. H. Sen. 197. „Und ſo ſie den Oleiben entgangen“. Et cum reliquias effugerint.

Ort, Spitze der Schwerter. Kriemh. 123. Heldenb. S. 43.

P.

Pfell und Pell, ein prächtiges Gewand. Heldenb. S. 44. 148.

Pfennig. P. B. 30.
„Und redet jedermann ſeinen Pfennig werth
„dazu“. (Son ſou.)

Pfuh dich, pfuy. Held. 10.

Pfuch und Pfach, Schimpf und Spott. **Held.** S. 48.

Potzenhut, ein Eunuchus. Auch **Frauenhut**. Das erſtre Wort hat Luther gemacht, um den Ton des Worts **nachzuahmen**, „womit man, wie er ſagt, das bezeichnet, „wovon ſie Frauen heißen.“

R.

Rag, ſteif. **Ragtodt**, roide mort.

Rätherſch, Räthſel. P. Bl. 4.

Räthlichkeit, parsimonia. H. Sen. 96.

Räucheln, nach Rauche riechen.

Rappier, jeder Degen ehedem.

Rauſſen, ſchnarchen. P. B. 94.
„Und ſchlief der Biſchof ſo ſanft, daß er anfieng zu rauſſen oder ſchnarchen“.

Recke, Held, daher das Schimpfwort **Reckel**. S. **Heldenb.** S. 81.

Rechten, in den Rechten mit einander liegen. P. Bl. 15. (Iſt noch jetzt im Bücherſtyl üblich; doch hat es mehr den allgemeinen Begriff von **zanken**, **ſtreiten**.)

Reichen, reich werden. **Seb. Fr.** „Wer „gern bezahlt, der reicht.“

Reiſe. So viel als Feldzug, Campagne. P. Bl. 8.

Retſcher, Verräther, index. H. Sen. 58.

Ringen, abnehmen, weniger werden.
„Sie ſwere begunde ringen.“
Ulrich von Turheim Alex. MS.

Roller, ein Fuhrmann, P. B. 36.
„Und wie es der Roller oder Fuhrmann anſchlug, alſo gieng es“.

Rüde, Hunde. Brand 72. (Wir ſagen im Maſculinum, ein Rüdel, männlicher Hund.)

Ruochen, geruhen. Kriemh. S. 2.

Rülzen, was heißt es? Waldis Fab. 4. 83.
Und ſeyn die Pfaffen itzt gar hülzen
Und gar viel gröber denn die Rülzen.

Rür, die letzten Rür der Liebe, die höchſte Gunſtbezeigung. Von einander die letzten Rür der Liebe nehmen.

S.

Samieren, was ſind das für Inſtrumente? Im Heldenb.
Zitterlen, Fidlen, Samieren,
Das es gar laut erhall.
(Mir fiel das Lat. Sambuca ein.)

Schachtmann, Straßenräuber. Heldenb. S. 75.

Schamper, ſchandbar. Schämperlieder.

Scharſaſſe, Schermeſſer. Held. S. 92. von Sachs, culter. S. Wachter.

Scheitling, divaricatis cruribus. P. B. 62.
„ſcheitling auf dem Pferde ſitzen.“

Schel, ſchielend. Seb. Fr.

Schelten, im gutem Sinn. **Lohenſtein** Soph. 365. „Die Rom für Afrikas Penthäſilea ſchilt.“

Schembart, **Schönbart**, Larve. **Brand.**

Schirmen, fechten, pugillare. **Heldenb.** S. 41

Schlaſſen, für: jemanden ſchlafen machen, tödten. **Held.** S. 128.

Schlamp, Schmauß, Gelag. H. **Sen.** 60. (Im Lateiniſchen Text ſteht coena.)

Schlecht, oft ſo viel als **grade**, nicht **krumm.**

Schleckerhaftig. P. Bl. 3. leckerhaft.

Schlemmen, aufeſſen. P. Bl. 3.

Schlempe, eine weibliche Tracht, Schleppe. P. B. 73. „Und treiben ſie viel Hoffart mit „den Schlempen.“

Schlich, ein Schleicher. P. Bl. 10.
„Und wie dem Narren ſeine Nothdurft iſt ſo „noth worden, daß ihm ein Schlich iſt unten „aus entfahren.“

Schlieſen, ſchlupfen.

Schlinden, von Schlund, richtiger als unſer ſchlingen:

> Swenne er den ſuzen Got enpfat, er ſlintdet vipper natern gift,

ſagt **König Tyrol** von einem laſterhaften Prieſter. — (Das Heldenbuch ſagt **verſchlunden** für verſchlingen. S. 27.)

Schmarren, **Ißſchmarren**, Eiszapfen. P. B. 41.

Schmucken ſich, ſich ſchmiegen. Heldenb. S. 23.

Schnaphan, ein Petit-Maitre. P. B. 41.
„Haſt du ein hübſch Weib, ſo darſſt du ihr
„nicht fürchten vor den Schnaphanen, die —
„ihr haar büſſen und ihr hoſiren.“

Schnatten; Striemen von Schlägen. Brand. 33.

Schnur, für Zone, Erdſtrich. Brand 65. (Etwas anders in Luthers Bibelüberſetzung: Ihre Schnur geht aus in alle Lande.)

Schuldbothen, Executores. P. Bl. 17.

Schupfen, aus dem Sattel heben. Heldenb. S. 42.

Schweißig, blutig. Heldenb. S. 60. (Schweiß in der Jägerſprache für Blut des Haſen.)

Schwind, für geſchwind. Werd. 5.

Sedelhaft, ſeßhaft.

Sehrer, ſagten die Alten im Comparativ von ſehr.

Serben, ein Schweiz. Wort, ſchwinden, ſich verzehren. Meyers Todt.

Daß nicht verderbſt,
Stirb eh du ſterbſt
Genad erwerbſt
Nicht ewig ſterbſt
Jn Höllenreich
Jn Schwefelteich.

Sibilit. Ich verſuche dieſes Wort des B. Waldis nicht. Fab. IV. 13.

Ein großer Sturm hub ſich bey Gothland
Und nahm auch plötzlich überhand,
Und dreuet uns ſo mächtig ſehr,
Wurfen viel Güter naus ins Meer
Zubſt wollts beſſer werden nit,
Der Schiffer blies ins Sibilit.

Sidel, ein Sitz. Daher Einſiedler. Held.

Siech, ein Kranker. Brand öfters.

Sigeſſe, eine Senſe. P. B. 78.

Sinn, ein Anſchlag, einen Sinn erdenken. P. B. 42.

Sippe, ein Verwandter. „Jeſus der iſt unſer Sippe.“ Eſchenb. Rennwart MS. (Daher Sippſchaft.)

Sodern, quellen.

Spahn, Zank, Streit. Zinkgräf. Apopht. 1. S. 8. (Hängt damit die Redensart: jemanden einen Spahn einhauen, zuſammen?)

Spechen, ſpähen, erfahren. Heldenb. S. 144.

Speidel, Keile, cunei. P. B. 48.
„Auf einmahl ging Milo durch einen Wald,
„da lag ein Eichbaum, da hätt ein Bauer
„eichene Speidel darein geſchlagen.“

Spöttlich, etwas weniger als ſchimpflich. Opitz. S. 22.

Sprachhaus, Sprachhäuſel, Abtritt (Prophey, Privát.) P. Bl. 75.
„Wie ers verſah, daß er in ein Sprachhuß

„fiel, oder in ein Prophey, wie mans „dann nennt“.

Stadel, ein finſtrer Murrkopf. Seb. Fr.

Stegreif, Steigbügel. Oſt.

Stehlin, ſtählern. Held. S. 48.

Steifer Stern, ein Firſtern. Pant. S. 3.

Stecken, erſtecken, ſuffocare. Brand 30.

Stenderling halten, ſtill halten, ſtehen bleiben. Seb. Fr.

Stete Augen, unverwandte. Opitz. S. 44.

Steuren, regieren. Heldenb. S. 86.

Strauchen, ſtraucheln. Heldenb. S. 158.

Strelen, ſtreicheln. Seb. Fr.

Streymen, Striemen, für Strahlen. Pant.

Stulreuber Eyring. Es muß **reiber** geſchrieben werden, von reiben, ficare, und bedeutet Handwerker, die ihre Arbeit ſitzend verrichten. Sellularii im Lateiniſchen.

Stund, ſo viel als Mahl. Heldenb.

Und wer er drey ſtund minder,
Er wer mir noch groß gnug.

Sturmbar ſchießen die Mauern, ſagt Zinkgräf ganz vortrefflich für: breche ſchießen. Apopht. 1. S. 130.

Stutzen, ſtolziren. Tſchern. 296.

Sunder, ſo viel als Süden, bey den alten Dichtern. Oſten, Weſten, Norden, Sunder.

T.

Tagen, ſchweigen. Heldenb. S. 29.

Wer gern hört dieſe Märe
Der ſoll gar ſtille tagen.

Tageweiß, „eine Tageweiß von Pyramo und Thisbe" vielleicht ſo viel als das Spaniſche Jornada.

Thädingen, für ſchwanken.

Deutſch. Rabelais. „Sie thädingt ihn ins Bett."

Thal, **zu thal**, herab. Heldenb. S. 29.

> Sein har was minnigliche
> Schön kraus und dazu fahl
> Es ſchwang im ſicherliche
> Ueber die hüfft zu Thal.

Theilen Worte, für, wechſeln. P. B. 32.

Thor, ein groſer kühner Mann. Heldenb. S. 51.

Tochter, ſo viel als Mädchen überhaupt.

Tödtlich, ſterblich, ein tödtlicher Menſch.

Todtenbaum, ein Sarg, nicht bloß Bahre, wie Friſch meynt. P. B. 44.

> „Da ſtat mein Nachbar in einem Todtenbaum, und iſt geſtorben. — Und ſtieß den Deckel ab, und zu dem Baum hinaus".

Todtenheim, das Land der Todten. Brand.

Tracht, Schüſſel, Speiſe.

> „Denn das iſt einem Ehrenmann gnug, der da Gäſte hat, wenn er einer Trachten mehr hat."

Träher der, die Thräne. P. Bl. 8.

Trom, ein Balken. P. B. 60.

Trummen, Trommel. P. B. 74.

Trüſſel, Rüſſel, Maul. P. B. 28. „Man ſoll ſie auf die Scheid ſchlagen, auf den Trüſſel, daß ſie das Schwerdt (die Zunge) darinn läßt".

Trutnine, Gemahlin. **Kriemh.** 3.

Tummheit, Taubheit. **Pant.** S. 5.

U.

Ueberherren, überwältigen.

Ueberrauſchen, jezt überraſchen. — (Die alte Sprache hat viele glückliche Zuſammenſezungen mit **Ueber**. Dahin gehört: das Glück **überböſen**, bey Sebaſt. Frank.)

Ueberſchreiben ſich, wie wir ſagen, überſchreyen. **Luther**: haſt du mich überſchrieben ꝛc.

Ueberweiben ſich. **Seb. Fr.**; eben ſo **Brand**, für, unglücklich heurathen.

Uerte, Zeche. P. B. 73. „Wenn ſie zuſammenkommen, was ſollen ſie ſonſt thun, als um die Uerte im Brette ſpielen?" Bey **Seb. Fr. Vrte.**

Umſtand der, **Umſtänder**, für Umſtehende. **Zinkgräf.** Ap. 1. S. 77.

Unehe, für Concubinatus. Oſt. Die Redensart heißt: an der Unehe ſizen.

Unerbärmlich iemanden ſeyn, unbarmherzig.

Ungefelle, Unfall. **Heldenb.**

Ungefüge, die, eine unbillige That. **Held.**

Ungeheuer, ein Wunder, prodigium. Der Schönheit Ungeheuer. Tſchern. 166.

Ungeſchaffen, häßlich. P. B. 29. „Ein ungeſchaffen Weib."

Ungeſchicht, von ungefähr. P. B. 18.
„Da begab es ſich, daß etliche Edelleute auch
„darzu kamen ungeſchicht."

Ungethüm, ein Geſpenſt. Scheräus leitet es von domus; daher Ungedom, Unhäuslich, unheimlich, wo ſich nicht domen, hauſen, heimen läßt. S. 27.

Ungewinn, lucrum cessans. Meluſ. MS.

Unz, wie auch uß, ſo viel als bis.

Unzucht, Grobheit, Ungebührliches Betragen. P. B. 81. S. auch Heldenb. S. 100.

V.

Vagant, eine Singſtimme, viell. Contrabaſs. Scher. 53.

Verarzen, vermediciniren. P. B. 55.

Verböſen, verſchlimmern, böſe machen.
„Denn izt in dieſer böſen Zeit
„Da der Satan verböſt die Leut."
B. Waldis 4, 83.

Vergönnen, mißgönnen.

Verlauben, ſich, Urlaub nehmen, aufhören. Renner.

Vermächtigen, ſich, zu Macht gelangen. F. Gen. S. 271.

Verreitzen, debaucher quelqu'un. (Verlocken.)

Verſorgen, nicht mehr ſorgen.

Verſprechen ſich, für entſchuldigen, ausreden. Zinkgräf Ap. 1. S. 129.

Verthunheit, prodigalitas. Seb. Fr.

Verweſen jemanden, ſeine Stelle vertreten. P. B. 94.

Verwillkühren, ſeinen Leib zum Tode. Kayſerrecht 1, Kap. 34—40. Es heißt alſo, ſich der Willkühr entäußern. (Die Geſchichte des Juden von Venedig muß ſich alſo aus einer Zeit herſchreiben, wo das Verwillkühren des Leibes noch erlaubt war.)

Voland, ein Beyname des böſen Geiſtes; a valendo oder volando. Scher. S. 25. (Iſt es vielleicht einerley mit dem Worte Jolant, welches ſo oft im Heldenbuche vorkommt?)

Voegeln oder vogeln, fleiſchlich beywohnen. „Da vogelte ſich di keiſerinn mit einem „andern ſtarken." G. R. Bl. 6.

Vortheil, alles, wodurch man ſich auf ein Pferd hilft. So kommt es bey den Alten oft vor.

W.

Wäger, ſo viel als beſſer. Brand. Im deutſch. Rabelais Kap. 4. ſteht es bloß mit dem e, Weger.

Wage, Wiege. P. B. 87.

Wamme, für Mutterleib. Eſchenbach im Alex. Ms.

Wankelbar, beſſer als wandelbar *). Tewerd. Zueign.

Wahl, Niederlage. Daher Wahlſtatt. Held. S. 47.

War, wohin. P. Bl. 18.

Warner und Rûner, gerichtliche Beyſtände, die ſich der Beklagte wählen durfte, damit ſie ihn warnten und ihm guten Rath zuraunten. Mörin von Sachſ. Bl. XI.

Waſſerlauff, Aquaeductus. Krauß. Meißn. Chron. S. 95.

Waſſerſtelze, Bachſtelze. B. 56.

Wath, ein Gewand. Heldenb. S. 30.

Wehrknopf, Degenknopf. Zinkgräf Ap. 1, 10.

Weidlich, bonae indolis. H. Sen. B. 59.

Weinfüll, ein, Säufer. P. B. 56.
„Ein Weinfüll hatte ſich übertrunken."

Weiſe, ein Edelſtein. Walter von der Vogelw.

Wetſchger, Geldbeutel. P. Bl. 24. (In Schleſien Watſchger.)

Wevein, ein Weiher. P. Bl. 58.

Wehl, ein Haus, vielleicht von vallum. Scher.

Widerſpännig, ſagten die Alten wohlklingender und der Ableitung gemäßer, als unſer widerſpänſtig.

---

*) Wankelbar drückt eigentlich wohl etwas anders aus, als wandelbar. Eben darum ſollte das Wort nicht untergehen.

Anm. d. Herausg.

Wierig, dauernd, diuturnus. H. Sen.

Widt, ein Strang, Strick. Seb. Fr.

Winkelzehrer, die im Verborgnen eſſen, um Niemanden einladen zu dürfen. Seb. Fr. Ein ſchönes Wort. Man könnte die heutigen Italiäner große Winkelzehrer nennen.

Winzeln, winſeln. „Dein Gewiſſen winzelt wider dich.“ P. B. 35.

Wirſch. Herm. v. Sachſ. 1. „Sie theten weder wirſch noch böß.“ (Weder freundlich noch böſe.)

Witzbold, ein ſchönes Wort, ſo viel als Klügling, „der zu frühzeitig in der Witz anſetzt.“ Seb. Fr. Auch **Klügelmeiſter**.

Wonweiß, wahnwitzig.

Wortler, der nichts als Worte macht, mehr Worte als Sinn hat. Luther.

Würſe, weh, ſchmerzlich. P. B. 91. „es thut ihnen würſer.“

Wuth, er wadete. Heldenb. S. 43.

Z.

Zeit, für bey Zeiten. Seb. Fr.

Zeſem, dexter.

„Dein zeſem Hand die Hell entſlos.“
Eſchenb. Rennwart MS.

Zinſtag, für Dienſtag. P. B. 28.

Zierredner, ein guter Styliſt. Zinkgräf Ap. 1, 98.

Zungenkrämer, ſo viel als Zungendreſcher. P. Bl. 26.

„Es iſt um die Zungenkrämer und Für-
„ſprecher gleich als umb eine Wage.“

Es ſteht hier für eigennützige Advocaten, Kabuliſten.

Zwagen, waſchen. **Heldenb.** S. 35.

Zweyhändler, Schweitzeriſch ein Schlachtſchwert. **Zinkgr.** Ap. 1, S. 209.

Zwölfbothe, ein altes Wort für Apoſtel.

Grammatiſche Anmerkungen.

1. Die Alten ſagten **Herr der Abt**, Franz. Monſieur l'Abbé.

   Pauli. B. 32. „Herr der Apt, man ſieht wohl an euren Schuhen.“

2. Bey dieſem Schriftſteller haben alle Perſonen des Pluralis, desgleichen die Imperativi einerley Endung, nehmlich die Endung des Infinitivus, wie im Englichen.

   „Herr haben ihr gepredigt?“ Bl. 37.
   „Als ihr izt haben gethan.“ Bl. 38.
   „Sehen ihr, daß kein ſchnöder Amt iſt,
   „denn Wucherey treiben?“ Bl. 38.

3. Fürchten eines, ſtatt: wegen eines in Furcht ſtehen. **Pauli** Bl. 41.

4. Manche Wörter braucht er unzertrennt, die wir trennen.

   „Warum anfechteſt du den Menſchen?“
   Bl. 18.

5. Wundſch ſchreiben die Alten, und mit Recht. Denn wir laſſen bey der Ausſprache immer ein d mit hören.

6. Eilen wird oft mit dem Accuſativ gebraucht, wie properare.

„Eile die Sachen.“ Werders Taſſo Bl. 3.

So braucht Tſcherning das Wort ſcherzen, für: Scherz mit etwas treiben.

So kann ein Weibesbild
Der Männer Liebe ſcherzen.

V.

Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen.

Ueber das Wörtlein Thatſache.

Mit Recht ſage ich: Wörtlein; denn es iſt noch ſo jung. Ich weiß mich der Zeit ganz wohl zu erinnern, da es noch in Niemands Munde war. Aber aus weſſen Munde oder Feder es zuerſt gekommen, das weiß ich nicht. Noch weniger weiß ich, wie es gekommen ſeyn mag, daß dieſes neue Wörtlein ganz wider das gewöhnliche Schickſal neuer Wörter in kurzer Zeit ein ſo gewaltiges Glück gemacht hat; noch, wodurch es eine ſo allgemeine Aufnahme verdient hat, daß man in gewiſſen Schriften kein Blatt umſchlagen kann, ohne auf eine Thatſache zu ſtoßen.

Man fand in Lateiniſchen und Franzöſiſchen Büchern bey wackern Männern, die an der Grundfeſte des Chriſtenthums flicken, daß es ganz unwandelbar gegründet ſey, weil es auf Facta, sur des Faits, beruhe, die kein Menſch in Zweifel ziehen könne.

Nun heißen Facta und des Faits weiter nichts, als geſchehene Dinge, Begebenheiten, Thaten, Ereigniſſe, Vorfälle, deren hiſtoriſche Gewißheit ſo groß iſt, als hiſtoriſche Gewißheit nur ſeyn kann.

Dieſe Deutſchen Ausdrücke bedeuten alle etwas Beſonderes mit, und man müßte nach Schicklichkeit bald dieſen, bald jenen brauchen — — *)

---

*) Was mag Leſſing eigentlich über dieſes Wort haben ſagen wollen? Wahrſcheinlich etwa Folgendes: daß das Wort Thatſache 1. gar nicht das Lateiniſche Facta und das Franzöſiſche Faits ausdrückt, da es nichts anders bedeutet, als eine gethane Sache, alſo nur Einen Begriff aus den vielen, welche unter jenen fremden Wörtern zuſammengefaßt ſind. 2. Wenn es aber aus That und Sache zuſammengeſetzt iſt, ſo iſt das angehängte Sache überflüſſig, und das ganze Wort bedeutet nichts mehr, als das einzelne That. 3. Die Zuſammenſetzung ſelbſt iſt in dem letztern Falle nicht analogiſch gebildet, oder doch hart, weil man in dem Worte That keinen Genitivus erkennt. Vielleicht iſt es alſo nur gemacht, um des rundern Klanges willen, oder damit es ausſehe, als wolle man etwas mehr ſagen, als man wirklich ſagt.

Die Endung Iren

bey den Zeitwörtern iſt nicht neu. Luther ſagt ſchon ſtolziren. Statt buchſtabiren, ſagt er indeß buchſtaben.

Ueber Aber und Sondern.

Aber, ſondern, allein, ſind alles dreyes conjunctiones adverſativae, die der Franzoſe mit ſeinem einzigen mais ausdrückt. Vor aber und allein muß zwar, vor ſondern (meiſtens) nicht nur, vorhergehen. „Sie iſt zwar nicht ſo ſchön als dieſe und jene, aber ſie iſt doch hübſch.“ Elle n'eſt pas ſi belle, qu'une telle, mais enfin elle eſt jolie. „Ich habe es zwar verſprochen, allein das und das hindert mich, mein Verſprechen zu halten.“ Folglich braucht man aber und allein, wenn man etwas zwar einräumt, aber an die Stelle des Eingeräumten etwas anderes ſetzt, wodurch es eingeſchränkt wird. Sondern hingegen braucht man, wenn man das eingeräumte nicht einſchränkt, ſondern vielmehr durch einen Zuſatz vermehrt. Er iſt nicht allein gut, ſondern auch brav. Non ſeulement il eſt bon, mais encore il eſt brave. Alſo würden aber und allein conjunctiones ſtrictivae, und ſondern conjunctio augmentationis ſeyn. Und nur in dem Falle iſt ſondern eine conjunctio adverſativa, wenn gar keine andere Partikel vorhergeht, auf welche es ſich bezieht. Z. B. Es iſt nicht roth, ſondern grün.

NB. Hempels und Aichingers Regel, daß ſondern auf eine Negation folge, iſt wahr, aber nicht allgemein. Denn es folgt auch auf nicht nur, welches nichts weniger als negirt.

Aber fängt auch nicht ſelten den Perioden an, und alsdann iſt der ganze Vorderſatz mit Zwar ausgelaſſen. Als: Aber werden Sie denn nicht einmal aufhören, hiervon zu reden? Mais ne ceſſerez vous jamais de parler de cette choſe la? Hier iſt gleichſam vorher ausgelaſſen: Sie haben zwar Grund hiervon zu reden, aber ꝛc. Desgleichen: Aber laſſen Sie uns wieder auf unſere erſte Rede kommen, mais revenons à notre propos. Hier iſt ausgelaſſen: Das iſt zwar gut, was Sie hier ſagen, aber ꝛc. *)

---

*) Dieſe Anmerkungen über Aber befinden ſich zwar eigentlich auf den Blättern, worauf die Vergleichungen Deutſcher Redensarten mit fremden ſtehen; aber ſie ſcheinen mir vornehmlich durch Adelungs Wörterbuch veranlaßt zu ſeyn. Daſſelbe iſt, dünkt mich, mit mehreren Bemerkungen der Fall, welche

Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen über einige Dichter.

Klopſtock.

Und durch die er Adams Geſchlechte die Liebe
der Gottheit
— — — von neuem geſchenkt hat.
Klopſt. Meſſ. 1.

Es wäre zu wünſchen, daß alle unſre Subſtantive in den Caſibus obliquis das e finale hätten, um ſie in dieſen Caſibus ohne Artikel brauchen zu können, welches bey denen, die das e nicht haben, ſich nicht thun läßt.

Adams Geſchlechte iſt der Dativus, welches aus dem e finale klar wird, und der Dichter hat den Artikel ohne Zweydeutigkeit auslaſſen können. Aber würde er wohl haben ſagen können, z. E. Als Gott Adams Hand die neugeſchaffne Schöne überlieferte? Ohne Dunkelheit nicht.

Von neuem geſchenkt hat. Iſt **von neuem** wohl Deutſch? Oder iſt es nicht vielmehr nach dem Lateiniſchen oder Franzöſiſchen de novo, de nouveau gemacht? Und würde es nicht Deutſcher hei-

---

ich unter der genannten Rubrik zuſammengenommen habe.

ßen: Aufs neue? denn man ſagt aufs erſte (mal), zweyte (mal).

Voller Entzückung. Kl. Meſſ. 1, 11.

Iſt voller aus voll der contrahirt, oder was iſt es? Wann muß ich voller Entzückung, wann voll Entzückung ſagen? Oder iſt beydes einerley?

Hagedorn.

Die Hofſtaat.

> Es hatte Sulimann
> Der ganzen Hofſtaat Zug —

Wenn es ein Femininum ſeyn ſoll, glaube ich, muß es Hofſtadt heißen: die Stadt, der Ort, wo der Herr des Landes Hof hält. Hofſtáat aber muß ein Maſculinum ſeyn; denn wir ſagen: der Staat, respublica oder pompa.

Gute Wörter ſind: Heldenheer, Leyrer (Apollo), Unglücksnacht, ewigbange Wüſte, die Elle, gekappte Bäume, ſchulgelehrt, Wunderbau (der Biber), dichtverzäunt.

Wieland.

Hinwegſcherzen.

> Sein Leben unter den Roſen der Venus unrühmlich hinwegſcherzen. Agathon 2, S. 40.

Hinwegſcherzen iſt noch etwas anders, dünkt mich, als verſcherzen; obgleich hinwegplaudern und verplaudern, und andre dergleichen Compoſita völlig einerley ſeyn dürften. Hinwegſcherzen heißt: unter lauter Scherz verbringen. Verſcherzen heißt dieſes auch, aber zugleich, ſich durch eine Nichtswürdigkeit einer wichtigen Sache verluſtig machen; in welchem Verſtande Scherz in der figürlichen Bedeutung genommen wird.

Für Eins ſagt Wiel. S. 101 für pro primo, und läßt darauf folgen fürs Andre. Es muß nothwendig heißen, fürs Erſte.

Salbaderey nimmt Wiel. S. 124. für die Gegenſtände eines abgeſchmackten Geſchwätzes, und ich glaube, es bedeutet das Geſchwätz ſelbſt.

Nur nicht, ſagt Wieland nicht richtig für ne quidem *). Dieſer Entſchluß koſtete ihm — nur nicht einen Seufzer. S. 37.

Noch hat er ſich aus Agathon angemerkt die Wörter: Erſchweren, das Selbſt, gelbſüchtige Verſtellung, Fiebrüch, emporarbeiten, Vorſpiegelung, Jahrtauſend, entgöttern, hinwegbuhlen, vorüberblitzen, begründet zu Gunſten, Aus

*) Wieland braucht es aber für tantum non, beynahe.

genſchein, verzetteln, der Hofſchranze, geeigenſchaftet, eigenſt, Schlauheit, bildſam, der erſte beſte, Wickelkind, zottelbärtig, Räthe (conſilia), Lohe für Flamme, bälder.

Raſch, ſcheint mir, wird nur von dem geſagt, was ſich ſchnell in Bewegung ſetzt. Ein raſches Pferd iſt nicht ſowohl ein geſchwindes, als ein ſolches, das ſehr leicht in Lauf zu ſetzen iſt. (Daher heißt raſch in der figürlichen Bedeutung ſo viel, als übereilt; als: ein raſches Maul.) Wieland würde alſo nicht zum Beſten geſagt haben:

Der Orcan, der das Schiff
In raſchen Wirbeln dreht.

Zünden, für ſtrahlen; leuchten, ſehr gezwungen.

Wenn bey verwölkter Nacht kein ſichres
Licht uns zündet.

Verwölkt, dafür beſſer: umwölkt.

Begierdenlos.

Des armen Craſſus Gold begierdenlos beſehn.

So ſollte man Horazens oculo irretorto überſetzen.

Am fleißigſten muß Leſſing Wielands Amadis ſtudiert haben. Aus dieſem hat er ſich eine groſſe Menge Wörter ausgezeichnet, die damals noch Neu waren; und ſehr oft ſpricht er von Wielands glücklicher Wörterfabrik.

Ueber das Plattdeutſche *).

Die Niederſachſen haben ſehr Unrecht, wenn ſie die Verdrängung ihrer Mundart der Reformation Schuld geben. Die Reformation war die Veranlaſſung, aber die Schuld iſt lediglich ihr eigen. Denn thaten die erſten Wiederherſteller der Religion das geringſte mit Vorſatz, was der Oberſächſiſchen Mundart das Uebergewicht hätte geben ſollen? Thaten ſie nicht vielmehr alles, um der Niederſächſiſchen mit gleichem Schritte fortzuhelfen? Ward nicht ſogleich die Bibel völlig in ſie übergetragen, ſo daß die Niederſachſen faſt noch früher eine überſetzte Bibel hatten, und ſogar mehr als eine? Schrieben nicht Bugenhagen in Pommern, Johann Aepinus erſter Superintendent in Hamburg, und Andre, verſchiedene ihrer geiſtlichen Schriften niederſächſiſch? Woran lag es denn alſo, daß ſie auf dieſem Wege nicht fortgingen? Freylich mit daran, daß es Anfangs nicht geſchickte Niederſachſen ge-

---

*) Zur Erläuterung dieſes Abſchnittes dient am beſten die Abhandlung vom O. C. R. Gedike in den Beyträgen zur Deutſchen Sprachkunde Erſte Samml. S. 291. f. und die von Kinderling in der Schrift Für Deutſche Sprache ꝛc. von der D. Geſellſchaft zu Berlin 1 St. S. [illegible] f.
Anm. d. H.

nug gab, mit welchen alle die neuen Predigerſtellen zu beſetzen waren, und alſo die meiſten dazu aus Oberſachſen verſchrieben werden mußten. Aber auch das war ja die Schuld der Niederſachſen und nicht der Reformation. Und daß ſie ſogleich die Oberſächſiſchen Prediger in der fremden Mundart ſo gern hörten, ſie nicht nöthigten, ſich in der Mundart des Landes ausdrücken zu lernen: iſt denn das nicht ſchon Beweiſes genug, daß ſie ſelbſt ſchon damals der Oberſächſiſchen Mundart den Vorzug gaben, und ſie für beſſer, für würdiger, für ſchicklicher hielten? Und in der That mußten ſie wohl. Denn hatten ſie denn vor der Reformation das geringſte Erträgliche, was in ihrer Mundart wäre geſchrieben geweſen? Einige gute hochdeutſche Bücher hatten ſie überſetzt, als das Narrenſchiff, u. ſ. w; aber eigne kenne ich kein einziges. Es wäre denn Reineke Fuchs, der Eulenſpiegel und dergleichen, welche niedrige und poſſierliche Werke vielleicht gerade mit Schuld waren, daß man ſich nichts, als ſolche Dinge, darin auszudrücken getraute.

Zudem hat ſich wirklich die Niederſächſiſche Mundart noch bis in die erſte Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts einigermaaßen in ihren Kirchen erhalten. Denn bis dahin verſichert Terkell (Geſamml. Briefwechſel der Gelehrten von 1750, S. 202.), Gebetbücher und andre geiſtliche Schriften in dieſer Mundart geſehen zu haben, die in Hamburg und andern Niederſächſiſchen Städten gedruckt worden.

Es war alſo nicht die Reformation, ſondern ihr eigner Geſchmack, der die Veränderung verurſachte.

*

1) Beweis, daß die kritiſchen Bemühungen und Verbeſſerungen auch in der plattdeutſchen Sprache nützlich und nöthig ſind. Eine Abhandlung von J. P. C. Decker, in den Braunſchweigiſchen Anzeigen 1748. 42ſtes Stück.

   Er beweiſet dieſe Nützlichkeit

   1. aus der Erforderniß einer gründlichen und vollſtändigen Kenntniß der plattdeutſchen Sprache zur Geſchichte und Diplomatik.
   2. Aus der Nothwendigkeit, daß ein Prediger an ſolchen Orten, wo man das Hochdeutſche wenig oder gar nicht verſtehe, ſeinen öffentlichen Vortrag in plattdeutſcher Sprache verrichte.

3. Aus dem Gebrauche, den man von ihr ſelbſt zur Kenntniß und Ausbeſſerung der hochdeutſchen Sprache machen könne, wobey er ſich auf ein Beyſpiel in dem 58. St. des Jahrs 1745 dieſer Anzeigen beruft.

4. Aus ihrer Schicklichkeit zur ländlichen Poeſie und Nachahmung des Dorflebens *).

2) Verſuch einiger philoſophiſchen Grundſätze, nach welchen die Mundarten in einer jeden Sprache können verbeſſert werden. Eine Abhandlung von Kn. (ich vermuthe Knittel) in den Braunſchw. Anz. des Jahres 1750. St. 25.

Sie iſt größtentheils mit in Abſicht auf die plattdeutſche Sprache geſchrieben, in welcher uns der Verfaſſer einen Theokrit wünſcht.

3) In den Braunſchw. Anz. Jahr 1745, St. 2. war die Frage vorgelegt worden: Welches von beyden iſt älter, das Plattdeutſche oder das Hochdeutſche?

Und auf dieſe Frage findet ſich in dem 102. Stück des Jahres 1746 eine ſehr

---

*) Man kann ſich davon in Voſſens Gedichten überzeugen. Anm. d. H.

curieuſe Antwort, deren völlig ungenannter Verfaſſer das Plattdeutſche ziemlich jung und zu einer Tochter des Holländiſchen macht, bey Gelegenheit der Holländiſchen Coloniſten nehmlich, welche in dem 11. und 12. Jahrhunderte das von den Obotriten verheerte Sachſen und beſonders das verlaſſene Holſtein, als von wannen ſich allein über 600 Familien im Jahre 1066 nach dem Harz gewendet hatten, wieder anzubauen und zu bevölkern kamen. Er meinet alſo, auch die Benennung komme von den Holländern her, die damals aus dem Platten, oder, wie wir itzt ſagen, aus den Niederlanden nach Sachſen kamen.

*

Probe des plattdeutſchen Dialekts um Goslar. Ein Gedicht auf das Goslariſche Bier, in den Epiſt. itinerariis Brückm. Cent. I, 38.

Des Braunſchweigiſchen. Das Mummenlied aus der Oper Heinrich der Vogler. Brückm. I, 52.

*

Glau iſt ein Niederſächſiſches Wort, welches wir auf alle Weiſe in unſre Büchersprache aufnehmen ſollten. Es heißt ſo viel als hell, ſcharf, und wird beſonders von den Augen gebraucht. S. Richey. Ohne Zweifel iſt es mit Glauch und Glär verwandt, welches erſtre Friſch durch glaucus, ſo wie das zweyte Heniſch durch caeſius überſetzt. Und da dieſer das Compoſitum gläräugig davon hat, ſo ſehe ich nicht, warum wir nicht das Homeriſche Epitheton der Minerva γλαυκωπις entweder durch dieſes gläräugig oder durch glauäugig überſetzen ſollten. Hagedorn hätte Gelegenheit gehabt, das Glau bekannter zu machen, wenn er anſtatt

Eine die mit blauen Augen
Mehr als Männerwitz verband,

geſagt hätte: mit glauen Augen.

Ueber Provinzialiſmen.

Die Provinzialiſmen, welche der Schriftſteller brauchen kann, müſſen nächſt ihren andern zu beſtimmenden Eigenſchaften auch dieſe haben: daß man ihren Stamm in einer von den Quellen der Sprache zeigen, und ſonach gewiß ſeyn kann, daß ſie keine Aftergeburten des Dialects in neuern Zeiten ſind. So ſind z. B. Krume und Kruſte für den äußern harten und innern weichen Theil des Brodtes gut Engliſch. Shakeſp. Lear. Act. 1. ſc. 4.

— he that keeps nor cruſt nor crum.

Anmerkungen

über Adelungs Wörterbuch der Hochdeutſchen Mundart.

A.

Aber, als ein Nebenwort der Zeit, iſt ſo völlig veraltet nicht, und ſelbſt in Oberſachſen im gemeinen Leben noch ſehr gebräuchlich. Warum ſollte man es alſo nicht in Schriften brauchen, welche die Sprache des gemeinen Lebens nachahmen? Da es hiernächſt in Luthers Bibelüberſetzung oft vorkommt, ſo hat es, wie faſt alle ungewöhnlichere Wörter derſelben, etwas Feyerliches, das der Dichter auch in ernſthaften Stellen ſehr gut zu nutzen weiß. Und aber erklang die Trommete — Und aber ſchoß ein Strahl herab — Und aber rief das Geſpenſt ihm zu. In allen ſolchen Exempeln würde das gewöhnlichere

Abermahl höchſt ſchleppend ſeyn, und das gleichbedeutende Wiederum ſehr kahl klingen. Ja vielleicht iſt zwiſchen Aber und Abermahl ſogar ein kleiner Unterſchied. Nehmlich dieſer, daß Aber iterum, und Abermahl iterumque bedeutet. Denn eben ſo wie das Lateiniſche iterum iterumque, braucht Luther aber und abermahl.

Ab. Die Bedeutungen, welche dieſe Partikel den mit ihr verbundenen Wörtern giebt, ſind ſehr wohl entwickelt. Nur N. 9. iſt falſch. Ab zeigt bloß die Entziehung, das Aufhören, die Verneinung deſſen an, womit es verbunden iſt, aber lange noch nicht das Gegentheil deſſelben. Wir werden es bey den Worten ſelbſt ſehen.

Abgott. Es iſt nicht zuverläſſig, was es mit der Vorſylbe ab in dieſem Worte für eine Bewandniß habe. Helwig meynt, es ſey vielleicht das Hebr. Aph, quod viſum et vultum ipſum ſignificat, ut ſit quaſi Deus adſpectabilis. Jch glaube, die Bedeutung iſt richtig, daß es nicht ſowohl einen falſchen Gott, einen Götzen, als nur vielmehr ein Bild von Gott bedeuten ſoll. Doch darum iſt es nicht nöthig, die Zuflucht zum Hebräiſchen zu nehmen. Unſer eignes ab, welches nicht allein von, ſondern auch nach bedeutet, kann dieſe Bedeutung ſchon genugſam erhärten: abmahlen, abzeichnen, heißt bloß nach etwas mahlen, zeichnen; Abglanz iſt gleichſam ein zweyter, ein von einem dunkeln, erleuchteten Körper zurückgeworfner Glanz; z. E. der Glanz des Mondes iſt nichts als ein Abglanz der Sonne.

Abgunſt, die Abnahme, die Entziehung der Gunſt, an deren Stelle das Gegentheil noch nicht eingetreten ſeyn darf, deſſen Daſeyn das Wort Mißgunſt andeutet. Die verſchiedenen Staffeln waren alſo Gunſt, Abgunſt, Mißgunſt, Neid, welches auch von den Beywörtern gilt. „Er, der ſonſt ſo vielen Antheil an meinem Wohlergehen nahm, fängt an, mir ſehr abgünſtig zu werden; ja, ich darf ſagen, daß ich ſchon mehr als Eine Probe ſeiner Mißgunſt habe erfahren müſſen." Ich berufe mich auf eines jeden feines Gefühl, daß es auffallen würde, wenn Mißgunſt hier vor; und Abgunſt nach ſtände. Neid, wenn es nicht ausdrücklich auf etwas Einzelnes eingeſchränkt wird, iſt allgemeine Mißgunſt. Auch der beſte Menſch kann mißgünſtig ſeyn, gegen den und jenen, der ihm ein Glück nicht zu verdienen ſcheint; aber darum heißt er noch nicht neidiſch.

Abbild iſt nicht bloß Bild oder Abriß, ſondern das Bild von einem Bilde. Und ſo braucht es auch wirklich der Dichter, der Abbild dem Urbilde entgegenſetzt.

(Wie angenehm iſt doch die Liebe!
Erregt ihr Abbild zarte Triebe,
Was wird das Urbild ſelber ſeyn? Hall.)

Wenn wir auch Abbild nicht, wie die Holländer, für Portrait brauchen könnten, indem ſchon Bild im Gegenſatz des Gemäldes ein Portrait zu bedeuten pflegt; ſo könnten wir es doch ſehr wohl für die Copie brauchen, die ein guter Meiſter oft von einem ſeiner Stücke zu machen erſucht wird. So würde ich in der Emilia Galotti, anſtatt: „die Schilderey ſelbſt, wo„vor ſie geſeſſen, hat ihr abweſender Va„ter bekommen. Aber dieſe Kopie" — gar wohl haben ſagen können: „das Bild ſelbſt — Aber dieſes Abbild;" wenn es im Dramatiſchen nicht mehr darauf an käme, der Perſon ihr angemeſſene, als gute Worte in den Mund zu legen.

Abbinden. Ehedem brauchte man dieſes Zeitwort, in der angegebenen Bedeutung für zu Stande bringen, völlig fertig binden, auch figürlich, und etwas abbinden hieß auch, capita rerum expedire. Damit ich es kurz abbinde, war ſo viel als: damit ich es kurz mache, daß ich endlich mit Wenigem anzeige, worauf die Sache hauptſächlich und allein ankommt. Ich führe dieſe Redensart an, nicht ſowohl, weil ſie für ſich ſelbſt werth wäre, wieder in Gang gebracht zu werden, ſondern weil ſie mir eine andre zu erklären ſcheint, welche ſehr gewöhnlich iſt. Nehmlich man ſagt von einem Manne, der wenig Worte macht, der ſeinen Entſchluß auf der Stelle faßt: er iſt kurz angebunden. Was heißt dieſes anders, als: er bindet in Allem kurz ab? Nur weil man dieſe Bedeutung von abbinden zu vergeſſen anfing, machte man daraus anbinden, und indem Leute, die den ganzen Sinn der Redensart nicht faßten, vielleicht an einen Hund dachten, den man um ſo kürzer anzubinden pflegt, je böſer er iſt, brauchte man die Redensart von einem Jähzornigen.

Abbitten, ſich etwas, für ſich etwas verbitten, braucht Wieland. Wo ein ſolcher Schriftſteller von dem Gewöhnlichen abweicht, wird er gewiß ſeinen Grund haben; und die Abweichungen deſſelben anmerken, heißt Gelegenheit geben, über die Sprache zu denken.

Abend. Friſchens und Wachters Ableitung von dem veralteten Zeitworte **Aben**, abſteigen, abnehmen, mag freylich wohl nicht die wahre ſeyn; aber Herrn Ihrens Ableitung von dem Isländiſchen aptan, nach, möchte ich doch auch nicht vorziehen. Das Hebräiſche ob und uphen, er hat verfinſtert, läßt mich vermuthen, daß hier noch ein ganz andres Stammwort verloren gegangen ſeyn werde.

Wenn Abend figürlich das Ende von etwas bedeutet; ſo geſchieht es mehr nach einer fremden, oder nach unſrer jetzigen Art zu reden, als nach der Altdeutſchen. Denn bey unſern Vorfahren, welche die Zeit ſo angaben, ut nox ducere diem videatur, wie Tacitus ſagt; d. i., welche den bürgerlichen Tag von einem Abend zum andern rechneten, muß Abend vielmehr der Anfang von etwas geheißen haben. Und in dieſem Verſtande ſteht es vielleicht noch in dem Sprichworte: Gewinnen iſt der Abend von Verlieren, d. i. wenn man lange gewonnen, muß man ſich gefaßt halten zu verlieren. Freylich kann es aber auch heißen: Wenn man lange verloren, hat man Hoffnung, endlich zu gewinnen. Das Sprichwert kann ſehr alt ſeyn, angenommen den beſondern Spieleifer unſerer lieben Urältern.

Alle Zuſammenſetzungen von Abend, beſonders die poetiſchen, mitzunehmen, dürfte wohl eben ſo ſchwer, als unnöthig ſeyn. Die einen verdienen es indeß eben ſo wohl, als die andern. Und ſo fehlen z. E. Abendglocke, für: das Abendläuten der Glocke; Abendgefilde, gegen Abend liegende Gefilde. Zach.

Aebicht, das Wort iſt gut, und wohl beyzubehalten. Man braucht es auch von der verwandten oder umgekehrten Hand. So hört man oft in Sachſen: Geh, oder ich will dir mit der äbichten eins geben. Ein andres Wort, das gleichfalls ſo viel als äbicht bedeutet, klingt nicht ſo fein; nehmlich:

Aerſchlich, ärſchlings: es iſt aber auch Hochdeutſch. Adelung hat es nicht. Und man ſollte, meyn' ich, in einem Wörterbuche dieſer Mundart auch dergleichen Feinheiten mit anmerken, wenn man nicht das Anſehen haben will, dem übrigen Deutſchlande weis machen zu wollen, daß dieſe Mundart allein ſich immer anſtändig und edel ausdrücke.

Noch einige fehlende Wörter:

Aalen, das Zeitwort für Aale fangen, hat Schottel ausdrücklich. (Von der T. Haupt-Spr. S. 1277.) Und warum nicht? Wir machen ja nicht allein von Fiſch fiſchen, ſondern auch von Krebs krebſen. Noch erinnere ich mich, aalen als ein Kunſtwort unſerer Röhrmeiſter gefunden zu haben; für: eine verſchlemmte Röhre luften, indem man einen lebendigen Aal durchſchlüpfen läßt.

Abbangen, durch bange machen einem etwas abliſten, abpreſſen. Ich weiß keine gedruckte Auctorität; aber ich habe ſagen hören: Er hat mir mein Haus mehr abgebangt, als abgekauft.

Abbilligen, ein gutes und nöthiges Wort, eine beſondre Art des Aberkennens auszudrücken. Aberkennen iſt das Allgemeine; abbilligen und abſprechen ſind das Beſondere Dieſes bezieht ſich auf den Spruch des Geſetzes, jenes auf die Billigkeit; abbilligen iſt Sache des Schiedsmanns, abſprechen des Richters. „Leider ſind die Geſetze oft ſo, daß der Richter einem etwas abſprechen muß, was er ihm nicht abbilligen würde.“

*

Aefern iſt noch nicht ſo lange veraltet, wie Adelung meynt. Denn noch in dem Eſelskönige, einem meiſterhaften Buche des vorigen Jahrhunderts, kommt es S. 147 vor.

Ein gutes Franzöſiſches Sprichwort.

Ich wünſchte, daß wir Deutſchen diejenigen Sprichwörter, die aus dem Franzöſiſchen zur Zeit noch nicht geborgt ſind, noch borgten.

Wenn wir z. B. von Dingen, deren es nur wenige giebt, ſagen, daß ſie ſich an den Fingern zählen laſſen; warum ſollte man nicht von Dingen, die faſt einzig in ihrer Art ſind, im Scherze ſagen dürfen: daß ſie ſich an der Naſe zählen laſſen? Denn im Franzöſiſchen: Choſes, qu'on peut compter avec le nez, ſe dit de celles qui ſont très rares et presqu' uniques en leur eſpèce. Duchatiana p. 487. Part. 2.

VI.

Vergleichung Deutſcher Wörter und Redensarten mit fremden.

Poſſen machen. Ob dieſes nicht mit dem Griechiſchen αμφαζειν eine Verwandtſchaft habey ſollte, von welchem Worte nachzuſehen Erasmi Adagia p. m. 21.

Himmelweit von etwas verſchieden ſeyn, nach dem Lateiniſchen toto coelo diſtare ebend. p. 20.

Von ſelbſt, ſo viel als freywillig. Dieſem Ausdrucke iſt der Lateiniſche ab ſe für ſponte ſua ſehr ähnlich, welcher beſonders bey Plautus vorkommt, z. E. Ab ſe exit, Menæchm. 1. 2. 66. Man ſehe die Anmerkung Taubmanns über dieſe Stelle, die ſich der neue Herausgeber von Gifanii Obſervat. Lat. L. p. m. 3. zugeeignet hat.

Es kann nicht fehlen, für: es iſt nothwendig. Der Lateiner: abeſſe non poteſt, quin. S. Giſan. l. c. p. m. 4.

Aufs höchſte. Cic. p. Mil. c. 12. ad ſummum.

Jemanden den Daumen halten, premere pollicem. Er. Adag. p. 148

Wohlbeſprecht, welches Logau braucht, iſt ohne Zweifel das Engliſche fine ſpoken, der gut zu reden, ſich auszudrücken weiß.

Aus der Hand ins Maul. Engliſch: They have but from hand to mouth.

Topffreundſchaft, nach dem Griechiſchen χυτρας φιλια. Erasm. p. 122.

Hölzern, abgeſchmackt, albern. Griechiſch: ὑπόξυλον. Erasm. p. 98.

Einem etwas ins Maul ſchmieren, einkäuen, præmanſum in os inſerere. Erasm. p. 145.

Gepfeffert, was ſehr theuer iſt. Auch die Franzoſen haben einen ſprichwörtlichen Ausdruck, cher comme poivre. (Duchatiana P. 2. p. 531.) Beyde Ausdrücke ſchreiben ſich ohne Zweifel noch aus den Zeiten her, da der Pfeffer ungleich theurer war, als er jetzt iſt.

Man muß Hundshaar auflegen. Il faut prendre du poil de la bête.

Die Katze im Sacke kaufen. Acheter chat en poche.

Abgeben, für: etwas ſeyn, einen Soldaten abgeben. Das Engl. give off, z. E. beym

Wicherley (Love in a Wood Act. 4. p. 81.) no man breathing would give off a Loſer, as ſhe ſays.

Vorboten. Dieſes Wort brauchen wir öfters gewiſſe prognoſtiſche, ominöſe Zufälle auszudrücken. Z. E. Vorboten des Todes ꝛc. Und die gemeine Ableitung iſt von Bote, nuntius; Vorläufer gleichſam, welche die Annäherung dieſer oder jener wichtigen Begebenheit anſagen. Ich will dieſe Erklärung auch nicht platterdings verwerfen; aber ein Engliſches Wort, welches Deutſchen Urſprunges iſt, und ſowohl im Klange, als in der Bedeutung viel Aehnlichkeit mit dieſem Vorboten hat, ſollte mich faſt vermuthen laſſen, daß ſeine Wurzel weit tiefer liege; to bode nemlich, oder abode, heißt: vorbedeuten; und bodement oder abodement die Vorbedeutung. Z. E. This bodes ſome ſtrange eruption to our ſtate. Hamlet.

Es wäre nicht das einzige Exempel, wo aus unſrer jetzigen Sprache der alte Stamm eines Wortes ſo gänzlich verloren gegangen, daß man ſich gedrungen geſehen, es zu der figürlichen Bedeutung eines ganz andern gleichlautenden Wortes zu machen.

Ich werde in dieſer Muthmaßung noch mehr beſtärkt, da ich ſehe, daß man auch ſogar to forebode und foreboder in eben dieſer Bedeutung im Engliſchen ſagt, boder aber nichts weniger, als Bote, nuntius, heißt.

Knäuel leitet Friſch von glomus her. Ich glaube aber, daß es urſprünglich Deutſch und mit dem Engliſchen coil verwandt iſt, welches nicht allein Tumult, Verwirrung bedeutet, ſondern auch, wie es Johnſon erklärt: a rope wound into a ring; und das iſt ein Knäuel.

Fehlen, in der unbeſtimmten Bedeutung, da es nicht ſowohl einen wirklichen Mangel, als nur eine gewiſſe Diſpoſition anzeigen ſoll: als z. E. was fehlt ihm? für: was iſt ihm, daß er ſo unſinnig lacht, ſo kläglich weint? In dieſer Bedeutung iſt es das Engliſche to ail. Als: What ails the man, that he laughs without reaſon?

Allerliebſt. Die Engländer, wenigſtens Shakeſpear, haben dieſes Wort offenbar unſerer Sprache abgeborgt, alderlieveſt.

> With you, mine allderlieveſt ſovereign.
>
> Henry VI.

Und Johnſon glaubt ganz unrichtig, daß es von ald, alder, old, elder und lieve, dear, beloved zuſammengeſetzt ſey, in welcher Meinung er es denn auch durch which has hold the longeſt poſſeſſion of the heart umſchreibt.

All, wird von uns, und beſonders in dem plattdeutſchen Dialekte, auch öfters als ein Adverbium gebraucht, und heißt alsdann ſo viel, als gänzlich, völlig. Z. E. Es iſt all fertig; es war all fünf Uhr. In dieſem und dergleichen Fällen ſagen wir auch wohl: es war allbereits fünf Uhr; und ſodann bedeutet dieſes **allbereits**, welches man eigentlich als zwey Wörter ſchreiben ſollte, ſo viel als **ſchon völlig**.

Auch die Engländer brauchen ihr all auf dieſe Weiſe, und ſagen Z. E. he is all read &c.

Allweiſe, all-wiſe, preſent of infinite wisdom u. ſ. w. allſehend, allwiſſend, allmächtig.

Alloh, oder **allo**, dieſe anreitzende, anfriſchende Interjection kommt zwar allem Anſehn nach von dem Franzöſiſchen allons; da ſie aber einmal ſo allgemein üblich iſt, ſo glaube ich, daß wir eben daſſelbe Recht haben, bey ihrer Rechtſchreibung von der Etymologie abzuweichen, und ſie bloß nach der Ausſprache zu ſchreiben, welches die Engländer haben: to alloo, to incite a dog, by crying alloo.

Allein kommt faſt durchgängig mit dem Engliſchen alone überein. Nur zweifle ich, daß man eine einzige Redensart anführen kann, wo es ein Adjectivum wäre, welches nach dem Johnſon alone faſt immer iſt.

Längſt, die Länge hin, alongſt; als alongſt the ſea-coaſt, längſt der See-Küſte.

Mang, **dermang**, wovon das Zeitwort mengen. Engl. among, amongſt.

Sich belaufen, to amount, in der Hauptſumme ausmachen. Als: die Defecte, die man ihm gezogen hat, belaufen ſich auf —

Belauf der, amount; das Total von verſchiedenen Summen.

Aergern, einen, **Aergerniß**. Wenn man dieſe Worte von arg, ärger ableitet, ſo weiß ich gar nicht, wie ſie zu der Bedeutung gekommen ſind, welche ſie eigentlich haben. Ich bin daher auf den Einfall gerathen, ob ſie nicht vielleicht mit dem Engliſchen anger, to anger verwandt ſeyn, und alſo vielmehr änger, Aengerniß heiſſen ſollten. Wenigſtens drücken die Engliſchen Worte gerade das nemliche aus.

Perenius leitet es von dem Gothiſchen angun, anguſtus her; welches unſer enge wäre, daß es alſo auch ſonach eigentlich Aengerniß heißen müßte.

Rathen, to aread, oder areed. But mark what I aread thee now. Aber merke, was ich dir nun rathe. Milton.

Ars. Auch die Engländer haben dieſes Wort: Arſe; es bedeutet bey ihnen aber nur the buttoks, or hind part of an animal. Sie brauchen es alſo nicht von dem Menſchen, von welchem es bey uns faſt nur allein gebraucht wird.

Als, mit dem Engliſchen as in ſeinen verſchiedenen Bedeutungen zu vergleichen.

Eſche oder **Aeſche**, Fraxinus. Engl. aſh.

Aſchgrau, heißt unſtreitig, grau wie Aſche, cinis. Die Engländer ſagen aſh coloured, und Johnſon erklärt dieſes Wort, coloured between brown and grey like the bark of an aſhen branch; wie die Borke oder Rinde eines Eſchen-Aſtes. Er hat aber wohl gewiß unrecht, und aſh iſt hier unſer Aſche. Ohne Zweifel aber iſt Johnſon dadurch irre gemacht worden, daß das Engliſche Wort, welches cinis bedeutet, in ſeiner Sprache nur ein plurale tantum iſt, aſhes. Allein wird die Termination des Pluralis es nicht eben ſo auch in Ashwednesday, Aſchermittewoch, weggeworfen?

Ahle die, ein Inſtrument Löcher zu ſtechen. Engl. awl.

Bä, Bäh, bähen, von Schafen, nach derſelben Laute formirt. Engl. to baa.

Bube, ohne Zweifel iſt das Engliſche babe und baby, ein kleines Kind, damit verwandt.

Puppe, Engliſch baby, ſcheint folglich von Bube herzukommen ꝛc.

Bückelein, Buckel, Engliſch back, der Rücken. Auch bedeutet es oft überhaupt den Rücken, als: einem den Buckel voll prügeln. Beſonders aber heißt es ſo viel als gibbus; und iſt vielleicht ein Diminutivum von Buck, backe. Denn was iſt der Höcker anders, als gleichſam noch ein kleiner Rücken auf dem großen?

Pack, ſarcina, packen, colligere in ſarcinam, leitet Friſch von pango, πηγνυω her. Ich wollte es faſt lieber von back, Buckel, der Rücken, herleiten, weil es auf dem Buckel eigentlich genommen wird.. Einem etwas aufpacken, dem Pferde aufpacken, heißt nichts anders, als etwas auf eines Rücken legen. So iſt auch das Engliſche bag, ein Sack, vielleicht mit back verwandt.

Rückwerts, backwards. Wäre es alſo vielleicht nicht beſſer, wir ſchrieben **rückwärts**?

Vorwerts, forwards.

Bockspfeife, Engliſch bagpipe. Johnſon derivirt es von bag und pipe; the wind being received in a bag. Man ſagt auch wohl ſchlechtweg: der Bock, oder der polniſche Bock.

Scheckig, vielleicht von Schach, Engliſch Check (ſcheck), weil es würflich und bunt iſt. In dieſer Sprache wenigſtens fällt die Ableitung leichter in die Augen, da Check ein Schach und checky ſcheckig heißt. Checker-board, ein Schachbrett, und to checker, eingelegte Arbeit machen, etwas mit vielen Farben unterſcheiden.

Dottend, dottricht, Engliſch to dote, kindiſch, aberwitzig werden; a Dotard, ein alter, aberwitziger Geck. Hiervon iſt auch das Franzöſiſche radoter abzuleiten, wovon beym Richelet (Ausgabe Amſt. 1732. 4to) zwey ſeltſame Derivationen zu finden. Mr. de la Mothe le Vayer, heißt es da, dit dans ſon Jugement d'Herodote, que Caſaubon a cru que les hiſtoires fabuleuſes d'Herodote avoient donné lieu à former le mot radoter, prenant pour une etimologie, ce qui n'eſt vraiſemblablement qu'une ſimple alluſion. Radoter a été fait de readdubitare; ce qui le confirme, c'eſt la remarque de Mr. Menage, qui raporte, que le petit peuple du Blesois & de Normandie dit encore aujourd'hui, il redoute pour il radote.

Meerrettig, ſo viel als Pferderettig, von Mähre, ein Pferd; welches zum Theil auch aus dem Engliſchen erhellt, wo Meerrettig, horſe-radiſh heißt. Maire, Engl., eine Stute, ein Mutterpferd.

Qualm, ſo viel als Dampf; mit dieſem Worte würde man vielleicht am beſten das Franzöſiſche vapeurs, (welches Richelet durch fumée d'un ſang echauffé qui monte au cerveau erklärt), ausdrücken. Die Engländer nennen wenigſtens das Herzweh, oder eine kleine Uebelkeit Qualm, welches ſie Kwohm ausſprechen.

Queckſilber, Engl. quick, geſchwind, lebhaft, zur Erklärung der erſten Silbe. Es heißt auch im Engliſchen quick-ſilver; ſo wie quick-ſand Triebſand. Vielleicht könnte man alſo auch ſagen, Triebſilber, um ein ganz Deutſches Wort zu haben. Triebſand iſt ſo viel als Treibſand, ſable mouvant.

Racker, Schinder, Peiniger. Engl. to racke, foltern, peinigen; racker, ein Peiniger. Wir haben auch noch das Wort abrackern, welches gemeiniglich von Pferden gebraucht wird.

Hammel, Hammer. Vielleicht iſt das Stammwort Hamm (ein Widder) geweſen; Engl. ram, und daher Hammel und Hammer, etwas, womit man etwas ſchlägt oder ſtößt. Von dem Stammwort ram haben wir in unſrer Sprache die Ramme, rammeln oder rammen, einrammeln; Engl. to ram. Das Stammwort Hamm iſt noch alsdann gebräuchlich, wenn man einem Bocke zuruft: Hamm, Hamm!

Der **Gaden**, ſo viel als Stockwerk; ſ. deutſch-engliſches Lexicon von Ludwig.

Gaudieb, **Gau**, heißt ſchnell, behend; ſ. Ludwig ſ. G.

Denke, oder **Gedenkzettel**, iſt das mehr Deutſche Wort für ein promemoria. Man will es aber jezt nur im figürlichen Verſtande brauchen, und noch dazu im gemeinen Styl.

Die **Gehre**, ſo viel als Falte oder Zipfel. Ludwig ſ. deutſch-engliſch Lexicon.

Geigenharz, Colophonium. Ludwig ibid.

Geilen, unverſchämt um etwas betteln, id. ibid. wovon auch das Subſt., ein Geiler.

Schutzgeiſt. Ludwig ſagt auch Schirmgeiſter, und Frohngeiſter, welches leztere allenfalls von Kobolden zu brauchen wäre.

Das **Gelag**, a club, wo jeglicher von der Geſellſchaft ſeine Zeche bezahlt. Ein Kränzchen, wenn die Bewirthung in der Geſellſchaft die Reihe herumgeht.

Geldklemme Zeiten, dieſer Ausdruck wäre zu dulden; aber nicht das Subſt.: die Geldklemme, weil das beſſere Wort der Geldmangel vorhanden iſt. Ludwig hat beydes.

Geleit, convoy, train. Ein Geleit von Kriegesſchiffen. Er iſt unter einem großen Geleit von Kutſchen eingeholt worden.

Ein Miniaturgemälde nennt Ludwig ein getüpftes Gemählde. S. deutſch-engliſch Lexicon. Gemälde.

Gemeinſam, mit dieſem Worte würde man nicht übel das Lateiniſche popularis oder plebejus ausdrücken. Gemeinſamkeit.

Genießrecht; uſufructus. Ludwig ibid.

Gern, ein Gerngroß, ein Gerngelehrter ꝛc.

Schagrin, Ludwig nennt es geſtüpft Leder.

Der und die Götte, Ludwig ibid. für Gevatter.

Tater, ſoviel als Zigeuner, (Ludwig), vielleicht ſoviel als Tartar, wofür dieſe Leute gehalten werden. Shakeſpear in den Merry Wives of W. p. m. 240. ſagt: Bohemian-Tartar, wie mich dünkt, in gleichem Verſtande.

Rauſch, beym Shakeſpear kömmt das Wort rouſe in dieſem Verſtande vor. Othello &c II. S. XI. p. m. 218.

> Fore heav'n, they have give me a rouſe already.

Das Gloſſarium bey der kleinen Ausgabe ſagt zwar, daß rouſe ſo viel ſey als carouſe, Fr. carouſſe, Deutſch Kehraus oder Garaus; allein der Zuſammenhang zeigt in der angeführten Stelle, daß es bloß Rauſch bedeuten kann.

Stocken, für einen ſtocken, im Spiele, d. i.

für einen ſetzen. Der Stock würde alſo der Satz im Spiele heißen, (Engliſch ſtake) und überhaupt ſehr wohl für das Franzöſiſche fond zu brauchen ſeyn; wie es denn auch noch in dem zuſammengeſetzten Worte: Armenſtock, vorkömmt.

Barfuß, Barfüßer, Engl. bare, bloß, nackend. Vielleicht iſt das Wort baar (baar Geld) ebendaſſelbe, obgleich einige es von parata pecunia ableiten wollen.

Flinte. In dem Engliſchen hat man das Wort Flint, ein Feuerſtein, und vielleicht muß man die Bedeutung des Deutſchen Wortes Flinte daher nehmen, daß es nemlich ein Schießgewehr bedeutet, welches durch Hülfe eines Feuerſteins losgebrannt wird, anſtatt daß es bey den andern mit Lunte geſchieht. So wie im Franzöſiſchen fuſil, beydes ein Feuergewehr, und den Stahl, womit man Feuer ſchlägt, bedeutet.

Ausſchänden einen, nicht ausſchändiren; denn warum ſollte ein gutes Deutſches Wort die Endung derjenigen Zeitwörter haben, die wir aus dem Franzöſiſchen borgen? Engliſch to shent. We ſhall all be shent: Shakeſpear Merry Wives of Windſor p. m. 94.)

Mumme, Engliſch Mum. Es kömmt in den Merry Wives of Windſor vor, p. m. 198. Und in einer andern Ausgabe ſtehen die Worte darunter: flattering liquor much in uſe among the Flemings.

Meyerey. Kömmt ohne Zweifel von meyern, mähen, her. Ein Ort für die Mäher.

Maſchine. Wir haben dieſes Wort nicht ſowohl von dem Lateiniſchen Machina, als von dem daher abgeſtammten Franzöſiſchen machine entlehnt. Daher kömmt es auch, daß wir nicht Machine, ſondern Maſchine ſprechen, und es auch ſo ſchreiben müſſen. Bey dem Verbum hingegen behalten wir die Lateiniſche Ausſprache bey, und ſagen machiniren, nehmlich in der figürlichen Bedeutung, für verderbliche Anſchläge gegen einen machen.

Hufſchmidt, figürlicher Weiſe nennt man einen Hufſchmidt jeden, der in ſeinem Handwerke oder Profeſſion grob und plump arbeitet. So wie die Franzoſen in dieſem Verſtande ihr Maçon brauchen, ce n'eſt pas un tailleur, ce n'eſt pas un cordonnier, c'eſt un vrai maçon.

Maculatur, ein Kunſtwort der Buchdrucker und Buchhändler für gedruckte Bogen, welche nicht gut abgezogen ſind, oder ſonſt keinen Werth mehr haben, und die man folglich zu nichts als zum Einpacken brauchen kann. Wir haben es zum Neutrum gemacht, und im Franzöſiſchen iſt es weiblichen Geſchlechts. C'eſt une maculature.

Maſche, maille.

Eine Maſche aufheben, das iſt eine Maſche, welche aufgegangen iſt, wieder zuziehen; reprendre une maille.

Windel, von winden. Er lag noch in der Windel, il etoit encore au maillot.

Windeln.

Einwindeln, emmailloter.

Aufwindeln, desmailloter.

Hand, für eines jeden beſonderer Zug im Schreiben. Ich kenne ſeine Hand; er ſchreibt eine ſchöne Hand. Auch die Franzoſen brauchen ihr la main in dieſem Verſtande; reconnoitre la main de quelqu'un, pour dire, reconnoitre ſon ecriture.

Handſchreiben, im Stylo curiæ von königlichen Briefen, oder andern hohen Perſonen gebräuchlich. So nennen auch die Franzoſen lettres de la main, Briefe, welche der König ſelbſt geſchrieben, oder doch unterzeichnet hat.

Hand.

Aus der erſten Hand etwas kaufen, d. i. von dem kaufen, der es zuerſt verkauft. Der Franzoſe bedient ſich des nehmlichen Ausdrucks; prendre, acheter une marchandiſe de la première main.

Nach der Hand etwas verkaufen, d. i. ohne es zu wägen; eben ſo der Franzoſe, acheter de la viande à la main.

Bey der Hand, etwas haben, ſeyn, d. i. gleich in Bereitſchaft haben, oder ſeyn, daß man nur darnach langen darf. Vous avez là toutes choſes à la main.

Unter Händen, etwas haben, d. i. in Arbeit.

Unter den Händen wegkommen, ſich verlieren, d. i. da man es noch den Augengenblick vorher in den Händen gehabt, indem man die Hände gleichſam noch darüber gehalten.

Hand an etwas legen, mettre la main à quelque choſe.

Unter der Hand, ſoviel als heimlich, wie das Franzöſiſche ſous main. Faitez lui dire cela ſous main. Laßt ihm unter der Hand ſagen.

Vorhand, im Spiele, ſo viel als Vorzug. Ich habe die Vorhand, d. i. ich bin der erſte, der dieſes thun darf; ich habe das erſte Recht darauf. Der Franzoſe braucht hier das bloße main, nicht avant-main, welches, wie arrière-main, in dem Ballſpiele Schläge bedeutet, die entweder mit der rechten oder der verkehrten Seite der Raquette geſchehen, il joue mieux que vous au piquet, il vous donneroit dix & la main.

Leſe die. Im Kartenſpiel ſo viel als Stich; un levé de cartes. Wofür der Franzoſe aber auch ſagt main: Combien avez vous mains? Wie viel Stiche haben Sie?

Buch, ein Buch Papier, d. i. eine Lage Papier von 24 Bogen. Main de papier; welches bey den Franzoſen aber aus 25 Bogen beſteht.

Patſche, Patſchchen, jenes eine große plumpe, dieſes eine kleine Hand, une menotte.

Aermel, etwas aus dem Aermel ſchütteln, etwas ohne die geringſte Schwierigkeit hervorbringen; als ob man es ganz fertig in dem Aermel verborgen gehalten, daß man es nur herausſchütteln dürfe. So ſagt der Franzoſe: avoir une choſe, une perſonne dans ſa manche, pour dire, en diſpoſer, en être aſſuré. „S'il joue contre cet homme là, il tient en partie dans la manche.“

Manſchette; man muß es vergeſſen, daß dieſes aus dem Franzöſiſchen entlehnte Wort von main abſtammt, um unſere gemeine Eintheilung in **Hand-** und **Stiefelmanſchette**, nicht abgeſchmackt zu finden.

Manier, die, von dem Franzöſiſchen manière, Art, Weiſe. Es iſt ein Wort, das in gutem und böſem Verſtande gebraucht werden kann. Hingegen wird das davon abgeleitete Adiectivum, **manierlich**, nur in gutem gebraucht.

Manier, als ein Kunſtwort der Malerey, heißt die beſondere Art, das Eigenthümliche eines jeden Malers, es ſey in der Zeichnung oder im Colorit.

Geſprächweiſe, heißt

1) ſo viel als dialogiſch. „Dieſes Buch iſt geſprächweiſe abgefaßt.“

2) ſo viel als das Franzöſiſche par manière d'entretien.

Haus, für Familie, Geſchlecht. Er iſt von gutem Hauſe. Il eſt de bonne maiſon. Dieſes Haus iſt erloſchen, vollkommen wie der Franzoſe: cette maiſon eſt eteinte.

Gotteshaus, für Kirche, la maiſon de Dieu.

Stadthaus, für Rathhaus, ſcheint mir mehr Holländiſch als Deutſch zu ſeyn. Auch der Franzoſe ſagt maiſon de ville.

Häuschen, maiſonnette.

Meiſter. In dem Verſtande, in welchem die Franzoſen auch ihr maitre brauchen, da es einen bedeutet, der Bedienten, Hausgeſinde, Sklaven hat, brauchen wir es nicht; ſondern in dieſem Verſtande brauchen wir Herr. Bey uns zeigt Meiſter einen Mann an, der etwas lehret, oder das Recht hat, etwas zu lehren. Tanzmeiſter, Maitre à danſer, Schreibemeiſter, Fechtmeiſter, Maitre d'armes. Und bey den Handwerkern iſt es zu einer Art von Titel geworden, da es denjenigen anzeigt, der ſein Handwerk gehörig erlernt, und nunmehr die Freiheit erlangt hat, es für ſich zu üben, und wieder andere zu lehren; als Meiſter-Schuſter, Meiſter-Schneider. In dem komiſchen Style würde man auch vielleicht nicht übel ſagen: Meiſter Gaudieb zu einem Erzbetrüger, ſo wie das Franzöſiſche Maitre Gouin. Ferner bedeutet es einen, der zu befehlen hat. Sie ſind Meiſter und Herr. Vous etez le maitre. Als noch die Franzoſen Meiſter von dieſer Stadt waren.

meiſtern, einen, heißt nicht ſowohl, wie das Franzöſiſche maitriſer quelqu'un, einen unumſchränkt beherrſchen (c'eſt injuſtice de vouloir maitriſer ſes égaux) als einen tadeln, einem zeigen, worin er es hätte beſſer machen können.

Uebel, böſe Uebel, das, für Epilepſie; le haut mal, le mal caduc. Uebel, das, wird auch manchmal überhaupt für Krankheit, und beſonders für eine anſteckende Krankheit gebraucht. Er iſt es, der das Uebel in die Stadt gebracht hat, c'eſt un tel qui a apporté le mal dans cette ville.

Kränklich, was leicht und oft krank wird. Das Franzöſiſche maladif.

Krampf, tenſio ſpaſtica. Friſch ſagt nichts von der Abſtammung oder Verwandtſchaft dieſes Worts. Ich finde aber, daß die Franzoſen das Wort crampes haben, welches nichts anders bedeuten kann. Z. E. in der Tour tenebreuſe (p. 42.) heißt es von der ſchönen Roſanie: pour ſ'exemter de cette occupation de filer qui lui etoit ſi inſupportable, elle dit qu'elle avoit des crampes dans les doigts. —

Den Anfang nehmen, αρχην λαμβανειν. Ael. V. H. 2, 28.

Auf Jemanden ſehen, mit Bewunderung, βλεπειν εις τινα.

Ein Doppelmann, (S. Wörterbuch zum Logau) διπλους ανηρ.

Einhändigen, in eines Hände geben, εγχειριζειν, und εγγυαλιζειν.

Außer der Maaßen, εξω του μετρου.

Sich einer Sache **unterziehen**, υποζευγνυμαι Soph. Aj. 24. (der **Zug** ζευγος, jugum.)

Schadenfroh, ein Wort, welches vielleicht ſonſt keine Sprache mit Einem Worte wieder zu geben weiß. Der Grieche hat κακοχαρτος. Heſ. Op. et D. 28.

Auf den Tod krank ſeyn, νοσειν επιθανατως. Ael. V. H. 8. 14.

Die Augen auf etwas werfen, τω οφθαλμω παραβαλλειν εις τι. Ariſtoph. Eq. 173.

Vorfallen, ſich ereignen, zutragen. Eben ſo προσπιπτειν im Griechiſchen. Pythag. Aur. Carm. 21.

πολλοι δ'ανθρωποισι — λογοι προσπιπτουσι, es fallen unter den Menſchen vielerley Reden vor. (Heißt es hier nicht vielmehr ſo viel, als einfallen, aufſtoßen?)

Noth, für nöthig: es iſt Noth. So die Griechen ihr χρεων. Pythag. ib. 30.

Es iſt noch nicht ſieben Jahr, ουπω ετη εστιν επτα.

Aufheben, z. B. die Geſetze. Eben ſo das Griechiſche αναιρειν τους νομους.

Nicht ſo viel jemanden trauen, für gar nicht. Eben ſo der Engländer: I care not this for you.

VII.

Altdeutſcher Witz und Verſtand.

1.

Priameln.

1.

Welcher Prieſter ſich des vermeß
Der ein Jahr ob dem Scholder ſeß,
Und ein Jahr in Freyheiten-Weis umlief,
Und ein Jahr all Nacht in der Badſtuben ſchlief,
Und (wär) ein Jahr eines Bubenvaters Knecht,
Und ein Jahr ein Büttel und Pul fur recht,
Und daſelbſt allerley Recht ſpüret,
Und ein Jahr einen Blinden führet,
Und wär ein Wirt in einem Frauenhaus,
Da würd erſt ein guter Beichtvater draus.

Scholder, wahrſcheinlich Schuld-Thurm. Alſo keine Perſon, wie es Friſch erklärt.

Freyheit, freye Knechte im Kriege, die ſich wahrſcheinlich vom Raube nährten. Pul fur recht verſteh' ich nicht.

2.

Wer Frauen die Köpf ſtößt an einander,
Wenn eine heimlich redt mit der ander,
Und ſcharfe Meſſer haut in Stein,
Und an ein Tanz ſtreut ſpitzige Bein,
Und in ein Eſſen riert Aſchen,
Und Löcher bohrt in Beutel und Taſchen,
Und den Frauen hinten auf die langen Mäntel
tritt:
Der arbeit auch gern, des man ihm nicht bitt.

3.

Nebel, übrige Kält und heiſſe Glut,
Taubenmiſt und auch ihr Brut,
Winpran ſtechen und Augen reiben,
So Blattern und Roth darum thut bleiben,
Geſtöber, Blitz, Sunn und auch Rauch,
Groß Tränk, Zwiffel und Knoblauch,
Weiſſer Schnee und auch heiſſe Bad:
Die Ding ſeyn all den Augen ſchad.

4.

Ein alter Jagdhund, der nimmer mag iagen,
Und ein alter Eſel, der nimmer Sack mag
tragen,
Und ein alte Bubin ungeſchaffen,
Die ſich lang genehrt unter Pfaffen,
Und ein Taſche ohne Fach,
Und ein alter Dienſtknecht krank und ſchwach

Und ein altes Schaf, das nimmer tregt Wollen,
Und ein alt Mann, der nimmer mag nollen,
Und ein altes blindes hinkes Pferd:
Die ſeynd im Alter alleſampt unwerth.

Nollen, was es hier heiſst, ſieht man leicht.
Friſch erklärt es durch ſchütteln.

5.

Welcher Mann an Freuden iſt erloſchen,
Und unten gar hat ausgedroſchen,
Und ſchwach und krank iſt an ſeinem Leib,
Und hat ein ſchönes junges Weib,
Die unter dem Gürtel iſt hungrig und geitig,
Dem ſeyn die Kiſſarbeit über Jahr zeitig.

Kiſſarbeit, vielleicht ſo viel als Sarg.

6.

Wer ab will löſchen der Sunnen Glanz,
Und ein Geiß will nöthen, daß ſie tanz,
Und einen Stummen will zwingen, daß er hör,
Und ein Kuh will jagen durch ein Nadelsör,
Und geiſtlich Münch will machen aus Schälken,
Und aus einem Eſel Met will melken,
Und an ein Ketten will binden ein Fiſt:
Der arbeit gern das unnütz iſt.

7.

Ein junge Maid ohn Lieb,
Und ein groſſer Jahrmarkt ohn Dieb,
Und ein alter Jud ohn Gut,
Und ein junger Mann ohn Mut,

Und ein alte Scheuern ohn Mäuß,
Und ein alter Peltz ohn Läuß,
Und ein alter Bock ohn Bart:
Das iſt wider die natürlich Art.

8.

Von dem Zinken, Quater und Eß
Kommt mancher in des Teufels Neſt,
Von Quater, Zinken und von Dreyen,
Thut mancher Waffengo ſchreyen.
Von Eß, Seß und von Tauß
Hat mancher gar ein ödes Haus.
Von Quater, Drey und von Zinken
Muß mancher lauter Waſſer trinken.
Von Zinken, Drey und Quater
Weint oft Mutter Kind und Vater.
Von Zinken, Quater und Seß,
Muß Jungfrau Metz und Agnes
Oft gar lang unberathen bleiben:
Will er die Läng das Spiel an treiben.

2.

Altdeutſche Reime.

Für Liebhaber eines triftigen Sinns in ungekünſtelten Worten.

Aus Bürgerluſt. Zw. Th. 1664. 12.

Will einer wiſſen, wer er ſey,
Der ſchelt' zween andre oder drey,

Wo ihms die erſten zween vertragen,
Wird ihm der dritt' die Wahrheit ſagen.
Drum laß ein jeden, wer er iſt,
So ſagt er auch nicht, wer du biſt.

•

Urtheil nicht nach des Manns Gebehrd,
Kunſt macht auch einen Lahmen werth.

•

Mancher könnt' die Kappe ſparen:
Man kennt ihn ſo ſchon für einen Narren.

•

Sich auf Dich, und auf die Deinen,
Darnach ſo ſchilt mich und die Meinen.

•

Wer entbehrt der Ehre,
Dem iſt weder wohl noch wehe.

•

Schenk iſt geſtorben,
Gebhard iſt verdorben.

•

Kappen, Pfeffer und Kalk
Verbergen manchen Schalk.

•

Lieber Rock reiß nicht,
Herrengunſt erbt nicht.

•

Dien wohl und fodre keinen Sold,
So werden dir die Herren hold.

•

Ein

*

Ein eigner Herd
Iſt Goldes werth;
Iſt er ſchon arm,
Er iſt doch warm.

*

Langſam zum Säckel, hurtig zum Hut,
Hilſt manchem armen jungen Blut.

*

Das Kleid ziert einen Mann,
Wers hat, der zieh es an.

*

Alte Leute, alte Ränke:
Junge Füchſe, neue Schwänke.

*

Alte Freund', alter Wein, alt Geld,
Führen den Preis durch alle Welt.

Aus Lehmanns Florilegium.

*

Wenn alle Leute wären gleich,
Und wären alle ſämmtlich reich,
Und wären all zu Tiſch geſeſſen,
Wer wollte auſtragen Trinken und Eſſen?

*

Der Fuchs ändert den Balg,
Und behält den Schalk.

*

In kleinem Sack
Steckt oſt großer Pack.

•

Von einem Streich
Fällt keine Eich.

•

Schöne Geſtalt
Hat große Gewalt.

•

Was nicht will werden ein Bildſtock,
Das werd' ein Sautrog.

•

Beſſer ichts, (etwas)
Sprach der Wolf, denn nichts,
Als er nach einem Schafe ſchnappte
Und dafür eine Muck ertappte.

•

Wer antwortet auf unnützes Geifer,
Der macht aus Einem Unglück zwey.

•

Der Mann iſt Ehrenwerth,
Der alle Ding zum Beſten kehrt.

•

Die Armen helfen all,
Daß der Reiche nicht fall.

•

Bitter im Mund
Iſt dem Herzen geſund.

•

Wer ein Ding nicht ſehen will,
Dem hilft weder Aug noch Brill.

•

Halt dich warm,
Füll nicht zu ſehr den Darm.

Mach dich der Grete nicht zu nah,
Willſt du werden alt und graw.

•

Bauſt ein Haus,
So machs auch aus.

•

Hitz in Rath,
Eil in der That,
Geberen nichts als Schad.

•

Vorgethan und nachbedacht
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

•

Wohl bedinget und gehalten,
Steht wohl an Jung und Alten.

•

Der iſt eines Dinges nicht werth,
Der nicht das Herz hat, daß ers begehrt.

•

Zwey Hund an Einem Bein
Kauen ſelten klein.

•

Gute Hut
Behält ſein Gut,
Eigne Hut
Am beſten thut.

•

Es iſt keiner ſo reich,
Der Arm iſt ihm mit Denken gleich.

•

Da Ja und Nein im Brauche ging,
Da ſtund es mit der Welt nicht ſo gering.

•

Ein jeder Tag
Hat ſeine Plag.

•

Wer irre geht und wieder wend't
Der wird unbillig geſchänd't.

•

Grober Verſtand
Hält Beſtand.

•

Hart gegen Hart
Nimmer gut ward.

•

Ein blinder Mann, ein armer Mann,
Aber noch ein weit ärmrer Mann,
Der ſein Weib nicht regieren kann.

•

Leihen macht Freund',
Wiederfodern macht Feind.

•

Wer bergt ohne Pfand,
Hat einen Wurm im Verſtand.

•

Borgen
Macht Sorgen,
Darum ſoll man nicht mehr verzehren,
Als der Pflug kann ernehren.

•

Laß fahren, was nicht bleiben will,
Es ſind der Mutter Kinder viel.

•

Wer will haben Gemach,
Bleib unter ſeinem Dach,

Wer will haben Ruh,
Bleib bey ſeiner Kuh.

*

Oſt oder Weſt,
Daheim iſt das Beſt.

*

Selig iſt der Mann,
Der Herrendienſt entrathen kann.

*

Wohl dem, der mit Gott und Ehren
Ohn Herrendienſt ſich kann ernehren.

*

Der alte Hund oſt ſelbſt verſchuld't,
Daß man ihn länger nicht geduld't.

*

Einem Edelmann
Stehts ſehr wohl an,
Wenn er etwas vor andern kann.

*

Lediger Stand
Hat Ruh im Land.

*

Ohne Frauen und Wein
Können Männer nicht fröhlich ſeyn.

*

Eine harte Nuß und ſtumpſer Zahn,
Ein junges Weib und alter Mann
Zuſammen ſich nicht reimen wohl,
Seines gleichen jeder nehmen ſoll.

*

Schnell Spiel
Ueberſieht viel.

Es iſt bald gethan,
Was bald reuen kann.

*

Feindes Mund
Redet ſelten Grund.

*

Hat Paul einen Schaden am Fuß,
Sanct Peter darum nicht hinken muß.

*

Freund' in der Noth
Gehen wenig auf ein Loth.

*

Wer will, daß ihms geling,
Seh ſelbſt zum Ding.

*

Einer hat Arbeit und Fleiß,
Der andre den Nutz und Preis.

*

Große Freundſchaft und Geſchlecht
Macht manche böſe Sache recht.

*

Es iſt niemand ſo gut,
Er hat wohl zweyerley Muth.

*

Frommer Mann
Hilft, wo er kann.

*

Wer ſelber fleucht,
Den jagt man leicht.

*

Dreytägiger Gaſt
Wird eine Laſt.

*

Mancher nimmts mit Scheffeln,
Und giebts mit Löffeln.

*

Duck dich, und laß vorüber gahn,
Das Wetter will ſeinen Willen han.

*

Wer nicht kann denken und weben,
Der kann nicht lange leben.

*

Wer will haben gute Ruh,
Der ſeh und hör und ſchweige zu.

*

Es muß ſeyn,
Schick dich drein.

*

Mancher entfleucht dem Falken,
Und wird vom Sperber gehalten.

*

Selbſt der Mann,
Selbſt gethan!

*

Sey Hur oder Dieb,
Haſt du Geld, ſo biſt du lieb.

*

Daß man der Dornen acht,
Das haben die Roſen gemacht.

*

Gemein
Iſt nicht rein.

*

Was einem nicht kann werden,
Iſt ihm das Liebſte auf Erden.

*

Was man nicht kann meiden,
Soll man geduldig leiden.

*

Wer iſt gelehrt in Kunſt und Recht,
Der iſt nur andrer Leute Knecht.

*

Wer viel verſtehet, weiß und kann,
Der iſt ein hochbeſchwerter Mann.

*

Das gemein Geplärr
Iſt nicht ganz leer.

*

Ein Geſunder iſt geſchickt zu wandeln,
Ein Weiſer zu handeln.

*

Alle Thier und Vöglein ſind ſo weiſ',
Sie ruhn ein Stündlein auf ihre Speis.

*

Wer trinkt ohne Durſt,
Der Liebe pflegt ohne Luſt,
Und ißt ohne Hunger,
Der ſtirbt um zwanzig Jahre jünger.

*

Gewalt
Wird nicht alt.

*

Wer wohl iſt geſinnt,
Läßts bleiben, wie ers ſind't.

*

Einem jeden gefällt ſeine Weiſe wohl,
Drum iſt das Land von Narren voll.

*

Sieh für dich,
Treu iſt mißlich.

*

Angenomne Weis
Schmilzt wie Eis.

*

Ohne That der bloße Nahm
Steht mit ſchlechtem Lob beyſam.

*

Glimpf
Wird oft belohnt mit Schimpf.

*

Glimpflicher Mann
Führt die Leute an.

*

Kein Glück
Ohne Tück.

*

Glück und Unglück
Tragen einander aufm Rück.

*

Herrengunſt, Aprillen-Wetter,
Frauenlieb und Roſenblätter,
Würfel, Karten und Federſpiel
Verkehren ſich oft, wers glauben will.

*

Wer Böſes thut, daß Gutes draus komm,
Iſt er kein Schalk, ſo iſt er nicht fromm.

*

Mit Vielem hält man Haus,
Mit Wenigem kommt man aus.

*

Wer will haben ein ſauber Haus,
Der laß Soldaten und Pfaffen draus.

*

Hoffen und Harren
Macht große Narren.

*

Wer hat, der behalt,
Die Lieb iſt kalt,
Und Unglück kommt bald.

*

Wer Jungfrau'n ſchänd't,
Nimmt kein gut End.

*

Klein und keck
Stößt den Großen in Dreck.

*

Almoſen geben, armt nicht,
Kirchengehen ſäumt nicht,
Wagen ſchmieren hindert nicht,
Unrecht gut faſelt nicht.

*

Acht nicht ſehr der Sterne Schein,
Wenn dir die Sonn will gnädig ſeyn.
Wer aber ohne Sonn muß ſeyn,
Der nehm in Acht der Sterne Schein.

*

Mich dünkt, ich halt, ich meyn, ich wähn, ich dacht,
Hat manchen guten Geſellen ins Verderben bracht.

*

Wer viel Handwerke kann,
Wird zulezt ein Bettelmann.

*

Wär ein Haus ſo groß als der Rhein,
So gehört doch nur Ein Herr und Eine Frau darein.

*

Reu und guter Rath
Iſt unnütz nach geſchehner That.

*

Geiz und Ehr
Treibt die Leut über Meer.

*

Was Einer nicht erheben kann,
Soll er ſelbander liegen lahn.

*

Was man verbeut,
Das thun die Leut.

*

Haſt du Geld, ſo tritt herfür,
Haſt du keins, bleib bey der Thür.

*

Das Geld, zu rechter Zeit veracht't,
Hat manchen großen Nutzen bracht.

*

Fromm ſeyn ſchadt nicht,
Gar zu fromm, reicht nicht,
Halb fromm, halb ein Schalk,
Nährt wohl, und verdirbt nicht bald.

*

Was der Fuchs nicht kann erſchleichen,
Muß des Löwen Klau erreichen.

*

Höflich mit dem Mund, hurtig mit dem Hut,
Koſtet nicht viel, und iſt doch ſehr gut.

*

Was hilſt ein Tittel
Ohne Kittel?

*

Bleiben im Thal
Iſt gut für den Fall.

*

Wer ſein Ding macht recht und ſchlecht,
Bleibt immerzu ein armer Knecht.

*

Hut in der Hand,
Hilſt durchs ganze Land.

*

Willſt du lang leben und ſeyn geſund,
So iß wie ein Katz, und trink wie ein
Hund.

*

Guter Weg um
Iſt nit zu krumm.

*

Es iſt kein Hühnlein alſo klein,
Es gatzget ſo viel, als der Hahnen neun.

*

Sanct Nicolas beſcheert die Kuh,
Giebt aber nicht das Seil dazu.

*

Wo Hans Unfleiß nimmt überhand,
Da hat kein Ding in die Läng Beſtand.

*

Oft Eines Menſchen Miſſethat
Entgelten muß eine ganze Stadt.

*

Der hat Fegteufels genug,
Wer mit einem böſen Weib zeucht am Pflug.

*

Wo ein Mann iſt und kein Weib,
Da iſt ein Haupt und kein Leib:
Wo ein Weib iſt ohne Mann,
Da iſt ein Leib und kein Haupt dran.

*

Freund' in der Noth,
Freund' im Tod,
Freund' hinterm Rücken
Sind drey ſtarke Brücken.

*

Fried vermehrt,
Unfriede verzehrt.

Aus Seb. Frankens Sprichwörtern.

*

Laß Pfaffen und Begerneu
Und hilf du den Deinen.

*

Wer trauet einem Wolf auf der Herd,
Und eim Baur *) auf ſeinen Eyd,
Und eim Pfaffen auf ſein Gewiſſen,
Wird von ihnen allen dreyn beſchiſſen.

*

Der Froſch hüpft wieder in ſein Pfuhl,
Wenn er auch ſäß auf einem goldnen Stuhl.

*

Kraue mich,
So juck ich dich.

*) ſonſt: einem Krämer.

*

Wer ſie bät,
Wer weiß, was ſie thät.

*

Betteln iſt ein Orden,
Darin viel zu Herrn ſind worden.

*

Ohne Wein und Brodt
Leidet Venus Noth.

*

Jedes Land
Hat ſeinen Tand.

*

Verzagter Mann
Kommt mit Ehren nie vom Plan.

*

Zuthätler ſind den Herren lieb,
Und ſtehlen mehr, denn andre Dieb.

*

Der Niemands Geſell,
Komm nicht über deine Schwell.

*

Zu wenig und zu viel
Verderbt das Spiel.

*

Singen kannſt du? ſing. Springen? ſpring.
Treib was du kannſt, das iſt ein fein Ding.

Ein Räthſel,

aus Hollonius und Setzers Lat. Räthſel-Sammlung, Stettin 1615. 8.

Aufgabe von Hollonius.

Eins armen Herren reicher Knecht
Liegt in dieſem Grabe ſchlecht.
Wann er war bös, ſo hat er Brodt;
Wann er war fromm, ſo klagt ihn Noth.

Auflöſung von Setzer.

Der Herr war geizig, ungerecht,
Sich gnügen aber ließ der Knecht:
Wann der Knecht trieb die Armen ab,
Alsdann der Herr ihm ſein Theil gab:
Jagt er ſie nicht und gab ihn Brodt,
Muſt er ſelbſt leiden Hungersnoth:
Dem Geizigen alles gebriſt, (gebricht)
Wem gnügt, der Reichſt' auf Erden iſt.

3.

Sprichwörter und Apophtegmen.

Aus Seb. Franke.

Leſchs Licht aus, ſo findeſt du eine Frau, wie die andre.

*

Hätt ich Glück und guten Wind, ſo führe ich in einem Schüſſelkorbe über den Rhein.

*

Steht das Kind wohl, ſo iſt jede Hebamme gut.

*

Ueberweib dich nicht.

*

Lüg hören iſt gemein, Spenſt (Geſpenſte) ſehen ſeltſam.

*

Wer ihm ſelbſt heillos, wes Heiland wollte der ſeyn!

*

Aller Leute Freund, jedermanns Geck.

*

Weiben macht nicht leiben.

*

Jähzornig Leut ſind treue Leut.

*

Klaren Himmel und lachenden Herrn ſoll Niemand trauen.

*

Räthlichkeit iſt eine willige Armuth.

*

Pfaffengut faſelt nicht.

*

Biedermanns Erb liegt in allen Landen.

*

Ein verzagt Herz wirbt um kein ſchön Weib.

*

Spät Obſt liegt lang.

*

Die Katz iſt gern, wo man ſie ſtrelet (ſtreichelt.)

*

Einen zeitigen Dieb erläuft ein hinkender Scherg.

*

Es büßt ſich alles ſelbſt.

*

Es ſind böſe Hennen, die viel gatzen und nicht Eyer legen.

*

Man heißt keine Kuh Bleßlein, ſie habe denn ein Sternlein.

*

Man muß mit Gott in die Hand ſpeyen. (Manus movenda cum Minerva.)

*

Es hilft kein Panzer oder Goller für den Galgen.

*

Mit vielen Streichen wird der Stockfiſch lind.

*

Ein junger Mann muß viermal verderben, ehe er das Glück überböſet und recht hauſen lernt.

*

Biſt du kahl, ſo bocke mit keinem Widder.

*

Zeit bringt Roſen, nicht der Stock.

*

Wenn ein Gienlöffel gienet (gähnt), ſo gienet auch der andre.

*

Wenn Gott will, ſo kräht auch eine Axt unter der Bank.

*

Der Oelberg iſt greulicher als das Kreuz.

*

Beſſer ſchel (ſchielend), denn blind.

*

Das Neue klingt, das Alte klappert.

*

Putzen wollen den Docht alle, aber ihm Oel zugießen will keiner.

*

Ein anders iſt, in den Brunnen fallen, ein andres, in den Brunnen ſteigen.

*

Beſſer eine Warze auf dem Rücken, als eine Sommerſproſſe im Geſichte.

*

Wenn das Loch unter der Naſe zu wäre, wie einem Froſch nach St. Jacobstag, blieb viel unterwegs.

*

Der Gott Venter und das Kloſter Maulbrunn, treibt und lehrt uns faſt alles, was wir thun, reden und können.

Aus Lehmanns Florilegium.

*

Freundlich abſchlagen, iſt beſſer, als mit Unwillen geben.

*

Einem Reichen etwas abſchlagen, iſt oft gefährlicher, als einem Armen etwas nehmen.

*

Das Amt iſt des Mannes Lehrmeiſter.

*

Wie man einen Rechenpfennig ſetzt, ſo muß er gelten.

*

Wer nicht anſpannt, dem kann man nicht vorſpannen.

*

In der Jugend verzagt, iſt im Alter verzweifelt.

*

Oft ſchießen, trifft einmal.

*

Mancher fällt, der noch nicht geſtiegen.

*

Ungeſehn macht oft ein Anſehn.

*

Wer einem in die Rede fällt, der will ſich ſelbſt hören.

*

Es ſoll kein Junger reden, man nieſe denn, ſo ſoll er ſagen, Gotthelf.

*

Mit Stillſchweigen antwortet man viel.

*

In Gottes großem Krame ſind alle Waaren um Arbeit und Fleiß feil.

*

Man ruft keinen Eſel zu Hof, man bedarf denn eines Sackträgers.

*

Armuth hat einen Sinn mehr, die Noth.

*

Ein gelinder Arzt zum faulen Schaden, macht Bös ärger.

*

Wer einen will zu Ader laſſen, der muß ihn auch verbinden können.

*

Man muß um der Raupen willen die Bäume nicht umhauen.

*

Die krummen Bäume tragen ſo viel Frucht, als die graden.

*

Der beſte Baum bringt ungleiche Aepfel.

*

Kein Alter hat ausgelernt, er wäre denn von den Todten wieder auferſtanden.

*

Wer ein Feuer muß löſchen, der löſcht viel leichter Anfangs die Funken.

*

Die Grazien laſſen ſich nackend ſehen: was Grazie haben ſoll, muß ungefärbt und unbemäntelt ſeyn.

*

Wer des Tags witzig iſt, den hält man des Nachts nicht für einen Narren.

*

Man kauft den Wein nicht nach der Geſtalt des Faſſes.

*

Anſchläge gehn mit der Sonne auf und nieder.

*

Wer ſchläft, der ſchläft ihm zum Beſten. Wer arbeitet, der weiß nicht, wem es zu gut kommen wird.

Aus verſchiedenen Schriftſtellern.

•

Wie geſinnt, ſo geſchnäbelt.

•

Lieber mit den Füßen geſtrauchelt, als mit der Zunge.

•

Wer wird der Vögel halber, die Saat unterlaſſen!

•

Friſch gezuckt, iſt halb gefochten.

•

Trachte auf die Bank, du kommſt doch wohl drunter!

•

Wenn dem Ochſen die Haut iſt abgezogen, ſo iſt die größte Arbeit am Schwanz.

•

Viel Fragen macht witzig, aber unwerth.

•

Mancher hat großen Abſcheu vor Huren, und behilft ſich mit ehelichen Weibern.

•

Einem Zuſeher iſt keine Arbeit zu groß.

•

Vielen geſchiehts, daß ſie krätzig ins Bad fahren, und räudig wieder heim kommen.

•

Wer ein Ding mit Dünken anfängt, dem gehts mit Reuen aus.

•

Ein Baum, der in einen Scherben geſetzt iſt, kann nicht groß werden.

•

Wenn die Sonne vom Himmel fiele, ſo ſäßen wir alle im Finſtern.

•

Laßt uns luſtig ſeyn, über hundert Jahr kommen die Heiden. Zinkgräf Apophtegmen Th. 1. S. 126.

•

Beſſer in der Acht, als in der Hacht. (Haft.) Neander.

•

Für alte Schuld ſoll man Haberſtroh nehmen. Ebend.

•

Geld im Säckel duzt den Wirth.

4.

Sprichwörtliche Redensarten.

Aus Sebaſtian Franke, Luther, Lehmann und andern.

Er iſt hohl bis an die Zehen, (von einem, der unerſättlich iſt.) Fr.

•

Es reimt ſich wie Hecheln und Salz lecken.

•

Er weiß vorn nicht, daß er hinten lebt. (er iſt dumm.)

•

Würſte im Hundeſtall ſuchen, aquam a pumice poſtulare.

•

Iſt er kein Schalk, ſo weiß er doch, wie einem Schalk um das Herz iſt.

•

Es iſt eben Gurr wie Gaul, (eins wie das andre.)

•

Die Gänſe gagen davon, es bellen's die Hunde in der Stadt.

•

Den Holzweg gehen, (von einem untreuen Ehemann.)

•

Er greiſet, eh er weiſet, (er wird eher alt als weiſe).

•

Sein Gang vermag tauſend Gulden, (er geht ſtolz einher).

•

Er ſieht (aus), wenn er in eine Milch ſähe, ſie würde ſauer.

•

Er ſieht, als habe er Senf gegeſſen, und lacht nicht, es falle denn ein Thurm um.

•

Eh das Kalb ſeine Augen leckt, (ehe du dich umſiehſt, Lat.: citius quam aſparagi coquantur).

•

Er ruft den Vieren: hebt auf! (er geht auf der Grube).

•

Er iſt unter dem alten Eiſen gekauft, auf dem Grempelmarkt. (geringen Herkommens, terrae filius).

•

Den Karren aus dem Moß ſchieben.

•

Laß dir kein Unglück über die Kniee gehn.

•

Die Zech vor der Urte machen, (ohne Wirth rechnen).

•

Er iſt Geſell, dem er fügt, (bald gut, bald böſe).

•

Es iſt ein Schiff, oder ein Hut, (es iſt ungewiß).

•

Einem das Wapen viſiren, (den Text leſen).

•

Seine Eyer haben alle zween Dotter, (von einem Glücklichen).

•

Wers Glück hat, dem kälbert ein Ochs.

•

Seine Rede praſſelt, als wenn ein Gewölbe einfällt.

•

Man ſieht zeit am Kamm, was zum Gucker will werden.

•

Aus einem Furz einen Donnerſchlag machen.

•

Ich bitte dich, iſt ein Mordgeſchrey.

•

Schick ihn nach Wien nach Beutelruck. (von einem nichtswürdigen Menſchen, an den Galgen mit ihm!)

•

Ein Niklas Biſchoff. (Wer das nicht iſt, was er ſcheinen will).

•

Er iſt gen Strasburg auf die Hochzeit gezogen. (hat alles durchgebracht).

•

Wir ſind alle gebrechlich, ſagte jene Aebtiſſin, und ging mit einem Kinde.

•

Da ſchwimmen wir Aepfel, ſagte jener Roßdreck, und ſchwamm mit andern Aepfeln den Bach ab.

•

Gleich und gleich geſellt ſich gern, ſprach der Teufel zu einem Köhler.

•

Er giebt Niemanden, es ſtehle es ihm denn ein Dieb.

•

Süßholz in den Mund nehmen. (Freundlich reden).

•

Einem Süppchen kochen. (mit Gift vergeben).

•

Das Haſenpanier ergreifen, und mit Ferſen hinter ſich hauen. Luth.

Die Hand mit im Sode behalten. Luth.

Ein junger Doctor, neulich aus der Eſſe kommen. Luth.

Reden wie zu Hof, (zweydeutig). Lehm.

5.

Alt-witzige Antworten.

Was befehlen Sie für Wein?
Antw. Naſſen: ſo ſtaubt er nicht.
Deutſch. Rabelais.

Wie ſchmeckt Ihnen das?
Antw. Es verſchluckt ſich beſſer als Katzenhaar.
Ebend.

Zuſatz des Herausgebers.

Zum Behuf dieſer Sammlung hatte ſich Leſſing noch vorbehalten zu leſen:

Niclas Ulenharts Geſchichte Iſaac Winckelfelders und Joſt von der Schneid. (hinter einer Deutſchen Ueberſetzung des Lazarillo de Tormes Augſ. 1617. 8.)

Hans Pumbſack in den Faceтiis Facetiarum, und ebend. Theſes Inaugur. de Virginibus (W. Bibl. 154. 22 Eth. 12.)

Ueber Hans Pumbſack vergl. Leſſings Kollectaneen, her. von Eſchenburg. Art. Deutſch.

II.

Leſſings
philologiſcher Nachlaß.

I.

Anmerkungen über alte Schriftſteller.

A. Griechen.

Dichter.

Homer.

1. Odyſſee.

V. 10. Da Homer ſagt εἰπε και ἡμιν; auch uns, o Muſe, ſage ein Theil von allen dieſen Dingen; ſcheint er nicht andeuten zu wollen, daß ſchon vor ihm oder mit ihm zugleich auch andre Dichter die Abentheuer des Ulyſſes beſungen? (die Odyſſee gehört allerdings unter die Νοστους.)

V. 32. 33. 34. Ueber dieſe Verſe iſt die erſte Unterredung beym Perſona (Noctes ſolitariae, ſive de iis, quae ſcientifice ſcripta ſunt ab Homero in Odyſſea, auctore Jo. Bapt. Perſona. Venet. 1613. 4.) Er philoſophirt nach dem Maaße ſeiner Zeit und am unrechten Orte. Denn wahrlich, Homer hat nicht daran gedacht, ob unſre Sünden Folgen unſrer Irrthümer ſind oder nicht. Denn obſchon ατασθαλια von ατη error mentis und θαλλω germino herkommt, ſo heißt es doch eben ſo oft Unbeſonnenheit, Bosheit, als Unverſtand und Thorheit.

V. 44. Die zweyte Unterredung über das Wort γλαυκωπις. Er behauptet unter andern, daß dieſe Farbe der Augen ein Zeichen von derjenigen Temperatur des Gehirns ſey, die einen weiſen und klugen Mann mache. Daher heiße die Minerva γλαυκωπις. Er führt große Männer an, die alle dergleichen Augen gehabt, worunter auch Franc. Piccolomineus iſt. Selbſt der H. Thomas und Scotus hatten in ihren Gemälden dergleichen Augen.

2. Batrachomyomachie.

Das Gedicht führt in dieſer Handſchrift *), ſo wie in mehreren, den Titel: Μυοβατραχομαχια.

---

*) Leſſing hat nirgends angemerkt, von welcher Handſchrift die Rede ſey. Anm. d. H.

Folgendes ſind diejenigen Leſarten, die mir die beträchtlichſten geſchienen haben.

V. 8. heißt es: Ὡς ἔπος ἐν θνητοῖσιν ἔην, anſtatt ὡς λόγος. Aber die gemeine Leſart iſt die beſſere.

(Es kommt, dünkt mich, auf Eins hinaus.
Anm. d. H.)

Aber mit der gewöhnlichen Interpunction, welcher auch Erneſti folgt, bin ich nicht zufrieden, nach welcher das Punctum nach ἔην geſetzt, und folglich das ganze: Wie vordem die Rede ging, zu dem Vorhergehenden gezogen wird. Ich wollte, daß das Punctum voran ſtände, und es hieße: Wie vordem die Rede unter den Sterblichen ging, ſo war der Anfang dieſer. In der That hat es auch ſo einen weit ſchicklichern Sinn; denn die Rede ging nicht, daß die Mäuſe die Fröſche angeſetzet und die Thaten der Rieſen nachgeahmt. Dieſes war die Handlung, die der Dichter als außer allem Zweifel geſetzt annimmt. Aber der Urſprung derſelben konnte ſo ungezweifelt nicht ſeyn. Ὡς heißt nicht ſic, ſondern ut. Wenn es ſic heißt, hat es den Accent. S. Philoponus de differentia vocum graecarum *).

---

*) Wirklich haben mehrere ſo interpungirt, wie Leſſing will, z. B. Camerarius in ſeiner Ausgabe Baſil. 1551, und Caſtalio. Anm. d. H.

V. 12. hat die Handſchrift ſtatt πολύφημος den Beynahmen des Königs πολύφωνος. Und dieſes ziehe ich auch vor, als poetiſcher, und der Würde des Königs anſtändiger. Der vielſtimmige Froſch iſt weit ſchöner, als der geſchwätzige. Doch iſt Lycii Anmerkung über dieſe Stelle auch nicht übel.

Aber ich habe ſonſt noch eine Vermuthung, die von den übelſten nicht iſt. τὸν δὲ κατεῖδε λιμνοχαρὶς πολύφημος, hier ſind zwey Adjectiva ohne ein Subſtantivum Iſt das wohl Homeriſch? *) iſt das wohl Griechiſch? Einige Ueberſetzer machen λιμνοχαρης zum Nomen proprium. Allein was für Recht haben ſie dazu? Aus dem 17ten Verſe iſt ja unwiderſprechlich, daß der Froſchheld, der hier ſpricht, Phyſignathus heißt, und nicht Limnocharis. Kurz alſo, meine Vermuthung iſt: es iſt anſtatt λιμνοχαρης zu leſen λιμνοκρατης oder λιμνοκρατωρ, der Herrſcher des Pfuhls. Dieſe Benennung kommt ihm zu; denn bald darauf ſagt er von ſich ſelbſt v. 17.

εἰμὶ δ' ἐγὼ βασιλεὺς Φυσίγναθος, ὃς κατὰ
λίμνην τιμῶμαι.

V. 25.

---

*) So wenig die Batr. von Homer iſt: ſo wenig iſt gleichwohl dieſe Art zu reden unhomeriſch. Was iſt denn περικλυτὸς ἀμφιγυήεις anders, als zwey Adjective, wovon eins als Subſt. gilt? A. d. H.

V. 25. fehlt die Anrede φίλε und er heißt, ſtatt:

τίπτε γένος τοὐμὸν ζητεῖς, φίλε δῆλον ἅπασιν

ſo: — — — ζητεῖς, δῆλον δ' ἐν ἅπασιν

Das Leipziger Manuſcript hat die nemliche Lesart. S. Erneſti.

V. 84. Auch dieſe Handſchrift lieſt ἐβόησε für ἐβόα.

V. 89. Für ἀμπέτασας lieſt ſie ἐμπέτασας *). Wie wenn man hinter βάτραχος ein Punctum machte, und ἀμπέτασας ὑγρὸν δέμας ὕδατι λευκῷ zu dem folgenden auf die Maus zöge? Das ἐπ' αὐτῷ v. 90, macht dieſe Conſtruction nothwendig.

V. 110. lieſet anſtatt ἡ μοῖρα mors, ἡ πεῖρα dolus. Und ich ziehe dieſes vor; denn er redet nur von den Uebeln, die ihn ſelbſt betroffen, worunter der Tod noch nicht war **).

V. 119. ſtatt

ἀλλ' ἄγεθ' ὁπλισόμεσθα καὶ —

ἀλλ' ἄγετε πλέτωμεθα καὶ —

Und dieſes iſt unendlich beſſer; denn das

---

*) In der Wolfiſchen Ausgabe ſteht ὑψώσας.

**) Μοῖρα heißt nicht immer der Tod, ſondern oft das Schickſal, μοῖρα κακὴ alſo Unglück.

Anm. d. H.

Waffnen folgt erſt in der folgenden Zeile *). Laßt uns uns verſammeln.

Aeſchylus.

Ich habe den Agamemnon des Aeſchylus geleſen, und folgende Anmerkungen darüber gemacht:

1) Dieſes Stück ſündigt ſehr gröblich wider die Einheit der Dauer, indem Agamemnon faſt eben ſo geſchwind von Troja da iſt, als die Einnahme dieſer Stadt durch das Wachtfeuer kund gemacht werden konnte. Doch man müßte annehmen, die erſte Rede des Wächters ſey ein bloßer Prologus, der nicht zu dem eigentlichen Faden des Stückes gehöre, und daß ſich das Stück nicht eher, als mit dem Chor anfange.

2) So einförmig der Ausdruck des Aeſchylus iſt, und ſo wenig ſich die Perſonen bey ihm durch die Art zu ſprechen unterſcheiden: ſo braucht er doch oft auch hierin kleine Unterſchiede und Nuancen, durch die er die Rede einer geringern Perſon bezeichnet. Der Wächter z. E. braucht Sprichwörter, die ſich ſchwerlich in einen andern Mund ſchi-

---

*) Solche Tautologieen ſind jedoch ganz Homeriſch.
Anm. d. Herausg.

cken dürſten, v. 33. τρὶς ἓξ v. 36. βοῦς ἐπιγλώττῃ

3) Der Charakter der Klytemneſtra iſt darin vortrefflich gezeichnet, daß durch ihre gefälligſten Reden und durch die größten Schmeicheleyen, die ſie dem Agamemnon macht, ihre Falſchheit durchſcheinet. Das Geſuchte, das Uebertriebne, das Schwatzhafte, zeigt genugſam, daß ſie nicht aus dem Herzen ſpricht Er läßt ſie bis ins Komiſche fallen. Z. E. v. 900. In ſomniis vero a tenui culicis excitabar murmurantis metu, de te plures clades videns, quam tempus ferebat, quo dormiebam.

Euripides.

Ich habe den Jon des Euripides wieder geleſen.

1) Der junge Jon kehret mit Lorbeerzweigen die Schwellen des Tempels, und verſcheucht die Vögel, daß ſie die aufgehängten geweihten Geſchenke nicht beſchädigen ſollen. Eine ſchöne aber eben nicht ſolenne Oeffnung der tragiſchen Bühne! Aber ſo iſt der Geſchmack des Euripides: er liebt die Ausſichten in das niedre gemeine Leben, und

nähert ſeine Perſonen ſehr gern dem Stande des größten Theils ſeiner Zuſchauer.

Die Zeilen ſelbſt, wie Jon die Vögel verſcheucht, ſind ungemein naif, und zeigen deutlich, daß der Adler, der Schwan wirklich zu ſehen geweſen. Die Alten waren alſo keine Feinde von den Maſchinen, die wir jetzt in die Oper verwieſen haben.

NB. Sonſt hätte ich in dieſen Zeilen noch eine kleine Veränderung vorzuſchlagen. Ich glaube nehmlich, daß die 169ſte Zeile verrückt iſt und gleich nach der 164ſten geleſen werden muß. Denn die wohlſtimmigen Lieder blutig machen, iſt wohl ſehr hart geſagt; da hingegen nach meiner Verſetzung der Accuſativus τας καλλιφθογγους ῳδας von συμμολπος regiert wird, und der ſchöne Verſtand herauskommt, daß die Cither des Phöbus die ſchönſtimmigen Lieder des Schwans begleite *).

2) Die letzte Hälfte des 224ſten und die erſte des 225ſten Verſes ſcheint ganz auszuſtreichen zu ſeyn **).

---

*) Dieſe Conjectur iſt meines Erachtens überaus glücklich.

**) Die Gründe zu dieſer Vermuthung kann ich nicht errathen; ich finde in dieſer Stelle durchaus nichts Schwieriges. Anm. d. H.

3. Daß Euripides zur Unzeit moraliſirt, iſt bekannt genug, und das will ich ihm als einem Freunde des Sokrates vergeben. Aber daß er zur Unzeit malt, das verzeihe ich ihm nicht. Man ſehe ein ſehr merkwürdiges Exempel davon V. 1141—1165. Creuſa iſt verrathen, und das aufgebrachte Volk ſucht ſie überall, um ſie zu ſteinigen. Ein Bedienter kommt und meldet dieſes dem Chore, welcher aus den Sklavinnen der Creuſa beſtehet. Sie erſchrecken und laſſen ſich den ganzen Verlauf der Sache erzählen. Dieſes hätte ſo kurz als möglich geſchehen ſollen. Aber nichts weniger. Die Beſchreibung des Zeltes, unter welchem die That geſchehen, und der Tapeten, mit welchen er ausgeziert worden, nimmt an die 30 Verſe ein. Verdammter Erzähler! Du ſelbſt zitterſt für deine Gebieterin; die dich hören, zittern für ſie, und zittern zugleich für ſich ſelbſt, weil ſie das ergrimmte Volk zugleich mit ihrer Gebieterin dürfte hinrichten laſſen; die Zuſchauer zittern: und du malſt uns das Gewirke der Tapeten, den ganzen geſtirnten Himmel von Seide!

Man ſagt ſo viel von den Fehlern des Shakeſpear. Man nenne mir nur Einen, der dieſem das Gewicht halte. Von Shakeſpears Fehlern getraue ich mir faſt immer einen Grund angeben zu können. Er begeht ſie, um die Hauptſache zu befördern, und die Zuſchauer deſto lebhafter zu rühren. Aber dieſer Fehler des Euripides läuft juſt wider die Hauptſache; die ganze Action ſteht auf einmal ſtill, der Zuſchauer wird wieder kalt, und ſeine Einbildungskraft, die ihm nichts als die Gefahr der Creuſa ſchildern ſollte, wandert unter den Sternen.

4. Noch giebt dieſes Stück zwey merkwürdige Exempel, wie vielen Unbequemlichkeiten der Chor bey den Alten unterworfen geweſen. Das erſte iſt dieſes: Der Chor erfährt, daß ſeine Gebieterin in Lebensgefahr iſt. Sollte er nicht ſogleich ſich auf alle Seiten zerſtreuen, und ſie ſuchen? Das zweyte iſt gegen das Ende des Stücks. Minerva erſcheint in Gegenwart des Chors. Sie entdeckt das Geheimniß, daß Jon nicht der Sohn des Xanthus, wofür ihn dieſer hält, ſondern der Creuſa und des Apollo ſey. Gleichwohl ſoll Xanthus nichts davon erfahren v. 1601. Zu verlangen, daß etwas geheim bleiben ſoll, was in Gegenwart ſo vieler, und noch dazu Frauensperſonen, eröffnet wird, heißt eine Unmöglichkeit verlangen.

5. Zeile 1171. kommt ein ſchönes Exempel vom Lächerlichen vor. Ein alter Mann, der kaum gehen und einen Fuß vor den andern ſetzen kann, wie er Zeile 740 erſcheint, übernimmt es, bey der Tafel aufzuwarten und den Gäſten einzuſchenken, welches ſonſt das Amt eines jungen rühriges Jünglings iſt. Daher er auch γέλων ἔθηκε συνδείπνοις πολύν. Aber worüber die Gäſte lachen, darüber würden die Zuſchauer gezittert haben. Denn der Zuſchauer weiß es, aus welchem grauſamen Vorſatze ſich der Alte dieſem Amte unterziehet.

6 Die Sitten in dieſem Stücke würden itzt auf vielerley Weiſe anſtößig ſeyn. Eine Frau, die ſo kläglich αἰ αἰ αἰ (V. 765.) ſchreyet, weil ſie keine Kinder bekommen ſoll; ein Mann, dem ein Bankbein von ſeiner lieben Frau ſo künſtlich untergeſchoben wird, ſollten unſern Zuſchauern ſehr luſtig vorkommen.

Aber der Alte, der der Creuſa ſolche raſende Anſchläge giebt, den Tempel anzuzünden und ihren Gemahl umzubringen, der ſich ſelbſt zur Ausführung der ſchändlichſten That gebrauchen läßt, iſt eine wahre Mißgeburt des Dichters. Was war es nöthig, einen Alten dazu zu nehmen? Vielleicht zwar, daß es bey den Griechen genug dergleichen Alte gab, die ehemals Sklaven geweſen, und aus blinder Dankbarkeit gegen ihre Herren dergleichen Rollen zu ſpielen fähig waren. — Aber es ſey, wie ihm wolle: es iſt widerwärtig, einen Greis zu ſehen, der das grauſame Werkzeug einer vor Eiferſucht wüthenden Frau wird.

7. Die Götter und die damals angenommene Religion mißhandelt Euripides gewaltig. S. 339. 341. beſonders 436 f. Ich kann mir kaum einbilden, wie das Volk dieſes Raiſonnement ohne den größten Unwillen hat anhören können.

Und was ſpielt Apollo für eine klägliche Rolle am Ende v. 1558. Er ſchickt die Minerva, weil er ſich, ſelbſt zu kommen und den Knoten aufzulöſen, ſchämt.

Μη των παροιθε μεμψιν εις μεσον μολῃ.

NB. Sollten nicht dergleichen Stellen auf die Rechnung des Sokrates ſeyn geſchrieben worden?

8. Von dem Prolog dieſes Stücks muß ich noch anmerken, daß das Stück ohne ihn vollkommen beſtehen kann, und vollkommen verſtändlich iſt. Warum hat ihn Euripides gleichwohl für nöthig erachtet? Wenn wir aus ihm nicht gelernt hätten, wer

Jon eigentlich wäre, würde unſre Neugierde nicht weit beſſer unterhalten werden? Würden wir nicht weit ſtärker überraſcht werden, wenn ihn Creuſa nun endlich für ihren Sohn erkennt? Recht. Aber dafür würden wir uns auch weniger entſetzt, weniger für den Jon und die Creuſa gezittert haben, wenn wir nicht gewußt hätten, daß dieſe in jenem ihren eignen Sohn umzubringen Gefahr laufe? Dem Euripides war es alſo weit wichtiger, und das mit Recht, das Herz des Zuſchauers zu beſchäftigen, als ſeine Neugierde.

Muſäus.

V. 152.

> Σοι δε με Κυπρις ἐπεμπε, και οὐ σοφος
> ἤγαγεν Ἑρμης.

Die Ausleger haben dieſe Zeile nicht verſtanden. Dir führt mich nicht der weiſe Hermes zu; nicht die Weisheit alſo, ſondern die blinde Liebe. Eine ſchöne Schmeicheley! Hermes iſt aber auch der Gott des Zufalls. (Hermäa, glücklicher ungefährer Fund). Die Stelle heißt alſo, die Liebe führte mich zu dir, nicht ein glückliches Ungefähr. σοφος iſt ſo viel als glücklich, ſchicklich, wie εὐλογως Aeſch. Septem c.

Theb. 514. — (Agam. 691 wo von einer unſichtbaren Macht geredet wird, gehört wohl auch zu dieſem Amte Merkurs; eben dahin vielleicht der Beyname καιρος Pauſan. lib. V. p. m. 413. vergl. lib. VII. p. 579.)

Proſaiker.

Xenophons Cyropädie.

*

Man kann vielleicht mit Recht ſagen, daß Xenophon von dem Fehler nicht völlig frey iſt, den man bey den Malern Manier nennt, indem er vielen von ſeinen Perſonen den Sokratiſchen Dialogismus beylegt, z. E. dem jungen Cyrus, wenn er bey ſeinem Großvater um die Erlaubniß anhalten will, auf die Jagd zu gehn, (Lib. I. c. 4. 13.) desgleichen dem Cambyſes (Lib. I. c. 6. 7. ſq.)

*

Der Charakter des Artabazes hat mich nicht wenig befremdet, weil ich mir nichts weniger vermuthete, als bey einem Alten einen Charakter anzutreffen, der vollkommen das Individuelle hat, was die Engländer Humor nennen. (Lib. I. c. 4. 27. Lib. VI. c. 1. 9.)

•

Der luſtige aufgeräumte Ton, in welchem ſich Cyrus und ſeine Feldherren unterhalten, kann dienen, die fünfte Scene meines Philotas zu rechtfertigen.

•

Iſt es erhabner, oder delicater, was Xenophon die Gemahlin des Tigranes antworten läßt, als dieſer ſie fragt, was ſie von der Geſtalt des Cyrus halte? (Lib. III. c. 1. 41.

•

Die Schlachtgeſänge, welche Xenophon die Perſer ſingen läßt. Lib. III. c. 3. 58.

•

Die Tapferſten, ſagt X., ſind die Mitleidigſten und Hülfsbegierigſten. Lib. V. c. 4. 17. Die Bemerkung iſt ſehr richtig. Ich tröſtete damit den ſel. Kleiſt, als er 1757 in Leipzig bleiben und die Beſorgung des Lazareths übernehmen mußte.

•

Die Aegyptier, welche von der Kriegskunſt weniger verſtanden als alle andre Feinde des Cyrus, waren gleichwohl die einzigen, die er nicht ſchlagen konnte. Lib. VII. c. 1.

*

Die erſte Spur von Dragonern, d. i., Reitern, die nöthigen Falls zu Fuße ſtreiten. Lib. IV. c. 3.

Lucian.

*

(Halcyon ed. Reitz. T. I. p. 179.)

Hier thut mir weder die Ueberſetzung des Benedictus noch des Hemſterhuis Genüge. Wie wenn man läſe: δοκιμαζομεν γαρ δη κατα δυναμιν ανθρωπινην αγνωτον ουσαν το (für και) απιστον και αορατον? Wir ſchätzen das Unglaubliche und nie Geſehne nach dem menſchlichen Vermögen, welches doch auch unbekannt iſt.

*

(Dialogi Deorum ib. pag. 219.)

Den Schluß dieſes Geſprächs, welchen Hemſterhuis erklärt oder verbeſſert zu haben wünſcht, würde ich ſo leſen: δικην διδως της μεγαλαυχιας; ου γαρ δεινον τουτο γε αυτο του ερωτος. Verſetzungen der Art ſind ſehr gewöhnlich. Jupiter will ihn nicht wegen ſeiner Liebe, ſondern wegen ſeiner Prahlerey ſtrafen; denn dieſe iſt ein Verbrechen, welche nicht von der Liebe herkommt; ἀπο heißt hier ἐκ.

*

(Ibid. p. 246.

Και το θεαμα ἡδιστον ἐμοι ἰδειν μονονουχι αυτο γιγνομενον το ἐργον.)

Wenn man das Wörtchen μονονουχι genauer erklärt, ſo wird ſich ein ſehr guter und richtiger Verſtand ergeben, nemlich: nichts hätte mir angenehmer ſeyn können als dieſer Anblick, es wäre denn die That ſelbſt geweſen.

Plutarch.

1. περι του τα ἀλογα λογῳ χρησθαι.

Dieſer Tractat wird unter dem Titel **Gryllus** citirt. Das iſt der Name eines von den Gefährten des Ulyſſes, die Circe verwandelt hat. Gryllus beweiſt dem Ulyß, daß die Thiere den Menſchen an Tapferkeit, Mäßigkeit und Klugheit bey weitem übertreffen. Dieſer Tractat iſt leider nicht ganz. Es fehlt verſchiednes da, wo Gryllus von der Mäßigkeit auf die Klugheit kommt; das Ende fehlt auch, wornach ich ſehr begierig geweſen wäre.

2. περι πολυφιλιας.

Ἡ μεν γαρ περι ψαλμους και φορμιγγας ἁρμονια — — σωμασι. Iſt dieſe Stelle nicht offenbar wider diejenigen, welche behaupten, daß die Alten keine Harmonie gehabt haben?

3. περι τυχης.

Eine ſchöne Stelle von den Künſten überhaupt: Και μην αι τεχναι, μικραι τινες ειναι λεγονται φρονησεις, μαλλον και αποῤῥοιαι και περιτριμματα ενδιεσπαρμενα ταις χρειαις περι τον βιον.

4. περι αρετης και κακιας.

Scheinet ein bloßes Fragment zu ſeyn. Der Schluß iſt vortrefflich.

5. Leben des Solon.

Και καταλαβων αυτοθι πασας τας γυναικας etc. überſetzt Kind: er hat das Frauenzimmer weggenommen! καταλαβων weggenommen! (angetroffen).

Vom Thespis heißt es daſelbſt: αρχομενων δε των περι Θεσπιν ηδη την τραγωδιαν κινειν etc. Kind überſetzt: Thespis fing damals an mit ſeinen Trauerſpielen herumzuziehen. Aber iſt es denn nicht weit vernünftiger, κινειν in der Bedeutung für mutare zu nehmen? κινειν τους νομους iſt ſo viel als μεταβαλλειν, ändern. Und das that Thespis wirklich: er änderte die Tragödie, und machte etwas ganz anderes daraus, als ſie war. — Aus derſelben Stelle ſehen wir auch, daß Theſpis ſich nicht ſehr an die hiſtoriſche Wahrheit gebunden haben muß. Denn das war eben das, was dem Solon mißfiel.

6. Apophtegmen.

Vom ältern Dionyſius. Er kam einsmals in das Zimmer ſeines Sohnes, και θεασαμενος εκπωματα χρυσα και αργυρα πλειω, ανεβοησεν: Ουκ εςιν εν σοι τυραννος' ὁς αφ' ων λαμβανεις απ' εμου ποτηρια τοσαυτα, φιλον ουδενα σεαυτῳ πεποιηκας. Dieſes Geſchichtchen iſt hundertmal ſchöner, als die Gellertſche Fabel von dem Beutel mit Golde, den der Vater nicht auf die Gaſſe wirft.

Ageſilaus, τὸν μιμουμενον την της αηδονος φωνην ακουσαι παρακαλουμενος. Αυτας, ἐφη, ακηκοα πολλακις. Er ſchien alſo das Vergnügen der Nachahmung nicht kennen zu wollen. Und doch iſt es ein Vergnügen von ganz andrer Art, als das, welches das nachgeahmte Ding ſelbſt gewährt.

Mimas.

(Deſſen Fragmente in Gale Opuſc. Myth. mit der Ueberſetzung und den Anmerkungen des Joh. Norths.)

Die letzten Worte bedürfen einer Verbeſſerung. Mimas redet von der Gedächtnißkunſt, und ſagt: wie man ſich die Behaltung der Namen durch Bilder erleichtern könne; wenn man z. E. Chryſippus behalten wolle, ſolle man χρυσος und ἱππος denken. Darauf fährt er fort: ταδε μεν περι των ονοματων· τα δε πραγματα ὕτως· περι ανδρειας, επι τον Αρη και τον Ἀχιλλεα· περι χαλκειας δε επι τον Ἡφαιστον· περι δειλιας επι τον Επειον. Was iſt das für ein Epeus, der wegen ſeiner Furchtſamkeit ſo berüchtigt wäre? Ich kenne keinen. Aber einen Epeus kenne ich wohl, der als groſſer Künſtler bekannt iſt; ihn, der jenes

Instar montis equum, divina Palladis arte,

baute,

— ipſe doli fabricator Epeus.

Und er baute dieſes Pferd nicht allein, er war Mannes genug, ſich auch ſelbſt darein verſchlieſſen zu laſſen. Ich rette ſeine Ehre und leſe ſo: Περι χαλκειας δε, επι τον Ἡφαιστον και τον Επειον· περι δειλιας επι — — Das Folgende fehlt. Im Fache der χαλκειας ſtehen Vulcan und Epeus an der Spitze. Die Namen der Anführer in dem Fache der [illegible] ſind verloren gegangen. Hätte es doch nur die Zeit mit den Namen aller Schurken ſo geſchehen laſſen!

Heraklitus.

(Thom. Gale Opuſc. Mythol. p. 70.)

Atlas ὁυτος παραδιδοται φερων τον ὀυρανον ἐπι των ὠμων· ὁ ἀδυνατον, ὑπο ὀυρανῳ και ἀυτον ὀντα. Aber muß er nicht unter dem Himmel ſeyn, wenn er den Himmel tragen ſoll? Ich glaube, die Worte ſind verſetzt, und es muß heißen: ὑπο και ἀυτον ὀυρανον ὀντα, weil auch noch Himmel unter ihm iſt. Und nun iſt die Unmöglichkeit klar. Atlas kann den Himmel nicht tragen, weil der Himmel nicht allein über ihm, ſondern auch unter ihm iſt.

Diogenes Laertius.

Lib. VI. Cap. I. n. 2. in vita Antiſthenis.

> Φησι δ'Ερμιππος ὁτι προειλετο ἐν τῃ των Ισθμιων πανηγυρει ψεξαι τε και ἐπαινεσαι Αθηναιους, Θηβαιους, Λακεδαιμονιους, ἐιτα μεν τοι παραιτησασθαι ἰδοντα πλειους ἐκ των πολεων ἀφιγμενους.

Dieſe Stelle bedarf offenbar eine Verbeſſerung. — Wenn Antiſthenes die Athenienſer, Thebaner und Lacedämonier zugleich loben und tadeln wollen, ſehe ich nicht, warum ihn die Gegenwart derjenigen, die ſeine Rede gerade das Meiſte anging, davon hätte abhalten können. Poſſen! Diogenes will ſagen, Hermippus melde, daß Antiſthenes bey den Iſthmiſchen Spielen einſt die Athenienſer in einer öffentlichen Rede habe tadeln und beſtrafen, die Thebaner und Lacedämonier aber loben wollen: da er aber geſehen, daß von den beyden letztern allzu viele zugegen geweſen, ſo habe er es unterlaſſen, aus Beyſorge ohne Zweifel, nicht ſowohl für einen Sittenrichter der erſtern, als vielmehr für einen Schmeichler der letztern gehalten zu werden. Dieſe neue Auslegung gründet ſich darauf, daß, wie man aus Laertius ſieht, Antiſthenes mit den Athenienſern ſehr unzufrieden geweſen; da ſich hingegen die Lebensart der Spartaner und Thebaner zu der ſeinigen viel beſſer ſchickte. Sein Schüler Diogenes war der nehmlichen Geſinnungen.

Ebend. n. 3. Ερωτωμενος δια τι ολιγους εχει μαθητας; εφη, ὁτι ἀργυρεᾳ αυτους εκβαλλω ῥαβδῳ.

Dieſes heißt in der lat. Ueberſetzung: interrogatus cur paucos haberet diſcipulos?

Quod inquit, argentea illos virga non ejicio. Caſaubonus billigt die Negation. Ich finde auch ohne ſie einen ſehr guten Verſtand. Ich glaube nehmlich, Antiſthenes hat weiter nichts damit ſagen wollen, als: **weil ich ſie wegprügle.** Daß er dieſes wirklich that, erhellt aus dem Exempel des Diogenes (S. Laertius in deſſen Leben 21.) Aber warum mit einem **ſilbernen** Stecken? Sollte er wohl auf den Caduceus des Mercur alludirt haben? Er war es, der zuerſt den philoſophiſchen Mantel, den Stecken und die Taſche aufbrachte (n. 7.). Und ſo wie Diogenes dieſen Stecken mit einem Scepter vergleicht; ſo wollte ihn Antiſthenes vielleiche im Scherze mit der Ruthe Mercurs vergleichen, von dem auch Horaz ſagt: (Lib. I. Od. 10.)

> — — virgaque levem coërcet
> Aurea turbam —

χρυσοῤῥαπις war daher ein Beynahme des Mercurs.

Ebend. n. 5.

> Αυταρκη την αρετην ειναι προς ευδαιμονιαν, μηδενος προσδεομενην ὁτι μη Σωκρατικης ισχυος.

Ich weiß nicht, ob ὁτι μη allezeit nisi heißt. Vigerius ſagt nur paſſim pro ει μη accipitur. Heißt es durchaus niſi, ſo wollte ich lieber anſtatt ὁτι μη entweder οὐδ oder μηδε, ne quidem Socratis viribus. Die Tugend braucht nichts, auch nicht einmal die Stärke des Sokrates. Denn man überlege nur, ob dieſes nicht von der Tugend abſchrecken heiße, wenn man behaupten wolle, daß man nicht tugendhaft ſeyn könne, ohne die Stärke des Sokrates zu beſitzen. Antiſthenes am wenigſten konnte dies lehren.

Demetrius Phalereus.

περι Ἑρμηνειας.

Das Mſpt. Gudianum hat noch einen Zuſatz auf dem Titel: ὁ ἐπι περι φρασεως, und Φαλληρεως wird mit dem doppelten λ geſchrieben. (Das Mſpt. ſteht Fol. nu. 14.)

Suidas.

*

Unter Marcellinus kommt ein Umſtand von dem Philoſophen Salluſtius vor, aus welchem ſeine Lebenszeit zu beſtimmen iſt: ᾧ συνην Σαλλυστιος ὁ φιλοσοφος, ſcil. Marcellino.

*

Ζησαι δις λεγουσι και αναβιωσαι τον Ἡρακλεα και Τυνδαρεων και τον Γλαυκον· τινες δε και

Αισωπου. Das letztre geht wahrſcheinlich auf einen gewiſſen Patäcus, der ſich rühmte, την Αισωπȣ ψυχην εχειν. S. Plutarch. Vita Solon.

*

Hierokles. Von dem Schüler dieſes Weltweiſen, dem Theoſebius, komme ein ſehr merkwürdiges Exempel vor, wie wenig auch die heydniſchen Weltweiſen die grauſamen Verfolgungen der Chriſten billigten.

*

Unter ϑ' αφυη πυς kommt das Sprichwort vor ἁμ' επος, ἁμ' εργον, das Lat. dictum factum.

Themiſtius.

Petavius hat Orat. 4. p. m. 59 ϑορυβεῖσϑαι falſch durch turbari animo überſetzt. Er hätte weiter nichts, als tumultuari ſagen ſollen. Bewegungen der Zuhörer, die Einfluß auf den Vortrag des Redners haben. S Plato Apolog. Socr. S. eben davon Them. Orat. XXVI. p. m. 315.

*

Wenn Themiſtius Orat. XXIII. p. m. 295 von demjenigen Philoſophen ſpricht, den die Bewunderung ſeiner Schriften von weitem zu ihm herzog, ſo überſetzt Petavius die

Worte: ἀκροατὴς μὲν γεγονὼς τοῦ Χαλκιδέως πρεσβύτου, θεραπεύων δὲ οὐ τὴν νέαν ᾠδὴν etc. folgendergeſtalt: fueratque is Chalcidenſis ſenis auditor, non novi illius ſed a majoribus traditi cantus ſectator, et jam diu olim ex Academia et Lyceo profecti. Ich möchte wiſſen, was das für ein Cantus ſey. Poſſen! Man muß offenbar für ᾠδὴν leſen ὁδὸν. Themiſtius will nehmlich ſagen, daß dieſer Philoſoph ein Anhänger der Akademie und des Lycei nach ihrer alten erſten Lauterkeit geweſen ſey, und nicht nach den Veränderungen, welche in neuern Zeiten damit vorgenommen worden:

(Auch im Neuen Teſtamente heißt ὁδὸς ſecta, z. B. Act. 9, 2. u. ſ. w. Anm. d. H.)

In den beyden Zeilen, welche Themiſtius Orat. XXIV. p. m. 307 aus Sophokles Oedipus anführt, wird παιάνων ganz unrecht vom Petavius durch clamoribus überſetzt; eben ſo unrecht, als in den gewöhnlichen Ueberſetzungen durch precibus. So fällt der Contraſt weg, den der Dichter intendirte. Es ſind die eigentlichen Loblieder auf den Apollo zu verſtehen, zur Verſöhnung deſſelben, als Urhebers der Peſt. Preces dürſte es deswegen nicht überſetzt werden, weil es nicht erlaubt war, den Apollo in traurigen Begebenheiten anzurufen. Aeſch. Agam. 368.

*

Orat. II. p. m. 27. Και εςι Σωκρατει προοιμιον πεποιημενον εν τονῳ εξαμετρῳ προς τον Θεον. Ich möchte dieſe Worte für ein Gloſſem halten, dergleichen es beym Themiſtio nicht wenige giebt. Iſt εν τονῳ εξαμετρῳ wohl Griechiſch? iſt ſonſt wo τονος für metrum gebraucht? Ueberdies ſagt ſchon Diogenes Laertius, daß Dionyſodorus dieſen Lobgeſang des Sokrates für untergeſchoben gehalten habe.

Euſtathius.

In libr. Iliad. A. 198. ſetzt er den Sokratiſchen Dämon mit Achills Minerva in Eine Klaſſe. Das beſtärkt mich in meiner Meynung von dieſem Dämon. (Aber Sokrates ſelbſt giebt ihn doch für mehr aus, als für eine bloße Ueberlegung. Anm. d. H.)

Ebend. V. 217. Ein merkwürdiger Beynahme der Sokratiker, βλεπεδαιμονες (nicht ſchielend, ſondern Seher.) Die Bemerkung hat Euſtathius aus dem Pauſanias, wahrſcheinlich εν τῳ κατα τοιχιον ςρατεγικῳ αυτα λεξικὸν, deſſen Euſt. öfter erwähnt, z. B. zu Ilias B. 103.

Il. B. 475—79. Euſtathius erwähnt ein zweytes Rhetoriſches Wörterbuch: ἐν δὲ ἑτέρῳ ῥητορικῷ λεξικῷ. Sollte dieſes wohl das ungedruckte Etymologicum ſeyn, welches ſich unter den MSS. Gudianis befindet, und welches man gewöhnlich dem Photius beylegt. S. die Beſchreibung davon im VI Supplement-Bande der Act. Erudit. p. 253. Oder vielmehr das ungedruckte Lexicon, welches Thomas Gale beſeſſen, und ſich jetzt in der Bodlejaniſchen Bibliothek befindet?

B. Römer.

Dichter.

Lucretius.

Lucrez verſteht das Kunſtſtück des maleriſchen Wohlklangs in einem hohen Grade; z. B. wenn er das Zittern der Glieder ausdrückt.

Lib. 6. v. 1188. In manibus vero nervi
trahier, tremere artus.

— — v. 1213. Das allmählige Sterben.

Languebant pleraque morbo
Et moriebantur.

Virgil.

Aen. VII. 76. Die Bewegung der Zunge ahmt die Bewegung der beſchriebenen Sache nach:

— — tunc fumida lumine fulvo involvi —

Der langſame Gang nachgeahmt 634.

aut leves ocreas lento ducunt argento.

Ovid.

Metamorphos. I. 343.

Jam mare littus habet: planos capit alveus amnes:
Flumina ſubſidunt: colles exire videntur:
Surgit humus: creſcunt loca decreſcentibus undis,
Poſtque diem longam nudata cacumina ſylvæ
Oſtendunt —

Dieſe Stelle iſt ſchön und maleriſch; ſie würde aber noch weit maleriſcher ſeyn, wenn der Dichter ſeine Züge auch ſo geordnet hätte, wie die Dinge ſelbſt in der Natur auf einander folgen. Die Hügel müſſen eher wieder hervorzukommen ſcheinen, als die Flüſſe in ihr Bette zurücktreten. Jenes iſt das Zeichen der abnehmenden Ueberſchwemmung, und in dieſem iſt ſchon keine Spur mehr davon. Dieſes iſt der Fehler, den Ovid faſt in allen ſeinen Gemälden hat. Er iſt reich an wahren und ſchönen Zügen; aber er wirft dieſe Züge unter einander, und entkräftet ſie durch ſein hyſteron proteron.

*

V. 361. Namque ego (crede mihi) ſi te
modo pontus haberet,
Te ſequerer coniux: & me
quoque pontus haberet.
und 324. Et ſuperaſſe videt de tot modo
millibus unum,
Et ſuperaſſe videt de tot modo
millibus unam.

Die Alten und beſonders Homer drückten eben daſſelbe Ding mit eben denſelben Worten aus. Aber Ovid macht aus dieſer nachdrücklichen Simplicität öfters ein Spielwerk.

*

V. 559. — — — ſemper habebunt
Te coma, te citharæ, te noſtræ,
Laure, pharetræ.

ſagt Apollo. Die Schläfe und Cither deſſelben findet man in den alten Denkmählern mit Lorbeer umwunden. Aber auch den Köcher? Es würde gelehrt ſeyn, wenn es ein neuer Künſtler thäte, und gewiß eine beſondre Wirkung thun.

B. 729. Ein ſchönes Gemälde der bittenden Jo am Ufer des Nils:

Quem (Nilum) ſimul ac tetigit, poſitis in margine ripæ
Procubuit genibus, reſupinoque ardua collo.
Quos potuit, ſolos tollens ad ſidera vultus
Et gemitu & lacrymis & luctiſono mugitu
Cum Jove viſa queri eſt finemque orare malorum.

Die Gemälde der Action ſind nicht ſowohl Gemälde des Körpers, als der Handlung dieſes Körpers, und kommen dem Dichter alſo ſehr wohl zu. Nur iſt dabey zu beobachten, daß ſie nicht mehr Zeit wegnehmen, als in der Natur ſelbſt dazu erfordert wird; welchen Fehler Richardſon ſehr oft begeht, wenn er die Geſtus ſeiner Perſonen malt. Es müſſen dieſe Geſtus' auch anhaltend ſeyn, in welchen die Perſon eine Weile verharret, wenn es ſich der Mühe verlohnen ſoll, ſie zu ſchildern.

B. 738. f. Ich merke bey dieſer Stelle an, daß auch ſelbſt im Ovid, in dieſem Handbuche der Maler, die Maler dasjenige, was bey dem Dichter das Maleriſchſte iſt, ungemalt laſſen müſſen. Dieſes ſind die Verwandlungen, welche der Maler nur als geſchehen zeigen kann, da ſie der Dichter vor unſern Augen vorgehen läßt, und uns beyde Geſtalten zugleich, aus welcher und in welche die Verwandlung geſchieht, zeiget. Es würde ein häßlicher widriger Anblick ſeyn, eine Figur zu ſehen, die halb Vieh halb Menſch iſt.

•

Lib. III. 245.
Arſurus iterum Xanthus.

Der Dichter deutet prophetiſcher Weiſe an, was dem Xanthus bey der Belagerung von Troja geſchehen ſollte. Cioſanus macht alſo in ſeiner Anmerkung einen ſeltſamen Fehler, den Phaetontiſchen Brand jünger zu machen, als die Belagerung von Troja. Und gleichwohl hat Burmann dieſe Anmerkung ohne die geringſte Verbeſſerung wieder abdrucken laſſen.

•

V. 786. Minerva entfernt ſich geſchwind, und hilft ſich mit dem Speere von der Erde auf; ein ſchönes Bild.
impreſſa tellurem repulit haſta.

Einen ähnlichen Zug hat der Dichter vom Perſeus, Lib. IV. v. 710. — — pedibus tellure repulſa.

*

V. 789. Kommt ein ſchönes Attribut des Neides vor, von welchem ich nicht weiß, ob die Künſtler davon Gebrauch gemacht haben.

— baculumque capit, quod ſpinea totum
Vincula cingebant — — — —

Die neuern Emblematiſten geben ihm ſehr ekelhaſt ein Herz in die Hände, welches er zerreißt.

*

Lib. III. V. 97.

— — Quid, Agenore nate, parentum
Serpentem ſpectas? & tu ſpectabere ſerpens.

Glückliche Wiederholung von einerley Worten für einerley Sachen.

*

V. 106. Ein vortreſſliches fortſchreitendes Gemälde von den Kriegern, die aus den geſäeten Schlangenzähnen aufwachſen.

*

V. 303. Jupiters Bliß iſt nicht immer Werkzeug der Rache; auch wäre es dem Gotte der Götter unanſtändig, dieſe Werkzeuge der Rache nie wegzulegen. Sein Blitz in der Rechten iſt auch ein wohlthätiger.

Eſt aliud levius fulmen u. ſ. w.

*

V. 517. Ein gemalter Geſtus:

— — — ille movens albentia tempora canis &c.

*

Lib. IV. 354.

— — — ut eburnea ſignis
Signa tegat claro, vel candida lilia, vitro.

Die Alten ſchloſſen alſo die kleinen aus Elfenbein geſchnitzten Bilder in ein gläſernes Gehäuſe.

*

V. 472. Ein gemalter Geſtus:

Tiſiphone canos, ut erat, turbata capillos
Movit, & obſtantes rejecit ab ore colubras.

*

V. 425. Das Ungeheuer, von welchem Perſeus die Andromeda rettete, war nicht ganz Fiſch, wie ich es öfters abgebildet geſehen habe. Nur das Hintertheil war Fiſch.

— — — tenuiſſima cauda
Definit in piſcem.

V. 771. Zu merken der Anachronismus, welchen der Dichter mit dem Atlas macht.

V. 791. Es iſt unrecht, den Kopf der Meduſa mit lauter Schlangen ſtatt der Haare zu umgeben. Die Schlangen müſſen nur den Haaren untermiſcht ſeyn.

> Geſſerit alternis immixtos crinibus angues.

Lib. V. 83.
Ein ſehr maleriſcher Geſtus eines Sterbenden.

> Et reſupinus humum moribundo vertice pulſat.

V. 339. Vorſpiel des Inſtruments:

> Calliope querulas prætentat pollice chordas:
> Atque hæc percurſis ſubjungit carmina nervis.

V. 383. Geſtus des Amor, der den Bogen ſpannt:

> Oppoſitoque genu curvavit flexile cornu.

Seneca's Tragödien.

(Einige Leſarten zweyer Manuſcripte, die ſich auf der Rhedigerſchen Bibliothek in Breslau befinden.)

Cod. XXVI. apud Kranzium *)

Herc. Fur. 22. Gronovius lieſt aus einer bloßen Muthmaßung ſtatt locum: torum. Nun lieſet zwar dieſer Codex auch locum; man ſieht aber, daß dieſes Wort corrigirt iſt, und es ſcheint vorher lectum geheißen zu haben. Lectum aber leidet der Vers nicht, und es ſcheint alſo Gloſſe für torum geweſen zu ſeyn, wodurch Gronovii Vermuthung gewiſſermaßen beſtätigt wird.

Dieſer Codex hat verſchiedene Lücken. So fehlen z. E. im Herc. Fur. V. 123—161. incl.

Cod. XXIX.

Herc. Fur. 19. Sed vetera querimur:
una me dira ac fera,

iſt die Leſart des Gronovius, da die gemeinen, und auch der vorige Codex, alle leſen: Sed

---

*) Wahrſcheinlich das nachgeſchriebene Collegium von Kranzens Beſchreibung der Codicum dieſer Bibliothek, welches man häufig antrifft.
Anm. d. H.

Sed vetera ſero querimur, una me dira ac fera.

Dieſer Codex hingegen lieſt:

Sed vetera ſero querimur, una me dira.

Da aber dira die erſte Sylbe lang hat, ſo wird beſſer ſeyn, daß dira ac ausgelaſſen und geleſen wird, ſo wie Fabricius:

Sed vetera ſero querimur, una me fera.

Genug, daß durch dieſe Lesart beſtätiget wird, daß eins von beyden Epithetis überflüßig iſt.

V. 61. lieſet er anſtatt providum ſolem, ſehr ſchön: pallidumque ſolem.

Man ſieht zwar deutlich, daß es eine neuere Correctur iſt, doch iſt ſie offenbar der alten Lesart vorzuziehen.

V. 527. Anſtatt bella per omnia, welches hier keinen beſondern Verſtand macht, lieſet der Codex weit richtiger:

— — — regna per omnia.

Auch das Folgende, wo die verſchiednen Länder, in welchen Hercules ſeine Heldenthaten gethan, beſchrieben werden, zeiget, daß regna hier unendlich vorzuziehen iſt.

Thebais v. Phoeniſſa 336. Anſtatt mitte violentum lieſet dieſer Codex: Arce violentum. Und aus dieſer richtigern Lesart iſt die unrichtige in den beyden andern ſchlechtern Mſcrpten entſtanden: Ante violentum. Ueberhaupt aber wird dieſe Rede der Antigone im gegenwärtigen Mſpte weit ſchicklicher dem Nuntio zugeſchrieben, indem es zuletzt heißt:

Auctorque placidæ liberis pacis veni.

Veni konnte Antigone nicht ſagen, welche beſtändig bey dem Vater geweſen war.

Troades V. 159. Anſtatt tutis lieſt er und Codex XXVI. tutus, welches mir in der That beſſer gefällt, da es mit dem folgenden felix eine Beziehung bekommt, und nicht alle Subſtantive mit Epithetis behangen werden.

V. 50. Er beſtätiget die Lesart ſiccus.

V. 142. Für alio lacrimas lieſt er nicht übel: Ilio lacrimas.

Dem Codex iſt eine Tragoedia Gregorii Corrarii Veneti cui Titulus Progne angebunden. Dieſer Corrarius iſt ohne Zweifel der, deſſen Ughellinus unter den Biſchöfen von Vincenz gedenkt Tom. V. Ital. ſacr. p. 1143. Notarius Pius des II, Pius in Commentar. l. II. p. m. 44. Wenn er nicht von Vincenz weiter verſetzt worden, ſo muß er im Jahre 1465 geſtorben ſeyn, als in welchem Jahre Marcus Barbo in dem Bisthume gefolgt.

Dem Codex XXIX ist eine Evidentia Tragoediarum beygefügt, (eine kahle Erklärung der von Seneca gebrauchten Metrorum, von einem gewiſſen Muſatus, in Geſprächsform mit einem Lovatus Paduanus vates, von welchem Fabricius Bibl. med. æt.) und an Marſilius Patavinus (nicht wie in dem Kranziſchen Manuſcript ſteht Ficinus) gerichtet.

Martial.

In dem Epigramm des Martialis auf den im Fieber declamirenden Matho wollte ich gegen das Ende eine kleine Verbeſſerung vorſchlagen. Im Fieber declamiren, ſagt Martial, iſt wahre Raſerey; es wäre denn, daß man ſich nicht anders in den Schweiß bringen könnte. Aber doch iſt es etwas Großes, läßt er den Matho einwenden. Nein, erwiedert er hierauf, in der Hitze des Fiebers ſchweigen können, iſt etwas Großes:

> Magna tamen res eſt, errans cum viscera febris
> Exurit, res eſt magna tacere, Matho.

Die erſten Worte Magna tamen res eſt, ſind der unterbrochene Einwurf des Matho, worin ich mit allen Auslegern überein komme. Nur das errans kann ich nicht ſo gut vertragen, wie ſie. Nicht, als ob errans febris keiner Bedeutung fähig wäre: ſondern weil dieſes Beywort hier nichts ſagt. Denn das Fieber mag ſeine geſetzte Zeit halten oder nicht; die Kunſt in der Hitze deſſelben ſchweigen zu können, iſt einmal ſo groß, wie das andere. Beſſer alſo, man lieſet:

> „Magna tamen res eſt“ — Erras! cum viscera febris
> Exurit, res eſt magna tacere, Matho.

*

Die Alten legten ihre Kleider, wie wir oft die Wäſche, in Kleiderpreſſen. II. 46.

> — tua ſuppoſitis pellucent præla lacernis.

*

Die Aerzte ließen auch bey dem Fieber baden. II 40. (wo morbus hemitritæus ſo viel iſt, als febris ſemitertiana). Wie befremdend iſt das itzt!

•

Ob unſre Aerzte mehr verſtehen, als die alten, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ſie ehrlichere Leute ſind. Sie mauſen nicht. Bey den Alten hingegen war ein Arzt und ein Dieb gar öfters in Einer Perſon. S. auch Martial. lib. 9. 97. Harduin ad Plin. 32. Sect. 3. p. m. 640. hat den wahren Witz in dieſem Epigramm nicht eingeſehen.

Clinicus Hérodes trullam ſubduxerat ægro:
Deprenſus dixit: Stulte quid ergo bibis.

(Dieſer Herodes war ohne Zweifel ein Jude).

Proſaiker.

Cicero.

Rhetor. ad Herenn. lib. I.

•

Es iſt eine feine Bemerkung des Verfaſſers, wenn er räth, daß man in dem Falle, wenn die Aufmerkſamkeit der Zuhörer bereits ermüdet wäre, ſeine Rede mit der Verſicherung anſangen ſolle: aliter ac parati fuerimus, nos eſſe dicturos.

•

Epiſt. ad Atticum I. 10.

Frontem ferire ein Zeichen des überraſchenden Unwillens. Dieſe Geſticulation iſt nicht mehr nach unſerm feinen Geſchmacke. Mongault hat ſich nicht einmal getrauet, ſie wörtlich zu überſetzen, ſondern ſagt überhaupt: afin de pouſſer notre patience à bout. — Derſelbe Geſtus kommt auch bey andern alten Schriftſtellern vor.

•

Die Anmerkung, wenn und wo bey den Lateiniſchen Nominibus propriis die Endung beyzubehalten, oder zu verändern, iſt auch ſehr wohl für die Deutſche Sprache zu brauchen.

Livius.

Lib. XXX. Kap. 34.

Wenn Livius daſelbſt die Schlacht zwiſchen dem Scipio und Hannibal beſchreibt, ſo ſagt er unter andern:

> Igitur primo impetu extemplo movere loco hoſtium aciem Romani.

> Ala deinde & umbonibus pulſantes, in ſummotos gradu illato, aliquantum ſpatii, velut nullo reſiſtente, incuſſere, urgentibus & noviſſimis primos, ut ſemel motam aciem ſenſere.

Alles iſt hier deutlich, bis auf die Worte: Ala & umbonibus pulſantes. Was heißt hier ala? Die gewöhnliche militäriſche Bedeutung kann ihm hier nicht zukommen, ſondern man ſieht aus ſeiner Verbindung mit umbo, daß es nicht der Flügel der Schlachtordnung, ſondern ſo etwas heißen müſſe, das eben ſowohl ein Theil des Schildes geweſen, als umbo. Und was war es denn? Ich weiß nicht mehr, als einen einzigen Kritikus, der ſeine Vermuthung darüber geäußert hat, Giſanius Obſervat. Latinæ linguæ ſingul. p. 25. ed. Altenb. 1762. Ala, ſagt er, ſtehe hier pro ea parte loricæ aut ſcuti, quæ eſt ad humeros, ni fallor. Wie elend! Für denjenigen Theil des Schildes oder Panzers. Ein vortreffliches Oder! Schild oder Panzer, die Dinge ſind ja ſo weit nicht aus einander. Aber wie muß ſich Giſanius vorgeſtellt haben, daß ſich die Feinde mit demjenigen Theile des Panzers, der zunächſt am Halſe iſt, haben aus der Stelle treiben laſſen? Das möchte ich wiſſen?

Aber zur Sache. Ich habe geſagt, ala müſſe hier eben ſowohl einen Theil des Schildes bedeuten, als Umbo. Welchen wohl? Polybius, wenn er das Römiſche Schild beſchreibt *), ſagt unter andern: Εχει δε περι την ιτυν ἐν των ἀνωθεν και κατωθεν μερων σιδηρουν σιαλωμα, δι'ου τας τε καταφορας των μαχαιρων ἀσφαλιζεται και τας προς την γην ἐρεισεις.

Es iſt die Rede von dem Scuto, d. i. von dem länglichen Schilde. Der oberſte und unterſte ſchmale Rand deſſelben war mit Eiſen beſchlagen, damit es weder durch die Hiebe ſo leicht geſpalten, noch durch das Niederſetzen auf die Erde abgenutzt werden konnte. Und wie, wenn dieſe beſchlagenen ſchmalen Ränder bey den Römern ala geheißen hätten? Sie waren allerdings gleichſam die ala des Schildes. Und durch dieſe Annehmung kann die Stelle des Livius auch ſehr deutlich erklärt werden. Sie erheben die Schilde nemlich ſo horizontal, daß der unterſte eiſerne Theil derſelben gegen den Feind kam, den ſie ſolchergeſtalt aus der Stelle trieben.

---

*) Bey dem Lipſius de militia Romana Dial. II. p. m. 107.

Ja noch weiter. Dieſer eiſerne Beſchlag hieß bey den Griechen σιαλωμα. Könnte nicht gar das Lateiniſche ala daraus entſtanden ſeyn? Wenigſtens eben ſo gut als aus ομφαλος umbo. Denn daß es, wie Lipſius ſagt, von ἄμβων herkomme, werde ich ihm alsdann glauben, wenn man mir eine Stelle zeigt, in welcher ἄμβων grade dies bedeutet.

Ich habe überhaupt die Vermuthung, daß Umbo nur bey dem Clypeo Statt gefunden, bey den Scutis aber nicht. Gewiſſermaßen ſcheint es auch, daß es in Anſehung der Figur nicht anders geweſen ſeyn kann. Wäre dieſes, ſo wäre noch deutlicher, warum Livius ala & umbonibus geſagt hat: nemlich die Soldaten, welche clypeum hatten, ſtießen umbonibus, die, welche ſcutum hatten, ala.

Seneca.

Quæſtiones Naturales.

Iſt denn noch von Niemanden angemerkt worden, daß die Bücher 1 und 2 verſetzt ſind? Das zweyte muß ſchlechterdings das erſte ſeyn, als in deſſen erſtem Kapitel er die Haupteintheilung der ganzen Naturlehre macht. Es wäre ganz närriſch, erſt von den feurigen und gefärbten Luft-Phänomenen zu handeln, (wie in dem bisher für das erſte angenommenen Buche geſchicht) ehe jene Eintheilung vorausgeſchickt werden, unter welcher beſagte Phänomene ſelbſt begriffen ſind, in den Worten: quæcunque aër facit patiturque.

Præf. Quæſt. Natur.

Tunc contemnit domicilii prioris anguſtias. Fontenelle, Hugens, Lambert, Schmid, und wie ſie alle heißen, welche uns jene ingentia ſpatia, in quorum poſſeſſionem animus admittitur, beſchreiben, müßten die beſte Lecture auf dem Sterbebette ſeyn. Tunc contemnit &c.

Lib. I. cap. 1.

Stramenta (oder nach Rubenius Ramenta) ſulphure adſperſa ignem ex intervallo trahunt. Ich zweifle, ob dieſe Erſcheinung ſich ſo ſchlechtweg nachmachen läßt. Denn der Schwefel ſchwitzt zwar in einiger Entfernung vom Feuer; aber daß er ſich entzünden ſollte, wüßte ich nicht.

Ebend.

Stella eine feurige Lufterſcheinung, wie allenfalls der Stern der Weiſen aus dem

Morgenlande könnte geweſen ſeyn, wenn der Weg nicht ein wenig zu weit wäre.

Lib. I. cap. 3.

Daß Linea auch die in einander laufende Gränze zweyer Farben bedeuten kann, das ſehe ich nunmehr aus einer Stelle des Seneca, wo von dem Regenbogen die Rede iſt: Videmus in eo aliquid flammei, aliquid lutei, aliquid cærulei, & alia in picturæ modum ſubtilibus lineis ducta. Eine ſolche Gränze hieß auch Commiſſura. Es verlohnt ſich der Mühe, die ganze Stelle mit unſeram guten Manuſcripte zu vergleichen.

Ebend.

Bey den Alten muß der Fall nicht ungewöhnlich geweſen ſeyn, daß ſich Leute ſelbſt ſahen; aber ſie erklärten ihn aus einer Krankheit der Augen. Quidam, ſagt Seneca, hoc genere valetudinis laborant, ut ipſi ſibi videantur occurrere, ut ubique imaginem ſuam cernant. Das Raiſonnement aber, wie er dieſe Krankheit erklärt, will ſich mit unſrer Optik nicht mehr reimen, und man müßte ihm eine ganz andre Wendung zu geben ſuchen, wenn man von dieſer Krankheit ſelbſt richtige und ſichere Erfahrungen hätte, und ſie aus dem Sehen ſelbſt erklären wollte.

Ebend. cap. 5.

Was Seneca hier vom Tyriſchen Purpur ſagt, erinnre ich mich nicht ſonſt wo geleſen zu haben, und es gilt, glaube ich, von unſrer heutigen Purpurfarbe auch nicht. Purpuram Tyriam, quo melior ſaturiorque eſt, eo oportet altius teneas, ut fulgorem ſuum oſtendat.

Lib. II. cap. I.

Ein merkwürdiges Beyſpiel, wie ſehr ſich die guten Scribenten der Alten vor den Kunſtwörtern der Schule gehütet haben: woraus man zugleich ſieht, daß ein großer Theil der Lateiniſchen philoſophiſchen Terminologie ohne Zweifel verloren gegangen, und Wolf manches barbariſche Wort nicht hätte machen dürfen, wenn wir die Schulhefte der alten Philoſophen übrig hätten. Ergo concedas oportet, ex his quoque quæ ſenſum effugiunt, ceterum ratione prenduntur, eſſe in quibusdam unitatem corporum. Vide quomodo auribus tuis parcam. Expedire me poteram, ſi philoſophorum lingua uti voluiſſem, ut dicerem unita corpora &c.

Plinius.

Hiſtoria Naturalis.

Lib. XXXIV. Sect. 5.

Bos æreus inde captus in foro Boario eſt Romæ.

Dieſe Stelle iſt mir verdächtig: inde captus müßte heißen, daß dieſer eherne Ochſe aus der Inſel Aegina nach Rom gebracht worden. Aber wer würde in dieſem Verſtande captus ſagen? Ich glaube alſo, es ſoll heißen inde dicto, und Plinius will anzeigen, daß der ganze Markt von dieſem ehernen Ochſen den Namen bekommen, und es alſo kein Viehmarkt geweſen. Bey dem Stoſch iſt eine Gemme, worauf ein liegender Ochſe; vielleicht, daß es eine Nachbildung von dieſem Ochſen auf dem foro boario war.

Lib. XXXIV. Sect. 6.

Leſe ich eine Ableitung des Worts Candelabri, von der ich nicht finde, daß ſie ein einziger gehörig verſtanden hat. Ipſum nomen candelabri a candelarum lumine impoſitum apparet. Ich vermuthe mit der größten Wahrſcheinlichkeit, daß er durch lumine anzeigen wolle, daß das ganze Wort von candela und dem griechiſchen ἀργος zuſammengeſetzt ſey, welches, wie bekannt, ſo viel als glänzend bedeutet.

Lib. XXXV. Sect. 2. Not. 25.

Es kann kein abgeſchmackterer Fehler ſeyn, als den Harduin begeht, wenn er ein Werk des Atticus zu einem Werke des Cicero macht, welches den Titel Atticus geführt habe.

Ebend. Sect. 35.

Ich wollte anſtatt vulgatis lieber leſen vulgatarum, und es auf das vorhergehende Statuarum beziehen, in dem Verſtande nemlich, daß man auch ſogar diejenigen Bildſäulen nicht verſchont, welche von Dichtern beſungen werden.

Lib. XXXVII. Sect. 2.

Vom Steine des Polykrates. Sardonychem eam gemmam fuiſſe conſtat: oſtenduntque Romæ, ſi credimus, Concordiæ delubro, cornu aureo Auguſti dono incluſam, & noviſſimum prope locum tot prælatis obtinentem. Der Ueberſetzer hat aus dieſer Stelle Unſinn gemacht. Unter dem Horn iſt das Attribut der Concordia gemeynt, welches, wie man ſieht, von Golde, und mit Edelſteinen beſetzt war, unter welchen jener Sardonyx den letzten Platz einnahm.

Ibid. Sect. 6.

Plinius hat Exempel angeführt, wie weit der Luxus der Römer in den Perlen gegangen, und fährt fort:

> Quin imo etiam jus videmur perdidiſſe corripiendi gemmata potoria & varia ſupellectilis genera, annulos tranſeuntes. Quæ enim non luxuria innocentior exiſtimari poſſit?

Zu dem Worte annulos macht Harduin die Umſchreibung: Quando de annulis ſilemus. Quæ enim non luxuria præ illa innocentior videatur? Er nimmt es alſo ſo, als ob Plinius die Ueppigkeit mit den Ringen für die größte gehalten hätte. Ganz falſch! Plinius will ſagen: Nach dieſem eben gedachten Mißbrauche der Perlen ſcheinen wir gar kein Recht mehr zu haben, uns über die Trinkgeſchirre und andern Hausrath aus Edelſteinen zu beſchweren, geſchweige über die Ringe. Denn welche andere Ueppigkeit iſt nicht weit unſchuldiger? (als jene mit den Perlen.)

Ibid. Sect. 7.

T. Petronius Conſularis moriturus, invidia Neronis Principis, ut menſam eius exheredaret, trullam murrhinam trecentis talentis emptam fregit. Harduin erklärt exheredaret durch heredi auferret, wem? weſſen? Man ſieht, Harduin hat den Zuſammenhang nicht gefaßt. Die Rede iſt von der Tafel des Nero. Um dieſe, wie der witzelnde Plinius ſagt, zu enterben, zerbrach Petron die Schale; er wollte nicht, daß Nero auf ſeiner Tafel damit prahlen ſollte.

Lib. XXXV. c. 6.

Hier iſt die Stelle, die bey Papias unter Colores ſo vorkommt: Colores naſcuntur aut fiunt. Naſcuntur ut Synopis, rubrica, paritonium, melinum, frecia &c. Wenn Dufresne dies gewußt hätte, ſo würde er ſich nicht den Kopf zerbrochen haben, was frecia ſeyn ſoll. Beym Plinius ſtehet ſtatt deſſen Eretria. Plinius ſagt, terræ ſuæ nomen habet, und fügt hinzu: daß ſich Parrhaſius und Nicomachus ihrer bedient. Welcher Farbe ſie aber geweſen, läßt ſich aus ihm nicht ſchließen.

Lib. XXXVII. c. 3.

Ismeniam choraulem multis fulgentibusque uti ſolitum, comitante fabula vanitatem eius, indicato in Cypro ſex aureis denariis ſmaragdo — juſſiſſe numerari, & cum duo relati eſſent, imminuto pretio, male hercules curatum dixiſſe: multum enim detractum gemmæ dignitati. Harduin ſupplirt bey duo: ſmaragdi. Aber man ſieht, relati muß auf etwas gehen, was Jsmenias wieder bekam; und das waren zwey Denare. Wie hätte denn der Verkäufer ſogleich zwey Smaragde für Einen geben können? Auch war es ja ein geſchnittener Smaragd. — Alſo der Unterhändler hatte dem Jsmenias zu wohlfeil gekauft, & cum duo denarii relati eſſent, iſt er ärgerlich, weil ihn der Stein wegen ſeiner ſeiner Wohlfeilheit nun ſchlechter dünkt.

Ueber eine alte Ausgabe der Diſtichorum Catonis.

Sie iſt in klein Quart auf drey Ternionen, ohne Titel. Zum Schluſſe ſtehet blos Finit moraliſſimus Cato 94. Wahrſcheinlicher Weiſe iſt dieſe Zahl für das Jahr anzunehmen; und darauf folgen noch drey Seiten

Lateiniſcher Sittenſprüche, unter der Aufſchrift: Medii verſus pro juvenibus confecti. Im Texte fällt mir eine Leſeart in die Augen, die ich mir merken will. Es findet ſich nehmlich unter den vorläufigen kurzen Regeln auch eine, welche nach des Opitz Ausgabe die 6te iſt und Foro pare heißt. Opitz überſetzt ſie: Richte dich nach dem Markte. Er glaubt nemlich mit Scaliger, daß es eben das heiße, was bey dem Terenz Phorm. I. 2. 29. uti foro bedeutet. Aber warum hätte ſich nicht Cato eben ſo ausgedrückt, wenn er eben das hätte ſagen wollen, da uti foro, wie Donatus anmerkt, ſchon einmal ein ſehr gewöhnlicher proverbialiſcher Ausdruck war? Faſt möchte ich es alſo lieber mit meiner alten Ausgabe halten, welche Foro te para! lieſet. Der Sinn iſt klar und gut. Seneca der Redner drückt ſich eben ſo aus: foro & honoribus ſe parant. Prooem. lib. II. Controv. Wollte man einwenden, Cato könne hier nicht die Zubereitung, Rechtshändel zu führen, verſtehen, weil erſt die 34te Regel Literas diſce heiße: ſo weiß man ja, daß alle Regeln in keiner Ordnung ſtehen, und eben ſo ſtark verworfen, als interpolirt ſind. Die letztre findet ſich in der alten Ausgabe gar nicht.

II.

Vermiſchte Anmerkungen.

Polyphemus.

Die genaueren Philologen unterſcheiden nur zwey Polypheme: den Cyklopen und den Argonauten. Allein auch unter den Argonauten waren zwey dieſes Namens, welche weder mit einander, noch mit dem Cyklopen verwechſelt werden müſſen. Der eine war der Polyphemus Elatides aus Lariſſa in Theſſalien a). Der zweyte war der Sohn des Neptunus und der Europe, der Tochter des Tityrus und Tänarus, der von ſolcher Geſchwindigkeit war, daß er auf den Wellen des Meeres einherlaufen konnte, und kaum die Fußſohlen be-

a) Siehe Apollon. Rhod. Argon. I. 40—44. (Vergl. Iliad. I. 264.)

feuchtete b). Der erſte war es, welcher von den Argonauten in Myſien zurückgelaſſen wurde. Und von dem andern muß es verſtanden werden, was Valerius Flaccus ſagt, daß er zwar mit den Uebrigen wieder zurückgekommen, aber eben ſeinen todten Vater auf den Scheiterhaufen gefunden habe.

Et tibi Palladia pinu, Polypheme, revecto
Ante urbem ardentis reſtat deprendere patris

---

b) Auch dieſes ſagt Apollonius, und unterſcheidet alſo dieſe Polypheme umſtändlich. I. 178—184. Natalis Comes hält dieſen P. für den Cyklopen; aber weder die Beſchreibung, die Homer und Theokrit von dem Cyklopen machen, paßt auf dieſen Tänariſchen Polyphem, noch die Beſchreibung, die Apollonius von dieſem giebt, auf jenen. Der Homeriſche P. hatte die Gabe gewiß nicht, daß er auf den Wellen des Meeres laufen konnte; ſonſt dürfte ihm Ulyſſes wohl nicht ſo leicht entkommen ſeyn. Die Redensart: auf den Wellen des Meers einherlaufen, iſt ein poetiſches Bild der äußerſten Schnelligkeit. Virgil hat ſich deſſen ebenfalls bedient, von der Camilla Aen. VII. 808. Er und Apollonius hatten den Homer vor Augen, der von den Füllen des Erichthonius ſo ſagt, Iliad. V. 226—29. Man lerne indeſſen auch hier, wie unglücklich öfters der beſte Nachahmer iſt. Homers Füllen waren Kinder des Boreas, und Apollonius Polyphem war ein Sohn Neptuns. Allein wer war Virgils Camilla? Volsca de gente, eine gemeine Sterbliche; und ſo wird das Wunderbare der Griechen bey dem Römer zu Lügen.

Reliquias: multum famulis pia juſta moratis
Si venias c).

Myrmidonier.

Myrmidonia, Myrmidonier, ein Beynahme der Inſel Aegina und ihrer Einwohner, wovon ſowohl die wahre als fabelhafte Urſache bey dem Strabo nachzuſehen a). Als Peleus aus Aegina flüchtig werden mußte, wandte er ſich mit ſeinen Gefährten nach Theſſalien; ſie ließen ſich in Phthia nieder, und von ihnen bekamen die Phthier den Namen Myrmidonier, unter welchem dieſe, als ein Theil der Truppen des Achilles, bey dem Homer vorkommen b). Die

---

c) Argonaut. I. 456.
Burmann hätte daher ſeine ganze Note über dieſe Stelle erſparen können, und nicht ſo viel gezwungene Auslegungen und Verbeſſerungen machen dürfen, wenn er nur dieſes doppelten Polyphems unter den Argonauten eingedenk geweſen wäre. Er würde keine Schwierigkeit gefunden haben, das von dem zweyten Polyphem gelten zu laſſen, was auf den erſten freylich nicht paſſen will.

a) Geogr. VIII. p. m. 430.

b) Z. B. Iliad. B. v. 684.

Dacier hat ſich in ihrer Ueberſetzung dieſes Dichters nur ein einzigesmal dieſen Namen beyzubehalten getrauet, nemlich da, wo Agamemnon von dem Achilles und ſeinen Völkern in dem Tone der Verachtung ſpricht: aus Urſache, weil im Franzöſiſchen Myrmidon ein lächerliches Spottwort iſt, das einen kleinen unanſehnlichen Menſchen bedeutet c). Man kann ihr Verfahren nicht mißbilligen. Aber man wird wiſſen wollen; woher dieſes Franzöſiſche Myrmidon komme. Iſt es wirklich das nemliche Wort, mit welchem Homer die tapfern Unterthanen ſeines größten Helden benannte? Wie hat es denn bey den Franzoſen eine ſo verächtliche Bedeutung bekommen können? Man wird umſonſt den Menage und Andre hierüber zu Rathe ziehen. — Ich ſage, das Franzöſiſche Myrmidon kommt nicht von dem Griechiſchen Beynamen der Aegineten her, ſondern es ſollte eigentlich Myrmillon heißen. Myrmillones aber wurden bey den Römern diejenigen Fechter genannt, die ſich einer Art von Galliſcher Rüſtung bedienten, und daher auch Anfangs den Namen Gallier

---

c) Nemlich Iliad. A. v. 180.

führten d). Nun muß man wiſſen, wie ſich die Myrmillones bey ihrem Fechten anſtellten. Sie ſetzten ſich in eine ſehr niedrige Lage, um ihrem Gegner den Stoß von unten auf beyzubringen. Man ſehe die klaſſiſchen Stellen beym Lipſius e), nebſt der Abbildung, die er davon machen laſſen. Wenn denn aber durch eine niedrige Lage der größte Körper in einen Zwerg zuſammengezogen wird: was hat leichter geſchehen können, als daß man davon den Nahmen Myrmillo auf jede zwergichte Figur, von einem gewiſſen lächerlichen unternehmenden Weſen, angewendet hat, daß dieſer Spottname unter den Landsleuten der Myrmillonen am längſten ge-

---

d) Feſtus in v. Retiario. — in quorum galeis piſcis effigies inerat. Von dieſem Fiſche iſt auch der Name gekommen. Μορμυρος ιχθυς θαλαττιος. Heyſch.

e) Saturnal. Ser. lib. II. c. 10. Ich kann zwar nicht bergen, daß die vornehmſten dieſer Stellen dem Lipſius können ſtreitig gemacht werden, z. B. Tacitus Annal. III. c. 43. Auſon. praef. Cent. nupt. p. 376. (in uſum Delph.) vergl. die Ausgabe des Floridus. Doch hat Lipſius Recht, wie aus andern Stellen, beſonders dem ἐπιβαίνειν beym Artemidorus, erhellt blieben, und endlich aus Myrmillon Myrmidon gemacht worden t)?

t) Dieſe Verwechſelungen des l und d ſind den Franzoſen, wie den Spaniern und Italianern, in den Wörtern, die ſie von dem Lateiniſchen und Griechiſchen geborgt haben, ganz gewöhnlich. S. Les principes de l'art des Etymologies, vor dem Wörterbuche des Menage. Aus dieſem Grunde wollte ſchon Turnebus Adverſ. II. c. 4. den Namen der Myrmillonen von den Myrmidoniern ableiten. Man ſieht wohl, daß ich mich des nehmlichen Grundes, aber zu einer andern Sache, bediene.

III.

Leſſings Nachlaß
zur
Gelehrten-Geſchichte
und
Literatur.

U 5

I.

Anmerkungen
zur
Gelehrten-Geſchichte.

Peter von Abano.

(Notizie ſtoriche et critiche intorno alla vita di Pietro d'Abano, dette dal Co. Gian-Maria Mazzuchelli in una Letteraria Converſazione. Im 23. Tom. der Raccolta Opuſ. ſc. et filolog. 1741.)

Aus dieſer Vorleſung des Mazzuchelli wird man leicht alle Fehler des Bayle, des Niceron, und andrer, bemerken und verbeſſern können. Ich bringe alſo nur das bey, was ſelbſt dem Mazzuchelli unbekannt geblieben, oder nicht recht bekannt geworden. Es wird zugleich eine gute Ergänzung ſeines Artikels beym Clement ſeyn.

1. Das Buch de Venenis iſt auch 1500 zu Leipzig bey Jacob Thannern in 4. gedruckt worden, und zwar per venerabilem virum Wilhelmum Haldenhoff de Thorn, artium et Medic. Doctorem, Magni magiſtri Pruſſiae divi ordinis Theutonicorum Phyſicum, verbeſſert; (nicht überſetzt, wie es bey Haller Bibl. Botanica T. II. p. 659. heißt.) Der Papſt, an welchen Albano das Buch dedicirte, heißt daſelbſt nicht Xyſtus, wie in andern Ausgaben, ſondern wird durch ein bloßes N angegeben. (64. 11. Quodl. 4to.)

2. Hippocratis de Medicorum Aſtrologia libellus, welches Albano überſetzt, iſt zwar, wie Mazzuchelli angiebt, 1485 in 4to zu Venedig gedruckt, aber nicht als eine beſondre Schrift, ſondern zum Schluſſe eines Buches ähnlichen Inhalts, welches Opuſculum repertorii pronoſticon in mutationes aëris tam via aſtrologica, quam meteorologica etc. welches in dem nehmlichen Jahre zu Venedig von Erhard Ratdolt gedruckt worden. Noch hätte Mazz. anmerken ſollen, daß dieſen vermeynten Traktat des Hippokrates Tomaſo Bovio Zeſi-

riels, in ſeinem Melampigio 1583 wieder auflegen laſſen, in deſſen Opere von 1626 er ebenfalls vorkommt.

Pet. Abälard.

Der Abt Gervaiſe *), und aus ihm Niceron **), haben unter andern, nach Baylen, das Leben des Abälard beſchrieben. Auf jene verweiſe ich, wem dieſer nicht Genüge leiſtet. Nur zwey Anmerkungen laſſe man mich hier beyfügen.

1. Die erſte betrifft den Namen Abälard. Wie bekannt, war Abälard keinesweges der Geſchlechtsname, ſondern ein Schmeichelname, den, wie Gervaiſe meynt, die zärtliche Mutter dem kleinen Peter, par un preſentiment qu'elle avoit de ſon éloquence future, beygelegt hatte. Er leitet alſo Abälard von Abeille ab, und beruft ſich desfalls auf eine Stelle des h. Bernhard, wo dieſer den Abälard Apis de Francia nenne. Doch das Zeugniß dieſer Stelle, ſo wie die ganze Vermuthung des Gervaiſe, wird beym Niceron mit Grunde verwor-

---

*) La vie d'Abelard et celle d'Heloiſe. Paris 1720. 2 Voll. 12.

**) Mem. T. IV.

ſen; mit dem Zuſatze, daß in der Mundart von Bretagne der Name Abälard ja wohl etwas andres heißen könne. Abélard n'a-t-il pas d'autre ſignification dans le bas Breton? J'abandonne cela aux chercheurs d'etymologie. — Wenn es nun aber nach einer Nachricht gehen ſollte, die in der Folge B. Pez *) aus einem alten Codice beybrachte, aus welchem er des Abälard Sittenlehre oder ſcito te ipſum abdrucken ließ: ſo wäre die Bedeutung des Namens Abälard nichts weniger, als in der Bretanniſchen Mundart zu ſuchen, ſondern Abaelardus hieße ſo viel als Habelardus, quaſi qui haberet artium apud ſe ſummam et adipem. Doch wer ſieht das Lächerliche dieſer Ableitung nicht, und wird nicht lieber bey jener Quelle bleiben wollen? Allerdings wird Abälard in der Bretanniſchen Mundart ſeine gute Bedeutung haben: und was hindert uns, bey der Uebereinſtimmung, welche dieſe Mundart noch jetzt in vielen Stücken mit dem Holländiſchen und Plattdeutſchen haben ſoll, zu glauben, daß es die nehmliche ſeyn werde, die es in dieſem hat. In dieſem aber iſt das Wort abel für munter, witzig, ſinnreich, ſehr bekannt,

---

*) Anecdot. T. III. diſſ. iſagog. p. XXII.

und Kilian *) erkläret Abelaert ausdrücklich durch homo bellus, concinnus. Auch unſer alter Theutoniſta hat das Wort Abel als ein im Cleviſchen gebräuchliches Wort. Und wenn dieſes wäre: warum ſollten wir Abälard, und nicht lieber gleich Abelart, ſchreiben?

2. Wegen der Verſchiedenheit, die ſich auf den Titeln der Exemplare der geſammelten Werke des Abelard zeigt, da auf einigen Franc. Amboeſius, auf andern Andreas Quercetanus als Herausgeber genannt wird, merke ich an, daß die Art, wie man beym Bayle (Art. Fr. Amboiſe Anm. F.) das Räthſel löſen will, ganz und gar nicht wahrſcheinlich iſt; nehmlich, daß Quercetanus (oder du Chesne) der wahre Herausgeber ſey, der aber die Ehre dem Herrn d'Amboiſe laſſen wollen, der damals im Stande geweſen, ein ſolches Opfer mit Dank zu erkennen. Es ſcheinet mir gerade das Gegentheil geweſen zu ſeyn, daß nehmlich d'Amboiſe den du Chesne vorgeſchoben, als die Theologen ſowohl über die Werke des Abelard ſelbſt, als über die Praef. Apolog. pro Abaelardo, die er

---

*) Etym. Teut. ling.

ihnen vorgeſetzt hatte, Lermen machten. Denn daß ein dergleichen Lermen entſtanden, bezeugt nicht allein Roulliot, in einer Stelle, die Bayle (Anmerk. C.) ſelbſt anführet: ſondern noch mehr erſehe ich es aus einer Cenſura Doctorum Paiſienſium, die auf drey Blättern einigen Ausgaben vorgeſetzet iſt. Sie befindet ſich in dem ſonſt ganz defecten Exemplare unſrer Bibliothek N. 47. 6., nicht aber in dem vollſtändigen 47. 7. In dieſer Cenſur, wie es heißt, quid in quoque Operum ejus loco ſalebroſum foret, a quibusdam Theologis Pariſienſibus diligenter adnotatum et indigitatum eſt; ſingulisque periculoſioribus dictis praeſens eſt adhibitum amuletum. Und hierauf folgen die anſtößigen Stellen, worunter das ganze Buch adverſus Haereſes aus den Schriften des Abälard herausgeworfen wird Liber hic, ut in Codice MS. nomen Abaelardi haud prae ſe gerit, ita neque ejus loquendi morem, ſtilum aut mentis acumen ſapit. Beym Bayle, wo die verſchiednen Stücke angegeben werden, welche die ſogenannte Quercetaniſche und Amboiſiſche Ausgabe von einander unterſcheiden, wird dieſe Cenſura doct. Par. weder bey der einen noch bey der andern genennt,

nennt, und vermuthlich wird Amboeſius haben zugeben müſſen, daß ſie in der Folge den Exemplaren beygelegt worden.

3. Endlich kann ich nicht unangemerkt laſſen, daß, obſchon nach der Sammlung des Amboeſius, noch verſchiedene Werke des Abelard ans Licht gezogen worden, — als vom Marteno, (Tomo V. Anecdot.) Theologiae chriſtianae libri V. und Expoſitio in Hexameron, ſo wie vom B. Pez (T. III. Theſ.) deſſen Scito te ipſum — uns dennoch das intereſſanteſte Werk des Abälard noch fehlt, und vielleicht auf immer fehlen wird. Denn es iſt ein großes Glück, wenn es Dúrand und Martene, die das Manuſcript davon beſaßen, nicht vernichtet haben. Eſt penes nos (ſagen ſie in der Vorrede zum 5ten Tomo ihres Theſ.) ejusdem Abaelardi liber, in quo genio ſuo indulgens, omnia chriſtianae religionis myſteria in utramque partem verſat, negans quod aſſeruerat, et aſſerens quod negaverat: quod opus aliquando publici juris facere cogitaverat noſter Acherius, verum ſerio examinatum aeternis tenebris potius quam luce dignum de virorum eruditorum conſilio exiſtimavit. Und ſo ha-

ben ſie uns auch nicht einmal den Titel davon wollen wiſſen laſſen. Joly muthmaßt, daß es von denen Manuſcripten ſeyn werde, die beym Niceron unter Nummer 35 vorkommen, und alſo noch in einer Bibliothek zu Oxford vorhanden ſeyn dürften.

Baldus Angelus Abbatius oder de Abbatibus.

Von Gubio gebürtig, woher er ſich beſtändig Eugubinum nannte. Käſtner hat ſich alſo wohl geirrt, wenn er glaubt, daß er den Namen Abbatius von ſeinem Vaterlande habe. Er war Medicus bey dem Franciscus Maria II, Herzog von Urbino, dem er auch eins von ſeinen Werken zugeeignet hat *). Man könnte ihn mit Recht den Schlangendoctor nennen.

---

*) Nemlich das kleine Werk de admirabili Viperae natura et de mirificis ejusdem facultatibus. Die Dedication iſt Piſauri Calend. Januar. 1589 unterſchrieben. Die erſte Ausgabe von eben dieſem Jahre in 4. zu Urbino, wird für ſehr rar gehalten (Clement. Bibl. curieuſe T. I. p. 10) Die vierte Ausgabe, die Clement anführt, habe ich vor mir; ſie

beſteht aus 186 Seiten ohne Regiſter und Vorreden. Das Werk iſt ziemlich gelehrt geſchrieben und hat verſchiedne Kupfer. Vornemlich handelt es von den Giften und Gegengiften, die aus dem Fleiſche der Natter zu machen ſind *).

Ein anderes Werk von ihm nennt König, Discuſſarum concertat. opus. Piſ. 1594.

Noch kann ich aus dem kleinen Vorberichte, welchen Venturas Canciolus, ein Medicus in Urbino, dem Werkchen de Viperae natura vorgeſetzt hat, anführen: daß Angelus noch ein anderes Werk περὶ τῶν θηριακῶν herauszugeben im Begriffe geweſen ſey. Ob es aber jemals zum Vorſchein gekommen, kann ich nicht ſagen.

Nicolaus Abraham.

Jöcher ſchreibt Baylen einen Fehler nach: Abraham ſolle eine Paraphraſin in omnia opera Virgilii herausgegeben haben, da man doch über den Virgil nichts von ihm hat, als einen kleinen Commentar über die

---

*) In der Dedication ſagt er unter andern: Illud unum mihi venit in mentem vehementer admirandum, ſerpentis aſtu in orbem terrarum mortem intraſſe; illud etiam mirum ex viperae ſerpentis nece et ejus eſu ab omnibus gravioribus morbis atque veneno curari et in priſtinum reſtitui, ſed continuato viperinae carnis uſu ab omnibus morbis praeſervari.

Aeneis, zum erſtenmal 1632 zu Pont a Mouſſon in 8. herausgekommen. Fabric. Bibl. lat. T. I. p. 216.

Was ich über dieſes hier anmerken will, betrifft ſeine Ausgabe des Nonnius, theils wider Jöcher, theils wider Clement in ſeiner Bibl. curieuſe. Der erſte ſagt: er habe einige Anmerkungen über des Nonnius Paraphraſin edirt. Das heißt einer Ausgabe, die er ergänzt und mit reichlichen Anmerkungen herausgegeben hat, ſehr unvollſtändig gedenken. Clement kann das Buch unmöglich geſehen haben. Gleich den Titel führt er nicht genau an; er heißt:

> Νοννȣ πανοπολιτȣ μεταβολη τȣ κατα Ιωαννην ἁγιȣ Ευαγγελιȣ. Nonni Panopolitani Paraphraſis ſancti ſecundum Joannem Evangelii. Acceſſerunt Notae P. Nicolai Abrami, Soc. Jeſu. Pariſ. ſumptibus Seb. Cramviſy, 1623. 8.

Des Abrams Name iſt alſo nicht, wie Clement ſagt, bloß durch P. N. A. angedeutet. Eben ſo falſch iſt es, was er von der eingeſchobnen Geſchichte von der Ehebrecherin ſagt. Dieſer Zuſatz des Abrams von der Ehebrecherin hat nicht mehr als 73 (nicht wie Clement ſagt 373) Verſe.

Bey dem Manſius iſt dieſer Zuſatz 105 Verſe lang, und mit veränderten Lettern in den Text eingeſchoben. Abraham theilt den ſeinigen nur in der Anmerkung mit p. 30, und beyde haben nicht die mindeſte Aehnlichkeit. Hier ſind die erſten Verſe:

Τοιάδε λεξαμένα ἱεροῖς ἐπέεσσιν ἄνακτος
Ηέλιος πυρματην διαμετρει πεντας ολυμπα
Ειλαπινης οχετηγος, αγων επιδορπιον
ἄχρι etc.

Ob ſich übrigens Bayle eben mit Recht verwundert, daß dieſer gelehrte Jeſuit bey den Ausländern ſo wenig bekannt ſey, weiß ich nicht. Wenigſtens iſt er den lutheriſchen Theologen nicht unbekannt geweſen, da unter andern Bechmann in ſeinen Annot. uber. in compendium Hutteri p. 248 ſq. ſeine beſondre Meynung, die er in ſeinem Pharo von der Schöpfung vorträgt, widerleget.

Cornelis Adrianſen.

Von dieſem unverſchämten Franciscaner, der die Confeſſion gegen ſeine weiblichen Beichtkinder ſo mißbrauchte, ſ. Marchand im Artikel Louis de Bourbon. Seine Geſchichte und ſeine Predigten ſind Holländiſch in unſrer Bibliothek.

Claudius Baduellus.

Aus Einem Buche deſſelben werden beym Jöcher zwey gemacht. Nemlich de conjugio litteratorum und de ratione vitae ſtudioſae ac litteratae in matrimonio collocando et degendo, iſt eins und eben daſſelbe. Gedruckt Lugduni apud Gryphium 1544. 4.

Caſpar Barth.

Ein ziemlich großes Verzeichniß der nachgelaſſenen ungedruckten Schriften dieſes Gelehrten findet ſich in dem XI. Theile der Deutſchen Act. Erud. S. 925. Man ſagt aber nicht, ob es aus ſeinen gedruckten Schriften bloß zuſammengetragen, oder wirklich unter ſeiner Verlaſſenſchaft gefunden worden, noch weniger, in weſſen Händen dieſe ſich damals befunden. — Gegenwärtig ſo viel ich weiß, iſt D Stemler in Leipzig Beſitzer der beyden letzten Theile von Barths Adverſariis. S. auch Unſchuldige Nachr. Jahr 1709. S. 379 und 635.

(Vergl. Leſſings Kollectaneen, herausg. von Eſchenburg. (Art. Barth. S. 101.) Noch beſtimmtere Nachricht von Reiske, in Leſſ. ſämmtl. Schriften. 28. Th. S. 460)

P. J. Beronicius.

Einer der ſonderbarſten Gelehrten der neuern Zeiten, um 1677. Ein wahrer Cyniker, hielt ſich zuletzt in Seeland auf, wo er in einem Moraſte erſtickte; in der Trunkenheit ohne Zweifel. Er machte aus dem Stegereif ſehr gute Lateiniſche und Griechiſche Verſe. S. Ant. Borremanſius Var. lection. c. 6. Seine Georgarchontomachia iſt ein komiſches Heldengedicht in zwey Geſängen, deſſen Duſch hätte erwähnen müſſen, wenn er es gekannt hätte. P. Rabus hat es mit einer holländiſchen Ueberſetzung 1691. 8. zu Rotterdam, mit einigen andern Gedichten des Verfaſſers herausgegeben. Man hat nie erfahren können, was Beronicius für ein Landsmann geweſen; denn er ſprach, außer dem Holländiſchen, Franzöſiſch, Engliſch und Italiäniſch gleich fertig. Als man ihm einsmals ſagte, er verdiene Profeſſor zu ſeyn, antwortete er, non placere ſibi umbraticam iſtam vitam. Er lebte von den ſchmutzigſten Verrichtungen eines Tagelöhners, vom Kaminfegen, Holzſpalten und dergl.

Lucius Domitius Bruſonius.

Conturſinus Lucanus (nach ſeinem Geburtsorte).

Er hat Facetiarum Exemplorumque libros VII. geſchrieben, die zuerſt in Rom 1518 in fol. herausgekommen (impreſſ. per Jacob. Mazochium Rom. Acad. Bibliop.) Er hat es dem Cardinal Colenna zugeeignet. Es enthält nichts als Apophthegmata aus den alten Schriftſtellern, deren manches unter mehr als Einem Titel vorkommt. Unter den vorgeſetzten Lobgedichten der Freunde des Bruſonius befinden ſich auch zwey von dem M. Antonius Caſanova, (ob ſie unter ſeinen Sinngedichten beym Gruter vorkommen?) wovon das eine alludens ad caput de Miraculis artig genug iſt:

Inter tot Domiti miracula miror amice
 Tantum unum, ingenii te tacuiſſe tui.

Joſeph de Caceres.

Wird beym Jöcher mit ſeinem jüdiſchen Vornamen Jacob genennt. Sein Werk iſt eine Spaniſche Ueberſetzung des Bartas.

Alov. de Cademoſte.

Beym Jöcher heißt er de Cada Morto.

Cäſarinus Arelat.

Ob ſeine Exhortatio ad Monachos Lyrinenſes, die wir im MS. haben, (78. fol.) ſchon gedruckt iſt?

Dom. Cäſarius.

Den Jöcher ſo gut als gar nicht kennt, den man aber näher kennen lernen kann aus ſeinen Epiſt. ſelectis 477. 3. Quodl. 8.

Janus Cäſarius.

Dieſer Mann iſt ziemlich unbekannt. Jöcher hat ihn gar nicht, und höchſtens kennt ihn der Deutſche Literator nur noch aus den Gedichten, die in den Deliciis Poët. Ital. von ihm ſtehen. Er hat aber auch andre Dinge geſchrieben, worunter ein Commentar über die 32 Oden des erſten Buchs des Horaz vornehmlich zu merken, weil er nicht ſchlecht iſt, und weil ihn ſelbſt Fabricius nicht gekannt hat. (Rom. 1566. 8.) Er hatte, als er dieſen Commentar herausgab, ſchon viele Jahre in Rom die ſchönen Wiſſenſchaften gelehrt, aber ohne im geringſten dadurch ſein Glück zu machen. Er klagt darüber ſehr in dem vorgeſetzten Briefe an ſeinen Bruder Petronius Cäſarius. Eine Oratio von ihm in funere Joannis Arragoniae. Ein Carmen in Catellum Gonzagae. Caſtigationes ad Celſum, und andre Sachen in der Bibliothek.

Cäſarius Heiſterbach.

Kennt Jöcher nur aus dem Eckard, und als den Verfaſſer des einzigen regiſtri boni. Aber in unſrer Bibliothek ſind eine Menge andrer Werke von ihm vorräthig.

Cäſius Baſſus.

Beym Jöcher unter Baſſus, wo es heißt: ſoll de metris und Commentarium in Aratum geſchrieben haben. Warum ſoll? Beyde Schriften ſind in unſrer Bibliothek 4. 1. Grammat. 4. Beſonders 56. 1. Hiſt. fol. p. 207. und 227.

Belmonte Cagnoli.

Aquilea diſtrutta. 29. 1. Quodl. 4. verdient gekannt zu werden.

Pomp. Calmo.

Parallelo politico delle Repb. antiche e moderne. 107. 31. Pol. 8. und 115. 3. Pol. 8. Ob es eben dieſer iſt, von dem beym Jöcher nur mediciniſche Werke vorkommen?

Joann. Caius.

Hat de canibus britannicis, und andere Dinge geſchrieben. S. unſern Catalogus.

Calamon.

Variorum Epiſt. graecanicae. 78. Quodl. fol. Iſt kein Gelehrter, ſondern der erdichtete Name eines Bauern, den Theophylactus einen kleinen Brief ſchreiben läßt. p. 409.

Caſpar Caldora.

Sein Tractat de peſte, quae anno 1649 Hiſpalenſem civitatem corripuit, den Jöcher nicht hat, und woraus ſeine Lebenszeit näher zu beſtimmen.

Henning Caldruſius.

Dialogus contra impudicas feminas cum fabulis. 82. 15. Quodl. 4. — De vita et paſſ. S. Agnetis. 82. 19. Quodl. 4.

Ja. Calfhillus.

Von Ausgrabung Catharinae D. P. Martyros Hausfrau. 236. 33. Theol. 4. in unſerer Bibliothek.

Rex Calld.

Warum Rex beym Jöcher, wenn er nur ein Rabbi iſt?

l'Abbé Camuſat.

Welcher die Gedichte des la Jaſe und Chaulieu herausgegeben, ſtarb zu Amſterdam im 22ſten Jahre, um 1734. Er wollte noch viel ſchreiben, unter andern ein Werk de re futuria Veterum und ein Syſtème de la Religion Chretienne, welche doppelte Arbeit wegen ihres Contraſts zu merken. Jordan Voy. litt. p. 187.

Bapt. Caſalius.

Er ſtarb zu Rom 1525, welches aus einem Brieſe des Erasmus an Pirkhaimer vom September dieſes Jahrs zu erſehen.

Claubergius.

Dixit, ſe noſſe modum eloquendi naturam mentis, ſed noluit indicare. Saepe in profundam quandam ecſtaſin abripiebatur cogitando. Unde aliquando ſic obiit. Miſcell. Leibnit. p. 148.

Pandolfo Collenuccio.

Was man von dieſem Manne weiß, weiß man vom P. Jovius. (Elogiorum Part. II. p. 92. Edit. Baſ. fol.) Die ſeiner nachher erwähnen, wiſſen wenig oder nichts hinzuzuſetzen. Nur Papadopoli (Hiſt. Gymn. Patavini T. II. p. 30.) meldet uns, daß er zu Padua ſtudiert, wo er ſich unter dem Namen Marcus Muſurus der Griechiſchen Sprache, und unter dem Barthol. Capella der Rechte befliſſen, von welchem letztern er auch die Würde eines Doctors der Rechte erhalten. Gleichwohl, ob ſchon alle aus der Quelle des Jovius geſchöpft, hat ſich dennoch in die Erzählung von ſeinem Tode eine Verſchiedenheit eingeſchlichen, die eine Erörterung verdient. Jovius erzählt, daß ihn Johann Sfortia, der ſich damals die oberſte Gewalt in Peſaro angemaßt hatte, habe umbringen laſſen; das Gelehrtenlexicon aber will, daß er auf Befehl Alexanders VI im Gefängniſſe ſtrangulirt worden. Schon Fabricius (Bibl. med. et inf. Lat. Lib. III.) hatte dieſes gerügt. Aber man hat auf dieſe Erinnerung auch in der vierten Ausgabe nicht geachtet. Der Zuſammenſchreiber des Lexicons hat eine Stelle des Moreri gebraucht: P. Jove ajoute que Jean Sforze, Tyran de Peſaro, le fit etrangler en priſon: mais Pierius Valerianus dit que ce fut Ceſar Borgia, Duc de Valentinois, qui fit mourir Collenuccio. Was nun hier dem Cäſar Borgia Schuld gegeben wird, hat man eben ſowohl auf ſeines Vaters

Rechnung ſchreiben zu dürfen geglaubt. Allein auch Moreri, oder wem dieſer nachgeſchrieben, hat ſich geirrt, und die Stelle des Pierius ganz falſch verſtanden. Sie lautet ſo: *) Sed incidit (Collenuccio) in res novas et rerum; quae ſub Valentino Caeſare evenerunt, viciſſitudines, ſuſpectusque Principi, quod adverſae factionis eſſet, laqueo vitam finire juſſus. Dieſes Principi bezieht ſich auf den Sfortia, nicht auf Valentino Caeſari, wie Moreri geglaubt hat, und der Verſtand iſt dieſer: daß Collenuccio bey ſeinem Fürſten in Verdacht gerathen, als halte er es mit dem Borgia **). Wenn wir alſo aus dem Jovius bloß lernen, daß er wegen aufgefangner Briefe bey dem Sforzia in Ungnade gefallen: ſo ſehen wir aus dem Pierius, was dieſe Briefe betrafen, ein Verſtändniß nemlich mit dem Borgia.

---

*) Ex edit. Car. Tollii p. 130.

**) Welcher ſich mehrerer Italiäniſchen Staaten damals zu bemeiſtern ſuchte.

Georg Cſipkes.

Verfaſſer der Hungaria illuſtrata, brevis ſed methodica naturae et genii linguae Hungaricae explicatio. Ultraj. ex offic. Jo. a Waesberge 1655. 5 Bogen in 12. Er hat den Beynamen Comarinus, d. h. aus dem Comorrer Comitat. Wie kann nun das Gelehrtenlexicon ſagen, daß er aus Raab gebürtig geweſen? Raab hat ja ſeinen eigenen Comitat, und nach dieſem hätte er ſich Jaurinenſem nennen müſſen. Er ſelbſt nennt ſich auf dem Titel Theologiae Doctorem et ejusdem Facultatis in illuſtri Schola Debrecina Profeſſorem, verſtehe, an dem reformirten Gymnaſio zu Debretzen. Aus der Vorrede erſehe ich, daß ſchon vor ihm ein Molnar, und ein Stephanus Gelei, Eccleſiaſtes Albenſis, Ungariſche Grammatiken geſchrieben, deren letztre er nicht einmal geſehen. Sie muß folglich ſehr rar ſeyn.

Jo. Cuſpinianus.

Das 1526ſte Jahr war ſehr unglücklich für ihn. In dem großen Brande Wiens litt er 6000 Gulden Schaden, weil zwey Häuſer von ihm mit verbrannten. Seine Bücher rettete er noch. Drey Tage nach dieſem Unfall verheerte das Wetter ſeine Weinberge, und den 5ten Tag darauf brach er das Bein. Sich ein wenig zu erholen, beſchloß er ſein Werk de Caeſaribus herauszugeben, wovon er den Entwurf Bilibaldo in einem Briefe mittheilt. — — Sie ſind erſt nach ſeinem Tode herausgekommen. Daß er ein beſondres Werk de Turcis geſchrieben habe, wie Jöcher ſagt, daran zweifle ich: denn die Geſchichte der Türken hat er in ſeinem benannten Buche mit abgehandelt. Aus dem Entwurfe iſt zu erſehen, daß er ſeine Werke de Conſulibus und de Caeſaribus als Eins hat herausgeben wollen. Es ſollten die Bildniſſe der Kayſer hinzugefügt werden, wovon er ſchon eine Anzahl hatte ſtechen laſſen. Die übrigen ſollte Heinrich Dürer verfertigen.

Den 25ſten Januar 1527 ſchreibt er von ſich: Supergreſſus quinquageſimum aetatis annum, parvi facio quid reliquum reſtet vitae, woraus ſein Geburtsjahr zu ſchließen.

Edelfried.

Ein Mönch im Kloſter Augiae majoris um 790, libris aliquot Saxonico ſermone a ſe conſcriptis famam ad poſteros nomenque celebre miſit.

S. de Viris illuſtr. Aug. apud Pezium T. I. P. III. p. 645.

Paul von Eitzen.

Ein Schüler Luthers und Melanchthons, der zuletzt Generalſuperintendent zu Schleßwig war, und 1598 ſtarb. — Ich würde bey dem Leben dieſes Mannes, das beym Moller umſtändlich zu finden iſt, nicht anzumerken vergeſſen, daß vornehmlich mit auf ſein Zeugniß ſich das Mährchen von dem ewigen Juden *) gründet. Er ſoll ihn 1574 ſelbſt geſehen und geſprochen haben; ſo wie ein gewiſſer Chryſoſtomus Duduläus Weſtphalus verſichert, der zu Ravel 1634 eine Relation von beſagtem Wundermanne ausgehen laſſen, die 1661 in 8., ich weiß nicht wo, wieder gedruckt worden.

*) Dieſes Mährchen vom ewigen Juden, Namens Ahasverus, iſt allgemein bekannt. Man hat ihm auch einen Genoſſen gegeben, den man den ewigen Heyden nennen könnte. Er ſoll Cartephilus heißen, und in dem Richthauſe Pilati Thürhüter geweſen ſeyn. Seiner gedenkt mit mehrerem Matthäus Pariſienſis unter den Jahren 1228 und 1252.

Wolfram von Eſchenbach.

Eines Gedichts von ihm De caede R. Philippi, ſoll Matthaeus Mareſcalcus Pappenheimius, doctor juris et Canonicus Auguſtanus, qui latine 1495 ſcripſit de genere Calatinorum, ex quo Pappenheimi deſcendunt; quod opus 1554 germanice fuit Auguſtae excuſum a Philippo Ulharcio, gedenken. S. Cruſius Annal. Suevic. lib. XII. Part. II. p. 557. welcher über dieſen Pappenheim p. 570 das Angeführte beybringt.

Ein Seifried von Eſchenbach kommt mit ſeiner Mutter, einer Rilinde von Eſchenbach, beym Schannat in einer Urkunde von 1230 vor, unter den Dienſtleuten des Grafen von Bodenlauben, die dieſer dem Stifte Würzburg ſchenkte. Das Geſchlecht derer von Eſchenbach iſt alſo für ein Fränkiſches anzunehmen, welches im Würzburgiſchen oder Hennebergiſchen ſeßhaft geweſen.

Heinrich Fitzner.

So heißt der Verfaſſer des Flüchtigen Paters aus Rom. Er war ein Gärtner zu Quedlinburg, und blind. Mehrere Nachrichten von ihm und ſeinen Schriften ſtehen Braunſchw. Anzeigen 1745. p. 558 und 718.

Folard.

Dieſer berühmte Commentater des Polybius ward in ſeinem Alter einer von den unſinnigſten Convulſionairs, wovon Jordan Voy. litt. p. 132. zu leſen. Und doch wird man aus dieſer Beſchreibung ſchwerlich klug werden, ob Folard ein Betrüger oder ein wahnwitziger Kranker war. War er das leztere, ſo iſt ſein Fall doch noch immer ſehr merkwürdig.

William Freke Esq.

Fehlt beym Jöcher.

Er hat 1693 zu London in 8. drucken laſſen: Select Eſſays tending to the univerſal Reformation of Learning: concluded with the art of war, or a Summary of the martial Precepts neceſſary for an Officer; worin mancherley gute Gedanken vorkommen.

Aus dem Verſuche wider die Aſtrologie will ich mir die zwey alten Verſe merken, in welchen die Bedeutung und Kraft der zwölf Hänſe (?) eingeſchloſſen iſt:

Vita lucrum fratres genitor nati valetudo
Uxor mors pietas regnum bonefactaque carcer.

Petrus Gregorius Tholoſanus.

Was Bayle von ihm weiß, hat er dem Doujat abgeborgt. In einem Stücke macht er die Genauigkeit dieſes ſeines Währmanns verdächtig; aber er iſt es ſelbſt, deſſen Genauigkeit man dabey vermißt. Doujat nehmlich hat die Berufung des Gregorius nach Pontamouſſon in das Jahr 1582 geſetzt. Bayle hingegen findet, daß Gregorius bereits 1574, vor der Zueignungsſchrift ſeiner Syntaxis Artis mirabilis, Profeſſor der Rechte zu Pontamouſſon genennet werde, und ſchließt daraus, daß ſich Doujat irre. Allein, wie geſagt, Bayle irrt ſich, und er muß eine ſpätere Ausgabe z. E. die von 1583 in 12. vor ſich gehabt haben, in welcher Gregorius durch einen Zuſatz des Buchhändlers Profeſſor zu Pontamouſſon genennet wird, weil er es damals war, als das Buch wieder aufgelegt ward. Denn in der Zueignungsſchrift an Heinrich III König von Frankreich, die vor dem erſten Theile dieſes Werkes ſteht, und von eben dieſem Jahre iſt, ſagt er ſelbſt ausdrücklich, daß er damals zu Cahors die Rechte gelehret. — Dieſe Syntaxis verdient näher beſchrieben zu werden, weil ſie Morhof ſelbſt nur halb gekannt zu haben ſcheint. Polyh. T. I. lib. I. cap. 1, 30. Die Commentare müſſen ihm unbekannt geblieben ſeyn *). Zu merken, daß er beydes, ſeine Syntaxis und ſeine Bücher de Republica, Gott dedicirt hat; beſonders die erſte Dedication klingt ſehr ſonderbar.

---

*) Sie ſind auf der Eliſabeth-Bibliothek in Breslau.

Hadrianus.

Der Cardinal dieſes Namens, aus dem Geſchlechte der Caſtelleſi. In Anſehung ſeines Buches de ſermone latino hat Morhof einen groben Fehler begangen. Er giebt vor (Polyh. T. I. lib. IV. cap. 9. §. 20.), der Verfaſſer dieſes Werks ſey der Lehrmeiſter Karls des V, der Papſt Hadrianus der VI, und tadelt Simlern, welcher dieſes nicht gewußt. Allein Simler hat ganz recht gethan, und Morhof „verwechſelt auf eine lächerliche Weiſe einen Italiäner mit einem Holländer, einen Grammatiker mit einem Theologen, und einen ſehr zierlichen Schriftſteller in Proſa und in Verſen mit einem Scholaſtiker, einem Feinde der reinern Latinität und Poeſie.“

Mit dieſen Worten hatte ſchon la Monnoie in ſeiner Ausgabe der Menagiana dieſen Fehler des Morhof gerügt. Allein die ganze Stelle blieb in dem Abdrucke dieſes Werkes weg, und findet ſich bloß in den Cartons, die uns Salengre in ſeinen Mémoires de Litterature Tom. I. p. 233. aufbehalten hat.

Harduin.

Le Pere eternel des petites Maiſons, wie ihn Banduri nennte. Jordan Voy. litt. p. 105.

Helvetius.

Der Verfaſſer des Eſprit, iſt aus Deutſchem Geblüte. Denn ſein Vater, ſo viel ich weiß, war Joh Claud. Adr. Helvetius, der die Idée generale de l'oeconomie animale geſchrieben, und erſter Leibmedicus bey der Königin von Frankreich geweſen. Deſſen Vater aber war Adrian Helvetius, Leibmedicus des Regenten von Orleans, welcher den Gebrauch der Hypekakuana in Frankreich einführte; und dieſes Vater war Johann Friedrich Helvetius, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Haag prakticirte, von Geburt aber ein Deutſcher war. Denn er war aus Cöthen, wie ich aus ſeinem Kupfer ſehe, welches vor ſeinem Schauplatze der arzeneyiſchen Geſichtkunſt, Heydelb. 1660. in 8., ſtehet, und unter welchem er Anhaltinus Cöthönenſis heißt, ſeines Alters damals, 1661, 30 Jahr: als woraus denn auch ſein Geburtsjahr zu beſtimmen. Er heißt alſo beym Jöcher nur halb recht ein Holländiſcher Medicus.

Huart.

Mort à Genève, etoit l'auteur de la traduction des Hypotypoſes de Sextus Empiricus, publiée en Hollande 1725. (Jordan Voy. litt. p. 148.)

Henning Huthmann.

Rector in Jlefeld um 1690, welches Amt er aber ſeiner Heterodoxie wegen verlaſſen mußte. Die Erbſünde, meynte er unter andern, habe ihren Sitz im Körper. S. Burkh. H. B. A. T. II. p. 320.

Theodor de Juges oder Jugeus.

Hat ſich um verſchiedne Lateiniſche Schriftſteller verdient gemacht. Gleichwohl finde ich nirgends einige Nachricht von ihm. Er war D. U. J., wie ich aus dem Titel ſeiner Ausgabe des Seneca ſehe; und da dieſe zu Geneve auf ſeine Koſten gedruckt worden, ſo hat er wahrſcheinlich auch daſelbſt gelebt.

Außer dem Seneca hat er auch den Petron herausgegeben, welche Ausgabe ich aber nie geſehen, und bloß aus Burmanns Nachricht kenne, der in der Vorrede ſeiner Ausgabe ſagt:

> Genevae Theodorus aliquis de Juges (1629) collegit fere omnes notas, quas Erhardus in unum volumen conjecerat et ſingulis capitibus, in quae an primus digeſſerit Petronium, neſcio: de ſe vero nihil addidit.

Das aliquis in dieſer Stelle zeigt, daß auch Burmannen dieſer Mann ganz unbekannt geweſen.

Von ſeiner Ausgabe des Apulejus, wovon das Manuſcript in unſerer Bibliothek —

M. Balthaſ. Kindermann.

In dem Schwanen-Orden, deſſen Mitglied er war, zugenannt Kurander. Auch dieſer Mann iſt kein ſo ſchlechter Deutſcher Dichter, daß er nicht bekannter zu ſeyn, wenigſtens in meinem Wörterbuche angezogen zu werden verdiente. Sein Buch der Redlichen, welches aus allerley Gelegenheitsgedichten beſtehet, die er durch eine Art von Erzählung an einander gehängt, iſt zu Cüſtrin 1663 in 8. gedruckt.

Johann Läzius.

War aus Rochelle, und lebte um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts zu Löwen, wo er als ein junger Menſch ein kleines

Werk de poëticorum ſtudiorum utilitate verfertigte, und zu Antwerpen 1560 (in offic. Chriſt. Plantini) drucken ließ. Dieſes Werkchen iſt eigentlich ein Commentar über die Rede des Cicero pro Archia, die er auf benannter Univerſität öffentlich erklärt hatte. Er verſprach ein weitläuftiges Werk de Studiis poëticis, von welchem ich nirgends die geringſte Spur finde, ſo daß ihn ohne Zweifel von deſſen Vollendung und Herausgabe ſeine häuslichen verdrießlichen Umſtände abgehalten, über die er zum Schluſſe ſeines Commentars p. 61. klagt.

Caſpar Laurentius.

Ein reformirter Gottesgelehrter zu Genf, lebte zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, und machte ſich außer einigen Theologiſchen Schriften, A) durch eine neue Ausgabe des **Hermogenes** bekannt, der er einen guten Commentar beygefügt, an deſſen Exiſtenz Fabricius zu zweifeln ſcheint. B)

A) Als: Obſervatio de publicis diſputationibus et controverſiis de religione. Gen. 1602. 8. deren der ältere Walch Biblioth. Theol. Sel. Tom. I. p. 564. gedenkt. Ein andres Werk, de conjunctione cum Chriſto in ſacramentis, bringt Jöcher bey, mit dem abgeſchmackten Zuſatze: daß man ihn mit dem Caſpar du

Laurens, welcher 1630 als Erzbiſchof zu Arles geſtorben, für einerley halte. Einen reformirten Theologen mit einem katholiſchen Erzbiſchofe!

B) Ausgabe des Hermogenes. Biblioth. Graeca lib. IV. c. 31. p. 452. Sie iſt zu Genf 1614 in 8. gedruckt. Fabricius muß ein verſtümmeltes Exemplar gehabt haben; in meinem findet ſich dieſer Commentar, und nimmt, hinter dem Index über die Bücher des Hermogenes, 229 Seiten ein. Laurentius hat die ſämmtlichen Bücher des Hermogenes aufs neue überſetzt, weil die Sturmiſche Ueberſetzung nicht zum Beſten ausgefallen war. S. die Zueignungsſchrift an den Parlamentsrath Beuillon in Paris. — Wenn indeſſen Laurentius den Traktat des Hermogenes περὶ μεθόδου δεινότητος praetermiſſum hactenus nennet; ſo ſcheint ihm unbekannt geweſen zu ſeyn, daß auch dieſer von Johanne Cocino aus den Sturmiſchen Vorleſungen herausgegeben worden.

Jaques Lenfant.

Er hat nicht allein zu ſeiner Hiſtoire du Concile de Conſtance und du Concile de Basle unſre Bibliothek ſehr genutzt: ſondern auch beſonders bey ſeinen Poggianis, die er 1720 zwiſchen beyden hiſtoriſchen Werken herausgab, den Band geſchriebene Briefe von Poggius, der unter unſern Manuſcripten ſich findet, beſonders in Ausarbeitung des Lebens dieſes Gelehrten, welches den erſten Theil der Poggianorum ausmacht. Er wollte, was von dieſen Briefen noch nicht gedruckt iſt, in der Grundſprache den Poggianis beyfügen; es iſt aber nicht geſchehen. Denn man findet nur vier Lateiniſche Stücke beygefügt, wovon nur allein das dritte, Cincii Epiſtola ad Poggium, aus unſerm Manuſcripte genommen iſt. Das erſte und zweyte hatte ſchon Krauſe aus einer Handſchrift der Pauliner Bibliothek zu Leipzig drucken laſſen, wie Lenfant ſagt, in ſeiner bibliotheque litteraire Allemande. (Welches Werk von Krauſen iſt das?) Und das vierte Stück, Andreæ Juliani pro Manuele Chryſolora Oratio funebris, iſt gleichfalls aus einem Mſpte der Pauliner Bibliothek genommen, wovon Börner dem Lenfant eine Abſchrift zukommen laſſen. Alſo, was Lenfant in dem Leben des Poggius ſonſt noch aus unſern Manuſcripten anführt, iſt wirklich noch ungedruckt.

Jacob Locher.

War ein Schwabe von Geburt, und ſtudierte zu Strasburg unter Sebaſtian Brand, worauf er nach Italien ging, und unter andern auch den Philippus Beroaldus hörte. Als er wieder zurück kam, hielt er ſich Anfangs zu Freyburg auf, wo er das Narrenſchiff ſeines Lehrers ins Lateiniſche überſetzte.

S. die Zueignungsſchrift dieſer Ueberſetzung an Brand.

Er nennte ſich auch oft mit Weglaſſung ſeines Geſchlechtsnamens, Jacobus Philomuſus, unter welchem Namen er beym Baillet, als ein Pſeudonymus vorkommt. Nach dem Lippenius Biblioth. Ph. I. p. 437. findet ſich unter dieſem Namen eine Margarita Philoſophica, Encyclopædiam exhibens. Argent. 1508. 4., die von Jöchern nicht mit angeführt iſt.

George von Logau.

Oder, wie er ſich auf Lateiniſch nannte, Logus, einer von den Ahnen unſers Deutſchen Dichters. — Man vergißt durchgängig unter ſeinen Schriften mit anzumerken, daß er auch Lucii Petrei Zanchi Poëmata varia herausgegeben, die wir wahrſcheinlich ohne ihn nicht haben würden. Sie ſind auf 6 Bogen in Quart zu Wien 1553 gedruckt, und zwar auf Koſten des Georg. Laxani, der mit dem Herausgeber verwandt, und König Ferdinands Secretair war, und dem ſie Logau daher auch zugeſchrieben.

Joh. Mandevill.

Jöcher ſagt von ihm, daß er aus unbekannten Urſachen auch ad barbam genennet werde. Ich weiß nicht, welchem ſeiner Währmänner er dieſes nachſchreibt; aber ich weiß, daß es nicht wahr iſt, und daß Johannes ad barbam ein vom Johann Mandevill ganz verſchiedner Mann geweſen. Dieſes ſehe ich aus des Mandevills Reiſebeſchreibung, die ich in Lateiniſcher Sprache (nach einer ſehr alten Ausgabe ſine l. e. a., aber offenbar aus dem 15ten Jahrhunderte) vor mir habe. Nemlich in dem letzten Kapitel ſagt er, daß er dieſes Werk zu Lüttich (Leodii) aufgeſetzt habe, wo er auf der Rückreiſe nach ſeinem Vaterlande, im Jahre 1355, krank liegen geblieben. Und zwar habe er es auf Anſuchen und Ermunterung eines ſeiner daſigen Aerzte aufgeſetzt, qui ibi dicebatur Johannes ad Barbam. — Noch will ich anmerken, daß in meiner Lateiniſchen Ausgabe Mandeville auch nicht Magnovillanus, ſondern Johannes de Montevilla heißt.

Jacob Mennel, lat. Manlius.

Jöcher ſagt, er habe zwiſchen 1540 und 1590 gelebt. — Ich ſage, es iſt viel, wenn er noch 1540 gelebt hat. Denn 1507 ſchrieb er bereits ein Deutſches Gedicht vom Schachſpiele, deſſen erſte Ausgabe ich zwar nicht kenne, das aber Chriſt. Egenolff 1536 zu Frankfurt am Mayn wieder in Druck ausgeben laſſen.

(Vergl. Leſſings Kollect. herausg. von Eſchenburg. Art. **Schach**. No. 17.)

George Möbius.

Ich würde dieſes Mannes ſchwerlich gedenken, wenn ihn nicht Paw auf die unverſchämteſte Weiſe verleumdet hätte.

Er war um 1660 Rector der Schule zu Merſeburg, und Licentiatus Theologiæ.

Er ſchrieb einen Tractat de Oraculorum Ethnicorum origine, propagatione & duratione, welcher zu Leipzig 1660 zum zweytenmale, mit zwey neuen Anhängen vermehrt, gedruckt ward. Der erſte dieſer Anhänge handelt de ſacrificiorum origine, und der zweyte unterſucht, an Evangelium ab apoſtolis etiam Americanis fuerit annunciatum?

Ueber dieſe letztere Frage nun erklärt er ſich freylich nach den kurzſichtigen Vorurtheilen eines lutheriſchen orthodoxen Pedanten. Er ſetzt nehmlich voraus, daß Amerika den Alten allerdings bekannt geweſen; und ob er gleich nicht glaubt, daß es unter dem Ophir des Salomon, auch nicht unter der Atlantis des Plato, verſtanden werden könne, ſo meynt er dennoch, daß man andere weit ſtärkere Beweiſe davon habe. Und welches ſind denn nun dieſe Beweiſe? Er hat deren vornehmlich zwey, wovon der eine ganz lächerlich iſt, geſetzt auch, daß es mit der Sache ſelbſt ſeine Richtigkeit gehabt hätte, der andere aber auf einem Grunde beruhet, der wunderſam genug ſeyn würde, wenn er gehörig erwieſen wäre, oder erwieſen werden könnte *).

---

*) Seine Worte ſind: Habemus autem multo firmiora indicia, quæ hanc terram olim cognitam fuiſſe demonſtrant. Nimirum tribuunt ipſi Hiſpani, teſte Laetio in India

Da nun alſo, ſchließt Möbius weiter, Amerika den Römern bekannt geweſen, und nur, wie auch Neander geglaubt, bey dem Verfalle des Römiſchen Reiches aus dem Gedächtniſſe und der Gemeinſchaft

---

Occidentali, in valle, quæ Cantea dicitur, in Provincia Chili, oppidum eſſe, quod imperiale ob hanc cauſam nominant, quoniam in plerisque domibus ac portis repererunt aquilas bicipites, formatas ut hodie videmus in Romani imperii ſignis. Unde vero iſtæ bicipites aquilæ niſi ab Europæis? Et corroborat valide conjecturam, quod nulla iis in locis avis biceps inveniatur, quam potuerint adumbrare. Præterea in aurifodinis Americæ, quod ſcribit Marinus Liculus l. XV. Hiſt. Hiſpan. aureus nummus inventus fuit, in quo effigies Auguſti Cæſaris conſpecta fuit. Confirmat hoc etiam Abr. Ortelius in theatro orbis terr., additque ibidem quod nummus ille ob admirabilitatem rei miſſus fuerit ad ſummum Pontificem. Quæ ſane res indicium ſat firmum nobis ſuppeditat, Indiam Occidentalem olim Romanis non incognitam fuiſſe. Nam ex quo loco, quæſo, iſte nummus aureus eo deportatus fuiſſet, niſi ex Europa, ubi cuſus fuit? &c.

ſchaft der alten Welt gekommen: warum ſollten nicht auch die Apoſtel, entweder ſelbſt, oder doch der Schall ihrer Predigt dahin gedrungen ſeyn können? und auf dem Wege dahin gedrungen ſeyn können, auf welchem die erſten Menſchen und die erſten Thiere dahin gelangten? Nun geſchah dieſes nicht zu Waſſer, ſondern zu Lande; und es muß folglich wahr ſeyn, daß Amerika mit den übrigen Theilen der Welt irgendwo zuſammengehangen hat, und wohl noch jetzt zuſammenhängt. Die Vermuthungen desfalls waren zu des Möbius Zeiten für Oſtindien und Grönland. Da er es nun für ausgemacht hielt, daß die Apoſtel wirklich nach Oſtindien gekommen: warum ſollte der gute Mann ſie auf dieſem Wege nicht weiter reiſen laſſen, um den wörtlichen Verſtand jenes an ſie ergangenen Befehls, das Evangelium unter aller Creatur, die unter dem Himmel iſt, zu predigen, auf dieſe Weiſe zu retten?

Dieſes, und nichts anders, behauptet Möbius. Und nach dem, was er war, nach dem, was er ſonſt behaupten und lehren mußte: was konnte er denn viel beſſeres behaupten? Aber nun ſehe man, was ihn Paw behaupten läßt *). Le docte Moebius, ſagt er, dans ſon Traité des Oracles, dit poſitivement, que les Apôtres allerent à pied, par la route des Indes Orientales, en Amerique, pour y prêcher leur religion, mais qu'ils trouverent ce pays déſert, & n'y rencontrerent qu'une femme Grœnlandoiſe egarée, avec laquelle ils peuplerent le Canada, & le Seigneur bénit cette action méritoire.

Kann man ſich ſo etwas einbilden? Und kann es erlaubt ſeyn, auf Rechnung auch des nichtswürdigſten Gelehrten eine ſolche Unwahrheit zu erdichten?

Möbius behauptet ſo wenig, daß die Apoſtel Amerika müßte gefunden, daß er vielmehr diejenigen ausdrücklich und umſtändlich widerlegt, welche vorgeben wol-

---

*) Rech. phil. ſur les Americains. I. Partie p. 31. wo er der verſchiedenen theol. Hypotheſen gedenkt, wie Amerika wohl bevölkert worden. Die unmittelbar vorhergehende eines ungenannten Theologen, dürfte wohl auch weiter nichts als eine ſinnreiche Erfindung des Hrn. Paw ſeyn. Wenigſtens berechtigt mich ſein Verfahren gegen Möbius, dieſes ſo lange zu vermuthen, bis er ihn wirklich nahmhaft macht.

len, daß Amerika zur Zeit der erſten Verkündigung des Evangeliums, von Menſchen noch nicht bewohnt geweſen *). Was nun vollends Paw von der Grönländerin hinzuſetzt, und von dem verdienſtlichen Werke, deſſen ſich der Apoſtel mit ihr unterzogen, iſt die ſchändlichſte Lüge, die ſich ein Franzöſiſcher Witzling jemals erlaubt hat, um ſeine Leſer lachen zu machen.

Alex. Paganini.

Ein ziemlich unbekannter Buchdrucker zu Venedig um 1515, der darum merkwürdig iſt, weil er die in den Manuſcripten befindlichen Abbreviaturen auch im Drucke einführen wollte, und wirklich in den Werken, die er druckte, brauchte, als in einem Cornucopiæ des Perotti (S. Geſammelte Briefe von 1750. S. 218.) und einer Vulgata (S. Ebend. von 1751.)

Camillus Paleotus.

War 1482 den 21 May geboren, und erſt 1530 den 21ſten Julii geſtorben. Er

---

*) Namentlich den Joh. Hein. Urſinus der in ſeinen Analectis ſacris (cap. 24. p. 378) dieſe Meynung zu erhärten geſucht.

kann alſo nicht, wie andre ſagen, im 25ſten Jahre ſeines Alters geſtorben ſeyn.

Philipp Pareus.

Freher, und nach ihm Witte ſagen, daß Pareus 1643 geſtorben ſey. Allein das iſt falſch, wie Bayle bereits angemerkt hat, zu deſſen Datis, mit welchen er dieſes Vorgeben widerlegt, ich noch dieſes hinzuſetze, daß er auch ſeinen Commentar de particulis linguæ latinæ im Jahr 1647 herausgegeben, und ſolchen Joh. Friedrich Gronoven unter dem 16ten Jan. deſſelben Jahres zugeeignet. Er unterſchreibt ſich Johann Philipp Pareus, ætat. 72. Auf dem Titel ſelbſt aber heißt er ſchlechtweg Philippus, ſo wie auch auf andern ſeiner Werke. Indeſſen iſt Johann doch auch wirklich ſein Vorname geweſen, den er unter andern auch vor ſeinem Symmacho, den Electis und Lexico Symmach. führet, daß ihm alſo denſelben Freher, Witte und Bayle wohl hätten geben ſollen. Ob er gleich gedachten Commentar in ſeinem hohen Alter herausgab, ſo war er doch ein Werk ſeiner Jugend, wie er in der angezogenen Vorrede ſelbſt ſagt, welche Stelle ich auch deswegen mit anführen will, weil ſie noch eines

Werks gedenkt, das ihm ohne Zweifel der Tod herauszugeben nicht vergönnet:

> Ante annos præter propter quinquaginta hunc Commentariolum — adornavi, quem nuper inter literaria mea cum fortuna reperiſſem, ſenili abreptus erga juvenilem meam operam amore, exiſtimavi, in hac Muſarum deſolatione aliquid ſubſidii quoque aut auxilii adferre poſſe fatiſcenti juventuti, per bellicos furores miſere diſſipatæ. Pari diligentia elaboravi quoque Commentarium de particulis linguæ Græcæ, quem huic, ſi vivo, brevi ſubmittam.

L'Abbé Pernetti.

Verfaſſer der Repos de Cyrus *), eines Romans, der mir in meiner Jugend ſehr gefallen. Wir haben eine Deutſche Ueberſetzung deſſelben von Bärmann in Wittenberg. Er muß den Namen ſeines Autors nicht gekannt haben, ſo wie auch wohl wenige wiſſen, daß er der Verfaſſer der Ueberſetzung iſt.

---

*) S. Jordan Voyage litt. p. 36.

Nicol. Petreius.

Von dem ich weder beym Jöcher, noch Käſtner, und nirgends Nachricht finde, war aus Corfu, und 1486 den 15ten Januar geboren. Außer ſeiner Lateiniſchen Ueberſetzung des Meletius von der Natur des Menſchen, und des Hippokratiſchen Tractats gleicher Aufſchrift, deren Fabricius Lib. II. cap. 24. p. 856. bibl. gr. gedenkt, hat er auch des Johannis Philoponi Comment. in Ariſtotelis de Animal. Generat. libros Griechiſch und Lateiniſch herausgegeben. Ferner des Polemonis Opus phyſiognomicum, und den Melampus de Nervulis corporis.

Petrus Picherell.

Er ward geboren gegen 1510 zu Ferte Gaucher in der Landſchaft Brie in Champagne (Firmitas Auculphi).

> Jöcher ſagt, es ſey Ferte ſous Jouarre; und nicht in dieſem Orte, ſondern unweit demſelben. Ohne Zweifel hat er dieſes aus dem Pope Blount gezogen, wo es von Picherell heißt: Firmitate Auculphi in proximo natus. Allein das iſt ein Fehler; denn Blount hat dieſe Worte ohne Ueberle-

gung aus dem geriſſen, was Thuanus in ſeinem Leben (Lib. IV. de vita ſua an. 1589). vom Picherell ſagt. Thuanus aber will ſagen, daß Ferte Gaucher, wo Picherell geboren, nicht weit von Chateau Thierry (Theodorici Caſtrum) liege, wo er damals eintraf. Aus dem, was weiter folgt, ſieht man, daß Picherell gerade an dieſem Tage 79 Jahr alt geweſen, und nicht lange darauf geſtorben. Er muß alſo im 80ſten Jahre geſtorben ſeyn, nicht im 79ſten, wie Blount ſagt.

Jöcher ſagt: Man will auch, daß er den Lehren der proteſtantiſchen Kirche nicht ganz abgeneigt geweſen ſey. Dieſes man will iſt eine ziemliche Gewißheit. Denn ob er ſchon in der Gemeinſchaft der kathol. Kirche geſtorben: ſo iſt er doch von ſeinen eignen Glaubensgenoſſen für einen Abtrünnigen erklärt, und ſeine hinterlaſſene Schriften von der Sorbonne als ketzeriſch verdammt worden.

Unter dieſen beſonders ſeine Auslegung der Einſetzungs-Worte beym Matthäus und ſeine Diſſ. de ſacrificio Miſſæ. S. d'Argentre Collect. Judic. de novis Erroribus. II. p. 285. 86.

Wenn Jöcher ſagt: ſeine Schriften wären in Cosmopoeiam Paraphraſis und Opuſcula theologica: ſo heißt dieſes, ich weiß ſelbſt nicht, ob zu viel oder zu wenig ſagen. Denn eben dieſe Paraphraſis iſt ein Theil der Opuſculorum.

Michael Roſſal.

Fehlt in dem Gelehrten-Lexicon. Er war zu Anfange dieſes Jahrhunderts Profeſſor extraord. der Griechiſchen Sprache zu Gröningen, und ſchrieb Diſquiſitio de Epicteto. Phil. Sto. qua probatur eum non fuiſſe Chriſtianum. Groningæ 1708. 8. welcher ſeine Antrittsrede de Præſtantia linguæ græcæ &c. von 1708 beygedruckt worden. (Sie ſteht auch in Kappii Clariſſimorum virorum Oration. ſel. Lipſ. 1722. p. 178).

Richard Simon.

Glaubte überhaupt von der chriſtlichen Religion ſo viel, als nichts. Jordan Voy. litt. p. 160.

Joh. Chriſt. Spamberger.

Doctor und Profeſſor Medicinæ zu Leipzig. Er war in ſeiner Jugend als Barbiergeſelle in Oſtindien, und hatte in Dienſten des großen Moguls viele Reichthümer erworben. Wie er dieſe herausgebracht, und ſeine ganze Geſchichte ſiehe im Geſammelten Briefwechſel von 1750 S. 322 von Brückmann beſchrieben.

Leonh. Chr. Sturm.

Humbert hat ſein Leben recht gut beſchrieben Bibl. Germ. T. XXVII. p. 62., wo auch gute Nachrichten von **Goldmann** p. 64. und von **Schlütern** eingeſtreut ſind p. 73.

Seine Sciagraphia Templi Hieroſolym. hat Humbert nicht geſehen. Sie iſt nicht in Fol. ſondern in 4to herausgekommen, und nicht 1695, ſondern 1694, als Sturm ſich nicht in Wolfenbüttel, ſondern in Leipzig befand, und den Goldmann noch nicht herausgegeben hatte.

Unter den neuern Mſpten unſerer Bibliothek befindet ſich ein Lateiniſcher Aufſatz von dieſes jungen Sturms Leben, bis auf 1708, in welchem viel Merkwürdiges.

Octavius de Strada.

Mit ſeinem Werke de viris Imperatorum a Julio Cæſare uſque ad Matthiam und cum eorum effigiebus & ſymbolis, welches ſein Sohn gleiches Namens 1615 in fol. herausgegeben, iſt mehr als ein Buchhändlerkniff vorgegangen, oder was es ſonſt geweſen; wovon Freytag, der das Buch weitläuftig recenſirt (App. lib. T. III. p. 274.) nichts weiß. Denn außer dieſer, wie ich vermuthe, ächten Ausgabe von ſeinem Sohne, welche dem Matthias dedicirt iſt, iſt es in dem nemlichen Jahre auch mit einem Titel erſchienen, auf welchem es cura & impenſis Laurentii Franci herausgegeben heißt, worauf eine Dedication an einen Herzog von Braunſchweig folgt. Wiederum erſcheinet das nemliche Werk hinter der Genealogia Ducum & Archiducum Auſtriæ. — Götze (Merkwürd. der Dresdner Bibl.) vermuthet, daß er Proteſtantiſch müſſe geworden ſeyn, und vielleicht daß dieſes den Schlüſſel zu dem oft veränderten Titel und den verſchiednen geſchriebnen Werken giebt, die in ſo manchen Bibliotheken von dem Octavius de Strada vorhanden, von welchen Freytag T. II. p. 1046. nachzuſehen. Ohne Zweifel ſchacherte der lutheriſch gewordene Strada damit, und verkaufte und dedicirte, wie es ihm zuträglich war. Ueberhaupt verdient das Leben beyder Strada, ſo wie des Großvaters Jacobi a Strada, mehr unterſucht und genauer beſchrieben zu werden, als es in dem Jöcherſchen Gelehrten-Lexicon oder ſonſt wo geſchehen.

Uffenbach.

Ueber den Verkauf ſeiner Bibliothek bey ſeinen Lebzeiten und über die Preiſe, die er ſeinen Büchern ſetzt, Spötterey des Marchand unter dem Artikel Caſa.

Valerianus Magnus.

Dieſer Capuziner iſt beſonders durch ſeine Bekehrung des Landgrafen Ernſt von Heſſen, und durch ſeine Händel mit den Jeſuiten bekannt. Wegen der erſtern, glaube ich, iſt es falſch, wenn in einer Stelle des Paſcal, die Bayle unter Magni anführt, Ernſt Landgraf von Darmſtadt heißt; er war von Heſſen Rheinfels, und nicht Darmſtadt. Wegen der zweyten, und ſeiner daraus erfolgten Gefangenſchaft zu Rom, verdient ein Brief bekannt gemacht zu werden, den Valerianus an einen Capuziner Ludovicus de Salice, in Antwort auf verſchiedne ihm vorgelegte und ſeine Gefangenſchaft betreffende Fragen geſchrieben, und der ſich unter den Manuſcripten unſerer Bibliothek befindet. Eine von dieſen Fragen iſt: Cur, Valeriane, disponebas deficere a fide catholica, tranſiturus ad hæreticos? und Valerianus antwortet darauf, daß er es allerdings im Sinne gehabt, aber ſich eines beſſern beſonnen, indem er freywillig von Prag wieder nach Wien zurückgekehrt, und ſich dem päpſtlichen Nuntius zur Verantwortung geſtellt, der ihn aber ins Gefängniß werfen laſſen. Von dieſer Miturſache ſeiner Gefangenſchaft weiß weder Bayle noch Jöcher. Der Brief ſteht in einem Bande von Miſcellaneis. Extrao. Fol. 32. 1.

Zanchus.

Logau in der Zuſchrift von Zanchi Poemata varia ſagt: Julius Zanchus ſey Verfaſſer des Werks de Orobiorum ſive Cenomanorum Origine. Falſch! Sein Bruder Johannes Chryſoſtomus Zanchus hat es geſchrieben, unter deſſen Namen Schottus und Grävius es ihren Sammlungen einverleibt haben. Es iſt in Form von Geſprächen abgefaßt, und Julius iſt bloß eine von den ſich unterredenden Perſonen. Die Orobii oder Cenomani ſind die Bergamasker, deren leztern Namen ich, wegen ſeiner ſodann entſtehenden Uebereinſtimmung mit Orobii, (Bergbewohner) doch noch lieber von dem Worte Berg, welches eben auch in der alten Celtiſchen Sprache kann geweſen ſeyn, herleiten wollte, als mit dem Zanchus aus dem Hebräiſchen.

Anhang.

Einige Materialien zu einem Lateiniſchen Aufſatze über Johann Huart.

(Wahrſcheinlich die Grundlage ſeiner Vorrede zur Ueberſetzung von Huarts Prüfung der Köpfe 1752. S. Leſſ. ſämmtliche Schriften Achter Theil. S. 3. f.)

De nomine.

De ipſius nomine monendum erit, falſo illum a Morhofio aliisque Janum nominari.

Hiſpanicum Juan idem eſſe quod Johannes, cum ex Lexicis tum ex inſcriptione Evangelii St. Johannis, qualis in Hiſpanorum bibliis extat, apparet.

Qua ratione ex verbo Joannes fieri potuiſſet Juan, Grammatici docent. Abjecta terminatione es, o in u mutatur, quæ ſane mutatio Hiſpanis admodum vulgaris eſt.

Hiſpanum eſſe.

Huartum noſtrum Hiſpanum eſſe, ex eo probare, quod Hiſpanico idiomate

uſus fuerit, ficulneum ſane eſſet argumentum, niſi ipſe Huartus Hiſpaniam linguam ſuam dixiſſet.

Cap. 8. p. 130.

Quo terrarum natus fuerit.

Natus in fano S. Joannis Pedeportuenſis, Gallicæ ditionis urbe, quæ tamen neutiquam de ipſius gente ſcrupulum movere valet, quod ſane conjectura non inepta doceri poteſt.

Quod ipſius pueritiæ indicium dederit.

P. 6. Entramos tres &c.

Quibus operam dederit ſtudiis et quæ neglexiſſe videatur.

P. 72. Poëta que ſe nomo Pindaro &c.

Sane quidem ſi verum eſt, quod Tannonium Pudentem in ſua Apuleji accuſatione dixiſſe idem ille Apulejus cum riſu affirmat (in apol. p. 333.): Philoſophum tam græce quam latine diſertum eſſe citra reprehenſionem non poſſe: noſtrum certe iſta ratione nec minimam in ſe commeruiſſe culpam contendo.

Philoſophorum more non comta oratione, non floſculis diligenter quaſitis, ſed rebus notatu quam digniſſimis audientiam ſibi facit. Cic. de. Sen. c. 9.

Non niſi unum compoſuiſſe librum.

Qua ætate ſcribere coeperit.

Variæ editiones.

En Baeça anno 1575.
En Bilbao 1580.

In varias linguas translationes.

Gallicam hujus libri translationem triplicem habemus. Prima prodiit 1580 auctore Gabriele Chappuis, iterum impreſſa 1588. Secunda, quam Baylius ignoravit, auctorem habet Carolum Vionium a Delibray impr. 1650 & 1661. Tertia tandem illa eſt, cujus cum prima Baylius mentionem facit.

Latinam Baylio tantum ex Catalogo Oxonienſi cognitam fuiſſe miror, cum ſæpius typis exſcripta ſit *).

---

*) Beym Placcius de Anon. p. 472. wird einer Deutſchen Ueberſetzung des Huart gedacht, welches aber gewiß die Lateiniſche ſeyn ſoll.

Varia de ipſo eruditorum judicia.

Baelius Medicum noſtrum Huartum dicit, non unum e multis, ſed inter multos propemodum ſingularem.

Seligmanni de auctore commentum. Conf. ejus Sciagraphia virium imaginationis, exercitatt. acad. XI., Dresd. 1711. 8. §. 13.

Præſertim, qui illum inverecundum auctorem eſſe contendunt, refellendi.

De iſtius argumenti libris ea valent, quæ Apulejus in Apol. minori fortaſſis jure de carminibus amatoriis affirmat: tanto ſanctiores ſunt, quanto apertiores, tanto pudicitius compoſiti, quanto ſimplicius profeſſi.

Argumenti præſtantia.

Ex veteribus leviter attigerat hoc inſtitutum Quintilianus, qui 3 cap. lib. I. Inſt. Orat. de ratione agit, qua puerorum ingenia dignoſcantur.

Conf. Translat. lat. Prooem. p. 4.

At noſter ſolus repertus eſt ex omni memoria, qui hoc argumentum ex inſtituto pertractaverit.

Deſertæ equidem doctrinæ & jam pridem relictæ patrocinium in me ſuſcipere nolo; illud tamen ingenue fateor, me hoc philoſophandi genere non leviter delectari, licet medicorum aſſenſione id temporis plane deſtituatur.

Multa habet præclara, inter quæ

1. miraculorum doctrina —

Minus vera.

De fortitudine.

Illa neutiquam approbata eſſe judico, quæ de malitia & militia profert. An quidquam ſtultius, quam ex nominum propinquitate vim ſimilem rerum conjectari? Apulejus in Apol.

De foeminarum ingenio.

Judicia ingeniorum quæ Huartus ab externa petit forma, nullius pretii ſunt; quamplurimis enim nobis natura oſtendit exemplis: poſſe ingenium fortiſſimum ac beatiſſimum ſub qualibet cute latere. Sen. ep. 66.

Exemplum Nicolai Riccardii. Erythr. Pinac. p. 43.

Quosdam itaque videtur mihi in hoc natura tales generare, ut approbet, virtutem omni loco naſci. Si poſſet per ſe nudos edere animos, feciſſet; nunc quod amplius eſt, facit: quosdam enim edit corporibus impeditos, ſed nihilo minus perrumpentes obſtantia. Seneca. l. c.

Multa habet ridenda, immo arguenda, quæ nos in Senecæ ſententiam ire jubent, nullum magnum ingenium ſine mixtura dementiæ fuiſſe.

Opiniones ſingulares,

1. de arbore vitæ, in Prooem. lat. tr. p. 18,

II.

Vermiſchte literariſche Anmerkungen.

Scamophylax Scarani.

Der Scamophylax des Lucius Scaranus, gedr. Vened. 1601. 4. iſt ein Werk, das bey uns wenig bekannt iſt, und deſſen Gründe für den Gebrauch des Verſes in der Tragödie und Komödie wohl unterſucht zu werden verdienen. Das Jöcherſche Lexicon weiß von dieſem Manne nichts, als was man aus dem Titel dieſes ſeines Buches erſehen kann, und auch das nicht recht. Denn ſo viel ich mich noch erinnere, nennt er ſich auf ſelbigem einen Medicus.

Celadon von der Donau.

Wer iſt der Dichter, der unter dieſem Namen 1657: Der deutſche dreyßigjährige Krieg, poetiſch erzählt, in 8. herausgegeben hat? Das Gedicht beſteht aus zwölf Büchern oder Theilen, wie er ſie nennt, und verdient bekannter zu ſeyn.

Unter dem Namen Celadon hat ſich ſonſt George Greiſlingen, ein Hamburgiſcher Notarius, der gleichfalls um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte, verſteckt, und verſchiedne poetiſche Sammlungen ausgehen laſſen, wie ich bey dem Placcius finde. Aber da ſich dieſer mein Celadon von der Donau ſchreibt, ſo kann es der Hamburgiſche Greiſlingen wohl nicht ſeyn.

Lope de Vega's Kunſt, neue Komödien zu machen.

Dieſes Werkchen, woraus ich in der Dramaturgie eine Stelle überſetzt habe, hat der Abt Archimbaud, Franzöſiſch überſetzt, ſeinen Pieces fugitives Part. II. p. 248. mit eingerückt.

Pets de Nonne.

Duchat *) glaubte, der 47ſte Brief unter den Epiſtolis obſcurorum virorum

---

*) Ducatiana. Part. I. p. 32.

datirt 1537, müſſe von einem Franzoſen ſeyn, weil ſich verſchiedne Gallicismen darin beſänden, worunter auch der, daß monialis crepitus in der Bedeutung der kleinen runden Küchelchen vorkomme, welche auf Franzöſiſch pets de Nonne hießen, und welche keine andre Sprache ähnlich benenne. — Doch wenn es mit den übrigen Gallicismis nicht beſſer ausſicht, als mit dieſem Exempel, ſo iſt der Antheil, welchen Duchat daraus einem Franzoſen an unſern Epiſt. obſ. vir. erzwingen will, ſehr ſchlecht gegründet. Denn auch die Deutſche Sprache nennet eine Art von Gebäcke Nonnenfürzel, nemlich die kleinen Kügelchen von Pfefferkuchenteige, die man mit dem beſcheidnern Namen Pfeffernüßchen nennt. Wenigſtens iſt in Sachſen und in der Lauſitz der Name Nonnenfürzel im Munde aller Kinder.

Nachtrag zu Joh. Arnold Ballenſtädts Vita Althameri.

Ballenſtädt hat, als Rector der Schule zu Wolfenbüttel, aus Nachrichten in unſrer Bibliothek herausgegeben Andreae Althameri Vita. Wolfenb. 1740. in 4. Und dieſem Leben iſt, aus Handſchriften ebenderſelben, von ihm beygefüget worden:

1. Althameri Hiſtoria Monaſterii Etal, item Biga Epiſtolarum et de Sueviae laudibus Epiſtola.

   Etal oder Ethal iſt ein Benedictinerkloſter in dem Biſthum Freyſingen.

2. Jo. Hornburg de ſitu Gundelfingae.

   Gundelfingen, verſtehe das in Schwaben, nicht das in dem Herzogthume Neuburg.

3. Epiſtolae XXX. ad Althamerum.

Es war unrecht, daß Ballenſtädt nicht gleich auf dem Titel angab, woher er dieſe Sachen habe. In der Zueignungsſchrift an den Rathsherrn Andrian Steger zu Leipzig ſagt er es nur: e Codice in Bibliotheca Auguſta exſtante, ipſius Althameri manum prae ſe ferente. Dieſer Codex iſt eingebunden Hiſt. 17, 8. in 4. und es iſt ſchlecht genug, daß Ballenſtädt ſogar kein Wort in Beſchreibung deſſelben verlor. Er enthält aber:

I. pag. 25—75. Epiſtolas aliquot doctorum hominum ad Palaeosphyram, von welchen Althammer nur 30 herausgegeben. Es ſind folgende mit ihren Anfangsworten:

1. Jo. Reuſchii. Etſi nullius mihi mali etc.
(III.) 2. Jo. Boemius. Salve mi Palaeosphyra. Bey Ballenſtädt No. III.
(IV.) 3. Ejusd. Licet Palaeosphyra — No. IV.
(V.) 4. Ejusd. Quanti exiſtimas — No. V.
(VI.) 5. Ejusd. Quid, mi Palaeosphyra — No. VI.
(VII.) 6. Ejusd. Contuliſti nobis — No. VII.
(VIII.) 7. Ejusd. Fuit die ſecundo — No. VIII.
8. Joan. Piniciani. Si ex unico duntaxat etc. — —
9. Ejusd. Non ſinunt amoris plenae — —
(XXX.) 10. Jean. Braſſicani. Miror Andrea —
(II.) 11. Eraſmi Stellae. Multum laudis tibi vindicas — Beym Ballenſtädt No. II.
12. Franc. Fabri. Nunc tandem ſentio —

13. Andreae reſponſ. ad praeced. Non eſt quod mireris —
14. Chriſt. Hegendorpi -- veriſſimum illud experior.
15. Ejusd. An recte valeas — Nach welchem ſich verſchiedene Gedichte des Hegendorps befinden.
(XI.) 16. Hornburgii. Facis tu quidem mihi injuriam.
(XII.) 17. Ejusd. Salve, Palaeosphyra,
(XIII.) 18. Ejusd. Jam dudum
(XIV.) 19. Ejusd. Salve, mi Palaeosphyra.
(XV.) 20. Ejusd. Accedit te —
21. Chriſt. Hegendorp. Erras, mi Andrea,
(I.) 22. Phil. Melanchthonis. Diligentia et ſtudium — Beym Ballenſtädt No. I
23. Georgii Dondes. Legi —
24. Joannis Amaldi. Equidem non poſſum
25. Ejusd. Quod ſuperiori tempore.

26. Jo. Reuſchii. Benefacis, qui
27. Ejusd. Salve in Chriſto; eſt ut ſcribis.
(XVII.) 28. Wolfg. Capito. Hiceſt puer —
(IX.) 29. Joannis Boemi. Me benigne.
(XVIII.) 30. Jo. Cornarii. Quod ad me ſcribis
(X.) 31. Jo. Boemi. Quum Paleosphyra ſuaviſſime
(XIX.) 32. Ch. Hegendorfi. Mi Palaeosphyra,
(XX.) 33. Ejusd. En nova —
(XXI.) 34. — — Quod tu cauſaris —
35. Reuſchii. Heri veſperi —
36. Wolf. Froſii. Excepta virtute —
(XXII.) 37. Joa. Oeconomi. Etſi nulla nihi unquam —
(XXIII.) 38. Caſp. Crucigeri. Epiſtolam tuam.
39. Leonardi Nateri. Nec tu homo es ÷

(XVI.) 40. Hornburgii. De Fabricio Capitone —
(XXV.) 41. Hier. Noppi. Bene facis.
(XXVI.) 42. Ejusd. Et valetudini et acceſſui
(XXIV.) 43. Caſp. Crucigeri. Salutem in domino. Apprimo gratus —
(XXIX.) 44. Leon. Natteri. Quam tu ex animo —
(XXVII.) 45. Joennis Pellio. Chariſſime Andrea, ſi bene vales.,
(XXVIII.) 46. Ejusd. Salutem plurimam. Etſi plurimum
47. Hornburgi. Hic breve habes —
48. Jo. Hipper. Agnum paſchalem —
49. Georgii Hausneri. Si vales eſt ut opto.
50. Palaeosphyrae ad Joannem Arnoldum — Quod rarius ad te ſcribo.
51. Georgii Hausneri. Haud miror —
52. Ejusd. Nec tu plane homo es feſtivus

53. Georgii Hausneri. Non facile dixerim.

54. Chriſt. Hegendorpii. (ut puto) Etſi tu.

55. Petri Storlei. Ne omnino ἄφωνος

56. Pauli Felzeri. Petiiſti nuper. —

57. Ejusd. Quomodo tu valeres una cum tuis bonis —

58. Arnoldi. Quod hactenus nullas —

59. Petri Schorleri — Ουχ ἄτυπον εἶναι νομίζω.

II. Nach 75 bis zu Ende p. 308. folget Antiquitatum Germanicarum Theſaurus, welcher aber nichts als Collectanea enthält, und das Adverſarien-Buch des Verfaſſers geweſen, worin außer der Geſchichte des Kloſters Etal, dem Hornburgiſchen Gedichte *), und

---

*) Von dieſem Gedicht aber muß ich noch anmerken, daß es unter dieſen Materialien zweymal vorkömmt; und einmal weit verbeſſerter mit einem Briefe an Althammer, nehmlich p. 133. Das Unglück hat aber gewollt, daß B. gerade auf die ſchlechtere Abſchrift

dem Briefe an den Pellio, nur wenige von ihm ſelbſt ausgearbeitete Capitel, die Geſchichte und Alterthümer des Schwabenlandes betreffend, zu finden; aus welchen Ballenſtädt das de ingeniorum ubertate in Suevia p. 17. gezogen. — Dagegen aber-kömmt Verſchiednes von fremder Arbeit in dieſen Collectaneis vor, von welchem wohl manches noch unbekannt und ungenutzt ſeyn dürfte. Als:

1. Fragmenta quaedam Chronicorum ex vetuſto quodam Codice deſcripta 1520 Lipſiae, in Bibliotheca Coenobii apud divum Thomam.

   Dieſe Chronik geht von der Geburt Chriſti bis 1410, und iſt von einem Frater Andreas, einem Regensburgiſchen Auguſtiner. Es verlohnt ſich der Mühe, nachzuſehen, ob Menke oder ſonſt einer dieſe Chronik herausgegeben.

2. Antiquitates terrae Miſinenſis, Auctore Erasmo Stella Liba-

---

p. 267. gefallen, und das Gedicht nach dieſer abdrucken laſſen.

Anm. d. H.

nothano. Und zwar enthalten dieſe:

1. Molbius, carmine heroico (Mulden) welches Menke Tom. III. herausgegeben.
11. De rebus ac populis priſcis orae inter Albim et Salam Germaniae flumina Commentarius I. et II. worauf noch ein ziemlich langes Corollarium des Verfaſſers folgt. Nach dem Kreyſig (p. 266) ſind dieſe Commentarii noch unedirt; und es wäre nachzuſehen, was das für Paralipomena unſers Verfaſſers wären, die Menke ebendaſelbſt, faſt von der nemlichen Materie handelnd, herausgegeben*).

3. Eines Ungenannten Tractat. de Theutonia, mit einer ſogenannten Circumloquutio Sueviae.

---

*) Abgedruckt im 2ten Beytrage zur Geſch. ꝛc. S. 447. u. f. Vergl. über die Literatur dieſer Werke ebend. und Leſſings Sämmtl. Schr. 14. Th. S. 3. f. Einige nähere Notizen in Leſſings ſämmtl. Schr. 29. Th. S. 250 und 275. (im Briefwechſel mit Schmid.)
Anm. d. H.

Ueber eine Elegie in Barths Adverſariis.

Die Elegie, quod diverſi ad diverſa ſtudia nati ſunt, die Barth lib. XLV. Cap. 26. zuerſt bekannt gemacht, iſt das nicht, wofür er ſie ausgiebt. Er nennt ſie Elegiam piam, cordatam, eloquentem, comtam nec malorum temporum. Er nennt ſie Elegiam veterem, und mir ſcheint ſie Spuren der allerneueſten Zeiten zu haben. z. E.:

Ille genethliacam praedicit fata per artem
Et manibus pingues tractat Ephemerides.
Illis non alia eſt regio foecundior ulla,
Quam quae de Franco nomine nomen habet.

Heißt das nicht, die Zeiten Heinrichs III und da herum ſehr deutlich bemerken, in welchen die Aſtrologen und Nativitätſteller in Frankreich noch in ſo großem Werthe waren?

Auch wird der Realiſten und Nominaliſten gedacht:

Eſt, quem per totum dialectica ſanciat aevum,
Cui lis de rebus nominibusque placet.

Desgleichen des Kryſtallſehens:

Ille videt vitroque docet praeviſa futura

Wie auch des Punktirens, oder der Chiromantie:

Eſt qui fortunis praedicat tempora punctis
Quemque tenet glabra linea ducta vola.

Ja ſogar die gekrönten Poeten ſcheine ich mit darin zu finden:

Eſt alius nomen qui geſtit habere poëtae
Nominibusque tribus nobilis eſſe cupit.

Dieſe nomina tria können Poëta Laureatus Caeſareus gar wohl bedeuten. Barth ſieht hier zwar eine Nachahmuug des Juvenal; aber die tria nomina bedeuten bey dieſem einen Freygelaſſenen. Und was ſoll hier der Freygelaßne?

Ueber ein Epigramm des Scarron.

Das Epigramm des Scarron auf die Gewalt der Zeit und ſeine zerriſſenen Hoſen, welches Bayle ſo ſehr lobt, ſcheint eine Nachahmung eines alten Epigramms zu ſeyn, welches Barth Adverſ. lib. XXXV. cap. 11. bekannt gemacht, und für laſcivum latinum vernileque non monachicum erkannte:

In ſenectutem.

Utilis es nulli, cunctis ingrata, Senectus
Te ſtygio peperit, cana Megaera deo.
Ipſa mihi, pugnas quae nectere mille ſolebat,
Languida coeruleo mentula victa ſitu eſt.

Caſaubonus Anmerkungen zum Laertius.

Die Noten des Iſ. Caſaubonus über den Laertius, ſo wie ſie in der Stephaniſchen Edition von 1593 und auch der Wettſteinſchen Ausgabe einverleibt ſind, ſind viel vermehrter und verbeſſerter, als wie ſie einzeln herauskamen, Morgiis 1583, als Caſaubonus ſich noch auf Lateiniſch Hortibonus nannte. Nur habe ich gefunden, daß demungeachtet dieſer erſte einzelne Abdruck auch verſchiedne ganze Anmerkungen mehr hat, deren ſich Caſaubonus ohne Zweifel hernach ſchämte. Und auch das iſt von einem ſo gelehrten Manne angenehm zu wiſſen, was er nach erlangter mehrerer Einſicht in der Folge in ſeinen eigenen Schriften gemißbilligt hat.

Ueberſetzung des Charron.

Was iſt daran, daß die Herzogin Sophia Eliſabeth, Herzog Auguſts Gemahlin, den Charron überſetzt habe? S. Placcius de Anon. p. 469.

IV. Leſ=

IV.

Leſſings
artiſtiſcher Nachlaß.

I.

Anmerkungen zum Fueßlin und Heinike.

Anmerkungen zu Fueßlins Künſtler-Lexikon.

Donat Raſcicotti

Nicht Raſciotti, wie er beym Fueßlin heißt, war ein Kupferſtecher zu Venedig, um 1559. Dieſe Data finde ich auf einer Sammlung von Octavblättern, an der Zahl 14, welche wollüſtige Figuren enthalten, lauter nackte Nymphen und Weiber aus der Fabel und Bibel, zum Theil unter den Händen geiler Satyrn. Nach wem Raſcicotti dieſe Blätter geſtochen, wird nicht angegeben; ſie ſind aber von ſehr richtiger und ſchöner Zeichnung.

Criſpin de Pas.

Den ich beym F. gar nicht finde, ob er gleich ſo vieles nach ſeiner und andrer Zeichnung geſtochen. Itzt merke ich nur ſeine Blätter, an der Zahl 60 in klein länglich Octav an, welche Geſchichten aus dem Alten Teſtamente vorſtellen: und beſonders wegen eines Einfalles, der artig genug iſt. Nemlich, die Stücke ſind auf die gewöhnliche Kupferſtecherart ſchraffirt und behandelt; nur in verſchiednen von den erſtern, wo Gott vorkommt, iſt dieſe Figur Gottes mit bloßen Punkten, nach Art des Opus Mallei, ausgedrückt, um die mehr dem Geiſte als den groben Sinnen empfindbare Gegenwart des Schöpfers auszudrücken. — Criſpin de Pas, oder wie er auch auf ſeinen Kupfern heißt, Paſſäus, ja auch van de Paſſe, arbeitete zu Cölln, wo er unter andern die vier Evangeliſten nach Geldorpius Gortzius auf 4 Folioblättern, jeden in halber Figur, herausgegeben.

Abr. Bloemaert.

Auf ſeinem Bildniſſe nach P. Morelſen, das J. Mathan geſtochen, ſiehet, daß er 1610, 43 Jahr alt geweſen. Er muß alſo

1567, nicht 69, wie das Fueßlinſche Lexicon ſagt, geboren ſeyn.

Gio. Ghirardini.

Ein Maler, der 1698 nach China reiſte, und ſeine Reiſe Franzöſiſch, mit untergemengten Italiäniſchen und Franzöſiſchen Verſen, beſchrieben hat. Sie iſt 1700 gedruckt, und unter den Reiſebeſchreibungen in unſerer Bibliothek.

David Vinckboons oder Vinkboens.

Nicht Winckenbooms, wie ihn F. ſchreibt, welcher auch ganz gewiß fälſchlich von ihm ſagt: daß er ungefähr 22 ſchöne Kupferſtiche verfertiget. Ich wüßte nicht, daß er in Kupfer geſtochen: wohl aber haben Nic. de Bruyn, Joh. Londerſeel, G. Swanenbuſch, ſehr große und ſchöne, desgleichen Mathan, P. Serwouter, Heſſel und C. J. Viſſher kleinere Stücke nach ihm geſtochen. Und zwar Mathan eine Folge von 12 kleinen mythologiſchen Stücken, und P. Serwouter 10 kleine längliche Jagdſtücke, die zu Amſterdam bey C. J. Viſſher herausgekommen. Sein Zeichen iſt DVB.

Chevalier Berenni.

Finde ich bey F. nicht. Er ſoll an dem Monument des Kardinals Friedrich, Landgrafen zu Heſſendarmſtadt, in einer Kapelle der Domkirche zu Breslau gearbeitet haben. S. die Reiſe nach Breslau in der Bibl. German. T. X. p. 120. **Bernini** kann es nicht ſeyn, welcher bereits 1680 geſtorben war. Die andern Mitarbeiter, **Hercule Ferretta** und **Dominico Guidi**, ſtarben, jener 1686, dieſer 1701.

Anmerkung zu Heineke'ns Idée generale d'uno Collection compl. d'Eſtampes.

*

Daniel, Hieronymus und Lambertus Hopfer.

Wie Heinike (Idée gener. p. 491.) dieſe alten Meiſter, die um 1527 und folgende Jahre gelebt und gearbeitet, unter die Holzſchneider ſetzen können, kann ich nicht begreifen. Ich habe von keinem einzigen Holzſchnitte geſehen, wohl aber ein Paar hundert in Kupfer geſtochene, meiſt radirte Blätter, unter welchen ſich verſchiedne Nachahmungen und Copien von Dürern befinden.

II.

Vermiſchte Anmerkungen und Nachrichten.

Gemälde von der Hölle.

Ich erinnere mich, daß ich mich ehedem über ein altes Gemälde, ich weiß nicht mehr in welchem Kloſter zu Hildesheim, gewundert habe, welches lange vor der Reformation gemacht war, und auf welchem die Hölle zu ſehen, in der geiſtliche Perſonen von allem Range ſich fanden. Jetzt ſehe ich aus einer Stelle beym Luther, in ſeinem HansWorſt, daß dieſes nichts beſonders, ſondern die gewöhnliche Weiſe geweſen, die Hölle zu malen: „Vorzeiten da die Maler das jüngſte „Gerichte maleten, bildeten ſie die Hellen „einen großen Trachen-Kopf, mit ſehr „weitem Rachen, darinn mitten in der

„Glut, ſtunden der Papſt, Cardinal, Biſchove, Pfaffen, Münche, Kaiſer, Könige, Fürſten, allerley Mann und Weiber, doch kein Jung Kind.“

Gratiana le Wright.

So hieß die Engliſche Malerin, welche zu London 1664 den Prinzen Ferdinand Albrecht von Braunſchweig und Lüneburg gemalt. Sie ſcheint von Geburt eine Italiänerin geweſen zu ſeyn, und die Frau vom Michael Wright, die er ohne Zweifel bey ſeinem erſten Aufenthalte in Italien geheirathet. Es iſt aber doch ſonderbar, daß Walpole nichts von ihr weiß.

Lodovico Dolce (Dulcius).

Weder Ghilini *) noch Papadopoli **) ſagen etwas von dem Plagio, welches Dolce an dem Camillo Leonardo begangen; ſondern beyde zählen ſeinen Trattato delle Gemme nicht unter ſeine Ueberſetzungen, ſondern unter ſeine eignen Werke. Er iſt zuerſt gedruckt zu Venedig 1565 in 8 Ich habe einen ſpätern Druck ebendaher von 1617 vor mir.

---

*) Theatro d'Huomini letterati. Milano 8. p. 284.

**) Hiſtor. Gym. Patavini T. II. p. 221. Venet. 1726. fol.

Camillo Maſſimi.

Ein Römer von Geburt, und Cardinal von der erſten Promotion Clemens des X, im Jahr 1670. Er war einige Zeit Nuntius in Spanien, und ſtarb den 12ten September 1677. Er ſammelte ein großes Werk de Picturis Veterum, für welches er alle Ueberbleibſel von alten Gemälden durch geſchickte Hände in Waſſerfarben genau kopiren ließ. Einen großen Theil davon hatte Pietro Santi Bartoli gemalt, beſonders die Gemälde aus dem Naſoniſchen Grabmale A), die nunmehr bis auf wenige Stücke verſchwunden, ſo daß man ſich jetzt nur allein aus dieſem Werke des Cardinals Maſſimi einen Begriff von ihrem wahren Colorit machen könnte. Von den Gemälden in den Ruinen der Bäder des Titus fand er in der Bibliothek des Eskurials ſehr ſchöne colorirte Zeichnungen, die er copiren ließ und ſeinem Werke einverleibte B). Er beſaß ſelbſt verſchiedne alte Gemälde, die nach ſeinem To-

---

A) Bellorius de ſcript. ſepulchri Naſoniorum Tab. V. ap. Graevium Theſ. Antiq. Rom. T. XII. p. 1039. Quisquis autem cupidus eſt etc.

B) Bellorius l. c. p. 1029. Formae picturarum earum, quae in eadem domo etc.

de in die Hände des Marquis Maſſimi ſeines Anverwandten kamen, und die de la Chauſſe ſtechen laſſen C). Die ganze

---

C) In den Pitture antiche delle Grote di Roma. Bellor. l. c. Inter picturas, quae aſſervantur in bibliotheca Cardinalis Maximi ſunt et hae: Nativitas Adonidis, ex ſtipite Myrrhae editi, quae offertur Veneri a Nympha genua flectente; idem Adonis retentus a Venere, cum venatum iturus eſſet et chorea trium Nympharum: quae reliquiae e terra fuerant erutae in Exquiliis, prope Amphitheatrum. Es iſt alſo ſo gar genau nicht, wenn Du Bos ſagt, daß dieſe Gemälde aus den Bädern des Titus genommen worden. Sie wurden nur in der Gegend dieſer Bäder ausgegraben. (Reflexions crit. ſur la Poeſie et la Peint. T. I. p. 348.) Selten wird ein Franzoſe nicht etwas mehr ſagen, als ihm ſein Währmann ſagen laſſen ſollte. Und des Du Bos Währmann kann hier Niemand anders ſeyn, als Bellorius. Man vergleiche z. E. dieſe Stelle des Franzoſen mit der in der Note B) citirten Stelle des letztern. Le Cardinal Maſſimi avoit fait un très beau recueil de ces deſſeins, et par une avanture biſarre, c'etoit d'Eſpagne, qu'il avoit rapporté à Rome les plus grandes richeſſes de ſon recueil. Durant ſa Nonciature il y avoit fait copier un portefeuille qui

Sammlung von den Zeichnungen aber iſt nachher nach England an den D. Mead gekommen D).

étoit dans le cabinet du Roi d'Eſpagne et qui contenoit le deſſein de pluſieurs peintures antiques, qui furent trouvées à Rome, lorſqu' on commença durant le ſeizième ſiecle à fouiller avec ardeur dans les ruines etc. (l. c. p. 350.) Es waren bloß die Gemälde aus den Bädern des Titus, wovon der Cardinal in Spanien colorirte Abzeichnungen fand. Und was iſt das denn für eine avanture biſarre? Die Spaniſchen Abzeichnungen waren früher, und ohne Zweifel zu einer Zeit gemacht, da die Colorite der Gemälde von der Luft noch nicht ſo ausgebleicht waren. Vielleicht, daß zu des Cardinals Zeiten verſchiedne ſchon gar nicht mehr zu ſehen waren.

D) Dieſes lerne ich aus dem Du Bos (l. c. p. 349). Ce recueil de deſſeins eſt paſſé depuis peu en Angleterre, et eſt entre les mains de Mr. le Docteur Mead.

Rizzus und Charadoſſus.

In der Piazz. Univerſ. des Garzoni p. 404, Deutſche Ueberſetzung, wird einiger neuern Steinſchneider gedacht, als des Paulus Rizzus zu Venedig, und des Ambr.

Charadoſſus von Pavi, der für Papſt Julius II. Diamante geſchnitten.

J. de la Jove.

Ein neuer Franzöſiſcher Maler, peintre ordinaire du Roi en ſon Academie Royale de Peinture & Sculpture, welcher Trophäen, Cartouches und andre dergleichen Verzierungen gemalt, die von G. Huquier zu Paris in beſondern kleinen Büchern geſtochen worden.

Mondon le fils.

Ein neuer Franz. Maler, hat Trophäen, chineſiſche Verzierungen und andere dergleichen Dinge erfunden und gezeichnet, welche von Antoine Aveline 1736 in ſechs kleinen Büchern geſtochen worden.

Ueber die älteſten Deutſchen Maler.

Eine von den zuverläſſigſten Quellen der wenigen Nachrichten, die wir von den älteſten Deutſchen Malern haben, iſt ohne Zweifel das Kapitel beym Wympfeling *), um 1502 geſchrieben. Ich ziehe es mir daher ganz aus.

Noſtrates quoque Pictores eſſe omnium præſtantiſſimos vel ipſa experientia (quæ rerum magiſtra eſt) apertiſſime docet. Icones Iſraelis Alemanni per

---

*) Epitome Rerum Germanicarum, Cap. 68. de pictura & Plaſtice.

univerſam Europam deſiderantur, habenturque a pictoribus in ſummo pretio. Quid de MartinoSchönColmarienſi dicam, qui in hac arte fuit tam eximius, ut ejus depictæ tabulæ in Italiam, in Hiſpanias, in Galliam, in Britanniam, & alia mundi loca abductæ ſint. Extant Colmariæ in templo divi Martini & Sancti Franciſci, præterea Seletſtadii apud Prædicatores in ara quæ divino Sebaſtiano ſacra eſt, imagines hujus manu depictæ, ad quas effingendas exprimendasque pictores ipſi certatim confluunt, & ſi bonis artificibus & pictoribus fides adhibenda eſt, nihil elegantius, nihil amabilius, a quoquam depingi reddique poterit. Ejus diſcipulus Albertus Durer & ipſe Alemannus hac tempeſtate excellentiſſimus eſt, & Nurenbergæ imagines abſolutiſſimas depingit, quæ a mercatoribus in Italiam tranſportarentur, & illic a probatiſſimis pictoribus non minus probantur quam Parhaſii aut Apellis tabulæ. Joannes Hirtz Argentinenſis non eſt omittendus, qui dum in humanis eſſet, apud pictores omnes in magna fuit veneratione, cujus in pictura peritiam clariſſimæ ac ſpecioſiſſimæ imagines

tum alibi, tum Argentinæ in natali ſolo depictæ teſtantur. In Plaſtica (hoc eſt figulina arte quæ ex terra ſimilitudines itidem fingit) Germani præſtantes ſunt, quod ipſa figulina vaſa & plurima vaſorum fictilium genera, quæ modo humanæ vitæ uſui ſunt, indicant & demonſtrant. Hic ſunt quos vel Corebus Athenienſis figulinæ artis inventor admirari poſſit & laudare.

Ich habe dieſe Stelle abgeſchrieben nach dem Abdrucke der ſich von Wympfelings Werke in dem Baſelſchen Opere hiſtorico *) findet, das 1574 gedruckt iſt. In der Original-Ausgabe, von 1505 zu Strasburg, lautet ſie nicht völlig ſo: doch ſind die Verſchiedenheiten eben von keinem Belang. Vom Iſrael von Mecheln, vom Martin Schön und von Dürern enthält ſie nichts, als was überall bekannt iſt. Nur von dem Strasburger Maler, Johann Hirtz, den ſie uns kennen lehrt, finde ich ſonſt nirgends die allergeringſte Erwähnung.

Alte Deutſche Baukunſt.

Die Deutſchen Maler mochten zu und vor Wympfelings Zeiten wohl eben ſo gut ſeyn, als ſie in irgend einem Lande waren. Ob aber auch die Deutſchen Baumei-

---

*) T. I. p. 349.

ſter damals das Lob verdienten, das ihnen Wympfeling giebt *), iſt eine andere Frage. In Architectura Germani excellentiſſimi ſunt, quorum ædificia Aeneas Silvius mirari ſe potuiſſe ſcribit non commendare. Sunt meo, inquit, judicio Theutonici mirabiles Mathematici, omnesque gentes in Architectura ſuperant. Hoc homo Italus de Germanis teſtatur, nec falſa loquutus eſt, quod ut cætera ædificia (quæ paſſim in Germania magnificentiſſime extructa ſunt) omittam, Argentinenſe templum & turris in eo ædificata abunde demonſtrant. — Wenn nur aber, wie ich fürchte, die Worte des Aeneas Sylvius nicht auch dieſe Auslegung leiden, daß man die Gebäude der Deutſchen eher bewundern als loben könne. Und es wäre auch gerade, was ſich von der damals üblichen Gothiſchen Bauart ſehr eigentlich ſagen ließ. Ungeheure Maſſen von Stein, ohne Geſchmack, oder wenigſtens in einem ſehr kleinen Geſchmacke aufgethürmt.

Von den älteſten Italiäniſchen Kupferſtechern.

Marc' Antonio Bologneſe.

S. Vaſari Pa. III. Vol. I. p. 299.

Felſina Pittrice del C. Malvaſia T. I. p. 63.

---

*) Cap. 79.

Sein Geſchlechtsname war Raimondi. — Sein Zeichen iſt NF und, wie Chriſt ſagt p. 392 das leere Reißtäflein.

Das Verzeichniß beym Malvaſia von ſeinen Kupfern iſt äußerſt mangelhaft.

Die Stücke, die er nach Dürern machte, und worüber Dürer ſo ungehalten ward, weil er ſein Zeichen darauf geſetzt hatte, war die aus 36 Stücken beſtehende Paſſion in 4to, und Holzſchnitten, welche mit dem Fall Adams anfängt und mit der Sendung des h. Geiſtes aufhört. Und dieſe machte er nicht in Holz, ſondern in Kupfer nach. Ob wohl noch Exemplare davon vorhanden?

Hierauf arbeitete er meiſtens nach Raphael, jedoch nach deſſen Tode auch nach Julio Romano, der aus Beſcheidenheit, ſo lange ſein Meiſter lebte, nichts von ſich wollte ſtechen laſſen.

Chriſt ſagt p. 300, daß ſich ſchon Stükke mit der Jahrzahl 1508 von ihm fänden.

Anmerkung. Den Anfang des Kupferſtechens führt Vaſari l. c. von Manſo Finiguerra Fiorentino, der um 1460 ſeine niellirte Arbeit in Silber auf feuchtes Papier abzudrucken den Einfall gehabt; worin ihm ein andrer Goldſchmied zu Florenz Baccio Baldini gefolgt. Dieſes habe Andre Mantegna zu Rom erfahren, und daher Anlaß genommen, viele von ſeinen Werken zu ſtechen, und von ihm ſey die Erfindung nach Flandern gekommen, wo ſie ein berühmter Maler zu Antwerpen Namens Martine (der ſich auf ſeinen Werken mit M. C. bezeichnet) in Uebung gebracht und verſchiedne Stücke nach Italien geſchickt.

Was er hier von dem Mantegna ſagt, hatte er in deſſen Leben Part. II. p. 395. auch ſchon verſichert, daß er nehmlich verſchiedne Kupferſtiche gemacht, e fra l'altre coſe fece i ſuoi trionfi.

Auch, ſagt er, habe das Nemliche Antonio Pallainolo, ein Maler und Goldſchmid zu Florenz, gethan.

Aber haben denn die Italiäner das geringſte von dieſen Leuten und ihren Arbeiten aufzuweiſen? Und wenn nicht; bleibt es nicht immer der Niederländer Martin, der ohne Zweifel Martin Schön ſeyn ſoll, der nach dem Vaſari die Kunſt zuerſt geübt.

2. Marco da Ravenna.
   Ein Schüler des Marc' Antonio, che ſegnò le ſue ſtampe col ſegno di Rafaelle RS., Vaſari Pa. III. V. 1. p. 306.
3. Agoſtino Venetiano.
   Auch ein Schüler des Marc' Antonio, che ſegnò le ſue opere in queſta maniera A. V. Vaſari l. c.
   Er und Marco da Ravenna, haben zuſammen gearbeitet, wie Vaſari ſagt.

Polidoro da Caravaggio.

Ohne Lehrmeiſter und ohne Schüler. Denn ob er ſchon unter den Schülern des Raphael, denen er den Mörtel zutrug, zur Malerey Luſt bekam und ſeinen Beruf erkannte, ſo kann er doch im geringſten nicht unter die Schüler des Raphael gerechnet werden. Er malte mit ſeinem Freunde und Gehülfen dem Maturino, faſt nichts, als große Freskogemälde, meiſtens auf die Außenſeiten der Häuſer, grau in grau. Mit Farben zu malen, wollte ihnen nicht gelingen. Doch hat Polidoro in den letzten Jahren einige gute Staffeleygemälde in Oel gemacht. In jenen ſeiner größern Gemälde brachte er häufig Alterthümer an, wodurch er allerdings der gelehrteſte von allen Römiſchen Malern zu ſeyn ſcheint. Nur, denke ich, muß man mit dieſen Alterthümern in ſeinen Gemälden nichts beweiſen wollen, weil die feurige Einbildungskraft des Meiſters ſie ſo wenig in ihrer urſprünglichen Einfalt ließ, daß ſie vielmehr alles verſchönerte und übertrieb. Man ſehe nur die acht Gottheiten, die Golzius nach ihm geſtochen. — Polidoro verließ Rom nach der Plünderung von 1527, und ward in Meſſina, wo er die Triumphbogen zu dem Einzuge Carls des V., der von Tunis zurückkam, gemalt hatte, von ſeinem Bedienten, indem er nach Rom zurückkehren wollte, umgebracht. Vaſari P. III. V. I. p. 262.

Rittrare alla macchia

Sagen die Maler, wenn die Perſon nicht ſitzen und ſich malen laſſen will, und ſie ihr Bild ſtehlen müſſen. So wollte ſich Magliabechi durchaus nicht malen laſſen, und mußte ihn daher Dandini Pittore Fiorentino, formarlo, come ſi ſuol dire, alla macchia.

Marmi im Leben des Magliab. Giornale de Letter. d'Ital. T. 33. p. 29.

Apollo als Hirt.

Ich erinnere mich, ich weiß nicht von welchem Meiſter, in Kupfer eine Verbannung des Apoll, den Gott nemlich als Hirten des Admetus, geſehen zu haben. Der Meiſter hatte dem Gott die gewöhnliche Leyer oder Cither in die Hand gegeben. Aber das iſt falſch, und Apollo muß in dieſer Situation ein Haberrohr haben. Denn Tibullus läßt ihn lib. III. el. 4. 67. ſelber ſagen:

Me quondam Admeti niveos paviſſe juvencos
Non eſt in vanum ſabula ficta jocum.
Tunc ego nec cithara poteram gaudere ſonora,
Nec ſimiles chordis reddere voce ſonos:
Sed perlucenti cantus meditabar avena,
Ille ego Latonæ filius atque Jovis.